Der

weibliche Jacobiner-Clubb.

Ein
politiſches Luſtſpiel in Einem Aufzug,

von

Auguſt von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1792.

Perſonen.

Duport, ein alter Militär.

Madam Duport.

Julie
Louis, ein Knabe } ihre Kinder.

Marquis de Rozieres.

Antoinette, Kammermädchen.

La Brie, Bedienter.

Sechs Herren und ſechs Damen.

Der Schauplatz iſt in Paris in Duports Hauſe.

Erſte Scene.

(Ein Zimmer)

Duport allein.

(Er ſitzt hinter einem Tiſche, auf welchem Papiere liegen.)

Ich muß mich einſchränken, ſo geht es nicht mehr. Was der Staat im Großen, iſt jede Familie im Kleinen: wo Verwirrung im Staate herrſcht, da iſt auch Wirrwarr in den Häuſern. Wenn der Sturm einen Eichbaum ſchüttelt, ſo haben die Ameiſen unten am Baume ein Erdbeben. (die vor ihm liegenden Papiere durchblätternd) Unbezahlte Rechnungen, und wieder unbezahlte Rechnungen. Die Einnahme mindert ſich, das

Geld

Geld verſchwindet, und die Ausgabe bleibt dieſelbe. Da müſſen wir vorbauen, uns lieber ein wenig bücken, ſo lange der Donner über unſern Köpfen brauſt; den Schwarm von Bedienten abſchaffen, zu Fuße gehn, keine Palläſte mehr bewohnen, und uns näher an einander drücken wie die Schaafe beym Gewitter.

Zweyte Scene.

Louis in Nationaluniform, in der Hand einen kleinen Galgen aus Karten geſchnitten, an welchem ein Kartenmann hängt.

Louis. (herein hüpfend) Siehſt du, Vater? ſiehſt du?

Duport. Was ſoll das ſeyn?

Louis. Das iſt ein Laternenpfahl, und da hängt ein Ariſtokrat.

Duport. Dummer Junge! wer hat dich das gelehrt?

Louis.

Louis. Den Laternenpfahl hat die Mutter ausgeſchnitten, und den Kartenmann, der dran hängt, hab' ich ſelbſt gemacht.

Duport. Woher weiſt du denn, daß dieſer Kartenmann ein Ariſtokrat iſt?

Louis. Ey, ich thue ihm einen Schimpf an, und nenne ihn ſo.

Duport. Einen Schimpf?

Louis. Freylich.

Duport. Warum hältſt du denn das für einen Schimpf?

Louis. Die Mutter hat es mir geſagt, und la Brie hat mir das auch geſagt. Und deswegen hat mir auch Mama die ſchöne Uniform machen laſſen, damit die Leute gleich ſehen ſollen, daß ich kein Ariſtokrat bin.

Duport. O ja, wenn die Vaterlandsliebe in der Uniform ſäße, ſo wären die Franzoſen allen Völkern darin überlegen. Weißt du denn, was das für ein Ding iſt, ein Ariſtokrat?

Louis. (auf ſeinen Galgen deutend) Da hängt Einer.

Duport. Alſo ein Geſchöpf deiner Einbildungskraft? ich würde dich ſchlagen, du kleines Kind, wenn nicht die großen Kinder eben ſo dächten und handelten wie du.

Louis. Ey, giebt es auch große Kinder?

Duport. O ja, noch mehr als kleine. Doch Eines merke dir mein Sohn: Schimpf kann nur den treffen, der nicht brav und ehrlich, gut und gerecht iſt. So, zum Beyſpiel, biſt du beſchimpft, wenn du einen Mann an den Laternenpfahl hängſt, wäre es auch gleich nur ein Kartenmann, ohne zu wiſſen warum? verſtehſt du mich Louis?

Louis. O ja, aber nennen Sie mich doch nicht Louis.

Duport. Biſt du anders getauft?

Louis. Mama nennt mich François, weil der Herr von Mirabeau ſo heißt.

Düport. (hitzig) Deine Mutter iſt — (er hält an ſich) Geh, geh! ſteck die Naſe in den Katechismus, und bekümmere dich gar nicht mehr um die Ariſtokraten. Du biſt Louis und ſollſt Louis bleiben. Der Louis iſt mein lieber Sohn, aber der François, wenn er mir noch einmal unter die Augen tritt, bekömmt ein paar Ohrfeigen. Merk dir das.

Louis. (halb weinend) Ich weiß ja am Ende ſelbſt nicht mehr wie ich heiſſe. (er geht fort)

Duport. Armer Junge! wir werden bald alle nicht mehr wiſſen, welchen Nahmen wir führen ſollen.

Dritte Scene.

Duport. Madam Duport.

Duport. Guten Morgen, mein Schatz.

Mad. Duport. Da kömmt das Kind mir weinend entgegen, was haben Sie ihm

ihm gethan? Seine Reden ſind ſo verwirrt —

Duport. So verwirrt als die Begriffe, welche Sie ihm einpflanzen.

Mad. Dup. Ich?

Duport. Er ſchwatzt von Ariſtokraten —

Mad. Dup. Wer ſchwatzt denn nicht davon?

Duport. Ohne zu wiſſen, was er darunter verſteht.

Mad. Dup. Er ſoll es ſchon erfahren.

Dup. Wozu das?

Mad. Dup. Man muß den Kindern früh edle Grundſätze einprägen.

Duport. Das heißt: man muß ihn lehren, die Tugend ſchätzen, wo er ſie findet, ſie wohne in der Bruſt eines Demokraten oder Ariſtokraten.

Mad. Dup. Bey den leztern wird er ſie nie finden.

Duport. Nicht? — o Henriette! Sie vergeſſen, daß Ihr eigner Gemahl —

Mad. Dup. Sie führt Ihr Privatintereſſe irre, mich beſeelt das Intereſſe des Staats.

Duport. Die Wahrheit iſt ſchon lange untergeſunken, die Leidenſchaften ſchwimmen oben.

Mad. Dup. Uns hält die Göttin Freyheit an roſenfarbenen Banden.

Duport. Nein, an der Naſe hält ſie euch, und dabey führt ſie euch auch herum.

Mad. Dup. Schon gut mein Herr, Sie werden finden, daß die Freyheit wenigſtens keine wächſerne Naſe iſt, die ſich drehen läßt, wie vor alten Zeiten die Gerechtigkeit.

Duport. Es war doch immer beſſer, ſo lange wir etwas zu drehen hatten, denn das was wir drehten, bekam doch zuweilen eine grade Richtung; aber jezt —

Mad. Dup. Die Knabenſtimme des Wizes gilt nicht mehr, ſeit die männliche Stimme der Freyheit ertönte.

Duport. Haben Sie bey dieſer Freyheit etwas gewonnen?

Mad. Dup. Nein, das Ganze hat gewonnen, und daran gnügt meinem Patriotismus.

Duport. Das Ganze? aber das Ganze beſteht doch aus einzelnen Theilen, und wenn Keiner der einzelnen Theile gewonnen hat, ſo kann auch das Ganze nicht gewonnen haben. Sonderbar! jedermann rühmt die Freyheit, und Niemand iſt zufrieden. Der Baum iſt ſchnell heraufgeſchoſſen, gar luſtig anzuſchauen, aber die Früchte ſind ſauer. Er trägt eine Menge Blätter, und giebt doch keinen Schatten.

Mad. Dup. Es iſt noch Frühling, da lagert man ſich gern im Sonnenſchein.

Dup. Mit den Regierungsformen geht es, wie mit den drey Falten im Rockſchooße ei-

eines Mannskleides. Wie oft und mannichfaltig hat nicht ſchon die liebe Mode an den Mannskleidern geſchnirkelt, und geſtückelt, und beſchnitten, aber an die drey Falten hat ſie ſich nie gewagt. Mein Urururgroßvater trug die Knopflöcher bis herunter; mein Urgroßvater trug gewaltige Aufſchläge; mein Großvater eine lange geblümte Weſte; mein Vater einen Rock mit graden Taſchen, ich einen Rock mit Queertaſchen; aber die drey Falten ſind immer unangetaſtet geblieben; die drey Falten ſind gehörig vom Vater auf den Sohn vererbt worden, auch unſere Enkel und Urenkel werden ſie noch tragen, und wenn übrigens der Rock warm und bequem iſt, warum ſoll man denn die drey Falten ganz wegſchneiden?

Mad. Dup. Wenn nun aber in dieſe Falten ſich eine Menge Staub geſetzt hat?

Dup. Je nun, ſo bürſtet man ſie aus, dazu braucht man keine Scheere.

Mad.

Mad. Dup. Immer und ewig Witz, aber nie ein bisgen Vernunft.

Duport. Weil man Thorheiten nur mit Witz angreifen muß.

Mad. Dup. Genug mein Herr! ich habe Grundſätze.

Duport. Leider, das höre ich.

Mad. Dup. Leider? Sie ſollten ſich freuen, eine denkende Gattin zu beſitzen.

Duport. O nein! Als die Natur Männer und Weiber ſchuf, da warf ſie zwey Looſe in den Glückstopf; wir zogen die Vernunft, und ihr das Gefühl. Euer Gefühl iſt meiſtens richtig, aber eure Vernunft iſt ein geborgtes Capital, von welchem ihr alle Augenblicke die Intereſſen entrichten wollt, und doch nie mit Münze verſehen ſeyd, die im Lande gilt.

Mad. Dup. Weil eure Launen die Münzen prägen.

Duport. Darum hab' ich von jeher gefunden: ein gutes Weib, das nur deshalb gut iſt, weil es fühlt, es müſſe ſo ſeyn, iſt immer liebenswürdiger, als ein Weib, das nach Grundſätzen gut zu ſeyn ſtrebt.

Mad. Dup. Auch die Liebe zur Freyheit iſt nicht Grundſatz, ſondern Gefühl.

Duport. Wirklich? und was fühlen Sie denn dabey, daß unſer Garten in der Vorſtadt St. Antoine verwüſtet worden? daß unſere ſchönen Vaſen und Statüen verſtümmelt im Graſe herumliegen?

Mad. Duport. Kleinigkeiten!

Duport. Was fühlen Sie denn dabey, daß die Bauern auf unſern Gütern den Herren ſpielen, und die Einkünfte ganz ausbleiben?

Mad. Dup. Kleinigkeiten!

Duport. Nicht Kleinigkeiten Madam! Von der Freyheit wird man nicht ſatt.

Mad. Dup. Aber die Freyheit würzt eine Schüſſel voll Kartoffeln.

Duport. Mit Pfeffer, ja, daß es einen im Halſe brennt, wieölliſches Feuer. — —

Was fühlen Sie denn dabey, daß Ihr Lieblingsplan, eine Reiſe in die Schweitz, zu Waſſer wird?

Mad. Dup. Warum das?

Duport. Sie werden doch nicht reiſen wollen, da nicht einmal die Tanten des Königs reiſen dürfen?

Mad. Dup. Poſſen!

Duport. Und das Reiſen koſtet Geld, und die Freyheit koſtet viel Geld.

Mad. Dup. Ich denke, wir haben Geld genug.

Duport. Papier genug wollen Sie ſagen; das bedeutet nur Geld, ſo wie das Wort Freyheit, die Sache bedeutet. Ich geſtehe Ihnen ſogar, daß ich wegen der Mitgabe unſerer Tochter verlegen bin.

Mad. Dup. Die Mitgabe? es iſt Zeit daran zu denken, wenn unſere Tochter einmal heirathen wird.

Dup. Sie wird heirathen, in wenig Tagen.

Mad. Dup. Doch wohl nicht —

Duport. Warum nicht? den Marquis von Rozieres.

Mad. Dup. Den erklärten Ariſtokraten? nimmermehr!

Duport. Mein Schatz Sie werden ſich lächerlich machen

Mad. Dup. Lieber lächerlich als verächtlich.

Duport. Der Marquis iſt ein Mann von guter Geburt.

Mad. Duport. Die Menſchen ſind ſich alle gleich.

Duport. Von unbeſcholtenem Charakter, großem Vermögen —

Mad. Dup. Und knechtiſcher Denkungsart.

Duport. Er liebt Julien, und Julie liebt ihn.

Mad. Dup. Julie iſt ein Kind.

Duport. Sie werden ſich beſinnen.

Mad. Dup. Wenn ich meine Sinne behalte, nimmermehr!

Duport. So iſt es denn um meine häusliche Ruhe geſchehen! Ihre Grillen quälen mich mehr, als eine Lettre de Cachet zu thun im Stande wäre.

Mad. Duport. (ruft) La Brie!

Vierte Scene.

La Brie. Die Vorigen.

La Brie. Madam!

Mad Dup. Wenn der Herr von Rezieres ſich an unſerer Thür zeigt, ſo bin ich nie für ihn zu Hauſe.

La Brie. Ganz wohl.

Duport. Wenn der Marquis von Rozieres ſich meldet, ſo führe ihn zu jeder Zeit und Stunde herein.

La Brie. Ganz wohl.

Mad. Dup. Weiſ' ihn ab.

La Brie. Ab!

Duport.

Duport. Nimm ihn an.

La Brie. An!

Mad. Duport. Schlag ihm die Thür vor der Naſe zu.

La Brie. Zu!

Duport. Mach ihm alle Thüren im ganzen Hauſe auf.

La Brie. Auf!

Mad. Dup. Doch wohl nicht gar die Schlafkammerthür Ihrer Tochter?

Duport. Warum nicht? wenn er an der Hand des Vaters hinein geht.

Mad. Dup. Und der Haß der Mutter ihm folgt?

Duport. Der endlich ſchmelzen wird am Strahl der Vernunft.

Mad. Dup. Kurz und gut —

Duport. Wollte der Himmel! bisher ſprachen Sie kurz und ſchlecht.

Mad. Dup. Du haſt es gehört La Brie? der Marquis ſoll fort.

La Brie. Fort!

Duport. Ich befehle dir, la Brie, laß den Marquis herein.

La Brie. Herein! — Gott ſey Dank! daß ich ein freyer Franzoſe bin.

Duport. Wie ſo?

La Brie. Weil ich ſonſt nicht wiſſen würde, welchen von beyden Befehlen ich erfüllen ſollte.

Mad. Dup. Welchen wirſt du denn jezt erfüllen?

La Brie. Keinen von beyden. (er geht ab).

Fünfte Scene.

Duport. Madam Duport.

Duport. Wieder eine ſüße Frucht der Freyheit! Geh ich auf der Straße, ſo geht der Kerl nicht mehr hinter mir, ſondern neben mir. Sitze ich im Wagen, und es fängt an zu regnen, ſo iſt er impertinent genug, mich um die Erlaubniß zu bitten, hinein ſteigen

gen zu dürfen. Bald wird er ſich neben mich auf den Sofa und an die Tafel ſetzen, dann kann ich mir meinen Teller ſelbſt holen.

Mad. Dup. Die Menſchen ſind ſich alle gleich.

Dup. Es iſt nicht wahr! So lange es noch Verſtand und Dummheit, Güte und Bosheit, Stärke und Schwäche in der Welt giebt, ſo lange werden die Menſchen ſich nie gleich ſeyn.

Mad. Dup. Ich will lieber ſtolzes Bewußtſeyn in meinen Dienſten haben, als kriechende Dummheit.

Duport. Und ich will lieber lieber als Miſſionair die Wilden an der Hudſonsbay zum chriſtlichen Glauben bekehren, als ein Frauenzimmer von einer vorgefaßten Meynung zurückbringen.

Mad. Dup. Ihr werft uns ja ſonſt immer Wankelmuth vor?

Duport. Ihr ſeyd auch nur dann hartnäckig wenn ihr eine Sache nicht verſteht. Doch da kömmt Julie.

Sechſte Scene.

Julie. Antoinette. Vorige.

Duport. Eben recht meine Tochter! unſer Zwiſt betraf dich; du magſt entſcheiden.

Julie. Zwiſt, lieber Vater, hoffte ich nie zu veranlaſſen. Ein Kind iſt ja ſonſt immer ein Band der Liebe zwiſchen ſeinen Eltern.

Duport. Ach gutes Kind! die Bänder der Liebe ſind heut zu Tage gewaltig mürbe geworden. Die Menſchen ſpielen mit Worten. Das Schild das ſie aushängen iſt gar bunt und ſchön bemahlt: „Hier iſt zu finden „Vaterlandsliebe, Ehrliebe, Gerechtigkeitsliebe! u. ſ. w.“ Man freut ſich, man klopft an, man geht hinein, und findet — Eigenliebe.

Mad. Dup. Der Herr Gemahl haben heute eine ſehr beiſſende Laune.

Duport. Ganz natürlich. Alles beißt jetzt, oder wird gebiſſen. Kein Wunder, daß ich lieber unter den Beiſſenden, als unter den Gebiſſenen ſeyn will.

Mad. Dup. Komm Julie, er beißt, wir wollen ihm aus dem Wege gehn

Duport. Nicht doch Madam! nur Sanftmuth wenn ich bitten darf. Weibliche Sanftmuth ſchlägt männliche Rauhheit augenblicklich in Feſſeln.

Julie. Sie hören ja, liebe Mutter, daß der Vater nur ſcherzt.

Mad. Dup. Sein Scherz iſt bitter —

Duport. Wie franzöſiſche Freyheit.

Mad. Dup. Da hörſt du —

Duport. Die Wahrheit. Und wohl dir, wenn du ſie nur hörſt, ich fühle ſie.

Mad. Dup. Ich kenne den Mann nicht mehr.

Duport. Ich kenne die ganze Nation nicht mehr.

Mad. Dup. Vormals ſanft und gefällig —

Duport. Vormals munter, tapfer, großmüthig —

Mad. Dup. Jezt rauh und unbiegſam.

Duport. Jezt wild und zügellos.

Mad. Dup. Da hat er ſich Grillen in den Kopf geſetzt, dich meine Tochter betreffend —

Duport. Halt! Mit der Nationalverſammlung habe ich nichts zu thun; aber in der Familienverſammlung bin ich Präſident. Alſo Julie, tritt vor die Schranken. — Das ungezogene Geſchrey, welches du täglich auf den Straßen hörſt, die armen Schlachtopfer, welche du an den Laternenpfählen hängen ſiehſt, werden dich ſchon längſt belehrt haben, daß wir Gott ſey Dank! frey ſind. Es frägt ſich nun, ob bey dieſer allgemeinen Freyheit auch dein Herz frey gewor-

geworden iſt? oder welche Regierungsform es wählt? die ariſtokratiſche deiner Eltern und Verwandten? oder die demokratiſche aller deiner Anbeter? oder die monarchiſche eines Ehegatten?

Mad. Dup. Die leztere möchte man wohl die deſpotiſche nennen.

Duport. Nicht doch, das wagt keiner, aus Furcht, alle Gattinnen möchten zu Fiſchweibern werden.

Mad. Dup. Nun Julie erkläre dich.

Julie. Ich erkläre mich für eine Monarchie, in welcher der Monarch durch das Band der Liebe mit ſeinen Unterthanen verbunden iſt.

Duport. Brav Mädchen!

Mad. Dup. Ich laſſe es gelten, meine Tochter, wenn die Frau dem Manne das iſt, was die Nationalverſammlung dem Monarchen.

Duport. Nein Julie, der Mann muß nicht unter dem Pantoffel ſtehn. Aber die

Wahl eines Monarchen ſteht dir frey, denn das iſt vernünftige Freyheit. Haſt du ſchon auf eine ſolche Wahl gedacht?

Julie. Wenn ich reden darf —

Mad. Dup. Rede mein Kind! man darf jezt Alles reden.

Duport. Und Alles thun.

Julie. Der Marquis von Rozieres —

Mad. Dup. Was? den Ariſtokraten?

Julie. Die Rede iſt ja hier nur vom Throne meines Herzens.

Duport. Du haſt deines Vaters Wahlſtimme.

Mad. Dup. Deine Mutter proteſtirt feyerlich.

Duport. Julie iſt ja kein geiſtliches Gut das wir verkaufen wollen.

Mad. Dup. Ich glaube beynahe, Mammſell Antoinette, dieſe ſchönen Grundſätze hat meine Tochter ihr zu verdanken?

Antoinette. O nein, Madam; ein Herz wird noch ſchneller erobert als die Baſtille.

Mad. Dup. Schon gut, wir werden dem vorzubeugen wiſſen. Meine Tochter hat natürlichen Mutterwitz. Merkt es wohl: Mutterwitz ſpricht man; weil die Kinder ihn von der Mutter erben. Ich habe einen weiblichen Jacobiner-Clubb errichtet, unſer Speiſeſaal iſt auf das geſchmackvollſte dazu verziert worden, heute iſt die erſte Verſammlung. Auch du Julie, ſollſt unter die ehrwürdigen Mitglieder dieſes Clubbs aufgenommen werden; da wollen wir dir bald andere Grundſätze einflößen.

Antoinette. Die Milch der Freyheit.

Duport. Die zu Kopfe ſteigt wie Brantewein.

Ant. Den Kinderbrey der Gleichheit aller Stände —

Duport. Der uns zu ungezogenen Kindern macht.

Mad.

Mad. Dup. Spottet nur! hoch am Horizont ſteigt die Freyheit empor —

Duport. Wie eine Rackete.

Mad. Dup. Und leuchtet —

Duport. Und plazt.

Mad. Dup. Und ſchimmert —

Duport. Und die Racketenſtöcke fallen den Zuſchauern auf die Köpfe.

Mad. Dup. Genug Julie, du weißt meinen Willen.

Duport. Willen Madam? ich denke ſie hat den ihrigen. Sie iſt Bürgerin des Staats, und frey ſo gut als jede Andere.

Mad. Dup. Die Gewalt der Eltern beſteht noch in voller Kraft.

Duport. O über die intoleranten Freyheitsprediger!

Siebente Scene.

Marquis von Rozieres. Vorige.

Marquis. (ſich ſchüchtern umſehend) Bin ich endlich in Sicherheit? Wahrhaftig, bald werden wir alle nach Turin und Venedig, in die Schweitz und nach Worms flüchten müſſen. (wechſelſeitige Verbeugungen)

Duport. Ich fürchte, Sie kommen hier aus dem Regen in die Traufe.

Marq. (zu Julien) Ich verſtecke mich unter die Flügel der Liebe.

Julie. Wo kommen Sie her Marquis?

Marq. Ich war in der Nationalverſammlung, ich wollte hören wie die Herren fluchen um die Geiſtlichen zum Schwören zu bringen, und wie ſie ſich, für das Wohl des Vaterlandes die Schwindſucht an den Hals ſchreyen. Da haben ſie denn auch ſo geſchrieen, und ſo geſchrieen, links und rechts, der Kreutz und Queer, daß mir end-

lich

lich für mein Gehör bang wurde. Ich ſchlich mich fort, und luſtwandelte ein wenig in den Tuilerien; aber bald wurde ich gewahr, daß hier und dort Leute ſich Truppweiſe verſammelten, daß hier und dort, aus dem Buſen ein Dolch, aus der Rocktaſche eine Piſtole hervor ragte. Das gefiel mir nicht. Ich fuhr ins Nationaltheater, man gab Brutus. Die ganze Welt klatſchte bey Stellen, die mir nicht behagten; ich glaubte alſo wohl auch einmal klatſchen zu dürfen, bey Stellen die nur mir allein gefielen, denn ich bin ja ein freyer Franzoſe ſo gut als die übrigen, und hatte mein Geld bezahlt ſo gut als jene. Weit gefehlt! der Pöbel ſchimpfte, die Nationalgarde lächelte, man warf mir faules Obſt in die Loge und ich gieng meiner Wege.

Kaum war ich 500 Schritt weit gefahren, als mein Kutſcher ſtill halten mußte. Ich ſehe heraus, was war es? eine Deputation von Fiſchweibern, die zum Könige geht, um ſeinen Hofſtaat glänzender zu machen.

Mad.

Mad. Dup. Ich muß bitten, Herr Marquis, in meiner Gegenwart mit mehr Ehrerbietung von einer Claſſe von Leuten zu ſprechen, welche —

Duport. Welche Fiſche verkauft.

Marq. Und von jeher durch rothe dicke Fäuſte ihre Anſprüche auf Ehrerbietung geltend zu machen wußte. O ich empfinde auch ſo viele Ehrerbietung für dieſe ſchöne und ſanfte Hälfte des Menſchengeſchlechts, daß ich ihnen ſelten auf 1000 Schritt zu nahe komme.

Mad. Dup. Der freye Franzoſe darf Niemand ſcheuen.

Marq. O nein; eine kleine Anzahl von zwanzig Millionen Mitbürgern ausgenommen, darf man ſich hier vor Niemand fürchten.

Mad. Dup. Die Baſtille iſt verſchwunden —

Marq. O ja, nur die Laternenpfähle exiſtiren noch.

Mad. Dup. Das Volk wird endlich auch für etwas gerechnet —

Marq. Beſonders ſeit es ſelbſt Rechenmeiſter geworden iſt.

Mad. Dup. Die ſtolzen ererbten Titel und Wappen der Großen ſind zu Grabe gegangen. —

Marq. Freylich, nur die Tugenden ihrer Vorfahren leben noch.

Mad. Dup. Adlich ſeyn giebt keine Anſprüche mehr.

Marq. Edel ſeyn auch nicht.

Mad. Dup. Wir haben zwar noch einen König —

Marq. Wie der Kloß in der Fabel.

Duport. Und zwölfhundert Störche.

Marq. Doch quäckt das Volk noch immer luſtig drauf los.

Mad. Dup. Geſang der Freyheit!

Marq. Die Fröſche vor Jupiters Thron.

Mad. Dup. Wir haben keine lettre de Cachet mehr zu fürchten.

Marq. Die Dekrete haben ſie verſchlungen.

Mad. Dup. Keine drückende Auflagen —

Marq. Auch unſer Geld drückt uns eben nicht ſehr.

Mad. Dup. O Herr Marquis, ich finde es ſehr natürlich, daß Sie kein Freund der Revolution ſind.

Marq. Wahrhaftig, das finde ich auch.

Mad. Dup. Sie haben viel dabey verlohren.

Marq. Wer hat das nicht?

Mad. Dup. Und Vaterlandsliebe iſt Ihnen kein Erſatz.

Marq. Verzeihen Sie Madam! wenn ich ſähe, daß die Leute um mich her glücklicher geworden wären, ſo wollte ich gern dulden und ſchweigen, und denken ich verſtünde es nicht beſſer. Da ich aber überall nur Elend und Jammer gewahr werde —

Mad. Dup. Laſſen Sie den Wein nur ausgähren.

Marq. O ja, die Erndten werden in Frankreich ſehr geſegnet ſeyn, wenn einmal niemand mehr da ſeyn wird, die Frucht in die Scheuren zu ſammeln. Wenigſtens werden wir und unſere Kinder das nicht erleben. Daher habe ich mir ein kleines Gut nahe bey Neuchatel gekauft; dort will ich an Juliens Seite meine Tage in Ruhe beſchließen, und in ihren Armen das Elend meines Vaterlandes zu vergeſſen ſuchen.

Mad. Dup. Vergeſſen Sie was Sie wollen, nur nicht, daß die Einwilligung einer Mutter nöthig iſt, um Julien nach Neuchatel zu entführen. (ſie geht ab)

Achte Scene.

Duport. Der Marquis. Julie. Antoinette.

Marq. Was war das? hab' ich recht gehört?

Duport. Was hört man nicht heutzutage?

Antoinette. Und was erlebt man nicht?

Julie. Und was erduldet man nicht?

Marq. Und welche Hoffnung verliert man nicht?

Duport. Muth Herr Marquis, Geduld Julchen. Wenn die Wogen am wildeſten brauſen, ſo pflegt der Schiffer eine Tonne voll Oel in die See zu gießen, um die Wuth der Wellen zu brechen. Sanftmuth der Weiber, und Beharrlichkeit der Männer iſt das beſte Oel in die Stürme des Schickſals. — Es wird anders werden, es wird beſſer werden. Ob im Staate? — daran muß ich faſt verzweifeln! aber in meinem Hauſe? — mit Gottes Hülfe, ja. (er geht fort)

Neunte Scene.

Julie. Antoinette. Der Marquis.

Marq. Die verdammte Freyheit hat mir ſchon viel gekoſtet! Ich habe dazu gelacht. Aber wenn ſie mir auch meine Geliebte koſten ſollte —

Ant. So wäre der Herr Marquis beſtraft.

Marq. Wofür?

Ant. Daß er bis jetzt lachen konnte über die beweinenswürdigſte Sache von der Welt.

Julie. Aber ich? wofür leide ich denn Strafe? Ich weiß nichts weder von Demokratie noch von Ariſtokratie. Als ich die Dinger zum Erſtenmale nennen hörte, glaubte ich, es wären neue Moden. Der König hat mir in ſeinem Leben nichts zu Leide gethan. Mein Herz hat mit ſeinem Throne gar nichts zu ſchaffen. Die königliche Gewalt und die Liebe eines Mädchens gleichen ſich

ſich ſo wenig, als der Scepter und die Haarnadel.

Marq. Wäre Ihr Herr Vater nicht ſo brav, ſo würde ich Sie bitten mit mir zu entfliehen.

Julie. Das würde ich doch nicht thun Herr Marquis, wenn auch mein Vater eben ſo unbillig dächte als meine Mutter.

Marq. Sie lieben mich alſo nicht?

Julie. Muß man denn gerade davon laufen wenn man liebt? Ich bin Ihnen von Herzen gut, ich achte Sie hoch, das nemliche empfinden Sie hoffentlich auch für mich, und man ſagt, das ſey genug, um eine glückliche Ehe zu ſtiften.

Marq. Nun, und doch —?

Julie. Sie könnten mich aber unmöglich hochachten, wenn ich mit Ihnen davon liefe.

Marq. Wenn aber Ihr Vater ſelbſt darein willigte?

Julie. Auch den mütterlichen Segen kann ich nicht entbehren.

Marq. Wenn aber nur zum Schein — ?

Julie. Zum Schein? ja, das laſſ' ich gelten. Aber wie?

Marq. Antoinette, können wir uns auf Dich verlaſſen?

Ant. Ich denke ja. Ich kann die gnädige Frau nicht leiden, weil ſie allen Menſchen die Freyheit mit Gewalt aufdringt; und ſie kann mich nicht leiden, weil ich Antoinette heiſſe. Ich arbeitete vormals bey einer Putzmacherin, wo ich recht gute Tage hatte. Seit der verdammten Revolution hat ſie ſechs von ihren Mädchen, und unter andern auch mich, abſchaffen müſſen, weil ſich Niemand mehr putzen will. Das hat mich zur erklärten Ariſtokratin gemacht.

Julie. Nun ſo ſieh uns bey.

Marq. Erinnere Dich, daß ehemals in allen unſern Luſtſpielen ein Kammermädchen die Intrigue führte.

Ant. In Luſtſpielen ja, aber unſere Freyheit iſt ein Trauerſpiel.

Marq. Deſto mehr Verdienſt, wenn Du wenigſtens eine Comedie larmoyante daraus machſt.

Ant. Die Kammermädchen in unſern Luſtſpielen haben gut Knoten knüpfen und auflöſen, ſie erhalten immer von den großmüthigen Liebhabern volle Beutel zum Geſchenke.

Marq. Ich verſtehe. Da, nimm. (Er giebt ihr Papier.)

Ant. Was ſoll ich damit?

Marq. Ein voller Beutel iſt es nun wohl eben nicht, aber ein vollgeſchriebenes Blatt Papier. Es ſind Aſſignaten, welche die Geiſtlichkeit wieder einlößt. Ich verſichere Dich mein Kind, die Zeiten ſind jezt ſo ſchlecht, daß ein ehrlicher Liebhaber das Kammermädchen ſeiner Geliebten nicht einmal mit baarem Gelde beſtechen kann.

Ant. Je nun, wenn ich auch einige Procente daran verliere, ſo habe ich dagegen den Spaß umſonſt.

Julie. Welchen Spaß?

Ant. Es ſchwebt mir da ſo etwas luſtiges vor der Phantaſie. Die gnädige Frau hat einen weiblichen Jacobiner-Clubb hier im Hauſe errichtet. Heute iſt die erſte Verſammlung. Der Speiſeſaal iſt mit überſpannter Einbildungskraft in der Geſchwindigkeit zu dieſem Behuf verziert worden. Ein Gemählde der zerſtörten Baſtille, ein Schattenriß Mirabeau's, eine treue Darſtellung des triumphirenden Einzugs der Fiſchweiber, ein Medaillon von la Fayette, und dergleichen mehr, hängt an den Wänden rings umher. Das Auffallendſte aber ſind zwey Figuren in Lebensgröße, die der berühmte Wachsbouſſirer Curtius verfertigt hat, und welche den Eingang der Thür bewachen. Die Eine iſt ein Mann in der Nationaluniform, mit dem bloßen Schwerdte in der Fauſt; die Andere

ſtellt

ſtellt einen Ariſtokraten vor, und iſt in Feſſeln geſchmiedet. Nun dächte ich, Herr Marquis, wenn Sie während der Verſammlung, die bald ihren Anfang nehmen wird, ſich gefallen ließen, eine von dieſen beyden Figuren vorzuſtellen; ſo würden Sie den Vortheil haben, die Geſinnungen aller der Damen kennen zu lernen, mit welchen ihre widerſpenſtige Frau Schwiegermutter umgeht, und im Stande ſeyn, zu berechnen, wie weit man allenfalls die Thorheit treiben wird.

Marq. Wie verſtehſt Du das?

Ant. Ey nun, wir bringen den Herren Demokraten auf die Seite, ziehen ihm ſeine Nationaluniform aus, kleiden Sie darein, binden Ihnen eine Larve vor, und ſtellen Sie mit dem bloßen Schwerdte in der Fauſt an die Thür.

Marq. Biſt Du toll?

Ant. Ganz und gar nicht. Hat ſich doch Jupiter einmal einem Mädchen zu gefallen,

in

in einen Ochſen verwandelt, warum denn nicht ein Marquis in einen Demokraten?

Marq. Wohlan, ich bin es zufrieden.

Julie. Ich zittere.

Ant. Nicht doch, es hat keine Gefahr. Aber vor allen Dingen müſſen wir den ſchurkiſchen la Brie auf unſere Seite bringen. Der Kerl iſt ein eifriger Demokrat, und ihm hat Madam die Schlüſſel zum Saale anvertraut. — Gehn Sie mit dem Fräulein hier in das Kabinet; ich rufe Sie, ſobald ich die Schlüſſel erobert habe.

Julie. Mit dem Marquis allein in das Kabinet?

Ant. Ja wohl! was wird Papa dazu ſagen?

Julie. Was werde ich ſelbſt dazu ſagen?

Ant. Es iſt ja noch heller lichter Tag. Man ſieht es wohl, daß ſie nie bey einer Putzmacherin gedient haben.

Marquis. Sie ſagten vorhin, Sie empfänden Hochachtung für mich? iſt

dieſe

dieſe Furcht wohl ein Beweis derſelben?

Ant. Fort! fort! wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

Julie. Ich gehe, aber die Thür bleibt offen.

Ant. Ey freylich. (Marquis führt Julien in das Kabinet.)

Zehnte Scene.

Antoinette. Gleich darauf la Brie.

Ant. Nun friſch! mit dem la Brie will ich wohl fertig werden. (ſie ſchellt)

La Brie. (tritt herein) Wer hat geklingelt?

Ant. Ich.

La Brie. Du?

Ant. Ja ich! ich!

La Brie. Bildeſt Du Dir etwa ein, ich ſey in Deinen Dienſten?

Ant. Wenn auch nicht in meinen Dienſten, doch zu meinen Dienſten.

La Brie. Kurios! hat die gnädige Frau Dir befohlen zu klingeln?

Ant. Narr! ſind wir denn einander nicht alle gleich? bin ich nicht eben ſo gut als die gnädige Frau?

La Brie. Das war einmal vernünftig geſprochen.

Ant. Eure Vernunft iſt anſteckend.

La Brie. Aber was willſt Du von mir? ich habe zu thun.

Ant. So? was haſt Du denn für wichtige Geſchäfte?

La Brie. Ich muß den Saal noch aufräumen. Der neue Jacobiner-Clubb wird ſich ſogleich verſammeln.

Ant. Iſt der Saal offen?

La Brie. Offen? ja ſolche Heiligthümer läßt man auch offen.

Ant. Beſonders in unſern Tagen, wo nichts zu heilig iſt.

La Brie. (klappert in der Taſche) Hier ſind die Schlüſſel.

Ant. Lieber La Brie, gieb mir die Schlüſſel.

La Brie. Dir? was willſt Du damit?

Ant. Ich will mich ein wenig im Saale umſehn.

La Brie. Damit ich mich hernach, wenn es die gnädige Frau erführe, auf der Straße nach einem andern Dienſte umſehen könnte? nein, daraus wird nichts.

Ant. Guter ſüßer La Brie!

La Brie. Zuckerſüße Antoinette!

Ant. Ich bitte Dich!

La Brie. Ich ſchlage Dirs ab.

Ant. Ich gebe Dir einen Kuß.

La Brie. Und ich Dir zwey, wenn Du mich zufrieden läſſeſt.

Ant. Und dieſe Schachtel voll Bonbons.

La Brie. Heute Bonbons, und Morgen keinen Biſſen Brod. Ich danke ſchön.

Ant. Und dieſe Doſe mit dem Portrait des la Fayette.

La Brie. Dieſe Doſe? und dies Portrait? — nein, ich bin ein freyer Franzoſe, und laſſe mich nicht beſtechen.

Ant. Aber bedenke nur, ich bin ja auch eine freye Franzöſin, und muß alſo gehen können, wohin es mir beliebt.

La Brie. Da haſt Du freylich Recht, wenn Du nicht etwa des Königs Tante biſt.

Ant. Alſo muß es mir auch erlaubt ſeyn in den Speiſeſaal zu gehn.

La Brie. Das klingt freylich wahrſcheinlich genug — aber nein! wird doch ſogar mit den Einlaßbillets in die Nationalverſammlung gewuchert.

Ant. Ich verlange es ja auch nicht umſonſt. Sieh, hier ſind Aſſignate.

La Brie. Aſſignate?

Ant. Ganz neue, von 50 Livres.

La Brie. Von 50 Livres?

Ant. Ich ſchenke Dir Eine.

La Brie.

La Brie. Du? wie kömmſt Du zu Aſſignaten? haſt Du Etwas dagegen aſſignirt?

Ant. Das kann Dir gleichviel gelten. Nimm!

La Brie. Nehme ich? oder nehme ich nicht? — gebe ich die Schlüſſel? oder gebe ich ſie nicht? — Gieb! da haſt Du die Schlüſſel. Ich will mich unterdeſſen beſinnen, ob ich ſie hätte geben ſollen oder nicht? (er geht fort.)

Eilfte Scene.

Antoinette. Julie. Der Marquis.

Ant. (in das Kabinet rufend) Geſchwind! geſchwind Herr Marquis! Sie, Fräulein Julchen, gehn indeſſen auf Ihr Zimmer.

Julie. Nein, zu meinem Vater will ich gehn. Er muß wiſſen was wir vorhaben.

Ant. Auch das, wenn Sie wollen. Er wird uns vielleicht gar behülflich ſeyn. Fort! fort!

fort! (ſie zieht den Marquis mit ſich zur Thür hinaus.)

Zwölfte Scene.

Julie allein.

Ein guter Vater und ein guter König ſind einander ſo ähnlich. Ein Kind, das aus dem väterlichen Hauſe entläuft, und ein Unterthan, der ſich gegen ſeinen König auflehnt — ach! es kann beyden nimmermehr wohl gehen.

(Sie geht auf einer andern Seite ab.)

Dreyzehnte Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich in den Saal, welcher zu den Verſammlungen des weiblichen Jacobiner-Clubbs beſtimmt iſt. Die Wände ſind ſo verziert, wie man ſchon aus Antoinettens Erzählung weiß. Im Hintergrunde eine Flügelthür; zu beyden Seiten die beyden Wachsfiguren, rechts der Demokrat, ſtehend, in der Nationaluniform, mit bloßem Schwerdt. Links der Ariſtokrat, ſitzend, in Feſſeln, in eine Art von Schlafrock gehüllt.)

Antoinette und der Marquis ſchleichen herein.

Ant. (mit einer Larve in der Hand) Da wären wir glücklich hereingedrungen. Ich merke, es giebt noch mehr Leute, die Wind von der Sache bekommen haben. Eben ſah ich fünf bis ſechs Herren hinauf zu unſerm alten Herren ſteigen, und wenn ich nicht irre, ſo waren es die Anbeter der Damen, welche ſich heute hier verſammeln werden. Vermuthlich wollen ſie [illegible] unſerm alten Herren eine Contre-Revolution verabreden.

Marq. Ha! ha! ha! die Kinderey würde mir Spaß machen, wenn er durch Juliens Verluſt nicht zu theuer erkauft würde.

Ant. Er ſoll Ihnen Juliens Beſitz verſchaffen. — Nun friſch Herr Marquis! die Nationaluniform angezogen.

Marq. Siehſt Du denn nicht, daß ich weit größer bin als der Kerl von Wachs? Und dann, wie könnte ich Stundenlang ſo ſteif ſtehen, mit aufgehabenem Säbel? man würde den Betrug ſogleich merken. Nein lieber will ich da den Ariſtokraten vorſtellen, der ſitzt bequemer, und hat den Kopf ein wenig gebückt. Ueberdies hat man ihm einen Schlafrock angezogen, vermuthlich um anzudeuten, daß die königliche Gewalt ſich ſchlafen gelegt hat. In dem Schlafrock kann

ich

ich mich eher verbergen. Meynſt Du nicht auch?

Ant. Wie Sie wollen. Nur nicht lange gezaudert.

(Sie entkleiden die Wachspuppe, und ſchleppen ſie bey Seite. Der Marquis zieht den Schlafrock an.)

Ant. Allerliebſt! nun noch die Larve. (ſie bindet ihm die Larve vor) und dann die Ketten.

Marq. Auch Ketten?

Ant. (indem ſie ihm die Feſſeln anlegt) Die Sie bald gegen Roſenfeſſeln vertauſchen werden. — Jezt ſind Sie fertig. Aber nur fein den Athem an ſich gehalten, wenn die Damen Sie begaffen, und kein Glied gerührt.

Marq. Fürchte nichts, ich werde mich ſchon zwingen, denn ich habe nicht Luſt mir die Augen auskratzen zu laſſen.

Ant. (ihn noch einmal betrachtend) Ha! ha! ha! — Leben Sie wohl Herr Marquis!

laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden. (ſie geht fort, und verſchließt die Thüre wieder.)

Vierzehnte Scene.

Der Marquis allein.

Beynahe kömmt mir unſere ganze Revolution vor wie ein Faſtnachtsſpiel. Die Freyheit hat eine große Faſtnachtsbude aufgeſchlagen; ein Jeder kauft von ihren Larven, und verbirgt ſeine Leidenſchaften dahinter. Die geſunde Vernunft allein geht ohne Larve herum, und wird ausgepfiffen. Der Eigennutz ſpielt auf zum Tanze, die Leidenſchaften walzen Athemlos, und werfen Alles um was ihnen im Wege ſteht. Die Vaterlandsliebe ſitzt berauſcht an der Farobank und ſpielt mit falſchen Karten. Die Gerechtigkeit liegt hinter der Thür und ſchnarcht. Die guten Sitten haben Schellenkappen aufgeſetzt, und die Anarchie, als Göt-

Göttin Freyheit verlarvt, trägt die öffentliche Glückſeligkeit zu Grabe. — Stille! ich höre kommen.

Funfzehnte Scene.

La Brie. Der Marquis.

La Brie. Ich traue der Antoinette nicht. Sie iſt eine Ariſtokratin, und hat mir gewiß einen Poſſen ſpielen wollen. Ich muß nur ſehen, ob ſie hier irgend etwas in Unordnung gebracht hat? (er ſieht ſich überall um) Nein, es iſt noch Alles wie es war, in der ſchönſten Ordnung, bereit zum Empfang der ehrwürdigen Mitglieder des neuen Jacobiner-Clubbs. Nur Stühle fehlen noch. (Er ſezt ſieben Stühle in einen halben Cirkel) Ich habe einmal geleſen, eine Heerde Gänſe habe durch ihr Geſchnatter das Kapitolium zu Rom gerettet. Möchte es doch den Damen eben ſo gelingen, das bedrängte Vaterland zu retten. — So, da habe ich einen halben

Kreis geſetzt, gerade wie unſere Schauſpieler, wenn ſie den Brutus aufführen, und der römiſche Senat ſich verſammelt. Nun will ich gehn, die Gäſte zu erwarten. — Ha! ha! ha! wie patzig und trotzig der ausgeſtopfte Kerl da an der Thür ſteht, wie man den Engel im Paradieſe mahlt. — Ein Engel in der Nationaluniform? warum nicht? im Paradieſe kann es nicht bunter hergehn, als in Frankreich. Dort ſind die Menſchen einander auch alle gleich; woraus ich natürlich den Schluß ziehe: daß Frankreich jetzt ein irrdiſches Paradies iſt. Freylich nicht für Jedermann. Zum Exempel der Herr Ariſtokrat, der da gefeſſelt ſitzt, den Kopf in den Arm ſtützt und Kalender macht, ja der iſt freylich übel daran. (Er tritt gerade vor den Marquis) So ein Narr! ſo ein Geck! ſo ein Prahlhans! überall gehaßt, überall verfolgt, überall bey der Naſe herumgezogen — (er faßt den Marquis bey der Naſe, welcher ihm eine derbe Ohrfeige giebt,

daß

daß er zitternd zu Boden ſtürzt) Hülfe! Hülfe!

Marq. (ſpringt auf) Halt das Maul, oder ich renne Dir den Degen durch den Leib.

La Brie. Sonſt nichts?

Marq. Biſt Du aber ruhig, und ſchweigſt, und ſtellſt Dich, als habeſt Du nichts geſehn, ſo iſt dieſer Beutel Dein.

La Brie. Alſo jezt habe ich zu wählen: auf dieſer Seite den Degen durch den Leib, und auf dieſer Seite ein voller Beutel. Weg mit dem Degen! her mit dem Beutel!

Marq. Da. Hintergehſt Du mich, ſo biſt Du des Todes.

La Brie. Alſo habe ich jezt wieder zu wählen: hintergehe ich den Herren Marquis ſo bin ich des Todes; hintergehe ich die gnädige Frau ſo werde ich aus dem Hauſe gejagt.

Marq. Dann nehme ich Dich in meine Dienſte.

La Brie. In Ihre Dienſte? Das Handgeld war eine Ohrfeige.

Marq. Weil Du ein Flegel warſt.

La Brie. Mein Gott! am Ende darf man nicht einmal mehr mit ausgeſtopften Puppen ein Wort im Vertrauen reden.

Marq. Stille! man kömmt. (Er ſetzt ſich in Poſitur.)

Sechzehnte Scene.

Mad. Duport nebſt noch ſechs andern Damen tritt herein.

Mad. Dup. Nur hier herein meine Damen. Entferne Dich La Brie. (La Brie geht fort) Sie werden finden, daß ich für die kurze Zeit Alles geleiſtet habe, was möglich war.

Alle ſechs. Allerliebſt! allerliebſt!

Mad. Dup. Unſer Freund Curtius hat den Stempel der Freyheit auf das Geſichte dieſes Nationalgarden geprägt.

Erſte Dame. Er iſt zum Küſſen.

Mad. Dup. Und das gebückte ſcheue Weſen dieſes Ariſtokraten, bezeichnet die kriechende Sklaverey.

Zweyte Dame Unverkennbar!

Mad. Dup. Die Feſſeln deuten den Sieg der Freyheit an.

Erſte Dame. Recht ſymboliſch!

Die Zweyte. Recht emblematiſch!

Die Dritte. Recht pittoreſk!

Die Vierte. Recht ortographiſch!

Mad. Dup. Ich habe ihn mit Gelenken verfertigen laſſen, um allerley Spaß mit ihm zu haben.

Alle. Vortrefflich!

Mad. Dup. So dächte ich zum Beyſpiel, wir ließen, ſo oft wir dieſen Saal betreten, ihn durch das Nicken ſeines Kopfes die Geſellſchaft bewillkommen, und ſeine Unterthänigkeit an den Tag legen.

Alle. Ganz recht.

Mad. Dup. Laſſen Sie uns nach der Reihe den Verſuch machen.

(Eine nach der Andern läßt, indem ſie an dem Marquis vorüber geht, ihn ein paarmal mit dem Kopfe nicken.)

Erſte Dame. O das iſt luſtig!

Die Zweyte. Bezaubernd!

Die Dritte. Zum Todtlachen!

Mad. Dup. Das Erſte was wir jezt zu thun haben, iſt, uns gleich den Freymaurern, ein Zeichen und eine Loſung zu wählen. Ich habe darüber nachgedacht, und nehme mir die Freyheit Ihnen beydes vorzuſchlagen. Das Zeichen muß leicht und unmerklich ſeyn. Wenn wir zum Beyſpiel eine Bewegung mit der Hand machten, als ob wir einem Huhne den Kopf umdrehen; ſo würde das zugleich unſere wohlthätigen Abſichten gegen die Ariſtokraten andeuten.

Erſte Dame. Gut ausgedacht.

(Sie machen ſämmtlich einigemal das vorgeſchlagene Zeichen.)

Mad. Dup. Das wäre alſo richtig. Und die Loſung: **Lucretia!**

Alle.

Alle. Lucretia! unvergleichlich!

Mad. Dup. Lucretia war freylich eigentlich eine Närrin, aber das thut nichts zur Sache. Aus ihrem durchbohrten Buſen ließ Brutus einſt die Freyheit hervorwachſen. Und dann bedeutet dieſe Loſung auch, daß wir gegen alle Ariſtokraten ſo keuſch ſeyn wollen als Lucretia.

Alle. Schön! ſchön!

Mad. Dup. (feyerlich) Jezt treten Sie näher meine Damen! legen Sie Ihre Hände auf dieſen Fächer, und ſchwören Sie den Bundeseid.

(Alle legen die Hand auf den Fächer.)

Mad. Dup. Wir geloben und ſchwören, jeden Ariſtokraten, den wir in unſern Netzen fangen, bey der Naſe herum zu führen nach Herzensluſt; ihm nie eine Gunſtbezeugung zu verwilligen; uns nie in einen ſolchen Menſchen zu verlieben; und am wenigſten jemal einen Ariſtokraten zu heyrathen.

Alle. Wir ſchwören!

Mad. Dup. Diejenigen unter uns aber, welche bereits ſo unglücklich ſind, an ſolche Unholde gefeſſelt zu ſeyn, ſollen ihre Männer plagen, quälen, martern, ſchinden, zwicken, necken, ärgern, höhnen und verſpotten, bis ſie zu Kreuze kriechen.

Alle. Wir ſchwören!

Mad. Dup. Wohlan, es iſt vollbracht. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen mit gutem Beyſpiele vorzugehn. Nun habe ich nur noch einen Wunſch, nemlich den, meine ungerathene Tochter zu bekehren. Ein Ariſtokrat bewirbt ſich um ihre Hand. Sie, ſtatt in ſeiner Perſon den leibhaftigen Satan zu erblicken, unterſteht ſich ihn liebenswürdig zu finden. Ich werde ſie kommen laſſen. Vielleicht vermag Ihr vereinigtes Zureden mehr über die Wiederſpenſtige, als die treuen Lehren einer Mutter. (Sie klingelt. Antoinette erſcheint) Julie ſoll kommen. (Antoinette ab) Nehmen Sie Platz meine Damen,

und

und denken Sie mit mir auf Mittel, das vielköpfige Ungeheuer Ariſtokratie ganz auszurotten, auf daß einſt die Jahrbücher der Freyheit unſere Nahmen nennen, wie die Geſchichte jene berühmten Amazonen.

Erſte Dame. Die Amazonenkleider ſind nicht mehr Mode.

Die Zweyte. Man trägt jetzt Ueberröcke.

Die Dritte. Mit Stahlknöpfen *).

Die Vierte. Die Hüte mit breiten Blonden garniert.

Die Fünfte. Die Flortücher noch immer unter dem Kinn zugeheftet.

Die Sechſte. Um der Einbildungskraft Spielraum zu geben.

Die Erſte. Iſt gut ausgedacht für manchen breternen Buſen.

Die

---

*) Da die Mode alle vier Wochen wechſelt, ſo müſſen die Schauſpielerinnen von Zeit zu Zeit den obengenannten Moden andere ſubſtituiren.

Die Zweyte. Ich habe mir einen neuen geſtreiften Atlas gekauft.

Die Dritte. Von welcher Farbe?

Die Zweyte. Coquelicot mit ſchwarzen Streifen.

Die Vierte. Gerade wie die ehemalige Parlamentsräthin Duras.

Die Fünfte. Mein Gott, die Frau muß doch alle Moden mitmachen.

Die Sechſte. Wo mag ſie nur das Geld dazu hernehmen?

Die Erſte. Man ſagt, ſie habe Anbeter.

Die Zweyte. Der kleine dicke Finanzpachter.

Die Dritte. Der muß auch wenig Geſchmack haben.

Die Vierte. Sie hat rothes Haar.

Die Fünfte. Und Sommerſproſſen.

Alle. Sehr viel Sommerſproſſen.

Die Sechſte. Was ſagt denn der Mann dazu?

Die Erſte. Er iſt ein guter Mann.

Alle. Ha! ha! ha!

Mad. Dup. Ihm geſchieht Recht, er iſt ein Ariſtokrat.

Siebenzehnte Scene.

Julie. Antoinette. Die Vorigen.

Mad. Dup. Komm her meine Tochter, und freue dich! dieſe liebenswürdigen Damen wollen dich unter ſich aufnehmen.

(Wechſelſeitige Verbeugungen.)

Julie. Liebe Mutter, ich hatte ja ſchon längſt die Ehre, dieſe Damen zu kennen.

Mad. Dup. Kennen? was nennſt du kennen? Wenn ihr Mädchen euch einmal in der Kirche oder im Schauſpiel die Kopfzeuge muſtert, oder eine losgegangene Bandſchleife zubindet, ſo meynt ihr, bekannt mit einander zu ſeyn. Hier iſt von ganz andern Dingen die Rede. Der Bund der Freyheit feſſelt dieſe ſchönen Seelen, und du ſollſt eintreten in dieſen himmliſchen Bund.

Julie. Sehr viel Ehre.

Mad. Dup. Meine Damen — (ſie machen das Zeichen)

Alle. Lucretia!

Mad. Dup. (zu Julien) Du erſtaunſt? nicht wahr du biſt überraſcht? ein heiliger Schauer dringt durch alle deine Adern?

Julie. (das Lachen verbeiſſend.) In der That, alles was ich ſehe und höre, iſt ſo Geheimnißvoll —

Mad. Dup. Du ſollſt erleuchtet werden. Doch, die erſte Bedingung, iſt: feyerliches Verſprechen, nie einem Ariſtokraten deine Hand zu geben.

Julie. Wenn er aber liebenswürdig iſt?

Mad. Dup. Er kann nicht liebenswürdig ſeyn.

Julie. Doch in meinen Augen.

Mad. Dup. So muß Vaterlandsliebe jede andere Leidenſchaft erſticken. Die Ariſtokraten müſſen gänzlich ausgerottet werden, und wie könnte man das beſſer, als wenn man ſie gar nicht mehr heyrathen läßt? ſo ſterben ſie endlich von ſelbſt aus.

Julie. Ich muß Ihnen geſtehen, liebſte Mutter, daß ich an allen dieſen politiſchen Zänkereyen gar keinen Antheil nehme.

Mad. Dup. Nicht? liebſt du dein Vaterland nicht?

Julie. Ey ja doch, aber wenn Sie mich fragen, was ich darunter verſtehe, ſo weiß ich es kaum ſelbſt.

Mad. Dup. Dumme Gans!

Julie. Das Haus in welchem ich gebohren und erzogen wurde, die Spaziergänge wo ich als Kind herumhüpfte, die Nachbars Kinder mit welchen ich ſpielte, Vater und Mutter die mich immer lieb hatten, eine Amme die mich in den Schlaf ſchaukelte, junge Herren, die mit mir liebäugelten als ich heranwuchs; das ſind die Dinge, die mir einfallen wenn ich an mein Vaterland gedenke.

Mad. Dup. Was? Freyheit — Geſetze — deſpotiſche Gewalt — Lettres de Cachet —

Julie Ach! das iſt mir alles gleichgültig. Freyheit? ich habe immer gelebt, wie ich jezt lebe. Geſetze? ich verſtehe mich nicht darauf. Deſpotiſche Gewalt? ich habe gute Eltern, Niemand hat dergleichen an mir ausgeübt. Lettres de Cachet? ach! der, der mein Herz gefangen nahm, hat es ſeinen Blicken, und keiner lettres de Cachet zu verdanken.

Mad. Dup. Sie iſt nicht zu beſſern.

Eine Dame. Sie iſt verlohren.

Alle. Verlohren!

Erſte Dame. Wiſſen Sie denn nicht, Fräulein Julie, daß die Freyheit jezt die neuſte Mode iſt? und daß ein junges Mädgen wie Sie, alle Moden mitmachen muß?

Julie. Ey nun, auf vier Wochen mögte es allenfalls hingehen; aber dieſe Mode dauert ſchon ein paar Jahr.

Erſte

Erſte Dame. Sie iſt halsſtarrig.

Die Zweyte. Eigenſinnig.

Die Dritte. Ein wenig dumm.

Die Vierte. Sie iſt verlohren.

Alle. Verlohren!

Mad. Dup. Wie es beliebt, mein Fräulein; aber das ſage ich Ihnen: aus Ihrer Verbindung mit dem Marquis de Rozieres wird nichts. Wenn Sie aber doch ſo große Luſt haben, an einen Ariſtocraten gefeſſelt zu ſeyn, ſo können wir Ihnen dies Vergnügen wohl verſchaffen. Da hinten ſizt Einer. Was meynen Sie, meine Damen, wenn wir ſie zu Schimpf und Spott, jedesmal, ſo lange unſere Verſammlung dauert, mit jener Wachspuppe zuſammen ſchmiedeten? Da mag ſie ſitzen, und die Larve liebkoſen.

Alle. Ein allerliebſter Einfall.

Julie. Auch ich bin es zufrieden; aber nehmen Sie ſich in acht, liebſte Mutter, man weiß heut zu Tage nicht, was hinter jeder Larve ſteckt.

Mad. Dup. Ich glaube, du unterſtehſt dich noch zu ſpötteln? Helfen Sie mir, meine Damen, das ungerathene Mädgen züchtigen. (Sie machen alle das Zeichen, und rufen Lucretia! darauf ſchleppen ſie Julien hinter zu dem Marquis, ſetzen ſie neben ihn, und winden ſeine Kette um ihren Arm; ſtellen ſich ſodann alle in eine Reihe, verneigen ſich tief, und ſagen:) Wir gratuliren zu der glücklichen Vermählung. (Antoinette kickert)

Julie. Iſt es Ihr Ernſt, liebſte Mutter, daß ich dieſen Ariſtocraten als meinen Gemahl betrachten ſoll?

Mad. Dup. Mein völliger Ernſt, ha! ha! ha!

Julie. Werden Sie Ihr Wort nicht zurück ziehen?

Mad. Dup. Ich nehme alle dieſe Damen zu Zeugen.

Julie. (zum Marquis) Nun Geliebter, ſo ſchwöre ich dir ewige Treue!

Marq. So wie ich dir. (Er faßt ſie in ſeine Arme, und trägt ſie zur Thür hinaus.)

Alle Damen ſchreyen laut, und fallen ſämmtlich in Ohnmacht.

Ant. Ha! ha! ha! — wie? — alle ohnmächtig? — bey meiner Treu! — alle mauſetod!

Achtzehnte Scene.

Duport. Marquis. (der ſeine Verkleidung wieder weggeworfen) **Julie. Sechs Fremde. Vorige.**

Duport. Herein meine Herren! wir wollen den Jacobiner Clubb ſtürmen.

Ant. Wird nicht nöthig ſeyn, die ganze Garniſon iſt vom Bliß erſchlagen worden.

Duport. Wie? was bedeutet das?

Ant. Der Schrecken über den rüſtigen Ariſtocraten, der mit Fräulein Julien davon lief.

Duport. Bravo! laſſen Sie uns dieſe Windſtille benutzen, ehe der Sturm von neuem ausbricht.

(Jeder der ſechs Herren legt ſich einer der ſechs Damen zu Füſſen)

Duport. Auch ich alter Kerl will noch einmal mein Knie beugen, und ſehen, was glatte Worte über ein Frauenzimmer vermögen. (er kniet vor ſeiner Frau. Ein Jeder küßt ſeiner Dame die Hand.)

Alle. (aus der Ohnmacht erwachend) Ach!

Duport. Meine Königin!

Erſter Herr. Meine Kaiſerin!

Zweyter. Meine Monarchin!

Dritter. Meine Deſpotin!

Vierter. Iſt es billig, daß ſie Demokraten und Königinnen zugleich ſeyn wollen?

Fünfter. Demokraten im Staate und Königinnen in ihren Häuſern.

Sechſter. Können Sie uns verdenken, daß wir Ariſtocraten ſind, da uns die Liebe ſchon längſt an Deſpotie gewöhnt hat?

Alle Damen. Ach!

Duport. Wollen Sie auch gegen den Gott der Liebe rebelliren?

Erſter Herr. Amor läßt ſich weniger gefallen als mancher König.

Zweyter. Ich mag nicht frey ſeyn, ſo lange Ihre Augen mich gefeſſelt halten.

Dritter. Ich liebe meinen Kerker.

Vierter. Der einzige Thron der nie wankt, iſt Amors Thron.

Fünfter. Ueberlaſſen wir die Politik den Graukôpfen.

Sechſter. Schönheit iſt für die Liebe geſchaffen.

Alle Damen. Ach!

Duport. Weibliche Sanftmuth verſüßt jede Sklaverey.

Erſter Herr. Beugen Sie ſich wieder unter Amors Scepter.

Zweyter. In ſeinem Reiche wachſen keine Laternen-Pfähle.

Dritter. Seine Gefängniſſe ſind keine Baſtillen.

Vierter. Seine Gebote keine lettres de Cachet.

Fünfter. Seine Finanzen ſind unerſchöpflich.

Sechſter. Sie beſtehen in ſüſſen Umarmungen.

Alle Damen. Ach!

Duport. Er bleibt nie ſchuldig.

Erſter Herr. Bezahlt nimmer mit Papier.

Zweyter. Taſtet auch die Geiſtlichkeit nicht an.

Dritter. Befriedigt alle Stände.

Vierter. Die Grazien ſind ſeine Leibgarde.

Fünfter. Alle ſchöne Weiber ſeine Nationalverſammlung.

Sechſter. Venus ihr Präſident.

Erſter. Alle ſeine Decrete athmen Liebe.

Zweyter. Auch er macht alle Stände gleich.

Duport. Und vereinigt durch ein ſüſſes Band Democraten und Ariſtocraten.

Alle Damen. Ach!

Duport. Solche Seufzer ſind Worte der Huldigung vor Amors Throne.

Mad. Dup. Was ſollen wir thun?

Erſte Dame. Sollen wir Zeichen und Loſung ändern?

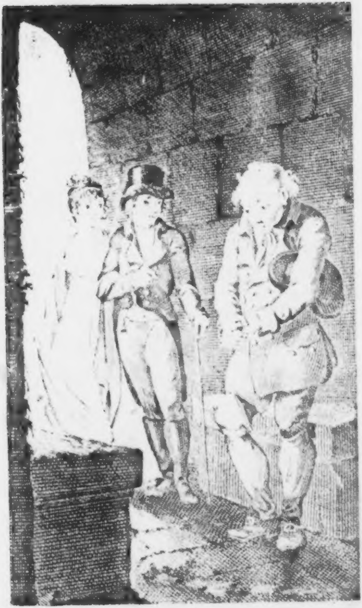
Die Zweyte. Weg mit der Lucretia!

Mad. Dup. Ich widerſtehe nicht länger.

Erſte Dame. Die Loſung ſey: Amor!

Die Zweyte. Und das Zeichen — ein Kuß.

(Jede Dame ſinkt dem Herrn der zu ihren Füſſen liegt in die Arme. Der Vorhang fällt.)



Diese Bank trug den Sarg Heinrich des Vierten

Erinnerungen aus Paris

im Jahre 1804

von

August von Kotzebue.

Zweyte unveränderte Auflage

Berlin 1804
bei Heinrich Frölich.

Vorbericht.

Ich lege meinen flüchtigen Bemerkungen keinen andern Werth bei, als den, daß ich ſie *ſelbſt* gemacht habe. Es ſind *meine* Anſichten, ich habe Niemanden nachgebetet. Wo ich urtheile, kann ich mich irren, aber ich habe immer nach meiner Ueberzeugung geurtheilt. Wer mir etwa vorwürfe, ich hätte Manchen zu viel gelobt, dem muß ich antworten: es iſt mir in der Cenſur dies und jenes weggeſtrichen worden, woraus hervorleuchtete, daß auch die ſchmeichelhafteſte Aufnahme mein Urtheil nicht zu beſtechen vermogt hat. Ich habe kein Wort geſchrieben, von deſſen Wahrheit ich mich nicht überzeugt hielt; ich habe aber manches Wort geſchrieben, das der Leſer hier nicht findet.

Weiter wüßte ich nichts zu ſagen, bis die Ebbe und Flut der Zeit die Geſtalten verändert, und die Gefahr, von einem Meteor mit Steinen beregnet zu werden, vorüber iſt. Berlin, den 2ten April 1804.

A. v. Kotzebue.

Inhalt

Vorbericht . . . . Seite III — IV
Flüchtige Reiſebemerkungen als Einleitung . . . . — 1 — 68
Die Straßen von Paris, in vier Briefen an eine Dame geſchildert. Erſter, zweiter Brief — 69 — 104
Der erſte Konſul und deſſen Umgebungen . . . . — 105 — 144
Die Straßen von Paris. Dritter vierter Brief . . . . — 145 — 164
Ueber Madame Recamier . . . — 165 — 179
Das Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler . . . . — 180 — 206
Das Muſeum Napoleon . . . — 206 — 240
Pariſer Gewohnheiten und Sitten . . . . — 241 — 298
Das Thal von Montmorency und die Abtey St. Denis . . . — 299 — 308
Das Kabinet der Antiken . . — 309 — 320
Der Pariſer Laufbericht . . . — 321 — 328

Criminal-Juſtiz . . . . . . S. 329 — 338
Gemüthsſtimmung der Pariſer — 339 — 348
Geſellſchaften und Vergnügungen — 349 — 360
Einige große Maler und ihre Ateliers . . . . — 361 — 368
Sehenswürdigkeiten . . . . . — 369 — 430
Der falſche Dauphin . . . . . — 431 — 458
Lucian Bonaparte's Gemälde-Gallerie . . . . — 459 — 464
Gallerie der Handſchriften . . — 465 — 468
Das Taubſtummen-Inſtitut . . — 469 — 474
Theater der Franzoſen . . . — 475 — 522
Noten aus meiner Schreibtafel, Nachrichten, abgeriſſene Bemerkungen . . . . — 521 — 591

Flüchtige Reiſebemerkungen als Einleitung.

Man hat das Leben ſo oft mit einer Reiſe verglichen; alle Gleichniſſe hinken, auch dieſes. Welch ein Unterſchied zwiſchen Leben und Reiſen! — Welche Vorzüge ſind dem letztern eigen! — Der Reiſende weiß doch gewöhnlich, daß und wohin er reiſen will; der arme Lebende aber wird nicht gefragt, ob und warum er leben will. Könnten dieſe Fragen, vor ſeinem Eintritt in die Welt, ihm vorgelegt werden, wahrlich er würde die erſte oft verneinend beantworten; denn wer giebt ihm gnügende Auskunft über die letztere?

Ach! und welch einen Alles überwiegenden Vorzug genießt der Reiſende ſchon dadurch, daß er das Bittere der Reiſe, den Abſchied von ſeinen Lieben, im Anfang überſteht, und das Wiederſehn am Ende ihn belohnt, indeſſen der Menſch umgekehrt mit jedem

Schritt zum Ende, dem Abſchied von ſeinen Lieben entgegen geht, und das Wiederſehn ihn nur im Traumgewande der Hoffnung beglückt. Alſo wiederfinden am Ziel der Reiſe; verlaſſen am Ziel des Lebens! —

So ſtößt man überall, im Kleinen wie im Großen, auf mächtige Unterſchiede zwiſchen Leben und Reiſen. Die wirthlichſte Herberge, den dickbelaubteſten Baum darf der Reiſende ſuchen, wenn böſes Wetter ihn überfällt; nicht ſo der Pilger auf der Wallfahrt des Lebens. Er muß ſich allen Stürmen bloß ſtellen, und ſinkt oft ermattet nieder. Im frohen Umgang mit einem muntern Gefährten, ſucht und findet der Reiſende Erholung; aber im Arm des treuen Lebensgefährten kann man ſich nie ſicher der Freude überlaſſen: denn in dem Augenblick vielleicht, wo man ihn am herzlichſten an ſeinen Buſen drückt, muß man ihn, wie eine welke Blume, plötzlich fallen ſehn! — Genug! —

Wohl dem Kummervollen, der reiſen darf! Fremde Tage und Thäler, ach! und mehr noch fremde Geſichter, die nichts von ihm wiſſen, nichts von dem ahnen, was in ihm vorgeht, die muß er ſuchen, wenn er ſeines

Lebens drückende Erinnerungen, eine nach der andern, von ſich wälzen will. Wem das Feuer ſein Haus zerſtörte, thäte thöricht, den rauchenden Trümmern gegenüber ſitzen zu bleiben. **Wohl mir! Ich entferne mich von ihnen!**

Potsdam.

Welch ein Gewimmel und Getümmel belebt des beſten Königs ſonſt ruhige Wohnung! Uniformen von allen Farben malen die Straßen bunt, Fremden aus allen Gegenden ſtrömen zum prächtigen Schauſpiel; die dumpfe Trommel wirbelt, und das Geſchütz donnert, und des halben Mondes Glöcklein tönen freundlich dazwiſchen. Die Thore ſind nicht weit genug, die ſchauende Menge zu faſſen: ſie drückt und drängt, preßt und ſchiebt ſich; hier ſtößt ein Elbogen, dort ſtreift ein Rad; hier bleibt den zarten Schönen ein Sporn im Kleide hangen; dort ruht der Kopf eines Gauls auf ihrer dünnverſchleierten Schulter: bis endlich aus des Thores weitem Munde die Wolke hervorquillt, Hügel und Thäler überſchwemmt. Da ſtehen und wogen die Tauſende, und heften ihre Blicke, von Vergnügen trunken, auf die lange unabſehbare Fronte, über der die Fahnen wallen, an der die geflügelten Reiter auf und nieder eilen. Ein frohes Gemurmel verkündet des Königs Erſcheinen; den ungeheuren Körper belebt ein einziges Wort, und Eine Seele bewegt die zahlloſen Glieder. — Mir aber, liebe Freundin, war das herrliche Schauſpiel unſerer Herbſtmanövers zu groß und fröhlich; es überfiel mich eine Angſt bei all der lauten Freude, und nur im tiefen ſtillen Sande hinter Potsdam, von düſtern Nadelwäldern eingeſchloſſen, athmete ich wieder freier. — Auch in Stuttgard waren, kurz vor meiner Ankunft, Manövers gehalten worden, von welchen ein dichteriſcher Zeitungsſchreiber in einer Wirtembergiſchen Zeitung verſichert: ſie hätten eine ſchöne Phyſiognomie gehabt. Manövers mit Phyſiognomien! ſo weit haben die Preußen es doch noch nicht gebracht. Bald wird vielleicht ein militäriſcher Lavater herumreiſen, um die Manövers zu ſilhouettiren und eine Phyſiognomik derſelben herauszugeben.

Zwiſchen Wittenberg und Düben.

Giebt es wohl einen Reiſenden in dieſen Gegenden, der noch nicht über die Sächſiſchen

Landſtraßen geklagt oder geflucht hätte? Giebt es wohl einen Nichtreiſenden, dem ſolche Klagen und Flüche nicht unzähliche Mal zu Ohren gekommen wären? — Wenn die Chineſer, die bekanntlich keinen Fremden bei ſich dulden mögen, durch ſchlechte Landſtraßen ihnen das Reiſen erſchwerten, ſo wäre das kein Wunder; daß aber in Leipzig jährlich drei Meſſen gehalten werden, und daß viele tauſend Fremde die Produkte aller Länder auf grundloſen Wegen dahin führen müſſen, während ihre mannichfaltigen Abgaben die ohnehin gefüllten Kaſſen überſtrömen: das — iſt allerdings ein Wunder, welches mein Wittenbergiſcher Poſtillion mir dieſes Mal auf eine drollige Weiſe erklärt hat. Ja, ſagte er, indem er den brennenden Schwamm auf ſeine kurze Pfeife legte, und meine unmuthigen Klagen in eine Dampfwolke hüllte: daß die Wege ſo ſchlecht ſind und bleiben, das kommt bloß daher, weil der Kurfürſt katholiſch iſt. Der Deſſauer Fürſt hätte das ſchon längſt geändert u. ſ. w. — Darin hätte ich freilich den Grund der elenden Sächſiſchen Landſtraßen nie geſucht. Ich lachte, aber es ſchmerzte mich zugleich, einen Lutheraner ſo intolerant zu finden. Verketzerungsſucht warf man vormals nur den Katholiken vor; bald wird es umgekehrt ſeyn: denn hören Sie, als Pendant zu den Aeußerungen des lutheriſchen Poſtillions, was mir eine erzkatholiſche Magd in Neuhof, einem Fuldaiſchen Städtchen, ſagte. Iſt der Ort katholiſch? hatte ich ſie gefragt. Ja, war die Antwort. — Aber der Fürſt nicht? — Nein. — So kann er ja wohl nicht ſelig werden? fuhr ich ſcherzend fort. — Ei, warum denn nicht? wenn er ſonſt gut iſt. Wir wollen ja Alle in den Himmel. — Recht! Aber die Katholiken kommen doch zuerſt hinein? — I nu, ſagte ſie, wenn wir nur Alle darin ſind. — Iſt das nicht wahre Lebens-Philoſophie? Und ich verſichere Sie, die Magd hatte übrigens eine Phyſiognomie wie eine Gans.

Noch eine Erinnerung aus dem Walde zwiſchen Wittenberg und Düben. Sie leſen da irgendwo auf einer hölzernen Tafel eine Inſchrift, durch welche beſonders den Würtembergiſchen Ausgewanderten verboten wird, dem Walde Schaden zuzufügen. Warum denn eben beſonders dieſen armen Leuten? — Doch dabei will ich mich nicht aufhalten. Daß aber die Zahl der Würtembergiſchen Auswanderer ſo groß iſt, daß man ſogar in fremden Ländern genöthigt wird, eigne Verordnungen wegen ihres Durchzuges zu machen, das iſt wohl der Aufmerkſamkeit werth. ––

Zwiſchen Erfurt und Gotha.

Hier, auf dieſer trefflich unterhaltenen Chauſſee, wird man einmahl des Reiſens froh, und alle die Segenswünſche, die der Reiſende in Sachſen zurückhalten mußte, ſtrömen jetzt reichlich über den Herzog von Gotha aus. Zwar muß man viel Chauſſeegeld zahlen, aber man thut es gern. Die einzige Unbequemlichkeit iſt das öftere Zahlen. Warum wird man alle Augenblicke auf der Straße angehalten? — Eine löbliche Gewohnheit, die bis jetzt nur im ſüdlichen Deutſchland herrſchte, iſt auch vom Herzog von Gotha eingeführt worden; die Straße iſt nehmlich zu beiden Seiten mit vielen tauſend Obſtbäumen bepflanzt. Durſtige und müde Wanderer werden künftig hier Schatten und Erquickung finden. Wahrlich! ein guter Weg, mit Obſtbäumen eingefaßt, iſt dem Fürſten ein ſchöneres Denkmahl, als das koſtbarſte Gartenhaus in Chineſiſchem oder ſonſt irgend einem Geſchmacke. — Schade, daß man für die Erhaltung der jungen Obſtbäume auf der Straße nach Gotha nicht Sorge genug zu tragen ſcheint. Schöne, ſtarke Pfähle ſtehen zwar überall neben den Bäumen; aber ſelten ſind dieſe daran gebunden, ſondern beugen ſich ſchutzlos im Winde; auch ſah ich die verdorrten nirgends erſetzt. — Ich muß bei dieſer Gelegenheit einen Gedanken laut werden laſſen, der mir ſchon oft vorſchwebte. Der Obſtbau iſt doch wohl ohne Zweifel der höchſten Aufmerkſamkeit der Regierung würdig, da er immer die Nahrung des Landmanns anſehnlich vermehrt, und ihn oft ſogar vor Hungersnoth ſchützen kann. Nun iſt aber die Unterhaltung der freiſtehenden Obſtbäume zu wenig mit dem Intereſſe der Forſt- oder Wegebeamten verknüpft, als daß man von dieſen die höchſte Sorgfalt erwarten dürfte; daher gehen beſonders viele tauſend junge Stämme zu Grunde, die noch ſo manchem Muthwillen unterworfen ſind. Wie, wenn ein Geſetz jedem Bauer auflegte, jedesmal wenn ihm ein Kind geboren wird, einen Obſtbaum an den Weg zu pflanzen, der, mit einer Nummer bezeichnet, zwar ſein Eigenthum bliebe, den er aber auch groß zu ziehen ſchuldig wäre? Welch eine kleine, mit keinen Koſten verknüpfte Mühe, gegen den ungeheuren Vortheil, wenn ein Land in jedem Jahre einen eben ſo großen Zuwachs an Obſtbäumen, als an Kindern erhielte! Der Ertrag für die Zukunft ließe ſich nicht berechnen. Das ganze Land würde bald einem Garten gleichen, und dieſer Garten würde eine Art von Kalender für die Bauern ſeyn, und jeder Baum würde ſeinen eigenen Freund und Beſchützer haben, mit dem er heranwüchſe, der ihn lieben und pflegen würde. Mich dünkt, die Idee hat, außer dem Nützlichen, auch viel Lachendes, was in der That eben nicht bei vielen kameraliſtiſchen Ideen der Fall iſt.

Gotha.

Des wackern Salzmanns Inſtitut zu Schnepfenthal (von welchem ich aus Erfahrung rühmen kann, daß es die Herzen der Jünglinge für alles Gute und Schöne empfänglich macht und erhält) blüht noch immer wie vormals, und ſeine Blüthen geben manchem Lande reife Früchte. Weniger Gutes läßt ſich in mancher Hinſicht von den weiblichen Erziehungs-Inſtituten ſagen, an welchen Gotha einen Ueberfluß hat. Ihre Vorſteherinnen ſind Theils Deutſche, Theils Franzöſiſche Damen, und ſie haben den für Frauenzimmer großen Nachtheil, daß Adelige und Unadelige mit einander auf gleichen Fuß erzogen werden. Natürlich ſchmiegen die jungen Gemüther ſich leicht aneinander, und die kleine Comteſſe fragt noch nicht, ob der Vater ihrer Buſenfreundin nur ein Sekretair iſt. Aber die erwachſene Comteſſe denkt gewöhnlich anders, oder tritt wenigſtens in andere Verhältniſſe, die ſie nöthigen, ſich von der Geſpielin ihrer Jugend zurückzuziehen; das thut denn natürlich der Unadeligen weh, das macht ſie unglücklich. Sie, die vielleicht beſtimmt iſt, die kleine enge Wirthſchaft eines bürgerlichen Kanzeliſten zu führen, tritt aus einem frohen glänzenden Cirkel, wo ſie Arm in Arm mit Gräfinnen und Baroneſſen das Leben durchflatterte, in die ſtille beſchränkte Wohnung eines Gatten, der ſich tief bückt, wenn eine der vormaligen Jugendfreundinnen ſeiner Gattin an ihm vorüber fährt.

Es gehört in der That mehr Kraft dazu, als man bei einem Mädchen gewöhnlich vorausſetzen darf, um ſich ohne Murren und Seufzen in das beſchränktere Verhältniß zu finden. — Auch wenn ſie nicht heirathet, wird ihr ſelten das Haus ihrer Eltern wieder das werden, was es vormals war. Kurz, dieſe gemiſchten Inſtitute ſind fähig, den Keim einer Untugend zu entwickeln, der ohnehin bei Frauenzimmern leichter gedeiht, als bei Männern, ich meine den Neid.

Frankfurt am Mayn.

Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich Ihnen den Römer beſchreiben ſoll, auf welchem der neue Kaiſer zu ſpeiſen pflegt? oder die goldene Bulle? oder die Pantoffeln Karls des Großen? Auf dem Römer ſind ringsumher alle Kaiſer, die ſeit Anbeginn des heil. Römiſchen Reichs gekrönt worden, in ſchmalen Niſchen abkonterfeit; aber ſo ſchmal auch die Niſchen ſind (denn wirklich hat hier kein gemalter Kaiſer ſo viel Platz, als eine Schildwache in ihrem Häuslein), ſo iſt dennoch für einen künftigen Cäſar kein Plätzchen mehr übrig: welcher Umſtand dem Großprahler Cüſtine, als er hier war, die Prophezeihung inſpirirt haben ſoll, der jetzige Kaiſer werde der letzte ſeyn. Ei nun! die Franzoſen haben ja den lieben Gott wieder in ſeine Rechte eingeſetzt, ſo werden ſie ja auch wohl in Anſehung des Deutſchen Kaiſers ſich eines Beſſern beſinnen.

Die Domkirche enthält einige hübſche Gemälde, vorzügliche aber nicht; denn wenn ſie das wären, ſo hätten die kunſtliebenden Franzoſen ſie — mitgehn heißen. Ein alter, derber, Deutſcher Ritter in Stein gehauen, Günther von Schwarzburg, hat mir am beſten gefallen. Man kann in der That die Deutſche Kraft nicht anſchaulicher ausdrücken. — Vom Frankfurter Theater laſſen Sie mich ſchweigen. Ich habe einen ſehr wackern Schauſpieler geſehn, er heißt Werdy, und eine Madame Müller, von der es wohl mit Recht heißt: es giebt der Madame Müllers viele, ſehr viele in der Welt. Ihr größter Fehler war Gemeinheit. Man hat ſeit Kurzem neue Hoffnungen für die hieſige Bühne erregt, indem man einen verdienſtvollen Mann (Herrn von Meyer, Verfaſſer eines bekannten Gedichts Tobias) zum Intendanten derſelben ernannt hat; aber — er darf, ohne Zuziehung des Committé, weder gute Schauſpieler annehmen, noch ſchlechte verabſchieden, und folglich laborirt die neue Organiſation abermals an einem Grundübel. —

Die fremde und einheimiſche ſchöne Meßwelt hat hier einen weit angenehmern point de réunion, als in Leipzig, nehmlich keine offene, jeder Witterung ausgeſetzte Straße, wie in Auerbachs Hof, ſondern ein ſehr geräumiges Gebäude, in welchem alle Waaren des Luxus ein großes Viereck füllen, deſſen bunter Schmuck faſt zu jeder Tageszeit durch eine noch buntere Menge belebt wird.

Darmſtadt.

Das Monument, welches Friedrich der Große hier ſeiner Freundin errichtet hat, entſpricht der Erwartung nicht. Es iſt einfach niedlich: vom König hätte ich etwas einfach Großes zu ſehn gewünſcht. Ohne die berühmte Inſchrift würde man wohl nie von dieſem Denkmählchen geredet haben. Und ſelbſt dieſe Inſchrift — es möchte Leute geben, in deren Augen ſie kein Compliment für die Landgräfin wäre. Foemina sexu, ingenio vir. Dem Geſchlecht nach ein Weib, ein Mann an Geiſt. Alſo mit andern Worten, ein Mittelding von Mann und Weib. Man weiß längſt, daß dieſe Miſchung keins von beiden Geſchlechtern liebenswürdig macht. Ein männliches Weib gefällt eben ſo wenig als ein weibiſcher Mann. Von einem Frauenzimmer ſagen, von Geiſt ein Mann, iſt eben ſo viel als einer Blume nachrühmen: an Geruch eine Eiche.

In der Bergſtraße.

Zum erſten Mal bin ich durch dieſen Garten von Deutſchland gefahren, in dem gleichſam die Vergangenheit auf den Hügeln weilt und der ſchönen Gegenwart zuſieht, wie ſie ihr fruchtbares Weſen treibt. Wie ſich doch Alles in der Welt ändert! Die Raubſchlöſſer, die vormals durch ihren Anblick dem Wanderer nur Schrecken einjagten, ergötzen ihn jetzt durch ihre maleriſchen Ruinen.

O, dacht' ich, möchte unſern Enkeln in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts die Ruhe wieder lächeln, wie die ſchöne Natur dem heutigen Pilger in der Bergſtraße: möchten dann die Greuel der Revolutionen nur noch wie jene Ruinen von umnebelten Bergen ihnen ſchimmern, und, durch das Andenken an jene Schauer, das Gefühl der glücklichen Gegenwart nur erhöhen. — Sie ſehen, geliebte Freundinn, ich dachte, wo ich nur fühlen ſollte: ein Beweis, daß ſelbſt dieſe Zauber der Natur, von welchen der Reiſende einen ganzen Tag lang umweht wird, mir noch keinen reinen Genuß gewährten. Ach! was iſt Genuß ohne Mittheilung! Ich meine, wir unterſcheiden uns vorzüglich dadurch von den Thieren, daß ſelbſt die gröbern Genüſſe, Eſſen und Trinken, den größten Theil ihres Reizes für uns verlieren, wenn nicht geſellige Liebe ſie theilt. Der gute gebildete Menſch kann nicht allein genießen. Alles, worauf ich in meinem Leben mich am meiſten gefreut habe, Alles was in meinem Leben mir die meiſte Freude gemacht hat, ging immer von Andern aus, oder zu Andern über. In dem Auge eines geliebten Gegenſtandes Vergnügen ſchaffen, iſt ja wohl wahrhaftig ein göttliches Vergnügen; denn, der uns ſchuf, kannte kein anderes. — Ich, der nichts mehr habe als die Erinnerung, der ich noch obendrein alle Augenblicke die Vernunft mit Ketten nachſenden muß — ich verließ die ſchöne Bergſtraße wie ein Tauber ein Concert.

Heidelberg.

Wenn ein Unglücklicher mich fragte, wo er leben müſſe, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrücken, ſo nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen ſolle, um jede Freude des Lebens friſch zu kränzen, ſo nenne ich ihm abermals Heidelberg. Romantiſche Lage, milde Luft, biedre Menſchen, Zwangloſigkeit, bequeme Wohnungen, Wohlfeilheit: welche Vortheile! und doch bei weitem noch nicht alle; denn einen der größten gewährt Heidelberg noch als Nachbarin ſo mancher ſchönen angenehmen Stadt, ſo manches freundlichen Städtchens. Will der Leidende mit ſeinem Gram allein ſeyn. — und das möchte er ja anfangs immer! — ſo wandelt er am reizenden Ufer des Neckar, oder auf den üppigen Bergen, oder in den majeſtätiſchen Ruinen des Schloſſes, oder er macht kleine Excurſionen nach Weinheim, Heppenheim ꝛc. Hat aber erſt ſein Kummer aus dem Gebiethe der Verzweiflung ſich entfernt, darf er Menſchen und Menſchengewühl nicht mehr ſcheuen, ſo kann er meiſtens in einem halben, höchſtens in einem ganzen Tage, in Manheim, Stuttgart, Frankfurt am Main, im Theater ſich erluſtigen, er kann in Darmſtadt, Heilbronn, Bruchſal, Hanau, Speier, Worms, Oppenheim, Offenbach, kurz links und rechts, und überall, Zerſtreuung finden. Heidelberg ſelbſt beſitzt der kleinen Merkwürdigkeiten ſo manche. Die Ruinen des Schloſſes ſind einzig; die Ausſichten wecken dort Gedanken an das beſſere Leben. Die alten unterirrdiſchen Gänge beſchäftigen eine rege Einbildungskraft. Sie ſollen nach der Stadt führen, werden aber, um der Gefahr willen, weislich jetzt verſchüttet. Vor einigen Jahren verſank ein Emigrant, der ſeinem Führer vorausgeeilt war. Glücklicher Weiſe war er kurz vorher von einigen Knaben bettelnd verfolgt worden; ſie hatten ſich die Gegend gemerkt, in welcher er verſchwunden war, man zog ihn wieder heraus. Er erzählte, er ſey in dem Gange eine große Strecke fortgewandelt, weil er in der Ferne mancherlei Geräuſch gehört, das aus der Stadt über ihm herunter tönte. Endlich vernahm er das Geſchrei der Suchenden, und kehrte um. Auch ein Seiltänzer, der vor Kurzem auf dem Markte Pfähle einſchlug, um ſein Seil daran zu befeſtigen, fand denſelben Gang, in dem noch alte Waffen roſteten. — Das famöſe Heidelberger Faß iſt eine elende Merkwürdigkeit, die nicht einmal durch ihr Alterthum intereſſirt; denn das alte Faß iſt auseinander gefallen, und Kurfürſt Karl Theodor hat ſich durch Erbauung eines neuen — nicht verewigt. Indeſſen rathe ich doch jedem Reiſenden, in den Keller zu gehen; denn er findet etwas, das er nicht ſucht, und das ihn wie mich ergötzen wird. Es iſt nehmlich die hölzerne Bildſäule eines ehemaligen Hofnarren, Clemens genannt. Ja, das iſt eine wahre Hofnarren-Phyſiognomie: in dieſem Individuum erkennt man auf den erſten Blick die Gattung. Nicht ſowohl Witz (dem man keine Wahrheit verzeiht), als Jovialität (der man nichts übel nimmt) lebt und ſpricht in und aus dieſem Geſichte. In dem Munde dieſes Wohlgenährten wird Alles zum Scherz, wohl zum treffenden, aber nie zum bittern Scherz. Ja wahrhaftig, ich möchte einen ſolchen Narren um mich haben, und ich verdenke es allen gekrönten Häuptern, daß ſie die nützliche Mode haben abkommen laſſen. Die Bildſäule des ehrlichen Clemens ſcheint ihrem Untergange ziemlich nahe. Es wäre in der That Schade darum. Mir hat ſeine bloße Phyſiognomie einen heitern Augenblick gewährt, und ich möchte ihn weit lieber ins Leben zurückrufen, als die berühmte Dame Morata aus Ferrara, deren Denkmahl Sie in der Peterskirche finden. Sie ſtarb im neun und zwanzigſten Jahre, und hat, Trotz ihrer Jugend, mehrere gelehrte Sprachen verſtanden, und zu Heidelberg Collegia geleſen. Auch von ihrem Manne, einem gewiſſen Gründler, iſt in der Inſchrift nebenher die Rede. Sie wiſſen, ich liebe die Frauenzimmer nicht, die ſo gelehrt ſind, daß ſie ihre Männer dadurch zu einem Nebenher machen. — Wenn Sie, liebe Freundin, jemals nach Heidelberg kommen, ſo werden Sie vielleicht nach dem Wolfsbrunnen fragen, der ſo berühmt und ſo lieblich war, und an dem auch unſer guter König einſt gefrühſtückt haben ſoll. Ja, damals wölbten ſich noch dreihundertjährige Linden zu einem Tempel über dem Brunnen zuſammen, und ihre Zweige waren ſo dicht in einander verwachſen, daß man ſich ihrer wie des Fußbodens zum Gehen bedienen, daß man Tiſche und Stühle darauf ſetzen und in der grünen Dämmerung ein fröhliches Weſen treiben konnte. Die fremden Damen (ſo erzählen die Nachbarn) ſaßen oben in den Bäumen mit Büchern oder Strickſtrümpfen, oder ließen wohl gar ein Klavier darauf ſtellen, die Herren lauſchten mit Flöten in den dickbelaubten Aeſten; unten in der kühlen Nacht wurde Kaffee und Thee gekocht; die Quelle murmelte heimlich und unſichtbar hinter der grünen duftenden Wand. Nach alle dem dürfen Sie jetzt nicht mehr fragen. Sie finden nichts als ein viereckiges Baſſin von Baumſtrünken umgeben. Alle die prächtigen Linden ſind vor wenigen Wochen abgehauen worden. Wer hat das befohlen! rief ich empört. *Die Kurfürſtliche Hofkammer*, war die Antwort. Die dicken Bäume geben ſchönes Holz und — *die Forellen im Brunnen konnten den allzukühlen Schatten nicht vertragen.* — Nun, ſo wollt' ich, daß jeder Hofkammerrath, der zu dieſem Raube an der ſchönen Natur gerathen hat, jährlich ein paarmal am heißeſten Sommertage, in der Gluth der Mittagsſonne lechzend, vergebens nach einem ſchattigen Plätzchen umherirren müßte. — O, es iſt nicht die einzige Sünde, welche der kameraliſtiſche Geiſt, der nie über einem ſolchen Paradieſe ſchweben ſollte, hier auf ſich geladen, oder wenigſtens auf ſich laden wollen. Die herrlichen Ruinen des Ritterſaales hat man wollen abbrechen laſſen, um die Steine zu verkaufen. Den Garten zu Schwetzingen hat man zu Kartoffelländereien verpachten wollen, weil er zu viel zu unterhalten koſtet. Das heißt einen Dichter zum Rechenmeiſter machen. Zum Glück iſt gegen beides wirkſam proteſtirt worden.

Mit dem Ritterſaal würde man das alte Schloß ſeiner ſchönſten Zierde berauben; und wenn Schwetzingen viele Koſten verurſacht, ſo lockt es hingegen auch eine Menge verzehrender Fremden. O, wenn doch jede Hand verdorrte, die etwas zerſtören will, woran gute Menſchen Jahrhunderte lang Freude hatten! — Ehe wir Heidelberg ganz verlaſſen, muß ich Sie noch auf die ſchöne Brücke führen, die im Jahr 1783 oder 84 durch eine Waſſerfluth weggeriſſen wurde. Damals blieb, zum großen Jubel aller gläubigen Seelen, der Heil. Johannes ganz allein auf einem iſolirten Pfeiler ſtehn. Trotz dieſem unleugbaren Wunder, hat der gute Heil. Johannes auf der neuerbauten Brücke dennoch der blinden Heidin Minerva weichen müſſen! Ihr gegenüber ſteht die Bildſäule des Kurfürſten Karl Theodor. Bei einem im letzten Kriege vorgefallenen Gefecht auf dieſer Brücke, iſt ſie ziemlich von Kartätſchenkugeln gemißhandelt worden, und qualificirt ſich daher jetzt vollkommen zu einem Sinnbilde des Deutſchen Reichs.

Mauren

Man kann in der Geographie ziemlich bewandert ſeyn, ohne eben dies Städtchen oder Dorf (ich erinnere mich nicht recht, was es eigentlich war) zu kennen. Es iſt die erſte Station zwiſchen Heidelberg und Stuttgart, und iſt mir bloß durch eine alte unglückliche Frau merkwürdig geworden. Ich zähle es unter die ſchönſten Vorrechte eines vielgeleſenen Schriftſtellers, daß er dann und wann, durch ein Wort zu rechter Zeit geſprochen, das Elend aus den finſtern Winkeln hervorziehen, und in die milden Strahlen des Mitleids ſtellen kann. Als ich in die Stube des Poſthauſes trat, ſah ich ein achtzigjähriges blindes Mütterchen am Ofen ſitzen, das ein Stück Brot mühſam im Munde zerdrückte und ein kleines Glas Wein dabei trank; neben ihr ſtand eine Krücke. In ihrer Jugend mußte die Frau ſchön geweſen ſeyn: ihre noch immer einnehmende Phyſiognomie und der ſtille Gram, der darüber ſchwebte, machten ſie mir intereſſant. Ich fragte die Poſthalterin, ob es ihre Mutter ſey? Ach nein, verſetzte dieſe; es iſt eine ſehr arme blinde Frau, die ſich von fremden Wohlthaten nähren muß, und dann und wann zu uns kommt; wir thun dann an ihr, was wir können. — „Aber ſie bettelt ja nicht.“ — Nein, betteln thut ſie nie; wer ſie kennt, giebt ihr. — Ich näherte mich der Alten: Sind Sie ſchon lange blind? hob ich an. — Noch vor Kurzem, ſagte ſie, habe ſie einen Schimmer gehabt; jetzt ſey auch der verſchwunden, und ſie könne noch immer nicht ſterben. — Trotz dem Antheil, den ich an ihr zu nehmen ſchien, bettelte ſie doch nicht. Das rührte mich; ein Wort gab das andere: ſie erzählte mir ihre traurige Geſchichte. Sie war im Hannöveriſchen an einen Prediger verheirathet, hatte liebe Kinder, und lebte glücklich. Da kam der ſiebenjährige Krieg, mit ihm Noth und Elend. Sie verlor alles Ihrige, ſie darbte und behielt frohen Muth. Sie ſah ihre Kinder ſterben und hielt ſich noch aufrecht. Endlich ſtarb auch der Mann: das warf ſie nieder. Eine lange Krankheit fraß den Reſt ihres Vermögens. Nackt und blos mußte ſie ihren Wohnort verlaſſen. Man rieth ihr, zu ihrem Schwager zu gehen, der Appellationsrath in Darmſtadt war. Sie kannte ihn nicht, ein wunderlicher Heiliger ſollte er ſeyn; ſie wagte es, weil die Noth ſie drang. Von armen Freunden kärglich unterſtützt, (denn, ſagte ſie, niemand hatte mehr, etwas zu geben) brachte ſie die Reiſekoſten auf und kam mit dem Poſtwagen nach Darmſtadt. Bebend tritt ſie vor die Thür ihres Schwagers. Eine Magd empfängt ſie verlegen, weiſ't ihr jedoch ein gutes Zimmer an und bringt ihr Erfriſchungen. Sie bleibt mehrere Stunden allein; kein Schwager läßt ſich ſehen. Gegen die Nacht trägt die Magd ein gutes Abendeſſen auf; ſie aber kann vor Bangigkeit und Wehmuth nicht eſſen, ſondern frägt nur immer nach ihrem Schwager. Morgen, morgen, ſagt die Magd, die ihre Aengſtlichkeit gewahr wird und theilt: ſchlafen Sie nur erſt ruhig aus. Sie bedürfen der Erquickung. Sie ſchläft nicht. Der Morgen kommt, da tritt das ſämmtliche Hausgeſinde zu ihr herein und bekennt ihr weinend, der Schwager ſey vor vierzehn Tagen begraben worden, und habe durch ein Teſtament ſein ganzes anſehnliches Vermögen zu milden Stiftungen vermacht. — Hier fing die Frau bitterlich an zu weinen: ich kann noch immer nicht ſterben! ſagte ſie. — Mir iſt eingefallen, wie ſie in die Gegend kam, in der ſie nun ſeit faſt funfzig Jahren hungert und nicht ſterben kann. Von Heidelberg aus wurde ſie lange unterſtützt; aber ſeit anderthalb Jahren erhält ſie auch von dort nichts mehr. Da ſie nun nicht bettelt, ſondern nur ſo ſtill da ſitzt, ſo wird ihre Jammergeſtalt oft überſehen, und ſie erhält wenig. Im Geſpräche iſt ſie etwas weitläuftig; aber ſie erzählt gut und zuſammenhängend, und die Frau von Erziehung iſt ihr ſogleich anzumerken. Was man ihr giebt, nimmt ſie mit verſchämtem Anſtand, und dankt herzlich ohne Kriecherei. Ihr Wunſch zu ſterben, ihr Gebet um den Tod ſind äußerſt rührend. — O, wie gern will ich dem Poſthalter verzeihen, daß ſeine Pferde auf dem Acker waren, und ich über die Gebühr bei ihm aushalten mußte, wenn dieſe kurze und ſchmuckloſe Erzählung die Veranlaſſung wird, daß gefühlvolle Menſchen, die des Weges reiſen oder nicht reiſen, die arme blinde Frau unterſtützen! Lange wird ſie ihren Wohlthätern ja ohnehin nicht zur Laſt fallen; bald wird Freund Hayn ihren ſehnlichen Wunſch erfüllen, und ſie ſanft zu ihrem Gatten, zu ihren Kindern geleiten. —

Große Armuth und mehr Aufklärung unter dem Landvolke, als nöthig iſt, hat der Krieg in dieſer Gegend hinterlaſſen. Häufige Bettelei zeigt von jener; ein Geſpräch zwiſchen zwei Bauern, die bei Wein und Käſe ſaßen, mag von dieſer zeigen. Seit dem unſeligen Kriege, ſagte der eine, ſey es viermal ſchlechter zu leben, als vorher; die Menſchen wären gar nicht mehr dieſelben, keiner helfe dem andern, jeder denke nur an ſich. (Ja wohl iſt der kraſſeſte Egoismus ein Zeichen unſerer Zeit!)

Neckargmünd.

Als ich durch das Thor dieſes Städtchens fuhr; hatte ich von neuem Gelegenheit, einen alten Wunſch zu wiederholen, daß nehmlich doch alle diejenigen, welche öffentliche Inſchriften ſetzen wollen, jemanden zu Rathe ziehen möchten, der die Sprache verſteht. Ueber dem Thore von Neckargmünd ſtehet geſchrieben: Zu Ehren dem Vater des Vaterlandes, zur Zierde der Stadt, heilig dem Volke. Von dieſer Inſchrift kann nur der mittelſte Satz einleuchten, wenn nehmlich das Thor ſchön gebaut iſt. Warum ſoll es aber dem Vater des Vaterlandes zur Ehre gereichen? Es iſt ja keine Ehrenpforte. Und warum ſoll es dem Volke heilig ſeyn? Das letztere iſt ganz unverſtändlich, und kann höchſtens bedeuten, daß man den Thorſchreiber nicht um das Sperrgeld betriegen ſoll.

Sinzheim.

Dies Städtchen gehört jetzt dem Fürſten von Leiningen, der ein guter Fürſt ſeyn muß, weil ich überall mit Liebe von ihm ſprechen höre. Beſonders zugethan ſcheint man dem Erbprinzen, deſſen bloße Erwähnung auf alle Geſichter ein freundliches Lächeln lockt. Warum kann ich nicht daſſelbe von allen Staaten ſagen, durch die ich gereiſt bin! In dem einen herrſcht Furcht mit eiſernem Scepter; in dem andern erkennt man gleichgültig die wahren Verdienſte eines Regenten, weil er ſich zu abgeſondert von ſeinem Volke hält, mit zu viel Ernſt ſeine Wohlthaten ſpendet; hier ein Ländchen, wo man den kleinen Deſpoten verwünſcht, dort ein anderes, wo die Menſchenſcheu des

Fürſten ihm die Herzen entfremdet; u. ſ. w. Wie wohl thut es nach allen dieſen und noch manchen andern Erfahrungen, wenn man die Menſchen im Leiningiſchen ſo heiter, ſo herzlich von ihrem Erbprinzen ſprechen hört! Jammerſchade, daß die Großen dieſer Erde die ſchöne Gewohnheit haben abkommen laſſen, dann und wann verkleidet unter ihren Unterthanen zu wandeln! Wie manche bittere aber heilſame Lehre würde der — und der — und der — empfangen! Wie manchen Segen würde unſer Friedrich Wilhelm von Lippen hören, welche ſonſt in ſeiner Gegenwart die Ehrfurcht verſchließt.

Wieder zu dem Fürſten von Leiningen zurückzukehren: ſo gefällt es mir doch nicht, daß er den Franciskanern ihr noch unverkauftes Kloſter wieder eingeräumt hat. Politiſch hat er freilich gehandelt; denn er gewann dadurch die vielen bigotten Seelen, an denen ſeine neuen Staaten Ueberfluß haben. Ich hätte auch ſonſt nichts dagegen, wenn es nur nicht eben Franciskaner wären, dieſe unnützen Bettelmönche, die mit aller ihrer kraſſen Ignoranz wieder eingezogen ſind, und auch bereits wieder einen Novizen angenommen haben. Dies

Volk gleicht dem Schwamme in einem hölzernen Gebäude, der um ſich frißt, bis alles verzehrt iſt; nur der Schwamm gedeiht und wächſt ungeheuer.

Heilbronn.

Immer erregt es in mir eine angenehmſchauerliche Empfindung, ein Blatt Papier oder Pergament zu ſehen, welches von irgend einem berühmten Biedermann aus alter Zeit eigenhändig beſchrieben worden. Meine Phantaſie mahlt mir dann ſeine Geſtalt ſo lebhaft: auf dem Platze, wo ſeine Hand ruhte, ſeh' ich ſeine Hand wirklich; die Züge ſeines Geſichts finde ich gleichſam in den Zügen ſeiner Schrift. Darum freute ich mich, nach Heilbronn zu kommen; denn ich wußte, daß in dem dortigen Archive noch eigenhändige Briefe von unſern Deutſchen Helden Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen aufbewahrt werden. Ich ſandte daher gleich am andern Morgen zu dem Archivarius, mit der Bitte, mir einen Beſuch zu verſtatten. Dieſe Bitte wurde zwar mit aller Höflichkeit gewährt; aber — ich rathe Ihnen, wenn Sie jemals nach Heilbronn kommen, ſich vorher wohl zu erkundigen, ob der ächte und rechte Archivarius auch bei der Hand ſey. Diesmal war er leider verreiſt, und ſein Stellvertreter wußte durchaus weiter gar nichts, als daß er ein Paar Gewölbe voll weißer Schränke [illegible] zeigen habe. Guten Willen muß ich ihm [illegible]hrühmen; denn er ſuchte mit großer Aengſtlichkeit nach dem, was ich zu ſehen begehrte, aber vergebens. Er geſtand endlich ſein Unvermögen ein, und ich ſelbſt war froh, daß er ſeine Leitern nur wieder bei Seite ſetzte. Ich kann Ihnen daher von dem Heilbronner Archiv nichts weiter ſagen, als daß viel Papier und Pergament darin befindlich iſt.

Kann ich die Briefe nicht ſehen, dachte ich, ſo will ich wenigſtens den alten Thurm beſuchen, worin Götz v. Berlichingen gefangen ſaß; ich will auf derſelben Stelle gehen und ſtehen, wo dieſer rauhe Biedermann den Hohn der Heilbronner Rathsherren erduldete. Dieſen Thurm, meinte ich, werde jedes Kind mir nachweiſen können; aber da irrte ich ſehr. Wenigſtens ein Dutzend Menſchen von allen Ständen wurden befragt, die alle nicht begriffen, wovon die Rede ſey, und von welchen keiner den ehrlichen Götz jemals hatte nennen hören. (Alſo auch nach Jahrhunderten gilt noch die traurige Wahrheit, daß ein berühmter Mann, da, wo er einſt wandelte, vergeſſen wird. Ach! alles Große und Gute wirkt der Menſch nur in die Ferne hinaus; die ihn umgeben, ſehen es gleichgültig, oder wollen es gar nicht ſehen. — Endlich fand ſich doch ein Häſcher, der mir den Thurm zu zeigen verſprach. Er ging, holte eine Menge Schlüſſel, führte mich in einen der ſchmutzigſten Winkel der Stadt zu einem alten viereckigen Thurme, mehrere abſcheuliche Hühnertreppen hinauf, bis auf die Platteforme, die eine ſchöne Ausſicht gewährte. Aber, wo iſt Berlichingens Kerker? — Er erbot ſich, mir ihn aufzuſchließen: es ſäßen aber eben zwei Uebelthäter darin. — Wie? der Kerker wird noch gebraucht? — Allerdings! — Wird nicht als ein intereſſantes Denkmal des Alterthums behandelt? — Ach nein, es fehlt an Platz. Man hat ihn ſogar abgetheilt, um noch mehr arme Sünder hineinſperren zu können. — So, nun habe ich genug. Die Thür des Kerkers betrachtete ich von außen; ſie war im oberſten Stockwerk des Thurms und ſehr niedrig. Götz, der ſich bekanntlich ſehr ungern bückte, muß beim Hineintreten ſich gewaltig gebückt haben. — Unmuthig ſtieg ich wieder hinab. Wohl Schade, daß auch Jahrhunderte nicht im Stande waren, dem Magiſtrat von Heilbronn achtungsvollere Geſinnungen gegen Götz von Berlichingen einzuflößen!

Was ich ſonſt noch von dieſer alten Stadt Ihnen zu ſagen weiß, iſt blutwenig. In einer Kirche finden Sie die zwölf Apoſtel — rathen Sie einmal als was? — als Karyatiden! wahrhaftig, als Karyatiden! Sie tragen ganz geduldig die Säulen des Gewölbes, vielleicht als ein Symbol der chriſtlichen Gelaſſenheit. — An einem Hauſe leſen Sie in großen Buchſtaben: daß Carl der Fünfte ſich im Monat December in einer Sänfte hineintragen laſſen (vermuthlich, weil er krank war), und daß er im Januar zu Pferde wieder herausgeritten, (vermuthlich, weil er geſund geworden.)

Stuttgard.

Ich habe in Stuttgard das Theater beſucht. Der Saal iſt nicht impoſant, und wird noch durch eine ſehr ſchmutzige Lampe verunziert, die in der Mitte herabhängt. Man gab die Oper Achilles, in welcher ich einen braven Tenoriſten hörte, der Krebs heißt, ein

ſchöner

ſchöner Mann, und, was man ſo ſelten beiſammen trifft, zugleich ein guter Schauſpieler iſt. Die Chöre gingen gut, wurden auch lebhaft geſpielt. Das Orcheſter, unter Kranzens Direktion, war vortrefflich. Alles übrige verdient keine Erwähnung. — Daß Stuttgard eine berühmte Bibelſammlung beſitzt, können Sie überall leſen; das Bibelſammeln iſt eine Liebhaberei, von der ich nichts begreife.

Hechlingen und Duttlingen.

Faſt mit derſelben Empfindung, mit der ich am letzten Orte das Bächlein anſah, welches der Donau ſeinen Nahmen giebt, und fernerhin als ein majeſtätiſcher Fluß zwiſchen blühenden Ufern ſich fortwälzt, faſt mit derſelben Empfindung betrachtete ich zu Hechingen das alte Schloß Hohenzollern, die Stammburg unſers guten Königs. Dort oben war es alſo, wo die reine heitere Bergluſt das Geſchlecht ſeiner Ahnherrn ſtark und wacker machte, daß es ſeine Tugenden forterben konnte, bis auf unſere Zeiten. Hier alſo iſt das Bächlein entſprungen, das, jetzt ein mächtiger Fluß, ſo herrlich zwiſchen geſegneten Ufern ſtrömt! — In ſtille, mannichfaltige Betrachtungen verſunken, ſah ich lange mit unverwandtem Blick hinauf; der Mondſchein kam meiner Phantaſie zu Hülfe, und ich glaubte endlich, den behelmten Kopf des alten Thaſſilo zu ſehen, der über die grauen Mauern herabſchaute. — Ja, wenn er das könnte, die Freude möchte ich ihm gönnen! —

Zürich.

Sie ſehen, ich bin in der Schweiz. Erwarten Sie aber gar keine mahleriſche Beſchreibung der großen Naturſchönheiten, die ich hier geſehen habe. Der Reiſen in die Schweiz giebt es bei Dutzenden, gute, mittelmäßige und ſchlechte, und es läßt ſich über die Naturwunder dieſes Landes nicht allein nichts Neues mehr ſagen, ſondern es wäre auch von Anbeginn beſſer geweſen, man hätte gar nichts darüber geſagt. Denn — aufrichtig geſtanden — hat noch je die Beſchreibung einer ſchönen Gegend, wäre ſie auch von Meiſterhand, Ihnen ein deutliches Bild vor die Seele geſchoben? — Mir nie. Man kann mir freilich einen See, deſſen Ufer mit lieblichen Landhäuſern beſäet iſt, zur Rechten hinmahlen, man kann mir die Kette des Jura-Gebirges zur

Linken zeigen,' den Montblanc in den Hintergrund ſtellen, u. ſ. w.; man kann ſich der poetiſchen Bilderſprache dabei bedienen: in meiner Phantaſie wird man doch immer nur ein verwirrtes Bild von allen dieſen Gegenſtänden wecken; verwirrt und nicht einmal ähnlich ſchwimmt es vor mir herum, und ich ſuche vergebens es feſtzuhalten. Darum war ich von jeher ein Feind von allen ſolchen Beſchreibungen. Die Schweiz muß man ſelbſt ſehen, ſo wie man ein Concert ſelbſt hören muß. Wer mir mit Worten Gegenden mahlt, der thut noch weniger, als der, der mir eine Symphonie vorträllert. Ich kann und will alſo weiter nichts von der Schweiz ſagen, als daß ich hier und da auf Stellen geſtanden habe, auf denen vermuthlich der liebe Gott ſtand, als er nach der Schöpfung die Welt anſah und ſagte: ſie iſt gut. Der Rheinfall hat meine Erwartung nicht übertroffen, aber in einem hohen Grade befriedigt. Manche Reiſende hatten mir die Wirkung ſeines Anblicks geringer ſchildern wollen, als ich ſie wirklich fand. Es iſt ein imponirendes Schauſpiel, an deſſen Beſchreibung ſich keine Feder wagen darf. — Die Gegend um Zürich hat mir ſehr gefallen, vielleicht doch nur mehr als alle übrigen, weil der Aufenthalt durch gute Menſchen mir intereſſant wurde. Die Ausſicht vom Bürgeli über den See nach den Schneekoppen iſt ſehr reizend. Faſt noch reizender, wenigſtens noch mannichfaltiger, iſt die aus den Zimmern des Gaſthofes (zum Schwerdt), welche ich bewohnte. Man hat dieſer Ausſicht im Vorbeigehen ſchon oft erwähnt; ich will Ihnen etwas umſtändlicher — nicht beſchreiben (davor behüte mich Gott!) ſondern nur aufzählen, was Sie alles ſehen. Das Zimmer iſt ein Eckzimmer. Oeffnen Sie ein Fenſter linker Hand, ſo ſehen Sie unter ſich den Fluß, die Limmat, und eine ſehr breite Brücke darüber, welche zu beiden Seiten mit dichten bunten Reihen von Gemüſe- und Obſtverkäuferinnen beſetzt iſt; zwiſchen denſelben ſpazieren die franzöſiſchen Chaſſeurs herum, deren Wachthaus Sie jenſeits der Brücke gewahr werden, Sie glauben nicht, welch ein Leben und Gewimmel auf dieſer Brücke herrſcht. Links hinunter erblicken Sie längs dem Fluſſe zwei lange Straßen, und einen Theil der Stadt. Oeffnen Sie das Fenſter rechter Hand, ſo haben Sie unter ihren Füßen einen freien ſehr lebhaften Platz, und gerade vor ſich den Züricher See, von lachenden Landhäuſern eingefaßt, die wiederum von den Alpen begränzt ſind, über denen ſich wiederum die Schneekoppen erheben. Dies Amphitheater, aus ſanfter und rauher Natur zuſammengeſetzt, mit dem Menſchengewimmel gerade unter ſich, iſt einzig. — Die herrlichen Spaziergänge um Zürich würden ſelbſt einen Podagriſten zum Spazierengehen verleiten. Geßners Denkmahl iſt ſo einfach und ſchön erfunden, daß man einer Thräne ſanfter Wehmuth ſich kaum erwehren kann. Schade nur, daß die franzöſiſchen Chaſſeurs, die eben jetzt keine andere Gelegenheit haben, ihre Namen zu verewigen, ſich bemühen, es auf dieſem Marmor zu thun. An vielen Stellen fand ich das dreizehnte Regiment der Chaſſeurs angekritzelt, was ſich denn freilich zu dieſer Idyllenwelt paßt, wie eine Flinte zu einem Roſenſtrauch. Auf der Bibliothek — nun, da ſtehen viele Bücher. Mehr kann ein gewöhnlicher Reiſender wohl ſelten von einer Bibliothek ſagen. Ein Paar eigenhändige Briefe von der berühmten und unglücklichen Johanna Gray haben mich intereſſirt. Sie ſind in Religionsangelegenheiten, in ſehr gutem Latein, und ſo ſchön geſchrieben, als habe ſie jeden Zug dem Schreibmeiſter nachgemahlt.

Lavaters phyſiognomiſches Kabinet habe ich nur flüchtig geſehn. Das Merkwürdigſte darin ſind nicht ſowohl die vielen Geſichter, welche er geſammelt hat, als vielmehr die Unterſchriften, mit welchen er jedes bedeutende oder unbedeutende Geſicht beehrte. Man kennt ſeinen umwölkten Lapidarſtyl. Zuweilen ſcheint es ihm viel Mühe gemacht zu haben, recht viel Seltſames in dunkle oder neugemachte Worte zuſammen zu preſſen. — Die Stimmung der Schweizer gleicht überall noch immer einem wogenden See, aus dem ein unterirdiſches Feuer plötzlich Klippen hervorgetrieben, an denen die eingeengten Wellen jetzt ohnmächtig ſchäumen. Die Wände der Wirthshäuſer ſind oft mit bittern Ein- und Ausfällen bekritzelt, die zuweilen nicht ohne Witz ſind. Den heftigſten Haß nähren die Schweizer gegen den General Andermatt, den Bombardierer von Zürich. Er lebt auf ſeinem Landgute ruhig, weil die tiefſte Verachtung ihn ſchützt. Auf die Ruſſen ſind ſie auch nicht gut zu ſprechen. Sie rühmen dem General Korſakoff nach, daß er die Bibliothek fleißig beſucht, und ſich für die Wiſſenſchaften intereſſirt habe; übrigens aber halten ſie ihn für keinen geſchickten General. Als man ihm rapportirte, die Franzoſen hätten bereits einen Berg beſetzt, der Zürich dominirt, ſagte er: tant mieux! c'est là que je les attendois. Gleich darauf mußte er aber retiriren, und wußte nicht einmahl, aus welchem Thore er ſeine Flucht bewerkſtelligen ſollte; die Züricher mußten ihm den Weg zeigen. Seine Bagage ging dennoch verloren; die Franzöſiſchen Huſaren machten große Beute, und hatten der beſchwerlichen Laubthaler ſo viele in ihren Mützen, daß ſie gern zehn bis funfzehn für einen Louisd'or in Golde gaben, weil ſie das Gold leichter fortbringen konnten. — In der That muß man hierher nach Zürich reiſen, um aus jedem Munde eine Menge von merkwürdigen Anekdoten zu hören, die gar nicht bekannt geworden ſind, und dennoch ein helles Licht auf die damaligen Begebenheiten werfen.

Baden, in der Schweiz.

Hier fand ich eine Verordnung des Sittengerichtes angeſchlagen, die eben kein

Kompliment für den Geiſt unſerer Zeit iſt. Sie ſoll im Ganzen eine anſtändigere Beobachtung der Sonntagsfeier einſchärfen: ſie verbietet Spielen, Tanzen, Vogelſchießen, Fiſche fangen, Schwimmen u. dgl. am Sonntage, und befiehlt: „daß alle verheirathete Bürger in der Kirche in Mänteln, die ledigen aber in Röcken und nicht in Jäckerlen erſcheinen ſollen.“ „Das Frauenzimmer (heißt es weiter) wird im Anzuge jenen Anſtand beobachten, der der Heiligkeit des Ortes, der Reinigkeit ihrer Geſinnungen, ſo wie der Schamhaftigkeit Ehre macht.“ — Ich möchte in der That wohl einmahl unſere vermummten Urältermütter mit ihren halbnackten Urenkelinnen in die Kirche gehen ſehn; wie ſchnell würden Jene in ihre Gräber zurückkehren und ſich auf die Geſichter legen, um der entflohenen Scham unſerer jungen Mädchen nicht nachſchreien zu müſſen! — Uebrigens gereicht es der Schweiz zur Ehre, daß ſie Sittengerichte hat; das kündigt doch zum mindeſten ein Beſtreben an, die Sitten zu erhalten. Es fällt mir eben ſonſt kein Europäiſches Land ein, wo man dergleichen fände. Gebäude, die den Einſturz drohen, pflegt man wohl zu ſtützen, damit ſie die Vorübergehenden nicht todt ſchlagen. Sittenvernichtung aber, die nur Seelen vergiftet, läßt man in Gottes Nahmen um ſich greifen, wie vor ein Paar Jahren die Fichtenraupe, bis die Menſchen eben ſo ſaftlos daſtehen, wie die Bäume in jenen verheerten Wäldern.

Bern — Lauſanne — Genf.

Was kann ich von allen dieſen Städten Ihnen ſagen, als daß ich da geweſen bin und geſehen habe, was hundert Andre vor mir ſahen? Die Städte gehören nicht zu den Schönheiten der Schweiz: ſie ſind, beſonders die größern, alt, winkelig, von engen, ſchmuzzigen Straßen durchſchnitten, welchen hohe Häuſer vollends die freie geſunde Luft benehmen. So geſund die Schweizer-Luft draußen vor den Thoren ſeyn mag, ſo ungeſund iſt ſie gewiß in den Städten; doch nehme ich einige der kleineren davon aus, beſonders die am Genfer See ſo niedlich gelegenen, freundlichen Städtchen Morges und Rolle. — Ich hatte mich darauf gefreut, das ſeit viertehalb Jahrhunderten berühmte Beinhaus bei Murten zu ſehn, wo nach dem großen Siege über Karl von Burgund 1476 die Gebeine der Erſchlagenen geſammelt wurden. — Leider wird deſſen Stätte kaum mehr gefunden. Die Franzoſen haben es im vorigen Jahre weggeriſſen, die Knochen in den See geworfen und zerſtreut. Warum? das wiſſen ſie vermuthlich ſelbſt nicht. Eine kindiſche Zerſtörungsſucht ſcheint ſich ihrer oft zu bemächtigen. Indeſſen lagen doch noch ſo viele Rippen, Hirnſchalen und Beine auf dem Platze, um welche ſich niemand bekümmert, daß er hieran wohl noch einige Jahre kenntlich bleiben wird.

In Genf habe ich bei einem Maler St. Ours ein treffliches hiſtoriſches Gemählde geſehen. Da dieſe Gattung von Mahlerei die einzige iſt, die ich enthuſiaſtiſch liebe, und doch ſo ſelten kultivirt finde, ſo gewährte mir der Anblick deſſelben einen wahren Genuß. Es iſt ſehr groß, nimmt eine ganze Wand ein und ſtellt die Olympiſchen Spiele dar, in dem Augenblick wo der Sieger ſeinen dritten Gegner überwunden hat, der zuſammengeſunken noch auf ſeinem ſtarken Arme ruht. So tritt er vor den Kampfrichter, und fordert den Preis; der Richter greift nach dem Kranze, das Volk umher jauchzt ihnen zu, die Ueberwundenen werden fortgetragen. Der entzückte Vater des Siegers ſteht unter den Zuſchauern, auch Sokrates wird man gewahr, und die Prieſterinnen der Ceres (die einzigen welche den Spielen beiwohnen durften) ſitzen dem Richter zur Seite. Dieſe Prieſterinnen hat der Mahler als außerordentlich ſchöne junge Mädchen dargeſtellt, und ihre Schönheit wird durch das Coſtüm noch erhöht; eine derſelben erhebt ſich unwillkührlich von ihrem Sitze, und ihre mit liebenswürdiger Naivetät nach dem Sieger hinſtrebende Stellung, ſcheint anzudeuten, daß ſie mehr Theil an ihm nimmt, als einer Prieſterin geziemt, auch wird ſie von einer ihrer Schweſtern ſanft zurückgedrückt. Dieſe Gruppe, ſo reizend ſie iſt, ſcheint mir deshalb ein Fehler in dem Gemählde, weil ſie das Auge, von der Hauptſache ab, zu ſehr auf ſich, und immer wieder auf ſich zieht. Auch iſt vielleicht der Sieger ein wenig ſteif, und das Kolorit ſeines Körpers nicht das beſte. Doch ich bin, Gott ſey Dank, nicht Kenner genug, um zu kritiſiren; ich habe empfunden, das iſt genug. — Von St. Ours ging ich zu dem berühmten Deluc, einem ſehr wakkern alten Manne, der mir ſein ſchönes Kabinet von Steinen, Laven und Conchylien mit der größten Bereitwilligkeit zeigte. Schade, daß ich ſo wenig davon verſtehe! Er erklärte ſich ſehr ſtark gegen die Hypotheſe, daß die ſogenannten Mondſteine wirklich aus Mondvulcanen auf unſere Erde herabgeſchleudert würden. Das Gravitations-Geſetz, meinte er, laſſe es durchaus nicht zu, daß irgend ein Stäubchen ſich von ſeinem Planeten entferne. Was er überhaupt über die Vulcane und ihre Entſtehung ſagt, iſt äußerſt intereſſant. Ohne Seewaſſer, meint er, könne es keine Vulcane geben: immer werde man dieſe nur in der Nähe der See finden; das Seewaſſer ſey durchaus nothwendig, um jene Gährung hervorzubringen. Anfangs ſey jeder Vulcan nur ein bloßes Loch in der Erde, welches nach und nach, durch das Jahrtauſende lang fortgeſetzte Auswerfen, zum Berge werde. Als ich ihm lächelnd einwandte, daß auf dieſe Weiſe eine ungeheure Zeit dazu gehöre, z. B. den Aetna zu ſchaffen, und daß dadurch das bibliſche Alter der Welt verdächtig werde, leugnete er das, weil die Vulcane von Anbeginn ſich vielleicht ſchon unter dem Waſſer zu Bergen zu bilden angefangen hätten, wie auch die vielen Seethiere auf ihren Gipfeln bewieſen — Ich hätte ihm gern noch Stunden lang zugehört, aber freilich kann ich Laie Ihnen das nicht ſo wieder erzählen. —

Das Theater in Genf fand ich nicht ganz ſchlecht. Man gab unter andern Monsieur de Crac dans son petit Castel, worin einige gute Komiker auftraten. Die Loge des Maire ſieht aus, wie ein Papagaien-Käſich; denn ſie iſt rings umher mit Drath beflochten. Eine ſonderbare Auszeichnung. — Die häßliche Mode der Schauſpieler, Löcher in den Vorhang zu reißen, um ihre Naſen hindurch zu ſtecken, herrſcht zwar auch hier, aber wenigſtens hat man auf eine Weiſe, die ich noch nirgend geſehen, dafür geſorgt, daß aus den Löchern keine Schlitzen werden! man hat ſie nehmlich mit Blech eingefaßt. In Berlin verdankt man es Iffland (dem man ſo vieles verdankt), daß dieſer Uebelſtand von dem Vorhange verſchwunden iſt. — Lieber, als alle Dekorationen des Genfer Theaters, hätte ich den Monc blanc geſehen, der mir leider nicht die Freude machte, aus ſeinem Wolkenſchleier hervor zu treten. Doch dieſer Altvater bleibt ja, wo er iſt, und ich hoffe, ihn einmal auf derſelben Stelle wieder zu finden. Eine andere

Merkwürdigkeit von Genf hingegen habe ich ungern vermißt. Die berühmte Verfaſſerin der Delphine nehmlich hatte ſich auch in ihren Schleier gewickelt, und war, ich weiß nicht wohin gereiſt. Zum vollgültigen Erſatz für dieſe zerſtörte Hoffnung fuhr ich nach Ferney, und betrat dies Heiligthum mit klopfendem Herzen. Ich hatte in Petersburg das Modell davon geſehn, (es ſteht in der Eremitage in Voltaire's Bibliothek), und erwartete daher, was die Gebäude betrifft, mehr als ich fand; ſo wie gewöhnlich eine gemahlte Stadt ſich beſſer ausnimmt, als eine wirkliche. Doch um des ſogenannten Schloſſes Ferney willen war ich ja auch nicht hierher gekommen; nur den Ort wollte ich betreten, wo Voltaire gelebt, gewandelt, gedichtet; in den Empfindungen wollte ich ſchwelgen, die an einem ſolchen Orte eine reizbare Phantaſie ſo leicht erweckt. Das Haus gehört freilich jetzt, ich weiß nicht welchem Kaufmann; aber er hat Achtung für Voltair's Andenken bewieſen, indem er deſſen Schlafzimmer ganz ſo gelaſſen, wie Voltaire es bewohnte.

Da ſtand noch ſein Bett mit den verblichenen gelbſeidenen Umhängen, da hing noch

Le Kains Portrait über dem Bett, Friedrich der Große daneben, eine Stickerei der Kaiſerin Katharina und ſo manches andere. In einer Niſche war noch die Urne zu ſehen, in welcher ſein Herz gelegen, mit der Unterſchrift: „ich bin zufrieden, denn mein Herz bleibt unter euch.“ In einem andern Zimmer fanden wir noch das Billard, auf dem er zu ſpielen pflegte, und — auch noch eine lebende Reliquie wandelt im Hauſe herum, ein alter Prediger, der 9 Jahre hier mit Voltaire gelebt hatte. — Ich kann die ſonderbare Wehmuth meiner Empfindungen nicht in Worte kleiden. Sie, liebe Freundin, ſo reich an Zartgefühl, verſtehn mich ganz, auch ohne Worte.

Hier endet meine Reiſebeſchreibung durch die Schweiz, der Sie wenigſtens nicht Weitläuftigkeit vorwerfen werden. Mache ich einſt eine Fußreiſe in dieſen romantiſchen Gegenden (und das iſt mein feſter Vorſatz), dann — ja dann hoffe ich auch mehr zu empfinden, als zu ſchreiben. — Zu Fuß muß man die Schweiz beſuchen; das Reiſen im Wagen iſt äußerſt langweilig und ſehr theuer. Wenn ſo ein Schweizer Kutſcher mit ſeinen wohlgemäſteten Pferden Sie in einem Tage vier bis fünf

Deutſche Meilen fortgeſchneckelt hat (verzeihen Sie mir das neue Wort, es iſt bezeichnend), ſo meint er Wunder wie viel gethan zu haben, und dann müſſen Sie ihm für ſeine zwei Pferde drei Laubthaler bezahlen, und eben ſo viel für den andern Tag, wo er ledig zurückgeht; dabei ſind Sie gezwungen, Mittags und Abends ſtill zu liegen, wo es ihm beliebt, und ſich in den theuren Wirthshäuſern prellen zu laſſen. Das letztere geſchah jedoch, gegen meine Erwartung, weniger in kleinen Städten und Dörfern, als in den beſten Wirthshäuſern der großen Städte, die oft nicht einmal ſo gut waren, als die der kleinen. Faſt überall war die Bedienung ſchlecht. Ein Beiſpiel mag für viele gelten. Ich fahre zu Lauſanne in den goldnen Löwen, den Reichardts Guide de voyageurs als den beſten Gaſthof nennt. „Iſt hier Platz?“ frage ich den Kellner, der an den Wagen tritt. — Ja. — „Aber,“ fahre ich fort (weil ich ſchon einigemal durch ein ſolches Ja betrogen worden war) „auch guter Platz?“ — O ja. — „Ich brauche zwei Zimmer.“ — Zu Befehl. — Man führt mich drei ſchlechte Treppen hoch, durch allerlei ſchmutzige Winkel, und zeigt mir —

Ein Zimmer. „Wo iſt das andere?“ — Zwanzig Schritte davon. — „Ich wünſche die Zimmer zuſammenhängend.“ — Sind nicht zu haben. — Wohlan, ich begnüge mich, finde aber in beiden Zimmern keinen Tiſch. — Man bringt endlich Tiſche. Ich beſtelle Thee. Nach einer guten Stunde wird er fertig. — Ich frage: wann kann ich morgen früh Kaffee haben? — So früh Sie befehlen. — Um fünf Uhr? — O ja. — Der Morgen kommt, aber kein Kaffee. Ich will klingeln, aber es giebt keine Klingel. — Im Kamin unter der Aſche glimmen noch Funken; ich will mir ſelbſt Feuer machen, aber — es iſt kein Blaſebalg da. — Endlich bringt mein Bedienter um ſechs Uhr den Kaffee. — Warum ſo ſpät? frage ich. — Alles ſchläft noch im ganzen Hauſe; die brummende Köchin hat er herausgetrommelt. — Und der Kellner, der geſtern verſprach? — Er ſchläft. — Und der Hausknecht, der Feuer im Kamin machen ſoll? — Er ſchläft. —

Alle dieſe Vernachläßigungen und Hudeleien ſind Kleinigkeiten, wenn Sie wollen; aber geſtehen Sie, daß man ärgerlich darüber werden kann, beſonders wenn man, trotz der

Unordnung, ſo über alle Gebühr bezahlen muß. Wachslicht wurde mir in dem nehmlichen Hauſe zu einem Franken (8 oder 9 gute Groſchen) angerechnet, ein Abendeſſen von drei Schüſſeln für die Perſon einen Laubthaler u. ſ. w. — Für einen Menſchen, der, ſo wie ich, früh aufzuſtehen gewohnt iſt, iſt es höchſt unangenehm, daß man in der Schweiz und in Frankreich ſo lange ſchläft. In Genf, wo ich aux balances wohnte, ſagte mir der Kellner geradezu: er könne ſo früh keinen Kaffee ſchaffen; denn — die Ruſſen und Engländer tränken ihn weit ſpäter. — Am beſten thut man, alles bei ſich zu führen, mit eigenem Feuerzeuge ein warmes Zimmer zu machen, und beim Kamin ſeinen eigenen Kaffee zu kochen. — Glücklicher Weiſe gilt es auf Reiſen vom Guten wie vom Böſen, daß man die Dinge oft anders findet, als man ſie ſich vorgeſtellt hatte. So war mir z. B. vor der franzöſiſchen Douane ſehr bange gemacht worden: man viſitire ſehr ſtreng, man werfe alles durch einander, man ſey grob. Von dem allen fand ich das Gegentheil. Die Grenz-Zollbeamten waren ſehr höflich, warfen einen Blick in meinen Paß, öffneten meinen Koffer nur obenhin, und hielten mich keine fünf Minuten auf. Die Viſitatoren nahmen zwar eine Kleinigkeit; aber ein anderer Beamter, der dabei ſtand, und mir mehr zu bedeuten ſchien, fand ſich faſt beleidigt, als ich ihm eine Erkenntlichkeit in die Hand drücken wollte. — Einigen neueren Nachrichten zufolge hatte ich befürchtet, die Hälfte des Werthes meines Reiſewagens deponiren zu müſſen; aber niemand dachte daran, mir etwas abzufordern. Das Geſetz gilt nur von Engliſchen Wagen, die zur See eingebracht werden.

Lyon.

Unausſprechlich angenehm bin ich durch die Reiſe von Genf bis hierher überraſcht worden. Ich wußte nichts davon, daß ich hier Gegenden ſehen würde, welche alles, was ich in der Schweiz erblickte, weit hinter ſich laſſen. Jedermann reiſt in die Schweiz, und ſagt ſein Wörtchen darüber, und meint, nun habe er das Herrlichſte bewundert, was die Natur zur Schau geſtellt; aber ſicher würden die meiſten gleich mir ſtaunen, wenn ſie nun ihren Weg nach Lyon fortſetzten, wenn ſie durch das Fort Ecluſe ſich durchwänden, wo zwiſchen der rauſchenden Rhone und den gethürmten Felſen jeder Eidechſe der Weg verſchloſſen ſcheint; wenn ſie die wilden, fürchterlich romantiſchen, ſchroffen Klippen ſähen, von welchen in kleinen, kaum hundert Schritt weiten Entfernungen, die Waſſerfälle bald ſtürzen, bald tröpfeln, oft auch nur durch die Steine ſchwitzen, und ganze Berge mit einem flimmernden Glanze überziehen. So windet man ſich bis in die Gegend von Avranchy, und ſieht immer unter ſeinen Füßen die tauſend Krümmungen des murrenden Rhone, der vergebens ſeinen Schaum zu den zahlloſen Weinbergen hinaufzuſpritzen ſtrebt; bis er ſich endlich brüllend in eine grundloſe Felſenſchlucht ſtürzt, und — ganz von der Oberfläche der Erde *verſchwindet*; dreihundert Schritte weiter bricht er mit Ungeſtüm wieder hervor, um aufs neue ſeiner Braut, der Saone, entgegen zu eilen. Die Strecke Landes, unter der er tief im Schooß der Erde fortrollt, iſt oben mit ausgewaſchenen und durchlöcherten Felſenſtücken bedeckt; denn in der Regenzeit iſt das Grab, welches den Rhone verſchlingt und wieder ausſpeit, zu klein, um alle ſeine Gewäſſer zu verſchlucken: ſie wälzen dann zum Theil ſich oben fort, und ſo laufen zwei Flüſſe über einander, nur durch eine dünne Felſenſchicht geſchieden. — Sie fahren weiter, und glauben jeden Augenblick, das Ende des Weges vor ſich zu ſehen; aber dort, wo die Felſen ſich zu ſchließen ſcheinen, krümmt ſich plötzlich der Pfad zwiſchen ihnen hindurch, und eine neue romantiſche Welt öffnet ſich Ihren erſtaunten Blicken: bald iſt es ein kleiner See, der einem Erdfall gleicht; bald ſind es ſchroffe Felſen, an denen unbegreifliche Fußſteige ſich hinaufwinden, und wo Sie zwiſchen bizarr gethürmten Steinmaſſen der Natur einen Weinberg abgetrotzt ſehen; bald ſind es einſame Mühlen an Klippen gelehnt, von welchen ſich Waſſerfälle auf die Dächer herabzuſtürzen ſcheinen. Von ununterbrochenem Staunen gefeſſelt, gerathen Sie ſo bis in die Gegend von Nantua, in ein Thal, welches ich das Thal der Verzweiflung nennen möchte. Etwas ſo wild Schauerliches ſah ich nie. Die einzelnen zerſtreuten Häuſer ſcheint irgend ein Robinſon erbauet zu haben, der in der großen Welt Schiffbruch litt. Hier, wie auf Novazembla, iſt die Sonne im Winter nicht ſichtbar: die ſchwarzen nackten Felſen wölben ſich zum Kerker, kein Vogelgeſang miſcht ſich in das Rauſchen der Quellen, die von den Klippen herabſchäumen, und kühle Moräſte umſchließen die kleinen Ackerplätze, die der mühſame Fleiß des Menſchen der wilden Natur abgebettelt hat. — Doch ſiehe, eine abermalige Krümmung des Weges, und plötzlich ſind Sie mitten in Nantua, einem freundlichen Städtchen, trotz den Felſen, die über allen Häuſern hervorragen. — Aber kaum haben Sie es verlaſſen, ſo umgiebt Sie abermals die mahleriſche Wildniß: Felſen und ein See klemmen den Reiſenden; aber es ſind nicht mehr die wellenförmigen Bergrücken; es ſind ſeltſame Geſtalten von aufrecht ſtehenden Steinen, die irgend eine Umwälzung der Erde im grauen Alterthume in und auf einander ſchob, Geſtalten, von denen man zuweilen ſchwören ſollte, es wären rieſenmäßige Statüen, in einem rohen Zeitalter verfertigt. Da ſteht unter andern gleich hinter Nantua rechter Hand eine Rieſengeſtalt auf einer Klippe, und überſchaut, wie ein König des Landes, vermuthlich ſeit Jahrtauſenden, die ganze umliegende Gegend. — Jetzt erblicken Sie auch hier und dort Ruinen alter Burgen; Klüfte und Höhlen, zu denen die Menſchen ſich nur mit Stricken hinaufwinden können; tiefgefurchte Felſen, die ſeit Jahrtauſenden von den Regengüſſen zeradert worden; dazwiſchen wieder Weinberge und neue Kreuze, Zeugen des Fleißes und der wiederkehrenden Frömmigkeit. Endlich gerathen Sie in ein ſehr enges kaltes Thal, von düſtern Nadelwäldern beſchattet; Sie ſehen den Ausgang von einer Felſenwand geradezu verſperrt, und hier iſt es, wo die Natur — hinter jener Felſenwand, in ihrer ganzen Majeſtät thronend Ihnen das überraſchendſte Schauſpiel aufgeſpart hat. Denn plötzlich treten Sie wie aus einer Couliſſe hervor, ſehen ein ſchmales lachendes Thal, ſehen linker Hand große und kleine Waſſerfälle höher und niedriger von den Felſen herabſtürzen, große und kleine Bäche herunterrieſeln, unten vereinigt durch grüne Wieſen ſich fortſchlängeln, ſehen hinter ſich eine zerfallene Burg auf einer gänzlich unterwaſchenen Klippe, und weiter links abermals die Ruinen eines Schloſſes, dem der wohlerhaltene Wartthurm auf dem entfernteren Bergrücken nicht mehr zum Schutze dient; ſehen rechts mit ganz zurückgebogenem Nacken die ſchroffeſten, gleich einer Wand von Quaderſteinen abgeſchnittenen Felſen, die hoch oben ein drohendes Gewölbe bilden, unter welchem der Wanderer nur mit Grauen hinwegſchleicht; denn hier und dort warnen ihn abgeriſſene, herniedergerollte Steinklumpen; und unter dieſem furchtbaren Gewölbe ſchimmern dennoch hier und da die blauen Früchte des Weinſtocks herab, und dicht am Rande deſſelben ſteht ein neues Haus von hervorragenden Steinen in der Luft getragen; den Hintergrund dieſes göttlich-ſchönen Thales ſchließt das Städtchen Cerdon mit weißen freundlichen Häuſern. — Verzeihen Sie, wenn ich, meinem Vorſatz ungetreu, faſt zu einer Beſchreibung hingeriſſen worden bin. Ach! hier war es, wo mich zum erſten Male wieder ein Gefühl wehmüthiger [illegible] ergriff. — Wahrlich! die Schönheiten des Weges von Genf bis Cerdon ſind allein einer Reiſe werth, und vielleicht am meiſten jetzt in der Weinleſe, wo man überall die frohen Menſchen ſich regen und bewegen ſieht, und wo jeder lachend bekennt, daß er nicht Gefäße genug hat, den Segen der Natur einzuſammeln. Alle Augenblicke begegnen Ihnen große Wagen mit offnen, voll Weintrauben gepfropften Fäſſern, oder die Fäſſer ſtehen in langen Reihen an der Landſtraße, und Alt und Jung iſt beſchäftigt, die Trauben hineinzuſtampfen. Lockt Sie der Anblick, ſind Sie durſtig, ſo fordern Sie nur: alſobald erſcheint eine artige Winzerin, und hält Ihnen einen Korb voll auserleſener Trauben hin. Prenez tant que vous voudrez, ſagt Ihnen der Herr des Weinberges, vous ne payerez rien. — Hinter-Cerdon wird die Gegend flacher und lieblicher, doch behält ſie auch hier noch etwas Majeſtätiſches durch die Kette von Schneegebirgen, die man links in weiter Entfernung gleich lichten Wolken erblickt. — Schade, daß dieſe herrliche Straße ſo oft von Dörfern und kleinen Städten unterbrochen wird, oder vielmehr, daß man durch dieſe hindurch fahren muß; denn etwas Schmutzigeres, als jene Wohnungen, ſah ich kaum in Polen.

Lyon.

Ich möchte dieſe große Stadt eine einzige ungeheure **Bude** nennen; denn ich habe faſt kein Haus geſehen, in dem nicht irgend etwas zum Verkauf ausgeſtellt wäre: die in der Revolution zerſtörten Häuſer ausgenommen, deren, leider, ſehr viele ſind. — Die Ruinen einer römiſchen Waſſerleitung ſind prächtig, und erregen ein angenehmes Staunen. Das alte römiſche Bad iſt unbedeutend, und nur durch den Weinberg merkwürdig, der es jetzt bedeckt. Sehr wohl erhalten iſt es freilich, Dank ſeinem treflichen Cement, von dem unſer Führer mir erzählte, daß ſelbſt die Alles zerſtörenden Jakobiner vergebens verſucht hätten, mit ihren Säbeln etwas abzukratzen. Er zeigte mir die Spuren, welche dieſe Vandalen hinterlaſſen hatten. — In einer Kirche ſtehen vier koſtbare Säulen, die, glaube ich, einſt einen Altar Kaiſer Auguſts ſtützten; aber — noch immer ſcheint der Vandalismus ſich zu regen, — denn ich fand ſo eben Arbeiter beſchäftigt, mit ganz unſäglicher Mühe Löcher in dieſe harten Säulen zu hauen und zu graben, um — ein eiſernes Gitter darin zu befeſtigen, das ſie eben ſo gut und weit leichter auf eine andere Art hätten befeſtigen können. Leider waren ſogar ſchon öfters dergleichen Verſuche gemacht worden; denn ich ſah mehrere Löcher in den Säulen, die mit Kalk wieder zugefüllt waren. — Ein angenehmer Spaziergang am Waſſer führt bis zu dem Zuſammenfluß der Rhone und Saone, der jedoch bei weitem nicht den ſchönen Anblick gewährt, wie der Zuſammenfluß des Rheins mit dem Maine. Der Kay, von dem einſt einer meiner Bekannten behauptete, er übertreffe den Kay zu Petersburg, iſt mit dieſem letztern gar nicht zu vergleichen. Dort die breite, majeſtätiſche Newa, mit den Palläſten zu beiden Seiten, hier die ſchmale Rhone mit größten Theils unanſehnlichen Häuſern; dort der Fußpfad und das Geländer von Granit, hier ein gepflaſterter Fußpfad und gar kein Geländer; dort der Strom mit Schiffen und niedlich geſchmückten Schaluppen bedeckt, hier mit großen platten Böten, in welchen lange Reihen von Wäſcherinnen ſchmutzige Wäſche auf Bänken klopfen und dann vor dem Auge des Spaziergängers zum Trocknen aushängen. — In einer Fabrik, die ich beſah, wurden eben Fenſterkiſſen, zum Auflegen der Arme, für Bonaparte gemacht; ſie waren auf blauem Grunde mit Gold und Silber ſehr reich geſtickt, und koſteten ſicher mehr, als vormals das ganze Gehalt dieſes außerordentlichen Mannes betrug. — Das Theater in Lyon iſt in jeder Rückſicht mittelmäßig. Man gab Eugenie; die Rolle des erſten Liebhabers, Lord Clarendon, wurde von einem ſechzigjährigen Manne **gebrüllt**, und je ärger er brüllte, je toller klatſchten die Zuſchauer, auch wenn ſie nichts verſtanden hatten; denn der Lärm im Theater war faſt noch ärger, als zuweilen in Berlin, welches bekanntlich viel ſagen will. — Alles ſchimpft hier auf die Revolution, entweder aus Ueberzeugung, oder weil es jetzt Mode iſt, darauf zu ſchimpfen. Dennoch haben ſich noch manche Ueberreſte aus den Revolutionsſitten erhalten; z. B. Männer aus allen Klaſſen nehmen den Hut nicht mehr ab, Hausknechte und Poſtillone ſogar treten mit dem Hut auf dem Kopfe zu Ihnen in's Zimmer. Wenn das bloß eine Mode wäre, ſo möchte es immer hingehen, denn Frauenzimmer und Türken nehmen ja auch die Hüte nicht ab; aber in ſo fern es ein Zeichen der hochbelobten égalité und fraternité ſeyn ſoll, in ſo fern iſt es abgeſchmackt.

Zwiſchen Lyon und Paris.

Wenn Sie jemals eine Reiſe durch Frankreich machen, ſo rathe ich Ihnen, es ja nicht mit Ihrem eigenen Wagen, mit Extrapoſt zu thun; denn Sie werden zwanzig Mal mehr ausgeben, als Sie ſich vorgenommen hatten, und die Schikanen und Neckereien nehmen kein Ende. Zuerſt ſind die Poſtverordnungen in Anſehung der Anzahl der Pferde, welche Sie nehmen müſſen, die ſonderbarſten von der Welt, und Sie werden dadurch ganz in die Hände des Poſthalters gegeben. Zwei Perſonen müſſen 3 Pferde nehmen und 4 bezahlen, 3 Perſonen müſſen 4 Pferde nehmen und 5 bezahlen u. ſ. w. Dabei wird nicht die geringſte Rückſicht auf den Wagen und das Gepäck genommen, es ſey ſo leicht es wolle. In Genf ſpannte man mir 2 Pferde vor, denn in der That bedurfte ich nicht mehr. Einige Stationen weiter gab man mir 3, in Lyon 4, und ich mußte 5 bezahlen; endlich drang man mir gar auch 2 Poſtillions auf, um des doppelten Trinkgeldes willen. Hierzu kommt denn noch das Geld für die Barriere, welches für jede Lieue erhoben wird, und jedes Mal 12 Sous ausmacht. Noch nicht genug! Sie geben einen Louis zu wechſeln, man bringt ihn nach einer Viertelſtunde zurück, und behauptet, er ſey zu leicht, Sie müſſen 20 bis 40 Sous daran verlieren; oder man ſagt gar, er ſey falſch, tauſcht auch wohl Ihren ächten Louis gegen einen falſchen aus, wie mir wirklich wi berfuhr. Oder Sie bezahlen in Laubthalern, die nimmt man nicht, weil ſie beſchnitten ſind. Oder Sie wollen in kleiner Münze bezahlen, die giebt man Ihnen zurück, weil ſie zu glatt iſt, der Stempel darf nicht im Geringſten verwiſcht ſeyn. Zwar, wenn Sie Gold wechſeln, ſo erhalten Sie ſicher jedes Mal eine ganze Hand voll ſolcher glatten Münze zurück, und wenn Sie ſie nicht nehmen wollen, ſo beweiſet man Ihnen Stück für Stück, daß ſie ächt ſey, und, dem Geſetz zu Folge, Jedermann ſie nehmen müſſe; wollen Sie aber dem nehmlichen Mann einige Minuten nachher wieder damit bezahlen, ſo ſchlägt er ſie ganz trocken mit den Worten aus: ça n'est pas marqué. Da mögen Sie ſich ärgern, wie Sie wollen, es hilft nichts, und Sie bringen ſicher am Ende eine ganze Taſche voll glatter Münze mit nach Paris. — Das iſt noch nicht Alles. Reiſen Sie mit Extrapoſt, ſo ſcheint das gleichſam eine Aufforderung an alle Gaſtwirthe zu ſeyn, Sie ganz unverſchämt zu prellen. Sie werden es kaum für möglich halten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich einſt in einer kleinen Stadt für einen Eierkuchen und eine Bouteille Landwein, (der an Ort und Stelle 8 bis 12 Sous koſtet) zwei Laubthaler habe bezahlen müſſen. In großen Städten und Wirthshäuſern kommt vollends noch die unerſättliche Habſucht der Domeſtiken hinzu; in Lyon z. B. waren deren nicht weniger als zehn, die Trinkgeld verlangten, die Köchin, zwei Stubenmädchen, die Feuer machen und Eſſen bringen, eine andere, die das Bett macht; wieder eine andere, die Kaffee und Thee bringt, dann verſchiedene Hausknechte, der Kutſcher und endlich noch ein Stallknecht, der den Reiſewagen gewaſchen hatte. Da können Sie ſich nicht anders durchſchlagen, als mit dem vollen Beutel in der Hand. — Dieſe ſchreckliche Jagd auf fremde Beutel rührt zum Theil von der großen Armuth und von dem Mangel an Reiſenden her, über den ich überall klagen hörte. Die Engländer, die ſonſt am meiſten reiſen und Geld verſchwenden, dürfen ſich nicht mehr ſehen laſſen, und eine Menge anderer Reiſeliebhaber laſſen ſich durch die kriegeriſchen Zeiten abhalten. Das ungebührliche Erpreſſen der Gaſtwirthe und Poſthalter iſt aber wiederum auf der andern Seite Urſache, daß ſelbſt die wohlhabendſten und angeſehenſten Leute in Frankreich nicht mehr mit Extrapoſt reiſen. —

Unzählige Diligencen, ſogenannte Berlinen und Cabriolets durchkreuzen alle Straßen; ſie ſind ſämmtlich bequem, in Reſſorts hangend, und gehen faſt ſchneller als die Extrapoſten. Der Reiſende kann, wenn er Bequemlichkeit liebt, einige Plätze mehr beſtellen, als er wirklich braucht, ja er kann die ganze Berline für ſich allein nehmen, und es wird ihm immer noch nicht die Hälfte von dem koſten, was er für Extrapoſt ausgeben müßte. In allen Wirthshäuſern findet er einen guten Tiſch für ſehr mäßige Preiſe; der Conducteur macht die Auslagen und ſorgt für Alles; mit den Poſtillionen hat er nichts zu ſchaffen, und für Wagenreparaturen braucht er nicht zu ſorgen. Aller Aerger und alle Prellerei fallen auf dieſe Weiſe hinweg, und ich rathe daher einem jeden, ſeinen eignen Wagen in einem Grenzort ſtehen zu laſſen, beſonders wenn er etwa, ſo wie ich, ſeinen Reiſewagen in Berlin gekauft hat; denn dort wird oft ſo ſchlechtes, mürbes Eiſen verarbeitet, daß man auf den gepflaſterten Chauſſeen in Frankreich alle Augenblicke genöthigt iſt, etwas repariren zu laſſen, und da iſt denn oft der Schmied ſo unverſchämt, für eine ſimple Schraube oder ein kleines zuſammen geſchmiedetes Stückchen Eiſen, zehn Thaler zu fordern. — Verzeihen Sie mir dieſe kleinen Details, zu Gunſten ſo mancher unerfahrnen Reiſenden, denen ſie nützlich werden können.

Ich ſchließe mit einer auffallenden Bemerkung: zu Montargis, und noch weiter hin an mehreren Orten finden Sie beim Ein- und Ausfahren eine Inſchrift, die irgendwo ſo angebracht iſt, daß ſie jedem in die Augen fallen muß; dieſe Inſchrift ſagt ungefähr: Citoyens! respectez les propriétés, elles sont le fruit de l'industrie, etc. *) Rührt das etwa noch aus den Zeiten der Revolution her? Warum ſtreicht man es jetzt nicht durch? — Oder iſt eine ſolche Ermahnung jetzt noch nöthig? das wäre ſchlimm! —

Wenn man von Lyon nach Paris kommt, ſtellt dieſe ungeheure Stadt ſich prächtig dar, weil man, in einer geringen Entfernung, auf eine Anhöhe gelangt, von der man die ganze im Halbcirkel umherliegende Häuſermaſſe faſt mit einem Male überſieht, und weil zugleich im Hintergrunde der Montmartre, ſammt den übrigen Hügeln, ſich amphitheatraliſch er-

---

*) Bürger! ehrt das Eigenthum, es iſt die Frucht des Fleißes, u. ſ. w.

heben. Von der Seite von Straßburg hingegen wird man von Paris kaum eher etwas gewahr, bis man ſich ſchon in den erſten ſchmutzigen Gaſſen befindet, wodurch natürlich der erſte Eindruck ungünſtig würkt. — Uebrigens fährt man ſo ungehindert in die Stadt Paris hinein, als ob man in ſein eignes Haus führe. Keine Zollbeamten, keine Schildwachen, kein Viſitiren, kein Fragen nach Stand, Nahmen und Geſchäften; der Fremde gelangt bis ins Wirthshaus, ohne daß irgend Jemand eine Mine macht, ſich um ihn zu bekümmern; und ſelbſt im Wirthshauſe frägt Niemand nach ſeinem Paſſe.

Die
Straßen von Paris,
in
vier Briefen an eine Dame geſchildert.

Erſter Brief.

Liebe Freundin! das Sprichwort: „ſage „mir, mit wem Du umgehſt, und ich will Dir „ſagen, welch ein Menſch Du biſt," möchte wohl mancher Ausnahme unterworfen ſeyn, denn nur ſehr unabhängige Menſchen können ihren Umgang ſich nach Belieben wählen. Ich mögte dagegen ein anderes Sprichwort vorſchlagen, und ihm das Bürgerrecht verſchaffen: „ſage mir, wie es in deiner Wohnſtube aus„ſieht, und ich will Dir ſagen, welch ein „Menſch Du biſt." — Auch hier würden Ausnahmen zuweilen die Regel Lügen ſtrafen; aber im Allgemeinen fordere ich jeden Leſer auf, unter ſeinen Bekannten umherzuſchauen, ob nicht die Phyſiognomie des Wohnzimmers gewöhnlich der Phyſiognomie des Bewohners auf ein Haar gleiche? — Sie fragen, wozu dieſer Eingang? — Meine Antwort iſt: wir ſind jetzt in Paris; die Hauptſtadt iſt gleichſam das Wohnzimmer einer Nation, und wenn es mir alſo gelingt, Sie mit dem heutigen Paris ein wenig näher bekannt zu machen, ſo denke ich Ihnen auch die Nation zum Theil geſchildert zu haben.

Ich bitte mir Ihren Arm aus! — Wozu? — Um bei dem ſchönen Herbſtwetter einen Spaziergang durch die Straßen von Paris zu machen. Er wird Sie nicht gereuen. Kein Fremder ſollte einen ſolchen Spaziergang verſäumen, denn die Quays, Boulevards u. ſ. w. bieten vom Morgen bis zum Abend das unterhaltendſte Schauſpiel dar. So oft Zeit und Witterung es mir erlaubten, bin ich zu Fuß herum geſchlendert, bin überall ſtehen geblieben, wo ein Häuflein ſich ſammelte, habe geſehen, gehört, auch gegafft, wenn Sie wollen, mich treflich amüſirt, und nebenher auch nicht ſelten ein Körnlein der Erfahrung in mein Gedächtniß niedergelegt. Folgen Sie mir getroſt. — Sieh da, ein Glücksrad von Glas. Wundern Sie ſich nicht. Die Extreme berühren ſich. Die aufgeklärteſte Nation von Europa ſcheint zugleich die abergläubigſte. An allen Ecken und Enden der Stadt finden Sie liſtige Menſchen, die unter allerlei Formen, auf allerlei Manier, die Vorübergehenden herbei lokken, um ihnen untrüglich zu verkündigen, welche Nummern bei der nächſten Ziehung aus den zahlreichen franzöſiſchen Lotto's hervorgehen werden, und immer iſt ein ſolcher Prophet von einem dichten Kreiſe umgeben. Hier, dies ſchmutzige Glücksrad, es hat oben ein viereckiges Loch; der zerlumpte Kerl, der da hinter ſteht, hat ſich von einem Gänſerückenknochen ein Ding gemacht, welches die ſpielenden Kinder in Deutſchland einen Hippuff (Hüpfe auf) zu nennen pflegen; das Ding ſetzt er mit vielem Ernſte auf das Loch, ahmt, faſt ohne die Lippen zu bewegen, die Sprache des Pulcinells nach, und es klingt gerade ſo, als ob ein kleiner Dämon in dem Rade ſäße, und die Vorbeigehenden anriefe. Treten nun die Neugierigen hinzu, ſo ſpringt plötzlich der Hippuff von dem Loche, und die geiſtige Stimme ladet unter glänzenden Verſicherungen, die ohnehin ſchon zuckenden Hände der Umſtehenden ein, die gewinnenden Nummern zu ziehen. Zwei Sous iſt der gewöhnliche Preis aller ſolcher unfehlbaren Weiſſagungen. — Dort hat ein andrer eine große Tafel mit Buchſtaben aufgeſtellt. Sagen Sie ihm nur den Anfangsbuchſtaben Ihres Namens, ſogleich zieht er ihn aus der Tafel, und in einem da hinter befindlichen Loche liegt alles, was Sie zu wiſſen wünſchen.

— Dieſe Art zu prophezeihen hat aber ein Dritter, wie billig, zu einfach gefunden. Betrachten Sie einen Tiſch, auf dem allerlei kleine, niedliche Figuren, durch ein Uhrwerk getrieben, herumſchnurren. Auf den erſten Blick ſieht das gar nicht aus, wie das Heiligthum eines Lottopropheten, bald aber werden Sie gewahr, daß an der Mittelſtange, die durch den Tiſch geht, über den Puppen ein Thierkreis befeſtigt iſt, an dem die Monate zu leſen ſind, und der ſich auch mit herum dreht. Noch höher hinauf erblicken Sie abermals einen Kreis, der die neunzig Zahlen trägt. Nun belieben Sie nur mit Ihrem Finger eine Puppe zu bezeichnen, auf deren Gabe der Weiſſagung Sie ſich am meiſten verlaſſen, etwa hier dieſen türkiſchen Kaiſer, der den Scepter ſo majeſtätiſch in die Höhe reckt; ſogleich fangen ſämmtliche Figuren an zu laufen, der Thierkreis dreht ſich, die Lottonummern drehen ſich gleichfalls und — Sie harren geduldig. Jetzt iſt das Uhrwerk abgelaufen, der türkiſche Kaiſer ſteht und deutet mit ſeinem Scepter auf den Monat Auguſt, grade über dieſem iſt die Nummer 78 zu leſen, und was iſt alſo natürlicher und gewiſſer, als daß Sie im Monat Auguſt dieſe

Nummer beſetzen, und große Summen darauf gewinnen werden. Sie lachen darüber, daß die Menſchen ſich ſo ernſthaft zu einem Kinderſpiel hergeben? — Mit Gunſt, iſt es denn im Grunde etwas anders, als wenn ein Philoſoph auf ſeinen Katheder tritt und mit zwei demonſtrirenden Fingern den Vorhang der Zukunft aufrollt, wie ein Stück Papier? — Laſſen Sie uns weiter gehen, dorthin, wo die prächtige Inſchrift prangt: goldene Kette des Schickſals. Dieſe koſtbare Kette beſteht aus neunzig Patronen von Goldpapier, und iſt wie abzuhaſpelndes Garn auf ein Rad gewunden, welches ein Blinder dreht. Sie wählen eine von dieſen Patronen oder Hülſen, der Blinde öffnet ſie, und die darin enthaltene Nummer macht abermals Ihr Glück. — Wollen Sie aber durchaus Ihr Glück im Lotto nicht machen, ſo werden Sie doch wenigſtens neugierig ſeyn, Ihre künftigen Schickſale zu erfahren, auch die vergangenen, wenn es Ihnen beliebt. Dort vorm Pont-neuf ſteht ein ſolcher Wundermann, der ſich ſogar ausdrücklich als von der Polizei privilegirt ankündigt, und der zwar auch ſein Talent hauptſächlich dem Lotto gewidmet hat, (weil die

Menſchen doch noch weit lieber Geld gewinnen, als in die Zukunft ſchauen,) der aber auch nebenher auf Ihr Verlangen für zwei Sous das Buch des Schickſals aufſchlägt, und mit einer wundernswürdigen Geläufigkeit alles her erzählt, was geſchehen iſt und geſchehen wird. Ob zwanzig oder dreißig Menſchen hintereinander aus verſchiedenen Ständen, Altern und Geſchlechtern ſeine Kunſt auffordern, das verwirrt ihn gar nicht; er fixirt Einen nach dem Andern, lieſt in den Augen und der ganzen Phyſiognomie, ſpricht zu jedem Einzelnen wohl zwei Minuten lang, iſt dabei ſehr ernſthaft, drückt ſich vortrefflich aus, ſagt in einer halben Stunde (ſo lange ungefähr ſtand ich dabei) gewiß die nehmliche Sache nicht zweimal, ſtockt und ſtottert nie, macht am Ende eine kleine Verbeugung, fordert nichts, wendet ſich zu dem Folgenden, nimmt, was der Vorhergehende ihm in die Hand ſteckt, und fährt damit in die Taſche, ohne es anzuſehen. Der Menſch wäre ſicher in einer andern Lage ein trefflicher Redner geworden. Das Drolligſte bei der Sache ſind die Geſichter der Fragenden. Eine hohe Andacht, eine gänzliche Ergebung und ein feſter Glaube malen ſich unverkennbar in allen Zügen. Da der Mann ſich, beſonders was die Vergangenheit betrifft, immer mit einer ſo künſtlichen Zweideutigkeit ausdrückt, daß es nicht fehlen kann, er muß mit Hülfe der bereitwilligen Einbildungskraft der Zuhörer hie und da die Wahrheit treffen; ſo hab' ich oft geſehen, mit welchem Erſtaunen man ihn angaffte, und wie manches Frauenzimmer mit Thränen in den Augen ſich von ihm wandte. Die nehmlichen Pariſer alſo, die vor wenigen Jahren die Göttin der Vernunft freilich nur auf den Schultern herumtrugen, die nehmlichen glauben an Wahrſagerey und umringen hundertweis den erſten beſten verſchmitzten Propheten. — Unerſchöpflich iſt der Franzoſe in artigen, gefälligen Wendungen, die, wenn man gleich weiß, es iſt nichts dahinter, jedem Zuhörer ein zufriedenes Lächeln ablocken. Da ſteht ein Kerl, der auf ſeinem Zeigefinger ein Puppenröckchen dreht, dann und wann ein Teufelchen herausgucken läßt, und indem er die Hand plötzlich gen Himmel ſchleudert, ruft: dort fliegt es! Dieſen matten Spaß würzt er ganz allerliebſt durch eine fließende Erzählung alles deſſen, was das Teufelchen auf ſeinem Fluge über Paris zu ſehen bekommen wird, bald die Kanonierböte auf der Seine, von welchen er ſogleich eine pompöſe Beſchreibung hinzufügt, bald eine Jungfer, die eben aus dem Bette ſteigt, und die er ſo reizend als möglich ſchildert. So reichen Stoff aber auch ſein dem diable boiteux nachgebildeter diable volant ihm noch gäbe, ſo weiß er doch ſeine Unterhaltungen geſchickt zu wechſeln. Plötzlich ruft er einen Knaben aus dem Haufen hervor; der Junge iſt etwa zehn Jahr alt. Er legt ihm die Hand auf den Kopf: „biſt du verheirathet?“ fragt er ihn ganz feierlich. Der Junge gafft ihn mit großen Augen an, und ſagt: nein! „Schwöre,“ fährt der Spasmacher mit hohler Stimme fort: „ſchwöre daß du nicht verheirathet biſt!“

Der Junge muß die Hand in die Höhe recken und ſchwören. „Nun ſo will ich dich glücklich machen.“ Er giebt ihm eine Büchſe, in welche er nach Belieben ſo oder ſo viel hundert Louisd'or zu zaubern verſpricht. Doch ehe er ſeine Gauckelei anfängt, wendet er ſich ſehr galant zu dem Publikum. „Sie könnten „fragen, meine Herren, warum ich, bei dieſer Leichtigkeit Gold zu ſchaffen, nicht mich „zuerſt glücklich mache? C'est que je le suis

„déjà. Ich bin es ſchon längſt. Alles was „ich hier thue, geſchieht blos zu Ihrem Vergnügen.“ — Und hierauf zaubert er denn die Büchſe voll Gold, wenigſtens wird ſie ihm ſo ſchwer in der Hand, als ob Gold darin ſey. Freilich findet ſich beim Aufmachen nur ein Stein, aber was kann der Künſtler dafür, daß der Knabe nicht ehelich geboren, oder doch von ſeiner Mutter in die Welt gelogen worden iſt. Er verſichert mit einer pfiffigen Mine, daß ihm das in Paris ſehr ſelten widerfahre, und hüpft ſchnell wieder auf einen andern Gegenſtand. — Alles das ſind nur Poſſen für das Volk, aber ſie werden ohne Schmutz vorgetragen, und ſind doch in der That nicht ohne Witz. Geſtehen Sie, daß die Nation, unter welcher das gemeine Volk ſolchen Witz herzlich belacht, in der That in ſeiner Bildung einen Schritt vor vielen Nationen voraus hat. — Doch laſſen Sie uns weiter zu ſeinem Nachbar gehen. Der paßt ſorgfältig auf, wenn der Witzling, den wir eben verließen, eine Pauſe macht, — dann ruft er ſogleich mit heller Stimme: Meine Herren, während mein Nachbar Athem ſchöpft, erlauben Sie mir, ihnen ein höchſt merkwürdiges

Experiment zu zeigen. Ohne die Antwort abzuwarten, trägt er ein Käſtchen herum, aus welchem er Fragen ziehen läßt, die ſich auf Geld, Geſundheit, Liebe, Treue oder Untreue des geliebten Gegenſtandes, zu hoffende Poſterität u. dgl. beziehen. Während man die Frage aus dem Käſtchen greift, ſteht der beantwortende Tauſendkünſtler fern davon, um zu beweiſen, daß er gar nicht nöthig hat, den Inhalt der Frage zu kennen. Dann erhält man von ihm, für baare zwei Sous, erſtens eine Beantwortung der Frage, zweitens eine völlige Charakteriſtik des Fragenden, worin ſein Humor, ſeine Fehler und Tugenden ihm aufgezählt werden, mit hinzugefügtem guten Rathe, wie er ſich künftig zu benehmen habe; endlich drittens auch noch die fünf Nummern, welche bei der nächſten Ziehung des Lotto hervorkommen werden; alles gedruckt auf ziemlich weißes Papier. Wahrhaftig, ich begreife nicht, wie der Mann, bei ſeinen Auslagen, von den zwei Sous noch ſoviel profitiren kann, daß er das luſtige Leben friſtet. — Dieſer Gedanke drängt ſich mir oft auf. Hören ſie z. E. den Menſchen dort, der allen Vorübergehenden mit lauter Stimme für zwei

Sous die Regeln des Piquet Spiels gedruckt darbietet. Die Broſchüre iſt ein paar Bogen ſtark, ich ſehe nicht Einen unter Tauſenden, der ſie ihm abkauft, und doch finde ich ihn ſchon ſeit 14 Tagen immer auf derſelben Stelle, und doch lebt er. Hören Sie jenes Mädchen, das täglich ſich heiſer ſchreit: cinquante cure-dents pour deux Sous! (50 Zahnſtocher für zwei Sous). Auch dies Mädchen hat einen ſehr geringen Abſatz von ihrer Waare; ſie iſt häßlich, Niemand kauft ihr ab, und doch lebt ſie. — Nein, da lob' ich mir die pfiffigen Köpfe, deren Induſtrie auf das unerſchöpflichſte Ding, die Neubegier der Menſchen berechnet iſt. Hier ſteht ein altes Weib und lieſt mit kreiſchender Stimme von einem bedruckten Blättchen Löſchpapier, was in der letzten Sitzung des Staatsraths vorgegangen. Kaum ſchließt ſie den zahnloſen Mund, ſo eröffnet ſchon ihre ältere Nachbarin die blaſſen Lippen, ergießt ſich in einen Strom von gedruckter Beredſamkeit über die Treuloſigkeit der Engländer; deutet dabei auf den Holzſchnitt der ihr Blatt verziert, und auf welchem der König von England ſehr übel behandelt wird. Den angenehmen Vortrag beider Weiber hört man gratis und kauft ihre Blätter für einen Sous. — Laſſen ſie von den Hexengeſtalten zu jenem hübſchen, runden Mädchen uns wenden, die ein beſcheidenes Tiſchchen aufgeſchlagen, auf dem etwa ein halbes Dutzend zinnerner und plattirter ſehr ſchmutziger Leuchter ſtehen. Sie hat einen wollenen Lappen in der Hand, den ſie in ein rothes Pulver taucht, und während ſie die Leuchter herrlich blank putzt, preiſt ſie mit einer äußerſt geläufigen Zunge und einem Grübchen in den Wangen, die Wunderkraft ihres Pulvers an. Sie fordert Fingerhüte und Schnallen von den Umſtehenden, ſie giebt ſie neu zurück, ſie verſpricht ſogar die Flecken aus dem Geſichte mit ihrem Pulver zu vertreiben. Niemand wollte aber ſein Geſicht zu dieſem Experiment hergeben. Ein luſtiger Kriegsmann zieht vorüber; er zeigt ihr eine Narbe auf der Backe, er fragt lachend, ob ſie auch wohl dieſe wegſchaffen könne? Sie antwortet, o ja! und verſpricht ihm zu dem Ende einen Beſuch in der Dammerung. Ich wette, das Mädchen hat da ein Pulver erfunden, das mehr einträgt und weniger koſtet als das Goldpulver der berühmten Alchymiſten. — Aber was will denn der Matroſe mit ſeinem

Mikroſkop? wo hat er das beſchmutzte mit Drath zuſammen geflickte Ding aufgetrieben? was zeigt er dadurch? — Nichts mehr und nichts weniger als einen Floh. Dafür bezahlt man ihm einen Sous. — Ei nun, ſein Nachbar, hundert Schritt davon, weiß auch aus Kleinigkeiten Vortheil zu ziehen. Der Schlaukopf hat ſich ein paar Bogen von dem Papier zu verſchaffen gewußt, welches die Maler zum Durchzeichnen brauchen, und zeigt nun dem erſtaunten Pöbel für einen Sous, wie man in der größten Geſchwindigkeit Gemälde kopiren könne. — Treten wir einen Augenblick in dieſe Bude. Hochtönend verkündet die Inſchrift ein Wunder: „wer nicht „glauben will, der komme und ſehe!“ und was denn? einen Floh, der einen Elephanten zieht; einen Floh, der einen Wagen mit ſechs Pferden, nebſt Herren und Damen herumkutſchirt; einen Floh, dem eine metallene Kugel mit einer goldenen Kette an den Fuß befeſtigt worden, und der luſtig damit hin und her hüpft. Alles das iſt nicht erlogen. Es hat ſich wirklich ein Menſch die ungeheure Mühe gegeben, Elephanten, Wagen, Ketten u. ſ. w. von Gold ſo fein zu verfertigen, und dem

Floh Feſſeln anzuſchmieden. Was aber noch weit ſpashafter iſt und von einer ſeltſamen Erfindungsgabe zeugt: der Tauſendkünſtler producirt auch zwei Fliegen, die ſich auf den Degen duelliren. Das hat er nehmlich folgendermaßen zu Stande gebracht: Zwei Fliegen ſind perpendikulär hinter ihren Flügeln an zwei Nadeln befeſtigt, ſo daß ſie ihre ſechs Beine vor ſich hin halten. Sie werden einander gegenüber ziemlich nah geſteckt, und nun giebt man einer jeden eine kleine Kugel von Korkholz, in welcher ein kleiner Strohhalm befeſtigt iſt. Sobald dieſe Kugel ihre Füße berührt, faſſen ſie dieſelbe, um ſich daran zu halten; bei dieſer Berührung wird die Kugel immer hin und her gedreht, und folglich der Strohhalm gegen den Feind hin bewegt. Da nun dieſer von ſeiner Seite das nehmliche thut, ſo gerathen die beiden Strohhälme oft aneinander, wie ein paar Degen, und das iſt denn das Fliegenduell. — Gleich neben dieſem Spring- und Fechtboden ladet man uns ein, eine kleine Reiſe von einigen hundert Meilen auf mechaniſchen Pferden zu unternehmen, und verſpricht, daß man dieſe große, große Diſtanz in einer unglaublich kurzen Zeit zurücklegen ſolle. — Wohl! wir lächeln ſpöttiſch, aber wir gehen doch hinein. Kaum hat der ſchmutzige Vorhang ſich gehoben, ſo überzeugt uns freilich der erſte Blick, daß wir nichts weiter vor uns ſehen, als eine Art von Caruſſel, welches ſich bloß dadurch unterſcheidet, daß Niemand zum Drehen nöthig iſt, ſondern daß der Reuter, indem er den Zügel ſtraff anzieht, auch das Rad in der Mitte in Bewegung ſetzt, und ſich folglich ſelbſt mit großer Geſchwindigkeit dreht. Der Spaß hat uns vier Sous gekoſtet. Damit Sie aber nicht wieder einige Sous umſonſt ausgeben, ſo warne ich Sie vor dem Kahlkopf, der dort einen großen Tubus von Pappe aufgeſtellt, gegen den Himmel gerichtet hat, und Jedermann höflich erſucht, hinauf zu ſchauen. Dabei macht er ein großes, dem Pöbel ſehr gelehrt dünkendes Gewäſch von den verſchiedenen Dünſten und ihren Eigenſchaften, und verſichert, die Gläſer in ſeinem Tubus ſeyen ſo künſtlich geſchliffen, daß die Dünſte ſich vor demſelben zu verſchiedenen ſonderbaren Geſtalten koncentrirten. Nicht bei jeder Witterung, ſetzt er bedenklich hinzu, aber heute iſt grade ein Tag, an dem ſich alles vortrefflich präſentiren wird. Ich geſteh' Ihnen, liebe Freundin, der Kahlkopf ſprach neulich ſo gut und unbefangen, daß ich mich verleiten ließ, vor ſeinen Tubus zu treten. Da zog er unvermerkt an einem Zwirnsfaden, und ſiehe, zwiſchen meinem Auge und dem gewöhnlichen Fenſterglaſe hüpfte ein Centaur vorbei, den er aus irgend einem Nürnberger Bilderbogen ausgeſchnitten hatte. Schnell zog ich den Kopf beſchämt zurück und ſchlich fort, um einem Andern Platz zu machen. — Aber warum ſollt' ich mich ſchämen? dacht' ich auf dem Heimwege: geſchieht es doch in meinem lieben Vaterlande täglich, daß die großen Dichter und Philoſophen uns ihre Tubus mit mächtigem Geſchrei vor die Augen halten, indem ſie uns, Gott weiß, welche Wunderdinge verſprechen. Wir ſind gutherzig, wir ſehen hinein, und was erblicken wir? — Irgend ein kleines Nürnberger Ungeheuer. —

Doch ich ſehe Ihnen an, daß Sie von dem Spatziergange ermüdet ſind. Wenn das Wetter ſo ſchön bleibt, ſo ſetzen wir ihn wohl morgen ein Stündchen fort, denn ich verſichere Sie, wir haben noch viele artige und närriſche Dinge zu beſehen.

Zweiter Brief.

Heute, liebe Freundin, verfolgen wir unſern Spaziergang bei trocknem Wetter. Nicht immer werden die Gegenſtände ſo luſtig ſeyn, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß nicht eine Thräne dann und wann ſich in Ihr Auge ſtehlen wird. Da ſtößt uns gleich ein armer Blinder auf, er ſingt ſein Lied in einfach rührenden Tönen; neben ihm liegt ſein treuer Führer, der zottige Hund, und ſchüttelt zuweilen ſeine Glocke. Nicht weit davon ſitzt abermals ein Blinder, der vermuthlich nicht ſingen kann; ſtatt deſſen hat er eine Art von Gerüſte vor ſich ſtehen, an welchem mehrere vielſtimmige Glocken hängen, die er durch einige Fäden in Bewegung ſetzt. Er bettelt nicht laut, ſondern greift nur zuweilen in den Hut, der neben ihm liegt, um zu fühlen, ob etwa ein Wohlthätiger vorüberging? meiſtens zieht er die Hand leer zurück. — Wir gehen nicht weit, ſo finden wir einen dritten Unglücklichen, dem der köſtlichſte Sinn fehlt; er hat auf dem Boulevard ein altes Klavier vor ſich hingeſtellt, und hammert aus allen Kräften eine Sonate. Es bleiben Leute genug ſtehen, die ihm zuh ren, aber das zinnerne Näpfchen, das da vorne an ſein Inſtrument befeſtigt iſt, erklingt ſelten von der Gabe des Mitleids. — Kaum haben wir dieſen verlaſſen, ſo begegnet uns wieder ein Blinder, der die Herzen durch die Töne einer verſtimmten Geige zu rühren ſucht. Er ſpielt ſie gehend; ſein Hund, der mit einem Kettchen an ſeinem Weſtenknopf befeſtigt iſt, wandelt vorſichtig vor ihm her. Doch hab' ich auch einmal geſehen, daß das arme Geripp, Hund genannt, durch einen weggeworfenen Knochen unwiderſtehlich in einen Winkel gelockt wurde, wo ſein vertrauender Herr ſeinen ganzen Reichthum, Kopf und Geige, faſt gegen die Mauer zerſchmettert hätte. — Aber unter den vielen Blinden, welche ſingend, ſpielend und läutend die Pariſer Straßen bewohnen, ſammlen keine mehr Neugierige um ſich, als ein Paar Piquetſpieler, die den lieben langen Tag nicht um Geld, ſondern für Geld ſpielen, die mit bewunderuswürdig feinem Gefühl die Karten betaſten und nennen, jeden, der das Spiel nur ein wenig verſteht, auf einige Minuten zu intereſſiren wiſſen, und am Abend, wenn ſie aufſtehen, immer beide gewonnen haben.

Doch hinweg von den Blinden, deren Anblick die Sehenden nur betrübt, obgleich, von der Gewohnheit geſtählt, die Pariſer größtentheils gleichgültig vorüber gehen. Am öfterſten hab' ich Frauen von gewiſſen Jahren, die ich, nach ihren Körben zu urtheilen, für Köchinnen hielt, ihr Almoſen ſpenden ſehen; vielleicht wollten ſie dadurch ihr Gewiſſen wegen der Marktpfennige beſchwichtigen. — Wenden wir uns lieber zu jenem muſikaliſchen Tauſendkünſtler, deſſen erworbene Fertigkeit in der That Bewunderung verdient. Er ganz allein ſpielt eine Symphonie concertante auf fünf Inſtrumenten zugleich. Mit der einen Hand hält und greift er ein doppeltes Flageolet, deſſen beide Mundſtücke er ſtets vor ſeinen Lippen hin und her ſchiebt, oft auch bläſt er auf beiden zugleich; mit der andern Hand ſpielt er die Harfe recht artig; mit dem einen Fuße ſchlägt er ein Tambourin, und mit den Zehen des Andern bewegt er die Caſtagnetten. Sie hören, es klingt in der That recht gut zuſammen; der arme Menſch arbeitet ſich ſo dabei ab, wie die Sängerin, Mamſell Maillard, in der großen Oper, und hat daher ſeine Paar Sous reichlich verdient. —

Auch an Jenem dort wollen wir nicht vorübergehen, ohne eine kleine Silbermünze auf ſeinen Teller fallen zu laſſen. Zwar iſt ſein Harfengeklimper nicht einladend, aber das arme junge Mädgen, das mit niedergeſchlagenen Augen neben ihm ſteht und ſingt und immer ſingt, das verdient eine Gabe, eben weil ihre an den Boden gehefteten Blicke zu ſagen ſcheinen: ich weiß wohl, daß ich ſchlecht ſinge, aber mein Vater hat kein Brod. — Grade umgekehrt machen es die beiden kleinen Kinder, die auf der Brücke eine Art von Duett ſingen. Der Text ſoll die Herzen rühren, und würde es auch, wenn die Kinder nicht ſo gedankenlos plärrten, und immer ſo frech um ſich her ſchauten. Jetzt erregen ihr Anblick und ihre Klagetöne blos den Gedanken: das werden einmal ein Paar Taugenichtſe. — Weit beſſer berechnet iſt eine Kindergruppe, zu der ich Sie nicht führen will, weil ſie das Herz zerreißt. — In der Straße Vivienne nehmlich hab' ich länger als drei Wochen hintereinander (doch nur Abends, wenn es dunkel wurde) drei unglückliche Kinder im Kothe liegen ſehen. Das älteſte derſelben war ein Knabe von etwa zehn Jahren, der ſaß an der Mauer und hielt auf ſeinem Schooß ein anderes in Lumpen gehülltes Weſen, von höchſtens drei Jahren, welches gewöhnlich wimmerte. Daneben ſtand oder lag ein drittes Jammerbild, etwa fünf Jahre alt. Dieſe Kinder bettelten nicht, ſondern hatten vor ſich ein kleines Stumpfgen Talglicht, neben dem auf einem Lappen ein geſchriebener Zettel lag, des einfach-rührenden Inhalts: „Wir haben weder Vater noch Mutter.“ — Selten blieb ein Vorübergehender ungerührt, und da die Straße ſehr lebhaft iſt, ſo war die Erndte immer reichlich. Mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß beſonders die Soldaten gaben und viel gaben. Einen derſelben ſah ich eines Abends tief gerührt. Er trug einen großen ſchwarzen Backenbart, der im wilden Contraſt mit der Rührung in ſeinen Geſichts-Muskeln, von dem ſchwachen Schimmer des Talglichts aufwärts beleuchtet, ſeinen Schatten auf eine Thräne warf. Er blickte einige Minuten ſtill auf die Gruppe nieder; der arme kleine Wurm wimmerte eben recht laut, weil ihn fror. Haſtig griff der wackre Soldat in die Taſche, und gab dem ältern Knaben zwei Silbermünzen, (ich glaube zwei zwölf Sousſtücke) unter der Bedingung, daß er das Kind gleich nach Haus tragen und wärmen ſollte. Drei oder viermal wiederholte er dieſe Bedingung, und ließ ſich die Erfüllung derſelben eben ſo oft von dem Knaben verſprechen. Dann ging er. Indem er ſich umwendete, ſtieß er auf mich. „Sie ſind gewiß Vater?“ redete ich ihn an. Oui, Monsieur! antwortete er ziemlich barſch und eilte davon. Ich blieb noch eine Weile und gab acht, ob der Knabe ſeine kleinen Geſchwiſter verſprochenermaßen heimführen werde? Er that es nicht. — Daß übrigens die Polizei dieſes Schauſpiel viele Wochen hintereinander duldete, gefällt mir nicht. Faſt ſcheint es mir unmöglich, daß die armen Kinder den Winter hindurch geſund bleiben können.

Eigentlich angebettelt wird man in Paris ſelten oder nie. Nur dann und wann hört man ein: Monsieur, je meurs de faim! (Mein Herr, ich ſterbe vor Hunger) hinter ſich her flüſtern. Gewöhnlich ſucht jeder Arme ſich eine Art von gültigem Anſpruch auf eine Gabe zu verſchaffen. Der Eine läuft, mit dem Beſen in der Hand, wenn Sie eben durch eine ſchmutzige Stelle gehen wollen, und fegt Ihnen ſchnell einen Fußſteig rein; der Andere benutzt einen Platzregen, der die Mitte der Straße mit Waſſer füllt, legt ein bequemes Brett darüber und ſieht freundlich helfend daneben. Nach den Kleidern beurtheilt er diejenigen, die ihm etwas geben können oder ſollen; alle die er für arm hält, läßt er ungehindert paſſiren, und hübſchen Mädchen hilft er noch obendrein galant hinüber.

Doch es regnet ja jetzt nicht, und ich vergeſſe, daß wir ſpazieren gehen, um das Straßengetümmel zu beobachten. — Sollte man nicht Wunder denken, was in jenem dichten Kreiſe von Menſchen Merkwürdiges vorgehe? Ein alter Kerl, vielleicht ein verdorbener Seiltänzer, hat ein halbes Dutzend Gaſſenbuben Burzelbäume machen gelehrt. Ein Paar von ſeinen Lehrlingen ſcheinen ihm entwiſcht zu ſeyn, und die Kunſt auf ihre eigene Hand treiben zu wollen. Sie haben dort an der Straßenecke ein Stück Tapete ausgebreitet, das ſo durchlöchert iſt, daß es kaum noch zuſammen hängt; ihren eigenen Lumpen haben ſie geſucht, die Form von Luſtſpringer-Kleidung zu geben, und nun kullert ſich der eine auf dem Teppich herum, indeſſen der andere die platten Späschen eines Paillasso nachzuabmen bemüht iſt. — Eben ſo wenig Aufmerkſamkeit verdient jener Kerl mit ſeinen Bechern; er iſt ein gewöhnlicher Taſchenſpieler. — Aber einen Augenblick hinter dieſen Vorhang zu treten, wird Sie nicht gereuen. Sie finden da ein ſeltſames weibliches Weſen, dem die Natur den Männerſchmuck verliehen, ein Mädchen mit einem langen, ſchwarzen, dicken Capuziner-Bart. Betrug iſt nicht dabei, ich hab' es genau unterſucht. Das Mädchen iſt noch in den Zwanzigen, und ihre Augen, die, als ich bei ihr war, noch obendrein trieften, ſind von ein Paar gewaltig buſchigten, kohlſchwarzen Augenbraunen beſchattet. Denken Sie ſich nun dieſes ſo reich verzierte Geſicht unter einem ſchmutzigen weißen Turban, gleich unter dem ſchwarzen Barte ein Paar ſtarke weiße Brüſte, die bloßen Arme und Füße, wie auch der Nakken, mit Haaren dicht bewachſen, und Sie werden freilich die Figur nicht reizend finden. Wären die Brüſte nicht, und ſänge ſie nicht mit einer feinen kreiſchenden Stimme zum Davonlaufen, man würde ſich nie überzeugen, daß wirklich ein Frauenzimmer vor einem ſtehe. „Sie ſey aus Norwegen gebürtig, ſagt ihr Begleiter, fünfhundert Meilen hinter Bergen.“ Ich gab mich für einen Dänen aus, und fragte nach ihrer Mutterſprache. Das machte das arme bärtige Kind verlegen. „Ich bin ſchon als ein Kind von drei Jahren nach Frankreich gebracht worden,“ antwortete ſie mir mit dem gewöhnlichen Pariſer Accent. — Hinweg von dieſem Gegenſtande, wo der Muthwille der Natur an der Schönheit des Weibes gefrevelt hat. Wandeln wir lieber ein wenig auf und ab, um einen flüchtigen Blick auf die mancherlei käuflichen Dinge zu werfen. Da werden wir oft die ſonderbarſten Kontraſte neben einander finden. Hier bietet man Ihnen Körbe voll junger Hunde von allerlei Gattung, dort das Portrait des Herrn Jeſus Chriſtus, welches in nichts weiter beſteht, als in einem Blatt Papier, auf welchem die bekannte untergeſchobene Stelle aus dem Joſephus abgedruckt worden, die eine Beſchreibung von Chriſtus Geſtalt enthält.

Dieſe kleine wandelnde Bude, mit der großen Mannigfaltigkeit von Waaren, verkauft alles Stück vor Stück für 18 Sous, jene für 25. Sie finden wirklich Dinge darunter, von denen man nicht begreift, wie ſie um einen ſo geringen Preis losgeſchlagen werden können. — Daneben liegt auf einem ausgebreiteten Tuche, ein großer Berg von Broſchüren aller Art. „Kaufen Sie, meine Herren! ſchreit „der Eigenthümer, Sie haben das Ausſuchen! „Stück vor Stück 6 Sous.“ — Ein anderer Brodneider ſucht ihm den Handel zu verderben, und bietet ſeinen ähnlichen Haufen ſtückweiſe für 4 Sous. Freilich ſind es meiſtens nur kraftloſe Romane, aber ich habe oft auch gute Sachen darunter gefunden, z. B. einzelne Theile von Briefen der Madame de Sevigné u. ſ. w. Ich fand ſie auf den zweiten oder dritten Griff. Wenn man ſich Zeit nähme und die Mühe gäbe, den ganzen Haufen zu durchwühlen, ſo würde man gewiß für wenige Livres eine artige Sammlung ſich herausklauben können. — Bequemer aufgeſtellt, aber auch theurer, (obgleich immer noch ſpott wohlfeil) ſind die alten Bücher auf dem Geländer des pont neuf und mehreren Quays: nach den meiſt ſchönen Bänden zu ſchließen, Ueberreſte zerſtörter Bibliotheken. Hier findet man oft die koſtbarſten Werke, vollſtändig und trefflich konditionirt, um äußerſt mäßige Preiſe.

Ich werde gewahr, daß die ſchöne Gold- und Silberbude Ihr Auge an ſich zieht. Sie haben Recht, herrlichere Arbeit finden Sie weder in Augsburg noch in Wien. Nur in der vortrefflichen Fabrik des däniſchen Etatsraths Buch in St. Petersburg habe ich Kunſtwerke geſehen, die ſich mit dieſen meſſen dürfen. Es iſt ſchwer hier weiter zu gehen, ohne etwas zu kaufen; es iſt leicht hier in Verführung zu gerathen, die Reichen zu beneiden. Aber bemerken Sie doch auch etwas Charakteriſtiſches unſerer jetzigen Zeit: dieſes ganze Fenſter ſteht voll goldener oder vergoldeter Monſtranzen, ein Beweis, daß dieſe Waare jetzt ſtark abgehen muß. Wer hat alſo am Ende bei dem temporellen Umſturz der Religion gewonnen? Niemand als die Goldarbeiter. —

Ich bitte einen Schritt weiter zu thun, denn in der That, der Mann der da die große mannigfaltige Menge von ausgeſtopften Thieren ausgeſtellt hat, verdient auch als Künſtler Bewundrung; er hat wirklich den Gipfel ſeiner Kunſt erreicht. Alles lebt, alles ſcheint ſich zu bewegen. Sie ſtrecken die Hand aus, um dieſem Fuchs das Huhn abzujagen, das er im Munde trägt; es thut Ihnen weh zu ſehen, wie der Habicht ſeine Klauen in den wehrloſen Krammetsvogel geſchlagen; ſie verweilen freundlich vor einer Kanarienhecke, in welcher die Mutter ihre Jungen füttert; Sie lächeln über den ſchönen Pudel der die Laterne im Rachen trägt, Sie glauben, er ſtehe nur ſtill, weil der Herr dem er vorleuchtet, noch nicht hinter ihm iſt. Eine große Menge einzelner Vögel verzieren den Hintergrund der Bude. Dieſe artige Kunſt gewährt den Pariſern noch den Vortheil, daß, wer einen getreuen Hund, einen geliebten Vogel, oder ſonſt ein Thier beſaß an das er ſich freundlich gewöhnt hatte, mit dem Tode dieſes Lieblings ihn doch nicht ganz verliert. Für eine Kleinigkeit wird ihm die äußere Hülle, Leben-lügend zurückgegeben. Wirklich ſind die Preiſe dieſer Kunſtwerke ſehr gering. Das Ausſtopfen eines kleinen Vogels z. B. koſtet nur drei Livres (18 Groſchen) wenn man den Vogel ſelbſt liefert; ſonſt etwas mehr, nochdem der Vogel ſelten iſt, oder nicht. — Dieſer Schauplatz lebloſer Lebendigkeit iſt gewiſſermaßen noch jenem vorzuziehen, der wirklich von lebendigen Creaturen wimmelt, aber freilich durch die übie Ausdünſtung zurückſtößt. Wenn ſie indeſſen es über ſich gewinnen können, einige Augenblicke in der Bude zu verweilen, ſo werden Sie einen kleinen Begriff von der Arche Noah wieder mit herausnehmen, die auch ſchwerlich durch ihren Wohlgeruch berühmt geworden ſeyn würde. In Käfigten ohne Zahl herbergen Papagoyen, grau, grün und bunt, weiße Cacadus, prächtige indianiſche Raben; alle auf einmal ſingen nach ihrer Weiſe, daß Ihnen die Ohren gellen. Glauben Sie indeſſen nicht, daß troß der Menge dieſer Vögel, Sie einen derſelben wohlfeil kaufen könnten. O nein, unter acht Louis bekommen Sie keinen; es wäre denn jener kleine, ſperlingsartige Papagoy, der nicht ſpricht und nie ſprechen lernt, den überläßt man Ihnen allenfalls für drei Louis. Dieſe buntgefiederten Ausländer nehmen, wie billig, den oberſten Rang in der Vogelbude ein. Ihnen folgen die Tauben und Hühner, und zwar von beiden die ſeltenſten Gattungen in großer Anzahl. Türkiſche Enten, Perlhühner, Gold- und Silberfaſane, Singvögel aller Art, von der Nachtigall bis zum Zeiſig, dazwiſchen Pudel und Mopſe, Eichhörnchen und Meerſchweinchen, Haſen und Kaninchen, und neben den Tauben junge Wieſel, und neben den Vögeln Angolakatzen, alles im traulichen

Verein; alle Wände ſind mit Käfigten tapezirt von unten bis oben, und ſogar die äußere Mauer nach der Straße zu, ſo weit nur die Bude reicht. — Itzt könnten wir in dieſes prächtige Möbelmagazin treten, wo der Geſchmack dem Luxus dient, zuweilen auch umgekehrt, aber warum ſollen wir uns das Herz ſchwer machen, da wir Fremdlinge doch nichts mit uns fortnehmen können, und wie man in guten Häuſern ſich heut zu Tage möblirt, das will ich Ihnen nicht auf der Straße zeigen. — Aus gleichen Gründen laſſen Sie uns ſchnell an dieſem bunten und von Gold ſchimmernden Porcellainmagazin vorübergehen, wo die glasartige Materie in den gefälligſten und mannigfaltigſten Formen aufgeſchichtet iſt. Ein reizender Anblick fürwahr, der mich ſchon manche Viertelſtunde gefeſſelt hat. — O laſſen Sie ſich mit dem Weibe nicht ein, das Ihnen durchaus ein Loos zu der National Lotterie aufdringen möchte. „Für eine Kleinigkeit 75000 Livres zu gewinnen!“ ſchreit ſie unaufhörlich, als habe ſie es von einem Braunſchweiger Collecteur gelernt. Doch beſcheidener als dieſer, verfolgt ſie Sie wenigſtens nicht mit Briefen, ſondern nur bis an die Straßenecke. — So, jetzt ſind Sie ſie los. Ein freundlicher Savoyard, der, wenn Sie befehlen, auch Ihren Schooshund ſcheert, kämmt und wäſcht, erbietet ſich Ihnen die Schuh zu putzen. Sie wollen aber ihren Fuß nur weiblichen Händen anvertrauen, und können einige Schritte weiter, auch dieſer ſittſamen Bedenklichkeit ein Genüge leiſten.

Itzt ſchlag' ich Ihnen vor, den Quay de l'école langſam hinab zu wandeln, und damit unſern heutigen Spaziergang zu beſchließen. Alle Caffeehäuſer und Reſtaurateurs laſſen wir linker Hand liegen, ſo apetitlich die Inſchriften auch lauten, die mit großen Buchſtaben auf die Glasthüren und Fenſter gemahlt ſind: kalte und warme Frühſtücke, Gabel-Frühſtücke (déjeuners à la fourchette), Rum- und Arrak-Punſch, Eiskäſe, Milchkaffee, Schokolat u. ſ. w. Der nächſte Nachbar ladet uns zu einer Partie à la poule, und wiederum der nächſte zu einer Partie Billard; zwiſchen beiden verſpricht uns ein dritter köſtliches Märzbier. Alles vergebens, wir wandeln fürbaß. Auch auf der Straße ſelbſt reizen uns weder die eben gebratenen heißen Kaſtanien, noch die aufgeſchichte ten Aepfel und Weintrauben, noch die ſchmutzigen Ganymede, die aus großen zinnernen Schleifkannen blanke zinnerne Becher mit einem faden Getränk füllen, das dem ruſſiſchen Sbiten ähnelt. Ein ſolcher Becher voll koſtet freilich nur einen Sous, aber ich rathe Ihnen lieber zum klaren Waſſer, das gar nichts koſtet. — Ha! wie lebhaft iſt dieſer Weg an der Seine herunter. Linker Hand die ſchöne Häuſer-Reihe, wo Bude an Bude grenzt, wo die Waaren aller Welttheile, ja ſogar die Waaren anderer Welten zur Schau geſtellt ſind, (denn auch die famöſen Mondſteine kann man irgendwo kaufen); dann das bunte Menſchengewimmel auf der Straße, und die Fiakers, und die verdammten Cabriolets, vor denen wir hier in Sicherheit ſind. Und nun werfen Sie ihre Blicke rechts hinab auf den Fluß. Alle Wäſcherinnen des Erdbodens ſcheinen ſich hier verſammelt zu haben. Auf langen, durch ein Dach bedeckten Böten ſtehn ſie in langen Reihen, und ſchlagen unbarmherzig die einzelnen Stücke, die ſie nachher zu Wäſchbergen aufſchichten. Hoch ſchwingen ſie die dicken fleiſchigten Arme, gewaltig ſchlagen ſie drauf los, und dennoch hört man wenig von ihren Keulenſchlägen, weil die liebliche Rede ihres Mundes das Getöſe verſchlingt.

Was dieſer Gruppe etwa an Schönheit mangelt, das erſetzen die einzelnen Bäder, die in allerlei Geſtalten auf der Seine herumſchwimmen, und unter welchen ſich beſonders die von Vigié auszeichnen. Indeſſen übertrift die innere Einrichtung doch keinesweges an Ordnung und Eleganz die des Berliner ſchwimmenden Bades, im Gegentheil ziehe ich das letztere noch vor. Nur die Größe der Pariſer Bäder iſt impoſanter und die Umgebung von einigen anmuthiger, denn Blumen und Bäume, duftend und beſchattend, ſind um ſie her gepflanzt worden. — Laſſen Sie uns einen Augenblick dieſe neue Brücke beſteigen, durch welche die Regierung den Pariſern zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen ein herrliches Geſchenk gemacht hat. Sie iſt ſo glatt gedielt als man nur immer von einem Zimmer erwarten darf, und da zu beiden Seiten einige Stufen hinaufführen, folglich kein Reuter und kein Wagen den Fußgänger beunruhigen kann, ſo wird dieſe Brücke im Frühling und im Herbſt der feinen Welt zu einem der angenehmſten Spaziergänge dienen. Noch ein Vortheil iſt es, daß man die Erlaubniß darüber zu gehen mit einem Sous bezahlen muß, denn ſo iſt man ſicher auf der Brücke ſelbſt, wo man, ſo lange man will, verweilen darf, nicht von Bettlern beläſtigt zu werden. Und welch' eine liebliche Ausſicht zu beiden Seiten! Auch kann man, beſonders jetzt, faſt jeden Morgen das bedeutende Schauſpiel mit anſehn, wie die platten zur Landung in England beſtimmten Böte auf der Seine manövriren. Freilich will es mit dem Rudern der Soldaten noch nicht recht fort, und wenn nicht der erhabenſtehende Trommelſchläger den Tact angiebt, ſo gleicht das Boot, mit ſeinen vielen Rudern zu beiden Seiten, zuweilen einem Wagen der über eine lockere Knüppelbrücke fährt, wo die Knüppel einer um den andern ſich heben und fallen. Aber ein wenig Uebung und es wird ſchon gehen, wenn nur das offene Meer eben ſo gutmüthig iſt als die Seine. —

Ueberall iſt dieſer Fluß durch Thätigkeit und Fleiß belebt. Hier treibt er Mühlen um den Einwohnern Nahrung zu bereiten, oben führt er Kohlenſchiffe herbei um ſie zu wärmen; weiter unten wird das Waſſer aus ſeiner Mitte an das Ufer geleitet, und dort durch

Leinewand in Fäſſer gepumpt, um den Durſtigen ein reines Getränk zu liefern. Auch dieſe gehäufte Kornſäcke haben ſeine Wellen hergetragen, auch jene Weinfäſſer liefert er ungewäſſert in die Keller der Wiederkäufer. Hier ſehen Sie ein buntes Gemiſch von Käufern und Verkäufern. Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht mit Ihrem weißen Gewande an jene ſchwarze Köhler herſtreifen. Kommen Sie auch nicht den muntern und rüſtigen Auvergnaten zu nahe, die ſich zum Spas ſo derb boxen, daß unſer Eins im Ernſt davon ſterben könnte, und die dabei ein Patois ſprechen, von dem wir wenigſtens keine Sylbe verſtehn. — Retten Sie ſich aus dem Getümmel auf dieſen freien Platz — ach! es iſt der Platz Lagreve, auf dem vormals nur der Verbrecher büßte, der aber während der Schreckkenszeit das Blut ſo mancher Edlen fließen ſah. Hier iſt die Stelle, auf welcher die Guillotine lange permanent war, dort an jener Ecke die Laterne, an deren Arm man Foulon erwürgte. Sie ſchaudern? wir wollen den Ort verlaſſen, der vor wenig Tagen der letzten Hinrichtung zum Schauplatz diente; denn für künftige Exekutionen hat die Regierung eine andere Gegend der Stadt beſtimmt. Wo? Darum hab' ich mich nicht bekümmert, denn ich bin kein Liebhaber von Hinrichtungen.

Um Ihre rege Phantaſie von jenen düſtern Gegenſtänden abzulenken, wollen wir ſchnell unter den Haufen uns miſchen, der den ſcharlachrothen Marktſchreier umringt. Der Mann mit ſeiner Habichtsnaſe ſtellt ſich, als ſpräche er das Franzöſiſche mit einem italieniſchen Accent. „Ich komme eben aus Neapel,“ ruft er laut, „ich habe gehört von dem guten Pariſer Volke. Kein Eigennutz treibt mich her. „Gott bewahre mich dafür! Blos das Verlangen der großen Nation und dem guten Pariſer Volke zu dienen. Sehen Sie hier, „meine Herren, dieſe köſtliche Arzenei! Jede „Flaſche derſelben koſtet auf Ehre mich ſelbſt „6 Livres, aber ich bin zufrieden, wenn ich „der leidenden Menſchheit Hülfe bringe, ich „verlange nichts, gar nichts, gar nichts, ich verſchenke meine Flaſchen, ja, ja ich verſchenke ſie. Wer will davon haben, der trete herzu. „— Wie? Es meldet ſich Niemand? — O „warlich! das Pariſer Volk iſt noch beſſer als „man es mir geſchildert hat; es iſt zu ſtolz, zu „edel, es will nichts geſchenkt haben. Wohlan!

„damit Eure Delikateſſe nicht beleidigt werde, „will ich denn einen Preis darauf ſetzen, doch „ſo gering, als möglich. Statt 6 Livres be„gehre ich nur 6 Sous. Kauft! kauft!“

Und ſiehe da, nun ſtrömt alles herzu und kauft. — Nicht wahr, liebe Freundin, jetzt gehn wir **lachend** nach Hauſe. —

Der
Erſte Konſul und deſſen Umgebungen.

Es wäre kühn und zwecklos, wenn ich über Bonaparte als Helden oder Staatsmann, ſprechen wollte. Thaten durch Erfolg gekrönt, ſind immer Heldenthaten, und diejenige Staatskunſt iſt die rechte, die dem Lande Glück und Ruhm bringt. Daher kann nur die Nachwelt über den Mann richten, der jetzt, wie einſt vom Jupiter geſungen wurde, mit ſeinem Augenwimper Welten bewegt. Und worauf wird das Urtheil der Nachwelt ſich gründen? Abermals faſt nur auf den **Erfolg**; wir beſchränkte Menſchen haben nun einmal keinen andern Maasſtab. Erkämpſt Bonaparte Frieden und lange Ruhe; darf er das Schwerdt für eine Reihe von Jahren ſinken laſſen, — (es ganz in die Scheide zu ſenken, wär' ihm ſchwerlich zu rathen), — ſo wird er auch gewiß alle die wohlthätigen Begleiter des Friedens unter ſeinem Schilde ſammeln. Man giebt ihm Schuld, was man ſchon vielen großen Männern vorgeworfen, er achte die Menſchen wenig, ſie ſeyen ihm nur Mittel zum Zwecke. Geſetzt dem wäre ſo, (und ohne zu erinnern, daß dem Manne auf des Berges Spitze die Menſchen im Thale nur klein ſcheinen, der Regent hingegen an des Volkes Spitze nicht wenig Menſchen kennen lernt, die wirklich klein ſind,) — geſetzt alſo dem wäre ſo, was kümmert es das Volk, zu wiſſen, warum Bonaparte es glücklich gemacht hat? — Wenn nur die ſchöne Zeit wiederkehrt, wo jeder Bauer ſein Huhn in den Topf ſteckt, wird er dabei fragen: iſt es auch die Liebe des Regenten, der ich meinen Wohlſtand verdanke? Oder fehlte ihm nur mein Wohlſtand noch zu ſeinem Ruhme? — Nein, auf ſolche Spitzfündigkeiten läßt ſich das Volk nicht ein. Je glücklicher es iſt, deſto weniger denkt es an den Urheber ſeines Glücks; denn die Völker machen es mit ihren Regenten, wie die Menſchen überhaupt mit Gott, ſie klagen oder murren nicht eher, als bis es ihnen übel geht, gleichviel ob mit oder ohne ihre Schuld.

Schwer mag es ſeyn, auf einem ſolchen Poſten die Menſchen noch zu lieben oder gar zu achten. Wenn jeder der ſich naht, das Herz verſchließt und nur die Hand öffnet, um zu empfangen; wenn jeder ſeine ſchönſten Farben breit zur Schau legt, wie die Blumen beim Sonnenſchein, und geſchwind die Blätter zuſammen faltet, wenn eine Regenwolke vorüber zieht; wenn alle und alle nur durch Ehrgeiz oder Habſucht an den Thron, und nicht an den, der darauf ſitzt, gefeſſelt ſind: wenn Alle morgen dem neuen Herrſcher daſſelbe vorliſpeln, was ſie heute dem alten vorgeliſpelt haben: ſagt mir ums Himmelswillen, wo ſoll Achtung für die Menſchheit herkommen? — Nur ein Freund, in der wahren Bedeutung des Wortes, ein Freund wie Sülly es Heinrich dem Vierten war, kann des Regenten Herz vor dieſer ſtarren Kälte bewahren, die unvermeidlich ſonſt ihn menſchenfeindlich ergreifen muß.

Doch iſt das, wie geſagt, nur für ihn ein Unglück, nicht für ſein Volk; denn das wird entweder gar nicht nach der Quelle ſeines Glückes fragen, oder recht gern der Liebe beimeſſen, was die Ruhmſucht erzeugte.

Als ich nach Paris kam, war ich äußerſt begierig, den gefeierten Helden des Jahrhunderts zu ſehen. Einige Tage verſtrichen, mein Wunſch blieb unerfüllt. Endlich eines Abends im Théatre français, wurde die Vorſtellung durch ein lautes allgemeines Klatſchen unterbrochen, und aller Augen wandten ſich nach Bonaparte's Loge, welche dicht an der Bühne befindlich iſt. Ich war unglücklicherweiſe grade in einer Loge, wo ich ihn nicht ſehen konnte; da aber die Mitglieder des Théatre français mir ſehr gütig das Recht eingeräumt hatten, nach meinem Belieben im ganzen Hauſe zu gehen wohin ich wollte, ſo bediente ich mich jetzt dieſes Rechtes ſchnell, um auf die Bühne ſelbſt zu eilen, und da aus einer Kouliſſe, der Loge des erſten Konſuls grade gegenüber, den merkwürdigen Mann recht ins Auge zu faſſen. Schon öfter war ich auf dem Theater geweſen, und nie hatte ich ein Hinderniß daſelbſt gefunden; wie erſtaunte ich daher nicht, als ich jetzt die drei erſten Kouliſſen mit Konſular-Garde beſetzt fand, die jeden der ſich nähern wollte zurückwieſen; ja ſogar das Kammermädchen der Mademoiselle Duchesnois, welche letztere, ich weiß nicht mehr welche Rolle ſpielte, traf dieſes Schickſal, ungeachtet ihre Gebieterin ihrer nothwendig bedurfte. Indeſſen wurde, durch Verwendung der Herren Lafond und Monvel, die grade gegenwärtig waren, für mich ſowohl als für das Kammermädchen das ſtrenge Verbot aufgehoben, deſſen Grund ich mir nicht wohl erklären kann. Als bloße Sicherheits-Maaßregel ſcheint es mir unzulänglich. Vielleicht liebt Bonaparte nicht, angegafft zu werden; da hat er freilich Recht, aber er muß ſich daran gewöhnen, denn es iſt nun einmal unzertrennlich von einem ſolchen Poſten. Vielleicht rührte der Befehl auch gar nicht von ihm ſelbſt her; vielleicht hat er ihn ſogar gemißbilligt; ich erinnere mich wenigſtens nicht, nachher wieder Konſular-Garde auf der Bühne geſehen zu haben.

Im Schauſpiel ſitzt er ſtill und ernſt, ſcheint ſehr aufmerkſam, ſpricht mit keinem ſeiner Begleiter, (die alle hinter ihm ſtehen), giebt kein Zeichen weder des Beifalls noch des Mißfallens, auch nicht einmal durch eine Miene. Das Parterre empfängt ihn jedesmal mit rauſchendem Beifall, übrigens aber bekümmert es ſich nicht um ihn. Das Recht zu pfeifen und zu toben läßt es ſich nicht rauben, und ich habe es in Bonaparte's Gegenwart erlebt, daß ein neues Stück, welches er doch auch zu ſehen gekommen war, nicht einmal ausgeſpielt werden durfte. Bei dieſem Muthwillen bleibt er ganz gelaſſen, vermuthlich eingedenk, daß die Pariſer wie die Römer panem et circenses haben müſſen, wenn ſie ruhig bleiben ſollen. — Bonaparte liebt vorzüglich Trauerſpiele. Er hat ſich gegen mich ſelbſt, mit guter Laune, gegen die Dramen erklärt, ließ aber auch die aus Voltaire hergenommene Einwendung gelten; que tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. Man glaube auch nicht, daß er darum eben ein Feind der Luſtſpiele oder Dramen ſey: ich habe ihn vielmehr der erſten Vorſtellung eines neuen Luſtſpiels beiwohnen ſehen, und mein Drama: Bruderzwiſt, beſuchte er, als es grade nach einem Trauerſpiel dargeſtellt wurde, bei welchem er nicht gegenwärtig war.

Seine Logen in den vier erſten Theatern ſind ſehr reich und geſchmackvoll verziert. Unter die Verzierungen gehört beſonders auch ein goldner Stern, der bald unter, bald über der Loge angebracht iſt. Man ſagt, er glaube an einen Glücksſtern, und vertraue mehr auf denſelben, als auf ſein großes Genie. Wenn das auch wahr iſt, (wie mich viele verſichert haben), ſo kann das dennoch ſeinen Ruhm nicht ſchmälern. Wenn der Grieche, den das Orakel für den Weiſeſten erklärte, ſeiner Weisheit unbeſchadet, einen Dämon haben durfte, warum denn nicht Bonaparte einen Stern? —

Die große Parade, jetzt eine der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten von Paris, hab' ich auch ein paarmal mit angeſehn. Es iſt in der That ein imponirendes Schauſpiel. Ich befand mich nebſt einigen Andern in einem Saal der bel-étage, faſt in der Mitte der Tuillerien, durch welchen Bonaparte gehen mußte. Die Bedienten hatten uns dieſen Platz mit vieler Höflichkeit angewieſen, und unſern Uniformen verdankten wir es, daß wir auch da bleiben durften; denn bald kam ein Adjutant, der einem unſerer Gefährten im Frack (jedoch abermals mit großer Höflichkeit), andeutete, er könne hier nicht ſtehen bleiben, und ihm eine andere ſehr gute Stelle anweiſen ließ.

Alle Säle waren en haie mit Garden beſetzt, zehn bis zwölf Mann in jedem Saale, alle zwei bis drei Schritte ein Mann, ſo auch die Treppen, wo jede Stufe zwei Mann trug. Auf dem großen Hofe der Tuillerien war die Infanterie bereits aufmarſchirt, vier oder fünf verſchiedene Regimenter. Die Uniformen würden wenig ins Auge fallen, denn ſie ſind einfach, und die langen Röcke ſcheinen mir weder ſchön noch bequem, aber die gewaltigen Bärenmützen gewähren einen kriegeriſchen Anblick. Die Fahnen der Conſular-Garde ſind nicht bloß mit den Nationalfarben geſchmückt, ſondern führen in der Mitte goldne Sonnen, und ſind größtentheils grün, auch die Federbüſche der Gardeofficiere ſind roth und grün. Eine eitle Zierde jedes Regiments iſt der Regimentstambour, der von dem Corps der Officiere mit verſchwenderiſcher Pracht gekleidet wird, wobei man es ſtets einander zuvor zu thun ſucht. Man wählt dazu die größten und ſchönſten Leute, ihre Kleider ſind, wenn ich nicht ſehr irre, von Sammt und ſo reich mit Gold verbrämt, daß man die Grundfarbe kaum ſehen kann. Noch eine Eitelkeit des jetzigen franzöſiſchen Militairs iſt der Backenbart, der ſo ſehr mit Liebe gepflegt wird, daß er zu einer ungeheuren Größe heran wächſt. Unter den Sappeurs giebt es ſogar Männer, die den ganzen rabenſchwarzen Bart haben wachſen laſſen, ſo daß er bis tief auf die Bruſt herab hängt. — Außer der Grille auf dem Karouſſelplatze ſtand die Kavallerie: Chasseurs, Garde zu Pferde, und ein außerordentlich ſchönes Regiment Küraſſiere. Auch das Häuflein der Mamelucken zeichnete durch ſeine orientaliſche Tracht ſich aus.

Jetzt wurden die Fahnen aus den Zimmern des erſten Conſuls geholt. Bald darauf kam er ſelbſt, von Generalen und Adjutanten umgeben, die alle prächtig gekleidet waren, indeſſen Bonaparte eine ſehr einfache Uniform trug, ohne Stickerei oder ſonſtigen Schimmer, und einen Hut ohne Treſſe, Quaſte oder Feder. Er ging ſehr ſchnell. In der Hand trug er bloß eine kleine Reitpeitſche. Unten an der Pforte beſtieg er einen Schimmel, und ritt dann, von einem glänzenden Schwarm begleitet, langſam durch die Reihen auf und nieder. Nachdem er auf dieſe Weiſe die Infanterie beſchaut hatte, ritt er hinaus zu der Kavallerie und machte es da eben ſo. Hier war auch außer den Truppen noch eine große Menge Volks verſammelt, und von Vielen wurden ihm Bittſchriften überreicht. So viel ich bemerkt habe, durfte Jeder zu ihm treten, und was ich von den großen Vorſichtsanſtalten gehört hatte, die zu ſeiner Sicherheit getroffen würden, fand wenigſtens heute nicht ſtatt, denn wie er da unter dem Volke herum ritt, war ſein Leben in der Hand eines jeden entſchloſſenen Böſewichts. — Auch als er wieder in den Hof hereinritt, wurde er verſchiedene male von Frauenzimmern angehalten, die ihm in der That ſehr nahe auf den Leib traten, mit ihm ſprachen und ihm Bittſchriften hinauf reichten. Er gab dieſe, ſo viel ich ſehen konnte, ſeinen Adjutanten. Doch eine, deren Ueberreicherin (wenn meine Augen mich nicht getäuſcht haben) ſogar den Zügel ſeines Roſſes gefaßt hatte, entfaltete er ſogleich, las ſie auf dem Pferde und gab der Supplikantin einen kurzen Beſcheid. — Während dieſer ganzen Heerſchau war ſein treuer, prächtig gekleideter Mameluck nicht dicht hinter ihm, (wie man ſo oft in Deutſchland uns erzählt,) ſondern bloß im Gefolge hinter allen Generalen.

Jetzt kam der Held zurück und hielt vor dem Eingang der Tuilerien, nur wenige Schritte von dem Platze, den ich einnahm; hier überreichte ihm der türkiſche Geſandte im Namen des Großherrn zwei Pferde zum Geſchenk, die ſehr ſchön ſeyn ſollen, von deren Schönheit aber dem Auge wenig ſichtbar wurde, weil das lange, weite, von Gold und Perlen ſtrotzende Reitzeug ſie faſt ganz bedeckte. Muthig waren ſie allerdings, denn als zwei Türken ſich darauf ſetzten, um auf dem Platze ſie herum zu tummeln, ward der Eine ſogleich abgeworfen, ſchien aber das Ding gewohnt zu ſeyn, denn er ſtand flugs auf den Beinen und war auch mit Einem Sprunge wieder im Sattel. — Bonaparte, der während dieſer Kavalkade oft Tabak aus einer ſehr einfachen Doſe von Schildpatt ſchnupfte, würdigte das Geſchenk eben keiner großen Aufmerkſamkeit; kaum warf er dann und wann einen gleichgültigen Blick darauf. Hingegen ſchien er ganz mit den Truppen beſchäftigt, die er jetzt, ein Regiment nach dem andern, einige Manövers machen ließ. Der Kommandeur des Regiments trat jedesmal mit gezogenem Säbel zu ihm, empfing ſeine Befehle und kommandirte dann dieſen gemäß. Beſonders mußte jedes Regiment einige Quarrés formiren, vielleicht zur Erinnerung an den Krieg in Egypten. Die eine Konſular-Garde ließ er unter andern das Exercitium machen, wo beim Anſchlagen und Feuergeben das erſte Glied auf das Knie fällt, und die andern beiden über daſſelbe wegſchießen. Ich weiß nicht, ob das Kommando etwa unrichtig verſtanden worden war, aber ſo viel iſt gewiß, daß es höchſt unvollkommen executirt wurde. Halbe Kompagnien blieben ſtehen und beſannen ſich, und ließen ſich endlich Einer nach dem Andern gemächlich auf das Knie nieder. Der erſte Konſul äußerte ſelbſt ſein Mißfallen dadurch, daß er das leichte Exercitium ſieben oder achtmal wiederholen ließ. — Hierauf defilirte die Infanterie vor ihm vorbei, und ließ ihre herrliche Feldmuſik ertönen, die man wohl ſonſt nirgend in dieſer Vollkommenheit hört. Es ſind durchaus keine gewöhnlichen Märſche, wo derſelbe Theil immer regelmäßig zweimal wiederkehrt: ich möchte es vielmehr Marſch-Symphonien nennen, die gewiß von guten Meiſtern komponirt worden, und mit außerordentlicher Präciſion vorgetragen werden. — Als die Infanterie den Hof verlaſſen hatte, ritt die Kavallerie herein, und defilirte auf trefflichen Pferden (vielleicht Hannöveriſchen,) gleichfalls vor dem erſten Konſul vorbei. Von dieſen Regimentern mußte jedoch nur Eins ein Paar Manövers exekutiren, womit dann die heutige große Parade ihre Endſchaft erreichte. Bei der zunächſt folgenden marſchirte auch zum Erſtenmal ein

Bataillon Matroſen mit auf, das beſonders durch ſeine Bewaffnung mit Enterhaaken ſich auszeichnete.

Wir eilten jetzt, um dem erſten Konſul nicht bei ſeiner Zurückkunft zu begegnen, hinunter in den Saal der Ambaſſadeurs, (oder vielmehr in einige ſehr einfache Zimmer, die ſo genannt werden,) wo wir das Corps diplomatique ſammt allen Fremden, die heute präſentirt werden ſollten, verſammelt fanden. Da man hier nichts als Sterne und Ordensbänder ſah, ſo ſchien es, als ſey man plötzlich an einen monarchiſchen Hof verſetzt worden. Nur das Coſtüm der Pallaſtpräfecten, die in ihren geſtickten Scharlachkleidern mit blauen Schärpen zwiſchen uns herum wandelten, erinnerte an die republikaniſche Conſularchie. Officianten und Bediente, in grüner Kleidung mit Gold verbrämt, boten uns Liköre und dergleichen Erfriſchungen, worauf ſich endlich der ganze ſchimmernde Hauſe in Bewegung ſetzte, und die Paradetreppe hinauf ſtieg. Die Hecke von Gardeſoldaten, auf beiden Seiten, ſtand noch wie zuvor auf Treppenſtufen und in Sälen. Oben an der Treppenruh paradirte etwa eine halbe Compagnie mit dem Trommelſchläger. Wir zogen langſam durch drei bis vier Säle, die mit allerlei Neu-Franzöſiſchen Trachten angefüllt waren, als da ſind huissiers in ſchwarzen Kleidern mit goldenen Ketten um den Hals, an welchen Medaillen hängen, grade wie ſie vormals die Ritter trugen; eine Menge einfache, blaue, mit Gold und Silber geſtickte Uniformen; (auch die Beinkleider ſah ich bei vielen längs der Näthe geſtickt,) u. ſ. w. Die Säle, durch welche wir gingen, waren dieſelben, in welchen ich vor dreizehn Jahren noch die hundert Schweizer, à la Henri IV. gekleidet, geſehen hatte; dieſelben, durch welche die ganze Königliche Familie damals in die Meſſe an mir vorüber zog. Ich empfand eine ſonderbare wehmüthige Beklemmung, als ich in dieſem Augenblicke jenes Augenblicks gedachte! — Jetzt öffneten ſich die Thüren des Audienzzimmers, deſſen ſchönſte Dekoration die Fahnen ſind, welche da mahleriſch gruppirt aufbewahrt werden. Bonaparte ſtand zwiſchen dem zweiten und dritten Konſul, welche reichgeſtickte Scharlachkleider, aber nach dem gewöhnlichen Schnitte trugen. Auch der Oberrichter (grand juge) war in ſeinem Coſtüm gegenwärtig, das dem der Kardinäle nicht unähnlich iſt. — So bald ein Kreis ſich formirt hatte, trat Bonaparte hervor, ſprach zuerſt mit dem anweſenden Chur-Prinzen von Würtemberg, und dann in der Reihe herum, gerade ſo wie andere Könige und Fürſten es zu machen pflegen, mit den Miniſtern fremder Höfe, die ihm bei dieſer Gelegenheit ihre Fremden präſentirten.

Keines von den Bildern, die ich in Deutſchland oder Frankreich von ihm geſehen habe, gleicht ihm ganz; die meiſten gleichen ihm gar nicht. (Zu den letztern gehört unter andern Davids berühmtes Gemälde.) Am beſten hat ihn Iſabey getroffen, der ihn in ganzer Figur ſtehend dargeſtellt hat, und von deſſen Bilde auch ein recht guter Kupferſtich vorhanden iſt. Ihm bei weitem am ähnlichſten, finde ich das Bruſtbild auf den neuen Fünf-Franken-Stücken vom Jahre zwölf; ſo oft ich dies betrachte, ſteht der erſte Konſul lebhaft vor mir. Er hat ſeit einiger Zeit zugenommen, welches einen Mann wie Bonaparte grade nicht vorzüglich kleidet, denn man iſt gewohnt, ihn ganz Geiſt zu denken, und die Phantaſie erlaubt ihm gleichſam nur ſo viel von irdiſcher Hülle, als eben nothwendig iſt zum Werkzeug des Geiſtes. Ich wette, daß ſich niemand Bonaparte wohlbeleibt denken kann, und doch iſt er es jetzt ein wenig, ſcheint es vielleicht auch mehr, weil er klein von Statur iſt. Sein Profil iſt das eines alten Römers, ernſt, edel, ausdrucksvoll. Wenn er immer ſchwiege, ſo würde ſein Ernſt etwas Kaltes, Zurückſchreckendes haben; ſo bald er aber redet, ziert ein wirklich holdes Lächeln ſeinen Mund, und man gewinnt Vertrauen zu ihm. Grade das war der Fall mit Paul dem Erſten, deſſen Freundlichkeit man nicht widerſtehen konnte.

Da ich eben Pauls des Erſten gedenke, ſo darf ich nicht vergeſſen zu erwähnen, daß der erſte Konſul mit mir über dieſen unglücklichen Monarchen ſprach, und mit Innigkeit ſeine Hochachtung für ihn bezeigte. „Er war ein Hitzkopf,“ ſagte er unter andern, „aber er hatte ein vortreffliches Herz.“

Einige Schritte von mir ſtand der amerikaniſche Geſandte, mit dem er, wenn ich anders recht verſtanden, über den Handel ſeines Vaterlandes ſprach. Der Geſandte ließ, hierdurch veranlaßt, einen leiſen Wunſch nach Frieden fallen; der erſte Konſul zuckte die Achſeln, als wolle er ſagen: meine Schuld iſt es nicht.

Auch ſchienen einige Worte über dieſen Gegenſtand ihm auf der Lippe zu ſchweben, aber er verſchluckte ſie und ging weiter. — Mit großer Leichtigkeit und Unbefangenheit ſprach er von den verſchiedenartigſten Materien, worunter denn, als er zum zweiten mal ſich mir nahete, auch das Theater Platz fand. Er nannte uns Deutſche melancholiſch, und meinte, durch die rührenden Dramen werde das franzöſiſche Trauerſpiel etwas beeinträchtigt: er liebe nicht zu weinen u. ſ. w. — Wenn ich anführe, was der erſte Konſul mit mir ſelbſt geſprochen, ſo hebe ich natürlich dasjenige aus, was, ohne Rückſicht auf mich, für das Publikum Intereſſe haben kann. Aus einer Art von Reiſebeſchreibung ſein Ich ganz zu verbannen, iſt nicht wohl möglich, aber ſich hüten ſoll man, daß man es nicht in den Vorgrund ſtelle, wie man wohl neulich erlebt hat.

Als der erſte Konſul ſeine Runde gemacht hatte, trat er wieder zwiſchen die beiden Konſuls, die ſich während der ganzen Zeit nicht vom Platze gerührt hatten, verbeugte ſich und gab dadurch das Zeichen zum Aufbruch, blieb auch ſo lange ſtehen, bis das ganze Corps diplomatique hinaus war. — Ein zahlloſes Volk, mit dem Bedürfniß zu gaffen auf jedem Geſichte, umgab die Tuillerien, während der Parade, und auch noch jetzt, wurde aber von den Schildwachen ſehr in Reſpekt gehalten; und kaum konnte man ſich einbilden, daß dieſe nehmlichen Gaffer einſt jene Kugeln gegen die Tuillerien ſchleuderten, deren Spuren man noch überall in der Mauer ſieht, weil man mit Fleiß die Löcher nicht allein nicht ausgebeſſert, ſondern vielmehr die Kugeln darin hat ſtecken laſſen, und neben jede ſolche Stelle mit großen Buchſtaben geſchrieben: der zehnte Auguſt.

Eines unangenehmen Nachſpiels der Präſentation beim erſten Konſul muß ich noch erwähnen. Am andern Morgen nehmlich meldeten ſich die Muſikanten des erſten Konſuls, um mir zu meiner Ankunft Glück zu wünſchen, das heißt um ein Geſchenk zu erhalten. Da ihrer nur zwei waren, ſo glaubte ich genug zu thun, wenn ich jedem einen ſechs Livres-Thaler verehrte, allein ſie waren damit nicht zufrieden, ſondern erklärten, daß ihrer 24 ſeyen. Hier verging mir die Geduld. Ich ſagte ihnen ſehr höflich, die Gratulation ſolcher Künſtler könne keinen andern Preis haben, als den Dank für eine ſolche Ehre, und ließ ſie mit langen Geſichtern abziehen. — Gewiß weiß ihr Chef nichts von dieſer Art zu betteln, und ich glaube durch die Bekanntmachung ein gutes Werk zu ſtiften, denn jeder Franzoſe, der dies lieſ't, wird eilen das Seinige beizutragen, um eine Gewohnheit abzuſchaffen, welche die Nationalehre beeinträchtigt.

Von den Mittagstafeln beim erſten Konſul iſt ſchon oft allerlei gedruckt worden, und ich weiß dem wenig beizufügen. Daß Bonaparte kein Liebhaber von langem Zutiſchſitzen iſt, weiß Jedermann. Daß man zwar gut bei ihm ißt, aber daß er auf Leckerei nichts hält, iſt auch bekannt. Er ſelbſt ſoll öfter geſagt haben: wer recht gut eſſen will, muß nicht zu mir kommen, ſondern zum Konſul Cambaceres gehn. — Die feſtlichen Tafeln in der großen Gallerie beſtehen zuweilen aus einigen hundert Perſonen; ich bekenne aber, daß dieſe ungeheure, ſo impoſant verzierte Gallerie, Empfindungen weckt und unterhält, die der Eßluſt eben nicht vortheilhaft ſind. Man denke ſich die Wände mit Gobelins bedeckt, auf welchen die Schlachten Conſtantins prangen, (die aber leider auf der Sonnenſeite ſehr zu erbleichen beginnen,) dazu ſtelle man in geringen Zwiſchenräumen längs den Wänden hinab, die größten Helden Frankreichs in Lebensgröße, aus weißem Marmor gehauen und trefflich gearbeitet, als Bayard, Condé, Turenne u. ſ. w. und man wird mit mir fühlen, daß ein Kriegsrath, ein Friedensſchluß oder ein Geſandten-Empfang, ſich beſſer in einem ſolchen Lokal ausnimmt, als Tellergeklapper. Auch einige bekannte Antiken befinden ſich hier: der Jüngling, der ſich den Dorn aus dem Fuße zieht, und die Knochenſpielerin. Die mannigfaltigen Gemälde am Platfond haben auch großen Werth. Schade nur, daß die Decke mehrere Riſſe hat. — Der eigentliche auch ziemlich große Speiſeſaal, der mit den Zimmern der Madame Bonaparte eben nicht zum bequemſten verbunden iſt, zeichnet ſich allenfalls bloß durch edle Einfachheit aus.

Da ich grade von der Pariſer Wohnung des erſten Konſuls und ſeiner Gemahlin rede, ſo will ich gleich ſagen, was mir noch bemerkenswerth geſchienen. Die Zimmer der Madame Bonaparte ſind ſehr geſchmackvoll verziert, aber durchaus nicht mit Pracht überladen. Einige köſtliche Bronzen, die man aber ſchon vormals in Verſailles geſehen, wenige treffliche Gemälde, (unter welchen eine ſchlafende Venus von Correggio obenan ſteht,) einige Marmorarbeiten und Moſaiken aus der Florentiner Fabrik, und ſchöne Vaſen aus der Fabrik de Sevres, das iſt ungefähr Alles, was von der Möblirung koſtbar genannt werden kann. Vieles dergleichen findet man auch in reichen Bürgerhäuſern. Die Zimmer mit ſeidenem Zeuge von Einer Farbe, faltig zu drapiren, iſt jetzt der neueſte Geſchmack, der ſich aber, ſo lieblich er auch iſt, ſchwerlich lange erhalten wird, weil der Staub ſich zu ſehr in die Falten legt, und die Bedienten ſchwerlich bis an die Decke hinauf die Wände täglich reinigen werden. In einem der Geſellſchafts-Zimmer der Madame Bonaparte iſt dieſe Draperie in kleinen Zwiſchenräumen durch goldene Leiſten perpendikulär getheilt, oder gleichſam liniirt, welches einen ſchönen Effekt macht. Im Schlafzimmer, deſſen ſowohl ſie als er ſich bedienen, hangen mehrere hübſche Gemälde, ſonſt aber iſt es ganz einfach, ſo wie auch das Toilettezimmer, welches artig getäfelt und das nähmliche iſt, in welchem die Königin vormals ſich zu kleiden pflegte. Man hatte mir geſagt, Madame Bonaparte bediente ſich daſelbſt der goldenen Toilette der unglücklichen Königin, es iſt aber nicht wahr; ich habe auf ihrem Putztiſch keine prächtigen oder goldenen Gefäße geſehen. Zwei kleine niedliche Badezimmer machen das Ende einer Wohnung, die etwa alles in allem aus ſieben oder acht Piecen beſteht, und folglich noch lange nicht z. B. den endloſen Prunkgemächern der ruſſiſchen Großen gleicht. Im Vorzimmer hängen ein Paar große Bilder von einem niederländiſchen Maler, welche Scenen aus dem Leben Ludwig XIV, darſtellen, und vormals im hotel Condé gefunden wurden. — Das Zimmer, wo die Konſuls ihre Sitzungen halten, iſt daſſelbe, in welchem die Fahnen aufbewahrt werden, und das einzige auffallende Möble darin iſt eine ſehr große Erdkugel, auf welcher die Finger oft hin und her fahren mögen, um das Schickſal der Länder zu beſtimmen, die ſich mit derſelben herumdrehen. — Der Saal des Staatsraths und die daran ſtoßende kleine Kapelle ſind anſtändig, zeichnen ſich aber durch nichts aus. Auffallend war es mir und andern, daß jeder Konſul und jeder Staatsrath ein Nadelkiſſen vor ſich ſtehen hat, und auffallend blieb es mir auch noch alsdann, als ich bei näherer Unterſuchung fand, daß dieſe Nadelkiſſen eigentlich zu Oblatenſchachteln dienten. — Ehe ich von den Tuilerien ſcheide, muß ich noch dankbar erwähnen, daß alles, was darin auf und nieder und durch einander wandelt, Beamte, Bedienten und Schildwachen, alle höflich und zuvorkommend im Antworten und Zurechtweiſen ſind. Nie haben Grobheit oder Uebermuth der Kleinern, die ſonſt wohl oft an dergleichen Orten zurückſchrecken, meine Neubegier beſtraft. Ich mogte im zugeknöpften Oberrock oder in meinem beſten Staate erſcheinen, dadurch wurde die Höflichkeit der Leute weder vermindert noch vermehrt. Ganz beſonders muß ich die Franzöſiſchen Schildwachen rühmen. Es hat ſich oft getroffen, daß ich mit ihnen geſprochen, und ſie haben ſich ohne Ausnahme als geſittete Menſchen betragen, ſelbſt dann, wenn ſie mich irgendwo zurückwieſen. Ich erinnere mich unter andern, daß ich einſt in der Vorhalle der Tuilerien einen großen bedruckten Bogen an der Wand erblickte, und hinzutrat, um ihn zu leſen. Da näherte ſich mir die nächſte Schildwache ſehr beſcheiden, und ſagte mit einem höflichen

Lächeln:

Lächeln: „Monsieur c'est notre consigne, das darf nicht geleſen werden.“ — Mancher Deutſche würde mir ſein: Herr! Das iſt verboten zu leſen! ſehr unfreundlich zugerufen haben. Uebrigens war es mir in der That leid, daß ich das Blatt nicht leſen durfte, zumal ſeitdem ich wußte, was es enthielt, denn es war in ſo vielen Punkten abgefaßt, daß ein intereſſanter Aufſchluß über die inneren Sicherheitsmaaßregeln des Pallaſtes darin zu vermuthen iſt.

Ein ſchmeichelnder Dichter ſang, während meines Aufenthaltes, von Bonaparte:

Il eut pour ennemis le feu, la terre et l'onde,
Il en a triomphé pour le bonheur du monde.

Das letztere kann freilich ein Dichter prophezeihen, aber nur der künftige Geſchichtſchreiber beſtätigen, und dann iſt noch immer zu wünſchen, daß jener Triumph nie durch kleinliche Maaßregeln erreicht worden ſeyn möge. Zu ſolchen würde ich die ungeheure Cenſurbedrückung rechnen, die man ſich jetzt in Paris erlaubt, und die unter Paul dem Erſten wahrlich nicht empörender war. Der jüngere Düpaty ſchrieb ein artiges Stück für das Theater Faydeau, das Vorzimmer betitelt, in welchem die Emporkömmlinge von der Satire gegeiſſelt wurden. Sogleich findet man verwegne Anſpielungen darin; man glaubt ſogar, einer der Schauſpieler habe durch einen blauen Rock mit gelben Knöpfen die Kleidung eines Mannes bezeichnen wollen, der vormals im Artillerie-Corps eine ſolche Uniform trug; man geht ſo weit, die ſämmtlichen im Stück gebrauchten Kleider holen zu laſſen. Man findet nichts, dennoch wird der Autor nach St. Domingo exilirt, zwar nicht als Dichter, ſondern als Officier der Marine, weil er ohne gehörigen Urlaub auf einige Tage nach Paris gekommen war. Aus ſeinem eigenen Munde habe ich es, daß er, bereits eingeſchifft, auf der Rhede von einer ſchweren Krankheit befallen, wieder ans Land gebracht, und in einem langen Arreſt gehalten wurde, bis endlich wirkſame Fürſprache es dahin brachte, daß dieſer Arreſt ihm als Strafe ſeines Vergehens angerechnet wurde. Jetzt iſt der liebenswürdige junge Mann frei, lebt in Paris, ſtudirt die republikaniſche Vorſicht, und läßt ſein Vorzimmer unter einem andern Titel aufführen. —

Ein anderer Dichter macht ein luſtiges

Stück, in welchem ein geſunder wohlgewachſener Menſch an einer Inſel landet, die von lauter Bucklichten bewohnt wird, folglich findet man ihn ungeſtalt und lacht ihn aus. Da ſagt er am Ende: „wenn ich einmal unter lauter Blinde gerathen ſollte, ſo würde ich, um ihnen ähnlich zu ſeyn, mir beide Augen ausſtechen laſſen.“ — In dieſen Worten fand der Cenſor eine Satire auf diejenigen Soldaten, welche in Egypten ihr Geſicht verloren. — Ein anderer ſchrieb ein Stück: Belisaire. Der Cenſor glaubte den General Moreau darin zu erkennen, und verbot es. — Fermez la porte, (macht die Thür zu,) darf nicht geſagt werden, denn zugemachte Thüren deuten auf eine Verſchwörung. — Das Wort brigand darf man ſich auch nicht entwiſchen laſſen, denn man könnte Männer darunter verſtehen, die an der Staatsverwaltung Theil nehmen. — Nogaret heißt der Mann von 63 Jahren, der ſolche ſaubere Stückchen à la Tumanskoi macht, und auf alle Vorſtellungen, die man an ihn ergehen läßt, nichts weiter antwortet, als: „Wollen Sie, daß ich meinen Platz verliere? „Ich habe ſonſt nichts, wovon ich leben könnte.“

Sollte es nun aber wirklich wahr ſeyn,

daß der Mann ſeinen Platz zu verlieren Gefahr laufen würde, wenn er eine weniger alberne Strenge ausübte, ſo würde die Regierung einen der gültigſten Anſprüche auf den ehrenvollen Ruf der Liberalität verlieren, und, weil das jedem Weltbürger ſchmerzlich ſeyn muß, ſo wünſche ich von Herzen, daß jene von Nogaret geäußerte Befürchtung nur das kindiſche Geſchwätz eines alten Mannes ſeyn möge, welches, wenn es Bonaparte zu Ohren kommt, hoffentlich nicht von ihm gebilligt werden wird. Aber auch ſelbſt in dieſem Falle iſt es immer ſehr drückend für Literatur und Kunſt, daß man einem ſolchen invaliden Cenſor nicht beſſer auf die Finger ſieht. Ein Schriftſteller wie ich, der unter einer der liberalſten und eben deswegen ſicherſten Regierungen Europa's zu leben das Glück hat, fühlt natürlich doppelt das Empörende jenes Druckes, und tröſtet ſich gern, im Genuß ächter Freiheit, die vom Throne herabſtrahlt, über kleinliche Armſeligkeiten, die ihm ſeinen Beruf zuweilen verbittern. —

Noch eine kleine Anekdote von Mercier, dem berühmten Verfaſſer des tableau de Paris, gehört hieher, ob ſie gleich nicht dem alten Nogaret, der blos Schauſpiel-Cenſor iſt, zur Laſt fällt. Mercier ſaß bekanntlich 14 oder 16 Monate lang gefangen, und vertrieb ſich dieſe böſe Zeit durch eine Widerlegung Newtons, die oft in Perſiflage ausartete. Er ließ nachher die Frucht ſeiner Einſamkeit drukken, und auch hier witterte der ſeltſamſte Argwohn, es ſey wohl unter dem Namen Newton ein ganz anderer zu verſtehen. Beweiſen ließ ſich das freilich nicht, aber wirklich gehört Mercier nicht unter die Lieblinge der Regierung.

Der Leſer wird ſo gerecht ſeyn zu geſtehen, daß ich das viele Gute und Große am erſten Konſul in dem, was ich über ihn geſagt, nicht verkannt, daß ich gern und mit Wärme über ihn geſprochen habe: ich bin aber weit entfernt, mich zum Heer ſeiner Schmeichler zu geſellen, und es muß mir daher vergönnt ſeyn, eben ſo freimüthig zu bekennen, daß ich manches an ihm mir nicht genügend zu erklären weiß, und daß ich zum Beiſpiel ſein Benehmen gegen Frau von Stael tadelnswerth finde, ſo lange es ihm nicht beliebt, Gründe dafür anzugeben. In dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, habe ich Frau von Stael noch nicht geſehen, und kenne ſie blos aus ihren geiſtreichen Schriften; aber als Bürger der literariſchen Republik, die alle andere Republiken überleben wird, muß ich die Prophezeihung unterſchreiben, welche die hochherzige Frau gegen den erſten Konſul eben ſo ſchön als kräftig ausdrückte: Vous me donnez une cruelle illustration, je tiendrai une ligne dans Votre histoire.

Als der erſte Konſul am 10. Brûmaire plötzlich ſeine Reiſe nach den Seeküſten antrat, wußte wenige Stunden vorher noch niemand etwas davon; ja er ſoll noch am ſelbigen Morgen Papiere an die Miniſter geſandt haben, mit dem Auftrage, ihm des andern Tages darüber Bericht zu erſtatten. Zu zweien ſeiner Adjutanten ſagte er ganz kurz: „ſie würden „ihn auf ſeiner Reiſe begleiten“ und fügte die Frage hinzu: „ob ſie viel Zeit zu den Vorbe„reitungen nöthig hätten?“ — Dieſe, welche glaubten, es ſey wenigſtens von einigen Tagen die Rede, antworteten mit Nein. „Wohlan“ ſagte der erſte Konſul, „ſo nehmen „Sie Ihre Degen und Hüte.“ — In der That war der Befehl zum Anſpannen eben gegeben worden, und der Kourier, der die Pferde beſtellen ſollte, war vor einer Viertelſtunde abgegangen.

Daß Jemand krank ſeyn könne, begreift der thätige Mann nicht, oder kann es doch nicht leiden; (ein Zug, den er ganz mit Paul dem Erſten gemein hat,) daher, wird erzählt, nimmt jedermann proviſoriſch Arzenei, wenn er einmal verreiſ't, weil ſonſt keine Zeit dazu übrig bleibt. — Er ſchätzt den Dichter Lemertier, Verfaſſer des Trauerſpiels Agamemnon, welches in Paris ſehr mißfallen hatte, und nicht mehr geſpielt wurde. Um, ſagt man, es den Pariſern wieder ſchmackhaft zu machen, begehrte Bonaparte eine Vorſtellung deſſelben in St. Cloud, weil die Mitglieder des Théatre français dadurch genöthigt wurden, es auch in der Hauptſtadt wieder zu geben. Das Stück hat wirklich mehrere verrenkte Schönheiten und ſchöne Gräßlichkeiten. Bonaparte ſelbſt hat dem Dichter eine ſehr richtige Kritik darüber gemacht. „Ihre Klitemneſtra,“ ſagte er, „iſt ein ſehr ſchwaches Weib, und doch „laſſen Sie ſie eine ſehr ſtarke That ver„richten, ohne andere Vorbereitung, als daß

„Egiſth ſie in einer einzigen Scene ein wenig „dazu überredet. Fühlen Sie denn nicht, daß „dieſes Weib, indem es das Schlafzimmer „des Gemahls betritt, auf dem Wege bis zu „ſeinem Bette, den mörderiſchen Vorſatz nothwendig wieder aufgeben muß?“

Ich halte für ſchicklich, meine kleinen Bemerkungen über einen großen Mann zu ſchließen. Wenn ich freilich alles mittheilen wollte oder könnte, was mir von ihm geſagt, erzählt und oft auch wohl vorgelogen worden, ſo würde ein Buch daraus werden, und — vermuthlich kein wahres — aber ein intereſſantes Buch. Doch da ich auf politiſche Raiſonnements oder Träume mich nicht einlaſſen mag; da es, vor gänzlich hergeſtellter Ruhe, zu früh iſt, Bonaparte als Regenten zu beurtheilen, und da die Schilderungen von ihm als Privatmann, ſich gar zu oft widerſprechen; ſo iſt es Pflicht, den unſichern Pinſel für den künftigen Maler, dem die Zeit täglich vorarbeitet, niederzulegen.

Die Vorſtellung beim zweiten und dritten Konſul iſt mit wenig Umſtänden verknüpft, wenn nehmlich die bei dem erſten vorhergegangen iſt. Der Miniſter, zu dem man gehört, wählt einen Tag, an welchem die beiden Konſuln zu eſſen geben, das iſt Dienſtags und Sonnabends. Nach aufgehobener Mittagstafel, etwa Abends gegen neun Uhr, fährt man hin. Auch ſie haben in ihren Höfen und Corridors Wachen von Konſular-Garde, die nicht etwa blos aus einzelnen ihnen zugeſandten Schildwachen beſtehen, ſondern unter Commando eines Officiers ordentlich bei ihnen aufziehen. Ihre Wohnungen ſind ziemlich geräumig, aber prunklos; ſchöne Gobelins iſt das Einzige wodurch ſie ſich auszeichnen. In der Thür des Geſellſchafts-Saals ſteht — (wie überhaupt in Paris in allen großen Häuſern) ein Offiziant oder Kammerdiener, der eigentlich Anmelder heißen ſollte; denn ihm ſagt jeder Kommende ſeinen Namen, und er ruft dieſen Namen laut in das Zimmer hinein, in dem Augenblicke da der Fremde eintritt. Dieſe Gewohnheit iſt auf einer Seite ſehr vortheilhaft für die verſammelte Geſellſchaft, die dadurch ſogleich unterrichtet wird, wen ſie vor ſich hat; man kann aber nicht läugnen, daß ſie den Eintretenden nothwendig etwas verlegen machen muß, zumal wenn er etwa einen nicht ganz unbekannten Namen trägt, und folglich Aller Augen ſogleich auf ihn gerichtet werden. — Der Konſul, der gewöhnlich am Kamin ſteht, geht dem Kommenden, nach Beſchaffenheit ſeines Ranges, ſeiner Verdienſte u. ſ. w. viele oder wenige Schritte, oder auch gar nicht entgegen, erwiedert deſſen Verbeugung ſehr höflich und anſtändig, ſpricht oder ſpricht auch nicht, worauf ſich der zuletzt Gekommene zu dem übrigen meiſt ſehr großen Zirkel geſellt. Cambaceres hat zwei ſchwarzgekleidete Hof-Kavaliere, welche die Honneurs bei ihm machen, und beſonders ſogleich bei der Hand ſind, wenn eine Dame hereintritt; ſie gehen ihr entgegen, faſſen ihre Fingerſpitzen, führen ſie vor den Konſul, dem ſie einen Knix macht, und dann von dem Kavalier bis zu einem Stuhle geleitet wird. Auch die Männer werden von dieſen Herren empfangen, und ihnen gewöhnlich geſagt: approchez-Vous du feu, Monsieur, welches überhaupt die Pariſer Winterformel iſt, um ein Geſpräch einzuleiten. Oft wird denn auch das Feuer des Geſprächs durch das Kaminfeuer erſetzt. Einer jener Kammerherren ohne Schlüſſel iſt jetzt Aigrefeuille, ein

Mann, der durch den ihm decidirten Almanach der Leckermäuler ſehr berühmt geworden iſt. Man ſagt, er habe dieſe Auszeichnung vollkommen verdient, obgleich er ſie beſcheiden von ſich ablehnte, und ich bekenne, daß, wenn die Küche des erſten Konſuls unter ſeiner Direktion ſteht, ich ſelbſt in Verſuchung gerathe, eine Küchen-Hymne auf ihn zu dichten; denn unter 70 oder 80 Schüſſeln, von denen Hälfte ich wenigſtens zu koſten alle meine Kräfte aufgeboten habe, war auch nicht eine die Lucullus oder Apicius verſchmäht haben würden. (Ueberhaupt iſt ohne alle Widerrede die Franzöſiſche Küche jetzt die erſte in der Welt.) Der Konſul legt ſelbſt von vielen Speiſen vor, ſchenkt vielerlei Getränke ſelbſt ein, und ruft die Gäſte ſehr höflich auf zu erklären, ob ſie davon wollen? — Ohngeachtet des großen Ueberfluſſes von Speiſen, ſind doch nur wenige Schüſſeln ſo eingerichtet, daß allenfalls jeder Gaſt davon nehmen könnte, ſondern, in der Vorausſetzung eines verſchiedenen Geſchmacks, werden nur die Hauptſchüſſeln von den Bedienten herum getragen, die übrigen bleiben ſtehen, und der vor dem ſie grade ſteht, legt davon vor, wenn Jemand ihm ſeinen Teller ſchickt. — Sehr gut finde ich es, daß man nicht ſo vielerlei Weine giebt, als z. B. bei uns in Berlin, wo man am Ende der Mahlzeit gewöhnlich zehn bis zwölf verſchiedene Gläſer vor ſich ſtehen hat. Nur ein paar gute Tiſchweine, ein paar Deſſert Weine und kein Champagner. Es wird, Gott ſey Dank, ſehr geſchwind ſervirt, faſt ein wenig zu geſchwind. Wer in dieſer Rückſicht einmal die beiden Extreme zu verſuchen Luſt hat, der eſſe heute beim erſten Konſul, und morgen in einem guten Berliner Bürgerhauſe, ſo hat er heute nicht Zeit ſich ſatt zu eſſen, morgen aber vollkommen Zeit zweimal zu verdauen und wieder von vorne anzufangen; denn in dieſen Häuſern glaubt man noch, ein Gaſtmahl ſey nicht vollſtändig und gereiche dem Wirth nicht zur Ehre, wenn die Gäſte nicht über das lange Sitzen in Verzweiflung gerathen. — Bei dem Konſul Cambaceres würde das lange Sitzen noch beſchwerlicher werden, weil man auf kleinen Strohſtühlen ſo ſehr eng ſitzen muß, daß man durchaus nur die Hände und die Arme rühren kann. Ich halte es mit dem deutſchen Sprichwort: gut geſeſſen halb gegeſſen, und mein Gaumen kann der Leckereien nicht froh werden, wenn ich alle Augenblicke in Gefahr bin Ribbenſtöße zu geben oder zu empfangen. Hat man nun vollends etwa das Unglück an ſchwer zu unterhaltende Nachbaren zu gerathen, ſo wird der Gaumenkitzel theuer erkauft. Das letztere iſt mir jedoch ſelten widerfahren, ich erinnere mich hingegen mit Vergnügen einer Mittagstafel bei Cambaceres, wo mein Nachbar, der General Ceſar Berthier, durch eine äußerſt lebhafte Erzählung der Einnahme von Tabago durch die Engländer, mich ſowohl die engen Sitze als die leckeren Speiſen vergeſſen machte. — Eine Gewohnheit die mir wohl gefällt, die ich jedoch nur in dieſem Hauſe gefunden zu haben mich entſinne, iſt, daß das **Eis** erſt nach dem Kaffee herum präſentirt wird. — Die Tiſchgeſellſchaft beſteht gewöhnlich aus 30 bis 40 Perſonen; unter den Damen ſind viele Generalinnen, und unter allen Generalinnen die ich geſehen habe, keine die älter wäre als etwa 23 Jahr. — Nach der Tafel finden ſich die Beſuchenden bei Hunderten ein, und man hat Gelegenheit ſehr intereſſante Bekanntſchaften zu machen. Hier ſah ich den Weltumſegler Bongainville, der, wie es ſcheint, den Verſuch machen will, wie alt man werden kann, ohne etwas von Munterkeit und Liebenswürdigkeit zu verlieren. Hier ſah ich Barbé Marbois, den wackern Gefährten Barthelemi's auf ſeiner Deportations-Reiſe nach Cayenne; Portalis, den aufgeklärten, biedern Chef der geiſtlichen Einrichtungen: den alten weiß lockigten Guillotin, den mit Unrecht berüchtigten Erfinder der Guillotine, denn bei dieſer Erfindung hat ihn reine Menſchenliebe geleitet. Man hat in Deutſchland ſehr oft geſagt, er ſelbſt ſei das erſte Opfer der Guillotine geworden; er befindet ſich aber noch ſehr wohl, und hat nie in dergleichen Gefahr geſchwebt. Mehrere dieſer Herren waren neugierig, etwas von Weimar zu hören, welches Städtchen ſie ſich nicht blos als den Sitz der teutſchen Muſen träumten, ſondern auch meinten, die Muſen lebten dort ſehr geſellig, würden mit Ehre und Reichthum überhäuft, und verdienten es durch ausgezeichnete Humanität. Ich that was ich konnte um den Ruhm meiner lieben Vaterſtadt nicht zu ſchmälern, mußte aber freilich aus Wahrheitsliebe einige Begriffe zu ihrem Erſtaunen berichtigen.

Wenn man bei dem Konſul Lebrun nicht

ganz ſo lecker ſpeiſt als bei ſeinem Kollegen, ſo ſitzt man hingegen bequemer bei ihm. Er iſt ein Mann mit einem ſanften ſehr einnehmenden Aeuſſern; er iſt geſprächiger und zuvorkommender als Cambaceres, hält wenig auf Ceremonien, denn bei ihm giebt es keine Hof-Kavaliere. Dagegen iſt er der literariſchen Welt als wackerer Ueberſetzer des Taſſo bekannt, und ſeine Unterhaltung iſt die eines eben ſo fein gebildeten, als gründlich gelehrten Mannes. Bei ihm fand ich unter andern den ehemals uns zugehörenden Lagrange, von dem man ſich freuen wird zu erfahren, daß er noch ganz der Biedermann iſt, der er in Berlin war, daß ſeine Verdienſte durch Ertheilung der Staatsrathswürde anerkannt worden, und daß er an der Seite einer äußerſt liebenswürdigen Gattin gemächlich und glücklich lebt. Mit ſtillem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden die ich in ſeinem Hauſe verlebt habe.

Der Konſul Lebrun ſcheint mir im Publikum mehr geliebt zu ſeyn, als ſein Kollege. Dem letzten wirf man, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht, Hochmuth vor. Vielleicht hat nur ſein Aeußeres ihm dieſen Vorwurf zugezogen. Er ſoll nie anders ausfahren, als von reitenden Garden umgeben, die bei dieſer Gelegenheit mit den Fußgängern zuweilen unglimpflich umgehen. Bonaparte ſoll er oft und gern ſeinen Kollegen nennen.

Die Straßen von Paris.

Dritter Brief.

Jüngſt, liebe Freundin, erwähnte ich des Portraits des Herrn Chriſtus, welches man auf dem Boulevard für einen Sous kaufen kann; heute will ich Sie mit einer ähnlichen Spekulation bekannt machen. Sehen Sie da den großen mit Holzſchnitten verzierten Bogen: er iſt nur auf einer Seite bedruckt, aber er enthält nichts deſto weniger, das Leben und die Sitten der Nationen von Europa. Vie et moeurs des nations de l'Europe, ſo lautet die Ueberſchrift. Ich Deutſcher, der ich nicht gewohnt bin, die Sitten der Nationen anders, als aus dicken Quartbänden kennen zu lernen, werde natürlich von der Neubegier ergriffen, und leſe mit Vergnügen die Quinteſſenz der Urtheile und Vorurtheile der Franzoſen über ſich ſelbſt und ihre Nachbaren. Hier einige Beiſpiele:

„In der Religion iſt der Deutſche ungläubig, der Engländer devot, der Franzoſe eifrig, der **Italiener** voll Ceremonien, der **Spanier** bigot. — Im **Worthalten** iſt der Deutſche treu, der Engländer ſicher, der Franzoſe leichtſinnig, der Italiener liſtig, der Spanier betrügeriſch. — Im **Rathgeben** iſt der Deutſche langſam, der Engländer entſchloſſen, der Franzoſe übereilt, der Italiener fein, der Spanier verwahrt ſich durch Cautelen. — In der **Liebe**: der Deutſche verſteht nicht zu lieben, der Engländer liebt hier und da ein wenig, der Franzoſe überall, der Italiener weiß wie man lieben muß, und der Spanier liebt wirklich. — Von **Geſtalt** iſt der Deutſche groß, der Engländer wohl gewachſen, der Franzoſe wohl ausſehend, (de belle mine) der Italiener mittelmäßig, der Spanier zum Erſchrecken. — In der **Kleidung** iſt der Deutſche ärmlich, der Engländer prächtig, der Franzoſe veränderlich, der Italiener lumpigt, (pietre) der Spanier beſcheiden. — In **Sitten**: der Deutſche bäueriſch, der Engländer grauſam, der Franzoſe gewandt, der Italiener höflich, der Spanier ſtolz. — Im **Bewahren eines Geheimniſſes**: der Deutſche vergißt, was man ihm geſagt hat, der Engländer verſchweigt was er ſagen, und ſagt was er verſchweigen ſollte, der Franzoſe plaudert alles aus, der Italiener ſpricht kein Wort, der Spanier iſt ſehr geheimnißvoll. — In der *Eitelkeit*: der Deutſche prahlet wenig, der Engländer verachtet alles, der Franzoſe rühmt alles, der Italiener ſchätzt das Geringe gering, der Spanier rühmt nur ſich ſelbſt. — In *Beleidigungen und Wohlthaten*: der Deutſche thut weder Gutes noch Böſes, der Engländer thut beides ohne Urſach, der Franzoſe vergißt beides, der Italiener iſt ſchnell zum Wohlthun, aber rachſüchtig, der Spanier gegen beides gleichgültig. — Im *Eſſen und Trinken*: der Deutſche ein Trunkenbold, der Engländer ein Leckermaul, der Franzoſe delikat, der Italiener mäßig, der Spanier knauſerigt (chiche). Im *Geſpräch*: der Deutſche redet wenig und ſchlecht, aber ſchreibt gut, der Engländer redet ſchlecht und ſchreibt auch gut, der Franzoſe ſchreibt und ſpricht gut, der Italiener redet gut, ſchreibt viel und gut (?), der Spanier redet wenig, ſchreibt wenig, aber gut. — In der *Art ſich zu präſentiren*: der Deutſche ſieht aus, wie ein Dummkopf, (butor) der Engländer gleicht weder einem Narren noch einem Weiſen, der Franzoſe iſt étourdi, der Italiener iſt klug, ſieht aber aus, wie ein Narr, bei dem Spanier iſt es umgekehrt. — In Geſetzen: die Deutſchen Geſetze ſind ſo ſo, (!) der Engländer hat ſchlechte Geſetze, beobachtet ſie aber gut, der Franzoſe hat gute Geſetze und befolgt ſie ſchlecht, der Italiener und Spanier haben auch gute Geſetze; jener befolgt ſie nachläßig, dieſer ſtreng. — Die Bedienten ſind in Deutſchland Gefährten, in England Sclaven, in Frankreich Herren, in Italien ehrfurchtsvoll, in Spanien Untergebene. — Von Krankheiten haben die Deutſchen vorzugsweiſe die Flöhe, (?) die Engländer die Wölfe, die Franzoſen die Pocken, die Italiener die Peſt und die Spanier die Kröpfe. — Die Weiber ſind in Deutſchland Hausfrauen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene und in Spanien Sclavinnen. — Muthig iſt der Deutſche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzoſe wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs, und der Spanier wie ein Elephant. — In den Wiſſenſchaften iſt der Deutſche ein Pedant, der Engländer ein Philoſoph, der Franzoſe weiß von allem ein wenig, der Italiener iſt ein Profeſſor, und der Spanier ein tiefer Denker. — Prächtig ſind in Deutſchland die Fürſten, in England die Schiffe, in Frankreich der Hof, in Italien die Kirchen, und in Spanien die Gewehrkammern. (?) Endlich noch die Ehemänner (welche den Beſchluß machen) ſind in Deutſchland Herren, (???) in England Knechte, in Frankreich Gefährten, in Italien Schüler, und in Spanien Tyrannen. —

Ich gebe Ihnen gern zu, liebe Freundin, daß ein Drittel dieſer ſonderbaren Charakteriſtik unwahr, zuweilen albern iſt, aber die zwei übrigen Drittel mögt' ich wohl in Schutz nehmen. Uebrigens haben wir Deutſche uns am wenigſten über den Maler zu beklagen, und wenn er nur die abſcheuliche Verläumdung weggelaſſen hätte, daß wir nicht zu lieben verſtänden, und wenn er nicht ſo in den Tag hinein behauptete, daß wir als Ehemänner, Herren wären, ſo könnte man ſchon mit ihm zufrieden ſeyn. —

Jetzt wollen wir, wenns beliebt, dieſe Bibliothek an Bindſaden aufgehängt, weiter hinauf ſpazieren; ſie grenzt dort an eine ähnliche Tapete von Muſikalien, die wiederum mit einer dergleichen von Bildern zuſammen hängt. Unter jenen finden Sie alle neue Arien, Duette u. ſ. w. aus den beliebteſten Franzöſiſchen und Welſchen Opern, unter dieſen die Abbildungen alles deſſen, was etwa eben die Pariſer vorzüglich intereſſirt, z. B. Fanchon das Leiermädchen, den ſchönen Regimentstambour der Konſulargarde mit ſeinem hinreißenden Backenbart, den prächtig gekleideten Mameluken des erſten Konſuls; natürlicherweiſe auch den erſten Konſul ſelbſt auf tauſenderlei Manieren, beſonders wie er mit dem Schwerdt in der Fauſt das Kreuz wieder aufpflanzt und der Glaube ihm eine Palme reicht; neben ihm die andern beiden Konſuls, oder auch die ſchöne Madame Recamier mit dem halb verſchleierten reizenden Geſichte. Auch Karikaturen hängen da in Menge, und natürlich iſt jetzt immer der König von England die Zielſcheibe des franzöſiſchen Spottes, der ihnen aber von ihren Feinden jenſeit des Kanals, nicht allein reichlicher, ſondern wohl meiſtens auch witziger zurückgegeben wird, denn man muß geſtehen, daß man unter zwanzig franzöſiſchen Karikaturen kaum Eine findet, die auf Witz Anſpruch machen darf. Hier erblicken Sie den König zwiſchen ſeinem guten und böſen Genius, wie er ſich dem letztern in die Arme wirft; dort reitet ein Engländer auf einem kalekutiſchen Hahn, am Sattelknopfe hangen Körbe mit Weinflaſchen, und darunter ſteht: der Angriff; der Pendant dazu iſt die Niederlage, (la défaite) wo der nehmliche Engländer auf einem flüchtigen Hirſche, Hut und Tabackspfeife verlierend, davon eilt. Hier der Herzog von C., der die rückkehrende hannöveriſche Poſtkutſche ſelbſt kutſchirt und ein Faß hinten aufgeladen hat, worauf ſteht: Hannöveriſches Blut. Dort eine Armee von Fröſchen, deren Froſchgeneral, in engliſcher Uniform, auf einem Krebſe reitet, während ein Franzoſe einen Froſch nach dem andern aufnimmt, und mit ſeinem breiten Säbel entzwei haut. Bald ſetzen die Karikaturen-Schmieder den König mitten in Höllenflammen, die Teufel rings umher ſchüren das Feuer: und darunter ſteht: Endlich haben wir ihn! Bald faßt ein Elephant des Königs Geſäß mit dem Rüſſel, und wirft ihn in einen Brunnen, wobei die Worte zu leſen: Du mußt doch endlich ſpringen. Ein anderes Mal reitet Pitt auf dem König am Ufer ſpazieren, und guckt nach den ankommenden franzöſiſchen Schiffen. Hier ſpringt der König über den Kanal, und verliert im Springen ſeine Krone; dort faßt er eine Menge Papierrollen, auf welchen die Namen ſeiner Länder geſchrieben ſtehen, weil er ſie aber mit der Hand nicht alle umſpannen kann, ſo verliert er einige; Hannover liegt ſchon am Boden, Irland iſt eben im Fallen, und Maltha auch bereits ſehr locker. Hier laufen die Engländer vor einer Staubwolke davon, die durch eine Heerde Schaafe erregt wird, und dort exerzirt Pitt ſeine Truppen, die mit lauter wilden Schweinsköpfen verſehen ſind. Eine der witzigſten Karikaturen, mögte noch etwa folgende ſeyn: Ein Bruchbandmacher präſentirt dem Könige ein neues Bruchband, auf welchem ſteht: observation de traités, zu des Königs Füßen liegen zwei zerriſſene oder zerſprengte Bruchbänder, auf dem einen die Inſchrift: forces navales, auf dem andern lévée en masse. — Sie ſehen, daß ſich alles jetzt um die politiſchen Begebenheiten dreht. Nur einige wenige dieſer Zerrbilder griffen auch die Sitten der Engländer an, dahin gehört z. B. jene engliſche Familie in Paris, (ſo lautet die Unterſchrift) wo ein gewaltig dicker, mit Roſtbeef ausgeſtopfter Engländer, zwei ſteife Miſſ's am Arme führt, die ſehr ungeſchickte Knickſe machen u. ſ. w.

Aus allem dem erhellt denn ſo viel, daß man an dem Gelingen der Landung in England gar keinen Zweifel hegt, und wenn Sie es dem Bilderhändler nicht glauben wollen, ſo glauben Sie es jenem Kerl, der, von hundert andächtigen Zuhörern umgeben, ſo eben eine Ballade abſingt, welche haarklein beſchreibt, wie es bei der künftigen Landung zugegangen iſt. — Wollen Sie ſeine hochtrabenden Prophezeihungen mit anhören, ſo trete ich indeſſen an dieſen vergitterten Hof eines Bildhauers, der von Büſten und Statüen, in Marmor und Stein, gut und ſchlecht durcheinander, ſo angefüllt iſt, daß kaum ein enger Fußpfad zu der Hausthür des Künſtlers ſich hindurchwindet. Oder ich ſchäme mich auch nicht, vor dieſer Bude mit Kinder-Spielzeug ſtehen zu bleiben, wo abermals Fanchon das Leiermädchen, eine Hauptrolle ſpielt, und wo ich einen mir räthſelhaften Umſtand bemerke, daß nehmlich die Franzoſen, die doch ſo gern ſpielen, in Fabricirung und Erfindung von Kinderſpielwerken weit hinter den Nürnbergern ſtehen, die vielleicht wiederum von den Berlinern übertroffen werden.

Sind Sie nun des Plärrens der Ballade überdrüßig, ſo ſchlendern wir einmal im Vorbeigehen durch den Garten der Kapuziner, wo es Tieger und Affen giebt, wo Franconi ſeine halsbrechenden Reiterkünſte zeigt, wo am Abend die Geiſter erſcheinen, und wo mit einem Wort früh und ſpät Tauſenderlei zu begaffen iſt. Da ſteht für einige Augenblicke eine wandelnde Bude mit alten Tapeten behängt, in welcher mein lieber Pulcinello ſich mit dem Teufel balgt. Zwei Taſchenſpieler locken zu beiden Seiten, der hier durch den gewöhnlichen Becher, der andere durch noch gewöhnlichere Karten-Kunſtſtückchen. — Weit größern Zulauf hat ein Menſch, deſſen ganzer Apparat in einem Kohlbecken voll glühender Kohlen, und etwa einem Dutzend an Drath befeſtigten kleinen Stücken Asbeſt beſteht. Er fängt damit an, daß er mit großer Suade die Expedition nach Egypten erzählt, (die zugleich ſein Nachbar in einem Guckkaſten den Schauluſtigen präſentirt,) welche Heldenthaten mit ſeiner Hülfe dort gegen Mamelucken und Krokodille ausgeführt worden, und wie er einſt einem

Erſchlagenen das Hemd ausgezogen, und wie er gefunden, daß daſſelbe nicht aus gewöhnlicher Leinwand, ſondern aus geſponnenem Stein beſtehe, deſſen ſich die Egyptier aus Bequemlichkeit bedienen, weil ſie auf dieſe Weiſe ihre Hemden nicht zu waſchen und zu trocknen brauchen, ſondern ſie nur Abends in den Kamin werfen und des Morgens weiß wie Schnee wieder hervorziehen. Um nun von der Wahrheit ſeiner Erzählung die Zuſchauer ſinnlich zu überzeugen, ergreift er eine von den Nadeln, an welche er ein Pröbchen Asbeſt geſpießt hat, wendet es im Gaſſenkoth ſo lange hin und her, bis man nichts Weißes mehr daran ſieht, wirft es dann in das Kohlenbecken, fährt fort, während es durchglüht, den Zuſchauern vorzuſchwadroniren, und zieht es nach wenigen Minuten, zum großen Erſtaunen aller Umſtehenden, ganz gereinigt aus dem Feuer. — Einer meiner Nachbarn, der ein luſtiger Kauz zu ſeyn ſchien, verglich einmal dieſe ganze Procedur mit der franzöſiſchen Revolution. Eben ſo, ſagte er, wie dieſes Stückchen Asbeſt, iſt Frankreich im Kothe herumgewälzt worden, eben ſo iſt es aus der Gluth des Feuers rein, neu und herrlich hervorgegangen. Was ſeinen erſten Satz betrifft, ſo hat er ſelber nur allzu ſehr recht, und ich wünſche von Herzen, daß auch ſein zweiter Satz unbeſtreitbar ſeyn möge.

Vierter Brief.

Noch widerlicher, als das Mädchen mit dem langen ſchwarzen Barte, iſt die ſtarke Frau, die hier in dieſer Bretterhütte ſich ſehen und bewundern läßt. Bei jener behält das Mitleid die Oberhand, denn was kann am Ende das arme Mädchen dafür, daß es einen ſo verzweifelten Bart trägt und tragen muß; bei dieſer hingegen miſchen ſich Ekel und Unwillen in die Empfindung des Mitleids. Jene gehorcht blos der Natur, dieſe fordert die Natur gleichſam heraus; fünf Männer läßt ſie auf ihren hohlliegenden Leib treten; Eiſen läßt ſie darauf ſchmieden, und was dergleichen tours de force mehr ſind, von denen Sie, liebe Freundin, mit Recht Ihre Blicke abwenden. — Ich kann Ihnen aber nicht helfen, Sie müſſen doch noch in eine ähnliche Hütte mit mir kriechen, um den unverbrennbaren Spanier zu ſehen, der in der That eben ſo viel Bewunderung als Schauder erregt. Bemerken Sie jenen Topf mit Oel, der auf der Kohlenglut ſteht; das Oel wellt auf, es prickelt, es ſiedet, und nun nimmt der junge Menſch den Topf vom Feuer, thut einen kräftigen Zug daraus, ohne eine Mine zu verziehen, behält das Oel im Munde, ſpühlt ſich den Mund recht lange damit aus, wie wir mit friſchem Waſſer, ſpuckt es noch immer kochend wieder aus, und wäſcht ſich nun mit dem Ueberreſt des Oels im Topfe die Hände, Arme, das Geſicht und ſogar die Augen (die er jedoch zuhält). Nachdem er ſo, wie Asbeſt, durch das Feuer gereinigt worden, macht er zur Veränderung einen Spaziergang mit bloßen Füßen auf glühendem Eiſen, und endlich, zur Erquickung, leckt er ſogar dieſes glühende Eiſen mit der Zunge. Wenn dieſer arme Jüngling eben ſo gefühllos gegen die Flammen der Liebe bleibt, ſo iſt er doppelt zu bedauren. Betrug iſt übrigens nicht dabei; Alles, was ich eben erzählt habe, geſchieht würklich. Ob er ſich aber, wie man behauptet, eine Art von Salamanderſalbe in die Haut reibt, welche nicht zu bemerken iſt, das laſſ' ich unentſchieden. — Um jene widrigen Eindrücke zu verlöſchen, laſſen Sie uns einige Minuten vor dieſe kleine Feſtung treten, von welcher Sie mehrere Exemplare auf dem Boulevard zerſtreut finden. Es iſt eine neue Gattung von Kegelſpiel, dem, wie Sie ſehen, nicht blos Knaben, ſondern mitunter auch wohl ehrſame Bürger Geſchmack abgewonnen haben, und in der That hat es darin einen großen Vorzug vor dem gewöhnlichen Kegelſpiel, daß es weit weniger Platz einnimmt und ſich von einem Orte zum andern transportiren läßt. Die kleine Feſtung erreicht ungefähr Mannshöhe, und iſt amphitheatraliſch erbaut. Unten hat ſie eine Zugbrücke, darüber ſind Wälle ſtufenweis aufgeführt, und auf dieſen Wällen ſtehen hie und da eine Menge Soldaten. Acht bis zehn Schritte vor der Feſtung iſt ein hölzerner Mörſer (oder auch eine Kanone) aufgepflanzt, aus welchem auf die bei Kinderflinten gewöhnliche Weiſe eine Kugel im Bogen (oder bei der Kanone gerade) geſchnellt wird. Die Kraft des Mörſers iſt grade für die Entfernung von acht bis zehn Schritten berechnet, die Kugel erreicht, wenn losgedrückt wird, jedesmal die Feſtung; die Kunſt iſt aber, ſo gut zu zielen, daß man Einen oder mehrere

Soldaten umwirft, oder gar den Mittelpunct ſehr genau trifft, in welchem Falle ſogleich die Zugbrücke niederfällt, und vermittelſt der getroffenen Feder ein Staatswagen mit 6 Pferden beſpannt hervorrollt (bei einigen Andern erhebt ſich oben auf der Feſtung eine weiße Fahne.) Die Kugel verliert ſich inwendig und kommt unten am Boden wieder hervor. Man begreift, wie mancherlei Vortheile noch außer den oben genannten, dies artige Spiel vor den Kegelbahnen voraus hat. Es kann in dem kleinſten Garten, ja in jedem nur etwas geräumigen Zimmer aufgeſtellt werden; es gehört nur eine geringe körperliche Anſtrengung dazu, auch Damen können es mitſpielen; es intereſſirt, weil das Zielen und Treffen doch eine gewiſſe Geſchicklichkeit und Uebung vorausſetzt; kurz, ich glaube durch die Beſchreibung dieſes Spiels einen angenehmen Beitrag zu Guthsmuths gymnaſtiſchen Spielen geliefert zu haben, und erinnere nur noch, daß der Bogenſchuß des Mörſers weit mehr Vergnügen gewährt als der leichtere grade Schuß der Kanone. — Da der Wohlſtand, liebe Freundin, uns hier auf dem Boulevard nicht erlaubt, an dem Spiele Theil zu nehmen, ſo wollen wir lieber den armen kleinen Kanarienvögeln noch ein wenig zuſehen, die in jener Bude zu allerlei ganz wider ihre Natur laufenden Künſten gemißbraucht werden. Da dreht Einer den Bratſpieß, der Andere fährt ſeinen Kameraden auf einem Schubkarren davon, der Dritte ſteht Schildwach mit Flinte, Säbel und Grenadiermütze, der Vierte rührt ſich nicht von der Schulter ſeines Meiſters, ohngeachtet dieſer die Trommel ſchlägt, daß man hinaus laufen mögte; der Fünfte löſ't eine Kanone, deren brennender Pfropf den Sechsten vom Tiſche herab als todt auf die Erde wirft; ein Siebenter ſitzt ſogar mitten in einem brennenden Feuerrade, ſo ruhig und luſtig, als ob er in einem Roſenſtrauch auf ſeiner heimiſchen Inſel ſäße u. ſ. w. Sie werden freilich dergleichen ſchon öfter auch in Deutſchland geſehen haben, obwohl nicht in dieſer Vollkommenheit; aber eine Bemerkung haben Sie vielleicht noch nicht gehört, die dem Lehrherrn entſchlüpft und Stoff zum Nachdenken giebt. Die Weibchen, ſagt er, faſſen zwar alles weit ſchneller als die Männchen, und ich kann ſie gewöhnlich nach einigen Wochen ſchon kunſtreich produciren, aber — ſie

vergeſ-

vergeſſen bald und ſterben bald. — Ich glaube faſt, der Satz läßt ſich von der gefiederten Welt auch auf die Quälgeiſter derſelben, die Menſchen, ausdehnen; denn wenn die Schönen moraliſche oder äſthetiſche Künſte lernen, ſo erleiden ſie zwar nicht davon den leiblichen Tod, aber ihre Liebenswürdigkeit geht gewöhnlich zu Grabe.

Da wie eben noch ein halbes Stündchen übrig haben, ſo laſſen Sie uns dieſe Zeit benutzen, um ein paar berühmte Brunnen zu beſehn. Die Fontaine rue de Grenelle iſt in der That ſehr ſchön, aber die Straße iſt eng und entlegen, die Fontaine ſieht nicht von allen Seiten frei, und das große Gebäude wird noch obendrein durch allerlei Aushängeſchilder verunſtaltet; rechts hängt eine große gemahlte Kuh, weil da Milch verkauft wird, links ein Tiſchlerſchild u. ſ. w. Mir, (verzeihen Sie mir die Ketzerei, wenn es anders eine iſt) mir wird es immer lächerlich vorkommen, ein ſolches Gebäude mit zwei Flügeln in der Höhe von drei Stockwerken zu errichten, es mit Colonnaden und Statüen zu verzieren, und Alles das wegen [illegible] beiden kleinen Löwenköpfe ganz unten, einige Fuß über dem Fundament, die man gar nicht einmal gewahr wird, weil kein Waſſer herausläuft, ſondern weil man das wenige vorhandene Waſſer erſt heraufpumpen muß. Von der größtentheils ausgekratzten Inſchrift iſt nichts mehr übrig als die Worte: „Zum Nutzen der Bürger und zur Zierde der „Stadt,“ hiervon iſt nur das letztere, doch auch nur zum Theil wahr, und dieſer Zweck hätte auf andere Weiſe wohl glänzender erreicht werden können. — Wir haben noch einen weiten Weg bis zu der andern Fontaine auf dem Markte der Unſchuldigen (marché des innocens); ich führe Sie daher ſchnell an der berüchtigten Abtei vorüber, die Sie an ihren vier kleinen Eckthürmchen erkennen. Im Innern des Hofes ſind die Fenſter auf eine ſonderbare, grauſam erfinderiſche Weiſe vermacht, ſo daß der Gefangene durchaus nichts ſehen kann, obgleich ein wenig Licht von oben hinein fällt. Die Fenſter gleichen auf dieſe Weiſe faſt einer Schachtel, in der man Raupen oder Maikäfer einſperrt, und den Deckel ein wenig ſchief darauf ſetzt, um den Thieren etwas Luft zu laſſen. Hier iſt die Thür, aus welcher in der Schreckenszeit die Schlachtopfer geſtoßen wurden; hier ſtehen wir auf der Stelle, auf welcher die harrenden Cannibalen ſie empfingen und zerfleiſchten; dies iſt die Straßenrinne, in welcher damals Menſchenblut, wie jetzt das Regenwaſſer, floß. O laſſen Sie uns vorüber eilen! der Ort iſt ſchauerlich und ich mögte keinen Pallaſt der Abtei gegenüber zum Geſchenk nehmen, obgleich die neuere Inſchrift beſagt, daß ſie jetzt nur noch zu einem Militair-Gefängniſſe dient. —

Jetzt ſind wir auf dem Markte der Unſchuldigen. Die Fontaine mag ſchön ſeyn, wenn Waſſer herausfließt, aber ſie iſt noch übler daran, als die in der rue Grenelle, denn man kann nicht einmal einige Tropfen herauspumpen, ſie iſt völlig trocken. Das große Waſſerbecken, welches in einer beträchtlichen Höhe in der durchbrochenen Mitte ſteht, ſieht nun natürlich aus wie ein runder Theetiſch, den man eben ſo da hingeſetzt hat, und das macht mit der Umgebung einen drolligen Contraſt. Ueberhaupt iſt das ganze Monument äußerſt ſchmutzig und übel unterhalten. — Um für die getäuſchte Erwartung Sie ſchadlos zu halten, werfen Sie einen Blick auf den ſchönen Markt ſelbſt, der durch ſeine Größe und ſein lebendiges Gewühl bei weitem intereſſanter iſt, als jenes nutzloſe Werk der Baukunſt. Da ſitzen in endloſen Reihen unendlich dicke Weiber, Poissardes genannt, unter großen Regenſchirmen, die 8 bis 10 Fuß im Durchmeſſer haben, und, von oben herabgeſehen, ein Dach bilden, welches dem der alten römiſchen Soldaten gleicht, wenn ſie bei dem Manöver Schildkröte genannt, mit übergeworfenen Schildern anrückten. Dieſe Schirme ſind aber nicht das Eigenthum der Weiber, ſondern ſie werden auf dem Markte (ich weiß nicht, für weſſen Rechnung) um einige Sous vermiethet. — Hier nun, vor Regen und Sonnenſtrahlen bedeckt, bewundern Sie die Butterberge, das Fiſchgewimmel, die Eyermagazine, die Birn- und Aepfelthürme, die Blumengärten, die unendlichen Weintrauben und andere Obſtſorten, das bunte Gemiſch von Zugemüſe, worunter beſonders der große, blendendweiße und ſehr niedlich aufgeſchichtete Blumenkohl ſich vorzüglich gut ausnimmt; horchen ſie dazwiſchen ein wenig auf das kräftige patois der ſtämmigen Verkäuferinnen, (von deren Energie Sie übrigens jetzt nichts zu befürchten haben) und wenn Ihnen der Anblick von ſo vielen Leckereien Appetit gegeben hat, ſo werfen wir uns ſchnell in einen Fiacre und fahren zum Reſtaurateur.

Ueber Madame Recamier.

Auf einer zarten beſcheidenen Blume eine Raupenbrut zu finden, iſt verdrüßlich; — etwa durch Rauch das Ungeziefer tödten, iſt ein kräftiges Mittel, doch ſchadet's auch bisweilen der Blume ſelbſt. So iſt es mit dem Rufe eines Frauenzimmers, dieſer zarteſten aller Blumen. Leicht möchte **die** Schöne glücklicher ſeyn, von der man **gar nicht** redet, als die, von der man **zu viel** ſpricht; und oft mögte ſelbſt die redlichſte Bemühung, ihren Ruf zu vertheidigen, die Verläumdung nur weiter verbreiten. Aus dieſen Gründen habe ich bei mir angeſtanden, ob ich die Klatſchereien, die mehrere deutſche Journaliſten ſich gegen die gute und liebenswürdige Madame Recamier erlaubt haben, rügen und widerlegen ſolle? Und wenn ich — bei der Ueberzeugung, daß der Neid immer lieber ein häßliches Mährchen, als eine ſchöne Wahrheit glaubt, — es dennoch unternehme, ſo iſt es mehr mein empörtes Gefühl, welches mich dazu antreibt, als die Hoffnung, Verläumder zu belehren, die nicht belehrt ſeyn wollen.

Ich nannte Madame Recamier eben gut und liebenswürdig; die meiſten Leſer werden wohl zuerſt erwartet haben, daß ich ſie ſchön nennen würde? Nun ja, ſie iſt ſchön, ſehr ſchön, und wer ſie nur wenig ſah, wird wohl zuerſt davon reden; aber ſo wie die Häßlichkeit vor der Liebenswürdigkeit bald verſchwindet, ſo auch die Schönheit; von der herrlichen Roſe wie von der braunen Nachtviole, vergeſſen wir die Geſtalt, wenn ihr ſüßer Duft uns entzückt.

Auch ich hegte Vorurtheile gegen Madame Recamier, als ich nach Paris kam; ich meinte, ich würde ein eitles kokettes Weſen ſehen, das, von Weihrauch benebelt, durch Reichthum verhärtet, in der ganzen umgebenden Welt nur ſich ſelbſt ſieht und liebt; Huldigungen wie Pflichten, mit kaltem Stolze empfängt; um ſich auszuzeichnen über alle Convenienzen ſich hinweg ſetzt; und — was weiß ich, zu welchen Ketzereien die nachgeplauderten Verläumdungen der deutſchen Journaliſten mich verleitet hatten. Ich war daher zwar neugierig ſie zu ſehen, aber nicht ſie kennen zu lernen. — In der Oper war es, wo ich meine Neugier zum erſtenmal befriedigte. „Dort ſitzt Madame Recamier,“ ſagte Einer meiner Nachbaren, und natürlich drehte ich meinen Hals ſchnell nach der Loge, welche er mir bezeichnete. In der vorderſten Reihe ſuchten ſie meine Blicke, durch Diamanten vielleicht noch mehr glänzend, als durch Schönheit. Aber da fand ich ſie nicht. Ganz zurückgedrückt, wie ein Veilchen ins Gras, ſaß die ſchöne Frau mit ungeſchmücktem Haar, im einfachſten weißen Gewande, und die Grazie der Sittſamkeit ſchmiegte ſich ſchweſterlich an ſie, und ſie ſchien ſich zu ſchämen, daß ſie ſo ſchön ſey.

Dieſe ihre erſte Erſcheinung machte einen ſehr freundlichen Eindruck auf mich, und gern ließ ich mich nunmehr in ihr Haus einführen. Auch da fand ich ſie, obwohl in glänzender Geſellſchaft, die einfachſte von allen. — „Sie „verſtehen ſich auf Ihren Vortheil, ſagt Franciska in Leſſings Minna von Barnhelm: wenn „wir ſchön ſind, ſind wir auch ungeputzt am „ſchönſten.“ Allerdings mag auch Madame Recamier ſich wohl auf dieſen Vortheil verſtehen, aber wer mögte ihr das als Kokketterie auslegen? Ich wenigſtens, der ich die Weiber ſo ziemlich kenne, wünſche von ganzem Herzen, daß dieſe Art der Koketterie allgemein ſeyn möge. Weißer und feiner, obgleich höchſt anſtändig, hab' ich freilig nie etwas geſehen, als das Gewand, welches Madame Recamier gewöhnlich wie ein zarter Duft umfließt; anſpruchloſer und doch reizender, giebt es keinen Haarſchmuck, als das Gewirre der kaſtanienbraunen Flechten und Locken, die ſie, oft ohne hinzuſehen, kunſtlos unter dem Kamme vereinigt. Viele Wochen lang habe ich ſie faſt täglich geſehen, aber nie mit Brillanten geſchmückt. An ihr vermißt man ſie nicht, und eben ſo wenig würde man an ihr ſie gewahr werden. Lieblichkeit, Anmuth, Sittſamkeit, das ſind die drei Grazien, welche ihre Toilette umgeben. Darum ſey auch zum letztenmal von ihrer Schönheit die Rede; die Anmuth iſt ja unendlich mehr als Schönheit. Ich kenne außer ihr nur noch eine Frau, über deren Geſtalt dieſe himmliſche Anmuth ſo reichlich iſt ausgegoſſen worden, — die Ehrfurcht verbietet mir ſie zu nennen.

Eine freundliche, aufmerkſame Wirthin, die es allen ihren Gäſten recht zu machen weiß, iſt Madame Recamier in ihrem Hauſe;

ein freier ungezwungener Ton herrſcht darin; von den vornehmſten Staatsbeamten, von den ausgezeichneteſten Fremden, von Dichtern, Philoſophen, Gelehrten und Künſtlern wird es gern und häufig beſucht. Die anmuthige Wirthin, die ſchon ſeit mehreren Jahren eine ſo glänzende Rolle in der großen Welt ſpielt, iſt gegen Perſonen, welchen ſie Verdienſte zutraut, anfangs faſt ein wenig verlegen. Menſchenkenner werden auch in dem kleinen Zuge ihres Charakters wohl bemerken, daß keine Art der Eitelkeit auf äußere Vorzüge, das wahre Schätzenswerthe bei ihr in den Hintergrund ſtellt; ſie ſcheint im Gegentheil jene faſt ängſtlich verbergen zu wollen, ſobald ſie dieſes in ihrer Nähe ſpürt.

Wenn ich weiter nichts von Madame Recamier zu ſagen wüßte, ſo wäre das immer auch ſchon ziemlich viel; doch wie gering ſind alle jene Eigenſchaften gegen die Güte ihres vortrefflichen Herzens! Streng beobachtet ſie, mitten im Strudel der pariſer Welt, die Pflichten der Gattin gegen einen wackern Mann, der ihr Vater ſeyn könnte. Selbſt die giftigſte Verläumdung hat von dieſer Seite ſie nicht anzutaſten gewagt. Sie war nie Mutter, aber ſie pflegt mit mütterlicher Liebe die Kinder einer Verwandtin, die kindlich an ihr hangen. Sie iſt warm, und vielleicht gar ein wenig ſchwärmeriſch in der Freundſchaft, aber darum nicht minder beſtändig, wie ihre älteren Freunde mich verſichert haben. Indeſſen, damit das Gemälde doch nicht ganz ohne Schatten bleibe, will ich ſie hier auch eines kleinen Fehlers zeihen. So raſch und willig ſie iſt, ihren Freunden große Opfer zu bringen, ſo ungern bringt ſie kleine. So lange nicht vom Glück des Freundes, ſondern blos von ſeinen Wünſchen, ſeinen Freuden die Rede iſt, ſo lange erlaubt ſie ſich wohl zuweilen ohne Bedenken ihn zu vernachläßigen, um der Geſellſchaft zu Liebe etwas zu thun, was ſie doch faſt immer ohne Neigung thut. Dieſer Fehler liegt theils in der Weiblichkeit überhaupt, deren zarte Natur es mit ſich bringt, gern allen, und oft nur aus Furcht, gefallen zu wollen, theils iſt er von einer gewiſſen Exiſtenz, in einer Stadt wie Paris faſt unzertrennlich.

Madame Recamier iſt fromm, ohne es ſcheinen zu wollen. Führe ſie nicht ſo oft in die Meſſe, ſo würde man blos aus ihren guten Handlungen auf ihre Frömmigkeit ſchließen dürfen. Jeden Tag bezeichnet ſie durch Wohlthaten. Ich weiß wohl, daß man reichen Leuten eine Gabe, und ſelbſt anſehnliche Gaben, eben nicht zum Verdienſt anrechnen darf; nicht die Wohlthat ſelbſt, ſondern die Art, wie ſie von ihnen erzeigt wird, macht ihr Verdienſt aus, und gerade hier iſt es, wo ich Madame Recamier unausſprechlich edel und liebenswürdig gefunden habe. Daß ſie mit ihrer Wohlthätigkeit in meiner Gegenwart nur habe prunken wollen, (wie zuweilen der Neid mir eingewendet) iſt ſchon deshalb unmöglich, weil ich zu jeder Stunde des Tages Zutritt bei ihr hatte, und oft ein ſehr unerwarteter Zeuge ihrer Handlungen war.

Nie werde ich den ſchönen Morgen vergeſſen, an dem ich ſie ganz allein in Geſellſchaft eines kleinen taubſtummen Mädchens fand, das ſie, Gott weiß in welchem Dorfe, bei einer Spazierfahrt aufgeleſen hatte. Eine Zeitlang war das Kind auf ihre Koſten erzogen worden, dann hatte ſie durch ihr Vorwort ihm eine Stelle in dem trefflichen Inſtitut des edlen Sicard verſchafft; eben jetzt war das Mädchen neu gekleidet zu ihr geführt worden, um von ihr ſelbſt zu Sicard gebracht zu werden. Sie hatte dem Kinde ein Frühſtück auftragen laſſen, welches zufällig in dem ſchönen Geſellſchaftsſaal, auf einem Marmortiſche, unweit eines Spiegels geſchehen war, in dem die Kleine ſich ganz ſehen konnte, und vermuthlich ſich ſo zum erſtenmal ſah. Das rührende Ergetzen ihrer reizenden Wohlthäterin an dem freudigen Erſtaunen des Kindes, das bethränte Lächeln, mit dem ſie dem Kinde die Haare aus dem Geſichte ſtrich, und es von Zeit zu Zeit auf die Stirn küßte; die mütterliche Gutmüthigkeit, mit der ſie es zum Eſſen nöthigte, und das übrige Zuckerwerk ihm in die Taſchen pfropfte; der unarticulirte Dank, den das Kind auf eine höchſt ſeltſame, aber rührende Weiſe, durch eine Art von Geſchrei ausdrückte: — von alle dem war doch warlich nichts erkünſtelt, und von ſolchen Scenen bin ich ja nicht etwa nur Einmal Zeuge geweſen. —

Wenn die Neider der lieblichen Frau verzweifeln müſſen, daß der Angriff auf ihre Sittlichkeit und Tugend gelingen werde, ſo ſuchen ſie durch ein Achſelzucken ihren Geiſt herabzuwürdigen. Freilich, wenn nur das Frauenzimmer geiſtvoll genannt werden kann, was die Philoſophie eben ſo fertig handhabet, als eine Sticknadel, über die Kunſt in Floskeln ſchwatzt, über alle neuern Producte der ſchönen Literatur ohne Bedenken abſpricht, verdienſtvollen Männern über den Mund fährt und für Secten Parthei nimmt, freilich, dann iſt Madame Recamier kein geiſtvolles Frauenzimmer. Sie gehört nicht zu den Damen, die ſich hervordrängen, Fahnen unter die verſchiedenen Volontair-Corps auszutheilen, unter welchen ſie doch ſelbſt nicht mitfechten können. Wenn aber ein geſunder Verſtand, eine vorurtheilsfreie Vernunft, ein reines Gefühl für alles Edle und Schöne, es komme woher und von wem es wolle, ein williges Hingeben an die ſchönen Wahrheiten der Natur und an die lieblichen Täuſchungen der Kunſt, wenn alles dies einem Frauenzimmer Anſpruch auf Geiſt giebt, ſo iſt Madame Recamier eine ſehr geiſtreiche Frau, und wollte der Himmel, es gäbe zum häuslichen Glück aller Ehemänner, und zum Vortheil der weiblichen Liebenswürdigkeit überhaupt, nie geiſtreichere Frauen.

Wenn man mir anders zugeſteht, daß ich überhaupt den Geiſt eines Frauenzimmers zu beurtheilen vermag, ſo darf man hier um ſo mehr meinem Urtheil vertrauen, da ſich, außer dem täglichen freundſchaftlichen Umgang, auch noch eine andere Gelegenheit zur Prüfung mir dargeboten, bei der weder Mannsperſon noch Frauenzimmer die Geiſtesarmuth verbergen können. Ich habe nehmlich bei einer Spazierfahrt mit Madame Recamier vier bis fünf Stunden in einem Wagen geſeſſen, ohne andere Begleitung, als die ihrer kleinen Pfleglinge, wodurch alſo die Unterhaltung nicht erleichtert wurde. Es giebt kein Mittel auf der Welt, das ſicherer zur Bekanntſchaft eines Menſchen und ſeiner Geiſteskräfte führte, (vorausgeſetzt, daß er nicht ſchläft) als eine ſolche unausweichbare Unterhaltung im Reiſewagen. Da muß der Geiſt ſich entfalten, und wenn vollends die Perſonen freundſchaftliche Geſinnungen für einander hegen, ſo ſchließt das trauliche Verhältniß im engen Wagen auch das Herz vertraulich auf, und — mit einem Wort, — das geiſtloſe Frauenzimmer möchte ich ſehen, das mir vier Stunden lang gegenüber, mir weiß machen könne, es habe Verſtand.

Der letzte unbedeutende Vorwurf, den der Neid meiner Freundin macht, iſt von ihrer

Prachtliebe hergenommen. Daß ſie in ihrer Perſon dergleichen nicht äußert, hab' ich ſchon oben erwähnt. Daß ihre Treppe einem lebendigen Blumengarten gleicht, iſt wohl nur ein zarter Geſchmack. Daß ihre Zimmer mit Seide drapirt, die Zierrathen von Bronze, die Kamine von weißem Marmor, die Spiegel ſehr groß ſind u. ſ. w., mein Gott, das ziemt doch wohl einem reichen Manne. Eigentliche Pracht (in ſo fern dieſe Benennung ſehr relativ iſt), hab' ich nirgend bei ihr gefunden; prächtige Eleganz mögt' ich es vielmehr nennen, und auch dieſe iſt nur in ein Paar Zimmern. Ein Vorzimmer, zwei Geſellſchaftszimmer, ein Schlafgemach, ein Kabinet und der Eßſaal, ſiehe da, das iſt es alles, und ſchwerlich würde eine Deutſche petite maitresse bei ſolchem Reichthum ſich damit begnügen. — Noch ein kleiner Zug möge hier ſtehen, der beweißt, wie wenig Madame Recamier durch Pracht zu blenden ſucht. Eben bei der oben erwähnten Spazierfahrt ſtiegen wir vor ihrem Hauſe in einen zwar ſehr bequemen aber auch ſehr einfachen Wagen, mit zwei Pferden beſpannt; erſt an der Barriere von Paris fanden wir einen hübſchen Phaeton mit einem ſehr ſchönen Poſtzug unſerer wartend. Als ich mein Befremden darüber äußerte, ſagte ſie: ſie liebe nicht auf dieſe Art durch die Stadt zu fahren, das Volk gaffe ſo viel. — Wenn das Eitelkeit iſt, ſo iſt ſie wenigſtens von ſehr verborgener Art.

Man faſſe jetzt alle jene hingeworfenen, getreu nach der Natur kopirten Züge, in Ein Bild zuſammen, und wer wird nicht laut bekennen: dies Bild iſt reizend!

Was ſagen denn nun aber die deutſchen Journaliſten? Sie ſagen: während Madame Recamier in England geweſen ſey, habe ihr Gemahl zu Paris eines Tages geäußert, er habe keine Nachricht von ſeiner Frau, und irgend ein Witzling habe ihn ſpöttiſch gefragt: „ob er denn nicht die Zeitungen leſe?“ — Geſetzt dieſe Anekdote ſei wahr, was kann denn Madame Recamier dafür, daß die engliſchen Zeitungsſchreiber nach jeder Kleinigkeit haſchen, um ihre Blätter zu füllen? Iſt es etwa ihr allein ſo gegangen? Man leſe doch den Morning Chronicle etc. Man wird oft genug darin angezeigt finden, wie die Robe ausgeſehen, welche dieſe oder jene Lady bei irgend einer Hoffeierlichkeit getragen.

Die deutſchen Journaliſten wiſſen ferner noch: Madame Recamier habe eines Tages einen Ball gegeben, ſich aber um Mitternacht zu Bette gelegt und ſämmtliche Ballgäſte vor ihrem Bett empfangen. An dieſer Anekdote iſt etwas Wahres. Die reizende Wirthin wurde auf dieſem Ball plötzlich und ernſtlich krank, ſie war aber zu gutmüthig, um die allgemeine Freude ſtören zu wollen, ſie ſchlich ſich alſo in ihr Schlafzimmer und legte ſich zu Bette; einige vertrautere Freundinnen beſuchten ſie, und aus dieſer ſo einfachen, ſo natürlichen Geſchichte hat man jene Klätſcherei zuſammengeſetzt.

Die deutſchen Journaliſten ſchwatzen endlich auch noch: der Luſtſpieldichter Picard habe ein Stück geſchrieben, in welchem die ſchöne, edle Frau perſifflirt wäre, und ihr Gemahl habe es dem Dichter um eine nahmhafte Summe abgekauft. Ich bin von dem wackern Picard ſelbſt autoriſirt worden, dieſem Mährchen gerade zu widerſprechen. Es iſt ihm nie in den Sinn gekommen, etwas gegen Madame Recamier zu ſchreiben: das einzige Wahre von der Geſchichte iſt, daß man einige Einfälle in einem ſeiner Stücke auf ſie gedeutet hat, und blos um ſolchen Deutungen auszuweichen, hat der brave Picard, ohne irgend eine andere Veranlaſſung oder niedrigen Kaufhandel, das Stück zurückgenommen.

Eine Karicatur wurde einſt in Paris auf ſie gemacht; (und das hat ſie mir ſelbſt erzählt), ſie trat, ohne es zu wiſſen, in einen Bilderladen, man bot, ohne ſie zu kennen, ihr das Zerrbild zum Verkauf an; ſie ſtutzte, aber ſie betrachtete es ſehr gefaßt. „Vermuthlich" fragte ſie den Bilderhändler, „iſt es eine Perſon von üblem Rufe?" — „O bewahre der Himmel!" antwortete dieſer haſtig, „es iſt eine Frau gegen deren Ruf nichts einzuwenden iſt." — Und nun fuhr er fort ſich in Lobeserhebungen über ſie zu ergießen, die, weil ſie ganz unverdächtig waren, ſie leicht über das Zerrbild in ſeiner Hand tröſteten.

Ich könnte noch viel von ihr erzählen, viele kleine Züge, die nur ein geübter Beobachter bemerkt, und die doch oft ſchnelle, tiefe Blicke in das Herz zu thun erlauben; aber manches würde zu ſagen unſchicklich ſeyn, da der Freund kein Recht hat, die innere Häuslichkeit auch der edelſten Frau grade vor dem Publikum zur Schau zu ſtellen. Ich hoffe genug geſagt zu haben um die deutſchen Journaliſten zu beſchämen, und jedes Vorurtheil gegen Madame Recamier zu zerſtören.

Möge Sie noch lange des Glücks genießen, das ſie weit mehr ihrem Herzen, ihrer Tugend und Sittſamkeit, als dem Reichthum und der Schönheit verdankt.

Das

Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler

iſt jetzt unſtreitig eine der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten von Paris. Herz, Geiſt, Kunſtſinn, Phantaſie, alles wird in Bewegung geſetzt, ſo bald man dies Heiligthum betritt. Alexander Lenoir, der von glühendem Eifer beſeelte Stifter und Vorſteher des Muſeums, hat, einem von der Regierung erhaltenen Auftrage zu Folge, aus allen zerſtörten Schlöſſern, Kirchen und Klöſtern gegen ſechshundert franzöſiſche Denkmäler geſammelt, deren manche bis zum ſechsten Jahrhundert hinaufſteigen, und deren Jedes ohne Ausnahme entweder durch Kunſtwerth, oder durch Beobachtung der Fortſchritte der Kunſt, oder durch die Geſchichte, oder auch nur durch die entflammte Phantaſie des Beſchauers, ein hohes Intereſſe empfängt. Ein aufgehobenes Kloſter (des petits Augustins) iſt zu Aufſtellung dieſer Schätze eingeräumt, und dies antike Local ſammt ſeinen Höfen und

Gärten trefflich benutzt worden. Was der heilloſe Vandalismus der Revolution zerſtört oder zerſtückelt hatte, das iſt von dem fleißigen Lenoir ſo viel möglich wieder hergeſtellt worden. Er ſelbſt war überall gegenwärtig, überall geſchäftig, und hat z. B. bei der Ausgrabung der Leichname in der Abtei St. Denis ſehr intereſſante Bemerkungen gemacht. Viele, dort in ſteinernen Särgen begrabene (ein Gebrauch, der ſich aus den erſten Zeiten der Monarchie herſchreibt) wurden noch mit unverſehrten Kleidern gefunden, und allerlei Geräthſchaften neben ihnen, die zu ihrem Gebrauch gedient hatten oder dienen ſollten: leider riſſen die damaligen Wilden die Kleider in Stücke, und was Metall war, wurde in die Münze getragen.

Man tritt zuerſt in die vormalige Kirche, welche mit Denkmälern aus allen Jahrhunderten, chronologiſch geordnet und maleriſch gruppirt, angefüllt iſt. Von da gelangt man in ein ſchauerliches Gewölbe, deſſen bemahlte Fenſterſcheiben nur ein zweifelhaftes Licht durchſchimmern laſſen. Hier thront auf unförmlichen Ueberreſten das dreizehnte Jahrhundert. Grob aus Stein gehauene Könige und

Königinnen, mit flach zuſammengefügten Händen, liegen da auf ihren Särgen in ſtarrer Ehrbarkeit. Alles Umgebende, ſelbſt die Fenſterſcheiben ſind aus jener grauen Vorzeit, und es iſt unmöglich in der Dämmerung dieſer Gräber zu wandeln, ohne von einem geheimen Schauer durchdrungen zu werden. — Durch den einer Höhle gleichenden Ausgang tritt man in die gothiſche Halle, dem vierzehnten Jahrhunderte geweiht, wo abermals jede Säule, jeder nur als Verzierung gebrauchte Stein, wirklich ein Ueberreſt derjenigen Zeit iſt, welche den aufgeſtellten Denkmälern das Daſeyn gab. Und ſo ſchreitet der Beſchauer, der Zeit ſpottend, mit einem unnennbaren Gefühl aus Jahrhundert in Jahrhundert bis in das achtzehnte hinüber, wandelt endlich durch die Schattengänge des Elyſiums (des ehemaligen Kloſtergartens), ſteht dort vor einem großen Mann aus der Geſchichte, oder verweilt hier an dem Grabe des liebenswürdigen Lafontaine.

Ich hoffe nicht langweilig zu werden, wenn ich kurz nenne und mit einigen Pinſelſtrichen bezeichne, was mir beſonders aufgefallen. Da ſteht, wenn man kaum in die Kirche tritt, rechter Hand, ein Altar von Stein; pariſiſche zu Waſſer handelnde Kaufleute unter Tibers Regierung, errichteten ihn dem Jupiter. Man erkennt unter ſeinen Verzierungen Merkur, Bacchus und Venus, und freut ſich der Beſtändigkeit der Pariſer, die ſeit 1800 Jahren nie aufgehört haben, jene Gottheiten zu verehren.

Hier, dieſer Stein mit griechiſcher Inſchrift deckte zwei liebende Gatten, Philochares und Timagoren. Keine hochtönende Worte verkünden ihre eheliche Liebe, aber einfach rührend ſpricht das Basrelief, auf welchem ſie ſich traulich die Hand reichen zum Gange in die Unterwelt.

Gruß dem Moſchus, Sohn des Moſchus! ſind die wenigen Worte, die dort ein Grabſtein von Pariſchem Marmor dir zuruft. Sie ſind an einen berühmten Dichter gerichtet, der in Sicilien 285 Jahr vor unſerer Zeitrechnung ſtarb. Keine Schmeichelei entweiht ſein Andenken, aber nach zweitauſend Jahren grüßt jeder Vorübergehende ihn heute noch freundlich: Gruß dem Moſchus!

Welche lange Reihe griechiſcher Namen iſt auf jenen großen Marmortafeln verzeichnet?

Es waren tapfere Männer aus dem Stamm der Erechthiden, die auf dem Schlachtfelde fielen. Die Dankbarkeit ihrer Mitbürger grub ihre Namen in dieſen Marmor, der bald nach Cimons Tode, zur Zeit des peloponeſiſchen Krieges, alſo vor zweitauſend dreihundert Jahren, aufgeſtellt wurde. Wer kann dieſe Buchſtaben betrachten, ohne daß die ganze, uns beinahe zur Fabel gewordene griechiſche Welt vor ſeinen Augen ſieht? — *) Um ſo gleichgültiger geht man an dem plumpen Gefäß von orientaliſchem Alabaſter vorüber, von welchem eine fromme Tradition behauptet: es habe bei der Hochzeit zu Canaan gedient. Hilf Himmel! Was für Menſchen mögen die Hochzeitgäſte geweſen ſeyn, wenn ſie dieſen Pocal aus Hand in Hand konnten gehen laſſen, denn er wiegt wenigſtens fünfhundert Pfund.

Lächelnd ſteh' ich vor einem ſonderbaren Grabmahl, welches die Jahrhunderte bis zu einem halben Dutzend hinauf zählt. Es wurde Dagobert dem Erſten geweiht, der ſeine Siege durch Grauſamkeit und Wolluſt beſudelte, und

---

*) Dieſe beide Marmortafeln ſind in das Muſeum Napoleon gebracht worden, vermuthlich, weil es keine National-Denkmäler ſind.

ſeine Kebsweiber ungerechnet, drei Königinnen zu gleicher Zeit angetraut war; dann aber alle Sünden durch die Erbauung der Abtei St. Denis abbüßte, und unter die Heiligen verſetzt wurde. Sein Grabmahl erzählt in höchſt drolligen Basreliefs, wie es ihm nach ſeinem Tode ergangen. Man muß von unten anfangen, wo Dagoberts Leichnam ausgeſtreckt liegt. Dann folgt ein wenig höher hinauf ein Boot mit Teufeln, die Dagoberts Seele zwiſchen ſich haben und martern. Wenn es des Künſtlers Abſicht geweſen, dieſe Teufel gräßlich und fürchterlich darzuſtellen, ſo hat er ſeinen Zweck ganz verfehlt, denn ſie ſind alle höchſt komiſch und tragen auf menſchlichen Leibern Froſchköpfe, Hundeköpfe und dergleichen. Um anzudeuten, daß der Menſch, den ſie da zwiſchen ſich herum zerren, kein eigentlicher Menſch, ſondern eine bloße Seele iſt, hat der Künſtler die Geſchlechtstheile weggelaſſen. So ganz Unrecht mag er nicht haben. Hätte er auf eben dieſe Weiſe den Mangel eines Magens andeuten können, ſo hätte er wenigſtens Alles aus dem Wege geräumt, was den Menſchen Seele zu ſeyn hindert. — Weiter oben erſcheinen, nebſt ein Paar Engeln, der heil. Denis und der heil. Martin, welche Dagobert in ſeiner Noth angerufen, und entreißen den Teufeln ihre Beute, wobei mehrere Höllengeiſter mit Froſchköpfen ſehr drollig ins Waſſer purzeln. Noch höher, ſteht die Seele zwiſchen ihren Rettern in ein Tuch gewickelt und Engel beräuchern ſie. Endlich ganz oben knieen die Heiligen vor Abraham und bitten ihn, die Seele in ſeinen berühmten großen Schooß aufzunehmen. — Auch ein Paar Bildſäulen ſind noch vorhanden, die zu beiden Seiten des Grabmals ſtanden, die eine iſt Dagoberts Gemahlin Nantilde, die Andere Clovis, Beider Sohn.

Mit ernſtern Gefühlen, Fluch und Segen murmelnd, ſteh' ich jetzt zwiſchen den Grabmälern Fredegundens und Bertruden's, jene die Mörderin ihres Gemahls, Feindin Gottes und der Menſchen; *) dieſe unermüdet beſchäftigt, durch weibliche Sanftmuth ihres Gatten rauhen Sinn zu mildern, und ſeinem Blutdurſt jedes Opfer zu entrücken. Fredegundens Sohn Clotar II. war ihr Gemahl und beide Grabmähler hat er errichtet.

Welche wehmüthige Beklommenheit ergreift

---

*) So nennt ſie Gregor von Tours.

mich, indem ich jenes Gemach betrete, deſſen Bauart das zwölfte Jahrhundert verkündet? O, dieſe Säulen, dieſe Trümmer, gehörten einſt dem Paraclet, und in der Mitte dieſes Grabmahl — es iſt Abelards! Es iſt daſſelbe, welches Peter der Ehrwürdige ſeinem Freunde widmete. Hier liegt Abelard mit geſenktem Haupte und gefaltenen Händen, und neben ihm ſeine treue Geliebte, und die Köpfe dieſer intereſſanten Geſtalten, ſind Abdrücke die der Bildhauer von ihren wirklichen Köpfen nahm, und — was mehr als Alles, — dieſes Grab umſchließt wirklich die vereinte Aſche der Liebenden! — Abelard! Heloiſe! ruft der Stein mir zu. Ich lege meine Hand darauf: — Kalter Stein! will ich ſagen — und ziehe ſie plötzlich zurück, denn dieſer Stein iſt nicht kalt! — Eine Inſchrift von welcher man behauptet, daß ſie Marmontel zum Verfaſſer habe, iſt ſo einfach ſchön, daß ich ſie gern abſchreibe:

Hic
Sub eodem Marmore jacent
Hujus monasterii
Conditor Petrus Abaelardus
Et abbatissa prima Heloisa,
Olim studiis, ingenio, amore. infaustis nuptiis
Et poenitentia,
Nunc aeterna, quod speramus, Felicitate
conjuncti.

Hier
ruhn unter demſelben Marmor
dieſes Kloſters
Erſter Erbauer Peter Abelard
Und erſte Aebtiſſin Heloiſe,
Vormals durch forſchenden Geiſt, Liebe, unglückliche Ehe
Und Reue.
Jetzt, ſo hoffen wir, durch ewige Glückſeligkeit
vereinigt

Jedes liebende Paar, das ſo glücklich iſt, Hand in Hand die tauſend Merkwürdigkeiten von Paris zu beſuchen, ſollte an dieſem Grabe den Schwur der Treue erneuen. Dann mag es im Vorübergehen einen verächtlichen Blick auf jenen Grabſtein werfen, der die Gebeine des Abbé Adam, Abelards Verfolgers, deckte. Dieſer blinde Eiferer war es, der als Abt von St. Denis den Philoſophen einſperren ließ, weil er gewagt hatte, die unerhörte Ketzerei zu äußern: die Knochen, welche man zu St. Denis als Reliquien aufbewahre, ſeyen nicht die wahren Knochen des heiligen Denis, des Areopagiſten, der nie nach Frankreich gekommen.

Einen neugierigen Blick verdient allerdings jenes Käſtchen mit Elfenbein und Schildpatt verziert. Ludwig IX. brachte es, mit Reliquien angefüllt, von ſeinem Kreuzzuge aus Paläſtina zurück, und ſeitdem wurde es in der Sainte

Chapelle zu Paris ſelbſt als Reliquie verehrt, obgleich die Basreliefs deſſelben offenbar den Zug der Argonauten nach dem goldnen Blies darſtellen. — So haben vormals öfter ſelbſt Obſcönitäten aus dem Heidenthum, den Ueberreſten der Heiligen zur Einfaſſung gedient.

Das große Basrelief, welches hier den Blick auf ſich zieht, iſt aus der Abtei St. Denis genommen, und blos merkwürdig durch ſeine bizarre Zuſammenſetzung. Es ſtellt nemlich das Leiden Chriſti vor, wobei auf einer Seite der heilige Euſtachius und auf der andern die Jünglinge im Feuerofen befindlich ſind. — Ein anderes, Mariä Verkündigung, iſt nicht weniger drollig. Die betende Jungfrau erblickt mit Erſtaunen den jungen Gabriel, als ein Stutzer jener Zeit gekleidet, der aber nicht zu ſprechen wagt, ſondern ganz beſcheiden ein Manuſcript aufrollt, welches den Zweck ſeiner Sendung enthüllt. Oben iſt Gott der Vater mit einem ganz vergüldeten Geſicht, und aus ſeinem Munde fliegt der heilige Geiſt gradewegs zu Maria.

Gern ruht das Auge dort auf der Bildſäule von weißem Marmor, denn ſie verewigen die Züge einer guten Frau, Valentine de Milan, Gemahlin eines Herzogs von Orleans, der 1407 zu Paris ermordet wurde, und deſſen Verluſt Valentine nicht ertragen konnte. Sie ſtarb vor Kummer 1408. Ihre rührende Deviſe war eine ſich neigende Gießkanne, aus welcher Tropfen gleich Thränen fielen, mit der Umſchrift:

Rien ne m'est plus;
Plus ne m'est rien.

Jene Statüe Peters von Navarra erinnert an den ſonderbaren Tod ſeines Vaters Carl II. Königs von Navarra, der Böſe zubenamt. Die rächende Nemeſis ſtellte an ihm ein fürchterliches Beiſpiel auf. Eine Art von Starrſucht überfiel ihn, er konnte keines ſeiner Glieder bewegen. Da riethen ihm die Aerzte ſich vom Kopf bis zu den Füßen in ein Lailach feſt einnähen zu laſſen, welches Tuch vorher in Brandwein geweicht ſein müſſe. Es war Abends beim Schlafengehen, als man ihm dieſe Art von Sack anzog. Eine der Kammerfrauen des Schloſſes nähte ihm denſelben unter dem Kinn feſt und als ſie fertig war, wollte ſie das übrig bleibende Ende des Fadens abſchneiden; da ſie aber gerade keine Scheere bei der Hand hatte, ergriff ſie das Licht, den

Faden abzubrennen. Augenblicklich ſtand der ganze König in Flammen, die erſchrockene Kammerfrau lief ſchreiend davon und Carl der Böſe verbrannte lebendig in ſeinem Bette.

Dieſe Marmor-Bildſäule vergegenwärtigt die Züge Carls von Orleans, der ſchon als Urgroßvater Franz des Erſten, und mehr noch als liebenswürdiger Dichter, Intereſſe einflößt. Ein Manuſcript, welches in der National-Bibliothek aufbewahrt wird, enthält die Früchte ſeines Genies, von welchen ich hier eine kurze Probe mittheile.

Ballade.

Jeune, gente, plaisante et débonnaire!
Par un prier qui vaut commandement,
Chargé m'avez d'une Ballade faire,
Si l'ai faite de coeur joyeusement:
Or la veuillez recevoir doucement;
Vous y verrez, s'il vous plait à la lire,
Le mal que j'ai, combien que hardiment
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

Votre douceur m'a sçu si bien attraire
Que tout Vostre je suis entierement,
Très désirant de Vous servir et plaire,
Mais je souffre maint douloureux tourment
Quant à mon gré je ne vous voi souvent,
Et me déplaist quand me faut vous l'escrire,
Car si faire je pouvois autrement,
J'aimasse mieux de Bouche vous le dire.

C'est par dangier, mon cruel adversaire
Qui m'a tenu en ses mains longuement.
En tous mes faits, je le trouve contraire
Et plus se rit quand plus me voit dolent.
Si je voulois raconter pleinement
En cet escrit mon ennuyeux martyre.
Trop long serois, pour ce certainement
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

So zart ſang man die Liebe in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Vorüber an der Bildſäule Iſabellen's von Baiern, die, von der Nation verabſcheut, auf einer einfachen Bahre, von einem einzigen Prieſter begleitet, nach St. Denis gebracht wurde. Verweilen wir lieber bei der Büſte des Mädchens von Orleans, in deren ſanften weiblichen Zügen man vergebens den Muth ſucht, durch welchen der Mann der neben ihr ſteht, auf dem Throne erhalten wurde. Wohl aber ſieht man es dieſem Manne an, daß er feig genug war, ſeine Retterin der Wuth des Fanatismus preis zu geben, ohne auch nur einen Verſuch zu ihrer Befreiung zu wagen. — Herrlich als Kunſtwerk und intereſſant durch ſeinen Gegenſtand, iſt dieſe knieende Bildſaule Philipps von Villiers l'Isle Adam, deſſelben Großmeiſters des Johanniter-Ordens, der bei der berühmten

Bela-

Belagerung von Rhodus, durch Tapferkeit und Klugheit 200000 Türken widerſtand, bis die Verrätherei ſeines Kanzlers Amaral ihn zur Uebergabe nöthigte. Ihm ſchenkte Carl der Fünfte Malta; als er ſtarb, beweinten alle ſeine Ritter in ihm den Helden und Vater. Auf ſeinen Leichenſtein grub man das ſchöne Lob: Hier ruht die Glückbeſiegende Tugend.

Mit Ehrfurcht betrete ich eine Kapelle, dem Wiederherſteller der Künſte, Franz dem Erſten geweiht. Der Leichnam dieſes Biedermannes, ſo wie der ſeiner Gemahlin Claude de France, ſind mit täuſchender Wahrheit in Marmor nachgeahmt, und die hier und dort angebrachten Reliefs intereſſiren durch treue Darſtellung der Kleidertrachten und Kriegsgeräthe damaliger Zeit. Ueber dem von ſechszehn joniſchen Säulen getragenen Gebälke erblicket man abermals die Bildſäulen des Königlichen Paares, knieend, betend, von lieben Kindern umgeben, und die ſteifen Hof- und Staatskleider machen einen grellen Abſtich mit der Uniform des Todes da unten. — Noch einmal finde ich den Leichnam von da Vinci's Königlichem Freunde, kunſtreich abgebildet in weißem Marmor, und mache leider die Erfahrung, daß ſchon im ſechszehnten Jahrhunderte der Knabenmuthwille des Ehrgeizes eben ſo rege war als heutzutage, durch Bekritzeln mit obſcuren Namen die heiligſten Denkmäler zu entweihen. Da haben z. B. ein Hugues Bétauld im Jahr 1560. ein Lormel 1564., u. a. m. ſich auf dieſe ſchimpfliche Weiſe an Franz des Erſten Denkmal verſündigt und verewigt.

Dieſe ſchöne Säule, mit Lorbeeren und Weinblättern umwunden, trägt auf ihrer Spitze das Bild der Gerechtigkeit, und verſchloß einſt das Herz des edlen Connetable von Montmorency, zugleich mit dem eines Königs, der mit dem Freunde im Tod und im Leben, vereinigt bleiben wollte. Der Inſchrift fehlt es wohl an Geſchmack, aber gewiß nicht an Herzlichkeit:

Cy-dessous gist un Coeur plein de vaillance,
Un Coeur d'honneur, un Coeur qui tout savait.
Coeur de vertus qui mille coeurs avait,
Coeur de trois rois et de toute la France.
Ci gist ce Coeur qui fut notre assurance,
Coeur qui de Coeur de justice vivait,
Coeur qui de force et de Conseil servait,
Coeur que le Ciel honora dès l'enfance,
Coeur, non jamais, ni trop haut, ni remis.
Le Coeur des siens, l'effroi des ennemis.

Coeur qui fut coeur du roi Henri son maitre,
Roi qui voulut qu'un Sépulcre commun
Les enfermoit après leur mort, pour être
Comme en vivant, deux mêmes coeurs en un.

Obgleich vom König nur in den letzten vier Zeilen die Rede iſt, ſo weiß ich doch kaum, wem die Inſchrift mehr Ehre macht, dem treuen Diener, desgleichen es viele giebt? oder dem liebenden Könige, deſſen Gleichen es wenige giebt?

Bei der knieenden Bildſäule des Kanzlers René-Birague, (der mit der abſcheulichen Catharina von Medicis in den Blutſtrömen der Bartholomäusnacht ſich badete,) würde ich keinen Augenblick verweilen, wenn nicht unter ſeinen Füßen der Anblick ſeiner Gattin mich feſſelte. Gekleidet im Coſtum ihrer Zeit, ruht ſie auf weiche Kiſſen hingegoſſen, die runden Wangen in die fleiſchichte Hand ſtützend; ein Buch liegt vor ihr, in dem ſie nur flüchtig zu leſen ſcheint, weil ein niedlicher Schooshund ſie neckend daran hindert. Welch ein ruhiges Bild des ſtillgenießenden Lebens, das nicht ahnt, wie nahe der tückiſch beſchleichende Tod ihm ſey, und doch dürfen wir nur herunterblicken auf das Basrelief ihres Ruhebettes, da liegt dieſe nemliche Frau als Leiche, ſtarr ausgeſtreckt, die weichen runden Formen verſchwunden, das helle Auge verſunken, das kunſtreiche Gewand mit dem einfachen Leichentuche vertauſcht. Dieſe Zuſammenſetzung von Leben und Tod macht einen tiefen Eindruck auf den Anſchauer, und das Ganze ſcheint weniger ein Denkmal, als eine Satire auf das menſchliche Leben zu ſeyn.

Weſſen iſt die Bildſäule, um die ich ſo oft einen Haufen älterer Franzoſen mit gerührtem Ernſt verſammelt ſehe? — Es iſt der gute Heinrich IV., den die Republikaner nie vergeſſen werden. Aehnlicher als dieſe Statue findet man keine Darſtellung von ihm; dies bezeugt Lenoir, der zu St. Denis gegenwärtig war, als man Heinrichs Sarg öffnete, und ihn unverſehrt da liegend fand. —

Der Kunſt zu Ehren, aber, trotz der pomphaften Inſchrift, ſich ſelbſt zum Schimpf, knieet hier der Marſchall von Frankreich, Albert Gondi, der Carl IV. fluchen und morden lehrte. — Geſchwind vorüber! zu jener weiblichen Geſtalt: Claude Catharina von Clermont Tonnerre, Beſchützerin und ſelbſt Vertraute der ſchönen Wiſſenſchaften. Sie war es, die, als die polniſchen Geſandten dem Sohne Catharinens von Medicis das Wahldekret zum polniſchen Thron überbrachten, ſtatt ihrer Gebieterin lateiniſch antwortete, und eine ſo zierliche Rede hielt, daß ſie den alten Kanzler Biragne dadurch beſchämte, der für Carl IX geantwortet hatte. Die Inſchrift nennt ſie heroina cum quavis prisci aevi comparanda.

Den Namen Dominic Sarrede hatte ich nie nennen hören, aber wie gern verweilt mein Auge auf ſeiner Büſte, ſeitdem ich weiß, wie treu er Heinrich den Vierten geliebt. In der Schlacht von Jvry verlohr er ein Bein; das hinderte ihn aber nicht, ſeinem guten Könige ferner zu dienen. Sein Schmerz, als Meuchelmord ihm den beſten Herrn ſtahl, war ſo groß, daß, als er zwei Tage nach der gräßlichen That durch die Straße de la Ferronerie über den Platz ging, wo ſie geſchehen war, er ohnmächtig niederſank, und am andern Morgen ſeinen Geiſt aufgab. Man errichtete ihm zu Ermenonville eine Trophäe von ſeinen Waffen, und ſchrieb darunter:

En ce bocage où ton laurier repose
Sur le joli myrte d'amour,
Ton fidèle sujet depose
Ses armes à toi pour toujours

O mon cher, mon bien-aimé maitre!
J'ai déjà, sous ton étendard
Perdu de mes membres le quart;
Te voue ici mon restant être.
Que si d'un pied marche trop lent pour toi,
Point ne faudroit meilleure aide;
Car pour combattre pour son roi,
L'amour fera voler Sarrede.

Das Denkmal des rechtſchaffenen Präſidenten Pibrac aus dem XVI. Jahrhundert iſt von einem Stein bedeckt, der ſeinen Lebenslauf in lateiniſcher Sprache und vier franzöſiſche Verſe enthält, in welche wahrhaftig alle Lebensweisheit eines klugen und ehrlichen Mannes zuſammengedrängt iſt:

Dieu tout prémier, puis père et mère honore,
Sois juste et devot, et en toute saison,
De l'innocent prens en main la raison;
Car dieu te doit là haut juger encore.

Heureux qui met en dieu son espérance,
Et qui l'invoque en sa prospérité,
Autant ou plus qu'en son adversité,
Et ne se fie en humaine assurance.

Il est permis souhaiter un bon prince;
Mais tel qu'il est il le convient porter;
Car il vaut mieux un tyran supporter,
Que de troubler la paix de la province.

Songe long tems avant que de promettre,
Mais si tu as quelque chose promis,
Quoi que ce soit, et fust-ce aux ennemis,
De l'accomplir en devoir te faut mettre.

Sey mir gegrüßt, Philippe Desportes, liebenswürdiger erotiſcher Dichter, der du, von drei Königen geliebt, geehrt, belohnt, im Ueberfluß und Ruhe ſtarbſt. — In Ruhe? — Schwerlich. Konnteſt du jemals vergeſſen, daß Diana von Coſſé-Briſſac, deine reizende Geliebte, von ihrem Gemahl in deinen Armen überraſcht, ein blutiges Opfer wüthender Eiferſucht ward? — Giebt es ein ſchrecklicheres Schickſal für einen Liebenden? — Ach! und doch hat Desportes Dianen vergeſſen! Eine Hippolyte, eine Laure haben ihm die Unglückliche bald erſetzt. — Ich verweile nicht bei ſeinem Denkmale.

Aber mit Ehrfurcht gehe ich an dem Manne vorüber, deſſen Leben auf dieſem Basrelief die Muſe der Geſchichte emſig niederſchreibt. Es iſt der berühmte Geſchichtſchreiber de Thou.

Den Phyſiognomen wird jene Statüe intereſſiren, Charlotte Catharina de la Tremouille, angeklagt, ihren Gemahl vergiftet zu haben, und losgeſprochen vom Parlament. Da dieſes Bild außerordentlich ähnlich ſeyn ſoll, ſo kann der Phyſiognom entſcheiden, ob ſie mit Recht angeklagt oder losgeſprochen worden? Ich glaube das erſtere.

Girardons berühmtes Meiſterſtück, Richelieus Grabmal, hatte ich ſchon vormals in der Sorbonne bewundert. Merkwürdig aber iſt, und ehrenvoll für den Direktor des Muſeums, daß er ſein Leben wagte, um dies Kunſtwerk den Klauen der Vandalen zu entreißen, und daß er dabei durch einen Bajonettſtoß verwundet wurde.

Jener irländiſche Jüngling, aus der Familie Douglas, ſtarb im vier und zwanzigſten Jahre auf dem Bette der Ehren; ein Frauenzimmer errichtete ihm dieſes Monument, und ließ die vielſagende altfranzöſiſche Inſchrift darauf ſetzen:

Peu de pis, peu de pair, point de plus.

Dieſe Prinzeß von Conty, deren Schönheit und Tugend im fünf und dreißigſten Jahre der Welt entriſſen wurde, zählte kaum neunzehn Jahre, als ſie ihren Schmuck verkaufte, um bei einer Hungersnoth die Armen zu ſpeiſen. Zart gewiſſenhaft gab ſie alle die Güter zurück, deren Beſitz ihr nur im Geringſten verdächtig ſchien, und die Summe ſoll ſich auf 800,000 Livres belaufen haben. Herzlich wohlwollend iſt der Blick, mit dem man von ihrem Basrelief ſcheidet.

Aber eine andere rührend erhabene Empfin dung durchſtrömt mich, wenn ich das herrliche Denkmal anſchaue, welches Charles le Brun ſeiner Mutter errichtete. Ein Engel mit der Tuba ſchwebt über ihrem Sarge, der Ruf zur Auferſtehung erſchallt, die Matrone hört ihn, und hebt den Deckel des Sarges und ſteigt, nach langem Schlummer fröhlich erwachend aus dem Grabe. Die Kunſt hat der kindlichen Liebe die Hand geboten; der Ausdruck der Geſtalt iſt bewundernswürdig; ein heißes Verlangen nach himmliſchem Lichte ſcheint das Geſicht der Auferſtehenden zu verklären. —

Dank dir, wackerer Girardon, für die große Lehre, die du hier, auf Louvois Denkmal, allen Staatsminiſtern gegeben. Die Geſchichte, ein offenes Buch haltend, wendet bethränte Augen gegen Louvois, und ſcheint ihm in ihren Annalen die Stelle zu zeigen, welche ſeine Grauſamkeit gegen die Pfalz verewigt.

Die beiden franzöſiſchen Zeilen, welche der lateiniſchen Inſchrift auf des Dichters Santeuil Grabe folgen, ſind mehr auffallend als verſtändlich:

Cy gît le célèbre Santeuil!
Muses et fous, prenez le deuil.

Eine in ihrer Art einzige Zuſammenſetzung.

Dieſe Melpomene, die ſich weinend über Crebillons Büſte herabbeugt, erinnert an eine drollige Anekdote. Das Denkmal war für die Kirche St. Gervais beſtimmt, wo Crebillon begraben liegt, allein der Prieſter erklärte, er werde nicht dulden, daß ſein Heiligthum durch ein ſo profanes Denkmal entweiht werde, wenn nicht die Muſe und Crebillons Büſte weggelaſſen würden. — So wollte man einſt auf dem heiligen Theater zu D** die Vorſtellung von Schillers Dom Carlos nur dann erlauben, wenn die Liebe des Dom Carlos zu ſeiner Stiefmutter wegbliebe.

Die ſchöne Inſchrift unter jenem Medaillon ſchreibe ich auch deswegen ab, weil ſie d'Alembert zum Verfaſſer hat:

François de Chevert, Lieutenant Général etc.
Sans ayeux, sans fortune, sans appui,
Orphelin dès l'enfance,
Il entra au Service à l'age de XI. ans.
Il s'éleva, malgré l'envie, à force de mérite,
Et chaque grade fut le prix d'une action d'éclat
Le titre seul de Maréchal de France
A manqué, non pas à sa gloire,
Mais à l'exemple de ceux qui le prendront pour modèle.

Schöne, fromme, oft erhabene Empfin

dungen gießen alle dieſe Denkmäler großer Männer und trefflicher Frauen in den Buſen jedes gebildeten Menſchen, der zwiſchen ihnen herum wandelt; aber wehmüthig-ſchauerlich werden dieſe Gefühle, und unwillkührlich breiten die Arme ſich aus zu umfahen, wenn man im Elyſium hier und dort die Aſche ſeiner Lieblinge wirklich wieder findet, die Aſche der Männer deren Schriften oder Thaten man von Jugend auf im Herzen trug. Da ſeh ich ein Grabmal mit komiſchen Masken verziert, es umſchließt Molieres Ueberreſte. Die einfache Inſchrift ſagt: Moliere et Thalie reposent dans ce tombeau. Das Ganze iſt mit Myrthen, Roſen und Cypreſſen umgeben. Hier ruht jetzt der Unvergeßliche, dem der Erzbiſchof von **Paris** ein ehrliches Begräbniß verſagte. — Dieſer Sarkophag birgt Rene Descartes Aſche, die von ſeinem Freunde Dalibert aus Schweden, wo er ſtarb, zurück in ſein Vaterland gebracht wurde. — Unter dieſem Steine ruht Lafontaine. Zwei Basreliefs ſtellen zwei ſeiner lieblichen Fabeln dar. Hier lieſt man: Jean Lafontaine est dans ce tombeau und dort: Jean s'en alla comme il étoit venu; die erſte Zeile der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt ſetzte.

Jean s'en alla comme il étoit venu,
Mangeant le Fonds avec le revenu,
Tint les trésors chose peu necessaire.
Quant à son temps, bien sur le dispenser:
Deux parts en fit, dont il soulait passer,
L'une à dormir, et l'autre è ne rien faire.

Jener Stein deckt Boileau's Reſte. Drei Zeilen aus einer ſeiner Epiſteln ſind darauf gegraben.

Ainsi que mes chagrins, mes beaux jours sont passés
Je ne sens plus l'aigreur da ma bile prémière
Et laisse aux froids rimeurs une libre carrière.

Hier ruht Mabillon, der gelehrte Kritiker und Diplomatiker, dort Montfaucon der große Antiquar.

Wie könnt' ich ausdrücken was ich empfunden habe, unter den Schatten wandelnd, welche dieſe ehrwürdigen Gebeine umſchweben? — Genug es gab keinen merkwürdigen Mann in Frankreich, an den man nicht in dieſem Muſeum erinnert würde, und wäre es auch nur durch eine Büſte, deren unzählige ſind. Hier Michel Montaigne, Sülly, Rotrou, Corneille, dort Racine, Quinault, Fénélon, Lenoſtre; hier Boſſuet, beide Rouſſeaus, Destouches, dort Heloiſe und Abelard, Ludwig XVI. und Marie Antoinette; hier Moritz von Sachſen, Monteſquieu, der hundertjährige Fontenelle und der deutſche Winkelmann, dort Helvetius, Piron, (mit der bekannten Inſchrift: Ci git qui ne fut rien: pas même Academicien) du Belloy und Voltaire mit der Unterſchrift von Lebrun (dem Konſul?)

> O Parnasse! Frémis de douleur et d'effroi:
> Pleurez, Muses, brisez vos lyres immortelles;
> Toi dont il fatigua les cent voix et les ailes,
> Dis que Voltaire est mort, pleure et repose-toi.

Hier Büffon, der edle Malesherbes, d'Alembert und Diderot, dort Raynal, Bailly, Vaucanſon und unſer Gluck, mit der bedeutenden Unterſchrift: Il préféra les muses aux Syrenes.

Welch' ein Genuß für ein denkendes, empfindendes Weſen, allüberall vor den ähnlichen Bildern der Männer zu ſtehen, die Großes thaten, oder Schönes ſagten, oder Nützliches erfanden; gleichſam eines Jeden perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und in ſeinen Zügen zu ſpähen, ob ſie mit ſeinem Geiſte verwandt ſind? — Unendlich koſtbarer ſind freilich die Kunſtſchätze im Muſeum Napoleon, und der einzige Apoll von Belvedere mag in Rückſicht auf Kunſt das ganze Muſeum der franzöſiſchen

Denkmäler aufwiegen; aber — Bewunderung erwärmt ſelten das Herz, und hat meiner Phantaſie wenigſtens nie ein ſo ſchwelgeriſches Mahl bereitet, als ich unter den Gräbern und Denkmälern großer Männer gefunden.

Sehr löblich iſt des Stifters Bemühen, das ganze Local von innen und außen in Einklang zu bringen. Da iſt z. B. der ganze Vorhof, durch welchen man in den erſten Saal tritt, mit Portiken des alten Schloſſes Anet verziert, welches Heinrich der II. für ſeine Geliebte Diane von Poitiers bauen ließ. — Die gemalten Fenſterſcheiben ſind, wie ſchon erwähnt, immer mit den Denkmälern aus einerlei Zeit. Man findet ſchöne Kunſtwerke, z. B. ein Ecce homo von Albert Dürer darunter.

Das ſey genug von dem neuen Vorzug, den Paris durch Lenoirs Enthuſiasmus ſich erworben. Jeder Reiſende wird gewiß in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts zu den petits Augustins eilen. Es iſt da noch ſehr viel zu ſehen, wovon ich nicht ein Wort erwähnt habe, und ein Kunſtkenner der beurtheilt, wird noch zwanzigmal mehr davon ſagen können, als ich, der ich blos empfand.

Das Muſeum Napoleon.

1. Gemälde-Gallerie.

Ehe ich ein Wort über dieſen reichſten Kunſtſchatz auf dem ganzen Erdboden ſchreibe, muß ich mit den Leſern mich über das verſtändigen, was ſie von meiner Beſchreibung zu erwarten haben. Ich muß nehmlich das traurige Bekenntniß ablegen, daß ich ſo unglücklich bin, zu allen Kunſtwerken mein Gefühl mitzubringen, und ſogar immer zuerſt mein Gefühl. Ich weiß recht gut, und habe von unſerer gewaltigen neuen Schule oft gehört, daß ein Kunſtwerk gar nicht auf das Gefühl wirken darf, und muß: daß es ein elendes Machwerk iſt, ſobald es dergleichen thut; daß es die Natur nicht nachahmen oder gar erreichen darf, weil es ſonſt unausſtehlich gemein iſt; daß es völlig gleich viel gilt, an welchem Gegenſtande die Kunſt ſich übt, u. ſ. w. Alle dieſe ſchönen und einleuchtenden Wahrheiten bin ich ſo unglücklich mit einem Ohr zu hören und zu dem andern wieder herausgehen zu laſſen. Ich frage nicht vorher: von wem iſt das Bild? Iſt es auch alt genug, um es enthuſiaſtiſch loben zu dürfen? Iſt in der Zeichnung gar kein Fehler? Und ich frage auch nie: welchen Eindruck ſoll das Bild nicht machen? Sondern ich frage: welchen macht es? weil ich ſo verſtockt bin, mir einzubilden, der Maler habe es gemalt, um dieſen oder jenen Eindruck auf den Beſchauer hervorzubringen. Aus allen dieſen meiner gemeinen Natur anklebenden Gebrechen folgt nun, daß der Leſer durchaus keine Kunſturtheile von mir zu erwarten hat. Ich will und werde nichts anders thun, als erzählen, was ich geſehen, und welche Empfindungen das Geſehene in mir erregte. Daher werde ich oft bei Gegenſtänden verweilen, die manchem untergeordnet ſcheinen, und bei andern vorüberſchlüpfen, über die manche ein groſſes Geſchrei erheben. Mit gutem Vorbedacht habe ich keinen von den vermaledeiten Kunſtkennern mit mir genommen, die, mit der Doppellorgnette vor den Augen, nichts weiter zu thun wiſſen, als dem unbefangenen Beſchauer jeden Genuß zu verkümmern; oder hinwiederum ihn zwingen wollen, zu genießen, wofür nur *ihre* höhere Offenbarung ſie empfänglich macht. Das einzige, was bei meiner ſündigen Einfalt mich noch ein wenig tröſtet, iſt Leſſings Ausdruck in Emilia Galotti: „hinweg mit dem, der erſt vom Maler „lernen will, was ſchön iſt.“ — Ja, der gute Leſſing würde heutzutage auch kein großes Glück mit ſeinen Kunſtwerken machen, denn vom *Lacrymas* müßte er lernen, wie er den *Nathan* hätte ſchreiben ſollen.

Genug zur Einleitung. Die Kunſtjünger und Naſenrümpfer mögen das ganze Kapitel überſchlagen. Wir treten in den erſten Saal; er enthält *Früchte der Eroberung* aus Venedig, Florenz, Neapel, Turin und Bologna. Die Phantaſie ergreifend iſt die *Sühnung eines unwillkührlichen Verbrechens des heiligen Julian*. Der arme Mann hatte das Unglück gehabt, Vater und Mutter zu morden, weil er ſie in ſeinem Bette fand, und durch die Nacht getäuſcht, glaubte, es wäre ſeine Frau mit ihrem Liebhaber. Um die Sünde abzubüßen, floh er mit ſeinem Weibe an das Ufer eines reißenden Stromes, über welchen zu ſetzen ſehr gefährlich war; hier gründete er ein Hoſpital für die Armen und Nothleiden.

den. Einſt mitten im Winter, um Mitternacht, hört er am jenſeitigen Ufer eine klagende Stimme, er eilt hinüber, und findet einen armen Auſſätzigen, trägt ihn durch den Fluß, verſucht ihn zu erwärmen, und, da ihm das am Feuer nicht gelingt, legt er ihn in ſein eignes Bett. Plötzlich umgiebt Himmelsglanz den Kranken; er verſichert den frommen Wirth, daß durch deſſen gaſtfreie Barmherzigkeit nunmehr ſein Verbrechen getilgt ſey, und verſchwindet. Der Maler (Allori aus Florenz im XVI. Jahrhundert,) hat den Augenblick gewählt und trefflich dargeſtellt, wo der heilige Julian dem Armen aus dem Boote hilft.

Eine heilige Familie von Andreas del Sarto iſt unausſprechlich lieblich; aber in Wehmuth verſinket man mit einer knieenden Figur, (von dem Römer Feti). Sehr deutlich ſagt ihr Blick, der auf einem Todten-Kopfe ruht: ich habe Alles verloren! — Helenens Entführung von Guido Reni iſt ein ſchönes, aber lächerliches Bild. Läßt ſichs wohl denken, daß bei einer haſtigen Entführung die Geliebte an alle ihre Koſtbarkeiten, und ſogar an ihr Schooshündchen denken werde? Auch mag es im gemeinen Leben wohl oft vorfallen, daß die Kammerjungfer weit hübſcher iſt, als ihre Gebieterin, aber auf dem Bilde hätte Guido Reni ſich davor hüten ſollen. — Wer es für gleichgültig hält, an welchem Gegenſtande ſich die Kunſt übt, der mag den Bettler von Murillo bewundern, der ſich das Ungeziefer abſucht; ich kehre ihm den Rücken und lächle im Vorübergehen über eine heilige Familie deſſelben Malers, auf welcher der kleine Jeſus mit dem Roſenkranze ſpielt. Zu tiefen Ernſt verliert ſich aber mein Lächeln, wenn ich mein Auge auf das ſchöne Bild Carls des Erſten, enthaupteten Königs von England, richte. Ein Holländer, Mytens, hat ihn im 27ſten Jahre gemalt. Allerdings macht dieſes Bild in Paris noch einen ſtärkern Eindruck, als in Turin geſchehn ſeyn mag, wo man es — erobert hat. — Die Hochzeit zu Canaan von Paul Veroneſe, iſt in vielen Rückſichten merkwürdig. Erſtens: weil es wohl eines der größten Gemälde iſt, die auf der Welt exiſtiren; zweitens: weil der Maler viele Portraits berühmter und unberühmter Perſonen ſeiner Zeit darauf angebracht hat: der Bräutigam z. E. iſt ein gewiſſer Marquis Guaſto, die Braut Franz des

Erſten Gemalin, neben dieſer ſitzt Franz der Erſte ſelbſt, und neben ihm die Königin Maria von England. Hierauf folgt ſogar der türkiſche Kaiſer, Solimann der Zweite, und dann eine Frau mit dem Zahnſtocher, die Gemalin des Marquis von Peſcaire. Kaiſer Carl V. hat einen etwas unbequemen Platz, wo die Tafel einen Winkel macht, darum iſt er nur im Profil zu ſchauen. Mehrere Cardinäle und Mönche, Freunde des Malers, ſitzen und ſtehen. Sehr intereſſant iſt endlich der Chor der Muſikanten, unter welchen Veroneſe die berühmteſten venetianiſchen Maler ſeiner Zeit dargeſtellt hat; er ſelbſt ſpielt das Violonell. Sehr drollig ſind die Verſtöße gegen die Chronologie. Die Muſikanten geigen nach Noten, Carl der V. prangt mit dem Orden des goldenen Vließes u. ſ. w. Dies Gemälde ſchmückte vormals den Speiſeſaal von St. Georg zu Venedig, und der Maler hat weniger dafür empfangen, als heutzutage ein einzelnes gutes Portrait oft koſtet, nehmlich nicht mehr als neunzig Dukaten. — Großes Vergnügen gewährt ein Bild von Rubens, auf welchem er ſich ſelbſt und ſeine liebſten und berühmteſten Freunde dargeſtellt hat. Hier iſt Hugo Grotius, der biedere Weltweiſe, mit dem Hunde, welchen er liebte. Neben ihm Juſtus Lipſius, der berühmte Profeſſor zu Löwen; die Büſte Seneca's hinter ihm deutet vielleicht auf ſeine Schriften über den Stoicismus, ſo wie die Tulpen anzeigen ſollen, daß er in ſeinen Erholungsſtunden dieſe damals neue Blumen eifrig kultivirte. Der große Maler ſelbſt und ſein Bruder vollenden die intereſſante Gruppe. — Aber nicht weit davon hängt ein zurückſtoßendes Gemälde, von Sebaſtiano del Plombo. Die heilige Agathe nehmlich, die ganz hübſch geweſen ſeyn mag, hat die Liebe eines Gouverneurs von Sicilien verſchmäht, und zur Strafe werden ihr die Wärzchen vom ſchönen Buſen mit Zangen heruntergekniffen. Wie kann die höchſte Kunſt an ſolchen Gegenſtänden Vergnügen gewähren?

Ich trete in die eigentliche Gallerie. Sie iſt nicht weniger als vierhundert Schritt lang, und ſollte nächſtens noch um ein Paar hundert verlängert werden; denn der Bretterverſchlag am Ende der Gallerie birgt noch eine weite Strecke, und iſt über und über mit Gemälden angefüllt, die an den Wänden übereinander lehnen und noch nicht haben geordnet oder reſtaurirt werden können. — Die franzöſiſche Schule macht rechter Hand den Anfang. Man bewundert ſogleich mehr als zwanzig große Bilder von Charles le Brun, unter welchen mir beſonders das Zelt des Darius gefallen hat. Nach der Schlacht, in welcher Alexander den Darius überwand, tritt der Sieger, blos von ſeinem Liebling Hephäſtion begleitet, in das Zelt der perſiſchen Prinzeſſinnen. Syſigambis, des Darius Mutter, wirft ſich dem Günſtling zu Füßen, weil ſie, durch die Pracht ſeiner Rüſtung getäuſcht, ihn für den König nimmt. Ihren Irrthum gewahrend will ſie ihn entſchuldigen. „Kein Irrthum,“ ſagt Alexander, „er iſt mein zweites Ich.“ — Neben Syſigambis knieet des Darius Gemahlin, dem Ueberwinder ihren Sohn entgegen haltend. Die weinende Statyra und ihre jüngere Schweſter (des Darius Töchter), ein großes Gefolge von Frauen, Prieſtern und Verſchnittenen, füllen den übrigen Raum dieſes herrlichen Bildes. — Sehr lieblich iſt Lebruns Geburt Chriſti, wo die dreifache Beleuchtung einer Lampe, eines Feuerheerdes und der himmliſchen Glorie, einen höchſt maleriſchen Effekt hervorbringt. — Faſt noch lieblicher iſt die heilige Jungfrau mit der Weintraube, (von Mignard) alſo genannt, weil die Mutter dem Kinde eine Traube hinreicht. — Der heiligen Jungfrauen mit dem Jeſuskinde findet man in allem ein Paar hundert in dieſer Gallerie, und, ſo ſchön der Gegenſtand auch ſein mag, ſo kehrt er doch viel zu häufig wieder. — Grauen erregend iſt die Sündfluth von Pouſſin. Man mögte in dieſe Wellen ſpringen, um die arme Familie zu retten, die da vergebens dem Tode zu entrinnen ſtrebt. — Theolon iſt ein unberühmter Name, aber er verdiente wohl berühmter zu ſeyn, wenn er mehrere Bilder hinterlaſſen hat, von gleichem Werthe als den Kopf einer alten Frau, den ich für vortrefflich halte. — Von Vandyk's lebendigen Bildern iſt hier eine große Sammlung, und keines darunter, das nicht ſeinen Ruhm bewährte. Vor allen gefiel mir ein ex Voto, wo die Darbringer des Gelübdes, Mann und Frau, vor der heiligen Jungfrau knieen, und das Jeſuskind ſie himmliſch, freundlich aufnimmt. Himmliſch, ſagte ich? Nein ein wenig irdiſch, denn der kleine Chriſtus läßt ſich herab, dem Manne den Bart zu ſtreicheln. —

Da hängt ein Portrait, von einem Deutſchen Namens Faes gemalt, ein ähnliches Portrait, wie man ſagt; wer ſollte aber wohl in dieſer Phyſiognomie den Protector Cromwell ſuchen? — Viel leſerlicher haben Holbein oder die Natur, das Geſicht des Kanzlers Thomas Morus geliefert. Dieſem Manne traue ich es zu, daß er ſeinen Nacken kaltblütig unter das Beil gebogen. — Noch ein Paar andere Bilder von Holbein, ein junges Weib mit dem Schleier, die Hände über den Knieen verſchränkend, und Erasmus, Verfaſſer des Lobes der Narrheit, werden jedem wie mir Vergnügen gewähren. Soll aber das Vergnügen in herzliches Lachen übergehen, ſo trete man vor das Bohnenfeſt (fête des rois) von Jordans. Man kann, ohne mit zu lachen, es durchaus keine Minute mit anſehen, wie die ſämmtlichen Gäſte lachend auf den trinkenden Bohnen-König ſchauen. — Sehr unbefriedigend iſt mir Laireſſe's Herkules zwiſchen Wolluſt und Tugend vorgekommen, und ſehr komiſch eine dicke Venus Rembrandt's, in flamändiſcher Tracht, mit ſchönen großen Ohrringen. Warlich wären dem Jungen, der vor ihr ſteht, nicht ein Paar Flügel angeleimt, keine Seele würde errathen, daß er einen Amor vorſtellen ſoll. Da lob' ich mir das herrliche Familiengemälde des weniger berühmten Oſtade. Drei ſolche Rembrandtiſche Venus gäb' ich dafür hin.

Ein kleines, von der Zeit gemißhandeltes Bild ſoll ein Turnier vorſtellen und Rubens zum Verfaſſer haben. Es gehört eine ſtarke Einbildungskraft dazu, ſowohl den Gegenſtand als den Verfaſſer zu erkennen. — Du, mit dem ſanften Geſicht, Eliſabeth von Bourbon, Geliebte des Dom Carlos; mehr noch als Rubens Pinſel macht Schillers Meiſterwerk dich mir intereſſant, und nur jene lebhaft dargeſtellten ſtillen Freuden der Häuslichkeit von Steen, können meinen Blick von dir abziehen. Man hänge dieſes Bild neben das der heil. Agathe, der die Bruſtwarzen abgekniffen werden, und frage ſich dann, ob man lieber Steen oder Sebaſtiano's Freund ſeyn möchte? —

Sehr dramatiſch hat Terburg eine etwas lockere Scene behandelt, wo ein dicker Soldat, ein jovialiſcher Zechbruder, einem

Mädchen Geld bietet, das zwar verſchämt die Augen nieder: aber das Geld nicht ausſchlägt. — Das Portrait eines alten Hausmeiſters der Maler-Academie zu Antwerpen (von Cornelius Vos) iſt von einer hinreißenden Wahrheit; und die Micheline (von Barocci) von einer unausſprechlichen Lieblichkeit. Hat dieſe ſchöne Pilgerin wirklich ſo ausgeſehen, ſo wird ihre Heiligkeit ſie ſchwerlich vor profaner Liebe geſchützt haben. — Um ſo empörender iſt abermals das Martyrerthum der heil. Placida und der heil. Flavia von Correggio. Gott! welch' ein gemeines Menſch iſt hier dieſe heil. Flavia. Sehr natürlich, daß die Saracenen, die ſonſt eben nicht grauſam gegen das ſchöne Geſchlecht waren, dieſes Exemplar deſſelben ſo unhöflich behandelten. — Der Fluch Gottes über die erſten Eltern, von Domenichino, erregt Lachen ſtatt Schauder. Ein großer Haufen Engelein tragen den lieben Gott in den Wolken, der ganz gewiß herunter fallen würde, wenn ihm die Engelein nicht überall die Hände untergeſchoben hätten, beſonders unter die Posteriora. — Die Ermordung der unſchuldigen Kinder iſt abermals einer von den Gegenſtänden, bei welchen ſelbſt *Guido Reni's* Name mich nicht feſthalten kann. Noch obendrein hat der ſonſt ſo große Maler eine ſehr geringe Kenntniß des Mutterherzens verrathen, und aus ſeinem Gegenſtande gar nicht den Vortheil gezogen, den er daraus hätte ziehen *können*. Die Mütter thun nichts als *flehen* und *ſchreien*; keine *bittet*, keine *wehrt ſich*. Das letztere beſonders dürfte durchaus nicht vermißt werden, da ja das ſchwächſte Huhn ſeine Jungen gegen einen Adler vertheidigt. Ich erinnere mich in Wien, ich glaube in der fürſtlichen Lichtenſteiniſchen Gallerie, ein Gemälde derſelben Greuel, ich weiß nicht mehr von welchem Meiſter geſehen zu haben; es war weit richtiger *gedacht* als dieſes. Die Hand einer verzweifelten Mutter, der eben ihr Kind durchbohrt wurde, zerfleiſchte da in demſelben Augenblicke die Backe des Mörders. Es war gräßlich ſchön und wahr. — Wer Davids berühmtes Gemälde, die *Sabinerinnen* geſehen hat, der werfe hier auch einen Blick auf dieſelbe Geſchichte von Guercini behandelt. Man ſieht auf den erſten Blick, daß der letztere gar kein Dichter war; wer kann aber jemals ein großer Maler werden ohne Dichter zu ſeyn? wenn man die beiden Bilder in Gedanken mit einander vergleicht, ſo kommt es einem vor, als habe unſer Opernſchmidt V—s auch einen Wallenſtein ſchreiben wollen. — Die Rückkehr des verlohrnen Sohnes von Spada hat großen Reiz für mich; beſonders die Geſtalt des Sohnes, dieſes lebendigen Bildes von Mangel und Reue. — Zwei weibliche Portraits von Leonardo da Vinci feſſeln unwiderſtehlich. Das Eine ſtellt die unglückliche Anna Boleyn dar, und intereſſirt durch das Schickſal des Originals noch mehr als durch die Kunſt. Das andere iſt Madame Liſe, Gattin eines florentiniſchen Edelmanns. Sollte der Himmel einmal wieder eine heilige Jungfrau brauchen, ſo kann er durchaus keine andere Geſtalt dazu wählen als dieſe. — Zwei Jünglinge von Raphael beide denkend, ſind vortrefflich, und gaben mir eine weit höhere Idee von dem großen Meiſter als ſein heil. Michael wie er den Teufel beſiegt. — Ich ſchließe mit Guercini's Mars, Venus und Amor, wo letzterer ſeinen Pfeil, muthwillig drohend, eben im Begriff ſteht abzuſchießen, wo der Beſchauer getäuſcht alle Augenblicke den Pfeil in ſeinem eignen Herzen erwartet, und ſich doch nicht entſchließen kann dem Schuſſe auszuweichen.

Das iſt ungefähr alles was mir ganz beſonders Vergnügen gemacht hat. — Wie? hör' ich fragen, nicht ein Wort mehr von Rubens von dem doch mehr als funfzig Bilder hier anzutreffen? nicht ein Wort von Vernets der Natur geſtohlnen Landſchaften? nichts von fünf und zwanzig Albano's? und eben ſo vielen Annibal Carraccio's? nicht einmal eine Sylbe von Domenichino's berühmter Communion des heil. Hyeronimus? u. ſ. w. — Nichts von alle dem. Ich habe ja meine Schwachheit bereits geſtanden. Was ich blos mit Kunſtſinn beſchaue, und, wenn man will, auch bewundere, das gräbt ſich nicht in mein Gedächtniß, ich kann nichts davon wieder erzählen. Die hochgeprieſene Abnahme vom Kreuz z. B. — ja ich finde ſie auch außerordentlich ſchön — aber ich kann nie dabei vergeſſen, daß das Kreuz bei den Juden eben ſo viel war als bei uns der Galgen, und daß eine Abnahme vom Galgen durchaus kein Gegenſtand für die ſchönen Künſte iſt. Eben ſo geht es mir mit den fatalen Märtyrern, von welchen dieſe Gallerie gleichfalls wimmelt. So ein geröſteter, geſpickter oder geſchundener Heiliger, und hätte ihn der liebe Gott ſelbſt gemahlt, iſt mir ein unausſtehliches Kunſtwerk, an dem ich ſchnell vorüber eile. — Was die Landſchaften betrifft, ſo hege ich da wieder meine eigene Ketzerei. Zwar ſind mir die gemahlten Landſchaften weit lieber als die beſchriebenen, und Vernet und Hakkert (von dem hier aber nichts iſt) reißen auch mich oft zu ſtaunender Bewunderung hin, aber — es bleibt mir kein Bild in der Seele; es wäre denn daß die Landſchaft durch eine Geſchichte belebt würde, denn für mich iſt nun einmal Geſchichtsmalerei das Höchſte und Einzige in dieſer Kunſt!

Schade daß der Catalog der Gallerie ſo ſehr mangelhaft iſt. Viele Bilder haben ganz falſche Nummern und viele gar keine. — Mit der Fremden-Karte in der Taſche kann man dieſen herrlichen Kunſttempel faſt täglich beſuchen, und da er den Einheimiſchen nur an gewiſſen Tagen offen ſteht, ſo hat man den großen Vortheil ganz ungeſtört darin herumwandeln zu dürfen. Allein iſt man zwar nie, ſondern ſtets umgeben von jungen lernbegierigen Künſtlern, auch Künſtlerinnen, die hier und dort, hoch und niedrig, auf ebener Erde und Gerüſten ſitzen, um zu lehrreicher Uebung die Meiſterſtücke zu copiren.

2. Zeichnungen.

Wenn man aus der großen Gallerie wieder in den Sallon tritt, ſo öffnet ſich gegenüber eine andere Thür, und ladet in den *Saal des Apollo*, der gleichfalls ungeheuer groß iſt, und eine unendliche Menge von *Originalzeichnungen*, untermahlten *Skizzen*, *Cartons*, *Gouachen*, *Paſtells*, *Email-Mahlereien*, *Miniatüren*, *etruſciſchen Vaſen* u. dergl. enthält. Hier werde ich mich noch kürzer faſſen, denn das meiſte iſt in der That nur für den eigentlichen Kunſtkenner, und ich geſtehe aufrichtig, daß, ſo herrlich mir auch z. E. *Raphaels Schule von Athen* in der *Ausführung* vorgekommen, doch die bloße *Skizze* (die ſeltene Krone dieſes Kabinets) nur einen geringen Eindruck auf mich gemacht hat, ungefähr ſo wie die ſkizzirten Schauſpiele in Leſſings nachgelaſſenen Schriften. — Da iſt eine Zeichnung mit der Feder von *Paſſarotti*, ein Schäfer, von

Homers Genie entzückt, bittet den Dichter, ihn auf ſeinen Reiſen zu begleiten, und Homer — *ſpielt ihm ein Stückchen auf der Geige vor.* — Da ſind ein paar ſchöne Basreliefs in *Wachs* gearbeitet, aus der italieniſchen Schule. *Jupiter, wie er die Titanen zerſchmettert,* und *Diana, wie ſie die Kinder der Niobe tödtet.* Schwerlich läßt ſich wohl *dieſe* Kunſt höher treiben. — Da iſt eine liebliche Zeichnung von *Raphael: Alexander bietet Roxanen ſeine Krone dar.* Liebesgötter wimmeln um ihren Putztiſch und andere ſpielen mit der Rüſtung des entwaffneten Helden. Beſonders artig und drollig iſt die Idee, da ein Liebesgott in Alexanders Harniſch geſchlüpft, Kopf und Arme herausſtreckt, und ſo auf dem Boden herumkriecht. — Ich bin eben ſonſt kein Liebhaber von Allegorien, aber hier hat *Raphael* eine hinterlaſſen, die er, wie man ſagt, dem griechiſchen Mahler Apelles nachgebildet, und die, abgeſehen von ihrem *hohen* Kunſtwerth, auch dem Dichter Ehre macht. Der Gegenſtand iſt *die Verläumdung.* Apelles, (ſo erzählt Lucian) wurde von einem Verläumder angeklagt, daß er ſich in einer Ver-

ſchwö

ſchwörung gegen den König Ptolomäus eingelaſſen, und rächte ſich folgendergeſtalt: Er mahlte die Leichtgläubigkeit mit Midasohren ſitzend zwiſchen Unwiſſenheit und Argwohn; ſie empfing ſehr freundlich die Verläumdung, welche als ein ſchönes reichgeſchmücktes Weib dargeſtellt iſt, einen Feuerbrand in der Hand trägt, und die Unſchuld bei den Haaren nach ſich ſchleppt. Dieſe hebt Augen und Hände gen Himmel, ſeinen Beiſtand erflehend. Ihr folgt der Neid, ſchielend, bleich, entfleiſcht; er hat zwei Gefährten bei ſich, Betrug und Argliſt, die unaufhörlich bemüht ſind, ihn zu putzen. Ganz zuletzt kommt die Reue im Trauergewande, der ſich plötzlich die himmliſch ſchöne nackte Wahrheit zeigt, bei deren Anblick die Reue ſich die Haare ausreißt und die Finger zernagt. — Die Ausführung dieſer Zeichnung iſt ganz vortreflich. Vielleicht wäre aber die Allegorie noch wahrer, wenn ſtatt der Leichtgläubigkeit die Schadenfreude auf dem Thron ſäße, denn dieſe iſt es eigentlich, die der Verleumdung immer willig entgegen kommt. Die Leichtgläubigkeit müßte jedoch mit unter den Hofdamen ſeyn. — Das Leiden Chriſti von Albert Dürer zeichnet ſich durch Reichthum und erſtaunlichen Fleiß aus; ſo wie ein armer Betrübter von Lucas von Leyden, durch große Wahrheit. — Kunſtreich iſt ein Relief von Elfenbein, von van Opſtal, den Raub der Sabinerinnen darſtellend, und ſinnreich Lebrüns Zeichnungen von Menſchen- und Thierköpfen, durch welche er die Aehnlichkeiten der Menſchen- und Thier-Phyſiognomien zu beweiſen ſuchte. — Eine kurioſe Idee hat Pouſſin gehabt, als er einen Philoſophen zeichnete, der ſeine Wiſſenſchaftslehre auf dem Rücken eines Jünglings niederſchreibt. — Aeußerſt intereſſant ſind die in große Rahmen gefaßten Miniaturen, weil ſie faſt Alle berühmte Perſonen darſtellen. Hier findet man (von lauter guten Meiſtern) Peter den Großen, Madame de Maintenon, Ludwig den XIV., den Dichter Voitüre, die Kaiſerin Maria Thereſia, neben der hübſchen Gärtnerstochter von Meudon, Ludwigs Geliebte, Ninon Lenclos neben dem Cardinal Richelieu, die Frau von Sevigné, die Königin Chriſtine von Schweden, die Dichterin Deshoulieres, und noch hundert andere. — Man, nichfaltig ſind auch die Kunſtwerke in feinen Steinen aus der bekannten Manufaktur von Florenz; ſieben prächtige Tafeln von Porphyr, Marmor und Lapis lazuli, in welche Figuren von Corallen, Muſcheln, Vaſen u. dgl. vortrefflich eingelegt ſind. Auf gleiche Weiſe ſind der Hafen von Livorno, Tempel, Grabmäler u. ſ. w. dargeſtellt. — Die etrusciſchen Vaſen ſind von großem Werth, aus der Bibliothek des Vatican erobert, und faſt Alle von Winkelmann, Paſſeri und Montfaucon beſchrieben.

3. Gallerie der Antiken, Statüen, Büſten, Basreliefs.

Ich endige wie ich angefangen habe, das heißt, ich theile mein Gefühl ſo gut ich kann dem Leſer mit, und verwehre Niemanden ein anderes Gefühl oder auch gar keines dabei zu haben. Beim Eintritt in dieſe Gallerie der Antiken ähnelte meine Empfindung (obwohl nur ſchwach) derjenigen, welche ich zu haben pflege, wenn ich unter dem klaren geſtirnten Himmel ſtehe. Mit einer Rührungerpreſſenden Ehrfurcht ſieht man plötzlich unter drittehalb hundert der herrlichſten Denkmäler des griechiſchen und römiſchen Alterthums. Da iſt ein Saal den Kaiſern geweiht, ein andrer den berühmten Männern; dieſer dem Laocoon, jener dem Apoll und der Dritte den Muſen, weil die herrlichen Darſtellungen der genannten Weſen die vornehmſte Zierde derſelben ausmachen.

Ich will herumſpazieren und erzählen. Da ſteht eine herrliche Diane, aus Pariſchem Marmor, die ſchon ſeit Heinrichs des IV. Zeiten in Frankreich, und vormals das einzige große Kunſtwerk war, welches Frankreich beſaß. Sie ſcheint zornig, und greift nach einem Pfeile, um ein Reh zu beſchützen, das unter ihren Bogen flieht. Man will Familien Aehnlichkeit zwiſchen ihr und ihrem Bruder, dem Apoll von Belvedere bemerkt haben. — Ich gehe weiter zu der Bildſäule Julian des Abtrünnigen, und verweile länger vor ihr, wie vor Dianen, auf die Gefahr von Kennern verlacht zu werden. Jene beſchäftigt nur meine Phantaſie, dieſe meinen Geiſt. Sey mir gegrüßt, großer, oft verkannter und von fanatiſchen Chriſten mit einem gehäſſigen Beinamen gebrandmarkter Held! Deine

Tugenden, deine Philoſophie, dein Unglück, haben dich auf ewige Zeiten zum Gegenſtand der Verehrung jedes unbefangenen Menſchen erhoben. — Die Aehnlichkeit des Kopfes mit Medaillen verglichen, ſoll ſehr groß ſeyn. Deſto beſſer! Es freuet mich, daß Julian ſo ausgeſehen hat. Man glaubt, Paris habe, noch zu den Lebzeiten des Kaiſers, die Statüe in Griechenland verfertigen laſſen, um ſie zu Ehren eines Helden aufzuſtellen, der Paris liebte, in deſſen Mauern den Purpur genommen, es verſchönert, zu einer Hauptſtadt erhoben, und den Grund zu ſeiner künftigen Größe gelegt hatte. Die Statüe lag übrigens vergeſſen in der Werkſtatt eines Bildhauers, dem das Gouvernement ſie für das Muſeum abkaufte. — Vorbei vor dieſem eben ſo eitlen als grauſamen Nero, der hier als Sieger in den griechiſchen Spielen ſich darſtellen ließ, eine Ehre, die er bekanntlich höher ſchätzte, als das Diadem. Auch ſein Kopf iſt ähnlich, aber geſchmeichelt hat ihm der Bildhauer, veredelt hat er die gemeinen Züge. — Ha, jene coloſſaliſche Melpomene, nicht weniger als zwölf Fuß hoch, zieht doch wohl die Blicke hauptſächlich nur durch ihre Größe an ſich, und iſt allerdings, was den Umfang betrifft, das merkwürdigſte Ueberbleibſel des Alterthums. Sie zierte urſprünglich nebſt acht ihr gleichen Schweſtern, das Theater des Pompejus. — Ein trefflich erhaltener Sarkophag vergnügt durch ſeine kunſtreichen Basreliefs, vorne die neun Muſen, an beiden Seiten Calliope, die Muſe des epiſchen Gedichts, mit Homer; und Erato, die Muſe der Philoſophie, mit Socrates ſich unterhaltend. — Ein ruhender Faun war mir deshalb merkwürdig, weil er in einem Landhauſe des guten Marc Aurel ausgegraben worden, der ſich vielleicht oft daran ergötzt hat. Dann hat er auch einen ſehr hohen Kunſtwerth, weil man aus guten Gründen vermuthet, es ſey eine Copie in Marmor des Faun von Bronze des Praxiteles, der in ganz Griechenland ſo berühmt war, daß man ihn nur periboëtos, den Berühmten nannte.

Ariadne auf dem Felſen von Naxos ſchlummernd, wird wohl nicht auf jedermann einen ſo ſtarken Eindruck hervorbringen, als ſie auf mich gemacht hat, denn es iſt die nemliche Bildſäule, die unter dem Namen Cleopatra bekannt iſt, (ein Irrthum, zu welchem ein Armband in Form einer Schlange Gelegenheit gegeben,) die nemliche, von welcher eine treffliche Copie auf der Treppenruh im Michailowſchen Pallaſt ſtand; die nemliche, vor der ich Paul den Erſten zwölf Stunden vor ſeinem Tode zum letztenmale ſah und ſprach. Die Erinnerung an ihn wurde um ſo lebhafter, da der Herrſcher, in deſſen Lande ich mich eben befand, ihm in ſo manchen Stücken gleicht. —

Ich geſtehe gern, daß der Inhalt des Saals der berühmten Männer mich weit mehr intereſſirt hat, als die Bildſäulen aller Götter und Göttinnen. Hier findet man Zeno, das Haupt der Stoiker, und Demoſthenes, den Fürſten der Redner. Der letztere ſitzt, entwickelt ein Buch auf ſeinen Knieen und ſcheint einem tiefen Nachdenken hingegeben. Man erkennt die ſehr einwärts gebogene Oberlippe, welche wahrſcheinlich der Naturfehler war, der ihn hinderte, deutlich zu ſprechen. Hier ſteht Trajan, nicht als Kaiſer, ſondern als Philoſoph; dort Sextus, deſſen Andenken als Plutarchs Oheim, und mehr noch als Lehrer des guten Marc-Aurel uns werth bleibt. Hier Phocion, der beſcheidenſte unter den Helden, auch hier ohne allen Schmuck;

dert Menander, der Fürſt der neuen Comödie, (wie ihn die Griechen nannten,) er ſitzt und ſcheint zu ruhen. O, warum hat die Zeit nicht auch ſeine Schriften, wie dieſen Marmor verſchont! Grade jetzt wären ſie uns am willkommenſten, denn aus allem, was man davon weiß, erhellt, daß unſere neueren Gräkuli vermuthlich dadurch in die Verlegenheit kommen würden, den armen Griechen allen Geſchmack abzuſprechen. — In ähnlicher Stellung wie Menander, findet man hier auch den Schauſpieldichter Poſidippos, ein Bild von großer, einfacher Wahrheit. Dieſe Herme ſtellt einen jungen Wüſtling vor, der ſeine Geſundheit verſchwendete, und jene einen Mann, der die Kunſt lehrte, ſie wieder herzuſtellen, Alcibiades und Hippocrates. — Ungern reiße ich mich hier los und eile weiter.

Was iſt lieblicher als dieſe ſchöne jungfräuliche Geſtalt, die man Ceres nennt, weil es einem Erneuerer beliebt hat, ihr Kornähren in die Hand zu geben. Wahrſcheinlicher hielt ſie vormals ein Buch, und ward als Muſe Clio verehrt. — Ihrer Nachbarſchaft werth iſt eine herrliche Urania, an der man unendliche Feinheit des Meißels bewundert. — Ehrfurcht flößt eine römiſche Matrone ein, deren Kopf ein Porträt iſt. Sie wurde bei Tripoli gefunden, und iſt nicht allein eines der geſchmackvollſten, ſondern auch wohlerhaltenſten alten Kunſtwerke. — Der ſogenannte ſterbende Fechter, (eigentlicher wohl auf dem Schlachtfelde ſeinen Geiſt aushauchender nicht-römiſcher Krieger oder Barbar, vielleicht ein Deutſcher oder Gallier,) iſt durch tauſend Copieen und Nachahmungen zur Genüge bekannt. Er gehört unter diejenigen Kunſtwerke, die auf mich keinen Eindruck machen. Daſſelbe will ich nur auch gleich ganz geſchwind von dem berühmten Torſo bekennen, und hiermit mein Gewiſſen von einer ſchweren Schuld entladen haben.

Allerliebſt iſt der Faun mit den Metallflecken, ſein heiteres Lachen iſt anſteckend und ſeine jugendliche Unbefangenheit ſo ſprechend. Die eine Backe und Schulter geben einen Metallſchein von ſich, der ihm den Namen lieh. — An Lieblichkeit ihm gleich iſt eine junge Römerin mit einem Kopfputz, wie er in den ſchönſten Zeiten des römiſchen Reichs getragen wurde. Der Kopf iſt ein Portrait. Wohl dem Vater oder Gatten, dem dieſe reine Unſchuld angehörte. Vielleicht war dieſe Statüe ein exvoto einem Tempel geweiht, oder vielleicht zierte ſie das väterliche Haus.

Es iſt doch ſeltſam, daß, wenn man gleich zum Anſtaunen und Nachbeten ſich nicht geſchaffen fühlt, man doch immer eine gewiſſe Scheu behält, ſeine Meinung gegen die der Menge laut werden zu laſſen. Eben geht es mir ſchon wieder ſo mit der Venus von Medicis und dem Laocoon. Was kann ich denn dafür, daß dieſe Venus mir wie ein ganz artiges Kammermädchen vorkommt, die von dem jungen Herrn von Hauſe im höchſten Negligé überraſcht wird, und ſich ſeinem lüſternen Blicke nicht ganz ernſtlich zu entziehen ſucht? — Sie hat Ohrlöcher, in welchen wohl vormals prächtige Ohrgehänge prangen mochten, ſo wie die Spur auf ihrem linken Arm deutlich zeigt, daß ſie einſt das Armband, Spinther genannt, trug. Man ſagt, man wolle ihr dieſe Zierrathen wieder geben, um ganz den Geſchmack der Alten nachzuahmen, welche Gold und Marmor gern miſchten. Nach meinem Geſchmack wäre das nicht. — Der Künſtler, der dieſe Venus ſchuf, ſoll

Cleomenes geheißen haben, und in Darſtellung ſchöner Weiber ſehr glücklich geweſen ſeyn; ſo ſehr, daß Plinius ſogar erzählt, ein römiſcher Ritter habe ſich einſt in eine ſeiner Statüen zum Sterben verliebt. Was kann ich denn ferner dafür, daß dieſer **Laocoon** mir eine Empfindung giebt, wie der Menſchenfreſſer zu **Berka** bei Weimar, als ich ihn in meiner Jugend rädern ſah? — „Kunſt, hohe **Kunſt!**" allen Reſpekt vor der Kunſt; da ich aber nicht hieher gekommen bin um die Anatomie zu ſtudieren, ſo gehe ich vorüber, will jedoch niemanden in ſeinem Glauben irre machen. Man laſſe nur auch mir den meinigen, der unabweichlich darin beſteht, daß die **ſchönen Künſte** auch **ſchöne Gegenſtände** behandeln müſſen, und daß, eben ſo wenig als eine Darſtellung von Gerſtenbergs **vortrefflichem Ugolino** auf der Bühne Vergnügen gewähren würde, eben ſo wenig der **Laocoon** mit ſeinen ſcheuslichen Schlangen. — Um meine Phantaſie von ihm loszuwinden, bleibe ich vor der Bildſäule dieſes ſchönen Jünglings ſtehen, den man **Paris** nennt, weil ihm der **Erneuerer** einen Apfel in die Hand gegeben, der aber eigentlich ein

Prieſter des Gottes Mithra iſt, deſſen Myſterien in Grotten gefeiert wurden. Auch grub man ihn aus einer Höhle am Tiberſtrom. Die Draperie ſeines Gewandes iſt ſehr geſchmackvoll. Doch freilich ſteht er an Vollendung jenem herrlichen Jüngling weit nach, den man lange für einen Antinous gehalten, hernach, den Irrthum einſehend, ihn bald Theſeus, bald unbärtigen Hercules, bald Meleager genannt, jetzt endlich ihn ziemlich einſtimmig für einen Mercur giebt. Er ſey und heiße wer und wie er wolle, er iſt und bleibt eines der anziehendſten Kunſtwerke in dieſer reichen Sammlung. Die Harmonie zwiſchen allen ſeinen Theilen iſt ſo ſchön, daß Pouſſin einſt vorzüglich von ihm die Proportionen der menſchlichen Geſtalt abſtrahirte. — Die ſchöne Leucothea, des Bacchus Amme, mit ihrem Säugling auf dem Arm, hat es wohl verdient, daß Winkelmann ſie verewigte. Dieſe Gruppe iſt eines der älteſten noch vorhandenen griechiſchen Kunſtwerke. O wie hold freundlich ſie auf das Kind herabblickt! Keine Mutter wird an ihr vorübergehn. — Doch halt! ich ſtehe vor dem Apoll von Belvedere! und dieſesmal kniee ich willig nieder und vereinige mein Staunen, meine Bewunderung mit denen der Kenner und Nichtkenner. Ja, dieſer flüchtige Fuß hat die Schlange Python erreicht, ſchon flog der tödtende Pfeil vom Bogen, jedes Glied zeugt noch von Anſtrengung; der Unwille thront auf ſeiner Lippe, aber Zuverſicht des Sieges in ſeinem Auge, und die Zufriedenheit, Delphos von jenem Ungeheuer befreit zu haben. Die leichten Locken ringeln ſich um den Hals, oder ſtreben unter der Götterbinde hervor. Um die rechte Schulter hängt der Köcher an einem Bande, reiche Sandalen zieren ſeine Füße. Die zurückgeworfene Chlamys enthüllt jeden Theil ſeiner göttlichen Geſtalt. Ewige Jugend, Adel, Geſchmeidigkeit, Kraft und Zierlichkeit, das ſind die Theile aus welchen ſie zuſammengeſetzt iſt. Ja, ich beuge willig meine Knie, und bedaure nur mit vielen Andern, daß die Art, wie man dies vortreffliche Kunſtwerk aufgeſtellt hat, nicht verſtattet, es von allen Seiten zu betrachten. Zum Erſatz dafür lieſet man aber eine ſchöne neue Inſchrift, welche beſagt: „daß dieſer Apoll am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu Antium gefunden, von Julius dem eilften zu Anfang des ſechszehnten im Vatican aufgeſtellt, im Jahr fünf der Republik von Bonaparte erobert, und im Jahr acht, im erſten ſeines Conſulats, hieher gebracht worden.“ Die Namen der drei Conſuln, und der des Miniſters des Innern, Lucian Bonaparte, ſind auf der Rückſeite eingehauen. —

Faſt möchte ich nun gar nichts mehr ſagen, denn wenn die Sonne einmal da ſteht, ſo ſieht man die Sterne nicht mehr. Es wäre aber doch undankbar, der herrlichen Muſen gar nicht zu erwähnen, die einen eignen Saal ſchmücken, beſonders der holden Thalia mit der Epheukrone und dem Tambourin, die beide auf ihren bacchiſchen Urſprung deuten, mit der komiſchen Larve, und endlich mit der Hirtenflöte, weil ſie auch die Muſe der Hirtengedichte war. — Gleich neben ihr iſt eine ſchöne Herme des Socrates, der über Scherze nicht verſchmähte, und eine Büſte Virgils, dem ſie ſo hold war. — Unſern erblickt man Euripides ſitzend, und was dieſe Statüe äußerſt koſtbar macht, iſt eine griechiſche Inſchrift am Plinth derſelben, die nicht nur den Namen des (trotz Schlegel und Conſorten) ewig großen Trauerſpieldichters ſondern auch einen Catalog ſeiner Werke enthält. —

Unter den vielen Büſten dieſer Gallerie nenne ich, als beſonders trefflich oder ſonſt durch den dargeſtellten Gegenſtand vorzüglich intereſſant: die coloſſale Büſte des Kaiſers Hadrian; die durch einen Heiligenſchein lächerlich geſchmückte Büſte Nero's, der bekanntlich ſchon bei ſeinen Lebzeiten dieſen Heiligenſchein auch auf den Münzen zu ſeinem Bilde fügen ließ; (hier bemerket man noch überdies ringsumher runde und viereckige mit einander abwechſelnde Vertiefungen, in welchen vermuthlich koſtbare Steine befeſtigt waren.) Die Büſte des Commodus, welche in Marmor ſehr ſelten gefunden wird, weil der gerechte Abſcheu des Volks alle ſeine Denkmäler zerſtörte; die ſchöne Büſte Galba's; die ſehr ähnliche Büſte der Julia Mammea, die ehrgeizige Mutter des Alexander Severus, u. ſ. w. — Die ſchönen alten Badeſitze von Roſſo Antico, mag man nicht unbeachtet laſſen, beſonders wenn man ſich lächelnd erinnert, daß ſie im Mittelalter als päbſtlicher Thron in der chriſtlichen Kirche dienten, und erſt von Pius dem ſechsten dem profanen Alterthum zurückgegeben wurden. — Auch die coloſſale Statüe eines egyptiſchen Götzen verdient einen Blick, theils wegen der Materie (ſie iſt von Alabaſter) theils wegen ihres hohen Alterthums, denn ſie ſtand wahrſcheinlich in einem Tempel des Horus. — Hat man nun noch unter den Basreliefs den Antinous, den jagenden Faun, und das allerliebſte Kind mit der Gans bewundert, ſo hat man alles geſehen was meine Blicke beſonders gefeſſelt hat. Die Pallas von Velletri war leider bei meiner Anweſenheit noch nicht aufgeſtellt.

Pariſer Gewohnheiten und Sitten.

1. Eſſen und Trinken.

Seit man in Paris ſich zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends zur Mittagstafel ſetzt, weiß man natürlich nichts mehr von Veſperbrod, (gouté); nur Schulknaben, Landleute und Bewohner einiger entfernter Provinzen kennen noch das liebliche Schauſpiel einer fröhlichen Geſellſchaft, die ſich um die geſchäftige Hausmutter an einem Tiſche ſammelt, der mit Milch, Früchten u. dgl. beſetzt iſt. Welch ein Leben! beſonders im Freien, im Grünen. Dergleichen Scenen liebt man auch wohl in Paris noch, aber nur in der Oper. Der Thee hat den Platz des Veſperbrodts eingenommen. Thee nennt man aber jetzt eine Mahlzeit, die zwiſchen 2 und 3 Uhr Morgens aufgetiſcht wird, und wobei man ſo ziemlich alles findet, nur keinen Thee. Fleiſch, Wild, hitzige, ſchäumende Weine, Punſch, Biſchof, das ſind die Hauptbeſtandtheile eines Thees — In einigen Städten Frankreichs ſollen noch große goutés bei Kindtaufen gewöhnlich ſeyn; dann heißen ſie Collationen. Alle erſinnliche Lekkereien werden dabei verſchwendet, doch alles wird kalt ſervirt. — Die Beſchreibung eines Veſperbrodts nach alter guter Sitte findet man nur noch in der neuen Heloiſe, wo Frau von Wolmar ein ſolches in ihrem Elyſium veranſtaltet hat. — In Paris ſind die goutés ſogar bei den Preisaustheilungen an die fleißige Jugend verſchwunden. Daher würde ein ehrgeiziger Wirth in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn man ihm heutzutage plötzlich zumuthete, ein elegantes Veſperbrod zu geben. Doch habe ich mir ſagen laſſen, wie ein ſolches im Nothfall einzurichten ſey.

Eine gewaltige Torte, bei Cauchois oder Leblanc gebacken, muß die Mitte der Tafel einnehmen, an beiden Enden Käſe und Rahm mit Vanille oder Roſen, halb gepeitſcht, halb gefroren, und mit Piſtazien gewürzt. Dieſen Artikel muß Madame Labour oder Madame Lambert geliefert haben, denn dieſe beiden gelten für die beſten Crémieren von Paris. Sechs Aſſietten umringen die Torte mit den köſtlichſten Früchten von der Wittwe Fo[illegible] taine. An die vier Ecken ſtelle man Prophetenkuchen (brioches) von Le Sage, méringues à la Crême (ein Backwerk von der Art, die wir Küſſe zu nennen pflegen) von Bénard; Aebtiſſinnenkuchen und kleine Törtchen von Georges, und Waffeln von Van Roosmalen. Vier Pyramiden endlich in den Winkeln müſſen erbaut ſeyn von trocken und naß eingemachten Früchten von Oudard und Berthellemot zubereitet, Pfefferkuchen und Marzipan von Hémart, Confect von Rouget, Gélés von Janvel. Doch würden alle dieſe Herrlichkeiten im Halſe ſtecken bleiben, wenn nicht Frontignac von Tailleurs ſie hinunterſpült und verſchiedene Liqueurs von Lemoine ſie würzen. Beſonders iſt zu empfehlen die ſogenannte Crême d'Arabie, von welcher der Preiszettel des Künſtlers verſichert: ſie ſey auf Bouteillen geſtopfter — (man rathe was?) Sammt! wahrhaftig, du Velours en Bouteille. Indeſſen iſt dieſer flüſſige Sammt wirklich eine große Delikateſſe für Gaumen und Naſe. Ich habe etwas davon mitgebracht, und Leckermäuler unter meinen Freunden haben geſtanden, nie etwas ähnliches getrunken zu haben.

Das Frühſtück, ſagt man ſprichwörtlich, ſey für Freunde, die Mittagstafel gehört der Etikette, das Veſperbrod der Kindheit, und das Abendeſſen — der Liebe! denn ſeine Stunde grenzt an die Schäferſtunde. Der Lärm des Tages iſt verhallt, die Geſchäfte ſind abgethan, die Ruhe ladet ein, die Wachskerzen verbreiten ein ſanftes Licht, die Weiber ſind dann am liebenswürdigſten, denn die Stunde ihrer unumſchränkten Herrſchaft naht heran, daher auch Manche ſich ganz von der Sonne geſchieden haben. Wohl dem, der zu allen Tageszeiten einem guten Weibe angehören darf! doch wen auch der läſtige Broderwerb am Tage in das gemeine Lebensgewühl ſchleudert, der ſuche wenigſtens Abends am runden Tiſche Erholung zwiſchen einer muntern und einer zärtlichen Nachbarin. Auch die Muſen ſind dem Abendeſſen hold. Mit dem ſpringenden Kork aus der Champagnerbouteille wird auch der Witz entfeſſelt, Bonmots ſteigen wie Raketen von allen Seiten auf; Jedermann hat Geiſt und theilt ihn mit, hätt' er ihn auch erſt am Morgen deſſelben Tages geſammelt.

So war es wenigſtens vormals in Paris. So ging es zu bei jenen berühmten Soupers, wo Höflinge, Städter und Gelehrte ſich vereinigten, wo Gleichheit herrſchte und ein hoher Rang ſich nur durch feinern Geſchmack, durch ungezwungenere Grazie auszeichnen durfte; wo der ächte Weltton die Eigenliebe jedes Gaſtes zart zu ſchonen lehrte; wo die Schönheit des Tages und der Dichter in der Mode mit dem allmächtigen Miniſter und dem höfiſchen Günſtling gemiſcht waren.

Ach! der Revolutions-Strom hat alles verſchlungen. Jene Soupers wurden erſetzt durch ſogenannte *brüderliche Mahlzeiten* mitten auf den Straßen, bei welchen die Brüderſchaft von Cain und Abel herrſchte; denn nie war weniger Gleichheit und Freiheit in Frankreich, als da ſie an allen Häuſern angeſchrieben ſtand. Sitten, Reichthümer, Würden, Verſtand und Witz, alles hat eine andere Richtung genommen, und könnte man auch die noch exiſtirenden Ueberreſte jener Geſellſchaften wieder zuſammen bringen, ſo würden ſie doch ſchwerlich den echten Ton wiederfinden.

An Soupers wird eigentlich in Paris jetzt wenig mehr gedacht. Wie könnte man das auch in einer Stadt, wo man Abends zu Mittag ſpeiſ't, wo die Schauſpiele um Mitternacht endigen, wo die Spielwuth ſich aller Geſellſchaften bemeiſtert, wo (mit Ausnahme) die Reichen keine Kenntniſſe beſitzen, die Weiber keine Erziehung, und wo (ſo drückt ein Pariſer Blatt ſich aus) von égards und politesse bald nur noch die Nahmen bekannt ſeyn werden. (Dies Urtheil, welches ſich von einem feinen Beobachter herſchreibt, iſt hart, und ich für meine Perſon kann es nicht durchgehends unterſchreiben, aber ich habe auch nur wenige, und nur die beſten Häuſer beſucht.)

Vergebens hat man den Thee an die Stelle der Soupers ſetzen wollen, beide gleichen ſich gar nicht; ja, dieſe koſtſpieligen Thees, die man nur in reichen Häuſern trifft, gleichen an nichts, weil ſie Allem gleichen. Weder Witz noch Leckerei finden ihre Rechnung bei dieſen Baſtard-Mahlzeiten; da iſt weder Unterhaltung noch Suppe, weder Bonmot noch Gebratenes. Derbe kalte Schüſſeln, eben ſo ſchwer zu verdauen, als mancher derber Midas, der dabei ſitzt. Calembours ſtatt Witz, Sticheleien ſtatt Epigramme, Ausgelaſſenheit ſtatt Fröhlichkeit, und, um das Ganze zu würzen ein Ton, an den ſich zu gewöhnen, den Reſten der ehemaligen guten Geſellſchaft unmöglich wird. Dabei herrſcht oft noch obendrein eine Arroganz, die mit dem republikaniſchen Sinn gar ſeltſam contraſtirt. Die ducs und pairs der Monarchie waren ſehr viel höflicher als die fournisseurs der Republik.

Die Soupers können unmöglich wieder in Aufnahme kommen, ſo lange Sitten und Gewohnheiten nicht eine ganz andere Richtung nehmen. Ein vernünftiger Menſch hat um zwei Uhr des Morgens kein anderes Bedürfniß, als ſich ſchlafen zu legen; das iſt aber grade die Stunde, wo man ſich zum Abendeſſen ſetzt. Die heutigen Thees ſind auch der Geſundheit weit nachtheiliger als die vormaligen Soupers. Vor Zeiten ſetzte man ſich um 10 Uhr zu Tiſch und ſtand ſpäteſtens um Mitternacht auf, aber nicht etwa, um gleich fort zu gehen, (wie die neuere artige Sitte erheiſcht) ſondern man begab ſich zurück in das Geſellſchaftszimmer, man ſchickte die Bedienten hinaus, und nun wurde die Unterhaltung erſt noch recht lebendig. Dann ließ man Hof und Miniſter en revue paſſiren, erzählte ſich leiſe die ſcandaleuſen Anekdoten, wiederhohlte ein Epigramm oder Couplet des Tages. Das waren die Augenblicke der Vertraulichkeit, die ſchönſten für den Mann von Geiſt, den Beobachter; ſelten wurde geſpielt. — Was thut man jetzt? Der Geiſt, wie wir ſehen, hat bei der Umwandlung nichts gewonnen; iſt ſie etwa den Leckermäulern zu gute gekommen? — keinesweges.

Das Souper unterſcheidet ſich jetzt in der Regel von dem Diner blos durch die Abweſenheit der Suppe und des Rindfleiſches (welches letztere überhaupt zwar noch immer mit aufgeſetzt, aber von Niemanden mehr gegeſſen wird.) Statt deſſen ſteht ein anderes gewaltiges Stück Fleiſch in der Mitte, gewöhnlich eine farcirte Kalbskeule von 20 bis 25 Pfund. Zwei derbe Schüſſeln ſtehen an den Ecken, 8 kleinere und 6 hors d'oeuvres vollenden den erſten Gang. Dann kommen die Braten und Zwiſchenſpeiſen, grade wie beim Diner, auch das Deſſert eben ſo. Das Eis iſt unerläßlich, und wo möglich muß es von Mazurier geliefert ſeyn, der am Eingang der elyſäiſchen Felder thront. Liqueurs und Caffee werden gleichfalls nach dem Abendeſſen herumgegeben, der Caffee muß aber ſtärker ſeyn als Mittags, um die Gäſte beſſer wach zu erhalten, wozu er heutiges Tages oft geſchickter iſt, als die Unterhaltung. — Im Ganzen ſind die Soupers ſo aus der Mode gekommen, daß nur wenige Reſtaurateurs ſich damit abgeben. Vielleicht könnte der berühmte Taillcurs ſie durch hohe Preiſe wieder in die Mode bringen, denn er hat neulich eine Mahlzeit gegeben, welche in den Annalen der Leckereien einen Platz verdient; die Perſon zahlte ungefähr zwanzig Thaler *ohne* den Wein.

Ich komme auf das *Frühſtück*. Eine Taſſe Thee, oder Lindenblütwaſſer, oder auch Milchkaffee, wie er in Paris fabricirt wird, ſind nicht mehr hinreichend, um ein Mittagseſſen zu erwarten, welches jetzt ſpäter aufgetragen wird, als zu den Zeiten Carl des VIII. das Abendbrod. Daher die *Gabelfrühſtücke*, (dejeuners à la fourchette), die vormals verachtet, und, als ein grober Gebrauch, blos gemeinen Leuten und Reiſenden überlaſſen wurden. Jetzt ſind ſie in reichen Häuſern des neuen Frankreichs ſehr gewöhnlich. Die Geſchäfte fangen ſelten vor 10 Uhr an. Gegen 1 Uhr wird eine Mahagony-Tafel gedeckt, mit vielerlei Gattungen kalten *Fleiſches* und mancherlei *Weinen* beſetzt. Von *warmen*

Speiſen werden höchſtens geduldet: Tauben à la Crapaudine, Hühner à la tartare, kleine Paſtetchen au jus, rognons (Abſchnitzel, eine ſehr beliebte Schüſſel) und Bratwürſtchen. Hingegen giebt es kalte Fleiſchſallade, Wild- und Schinken-Paſteten, und zur Vorrede Auſtern von dem berühmten Felſen von Cancale. — Ein ſolches Frühſtück kann freilich weder der arme Rentenierer noch der beſcheidene Muſenſohn ſich auftiſchen laſſen; die Einkünfte des Erſtern würden nicht acht Tage hinreichen, und die Phantaſie des Letztern würde unter dem Gewicht der Paſteten erliegen; denn als Boileau ſang:

Horace a bu son soul quand il voit les ménades

da meinte er nicht die jetzigen Frühſtücke. Zu große Mäßigkeit mag freilich die Lebensgeiſter nicht anfriſchen, aber zu viele ſaftreiche Speiſen erſticken ſie ganz. Indeſſen muß der Muſenſohn doch auch etwas haben, um den Mittag ohne Murren erwarten zu können, etwas das leicht, doch ſubſtantiös, den Magen beſchwichtigt ohne die Einbildungskraft zu hemmen; das gut ſchmeckt und doch wohlfeil iſt, das viele ſättigende Beſtandtheile in einem kleinen Raum einſchließt, and doch nicht hindert, als Gaſt einem Mittagseſſen Ehre zu machen. Dieſes Problem hat die Schokolade gelöſ't. Vor 20 Jahren tranken nur alte Leute Schokolade, jetzt Jedermann, der nicht reich genug iſt um zu ſchwelgen, oder der ſeinen Geiſt munter erhalten will. Daher kommt es denn aber, daß dieſer Göttertrank, der ſonſt nur in den Apotheken oder höchſtens von zwei oder drei anerkannt guten Fabrikanten gemacht wurde, jetzt von ſo vielen Pfuſchern geſudelt wird, daß man alle Augenblicke eine Vergiftung oder wenigſtens allerlei Magenbeſchwerden fürchten muß; denn es giebt Schokoladen in Paris, wozu Alles genommen wird, nur keine Cacaobohnen. Die beſte liefert jetzt ein gewiſſer Bauve, Rue St. Dominique Nro. 1020. Ich theile dieſe Addreſſe beſonders auch für Schwindſüchtige und an der Auszehrung leidende mit, für welche er eine vortreffliche Geſundheits-Chocolade verfertigt. Sonſt trinkt man ſie auch ſehr gut im Caffé Corazza im palais royal. In vielen andern Caffeehäaſern erregt ſie Ekel, Magendrücken, Verſtopfungen u. dergl.

Das Mittagseſſen iſt bekanntlich 365 mal im Jahre die wichtigſte Angelegenheit des

Lebens. Beſonders jetzt, da es in die Abendſtunden verlegt worden, verlängern ſich alle Geſichter, wenn es durch Zufall noch um einige Minuten verſpätet wird; alle Geſichter klären ſich aber auch auf, wenn der Haushofmeiſter mit der Serviette über dem Arme hereintritt und das Zauberwort ausſpricht: Madame est servie. Nach einigen Ceremonien (die manche zwar dadurch abkürzen, daß ſie Nahmen auf die Teller legen, aber auch auf dieſe Weiſe ihre Gäſte an Nachbarn feſſeln, die ſie vielleicht nicht gewählt haben würden) ſetzt man ſich zur brennenden Suppe, denn brennend muß ſie ſeyn, und alle Gaumen ſcheinen mit Moſaik ausgelegt, oder das Privilegium des unverbrennbaren Spaniers zu haben, ſo wenig ſieht man beim Hinunterſchlukken des flüſſigen Feuers eine Mine verziehen. Rindfleiſch mit Sauce aux thomates oder à la moutarde apéritive, von dem berühmten Maille verfertigt, war noch vor kurzem der ſolide Grund jeder Mahlzeit, jetzt, wie ſchon oben erinnert worden, iſt das Rindfleiſch in Mißkredit gerathen, vermuthlich, weil gewöhnlich in der Suppe ſchon die beſten Kräfte herausgekocht worden. Während man die relevés zerlegt, die ſtatt der Suppen hingeſetzt werden, ſpeiſet man die entrées (man muthe mir nicht zu, alle Kunſtwörter zu überſetzen; die meiſten ſind ganz unüberſetzbar.) In unſerm Norden hat man Vorſchneider, die beſſer und appetitlicher die Speiſen zerlegen und dann die Schüſſeln herum ſenden, wodurch man auch vielen unnützen Complimenten entgeht. In Paris aber legt theils der Hausherr, theils derjenige Gaſt vor, vor welchem eben die Schüſſel ſteht; man kann alſo nicht ſelbſt zulangen, ſondern muß zufrieden ſeyn mit dem was man bekommt. Der Braten muß fümet ſeyn, das heißt er muß ein wenig — riechen. Von feinen Weinen wird wohl Bordeaux, Champagner und Bourgogner angeboten. Die Entremets machen bei großen Mahlzeiten eine eigene Tracht aus. Gewaltige Paſteten von Toulouſe, Straßburg oder Perigueux in der Mitte, welche vorzulegen eine beſondere Kunſt erfordert. Dann giebt es Vegetabilien auf alle nur mögliche Weiſe pikant gemacht, und an beiden Enden der Tafel Crèmen und Backwerke, den Damen und Kindern erfreulich. Die eigentlichen Leckermäuler machen ſich daraus nichts, ſondern haben mit dem

Braten ihre Mahlzeit geendigt. Ich muß nicht vergeſſen zu erwähnen, daß in allen guten Häuſern eine beſonders große Conſumtion von Trüffeln gemacht wird. Trüffeln findet man oft an Speiſen, wo man ſie nie vermuthete, und ſie werden auch unvermiſcht in allerlei Geſtalten gegeſſen.

Jetzt erſcheint das Deſſert, mit welchem ein geſchickter Künſtler die meiſte Ehre einlegen kann, denn um ein gutes elegantes Deſſert zu liefern, muß man zugleich Zuckerbäcker, Decorateur, Mahler, Architect, Bildhauer und Blumiſt ſeyn. Man hat in Paris Feſte gegeben, wo das Deſſert allein auf zehntauſend Thaler geſchätzt wurde. Die Leckermäuler weiden aber nur ihre Augen daran, und eſſen höchſtens noch ein Stück guten Käſe de Rocfort. Eis und Kaffe müſſen trefflich ſeyn, doch wird der letztere, auch in den beſten Häuſern, ſelten ſo gemacht, daß ihm ſein ganzes Aroma bleibt; dann trinkt man lieber noch ein Glas Liqueur von Lemoine, der (nach dem des Isles) der beſte iſt, und lange noch einen Nachgeſchmack hinterläßt, der allen Wohlgerüchen Arabiens gleicht.

Hat der Leſer ſich jetzt einen hohen Begriff von den Pariſer Gaſtmählern gemacht, ſo glaube er deswegen ja nicht, daß man bei den beſſern Reſtaurateurs um ein Haar ſchlechter ſpeiſe. Ueberhaupt machen dieſe Reſtaurateurs eine der angenehmſten Einrichtungen die ich kenne. Von 4 Uhr bis um 7 Uhr, und auch wohl ſpäter noch, findet man bei ihnen immer die größte und leckerſte Verſchiedenheit fertiger Speiſen. Man tritt in einen ſehr geräumigen Saal, (oft ſind es mehrere verbundene Säle,) der mit einer Menge von Spiegeln und Säulen elegant verziert iſt. Hier ſtehen längs den Wänden lauter kleine gedeckte Tiſche zu einer auch zwei Perſonen; ſie ſtehen einander ſo nahe, daß man, wenn man Luſt hat, wohl mit den Nachbarn ſchwatzen kann, aber auch wieder weit genug von einander, um, wenn man nicht mit Fremden reden mag, ungeſtört bleiben zu können. Zierlich gekleidete Kellner mit ſchneeweißen Schürzen laufen bei Dutzenden herum. Sobald einer derſelben gewahr wird, daß man Mine macht, ſich an einem Tiſchchen niederzulaſſen, ſo überreicht er die Carte, das heißt, die Liſte aller an dieſem Tage vorräthigen Speiſen und Weine, mit dabei geſetzten Preiſen jeder Portion. Man wählt: wer etwa gar kein Franzöſiſch verſtände, könnte auch recht gut ſtumm bleiben, und nur mit dem Finger auf den Namen der Speiſe deuten, die er begehrt. Der Kellner fliegt davon, und bringt gewöhnlich in zwei Minuten das Verlangte; trifft ſichs aber, daß man eine Speiſe fordert, deren Zuſammenſetzung oder Zubereitung etwas mehr Zeit koſtet, ſo benachrichtigt der Kellner den Gaſt davon, und ſagt ihm, wie viele Minuten er werde warten müſſen. Dann vertreibt unterdeſſen der Gaſt ſich die Zeit entweder mit einer andern Schüſſel, oder er muſtert die Geſellſchaft, oder er lieſet die öffentlichen Blätter, deren immer einige der vielgeleſenſten da liegen. Uebrigens mag er viel oder wenig eſſen, koſtbare oder wohlfeile Schüſſeln wählen, ſeltenen oder gewöhnlichen Wein trinken, das gilt alles gleich viel, er wird darum nicht minder ſchnell und ohne Grimaſſen bedient. Iſt er ſatt, ſo fordert er die Rechnung (la Carte payante), und pfeilſchnell eilt der Kellner zu der Limonadiere, ihr anzuzeigen, der Herr an dem Tiſche Nummer ſo und ſo viel wolle bezahlen. Dieſe ſogenannte Limonadiere iſt eine nothwendige Perſon bei allen Reſtaurateurs, auf allen Kaffehäuſern.

Sie ſitzt erhaben auf einer Art von Kanzel, hat Dint- und Feder und eine Menge kleiner Zettelchen. Sobald ein Gaſt hereintritt, widmet ſie ihm ein ſolches Zettelchen, alles was er fordert, meldet ihr der Kellner, und ſie notirt es augenblicklich. Man kann denken, wie oft ſie, bei der Menge der Gäſte, von einem Zettelchen zum andern überhüpfen muß. Wird nun am Ende die Rechnung begehrt, ſo hat ſie weiter nichts zu thun, als die Summe zu ziehen, und ſo erhält *jeder Gaſt, jeden* Mittag, eine geſchriebene Rechnung, die er ſogleich mit der gedruckten Speiſeliſte vergleichen kann, ob auch alles um den angegebenen Preis aufgeſetzt worden. — Die Limonadiere pflegt auch mit allem was zum Deſſert erforderlich iſt, umgeben zu ſeyn, und ſitzt oft, wie hinter einem Bollwerke, hinter Schüſſeln voller Früchte, Cremen und Compots.

Ich empfehle jedem Reiſenden wenigſtens einmal bei Grignon, unfern des Palais royal zu ſpeiſen, nicht als ob ſeine Küche eine der ausgeſuchteſten wäre, oder ſein Name unter die berühmteſten gehörte, aber er hat ein Paar ſehr artige Töchter, die in zwei verſchiedenen Sälen den Dienſt der Limonadiere verſehen, und ſich durch eine unbeſchreibliche Sittſamkeit ſo auszeichnen, daß ich faſt wetten will, ſie wiſſen nicht wie auch nur ein einziger von ihren hundert täglichen Gäſten ausſieht, denn ſie ſchlagen die Augen ſo hartnäckig nieder, daß kein lüſterner Blick ſie jemals aus der Faſſung bringen kann, und warten dabei ihrer Aemter mit Eifer und liebenswürdiger Unbefangenheit. Außerdem findet man auch bei Grignon gewöhnlich viele Deutſche, das Eſſen iſt gut, der Wein nicht ſonderlich; ſeine Preiſe halten das Mittel zwiſchen ſeinen großen, oft unverſchämten, und kleinen, oft ſchmutzigen Collegen.

Um dem Leſer einen vollſtändigen Begriff zu geben, wie gut und reichlich er bei den beſten Reſtaurateurs ſpeiſen könne, will ich den Inhalt einer ſolchen Speiſeliſte nur ſummariſch anführen. Ich entlehne ihn von Very, einem Reſtaurateur im Palais royal, der, ſeitdem Naudet ſich daſelbſt etablirt hat, nicht einmal mehr für den erſten gilt. Man hat erſtens die Wahl zwiſchen neunerlei Suppen, welcher ſieben Gattungen von Paſteten folgen. Wer kein Liebhaber von Paſteten iſt, kann ſtatt derſelben Auſtern fordern, zu

10 Sous das Dutzend, denn immer ſtehen im Vorſaale Weiber, die nichts anders thun, als Auſtern aufmachen. Der horsd'oeuvres (kleine kalte Schüſſeln) ſind fünf und zwanzig, worunter die berühmten Schweinefüße von St. Menehoud, allerlei marinirte Seefiſche, Krautſallat, Würſte, Schinken, u. dgl. Noch gehört zur Grundlage der Mahlzeit, an welche Viele ſich gewöhnt haben, das Rindfleiſch, auf vierzehnerlei Weiſe zubereitet, auch Roſtbeef und Beefſteeks. Wenn nun durch alles Obige in dem Magen des Gaſtes ein ſolider Grund gelegt worden, ſo bietet ihm die Liſte ein und dreißig Entrées von wildem und zahmem Geflügel, und acht und zwanzig dergleichen von Kalb und Hammelfleiſch dar. Die Wahl iſt ſchwer, zumal da man die wunderlichen Kunſtwörter ſich oft nicht überſehen kann. Wer weiß denn z. B. gleich was eine mayonnaise de poulet, eine galantine de Volaille, ein cotelette à la minute, oder gar ein Epigramme d'Agneau, für Dinger ſind. Oft läßt man ſich auch, durch den wohlklingenden Namen getäuſcht, ſo etwas bringen, was nachher den erwartenden Gaumen nicht befrie-

digt. — Nie iſt das der Fall bei den Fiſchen, deren nunmehr acht und zwanzig Gattungen folgen. Da ſind Karpfen und Aale, Stockfiſch und Lachs, Stör und Hecht, Gründlinge und Cabeljau, Makrelen und Schellfiſch, Barſche und Muſcheln, Butten und Schollen, Rechen, Alſen und Stinte, alles an einem Tage zu haben. Man muß bekennen, daß die Fiſchliebhaber ſich in Paris gar nicht übel ſtehen. — Doch der Braten verlangt auch ſein Recht. Es ſind dieſesmal funfzehn Gattungen deſſelben zu bekommen, worunter die normänniſchen fetten Kapaunen, die rothen Rebhühner und die Schnepfen die theuerſten ſind. — Ueber dem Braten ſind die Entremets nicht zu vergeſſen, welche, ſehr mannigfaltig, den wählenden Gaum vier und vierzigmal in Verſuchung führen. Da ſind alle Zugemüſe, welche die Jahreszeit hervorbringt und nicht hervorbringt, denn auch Spargel und grüne Erbſen ſtehen zu Befehl; da ſind Eyer und Eyerkuchen auf alle Arten zubereitet, da ſind Gelés und Cremen, Macaroni und Trüffeln in Schampagner, Schampignons und Krebſe, Kirſchen- und Apricoſentorten. Ich meine, ein guter Eſſer, und brächte er auch den Appetit des berühmten Paul Butterbrod mit, wird nicht hungrig vom Tiſche gehen. Sollte er aber ja noch ein leeres Plätzchen im Magen finden, ſo werden die ein und dreißig Gattungen des Deſſerts ihm Gelegenheit genug darbieten, es zu füllen; und iſt er gleich, wie es ächten Eſſern zukommt, kein Liebhaber von Süßigkeiten, von Compots, Confitüren, Backwerk, friſchen und trocknen Früchten, ſo wird er doch ein Stück Käſe de Rocfort, oder de Brie, oder de Neufchatel, oder auch Cheſter-Käſe nicht verſchmähen. Die ganze Mahlzeit aber kann er reichlich mit zwei und zwanzig Arten rothen, und ſiebzehn Arten weißen Weines anfeuchten, wobei es ihm gänzlich frei ſteht, eine Bouteille guten Tiſchwein für 6 Groſchen, oder eine Bouteille Clos Vougeot für 2 Thaler zu trinken. Am Ende warten noch ſieben Gattungen der Liqueurweine auf ihn, die aber nur in kleinen Gläſern verſchenkt werden, und nach dem Kaffé kann er, wenn es ihm beliebt, noch aus ſechszehn Liqueurs denjenigen wählen, der ihm der

Ehre des gänzlichen Beſchließens am würdigſten ſcheint.

So herrlich und überſchwenglich ſind freilich nur die erſten Reſtaurateurs eingerichtet; man glaube aber doch ja nicht, daß man ſelbſt bei dieſen außerordentlich theuer zehre. Ich habe oft bei Very geſpeiſt, auch bei Naudet, ich habe mir nichts abgehen laſſen, da man aber doch gewöhnlich nur von vier oder fünf Schüſſeln ißt, ſo kann man, guten Wein mitgerechnet, ſelten mehr als zwei Thaler ausgeben. Speiſt man etwa mit einem Freunde in Geſellſchaft, ſo hat man den Vortheil, doppelt ſo viele unbekannte Schüſſeln verſuchen zu können, indem beide ſich immer nur eine Portion geben laſſen. Der Wein wird zwar in ganzen Bouteillen aufgeſetzt; trinkt man aber nur die Hälfte, ſo bezahlt man auch nicht mehr.

Wer wohlfeil leben will oder muß, findet auch dafür geſorgt. Es giebt viele Reſtaurateurs, bei denen man für 40, ja für 36 Sous (etwa 11 bis 12 Groſchen) folgendes erhält: Suppe, Rindfleiſch, noch zwei andere Fleiſchſpeiſen, eine Zwiſchenſchüſſel, Brod ſo viel beliebt, Deſſert und eine halbe Bouteille recht trinkbaren Tiſchwein. Dabei iſt man nicht einmal an einem beſtimmten Küchenzettel gebunden, ſondern man hat die Wahl zwiſchen funfzehn bis zwanzig Speiſen. Ich habe dieſe wohlfeile Art ſich zu ſättigen ſelbſt ein paarmal verſucht, z. E. in der Parthenope im Palais royal, und muß bekennen, daß, wenn gleich ein Leckermaul ſeine Nahrung dabei nicht finden möchte, doch ein genügſamer Geſchäftsmann ſehr wohl zufrieden ſeyn kann, und daß ich nicht begreife, wie es möglich iſt, für ſo geringen Preis, ſo viele und gute, wenn auch nur Hausmannskoſt, zu liefern.

Ich will für einige meiner ärmern Landsleute noch ein paar Anzeigen ſolcher wohlfeilen Speiſehäuſer beifügen, die ich jedoch nicht ſelbſt beſucht habe. Letellier, rue Grenelle St. Honoré, giebt für 36 Sous Suppe, vier zu wählende Schüſſeln, Deſſert, Brod, und eine halbe Bouteille Wein. — Ein anderer im Palais royal Nr. 643, bietet das nemliche (nur eine Schüſſel weniger) an für 25 S. alſo kaum 8 Groſchen. Seine Karte iſt überſchrieben: Allons diner pour 1 Liv. 5 S. par tête.

Ich kann dieſen Artikel unmöglich ſchließen, ohne noch vorher eines Orts zu erwähnen, den das Andenken an Freundſchaft, Gaſtfreiheit, Witz und frohe Laune mir unvergeßlich macht. Ich meyne die Schenke (le Cabaret) der Felſen von Cancale genannt. Man ſtoße ſich nicht an den gemeinen Titel Schenke, der Wirth iſt ſo klug geweſen, keinen andern annehmen zu wollen. Recht feine und vornehme Leute wallfahrten zu ihm, denn er hat die beſten Auſtern und Seefiſche in ganz Paris, giebt auch ſonſt recht gut zu eſſen, und zwar in lauter kleinen von einander abgeſonderten Zimmern, in welchen man mit einer gewählten fröhlichen Tiſchgeſellſchaft allein ſeyn kann; (ein Vortheil, den man übrigens auch bei vielen Reſtaurateurs findet.) Hier war es, wo ich oft mit meinen Freunden, den auch auf unſern Bühnen geliebten Bouilly und Duval, mit Arnault (dem Verfaſſer des Marius à Minturne), Andrieux, Picard und Longchamps, den Luſtſpieldichtern, mit dem intereſſanten Talma, dem biedern luſtigen Michot, und mehrern Andern, frohe, durch geiſtreichen Scherz gewürzte Stunden durchlebt habe. Hier war es, wo ich in die tiefen Geheimniſſe des Calembourgs eingeweiht wurde, wo keine politiſche Wolke den Himmel zu trüben wagte, den wir mit Champagnerſtöpſeln erſtürmten, und wo wir gern die Erfahrung machten, daß man werden müſſe wie die Kinder, um in das Freudenreich Gottes einzugehn. — Ich kann indeſſen nicht verſchweigen, daß einſt einem der Anweſenden die Bemerkung entſchlüpfte: „unſere Geſellſchaft ſey in dieſem Augenblicke vielleicht die einzige ächtfröhliche in ganz Paris.“

2. Kleidung.

Ich theile zuvörderſt ein drolliges Geſpräch mit, welches die Frau von Genlis erfunden oder belauſcht hat. Eine vormalige Reifrockverkäuferin, und ein vormaliger Schnürbruſtmacher, treffen zufällig in den Garten der Tuillerien auf einer Bank zuſammen. Die erſtere redet den letztern an: „wohnt der Herr in dieſem Quartier der Stadt?“ — Ja Madam, und Sie vermuthlich auch?

Sie. Ach ich war vormals ſehr bekannt hier, ich hatte die Bude zum goldnen Reif.

Er. Die große Bude rechter Hand? wo man Damensreifröcke verkaufte?

Sie. Ganz recht. Da hauſeten wir von Vater auf Sohn ſeit 56 Jahren, aber ſeit der Revolution —

Er. Ach ja! Adjeu paniers *), vendanges sont faites, wie das Liedchen ſagt. Mir geht es eben ſo. Ich war Frauenſchneider, ich machte Schnürbrüſte, und meine Frau Hauben à Carcasse.

Sie. (ſeufzend) Wenn man jene Zeiten mit den jetzigen vergleicht —

Er. Welch ein Unterſchied!

Sie. (eine junge Perſon betrachtend, die eben vorübergeht) Ach du lieber Gott! ſehen Sie doch nur einmal die Figur.

Er. Die Dame en robe de linon?

Sie. Ja, im März Linon über das Hemde gezogen.

Er. O das geſchieht auch im Januar.

Sie. Sieht ſie nicht aus wie ein Holzbündel? und bemerken Sie nur, wie ihr der Rock ſo eng um die Lenden ſchlägt.

Er. Aerger als eine Hoſe.

---

*) Ein unüberſetzbares Wortſpiel. Panier heißt ein Korb, und auch ein Reifrock.

Sie. (den Fächer vorhaltend) Fi l'horreur!

Er. Das geſchieht um die Formen zu zeichnen, nicht die Form der Taille, ſondern —

Sie. Fi donc! fi donc!

Er. Selbſt die Kinder machen dieſe Thorheit ſchon nach. Ich habe eine kleine Tochter von ſechs Jahren, als die geſtern mit ihrer Schweſter ſpielte, nahm ſie plötzlich die Schleppe und dann das Hemde, und ſchlug alles über den Kopf zuſammen. Was Henker machſt du da? rief ich ihr zu. — Papa, ich drapire mich.

Sie. Das iſt denn doch nur kindliche Unbefangenheit.

Er. So iſt es jetzt. Unſere Mädchen und jungen Weiber haben für alles die Entſchuldigung: ſie ſtellen Griechinnen vor, oder Statüen, oder ſie drapiren ſich. Auch wollen ſie jetzt nichts anders tragen, als ganz feinen Mouſſelin ohne alle Appretur.

Sie. Ja die Steife iſt leider ganz aus der Mode! und es war doch ſo hübſch, wenn Flor oder Zeug, wohlgeſteift, ſich aufrecht hielten wie Papier. Ich habe eine Muhme, welche vormals alle Damen am Hoſe ſteifte, und jetzt, bei ihrem großen Steifſtalente, hat ſie keinen Biſſen Brod.

Er. Natürlich, denn die heutige Damenkleidung muß vor allen Dingen einer naſſen Leinwand gleichen, weil ſich das beſſer anſchmiegt. Ich will es noch erleben, daß ſie ihre Toilette nicht mehr mit dem Baden anfangen, ſondern endigen werden. Ganz geputzt werden ſie in die Badewanne ſpringen. Die Köpfe waſchen ſie ohnehin ſchon, ſtatt ſie zu friſiren, und dabei bleibt es gewiß nicht.

Sie. Ja ja, der Kopf wird das übrige nachholen. Es iſt aber auch keine Kunſt ſich ins Waſſer zu werfen, wenn man nichts als ein Hemd auf dem Leibe hat.

Er. Welche Folgen das haben wird! keine Wäſcherinnen mehr.

Sie. Es iſt ſchrecklich! fürchterlich! Ich habe ſelbſt zwei Töchter, die Wäſcherinnen ſind.

Er. Und ich einen Sohn, der Friſeur iſt. Sie können ſich vorſtellen, was bei den Titusköpfen herauskömmt. Und mein Schwiegerſohn, der Stärkefabrikant —

Sie. Ja, lieber Gott! Puder trägt man auch nicht mehr.

Er. Geſtehen Sie, daß die Sachen ſo nicht bleiben können.

Sie. Wo denkt das Gouvernement hin?

Er. Das weiß Gott! Ich aber ſage: wenn man die Schnürbrüſte und Reifröcke nicht wieder einführt, ſo gehen die guten Sitten in Frankreich zu Grunde.

Sie. Das iſt ſonnenklar.

Er. Das gute alte Coſtum! es war erfunden, um die allzuzärtlichen Weiber ein wenig im Zaume zu halten. Wenn eine junge Perſon zwei große Poſchen hatte, die fünf bis ſechs Pfund wogen, vier Zoll hohe Hacken unter den Schuhen, eine gute tüchtige Schnürbruſt, die ihr als Küraß diente, einen Reifrock von ſechs Ellen im Umfang, einen Kopfputz zwei Fuß hoch, einen dicken, ledergleichen Stoff zum Kleide, einen ſteifen Halskragen mit Drath, in den das Geſicht ſo eingeſchachtelt war, daß ſie den Kopf weder rechts noch links drehen konnte, einen Blumenſtrauß vor der Bruſt, größer als ihr Kopf, diamantene Ohrgehänge, breiter als eine Hand, wenn ſie, ſage ich, ſo herausgeputzt war, ſo mußte ſie es wohl bleiben laſſen, ſo luſtig in Gang und Manieren zu ſeyn, als heut zu Tage.

Sie. Freilich. Ein Frauenzimmer befand ſich wie in einer Citadelle. Die Leichtfertigſte hielt auf dieſe Weiſe die Männer in einer gewiſſen Entfernung.

Er. Natürlich; denn hätte eine den Wohlſtand vergeſſen wollen, ſo gerieth ſie erſtens in Gefahr den Hals zu brechen, zweitens ihre ſteifen Spitzen zu verknülen, und drittens ihren Kopfputz zu entpudern; ſtatt daß jetzt —

Sie. O jetzt können ſie wahrhaftig alles thun was ihnen beliebt, man wird es hinterdrein gar nicht gewahr. Aber iſt es wohl begreiflich, daß Väter, Mütter und Ehemänner ihnen erlaubt haben, ſich ſo zu entkleiden?

Er. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Schon als man ſtatt der Schnürbrüſte mit Fiſchbein die bloßen Corſets einführte, ſagte ich gleich die Revolution voraus.

Sie. Ich auch, als man die Reifröcke kleiner machte. Das Schlimmſte von allem iſt noch, daß das Publicum ſich gar nicht einmal darüber betrügt.

So plaudern ſie noch ein Weilchen fort, beſchließen dem Gouvernement Vorſtellungen zu überreichen, und, wenn es derſelben nicht achtete, es für abſurd zu erklären.

Obiges Geſpräch zeichnet bereits treffend die heutige Mode ſich zu kleiden, die allerdings für lüſterne Männeraugen die ſchönſte iſt, die der Satan jemals erfinden konnte. Die Kleidung, die man heut zu Tage ehrbar nennt, hätte man vor hundert Jahren nicht einmal einem Luſtmädchen öffentlich zu tragen erlaubt. Wenn das nun ſo fort geht — und warum ſollt' es nicht? — ſo werden in hundert Jahren unſere Enkelinnen ihre Töchter mit wenigen Koſten kleiden. Man lacht wohl jetzt über den Gedanken, daß unſere Urenkelinnen vielleicht nur Schürzen von Feigenblättern tragen werden; aber ich bitte, iſt denn der Abſtand vom Feigenblatt bis zu den jetzigen durchſichtigen Hemden größer, als von dieſen bis zu dem vormaligen Reifrocke? ich dächte nicht, und hoffe daher, daß wir mit Gottes Hülfe es immer weiter bringen werden.

Zwar meinen ängſtliche Hypochondriſten: man müſſe dann zugleich vom Himmel eine Veränderung unſerer Erdaxe erflehen, auf daß ein milderes Klima die ſchöne Nacktheit begünſtige. Aber ich glaube in der That, man mache ein wenig zu viel Geſchrei von dem nachtheiligen Einfluß der jetzigen Mode auf die Geſundheit. Der Menſch und die Kartoffel gewöhnen ſich ja an alles. Im Kampf des zarten Geſchlechts mit der rauhen Witterung hab' ich in Paris Wunder von Tapferkeit geſehen. Die Geſundheit iſt jetzt Mode, es fällt keiner Dame ein, ſich über Zugwind oder dergleichen zu beklagen; von Vapeurs vernimmt man nichts, die Schönen ſind alle friſch und geſund, eſſen und trinken mit gutem Appetit, verderben keine Geſellſchaft durch Migräne, — wahrhaftig, dieſe Vortheile ſind auch was werth, und wenn man ſich zu erinnern beliebt, wie man noch vor 20 oder 30 Jahren auf keine einzige Luſtpartie mit Sicherheit rechnen konnte, weil unſere Schönen von eben ſo vielen Krankheiten als Amouretten umflattert waren, der wird ihnen jetzt ſchon etwas zu gute halten.

Roth ſchminkt man ſich nicht mehr. Blaß iſt weit intereſſanter. Man nennt das eine Figur à la Psyche, nach einem ſehr hübſchen Gemälde von Gerard. Die Damen bedienen ſich daher nur noch der weißen Schminke, und überlaſſen die rothe — den

Herren. Ja, ja, den Herren. Jener Titus, der eine ſo große Simplicität affectirt, der Puder, Wohlgerüche und ſeidene Kleider verbannt hat, behält von der alten Mode gerade das Weibiſchſte bei; dieſe friſche Farbe, die mit ſeiner ſchwarzen Perücke ſo angenehm contraſtirt, iſt erborgt.

Zur Morgentoilette einer Dame gehört, gleich nach dem Bade, Savon des Sultanes, Ekmelek, Roſeneſſenz, huile antique, und vor allen Dingen Waſchwaſſer von der Demoiſelle Matthieu, welches unfehlbar die Alten jung und die Häßlichen ſchön macht. Zu der eigentlichen Kleidung zollen alle Welttheile ihren Tribut: engliſches Tuch, egyptiſcher Schawl, irländiſche Schuh, römiſche Sandalen, indiſchen Mouſſelin, Spitzen von Malines, Stickereien von Lyon, Seidenzeuge aus Turin. Den Kopf ziert eine Titusperücke, oder ein Chignon à la Nina, oder ein Häubchen repentir d'Eulalie. Vor einiger Zeit entwandten die Damen den Herren die Tuchkleider und Kamaſchen, und die Herren ſtahlen ihnen dagegen die weißen Hüte, die aber nicht lange hielten. — Die Löckchen des Haarputzes werden nicht mehr wie vormals undankbarer Weiſe namenlos gelaſſen, es giebt jetzt moraliſche, religiöſe, empfindſame Löckchen; die letztern ſind jedoch nicht mehr Mode, und da die Haarbüſchel oben auf dem Kopfe tempérament genannt werden, ſo gab das neulich einem Witzling Gelegenheit zu dem Bonmot: nos femmes ont quittés les sentimens, elles n'ont plus que du tempérament. Andere nennen jenen Haarbüſchel auch coup de vent, weil vorausgeſetzt wird, er ſey durch einen Windſtoß von unten und hinten zugleich, entſtanden. — Nur diejenigen Frauen ſind d'un certain genre, welche Caſimir-Schawls und Spitzenſchleyer haben, die übrigen gehören zu den espèces. — Die große parure iſt ſehr einfach. Keine Schminke, kein Puder, das Haar ein wenig verworren, ein Diadem von Brillanten, eine Tunica von Spitzen, kein Reifrock, kein Fiſchbein, nur Blumen. Von der ceremoniellen Hofkleidung habe ich ſchon oben geredet. Bei dem zweiten Conſul ſah ich einſt, unter vielen ſehr geputzten Damen, Madame Talleyrand, in einem ſchwarzſammtnen Oberrocke, der wie ein Reiſekleid gemacht war, und auch auf dem Kopfe trug ſie eine

Art von Reiſehut; mir kam es wenigſtens ſo vor, und ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſich ſehr von den übrigen auszeichnete.

Eine petite maitresse, ſagt ein ſchalkhafter Journaliſt, braucht jährlich 365 Kopfzeuger, und eben ſo viele Paar Schuh, 600 Kleider und zwölf Hemden. Ihre Meublen müſſen griechiſch, römiſch, etrusciſch, türkiſch, arabiſch, chineſiſch, perſiſch, egyptiſch, engliſch und gothiſch (nur nicht franzöſiſch) ſeyn, und jährlich 50,000 Franken koſten; das Bett jedoch ausgenommen, welches allein 20,000 Franken wegnimmt. Logen im Schauſpiel und Inſeratgebühren für Journalartikel, erfordern einen Aufwand von 30,000 Franken, gute Werke nur von hundert.

Eine niedliche oder glänzende Equipage gehört, ſeitdem die Hemden in Mißcredit gekommen, unter die erſten Bedürfniſſe. Caroſſe ſagt man nicht mehr. Man hat des Morgens einen Carric, und Abends eine Diligence, welche letztere jetzt ſehr niedrig ſind. Man fährt ſpazieren in einem tape-cul, zum Schauſpiel in einer Berline, zu öffentlichen Feſten in einem char, zu den Gläubigern in einer demi-fortune, zu dem Manne in einer dormeuse, und zu dem Liebhaber en diligence. — Diejenigen Frauenzimmer, die das große Unglück haben, keine Equipage zu beſitzen, gehen des Morgens im Amazonenkleide ſpazieren, mit einer Art von Huſarenmütze auf dem Kopfe, und geſchnürten Halbſtiefeln an den Füßen. Vor einiger Zeit war dabei Mode, ein Buch in der Hand zu tragen, als ſey man geſonnen, ſich irgendwo unter den Bäumen niederzulaſſen, und zu leſen. — Das Pelzwerk wird wieder hervorgeſucht, ſogar der Muff, welches denn mit der übrigen, dem Zephyr gewidmeten Kleidung, ſeltſam contraſtirt.

Ridicüles ſieht man gar nicht mehr, wodurch natürlich die Verlegenheit wegen des Schnupftuchs aufs neue ſehr bemerklich wird. Eine Mutter fragte einſt ihre Tochter: warum leideſt du, daß der große dicke Menſch, der ausſieht, wie ein Modell zu einem Glockenthurme, dich immer verfolgt? — „Mein Gott!" verſetzte die Tochter, „ich muß mich doch ausſchnauben." (Er trug nemlich ihr Schnupftuch.)

Trotz all dieſer Modewuth giebt es denn noch ein Stadtviertel in Paris, wo man wenig oder nichts davon weiß, nemlich au marais. Da wohnen, wegen der größern Wohlfeilheit, die wenig-Bemittelten; da herrſchen noch Einfachheit und Anſtand in der Kleidung; da giebt es gute, ſittſame Mädchen die niemand heyrathet. Wer in ſeinem Wohlſtande zurückkömmt, zieht au marais; aber — weſſen Umſtände ſich verbeſſern, verläßt es auch bald wieder; beſonders die jungen Leute, denen es viel zu ſteif und ehrbar da zugeht.

Die Schneiderkunſt für Herren beſteht jetzt darin, fünf oder ſechs Säcke zuſammen zu nähen, die man Weſte und Hoſen nennt. Ich erinnere mich wohl noch der Zeit, da man ein Paar Gehülfen nöthig hatte, um ſich in eine Hoſe hinein zu arbeiten, jetzt kann man ſie an die Beine ſchlendern. Pantalons werden aber wenig mehr getragen, und die Redingotte mit vielen Kragen den Bedienten überlaſſen. So gehören auch die Hüte mit weißen Federn nur für die Livree, die Feder auf dem Hute des Herrn muß ſchwarz ſeyn. Halbes Negligee, wie der Mode-Sklav im Schauſpiel erſcheint, iſt ein runder holländiſcher Hut mit großen Rändern, Beinkleider von dürrblätterfarbigem Sammt oder panne (eine Art Zeug, das vormals nur Keſſelflicker und Bergbauern trugen), Suwarrow-Stiefeln mit gelben Klappen, der Rock ſchwer zuzuknöpfen, um den Wuchs zu bezeichnen, eine Menge Gilets, je mehr je beſſer. So ſieht denn dieſer hier einem Paillasso ähnlich, jener einem fiacre, dieſer einem Jockey, jener einem Poſtillion, und ſo ſpiegeln ſich (um mit Schlegel zu reden) die Herren in ſich ſelbſt.

Ueberhaupt theilen ſich die Elegants jetzt in zwei Claſſen, die eine iſt die oben beſchriebene, die andere trägt ſchwarze Kleider, weiße ſeidene Strümpfe, Schuh mit Schnallen, Haarbeutel, Degen; die Eine herrſcht des Morgens beim dejeuner à la fourchette, beim diner sans ceremonie, im bois de Boulogne, auf den Straßen, in den boudoirs. Die Andere bei den großen diners, Bällen, beim Thee, in den Sallons de Compagnie u. ſ. w.

Auch die Herren ſtoppeln ihre Moden aus allen Ländern und Welttheilen zuſammen. Holländiſche Leinewand, preußiſche Hüte, ruſſiſche Stiefeln, engliſche Gilets. An den Redingotten tragen ſie Täſchchen oben über der Bruſt, die den Nahmen Ridicüles uſurpirt haben, weil ſie, ſeit jene Beutel verbannt worden, die Schnupftücher und Lorgnetten der Damen darin aufbewahren. — Die Zöpfe werden nicht mehr an die Haare gebunden, sondern an den Kragen des Kleides geſteckt; wenn nun der junge Herr ſich zufällig einmal bückt, ſo entſteht eine Kluft zwiſchen Zopf und Haar. Eine Hauptbeſchäftigung der jungen Leute beiderlei Geſchlechts iſt, ihre Haarbüſchel immer wieder in die Höhe zu ſtreichen, ungefähr wie die Katzen und Eichhörnchen ſich mit der Pfote über den Kopf fahren. — So wenig Umſtände nun auch eine ſolche Friſur zu machen ſcheint, ſo iſt und bleibt der Friſeur doch eine wichtige Perſon im Staate. Bekanntlich ſind alle Friſeurs jetzt Artiſten. Vor ihren Werkſtätten prangen eine Menge ſchöne Wachsbüſten, Griechen und Römer, die männlichen gleichen gewöhnlich Bonaparte. Ein ſolcher Artiſt, wenn er zum erſtenmal erſcheint, um einen Kopf zu arrangiren, betrachtet den Gegenſtand von allen Seiten, bittet den Inhaber des Kopfes gen Himmel zu ſehen, dann zur Erde, dann gradeaus; er läßt ihn gehen, tanzen, ſich ausſchnauben u. ſ. w. „Monſieur,“ ſagt er dann, „es iſt genug; ich „weiß jetzt, was Sie bedürfen, eine Miſchung

„von Titus, Caracalla und Alcibiades. Betrachten Sie dieſe Büſte, dies Tituslöckchen iſt äußerſt gütig, aber es iſt höchſt wichtig es mit der rauhen Strenge dieſes Löckchens von Caracalla zu vereinigen; um jedoch das letztere wieder aufzuheitern, fügen wir ein kokettes Alcibiades-Löckchen hinzu. Mein Gott, Monſieur, was waren Sie, ehe ich herein trat; ein Barbar hat ihr Haar fürchterlich verſtümmelt. Ihre Farbe iſt pâle foncé, glückliche Häßlichkeit! das iſt grade die antike Couleur. Ihre Augen ſind ſchwarz à faire plaisir, ihre Haare ſchwarz à faire horreur.“

Genug. Ich ſchließe mit der allgemeinen Regel — (ob ſie aber in dieſem Augenblicke noch gültig ſey, weiß Gott.) Wer in Paris für einen Elegant gelten will, muß friſirt ſeyn von Armand, berockt durch Catel, behoſ't durch Henry und beſchuht durch Aſthley. — Wem es aber grade nicht darum zu thun iſt, unter ſolchen Leuten auf ſolche Weiſe zu glänzen, der kann auch in ſeiner täglichen oder mitgebrachten Kleidung gehen wohin er Luſt hat; Niemand, von dem es die Mühe verlohnte ihn Jemand zu nennen, wird darauf

Acht geben. Mit einer Uniform kommt man am beſten durch. Faſt jedermann erſcheint hier ſelbſt in Civiluniform, die ſehr verſchieden und meiſtentheils geſchmackvoll mit Gold und Silber geſtickt iſt. Die Uniform des National-Inſtituts zeichnet ſich durch Geſchmack und Einfachheit beſonders aus, ſie iſt dunkelgrau, mit einer Guirlande von grünen Lorbeerzweigen geſtickt.

---

3. Verſuche zu Eheſtiftungen.

Es vergeht in Paris ſelten eine Woche, in der nicht mehrere Herren, zuweilen auch Damen, durch die öffentlichen Blätter den Verſuch machten, einen Gefährten des Lebens zu finden. Ob ein ſolcher Verſuch oft oder ſelten gelinge, erfährt man freilich nicht; das erſtere iſt jedoch zu vermuthen, weil man ſich ſonſt der Zeitungsblätter nicht ſo häufig dazu bedienen würde. — Vom eigentlichen Heyrathen iſt wohl auch nicht immer die Rede, es iſt meiſtentheils zweideutig ausgedrückt. Ich führe einige Beiſpiele an, die für den Sittenbeobachter mehr als ein Intereſſe haben werden.

„Ein Junggeſelle von 40 Jahren, in der

„Literatur bewandert, ein aufgeweckter Geſellſchafter,
„von ſanften Sitten, aus einer guten
„Familie und ziemlich wohlhabend, ſucht
„ein Mädchen oder Wittwe ohne Kinder von
„26 bis 34 Jahren, wohlerzogen, gefühlvoll
„(sensible) und auch nicht ohne Vermögen,
„à s'unir (um ſich zu vereinigen) und
„glückliche Tage mit einander zu verleben.“ —
Soll nun dieſes unir ſo viel als marier bedeuten oder nicht? — Das weiß ich nicht. — Man bemerke doch auch, welcher Werth bereits wieder darauf gelegt wird, von guter Familie zu ſeyn.

„Ein Mann von 33 Jahren, ſein eigner
„Herr, wohlhabend u. ſ. w. wünſcht ein Frauenzimmer
„zu finden, das etwas Vermögen habe,
„und Geſellſchaft mit ihm machen
„wolle (veuilie faire société avec lui.)“ —
Das Wort Heyrathen iſt abermals vermieden.

„Ein ſechzigjähriger geſunder Wittwer,
„ohne Kinder, mit 1400 Franken jährlicher
„Einkünfte, der ſeit 10 Jahren ein artiges
„Quartier bei den Tuilerien bewohnt, ſucht
„eine Dame von ſchicklichem Alter (d'un age
„convenable), ſanftem Character und ein

„gem Vermögen, um ihr Propoſitionen „zu machen, die ſie annehmlich finden könnte, „oder um ſich auch von ihr Propoſitionen ma„chen zu laſſen. Sein einziger Zweck iſt ge„genſeitiges Glück.“ — Auch dieſer alte Corydon nimmt ſich wohl in Acht, der Ehe zu erwähnen. Auch er macht, wie die übrigen, es zur ausdrücklichen Bedingung, daß das Frauenzimmer nicht arm ſeyn müſſe. Uebrigens iſt noch bemerkenswerth, daß er einen Werth darauf ſetzt, ſeine Wohnung nahe bei den Tuilerien zu haben. Für eine Franzöſin iſt das allerdings einladend.

„Eine junge Wittwe, intereſſant in jeder „Rückſicht, ſowohl was den Character als auch „ihre körperliche Geſtalt anlangt (intéressante „sous tous les rapports, tant pour le cha„ractére que pour le physique) gut erzo„gen, wünſcht, weil ſie ihr Vermögen einge„büßt hat, einer einzelnen Perſon Ge„ſellſchaft zu leiſten.“— Daß unter dieſer einzelnen Perſon ein Mann verſtanden wird, ergiebt ſich ſchon aus der Anpreiſung der Geſtalt, die bei Damen überflüſſig, vielleicht gar nachtheilig geweſen wäre.

„Eine Demoiſell von 30 Jahren, von gu-

„ter Geburt, mit 16,000 Franken und einem
„artigen Mobiliar-Vermögen, wünſcht ſich
„rechtmäßig zu verbinden (s'unir legitimement)
„mit einem Manne zwiſchen 30 und
„45 Jahren, der gute Sitten, einen Platz in
„irgend einem Büreau, oder ſtatt deſſen etwas
„Vermögen hat." — Hier will ſich denn doch endlich einmal Jemand rechtmäßig verbinden. Da aber das Wort legitimement durchaus bei das Wort unir geſetzt werden mußte, um dieſe Rechtmäßigkeit anzudeuten, ſo folgt klar, daß alle übrige, die blos von unir ohne Beiſatz ſprachen, auch die Ehe nicht darunter verſtanden haben. Uebrigens ſieht man aus dieſem Beiſpiel, wie weit ein Mädchen mit 16,000 Franken und einem artigen Mobiliar-Vermögen gebracht werden kann, wenn es 30 Jahre bekennt und folglich 40 alt iſt.

„Ein Mann von 63 Jahren, geſund, Wittwer,
„ohne Kinder u. ſ. w. ſucht die Bekanntſchaft
„einer Dame (mit allen den Eigenſchaften
„begabt, wie ſie gewöhnlich verlangt werden)
„um ihr vielleicht ſeine Hand
„anzubieten, wenn er ſie vorher einige
„Zeit gekannt, und ihre beiderſeitigen
„moraliſchen Eigenſchaften ſie hoffen laſſen,

„glücklich mit einander zu leben — oder,
„wenn ſie das vorzieht, blos ihr Intereſſe
„mit dem ſeinigen zu vereinigen,
„ohne ein anderes Band als das der Freund-
„ſchaft, auf welche ſie von ſeiner Seite rech-
„nen kann.“

Einmal habe ich ſogar geleſen, daß ein vormaliger Parlaments-Advocat für ſeinen reichen jungen Neffen auf dieſe Weiſe eine Frau ſuchte. Der wollte aber freilich ſchon höher hinaus. Sie ſollte nicht weit über 18 Jahr, von guter Geburt, artig und liebenswürdig ſeyn, auch 25 bis 30,000 Franken baares Vermögen beſitzen. Eine ſolche wurde erſucht, eine Zuſammenkunft zu verſtatten, um ſich wechſelſeitig zu beſehen und zu prüfen.

Faſt mögte man aus dieſen verſchiedenen Beiſpielen, die ich anſehnlich vermehren könnte, folgern: daß die zweckdienlichſten Eigenſchaften zum Heyrathen oder zum Vereinigen, bei den Pariſern ſelten angetroffen werden, weil ſo viele ſie außer dem Cirkel ihrer Bekannten ſuchen, die ſich doch wohl Alle vorher in dieſem Cirkel werden umgeſehen haben. Mit den Bekannten mögen ſie ſich nicht einlaſſen, die noch Unbekannten wählt ihnen die

Phantaſie mit tauſend Reizen und Vorzügen, die wohl auch in der Nähe verſchwinden werden. Freilich ſind es meiſt Hageſtolze, oder gar ſchon alte Leute, die ſolche Wege einſchlagen.

Gern mögte ich dem Leſer nun auch berichten, wie einige dieſer Verbindungen ausgefallen, aber das laſſen die Herren und Damen nicht in die Zeitungen ſetzen.

4. Luſtmädchen und was dahin gehört.

Die ſchmiegſamen Jungfrauen ſind nicht allein noch eben ſo häufig als vor der Revolution, ſondern ihre Anzahl ſcheint ſich noch ſehr vermehrt zu haben. Zwar dürfen ſie jetzt ihre Werke der Finſterniß nur bei Nacht treiben, und auch die leichtfertigen Bewohnerinnen des Palais royal haben nur, wenn es dunkel wird, die Erlaubniß, unter den Arcaden dieſes einzigen Pallaſtes herumzuſchwärmen, aber dann kommen ſie auch um ſo häufiger aus ihren Löchern hervor, und tragen bei jeder Witterung ihre nackten Reize zur Schau. Es iſt unbegreiflich, wie dieſe arme Dirnen nur 8 Tage lang geſund bleiben können. Sie haben durchaus nichts anders auf dem Leibe, als ein ſchneeweißes, ſehr feines, dicht anliegendes Kleidchen, wahrſcheinlich auch keine Hemden darunter, denn dieſe müßten ſich wenigſtens durch eine Falte verrathen, da die Mädchen ſehr oft Reihenweis unter die hellerleuchteten Arcaden treten, und mit beiden Händen das feine Gewand um die Lenden nach hinten ziehn, damit von der Form gar nichts verlohren gehe. Rechnet man nun noch hinzu, daß ihre Kleider oben bis faſt auf den Nabel, unten bis über die Waden aus- und abgeſchnitten ſind, ſo begreiſt man wahrlich nicht, wie ſie es im December ſechs Stunden lang aushalten mögen. — Zwar, unter den Arcaden haben ſie doch noch einigen Schutz vor der üblen Witterung, gehn und ſtehn auch trokken; aber daraus ſcheinen ſie ſich nichts zu machen, ſondern gern trotzen ſie allen Unbequemlichkeiten auf offener Straße, wenn ſie glauben, daß man da mit mehr Vortheil Netze auswerfen könne. Solch ein wildreiches Plätzchen muß wohl die Ecke der Straßen Vivienne und neuve des petits champs ſeyn, denn nie bin ich Abends aus dem Palais royal gekommen, ohne hier ein ganzes Häuflein verſammelt zu finden, ja einmal, als ich mir die

Mühe nahm ſie zu zählen, waren ihrer nicht weniger als vierzehn auf dieſer einzigen Stelle. Es fiel ein kleiner Staubregen, der Platz war ſehr kothig, aber alles das vertrieb keine. Indeſſen glaube ich bemerkt zu haben, daß ſie weniger zudringlich ſind, als ſie vor 13 Jahren waren. Nur wo es dunkel iſt reden ſie die Vorübergehenden an; wo eine Laterne brennt, ſtellen ſie ſich bloß zur Schau. Von allen jenen vierzehn wagte nur eine einzige, ſich einen Augenblick an meinen Arm zu hängen, und mich zu bitten, ich ſolle ſie in meinen Pelz nehmen, weil ſie ſehr friere, (welches ich ihr ohne Schwur glaubte) ſie ließ aber auch gleich wieder los, als ich ihr ein ganz trocknes: non, Mademoiselle! antwortete. Das einzige, was ſie ſich in ſolchen Fällen etwa erlauben, iſt der halbneckende Vorwurf: vous êtes cruel! Vor 13 Jahren hingegen waren ſie oft fähig, bei dreien oder vieren einen Vorübergehenden zu umzingeln, und troß des ernſtlichen Widerſtrebens ihn mehrere Minuten aufzuhalten. Daher mogte es damals auch wohl erlaubt ſeyn, ſie mit mehr Grobheit zurückzuweiſen. Jetzt iſt das anders. Ich wollte keinem rathen, dieſe Claſſe von

Bür

Bürgerinnen unhöflich zu behandeln; ſie rufen ſogleich die Wache, und dieſe ſcheint angewieſen, ſie möglichſt zu beſchützen; denn ich habe einmal in derſelben obengenannten Straße einem ſolchen Vorfall beigewohnt, wo der junge Menſch, den dieſes Schickſal traf, ſehr heftig ſeine Unſchuld betheuerte, aber von den Mädchen, die treulich zuſammenhielten, überſtimmt und von der Polizeiwache fortgeführt wurde. Uebrigens habe ich unter vielen hundert Geſchöpfen dieſer Gattung kaum ein paar hübſche geſehn. Vor der Revolution gab es manche feine, Sittlichkeit lügende Geſichter darunter, jetzt ſehn ſie alle ſogar frech und gemein aus.

Viele Mohrinnen pfuſchen jetzt auch den Pariſerinnen ins Handwerk, und ſchauen aus ihren weißen Kleidern wie Fliegen aus Milchtöpfen hervor. Doch wenn ich nicht irre, haben ſie noch eine Spur von Sittſamkeit übrig behalten; ſie ſtehn gleichſam verſchämt da, indeſſen ihre weißen Schweſtern [illegible] und lachend vorüber rauſchen. Vielleicht kommt das aber auch daher, daß ſie ſelten Liebhaber ihrer ſchwarzen Reitze finden.

Am meiſten hat mich die große Jugend

mancher dieſer Unglücklichen empört; die älteſte unter ihnen iſt gewiß nicht älter als 18 Jahr, und die jüngſte — o Gott! — Ich begegnete einſt im Garten des Palais royal einem Mädchen von etwa 12 Jahren, es war in der Dämmerung, das artige Kind ging mit niedergeſchlagenen Augen, und es fiel mir gar nicht ein, ſie zu jener Claſſe zu rechnen; aber eine ältliche corpulente Frau, die etwa 10 Schritt hinter ihr ging, hielt mich an, zeigte mit dem Finger auf das Mädchen und ſagte: voilà Monsieur, ma petite debutante. — Ich hatte Mühe, ihr nicht ins Geſicht zu ſpucken. Die etwas vornehmere Claſſe der ſchmiegſamen Jungfrauen erſcheint auch noch jetzt, wie vormals, in den Logen des theatre montansier. Dieſe Logen werden gut von ihnen bezahlt, und zwar ſind nicht etwa mehrere in einer Loge, ſondern jede ſitzt einzeln, und je nachdem ſie die Logenſchließerin reichlich oder karg beſchenkt, führt dieſe ihr fremde, wolluſttrunkene Gimpel zu. Zwiſchen den Acten wandeln diejenigen, die für dieſen Abend noch unverſorgt ſind, in einem ſchönen großen Saale umher, der foyer heißt, wo ſie beſchaut und bedungen werden. Als ich in Paris war, entſtand eine

Abends in dieſem Saale ein Fauſtkampf zwiſchen zwei eiferſüchtigen Schönen, der damit endete, daß beider ohnehin karge Bekleidung vollends Stückweiſe heruntergeriſſen wurde. Dieſer Skandal, von dem ganz Paris einen ganzen Tag lang ſprach, veranlaßte die Polizey, die Ausſtellung der Waaren im foyer gänzlich zu verbieten, ein Verbot, welches natürlich nur einige Tage lang beobachtet wurde.

Die Luſtmädchen wohnen größtentheils im Palais royal in den Entresols des erſten Stockwerks, wo ſie am Tage an den offenen Fenſtern ſtehn und laut ſingen, welches ihnen niemand verwehrt. Das iſt denn der wahre Syrenen-Geſang. Bekanntlich hat jeder Pallaſt eine unendliche Menge von Abtheilungen, deren eine mir beſonders merkwürdig geweſen, weil der ganze Roman eines Lüderlichen ſich ohne allen Zeitverluſt darin ſpielen läßt. Hoch oben nemlich, im dritten Stocke, iſt ein Leihhaus, wo der Lüderliche gegen gutes Pfand den Beutel füllen kann. Von da ſteigt er eine Treppe tiefer, und findet ein Spielhaus, wo man ihm das Geld wieder abnimmt. Jetzt darf er nur eine halbe Treppe tiefer ſteigen, um ſeine Geſundheit bei einem Freudenmädchen los zu werden; wenn er von ihr geht, ſo erwartet ihn ein neuer Gefährte, die Verzweiflung, mit dieſem begiebt er ſich die Treppe vollends hinab in die parterre befindliche Bude, wo man Dolche, Piſtolen und dergleichen verkauft; da kann er denn ſeinen letzten Heller anbringen, und ſich ohne weitere Umſtände vor den Kopf ſchießen. Man muß bekennen, daß einem Taugenichts das Leben und Sterben unmöglich bequemer gemacht werden kann.

Dagegen giebt es aber auch wieder eine große Menge Aerzte und Chirurgen in Paris, die den Verwüſtungen des Wolluſtgiftes entgegen arbeiten, und mit wohlfeiler Menſchenliebe den Leuten auf der Straße ihre Dienſte anbieten. Man kann nie einen Fuß in das Palais royal ſetzen, ohne ſogleich von allen Seiten kleine gedruckte Zettel in die Hand geſteckt zu erhalten. Die Weiber, welche dazu gedungen werden, beſitzen eine ſo ganz eigene Geſchicklichkeit darin, daß, wenn man auch die Hände gar nicht ausſtreckt, man doch das Zettelchen plötzlich darin fühlt, ohne zu wiſſen wie es hinein gekommen, und die Geſchwindigkeit dieſer Frauen iſt ſo bewundernswürdig, daß wenn der erſte noch die Finger krümmt, um das Papier zu faſſen, ſchon drei andere indeſſen es wieder empfangen haben. Reſtaurateurs, Schneider, Schuſter, kurz alles, was gern bekannt oder nicht gern vergeſſen ſeyn möchte, empfiehlt ſich auf dieſe Weiſe. Aber man kann darauf wetten, daß unter zehn ſolchen gedruckten Anpreiſungen immer neun den Gegenſtand betreffen, von welchem ich hier rede.

Der eine hat ein Berathſchlagungscabinet (Cabinet de consultations), rühmt ſeine Kenntniſſe und ſeinen moraliſchen Charakter, ſagt, er ſey unfähig das Volk zu betrügen, und auf die Schlachtbank zu liefern, (d'en faire des victimes) verſpricht das Uebel bloß durch Pflanzen, ohne Tiſane, und dennoch ſchneller als gewöhnlich zu heilen. Der Patron heißt Chauberge. — Ein anderer, Neuville, bietet ſeinen guten Rath gratis an, heilt die Luſtſeuche in 12 Tagen, und, wenn ſie alt und eingewurzelt iſt, in 20 bis 25 Tagen; ſeine Mittel ſind wohlfeil, leicht einzunehmen, und von geringem Umfang, (d'un petit volume) man kann ſie heimlich gebrauchen, ſeine Geſchäfte dabei verſehen, auch reiſen zu Waſſer und zu Lande. Auch er bedient ſich keiner Tiſane, (gegen die, wie es ſcheint, die Pariſer einen Widerwillen haben.) — Ein Dritter, Lambon, giebt ſich das Anſehen vor jenen Charlatans zu warnen; er bedient ſich, wie er ſagt, keiner zurücktreibenden Mittel (repercussifs), welche die Krankheit nur masquiren, und die ſchlimmſten Folgen hervorbringen; er hingegen befolgt bloß die Methode der berühmteſten Aerzte. — Ein Vierter, Guillemain, verſpricht bloß die Kranken nach der Kunſt zu behandeln, (traiter selon l'art) ohne ſich auf das wie einzulaſſen. — Ein Fünfter, Martinon, fordert nicht eher Bezahlung, als nach völliger Geneſung, und die Armen, die ein Zeugniß ihrer Armuth von der Municipalität mitbringen, behandelt er gratis. Er verſpricht auch die Perſonen beiderlei Geſchlechts zu heilen, ohne ſie zu ſehen, auf die bloße einfache Anzeige ihrer Krankheit. — Ein Sechſter, Sigum, rühmt ſich ſchon ein Buch über dieſen Gegenſtand geſchrieben zu haben; ein Siebenter, Claude, empfiehlt nebenbei ſeine ſchmelzende Kügelchen (pastilles fondantes), als ſehr heilſam reinigend. — Ein Achter, Duclugeau, hat ſchon 25 Jahr ſein Handwerk getrieben, und glückliche Curen ohne Zahl gemacht.

Ich mag dem Leſer nicht durch noch mehrere Beiſpiele beweiſen, daß, wenn in Paris ein Jüngling den Armen der Wolluſt mit halber Geſundheit entrinnt, ſchon an jeder Straßenecke ein After-Aeſculap auf ihn lauert, um ihm auch die andere Hälfte zu rauben.

Um dieſen wie jenen Fallſtricken zu entweichen, will ich hier allen Eltern, die ihre Söhne nach Paris ſchicken, allen Hofmeiſtern, die ihre Zöglinge dahin führen, einen ſehr leicht ausführbaren Rath geben; man laſſe nemlich die Jünglinge gleich am Tage nach ihrer Ankunft das phyſikaliſche und pathologiſche Kabinet des Profeſſor Bertrand beſuchen, welches gleichfalls im Palais royal, Nr. 23. neben dem Caffé de foi zu finden iſt. Hier ſind auf das lebendigſte alle die ſchrecklichſten Folgen der Liederlichkeit in Wachs nachgebildet; mit einer Schauder erregenden Wahrheit iſt alles dargeſtellt, und derjenige Jüngling, der, wenn er von dieſer Schaubühne des höchſten und ekelhafteſten menſchlichen Elendes hinweg, unter die Arcaden des Palais royal tritt, dennoch den Lockungen ſchnöder Wolluſt nicht zu wiverſtehen vermag, an dem war ſchon nichts mehr zu verderben, ehe er noch nach Paris kam. Jeder einzelne, von der Luſtſeuche ergriffene Theil des Körpers, und jede Gradation dieſes hölliſchen Uebels iſt kunſtreich nachgebildet, und am Ende dieſer Furiengallerie liegt in Lebensgröße ein Jüngling auf dem Todtenbette, aus deſſen erloſchenen Augen und verzerrten Zügen, Schmerz, Schaam, Reue, und Verzweiflung ſprechen. — Mich deucht, das Gouvernement ſollte dem wackern Bertrand eine Stelle unter der Ehrenlegion anweiſen. Ob der heilſame Eindruck, den ſeine trefflich ausgeführte Idee hervorbringt, bei Jünglingen lange dauern werde, das iſt freilich eine andere Frage; denn das Laſter herrſcht über die Gegenwart, und die Tugend nur über die Zukunft, darum iſt jenes mächtiger als dieſe; jenes giebt Genuß, dieſe nur Hoffnung; aber dennoch halte ich für unbezweifelt, daß ein Gang in dieſes Kabinet gewiß ſchon manchen Jüngling vom Rande des Abgrunds zurückgeſchreckt hat. Das Local iſt dabei ſo vortrefflich gewählt; zu beiden Seiten deſſelben wohnen Freudenmädchen. — Außer den erwähnten Gegenſtänden findet man darin auch noch ſehr inſtructive Abbildungen vom ganzen Bau des menſchlichen Körpers, Kinder vom erſten bis zum letzten Monat der Schwangerſchaft, unzeitige Geburten, Hermaphroditen, Gebährerinnen, die Operation des Kaiſerſchnitts, Gewächſe, Polypen, Haſenſcharten, Pocken, Kuhpocken, Peſt, Krebsſchäden, allerlei Frauenzimmerkrankheiten, (wobei die Bemerkung geſchrieben iſt, daß man gewöhnlich die ſchwangern Frauen vielen Gefahren unterworfen glaube, daß aber die Mädchen und Wittwen oft mit weit ſchlimmern Uebeln kämpften, ohne daß man es ahne,) die ganze innere Beſchaffenheit des Menſchen, der Kopf horizontal und perpendicular durchſchnitten, Amputationen ꝛc. ꝛc. Kurz, es iſt wohl unmöglich, für 30 Sous eine größere Menge von unterrichtenden Gegenſtänden zu betrachten. Nur muß ich auch bedauern, daß ſehr zartnervige Perſonen es kaum aushalten werden.

Was ich jetzt noch hinzufügen werde, wird unglaublich ſcheinen, und ohne einen unverwerflichen Bürgen möchte ich es nicht wiederhohlen. Deutſche Aerzte nemlich, die ihren Aufenthalt in Paris wählen, ſind anfangs viel zu beſcheiden, ſie bringen Schamhaftigkeit mit, wollen vor Eltern und Geſchwiſtern nicht von häßlichen Krankheiten mit den jungen Leuten reden, hören aber bald mit Erſtaunen, daß dieſe ganz frei davon ſprechen, und die Schweſtern dabei ſitzen, ſich wohl gar ins Geſpräch miſchen, und dieſen oder jenen vergeſſenen Umſtand nachhohlen. Die Frauenzimmer ſollen ein ſehr geübtes Auge darin haben, Jünglingen anzuſehen was ihnen fehlt. Einen ſolchen necken ſie auch wohl, und ſagen: il s'est brulé. —

O heilige Schaam! Kapellen haſt du noch hin und wieder in Paris, aber Tempel nicht.

Das Thal von Montmorency und die Abtei St. Denis.

„Wollen Sie ſehen, wo Rouſſeau gewohnt hat?“ fragte mich eines Tages Madame Recamier. — Ob ich das ſehen will? iſt das auch eine Frage? — „Nun, ſo finden Sie ſich morgen früh bei mir ein, ich will Sie hinführen.“ — Früh iſt es eigentlich bei einer Pariſer Dame noch um ein Uhr Nachmittags, wo ſie aufzuſtehen pflegt; doch die Grazien hatten ſich dieſesmal früher bei der Toilette eingefunden, und wir ſaßen um 11 Uhr ſchon im Wagen. An der Barriere vertauſchten wir die ſtädtiſche Equipage mit einer ländlichen, den verſchloſſenen Wagen mit einem offenen, die beiden ſtolztrabenden Kutſchpferde mit einem raſchen Poſtzuge. Obgleich in den letzten Tagen des November, gab es doch freundliche Sonnenblicke, eine friſche erquickende Luft, welche die Wangen meiner ſchönen Begleiterin ſchminkte, und ſie zwang, den indiſchen Shawl feſter um die, wie gewöhnlich, leichte Bekleidung zu ſchlingen. Raſch flogen wir die Straße entlang, nach einiger Zeit kamen wir in ein Städtchen, es war St. Denis. — „Haben Sie die Ruinen der Abtei ſchon geſehen? die Gräber unſerer vormaligen Könige?“ — Nein. — „So laſſen Sie uns einen Augenblick ausſteigen. Auch ich bin ſo oft hier durchgefahren, und habe meine Neubegier noch nie befriedigt.“ —

Wir nahmen den Weg zur Abtei. Ha! welch' ein impoſanter Anblick! Dieſe tauſendjährigen Mauern, von keinem Dache mehr geſchützt, die dem Himmel zu ſagen ſchienen: wir bedürfen keiner Decke um deinen Wettern zu trotzen — dieſe prächtigen, gleich Spitzen durchbrochenen Wände, die geſtern für ein heutiges Feſt erbaut ſcheinen, — dieſe gothiſchen Säulen, die ſeit zwölf Jahrhunderten die ausgeſpannten Gewölbe ſo leicht tragen, wie der Aetna die Wolken — dazwiſchen an der Außenſeite die verſtümmelten Zierrathen, die von den Vandalen geköpften Heiligenbilder — und endlich, beim Hineintreten, die öde Größe, die trümmerreiche Wüſte, durch welche die niſtenden Vögel flattern, und in der die Mehlfäſſer aufgeſchichtet ſtehen. — Sonderbarer

Wechſel der Dinge! Hier, wo ſonſt nur der Wurm an Königen ſchmauſ'te, wird jetzt den Menſchen Brod verwahrt.

Ein alter Schweizer fand ſich ein, der ſchon ſeit 40 Jahren ſeinen Dienſt hier verwaltet, und die Abtey in ihren letzten herrlichen Tagen geſehen hatte. Er wandelt hier wie ein geſpenſtiſcher Ahnherr in der wüſten Burg, deren Pracht in ſeines Lebens Jugend ihm unverwüſtbar ſchien. Seine Augen hingen an den kahlen Mauern mit einem bedeutenden Kopfnicken, als ſey er da und dort von einem alten Freunde geſchieden, deſſen Bild jetzt vor ihm ſchwebe. Es waren die verſchiedenen Denkmäler die da geſtanden, und einen lebendigen Abdruck in ſeiner Seele zurückgelaſſen hatten. Der Mann war ein vollſtändiges Regiſter alles deſſen, was vormals dieſe weiten Gewölbe enthielten. Bei jedem Schritte hielt er uns auf; „hier ſtand einer Königinn Monument" — bei jeder Grube, in die er uns zu fallen warnte, mußten wir verweilen: „hier ruhte ein König oder Held." — Wir folgten ihm, manche Stufe hinab, in einen dunkeln unterirrdiſchen Gang. Zu beiden Seiten deſſelben ragten noch aus der Mauer die ſteiner nen Poſtamente hervor, auf welchen einſt die Särge ſtanden, und beengten dermaßen den Gang, daß die ſchöne Lebendige an meinem Arm ſich feſter an mich drängen mußte, um dem Ruheſitze der Todten auszuweichen.

Hier in dieſer Dunkelheit, wo nur ein fernes Licht, gleich einer beſſern Zukunft, uns entgegen dämmerte, ſchien des alten Mannes Stimme aus der Unterwelt herauf zu rufen: „Hier lag Ludwig XIV. und dort Türenne — hier Ludwig XIII., dort Bertrand du Guesclin“ — und als wir faſt durch den ſchmalen Gang hindurch waren, in dem Hoheit und Ehrgeiz von dreißig Königen Raum gefunden hatten, da blieb er mit gefalteten Händen und geſenktem Haupte ſtehn und ſprach halb in ſich hinein: „dieſe Bank trug den Sarg Heinrich des Vierten!“

Sein und unſer düſteres Schweigen ehrte den Platz und füllte einige Minuten, in welchen Jeder mit ſeiner Wehmuth fertig zu werden ſuchte. Der Alte unterbrach die Stille, denn ihm lag noch auf dem Herzen uns zu erzählen, daß er dabei geſtanden als man Heinrichs Sarg öffnete; daß der Leichnam unverſehrt in wohlbekannter Geſtalt da gelegen; daß die entſchloſſenſten umherſtehenden Böſewichter, ſelbſt Robespierre, bei dieſem Anblicke unwillkührlich von ehrfurchtsvollem Schauer ergriffen worden; daß dieſer und jener ſich leiſe genähert, und verſtohlen einige Haare aus Heinrichs Barte gezogen, die ſie ſeitdem als koſtbare Reliquien in Ringen tragen.

„Aber wo blieben all' dieſe Leichen?“ — Auf Robespierr's Befehl ſollten ſie, Türenne ausgenommen, ſämmtlich verbrannt werden — „und ſind wirklich verbrannt worden?“ — Hier ſtockte der Alte. Doch da er in mir wohl den Fremdling erkannte, und meine ſchöne Begleiterin ſo herzlich bewegt ſah, faßte er Zutrauen, und bekannte, er habe die Gebeine nicht verbrannt, ſondern ſie etwa hundert Schritt von der Abtey in ſtiller Nacht begraben. Wir baten ihn, uns dahin zu führen. Er verſprachs.

Wir traten jetzt aus der langen finſtern Gruft in eine helle unterirdiſche Kapelle, wo noch viele Bildſäulen von Heiligen in Lebensgröße ſtanden. Der Schweizer machte uns aufmerkſam auf eine Jungfrau Maria, die, durch einen ſeltſamen Zufall, der unglücklichen Königinn Maria Antoinette ſo ähnlich ſieht, daß jeder, der dieſe nur einmal ſah, bekennen muß, es gebe kein ähnlicheres Bild von ihr.

Aus dem beraubten Tempel des Todes ſtiegen wir wieder hinauf in die öden Hallen, an welchen die Zeit zum erſtenmale wagt ihre Sichel zu wetzen. Der Alte ſchmeichelt ſich es noch zu erleben, daß die Abtey wieder hergeſtellt werde, ſeine Hoffnung gründet ſich auf einige Worte, die Bonaparte einſt ſoll geäußert haben. Da der Bau aber große Summen koſten würde, ſo iſt wenigſtens vor der Hand nicht daran zu denken; doch wohl dem guten Greiſe, daß er noch hienieden an einer Hoffnung hängt! ſie iſt das letzte Oel zu ſeinem Lebenstochte; wer die ihm heute raubt, der findet ihn morgen todt.

Als wir die Abtey verließen, erfüllte er ſein Verſprechen, und führte uns, etwa hundert Schritt von da, auf einen kleinen Grasplatz, der ſich durch nichts, durch gar nichts auszeichnete. Hier, auf einem Raume, den meine ausgebreiteten Arme umſpannten, lagen unter meinen Füßen die Gebeine von mehr als vierzig Königen, Königinnen, Prinzen und Helden. Was in einer Reihe von Jahrhunderten die Oberwelt bewegt, oft umgekehrt, geplagt, oder beglückt hatte, dem allen hatte die Unterwelt ein Plätzchen zugeſtanden, eben groß genug für ein Kind, das ſeine Puppe herum tummelt. Wen Uebermuth und Ruhmſucht quälen, der fliehe auf die heilige Stätte! denn gleichwie die Furien den Oreſt am Eingang von Dianens Hayn verließen, ſo werden dieſe Leidenſchaften ihm bis hieher nicht zu folgen wagen; ja vielleicht werden ſelbſt, wenn er ſchon vom einfachen Grasplatze hinwegging, die Lauernden ihm nicht mehr ſchaden.

„Sind denn die Gebeine hier all' unter einander gemiſcht?“ fragte ich den Schweizer, „Ach ja,“ ſagte er, „ich hatte nicht Zeit ſie „zu ſondern, ich machte ſchnell eine Grube, „und warf ſie alle hinein. Den einzigen, den „ich mir herauszufinden getraue, iſt Heinrich „der Vierte, denn ihn habe ich zuerſt hinabgeworfen, ſeine Knochen liegen ganz unten.“ — Ich vermuthe wohl, daß dieſe Thatſache Mehreren in Paris bekannt ſeyn mag; da aber noch manches Jahr, vielleicht noch manches Jahrzehend, verſtreichen kann, ehe die Zeit wiederkehrt, wo jeder Franzoſe laut wünſchen darf, die Gebeine des guten Heinrichs einer empörenden Vergeſſenheit zu entreißen, ſo will ich, was ich erfuhr, in dieſe Blätter niederlegen. Und ſollte der alte Schweizer, ſammt Allen, die etwa den Ort kennen, indeſſen ſterben, ſo kann der Platz doch, ſo lange ich lebe, nicht verloren gehn, denn ich vergeſſe ihn nie! —

Der Alte begleitete uns bis an den Wagen, und man ſah ihm an, wie wohl es ihm gethan, ſich einmal von Herzen ausreden zu können. Wir ſaßen lange ſtumm und bewegten in der Bruſt was wir geſehn, gehört. Es war eine würdige Vorbereitung auf den Anblick von Rouſſeau's Einſiedeley, die, als wir eine Weile im Thal von Montmorency herumgekreuzt waren, von einem buſchigten Hügel uns beſcheiden winkte. Als wir uns näherten, ſah ich im Geiſt den botaniſirenden Rouſſeau auf den Anhöhen unter den Bäumen, oder als gutmüthigen Zuſchauer neben den Tanzplätzen der Bauern. Das Haus, welches jetzt im Sommer von dem liebenswürdigen alten Gretry bewohnt wird, iſt ſehr klein, ſehr einfach, und wird im Winter nur durch eine alte Frau und ein junges Mädchen, ihre Tochter, bewacht. Wir fanden bloß die letztere zu Haus, die uns mit freundlicher Bereitwillikeit in Rouſſeau's Zimmer führte, deſſen Tapeten noch die nemlichen ſind, wie zu ſeiner Zeit. Ich ſetzte mich an denſelben Tiſch, an dem er horchend niederſchrieb, was die Natur ihm dictirte; ich zog die Schublade heraus, und fand daſſelbe Dintenfaß, deſſen er ſich bedient hatte; auf dem Kamin ſtand auch noch ſein Leuchter. Ich ſchweige von meinen Empfindungen. Wenn die Vergangenheit den Menſchen mit einer ſtarken Erinnerung ergreift, ſo raubt ſie ihm auch gleich die Sprache. Für die Gegenwart gab der Himmel uns Töne, für die Vergangenheit nur Seufzer. — Eine Taube flatterte im Zimmer umher, ſie war ſo zahm, ſo gut — wir öffneten ihr vergebens das Fenſter. Gern hätten wir an die Seelenwanderung geglaubt.

Wir ſtiegen hinab in das Gärtchen, wo Rouſſeau oft gepflanzt, gegraben. In einer Niſche der Mauer ſteht ſeine Büſte hinter einer Glasthür, darunter ein artiger Vers, der mir entfallen iſt. Um der Fremden willen, die vielleicht nach mir dahin kommen, und, wenn ſie meinen Namen unter Rouſſeau's Büſte gekritzelt finden, mich einer lächerlichen Eitelkeit beſchuldigen möchten, erwähne ich, daß nicht mir, ſondern der ſchönen Hand meiner muthwilligen Begleiterinn, dieſe Sünde zugerechnet werden muß.

Ein wenig durchfroren traten wir in die Küche, ſetzten uns vor den Kamin, und hörten die einfach rührenden Klagen des guten hübſchen Mädchens mit an, dem man vor wenig Tagen ſeinen Bruder von der Seite genommen, und als Soldat zu einer fernern Beſtimmung verſandt hatte. Nur zwei Söhne beſaß die alte Mutter, der ältere war ſchon längſt hinaus, ich glaube an die ſpaniſche Gränze, und ſie hatte nichts wieder von ihm gehört. Den jüngern, jetzt den einzigen, hoffte ſie zu behalten, weil er ihr Stückchen Feld baute und ſie ernährte — aber vergebens! er mußte fort. Von der Gränze der nächſten Provinz ſchrieb er noch einmal ein klägliches Lebewohl, und nun, — meinte die Schweſter mit feuchten Augen — nun werden wir wohl auch nichts mehr von ihm zu hören bekommen.

Schon mannichmal hat die Frage ſich mir aufgedrängt: wenn Rouſſeau zu den Zeiten der Revolution und nachher gelebt hätte, was würde er geſagt haben? — die Einſiedeley im Thal von Montmorency hätte ihn nicht vor traurigen Eindrücken geſchützt.

Wir flohen bald, wie der Menſch zu thun pflegt, den Anblick eines Kummers, dem wir nicht abhelfen konnten. Auch wurde es ſpät, wir rollten nach Paris zurück. — Eine heitere Wehmuth bezeichnete den Reſt dieſes ſchönen Tages.

Das Kabinet der Antiken.

Die Zeit, deren Arme ſich ins Unendliche dehnen, um alles zu umſpannen, und, über das Meer der Vergeſſenheit hoch hinrauſchend, alles hinabzuwerfen, läßt ſelten hie und da am Ufer dieſes Meeres ein Stäubchen aus dem Arme ſchlüpfen, das der Menſch gierig auffängt und heilig bewahrt, als Erinnerung an das, was in den Wellen vor ihm begraben liegt. Das Beſte und Schönſte, was von entwichenen Jahrtauſenden uns übrig blieb, bewahrt das herrliche, mit der Nationalbibliothek verbundene Kabinet der Antiken zu Paris. Noch iſt leider kein Verzeichniß davon zu haben, aber der wackere zuvorkommende Inſpektor des Kabinets, der berühmte Millin, erſetzt dieſen Mangel dem Fremden vollkommen, und bei ſeiner unermüdeten Höflichkeit und Regſamkeit wird man nie gewahr, daß er ſelbſt ſeine Zeit zum koſtbarſten Opfer bringt. — Vormals ſtanden die gelehrten Antiquare in dem Rufe der Pedanterie, ſie mogten, außer ihrem Fache von nichts wiſſen und mit nichts zu thun haben, am wenigſten paßten ſie in muntere Geſellſchaft; die Dichter hingegen ſchwatzten über alles, lachten gern und waren die Seele froher Geſelligkeit. Heut zu Tage hat ſich, wie Alles, auch dies geändert. Drei der gelehrteſten Antiquare, die ich perſönlich zu kennen ſo glücklich bin, Millin, Böttiger und Köhler, ſind zugleich die humanſten Männer, die nicht allein keine Geſellſchaft verderben, ſondern wohl im Stande ſind, eine verdorbene Geſellſchaft, wie verſchiedene Weinhändler ihren umgeſchlagenen Wein, zu verbeſſern. Hingegen kenne ich große Dichter, die ihre zahl- und maaßloſen Anſprüche in Geſellſchaften mit einer ſo ſteifen Derbheit zur Schau ſtellen, daß jede zarte Freude davon flattert. Millin iſt ein ſehr lebhafter, geiſtreicher Mann, mit blitzenden Augen. Sein Thé litéraire, zu dem an jedem Mittwoch ſich ſo manche ausgezeichnete, einheimiſche und fremde Gelehrte verſammeln, iſt ſchon oft beſchrieben worden. Die Wände des Geſellſchaftsſaals ſind durch die ſeltenſten Werke koſtbar tapezirt, und in der Mitte deſſelben ſteht eine große Tafel, auf welcher man beſtändig das Neueſte und Beſte aus Literatur und Kunſt, aus allen Sprachen, zur Schau ausgelegt findet. Man ſteht, ſitzt, lieſ't, blättert, ſchwatzt in großen oder kleinen Gruppen, oder unter vier Augen, wenn's beliebt, ißt und trinkt dabei, wenn man hungert oder durſtet; kurz, man erfreut ſich des vielfachſten Genuſſes mit größter Ungezwungenheit verbunden.

Dem biedern Millin verdanke ich es, daß ich das Kabinet der Antiken mehr als einmal, theils allein, theils durch ſeinen Unterricht mir fruchtbar gemacht, geſehen habe. Als Kenner davon zu ſprechen, ziemt mir nicht; aber der Leſer wird es wohl gern hören, wenn ich ihm hiſtoriſch aufzähle, was ſich etwa in mein Gedächtniß grub, und das fromme Staunen, mit welchem ich dieſe Ueberreſte des hohen Alterthums betrachtet habe, wird vielleicht ſich Manchem mittheilen. An egyptiſchen Seltenheiten iſt das Kabinet beſonders reichhaltig. Ich ſchweige von der Menge der Götzenbilder, unter welchen die Iſis mit ihrem Sohn Horus auf den Knieen, offenbar unſerer heiligen Jungfrau zum Vorbild gedient zu haben ſcheint. Die berühmte, wohlerhaltene Iſistafel, auf welcher die Figuren mit

Silber eingelegt ſind, iſt ſchon längſt ein Gegenſtand gelehrter Nachforſchungen geweſen. Ein egyptiſches Buch hat Bonaparte geſchenkt; Schade, daß noch Niemand es zu leſen verſteht. Mehrere Schriften auf Papyrus ſind von Mumien abgelöſ't und ſorgfältig aufgeklebt worden. Die auch noch vorhandenen Mumien ſehen ziemlich zerlumpt aus, weil Cúvier ſie anatomirt hat, um die Spezereien zu erforſchen, mit welchen ſie einbalſamirt worden. Allerlei Schmuck und kleines Hausgeräth der Egypter verſetzt die Phantaſie plötzlich in ihre Wohnungen, in ihr häusliches Leben. Da ſind Löffel, Gabeln, Rechentafeln, Würfel u. dgl. Ein paar Mumien des Vogels Ibis, der bekanntlich von den Egyptern göttlich verehrt wurde, weil er ihre Gefilde von dem ſchädlichen Gewürm befreiete. Ein Altar, (eins der ſeltenſten Stücke) mit Hieroglyphen beſchrieben.

Der berühmte Sardonix *), Kaiſer Auguſtus Apotheoſe darſtellend, iſt bekanntlich der größte geſchnittene Stein in der Welt. Germanicus ſteht vor dem Tiber, und in den Wolken ſchwebt die Familie, lauter Portraits.

---

*) iſt ſeitdem geſtohlen worden.

Glücklicherweiſe haben die frommen Chriſten in dieſer Vorſtellung den Joſeph zu erkennen geglaubt, wie er den Traum auslegt, und ſo iſt dies Kunſtwerk dem heiligen Zerſtörungseifer entgangen. Daſſelbe Glück hat eine allerliebſte Büſte von gleicher Materie gehabt, Valentinian vorſtellend. Der ehrliche Heide iſt lange bei chriſtlichen Prozeſſionen als Heiliger herumgetragen und verehrt worden. Ein koſtbarer Kelch, gleichfalls ein Sardonix, mag den frommen Communicanten wohl oft Heil und Troſt auf die Lippen geträufelt haben, iſt aber doch wohl vormals bei den Myſterien des Bacchus gebraucht worden, wie die eingeſchnittenen Figuren zur Genüge offenbaren.

In demſelben Schranke liegt die alte Krone der longobardiſchen Könige, auch die kleinere der Königinnen. Es ſind nur Reiſe. Auf der erſten iſt Agilulphus Nahme eingegraben. — Das Ceremonien-Schwerdt des Großmeiſters von Maltha, wird durch die Erinnerung merkwürdig, wie es hierher gekommen. — Auf einer großen ſilbernen Schaale ſind Scenen aus der griechiſchen Geſchichte, zwar ſehr künſtlich, aber mit gewaltigen Zeitverdrehungen dargeſtellt. Intereſſanter noch war daran ein teutſches Turnier, an welchem das Coſtum ſehr treu ausgedrückt worden. — Einen halben Schritt weiter findet man eine Menge koſtbarer Dinge aufbewahrt, die aus dem Grabe des Königs Clovis, Childerichs Vater, genommen worden. Der ehemalige Gebrauch mehrerer derſelben läßt ſich bloß vermuthen, nicht mit Gewißheit beſtimmen. Ein ſehr altes Schwerdt und der königliche Siegelring befinden ſich darunter. — Gleich daneben liegt eine goldene Kapſel in Form eines Herzens, in welcher vormals das Herz der Anna von Bretagne verſchloſſen war. Eine Inſchrift ſagt, daß es das beſte Herz von der Welt geweſen. — Ach! die beſten Herzen, die hienieden liebevoll geſchlagen haben, bekommen ſelten goldene Kapſeln.

An antiken geſchnittenen Steinen iſt die Sammlung hier ſo reich, wie wohl ſonſt nirgend, und was man hier, als zur zweiten oder dritten Claſſe gehörig, nur flüchtig überſieht, das würde an andern Orten für Schätze erſter Ordnung gelten. Millin hat in ſeinen monumens antiques die vorzüglichſten und ſeltenſten Steine beſchrieben; auf dies treffliche Werk verweiſe ich den lernbegierigen Leſer. Michel

Angelo's Siegelring aber hat, außer der Kunſt, auch noch ein menſchliches Intereſſe. Daſſelbe gilt von mehreren Portraits bekannter Perſonen, deren Aehnlichkeit gerühmt wird. Die Königin Eliſabeth iſt mir durch ihre Häßlichkeit, und Maria Stuart durch ihre Schönheit aufgefallen. — Daß übrigens im Steinſchneiden die Neuern ſich wohl noch dann und wann mit den Alten meſſen dürfen, hat der Tyroler Pichler bewieſen, von welchem man hier einen Stein bewundert, mit dem er den größten Kenner, Winkelmann ſelbſt, ſo vollkommen angeführt, daß dieſer eine eigene Abhandlung darüber geſchrieben, und den Stein in Kupfer ſtechen laſſen.

Die römiſchen Alterthümer, groß und klein, ſind unzählig. Altäre und Grabſteine, Lampen aller Art, Urnen, Thränen-Vaſen, Pferdegeſchirre, Schlüſſel, Schnallen, Glocken, Fingerhüte — ein Rad, vermuthlich von einem Staatswagen, — die erſten Münzen der Römer, auffallend durch Größe und Plumpheit. Daneben die ſeltenſten griechiſchen Münzen. — Auf der Erde ſtehen vier große ſteinerne Tafeln, über und über mit ſehr kleiner griechiſcher Schrift bedeckt. Sie enthalten das noch vollſtändige Teſtament einer Griechin, die ihr Vermögen zu einer Sammlung von Kunſtſachen vermacht. Daß ſie zugleich eine gute gefällige Gattin geweſen, beweißt die Urſach, welche ſie von dieſem Vermächtniſſe anführt, ihr Mann habe es nemlich gewünſcht. — Viele, in Herculanum ausgegrabene Alterthümer werden jeden Beſchauer intereſſiren. Es befinden ſich unter andern ein paar plumpe goldene Armbänder darunter, welche man einem Skelett abgenommen, die aber doch bei weitem nicht ſo ſchwer ſind, als ſie ausſehen. Ferner Dames-Ohrringe, die mir ſehr unbequem geſchienen.

Seltſam aufgefallen iſt mir eine Tafel, auf welcher die Megarenſer, auf Befehl des Orakels von Delphos, einem gewiſſen Orippos ein Ehrendenkmal errichtet, weil er den Preis des Laufens in den olympiſchen Spielen zum erſtenmal ganz nackend errungen. Vorher pflegte man immer etwas um die Lenden zu behalten, das wenigſtens die Stelle eines Feigenblattes erſetzen konnte. Doch je nackender der Preisbewerber war, je leichter mußte ihm wohl das Laufen werden; das Orakel hat alſo wahrſcheinlich nicht die größere Geſchicklichkeit des Orippos, ſondern vielleicht ſeine Verachtung der Vorurtheile belohnen wollen.

Neben einem merkwürdigen Stein mit phöniziſcher Schrift ſteht eine ſehr alte, ſehr ausdrucksvolle Büſte eines methodiſchen Arztes, medicus asiaticus genannt, von dem die Inſchrift rühmt, er habe viel Gutes und viel Böſes in ſeinem Leben erfahren, und ſey Oberhaupt der methodiſchen Secte geweſen.

Aeußerſt intereſſant iſt ein ſchöner Stein, größer als ein Kopf, mit Figuren und perſepolitaniſcher Keilſchrift, die, wo ich nicht irre, der gelehrte Lichtenſtein in Helmſtädt bereits zu erklären verſucht hat. Es ſoll ein Klagelied ſeyn, ich begreife aber nicht, wozu der Stein gedient haben kann? Zum Aufrechtſtehn iſt er nicht gerichtet, denn er läuft oben und unten ſchmal zu; man ſieht auch nicht, daß er irgend worin oder worauf befeſtigt geweſen. Zum Liegen iſt er auch nicht eingerichtet, denn dann würde die Schrift auf einer Seite verdeckt werden. Ich verweiſe den Leſer auf eine Abhandlung im teutſchen Merkur.

Ich will manches und mannichfaltiges noch kurz zuſammen faſſen, um nicht lange bei Gegenſtänden zu verweilen, die geſehen und deren Werth empfunden werden muß.

Mehrere Kleinigkeiten aus Perſepolis — eine koſtbare, aber geſchmackloſe Schüſſel eines perſiſchen Fürſten, — Mumienſärge, — eine große Badewanne von Porphyr. — Eine große, zu Rheims gefundene und mit Goldſtücken angefüllte goldene Schüſſel, die vermuthlich in einem Tempel diente. Man erblickt darauf den Wettſtreit im Saufen zwiſchen Hercules und Bacchus, der erſtere iſt offenbar ſchon ein wenig benebelt; auf dem Rande der Schüſſel iſt des Bacchus Triumphzug dargeſtellt, und Hercules wird betrunken nach Haus geſchleppt. — Ein Aſchenkrug von Porphyr, in welchem die goldene Bulle eines jungen römiſchen Patriciers gefunden wurde. — Allerlei chriſtliche Alterthümer, Biſchoffsſtäbe u. dgl., die durch den bereits gehabten Genuß etwas unſchmackhaft werden. — Die franzöſiſche Königskrone. — Aufgeſtellte Rüſtungen von Heinrich IV., Sülly und Mehreren. — Chineſer in ihren Trachten. Ein chineſiſches Haus, in dem ein Holländer einen Beſuch abſtattet. Die ganze kaiſerl. chineſiſche Familie, wovon eine

Prinzeſſin Tochter mit dem Kopfe wackelt. Ein chineſiſches Gebäude von Elfenbein, ſo fein gearbeitet, daß man darauf ſchwören ſollte, es wären Spitzen. Waffen, Pfeile, Kleider, Federn u. ſ. w. von Wilden aus allerlei Nationen u. ſ. w. Auch eine neuere Merkwürdigkeit befindet ſich in dieſer Art von Rumpelkammer, nemlich die ſehr zuſammengeſetzte Platte zu den vormaligen Aſſignaten. —

Noch ein großer Schatz, mit deſſen flüchtiger Erwähnung ich meine kurze Nachricht beſchließe, iſt das herrliche Münzkabinet, welches man gleichfalls hier aufgeſtellt findet. Es iſt muſterhaft eingerichtet. Die Städte liegen nicht mehr, wie vormals, in alphabetiſcher Ordnung, ſondern die Länder beiſammen, dann wiederum in jedem Lande die Städte einzeln, und zuletzt die Könige und Herren. Was man gewöhnlich ſchon in einzelnen Exemplaren für ſehr ſelten hält, findet ſich hier bei halben Dutzenden, z. E. die Münzen von Otho, doch nur Goldmünzen (denn kupferne giebt es nicht von ihm.) — Mit Bewunderung des Fortſchreitens der Künſte betrachtet man die Kindheit der Stempelſchneiderkunſt in den erſten Münzen der macedoniſchen Könige.

Mögte doch unſer braver Landsmann, Winkler, der gleichfalls bei der Nationalbibliothek angeſtellt iſt, ſeinem Amte ſo viel Zeit entwenden können, um ein Verzeichniß dieſes einzigen Kabinets anzufertigen, oder vielmehr mögte es ihm zur belohnten Amtspflicht gemacht werden. Gewiß wäre, durch Fleiß und Kenntniſſe, Niemand geſchickter dazu als er.

Der Pariſer Laufbericht.

So hieß eine ſchlechte deutſche Zeitung, die bis zu Anfang dieſes Jahres in Paris herauskam, und, wie man ſagt, von einem gewiſſen Doctor Seyffert, einem Sachſen geſchrieben ward, der vormals Leibarzt des Herzogs von Orleans war, und ſich während der Revolution durch gemäßigte Geſinnungen empfohlen (Andere behaupten, nicht empfohlen) haben ſoll. Doch das könnte uns jetzt gleichviel gelten, wenn er nur unſere Mutterſprache nicht revolutioniren, und den Pariſern weiß machen wollte, er ſchreibe eine deutſche Zeitung für die Franzoſen. Sie iſt nun zwar ſchon zu Grabe gegangen, dieſe drollige Mißgeburt, aber es verlohnt der Mühe, ſie noch einmal aus der Vergeſſenheit hervor zu ziehen, damit ſie den einzig möglichen Nutzen ſtifte, nemlich unſer Lachen errege.

Dieſe Afterzeitung erſchien mehrere Male wöchentlich, nie verſäumte ich ſie zu leſen, und immer bemerkte ich mir auf ein Zettelchen die auffallendſten Worte. Daraus entſtand endlich ein drolliges Wörterbuch, welches wohl am meiſten unterhalten wird, wenn ich verſuche, es in einen Zuſammenhang zu bringen. Ich habe daher Briefe im Styl des Pariſer Laufberichts und mit deſſen eigenen Worten entworfen, die ich zum Scherz hier mittheile.

Mein Herr.

Ein Hirnfluß [1]), der daher entſtanden iſt, daß ich im Träubler [2]) meine Baarhouke [3]) nicht aufgeſetzt, und der mir ſogar einen Saftkrampf [4]) zuzog, hat mich abgehalten, Ihnen mein Schätzgefühl [5]) zu bezeigen, wie auch Ihnen die Merkgeſchichtel [6]) des hieſigen Freithums der Franken [7]) mitzutheilen. Der Oberregsrath [8]) und ſeine Feldgehülfen [9]) und Nachſchalter [10]), ſind jederzeit übſchäftlich [11]) bemüht, bald Staatsrenner [12]) fortzu-

---

1) Catharr. 2) Vendemiaire. 3) Perücke.
4) Fieberparoxyſmus. 5) Achtung. 6) Anecdoten
7) Franzöſiſche Republik. 8) Erſte Conſul.
9) Adjutant. 10) Subſtitut. 11) practiſirend
12) Courier.

ſenden, bald das Hinterhaltsheer [13]) vor Ablauf [14]) zu ſchützen. In der Kriegskranken-Pflegerey [15]) iſt während des Hitzers [16]) und Oebſtlers [17]) ein Seuchdunſt [18]) und Luftverdurb [19]) entſtanden, welche den Traulingen [20]) des Stadtnaturforſchers [21]) übel bekommen, und von den Geſundheitsbeſorgern [22]) durch ihre Schriftführer [23]) regſchäftlich [24]) angezeigt worden. Der kriegeriſche Vorſchwung [25]) iſt dem Schriftthum [26]) friſtfältig [27]) ungünſtig. Man ſagt, im Keimer [28]) oder Blümner [29]) werde es losgehn, und ſo gar das buhlſeuchige [30]) Hofgeweibe [31]) belobklatſcht [32]) dieſen Vorſatz. Ich lebe unterdeſſen ganz unfälig [33]), beſehe die Oltdinge [34]), und gehe oft auf die Längenheitsſachſtube [35]) des

---

13) Reſervearmee. 14) Deſertion. 15) Militärhoſpital.
16) Thermidor. 17) Fructidor. 18) Miasma.
19) Miasma. 20) Patienten. 21) Stadtphyſicus.
22) Officier de Santé. 23) Secretär. 24) officiell.
25) iſt ſchwer zu erklären. 26) Literatur.
27) ſoll wohl heißen von Zeit zu Zeit. 28) Germinal.
29) Floreal. 30) kokett. 31) Hofdame.
32) applaudiren. 33) ſimpel. 34) Antiquitäten.
35) Bureau de longitudes.

Sternbeobachtungsthurmes[36]). Im helfeyderſchen Freythum[37]) ſoll es jetzt unruhig ausſehn. Wenn die guten Leute nur ihre Wortſtäbung[38]) für Verbunztung und Sprachkrätze[39]) hüteten, gleich

Ihrem

Freunde

Hans Reinteutſch

Ein dito.

Meine Frau[40]).

Ich eile, Sie von der neuſten Schmücklaune[41]) und Behäublung[42]) zu unterhalten. Auf Späziergängen trägt man Heldinröcke[43]) wie auch Zärtel- und Fröſtelröcke[44]) mit Knüpfflügeln[45]). Die Lauſchhäubchen[46]) empfangen jetzt große Gunſt[47]), auch die Türkenwickel[48]), und der wallſchweſter Putz[49]) wird mit Blitzſteinen und Putzeicheln verziert, findet aber ſeltnen Anwand[50]). Nilſchlämmig und dürrlaubfarbig wird geliebt, das iſt alles was ich von der Putztracht[51] zu ſagen weiß. Jetzt komme ich auf mich ſelbſt. Seit dem Windner[52] hat mich die Liebe zu Ihnen ganz rippſüchtig[53] gemacht. Ich habe eine Stockſäftigkeit in den Schlüpferdrüſen, und oft ſolche Suchtsfälle[54], daß ich hundert Walzſtöße[55] in einer Zaude[56] zähle, mags[57] die Abflatung[58] mit Hülfe des Arzeneyvermittlers[59] und ſeiner Wißgenoſſen[60] gehörig unterhalten wird. O jeder meiner Blutwalze[61] ſchlägt für Sie! wann werden Sie einmal geſänftet[62] werden! wann werde ich mit holder Abmundung[63] das Wort von Ihnen hören: Ich liebe dich! — Ich bin zwar nur ein armer lehrwißlicher[64] Schriftthumler[65], aber durch viele Anheiſchige[66] habe ich gute Einnahme. Sprechen Sie, von welchem Augenblicke darf ich mein Glück bezeiten[67]? O hätt' ich

---

[36] Obſervatorium. [37] Helvetiſche Republik. [38] Sprache. [39] Verunreinigung. [40] Madame. [41] Mode. [42] Coeffüre. [43] Amazonen. [44] Douilletten. [45] Zum Zuknöpfen. [46] Cornetten. [47] ſind beliebt. [48] Turban. [49] weiß ich nicht zu erklären. [50] wird wenig getragen.

---

[51] Mode. [52] Ventoſe. [53] Hypochonder.
[54] Paroxysmen. [55] Pulsſchläge. [56] Minute.
[57] obgleich. [58] Stuhlgang. [59] Apotheker.
[60] Collegen. [61] Puls. [62] ſanfter.
[63] Accent. [64] theoretiſcher. [65] Schriftſteller.
[66] Abonnenten. [67] datiren.

Eilreuter 68), oder lieber noch eine Wortſchleuder 69), um Ihnen täglich in jeder Selbe 70) zu wiederhohlen, wie ſehr mein Herz Sie in Erächtniß nimmt 71), und wie ich mich für eingekayſert 72) und eingekönigt 73) halten werde, ſo bald ich mich ganz nennen darf

Ihren

Hans Reinteutſch.

Damit man jedoch nicht glaube, ich wolle mich bloß über den guten Hans Reinteutſch luſtig machen, und mehr auf ſeine Schultern bürden, als er zu tragen verdient, ſo will ich eine von ihm ſelbſt gebaute Periode ganz unverändert hieher ſetzen.

„Die Sprachreinigung, Freund, iſt, tief
„denkend betrachtet, vielleicht der ſtärkſte Mittheil
„einer wahren Grundanlage der Glückſeligkeit
„eines geſitteten Volkes; ſie bereitet
„das Grab des von der Wildniß überbrachten
„und geſittet ſo koſtläſtigen Betruges, vermindert
„die den Völkern ſo läſtige Streitfechterey
„u. ſ. w. kurz, ein gemeiner Verſtand
„reiner Sprache vermehrt das Vernunftlicht,

---

68) Courier. 69) Telegraph. 70) Sylbe.

71) 72) 73) Eigene Ausdrücke des Laufberichts.

„vermindert die wilde Macht der Einbildung, „erklärt das reiche Vorgetümmel (?) und „ſchwächt die Menge des in geſitteten „Staatsverſellungen überbleibenden Untertümmels.“ (?) — Was ſagen nun meine Leſer zu dieſem **Vorgetümmel** und **Untertümmel?**

Hier auch ein Pröbchen ſeines Witzes.

Die Schülerin und der Rechenmeiſter.

Die Schülerin. Bin ich ſchon weit im Rechnen, Herr Lehrer?

Rechenmeiſter. Gewiß, meine Schöne, ſchon an der 9.

Endlich auch noch ein Beweis, wie gut der Mann von allem unterrichtet iſt, was, die deutſche Sprache betreffend, in ſeinem Vaterlande vorgeht.

Friedrich der Zweite, ſagt er, ſey bis zum ſiebenjährigen Kriege ein Feind der deutſchen Sprache geweſen, dann aber habe er Gellerts Schriften alle geleſen, und ihm verſprochen, gleich nach dem Kriege in ſeinen Staaten alles mögliche für die hochdeutſche Sprache zu thun. Er habe auch Wort gehalten, und seitdem blühe das Hochdeutſche in den preußiſchen Staaten. Aus dieſer Liebe endlich für das Deutſche, habe Friedrich darauf beſtanden, daß der Teſchner Friedensſchluß deutſch geſchrieben werde. — Das Lateiniſche werde jetzt nur noch von Quackſalbern gebraucht.

Natürlich konnte ein ſolches dem Unſinn geweihte Blatt, ſich keine lange Dauer verſprechen; es iſt aber ſeitdem, durch einen andern Redacteur beſſer ausgeſtattet, aus dem Dunkel wiedes an's Licht getreten.

Criminal-Juſtiz.

Die Neubegier trieb mich in das Palais de justice, um dem gerichtlichen Verhör eines Delinquenten beizuwohnen. Im Hintergrunde eines großen Saales erblickte ich drei Richter in langen ſchwarzen Amtskleidern, mit Baretten auf den Köpfen, ſitzend an einer Tafel. Hinter ihnen an der Wand las ich mit großen goldnen Buchſtaben eingegrabene Geſetze, welche den Richtern einſchärften: daß ſie nie ungehört verdammen, nie eine härtere Strafe auflegen ſollten, als das Geſetz vorſchreibe u. ſ. w. Den Richtern zur Rechten, auf erhöhten Bänken, ſaßen die Geſchwornen in gewöhnlichen Kleidern. Zur Linken, den Geſchwornen grade gegenüber, und noch erhöhter, befand ſich der Angeklagte zwiſchen zwei Soldaten. Zu den Füßen des Angeklagten ſaßen zwei Rechtsgelehrte, ſeine Vertheidiger. Vor der Tafel der Richter, und mit dem Rücken gegen dieſelben gekehrt, ſchrieb ein Protocolliſt, links und rechts, wo die erhabenen Sitze aufhörten, befanden ſich abermals zwei Schreiber, hinter welchen die huissiers ſtanden, die ſo oft es nöthig war, laut Silence! riefen. Den Richtern grade gegenüber waren niedrige Schranken, die ſie vom Volke ſchied, und an deren innern Seite eine Banke herlief, welche für die Zeugen beſtimmt war. Hinter dieſen Schranken befand ſich abermals ein eingeſchloſſener Raum, welcher drei oder vier Bänke faßte, theils um die Zeugen nach abgelegtem Zeugniß aufzunehmen, theils für diſtinguirte Perſonen unter den Zuſchauern. Dann folgten noch eine Menge Bänke hinter einander, die von einer niedern Volksklaſſe eingenommen waren, und endlich ein großer Raum zum Stehen für den Pöbel. Das Ganze gewährte in der That einen impoſanten Anblick. Der Saal war ſehr angefüllt, und auch oft geräuſchvoll, doch konnte man ſehr deutlich bemerken, daß, ſo oft ein Geräuſch entſtand, es nicht auf fremde Gegenſtände, ſondern auf die verhandelte Sache ſich bezog, deren Unterſuchung der ganze Hauſe aufmerkſam verfolgte. — Ich muß hier abermals die gaſtliche Höflichkeit der Franzoſen rühmen. Als ich kam, war das Verhör ſchon in vollem Gange, und ich mußte mit einem Platz hinter dem Pöbel vorlieb nehmen. Kaum aber hatte mein Lohnlaquay dem nächſten huissier einen Wink davon gegeben, daß ich ein Fremder ſey, als dieſer mir ſogleich bis zu den Bänken der gemeinen Leute verhalf; und kaum hatte mich hier wiederum einer der Protocolliſten wahrgenommen, als er mir Platz machen und die Schranken der nächſten Bänke öffnen ließ, wo ich denn zum Theil unter den Zeugen ſaß und alles ſehr gut ſehen und hören konnte.

Der Deliinquent war ein junger muthwilliger Banqueroutier. Ein Zeuge nach dem andern wurde vorgerufen, der mittelſte Richter oder Präſident that die gewöhnlichen Fragen an ihn, nach Namen, Alter, Stand, Verhältniſſen mit dem Angeklagten u. ſ. w., dann fügte er eine kurze Ermahnung hinzu, die Wahrheit getreulich zu berichten, ließ ihn aber nicht ſchwören. Endlich ſchloß er mit den Worten: Erklären Sie, Bürger, (denn hier allein hört man noch etwas von Citoyen, und hier iſt es auch ganz an ſeiner Stelle,) erklären Sie, Bürger, den Geſchwornen was Sie von der Sache wiſſen.

Der Zeuge wendet ſich hierauf an die Geſchwornen und erzählt. Die Geſchwornen bleiben ſtumme Zuhörer, der Präſident aber thut, wo es ihm nöthig ſcheint, Fragen dazwiſchen, und, wenn er nichts mehr zu fragen weiß, erſucht er den Zeugen ſich wieder auf ſeinen Platz zu verfügen. Dann kehrt er ſich zu dem Angeklagten, ſprechend: *Habt ihr etwas gegen die Ausſage des Zeugen einzuwenden?* worauf denn dieſer ſeine Einwendungen vorbringt, der Zeuge auch wohl zum zweitenmal aufgerufen wird, und ſo gewiſſermaßen ein Geſpräch zwiſchen dem Angeklagten, dem Präſidenten, und dem Zeugen entſteht, wobei alle drei ſich einer gewiſſen Urbanität befliſſen, und das Harte, was ſie etwa zu ſagen hatten, doch immer in einem höflichen, völlig leidenſchaftloſen Tone vortrugen.

Der junge Banqueroutierer, ein Meubelhändler, ſchien mir ein großer Spitzbube. Trotz ſeiner Jugend wußte er ſich immer ſehr gut zu faſſen, ſchob alles auf ſeine Mutter, deren Geſchäfte er bloß geführt, da er ſelbſt das erforderliche Alter noch nicht habe, und — wenn er nicht weiter konnte — ſo läugnete er geradezu. Der Richter wußte ihn jedoch einigemal ganz fein in ſeiner eigenen Ausſage zu verwickeln, und dann entſtand jedesmal eine Art von Beifallsgemurmel unter dem verſammelten Volke, das einen ſehr richtigen Tact vorausſetzte.

Mit wahrem Vergnügen brachte ich wohl einige Stunden hier zu, da aber die Zahl der abzuhörenden Zeugen ſehr groß war, ſo konnte ich das Ende nicht abwarten. Als der mir am nächſten ſitzende Schreiber merkte, daß ich gehen wollte, näherte er ſich mir ſehr höflich, und benachrichtigte mich, daß am dritten des kommenden Monats ein noch weit intereſſanteres Verhör ſtatt finden werde, als das heutige, zu welchem er mich einlade, wenn es mir Vergnügen gewähre. Dieſes Zuvorkommen, welches ich ſchwerlich irgendwo in Deutſchland hätte erwarten dürfen, überraſchte mich in der That. Ich dankte ihm herzlich, und ermangelte nicht mich am beſtimmten Tage einzufinden.

Dieſesmal waren der Angeklagten nicht weniger als **vierzehn**. Da nun jeder ſeinen eignen Soldaten bei ſich hatte, ſo war auf den für ſie beſtimmten Bänken kaum Platz für alle. Dazu kam noch, daß die rothen Federbüſche der Soldaten viele Geſichter der Delinquenten verbargen, und dadurch manche phyſiognomiſche Bemerkung verhinderten. Sie hatten ſämmtlich an der Fabrication falſcher Banknoten Theil genommen. Ein Kupferſtecher, Nahmens Duclos, der ſich anheiſchig gemacht hatte, die Platten zu ſtechen, ſpielte die verhaßte Rolle des Angebers, und wurde ſo eben abgehört, als ich hereintrat. Aus mehreren Aeußerungen der Angeklagten erhellte ziemlich deutlich, daß der Patron ſie ſchwerlich verrathen haben würde, wenn er ſo viele Vorſchüſſe bekommen hätte, als er unaufhörlich verlangte. Nach ſeiner Anzeige an die Obrigkeit bediente ſich die Polizei ſeiner, um die übrigen zu fangen. Er lockte ſämmtliche Spitzbgeſellen zu einem Diner in Lyon. Keiner ahnete den Verrath, und ſo fielen ſie alle auf einmal den Aufpaſſern in die Hände.

Die Vertheidiger der Angeklagten warfen ihm dieſe Hinterliſt bitter vor. Sie führten unter andern an (und er konnte es nicht läugnen), daß Einige der Verhafteten mehreremal gegen ihn geäußert: ſie wollten die Sache aufgeben, es reue ſie, ſie wollten nichts weiter damit zu thun haben. „Warum,“ ſo apoſtrophirten ſie den Angeber ſehr feierlich, „warum ſagtet ihr „dieſen nicht, was ihr vorhattet? traten dieſe „auch bei, ſo mußten die übrigen von ſelbſt „auseinander gehn, und vierzehn Hausväter wären nicht in dieſes unabſehbare „Elend geſtürzt worden.“

Duclos ſtotterte und wußte nichts zu erwiedern. Ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter dem Volke antwortete ſtatt ſeiner.

Der erſte Delinquent war ein kecker Patron, er läugnete alles friſch weg troß der bündigſten Beweiſe. Seine immer wiederhohlte und einzige Antwort war: ich weiß von alledem nichts. Der zweite machte es beinahe eben ſo. Der Richter verſtand aber das Fragen ſehr gut, und verwickelte die Leugner oft in ihre eigne Ausſagen. — Der Dritte erzählte die ganze Geſchichte ſehr aufrichtig, und wurde einigemal von ſeinen Thränen unterbrochen. Nachdem er die Erzählung vollendet hatte, fügte er die rührenden Worte hinzu: „Zu meiner Entſchuldigung weiß ich weiter „nichts zu ſagen, als: ich kam aus St. Do„mingo, hatte alles vérlohren, Niemand wollte „mir helfen, und meine Kinder hungerten.“ — Der Menſch war gewiß mehr Unglücklicher als

Böſewicht. — Die Meiſten wurden verdammt, mit einem F. auf der Schulter gebrandmarket zu werden und ſechs Jahre Ketten zu tragen. Ob, wenn dieſe ſechs Jahre verfloſſen ſind, der Monſieur Dúclos nicht noch die Folgen ſeiner Angeberei ſpüren wird, ſteht zu erwarten. Die Delinquenten ſchienen ſehr erbittert gegen ihn und das Volk nicht minder. Es war ſehr merklich daß es, vor dem Richterſtuhl des Gewiſſens, ihn für ſtrafbarer hielt als Jene.

Im Ganzen habe ich von der jetzigen Procedur der Franzoſen bei Criminalverhören eine ſehr günſtige Meinung bekommen, und ich wüßte in der That nicht, wie ſie zweckmäßiger eingerichtet werden könnte.

Das Nachmachen des gemünzten ſowohl, als des Papiergeldes, iſt jetzt ein häufig verkommendes Verbrechen, zu welchem das große Elend treibt. Aber je ſinnreicher die Fabrikanten ſind, je wachſamer iſt die Polizey. Am 22ſten October wurde einer Namens Pe[illegible] St. Simon guillotinirt, weil er die neuen Fünffrankenſtücke mit Bonaparte's Bildniſſe nachgemacht hatte. Er kaufte zum erſtenmal für 6 Sous Gemüſe, und wechſelte einen feiner falſchen Thaler, den man ſogleich für falſch erkannte, dem Wechsler nachſetzte, und ihn einhohlte, als er abermals um 4 Sous Toback mit ſeiner fabricirten Münze bezahlen wollte. Sobald er jedoch merkte, daß er in Gefahr ſey, ließ er ſein Geldſtück fallen, und entſprang glücklich. Einige Tage nachher trieb ihn der Hunger doch wieder heraus, er wagte ſich zu einem Fruchthändler, in dem Augenblicke, als nur die Frau deſſelben in der Bude war, von der er vermuthlich wußte, daß ſie ein blödes Geſicht habe. Ihr gab er ein Fünffrankenſtück, ſie verließ ſich aber nicht auf ihre Augen, ſondern rief ihren Mann herbei, der es ſogleich für falſch erkannte, und den Pescio erſuchte, mit ihm zum Polizeycommiſſair zu gehn. Statt der Einladung zu folgen, lief er davon, der Fruchthändler hinter ihm her, aus vollem Halſe ſchreiend. Sogleich arretirten ihn die Vorübergehenden; als ſie aber hörten, warum man ihn der Polizey ausliefern wollte, bemühten ſie ſich, (welches ſehr merkwürdig iſt.) ihn wieder durchſchlüpfen zu laſſen. Offenbar ſieht alſo das Volk dieſes Verbrechen nicht ſo ſchwarz an, als es ſollte, und es beſtätigt ſich hier abermals, daß der größere oder mindere Abſcheu dagegen, bloß von der Art und Weiſe abhängt, wie die Staatsgelder überhaupt eingetrieben, oder verwandt werden.

Pescio kam dennoch nicht mehr durch. In dem Augenblicke ſeiner Verhaftnehmung machte er ſich noch verdächtiger, indem er ein Papier wegwarf, in welches noch vier falſche Frankenſtücke gewickelt waren. Er bekannte ſogleich alles, nannte auch einen Mitſchuldigen, einen Gensd'arme, von der ſogenannten élite à cheval. Am 29ſten Vendemiaire wurde er guillotinirt.

Sehr löblich ſcheint mir die Gewohnheit, den ganzen Proceß mit ſammt dem Urtheil, durch öffentlichen, gedruckten Anſchlag bekannt zu machen.

Gemüthsſtimmung der Pariſer.

Wenn man nicht wüßte, daß es überhaupt eine unvertilgbare Unart der Menſchen iſt, immer die Zukunft, nie die Gegenwart zu genießen, und folglich, wenn nun die Zukunft wirklich zur Gegenwart wird, des Genuſſes bereits überdrüßig zu ſeyn; wenn ſage ich, dieſe Erbſünde nicht auf allen Adamskindern haftete, ſo ſollte man die Franzoſen für inconſequenter halten, als die übrigen Erdbewohner, denn ihre Revolution ſammt allen daraus entſprungenen Folgen haben ſie herzlich ſatt, und die meiſten wünſchen die gute alte Zeit zurück.

In einer Diligence führte der Zufall zehn Perſonen von verſchiedenen Ständen zuſammen: einen Unterofficier, Landeigenthümer, Küſter, Arzt, Zeitungsſchreiber, Autor, Holzhändler, Advokaten und Juden.

„Schade, daß wir Frieden haben,“ hub der Soldat an, „im Kriege hoffte ich mein „Glück zu machen, ſo aber bleibe ich immer „nur Sergeant.“

Der Landeigenthümer. Freilich, die ganze Welt mag umgekehrt werden, wenn Sie nur avanciren. Ich wünſche zwar auch Krieg, aber aus ganz andern Urſachen: die Kornpreiſe werden immer geringer, das Brod iſt faſt umſonſt zu haben.

Der Holzhändler. Ach! wenn wir nur wieder ein paar tüchtige Winter erlebten! aber der Kalender des Herrn Lamark verkündet nichts als Nebel, Regen und Südwind. Ja ſonſt, da hatten wir noch zuweilen 18 Grad Kälte, aber jetzt —

Der Advocat. Gott ſey Dank, daß es warm bleibt! Die Advokaten müßten ja erfrieren. Man hat die Zahl der Rechtsgelehrten dermaßen vergrößert, man hat Friedensrichter und Vergleichsbüreaus eingeführt, man droht uns ſogar mit einem Civilgeſetzbuch wie in Preußen. Ja, ſonſt konnte man bei 40 Jahren ſich mit 40000 Livres jährlicher Einkünfte in Ruhe ſetzen.

Der Zeitungsſchreiber. Wenn ihr klagt, was ſoll ich thun? Im Kriege gab es täglich gewonnene und verlohrne Schlachten, belagerte und eroberte Städte, tauſend widerſprechende Verordnungen, überall Aufruhr; da war keine Provinz, kein Städtchen, die nicht ihr Erdbeben, ihre Ueberſchwemmung gehabt hätten, und wie die Elemente, ſo kämpften auch die Partheien mit einander; aber da iſt plötzlich ein Mann gekommen, der, wie Neptun, alles zum Schweigen gebracht hat. Höchſtens giebt es einmal eine Höllenmaſchine, oder ein paar Steine, die aus dem Monde herabfallen.

Der Arzt. Seitdem man nicht mehr Ader läßt und nicht mehr ſo viel Tiſane zu trinken giebt, iſt unſre Kunſt verlohren. Die Vapeurs und Nervenkrankheiten ſind ganz aus der Mode, keine hübſche Frau will auch nur ein paarmal wöchentlich in Ohnmacht fallen, um intereſſant zu erſcheinen. Im Gegentheil, ſie laufen mir nichts dir nichts halbnackend herum, und bekommen höchſtens eine langweilige Schwindſucht.

Der Küſter. Das iſt es eben, was auch mich in Verzweiflung bringt. Ich hatte das Begraben in meinem Kirchſpiel gepachtet, und rechnete wenigſtens auf zehn Todte wöchentlich. Ich bin ruinirt.

Der Arzt. Meine Schuld iſt es nicht. Von meinen Kranken ſtirbt immer richtig die Hälfte.

Der Jude. Uns geht es am ſchlimmſten. Jedermann will heut zu Tage Jude ſeyn. An jedem Hauſe lieſ't man: bureau de prêt, mont de piété, u. ſ. w. Der Name Jude wird ganz vergeſſen. Man geht, wenn man Geld braucht, zum Erſten, Beſten, Chriſt oder Jude, und wird vom einen wie vom andern bedient. Ueberdies hat man den Termin der Volljährigkeit leider abgekürzt, und die jungen Leute haben gar zu viele Mittel ſich ſelbſt zu helfen. Unter dem ancien regime hatten wir vier Jahre länger zu arbeiten, und das waren gerade die rechten Erndtejahre.

Der Autor. Und ich, meine Herren! liege ich denn auf Roſen? Meinen Sie, dem Schriftſteller fließe Milch und Honig? Seit 20 Jahren ſchreibe ich, und ſehen Sie, wie mein Rock ausſieht. Alles hab' ich verſucht, nichts iſt gelungen. Ich hatte meinen Gläubigern ein herrliches Schauſpiel verpfändet; eh bien! es iſt ausgepfiffen worden, denn man hat keinen Geſchmack mehr. Endlich ſchrieb ich ein treffliches Werk über das gelbe Fieber, als es grade in Cadix herrſchte. Was geſchieht? kaum iſt mein Buch gedruckt, ſo hört das Fieber auf, und da liegen nun die Exemplare wie Blei. Ja, vor alten Zeiten, ehe man die Buchdruckerkunſt erfand, da galt ein Schriftſteller noch ſeinen Preis. Anno 1471 bezahlte Ludwig XI. 100 Goldthaler und 12 Mark Silber für eine Copie eines ſchlechten arabiſchen Buches über die Arzeneikunſt. Unter Ludwig XIII. gab der Cardinal Richelieu 600 Livres für ſechs Verſe. Das waren gute Zeiten!

Der Soldat. Unter Carl dem Kahlen gab es eine Schlacht bei Fontenay, wo 100000 Mann auf dem Platze blieben und die Unterofficiere ſchnell avancirten. Das waren gute Zeiten!

Der Landeigenthümer. Anno 1336 war die Hungersnoth ſo groß, daß die Menſchen ſich untereinander aufaßen, und das Maaß Mehl 50 Franken koſtete. Das waren gute Zeiten!

Der Arzt. Anno 1269 herrſchte eine ſo furchtbare Peſt in Paris, daß täglich 150 Perſonen ſtarben. Die Aerzte konnten nicht herumkommen —

Der Küſter. Und die Küſter nicht Gräber genug beſtellen. Ach ja, das waren gute Zeiten!

Der Advocat. Vor der Reform der Tribunäle hatte ich täglich wohl 10 Proceſſe zu plaidiren, Bittſchriften zu überreichen ꝛc. Zwanzig Familien weinten alle Morgen vor meiner Thür. Das waren gute Zeiten!

Der Jude. Ehe die Banquiers, Mäkler, Wechsler, Leihhäuſer, *Frömmigkeitsberge*, u. ſ. w. in Schwang kamen, da waren gute Zeiten, denn alles gehörte uns. Damals nahm man auch die beſchnittenen Thaler, heut zu Tage *wiegt* man alles.

Der Holzhändler. Anno 1709 froren alle Flüſſe in Frankreich zu, alle Holzvorräthe waren erſchöpft. Ach! die herrlichen Zeiten!

Der Zeitungsſchreiber. 1793 und 94 gab es alle Tage Conſpirationen, wöchentlich drei bis vier Volksaufſtände, monatlich 7 bis 8 Schlachten, in jedem Canton einige Maſſacren, jeden Morgen 150 revolutionaire Verurtheilungen, jeden Abend 50 bis 60 Nationaldecrete, Reden, Motionen, ꝛc. ꝛc.

Obwohl dieſes ganze Geſpräch nur zum Scherz erfunden ſeyn mag, (da es ſich in der ganzen Welt mit Wahrheit parodiren ließe) ſo kann man doch ähnliche Aeußerungen überall hören. Ganz zufrieden iſt eigentlich keiner, nicht einmal der Emporkömmling, denn er ſieht noch einen andern Emporkömmling über ſich und meint, die Stelle habe ihm gebührt. Das iſt der Lauf der Welt.

Die Greuel der Revolution werden allgemein verabſcheut, theils von Herzen, theils um die Mode mit zu machen. Diejenigen, die an jenen Greueln thätigen Antheil genommen, werden nicht verfolgt, ſondern vergeſſen; nicht einmal Groll ſcheint man mehr gegen ſie zu hegen. Barras lebt zu Brüſſel unter Menſchen, welchen er viel Böſes zugefügt hat, und die dennoch freundlich mit ihm umgehen.

Daß die Pariſer ſich der alten Zeiten nicht ungern erinnern, wird bei hundert Gelegenheiten, und aus hundert kleinen Zügen bemerkbar. Das Portrait Ludwig des Sechszehnten findet man in allen Bilderläden. Am Abend meiner Ankunft beſuchte ich die Oper Adrien, und hörte mit Erſtaunen die Worte: fidèle à mon roi, enthuſiaſtiſch beklatſchen. — Der ſogenannte Pallaſt des Tribunats heißt wieder allgemein Palais royal, die letzte Poſt vor Paris, poste royale, die Straße de la loi wird häufiger wieder rue Richelieu genannt. — Eine Poſthalterin zwiſchen Lyon und Paris, ſagte wehmüthig, als ſie den Stern auf meinem Kleide erblickte: en vous voyant, Monsieur, nous renaissons. — Leute, die ihre Dienſte anbieten, zählen es unter die Empfehlungen, vormals von Adel geweſen zu ſeyn. Eine Dame, die einen Platz ſuchte, führte ausdrücklich an: ſie ſey die Tochter eines Ludwigsritters, und eine andere rühmte ſich in derſelben Abſicht ihrer adlichen Abkunft; ja, dieſe letztere ließ öffentlich in die Zeitung drucken: ſie wünſche bei einem Herrn oder Dame de sa classe die honneurs de la table zu machen. — Die Miniſter werden wieder Excellenz genannt; die Livreen vermehren ſich täglich.

Die geleſenſten Blätter vertheidigen den Adel oft geiſtreich. Ein gewiſſer Familienſtolz, ſagt man, iſt jedem Rang und allen Claſſen eigen. Vor der Revolution fand ſich der Bürger ſo gut als der Edelmann, durch eine Reihe rechtſchaffener Ahnen geehrt, die etwa adliche Bedienungen gehabt hatten. Selbſt der Landmann erkundigte ſich ſorgfältig, ehe er ſeine Tochter verheirathete, nach der Familie des künftigen Schwiegerſohnes. Eine Art von Adel war ſelbſt den Bauerhütten nicht fremd, dort beſtand er in der Achtung vor dem Alter, und der anerkannten Redlichkeit einer Familie.

Die Philoſophie hat jene Gefühle zuweilen herabgewürdigt, die Revolution ſie gar zerſtören wollen; Alles rief mit Juvenal: Stemmata quid faciunt! was kümmern uns Voreltern? — Die Weisheit grauer Jahrhunderte hat dieſe Frage längſt beantwortet. Schon im Alterthume fängt jeder Menſch, der über ſeinen Namen und Stand befragt wird, damit an, ſeine Väter zu nennen. Sie ſind gewiſſermaßen ſeine Bürgen. Die homeriſchen Helden unterlaſſen es nie. Plato ſelbſt hält es nicht für zu gering, zu bemerken, daß Alcibiades, durch den Euryſaces, bis zu Jupiter hinauf rechnen konnte, und daß Socrates den Dädalus und Vulcan zu Ahnherrn hatte. —

Was iſt das für ein Volk, das bei den olympiſchen Spielen ſich das Geſchlechtsregiſter des Leonidas hererzählen läßt? Was iſt das für ein Volk, das die Geduld hat, von der Rednerbühne herab, den Cäſar die lange Reihe ſeiner Ahnen nennen zu hören? — die Griechen! die Römer! — Man wäge: auf einer Seite die Uebereinſtimmung aller

Völker, aller Zeiten, unter allen Regierungen und Formen derſelben; auf der andern die Weisheit einiger Tage, der man die große Entdeckung verdanket, daß ein Sohn mit ſeinem Vater gar nichts zu ſchaffen hat.

Was allgemein iſt, kann kein Vorurtheil ſeyn. Nicht nur Europa, ſelbſt die neue Welt hängt an dieſem Glauben, und kein Wilder in Nordamerika verläßt ſeine Wohnung, ohne die Gebeine ſeiner Väter mitzunehmen. Das älteſte bekannte Volk, die Chineſer, verehrt ſeine Vorältern ſogar noch abgöttiſch. Vom Pallaſt bis zur Hütte ſucht der Menſch ſein Andenken auf kommende Jahrhunderte fortzupflanzen. Von dieſem Wunſch beſeelt ſäet der Greis den Saamen eines Baumes, deſſen drittes Blatt er vielleicht kaum erleben wird. Durch ſeine Vorältern (das heißt Erinnerungen) hängt er mit der Vergangenheit zuſammen; durch ſeine Kinder (das heißt Hoffnungen) mit der Zukunft. In der phyſiſchen Ordnung der Dinge gehn die Individuen unter, die Gattungen bleiben ewig; eben ſo in der moraliſchen. Der iſt kein guter Menſch, der alle unſere Genüſſe gleichſam iſoliren und auf den gegenwärtigen Augenblick beſchränken will.

So räſoniren heutzutage die nemlichen Franzoſen, die noch vor wenigen Jahren augenblicklich zum Laternenpfahl mit demjenigen gewandert ſeyn würden, der ſich unterſtanden hätte, dergleichen laut werden zu laſſen.

Geſellſchaften und Vergnügungen.

Geſellſchaften giebt es freilich wohl noch, aber ohne Geſelligkeit. Eine fremde Dame, welche ſchon ſeit mehreren Jahren in Paris ein großes Haus macht, klagte mir einſt: die Leute vom nouveau regime ſeyen uneiniger unter ſich ſelbſt, als wenn ſie mit denen vom ancien regime zuſammen kämen. Die Letztern wären dann auch wieder geſpalten, weil ein Theil der Altadelichen mit den neuen Menſchen Umgang hält, ein anderer hingegen zu ſtolz oder zu arm dazu iſt. Hierzu kommt noch, daß man die liebenswürdigſten Altadelichen nur ſehr ſelten bei ſich ſehen kann, weil ſie zu entlegen wohnen, nicht ſo viel übrig behalten haben, um einen Fiacre bezahlen zu können, und man doch nicht wagt, ihnen einen Wagen zu ſchicken.

Iſt es nun aber endlich gelungen, drei Menſchen bei ſich zu verſammeln, ſo herrſchen auch gewiß drei verſchiedene Meinungen in dieſer kleinen Geſellſchaft. Das Mißtrauen gegen einander ſteht lesbar in ihren Zügen, daher eine zerhackte Unterhaltung, Peinlichkeit des Wirths, und folglich keine Geſelligkeit.

Die Mittagsgeſellſchaften ſind noch erträglich, weil die Tafelfreuden ſie würzen, aber die abendlichen Zuſammenkünfte, wo man kommt, geht, im halben Zirkel ſitzt, wo kein Geſpräch allgemein wird, und jeder ſich ängſtlich nach einem umſieht, dem er ſagen könne, was heute für Wetter iſt; wo die Frau vom Hauſe, mit nicht immer glücklich verhehlter Verlegenheit, bald dieſen, bald jenen zu unterhalten ſtrebt, indeſſen der Herr Gemahl bloß dadurch als Herr vom Hauſe kenntlich wird, daß er ſich nicht die geringſte Mühe giebt ſeine Langeweile zu verbergen, und ſich höchſt nachläßig auf alle Sofa's ſtreckt — ja, ſolche Aſſembleen, denen ich auch ein paarmal beizuwohnen das Glück gehabt, beſtätigen leider auffallend die Bemerkungen jener geiſtreichen fremden Dame.

Eine geſchmackvolle Wirthin ſucht natürlich alles hervor, um ihren nicht Karten ſpielenden Gäſten einen angenehmen Zeitvertreib zu verſchaffen, und man bedient ſich dazu vorzüglich dreier Mittel, die allerdings vortrefflich, nur aber meiſtentheils ſchwer zu erlangen ſind. Das erſte iſt der Abbé Delille, der berühmte Dichter, der die Gefälligkeit hat, in Häuſern, wo er bekannt iſt, ſeine Verſe herzuſagen, (nicht herzuleſen, denn er iſt faſt ganz blind,) der Genuß des Zuhörers beſchränkt ſich dabei nicht bloß auf die mancherlei Gedichte ſelbſt, die ſein erſtaunenswürdiges Gedächtniß alle auswendig weiß, und die größtentheils aus ſchön verſificirten neuen Wendungen alter Gedanken beſtehn; ſondern man erfreut ſich auch vorzüglich der unbefangenen Kindlichkeit des alten Mannes, die man überall, und beſonders in Paris, ſo ſelten trifft. Sehr gern erinnere ich mich eines Abends, den ich mit ihm bei der eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen ruſſiſchen Fürſtin Dolgorucki zugebracht habe. Er war gern in dem Hauſe — und wer wäre da nicht gern? — denn die aufmerkſame Wirthin kannte ſchon alle ſeine kleinen Wünſche und Bedürfniſſe, und kam allen zuvor; ſelbſt für fromage à la Crême, den er gern ißt, war geſorgt. Dagegen unterhielt er uns mit den ſchönſten und feurigſten Bruchſtücken ſeiner ungedruckten Werke, und ſo oft einer der Mitgäſte ihn an dies oder jenes vormals Gehörte erinnerte, war er gleich ſo gefällig, es zu wiederhohlen. Schade nur, daß er ſo außerordentlich ſchnell ſpricht, daß ſelbſt Franzoſen Mühe haben, ihm zu folgen, für Ausländer aber nothwendig vieles verloren geht.

Man begreift leicht, daß dieſes erſte treffliche Mittel, eine Geſellſchaft zu unterhalten, nur in der Macht derjenigen ſteht, welche Delille mit ſeinem Wohlwollen beehrt. Hierzu kommt noch, daß es nicht einmal immer von ihm ſelbſt abhängt, ob er kommen will oder nicht, denn er wird, wie alle Dichter, von ſeiner Frau beherrſcht. Ohne dieſe mit einzuladen, iſt kein Beſuch von ihm zu hoffen. Da nun Madame Delille ſingt und ihr Geſang ihren Gemahl entzückt, ſo muß auch dafür geſorgt werden, daß ein Inſtrument bereit ſtehe ſie zu accompagniren. Während ihr Gatte im Declamiren eine Pauſe macht, iſt es der Höflichkeit gemäß, Madame Delille zu erſuchen eine Probe ihrer Kunſt abzulegen; ſie weigert ſich ein wenig, giebt aber nach, und dann ſitzt der Abbé Delille neben ihr am Klavier, hingeriſſen von der Schönheit ihres Geſanges. Dagegen iſt ſie auf das zärtlichſte für ſeine ſchwache Geſundheit beſorgt, und giebt nicht zu, daß er zu viel Fromage à la Crême eſſe.

Ein zweiter nicht alltäglicher Zeitvertreib in den erſten Häuſern in Paris, iſt die Geſellſchaft irgend eines vorzüglichen Schauſpielers, beſonders Talma oder Lafond. Dieſe ſind ſo gefällig, aus allen Trauerſpielen ihres Repertoirs die ſchönſten Scenen oder Monologe mit allem Aufwand ihrer Kunſt zu declamiren, auch wohl andere lyriſche Gedichte darunter zu miſchen, und das gewährt allerdings zuweilen Stundenlang einen herrlichen Genuß. Von Talma, dem Einzigen, werde ich noch bei einer andern Gelegenheit ſprechen. Lafond zeichnet ſich beſonders durch ein äußerſt angenehmes Organ und eine einnehmende jugendliche Geſtalt aus, im übrigen iſt er als Schauſpieler ganz Franzoſe. Doch iſt ſein Spiel im Zimmer weit gemäßigter, und ich werde ſeinen Orosman, (beſonders die Worte: Zaire vous pleurez?) wie auch den Traum aus Athalia, nie vergeſſen. — Wie leicht ließe dieſes treffliche Unterhaltungsmittel ſich auch in teutſche Geſellſchaften einführen; wie angenehm wäre es nicht, Bruchſtücke von Schiller oder Göthe gut declamiren zu hören, ohne durch ein lärmendes Parterre um die Hälfte gebracht zu werden; wie manchen gebildeten und wohlerzogenen Mann giebt es nicht auch unter unſern Schauſpielern, der eine aus den erſten Ständen zuſammengeſetzte Geſellſchaft nicht verunzieren würde; aber — da ſtoße ich plötzlich auf ein unüberſteigliches Hinderniß! Unſere Schauſpieler ſind herzlich froh, wenn ſie auf der Bühne ihre Rolle mit Hülfe des Souffleurs hergeſtottert haben, unſere Schauſpieler wiſſen nichts auswendig, können den Souffleur nicht eine Minute entbehren; dem Franzoſen hingegen fehlt nie ein Wort, er ſpricht, als ob ihm die Rede nur ſo eben aus dem Herzen flöſſe, und bedarf nie einer Zurechtweiſung. Das iſt alſo für uns Teutſche nichts.

Das dritte Unterhaltungsmittel endlich iſt die Muſic. Ich verſtehe darunter nicht eigentliche Concerte, ſondern das Spielen und Singen einzelner Perſonen, vom Klavier oder von einem andern Inſtrumente begleitet. Es wäre undankbar, hier nicht der jungen ſchönen Gemahlin des Staatsraths Regnaud de St. Jean d'Angely zu erwähnen, welche wirklich ſchön und lieblich ſingt, und z. B. eine Scene von Gluck mit tiefem Gefühl vorträgt. Wo aber nun die Wirthin vom Hauſe ſolche Vorzüge nicht beſitzt, da iſt man beſonders bemüht, den berühmten Sänger Garat in die Geſellſchaft zu ziehen, und man wird ſchon mehrere Tage vorher ausdrücklich auf ihn, wie auf Delille, eingeladen.

Aber welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und Delille! Dieſer iſt vielleicht zu gefällig, Jener beſitzt den unausſtehlichſten Künſtlereigenſinn und Uebermuth, den ich jemals zu betrachten Gelegenheit gehabt habe. Dreimal fand ich mich ein, um ihn zu bewundern. Das erſtemal hatte er ſehr gewiß verſprochen zu kommen, blieb aber ganz aus. Das zweitemal bei Madame Regnaud de St. Jean d'Angely) kam er zwar, aber ſobald ich ihn erblickte, wußte ich ſchon woran ich war. Er trat in eine große geputzte Geſellſchaft nachläſſig gekleidet, in Stiefeln und mit verworrenem Tituskopf, gab ſich Airs, wie vormals nur ein verzogener Höfling gethan haben mag, und war durch keine Bitten dahin zu bringen, daß er geſungen hätte. — Das drittemal — bei der tieffühlenden Verfaſſerin der Valerie — machte er es eben ſo. Ich ſah lange von fern zu, wie man ihn mit Bitten beſtürmte; da ich aber ſehr deutlich in ſeinen Zügen las, daß dieſe Bitten ihm nicht unangenehm, ſondern ein nicht zu unterlaſſendes Vorſpiel waren, das noch lange dauern konnte, ich hingegen ſolchen Zierereien in den Tod feind bin, ſo ſchlich ich fort, grade einige Minuten vorher, ehe er zur Gnade ſich neigte, kann alſo ſein Talent nur auf Hörenſagen rühmen.

Daß Delille, Talma, Lafond und Garat nicht grade allein das Privilegium haben, den erſten Pariſer Cirkeln einen geiſtigen Genuß zu gewähren, verſteht ſich von ſelbſt. Es giebt wohl wenige gute Häuſer, in welchen nicht ein oder mehrere Vertraute der Muſen heimiſch wären; und wer nur zu eſſen geben kann, der hat auch gewiß, aus Mode oder Geſchmack, einige der ſchönen Geiſter, von welchen Paris wimmelt, an ſeiner Tafel. So fand ich z. B. bei Frau v. Beauharnois den alten Retif de la Bretonne (der einem gutmüthigen Faun gleicht, und deſſen Romane wohl keinem meiner Leſer unbekannt ſeyn werden)

Cailhava (deſſen Buch l'Art de la Comédie einſt geleſen, und deſſen Schauſpiele einſt geſpielt wurden), Dorat Cubieres (eigentlich Palmeſeaux, der, ich habe vergeſſen warum, Dorats Nahmen angenommen), Bolmeranges, (der Verfaſſer verſchiedener Boulevard-Stücke) Vigée, (ein angenehmer Dichter und beſonders guter Declamateur) u. ſ. w.

Wer nun aber nicht ſo glücklich iſt, oder nicht Luſt hat, ſeine Geſellſchaften auf dieſe Weiſe zu beleben, ſo, der muß wie gewöhnlich zu den Karten ſeine Zuflucht nehmen. Doch bleiben freilich in guten Häuſern auch immer noch Leute genug übrig, die nicht ſpielen, und unter welchen ein Fremder immer ſehr intereſſante Bekanntſchaften macht. Da trifft man auch wohl zuweilen mit Fremden zuſammen, denen man im Vaterlande zu begegnen nicht das Glück hatte, und ich entſinne mich unter andern mit großem Vergnügen, bei dem amerikoniſchen Geſandten Herrn Livingſton, den Grafen Rumford gefunden zu haben, den mein Herz ſchon längſt verehrte. Die Gegenwart dieſes achtungswerthen Menſchenfreundes und die der höchſtliebenswürdigen Schwiegertochter des Geſandten (einer jüngern Schweſter der Venus pudique) hätten ſchon allein hingereicht, jede Erwartung des Fremdlings zu befriedigen.

Noch hab' ich eines Hauſes nicht erwähnt, wo Anſtand, Fröhlichkeit und geiſtreiche Unterhaltung zwanglos vereinigt ſind; ich meine das Haus des preußiſchen Miniſters, Marquis von Lucheſini, deſſen Geiſt ſich nie erſchöpft, wie ſeine Gefälligkeit nie ermüdet. Die in der großen Welt erforderlichen Talente, die er Alle in einem ausgezeichneten Grade beſitzt, haben einen leichten Firniß über die Eigenſchaften ſeines Herzens gezogen, der aber ſo durchſichtig iſt, wie der Firniß auf einem köſtlichen Gemählde, und folglich nur dient, ihm Glanz zu leihen. Sein Geſchmack iſt ſo geläutert, und ſeine Kenntniſſe ſind ſo mannichfaltig, daß er mit der größten Leichtigkeit hier einen Politiker, dort einen Philoſophen, hier einen Dichter, dort einen Künſtler, Jeden in ſeinem Fache unterhält und in jedes Fach zu gehören ſcheint. Dabei leuchtet unverkennbar eine gewiſſe Gutmüthigkeit hervor, die ſeinem Gaſte Behaglichkeit und Zutrauen einflößt. Alle die Annehmlichkeiten, welche ein Haus ihm verdankt, weiß ſeine geiſtreiche Gemahlin noch zu erhöhen, und es wird wohl kein Fremder, der das Glück gehabt hat, ihm näher anzugehören, Paris ohne eine bleibende dankbare Erinnerung verlaſſen.

Außer den erſten Häuſern (wenn nemlich Glanz den Rang beſtimmt) giebt es auch noch manche, die in anderer Hinſicht Anſpruch auf dieſen Rang mit Recht machen dürften, und in welchen den Karten wie der Langenweile der Zutritt verſagt iſt. Dahin gehören z. B. die Häuſer mehrerer Staatsräthe, die bekanntlich größtentheils aus dem Stande der Gelehrten gewählt worden. Des edlen Lagrange habe ich ſchon irgendwo erwähnt. Ihm gleicht Fourcroy, der den Ruf eines großen Gelehrten mit dem eines hinreißenden Redners verbindet, und die gewählteſte Geſellſchaft an ſeiner runden Tafel ſammelt. Auch Perrégaux, der erſte Banquier der Regierung, weiß durch anſpruchloſe Gaſtfreiheit ſein Andenken dem Fremden lieb zu machen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die Häuſer nennen wollte, wo ächt franzöſiſche Urbanität die Geſelligkeit feſſelt; es ſind ihrer viele, und doch bleiben ſie nur Ausnahmen, denn die Wuth, große Cirkel zu bilden, iſt allgemein.

Einige große Mahler und ihre Atteliers.

Der Ruhm von Davids Sabinerinnen iſt ſchon durch ganz Europa geflogen, und hat nicht zu laut geblaſen. Es iſt ein herrliches Gemälde! Kritzler tadeln manches, z. B. die Stellung des Römers, und was weiß ich was ſonſt noch. Ich habe vor lauter Genuſſe nicht zum Tadeln kommen können. Der angreifende Sabiner iſt die Schöpfung eines großen Meiſters! und wie poetiſch iſt das Bild gedacht! welch' eine lebendige Einbildungskraft hat es hervorgezaubert! — die Weiber rollen ihre Kinder zwiſchen die Streitenden — da hat ſich ein zartes Weib um die Knie des Sabiners geſchmiegt — kann der rauhe Mann ihr widerſtehen? — Ha! ein Bild voll ſchmerzlichen Lebens, und dennoch hat das Genie des Meiſters ein Mittel gefunden, einen Contraſt von heiterer Ruhe anzubringen — wie? wird man ſchwerlich errathen, und es iſt doch ſo natürlich. Zwiſchen den Füßen des Römers liegt eins der hingeworfenen Kinder, welches eben ſeine erſten Zähne zu machen ſcheint, und deshalb ganz unbefangen mit dem Finger im Munde ſpielt. Dies zarte ſpielende Kind unter dem wuthſchnaubenden Helden macht großen Effect.

Wenn die deutſchen Künſtler conſequent ſind, ſo dürfen ſie das Bild freilich nicht loben, denn es ſind wahrhaftig noch mehr Kinder darauf, als in meinen Huſſiten vor Naumburg vorgekommen. Da nun dieſes Stück, beſonders der Kinder wegen, ſo gründlich beſpöttelt worden, ſo hoffe ich, werde es dem wakkern David nicht beſſer ergehen, denn er und ich haben ganz aus der Acht gelaſſen, daß bei Darſtellung einer Geſchichte, in welcher Kinder die Haupttriebfeder der Handlung ſind, durchaus keine Kinder ſich zeigen müſſen.

Man bezahlt, um die Sabinerinnen zu ſehen, eine Kleinigkeit beim Eintrit, und kann auch zugleich eine Broſchüre kaufen, in welcher David dieſes Verfahren mit dem Beiſpiel der

Alten entſchuldigt, und behauptet, daß ihm vorzüglich daran gelegen ſey, die Urtheile des Publikums auf dieſe Weiſe wie Apelles zu ſammeln; da mag er denn auch wohl auf manchen Schuſter ſtoßen. — Nach andern Nachrichten ſoll es ihm nebenher gar nicht gleichgültig ſeyn, auf dieſe Weiſe bereits 60,000 Livres eingenommen zu haben.

Indeſſen ſtehen noch ein Paar Bilder in ſeinem Attelier, die wohl ſo viel werth ſind, als die Sabinerinnen, und die er einem Kunſtliebhaber gratis zeigt. Die Horazier, die eben den feierlichen Schwur ausſprechen, möchten wohl in Hinſicht auf Compoſition, Simplicität und Kraft, den Sabinerinnen noch vorzuziehen ſeyn; denn vielleicht iſt es wahr, was manche den Sabinerinnen vorwerfen, daß man beim Anblick, beſonders des Römers, ſich nicht enthalten kann, an die franzöſiſche Oper zu denken. Die Hände der ſchwörenden Horatier ſind unausſprechlich ſchön.

Minder hat mir Brutus gefallen, der ſeine Söhne zum Tode verdammt. Zwar iſt der Ausdruck im Kopfe ganz gelungen, ſo wie die krampfige Angeſpanntheit ſeines ganzen Körpers, die bis in die Fußzeh ſichtbar bleibt. Aber das Bild iſt gleichſam in zwei Theile getheilt, die Mutter mit den beiden Töchtern und der Großmutter, ſind durch eine Säule, und durch ein ausgeſpanntes Tuch gleichſam abgeſondert. Herrlich iſt die zuſammenſinkende Figur der einen Tochter. Vielleicht würde ſie etwas zu groß ſeyn, wenn ſie ſich aufrichtete. Iſt es wahr, was man gewöhnlich behauptet, daß das Verhüllen den höchſten Grad des Schmerzes ausdrücke, (woran ich doch zweiſle,) ſo möchte es beſſer geweſen ſeyn, ſtatt der Großmutter, die Mutter ſich verhüllen zu laſſen. Ein ſchöner Gedanke aber iſt es, daß Brutus ſich auf den Altar der Roma ſtützt, als ſeinen einzigen Troſt in der ſchmerzlich erfüllten grauſamen Pflicht.

Gérard.

Auch dieſer brave Geſchichtsmahler iſt Dichter, das beurkundet ſein herrlicher Beliſar; denn die höchſt poetiſche Situation, in welche er auf dieſem Bilde den blinden Greis geſetzt hat, iſt ſeine eigene glückliche, doch herzzerrei ſende Fiction. Der Jüngling, welcher Beliſar zum Führer dient, iſt, durch den Stich einer Schlange verwundet, geſtorben. Beliſar trägt ihn fort, die Schlange hängt dem Jüngling noch am Fuße; die Sonne iſt eben im Untergehen begriffen. Der arme Blinde, ſeines Führers beraubt, hat in unwegſamen Gegenden den Pfad verloren, die Nacht iſt da, er ſucht mit dem Stocke ſeitwärts einen Weg, und weiß nicht, daß gerade vor ihm ein Abgrund iſt, dem er bereits ganz nahe ſteht. Das Bild erſchüttert unglaublich. Der Athem ſtockt dem Beſchauer. Man ſtreckt unwillkührlich die Arme aus, um den blinden Greis vom Abgrund hinweg zu ziehen, oder man wendet ſich ſchnell ab, um nicht Zeuge ſeines Sturzes zu ſeyn.

Da bei der bloßen Geſchichtsmahlerey die Kunſt eigentlich nach Brodt geht, ſo hat auch Gerard, wie andere ſeines gleichen, ſich zum Portraitmahlen herabgelaſſen; doch weiß ſein Genie jedes Portrait zu einem Tableau zu machen, das, Trotz der täuſchenden Aehnlichkeit, den höhern bleibenden Werth auch ſeinen Pinſel erhält. Ich habe treffliche Gemählde der Art bei ihm geſehen. Die Generalin Mürat z. B., die Schweſter des erſten Conſuls, an einem Tiſche, halb ſtehend, halb ſitzend, und auf dem Tiſche eine Wiege, mit ihrem jüngſten ſchlummernden Kinde, und das ältere um ihre Kniee ſpielend, beide Kinder völlig nackend. Auch Madame Recamier's noch nicht vollendetes Portrait in Lebensgröße, einer Venus gleich, unter einem dünnen Schleyer ruhend, iſt ein ſehr liebliches Gemählde.

Drouais.

Leider hat der Tod dieſen jungen hoffnungsvollen Künſtler hingerafft. Er ſtarb zu Rom an einem hitzigen Fieber, im 25ſten Jahre, eben als er Rieſenſchritte zur Vollkommenheit that. Er war der einzige Sohn einer wohlhabenden Frau in Paris, der nichts von ihm übrig geblieben, als ſein Marius, dargeſtellt in dem Augenblicke, da der Cimbrier zu ihm hereintritt, um ihn zu ermorden; ein treffliches Bild, welches er der geliebten Mutter aus

Rom ſchickte, und welches, ſo viel man auch ſchon dafür geboten, um keinen Preis ihr feil iſt. Aber ſie läßt es gern jeden Kunſtliebhaber ſehen, ſie empfängt die Fremden, die dieſen Wunſch ihr äußern, mit vieler Höflichkeit, und findet ſelbſt einen Genuß darin, den hier noch lebenden Geiſt ihres einzigen Kindes bewundert zu ſehen. Wenn man das Bild lobt, ſo treten ihr gleich die Thränen in die Augen. — Die Geſtalt des Marius iſt wirklich ausnehmend ſchön, aber unrichtig ſcheint mir die Idee, daß der Cimbrier, weil er ſeinen Blick nicht ertragen kann, den Mantel vor die Augen hält. So drückt kein mordluſtiger Cimbrier ſeine Ehrfurcht vor einem großen Manne aus.

Iſabey.

Er iſt eigentlich ein Miniaturmahler, man findet aber in ſeinem Attelier Stücke, deren Vollendung bewundernswürdig iſt. Ich empfehle beſonders einen alten Mann mit einem Jüngling, das Vollkommenſte was ich jemals in der Art geſehen habe. Madame Tallien rief aus, als ſie dies Bild ſah: ça pue l'huile.

Sehenswürdigkeiten.

Ich werde unter dieſer Rubrik noch einiges kurz zuſammen faſſen, wovon zwar viel zu ſagen wäre, wovon aber ich grade nicht viel zu ſagen weiß.

Deſaix's Denkmal.

Es iſt ſehr geſchmackvoll, und verziert einen Brunnen auf einem öffentlichen Platze, in dem aber noch kein Waſſer iſt. Die Inſchriften ſind kurz und kräftig. Was mir aber ſehr mißfällt, iſt, daß man am Fuße des Denkmals die Namen aller derjenigen eingegraben hat, welche durch Subſkription zu Errichtung deſſelben beigetragen. Dieſe ſteinerne Pränumerantenliſte iſt mir komiſch vorgekommen. Glücklicher Weiſe iſt ſie ſo angebracht, daß die Waſſerſchöpfenden ſie bald auslöſchen werden.

Les Chevaux de Conquête.

Die berühmten vier Roſſe, die manche artige Reiſe in der Welt gemacht, und, ich weiß nicht wie lange, ſogar im Waſſer gelegen haben, ſtehen jetzt einzeln vertheilt auf dem ſchönen Gitter, welches den Hof der Tuilerien vom Carouſſelplatze ſcheidet. Ich war ſehr neugierig ſie zu ſehen, ſie haben aber nur einen ſchwachen Eindruck auf mich gemacht. Es ſind vier recht artige Klepper, die, nach meinem Gefühl, mit den vier Roſſen auf dem brandenburger Thore zu Berlin nicht zu vergleichen ſind, und die ſo ziemlich auf Schränke geſtellten Puppen ähneln. Vielleicht ſchadet es dem Effect, daß ſie nicht alle viere neben einander ſtehen. Man hat dies aber unter andern auch deswegen unterlaſſen müſſen, weil ſie nicht mit einerlei Fuß ausgreifen, und alſo nur paarweiſe geſtellt werden durften.

Der Garten der Tuilerien.

iſt ſehr reizend und freundlich. Unter den Fenſtern des erſten Conſuls iſt die Luft durch lange Rabatten von Reſeda mit ſüßem Duft geſchwängert. Auf zwei ſchönen Baſſins ſchwimmen majeſtätiſche Schwäne. Unzählige

Statüen, zum Theil von großem Werth, lokken den Kunſtliebhaber aus einer Allee in die andere. — Wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich iſt, ſo findet man zu jeder Stunde, beſonders aber um Mittag, eine wogende Menge von Spaziergängern. Alte Weiber vermiethen Stühle und Zeitungen. Fröhliche Kindergruppen ſpielen in der Sonne. Wer Erquickung ſucht, darf nur die Terraſſe der Feuillants beſteigen, wo ein trefflicher Reſtaurateur ſeinen Hunger zu ſtillen und ſeinen Gaumen zu kitzeln bereit iſt. Die ehemalige Reitbahn, in welcher ich einſt Mirabeau donnern hörte, iſt weggeriſſen, und durch eine neue Straße wird der Platz von dieſer Seite noch ſehr verſchönert werden. — Ein rüſtiger Spaziergänger, dem der große Garten dennoch nicht groß genug ſeyn ſollte, kann, zwiſchen den herrlichen Pferdegruppen hinaus wandelnd, ſich ſogleich in die angränzenden eliſäiſchen Felder begeben.

Tapetenfabrik der Gobelins.

Der herumführende Cicerone zeigt gewiſſenhaft den Anfang und die Fortſchritte dieſer Kunſt, man begreift aber dennoch wenig davon. Weberſtühle hat jedermann geſehen, und dieſen gleicht auch hier der Mechanismus; wie es aber zugehe, daß dieſe einzelnen Fäden ſo herrliche Gemälde hervorbringen, das bleibt, Trotz aller Erklärung, des Anſtaunens würdig. — Es waren da ſchöne hiſtoriſche Gemälde in der Arbeit, unter andern eine Iphigenia, wie ſie den Oreſt erkennt, ein ausgezeichnet ſchönes Bild. — Von dem eigentlichen Coſtum der Iphigenia muß man wohl gar keine Spur mehr haben, denn ſo oft ich es noch, nach der Angabe von Kunſtverſtändigen, geſehen, in Berlin, Weimar, Paris, u. ſ. w. ſo oft finde ich es ganz verſchieden. Auf dem Gemälde, von welchem die Rede iſt, iſt ihr Gewand ganz weiß, ſie trägt eine weiße Stirnbinde, und eine Art von Ordensband, mit Sternen und halben Monden beſäet.

Die Gallerie der fertigen, zahlreichen Stücke wird Kenner und Nichtkenner befriedigen. Die Entführung der Orythia durch Boreas, und dann der Präſident Molé, unter den Frondeurs, zeichnen ſich beſonders aus. Alle werden jedoch durch den Mord des Admiral Coligny übertroffen. Die dahin gehörige Stelle aus der Henriade iſt auf eine

Tafel geſchrieben und daneben gehängt. Die Figur des Admirals iſt einem Geiſte ähnlich, und weckt ſchaudernde Ehrfurcht.. — Ein Paar Blumenſtücke und ein Fruchtſtück von einem Jüngling von achtzehn Jahren, ſetzen in Erſtaunen; man muß ſich durch das Gefühl überzeugen, daß man bloß Bilder vor ſich hat.

Dieſe Fabrik erfordert großen Aufwand, und muß von der Regierung anſehnlich unterſtützt werden; auch iſt dieſe es wohl, die der Fabrik den meiſten Abſatz verſchafft, indem ihre erſten Beamten ſich keiner andern Tapeten bedienen, auch oft Geſchenke an fremde Höfe damit gemacht werden.

Die Feuermaſchine,

durch welche das Waſſer aus der Seine heraufgepumpt wird, kann nur derjenige zu beſuchen wünſchen, der Luſt hat, ſich einen deutlichen Begriff von der Hölle der Alten zu machen. Da ſind Irions Räder und Ketten, und die Fäſſer der Danaiden, und die ſchwarzen unterirdiſchen Geſtalten. Halb gebraten, und durch die fürchterlichen Schläge des Eiſens betäubt, flieht man aus dieſer Werkſtätte

Vulcans, deren Mechanismus überdies ſo zuſammengeſetzt iſt, daß man mancherlei Vorkenntniſſe mitbringen müßte, um Nutzen aus dem Beſchauen zu ziehen. Daſſelbe gilt auch zum Theil von der

Fabrik der Gebrüder Perrier.

Hier werden Kanonen gegoſſen, und eine Menge anderer Maſchinen verfertigt, z. B. die engliſchen Maſchinen zu der Baumwollenſpinnerey. Sie waren, ſo viel ich davon verſtehe, ſehr gut gemacht, und koſteten, nach Maaßgabe ihrer Größe, ſo viel Louis, als Spulen daran befindlich ſind. Ein Mann und ein Kind ſetzen ſie in Bewegung. — Die Fabrik iſt von großem Umfange; wenn man aber nicht ſchon vorher etwas davon verſteht, ſo gafft man bloß und lernt wenig. Weit unterhaltender iſt

Die Spiegelfabrik,

welche 600 Menſchen luſtig und lebendig beſchäftigt, und wo man reine, klare Spiegel, von 9 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite ſieht.

Die Baſtille.

Der Platz, wo dieſes Werkzeug geſetzloſer Herrſchaft einſt geſtanden, wird immer merkwürdig bleiben. Mauern, Graben, und einige Thore, ſind noch vorhanden, auf dem ganzen innern Raume aber iſt Brennholz aufgeſtellt. Ich mag die Sage nicht verbürgen, welche behauptet, ein republikaniſcher Held habe den Verluſt der Baſtille ſchon mehreremale herzlich beklagt. Ey nun, da iſt ja noch der ſogenannte Tempel, wo Ludwig XVI. gefangen ſaß, und der auch Raum für manchen Unglücklichen hat. Er iſt mit ſo hohen Mauern umgeben, daß man ſeine vier Thürme, die einen fünften einſchließen, nur in einiger Entfernung erblickt. Der ſchrecklichen Vergangenheit gedenkend, ergreift hier eine finſtere Wehmuth den Vorübergehenden.

Das phyſicaliſche Cabinet des Profeſſor Charles,

in welchem er auch ſeine Vorleſungen hält, ſollte von keinem Fremden unbeſucht gelaſſen werden, denn es iſt eines der ſchönſten und vollſtändigſten in Europa. Die Electriſirmaſchine iſt ſo ungeheuer groß, daß, wenn ſie nur eben in Bewegung geſetzt wurde, ſich in einer Entfernung von zwei Schritten die Haare auf meinem Kopfe empor ſträubten. Das Rad hält faſt 5 Fuß im Durchmeſſer. Hier findet man alle Inſtrumente für Phyſik, Mechanik, Optik, Acuſtik, u. ſ. w. auch ein Weltſyſtem, welches aber dem in Berlin weit nachſteht. Man verſäume auch nicht einen Blick in die Camera obscura zu werfen, denn da das Cabinet im Louvre ſich befindet, ſo gewährt das beſtändige Gewühl in dieſer Gegend einen ſehr beluſtigenden Anblick. — Charles war bekanntlich einer der erſten Luftſchiffer, und die Gondel, in welcher er ſeine Reiſen vollbracht, iſt auch hier zum Andenken aufgehängt.

Das Hotel Dieu

wird von Sachverſtändigen nicht ſehr gerühmt. Ich fand die meiſten Betten leer, weiß aber nicht, ob aus dem wünſchenswerthen Mangel an Kranken, oder aus andern Urſachen. — Eine Inſchrift in Marmor, auf Befehl des erſten Conſuls eingegraben, ſollte die Verdienſte zweier Männer, Deſault und Bichat, verewigen; deren erſter, der Wiederherſteller der Wundarzneykunſt genannt, und dem letztern große Verdienſte um die Arzneykunde zugeſchrieben wurden. — Ich kann dergleichen Ermunterungen zu Tugend und Thaten nicht genug rühmen, und begreife nicht, wie es zugeht, daß man deren in Deutſchland ſo wenige findet. Ja, ich muß leider bekennen, daß die Deutſchen nicht einmal empfindlich für ſolche Denkmäler zu ſeyn ſcheinen. Wenn das iſt — freilich, dann iſt auch die Errichtung derſelben ganz überflüſſig, denn der Todte, den ſie ehren, iſt dahin, und der Lebende, den ſie zur Nacheiferung anfeuern ſollen, bleibt kalt, wie der Marmor. — Eine ältere Inſchrift rühmt: daß ein vornehmer Mann aus der Familie Bellievre ſterbend verordnete, all' ſein prächtiges Hausgeräth zum Dienſt der Kranken im Hotel Dieu umzuformen. Das iſt nun wohl ganz gut, aber, da er ſelbſt es doch nicht mehr brauchen konnte, ſo war das Opfer nicht groß, und verdient wahrlich kein Ehrendenkmahl. Wir würden ja vor lauter Denkmälern bald nicht mehr auf den Straßen gehen können, wenn ſie an ſolche Handlungen verſchwendet werden dürften. — Uebrigens iſt das Hotel Dieu mit der Charité in Berlin gar nicht zu vergleichen; aber — es giebt in Paris ſehr viel dergleichen Hoſpitäler, in Berlin nur eins. Ob es beſſer ſey, die wichtige Sorge für hülfloſe Kranke unter mehrere zu vertheilen, oder nur einem anzuvertrauen? dieſe Frage verdient Erörterung, führt aber zu weit.

Fündelhaus. (Hospice de la maternité.)

Hier fand ich, zu meinem unausſprechlichen Vergnügen, die nemliche alte Nonne wieder, die ſchon vor dreizehn Jahren durch ihre unbeſchreibliche Mutterſorge mich ſo gerührt hatte. Nur in *weltlichen* Kleidern fand ich ſie jetzt, und auch nur die *Kleider* waren verändert an ihr. Durch Glauben und Vertrauen auf Gott war ſie allen Stürmen der Revolution glücklich entgangen. Die andern Nonnen hatten ſich furchtſam zu ihren Familien zurückgezogen; und eben wollte auch ſie, mit einem Bündelchen auf dem Rücken, das Kloſter traurig verlaſſen, als ihr auf der Treppe ein Volksrepräſentant entgegen trat, ſie erſuchend, zu ihren Beſchäftigungen zurück zu kehren. Anfangs weigerte ſie ſich deſſen; als man ſie aber verſicherte, ſie ſolle in ihrem Glauben ungekränkt bleiben, und, die Ordenstracht ausgenommen, nach Gefallen leben: da kehrte ſie muthig wieder um. Freilich erinnert ſie mit Wehmuth ſich des ſchönen Kloſters, das ſie räumen müſſen, und für das ihre jetzige Wohnung keinen Erſatz gewährt, aber ſie iſt dennoch heiter und zufrieden, im Bewußtſeyn erfüllter Pflicht. Ich fand wenige Fündlinge, denn ſie werden, der großen Sterblichkeit halber, gleich aufs Land gegeben; nur die, welche am ſelbigen Morgen, und wenige Tage vorher gebracht worden, lagen in reinlichen warmen Betten. — In einer Reihe von artigen Zellen, auf einem langen Gang, warteten die Ammen auf Fündlinge, und ſäugten indeſſen ihre eigenen Kinder. Die weibliche Bedienung des Hauſes beſtand aus lauter groß gezogenen Fündlingen. Ordnung, Sauberkeit, Freundlichkeit, alles war wie vormals.

Das Waiſenhaus,

nicht weit vom Jardin des plantes, herbergt 1100 Kinder, wovon 600 bereits mit nützlichen Arbeiten beſchäftigt werden. Ein Theil wird zu Soldaten erzogen, und dieſe ſtehen auch bereits Schildwach mit Ober- und Untergewehr. Die meiſten ſehen geſund und froh aus. Ihr

Brod iſt gut und ſchmackhaft. Ueberall herrſcht Reinlichkeit. Das Gebäude iſt ſehr weitläuftig. Die Schlafſäle ſind luftig, doch ſcheinen mir die Betten einander zu nahe zu ſtehen. Die Schule iſt in mehrere Claſſen getheilt. In einer derſelben, wo das Schreiben gelehrt wird, fand ich eine Menge Vorſchriften angeheftet, die ſehr zweckmäßig aus kurzen faßlichen Sentenzen beſtanden. (In Deutſchland muß die liebe Jugend noch an vielen Orten mit bibliſchen Sprüchen ſich behelfen, und Davids Geſchlechtsregiſter auswendig lernen.) Ganz paſſend waren indeſſen auch hier nicht alle Vorſchriften: manche gingen wohl über die Begriffe der Kinder, manche konnten auch nachtheilig wirken; z. B. die Verſöhnung mit einem Feinde iſt ſelten von Dauer. — Leider eine Wahrheit, aber was ſoll der Knabe damit machen? — Merkwürdig iſt, daß die Kirche dieſes Waiſenhauſes, vermuthlich an Schätzen leer, während der Revolution unberaubt und unberührt geblieben.

Das Haus der heiligen Perine.

iſt ein neues, treffliches Inſtitut. Um darin aufgenommen zu werden, muß man entweder alt oder kränklich ſeyn. Darin gleicht es andern Hoſpitälern, aber wodurch es ſich von allen andern unterſcheidet, und dem Geiſt unſers Zeitalters Ehre macht, iſt folgendes: durch eine leichte Erſparung in jüngern Jahren verſchafft es dem hülfloſen Alter ein ſicheres Eigenthum, und bedarf keiner Unterſtützung von der Regierung. Jeder nemlich, der unterzeichnet, bezahlt zwiſchen dem 30ſten und 40ſten Jahre monatlich zwei Franken, zwiſchen 40 und 50 drei, zwiſchen 50 und 60 vier, zwiſchen 60 und 70 neun Franken; zuſammen eine Summe von 2160 Franken, und das iſt ſein lebenslängliches Eigenthum. Tritt er nach dem 30ſten Jahre ein, ſo muß er dennoch das verſäumte nachzahlen. Doch erleichtert die Adminiſtration Unbegüterten die Zahlung gern. Wirklich in das Haus ziehen kann der Unterzeichnete nicht früher als in ſeinem 70ſten Jahre, es wäre denn, daß er ſchon vorher krank und hülflos wäre.

Im Hauſe hat Jeder ſein eignes, niedliches Zimmer (das ihm nach ſeinem Geſchmack auszuſchmücken frei ſteht) mit einem im Fenſter ſinnreich angebrachten Kamin; aufmerkſame Bedienung; am Tiſche (jede Tafel zu

12 Couverts) das beſte Brod und Fleiſch. Des Morgens um 8 Uhr empfängt er ein Brod, um 1 Uhr Suppe, Rindfleiſch und Zugemüſe, um 7 Uhr Abends Gemüſe, Früchte, Käſe, weißes Brod ſo viel ihm beliebt, jede Mannsperſon täglich eine Bouteille, jedes Frauenzimmer eine halbe Bouteille Wein. — Alle Monat liefert ihm die Wäſcherin ein paar reine Bettlaken, alle 5 Tage ein Hemde, Halstuch, Schnupftuch und ein paar Strümpfe. — Für die Kranken wird in beſondern Zimmern geſorgt. Das Haus unterhält einen Apotheker, Arzt, Wundarzt, Krankenwächter. — Was Einer an Mobiliarvermögen mitbringt, erbt bei ſeinem Tode das Haus. — Eine hohe geſunde Lage in der Straße Chaillot und anmuthige Gärten vermehren die Annehmlichkeit des Hauſes im Sommer, im Winter ein Geſellſchaftsſaal, in welchem Zeitungen und Journale liegen. — Das Reſultat iſt: ein Menſch müßte wohl ſehr arm ſeyn und ſehr wenig verdienen, wenn er nicht im Stande ſeyn ſollte, in einem Zeitraum von vierzig Jahren etwa 600 Thaler zurück zu legen. Für eine jährliche Erſparniß von 15 Thaler alſo, erwirbt er ſich — nicht etwa Anſpruch

auf Barmherzigkeit — ſondern ein Recht, in ſeinen alten Tagen anſtändig verſorgt zu werden. Er genießt im Alter kein Almoſen, ſondern die Früchte ſeines Fleißes. Welch ein Troſt für zartfühlende Seelen! — Man kann auch für andre unterzeichnen, wie bereits von vielen geſchehen, und gute Herrſchaften finden hier ein vortreffliches Mittel, alte treue Diener zu verſorgen.

Die erſten Claſſen der Einwohner von Paris haben ſich für dieſe Anſtalt intereſſirt. Zu dem Conſeil, welches ſich dafür gebildet hat, gehören der Präfect des Seinedepartements, der Polizei-Präfect, der Erzbiſchof von Paris, der Bankdirektor u. ſ. w. Der erſte Conſul hat für 30 Plätze, ſeine Mutter für 4 und ſeine Gemahlin für 25 unterzeichnet. Der zweite Conſul hat 10, der dritte 15, die verſchiedenen Miniſter jeder 10 Plätze u. ſ. w. Auch manche Ausländer ſind unter den Subſcribenten, z. B. die ruſſiſchen Generale Sprengporten und Chitroff, der ruſſiſche Kammerherr v. Balk, der Secretair des Großfürſten Conſtantin Salrapeßnoff, u ſ. w.

Der Münz-Pallaſt (Hotel des monnayes.)

Hier hält in einem großen, ſchönverzierten auf Marmorſäulen ruhenden Saale, der berühmte Le Sage chemiſche Vorleſungen, deſſen Büſte ſeine dankbaren Schüler im Nebenzimmer aufgeſtellt haben. Das Viereck des Saales iſt in der Mitte cirkelförmig durch Glasſchränke abgetheilt, in welchen auf der auswendigen Seite ein treffliches Mineralien-Cabinet verwahrt wird. Der inwendige Raum iſt für die Zuhörer mit bequemen und eleganten Bänken beſetzt. Hinter dem Catheder ſtehn in einer Art von Höhle zwei egyptiſche Bildſäulen und zwiſchen ihnen alle zur Chemie gehörigen Oefen, Inſtrumente u. ſ. w. Eine breite Gallerie läuft um den Saal und mehrere Zimmer grenzen an denſelben. Man findet da viele Modelle von Fabrikgebäuden und Maſchinen; alle Werkzeuge des Bergbaues im Kleinen; Schüſſeln von dem berühmten Töpfer Paliſſy, der vor 300 Jahren lebte, der größte Chemiker ſeiner Zeit war, und nie einen andern Titel annehmen wollte, als den: Meiſter Töpfer.

Die chirurgiſche Schule.

Ein prächtiges Gebäude. Das Innere entſpricht dem Aeußern. Die mit Wachs ausgeſpritzten Präparate ſind erſtaunenswürdig, doch hab' ich bei dem Herrn Geheimen-Rath Loder in Halle ſie eben ſo gut geſehn. — Eine Menge in Wachs ſehr täuſchend nachgeahmter Krankheiten, unter andern ein vom Krebs zur Hälfte weggefreſſener Kopf, das Original liegt dabei, gräßlich zu betrachten, und der Menſch hat dennoch gelebt, und hat immer noch leben wollen. Alles Eſſen wurde ihm, Gott weiß wie, in die Gurgel geſtößt, denn Mund, Naſe, Backen, Zähne, alles war weg; und dennoch hat er immer noch leben wollen. Welch eine Zauberei liegt denn im Daſeyn! da ſelbſt der es nicht fahren laſſen will, der ihm täglich fluchen muß. — Skelette, Köpfe und Gebeine giebt es hier bei Hunderten, Mißgeburten aller Art, zuſammengewachſene Kinder, auch eins mit einem Krötenkopf. Wenn ich ein ſolches elendes Geſchöpf ſehe, höre ich auch immer den Jammer der armen Mutter, die mit Schmerzen gebahr, und nun, da ſie den Lohn überſtandener Leiden an den vollen Mutterbuſen drücken will, ſich plötzlich von einem Krötenkopfe angrinſen ſieht.

Allerlei Curioſitäten ſind auch zu ſchauen: die Kopfhaut des berüchtigten Cartuſch; der Zwerg des Königs von Polen, Bebe, in Wachs geformt, mit ſeinen eignen Kleidern angethan; das Skelett des vor einem Jahre verſtorbenen Mannes, der weder Arme noch Beine, ſondern nur Hände und Füße hatte, die gleich oben am Ellenbogen, und unter am Leibe angewachſen waren. — Alle Steine die in thieriſchen Körpern gefunden werden. Es ſind fürchterlich große Steine von Menſchen darunter. — Das Schaaf, vom erſten Augenblick ſeiner Entſtehung, bis zu ſeiner Geburt, in mehr als funfzig Epochen. — Eine koſtbare Sammlung von chirurgiſchen Inſtrumenten aller Art, auch eine große Bibliothek, die doch nicht aus lauter zur Wiſſenſchaft gehörigen Werken beſteht, denn ich fand zu meiner Verwunderung auch hier wieder Voltaire's Werke. — Das ganze Local, ſo ſchön und groß es auch bereits iſt, wird dennoch in dieſem Augenblick noch ſehr erweitert. — Ich will bei dieſer Gelegenheit ſogleich einige Worte über die

Veterinairſchule zu Charenton

einſchalten. Sie iſt eine Schöpfung des Exminiſters François de Neufchateau, und wurde anfangs ſehr unterſtützt, geräth aber jetzt immer mehr in Verfall, weil Geld fehlt, und ſich niemand darum bekümmert. So geht es leider, nach der Verſicherung wohlunterrichteter Leute, mit vielen hieſigen Inſtituten, die glänzend wie Meteore heraufſteigen, und eben ſo bald zerplatzen. So ging es unter andern einem kleinen Hoſpital, welches zu der école de medécine gehörte, und zur Vervollkommnung der Zöglinge errichtet worden war, daher es auch, wo ich nicht irre, le perfectionnement genannt wurde. Man richtete mehrere Säle dazu ein, ein Chirurgus wurde dabei angeſtellt, alles ging eine kurze Zeit recht gut, und nun liegt alles wieder im Schlummer begraben.

Das Inſtitut der Blindgebornen

iſt, ſeit ich es nicht ſah, noch erweitert worden. Man hat nemlich mit den 300 Blinden (quinzevingts,) die Lehranſtalt für junge Blinde vereinigt, in welcher ſie zu allerlei Manufacturarbeiten, oder was ihnen ſonſt zu lernen möglich iſt, angewieſen werden. Vom blo ßen Gefühl geleitet leſen und drucken ſie noch wie vormals, haben ihre geographiſchen Karten en relief, ihre Muſiknoten desgleichen, lieben die Muſik ganz beſonders (weshalb man auch in ihren Schlafſälen faſt nichts als muſikaliſche Inſtrumente ſieht) gehn überall frei umher ohne ſich zu ſtoßen, ſind immer luſtig und guter Dinge. Die Mädchen ſpinnen. Der Unterhalt dieſer glücklichen Elenden ſchien mir aber bei weitem nicht ſo gut, als z. B. der der obenerwähnten Waiſenkinder. Das Haus iſt groß und ſchmutzig. Man zeigt weniger Achtung darin vor dem Publicum als ſonſt allgemein in Paris. Ich wollte einer öffentlichen Sitzung beiwohnen, ſie war um 12 Uhr präciſe angeſagt. Das Wort präciſe wird hier oft ſehr uneigentlich gebraucht. Es war halb eins, als ich hinkam, da ſaßen die Blinden noch und ſtimmten ihre Geigen. Jeder ſpielt ſein eignes Stückchen, und das währte ſo lange und war ſo hölliſch anzuhören, daß ſie mich endlich nach ein Uhr mit ihrer Teufelsmuſic wirklich davon jagten, als die Sitzung noch immer nicht eröffnet war. — Verſchiedene ihrer Fabrikate lagen ausgebreitet, Bettdecken u. dgl.

Das Prytaneum.

Urſprünglich iſt dieſe Erziehungsanſtalt für ſolche Knaben beſtimmt, deren Väter auf dem Bette der Ehren fürs Vaterland ſtarben, und denen nunmehr die dankbare Nation den Vater erſetzt. Es werden aber auch Penſionairs aufgenommen, welche für Unterricht, Koſt und Kleidung jährlich die ſehr mäßige Summe von 1000 Livres bezahlen, und, wenn ſie ſich auszeichnen, dem Gouvernement bei ihrem Austritt beſonders empfohlen werden. Der Zöglinge ſind überhaupt 450. Der Director der Anſtalt iſt ein ſehr wackerer Mann, Namens Champagne. Sämmtliche Lehrer, ſo viele ich davon geſehen, ſind feingebildete Leute, und zuvorkommend bereit, alles zu zeigen, alles zu erklären. Die ſehr weitläuftigen, vormals den Jeſuiten gehörigen Gebäude enthalten mehrere große Höfe, deren ſich die muntere Jugend zu Spielplätzen bedient. Die verſchiedenen Claſſen, die Schlaf- Speiſe- Zeichenſäle, die Küche, Alles war geräumig, luſtig, reinlich. Nur die *kleinern* ſchlafen in Sälen *beiſammen*, unter Aufſicht von Lehrern und Bedienten; die *größern* haben Jeder ſeine eigene Schlafkammer, eine ſeltene aber treffliche Einrichtung.

Die Zöglinge werden ſehr gut genährt. Ich ließ mir ein Stück von ihrem Brodte reichen; es war beſſer und weißer als bei dem erſten Reſtaurateur Naudet im Palais royal. Alle ſehen aber auch geſund und friſch aus. — Eine ſchöne Bibliothek von 3000 Bänden, iſt beſonders reich im Fache der Geſchichte. Man verdankt dieſe Bibliothek dem Miniſter Benezech, denn die vormalige war in der Revolution ganz verſchleppt und zerſtreut worden.

Ich habe das Prytaneum mehreremale beſucht. Als ich zum erſtenmale dahin kam, ſchlug die Uhr gerade **Eins** und das Hofgitter wurde eben geſchloſſen, weil die Zöglinge vom Eſſen kamen, und nun Erlaubniß hatten, eine Stunde auf den Höfen herum zu ſpazieren, zu rennen, ſich luſtig zu machen. Der Thürſteher fragte mich, ob ich Geduld haben wolle, bis die Recreationsſtunde vorüber ſey? Ich bejahte es, und er führte mich in ein Sprachzimmer, wo ich Langeweile befürchtete; doch mit Unrecht, denn hier war ich Zeuge von Scenen, die mir nie wieder aus dem Gedächtniß kommen werden. Es war nemlich die Stunde, in welcher die verwittweten Mütter ihre Söhne beſuchen. Der Saal ſchien darauf eingerichtet, eine Menge kleiner einzelner Gruppen zu faſſen, denn es ſtanden rings umher wohl ein Dutzend kleiner, grünbeſchlagner Tiſche, um Jeden einige Stühlk. Die Mütter hatten ſich ſchon eingefunden, ſie waren alle früher da, als die Stunde ſchlug, Mutterliebe eilt der Zeit voraus. Mit Sehnſucht und Erwartung waren ihre Blicke auf die Thür geheftet. Ein Sohn nach dem andern wird gerufen. Er tritt ein, ſein Blick ſchweift haſtig umher, dann rennen Mutter und Kind einander in die Arme. Die eine nahm ihren Sohn, einen derben Buben von wenigſtens 12 Jahren, auf den Schoos, und herzte ihn wie ein ſäugendes Kind. Eine andere ſaß mit dem Liebling am Tiſche, ſie hatte ihm Kaſtanien mitgebracht, die er mit großer Eßluſt verzehrte, während ſie ſtill weinte, und ſich alle Augenblicke die Thränen verſtohlen abtrocknete. Eine dritte empfing fröhlich den fröhlichen Sohn, der aber kaum einen Augenblick am Mutterbuſen gelegen hatte, als er zuerſt bitterlich zu weinen begann. — Alle Mütter hatten etwas mitgebracht, in Ridicüles, Schnupftüchern, Körben, Servietten. Manche Söhne nahmen das fröhlich hin, bei manchen trocknete es die Thränen nicht. Ein paar Knaben, die vermuthlich ganz verwaiſ't waren, ſaßen ernſt an einem Tiſche, und hörten einem bejahrten Manne zu, der ſehr gütig mit ihnen ſprach, vielleicht ein Freund ihrer verſtorbenen Eltern. Ihre Blicke ſchweiſten immer nach den von ihren Müttern geliebkoſten und beſchenkten Kameraden. — Auch eine Menge Schweſtern, große und kleine, hatten ſich eingefunden, doch ſah ich keine darunter gerührt. Geſchwiſterliebe iſt ein Werk der Gewohnheit und nicht der Natur.

Sehr ſchnell verflog mir dieſe Stunde, niemand nahm Notiz von mir, alle waren nur mit ſich beſchäftigt, ich konnte ungeſtört beobachten. Endlich erſchallte der Ruf der Trommel, noch eine letzte Umarmung, und alles zerſtreute ſich. — Der Sprachſaal war einfach, aber zweckmäßig, durch Büſten berühmter Franzoſen verziert, zwiſchen welchen Zeichnungen und Riſſe hingen die von Zöglingen, des Hauſes verfertigt worden, und welchen man, als Belohnung, dieſen Platz angewieſen hatte. — Ich wünſchte eben ſo viel Gutes von der

Polytechniſchen Schule

erzählen zu können, aber ich weiß nichts weiter von ihr zu ſagen, als daß die jungen Militairs daſelbſt zu Ingenieurs, Wegbaumeiſtern u. ſ. w. gebildet werden. Es ſcheint, daß wenige Fremde dergleichen Anſtalten beſuchen, denn man ſchickte mich lange von einem zum andern, der eine empfing mich grämlich, der andere freundlich, aber jeder ſchickte mich zum nächſten Nachbar, und kurz, nachdem ich eine Stunde mich von Hof zu Hof, von Gang zu Gang vergebens herumgetrieben, fuhr ich weiter.

Das Athenäum von Paris,

iſt ein ſeit 19 Jahren beſtehendes vortreffliches Inſtitut, zu welchem ſich die Herren jährlich mit 96 Franken, und die Damen mit 48 Franken abonniren. Dafür erhalten ſie nicht allein das Recht, täglich von 9 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, in den ſchönen Sälen des Athenäum unter gewählter Geſellſchaft zuzubringen, und alle daſelbſt befindliche periodiſche Schriften zu leſen, ferner, den gutbeſetzten Concerten beizuwohnen, die monatlich zweimal gegeben werden, ſondern — was die Hauptſache iſt — ſie können dafür auch faſt alle Wiſſenſchaften und Sprachen bei den beſten Lehrern und Meiſtern erlernen; denn Montags leſen Fourcroy und Mirbel daſelbſt über Chemie und Botanik; Dienſtags Biot, Cúvier, Boldoni, Phyſik, Naturgeſchichte, italiäniſche Sprache; Mittwochs Lavit, Sicard, Roberts, Perſpective, Grammatik, engliſche Sprache, auch iſt derſelbe Tag muſikaliſchen Unterhaltungen beſtimmt. Donnerſtag Garat und Thenard, Geſchichte und Chemie; Freitag Haſſenfratz, Guinguené, Boldoni, Technologie, Literargeſchichte, italiäniſche Sprache; endlich Sonnabends Biot, Süe, Vigée und Robers, Phyſik, Anatomie, ſchöne Literatur, und engliſche Sprache.

Jeder Abonnent erhält Sonntags in ſeiner Wohnung ein Büllètin von den Arbeiten der künftigen Woche; auch hängt in einem der Säle eine Tafel, auf welcher man leſen kann, was man täglich zu erwarten hat. Die Damen können, wenn ſie wollen, ſich in ein für ſie ausdrücklich beſtimmtes Zimmer zurückziehen. Außer den meiſt berühmten Männern, welche als Lehrer bei dieſem Inſtitut angeſtellt ſind, giebt es noch viele andere, die zwar nicht eigentlich dazu gehören, aber mit Vergnügen dann und wann ihre Geiſtesfrüchte da vorleſen. — Eine artige Bibliothek, die beſtändig mit den neueſten intereſſanteſten Werken vermehrt wird, ſteht gleichfalls zum Gebrauch offen. Kurz, es iſt wohl unmöglich, ſich für kaum fünf Friedrichsd'or acht Monate lang ein mannigfaltigeres und geiſtreicheres Vergnügen zu verſchaffen. — Als Gaſt kann jedoch Niemand eingeführt werden, und es war allerdings eine große Auszeichnung, daß man bei mir eine Ausnahme von der Regel machte. Ich war bei der diesjährigen Eröffnung der Sitzungen gegenwärtig. Garat, als Präſident, machte die Einleitung, Ginguené las über die neuere Literargeſchichte, Baour-Lormian gab eine Nacht von Young in Verſen zum Beſten. Ein großes Concert machte den Beſchluß. Indeſſen habe ich von alle dem ſehr wenig Vortheil ziehen können, denn ich kam etwas zu ſpät, und fand den Saal ſo entſetzlich von Menſchen überfüllt, daß ich mich nicht ins Gedränge wagen mogte, und folglich mir in der Ferne wenigſtens aller Zuſammenhang verloren ging.

Das Atheneum der Fremden,
(Athénée des étrangers.)

iſt eine ähnliche Einrichtung, doch bloß mit Hinſicht auf die ſchönen Wiſſenſchaften. In einer Sitzung z. B. las **Cailhava** über die tragiſche Deklamation; **Lantier** eine Erzählung in Verſen, **die undankbaren Kinder**; **Baour-Lormian** Narciſſens Tod nach Young; **Murville** eine Nachahmung einer Juvenalſchen Satyre; **Lancival** Deidamirens Lebewohl an Achill, und **Chazet** eine poetiſche Epiſtel. — Die Herren abonniren ſich mit 72 Franken, die Damen mit 42. Hier werden auch Bälle und Concerte gegeben.

Es giebt noch mehrere dergleichen Einrichtungen in Paris, die bald mehr bald minder vorzüglich ſind, und man muß doch in der That bekennen, daß kein Ort in der Welt, London nicht ausgenommen, ſo viele Geiſtesnahrung um ſo wohlfeile Preiſe darbietet. — Die Académie de legislation, und beſonders das Collège de France, verdienen hier gleichfalls erwähnt zu werden. Wenn aber in dem letztern eine Vorleſung von Delille angekündigt worden iſt, ſo rathe ich einem jeden, ſich 14 Tage vorher mit einem Einlaßbillet zu verſehen, denn drei Tage vorher iſt keins mehr zu haben.

Die Bibliothek des Arſenals

enthält in vielen, eben nicht groſsen Sälen und Zimmern 135000 ſehr wohl geordnete und conditionirte Bände. Drei Zimmer ſind voll Manuſcripte, wovon freilich wohl die wichtigſten ſchon benutzt worden, doch aber noch manche intereſſante Nachleſe zu halten wäre. Sie ſoll, wie es heiſst, nach dem Palais Luxembourg transportirt werden, denn der Erhaltungsſenat will doch auch ſeine eigene Bibliothek haben. Da, wo ſie jetzt iſt, enthält ſie noch eine beſondere, nicht zu transportirende Merkwürdigkeit, nemlich ein Zimmer und ein Kabinet, welche Sülly bewohnte, beide getäfelt, und im alten Geſchmack reich vergüldet. Ueber dem Kamin befindet ſich noch ein eingeſetzter Spiegel, von den erſten, die aus Venedig gebracht worden, der damals ſehr koſtbar ſeyn mogte, heutzutage aber für eine Kammerjungfer zu klein wäre. Man erkennt ſein Alterthum an den geſchliſſenen Seiten. Vor dieſem Kamin mag Sülly oft mit Heinrich IV. geſeſſen haben. — Rings umher ſind die Bilder ſtarker und tapferer Frauen aus alten und neuern Zeiten gemahlt, unter andern die Jungfrau von Orleans.

Die Mazarinſche Bibliothek

iſt 120000 Bände ſtark, in einem ſehr artig decorirten Saale aufgeſtellt, aber 5000 Bände liegen noch auf der Erde, denn man hat einen zweiten Saal, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, der Bibliothek entzogen. Schöne antike und moderne Büſten ſtehen rings umher; was aber am merkwürdigſten, iſt ein ex voto mit phönicſcher Schrift, welches die Tyrier bei einem Schiffbruch gelobt hatten. Da die griechiſche Ueberſetzung darunter ſteht, ſo hat der Abbé Barthelemi, mit Hülfe derſelben, einen Theil des phöniciſchen Alphabets wieder hergeſtellt.

Das Obſervatorium

iſt ein großes, ſehr bequem eingerichtetes Gebäude, mit gewaltigen Souterrains. Hier ſteht unter andern ein 22füßiger Teleskop mit einem Spiegel, der 22 Zoll im Durchmeſſer hat, aber nicht von Platina iſt, wie ich anfangs glaubte. Das Gerüſte, auf welchem er ruht, ſieht ſchwer und unbehülflich aus, iſt aber durch einen einfachen Mechanismus ſo eingerichtet, daß ein einziger Menſch die ganze ungeheure Maſchine nicht allein hin und her leicht bewegen, ſondern auch hinaus auf die Platteforme ſchieben kann. — Auf dem Dache wurden eben recht artige Kabinetchen zu Beobachtung der Kometen erbaut. — Die Ausſicht über Paris iſt hier ſchön.

Eine große vortreffliche Sammlung von Maſchinen und Modellen

ſollte kein lernbegieriger Fremder unbeſucht laſſen. Sie iſt in mehrern ungeheuern Sälen aufgeſtellt, und man findet hier alle Maſchinen und Geräthſchaften modellirt, die zur Landwirthſchaft oder häuslichen Oekonomie gehören, Pflüge, Windmühlen, Feuerſpritzen, Bienenkörbe, Spinnmaſchinen, Kochöfen, Brunnen, Wagen, u. ſ. w. Dieſe treffliche Anſtalt die noch nicht ganz in Ordnung iſt, und noch anſehnlich vermehrt werden ſoll, wird zu meinem Erſtaunen wenig beſucht, und es koſtete mich viele Mühe, ſie auszufragen.

Das Panſtereorama.

Hier ſieht man in zwei Sälen, Paris, Lyon und London, en relief ſchön gearbeitet. Bei den erſten beiden Städten ſind ſogar die Ungleichheiten des Terrains beobachtet, und dieſe artige Kunſt gewährt allerdings eine ſehr lebhafte Vorſtellung des gewählten Gegenſtandes. Mehrere Panorama's übergehe ich, als bekannt, mit Stillſchweigen.

Das Kupferſtich-Kabinet,

welches mit der Nationalbibliothek vereinigt iſt, gehört auch noch unter die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten. Es iſt eine ungeheure Sammlung, die vielleicht nahe an eine Million Kupferſtiche enthalten mag. Sie iſt dabei vortrefflich claſſificirt, und ein ſchöner offen da liegender Catalog gewährt den Vortheil, ſie nach Wunſch benutzen zu können. Auch geſchieht das ſehr häufig, denn man findet beſtändig beide Seiten einer langen Tafel mit jungen Künſtlern beſetzt, die copiren oder betrachten. Die Kupferſtiche ſind in großen Porteſeuille's gleich Büchern aufgeſtellt, und in Länder abgetheilt. Jedes Land hat dann wieder ſeine Unterabtheilungen. Die merkwürdigen Portraits ſind unzählig, und da ſie abermals in viele Claſſen (als Fürſten, Gelehrte, Künſtler u. ſ. w.) eingetheilt ſind, ſo kann man ein einzelnes Portrait, das man eben gern ſehen möchte, leicht aufſinden. Z. B. ich wünſche Dr. Luthers Portrait, ſo ſuche ich zuerſt die Seite der Wand, an welcher Deutſchland aufgeſtellt iſt, dann unter den verſchiedenen Rubriken die Portraits, dann unter den Portraits die Geiſtlichen, dieſen Band laſſe ich mir herausgeben, und befriedige meinen Wunſch in wenigen Minuten. — Einſt ließ ich mir zur Unterhaltung die deutſchen Künſtler reichen, und fand zu meinem Erſtaunen in dem nemlichen Portefeuille auch die teutſchen Mißgeburten und Narren, unter den letztern viele, die wir undankbare Teutſche ganz vergeſſen haben, doch auch manche alte Bekannte, z. B. Eulenſpiegel, Hanswurſt, kurz, eine Menge Narren, denen man es auf den erſten Blick anſah, daß ſie recht geſcheite Leute geweſen waren.

Die Kirche St. Sulpice

ein ſehr impoſantes Gebäude, deſſen Aeuſſeres nach meiner Empfindung, einen erhabenern

Eindruck hervorbringt, als das der Kirche Notre Dame. Inwendig macht die Kuppel im Hintergrunde des Tempels eine faſt magiſche Wirkung. Durch eine große Oeffnung nemlich hinter dem Hochaltar, ſcheinen die lichten Wolken hereinzuquillen und auf ihnen die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde, alles in Marmor gehauen, aber ſo ſchön, daß in einer geringen Entfernung die Phantaſie ſehr glücklich getäuſcht wird.

Das Palais-Royal

gleicht noch ganz dem Gemälde, welches unſer Landsmann Friedrich Schulz einſt davon entwarf. Nur der innere Hof, 320 Schritt lang, und 150 breit, iſt neu bepflanzt worden. Die jetzige Generation wird es ſchwerlich erleben, unter dem Schatten dieſer Pflanzungen zu wandeln. Indeſſen, beſchattet oder unbeſchattet, bleibt das Palais-Royal doch immer ein täglicher Sammelplatz vieler tauſend Menſchen, und unter den Arcaden deſſelben iſt es den größten Theil des Tages über ſo voll, daß man nur mit Hülfe der Ellbogen ſich durchwinden kann. Kein Wunder, denn man findet hier 18 Kaffeehäuſer, 10 Reſtaurateurs, ein halbes Dutzend Paſtetenbäcker, eben ſo viel Victualienhändler, mehrere Weinhändler, Eisverkäufer, Obſtweiber, ein Paar Billards, eine Menge Zukkerbäcker, kurz, man kann hier eſſen und trinken, ſo viel und ſo delicat als irgend in der Welt. Unter andern iſt auch eine eigene Waſſelbude hier, wo einige Menſchen, den ganzen Tag vor dem Feuer ſitzend, nichts anders thun, als Waffeln backen, und zwar ganz vortreffliche Waffeln. In einem kleinen Stübchen hinter der Bude werden ſie heiß aufgetragen, und, wenn man Luſt hat, ein Glas Mallaga dazu. Es war mein gewöhnliches, den Magen nicht beſchwerendes Frühſtück. Wem das nicht genügt, der kann aus der nächſten Bude ſich eine kalte Paſtete von rothen Rebhühnern hohlen, oder ſonſt eine von den tauſend kalten Speiſen, die ihn, höchſt appetitlich für das Auge zubereitet, überall lokken. — Iſt er ſatt, ſo kann er eine Treppe hoch, in ſchön geſchmückten Sälen, mit allen möglichen Hazardſpielen ſich die Zeit vertreiben, und den Beutel fegen; oder er kann dem Geſange einer Syrene folgen, der aus den Fenſtern des Entreeſols ihm herabtönt; oder er kann in einem Kaffeehauſe die Zeitungen leſen, oder in das Leſekabinet gehen, welches ein gewiſſer Jorre hält, wo man ſtets zwei warme Zimmer findet, und, für ſechs Livres monatlich, von Morgens bis Abends einige 40 Zeitungen und Journale leſen kann. Iſt er auch das überdrüſſig, ſo mag er — (man merke wohl, immer unter denſelben Arcaden,) — ins Theater Montanſier gehen, oder die Chineſiſchen Schatten des Monſieur Seraphin beſuchen, (wo noch immer, wie vor dreizehn Jahren, die Ruſſin, die durchaus von ihrem Mann geprügelt ſeyn will, um deſſen Liebe zu erkennen, den Pariſern großen Spaß macht,) oder eine Kinder- und Puppen-Comödie, oder ein Geſellſchaftstheater unten im Keller. Zu meiner Zeit waren auch Pyramus und Thisbe in Wachs zu ſchauen, und der guten Thisbe, die ſich, vermuthlich von Pyramus, in geſegneten Leibesumſtänden befand, konnte der Leib aufgethan, und die Lage des Kindes gezeigt werden. Vor der Thür ſtand ein Ausrufer, den man ſchon von ferne den ganzen Tag ſchreyen hörte: Messieurs voyez en passant le chef d'oeuvre de l'art, curieux et intéressant, le professeur va commencer l'explication dans l'instant. Entrez! entrez! Dieſe Einladung wurde gleichſam nach einer Art von Melodie abgeſungen, und unaufhörlich wiederholt, daß man endlich von dieſer Melodie, wie von einem Geſpenſt verfolgt wurde, und ſie noch immer zu hören glaubte, wenn man das Palais ſchon längſt verlaſſen hatte. — Ernſtere Unterhaltung bietet, wie ich ſchon oben erwähnt, einige Schritt weiter, Bertrands phyſikaliſches Cabinet dar. — Auch das Théatre Français (das erſte in Paris,) iſt dergeſtalt mit dem Palais-Royal verbunden, daß eine Fortſetzung der Arcaden trocknes Fußes bis dahin führt. — Sind alle dieſe Zeitvertreibe erſchöpft, ſo wird doch wohl einer von den zwanzig Buchhändlern, die unter den Arkaden hauſen, eine pikante Nouveauté haben? — oder man giebt dem Drange der Eitelkeit nach, und läßt ſich von einem Miniaturmaler porträtiren. Nicht weniger als neunzehn haben ihre Tafeln und Proben ausgehängt, gut und ſchlecht, wohlfeil und theuer, für ſechs Livres und für zehn Louis. Es ſind welche darunter, die in einer Stunde ein fertiges Gemälde zu liefern verſprechen, und, wenigſtens was Aehnlichkeit betrifft, Verdienſt haben. So habe ich z. B. das ſchlecht gemalte, aber wohlgetroffene Bildniß des Erbprinzen von Weimar, während meines ganzen Aufenthalts im Palais-Royal hängen ſehen. — Iſt man Trotz alle dem noch immer mit ſeiner Zeit verlegen, (welches doch ſchwer möglich,) ſo gewährt das Leſen der vielen tauſend angeſchlagenen Zettel, und das Angaffen der ſchön aufgeputzten Buden, ſchon allein Unterhaltung, denn da ſind nicht weniger als ſechszehn Putzmacherinnen, zwanzig Buden mit fertigen Keidern, dreißig mit allerlei Zeugen für Herren- und Damenputz, eine Menge der prächtigſten Quincaillerien, Glas- Porzellain- Gewehrbuden, Pitſchierſtecher, Kinderſpielzeug u. ſ. w.

Hat man etwa kein Geld, um dieſe Herrlichkeiten zu kaufen, ſo giebt es hier auch zehn Leihhäuſer, und zwei Lotteriebüreaus. Die erſtern geben baares Geld für gutes Pfand, und die letztern Hoffnung für baares Geld. — Kurz, man kann im Palais-Royal ſich Zeitlebens einſperren laſſen, und man wird, wenn man nur Geld hat, dennoch nie etwas von alle dem entbehren, was das Leben angenehm macht, vom Théatre français an, bis auf die Schuhputzerbude, mit der pompöſen Inſchrift: aux artistes réunis.

Die Kaffeehäuſer wetteifern mit einander im artigen Aufputz. Eins nennt ſich aux milles colonnes, (zu den tauſend Säulen,) weil ſeine Säle etwa von einem halben Duzzend Säulen getragen werden, die ſich in den Spiegelwänden rings umher zu einigen Duzzenden, und folglich Tauſenden vervielfältigen. Ein anderes, au mont St. Bernard, nennt ſich unique, und das Mittel, wodurch es ſich auszeichnet, iſt auch in der That ſeltſam genug. Man hat nemlich einen ziemlichen Raum des einen Saales aufgeopfert, um eine Art von Modell des Bernhardsberges dahin zu ſtellen, ungefähr ſo verfertigt, wie die Zukkerbäcker in Berlin ihre Weihnachtsausſtellungen machen. Ferner ſind alle Wände mit einer unendlichen Menge kleiner, in Handlung geſetzter Puppen, unter Glas und Rahmen verziert. Sie bilden zum Theil allerlei Nationen nach, und ſind beſonders aus Cooks Reiſen entlehnt, zum Theil ſtellen ſie auch franzöſiſche Landleute aus entfernten Provinzen vor, und ſind wirklich ſehr gut gemacht. Allerdings kann man hier, während man eine Taſſe Kaffee trinkt, ſich recht angenehm unterhalten.

Der Pallaſt des Erhaltungsſenats, vormals Palais Luxembourg.

Der Garten dieſes Pallaſtes giebt dem der Tuilerien wohl wenig nach (beſonders ſeitdem er anſehnlich vergrößert worden) und prangt gleichfalls mit herrlichen Statüen. — Der Saal, durch welchen man zu der Gallerie gelangt, iſt ganz mit den bekannten trefflichen Abbildungen aller franzöſiſchen Häfen von Vernerit behängt, welche vormals (wie Reichardt im Guide des Voyageurs ſagt) im Hotel der Marine gefunden wurden, in welchem Hotel jetzt aber gar nichts Sehenswürdiges mehr befindlich iſt.

Die Gallerie ſelbſt iſt nach Rubens genannt, weil ſie zu beiden Seiten faſt ganz mit den großen Gemählden von Rubens angefüllt iſt, welche die Lebensgeſchichte der Marie von Medicis fortlaufend darſtellen. Ich muß abermals aufrichtig bekennen, daß ich dieſen Bildern keinen Geſchmack abgewinnen kann. Ich finde darin eine Zuſammenſetzung von Ideen, die dichteriſch ſeyn ſollen und von Allegorien, die ſinnreich ſeyn ſollen, gewöhnlich aber lächerlich ausfallen. Bei Mariens Geburt übergiebt die alte Götterhebamme Lucina, das Kind einem Löwen, der die Stadt Florenz repräſentirt. Bei ihrer Erziehung ſpielt ihr Apoll ein Stückchen auf der Baßgeige vor. Bei ihrer Verheiratung trägt Hymen ihr die Schleppe, und ein Hund iſt gegenwärtig, vielleicht als Sinnbild der Treue. Bei ihrer Ausſchiffung zu Marſeille verrenken ſich die Syrenen faſt die Ribben, um das Schiff feſt zu halten, und ein Triton bläſ't fürchterlich auf einer Muſchel. In Lyon wird die Vermählung vollzogen, da erſcheint ſie im Coſtum der Juno, und Heinrich IV. empfängt ſie als Jupiter. Bei der Geburt Ludwig des XIII. überreicht ihr die Fruchtbarkeit noch ein ganzes Neſt mit fünf kleinen Kindern, als Prophezeiung, daß ſie deren noch ſo viele auf die Welt ſetzen werde. Bei ihrer Krönung ſind wieder einige Hunde geſchäftig. Bei der Apotheoſe Heinrich des IV. rauſt ſich Bellona die Haare aus, und es giebt auch da ein paar derbe

Hunde, die überhaupt auf den meiſten dieſer Bilder zu Hauſe ſind. Bald ſind es Jagd- bald Windhunde, bald Bollenbeiſſer, zuweilen auch ein Schooshündchen. Auf dem Gemälde, welches Mariens Regierung verſinnlichen ſoll, wird ein Globus (nemlich Frankreich) von Tauben gezogen. Die Verſöhnung zwiſchen ihr und ihrem Sohne wird abermals in Gegenwart von Hunden gefeiert. Rechnet man zu allen dieſen Lächerlichkeiten nun auch noch die kriechende Schmeichelei, die aus jeder dieſer Allegorien hervorleuchtet; ſo iſt es wohl natürlich, daß die Wirkung der Kunſt, ſelbſt eines Rubens, größtentheils verloren geht.

Erſatz dafür gewährt ein ſchlummernder Einſiedler von Vien, der ſeine Entſtehung einem Zufall verdankt. Der Künſtler mahlte nemlich einen Fuß nach der Natur, und ein armer Einſiedler diente ihm dabei als Modell. Der Alte, der nicht ganz nüchtern ſeyn mogte, hatte Langeweile, wurde ſchläfrig, wollte durch ein wenig Kratzen auf der Violine ſich ermuntern, ſchlief aber richtig dabei ein, und ſeine Stellung war ſo auffallend, daß der Maler auf der Stelle, ſtatt des Fußes den ganzen Eremiten ſkizzirte, und nachmals eins der vortrefflichſten Gemälde aus dieſer Skizze ſchuf.

Die heilige Familie von Raphael iſt wunderſchön, ſie mag nun wirklich von Raphael ſeyn oder nicht; denn Kenner wollen behaupten, ſie ſey von ſeinem Zögling Andreas del Sarto. Sehr zweifelhaft iſt die Sache allerdings, denn ich erinnere mich ſehr beſtimmt, die nemliche heilige Familie unter dem Namen Raphael auch zu Wien geſehen zu haben, und (wenn ich nicht irre) faſt noch vorzüglicher. Welches iſt nun das echte Bild? — gleichviel, ſie ſind beide echt.

Aus der Gallerie des Rubens tritt man in die Gallerie des Le Sueur, der zuweilen der franzöſiſche Raphael genannt wird, obgleich er nie Welſchlands ſchönen Himmel ſah. Hier hängt weiter nichts von ihm, als die Geſchichte des heil. Bruno, in 24 Bildern ausgeführt. Er malte ſie auf Holz für die Cartheuſer Mönche, deren Stifter Bruno war. Muthwillige Buben oder infame Neider beſchädigten und zerkratzten die Bilder dermaßen, daß die Cartheuſer genöthigt waren, Thüren darüber machen zu laſſen. Jetzt ſind ſie ſämmtlich reſtaurirt und von Holz auf Leinewand getragen worden. Man muß ſich vorher ein wenig mit Bruno's Lebensgeſchichte familiariſiren, um hier Genuß zu finden. Da ich aber dazu gar keine Luſt in mir ſpüre, und überhaupt glaube, dieſe auf Befehl einer Königin gemahlte, ſehr gemißhandelte, ſchlecht ausgebeſſerte, dann von Holz auf Leinwand getragene, und endlich abermals reſtaurirte Bilder, können nur einen ſchwachen Begriff von Le Sueurs Genie geben; ſo wende ich mich lieber zu der herrlichen Marmorgruppe eines lebendigen Künſtlers, Amor und Pſyche, von Delaiſtre zu Rom verfertigt. Ich glaube, um ſo berühmt zu werden, als manches griechiſche oder römiſche Kunſtwerk, fehlt dieſer Gruppe weiter nichts, als der Tod ihres Schöpfers und ein Alter von ein paar hundert Jahren.

Der Saal, in welchem der Erhaltungsſenat ſeine Sitzungen hält, iſt recht ſchön, aber zeichnet ſich eben nicht aus. Er iſt auch wohl zu klein, und man ſoll bereits die Veranſtaltung getroffen haben, ein größeres Local einzuräumen. — Das merkwürdigſte im Palais Luxembourg iſt das Zimmer, wo vormals das Directorium ſich verſammelte, vor der Revolution das Schlafzimmer von Madam, der Gemahlin Ludwig XVIII. Hier ſieht man noch eine große Charte von Teutſchland und den angrenzenden Ländern, auf welcher noch die Poſitionen der franzöſiſchen Armeen in dem Augenblicke des Friedensſchluſſes von Campo Formio mit kleinen bunten Stückchen Papier und ſeidenen Fäden bezeichnet ſind. Die verſchiedenen Farben bedeuten bald das Hauptquartier, bald dieſen oder jenen General, Poſten, die leicht oder ſchwer zu vertheidigen ſind, u. ſ. w. Auch die Orte, wo merkwürdige Gefechte oder Schlachten vorgefallen, ſind markirt, und die Papierchen mit ganz dünnen Stecknadeln befeſtigt. — Ha! dacht' ich, wie oft mag auf dieſer Stelle der Finger eines Directors, nachdem er vielleicht ganz gleichgültig eine Priſe Toback in die Naſe geſtopft, das Elend meines Vaterlandes bezeichnet haben.

Der Saal der Fünfhundert.

So muß der Verſammlungsort des alten römiſchen Senats ausgeſehen haben, und wenn er nicht ſo ausgeſehen hat, ſo hat er ſicher dem Saal der Fünfhundert weit nachgeſtanden.

Dieſer iſt prächtig ohne Luxus, eine einfache, aber darum deſto mehr imponirende Pracht. In einem großen halben Cirkel erheben ſich amphitheatraliſch 500 Sitze, hinter dieſen eine Gallerie für die conſtituirten Autoritäten, und über derſelben eine zweite für das Volk. Die Decke, die ſich an die letztere ſchließt, wird durch die Bilder alter Geſetzgeber und berühmter Republikaner geſchmückt. Da ſind Solon, Lykurg, Regulus, Cato, und viele andere, ſtets mit Angabe der Zeit, in welcher ſie gelebt haben. In der Mitte aller dieſer Bilder thront die Natur, mit der Umſchrift: „die Natur allein giebt ewige Geſetze.“ — Das Licht erhält der Saal von oben, und die Wärme von unten, denn Fenſter und Oefen hat er nicht.

Den Sitzen der Fünfhundert gegen über ſteht eine ſehr ſchöne Tribüne für den Präſidenten, ein wenig tiefer eine zweite für die Secretairs. Die Wände ſind ringsumher drapirt, aber nicht mit dreifarbigem, ſondern mit dunkelgrünem Tuche mit feuerfarbenen Verzierungen. Alles iſt einfach erhaben, und es ſcheint mir unmöglich, irgend ein Local auf der Welt ſeiner Beſtimmung gemäßer einzurichten.

In der That werden alle die kleinen Hülfsmittel, welche ſo ſehr auf die Sinne, und durch dieſe auf den Geiſt wirken, von uns hyperſoliden Deutſchen gewaltig vernachläſſigt; wir ſpötteln wohl gar darüber, denn wir ſind viel zu vernünftig dazu; deswegen kommen wir auch vor lauter Vernunft nie zum Handeln. — Der Franzoſe hingegen vergißt nichts von dem, was ihn an ſeine Thaten erinnern, oder zu künftigen Thaten anfeuern kann. Was er zu dieſem Behuf erfindet, iſt nicht immer Original, er copirt meiſtens die Griechen und Römer, aber gleichviel, wenn es nur die nemliche Wirkung wie damals hervorbringt. So ſind zum Beiſpiel in den Hallen des Palais legislatif Tafeln aufgehangen, auf welchen die verſchiedenen Eroberungen und Siege der Armeen verzeichnet ſind. Wer nun in dieſen Hallen auf und nieder wandelt, lieſt unwillkührlich was, wohin er ſich auch wenden mag, die Tafeln ihm vorhalten; im Soldaten erweckt es Ehrgeiz, im Bürger Nationalſtolz; wer unter jenen Armeen diente, findet ſich ſchmeichelhaft belohnt, wer jetzt darunter dient, genießt den Vorſchmack des Lohns, der ſeiner wartet. Doch das letztere wohl nie mehr, als wenn er das

Hotel der Invaliden

beſucht. Daß ſchon das Aeußere dieſes herrlichen Pallaſtes an Pracht keinem andern nachſtehe, iſt längſt bekannt, und ich halte mich dabei nicht auf. Aber von einer ſonderbaren, faſt möcht' ich ſagen fröhligen Wehmuth wird man ergriffen, wenn man ſo durch den großen Garten fährt, der vor dem Hotel ſich ausdehnt, und die ſchöne freundliche Ausſicht auf die Seine gewährt; wenn man alle Augenblicke einem Krüppel begegnet, der froh und wohlgenährt ausſieht, bequem auf einer Bank friſche Luft ſchöpft, oder müßig in den Gängen luſtwandelt. Ich war da gerade zur Mittagszeit; als die Trommel das Zeichen zum Speiſen gab, ſammelte ſich Alt und Jung, kriechend und hinkend, in großen Sälen, wo ſie ſich an kleinen runden Tiſchen zuſammenſetzten, und eßluſtig in die Schüſſeln langten, die mit guter Hausmannskoſt gefüllt ſtanden. Sie ſind aber auch gar nicht gezwungen in den Speiſeſälen zu eſſen, denn die dankbare

Nation will ihnen nicht bloß Nahrung, ſondern auch Bequemlichkeit im Alter geben, daher ſah ich viele, die ſich ihre Portion hohlten, und ſie auf ihr Zimmer trugen. Ein jeder hat ſeine Carafine mit Wein dabei, um ſein Herz zu erfreuen. — Aber wenn ſie nun geſättigt ſind, was thun die braven Verſtümmelten dann, um die Langeweile zu vertreiben? — O dafür iſt geſorgt. Sie haben eine treffliche Bibliothek, wie in mancher teutſchen Reſidenz keine fürſtliche gefunden wird. Ein großer Saal iſt rings umher mit ſaubern ſchön gearbeiteten und wohlgefüllten Bücherſchränken tapezirt. Zum Genuß dieſer Seelenſpeiſe laden bequeme Stühle und Tiſche ein. In verſchiedenen Entfernungen findet man die Bitte angeſchlagen, nicht auf den ſehr reinlich gehaltenen Boden zu ſpucken. Im Hintergrunde der Bibliothek hängt das berühmte Bild von David, Bonaparte, wie er über die Alpen geht, und der Wind ihm den Mantel über den Kopf weht. Es iſt das nemliche, welches Bonaparte den Invaliden ſchenkte, und welches die grauen Helden, als es gebracht wurde, mit Kanonenſchüſſen ſalutiren mußten. Der große ſegelnde Mantel hüllt den kleinen

Mann ganz ein. Aehnlich iſt es vollends gar nicht. Indeſſen verſteht ſich, daß die Schmeichelei dafür ſorgt, daß es vervielfältigt werde. Ich fand einen Maler und zwei junge Frauenzimmer davor ſitzen, die es kopirten, der Maler en miniature, die Frauenzimmer bloß gezeichnet. Eine Menge Invaliden ſaßen ringsumher und laſen, der eine ein militairiſches Werk, der andere ein Trauerſpiel von Racine, der dritte einen Roman. Dabei hatten ſie aber immer ein Auge auf ihre Gäſte vom ſchönen Geſchlecht, und, weil es eben ziemlich kalt war, kamen ſie, und nöthigten die Damen, ſich am Ofen zu wärmen. Als dieſe, eifrig mit ihrer Arbeit beſchäftigt, es ablehnten, holten die galanten Krüppel Strohdecken herbei, und breiteten ſie den Mädchen unter die Füße, damit ſie auf dem mit Steinen ausgelegten Fußboden ſich nicht erkälten möchten. Das hätten teutſche Invaliden nun wohl ſchwerlich gethan, hätten auch ſchwerlich da geſeſſen, um die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, oder ein Tauerſpiel von Schiller zu leſen. Man muß nemlich dabei nicht vergeſſen, daß es lauter gemeine Soldaten ſind. — Warlich! wenn man eine Stunde in dem Pallaſt herumgegangen iſt, ſo bekommt man ſelber Luſt, ſich ein Bein abſchießen zu laßen.

Beſonders herzerhebend iſt der große Dom, von deſſen Gewölben die zahlloſe Menge der Fahnen ſich herabneigt, deren jede ein Buchſtabe einer Inſchrift iſt, welche die Siege der Nation verkündet, Hieroglyphen, ſo leſerlich, als es noch keine gab. Die Fahnen faſt aller Nationen prangen da, doch preußiſche habe auch ich troß alles Umherſchauens nicht bemerkt. Was in Egypten an Roßſchweifen, halben Monden u. dgl. erobert worden, iſt an den Säulen maleriſch gruppirt. Der Fahnen überhaupt mögen wohl mehrere Tauſende ſeyn, und man wandelt wie unter einem ungeheuren Zelte. — Doch man ſchaue nicht blos über ſich, die Seitenwände ſind nicht minder merkwürdig. Gleich beim Hereintreten, rechts und links, ſind die Mauern bis hoch hinauf mit Marmor incruſtirt, und — gleich den alten griechiſchen Tafeln im Muſeum Napoleon, welche die Namen der Helden aus dem Stamme der Erechtyden verewigen — lieſ't man hier die Namen aller Krieger, die ſich in den verſchiedenen Armeen hervorgethan haben, oder auf dem Bette der Ehre geblieben ſind. Dieſe

Tafeln werden einſt den Franzoſen als Ahnenprobe dienen.

Ich ſchreite vorwärts, um die Gemälde zu betrachten. Das allergrößte Schmeichelbild, den 18ten Brûmaire vorſtellend, hat gar keinen Eindruck auf mich gemacht, einmal, weil ich überhaupt wenig Sinn für Allegorien habe, und zweitens, weil ihm dieſer Ehrenplatz viel zu früh eingeräumt worden. Die Plätze im Dom der Invaliden, ſollte, wie im Pantheon nur die Nachwelt vertheilen. — Die Schlachten Ludwig des XIVten hängen freilich wohl an ihrer Stelle, aber es iſt wenig daran zu ſehn, denn die gemahlten Schlachten ſehen ſich alle einander ähnlich. Das Gemälde hingegen, welches die heldenmüthige Aufopferung des jungen Officiers zu Nancy vergegenwärtigt, (der ſich bekanntlich vor die Kanone ſtellte, um ihr Abfeuern auf die Bürger zu verhindern, und ein Opfer ſeines Patriotismus wurde,) dieſes Gemälde iſt ſchön, und daß es hier hängt, iſt noch ſchöner. — Trete ich endlich unter die große Kuppel, dieſen runden, himmelanſtrebenden, im erhabenſten Styl erbauten Tempel, ſo erblicke ich ſeinen einzigen, in jeder Rückſicht einzigen Schmuck, Türenne's Grabmal. Die aus der Höhle zu St. Denis geretteten Gebeine ruhen hier wirklich. Das Denkmal iſt daſſelbe, welches ihm ſeine Kinder einſt zu St. Denis errichten ließen. — Etwas iſt mir doch in der Kuppel dieſes Tempels aufgefallen. Man ſieht da nemlich die zwölf Apoſtel gemalt, und unter denſelben Basreliefs von Voltaire, Rouſſeau, u. a. m. Wie kommen Voltaire und Rouſſeau zu den Invaliden und Apoſteln?

Der Garten der Pflanzen. (Jardin des plantes.)

Er iſt groß und ſchön, da ich aber kein Botaniker bin, ſo wird man in dieſer Hinſicht weder Beſchreibung noch Beurtheilung von mir erwarten. Die Treibhäuſer enthalten nichts beſonders, ſind klein und niedlich. Wenn man die herrlichen Treibhäuſer in Schönbrunn bei Wien geſehn hat, ſo ſcheinen dieſe hier nur armſelige Hütten. Dort iſt Alles ſo geſchmackvoll geordnet, für Auge und Naſe, ohne Hintanſetzung des Wiſſenſchaftlichen, ſo — faſt möchte ich ſagen dichteriſch geſorgt — die Waſſerpflanzen blühen in und um ſchöne Marmorbecken, maleriſch vertheilt — die duftenden Blumen ſind nach ihren verſchiedenen Farben ſo kunſtreich gemiſcht — die Bäume und Produkte der heißeſten Zonen erfreuen ſich in eignen Häuſern ihres gewohnten Clima's — und die Häuſer Alle ſind ſo hoch, ſo geräumig, ſo einladend zum Spaziergang — und der Obergärtner oder Director dieſer ſchönen Anſtalt verbindet ſo reiche Kenntniſſe mit ſo gefälligen Sitten, hat ſelbſt alle die Länder bereiſ't, aus welchen Flora und Pomona ihre uns fremden Kinder hieher ſandten. — Kurz, von alle dem findet man im Jardin des plantes nichts. Man kriecht gebückt unter allerlei Geſträuchen herum, durch welche ein ſchmutziger Gärtnergeſell den Weg zeigt, und man iſt am Ende froh, ſich wieder unter freiem Himmel zu befinden; wo man dann auch im Vorübergehn die berühmte Ceder bewundern mag, der in den Revolutionszeiten eine Kanonenkugel den Gipfel geraubt.

Die fremden Thiere ſind ziemlich zahlreich, doch iſt eben nicht viel darunter, was man nicht ſonſt ſchon geſehn hätte. Ein paar Elephanten, die allerlei Künſte machen, die eroberten Bären von Bern, Löwen, Tiger, Leoparden, Wölfe, Adler, ein Strauß, ein paar Kanguru's, ein Ichneumon, viele Gattungen von Schaafen, Ziegen, Hirſchen, — das iſt ungefähr Alles. Aber ſehr artig iſt die Einrichtung, daß alle diejenigen Thiere, deren Wildheit nicht zu ſcheuen iſt, draußen im Freien herumlaufen, und nur durch niedrige Zäune von einander getrennt ſind, über welche ein Menſch von ganz geringer Größe ſehr gut hinwegſehn kann.

Was aber den Pflanzengarten am intereſſanteſten macht, und, trotz ſeiner Entfernung, zu wiederhohlten malen hinlockt, iſt wohl die in der Welt einzige Gallerie der Naturgeſchichte. Ein ſchönes Gebäude mit vielen geräumigen Sälen dicht am Garten faßt dieſelbe. Alles iſt auf das unterrichtendſte in Glasſchränken geordnet. Im erſten Stockwerk findet man das Mineral- und Pflanzenreich; auch viel Verſteinerungen, unter andern eine große Sammlung verſteinerter Fiſche, unter welchen Einer ſich befindet, der von der noch flüſſigen Steinmaſſe in demſelben Augenblicke muß umgeben worden ſeyn, als er einen andern kleinen Fiſch verſchlang, denn ſeine Beute iſt ihm halb im Halſe ſtecken geblieben und iſt hernach zugleich mit ihrem Räuber verſteinert worden. Eines der merkwürdigſten Stücke iſt auch ein ſehr vollkommener, verſteinerter Crocodillkinnbacken. — Mondſteine giebt es hier in Menge, auch ein Stück von dem berühmten alten Enſisheimer. — Weiterhin die Holzarten, ja die Früchte aller Welttheile, die man ſonſt nur etwa aus Reiſebeſchreibungen kannte. Die Früchte ſind theils getrocknet, theils in Weingeiſt aufbewahrt; einige wenige auch in Wachs nachgebildet.

Im zweiten Stock iſt das Thierreich befindlich. Da erblickt man zuerſt unter Glas die Käfer, Schmetterlinge und alles kriechende Gewürm, dann kommen die Schlangen, Eidechſen, Schildkröten, dann die Vögel aller Art, unendlich bunt und ſchön, zum Theil mit ihren Neſtern und Eyern. Da iſt der allerliebſte Fliegenvogel, mit einem Neſt voll Jungen, die nicht größer ſind, als Bienen, und ihre Mutter kommt an Größe etwa einer Bremſe gleich. Nicht weit davon ſtehen die Rieſenvögel Caſuar und Strauß. In den herrlichen Colibris, und den zahlloſen Gattungen der Papagoyen hat die Natur ihre ganze Pracht zur Schau gelegt. — Ein großer Saal enthält die vierfüßigen Thiere, die Mitte des Saales füllen der buntgeſtreifte Zebra, das Rhinoceros, der Elephant, und endlich die ungeheure Giraffe, neben welcher der Elephant wie ein Zwerg ſteht. Zwei Schritte davon findet man auch das ſibiriſche Mäuschen, das kleinſte aller vierfüßigen Thiere. — Lieber Gott! wenn man in Gedanken den Fliegenvogel neben den Strauß, und das ſibiriſche Mäuschen neben die Giraffe ſtellt, und ſich dabei erinnert, daß jener Coloß nicht mehr Leben von der Natur empfing, als dieſes winzige Weſen, daß die Genußfähigkeit in dieſem kleinen Raume eben ſo kunſtreich organiſirt worden, als in jenem wandelnden Berge — zu wie manchen ernſten Betrachtungen ergiebt ſich hier der Stoff. — An den Wänden umher ſtehen, außer den bekanntern Thieren, die man auch wohl an andern Orten findet, der Hippopotamus, (Nilpferd) die Seekuh, die Antelope, Faulthier, Ameiſenfreſſer, kurz alles, was man vorher nur im Büffon gemalt geſehen hatte. Auch das ſeltſame, erſt kürzlich entdeckte Schnabelthier, welches eine bisher unausgefüllte Stufe zwiſchen den Vögeln und vierfüßigen

Thieren einnimmt. Doch war der Schnabel dieſes Exemplars nicht ſo gut erhalten, als der eines andern, das ich bei dem Herrn Hofrath Blumenbach in Göttingen geſehn habe.

Das Local, ſo groß es auch ſcheint, iſt bereits zu klein geworden, und man denkt auf Vergrößerung; denn für die neuen Sachen, welche Capitain Baudin mitgebracht, iſt ſchon kein Platz mehr. — Alle dieſe gehäuften Naturſchätze ſtehn dem Schau- und Lernbegierigen täglich umſonſt offen, und er braucht ſich nicht mit dem Beſchauen zu begnügen, ſondern er kann auch in die ſchöne, daran ſtoßende Bibliothek gehn, (welche durch Büffons Bildſäule geſchmückt wird,) wo er alle in die Naturgeſchichte einſchlagende Werke findet, wo er ſich gemächlich niederlaſſen, nachſchlagen und excerpiren mag. Dieſe Anſtalt iſt einzig! ſie entzückt! ſie reißt den Fremden zum innigſten Danke gegen eine Regierung hin, die mit ſo liberalen Geſinnungen alles mittheilt, hergiebt, aufſchließt, was Fremde und Einheimiſche zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaften ermuntern kann.

Da der berühmte Cuvier am andern Ende des Gartens wohnt, ſo erwähne ich hier ſe gleich ſeines eigenen anatomiſchen Kabinets, welches füglich, ſowohl der Größe als des Inhalts wegen, auch Gallerie genannt werden könnte. Der wackere Cuvier zeigt es bereitwillig und ſpricht ſehr lehrreich darüber.

Hier findet man die kleinſten Geſchöpfe, Inſekten ſogar, mit bewundernswürdiger Kunſt und Geduld anatomirt, unter andern einen Seidenwurm mit ſeinen Eiern, der ſo fein bearbeitet iſt, daß man faſt auf den Gedanken geräth, Cuvier müſſe, ſtatt der Augen, zwei Microſcope im Kopfe haben. Das Küchlein von ſeiner erſten Entſtehung im Ei bis zum Auskriechen. Eine Menge ſkeletirte Fiſche und vierfüßige Thiere, unter letztern die prächtige Giraffe, die vormals der Erbſtatthalter beſaß. Ein paar Kamele, die neben ihr ſtehn, können ihr bequem unter dem Bauche durchkriechen. Ein Crocodillkopf, an dem deutlich zu gewahren, daß, gegen den bisherigen Glauben, der Crocodill den obern Kinnbacken auf und zu thut, der untere hingegen unbeweglich iſt. Ein paar Elephantengerippe u. ſ. w. Mißgeburten von Menſchen und Thieren. Das Skelett des niedlichen Zwergs Bebe, eines Lieblings des Königs Auguſt von Polen. Mehrere *Mumien*, theils egyptiſche, theils der *Guanchen*, der Ureinwohner der Inſel Teneriffa. Letztere haben die Zähne ſo abgeſtumpft, daß man den ſichern Schluß daraus ziehen kann, ſie haben ſich blos von Vegetabilien genährt; ihre Köpfe ſind ſehr ſchön geformt, und Cuvier meint, dieſes ausgeſtorbene, oder vielmehr ausgerottete Volk müſſe eine ſchöne, edle Menſchenrace geweſen ſeyn. — Die Sammlung von *Köpfen* iſt noch im Werden, bis jetzt ſteht ſie der Blumenbachſchen noch weit nach. Traurig iſt die Bemerkung für die Seelenverfechter und allgemeinen Freiheitsprediger, daß die *Negerköpfe* grade die Abſtuffung zwiſchen Menſchen und Affen ausmachen, eben ſo *verſchoben*, wie die der Affen, auch das Kinn *einwärts* gehend, wie bei den Thieren, alſo — möchten doch wohl die Neger nicht unſre Brüder ſeyn. — Von Gall's Syſtem ſprach Cuvier zwar mit Intereſſe, (er correſpondirt ſelbſt mit ihm) meinte auch, daß im Ganzen viel Wahres darin liege, nur laſſe ſich wohl im Einzelnen und Kleinen noch nicht ſo viel beſtimmen, als Gall thue. Ich wüßte doch nicht warum? Iſt nur erſt das Ganze erprobt, ſo muß das Einzelne ſich ja durch Erfahrung ausmitteln laſſen, und wer Galls Syſtem nur einmal durch ihn ſelbſt hat vortragen hören, der wird unwillkührlich von der Evidenz ſeiner vor Augen liegenden Beweiſe hingeriſſen.

Sehr merkwürdig iſt eine Sammlung verſteinerter Knochen, die, obwohl ſie alle in der Gegend um Paris gefunden worden, doch wohl 15 Thierarten enthalten, die heut zu Tage gar nicht exiſtiren, und offenbar zu einer bereits zerſtörten Schöpfung unſerer Welt gehört haben." Aehnliche Thiere hat die neue Schöpfung wieder hervorgebracht, doch dieſelben nicht wieder. Hier iſt Gelegenheit, ſich in einen Abgrund verwirrender Gedanken zu ſtürzen. Cuvier ſchreibt in dieſem Augenblicke ein Buch über dieſen Gegenſtand, deſſen Erſcheinen wohl Tauſende, gleich mir, mit Verlangen entgegen ſehen werden. — Eine Sammlung von Köpfen, vom erſten Augenblicke des Lebens an, Jahr für Jahr, bis ins hohe Alter, iſt noch unvollſtändig. — Eine Sammlung der verſchiedenen Vogelfedern, nicht um der Farben, ſondern um der Geſtalt willen. — Die Structur des Auges, des Ohres, der Zeugungstheile, in Wachs nachgebildet, doch weniger ſchön als bei Bertrand, u. ſ. w. Ein Transport afrikaniſcher Thiere, vom Bey von Tunis geſchenkt, iſt jetzt unterwegs. Cuvier rühmt beſonders, daß die in fernen Ländern commandirenden Generale es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, die verſchiedenen Sammlungen des Jardin des plantes zu bereichern. — Ein Beutelthier war vor ein Paar Tagen geſtorben, und wurde eben anatomirt. Dagegen iſt das Weibchen des Kanguru trächtig.

Der falſche Dauphin.

Dieſe ſeltſame, in Deutſchland meines Wiſſens noch nicht bekannt gewordene Geſchichte, wird um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, wenn ich verſichere, daß es noch jetzt eine Menge Menſchen in Frankreich giebt, welche nicht allein ſteif und feſt glauben, Ludwig der Siebenzehnte lebe noch, ſondern auch ziemlich ſcheinbare Gründe dafür anführen. Kämen nicht einige offenbare Mährchen dabei vor, ſo müßte man wenigſtens bekennen, die Sache ſey möglich. Die Geſchichte iſt übrigens actenmäßig bekannt gemacht worden; ich will ſie dem Leſer mittheilen, zuerſt ſo, wie das Gouvernement und die Richterſtühle ſie erzählen, alsdann ſo, wie der Held der Geſchichte und ſeine Anhänger ſie glauben machen gewollt haben.

Jean-Marie Hervagault iſt der Sohn eines Schneiders zu St. Lo, von einnehmender Geſtalt, Geſichtszügen, welche mit denen Ludwig des XVI. viel Aehnlichkeit haben, blond, ſchlank, lebhaft, arglos ſich hingebend, ſchnell faſſend, Unſchuld trefflich heuchelnd; alſo viele gute Anlagen aber ohne Erziehung. Man muthmaßt, er ſey ein Kind der Liebe des ehemaligen Herzogs von Valentinois, welcher Güter in der Normandie beſaß. Die wundergleichen Begebenheiten der Revolution verrückten ihm den Kopf; er ſah, daß ſo mancher aus dem Staube ſich emporgeſchwungen hatte, er wollte es auch verſuchen. Im September 1796 lief er aus dem väterlichen Hauſe, ſchweifte auf dem Lande herum und gab ſich für den Sohn einer angeſehenen, durch die Revolution heruntergekommenen Familie aus. Jugend, Unſchuld und Wahrſcheinlichkeit ſeiner Erzählungen verſchafften ihm überall günſtige Aufnahme und Unterſtützung. Er hatte keinen Paß, aber Niemand fragte ihn darnach. Er wurde dreiſter, wagte es, nun auch in Städten ſein Handwerk zu treiben, kam nach Cherbourg. Hier aber wurde er bald als Vagabund arretirt. Sein Vater, der Schneider, erfuhr es, eilte herbei ihn in Empfang zu nehmen, und wunderte ſich nicht wenig, ihn mit Geld und Kleinodien reichlich verſehn zu finden. Er nahm ihn wieder mit zurück nach

St. Lo, wo aber der junge lebhafte Menſch nicht lange aushielt, ſondern bald zum zweitenmal davon lief, im Departement du Calvados herum irrte, und, an Leib und Geiſt gewachſen, ſein Mährchen noch beſſer erſann als das Erſtemal. Bald gab er ſich für einen Sohn des Prinzen Monaco, bald des Herzogs von Urſel in den Niederlanden aus. So ſtieg er von Stufe zu Stufe; es währte nicht lange, ſo war er ſchon verwandt mit Ludwig XVI., mit Kaiſer Joſeph II. und mit dem König von Preußen; um ſeiner bedrohten Sicherheit willen reiſ'te er in Frauenzimmerkleidern, und gab vor, er komme eben aus England zurück, wohin er ſeinem emigrirten Vater Geld gebracht.

Viele, ſehr viele Leute von Rang und Erziehung wurden getäuſcht, denn er ſchmeichelte ihren alten Vorurtheilen, beſonders nahmen ſich die Damen ſeiner an, denn der ſchöne Jüngling ſprach zu ihren Herzen. Seine Abentheuer fingen an einiges Aufſehn zu erregen, da wurde er in Weibertracht abermals arretirt und nach Bayeux ins Gefängniß gebracht. Bayeux iſt nur 10 Meilen von St. Lo, ſein Vater kam zum zweitenmal, ihn zu befreien, und man war, in Rückſicht ſeiner Jugend, auch zum zweitenmal ſo nachſichtsvoll, ihn der väterlichen Gewalt auszuliefern. Er ſollte nun Schneider werden; der Gedanke war ihm unerträglich. Er entſprang zum drittenmal.

Im October 1797 befindet er ſich auf der Diligence zwiſchen Laval und Alençon, ſehr einfach und ſeinem Geſchlechte gemäß gekleidet. Nicht weit von Alençon ſteigt er ab, und geht ſeitwärts nach einem Dorfe, genannt les Joncherets. Die Nacht überfällt ihn, er bittet einen Bauer um ein Nachtlager. Man weiſ't ihn nach dem Hauſe der Demoiſelle Talon-Lacombe, wo er mehr Bequemlichkeit finden werde. Er geht dahin, ſagt, er gehöre zu der Familie Montmorency, habe Schloß und Güter bei Dreux, irre verlaſſen und verfolgt umher. Die Dame intereſſirt ſich lebhaft für ihn, giebt ihm Kleider und Geld, welches er bei ſeiner Ankunft zu Dreux zu erſtatten verſpricht. Er läßt ſichs hier eine Zeitlang wohl ſeyn, ſpielt den vornehmen Herrn, und ſchenkt z. E. dem Stalljungen, der ihm das Pferd zum Spazierenreiten ſattelt, einen Louis.

Endlich muß er ſich doch zur Abreiſe ent ſchließen, und Demoiſelle Lacombe begleitet ihn nach Dreux, um dort ihre Auslagen wieder zu erhalten. Sie kommen glücklich dahin, aber Schloß und Güter ſind verſchwunden. Was iſt natürlicher? Die Revolution erklärt Alles. Um 50 Louis ärmer und an Erfahrung reicher kehrt die Dame zurück. Der junge Held wird immer dreiſter. Im Mai 1798 wagt er ſich auf der Diligence nach Meaux (nur acht Poſten von Paris) und ſteigt im Wirthshauſe ab. Hier giebt man ihm zwar zu eſſen, verſagt ihm aber ein Nachtlager, weil er ohne Paß reiſ't. Eine pariſer Kaufmannsfrau, Laravine, die ſich grade zu Meaux aufhält, erbarmt ſich ſeiner, und erlaubt ihm in ihrem Waarenlager zu ſchlafen. Dieſe Gefälligkeit giebt ihm Muth, mehr bei ihr zu wagen, und es glückt. Er ſagt ihr, er ſey der Sohn eines reichen Pächters zu Damery, jetzt auf der Flucht, um der Aushebung zum Rekruten zu entgehen. Madame Laravine ſchenkt ihm noch 4 Louis, und er miethet ſich einen Platz auf der Diligence nach Straßburg.

Etwa eine Meile von Chalons verſchwindet er, Poſtillon und Conducteur erwarten ihn lange vergebens. Er geht nach dem Dorfe

Mery, und will ſein Mährchen auf dem Schloſſe Guignaucourt auskramen, allein hier traut man ihm nicht, er wird arretirt und zum Friedensrichter nach Cernon gebracht. Auf die Frage: wer er ſey? verſetzt er geheimnißvoll, er habe darauf nichts zu antworten. Man liefert ihn aus nach Chalons. Hier wird er abermals um ſeinen Nahmen befragt und antwortet ſtolz: „man wird ihn nur zu früh erfahren.“ — Endlich ſagt er, er heiße Louis-Antoine-Jean-François de Longueville, ſein Vater ſey todt, ſeine Muter Madame Sainte-Emilie, wohnhaft zu Beuzeville bei Pont-Audemer im Departement de l'Eure. Man muß geſtehen, daß man nicht umſtändlicher lügen kann.

Von jetzt an, im Arreſthauſe zu Chalons, affectirt Hervagault einen vornehmen Ton und ein geheimnißvolles Weſen, reizt die Neubegier, giebt Winke, und kurz, es währt nicht lange, ſo murmelt man ſich ins Ohr: es iſt der Dauphin! der Sohn Ludwig des Sechszehnten! — Der Kerkermeiſter ſelbſt glaubt das Mährchen, und thut ihm Vorſchub. Zwei Kaufmannsfrauen aus Chalons, Saignes und Felize, werden in das Geheimniß eingeweiht, bald verbreitet es ſich, niemand zweifelt mehr, — ſeine Geſtalt, ſeine Manieren — man darf ihn nur ſehn, rufen die gläubigen Seelen, auf den erſten Blick erkennt man ihn. Alle Einwohner von Chalons der vormals privilegirten Claſſen, werden nach und nach zu Vertrauten und Anhängern geworben, alle wetteifern, den letzten unglücklichen Zweig ihrer Könige zu unterſtützen. Seine Tafel wird täglich mit Leckereyen aller Art beſetzt, ſeine Zimmer werden elegant möblirt; man hält ihm Lehrer; der Kerkermeiſter iſt gehorſam und ehrfurchtsvoll, ſein Gefangner darf ſpazieren gehn, ſo oft ihm beliebt, doch ſtets als Mädchen verkleidet; das Gefängniß verwandelt ſich gleichſam in ein Luſtſchloß.

Indeſſen waren die Eingeweihten nicht immer vorſichtig genug, ſie ließen in der Freude ihres Herzens ſich hier und da ein Wörtchen entſchlüpfen, die Obrigkeit wurde aufmerkſam, und, nachdem jene Maskerade einige Monate lang geſpielt worden war, befragte man Hervagault ſchärfer. Liſtig und mit Geberden, die das Gegentheil beſagten, erklärte er nun ſelber, er ſey der Sohn eines Schneiders zu St. Lo. Man ſchrieb an den Vater, die Wahrheit der

Ausſage beſtätigte ſich, und man verdammte ihn zu monatlichem Gefängniß. Dieſe gelinde Strafe wurde von den Eingeweihten mehr als ein davon getragener Sieg betrachtet; ſie hatten, während der Unterſuchung, gezittert, daß der wahre Stand des Gefangenen werde entdeckt werden. Um ihn, nach überſtandener Strafe, der Wachſamkeit der Polizey zu entziehen, verſieht man ihn reichlich mit Geld, auch Juwelen, und hilft ihm fort. Er iſt ſehr zufrieden mit dieſem Ausgang, und fängt nunmehr an, ſeine Rolle im Departement Calvados, und zwar zu Vire, zu ſpielen. Hier macht er wenig Proſelyten, wird bald aufs neue arretirt, und dieſesmal mit mehrerer Strenge zu zweijähriger Gefangenſchaft verurtheilt. Da die Einwohner von Vire ihn bloß als einen jungen Taugenichts betrachteten, ſo würde er dieſe zwei Jahre ſehr übel zugebracht haben, hätten nicht die Getreuen von Chalons ihn fortwährend unterſtützt, wobei Madame Saignes die troſtreiche Correſpondenz führte. Dieſe Frau meinte es wirklich gut mit ihm, ſie wünſchte auch, er mögte die Zeit ſeiner Gefangenſchaft dazu anwenden, ſich zu unterrichten, aber er ergab ſich dem Trunke, und verließ nach zwei Jahren das Gefängniß ſchlechter als vorher. Madame Caignes holte ihn ſelbſt von Vire ab, um ihn zurück nach Chalons in den Kreis ſeiner Getreuen zu führen. Dort wurde alles auf das herrlichſte zu ſeinem Empfang vorbereitet; er kommt, wird complimentirt, man ſtreut ihm Blumen, man behandelt ihn mit ausgezeichneter Ehrfurcht, das Horn des Ueberfluſſes wird von neuem über den Schneidersſohn von St. Lo ausgeſchüttet.

Die Polizey kam bald auf die Spur, aber die Getreuen erhielten Wind davon, man berathſchlagte, und fand für gut, den Dauphin auf Reiſen zu ſchicken. Seine Reiſeroute richtete man ſo ein, daß er überall Vertraute fand, die, von ſeinem hohen Stande unterrichtet, ihm die gebührende Aufmerkſamkeit bewieſen. So war er einmal zu Rheims, und zweimal zu Vitry-le-Français, auch oft auf Landgütern, überall wechſelten Bälle, Concerte, Feſte aller Art. Zu Vitry wohnt er prächtig und bequem in dem Hauſe der Madame de Rambecourt, deren Gemahl ihn wie ſeinen Schatten begleitet, ihn aufmerkſam bedient, gleichſam ſeinen Kammerherrn macht. Am

Tage des heil. Louis giebt man ihm, als an ſeinem Nahmenstage, ein herrliches Feſt, wobei die Damen Lieder ihm zu Ehren ſingen. Man nennt ihn im vertrauten Kreiſe ſtets mon prince. Man läßt ſein Portrait als das des Dauphins herumgehen; man erzählt, der Papſt ſelber habe ihm ein Zeichen auf das Bein gedrückt, um ihn einſt wieder daran zu erkennen; man theilt ſich endlich den Brief eines Biſchofs mit, der, gleichfalls getäuſcht, in den ehrerbietigſten Ausdrücken an den jungen Landſtreicher ſchreibt, und durch ſein Beiſpiel manchen, der noch wankte, überzeugt. Schon bildet ſich eine Art von Hof um Ludwig XVII., er hat Favoriten, wird bald die großen Hofchargen beſetzen; unter ſeinen Anhängern finden ſich Nahmen von Bedeutung. Alle glühen von Enthuſiasmus, und ſind bereit, ihm die größten Opfer zu bringen. Männer von Geburt und Rang ſchätzen ſich glücklich, ihm gleich Kammerdienern die niedrigſten Dienſte zu leiſten. Geizhälſe werden verſchwenderiſch, wenn ſie nur das Glück haben können, ihn zu bewirthen. Natürlich, daß alles das der wachſamen Polizey nicht entgehn konnte, der Polizeyminiſter Fouché erfuhr zu

Paris alles, was zu Vitry vorging, und plötzlich machte ein Verhaftsbefehl der Comedie ein Ende. Aber ſelbſt bei dieſer Verhaftung betrug ſich **Hervagault** mit einem Stolz, mit einer Würde, die Allen imponirte; ſeine betrübten Anhänger umgaben ihn mit tiefſtem Reſpect; Einer derſelben bat gerührt um die Erlaubniß, ihn umarmen zu dürfen; da reichte ihm der Schneidersſohn nachläſſig die Hand zum Kuß. Gleich am erſten Abend der Verhaftung wird im Kerker ein ſplendides Gaſtmahl veranſtaltet. Man bittet um ſeine Befreiung und will Bürgſchaft für ihn ſtellen, aber vergebens. Man kann alſo nichts weiter thun, als ihm ſeine Gefangenſchaft auf alle nur mögliche Weiſe erleichtern. Er wurde ſtets auf das köſtlichſte ſervirt, und war ſchon ſo daran verwöhnt, daß, als man ihm einſt zum Abendeſſen ein Huhn, eine Taube, Sallat und eine Crème brachte, er das nicht hinreichend fand, ſondern es auf die Erde warf. Der Notarius Adnet nannte ihn ſelbſt im Gefängniß Monseigneur, und wurde dafür gnädig belohnt, durch die Benennung mon petit page, mon petit valet de chambre d'amitié.

So ſpielt er ſeine Rolle kaltblütig und mit Würde fort. Geht er zur Meſſe, ſo trägt ihm ein Bedienter **Kiſſen** und **Gebetbuch** nach. Er ernennt ſich einen Secretair, der in ſeinem Nahmen Louis Charles unterzeichnen muß. Wenn man einen großen Nahmen trägt, äußert er gegen die Richter, ſo iſt man der Verfolgung ausgeſetzt. — Der Maire von Vitry ſah ſich endlich genöthigt, um des großen Zulaufs willen, ihn enger einzuſchränken, auch den ungeheuern Lieferungen von Wein und Speiſen vernünftige Gränzen zu ſetzen. Die nothwendigſten Perſonen ausgenommen, mußte man einen Erlaubnißſchein haben, um ihn zu beſuchen.

Sein Verbrechen wurde indeſſen noch immer aus keinem politiſchen Geſichtspunkte betrachtet, ſondern bloß der Polizeybehörde (police correctionelle) zur Unterſuchung und Beſtrafung übergeben. Auch Madame Saignes wurde, als ſeine Mitſchuldige, eingezogen, da man ihr aber nichts beweiſen konnte, wieder auf freien Fuß geſtellt. Hervagault hingegen wurde zu Ende des Jahres 1802 wegen Escroquerie und Mißbrauch der Leichtgläubigkeit des Volks zu **vierjähriger** Gefängniß ſtrafe im Zuchthauſe zu Oſtende condemnirt. Sowohl Hervagault, als auch der Fiscal des Gouvernements, appellirten beide von dieſem Urtheil.

Die Sache ſollte nun zu Rheims verhandelt werden. Plötzlich tritt ein neuer und ſehr wichtiger Schauſpieler in dieſer Tragi-Comödie auf. Der alte Prälat L. v. S. Biſchof v. B. ein wegen ſeiner Redlichkeit, ſtrengen Sitten, und Gelehrſamkeit, allgemein geachteter Greis, hält ſich überzeugt, daß Hervagault wirklich der ächte und rechte Dauphin ſey. Er hat ſogar mit den Wundärzten geſprochen, die den vermeinten Leichnam des Dauphin im Tempel geöffnet, und ihn verſichert haben, es ſey nicht der des Dauphin geweſen. Er beſchließt ſeinen jungen Monarchen zu befreien, leiht große Summen, verläßt ſein Amt, kommt nach Rheims, correſpondirt durch den Kerkermeiſter mit dem Gefangnen, und glaubt endlich ſeiner Sache gewiß zu ſeyn. Der Tod des Dauphin iſt ihm eine politiſche Lüge des Nationalconvents. Er glaubt ſich auch berufen, dem vernachläſſigten Prinzen eine Erziehung zu geben, ſeine Abſichten ſind rein und vortrefflich; er ſchickt ihm Bücher, unter andern einſt le Genie du Christianisme von Chateaubriant, und das Trauerſpiel Athalie, worauf er zu ſeiner Verwunderung die Antwort erhält: „Spotten Sie meiner? alles das weiß ich auswendig.“

Was der alte Prälat am meiſten für ſeinen Schützling fürchtet, iſt Deportation. Er bietet, um dies zu verhindern, alle Kräfte, ſelbſt ſeine Freunde in Paris auf; er entwirft eine Liſte der Perſonen, denen er des Dauphins Schickſal anvertrauen will, man findet darauf unter andern die Namen Briſſac, Necker, Madame de Stael, Monteſſon, Roquelaure, Angouleme, Talleyrand, Puyſegur, Boufflers, Laharpe, u. ſ. w. Einige glauben ihm, andere nicht; einige geben ihm die Namen Blondel und neuer Joab. Man bedient ſich der Zifferſprache; man macht ſogar das Project, den Dauphin mit einer weitläuftigen jungen Verwandtin des königl. Hauſes zu vermählen. Hervagault weigert ſich anfangs beizuſtimmen, denn er hat, (wie wir hernach hören werden,) der liebenswürdigen Schweſter der Königin von Portugall Treue geſchworen, er giebt aber endlich aus Staatsgründen nach, und es wird beſchloſſen, für ihn zu werben.

Ehe aber alle dieſe Unterhandlungen recht in Gang kamen, wurde der Proceß vor dem Criminalgericht zu Rheims noch einmal öffentlich unterſucht, und zwar in Gegenwart eines zahlreichen Volks, welches ſich offenbar auf die Seite des Beklagten neigte, laut gegen den Fiscal des Gouvernements murrte, hingegen Hervagault's Vertheidiger mit Enthuſiasmus beklatſchte. Die Richter ließen ſich aber nicht irre machen, ſondern beſtätigten das erſte Urtheil. Während ſie in einem andern Zimmer noch deliberirten, ſah man die bangſte Erwartung auf allen Geſichtern. Hervagault hörte ſein Urtheil mit einem ſpöttiſchen Lächeln kaltblütig an, und ſeine Anhänger, ſtatt von den Gründen der Richter überzeugt zu werden, blieben nur noch halsſtarriger auf ihrer Meinung. Man fuhr fort im Gefängniß ihn königlich zu bedienen. Er hatte unter andern einen ſilbernen Becher mit den Buchſtaben L. C. (Louis Charles) und der alten franzöſiſchen Krone geſchmückt; er ſagte dem Kerkermeiſter, das ſey ſein Chiffre. Keiner ſeiner Anhänger wurde abtrünnig, im Gegentheil, ihr Eifer verdoppelte ſich, und der alte ehrwürdige Biſchof v. B. ſtand immer an der

Spitze. Ja, dieſer letztere beſchränkte ſeinen Eifer nicht auf Geſchenke und guten Rath, er wollte auch thätig ſeyn, und, als er in Erfahrung brachte, daß man ſeinen illüſtren Pupillen von Rheims nach Soiſſons bringen wolle, beſchloß er, ihn auf der Landſtraße den Händen ſeiner Verfolger zu entreißen. Dieſes junge Project eines alten Kopfes wurde verrathen, man bemächtigte ſich des Biſchofs, wie auch ſeiner Papiere, und fand darin den Beweis, daß er wirklich den Schneidersſohn von Saint Lo die Rolle des Dauphin habe wollen ſpielen laſſen. Er läugnete das auch gar nicht, ſondern erklärte geradezu, daß er Hervagault in der That für den Dauphin halte. Das Gouvernement hatte Mitleid mit dem Greiſe, und ſetzte ihn in Freiheit. Auch mit Hervagault würde es milde verfahren haben, wäre er nur irgend zu beſſern geweſen; doch da er in Soiſſons ſich abermals ſchnell einen Anhang bildete, ſo hat man ihn verſchwinden laſſen.

Um nun aber begreiflich zu finden, wie ſo viele angeſehene und kluge Leute ſich von dieſem rohen Jüngling konnten täuſchen laſſen, hätte man ihn ſelbſt müſſen erzählen hören. Mit großer Rührung erinnerte er ſich, wie ſein Vater Ludwig XVI. ihm noch im Kerker Unterricht in Geſchichte und Geographie gegeben; mit dem Ton der unbefangenen Wahrheit ſprach er von einer Hündin, die ſeine Mutter, Marie Antoinette, ſehr geliebt und Fidele genannt hätte. Die kleinſten Umſtände mahlte er mit kindlicher Lebhaftigkeit, und vergaß auch nicht, daß ſein Kerkermeiſter Simon ihn ſogar des Nachts aufgeſchreckt habe, um ſich zu überzeugen, daß er nicht entführt ſey. „Ich mußte," fuhr er fort, „die niedrigſten Arbeiten verrichten, meine Geſundheit litt darunter. — Der 9te Thermidor erleichterte das Schickſal ſo mancher Schlachtopfer der Revolution, auch das meinige; man gab mir beſſere Kleidung, geſundere Speiſen, man erlaubte mir ſogar die Spiele meines Alters. Meine Schweſter durfte zu mir kommen, mit mir eſſen, mit mir ſpielen. Welch ein Augenblick, der erſte unſrer Wiedervereinigung! (er weinte bitterlich wenn er davon ſprach.) Indeſſen wurde meine Geſundheit doch immer ſchwächer, die Kerkerluſt würde mich getödtet haben, aber Gott hatte beſchloſſen, mir Hülfe zu ſenden."

„Eines Tages, gegen Ende des May 1795, als ich eben einſchlummern wollte, näherte ſich mir einer meiner Wächter, den ich ſeiner Sanftmuth halben ſtets geliebt hatte, und flüſterte mir zu: Gutes Kind, hier im Gefängniß würdeſt du bald ſterben; aber Leute, die dich lieben, wenn du ſie gleich nicht kennſt, laſſen dir ſagen, wenn du ſchweigſt, ſo wollen ſie dich bald an einen Ort bringen, wo du frei ſeyn, und mit Kindern deines Alters ſpielen wirſt. — Ich verſchlang ſeine Worte, verſprach, mir nichts merken zu laſſen, und harrte ſehnſuchtsvoll der Erfüllung ſeines Verſprechens.

„Am andern Abend, um die nemliche Zeit, kam ein Wagen mit weißer Wäſche beladen auf den Hof, die man gegen ſchmutzige Wäſche auszutauſchen gewohnt war. Unter dieſem Weißzeug lag ein ſehr krank ausſehendes Kind meines Alters verborgen. Mich nahm ein ſtarker Mann, als Matroſe gekleidet, in ſeinen Arm, ſteckte mich unter einen Haufen alter Wäſche, und nur eine kleine Oeffnung ſchützte mich vor dem Erſticken. Das letzte was ich in meinem Kerker ſah, war das ſchlafende

kranke

kranke Kind, welches in mein Bett gelegt wurde. Ich wurde ziemlich unſanft auf den untenſtehenden Wagen geworfen, und ohne Hinderniß rach Chaillot gefahren. Sobald wir aus dem Tempel waren, lüſtete man mich ein wenig, nur bei der Barriere wurde ich wieder ganz bedeckt. Zu Paſſy trug man mich, noch immer eingewickelt, in eine niedrige Stube, wo man mich ganz in Freiheit ſetzte. Drei unbekannte Männer ſah ich hier, die ſich zu meinen Füßen ſtürzten, und vor Freude außer ſich ſchienen. Man kleidete mich ſchnell in Weibertracht, ſetzte mich in eine Poſtchaiſe, und nahm den Weg nach der Vendee zu der Armee der Royaliſten. -- Was es eigentlich mit meiner Befreiung für eine Bewandniß gehabt, hab' ich erſt ſpät erfahren. Nach dem Sturz Robespierre's nemlich, wurden die herrſchenden Parteien unter ſich ſelbſt uneinig, viele neigten ſich zur Wiederherſtellung der Königswürde, man näherte ſich den Royaliſten in der Vendee, man pflog Unterhandlungen mit ihnen durch das Conventsmitglied Ruelle, und einer der erſten Puncte, worauf jene beſtanden, war meine Auslieferung, dem jedoch der Wohlfahrtsausſchuß die Einſchränkung hinzuſügte, daß dieſelbe anfangs verheilt, und ein anderes Kind an meiner Stelle untergeſchoben werden müſſe. Nach langen und heftigen Debatten geſtanden die Royaliſten das zu. Die Schwierigkeit war nur noch ein Kind zu finden, das man für mich paſſiren laſſen konnte. Der Graf Louis de Frotté übernahm es, und ſchickte den Abbé Laurent deshalb nach der Normandie, begleitet von ſeinem Adjutanten Dühamel. Sie beſtechen zu St. Lo einen Schneider, Namens Hervagault, ſeinen mir ähnlichen Sohn für 200000 Livres dem allgemeinen Beſten zu opfern. Man verſicherte den Schneider übrigens, daß er für das Leben ſeines Sohnes nichts zu beſorgen habe, und man verſchwieg ihm ſogar, daß das Kind durch eine ſtarke Portion Opium in einen tiefen Schlaf geſenkt werden ſollte."

„Im Tempel war nur dreien Perſonen das Geheimniß vertraut, der Frau des Kerkermeiſters, dem oben erwähnten Wächter, und dem Wäſcher des Gefängniſſes. Der letztere war es, der mich heraustrug, und zu Paſſy an die Herren de Frotté, du Chateiier, und den Abbé Laurent ablieferte. — Zwei Stunden nach meiner Befreiung kam der berühmte Arzt Deſſault, deſſen Sorgfalt ich anvertraut war, in den Tempel. Eine zu ſtarke Doſis Opium hatte das Kind, das in meinem Bette lag, in einen todtenähnlichen Schlaf verſenkt. Deſſault wollte es befühlen, ohne es zu erwecken; als er aber die Hand auf den Körper deſſelben legte, ſpürte er eine Verſchiedenheit mit dem meinigen, der ihm einen Schrei auspreßte. Sein Erſtaunen verwandelte ſich in das heftigſte Schrecken, als er bei näherer Beſichtigung nicht mehr zweifeln konnte, es ſey ganz ein anderes Kind. Faſt eine Stunde lang blieb er in ſtarrem Entſetzen. Er überdachte ſeine Verantwortlichkeit, die Gefahr, in welcher ſein Kopf ſchwebte, und beſchloß endlich ſich zu decken, indem er einen geheimen, der Wahrheit gemäßen Rapport, an den Committé der öffentlichen Sicherheit ſandte. Hier präſidirte Rovère, der im Geheimniß war, und ſeinen erſtaunten, wüthenden Collegen, nachdem ihre erſte Heftigkeit ſich gelegt hatte, bewies, daß Schweigen hier das Beſte ſey, zumal, da das fremde kränkliche Kind wahrſcheinlich ſterben werde, und es dann leicht ſey, ganz Europa zu überreden, der wirkliche Dauphin ſey geſtorben. Deſſault aber wurde vorgefordert, und mit ſo bittern Vorwürfen überhäuft, daß er von Kummer und Verdruß überwältigt, in eine ſchwere Krankheit fiel und ſtarb. Mein kleiner Stellvertreter that daſſelbe. Deſſaults Nachfolger öffnete den Leichnam, merkte auch wohl, daß es nicht der meinige ſey, und bediente ſich daher im procès verbal der zweideutigen Wendung: nous sommes procédés à l'ouverture d'un cadavre, que les commissaires nous présentèrent comme celui du fils de Louis Capet.“

„Indeſſen rollte ich mit meinen Befreiern auf der Landſtraße. Die friſche Luft und das Schütteln des Wagens zogen mir anfangs eine Ohnmacht zu. Als ich aber an beides mich gewöhnt hatte, machte der freie Anblick der Natur mir unausſprechliches Vergnügen. Die Bewegung, deren ich ſo lange entbehren mußte, und die gute reichliche Nahrung, mit der man mich verſah, ſtärkten meine Geſundheit ſichtbarlich. Wir kamen glücklich in das Hauptquartier der Royaliſten nach Belleville, wo man mich, mit einer Art von Gouvernante in das Schloß logirte. Nach Charette, der eben nicht zugegen war, wurden Boten ausgeſandt. Er beſuchte mich mit Stofflet, betrachtete mich ſehr genau, war kalt und einſylbig, bezeigte mir aber alle Ehrerbietung. — Wie die Friedensunterhandlungen durch die Treuloſigkeit der Republikaner abgebrochen wurden, iſt bekannt. Die unglückliche Expedition von Quiberon hatte einen traurigen Einfluß auf mein Schickſal. Das Cabinet von St. James, und die franzöſiſchen Prinzen, beſonders der Graf Artois, wollten nichts von einer beſchränkten Monarchie hören, zu welcher die Royaliſten ſich verſtanden, und um deren willen die Republikaner mich ausgeliefert hatten. Dieſem politiſchen Zwieſpalt wurde ich, mit des liſtigen Puyſaye's Hülfe, geopfert. Charette ſelbſt, den ich oft zu Pferde begleitete, verbot mir ernſtlich, meinen Stand zu entdecken. Der Ruf von meinem Tode fand immer mehr Glauben. Die wenigen beſſer Unterrichteten durften nicht wagen, ſich und mich ſelbſt in Gefahr zu ſetzen. Endlich verlangte England meine Auslieferung, theils unter dem Vorwand, die Identität meiner Perſon zu bewahrheiten, theils weil ohnehin die coaliſirten Mächte mich anerkennen müßten. Ich wurde alſo auf der Küſte von St. Jean de Monts eingeſchifft, und, von dem Chevalier de la Roberie begleitet, landete ich zu Jerſey, wo der Prinz von Bouillon mich mit Auszeichnung empfing. Der Chevalier hatte eine von den Royaliſtenchefs unterzeichnete Erklärung bei ſich, wodurch ſie mich für den Sohn und Erben Ludwig des XVIten erkannten. Daſſelbe that der Herzog von Bouillon im Stillen. Das Podagra hielt ihn ab, mich vollends hinüber nach England zu begleiten.“

„Bei meiner Ankunft zu London wurde ich ſogleich zu dem Herzog von Harcourt, Geſandten der franzöſiſchen Prinzen am engliſchen Hofe, geführt, der mich kalt empfing, und impertinente Fragen an mich that, auf die ich ihn keiner Antwort würdigte. Graf Artois wollte mich nicht ſehn, und nun war es klar, daß man Abſichten hatte, denen ich im Wege ſtand. Indeſſen bewirkte mir der Chevalier de la Roberie eine geheime Audienz bei dem König, dem man vieles verſchwiegen hatte. Ob Se. Majeſtät gleich, dem Rath ihrer Miniſter zufolge, mich nicht öffentlich anerkennen konnten, ſo ließen Sie mir doch Zimmer im Schloſſe einräumen, mich anſtändig bedienen, und behandelten mich überhaupt ſehr väterlich. Zuweilen ſpielte der König ſogar mit mir wie ein Kind, bei welcher Gelegenheit ich ihm einſt eine Ohrfeige gab.“

„Mein Oheim, der Graf Artois, war ſo wüthend über die Aufnahme, die mir wiederfuhr, daß er einſt durch einen ſeiner Köche, meine Suppe vergiften ließ. Man entdeckte das Vorhaben noch zu rechter Zeit, und gab mir ſchnell Gegengift. Der König wollte meinen Oheim arretiren laſſen, ich bat für ihn, und wendete den Blitz der Rache von ihm ab. Mein Leben war nun aber in England nicht mehr in Sicherheit, daher der König, obgleich er ſich ſehr ungern von mir trennte, beſchloß, mich mit dringenden Empfehlungen nach Rom und Portugall zu ſenden.“

„Von einem alten treuen Diener begleitet, und mit Geſchenken überhäuft, reiſete ich ab. Unter den letztern befand ſich eine Schachtel von Mahagony, mit Gold beſchlagen, in welcher eine Inſtruktion für Prinzen lag', die zum Thron beſtimmt ſind. Der König von England hatte ſie ganz eigenhändig geſchrieben, und, der Verluſt dieſes Kleinods war mir am ſchmerzlichſten, als ich nachher aller meiner Habſeligkeiten beraubt wurde. Ich ſchiffte mich zu Portsmouth ein, und landete nach einer langen Fahrt, im Hafen von Oſtia, von da ich nach Rom ging, und Pius dem Siebenten ein eigenhändiges Schreiben des Königs von England überreichte. Der Pabſt erſtaunte, liebkoſete und ſegnete mich, wollte mich ſogar insgeheim ſalben, und ließ mir, um mich ſtets wieder zu erkennen, das franzöſiſche Wappen auf das rechte Bein, und die Worte, vive le roi, auf den linken Arm brennen. Es geſchah im Beiſeyn von 20 Cardinälen. Hierauf gieng ich bald durch Spanien nach Portugall.“

„In Spanien ſah ich von meinen Verwandten Niemand als die Herzogin von Orleans, die ſich zu meinen Füßen warf, ohne daß ich es verhindern konnte. Ich that keinen Schritt, um am Madriter Hofe vorgeſtellt zu werden, da ich wohl wußte, daß er Frankreich unterwürfig ſey. In Portugall hingegen wurde ich über alle meine Erwartung aufgenommen. Nie werde ich Liſſabon, die Ufer des Tajo und den Pallaſt von Quelus vergeſſen! Dort lernte ich zuerſt die Liebe kennen. Die Königinn, die mir außerordentlich gewogen war, verſprach mir die Hand ihrer reizenden Schweſter, der Prinzeſſin Benedictine, Wittwe des Prinzen von Braſilien; auch bot die Königin alles auf, um die Potentaten von Europa für mein Schickſal zu intereſſiren. Ihr verdanke ich es, daß neun Souverains (Portugall, England, der deutſche Kaiſer, Preußen, Sardinien, Schweden, Dännemark, Rußland und der Pabſt) durch ihre Geſandten eine Erklärung unterzeichnen ließen, durch welche ich förmlich anerkannt und mir Beiſtand verſprochen wurde. Dieſe Erklärung muß in den Archiven des portugieſiſchen Hofes liegen."

„Indeſſen hatte die Ebbe und Fluth der Revolution abermals andere Begebenheiten und Entwürfe herbeigeführt. Rovère und Pichegrü beriefen mich nach Frankreich und hielten ſich ihrer Sache gewiß. Ich verließ mit ſchmerzlichem Lebewohl den edlen gaſtfreien Hof von Portugall und meine geliebte Benedictine, ich landete in Hamburg, ging von da nach Berlin, und hatte zu Potsdam eine geheime Audienz bei dem König, der mich mit Achtung und Liebe aufnahm. Von da eilte ich in die Schweiz und erwartete daſelbſt auf Pichegrü's Landſitz Bellevau Nachrichten aus Frankreich. Sie kamen. Man ſchrieb mir, der Zeitpunkt ſey günſtig, ich ſolle mich augenblicklich einfinden. Ich reiſ'te in Frauenzimmerkleidung ab, und war bereits bis Auxerre gekommen, als ich vernahm, daß meine Partei zu lange gezögert, und daß der 18te Fructidor alle meine Hoffnungen vernichtet habe. Schon gewöhnt an die Tücke des Schickſals blieb ich gelaſſen; veränderte ſogleich meine Reiſeroute und kam in kleinen Tagereiſen in das Departement von Calvados, von da ich in einem Fiſcherboote nach Jerſey zu entkommen hoffte. Ich ſchiffte mich auch wirklich ein, aber engliſche Kreuzer jagten mich zurück auf den Strand. Hier wurde ich, als verdächtig, arretirt und nach Cherbourg gebracht. Ich entwiſchte, fiel unter Räuber, kam faſt nackend nach Paris, wurde von einigen alten treuen Dienern meines Vaters kärglich unterſtützt, wollte, ihren Rath befolgend, nach Deutſchland flüchten, wurde unterwegs bei Chalons abermals angehalten, ausgeliefert, verurtheilt — der Leſer weiß das Uebrige.

Man muß geſtehn, daß es faſt unbegreiflich iſt, wie ein ungehobelter Schneidersſohn aus St. Lo ein ſo künſtlich zuſammengeſetztes Mährchen erfinden konnte. Das iſt es auch, was noch jetzt ſeine Anhänger einwenden. Die Erzählung, ſagen ſie, trägt das Gepräge der Wahrheit, und hat man den Dauphin nicht ganz aus der Welt geſchafft, ſo wird er über lang oder kurz wieder erſcheinen, die goldenen Zeiten auf unſere Fluren zurückführen, und ſeine Getreuen zu hohen Ehren bringen.

Lucian Bonaparte's Gemälde-Gallerie.

Sie ſteht Jedermann offen. Der Beſitzer iſt ſo gefällig, wenn Fremde kommen, ſich in andere Zimmer zurück zu ziehen. Ich habe ſie zweimal geſehen, das letztemal in Gegenwart des äußerſt liebenswürdigen Beſitzers, der nicht allein durch ſeine anſpruchlos geäußerten Kenntniſſe mir merkwürdig, ſondern beſonders auch durch ſein häusliches Benehmen intereſſant wurde. Sein Kind auf den Armen tragend, mit ihm ſpielend, mit mir ſprechend, einfach in Kleidung und Manieren, hat er mir eine liebgewordene Erinnerung zurückgelaſſen.

Seine Gallerie iſt auserleſen, und hier hab' ich ein Bild gefunden, welches unter den vielen tauſend Bildern, die ich in meinem Leben ſah, den tiefſten, bleibendſten unauslöſchlichſten Eindruck auf mich gemacht hat. Es iſt Marcus Sextus, von einem jungen leider kränklichen Maler Guérin. Marcus Sextus kommt nach Hauſe und findet ſeine

Frau todt. Da ſteht er vor der Leiche, hat die blaſſe erkaltete Hand zwiſchen den Fingern ſeiner beiden Hände und ſtarrt vor ſich hin. Seine Tochter ſchmiegt ſich weinend um ſeine Füße. Das iſt die ganze Gruppe, deren Total-Effect durch nichts geſtört wird. Tiefer hat nie ein Maler oder Dichter empfunden als dieſer Guérin; ſprechender iſt nie die ſtumme Verzweiflung ausgedrückt worden. Die Seele dieſes Marcus Sextus iſt aufgelöſt, und nur die letzte Empfindung vor ihrer Auflöſung blieb im erſtarrten Körper zurück. Er weiß nichts davon, daß er die todte Hand der Geliebten in der ſeinigen hält; er weiß nichts davon, daß ſein armes Kind zu ſeinen Füßen wimmert; er fühlt auch nicht eigentlich ſein Elend, denn er iſt leblos. Großer Gott! es iſt nicht möglich eine Minute vor dieſem Bilde zu verweilen, ohne daß Einem die Thränen aus den Augen ſtürzen; und wenn man es ſchon längſt verließ, erblickt man noch lange in jedem Winkel die herzzerreißende Geſtalt; ſelbſt jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, ſteht ſie lebhaft vor mir und durchſchauert mich mit unnennbarer Wehmuth.

Hieher gehört eine Anecdote, die den fran zöſiſchen Künſtlern zu großer Ehre gereicht, Bei der Ausſtellung im Louvre erhielt, ich weiß nicht mehr welches Gemälde, ſo vorzüglichen Beifall, daß die Nebenbuhler des Malers ſelbſt einen Kranz darüber hingen. Einige Tage nachher brachte Guérin ſeinen herrlichen Hippolite accusé par Phèdre; als der bekränzte Maler dies Meiſterſtück erblickte, dieſe Schöpfung des innigſten Gefühls mit der Kunſt verſchwiſtert, flog er nach ſeinem Kranze, riß ihn herunter und hing ihn auf über dem Hippolite. Seine Mitbrüder theilten den Enthuſiasmus, und verlangten, daß Guérin's Portrait, von Robert Lefebure ſehr gut gemalt, neben dem Bilde unter dem Kranze aufgehängt werden ſollte, welches auch geſchah. — Als Lucian Bonaparte, der auch diejenigen Schönheiten des Marcus Sextus zu fühlen vermag, die außer dem Gebiete der Kunſt liegen, ihn ſah, kaufte er ihn auf der Stelle für 1000 Livres. Ich prophezeie, daß der Werth dieſes Bildes in 100 Jahren zehn fach ſteigen, und daß jeder Menſch von Gefühl hin zu ihm wallfahrten wird. Man ſagt, es ſolle in Kupfer geſtochen werden; das thut mir faſt leid, denn unmöglich kann ein Kupferſtich dieſe in die Farben gehauchte Seele nachbilden.

Eine heilige Familie von Raphael, eines ſeiner frühern Bilder, iſt auch eine ſchöne Blüthe der Einbildungskraft, und Davids Beliſar eine reife Frucht. Es ſind da mehrere koſtbare Gemälde aus der italiäniſchen Schule, die den Kenner entzücken, aber auch die Neuern hat Lucian nicht verſchmäht, und die Nachwelt wird es ihm Dank wiſſen, denn ſie ſtehn den ältern oft in nichts nach, als in den Jahren; ſie erreichen ihre Vorgänger in der Kunſt und übertreffen ſie in poetiſcher Behandlung. — Da ſitzt unter andern eine alte Frau, eine ſogenannte Rentenierin, das heißt, eine vormals wohlhabende Frau vom Stande, welche durch die Staatsbanqueroute bis zum Betteln heruntergebracht worden: dabei ſcheint ſie blind, doch iſt ſie noch anſtändig gekleidet, ihre Züge verrathen nichts Gemeines, ſie ſitzt, auf ihren Stab gelehnt, vor einem Hauſe; vor ihr ſteht ein herrlicher Knabe, deſſen Kleidung auch noch Spuren beſſerer Zeiten trägt, er iſt vermuthlich ihr Enkel; mit einem kummervollen Geſicht und naſſen Augen hält er bettelnd ſeinen Hut den

Vorübergehenden hin. Der Hut iſt leer, und an dem Hauſe, an welches die Alte ihren Rükken lehnt, lieſ't man, unter mehrern Anzeigen von Bällen, Lotterien, Concerten, auch eine ausgebotene Belohnung von 25 Louis für einen verlohrnen Hund. Dieſes Bild, welches herrlich gemalt iſt, enthält eine blutige Satyre auf die franzöſiſche Revolution. — Sehr artig fand ich auch einen Knaben, der beim Leſen eingeſchlafen iſt, und ein Mädchen, das aus einer Schale Milch trinken will, von einem Kinde aber zurückgehalten wird, daß es nicht zu viel trinke. Der Kleine drückt mit ſeinen Händchen ihre Stirn ſo herzhaft weg, und auf ſeinem Geſicht ſteht ſo leſerlich: es bleibt ja nichts für mich übrig. — Nun komme mir Einer und ſage: gleichviel, welchen Gegenſtand die Kunſt wählt. Da hänge mir Einer einmal den heil. Stephan mit den Pfeilen im Leibe neben eine ſolche liebliche Gruppe. — Auch ein paar Schachſpielerinnen von einem ältern Maler haben mir vorzüglich gefallen. Gewiß wird dieſe Gallerie bald eine der erſten in Frankreich ſeyn; denn jetzt, da Lucians Geſchmack bekannt iſt, bietet man ihm von allen Seiten Meiſterwerke zum Kauf an, und ich fand eine Menge dergleichen an den Wänden umher ſtehen, die ſeiner Entſcheidung harrten.

Auch mehrere ſchöne Antiken beſitzt er, unter andern einen Amor, der von Kennern ſehr hoch geſchätzt wird. Er kaufte alles dies auf einer Auction zu Mallaga von einem engliſchen Schiffe, welches ein franzöſiſcher Caper genommen hatte. Die Sachen gehörten einem Engländer, deſſen Namen ich vergeſſen habe, und der nachher 50000 Franken mehr bot, als Lucian gegeben, wenn man ihm die Sachen zurückliefern wolle Sogleich ließ Lucian dem Verkäufer die 50000 Fr. nachzahlen, um ihn zu entſchädigen.

Beiläufig führe ich noch an, daß man nirgend in Paris eine ſo gleiche und wohltemperirte Wärme in allen Zimmern und Sälen findet, als in Lucians Pallaſte. Es fällt um ſo mehr auf, da man gar keinen Ofen gewahr wird, und man muß ſich lange umſehn, ehe man die kleinen offenen Mäuler bemerkt, die hier und dort, nicht hoch über dem Fußboden angebracht ſind, die Wärme aus dem untern Stocke empfangen und hier wieder ſanft aushauchen. Das iſt einmal ein vernünftiger Luxus, der, wie oben erwähnt, auch in dem herrlichen Saal der Fünfhundert herrſcht. — Fourkroy hat die nemliche Vorrichtung in ſeinem Speiſeſaal, gerade unter dem Tiſche angebracht, welches anfangs, indem man ſich zu Tiſche ſetzt, ſehr wohl thut, bald aber läſtig, und ſo warm wird, als ſäße man in einem Bade.

Gallerie der Handſchriften.

Ich ſchweige von der prächtigen National-Bibliothek, die ſchon vor 13 Jahren über 300000 Bände ſtark war, und ſeitdem noch ſehr anſehnlich vermehrt worden iſt. Beſchreiben läßt ſich da nichts, denn wer nicht Zeit hat, dieſe Schätze Monate lang zu ſtudieren, der wandelt durch die ungeheuern Bücherſäle, wie durch einen Wald, und kann von jenen nichts mehr ſagen, als von dieſem: ich habe Bücher, ich habe Bäume geſehen. Doch auf eine Merkwürdigkeit will ich, beſonders die Ruſſen, aufmerkſam machen, nemlich auf eine Karte des Caſpiſchen Meeres, die Peter der Erſte ſelbſt gezeichnet, und bei ſeiner Anweſenheit in Frankreich als Geſchenk hinterlaſſen hat.

Ich führe den Leſer ſogleich in die Gallerie von 84000 Handſchriften, welche der gelehrte und berühmte Langlès mir mit einer Güte und Bereitwilligkeit gezeigt hat, die mir noch heute den innigſten Dank abnöthigt. Vor der Revolution belief ſich die Zahl der Handſchriften nur auf 35000, aber das Schwerdt des Eroberers hat, beſonders im Vatican zu Rom, und in Venedig, reiche Beute geſammelt. Ich will nennen was mir noch im Gedächtniß ſchwebt, und auch den Ungelehrten intereſſiren kann. — Eigenhändige Briefe Heinrichs des Vierten an ſeine Geliebte. Sie ſind zwar meiſt alle ſchon gedruckt, aber ſie machen einen weit lebhaftern Eindruck, wenn man ſie von Heinrichs Hand geſchrieben ſieht, und das nemliche Blatt hält, auf dem die ſchönen Augen der Geliebten ruhten.

Eben das iſt der Fall mit dem eigenhändigen Manuſcript des Telemach von Fenelon, wo auch beſonders die Correcturen des Verfaſſers Aufmerkſamkeit verdienen.

Ein frommes Buch auf Purpurpergament, aus dem ſechsten Jahrhundert, erhält freilich nur ſeinen großen Werth durch das hohe Alterthum; aber der griechiſche Paulus aus eben jener Zeit, wird noch durch eine beſondere Anekdote merkwürdig. Ein Engländer arbeitete einſt täglich in der Bibliothek, und da man ihn für einen honetten Gelehrten hielt, ſo gab man nicht mehr ſo genau auf ihn Achtung. Der gelehrte Spitzbube ſtahl mehrere Capitel aus dieſem Paulus, die er künſtlich ausſchnitt, und ſeinen Raub nach Orford brachte. Es währte lange, ehe man den Diebſtahl bemerkte, als es aber geſchah, wurde der damalige Conservateur des manuscrits, Abbé Sallier, ſo ſehr dadurch erſchüttert, daß er erkrankte und ſtarb. Man ſpürte indeſſen dem Thäter nach, entdeckte die geſtohlnen Capitel zu Orford, reclamirte ſie, und der König von England befahl ſogleich, ſie wieder heraus zu geben.

Mir beſonders intereſſant war eine uralte Handſchrift des Terenz mit den Masken zu Anfang jedes Stücks, und mehreren dazwiſchen gemalten Scenen. Es kommen da eine Menge Dinge vor, die ſich heut zu Tage, ſelbſt von Sachverſtändigen, nicht mehr gut erklären laſſen, und vermuthlich dienten, die Decorationen anzudeuten, weil dieſe bekanntlich oft nur ſymboliſch angedeutet wurden. Z. E. eine viereckte Maſchine, nicht größer als eine gewöhnliche Thür, mit Stricken wie ein Netz bezogen, theilte das Theater gleichſam in zwei Theile —

Der Alcoran, den Carl der Fünfte einſt aus Marocco mitbrachte. — Ein indiſcher Roman, mit ſchönen lebhaften Gemälden, unſchätzbar bei Erklärung von Coſtum und Gebräuchen. Unter andern ſieht man am Schluß eine Wittwe, die ſich mit ihrem Gatten verbrennt, mit der Unterſchrift: Dieſe Flammen ſind Eis gegen meine Liebe.

Eine Menge chineſiſcher Portraits, ſeltſam anzuſchauen. — Ein franzöſiſches Buch, zu welchem ein Bramine ſehr hübſche Gemälde verfertigt hat. — Indiſche Manuſcripte auf Palmenblättern, worunter noch viele unbekannte, unter andern ein Gedicht, welches die ganze Cosmogenie der Indier enthält.

Eine große Tafel aus China gebracht, beweiſet, daß die chriſtliche Religion ſchon im ſiebenten Jahrhunderte bis nach China vorgedrungen war. Ihre Aechtheit erkennt man beſonders aus den ſyriſchen Anfangsbuchſtaben, deren ſich die Biſchöfe damals bedienten. — Mehrere Handſchriften mit herrlichen Bildern, — prächtig eingebundene Meßbücher u. ſ. w. — Das wäre es ungefähr, was ſicher auch jeden Ungelehrten und ſelbſt Damen einige Stunden in der Gallerie der Handſchriften feſſeln wird.

Das Taubſtummen-Inſtitut.

Der Nachfolger des berühmten Abbé de l'Epée, der nicht unberühmte Sicard, war eine Zeitlang krank geweſen, und hatte die gewöhnlichen öffentlichen Sitzungen ausſetzen müſſen, daher war die Verſammlung ſehr zahlreich, als er zum erſtenmal dazu einlud. Kaum faßte der große Saal die Menge der Fremden. Seine einzige Verzierung war die Büſte des Abbé de l'Epée. Reihen von Bänken erhoben ſich amphitheatraliſch, die taubſtummen Zöglinge ſaßen auf den vorderſten; Sicard ſelbſt betrat ein Catheder.

Trotz ſeiner kaum überſtandenen Krankheit, redete er faſt ununterbrochen, von halb zwölf Uhr an, bis nach vier Uhr, alſo faſt fünf Stunden, um die er uns aber gewiſſermaßen betrog, denn niemand glaubte länger als ein Paar Stunden gegenwärtig geweſen zu ſeyn. Man hat ihm verſchiedentlich in deutſchen Blättern den Vorwurf der Charlatanerie gemacht, ich meine aber man thue ihm Unrecht. Der Mann hat durchaus nichts Aehnliches mit einem Charlatan, und, wenn er zuweilen in dieſen Sitzungen die ſinnreichſten Taubſtummen einige Künſte machen läßt, ſo iſt ihm das wohl zu verzeihen, denn womit ſoll er denn eine ſo große, ſo ſehr gemiſchte Verſammlung unterhalten? — Er that doch an jenem Tage bei weitem mehr, und wirklich zuviel für ein ſolches, größtentheils aus Damen beſtandenes Publikum. Er entwickelte ſeine Methode, den Zweck, (nemlich Menſchen aus dieſen Unglücklichen zu machen,) die Hinderniſſe, welche ihre fehlerhafte Organiſation entgegenſetzt, die Mittel, ſie zu beſiegen. Er zeigte, daß man nicht allein die gewöhnlichen, den Sinnen faßlichen Dinge, ſondern auch die allerabſtracteſten Wahrheiten, die Taubſtummen lehren könne.

Maſſieu, ſein geiſtreichſter Zögling, iſt freilich ein außerordentlicher Menſch, und ſeine tours de force, wenn man es ſo nennen will, ſetzen in Erſtaunen. Ein Gelehrter unter den Zuhörern prüfte ihn einigemal durch ſchwere Aufgaben, die er mit bewunderswürdigem Scharfſinn löſete. Er ſollte z. B. den Begriff von être éternel (ewiges Weſen) ausdrücken, da doch der Begriff von être ſchon ſo ſchwer zu entwickeln iſt. Der letztere war ihm indeſſen ſchon geläufig, und er fand ihn bald. Nun fragte ihn Sicard durch Zeichen, ob es wohl ein être gäbe, dem dieſe Benennung ganz ausſchließlich zukomme? — Er ſann eine Weile, und endlich, wie von einem Blitzſtrahl gerührt, mit vor Freude funkelnden Augen, ſchrieb er an die Tafel: Dieu! einen Augenblick nachher ſetzte er mit einer Art von Triumph hinzu: être des êtres!

Ein anderes Mal, da Maſſieu, von ſeinem Lehrer geleitet, eben das Wollen (vouloir) mit allen ſeinen Abtheilungen und Unterabtheilungen analyſirte, forderte ein Zuhörer, man ſolle ihn das Wort velléité finden laſſen. Das Wort iſt bekanntlich unüberſetzbar, und bedeutet ſo viel als Halbwille. Sicard verſicherte, er habe dies ſeltene Wort nie dictirt, und Maſſieu es nie geleſen, fing aber gleich ſehr bereitwillig an, ihm die Begriffe zu entwickeln, oder vielmehr ſie von ihm ſelbſt entwickeln zu laſſen, um ihn auf dieſen zu führen. Wäre hier Betrug geweſen, ſo müßte er ſehr fein angelegt, und der Lehrer ſowohl als der Zögling große Schauſpieler ſeyn. Es wurde dem Maſſieu offenbar ſauer, das Wort zu finden. Nach langem Nachſinnen ſchrieb er: petite volonté. Sicard billigte das, gab ihm aber zu verſtehen, er müſſe den Begriff durch ein einziges Wort ausdrücken. Nun war er in großer Verlegenheit, und ſchrieb endlich an die Tafel: „ich muß, um dieſes „Verlangen zu erfüllen, mir mit dem Lateiniſchen helfen, und nach der Analogie deſſelben „ein Wort zu ſchaffen wagen.“ Hierauf ſchrieb er: velleté und vellité, fehlte alſo nur um einen Buchſtaben.

Das letzte ſtarke Kunſtſtück war folgendes: Maſſieu dictirte durch Zeichen aus einem ſo eben erſchienenen, ihm völlig unbekannten Buche, einem andern Taubſtummen, der das Dictirte richtig Wort für Wort nachſchrieb. Dann wechſelten beide die Rollen mit gleichem Erfolg, und endlich kam ein artiges kleines Mädchen, welches das Nachgeſchriebene mit ganz vernehmlicher Stimme von der Tafel ablas. Das einzige e konnte ſie nicht ausſprechen, wenn es Schlußbuchſtabe war, weil es alsdann durch die Naſe geſprochen wird, und dieſe Operation, da ſie inwendig geſchieht, den Taubſtummen nicht beigebracht werden kann.

Rührend und merkwürdig war eine Apoſtrophe Sicard's an die anweſenden Mütter, worin er ſie bat, ſeine Methode auch auf geſunde Kinder anzuwenden, nehmlich ſie dasjenige, was man ſie lehren wolle, gleichſam ſelbſt finden und erfinden zu laſſen, weil es die einzige Art ſey, ihnen etwas mit Nutzen und bleibend beizubringen. (In der teutſchen Erziehungskunſt iſt dieſe Methode ſchon längſt eingeführt.) Mehrere mal bat Sicard die zahlreich verſammelten Damen um Verzeihung, daß er nicht umhin könne, ſich oft in die Höhen der Metaphyſik zu verſteigen. Dieſe Bitte war zwar zum Theil überflüſſig, weil die Damen gar nicht darauf Achtung gaben, aber mich deucht, er hat Unrecht, bei einer ſo gemiſchten Verſammlung ſo ſehr ins Einzelne zu gehen; dazu ſollte er ſich einen engern Zirkel wählen, bei dem auch weniger Störungen zu befürchten wären, die einen aufmerkſamen Zuhörer an dieſem Tage oft in Verzweiflung brachten. Schon längſt war der Saal voll, beide Thüren verſchloſſen, die Unterhaltung in vollem Gange, als noch alle Augenblicke jemand herein wollte, und, wenn man nicht ſchnell genug öffnete, mit Fäuſten unverſchämt an den Thüren trommelte.

Die Zöglinge ſchienen überhaupt ſehr lebhaft, beſonders die Mädchen, die unaufhörlich untereinander geſtikulirten. Wird ein neuer Taubſtummer in das Inſtitut gebracht, ſo geben ſie ihm gleich unter ſich einen Nahmen, das heißt, vermittelſt ihres Scharfblicks bemerken ſie ſogleich, wodurch der Ankömmling ſich etwa von den übrigen unterſcheidet, und darnach formiren ſie ein Zeichen. So haben ſie für Sicard ein Zeichen, welches andeutet, daß er den Kopf gewöhnlich etwas auf die rechte Seite neigt. Sicards Vortrag iſt klar, kräftig, männlich, zuweilen ſogar ein wenig in das Gebiet der Dichtkunſt ſchweifend; zuweilen macht er aber auch die Sachen all zu deutlich, als ob er lauter Strohköpfe vor ſich hätte. — Sehr oft bat er um Aufmerkſamkeit — leider war es nothwendig.

Theater der Franzoſen.

Da in Paris täglich auf 17 oder 18 verſchiedenen Bühnen geſpielt wird, ſo iſt begreiflich, daß die Theater von ſehr verſchiedenem Werthe ſind. Es giebt vortreffliche, gute, mittelmäßige und ſchlechte.

Das erſte im Range und in der Vollkommenheit iſt das Théatre français. Ueber die franzöſiſche Manier, Trauerſpiele darzuſtellen, habe ich mich ſchon an mehrern Orten erklärt. Ich kann ſie nicht leiden, eben weil ſie Manier iſt. Alle franzöſiſche Helden ſind in eine Form gegoſſen, bei ihnen giebt es nur eine Art, Empfindung und Leidenſchaft auszudrücken; wer ein Trauerſpiel ſah, der hat ſie alle geſehn. Einige der erſten Mitglieder des Théatre français machen hiervon zuweilen eine Ausnahme, der einzige Talma immer. Er ſelbſt geſteht aber auch, daß er die deutſche und franzöſiſche Manier zu vereinigen ſuche. Seine Neider tadeln ihn deshalb, aber die große Wirkung, die er jedesmal hervorbringt, beweißt zur Genüge, daß er die Herzen trifft. Talma iſt ein ſchöner Mann mit einer ſanft ſchwermüthigen Phyſiognomie, die jedoch jede Leidenſchaft auszudrücken fähig iſt. Er ſpricht ſehr vernünftig über Natur und Kunſt, und über den großen Streit zwiſchen Teutſchen und Franzoſen, da ſie bald dieſer bald jener ausſchließlich huldigen. Die Vereinigung beider, ſagt er mit Recht, ſey beider Triumph. Er hat ausländiſche Theater geſehn. Prüfet Alles, das Gute behaltet, iſt auch ſein Wahlſpruch.

Ich will einige Stücke nennen, die ich auf dem Théatre français habe ſpielen ſehn. Tancred — Lafond gab ihn vortrefflich, die übrige Beſetzung war höchſt mittelmäßig. Armenide wurde durch eine doublirende Schauſpielerin dargeſtellt. — Les deux frères (die Verſöhnung oder Bruderzwiſt von mir) wurde ſo ſchön vorgeſtellt, wie ich es nie geſehn habe, und vermuthlich nie wieder ſehn werde. Baptiſta, als Capitain, Michot, als Hans Buller (einzig, unübertrefflich), Mamſell Mars, als Lottchen (unausſprechlich liebenswürdig, eine Naivetät und Sittſamkeit und Feinheit und Unſchuld — es iſt un möglich, von dieſer jüngſten Grazie nicht bezaubert zu werden), Damas, als Doctor Bluhm, La Rochelle als Eyterborn — ja wahrlich, ſeine Stücke ſo ſpielen ſehen, iſt ein wahrer Genuß! In Teutſchland werden immer nur einzelne Rollen hervorgehoben, das Ganze bleibt Stückwerk. In Teutſchland ſollte eigentlich nie ein Schauſpiel beurtheilt werden, denn man ſieht es nie ſo, wie der Verfaſſer es ſich dachte. Doch nehme ich in Berlin einige wenige Stücke aus, z. B. Jeannette von Gotter, wo Ifflands Kunſt herrlich glänzt, und dennoch die übrigen neben ihm ſich nicht im Schatten verlieren. Es iſt eine Prunkvorſtellung des Berliner Theaters, das Stück iſt bekanntlich gut, und ſo oft es geſpielt wird — bleibt das Haus leer. Doch ich vergeſſe, daß ich noch in Paris bin. Das Pariſer Publicum erinnerte mich bei der Vorſtellung der deux frères, lebhaft an das Wiener, denn es hob, wie jenes, mit regem Gefühl, jede beſſere Stelle heraus. Das Stück hatte, wie man mir erzählte, anfangs mit großer Cabale zu kämpfen, hob ſich aber immer höher, und iſt jetzt ein Lieblingsſtück der Pariſer. — Le Tasso mit Veränderungen. Ich weiß nicht, wie das

Stück ohne Veränderungen geweſen ſeyn mag, aber ich weiß, daß es immer ein ſchlechtes Stück bleiben wird, beſonders für Jemand, der Göthe's Meiſterwerke kennt. Einige gute Situationen hat es doch. Der Moment, wo Taſſe aus dem Wahnſinn nach und nach wieder zu ſich kommt, wurde von Lafond erſchütternd und mit großer Wahrheit dargeſtellt. Die Prinzeſſin aber, (Mlle. Fleury) eine Vierzigerin, machte Taſſo's verliebten Wahnſinn völlig unbegreiflich. — L'homme à bonnes fortunes. Heutzutage würde man dieſes alte Luſtſpiel höchſtens noch als Poſſe durchſchlüpfen laſſen. Erſtaunt bin ich über Dazincourt, der, wie ein franzöſiſcher Nachbar mir ſagte, noch ein Ueberreſt der alten guten Comödie ſeyn ſoll, und wirklich ein trefflicher komiſcher Bedienter iſt; aber — als er ſeines Herrn Kleider anzieht, um auch bonne fortune zu ſuchen, als er ſein Schnupftuch in eau de lavande einweicht, und es nachher zu naß findet, ringt er es in das Soufflerloch aus, und der Zartgeſchmack der Pariſer nahm daran keinen Anſtoß. Ich äußerte meine Verwunderung darüber gegen meinen Nachbar, er wurde verlegen und meinte, Dazincourt ſey einmal ſo beliebt beim Publicum, daß man ihm alles hingehen laſſe. Freilich kenne ich auch in Teutſchland ähnliche Beiſpiele. —

Zaire. Mademoiſelle **Volney**, ein artiges junges Mädchen, ſpielte die Zaire ſo ziemlich, **Lafond** ſchrie als Orosmann entſetzlich. Nach der Vorſtellung wurden beide herausgerufen. Der Lärmen dauerte länger als eine Viertelſtunde, ehe Mamſell **Volney** erſchien; ſie trat aber kaum aus der Couliſſe einen Schritt hervor, machte eine kleine Verbeugung und verſchwand. Lafond kam gar nicht, trotz alles Schreiens. Die Muſik hub an, man ſchrie fort. Der Vorhang rollte auf, das zweite Stück ſollte beginnen; man ließ die Schauſpieler nicht zum Worte kommen. Endlich trat einer der Mitſpielenden vor und ſagte: Meine Herren, unſer Kamerad befindet ſich nicht wohl. Nun waren ſie zufrieden. — Les projets du mariage von Duval, iſt ein artiges Stück und wurde ſehr lebhaft geſpielt. — Andromaque. Heute ſah ich zum Erſtenmal die berühmte Mademoiſelle **Düchesnois** als **Hermione**. Man hat mich oft in Paris gefragt: ob ſie oder ihre ſchöne Nebenbuhlerin Mademoiſelle **George**, mir beſſer gefiele? ich bin, wenn ich konnte, der Antwort gern ausgewichen; konnt' ich aber nicht, ſo geſtand ich freimüthig, daß mir keine von beiden behage. Mademoiſelle Düchesnois iſt erſtens ſehr viel häßlicher, als einer Schauſpielerin erlaubt iſt zu ſeyn; zweitens hat ſie, außer allen Fehlern der franzöſiſchen Manier, auch noch einige, die ihr eigen ſind, nemlich eine Art von Geſang in der Deklamation, und dann legt ſie mit ihrer ganzen Schwere ſich auf mehrere Sylben in jeder Zeile und reckt dieſe gewaltig. Dabei iſt alles ſo offenbar ſtudiert, ſie ſcheint immer vor dem Spiegel zu ſtehn, kein Ton kommt aus dem Herzen oder iſt von der Natur eingehaucht, lauter Kunſt und abermals Kunſt. Hingegen war Talma als Oreſt ganz vortrefflich, und hätte ich nie etwas von ihm gehört, als den letzten Monolog in Andromache, ſo wüßte ich genug, um zu behaupten, daß er unter die größten Schauſpieler gehört, die gelebt haben und leben werden. —

Uebrigens finde ich meine alte Bemerkung täglich beſtätigt, daß nemlich die Franzoſen für den Ausdruck des edlen Stolzes keine andere Bewegung haben, als — einander den Rük-

ken

ken zuzukehren. Auch ſonſt thun ſie es ſehr oft. — Monsieur de Crac, dieſe luſtige Poſſe, ſah ich hier zu meiner Verwunderung weniger gut ſpielen, als in Genf.

L'Orphelin de la Chine. Hier zeigte ſich Mademoiſell George als Idamé, eine majeſtätiſche Schönheit, obgleich heute das fatale chineſiſche Coſtum ſie entſtellte. Sie iſt groß und ſtark, von königlichem Wuchſe, ſoll erſt 17 Jahr alt ſeyn, ſieht aber aus wie 25. Sie ſpielt gut und ſchreit bei weitem nicht ſo wie ihre Nebenbuhlerin, auch leiht ihr die Natur zuweilen herzliche Töne. Sie hat mir gefallen, doch meiner Erwartung auch nicht entſprochen. — Schon wieder war unter den Schauſpielern Einer, der ſeinen meiſt wichtigen Platz ſchlecht ausfüllt. Im Tancred mußte ich ihn als Arſire verdauen, in Zaire gar als Luſignan und heute als Idamé's Gemahl. Das Publikum lachte ihn ein paarmal aus. Was das Schlimmſte iſt, ſo giebt es, Monvel ausgenommen, keinen andern für dieſes Rollenfach; Monvel aber iſt alt und kränklich. — L'Impertinent — wurde von St. Phal recht gut gegeben.

La Metromanie. Fleury iſt ein ſehr braver, ſein komiſcher Schauſpieler, und hat noch ganz den alten feinen Ton in ſeiner Gewalt. Schade, daß er für Liebhaberrollen zu alt iſt. — Ein neues Stück von Longchamps, le pauvre garçon malade, wurde, durch gräßlichen Tumult unterbrochen, nicht ganz zu Ende geſpielt. Die Decoration, zwei Zimmer neben einander, war allerliebſt und wurde, als der Vorhang aufrollte, ſehr beklatſcht. Ein junger Menſch, der ſich den Fuß verſtaucht hat und folglich nicht darauf treten kann, liegt auf einem Ruhebette, einige Schritte vor ihm ſteht ſeine goldene Doſe auf dem Tiſche; ein Spitzbube kommt herein und nimmt ſie ihm vor ſeinen Augen weg, ohne daß er es hindern kann. (hier wurde ſtark gepfiffen) Seine Geliebte, die ihn aufſucht, iſt im Nebenzimmer, ohne daß beide von einander wiſſen. Sie ſieht von ungefähr die Doſe in fremden Händen, die ſie einſt ſelbſt ihrem Liebhaber ſchenkte, und kauft ſie. Ihr Vater, der die Doſe nicht kennt, freut ſich über den wohlfeilen Kauf, und nimmt ſie ihr weg. (gepfiffen) Er hat Langeweile im Wirthshauſe und möchte gern Schach ſpielen. Der Wirth führt ihn zu dem Kranken, der auch dies Spiel liebt und auch

Langeweile hat; beide kennen ſich aber nicht. Sie ſpielen, der Alte ſetzt zufällig die Doſe neben ſich, der Jüngling erkennt ſie auf den erſten Blick und giebt ſeinem Gaſt den Diebſtahl Schuld (gepfiffen). Zum Beweiſe, daß die Doſe ihm wirklich gehöre, öffnet er einen verborgenen Deckel und zeigt ihm das Portrait ſeiner Tochter. (geklatſcht) Wie ſich das Stück nun endigen werde, erräth Jedermann leicht. Einmal wurde ſo entſetzlich gepfiffen, daß die ſpielenden Perſonen ſich endlich genöthigt ſahen, die Bühne zu verlaſſen, nachdem ſie ſchon lange genug die Muſik mit angehört hatten. Nun aber fing ein Theil des Publikums an zu klatſchen, der andere fuhr fort mit Pfeifen, es war um das Gehör zu verlieren. Nach einer Weile kam Baptiſte, der den Vater ſpielte, und fragte beſcheiden, ob man erlauben wolle fortzuſpielen oder nicht? Ja! ja! ſchrie alles. — Man fuhr alſo fort, und alſobald tönten die Pfeifen wieder ſo ſchmetternd, daß die letzte Scene gänzlich verloren ging. Dazwiſchen ſchrie man hier c'est mauvais! dort paix! Silence! und dann wieder la toile! kurz, keine Feder beſchreibt den Lärm.

Man hat mich verſichert, daß die jungen Herren im Theater Pfeifen mit Blaſebälgen unter beiden Armen und in beiden Schuhen haben, ſo daß ſie mit den Händen zu klatſchen ſcheinen, indeſſen ſie eben durch das Klatſchen beide Pfeifen unter den Armen in Bewegung ſetzen. So oft ſie aber auf die Zehen treten und dann die Ferſen wieder ſinken laſſen, pfeift es in beiden Schuhen.

Die Aufführung von Menſchenhaß und Reue war durch eines Schauſpielers Krankheit lange verzögert worden. Madame Talma (vormals Petit-Vanhove) ſpielte die Eulalia recht gut, St. Phal aber den Meinau ſehr unter meiner Erwartung. Erſtens ſollte ſchon ein ſo wohlgenährter Mann mit ausgeſtopften Backen nie den Meinau ſpielen; zweitens ſollte Meinau nie ſo fürchterlich toben, und drittens ſollte er nicht angezogen ſeyn wie ein Handwerksburſche. Er trägt nemlich einen altväteriſchen dunkelblauen Rock mit gelben Knöpfen, eine Scharlachweſte mit großen viereckten Taſchen, ſchwarze Beinkleider und Stiefeln über die Kniee gezogen. Als ich meine Verwunderung über dieſes ſeltſame Coſtum zu erkennen gab, beſtand man darauf, das ſey Deutſch. Ich hatte gut reden und zeigte vergebens auf meinen eignen Frack, der ja noch in Teutſchland gemacht ſey. Man blieb dabei: c'est le costume Allemand. Ich ſchloß mit der Verſicherung, daß nur die teutſchen Fleiſchersknechte ſich ſo kleideten und verlohr kein Wort weiter. — Meinau packte ſich einigemal ſo wüthend bei der Bruſt, daß man alle Augenblicke fürchten mußte, er werde ſich ſelbſt ins Parterre ſchleudern.

Philinte von Moliere. Auch eine ſchöne Rolle von Fleury. Er trug heute ſogar noch die alten Achſelbänder auf dem reichen Kleide. Wenn man das Molierſche Coſtum allgemein beobachtete, ſo hätte ich nichts dagegen, da aber die Damen im neueſten Geſchmack à la Grecque erſcheinen, ſo iſt dieſe Miſchung lächerlich und widerlich.

Didon. Hier erſcheint Mamſell George in ihrer ganzen königlichen Schönheit. Das Tygerfell und der Köcher um Schultern und Nacken, der Bogen in ihrer Hand, machen ſie zur reizendſten Diane, und tauſend Acteurs würden, aller Gefahr trotzend, der Verſuchung nicht widerſtehn, ſie im Bade zu belauſchen. Aber ihr Spiel war ſehr mittelmäßig. Ich kann hier einen Zug des Publikums nicht mit Stillſchweigen übergehn. Als man einmal ein wenig applaudirte, ließ ſich plötzlich im Parterre eine Pfeife hören. Das hatte ſie nun wirklich nicht verdient. Das Publikum fühlte auch lebhaft die Ungerechtigkeit, und da vorher kaum einige geklaſcht hatten, klatſchte jetzt das ganze Haus. Der Pfeifer ließ ſich nicht irre machen; kaum war es wieder ſtill geworden, ſo ertönte ſein Inſtrument von neuem. Jetzt erhob ſich, wie am Drath gezogen, das ganze Parterre, und ſchrie mehrere Minuten lang fürchterlich: à la porte! (zur Thür hinaus!) Da nun aber der Pfeifer nicht auszumitteln war, und immer Einer auf den Andern zeigte, ſo entſchloß ſich das Parterre, von einem Geiſte beſeelt, ſtatt der lauten Unzufriedenheit mit dem Pfeifer, die laute Zufriedenheit mit der Ausgepfiffenen kund werden zu laſſen; es kehrte ſich abermals, wie an einer Schnur gezogen, nach der Bühne, und ſchrie unter heftigem Klatſchen bravo! bravo! daß die Säulen zitterten. — Während dieſer ganzen Scene, die wohl fünf Minuten dauern mochte, litt die arme George unbeſchreiblich. Sie ſtand mit niedergeſchlagenen Augen, geſenktem Haupte und gefalteten Händen, und das Blut in ihren Wangen überglühte die Schminke. Sie war würklich rührend ſchön.

L'Epreuve nouvelle von Marivaux iſt ein unbedeutendes Stück, wurde aber mit einem ſo vortrefflichen Ensemble gegeben, daß es entzückte. Beſonders war Mamſell Mars wieder unausſprechlich liebenswürdig. Sie iſt ein Liebling des Publikums, und doch ſo beſcheiden. „Ich habe keine Debüts gehabt," ſagte ſie mir, „je me suis glissé au théatre français mit kleinen unbedeutenden Rollen, und das hat jetzt den Vortheil für mich, daß ich keine Reputation zu ſouteniren habe." — Sie iſt dabei ein ſo ſittſames Mädchen, ſteht in gutem Rufe, verſchmäht alle Anträge, und bleibt ihren erſten Verbindungen unwandelbar getreu.

Cinna. Nach einer langen Krankheit trat Monvel zum Erſtenmal wieder auf. Er iſt ein ſehr braver Künſtler, doch griff die Rolle des Kaiſers ihn heute noch ſtark an. Schade daß die Jahre ſein Verdienſt nicht reſpectiren. Der erſte Conſul war heute gegenwärtig, er ſoll Cinna nie verſäumen. Man iſt neugierig zu ſehen, ob er nicht in einer ähnlichen Lage auch ſagen wird: Soyons amis, Cinna! Mamſell George war, wie gewöhnlich, ſehr ſchön und nicht viel mehr. Den Cinna ſpielt ſonſt Talma, und man vergöttert ihn in der Rolle. Heute ließ er ſich von Lafond doubliren. — Ich muß doch im Vorbeigehen bemerken, daß die franzöſiſchen Schauſpieler ſeit der Revolution eine ſonderbare Veränderung mit der Ausſprache vorgenommen haben; ſie ſagen nemlich nicht mehr mon coeur, mon sort u. ſ. w., ſondern mun coeur, mun sort. Allgemein wird auf den Bühnen das mon jetzt ſo ausgeſprochen, als wenn es vor einem Conſonanten ſteht, und das drolligſte iſt, daß ſich das ſo nach und nach eingeſchlichen, daß ſie ſelber nichts davon wiſſen, denn von mir erfuhren ſie es zum erſtenmal.

Herrmann et Werner, ou les militaires, ein ſchwaches Product, welches aber durch treffliche Darſtellung, beſonders der Mamſell Mars, dennoch hohen Genuß gewährte. Daſſelbe gilt von la belle fermière, wo ſie noch von dem trefflichen Michot unterſtützt wurde. — Le babillard. Bei ſolchen Rollen ſollte St. Phal bleiben und zu keinem Meinau ſich verſtehen. Heute ſah ich wieder, wie viel die

Franzoſen, und mit Recht, auf eine runde Vorſtellung halten. Ich war vor Anfang des Stücks im Foyer des Theaters, da fand ich den Schwätzer umgeben von den ſechs Damen, mit welchen er die Plauderſcene hat, welche ſie eben probirten. Dann gingen ſie ſämmtlich auf das Theater und parlirten ſie da noch zweimal hintereinander. Nun ging es aber auch Schlag auf Schlag.

In Iphigénie en Tauride, feyert Talma als Oreſt abermals einen Triumph. Die alte Demoiſelle Fleury iſt in keiner Hinſicht dieſer Rolle gewachſen. — La dédaigneuse, ein neues Luſtſpiel, in welchem, wie ſchon der Titel anzeigt, eine Kokette alle Männer abweiſ't, und endlich, wie ſichs gebührt, ſitzen bleibt. Zu einem Acte war hier Stoff, zu dreien nicht. Indeſſen iſt Demoiſelle Mezeray für ſolche Rollen einzig. Sie ſpielt mit einem Anſtand und einer Feinheit, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Freilich zieht Mamſell Mars (die jüngere Schweſter) auch hier alle Blicke auf ſich. — Das Stück war nicht ohne artige Einfälle, aber im Ganzen langweilig. Man pfiff es aus, und Trotz der Gegenwart des erſten Conſuls, wurde der Lärmen ſo groß, daß das Ende nicht mehr gehört wurde. Bonaparte blieb aber doch bis zu Ende, und ſchien ſich um nichts zu bekümmern. Wenn, wie man ſagt, die Dédaigneuse das Probeſtück eines jungen Dichters iſt, ſo ging man viel zu hart damit um. — Le seducteur amoureux. Ein glücklich gewählter Stoff, ziemlich gut verarbeitet. Die Hauptrolle wurde durch Fleury vortrefflich dargeſtellt. Das Stück war, wie faſt immer, mit außerordentlicher Präciſion einſtudiert. Nie hörte man das leiſeſte Flüſtern vom Souffleur, und doch nahmen ſich die Schauſpieler immer die Worte aus dem Munde.

Daß man auf dem Théatre français auch noch Stücke giebt, wie der Medécin malgré lui, und daß das ohrenzarte Publicum ein Geſpräch wie folgendes verträgt: va-t-elle à la chaise percée? — Oui. — Copieusement? — Assez. — Et la matière est-elle — u. ſ. w. iſt mir unbegreiflich. Auch die unaufhörlichen Prügeleien ſollten in die Hanswurſtbuden verwieſen werden.

Dieſes Theater nährt ſich, wie man ſieht, ganz von alten Stücken; die neuen werden faſt immer ausgepfiffen. Agamemnon iſt das einzige Trauerſpiel, welches ſich, Trotz den blutigſten und auch wohl verdienten Critiken, zu erhalten ſcheint. — Das Local iſt groß und ſchön, ſieben Reihen Logen und Gallerien über einander, denn ſelbſt in der Decke ſind noch Logen durchgebrochen. Ueberall hört man gut, an vielen Stellen ſieht man aber ſchlecht, weil die Pfeiler in den Logen die Bühne verdunkeln.

Ich komme nun 2) auf die große Oper, welche, in manchem Betracht, das erſte Spectacle in der Welt genannt zu werden verdient. Orcheſter, Chöre, Decorationen, Maſchinerie und Tanz, werden nirgends ſo gefunden. Der Geſang allein iſt mehr ein Geſchrey. Man will das durch die Größe des Hauſes entſchuldigen, aber vergebens. Warum vernimmt man denn auch von Madame Branchu jeden Ton, obwohl ſie bei weitem nicht ſo gräßlich ſchreyt als Mamſell Maillard, die man ſicher einſt todt vom Theater tragen wird. Sehr oft überſchreyt ſie, bei leidenſchaftlichen Rollen, ſich dermaßen, daß ſie nur noch unarticulirte Töne von ſich giebt. Bediente ſie ſich dieſer Manier, als Kunſtgriff, äußerſt ſelten, ſo würde ſie einen großen Effect damit hervorbringen, es iſt aber ihre Natur, und kommt in jeder Scene wieder vor.

Adrien. Mehül's Muſik ſcheint mir, wenigſtens ſo vorgetragen, ein Meiſterſtück der Declamation. Wie ſtark das Orcheſter beſetzt iſt, kann man unter andern aus dem Umſtande ermeſſen, daß ſechs Contrebäſſe darin ſind. Ueberdies iſt in den meiſten Pariſer Theatern der Platz des Orcheſters weit zweckmäßiger berechnet, als in den deutſchen. Es iſt nemlich weniger lang als bei uns, und hingegen viel breiter. Der Raum, der dadurch in der Mitte für die Zuſchauer verloren geht, wird an beiden Seiten wieder gewonnen. Der Hauptvortheil aber iſt, daß die Blaſeinſtrumente nicht zu weit entfernt ſitzen, und alle Stimmen mehr concentrirt ſind. Es giebt hier keinen Souffleur. Derjenige, der das Orcheſter dirigirt, verwaltet auch zugleich dieſes Amt. — Die Sänger ſind zugleich ziemlich gute Schauſpieler, ein Talent, welches man auch der Schreyerin Maillard nicht abſprechen kann. Madam Branchü beſonders ſpielt mit Natur und Grazie. — Alles Nebenwerk war vortrefflich einſtudiert. Die Statiſten kamen nie Paarweiſe angeſtiegen, wie eine Proceſſion von Schulknaben, ſondern immer Gruppenweiſe, ſtellten ſich nie zu beiden Seiten immer auf eine und dieſelbe Manier, ſondern waren ſtets in Gruppen maleriſch vertheilt. Die Gefechte beſtanden nicht aus einem elenden Geklapper in der Luft, ſondern ſchienen in der That ſehr ernſthaft. Zu dem Herabklimmen über die Felſen hätte man gewiß in Deutſchland hinter der Pappe bequeme Stufen angebracht, hier gab es nur in weiten Entfernungen, bald links bald rechts, unordentliche Abſätze, und viele ließen ſich an Seilen herab. Prächtig war Adriens Triumphbogen mit allen ſeinen Umgebungen, reich und glänzend das Coſtum. — Nie wurde, um einer Verwandlung willen, zwiſchen den Acten der Vorhang herabgelaſſen. — Doch eine Unſchicklichkeit muß ich rügen. Eine ſteinerne Brücke, auf derben Pfeilern ruhend, ſtürzte zuſammen, weil 20 oder 30 Menſchen darüber gelaufen waren. Hier hätte man, wie auch der Dichter vorgeſchrieben, eine hölzerne Brücke hinſtellen, oder, wenn es durchaus Stein ſeyn mußte, ſie wenigſtens ſehr baufällig malen ſollen.

Da man, um gute Plätze zu haben, in der

großen Oper ſehr früh kommen muß, ſo bringen viele Leute Bücher mit, und leſen bis angefangen wird. Es verſteht ſich, daß die Beleuchtung ſo gut iſt, daß man ſehr bequem dabei leſen kann. In Berlin müßte man das wohl bleiben laſſen, denn da gehören ſchon gute Augen dazu, um in den Opern die Arien nachleſen zu können.

Der Dichter Duval hat meine Huſſiten ſehr glücklich zur großen Oper umgeſtaltet, und wenn Mehül, der ſie componiren wird, ſie eben ſo reich mit den Schätzen ſeiner Phantaſie ausſtattet, als dieſen Adrian, ſo kann die Wirkung nicht fehlen.

Anacreon von Cherubini iſt ein langweiliges Produkt, das allenfalls den Stoff zu einem Operettchen, nicht aber zu einer großen Oper enthält. Wäre dieſe nicht durch allerlei Nebenwerk ſo prächtig aufgeputzt, es wäre kaum der Mühe werth einmal hinzugehen. — Das Urtheil des Paris, ein großes Ballet von Gerdel, iſt ſchlecht erfunden, und eben ſo langweilig in ſeiner Art, wie der Anacreon. Der erſte Act gehört gar nicht zum Ganzen, denn er beſteht bloß aus einem Schäferſpiel, wo Paris ſich mit einer Menge Mädchen recht artig neckt, und am Ende einen Löwen erlegt, der in die Heerde gefallen iſt. — Als ich nach Berlin zurückkam, freute ich mich, das ſchon in Paris gefällte Urtheil auffallend beſtätigt zu finden. Denn als man auch hier den Paris gab, machte man ad libitum den erſten Act zum zweiten, und den zweiten zum erſten, welches wohl der ſicherſte Beweis iſt, daß der erſte aus einem angeflickten hors d'oeuvre beſteht. — Wann werden doch die Balletmeiſter anfangen, (im Fall ſie nicht ſelbſt Dichter ſind,) ſich bloß auf die Ausführung einzuſchränken, nicht aber mit der Erfindung ſich zu befaſſen? — die letztere ſollte ſtets einem guten Dichter überlaſſen bleiben, denn ein guter Plan zu einem Ballet iſt eben ſo ſchwer zu entwerfen, als der zu einem Schauſpiel, und iſt im Grunde daſſelbe. Weniger iſt vielleicht bekannt, daß, als die Muſen einſt in Weimar ſich niederließen, weil eine ihrer Schweſtern da regierte, (es ſind nun über 30 Jahre) damals der ſelige Muſäus viele Ballette machte, die nachher vom Balletmeiſter kunſtreich ausgeführt wurden.

Saül, ein ſogenanntes Pasticcio, das heißt, eine Zuſammenſetzung von guten Muſikſtücken mehrerer Meiſter, machte eine vortreſſliche Wirkung; beſonders war ein Chor von Händel darin, das mich bis zu Thränen gerührt hat. Aber dieſe Chöre muß man auch hören, ſie ſind einzig. Abermals hatte ich Gelegenheit, die Sorgfalt für das Zuſammenpaſſen alles Lebloſen und Lebendigen auf der Bühne zu bewundern. Wie ſchön hier das Aufmarſchiren der Truppen ſich ausnimmt, das bei uns immer an eine Heerde Gänſe erinnert! Allerliebſt war der Tanz in Davids Triumphzug, wo die Kinder vor ihm her tanzend Roſen ſtreuten. — Das Ballet, Les noces de Gamache, iſt ein albernes Ding; aber Don Quirote ſpielte ſehr gut, und die Roſinante und Sancho Panſa's Eſelin waren lebendige Thiere, die den Pariſern große Freude machten. — Die Caravane von Cairo von Gretry, hat mir ein wenig Langeweile gemacht. Hingegen hat mich Le devin du village von Rouſſeau ſehr intereſſirt. Auch das Publicum ſchien heute ſonderbar bewegt, und ließ, was in der großen Oper ſonſt nie geſchieht, ein Lied wiederholen. Madame Branchû ehrte das Andenken Rouſſeau's, indem ſie mit derjenigen Einfachheit ſang, die er ſelbſt gefodert hat; der Tenoriſt hingegen ließ ſich Schnörkel zu Schulden kommen, die faſt immer, hier aber beſonders unverzeihlich ſind. — Semiramis, von einem jungen Componiſten, der ein Zögling des Conservatoire de musique iſt, und der dieſer Anſtalt Ehre macht. Für das Außerweſentliche war wiederum herrlich geſorgt. Ein kriegeriſcher Tanz riß zur Begeiſterung hin. Der Donnerſchlag, der des Ninus Grab zerſchmetterte, war wahrhaftig ein Donnerſchlag, und welche Decorationen! dieſe ſchwebenden Gärten, dieſer babyloniſche Thurm — wie verſtändig war bei dem letzten die Entfernung berechnet, in der man ſo etwas nur allein darſtellen darf. Wenn ich dagegen an unſern feuerſpeienden Berg im Labyrinth dachte! — Für einen großen Fehler halte ich es, daß Semiramis zuletzt noch einmal auf das Theater gebracht wird, um ſiegend zu ſterben. — Das Ballet, le retour de Zephyre, iſt erbärmlich erfunden, und wäre in Wien unfehlbar ausgepocht worden. Hier wurde es durch einen herrlichen jungen Tänzer, Duport, erträglich gemacht, der jetzt ſchon Veſtris übertrifft. Er beſitzt unter andern eine ganz außerordentliche Stärke und

Gewandtheit darin, ſich 40 oder 50 Mal auf einem Beine herum zu drehen; da er aber weiß, daß er dann jedesmal ſo applaudirt wird, als ob die Bewohner der ganzen Welt ausdrücklich zum Klatſchen zuſammen gekommen wären, ſo bringt er dieſen tour de force alle Augenblicke an. Die Pariſer ſehen ſich das freilich nicht überdrüßig.

Hecube, ich habe vergeſſen von welchem Meiſter, und das beweiſ't ſchon, daß die Muſik keinen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat; es kommen aber recht artige Sachen darin vor. Die letzte Decoration war unausſprechlich ſchön. Die hintere Mauer fiel ſtückweiſe ein, und nun erblickte man Troja in Flammen, und dieſe Flammen waren kein gewöhnliches Theaterfeuer, man ſah wirklich eine brennende Stadt, die Säulengänge ſtürzten nach und nach zuſammen, über die glühenden Ruinen trug Aeneas ſeinen alten Vater, mitten aus den Rauchwolken ragte das gigantiſche Pferd hervor. — Die Täuſchung hatte den höchſten Grad erreicht. — Die Ballets Telemach und Pſyche, werden noch immer häufig, doch nicht mehr mit derſelben Anſtrengung gegeben, wie vor 13 Jahren.

Um kein Theater in Paris unbeſehen zu laſſen, habe ich die große Oper weniger beſucht, als ich Luſt hatte. Der jetzige Adminiſtrator derſelben, Bonnet, wird mit beißenden Kritiken verfolgt, wie alle ſeine Vorgänger. Das iſt nun ſchon einmal das Loos Aller, die Gott in ſeinem Zorn dazu verdammt hat, ein Theater zu dirigiren; denn da die wenigſten wiſſen, wie viel Geduld, Fleiß und Kenntniſſe, dazu gehören, es auch nicht wiſſen wollen, und bei allem Tadel jeder nur ſein eigenes liebes Ich im Auge hat: ſo werden die ausgezeichneteſten Vorzüge überſehen, oder kühl gelobt, und die kleinſten Mängel bitter getadelt. — Bonnet giebt ſich wahrlich viele ruhmwürdige Mühe. Ihm ſind indeſſen die Hände nicht ganz ungebunden, denn er ſteht unter dem préfect du palais. Es iſt daher kein Wunder, daß man auch hier auf den Geſchmack des erſten Conſuls gern Rückſicht nimmt. Ein Beiſpiel mags beweiſen. Mein Reiſegefährte, der verdienſtvolle Muſikdirektor Weber aus Berlin, der ſo feſt in Gluck's Fußtapfen tritt, hatte durch eine ſeiner Symphonien, welche in einem öffentlichen Concerte aufgeführt wurde, und durch die Beſcheidenheit, die ſein Verdienſt ſchmückt, die Adminiſtration der großen Oper ſo für ſich eingenommen, daß man ihm, ganz ohne ſein Zuthun, die Compoſition einer Oper antrug, eine Auszeichnung, die manchem, der ſich ſolcher rühmt, nicht wiederfahren iſt. Es ſtieß ſich nur noch an der Wahl eines guten Süjets. Ich erbot mich einen Plan zu entwerfen, ich that es, der Zufall wollte, daß die Geſchichte von Eginhard und Emma mir paſſend ſchien, und kaum hatte die Adminiſtration die Augen auf den Titel geworfen: La fille de Charlemagne, als bei dem bloßen Namen Charlemagne, ſie aus guten Urſachen freudig beiſtimmte.

3) Die von Bonaparte reichlich und dennoch vergebens unterſtützte Opera Buffa, iſt ſehr mittelmäßig, hat einen Tenoriſten, Naſari, der gut ſingt, und einen Buffo, der gut ſpielt. Da ich kein Kenner bin, ſo ſchweige ich lieber von Madam Prinaſachi. Man giebt meiſt alte abgedroſchene Opern, z. B. gli Artigiani, von Anfoſſi. Eben als ich in Paris war, wurde die ganze Entrepriſe auf Actien ausgeboten, ein Nothſchuß. Das Publicum intereſſirt ſich nicht dafür. Umſonſt zahlt das

Gouvernement jährlich 60000 Livres, umſonſt Bonaparte für ſeine Loge 12000 Livres, man **will** nun einmal keine Opera Buffa, und ſie wird ſchwerlich Beſtand haben.

4) Dagegen iſt die **franzöſiſche** comiſche Oper, Theatre Faydeau genannt, ein allerliebſtes, mit Recht häufig beſuchtes Spectacle. Der Saal mit doppeltem Säulengang iſt ſehr hübſch, das Orcheſter gut beſetzt, die Decorationen recht artig, unter den Sängern viele, die mit einem angenehmen Geſang ein gutes Spiel verbinden, beſonders gilt das von Ellerion, der die Krone dieſer Bühne iſt. Ich habe die **Königin von Golconda** geſehen, und die allerliebſte kleine Oper St. Foix ou le Coup d'Epée, Text von Duval, Muſik von Darchi, und ma tante aurore, von Longchamps, Muſik von Begeldieu, und die Soirée orageuse, und trente et quarante, (welches in Berlin leider ohne Muſik gegeben wird,) und den **Kalifen von Bagdad**, wo Ellerion, wie im St. Foix, ſo ſchön ſpielt, daß man ihm alle Augenblicke an den Hals ſpringen möchte; alle dieſe Vorſtellungen haben mich ſehr angenehm unterhalten, und, was davon auf deutſchen Bühnen noch nicht be-

kannt ſeyn möchte, darf ich zum Ueberſetzen empfehlen.

5 Theatre Louvois, an deſſen Spitze der brave Picard, der Verfaſſer ſo manches unterhaltenden Luſtſpiels ſteht, iſt ausſchließlich den Spielen der Thalia gewidmet, Melpomene erſcheint hier nie. Das Haus iſt ziemlich groß und artig verziert; nur ſcheint mir der jetzige pariſer Geſchmack, die Greifen überall ſo häufig anzubringen, nicht der beſte. Man findet ſie faſt in den meiſten Theatern. Mit ſparſamer Hand vertheilt, thut dieſe Zierde allerdings die beabſichtigte Wirkung, aber wenn alle Logen von oben bis unten damit bemalt ſind, ſo verfehlt es den Zweck. — Das Theatre Louvois beſitzt mehrere ausgezeichnete Talente. Picard ſelbſt und ſein Bruder ſind brave komiſche Schauſpieler. Beſonders aber zeichnet ſich de Vigny aus. Ich ſah ihn zuerſt in Le Vieillard et les jeunes gens, und war entzückt. Auch giebt es wohl wenige Luſtſpiele, die ſo zu rechter Zeit geſchrieben worden, als dieſes. Der elende Uebermuth der heutigen Jünglinge, die alles beſſer wiſſen, iſt hier treffend gezüchtigt. Ueberſetzt kann das Stück nach meiner Meinung nicht wer-

den, aber bearbeitet würde es auch in Teutſchland ſehr willkommen ſeyn, da Teutſchland eben ſo gut als Frankreich von Originalen dazu wimmelt. — La Suite du menteur, war mir ſehr gerühmt worden, erfüllte aber meine Erwartung nicht. Auch nahm mich Wunder, daß die ſonſt ſo delicaten Franzoſen keinen Anſtoß daran nahmen, ein honettes Frauenzimmer zu einem jungen Menſchen, den es gar nicht kannte, ins Gefängniß kommen zu ſehen, um ſich ihm anzubieten. Wie würde man in Teutſchland geſchrien haben, wenn ich dergleichen in einem meiner Stücke gewagt hätte. — Die Vorſtellung war nur mittelmäßig, dennoch wurden faſt alle Schauſpieler applaudirt, ehe ſie noch den Mund aufgethan hatten, ja ſelbſt, wenn ſie zum zweiten oder drittenmale wieder auftraten. Das gefällt mir nicht. Was ſoll es bedeuten? — Auffallend iſt, daß la petite ville in Berlin beſſer geſpielt wird, als hier, wo es zuerſt unter den Augen des Verfaſſers erſchien. — Mediocre et Rampane hingegen wurde trefflich executirt. Vom vieux comédien, den ganz Paris zu ſehn nicht müde wird, hatte ich mehr erwartet. Die, nach dem Urtheil der Franzoſen, noch in der Kindheit liegende deutſche Bühne, würde es nicht dulden, daß zwei Väter, als Narren verkleidet, ſich plötzlich ihren Kindern unter die Augen ſtellen, um ſie zu beſchämen. Uebrigens hat das Stück Aehnlichkeit mit meinen **Unglücklichen**, welche, nach Picard's eignem Geſtändniß, ihm die erſte Idee dazu gegeben haben. —

Eine eigne glückliche Idee hat aber der nemliche Verfaſſer in dem Luſtſpiel Monsieur Musard ausgeführt. Muser, war ein mir bis dahin unbekanntes franzöſiſches Wort, und bedeutet ſo viel, als immer beſchäftigt ſeyn, aber nie mit dem, was man eigentlich thun ſollte. Alſo iſt Monsieur Musard ein geſchäftiger Müßiggänger, wie Leſſing ihn ſchon vor mehr als 40 Jahren zeichnete. In Paris giebt es viele Originale zu dieſer Copie. Die erſte Vorſtellung wurde mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Als der Vorhang fiel, ſtürmte Alles, was nur irgend mit Picard bekannt war, in die Foyers und Ankleidezimmer, um ihn zu ſehen, zu umarmen, zu erſticken. Ob es Alle ehrlich meinten, mag Gott wiſſen. Es waren viele Autoren darunter. Doch ſind in der That die Autoren in Paris nicht ſo neidiſch als bei uns. — Noch bei der dritten Vorſtellung mußte das Orcheſter ausgeräumt werden, um der herzuſtrömenden Menge Platz zu machen.

6) Das Théatre du Vaudeville, kann bloß Franzoſen intereſſiren; denn erſtens gleichen dieſe Gaſſenhauermelodien ſich alle auf ein Haar; wer eine gehört hat, der kennt ſie alle: und zweitens treffen die epigrammatiſchen Spitzen ihrer Liederchen meiſtens Gegenſtände, die nur in Paris bekannt, und auch da nur einige Tage in der Mode ſind. Ich habe den **Feltin** geſehen, der mir Langeweile machte, und den **blinden Caſſander**, über den ich nicht lachen konnte; doch macht **Fanchon das Leyermädchen** eine Ausnahme, wie auch **Berquin**, beide von Bouilly. **Fanchon** wurde durch Madame Belmont allerliebſt geſpielt, ich prophezeye aber, daß unſere **Unzelmann** ſie übertreffen werde. In dem letztgenannten Stücke (Berquin) war es Schade, daß eine **Mutter** auftrat, von der man Anſtand und Sittſamkeit erwartete, die aber den Entreſols des Palais-Royal entlaufen zu ſeyn ſchien. — Der Saal iſt niedlich. — Eine ſonderbare Gewohnheit herrſcht hier im Pa-

blikum. Kein Zipfel eines Shawls darf über die Loge herabhängen, ſonſt ſchreyt ſogleich das ganze Parterre: Otez le Shawl. Gehorcht die Dame nicht augenblicklich, ſo verdoppelt ſich der Lärm, und es heißt nun: Jettez le Shawl! und ſchon öfter iſt die Dame gezwungen geweſen, dieſem ungeſtümen Verlangen nachzugeben. Thut ſie es nicht, ſo wird ſo lange geſchrien, bis die Polizey ſich darein miſcht, und die Dame in der Loge erſucht, dem Begehren des Publikums zu willfahren. Oder man ruft auch wohl: à la porte! — Den Rücken darf man in den Logen dem Publikum auch nicht zukehren, ſonſt heißt es gleich: Ne tournez pas le dos, c'est vilain! — Eine Parodie des Agamemnon machte, während meines Aufenthalts, auf dieſer Bühne viel Glück. Die Fehler des Stücks waren mit Witz gerügt, und mehrere Couplets ſehr artig. Der Harlekin, Laporte, machte Talma's Spiel ſehr gut nach. Als ich die Poſſe ſah, war auch gerade Mamſell Düchesnois gegenwärtig, und ſah ſich ſelbſt als Clytemneſtra parodiren, machte aber gute, lachende Miene zum böſen Spiel.

Die genannten Theater ſind die vornehmſien in Paris, diejenigen, zu welchen die ſchöne Welt ausſchließlich wallfahrtet. Ich kann nicht umhin, dankbar zu erwähnen, daß ſie ſämmtlich gewetteifert haben, mir mündlich und ſchriftlich auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe den freien Eintritt in ihre Säle und zu ihren Bühnen anzutragen, und obwohl bei einem kurzen Aufenthalt eine ſolche Freiheit grade als erſparte Ausgabe nicht in Betrachtung kommt, ſo iſt ſie doch ein Beweis von Achtung, der mir um ſo auffallender war, da ich kurz vorher in einigen Städten meines Vaterlandes, um meine eignen Stücke zu ſehn, hatte bezahlen müſſen.

7. Das Theatre Montansier im Palais royal führt bekanntlich nur Poſſen auf und Brünet iſt allerdings ein trefflicher Poſſenreiſſer, den man ſchwerlich ohne Lachen ſehen wird. Beſonders als Jocriſſe, ein Character, der dem italiäniſchen Pierrot auf ein Haar gleicht, ein tölpiſcher Menſch, der Alles verdirbt, indem er Alles gut machen will. Jocriſſen's Verzweiflung iſt auch unter uns ſchon bekannt. Es giebt aber noch eine ganze Menge ſolcher Späßchen. Heute war z. B. une heure de Jocrisse; da ſollte er

Jemanden einen Vogel zum Geſchenk bringen, brachte ihm aber blos den leeren Käfig, weil der Vogel auf der Straße durch ſeine Ungeſchicklichkeit davon geflogen war, und freute ſich, als er hörte, daß der Vogel in den Brief geflogen ſey, den er dabei überreichte. Er will einen Theetopf reinigen, kann mit der Hand nicht hinein kommen, ſchwenkt ihn aus, ſchlägt ihn gegen den Tiſch entzwei und iſt nur froh, daß nicht er, ſondern der Tiſch ihn zerbrochen hat. Ein Kleid bürſtet er aus, fällt damit auf den durch das Reinmachen des Theetopfes naſſen Boden, beſchmiert einen Ermel, ſchneidet ihn geſchwind heraus, um ihn zu einem Manne zu tragen, der Flecken ausmacht, und läßt ſich von dieſem unterdeſſen einen andern Ermel leihen, der natürlich nicht zum Kleide paßt. — Von ähnlichem Gehalt ſind Cricri dans son menage, und Vadé dans son grénier etc. etc. Es iſt alles gar zu gemein. Zwar iſt Brünet's komiſches Talent in der That groß, aber die Späßchen ſind, beſonders für Fremde, viel zu local und mit Calembourgs ſo durchwebt, daß man ſehr darauf geübt ſeyn muß, um Alles zu verſtehen. — Von Fremden gehn auch meiſtens nur junge

Leute in dies Theater, wegen der ſchmiegſamen Jungfrauen, von welchen es wimmelt. — Auf ſolchen Bühnen iſt alles erlaubt und die derbſten Zoten werden beklaſcht. So hörte ich zum Beiſpiel im Huissier dégourdi unter großem Beifall ſagen: une femme ne redoute jamais une prise de corps; und die ſchüchterne, ſchamhafte Geliebte erklärte: qu'on peut exiger d'un époux, qu'il lui reste au moins une jambe.

8. Theatre des jeunes artistes. Ich habe da Harlekins Geburt aus dem Eye aufführen ſehn, ein Zauberſpiel mit vielen Verwandlungen, Spektakel, Muſik, Pantomine, Tanz, Geſang, alles ſo gut, daß man in großen Städten Teutſchlands gewaltig herzuſtrömen würde. Ein Gefecht zwiſchen ſechs Perſonen, nach dem Takt der Muſik, habe ich auf unſern Bühnen nie ſo täuſchend darſtellen ſehn. Auch ein Kampf zu Pferde zwiſchen ſechs Reutern, bei welchem die Pferde luſtig hinten ausſchlugen, und Harlekin und Pierrot mit den überhängenden Beinen fochten; ferner, feuerſpeiende Drachen u. dgl. alles ſo gut als in der Donaunymphe. Bewundernswürdig ſchnell war Harlekin in der

Kunſt, ſich ſelbſt zu verwandeln, beſonders nahm er zweimal hintereinander die Geſtalt ſeines Nebenbuhlers an, wobei er nicht allein alle Kleider, ſondern auch ſogar die ſchwarze Larve mit ſeinem eignen Geſicht wechſelte, welches alles — zumal das zweite mal — wirklich nahe an Zauberei grenzte. — Ein Tageblatt (les annales de la politesse) beklagte ſich, daß auf den kleinen Theatern der teutſche Geſchmack am Wunderbaren ſo ſehr einriſſe, und fürchte, daß die Vernunft des Volks dadurch werde geſchwächt werden, auch werde man endlich wohl gar die Rückwirkung (Contrecoup) auf den großen Theatern ſpüren, denn die Volksmeinung pflanzte ſich fort, wie ein electriſcher Schlag bis in die entfernteſten Glieder. So ganz unrecht mag das Blatt nicht haben.

9. Theatre de la gaiété. Ein artiges Haus, ſehr geſchmackvoll verziert. Statt der ewigen Greifen ſieht man hier überall an den Logenberüſtungen niedliche Genien mit Blumenguirlanden, die in allerlei Stellungen drapirte Vorhänge aufheben. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, jemals eine lachendere Verzierung geſehn zu haben. — Hier wird Ma-

dame Angot (welche das franzöſiſche, ſo wie John Bull das engliſche Volk repräſentirt) auf allerlei komiſche Weiſe verarbeitet. Die Rolle wird durch eine Mannsperſon dargeſtellt, wodurch ſie oft allein lächerlich wird, z. B. Madame Angot im Serail des Großſultans. Die gemeine Pariſer Fiſchweiberſprache kann man bei dieſer Gelegenheit in ihrer ganzen Reinheit hören. Es befinden ſich unter den Schauſpielern einige ſehr ausgezeichnete Talente im Komiſchen.

Eine Jungfrau von Orleans habe ich auch auf dieſem Theater ſpielen ſehn, von der ich doch wundershalben und zur Vergleichung mit der Schillerſchen einen kurzen Begriff geben will. Das Stück hebt an mit einem Erndtefeſt, wo Jacques d'Arc, der Vater (bei Schiller Thibault) mit ſeiner Familie nach vollbrachter Arbeit ſich luſtig macht. Man tanzt, man überreicht Johanna Kränze, man läßt ſie die Worte leſen: à Jeanne d'Arc, la blus belle et la plus sage. Plötzlich hört man Jagdgetöſe, ein wildes Schwein ſtürzt herzu, Alles flieht; ein junger Jäger kämpft mit dem Eber, unterliegt, Johanna fliegt herbei, tödtet den Eber, rettet den Jüngling, es iſt Dünois. Allgemeine Freude. Der Gaſt wird ins Haus geführt, ſoll ruhen, kann aber nicht, denn an der Wand erblickt er Johanna's Bild. Er kniet davor, ſagt ihm allerlei ſchöne Dinge, wird aber unvermuthet durch einen Donnerſchlag unterbrochen, und eine Stimme ruft: „Ritter Dünois, entweihe „nicht durch profane Wünſche die Ritterin „Frankreichs! kehre zurück zu deinem Könige, „zeige ihm den Willen Gottes an, und bringe „ihm das heilige Schwerdt, welches Johannens „ſiegreichen Arm bewaffnen ſoll.“ — Der Zuſchauer wird in Johannens Kämmerlein verſetzt, ſie ſchlummert, ein ſüßer Traum ſchwebt auf ihrem Antlitz. Der Hintergrund öffnet ſich, ein Engel von einer leuchtenden Kugel getragen, legt ein feuriges Schwerdt zu Dünois Füßen nieder, Dünois nimmt es, ſchwört des Himmels Gebot zu erfüllen, der Engel ſteigt gen Himmel, zwei andere Engelinnen aber umgeben die ſchlafende Johanna und decken ſie mit Fahnen; ſo ſchließt der erſte Act.

Der zweite hebt an im königlichen Pallaſt. Carl, Agnes und ſein Hof machen ſich luſtig, ohne der nahen Gefahr zu gedenken. Ein Ritter zeigt an, daß die Engländer Orleans belagern,

lagern, und daß, wenn ſie es erobern, Frankreich verloren ſey. Große Verwirrung. Dünois kommt und verkündet das Mittel der Rettung. Die Hofleute ſpotten darüber. Er läßt Johannens Bild von zwei Pagen knieend dem König vorhalten; der König bleibt zweifelhaft, aber plötzlich umgiebt ein feuriger Glanz das Bild, und darunter lieſ't man die Worte: elle vaincra: jetzt ſchwinden alle Zweifel. Johanna erſcheint geharniſcht, ihr Anblick befeuert alle Ritter und man fliegt zum Streite.

Die Bühne verwandelt ſich in das franzöſiſche Lager, wo der König mit der Jungfrau anlangt, und ſeine muthloſen Soldaten dadurch wieder aufrichtet. Er giebt ihr den Ritterſchlag und reicht ihr das Wunderſchwerdt; da ſie aber kein Degengehäng dazu hat, ſo hält es der liebe Gott der Mühe werth, dieſem Mangel ſelbſt abzuhelfen, ein Regenbogen erſcheint, und auf dem Regenbogen ein Engel, der ihr die Schärpe bringt, ihr Sieg verkündet, doch vor der Liebe ſie warnt. Dann ſchlägt er an einen Baum, und ein Genius tritt heraus, der ihr das Oriſlamm übergiebt. Darauf kehren beide auf dem Regenbogen in den Himmel zurück, und man eilt in die Schlacht. — Nun erblickt der Zuſchauer die Stadt Orleans, von den Engländern belagert. Talbot ordnet ſeine Truppen zum Sturm, die Franzoſen ſind zur Gegenwehr auf den Wällen bereit, die Sturmleitern werden angelegt, man ſtürmt, man ſchießt Breſche, die Wälle werden erſtiegen, ſchon hat man ſich der Fahne bemeiſtert, die Stadt will capituliren. Aber die Jungfrau erſcheint, der Kampf erneuert ſich, die Engländer werden geſchlagen, ihre Palliſaden umgeſtürzt, die Einwohner von Orleans ſtrömen aus den Thoren, ſinken zu den Füßen ihrer Befreierin, überreichen ihr die Schlüſſel der Stadt. Dünois iſt entzückt und verliebt, auch Johanna nicht gleichgültig dagegen, aber des Engels Warnung ſchreckt ſie noch. Ein Thron wird errichtet, ſie beſteigt ihn nebſt Dünois, feſtliche Tänze beginnen; es wird Nacht, Johanna wird auf einem Triumphwagen nach der Stadt geführt, wobei man Blumen vor ihr her ſtreut.

Der dritte Act zeigt einen Garten, Dünois zu Johannens Füßen, ſie iſt entwaffnet, hat das Wanderſchwerdt an einen Lorbeerbaum aufgehangen, kann ſeinen Bitten nicht widerſtehn; er ſchrieb mit ſeinem Dolch die Worte auf einen Felſen: Aimer ne peut être un crime, ſie ſchreibt darunter: Je vous ai vu — je le crois. Sogleich wimmeln Liebesgötter um ſie her, ein Altar erſcheint mit der feurigen Inſchrift: à l'amour et à l'hymen. Die Liebesgötter geleiten das junge Paar dahin, aber im Augenblick des Schwurs geſchieht ein Donnerſchlag, die Genien fliehen, der Altar verſchwindet, eine Stimme ruft: „Johanna iſt meineidig, ſie zittre vor des Himmels Rache.„

Ein Trompetenſtoß kündigt einen Herold der Engländer an; Talbot und Chandos fordern Dünois und Johanna zum Zweikampf. Dieſe nehmen ihn an und ſchicken ihre Handſchuhe. Die Jungfrau will ſich waffnen, als ſie aber nach dem Wunderſchwerdt greift, verwandelt ſich der Lorbeerbaum in eine Bildſäule der **Rache**, welche das Schwerdt in ihrer Fauſt hält. Johanna iſt zwar erſchrocken, aber ſie geht mit dem Geliebten um zu ſiegen oder zu ſterben.

Man erblickt den Kampfplatz zwiſchen Schranken und von den Zelten der Engländer umgeben. Kampfrichter, Herolde, Soldaten, nehmen Platz, Chandos und Talbot erſcheinen, Dünois und Johanna laſſen ſich nicht lange erwarten. Man ſchwört ohne Hinterliſt zu kämpfen. Die Heldin und ihr Geliebter ſiegen, aber — die Treuloſigkeit der Engländer mußte ja doch auch in das Stück verwebt werden — ein Schuß ſtreckt Dünois zu Boden, und Johanna wird umringt, gefangen, fortgeſchleppt. — Nun ſchmachtet ſie im Gefängniß. Chandos erbietet ſich ſie zu retten, wenn ſie ihn lieben wolle; ſie weiſ't ihn mit Verachtung zurück. Er läßt eine ſchwarze Fahne bringen, auf welcher ſie das Urtheil lieſ't, daß ſie als Zauberin zum Tode verdammt ſey. Sie bleibt ſtandhaft. Man führt ſie zum Scheiterhaufen. — Die letzte Decoration ſtellt den Marktplatz zu Rouen dar, der Scheiterhaufen iſt bereit, das Volk verſammelt, Johanna beſteigt muthig den Holzſtoß, man zündet ihn an, aber kaum hat er ſich entflammt, als eine Taube aus den Flammen aufſteigt. Das Feuer verliſcht, der Scheiterhaufen verſchwindet, nur eine Glorie bleibt nach, in der Glorie Johanna von der Unſterblichkeit gekrönt. So ſteigt ſie in die Wolken. An der Stelle, wo der Scheiterhaufen ſtand, erſcheint ein Altar, im Hintergrunde ein transparenter Triumphbogen, und unter demſelben die Statüe der Jungfrau, nach dem neuen Modell verfertigt, wie ſie wirklich in kurzem zu Orleans errichtet werden ſoll. Unter Trompeten und Paukenſchall fällt der Vorhang. —

Ich habe geglaubt, es könne die Leſer wohl intereſſiren, zwiſchen Schiller und Cuvelier eine Parallele zu ziehen. Freilich kann hier nur vom Plan die Rede ſeyn und nicht von dem Zauber der Redekunſt, in welchem Schiller dem Franzoſen ſo unendlich weit überlegen iſt. Man verſuche es aber einmal, Schillers Jungfrau ſo zu ſkeletiren, wie ich ſo eben Cuveliers Jeanne d'Arc ſkeletirt habe, und man wird finden, daß der Plan nicht weniger abentheuerlich, oft noch weit ſchlechter iſt. Wenigſtens iſt Johannens Liebe zu Dünois weit beſſer motivirt, als jenes alberne, plötzliche Verlieben im Moment des Kampfes.

10. Theatre de la porte St. Martin. Ein ſchönes, artig verziertes Haus. Vormals ſpielte hier die große Oper, und ſtatt das Haus zu verkleinern, hat man es ſeitdem noch vergrößert, der Himmel weiß warum, denn ſchwerlich wird es oft ſich füllen. Man giebt auch hier Spektakelſtücke. Ich habe z. B.

les Charbonniers de la forêt noire darauf geſehn. Die Decorationen ſind gut, die Geſellſchaft gar nicht ſchlecht, auch ſingen einige Mitglieder derſelben recht artig.

11. Das Théatre des petites variétés im Palais royal, ein kleines enges Local, ſchlecht herausgeputzt. Kinder, unter welchen einige viel Anlage verrathen, ſpielen kleine Stücke. Dann werden die Zuſchauer mit Marionetten unterhalten, die recht artig ſind. Aber Himmel, welche Unanſtändigkeiten erlaubt man ſich hier! Da zieht z. B. eine Marionette die Beinkleider aus, und zwar ſo, daß man alles das treulich Nachgeahmte, was die Beinkleider verhüllten, zu ſehen bekommt.

12. Ambigu comique. Ein ſehr geſchmackloſes Theater. Gothiſche Säulen, griechiſche Basreliefs, neufranzöſiſche Draperien. Drei Reihen Logen und vor jeder derſelben noch eine Gallerie. (Dieſe Bauart findet man in vielen Pariſer Theatern und ſie ſcheint mir ſehr zweckmäßig zu Gewinnung des Raums.) Ein ſehr beſuchtes Stück dieſer Bühne, dem man auch in der That Reichthum der Phantaſie nicht abſprechen kann, iſt les mines de Pologne. Die Decorationen wa-

ren vortrefflich. Unter andern ſchneiete es einmal im letzten Act ſo täuſchend und ſo dicht, daß der Schnee bald die ganze Bühne bedeckte, auch auf den Schildwachen liegen blieb. Die Schauſpieler ſind nicht ſchlecht, das Ballet taugt aber nichts. Man giebt hier eine ſeltſame Gattung von Schauſpielen, die man Melodrama nennt, wo man nemlich in manchen Scenen ganz willkührlich die Sprechenden durch Muſik unterbrechen läßt.

13. Théatre olympique. Eins der ſchönſten und niedlichſten Theater, wohl faſt ſo groß als das Berliner. Durch einen Kreis von Caryatiden, die den zweiten Rang der Logen, und darüber einen Kreis von Säulen, welche die Gallerie tragen, wird das Ganze ſehr geputzt. In dem nemlichen Geſchmack iſt auch der große Foyer erbaut, wo oft Bälle gegeben werden. Die Geſellſchaft ſpielt aber höchſt mittelmäßig, auch ſchien dieſes Theater wenig beſucht.

14. Théatre du marais. Recht artig, im griechiſchen Geſchmack, grau in grau gemahlt. Der Saal iſt nicht klein, er hat drei Reihen Logen und Gallerien. Die Schauſpieler ſind aber bloße Marionetten.

15. Théatre de l'école dramatique gleicht mehr einem Geſellſchaftstheater, iſt jedoch recht niedlich decorirt. Die Schauſpieler waren der aufgeführten Stücke, und die Zuſchauer beider würdig, Alles unter der Critik. In der Loge,

in welcher ich mich befand, waren auch einige Herren und Damen, die ſich Bier bringen ließen; zu meinem Unglück war das Bier ſehr gut, es ſprengte den Stöpſel aus der Flaſche, und mir ſeinen Schaum auf die Kleider.

16. Théatre de la Cité. Ein hübſches Haus und ziemlich groß. Auch hier hielt ich einen Act von Menſchenhaß und Reue aus. Meinau's Coſtum war daſſelbe wie auf dem Théatre français. C'est le costume Allemand, das bleibt ausgemacht. Dieſe Madame Müller hatte gewiß nie Reue empfunden.

17. Théatre de Molière. Der Schauſpielſaal verdient allerdings mit Moliere's Namen zu prangen. Alle Logen haben Spiegelwände, und auch die übrigen Verzierungen ſind ſehr geſchmackvoll, die Decorationen gut, die Coſtume reich und richtig, kurz, nichts iſt ſchlecht als die Schauſpieler und die Stücke, welche ſie aufführen.

Außer dieſen 17 Bühnen giebt es, wo ich nicht ſehr irre, noch ein paar, die ich nicht geſehen habe, z. B. das Théatre mareaux. — Ich ſchließe mit einer auffallenden Bemerkung. Mehremale wurde in den Pariſer Tageblättern, ich weiß nicht mehr auf welchem Theater, ein neues Stück angekündigt: die Gerechtigkeit Alexander des Erſten; es durfte aber nie gegeben werden. Warum nicht?

Noten aus meiner Schreibtafel, Miscellen, abgeriſſene Bemerkungen.

Nicht überall ißt man in Paris ſo ſpät zu Mittag. In den ſtillen und entferten Quartieren der Stadt haben ſich noch die alten Sitten erhalten. Ein Schalk hat ausgerechnet, daß ein tüchtiger Eſſer in Paris den ganzen Tag eſſen kann. Zu dieſem Behuf muß er um 9 Uhr Morgens nach der Vorſtadt St. Germain fahren, wo die Employés und Commis wohnen. Hier theilt er ein dejeuner à la fourchette, welches dieſe verzehren, ehe ſie in ihre Büreaus gehen. — Um 11 Uhr findet er mehrere Frühſtücke in der Vorſtadt St. Honoré bereit. — Von da begiebt er ſich nach der Chaussée d'Antin, zu einigen jungen Herren vom guten Ton, die um 1 Uhr ſpazieren reiten, vorher aber Auſtern eſſen und Champagner trinken. — Nun läßt er der ſchönen Welt auf der Chaussée d'Antin Zeit auszuſchlafen, und begiebt ſich ſchnell an marais. Hier ſpeiſen die Familien der ancienne robe bereits zu Mittag, er ſetzt ſich zu ihnen und hilft, bis die Zeit heran naht, wo die Richter und Advocaten in der cité hungrig nach Hauſe kommen. Er eilt dahin, und verweilt daſelbſt, bis die ehrlichen Leute in der Vorſtadt St. Germain und au marais ſchon wieder zu Abend eſſen. Schnell verſchlingt er einige Biſſen, denn dieſesmal iſt ihm die Zeit karg zugeſchnitten, er muß zurück auf die Chaussée d'Autin, wo man in den beſten Häuſern jetzt zu Mittag ſpeiſet. Dann bleibt ihm wohl noch ein Augenblick übrig, um in irgend einem Theater ſich mit Eis zu erquicken. Sobald aber der Vorhang gefallen iſt, winkt ihm ein ſogenannter Thee, wo, wie ich oben beſchrieben, recht derbe Schüſſeln vorkommen. — So rückt unvermerkt zwei Uhr in der Nacht heran, und natürlich flattert er nun zu einem Souper in alter Form. — Kann der Held um 4 Uhr des Morgens ſeinem Magen noch etwas zumuthen, ſo darf man nur ins nächſte Spielhaus gehn, wo um dieſe Zeit ein ſogenanntes reveillon (ein Aufwecken) ſervirt wird, und ſo mag er denn endlich, wohlgeſättigt, um 5 Uhr zu Bett gehen, um vier Stunten auszuruhen, und dann, wenn's beliebt, den Kreislauf von vorn wieder anzufangen.

Vormals war es unſchicklich, wenn eine petite maitresse in Geſellſchaften zeigte, daß ſie mit Appetit eſſen könne. Sie mußte ſich immer ſtellen, als brauche ſie höchſtens, wie ein chineſiſcher Goldfiſch, alle zwei Tage etwa friſches Waſſer um zu leben. Hatte ihr die Natur, Trotz aller Schnürbrüſte, einen widerſpenſtigen Magen gegeben, ſo mußte ſie ſich lieber vorher zu Hauſe ſatt eſſen. Solcher Ziermagen bedarf es heut zu Tage nicht mehr. Die ſchönen zarten Damen eſſen Rindfleiſch und Hammelbraten, Paſteten und Trüffeln, daß es eine Luſt iſt zuzuſehn. Vormals nippten ſie höchſtens in ein Weinglas, jetzt ſchlürfen ſie Liqueurs, trinken Punſch, und ſtürzen den Champagner hinunter. Vormals konnten ſie in den engen Schuhen kaum trippeln, jetzt reiten ſie, und einige ſchwimmen ſogar. Kurz, die rohen Männer haben das zarte Geſchlecht zu ſich heruntergezogen. Ich meine aber, unſere ſchönen Mütter und Großmütter hatten gar nicht Unrecht in dieſem Punkte auf Ziererei zu halten, denn Götter und Frauenzimmer müſſen, um ſich den Reſpekt zu erhalten, keine ſinnlichen Bedürfniſſe ſich abmerken laſſen. Die Geliebte denkt man ſich immer als ein geiſtiges Weſen, und es thut ordentlich weh, wenn man ſie mit großem Appetit eſſen ſieht.

Seit der Revolution ſcheint die Einbildungskraft der franzöſiſchen Maler eine düſtere Farbe angenommen zu haben. Guerin's Marcus Sextus, Davids Brutus, Gerards Beliſar, u. a. m. haben das ſchon bewieſen. Einſt ſah ich auch bei dem Dichter Arnault eine herrliche große Zeichnung, die einen neuen Beleg dazu liefert. Aus der ſtürmiſchen See ragt eine Reihe von Klippen hervor, kein Land in der Ferne. Auf eine der Klippen hat ſich ein Mann aus dem Schiffbruch gerettet, vor ihm liegen ſein Weib und ſein Kind, beide todt. Für ihn ſelbſt zeigt ſich weit und breit weder Rettung noch Hülfe. Er iſt nackt und bloß, doch das fühlt er in dieſem gräßlichen Augenblicke nicht. Er kniet mit ſtarrem Auge vor Weib und Kind, und hat die eine Hand auf die Frau gelegt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihr ſey. Der Blick der Verzweiflung ſagt nein! — Ich möchte die Zeichnung nicht in meinem Wohnzimmer hängen haben, ſie erregt Grauſen und Wehmuth. — Abermals ein Beweis, daß die franzöſiſchen Maler gute Dichter ſind: unſere deutſche Propyläiſten ſind bloße Künſtler.

Noch ein Pröbchen aus dem Pariſer Laufbericht: „Mein Herr! es iſt zu ermaaßen [1]), daß Sie bei der entdeckten Hintertrifft [2]) mich beſchiedigt und unterwickelt haben [3]), denn man anbetrauert [4]) mich, und ich kann meinen Argwohn nur bei Ihnen vermitten und zukreiſen [5]). Dieſe Veraffterung [6]) haben Sie gut erziffert [7]); Sie käkeln und ſchlazen [8]) daß man ſich für Ihro Verheiligung [9]) vergeldern [10]) ſollte; aber Ihre franzkrätzige und lateinrändige Sprache wird Ihnen zu nichts helfen, auch mögen ſie den Leuten ſchößeln und büſeln [11]) und bei den Weibern böckeln [12]) ſo viel Sie wol-

---

1) vermuthen.
2) Conſpiration.
3) compromittirt.
4) condolirt.
5) concentrirt.
6) Verläumdung.
7) calculirt.
8) ſchwatzen.
9) Heiligſprechung.
10) verbürgen.
11) liebkoſen.

„len. Es geſchähe Ihnen ganz recht, wenn „man Sie wie Abelard entgeilte. Ich „würde Ihnen alles dieſes mündlich ſagen, „wenn ich nicht ſeit einigen Tagen verhartleibet wäre.“

Unter die Erforderniſſe einer guten Amme ſcheint in Paris zu gehören, daß ſie brünett ſey wenigſtens rühmt ſich in den Tageblättern ausdrücklich eine Amme dieſer Eigenſchaft zu ihrer Empfehlung.

Ein Tanzmeiſter, der Glück machen will, muß zugleich Lectionen für den tambour de basque ankündigen.

Ein gewiſſer Doctor Braun wählte zu meiner Zeit einen noch unbekannten Weg, Aufmerkſamkeit zu erregen. Er ließ nemlich ſeine ganze Lebensgeſchichte, wo er ſtudirt, herumgereiſet, wer ſeine Lehrer geweſen u. ſ. w. auf einen großen Bogen drucken, und an allen Straßenecken anſchlagen.

Trotz aller Charlatanerien ſcheinen aber doch die Leute ziemlich alt in Paris zu werden, denn ich habe in einem einzigen Tageblatt, unter 23 angezeigten Todesfällen, einen Mann von 95, zwei von 81, und noch fünf von 79, 76, 70, 65 und 63, alſo acht ziemlich alte Leute gefunden.

Viel Spaß haben mir oft die Urtheile über mich ſelbſt in den öffentlichen Blättern gemacht, und es verging ſelten ein Tag, wo ich deren nicht zu leſen bekam. Der Eine beſchwerte ſich mit vieler Bitterkeit, daß ich der einzige **Fremde** ſey, deſſen Stücke die Ehre gehabt, ganz, oder doch nur mit ſehr geringen Abänderungen, auf der franzöſiſchen Bühne vorgeſtellt zu werden; alle übrige hätten nur Stoffe geliefert. — Wodurch, ruft er auf, erhalten ſich dieſe mittelmäßigen Dramen? — durch die guten Schauſpieler? — nein, denn die nemlichen Schauſpieler können ja nicht verhindern, daß ſo viele andere weit beſſere Stücke fallen? man kommt ja doch immer wieder um zu weinen, und ſich hintendrein über diejenigen luſtig zu machen, welche geweint haben. In Parentheſe geſteht er, daß Laharpe geſagt habe: Les épigrammes contre les pleurs sont d'assez mauvaise grace. — Nun, endlich, wodurch erhalten ſich denn meine Stücke? — durch ihren moraliſchen Zweck, (grade das was man ihnen in Deutſchland abſpricht.)

der ſie von den franzöſiſchen Dramen eines Diderot und Beaumarchais zu ihrem Vortheil unterſcheidet.

Ich will es den Herren beſſer ſagen: ſie erhalten ſich, Trotz allen ihren Fehlern, bloß durch die Wahrheit der Empfindung und Darſtellung. Alle Jons und Eugenien werden ſie nicht verdrängen. Ein natürliches Veilchen iſt am Ende doch immer mehr werth, als eine gemachte Lilie, wäre ſie auch noch ſo kunſtreich fabricirt.

„Wie iſt es möglich," ruft ein Anderer, „daß bei unſerm Leichſinn, unſerm Hang zur „Fröhlichkeit, wir ſeit vier oder fünf Jahren, „ſo viele Thränen in einem ſchlechten deutſchen „Drama vergießen? hätte man ſie alle geſam„melt, die vergoſſenen Thränen, man hätte die „große Trockenheit dieſes Jahres damit ver„mindern können." — Nun aber kommt das Merkwürdigſte, die Urſache nemlich, warum Menſchenhaß und Reue in Deutſchland ſo ſehr gefallen habe. „In Deutſchland," fährt er fort, „war das ſehr natürlich, weil vor Er„ſcheinung von Menſchenhaß und Reue die „Sitten noch ſo außerordentlich ſtreng waren; „denn was geſchah, wenn ein Frauenzimmer

„ſich vergaß? man heftete ihr einen Zettel auf die Schulter, ſetzte ihr eine Art von Triangel mit Schellen und Glöcklein auf den Kopf, führte ſie ſo durch die Stadt, und endlich ins Zuchthaus, wo ſie mit eiſernen Kugeln an den Füßen, ein Jahr lang die Straßen fegen mußte. Ueberdies mußte ſie alle Sonntage in der Kirche öffentlich Buße thun.“ (Himmel! was für reine Straßen und volle Kirchen würden wir haben, wenn das wahr wäre!) „Der *Zweck* von Menſchenhaß und Reue ſey alſo eigentlich geweſen, die Strenge dieſer Geſetze zu mildern, und darum hätten beſonders die Weiber das Stück gleich in Schutz genommen. Daß aber auch die Franzoſen ihren Corneille, Racine, Voltaire, um eines *teutſchen* Dichters willen eine Zeitlang vergeſſen hätten, das ſey doch gar zu arg. Das teutſche Theater liege überhaupt noch ſo ſehr in der Kindheit,“ u. ſ. w.

Sollte man nicht glauben, Teutſchland ſey von Frankreich wenigſtens ſo weit entfernt, als der Mond von der Erde?

Es hat indeſſen auch in Paris Leute genug gegeben, die, eben ſo albern als in Deutſchland, Menſchenhaß und Reue, (eins der moraliſchſten Schauſpiele die jemals geſchrieben worden,) von Seiten der Moralität angegriffen haben. Dagegen erſchien während meines Aufenthalts, (wo ich nicht irre im Courier des spectacles,) eine ſehr gute Vertheidigung, die mir größtentheils aus der Seele geſchrieben worden. „Giebt es wohl,“ ſagt der Verfaſſer, „viele Weiber, die, wenn ſie aus der „Vorſtellung kommen, den Ehebruch als eine „unbedeutende Kleinigkeit betrachten? als eine „Kleinigkeit, die weder auf das Glück des Gatten, noch auf die geſellſchaftliche Ordnung „Einfluß habe? — Eulaliens Gewiſſensbiſſe, „ihre Demüthigung und peinliche Lage in Gegenwart des beleidigten Mannes, ſtellen ein „ſchauderhaftes Gemälde dar, und rächen vielleicht die Tugend ſtrenger, als alle Strafen „und Beſchimpfungen, welche die Völker des „Alterthums mit dem Verbrechen verknüpften.“ — Auch den Character des Meinau, (den man übertrieben findet,) nimmt der Verfaſſer in Schutz. „Kotzebue,“ ſagt er, „will „wohl ſchwerlich alle beleidigten Ehemänner „überreden, ſich zu Anachoreten zu machen; da „hätte er viel zu thun, beſonders in unſerer „guten Hauptſtadt; aber er will zeigen, was

„ein nagender Kummer über das Herz eines „braven Mannes vermag, der ſein ganzes „Glück in den Beſitz einer geliebten, tugendhaften Frau geſetzt hatte. — Man klagt „täglich über Sittenverderbniß in den Ehen; „gewiß ſie entſpringt öfter aus der Gleichgültigkeit der Männer, als aus dem Leichtſinn „der Weiber. Das Land, wo Meinau „für einen Narren paſſirt, bringt ſchwerlich „ſehr gefällige Ehemänner hervor. — Aber, „tadelt man ferner, das Süjet iſt fehlerhaft, „es lehrt junge Leute was ſie nicht wiſſen „ſollen. Wenn eine Tochter ihren Vater „fragt, warum Meinau eigentlich ſo traurig „ſey? was kann er ihr antworten? — Der „Einwurf iſt ſchwach. Ein Vater, der ſeine „Tochter ins Schauſpiel führt, muß das Stück „zuvor kennen; und dann ſind unſere Töchter „auch gerade keine ſolche Agneſen. Ueberdies möchte das ſchreckliche Gemälde der „Folgen eines Fehltrittes leicht moraliſcher ſeyn, als die Liebeslektionen, welche ſie täglich hören, um Väter und Männer „zu betrügen. Stücke wie Heureusement, *la* „Gageure, Figaro, u. ſ. w. ſind bei weitem „gefährlicher, aber man zieht ſie dennoch

„vor, denn unſere Ehemänner ſind artiger als „Meinau."

Ich möchte wohl wiſſen, was ſich mit Fug und Recht auf dieſe Bemerkungen antworten ließe?

Das nemliche Blatt enthält auch eine artige Fabel, zu Nutz und Frommen manches deutſchen Criticus. Ein Papagey entfloh aus ſeinem Käfig in den Wald, und meiſterte dort den Geſang der Vögel. Endlich bittet man ihn, da er es ſo gut verſteht, doch auch einmal zu ſingen. Da kratzt er ſich im Kopfe und ſagt: Meine Herren, ich pfeiſe wohl, aber ich ſinge nicht.

Die meiſten cidevants ſind nicht bloß arm, ſondern leiden wirklich drückenden Mangel, der ſie ſogar zu betteln nöthigt. Sie haben aber gewöhnlich eine Art zu betteln, die nicht zu ihrem Vortheil einnimmt. Sie laſſen ſich anſagen, ein bekannter, berühmter Name, öffnet ihnen ſogleich die Thür, ſie treten herein, affectiren die volle Dreiſtigkeit ihres vormaligen Standes, laſſen ſich ohne Umſtände am Kamin nieder, ſagen dem Fremden die unverſchämteſten Schmeicheleien, und ſchwatzen von tauſend Dingen wohl eine halbe Stunde lang, ohne mit einer Sylbe ihrer Noth zu gedenken. Sie haben bloß das Glück haben wollen, den Fremden kennen zu lernen, u. ſ. w. Endlich rücken ſie heraus, anfangs verblümt, dann deutlicher, haben auch wohl ein Buch geſchrieben, auf welches ſie pränumeriren laſſen, und den Pränumerationsſchein gleich bei der Hand haben, den ſie nachläſſig auf den Tiſch werfen, indeſſen ſie von etwas anderm ſprechen. — Mir iſt dergleichen öfter wiederfahren, und ich könnte Namen nennen, die den Leſer in Erſtaunen ſetzen würden. Manche wagen doch nicht, eine ſolche Rolle in Perſon zu ſpielen, ſondern ſchreiben Briefe, die wenigſtens beſcheiden klingen. Ich kann mir indeſſen wohl vorſtellen, daß Menſchen, die ſo erzogen wurden, und ſo zu leben gewohnt waren, wenn ſie nun einmal zum Betteln gezwungen ſind, auf keine andere Art betteln können.

Speiſet man unter Mannsperſonen an einer großen Tafel, ſo kann man darauf wetten, daß unter zwanzigen nicht zwei ſeyn werden, die nicht Feldzüge mitgemacht hätten, wenn man ſich gleich unter lauter Dichtern, Künſtlern und Schauſpielern befindet. In der Schreckenszeit war es ein Glück, wenn man Paris verlaſſen und zur Armee gehen durfte, denn nur in der Armee fand man eine Freiſtatt. — Eben ſo oft trifft man, ohne es zu ahnen, auf Männer, die während der Revolution große Rollen geſpielt haben, und jetzt nicht einmal den Schein mehr davon haben mögen, wenn ſie gleich als Männer von Gefühl und Ehre handelten. Da iſt z. B. der brave Schauſpieler des Théatre français, Michot, (der Einzige, den ich in gewiſſen launigten Rollen mit Iffland vergleichen möchte,) der machte zwei Feldzüge mit, wurde bleſſirt, dann als Commiſſair des Gouvernements an den General Montesquieu mit der Ordre geſchickt, Savoyen zu beſetzen. Dort machte er ſich bei den Einwohnern ſehr beliebt, weil er menſchlich war, und nicht litt, daß man die Ceremonien der Religion verſpotte oder hindere. Bei ſeiner Zurückkunft ward er zum Deputirten, und zu verſchiedenen andern Aemtern erwählt, war aber ſo klug, alles auszuſchlagen; denn, hätte er ſie angenommen, ſo wäre er, als ein Freund der Girondiſten, ſicher mit dieſen guillotinirt worden. Er behielt alſo bloß ſeinen Platz unter der Nationalgarde und übernahm oft die Wache bei Ludwig dem Sechszehnten. Dieſem erleichterte er ſein Schickſal, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand. Sah er ſich unbeobachtet, ſo nahm er ſogleich ſeinen Hut ab, nannte den König Sire und Votre Majesté. Auf ſein Verlangen ſteckte er ihm auch den Tacitus und Gilblas zu. Der König hatte Vertrauen zu ihm und fragte Michot einigemal, was er wohl glaube, daß man mit ihm anfangen werde? — Michot tröſtete ihn ſtets mit der Ausſicht, zu ſeinen Verwandten nach Spanien geſchickt zu werden; denn Michot ſelbſt hielt ſich überzeugt, daß man zu keinem Extrem ſchreiten werde. Er ſagt noch jetzt mit einer Ueberzeugung, die aus ſeinem naſſen Auge ſpricht: „ich bin gewiß, daß bei der Stelle in Ludwigs Teſtament, wo er von ames sensibles ſpricht, „er auch an mich gedacht hat.“ — Ich beneide den braven Mann um dieſes ſchöne Bewußtſeyn.

Unter manchen andern Vorzügen, die ſelbſt Feinde den Franzoſen nicht abſprechen können, iſt einer der ſchönſten, der freigebige Enthuſiasmus, mit dem ſie Genie und Kunſt aufmuntern und belohnen. Muſik, Mahlerei, dramatiſche Dichtkunſt und Schauſpielkunſt ſind hier nicht, wie an den meiſten Orten Teutſchlands, wandernde Pilger, die blos geduldet werden und allenfalls froh ſeyn mögen, wenn man ſie nicht hindert, ihr Stückchen Brodt mühſelig zu gewinnen; ſie werden geehrt, geliebt, geſchätzt, man hat es der *Mühe werth* gehalten, *Geſetze* ihrentwegen zu machen; kein *Nachdrucker-Raubgeſindel* darf ſich an den Früchten des Genies vergreifen. Jeder erndtet da, wo er geſäet hat, und zwar, wenn die Ausſaat anders gut war, ſo darf er ſicher ſeyn, daß der Boden ihm reichlich tragen werde. Bei uns iſt es umgekehrt; je beſſer die Ausſaat, je ſchneller ſammeln ſich die Raubvögel auf allen Bäumen umher, wie auf Robinſon Cruſoe's Inſel, und kaum hat der Säemann den Rücken gekehrt, ſo lagert ſich die verzehrende Wolke.

Der Verfaſſer eines Schauſpiels oder der Componiſt einer Oper, werden in Frankreich folgendermaßen behandelt. Jede Einnahme wird in drei Theile getheilt und von einem *Drittel* erhalten ſie das *Siebentel*. Das ſcheint wenig, aber — ſie erhalten dieſes Siebentel nicht einmal, ſondern ſo lange ſie leben und ihre Erben noch zehn Jahre nach ihrem Tode; ſie empfangen es nicht blos in Paris, ſondern in ganz Frankreich von jeder Bühne; nicht blos ſo lange das Stück noch Manuſkript, ſondern auch wenn es ſchon längſt gedruckt iſt, denn kein Direktor einer Bühne darf ſich unterſtehen, es ohne Erlaubniß des Verfaſſers aufführen zu laſſen. Auch vor dem ſchwer verpönten Nachdruck iſt er ganz ſicher. — Man könnte einwenden, der Autor könne doch oft hintergangen werden, da es ihm ja unmöglich ſey zu wiſſen oder zu erfahren, welche Stücke man in ganz Frankreich ſpiele? und wie oft und wie groß die Einnahme geweſen? daß es höchſt beſchwerlich und koſtbar ſeyn müſſe, dergleichen Nachrichten einzuziehen u. ſ. w

Für alles das iſt geſorgt. Es exiſtirt nemlich in Paris ein Büreau, ausdrücklich zu dieſem Zwecke errichtet. Hier meldet ſich der Verfaſſer eines Schauſpiels, zeigt ſein Werk an, und läßt nun das Büreau für alles übrige ſorgen. Dieſes hat ſeine Correſpondenten und Caſſierer im ganzen Lande, und berechnet dem

Schriftſteller, gegen den mäßigen Abzug von zwei Procent, ſeinen Antheil gewiſſenhaft. Da nun in Frankreich weit über hundert Schaubühnen angetroffen werden, (wenn gleich viele nur klein und unbedeutend ſind) ſo wird es begreiflich, daß der Verfaſſer eines beliebten Stückes, in den erſten paar Jahren nach deſſen Erſcheinen, auf eine Einnahme von vierzigtauſend Livres rechnen kann. Nachher nimmt es zwar ab, aber die Repertoirs der Franzoſen ſind weit weniger dem Wechſel unterworfen als die unſrigen, und daher bleibt dem Schriftſteller eine ſichere jährliche Revenü, die auf der allergerechteſten Baſis ruht, denn ihre größere oder mindere Bedeutſamkeit hängt einzig und allein von der Güte ſeines Werkes ab. Hatte es blos Vorzüge, die im erſten Augenblick blendeten, ſo wird es ſelten; hat es wahren Gehalt, oft geſpielt. Ein Autor, dem es gelungen, drei oder vier Stücke auf das Repertoir des Théatre français zu bringen, iſt nicht allein für ſeine Perſon auf Lebenszeit anſtändig verſorgt, ſondern hinterläßt auch ſeinen Kindern zehn Jahre lang eine ſichere Subſiſtenz. Welch eine ehrenvolle Penſion! aber nur in Frankreich hat man Gelegenheit, ſie zu verdienen.

Madame Molé, welche Menſchenhaß und Reue ein wenig verbaalhornt hat, iſt dadurch jetzt ſchon zum Beſitz eines Vermögens von 60000 Livres gelangt, und noch immer wird das Stück häufig geſpielt, oft in Paris allein auf verſchiedenen Theatern dreimal an einem Tage. Mir, dem Verfaſſer, hat Menſchenhaß und Reue Summa Summarum zweihundert Thaler eingetragen.— Daleyrac, der bekannte beliebte Componiſt, zieht, die Hauptſtadt ungerechnet, noch jetzt monatlich aus den Provinzen ungefähr 100 Louis, alſo jährlich über 6000 Thaler, wofür er keinen Federſtrich weiter zu thun braucht. — Was ſoll man nach ſolchen Beiſpielen davon denken, wenn z. E. die Frankfurter einem dramatiſchen Schriftſteller gedruckt vorwerfen, er treibe einen enormen Handel mit ſeinen Stücken, weil er etwa zwölf Friedrichsd'or für eine Abſchrift fordert? und — dieſe kaufmänniſch-geſinnten Mäcene, die doch wahrlich auf ihren Comptoirs keinen Buchſtaben umſonſt ſchreiben, meinen, ein Schriftſteller müſſe ſich mit der Ehre, ſie zu amüſiren, bezahlen, und könne übrigens, mit Frankfurter Lorbeern gekrönt, verhungern. Doch Frankfurt iſt nicht der einzige Ort, wo dem Genie Kupferpfennige, und dem Zahlenſchreiber Goldſtücke zugewogen werden.

Nicht blos die Schriftſteller werden in Frankreich mit ſolcher Achtung behandelt; auch die erſte Claſſe der Schauſpieler erfreut ſich der Hoffnung, im Alter — nicht etwa mit einer lumpigen Penſion von ein paar hundert Thalern abgeſpeiſt zu werden, bei der man weder leben noch ſterben, wenigſtens unmöglich ſo gut leben kann, als man bis dahin gewohnt war — nein, in eine Art von Wohlſtand, in eine beſſere Lage bei reichlichern Einkünften verſetzt zu werden. Das geht ſo zu: Das Théatre français wird von den Mitgliedern ſelbſt dirigirt. Nach Abzug aller Koſten wird der Gewinn in 25 Theile getheilt. Die erſten und älteſten haben einen ganzen Theil, Andere einen halben u. ſ. w. Manche werden auch blos von den Theilhabern beſoldet. Wer einen ganzen Theil hat, zieht jährlich 25 bis 30,000 Livres (etwa 7 bis 8000 Thaler) aber er muß ſich monatlich einen kleinen Abzug gefallen laſſen, der, von allen zuſammen, jährlich

72000 Livres beträgt. Dieſe Summe wird zurückgelegt und verzinſet. Hat nun Einer 20 Jahr gedient, ſo kann er ſich in Ruhe ſetzen, wäre er auch kaum 40 Jahr alt. Dann erhält er Erſtens das während ſeiner Dienſtzeit zurückgelegte Geld baar auf einem Brett wieder, und es beträgt alsdann eine Summe von 30,000 Livres. Zweitens wird ihm eine Benefiz-Vorſtellung auf dem großen Opern-Theater verwilligt, die, wenn er nur irgend beliebt iſt, abermals 30,000 Livres einträgt. Drittens empfängt er von den Theilhabern eine jährliche Penſion von 2000 Livres und endlich viertens eine eben ſo ſtarke Penſion vom Gouvernement. Ueberdieß bleibt ihm das Recht, wenn er noch jung und geſund genug iſt, ſeinen Platz unter den Theilhabern beizubehalten; aber das geſchieht ſelten. — So hatte ich mir den Schauſpieler La-Rive immer als einen alten Mann vorgeſtellt, weil ich wußte, er habe ſich in Ruhe geſetzt; aber nichts weniger. Er iſt ein Mann von etwas über 40 Jahren, der, um das Leben zu genießen, ein kleines Gut, Montlignon, nahe bei dem Thale von Montmorency, gekauft, und dort eine mineraliſche Quelle entdeckt hat, die als ſehr magenſtärkend allen Leckermäulern empfohlen wird. Er will an dieſer Quelle ein Dorf anlegen, und erbot ſich, als ich in Paris war, für 15000 Franken ein für allemal bezahlt, Jedem, dem es beliebe, ein allerliebſtes Haus zu bauen und einen artigen Garten zu geben. Ich habe nicht gehört, ob ſein Projekt Eingang gefunden.

Bei allen den Vortheilen, die der franzöſiſche Schauſpieler genießt, hat er weit weniger Arbeit als der teutſche, denn man fordert nicht ſo oft neue Stücke von ihm. Hingegen muß man geſtehen, daß er ſich zehnmal mehr Mühe giebt, ein neues Stück gut und rund einzuſtudieren. Dreißig Proben werden gewöhnlich, alle mit der größten Ordnung gehalten, (in Teutſchland zwei bis drei) der Verfaſſer iſt, wenn er will, immer gegenwärtig. Bei der letzten Probe, ſelbſt wenn das Stück ſchon angekündigt iſt, hat er das Recht ein Veto von ſich zu geben, und zu erklären: es geht noch nicht, es muß noch öfter probirt werden. Auch wollte ich keiner Bühne rathen, ohne Einwilligung des Verfaſſers, auch nur ein Wort an ſeinem Werke zu ändern. Lauter Beweiſe gegenſeitiger Achtung und zarter Behandlung, von denen man in Teutſchland nur da, wo der wackre Iffland an der Spitze ſteht, einen Begriff hat.

Der Miniſter des Innern Chaptal war bekanntlich vor der Revolution ein berühmter Chemiſt, Apotheker zu Montpellier. Sein rühmlicher Zweck war ſtets, ſeine Wiſſenſchaft auf die Künſte und Handwerker anzuwenden. So hatte er ſich bereits einen ziemlich großen Reichthum erworben. Einſt, unter Robespierre's Tyrannei, brauchte man Pulver, man ließ Chaptal kommen und ſagte ihm: er müſſe nothwendig ſo und ſo viel Pulver ſchaffen, wozu man ihm Alles geben wolle, was er bedürfe; man könne ihm aber auch nicht verhehlen, daß dies das einzige Mittel ſey, ihn zu retten, weil er bereits als ein reicher Ariſtocrat denuncirt worden ſey. Man gab ihm zweimal 24 Stunden Bedenkzeit. Chaptal verſprach, hielt was er verſprochen, und erbot ſich noch weit mehr zu liefern, wenn man ihm einen Theil am Gewinn zugeſtehn wolle. Das that man; er machte nun zweimal mehr Pulver als man begehrt hatte, und wurde unermeßlich reich dabei.

Auf gleiche Weiſe, doch nur dem Scheine nach, machte ſich Ségur ſehr verdient, indem er eine Manier, das Leder auf engliſche Art zu bereiten, erfand, die unendlich weniger Zeit koſtete, als die bisherige. Für den Augenblick war das eine große Hülfe, denn die Armeen hatten keine Schuh, aber — das Leder hielt nicht.

Wenigen iſt wohl bekannt, woher die Benennung fiacre für Miethkutſcher entſtanden. Der Erfinder dieſer Bequemlichkeit war 1650 ein gewiſſer Nicolas Sauvage, der in der Straße St. Martin, hôtel de St. Fiacro wohnte.

Von einem ſchwärmeriſch-liebenden Mädchen habe ich mir eine Anecdote aufgezeichnet, die ſich kürzlich zugetragen haben ſoll, und wohl die meiſten Leſer, wie mich, rühren wird. Sie ſpielte das Klavier, ihr Geliebter accompagnirte ihr oft auf der Harfe. Er ſtarb. Seine Harfe war in ihrem Zimmer geblieben. Aus der erſten Verzweiflung verſank ſie in tiefe Schwermuth, und es währte lange, ehe ſie ſich entſchließen konnte, ſich wieder an ihr

Klavier zu ſetzen. Endlich that ſie es, griff einige Accorde, und horch! die gleich-geſtimmte Harfe tönte mit! Anfangs überlief ein heimlicher Schauer das gute Mädchen, aber bald empfand ſie bloß eine freundliche Wehmuth. Sie war feſt überzeugt, daß der Geiſt ihres Geliebten aus den Saiten der Harfe liſpele; das Klavier war nun ihr einziger Troſt, denn nur da fand ſie die erfreuliche Gewißheit, daß der Geliebte noch um ſie ſchwebe. — Einſt trat einer von den herzloſen Menſchen, die alles wiſſen und alles erklären, zu ihr ins Zimmer — das Mädchen gab ihm einen Wink, ſtill zu ſeyn, denn die liebe Harfe tönte gerade ſo vernehmlich — er erfuhr welch' ein lieblicher Wahn ſie täuſche, lachte, und bewies ihr hochgelahrt aus der Experimentalphyſik, daß das ganz natürlich zugehe. Von Stunde an wurde das Mädchen ſchwermüthig, und ſtarb bald nachher. — O ihr wohlweiſen Menſchen! die ihr ſo manchen ſüßen beglückenden Wahn uns raubt, ohne etwas Tröſtendes an die Stelle ſetzen zu können, iſt es euch denn nicht möglich, eure Weisheit für euch zu behalten? müßt ihr denn durchaus dem Kitzel, mit höherer Einſicht zu prahlen, die Ruhe zufriedener Menſchen opfern?

Mercier, der Verfaſſer des tableau de Paris, des Eſſighändlers, u. ſ. w. iſt, durch Gutmüthigkeit und Paradoxen, ein angenehmer und unterhaltender Geſellſchafter. Er glaubt in allem Ernſt, daß Newton nur ein Charlatan geweſen. Das Geſetz der Attraction läugnet er ganz; die Schwerkaft iſt, nach ihm, nur ein Druck der Luft. — Er iſt noch immer ein ſehr lebhafter alter Mann, der nie vor zwei Uhr Morgens ſchlafen geht. Acht fertige Schauſpiele habe ich bei ihm im Manuſcript geſehen, von welchen auch einige vom franzöſiſchen Theater angenommen, aber noch nicht geſpielt worden.

Ein gewiſſer Texier kündigte, während meiner Anweſenheit, Vorleſungen von engliſchen und franzöſiſchen überſetzten Stücken an, und machte den Anfang mit Sheridans Läſterſchule, wobei ich gegenwärtig war. Er hatte ein ſehr artiges Local, im Sallon des étrangers gewählt, auch war die Verſammlung glänzend, aber nicht zahlreich. Er lieſet ſehr gut, wird jedoch ſchwerlich ſein Glück auf dieſe Weiſe machen, denn theils kann der Franzoſe dieſen treu übertragenen engliſchen Producten keinen Geſchmack abgewinnen, theils hat niemand Geduld, vier Stunden lang, von acht bis zwölf Uhr Abends, vorleſen zu hören. Auch iſt der Preis von einem Laubthaler eben nicht gering. In England ſoll Texier viel Geld mit Vorleſung franzöſiſcher Stücke verdient haben. Das will ich eher glauben. In Frankreich wollt' ich ihm rathen, lieber Schauſpieler zu werden, denn da ſeine Deklamation und ſein Minenſpiel in der That vortrefflich ſind, ſo würde er einen der erſten Plätze ausfüllen können.

Anekdoten aus der Schreckenszeit hört man noch überall. Es wäre gut, wenn ein verſtändiger Mann ſie ſammelte, doch nur ſolche aufzeichnete, die dem Erzähler ſelbſt begegnet ſind, denn auch hier ſieht es mit der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit übel aus. Ein angeſehener Schriftſteller verſicherte mich, er habe ſich oft vergebens alle erſinnliche Mühe gegeben, Widerſprüche zu heben. — Das Bonmotiſiren, wenn man zur Guillotine geführt wurde, war, wie in Frankreich alles, zur Mode geworden; ein ehrlicher Mann konnte ſich gar nicht mehr dadurch auszeichnen, denn ſogar die Chauſſeurs wurden witzig auf dem Schaffot. — Danton's Bonmot iſt gräßlich. Einer ſeiner Gefährten im Tode wollte ihn vor der Hinrichtung umarmen. „Laß gut ſeyn," ſagte Danton, „unſere Köpfe kommen ja doch „gleich im Sacke zuſammen." (Die Köpfe wurden nemlich alle in einen Sack geſteckt.)

Bei einer fröhlichen Mahlzeit, bei welcher auch Talma gegenwärtig war, kam man nach Tiſche auf den Einfall, Guillotine zu ſpielen. Man bediente ſich dazu eines Kaminſchirms, den man auf- und niederfallen laſſen konnte, und unter welchen man den Kopf legte, und nachher den Schirm auf den Nacken fallen ließ. Die Geſellſchaft beſtand zufällig größtentheils aus Girondiſten, die zwei Tage nachher wirklich guillotinirt wurden.

Madam Roland war zwar am Tage ihrer Hinrichtung bekanntlich ſehr ſtandhaft, aber den Abend zuvor in einer außerordentlichen Bewegung. Madame Talma, die mit ihr eingeſperrt war, erzählte mir, die Unglückliche habe die ganze Nacht auf dem Clavier geſpielt.

aber auf eine ſo fremde, ſchauerliche, fürchterliche Weiſe, daß ſie den Klang nie vergeſſen werde. — Der kleine Platz, auf welchem die Königliche Familie hingerichtet ward, (place de Louis XV.) iſt noch von einem einfachen hölzernen Geländer, und von den Schrecken der Erinnerung umgeben.

Man nennt in Paris die Dinge ſo ziemlich bei ihren Namen. Nur eine gewiſſe Bequemlichkeit, die doch im Grunde ganz unſchuldig iſt, bezeichnet man durch den Ausdruck: lieu à l'angloise. Hingegen bietet ein Friſeur im Palais-Royal, auf einem großen gedruckten Zettel, nicht allein Waſſer für die Eier aller Inſecten an, die ſich in die Haare hängen, ſondern auch noch einen gewiſſen Eſſig, den er geradezu nennt, und dadurch das vielleicht noch ſchuldloſe Mädchen die Kunſt lehrt, Trotz aller Ausſchweifungen, ſeinen künftigen Bräutigam zu betrügen. Daher kommt es denn auch, daß man in einem einzigen Tageblatte ſechs Eheſcheidungen angezeigt findet, wobei freilich die gefällige Juſtiz gewöhnlich incompatibilité d'humeur et de caractère als Grund angiebt.

Auf den Straßen, und beſonders im Palais-Royal, wiederfährt es einem oft, daß ein Kerl, der Broſchüren, Kalender, u. dgl. verkauft, einem ins Ohr ziſchelt: Monsieur, voulez-vous jouir de la plus belle femme de Paris? — Ich weiß nicht, in wie weit er ſein Verſprechen wahr zu machen im Stande ſeyn würde.

Eiferſucht zeigt ſich, wie man verſichert, hier ſelten, und nur als galante Ironie. Eine Dame, die ihren Mann Nachts bei einer Andern wußte, ließ dieſer glücklichen Nebenbuhlerin eine Nachtmuſik bringen, und nach jeder Arie rief ein dazu beſtellter Menſch mit lauter Stimme: „Dieſe Nachmuſik iſt für Madam X, im Namen des Herr Y., der in „dieſem Augenblicke bei ihr ſchläft.“

Daß man auch unter den höhern Ständen faſt ohne Feigenblatt redet, mag folgende Anekdote beweiſen: ich ſaß eines Mittags in dem Hauſe eines Staatsrathes, neben einer hübſchen jungen Frau, die ſich beklagte, keine Kinder zu haben. Da ſie ziemlich corpulent war, ſo rieth ich ihr, um doch etwas zu ſagen, ſie ſolle im Sommer eine Fußreiſe durch die Schweiz machen, ſo werde ſie das überflüſſige

Embonpoint, und mit demſelben das Hinderniß der Erfüllung ihrer Wünſche verlieren. — „Ach!“ antwortete ſie ganz unbefangen: „ich „habe ſchon alles verſucht. Man behauptet „ſonſt auch, es ſey nichts wirkſamer, als ſich „eine Zeitlang vom Manne zu trennen; ich „bin deshalb 8 Monat auf dem Lande geweſen, eh bien, Monsieur, je n'ai rien „fait!“ — Das war eine Dame von Stande, die ſich übrigens ſehr anſtändig und ſittſam betrug, und auch durch die Art, mit der ſie jene Worte ſagte, bewies, daß ſie gar nichts Unſchickliches zu ſagen glaubte.

Man bildet ſich gewöhnlich ein, der Reiſende werde auf der Gränze von Frankreich, dann wieder in allen großen Städten, durch welche er paſſirt, und endlich in Paris ſelbſt, von Zollbeamten, Schildwachen, Polizeiſpionen, auf das ſtrengſte viſitirt, ausgefragt, belauert. Ob das letztere geſchehe, weiß ich nicht, daß aber das erſte und zweite nicht geſchieht, kann ich verbürgen. Von Genf bis Paris iſt mir ein einzigesmal mein Paß abgefordert worden, als ich durch das kleine felſenfeſte Ecluſe fuhr. Bei meiner Ankunft in Paris, glaubte ich wenigſtens einige Stunden auf Zollhäuſern, Polizeihäuſern, Packhäuſern, zubringen zu müſſen — nichts weniger. Ich fuhr durch die Barrieren, ohne daß ſich irgend ein Menſch um mich bekümmerte; ich nahm Platz im Wirthshauſe, ohne daß der Wirth mir meinen Paß abfragte. Erſt am andern Tage brachte ich denſelben zu unſerm Geſandten, der mir einen Schein dagegen gab, damit ich dieſen im Polizeibüreau gegen eine Aufenthaltskarte (permis de sejour) auswechſeln ſollte. Eine ſolche Karte hat bekanntlich den Vortheil, dem Inhaber überall, wo etwas zu ſehen iſt, freien Eintritt, ſelbſt an Tagen zu verſchaffen, wo dem übrigen Publicum die Thüren verſchloſſen bleiben. Außerdem dient ſie noch, bei allem, was einem etwa zuſtoßen könnte, ſich zu legitimiren. Wer aber etwa auf dieſe beiden Vortheil Verzicht leiſten, und den Schein ſeines Geſandten nicht auswechſeln wollte, der könnte es auf ſeine Gefahr auch bleiben laſſen, ohne daß jemand darnach fragen würde. Indeſſen wäre das niemanden zu rathen.

Die Aufenthaltskarte aber kann man nur erhalten, indem man perſönlich auf dem Polizeibüreau erſcheint, und von dieſer Bedingung diſpenſirt weder Rang, noch Geſchlecht, noch Alter, denn auch Damen und Kinder müſſen ſich in Perſon ſtellen, weil man da, in der Karte, vom Kopf bis zum Fuß beſchrieben wird. Das geht indeſſen außerordentlich ſchnell. Der dieſes Geſchäft verwaltende Secretair, (ein höflicher Mann, und Berliner von Geburt,) überſchaut und faßt die ganze Geſtalt mit einem Blicke. Nicht eine halbe Minute hatte er mich angeſehen, ſo flog ſeine Feder; meine Größe beſtimmte er auf 1 Metre und 76 Centimetres, worin er vermuthlich irrte, denn meinen Reiſegefährten, der offenbar ein wenig größer iſt als ich, machte er eben ſo ſchnell um 2 Centimetres kleiner. Dann beſchrieb er mit gleicher Genauigkeit Augen, Haar, Geſichtsform u. ſ. w. Wo eine nähere Beſtimmung zu weitläuftig ſeyn würde, da hilft er ſich mit dem Worte moyen; (mittelmäßig) meine Stirn z. B. war moyen, meine Naſe moyen, mein Mund moyen, — Alles das geſchieht gratis, mit der größten Höflichkeit und Schnelligkeit, in einem ſchönen großen Saale, gewiß dem einzigen Polizeiſaale in del Welt, denn er iſt rings umher mit Büſten der berühmteſten Redner und Dichter verziert.

Beim Abſchied erinnert der Secretair, daß man, wenigſtens 8 Tage zuvor, ehe man abreiſen wolle, den Paß wieder abholen und ſich um einen Reiſepaß bei dem Grand juge melden müſſe. Ich rathe einem jeden Reiſenden das bleiben zu laſſen, denn es wird ihm eine Menge Zeit und Geld, viel Laufens und Rennens koſten, (wovon ich Beiſpiele weiß) indeſſen er es weit ſchneller und bequemer haben kann. Der Geſandte nemlich giebt ihm einen Paß, etwa 24 Stunden vor der Abreiſe, den producirt er bei dem Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe Talleyrand, der ſeinen Namen darunter ſchreibt; ſomit iſt denn alles geſchehn und er kann den alten Paß im Polizei-Büreau in Gottes Namen im Stiche laſſen.

Auffallende Anzeigen aus öffentlichen Blättern. Um die Zurückgabe eines verlornen *Hundes* bat Einer im *Namen der Menſchheit.* (au nom de l'humanité.) — Ein Anderer kündigt an, daß für einen homme de lettres ein Dienſt, der 1600

Franken jährlich abwerfe, zu vergeben ſey, bedingt ſich aber zugleich von demjenigen, der den Dienſt erhalten werde, eine recompense honnête aus. Ein ſolches öffentliches Feilbieten von Aemtern dünkt mich ſehr empörend. — Madame Leon erbietet ſich, in einer einzigen Sitzung von vier Stunden die Haare ſchwarz oder kaſtanienbraun zu färben, ſo, daß die Farbe im ganzen Leben nicht wieder abgehen werde. Es iſt alſo in Paris ſelbſt einem Ehemanne unmöglich zu beſtimmen, von welcher Grundfarbe das Haar ſeiner Frau ſey.

Man gönne mir den Spaß, die jungen Pariſer Elegants noch einmal vor meiner Einbildungskraft vorbeihüpfen, oder eigentlich reiten zu laſſen, denn dieſe Menſchengattung fraterniſirt jetzt einzig und allein mit den Honyehms. Im Boulogner Holze wird geritten und einander zugerufen: quelle superbe bête! — wer nicht eine ſolche bête hat, bedeutet gar nichts. Ein ſchlechter Reuter auf einem magern Gaule gilt für einen Engländer, beſonders wenn er recht auswärts reitet, Sporn und Reitpeitſche werden auch ohne zu reiten getragen. — Ein Modejüngling grüßt

Niemand; den hübſchen Weibern giebt er einen Blick, den Kammermädchen einen vertrauten Wink, den Ehemännern ein bon soir, den Gläubigern ein kleines Hutlüftchen und dem Vater einen Händedruck. Um Glück zu machen, muß er mager und bleich ausſehn, muß ein Pfeifer, Perſiflirer und Myſtificirer ſeyn, muß nichts verſtehn und über alles urtheilen. Die unſittliche Mode, die Hände in die Hoſenklappe zu ſtecken, iſt endlich verſchwunden, man iſt bis zur Hoſentaſche hinübergerückt. — Alles was ein Elegant an ſeinem Leibe trägt, muß zerknillt ſeyn, nichts darf neu ausſehen; die Strümpfe müſſen herunter hängen, die Weſte nachläſſig zugeknöpft, keine Leinwand mehr, Hemden von Baumwollenzeug, die Beinkleider am Knie ſo zugeknöpft, daß das Knie ſchief erſcheint, nur einen Ring und eine Uhr. Taback ſchnupfen iſt wenig mehr Mode, rauchen deſto mehr, denn das hat man bei der Armee gelernt.

Nachleſe zu dem Artikel; Geſellſchaften und Vergnügungen. Warum ſitzt jene Dame ſo ängſtlich an ihrer Toilette? warum zittert ſie vor dem Gedanken, daß der

Friſeur oder die Putzmacherin ausbleiben könnten? — blos um ſich in ein Gewühl und Getümmel zu werfen, Knikſe und Grimaſſen zu machen, von tauſend kaum den Namen nach gekannten Perſonen immer das nemliche ſagen zu hören, auf den Fußſpitzen ſtehend einige Tänzer zu bewundern, (die nur durch leichte Verbeugungen links und rechts auf alle Lobſprüche antworten können), ſich einen Augenblick zum Spiel zu ſetzen, Geld zu verlieren, zu gähnen, das Gedränge zu verwünſchen, nach dem Thee zu ſeufzen, endlich davon zu ſchleichen, ärgerlich, daß ſie nicht genug bemerkt worden, bei Tages Anbruch zu Bette zu gehn, und Mittags zu erwachen, um den nemlichen Kreislauf von vorne wieder anzufangen.

In gewiſſen Häuſern, die gar nicht unter die letzten gerechnet werden, iſt ein großer Spieltiſch in der Mitte des Salons das unentbehrlichſte Hausgeräth. Wenn dieſer Tiſch wohl garnirt iſt, geſellt auch die Frau vom Hauſe ſich dazu, hat die Augen überall und ſchreit von Zeit zu Zeit: Messieurs! au Chandelier! denn unter den Leuchter wird für die Karten ſo viel abgeſetzt, daß das ganze

Haus mit all ſeinem Luxus davon unterhalten werden kann.

Die Quantität der Gäſte, nicht ihre Qualität, leiht jetzt einem Cirkel Glanz. Man ladet Menſchen von allen Ständen ein, wenig Frauenzimmer, meiſtens Männer, beſonders Fremde, ſonſt Engländer, jetzt vorzüglich Ruſſen. Alle Zimmer ſind offen und erleuchtet. Der Nachbar flüſtert dem Nachbar ins Ohr. Allgemeine Theilnahme bewirkt nur dann und wann ein artiger Calembourg, der unerwartet durch die Geſellſchaft blitzt. Gleich darauf wird es wieder ganz ſtill. Ein paar junge Herren reden mit der Frau vom Hauſe, die übrigen ſchleichen hin und her, betrachten die antiken Kanapees, die griechiſchen Zimmer, das römiſche Bett, das chineſiſche boudoir. — Die Mystificateurs und Plaisants (vormals Spaßmacher genannt) ſind noch ſehr Mode und gleichen den Lilien auf dem Felde, ſie arbeiten nicht und der himmliſche Vater ernährt ſie doch. Sie ſetzen ſich an die Tafeln der Reichen und ihre Künſte ſind: Geſichter ſchneiden, das Geſchrei von allerlei Thieren oder das Geräuſch einer Säge nachmachen, die Stimme verändern, hinter einer ſpaniſchen

Wand ganz allein eine Comödie ſpielen, ſich auf allerlei Art vermummen, einen honetten Mann von der Geſellſchaft zum Narren halten u. dgl. m.

Zum guten Ton gehört, alle Damen zu vernachläſſigen und ſich allein um die ſchönſte herzudrängen, ſie ſtarr anzugaffen und faſt zu erſticken. — Gegen zwei Uhr in der Nacht kommt ein Tänzer par excellence, dann ſchreit plötzlich alles: die Gavotte! die Gavotte! — ein Pianoforte wird zurechtgeſetzt, man bildet einen Kreis, man ſteigt auf die Stühle, man klatſcht, der junge Menſch, der mit der Frau vom Hauſe tanzt, empfängt ſelbſtgefällig die Komplimente als ſchuldigen Tribut. Er nimmt den Pas über Männer und Greiſe, präſentirt keiner Dame einen Stuhl, ſchwatzt von Spectakel, Literatur und ſchönen Künſten ins Tageslicht hinein, macht durch einen Calembourg einen würdigen Gelehrten lächerlich, unterbricht das intereſſanteſte Geſpräch von ſoliden Dingen durch alberne Kleinigkeiten, myſtificirt, wenn es darauf ankommt, ſeinen eignen Vater, rühmt ſich das neuſte Stück ausgepfiffen zu haben, und was dergleichen modiſche Heldenthaten mehr ſind. —

Vom Walzen giebt er, ſich ſelbſt zuerſt belachend, eine Definition: „es iſt ein vertrauter „Tanz,“ ſagt er, „der die Amalgamation beider Tänzer erfodert, und dahin fließt wie Oel „auf einem glatten Marmor.“ — Erblickt er beim Souper einen jener Aepfelkuchen, den die Franzoſen Charlotte nennen, ſo bemerkt er ſehr witzig: „ich möchte wohl der Werther dieſer Charlotte ſeyn.“ — Es giebt Menſchen, die ſich über einen ſolchen aufgeblaſenen Jungen ärgern können, ich ſelbſt ärgerte mich vormals, doch ſchon ſeit langer Zeit hab' ich ein treffliches Mittel dagegen: ich denke mir nemlich, welche Rolle dieſer Menſch nach 10 oder 15 Jahren ſpielen wird? und dann tritt jedesmal Mitleid an die Stelle des Aergers.

Der freie Ton an öffentlichen Orten, wo alle Claſſen gemiſcht ſind, lockt natürlich eine Menge junger Leute dahin, die ſich gar keinen Zwang auflegen mögen, und die finden hier ihre Schule der Höflichkeit. Madame Recamier kam einſt nach Fraſkati und bezahlte bei dieſer Gelegenheit das Vergnügen ſchön zu ſeyn ziemlich theuer. Man litt mit ihr, wenn man ſah, wie ſie in der Menge herum ſchwamm, ſich hin und her wandte, dem Erdrücken zu entrinnen ſuchte. Man ſtieg auf die Stühle, um ſie zu ſehen, die Hälſe verlängerten ſich, die Letztern drängten die Vordern, und vermuthlich würde man den Gegenſtand der läſtigen Bewunderung endlich erſtickt haben, wenn er nicht ſo klug geweſen wäre, nach einigen Minuten zu entſchlüpfen.

Man glaube übrigens ja nicht, daß an ſolchen Orten eigentlich Vergnügen herrſche. Der Pariſer ſtürzt ſich in das Gewühl, weil die ſtillen Freuden der Häuslichkeit ihm fremd ſind. Das Wort plaisir iſt nur eine Redensart, eine façon de parler. Man hat das Vergnügen Sie zu ſehn, zu hören, mit Ihnen zu ſprechen, Sie ſind aber dem, der das Vergnügen hat, dennoch ſehr gleichgültig. Er hatte das Vergnügen, bei dem oder dem zu Mittag zu ſpeiſen, wo er gräßliche Langeweile erduldete. Sie laden ihn ein — mit großem Vergnügen ſagt er, und kommt nicht. Sie fodern ſeinen Arm — mit vielem Vergnügen, Madame; dabei murmelt er einen Fluch zwiſchen den Zähnen, denn dieſer Zwang iſt ihm in den Tod zuwider.

Der Geſchmack an den ſogenannten fêtes champêtres hat ſehr abgenommen, denn die

Orte, wo dieſe ländlichen Feſte gegeben wurden, vermehrten ſich ins Unendliche, und lächerlich war es, wenn einer das kleinſte Stückchen Land mit ein paar Zwergbäumen beſetzte, einen elenden Springbrunnen oder ein ſchlängelndes Pfützlein ſchuf, und dann ihm den Namen Isle de Venus, Jardin d'Apollon, Paphos, Elysée, Frascati, les grands Maronniers, la Chaumière Indienne u. ſ. w. beilegte.

Die Feuerwerke, beſonders Ruggieri's ſind ſehr beliebt, und das beſte Spectakel konnte dagegen nicht aufkommen. Von Liebhabertheatern hingegen hört man wenig mehr. — In Ranelagh ſpielen die jungen Leute — ſo lange es die Witterung erlaubt — das jeu de barres, und da ſich immer eine Menge Damen als Zuſchauerinnen einfinden, ſo kann man leicht denken, daß die Eitelkeit auch hier den Vorſitz führt.

Die öffentlichen Bälle, die ſtets mit vielem Pomp angekündigt werden, bedeuten gar nichts. Da iſt ein Casino Venitien, eine Salle de Terpsichore u. ſ. w. Da wird ein grand Orchestre verkündet; da wird eine mise decente (ſchickliche Kleidung) zur unnachläßlichen

Bedingung des Eintritts gemacht; und wenn nun der Fremde, den großen Worten vertrauend, wohlgeputzt daher kommt, ſo findet er einen Haufen ungezogener Leute in Stiefeln, mit runden Hüten auf den Köpfen, und das grand Orchestre beſteht aus fünf Perſonen, deren Einer ein Mohr iſt, welcher eine längliche Trommel mit der einen Hand ſchlägt, und mit der andern auf einer Pfeiſe ſpielt. Zwiſchen den Tänzen werden Fanfaren geſchmettert. Weder Natur noch Kunſt leihen dem Frauenzimmer hier Reize, und Verſchämtheit hab' ich nirgend angetroffen. — Ein ſeltſames Raffinement iſt mir in mehrern dieſer Tanzſäle aufgefallen. Es hat nemlich in einem Winkel ein Silhouetteur ſeine Bude aufgeſchlagen, und ſilhouettirt auf der Stelle für einen mäßigen Preis. Ein Geliebter, der etwa ſelten Gelegenheit hat, ſeine Geliebte zu ſehen, kann es wohl veranſtalten, daß ſie einen Augenblick in dieſe Bude ſchleicht, und ihm wenigſtens ihren Schatten zurückläßt.

Vormals war die Erziehung in Frankreich heilſam ſtreng, jetzt nennt man das pedantiſch. Vormals wurde man an Arbeit gewöhnt, man trieb ernſthafte Studien, man lernte Mathematik, alte Sprachen, und nebenher ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften. Freilich konnte dann ein junger Menſch, der eben aus der Schule kam, nicht gleich in Geſellſchaften glänzen; die Damen mußten erſt nach und nach ihn abſchleifen. Jetzt wird das gute Kind vor allen Dingen nicht durch Studiren ermüdet, alte Sprachen ſind überflüſſig, ſchöne Künſte die Hauptſache. Die vormals gewöhnlichen Claſſen ſind abgeſchafft, es giebt nur Cours publiques, wo auch Damen und Fremde ſich zahlreich verſammeln und die erſten Plätze einnehmen; die eigentlichen Zöglinge müſſen hinten ſitzen, wie die Canaille bei der gerichtlichen Ceremonie in Figaro's Hochzeit. Durch das ſüße Geſchwätz und das Liebäugeln der Damen werden die Kinder auf die Stunde vorbereitet. Endlich erſcheint der galante Profeſſor, nicht mehr ein ſchwerfälliger Pedant, wie vormals; er iſt in allen Geſellſchaften bekannt, Mitglied aller Lyceen, artig, gewandt, kurz deliziös. Man empfängt ihn mit frohem Gemurmel, und er zieht den Weihrauch, indem er gebückt durch den Saal geht, beſcheiden in die Naſe. Damit nun die Zöglinge leſen lernen, lieſt der Profeſſor, und was? Eine Satyre von Boileau, oder einen Geſang von Greſſets Vertvert, dann auch wohl ein paar Worte über einen alten Autor. Er will unterhalten nicht unterrichten, gleitet alſo über alles Ernſthafte hinweg und ſchließt endlich mit einer Vorleſung ſeiner eignen Verſe, unter gewaltigem Händeklatſchen der Zuhörer. — So verfließt das Jahr und die Preiſe werden ausgetheilt. Das geſchah vormals mit feierlichem Pomp, jetzt in einer der niedlichſten Geſellſchaften. An die Preiſe wird wenig gedacht. Die Damen finden ſich ein, weil es Concert und Ball giebt. Auf dem letztern glänzen auch die Zöglinge vorzüglich, und man prophezeiht, daß dieſer oder jener bald ein großer Tänzer ſeyn werde.

Dieſe Art von Feierlichkeiten iſt noch bedenklicher in den Mädchen-Penſionen. Da werden auch Schauſpiele aufgeführt, wo die Mädchen die reizende Blödigkeit der Unſchuld unterdrücken, um durch kühne Grazie zu gefallen, und nachher beim Tanz mit den erfahrenſten Frauen in der Koketterie zu wetteifern. — Vormals würde ein junges Frauenzimmer es ſehr übel genommen haben, wenn man von ihm geſagt hätte: es tanze wie auf dem Theater; jetzt iſt das das einzige einer guten Tänzerin würdige Lob.

Auch Kunſtkennerinnen ſind jetzt die heranwachſenden Schönen. Ein Mädchen von höchſtens 15 Jahren ſteht vor Davids Gemälde und betrachtet den Sabiner, der ſplitternackend vor ihr ſteht, aufmerkſam durch ihre Lorgnette, ſie ſpricht von dieſer Muskel, die gut prononcirt, von jener, die es nicht ſey; ſie ſpricht von der Tibia, dem Abdomen, und Gott weiß wovon ſonſt noch. — Da man die artige Ziererei, den Fächer vor die Augen zu halten, nicht ganz hat wollen abkommen laſſen, und ſie dennoch beſchwerlich gefunden hat, ſo hat man den Ausweg ergriffen, die Lorgnette in den Fächerſtäben anzubringen, wodurch allem abgeholfen iſt.

Mutter und Tochter ſind jetzt ganz gleich gekleidet, dutzen ſich, und wenn ſie diſputiren, giebt keine nach. Beide tanzen die Gavotte, ſingen, ſpielen Karten, fahren einzeln nach Haus, begehen Thorheiten, bekennen ſie einander, ſchmollen mit einander, beide befehlen im Hauſe; das einzige, wodurch ſie ſich unterſcheiden, iſt: die Mutter trägt Diamanten im Haar und die Tochter Blumen.

Ein junger Menſch kam aus der Provinz, ſeine Braut zu beſuchen, er fand ſie allein mit einem jungen Mann, vor ihr eine Academie (Gypsſtatüe), ſie nahm, des Zeichnens halber, Unterricht in der Anatomie. Wir waren eben, ſagt der Meiſter, bei den Muskeln der Lenden, jetzt wollen wir zum Abdomen übergehen, und ſo ſpringt des Mädchens Einbildungskraft von Muskel zu Muskel. — Der Bräutigam fragt nach der Mutter. „O,“ antwortet die Braut, „das iſt eine kleine Libertine, ſie hat in voriger Nacht zu viel gewalzt.“ — Jetzt erſucht ſie den Bräutigam, ſie auf die Reitbahn zu begleiten. Dort ſchwingt ſie ſich auf den raſchen Gaul und fliegt dahin im ſauſenden Gallop. Das gute Männchen aus der Provinz gafft ihr mit offnem Munde nach.

Von der Reitbahn geht es in die Schwimmſchule (école de natation), hier begiebt ſich die holde Braut in ein Kabinet und erſcheint bald darauf in einem weiten Badehemd; aber auch dies läßt ſie fallen und ſteht da in Weſte und Pantalon von

Nankin, die ſich fein glatt an den Leib ſchmiegen, und ſo ſpringt ſie beherzt ins Waſſer. — Der Bräutigam, der alle dieſe Reize nicht eher als am Hochzeitstage zu ſehen hoffte, läßt ſie ſchwimmen, eilt nach Hauſe, hilft ſelbſt anſpannen, und kehrt über Hals und Kopf ohne Abſchied in ſeine Provinz zurück.

Obige Bemerkungen rühren nicht alle von mir ſelbſt, ſondern zum Theil von einem ſehr unterrichteten Beobachter her.

Die neue Frömmigkeit ſcheint mir, wie Alles in Paris, nur eine Mode. Ich habe einem feierlichen Hochamt in der Kirche notre Dame beigewohnt, die gedrängt voll war; ich habe das Volk genau beobachtet, es gab nur wenige Andächtige darunter, faſt alle hatten ihre Schauſpielgeſichter mitgebracht. Die Vocal-Muſik war ziemlich gut, für die große Kirche doch wohl nicht ſtark genug. Der Einlaß auf der Emporkirche koſtete 6 Sous. An den Pfeilern hingen Tafeln, auf welchen die Taxen der zu vermiethenden Stühle zu leſen waren. Bei einem Te Deum fand ich ſie am theuerſten, vielleicht weil ein Te Deum gewöhnlich ſehr theuer erkauft wird. Uebrigens hörte ich zum Erſtenmal in Paris eine Glocke, denn dieſer berühmten alten Kirche hat man eine (den ſogenannten Bourdon) gelaſſen, die einen herrlichen Klang hat.

Ludwig XVI. und Marat, kurz, alle die ehrwürdigen und nichtswürdigen Schlachtopfer der Revolution, ſind ſchon ſo ganz vergeſſen, daß alle meine Mühe, den Magdalenen-Kirchhof, (wo ſie begraben liegen,) aufzufinden, vergebens war. Der eine wies mich dahin, der andere dorthin; mein Lohnlaquay wollte von gar nichts wiſſen. Endlich hieß es, der Kirchhof ſey an einen Schlöſſer verkauft, der einen Garten daraus gemacht habe. Sogleich fuhr ich zu dem Schlöſſer, er war nicht zu Hauſe; die Leute im Hauſe wußten nicht recht, ob die Angabe wahr ſey, meinten aber auf jeden Fall, es ſey in ihrem Garten keine Spur mehr von Gräbern, denn der Kalk, mit dem man die Leichen verſchüttet, habe alles verzehrt. Kurz, ich mußte wieder abziehen, ſo ſehr ich auch gewünſcht hätte, wenigſtens auf dem Platze zu ſtehen, wo die Gebeine der Unglücklichen und Böſewichter unter einander gemiſcht ruhen. — Eine Dame verſicherte mich nachher, der Platz ſey nicht allein noch zu finden, ſondern ſogar mit drei Lilien bepflanzt, allein der Eigenthümer, der zu ſehr überlaufen worden, habe aus Furcht ſein Gärtchen aller Welt verſchloſſen. — Daran hat er Recht gethan.

Das Bouloguer-Holz, (bois de Boulogne) wo die Eiſenfreſſer ſich herumſchießen, und die Elegants ihre Gäule und Cabriolets tummeln, iſt eigentlich kein Holz, ſondern ein Geſträuch, das durch keine Anmuth locket. Eine Menge Alleen durchkreuzen ſich. Iſt man einmal darin, ſo mag man immer bis zu dem Schloß Bagatelle fahren, einſt dem Grafen Artois gehörig, wo man auf einem kleinen Raume die niedlichſte Einrichtung finden wird. Auch ſteht über dem Eingang: parca sed apta. Jetzt hauſet ein Traiteur darin, der ſich für den Einlaß 15 Sous, und für ein Glas ſchlechten Maderawein 50 Sous bezahlen läßt. Die Ausſicht iſt reizend, der Park ſehr angenehm, obwohl verwildert. In einigen Zimmern ſtehen noch die alten Möbeln, die meiſten Zimmer aber ſind ausgeplündert. Die Eintheilung des Hauſes iſt ſehr bemerkenswerth. Schwerlich mag es möglich ſeyn, auf einem ſo beſchränkten Platze mehr Schönheit und Bequemlichkeit zu vereinigen. — Auf dem Rückwege fährt man an einem Schloſſe des vormaligen Königs, muette genannt, vorüber. Hier ſchlief Marie Antoinette die Nacht vor ihrer Vermählung, und ſah gewiß die Zukunft nicht im Traume.

Ein deutſcher Arzt iſt in Paris eben nicht in einer beneidenswerthen Lage. Die Einkünfte ſind gering. Man muß fodern, und dazu kann der beſcheidene Deutſche ſich anfangs nicht entſchließen. Viele Reiche machen Banquerout. Ueberdies kommt eine Menge deutſches Geſindel nach Paris, in der Hoffnung, Glück zu machen, findet ſich getäuſcht, erkrankt durch Mangel und Kummer, wendet ſich an den deutſchen Arzt, und kann oft von dieſem nur durch Wein und nahrhafte Speiſen, die er ſelbſt bezahlen muß, geheilt werden. Dabei ſoll er noch Equipage halten, die ihm jährlich gegen tauſend Thaler koſtet; oder doch halb ſo viel, wenn er ſich mit einem einſpännigen Cabriolet behilft, denn die vornehmſten Leute fahren jetzt, um der Schnelligkeit willen, in Cabriolets. Freilich entſteht aber auch daraus viel Unglück, weil ſie ſich ſelbſt kutſchen müſſen, welches in den engen Straßen von Paris keine leichte Kunſt iſt.

Man klagt über die jungen Leute, daß ſie nichts wiſſen, und doch über Alles abſprechen. Als ob das jetzt nicht überall ſo wäre! Niemand verſteht, niemand lernt mehr die große Kunſt zu hören und zu ſchweigen. „Sehn Sie, ſagte ein alter Franzos, da pflegte er zu ſitzen, in dieſem Großvaterſtuhl, ich glaube ihn noch zu ſehen, meinen guten Vater, er ſprach wenig, aber hörte vortrefflich. Seine Aufmerkſamkeit lieh Allem, was geſprochen wurde’ ein erhöhtes Intereſſe, ſeine lebhaften Augen redeten; er ſah Sie nur an, und Sie mußten glauben, er habe Ihnen geantwortet. Da hängt ſein Bild, nach dem Leben getroffen, man ſollte meinen, er hörte noch zu. — O ich bitte Sie, verblättern Sie das Buch nicht, das da auf dem Kamine noch aufgeſchlagen liegt, an der nemlichen Stelle, wo mein Vater zu leſen aufhörte, was er ſchon ſo oft geleſen hatte: Plutarchs „Tractat, betitelt: wie man zuhören ſoll. Er ſprach oft mit mir davon, denn mit mir brach er ſein Schweigen, um mir das Zuhören zu empfehlen. Das lernt ſich nach und nach, ſagte er, und iſt eben ſo ſchwer zu lernen, als gut reden. Lies auch Plutarchs Tractat: über den Kitzel, immer zu ſprechen; der kluge Kanzler l'Hopital ſchätzte dieſen Tractat ſehr hoch. Unſere jungen Leute gleichen jenem Porticus mit 7 Stimmen, den man zu Olympias ſah, ſie wiederholen beſtändig, was ſie geſagt haben, und Niemand hört auf ſie. Man möchte ihnen immer mit Ariſtoteles zurufen: Gott ſey Dank, ich habe Beine, um euch nicht anhören zu dürfen.

Und woher dieſe Fehler? ſie haben nicht zuhören lernen. Die Kunſt zu hören iſt der Anfang der Kunſt zu gefallen. Im Sprechen zeigt man blos das Verlangen liebenswürdig zu ſeyn, im Zuhören iſt man es wirklich. In den erſten Jahren der Revolution lebte mein Vater auf dem Lande, und alle Partheien ſeines Dörfchens ſetzten ihn auf ihre Liſte unter die Zahl derjenigen, die gut urtheilen. Keine Parthei verfolgte ihn, alle ehrten ſein Schweigen. Viele haben in jenen ſtürmiſchen Zeiten von ihrem Schweigen

Nutzen gezogen. — Ohne zu reden, kann man für einen großen Redner gelten, man darf nur auf gewiſſe Art zuhören, die Leute aufmerkſam dabei anſehn, hie und da einmal mit dem Kopfe nicken; am Ende glauben die Leute, man habe ihnen gerade ſo gantwortet wie ſie es wünſchten. Eines Tages, da mein Vater auf dieſe Art ganz ſtumm geweſen war, verſicherte ihn einer aus der Geſellſchaft, es freue ihn außerordentlich zu ſehen, daß er ſeiner Meinung ſey. Giebt man den Leuten keine Antwort, ſo machen ſie ſich ſelber eine nach ihrem Wunſche. — Wer nicht zu hören verſteht, ſondern nur immer wiederholt, was andere geplaudert haben, der gleicht den kleinen Eimerchen an einem Schöpfrade, die ſich immerwährend anfüllen, und ſogleich wieder ausleeren.“

Eine Dame von Welt will zuerſt gefallen, dann und wann liebenswürdig ſſeyn, endlich Hochachtung verdienen, das letztere nur, wenn nichts beſſeres mehr zu thun iſt, oder um ſich auszuzeichnen, denn es giebt eine Koketterie in der Moral, wie in der Kleidung und glücklicher Weiſe wird die Tugend zuweilen Mode.

Ich habe keine Zeit Sie hochzuſchätzen, (ſagt eine ſolche Dame zu einem ehrlichen Manne, der ihr Langeweile machte,) wenn Sie mir gefallen könnten, ſo wäre das weit ſchneller geſchehen.

Mit dem Ehrentitel Artiste wird eine gewaltige Mäkeley getrieben. Artiste en marbre, heißt ein gewöhnlicher Steinhauer; Artiste en peinture, ein Hausanſtreicher. Monsieur Joly iſt der berühmteſte Artiste en cheveux. Er fährt in ſeiner Equipage vor, hüpft herein, grüßt kaum, und ſcheint den Hut etwas abzunehmen, weil es ihm zu warm iſt. Er tritt vor den Spiegel, muſtert ſeinen Frack, ſeine lederne Beinkleider und Stiefeln; dann küßt er der Dame die Hand, läßt ſich eine Schachtel bringen, zieht allerlei Haarkram heraus, den er sentimens, souvenirs, u. ſ. w. nennt, heftet den Kram in einer Minute nachläſſig an das Haupt der Dame, und — huſch iſt er wieder verſchwunden. — Die Schuhputzerartiſten, aux trois frères, passage du panorama, führen auf ihrem Schilde folgendes Motto:

O vous qui redoutez les taches et la crotte,
Amateurs de Journaux, de propreté, de vers,
Entrez ici, lisez, souffrez qu'on vous decrotte,
Et livrez à nos soins la botte et le revers.

Die Schuſterartiſten beweiſen ihre Kunſt beſonders dadurch, daß ſie die Schuh ſo zerreißbar als möglich machen. Ein Nicht-Elegant beklagte ſich gegen ſeinen Schuſter, daß ein Paar neue Schuh nur 14 Tage gehalten hätten. Vierzehn Tage! rief der Artiſt, dann waren ſie gewiß nicht von mir; denn die meinigen erreichen nie ein höheres Alter, als von 8 bis 10 Tagen.

Die Wucherer zu Paris leihen auf Pfand ein Fünftheil des Werthes, ziehen die Zinſen zu 5 Procent monatlich ſogleich ab, und fodern dann noch Stecknadeln für ihre Frauen. Dieſe Stecknadeln beſtehen nemlich in Ringen, Uhren, u. dgl.

Das neue Trauerreglement gebietet der Frau, ein Jahr und 6 Wochen um ihren Mann zu trauern, dem Manne hingegen nur 6 Monat um die Frau. Den Grund dieſes Geſetzes begreife ich nicht.

Das Selbſtſtillen der Kinder war vor einigen Jahren Mode. Jetzt hat man wichtige Gründe dagegen. Viele Kinder können die Milch ihrer Mütter nicht vertragen, und befinden ſich beſſer bei einer Amme. — Die zartnervigen Damen ſind ſchlechte Ammen. — Die Landluft bekommt den Kindern beſſer. — Die Mütter verzärteln ſie zu ſehr. — Die Natur verlangt zwar das Selbſtſtillen, aber wir haben nun einmal einen Grad der Civiliſation erreicht, der das Selbſtſtillen verbietet, wie ſo manches andere, was die Natur verlangt. — Wer könnte ſolchen Gründen widerſtehen? —

Eine Menge nachahmungswerther Einrichtungen habe ich bereits beſchrieben, und wie viele, die ich nicht beſchrieben habe, giebt es nicht noch. Da iſt ein sejour conservatoire de santé (Geſundheitsaufenthalt) wo beide Geſchlechter auf Monate, Jahre, oder Lebenszeit ſich einmiethen können, entweder um der Geſundheit zu pflegen, oder aus Oekonomie, oder aus Geſelligkeit, oder um ſich alle häuslichen Sorgen zu erſparen. Fremde von jedem Range, die ſich etwa wollen operiren laſſen, oder die in Gaſthöfen krank werden, auch Kindbetterinnen, kurz alle, die, entfernt von ihren Familien, Mangel an Pflege leiden, finden hier Platz. Da giebt es auch Bäder, Duſchen, mineraliſche Wäſſer, Bequemlichkeit, gute Geſellſchaft. Natürlich ſind die Preiſe ſehr verſchieden. —

Man findet von Paris aus täglich Gelegenheit in die ganze Welt zu reiſen, und faſt immer wohlfeil, bequem und ſchnell. Ein vierſitziger Wagen in Federn hängend geht nach Lyon in 4 Tagen; nach Marſeille, Gent, Grenoble, oder Chambery, in 5½; nach Turin in 9, Mailand in 11 Tagen, u. ſ. w. Dabei liegt man noch jede Nacht ſtille, und ſchläft ordentlich aus. —

Angenehm iſt es für den Fremden, daß er, wenn er irgend etwas ihm Läſtiges verkaufen will, nicht nöthig hat, ſich ſelbſt darum zu bekümmern, ſondern er beauftragt das Bureau des affiches, welches ihn, gegen einen ſehr mäßigen Profit, dieſer Mühe überhebt. Oder will er ſein Eigenthum lieber an den Meiſtbietenden verkaufen, ſo ſchickt er es an das ſogenannte Cabinet arbitral.

Oft bieten honette Familien von gutem Ton, in den beſten Quartieren von Paris, Fremden ihren Tiſch an. Freilich ſind es meiſtens herabgekommene Familien, ehemalige Adeliche, die jetzt einer ſolchen Beihülfe bedürfen, um ſich anſtändig zu ernähren; aber kleinliche Vortheile ſuchen ſie weiter nicht dabei. Ihre Tafel iſt ſo gut als die der beſſern Reſtaurateurs, man findet da gewählte Geſellſchaft, kann ſich in der Sprache üben, und den pariſer guten Ton lernen; denn man iſt in ſolchen Häuſern gleichſam zu Gaſte, und gerade ſo behandeln ſich wechſelſeitig die Wirthin und der Koſtgänger.

Als ich in Paris war, kündigte ein vormaliger Major eine Anſtalt an, die er Propylée, oder vestibule des voyageurs nannte. Hier ſollte ein jeder, der auf Reiſen gehen wollte, allen erſprießlichen Unterricht dazu erhalten; nemlich Reiſerouten, Anzeigen von Merkwürdigkeiten, Zeichnungen von ſchönen Gegenden oder Monumenten, Bildniſſe berühmter Männer und Frauen; auch ſogar Empfehlungsſchreiben wurden verſprochen, wenn man Bürgen ſtelle. Ueberdies ſollte Unterricht gegeben werden in Sprachen, Geſchichte, Literatur, Anthropologie, Naturgeſchichte, Botanik, Oditologie (Wiſſenſchaft des Reiſens); da hatte man zu erwarten: Auszüge aus den beſten Reiſebeſchreibungen, und aus der Correſpondenz des Propylée. Endlich konnte man monatlich zwei literariſchen Sitzungen und zwei Concerten beiwohnen, das letztere, um die Muſik aller Völker des Erdbodens, das erſtere, um den Zuſtand der Literatur und Künſte in ganz Europa kennen zu lernen. Mit 12 Franken monatlich (zwei Laubthalern) konnte man auf alle dieſe Herrlichkeiten ſich, wie man Luſt hatte, als Zögling, Penſionair, oder Amateur, abonniren, für die Hälfte mehr auch Damen hinführen, um die jährlichen Preiſe von goldenen Medaillen concurriren, u. ſ. w. Der Miniſter des Innern hatte dem Erfinder dieſer Anſtalt einen aufmunternden Brief geſchrieben, und es wäre allerdings zu wünſchen, daß ſeine Propyläen beſſer gedeihen möchten, als die zu Makulatur gewordenen deutſchen. —

Schwangere Frauenzimmer, die Luſt haben, unbemerkt niederzukommen, finden dazu verſchiedene Gelegenheiten, bei Aerzten und Chirurgen, die ſehr häufig ihre Wohnungen, ſammt allen Bequemlichkeiten, die achtungsvollſte Behandlung, und ihre eigene Frauen als Hebammen anbieten. —

Lernen kann man in Paris alles, Jurisprudenz ausüben, und Liederchen zu einem Vaudeville drechſeln, chemiſche Experimente und künſtliche Blumen machen. Das letztere wird in wenigen Stunden zu lehren verſprochen. Auch die unſchätzbare Kunſt, eine Sprache zu reden und zu ſchreiben, die jedermann in allen Ländern verſteht und lieſt, (pasigraphie und pasilalie) kann man bei einem gewiſſen St. Demaimieux für 12 Franken in ein Paar Stunden ſich erwerben. Dieſe Univerſalſchrift hat nicht mehr als 12 Buchſtaben und 12 Regeln; die darauf gegründete Sprache nur drei Regeln.

Die Société des observateurs de l'homme (Geſellſchaft der Menſchenbeobachter) drückt den Zweck ihrer Arbeiten ſchon durch den gewählten Titel aus. Ihr Präſident iſt Fourcroy, ihr Secretair, der durch ſeine Kinderſchriften bekannte Jauffret. In der Sitzung, welcher ich beiwohnte, (und in der ich durch ein Diplom, welches mich zum Mitglied ernannte, überraſcht wurde,) las Jauffret eine intereſſante Abhandlung über die Sitten und Gewohnheiten der Wilden, wobei die zahlreiche Verſammlung durch Vorzeigung der Kleidungsſtücke, Waffen und Geräthſchaften der Wilden, ſehr angenehm unterhalten wurde.

Der vormalige Schauſpieler La Rive hat einen Cours de l'art dramatique angekündigt, und verſpricht in 12 Sitzungen von den nöthigen Eigenſchaften eines Schauſpielers, der Stimme, Ausſprache, dem Blicke, Gehör, Gefühl, Ausdruck, der Einbildungskraft, Inſpiration, Verführung, (Seduction) (?) Würde, Wahrheit, Eiferſucht, knechtiſcher Nachahmung und Affectation, Diction, Deklamation, vom Muthe, (?) böſen und guten Herzen, (?) Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Schauſpielkunſt, den Urſachen ihres Verfalls, der Kritik, u. ſ. w. zu handeln.

Ich glaube vielen Bücherliebhabern einen Gefallen zu thun, indem ich beim Schluß dieſes Artikels ihnen noch die Adreſſe eines Buchhändlers anzeige, der auf den ſonderbaren aber ſehr nützlichen Einfall gerathen iſt, nichts anders zu verkaufen, als einzelne Theile von Büchern, die etwa dieſem oder jenem verloren gegangen ſind, und, wenn man ſie nicht erſezzen kann, das ganze Werk unbrauchbar machen. Man findet bei ihm alle die beſten franzöſiſchen Schriftſteller in den mannigfaltigſten Ausgaben, und was er nicht hat, ſchafft er. Freilich verkauft er nicht um den gewöhnlichen Preis, das verſieht ſich; aber wie oft iſt die Ergänzung eines Defectes einem Bücherliebhaber von großem Werth? Der Mann heißt Cordier, und wohnt in der Straße Traversière St. Honoré, No. 771, neben der Straße du Hazard, im erſten Stocke, im Hofe.

Es iſt in Teutſchland ein großes Geſchrei von der Theurung, welche in Paris herrſche. Ich habe es nicht ſo gefunden, ſondern bin vielmehr überzeugt, man könne auf einerlei Weiſe wohlfeiler in Paris als in Berlin leben. Mit Petersburg iſt es vollends nicht zu vergleichen. Ich habe in der beſten Gegend der Stadt, im Hôtel d'Angleterre, ſehr nahe beim Palais-Royal, und bei fünf oder 6 Theatern gewohnt. Meine Wohnung beſtand aus einem zu heitzenden Entrée, einem Geſellſchaftszimmer, Kabinet zum Schlafen, Arbeitszimmer, Kabinet zum Ankleiden, einem kleinen Zimmer für den Kammerdiener, einem Entreſol für Domeſtiken, und Holzraum; die Kamine waren von Marmor, die Fußböden mit ſchönen Teppichen belegt, ſeidene Möbeln, Pendulen, große Spiegel, artige Tapeten; und für alles das gab ich monatlich 12 Louis (72 Thaler). — In ſehr guten aber etwas entlegenen Gegenden der Stadt, kann man alles das um ein Achtel dieſes Preiſes haben. Doch muß ich hinzufügen, daß die Verbannung der Engländer aus Paris die Preiſe ſehr herabgeſetzt hatte. Meine Wohnung z. B. hatte noch kurz vorher 20 Louis gekoſtet. — Vom Eſſen und Trinken habe ich bereits geſprochen. Man kann für 12 bis 16 Groſchen recht gut eſſen, und eine halbe Bouteille Wein dabei trinken, welches man in Berlin wohl muß bleiben laſſen. — Equipage und Schauſpiele ſind theuer. — Ein Kleid vom beſten Tuche kann man für 25 bis 30 Thaler haben, die beſten Stiefeln für 4 bis 5 Thaler, u. ſ. w.

Auch den alten merkwürdigen Lappen habe ich in Paris aushängen ſehen, der die Tapete der Königin Mathilde genannt wird, und von dieſer Gemahlin Wilhelms des Eroberers geſtickt worden iſt. Schon Montfaucon hat ſie in Kupferſtich abbilden laſſen. Sie enthält die Geſchichte der Eroberung Englands, iſt 800 Jahr alt, 214 Fuß lang, aber nur 18 Zoll breit. Sie befand ſich vormals in der Cathedralkirche von Bayeux, wo ſie an gewiſſen feierlichen Tagen öffentlich gezeigt wurde. Lateiniſche, zum Theil verloſchene Inſchriften ſind über den Figuren zu leſen. Unmöglich konnte wohl die Königin dies Werk allein vollbringen, alle ihre Hofdamen müſſen ihr geholfen haben. Es iſt eine intereſſante Vorſtellung, wenn man ſich im Geiſt 800 Jahr zurückverſetzt, und den ſchönen weiblichen Hof um die Stickerei emſig beſchäftigt ſieht. Wie manche ſchöne und vielgeküßte Hand, von der jetzt nicht einmal die Knochen mehr übrig ſind, mag hier Nadelſtiche gethan haben! —

Als in Paris angekündigt wurde, daß, aus guten Urſachen, auf Befehl des Gouvernements, dieſes Denkmal im Muſeum Napoleon ausgehängt, und gratis zu ſehen ſey, war der Zulauf ungeheuer; die Säle wurden nicht leer, und ſchon auf den Treppen mußte man ſich drängen. Indeſſen iſt für denjenigen, der nicht eine lebhafte Einbildungskraft mitbringt, wenig daran zu ſehen. Die Zeichnungen ſind ſo, wie Kinder von 4 Jahren ſie zu machen pflegen; gut, daß immer drüber ſteht, was ſie bedeuten ſollen, z. E. Hic Harold mare navigavit. oder über einem Dinge, das einer Laube ähnlich ſieht, ſteht ecclesia (Kirche) u. ſ. w.

Für Liebhaber des Studiums alter Coſtüme iſt der Lappen doch ſehr merkwürdig. Da reitet Harold mit dem Falken auf der Fauſt, und ſeine Hunde rennen vor ihm her. Er und ſein Gefolge ſind unbärtig, doch tragen ſie Zwickelbärte. Dadurch unterſcheiden ſie ſich von den Franken. Ihre Mäntel, gleich der griechiſchen Chlamys, ſind auf der rechten Schulter angeheftet. Bei einem Gaſtmahl ſieht man Trinkhörner. An den Schiffen, die alle nur einen Maſt haben, ſind zu beiden Seiten eine Reihe von Schilden aufgeſtellt, gerade wie man es auf den Gemählden im Herculanum gewahr wird. Auf den Schilden der Franzoſen erblickt man bereits Embleme, eine Art von Wappen, die jedoch damals noch nicht erblich waren. Ein Zwerg (die Schrift über ſeinem Haupte nennt ihn Turold) verrichtet Pagendienſte. Die Tafel, an welcher Wilhelm mit ſeinen Baronen ſpeiſt, bildet einen halben Zirkel; man reicht ihm knieend zu trinken. In der Schlacht ſieht man die Reuter ihre Lanzen heben, das Fußvolk ſeine Bogen ſpannen, die Schilder ſind mit Pfeilen wie geſpickt. Bis hieher war der Rand der Tapete mit Vögeln und allerlei Grotesken geſtickt, jetzt aber iſt er mit Leichnamen beſäet. Auch eine Gewohnheit der Alten, z. B. auf dem Sarkophag, der die Schlacht der Amazonen gegen die Athenienſer vorſtellt. Ein Biſchof ſtreitet mit der Keule, vermuthlich um kein Blut zu vergießen. Dieſe Schlacht, welche Wilhelm den Eroberer und ſeinen Stamm auf den Thron von England ſetzte, wurde im Jahre 1066 geliefert, und mit ihr endet auch die Tapete, doch zerriſſen, und ſo daß man ſieht, ſie ſey noch länger geweſen. Kunſtverſtändige glauben, ſie ſey vermuthlich bis zu Wilhelms Krönung fortgeſetzt worden. — Jede Geſchichte iſt, wie auf den Basreliefs der Alten, durch Bäume, Häuſer oder etwas dergleichen, von der folgenden geſchieden.

Unvergeßlich ſollen mir die Sonntagsfrühſtücke der dramatiſchen Autoren bleiben, zu welchen mir der Zutritt vergönnt war. Hier kommen Duval, Arnault, Andrieux, Le Gouvé und eine Menge Anderer, bald bei dieſem, bald bei jenem zuſammen, es wird à la fourchette doch ziemlich frugal gefrühſtückt, und dann lieſt Einer ſeine neueſte dramatiſche Arbeit vor. Dies Vorleſen geſchieht aber nicht, um der Eitelkeit des Verfaſſers zu ſchmeicheln, ſondern Jeder ſagt ganz unverhohlen ſeine Meinung, die von ſämmtlichen Anweſenden geprüft, beſtritten, gebilligt, und vom Verfaſſer benutzt wird. Wahrlich, ich habe hier oft in einer Stunde mehr feine Bemerkungen und Kritiken gehört, als ich zuweilen in einem Jahrgang einer teutſchen gelehrten Zeitung finde.

L**, ein 70jähriger Greis, war im Dorfe Gagny, im Departement der Seine und Oiſe, 25 Jahre lang Seelſorger, wurde aber, wie ſo viele andere, vertrieben und deportirt. Nachdem er mehrere Jahre im Elend herumgewandert, erlaubte ihm endlich eine mildere Regierung in ſein Vaterland zurückzukehren. Vor kurzem beſuchte er den Maire zu Villemamble, einem Dorfe, welches in der Nachbarſchaft von Gagny liegt. Da er ſeinem vormaligen Wohnorte ſo nahe war, ergriff ihn eine unwiderſtehliche Begierde, ſeinen alten Glockenthurm wieder zu ſehen. Der Maire begleitete ihn.

Beim Anblick des Dorfes in der Ferne gerieth der Greis in große Bewegung, und konnte nur, von ſeinem Freunde geſtützt, weiter wanken. Kaum hat er aber die erſten Häuſer erreicht; kaum haben einige Einwohner ihn erkannt, als ein Jubelgeſchrei von Straße zu Straße läuft: unſer alter Pfarrer iſt wieder da! Männer und Weiber, Kinder und Greiſe ſtürzen herzu, er iſt umringt, wird faſt erſtickt von Liebkoſungen und Segenswünſchen. Jeder will ihn bewirthen, der Eine zieht ihn in dieſes Haus, der Andere in jenes, man bringt ihm die Kinder, die unterdeſſen geboren worden; man läßt ihn nicht eher wieder fort, bis er verſpricht, am nächſten Sonntag wieder zu kommen und Meſſe zu leſen. Er verſpricht es, er hält Wort. Zwar findet er ſeine geiſtliche Amtskleidung nicht mehr, und die vormaligen Kirchen-Zierrathen ſind verſchwunden; aber der ganze Altar iſt mit Blumen geſchmückt, und das ganze Dorf iſt in der Kirche verſammelt. Er verwaltet ſein Amt mit inniger Rührung. Als er vollendet hat, wird plötzlich ein Te Deum angeſtimmt. Er fragt, weswegen? — ſeine Rückkunft iſt es, die man feiert. Kaum kann er ſo viel Liebe ertragen.

Er verläßt die Kirche. Eine feierliche Deputation der Gemeine wartet ſeiner, ihn flehentlich zu bitten, ſeine Wohnung wieder zu beziehen, und ſeine Tage unter ſeinen Kindern zu beſchließen. Es war nicht ſeine Abſicht geweſen; der Greis hatte ſich Ruhe gewünſcht, aber wie hätte er ſolchen Bitten widerſtehen können? — Man verſichert mich, daß ähnliche Scenen an vielen Orten vorgefallen ſind.

Den Schluß der in meiner Schreibtafel gezeichneten Bemerkungen macht eine gerechte Rüge. In den letzten Tagen meines Pariſer Aufenthalts erſchien ein Werk von Pigault le Brun, in zwei Bänden, le Citateur genannt, welches ſehr viel Aehnlichkeit mit Voltaire's Bible enfin expliquée hat, auch vielleicht ganz daraus geſchöpft worden iſt; folglich enthält es die abſcheulichſten Schmähungen gegen Religion und Bibel. Dazu hat ſich der Verfaſſer ohne Bedenken genannt, der Buchhändler Barba hat es ohne Bedenken verlegt, die Cenſur hat es ohne Bedenken drucken laſſen, und die Polizei erlaubt ohne Bedenken, daß es öffentlich im Palais royal verkauft werde. Die gröbſten Läſterungen gegen Chriſtus ſind alſo in Paris erlaubt; aber es unterſtehe ſich Einer, auch nur eine Zeile gegen — zu ſchreiben, wenn er nicht etwa neugierig iſt, die Ufer von Cayenne zu ſehen.

Erinnerungen

von einer

Reiſe aus Liefland

nach

Rom und Neapel

von

August von Kotzebue.

Erſter Theil.

Berlin 1805.

66/49/121

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Statt einer Vorrede.

Verzeichniß von denjenigen, welche dieſes Buch nicht leſen müſſen;

1. Alle Künſtler und ſogenannte Kunſtkenner; es wäre denn, daß es ihnen Vergnügen machte, alle Augenblicke mitleidig die Achſeln zu zucken. Denn weil ſie die Kunſt als etwas fertiges betrachten, ich aber als etwas täglich neues — ſie als die Schöpfung einer Form, ich aber als den Aushauch eines Geiſtes — ſie als eine Prüfung geübter Augen, ich als eine Beſchäftigung der Seele — weil ihnen die Form das erſte und mir das letzte iſt: ſo können wir nie zuſammen treffen; ich werde ſie nicht belehren und ſie mich nicht; wir bleiben ewig weit auseinander.
2. Alle diejenigen, welche Kunſt zwar lieben, auch wohl gern Kunſtwerke betrachten, aber nicht gern davon erzählen hören. Solche Leſer werden wenigſtens viel, ſehr viel überſchlagen müſſen. Ich verſpreche, das keinem übel zu nehmen.
3. Ich habe nicht geſchrieben, um einen trocknen Catalog von Merkwürdigkeiten zu liefern, wie Volkmann; oder um meine Beleſenheit in den Alten auszukramen, wie Stollberg (der, ſo oft er eine Ziege erblickt, nicht unterlaſſen

kann, ein paar Stellen aus dem Virgil zu citiren) oder um auf fremde Unkoſten witzig zu ſcheinen, wie Gorani; oder um empfindſame Gemählde aufzuſtellen, wie Meyer u. ſ. w. Wer etwas dergleichen ſucht, der laſſe mein Buch ungeleſen. Ich bin der Meinung, ein Reiſebeſchreiber müſſe, (um mich eines gemeinen Sprichworts zu bedienen) reden, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Iſt er ihm gut gewachſen, das heißt, iſt er ein intereſſanter Menſch, ſo wird der Leſer Vergnügen finden, denn die Seele des Reiſenden wird ſich in der Beſchreibung kunſtlos ſpiegeln. Setzt ſich aber der Verfaſſer zurecht, ſchraubt ſich hinauf, kitzelt ſich, ſchlüpft in geborgte Kleider, oder ſucht ſonſt auf irgend eine Weiſe zu ſeyn, was er nicht iſt, zu geben, was er nicht hat; ſo kann dem Leſer unmöglich wohl bei ſeinem Buche werden; es wird ihm immer ſo ängſtlich dabei zu Muthe ſeyn, als ſpräche er mit einem Stotternden, dem er gern nachhelfen möchte.

Italien iſt ſo viel hundertmale beſchrieben worden, daß es lächerlich wäre, ſich einzubilden, man könne noch etwas neues darüber ſagen. Aber etwas ziemlich ſeltenes bleibt noch immer zu ſagen übrig, nehmlich ein getreuer Bericht des Reiſenden, wie ihm die Dinge vorgekommen, indeſſen die meiſten nur nachplaudern und erzählen, wie ſie ihnen wahrlich nicht vorgekommen ſind. Solche

Leute haben die Form ihres Buches ſchon im Kopfe, ehe ſie ſich noch in den Wagen ſetzen; ſie wollen jetzt empfindſam, oder gelehrt, oder witzig reiſen, und was ſie dann ſehen, wird dieſer Form angepaßt; nichts betrachten ſie mehr mit unbefangenem Blicke.

Ich habe mir keine Noten gemacht, habe daher ſelten eine Schreibtafel zur Hand genommen; bin aber jeden Morgen lange vor Tage aufgeſtanden, und während der drei oder vier Stunden, die ich auf dieſe Weiſe ungeſtört in ſtiller Einſamkeit zubrachte, habe ich alles ehrlich niedergeſchrieben, was ich Tages vorher geſehen, gedacht, empfunden hatte. Anfangs geſchah das bloß um meinem Gedächtniſſe nachzuhelfen, nach und nach iſt ein Buch daraus geworden. Iſt es gut, ſo bedarf es keiner Entſchuldigung; iſt es ſchlecht, ſo hilft das Entſchuldigen auch nichts. Doch einer Mißdeutung muß ich vorbeugen. Ich habe leider ſo oft Gelegenheit gefunden, über Mönchsgeiſt und Aberglauben zu ſpötteln, daß ein flüchtiger oder übelwollender Leſer auf den Einfall gerathen könnte, ich hätte die Religion ſelbſt angreifen wollen. Gegen dieſe Beſchuldigung halte ich für nöthig, mich feierlich zu verwahren. Von der Nothwendigkeit einer poſitiven Religion iſt niemand überzeugter als ich; Geſetze binden nur, Religion kettet die menſchliche Geſellſchaft zuſammen, ſie iſt die Philoſophie des Volks, ihm ein Stab im Leiden, ein Hoffnungsſtern im Unglück, ein Zügel im Glück, ein Schild gegen die

Schrecken des Todes; durch Religion erhalten die Bande der Natur für den ſinnlichen Menſchen eine Weihe; ſie iſt oft Schöpferin, öfter noch Erhalterin des nothwendigſten Glücks auf Erden, des Familienglücks, wehe alſo dem, der ihre Freuden und Tröſtungen dem Volke rauben möchte! — Ich ehre die Religion, wie ſichs gebührt, und Gottlob! es giebt noch Prieſter derſelben, die Ehrfurcht und Liebe verdienen; ja ich ſelbſt zähle unter meinen beſten Freunden einen katholiſchen Prieſter. — Vielleicht würde ich überhaupt dieſe, von Voltaire und andern eigentlich längſt erſchöpfte Materie gar nicht berührt haben, wenn wir nicht gerade in einem Zeitpunkte lebten, wo eins der größten Genies unſers Jahrhunderts — (vom Vertrauen auf ſich ſelbſt verlaſſen, weil Bewußtſeyn reiner Seelengröße es verließ) — den morſchen Stab des Aberglaubens faſt ängſtlich ergriffen hat, und ihn ſo ſchwer auf den Nacken des Volks drückt, daß es haſtig dem lichten Tage den Rücken kehrt, um mit geſchloſſenen Augen in die finſtere Nacht des dreizehnten Jahrhunderts zurück zu laufen. Darum iſt das oft Geſagte wiederum ein Wort zu rechter Zeit, und Jeder, der dem Aberglauben die Larve vom Geſicht, die elenden Lumpen vom Leibe reißt, thut Recht; kein Unbefangener wird ihn beſchuldigen, er habe die Religion antaſten wollen.

In mehrern Jahren, die vor meiner Reiſe nach Italien voraus gingen, hatte ich nichts über dieſes

Land geleſen, und jetzt, nachdem dieſe Reiſe beſchloſſen war, wollte ich nichts darüber leſen, um mein Urtheil nicht gängeln zu laſſen. Nur in Neapel lieh mir ein Freund Volkmanns Reiſe, in der ich zuweilen blätterte und nachſchlug (denn leſen kann man ſie ſchwerlich). In Rom hingegen, und an andern Orten meines Aufenthalts, hatte ich gar keinen Leitfaden, welches vielleicht um ſo beſſer war. Nur wo ich das Gemählde des neuen Roms, durch die Erinnerung an das alte Rom ſchmücken wollte, da bediente ich mich theils der Beſchreibung von Adler, theils eines vor kurzem erſchienenen oder neu aufgelegten Werks: Acurata e succinta descrizione topografica delle antichità di Roma vom Abt Venuti. Vaſi's Wegweiſer von Rom iſt oft unzuverläßig, und immer nur mit vollen Backen lobpreiſend. Viel verdanke ich auch dem Umgange mit Künſtlern aller Art. Ich ſchmeichle mir daher, dem Reiſenden ein Buch zu liefern, welches doch wenigſtens in den erſten zehn Jahren ihn richtig leiten wird, und in welchem er zwar keine tiefgeſchöpften, aber auch keine nachgeplauderten Urtheile findet. Wer mit Unbefangenheit, ohne Kunſtvortheile, nach Rom und Neapel kommt, deſſen Gefühl wird ſicher mein Urtheil beſtätigen. — Mein Aufenthalt in Italien war zwar nur kurz, doch wüßte ich nicht, warum das eben den etwaigen Werth meiner Urtheile verringern ſollte? Die Gabe zu beobachten, iſt eine Naturgabe; wer ſie nicht mitbringt, wird ſie auch in Jahren nicht erwerben. Die meiſten Dinge ſieht man entweder gleich beim erſtenmale recht, oder nie. Das würklich Auffallende, würklich Bemerkenswerthe, zeigt ſich beim erſten Ueberblick, und ich möchte faſt ſagen: nur beim erſten. Hat das Auge ſich einmal an die Gegenſtände gewöhnt, ſo iſt der ſcharfe Blick ſchon verlohren. Auch ich habe die berühmteſten Kunſtwerke zwei- und mehreremale geſehen, doch immer gefunden, daß mein erſtes Gefühl, mein erſtes Urtheil am friſcheſten, am durchdringendſten war. Darum ſuchte ich auch immer dieſen Eindruck feſt zu halten, und wenige Stunden nachher auf dem Papier zu ſchildern. Wer indeſſen mein Buch bloß als eine Sammlung von flüchtigen Bemerkungen betrachten will, der thue es immerhin; die flüchtigen Bemerkungen ſind nicht immer die ſchlechteſten.

Alles was ich beſchreibe, habe ich auch würklich geſehen. Es blieb aber noch manches übrig, das ich nicht geſehen habe; doch wohl nur Weniges von Bedeutung. Uebrigens iſt die Form meines Buchs die Form einer Reiſe ſelbſt; ich habe mich an keine Ordnung gebunden, ſondern jedesmal erzählt, was mir eben am nächſten lag, nicht ſtudiren ſollte der Leſer, ſondern mich auf meinen Wanderungen begleiten, ſo wie ſie eben von Wind, Wetter und Laune abhängig waren.

1.

Hang zur Veränderung iſt des Menſchen angeſtammte Art oder Unart; alles muß wechſeln und ſchnell vorüber gehen, gleich ihm ſelbſt. Auch das Glück wird ihm langweilig. Jener glückliche König warf ſeinen koſtbarſten Ring in die Fluten, um nur das ewige Einerlei ſeines Wohlbehagens zu unterbrechen. Plötzliches Unglück ſogar führt einen großen, nicht erkannten Troſt bey ſich, nehmlich das Gefühl einer veränderten Lage.

Doch dieſer rein menſchliche Trieb kann verhätſchelt, zur Schmarutzerpflanze werden, die Alles umwindet, erſtickt. Ich meine, ſeit vierzig bis fünfzig Jahren habe der Hang zur Veränderung unter den Europäern gewaltig zugenommen, im Großen wie im Kleinen, von der Geſetzgebung an bis zum Vaudeville herab. Unſere Väter grübelten wohl über die beſte Geſetzgebung, aber ſie änderten nichts an der, welcher ſie nun einmal ſeit Jahrhunderten gehorchten; ihre Meinungen bewieſen ſie gern durch Citate, ungern durch Waffen.. Unſere Väter giengen ins Theater, und begnügten ſich, wenn man ihnen vier neue Schauſpiele jährlich auftiſchte; jetzt müſſen wir deren monatlich ſo viele haben, und ehe wir ein gutes Stück oft bewundern, laſſen wir lieber geſchehen, daß die Donaunymphe dem Odoardo den Dolch aus der Hand winde. Unſere philoſophiſchen Väter hatten höchſtens Wolf und Leibnitz; wir aber erfreuen uns ganzer Schaaren von großen Geiſtern, die uns der Welt Räthſel löſen, und, wie die geiſtreiche Frau von Stael einſt in meiner Gegenwart ſagte, dem drolligen Lügner Münchhauſen gleichen, der, als er einen breiten Graben nicht überſpringen konnte, ſich ſelbſt beim Zopf faßte und ſich hinüber ſchleuderte. Wir genießen dabei das Vergnügen, aus der heutigen Ewigkeit eines Syſtems in die morgende Ewigkeit eines andern überzuſpringen. — Selbſt die Kleidermoden, obwohl ſtets veränderlich, behaupteten doch vormals einige Wochen länger ihr wandelbares Regiment.

So war es denn auch mit dem Reiſen. Unſere Väter ſaßen ſtill, und laſen in der Bibel das Gebet: „daß ihre Flucht nicht geſchehe im Winter.“ Auch im Sommer, wenn kein Geſchäft ſie drängte, blieben ſie lieber daheim. Mußten ſie aber dann und wann eine Reiſe von zwanzig Meilen antreten, ſo nahmen ſie Abſchied von der ganzen Sippſchaft, weinten eine Quantität Thränen, machten auch wohl ein Teſtament. Jetzt — lieber Gott! — jetzt weiß man es kaum ein paar Tage vorher, wenn man nach Paris oder London reiſen will; man hüpft eben ſo ſorglos in den Reiſewagen, als man vormals in die Sänfte ſtieg, um ſich zum Mittagsſchlaf in die nächſte Kirche tragen zu laſſen. Wenn der Hang zum Reiſen ſo fort um ſich greift, ſo erlebe ich noch wohl Völkerwanderungen, die ohnehin, nach meiner Meinung, nur zum kleinſten Theil von angewachſener Bevölkerung oder von dem Drucke des Grenznachbars, größtentheils aber vom Hange zur Veränderung herrührten. Dieſer iſt es, der den nomadiſchen Tatar von Steppe zu Steppe, und mich, freundlicher Leſer, vom Ufer der Oſtſee an den Golf von Neapel treibt. Unſere Väter verthaten ihr Geld, indem ſie für ihre Nachkommen maſſive Gebäude aufthürmten, die nach Jahrhunderten noch der Zeit wie dem Brecheiſen trotzten. Wir verthun das Unſrige, indem wir für die Enkel Erfahrungen ſammeln. Eines mag leicht das andere aufwiegen, ja das letztere hat wohl manchen Vorzug. Häuſer werden doch baufällig, unbequem; Erfahrungen behalten ſtets gleichen Werth: man braucht ſie nicht einmal einzuſchmelzen wie altes Silber, an dem man wenigſtens die Faſſon muß ändern laſſen. Erfahrung iſt eine Münze, die in der ganzen Welt gilt, und deren Gepräge ſich nie abgreift. Wie manche Regel der Lebensweisheit, die uns Salomo's leider viel zu wenig geleſene Schriften aufbewahrten, iſt noch heute ſo treffend als vor ein paar tauſend Jahren.

Wer dieſe Betrachtungen, Geſpräche, Paradoxen, oder wie man es nennen will, für eine Apologie meines Hanges zum Reiſen will gelten laſſen, der thut mir einen Gefallen, denn in der That, ich habe keine andere. Da ſie aber, mir wenigſtens, hinreichend ſcheint, ſo will ich in Gottes Namen wohlgemuth anfangen, meine kleine Reiſeabentheuer zu erzählen. Meine Art iſt dem Leſer bekannt. Ich reiſe weder als Gelehrter, noch als Kunſtkenner, ich reiſe blos als Menſch, überlaſſe mich meinem Gefühl, meiner Laune, künſtle nicht an meinem Vortrage, ſondern betrachte das Publikum als einen freundlichen Reiſegefährten, mit dem ich durch Städte und Dörfer rolle, auch wohl bisweilen auf einem anmuthigen oder romantiſchen Fußpfade mich verliere. Wem das ſo recht iſt, der ſchlendre ſorglos neben mir her, und laſſe ſich den Strauß von Wieſenblumen gefallen, den ich ihm wandelnd zu pflücken gedenke. Wem das nicht genügt, der bleibe zurück, und gehe meinetwegen ſpazieren im nächſten Treibhauſe.

2.

Auch Alexander — ich meyne nicht den gewaltigen Reiſenden, der in großer Geſellſchaft die Welt durchſtrich, und endlich gar eine Brücke in den Mond hinauf bauen wollte; ich meyne den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten ſie von ihm, wohl gern eine Brücke herunter bauen möchten — auch Alexander in dieſem Jahre durch ſeine deutſchen Provinzen gereiſet, freilich nicht wie ich, um Blumen zu pflücken, ſondern, wie es ihm gebührt, um Früchte zu ſammeln, die im Strahl ſeiner Frühlingsſonne zu reifen beginnen. Nicht Liebe möchte ich es nennen, ſondern Leidenſchaft, die man in Eſth- und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich blos, was ich ſelbſt ſah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge löſ't ſich, ſo bald ſein Name genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bey ſeiner Abreiſe Thränen gefloſſen ſind, wie man ſie um einen ſcheidenden Geliebten weint. Ja, was bezeichnet wohl kräftiger das Gefühl, das er in Aller Herzen zurück ließ, als der mit Jubel aufgenommene Vorſchlag des wackern Gouvernements-Procureurs von Rieſemann: jährlich an dem Tage, da Alexander in Reval war, zum dankbaren Andenken die Armen zu ſpeiſen. So ehrt wahre Liebe den Fürſten. Man vergleiche doch Alexanders ſtille, wohlthätige Reiſe durch Eſth- und Liefland, mit den Triumphzügen manches Welten-Erſchütterers, deſſen empörender Uebermuth durch nichts übertroffen wird, als durch die Schmeichelei eines jochgewohnten Volkes. Möge man dem Schützlinge Fortunens immerhin Triumphbögen und Pyramiden errichten; die geſättigten Armen um Alexanders Tafel werden noch Jahrhunderte lang den Herrſcher durch Liebe fröhlich ſegnen, wenn jene Pyramiden ſchon längſt in Staub zerfallen ſind.

Gut iſt es, daß ich außer dem ſchönen, in Reval geſtifteten Liebesmahl, noch hundert ähnliche Thatſachen anführen könnte, denn bloße Worte würden mich in den Verdacht der Schmeichelei bringen, mich, der ich ihn ſah, mit ihm ſprach, und dem höchſten wie dem niedrigſten ſeiner Unterthanen gleich, von ſeiner Huld bezaubert wurde. Nach dieſem Geſtändniß breche ich lieber ab, denn kalt von ihm ſprechen, kann ich nicht, und meine Wärme ſoll Niemand mißdeuten. — Wollte Alexander des höchſten Genuſſes ſich erfreuen, ſo müßte er, wie vormals die orientaliſchen Fürſten, verkleidet unter ſeinem Volke umher wandeln; ha! welche Augenblicke würden da ſeiner warten! — Heil der Mutter, die ihn gebar! aber auch Heil dem edlen Manne, einſt ſein Erzieher, jetzt ſein Freund, der ſolchen Saamen auf ſolchen Boden ſtreute. Man erräth, daß ich von La Harpe ſpreche.

Um einige Stunden früher den Armen ſeiner Mutter, ſeiner Gattin, zuzueilen, verließ Alexander ſein Gefolge, und warf ſich in den leichten, nur halb verdeckten Wagen ſeines Oberhofmarſchalls. So ſah ich ihn auf Jewe ankommen, gleich einem gewöhnlichen Reiſenden, von keinem andern Geleite umgeben, als von dem der Liebe ſeines Volkes. So fuhr er, nach kurzem Aufenthalt, trotz der einbrechenden Nacht, weiter, durch öde Wälder, mit dem ruhigen Bewußtſeyn, daß Liebe ſein wohlthätiges Leben beſchirme. — Mit Vater- und Menſchenliebe ſorgte er für einen Poſtillion, der das Unglück hatte, zu ſtürzen und ein Bein zu brechen. Nicht eher wich der Kaiſer von der Stelle, bis der ſchon weit entfernte Leibarzt herbei geholt, und ſeiner Pflege der Verunglückte übergeben worden. Daß er ihn mit Geſchenken überhäufte, war für einen Kaiſer wenig; daß er aber bei ihm ausharrte, bis Hilfe kam, daß er ihn nicht mit Geld abſpeiſte, (wie die Großen gewöhnlich zu thun pflegen), ſondern durch Menſchenliebe ihn erquickte, das iſt ein köſtlicher Zug im Charakter eines Beherrſchers von dreyßig Millionen Menſchen.

3.

Seit Jahr und Tag iſt in allen Zeitungen und Journalen des Lobens und Rühmens viel geweſen, von der neuen beglückenden Konſtitution, welche der lief- und eſthländiſche Adel ſeinen Bauern gegeben. In ſo fern dadurch des Kaiſers vortrefflicher Wille kund geworden, ſtimme ich herzlich mit ein; wenn aber von der Ausführung dieſes Willens die Rede iſt, ſo glaube ich, man habe, wenigſtens vor der Hand, etwas zu früh und etwas zu viel davon geſprochen. Die Konſtitution für die Letten iſt bereits gedruckt und in Jedermanns Händen. Ich maße mir nicht an, ſie zu beurtheilen, nur das kann ich nicht verſchweigen: Als ich Liefland verließ, war die kaiſerliche Commiſſion, welche die neue Einrichtung der Bauern bekannt zu machen, beauftragt iſt, bereits in Thätigkeit, aber — viele Bauern, beſonders die, welche gute Herren hatten, machten trübe Geſichter und baten, ſie beim Alten zu laſſen. Das beweiſ't freilich noch nichts, denn wie oft leidet das Neue Widerſpruch, wenn gleich das Beſſere klar vor Augen liegt; auch haben die Bauern zu viel erwartet, haben ſich eingebildet, der Kaiſer wolle ſie ganz frei laſſen, meinen wohl gar, es ſey wirklich geſchehen, die Commiſſion aber, in welcher ihre Herren mit ſitzen, verſchweige es ihnen, (Mißverſtändniſſe, die ſämtlich beweiſen, wie behutſam jeder Schritt geſchehen muß, wenn man Blinde oder Verblendete leiten will); indeſſen ſollte jene auffallende Bitte: es beim Alten zu laſſen, doch ſo viel bewirken, daß man ſein Urtheil über die neue Konſtitution vor der Hand ſuſpendire. Wenn nach einigen Jahren ſegensreiche Folgen die Bemühungen des menſchenfreundlichen Adels belohnen, ſo wird dann von ſelbſt die gehäſſige Sage verſchwinden, als hätten die meiſten Herren bei der neuen Einrichtung gewonnen. Manche behaupten, ſie ſey immer noch wohlthätiger für die Bauern, als die des ehſtländiſchen Adels, welches ſchon daraus erhelle, daß der letztere zu befürchten ſchiene, dieſelbe annehmen zu müſſen. Wahr iſt es, der ehſtländiſche Adel hat eine, der oben erwähnten nicht ganz ähnliche, Konſtitution aufgeſetzt, die aber, als ich abreiſte, noch nicht vom Kaiſer beſtätigt war. Es iſt ein Punkt darin, der mir — mit gebührender Achtung ſey es geſagt — ein Fehlgriff ſcheint. Die Bauern nehmlich, die vormals bei allzu unleidlichem Druck ihre Beſchwerde bey der Regierung anbringen durften, ſollen zwar künftig zu dieſem Behuf drei Inſtanzen haben, aber jede dieſer Inſtanzen wird einzig und allein durch den Adel ſelbſt mit deſſen eignen Mitgliedern beſetzt; die dritte iſt inappellabel. So brav und edelgeſinnt nun dieſe Männer auch ſeyn mögen, ſo bleibt es doch nicht recht, und ſcheint mir unzweckmäßig, daß ein ganzer Stand im Reiche von dem Monarchen gleichſam abgeſchnitten, ihm jeder Weg verſperrt wird, bis zum Throne zu gelangen, er folglich ganz in die Hände ſeiner Herren überliefert worden. Wenn nun einmal ein unreiner Esprit de corps ſich dieſer bemächtigen ſollte, (welches freilich von der jetzigen Generation nicht zu befürchten iſt) was würde dann aus den armen Eſthen werden? — Zwar hat jeder Herr auf ſeinem Gute ein Bauergericht nieder geſetzt, in welchem von den Bauern ſelbſt gewählte Richter ihres Standes die Strafen dictiren; aber — den Vorſitzer dieſer Gerichte ernennt der Herr ſelbſt, und ſein Einfluß auf ſeine Leibeignen wird überhaupt ſtets ſo groß bleiben, daß dieſe wohl nie wagen werden, ein ihn kränkendes Urtheil zu fällen. Es iſt sans comparaison, eben ſo, als ob ein Fürſt ſeine Tribunäle mit lauter Höflingen beſetzt, und einen ſeiner Kammerherren ihnen zum Präſidenten gegeben hätte. Doch, wie ſchon erwähnt, jene Konſtitution iſt noch nicht beſtätigt, und es wäre voreilig, mehr darüber zu ſagen. Dürfte man annehmen, daß die Geſinnungen der Enkel ſtets den guten Abſichten ihrer Väter entſprechen würden, ſo hätte ich überhaupt kein Wort darüber verloren, denn mit Vergnügen bekenne ich, daß der Geiſt des jetzigen eſthländiſchen Adels nur ſeltene Mißbräuche befürchten läßt.

4.

Der Peipus See, der weniger bekannt und weniger ſchön iſt als der Genfer See, hat mir dieſesmal ein fürchterlich ſchönes Schauſpiel gewährt. Langſam fuhr ich am ſandigen Ufer, da erhub ſich ein gewaltiges Sauſen in der Luft, ein Sturm in den obern Regionen, unten nur hörbar, denn der See blieb ſtill, und eben dieſe Stille, im Kontraſte mit dem heftigen Sauſen hoch über mir, war gräßlicher, als hätten die Wellen ſich gethürmt. Rechter Hand über dem finſtern Fichtenwalde hingen ſchwarze Wolken, die der Blitz zerriß. Links über dem See rollte es dunkel vom Himmel herab, wie ein Leichentuch, und bedeckte die jenſeitige, etwa eine Meile entfernte Küſte. Die Möwen kreiſchten über dem ruhigen Waſſer; ein paar kleine Fiſcherböte mit ſchlaffen Segeln ſuchten ängſtlich das Ufer. Jetzt zogen die furchtbaren Heere langſam gegen einander, links hallte der Donner im tiefen Walde, rechts rollte er von der verhüllten Küſte herüber. Keine Hütte weit und breit, nur einzelne Fiſchernetze hier und da ausgeſpannt. Immer näher rückten einander die ſchwarzgewappneten Kämpfer, immer ſchneller wurden die Blitze vom Donner ereilt. Kein Regentropfen fiel, auf Erden war alles ſtill, nur oben ſauſte es fort. Plötzlich ſchoß links ein Blitz in den See herab, ſein langer Strahl, der ſich, das Waſſer berührend, in unzählige Funken theilte, glich einer umgekehrten Rakete. Er ſchien das Signal für herabſtürzende Hagelſtröme, die in wenigen Augenblicken den Boden mit einer Eisdecke, mehrere Zoll dick belegten. Der Hagel hatte vollkommen die Größe von Bohnen. Mein Wagen mußte halten, der Poſtillion ſprang vom Pferde, die Bedienten eilten vom Kutſchbocke herab, alles verkroch ſich unter dem Wagen. Aber der Hagel ſchlug die Pferde ſo gewaltig, daß ſie nicht länger ſtehen wollten. Die Menſchen mußten wieder hervor, um, ihren Rücken preisgebend, die unruhigen Thiere zu halten. Was die Gewitterwolken vom Tage noch übrig gelaſſen, das verſchlang jetzt vollends der dichtfallende Hagel, die nächſten Gegenſtände verſchwanden, kaum konnte ich aus dem Wagen die Pferde ſehen. Nur häufige Blitze beleuchteten mit falbem Scheine die weißen Hagelkörner und Donnerſchläge krachten dazwiſchen. Da rings umher kein Gegenſtand war, der den Blitz ableiten konnte, ſo erwartete ich jeden Augenblick, Menſchen oder Pferde ſtürzen zu ſehen, oder — auch ſelbſt den glücklichen Tod des Romulus zu leiden. Wohl ſieben bis acht Minuten krochen ſo vorüber, von der ängſtlichen Lage zu Stunden ausgedehnt. Endlich zog das Ungewitter tiefer in den Wald, Menſchen und Thiere ſchöpften wieder Athem, und bald blieb von dem Schauſpiel des Schreckens nichts weiter übrig, als der ſeltſame Genuß, den der Geiſt des

Menſchen, in Betrachtung der Spuren einer überſtandenen Gefahr findet. Ueberſchwemmte Wege, von Hagelſchichten eingefaßt; gegen deren Flug der naſſe Fittig erſtarrte; wenige Schritte von mir, auf einem abgeſtorbenen Baume, ein Adler, (deren es in dieſer wilden Gegend viele giebt) der wider Willen ſich Menſchen ſo nahe kommen ließ, weil vermuthlich das Unwetter auch ſeine Flügel gelähmt hatte; in der Ferne eine zerſtreute Heerde, um die ein hungriger Wolf ſchlich: — ſo nutzt der Dieb die Feuersbrunſt, um beſtürzte Flüchtlinge zu berauben. Die Sonne trat hervor, Licht und Ordnung kehrten wieder. Auf der nächſten Station wußte man nichts von dieſem fürchterlichen Ungewitter, nur mein Wagen trug deſſen Spuren bis dorthin, denn noch nach anderthalb Stunden war der Hagel, der ſich auf der Decke geſammelt hatte, nicht ganz geſchmolzen. So ſieht der glückliche Bewohner einer friedlichen Grenze den Flüchtling ruhig ankommen, der aus dem bekriegten Lande die Spuren der Verwüſtung zu ihm herüber tragend, blos ein intereſſanteres Schauſpiel ihm gewährt.

5.

Daß Dorpat jetzt eine Univerſität iſt, bemerket man ſehr bald beim Hereinfahren, weil man alle Augenblicke Jünglinge begegnet, welche Helme tragen ohne Soldaten zu ſeyn; eine Mode, die natürlich nur Studenten aufbringen konnten. Indeſſen kleiden dieſe Helme nicht übel, zumal da eine Art von Uniform die Täuſchung unterſtützt. Sie iſt geſchmackvoll, dunkelblau mit ſchwarzſammtnen Aufſchlägen und Kragen, auf dem letztern geſtickte goldene Schleifen, dabei die Unterkleider weiß. Natürlich giebt es auch manche junge Helden, die bei dieſer Uniform und den behelmten Häuptern, noch einen gewaltigen krummen Säbel um ihre Lenden gürten, den ſie an die ſteifen, mit klirrenden Spern verſehenen Stiefeln ſchlagen laſſen, und einher ſchreiten, als ob ſie, nicht ins Collegium ſondern, in die Schlacht zögen. So iſt es ja überall, wo die freundlichen Muſen thronen, und welcher unter uns ältern Muſenſöhnen hat dieſe wichtigen Kleinigkeiten nicht auch einmal mitgemacht? Wenn die Jünglinge über dem Helme der Minerva die Eule nicht vergeſſen, ſo kann man ihnen die Spielerei wohl gönnen. Uebrigens ſind ſie, trotz ihres kriegeriſchen Anſehens, wohl ſo fein geſittet, als man ſie ſchwerlich auf einer deutſchen Univerſität im Ganzen findet, wenigſtens waren es die, mit welchen ich in Geſellſchaft war.

Ueberhaupt wird man wohl ſchon längſt in Deutſchland die Bemerkung auch gemacht haben, daß auf allen Univerſitäten die jungen Lief- und Ehſtländer, die Geſittetſten ſind, die man ohne Anſtand in jeder Geſellſchaft produciren kann. Der Grund iſt klar. In Lief- und Ehſtland laſſen blos Edelleute, Prediger (die dort in allen Ständen dem Adel gleich ſind) und angeſehene Civilbeamten ihre Söhne ſtudieren, nicht aber Bürger oder gar Bauern. Jene Alle kommen, durch die gaſtfreie, weit liberalere Lebensart, welche dieſe Provinzen ſo vortheilhaft ausgezeichnet, von Jugend auf beſtändig in gute Geſellſchaften, haben hingegen faſt gar keine Gelegenheit, unter den Pöbel zu gerathen und dort ſchlechte Sitten anzunehmen. Wie bengelhaft ſind ſonſt gewöhnlich unſere deutſchen Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren, wie albern blöde oder wie vorlaut. In Lief- und Ehſtland findet man dergleichen verwahrloſte Sprößlinge ſehr ſelten. Die Knaben ſind freimüthig beſcheiden, denn der gute Ton gehört gleichſam zur Hausordnung, und ſie lernen ihn bloß aus der Uebung. — Eben das iſt auch der Grund, warum der liefländiſche Dialekt der deutſchen

Sprache nach meiner Meinung der angenehmſte von allen unſern Dialekten iſt. Das eigentliche Volk nehmlich ſpricht nicht deutſch, die Ausſprache hat ſich daher nicht vergröbern können. Doch ich vergeſſe, daß ich noch immer in Dorpat bin.

Daß einſt ſehr ernſtlich die Rede davon geweſen, die Univerſität von Dorpat nach Pleſcow zu verſetzen, iſt eine Thatſache, obgleich der akademiſche Senat, oder vielmehr der Hr. Profeſſor Scherer im Nahmen deſſelben, in den Zeitungen dagegen proteſtirte, und zwar in einem Tone, der einem ſo reſpektabeln Corpus nicht wohl geziemte. Es hieß unter andern: die Nachricht ſey hiſtoriſch unwahr. Seltſam, eine Nachricht hiſtoriſch unwahr zu nennen, die gerade der Profeſſor der Hiſtorie zuerſt verbreitete; denn nach authentiſchen von mir an Ort und Stelle eingezogenen Berichten, war er es, der ſie mit aus Petersburg brachte, und dem damaligen Rektor officiell von Seiten des Curators anzeigte, und zwar, nicht als Bedrohung der Stadt, (wie man jetzt vorgiebt) ſondern der Univerſität ſelbſt, aus Urſachen die ich nicht berühre. Die Sache war ſo ernſthaft, daß ſchon Manche daran dachten, ihre Häuſer zu verkaufen. Weil man aber in Dorpat, eben ſo wenig als irgendwo ſonſt in der Welt, gern die Wahrheit hören mag, ſo mußte der arme Freimüthige, der ſie ausſprach, verunglimpft werden, ja man erlaubte ſich ſogar Ausfälle gegen meine Perſon, die doch bei der ganzen Sache nicht im Geringſten intereſſirt war. Vielleicht wird, was ich hier ſage, abermals einige dergleichen veranlaſſen, aber ſie werden unbeantwortet bleiben. Genug, ich ſchrieb nichts unverbürgtes, will auch der Ehre keines Menſchen dadurch zu nahe treten.

In Dorpat hat vor einiger Zeit die Runthelerſche Schauſpielergeſellſchaft ihr Weſen getrieben, von der geſchrieben ſteht: Herr erbarme dich unſer! unter andern hat ſie ein Schauſpiel in Manuſcript aufgeführt, Blick in die Zukunft betitelt, von dem mir mehrere Zuſchauer eine komiſche Beſchreibung gemacht haben. Im Vorgrunde der Bühne ſtand eine Raſenbank, auf dieſe ſetzte ſich ein Pärchen, erzählte ſich allerlei, trat ab, und machte einem andern Pärchen Platz. Dieſes Ablöſen der erzählenden Paare währte ſo lange, bis das Publikum endlich die arme Raſenbank verfluchte, welche ſie ſammtlich dahin lockte. Der Verfaſſer ſoll ein Profeſſor in Dorpat ſeyn; da er ſich aber nicht öffentlich dazu bekannt hat, ſo verſchweige ich wie billig ſeinen Nahmen.

Woher kommt es doch wohl, daß Jedermann glaubt, es ſey ſo leicht ein Schauſpiel zu ſchreiben? An keine Art von Schriftſtellerei wagt man ſich mit keckerm Muthe; keine beurtheilt man vorſchneller und ſtrenger. Mißglücken eigne Verſuche, ſo kann man ſich nie überreden, daß man das Ding nicht verſtehe, ſondern — es liegt am Publikum, das hat keinen Sinn für höhere Schönheiten u. ſ. w. Weil man ſich aber an dieſem ſtumpfen Publikum nicht rächen kann, ſo müſſen es die wenigen dramatiſchen Dichter entgelten, die gewöhnlich lauten Beifall erhalten. Ueber dieſe fallen ſie mit bitterer Wuth:

> Ces êtres gonflés du besoin de médire,
> Trouvent qu'il est plus grand de blâmer que d'écrire,
> Et dont les noms obscurs au mérite inconnu,
> Sont répétés sans cesse et jamais retenus.

Der gemishandelte Dichter muß ſich tröſten, indem er mit Chazet ausruſt:

Je chercherai dans leur plaisir
Ma reponse à leurs outrages,
Et je veux, forçant leur suffrages,
Les amuser pour les punir.

Doch ich bemerke, daß Dorpat mich abermals zu einem Seitenſprunge verleitet hat, und verlaſſe jetzt dieſes artige Städtchen ſchnell, indem ich nur noch die einzige Bemerkung hinzufüge, daß man daſelbſt für eine Univerſität viel zu theuer lebt. Wenigſtens ſechshundert Rubel braucht ein Student. In Deutſchland bildet man ſich ein, ein Profeſſor habe ſein Glück gemacht, wenn er mit einem Gehalt von zweitauſend Rubeln nach dieſem neuen Muſenſitz berufen wird, aber man irrt ſehr. Faſt die Hälfte dieſes Gehaltes muß er aufopfern, wenn er nur eine gute Wohnung haben will. Mit dem Leſen der Collegien iſt wenig zu verdienen, da die Anzahl der Studierenden zu gering iſt. In der Nähe alſo verſchwindet der Rubelſchimmer, den das Wort zweitauſend um den Ruf herzog. Andere Vortheile jedoch, wohin ich beſonders die ſtarken Penſionen für Wittwen rechne, ſind nicht zu verkennen. Die Auszeichnungen des Ranges möchten auch manchen locken, da bekanntlich der Fluch der Rang- und Titelſucht faſt auf allen deutſchen Gelehrten ruht. Man denke doch! in Dorpat trägt der Rektor einen Federhut, ſo lange er dieſes Amt verwaltet, läßt ſich auch wohl Etatsrath nennen, welches ihm aber nicht gebührt, weil er, ſo bald er den Federhut wieder ablegen muß, auch nicht mehr zur fünften Klaſſe gezählt wird, und weil es in Rußland keine Etatsräthe auf gewiſſe Zeit giebt.

6.

Riga. Dieſe durch blühenden Handel wohlhabende Stadt, gewährt das ſeltene Schauſpiel einer Verſchwiſterung des Kaufmannsgeiſtes mit Kunſtſinn, ſeiner Lebensart und dem Hange zur edelſten Wohlthätigkeit. Man erlebt da ganz im Stillen Dinge, die, wenn ſie in Deutſchland geſchähen, in funfzig Zeitungen und Journalen würden auspoſaunt werden. Ich kann unmöglich der Begierde widerſtehen, dem Leſer ein paar neuere Beiſpiele mitzutheilen; die Nahmen bekannt zu machen habe ich keine Erlaubniß, ich verſchließe ſie in mein Herz.

Einem angeſehenen, allgemein geachteten Beamten widerfuhr das Unglück, daß die öffentliche ihm anvertraute Kaſſe um eine anſehnliche Summe (wo ich nicht irre achttauſend Rubel) beſtohlen wurde. Des Morgens früh entdeckte der Mann den Diebſtahl, und ſchon zu Mittag wurde ihm die ganze Summe wieder ins Haus geſchickt, von Männern zuſammengeſchoſſen, die ſeine Verdienſte und ſeinen Charakter ſchätzten, ſonſt aber in keiner weitern Verbindung mit ihm ſtanden. Hoffentlich bedarf dieſe prunkloſe Erzählung für keinen meiner Leſer eines Commentars. — Hier iſt auch die zweite Anekdote. Ein Arzt, der ſich beſonders um die öffentlichen Armenanſtalten ſehr verdient gemacht hatte, ſtarb, von einer Krankheit angeſteckt, die er ſich durch eifrige Abwartung ſeines Berufs am Krankenbette der Armen zugezogen hatte. Sein Leichenbegängniß, durch eine treffliche, auch gedruckte, Rede des wackern Oberpaſtor Sonntag verherrlicht, war das rührendſte Schauſpiel, denn alle die zahlreichen Armen, denen er geholfen, hatten ſich auf dem Kirchhofe verſammelt, empfingen ſeinen Sarg mit Schluchzen, ihre Thränen floſſen in ſeine Gruft, ihr Segen hallte ihm nach. Er hinterließ eine junge ſchwangere Wittwe und wenig Vermögen. Ein angeſehener Kaufmann — es wird mir ſauer ihn nicht zu nennen — bat ſich aus, Gevatter bei dem Kinde zu ſtehen. Er machte ſeinem vor der Geburt verwaiſ'ten Pathen ein Geſchenk von viertauſend Albertsthalern, und fügte eine Bedingung hinzu, die ſeinem Kopfe eben ſo viel Ehre macht als ſeinem Herzen. Das Kapital, ſprach er, ſoll unangerührt Zinſen von Zinſen tragen, bis der Knabe ſo alt iſt, als ſein Vater war da er ſtarb, (ich glaube etwas über vierzig Jahre) damit er, im Vertrauen auf dieſe Hülfe, nicht vernachläſſige ſich Verdienſte zu erwerben, die ihm auch ohne dieſelbe ſein Glück zu gründen vermögen. Dann aber, wenn ſein Vater ſchon zu Staub geworden, genieße er in demſelben Alter die Früchte, die ſeines Vaters Tugend ſammelte. Stirbt er früher, ſo fällt das Kapital an ſeine Geſchwiſter. — (Der letztere Fall trat leider ein.) — Der wackere Kaufmann beſchränkte ſeine Wohlthätigkeit noch nicht hierauf. Er hörte, die Wittwe ſey geſonnen ihre Equipage abzuſchaffen, er wußte, ſie war an dieſe Bequemlichkeit gewöhnt; ſogleich ſetzte er ihr ein Jahrgehalt von fünfhundert Thalern aus, unter der Bedingung, nach wie vor Kutſche und Pferde zu halten. —

Noch einmal, wie würden die deutſchen und brittiſchen Zeitungsſchreiber ihre Druckerpreſſen in Bewegung geſetzt haben, wenn ſie ſolche Handlungen zu verkünden hätten, Ich freue mich des Vorzuges, der Erſte zu ſeyn, der ſie, einfach wie es ſich gebührte (denn welche Feder könnte hier Schmuck leihen?) ſeinen für hohen Edelmuth empfänglichen Landsleuten mittheilte. Wen, nachdem er dies geleſen, ſein Schickſal einmal nach Riga führt, der wird ſchon von ferne die Thürme der Stadt nicht mit jener ſtumpfen Neugier erblicken, die den Reiſenden beim Anblick eines fremden Ortes zu ergreifen pflegt; Riga iſt ihm nicht mehr fremd, er weiß, unter dieſen Dächern hauſen wackere Menſchen, er fährt mit leichtem Herzen zum Thore hinein.

7.

Eine Luftfahrt habe ich in Riga mit angeſehen, Robertſon war es der aufſtieg. Ich zweifle keinen Augenblick, daß man die Direktion der Luftballons nächſtens finden werde, ja ich bin gewiß, man würde ſie ſchon gefunden haben, wenn nur, wie vermuthlich bei dem erſten Waſſerbeſchiffer geſchah, die große Lehrerin Noth ihre Stimme erhoben hätte. So lange die Luftreiſen bloß angeſtellt werden, um neugierigen Gaffern ein Schauſpiel zu geben, ſo lange wird es wohl beim Auf- und Niederfahren, nach Willkühr der Winde, ſein Bewenden haben; aber man laſſe einmal irgend eine Art von Noth, beſonders Hungersnoth und Liebesnoth ein keckes mechaniſches Genie ergreifen, und plötzlich werden wir die Luftballons ſo zahlreich als die Schwalben herum ſegeln ſehen. Dieſer Gedanke iſt es, der mir jede Luftfahrt doppelt intereſſant macht. Ich denke mir, wie bald vielleicht ein liebender Jüngling, ganz im Stillen, ohne dieſe Menge Volks um ſich zu verſammeln, aus ſeinem einſamen Hofe bei nächtlicher Weile aufſteigen wird, um eine hundert Meilen entfernte Geliebte mit gutem Winde zu beſuchen; oder wie ein zärtlicher Hausvater, der in einer belagerten Stadt Weib und Kinder hungern ſieht, ſich plötzlich kühn in die Luft ſchwingt, über den Häuptern des Feindes höhnend dahin ſchwebt, auf Freundes Boden ſeine Gondel ſtatt des Ballaſtes, mit Brodt befrachtet, und nach wenigen Stunden triumphirend zurückkehrt. Will ich lachen, ſo denke ich mir einen Contrebandierer, mit herrlichen Spitzen beladen, der dem dicken lauernden Zollviſitator, im eigentlichſten Wortverſtande, Sand in die Augen ſtreut; oder einen hübſchen, muthigen Faublas, der mitten in den Garten eines Nonnenkloſters, zum großen Schrekken der alten

Domina, herabſinkt. Ha! welch ein neues unabſehbares Feld für die Romanenſchreiber! wie werden dann die Ritter und Geiſter auseinander ſtieben, wenn die Luftfahrer erſcheinen werden.

Robertſons anſpruchloſe Kühnheit gefällt mir. Er machte ſeine Anſtalten mit eben ſo vieler Ruhe als Gewandtheit, ja er hatte dieſe Ruhe ſelbſt ſeiner Gattin eingeflößt, die ohne ſichtbare Bewegung den Augenblick herannahen ſah, in welchem das unermeßliche Meer ohne Klippen ſie von dem Gatten trennen ſollte. Sein Sohn, ein hübſcher Knabe, lief ſpielend unter den tauſend Zuſchauern herum. — Jetzt war der Ballon gefüllt, Robertſon beſtieg die Gondel, ließ ſich, an Stricken ſchwebend, einmal im Kreiſe herumführen, und gab dann das Zeichen, ihn den Winden Preis zu geben. Es geſchah, aber der Ballon ſenkte ſich wieder, und, um ihn zu erleichtern, war Robertſon genöthigt, die Köpfe der nächſten Zuſchauer mit Sand zu taufen. Jetzt hob er ſich zwar, doch nur wenig, der ziemlich ſtarke Wind gab ihm ſogleich eine ſchiefe Richtung, und er ſchwebte, zu unſer Aller Schrecken, gerade auf ein Dach zu. Schon war er im Begriff an dieſer Klippe zu ſcheitern, ſchon ſtreifte ſein Anker das Dach, als er noch zu rechter Zeit, durch Auswerfen ſeines ganzen Ballaſtes, dem er ſogar ſeinen Mantel nachſandte, ſich der Gefahr entzog, und nun in der That majeſtätiſch dahin ſchwebte. Das Händeklatſchen der jauchzenden Menge gab ihm das Geleite. Einige Meilen von Riga, auf der Petersburgiſchen Straße, ſtieg er glücklich aus dem unſichern Element auf den mütterlichen Boden herab.

Was dieſe Luftfahrt am merkwürdigſten machte, war ſeines Nebenbuhlers, Garnerin, Gegenwart. Dieſer kleine Mann hat überall den Ruf der Habſucht hinterlaſſen und vielleicht wiſſen ſogar die Vögel, die er in der Luft beſuchte, ein Lied davon zu ſingen. Man ſah es ihm auch heute wohl an, daß er hinter ſeiner ſpöttiſchen Larve den heimlichen Wunſch barg, Robertſons Unternehmen ſcheitern zu ſehen. Hätte er Glauben gehabt wie ein Senfkorn, und folglich Berge verſetzen können, er würde nicht ermangelt haben, dem leren Nebenbuhler, ſtatt jenes Daches, eine Alpe in den Weg zu werfen. Man ſagt, er habe Rußland mit dem Verſprechen verlaſſen müſſen, nie wieder dahin zurück zu kehren; wenigſt verſicherte ein Poſtmeiſter, dieſe ſchmeichelhafte Clauſel in ſeinem Paſſe geleſen zu haben.

8. Beſchaffenheit der Extrapoſten von Petersburg bis Neapel.

Gute Einrichtungen für Extrapoſten zu treffen, mag ſo gar ſchwer nicht ſeyn, man darf nur ſchon vorhandene copiren; aber mit Ernſt und Strenge darüber wachen, daß die guten Geſetze auch *befolgt* werden, ſcheint allerdings eine ſchwere Kunſt zu ſeyn, denn ich vermiſſe ſie oft in Ländern, wo ſonſt Gerechtigkeit ſtreng gehandhabt wird. Ich will das Extrapoſtweſen ſämmtlicher Staaten, durch welche ich gereiſ't bin, in gedrängter Kürze erzählen. Vielleicht nutzt es hie und da — wenigſtens Reiſenden.

Es iſt bekannt, daß man in *Rußland* vortrefflich fährt, *zwei* deutſche Meilen in *einer* Stunde iſt nichts ungewöhnliches, anderthalb iſt bei guten Wegen *geſetzlich*. Man muß, der Poſtordnung zufolge, ziemlich viele Pferde vorſpannen, aber hingegen bezahlt man für *zehn* Pferde in Rußland noch *nicht ſoviel*, als für *fünf* in andern Ländern. Der Poſtillion iſt flink, unterwürfig, ſingt fröhlich den ganzen Weg über, und wenn er fünf und zwanzig

Copeken Trinkgeld erhält; (etwa fünf Groſchen) ſo bückt er ſich tief. Auf den Poſthäuſern iſt aber wenig oder nichts zu haben, man muß Alles bei ſich führen. — Wie in Rußland ſo iſts auch in Ingermannland, nur findet man da ſchon auf manchen Poſthäuſern Bequemlichkeit und Erquickung. In Jamburg beſonders befindet man ſich ſehr wohl. — In Lief- und Ehſtland fährt man nicht ganz ſo ſchnell wie in Rußland, doch iſt der Unterſchied unbeträchtlich, uud Erſatz gewähren die guten Poſthäuſer, in welchen man faſt durchgehends nach Wunſch bedient wird. Der Adel unterhält hier die Poſten, und hat in Liefland die lobenswerthe Einrichtung getroffen, die Preiſe alles deſſen, was der Fremde bedarf, genau zu beſtimmen. Man lieſt daher in jedem Poſthauſe angeſchlagen, wie viel man für eine Mahlzeit von zwei, drei oder vier Schüſſeln, für Betten u. ſ. w. zu bezahlen habe. Prellerei hat man alſo in Liefland nicht zu befürchten. — In Kurland ſollte man, was das Poſtweſen anlangt, nicht glauben, noch in den Staaten deſſelben Monarchen zu reiſen. Erſtens iſt das Poſtgeld wohl zwiefach höher; zweitens iſt in den Verordnungen manches ſo unbeſtimmt angegeben, daß man, was die Zahl der Pferde betrifft, ganz von den Schikanen des Poſthalters abhängt. Ein zweiſitziger Wagen, heißt es zum Exempel, bepackt oder mit vier Menſchen, ſoll ſechs Pferde nehmen. Man komme alſo nach Kurland mit einem halben Wagen, der immerhin ſo klein und leicht ſey, daß ein einziger Menſch ihn fortziehen könne, man habe gar kein Gepäck bei ſich, aber man reiſe mit einem Gefährten und zwei Bedienten auf dem Bocke, ſo muß man, wenn es dem Poſthalter beliebt, ſechs Pferde nehmen. Oder man ſitze auch ganz allein im Wagen, habe aber hinten und vorne Koffer aufgepackt, ſo muß man ſich abermals ſechs Pferde gefallen laſſen. Dieſe ſonderbare Verordnung iſt von dem ehemaligen Gouverneur von Drieſen unterzeichnet. — Die Poſthäuſer waren ehemals ſehr gut, aber diesmal habe ich ſie, Frauenburg ausgenommen, ſehr mittelmäßig gefunden. Eine Taxe iſt da auch nicht; man muß viel zahlen. —

In Preußen mit Extrapoſt zu reiſen, hatte ich vor einigen Jahren verſchworen, allein man ſagte mir ſo viel von den vortrefflichen neuen Einrichtungen, daß ich es wiederum wagte. Ich kann eben nicht ſagen, daß ich es beſſer befunden hätte als vormals. Man glaubt jetzt ſchneller zu fahren, aber man täuſcht ſich, denn nach der neuen Meſſung ſind die Meilen viel kleiner geworden. Ein Geſetz, welches den Reiſenden, die mit Extrapoſt ankommen, auferlegt, wenigſtens drei Tage an einem Orte zu verweilen, ehe es ihnen vergönnt iſt, einen Fuhrmann anzunehmen, ſollte wenigſtens für die Strandreiſe zwiſchen Memel und Königsberg aufgehoben werden, denn an dieſem Strande, auf den weder Ceres noch Pomona jemals herabblickten, wo man durchaus nichts anders gewahr wird, als Meer, Himmel, ganz kahle Sandberge, kleine Steine, Schiffstrümmer und Mauren; wo man alle drei bis vier Meilen nichts anders findet, als eine Bretterhütte, zwei Schritt lang und zwei Schritt breit, ohne Thür und Fenſter; wo man in ſolchen elenden Hütten verweilen muß; bis die ausgeſpannten Pferde über die ungeheuren Sandberge ſich eine halbe Meile weit hinüber gearbeitet haben, und bis von dem dort gelegenen, dem Reiſenden aber unſichtbaren Poſthauſe, andere Pferde geſchickt werden; wo man während dieſer angenehmen Pauſe; das etwa mitgenommene Eſſen auf der kahlen Erde ausbreiten und ſich auf die kahle Erde daneben legen kann, (denn Tiſche und Stühle giebt es da nicht) wo man, wenn die Pferde lange ausbleiben, keinen andern Zeitvertreib hat, als am Strande Bernſtein zu ſuchen oder bunte Steinchen zu ſammeln; bei dieſem von der Natur verworfenen Strande ſollte es wohl erlaubt ſeyn, nach eignem Belieben zu reiſen, ohne vorher drei Tage verlieren zu müſſen. Reiſet man mit einem Fuhrmann, ſo iſt man doch wenigſtens ſicher, über die Sandberge hinüber, bis in das jenſeits gelegene Poſthaus gefahren zu werden, welches zugleich ein Wirthshaus iſt, wo man einige Bequemlichkeit findet; der Poſtillion hingegen thut das nicht, und kann es auch mit ſeinen matten Pferden nicht thun. Beſteht der Reiſende darauf, weil es Nacht wird und er ſchlafen will, ſo reitet der Poſtillion erſt hinüber um andere Pferde zu holen. Iſt die Equipage etwas ſchwer, ſo ſendet der Poſthalter einen kleinen offenen Wagen, auf den muß man ſich ſetzen, ſein Nachtzeug mit darauf nehmen, den eignen Wagen aber, unter der Obhut eines Bedienten, vor der erwähnten Bretterhütte ſtehen laſſen, bis zum andern Morgen. Nicht jeder Reiſende mag ſeinem Bedienten dergleichen zumuthen. Man rechne nun noch hinzu, daß auf dieſen Stationen überhaupt ſehr wenige Pferde gehalten werden, die Straße dennoch ſehr frequent iſt, (weil die meiſten Reiſenden einen Umweg von vierzehn Meilen über Tilſit ſcheuen) und man daher ſehr oft keine Pferde findet, ja daß ſelbſt eine vorausgeſandte Staffette oft keinen Nutzen bringt. Das Letztere erfuhr ich noch dieſesmal. Schon Nachmittags erſuchte ich das Poſtamt zu Memel, mir durch eine Staffette die nöthigen Pferde beſtellen zu laſſen, und als ich am andern Mittag auf der erſten Station anlangte, war die Staffette nur eine Stunde vor mir eingetroffen, weil man ſie einem Reiſenden mitgegeben hatte. Geſetzt aber auch, man findet Pferde, und glaubt nun alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, ſo quält gewöhnlich der Poſthalter den Reiſenden noch mit der Zumuthung, ſein Gepäck zu Waſſer auf einem Boote vorauszuſenden, und auf dieſe Weiſe den Wagen zu erleichtern. Um das Gemählde zu vollenden, muß ich noch hinzufügen, daß an dieſem Strande ſehr oft eine Art von Sand gefunden wird, den man Treibſand oder Triebſand nennt. Solche Stellen unterſcheiden ſich im Aeußern durch nichts, geräth man aber darauf, ſo ſinkt der Wagen plötzlich auf der Seeſeite ein, und zwar bisweilen ſo tief, daß in weniger als einer halben Minute der Sand durch das Kutſchfenſter eindringt, nud die Perſonen, welche darin ſitzen, kaum ſo viel Zeit übrig behalten, ſich zu der andern Thür hinaus zu retten. Mir iſt ein ſolches Beiſpiel bekannt. Ein angeſehener Mann, dem es begegnete, fuhr mit eignen guten Pferden, die dennoch nicht vermögend waren, den Wagen wieder heraus zu ziehen, er war gezwungen, ihn ſtückweis auseinander zu nehmen und gleichſam ausgraben zu laſſen. Poſtpferde ſind vollends zu kraftlos, und dennoch vermeiden die Poſtillions gerade am wenigſten die Gefahr, ſondern fahren gewöhnlich mit einem Rade in der See, weil da der feuchte Sand härter zu ſeyn pflegt. Wem alſo die Zeit nicht allzu koſtbar iſt, der thut beſſer über Tilſit zu reiſen, ſo vermeidet er auch noch den widrigen Seegeruch. — Doch laßt uns weiter reiſen. Es iſt jetzt die Einrichtung in Preußen getroffen worden, daß der Poſtmeiſter nicht zugleich Poſthalter iſt, auch nicht, wie ſonſt, gewiſſe Einkünfte von den Extrapoſten zieht, er hat daher weniger Intereſſe, ſie ſchnell zu befördern, auch ſcheint der Poſthalter eben nicht ſehr abhängig von ihm zu ſeyn. Der Letztere hat an vielen Orten, z.B. in Bromberg, Drieſen u. ſ. w. ein kleines Gut nahe bei der Stadt, da braucht er die Pferde zur Feldarbeit, ſie müſſen alſo erſt vom Felde geholt werden, oder ſie werden von den Bürgern zuſammen getrommelt. So ging es mir in Bromberg. Die Pferde waren ſchon Abends beſtellt, dennoch mußte ich am andern Morgen drei Stunden warten. Endlich kamen mehrere Bürger. Jeder brachte ein Pferd oder zwei, (ich brauchte deren ſieben) Jeder hatte einen Sattel bei ſich, und noch einen Futterſack und noch einen Kober, alle dieſe Sättel und Futterſäcke und Kober muß der Reiſende mit auf ſeinen Wagen nehmen. In Bromberg ſoll es, wie der Gaſtwirth ſagte, gewöhnlich ſo übel beſtellt ſeyn. In Fülehne und Drieſen ging es mir eben ſo. Am erſtern Orte mußte ſogar ein mit Geld beladener Poſtwagen ſechs oder ſieben Stunden auf Pferde warten. Der brave alte Poſtmeiſter gab ſich alle mögliche Mühe ihn fortzuſchaffen, aber der Poſthalter, ein Jude, hatte die Bürger ſo knickerig behandelt, daß ihm nun keiner vorſpannen wollte. Hier mußte ich abermals drei Menſchen, drei Haberſäcke und drei Kobers mitnehmen. — Das Geſetz verſpricht dem Reiſenden, daß er ſpäteſtens in einer Stunde fortgeſchafft werden ſoll, aber es hilft zu nichts, ſich auf dieſes Geſetz zu berufen. In Drieſen antwortete mir der Sekretair ganz trocken, das Geſetz gelte nur dann, wenn Pferde da wären. Lieber Gott! dann brauchte es gar nicht gegeben zu werden. Mein Laufzettel war zwei Stunden vor mir angekommen, dennoch mußte ich drittehalb Stunden warten und endlich doch eines meiner Pferde unterweges liegen laſſen. Solche Unannehmlichkeiten hatte ich an mehreren Orten zu bekämpfen, beſonders je näher ich der Reſidenz kam. Man entſchuldigte ſich gewöhnlich mit der Erndte und mit der ordinairen Poſt; von beiden erwähnt aber das Geſetz nichts. — Den ſogenannten Stundenzettel, den man dem Reiſenden mitzugeben pflegt, möchte ich eine mit Extrapoſt reiſende Lüge nennen. Ich fühle, daß ich das beweiſen muß, und ich will es. Aus Graudenz fuhr ich um halb ſechs Uhr Morgens, im Stundenzettel ſtand neun Uhr. In Culm kam ich um halb zwölf Uhr Mittags an, als die Leute eben aus der Kirche kamen, im Stundenzettel ſtand zwei Uhr. In Oſtromezke ſollte ich um acht Uhr Abends angekommen, um neun Uhr abgereißt ſeyn, ich war aber um acht Uhr ſchon jenſeits der Weichſel und um neun Uhr bereits in Bromberg. Aber ob ich gleich daſelbſt zum Thore hineinfuhr, als eben der Zapfenſtreich geſchlagen wurde, alſo unwiderſprechlich nicht ſpäter angekommen war, las ich doch am andern Morgen zu meinem Erſtaunen, ich ſey um ein Uhr in der Nacht eingetroffen. So geht es überall. Man kann freilich die Unwahrheiten rügen und auf deren Abänderung beſtehen; aber ſoll ſich der Reiſende mit jedem Poſtſekretair des Stundenzettels halber herum zanken? —

Zu allen dieſen Unbequemlichkeiten rechne man nun noch die göttliche Grobheit der Poſtillions. Wahrlich, als Jupiter verlegen war, die Grobheit recht grob zu ſchaffen, da hauchte er ihr endlich die Seele eines preußiſchen oder ſächſiſchen Poſtillions ein, und ſiehe! das Werk war gelungen. Man nehme ſich vor, ſo feſt man wolle, mit dieſen Leuten in keinen Streit zu gerathen, man ſpende das Geld mit vollen Händen, es iſt alles einerlei, ſie ſind nie zufrieden, und ſo außerordentlich reizbar, daß auch die ſanfteſte Ermahnung, etwa ein wenig ſchneller zu fahren, ſie gleich in eine Art von grober Wuth verſetzt. Nach der Verordnung ſollen ſie ſich nicht unterſtehen, ohne Erlaubniß des Reiſenden unterweges anzuhalten, aber auch dieſes Geſetz wird, ſo wie die übrigen, ſelten oder gar nicht befolgt. Der Poſtillion geht in das Wirthshaus, thut ſich gütlich, und der Reiſende hat das Vergnügen, aus ſeinem Wagen heraus, durch das Fenſter des Wirthshauſes, ihn am Tiſche ſitzen zu ſehen, wo er ſich oft ſogar warme Speiſen auftragen läßt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob den Reiſenden hungert oder ob er Langeweile hat. Sagt man ein Wort dagegen, ſo bekommt man Impertinenzen anzuhören. Klagt man darüber auf dem nächſten Poſtamt, ſo iſt gewöhnlich ein Achſelzucken die ganze Antwort, höchſtens ein Verſprechen es zu melden. Schwerlich aber zieht eine ſolche Meldung dem Kerl Strafe zu, ſonſt würde der Unfug ja wohl endlich aufhören, auch erfährt der Reiſende nie etwas von erlangter Satisfaktion. Sogar den König von Schweden, als er kürzlich von Leipzig abfuhr, behandelten die Poſtillions unterweges ſo grob, daß er von der erſten Station deshalb eine Klage nach Dresden ſandte. Da wurden nun freilich Einige ins Zuchthaus geſteckt, aber das war auch ein König! wo findet ein Privatmann gegen ſolche Menſchen Recht? — Die preußiſchen Poſtillions hatten doch vormals noch den Vorzug, daß ſie gut auf dem Poſthorn blieſen, und dadurch den Reiſenden bisweilen ergötzten; anjetzo aber iſt das Poſthorn eine Quaal mehr für ihn, denn alle Poſtillions, etwa zwei oder drei ausgenommen, zerreißen durch ihr Gequicke die Ohren auf das fürchterlichſte, und nehmen es noch obendrein ſehr übel, wenn man ſie bittet es bleiben zu laſſen.

Ich hoffe nicht, daß dieſe freimüthigen, aber durchaus wahren Bemerkungen über das preußiſche Extrapoſtweſen irgend Jemand beleidigen werden, ich ſchmeichle mir vielmehr Dank damit zu verdienen, indem auf dieſem Wege Wahrheiten an die Behörden gelangen, die ſie ſonſt vielleicht nie erfahren würden, denn der Reiſende ſcheut Weitläuftigkeiten, hat auch ſelten Zeit dazu, und vergißt lieber das überſtandene Ungemach. Gewiß braucht den Behörden der zunehmende Unfug nur zu Ohren zu kommen, um ihm ſogleich abzuhelfen. Zwar, in Sachſen habe ich die Hoffnung dazu verloren, denn da ſcheint die ſonſt vortreffliche Regierung gegen die unendlichen Klagen der Reiſenden taub zu ſeyn. Langſamkeit und Grobheit der Poſtillions haben daſelbſt den höchſten Gipfel erreicht. Gute Poſtverordnungen giebt es da zwar auch zur Genüge, und ſie ſind in allen Poſthäuſern angeſchlagen, aber beim Anſchlagen läßt man es auch bewenden. Einen kleinen Erſatz findet der Reiſende jedoch in Sachſen durch Erſparniß, indem man ihn nicht zwingt, mehr Pferde zu nehmen, als er wirklich bedarf. In Preußen iſt die Zahl der Pferde nach der Zahl der Perſonen beſtimmt, und drei Perſonen z. B. müſſen vier Pferde nehmen, wenn ſie übrigens auch auf einem unbepackten Kinderwagen führen. Bemerken muß ich noch eine Seltſamkeit: jemehr man ſich der Reſidenz nähert, je gröber werden die Menſchen. Es ſollte doch wohl umgekehrt ſeyn. Im eigentlichen Preußen ſind die Extrapoſten am beſten bedient, jemehr man ſich aber dem Brandenburgiſchen nähert, je größern Vorrath von Geduld rathe ich auszupacken. Vielleicht iſt es wirklich nur in der Erndtezeit ſo ſchlimm, aber das ſollte öffentlich bekannt gemacht werden; damit Jedermann um dieſe Zeit fein zu Hauſe bliebe.

Es iſt eine ſehr behagliche Empfindung, wenn man nun endlich durch Sachſen ſich durchgearbeitet hat, ſchon in den Ländern der Grafen Reuß, willige höfliche Menſchen zu finden. Zwar ſind die Wege im Voigtlande verdammt ſchlecht, aber hundertmal lieber will ich doch ſchlechte Wege, als unerträgliche Menſchen dulden. Weiterhin, im Reiche, hört auch die Klage über die elenden Straßen auf, man findet ununterbrochen Chauſſee, man wird auf den

Poſten ſchnell bedient, die Poſtillions fahren gut, ſind mit dem Trinkgeld zufrieden und behandeln den Reiſenden mit gebührender Achtung. Man hat gar keine Gelegenheit mehr ſich zu ärgern, man fährt ruhig und ſchnell ſeines Weges, man befindet ſich auf einmal wie im Himmelreich. So iſt es auch in Baiern und Tyrol. Natürlich dringt ſich Einem alle Augenblicke die Frage auf; wenn in dieſen Ländern ſolche heilſame Maaßregeln genommen werden konnten, warum denn nicht auch in Preußen und Sachſen? beſtehen denn da die Poſtillions aus einer eigenen, ganz unbezwingbaren Menſchenrace? — Auch wegen der Anzahl der Pferde entſtehen in jenen Ländern nie Schwierigkeiten. Ohne ſtrenge Poſtverordnungen, (wenigſtens kenne ich ſie nicht) giebt der Poſtmeiſter gern der Billigkeit Gehör. Oft hab' ich in Preußen fünf Pferde nehmen müſſen, aber in den zuletzt genannten Ländern, ſelbſt in den Tyroler Gebürgen, hat man mir unweigerlich drei vorgeſpannt.

Eine Unannehmlichkeit anderer Art erwartet jedoch den Reiſenden beim Eintritt in die öſtreichiſchen Staaten. Bis dahin nehmlich fragt Niemand nach ſeinem Paß, aber nun iſt auch des Fragens kein Ende; es iſt als beträte man das Reich des Mißtrauens. Auf der Grenze iſt es vielleicht nothwendig, auch wohl in Inſpruk; aber warum denn ſchon wieder in Botzen? und noch einmal in Ala? und abermals nicht weit von Ala? wo überdies auch zum zweitenmale die Koffer viſitirt werden. Endlich kommt man nach Verona, da wird erſtens vor dem Thore die Plombe am Koffer unterſucht, zweitens der Paß vorgezeigt; drittens muß man nach der Polizei fahren, wo der Paß von zwei verſchiedenen Beherden einregiſtrirt wird; viertens geht es nunmehr zum Vicecapitano, der den Paß unterzeichnen muß; fünftens, vom Vicecapitano wandert man zum Platzmajor, der abermals ſein vidi darunter ſetzt. Nun glaubt man endlich frei und ungehindert über die Brücke fahren zu dürfen, welche das öſtreichiſche Verona von dem cisalpiniſchen Verona ſcheidet, aber man irrt ſich. Auf der Brücke ſelbſt muß man ſechſtens den Paß nochmals vorzeigen, und meint man nun Alles überſtanden zu haben, ſo kommt ſiebentens noch ein Viſitator, der ſich aber abfinden läßt. Sollte wohl, kraft aller dieſer Vorſichtsanſtalten, der Kaiſer weniger hintergangen werden als der König von Preußen oder der Churfürſt von Baiern? ich zweifle ſehr. Ehrliche Reiſende werden nur dadurch gequält, und Spitzbuben wiſſen ſich Päſſe zu verſchaffen, die mit allen möglichen Signaturen verſehen ſind. Einer großen Macht ſteht es ſo wohl an, Vertrauen zu zeigen, und ein ſolches Vertrauen imponiert mehr als alle jene Anſtalten.

Doch ich komme wieder auf die Extrapoſten. In Italien ſind ſie abermals vortrefflich bedient, ſelten wartet man eine Viertelſtunde auf Pferde; die Poſtillions fahren ſehr raſch und die Wege ſind gut, überall Chauſſee. Wenn in Deutſchland der Boden nur das geringſte Hinderniß in den Weg legt, ſo heißt es gleich: hier kann man keine Chauſſee machen. Lieber Gott! ich habe ſogar im Gebiete des Pabſtes, hoch auf den Apenninen, zwanzig bis dreißig Eſel auf einmal angetroffen, deren jeder zwei kleine Körbchen trug, die er voll Sand da hinauf geſchleppt hatte, um die Chauſſee damit auszubeſſern. Wie oft müſſen die Eſelheerden auf- und abklimmen, ehe ſie ſo viel Sand als nöthig iſt in ihren kleinen Körben zuſammentragen? welche Beſchwerde! dennoch ſorgt ſogar der Pabſt dafür! und in Sachſen — ringsum die berühmte Handelsſtadt Leipzig — verſinkt man in Koth und wirft am hellen lichten Tage, auf ebener Straße, ſchrittfahrend, um, wie es mir wirklich einmal begegnet iſt.

So gut nun aber auch die Extrapoſten in Italien ſind, ſo thut man doch wohl, nicht weiter als bis *Bologna* damit zu fahren, dort aber einen *Vetturino* anzunehmen; mit dieſem über die Apenninen bis *Florenz*, auch von da weiter nach *Rom* und *Neapel* zu gehen. Der Gründe ſind mehrere; die Haupturſache iſt — *Sicherheit*. Beſonders in dem Staate, der leider noch immer der *Kirchenſtaat* iſt, giebt es keine Station, wo man nicht von Raub und Plündern hörte; die Poſtillion ſelbſt ſollen oft mit den Räubern in Einverſtändniß ſeyn, auch greifen dieſe immer nur *Poſten* an. Man hat kaum ein paar Beiſpiele, daß ein Vetturino wäre attakirt worden. Die vornehmſten römiſchen Herren halten es für nothwendig, ſich von *Bewaffneten* begleiten zu laſſen. Ich ſelbſt bin dem Schatzmeiſter des Pabſtes begegnet, deſſen Wagen von *vier* Kerls zu Pferde mit langen Flinten umgeben war, obgleich noch überdies Bedienten hinten und vorne darauf ſaßen. Wenn man ſolch einem armirten Zuge begegnet, ſo wächſt Einem wahrlich nicht der Muth, in dieſem Lande zu reiſen. Man wird überdies in allen kleinen Städten, durch welche man fährt, ſo verdammt zweideutige Geſichter gewahr, die bis an die Naſe in Mäntel verhüllt, ſo gierig hervor glupen; man muß immer an den *Angelo* in Emilia Gallotti denken.

Ferner hat man, ſo bald die Gebürge ihren Anfang nehmen, ewige Streitigkeiten über die Anzahl der Pferde. Zweirädrige Kaleſchen kommen, wie in Frankreich, am beſten fort. Rollt man aber auf vier Rädern, ſo werden alle Augenblicke *ſechs* Pferde vorgeſpannt, zu jedem Paar Pferde ein Poſtillion mitgegeben. Nimmt man nun noch, der Sicherheit halben, eine Begleitung von einigen Dragonern mit, (die zu dieſem Behufe auf allen Poſten bereit ſind) ſo kann man denken, wie ungeheuer ſich die Ausgaben vermehren. — Die Poſtillions ſind zwar nicht grobe, aber wilde, verwegene Menſchen, zu allem fähig. Im Kirchenſtaate beſtehen ſie größtentheils aus Geſindel, das, aus Furcht vor Strafen, ſeit der letzten Revolution aus dem Neapolitaniſchen entſprungen iſt. Hier ein neues Beiſpiel ihrer Bosheit. Ein paar Franzoſen reiſeten in einem ſehr leichten Wagen. Man wollte ihnen, in einer kleinen Stadt, mehr Pferde vorſpannen, als ſie zu bezahlen verbunden zu ſeyn glaubten; ſie wandten ſich daher an die Obrigkeit des Orts. Aber, während ſie dort ihre Sache vortrugen, ſteckten die Poſtillons ihren Wagen in Brand, und als ſie zurück kamen, fanden ſie ihn richtig in Aſche verwandelt.

Oft trifft es ſich auch, da verhältnißmäßig wenig Pferde auf dieſer Straße gehalten werden, daß der Reiſende ſich genöthigt ſieht, die Nacht in einem öden Poſthauſe zuzubringen, wo der Mangel an allen Bequemlichkeiten noch das kleinſte Uebel iſt, ſondern, wo er, hinter unverſchloſſenen Thüren, (weil es keine Schlöſſer an den Thüren giebt) alle Augenblicke für ſein Leben zittern muß.

Von allem dieſem hat man bei einem Vetturino nichts zu befürchten. Langſamer geht es freilich, und oft ſehr langſam; indeſſen man die Extrapoſten pfeilſchnell neben ſich einherſchießen ſieht; aber die Mauleſel gehen doch auch einen ſtarken Schritt, und vierzig italiäniſche Meilen macht man bequem auch in kurzen Tagen. Ferner iſt der Tritt dieſer Thiere äußerſt ſicher, ein wichtiger Umſtand auf einer Reiſe, die faſt immer bergauf bergab, über Abgründe führt, welche, mit keiner Mauer verſehen, den Reiſenden bald rechts, bald links anjähnen. Pferde gehen ſchneller vorwärts, wenn ſie geprügelt werden, das Maulthier aber ſieht den Weg nur um ſo feſter an, je mehr Prügel es bekommt. Ich bin erſtaunt über die ſteilen Felſen, welche wir oft, ohne das Rad zu hemmen, herabgefahren ſind. Mit Maulthieren hat man kein Beiſpiel eines unglücklichen Sturzes. Sehr oft ſchläft ihr Führer, aber ſie gehen darum nicht minder ſicher. — Der Vetturino läßt ſeine Glocke weit ertönen, ohne, wie ſchon geſagt, die Räuber dadurch herbei zu locken. Es ſcheint eine Art von ſtillſchweigender Verabredung zwiſchen ihnen zu herrſchen. — Für alle Bequemlichkeiten des Reiſenden ſorgt der Vetturino nach Möglichkeit. Er bringt ihn in die beſten und ſicherſten Häuſer zum Nachtlager, er berichtigt ſogar ſeine Zeche, und ſchützt ihn dadurch vor Prellerei. Wird irgend etwas am Wagen zerbrochen, ſo ſorgt er dafür, daß es ſchnell, gut und wohlfeil reparirt werde, kurz, er vertritt den Reiſenden überall. — Herr Polaſtri in Florenz iſt vielleicht der größte Unternehmer von ſolchen Fuhrwerken in ganz Europa. Ich ſelbſt habe einen Vetturino von ihm gehabt, der mehreremale in Wien, Berlin, Calais, ja ſogar einmal in Warſchau, mit ſeinen Mauleſeln geweſen war, auch deutſch, franzöſiſch und polniſch radebrechte. Er hieß Viacenzo, ein freundlicher, gefälliger Menſch, den ich allen Reiſenden empfehle, ſie werden mirs Dank wiſſen. — Ich füge nun noch hinzu, daß, in Anſehung der Koſten, die Erſparniß bedeutend iſt. Ich bin für 80 holländiſche Dukaten mit ſieben Pferden von Florenz bis Neapel (etwa 80 deutſche Meilen) gefahren, und habe überdies nur Mittags meine Zeche bezahlt. Mit der Poſt würde es vielleicht noch einmal ſo hoch ſich belaufen haben.

9. Reiſe von Riga nach Berlin durch Weſtpreußen.

Für einen Reiſenden, dem der Winter über den Hals zu kommen droht, und der, weil er Italiens Grenze vorher

her zu erreichen wünſcht, ſo ſchnell als möglich mit Extrapoſt reiſen muß, giebt es zwiſchen Riga und Berlin wenig zu bemerken. Ich ſchüttele meine Schreibtafel, aber es fallen nur einzelne Brocken heraus.

Die curländiſche Verfaſſung öffnet auf Privatgütern noch mancher Willkühr die Pforten. Ein Edelmann, der ſelbſt Gutsbeſitzer dort iſt, und dem ich zu mistrauen um ſo weniger Urſache finde, iſt bei dieſer Behauptung mein Gewährsmann. Die Krone hingegen hat väterlich für die geringſten und unentbehrlichſten ihrer Kinder geſorgt. Sie behandelt ihre Pächter alle auf einerlei Weiſe, die Contracte mit denſelben ſind gedruckt. Ein bedrückter Kronsbauer darf ſich ungehindert mit ſeiner Klage an die Kayſerliche Kammer (Kameralhof) wenden, die ohnehin verpflichtet iſt, von drei zu drei Jahren, durch eine Commiſſion alle Kronsgüter zu bereiſen und deren Zuſtand unterſuchen zu laſſen.

Wer in Memel ein Stündchen übrig hat, der verſäume doch nicht, die alte Citadelle zu beſteigen; die Ausſicht wird ihm ſeine Mühe reichlich lohnen: denn er erblickt zwei Meere, rechts die Oſtſee, links das curiſche Haff. Von beider Wellen beſpült, liegt die ſchmale Erdzunge in der Mitte, und befindet ſich freilich ſehr übel dabei, denn noch bei Menſchengedenken prangte ſie mit dem fruchtbarſten Weizenboden. Aber Menſchen, die nicht weiter vor ſich ſahen, als ihre Naſe reichte, hauten die ſchützenden Wälder um. Seitdem verſandet die ganze Erdzunge, und nur noch wenige grüne Plätze liegen wie Inſeln in dieſem Sandmeer. Zwar hat man ſeit einiger Zeit wiederum angefangen, Wälder zu ſäen und zu pflanzen, aber ſelbſt dieſe Anpflanzungen werden nur mit vieler Mühe vor dem alles verſchlingenden Flugſande geſchützt.

Unter manchen intereſſanten Gegenſtänden, welche die Schloßbibliothek zu Königsberg enthält, (und welche von dem wackern Hrn. Profeſſor Genſike gefällig gezeigt werden) befindet ſich auch eine Handſchrift einer Braunſchweigiſchen Fürſtin aus dem Mittelalter, (Namen und Jahrzahl habe ich vergeſſen) eine Inſtruktion für ihren Sohn, wie er ſich während ſeiner Regierung verhalten ſolle, die durch Klarheit der Begriffe, durch faſt republicaniſche Geſinnungen, und durch vorurtheilfreie Würdigung der Geiſtlichkeit, in Erſtaunen ſetzt. Wahrlich, ſo richtig und frei konnte damals nur noch ein Frauenzimmer beobachten, faſt mögte ich behaupten, auch jetzt noch. Das ganze iſt dabei kräftig, und oft mit drolliger Herzlichkeit geſchrieben. Es verdiente bekannt gemacht zu werden, und würde manchem Regenten, der Ohren hat zu hören, noch heute ſehr nützlich ſeyn. Wie abſtechend iſt dagegen eine in gleicher Abſicht, aber nicht mit gleichen Kräften, geſchriebene Inſtruktion des erſten Herzogs in Preußen. Sie iſt nicht einmal vollendet, denn der gute Mann hat ſich viel zu lang bei dem Religionsunterricht aufgehalten, der ihn nichts angieng, und hat ſich über das Weſen der drei Perſonen in der Gottheit, (die eine Perſon hatte) in ſolche Spitzfindigkeiten verwickelt, daß ihm endlich die Feder aus der Hand gefallen, noch ehe er zu den Regentenpflichten kam, die ihm vermuthlich nur Nebenſache ſchienen.

Die herrlichen Briefe Friedrich des Zweiten an Fouquet ſind zwar gedruckt, aber es iſt doch äußerſt intereſſant, ſie hier von des großen Königs eigner Hand geſchrieben zu erblicken.

Auch einen eigenhändigen Brief Doktor Luthers an ſeine Frau wird man mit Vergnügen leſen. Die gute Frau hatte allerlei Gewiſſenszweifel, das hieß, nach damaliger Sprache, Anfechtungen vom Teufel. Luther tröſtet ſie, in ſeinem gewöhnlichen, kräftigen, drolligen Styl, und giebt ihr gute Lehren, wie ſie es anzufangen habe, um den Satan los zu werden. Wolle er durchaus nicht weichen, ſo ſolle ſie endlich ſprechen. „Wohlan, Teufel, wenn „du es beſſer verſtehſt, ſo fahre hinauf gen Himmel, und „diſputire mit unſerm Herr Gott.“ — Ach! wenn man doch überhaupt alles Diſputiren über außerſinnliche Gegenſtände auf ewig dahin verweiſen könnte! —

Die Bedeutung Bocksbeutel, iſt heut zu Tage von ihrer urſprünglichen ſo ſehr abgewichen, daß es wohl der Mühe verlohnt, zuletzt noch einen Blick auf die kleine Antiquität zu werfen, die in der Schloßbibliothek aufbewahrt wird: nemlich eine Art von Taſche, von grünem Sammt mit Gold verbrämt, in welcher ein Pſalmenbüchlein ſteckt. Solche Taſchen hängten unſre frommen alten Mütter an die Seite, und ſie waren ſo bequem eingerichtet, daß ſie die Pſalmen aufſchlagen konnten, ohne die Taſche abzunehmen. Solch ein Ding hieß ein Buch's-Beutel, und war — weil die Eitelkeit ſich auch in fromme Seelen ſchleicht — zugleich ein nicht unbedeutendes Stück des weiblichen Putzes, wie die noch vorhandene Figur zeigt. Warum in ſpätern Zeiten grade dieſe kleinen Buchsbeutel erkohren worden, überhaupt jede verſchollene Gewohnheit zu bezeichnen, davon mögte der Grund wohl ſchwerlich wieder zu finden ſeyn.

Der neue Juſtizpallaſt in Marienwerder, an dem der Reiſende vorüberfährt, hat ein dreifaches Intereſſe: erſtens als herrliches Gebäude; zweitens durch ſeine ſchöne Inſchrift: Jedem Gerechtigkeit; (welche einen neuen Beweis liefert, daß unſere Sprache ſich auch dem Lapidarſtyl ſehr wohl zu fügen weiß) und endlich drittens durch die frohe Ueberzeugung, die in der Bruſt jedes preußiſchen Unterthans lebendig iſt: daß die Inſchrift nicht lügt.

Von Graudenz weiß ich nichts weiter zu berichten, als daß in ſeiner Nähe der ſchönſte Galgen ſteht, den ich in meinem Leben geſehen habe. Zwar, der Galgen ſelbſt unterſcheidet ſich nicht von ſeinen dreibeinigen Brüdern, aber der mit ſtolzen Eichen bepflanzte Hügel, auf welchem er ſteht, iſt ſo ſchön, daß er die armen Sünder gleichſam einladet, ſich mit Vergnügen aufhängen zu laſſen. — Ich ſpreche nicht ganz im Scherz. Wenn man täglich ſieht, wie ängſtlich die Menſchen um ihre letzte Ruheſtätte beſorgt ſind, wie ſorgfältig ſie das kleine Plätzchen wählen, auf welchem ſie einſt vermodern wollen; ſo iſt es ja wohl möglich, daß auch ein armer Galgencandidat dieſe Empfindung mit zum Richtplatze nimmt.

Ueberall, auf dem Wege durch Weſtpreußen, trifft man Coloniſten, die ſich dem Anſehen nach wohl befinden. Wenn künftige Könige und künftige Miniſter ſo fortfahren, ſo mögte ich wohl nach fünfhundert Jahren einmal wieder durch die preußiſchen Staaten reiſen; ſchwerlich würde Voltaire dann noch ſagen können: les états longs et sablonneux du roi. Die Breite wird dann wahrſcheinlich ſchon verhältnißmäßig und aller Sand verſchwunden ſeyn.

Von Berlin will ich dieſesmal weiter gar nichts erwähnen, als daß ich Schillers vortrefflichen Wilhelm Tell habe aufführen ſehen, und daß, nach dem herrlichſten, vier Akte hindurch währenden Genuſſe, es mir in der Seele weh gethan hat, ſehen zu müſſen, wie der fünfte Akt die vier erſten unbarmherzig ermordet. Ein vollkommneres hors d'oeuvre, als dieſer fünfte Akt (wenigſtens für die Darſtellung) iſt, kam mir noch nie zu Geſichte. Doch will ich damit Schillers großem dramatiſchen Genie wahrlich nicht zu nahe treten, denn ich halte ihn, mit dem aufrichtigſten Herzen, für den größten jetzt ſchreibenden Dichter, und muß immer mitleidig lächeln, wenn ich nachplaudernden Anbetern begegne, welche Göthe vor Schiller den Vorzug ertheilen. Ich ſpreche nicht von dem vormaligen, ſondern von dem heutigen Göthe. — Als einſt die vortreffliche Schauſpielerin Adamberger in Wien aus Gefälligkeit für mich noch einmal die Gurli ſpielte, zu welcher Rolle ſie ſelbſt ſich zu alt fühlte, und meinen Bitten lange widerſtand; da rief das dankbare Publikum am Ende der Vorſtellung ſie heraus, und bewillkommte ſie mit lautem Jauchzen. Die beſcheidene Frau verbeugte ſich und ſprach nur das einzige Wort: geweſen! — Um wie viel mehr würde Göthe's Bewußtſeyn an der rechten Stelle ſeyn, wenn er jedesmal, beim Zujauchzen des Publikums, aufträte, und beſcheiden ausriefe: geweſen! — Denn er hat zwar nicht ſeinen Ruhm, aber wahrlich ſeine geiſtige Zeugungskraft überlebt. Seine Eugenia kann man eben ſo wenig als die Offenbarung Johannis ein Theaterſtück nennen. Was wir bringen iſt ein ſo elendes Machwerk, daß nur er es wagen durfte, das Publikum damit zu narren. Seine Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele kommen mir vor, wie die leeren Rüſtungen alter Helden, die man in Rüſtkammern aufſtellt, ſie ſehen zwar noch aus als ob ſie lebten, aber ſie rühren ſich nicht mehr.

10. Zwiſchen Leipzig und Nürnberg.

Altenburg iſt ein kleines Städtchen, aber ich wünſche jedem Freunde — und warum nicht auch in Gottes

Namen jedem Feinde — wenn ihn ſein Weg hindurch trägt, daß es ihm dort ſo wohl behagen möge als mir. Schon vor der Stadt verſetzte mich der Anblick eines ſchönen Gebäudes, mit der Inſchrift: dem hülfloſen Alter! Ernſt. in die beſte Laune. Zwar könnte man die Inſchrift ein wenig bekritteln: Hülfloſem Alter wäre kürzer geweſen; und dann ſo ſehr ich auch den Titeln bei ſolchen Gelegenheiten feind bin, und ſo viel Ehre es dem wackern, beſcheidenen Herzog von Gotha macht, daß er hier bloß ſeinen Namen genannt wiſſen wollte; ſo hätte doch hier das Wort Herzog nicht wegbleiben ſollen; denn jetzt iſt die Inſchrift, für jeden Fremden, der nicht weiß oder erräth, wie der Stifter hieß, völlig unverſtändlich. Ich ſelbſt glaubte einen Augenblick, es werde dem hülfloſen Alter Ernſthaftigkeit empfohlen, bis mir der Name des verſtorbenen wohlthätigen Herzogs einfiel. — Doch ich ſchäme mich faſt der Krittelei im Angeſicht eines ſolchen Gebäudes. Segen der Aſche des Mannes, der dem hülfloſen Alter dieſe lachende Wohnung bereitete. Es iſt der Nemliche, der in ſeinem Teſtament begehrte, in keinem Sarge, ſondern im Schooß der Mutter Erde zu ruhen. Man hat ſein Verlangen erfüllt, und, in der mit Raſen ausgezierten Gruft, ihn bloß mit Blumen bedeckt. Er ſchlummere ſanft unter den Blumen! Das Andenken an ſeine ſtillen Wohlthaten wird nicht welken wie die Blumen. Auf den wohl unterhaltenen Chauſſeen ſeines Landes wird jeder Reiſende ihn ſegnen, wie ich. Die Allee von jungen Obſtbäumen, die ich auch hier an der Straße fand, wird noch ſorgfältiger verpflegt, als die zwiſchen Erfurt und Gotha — In dieſer friedlichen Stimmung fuhr ich zum Thore hinein, und fand in dem kleinen Altenburg einen Gaſthof, wie er vielleicht in ganz Deutſchland nicht beſſer angetroffen wird. Er heißt Stadt Gotha. Wer ſich gern gütlich thut, der bleibe hier, könnte er auch am ſelben Tage noch eine Station weiter reiſen. Der Anblick der alten Burg wird ihn an Kunz von Kauffungen erinnern, der die ſeltſame Verwegenheit hatte, zwei wohl bewachte junge Prinzen aus ihr zu rauben, die hernach von den treuen Köhlern des Waldes wiederum befreit wurden. Vor dreißig und mehr Jahren wurde auf dem weimariſchen Hoftheater fleißig eine artige Oper geſpielt, zu welcher dieſe Geſchichte den Stoff geliefert hatte. Sie iſt vergeſſen, trotz der lieblichen Muſik eines Wolf. Sie iſt vergeſſen, wie denn alles in der Welt vergeſſen wird. — Die Altenburger Bauern ſcheinen jedoch, in Anſehung ihrer Kleidertracht, von dieſem allgemeinen Fluche ausgenommen zu ſeyn; denn während die bunte Modewelt ſich im ewigen Cirkel um ſie her dreht, ſind ihre Pumphoſen und ihre kleinen runden Hüte noch immer dieſelben, die ſie vor vielen Jahrhunderten waren. Mögten auch ihre einfachen Sitten ſich gleich den Pumphoſen erhalten haben! Die Tracht der Männer fällt recht gut ins Auge, aber die der Weiber — man kann ſich unmöglich des Lachens enthalten, wenn man ſie zum erſtenmale ſieht. Ein halbes Dutzend Röcke ziehen ſie wenigſtens übereinander, und dieſe Röcke ſind bei weitem nicht ſo lang als die Florſchürzen einer Pariſer Tänzerinn; das entblößte Knie, und auch noch etwas über dem Knie, zeigt ſich dem lüſternen Auge. Dabei ſind die Füße ſo groß, daß man glauben ſollte, alle Altenburgerinnen hätten Füße, wie weyland der Coloß zu Rhodus. Trotz der anſcheinenden Leichtfertigkeit ihrer Röcke habe ich doch nicht gehört, daß der böſe Wille eben ſo leicht den Weg zu ihren verborgenſten Reizen fände, als das Auge den Weg zu ihren Lenden. Sie traten vielmehr auf ihren gewaltigen Schuhen ſo ehrenfeſt einher, als drohten ſie denjenigen zu zertreten, der ihre Röcke für zu kurz halten mögte.

Bei *Saalburg* auf dem Wege nach *Ebersdorf* hatte ich Gelegenheit, eine alte Bemerkung zu erneuern, daß es nemlich ſehr gut ſeyn würde, wenn man in jedem deutſchen Lande einen öffentlichen Beamten beſoldete, der *deutſch* verſteht, und der nichts weiter zu thun haben müßte, als alles dasjenige abzufaſſen, was hier und da im Lande öffentlich angeſchlagen werden ſoll. An der Landſtraße nach Göttingen, ich glaube bei Heiligenſtadt, fand ich einſt eine Tafel, worauf bloß die Worte ſtanden: *Hüte dich vor einem Gulden Strafe!* was man aber unterlaſſen müſſe, um dieſe Strafe nicht zu verwirken, davon erfuhr man keine Sylbe. Eine ähnliche Lächerlichkeit iſt hier bei Saalburg zu leſen. Es wird nemlich das *Tobacksrauchen* verboten, es *geſchehe unter welchem Vorwande es wolle.* Welchen andern Vorwand zum Tobacksrauchen kann es wohl geben, als den, daß man gern raucht? es wäre denn, daß man es um der *Zahnſchmerzen* willen thäte, und dann wäre es doch grauſam es zu verbiethen.

In *Bamberg* iſt jetzt, der geſunden Vernunft zum Troſte, nur noch Ein unaufgehobenes Nonnenkloſter, nemlich das der *Klariſſerinnen.* Ob es dem allgemeinen Schickſal durch den Nutzen, den es ſtiftet, oder — durch ſeine *Armuth* entgangen iſt, mag ich nicht unterſuchen. Dreihundert junge Mädchen werden hier in mehrern Klaſſen *gratis* im Rechnen, Schreiben und der deutſchen Sprache unterrichtet. Auch iſt das Kloſter zugleich eine Art von Induſtrieſchule, denn alle weiblichen Arbeiten werden gelehrt, und die Nonnen verſicherten uns, daß auch erwachſene Mädchen und Frauen an dieſem Unterricht häufig Antheil nähmen. Recht artige Stickereien der Schülerinnen mit darüber gezeichneten Namen, hingen an den Wänden. Mögen doch die Lehrerinnen eine Kleidung tragen, welche ſie wollen, mögen ſie ihrem Seelen-Bräutigam treu bleiben, ſo lange ſie wackere Hausfrauen für körperliche Bräutigams zu bilden, ſich ſo rühmlich beſtreben. — Der *ungeheure* Pallaſt des Fürſtbiſchofs von Bamberg, in welchem Niemand unterrichtet wird, macht einen grellen Abſtich mit dieſem demüthigen Kloſter. — Eben ſo demüthig in ſeiner Art iſt das *Theater*, vom Graf Soden erbaut. Nie haben wohl die Muſen einen beſcheidenern Tempel bewohnt.

11. Nürnberg.

Daß man hier ſchon eine italiäniſche Uhr findet, und *wie* man ſie findet, und *warum* man ſie findet, darüber hat Nicolai, wo ich nicht irre, ein ganzes Buch geſchrieben, auf welches ich, *der Kürze halber* verweiſe. — Der mächtige preußiſche Adler hat ſeine Flügel ſehr dicht über Nürnberg ausgebreitet, denn man erblickt ihn hart am Thore dieſer *freien* Reichsſtadt; und mich dünkt, ſie würde wohl thun, ihm lieber ein Neſt mitten auf dem Markte zu bereiten; dann würden gewiß ſogleich die vermaledeiten *Löcher* verſchwinden, über die, mit Eiſenſtäben vergittert, man unter den Hallen des *Rathhauſes* ſtolpert. Doch wer auch vorſichtig geht, und folglich nicht ſtolpert, wird dennoch bald, gleich mir, durch einen peſtilenzialiſchen Duft auf dieſe Löcher aufmerkſam gemacht werden. — Mein Gott! woher dieſer Geſtank? — Antwort: da unten ſind die *Gefängniſſe*, die bis unter die Sebalduskirche hin dunkel fortlaufen. — Heiliger *Howard*!

welch ein Schauder würde dich ergriffen haben! — „O, „ſagte mein Führer, die Gefangenen befinden ſich da unten recht wohl, ſie haben gut zu eſſen und zu trinken.“ Aber keine Luft? — „Daran gewöhnen ſie ſich.“ — Nun ſo wollte ich, daß man die Nürnberger Rathsherren ſammt und ſonders einmauerte, und ihnen täglich, durch ein ſchnell wieder zu verſchließendes Loch, die ſchmackhafteſten Rebhühner und Trüffeln in Champagner gekocht verſetzte. — Der Gedanke an dieſe, des Mittelalters würdige Barbarei, verbittert den Reiſenden den Genuß an Albert Dürers ſchönen Gemählden, die auf dieſem Rathhauſe hängen. Fünf der ſchönſten haben die Franzoſen — erobert. Sie hatten in den herrlichen Sälen ihr Corps de Garde aufgeſchlagen. Die prächtigen Oefen ſprengten ſie durch Ueberheizen, die geſchmückten Wände beſchmierten und verwüſteten ſie; trieben es hier, wie ſie es überall getrieben haben. — Für den Liebhaber vaterländiſcher Alterthümer iſt die lange Gallerie am merkwürdigſten, die ſich draußen vor den Zimmern herzieht. Ihre Decke nehmlich ſtellt in ſchöner, wohlerhaltener Stuccaturarbeit, ein altdeutſches Turnier aus dem vierzehnten Jahrhundert dar. Die Figuren, deren viele hunderte hier geſehen werden, ſind alle in Lebensgröße, und das Ganze giebt den deutlichſten Begriff von dieſem beliebten Schauſpiele unſerer Väter. Voran ziehen die Muſikanten, dann folgen die Ritter, welche damals turnierten, ſämmtlich an ihren Wappen kenntlich, die ſie, ausgemahlt, auf Helm und Schild tragen. Jeder wird von einem Fußgänger begleitet, der einen Stab in der Hand hält, und gleichfalls ſeines Ritters Wappen auf die Bruſt geheftet hat. Weiterhin rennen die Kämpfenden würklich gegen einander, Lanzen brechen, Reiter werden bügellos, andere vom Roſſe geſtochen.

Große Haufen von Zuſchauern, unter welchen ſich ſchön geputzte Damen befinden, ſchauen von den Balcons herab. Dieſe Darſtellung hat mir ſo viel Vergnügen gemacht, daß mein Nacken es den ganzen Abend empfunden hat, und ich kam in Verſuchung die Stolzen zu beneiden, welche die Naſe ſo hoch tragen, daß ſie, ohne den Nacken zu biegen, die ganze Arbeit gemächlich beſchauen können.

Die Sebalduskirche iſt ein ehrwürdiges Denkmal des grauen Alterthums. Sie ſoll ſchon tauſend Jahre zählen. Man ſieht da allerlei Legenden vortrefflich in Stein gehauen, auch Albrecht Dürers Abnahme vom Kreuz. Ich habe ſchon irgendwo erklärt, daß dieſes Abnehmen vom Kreuz mir ein ſehr unglücklich gewählter Gegenſtand für die Kunſt ſcheint; ich ſehe es ungern, und wenn der heilige Lukas ſelbſt, der Raphael der erſten Chriſten es gemahlt hätte. Zwey der ſchönſten Bilder aus dieſer Kirche wollten die Franzoſen, wie gewöhnlich, mitgehen heißen, hatten auch ſchon das Maaß zu den Kiſten genommen, als die Oeſtreicher ſie plötzlich zwangen, die Kiſten ſtehen und die Gemählde hängen zu laſſen. Indeſſen iſt doch eins derſelben, auf Holz gemahlt, bey dem ungeſchickten Maaßnehmen geſprungen. — Sonſt zeigt man noch in dieſer Kirche des heil. Sebaldus Grab von Bronze. Der gute Mann ruht hier in eine Menge Särge eingeſchachtelt, weil er vermuthlich anders über das Begraben dachte, als der Herzog von Gotha. Die ungeheure Maſſe von Bronze iſt bemerkenswerth, auch wohl die künſtliche Arbeit. — Die zahlloſe Menge von Wappen, die in der Kirche herum hängen, und noch täglich vermehrt werden, beweiſet, daß die Nürnberger Patricier, auch noch nach dem Tode, ihre Eitelkeit gern irgendwo annageln. — Hier belehrte mich auch eine Inſchrift, daß es in Nürnberg eine Zunft der Altmacher giebt. Was dieſe Zunft eigentlich treibt, wußte mir das artige Mädchen, das uns herumfuhrte, nicht zu ſagen, und ich vergaß nachher, mich näher darnach zu erkundigen. Dürfte man die Benennung nach dem Wortverſtande nehmen, ſo würden die Altmacher, bei den Damen wenigſtens, ſchwerlich in Anſehen ſtehen.

Die Kunſthandlung des humanen Frauenholz zu beſuchen, verſäume doch Niemand. Seit der Beſitzer das Braunſche Kabinet für 38000 Gulden gekauft hat, iſt ſeine Sammlung merkwürdiger als jemals, beſonders an geſchnittenen Steinen und ſchönen Gemählden. Eine Flucht nach Egypten, vormals ein Eigenthum der unglücklichen Königin von Frankreich, zeichnet ſich beſonders aus, und nie würde, ſelbſt der Kenner, Teniers Pinſel errathen, der ſonſt nur niedrige, oft untadelhafte Gegenſtände mahlte. Durch dieſes Gemählde ſoll er ſeinen Ruhm, und mit Recht, gegründet haben. Auch ein herrliches, weibliches Portrait von Rembrandt zieht die Blicke an ſich, denn es iſt nicht in ſeiner gewöhnlichen fatalen Manier gemahlt, wo er ſeinen Pinſel in egyptiſche Finſterniß taucht, und ſein Möglichſtes thut, um zu verhindern, daß der Beſchauer ja nicht errathen möge, was er eigentlich ſieht. Ich begreiſe nicht, wie dieſe Manier jemals Beifall finden konnte. Mehrere ſchöne Bilder von Knipotzky und Vandyk ſchmücken dieſe Sammlung. — Der wackere Frauenholz hat den Entwurf zu einer Lotterie ohne Nieten gemacht, in welcher der Hauptgewinn aus tauſend geſchnittenen antiken Steinen beſtehen wird. Schade, daß er zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen muß, um das reichere deutſche Publikum, das lieber Faſanen und Rheinwein als Kunſtwerke kauft, aus dem Schlummer zu wecken.

12. Augsburg.

Seit mehreren Jahren klagen die Perükenmacher, ihre Kunſt werde nicht mehr nach Würden geehrt; man ſchneide ohne Umſtände die Zöpfe ab, oder laſſe höchſtens ein Rattenſchwänzchen hängen, Alles übrige müſſe hinunter borſten, des erquickenden Puders entbehren, und ſtatt dem ſchöpferiſchen Kamm, wie vormals, die lockigten Reize zu verdanken, fahre man nur, gleich Katzen, Eichhörnchen und Fliegen, mit beiden Pfötchen über den Gehirnkaſten, ſo oft man befürchte, daß die Borſten nicht genug aufwärts ſtreben mögten; an Perüken, an jene edle Kopfzierde unſerer Väter, ſey vollends gar nicht zu denken; Allongen-Perüken, das Höchſte der Kunſt, kenne man nur noch aus Gemählden, und mit Wehmuth müſſe man ſich der Zeiten erinnern, wo eine Allongen-Perücke dem Höfling, wie dem Richter, Gravität und Würde lieh.

Dieſe Klagen einer ehrſamen Perükenmacherzunft ſind freylich nicht ungerecht; wir machen es mit unſern Haaren wie mit unſerer Philoſophie: Anfangs in jenen viel Wulſt, in dieſer viel Schwulſt; nach und nach haben wir Alles weggeſchnitten, und nur auf dem Wirbel des Kopfes ſteht jetzt noch ein verworrenes Ding, das die Kunſtverſtändigen eine Dolle nennen. Das Wort mag immerhin von der Philoſophie wie von den Haaren gelten, denn unſere Zungen-Weiſen (vormals benannte man ſie nicht nach der Zunge, ſondern nach der Naſe) bürſten jene gerade ſo aufwärts wie dieſe. Die Perükenmacher müſſen ſich damit tröſten, daß ſie es in dieſen böſen Zeiten weit beſſer haben, als die Philoſophen, denn den letzten wüßte ich keine Stadt anzudeuten, wo ihre Kunſt ſich ächt erhalten hätte, wohl aber den erſtern, nämlich Augsburg. Hierher flüchtete jeder alte wackere Pudergott, dem das neue borſtige Unweſen ein Greuel iſt; hier werden ihm die ausgeſtandenen Leiden überſchwenglich vergolten; hier giebt es noch ehrwürdige, mit zehn tauſend Locken prangende Allongen-Perüken, ja, was noch mehr iſt, der wackere Haarkräusler, der in ſeiner Vaterſtadt nur Sterbliche bediente, ſchwingt ſich hier zum Gipfel ſeines Ruhms, und friſirt bloß Götter! Der ganze chriſtliche Olymp nehmlich, den heiligen Geiſt ausgenommen, trägt in Augsburg Allongen-Perüken. Es iſt herzerfreuend, wenn man in eine Kirche tritt, gleichviel in welche, und die heilige Jungfrau in Brocat gekleidet, erblickt, von ihrem Haupte eine Allongen-Perüke herabwallend, in ihrem Arme das Jeſuskindlein, abermals durch eine wohlgepuderte Allongen-Perüke verherrlicht. Ja auch Gott dem Vater ſelbſt ſchwimmen die Locken vom Haupte auf die Weltkugel herab. Wahrlich, kein Perükenmacher wird die Augsburger Kirchen betreten, ohne Freudenthränen zu vergießen.

Freilich meinen verſtockte Weltkinder, die herrliche Waſſerkunſt, durch welche ſo viele Häuſer und Brunnen bequem und reichlich mit Waſſer verſorgt werden, bringe den Augsburgern mehr Ehre, als ihre friſirte Dreyfaltigkeit. Beſchreiben läßt eine ſolche Waſſerkunſt ſich nicht. Schnell, wie nützliche Gedanken, durch Gott weiß wie viele feine Aederchen in das Gehirn hinauf gepumpt werden, und von da durch das Papier in die Welt ſtrömen, eben ſo ſammelt ſich hier das Waſſer vier Stockwerke hoch in großen Behältern, und fließt von da durch tauſend Röhren in die Häuſer der Bürger, denen es alsdann frei ſteht, (gerade wie bei den Gedanken) zu ihrem Hausbedarf davon zu ſchöpfen, oder es ungenutzt vorüber fließen zu laſſen. — Auf der Platteforme des Thurms genießt man eine herrliche Ausſicht. Die Franzoſen hatten hier einen Telegraph errichtet, den ſie auch zurück gelaſſen, und der noch gezeigt wird, mit einer Miene, als zeige man Spuren des Blitzes, der ein Haus getroffen. — In den verſchiedenen Stockwerken ſind viele Modelle von Kirchen, Brucken, Salzwerken u. dgl. aufgeſtellt, die den Kunſtverſtändigen ergötzen mögen. Irgendwo iſt auch ein ſehr ſchwerer Stein, mit einem daran befeſtigten Ringe zu ſchauen; wer Kraft genug beſitzt, mit einem Finger ihn aufzuheben, der erhält, zum ſüßen Lohn, die Erlaubniß, ſeinen Namen an die Wand daneben zu ſchreiben. Ich dachte dabei an den Tauſendkünſtler, der, ich weiß nicht mehr, welchen König, dadurch in Erſtaunen zu ſetzen glaubte, daß er Erbſen ſehr geſchickt durch ein Nadelöhr warf, und zur Vergeltung, auf die er ſich wacker ſpitzte, einen Scheffel Erbſen zum Geſchenk erhielt. Unter den vielen Namen, mit welchen die Wand bekleckſet worden, iſt auch der Name einer Jungfrau zu leſen. Wer einſt dieſe Heldin heirathet, wird doch wohl mit einigem Zagen den Entſchluß faſſen, denn Gott hat ihr Kräfte verliehen, die Herrſchaft zu behaupten.

Mit großen Erwartungen betritt man das Rathhaus, weil von dem herrlichen Saale dieſes Gebäudes Wunderdinge erzählt werden. Groß iſt er, das muß man bekennen, aber auch ſchön? mit nichten! er iſt bunt und vollgepfropft von tauſenderlei Verguldungen, Schnitzwerken, Mahlereien, Inſchriften; Kaiſer an den Wänden, Küchenmägde an der Decke; kurz, es ſieht aus, als habe man eine große Sündfluth befürchtet, und alle dieſe Gegenſtände hier zuſammen gewürfelt, um eine Arche damit zu befrachten. Sieht man vollends zum Fenſter hinaus in den Hof hinab, ſo zieht ſich das Herz noch enger zuſammen, denn hier erblickt man unterirdiſche mit Blei gedeckte Wohnungen, in welchen Gefangene ſchmachten. Großer Gott! daben denn die Reichsſtädte allein das Recht, in einem Jahrhundert, in welchem Howard lebte — nicht Verbrechen zu beſtrafen — ſondern Menſchen zu martern? — Mögten doch alle Quellen um Augsburg ſich plötzlich verſtopfen, die ſinnreiche Waſſerkunſt keinen Tropfen Waſſer mehr liefern, und alle Rathsherren den brennendſten Durſt leiden, bis ſie den Befehl ertheilten, dieſe ſchändlichen Bleidächer, die an die venetianiſche Inquiſition erinnern, nieder zu reißen, und menſchliche Schlachtopfer an das Tageslicht herauf zu führen, die, als Verbrecher, nur den Tod, aber nicht dieſe Quaalen verdient haben können.

Fliehen wir von dieſem Schauder erregenden Anblick zu einem ſchönen Gemälde des Lucas Cranach, Simſon und Delila, das in einem unteren Zimmer hängt. Je länger man es betrachtet, je ſchwerer reißt man ſich davon los. Simſon ſchläft ſo tief, ſo ſorglos, und in Delila iſt, trotz ihrer Schönheit, auf den erſten Blick die herzloſe Buhlerin zu erkennen. — In einem andern Zimmer ſteht ein großes Bild, nicht als Kunſtwerk, aber als treue Darſtellung alter Coſtume merkwürdig, und in dieſer Hinſicht empfehle ich den Herausgebern der, jetzt Heftweiſe erſcheinenden, altdeutſchen Trachten. Es ſtellt das Rathhaus und den Marktplatz vor, wie beides vor ein paar hundert Jahren im Winter ausſah, mit großem Menſchengewimmel am Markttage. Käufer und Verkäufer bewegen ſich durch einander; die Rathsherren ziehen in corpore von den Stufen des Rathhauſes herab; der Polizeimeiſter reitet herum, auf Ordnung haltend; ein junger Elegant fährt eine Dame im Schlitten, er ſelbſt ſteht hinten auf, und die Dame ſitzt ihm gegenüber, eine Sitte, die vielleicht nur deswegen abgekommen iſt, weil der junge Herr mehr der Dame ins Geſicht, als auf ſeinen Weg geſehen, und ſo daher öfter als heut zu Tage umgeworfen hat. Kurz, eine unendliche Menge von Figuren bewegen ſich auf dieſem Bilde, und das wohl ausgedrückte, ſehr mannigfaltige Coſtum macht eine jede derſelben intereſſant.

Endlich muß ich doch noch eines Dinges erwähnen, das dem Reiſenden von ſeinem Führer mit großen Pomp angekündigt wird, viel Geld koſtet, aber der Erwartung im geringſten nicht entſpricht: es iſt der ſogenannte alte Einlaß. Zu den Zeiten des Fauſtrechts nämlich wurden die Stadtthore bei Nacht unter keiner Bedingung geöffnet; man mogte draußen winſeln oder ſterben, kein Augsburgiſcher Hahn krähte darnach. Vermuthlich war man durch Erfahrung gewitzigt worden, und ein hochedler Rath mogte ganz recht daran thun. Nun begab es ſich aber, daß Kaiſer Maximilian eine Zeitlang in der Stadt herbergte, und wenn er etwa auf die Jagd oder ſpazieren geritten war, nicht immer Luſt hatte, heim zu eilen, um, wie die Leipziger, der Thorſperre zuvor zu kommen. Dem vornehmen Gaſte wollte man nicht Zwang auflegen, und doch auch von der alten Sitte nicht abweichen. Da gerieth man endlich auf den Einfall, einen Gang unter dem Walle zu wölben, durch mehrere ſchwere Pforten ihn zu verſchließen und über dem Graben eine ſchmale Zugbrücke zu führen. Auf dieſem Wege konnte nun mancher einzelne Reiter und Fußgänger in die Stadt gelaſſen werden, ohne die Sicherheit derſelben in Gefahr zu ſetzen. Um aber auch dieſen Gang möglichſt vor Einbruch zu ſchützen, traf man, durch eine eben nicht künſtliche Mechanik, die Einrichtung, daß die Riegel der Pforten nur von einem unſichtbaren, in der Höhe befindlichen Pförtner geöffnet, und ſogleich wieder verſchloſſen werden konnten; gerade wie man heut zu Tage manche Hausthüren im erſten Stockwerk entriegeln kann. Die Zugbrücke und das äußere Gatter gehorchten einem ähnlichen Mechanismus. Das iſt nun die ganze Merkwürdigkeit. Weil die ſchweren Pforten ſich auf- und zuthun, ohne daß man eine Menſchenhand gewahr wird, die ſie in Bewegung ſetzt, und weil man zugleich den kleinen Kunſtgriff anwendet, immer die eine Pforte in dem Augenblick ſich öffnen zu laſſen, indem die andere ſich verſchließt, ſo frappirt das in der erſten Sekunde, in der zweiten lacht man über ſich ſelbſt, daß man von der plumpen Täuſchung ſich überraſchen ließ. Das einzige, wahrhaft merkwürdige, was am Ende noch übrig bleibt, iſt die Thorheit der Augsburger, die ſich dieſe ſeltſame Einrichtung bis 1768, ſchreibe Eintauſend ſiebenhundert und acht und ſechzig, gefallen ließen, da doch ſchon Kaiſer Maximilian ſelbſt das Fauſtrecht abſchaffte. Bis zu dem erwähnten Zeitpunkte mußte jeder Reiſende, der das Unglück hatte, nach dem Thorſchluß vor Augsburg anzulangen, Wagen und Gepäck draußen ſtehen laſſen, eine Wache dabei ſetzen, ſeine Nachtkleider unter den Arm nehmen, und durch die finſtern Gewölbe, vom Geraſſel der zuſchlagenden ſchweren Pforten begleitet, wie in ein tiefes Gefängniß in die Stadt wandern. — Wahelich, man hätte, ſtatt den Buchsbeutel zu verewigen, jede alte unnütze Sitte den Augsburger-Einlaß nennen ſollen.

Ich vollende mein Miniaturgemählde von Augsburg, indem ich die moderne Bemerkung darunter ſetze, daß die Damen hier ſchlecht tanzen, und beim Tanz ihre Röcke gewaltig hoch aufſchürzen. Honny soit qui mal y pense.

13. Zwiſchen Augsburg und Inſpruk.

Die Nacht brach ein, als ich Schwabmünchen erreichte. Aus dem Poſthauſe tönte mir großer Jubel entgegen. Die Hausthür war mit Blumen geſchmückt, über derſelben prangte ein goldener Kelch auf rothem Grunde, und aus den Fenſtern, gleich neben dem Kelche, erſchallte das bekannte Lied aus dem rothen Käppchen: O! O! O! Hans Chriſtoph, das war dumm!

„Vermuthlich wird hier eine Hochzeit gefeiert?“ fragte ich beim Ausſteigen. — Ja, verſetzte die geputzte Hausmagd, indem ſie zugleich erklärte, wir müßten weiter fahren, denn heute könne man uns nicht beherbergen. — „Wird vielleicht die Tochter vom Hauſe verheirathet?“ nicht doch, ein Herr Pfarrer hat ſeine erſte Meſſe geleſen. — „Ich hörte ja aber ſingen: O! Hans „Chriſtoph, das war dumm!“ — Oben wird geſchmauſt. Wenn Sie ein wenig hinauf ſpazieren wollen, wird es Jedermann gern ſehen. — Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen. Oben fand ich dann einen großen Tiſch in Form eines Hufeiſens gedeckt, der mit allerley ehrſamen Bürgern und Bürgerinnen beſetzt war. Den Ehrenplatz nahm der Bräutigam ein, und die Tiſchecke der luſtige Vorſänger, dem ein paar kreiſchende Violinen aus Leibeskräften aſſiſtirten. Sechs bis ſieben Amtsbrüder, von reifen und überreifen Jahren, waren auch gegenwärtig, und noch mehrere fanden ſich ein, während ich dem luſtigen Weſen zuſah. Unten hatte ich geglaubt, die Mahlzeit ſei noch in vollem Gange, denn in der Küche wurde, bei einem praſſelnden Feuer, noch gar gewaltig geſchmort und gebraten; jetzt ſah ich aber, daß nur noch Kuchen und Wein, dieſe Schlußſteine einer ſoliden Gaſterei, aus ziemlich leeren Flaſchen befeuchtet wurden. Die Anſtalten unten in der Küche deuteten alſo auf eine Abendmahlzeit, welche dem mittägigen Schmauſe ſchweſterlich die Hand zu reichen im Begriff ſtand, und ich wollte wetten, daß die Gäſte es nicht der Mühe werth gehalten, zwiſchen beiden ihre Sitze zu verlaſſen. Die Aufmerkſamkeit der Anweſenden war ſo ganz auf die Sanger gerichtet, oder hatte ſich dermaßen in Rebenſaft gebadet, daß wir Fremdlinge gar nicht bemerkt wurden, ſondern ungeſtört hören und ſehen konnten. Außer dem oberwähnten Liede brüllte der Sänger noch mehrere andere, die zum Theil noch weit luſtiger waren, als Hans Chriſtoph, und mit dem goldenen Kelche über der Hausthüre gar artig contraſtirten. Die männlichen, ſchwarz oder bunt gekleideten Gäſte lachten ohne Scheu aus vollem Halſe, und ihre Geſichter leuchteten wie der Mond bei einer totalen Finſterniß; des Herrn Bräutigams weibliche Sippſchaft aber geberdete ſich ein wenig feierlicher, und ſchmunzelte nur. Zu meinem Bedauern rief mich das ſchmetternde Poſthorn nur allzubald wieder in den Wagen, aber herzlich vergnügt, doch wenigſtens einen Begriff von einer geiſtlichen Hochzeit erhalten zu haben, fuhr ich weiter.

Die ſtille Nacht lud mich zu ſtillen Betrachtungen ein. Ein Feſt mit anpaſſender Feierlichkeit zu begehen, iſt eine Kunſt, die man gewöhnlich für ſehr leicht hält, die aber wahrlich ein eigenes Genie erfordert. Beſſere Kleider anziehen und einen Tiſch mit Weinflaſchen und Schüſſeln belaſten, höchſtens das Ganze mit Blumen bekränzen oder beſtreuen, das ſind die ſogenannten Feierlichkeiten, mit welchen man ſowohl eine Braut ins Ehebett als einen Todten zu Grabe trägt und einen Prieſter vor den Altar ſtellt. Immer läuft die Freude darauf hinaus, die Empfindungen des Herzens durch größere Thätigkeit des Magens an den Tag zu legen, und wenn einmal ein vernünftiger Menſch bei ſolchen Gelegenheiten die Magen der Gäſte vernachläſſigt, ſo wird er unbarmherzig bekrittelt. Noch kürzlich erlebte ich ein ſolches Beiſpiel. Einer meiner Freunde verlor ſeine geliebte Gattin; ſein Rang machte ihm ein feierliches Leichenbegängniß, das heißt vor allen Dingen einen Schmaus, zur Pflicht. Da er aber weder Liebhaber von ſolchen Gelagen, noch in der Stimmung war, Gäſte zu bewirthen, ſo raiſonnirte er folgendergeſtalt: „Wie hoch belaufen ſich ungefähr die Koſten einer vornehmen Leichenfeier?“ — Höchſtens auf tauſend Rubel. — „Wohlan, ich glaube, indem ich zugleich meinen Schmerz ſchone, das Andenken meiner Gattin beſſer zu ehren, wenn ich dieſe tauſend Rubel an ihrem Begräbnißtage unter die Armen vertheile.“ — Das that der wackere Mann wirklich, und nur ein Paar Freunde geleiteten die Verſtorbene ſtill zu Grabe. Da ſchüttelte denn aber mancher Nachbar den Kopf, und manche Nachbarin verzog den Mund: „ein *ordentliches* Leichenbegängniß hätte der Frau doch gebührt,“ ſo hieß es hie und da; das Wort *ordentlich* bedeutet in der Sprache ſolcher Leute: *Schüſſeln* und *Flaſchen*, ſo viel der Tiſch nur immer tragen kann.

Beſonders werden die *Blumen* bei den meiſten Feſten gewaltig gemißbraucht. Alles ſollen die armen Blumen ſinnbildlich darſtellen. Die Kokette vor dem Traualtar findet ihre welke *Unſchuld* im friſchen *Myrthen*-Kranze wieder, der Bräutigam, der um ihren Geldſack freite, beſcheinigt ſeine Liebe durch die *Roſe* im Knopfloch. Das Blumen-*Streuen* iſt ſo alltäglich geworden, daß ich Niemandem rathen wollte, irgend einen großen Herrn zu empfangen, ohne ein Dutzend zwölfjähriger Gänschen in weiße Kleider zu ſtecken, und von ihren rothen Händen ganze Körbe voll Blumen auf den Weg ſtreuen zu laſſen. Am allerunpaſſendſten ſcheint mir dieſe Ceremonie bei Königen und Fürſten angebracht, denn die ſind nun einmal nicht auf der Welt um auf Blumen zu wandeln, ſondern ihr ſchönes Werk iſt es vielmehr, uns Blumen zu ſtreuen, und es wäre gewißlich bedeutender, wenn einmal ein Fürſt, beim Ausſteigen aus dem Wagen, einen Korb voll Blumen unter den gedrängten Haufen ſeiner Unterthanen ſchüttelte, als wenn er ewig, nach alter Leyer, ſich von naſeweiſen Kindern bewerfen und ſchlechte Verſe vorſagen läßt. Eben ſo ſollte er es auch mit den Schlüſſeln halten, die man ihm am Thore zu überreichen pflegt. Schlüſſel geben ſollte er, nicht empfangen, (es wäre denn, daß er die Stadt erobert hätte.)

In Ehſt- und Liefland herrſcht der Gebrauch, den Weg, auf welchem eine Leiche zu Grabe getragen werden ſoll, mit gehackten Fichtenzweigen zu beſtreuen, welches wenigſtens den Leidtragenden, die zu Fuße der Leiche folgen, einen wirklichen Vortheil bringt; denn ſind die Straßen kothig, ſo werden ſie gangbarer durch die dick geſtreuten Zweige, und liegt tiefer Schnee, ſo leiden die Füße auch weniger von der naſſen Kälte. Nun erinnere ich mich aber, daß 1783 die alte Verfaſſung Ehſtlands durch die Kaiſerin Catherina aufgehoben, und eine neue mit großem Pomp eingeführt wurde. Ich ſelbſt befand mich damals unter den neuernannten Richtern, die ſich ſämmtlich, unter Anführung des Gouverneurs, paarweiſe nach der Kirche begaben, um ihren Eid zu leiſten. Bei dieſer Gelegenheit hatte man denn auch gehackte Fichtenzweige auf den Weg geſtreut, und was war natürlicher, als daß die ohnehin nicht ganz zufriedenen Ehſtländer ſich in die Ohren ziſchelten: „unſere alte Verfaſſung wird zu Grabe getragen.“ — So wenig wird überall bei Anordnung von Feierlichkeiten Rückſicht auf den Geiſt des Feſtes genommen, und der geiſtliche Bräutigam in Schwabmünchen iſt wahrlich nicht der einzige, der den dummen Hans Chriſtoph mit dem goldenen Kelche paart. — Doch der Poſtillion fuhr ziemlich raſch, die Station iſt nicht lang, die Nacht geht vorüber, und wir befinden uns in Kaufbeuren.

Hier bin ich ſo glücklich geweſen, den eigentlichen Ehrentitel des Herrn Chriſtus kennen zu lernen, der im Wirthshauſe auf einer Tafel unter Glas und Rahmen, mit herrlichen Fracturbuchſtaben zu leſen iſt. Er lautet folgendergeſtalt:

„Der allermächtigſte, allerweiſeſte, allerdurchlauchtigſte „und unüberwindlichſte Fürſt, Herr Herr Jeſus Chriſtus, „wahrer Gott von Ewigkeit, gekrönter Kaiſer der himmliſchen „Heerſchaaren, erwählter König zu Zion, und des ganzen „Erdbodens, zu allen Zeiten Mehrer der heil. chriſtlichen „Kirche, einiger Hoherprieſter und Erzbiſchof der Seelen, „Churfürſt der Wahrheit, Erzherzog der Ehre, Herzog des „Lebens, Marggraf zu Jeruſalem, Landgraf zu Judea, „Burggraf zu Galilea, Fürſt des Friedens, Graf zu Bethlehem, Freiherr zu Nazareth, Generalfeldmarſchall der „ſtreitenden Kirche, Ritter der hölliſchen Pforten, triumphirender Siegesherr und Ueberwinder des Todes, des Teufels und der Sünde, Großrichter der Lebendigen und der „Todten, auch des himmliſchen Vaters würklicher Geheimer „Rath, et caetera, et caetera, unſer allergnädigſter Schutzherr und Gott!" — Ich hoffe allen denen, die etwa dem Herrn Chriſtus eine Supplike überreichen wollen, einen wahren Dienſt zu erzeigen, indem ich ſie mit dem vollſtändigen Titel bekannt mache, der in der himmliſchen Kanzelei ihm gegeben wird.

Man muß wohl vor alten Zeiten willens geweſen ſeyn, Kaufbeuren zu einer großen Stadt zu machen, denn die Stadtmauern ſind bei weitem von größerm Umfang als die Stadt ſelbſt, welches ſich drollig ausnimmt. Die heilige Creſcentia thut hier viel Mirakel, und eben jetzt begegneten wir gläubigen Wallfahrern, die ſich bunte Bilderchen und Ablaß ihrer Sünden geholt hatten.

Der Ort — vormals auch eine erbärmliche freie Reichsſtadt — gehört jetzt dem Churfürſten von Baiern. Eben als wir durchgiengen, waren die alten Rathsherren ſämtlich abgeſetzt worden, und ein ſogenannter Stadt-Commiſſair regierte. Ich fragte unſre gute dicke Wirthin: ob man mit ihm zufrieden ſey? — „O ja, verſetzte ſie, er iſt auch ein galanter Mann.“ — Das hieß nemlich in ihrer Sprache, ein wackerer Mann, und ich erſtaunte, in Kaufbeuren das franzöſiſche galant homme in ſeiner richtigen Bedeutung gebrauchen zu hören.

14. Tyrol.

Warum reiſet denn Alles, was reiſen kann, immer nur nach der Schweitz? warum beſuchen ſo wenige Menſchen Tyrol? Warum ſchreibt denn Alles, was ſchreiben kann, Bücher über die Schweitz? und warum leſen wir ſo ſelten etwas über Tyrol? — Ich habe die Schweitz auch geſehen, wenn gleich nur obenhin, aber ich muß laut bekennen, daß die Naturſchönheiten Tyrols mir jenen der Schweitz in nichts nachzuſtehen ſcheinen.

Das Einzige, was ich vermißt habe, ſind Waſſerfälle, die freilich in Tyrol nur ſparſam und unbedeutend ſind, aber auch ohne Waſſerfälle wage ich zu behaupten, daß man Tyrol vielleicht befriedigter verlaſſen werde, als die unaufhörlich hoch geprieſene Schweitz. Welche romantiſche, gewaltig ergreifende Ausſichten! — Gleich wie man aus einem Sentenzen-reichen Autor die beſten Stellen auszuziehen, und zuſammengedrängt ſeinen esprit zu nennen pflegt, ſo mögte ich, zum Exempel, den Weg zwiſchen Fueſſen und Reitti einen esprit de la nature nennen, denn es ſcheint in der That, die Natur habe ihre ſchönſten, erhabenſten Gegenſtände aus der ganzen Welt zuſammen geleſen, und hier, auf einem engen Raume wieder ausgeſchüttelt. Fahre doch ja kein Reiſender dieſe Straße im Dunkeln, er würde muthwillig den ſüßeſten Empfindungen aus dem Wege fahren. Geht es bergunter, von Lermos nach Naſſereit, ſo ſteige er aus, und gehe ganz gemächlich zu Fuße. Die ſchroffen Felſen, die ihn zu erdrücken drohen, die herabrieſelnden Quellen, die durch Vitriol ſo herrlich grün gefärbten Seen, der Wald von Lerchenbäumen, die Wände von Berberisſträuchen, das alte zerſtörte Schloß auf einem iſolirten Hügel mitten im dunkelgrünen See — dann wieder der herrliche Lechſtrom, bald ſchäumend und murrend im engen Felſenbett, bald ſtill und majeſtätiſch durch blühende Ebenen ſich wälzend — nein! ich habe ſchon öfter erklärt, daß ich Gegenden nie beſchreiben werde; aber wer Sinn hat für die erhabenſten Decorationen der Natur, der traue auf mein Wort: ihm werden auf dieſer Reiſe mehr als einmal die Thränen unwillkührlich ins Auge ſich drängen.

In der Schweitz muß man ſich gefallen laſſen, mit vorgeſpannten Schnecken, die ſie dort Pferde zu nennen belieben, fein langſam herum zu kutſchen, und die koſtbare Zeit an den eigenſinnigen Schlendrian eines theuren, ſehr theuren Fuhrmanns zu vergeuden, denn Poſten giebt es dort nicht; hier hingegen trabt man immer raſch mit muntern Poſtpferden durch das Land, ſpeiſt und ſchläft, verweilt oder zieht fürder, alles nach Belieben. Und iſt es nicht ein großer Vorzug, den Tyrol vor der Schweitz behauptet, daß alle ſeine unendlichen Schönheiten an der Landſtraße liegen? daß man nicht nöthig hat, wie dort, links und rechts abzuweichen, und mühſam herum zu klettern, um die verſteckten Reize der Natur zu belauſchen? hier kommt ſie Dir überall mit majeſtätiſchem Ernſt und doch wieder ſo freundlich entgegen, und wo findeſt Du, wie in Tyrol, dieſen erſchütternden Contraſt zwiſchen der wildeſten Natur und den lieblichen Bildern des regſten menſchlichen Fleißes? — Sieh, wie dort die zackigten Felſen Dir die Welt und den Himmel zu verſchließen ſcheinen, ein Erdbeben hat dieſe Maſſen ſo eigenſinnig in einander geſchoben, der brüllende Strom ſtürzt aus ihnen hervor, ſie beugen ſich auf ihn herab, als wollten ſie den Weg ihm ſperren, und er ſpritzt ſeinen Schaum, ſie verhöhnend, empor. Da liegt aber, dicht neben dem ewigen Kampf der Elemente, ein ſtilles Hüttchen, von Weinreben umrankt, blöckende Kühe weiden, und ein fröhliches Kind bückt ſich ſorglos über die tobende Fluth und ſchöpft ſich einen Becher voll Waſſer. Man mögte ihm ängſtlich zurufen: Fall nicht, Kleiner! aber er verſteht das nicht, er ſieht hier keine Gefahr. — So iſt es überall; wie Blüthen auf Wellen ſchwimmen, ſo überall in Tyrol das Bild wohlthätigen Fleißes gemahlt auf den Grund einer ſcheinbar zürnenden Natur. Große Felder, mit türkiſchem Korn bebaut, breiten eine güldene Decke über die Thäler, mehr als dreihundertfältig lohnt dieſe ſegensreiche Frucht, und hat der Landmann ſie geerndtet, dann erſt erſcheinen die Kohlköpfe, die dazwiſchen gepflanzt waren, und das Feld prangt von neuem, als ſey es bloß dazu beſtimmt geweſen, mit der Hoffnung reicher Erndte. — Bunter geſchmückt als in Tyrol, findeſt Du nirgends die ländlichen Hütten. Die Legenden, mit welchen die Wände bemahlt ſind, werden überſchattet von aufgereihten türkiſchen

Kornähren, die eine liebliche Tapete bilden, gleichſam zur Begrüßung des im Triumph vorbeiziehenden Herbſtes.

Doch was ſind die reichſten Gaben der Natur, wenn ſie ihr Füllhorn nicht über gute, fröhlige Menſchen ausſchüttet? auch dieſe findeſt Du hier, ein biederes, treuherziges Volk, das feſt an Gott und dem Kaiſer hängt, auch ein wenig ſtolz auf den letzten Landſturm iſt; und mit Recht, denn es verwehrte den Franzoſen das Eindringen in ſeine Gebürge, indem es die Kräfte der Vaterlandsliebe gegen die der neuen Freiheit abwog, und das Zünglein mächtig zu ſich herüber riß. Gern erinnern ſich die Tyroler jener gefahr- und ehrenvollen Zeit, durch mancherlei Bilder ſuchen ſie an ihren Häuſern das Andenken daran zu verewigen. Ueberhaupt mögen ſie gern intereſſante Erinnerungen feſt halten, beſonders wenn ſie halsbrechende Dinge betreffen. So findet man zum Beiſpiel an der Landſtraße, die beſtändig über ſteile Gebürge führt, oft Bilder aufgerichtet, auf welchen hier Einer von den Räubern überfallen wird, dort ein Anderer in Waſſersnoth ſchwebt, dort wiederum ein Dritter von ſcheuen Pferden die Felſen hinabgeſchleift wird. Durch ſchnelle Hülfe eines Heiligen, zu dem die Verunglückten einen Stoßſeufzer ſandten, wurden ſie gerettet, und dankbar bezeichneten ſie die Stelle, wo ein Wunder ihr Leben erhielt. Ich finde dieſe Gewohnheit ſehr löblich, obgleich anfangs die gräßlichen Bilder dem furchtſamen Reiſenden zuweilen Schrecken einjagen. Aber was gehen den braven Tyroler die furchtſamen Reiſenden an? iſt er doch in ſeinem Lande, und niemand ſoll es ihm verargen, wenn er die Erinnerung an überſtandene Gefahren durch ſinnliche Denkmäler ſtets wieder hervorzurufen ſtrebt, denn wahrlich jene Erinnerung iſt eins der ſüßeſten menſchlichen Gefühle. Ich ſpreche aus Erfahrung.

Als ich nach Sibirien geſchleppt wurde, begab es ſich eines Tages, da wir die Grenzen jener Einöde ſchon überſchritten hatten, daß wir, bei regnigtem Wetter, einen langen, ſteilen Hügel, am Fuße des Uralſchen Gebürges, hinauffahren mußten. Die Wege waren ſchlüpfrig, die Pferde ermüdet, ſtrauchelten oft, blieben öfter ſtehen, konnten nur durch kräftige Peitſchenhiebe ſehr langſam vorwärts getrieben werden. Ich ſtieg aus, und ging zu Fuße bis auf die Spitze des Hügels. Da ſtand, auf zwei hölzernen Stufen, ein griechiſches Kreuz unter einem kleinen Dache. In meinen Mantel gewickelt, ſetzte ich mich auf die obere Stufe, legte meinen Rücken an das Kreuz, blickte ſeufzend hinab auf das Dörfchen, in dem wir eine elende Nacht zugebracht hatten, dann links auf die Uralſche Bergkette, deren Gipfel aus dem Nebel hervorragten, dann grade vor mich, auf die mühſam heraufkeuchenden Roſſe, deren Henker auch die meinigen waren, und die den engen Schauplatz meiner tauſendfachen Leiden — ich meine den Wagen — mir wieder zuführten — dann ließ ich auch wohl einen Blick in die Ferne ſchweifen, nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder um mich weinten. Kurz, es war ein Chaos von unausſprechlichen Gefühlen, die, während der Viertelſtunde, als ich unter dem Kreuze ſaß, mein Herz zerriſſen. Endlich hatte der Wagen die Anhöhe erreicht, und wir fuhren weiter. — Als ich einige Monate nachher, auf meiner Zurückreiſe aus Sibirien, bei ſchönem heitern Wetter, mit hoffnungsreicher Seele, wieder an dieſes Kreuz kam, da ergriff mich eine Empfindung, der ich keine Worte zu leihen vermag. Ich konnte dem Verlangen nicht widerſtehn, noch einmal unter dem Kreuze zu ſitzen; ich ließ den Wagen halten, ſprang heraus, wickelte mich auch wieder in meinen Mantel, obgleich die Sonne warm ſchien, befahl den Hügel langſam hinab zu fahren, lehnte meinen Rücken, wie damals, auf der nemlichen Stelle, an das Kreuz, blickte auf das Dörfchen hinunter, das mir nun ſo freundlich vorkam, denn auf die Uralſche Bergkette, deren Gipfel im hellen Sonnenlicht ſtrahlten, dann auch hinüber nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder des geretteten Gatten und Vaters ſehnſuchtsvoll harrten. — O es war einer der genußreichſten Augenblicke! und noch jetzt ergreift mich zuweilen recht heftig der Wunſch, nur noch einmal in meinem Leben unter dem Kreuze zu ſitzen! denn grade wie die Tiroler habe ich in meinen Gedanken dies Kreuz errichtet, zur Erinnerung an überſtandene Gefahren. — Auf mehreren der erwähnten Bilder ſind auch junge Mädchen dargeſtellt, denen Böſewichter ihre Unſchuld rauben wollen, die aber, durch ein wohl angebrachtes Stoßgebeth, die Hülfe irgend eines keuſchen Heiligen noch zu rechter Zeit herbei riefen. Auch einem alten Manne, den ein Schlagfluß auf dem Felde traf, hatte man auf der Stelle, wo der Tod ihn ſo plötzlich überraſchte, ein Denkmal errichtet. Sehr vergänglich ſind dieſe Denkmäler freilich, denn gewöhnlich beſtehen ſie aus kleinen hölzernen Tafeln, etwa einen Schuh ins Gevierte, welche, mit groben Farben bepinſelt, jeder Witterung Preis gegeben ſind; aber was ſchadet das? wenn ſie nur ſo lange ausdauern, als die Menſchen leben, welche die Begebenheit intereſſirt.

Für Leute, die ſichs gern bequem machen, gern gut eſſen und trinken, gewinnt die Reiſe durch Tyrol abermals neue Reize, denn ich wüßte kein Land, wo ich, auch in dieſer Hinſicht, lieber reiſen mögte. In jedem Dorfe findeſt Du mehrere gute, oft elegante, immer ſehr reinliche Zimmer, mit weißen bequemen Betten verſehen. Eine Stunde, oft auch nur eine halbe Stunde nach Deiner Ankunft, wird Dir ein Mahl aufgetiſcht, beſtehend aus Fleiſchſuppe, Fiſch, Wildbraten, delicater Mehlſpeiſe; zum Deſert Confect und Früchte. Alles iſt trefflich zubereitet. Dann trinkſt Du einen recht guten Landwein, der Deinen Gaumen befriedigen wird, wenn Du auch ſonſt an Bourdeaux-Wein gewöhnt wäreſt, und der auch vermuthlich oft genug im lieben deutſchen Vaterlande für Bourdeaux-Wein verkauft wird. Der ſogenannte rothe, ſcharfe, (das heißt nicht ſüße) iſt nach meinem Geſchmack dem ſüßen vorzuziehen, denn der letztere, da er eigentlich nur halb ſüß iſt, ſchmeckt etwas widerlich. Schnelle und freundliche Bedienung würzt das Mahl, und am Ende iſt die Zeche ſo mäßig, daß auch der Beutel weit länger gefüllt bleibt, als in der Schweitz. — Was ließe ſich wohl noch mehr zur Empfehlung einer Luſtreiſe ſagen? Ein herrliches Land, zauberiſche Ausſichten, wohl unterhaltene Chauſſeen, gute Pferde, willige Poſthalter, höfliche Poſtillions, bequemes Nachtlager, leckere Speiſen, guter Wein, freundliche Bedienung, wohlfeile Zeche. Ohne Bedenken darf ich ſelbſt ſchwächlichen Damen den Rath geben, ſich im nächſten Sommer Geſundheit und Heiterkeit in den Tyroler Gebürgen zu holen. — Fünf Stunden von Inſpruk giebt es auch Gletſcher von ungeheurem Umfang, welche dieſes Jahr von vielen Fremden, beſonders von Engländern, bereiſet worden ſind. Man ſchilderte ſie mir als außerordentlich merkwürdig. — Der höchſte Berg im Lande liegt gegen Graubündten zu und heißt der Oertler. Er ſoll über 13000 Fuß hoch ſeyn. Manche Patrioten wollen ihn ſogar zum Nebenbuhler des Montblanc machen, der bekanntlich über 14000 Fuß hält. — Eine treffliche Specialcharte von Tyrol hat, bloß durch Hülfe ſeines Genies, ein Bauer, Namens Peter Honig, verfertigt. Auch ein paar ſchöne Globen, die noch auf einem Schloſſe unweit Inſpruk gezeigt werden, ſind ſein Werk. Maria Thereſia belehnte ihn kaiſerlich, ſie gab ihm nämlich täglich einen Gulden, ſage einen Gulden, wovon er noch obendrein ſeinen Gehülfen beköſtigen mußte. Dagegen widerfuhr ihm nach ſeinem Tode die große Ehre, daß ſein Leichnam wieder ausgegraben, und von dem Kirchhofe in die Kirche ſelbſt gebracht wurde, die übrigens weder eine Weſtmünſter-Abtey, noch ein Pantheon, ſondern eine gewöhnliche Dorfkirche iſt.

15. Die Gemſenjagd.

Alle Tyroler ſind leidenſchaftliche Liebhaber von der Jagd. Ehe ich nach Inſpruk kam, wurde mir erzählt, man habe ihnen zwar die Jagdfreiheit nicht ausdrücklich zugeſtanden, aber, als man in Zeiten der Gefahr ihrer Hülfe bedurfte, habe man den unbefugten Jägern durch die Finger geſehen, und thue das auch noch jetzt, um ſie für ihr Wohlverhalten zu belohnen, ja man verpachte deshalb die Jagd nicht mehr; wodurch es denn aber freilich geſchehe, daß die Menge des Wildes ſich täglich verringere. Mich erfreute das Benehmen der Regierung, die treue Dienſte, in Zeiten der Gefahr geleiſtet, nach wiederhergeſtellter Ruhe nicht vergißt, und ſie auf eine Weiſe belohnt, die dem Volke am angenehmſten, für ſie ſelbſt zugleich am wohlfeilſten iſt. Aber in Inſpruk wurde ich bald eines andern belehrt. Nur damals, als der kecke Feind vor den Tyroler Gebürgspäſſen das Ziel ſeiner Siege fand, und die muthige Treue von Schützen, die nie Soldaten waren, der zitternden Hauptſtadt zur Vormauer diente, nur damals geſtand man vel quasi den Tyrolern die Jagdfreiheit zu. Jetzt aber heißt jeder jagende Tyroler wieder ein Wilddieb, wird ergriffen, und ohne Gnade unter die Soldaten geſteckt. Es iſt aber nun einmal ihre Leidenſchaft, der ſie mit mehr Wuth anhängen, als ein Spieler den Karten und Würfeln. Daher ſchrecken weder Drohungen noch Strafen ſie ab. Einer, der ſchon mehrmals ertappt worden war, bekannte laut: „und wenn ich gleich „wüßte, daß der nächſte Baum ein Galgen für mich ſeyn „werde, ſo müßte ich doch jagen.“ — Eigennutz kann ihn nicht antreiben ſeine Freiheit zu wagen, denn eine geſchoſſene Gemſe die höchſtens 50 bis 60 Pfund, oft weniger wiegt, trägt ihm, mit ſammt der Haut, die nur im Herbſte brauchbar iſt, etwa zehn bis zwölf Gulden ein. Um dieſen elenden Preis ſetzt er ſich tauſend halsbrechenden Gefahren und noch ebendrein dem Schimpf und einer harten Beſtrafung aus. Um dieſen elenden Preis bringt er die kälteſten Winternächte auf Klippen zu, vergräbt ſich in Schnee, und lauert ſchlaflos. Mit einem geringen Vorrath von Lebensmitteln verſehen, ſchweift er oft mehrere Tage lang in den öden Gebürgen umher, hungert und durſtet, und findet dennoch ſein höchſtes Glück in dieſer Lebensart. Die Beute kann er überdies nur mit ängſtlicher Vorſicht verkaufen, doch wird ihm das ſo viel möglich durch die Herren Geiſtlichen zu Wiltau erleichtert, welches ein Kloſter im Gebürge iſt, wo man gern Wildbraten ſpeiſet, auch das ganze Jahr hindurch reichlich und wohlfeil damit verſehen ſeyn ſoll. Gleichermaßen bieten die Gaſthöfe zu Inſpruk ihnen gern die Hand zum Abſatze des Geſchoſſenen, das ihnen bei nächtlicher Weile zugetragen wird. — Einem Jäger allein kommt ſelten oder nie eine Gemſe zum Schuß; mehrere müſſen ſich vereinigen und das Wild umkreiſen. Eine Gemſenheerde ſtellt immer eine Schildwache aus. Auf einer Felſenſpitze, die nicht mehr Raum darbietet, als etwa die fünf Fingerſpitze, wenn man ſie zuſammen preßt,

ſteht

ſteht dennoch die Gemſe mit allen vier Füſen; ſchon in weiter Ferne wittert ſie den Menſchen, augenblicklich giebt ſie einen lauten, pfeifenden Ton von ſich, und huſch iſt die ganze Heerde mit entſetzlichen Sprüngen verſchwunden. Außer den Gemſen giebt es, doch ſeltener, auch Hirſche, häufiger Bären, Wölfe, Füchſe, Dächſe, Murmelthiere; von dem Fette der letztern trinken kreiſende Frauen, um eine ſchwere Entbindung zu erleichtern. Schwarzwild findet man nicht.

Die Wilddiebe pflegen verlarvt zu gehen, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ihre Geſichter unkenntlich zu machen. Erblicken ſie von ferne einen Jäger, ſo winken ſie ihm mit der Hand, ſich ſchnell zu entfernen, rufen ihm auch wohl zu: geht, oder man wird euch bedienen. Thut er es nicht, ſo legen ſie an, und ſucht er ſein Heil nicht bald in der Flucht, ſo drücken ſie auch wohl los, doch nur wenn ſie ſich ſelbſt nicht anders mehr zu retten wiſſen. Erkennt der Jäger dennoch einen unter ihnen, und giebt ihn an, ſo mag er ſich vor der Rache hüten. Es giebt davon traurige Beyſpiele. Ein Wilddieb, der viele Jahre unter einem entfernten Regimente hatte dienen müſſen, kam endlich in ſein Vaterland zurück, kletterte ſogleich wieder auf die Jagd, begegnete ſeinem Angeber, und ſchoß ihn todt. Ich weiß doch nicht, ob die Regierung nicht beſſer thun würde, dieſem unbezwingbaren Hange lieber nachzugeben. Einem Volke, das im Nothfall ſeine Grenzen vertheidigen muß, ſollte es immerhin erlaubt ſeyn, ſich im ſteten Kriege mit wilden Thieren zum Kriege mit wilden Menſchen vorzubereiten. Ich mögte doch wiſſen, ob die Tyroler ſich ſo tapfer gegen die Franzoſen vertheidigt haben würden, wenn ſie nicht lauter gebohrne Jäger wären?

16. Tyrol.

Einer gewaltigen Menge von **Salzfuhren** begegnet man auf den Landſtraßen. Sie ziehen alle nach dem, jetzt öſtreichiſchen Scepter unterworfenen **Lindau**, wo ſie ihren Salzvorrath in ein anſehnliches Magazin niederlegen. Aus dieſem Magazin holen es die Schweizer mit großer Gefahr über die Grenze, denn die Franzoſen, welche ihnen bekanntlich die eigentliche ſüße Freiheit wieder gegeben, haben unter andern kleinen Höflichkeiten, ſie auch zwangsweiſe erſucht, von Niemand ſonſt Salz zu kaufen, als von ihnen. Die Preiſe machen ſie natürlich ſelber. —

Zwiſchen **Zell** und **Inſpruk** iſt eine Grotte, an ſteiler Felſenwand, in ſo ſchwindelnder Höhe, daß das Auge ein daſelbſt errichtetes großes Crucifix kaum unterſcheidet. Hieher ſoll Kaiſer Maximilian ſich auf der Gemſenjagd verirrt haben, und durch einen Engel herab geleitet worden ſeyn. Eine wahre Begebenheit ſcheint dieſer allgemein verbreiteten Volksſage zum Grunde zu liegen; auch kann ich es Niemanden verdenken, wenn er glaubt, daß man von dieſem ſchroffen Felſen nur an der Hand eines Engels herabgleiten kann.

Dicht bei Inſpruk war vormals ein großer **Thiergarten**, wo, (ich weiß nicht einmal zu weſſen Vergnügen, da bloß eine Dame hier reſidirte) allerlei Wild unterhalten wurde. Die Regierung hat ihn ſehr weislich eingehen laſſen, da Tyrol ohnehin Mangel an Ackerbau hat. Jetzt iſt Korn darauf geſäet.

Inſpruk, vom grünen Innſtrom umfloſſen, iſt eine ſchmutzige Stadt, und zählt trotz ihrer Größe, nicht mehr als zehn bis zwölftauſend Einwohner, ein Garniſon-Regiment ungerechnet. Es iſt da wenig Merkwürdiges zu beſchauen. Kaiſer Maximilians Grab in der Domkirche, hat ſchön gearbeitete Basrelifs von weißem Marmor, des Kaiſers Leben und Thaten vorſtellend, aufzuweiſen. Im Grabe ſelbſt liegen nur die Eingeweide des Helden; ich habe vergeſſen, wo man ſeinen Kopf gelaſſen hat, der doch wahrlich das Beſte an ihm war. — Auffallend und einzig iſt der Einfall, in die Mitte der Kirche eine doppelte Reihe von (wenn ich recht zählte) acht und zwanzig coloſſalen Bildſäulen in Bronze zu ſtellen, die faſt alle im Jahre 1528 gegoſſen ſind, und da ſtehen, als ob ſie bei Hofe an einem Courtage auf die Erſcheinung des regierenden Herrn warteten. Es ſind aber lauter Leute, denen man zu ihren Lebzeiten die Cour gemacht hat, auch die reiche Erbin Tyrols, Margaretha Maultaſch, befindet ſich darunter. Daß man hier keine Aehnlichkeiten ſuchen darf, begreift ſich leicht, denn viele der Originale, z. B. Rudolph von Habsburg, Gottfried von Bouillon u. ſ. w. haben wohl nie einem Bildner geſeſſen. Da nun dieſe coloſſalen Puppen weder Kunſtwerth noch Intereſſe der Aehnlichkeit beſitzen, ſo thäte man eben ſo wohl, Kanonen daraus zu gießen. Doch! nein hier ſtehen ſie ja ſo unſchädlich, höchſtens verſieht ſich dann und wann eine ſchwangere Frau an ihnen, warum ſollte ich wünſchen, ſie in Mordſchlünde verwandelt zu ſehen?

Wer dem Küſter eine Treppe hinauf zu folgen Luſt hat, der tritt in die ſogenannte ſilberne Kapelle, weil eine ſchlechte Bildſäule der heiligen Jungfrau, und einige andere Kleinigkeiten von Silber darin befindlich ſind. Die Kapelle der Liebenden ſollte man ſie nennen, denn hier iſt das Grab der ſchönen Philippine Welſerin, jener reizenden Bürgerstochter, welcher die Liebe den herzoglichen Hut aufſetzte. Ihr Gemahl iſt der Stifter der Kapelle, und auch der Tod hat ihn nicht von ſeiner Geliebten getrennt, ſie ruhen hier neben einander. Glich Philippine dem Marmorbild, das auf ihrem Sarge liegt, ſo war ſie wirklich ſchön, und mehr als ſchön; dieſe edlen Züge haben dem Fürſten-Purpur-Glanz verliehen, nicht ihnen der Purpur. Auch blickt man gern von dem ſilbernen Tand, und ſelbſt von der trefflichen Moſaikarbeit, welche die Gräber umgiebt, immer wieder in dies ſchöne blaſſe Geſicht, deſſen erhabene Ruhe freilich keine Spur mehr von Leidenſchaft trägt. Man gäbe viel darum, die Frau lächeln zu ſehen, dann war ſie gewiß eben ſo herzenfeſſelnd als Preußens ſchöne Königin. — Reicher Ablaß iſt allen den Gläubigen vom Pabſte verliehen, welche in dieſer Kapelle beten werden. Ich bin meine Sünden nicht los geworden, denn nur für Philippinen hätte ich beten mögen, und die ſchien es nicht zu bedürfen. Woher mag es doch kommen, daß wir an der Ruheſtätte einer Liebenden weit mehr empfinden, als am Grabe des tapferſten Helden? Die Antwort iſt leicht. Zum Lieben ſind wir Alle gebohren, zum Todtſchlagen, dem Himmel ſey Dank! nur wenige.

Als ich in Inſpruk war, wurde gerade der Namenstag des Kaiſers gefeiert. Die Bürger hatten ein Scheibenſchießen veranſtaltet, und ich hatte Gelegenheit, die berühmte Kunſt der Tyroler Schützen zu bewundern. Man ſagt nicht zu viel von ihnen. Unter zehn bis zwölf Schüſſen gingen wenigſtens acht ins Schwarze. Die Scheibe ſelbſt fehlte keiner. Auch war der Hanswurſt, (der, wie gewöhnlich, nach jedem Schuſſe hervorkommen und die Stelle bezeichnen mußte, wo die Kugel getroffen hatte,) ſo gewiß, daß Niemand vorbey ſchießen werde, daß er oft während des Schießens neben der Scheibe ſtehen blieb. Er mußte wohl nicht bloß von der Kunſt, ſondern auch von der Nüchternheit ſeiner Landsleute überzeugt ſeyn. Abends wurde, den feſtlichen Tag zu verherrlichen, ein ſchlechtes Schauſpiel von Ziegler, Fürſtengröße, ſchlecht geſpielt. Auf dem Zettel war angekündigt: das Theater werde heute beleuchtet ſeyn. Das verſtehe man nicht ſo, als ſey es gewöhnlich ganz dunkel, ſondern heute waren eine große Menge Wachslichter an der Brüſtung der Logen befeſtigt, und des Kaiſers Bild, von einigen hundert Kerzen umgeben, glänzte auf der Bühne, und Herr Deniſſle, der Direkteur, ſprach einen Prolog. Das Theater, mit zwei Reihen Logen, deren jede, nach Geſchmack und Laune des Inhabers bunt oder einfach verziert iſt, nahm ſich recht artig aus. Leider wurde am Schluß, als man ſchon das ganze ſchlechte Stück überſtanden zu haben glaubte, noch eine Feſtung ſo lächerlich von drei Mann geſtürmt und von drei Mann vertheidigt, daß ich mit Ehrfurcht an die Pariſer Feſtungen auf dem Boulevard zurück dachte, wo die kleinen Soldaten mit hölzernen Kugeln über den Haufen geſchoſſen werden. Der Direkteur des Theaters ſteht unter einer Oberdirektion. Keiner von den Mitgliedern ſeiner Bühne iſt des Nennens werth. Bei der geringen Bevölkerung würde ein Schauſpiel ſich hier gar nicht erhalten können, wenn nicht die hier reſidirende Erzherzogin, Tante des Kaiſers, das Beßte dabei thäte. Den Officieren giebt ſie, vom Cadet bis zum Hauptman, freie Entrée.

Ehe ich Inſpruk verlaſſe, muß ich noch den Wunſch äußern, die Stadt einmal in dem Augenblicke zu ſehen, wo alle Einwohner ihre Wäſche trocknen. Auf den meiſten Häuſern nemlich befindet ſich zu dieſem Behuf auf den Dächern eine Art von ſchlechter Gallerie. Dieſe Gallerien gewähren auch unbekleidet ſchon einen ſeltſamen Anblick, aber hilf Himmel! welch ein ungeheures Zelt muß die ausgehängte Wäſche bilden! und wenn der Wind alle die Hemden bewegt, gerade in dem Augenblicke, wenn der Reiſende Inſpruk zum erſtenmale von ferne erblickt, muß es ihm nicht vorkommen, wie eine ſegelnde Stadt?

Aber welch göttliche Ausſichten eröffnen ſich wieder, ſobald man Inſpruk verlaſſen hat! Möge des Kummers ſcharfe Klaue ein armes Herz noch ſo feſt zuſammen gedrückt haben, hier muß es ſich wieder aufthun. Ja, ich muß es wiederholen: die Schweitz hat wahrlich nichts Schöneres aufzuweiſen. Verſchiedene Denkmähler, am wohl unterhaltenen Wege errichtet, ſind bald mehr bald minder merkwürdig. Daß der Pabſt hier vorbei fuhr — mich kümmerts nicht. — Daß auf einer andern Stelle ein fürſtlicher Bräutigam ſeine fürſtliche Braut empfing — das mag ſehr intereſſant ſeyn für das fürſtliche Paar, wenn es, nach fröhlicher Begehung einer ſilbernen Hochzeit, etwa einmal wieder den Platz betritt, wo, mit großer Verlegenheit, ſich beide zum erſtenmal ſahen, und mit ſchüchternen Blicken prüften, ob die gewechſelten Miniatur-Portraits ähnlich geweſen, oder nicht? — Aber an einem dritten Monumente verweilt man gern einige Augenblicke. Hier iſt zu leſen: daß dieſer, wirklich vortreffliche Weg, zuerſt von den römiſchen Legionen unter Septimius Severus und Julian in die Felſen geſprengt, nach Jahrhunderten wieder aufgefunden, die alten römiſchen Meilenzeiger zum Andenken in einem nahen Schloſſe verwahret werden. Nachher ſey er oft durch Ueberſchwemmungen zerſtört, durch menſchlichen Fleiß wieder gebeſſert worden, bis endlich Kaiſer Joſeph ihn ſo vollkommen herſtellen laſſen, als er noch heute gefunden wird — eine Wohlthat, für die jeder Reiſende ihn ſegnet.

In dieſer Gegend vom Tyrol bemerkt man an dem weiblichen Geſchlechte eine reizende National-Phyſiognomie, ovale Geſichter, ſchön geſchnittene braune Augen, eine weiße Haut. Sie gleichen ſich alle wie Schweſtern, aber wie liebliche Schweſtern, Schade nur, daß ihre geſchmackloſe Kleidung ihre Reize verunſtaltet. — In jedem Wirthshauſe findet man nun eine Taxe für Mahlzeiten, eine löbliche Gewohnheit, nur die Claſſificirung der Mahlzeiten hat mir ein Lächeln entlockt. Die erſte große Eintheilung iſt in Fleiſch- und Faſttage gemacht, dann giebt es Herren-Mahlzeiten, Fuhrmanns-Mahlzeiten, Hochzeitmahle, und bei den letzteren iſt für Frauenzimmer die ſeltſame Einſchränkung gemacht, daß ſie acht Kreuzer weniger bezahlen als die Mannsperſonen. Das iſt übrigens ſehr billig und ſollte wohl überall ſo ſeyn, denn ſie eſſen und trinken ja in der That weniger. — In dieſen Gegenden wird ſchon, wie überhaupt in ganz Italien, das Leinenzeug nicht mehr geplättet, ſondern bloß gewaſchen, welches einem verwöhnten Gefühl unſanft thut. — Die ſchöne Landſchaft wird hie und da durch die unendliche Menge von abgelaubten Bäumen, (ich glaube, es ſind Eſchen) verunſtaltet; man freut ſich aber doch zu ſehen, daß der Landmann nichts vernachläſſigt, um ſeinem Vieh im Winter Futter zu verſchaffen. Eine Bäuerin verſicherte mich, das Vieh freſſe die Blätter ſehr gern und befinde ſich wohl dabei. Warum ahmt man dies Beiſpiel in Norden nicht nach? beſonders in Lief- und Ehſtland, wo das Vieh ſo oft im Winter Stroh freſſen muß? Fehlt es etwa an Händen, um die Blätter einzuſammeln? aber ein einziger Baum giebt reiche Ausbeute, und erfodert wenige Zeit ihn zu entlauben. An tauglichen Bäumen iſt auch kein Mangel, denn nicht bloß die

Eſche dient dazu, auch die Ulme, ja ſogar der Eichbaum, wie ich nachher oft in Italien zu ſehen Gelegenheit hatte.

Bis Mittewald kamen die Franzoſen; hier ſteckten die wackern Tyroler ihrem Vordringen ein Ziel. Aber freilich erkauften ſie ihre Siege oft theuer. Der Poſtmeiſter zu Mittewald liefert ein trauriges Beiſpiel, wie viel Unglück zuweilen das traurige Schickſal plötzlich über einen Menſchen zuſammen häuft. Er war ein wohlhabender Mann, ein glücklicher Gatte und Hausvater. Da kamen die freien und edlen Franzoſen, raubten ihm alles, und ſchoſſen ihm zwey Häuſer in den Grund. Seine Gattin wurde vor Schrecken wahnſinnig. So irrte ſie in den Feldern umher, er mußte ſie einſperren. Kaum war der Feind verjagt, ſo ſtellte ſich die Pferdeſeuche ein, und ihm fielen 36 Pferde. So blieb er auf den Trümmern ſeines Glücks, vor der verriegelten Thür einer wahnſinnigen Frau ſitzen. Jetzt war ſeit drei Wochen wenigſtens dieſe in der Beſſerung, nur noch melancholiſch; ſie nahm ſich aber doch ſchon wieder, zu des Mannes Freude, der häuslichen Geſchäfte an. Ich meine, der Kopf, der ſo viel Elend zu ertragen vermag, muß ſehr ſtark oder ſehr ſchwach ſeyn.

Der Weg zwiſchen Brixen und Botzen iſt wiederum äußerſt romantiſch; immer rechts ſchroffe Felſen, links ein jäher Abgrund, unten der reißende Strom, die Eiſach, den ich faſt einen viele Meilen langen Waſſerfall nennen mögte. Doch auch hier ſind dem rauhen Boden überall kleine fruchtbare Plätze abgetrotzt, und Millionen Kürbiſſe ſchimmern aus jeder Steinritze hervor. Beſonders wird der Weinbau hier herum ſehr emſig betrieben. Der Tyroler Wein iſt recht gut, wohlfeil, und ich kann mich nicht genug wundern, daß wir ihn im Norden nie zu trinken bekommen. Oder trinken wir ihn vielleicht nur unter vornehmerem Titel? — Crucifixe ſieht man überall zu hunderten am Wege; ſie werden von den gläubigen Seelen auf allerlei Weiſe herausgeputzt. Hier hat der Herr Chriſtus Blumenſträußer zwiſchen den Füßen, dort hängt ihm türkiſch Korn von den Armen herab. Hie und da iſt ſogar eine Weinrebe neben das Crucifix gepflanzt, von der es, bis zur Spitze hinauf mit reifen Trauben prangend, ſo artig umranket wird, daß der gekreuzigte Heiland dem Bachus — dennoch nicht ähnlich ſieht. Wozu ſich doch der Herr Chriſtus zuweilen hergeben muß! da ſteht er auch irgendwo über einem Brunnen, in der Seite, die ihm mit dem Speer geöffnet worden, ſteckt eine kleine blecherne Röhre, und aus dieſer fließt das Brunnenwaſſer ſehr witzig heraus.

Botzen iſt ſchon eine halb italiäniſche Stadt, wird auch hier meiſtentheils Bolzano genannt. Man hört weit mehr italiäniſch als deutſch reden. Auf den Dächern ſieht man ſchon ſogenannte Logen, um die friſche Luft daſelbſt zu genießen. Auch erſcheint, nach italiäniſcher Sitte, kein Frauenzimmer mehr in dem Zimmer des Reiſenden, Mannsperſonen bereiten ſogar die Betten. — Die komiſchſten Kopfzeuger in Aſien und Europa werden von den Weibern der Wotiäken und von den Bürgerfrauen zu Botzen getragen. Die erſteren habe ich auf meiner Reiſe nach Sibirien geſchildert; die letzteren beſtehen aus einer Art von dreieckigten Mannshüten, von ſchwarzem Flor, die aber faſt in den Nacken geſetzt werden; vorn läuft eine Art von ſchwarzem Zipfel, wie man ihn bey tiefer Trauer hin und wieder in Deutſchland trägt, bis auf die Stirn. Das Drollige und Häßliche des Ganzen läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben.

In Neumarkt ſah ich eine Menge Menſchen eine offene Kirchthür belagern. Ich drängte mich hindurch, und ſtellte mich, mit abgezogener Reiſekappe, andächtig unter den Haufen. Ein Mönch ſtand auf der Kanzel und hielt mit großem Eifer eine ſogenannte Roſenkranz-Predigt. Lieber Gott! welch ein unſinniges Gemengſel floß aus der braunen Kutte über den verworrenen Bart herab! „Durch „die Andacht des Roſenkranzes, meine geliebten Zuhörer, hat „der heilige Dominicus über hunderttauſend Menſchen in „den Schooß der Kirche zurück geführt. Mit nicht mehr „als dreihundert achtzig Hausgenoſſen und Knechten, hat „Abraham durch Hülfe des Roſenkranzes (!) vier Könige „zuſammen geſchlagen, deren jeder ſein eigenes „Kriegsheer commandirte. Ein anderer Gläubiger (deſſen „Namen ich überhörte) hat mit dreihundert Mann, die Roſenkränze beteten, hundert und dreißig tauſend zuſammen „geſchlagen. Ja, meine Zuhörer, der heilige Dominicus kommt mir vor, wie das Geſicht in der Offenbarung: „ein Engel hielt ein goldenes Rauchfaß, nahm zwei glühende Kohlen davon, warf ſie auf die Erde, und die Erde „bebte. So hält auch der heilige Dominicus das Rauchfaß, nemlich den Roſenkranz, nimmt die Kohlen, „nemlich die göttliche Liebe, wirft ſie auf die Erde, „nämlich in die Herzen der Gläubigen, und ſiehe „ſie beben! —“ (Könnte wohl ſelbſt Schlegel poetiſcher predigen?) „Heil den chriſtlichen Königen und Fürſten, die, „in einer Hand das Schwerdt, in der andern den Roſenkranz ausziehen! Die verruchten Ketzer zu bekehren, hat „man die Waffen ergriffen, und da haben einmal fünfhundert Mann zehntauſend, und ein anderes Mal dreitauſend Mann mehr als zwanzigtauſend zuſammen geſchlagen.“

Leider vergönnte mir die Zeit nicht, das Ende dieſer erbärmlichen Predigt abzuwarten. — Doch ich vertauſchte gern die unſinnigen Floskeln des Mönches nur gegen die erhabene Poeſie der Natur. Immer mehr und mehr ſieht ſich der Nordländer mitten unter Gegenſtände gezaubert, die im Vaterlande ihm faſt fremd waren. Maisfelder dehnen ſich vor ihm aus, in Rahmen von goldgelben Kürbiſſen gefaßt. Aus Meilen langen Bogen-Gängen winken ihm blaue Trauben. Gleich Guirlanden, um ein Feſt zu ſchmücken, ſind die Weinreben von Ulme zu Ulme gezogen. Die Gebüſche am Wege hat der wilde Hopfen ſo dicht umrankt, daß man die Straße mit Nichts als Lauben eingefaßt glaubt. Lange Aleen von Maulbeerbäumen ziehen ſich an andern Stellen den Weg entlang, Cypreſſen ragen hier und dort gleich hohen Pyramiden hervor, ächte Kaſtanien, Stämme von ungeheurem Umfang, überſchatten mit tauſend Zweigen die Raſen, große Feigenbäume laſſen ihre Zweige verworren in einander laufen, hohes, an der Spitze geſiedertes Rohr, ſcheint neidiſch zu eilen, um die höhern Bäume im Wachsthum zu erreichen — und zwiſchen allen dieſen ſieht man hübſche, braunäugige Bäuerinnen wandeln, mit ſchwarzen Zöpfen, ſilbernen Nadeln darin geſteckt, Wallfahrts-Lichtern in den Händen, und — ohne Andacht in den ſchalkhaften Mienen. So befriedigt, und ſo erwartungsvoll betritt der Reiſende Welſchlands Grenze, eilt raſch durch Trento, wo ihn die Erinnerung an das tridentiniſche Conzilium nicht zurück zu halten vermag, und erreicht, von dem mannigfaltigen Genuſſe berauſcht, aber nicht geſättigt, das merkwürdige Verona.

17. Zwiſchen Verona und Florenz.

Was ich über Verona, Mantua, Modena und Bologna etwa zu ſagen weiß, verſpare ich bis zu meiner Zurückreiſe, weil ich alsdann alle dieſe Städte noch einmal zu ſehen hoffe. Des Lachens konnte ich mich nicht enthalten, als ich über die Brücke fuhr, welche die Kaiſerlichen Staaten von der Ciſalpiniſchen Republik trennt, und ſogleich an der erſten Gaſſenecke mit großen Buchſtaben geſchrieben fand: Circondario della libertà (Stadtviertel der Friheit), dem aber auch ſogleich die lebendige Widerlegung, eine franzöſiſche Schildwache hinzugefügt war. Mit den Päſſen wird man in dieſer ſogenannten Republik eben ſo unnütz und über die Gebühr herum gezogen, als im Oeſtreichiſchen. In jeder Stadt, an jedem Thore, in jedem Wirthshauſe, muß man ſie vorzeigen, überall werden ſie eingeſchrieben, abgeſchrieben, beſchrieben und unterſchrieben, ſo daß man endlich eine Sammlung von fünfzig verſchiedenen Händen und fünfzig verſchiedenen Siegeln erhält. An den Thoren muß man Viertelſtunden lang, und oft noch länger warten, ehe man herein- oder herausgelaſſen wird. In manchen Städten muß man ſich ſogar perſönlich vor der Polizei ſtellen. Kurz, man glaubt heut zu Tage, die Regierungskunſt beſtehe in einem wohlorganiſirten Mißtrauen. Ich meine aber, eben dadurch werden oft Menſchen zu Schurken, die ſonſt wohl nie daran gedacht hätten. Es geht ihnen, wie den Knaben mit der Onanie, die ſie erſt durch Warnungen kennen lernen.

Die einzige italiäniſche Stadt, die ich zur Nachtzeit durch Laternen erleuchtet geſehen habe, iſt Verona. Sollte man es für möglich halten, daß ſogar Rom und Neapel nichts von Straßenbeleuchtung wiſſen? man müßte denn hie und da ein ſchwaches Lämpchen vor einem Madonnenbilde dafür gelten laſſen. So bald es finſter wird, darf man ſich nicht mehr ohne Laterne oder Fackel auf die Gaſſe wagen, und wenn etwa ungeſtümes Wetter dieſe verlöſcht (wie mir einigemal geſchehen), ſo tappt man in dieſer Finſterniß in Städten herum, die durch Banditen und Aſyle für Mörder längſt berühmt geworden ſind. Wer lernen will, wie eine Stadtpolizei nicht eingerichtet ſeyn muß, der reiſe nur nach Italien.

Hingegen muß ich die Polizei der Landſtraßen größtentheils rühmen. Die Chauſſeen und Brücken ſind gut unterhalten, die Ueberfahrt über den oft gefährlichen Po, iſt als Muſter zu empfehlen. Eine große, ſolid gebaute fliegende Brücke, mit der möglichſten Bequemlichkeit und Sicherheit, für Equipagen und Pferde ſowohl als für Fußgänger eingerichtet, hängt mit einer Reihe von Kähnen zuſammen, deren letzter in der Mitt des Stroms feſt vor Anker liegt, und ſo wird die Brücke, bloß durch die vereinigten Würkungen des Stroms und des Steuerruders, leicht und ſchnell an das andere Ufer geführt. Wenn ich dagegen an die unangenehmen und unſichern Ueberfahrten über die Weichſel und Memel gedenke, oder gar an die elenden Prahmen in Curland, wo das Waſſer immer Fuß hoch zu allen Seiten herein dringt; ſo ſchmerzt es mich, daß der ſonſt ſo fleißige Norden hier einmal vom faulen Süden übertroffen wird.

Auch in andern Ländern habe ich wohl ſchon oft gefunden, daß ſchlechte Gaſthöfe ſich durch pompöſe Aushängeſchilder ein Anſehen zu geben ſuchen, und daß man ſich in ſolchen Fällen auf kein Bildniß eines Kaiſers oder Königs verlaſſen darf; in Italien treiben ſie aber das Ding noch viel weiter; denn da trägt nicht allein das Haus ſelbſt einen reſpektabeln Namen, ſondern auch jedes Zimmer. In Novi z. E. hießen vier ſchlechte Stuben: Venedig, Neapel, Rom und Paris. In einer andern kleinen Stadt führten ſie gar die Namen der vier Welttheile, und über den fünften ſtand: Rußland.

Das vormalige päbſtliche Caſtell San Urbino, prangte an ſeinen Thoren mit einer lateiniſchen Inſchrift, welche den Leſer unterrichtet: „Das Caſtell ſey erbaut worden, um den geiſtlichen Schaafſtall vor den reißenden Wölfen zu bewahren.“ Die reißenden Wölfe, die jetzt die Beſatzung dieſes Caſtells ausmachen, haben die Inſchrift ſtehen laſſen.

Wenn man über die Apenninen geht — ich ſage gehen — denn wer die Schönheiten dieſer Gebürge recht genießen will, muß ſich nicht verdrießen laſſen auszuſteigen, und, wie ich gethan habe, den Weg größtentheils zu Fuß zu machen — wenn man alſo über die Apenninen geht, ſo wird man durch eine ſehr intereſſante Auf- und Abſtufung der ſchaffenden Natur auf das Angenehmſte unterhalten. Erſt pilgert man langſam aufwärts durch Weinberge, an welche, in einer gewiſſen Höhe, ſich Kaſtanienwälder ſchließen. Wo dieſe enden, fangen die Eichen an, die bald einem niedrigen Buſchwerk und Wachholdergeſträuch Platz machen; hierauf folgt Farrenkraut, bis endlich nackte Felſenſpitzen erſtiegen ſind. Eben ſo geht es wiederum abwärts in umgekehrter Ordnung, nur mit dem Unterſchiede, daß am jenſeitigen Fuße der Gebürge ſich noch einige Produkte des wärmern erreichten Himmelsſtriches anreihen, denn jetzt erblickt man zum erſtenmale die herrliche Cypreſſe, den lichtgrünen Oelbaum. Vor den Früchten des letztern warne ich den neugierigen Reiſenden, wenn ſie auch noch ſo ſchwarzblau herab winken; ſie ſind entſetzlich bitter, man wird den bittern Geſchmack den ganzen Tag nicht wieder los: dieſe den reifen Oliven beiwohnende Bitterkeit verlieren ſie nur durch Räuchern.

In den Apenninen war gerade Kaſtanienerndte, Jung und Alt in den Wäldern zerſtreut, die Kaſtanien von den

Bäumen zu ſchlagen, und dann die ſtachlichte Frucht mit kleinen hölzernen Zangen aufzuſammeln. Welche Wohlthat der Natur iſt für die faulen Italiäner dieſe in ungeheurer Menge ohne Pflege reifende Frucht! wenn der Nordländer ſeinen Kartoffeln Acker und Fleiß widmen muß, ſo ſchlendert der Italiäner bloß zum Zeitvertreib hinaus, um bei ſeiner Kaſtanienerndte ein fröhliches Volksfeſt zu begehen.

Wenn man auch nicht weiß, daß man die *Toskaniſche* Grenze betreten hat, ſo erräth man es bald, weil Fleiß, Reinlichkeit, Heiterkeit und Schönheit dies einſt ſo weiſe beherrſchte Völkchen auszeichnen. Die Bauermädchen in ihren runden, mit Blumen beſteckten Hüten, ſehen allerliebſt aus.

Am Abhang der Apenninen liegt eine Villa, welche den *Medicis* zugehörte, als ſie nur noch Kaufleute waren. Der Anblick von *Florenz*, mit den umliegenden Hügeln, die alle mit weißen, freundlichen Häuſern beſäet ſind, wird von Vielen für einzig gehalten. Auch ich habe ihn ſchön und lieblich gefunden, weit *lieblicher* als die Ausſichten in Tyrol; aber den hohen, imponirenden Charakter jener erreicht er doch bei weitem nicht. Die Gegenden um Florenz ergötzen, erheitern; die Gegenden in Tyrol füllen die Bruſt mit unnennbarem Entzücken; jene kann man wieder vergeſſen, dieſe nie!

18. Zambeccari's Luftfahrt.

(Aus Bologna.)

Zambeccari, der eiſerne Mann mit dem unerſchütterlichen Muthe, iſt wahrhaftig merkwürdig. Er hat alles, und mehr gelitten, als ein Sterblicher leiden kann, er hat, im eigentlichen Wortverſtande, mit allen Elementen gekämpft, er liegt in dieſem Augenblicke verſtümmelt, krank darnieder, und dennoch denkt er an nichts, ſpricht von nichts, als von neuen halsbrechenden Verſuchen. Da ſeine letzte Luftfahrt, (am 22ſten Auguſt dieſes Jahres) theils in wiſſenſchaftlicher Rückſicht Aufmerkſamkeit verdient, vorzüglich aber einen Menſchen, bei der gröſtmöglichſten Gefahr in ſeiner ganzen Kraft darſtellt, ja, da man kühn behaupten darf: in einer ſolchen verzweifelten Lage befand ſich, ſeit es Menſchen giebt, noch kein Sterblicher, ſo glaube ich, man werde gern mehr darüber leſen, als die magern Zeitungsberichte geliefert haben. Hier iſt ein getreuer Auszug aus der Relation, welche die hieſige Geſellſchaft der Wiſſenſchaften (die eifrigſte Beförderin jener Experimente) unter ihrer und Zambeccari's Unterſchrift hat drucken laſſen. — Am 21ſten Auguſt um Mitternacht verkündeten drey Kanonenſchüſſe den Anfang des Verſuchs. Der Ball wurde aus der Kirche delle Acque, wo er verfertigt worden, nach der nahe gelegenen Wieſe gebracht. Er hatte dreißig Bologneſer Fuß im Durchſchnitt, welche etwas über fünf und dreißig Pariſer Fuß ausmachen. Eine cirkelförmige Lampe mit Weingeiſt war angebracht, ſie hatte ringsum vier und zwanzig Löcher, ſämmtlich mit Klappen verſehen, um ſie ſchnell zu öffnen, oder zu verſchließen, je nachdem die Flämmchen verlöſchen oder ſich wieder entzünden ſollten. Das Gewicht der ganzen Maſchine, ſammt den beiden Reiſenden und deren Geräthe, betrug achthundert und fünfzig Bologneſer Pfunde, wozu man noch ſo viel Ballaſt rechnen muß, als nöthig war, um die Maſchine faſt im Gleichgewicht zu erhalten, jedoch mit einem ganz kleinen Uebergewicht, und folglich einer Neigung zum Fallen. Um drey Uhr Morgens wurde der Anfang mit dem Füllen gemacht. Aus ſechzehn

Tonnen,

Tonnen, die im Kreiſe um zwei groſe mit Waſſer gefüllte Kufen ſtanden, entwickelte ſich das Gas, und ſtieg gereinigt in den Ball hinauf. Die Direction des chemiſchen Apparats war den beiden Brüdern, Dominico und Gaetano Sgarzi anvertraut; durch ihre Geſchicklichkeit und mit Hülfe der Herren Tartarini und Fratta, ging dieſes Geſchäft ſchnell und glücklich von ſtatten. Es war voraus beſtimmt, den Luftball bis auf zwei Drittel zu füllen, man brauchte dazu 3548 Pfund Zink, mit dem nöthigen Verhältniß von Schwefelſaure und Waſſer. Schon nach einer Stunde fing der Ball an ſich ſelbſt zu bewegen, und man würde ſehr bald bis zu dem vorgeſchriebenen Maaße der Füllung gelangt ſeyn, hätte man die Operation nicht oft unterbrechen müſſen, um erſt die Gondel, und dann die Gallerie bequem zu befeſtigen; die letztere wurde nach und nach, ſo wie die aufſteigende Kraft zunahm, mit dem Nöthigen beladen.

Um ſechs Uhr Morgens riefen abermals drei Kanonenſchüſſe die Zuſchauer aus der Stadt. Sie ſtrömten in dichten Haufen herbei; die mit Einlaßbilleten Verſehenen füllten die Schranken, das Volk kletterte auf die Hügel rings umher, der Anblick war groß und einzig. Aller Augen hefteten ſich ſtarr auf die Luftſchiffer, die mit der gemeſſenſten Vorſicht zu ihrem Auffluge ſich bereiteten.

Jetzt war die chemiſche Operation vollendet, der Ball in der Mitte durch ein doppeltes Seil verſchloſſen, welches leicht durch einen Ring lief, den man nicht hoch über dem Boden angebracht hatte; die Gallerie war beladen, der Ballaſt eingenommen — um halb eilf Uhr beſtiegen Zambeccari und Andreoli die Gondel. Zuerſt machten ſie einen ſehr merkwürdigen Verſuch mit den Rudern. Sie warfen fünf und zwanzig Pfund aus, und ſtiegen alſobald ſo hoch, als das fünfzig Fuß lange Seil erlaubte, welches den

Ball noch hielt. In dieſer Höhe bewegten ſie die Ruder regelmäßig, und ſiehe da, die Maſchine folgte gleichfalls ziemlich regelmäßig, in abſteigender Richtung, der Bewegung der Ruder, überwand alſo die Kraft von 25 Pfund. Einige wollten zwar noch zweifeln, daß wirklich die dazwiſchen tretende Kraft der Ruder groß genug ſey, um jene aufſteigende Kraft zu überwältigen, ſie meinten, der Strick thue dabei das Beſte. Da aber der Strick immer ſchlaffer wurde, je mehr der Ball ſich zur Erde neigte, und er dennoch den Rudern gehorchte, ſo verſchwanden alle Zweifel. — Jetzt wurde ein zweites Experiment gemacht. Die ausgeworfenen fünf und zwanzig Pfund wurden wieder eingenommen, und noch fünf Pfund darüber, daß folglich das ganze Gewicht die aufſteigende Kraft um fünf Pfund übertraf. Nicht mehr als zwei angezündete Flämmchen waren hinreichend, den Ball ſichtbar anzuſchwellen, und die ſo verdünnte Luft hob ihn langſam ſo hoch als des Strickes Länge erlaubte. Sobald aber durch die Klappen die beiden Flämmchen wieder unwirkſam gemacht wurden, wurde der Ball auch wiederum ſchlaffer und ſenkte ſich langſam. Ein kleiner Windſtoß trieb ihn aber gegen die Segelſtangen, daher mußte das Seil etwas angezogen werden, um ihn davon abzuhalten.

Der dritte Verſuch beſtand im Anzünden von ſechs Flämmchen, deren Wirkung natürlich um ſo ſchneller war. Aber der Ball ſenkte ſich nicht als die Flämmchen ausgelöſcht wurden, ſondern erhielt ſich ungefähr zwei Minuten in dieſer Höhe; ſo viel Zeit war erforderlich, um ſeine Temperatur mit der der umgebenden Luft wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Dann ſtieg er ſanft und mit gleichförmiger Bewegung herab wie das erſtemal.

Nach dieſen Verſuchen ſchickten ſich die Luftſchiffer zur

Abreiſe an. Vorher prüfte man noch einmal das Gewicht der ganzen Maſchine, und überzeugte ſich, daß nur ein Uebergewicht von einigen Pfunden ſie zum Fallen geneigt mache. Jetzt wurden acht Flämmchen angezündet, das Seil losgelaſſen, und alſobald geſchah der Aufflug. Es war 10 Uhr 50 Minuten. Der Barometer zeigte 27 Pariſer Zoll 7 Linien, der Reaumürſche Thermemeter ſtand auf 17,33. Es wehte ein leichter Nordweſtwind. Der Donner von ſechs Kanonenſchüſſen vom Berge St. Michael, empfing die kühnen Schiffer in den Regionen der Luft. Das Aufſteigen geſchah ſo abgemeſſen und langſam, daß man ganz deutlich gewahr wurde, wie die durch die Kanonen erſchütterte Luft die Gondel ſchwanken machte. Wenige zerſtreute Wolken zogen am Himmel, die Luft war ſtill, der Wind ſehr gering, veränderlich in verſchiedenen Höhen, doch am veränderlichſten unten auf der Erde. Da dieſer Umſtand den Ball hinderte, ſich weit von Bologna zu entfernen, ſo blieb er faſt immer im Geſichtskreiſe der Zuſchauer; von den Spitzen aller Hügel und von den Thürmen verfolgte ihn das Auge bis zu ſeinem Niederſteigen. Die Verdicalbewegung war ziemlich einförmig und ſtets abgemeſſen durch die Kunſt der Luftſchiffer; die aufſteigende Bewegung zeigte ſich verſchieden, je nachdem der Ball andere Luftſtröme durchſchnitt; anfangs ging er nach Süden, dann gegen Weſten, endlich nach Norden, und in dieſer Richtung entfernte er ſich von Bologna. Die Reiſenden manövrirten fleißig und machten folgende Bemerkungen:

1. Die obenerwähnte Kunſt, die Temperatur des Balles nach Gefallen zu verändern, erfüllte ganz ihre Erwartung. Mit einem einzigen angezündeten Flämmchen mehr beſchleunigten ſie augenblicklich das Aufſteigen, oder verzögerten es, indem ſie das Flämmchen wieder auslöſchten.

Erhielten ſie die Flämmchen brennend in beſtimmter Anzahl, ſo erhielt ſich auch der Ball in gleicher Höhe; verſchloſſen ſie dann nur eine einzige Klappe, ſo fing er an zu ſinken.

2. Beim Auslöſchen der Flämmchen war die Wirkung nicht ſo ſchnell als beim Anzünden; es verging dann wohl eine Minute, ehe das Steigen des Balles aufhörte, und er ſich nach und nach wieder zum Fallen neigte, vermuthlich weil das Erwärmen der Temperatur abhängiger von der aufſteigenden Flamme iſt, als das Kühlerwerden von der verloſchenen.

3. Etwas beſonderes beobachteten die Reiſenden ein oder zweimal. Wenn nemlich der Ball gleichſam ſtehend oder ruhend war, fing er einigemal von ſelbſt an ſich ruckweiſe zu erheben, ohne daß das Feuer dabei wirkte. Dieſe kleine Anomalie ſchrieb Zambeccari der verſchiedenen Temperatur der umgebenden Atmoſphäre zu, die vielleicht durch die Sonnenſtrahlen, oder das Reflectiren derſelben in den Wolken, begründet wurde.

4. Dieſe Kleinigkeit ausgenommen, wurde es den Luftſchiffern ganz leicht, die Verticalbewegung zu leiten, ſich nach Gefallen zu erheben, herab zu laſſen, oder in einer gewiſſen Höhe zu bleiben. Einen ſolchen Verſuch machten ſie im Angeſicht aller Zuſchauer, indem ſie über Ronzano aus einer großen Höhe bis auf fünfhundert Fuß von der Erde herabſtiegen, und dann wieder zur vorigen Höhe ſich hinauf ſchwangen.

5. Auf der ganzen Reiſe kam die durch den Barometerſtand beſtimmte Höhe vollkommen mit den Anzeigen überein, welche man durch die von Zambeccari ſo genannte anemometriſche Schnellwaage erhielt. Die kleinſte Höhe des Barometers war zwanzig Pariſer Zoll, folglich erhob ſich

der Ball nicht höher als bis zu 6998 Bologneſer Fuß. Die kleinſte Höhe des Thermometers war neun Grad Reaumür.

6. Der Ball durchſchnitt einmal eine nicht ſehr dichte Wolke, die ſich plötzlich auflöſte. Weder indem man der Wolke ſich näherte, noch auch bei deren Berührung, ergaben ſich fühlbare Anzeigen von Electricität. Vermuthlich zertheilte ſich die Wolke ſchon bei der bloßen Annäherung durch den darauf wirkenden Druck des Luftballs, wenigſtens ſpürten die Reiſenden nicht die geringſte Feuchtigkeit als ſie hindurch waren.

Um ein Uhr Nachmittags ſchwebte der Ball über Capo d'Argine, einer Poſtſtation auf der Straße nach Ferrara, ſechs Meilen von Bologna. Ein Luftſtrom führte ihn nach Nordweſt. Die Reiſenden hatten anfangs nichts dagegen, aber eines Theils war der Wind zu ſchwach, um eine lange Fahrt zu unternehmen, andern Theils waren die Kräfte zweier Menſchen kaum hinreichend, um den Ball zu regieren und zugleich die gehörigen Beobachtungen anzuſtellen. Das Feuer der Lampe zu mäßigen oder zu verſtärken, je nachdem es die Umſtände erheiſchten; den Barometer und Thermometer wie auch die Magnetnadel beobachten; bei jeder Bewegung des Balles deſſen Lage unterſuchen; das waren zu gehäufte Arbeiten und Sorgen, die kleinſte Täuſchung konnte Gefahr drohen. Zambeccari entſchloß ſich daher zur Erde herabzuſteigen, und bei dieſer Operation gehorchte der Ball abermals zum Erſtaunen dem Willen ſeiner Regierer. Tauſende von Zuſchauern waren Zeugen davon, und auf Anſuchen der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, hat die Departemental-Polizei ein Protocol darüber aufgenommen.

Als der Ball ſich der Erde näherte, ſchwebte er über einem moraſtigen Boden, der den Luftſchiffern ein naſſes Reisfeld ſchien. Augenblicklich zündeten ſie zwei Flämmchen an, hoben ſich wieder, flogen über das Poſthaus weg, und da ſie etwa zweihundert Schritt von da ein Feld gewahr wurden, wo keine Hinderniſſe zu befürchten waren, ſo lieſſen ſie ſich herab. Schon war der vier und ſiebzig Fuß lange Anker ausgeworfen, faßte auch ziemlich feſt an einem Ulmenzweige. Die Einwohner liefen jauchzend herbei, und empfingen die Ankömmlinge mit Flintenſchüſſen. Aber der Schiffbruch erwartete ſie im Hafen. Der Ball ſtieg nehmlich ſchief herab, indem er eines Theils dem Geſetze der Schwere, andern Theils dem Eindrucke des Windes geherchte. Kaum hatte der Anker gefaßt, als der Strick ſich verwickelte und die Gondel einen Stoß erhielt, welcher den Ball ſo ſehr auf eine Seite neigte, daß der brennende Spiritus überlief. Die Flamme breitete ſich ſogleich auf der Gallerie aus, die unglücklicherweiſe noch ganz naß von verſchüttetem Spiritus war. Vom Feuer ergriffen und durch die plötzliche Gefahr verwirrt, hatten die Reiſenden nicht Gegenwart des Geiſtes genug, augenblicklich die aufſteigende Kraft um ſoviel zu vermehren, als nöthig geweſen wäre, den Ball vom fernern Sinken zurück zu halten. Er fiel mit ſeinem ganzen Gewichte zur Erde, und dieſer neue heftige Stoß verurſachte ein abermaliges Ueberfließen des Spiritus, wodurch die Flamme noch mehr um ſich griff. Zum Unglück erreichte ſie eine Flaſche, in der noch ungefähr dreißig Pfund enthalten waren, die ſich plötzlich mit einem ſtarken Knall entzündeten. Die beträchtliche Verringerung des Gewichts verurſachte, daß die Maſchine mit großer Gewalt aufprallte, indeſſen hielt ſie der Anker. Fall, Stoß und Zurückprallen war das Werk Eines Augenblicks. Der verwickelte Strick drohte das Ruder zu zerbrechen.

Zwei Menſchen klammerten ſich an den Maſtbaum und verſuchten auf dieſe Weiſe den Ball zu halten. Indeſſen ſchrien die vom Feuer umgebenen Luftſchiffer, man ſolle das Seil anziehen. Ihre Kleider brannten, ihr Geräthe, das Netz, die Stricke der Gallerie, Alles ſtand in Feuer. Da war nicht lange zu rathſchlagen. Zambeccari goß ſich eine Flaſche Waſſers über den Kopf, und es gelang ihm wenigſtens, das ihn zunächſt umgebende Feuer zu löſchen. Andreoli, um ſich ſchnell zu retten, klimmte am Ankerſeil herab. Aber ſeine Eilfertigkeit und die Erſchütterung waren Schuld, daß ihm das Seil wieder entſchlüpfte, er ſtieß ſich heftig gegen den Maſtbaum und von da fiel er unſanft zur Erde. Da der Ball auf dieſe Weiſe plötzlich ſo viel an Gewicht verloren hatte, ſo ſtrebte er jetzt wiederum ſo gewaltſam in die Höhe, daß keine Kraft vermögend war ihn zu halten. Die beiden Menſchen, die ſich unter dem Maſtbaum angeklammert hatten, und ohnehin durch Andreoli's Fall aus ihrer Lage geſchreckt worden waren, konnten dem heftigen Strammen des Seils nicht länger widerſtehn und wurden zurückgeſchnellt. Alſobald erhob ſich die Maſchine mit entſetzlicher Schnelligkeit; das durch den Stoß verurſachte Schwanken der Gallerie währte noch ſehr lange; man konnte es deutlich bemerken, und es ſchien allen Zuſchauern von ſehr übler Vorbedeutung. So lange man Zambeccari mit den Augen folgen konnte, ſah man ihn beſchäftigt, ſich das Feuer von den Kleidern zu ſtreichen, und alles Brennende, das ihn umgab, ſo gut es gehen wollte, zu löſchen oder heraus zu werfen. Aber bald verlor man den Ball ganz aus dem Geſichte, der zu einer erſtaunlichen Höhe ſtieg, und nordweſtlich getrieben wurde. Dieſe ganze Cataſtrophe war das Werk von drei Minuten.

Trotz des mit ſo vielem Fleiß geſuchten aber nun verlornen Gleichgewichts, verlor Zambeccari doch nicht den Muth, aber welche Hülfsmittel konnten Genie und Kunſt in einer ſo verzweifelten Lage ihm darbieten? Er ſchwebte in einer ſo ungeheuern Höhe, daß er, nach ſeinem eignen Ausdrucke, die Wolken nur noch als einen Abgrund unter ſich ſah. Wie hoch er eigentlich war, konnte er freilich nicht beſtimmen, da der Barometer durch den Fall zerbrochen wurde. Seine ohnehin ſchon übel zugerichteten Hände fühlten bald die empfindlichſte Kälte. Indeſſen ſtieg er doch nicht ganz ſo hoch, als ſich wohl vernunftiger Weiſe hätte erwarten laſſen. Er ſah über ſich, und ſchloß aus der Schlaffheit des untern Theils der Maſchine, daß ſie noch einer größern Ausdehnung fähig ſey. Eine mit Luft gefüllte Blaſe, die er bei ſich hatte, gab ihm überdies einen ungefähren Maaßſtab für die dermalige Ausdehnung des Balles, der ſelbſt in dieſer fürchterlichen Höhe noch einige Falten hatte. Dieſe Anzeigen beruhigten ihn über die Gefahr, plötzlich herab zu ſtürzen, wenn die Wände des Balls zuſammen fielen.

So zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, ergriff ihn ein Luftſtrom, und führte ihn ſchnell über das Adriatiſche Meer. Um zwei Uhr Nachmittags wurde man ihn aus einigen Gegenden gewahr, aber in der weiten Entfernung konnte man den Gegenſtand nicht unterſcheiden; man hielt ihn für eine beſondere Lufterſcheinung, und die Bewohner jener Gegenden zitterten. Nach und nach ließ der Ball ſich auf das Meer herab, ungefähr fünf und zwanzig Meilen von der Italiäniſchen Küſte. Ein Theil der Gallerie ſenkte ſich in das Waſſer, Zambeccari ſelbſt ſtand bis an den halben Leib darin, hoffte jedoch das Ufer zu erreichen oder ein rettendes Fahrzeug anzutreffen. Er warf angſtvoll ſeine Blicke umher, aber ach! nichts als Himmel und Waſſer wurde er gewahr. Der Muth verließ ihn nicht; weit, meinte er, könne er nicht von der Küſte entfernt ſeyn: der Wind, der auf der See in entgegengeſetzter Richtung von derjenigen blies, die er eben in der Luft gehabt hatte, werde ihn wohl bald dahin führen. Als er aber lange vergeblich wartete, und keine Küſte am Horizont erſchien, wollte er ſich wenigſtens gegen Ermattung oder Schlaf durch Anklammern an einem Stricke ſichern, und zog daher das Ankerſeil nach ſich, welches zu ſeiner Linken im Waſſer hing. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er bemerkte, daß der Anker im Grunde gefaßt hatte, und folglich den Ball verhinderte fortzurücken. Er ſah augenblicklich die Nothwendigkeit ein, das Seil zu kappen; aber wie? womit? er hatte kein Inſtrument dazu, er hatte nicht einmal Hände zur Arbeit; die rechte war ihm erfroren; die linke verſtümmelt. Die Noth machte ihn erfinderiſch. Er zerbröckelte die Linſe eines Fernrohres, welches er bei ſich hatte, faßte das große Stück derſelben mit den Zähnen, und fing an das von Seide gedrehte Seil durchzufeilen, welches, da es durchweicht war, leichter nachgab. Endlich gelang es ihm, die Maſchine wurde flott, mit günſtigem Winde und guten Hoffnungen trieb ſie der Italiäniſchen Küſte zu, und Zambeccari half, ſoviel er konnte, durch die ruderförmige Bewegung ſeiner Arme.

Wohl fünfzehn Meilen war er ſo fortgerückt, als er ſieben Fiſcherbarken begegnete, die aus Magnavacca ausgelaufen waren. Die erſten vier, als ſie die ſonderbare Maſchine auf dem Waſſer erblickten, wurden von paniſchem Schrekken ergriffen und kehrten ſchnell um. Glücklicherweiſe waren die letzten drei minder furchtſam. Sie näherten ſich, jedoch ſehr langſam und vorſichtig; als ſie aber den Gegenſtand erkannt hatten, ſpannte eine derſelben ihre Segel auf und kam ſchnell näher. Antonio Malta von Chioggia — hieß der Herr der Barke, der das Verdienſt hatte, den Verunglückten zu retten. Es war die höchſte Zeit, ſchon vier Stunden ſtand er im Waſſer, die Gondel ſenkte ſich immer tiefer, und das Waſſer ging ihm, im eigentlichſten Verſtande, bis an die Kehle. Die Fiſcher thaten ihr Beſtes, und ſelbſt ſeine Rettung war nicht bloß mit Mühe, ſondern auch mit Gefahr verknüpft. Vergebens verſuchten ſie auch den Ball zu halten, der, ſobald er erleichtert war, ſich mit großer Heftigkeit wieder empor hob, ſeinen Weg zuerſt gegen Comacchio, dann nach der Levante gegen die Türkei zu nahm, und verſchwand.

Die gutmüthigen Fiſcher erquickten ihren Gaſt, ſo gut ſie vermochten. Trotz der entſetzlichen Strapatzen, welche er ausgeſtanden hatte, hielt dennoch ſein ſtarker Geiſt den Körper aufrecht. Er brachte eine ziemlich ruhige Nacht am Bord der Barke zu. Am andern Morgen erreichte er Magnavacca, und kam von da nach Comacchio, wo der Delegat der Präfectur ihn ſehr gaſtfrei aufnahm, und ihn beſtmöglichſt reſtaurirte.

Man denke ſich unterdeſſen die bange Sorge um ſein Schickſal, welche in Bologna herrſchte; aber man kann ſich auch ſchwerlich den ungeſtümen Jubel vorſtellen, mit welchem Zambeccari empfangen wurde. Es war ein Triumph für ihn, für die Philoſophie und für ſein Vaterland. Leider wurde die Freude durch ſeinen bedenklichen Geſundheitszuſtand ſehr gemindert. Man fürchtete, er werde die ganze rechte Hand einbüßen, er iſt aber glücklicherweiſe noch mit dem Verluſt von zwei Fingern davon gekommen; und man ſchmeichelt ſich, es werde von dieſer fürchterlichen Begebenheit nichts weiter übrig bleiben, als die faſt zur Gewißheit gediehene Hoffnung, die Luftbälle künftig nach Belieben regieren zu können.

---

19. Ein Morgen in den Apenninen.

Fragmente eines Briefes aus Barberini unweit Florenz.

Sie wundern ſich, lieber Freund, daß ich noch immer gern reiſe? Sie haben Recht. In meinem Alter hat man ſich ſchon an ſo manche kleine Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, daß man ſich am Ende richtig Bedürfniſſe daraus erkünſtelt hat, deren Entbehrung, trotz aller Annehmlichkeiten des Reiſens, immer ſehr empfindlich bleibt. Ich, zum Beiſpiel, hungern kann ich wohl einen Tag, oder mit trockenem Brodte ein paar Tage vorlieb nehmen, das verſtimmt mich nicht; aber des Morgens das Getränk entbehren, welches der Abbé de Lattaignaut Voltaire's Hippocrene nannte, mit einem Worte, ohne Kaffee bleiben, mag ich ſehr ungern. Aber wo nehme ich Kaffee her in den Apenninen? — Ferner iſt es mir nicht einmal genug, ihn zu trinken, ich muß auch Zeit haben ihn zu ſchlürfen; ich muß ein Rauchopfer von braſiliſchen Blättern dabei anzünden können. Aber wo nehme ich Zeit her in den Apenninen? hier, wo der muntere Vetturino wenigſtens mit Tagesanbruch den Reiſeſtab fortzuſetzen begehrt?

Bedauern Sie mich nicht zu früh, denn ſehen Sie, ich ſitze wirklich in dieſem Augenblicke in den Apenninen, es hat eben drei Uhr (Morgens) geſchlagen; eine dampfende Schaale Kaffee ſteht vor mir, und eine Dampfwolke ſteigt aus meinem Munde. Wie habe ich das gemacht? Habe ich etwa meine müden Bedienten aus dem Schlafe gepocht, und ſie gezwungen, mit gähnender Grämlichkeit für die Bedürfniſſe ihres verwöhnten Herrn zu ſorgen? — Keinesweges. Ich will Ihnen zum Behuf Ihrer künftigen Reiſe nach Italien einen Wink geben, wie man ohne ſchreienden Egoismus, ſich helfen kann. Das vermag ich nicht beſſer zu thun, als wenn ich Ihnen die Beſchreibung eines *Abend* und *Morgens* auf einer Reiſe von *Florenz* nach *Rom* liefere.

Trunken von den Schönheiten einer Gegend, die der Schöpfer in ſeiner beſten Laune hinzauberte, komme ich mit den lezten Strahlen der Sonne in's Nachtquartier, zwar nur eine Dorfſchenke, aber nicht ohne Bequemlichkeiten. Sie finden ein paar erträgliche Zimmer, mit Backſteinen gepflaſtert und mit Heiligen-Bildern behängt; Sie finden *harte* Betten ohne Kopfkiſſen mit *reinlichen* Laken und *ſchmutzigen* Bettdecken; Sie finden ein treffliches Abendeſſen von fünf bis ſechs Schüſſeln, und herrliche Früchte zum Deſert; Alles von einer hübſchen freundlichen Wirthin aufgetiſcht, die im ſüßen, Toskaniſchen Dialekt mit Ihnen ſcherzt. Sie haben alſo vor der Hand weiter nichts zu thun, als Ihre *eignen* Kopfkiſſen auf dies Bett zu legen und die ſchmutzigen Decken mit Ihren *eignen* zu verwechſeln, denn beides rathe ich Ihnen mitzunehmen, ſo wie ich es gemacht habe. Was könnte nun noch Ihre Ruhe trüben, als etwa der Gedanke: wie wird es morgen früh werden? hier iſt kein Kaffee zu bekommen. — Auch dieſem Mangel weiß ich abzuhelfen. Meine gute Frau (denn ohne Frau müſſen ſie ja nicht reiſen) packt Zucker und Kaffee aus, ich hole aus meinem Reiſeneceſſaire eine Lampe mit Spiritus gefüllt, ſetze unſere eigene Kanne darauf, und ſiehe, ehe eine halbe Stunde vergeht, haben die lieben Hände, die mich durchs Leben leiten, mir Ermunterung für den Morgen bereitet. Nun lege ich mich ruhig ſchlafen, das Nachtlicht brennend, die Repetiruhr an meiner Seite. Gegen Morgen, zwiſchen Schlafen und Wachen, greife ich mit geſchloſſenen Augen nach der Uhr, laſſe ſie repetiren, ſie ſchlägt drei. Ich ſpringe auf, zünde die Lampe an, ſetze die Krone darauf, und während mein Kaffee ſich erwärmt, eſſe ich Weintrauben, öffne die Fenſter — ja, ja, ich öffne am achtzehnten Oktober die Fenſter — und lege mich leicht bekleidet mit halbem Leibe heraus, um die milde italiäniſche Luft mit vollen Athemzügen einzuſaugen, und die herrliche vom Mond beleuchtete Landſchaft zu überſchauen. Das ſümſende Geräuſch des kochenden Kaffee hinter mir, weckt mich aus ſüßen Träumen, ich verlaſſe das Fenſter mit naſſen Augen, denn ich hatte in der Stille der Nacht, über die beleuchteten Bergzacken hinüber, mit meinen abgeſchiedenen Lieben mich unterhalten; ich ſetze mich, trinke und ſchreibe Ihnen dieſen Brief, ſo ruhig und bequem, als ſäße ich in unſerm lieben Berlin in der franzöſiſchen Straße. Eine halbe Stunde iſt noch Alles ſtill um mich her, dann aber fangen die Glocken der Maulthiere an zu tönen, der Vetturino läßt ſeine Stimme erſchallen, der Wagen wird herausgeſchoben, munter und erquickt ſpringe ich hinein, fahre weiter, habe meine Freude an den Nebelwölkchen, die an den Bergen herumklettern, denke mir, daß es Menſchen ſind, die nach Ruhm jagen, und — drücke der Schöpferin meines häuslichen Glückes die Hand.

20. Florenz.

Das verdammte gelbe Fieber iſt Schuld, daß ich von dieſer ſchönen, berühmten Stadt nur wenig zu ſagen weiß. Ich blieb da kaum einige Tage, wollte auf der Heimreiſe ihre Merkwürdigkeiten mit Muſe betrachten; und ſiehe, da pflanzte ſich mir ein Cordon in den Weg, der mich zwar ohne Bedenken hinein, aber, ohne eine vierzigtägige Quarantaine nicht wieder heraus gelaſſen hätte. Nun glaube ich aber, wer das gelbe Fieber noch nicht hat, bekommt es aus langer Weile bei einer ſolchen Quarantaine, wo man, in einem öden Hauſe auf der Grenze, an allen Bequemlichkeiten, faſt ſogar am Nothdürftigen, Mangel leidet. Ich tröſtete mich daher mit den Theater-Directoren (Impreſſarien) zu Rom, welche noch weit ſchlimmer daran waren, als ich: denn faſt Alle hatten in dieſem Carneval Sänger und Springer aus dem Toſcaniſchen zu liefern verſprochen, und nun las man täglich an den Straßenecken jammernde Anzeigen an das Publikum, welche das gelbe Fieber bei demſelben verklagten, und die Unmöglichkeit erwieſen, ihr Wort zu erfüllen. Ich hingegen habe keinem Leſer mein Wort gegeben, ihm gerade Florenz zu beſchreiben; ich kann ruhig über Ancona nach Hauſe reiſen, und das Publikum müßte zufrieden ſeyn, wenn ich von Florenz auch nichts weiter erzählte, als daß die Dachrinnen ſo lang auf die Straßen hinauslaufen, daß bei Regenwetter kein Wagen durchfahren kann, ohne fürchterlich getauft zu werden; oder: daß eine Rauchwerkbude da exiſtirt, mit der Ueberſchrift: Sic tenebris Phoebe tegit Solis ora superbi; oder: daß man Kreuze an alle Mauern mahlt, um die Mannsperſonen dadurch abzuhalten, die Häuſer zu verunreinigen. Ich weiß aber doch etwas mehr von Florenz. Ich habe den Pallaſt Pitti geſehen, welchen die Königin bewohnt, und unter deſſen Porticus der Eſel eingehauen iſt, der die Steine zum Bau trug. Wenn doch alle Ehrendenkmäler ſo wohl verdient wären, als dieſes. Der Pallaſt enthielt vormals eine auserleſene Sammlung von Gemählden; jetzt iſt es eine ausgeleſene, denn die unerſättliche Kunſtliebhaberei der Franzoſen hat zwei und ſechszig derſelben verſchlungen. Mir gefällt es, daß die Königin überall die leeren Rahmen hat hängen laſſen. Dieſer Anblick, in den beraubten Courzimmern eines Königl. Pallaſtes, muß doch immer für jeden ehrliebenden Franzoſen, der ihn betritt, eine Art von Tortur ſeyn. Doch giebt es auch jetzt noch ſchöne Bilder von guten Meiſtern hier, auch haben glücklicher Weiſe die Plafonds nicht können mitgenommen werden. In den Sommerſälen befindet ſich eine artige Sammlung von Statuen, Büſten und Basreliefs. In einem Wohnzimmer der Königin hing das Portrait des Königs von Spanien, als Jäger mit Hund und Flinte. Wenn ein König ſich in keiner königlichern Beſchäftigung darſtellen kann, ſo ſollte er ſich wenigſtens immer eine Krone auf den Kopf mahlen laſſen; das hieße denn, höflich ausgedrückt, ſo viel, als hätte man darunter geſchrieben: das ſoll ein König ſeyn. Die Frauenzimmertracht in Spanien iſt vermuthlich äußerſt kokett, ſonſt würde eine ſo alte Dame, wie die Königin, deren Bild auch hier hängt, ſich gewiß matronenmäßiger haben mahlen laſſen. Uebrigens wird hier bereits merklich, was nachher durch ganz Italien ſich wieder findet: der Mangel an geſchmackvollen Möbeln, an die das Auge ſich im ganzen Norden ſo ſehr verwöhnt hat.

Mit mehr Ehrfurcht noch als den königlichen Pallaſt, habe ich die Kirche zum heiligen Kreuz betreten, denn ſie iſt das Pantheon der Florentiner. Hier ruhen die Gebeine von Michel Angelo, Machiavell, Aretin, Galilei und — ſeit Kurzem auch Alfieri's, dieſes Tacitus unter den dramatiſchen Dichtern. Noch iſt ſein Grabmal ungeſchmückt, aber der erſte Künſtler ſeiner Zeit, Canova, arbeitet bereits an einem ſeiner würdigen Denkmale. Machiavellis Grabſchrift lautet: Tanto nomini nullum par Elogium Nicolaus Machiavelli. — Ein Aaron von Marmor in der prächtigen Nicoliniſchen Kapelle hat meinen Blick gefeſſelt. Außerdem iſt mir die ſeltſame Idee aufgefallen, wie ein Künſtler verſucht hat, die Jungfrauſchaft darzuſtellen, die ſich doch wohl eigentlich nur durch große Reinheit der Geſichtszüge andeuten läßt. Ein ſchönes Weib von Marmor, an dem ein Einhorn herauf ſpringt, das ſoll die Jungfrauſchaft vorſtellen. Wie kommt das Einhorn zu dieſer Repräſentation? Faſt ſollte man vermuthen, der Schalk von Künſtler habe ſich luſtig machen wollen.

Tapezirte Kirchen ſind ſelten; wer eine zu ſehen Luſt hat, der gehe in die Dominicaner-Kirche, die ſehr drollig mit ſeidenem Zeug, gelb und roth geſtreift, tapezirt iſt. Die Mönche des dazu gehörigen Kloſters haben eine vortreffliche Apotheke, die, durch ſorgfältige Zubereitung der Arzeneien und Wohlfeilheit derſelben, gewiß mehr Nutzen ſtiftet, als ihre ganze Kirche. Lächerlich iſt es freilich, daß Mönche hier auch für weibliche Eitelkeit arbeiten, denn ſie verfertigen allerlei Schönheitswaſſer, Pommaden, Käſtchen mit wohlriechenden Dingen angefüllt u. dgl. m. Wer nach Rom reiſet, verſehe ſich hier mit einem vortrefflichen Eſſig; in der Gift hauchenden Campagna romana wird er ſeiner bedürfen. — Im Kreuzgang des Kloſters ſind die Mirakel des heil. Dominicus angepinſelt, unter welchen das merkwürdigſte: wie er den Teufel, der die Kirche beſtohlen, nicht allein nöthigt, das Geſtohlne heraus zu geben, ſondern ihn auch in den Beichtſtuhl zwingt, wo er dem Heiligen alle ſeine Sünden beichten muß.

Die Kirche S. Marco imponirt durch ihre Façade. Hier liegt der berühmte Politian begraben, von dem die Innſchrift ſagt: er habe drei Zungen in einem Kopfe gehabt. Vermuthlich hat er drei Sprachen verſtanden, aber die Italiäner müſſen Alles hochtrabend ſagen. So heißt es auch in eben dieſer Kirche von einem Prinzen von Mirandola, er ſey im zwanzigſten Jahre ein Wunder von Gelehrſamkeit geweſen, und man habe ihn gekannt am Tagus, Ganges, ja vielleicht bei den Antipoden. Ich Unglücklicher hatte vorher nie etwas von dem Wundermanne vernommen.

Die Kirche dell' Annunziata herbergt Bandinelli's Leichnam und eines ſeiner vorzüglichen Kunſtwerke, das aber keinen Eindruck auf mich gemacht hat. Es iſt ein todter Chriſtus in Marmor, den Gott Vater, ein kleiner, alter, langbärtiger Mann mit einer fatalen Phyſiognomie, auf ſeinen Knieen hält. In dem Porticus vor der Kirche hat Andrea del Sarto ſich ein Grabmal verdient, weil er den ganzen Porticus al Fresco gemahlt, und auch mehrere ſeiner Meiſterwerke in die Kirche ſelbſt geliefert hat. — Eine ziemlich natürliche Ideen-Aſſociation hat hier, und faſt in ganz Italien veranlaßt, daß die Findelhäuſer der Verkündigung Mariä gewidmet ſind. Nicht minder verbinden ſich die Ideen ſo geſchickt in den Köpfen der Gläubigen. In einer Kirche z. E., ich weiß nicht mehr in welcher, ſah ich auf einem großen alten Bilde die Hölle vorgeſtellt. Natürlich ſchwammen die Verdammten im Feuerpfuhle; indeſſen waren es doch immer verdammte Chriſten, und um dieſe recht zu quälen, hat der fromme Mahler eine Menge Centauren um den Pfuhl geſtellt, die mit Pfeilen hinab ſchießen.

Die höchſte Pracht in Marmor und edlen Steinen

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

findet man in der in ihrer Art einzigen, obwohl unvollendeten Begräbniß-Kapelle des Hauſes Medicis, von Michel Angelo erbaut. Sie iſt unter andern ringsumher mit den Wappen der Toskaniſchen Städte verziert, die alle in ihren natürlichen Farben mit edlen Steinen ausgelegt, und vortrefflich gearbeitet ſind. Köſtlicher noch ſind die Statuen von Michel Angelos Meiſterhand: Morgen, Tag, Dämmerung und Nacht. Mehrere Mediceer ruhen hier unter koſtbaren Grabmälern, auch der Gemahl der ſchönen Bianca Capello, die einſt Meißner uns ſo lieb zu machen wußte. Die Bildſäule ſeines Bruders und Mörders ſteht ihm gegen über. Ich enthalte mich einer weitern Beſchreibung dieſer Kapelle, die vermuthlich ſchon hundert andere vor mir geliefert haben. Ferdinand I. hatte den ſeltſamen Plan, das ganze heilige Grab aus Jeruſalem hieher transportiren zu laſſen: die Türken gaben es aber nicht zu.

Die Taufkirche zu St. Johann iſt achteckig, darum manche glauben, ſie ſey vormals ein Heidentempel geweſen. Es iſt höchſt ſeltſam, daß nicht allein alle Kinder, die in der Stadt, ſondern auch alle, die auf dem Lande um Florenz gebohren werden, in dieſer Kirche getauft werden müſſen. Für die Landleute iſt das doch in der That ſehr beſchwerlich. Wir wohnten einer ſolchen Taufhandlung bei, und bewunderten die hohe Andacht des Landvolks, bei der gänzlichen Gleichgültigkeit des taufenden Prieſters. Dieſe Kirche hat Thüren von Bronze, die ſo ſchön ſind, daß Michel Angelo zu ſagen pflegte: ſie verdienten die Thüren des Paradieſes zu ſeyn. Ein Paradies ſollte aber eigentlich gar keine Thüren haben. — Beim Herausgehen ſtößt man auf eine Säule, ein Denkmal des dickſten Aberglaubens. Hier nehmlich hat vormals ein vertrockneter Ulmenbaum geſtanden, als aber einmal der Körper eines Heiligen vorbei getragen wurde, grünte der Baum plötzlich. —

Die ſogenannte Loge (Loggia) — ich weiß nicht, wozu ſie eigentlich erbaut iſt oder gebraucht wird — iſt ein Perticus, den mehrere Meiſterwerke neuerer Künſtler zieren, unter andern der Perſeus von Benvenuto Cellini, in Bronze, von welchem Göthe ſo viel Weſens macht, der aber doch gewiß dem Perſeus von Canova weit, weit nachſteht. Dieſer hier iſt freilich grade ſo ſteif, wie die Göthiſche Schule es von großen Kunſtwerken fodert. Eine Judith von Donatello ſcheint mir noch weniger bedeutend, auch der Gegenſtand äußerſt unglücklich gewählt. Der Sabinerraub, eine Gruppe von Johann von Bologna möchte wohl das Beſte hier ſeyn. — An einer Mauer lieſt man, daß die Florentiner den Eigenſinn hatten, noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ihr Jahr am fünf und zwanzigſten März anzufangen. — Auf dem benachbarten Platze ſteht die Bildſäule zu Pferde in Bronze, von Cosmus I., ein ſchönes Werk von Johann von Bologna, beſonders haben mir die Basreliefs am Pideſtal gefallen, welche merkwürdige Begebenheiten und Thaten aus Cosmus Leben darſtellen. — Der Brunnen nicht weit davon, mit dem coloſſalen Neptun, fällt ſehr in die Augen, weiter weiß ich nichts davon zu ſagen. —

Auch der koſtbarſte Schatz, den Florenz beſitzt, ſeine Gallerie, iſt ſchon von Schriftſtellern aller Nationen beſchrieben und geprieſen worden; ich darf mich alſo nur kurz faſſen, und muß es thun, da ich ſie leider nur flüchtig beſehen habe. Ihre Stiftung verdankt Florenz, wie ſo vieles Andere, der Familie Medicis, deren Glieder in mehrern Jahrhunderten ſich um die Wette bemüht haben, ſie zu vergrößern und zu verſchönern. Manche thaten es freilich wohl nur aus Prahlſucht, aber es gab auch viele unter ihnen, die wirklich Kenner und Liebhaber der Künſte waren. Lorenz Medicis war mit Michel Angelo befreundet, und gründete für Mahler und Bildhauer eine Akademie, welche der berühmten Florentiniſchen Schule das Daſeyn gab. Cosmus I. ließ im ſechszehnten Jahrhundert von Vaſari das herrliche Gebäude errichten, das der Fremde noch jetzt bewundernd durchwandelt. Mehr noch vielleicht that der Großherzog Leopold, da er das Intereſſe ſeiner Familie von dem des Staats ſchied, die Gallerie für ein Eigenthum des letztern, und folglich der Nation erklärte. Im Jahr 1800 war man ſo klug, die vorzüglichſten Statuen und Gemählde nach Sicilien in Sicherheit zu ſchicken, ſie ſind aber kürzlich alle wohlbehalten zurück gekommen, weil man glaubt, das Ungewitter ſey nun vorüber. Ich möchte doch nicht dafür haften, daß ein Sturm in den obern Regionen es nicht plötzlich zurückführen könne. — In der Vorhalle ſtehn die Büſten der Fürſten, welche die Gallerie bereichert haben. Dieſe Auszeichnung verdienten ſie allerdings, wenn nur nicht die meiſten ſo unangenehme, völlig kunſtwidrige Phyſiognomien hätten. Die Gallerie beſteht, außer vielen Sälen und Zimmern, aus drei unabſehbaren Gängen, deren zwei weit über vierhundert Fuß meſſen; der dritte, verbindende, iſt etwas kürzer. Die Plafonds ſind merkwürdig für die Geſchichte der Kunſt, ſo wie die Gemählde in dem kürzern Gange für die Toskaniſche Geſchichte überhaupt. Alle merkwürdige Männer dieſes Landes ſind hier verewigt, jede Art von Verdienſt hat ihren Platz gefunden. Hier Lorenz Capponi, der in einer Hungersnoth viertauſend Arbeiter unterhielt; dort Americus Veſputius, der dem einen Welttheile ſeinen Namen gab; hier der Philoſoph

Machiavel, dort der unſterbliche Galilei. Unter den Dichtern ſind Dante und Petrarca, unter den Bildhauern Michel Angelo und Bandinelli nicht vergeſſen. Die Reihe der Mahler zieren Leonardo da Vinci und Andrea del Sarto. Auch die durch ihre Schriften über den Ackerbau ſich auszeichneten, hat man mit Recht einer ſolchen Ehre würdig gehalten. — Dicht unter dem Plafond iſt eine ſchöne Kette von fünfhundert Bildniſſen berühmter Männer, chronologiſch geordnet, worunter man aber leider auch die Cardinäle und Theologen gerechnet hat. — Ich übergehe ein Dutzend Sarkophagen mit Stillſchweigen, deren Basreliefs zu beſchreiben, allein ein Buch erfordern würde, und eile zu der ſehr vollſtändigen Sammlung antiker Büſten der römiſchen Kaiſer und ihrer Familien. Es ſind ſehr wenige darunter, deren Aechtheit man in Zweifel zieht, und man hält die Sammlung für vorzüglicher, als ſelbſt die des Capitols. Hier iſt Julius Cäſar noch ohne Lorbeerkrone, welche er ſpäter ſo gern trug, weil der große Mann die Schwachheit hatte, ſich ſeines Kahlkopfs zu ſchämen. Hier iſt die ſchöne Julia, Auguſts unkeuſche Tochter, und Meſſalina, deren Name ein Schimpfwort für Frauenzimmer geworden. Hier iſt Otho, deſſen Büſten noch ſeltner ſind, als ſeine Gold- und Silbermünzen, und deſſen Kopf ſo ganz haarlos war, daß ſein Mörder ihn nicht faſſen konnte, ſondern in ſeinen Mantel wickeln mußte. Winkelmann rühmt dieſe Büſte als eine der vollendeteſten. Hier iſt Vitellius, deſſen behaglicher Phyſiognomie man es wohl anſieht, daß er in weniger als einem Jahre neun Millionen Seſtertien für kleine Soupers verſchwendete. Drei Büſten von dem guten Marc Aurel ſtellen als Jüngling und Mann ihn dar.

Kein Wunder, daß es ſeiner Büſten ſo viele giebt; ein gleichzeitiger Schriftſteller ſchreibt: man habe denjenigen für gottlos gehalten, der nicht ein Bild von dieſem geliebten Kaiſer unter ſeine Hausgötter geſtellt habe. Eine ſchöne Büſte von Caracalla nennen Kenner den letzten Seufzer der Kunſt. Mir war ſie merkwürdig durch den auf die Schulter hängenden Kopf; der Thor meinte, wenn er den Kopf ſchief trüge, ſo gleiche er Alexander dem Großen. Es giebt noch genug ſolche Thoren. — Würde und Keuſchheit umſchleiern den Kopf der Aquilia, einer Veſtalin, die vermuthlich wider Willen den ſchwelgenden Tyrannen Heliogabalus heirathen mußte, der ſich einen Sonnenprieſter log, und unter dieſem Vorwande das Bündniß erzwang. — Sehr ſelten iſt die Büſte des Alexander Severus, nur eine befindet ſich noch im Muſeum zu Rom, und dieſe erſt kürzlich zu Ofricoli ausgegraben. Warum haben die Künſtler ſeiner Zeit einen Monarchen nicht häufiger abgebildet, der Philoſoph, Dichter, Mahler, großer Feldherr, und — was mehr als alles iſt — ein trefflicher Fürſt war? — Noch ſeltener faſt iſt der Kopf der Tranquilla oder Tranquillina, Kaiſer Gordians Gemahlin, die wohl den Namen mit der That geführt haben mag, denn dieſe Phyſiognomie ſpricht die lauterſte Sanftmuth und Seelenruhe. —

Ich führe jetzt den Leſer zu einigen der vorzüglichſten Statüen. Ein Satyr oder Pan, der einen Jüngling die Flöte blaſen lehrt, iſt ſo ſchön, daß manche glauben, es ſey einer von den drei Satyrn, deren Plinius mit ſo großem Lobe erwähnt. — Eine äußerſt ſeltene Bildſäule (weil ſie gar keiner Reſtauration bedurfte,) eine Veſtalin. Ihr Haar birgt der Schleier. Die Alterthumsforſcher ſtreiten darüber, ob die Veſtalinnen, nachdem ihnen die Haare abgeſchoren worden, es wieder wachſen ließen oder nicht? Dieſe Statüe könnte vielleicht den Streit entſcheiden, wenn es nur erſt gewiß wäre, daß ſie eine Veſtalin vorſtellen ſoll. Aber ſo geht es mit den meiſten Antiken, der Eine macht dies, der Andre jenes daraus. Lanzi behauptet, es ſey eine Plautine. — Venus von Belvedere hielt vormals einen Apfel in der Hand, da aber die Venus von Medicis, die ſonſt auch hier war, eine Wanderſchaft angetreten, ſo hat man, zur Erinnerung, dieſer Venus die Arme abgebrochen, und ein paar neue angeſetzt, welchen man die Biegung der mediceiſchen gegeben. Ich finde das ſehr drollig. Die Statüe wird übrigens dem Phidias zugeſchrieben. — Bachus, der ſich auf einen jungen Faun ſtützt — äußerſt lieblich! An den Baumſtamm daneben iſt eine Flöte mit zehn Röhren gelehnt, wie man ſie ſonſt nirgend ſieht. — Einer hübſchen, weiblichen Figur mit einer Gans, erwähne ich bloß deshalb, weil man dieſe Darſtellung auch noch öfters in dieſer und andern Gallerien antrifft, und ſie bis jetzt für eine Leda mit dem Schwane ausgegeben hat. Eine Gans iſt aber kein Schwan, und ein Gelehrter hat bewieſen, daß Venus Lamia auf dieſe Weiſe abgebildet wurde. — Venus Anadiomene, aus dem Waſſer ſteigend, wie auf dem berühmten Gemählde des Apelles, deſſen Plinius gedenkt — ein reizendes Weib, von einem glühenden Meiſel dargeſtellt. — Recht fleiſchermäßig hingegen iſt die Idee, wenn ſie gleich antik ſeyn ſoll, einen geſchundenen Marſyas aus einem röthlichen Marmor zu verfertigen, der dem geſchundenen Fleiſche in der That ſo ähnlich ſieht, daß man das Auge ſchnell weg wenden muß. — Ein Bachus von Michel Angelo hat mir doppelte Freude gemacht, weil man ihn einſt um hohen Preis für antik gekauft hat. Ich glaube wahrhaftig, man iſt noch immer ſchwach genug, ſich dieſes Irrthums zu ſchämen. — Der famöſe Laocoon — iſt zwar nur eine Copie von dem durch den Krieg nach Paris verſetzten, aber eine herrliche Copie, von Bandinelli im ſechszehnten Jahrhundert verfertigt. Und am Ende iſt ja der Pariſer doch auch nur eine Copie, denn er iſt zuſammengeſetzt, und das Original ſoll aus einem einzigen Block beſtanden haben. — Ein ſchöner achteckiger Saal enthält diejenigen Statüen, welche für die koſtbarſten geachtet werden. Das Piedeſtal, auf welchem einſt die mediceiſche Venus ſtand, iſt leer, man glaubt die Stelle nie wieder ausfüllen zu können; ich meine, man dürfte es nur Canova auftragen, und ich wette mit meinem Urenkel, daß nach ein paar hundert Jahren eine Statüe von Canova den Platz rühmlich ausfüllen wird. Im Kreiſe umher ſtehn: der preziöſe Apollino, der ſogenannte Schleifer (aus dem die Gelehrten nicht wiſſen was ſie machen ſollen) die Ringer (die man wegen ihres Muskelſpiels hoch preiſet) und den Faun, den man Praxiteles zuſchreibt, und ihn ſo oft abgeformt hat, daß er endlich Flecken davon im Geſicht bekommen. Es iſt alſo wohl verzeihlich, wenn man mit der Erlaubniß des Abformens ſchwürig iſt. — Von dem famöſen Hermaphroditen ſchweige ich ganz. Es iſt ein ſehr alberner Gegenſtand für die Kunſt, wenn er auch noch zehnmal ſchöner behandelt wäre. Endlich betrete ich auch noch den Saal, in welchem man die große Gruppe der Niobe aufgeſtellt hat, und bekenne, daß meine Erwartung hier ſehr getäuſcht wurde. Es iſt doch eine vermaledeite Sache um das Nachbeten. Warum muß denn immer Alles dem Winkelmann nachgebethet werden? Da hat er ſich, Gott weiß in welcher Begeiſterung, vor die Niobe hingeſtellt, und hat in ihren Zügen eine Menge Dinge geleſen, von welchen nicht ein Wort darin ſteht; von *Schmerz* vollends keine Sylbe, auch nicht von dem erhabenſten. Etwas *ruhiger Trotz*, ziemlich flach ausgedrückt, das iſt der Charakter dieſes Kopfes. Man verſuche es nur einmal und gebe hundert verſtändigen Leuten den Kopf *allein* zu beurtheilen; wenn ſie ihn vorher nie geſehen haben, ſo wette ich, keiner wird ihn für den Kopf einer Mutter erklären, deren Kinder eben umgebracht werden. Mehrere unter den Statüen der Kinder ſind doch auch ſehr mittelmäßig, und man weiß ja nicht einmal, ob ſie Alle dazu gehört haben; noch weniger, wie ſie gruppirt geweſen. Das Gewand der einen Tochter iſt ſo dünn auf dem Rücken gefaltet, daß es gerade ſo ausſieht, als ſey ſie gegeißelt worden, und die Striemen ſeyen noch geblieben. Iſt das auch ſchön? —

Ich wende mich zu den Gemählden. Es giebt da zuerſt eine Sammlung von *alten* Bildern, die freilich wenig anderes Verdienſt haben, als daß ſie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gemahlt worden ſind. Unter andern der Mönch *Schwartz*, wie er in ſeinem Laboratorio ſitzt und Pulver erfindet. In dem Mörſer lieſet man: pulvis excogitatus 1354 Daniel Bartoldo Schwartz. Das Bild iſt von einem *Corri* gut gedacht und gemahlt. — Ein Gemählde, welches die Unſchuld des erſten Weltalters vorſtellen ſoll, beweiſet, welche Begriffe man ſich damals von *Unſchuld* machte: die Kinder ſtehen nackend da und p — ins Wäſſer. — Eine *Judith* die eben dem Holofernes den Kopf *abſägt* iſt von einem *Frauenzimmer* (!) gemahlt, Namens *Artemiſia Lomi*. Dieſe Judith treibt ihr Henkerswerk ſo con amore, daß die Mahlerin, die im Stande war, ein ſolches Bild zu mahlen, wenigſtens das Zuchthaus verdient hat. — Sehr lieblich hingegen iſt Lucretia, Gattin des Andrea del Sarto, der man es wohl anſieht, daß der Pinſel eines liebenden Gatten ſie mahlte. — Einen Chriſtus am Grabe bemerke ich bloß, weil er mich den Lehrer des großen Albert Dürer kennen lehrte, er hieß Michel Wohlgemuth. — Der Waſſerfall von Tivoli iſt hier von Wutky gemahlt, der auch vergeſſen hat, daß man einen Waſſerfall nie mahlen ſollte. — Die Portraits des einzigen Vandyk möchte ich Alle nennen, doch zeichne ich vorzüglich das ſeiner alten Mutter aus. Hier ſcheint kindliche Liebe ſeine Kunſt zu krönen. — Albano ſollte keine Kinder mahlen, die dem kleinen Chriſtus die Marterwerkzeuge darreichen; es ſind doch keine Engel, alle ſeine Kinder ſind Amoretten, und für dieſe ſchickt ſich ſolch Spielzeug nicht. — Eine Madonna, die ihr Kind ſäugt, von Leonardo da Vinci, eine andere von Saſſo Ferrato, eine Scene aus dem Arioſt von Guido Reni, mehrere Portraits von Andrea del Sarto, die Marquiſe de Sevigné und ihre Tochter, an welche ſie ſo ſchöne Briefe ſchrieb, von Mignard, der Theſeus von Pouſſin, das Opfer der Iphigenia von Lebrün, der Dichter Rouſſeau von Largilliere, ein Kopf von Denner, mehrere Bilder von Albert Dürer, Rubens, Holbein; Doctor Luther und ſeine Frau von Lucas Cranach; eine Geburt Chriſti von Vanderwerff (die durch allzugroßen Fleiß ein wenig kalt ſcheint) — ich ſollte hier auch von Rembrandts ſchwarzen Bildern ſprechen, aber ich thue es nicht — die herrlichen Kindergruppen von Albano, drei Gemählde von Raphael, in welchen man Anfang, Fortſchritt und höchſtes Ziel ſeiner göttlichen Kunſt bewundert, (das dritte, berühmteſte, iſt Johannes in der Wüſte) die hochgeprieſene — nach meiner Empfindung zu hoch geprieſene Venus von Tizian — das iſt es, was von mehrern tauſend Gemählden mir vorzüglich im Gedächtniß geblieben. Dadurch will ich aber keinem der übrigen ſeinen Werth abſprechen; es iſt nur nicht möglich, in einem ſo herrlich blühenden Garten alle Blumen zu pflükken. — Nun noch ein Wort von der Sammlung von Portraits berühmter — und zuweilen auch unberühmter Mahler. Sie iſt einzig. Gegen dreihundert Mahler haben ſich ſelbſt abkonterfeit, ohne diejenigen zu zählen, deren Portraits von Andern gemacht worden ſind. — An Zeichnungen iſt die Gallerie ebenfalls ſehr reich. Um ſie zu ſchätzen muß man Kenner ſeyn, denn von Kennern ſehe ich oft ein paar der Kreuz und Queer gemachte Striche bewundern, die mir ſehr unbedeutend ſcheinen. Das einzige wirklich Lehrreiche ſind die Veränderungen und Verbeſſerungen (man nennt ſie in der Kunſtſprache pentimenti, Bereuungen) die ein großer Meiſter etwa in ſeiner Zeichnung angegeben hat. — Die Kupferſtich-Sammlung ſteht den übrigen nicht nach. Unter andern findet man hier alle Kupferſtiche von Albert Dürer. — Für die etruſciſchen Vaſen habe ich keinen Sinn und übergehe ſie daher mit Stillſchweigen. Weit mehr haben mich die antiken Bronzen intereſſirt, eine Menge kleiner Hausgötter, Thiere, ein römiſcher Adler, der einſt der vier und zwanzigſten Legion als Fahne diente, eine offene Hand (manipulus) zu gleichem Gebrauche für eine Compagnie; eine Mauerkrone, Helme, Sporn, Schnallen, Ringe, Halsbänder, Spiegel von Metall, unzählige Lampen von allen Formen, Hausgeräth, Dreifüße, Schlöſſer, Schlüſſel u. ſ. w. Hier iſt auch ein altes Manuſcript in Wachs, die Ausgaben eines Tages enthaltend, welche Philipp der Schöne auf einer Reiſe machte. — Eine herrliche etruſciſche Antike iſt die Statüe eines Redners in Bronze. Der griechiſche Styl mag freilich kunſtreicher ſeyn, aber edler, erhabener war er gewiß nicht. — Unter den modernen Bronzen nenne ich nur den berühmten Mercur von Johann von Bologna, der auf dem Hauche eines Zephyrs ſich in die Luft ſchwingt. — Die griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften, egyptiſche Monumente u. ſ. w. würden Tage und Wochen erfordern, wenn man auch nur die intereſſanteſten herausziehen wollte. — Das iſt auch der Fall mit den Cameen, geſchnittenen Steinen u. ſ. w., von welchen allein ein Catalog in zehen Foliobänden vorhanden ſeyn ſoll! — Die Münzen und Medaillen habe ich nicht einmal geſehen, denn wahrlich! hier iſt gar zu viel zu ſehen; und zwar Alles gratis; durch einen Anſchlag an den Thüren wird jeder Fremde erſucht, Niemanden etwas zu geben, und durch ein Geſetz iſt allen Beamten, vom erſten bis zum letzten, auf das ſtrengſte unterſagt, irgend etwas anzunehmen, es beſtehe in Gold oder andern Geſchenken. — Sehr ſelten möchte ich die Italiäner den Deutſchen zu Muſtern empfehlen, wohl aber in dieſem Falle. —

Auch die Theater zu Florenz habe ich beſucht. Das Vornehmſte heißt della Pergola, von der Straße in welcher es gelegen. Dieſe Art, die Theater zu benennen, iſt überhaupt Sitte in ganz Italien. Der Saal iſt groß und ſchön, hat fünf Reihen Logen übereinander, iſt aber ſchlecht beleuchtet. Wer hier ein Opernbüchlein kauft, thut es eben ſo vergebens als in Berlin, er müßte es denn zu Hauſe leſen wollen. Ich ſah hier eine Opera seria, Olympia, Tochter der Statira, Wittwe Alexander des Großen und Oberprieſterin im Tempel zu Epheſus. Der Verfaſſer des ſchlechten Gedichts hat ſich nicht genannt, aber der Componiſt heißt Paganini, und hätte auch wohl gethan ſich nicht zu nennen. Die erſte Sängerin, Roſa Pinotti, ein ſehr junges und hübſches Mädchen, das recht artig ſingt, nur eben noch keine prima Donna iſt; ihre Stimme hat noch nicht Umfang genug. Neben ihr ſtand ein ſchlechter Caſtrat, Marzochi, deſſen Stimme ſehr ſchwach zu ſeyn ſchien. Der Tenor wurde gar vom Publikum laut ausgelacht, und erweckte Mitleid. Den Mahler Zacchi muß ich rühmen, die Decorationen waren vortrefflich; auch das Orcheſter ſehr brav, wenn gleich kein Pariſer.

Bei jeder Opera seria werden den ſchauluſtigen Italiänern zwei Ballets aufgetiſcht. Das erſte folgt nach dem erſten Act der Oper. Dann wird der zweite Act geſungen; und endlich mit dem zweiten Ballet geſchloſſen. Ich ſah Catharina von Caluga, eine rußiſche Geſchichte in fünf Acten; worin freilich gegen das rußiſche Coſtüm es gar wunderlich verſtoßen war. Catharina wurde im Schlitten entführt, als aber ihr Räuber mit ihr über eine Brücke fuhr, brach dieſe entzwei und beide, zuſammt dem Pferde, ſtürzten herab in den Fluß, wo ſie von Bauern aufgefiſcht wurden. Der Balletmeiſter heißt Panzieri, und mag leicht einer der geſchickteſten ſeyn, die ich in Italien angetroffen. Auch die erſte Tänzerinn, Chiari, erhielt großen, gerechten Beifall. Vorzüglich zeichnete ſich eine Groteſke aus, die größte Meiſterin in der Pantomime, die ich jemals ſah, ſie hieß Montani oder Angiolini. Daß ich ihren Namen nicht ſicherer anzugeben weiß, kommt von einer ſonderbaren, in Eitelkeit und Eiferſucht gegründeten Gewohnheit der Italiäniſchen Sänger und Tänzer. Wenn nehmlich mehrere Anſpruch auf gleiche Verdienſte machen, ſo weiß der Directeur, um keinen zu beleidigen, ſich nicht anders zu helfen, als daß er ihre Namen entweder in einem Cirkel, oder in ein Kreuz drucken läßt, ſo daß man nicht weiß, wo man zu leſen anfangen ſoll. Zum Ueberfluß ſteht noch darüber: **a perfetta vicenda** (vollkommen gleich) obwohl es faſt nie wahr iſt. Zuweilen zeigt der Directeur auch an, daß er die Namen nach dem Looſe aufeinander folgen läßt. Man ſieht, daß die Impreſſarien in Welſchland, eben ſo, wie die Directeurs in Deutſchland, unaufhörlich mit der ungeheuren Eitelkeit ihrer Untergebenen zu kämpfen haben. Sie müſſen ferner auf ihren Anſchlagzetteln nicht allein alle Mitglieder des Orcheſters, nicht allein Mahler und Maſchiniſten, ſondern auch den Manns- und Frauenſchneider nennen. Diesmal hatten die Letztern es wohl verdient, denn die Garderobe war wirklich ſehr ſchön, ſo wie das ganze Ballet unter die vorzüglichern gehörte.

So wohlfeil die Italiäniſchen Theater für diejenigen ſind, welche das Parterre beſuchen, ſo entſetzlich theuer kommen ſie denen zu ſtehen, welche Logen miethen müſſen. Denn Erſtens iſt der Preis der Loge ſelbſt ſehr hoch; hat man aber den bezahlt, ſo hat man dadurch noch nicht das Recht erhalten hinein zu gehen, ſondern man beſitzt bloß den Schlüſſel, der zu gar nichts hilft, wenn man nicht an der Thür auch noch ein Entreebillet gelöſt hat. Ja, in manchen Städten, z. B. in Rom, muß man ſogar noch für den Bedienten bezahlen, der draußen vor der Loge bleibt. Endlich iſt man darin und ſetzt ſich. Aber die Stühle ſind hart; will man weich ſitzen, ſo muß man vom Logenſchließer Kiſſen miethen, die derſelbe ſtets vorräthig hat. Wer nun ſeine Dame etwa noch mit Eis und andern Erfriſchungen bedient, der wird ſich nicht wundern, wenn er am Ende für ein einziges Schauſpiel fünf holländiſche Ducaten ausgegeben hat. Am erſten und zweiten Abend, bei Eröffnung der Bühne, ſind die Preiſe noch weit höher.

Im Theater del Cocomero ſah ich eine ſo gute Opera Buffa, als ſie mir nachher in Italien nicht mehr vorgekommen iſt: Le Cantatrici villane, herrliche Muſik von Fioravanti, ein ziemlich glückliches Gedicht, eine Sängerin (Bertini) die zwar nicht jung mehr war, aber vortrefflich ſang, und einen Buffo (Benfanti) der ohne Widerſpruch einer der vortrefflichſten Buffos iſt, den die Italiäniſche Bühne jetzt beſitzt. Auch alle übrigen trugen das Ihrige redlich bei, mir einen ſehr genußreichen Abend zu verſchaffen. Die Ballete bedeuteten nicht viel, waren aber auch nicht ſchlecht. Unter den Grotesken befand ſich eine, mit einem ſeltſamen frommen Vor- und Zunamen, ſie hieß nehmlich Signora Annunziata Evangeliſti. — Die Neugier verleitete mich, noch ein drittes Theater zu beſuchen, ich bezahlte ſie aber theuer, denn es war unter der Critik.

---

21. Zwiſchen Florenz und Rom.

Bis Siena iſt die Gegend ſehr ſchön, dann aber ſieht man nur nackte Berge, zerriſſene Felſen, etwas Kornbau, auf weiten Strekken keinen Baum. Eſel tragen in kleinen Körben ſehr mühſam Sand auf die Chauſſee. Arme ſammeln den Miſt vom Wege. Die Bettelei iſt äußerſt beſchwerlich, und überſteigt alle Vorſtellung. Wenn der Wagen eines Fremden ſich nur in der Ferne blicken läßt, ſo eilt der Hirt von ſeiner Heerde, der Bauer vom Pfluge, und wirft ſich ſchreiend den Vorüberfahrenden in den Weg. — An Faſttagen iſt man in dieſen Gegenden übel berathen, man erhält nichts, als Eier, harten Schaafskäſe, Trauben, Kaſtanien, und ſtinkenden Seefiſch. — In der Domkirche zu Siena iſt ein berühmter Fußboden, mit Geſchichten des alten Teſtaments ausgelegt. Vormals ſtand ſogar eine Gruppe der drei Grazien darin. Wer den ſündlichen Einfall gehabt hat, den mag Gott richten. Die Grazien ſind, wie ſichs gebührt, wohlſtandshalber, weggenommen worden. Was ſollten auch die Grazien in einer Kirche, wo ſogar Concilien gehalten worden ſind? — Gute Gemählde muß man in Siena nicht mehr ſuchen, die Franzoſen haben ſie ſchon gefunden. — Den Weintrinkern zur Warnung ſchreibe ich eine ſeltſame Grabſchrift aus einer hieſigen Kirche ab: „Wein giebt Leben, mir gab er „Tod. Nüchtern konnte ich den Morgen nicht ſchauen. „Jetzt durſten die Knochen. Wanderer! beſprenge das „Grabmahl mit Wein, leere dann den Kelch und geh! Lebt „wohl ihr Trinker!“ — In Buonconventu hatte ich das Glück ein Erdbeben zu erleben, eine Erſcheinung, die in dieſen Gegenden ſehr häufig ſeyn ſoll. Mein Bett wurde um Mitternacht ſehr merklich erſchüttert, ſo daß ich augenblicklich davon erwachte. Doch unbekannt mit Erdbeben traute ich meinen Sinnen nicht ganz, und ſchlief wieder ein. Am andern Morgen erfuhr ich aber, daß mein Gefühl mich nicht getäuſcht hatte, und freute mich, dieſe wirklich einzige Empfindung in ihrer Art auch geſchmeckt zu haben. Wenige Tage nach meiner Abreiſe, war das Erdbeben ſo ſtark zurückgekehrt, daß mehrere Häuſer davon beſchädigt wurden, und die Einwohner ins freie Feld flohen. Viel unterirrdiſches Feuer wüthet noch in den Apenninen, und droht vielleicht nahen Ausbruch. —

Radicofani liegt auf einem ungeheuren Berge, den man ſtundenlang auf- und niederklimmt. Ein kleiner Ort rechter Hand', Chiuſi, war vormals Porſenna's Reſidenz und hieß Cluſium. — Hinter St. Lorenzo iſt die Straße mit Trümmern, Ruinen und Höhlen beſäet, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit Räuberhöhlen haben, und wo ich keinem Reiſenden rathen möchte, bei Nachtzeit zu fahren. Selbſt am Tage iſt der Weg ſchauerlich, man legt ihn ſchweigend zurück, und der Vetturino treibt ſeine Maulthiere leiſer an. — Bolſena iſt ein Neſt, an einem See liegend, der ungeſunde Dünſte aushaucht. Hier iſt das Wunder geſchehen, welches dem Frohnleichnamsfeſte ſein Daſein gab, da nehmlich eine Hoſtie in Blut verwandelt wurde. Ein lieblicheres Wunder verrichtet hier die Natur jährlich, indem ſie die ſüßen Weine von Orvietto hervorbringt, der mir beſſer geſchmeckt hat, als ſein Nachbar, der berühmte Est-Wein von Montefiascone. Jeder Schulknabe kennt die Geſchichte, wie ein Diener vor ſeinem trinkluſtigen geiſtlichen Herrn vorausreiſen, die Weine koſten, und ihm immer diejenigen Fäſſer mit dem Worte Est bezeichnen mußte, die er für würdig hielt von Sr. Eminenz angezapft zu werden. In Montefiascone ſchrieb er das Est dreimal, und hatte auch den Geſchmack des frommen Herrn ſo wohl getroffen, daß dieſer ſich todt darin ſoff, worauf ihm die bekannte Grabſchrift geſetzt wurde, (die noch exiſtirt): Est est est, propter nimium est Dominus N.N. mortuus est. Ich darf prophezeien, daß heutzutage kein Feinzüngler in Montefiascone ſich todt trinken wird. Der Wein iſt ſüß und fade. — Ronciglione iſt ein armes Städtchen, in welchem von drei Hauſern immer eines in Trümmern geſchoſſen worden iſt, aus Rache, weil im letzten Kriege hier ein paar Franzoſen umgebracht wurden, die man vermuthlich nicht gutwillig wollte plündern und Weiber ſchänden laſſen. — Viterbo iſt eine ſchmutzige große Stadt, mit kleinen Fenſtern, die alle blind und ſchmutzig ſind, oft auch nur aus geöltem Papier beſtehen. Ueberhaupt gilt das ſo ziemlich von allen Fenſtern in ganz Italien. Die Frauenzimmer in Viterbo hüllen ihre Köpfe, wenn ſie ausgeben, in große rothſeidene Tücher mit breiten ſchwarzen Rändern, welches recht artig ausſieht. — Schon in einer Entfernung von zwanzig und mehreren Meilen von Rom, verkündigt von Zeit zu Zeit ein mephitiſcher Geſtank die weiland berühmte Campagna romana, und nun erblickſt Du, bis unter die Mauern von Rom, nichts als Spuren der verzehrenden Regierung. Selten wirſt Du ein kleines Stück angebautes Land gewahr. Alles liegt öde und wüſt; nur große Schaafheerden begegnen Dir oft, und zuweilen verräth plötzlich ein lieblicher Kräuterduft die unbenutzte Kraft des Bodens. Weit öfter hingegen mußt Du Deine Zuflucht zu dem Florentiner Eſſig nehmen, weil der peſtilenzialiſche Geruch Dir den Athem zu rauben droht. So fand ich es im Spätherbſt; im Sommer iſt die Luft tödtend, verbreitet ihren ſchädlichen Einfluß bis in die Stadt, und rafft jährlich Tauſende hinweg. — Einſt gab es eine Zeit, wo die Mönche ſich wahrhaft nützlich und mit Recht verehrungswürdig machten, weil ſie mitten in Moräſten ſich niederließen, um durch ihren Fleiß den verwilderten Boden in urbares Land zu verwandeln. Warum zwingt man dieſelben jetzt nicht, zu thun, was ſie damals freywillig thaten?

Wenn man ſchon als Schulknabe, Rom ſo oft die Stadt der ſieben Hügel hat nennen hören, ſo bildet man ſich ein, man werde dieſe ſieben Hügel ſchon von ferne unterſcheiden. Das iſt aber nicht der Fall. Rom ſcheint ſo flach da zu liegen als Berlin; nur die Kuppel der Peterskirche erhebt ſich aus der grauen Häuſermaſſe. Das kommt wohl zum Theil daher, daß der Boden von Rom wenigſtens um fünfzehn Fuß höher geworden iſt, als er vor zweitauſend Jahren war. — Das erſte Denkmal aus grauer Vorzeit, welches den Reiſenden auf einige Minuten feſſelt, iſt ein altes römiſches Grabmahl, gewöhnlich das

Grab des Nero genannt, ob man gleich gar keinen Beweis dafür hat. Ich hoffe, es liege ein andrer guter Menſch darunter, auf daß der Fremde nicht mit einem Fluch in Rom einziehen müſſe. Ohnehin erwarten ihn an der Porta flaminia (jetzt Porta del popolo) allerlei Schikanen, die ihn leicht übler Laune machen können. Jeder Reiſende ſollte nehmlich wiſſen — ich habe es leider nicht gewußt — daß er wohl thut, ſeine Ankunft zuvor dem Miniſter ſeiner Nation zu melden, der ſodann die Güte hat, mit leichter Mühe die Erlaubniß auszuwürken, daß die Koffer des Fremden in ſeiner Wohnung viſitirt werden. Den Zollbeamten am Thore, durch welches er herein paſſiren muß, wird ein Zettel mit dem Namen des zu erwartenden Fremden zugeſchickt, dieſen zeigen ſie vor, und derjenige, der ſich zu dem Namen bekennt, fährt ungehindert in ſein Wirthshaus. Iſt das aber nicht geſchehen, ſo muß der Fremde auf das große Zollhaus, wo er gewöhnlich mehrere Stunden lang aufgehalten wird. Mit Mühe entging ich dieſer Unannehmlichkeit dadurch, daß ich mich ſelbſt in die Kanzlei des Treſoriere begab, und einen Erlaubnißſchein auswirkte, der zwar ſehr höflich bewilligt wurde, aber doch manche weitläuftige Schreibereien veranlaßte, die eine gute halbe Stunde wegnahmen, während welcher meine Frau im Wagen ſitzen mußte, und keinen andern Zeitvertreib hatte, als ſich über die moderne Römer zu ärgern, die aus dem Tempel des Antoninus Pius ein Zollhaus gemacht, und die eilf Säulen von griechiſchem Marmor, mit dem prächtigen Gebälke darüber, durch dazwiſchen geflickte Mauern verhunzt haben.

22. Ein Spaziergang in Rom.

Ich bin ja wohl nicht der Einzige, der die majeſtätiſchen Ueberreſte des großen Amphitheaters, Coliſeum genannt, der ſtolzen Peterskirche vorzieht? und alſo darf ich laut bekennen — (das thäte ich aber auch, wenn ich der Einzige wäre) — daß ich bei meiner Ankunft in Rom früher zu jenem verfallenen Denkmal der Römer Größe, als zu dieſem noch in ſeiner ganzen Pracht da ſtehenden der — päbſtlichen Hoheit eilte. — Mit gutem Vorbedacht gehe ich nicht zu Fuße, ſondern fahre dahin, ſehe mich auch nicht früher um, als bis ich aus dem Wagen geſtiegen bin. Jetzt wende ich mich; und plötzlich werden meine Augen von der Erhabenheit des Gegenſtandes mir gleichſam in den Kopf zurück gedrückt. Man verzeihe mir jeden kühnen Ausdruck: denn wahrlich, wer hier gelaſſen, oder gar nur ſentimental ſprechen kann, für den ſchreibe ich nicht.

Ein ſüßes, die Bruſt bewegendes Staunen, iſt die erſte Empfindung, die den Beſchauer ergreift, und bald ſchwimmt der große Gegenſtand nur noch im Nebel vor ihm, denn eine Thräne verdunkelt unwillkührlich ſein Auge. Jetzt weiß er es faſt der neuen erbärmlichen Innſchrift Dank, die ihn wieder herab auf die Erde zieht. Großer Jupiter! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Weil die erſten Chriſten — zur Strafe auf dieſem Schauplatz bisweilen mit wilden Thieren kämpfen mußten, leſen wir nun an den Mauern des herrlichſten aus Menſchenhand emporgeſtiegenen Gebäudes: „es ſey dem unreinen Dienſt der heidniſchen Götter geweiht geweſen, und durch das Blut der Märtyrer „wiederum entſühnt worden.“

Wenn man das lieſt: ſo kommt es einem vor, als ſähe man dem Wettkampf des Marſyas mit dem Apoll zu. Könnte ich nur das Coliſeum beſchreiben! aber ich werde

[illegible]

mich wohl hüten, es zu thun, nicht einmal den treuſten Kupferſtich möchte ich davon liefern, denn wie tief bleibt alles unter der Würklichkeit! über ſechszehnhundert Fuß hat das Gebäude im Umfang, vier Säulenreihen erheben ſich über einander, die unterſte iſt ſchon tief in den alles verſchlingenden Erdboden verſunken. Dennoch mögte ich den Ammian keiner Uebertreibung beſchuldigen, wenn er ausruft: „Kaum erreicht des Menſchen Auge deſſen Höhe!“ Ein wenig dichteriſch hat er davon geſprochen, aber wer ſollte hier nicht zum Dichter werden!

Dank den Juden, daß ſie ſich in die Gefangenſchaft ſchleppen ließen, denn dreißigtauſend gefangene Juden ſollen die Handlanger bei dieſem Rieſenwerk geweſen ſeyn, gegen welches ihr buntes Tempelchen Salomonis, trotz der pomphaften Beſchreibung, nur ein Kartenhaus bleibt. Ein Teich, oder ein kleiner See, zu Nero's goldenem Hauſe gehörig, füllte den Platz, ehe Veſpaſian durch irgend ein ſchöpferiſches Genie, deſſen Namen die undankbaren Mitbürger nicht aufbehalten, ihn der Bewunderung der Nachwelt weihte. Gegen achtzigtauſend Zuſchauer faßte der innere Raum, und als Titus die erſten Fechterſpiele hier veranſtaltete, kämpften und fielen nicht weniger als fünftauſend wilde Thiere. Dio Caſſius zählt gar neuntauſend. Nach dem Gefecht ward der ganze Platz unter Waſſer geſetzt, zwei Flotten, die corcyriſche und corinthiſche genannt, ſtellten ein Seetreffen dar. Dann wurden kleine Tafeln unter das Volk geworfen, auf welchen Geſchenke geſchrieben waren. Wer ein ſolches Täfelchen aufgriff, der holte ſich nachher das darauf bezeichnete Geſchenk. Um die Ausdünſtung einer ſo ungeheuren Menſchenmenge unſchädlich zu machen, ließ man durch Druckwerke von oben wohlriechende Waſſer ganz frei auf das Volk hinabregnen, oft war es Wein mit Safran vermiſcht. Mit dem ſchönen Geſchlecht ging man nicht allzuhöflich um, denn es hatte ſeinen Platz ganz oben hinter den Bänken, und mußte, wenn es ſitzen wollte, ſich ſelbſt die Stühle mitbringen. Nur den veſtaliſchen Jungfrauen ward unten ein Ehrenplatz eingeräumt. — Den Chriſten verbot natürlich ihr Glaube, Spielen beizuwohnen, welche heidniſchen Gottheiten gewidmet waren. — Der Gaukler Nero kämpfte hier einſt mit einem Löwen, den er wohlbedächtig zuvor hatte zahm machen laſſen. —

Des edlen Titus Nachfolger erkannte den hohen Werth dieſes Denkmals. Schon Antoninus Pius ſorgte für deſſen Erhaltung, und ſogar Heliogabalus, der nicht immer bloß Hahnenkämme und Pfauenzungen ſpeiſte, ſtellte es nach einer großen Feuersbrunſt wieder her. Selbſt die rohen Gothen fügten ihm keinen Schaden zu. Nur Pabſt Paul II. ließ ſo viel davon abtragen, als nöthig war, den Pallaſt St. Marco zu bauen. Der Kardinal Riario folgte dieſem erhabenen Beiſpiele, und holte ſich die Materialien zu der ſogenannten Kanzelei. Endlich errichtete Pabſt Paul III. den Pallaſt Farneſe abermals vom Raube des Coliſeums. Muß man nicht an ungezogene Knaben denken, die Comödie ſpielen, und ihres Großvaters prächtigen Mantel zerſchneiden, um ſich Flicken davon auf ihre Jacken zu nähen? und dennoch, trotz aller dieſer Plünderungen ſteht noch jetzt ein Gebäude da, vor deſſen Größe man ſchaudert. Ohne Kalk oder Mörtel ſind die ungeheuerſten Werkſtücke auf einander und in einander geſchoben; ihre Dauer, allein von der Kunſt, auf viele Jahrtauſende richtig berechnet. Hie und da, wo die Hände der Zerſtörer ihren Zweck nicht ganz erreichten, ſcheinen die halb los gebrochenen Steinmaſſen von unſichtbaren Geiſtern in der Luft gehalten, denn nur noch unter ſich in geräumige Spalten eingeklemmt, ſcheint das Geſetz der Schwere ſie unaufhaltſam zum Boden zu ziehen: ſie werden fallen — ſie müſſen fallen — jetzt fallen ſie! ſo ſpricht man zu ſich ſelbſt, und ſo ſprach man ſchon, Gott weiß wie lange, denn ſeit Menſchen Gedenken waren dieſe Werkſtücke immer gleichſam an Zwirnsfaden in der Luft aufgereiht.

Doch laßt uns näher treten, folgt mir durch dieſes Thor in das Heiligthum. Geht aber ſchnell, denn da kleben ein paar Keſſel mit Weihwaſſer an Veſpaſians Mauern, und wenn Ihr das Thor im Rükken habt, ſo ſeht Euch nicht um, denn Ihr würdet nur über demſelben eine elende Schmiererei erblicken, ſoll vorſtellen den Plan der heiligen und ſehr ſchmutzigen Stadt Jeruſalem, die man, als das Coliſeum erbauet wurde, nur durch Empörungen kannte; da iſt auch der Berg Golgatha, der damalige Rabenſtein, an den drei Kreuzen kenntlich.

Doch, was hilft es, daß Ihr Euch nicht umſeht! Ihr erblickt doch vor Euch, in der Mitte des Schauplatzes, den ſchönen Altar nicht mehr, auf welchem vor Anfang der Spiele geopfert wurde! Statt deſſen werdet Ihr ein Kreuz gewahr, an welchem geſchrieben ſteht: daß Jeder, der ſich mit zerknirſchtem Herzen dieſem Kreuze nähere, einen hunderttägigen Ablaß dadurch gewinne. — Ein Mönch, dem das Faullenzen leſerlich auf der Stirn geſchrieben ſteht, wandelt uns gemächlich entgegen, er macht Miene, uns anzureden. Was will er? vielleicht den Cicerone machen? die Wunder der Vorwelt erklären, unter welchen er hier wohnt? ach nein! er will uns einladen in eine Kapelle der Madonna, die ſich hier zwiſchen den Trümmern einfacher Größe ein buntes Häuschen erbaute, in welchem Lichterchen brennen. Zum Glück iſt es ſo klein, daß wir es überſehen können.

Doch reißt Euch los von allem dieſem, verſchließt Eure Augen, ſammelt Euch, erhebt Eure Phantaſie, und blickt dann mit Wehmuth umher; ſeht, wie durch achtzig Zugängen das römiſche Volk hereinſtrömt, wie es die ſtufenweiſe emporſteigenden Sitze füllt, wie es murmelnd und verlangend der Ankunft des großen Kaiſers entgegen ſieht. Heftet eure Blicke auf die mittlere Loge, Ihr unterſcheidet noch die Stuccaturarbeit an den Wänden. Ich glaube ein Geräuſch zu hören — die Höflinge treten vor — ihnen folgt ein Mann mit ſtiller Hoheit, mit dem Bewußtſeyn des Wohlthuns auf dem Geſichte — es iſt Titus! der große, menſchenfreundliche Titus! ich höre das entzückte Volk klatſchen, jauchzen! ich ſehe, wie der gerührte Monarch ſich verbeugt — ich erwarte ängſtlich das Zeichen zum Anfang der Spiele — Ach! da ertönt plötzlich ein Glöcklein in der Kapelle der Madonna della pietà — der Mönch grinſt mich an, und verſchwunden iſt die ſchönſte Täuſchung!

Lieber will ich den Leſer noch in einige gelehrte Streitigkeiten verwickeln, als ihn länger dieſem Glöcklein zuhören laſſen. Ob das Amphitheatrum Colosseum ſeine Benennung von der coloſſaliſchen Größe empfing, oder von einem Coloß, der in ſeiner Nähe geſtanden haben ſoll, das wird wohl Jedem ſo gleichgültig ſeyn als mir. Ein anderer, in der That beſonderer Umſtand, hat ſchon ſeit vielen Jahren die Köpfe und Federn der Gelehrten abgenutzt. Man erblickt nehmlich überall unzählige Löcher eingehauen, und weiß nicht, wie man ſich die Entſtehung derſelben erklären ſoll. Mühſam eingehauen ſind ſie gewißlich, aber warum? — Der Eine ſagt: man habe Balken darin befeſtigt, um, wie es gewöhnlich war, Leinewand zum Schutz vor Sonne und Regen daran auszuſpannen. Der Augenſchein widerlegt das. Der Löcher ſind zu viele, zu unregelmäßig vertheilt, zu tief angebracht; und wozu von außen, wo doch die meiſten gefunden werden? überdieß gab es ja zu dieſem Behuf eigene Anſtalten in der Höhe des Gebäudes. — Andere meinen, die Werkſtücke ſeyen untereinander durch Erz verbunden geweſen, und um dieſes Metall zu rauben, hätten die Barbaren es heraus gemeiſſelt. Ich bekenne, daß auch dieſe Hypotheſe, obwohl ſie faſt allgemein angenommen wird, mir nicht befriedigend ſcheint. Freilich, hie und da erſcheinen die Löcher allerdings an Stellen, wo man ſich eine Verbindung der Steine denken muß, aber oft auch an ſolchen, wo das nicht möglich iſt. Ich führe, zum Beiſpiel, nur ein Paar an, die man in einem Basrelief unter dem Triumphbogen des Titus gewahr wird, wo man durchaus annehmen müßte, daß dieſes, eben nicht große Basrelief aus vielen Stücken ſey zuſammengeſetzt geweſen, welches mir nicht glaublich vorkommt. Ferner giebt es auch große Stellen am Coliſeum, wo man keine Löcher, und doch auch kein bindendes Metall erblickt. Es ſteckt inwendig, ſagen die Verfechter der Hypotheſe. Denn ſollte man doch einen Verſuch machen, die Sache ins Klare zu ſetzen.

Einer dritten Meinung zufolge, war das Metall in Blei eingelaſſen, bei dem großen Brande ſchmolz das Blei, und das Metall fiel heraus. Dann bleibt aber wieder die Frage unbeantwortet: warum fiel es denn nicht auch an den noch unbeſchädigten Stellen heraus? — Ich habe meine eigene Meinung, die ich vertheidige, weil ich ſie für die natürlichſte halte. Weder aus Muthwillen, noch aus Habgier entſtanden dieſe Löcher; auch war da gar kein Metall zu holen.) Die Maſſe von Erz, welche zum Aufbau des Coliſeums nöthig geweſen wäre, müßte ſo ungeheuer ſeyn, daß die alten Schriftſteller davon gewiß erwähnt haben würden.

Aber da ſo viele Jahrhunderte hindurch ein Jeder mit dem Coliſeum machen durfte, was ihm beliebte, (gleichwie noch vor wenigen Jahren die Franzoſen eine Zeitlang ihr Lazareth darin aufſchlugen) ſo ſtelle ich mir vor, der Eine habe dies, der Andere jenes, der Eine ein Häuschen, der Andere eine Bude daran gebaut; für die letztern beſonders mag das Gebäude, ſo lange die Vorhallen noch feſt und gangbar waren, ſehr dienlich geweſen ſeyn; die Krämer brauchten nur hie und da einen Balken oder Stab zu befeſtigen, ſo konnten ſie ihre Waaren ſehr gemächlich da auskramen. Zu dieſem Behuf alſo meiſſelten ſie Löcher in die Steine. — Freilich ſind aber auch an Trajan's Säule bis hoch hinauf ſolche Löcher, und das wirft meine Hypotheſe gewiſſermaßen wieder um. — Doch warum ſoll ich mir den Kopf damit zerbrechen? mag doch jeder glauben, was er Luſt hat.

Seit kurzem hat ein Mann (ich glaube, er heißt Carluccio) die Erlaubniß erhalten, den Grund des Coliſeums aufgraben zu laſſen. Der Anfang iſt gemacht, ich habe hinabgeſchaut, und das Unterirdiſche eben ſo bewundernswürdig gefunden, als das, was über der Erde ſteht. Intereſſante Entdeckungen laſſen ſich hier noch hoffen. Ich ſah unter andern auch einen alten ganz braunen Menſchenknochen in der Grube liegen, vermuthlich der heilige Ueberreſt eines Märtyrers.

Ich reiße mich endlich los vom Coliſeum, und lade den Leſer zu einem Spaziergang ein, der wahrhaftig einzig in der Welt iſt. Wir wollen nehmlich die heilige Straße der alten Römer, die ſogenannte via Sacra, hinaufwandeln, wollen über das römiſche Forum (jetzt leider das Kuhfeld betitelt) durch den Triumphbogen des Severus, ſtolz zum Capitol hinauf ſchreiten. Auf dieſem Wege führe ich den Leſer zugleich in die beſte alt-römiſche Geſellſchaft, denn die heilige Straße war einſt für die Römer, was Linden und Kohlmarkt jetzt für Berliner und Wiener ſind. Hier, zwiſchen dem Palatiniſchen und Capitoliniſchen Berge war es, wo die Sabiner, durch den Raub ihrer Weiber, zur Wuth entflammt, die Römer ſchlugen, bis im erneuerten Treffen die geraubten und beſänftigten Weiber ſelbſt, den Vätern und Brüdern die Schwerdter aus den Händen wanden. Da reichten die beiden Könige auf dieſer Straße ſich die Hand zum Frieden, und fortan hieß ſie die heilige.

Wir bleiben, indem wir das Coliſeum verlaſſen, zuerſt bey einem Springbrunnen ſtehen, aus dem die Römer ſich erquickten, wenn ſie im vollgepfropften Schauſpielhauſe durſtig geworden waren. Einſt ſtieg ſein Waſſer in einer hohlen Säule von großem Umfang in die Höhe, und ergoß ſich dann von oben herab nach allen Seiten. Jetzt macht freilich nur noch ein Stück altes Gemäuer die Stelle kenntlich, aus welchem, ſtatt des Waſſers, ein grüner Strauch emporſteigt.

Conſtantin der Große iſt nicht ein Held, und ſein Triumphbogen kein ſonderliches Kunſtwerk, aber er ſteht uns linker Hand ſo nahe, daß wir nicht vorbeigehen können, ohne einen Blick darauf zu werfen. Er iſt mit Basreliefs von ſehr verſchiedenem Werthe geziert, denn die beſſern hat man einem Triumphbogen Trajans entwandt, und nur die ſchlechtern beweiſen, daß zu Conſtantin des Abtrünnigen Zeiten auch dieſe Kunſt, ſo wie alles andere, in Verfall gerieth. Mit den elenden Schmeicheleien, die an dieſem Bogen ſtehen, mag ich meine Feder gar nicht beflecken. Er war ſehr verſchüttet, und das Merkwürdigſte iſt, daß er in dieſem Augenblicke auf Koſten des Pabſtes ganz aufgegraben wird. Die Arbeit iſt beinahe vollendet, und die Gegenſtände, welche dadurch am untern Theile des Bogens zum Vorſchein gekommen ſind, liefern keine Ausbeute für die Kunſt.

Vermuthlich gehen wir nun an der Stelle vorüber, wo einſt der Coloß des Nero geſtanden, doch nur von Nero's Grauſamkeit iſt noch das Andenken übrig, ſein prahlender Coloß iſt gänzlich verſchwunden, obwohl er von Marmor war, und in der großen Feuersbrunſt nicht ſchmelzen konnte, wie die metallene Bildſäule der Clölia, die auch hier ſtand. Dies tapfere Mädchen, als Geißel dem König Porſenna überliefert, ſchwamm durch die Tiber, und befreite durch ihren Muth auch ihre gefangenen Geſpielen. Darum wollen wir ihrer an dieſem Platze gedenken, wenn gleich ihre Bildſäule geſchmolzen iſt.

Jetzt betreten wir die Gaſſe, welche bei den Römern vicus Sandalarius hieß. Ach! ſie wäre ſchon merkwürdig genug, wenn auch nicht der Triumphbogen des edlen Titus darin ſtände, denn hier hatten einſt die Buchhändler ihre Gewölbe; hier begegneten und verſammelten ſich die Gelehrten, die Schriftſteller; hier wandelten täglich Männer, deren Namen wir mit Ehrfurcht und Entzücken nennen. — Der Triumphbogen des Titus, faſt in der Mitte der Straße, iſt leider ſehr beſchädigt. Der Sieg über die Juden war deſſen Veranlaſſung, denn deutlich erkennt man noch an demſelben den ſiebenarmigen, ſehr geſchmackloſen Leuchter, den Schaubrodttiſch, die Poſaunen. Ob es wahr ſey, daß die zu Rom wohnenden Juden nie durch dieſen Bogen gehen, ſondern lieber einen großen Umweg nehmen, habe ich nicht näher unterſucht. Wir, die wir keine Juden ſind, wollen ohne Bedenken hindurch gehen, und nun haben wir rechter Hand den Tempel des Friedens, linker Hand

Nero's goldenes Haus. Ja, hier ſtand das Prachtgebäude, deſſen Wände mit Goldblech überzogen, mit Edelſteinen geſchmückt waren. Hier ſchwelgte Nero in dem Speiſeſaal, den man *drehen* konnte, und wo duftender Balſam aus verborgenen Röhren herabträufelte. Jetzt gehört der Platz, unter dem Namen *farneſiſche Villa*, dem König von Neapel. Die wollüſtigen Bäder der Livia liegen da im Küchengarten unter Geſträuch begraben. Hier fand man im Jahr 1720 herrliche Meiſterwerke, deren größten Theil Friedrich der Einzige kaufte, und Sansſouci damit ſchmückte. Noch jetzt, vermuthet man, würde das Nachgraben reiche Ausbeute liefern, aber der König von Neapel findet mehr Geſchmack an einem Hirſche von ſechszehn Enden als an einer Statüe von Velletri.

Wenden wir uns lieber rechter Hand, wo vom *Tempel des Friedens* noch drei herrliche Bogen ſtehen. Das prächtige Säulen-Gewimmel iſt freilich verſchwunden. Nur eine einzige, (ſie iſt vier und vierzig Fuß hoch, und ganz geſtreift) entging der Zerſtörung. Und was hat man mit dieſem koſtbaren Ueberreſte angefangen? — ei nun, Pabſt Paul V. hat die Säule vor der Kirche Maria Maggiore aufgerichtet und eine *unbefleckte Jungfrau* hinaufgeſtellt. — Die drei noch vorhandenen Hallen jenes Tempels erwecken noch jetzt einen erhabenen Begriff von der Pracht des Ganzen. Er war der reichſte Tempel in Rom; Gold und Silber war darin verſchwendet; Kronen von *Zimmt* mit Gold eingelegt, verehrte Veſpaſian; die Statüe des *Nil*, um welche ſechszehn Kinder ſpielten, aus einem einzigen Stücke ſchwarzen Baſalt verfertigt, prangte hier; der Juden goldener Leuchter, ihr goldener Tiſch und ihr Geſetzbuch wurden daſelbſt verwahrt; auch erwähnt Plinius eines vortrefflichen Gemähldes des *Pro-*

togenes, durch deſſen Beſchreibung er aber ſeine Kunſtkennerſchaft eben nicht bewährt, denn er rühmt beſonders den Schaum, der einem Hunde ſo natürlich aus dem Rachen gefloſſen ſey. Privatperſonen pflegten ihre größten Koſtbarkeiten in dieſem Tempel in Sicherheit zu bringen. Sogar eine anſehnliche Bibliothek war damit verbunden, und Gellius erzählt, daß die Gelehrten ſich oft da verſammelten, auch ihre Schriften in die Bibliothek als Geſchenke niederlegten. Eigennützige Geſchenke, denn ſie meinten wohl, hier am ſicherſten die Unvergänglichkeit ihrer Werke zu erringen. Aber vergebens! denn leider zerſtörten die Flammen, unter der Regierung des Commodus, in einer einzigen Nacht alle dieſe Schätze, und nur die Trümmer der einſt ſie umgebenden Mauern betrachten wir jetzt mit ſtiller Wehemuth.

Wenige Schritte weiter erblicken wir den Tempel des Remus (nicht Romulus, wie manche glauben). Der vordere, runde Theil iſt ein Ueberreſt des grauen Alterthums.

Noch zehn Schritte, und der herrliche Tempel Antonins und der Fauſtina erpreßt uns unwillkührliche Töne der Bewunderung. Die ganze vordere Seite iſt erhalten; ſie prangt mit den ſchönſten Säulen aus orientaliſchem Marmor, und ſogar die Ueberſchrift zaubert uns noch in die Vergangenheit. Divo Antonino et divae Faustinae iſt noch jetzt deutlich daran zu leſen. Vermuthlich um des auffallenden Contraſtes willen, iſt die Kirche einſt den Apothekern geſchenkt worden, die ein Hoſpital für kranke Apotheker dabei angelegt haben, und jährlich, am Laurentiustage, arme Apothekerstöchter mit fünfzig Thalern ausſtatten. — Antonin, Fauſtina und die Apothekerstöchter! eine treffliche Zuſammenſtellung!

Wenn außer den Gebäuden, von welchen wir noch heute die Ueberreſte anſtaunen, auch nichts weiter auf der heiligen Straße geſtanden hätte, wie prächtig müßte ſie dennoch geweſen ſeyn! Aber nur ein kleiner Theil ihrer Herrlichkeit iſt noch in Trümmern dem Auge ſichtbar; denn wo blieben die Ehrenſäulen, und metallenen Elephanten, von triumphirenden Siegern hier errichtet? wo der Sonnentempel? der Coloß? wo der Tempel der Hausgötter? die Wohnung des Königs Ancus Martius? der Altar der Göttin Orbona? deren ſchönes Amt es war, diejenigen Unglücklichen zu tröſten, welchen der Tod Gattin oder Kinder entriſſen hatte? wo der Tempel der Venus Cloacina? und der der Göttin Strenua? welche die Neujahrsgeſchenke weihete: wo der Pallaſt des Paullus Aemilius, dicht neben dem Tempel des Friedens? der Ehrenbogen des Fabius, ein Denkmal ſeiner Siege über die Allobroger: Numa's Haus und Cäſars Pallaſt? Wo endlich die Wohnung des Oberprieſters und die der Veſtaliſchen Jungfrauen? — Alles das ſchmückte einſt die heilige Straße, und von allem iſt keine Spur mehr vorhanden!

Man denke ſich zu allem dieſem noch das Gewühl der Käufer und Verkäufer, denn hier waren Obſt und Gartenfrüchte feil, und alle Künſtler von Bedeutung ſchlugen ihre Buden daſelbſt auf. Weſſen Phantaſie ſtark genug iſt, alle dieſe Gegenſtände zu umfaſſen, und einen Augenblick feſt zu halten; der bleibe hier ſtehen, und verſuche es, einige Scenen des grauen Alterthums ſich zu vergegenwärtigen, die jährlich und täglich hier geſehen wurden. Alles, was Aufſehen erregen, Ehrfurcht oder Abſcheu einflößen ſollte, zog und tummelte ſich durch dieſe Straße. Die Lebendigen trugen ihre Siegeszeichen, die Todten ihre vergängliche Pracht zur Schau. Hier folgten die Blicke der trauernden Menge dem Leichenpomp des Kaiſers Claudius, hier ſchleppte das wüthende Volk den Kaiſer Vitellius. — Was bedeutet der bunte Haufe, der langſam dort am Tempel des Friedens vorüber wimmelt? — Fromme Landleute ſind es, die, nach ihrer Gewohnheit, monatlich das Opferlamm zu der Wohnung des Opferkönigs geleiten. — Aber der unbändige Lärm, das wilde Geſchrei, das ſich dort aus der nächſten Straße Suburra erhebt? iſt ein plötzlicher Volksaufruhr entſtanden? — Ach nein! es ſind die Bewohner jener Straße, die mit denen des heiligen Weges jährlich im October einen kleinen luſtigen Krieg um den Kopf des Pferdes führen, welches dem Mars geſchlachtet wird. Siegen jene, ſo heften ſie den Kopf triumphirend an den Mamiliſchen Thurm; ſiegen dieſe, ſo ſchmücken ſie mit der blutigen Trophäe das Haus des Opferkönigs, und jauchzen und jubeln ſo lange darum herum, bis etwa ein ehrwürdiger Zug von Veſtalinnen oder Augurn die Straße heraufſchwebt und die Menge auseinander ſtiebt.

Doch verweilen wir hier nicht länger, ſondern ſchreiten über den Marktplatz hinüber, der, einſt ſo reich an Merkwürdigkeiten, noch jetzt mit herrlichen Trümmern prangt. Am meiſten fallen die drei ſchönen, oben noch durch ein Stück Gebälk verbundenen Säulen in die Augen, Ueberreſte eines Tempels des Jupiter Stator. Romulus gelobte dieſen Tempel, als ſeine Römer, tapferer im Weiberraub als im Gefecht mit Männern, vor den Sabinern wichen. Jupiter erhorte ſein Flehen, die Römer ſtanden, und der Beiname Stator blieb dem hülfreichen Gotte. — Nur zwei hohe, ſehr maſſive Mauern, zwiſchen moderne Häuſer eingeklemmt, bezeichnen noch den Platz, wo das Hoſtiliſche Rathhaus ſtand; ver-

ſchwun-

ſchwunden ſind die Stufen, von welchen Tarquin den Servius herabſtürzte. — Weiter hinauf hält eine einzelne Säule das herumſchweifende Auge feſt; ſie blieb allein übrig, um trauernd Jahrtauſende lang das Schickſal ihrer Brüder der Nachwelt zu verkünden. Einſt erhob ſie ſtolz ihr Haupt in der Reihe derer, welche den Tempel Jupiter des Erhalters umgaben. Ihn hatte der aus Kriegsgefahren gerettete Domitian gelobt und erbaut. — Ganz erhalten in ſeiner Pracht ſteht noch der Triumphbogen des Kaiſers Severus. Nur die fußlangen Buchſtaben, von vergoldetem corinthiſchen Erz, ſind durch die Barbaren herausgebrochen und geraubt worden. Er lag ziemlich tief verſchüttet, der jetzige Papſt ließ ihn gänzlich ausgraben, und mit einer Mauer umgeben, von welcher man jetzt ziemlich tief hinab ſieht, ein Beweis, wie ſehr der Boden von Rom durch den immer vermehrten Schutt, nach und nach erhöht worden iſt. Auf der Spitze des Bogens erblickte man einſt den Kaiſer ſelbſt, zwiſchen ſeinen Söhnen, auf einem von ſechs Roſſen gezogenen Siegeswagen.

Ach wie wenig von der ehemaligen Pracht des römiſchen Forums haben der Zahn der Zeit und die fanatiſche Wuth der Barbaren verſchont. Kein bedeckter, durch Stufen erhöhter Gang, von Tarquin dem Aeltern gegründet, ſchützt mehr vor übler Witterung oder dient den Zuſchauern, um ſich an den Gauklern des Marktplatzes zu ergötzen. Nicht eine einzige mehr von den vielen Statüen, die, nach Eroberung Griechenlandes, ſich hier ſo häuften, daß ein Theil derſelben weggeſchafft werden mußte. Unter den bleibenden ragten die vergoldeten Bildſaulen der zwölf obern Götter hervor. — Und wo ſind die Bogen, mit eroberten Schiffsſchnäbeln geziert, von ihnen rostra benannt? Hier trat der Ankläger, der Lobredner auf, hier ward Recht geſprochen, hier verkündeten Herolde erfochtene Siege dem Volke. Den Kopf des ermordeten Marius nagelte Sylla an die rostra. Cicero donnerte hier ſeine Reden. Gegen das Capitolium mußte der Sprechende ſich wenden, gleichſam den Capitoliniſchen Jupiter zum Zeugen der Wahrheit anzurufen. Hier legten die Conſuls ihre Aemter nieder; hier verſuchte der alte Wollüſtling Appius dem freien Vater die freie Tochter zu entreißen, und auf dem Platze wo wir jetzt ſtehen, ergriff Virginius vielleicht das Meſſer, und ſtieß es verzweifelnd der geliebten Tochter in die Bruſt. Vergebens hatten Glück und Eintracht, als Virginiens keuſches Blut floß, zu beiden Seiten ihre Tempel.

Dort an den Verſammlungsplatz des Volkes (Comitium) ſtieß ein ſchönes Gebäude, Gräcoſtaſis, den mit Rom verbündeten Völkern gewidmet. Dort harrten die fremden Geſandten bis zum feierlichen Gehör vor dem Senat; die ſtolzen Gebäude ſollen uns nicht verhindern, auch einen Blick auf den alten Feigenbaum zu werfen, unter welchem, der Sage nach, Romulus und ſein Bruder von einer Wölfin geſäugt wurden. Sorgfältig pflegte man ſeiner, ſiebenhundert und vierzig Jahre ſoll er geſtanden haben, und als er nun endlich verdorrte, da erhob ſich ein allgemeines Wehklagen, bis, zu großer Freude des Volks, neue Sprößlinge aus den Wurzeln des alten Stammes hervorſchoſſen *).

Links vom Hoſtiliſchen Rathhauſe prangte der Porziſche vom Cenſor Cato erbaute Pallaſt, deſſen Steine man nur in einem heutigen Kornmagazin wieder

---

*) So erzählt Tacitus, ich glaube es ihm aber doch nicht.

findet. Die Penaten, welche unſern einen kleinen Tempel hatten, vermochten des Cato Wohnung nicht zu ſchützen.

Ein Tempel des Caſtor und Pollux ſtand in der Nähe, bis zu ſeinen Vorhöfen reichte der Pallaſt des Tirannen Caligula, der, geblendet von Uebermuth, die göttlichen Jünglinge Brüder nannte, oft zwiſchen ſie trat, und gleich ihnen verehrt zu werden verlangte. — Nicht ihm, wohl aber dem Cäſar, errichtete Dankbarkeit einen Tempel neben dem des Caſtor und Pollux, und eine Quelle ſprudelte hier, der Brunnen der Juturna genannt. Vielleicht diente ihr klares Waſſer den veſtaliſchen Jungfrauen, deren Tempel, einige Schritte weiter, vom heiligen Haine umzogen, ſich erhob. Mit Kupfer, in Syracus erbeutet, war er gedeckt.

Ein Springbrunnen, deſſen Waſſer aus einer Schlange hervorſprützte, ſtand vor der Baſilica Julia, dem Julius Cäſar zu Ehren vom Auguſtus errichtet. Hundert Männer ſaßen hier zu Gericht. Oft wurden ihre Bänke heraus auf den Markt getragen, wo ſie öffentlich Recht ſprachen. Kaiſer Caligula machte ſich zuweilen den Spaß, aus dieſem Pallaſte Geld unter das Volk zu werfen.

Sehen wir lieber von dieſem höhnenden Schauſpiel auf den nahen Triumphbogen des Tiberius, wenn gleich unſere Nationaleitelkeit ein wenig verwundet werden ſollte, denn er iſt ein Denkmal der wieder eroberten Fahnen und Kriegszeichen, welche in der berühmten Schlacht des Varus gegen die Deutſchen verlohren worden waren. Gleich daneben ſtand der Tempel Saturns, die öffentliche Schatzkammer und das Archiv des römiſchen Staats. Vor ſeinen Hallen ſah man den vergoldeten Meilenzeiger, auf welchem die Entfernung der vorzüglichſten Städte des Reichs von Rom, verzeichnet war. Dieſer Meilenzeiger wurde, weil er ungefähr mitten in der Stadt lag, ſehr witzig der Stadt-Nabel genannt. — Schon faſt am capitoliniſchen Berge lag der Tempel Weſpaſians, (von dem man noch einige Trümmer zu erkennen vermeint) und die Schola Xantha, in welcher Leute, die öffentliche Documente abfaßten, wie auch die Bücherabſchreiber, ihr Weſen trieben.

Wenden wir uns gegen die Morgenſeite des Forums, ein Tempel Hadrians fällt uns in die Augen, von kindlicher Liebe erbaut. Wie prächtig muß er geweſen ſeyn, wenn die jetzt noch vorhandenen Säulen und die alte Kirchenthür ihm angehörten. Hier ſtand auch die coloſſaliſche Bildſäule des Marfors, einen Strom, vielleicht die Tiber, abbildend. — Die Mitte des Forums war nicht leer. Sitze für das Volk erhoben ſich vor den Roſtris, Cicero gedenkt ihrer oft. Oelbaum und Weinſtock, von ſelbſt gewachſen, verbreiteten Schatten, unter dem das römiſche Volk gern verweilte. In dieſer Gegend wurde Galba ermordet. Hier neben einer Sonnenuhr ſtand die Säule, an welcher der tapfere Horatier die erbeuteten Waffen der Curiatier aufhing. Unweit davon, als Schatten zum Gemählde, die Bildſäule des Marſyas, ſtets umgeben von leichtfertigen Dirnen, die für Geld zur Wolluſt lockten. Waren ſie glücklich, ſo kränzten ſie nach kurzem Taumel, die Statüe mit Blumen. Selbſt Julia, die Tochter des Kaiſer Auguſtus, hatte der weiblichen Schamhaftigkeit ſo ganz entſagt, daß ſie oft bei dieſer Bildſäule ſich Preis gab, und nachher ihre Schande, durch eine dem Marſyas aufgeſetzte Blumenkrone, dem Pöbel kund that.

Am Fuße des capitoliniſchen Berges, vor dem Tempel der Eintracht laſt uns noch einen Augenblick verweilen. Ihn errichtete Conſul Camillus, ein Denkmal der Ausſöhnung zwiſchen Adel und Bürger. Herrliche Ueberreſte ſind noch von dieſem Tempel vorhanden, acht joniſche Säulen von orientaliſchem Granit, deren jede zwölf Fuß im Umfang und vierzig Fuß Höhe hat, tragen ein Gebälke, deſſen Zierrathen einen Begriff von der Schönheit des verſchwundenen Ganzen geben. Und hier ende unſer Spatziergang; der Leſer bekenne daß ich Wort gehalten, daß es unmöglich iſt, in der ganzen bewohnten Welt einen ähnlichen Raum zu ſuchen, auf welchem die Erinnerung, an ſtolze Ruinen ſich klammernd, ſo unendlichen Stoff fände, die große Vergangenheit wieder hervorzuzaubern! Und wie gering iſt der Umfang, in welchen alle dieſe Wunder gehäuft ſind! — Kaum eine Viertelſtunde bedurften wir, um von den Trümmern des Coliſeums bis zu den Trümmenn des Tempels der Eintracht zu wandeln, und dieſe Viertelſtunde — kaum eine Minute dünkte ſie uns. — O es verſäume doch ja kein Reiſender, der Rom beſucht, dieſen einzigen, einzigſten Spatziergang mir nachzumachen; doch unterlaſſe er auch nicht, wenigſtens dreiſſig bis vierzig Bajochi zu ſich zu ſtecken, damit er, im Umgange mit den alten Römern, die heutigen bettelnden Römer ſich ſo ſchnell als möglich vom Halſe ſchaffe.

Halt! faſt hätte ich vergeſſen, daß unter den vielen Reiſenden, welche Neubegier nach Rom treibt, ſich auch wohl manche fromme Chriſten befinden mögen, welchen die heidniſchen Ueberreſte ein Gräuel ſind. Nun, auch für dieſe iſt geſorgt; auch ihnen darf ich verſprechen, daß die Schauer der Erinnerung wie der Gegenwart ſie mächtig ergreifen werden. Denn hier, auf der heiligen Straße, war es, wo Simon der Zauberer es wagte, mit dem heil. Peter in die Wette zu ſtreiten, und wo er, zur wohlverdienten Strafe, vom Teufel aus den Lüften herabgeſtürzt wurde. Hier war es ferner, wo Pabſt Sylveſter einen Drachen bändigte, und zwar auf die leichteſte Weiſe von der Welt, denn er verſiegelte mit ſeinem Pettſchafte, auf welchem natürlich ein Kreuz ſtand, den Rachen des Unthiers eben ſo ſchnell, als wir andern gemeinen Menſchen einen Brief zuſiegeln. So entſtand die Kirche der heil. Maria der Befreierin, in welcher das Wunder noch gemahlt zu ſchauen iſt. Den Tempel des Remus wird der Gläubige das Vergnügen haben in die Kirche der Heiligen Coſmus und Damianus verwandelt zu ſehen. Er darf ſich nicht ſcheuen, durch die heidniſche Thür von Erz, zwiſchen zwei corinthiſchen Porphyrſäulen, hinein zu treten, denn Papſt Adrian I. hat ſie durch ſeinen Segen vom ſündlichen Unweſen gereinigt. Inwendig giebt es allerlei chriſtliche Gemählde zu bewundern. — Ein neuer Triumph erwartet die fromme Seele bei dem Tempel Antonins, jetzt dem heil. Laurentius geweihet; zu ihrer Erbauung findet ſie hier den Heiligen auf dem Roſte ſchmorend, von Peter von Cortona gemahlt, und auch ein Altarblatt von Dominichino, welches recht ſchön geweſen ſeyn mag, ehe es von ungeſchickten Händen reſtaurirt worden. — Reiche Nahrung iſt auch dem frommen Chriſten bereitet, wenn er die Kirche des heil. Theodor (vormals Tempel des Romulus) betritt. Statt der Wölfin von Metall, welche in jenen gottloſen Zeiten hier verehrt wurde, weil ſie die beiden Heidenkinder, Romulus und Remus, auf dieſer Stelle geſäugt haben ſoll, hat das gläubige Herz den Troſt, ſich an einem Gemählde des Märtyrers Julian von Baciccio zu weiden. Ja, der Chriſtengott hat nicht verſchmäht, auf dieſem nun einmal für nothleidende Kinder beſtimmten Platze, eine Wunderanſtalt zu errichten, in welcher epileptiſche Kinder ſchnelle Geneſung finden. Der heil. Theoder in den Feuerflammen, von Zuccari gemahlt, iſt auch tröſtlich anzuſchauen. — Der Tempel Saturns, oder, wie Andere meinen, der Pallaſt des Paullus Aemilius, iſt in eine Kirche des heil. Hadrian umgeſchaffen, und mit frommer Rührung betrachtet das chriſtliche Auge den heil. Peter, genannt Nolasco, der das unſterbliche Verdienſt hatte, im Jahr 1334 den Mönchsorden del Riscato zu ſtiften. Doch Scherz bei Seite, dieſer Mönchsorden iſt keiner der ſchlimmſten, denn er hatte die Verpflichtung, Chriſtenſklaven aus der Türkiſchen Gefangenſchaft loszukaufen. Ob er es würklich gethan hat, oder noch thut, weiß ich nicht zu berichten. Jenes Gemählde ſoll von Guercini's Meiſterhand ſeyn. — Auch die Kirche des heil. Lukas ward auf den Trümmern des verfluchten Heidenthums, nehmlich auf einem Tempel des Mars errichtet. Sie iſt eine der älteſten in Rom, vormals der heiligen Martina geweiht, mit der ich in keiner Bekanntſchaft ſtehe. Pabſt Sixtus V. ſchenkte ſie der Mahler-Akademie, die ſie nach den Riſſen Peters von Cortona wieder herſtellte, und, wie billig, dem Evangeliſten Lukas widmete, welcher bekanntlich ein gewaltig großer Mahler war, von dem noch einige Meiſterſtücke exiſtiren. Er hat beſonders das Glück gehabt, daß die heilige Jungfrau ſelbſt ihm mehrere Male geſeſſen, und Raphael, (gegen Lukas nur ein Schüler) hat ihn in der Beſchäftigung dargeſtellt, wie er die Madonna abkonterfeit. Dieſes Gemählde iſt jetzt die Hauptzierde des oben gelegenen akademiſchen Saales, und eine gute Copie davon ſchmückt den Hauptaltar. Eine Statüe der heiligen Martina, von Menghino, und die prächtigen unterirdiſchen Gewölbe der Kirche, ſind gleichfalls ſehenswerth.

Jetzt hoffe ich, mein Wort auch von den rechtgläubigen Chriſten gelöſt zu haben, und eile ermüdet in meine Locanda (zu Deutſch Wirthshaus), welche auf dem collis hortulorum, an der Stelle gelegen, wo einſt die Salluſtiſchen Gärten prangten.

23. Werther und Lotte.

Weſſen Phantaſie durch die mannigfaltigen erhabenen Gegenſtände zu ſehr erhitzt und geſpannt worden, der thue, um ſich abzukühlen, was ich that: er gehe den Abend ins Theater; kälteres Waſſer findet er nicht, um ſchnell die Glut zu löſchen. Ein Schauſpiel wurde aufgeführt, (eine Charakter-Comödie nennen es die Italiäner) Carlotta e Werther. Der Titel reizte meine Neubegier. Werthers Leiden in fünf Akten zu ſehen, war mir ganz neu und meine Erwartung ſehr geſpannt. Sie ward noch übertroffen. Man höre nur.

Der Vorhang rollt auf. Ein alter treuherziger, und ein junger komiſcher Bedienter Werthers unterhalten ſich in der erſten Scene von der unglücklichen Liebſchaft ihres Herrn. Man erfährt, daß Albert nach Wien gereiſet iſt, und Werthern, ſeinen beſten Freund, erſucht hat, Lotten indeſſen Geſellſchaft zu leiſten. Werther erſcheint; er ſieht ſehr verſtört aus, ſpricht auch kein Wort. Der Alte führt ihm zu Gemüthe, wie thörigt ſein Beginnen ſey, erinnert ihn an ſeine Mutter, und bringt es endlich ſo weit, daß Werther ſich entſchließt, plötzlich abzureiſen, ohne Lotten wieder zu ſehen. Sein letztes Lebewohl trägt er dem Hofmeiſter von Lottens Kindern auf; denn Lotte iſt ſo gar jung nicht mehr, ſie hat einen bengelhaften Sohn von wenigſtens zehn Jahren, und eine Tochter, die ſie bald zur

Großmutter machen wird. Nachdem Werther ſeine letzten Liebesſeufzer in den Buſen des Hofmeiſters ausgehaucht hat, ſtürzt er fort. — Aber — er weiß nicht, daß er den Bock zum Gärtner geſetzt hat, denn eben dieſer Hofmeiſter iſt ſelbſt ganz ſterblich in Lotten verliebt, jauchzt über Werthers Entfernung und hofft nun, während Alberts Abweſenheit, ſeinen böſen Zweck zu erreichen. — Lotte, ein ſehr gemeines Weib, kommt zum Vorſchein, man ſetzt Stühle und alles laßt ſich zur Liebeserklärung an. Zwar wird die Scene durch die beiden Kinder unterbrochen, aber die müſſen über Hals und Kopf ſich in den Garten trollen, und nun wagt der Herr Hofmeiſter einen Sturm. Hilf Himmel! wie empfängt ihn die keuſche Lotte! Kein Fiſchweib in Paris, keine Kaſtanienbraterin in Wien, kann mit edlerem Ungeſtüm ihre Tugend vertheidigen. Sie will den böſen Hirten gänzlich zum Schaafſtall hinausjagen, aber er erklärt ganz trocken, daß ſolches nicht in ihrer Macht ſtehe; daß er nur Alberten Rechenſchaft zu geben habe und folglich bleiben werde. Ihre Wuth iſt aufs höchſte geſtiegen, als ein ſchnippiſches Kammermädchen ihr berichtet, daß Werther im Begriff ſtehe zu fliehen. Jetzt vergißt ſie Alles und ſtürzt ſchreiend hinaus, um den Geliebten zurück zu halten. Das gelingt ihr. Der verſchmähte Hofmeiſter wird dadurch veranlaßt, ehrenrührige Vermuthungen zu ſchöpfen, obgleich das Kammermädchen ihn auf ihre Ehre verſichert, daß der Umgang zwiſchen Werther und Lotten ſehr ſchuldlos ſey. Albert kommt zurück und der Hofmeiſter weiß ihm die Sache ſo plauſibel vorzutragen, daß er, in der erſten Hitze, Lotten verſtößt, und ſie zu ihren Eltern ſchickt. Werther, durch dieſe ſchreckliche Cataſtrophe zur Verzweiflung gebracht, ſich ſelbſt alle Schuld von Lottens Schickſal beimeſſend, beſchließt zu ſterben, und zwar durch Gift, (der

Italiäner liebt bekanntlich das Gift mehr, als die Piſtolen). Er präparirt ſich zu dieſem Behuf eine Flaſche Wein, die er aber vor der Hand noch ſtehen läßt, man weiß nicht warum. Sein alter Diener hat glücklicherweiſe ſein Vorhaben ausgewittert, und macht ſich den Spaß, die vergiftete Flaſche mit einer unſchädlichen zu verwechſeln. Dieſe findet der Hofmeiſter und trinkt ſie richtig aus. Als er eben das letzte Gläschen ſchlurft, kommt Werther dazu. Durch ihn erfährt der Hofmeiſter, daß er Gift im Leibe habe, krümmt ſich wie ein Wurm, und bekennt in der Todesangſt alle ſeine Verläumdungen. Natürlich läßt Albert ſeine alte Lotte ſogleich zurück holen, und es erfolgt eine allgemeine Aufklärung und Verſöhnung. Das Drolligſte iſt, daß Werthers Verhältniß zu Lotten am Schluß des Stücks gerade noch das nehmliche iſt und bleibt, wie in der erſten Scene. Was daraus werden wird, mögen die Götter wiſſen. An's Erſchießen wird gar nicht gedacht.

24. Zwiſchen Rom und Gaeta.

Die Appiſche Landſtraße, von den Alten die Königin der Straßen genannt, wurde vom Cenſor Appius Claudius im vierhundert und zweiundvierzigſten Jahre der Stadt angelegt. Sie war mit Steinen gepflaſtert, die fünf bis ſechs Fuß ins Gevierte hielten, nicht durch Kitt oder Mörtel verbunden, ſondern nur ſo dicht und kunſtreich zuſammengefügt waren, daß der Weg aus einem Stücke zu beſtehen ſchien. Wo Appius die Steine herbringen laſſen[1], iſt unbekannt; in der Gegend von Rom giebt es keinen Steinbruch der Art. So häufig ſie gebraucht wurde, ſo war doch, zu Procopius Zeiten, noch nichts daran verſehrt[2], und ſelbſt jetzt noch trifft man oft lange Strecken derſelben an, die vollkommen wohl erhalten ſind; nur iſt mit der ſchlagenen Pferden nicht gut darauf zu fahren; ich vermuthe, die Alten beſchlugen ihre Pferde nicht. Die Appiſche Straße führte bis Capua, und in der Folge gar bis Beunduſium. — Sobald man Rom verlaſſen hat, wird man, auf einer Strecke von mehrern Meilen längs der Straße, eine große Menge alter Grabmäler gewahr, von welchen zum Theil nur noch unförmliche Steinhaufen übrig ſind. Jedermann weiß, daß die Römer ſich am liebſten an der Landſtraße begraben ließen, oft die herrlichſten Mauſoleen aufführten, die freilich manchem Spitzbuben zu Schlupfwinkeln dienten, und daher dieſe Gegend ſehr unſicher machten. Sie iſt es noch bis auf den heutigen Tag, und jeder Vetturino hütet ſich, den Weg im Dunkeln zu fahren. Milo, den Cicero vertheidigte, hat hier einſt den Clodius umgebracht. Auch große, Meilen lange Trümmer von Waſſerleitungen ergötzen das Auge. — Etwa vierzig Meilen von Rom paſſirt man die armſelige Stadt Albano. Sie wurde von Aſcanius, Sohn des Aeneas, vierzig Jahre früher als Rom erbaut. In ihrer Nähe ſind ein paar merkwürdige alte Grabmäler; das eine hat die Geſtalt eines viereckigten Thurmes, und, weil doch jedes Ding ſeinen Namen haben muß, nennt man es das Grab des Aſcanius. Das andere gilt für das Denkmal der drei Curiatier, die in dem bekannten Kampfe gegen die Horatier fielen. Es trägt fünf Pyramiden, verräth einen rohen Geſchmack, imponirt aber durch eine gewiſſe wilde Größe. Im Sommer wird Albano von vielen Römern bewohnt, welche hier geſündere Luft und die Freuden des Landlebens ſuchen. — Der Urſprung des nahen Riccia verliert ſich gar im höchſten Alterthum. Man will, es ſey fünfhundert Jahre vor dem Trojaniſchen Kriege von einem Archilous erbauet worden, und Oreſt habe die Bildſäule der Diana von Tauris hieher gebracht. — Velletri iſt eins der ſchmutzigſten Neſter, war aber einſt die Hauptſtadt der Volsker, und in ſeinen Mauern empfing Kaiſer Auguſtus das Daſeyn. Das einzige erträgliche Wirthshaus daſelbſt ſchmückt ſich auch noch mit dem Namen dieſes glücklichen Monarchen. Man findet in Velletri noch mehr Ueberreſte von Tempeln und Luſthäuſern der Kaiſer. Der Cardinal Borgia, der mit nach Paris reiſen und unterwegens ſterben mußte, hat hier einen Pallaſt, der ein reiches Muſeum von Antiken und Gemählden in ſich faßt. Von Velletri aus thut man wohl, eine Eſcorde von Huſaren mitzunehmen, denn die Gegend iſt gar übel berüchtigt, und ich glaube, hier herum war es auch, wo dem wackern Seume ein Unfall begegnete.

Ich nähere mich nun den pontiniſchen Sümpfen, die faſt in noch ſchlechterm Rufe ſtehen, als das Raubgeſindel von Velletri. Ich kann das nicht beſtätigen, denn als ich durchfuhr, war die Luft rein, und ich hatte mein Schnupftuch vergebens in Eſſig gebadet. Man glaubt gemeiniglich, dieſe Sümpfe ſeyen, zu der Römer Zeiten, das herrlichſte fruchtbarſte Land geweſen, und nur die päbſtliche Regierung habe es durch ihre Nachläßigkeit in Moräſt verwandelt. Man muß ihr aber nicht mehr aufbürden, als ſie wirklich verſchuldet hat, ſie trägt ohnehin ſchwer genug. Dieſe Gegend war zu allen Zeiten Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Schon Cornelius Cethegus und Julius Cäſar haben große Koſten auf ihre Austrocknung verwendet, aber auch damals zerſtörten ein paar Flüſſe gar oft wieder in einigen Tagen, was der Fleiß von Jahren errungen hatte. Die Appiſche Straße führte mitten hindurch, und man that alles mögliche, um ſie ſtets brauchbar zu erhalten. Trajan leitete das Waſſer aufs Neue ab, ebnete

Hügel, füllte Vertiefungen aus, und legte Nebenwege an, deren einer ſeinen Namen führte. Antoninus Pius folgte ſeinem Beiſpiele. Welche Mühe in unſern Tagen Pabſt Pius VI. ſich gegeben hat, die Sümpfe auszutrocknen, iſt bekannt. Auch glaubte er damit völlig zu Stande gekommen zu ſeyn, und erbaute deshalb, da wo die Sümpfe anfangen, ein Kloſter, in welchem eine Inſchrift die Vollendung dieſer Arbeit rühmt, und hinzufügt: Der Tempel ſey errichtet, damit es den Coloniſten nicht an Gelegenheit mangeln möge, ihren Gottesdienſt zu verrichten. Das Kloſter wurde den Capuzinern eingeräumt, man findet aber jetzt nur Eidechſen daſelbſt, und keinen einzigen Capuziner, die böſe Luft hat ſie längſt wieder vertrieben, das neue Kloſter ſteht verödet. Nur das Poſthaus iſt ſparſam bewohnt. — Pius VI. hatte das Glück, die alte Appiſche Straße wieder aufzufinden, die noch jetzt in einer geraden Linie bis Terracina läuft. Bei dieſer Gelegenheit wurden eine Menge Säulen, alte Meilenzeiger und andere Trümmer gefunden, die jetzt zerſtreut hier herum liegen, und auf welchen Millionen Eidechſen luſtig krabbeln. Was von urbar gemachtem Lande, durch neuere Ueberſchwemmungen noch verſchont worden iſt, findet ſich erſt weiter hin, die erſten Meilen hingegen ſind wiederum gänzlich zu Moraſt geworden, in welchen man nunmehr die erſten Büffel-Heerden ſieht und grunzen hört. Die Jagd auf Enten und Schnepfen iſt vortrefflich; man ſieht dies wilde Geflügel bei Tauſenden herumziehen. — Je mehr man ſich dem Süden von Italien nähert, je ſchmutziger werden die Menſchen. Hier z. B. wuſchen ſich die Poſtillions mit Maulthier-Miſt, als wäre es Seife. In ihre Arme und Hände haben ſie Madonnen- und Heiligen-Bilder eingebrannt; ihr Hauptſtaat ſind große ſilberne Schuhſchnallen, die ſie aber als Gürtelſchnallen in den Beinkleidern tragen. Die Tracht der Weiber iſt ſehr häßlich, beſonders ein Schnürleib, das ihnen den Buſen völlig platt drückt. — Es hatte geregnet, und daher fand ich bei Terracina die Straße ſehr überſchwemmt. Niemand denkt mehr daran, dieſem wilden Gewäſſer Abzug zu verſchaffen, es kann daher nicht fehlen, daß in kurzem das wenige gewonnene Ackerland wieder gänzlich verſchlammt ſeyn wird. — Terracina hat eine herrliche romantiſche Lage am mittelländiſchen Meere. Die ſteilen Felſen, die ſeine Ufer ſchmücken, das freundliche Städtchen, aus deſſen Gärten Citronenbäume und ſogar Palmen winken, der Hafen von Fiſchern wimmelnd, die Inſeln Iſchia, Capri, ja ſelbſt der Veſuv in der Ferne — man iſt entzückt, man glaubt ſich in eine Zauberwelt verſetzt. Die liebliche Zauberei dauert fort, wenn man Terracina verlaſſen hat, und nun zwiſchen blühendem Myrthengebüſch dahin rollt, zwiſchen zahlloſen Gattungen von friſch grünenden Geſträuchen, die bald mit ſchwarzen, bald mit blutrothen Beeren bedeckt ſind. — Hier betritt man zum erſtenmale das Königreich Neapel, und wird durch die gewöhnlichen Weitläuftigkeiten mit Päſſen und Viſitiren aus den ſüßen Träumereien geweckt. Etwas weiter hin wären dieſe ohnehin durch die Städte Itri und Fondi unterbrochen worden, die häßlichſten, ſchmutzigſten und ſtinkendſten, die es in allen fünf Theilen der Welt giebt. Nur eine einzige Kleinigkeit ſtand mit dieſem eckelhaften Wuſt in ſeltſamem Contraſt, nehmlich der ſpaniſche Pfeffer, den man, auf Myrthenſtengel gereiht, verkaufte. Es ſieht in der That aus, als ſey er zu einer Ballet-Decoration zubereitet worden. Es gab aber hier weder arcadiſche Schäfer noch Tänzer, ſondern bloß Bettler und Sbirren. — Unweit Gaeta wurbe mein Wagen plötzlich von Dragonern eingeholt, die mit gezogenen Säbeln Halt zu machen geboten, weil — ein kleines Kind des Königs von Sardinien ſpazieren fuhr, und ihm die Straße nicht breit genug war, oder die Ehrfurcht vor dem Kinde dieſe Demuth erheiſchte. Ich dachte an den biedern König von Preußen, der immer ſo allein ſpazieren reitet, und niemanden genirt. Ich zuckte die Achſeln und lächelte.

25. Cicero's Villa.

Ich kam ziemlich früh im Hafen von Gaeta an. Wir blieben noch einige Stunden bis zum Einbruch der Nacht, und ich beſchloß, ſie zu einem Spaziergang anzuwenden. Mich lockte das ſchöne warme Wetter, (es war am ſieben und zwanzigſten Oktober) mich lockte mehr noch ein Citronen- und Orange-Wäldchen, deſſen goldene Früchte aus einem an der See gelegenen Garten mir winkten. Ich ging und fand die Thür verſchloſſen. Ein gemeiner Kerl empfing uns, nach ſeiner Art, recht höflich und treuherzig. Er war der Pächter dieſer Villa. Wir wandelten, ich mag wohl ſagen, wonnetrunken, unter den beladenen Bäumen, und nahmen hie und da eine Citrone auf, die der Wind abgeſchüttelt hatte. Als der Mann bemerkte, daß die uns umgebende üppige Natur uns neu war, ſchien ihm das Vergnügen zu machen, er brach eine ſchöne Doppelfrucht von einem Orangebaum und überreichte ſie meiner Frau mit gutmüthiger Galanterie. So gelangten wir bis an die Spitze des Gartens, die weit in das Meer hinein lag, und wo, am ſchroffen Felſenabhang, Tiſch und Bänke von Stein zum Ruhen, Schauen und Genießen einluden. Eine kleine Hütte ſtand daneben, vor der offnen Thür ſaß ein junges Weib, von Kindern umgeben, um einen Korb mit Oliven beſchäftigt.

Von allen dieſen lieblichen Scenen konnte wohl nichts Geringeres unſere Aufmerkſamkeit losreißen, als die vielen, im ganzen Garten umher zerſtreuten Trümmer, die wir auf den erſten Blick für altrömiſches Bauwerk erkannten. Da waren Bogengänge und Mauern und tiefe Gewölbe, überall von Geſträuch überwachſen und bedeckt. Beſonders aber war da ein Bad, faſt ganz erhalten, die ſteinerne Treppe, welche hinabführte, nicht zerſtört, nur verwittert, ja oben noch die kaum verſtopfte Röhre, durch welche einſt das Waſſer hineinlief. Wir ſtanden in Betrachtung verſunken, und hörten kaum auf die Erzählung des geſchwätzigen Wirthes, den ohnehin ſein gemeiner Neapolitaniſcher Dialekt ſehr unverſtändlich machte. Plötzlich aber traf das Wort Cicero mein Ohr. Ein Schauer durchbebte mich, Wir horchten nun aufmerkſam, wir fragten, und welch ein Gefühl ergriff uns, als wir vernahmen, daß wir in Cicero's Garten gelustwandelt, daß wir von ſeinen Früchten genoſſen hatten! — Alles ſchien jetzt ein anderes Anſehen zu bekommen, die Trümmer umgab ein Glanz, der Hain war heilig. Hier hat Cicero gebadet, hier iſt er gewandelt, auf jener Felſenſpitze hat er geſeſſen, und vielleicht ein Kapitel ſeines Buchs: Von den Pflichten geſchrieben, das allein hinreichen würde, ſein Andenken zu verewigen. Ach! hier war es auch, wo die Mörder ihn fanden, und ſein theures Haupt dem Blutdurſte des Triumvirats opferten! —

Dieſen, mit Trümmern und Früchten bedeckten Platz hat der ehrliche Gaetaner für fünf und vierzig Ducaten gepachtet. Cicero's Villa für fünf und vierzig Ducaten! — Aber war es denn auch wirklich Cicero's Villa? höre ich einen kritiſchen Alterthumsforſcher mir einwerfen. Daß Cicero hier eine Villa hatte, iſt freilich wohl gewiß; denn der Hafen von Gaeta, Mola genannt, iſt auf den

Trümmern der Stadt Formiae erbaut, und in ihren Mauern lag das Formianum des Weiſen. Aber wo? — Meyer, in ſeinen Darſtellungen aus Italien, ſetzt es in ein Citronenwäldchen vor der Stadt, und manche Einwohner, die man befragt, weiſen den Frager eben dorthin: viele wiſſen gar nichts davon. Doch die ganz unverdächtige, ihm gleichſam nur gelegenheitlich entſchlüpfte Ausſage des gemeinen Gaetaners, beweiſet wenigſtens, daß die Volksſage dieſen ehrwürdigen Ort an die Stelle verſetzt, auf welcher ich geſtanden. Hierzu kommt noch die herrliche Lage des Orts, von der ſich wahrlich vermuthen läßt, daß ein Cicero ſie gewählt haben werde. Linker Hand die Feſte, die gleichſam aus den Wellen des Meeres emporſteigt; gerade im Geſicht die Inſel Iſchia, und rechter Hand der Veſuv! — Nein wahrlich! ſo lange man das Gegentheil mir nicht gründlich erweiſen kann, werde ich den frommen Glauben nicht fahren laſſen, daß ich Cicero's Villa betreten, daß ich am Rande ſeines Bades geſtanden.

Auch ein hohes Denkmal, draußen vor der Stadt, habe ich geſehen. Es ſoll, von ſeinen dankbaren Freigelaſſenen errichtet, den Platz bezeichnen, auf welchem der Unſterbliche von Mörderhand fiel.

Ich will bei dieſer Gelegenheit noch einen Irrthum berichtigen, der gleichfalls in Meyers Darſtellungen ſich findet. Dieſer achtungswerthe Reiſende erzählt, er ſey hinüber nach Gaeta in einem kleinen Kahn geſchwommen, und erſt dort habe er zum erſtenmal den Veſuv erblickt. Das iſt faſt unmöglich; denn er hätte nur in dem Wirthshauſe, das am Hafen liegt, an das Fenſter treten dürfen, ſo hätte ihn der Veſuv ein wenig linkerhand in die Augen fallen müſſen. Es iſt überhaupt ein Irrthum, den viele Reiſende verbreitet haben, man werde den Veſuv nicht eher gewahr, bis man Gaeta erreiche. Er iſt bei hellem Wetter in Terracina ſehr deutlich zu erkennen. Zwar mag der Fall ſelten ſeyn, denn ſogar ein Einwohner von Terracina wollte mir den Veſuv wegdiſputiren, der unverkennbar vor uns lag und rauchte; aber ein Schiffer von der Inſel Iſchia, der eben mit Töpferwaaren landete, entſchied den Streit augenblicklich. Nur muß man nicht nach dem Veſuv fragen, denn unter dieſem Namen kennt man den Berg hier nicht; Jedermann nennt ihn bloß Somma, oder la Montagna, den Berg par excellence.

26. Zwiſchen Gaeta und Neapel.

Durch einen Garten ſcheint der Weg zu führen; Citronen und Pomeranzen wachſen hier ſo häufig als bei uns Eicheln und Buchnüſſe; Aloen, wie ich ſie noch nie ſo groß geſehen hatte, ſtanden zu beiden Seiten an der Straße; alles grünte, blühte, duftete, reifte; es war in den letzten Tagen des Octobers. — Kurz zuvor, ehe man den Garigliano erreicht, erblickt man anſehnliche Ruinen der alten Stadt Minturnum, und ich kann nicht begreifen, warum alle Reiſebeſchreiber, die ich nachzuſchlagen Gelegenheit hatte, ſo gar wenig darüber ſagen. Es iſt nicht allein eine Waſſerleitung, deren Trümmer mein Auge auf mehrere Meilen weit verfolgt hat, es ſteht auch noch ein großes, rundes Gebäude, das inwendig, mit dem äußern Zirkel parallel laufend, einen kleinern Zirkel bildet; vielleicht war es ein Theater. Außerdem iſt die ganze Gegend umher in einer großen Strecke mit Ruinen gleichſam beſäet, und ich bin gewiß, der Alterthumsforſcher würde hier gute Beute machen, wenn er ſich etwa entſchließen wollte, ein paar Tage in dem nahe gelegenen elenden Poſthauſe zuzubringen. — Ich kann mir das Schweigen der Schriftſteller über dieſe herrliche Trümmer nicht anders erklären, als durch die Erbärmlichkeit des Menſchen überhaupt, deſſen höchſter Enthuſiasmus für eine Sache gar bald in Gleichgültigkeit verwandelt wird, wenn er ſie zu häufig findet. Das Letztere iſt freilich hier der Fall. Man kann, ohne Uebertreibung, auf dieſem Wege kaum zehn Schritte fahren, ohne ein Grabmal, eine Waſſerleitung oder ein Stück von einer antiken Mauer zu erbliken, die man ſogleich an dem ſogenannten Retikularwerk (netzförmiger Steinbekleidung) erkennt. — Ueber den Garigliano führt ein elendes Fahrzeug. Es iſt derſelbe Fluß, an dem einſt Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, eine Heldenthat ausübte, die, um der des Horatius Cocles gleich zu ſeyn, nur einen Livius hätte finden dürfen; er vertheidigte nehmlich, ſo gut als Jener, ganz allein eine Brücke gegen eine feindliche Armee. Alle Schulkinder wiſſen das vom Horatius Cocles zu erzählen, doch Bayards That iſt faſt vergeſſen. So wenig können die Helden der guten Schriftſteller entbehren, und dennoch geben ſie ſich zuweilen das Anſehen ſie gering zu ſchätzen.

Als ich mich Capo näherte, und mich erinnerte, wie es dem Hannibal hier erging; als ich vollends des Campaner Thals unſers originellen Jean Pauls gedachte; da meinte ich gradesweges in ein Paradies zu fahren; es iſt aber eine häßliche Stadt und eine ſehr einförmige Gegend. Wenn Hannibals Truppen ſich betrunken haben, ſo muß der Wein in Capua damals beſſer geweſen ſeyn als jetzt, und wenn vollends andere Wollüſte ſie entnervten, ſo waren vermuthlich die damaligen Schönen von Capua hübſcher als die jetzigen. Die Ruinen der alten Stadt liegen in einiger Entfernung von der neuern. — Von hier ſind es nur noch vier deutſche Meilen von Neapel, die man in wenigen Stunden zurücklegt. — Einen ſehr characteriſtiſchen Nationalfluch hörte ich jetzt zum erſtenmal: ich wollte, daß du ermordet würdeſt! — Dieſes kleine artige Compliment machen ſich die Neapolitaner alle Augenblicke bei den geringſten Veranlaſſungen, und ſchreien bei unbedeutenden Zänkereien immer dermaßen, daß man, ehe man es gewohnt wird, ſtets fürchtet, ſie werden ſich wirklich ermorden.

27. Neapel.

Ich muß den Leſer erſt ein wenig in der Stadt herumführen, denn hier iſt Alles ſo ganz verſchieden von dem, was ſich ein Nordländer gewöhnlich unter einer Stadt denkt, daß man anfangs im Monde zu ſeyn glaubt.

Neapel kommt mir vor wie ein großes Haus, in dem eine Menge Menſchen wohnen, und die Häuſer ſcheinen mir bloße Schlafzimmer, denn, das Schlafen ausgenommen, geſchieht alles übrige, was Menſchen zu thun pflegen, auf den Straßen. Alle Handwerker haben nicht bloß offenſtehende Buden, ſondern ſie tragen ihre Tiſche, und was ſie ſonſt zur Treibung ihres Handwerks bedürfen, heraus auf die Straße, und da ſieht und hört man ſie klappern, hammern, nähen, weben, feilen, hobeln, friſiren, barbiren, den lieben langen Tag. — Der Gaarkoch rupft und bratet Hühner, kocht und backt Fiſche, auf der Straße, die Hungrigen treten hinzu und halten ihre Mahlzeit. Um ihren Durſt zu löſchen, dürfen ſie nur ein paar Schritte weiter gehen, zu einem der vielen Waſſerausſchenker, der ſeine Bude auf der Straße hat. Die Buden dieſer letztern fallen jedem Fremden zuerſt auf; ſie deutlich zu beſchreiben iſt ein wenig ſchwer. Vor dem Tiſche oder der Schenke, hinter welcher der Mann ſteht, erheben ſich an den vier Ecken, vier bemahlte und vergoldete Stangen, oben durch Queerpfoſten verbunden, und das Ende dieſer Querpfoſten nach der Straße zu, iſt bei allen auf eine Weiſe verziert, die wir in andern Ländern für lüderlich halten würden, die aber hier Niemanden mehr auffällt. Es ſind nämlich Hände die den Daumen durch die beiden erſten Finger ſtecken. Wie man ſo allgemein auf dieſe ſonderbare und leichtfertige Verzierung gefallen iſt, mag Gott wiſſen. Die Hände, ſo wie das ganze obere Pfoſtenwerk, iſt bunt angeſtrichen, in der Mitte mit Heiligenbildern geſchmückt, zu beiden Seiten flattern ein paar Fähnlein, und die übrigen Zwiſchenräume ſind mit angenagelten Bouquets von Citronen, auch wohl mit Blumen ausgefüllt. Man muß beim erſten Anblick ſogleich an die Chineſer denken. Dem Verkäufer zu beiden Seiten hängen zwei lange, trommelförmige Fäſſer, durch deren Mitte eine eiſerne Achſe läuft, ſo daß man ſie bequem neigen oder kippen kann. Dieſe Fäſſer enthalten ſchönes, klares Waſſer und Eis. Auf dem vordern Rande des Tiſches ſtehen eine Menge Gläſer und Citronen. Um ſolche Bude ſind die Menſchen bald mehr bald weniger, oft in dichten Haufen verſammelt, und bewundern muß man die außerordentliche Fertigkeit, mit welcher der Verkäufer links und rechts ſeine Trommeln kippt, die Gläſer voll ſchenkt, ein wenig Citronenſaft dazu preßt, den Trank hinreicht, das Geld empfängt, darauf herausgiebt u. ſ. w. Wer lange zuſieht, dem kommt der Kerl endlich vor wie eine Maſchine durch ein Räderwerk getrieben. An heißen Sommertagen ſoll das Gedränge unbeſchreiblich groß ſeyn, ſoviel auch dergleichen Buden vorhanden ſind. Abends werden ſie erleuchtet, mit acht, zehn, auch zwölf Lampen. Der Preis des Getränks iſt eine der kleinſten Kupfermünzen. Es ſieht in der That appetitlich aus, wenn das criſtallhelle Waſſer in das Glas perlt, und die Kälte es ſogleich beſchlägt. Auch geht es, wider Gewohnheit, reinlich dabei zu; der Verkäufer ſchwenkt die Gläſer immer vorher aus, wenn ihm die zudringlichen Durſtigen nur irgend Zeit dazu laſſen, drückt auch den Citronenſaft nicht durch die Finger hinein. — Außerdem giebt es auch noch herumwandelnde Waſſerverkäufer, die ihr aqua! den ganzen Tag ausſchreien, und gleichfalls drei oder vier reinliche Gläſer an ihrer Schleifkanne herumtragen.

Eſſen und Trinken iſt die erſte und wichtigſte Angelegenheit eines Volks, daher kann man auch in Neapel nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf eine Veranſtaltung zu ſtoßen, um dieſe beiden Bedürfniſſe ſogleich aus freier Fauſt zu befriedigen. Hier ſtehen große Keſſel mit Maccaroni, völlig zubereitet, Käſe darüber geſtreut, und die Oberfläche mit kleinen Stücken von den ſogenannten Goldäpfeln (pomi d'oro) verziert. Eine ſolche Portion Maccaroni zu verzehren iſt aber eine Kunſt, die man den Neapolitanern erſt ablernen muß, denn, da ſie Ellenlang ſind, ſo müſſen ſie mit dem Daumen und Zeigefinger gefaßt, bei weit zurückgebogenem Halſe und aufgeſperrtem Munde, von oben herabgelaſſen werden. Fremde pflegen ſie wohl vorher mit Meſſer und Gabel zu zerſchneiden, und dann mit Löffeln zu eſſen, das iſt aber ganz gegen das Nationalcoſtüm. Uebrigens werden die Maccaroni hier ſehr einfach, mit Fleiſchbrühe und Käſe zubereitet, und ſchmecken ſo ungleich beſſer, als die mancherlei mit Paſtetenteig umgebenen, fetten Verkünſtelungen, die ich an andern Orten davon gefunden habe. Nur zu wenig kochen läßt man ſie, und das geſchieht überhaupt in Italien mit dem Reis, den Graupen u. ſ. w. es muß Alles hart ſeyn, für einen Fremden oft ungenießbar. Ich habe einmal dabei geſtanden, als eine Schneidersfrau auf der Straße ihre Maccaroni kochte. Sie hatte einen metallenen Mörſer umgewendet, auf dieſen eine platte eiſerne Pfanne geſtellt, in welcher ſehr kleine Stücke Holz brannten, und auf der Pfanne ſtand ihr Keſſel mit Waſſer. Als das Waſſer zu kochen begann, ergriff ſie ein Pack Maccaroni, in Papier gewickelt, ſtauchte ihn, ſo tief der Keſſel war, hinein, und hielt ihn ſo lange, bis die ſteiſen Maccaroni, vom heißen Waſſer etwas biegſam gemacht, nachgaben, dann ließ ſie das ganze Bündel, das nunmehr ſich ringelte, vollends nachſchlüpfen. Ich ſah nach meiner Uhr. Etwas über fünf Minuten ließ ſie die Speiſe aufwallen, goß dann das Waſſer ab, Fleiſchbrühe darüber, ſtreute Käſe darauf, und das Mittagsmahl war fertig. Ihr etwa fünfjähriger Knabe hatte ſich ſchon lange vorher einige halbgekochte Fäden durch Schreien ertrotzt. Dazwiſchen war der Nachbar von ſeiner Werkſtatt aufgeſtanden, und hatte, ohne um Erlaubniß zu fragen, ſeine Pfeiſe an dem kleinen Feuer angezündet. Auch war die ganze Küche einen Augenblick lang durch ein Schwein und einen beladenen Eſel mit dem Untergang bedroht worden. Es iſt wirklich ſehr unterhaltend, ſolch einer Straßenwirthſchaft zuzuſehen. — Leckermäuler miſchen zuweilen Hühnerlebern unter die Maccaroni, und das iſt allerdings ſchmackhaft.

Wir haben es aber jetzt bloß mit dem Pöbel zu thun, der, außer jener Nationalſchüſſel, noch andere Lieblingsſpeiſen hat. Dahin gehören die Bohnen und Erbſen, die gleichfalls in großen Keſſeln gekocht, die Vorübergehenden einladen. Endlich auch das Türkiſch Korn, deſſen Aehren, ſo wie ſie da ſind, ohne weitere Zubereitung, in Waſſer gekocht werden. Es iſt freilich die gemeinſte und verachtetſte Speiſe; ſie muß aber doch ſehr nahrhaft ſeyn; und ich habe manchen Bettelbuben mit großer Eßluſt hineinbeißen ſehen. Sie eſſen nicht bloß die Körner heraus, ſondern verzehren auch das weichgekochte Fleiſch, in welchem die Körner feſt ſitzen.

Eine zweite, ſehr reiche Quelle der Nahrung ſind die unendliche Menge und Verſchiedenheit der Seefiſche, die, gekocht, gebraten und roh auf den Straßen verkauft und verzehrt werden. Ihre mancherlei groteske Geſtalten zu beſchreiben, wage ich nicht. Es giebt deren mit langen Schnepfenſchnäbeln, andere, die einer Gallerte gleichen; noch andere, welchen eine Menge Frangen aus dem Rachen hängen. Schaalen Fiſche, die ganz die Geſtalt einer noch mit ihren Stacheln verſehenen Caſtanie haben; andere, die wie Meſſerſtiele von Achat ausſehen. Beide Gattungen werden roh gegeſſen, und, mich dünkt, es gehöre Muth dazu, beſonders die letztern zu verzehren, denn die Art ſie zu eſſen iſt folgende: man drückt ihre Schaale hinten, ſogleich ſtecken ſie die Köpfe und den halben Leib heraus, (ungefähr wie die Schnecken aus ihren Häuſern) und winden ſich dabei wie Blutigel, denen ſie überhaupt an Geſtalt, nur nicht an Farbe, gleichen. Hält man ſie an den Teller, ſo ſaugen ſie ſich mit dem Kopfe an, der alsdann breiter wird. Zwei kleine Augen ſind, als ſchwarze Punkte, an dem Kopfe deutlich zu unterſcheiden. Wer ſich entſchlieſſen kann dieſes Gewürm zu eſſen, muß es gerade auf den Kopf beißen, ſobald es denſelben aus der Schaale ſteckt, muß dieſen Kopf mit den Zähnen feſt halten, und ſo den ganzen Wurm aus der Schaale ziehen, den er ſodann nach Belieben kauen mag, bis er keine Lebenszeichen mehr von ſich giebt. Ich bekenne, daß ich mich nicht habe überwinden können, dieſe Operation vorzunehmen. Man pflegt ſie auch wohl zu braten, gleich den Auſtern, und da habe ich ſie zu koſten verſucht. Sie haben ein ſüßes ekelhaftes Fleiſch. —

Auſtern giebt es hier auch in Menge, aber ſie ſind ſehr klein und ihr Geſchmack nicht ſonderlich. Die Fiſcher pflegen ſie zu öffnen und vier bis fünf in eine Schaale zu thun, damit man doch einen Mund voll bekomme. Dieſe Manier iſt aber weder reinlich noch einladend.

Am Meeresufer, wo die Fiſcher ihre Waaren (die hier Seefrüchte heißen) feil halten, pflegt ſich an Sommerabenden die ganze ſchöne Welt zu verſammeln, um Fiſche zu eſſen. Es geht dabei zu wie ungefähr im Thiergarten bei Berlin. Man ſpeißt nehmlich an vielen kleinen Tiſchen, die fertig gedeckt ſtehen. Der Fiſcher hat dann ſeine mannichfaltigen Seefrüchte amphitheatraliſch aufgeſchichtet und herausgeputzt, man wählt nach Belieben. Da aber der Platz zu dieſer Eßluſtbarkeit eben nicht groß iſt, ſo muß man auch, wie in Berlin, ſich ſchon vorher einen Tiſch beſtellen, wenn man ſicher ſeyn will, noch Raum zu finden. — Ein Freund erzählte mir eine drollige Anekdote, die ſich kürzlich zugetragen. Ein kecker, übermüthiger Jüngling, wie es deren überall giebt, kam zu ſpät. Zwar fand er noch alle Tiſche leer, aber ſie waren alle beſtellt. Er fing an, mit dem Fiſcher zu kapituliren, und bewies ihm, daß er mit ſeiner Mahlzeit fertig ſeyn werde, ehe die Geſellſchaften einträfen. Der Fiſcher hatte taube Ohren. Vergebens zankte und drohte der Hungrige, der Fiſcher ließ ſich nicht irre machen. Als der junge Menſch ſah, daß hier keine Hoffnung ſey durch Unverſchämtheit zu ſiegen, ſchwieg er endlich, nahm aber einen Strick, band ihn verſtohlen an die gefüllte Bude des Fiſchers, und harrte bis zufällig ein Wagen an derſelben hielt. Flugs befeſtigte er das andere Ende des Stricks an das Wagenrad, und entfernte ſich ſchnell. Als nun der Wagen fortfuhr, nahm er natürlich die ganze Bude mit, und alle die appetitlich zubereiteten Fiſche lagen plötzlich in einer Brühe von Koth.

Eine andere Hauptnahrung des Volks liefern die Gartengewächſe, die hier das ganze Jahr hindurch grün, friſch und wohlfeil zu haben ſind. Junge Türkiſche Bohnen ſind noch jetzt häufig (ich ſchreibe dieſes in der Mitte des November) und man verſichert mich, daß ich um Weihnachten junge Erbſen in Menge ſehen werde. Alle Kohlgattungen, unter andern der Italien eigenthümliche Broccoli, ſind mahleriſch an ſchrägen Wänden ſechs bis ſieben Fuß hoch aufgeſchichtet. Kein in Norden bekanntes Zugemüſe fehlt, manches dort unbekannte iſt hier gemein. Dahin gehören die pomi d'oro, die man zwar ſchon in Wien, aber bei weitem nicht ſo groß und häufig ſieht, und die vortreffliche Brühe geben; ferner eine eyförmige violette Frucht, deren Namen ich vergeſſen; weißen und rothen Broccoli u. a. m. Beſonders giebt es eine unendliche Menge von Kürbiſſen, meiſt die Gattung, die man Herculeskeule nennt, und die hier zu einer ungeheuern Größe wachſen. Man füttert nicht bloß das Vieh damit, ſondern man kocht auch einen Brei davon, mit Reis vermiſcht, der recht gut ſchmecken ſoll. Ein Lieblingsgericht des Italiäners iſt der Spaniſche Peffer, deſſen rothe und grüne Schoten, zuweilen auf Myrtenſtengel gereiht, dann in Eſſig geweicht, ſeinen Gaumen verbrennen, und die Thätigkeit des Magens reizen.

Endlich hat auch Pomona ihr Füllhorn ſehr reichlich über die Gegend von Neapel ausgeſchüttet. Ich hätte klagen, das Obſt ſey dieſes Jahr ſchlecht gerathen, und doch iſt es ſo häufig und wohlfeil. Kaſtanien ſind noch häufiger als in Norden die Kartoffeln, die man hier ziemlich ſelten ſieht. Die Weintrauben werden in Körben zu großen Pyramiden aufgethürmt, mit Rosmarinzweigen beſteckt, und gewähren einen lachenden Anblick. Citronen und Orangen, grün und gelb, muß man nach Millionen zählen. Sie werden zum Theil ſchon abgeſchält verkauft. Die großen, ſogenannten Pinien-Aepfel, eigentlich eine Art von Tannzapfen, werden auf der Straße geröſtet, um die ſchmackhaften Kerne leichter zu enthülſen. Die Granatäpfel werden ganz und in einzelnen Scheiben feil geboten, und in letzterer Geſtalt ergötzen ſie das Auge durch ihre zahlloſen purpurfarbigen Kerne. Die Feigen ſieht man entweder friſch in großen Körben, oder auch halb getrocknet auf lange hölzerne Spieße geſteckt, wie die Leipziger Lerchen. Aepfel, Birnen, Miſpeln, Nüſſe ſind gemeine Früchte. Ananas ſchmeicheln dem Gaumen des Reichen, denn da man faſt gar keine Treibhäuſer hat: ſo ſind ſie theurer als in Berlin und Petersburg. Der Lazzaroni begnügt ſich mit Melonen, die ihm, in Stücken geſchnitten und mit friſchem Waſſer begoſſen, mit großem Geſchrei überall feil geboten werden. Ah che bella cosa! ach! was für eine herrliche Sache! hört man auf allen Straßen kreiſchen, und in der That iſt der Anblick einer ſo zerſchnittenen und ſauber gewaſchenen Melone bei warmem Wetter recht einladend.

Auch an Leckerbiſſen fehlt es dem Pöbel nicht. Da ſteht zum Exempel ein Kerl unter meinem Fenſter, der hat ein Tiſchchen vor ſich, an deſſen einer Ecke eine Stange befeſtigt iſt; aus der Stange ragt, in einer Höhe von etwa ſechs Fuß, ein dicker eiſerner Nagel hervor. Jetzt knetet der

Kerl auf ſeinem Tiſche einen Teig von Maismehl zuſammen, und verſüßt ihn reichlich mit ſchwarzem Honig. Den Teig, der auf dieſe Weiſe ganz ſchwarz ausſieht, zerrt er nun zu einem dicken, langen Welger, faßt die Enden derſelben mit beiden Händen, und ſchlägt ſie ſo lange mit kräftigen Schlägen über den dicken Nagel, bis der Teig dadurch anfangs gelb, dann immer weißer, und endlich ganz weiß wird. Nun ſchneidet er ihn in kleine Stücken, wirft ihn in eine Pfanne mit ſiedendem Oel, und in wenigen Minuten iſt der Leckerbiſſen gebacken. Die Straßenjungen erhaſchen mit Begierde jedes Abſchnitzelchen, und gewöhnlich ſtehen ſchon eine Menge Eßluſtiger rings umher, denen das Maul ſichtbar voll Waſſer läuft, während ſie der Operation zuſehen. Ein Deutſcher wird ſich freilich nicht leicht entſchließen können, dieſe Kuchen aus dem Stegereiſe zu verſuchen; hingegen darf er nur einige Schritte weiter an die Bude eines Kuchenbeckers treten, wo er jederzeit vortreffliche kleine Kuchen, theils mit Früchten, theils mit Ricotta gefüllt, findet, die, ich darf es aus Erfahrung verſichern, keiner fürſtlichen Tafel Schande machen würden. Ricotta iſt eine Art von geronnener Milch oder weichem Käſe, der in ganz kleinen trichterförmigen Körbchen mit darüber geſchlagenen Weinblättern verkauft wird. — Der Käſe überhaupt ſteht bei den Italiänern bekanntlich in ſehr großem Anſehen, aber die Neapolitaniſchen Käſegattungen taugen doch alle nichts. Ein Paar darunter ſind ſehr ſcharf, die meiſten ganz geſchmacklos. Der gemeinſte hat die Geſtalt einer kleinen runden Pilgerflaſche, und wird auch ſo an Bindfaden aufgehängt; die ganze Bude iſt gewöhnlich damit garnirt. Schneidet man ihn von einander, ſo kommt es Einem vor, als liege er in einer Blaſe, denn man kann eine ziemlich dicke Haut herunterziehen, wie eine Blaſe. Das Inwendige iſt ſehr zäh und ſchmeckt nach gar nichts. Dieſem ſehr ähnlich ſind die Büffelkäſe, die ſich wie Leder recken. — Käſekrämer handeln hier mit nichts anderm, als mit dieſer Waare, und ſtehen ſich ſehr gut; ein Beweis, wie ſtark der Verkehr damit iſt. Sie haben eine ganz eigne, ſonſt nirgend gewöhnliche Manier, ihre Läden aufzuputzen. Die Hauptzierde derſelben, die nicht fehlen darf, iſt ein großer weißer Marmortiſch, in deſſen Mitte abermals ein kleineres Marmortiſchchen auf Säulen ruht, oder von Genien mit Füllhörnern gehalten wird u. dgl. Hier äußert ſich nun der Geſchmack, oder auch der Witz des Käſekrämers. Die Vorderſeite des kleinen Tiſchchens nehmlich iſt entweder mit Basreliefs (zum Exempel dem heiligen Abendmahl) oder öfter mit Sprüchen und Sentenzen geſchmückt, geiſtlich und weltlich, meiſtens lächerlich. Hier lieſt man eine Warnung, die den Käufer wie den Verkäufer gelten kann: Betrug fällt auf den Betrüger zurück; dort ein paar lateiniſche Sprüche aus der Bibel: dilata os tuum et implebo illud (ſperre das Maul auf, ich will es dir vollſtopfen) und butyrum de armento et lac de ovibus. Ein anderer läßt von Genien Ducaten aus Füllhörnern ſchütteln, mit der Inſchrift: in te Domine speravi! (auf dich Herr habe ich meine Hoffnung gebaut.) Ein Dritter iſt ein Spaßmacher, man lieſt an ſeinem Tiſchchen: Heute wird hier kein Credit gegeben, aber morgen. Gern möchte ich wiſſen, wie es zugeht, daß unter allen hieſigen Kaufleuten die Käſekrämer die einzigen ſind, welche, wie Trauerſpieldichter, ihre Waaren mit Sentenzen aufputzen; aber löblich iſt es, daß eine ſo ſchmutzige Waare, als der Käſe zu ſeyn pflegt, von weißen Marmortiſchchen gekauft wird. — Eine ähnliche löbliche Gewohnheit, die aber auch meines Wiſſens nirgend als in Neapel angetroffen wird, iſt die Art und Weiſe, Milch zu verkaufen. Die milchende Kuh nehmlich wird von dem Eigenthümer von Haus zu Haus geführt; wer Milch bedarf, ſchickt ſeine Bedienung heraus vor die Thüre, und es wird der Kuh auf der Stelle ſo viel abgemolken, als der Käufer nöthig hat. Man iſt alſo ſicher, daß man die Milch ganz unverfälſcht erhält. Die Kuh iſt gleichſam ein wandelnder Brunnen, aus dem Jeder ſchöpft und heimträgt, ſo viel ihm beliebt.

Außer dieſen Kühen ſpazieren auch noch eine Menge Kälber in der Stadt herum, mit denen es eine gar eigne Bewandniß hat. Sie gehören nehmlich den Jüngern des heil. Franciskus, welche nicht allein, wie viele der übrigen Mönche, ſich ſelbſt vom Volke füttern laſſen, ſondern auch ſogar die Obhut für ihre Kälber dem gutmüthigen Volke anvertrauen. Dazu iſt weiter nichts erforderlich, als dem Kalbe ein kleines viereckigtes Täfelchen vor die Stirn zu fügen, auf welchem der heil. Franciskus aufgebildet iſt. Mit dieſem Paß verſehen, ſpazieren ſie, wohin ſie wollen, freſſen was ihnen beliebt, ſchlafen wo ſie Luſt haben, niemand wird es wagen, ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Wenn im Gegentheil ein ſolches Kalb den Einfall bekommt, in irgend einen Pallaſt zu gehen, und ſich da eine Schlafſtelle auszuſuchen, ſo hält der Hausherr das für ein glückliches Zeichen. Es iſt unglaublich, wie weit die Keckheit der Mönche es hier gebracht hat, ſie wird bloß von der Dummheit des Pöbels übertreffen.

Das Fleiſch iſt in Neapel gut und wird ohne Bedenken auch an Faſttagen verkauft. Büffel werden häufig geſchlachtet. Die Apuliſchen Schaafe, die man hier oft ſieht, fallen durch Größe und durch ihre ſogenannten Rammsköpfe den Fremden auf. Eben ſo neugierig wird er die Schweine betrachten, die alle ſchwarzgrau und ganz nackend ſind. Sie werden ungeheuer fett, theils weil man ſie mit türkiſchem Korne mäſtet, theils weil auch ſie die Erlaubniß haben, den ganzen Tag auf den volkreichen Straßen herum zu wandeln, wo es, bei der unendlichen Menge von Eßwaaren, an reichlicher Nahrung nicht fehlen kann. Sie ſind aber auch ſehr unverſchämt, ſcheuen weder Pferde noch Wagen, und laufen, wie ich ſelbſt geſehen habe, den Fußgängern durch die Beine. Auch die Hühner nehmen Theil an der allgemeinen Straßenfreiheit; junge Hühner giebt es das ganze Jahr. Bloß Enten und Gänſe habe ich nicht auf den Straßen geſehen, vermuthlich weil die Neapolitaner überhaupt keine Gänſe eſſen.

Das Brod iſt ziemlich gut. Es wird für die Wohlhabendern von Waizen, für die Aermern von Türkiſchem Korn gebacken. Roggenbrod giebt es nicht. Man legt hier nicht, wie an andern Orten, das Brod auf dem Laden zur Schau, ſondern man hängt es auf oder nagelt es auf Bretter. Es ſcheint, die Neapolitaner haben ſich einmal vorgenommen, in allen Gewohnheiten von den übrigen Europäern abzuweichen.

Der Wein iſt natürlich ſehr wohlfeil, aber ſelten gut; der meiſte hat, ohne eben ſüß zu ſeyn, doch eine gewiſſe Süßlichkeit, die ihn einem Nordländer ſehr zuwider macht. Es giebt aber auch Gattungen, die frei davon ſind, beſonders die ſo berühmten Thränen Chriſti, die am Fuß des Veſuvs wachſen und wohl den beſten Tiſchwein liefern; nur iſt er ſehr hitzig und man iſt genöthigt, ihn mit Waſſer zu miſchen. So gut aber auch dieſer Wein iſt, ſo entſpricht er doch ſeinem groſen Rufe bei weitem nicht, und iſt mit einem mittelmäßigen Bourdeaux-Wein kaum zu vergleichen. — Der Wein von der Inſel Iſchia wird auch als Tiſchwein geſchätzt. Man wird immer wohl thun, hier keine fremde Weine zu trinken. Wären ſie auch nicht gewöhnlich verfälſcht, ſo ſind ſie doch dem Klima nicht angemeſſen. Es iſt eine allgemeine und heilſame Regel, in einem Weinlande keinen andern als inländiſchen Wein zu fordern; Geſundheit, Geſchmack und Beutel werden ſich wohl dabei befinden. — So leicht es auch wäre, ſich hier Korkholz zu verſchaffen und gute Stöpſel daraus zu ſchneiden, (da der Korkbaum in Italien wächſt) ſo behält die Tyrannin Gewohnheit doch auch hierin die Oberhand. Man begnügt ſich, auf die bekannten, dünhalſigen, mit Baſt umſchlungenen Weinflaſchen ein wenig Oel zu gießen (welches nachher mit Baumwolle oder Flachs, oft unvollkommen und unreinlich genug, wieder abgenommen wird) oder man bedient ſich auch elender Stöpſel von einem leichten Rohr. — Bei einer Mahlzeit im Wirthshauſe kommt der Wein gar nicht in Betrachtung. Man kann trinken, ſo viel man Luſt hat, das vergrößert die Zeche nicht. — Liebhaber vom Biere ſind hier übel daran, denn ich habe weder gutes noch ſchlechtes Bier geſunden.

Jetzt wiſſen die Leckermäuler, welche Speiſen und Getränke ſie hier zu erwarten haben, und ich füge nur noch ein Wort von der Zubereitung der erſtern hinzu. Die italiäniſche Küche kommt der franzöſiſchen bei weitem nicht bei, ſie iſt aber auch nicht ſchlecht. Im Hart-Kochen und Braten ahmt ſie die engliſche nach, auch giebt ſie das Gemüſe auf engliſche Art, bloß aus dem Waſſer gekocht. Wer das nicht liebt, der kann zu dem herrlichen Oel ſeine Zuflucht nehmen; das Vorurtheil, welches er etwa im Vaterlande gegen das Oel geſchöpft hat, wird hier bald verſchwinden. — Man liebt hier vielerlei Speiſen. Zwölf Schüſ-

Schüſſeln, Deſſert ungerechnet, iſt eine ganz gewöhnliche Mahlzeit.

Nach dieſer nahrhaften Beſchreibung — (die ich des Vormittags zu leſen bitte, weil man Nachmittags ungern von Eſſen und Trinken hören mag) — kehre ich auf die Straßen von Neapel zurück. Ich habe erklärt, man treibe in Neapel, das Schlafen ausgenommen, alles auf den Straßen, folglich iſt es noch nicht genug, daß man da ißt, trinkt, Eſſen kocht, Kühe melkt, Kälber füttert, ſein Handwerk treibt, ſeine Waaren verkauft, Briefe und Suppliken ſchreibt, ſich das Ungeziefer abſucht u. ſ. w. — Man entledigt ſich auch ohne Bedenken der ſchmutzigſten Bedürfniſſe, und dieſe ſchändliche Gewohnheit, welche ganz Neapel zu einem großen Kloak macht, iſt den Augen wie der Naſe des Fremden unerträglich. Man wendet freilich ein: Tauſende von Lazzaroni's wohnen und ſchlafen ſogar auf den Straßen, folglich ſind ſie wohl genöthigt, auch alles übrige da zu verrichten. Ferner: Tauſende von Landleuten führen täglich ihre Produkte in dieſe große Stadt, wo ſie, außer Straßen und Marktplätzen, keinen andern Zufluchtsort kennen: man verſichert daher, ein Hauseigenthümer, deſſen Haus eine Thorfahrt habe, dürfe nicht einmal dieſe Sauerei verbieten. Wenn dem ſo iſt, ſo möchte ich wenigſtens nicht in Neapel wohnen, und noch weniger ein Haus darin beſitzen. Viele ſuchen ihre Palläſte oder Häuſer auf eine indirecte Weiſe vor ſolchem Schmutz zu ſichern. Die Erfindung iſt drollig, und da ſie ganz auf den Nationalhang zum Aberglauben berechnet iſt, ſo verdient ſie wohl eine Erwähnung. Man läßt nehmlich an denjenigen Orten, die zu irgend einer Entledigung einladen könnten, Kreuze an die Mauer pinſeln. Vor dieſen Kreuzen haben die Italiäner ſo viel Reſpekt, daß ſie es ſelten wagen, die Stelle zu verunreinigen. Oft hilft aber auch das noch nicht, daher haben andere Schlauköpfe hie und da verſucht, die Gemüther noch tiefer zu rühren; ſie haben nehmlich immer zwiſchen zwei Kreuze eine Seele im Fegefeuer mahlen laſſen, welche ihre Hände bittend aufhebt. Ein ſolches Gemählde thut gewöhnlich die erwünſchte Würkung, doch auch nicht immer, denn ich habe ſelbſt geſehen, daß ein Kerl ſich alle Mühe gab, die Feuerflammen durch Waſſer zu löſchen.

Sollte man für möglich halten, daß auf dem Schloßplatze, der Königlichen Reſidenz grade gegenüber, und zwar an der Mauer der Sanct Ludwigkirche, eine der größten Cloaken in Neapel befindlich iſt? — Der König, deſſen Zimmer da herausgehen, kann nicht auf ſeinen Balkon treten, ohne die Augen dahin zu wenden; die Gläubigen können nicht die Kirche beſuchen, ohne ihre Schuhe zu beſudeln. Von ihren Naſen ſpreche ich nicht, denn ſo groß auch gewöhnlich die Naſen der Italiäner ſind, ſo ſcheinen ſie doch durchaus keinen Geruch zu haben, ſie gehen ganz unempfindlich durch ihr ſtinkendes Neapel. Vielleicht iſt der Gehörſinn, den ſie bis zur höchſten Feinheit kultiviren, Schuld, daß der Geruchſinn vernachläßigt wird. Ueberhaupt ſcheint ihnen aller Schmutz, die Wohnzimmer ausgenommen, vollkommen gleichgültig zu ſeyn. Ihre Vorhäuſer, ihre Treppen, Vorzimmer u. ſ. w. ſtarren von dickem Koth, und der Pallaſt des Miniſters unterſcheidet ſich darin nicht im geringſten von der Hütte eines Krämers. Ich kann nicht begreifen, wie die reinlichen Engländer ſich ſo gern und häufig hier aufhalten mögen. Die Straßen haben doch noch den Vorzug vor den Häuſern — daß ſie — zwar nicht auf Veranſtaltung der Polizei gefeg werden (daran denkt man nicht) aber daß es doch immer

Menſchen genug giebt, die den Koth aus Eigennutz zuſammen ſcharren, um ihn als Dünger zu verkaufen. Wie appetitlich es ausſieht, wenn ein ſolcher induſtriöſer Kopf ſeinen Korb beinahe voll hat, und dann, ohne Rückſicht auf irgend eine Gattung des Unraths zu nehmen, ihn mit den Händen fein glatt zuſammen drückt, das kann man ſich vorſtellen. Auch durch die Regengüſſe werden die meiſten abhängigen Straßen gereinigt, denn da ganz Neapel mit großen ſchönen Quadern von Lava gepflaſtert iſt, ſo klingt es paradox, iſt aber buchſtäblich wahr, daß ſie nur ſchmutziger werden, wenn es wenig regnet; ein ſtarker Regen hingegen wäſcht ſie ſchön rein.

Die Stadt ſelbſt hat ein ſonderbares Anſehen. Dächer wird man ſelten gewahr. Die ſehr hohen Häuſer ſind ſtatt derſelben mit einem Guß von Eſtrich verſehn, wo man ſehr angenehme friſche, reine Luft genießt, herumſpaziert, die Nachbarn von einem Dache zum andern begrüßt, mit ihnen ſchwatzt, ſie belauſcht. Schade nur, daß der Eſtrich oft ſpringt, daß es dann durchregnet, und daß man eine Menge Pech mit Sand vermiſcht in die Riſſe gießen muß, wodurch dieſer ſchöne luftige Spaziergang auf einigen Häuſern ſehr verunreinigt wird. — Fenſter, möchte ich behaupten, hat Neapel auch gar nicht, ausgenommen im Erdgeſchoß, alle übrigen Stockwerke haben gläſerne Thüren, aber keine Fenſter, denn alle Oeffnungen eines Hauſes führen auf Balkons. Es giebt kein einziges Zimmer, das nicht ſeinen Balkon hätte. Oft läuft eine Gallerie ein ganzes Stockwerk entlang, meiſtens aber ſind es lauter kleine, von den übrigen abgeſonderte, mehrentheils mit Blumen geſchmückte Balkons. Ein ganz eigner Zierrath ſind die Kürbiſſe, der ſpaniſche Pfeffer, die Weintrauben und die Arlesbeeren, mit welchen man im Herbſt die Vorderſeite der Häuſer, beſonders über den Thüren, ſehr häufig behängt findet.

Palläſte giebt es hier genug, von einer ſchönen edlen Bauart, aber ſie ſehen ſo beräuchert aus, und liegen in ſo ſchmutzigen engen Straßen, daß ihr Anblick keine Würkung thut. Es giebt überhaupt ſehr wenig gute Straßen hier, regelmäßige Plätze gar nicht, und man irrt, wenn man glaubt, Neapel ſey eine ſchöne Stadt. Mit Petersburg oder Berlin darf ſie ſich nicht meſſen. Die einzige Straße Toledo iſt allerdings ſchön, ziemlich breit und ſehr lang, aber doch auch gekrümmt, und durchaus weder mit der Perſpektive in Petersburg, noch mit den Linden in Berlin zu vergleichen. Die unendliche Menge von Buden und das ungeheure Menſchengewühl geben ihr den größten Reiz. Nur iſt ein Spaziergang darin demjenigen auch nicht zu rathen, der etwa ſchwache Gehörnerven hat. Es iſt bekannt, daß die Italiäner überhaupt nie reden, ſondern immer ſchreien, und daß ſie, um ſich doch auch hierin von den Franzoſen zu unterſcheiden, das Schreien nur dann laſſen, wenn ſie ſingen; nirgend aber iſt ihr Geſchrei unbändiger als in der Straße Toledo. Man ſagt, es erleichtere die Kur der Taubheit, wenn man einem tauben Menſchen ſeinen beſtändigen Aufenthalt in der Nähe eines ſtarken Geräuſches anweiſe, und man empfiehlt zu dieſem Behuf Mühlen und Waſſerfälle. Aber was ſind Mühlen und Waſſerfälle gegen das Geſchrei der Italiäner und gegen das raſtloſe Mühlwerk ihrer Gurgeln! Wer in der Straße Toledo keine Töne vernimmt, deſſen Ohr hat das ſtrenge Schickſal auf ewig verſchloſſen.

Möchten immerhin alle Straßen von Neapel jener einzigen gleichen, möchten Palläſte an Palläſte ſich reihen, und die ſchönſten Plätze mit Meiſterwerken der Bildhauerkunſt prunken, Neapel bliebe doch immer eine elende Stadt, ſo lange ſie von dieſen zahlloſen Bettlern wimmelt. Hier ſinkt mir die Feder aus der Hand! Beſchreiben läßt ſich dieſer Jammer nicht. Trittſt Du aus dem Hauſe, zwanzig hohle Hüte und offne Hände ſtrecken ſich Dir entgegen. Nicht zehn Schritte thuſt Du auf der Straße, ohne daß Dir ein Bettler den Weg vertritt, oder Dich anſtößt und anbettelt. Weiber, oft in ſchwarze Seide gekleidet und verſchleiert, drängen ſich unverſchämt an Dich; Männer, wie pauvres honteux gekleidet, flüſtern Dir in die Ohren. Krüppel aller Art halten Dir plötzlich ihre Arm- und Beinſtummel unter die Augen. Geſichter ohne Naſen oder vom Krebs gefreſſen grinſen Dich an. Ganz nackte Kinder, ja nicht ſelten auch ganz nackte Männer, liegen im Kothe und wimmern. Ein Waſſerſüchtiger ſitzt an der Mauer, und zeigt Dir ſeinen entblößten ungeheuern Bauch. Schwindſüchtige Mütter liegen am Wege, und halten auf ihrem Schooße nackte kleine Kinder, die immer laut weinen müſſen. Willſt Du in eine Kirche gehen, ſo mußt Du ſchon an der Thüre Dich durch ein Dutzend ſolcher Jammergeſtalten durchſchlagen. Trittſt du endlich hinein, ſo rutſchen Dir wieder eben ſo viele auf den Knieen entgegen. Auch ſelbſt in Deiner Wohnung biſt Du keineswegs ſicher. Oeffneſt Du die Balkonthüre, ſo ſchallen Dir ſogleich die Seufzer von unten herauf. Mönche dringen zu Dir herein und betteln, indem ſie Dir einen Teller voll Früchte präſentiren. Ja des Königs Gärtner bettelt, indem er auf ähnliche Weiſe, eine etwa ſeltene Frucht, aus des Königs Treibhauſe geſtohlen, Dir anbietet.

Wenn man ſich, beim Anblick aller dieſer Greuelſcenen, des ſtolzen neapolitaniſchen Sprichworts erinnert: Neapel muß man ſehen und dann ſterben; ſo kann man ſich eines verächtlichen, bittern Lächelns nicht enthalten. Vor einigen Jahren wollte man das Betteln plötzlich abſtellen, man befahl, jeden Bettler ohne Unterſchied anzugreifen, und in das große Armenhaus zu bringen, welches für mehrere tauſend Menſchen Raum hat; aber man vergaß dabei nur die Kleinigkeit, für den Unterhalt dieſer Tauſende zu ſorgen. Man hatte auf die wohlthätigen, freiwilligen Beiträge der Neapolitaner gerechnet, auch waren dieſe anfangs ziemlich reichlich; aber man weiß ja, wie es mit ſolchen ungewiſſen Einnahmen zu gehen pflegt; nichts ermüdet leichter als Wohlthätigkeit. Man ſperrte die Unglücklichen bei Fünfhunderten in einen Saal zuſammen; ſie hatten gar keine Beſchäftigung, aber auch nichts zu eſſen, Krankheiten riſſen ein; man war endlich froh, daß Einer nach dem Andern davon lief; die Bettler wurden nicht mehr aufgegriffen, und es iſt jetzt alles wieder beym Alten. — Pfui! Neapel iſt doch eine häßliche Stadt.

28. Einige Straßenſcenen in Neapel.

Außer dem, was ſo gewöhnlich in den Straßen vorzugehen pflegt — (als da iſt: reiten, fahren, kaufen und verkaufen, betteln und ſtehlen) — pflegt auch jeder Ort ſeine Eigenheiten zu beſitzen, die zwar dem Einwohner nicht mehr, wohl aber jedem Fremden auffallen. Vollkommene Aehnlichkeit giebt es eben ſo wenig zwiſchen zwei Städten, als zwiſchen zwei Menſchen; eine gewiſſe Familienähnlichkeit zwiſchen den Italiäniſchen Städten wird man auf den erſten Blick gewahr, aber eine jede derſelben hat ihre eigenen Gebehrden. Das gilt vorzüglich von Neapel. Ich habe bereits der Kälber erwähnt, die auf ihre eigene Hand herumlaufen und betteln; ich glaube nicht, daß man noch irgendwo dem ähnliches finden werde.

Eine andere Neapolitaniſche Merkwürdigkeit, ſind die öffentlichen Vorleſer auf dem Molo. Dieſer Molo iſt überhaupt ein ſehr angenehmer, in die See hineingebauter Spaziergang, bis auf den mörderlichen Geſtank, von dem auch er nicht frei iſt. Links wiegen ſich die Schiffe an ihren Ankern, rechts brechen ſich die Meereswellen an den Felſenſtücken, der Leutthurm ſteht vorn an der Spitze. Obgleich der Molo ſehr breit, und gleichfalls mit großen Quadern gepflaſtert iſt, ſo darf doch kein Wagen darauf fahren, und wäre auch nicht wohl möglich, denn das Menſchengewühl iſt da meiſtens ſo lebhaft, daß man kaum zu Fuß durchkommen kann. Hier giebt es denn immer allerlei Menſchen, die auf die Leichtgläubigkeit des Volkes ſpeculiren, auch andere, die von ſeiner Neubegier Nutzen ziehen. Zu den letztern gehören beſonders zwei ſchon ziemlich betagte, aber noch rüſtige Männer, deren armſelige, ſehr geflickte, doch nicht zerriſſene Kleidung beweiſet, daß ſie in der Kette der Einwohner das nächſte Glied vom Bettler ſind. Sie bauen ſich ein Viereck von einer einfachen, auch wohl doppelten Reihe von Bänken (doch jeder für ſich und ziemlich weit auseinander) da ſetzen ſie ſich, mit einem Manuſcript in der Hand, und harren gewöhnlich nur kurze Zeit auf ein zahlreiches Auditorium. Fünfzig bis ſechszig Zuhörer habe ich ſehr oft um ſie verſammelt gefunden. Ihr Publicum beſteht aus Schiffern, Bedienten, Handwerkern, Lazzarenis und Straßenjungen. Die letztern pflegen ſich in der Mitte des Vierecks auf dem nackten Boden zu lagern. Was ſonſt auf den Bänken nicht Platz findet, das bildet ſtehend einen Kreis um dieſelben. Das Manuſcript, welches die Zuhörer ſo unwiderſtehlich anlockt, iſt immer und ewig die Geſchichte eines gewiſſen Prinzen Rinaldo, der ein großer Liebling der Neapolitaner iſt. Natürlich war dieſer Prinz ein Held, der Räuber, Ungeheuer, Giganten und Amazonen beſiegte, zwiſchen durch auch ſehr galant gegen Damen zu ſeyn wußte. Am auffallendſten für einen Fremden iſt, daß alle dieſe Wunderdinge größtentheils ſingend vorgetragen werden. Die Melodie dieſes Geſanges iſt ſehr einförmig, und gleicht in etwas dem Recitativ. Der Sänger oder Leſer geſticulirt dabei aus Leibeskräften, ſo daß ſeine nächſten Nachbaren nicht ſelten, zu großem Vergnügen der übrigen, derbe Püffe davon tragen. Giebt es einen Kampf auf Leben und Tod, wie ſie in dieſer Mordgeſchichte faſt auf allen Blättern vorkommen, ſo verſinnlicht er das Gefecht durch Pantomime, ſoviel ihm nur immer möglich; er zieht mit der Rechten das Schwerdt, hält mit der Linken das Buch als einen Schild vor die Bruſt, ſtößt und haut auf den Feind, wird verwundet, verzerrt das Geſicht ſchmerzhaft, oder ſiegt und lächelt triumphirend. Man weiß oft nicht, was man lieber beobachten mag, die Grimaſſen des Vorleſers, oder die ſtaunenden Gebehrden der Zuhörer, die mit ſtarren Blicken und offenen Mäulern an ſeinen Lippen hängen. Die meiſten wenigſtens ſind äußerſt aufmerkſam und ernſthaft, doch giebt es allerdings auch ſtarke Geiſter unter ihnen, die ſich dann und wann zu ſpötteln erlauben, oder ſonſt plumpen Witz los zu werden ſuchen. Oft unterbricht auch der Vorleſer ſeinen Geſang, um das Geleſene oder Geſungene zu erklären, und das thut er mit ſo vieler Weitſchweifigkeit und Redſeligkeit, daß man wohl ſieht, welche geringe Begriffe er von der Faſſungskraft ſeiner Zuhörer hat. Das währt denn ſo einige Stunden, bis jene, oder er ſelbſt ermüdet ſind. Oefter geſchieht das letztere, denn das Publicum erneuert ſich oft, manche gehen, andere kommen an ihre Stelle. — Aber, höre ich fragen, was wird denn am Ende dem armen Teufel dafür, daß er ſeine Kunge täglich ſehr ſtrapazirt? — ach! blutwenig, oft ſo gut als gar nichts. Während des Vorleſens wirft er dann und wann einen Blick um ſich her, welcher mit der größten Schnelligkeit prüft, ob ſich wohl Leute unter den Zuhörern befinden, die ihm etwas geben können und wollen. Wird er ſolche gewahr, ſo reicht er, ohne ſich zu unterbrechen, ſeinen Hut einem Lazzaroni, der ihm nahe ſitzt, dieſer weiß ſchon, was das zu bedeuten hat, er nimmt den Hut, und geht damit im Kreiſe umher. Niemand iſt gezwungen, etwas hineinzuwerfen, und daher nicken die meiſten, zum Zeichen, daß er vorüber gehen ſolle, wie in Deutſchland die Kirchengänger, die nichts in den Klingelbeutel werfen mögen. Der Ertrag einer ſolchen Collecte, ſo oft ich ſie beobachtete, überſtieg nie die Summe von einigen Pfennigen; und ſelbſt von dieſen giebt der großmüthige Vorleſer dem Sammler noch einen ab. Vollends am Schluß der Vorleſung, wenn er das Buch zuſchlägt und aufſteht, dann iſt es, als führe ein Wirbelwind in die Verſammlung, ſo ſchnell zerſtiebt ſie nach allen Seiten. Da aber der Mann doch täglich wieder kommt, ſo müſſen die paar Pfennige, doch wohl hinreichen, ihm das poetiſche Leben zu friſten.

Eine andere eigenthümliche Unterhaltung der Neapolitaner ſind die Straßenprediger. Dort weht eine Fahne die Straße herauf, hinter ihr wird ein Crucifix getragen, und dieſer folgt ein ehrwürdiger Geiſtlicher im Ornat. Er nähert ſich dem Molo, ſucht einen Platz, der ihm bequem dünkt, giebt einen Wink, die Fahne hält, und entfernt ſich einige Schritte von ihm. Er ſelbſt beſteigt den erſten beſten Stein, oder eine Bank, die aus der nächſten Bude ihm ehrfurchtsvoll hingeſchoben wird, pflanzt das Kreuz neben ſich auf, und fängt ohne weitere Umſtände an zu predigen. Sogleich ſammelt ſich das Volk um ihn mit abgezogenen Hüten. Ich habe einen derſelben in der That recht gut und zweckmäßig reden hören. Er predigte Buße, und warnte zugleich vor der Macht des böſen Beiſpiels. „Ihr Leichtſinnigen, ſprach er, denkt bei euch ſelber, mein Nachbar thut dies oder jenes, warum ſoll ichs nicht auch thun? jener blieb ungeſtraft, warum ſollt' es mir ſchlimmer ergehen? aber wißt ihr denn auch, ob er ungeſtraft geblieben? habt ihr ſeine Gewiſſensangſt geſehen, die ſchlimmer iſt als alle körperliche Schmerzen? wenn ein Unſinniger in die Flammen ſich ſtürzt, wollt ihr ihm nachſpringen?“ — In dieſem Tone predigte er immer fort, und ſeine Argumente waren alle nach den beſchränkten Begriffen ſeiner Zuhörer eingerichtet. Späßchen erlaubte er ſich gar nicht, und Jeder, der auch nicht zuhören mochte, ging, nur mit abgezogenem Hute, vorüber.

Dieſe Prediger ſollen, wie ſehr natürlich, großen Einfluß auf das Volk haben, und man ſagt, die Regierung bediene ſich ihrer bisweilen, um dieſe oder jene Stimmung hervorzubringen. Vor nicht langer Zeit lebte hier ein ſolcher Mann, (wo ich nicht irre, Pater Rocco genannt) den der Hof ſehr ſchätzte, und ihm ſogar Equipage hielt, damit er ſchnell von einem Ende der Stadt zum andern ſich begeben könne, wenn die Noth es erfordere. Das Volk fürchtete ihn noch mehr als es ihn liebte, denn er war ein gewaltiger Eiferer, und wenn er etwa an heiligen Tagen Leute antraf, die ſpielten, ſo ſchlug er tapfer mit dem Kreuze dazwiſchen. Einſt ärgerte er ſich, daß ein Pulcinelltheater in ſeiner Nachbarſchaft zahlreicher umringt war als ſeine Kanzel, flugs ſprang er herunter, jagte den Pulcinell davon, trat an ſeine Stelle, ſchwang das Kreuz auf der kleinen Bühne, und ſchrie: ſehet da den wahren Pulcinell! — Der Mann hat aber auch viel Gutes gethan, und manche wohlthätige Stiftung iſt bloß durch ſein Anſehen und ſein raſtloſes Sammeln zu Stande gekommen. Unter andern verdanken auch ſehr viele Laternen, welche in den Straßen vor Heiligenbildern brennen, ihm ihr Daſeyn; und da das große prächtige Neapel garkeine andere Straßenerleuchtung hat, ſo iſt das allerdings eine große Wohlthat. Die Heiligen müſſen auf dieſe Weiſe wider ihre Gewohnheit eine Art von Aufklärung bewirken, und ſie leuchten gefällig dem Rechtgläubigen, der aus der Meſſe, wie dem Ketzer, der von einem hübſchen Mädchen kommt.

Das Beiſpiel iſt anſteckend, die Jugend äfft es nach. Ein Knabe von etwa zwölf oder dreizehn Jahren zieht auch in Prieſterkleidung herum, und predigt unter den Balcons, wenn man es verlangt, für einige Pfennige, wobei er ſehr emphatiſch die rathloſen Sünder apoſtrophirt. Gewöhnlich ſchließt aber die Predigt mit einer Balgerei zwiſchen ihm und den Straßenjungen.

Da ich einmal von Marktſchreiern rede, ſo darf ich nicht vergeſſen, eines Mannes zu erwähnen, der täglich auf dem Molo ſein Weſen treibt. Er hat eine imponirende Figur, iſt als ein ungariſcher Huſar gekleidet, auch mit einigen Medaillen behangen. Sein Name klingt eben ſo prächtig, als der des Don Ranudo de Colibrados, nehmlich er heißt Mauro Guerra Gamba Curta (zu Deutſch Mohr Krieg Kurzbein), giebt ſich für einen Preußen aus, und behauptet, ſeine Familie habe ſeit fünfhundert und ſieben Jahren die Welt mit einem trefflichen Balſam verſehen, den ihr Ahnherr erfunden. Wenn er ſo da auf ſeinen Brettern ſteht, ſeine Arzeneien auskramt und anpreiſet, ſo bringt er durch den feſten, entſcheidenden Ton, mit welchem er ſpricht, dieſelbe Wirkung hervor, die ich zuweilen in Hörſälen der neueſten Philoſophie beobachtet habe. „Ihr gu-

„ten Neapolitaner! ruft er aus: ich weiß wohl, daß es treffliche Aerzte und Wundärzte hier giebt, ich bin nur ein „Lump dagegen, aber durch die Gnade Gottes — (hier „zieht er den Hut ab und alle Umſtehenden thun desgleichen) — durch die Gnade Gottes beſitze ich einen Balſam, „der die tiefſten Wunden augenblicklich heilt. Meint ihr, „ich verlange, daß ihr mir aufs Wort glauben ſollt? keineswegs. Gebt Acht! — Jetzt zieht er den Rock aus, entblößt den ganz zerhackten Arm, zieht ſeinen Säbel, macht einen Einſchnitt ins Fleiſch, läßt das Blut reichlich herausſtrömen, gießt dann ein paar Tropfen von ſeinem Balſam hinein, und ladet die Zuhörer ein, am andern Tage wieder zu kommen, um die wundervolle Wirkung des Balſams in Augenſchein zu nehmen. — „Hier, fährt er fort, iſt ein „Waſſer gegen den Scorbut. Und wenn alle eure Zähne wackelten, und, wie das Haar auf meinem Kopfe, „von jedem Winde bewegt würden, ſo dürft ihr euch nur „mit dieſem Waſſer den Mund ausſpülen, gleich ſtehen ſie „wieder wie die Palliſaden um eine Feſtung. Dieſes Waſſer iſt gleichſam der Kardinal unter meinen Arzeneien, „dieſe Salbe hingegen der Pabſt ſelbſt! (hier wird wieder „der Hut abgenommen, und zwar noch etwas tiefer als „bey Erwähnung des lieben Gottes). Habt ihr einen Ausſchlag, er ſey ſo ſchlimm er wolle, ſchmiert euch damit „heute, morgen, übermorgen, Adieu aller Ausſchlag! — „Meint ihr, ich wolle euch um Geld prellen? das ſey ferne! „ich arbeite bloß zur Ehre Gottes! Dieſe Arzeney koſtet „mich ſelbſt vier Carlins, ich gebe ſie euch für Einen. Ja, „ich gebe ſie euch umſonſt! Da, nehmet ſie hin, ich verlange nichts dafür. Probirt ſie zuvor, und dann kommt, „und bezeugt, ob Gamba Curta war geredet oder nicht?“ — Einmal war ich wirklich Zeuge, daß er, von einem rechtlich gekleideten Manne, durchaus nichts annehmen wollte, und dieſer viele Mühe hatte, ihm das Geld aufzudringen. — „Traut mir nicht! (ſo ſchließt er oft) fragt nach mir, „erkundigt euch, geht in den Pallaſt Sr. Excellenz des und „des Generals, fragt, was ich unter ſeinem Regiment geweſen? etwa nur gemeiner Huſar? gehorſamer Diener! „das ganze Regiment habe ich von allen möglichen Krankheiten curirt. Wenn der Tod auf den Lippen ſaß, und „Niemand mehr helfen konnte, dann wurde der ehrliche „Gamba Curta gerufen, man wußte ſchon, der ließ Niemanden ſterben.“ — So ſchwadronnirt er in einem fort, der Strom ſeiner Beredſamkeit iſt unerſchöpflich. Wäre der Mann in Deutſchland gebohren, er hätte ſicher Epoche in der heutigen Philoſophie gemacht. Hier werden ſeine Verdienſte, ſeitdem ſie etwas veraltet ſind, nicht ſehr geſchätzt. Vor einem Jahre ſoll er großen Zulauf gehabt haben, auch jetzt hat er Zuhörer die Menge, allein oft zerhackt er ſich vergebens den Arm, und ſpricht ſich vergebens ſtundenlang heiſer: nur ſelten ſieht man eine Hand mit einer Kupfermünze zwiſchen den Fingern, ſich ausſtrecken, um etwas von den Wunderarzneien zu kaufen, die er durch die Gnade Gottes erfunden hat. — Weit ergiebiger ſcheint das Handwerk eines Zahnarzts, der, zu Herrn Kurzbeins großem Verdruß, ſich täglich in ſeine Nachbarſchaft ſtellt. Er hat zugleich ein kleines wandelndes Pulcinelltheater, wodurch er gewöhnlich erſt die Leute zuſammenlockt. Scheint ihm der Kreis dicht und groß genug, ſo tritt er hinter der Leinwand hervor, haranguirt mit weniger Grandezza als Herr Gamba Curta, aber mit ſanfter überredender Stimme. Ich habe einmal zugeſehen, wie er einen Matroſen, der Zahnſchmerzen hatte, nach und nach dahin brachte, ſich den Zahn auf der Stelle auszuziehen zu laſſen. Der junge

Kerl hatte eine ſehr glückliche Phyſiognomie, Muth ohne Wildheit war ihm in jeden Zug geſchrieben; aber die Furcht vor der Operation verſchmelzte ſich jetzt mit dieſen Zügen, er zwang ſich zu lächeln. Endlich war der Entſchluß gefaßt, er ſtellte ſich mitten in den Kreis, und ſperrte vor der ganzen Verſammlung das Maul weit auf. Ich muß bekennen, daß der Zahnarzt Wort hielt, und in einem einzigen Moment den Zahn glücklich heraushob, den er dann ſogleich auf die umgekehrte Hand legte, und dem Volke triumphirend zeigte.

Allerlei Spiele werden gleichfalls auf der Straße getrieben. Dasjenige, wo die Spielenden einander die Finger gleichſam an den Kopf werfen, iſt das gewöhnlichſte, aber ſchwer zu beſchreiben. Zwei oder mehrere Perſonen treten zuſammen, machen eine Fauſt, ſtrecken dann eine beliebige Anzahl von Fingern zugleich aus, und nennen zugleich eine Zahl. Trifft dieſe mit der Zahl der ausgeſtreckten Finger, von beiden Händen zuſammen addirt, wirklich überein, ſo hat derjenige, der ſie ausſprach, gewonnen. Zum Exempel: ich ſtrecke meinem Gegner drei Finger entgegen, er mir zwei, und ich nenne zu gleicher Zeit die Zahl fünf, ſo habe ich gewonnen. Hat keiner von beiden die rechte Zahl getroffen, ſo wird ſchnell wieder die Fauſt gemacht, und die Hände fliegen aufs neue auf und zu. Alles das geht mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit, und dabei ſchreien die Spieler ihre Zahlen ſo heftig, ſie ſtoßen ſie gleichſam mit Gewalt aus der Gurgel heraus, daß man, unbekannt mit dem Spiele, von ferne nicht anders glauben kann, als, hier ſey ein heftiger Zank, der ſogleich in einen Fauſtkampf enden werde. — Ein anderes ſehr beliebtes Spiel iſt das auch bei uns gewöhnliche Aufwerfen einer Kupfermünze, (in Thüringen Wappen oder Schrift genannt) wo der Aufwerfer beſtimmt, welche Seite der Münze beim Herunterfallen oben zu liegen kommen ſolle, und verliert oder gewinnt, nachdem er wahr oder unwahr prophezeite. — Was bey uns nur Knabenſpiele ſind, wird hier von Jünglingen und Männern getrieben. Auf öffentlichen Plätzen zum Exempel ſieht man ſehr oft einen Kräuſel hinſchnellen; ſogleich ſammeln ſich mehrere, fangen den Kräuſel ſehr geſchickt mit der flachen Hand auf, laſſen ihn eine Weile auf derſelben ſich drehen, und wiſſen ihn dann ſo behende wieder auf den Boden zu ſchnellen, daß er immer fortläuft, und ſo von einer flachen Hand auf die andere ſpazirt. — Beſonders geſchickt ſind die Lazzaronis alle auch im Regieren der papiernen Drachen, die man hier hundertweis in der Luft herumfliegen ſieht. Viele laſſen ſie von ihren platten Dächern aufſteigen, und man begnügt ſich nicht mit der gewöhnlichen Spielerei, ſondern man weiß ihr in der That ein größeres Intereſſe dadurch zu geben, daß man ſich bemüht, einander den Wind abzufangen, und ſeinen Drachen, gleich einem Raubvogel, auf den Drachen des andern ſtoßen zu laſſen. Gelingt es, den Nachbar aus dem Felde zu ſchlagen, ſo entſteht ein großer Jubel. — Auch Karten ſieht man, beſonders an Sonntagen, häufig auf der Straße ſpielen, und ich habe auf dem Wege nach Portici zuweilen acht bis zehn Spieltiſche vor einer Schenke etablirt geſehen. — Ich weiß wohl, daß ich hier lauter Kleinigkeiten erzähle, aber ich denke, ſie gehören zur Sittenſchilderung eines Volks. — Jetzt will ich den Leſer auch zu einigen ernſthaften Straßenſcenen führen.

Ein Leichenzug ſtößt uns auf. Wie? begraben hier lebende Menſchen einen Todten? oder wird jede Leiche durch Geſpenſter zur Erde beſtattet? Die Frage iſt verzeihlich, denn alles, was den Sarg umgiebt, iſt von dem

Scheitel bis zur Fußzeh weiß vermummt, das Geſicht nicht ausgeſchloſſen; nur ein paar kleine Löcher für die Augen ſind dareingeſchnitten, wo die Mummerei das Geſicht bedeckt. Wenn nun zwanzig bis dreißig dergleichen Geſpenſter, durch die finſtre Nacht, mit Fackeln in den Händen, ſich murmelnd heraufbewegen, und ein prächtiger, rothſammtner Sarg, auf einer mit goldenen Kronen geſtickten rothſammtenen Decke ruhend, ihnen folgt, ohne daß man irgend eine Kraft gewahr wird, welche ihn hebt, trägt oder zieht, ſo kann Einem wohl unheimlich zu Muthe werden. Das geht aber ſo zu: Es giebt in Neapel verſchiedene fromme Brüderſchaften, deren Pflicht unter andern heiſcht, die Todten zur Erde zu beſtatten. Warum ſie die närriſche Maskerade ſpielen, ſich von oben bis unten in einen Sack zu verhüllen, habe ich nicht erfahren, vermuthe aber faſt, es geſchehe aus Stolz; denn da ſich, wie man mich verſichert, viele junge Leute von Stande darunter befinden: ſo mögen ſie ſich wohl ſchämen, bei allerlei oft niedrigen Verrichtungen ihr Antlitz dem Volke zu zeigen. Daß der Sarg ſich von ſelbſt zu bewegen ſcheint, kommt daher, daß die prächtige Decke, mit welcher man die Bahre behängt, faſt bis auf die Erde reicht, die Träger aber darunter ſtecken, ſo daß man nicht das geringſte von ihnen gewahr wird. Vermuthlich werden, wenn der Sarg an Ort und Stelle gelangt iſt, jedesmal einige Erſtickte hervorgezogen; denn die ſchwere von Gold ſtarrende Sammtdecke kann wohl unmöglich ſo viel Luft durchlaſſen, als zu einem einzigen Athemzuge erforderlich iſt. Uebrigens iſt der in der That königlich geſchmückte Sarg nur ein Paradekaſten, der zu allen Leichenbegängniſſen dient, und in welchen das eigentliche, vielleicht ſehr demüthige Kämmerlein des Todten nur hineingeſchoben wird. Der erwähnten Brüderſchaften giebt es mehrere, von verſchiedenen Farben, denn es ſind mir auch roth-Vermummte aufgeſtoßen, welche das Anſehen von blutigen Geſpenſtern hatten. Alle, ſowohl die weißen als rothen, tragen, gleich einem Ordenszeichen, auf der Bruſt ein Heiligenbildchen. An gewiſſen Tagen ſchwärmen ſie einzeln durch die Straßen, und ſammlen Geld für die Seelen im Fegfeuer, wobei ſie aber nicht reden, ſondern nur mit der Geldtaſche den Vorübergehenden um die Ohren klappern. — Ich habe auch einmal einen ſogenannten vornehmen Leichenzug mit angeſehen, Sarg und Bahrdecke waren da von blauem Sammt, mit eben ſo reicher Stickerei, und dem Sarge folgten dreißig bis vierzig zerlumpte Kerls, deren Jeder ein Fähnlein in der Hand trug, mit dem Wappen des Verſtorbenen. Es werden zu dieſer adelichen Pracht die erſten beſten Lazzaroni's von der Straße aufgegriffen, und ſie gehen nicht paarweiſe, ſondern ſechs bis acht Mann hoch. Es iſt ein drolliger Contraſt. Vergebens durchſpäht das Auge ihre Fähnlein; um eine Verſchiedenheit zu entdecken, man wird immer nur das nehmliche Wappen gewahr, und kann nicht begreifen, warum es ſo multiplicirt erſcheint. Doch die Wappenſucht iſt eine Erbkrankheit des alten Adels. Ich habe einmal die Ehre gehabt, in dem ſeligen Maynz bei einem alten Reichsritter zu ſpeiſen, da ſah ich ſein Wappen zuerſt an der Vorderſeite ſeines Pallaſtes, dann hielten es zwei Löwen zu beiden Seiten der Treppe, dann war es über die Thüre gemahlt, dann in die Stühle geſtickt, auf welchen wir ſaßen, dann in die ſilbernen Teller gegraben und in die Tiſchtücher gewirkt; hob ich mein Auge empor, ſo erblickte ich es in Stuccaturarbeit in den vier Ecken des Saales, auf dem Arbeitstiſchchen der gnädigen Frau war es ſehr künſtlich mit farbigen Hölzern eingelegt;

die Bedienten trugen es auf den Borten ihrer Livree, und in die Zipfel der Windeln des hochadelichen Kindes war es ſauber eingenäht. Ich vermuthe, daß, wenn in einem ſo vornehmen Hauſe ein gemeines Bedürfniß mich hätte nöthigen können, die Geſellſchaft zu verlaſſen, ich das hochadeliche Wappen ſicher auch auf dem Deckel gefunden haben würde, der, bei Königen wie bei Bettlern, einerlei Gegenſtand zu verſchließen pflegt. — Doch ich kehre ſchnell aus Maynz nach Neapel zurück. Glücklicherweiſe iſt die empörende und oft die ſchädlichſten Würkungen hervorbringende Sitte, die Todten unbedeckt durch die Stadt zu tragen, größtentheils abgekommen. Ich ſage, größtentheils, aber leider noch nicht ganz, die todten Kinder und todten Geiſtlichen zur Beſchauung herum zu führen, iſt noch immer gebräuchlich. Die Kinder werden über und über mit Blumen ausgeputzt, bekommen Blumenſträuße in die Hände, und man ſtopft ihnen auch einen Blumenſtrauß in den Mund. Dann nimmt man einige Straßenjungen, und ſteckt ſie in eine Art von Opernkleidung, damit ſie Engel vorſtellen ſollen. So wunderlich maskirt umringen ſie die Leiche, und umgaukeln ſie bis zur Gruft, wo ſie dann, hoffentlich von den wahren Engeln abgelöſt werden.

Ein anderes, wirklich imponirendes Straßen-Schauſpiel iſt das Vorbeitragen des lieben Gottes, wenn nehmlich der Leib Chriſti in eine Hoſtie verwandelt, von Prieſtern zu Sterbenden getragen wird, um die fliehende Seele damit zu erquicken. Man muß es aber wo möglich auf einem offenen Platze mit anſehen, denn in den engen Straßen thut es weit geringere Würkung. Ich wohne z. B. auf dem Largo del castello, einem Platz, der an Größe dem Gensd'armen-Markt in Berlin wenig nachgiebt; er iſt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mit Käufern und Verkäufern, Thieren und Miethswagen, Gaffern und Spielern bedeckt. Gleich neben mir iſt ein Pulcinell-Theater, vor deſſen Eingang den ganzen Tag ein Pulcinell auf Brettern ſteht, und durch ſeine Späßchen das Volk beluſtigt. Einige Schritte weiter iſt der Fiſchmarkt, und grade gegen mir über eine Hauptwache. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß gewöhnlich gegen zweitauſend Menſchen (das Vieh ungerechnet) auf dieſem Platze ſich durch einander treiben. Nun erſcheint plötzlich der liebe Gott! eine vorausgetragene Fahne verkündet ihn dem Auge, das raſtloſe Geklingel mit Glöckleins dem Ohre. Er iſt von ſchön geputzten Geiſtlichen, oft auch von militairiſcher Ehrenwache umringt, Weihrauchwolken dampfen vor ihnen in die Luft, alle fromme und gläubige Seelen, die gerade ihr Weg dieſe Straße führt, halten es für Chriſtenpflicht, dem Zuge zu folgen, der ſich wie ein Schneeball vergrößert. Alſobald ſchweigt der Pulcinell, es verſtummen die Fiſchweiber, kein Laut entſchlüpft mehr den Spielern, alle Hüte fliegen von den Köpfen, die Tauſende fallen auf ihre Kniee, ſchlagen an ihre Bruſt und kreuzigen ſich. Die Wache tritt ins Gewehr und rührt ſanft das Spiel, ſo lange ihr der heilige Zug im Geſicht bleibt. Iſt es Abend, ſo wird das Schauſpiel noch herrlicher; auf jedem Balcon (und man erinnere ſich, daß kein Fenſter ohne Balcon iſt) erſcheint plötzlich ein Licht, die dunkelſte Nacht verwandelt ſich, wie durch einen Zauberſchlag, in hellen Tag, denn alle Stockwerke ſind erleuchtet, und unten auf der Straße werden eine Menge Schwärmer angezündet, die, platzend und knallend, den frommen Zug geleiten. Verfolge ich ihn mit meinen Augen bis in die nächſte Straße, ſo iſt der Anblick einzig: denn jetzt liegt ſie noch ganz dunkel vor mir, aber ſo wie die Proceſſion den Eingang der Straße betritt, ſo erhellt ſie ſich von beiden Seiten, und immer weiter, immer weiter, die Lichter ſcheinen von Haus zu Haus, von Balcon zu Balcon zu eilen, bis ſie endlich in eben der Ordnung nach und nach wieder verſchwinden, und alles in das vorige Dunkel zurück ſinkt. Ich habe mir manchmal ſelbſt die Frage aufgeworfen: woher mag es doch kommen, daß dieſes Schauſpiel auch mich Ketzer mit einer Art von Ehrfurcht erfüllt? Ich weiß mir dieſe Frage nicht anders zu beantworten, als durch die Bemerkung, daß überhaupt alles dasjenige unſerm ſchwachen Geiſte imponirt, was eine große Menge von Menſchen zu gleicher Zeit vornimmt. Wer möchte z. B. einen einzelnen Soldaten auch nur fünf Minuten lang mit Vergnügen exerciren ſehn? aber man ſtelle zwanzig tauſend Soldaten in eine Reihe, und ſie werden uns Stunden lang ergötzen. Wen ergreift es wohl mit Rührung, wenn ein altes Weib einen Kirchengeſang ableiert? aber man laſſe ein paar tauſend alte Weiber zu gleicher Zeit Herr Gott dich loben wir ſingen, und man wird unwillkührlich mit fortgeriſſen werden. Ja, ich glaube, wenn es möglich wäre, daß ein paar Millionen Menſchen auf einmal auf einer großen Wieſe einen Burzelbaum ſchlügen, wir würden bis zu Thränen dadurch gerührt werden.

Verſchiedenere Trachten, die doch alle inländiſch ſind, erblickt man wohl nirgends als auf den Straßen von Neapel. Zum Theil kleiden ſich die Landleute faſt in jedem Dorfe anders, (welches wohl noch aus den älteſten Zeiten ſich herſchreiben mag, da ſie ſämmtlich Nachkömmlinge ſo verſchiedener Stämme und Colonien ſind) zum Theil zeichnen ſich die Bewohner der Inſeln Iſchia, Procida, Capri u. ſ. w. durch ihre Tracht aus: vorzüglich aber treiben die Einwohner der Reſidenz ſelbſt umter einander allerlei ſeltſame Mummereien. Der Brüderſchaften, die wie Geſpenſter herum wandeln, habe ich bereits erwähnt. Der Mönche giebt es leider viele Tauſende, von allen Orden und Farben, mit und ohne Bart, mit und ohne Schuh; in Kapuzen, Hüten und Barrets, einfarbig, zwei- und dreifarbig. Bis auf einige wenige Vorſteher nützlicher Anſtalten, ſind ſie bekanntlich lauter Leute, die man zu jeder Zeit und Stunde, in gepaarten Geſellſchaften von ſechs bis acht Mann auf der Straße findet, die einzelnen Gehenden ungerechnet. Dann giebt es auch eine Art von Nonnen, Hausnonnen (monaca della casa) genannt, die nicht eigentlich zu einem Orden gehören, ſondern bloß für ſich das Gelübde gethan haben, zeitlebens die Nonnenkleidung zu tragen, nicht zu heirathen, und, wenn ſie können, auch wohl keuſch zu leben, übrigens aber der argen Welt nicht zu entſagen, ſondern vielmehr in ihrer Mummerei, ſich mit geiſtlicher Eitelkeit unter den Menſchen herum zu treiben. Ich vermuthe, daß die Neapolitanerinnen zu dieſer frommen Koketterie nicht eher ihre Zuflucht nehmen, bis ihre Jugendreize verſchwunden ſind, denn ich habe keine einzige junge Hausnonne geſehen. Indeſſen iſt die gewöhnliche Tracht der Frauenzimmer vom Mittelſtande, um nichts beſſer als Nonnentracht. Sie kleiden ſich nicht allein alle in ſchwarze Seide, ſondern ſie tragen auch auf den Köpfen eine gewaltig große ſchwarze Kappe, die ihre Geſichter verhüllt, und, wenn der Wind hinein ſtößt, ihnen das Anſehen von Luftballons giebt, die auf Menſchenbeinen herum wandeln. Oft begegnet man Männern, die grade ſo ausſehen, wie preußiſche Feldprediger, das ſind die Advokaten, deren es gleichfalls eine ungeheure Anzahl geben ſoll. Dann ſieht man viele Jünglinge in langen Talaren, bald weiß, bald blau oder ſchwarz, ſie gehören zu den verſchiedenen Conſervatorien, in welchen Muſik gelehrt wird, und Manche verrathen leider ſogleich durch ihren ungeſchickten Wuchs, daß ſie zu den Unglücklichen gehören, welche das verwöhnte Ohr der Italiäner am liebſten ſingen hört. — Durch Kleidung und Geſichtszüge unterſcheidet ſich auch ein Corps Arnauten, welches hier in Garniſon liegt. Die Garde des Königs iſt roth und blau, ein anderes Regiment weiß, ein drittes dunkelblau, die Sbirren gelb und ſchwarz gekleidet. Unter alle dieſe bunten Haufen miſche man nun noch einige Armenianiſche Kaufleute und Algieriſche Sklaven, ſo wird man bekennen, daß es nicht möglich ſey, die Trachten bunter zuſammen zu würfeln. Hierin gewähren die Straßen von Neapel mehr Abwechſelung, als die von Paris, in einer andern Hinſicht aber ſind die letztern weit unterhaltender; dort nehmlich findet man alle Wände mit Anſchlagzetteln tapezirt, hier gar nicht; dort hat Jedermann dem Publikum etwas mitzutheilen, vorzuſchlagen, anzubieten, hier niemand. Die Franzoſen wollen ſo viel möglich alle Menſchen und alle Stände in Verbindung mit einander bringen; der Italiäner ſucht ſie zu vereinzeln. Des Franzoſen unruhiger Geiſt bedarf überall einer Nahrung, wäre es auch nur im Vorbeigehen; der Italiäner hingegen ſucht bloß Nahrung für den Körper und hat nie Langeweile. (Ach! die Langeweile iſt eine Krankheit, wie das Podagra, ſie ergreift nur geiſtreiche Menſchen, ſo wie dies nur gelbreiche. Wem ſinnlicher Genuß alles iſt, der hat nie Langeweile, er genießt ſo lange er kann, [illegible] dann ruht er.) Höchſtens an den Kirchthüren erblickt man zuweilen ein gedrucktes Zettelchen, und was enthält es? eine geiſtliche Einladung (invito ſacro) hier oder dort einem frommen Feſte beizuwohnen; oder eine neue Seligſprechung irgend eines Frommen, der auch nie Langeweile hatte. — Der einzige Anſchlagzettel, der mir während meines ganzen Aufenthalts in Neapel aufgeſtoßen iſt, hing in der Straße Toledo und war abgeſchmackt. Ein Sprachmeiſter erbot ſich nehmlich, einen chriſtlich-moraliſchen Unterricht (istruzione christiana e morale) in der italiäniſchen Sprache zu ertheilen. Auch die Regierung hat dem Volke höchſt ſelten etwas zu ſagen. Bei aller Mühe, die ich mir gegeben, mir die ſeit ein paar Jahren erſchienenen Polizeiverordnungen zu verſchaffen, habe ich deren nicht mehr als ſechs zuſammen bringen können. Sollte man nicht glauben, man lebe in einer himmliſchen Monarchie, wo die Engel keiner Verordnung bedürften? Die wenigen, die man hier und dort findet, ſtehen auf der Mauer, aber nicht etwa mit dem Meißel eingegraben, ſondern nur mit ſchwarzer Farbe angeſchrieben, ſo kann man ſie gelegentlich überweißen. — Haben jedoch die Wände in Neapel Mangel an weltlichen Neuigkeiten, ſo ſind ſie deſto reichlicher mit Heiligenbildern bepinſelt, die gewöhnlich die abgeſchmackteſten Gegenſtände darſtellen. Dahin gehören vorzüglich die armen nackten Seelen im Fegefeuer, welchen die Flammen gräßlich um die Lenden ſchlagen. — Auf der Straße, welche nach Portici führt, ſieht man an der Mauer ein ſehr merkwürdiges Gemählde, nehmlich den Einzug des Kardinal Ruffo mit ſeinen Calabreſen. Er ſelbſt commandirt zu Pferde, über ihm ſchwebt der heilige Antonius mit dem königlichen Wappen; ihnen gegenüber iſt der Höllenpfuhl, in welchem ein gewaltiger Drache den ungeheuren Rachen aufſperrt. In dieſen Rachen jagen ſeine Truppen alle Franzoſen ohne Gnade und Barmherzigkeit. Schade, daß der Zahn der Zeit ſehr ſtark an dieſem luſtigen Gemählde nagt, und dem Fremden dadurch in kurzem eine wohlthätige Erſchütterung ſeines Zwergfells zu rauben droht. — Ich bleibe dabei, daß auf den Straßen einer Stadt ſich der Geiſt der Einwohner offenbart, und ich hoffe daher keine undankbare Arbeit unternommen zu haben, da ich ſie dem Leſer zu ſchildern verſuchte. Er weiß jetzt wenigſtens in Neapel eben ſo gut Beſcheid als ich.

Stadt und Gegend wimmeln von großen und kleinen Merkwürdigkeiten. Die beiden vorzüglichſten ſind, nach meinem Gefühl, Pompeji und der Veſuv. Wer etwa nur ein paar Tage hier verweilen könnte, der würde dennoch für ſeine Reiſe hinlänglich belohnt ſeyn, wenn er Pompeji durchwandert und den Veſuv beſtiegen hätte. Ich mache mit dem letztern den Anfang, ohne welchen ja auch das erſtere in ſeiner heutigen Geſtalt nicht exiſtiren würde.

29. Der Veſuv.

Als ich nach Neapel kam, ſtiegen zwar keine Feuerſäulen mehr aus dem Berge, aber er warf noch häufig Lava aus, und ſchon dies gewährte mir ein herrliches Schauſpiel, obgleich hier Niemand mehr der Mühe werth hielt, darnach zu ſehen. Der Veſuv lag meinem Fenſter grade gegenüber. Wenn es dunkel wurde, ſo wurde ich ſehr deutlich gewahr, wie die Feuermaſſe ſich langſam den Berg herunter wälzte. So lange es noch ein wenig dämmerte, konnte man zugleich den Umriß des Berges ſehen, an deſſen Abhang die Lava eine zwar ſchräg gezogene, aber doch grade Linie bildete. So bald es daher völlig dunkelte, und man vom Berge ſelbſt gar nichts mehr ſah, ſo ſchien ein feuriger Comet mit einem langen Schweife am Himmel zu ſtehen. In acht bis zehn Tagen wurde der Glanz immer geringer, endlich verſchwand er ganz, und der Berg rauchte bloß. — Ich hatte ſchon lange auf einen recht heitern Tag gewartet, um Vulkans Werkſtätte in der Nähe zu betrachten. Endlich erſchien der dreizehnte November, und lud durch ein herrliches, nur etwas zu heißes Sommerwetter zu dieſem etwas mühſeligen Spatziergange ein. In Begleitung einiger Freunde und einiger Weinflaſchen trat ich den Weg an. Wir fuhren in einer Stunde nach dem Städtchen Reſina, hinter Portici gelegen. Hier ſtiegen wir aus, und wurden ſogleich von einem Haufen geldhungriger Menſchen umringt, die uns ihre Eſel, Mauleſel und ihre eigenen Arme und Beine anboten. Der gewöhnliche Preis für einen Langohr, ſammt menſchlicher Zubehör, iſt ein Piaſter (etwa anderthalb Thaler). In wenigen Minuten waren wir ſämmtlich beritten. Statt des Zaumes hatte ein Eſel einen Strick, doch nur an der rechten Seite, der Sattel war ziemlich bequem. Ein Cicerone eröffnete den Zug, die Mundproviſion tragend: neben jedem Eſel ging ſein Führer und redete ihm zu, ſich brav zu halten. Er that das vorzüglich durch eine einzige Sylbe, die ungefähr wie Au oder Aum klingt, und haſtig herausgeſtoßen wird. Wollte das noch nicht helfen, ſo ſtach er ihn mit einem Stocke in das Hintertheil; wo es ſehr ſteil und holpricht war, da führte er ihn auch wohl am Zaume. So zogen wir nun eine ziemliche Strecke aufwärts durch die Stadt. Die Einwohner, die dergleichen Cavalcaden zu ſehen ſchon gewohnt ſind, lachten nicht über uns, wir ſelbſt aber konnten uns nicht ohne Lachen anſehen. Die Eſel gehen ziemlich ſicher, doch weniger als die Mauleſel. Einer meiner Gefährten ſtürzte mit ſeinem Langohre auf dem glatten Pflaſter der Stadt, beſchädigte ſich aber glücklicherweiſe nur wenig. — Wohlgemuth und ſcherzend erreichten wir das Freie, und fingen an zu klettern. Der Weg windet ſich zwiſchen lauter Weinbergen, die mit Mauern aus Lava eingefaßt, und mit kleinen freundlichen Häuſern beſäet ſind. Hier wächſt der berühmte **Lacryma Christi**, der aber wahrſcheinlich ſeinen Ruhm überleben wird, wie — — — Dann und wann machen die Führer Halt, um den Reiſenden einen Lavaſtrom zu zeigen, der in dem oder dem Jahre hier floß. — Wir waren kaum eine Viertelſtunde aufwärts geſtiegen, als wir ſchon den fernen Donner des Berges hörten. Der Cicerone verſicherte uns, es habe ſich in der letzten Nacht ein neuer Schlund geöffnet. Der emporſteigende Rauch ſchien uns doch nicht beträchtlich. Je höher wir kamen, je ſparſamer wurde die Vegetation; doch nahm ſie nur unvermerkt ab; die Weinberge reichten einander noch immer ihre Ranken, und ich fand, zu meiner Verwunderung, in einer ſehr beträchtlichen Höhe, noch Pappeln, die ich auf dieſem trocknen Berge nicht zu ſehen erwartet hatte. — Eine Stunde ungefähr waren wir aufwärts geklimmt, den Veſuv immer grade vor uns habend; jetzt wandte ſich der Weg linker Hand nach dem Somma, ſeinem Nachbar, der vor grauen Jahren mit ihm vereint den Feuerſchlund bildete, und von dem er ſich nun auf ewig getrennt hat. Hier ſahen wir nun den eigentlichen Kegel des Veſuvs, den Aſchenkegel, dem ein gräßliches Schlackenmeer zur Baſis dient. Alles war zu unſerer Rechten ſchwarz und dunkelgrau, nur hie und da zeigte ſich noch ein verbranntes Pflänzchen; kein Vöglein ſchwebte über dieſer Einöde, keine Eidechſe wand ſich durch das ſcharfe Geſteinaber linker Hand grünte der Sommer. So wandelten wir auf der Grenze des Reichs der Zerſtörung, bis wir durch einen ſteilen Lavafelſen zu der bekannten Einſiedelei auf dem Somma uns hinaufwanden. Hier empfing uns der freundliche Eremit und bot uns Erfriſchungen an. Aber wir verweilten nur kurze Zeit, um die göttliche Ausſicht zu genießen, die ich nach meiner Gewohnheit nicht beſchreibe, und eilten dann, unſer großes Ziel zu erreichen. Noch etwa eine Viertelſtunde trabten wir auf dem ſchmalen Bergrücken des Somma ziemlich bequem, dann aber mußten wir herab in das Schlackenmeer ſteigen, wo ein kleiner Fußpfad in der Aſche zwiſchen den zackigten Lavaſtücken ſich durchwand. Es waren lauter ſteile Hügel, die ihre Zacken emporreckten, und an welchen unſere Eſel mit großer Geſchicklichkeit auf- und niederklimmten. Wir vernahmen jetzt ſchon ein Sauſen wie vom Sturmwind, den wir hörten, aber nicht fühlten. Rings um uns her ſchien die Natur im Greiſealter unter Verzuckungen geſtorben, der Anblick ihrer Leiche erregte Schauder. — Jetzt befanden wir uns am Fuße des Aſchenkegels, und verließen unſere müden Thiere, um mit geſparten Kräften das Letzte und Schwerſte zu vollbringen. Die Sonnenhitze (am dreizehnten November!) nöthigte uns die Kleider wegzuwerfen. Jeder Führer ließ von ſeiner Schulter ein ſtarkes Band herabhängen, und Jeder von uns faßte ein ſolches Band. Der Cicerone ſtieg voran, wir folgten paarweiſe. Anfangs ging es ziemlich gut. Die viele zerbröckelte, aber harte Lava, erlaubte zu fußen, und da ich kein ungeübter Bergkletterer bin, ſo ſchmeichelte ich mir ſchon, die Beſchwerlichkeiten dieſer Reiſe tief unter meiner Erwartung zu finden. Aber nur allzubald verwandelten ſich die Steinchen in lauter Aſche; der Weg, obwohl er ſich ſchräg an der

Wand des Berges hinzieht, wurde immer ſteiler; der Schritt vorwärts gleitete ſehr oft in die Spur des zuletzt gethanen Schrittes zurück, wenigſtens war er immer halb umſonſt gethan; das dumpfe Rollen in dem Schlunde des Berges linker Hand, der Abgrund, der rechts immer tiefer uns angähnte, beengten den Athem auch ein wenig, und wir waren genöthigt oft Halt zu machen, um nur Kräfte zu ſammeln. Aber ſelbſt dieſe Ruhepunkte gewährten wenig Ruhe, denn die Baſis, auf der man ſtand, war ſo locker, daß man, nach wenigen Secunden, von eigner Schwere gedrückt, ſich bis über die Knöchel in Aſche verſunken ſah, und wer etwa zum Schwindel geneigt war, mußte ſich hüten rechter Hand in die Tiefe zu ſchauen. Auch nach dem Gipfel des Berges ſein Auge zu richten, war nicht tröſtlich, denn ach! er war noch ſo fern! — Doch die unermüdeten Führer ſprachen unaufhörlich Muth ein, wir kletterten unverdroſſen höher, und nach drei Viertelſtunden (die kurzen Zwiſchenräume des Ausruhens mitgerechnet) waren wir dem Gipfel ſchon ſo nahe, daß wir eine Geſellſchaft von Reiſenden, die ſich bereits oben befand, deutlich erkennen konnten. Dieſer Anblick befeuerte unſern Muth — noch wenige Minuten klimmten wir mühſam — jetzt hofften wir uns hinauf zu ſchwingen — ſiehe! da ſtanden wir plötzlich vor einer Wand, welche die letzten, erſt ſeit kurzem verdickten Feuerſtröme zackigt vor uns aufgethürmt hatten. Unſer Führer ſtutzte, man ſah deutlich, daß dies Hinderniß neu und ihm fremd war. Hinüber zu kommen, ſchien unmöglich, an dem ſteilen Berge wie ein Schwalbenneſt hängen zu bleiben, war eben ſo unmöglich, wir mußten vorwärts oder rückwärts. Das letztere mochte keiner, wir beſchloſſen daher, die Lavaſchlacken zu umgehen. Um dies zu bewerkſtelligen, mußten wir eine kleine Strecke wieder hinab, und hier war die ganz neue Aſche noch ſo ſehr dem feinſten Staube ähnlich, daß ſie jeden Fußtritt gleichſam verſchlang. Wir vollbrachten es dennoch glücklich, und als wir nun wieder zu dergleichen Höhe uns hinaufgeſchwungen hatten, da ſtanden wir plötzlich auf dem mit einer Kruſte bedeckten Feuerſtrome. Die Hitze drang ſogleich durch die Sohlen, man fühlte ſie deutlich an den Backen. Die Lava hatte verſchiedene Riſſe, welche alle dampften; ſteckte man einen Stock hinein, ſo ſchlug die Flamme ſogleich heraus. Es war zu heiß und zu gefährlich hier lange zu verweilen. Indeſſen waren wir nur noch etwa funfzig Schritte vom Krater entfernt. Einer meiner Gefährten (der durch ſeine trefflichen Darſtellungen von Italien hinlänglich bekannte Hr. Rehfuß) wollte auf dem dünn belegten Flammenmeere weiter vorwärts gehen, aber das war unmöglich. Wir mußten denſelben Weg zurück, mußten uns wieder um die kältern Lava-Zacken herumwinden. Ich war der erſte und folgte meinem Führer, der mich in veränderter Richtung einen Aſchenfußſteig hinan, bis auf den Gipfel führte. Hier ſtand ich auf einer ſchmalen Bergwand, durch eine rauchende Kluft, höchſtens zehn Schritte breit, von einer ähnlichen getrennt, welche dem Krater ſelbſt zur Einfaſſung diente. Hier ſah und hörte ich — wer leihet mir eine Sprache für das was ich ſah und hörte! Doch die einfachſte Beſchreibung wird hier zur erhabenſten Dichtung. Aus der Mitte des Kraters erhob ſich der ſchwefelgelbe Kegel, den die Eruption dieſes Jahres gebildet hat; jenſeits deſſelben ſtieg unaufhörlich ein dicker Rauch empor, aus dem erſt in der letzten Nacht geöffneten Schlunde. Die Wand des Kraters gegen mir über, die ſich beträchtlich höher erhob, als die dieſſeitige auf welcher ich ſtand, gewährte einen einzigen Anblick, denn ſie war mit lauter einzelnen kleinen Rauchſäulen beſäet, die aus ihr hervorbrachen, und gleichſam lauter ausgelöſchte Lichter ſchienen. Die Luft über dem Krater hatte ſich verkörpert; man ſah ſie ſehr deutlich in einer heftig zitternden Bewegung. In der Tiefe des Berges kochte und brauſte es fürchterlich, wie der ſtärkſte Orkan; zuweilen aber — und das machte auf meine Sinne den tiefſten Eindruck — erfolgte plötzlich eine Todtenſtille von einigen Secunden, dann erhob ſich das Brauſen doppelt ſtark, und der Rauch quoll dichter und ſchwärzer hervor. Es war als habe der Berggeiſt den Schlund plötzlich verſtopfen wollen, aber die Flamme habe ſich nicht einkerkern laſſen, ſondern ſey mit verdoppelter Wuth hervorgebrochen. So weit mein Auge reichte, hatte der Vulkan ſeine gräßlich-bunte Decke ausgebreitet, der gelbe Schwefel, die ſchwarzen Schlacken, das blendend weiße Salz, der graue Bimsſtein, das moosgrüne Kupfer, die Metallflittern, Alles das bildete zuſammengenommen den Moſaikboden der Hölle. Dicht vor mir rauchte die kleinere Kluft an mehreren Stellen, und da wo der Rauch ausbrach, löſten ſich von Zeit zu Zeit kleine Steine von der ſchrägen Wand, und rollten hinab, das einzige Geräuſch, welches, außer dem Brauſen des Berges, hier das menſchliche Ohr traf. — Nicht ohne Beklommenheit genoß ich den Anblick dieſes fürchterlich-ſchönen Schauſpiels etwa eine Viertelſtunde lang. — Zwei meiner Gefährten hatten dennoch gewagt, über ſpitze Zacken und brennende Riſſe, durch erſtickende Schwefeldämpfe, noch näher zu dringen, hatten aber, außer einem etwas größern Theil des neuen Schwefelkegels, nicht mehr geſehen als ich. Das Merkwürdigſte, was ſie in dieſer Nähe des Feuerſchlundes antrafen, war — eine Dame, die Herzogin della Torre, welche in kurzen

Hoſen am Rande der Hölle herumſpazierte, doch auch hier die weibliche Sittſamkeit nicht vergaß, denn ſobald meine Gefährten ſich ihr naherten, ließ ſie die Röcke fallen. Ihr Gemahl, der wiſſenſchaftliche Bemerkungen über den Veſuv macht, und ſie drucken läßt, ſtand in meiner Nähe, war ſehr mit ſeinen Experimenten beſchäftigt, und ſchien da ſo zu Hauſe, als befände er ſich in ſeiner Studierſtube.

Voll von dem erhabenſten Schauſpiel der Natur, und doch froh den Anblick deſſelben überſtanden zu haben, traten wir den Rückweg an. Dieſer wird gewöhnlich von den Reiſenden als ſehr leicht und bequem geſchildert. Was mich betrifft, ich muß bekennen, daß er mir mühſeliger vorgekommen iſt, als das Hinaufſteigen. Freilich geht es ſehr ſchnell, denn jeder Schritt, den man willkührlich thut, bringt Einen glitſchend und unwillkührlich noch zwei Schritte weiter; aber die Kniee fangen ſehr bald an zu zittern, und kommt man vollends in die Region der kleinen Steine, ſo iſt das Schurren ſehr beſchwerlich; ich mußte meinen Führer beim Kragen faſſen, um nicht zwanzigmal zu fallen. Reich beladen mit Beute, vom Berge geraubt, und von ſeinem donnernden Murren begleitet, kamen wir glücklich zu unſern Eſeln zurück. Ehe ich aber den meinigen beſteige, nur noch ein Wort im Allgemeinen über dieſe Wallfahrt, die von manchen Reiſenden als ſehr leicht, von andern wiederum als ſehr ſchwer geſchildert wird. Sie iſt keines von beiden. Freilich, wer Menſchen-Quälerei nicht achtet, der kann es ſich ſehr bequem machen; er darf nur, wie noch neuerlich der hieſige Erbprinz gethan, zwei tüchtige Kerls an ſeine Arme ſpannen, die ihn ziehen, und von zwei andern ſich hinten ſchieben laſſen, ſo kommt er hinauf er weiß nicht wie. Oder er laſſe ſich gar in einem Tragſeſſel von acht Menſchen hinauf transportiren (wie die Erbprinzeß gethan) ſo kann er unterweges noch den neueſten Roman leſen. Es beſitzt aber nicht Jedermann die Gabe, Vergnügen zu genießen, welches arme Menſchen durch Ueberſpannung aller ihrer Kräfte verſchaffen müſſen. Wem dieſer Anblick Unluſt oder wohl gar Schmerz macht, der wagt nicht einmal das Band ſeines Führers allzuſtramm anzuziehen, ſondern thut es höchſtens nur im Fall der Noth; alſo iſt dieſe Hülfe von geringer Bedeutung. Ich geſtehe hinwiederum gern, daß das Hinaufſteigen, für Jeden der ans Klettern gewöhnt iſt, nur ein Spaß ſeyn würde, wenn der ganze Kegel nicht aus Aſche beſtände; dieſe allein macht es mühſelig. Dennoch mag auch eine Dame es immerhin wagen — und wie viele wagten es nicht ſchon! — nur in einem ſolchen Augenblicke, wo der Berg zürnt, wie jetzt, würde ich fodern, daß es ja keine ſchwachnervige Dame ſey. — Der letzte Ausbruch des Veſuvs war ein galanter Ausbruch. Die Damen machten hundertweiſe Luſtpartieen nach Torre dell' Annunziata, der Mündung, aus welcher die Lava floß, gerade gegenüber. Da ſpazierten ſie dann gemächlich bis an den Fuß des Berges, ſtanden am Ufer des Feuerſtroms, ſprangen muthwillig über die ſchmalen Arme desſelben hinüber und herüber, ſtellten ſich wohl gar vor den Strom und erwarteten deſſen Ankunft: denn auch dies war ohne alle Gefahr, da er äußerſt langſam ſich fortwälzte, oder vielmehr ſeine großen geſchieferten Wellen bedächtig übereinander ſchob, bis ſie durch das Aufthürmen das Gleichgewicht verlohren, und wie ein Waſſerfall herabſtürzten, wo es dann immer noch Zeit war ſich zu entfernen. Ja, man verſichert mich, der Veſuv habe manchem ſchmachtenden Liebhaber ein Rendezvous verſchafft, das rothe Licht des brennenden Stromes habe den Wangen

der

der Schönen eine reizende Farbe geliehen, und ſo viel Helle verbreitet, daß keiner ihrer verſtohlenen Blicke verlohren gegangen. So miſcht ſich die Liebe in Alles, ſpielt mit den Schrecken der Natur und gaukelt noch am Ufer des Phlegeton.

Ermüdet aber fröhlich kamen wir zu unſerm freundlichen Eremiten zurück, und ſchlugen die Einladung, ſeine beſcheidene Wohnung zu betreten nicht zum zweitenmal aus. Wir fanden ein Zimmer, deſſen willkommenſter Schmuck ein ziemlich weicher Sofa war. Die Verzierung der Wände, wie ſie jetzt war, möchte wohl nicht lange die nehmliche bleiben, ich eile daher, ſie wenigſtens hier auf dem Papiere feſt zu halten. Ein geübter Mahler war vor kurzem da geweſen, und hatte mit Kohle über dem Kamin, in Lebensgröße, das gutmüthige Geſicht des Wirthes abkonterfeit. Vermuthlich hatte er ſich in der Geſellſchaft von Lucian Bonaparte befunden, denn dieſer, ſeine Gemahlin, und mehrere franzöſiſche Geſichter, waren rings umher in großen Medaillons, gleichfalls mit Kohle, auf die Wand gezeichnet. Das neufürſtliche Paar fand ich ſehr ähnlich, wie auch den Eremiten, die übrigen kannte ich nicht. Natürlich wird hier eine Art von Stammbuch gehalten, in welches jeder, der zu den Wundern des Veſuvs, wenn auch nur bis hierher, wallfahrtet, ſeinen Namen verzeichnet, und ſonſt noch etwas Dummes oder Kluges, nach Belieben oder Vermögen, dazu ſchreibt. Hilf Himmel! welch' eine Suppe von Unſinn, auf der die Gedanken wie einzelne Fettaugen ſchwammen. Viele, ſehr viele, hatte die leidige Empfindſamkeit ergriffen, (und das waren die fatalſten) die hatten ſich nun lang und breit über die herrliche Ausſicht und über den gewaltigen Vulkan expectorirt; Einer hatte ſogar verſichert, die Flamme habe ihn hold angeſchauet. Andere hatten ſchlechte Späßchen und ekelhaften Witz in Waſſerſtrömen von ſich gegeben; Einer erzählte zum Exempel, ſein pfiffiges Kammermädchen Liſette ſey auf dieſer Reiſe vom Eſel gefallen. Ein Wunder, daß er uns nicht auch ihre Stellung beſchrieben hatte. In allen Sprachen fand man hier dergleichen Allotria, doch muß ich beſchämt geſtehen, daß, beim flüchtigen Durchblättern, es mir ſo vorgekommen, als hätten die Deutſchen das meiſte dumme Zeug geſchrieben; wenigſtens affectirten ſie die meiſte Empfindſamkeit. Indeſſen ſind dieſe Bücher, in der öden Wohnung, in welcher ſie gefunden werden, immer ein ganz angenehmer Zeitvertreib für Leute, die eben nichts beſſeres zu thun haben. Schade nur, daß die älteſten, ſchon voll geſchriebenen Bücher nicht mehr vorhanden, ſondern, ich weiß nicht wohin, abgeliefert worden ſind. Jetzt iſt nur Ein angefülltes zu durchblättern, das zweite iſt erſt vor kurzem angefangen.

Der behagliche Eremit ſetzte uns Käſe, Brod und recht guten **Lacryma Christi** von ſeinem eigenen Gewächs vor. Er ſchwatzte auch wohl recht gern, nur erſtreckt ſich ſein Ideenkreis nicht über den Golf von Neapel hinaus. Das Intereſſanteſte, was wir aus ſeinem Munde vernahmen, war die Beſchreibung von drei Erdſtößen, welche in der vergangenen Nacht ſeine Wohnung ſo ſehr erſchütterten, daß, wie er ſich ausdrückte, ihm alle Zähne mitwackelten. Hierauf hatte ſich eben ein neuer Schlund im Innern des Kraters eröffnet, und das Sauſen und Brauſen im Innern des Schlundes, welches ſchon gänzlich aufgehört hatte, ließ befürchten, daß die diesjährige Eruption noch nicht zu Ende, ſondern noch ein ſchreckliches Nachſpiel zu erwarten ſey. Wir konnten uns des egoiſtiſchen Wunſches nicht erwehren, daß der ſchwarze Vorhang der Hölle doch je eher je lieber wieder aufgezogen werden möchte. — Erquickt verließen wir endlich den dienſtfertigen Eremiten, und trollten zu Fuße den Berg wieder herab, denn das Reiten auf dem Eſel iſt abwärts noch weit beſchwerlicher als aufwärts, und hindert den Reiter oft, ſich mit Muße dem Anſchauen der himmliſchen Gegend zu überlaſſen. In Reſina ſetzten wir uns wohlgemuth in den zurückgelaſſenen Wagen, und kamen glücklich nach Neapel zurück, nachdem wir ſieben genußreiche Stunden auf dieſer Wallfahrt verlebt hatten.

Noch ein Wort von dem diesjährigen Ausbruch des Vulkans mag hier ein ganz ſchicklicher Appendix ſeyn. Wer aber den Plinius zur Hand hat, und ihn verſteht, dem will ichs nicht verdenken, wenn er lieber nach dieſem greift, und die meiſterhafte Beſchreibung lieſt, von der Eruption die im neun und ſiebzigſten Jahre nach Chriſti Geburt Pompeji bedeckte und Herculanum verſchlang. Damals flog die Aſche bis Rom, ſogar über das mittelländiſche Meer. Die Vögel erſtickten in der Luft, die Fiſche ſtarben im Meere, welches damals die Mauern von Pompeji beſpülte, aber im ungleichen Kampfe mit dem ſtärkern feindlichen Elemente Meilenweit zurückwich und ſich ſelbſt gleichſam verſchlang. Nachher erfolgten, in längern und kürzern Zwiſchenräumen, bald mehr bald minder ſtarke Eruptionen. Eine der fürchterlichſten war die im Jahr 1633, wo nicht bloß die Feuerſtröme von allen Seiten herabfloſſen, und ſogar den Hafen von Neapel austrockneten, ſondern auch geſalzene Waſſerfluthen das ganze Land überſchwemmten. Eben ſo verwüſtend war der Ausbruch vor zehn Jahren. Drei Tage vorher ſandte der Berg Erdbeben, als Herolde aus, die ſeinen Zorn verkündeten. Plötzlich gähnte der Abhang des Berges, und ein helles Feuer loderte mit ſolcher Gewalt aus dieſem Rachen, daß es, nach Beſchreibung der Eremiten, ausſah, als werde es von ſtarken Blaſebälgen angefacht. Bald darauf öffneten ſich noch vier kleinere Schlünde, Rauch- und Feuerſäulen ſtiegen empor, Blitze ſchlängelten ſich, glühende Steine wurden geſchleudert, Aſche regnete, Feuer floß. In Neapel wurden eine Menge Proceſſionen angeſtellt, das Volk lag ſich die Kniee wund. Die Einwohner der Städte am Fuße des Berges, unter andern die von Torre del Greco, waren von dem Erdbeben aus ihren Wohnungen geſcheucht worden, und betrachteten auf freiem Felde das grauſende Schauſpiel. Als nun die Lava ſich ergoß, und ihren Lauf grade nach Reſina richtete, da jammerten die Einwohner von Torre del Greco über das Unglück, welches ihre Nachbaren bedrohte. Doch plötzlich wendete ſich der Strom, und bahnte ſich verheerend den Weg zu ihrer eigenen Stadt. Kaum vermochten die Erſchrockenen den nacheilenden Fluthen zu entrinnen, an Rettung ihrer Habſeligkeit war nicht zu denken.

Schnell erreichte der Strom die Stadt, theilte ſich in Bäche, umarmte die Gebäude, ſtürzte ſie nieder, entzündete oder vertilgte ſie; was noch etwa durch Wunder verſchont blieb, ſteckte der glühende Aſchenregen in Flammen. Noch unbeſchädigt ſtand ein Marienkloſter, auf einem Feuermeere gleichſam ſchwimmend; zwei Menſchen kreiſchten heraus um Hülfe, es war nicht möglich ſie zu retten. Am andern Tage, als ſchon eine Rinde den Flammenſtrom, wie ein glühendes Blech bedeckte, wagten es die Unglücklichen, mit geflügelten Füßen herüber zu eilen. Es gelang, aber ſie hatten den Tod ſchon tauſendmal gelitten. Die Straßen von Neapel waren mit Aſche bedeckt, fünf Linien hoch lag ſie im königlichen Schloſſe zu Portici, und über einen Zoll hoch in der Nähe der Lava. Dieſe hatte die Landſtraße in einer großen Breite geſperrt, und wälzte ſich endlich ins Meer, wo das umgebende Waſſer kochte und die Fiſche getödtet wurden. Die ſchöne fruchtbare Gegend war verwüſtet, achtzehntauſend Menſchen wanderten am Bettelſtabe. Aber auch der Berg hatte ſeine Wuth auf eigne Koſten gebüßt, denn wohl ein Fünftheil ſeines Gipfels war an der Mittagsſeite verſunken. Ein krachendes Getöſe drohte noch lange mit neuen Schrecken, und dennoch — — gleich einem Ameiſenhaufen, den eines Bären Fuß zertritt, und den die kleinen Inſekten fleißig durcheinander wimmelnd, ſogleich wieder herzuſtellen ſuchen, unbekümmert ob in der nächſten Minute ihr furchtbarer Feind die Tatze nicht zu neuer Zerſtörung hebt — ſo wimmelten bald die verſcheuchten Einwohner um die rauchenden Wohnungen, gruben mit verſengten Füßen ſich ſchmale Pfade zu ihren Trümmern, ſcharrten die wenigen noch unverbrannten Reſte ihrer Habſeligkeiten weinend aus der Aſche. In der Dreifaltigkeitskirche fand ſich noch alles Silbergeräth unverſehrt, das kurz vorher zu einem Feſte in Bereitſchaft geſetzt worden war. Natürlich galt das für ein Wunder. Ueberhaupt ſcheint es faſt, der liebe Gott finde ſelbſt Gefallen daran, die Menſchen zum Aberglauben zu verleiten, denn, warum mußte nun grade das Kirchengeräth verſchont bleiben? das ſo koſtbar und unnütz iſt? So hat man auch ſchon mehrere, unläugbare Beiſpiele, daß, wenn der heilige Januarius in Proceſſion heraus auf die Magdalenenbrücke getragen worden iſt, der Vulcan plötzlich geſchwiegen und ſeine Feuerſtröme eingekerkert hat. Man hat mir erzählt, daß bei einer ſolchen Gelegenheit, ein kecker Lazzaroni vor dem Bilde hertanzte, den Veſuv herausfoderte, und, zu großer Erbauung der Gläubigen, ihm den H — wieß. — Vor zehn Jahren wurde der angerichtete Schaden nach Millionen berechnet, und vierzehn

Menſchen büßten ihr Leben dabei ein. Dieſes Jahr iſt das Unglück bei weitem nicht ſo beträchtlich. Kein Menſch hat das Leben verloren, keine Stadt, kein Dorf ſind zerſtört werden. Die Karmaldulenſer-Mönche haben einen Theil ihrer Einkünfte verloren, und können in Zukunft nicht mehr ſo viel Wein trinken, welches gar nichts zu bedeuten hat. Mehrere Weinberge von Privatleuten ſind verwüſtet worden. Das iſt freilich beklagenswerth, aber der ganze Schade, die Mönche mit gerechnet, beläuft ſich doch nur auf etwa dreihundert tauſend Thaler.

Der Duca della Torre, deſſen ich oben erwähnte, hat eine etwas langweilige Beſchreibung der letzten Eruption drucken laſſen. Schon am zwei und zwanzigſten Mai ſpürte der Eremit drei ſtarke Erderſchütterungen von unterirdiſchem Getöſe begleitet. Am ein und dreißigſten Juli hatte ſich das Waſſer in den Brunnen und Ciſternen der umliegenden Gegenden merklich verringert; lauter Vorboten eines nahen Ausbruches. Am eilften Auguſt hörte der Eremit den Veſuv abermals brüllen, und am zwölften ſtieg ein dicker, ſchwarzer Rauch aus dem Schlunde; am dreizehnten verwandelte ſich dieſer Rauch in eine Feuerſäule. Unter einem Regen von ſchwarzer Aſche und kleinen Steinen, begab ſich der Herzog auf den Gipfel des Berges. Das Brüllen in ſeinen Eingeweiden war fürchterlich. Der Boden des Kraters hatte ſich ſehr ſtark aber ungleich erhoben; in Südweſten ſpie eine breite Spalte Lava, Flammen und Steine, die letzten fielen faſt alle in den Krater zurück, und häuften ſich da zu kleinen ſpitzen Hügeln. Lange konnte es der Herzog auf ſeinem gefährlichen Standpunkte nicht aushalten. Er zog ſich weislich zurück und ſchloß, aus der großen Elektricität, die er durch ſeinen Electrometer erprobt hatte, daß es einer der ſchrecklichſten Ausbrüche werden würde, worin er ſich aber geirrt hat. Er ſtieg nachher noch öfter hinauf; und hat ſeine Experimente weitläuftig beſchrieben. Da ſie aber bloß Intereſſe für den Naturkündiger haben, ſo übergehe ich ſie mit Stillſchweigen. Er bemerkte unter andern, daß, wenn die Lava auf ihrem Wege einen Baum antraf, ſie ihn umarmte und dann weiter ſtrömte. War es ein dürrer Baum, ſo brannte er augenblicklich wie eine Fackel. War er aber noch friſch, ſo veränderten ſich ſeine Blätter und wurden gelb; dann verkohlten ſich die Zweige, und endlich der Stamm. An denjenigen Bäumen, Eichen und Pappeln, welche bloß die Hitze der Lava in der Nähe ſpürten, krümmten ſich die Blätter, und überzogen ſich mit einem weißen Salzſtaube.— Auf dem Berge ſelbſt, am Rande des Kraters, war der Dampf aus einer neu geöffneten Bocca einmal ſo ſtinkend und erſtickend, daß er einigen Gefährten des Herzogs die Sprache benahm und ihre Kehlen plötzlich austrocknete; die Hitze war unerträglich. — Auch bei dieſer Eruption regnete es mehrmals Aſche über der Hauptſtadt, und blieb auf den platten Dächern liegen.

Der Veſuv

am zwei und zwanzigſten November 1804.

Schon einige Abende hatte der Veſuv geleuchtet, die Rauchwolke über dem Berge wurde nach und nach roth und immer röther, bis ſie endlich die Farbe der Gluth annahm, dann kam in umgekehrter Abſtuffung die Dunkelheit zurück, währte etwa eine halbe Minute, und wich dann aufs Neue dem blutrothen Lichte. Geſtern und vorgeſtern hatte jedoch dies Schauſpiel nicht ſtatt gefunden. Die Luft hatte ſich etwas abgekühlt, heute aber kehrte der lähmende Sirocco zurück, und brachte dieſen Morgen einen ſtarken Platzregen. Doch ſchien auch heute der Veſuv ganz ruhig bleiben zu wollen, er rauchte nicht einmal ſo ſtark als an vorigen Tagen. Noch um neun Uhr, kurz vor dem Abendeſſen, ſtand ich am Fenſter um ihn zu beobachten; da aber der Mond noch nicht aufgegangen war, ſo konnte ich nicht einmal den Berg ſehen. Alles war ruhig.

Kaum aber hatten wir uns zu Tiſche geſetzt, als einer von uns ein Licht auf dem Veſuv bemerkte, welches ſchnell in eine feurige Schüſſel ſich zu verwandeln ſchien. Wir ſprangen Alle auf und eilten auf den Balcon. Siehe, da wuchs mit jedem Augenblick die hellleuchtende Glut. Schon dehnte ſich das Feuer ſichtbar nach dem Abhange des Berges — ein neuer Strom quoll aus der Mündung, und nun wälzte ſich die Flamme mit zunehmender Geſchwindigkeit den ſteilen Aſchenkegel herab, deſſen Fuß ſie in einer kleinen halben Stunde erreichte. Hier fand ſie ein ſanft abhängiges Thal, wo der Strom einen Augenblick zu ſtocken ſchien, dann aber ſich wiederum fortbewegte, und von ſeinem gewaltigen Zufluſſe gleichſam vorwärts geſchoben wurde. Abermals eine Stunde, und er hatte das Thal durchſchnitten; der Abhang, über den er jetzt hinweg glitt, machte ſeinen Lauf wiederum ſchneller, und wir verfolgten ihn mit erſtaunten Blicken, bis das Kaſtell Nuovo, meiner Wohnung ſchräg gegen über gelegen, ihn uns verdeckte. Wir eilten auf den Molo, von dem wir den Ausbruch beſſer beobachten zu können glaubten, wir ſahen aber dort nichts mehr; nur unſere Vermuthung beſtätigte ſich, daß die feurigen Wellen ſich abermals ein neues Bett gegraben; daß ſie entweder das unglückliche Torre del Greco wiederum heimſuchen, oder gar noch näher auf Reſina ſich ſtürzen würden. — Die Eruption war erfolgt, ohne irgend eine vorhergehende, ſonſt wohl gewöhnliche Zuckung des Berges. Die Erde bebte nicht, der Schlund donnerte nicht, keine Feuerſäulen ſtiegen in die Luft, keine glühenden Steine wurden geſchleudert; der Vulcan glich bloß einem überkochenden Gefäß; aber die große Breite der Lava und ihr ſchnelles Strömen ließen vermuthen, daß eine gewaltige Maſſe ſich ergieße. Es war recht warm. Wir gingen wieder nach Hauſe, ſetzten uns auf den Balcon und ſahen dem gräßlichen Schauſpiele zu, das, während wir ruhig ein Glas Punſch dabei tranken, vielleicht viele tauſend Unglückliche machte. Die Lava ſchien ſich ein wenig rechter Hand unter dem Gipfel einen Weg gebahnt zu haben. Ihr Hervorquillen aus dem Schlunde konnte man deutlich gewahr werden, die Stelle leuchtete, nach dem Zwiſchenraum von einigen Secunden, immer von friſcher Glut. Oben rauchte der Feuerbach wenig, tiefer unten, wo er ſich vielleicht in einer Vertiefung mehr geſammelt hatte, ſtieg eine ungeheure Rauchwolke auf, hie und da ſchimmerten Minuten lang weiße Lichter in der rothen Flamme, vermuthlich entzündete Bäume oder Häuſer. Auf der dunkeln Seite des Berges ſah man zuweilen eine Fackel, die ſich nach dem Eremiten zu bewegte; ſie wurde ohne Zweifel dem kühnen und unermüdeten Herzog della Torre vorgetragen, der bei jedem Ausbruche der erſte auf dem Berge iſt. Einmal lagerte ſich ein langer, ſchmaler, dichter Wolkenſtreif zwiſchen uns und den Berg, der aus Aſche zu beſtehen ſchien; er löſte ſich aber bald wieder auf. Der übrige Horizont war hell und ſternenklar. Nach eilf Uhr trat der Mond hervor, und verherrlichte das Schauſpiel, denn er verſilberte die rothen Rauchwolken, auf der ihm zugekehrten Seite, mit einem weißen Saume. Wiederum ein ganz verſchiedenes Licht ſchimmerte aus der Laterne des Leuchtthurms im Hafen, und um die Mannichfaltigkeit der Beleuchtung zu vollenden, zündeten die Gaſſenbuben, auf dem freien Platze, welchen ich bewohne, zuſammengefegte Strohhaufen an. Dann rollten die Wagen nach wie vor zu den Spielhäuſern, die Leute gingen und kamen wie gewöhnlich, kein Menſch bekümmerte ſich um den brennenden Berg, ja ſogar ein paar Guitarren ließen plötzlich ein luſtiges Liedchen unter meinem Fenſter hören.

Welche Würkung alle dieſe Contraſte auf mich machten, vermag ich nicht zu beſchreiben. Ich war in einer fieberhaften Spannung. Vergebens legte ich mich ſchlafen. Aus meinem Bette ſelbſt konnte ich den Vulcan brennen ſehen. Alle Augenblicke trieb es mich wieder heraus. Ein unruhiger Schlummer von wenigen Stunden wurde von ängſtlichen Träumen unterbrochen. Um halb vier Uhr ſtand ich auf und aß auf dem Balcon mein Frühſtück von Weintrauben, die vielleicht auf der Stelle gewachſen waren, welche die Zerſtörung dieſer ſchrecklichen Nacht getroffen hatte. Das Schauſpiel war auch am Morgen noch immer daſſelbe. Immer neue Glutſtröme quollen aus dem Schlunde, ja einigemale ſah ich glühende Steine wie Leuchtkugeln in die Luft ſchleudern, doch in ſchräger Richtung und nicht hoch. Der Rauch hatte ſich ganz hinunter nach dem Meere zu gezogen. Ich ſetzte mich, dem Vulcan gegenüber, um meine Bemerkungen aufzuzeichnen, und um mir die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu vertreiben. So bald der erſte Tagesſtrahl im Oſten ſchimmert, will ich mich in den Wagen werfen, und hineilen, das gräßliche Schauſpiel in der Nähe zu betrachten. —

Am drei und zwanzigſten November.

Mich hatte die Ferne getäuſcht. Ich fuhr durch Portici und Reſina, ohne eine Spur von den Schrecken der letzten Nacht gewahr zu werden. Das Tageslicht hatte die Flammen des Veſuvs dem Anſchein nach ausgelöſcht; der Krater ſowohl, als der ganze Strich, den die Lava bildete, ſchienen nur zu rauchen. Erſt als ich nahe bei Torre del Greco war, begegneten mir Wagen mit Hausrath, unordentlich bepackt, mehrere noch mit Weinfäſſern, dem Hauptreichthum dieſer armen Leute. Auch holte ich eine Menge Weiber und Kinder ein, die während der Nacht aus den bedrohten Wohnungen geflüchtet waren, und nun gleichſam ſchüchtern einen Beſuch da ablegen wollten, denn die Gefahr war noch nicht vorüber. Die kleinen Kinder trugen Hühner unter dem Arme, ihre Lieblinge, deren ſie, als die Noth hereinbrach, ſogleich gedacht hatten. Eine ſehr alte Frau kehrte auch am Stabe langſam zurück, und wurde auf der andern Seite von einem jungen Mädchen geführt. In ihrem kummervollen Geſichte ſtand geſchrieben: ſoll ich denn in meinem hohen Alter noch auswandern? ſoll ich nicht da ſterben, wo ich gebohren wurde? — Ich fuhr durch die ganze Stadt; überall trieb man noch Handel und Wandel, doch überall war man auch mit Einpacken beſchäftigt. Uebrigens ſah ich immer nur die ältere Schweſter der jetzt ſtrömenden Lava, die ihre ſcheußliche Geſtalt vor zehn Jahren hieher gelagert hatte. Erſt am andern Ende des Städtchens, bei der Villa des Cardinalerzbiſchofes von Neapel, hieß man mich ausſteigen, und zwiſchen den hohen Mauern der Weinberge hinaufklimmen. Viele hatte, gleich mir, die Neubegier hieher getrieben, viele Wagen ſtanden ſchon hier. Nie habe ich einen Weg mit größerer Ungeduld zurückgelegt, als dieſen Fußpfad zwiſchen den Weinbergen. Die Mauern waren ſo hoch, daß ich den vor mir liegenden Veſuv nicht ſehen konnte, und doch überzeugte mich der herüberdringende Rauch, daß ich der brennenden Lava bereits ſehr nahe ſey. Eine gute Viertelſtunde war ich den ſanften Abhang aufwärts geſtiegen, da erblickte ich endlich vor mir eine gaffende dreidoppelte Menſchenkette, hinter welcher der Rauch empor qualmte. Schnell drängte ich mich herzu, und ſtand ſieben oder acht Schritte von der Lava, die ſich grade auf uns herwälzte. Das klingt wohl ſchrecklich, ſich ſo grade vor einen brennenden Strom hinzuſtellen, und ihn auf ſich zu fließen zu laſſen; aber es klingt gefährlicher, als es in der That iſt. Das Wort fließen ſollte man von der Lava durchaus nicht gebrauchen, höchſtens nur da, wo ſie eben aus dem Krater hervorquillt, denn dort iſt ſie würklich ein flüßiges Feuer. So bald ſie aber in Berührung mit der äußern Luft kommt, verdickt ſie ſich augenblicklich und ſetzt gleichſam eine Rinde von dünnen Schieferplatten an. Nur ihr Kern glüht noch, fließt aber nicht mehr, ſondern ſchiebt ſich langſam vorwärts, weil die ihn bedeckende Rinde und ſeine eigene Verdickung ihn hindern, gleich einer Flüßigkeit zu ſtrömen. Dieſes Schieben alſo geſchieht auf einem ſanft abhängigen Boden, ſo unvermerkt, daß man es kaum gewahr werden würde, wenn die innere Bewegung nicht die Rinde zwänge, ſich zu zerbröckeln, und ihre geſchülferten Brocken kniſternd über den Abhang auf den noch unberührten Boden zu werfen. Die Lava, die ſich durch die ſchönen Weinberge ſo auf uns her ſchob, hatte eine Höhe von drei bis vier Fuß, nur unter der Rinde ſah man das rothe Feuer wie glühendes Eiſen, ihre Schlacken warf ſie vor ſich her, faſt wie bei einer Meereswelle zuerſt der Schaum herabſtürzt und dann erſt die Welle ſelbſt dieſem folgt. Eben als ich hinzutrat, erreichte die Glut einen Feigenbaum, der, wie eine Fackel, kniſternd aufloderte. Schon auf einer Strecke von anderthalb Meilen waren alle Weinreben in Aſche und der grünende Boden in ein rauchendes Schlackenmeer verwandelt; noch eine üppig angebaute Strecke lag vor ihr, von welcher die nächſten Weinreben ſchon angeſengt und gekrümmt, ſich zu ihr hin neigten, wie man von den kleinen Vögeln erzählt, die einer Klapperſchlange bezaubert in den Rachen fliegen. Die Eigenthümer der Weinberge haueten ſelbſt ſo ſchnell als möglich ihre mit ſorgfältigem Fleiß gepflegten Reben ſeufzend um, und riſſen die Pfähle aus, um wenigſtens etwas Holz zu retten. Ein hübſches Haus rechter Hand war nur noch etwa drei oder vier Schritte von der Lava entfernt, dennoch meinte man, es werde noch eine gute Stunde dauern, ehe der gräßlich langſame Strom es verſchlingen werde. Die Leute waren noch ängſtlich beſchäftigt, Weinfäſſer aus dem Keller zu retten, indeſſen die nahe Glut ſchon die Mauer des Hauſes erhitzte. Andere, deren Eigenthum bereits verwüſtet war, ſahen nur noch todtenblaß mit ſtarrem Blick hinüber nach der Stelle, wo noch vor wenigen Stunden ihre Hoffnungen blühten, und die ſie nicht einmal mehr zu erkennen vermochten, weil kein Strauch mehr übrig blieb, an den die Erinnerung ſich halten konnte. — Der Lavaſtrom hatte ſich, wie immer, in mehrere Bäche zertheilt, zwiſchen welchen ſparſam, kleine etwas erhaben liegende Inſeln verſchont geblieben waren. Die Breite zwiſchen den beiden die Verwüſtung begränzenden Bächen mochte wohl eine halbe Stunde betragen, (eine italiäniſche Meile). Die Lavaſchicht, vor der ich ſtand, bewegte ſich, wegen des minder abhängigen Bodens, etwas langſamer, als zwei nahe Bäche linker und rechter Hand, die ziemlich weit vorausgeeilt waren, und mich gleichſam einzuſchließen drohten. Dieſer zwar nicht Gefahr bringende, aber doch die Phantaſie aufregende Umſtand beſtimmte mich, nach einer Viertelſtunde den Rückweg anzutreten, auf einer Straße, die nun bald für viele Jahrhunderte von der Oberfläche des Erdbodens verſchwinden ſollte. — Die Lava nimmt ihren Lauf wiederum gradeswegs nach **Torre del Greco**, nur etwas höher aufwärts als vor zehn Jahren. Sollte ſie die Landſtraße erreichen, ſo würde die Villa des Cardinalerzbiſchofs eines ihrer erſten Opfer ſeyn, woran übrigens nicht viel gelegen wäre. Ich zweifle aber noch, daß ſie bis dahin ſich ſchieben werde, denn es ſcheint, die Wuth des Vulcans habe nachgelaſſen. Zwar ſtrömt noch immer friſche Lava aus dem Schlunde, doch nicht reichlich genug, um ihre erſten, ſchon ſo weit entfernten Wellen noch mit hinlänglicher Gewalt vorwärts zu ſchieben. Dieſe werden, wenn kein neuer Ausbruch erfolgt, ſich immer mehr abkühlen, und bald ſtehen bleiben. So hätte denn auch bei dieſem Kampfe der Elemente, wie in den Kriegen der Menſchen, nur der Arme gelitten.

Am ſechs und zwanzigſten November.

Meine Vermuthung iſt nunmehr Gewißheit. Die Lava ſteht, und hat, ſeitdem ich ſie zum letztenmale ſah, ſehr wenig Raum mehr gewonnen. Mit Erſtaunen ſah ich heute das Haus, welches neuerlich dem Untergange ſo nahe ſchien, faſt völlig unverſehrt. Kein Wunder, wenn die Menſchen hier an Wunder glauben, die eigenſinnigen Würkungen der Natur können wohl dazu verleiten. Die Lava hatte allerdings das Haus erreicht, ſich an demſelben hinaufgethürmt, war dann links und rechts herab gefloſſen, hatte es an drei Seiten dicht umgeben, ja ein langer Feuerzipfel hatte ſogar ſchon an der vordern Seite ſich hingezogen, das ganze Haus hatte ſich gleichſam in einen Mantel von brennender Lava gehüllt, nur dieſen Mantel vorn nicht zuſammen geſchlagen — und dennoch war die hölzerne Thür des Hauſes unbeſchädigt; ich trat hinein, und fand inwendig alles ſo wie der fliehende Eigenthümer es verlaſſen hatte. In einen Keller, der einige Schritte vor dem Hauſe lag, hatte der Strom ſich ergoſſen, und augenblicklich die darin befindlichen Balken, welche den Fäſſern zur Unterlage dienten, in Brand geſteckt. Der Landſchaftsmahler Denis war grade gegenwärtig als dies geſchah, und verſicherte mich, der Effect von dieſem brennenden Keller, in den man hinabſchauen konnte, ſey herrlich geweſen. Heute war die Lava an dieſer Stelle ſchon ganz erkaltet; um ſie noch glühend zu finden, mußte ich den Berg weiter hinaufſteigen. An vielen Orten rauchte ſie noch, an einigen war auch noch die Luft über derſelben in einer ſichtbaren zitternden Bewegung. Doch um bis zu einer ſolchen Stelle zu gelangen, mußte man über die erkalteten Ufer hinweg klettern. Ich that es, obwohl es äußerſt beſchwerlich iſt, denn Alles beſteht jetzt entweder aus ſcharfen Zacken, oder aus geſchieferten Brocken, nirgend ein feſter Tritt. Die Schwefelglut, die mir entgegen ſchlug, bewog mich ohnehin bald wieder umzukehren. Ich begnügte mich, ein Stück Lava zu erbeuten, welches ſo heiß war, daß man die Hand keine Secunde lang daran halten konnte; eine Viertelſtunde nachher war es kaum noch warm. — Die armen Leute, die hier herum beſchäftigt waren, den Reſt des Bodens anzubauen, den des Vulcans Wuth ihnen übrig gelaſſen, erzählten mir, es ſeyen hundert Morgen Landes verwüſtet worden, und gewiß würde die Lava noch weiter gefloſſen ſeyn, wenn nicht ihre gute Königin Nachmittags erſchienen, um ganz nahe bei dem erwähnten Hauſe, an einen Baum, den man mir zeigte, ein Marienbildchen zu heften. Alſobald habe die Lava gleich einer Mauer geſtanden. Die Königin hatte noch überdies Geld unter die Verunglückten ausgetheilt, und war ſo, von Segen und Bewunderung begleitet, wie eine Heilige davon gefahren. Man wünſchte nur, ſie möchte früher gekommen ſeyn, um durch die Macht ihrer Frömmigkeit den Strom aufzuhalten, ehe er die Weinberge erreicht hatte. Ich zweifelte nicht an der Wahrheit der Erzählung, denn ich erinnerte mich an die Kröpfe, die der König von Frankreich oder England durch Berührung heilte, wie ſo manches andere den gekrönten Häuptern zugeſchriebene Wunder; es kam mir alſo gar nicht unglaublich vor, daß die kluge Königin dem Volkswahn zu Liebe, einmal mit dem heiligen Januarius in die Wette den alten heidniſchen Berg die Kraft des chriſtlichen Glaubens habe fühlen laſſen. Indeſſen ergriff ich doch die Gelegenheit, die ſich mir bald nachher darbot, die Königin ſelbſt zu fragen, ob die Anekdote wahr ſey? — Sie lächelte. Es war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, ein Bildchen mit dahin zu nehmen. „Ich ſtimme das Volk lieber hinauf als herab,“ ſagte mir die geiſtreiche Frau; und ſo hatte ich denn abermals einen Beweis, wie wenig man ſich auf das allgemeine Gerücht verlaſſen kann, ſelbſt wenn es von Augenzeugen herrührt.

So hat das gräßliche Schauſpiel für dieſesmal ſein Ende erreicht, wenn nicht die warmen Regengüſſe, die jetzt fallen, einen neuen Ausbruch bewirken, denn immer nach ſtarken Regengüſſen pflegen die Flammen mit verdoppelter Wuth hervor zu brechen, gleichſam um dem Himmel trotzend zu verkünden, daß er vergebens ſeine ſchwerſten Wolken in den Krater ausleert. Ja, die innere Kraft des Berges zieht wohl noch obendrein das Waſſer aller Brunnen in der Nachbarſchaft an ſich, und macht, daß ſie Tagelang ver-

verſiegen. — Ein noch ſchwerer zu erklärendes Phänomen iſt: daß während jedes Ausbruches die Fiſche weit häufiger an der Küſte wimmeln, und ſo reichlich gefangen werden, daß ſie nie wohlfeiler ſind, als um dieſe Zeit. Vielleicht zieht der Berg die Ströme des Meeres an ſich, und die Fiſche folgen unwillkührlich den Strömen. — Ich ſchlieſſe mit einer Beobachtung die mir wichtig ſcheint. Sehr deutlich habe ich bemerkt, daß ſchwache Weinbergsmauern den Feuerſtrom eine Zeitlang aufzuhalten im Stande ſind, daß er ſich, durch ſie begrenzt, zuſammenzieht, und mit dem engen Bette, welches ſie ihm zuweilen anweiſen; ſich in einer Länge von zehn bis zwanzig Schritte begnügt, bis endlich die Gewalt der aus Feuer in Felſen verwandelten Maſſen, die Mauern dennoch umſtürzt und ſich neue Wege bahnt. Nach dieſer Beobachtung ſcheint es mir unwiderſprechlich, daß man wenigſtens die am Fuße des Veſuvs gelegenen Städte und Dörfer auf immer vor einem Unglück bewahren könnte, wie das war, welches vor zehn Jahren Torre del Greco und vor tauſend achthundert Jahren Herculanum traf. Man müßte nehmlich nach der Seite des Berges zu die Stadt im halben Cirkel mit einer dicken, hohen, inwendig mit ſtarken Strebepfeilern verſehenen Mauer umgeben; der mittlere Theil dieſes Halbcirkels müßte am erhabenſten liegen, und dann zu beiden Seiten immer abhängiger werden; die Enden des Halbcirkels müßten links und rechts ſich nach dem Meere hinabziehen, und ſo viele Schritte von der Stadt entfernt bleiben, als nöthig wäre, die nächſten Häuſer vor den Wirkungen der allzunahen Glut zu ſichern. Es iſt gar kein Zweifel, daß die Lava, wenn ſie dieſe Mauer erreichte, ſich zwar anfangs höher thürmen, bald aber, durch den zu beiden Seiten abhängigen Boden gezwungen, links und rechts an der Mauer herabgleiten, und ſo einen unſchädlichen Lauf nehmen würde. Freilich müßte die Mauer ſehr hoch und ſehr dick ſeyn, aber ich verlange ſie weder höher noch dicker als diejenige iſt, welche die Chineſer gegen die Einfälle der Tataren aufgeführt haben; folglich verlange ich zwar ein Rieſenwerk aber nichts unmögliches. Ich meine der Veſuv iſt ein ſchlimmerer Feind als die Tataren, und verdient wohl, daß man gleiche Anſtalten gegen ihn treffe. Was die von uns für halbe Wilde geachtete Chineſer vollbracht haben, das wird uns klugen Europäern doch nicht zu ſchwer ſeyn? Ha! welche treffliche Gelegenheit für einen König, ſeinen geſegneten Namen auf die ſpäteſte Nachwelt zu bringen. Und wieviel wohlfeiler könnte er zu dieſem Ruhme gelangen, als der Chineſiſche Kaiſer. Die Materialien liegen den Arbeitern unter den Händen, die Lava ſelbſt liefert den Stoff zu ihrer Bezähmung. Die Arbeiter darf er nur aus den vollen Kerkern nehmen. Die Strecke, die er zu befeſtigen hat, kommt gar nicht in Betrachtung gegen die vielen hundert Meilen, welche die Chineſiſche Mauer einnimmt. Er dürfte fürs erſte nur mit Torre del Greco und Reſina den Anfang machen, weil es ſcheint, die Lava werde vielleicht noch lange in den zuletzt gegrabenen Betten ſich fortwälzen. Ja, ich halte es gar nicht für unmöglich, ſchon am Fuße des Aſchenkegels die Mauer anzufangen, in einem einzigen großen Halbcirkel alle die unten liegenden Städte einzuſchließen, und zugleich auch alle darüber gelegenen Weinberge zu ſchützen, indem alsdann die Lava, ſie breche aus wo ſie wolle, immer nur zwei offene Wege finden würde, dem Meere zuzuſtrömen. Der Menſch hat ſo oft die Elemente ſiegreich bekämpft, warum denn nicht auch hier? — Der Gedanke iſt groß! ach! warum erwärmt er nicht jedes Herz wie das meinige! Warum bin ich nicht ein Liebling an dieſem Hofe, daß meine Stimme durchdringe und gelte! Wahrlich! nach einigen Jahren ſollten die Bewohner von Torre del Greco ruhig ſchlafen, und nach Tauſenden von Jahren noch mein Andenken ſegnen!

Am dreißigſten November.

Wir haben heute in guter und froher Geſellſchaft auf dem Veſuv gefrühſtückt. Sogar drei Damen hatten die Eſelsreiterei nicht geſcheut, um den grämlichen Nachbar ein wenig mehr in der Nähe kennen zu lernen; die Eſel wurden am Zaume geführt und jede Dame glich einer Flucht nach Egypten. Unter Scherz und Lachen, bei warmer herrlicher Witterung, erreichten wir die Wohnung des freundlichen Eremiten und ſchlugen die unſrige da auf. Um doch aber auch dem Berge die gebührende Ehre zu erweiſen, wurden einige Herren hinauf zu ſeinem Krater deputirt, welche bei ihrer Zurückkunft folgenden Rappert abſtatteten: an der Seite, wo die Lava ausfließt, hat der Berg ſich geſpalten und gleichſam einen tiefen Hohlweg gebildet. Die Bergwände, da wo ſie auseinander geriſſen werden, prangen gräßlich mit allerlei Farben. Nur oben, gleich beim Ausfluß der Lava, iſt er noch wie vormals, zuſammenhängend, ſo daß die Lava ſich wie ein Waſſerfall, wohl dreißig Fuß hoch und etwa zehn Fuß breit — herunter in die neue Schlucht ſtürzt, dann einige Schritte ſich fortwälzt, unter einer Decke von ſchon erkalteter Lava auf kurze Zeit verſchwindet, bald aber, wie die Rhone im ſüdlichen Frankreich, aufs neue hervorbricht, und glühend in das Thal ſtrömt. Wir glaubten unſerm Erzähler aufs Wort, daß dieſer Anblick furchtbarherrlich ſey. Die mit gelbem Schwefel überzogene Pyramide, in der Mitte des Kraters, iſt noch vorhanden, aber weit höher geworden; der Geiſt des Berges hat ſie gleichſam heraufgeſchoben. Mehrere kleine Kegel ſind entſtanden, der ganze Krater ſcheint ausgefüllt, die Geſtalt der Wände hat ſich an mehreren Stellen verändert, manches iſt in den Schlund hinabgeſtürzt, manches dünn und hohl geworden; kurz, alles bewies, daß die Feuermaſſe noch immer mit großer Kraft koche und gähre. Heute zwar ſcheint der Berg ziemlich ruhig; die Lava ſtrömt ſtill, der Rauch iſt gering, das Brauſen und Donnern des Schlundes hat ganz aufgehört; aber man fürchtet dennoch eine neue Exploſion, denn die Brunnen in Portici gaben geſtern zum Theil wenig, zum Theil ſehr ſchlechtes Waſſer, ein Beweis, daß der Berg die Quellen wieder an ſich ſaugt, um ihre Waſſer zum eigenen Gebrauch ſeiner hölliſchen Küche zu verwenden. Auch ſeine Stille iſt verdächtig.

Eine luſtige Anekdote darf ich nicht unberührt laſſen; mehrere meiner Bekannten waren Augenzeugen. Als am zwei und zwanzigſten dieſes die Lava bereits die Weinberge zu überglühen drohte, trug man zu Torre del Greco, wie bei ſolchen Gelegenheiten öfter geſchieht, das Bild des heil. Januarius in Proceſſion hinaus, ſtellte es hier vor die Lava, kniete und betete, daß der Heilige die Güte haben wolle, den Strom aufzuhalten. Aber dieſer wälzte ſich bald näher. Man transportirte einigemal den Heiligen etwas weiter zurück, pflanzte ihn dann abermals hin, und erſuchte ihn aufs neue um die Wohlthat, die ihm nur einen Wink koſte. Als aber endlich alles Bitten vergeblich war, und die taube Lava ſich immer vorwärts ſchob; da fing man an, auf den unbarmherzigen Heiligen zu ſchimpfen, man nannte ihn einen vecchio ladro (einen alten Spitzbuben) birbone! birbante! scelerato! Kurz man beehrte ihn mit allen Titeln, welche die Verzweiflung eingab. Bald war man mit dieſer Herzenserleichterung nicht einmal mehr zufrieden, ſondern vom Schimpfen kam es zu Schlägen, und der heil. Januarius wurde, beſonders von einem alten Weibe, tüchtig durchgewämmſt.

Ueberhaupt hat der gute Patron außerordentlich viel von ſeinem Anſehen verlohren, ſeitdem er, bei Anweſenheit der Franzoſen, ſo gefällig geweſen, ſein Blut flüſſig zu machen; das werden ſie ihm nie verzeihen. Gleich damals nannten ſie ihn laut einen Jacobiner, und es ſoll ihm ſogar nachher ein ordentlicher Proceß gemacht worden ſeyn, deſſen Acten ich gern theuer bezahlt hätte, wenn es möglich geweſen wäre, mir ſelbige zu verſchaffen. Ein anderer Heiliger, Antonius, hat von dem Leichtſinn ſeines Collegen, Vortheil gezogen, und ſich ſchnell des Vertrauens der Neapolitaner zu bemächtigen gewußt, ſo daß ſein Anſehen jetzt bei weitem größer iſt, als das des ungetreuen Schutzpatrons. Will dieſer das ſeinige wieder herſtellen, ſo muß er einen Augenblick wahrnehmen, wo der Vulcan am wüthendſten tobt, und ihn plötzlich, wie einſt geſchehen, durch ſeine Gegenwart zum Schweigen bringen. Dadurch würde er vielleicht den Aerzten noch einen größern Gefallen erzeigen, als denen, welche den Fuß des Bergs bewohnen und anbauen; denn, einer kürzlich erſchienenen, gelehrten Abhandlung zufolge, ſoll das Klima von Neapel nur dann recht mild und geſund ſeyn, wenn der Berg von Zeit zu Zeit Flammen auswirft. Sobald er aber mehrere Jahre hartnäckig ſchweigt, will man bemerkt haben, daß nicht allein mehrere Krankheiten im Schwange gehen, ſondern daß ſie auch einen bedenklichern Character annehmen. Die Beobachtung mag allerdings gegründet ſeyn, denn wie ungeheuer muß die Electricität der Luft durch den wochen- und mondenlangen Flammenhauch des Veſuvs ſich anhäufen. Es vergeht, ſeit meinem Hierſeyn, faſt kein Tag, an dem nicht, Abends oder Morgens, ein ſtarkes Wetterleuchten, oft auch vom Donner begleitet, am Firmament ſich blicken ließe. Die Luft, die wir einathmen, iſt mit electriſcher Materie geſchwängert.

30. Caſerta.

So heißt ein Luſtſchloß des Königs, fünfzehn Italiäniſche Meilen von Neapel. Es liegt in der Ebene von Capua, welche als ſehr reizend geſchildert wird, mir aber ſehr langweilig vorgekommen iſt. Ich gebe gern zu, daß Felder, die noch jetzt im Anfang Decembers, mit dem friſchen Grün der jungen Saat prangen, und in lauter Alleen von Pappeln und Maulbeerbäumen, zwiſchen welchen die Weinreben ſich ranken, getheilt ſind, daß ſolche Felder dem Auge wohl thun — aber — ich mag nur nicht fünfzehn Meilen hintereinander immer und ewig denſelben Anblick; das Auge wird doch gewaltig dadurch ermüdet; ſo wie Jedermann bekennen wird, daß eine, ſchnurgrade durch einen Wald gehauene Landſtraße von mehreren Meilen, (wie z. B. zwiſchen Narva und Jamburg) zwar anfangs vergnügt aber zuletzt faſt unerträglich wird. So iſt der Menſch nun einmal! Abwechſelung erheitert ſeinen Geiſt, und wäre der Himmel ſtets blau, ſo würde er nach Donnerwolken ſeufzen.

Das Schloß zu Caſerta iſt ſehr groß, wohl ſo groß als das Winterpalais zu Petersburg, auch von ähnlicher Form, aber bei weitem nicht ausgebaut, ohngeachtet ſchon ſeit fünfzig Jahren daran gearbeitet wird. Jetzt vollends hat man dringendere Ausgaben. Indeſſen iſt auch der vollendete Theil ſchon groß genug, um die ganze königliche Familie, bequemer als in Neapel ſelbſt, zu beherbergen. Die Treppe iſt die ſchönſte die ich in meinem Leben geſehen habe, jede Stufe ein einziges Stück Marmor, achtzehn Fuß lang, die Wände mit dem herrlichſten Marmor ausgelegt, die Decke ſchön gemahlt. Auf der Treppenruhe liegen zwei große Löwen von weißem Marmor, welche ihre Tatzen ſehr unſanft auf Krone und Scepter ſchlagen, ein Sinnbild das ſich ſehr verſchieden deuten läßt. Den Vorſaal möchte ich lieber einen achteckigen offenen Tempel nennen, deſſen Kuppel auf vier und zwanzig der ſchönſten Säulen ruht. Ueberhaupt findet man hier einen ungeheuern Reichthum der vortrefflichſten Marmorgattungen, und, was den Werth dieſes Schatzes noch ſehr erhöht, iſt, daß er ganz inländiſch iſt; Apulien, Sicilien, Benevent und die Gegend von Neapel ſelbſt, haben ihn geliefert. Außer dem Könige von Neapel iſt nur der Kaiſer von Rußland noch im Stande, einen ſolchen Pallaſt von inländiſchem Marmor aufzuführen, und wirklich ſtehen manche Sibiriſche, auch Finniſche Marmorgattungen, den beſten Italiäniſchen in nichts nach.

Im erſten Saale ſteht die coloſſale Statüe eines Helden, der vom Siege gekrönt wird. Sie ſoll die Eroberung Flanderns durch Alexander Farneſe vorſtellen. Unter den Füßen des Helden krümmt ſich eine nackte männliche Figur (nehmlich Flandern) und gnade Gott der armen Provinz, wenn die ſymboliſche Darſtellung Wahrheit ausdrückt, denn mit dem einen Fuße ſteht der Sieger auf dem Nacken des Beſiegten, mit dem andern hat er ſich ziemlich tief in ſeinen Bauch eingegraben, welches einen recht widerlichen Anblick macht. Eine recht gute Idee war es hingegen, dieſen Saal durch zwölf Basreliefs zu verzieren, welche zwölf Thaten der Römer vorſtellen, deren Schauplatz in dieſer Gegend gefunden wird. Die Deckengemählde ſind im ganzen Schloſſe von geringer Bedeutung und die Zimmer überhaupt gar nicht prächtig ausgeſchmückt; faſt überall einfarbige ſeidene Tapeten, nirgends ausgezeichnete Kunſtwerke. Im zweiten Zimmer ein paar große Landſchaften, den Prater bei Wien vorſtellend; auf der einen prellt der König Füchſe, auf der andern ſticht er wilde Schweine. Welch' ein Genuß iſt hier der Nachwelt bereitet? — Im dritten Zimmer iſt Hackerts Talent zu fünf, durch den Gegenſtand ſeiner unwürdigen, Landſchaften gemißbraucht worden. Auf der einen werden wilde Schweine durchs Waſſer getrieben, der König ſteht auf einer Brücke und ſchießt darunter. Auf der andern iſt eine ähnliche Jagd mit Hunden. Auf der dritten ſchießt der König Enten am See Fuſaro. Auf der vierten hält er Revüe bei Gaeta, und das ganze Bild zeigt nichts als bunte Soldaten in Reihe und Glieder geſtellt. Auf der fünften kommt die Neapolitaniſche Flotte von Algier zurück, wo ſie bekanntlich nichts ausgerichtet hatte. Merkwürdig blieb das letztere Bild dadurch, daß der Veſuv auf demſelben abgebildet iſt, wie ſein Kegel noch im Jahr 1784 ausſah. Seitdem hat ſich die Geſtalt deſſelben ſehr verändert. —

Die Franzoſen hatten alle dieſe Landſchaften bereits nach Paris geſchleppt, eine Beute die ihnen allenfalls zu gönnen war, aber um der Wichtigkeit der Gegenſtände willen, wurde eine diplomatiſche Unterhandlung darüber eröffnet, und es gelang endlich dem Marquis de Gallo, ſein Vaterland durch ihre Zurückgabe zu beglükken. Jetzt können die treuen Bürger nach wie vor ſich an den Thaten ihres Königs weiden. — Bei ſieben kleinern Landſchaften im vierten Zimmer hat Hackerts Genius ein freieres Spiel gehabt, denn hier ſind Ausſichten von den Inſeln Capri, Iſchia u. ſ. w. die ſeines Pinſels würdig waren. —

Ein kleines Badezimmer der Königin iſt mit paſſenden Gemählden verziert — Venus aus dem Bade ſteigend, die drei Grazien, und — Diana wie ſie Acteon mit Hirſchgeweihen beſchenkt. Ein boshafter Witzling meinte, Acteon hätte nur einen Buchſtaben weniger in ſeinem Namen führen dürfen, um ein ſolches Unglück an dieſer Stelle nicht zu befürchten.

Jetzt folgen drei Bibliothekzimmer der Königin, man könnte ſie auch wohl Säle nennen. Im erſten ſind eine

Menge hiſtoriſche und philoſophiſche Werke, meiſt in Franzöſicher Sprache, ſauber gebunden, in zierlichen Wandſchränken aufgeſtellt und oben auf den Schränken ſtehen ſchöne Etruſciſche Vaſen. Der zweite Saal iſt ganz der Deutſchen Literatur gewidmet, aber hilf Himmel! welch eine Schofelbibliothek! Da iſt doch auch ſeit zwanzig Jahren kein einziger ſchlechter Roman erſchienen, der hier nicht anzutreffen wäre. Die Königin iſt daran wohl unſchuldig; ſie hat, wie ſie mir ſelbſt nachher ſagte, oft kaum Zeit die Titel der Bücher zu leſen, aber derjenige Buchhändler, welcher den Auftrag hat, ihr Deutſche Bücher zu ſenden, ſollte ſeiner Wahl und ſeines Eigennutzes ſich ſchämen, und der Bibliothekar ſolchen Schofel augenblicklich ausmerzen, und nicht vor Fremden zur Schau ſtellen. Was zum Beiſpiel ſoll ein Fremder wohl davon denken, wenn er unter den Büchern einer Königin auch folgendes antrifft: Eheliche Umarmungen und Plaiſanterien mit Maitreſſen? Dergleichen artige Sächelchen könnte ich noch bei Dutzenden nennen. Im dritten Saal findet man eine ziemlich auserleſene, nicht längſt erſt wieder ausgepackte Sammlung von Büchern, welche die Königin nach Sicilien begleiteten, von da nach Trieſt und Wien mitgingen, und endlich auch die Rückreiſe hieher wiederum glücklich vollbrachten. Wenn Bücher, gleich Wein und Bier, durch Seefahrten beſſer würden, ſo müßte dieſe Sammlung jetzt unter die beſten gehören. Uebrigens wird dieſer Saal durch herrliche Freſcogemählde von unſerm verdienſtvollen Landsmann Füger verſchönert. — Gleich an denſelben ſtößt ein kleines Familien-Theater, auf welchem die Prinzen und Prinzeſſinnen ſich dann und wann üben. Die noch ſtehende Decoration, ein Altar mit Inſchriften, bewies, daß die Kinder hier zuletzt ein frohes Familienfeſt, ihren Eltern zu Ehren, gefeiert hatten. Die Königin hängt an ihren Kindern und Enkeln mit der zärtlichſten Mutterliebe, das bekennen ſelbſt ihre Feinde. In einem andern Zimmer, wo ſie gern ſich aufhält, fanden wir, außer mehreren Familienportraits, auch die fünf allerliebſten Kinder des Oeſtreichiſchen Kaiſers, trefflich gemahlt. — Die meiſte Pracht in dieſem Pallaſt iſt an die Kapelle verſchwendet, beſonders zeichnen ſich die Wände durch das herrliche Giallo antico aus, welches der Tempel des Serapis hat liefern müſſen. Das Altargemählde, die Himmelfahrt Mariens, von einem Mahler Namens Bonita (wo ich nicht irre) iſt nicht außerordentlich; aber auf der Gallerie, welche die königliche Familie einzunehmen pflegt, finden ſich ein paar herrliche Bilder. Das eine iſt von unſerm wackern Landsmann Mengs, die Vorſtellung Mariens im Tempel. Eine reinere Jungfrau ward nie geſehen. Sie gleicht einer in der Morgendämmerung aufgebrochenen Knospe, deren reine Farbe ſelbſt der Lichtſtrahl noch nicht berührte. Vielleicht iſt das Kolorit des Ganzen ein wenig zu grell, aber nie werde ich die reizende Unſchuld vergeſſen, die da ſo kindlich vor dem hohen Prieſter kniet. — In dem andern Bilde, von Conca, die Geburt Mariens, ſind die Farben ſanfter verſchmolzen, und der Lichtſtrahl, der, vom heiligen Geiſt herab, auf das Kind im Schooße der lieblichen Mutter fällt, giebt der ganzen Gruppe etwas Ueberirrdiſches, die Phantaſie warm Ergreifendes. — Das dritte große Bild auf dieſer Gallerie, die Vermählung Mariens, iſt leider wiederum von Benita, und nichts daran zu bewundern als die außerordentliche Züchtigkeit, mit welcher Maria ihrem Bräutigam die Fingerſpitzen reicht. —

Das Theater im Schloſſe zu Caſerta iſt im Kleinen nach dem Plane des großen Theaters San Carlo erbaut. Es ſtrotzt von Marmor und Gold, iſt aber doch nicht bunt, ſondern gewährt einen äußerſt gefälligen Anblick. Der Hintergrund der Bühne kann, nach dem Felde hinaus, geöffnet werden, wenn man Luſt hat, große Aufzüge oder ganze Schlachten vorſtellen zu laſſen. —

Einige Meilen weiter liegt Belvedere, ein niedliches Jagdſchloß des Königs, an einem Bergrücken. Den Fuß des Berges umgeben eine Menge kleiner neugebauter Häuſer, von welchen man behauptet, der König ſchenke ſie nach und nach hübſchen, jungen Bäuerinnen, die er — verheirathet. Er hält ſich, um des edlen Waidwerks willen, einen großen Theil des Jahres hier auf, indeſſen ſeine Familie, zwanzig Meilen davon, in Portici wohnt. Ein großer Flügel des Schloſſes iſt einer Seidenfabrik eingeräumt, welche ſehr beträchtlich ſeyn, und deren Geſetze und Einrichtungen der König ſelbſt eigenhändig entworfen haben ſoll. — Der nahe engliſche Park iſt klein, die Anlage unbedeutend, den Park bei Weimar zum Exempel an Schönheit bei weitem nicht erreichend. Daß er mit ſchönen ſüdlichen Bäumen und Gewächſen prangt, verdankt er dem Klima; ich habe unter andern den Kampferbaum hier ſehr üppig gefunden. — Ein Waſſerfall außerhalb des Parks, von dem man viel Weſens macht, iſt kaum des Anſehens werth. Zwar iſt die Waſſermaſſe nicht gering, und die Höhe, von welcher ſie herabſtürzt, anſehnlich, aber man hat beide Vortheile nicht zu benutzen, und durchaus keinen großen Effekt hervorzubringen gewußt. Den Eindruck, den er etwa jetzt noch machen könnte, hat man vollends durch eine Menge ſchlechter Statüen und kleinliche Spielereien vernichtet. Mehreren Fenſtern im Schloſſe zu Caſerta dient dieſer Waſſerfall zum Schlußpunkt des Geſichtskreiſes, und man meint Wunder, wie ſchön das ſey! Aber in dieſer Entfernung ſieht er vollends aus wie ein weißer Zwirnsfaden. Wenn der König in Belvedere iſt, darf man nicht einmal, wie ſonſt, bis zu dem Waſſerfall fahren, ſondern man muß, über eine Meile, zu dem ſchlecht belohnenden Schauſpiele zu Fuße wallfahrten. Warum der königliche Jäger hier ſo viel Umſtände mit ſich machen läßt, begreife ich nicht. Ueberhaupt wird die Nähe der königlichen Familie dem Fremden öfter läſtig, denn hat er die Ehre und das Unglück, einem Kinde aus derſelben zu begegnen, ſo muß er auf die Seite fahren, anhalten, und ſich bücken, bis das Kind vorüber iſt. — Die Waſſerleitung von Caſerta iſt ſehr berühmt, und wird von Volkmann den größten Werken der Römer nicht allein gleich geſetzt, ſondern ſogar vorgezogen. Darüber kann nur die Zeit entſcheiden. Kühn angelegt iſt ſie freilich, und zuweilen in drei Stockwerken übereinander von Bergen zu Bergen fortgeführt; aber wird ſie auch Jahrtauſende ſtehen wie die römiſchen? — Ueberall bemerke ich, daß die Werke, unſerer Zeit nicht einmal Jahrhunderte ausdauren: man muß ewig daran flicken; man bauete weder mit demſelben Mörtel, noch mit denſelben kunſtreichen Händen.

31. Portici.

Den Vorzug, daß die Königliche Familie dieſes Luſtſchloß ſo gern und ſo lange Zeit im Jahre bewohnt, hat es gewiß nicht ſeiner Schönheit zu danken; vermuthlich der Nähe der Stadt, der Geräumigkeit und andern mir unbekannten Urſachen. Der Einfall, die Landſtraße mitten durch das Schloß zu führen (ſo daß Jeder, der nach Calabrien, oder auch nur nach Torre del Greco, Pompeji, Castel al mare u. ſ. w. reiſt, zu einem Thore des Schloſſes hinein, und zum andern wieder herausfahren muß) iſt ſo ſeltſam, und verträgt ſich ſo wenig mit der ländlichen Stille, daß ich ſchon deshalb dieſe geräuſchvolle Einſamkeit nie zu meiner Erholung wählen würde. Tag und Nacht gehen Poſt- und andere Wagen durch; ich begreife nicht, wie man da ſchlafen kann. — Iſt der Aufenthalt für Wachende etwa deſto angenehmer? mir kommt es nicht ſo vor. Der Garten liegt nicht einmal am Meere. Er beſteht eigentlich nur aus einem Wäldchen von immer grünenden Eichen, durch welches breite Aleen zum Fahren und Reiten gehauen ſind. Dieſe Eichen haben ſchmale Blätter, und geben im Sommer nicht Schatten genug. Im Winter hingegen iſt dieſer Buſch allerdings ſehr reizend, denn da niegend ein Blatt vom Baume fällt, und auch der Boden grün bleibt, ſo ſpaziert man darinnen herum, wie mitten im Sommer: höchſtens erinnern die umher geſtreuten Eicheln an den Herbſt. Nahe am Pallaſt ſind einige große mit Mauern eingefaßte Plätze, wo viele tauſend Orangebäume mit Millionen goldenen Früchten prangen. Hier ſah ich (am zwölften December) Blüten und Früchte zugleich auf den Bäumen; Levcoyen und Nelken blüheten in Töpfen, Narciſſen und Jonqoillen im freien Lande. Die Luft war milde, wie bei uns mitten im Sommer; der Himmel bewölkt, doch konnte man keinen Oberrock dulden. — Ha! welch ein Clima! — aber — welche Menſchen! — — Der Erbprinz hat dieſes Jahr eine neue engliſche Partie angelegt, von der ſich noch nichts loben, wohl aber tadeln läßt, daß die Gänge viel zu ſchmal ſind. Das Schloß iſt groß, aber man kann ſich die Mühe erſparen, hinein zu gehen, denn es iſt nichts Merkwürdiges darin zu ſehen, man müßte denn das bunte, geſchmackloſe Zimmer dahin rechnen, welches Tapeten von Porcelain hat, oder einige mittelmäßige Gemählde von Benito, unter andern ein Raub der Proſerpina, der nicht übel ſeyn würde, wenn das Bild nicht mit Figuren ſo ſehr überladen wäre, daß man ſich der Furcht nicht erwehren kann, ſie werden in dem kleinen Raume nicht Luft genug haben, um Athem zu ſchöpfen. In einem Saale hängen sechs mächtig große, nicht ſchlecht gemahlte, allegoriſche Gemählde, die aber unausſtehlich allegoriſch ſind; das heißt: man muß einen wohl unterrichteten Mann bei ſich haben, der die Gegenſtände erklärt, und wenn er ſie erklärt hat, verſteht man doch nichts davon. In einem andern Saale ſind in Lebensgröße ein paar Rieſen gemahlt, die ſich zu verſchiedener Zeit in Europa für Geld ſehen ließen, daneben erblickt man die Conterfeys eines Türkiſchen und Tuneſiſchen Geſandten, nebſt ihrem Gefolge. Das letztere Bild ſcheint mir das beſte im ganzen Schloſſe zu ſeyn. In der Kapelle erwartete ich ſicher Pracht, oder doch ſchöne Gemählde zu finden. — Keins von beiden. Eben dieſe Hoffnung täuſchte mich in drei oder vier kleinen Kapellen, zur Privatandacht der Königlichen Familie beſtimmt, nicht einmal da werden gute Altargemählde angetroffen. Der Erbprinzeſſin z. B. wäre anzurathen, wenn ſie ſich in geſegneten Leibesumſtänden befindet, der Heiligen über ihrem Betaltar nicht auf die verzeichneten Hände zu ſehen, ſie wird ſonſt ſchwerlich ein Kind mit den ſchönen Händen der Großmutter zur Welt bringen. — In des Königs Zimmer giebt es ſchlechte Landſchaften und Proſpecte in Menge, in denen der Königin recht artige Bilderchen, von buntem Wachs en Basrelif gemacht. Ueberhaupt iſt nirgend eine Spur von Pracht oder Luxus. Ein paar antike Fußböden aus Pompeji wären allenfalls zu bemerken. Man erholt ſich von dieſer vergeblichen Reiſe durch mehr als hundert Zimmer, wenn man heraus auf die ſchöne Treppe kommt, wo ein paar Stotüen aus Herkulanum durch die herrlichen faltenreichen Gewänder auffallen, und endlich vollends unten im Portikus, wo man die köſtlichen Bildſäulen zu Pferde der beiden Balbus bewundert. — Jedermann weiß, daß ſie in Herkulanum ausgegraben wurden; ſie ſind vortrefflich erhalten, und ſcheinen mir beide das Werk großer Meiſter. Kenner ziehen die Statüe des Sohnes der des Vaters vor. Ich bin kein Kenner, und zolle meine Bewunderung beiden zu gleichen Theilen. Der Kopf des Vaters iſt wenigſtens gewiß ſprechender als der des Sohnes. —

Ich kann Portici nicht verlaſſen, ohne noch jeden Fremden vor der unverſchämten Bettelei zu warnen, die hier, beſonders im königlichen Garten, ſeiner wartet. An jeder Thür, an jeder Hecke, empfängt ihn ein anderer Führer, um ihm das kleine Stück Land zu zeigen, welches ſeiner Obhut anvertrauet iſt. Kaum ſind ein paar hundert Schritte gethan worden, ſo wird er ſchon wieder, ohne etwas Merkwürdiges geſehen zu haben, an einen Dritten abgeliefert, und ſo geht es immer fort; Gärtner, Untergärtner und Gärtnerburſche, ſpielen ſich den Fremden zum Rupfen in die Hände; hier bringt ihm einer eine Blume, dort bietet ihm ein Anderer eine Frucht. Alle wollen bezahlt ſeyn, alle werden bezahlt, und keiner iſt zufrieden.

32. Die Favorite.

Dies iſt der Name eines gleich hinter Portici gelegenen Luſtſchloſſes, deſſen Garten ſich bis an die See erſtreckt. Es iſt ein ſehr angenehmes Landhaus, deſſen Eintheilung und Verzierung den Wunſch erweckt es zu beſitzen, ein Wunſch, der in den Palläſten der Großen mir wahrlich ſehr ſelten aufſteigt. Es wird Einem in dieſer Favorite ſo wohl, ſo behaglich. Das untere Geſchoß iſt zu Bällen und Hoffeſten eingerichtet; tiefer als alle die übrigen Zimmer liegt der Tanzſaal, man ſteigt von zwei Seiten auf einer ſchönen Treppe von weißem Marmor zu ihm hinab. Er iſt einfach mit Büſten verziert, ein großer Kronleuchter von Bergkryſtall, zwiſchen Blumen-Guirlanden ſchwebend, erleuchtet ihn. Ob es ſich auf den rothen Backſteinen gut tanzt? ſie ſind zwar mit einem Oelfirniß überzogen, und dadurch glatt, aber zum Tanze ſcheint ein Fußboden von Holz doch tauglicher. Ueberhaupt muß ich hier die Bemerkung einſchalten, daß man nirgend weniger auf ſchöne Fußböden hält als in Neapel; ſie ſind faſt durchgehends, in den reichſten wie in den ärmſten Häuſern, von rothen Backſteinen, die höchſtens noch einmal mit einer rothen Oelfarbe überzogen werden. Holz iſt freilich aus manchen Urſachen hier nicht zu rathen; es wärmt zu ſehr, begünſtigt das Ungeziefer und iſt zu theuer. Aber warum ahmen reiche Leute nicht die Fußböden der Alten nach, die ſie doch ſo ſehr bewundern? Dieſe lieblichen Moſaiken aus Pompeji? dieſe köſtlichen Marmorplatten aus Herkulanum? Alle die Steine, deren die Alten ſich dazu bedienten, ſind ja auch noch jetzt vorhanden. — Noch ein beſonderer Zierrath des Tanzſaals der Favorite darf ich nicht mit Stillſchweigen übergehen, eben weil er dazu beiträgt, dem Ganzen ein ſo häusliches, behagliches Anſehen zu geben: es ſind die Portraits von ſehr vielen Wiener Damen, denen die Königin wohl will. Sie ſind ſämmtlich in gleicher Größe, en Medaillon gemahlt, und ſo kunſtreich, theils im Saale ſelbſt, theils auf den Treppen vertheilt, daß ſie dem höheren Style des Gebäudes, welches wohl eigentlich keine Portraits leidet, nicht Hohn ſprechen. — Mehrere um den Saal gelegene Zimmer haben Balcons, zum Herabſchauen unter die Tanzenden. Eine große luftige Terraſſe, von welcher man das Meer ſieht, gewährt den erſchöpften Tänzern Kühlung, und daneben eine herrliche Ausſicht. Alle Zimmer ſind übrigens mit der nothwendigſten Möbel, nehmlich mit Spieltiſchen ſehr reichlich verſehen. Sonſt findet man da nichts Prächtiges, und muß ſogar auf Strohſtühlen ſitzen. — Das obere Geſchoß hingegen, das ſogenannte Appartamento nobile, prangt mit Kunſtwerken, die zu ſehen kein Fremder verſäumen ſollte. Hiezu rechne ich vorzüglich die vierzehn Seehäfen des Reichs von Hackert gemahlt, und alle ſeines Pinſels würdig. Vielleicht hat er die lebendigen Figuren ein wenig zu häufig angebracht, und etwas zu viel Fleiß darauf verwandt; man ſieht zuweilen den Hafen vor lauter Menſchen nicht. Auf einem dieſer Bilder, wo ein Kaſtell den Vorgrund bildet, hat er gar drei Trommelſchläger, als Hauptfiguren hingeſtellt, die das Trommeln lernen. Ich vermuthe faſt, er habe das auf höhern Befehl gethan, denn mir ſcheint es, er habe ſich ſelbſt über dieſe Trommelſchläger luſtig machen wollen, indem er ein kleines Mädchen mit einer kleinen Trommel in ihrer Nachbarſchaft ſtellte. — Von höherm Kunſtwerth als dieſe vierzehn Häfen halte ich die übrigen zahlreichen Landſchaften deſſelben Meiſters, die man hier antrifft. Es ſind größtentheils herrliche Gegenden aus Sicilien, beſonders um Meſſina; man mag, gleich mir, noch ſo wenig Liebhaber von Landſchaften ſeyn, hier wird man dennoch gefeſſelt. — Den nächſten Rang nach Hackerts Meiſterwerken, und für manchen Verehrer des Alterthums vielleicht den erſten, nimmt der prächtige marmorne Fußboden ein, der einen ovalen Saal ſchmückt. Er iſt auf der Inſel Capri in Nero's Pallaſte ausgegraben worden, die Füße jenes kaiſerlichen Ungeheuers berührten dieſen Boden, der dadurch verunreinigt, aber nicht zerſtört wurde, denn er iſt trefflich erhalten. — Einen neugierigen Blick verdienen die ſeidenen, zum Theil recht lebhaft geſtickten Tapeten in mehreren Zimmern, weil ſie in des Königs Fabrik zu Belvedere gearbeitet worden. Sie ſind ſchön und geſchmackvoll. Bemerkenswerth ſind auch einige Tiſche von verſteinertem Holz, in Amethyſt und Lapis lazuli gefaßt. — Die Bibliothek, unfern des Königs Schlafzimmer, iſt niedlich eingerichtet, die Schränke ſind ſehr ſauber gearbeitet, mit Glasthüren und grünen ſeidenen Vorhängen verſehn; aber — es iſt kein einziges Buch darinnen, iſt auch nie eins darin geweſen. — In einem folgenden Kabinette erblickt man hingegen eine Tiſchuhr, deren Gehäuſe ganz von Hirſchgeweihen gedrechſelt und geſchnitzt iſt. Es befinden ſich eine Menge ſehr künſtlich gearbeiteter wilder Beſtien daran, und mitten darunter hängt des Königs wohlgetroffenes Bildniß in Basrelief. — Einige ſehr hübſche Frescomahlereien, und einen Kamin von weißem Marmor, deſſen erhabene Figuren von einem jungen neapolitaniſchen Künſtler recht geiſtig gearbeitet ſind, wird der Fremde nicht überſehen. — So angenehm der Eindruck iſt, den dieſes Haus hervorbringt, ſo wenig befriedigend iſt der Anblick des Gartens. Läge er nicht am Meere, ſo beſäße er gar keinen Reiz; denn kleine krumme Orangebäume findet man überall hier beſſer, und die Weinſtöcke ſind auf den Feldern mahleriſcher gezogen. Das möchte alles noch hingehen, wäre nur nicht der ganze Garten mit armſeligen, geſchmackloſen kleinen Gebäuden vollgepfropft, und wären dieſe nicht wiederum mit den elendeſten Büſten und Statüen belaſtet. Es thut überall weh, ſchlechte Bildhauerei anzutreffen, am wehſten aber gewiß in dieſem Lande, wo man ſich an den Anblick von Meiſterwerken ſo ſehr verwöhnt.

33. Fahrt nach Bajä.

An einem der ſchönſten Sommertage — es war aber der zehnte December — fuhren wir in einem offenen Wagen nach Bajä. An unſerm Wege ſahen wir Erbſen blühen, die um Weihnachten gegeſſen werden, alle Gartengewächſe prangten mit dem friſcheſten Grün, und an den Orangebäumen ſchimmerten die goldenen Früchte. Hinter Puzzoli gelangten wir an den Averner See, der ſeiner giftigen Ausdünſtungen wegen, von den Alten nur mit Schauder genannt wurde, ja ſelbſt ſein Name deutete ſchon an, daß nicht einmal Vögel auf ihm und über ihm leben könnten. *) Hier ließ Homer ſeine Schatten hervorrufen; wer ſich dem See nahte, mußte zuvor die Geiſter der Unterwelt durch Opfer beſänftigen. Selbſt Hannibal wagte es nicht, dieſer Phantome zu ſpotten. Von hohen, ſchroffen Hügeln war der See umgeben, die, mit dichten Wäldern bekränzt, der Luft den Durchzug verwehrten. Jetzt iſt das alles anders. Das unterirdiſche Feuer, welches durch den Mund des Avernus peſtilenzialiſche Dünſte hauchte, iſt vermuthlich verloſchen; die Hügel ſind zwar noch vorhanden, doch die Wälder abgehauen, worüber einſt die Bildſäule der Calypſo Thränen vergoß. Man blickt hinunter auf einen ſehr ruhigen kleinen See, der eben nichts reizendes hat, an und auf dem aber Menſchen und Vieh jetzt ohne Gefahr wohnen und ſchwimmen.

In einem der umgebenden Felſen iſt die ſogenannte Grotte der Sibylle. Die Gelehrten ſtreiten darüber, ob ſie hier oder zu Cumä ihre Orakel gegeben habe; mir gilt es gleich. Man muß, bei Fackelſchein, die erſten fünf-

---

*) Ἄορνος, avibus carens.

zehn Schritte gebückt hineinkriechen, dann wird es zwar wieder hoch genug, um aufrecht zu wandeln, aber alles iſt ſo mit Waſſer angefüllt, daß man nur auf Menſchen reitend vorwärts kommen kann, welche Reiterei höchſt beſchwerlich und unangenehm iſt. Ueberdies lohnt es nicht einmal der Mühe, denn man ſieht da gar nichts; es wäre denn, daß man den Worten des Cicerone glaubte, der viel ſieht. Man vermuthet, daß einſt die Grotte zum bequemern Wege von Cumä nach dieſer Seite von Bajä diente. Vor einigen Jahren hat man einen zweiten Eingang derſelben entdeckt, nach dem Lucriner-See ſich neigend. Es bleibt aber immer ſchwer zu beweiſen, daß ſie mit den Grotten von Cumä zuſammen hing.

An der andern Seite des Sees liegt eine große Ruine, welche die meiſten Reiſebeſchreiber, ihrem Cicerone nachplaudernd, einen Tempel des Apollo nennen, da doch in keinem alten Schriftſteller eine Spur davon zu finden iſt. Die Badezimmer, die noch jetzt um das runde Hauptgebäude herliegen, und eine warme Quelle, die unter einem dieſer Zimmer geſunden wird, machen es wahrſcheinlicher, daß auch hier eins der prächtigen und wollüſtigen Bäder von Bajä zu ſuchen iſt.

Wir fuhren weit über die Hügel, die den Averner-See einfaſſen, und gelangten bald an den Arco felice. So heißt ein großer Bogen, der den Felſenweg ſperrt, und einem alten Stadtthore gleicht, daher man ihn auch wohl mit Recht für eins der alten Thore von Cumä hält. Man verſäume nicht, den ſchmalen Felſenpfad hinauf zu klimmen, nicht aber um die oben liegenden Ruinen zu betrachten, (ob es gleich intereſſant genug iſt, eine moderne Weinkeller unter den Trümmern eines Apollotempels zu finden,) ſondern vorzüglich um der herrlichen Ausſicht zu genießen, da man in der Ferne das Meer mit allen ſeinen Inſeln, und rechter Hand ſogar Gaeta erblickt. Iſchia ſcheint hier kaum durch einen Fluß getrennt, faſt möchte man die Häuſer der Stadt am Ufer zählen. Weit näher liegen die Ruinen von Cumä, welches durch die große Wahrſagerin des Alterthums ſo berühmt wurde, denn ſie war es, die den Sturz von Troja und die Gründung Roms prophezeite. — Vor nicht langer Zeit waren nahe bei dem Berge von Cumä noch Ueberreſte eines Tempels des Jupiter Stator zu ſehen, den das Volk Rieſentempel nannte, weil man daſelbſt die coloſſale Statüe fand, die nun vor dem königlichen Schloſſe ſteht; jetzt ſind von dieſem Tempel nur noch zerſtreute Steinhaufen übrig.

Die berühmten Auſtern des See Fuſaro lockten uns an deſſen Geſtade. Wir ließen uns nach einem artigen kleinen Hauſe überſetzen, welches der König zum Behuf ſeiner Fiſcherei und Entenjagd am See erbaut hat. Hier aßen wir, unter freiem Himmel, von der mildeſten Sonne beſchienen, Auſtern, die vor unſern Augen aus dem Waſſer gezogen wurden, ſehr groß waren und einen trefflichen Geſchmack hatten. Nach dieſer Erquickung eilten wir wieder an das jenſeitige Ufer, ließen unſern Wagen bald ſtehen, und kletterten zu Fuß hinab zu den gewaltigen Trümmern der Bäder von Bajä. Aus jedem derſelben macht der Cicerone einen Tempel, daher fanden wir zuerſt linker Hand einen ſo genannten Tempel der Diana, eigentlich ein warmes Bad, von dem noch eine Rotunde zu ſchauen, deren Gewölbe zum Theil eingeſtürzt iſt. Rechter Hand nennt man den Tempel des Mercur, auch einſt ein Bad in Form einer ſchönen Rotunde, die ihr Licht von oben empfängt. Der Cicerone läßt die Fremden ganz leiſe gegen die Mauer reden, welches derjenige hören kann, der ſein Ohr gegenüber anlegt, und er verlangt, daß man dieſe bekannte Wirkung eines elliptiſchen Gewölbes bewundern ſoll. Wenige Schritte von Mercurs Tempel wird man in einen Keller geführt, deſſen Gewölbe noch ganz mit Basrelifs in Stuck gearbeitet, bedeckt ſind. Ein altes Weib zündet eine Fackel an, bindet ſie an einen Beſenſtiel und fährt dann mit der lodernden Fackel ganz dicht an der Decke hin und her. Man erkennt allerdings noch allerlei Figuren, eine badende Venus, und beſonders eine Menge Sphynxe, aber in wenigen Jahren wird von alle dem nichts mehr zu erkennen ſeyn, denn der Fackelrauch hat es ſchon gewaltig geſchwärzt. — Am nächſten dem Meeresufer ſteht der Tempel der Venus, eine Rotunde, durch welche jetzt ein Weg zum Hafen führt, und die ſelbſt in ihren Trümmern noch imponirt. — Die Beſchwerden des Weges, den wir jetzt am Meeresufer auf- und niederklimmten, wurden uns reichlich vergolten, theils durch die romantiſche Ausſicht, theils dadurch, daß wir über lauter Ruinen von Bajä kletterten. Wir gingen darauf, wir ſahen ſie rechts bis zum Meere hinab; ja im Meere ſelbſt, wir erblickten ſie links uns zur Seite, und unſere Kleider ſtreiften zuweilen an den innern Wänden der Häuſer, die, bis auf geringe Reſte verſchüttet, doch an manchen Stellen noch den Ueberzug von Stuck erhalten hatten. Das war alſo die uralte Stadt, der ein Gefährte des Ulyſſes ſeinen Namen gab, die durch die Sicherheit ihres Hafens, die Reinheit der Luft, die Menge der warmen Quellen ſo viele Fremde und Einheimiſche zu ſich lockte, wo die reichſten Römer die prächtigſten Landhäuſer bauten, von der Horaz ſang: daß kein Ort in der Welt ſie an Lieblichkeit übertreffe; die Seneca ſo reizend und ſo wollüſtig beſchreibt; die Clodius dem Cicero als einen für Philoſophen ungeziemenden Aufenthalt vorwarf, und deren Beſuch Properz ſeiner Cynthia verbot, weil ſie der Unſchuld junger Mädchen gefährlich ſey. Von alle der wollüſtigen Herrlichkeit ſind nur Trümmer und Schutthaufen übrig geblieben; die Geſchöpfe des neunzehnten Jahrhunderts kriechen auf ihnen herum, ſprechen von der Vergänglichkeit, und handeln dennoch, als ob es keine gäbe. Der Ueberfluß dieſer Gegend an warmen Quellen iſt noch jetzt ſichtbar, denn an vielen Stellen längs dem Fußſteig dampft das aufgelöſte Waſſer hervor. Zwiſchen allen dieſen Trümmern ſteht auf dem Rücken eines Hügels ein unter der jetzigen Regierung errichteter Denkſtein, der, zur bitterſten Satyre auf unſere modernen Denkmäler, bereits eben ſo zertrümmert iſt, als das dreitauſendjährige Bajä. — Durch ein langes, ſchmales Gewölbe führte uns endlich der Weg zu den ſogenannten Bädern des Nero, eigentlicher Tritoli genannt, von einem griechiſchen Worte, welches Heilung des dreitägigen Fiebers andeutet. Dieſe Gänge und Badekammern ſollen größtentheils in neuern Zeiten erbaut ſeyn. Ein Kerl erwartet hier die Fremden, der ſich bis auf den Gürtel entkleidet, und dann mit einigen friſchen Eiern und brennenden Fackeln verſehen, ihm durch einen engen Gang zu folgen einladet. Verſuchen mag es wer Luſt hat, die ſchreckliche Hitze wird ihn bald wieder zurückjagen. Der Halbnackende aber dringt muthig bis in eine Kammer, in deren Waſſer er in wenigen Minuten die Eier kocht, und, ſelbſt von Schweiß triefend, ſie zurückbringt. Der Menſch hat ſein Trinkgeld ehrlich verdient. Man verſicherte mich, daß noch jetzt im Monat Juli dieſe Bäder für viele Krankheiten mit großem Nutzen gebraucht werden, und, nach dem, was ich ſelbſt ſah und fühlte, zweifle ich keinen Augenblick daran.

Kaum hatten wir den Bädern des Nero den Rücken gewandt, als wir uns am Lucriner-See befanden, deſſen Auſtern bei den Alten ſo berühmt waren, als jetzt die Auſtern von Fuſaro, und an dem einſt Hercules einen Damm aufführte, um ſeine geſtohlenen Ochſen darüber zu treiben. Auf den Ueberbleibſeln dieſes Dammes endigte unſere heutige Wallfahrt, und faſt ſchwindelnd von dem mannichfaltigen Genuß dieſes Tages, kehrten wir nach Neapel zurück.

Leſer, welche die möglichſte Vollſtändigkeit lieben, werden in meiner Beſchreibung noch manches vermiſſen; ſie werden das Dorf Baoli ſuchen, das ich nicht betreten, und mir dadurch das Andenken an Nero's Muttermord erſpart habe; ſie werden mich von Agrippina's Grabe wollen ſprechen hören, das ich nicht geſehen, von der piscina mirabile, die ich nicht bewundert habe. Die letztere iſt ein großes, unterirdiſches, wohl erhaltenes Gewölbe, welches auf acht und vierzig Pfeilern ruht. Wenn man von Puzzoli nach der Solfatara hinaufſteigt, ſieht man linker Hand ein ganz dem ähnliches, nur wenig kleiner, welches vor kurzem entdeckt und ausgeräumt worden, und kann ſich daher den beſchwerlichen Gang zu der piscina mirabile erſparen. Die nämliche Bewandniß hat es auch mit den ſogenannten hundert Kämmerlein, die vormals Terraſſen zur Stütze dienten. Auf dem Cap Miſene und in den Steinhaufen, welche man Theater nennt, bin ich auch nicht geweſen, die Grotte von Traconara habe ich folglich auch nicht geſehen. — Aber warum nicht? höre ich den zürnenden Leſer fragen. Was ſoll ich antworten? Mangel an Zeit, Bequemlichkeit, und — nur heraus damit? — Ueberdruß haben mich davon abgehalten. Ja wahrhaftig, man wird es endlich überdrüßig, bei jedem Schritt ſtehen zu bleiben. Steinhaufen anzugaffen, die nichts mehr ähnlich ſehen, in Schlünden und Spalten herum zu kriechen, wo man nichts ſieht, Fabeln und Mährchen anzuhören, die nichts bedeuten. Der plaudernde Cicerone erläßt dem Fremden keinen Stein, verſpricht alle Augenblick ihm Gott weiß, welche Merkwürdigkeit zu zeigen, und iſt man ihm nachgekrochen, ſo wird man doch wieder nichts anders gewahr, als dunkele Bilder, welche die Erinnerung vor die Phantaſie ſchieben muß, um die todte Gegenwart zu beleben. — Mit einem Worte, ich will nun keine Ruinen mehr ſehen. Wenn man mich aber aufs Aeußerſte treibt, ſo will ich alle diejenigen, die ich nicht geſehen habe, weitläuftig beſchreiben. Das kann ſo ſchwer nicht ſeyn, haben es doch hundert Andere vor mir gethan.

34. Pompeji.

Ein brennender Berg iſt allerdings ein großes Schauſpiel, aber die Natur giebt es an mehreren Orten. Eine Stadt hingegen, eine große, reiche Stadt, die achtzehn Jahrhunderte lang tief im Grabe lag, dann zum erſtenmal wieder von der Sonne beſchienen wurde, und jetzt ſo fremd da ſteht unter den übrigen Städten, wie Einer ihrer vormaligen Bewohner unter ſeinen heutigen Enkeln ſtehen würde; eine ſolche Stadt iſt einzig in der Welt. Die Gefühle, die an ihrem Thore mich ergriffen haben, dieſe Wehmuth, dieſer Schauer, dieſe traumähnliche Beklommenheit — dieſe Neigung zu weinen, wie man ſie wohl empfindet, wenn man etwas Edles, Großes erzählen hört — ja ſagen kann ich ungefähr, wie mir zu Muthe war, aber lebendig darſtellen nicht. Als die gläubigen Heerſchaaren Gottfrieds von Bouillon zum erſtenmal Jeruſalem erblickten, und, von frommem Gefühl überwältigt, niederſtürzten auf ihre Kniee, da mochte eine ähnliche Empfindung ſie durchbeben. — Es giebt Augenblicke im menſchlichen Leben, die einzig da ſtehen, und ſich nicht an die Kette der übrigen Erinnerungen anreihen laſſen; es ſind Punkte, die noch hell leuchten, wenn auch ſchon Nebel und Nacht die übrige Vergangenheit umhüllen; es ſind die letzten Gegenſtände, auf welchen unſer Auge noch verweilt, wenn Charons Kahn bereits vom Ufer ſtieß. Ein ſolcher lichter Punkt bleibt mir Pompeji, dieſer Epimenides unter den Städten, und was ich dort in wenigen Stunden ſah, wird meinen Geiſt noch oft, an ſtill heitern Tagen der Welt entrücken. —

Der Weg von Neapel nach Pompeji — nicht viel über zwei deutſche Meilen — iſt eine ununterbrochene Kette von blühenden Städten, die, des Vulkans Tücke verhöhnend, ſeinen Fuß bekränzen und den Meerbuſen ſchmücken. Ueber Portici und Reſina gelangt man nach Torre del Greco, jener unglücklichen Stadt, die überall noch Spuren der gräßlichen Verwüſtung trägt, wo das Auge den geronnenen ſchwarzen Lavaſtrom bis ins Meer verfolgt, und verwundert die neuen Wohnungen zwiſchen den Ruinen anblickt, welche vergebens zu warnen ſcheinen. Noch haben Witterung und Menſchenfleiß die Lava hier nicht geebnet, überall reckt ſie noch ihre ſcharfen Zacken empor, und ungeheure ſchwarze Steinmaſſen, einſt feurig ins Aſchenbett gewälzt, ſtarren längs dem Wege. Leichtern Athem ſchöpft die Bruſt, wenn man die hochgethürmten Schlakken hinter ſich, und das von Menſchen wimmelnde Torre dell' Annunziata vor ſich ſieht. Von da fährt man zwiſchen Weinbergen und Baumwollenpflanzungen durch eine lachende Gegend, vormals Meeresgrund. Nicht lange mehr, ſo gewahrt das Auge linker Hand zwiſchen den Rebenhügeln die Stadt, die, das Leichentuch von Aſche von ſich werfend, aus ihrem Grabe hervorging. Ohne Dächer ſind die Gebäude, unvorbereitet hielte man ſie für zerſtört durch Feindes Wuth oder abgedeckt durch einen Orkan. — Jetzt hält der Wagen — zitternd ſteigſt Du heraus, und zitternd ſchreiteſt Du durch das unbewachte Thor deſſelben Pompeji, welches Seneca und Tacitus einſt die berühmte Campaniſche Stadt nannten. Ja damals, als ſie noch vom Meere umfloſſen war, ſtarrte ein Maſtenwald in ihrem verſchwundenen Hafen, der Handel blühte, der Luxus ſchwelgte, Käufer und Verkäufer wimmelten vor dieſem Thore, in dieſen jetzt öden Straßen. Dein Fuß betritt noch daſſelbe Pflaſter, noch ſind ihm die Spuren der Räder eingedrückt, die hier vor achtzehnhundert Jahren rollten. Zu beiden Seiten der Häuſer läuft ein erhöhter Gang für die Fußgänger, und, damit ſie auch bei Regengüſſen, queer über die Straße, bequem auf die andere Seite gelangen möchten, hat man in verſchiedenen Zwiſchenräumen große flache Steine zur Brücke gelegt, deren drei die ganze Breite des Fahrweges einnahmen. Weil nun die Wagen, um dieſen Steinen auszuweichen, immer die kleinen Räume zwiſchen denſelben benutzen mußten, ſo ſind auch da die Spuren der Räder am ſichtbarſten. Das ganze Pflaſter iſt ſehr wohl erhalten: es beſteht aus lauter anſehnlichen Lavaſtücken, die jedoch nicht, wie jetzt geſchieht, zu Vierecken behauen ſind, vielleicht eine Urſache ihrer Dauerhaftigkeit.

Man hält dieſe Straße für die ehemalige Hauptſtraße von Pompeji, woran ich doch faſt zweifeln möchte; denn die Häuſer zu beiden Seiten waren, vielleicht ein Paar ausgenommen, nur Wohnungen gemeiner Bürger, alle klein, meiſtens mit Buden verſehen; die Straße ſelbſt iſt eng, nur zwei Wagen konnten ſich ausweichen; auch iſt es wohl noch ſehr ungewiß, ob ſie durch die ganze Stadt lief; denn von der Stelle, wo man zu graben aufhörte, bis zu der, wo man wieder anfing, und dieſelbe Straße wieder gefunden zu haben glaubt, iſt noch eine ſo weite Strecke mit Weinbergen bedeckt, daß ſehr bequem die prächtigſten Märkte und Straßen ſich darunter verbergen können. Doch ohne ergrübeln zu wollen, was der neidiſche Aſchenſchooß hier noch verbirgt, laßt uns bei dem verweilen, was offen vor uns liegt, und geſegnet ſey das Andenken des ehrlichen Winzers, der, als er vor fünfzig Jahren Bäume pflanzen wollte, mit dem erſten Stoß der Schaufel in die Erde, das Zeichen zur Auferſtehung einer Stadt gab. — Bleiben wir einen Augenblick vor dieſer Bude ſtehen, in der man warme Getränke verkauft. Wir möchten den Hausherrn bei Namen rufen, er ſcheint nur, um eines kleinen Geſchäftes willen, ſich entfernt zu haben, vielleicht um die Gefäße wieder zu füllen, die in dieſen Vertiefungen ſtanden, denn ſeht, der Marmortiſch trägt ja noch die geringelten Spuren der Taſſen, welche von Trinkern, die eben weggegangen ſind, hier niedergeſetzt wurden. Will Niemand erſcheinen? wohlan, wir gehen in das nächſte Haus. Hat doch auf der Schwelle der Hausherr ein Salve von ſchwarzen Steinen auslegen laſſen, wir ſind alſo willkommen, und wollen ohne Bedenken die Neubegier ſtillen. Daß wir Wohnungen betreten, deren Bauart uns völlig fremd iſt, ſehen wir gleich auf den erſten Blick. Die Mitte des Hauſes nimmt ein Viereck ein, ungefähr wie der Kreuzgang eines Kloſters, oft von Säulen umgeben, reinlich, bunt und zierlich mit Moſaik gepflaſtert, in der Mitte ein kühlender Springbrunnen, zu beiden Seiten kleine Zimmer; nur etwa zehn bis zwölf Fuß ins Gevierte, aber hoch, mit ſchönen Farben, roth oder gelb gemahlt, der Fußboden von Moſaik, das Licht bloß durch die Thür empfangend, denn nur in einem einzigen Zimmer fand man ein Fenſter von dickem blauen Glaſe. Manche dieſer Zimmer hält man für Schlafgemächer, weil eine erhöhte breite Stufe darinnen befindlich, auf welcher das Bett mag geſtanden haben, und weil einige der Gemählde am beſten in ein Schlafzimmer zu paſſen ſcheinen. Andere glaubt man zu Toilettezimmern beſtimmt, weil an der Wand noch jezt Venus von den Grazien geſchmückt wird, und weil man allerlei Fläſchchen und Büchschen darinnen fand. Größere Gemächer dienten wohl als Speiſeſäle, wiederum in andern ſind bequeme Anſtalten zum kalten und warmen Baden getroffen. Die Art, wie man ein ganzes Zimmer ſehr ſtark erwärmen konnte, iſt mir beſonders aufgefallen. Es wurde nehmlich an der gewöhnlichen Wand eine zweite, von der erſten etwas abſtehende Wand errichtet. Dazu nahm man große viereckte Ziegel, die an der inwendigen Seite, gleich unſern Dachziegeln einen ſtumpfen Haken oder Spitze hatten, ſo daß ſie gleichſam die erſte Wand damit von ſich abhielten; es blieb alſo ein hohler Raum rings umher von oben bis unten, und in dieſen waren die Röhren geleitet, welche die Wärme hineinführten, daher war das ganze Zimmer gewiſſermaßen ein Ofen. — Auch den Lampendunſt oder Geruch wußten die Alten künſtlich zu vermeiden. In einigen Häuſern iſt für die Lampe eine Niſche in der Mauer angebracht, mit einem trichterförmigen kleinen Schornſtein, durch welchen der Dampf hinauszog. Der Hausthür gegenüber ſieht man gewöhnlich das größte Zimmer, eigentlich eine Art von Halle, denn ſie hat nur drei Wände und iſt vorne ganz offen. Hier ſtelle ich mir vor, ſaß die Hausfrau mit ihrer Arbeit, von ihren Kindern umgeben, die Kühle genießend, welche der Springbrunnen vor ihr verbreitete, und die eintretenden Gäſte willkommen heißend. — Die Zimmer an den Seiten haben keine Verbindung untereinander, ſie ſind alle wie die Zellen der Mönche abgetheilt, die Thüre eines jeden führt zum Springbrunnen.

Die meiſten Häuſer beſtehen bloß aus einem ſolchen, mit Zimmern eingefaßten Viereck, hie und da führt noch eine zerſtörte Treppe in das obere Stockwerk, welches nicht mehr vorhanden iſt. Einige Wohnungen jedoch, reicher und vornehmer Leute vermuthlich, waren weit geräumiger. Durch Gänge nehmlich hängt der erſte Hof mit einem zweiten, und auch wohl mit einem dritten zuſammen, wo man, mit geringen Veränderungen, überall wieder die nämliche Eintheilung findet. Noch manche Guirlande von Blumen und Weinranken, noch manches artige Gemählde zeigt ſich auf der Wand. Vormals war es dem Führer erlaubt, dieſe Gemählde, in Gegenwart des Reiſenden, mit friſchem Waſſer anzuſprützen, und ſo ihren alten Glanz auf Augenblicke wieder hervor zu rufen: jetzt iſt das ſcharf verboten, welches freilich nicht zu tadeln, da die öftern Waſſergüſſe die Wände wohl endlich durchweichen möchten. — Ueber einer der Hausthüren iſt ein Priap oder Phallum eingehauen, über deſſen Bedeutung man nicht einig iſt. Einige glauben, es ſey hier eine Wohnung der Freudenmädchen zu ſuchen, andere halten es für ein Attribut des Gottes der Gärten, unter deſſen Schutze man in dieſer Straße vielleicht Gartenfrüchte verkaufte. Dazu ſcheint mir jedoch die Straße viel zu eng. Gewiſſer iſt, daß ein anderes dieſer Häuſer, einem Bildhauer zugehörte, denn man fand ſeine Werkſtätte, noch voll von den Spuren ſeiner Kunſt. Ein drittes wurde wahrſcheinlich von einem Wundarzte bewohnt, deſſen Gewerbe gleichfalls durch die in ſeinem Zimmer entdeckten Inſtrumente verrathen wurde. — Ein großes Landhaus, nahe am Thore, hat gewiß einem ſehr wohlhabenden Manne zugehört, und ladet wahrlich noch jetzt Bewohner ein. Es iſt ſehr geräumig, lehnt ſich an einem Hügel, hat mehrere Stockwerke, ungewöhnlich große, ſchön verzierte Zimmer, luftige Terraſſen, von welchen man hinab in einen niedlichen Garten ſchaut, der jetzt wieder mit einigen Blumen bepflanzt werden. In der Mitte dieſes Gartens iſt ein großer Fiſchteich und neben demſelben eine Erhöhung, aus welcher an zwei Seiten ſechs Säulen hervorgehen. Man pflegt dieſen Platz eine Laube zu nennen, ich weiß aber nicht warum? denn er hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit einer Laube. Die hintern Säulen ſind am höchſten, die mittlern etwas niedriger, die vordern am niedrigſten, ſie ſcheinen alſo ein ſchräges Dach geſtützt zu haben. Ein bedeckter auf Säulen ruhender Gang ſchließt an dreien Seiten den Garten ein; er war gemahlt, und diente vermuthlich bey Regenwetter zum angenehmen Spaziergang. Unter demſelben, ſo lang und breit als er iſt, befindet ſich ein ſchöner gewölbter Keller, der durch eine Menge Oeffnungen von außen Licht und Luft empfing, folglich gar wohl auch, im heißen Sommer, zum erquickenden Luſtwandeln dienen konnte. Hier ſieht man noch jetzt eine Menge Amphoren (große Weinkrüge) die noch grade ſo an der Wand lehnen, wie ſie der Kellermeiſter verließ, als er den letzten Trunk Wein für ſeinen Herrn heraufholte. Hätten die Einwohner von Pompeji ihre Weinkrüge mit Stöpſeln verwahrt, ſo iſt zu vermuthen, daß man noch Wein darin gefunden haben würde; da ſie aber, wie die heutigen Italiäner, nur Oel darauf goſſen, ſo hat natürlich der hineindringende Aſchenſtrom den Wein herausgedrängt, und den König von Neapel des Vergnügens beraubt, achtzehnhundertjährigen Wein zu trinken. Statt deſſen fand man in dieſem Keller mehr als zwanzig menſchliche Gerippe, einſt fliehende, die ſich hier zu retten vermeinten, und gewiß einen zehnfach grauſamern Tod fanden, als diejenigen, die er unter freiem Himmel ereilte. — Ach! wenn man ſo durch die öden Straßen und Häuſer wandelt, ſo möchte man alle Augenblicke fragen: wo ſind denn nun alle die Einwohner geblieben, die nur eben weggegangen zu ſeyn ſcheinen, da ſie hier alles ſtehen und liegen ließen? — Ihr Schickſal war fürchterlich! kein Feuerſtrom umfloß ihre Wohnſtätten; dann hätten ſie Rettung und ſchnellere Flucht gefunden. Kein Erdbeben verſchlang ſie; denn hätten ſie, ſchnell erſtickt, den Tod gelitten, aber nicht gefühlt. Ein Aſchenregen begrub ſie nach und nach lebendig. Man leſe die Schilderung des Plinius: „Eine Finſterniß brach ein; „nicht wie die einer mondloſen Nacht, ſondern wie die Finſterniß eines verſchloſſenen Zimmers, in welchem das Licht „plötzlich ausgelöſcht wird. Weiber heulten, Kinder winſelten, Männer kreiſchten. Hier riefen Kinder angſtvoll ihre „Eltern, dort ſuchten Eltern ihre Kinder, Gatten ihre Weiber, alle erkannten ſich bloß am Geſchrei. Dieſe beklagten „ihr eigenes Schickſal, jene bejammerten das Schickſal der „Ihrigen. Viele wünſchten ſich den Tod aus Furcht vor „dem Tode. Viele riefen zu den Göttern um Hülfe! „Andere verzweifelten am Daſeyn der Götter, und hielten „dieſe Nacht für die letzte, ewige Nacht der Welt. Wirkliche Gefahren wurden durch erlogene Schrecken vergrößert. „Die Erde bebte immer fort, und halb wahnſinnige Menſchen taumelten herum, durch Weiſſagungen ihre und Anderer Furcht vermehrend." —

So ſchrecklich wahr mahlt Plinius das Entſetzen derer, die doch ſchon fern vom eigentlichen Schauplatz des Jammers ſich befanden. Wie aber mag den unglücklichen Pompejanern zu Muthe geweſen ſeyn, als das Brüllen des Berges und das Beben der Erde ſie aus dem erſten Schlafe weckte!

Auch

Auch ſie verſuchten dem Zorne der Götter zu entrinnen, das Koſtbarſte ergreifend, was in Dunkelheit und Verwirrung ihnen zuerſt in die Händel fiel. Auf der Straße, vor dem Hauſe, deſſen Schwelle mit dem freundlichen Salve bezeichnet iſt, fand man ſieben Gerippe, das erſte trug eine Laterne, die übrigen alle hatten noch etwas, das ſie retten wollten, zwiſchen ihren Knochenfingern. Plötzlich ereilte ſie das vom Himmel herabſtürzende Grab. Vor dem zuletzt beſchriebenen Landhauſe ſtand noch ein männliches Gerippe, mit einem Schlüſſel in der Hand, und da ſein Finger noch einen jener Ringe trug, welche nur römiſchen Rittern zu tragen vergönnt waren, ſo vermuthet man, daß er der Hausherr geweſen, der eben zur Flucht die hintere Gartenthür geöffnet hatte, wo ihn das Grab verſchlang. Mehrere Gerippe fand man noch in eben der Stellung, die ſie im letzten Augenblicke ihres Lebens gehabt hatten, ohne daß der Todeskrampf ihnen die verſchiedenen Dinge entriſſen hätte, die ſie eben hielten. Wie war das möglich? muß man ſich fragen, wenn man einen Augenblick über dieſes Phänomen nachdenkt. Ein Aſchenregen, er falle auch noch ſo dicht, kann doch immer nur nach und nach den Boden bedecken; folglich müßten die Menſchen anfangs darinnen gewatet ſeyn, freilich immer ſchwerer und mühſamer, ſo wie ihnen die fallende Aſche vom Knöchel zum Knie, vom Knie zu der Lende heraufſtieg. Doch auch dann noch machten ſie gewiß die fürchterlichſten Anſtrengungen weiter zu kommen, bis die Aſche ihnen unter die Arme reichte, bis endlich das Aſchenmeer bis zum kreiſchenden Munde drang, und ihn auf ewig verſchloß. — Aber nein, ſo kann es nicht zugegangen ſeyn. Die ſieben Menſchen, die aus ihrer Wohnung flohen, wären ja ſchnell wieder umgekehrt, hätten, von Mauern geſchützt, ihren Untergang um einige

Minuten verzögert; oder, bei den gewaltigen Anſtrengungen ſich fort zu helfen, hätten ſie *freie* Hände und Arme gebraucht, würden alles von ſich geworfen haben. Dieſe Betrachtungen laſſen mich vermuthen, daß die Aſchenwolke nicht als ein *Regen*, ſondern als eine *dicke Maſſe* auf einmal herabfiel, eine Maſſe, die ſo dicht war, daß ſie kaum, bei Berührung der Gegenſtände, auswich, ſondern ſie gleichſam *abdrückte*, grade wie man einen Gipsbrei über eine Statüe hergießt. Nur wenn ich mir die Begebenheit ſo vorſtelle, begreife ich, wie es möglich war, die Fliehenden Alle in ihrer letzten Stellung gleichſam feſt zu zaubern; und ſo war ihr Schickſal minder gräßlich, denn der Tod verwandelte ſie plötzlich in lebloſe Bildſäulen; ſie fühlten ihn nicht mehr, ſie hatten nur ſeine vorhergehenden Schrecken empfunden. Aber doppeltes Mitleid erregt nun auch der Jammer der Elenden, die ſich in Keller und Gebäude flüchteten. In dicke Finſterniß begraben, mußten ſie zu ihrer Quaal leben, bis der Tod nach und nach durch die Oeffnungen zu ihnen herein drang, bis der Mangel an Luft zuerſt die etwa mitgenommenen Lampen, und endlich unter grauſamer Angſt ihr Lebenslicht erſtickte. Man ſchaudert, wenn man das Bild ſich ausmahlt. — Hinweg davon!

Wir haben die Einwohner in ihren Privathäuſern beſucht, ich führe die Leſer jezt in ihre öffentliche Gebäude. Da ſteht noch der *Tempel der Iſis* mit ſeinen doriſchen Säulen. Auf dieſen Altären wurde geopfert, von dieſen weißen Marmorſtufen floß das Blut der Opferthiere herab; aus jener Gruft erſcholl die Stimme des Orakels. Hier waren die Mauern mit Emblemen des Dienſtes der Iſis bemahlt: dem Hippopodamus, die Cokosblume, dem Ibis u. ſ. w. Hier fand man noch die heiligen Gefäße, Leuchter, Lampen, Iſistafeln. Aus einer kleinen noch vorhandenen Kapelle ſoll vormals ein giftiger Dunſt aufgeſtiegen ſeyn, den die Götzenprieſter zu allerlei Gaukeleien wohl benutzt haben mögen. Schon Seneca erwähnt deſſen. Nach der ſtarken Eruption des Veſuvs vor zehn Jahren, ſoll dieſer Dunſt ſich noch vermehrt haben; jetzt aber habe ich nicht den geringſten Geruch bemerkt.

Ein kleiner griechiſcher Tempel, von dem nur noch zwei Säulen ſtehen, iſt vermuthlich ſchon durch das Erdbeben zerſtört worden, welches, unter Titus, einige Zeit vor dem fürchterlichen Ausbruche des Vulkans erfolgte. — Jenſeits des Tempels ſteht noch auf vier und ſiebenzig Säulen ein Gebäude, welches man das Quartier der Soldaten zu nennen pflegt, weil man daſelbſt allerlei Waffengeräth, auch gemahlte Soldaten und ein Gerippe in Ketten angetroffen. Andere halten es für das Forum von Pompeji.

Zwei Theater ſind trefflich erhalten worden, beſonders das kleinere, welches mit geringen Koſten wiederum zum Spielen eingerichtet werden könnte. Seine Bauart iſt die bei den Alten gewöhnliche und leider bei uns ungewöhnliche. Wer in Petersburg das Theater der Eremitage (zu Kaiſer Pauls Zeiten) geſehen hat, ſich daſſelbe unbedeckt vorſtellt und ohne Logen, der hat ein treues Bild des Theaters von Pompeji. Ich kann nicht begreifen, warum man heut zu Tage nicht mehr ſo bauet. Die Foderungen der Zuſchauer ſind jetzt, wie damals, bequeme Sitze, freie Ausſicht auf die Bühne, und Leichtigkeit zu hören. Alles das wird in ſolcher Vollkommenheit in keinem unſerer modernen Theater erreicht; für den Unternehmer wäre ja noch der Vortheil, daß auf dieſe Weiſe kein einziges Plätzchen unbenutzt bleibt, und daß jeder Winkel des Hauſes gleich viel werth iſt, oder vielmehr, daß es gar keinen Winkel giebt. Ich habe das kleinere Theater zu

Pompeji, welches zwei tauſend Menſchen faßte, von oben bis unten durchklettert, ich habe mich bald da, bald dorthin geſetzt, überall mußte ich vollkommen mit meinem Platze zufrieden ſeyn. Selbſt der Pöbel, der ganz in der Höhe, auf einer breiten Gallerie ſtand, wo jetzt noch die Anſtalten ſichtbar ſind, die man zum Ueberſpannen der Segel traf, ſelbſt dieſer Pöbel verlor eben ſo wenig von dem, was auf der Bühne vorgieng, als der Magiſtrat auf ſeinem Marmor-Balcon. Die Bühne ſelbſt iſt ſehr breit, da ſie keine Seitenwände hat, und ſcheint weniger tief als ſie wirklich iſt. Eine Wand nehmlich läuft queer über dieſelbe, und ſchneidet grade ſo viel Raum ab; als zur Bequemlichkeit der ſpielenden Perſonen nöthig iſt, das heißt, ungefähr ſo viel, als bei uns ein Vorhang hinter der zweiten Couliſſe thun würde. Aber dieſe Wand hat drei mächtige breite Thüren, die mittelſte unterſcheidet ſich durch ihre Höhe, hinter derſelben iſt der Raum noch tiefer als forne. Wenn nun dieſe Thüren, wie ich vermuthe, immer offen ſtanden, ſo war die Bühne in der That groß, und gewährte noch den Vortheil, eine doppelte Decoration zeigen zu können, denn wenn z. B. die Schauſpieler forne in einer Straße ſprachen, ſo konnten ſie hinter ſich die freie Ausſicht ins Feld haben. Jene zweite Abtheilung der Bühne iſt im Hintergrunde abermals durch eine Wand verſchloſſen, die keine Thüren weiter hat, und hinter welcher noch ein ſehr großer Raum für die Schauſpieler, zum Ankleiden oder Herumſpazieren übrig iſt. Ich gäbe viel darum, einmal ein Schauſpiel auf einem ſolchen Theater aufführen zu ſehen, wo die Täuſchung durch keine Couliſſen geſtört wird, an die ſich unſer Auge zwar einmal gewöhnt hat, die aber doch im Grunde eine ſehr abſurde Einrichtung ſind.

Ein Spaziergang durch eine vor kurzem noch begrabene

Stadt läßt ſich wohl nicht beſſer endigen, als bei den Gräbern der Einwohner vor dem Thore der Landſtraße. Hier iſt beſonders das Grabmal der Prieſterin Mammea merkwürdig, das ihr, der Inſchrift zufolge, Kraft eines Decrets der Decemvirn errichtet wurde. Zwar ſpreche ich nicht von ihrer eigentlichen Ruheſtätte, einem Kämmerlein in einem viereckten Steinklumpen, in deſſen Mitte ihr Aſchenkrug auf einer Art von Altar ſtand, umgeben von den Aſchenkrügen ihrer Familie in kleinen Wandniſchen; ich ſpreche auch nicht von den zerbrochenen gräßlichen Larven, die noch auf der äußern Mauer kleben; aber nie werde ich den ſchönen Ruheſitz vergeſſen, der in einem großen halben Cirkel ſich vor ihrem Grabe an der Landſtraße herzieht, und Raum für zwanzig bis dreißig Perſonen hat. Vermuthlich war er vor achtzehnhundert Jahren von Bäumen überſchattet; hier ſaßen gewiß an kühlen Abenden die Bürgerinnen von Pompeji, und ihre Kinder ſpielten vor ihnen im Sande, und ſie ſelbſt muſterten neugierig die Spaziergänger und Reiſenden, die durch dieſe Thore gingen und fuhren. Hier ſaß auch ich, ermüdeter von Gefühlen als von körperlicher Anſtrengung, und ſchaute noch einmal mit umwölkten Blicken auf die Leiche von Pompeji zurück. — Guter Gott! wie wimmelten hier einſt die Menſchen, von Bedürfniſſen und Leidenſchaften in Bewegung geſetzt! und nun — wie öde! wie öde! — Mit Augen von erhabener Rührung feucht, betritt man Pompeji, mit Thränen, vom Schauder der Vergänglichkeit erpreßt, verläßt man es wieder. — Nur der kleinſte Theil der Stadt iſt ausgegraben, wohl mehr als zwei Drittel derſelben liegen noch unter der Aſche. Nur eine einzige Hauptſtraße, und ein Theil einer engen Nebenſtraße ſind gangbar. Wenn man eben rechts die Häuſer durchlief, und nun links zum Nachbar gegenüber gehen möchte, ſo ſtößt man an die Aſchenwand, aus welcher überall Spuren der Häuſer hervorragen, und um Wegräumung ihrer Laſt zu flehen ſcheinen. Aber es wird wenig mehr gegraben, oft gar nicht. Kürzlich hat die Königin, (wie man ſagt auf Anregung des Prinzen von Würtemberg) den Befehl ertheilt fortzufahren, und ich fand würklich zwanzig Mann beſchäftigt, ein Haus zu entblößen. Aber was iſt hier die Arbeit von zwanzig Mann! — Es wird eingewendet, der Schade, der durch Zerſtörung der obenliegenden Weinberge entſtehe, ſey allzugroß; aber was iſt ſolch ein Weinberg gegen die Schätze, die er bedeckt? — Es wird eingewendet, man wiſſe nicht wohin mit der vielen ausgegrabenen Erde. Wahrlich! lauter armſelige Schleier, in welche man den ſchwachen Willen verhüllt. Auf den Straßen von Neapel hungern und betteln dreißig bis vierzigtauſend müßige Lazzaroni's, alle Kerker ſind mit Galeerenſklaven vollgeſtopft, die man, unbegreiflicher Weiſe, zu nichts braucht; alſo giebt es noch Hände genug; die letztern würde man nicht einmal bezahlen, und die erſtern arbeiten um geringen Taglohn. Dann würde man auch ſtrenge Maaßregeln gegen die Bettler ergreifen können, indem man ihnen zuvor Gelegenheit gäbe, ihr Brod auf eine ehrliche Weiſe zu verdienen; und ſo würde Pompeji noch die Wohlthäterin von Neapel werden. — Die Franzoſen haben bei ihrem Hierſeyn einige hübſche Häuſer ausgegraben, und kürzlich hat man auf Koſten des hieſigen Prinzen Leopold ein paar andere aufgedeckt; denn jeder Prinz und jede Prinzeſſin will doch Ehren halber etwas beigetragen haben, um den Fremden, die bei Hofe vorgeſtellt werden, davon erzählen zu können. Dieſe erſt ſeit wenigen Monaten wieder an das Licht der Welt getretene Gebäude, haben ſchöne marmorne Springbrunnen mit vergleichen Einfaſſungen, und in den Zimmern findet man artige, ziemlich wohl erhaltene Gemählde, deren Deutung die Alterthumskundigen wohl beſchäftigen wird. Auf dem einen ſteht eine nackte weibliche Figur, den Schleier hinter ſich empor haltend. Gegen ihr über ſitzt ein Jüngling, dem zwei lange umgekehrte Spieße im Schooße ruhen, und über deſſen Haupt ein Stern ſchwebt. Zwiſchen beiden ſteht ein geflügelter Knabe mit einer brennenden Fackel. Der Cicerone iſt ſchnell mit der Erklärung fertig: es iſt Venus ſagt er, Apoll, Amor. Er könnte eben ſo gut noch ein Dutzend andere Götter oder Halbgötter nennen, ohne daß mir das Bild deutlicher werden würde. Das zweite iſt noch räthſelhafter. Ein nackter Mann ſteht, von einer hübſchen weiblichen, aber bekleideten Figur, traulich umfaßt. Beide ſcheinen ſehr ruhig einen Drachen zu betrachten; aus der Luft kommt ein Spieß herab, nicht gegen den Drachen, ſondern gegen ſie ſelbſt gerichtet, und hinter dem jungen Manne iſt ein Schwerdt an einen Hügel gelehnt. Auch hier blieb der Cicerone die Antwort nicht ſchuldig, denn das iſt die unentbehrliche Kunſt ſolcher Leute, ſie müſſen antworten, gleich viel was? nur ſchweigen dürfen ſie nicht. — Auf dem dritten Gemählde iſt ein Herkules deutlich zu unterſcheiden, das übrige aber ſehr beſchädigt. — Niedliche Arabesken werden auch in dieſen neuen Zimmern angetroffen, aus welchen ſich beweiſen ließe, daß unſere jetzigen Gartenleitern ſchon vor achtzehnhundert Jahren im Gebrauch geweſen, denn es klettern da Genien auf ſolchen Leitern herum, die von andern Genien gehalten werden.

Tief erſchütternd iſt der Anblick von Pompeji noch jetzt; aber ach! wie unendlich mehr würde er es ſeyn, wenn es dem Könige gefallen hätte, die große Menge von Statüen, Hausrath, Opfergeräth u. ſ. w., welche dort ausgegraben worden, an der Stelle zu laſſen, wo man ſie fand. Selbſt die vielen Gerippe hätte man ſollen ſtehen und liegen laſſen, ihnen nicht rauben, was ſie noch in den Händen hielten. Die Form der alten Dächer hatte in dem Aſchenteige ſich deutlich abgedrückt; dieſe Form nachahmend, hätte man die Häuſer wieder dekken ſollen. Wenn dann der Fremde, in Pompeji herumwandelnd, die Opfergeräthe noch auf den Altären, den Hausrath in den Zimmern, die halb zubereiteten Speiſen in den Küchen, die Oel- und Salbenfläſchchen in den Bädern gefunden; die beſchäftigten Gerippe angeſtaunt hätte, welche namenloſe Empfindungen würden ihn ergriffen haben! in einer von lebenden Todten bewohnten Stadt hätte er zu wallen geglaubt, und aufgelöſt im Schauer der Vergangenheit, würde er Pompeji, als die Grenzſtadt der Unterwelt, verlaſſen haben.

Man wendet ein, das Projekt ſey unausführbar geweſen, weil man in wenigen Wochen alles geſtohlen haben würde, was ſich nur fortbringen läßt. Aber wofür hat man denn Soldaten? die ohnehin hier nicht viel mehr thun, als in der Oper tanzen? Wie leicht wäre es geweſen, Wachhäuſer an den Thoren von Pompeji zu errichten. Mit einer oder zwei Compagnien Invaliden hätte man bequem alle Zugänge bewachen können. Dann hätte man ſich auch die Mühe erſparen können, alle die ausgegrabenen Alterthümer nach Palermo zu ſchleppen. Aus Pompeji ſelbſt — das traue ich den Franzoſen zu — würden ſie keinen Nagel geraubt, und alles, was ſich dort befand, als Eigenthum der Todtengerippe reſpectirt haben. — Fromme Wünſche! wer hört darauf? nur bewaffnete Wünſche eilt man zu erfüllen.

35. Herkulanum.

Laſſe ſich doch ja kein Reiſender verleiten, tief unter der Erde in Herkulanum hinabzuſteigen. Das Trinkgeld, welches er ſeinem Cicerone dafür geben muß, iſt auf die Straße geworfen, denn ſeine Neubegier wird faſt in jedem Keller daſſelbe finden. Große Anſtalten werden gemacht, Fackeln angezündet, jedem ein brennendes Wachslicht in die Hand gegeben; nun klettert man hinunter, eine zahlloſe Menge von Stufen, die auf der Straße rollenden Wagen hört man über ſich wie fernen Donner; und was ſieht man denn Merkwürdiges? ungeheure Maſſen von Lava, welche einſt die Stadt begruben. Alles übrige muß man dem Führer aufs Wort glauben. Durch allerlei kalte, feuchte, Luft ermangelnde Gänge wird man, wie durch ein unterirdiſches Labyrinth auf und niedergeſchleppt; dieſe Mauer, heißt es, gehört zum Theater. Hier iſt noch ein Pröbchen von Marmor zu ſchauen: jene Treppe führte hinab in die Arena, hier ſaſſen die unglücklichen Herkulaneſer, und ſahen ruhig dem Schauſpiele zu, während der Veſuv ihnen den Untergang bereitete. Man gafft die Mauer und die Treppe an, winkt dem Cicerone Beifall zu, bleibt ſo klug als zuvor, und iſt am Ende herzlich froh, aus der dumpfen Kellerluft wieder an das Tageslicht herauf zu klimmen. — Ja, vormals war dieſer Gang belohnend, Tempel und Schauſpielhäuſer, Gemählde, Statüen u. ſ. w. gab es da in Menge zu bewundern; aber jetzt iſt faſt alles wieder zugeworfen, weil man nicht gewußt hat, wo man die viele ausgebrochene Lava laſſen ſollte; jetzt iſt da, im ſtrengſten Wortverſtande, ſo gut als gar nichts zu ſehen. Die herrlichen Kunſtwerke, die man aus dieſem reichen Schacht zu Tage gefördert hat, befinden ſich ſämmtlich in dem Königlichen

36. Muſeum zu Portici.

Leider befinden ſich jetzt auch nur die wenigſten daſelbſt, denn, was nur irgend durch Materie oder Kunſt einen höhern Werth zu haben ſchien, hat man, aus Furcht vor den Franzoſen, weislich nach Palermo geſchickt, wo es in zwei und fünfzig Kiſten ruht, bis die brennende franzöſiſche Lava ſich einſt abgekühlt haben wird. Doch merkwürdig bleibt noch immer auch das wenige Vorhandene. Wer kann, ohne die ſeltſamſten Regungen der Verwunderung, die Ueberreſte der vergänglichſten Dinge anſchauen, welche ſeit achtzehn Jahrhunderten der gewaltigen Zeit ſpotten! Da iſt noch Brod, Korn, Teig, der eben in den Ofen geſchoben werden ſollte, Seife, mit der man ſich eben gewaſchen hatte; da ſind Feigen, Johannisbrod, ja ſogar Eierſchaalen, völlig weiß und wohl erhalten, als habe der Koch ſie erſt vor einer Stunde zerſchlagen. Da iſt eine Küche mit allem nöthigen Geräth verſehen. Dreifüße und Töpfe ſtehen auf dem Heerde, Caſſerollen hängen an den Wänden, Schaumlöffel, Zangen, in der Ecke ein metallener Mörſer auf einem alten Säulenſchafte ruhend; Gewichte, Hammer, Senſen und anderes Ackergeräth; Helme und Waffen; Opferſchaalen und Meſſer; eine Menge artig geformter Gläſer, große und kleine gläſerne Flaſchen; Lampen, Vaſen, Möbelverzierungen; ein Stück Tuch, Netze, Schuhſohlen ſogar; allerlei Damenſchmuck, Halsbänder, Ohrgehänge, Ringe; ein hölzernes, freilich verkohltes Schachſpiel. Alle dieſe Dinge ſind mehr oder minder vom Feuer angegriffen, aber doch alle auf den erſten Blick kenntlich. Unverſehrt hat Metall in Stein ſich erhalten. Alle Zimmer des Muſeums ſind mit den herrlichſten antiken Fußböden belegt, theils Moſaik aus Pompeji, theils Marmor aus Herkulanum. Statüen, Springbrunnen, Vaſen, Büſten, Candelabres, Altäre, Tiſche von Marmor und Bronze, ſind alle noch ſo beſchaffen, als wären ſie geſtern aus der Hand des Künſtlers hervorgegangen. Tauſende von Münzen füllen die Schränke. Eine ſonderbare Zimmerverzierung der Alten iſt mir aufgefallen. An kurzen feinen Ketten hiengen runde Medaillons von Marmor von der Decke herab, ungefähr ſo wie heutzutage Kronleuchter oder Vogelbauer zu hängen pflegen. Dieſe Medaillons ſind auf beiden Seiten mit Basreliefs verſehen, die mir keinen groſsen Kunſtwerth zu haben ſcheinen. Sie hängen ſo, daß man ſie mit der Hand erreichen, alſo nach Belieben hin und her wenden und betrachten konnte. Ich will nicht entſcheiden, welche Würkung ein ſolcher Zierrath gethan haben mag. Da alle, welche man gefunden, hier in einem einzigen Zimmer zuſammen gepfropft, von der Decke herabhängen, ſo iſt der Anblick unangenehm. — Die meiſten Gemählde im Herkulanum, Pompeji und Stabiä hat man bekanntlich von der Wand geſägt, und im Muſeum eine lange Reihe von Zimmern damit tapezirt. Ich kann eben nicht ſagen, daß man eine ſorgfältige Auswahl getroffen; es iſt viel faſt ganz verwiſchtes, auch viel ſchlechtes darunter. Es ſcheint, man ſey nur darauf ausgegangen, je mehr Zimmer, je beſſer damit anzufüllen, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß der Anblick ſehr ermüdet, und vielleicht nur ein Zwanzigtheil des Ganzen die Mühe lohnt. Hat man nicht ſogar den kindiſchen Einfall gehabt, alle die Kritzeleien, welche die Soldaten zu Pompeji in ihren Kaſernen an die Wand geſchmiert hatten, (wie heutzutage noch die Schulknaben in den Schulen zu thun pflegen) mühſam abzulöſen, und ein groſes Zimmer damit zu ſchmücken? — — Alles, was zu viel Raum einnahm, hat man in den Hof verwieſen, der von Grabſteinen, Inſchriften, Ciſternen, Säulen, Statüen

u. ſ. w. wimmelt. In der Mitte iſt ein ſchönes Pferd von Bronze aufgeſtellt. Die neue Inſchrift ſagt, daß ihrer vier geweſen, aber nur dieſes Eine gerettet worden ſey. Man hätte lieber davon ſchweigen ſollen, denn bloß durch Vernachläſſigung der Regierung, die ſich gar nicht die Mühe nahm, darauf Acht zu geben, ſind die übrigen drei von habgierigen Menſchen zerſtückelt und zerſtreuet worden, bis man doch endlich fand, daß es gut ſeyn würde, das vierte in Sicherheit zu bringen.

Das Merkwürdigſte in dem Muſeum zu Portici ſind die Manuſcripte, welche man in Herkulanum in zwei Zimmern eines Hauſes fand. So viele Beſchreibungen man auch davon geleſen haben mag, ſo iſt es doch kaum möglich, ſich eine deutliche Idee zu machen, wenn man ſie nicht ſelbſt geſehen hat. Sie gleichen verkohlten, zum Theil auch verſteinerten, Holzknüppeln, ſind ſchwarz und kaſtanienbraun, liegen in mehreren Glasſchränken und ſind leider ſo bröcklich, daß man unter jedem derſelben eine Menge Staub und Abgebröckeltes gewahr wird. Sämmtlich, nach Art der Alten, aufgerollt, vielleicht auch nach und nach von der durch die Aſche dringenden Feuchtigkeit beſchädigt, ſcheint es jetzt faſt unmöglich, jemals wiederum einen Buchſtaben davon an das Licht zu bringen. Aber des Menſchen Genie und Fleiße iſt nichts unmöglich, und ſeine Erbſünde, die Neubegier, macht ihn zum Schöpfer der ſinnreichſten Erfindungen. Die Maſchine, vermittelſt welcher die Manuſcripte aufgewunden werden, deutlich zu beſchreiben, muß ich faſt verzweifeln. Sie gleicht, doch nur dem Aeußern nach, einem Handwerksgeräth der Buchbinder, auf welchem ſie die Bücher zu heften pflegen. Im Schooß von zwei Bändern, mit dem einen Ende oben befeſtigt, ruht auf etwas Baumwolle das Manuſcript, grade ſo wie der Vorhang vor einer Bühne in Stricken ruht. Dann wird mit Eiweiß auf die äußere Seite deſſelben, Goldſchläger-Häutchen in ganz kleinen

Stücken oder Streifen mit einem Pinſel aufgetragen, um doch etwas zu haben, woran man halten könne. An dieſes Häutchen werden ſeidene Fäden befeſtigt, die oben, neben den Bändern, um Wirbel ſich winden, wie eine Violinſaite um ihren Wirbel. Wenn nun der Arbeiter einen Theil des Manuſcripts, wo es nur immer möglich und thunlich war, mit dem Häutchen beklebt, und mit einem ſpitzen Stift das das erſte Blatt ſo viel möglich gelöſt und gelüftet hat, denn dreht er mit großer Behutſamkeit die Wirbel, und iſt ſehr froh, wenn er ſo glücklich iſt, einen Viertelzoll abzuwickeln, worauf er die Operation von neuem anfängt. Man darf ſich auch ja nicht vorſtellen, daß dieſer mühſam errungene Viertelzoll nun etwa ein zuſammenhängendes Gewebe bilde; o nein, es gleicht vielmehr einem ausgebrannten Stück Zunder, das überall durchlöchert iſt. Hat der Arbeiter endlich ein ganzes ſolches Zunderblatt gewonnen, ſo trägt er es mit zurückgehaltenem Athem auf eine Tafel, die er nunmehr den Abſchreibern übergiebt. Dieſe müſſen ſehr geübt ſeyn, um die Buchſtaben zu erkennen. Man ſollte ſie auch nicht Abſchreiber, ſondern Abzeichner nennen, denn ſie copiren das ganze Blatt mit allen ſeinen Lücken auf das ſorgfältigſte, worauf ein Gelehrter die fehlenden Buchſtaben zu ergänzen ſucht. Natürlich iſt bei dieſer Ergänzung ſehr viel Willkührliches. Faſt keine Zeile, in der nicht Buchſtaben oder Worte fehlten, oft mangeln ganze Zeilen, oft mehrere ſogar hinter einander. Welch ein weites Feld für den Grübler! Glücklicher Weiſe ſchreibt man die Ergänzungen mit rothen Buchſtaben zwiſchen die ſchwarzen; man wird alſo gleich auf den erſten Blick gewahr, was dem Original angehört, und was der heutige Gelehrte hinzugefügt hat. So bunt ſollen die Manuſcripte auch gedruckt werden, und dann ſeh' ich ſchon im Geiſte, wie die Sprachforſcher Europens darüber herfallen, und jeder nach ſeiner Weiſe die Ergänzungen bekritteln oder andere an deren Stelle ſetzen wird.

Wie unendlich mühſam das ganze Geſchäft ſey, begreift jeder leicht. Vor einiger Zeit hatte man es bereits ganz liegen laſſen, wie man hier alles liegen läßt; bekanntlich hat aber jetzt der Prinz von Wallis ſich deſſen angenommen und giebt die Koſten dazu her, ohne daß der jagende König von Neapel es übel nimmt. Eilf junge Leute wickeln die Manuſcripte ab, zwei kopiren ſie, und an der Spitze der Unternehmung ſteht ein verdienſtvoller, von Enthuſiasmus glühender Engländer, Namens Haiter. Er verſicherte mich, daß die Leute jetzt ſchon ſehr viel ſchneller und geſchickter arbeiteten als vor einigen Jahren. Er giebt die Hoffnung gar nicht auf, die noch vorräthigen ſechzehnhundert Manuſcripte ſämmtlich zu entziffern, und zweifelt keineswegs, daß er einen Menander, einen Ennius u. ſ. w. entdecken werde, ſo wie er in dieſem Augenblick einen Polybius in der Arbeit zu haben ſich ſchmeichelt. Grade den Tag vorher, ehe ich das Muſeum beſuchte, hatte er einen ganz neuen, oder vielmehr bisher unbekannten Autor gefunden, der Κωλωτος heißt. Sein Werk iſt philoſophiſch. Da der Name des Verfaſſers immer erſt auf der letzten Seite ſteht, ſo kann man nie eher wiſſen, von wem das Werk iſt, bis man das letzte Blatt aufgerollt hat. — Sieben lateiniſche Autoren waren Herrn Haiter nach und nach in die Hände gefallen, aber leider alle ſo bröcklich, daß es nicht möglich war, ſie aufzuwinden. Er klagte hierüber um ſo herzlicher, da einer derſelben ihm Livius ſchien, wenigſtens war es gewiß ein hiſtoriſches Werk, in ſeinem Styl geſchrieben, und hub mit einer Rede an, in welcher viel von einer Familie Acilius vorkam. Mehr war leider nicht heraus zu bringen. Herr Haiter jammert auch darüber, daß der Erſte, dem die Manuſcripte anvertrauet waren, (ein Spanier, Namens Albuquerque) ſie alle unter einander geworfen, denn er meinte, ſie ſeyen vielleicht in den verſchiedenen Kammern, in welchen ſie gefunden wurden, auch von verſchiedenem Werth geweſen. — Bis jezt hat man nunmehr fünf Schriftſteller entdeckt: Philodem (von welchem die meiſten Werke gefunden werden, unter andern ein Traktat von den Laſtern, welche an Tugend gränzen, allerdings ein reichhaltiger Gegenſtand, wenn ein Mann von Geiſt ihn behandelt hat) Epicur, Phädrus, Demetrius Phalerius, und nun ſeit geſtern Kolotos. — Es iſt Herrn Haiter freilich nicht recht, daß er immer auf philoſophiſche Werke ſtößt; doch ſagt er, daß auch in dieſen viele noch unbekannte hiſtoriſche Notizen zerſtreut gefunden werden. So wird unter andern in einer Abhandlung über den Zorn ein Beiſpiel angeführt, wie Bachus den Kadmus des Zorns wegen beſtraft habe; ein Umſtand, von dem wir bis jetzt kein Wort wußten. — Jeder Reiſende, der ſich für die Wiſſenſchaften intereſſirt, wird, ſo wie ich, mit Begierde an den Lippen des verdienſtvollen Haiter hängen, und ihm, gleich mir, Geſundheit wünſchen. An allen übrigen, zu ſeinem Beruf erforderlichen Eigenſchaften fehlt es ihm nicht.

Nachſchrift.

In einer neuen Unterredung mit dem fleißigen Haiter habe ich erfahren, daß die gefundene Handſchrift von Kolotos eine Widerlegung von des Plato Traktat über die Freundſchaft enthält. Haiter hat indeſſen auch den Namen Kolotos im Plutarch aufgeſpürt, er hat gefunden, daß Plutarch gegen dieſen Philoſophen, ſo wie dieſer wiederum gegen Plato geſchrieben hat. Es ging alſo damals unter den Philoſophen ſo zu, wie heutiges Tages. — Eine neue wichtige Entdeckung iſt in dieſen Tagen gemacht worden. Bisher hatte man die Schriften Epicurs nur einzeln gefunden, jetzt hat man ſie in einem Manuſcript alle zuſammen angetroffen. Dieß Manuſcript iſt eins der wohl erhaltenſten, und Haiter wird nun ſeine vorher gemachten Supplemente daraus berichtigen können. Es muß äußerſt intereſſant für einen geiſtreichen Mann ſeyn, ſich jetzt überzeugen zu können, ob er richtig ſupplirte? — Hundert und dreißig Manuſcripte ſind jetzt theils aufgewickelt, theils in der Arbeit.

Bayerische
Staatsbibliothek

Inhalt.

Vorrede. . . . . Seite III
1. Einleitung. 1
2. Kaiſer Alexander. 4
3. Neue Conſtitution der liefländiſchen Bauern. . 6
4. Ungewitter am Peipusſee. 8
5. Dorpat. 10
6. Riga. 14
7. Robertſons Luftfahrt. 17
8. Beſchaffenheit der Extrapoſten v. Petersburg bis Neapel. 19
9. Reiſe von Riga nach Berlin durch Weſtpreuſen. . 32
10. Zwiſchen Leipzig und Nürnberg. . . . 37
11. Nürnberg. 41
12. Augsburg. 45
13. Zwiſchen Augsburg und Inſpruk. . . . 50
14. Tyrol. 56
15. Die Gemſenjagd. 63
16. Tyrol. 66
17. Zwiſchen Verona und Florenz. . . . 75
18. Zambeccari's Luftfahrt. 79
19. Ein Morgen in den Apenninen. . . . 91
20. Florenz. 93
21. Zwiſchen Florenz und Rom. 111
22. Ein Spatziergang in Rom. 116
23. Werther und Lotte. 136
24. Zwiſchen Rom und Gaeta. 138
25. Cicero's Villa. 143
26. Zwiſchen Gaeta und Neapel. 146
27. Neapel. 148
28. Einige Straſenſcenen in Neapel. . . . 166
29. Der Veſuv. 184
— — am zwey und zwanzigſten Nov. 1804. . 199
— — am drei und zwanzigſten Nov. . . 202
— — am ſechs und zwanzigſten Nov. . . 206
— — am dreißigſten Nov. 211
30. Caſerta. 214
31. Portici. 220
32. Die Favorite. 223
33. Fahrt nach Bajä. 227
34. Pompeji. 233
35. Herkulanum. 249
36. Muſeum zu Portici. 250

Erinnerungen

von einer

Reiſe aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Berlin 1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Sehenswürdigkeiten.

Ich faſſe unter dieſem Titel Alles zuſammen, was mit einigen Worten ſich abthun läßt, und doch auch nicht übergangen werden darf. Volkmann, obgleich ſeine Reiſe ſchon ſo alt iſt, als eine verjährte Schöne, nehmlich über dreißig Jahr, iſt noch immer der beſte Führer in Neapel. Nur ſieht man oft nicht, was er geſehen hat, entweder, weil das nicht mehr vorhanden iſt, oder weil man andere Augen mitbringt.

Einige Kirchen in Neapel.

Die Kirchen ſelbſt, als Gebäude betrachtet, ſind hier ſelten des Anſchauens werth. Faſt alle ſind ſehr klein, und ihre Baumeiſter haben ſich nicht verewigt. Aber dennoch giebt es faſt keine, die nicht irgend eine Merkwürdigkeit enthielte, und darum wollen wir ſie doch flüchtig durchlaufen. Bei mittelmäßigen Gemählden werde ich mich nicht aufhalten, ſondern bloß nennen, was durch Schönheit oder Lächerlichkeit ſich auszeichnet. — 1. Santa Maria Soledad. Ein Spaniſcher Offizier hat das Nonnenkloſter geſtiftet, zur Erziehung armer verwaiſter Officierstöchter. Das iſt löblich. Gern hätte ich erfahren, wie man ſeinen Willen befolgte, aber die alten Nonnen verweigern den Zutritt. In ihrer Kirche ſpielt die heilige Cäcilia auf der Orgel, und ein Engel nimmt ſich die Mühe, ihr die Bälge zu treten. Caravacci hat dieſen drolligen Einfall gehabt. — 2. Santa Brigida prangt mit einer, von Luca

Giordano herrlich gemahlten Kuppel. Sie ſtellt, wie man das ſehr häufig findet, eine Verſammlung der himmliſchen Hofhaltung vor, welche dem lieben Gott die Cour macht. Die Heiligen ſehen ihn an und die Engel ſpielen auf allerlei Inſtrumenten dazu. Aber das Ganze tritt ſo vortrefflich heraus, daß man des Hinſchauens nicht müde werden kann, und je länger man hinſchaut, je lebendiger werden die Gegenſtände. Um den untern Theil der Kuppel läuft eine, gleichfalls gemahlte, Gallerie, auf welcher die Evangeliſten ſtehen, und ſich an dem Anblick ergötzen; nicht ſie allein, ſondern auch ihre Beſtien, der Ochs, der Adler, der Löwe, ſchauen mit frommer Sehnſucht hinauf. Luca Giordano, der hier auch begraben liegt, hat ſich durch dieſe Kuppel ein ſchöneres Denkmal geſtiftet, als wenn er die prunkendſte Inſchrift auf ſein Grab hätte ſetzen laſſen. Alle Heiligen und Engelſchaaren ſcheinen jetzt vom Himmel herab zu rufen: hier ruht Luca Giordano!

3. Santa Trinita iſt die prächtigſte Kirche in Neapel, aber auch weiter nichts. Es iſt gewaltig viel Marmor darin verſchwendet, aber die Gemählde bedeuten wenig, obgleich welche von Spagnolett darunter befindlich ſind. Ein für allemal will ich erinnern, daß man die Kirchenſchätze, an Silber und koſtbaren Steinen, welche vormals hier und in vielen andern Kirchen gefunden wurden, nicht mehr ſuchen muß. Sie ſind alle ſäculariſirt worden. — 4. Spirito Santo, ſoll mit einem Hoſpital für lüderliche Weibsperſonen verbunden ſeyn; da aber alle Hoſpitäler hier im eckelhaften Schmutz begraben liegen, auch ich weiß, daß mein verdienſtvoller Landsmann, Herr Rehfuß, Beobachtungen über dieſen Gegenſtand gemacht hat, die er dem Publikum mittheilen wird, ſo habe ich den Beſuch ſolcher

Kloake, in welchen die Menſchen lebendig modern, vernachläſſigt. — Ein Roſenkranzgemählde von Luca fa presto — (hier darf ich den wackern Giordano ſchon bei ſeinem Spottnamen nennen) wird ſehr gerühmt. Ich ſehe doch lieber Freſcogemählde von ihm, und überhaupt ſind mir dieſe ewigen Roſenkränze höchſt zuwider. Hingegen will ich den Leſer mit einem neuen Mahler bekannt machen, deſſen Namen er wahrſcheinlich zum erſtenmal hört, ihn aber ohne Bedenken ins Gedächtniß prägen mag. Er heißt Fidelis Fiſchetti und hat ein großes, herrliches Bild geliefert, von dem eine wahrhaft himmliſche Jungfrau herab lächelt. Die Köpfe der Heiligen und Engel ſind meiſterhaft, die ganze Gruppirung vortrefflich, das Kolorit ſehr lebhaft. Nur ſcheinen mir die Figuren alle ein wenig zu ſehr im Vorgrunde gehalten. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß das liebliche Chriſtuskind viel Aehnlichkeit von ſeiner lieblichen Mutter hat. — In einer Kapelle hängt ein recht gutes Gemählde, einen närriſchen Gegenſtand darſtellend. Die Himmelskönigin nehmlich iſt mit einem tüchtigen Knüttel bewaffnet, und hat eben den Satan derb durchgeprügelt. An der andern Seite ſtreckt ein Knabe von etwa vierzehn Jahren die Hände nach ihr aus. Man ſieht an ſeinen verdrehten Augen, daß er epileptiſch, folglich vom Teufel beſeſſen geweſen, und ich halte daher das ganze Bild für ein ex voto. — Auf einem guten Freſcogemählde wird der Zauberer Simon aus den Lüften herabgeſtürzt. In dem trefflichen Kopfe des heil. Peter iſt beſonders die Schadenfreude ſehr lebhaft ausgedrückt. Wie ſich doch die frommen Mahler zuweilen verſchnappt haben. — Eine prächtige Inſchrift in Marmor erzählt dem gläubigen Leſer, daß hier die Gebeine von Gott weiß wie viel tauſend Märtyrern ruhen. Darunter ſind nicht weniger als zehn

Könige, Kaiſer und Kaiſerinnen und Prinzeſſinnen, aus England, Schottland, Dalmatien u. ſ. w. Der curioſe Sammler hat auch nicht vergeſſen, anzuführen, von welchen Kirchhöfen und aus welchen Catacomben er alle dieſe Knochen zuſammengeleſen. Nicht weit davon liegen drei runde glatte Marmorſteine, jeder derſelben mit ein paar Löchern verſehen, an welche, der Sage nach, die Märtyrer zu ihrer Quaal gebunden wurden. Gläubige Lippen küſſen dieſe Steine noch täglich glätter. — 5. Die Kapelle der Maria della Pieta de' Sangri iſt eigentlich nur ein Familienbegräbniß der fürſtl. Familie Sangri. Dieſe Kapelle iſt durch mehrere Kunſtwerke in Marmor, beſonders durch eine ſogenannte Statüe der Schaamhaftigkeit berühmt geworden. Es iſt nehmlich eine recht ſchöne weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schleier gehüllt, der überall gleich dünn und durchſichtig iſt. Der Schleier ſchmiegt ſich ſo vertraulich an Geſicht und Körper, daß man jeden Zug und jede Blöße hinter demſelben unterſcheiden kann. Volkmann findet den Einfall zwar neu, aber nicht ſchön. Ich finde ihn ſchön, aber nicht neu, und habe weiter gar nichts daran auszuſetzen, als daß man eine Bildſäule, die weit nackter iſt als eine Pariſer Opern-Tänzerin, Schaamhaftigkeit zu nennen beliebt. Kokette Wolluſt würde ich ſie nennen, denn nur um zu locken, ſcheinen dieſe Reize ſo ſchlecht verhüllt zu ſeyn. Der Künſtler hieß Corradini. Eine an der Schaamhaftigkeit angebrachte Inſchrift, deren er ſich vielleicht ſchämen würde, vergleicht ihn ganz beſcheiden mit den Griechen. Eine andere ſeltſame Statüe führt gleichfalls einen ſeltſamen Namen, ſie heißt: die vernichtete Täuſchung. Ein Mann ſteckt in einem Netze, welches mit dem Körper aus einem Stück, und mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet iſt. Ein Genius, deſſen Attribute die Vernunft bezeichnen ſollen, hat das Netz vor dem Geſicht des Beſtrickten geöffnet, und fängt an es ihm abzuziehen. Es iſt eine eigene Sache um die Allegorien, ſie müſſen ſehr einfach und hell ſeyn, wenn ſie behagen ſollen. Ein todter Chriſtus, über den man gleichfalls einen Schleier geworfen zu haben ſcheint, iſt offenbar Nachahmung von jener Bildſäule der Schaam. — Aber wie war es möglich, daß Volkmann das herrliche Basrelief von weißem Marmor über dem Altar mit Stillſchweigen überging? es iſt nach meinem Gefühl das beſte Stück der ganzen Kapelle. Die Figuren ſind ſämmtlich von Lebensgröße. Der todte Chriſtus von ſeinen Lieben umgeben; die alle ihren Schmerz über ſeinen Tod höchſt wahr und rührend ausdrücken. In den Wolken ſchwebt eine weinende Engelgruppe, ſo ſchön, daß ſie dem Zuſchauer ſelbſt Thränen in die Augen lockt. Das Ganze iſt ſehr lieblich, hat aber doch einen Fehler, nehmlich Chriſtus iſt nicht todt, er ſchlummert nur. — Ein vor etwa dreißig Jahren verſtorbener Fürſt Sangro war ein Tauſendkünſtler, der alle Augenblicke mit einer neuen Erfindung hervorrückte. Bald mahlte er mit Wachsfarben, bald machte er künſtlichen Lapis lazuli, bald Wolle aus Hundskohl; ächten Steinen nahm und gab er Farben, Porcellain ſchliff er durch ein Rad, kupferne Gefäße verzinnte er dauerhafter als gewöhnlich, Pflanzen rief er aus ihrer Aſche hervor, unauslöſchliche Lampen verfertigte er u. ſ. w. Unter andern wußte er auch dem weißen Carrariſchen Marmor beliebige Farben zu geben, und zwar durchdrangen dieſe Farben den ganzen Stein. Von dieſer letzten Kunſt hat er ein Andenken in der Kapelle hinterlaſſen, denn ſein eigener Sarkophag ſcheint aus Porphyr gemacht zu ſeyn. Aufmerkſam darf man ihn jedoch nicht betrachten, ſonſt ſieht man bald, daß er gefärbt iſt, und kann ſich der Bemerkung nicht erwehren, daß ſeine natürliche Weiße ihn beſſer geziert haben würde. Ob die mancherlei Erfindungen des Prinzen mit ihm zu Grabe gegangen, habe ich nicht erfahren. Wenigſtens haben ſie gewiß bey ſeinen Lebzeiten ihn ſelbſt ſehr glücklich gemacht, denn nie iſt der eitle Menſch glücklicher, als wenn er glaubt, durch eigenes Genie etwas erworben zu haben, was vor ihm noch Niemand beſaß. — 6. San Lorenzo ſoll, nach Volkmann, durch eine Menge Statüen, Gemählde u. ſ. w. merkwürdig ſeyn. Ich habe dort nichts geſehen, als einen Chriſtus am Kreuz im rothſeidenen Schlafrock. — 7. San Girolamo hätte auch wohl verdient von Volkmann erwähnt zu werden, denn ſie prangt mit zwölf herrlichen Säulen aus dem Tempel des Jupiter Serapis *). Leider iſt die ganze Kirche ſo reichlich mit buntem Marmor aufgeputzt, daß die ſchönen einfachen Säulen da ſtehen, wie ernſthafte Männer unter Knaben die Comödie ſpielen. Ein Gemählde in der Sakriſtei wird Guido Reni zugeſchrieben. Man findet überhaupt hier eine Menge Gemählde, aber wenig von Bedeutung. In einer Kapelle ſieht man einen Greis, der einen Jüngling durch eine Umarmung zu bewillkommen ſcheint. Ich bin ſehr geneigt, das Bild für ſchön zu halten, und erwähne gern Dinge, die Andere verſchweigen, weil kein berühmter Name ſie empfahl. Ach! die berühmten Namen täuſchen ſo oft. — 8. San Gennaro, iſt die Kathedralkirche. Ein paar kleine Porphyrſäulen vor dem Eingange ſollen aus einem Tempel des Apoll ſeyn, ſind aber kaum des Anſehens werth. Der Taufſtein iſt ein antikes Opfergefäß des Bachus, Thyrſusſtäbe und Maſken verzieren

---

*) Für gewiß will ich das letztere doch nicht ausgeben. Wenigſtens verdienten ſie dort geſtanden zu haben.

daſſelbe, Schade nur, daß man die Henkel und die Naſen der Maſken abgeſchlagen. Drollig iſt es, daß der göttliche Wein dem göttlichen Waſſer hier hat weichen müſſen. Alle Weinhändler ſollten ihre Kinder in dieſem Gefäß taufen laſſen. — Mit Erſtaunen leſe ich im Volkmann, daß die Altargemählde von *Dominichino* nicht von ſeiner beſten Arbeit ſeyen. Er nimmt ſich nicht einmal die Mühe, ein Wort weiter darüber zu ſagen, ſondern erzählt uns lieber, wie viel goldene Kelche mit Diamanten beſetzt in dem Schatze des heiligen Januarius gefunden worden, und wie man es vermuthlich anfängt, um das Blut flüſſig zu machen. Ich geſtehe aber, daß die *Auferweckung eines Todten* von Dominichino einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hat, als alle jene Altarſchätze. Dieſes erſte Erwachen des Todten, dieſe ängſtliche Verwunderung, mit der er um ſich her ſchaut, die liebevolle, *furchtloſe* Freude mit der ihn ſein Weib umfaßt, und der Ausdruck der *Furcht* und des Entſetzens in den übrigen Perſonen, die ihm weniger nahe angehörten, alles das verräth den tieffühlenden Meiſter, und thut gewaltige Wirkung auf das Herz. Auch das gegen über hängende Gemählde, wo mehrere Kranke wundervoll geheilt werden, iſt vortrefflich, nur ſollte keine *verkrüppelte Hand* darunter ſeyn, die kein Gegenſtand für die Kunſt iſt. Die unterirdiſche Kapelle zu beſuchen, iſt nicht der Mühe werth. Der Cardinal Caraffa in Marmor kniet dort. Wenn es aber wahr iſt, daß Michel Angelo dieſe Statüe verfertigt hat, ſo hat er wenigſtens gewiß ſeinen Ruhm dadurch nicht gegründet. — 9. *San Giacomo.* Fern vom Vaterlande freut man ſich über jede Kleinigkeit, die an die Heimath erinnert. Hier, wo man ſo ſelten deutſch ſprechen hört, und noch ſelten etwas deutſch geſchriebenes erblickt, erregt es ein angenehmes Gefühl, wenn man in dieſer Kirche plötzlich auf eine deutſche Grabſchrift ſtößt, die das Andenken eines braven Deutſchen Ritters verewigt, der Kaiſer Carl dem Fünften als Rath und Soldat treulich diente, und nicht eher ſtarb, als bis des Kaiſers Sohn ſeiner nicht mehr bedurfte, nehmlich grade an dem Tage, an welchem der Friede geſchloſſen wurde. Mit altdeutſcher Einfalt hebt die Grabſchrift an: „Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt" „mit Eren füret ich meinen Ritterſtandt" „des Kaiſers Carls Rath und Oberſter ich was" „Seinem Sune Philippſen gleichermaß" „Trewlich dienet ſein Land. zu verfechten" „Zog herein mit ſechstauſend Landsknechten u. ſ. w." Einer ſeiner Vettern, ein Pappenheim, hat ihm dies Gramal errichten laſſen. — Weit beſſer fällt freilich das Denkmal des Vicekönigs Peter von Toledo ins Auge, des nämlichen, der alle ſeine Thaten durch Errichtung des Giganten auf dem Schloßplatze krönte. Es iſt von Johann von Nola verfertigt, eine bunte, geiſtloſe Zuſammenſetzung von Statüen und Basreliefs. Auf den letztern haben die meiſten Figuren ſchiefe Beine; unter den erſtern iſt eine ganz hübſche Gerechtigkeit, die in der einen Hand ihre ſehr entbehrliche Wage (es müßte denn eine Goldwage ſeyn) und in der andern, Gott weiß warum, einen Haarzopf trägt. — Eine drollige Anekdote erlebte ich hier. Der alte Mann, der mich herumführte, mochte glauben, für einen Fremden habe nichts Werth, was nicht antik ſey, daher verſicherte er mit großem Ernſt von vielen Gemählden, ſie ſeyen antik, und als er mich vor einer Geburt Chriſti von Spagnolett lange ſtehen ſah, behauptete er, das Bild ſey über vierhundert Jahre alt. Vermuthlich konnte ich ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, welches ihn etwas in Verwirrung zu ſetzen ſchien, und er fügte ſchnell hinzu: der größte Theil des Gemähldes ſey wirklich antik, nur das Lamm im Vorgrunde ſey modern. — Eine heilige Familie, ſorgfältig von einem ſeidenen Verhang bedeckt, wird für eine Arbeit von Guido Reni ausgegeben. Ich habe in Neapel nun ſchon gelernt, mich weder durch Namen noch durch Verhänge täuſchen zu laſſen. — 10. San Filippo. Dieſer Kirche erinnere ich mich bloß um zu lachen. Denn erſtens wird da ein Bildchen des heil. Januarius aufbewahrt, welches einmal in einer Feuersbrunſt unverſehrt geblieben, der Inſchrift zufolge, ein größeres Wunder, als da es dem Heiligen beliebte, durch einen Wink ſeiner Hand den tobenden Veſuv zum Schweigen zu bringen. Zweitens lieſt man daſelbſt eine drollige, zweideutige Grabſchrift eines gewiſſen Peter Leo, der Vorſteher des Nonnenkloſters geweſen: in cura virginum coenobii diligentissimi. — 11. Santa Maria nuova. Wer den Erfinder der Pulverminen des Beſuchens würdig hält, der mag hier ſein Grab beſehen. Er hieß Peter Navarro und ſchwang ſich vom gemeinen Soldaten zum General der Spaniſchen Armee empor. Am Ende iſt es auch wohl nicht einmal gewiß, ob jene hölliſche Erfindung ihm zugeſchrieben werden kann, denn die Grabſchrift erwähnt bloß, er ſey in expugnandis urbibus (in Eroberung der Städte) ſehr geſchickt geweſen. — Das beſte Gemählde in dieſer Kirche iſt leider ein gräßlicher Gegenſtand, nehmlich ein Henker zerrt, ich weiß nicht mehr welchem Märtyrer, die Eingeweide aus dem Leibe. Die nämliche vermaledeite Geſchichte habe ich auch ſchon in einer andern Kirche geſehen, wo aber die Einbildungskraft des Mahlers ſie noch erhabener dargeſtellt hatte, denn dort waren die Eingeweide um eine Walze gewunden, die man drehen konnte, und wurden dem Heiligen grade ſo aus dem Leibe gewickelt, wie die Damen Garn abwinden. — 12. Santa Chiara, ein ſehr zahlreiches Nonnenkloſter, mit lauter Fürſtinnen und Gräfinnen bevölkert, die Beſuche geben und annehmen, und bei denen es recht luſtig hergehen ſoll. Die jetzige Aebtiſſin iſt eine Fürſtin Filamarino, ſie weidet über zweihundert Schäfgen. Ihre Kirche iſt eine der größten und ſchönſten in Neapel. Der Plafond, von Conca, David, wie er vor der Bundeslade hertanzt, iſt ſo ſchön gemahlt, daß man dem frommen Ehebrecher das unſchickliche Tanzen und dem lieben Gott die Freude verzeiht, die er in den Wolken darüber äußert. Ein intereſſantes Grabmal, mit einer rührenden Inſchrift, iſt einem jungen vierzehnjährigen Mädchen gewidmet, das von ihren Eltern als einzige Tochter, von einem Bräutigam als geliebte Braut beweint wird. Sie liegt da in Stein gehauen, und wenn ihr das Bild ähnelt, ſo muß ſie ein liebliches Geſchöpf geweſen ſeyn. — Ein antiker Sarkophag ſteht in der Kapelle der Familie San Felice. Als Kunſtwerk hat er wohl nur geringen Werth, aber den Gegenſtand, den er vorſtellen ſoll, zu entziffern, wäre, glaube ich, der Beſchäftigung eines Alterthumskenners nicht unwürdig. Daſſelbe gilt von einer Kanzel, die, der Sage nach, den frommen Schweſtern, ſammt zwei gewundenen Säulen, aus Jeruſalem zum Geſchenk überſandt worden. Sie iſt mit ſehr ſchlechten, aber ſehr kurioſen Basreliefs geziert. Menſchen werden da in Stükke geſchnitten, Könige ſchauen zu u. ſ. w. Man ſieht, die Kanzel iſt ächt chriſtlich. — In der Kapelle der Familie Bauci iſt ein altes Grabmal durch das Koſtüm von ſieben darauf befindlichen Rittern merkwürdig. Jeder trägt nicht allein ſeinen Falken in der Hand, ſondern mehrere halten noch in der andern Hand eine Falkenklaue, und einer hat noch obendrein einen Falkenflügel am Gürtel hängen. Die Bauei müſſen wohl in gerader Linie von dem gewaltigen Jäger Nimrod abſtammen. — Hier ſoll auch das Grabmal eines Marſchalls Cabarro befindlich ſeyn, der, auf Anreizen der Königin Johanna, zur Ermordung ihres Gemahls behülflich war, und zum wohlverdienten Lohne auf Befehl derſelben Königin, um dieſer That willen hingerichtet wurde; ich habe es aber nicht gefunden. und der Mönch, der mich herumführte, wußte nichts davon. Wirklich Schade! denn ein ſo ſprechendes Denkmal von der Art und Weiſe, wie die Großen das Verbrechen lieben und den Verbrecher haſſen, ſollte zu Jedermanns Warnung ſorgfältig erhalten werden. — 13. San Dominico. Die Sakriſtey empfehle ich allen übermüthigen Fürſten, um ſie von Zeit zu Zeit einmal zu beſuchen, denn hier nagt die Verweſung an den Gebeinen von ihres Gleichen. Auf der Gallerie, die rings umher läuft, ſind große Kaſten mit rothem Sammt beſchlagen aufgeſtellt, in welchen Könige und einige Helden aus königlichem Geblüt modern. — Die Verkündigung Mariä von Titian, und ein heiliger Joſeph von Giordano, vermehren den Ruhm ihrer Meiſter nicht. Ein ſeidener Vorhang ſchwebte über einem Altare, ich glaubte, er verhülle ein köſtliches Gemählde, und verlangte, man ſolle ihn wegziehen. Der Führer erklärte, das dürfe nicht anders geſchehen, als wenn man vorher die Lichter auf dem Altare angezündet habe. Da es hier ziemlich finſter war, ſo meinte ich, er wolle mir das Gemählde im ſtärkeren Lichte zeigen, und erſuchte ihn, die Kerzen anzuzünden. Er that es, beugte das Knie, ſchlug Kreuze vor die Bruſt, ſpannte meine Neubegier auf das höchſte, und als er nun endlich den Vorhang hinweg zog — ſiehe, da ſtand eine elende hölzerne Puppe, die heilige Jungfrau in Goldbrocat gekleidet, welche tagtäglich Wunder thut. Ich hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen, und mußte noch obendrein einen ehrfurchtsvollen Blick affektiren. Für die Zukunft zog ich mir die Lehre daraus, die ich jedem Reiſenden empfehle, beim Anblik eines Vorhangs immer erſt zu fragen: ob auch ein Quadro (ein Gemählde) dahinter ſey? Denn die Meiſterſtücke des Aberglaubens werden hier eben ſo verhüllt, wie die Meiſterwerke der Künſte. — Eine Grabſchrift, die Arioſt auf einen Marquis Peſcara gemacht haben ſoll, habe ich abermals vergebens geſucht. — 14. San Paolo, vormals ein Tempel des Caſtor und Pollux, von dem noch zwei Säulen übrig ſind. Volkmann hat hier noch viele andere antike Säulen von einem Theater geſehen, auf welchen Nero zum erſtenmal getanzt haben ſoll: auch dieſe habe ich hier nicht finden können. Seneca ging hier oft vorbei, um einen philoſophiſchen Hörſaal zu beſuchen, und ärgerte ſich dann, wenn er das Theater weit voller fand, als jene Schule. Dieſer Aerger war, deucht mich, ſehr unphiloſophiſch. Himmel! welch' ein unausſtehliches Volk würde dasjenige ſeyn, bei dem es umgekehrt zuginge. — 15. San Giovanni Evangeliſta. Vielleicht die kleinſte, und dennoch die merkwürdigſte Kirche in Neapel, denn ſie iſt von einem Philoſophen, Namens Pontanus, erbauet worden, und daß der Mann wirklich Anſpruch auf jenen Ehrentitel machen durfte, beweiſt ſogleich die Innſchrift am Hauptaltar. Sie lautet folgender Geſtalt: **Tibi deus optime maxime aedem hanc dedicat Joannes Pontanus, nec tamen paciscitur, ut sibi, liberis posterisque suis benefaxis, cum ipse volens libensque gratuitu benefacias cunctis, sed quia tibi uni ab omnibus debentur omnia.** Zu deutſch: „Dir, großer herrlicher Gott, weiht dieſen Altar Johann Pontanus, nicht

„gleichſam vertragsweiſe, daß ihm, ſeinen Kindern und „Nachkommen, du wohl thun ſolleſt, denn ſelbſt willig und „gern thuſt du Allen wohl; ſondern weil dir dem Einzigen „Alle Alles verdanken.“ — Es iſt ſchon über zweihundert Jahre her, daß der Mann lebte. man muß daher die Kühnheit bewundern, mit der er in ſeinem Zeitalter ſo zu ſprechen wagte. — Auch von außen hat er die Kirchenmauer ganz unchriſtlich mit philoſophiſchen Sittenſprüchen geſchmückt, die von ungleichem Werthe ſind. Hier ein Paar der beſten: Excellentium virorum est improbum negligere contumeliam a quibus etiam laudari turpe. (Trefflicher Männer Art iſt, der Schurken Schmähung verachten, die auch durch Lob beſchimpfen). Nec temeritas semper felix nec prudentia ubique tuta. (Nicht immer iſt Verwegenheit glücklich, noch Klugheit ſicher). Folgende Sentenz ſcheint Napoleon I. ſich zum Wahlſpruch erwählt zu haben: Audendo agendoque respublica crescit, non iis consiliis quae timidi cauta appellant. (Wagend, handelnd, wächſt der Staat, nicht durch Rathſchläge, von Schüchternen als vorſichtig geprieſen). — Höchſt rührende Grabſchriften hat Pontanus hier ſeiner geliebten Gattin und ſeinen Kindern geſetzt, die er alle zu überleben das Unglück hatte; ſie würden aber noch größere Wirkung hervorbringen, wenn ſie weniger lang wären. Mit einer ſinnreichen Spielerei hat er ſich an einer andern Stelle beſchäftigt. Er fand nehmlich einſt eine halbe Marmortafel mit einer halben antiken Inſchrift, die er flugs dergeſtalt ergänzte, daß ſie zu einer ſinnreichen Grabſchrift auf einen ſeiner Freunde diente. — Auch an einer Reliquie fehlt es dieſer Kirche nicht, aber es iſt eine ächtphiloſophiſche Reliquie, um deren willen wohl der gute Pontanus verdient hätte, den Scheiterhaufen zu beſteigen und zur Ehre Gottes lebendig verbrannt zu werden. Es iſt nehmlich der heidniſche Arm des heidniſchen Geſchichtſchreibers Livius.

Die Kirche zum heiligen Geiſt.

In der Kirche zum heiligen Geiſt, den Dominicanern zugehörig, hängt ein Gemählde von Luca Giordano. Natürlich iſt es keins ſeiner beſten, denn wie könnte ſolch ein Gegenſtand einen guten Mahler begeiſtern? Die Himmelsköniginn ſitzt in den Wolken, und theilt Orden aus, nehmlich Roſenkränze. Das Jeſuskindlein auf ihrem Schooße thut desgleichen, und die Heiligen, welche unten herum knien, empfangen ſie mit frommem Danke. — Zum Erſatz für die Zeit, die man bei Betrachtung dieſes Unſinns verlor, hebe man ſein Auge geſchwind hinauf zur Decke, an welcher die Taufe Chriſti, von Mattheis trefflich gemahlt, zu ſchauen iſt. Alle Symbole, welche die Chriſten von den Heiden entlehnten, ſind bekanntlich vernünftiger, als die ihr eignes verbranntes Gehirn erfand. Das Begießen mit Waſſer iſt ein ganz ſchickliches Bild der Reinigung, obwohl eben kein intereſſanter Gegenſtand für die Kunſt. Dennoch würde Mattheis durch ſein Gemählde einen ſehr angenehmen Eindruck zurück laſſen, wenn es ihm nicht beliebt hätte, es mit ein paar Gräuelſcenen zu flankiren. Nehmlich links zeigt David des Rieſen abgehauenen Kopf, und rechts Judith des Holofernes abgeſägtes Haupt. Daß doch die Chriſten überall Blut ſehen müſſen! oder wollte der Mahler etwa daran erinnern, daß das Taufwaſſer eine Quelle von Blutſtrömen geworden iſt? —

Der Gigant.

Ein verſtümmelter und von Anbeginn ſchlecht gemeißelter Grenz-Jupiter (Jupiter terminalis) wurde, Gott weiß, wo ausgegraben, und durch einen noch ſchlechteren

Künſtler, als ſein Schöpfer war, reſtaurirt. Es iſt ein ungeheurer unförmlicher Klumpen, an dem das merkwürdigſte iſt, daß man ihn auf den freien Platz neben dem königlichen Schloſſe geſetzt hat. So gelangen überall Dummköpfe zu hohen Ehren. Es ſind dieſem Giganten ein paar neue Arme angeſetzt worden, die vermuthen laſſen, daß er in der *Rieſen-Republik* ſich zum Fleiſchersknechte qualificiren würde. An ſeiner jetzigen Stelle braucht er ſie nicht, denn dieſer ungeheure Aufwand von Kraft nützt ihm blos, um in jeder Hand ein kleines *Wappen* zu halten! welch' eine burleske Zuſammenſtellung! Vom Unterleibe bis zu den Füßen herab iſt eine *Adlershaut* über ihn gebreitet, und auf dieſer ſteht eine pomphafte Inſchrift (ein Styl, in welchem die Italiäner beſonders ſtark ſind), welche der Nachwelt verkündet, daß irgend ein Vicekönig — es iſt nicht der Mühe werth, ſeinen Namen abzuſchreiben — nachdem er der Stadt eine große Menge Wohlthaten erzeigt, ſein Werk dadurch *gekrönt*, daß er dieſen Giganten hier aufgerichtet, und ihn aus einem *fabelhaften Weſen* in den *Schutzgeiſt des beſten Königs* verwandelt habe. — Welcher König hier gemeint ſey, gilt gleich viel. Alle Könige ſind, wenn ſie leben, die *beſten*. — Das Volk treibt allerlei Spas mit dieſem vierſchrötigen Giganten. Einem häßlichen Mädchen zum Exempel wünſcht es den Rieſen auf dem Schloßplatze zum Manne.

Der Leuchtthurm.

Da jeder Reiſende, wenn er auch nur einige Wochen hier verweilt, gewiß mehr als einmal im Hafen ſpatzieren geht, ſo laſſe ſich doch keiner die Mühe verdrießen, die ſteilen Treppen des Leuchtthurms herauf zu klettern, ja, er laſſe ſich bei ſtillem Wetter den Kaffee nachtragen; ein alter freundlicher Pilot wird ihm ſogleich Stuhl und Tiſch heraus auf die Gallerie ſetzen, welche ſich um die Laterne herzieht, wird ihm auch, wenn er ein blödes Geſicht hat, ein Fernrohr dazu bringen, und ſo weide er ſich gemächlich an dem herrlichſten Panorama, das jemals in eines Menſchen Auge ſich ſpiegelte. Gleich einem Amphitheater liegt die prächtige Stadt um ihn her, gekrönt von der Carthauſe, über welche das Fort St. Elmo herüber ſchielt. Links und rechts dehnt ſich der Golf vor ſeinen Blicken, den gekrümmten Rand mit weißen Palläſten geſtickt, wie ein Gewand mit Blumen. Diesſeits erhebt ſich Pauſilipp, jenſeits Portici. An dieſes ſchließt ſich der rauchende Veſuv; von ihm herabſchweifend erreicht das Auge Caſtellamare und das Vorgebürge der Minerva. Unter den Füßen des Beſchauers in ſchwindelnder Tiefe, wimmelt das Volk auf dem Molo herum, und die gewiegten Schiffe bewegen den Maſtenwald im Hafen. Zahlloſe Böte ſchwimmen hin und her und hinaus zu den Engliſchen Kriegsſchiffen auf der Rhede. Folgt der Blick den tanzenden Kähnen, ſo gleitet er, unwiderſtehlich angezogen, über die majeſtätiſche Meeresfläche, nicht eher ruhend, bis er an die Inſel Capri ſtößt, die mit ihren Höckern wie ein Dromedar ſich aus den Wellen erhebt. — Ich ſage nichts weiter, als: wer hier nicht, wenigſtens Minutenlang, über ein Stückchen Welt die ganze Welt vergißt, der — iſt vermuthlich blind.

Die Villa Reale.

Ein öffentlicher Spaziergang, der allenfalls mit den Linden in Berlin, keineswegs aber mit den Sommergarten in Petersburg, noch weniger mit den Tuillerien in Paris verglichen werden kann. Hätte ſie nicht auf einer Seite das Meer, und wäre nicht der berühmte Farneſiſche Stier in deſſen Mitte aufgeſtellt, ſo wäre er kaum des Nennens werth, denn ein paar magere Reihen von Bäumen, und magere Höflinge, die darunter ſpazieren, ſind die einzigen Zierden, deren er ſich erfreut.

Das Grab des Virgils.

Man ſteigt ziemlich mühſam einen gepflaſterten Berg hinauf, dann klettert man, noch mühſamer, ungepflaſterte Fußſteige hinab, gelangt in eine kühle Felſenſchlucht, und befindet ſich endlich am Eingange einer Höhle, die inwendig ein regelmäßiges, gewölbtes Viereck bildet. Rings umher ſind kleine Niſchen in den Felſen gehauen, wo die Aſchenkrüge ſtanden, und wer das Grab der Prieſterin zu Pompeji geſehen hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß auch dieſe Höhle ein Begräbnißplatz geweſen. Aber warum gerade Virgils? das weiß ich nicht zu beantworten. Die Menge der Niſchen beweiſt vielmehr deutlich, daß hier, wie in Pompeji, ein Familienbegräbniß war. Nun war aber Virgil aus Mantua gebürtig, und hatte in Neapel keine Familie; es möchte alſo wohl eine fromme Täuſchung ſeyn, wenn man ſich in dieſer Höhle von dem Schatten des Sängers der Aeneide umſchwebt glaubt. Auch ſcheint es leider nicht, daß die Reiſenden jeden Standes und Gewerbes, welche ſich hier einfinden, von erhabenen Gefühlen ergriffen werden, denn das erſte, was ſie thun, iſt, den berühmten Virgil rein zu vergeſſen, und ihre meiſt unberühmten Namen an die Wände zu kritzeln. Ganze Regimenter konnte man hier aus allen Nationen anwerben. Es iſt entſetzlich, wie viel Tauſende der gute Virgil mit in die Ewigkeit ſchleppen ſoll. — Dem Eingange der Höhle gegenüber iſt eine weiße Marmortafel in dem Felſen befeſtigt, auf welcher eine unbedeutende, oft abgeſchriebene Inſchrift zu leſen. Die Zwiſchenräume derſelben ſind abermals mit Namen der Reiſenden ausgefüllt. Da ſteht Guſtav der Dritte, König von Schweden, zwar nur mit Bleiſtift geſchrieben, und faſt ſo verloſchen, daß man es dem Cicerone aufs Wort glauben muß. Da ſteht Hamilton, deſſen Namen ein Franzoſe im patriotiſchen Freiheitseifer, unter lauter Verwünſchungen, mit dem Säbel faſt ausgekratzt hat. Da ſteht Sidnei Smith, den der franzöſiſche Held wohl noch weniger verſchont haben würde, wenn der engliſche Held nicht nach ihm hieher gekommen wäre. Da ſteht auch unſer preußiſche Orpheus, der Kapellmeiſter Himmel, dem ich, zur Strafe für dieſe Sünde, und dem Publikum zu Nutz und Frommen, die Buße auflege, die ſchönſten Stellen aus Virgils Georgica eben ſo trefflich zu komponiren, als der Tiedge's Urania (die wahrlich neben jenen genannt werden darf) komponirt hat. — Auch mehrere Damen haben hier vergeſſen, daß ſie ihre Namen nur in Herzen, und nicht in Steine graben ſollen. — Von den Lorbeern, die aus Virgils Grabe, ungepflanzt und unvertilgbar, hervorſprießen ſollen, habe ich wenig geſehen. Lorbeerbäume in der Erde findet man freilich hier überall, Lorbeerzweige um die Köpfe faſt nirgend.

Die Briefkiſten vor dem Poſthauſe.

Wenn man von dem Platze Largo del Caſtello nach dem Molo zugeht, ſo muß man an einem Winkel (cul de Sac) vorbei, wo am Poſttage auf mehreren hölzernen Tafeln die Liſten der angekommenen Briefe ausgeſtellt ſind. Da findet man jederzeit ein großes Menſchengewimmel, und kann einige Sonderbarkeiten bemerken, die, ſo viel ich weiß, nur Neapel eigen ſind. Die Briefe ſind numerirt, und die Namen derer, an welche ſie gerichtet ſind, nach dem Alphabet verzeichnet, aber — ſeltſam genug — nicht die Zunahmen, ſondern die Vornamen. Auch das gilt nicht einmal von Allen, denn wenn man zum Beiſpiel das Glück hat, ein Fürſt zu ſeyn, ſo muß man ſeine Briefe unter P. (principe) ſuchen. Nun kommen eine Menge Leute hieher, die nicht leſen können, und doch gern wiſſen möchten, ob Briefe an ſie angekommen ſind. Auf dieſe Unkunde des Leſens hat ein pfiffiger Kerl die glückliche Spekulation gegründet, ſich gemächlich zu ernähren. Da ſteht er mit einem ganzen Pack weißer Zettelchen in der Hand; der Hülfsbedürftige nähert ſich, drückt ihm ein paar Pfennige zwiſchen die Finger, und nennt ſeinen Namen. Sogleich durchläuft des Leſers Blick die Liſte: findet er den Namen, ſo thut er weiter nichts, als die dabei ſtehende Nummer auf das Blättchen ſchreiben; das giebt er dem Fragenden, der damit in das Poſthaus eilt und ſeinen Brief ohne Umſtände empfängt. Ob der Empfänger wirklich der rechte ſey? darnach wird nicht gefragt, wenn er nur das Poſtgeld bezahlt. Die Briefe der Fremden werden nicht einmal auf die Liſte geſetzt, ſondern in der Poſtſtube alle auf einen Haufen geworfen. Kommt nun ein Fremder und fragt nach Briefen, ſo zeigt man ihm den Haufen, und läßt ihn ſelbſt darin herumwühlen. Er kann ſich ausſuchen, was ihm beliebt; man fordert von ihm keinen andern Beweis, daß er zum Empfang berechtigt ſey, als die Bezahlung des Poſtgeldes. Man kann denken, welche Unordnungen da vorfallen müſſen. Jeder Fremde wird wohl thun, wenn er ſeine Briefe an einen Banquier addreſſiren läßt.

Doch geſchwind wieder hinaus in den Winkel, denn der Kerl, der dort die Nummern aufzeichnet, iſt nicht der einzige, der in dieſem Winkel eine Silbergrube gefunden hat, nur fördert er die Ausbeute mit mehr Bequemlichkeit zu Tage als die übrigen. Es ſtehen nehmlich hier noch ein halbes

Dutzend kleiner Tiſche auf der Straße, vor den kleinen Tiſchen ſitzen ein halbes Dutzend Menſchen, deren Röcke eben ſo abgetragen ſind, als ihre Phyſiognomien. Sie halten Federn in den Händen, und ein gefalzter Briefbogen liegt vor ihnen; ſie dürfen die Feder nur in die bereitſtehenden Dintenfäſſer tauchen, ſo ſind ſie fertig, nach allen vier Weltenden alle nur erdenklichen Briefe zu ſchreiben. Ein zweiter Stuhl, dem ihrigen gegenüber, ladet den ihrer Kunſt Bedürftigen ein, ſich niederzulaſſen, und ſeine Gedanken, zur fernern Verarbeitung, von ſich zu geben. Da kommt denn auch hier ein altes Mütterchen, dort ein ehrlicher Matroſe, hier ein Kriegsheld, dort eine flinke Dirne, die haben Söhne und Mütter und allerlei Herzensangelegenheiten, nah und fern, in der alten und neuen Welt; die mögten gern mit ihren fernen Lieben Gedanken wechſeln, und können es doch nicht ohne fremde Hülfe. Da ſetzt ſich nun das alte Mütterchen (eine Scene, der ich ſelbſt beiwohnte) dem erſten Briefſteller gegenüber, der keine Naſe mehr hatte (welches man hier nicht ſelten ſieht), ſogleich ſetzt er die Feder an — das: Neapel, den zweiten November 1804, hatte er ſchon vorläufig an den Rand des Bogens geſchrieben, um jetzt keine Zeit zu verlieren. Er hat Recht, denn das Mütterchen iſt etwas weitläuftig; ihr einziger Sohn ſchweift in der Welt herum, ſie möchte ihn gern nach Hauſe haben, weil ſie ihr Ende heran nahen fühlt; den Beweis ihrer Kränklichkeit führt ſie durch öfteres ſchweres Huſten, wodurch ſie den Strom ihrer Worte unterbricht, den Beweis ihrer Sehnſucht durch oft hervorbrechende Thränen. Was ich hier kurz gefaßt wieder gebe, koſtete der Alten einen Haufen von Redensarten, die alle das Nämliche ſagten, denn mit Worten war ſie nicht karg, die Zunge ſchien der geſundeſte Theil ihres Leibes. Der Menſch ohne Naſe hörte ihr geduldig zu, quinteſſentirte in der Geſchwindigkeit ihr Gedanken-Meer, und ſetzte die Schreibfinger in Bewegung. Die Alte, welche noch mit einer Naſe verſehen war, fand daher kein Hinderniß, eine Brille aufzuſetzen, und folgte nunmehr mit ihren Augen jedem Federzug, mit einer ſo geſpannten Aufmerkſamkeit, daß man hätte denken ſollen, ſie wiſſen ſehr gut zu unterſcheiden, ob ihr Sekretair italiäniſch oder arabiſch ſchreibe. Sie ſprach auch noch oft dazwiſchen, holte das Vergeſſene nach, und gab dem Nichtvergeſſenen die gehörige Breite. Der Herr Sekretair ohne Naſe kehrte ſich aber an nichts mehr, er hatte den Kopf des Briefes einmal gefaßt, und nun wand er ihn ab, wie einen Bandwurm, ließ auch nicht eher ab, bis er ihn glücklich durch das Labyrinth ſeiner Schriftzüge bis zur Unterſchrift gewunden hatte. Dann las er ihn der Alten vor, die beifällig nickte, und in ihre Runzeln ſchlich ſich ein kontrebandes Lächeln. Der geſchickte Schreiber präſentirte ihr die Feder zur Unterſchrift, welche ſie aber diesmal aus verſchiedenen Urſachen ablehnte. Er ließ ſich ihren Namen vorbuchſtabiren, unterzeichnete, verſchloß den Brief mit einer Oblate, ſetzte die Ehrentitel des Sohnes darauf, und übergab ihn den zitternden Knochen der Mutter zur weiteren Beförderung. Sie faßte mit der Linken das Blatt, welches ihren Wunſch, aber nicht ihre Sehnſucht ausdrückte, und fuhr mit der Rechten in die Taſche, die nach mancher Umwälzung, endlich ſeufzend ſich aufthat, und einen kupfernen Sparpfennig in die längſt aufgethane Hand des Schreibers fallen ließ. Dann trippelte ſie mit dem Brief hinüber in das Poſthaus, und er falzte geſchwind einen neuen Bogen, unwiſſend und ihm gleichgültig, ob er in der nächſten Minute Ausbrüche des Schmerzens oder der Freude dem Papier anvertrauen werde. — Alle dieſe Korreſpondenzen werden gewöhnlich ſo laut verhandelt, daß die Poſt gar nicht nöthig hat, wie in andern chriſtlichen Ländern, die Briefe nachher wieder zu öffnen, ſie darf nur ein paar Officianten, mit leiſem Gehör begabt, zwiſchen dem Volke herumſchleichen laſſen; beſonders verlautbaren Matroſen und Soldaten ihre Begebenheiten ohne Bedenken; geſtikuliren heftig und ſchlagen oft mit den Fäuſten dabei auf den Tiſch. Schwerer möchte es dem Horcher werden, die Empfindungen eines verſchämten Mädchen zu belauſchen. Auch ſolche habe ich ſitzen und diktiren ſehen, und ich wollte wetten, es waren Briefe an die Getreuen oder Ungetreuen, die mit ihren Herzen davongegangen waren, aber ich habe keine andern Beweiſe für meine Vermuthung, als das unverſtändliche Ziſcheln, die niedergeſchlagenen Blicke, der Farbenwechſel der Wangen von ihrer Seite, das freundliche Anſchielen von Seiten des Schreibers, deſſen freiſchweiſenden Blicken keine Naſe im Wege ſtand.

Aber nicht blos um Briefe zu expediren, haben dieſe ſpekulativen Köpfe hier auf der Straße eine Kanzlei errichtet, ſondern um auch die ankommenden Briefe denjenigen zu enträthſeln, die nicht gern Geſchriebenes leſen. Am Tage alſo, wo die Poſt nicht abgeht, ſondern eintrifft, verändert ſich die Scene; die Federn ruhen, die Lippen ſind in Bewegung, und, wie man leicht denken kann, giebt es da noch öfter intereſſante Dinge zu beobachten. Die ſtarre Aufmerkſamkeit, mit welcher die Briefempfänger an den Lippen der Vorleſer hangen, die wechſelnden Leidenſchaften, die erfüllte oder getäuſchte Hoffnung, und auf der andern Seite die vollkommene Gleichgültigkeit des Vorleſers, die unveränderte Stimme, mit der er Schreckensposten wie fröhliche Botſchaften ableiert — es ſind die mannigfaltigſten Scenen, wie ſie wahrlich nirgend auf ofſener Straße geſpielt werden. Eine luſtige Anekdote hat mir ein Freund, der Augen- und Ohrenzeuge war, mitgetheilt. Ein Matroſe empfing einen Brief, den er mit Sehnſucht erwartet zu haben ſchien, und trug ihn haſtig zu einem Vorleſer. Dieſer entfaltete das Blatt und hub mit der größten Gleichgültigkeit folgendergeſtalt an, während der Matroſe ihm mit freundlicher Ungeduld jedes Wort aus dem Munde zu nehmen bereit war: „*Lieber Freund, kein ärgerer Spitzbube als du biſt, iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.* —“ Man kann ſich vorſtellen, wie die Züge des Harrenden, ſich ſtracks veränderten. Natürlich verging ihm die Luſt, des Briefes Fortgang und Ende in Gegenwart des lachenden Volkshaufens zu vernehmen, er riß dem Vorleſer das Blatt aus der Hand, und verkroch ſich, Flüche murmelnd, unter die wiehernde Menge. — Täglich trifft man dieſe Straßenkanzlei bald in größerer bald in minderer Thätigkeit, und es iſt ein Charakterzug der Italiäner, durch welchen ſie ſich von den Franzoſen mächtig unterſcheiden, daß ſie ihre Unwiſſenheit ohne Bedenken zur Schau tragen. Die gemeinen Franzoſen können eben ſo wenig leſen und ſchreiben als die gemeinen Italiäner, aber nie werden ſie ſich dazu verſtehen, dieſe Unwiſſenheit vor allem Volke laut auf der Straße zu bekennen. Der Franzoſe iſt unwiſſend und eitel, der Italiäner nur das erſtere.

Die Cartheuſer.

Gleich einem Amphitheater liegt Neapel am Meeresufer, und gleich einer Loge, für den Kaiſer erbaut, um auf dieſes Amphitheater herab zu ſchauen, erblickt man das ſchöne Cartheuſer-Kloſter *San Martino* faſt in allen Straßen über ſich. Hinter demſelben, noch ein wenig höher, ragt das Caſtell Sanct Elmo hervor, trägt gleichſam das Kloſter in ſeinem Schooße vor ſich hin, und ſeine drohenden Kanonen ſcheinen bloß aufgepflanzt zu ſeyn, um die Jünger des heil. Bruno zu ſchützen. Dieſe Jünger waren ehemals ſehr fett, jetzt ſind ſie etwas magerer geworden. Sie beſaßen des ſilbernen Kirchengeräthes ſo viel, daß es auf Millionen geſchätzt wurde. Nahmen es die Franzoſen? fragte ich einen Cartheuſer. Primo il re, gab er mir zur Antwort, e poi gli francesi. (Zuerſt der König und dann die Franzoſen). Sie hatten unter andern ein großes ſilbernes Kreuz mit Basreliefs von einem braven Künſtler, Anton Faenza; auch dieſes hat in die Münze wandern müſſen, aber die guten Paters haben zum wehmüthigen Andenken es abmahlen laſſen, und zeigen es nun ſeufzend in effigie.

Glücklich noch wären ſie geweſen, hätten ſie nur mit ihrem Silbergeräthe ſich loskaufen können, und hätte man ihnen nicht auch die Quellen verſtopft, aus welchen immer neu das Silber floß. Sie beſaßen nehmlich große Güter, die behagten dem König, die unruhigen, koſtſpieligen Zeiten gaben den beſten Vorwand, er zog ſie ein, und gab den Mönchen die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihnen beliebe. Es waren aber viele darunter, die kaum mehr gehen konnten. Vor dem Verhungern ſchützte ſie die königliche Gnade durch eine Penſion von (wo ich nicht irre) hundert und fünfzig Neapolitaniſchen Dukaten, deren etwa drittehalb auf einen Holländiſchen gehen; folglich konnten ſie nicht ſterben, aber auch nicht leben, denn ſie hatten vorher hundert und fünfzigtauſend Dukaten jährlicher Einkünfte genoſſen. Als man nun aber vor kurzem die Jeſuiten wieder herſtellen wollte, fand man es doch bedenklich, einen förmlich vom Pabſt aufgehobenen Orden zurück zu rufen, und mit reichen Gütern auszuſtatten, während die armen, nicht aufgehobenen Cartheuſer immer noch in unverdienter Verbannung ſchmachteten. Da rief man ſie zurück, und räumte ihnen ihr herrliches, von Marmor ſtrotzendes Kloſter wieder ein. Aber auch die Güter? ach nein! die waren indeß zum Theil verkauft worden, zum Theil ließ ſich noch eine artige Summe daraus löſen. Die Cartheuſer, die in beſſern Zeiten wohl etwas zurückgelegt haben mochten, baten den König um Erlaubniß, die noch übrigen Güter ſelbſt wieder an ſich zu kaufen. Zwar ließen ſie nicht merken, daß ſie aus eigenem Schatze einen ſolchen Verkauf beſtreiten könnten, ſondern ſie gaben vor, es mit Hülfe einiger Freunde zu thun. Der König bewilligte ihre Bitte mit Vergnügen, denn ſie waren ja die einzigen Käufer, von welchen er das Verkaufte im Nothfall wieder zurücknehmen, und allenfalls noch einmal verkaufen konnte. Sie ſind jetzt alſo, zwar bei weitem nicht mehr ſo reich, als vormals, aber doch wiederum wohlhabend. Es würde auch in der That den auffallendſten Contraſt bilden, wenn die Bewohner eines ſolchen Pallaſtes von einer elenden Penſion leben müßten. Man kann ſich nichts Schöneres denken als ihr Kloſter. Der auf Marmorſäulen ruhende Kreuzgang, welchen ein ſehr geräumiger Platz einſchließt, würde jeden Königlichen Palaſt zieren. Der herrliche Brunnen in der Mitte des Platzes iſt gleichſam von einem Garten umgeben, deſſen drei Viertheile mit artigen Buchsbaumſchnörkeln prangen, das letzte Viertel aber zu Begräbniſſen dient; und von einem Geländer umſchloſſen iſt, welches Todtenköpfe von weißem Marmor ſchmücken. Die Kloſterhöfe ſind groß und reinlich. Ein herrlicher Garten, in Terraſſen eingetheilt, zieht ſich im Halbcirkel um den Berg, hat ein ſchönes Belvedere, und goldene Früchte winken von den Bäumen. Ordnung und Reinlichkeit herrſchen auswendig und inwendig; die weiße Kleidung der Mönche gewährt einen freundlichen Anblick; noch freundlicher aber ſind ſie ſelbſt. Sie empfangen die Fremden mit der gutmüthigſten Herzlichkeit. Denn man verbinde hier ja nicht mit dem Namen Cartheuſer die gewöhnliche Vorſtellung von ſtrengen Anachoreten, die nichts thun als ihr Grab bereiten, und kein anderes Wort hervorbringen dürfen, als: memento mori. Die Cartheuſer von San Martino ſind nicht ſo finſter; ſie ſprechen mit den Fremden und untereinander; ſie lächeln und lachen; ſie bewohnen recht niedliche Zimmer, (manche haben deren drei) ſie ſind recht artig möblirt, ſchlafen unter ſeidenen Bettdecken, ſchauen von ihren Balkons durch Fernröhre auf das Gewimmel der Neapolitaner herab, bewirthen den Fremden mit Kaffee und Roſoli; kurz, ich bekenne, daß für einen alten Mann, dem etwa ſeine Lieben abgeſtorben ſind, und der nichts mehr von der Welt zu hoffen hat, kein angenehmerer Aufenthalt gedacht werden kann. Ich habe unter andern einen Greis in ſeiner Zelle beſucht, (er iſt ein Bruder des Herzogs von Serra Capriola, des Neapolitaniſchen Geſandten in Petersburg) und habe ſelten einen alten Mann geſehen, der mir heiterer und zufriedener geſchienen hätte. Außer drei hübſchen Zimmern hatte er auch ſeinen eigenen kleinen Hof mit einem Brunnen, ſeine Küche u. ſ. w. Auch vor den Zimmern, zum Luſtwandeln, eine ſehr geräumige bedeckte Gallerie mit einer göttlichen Ausſicht. Hier zog er Hyacinthen, und noch eine Menge anderer Blumen-Töpfe verriethen, wie angenehm er in den letzten Stunden ſeines Lebens ſich beſchäftige. Der Mann wird einſt gewiß ſehr ſanft unter den Blumen entſchlummern. — Der Mönche ſind jetzt in allem zwei und fünfzig, meiſt Greiſe, doch ſah ich auch einige ſehr junge Männer. Einer der letztern, der uns herumführte und alles aufſchloß, ſchien kaum fünf und zwanzig Jahre zu zählen, obwohl er ſchon eilf Jahre im Kloſter zu ſeyn verſicherte. Er hatte eine ſehr angenehme, geiſtreiche, ein klein wenig auf Melancholie deutende Phyſiognomie. Unwillkührlich intereſſirte ich mich ſehr für ihn, glaubte in ſeinen Geſichtszügen höhere Bildung zu leſen, und meinte, er müſſe durchaus unglücklich ſeyn. Von dieſem Irrthum kam ich aber zurück, als ich ſeine Zelle beſuchte, in der ich zwar viele Bücher, aber kein einziges vernünftiges fand. Es waren lauter Legenden und dergleichen Albernheiten. — Im Speiſeſaale (Refektorium) fand ich eine Menge Tiſche reinlich gedeckt; vor jedem Teller ſtanden drei zinnerne Kannen, die größte derſelben freilich nur Waſſer enthaltend, aber die mittlere faßte vollkommen eine Bouteille Wein, und die kleinſte, für eine beſſere Gattung des Weines beſtimmt, auch noch eine halbe Bouteille. Mit dieſer Portion zu jeder Mahlzeit kann ein mäßiger Trinker ſich ſchon begnügen und fröhlich dabei ſeyn. „Du mußt den Herren auch das Beſte zeigen" ſagte ein anderer Cartheuſer, der ein ſchelmiſches Geſicht und überhaupt vom Mönche nichts als die Kutte an ſich hatte. Unter dieſem Beſten verſtand er nehmlich die Küche, und es verlohnte in der That der Mühe ſie zu beſehen. Sie war ſehr geräumig, in der Mitte ſtand ein Brunnen mit einem blaſenden Triton, überall herrſchte die geſuchteſte Reinlichkeit, das kupferne Geräth hing blank geſchäuert und verzinnt an den Wänden. Gleich daneben war die Bäckerei, in deren Mitte eine große Marmortafel, auf welcher die Kuchen und Paſteten eingemengt wurden. Die heutige Abendmahlzeit ſtand bereits, in Portionen abgetheilt, in der Küche. Sie beſtand aus Salat, auf vielen kleinen Tellern, zwar appetitlich, aber nicht reichlich angerichtet. Der luſtige Mönch verſicherte, ſie bekämen auch noch ein wenig Fiſch dazu.

Eben ſo wohleingerichtet als die Küche, iſt auch ihre Apotheke. Der alte Mönch, der ihr vorſteht, ſoll große Kenntniſſe beſitzen, und mancherlei Arcana zu verfertigen wiſſen. Ich fand dort auch einen eisgrauen, ganz zuſammengeſchrumpften Cartheuſer, der vielleicht nicht weit mehr von hundert Jahren ſeyn mochte. Er ſaß und hielt eine Katze auf ſeinem Schooße, ſchien auch ſonſt an nichts Theil zu nehmen. Ich wünſchte ihm — in ſeiner Lage gewiß das Beſte — daß nehmlich er nicht das Unglück haben möge ſeine Katze zu überleben.

Die Kirche iſt prächtig, aber ein wenig zu bunt. Vor lauter Gold, Marmor und Gemählden ſieht man beinahe die Kirche ſelbſt nicht. Die größte Zierde derſelben iſt die Geburt Chriſti von Guido Reni, ein ſehr liebliches Bild, von dem Volkmann, ich weiß nicht warum, behauptet, es fehle ihm noch die letzte Hand. Zwar ſagen auch die Mönche, das Chriſtuskind ſelbſt ſey unvollendet, aber ich meine, ſie plaudern es nur nach. Mich dünkt, Guido habe das Chriſtuskind mit Fleiß nur gleichſam angedeutet, um es von den übrigen irdiſchen Maſſen, die es umgeben, durch eine Art von himmliſcher Durchſichtigkeit zu unterſcheiden, und in meinen Augen iſt ihm das trefflich gelungen. Hätte er den Knaben, wie gewöhnlich, ausgemahlt, ſo wäre es ein derber Bube, aber kein Himmelskind geweſen. Daß doch die Kenner in den Gemählden immer nur Mahlerei und nie Poeſie ſuchen, immer nur Körper und nie eine Seele. — Guido ſoll das Bild haben liegen laſſen, um dem Neid der Neapolitaniſchen Mahler zu entgehen. Wie wenig kennt man das Gemüth eines Künſtlers, wenn man glaubt, daß der Neid anderer Künſtler es bewegen könne, ſeine eigenen Arbeiten minder vollkommen zu machen. Grade umgekehrt. — In der Sacriſtei hängt das beſte Gemählde, das ich jemals von Spagnolett geſehen habe; freilich ein fataler Gegenſtand: ein todter Chriſtus, in Johannes Armen, um den die Mutter weint, und dem Magdalene die Füſſe küßt; aber die Ausführung iſt ſo ſchön, daß man den Gegenſtand darüber vergißt. Es giebt außerdem hier und in der Kirche noch eine Menge Gemählde von lauter guten, oder als gut gerühmten Meiſtern, ich habe aber nicht Luſt einen Catalog davon zu liefern, und nenne immer nur das, was einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Darum eile ich ſogleich in die Zimmer des Priors, die reich mit Gemählden tapezirt ſind, unter welchen ſich kein einziges ſchlechtes befindet. Eine heilige Lucia, von Guido Reni, iſt zwar ein wenig fett, aber dennoch ein ſchönes, liebliches Weib, mit Augen die in ſanfter Wolluſt ſchwimmen. Wer ihre Geſchichte nicht kennt, der wird nicht begreifen, warum ſie noch ein paar andere Augen auf einem Teller trägt? da doch diejenigen, welche ihr im Kopfe ſitzen, völlig hinreichend ſcheinen, die Sterblichen zu bezaubern. Die Begebenheit iſt in der That ſo einzig, daß ſie wohl hier ein Plätzgen verdient. Ein ſchöner Jungling hatte ſich in die heilige Lucia verliebt, und die heilige Lucia war ihm auch nicht gram. Den größten Eindruck hatte ſie durch ihre ſeelenvollen Augen auf ihn gemacht, aber leider fand er nur ſeinen irrdiſchen Himmel darinn. Das ſagte er ihr ſo oft, und vermuthlich ſo herzlich, daß die hübſche Heilige — ob der Kühnheit nicht zürnen konnte, ja, daß ſie endlich ſehr deutlich fühlte, ihre Heiligkeit ſchwebe in großer Gefahr. Da faßte ſie plötzlich in einer heroiſchen

Stunde, den vermaledeiten Entſchluß, die Klippen aus dem Wege zu räumen, an welchen die Keuſchheit ihres Geliebten, und vermuthlich ihre eigene, bald ſcheitern mußte: ſie ſtach ſich die ſchönen Augen unbarmherzig aus, oder vielmehr, ſie ließ ſie ausgraben, legte ſie auf einen blanken Teller, bedeckte ſie mit einem andern, und ſandte die leckere Schüſſel dem Jüngling zu. Die Hiſtorie meldet nicht, wie ihm bei dem Anblick zu Muthe geweſen, wohl aber wie die heilige Lucia für ihre Heldenthat belohnt wurde. Der Herr Chriſtus gab ihr nehmlich auf der Stelle ein paar funkelnagel neue Augen, die vollkommen eben ſo ſchön waren als die ausgeſtochenen. Ob ſie mit dieſen abermals Unheil angerichtet, iſt nicht bekannt geworden. Nun komme Einer und rühme noch die Römiſche Lucretia. Daß ein Frauenzimmer ſich erſticht, um dem Gefühl der Schande auszuweichen, iſt eben nichts beſonders. Daß aber ein Frauenzimmer ſich unter den fürchterlichſten Schmerzen ihrer größten Schönheit beraubt, bloß um das zu vermeiden, was ſonſt alle ſo emſig ſuchen, (nehmlich ſinnliche Eindrücke hervor zu bringen) das iſt ein Heroismus, den keine Heidin, und wahrlich auch keine andere Chriſtin jemals erreichen wird. — Noch eine herrliche Madonna hangt in des Priors Zimmer, die Mönche konnten mir aber nicht ſagen, von welchem Mahler.

In ſeinem Schlafgemach erblickt man über der Thür ein kleines Bild, das ſo hoch gerühmte Crucifix von Michel Angelo. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler habe, um ein Meiſterſtück der Natur ganz getreu zu liefern, würklich einen Menſchen kreuzigen laſſen. Wäre er in der That einer ſolchen abgeſchmackten Barbarei fähig geweſen, ſo hätte er wenigſtens einen grade gewachſenen Menſchen dazu nehmen ſollen, denn ſein Chriſtus iſt offenbar bucklicht. Ich kann mir nicht helfen, und wenn auch die ganze nachplappernde Künſtlerzunft Wehe! über mich ſchreit, und mir zuruft: Siehſt du nicht, daß der Sterbende ſich gekrümmt hat? ich bleibe dabei, der Chriſtus iſt bucklicht; denn ich weiß den Krampf des Todes von einem Buckel auch recht gut zu unterſcheiden.

In einem ziemlich finſtern Winkel ſteht noch ein Bild, welches zwar nicht durch Kunſtwerth, wohl aber durch die Begebenheit, welche Gelegenheit dazu gab, merkwürdig iſt. Eine grauſame Peſt verheerte einſt Neapel, wer fliehen konnte entfloh dieſer Geißel Gottes. Zu den Cartheuſern flüchteten, im Vertrauen auf die geſunde Bergluft, über hundert Perſonen, und die guten Mönche nahmen ſo viele Flüchtlinge auf, als der Raum nur immer verſtattete. Dann aber ſchloſſen ſie weislich ihre Thür zu, und ſchnitten alle Gemeinſchaft mit der Stadt ab. Das währte ziemlich lange, und der Peſt der Langeweile, die ohnehin in jedem Kloſter zu Hauſe iſt, konnte die Geſellſchaft freilich nicht entgehen. Ein Mahler befand ſich darunter, (ſeinen Namen habe ich vergeſſen) der vertrieb ſich die Zeit auf eine recht angenehme Weiſe, indem er alle im Kloſter befindlichen Perſonen abkonterfeyte, und ſie betend zuſammengruppirte. Vor die Thür des Kloſters hat er die Peſt geſtellt, die mit Gewalt herein zu dringen droht, aber durch den heiligen Bruno beſcheiden zurückgewieſen wird. Das Bild hat jetzt noch ein hiſtoriſches Intereſſe, und muß beſonders, ſo lange noch Einer von den Geretteten lebte, ein rührendes Denkmal geweſen ſeyn.

Die ſo oft geprieſene, gut und ſchlecht beſchriebene Ausſicht aus den Zimmern des Priors muß man nicht zu genießen verabſäumen. Von den Gegenden umher ſage ich gar nichts, man muß ſie ſehen. Der Anblick, der, gleich einem Modell, unter den Füßen liegenden Stadt, iſt einzig. In allen Straßen ſieht man wie Zwerge, das Völkchen krabbeln und wimmeln, und ein dumpfes Geſauſe von ein paarmalhunderttauſend Stimmen, die, in einem einzigen Luſtwirbel zuſammenfließend, herauftönen, iſt auf den Terraſſen ſehr vernehmlich. — Die Bibliothek ſoll einen Schatz von griechiſchen Handſchriften beſitzen; ich habe ſie nicht geſehen, und, nach den Figuren ihrer Beſitzer zu urtheilen, liegen ſie vermuthlich tief im Staube.

Lebt wohl, ihr freundlichen Mönche, denen man um ihrer Gutmüthigkeit willen verzeiht, daß ſie dem lieben Gott die Tage abſtehlen. Sie erfüllen wenigſtens einen Wunſch des Schöpfers, ſie ſind froh. Ich gönne es ihnen herzlich, und möchten ſie es immer bleiben! Möchte der Greis immer mit ſeinen Blumen, der Jüngling mit ſeinen Legenden ſich begnügen; der Pater Küchenmeiſter die Portionen nicht zu klein machen, der Pater Kellermeiſter die zinnernen Flaſchen nie ungefüllt laſſen.

Der Pallaſt Villa franca zu Neapel.

Man muß ſich eine königliche Erlaubniß verſchaffen, um dieſen Pallaſt zu ſehen, aber es iſt der Mühe werth, um dieſe Erlaubniß nachzuſuchen, welche übrigens, auf Verwendung eines fremden Miniſters, nie verweigert wird. Außer der Gemählde-Sammlung iſt nichts Merkwürdiges darin, dieſe aber iſt vortrefflich, obwohl nicht zahlreich. Die Krone derſelben iſt eine Madonna von Raphael. Wenn der Engel der Verkündigung, um ſich ſichtbar zu machen, einen irrdiſchen Körper annehmen mußte, wie ſchwer muß es ihm geworden ſeyn, dieſer Jungfrau ihr Schickſal bloß zu verkündigen. Man hat ja ſchon Beiſpiele, daß Leute, die für einen guten Freund warben,

beim

beim Anblick des Mädchens den guten Freund vergaßen und für ſich ſelbſt freiten. Wer würde es dem Gabriel verdacht haben, wenn er es mit dem heiligen Geiſt eben ſo gemacht hätte? — Bei einer Madonna von Raphael ſcherzen, ſtatt in Bewunderung ausbrechen, das iſt ja wohl eine Sünde wider die heilige Kunſt. Aber vielleicht iſt Raphael ſelbſt ein wenig Schuld daran, denn jene Madonna iſt ein herrliches allerliebſtes Geſchöpf, nur keine Himmelskönigin. — Weit mehr Anſprüche auf dieſen Titel darf eine andere Madonna von Andrea del Sarto machen, die mit Schönheit und Unſchuld Erhabenheit verbindet. Sie muß ich verehren, bewundern, anbethen, ſie kann ich nicht lieben. Aber von Mutterſchwäche ſcheint ſelbſt dieſe Madonna nicht ganz frei geweſen zu ſeyn, denn warum leidet ſie, daß der kleine Chriſtus in ihrem Schooße ſich mit dem kleinen Johannes um einen Apfel zankt? das ſchickt ſich nicht für den künftigen Welterlöſer; zumal da der kleine Johannes ein recht gemeiner Bube zu ſeyn ſcheint. — Ein wunderſchöner Knabe iſt freilich ein anderer kleiner Chriſtus, den eine Madonna von Tintoretto auf ihrem Schooße hält, nur verräth er noch keine Spur ſeines himmliſchen Urſprungs, es iſt bloß ein ſehr hübſches Menſchenkind, trotz der Engelkette, die (ein drolliger Einfall) ſtatt des Heiligenſcheins den Kopf ſeiner Mutter umgiebt. Vermuthlich hat ſie eben ihr Morgengebeth verrichtet, denn ſie hat das Gebetbuch noch in der Hand. Himmel! welche komiſche Ideen kann doch ein Mahlerkopf zuſammenpaaren. — Doch genug von Madonnen, deren auch hier, wie überall, eine große Menge zu finden ſind. — Wenden wir uns zu dem ſchalkhaften Amor von Schidone. Nehmet euch in Acht! er ſcheint zwar zu ruhen, aber das durchdringende Auge, der kleine

Zeigefinger am Munde — gewiß ſinnt er auf eine Büberei. — Ich wüßte keine Sammlung ſo reich an Gemählden des wackern Schidone. Ein trefflicher Mahler war er meiſtentheils, ein mahlender Dichter immer. Ihm war es vorbehalten, vom bethlehemitiſchen Kindermorde dasjenige darzuſtellen, was allein die Kunſt darſtellen ſollte: nicht dieſe gräßlich-blutenden Kinder, nicht dieſe Verzuckungen der Mütter, dieſe viehiſche Wuth der Henkersknechte. Schidone hat einen Soldaten gemahlt, der mehrern Müttern, die von ihren Kindern umringt ſind, im Vertrauen erzählt, welch' ein Jammer ihnen bevorſtehe. Herrliche Idee! nur ein trefflicher Kopf konnte ſie faſſen. Das Schrecken, die Angſt der Mütter, im Kontraſt mit der Ruhe der ſpielenden und ſchlummernden Kinder — läßt ſich ein Gegenſtand mahleriſcher denken? Schade, daß Schidone ihn nicht ſo ſchön ausgeführt als gedacht hat! — Die Magdalene von Titian iſt die wahrſte Magdalene, die ich jemals geſehen habe. Sie liegt nicht, wie ſonſt gewöhnlich, denn warum muß denn die Reue juſt liegen? ſie ſteht, gen Himmel blickend, und dieſe Thränen, die ſo rührend ihre Wange herabfließen, ſind nicht Thränen des Kummers, ſondern der innigſten Reue. Die meiſten Künſtler, welche dieſen Gegenſtand behandelten, haben Magdalenen, trotz ihrer Zerknirſchung, immer noch als ein ſchönes blühendes Mädchen dargeſtellt; manchmal ſieht ſie wohl krank und blaß aus, aber ihre kranke Bläſſe iſt nicht Wirkung ihrer Lebensart, ſie gleicht mehr einer liebeſiechen Dirne. Titian hingegen hat ſeiner Magdalene zwar auch Schönheit, hohe Schönheit verliehen, hat auch ſogar das kleine Hülfsmittel verſchmäht, ihr ein krankes Anſehen zu geben; aber dennoch ſieht man es dieſer Schönheit auf den erſten Blick an, daß ſie gemisbraucht worden iſt, und dieſe

Behandlung verräth den dichtenden Mahler. — Will man von dem tiefen, ſchmerzhaften Eindruck, den jenes Bild hinterließ, ſich lachend erholen, ſo trete man vor die lachenden Knaben von Parmeggianino, ſie lachen ſo herzlich, daß mein Subkonrektor in Weimar, bei dem ich in Tertia in die Schule ging, (der ernſthafteſte Mann den ich in meinem Leben gekannt habe) gewißlich ſein Schulmonarchen-Geſicht bei ihrem Anblick entfaltet haben würde. Oder er ſtelle ſich vor den prächtigen Silen von Spagnoletto, der, mit ſeiner behaglichen Trunkenheit, von den komiſchſten Faunsgeſichtern umgeben, gewiß dieſelbe Würkung hervorbringen wird. — Den Wechſel dieſer Empfindungen wird ſchnell wiederum ein Meiſterſtück von unſerm Albert Dürer bewirken: Chriſtus am Kreuze, von denen die ihn liebten umringt. Welche Köpfe! welch ein ſeelenvoller Schmerz! wie ſchön ſind die körperlichen Leiden mit denen der Seele in dem Chriſtuskopf verſchmolzen! wie ſichtbar hingegen, daß bei den übrigen Perſonen nur die Seele leidet! großer Dürer! wie tief haſt du empfunden! wie gern verzeihe ich dir die Engelein, die da mit Bechern in den Händen herumflattern, die ſie überall unterhalten, wo Chriſti Blut herausſprützt, um jedes Tröpfchen aufzufangen. Ich vermuthe, daß dieſes Gemählde von einer adelichen Familie, und zwar als ein ex voto beſtellt worden iſt, denn links kniet ein Hausvater mit zwei Söhnen hinter ſich, rechts die Hausmutter mit ein paar Töchtern, (lauter treffliche Köpfe) über ihnen das adeliche Wappen, und, was meine Vermuthung rechtfertigt, iſt der Umſtand, daß der Satan in gräßlicher Geſtalt die gute Dame am Beten zu hindern ſtrebt. Vermuthlich hatte ſie oft dergleichen Anfechtungen, und um ihrer los zu werden, gelobte ſie dies ſchöne Bild. Iſt es ſo, ſo ſoll der Satan

Dank dafür haben, denn man muß auch dem Teufel ſein Recht widerfahren laſſen. — Faſt eben ſo ſchöne Köpfe als Dürer ſie ſchuf, hat ein gewiſſer Lippi auf einem Gemählde geliefert, welches die heiligen drei Könige darſtellt, die bekannten Geſchenke bringend. Nur der kleine Chriſtus gleicht einem albernen verzogenen Kinde. — Durch ein treffliches Gemählde in Lebensgröße hat Raphael einem vergeſſenen, vermuthlich ſchlechten Dichter die Unſterblichkeit geſchenkt, ſonſt wäre wohl nicht einmal ſein Name, Theobaldino, der Vergeſſenheit entriſſen worden. — Zarte, behagliche Empfindung erweckt ein Bild, die Wohlthätigkeit (leider iſt mir der Name des Meiſters entfallen). Der herrliche Greis, dem die Stufen hinauf geholfen wird; die liegende Mutter, die ihres Kindes Hand ausſtreckt, um die Gabe zu empfangen; endlich der Knabe, der ſchalkhaft ſeine Hände auf den Kopf eines Lammes legt. — Alles iſt ſo lieblich, ſo wahr. — Wahrer als die Nacht von Caracci, durch die Lüfte fliegend und zwei ſchlafende Kinder auf den Armen tragend. Es ſieht aus als habe ein Dämon die Kinder aus der Wiege geraubt. Auch ſcheint ſein Pinſel mir hart. — Chriſtoph Columb von Titian trefflich gemahlt, entſpricht ganz der Idee, die man von dieſem kühnen Manne ſich macht. Zwei alte Köpfe von Rembrandt und Rubens, die dicht nebeneinander hängen, und um den Preis zu ringen ſcheinen; ein weibliches Portrait von Spilberg, ein männliches von Vandyk, ein alter Kopf von Schidone, ein Chriſtuskopf von Correggio, dem ich nur die fatale Dornenkrone wegreißen möchte. — Das ſind die Meiſterwerke, von welchen die Erinnerung ſich meinem Gedächtniß am ſchnellſten eingeprägt hat. Ich habe ſie geſchildert, wie ich immer pflege, ohne den ſogenannten Kunſtſinn, bloß nach meinem Gefühl. Wer mehr fodert, der ſuche es in andern Büchern. — Junge Mahler haben die Erlaubniß hier zu copiren und benutzen ſie fleißig. Man findet immer einen kleinen Vorrath von Miniaturgemählden, meiſt gute Copieen der beſten Stücke, die man für einige Dukaten kaufen kann.

Uebrigens wird in dieſem Pallaſt, eben ſo wenig, als ſonſt irgendwo in Italien, auf Reinlichkeit gehalten. Ueberall iſt Schmutz, und vor der erſten Thür ſchienen ſogar die Ziegen ihren Stall gehabt zu haben. Nicht einmal ein Eiſen, um die Schuhe daran abzuſtreifen, iſt vor der Thür befindlich.

Capo di monte.

So heißt ein königliches Schloß, auf einem hohen Berge gelegen, zu dem man ſehr mühſam emporklimmt. Seine kargen Schätze zu betrachten, muß man ſich gleichfalls eine ausdrückliche Erlaubniß verſchaffen, um welche nachzuſuchen kaum der Mühe lohnt. Schon der Eingang zu dieſem Muſenſitze ſtarrt, wie das übrige Neapel, von Schmutz und Unrath. Zur Leibesbewegung läßt ſich das Inwendige empfehlen, denn man findet hier eine ungeheure Menge von Zimmern, Raum genug, um alle in der ganzen Welt zerſtreuten Meiſterſtücke zu faſſen. Die Wände ſind auch alle mit Bildern behangen, aber wahrlich nicht mit Meiſterſtücken. So wie Bürger einſt, aus den ihm zugeſandten Gedichten, einen Schofelalmanach herauszugeben verſprach, ſo ſcheint der König von Neapel hier eine Schofelgallerie haben anlegen zu wollen, und es iſt ihm gelungen. Zwar ſind vierzehn der beſten Gemählde nach Palermo übergeſchifft worden, und als ſie noch hier waren, konnte man vielleicht aus dem alten

Kirchenliede ſingen: „es möchten ihrer etwa fünfe ſeyn, die thäten nach dem Willen dein; faſt aber iſt allzuwenig übrig geblieben, um die Barmherzigkeit der Muſen anzuflehen. Höchſtens ein paar Dutzend Bilder, zu Verzierung eines Kabinets kaum hinreichend, ſind des Nennens oder des Lobes werth.

Eine heilige Familie von Schidone iſt ſchön, beſonders Joſeph. Aber daß die alte Großmama das Chriſtuskind an einer Stelle krabbelt, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet, iſt zwar ächt großmütterlich, doch ſehr irrdiſch. Es werden hier noch viele Bilder von Schidone gefunden, man ſcheint aber ausdrücklich ſeine ſchwächſten Werke ausgewählt zu haben. — Ein zahlreicher Haufe von Engeln, große Studien von Correggio, die er nachher im Dom zu Parma ausführte, mögen allerdings ſehr ſchön ſeyn, jeder Kopf einzeln betrachtet, iſt ausdrucksvoll, nur iſt auch nicht ein einziger Engelskopf darunter, es ſind lauter Schulbuben, manche derſelben ſind auch recht muthwillig, denn ſie kriechen dem ernſthaften lieben Gott unter den Rock. — Als Gegenſtand der magern Kunſt, als Akademie, iſt, um der unnachahmlich ſchön dargeſtellten Verkürzung willen, ein heiliger Stephan von Schidone bewundernswürdig. Seine Schweſtern ziehen ihm die Pfeile aus dem Leibe. Armer Schidone! mußte es denn eben ein geſpickter Menſch ſeyn, an dem du das höchſte der trockenen Kunſt zeigen wollteſt? — Ein Portrait von Raphaels Mutter, von Raphael gemahlt, iſt ſehr ſchlecht, vermuthlich ſeine erſte Schülerarbeit; ich habe es aber doch mit Vergnügen betrachtet, denn ich dachte mir die Freude, welche die gute Mutter bei dieſer erſten Probe von ihres Sohnes Talent empfunden haben mag. — Viele Portraits von Titian, auch Miniatüren, entſchädigen hie und da für die elenden

Pinſeleien. — Ein ſchlafender kleiner Chriſtus von Guido Reni, würde entzücken, wenn die fatale Dornenkrone und die Marterwerkzeuge nicht zu ſeinen Füßen lägen. Nur daran unterſcheidet man, daß er kein Amor iſt, und lieber wendet man ſich dann zu dem ſchlafenden Amor von Parmeggianino, dem die muthwilligen Genien die Pfeile ſtehlen. — Eine heilige Familie von Andrea del Sarto zieht an, eine andere von eben dem Meiſter ſtößt zurück, denn der kleine Johannes hat einen ſo unausſtehlich fehlerhaft verkürzten Arm, daß es auch jedem Laien beim erſten Blick auffallen muß. Der Führer behauptete, das Bild ſey bei der Reſtauration verdorben worden. — Eine Judith (ich habe vergeſſen, von welchem Meiſter), iſt die erſte Judith, bei der ich gern verweilte. Sie iſt geſchildert, im erſten Augenblicke nach der unweiblichen That. Ihre Magd iſt beſchäftigt, den Kopf in den Sack zu ſtecken. Sie ſelbſt trägt eine Lampe, hält die Hand vor das Licht, und ſieht ſtarr in einen Winkel, als fürchte ſie noch etwas. Man könnte fragen: was fürchtet ſie? Holofernes iſt ja ſchon todt! — Aber wahrlich, der Künſtler, der auf das Geſicht eines Weibes, nach einer ſolchen That, den Ausdruck der Furcht und des ſtarren Schreckens zeichnet, der ſie gleichſam Geſpenſter in jedem Winkel erblicken läßt, hat das menſchliche Herz tiefer ſtudirt, als der ſie triumphirend mit dem Kopfe in der Hand zur Schau ſtellt. — Von Giulio Clavio, demſelben, der den berühmten Codex des Taſſo mit ſo ſchönen Gemählden verzierte, befindet ſich hier ein treffliches Portrait. — In den Köpfen des heiligen Peter und des heiligen Hieronymus hat Guercini Meiſterſtücke geliefert. Ich kann eine große Antipathie gegen alle Heiligen nicht ableugnen, und ſollte ich jemals Abbildungen von ihnen in mein Zimmer hängen, ſo dürften es nur dieſe ſeyn. — Lieber nähme ich aber noch den Bauer zwiſchen zwei Zigeunerinnen von Michel Angelo Cararavaggi, wenn nur nicht eine derſelben, indem ſie dem Bauer die Taſchen beſtiehlt, mit der andern Hand das leichtfertige Zeichen machte, deſſen ich bei der Beſchreibung der Waſſerbuden in Neapel erwähnt habe. Die andere wahrſagt ihm. Das Ganze iſt von unübertrefflicher Wahrheit. — Bei Betrachtung eines Satyrs, der eine Statüe des Bachus mit Weinlaub kränzt, hört man gern den Namen Mattheis nennen, da man gewöhnlich dieſen braven Künſtler nur in den abgeſchmackten frommen Gegenſtänden bewundern muß. — Eine Abnahme vom Kreutz von Albert Dürer hat zwei vortreffliche Köpfe aufzuweiſen, nehmlich den der Maria und den des Johannes. Nie bildete ein Mahler den Schmerz ſprechender als Albert Dürer. Die übrigen Köpfe ſind ſchlecht, ſehr ſchlecht; man ſagte mir aber, das Ganze habe gelitten. — Keine liebende Mutter wird an dem Bilde der Madonna von Carl Maratti ungerührt vorüber gehen. Das Kind ſchläft, die Mutter bedeckt es himmliſch lächelnd mit ihrem Gewand. — Eine Hauptzierde der ganzen Sammlung iſt ein großes, reiches Gemählde, die Kreuzigung Chriſti, von einem Mahler, den ich mit Erſtaunen zum Erſtenmale nennen hörte, von Bernardo Gatti. Warum iſt der Mann nicht berühmter? Kompoſition, Zeichnung, Kolorit, Ausdruck der Köpfe, alles ſcheint mir vortrefflich; auch iſt es wahrlich ein Zug des Genies, wenn gleich keines frommen Genies; daß der Mahler in das Geſicht des böſen Schächers weit mehr Geiſt und Kraft gelegt hat, als in das ſeines bekehrten Nachbars. — Siehe da, ich bin wahrhaftig ſchon fertig mit der ganzen, mehrere Tauſende von Gemählden enthaltenden, Gallerie. Wer zuletzt noch einen fröhlichen Eindruck mit herausnehmen will, der werfe im Vorbeigehen einen Blick auf das ſpashafte Bild, auf welchem ſechs Blinde einander an den Rockzipfeln halten; der erſte iſt ihr Führer, er thut einen Fehltritt, burzelt, und alle übrigen burzeln hintendrein.

Spazierfahrt nach Puzzuoli.

Wenn man die Enthuſiaſten von den vielen Wunderdingen reden hört, die in und um Puzzuoli zu ſchauen ſind, ſo fährt man mit großen Erwartungen dahin, und findet — ein paar Merkwürdigkeiten; das meiſte iſt nicht des Anſehns werth. Zuerſt führt der Weg durch die berühmte Grotte von Pauſilipp. Es iſt aber keine Grotte, ſondern ein breiter, wohlgepflaſterter Fahrweg, der, zum höchſten Erſtaunen Aller, die ihn zum erſtenmal ſehen, mitten durch den Berg führt, und ſo lang iſt, daß man, im ſtarken Trabe, dennoch fünf Minuten zubringt, ehe man jenſeits anlangt. Es iſt Einem gerade ſo darinnen zu Muthe, als ob man durch das Thor und die dunkeln Gewölbe einer Feſtung führe. Höchſt ſeltſam iſt der Weg, und eben durch ſeine Seltſamkeit imponirt er, an einigen Orten auch durch die gewaltige Höhe des Gewölbes, die über 80 Fuß beträgt. Sonſt iſt die Fahrt hindurch wahrhaftig nicht angenehm, denn erſtens iſt es ſehr dunkel darin, das Licht fällt blos von beiden Enden hinein, und da Ein- und Ausgang weit über zwei tauſend Fuß von einander entfernt liegen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß es in der Mitte unmöglich iſt, eine Nähnadel einzufädeln. Zwar hat man noch von oben ein paar kleine ſchräge Oeffnungen anzubringen geſucht, ſie helfen aber wenig, zumal da ſie mit Geſträuch verwachſen ſind. Seneca ſpricht ſchon von der dicken Finſterniß in dieſer ſogenannten Grotte. Zweitens verurſacht die ewige Trockenheit der Höhle, daß ſie immer mit Staub angefüllt iſt. Oft werden Viehheerden durchgetrieben, und dann iſt der Staub ganz unerträglich. Dabei befürchtet man, in der Mitte alle Augenblicke an andere entgegenkommende Wagen zu rennen, oder Fußgänger an die Mauer zu quetſchen. Kurz, man iſt herzlich froh, wenn man glücklich hindurch iſt. Daß dieſer ſonderbare Weg blos angelegt worden ſey, um nicht über den Berg oder am Meeresufer fahren zu müſſen, kann ich mir nicht vorſtellen. Gewiß haben diejenigen Recht, welche vermuthen, daß man anfangs, zum Bauen, Steine und Sand aus dem Berge geholt, daß nach und nach eine immer tiefere Höhle entſtanden, bis man endlich auf den Einfall gerathen, ſie vollends durch zu graben. Sie war auch in den älteſten Zeiten weit niedriger. Mehrere Könige und Vicekönige haben ſie erweitert, erhöht, gepflaſtert, und vor allen Dingen — mit einer Kapelle verſehen, in welcher, da ſie gerade in der Mitte angebracht iſt, natürlich nur bei brennenden Lichtern gebetet werden kann. Der Einſiedler, der hier wohnt, ſollte eigentlich immer ein Blinder ſeyn, da er ſeiner Augen hier gar nicht bedarf. — Hat man die Grotte verlaſſen, ſo fährt man rechts zum See Agnano hinab. Man hält das Bett dieſes Sees für einen ausgebrannten Vulkan; andere meinen, es habe vormals ein Landhaus des Lucullus hier geſtanden. Jenes will man durch die ſchweflichten Ausdünſtungen und das Kochen des Waſſers, dieſes durch noch vorhandene Trümmer beweiſen. Was mich betrifft, ich habe weder das Waſſer kochen, noch auch Trümmer geſehen, ſondern nichts als einen ſchönen See, auf dem wilde Enten waren, die niemand ſchießen darf als der König. Den Schwefeldunſt habe ich freilich auch gerochen, aber er ſchien mir nicht aus dem See zu ſteigen, denn dicht am Ufer liegt die Hundsgrotte, und wenig Schritte davon das Schwitzbad. Die berühmte Hundsgrotte iſt ein bloßes Loch im Berge, durch eine elende hölzerne Thüre verſchloſſen. Die ſogenannte Schwefelhöhle bei Pyrmont iſt weit ſchöner, und die Wirkung des Ganzen dort eben ſo ſtark. Man martert einen armen Hund, indem man ihn bei allen vier Beinen faßt, auf den Boden der Grotte legt, und ſeinen Kopf niederdrückt. In wenig Augenblicken fängt er an ſtark zu athmen, und, wenn er halb todt iſt, wirft man ihn heraus, auch wohl in den See, wo er ſich bald wieder erholt. Es iſt ein unangenehmes Schauſpiel, und die Hunde, welche ausdrücklich zu dieſem Experiment gehalten werden, haben vom Schickſale wohl das härteſte Loos empfangen. Thiere quälen iſt immer ein Verbrechen, aber ſie vollends blos darum zu quälen, damit ein neugieriger Reiſender überzeugt werde, es ſteige hier eine ſchädliche fixe Luft aus dem Boden, das ſollte die Regierung nicht dulden; der Reiſende darf ſich ja nur bücken, und die Naſe an den Boden halten, ſo wird ers ſchon riechen. Oder er begnüge ſich mit dem zweiten Experiment, wo der Führer eine Fackel anzündet; die Flamme lodert hell, ſobald er ſie aber gegen den Boden hält, verliſcht ſie augenblicklich. Er wiederholt das öfter, und es ſieht in der That recht artig aus, koſtet auch weder Menſchen noch Vieh einen ſchweren Athemzug. — Das Schwitzbad zu beſuchen will ich Niemanden rathen, der empfindliche Nerven hat. Eine gewölbte kleine Kammer iſt über einem Schlunde erbaut, der ſtets raucht, und einen erſtickenden Schwefelgeruch ausdampft. Für manche Krankheit ſoll das Bad doch ſehr heilſam ſeyn, und das glaube ich gern; nur meine ich faſt, es ſey beſſer krank zu bleiben, als hier alle Tage Stundenlang zu erſticken.

Durch ſehr rauhe Wege kehrt man vom See Agnano auf die Landſtraße von Puzzuoli zurück. Hat man das Meeres Ufer erreicht, ſo ſtößt das Auge an die kleine Inſel Niſida, eigentlich nur ein kleiner Berg, der ſich von allen Seiten ſteil aus dem Meere erhebt, grün bewachſen iſt, und einen artigen Anblick gewährt. Er ſoll vormals mit dem feſten Lande zuſammengehangen, und zu der Villa des Lucullus gehört haben. Im Mittelalter hieß dieſe Inſel San Salvadore. Conſtantin der Große — ſo nennen ihn die Mönche — ſchenkte ihn den Mönchen. Jetzt iſt eine kleine Quarantaine daſelbſt errichtet. Kauffartheiſchiffe werden in dieſer Abſicht dahin geſandt. Schiffe habe ich auch wirklich da liegen ſehen, aber was die Quarantaine betrifft, ſo hält man es, für einige Piaſter, damit nach Belieben. Das merkwürdigſte von dieſer Inſel iſt, daß ein junger Frankfurter Kaufmann, Namens Eſtermann (wo ich nicht irre) ſie gekauft hat, und kultiviren will. Der Einfall iſt um ſo ſonderbarer, da die Luft daſelbſt ſchon bei den Alten durch ihre Ungeſundheit übel berüchtigt war. Auch wird manches Jahrzehend verſtreichen, ehe ſein Kapital ſich verzinſen wird.

Bei Fortſetzung des am Seeufer angenehm ſich hinziehenden Weges, erblickt man nun auch den Neuenberg (monte nuovo), an dem gar nichts zu ſehen iſt, denn er ſieht aus wie alle andere Berge. Daß er erſt vor ein paar hundert Jahren plötzlich entſtanden, ſoll ihn merkwürdig machen; aber ich meine, alle die Berge hie herum ſind gleichen Urſprungs, hundert Jahre früher oder ſpäter, das kommt auf eins heraus.

Jetzt halten wir vor dem Thore von Puzzuoli, ſteigen aus, und klimmen rechter Hand zu Fuß einen ſanft abhängigen Hügel hinauf, bis man uns ein Thor öffnet, welches ſich von allen andern Thoren in der Welt dadurch unterſcheidet, daß es nicht irgend ein Gebäude, ſondern eine große runde Ebene verſchließt, die rings umher mit ſteilen nackenden Felſenwänden eingefaßt iſt. Dampfte, beim Eintritt in dieſes Thor, dem Reiſenden nicht Schwefelgeruch entgegen, ſo würde er nie glauben, der fürchterlichen Solfatara ſo nahe zu ſeyn, denn was er ſieht, verkündigt ~~er~~ einen Park, als eine unterirdiſche Werkſtatt der Hölle. Freilich überzeugt der erſte Blick, den man umher wirft, daß hier vormals der Krater eines feuerſpeienden Berges geweſen, aber man wandelt lange Zeit recht lieblich einen geſchlängelten Fußpfad zwiſchen Kaſtaniengebüſch, und nur der kleinſte Theil dieſer Ebene, zu welchem man erſt zuletzt gelangt, iſt nackt und graulich anzuſchauen. Sobald man aus dem Gebüſch heraustritt, macht man Halt, um einem Kerl zuzuſehen, der einen großen Stein hebt, und ihn mit aller Gewalt gegen den Boden wirft. Sogleich bebt die Erde, und ein dumpfes unterirdiſches Rollen beweißt, daß man nur auf dünner Rinde wandelt, welche ewige Gluten deckt. Das Experiment, welches öfter wiederholt wird, iſt ein wenig ängſtlich anzuſehen und anzuhören. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß das dünne Gewölbe, immer an einer und derſelben Stelle geſchlagen, doch endlich einmal durchbrechen mögte, zumal wenn man weiß, daß viele Naturkundige mit Gründen behaupten, dieſer Vulkan ſey noch gar nicht ausgebrannt, ſondern werde gewiß einſt plötzlich ſeine Stelle unter den activen Vulkanen wiederum einnehmen. — Der Rauch, den man hie und da hervorquillen ſieht, giebt dieſer Vermuthung noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Einige Schritte weiter ſtößt der Führer eine Schaufel in den Boden, holt ein wenig Erde heraus, und muthet dem Reiſenden zu, die Hand darauf zu legen, welches dieſer thun mag, wenn er Luſt hat, ſie zu verbrennen. Die ganze Bergwand an dieſer Seite raucht; ein dicker Qualm aber erhebt ſich aus einem Schlunde, den man mit einer Mauer eingefaßt hat. Ein Blick hier hinein, iſt ein Blick in die Hölle. Zwar ſieht man keine Flammen, aber man pflegt eine große Menge Ziegel hineinzuwerfen, damit der Schwefel ſich daran hängen ſoll, der in den Monaten Juli und Auguſt eine reiche Erndte giebt. Dieſe mit goldgelbem Schwefel dick überzogenen, und im dickſten Rauche liegenden Ziegel, ſehen natürlich aus, als ob ſie glühten, und die große Hitze, die man in der Nähe ſpürt, macht die Täuſchung vollkommen. Weiter iſt auf dieſer gräßlichen Ebene nichts zu ſehen. Man iſt froh, wenn man ſie wieder im Rücken hat.

Der Cicerone geleitet den Fremden durch einen weit unbequemern Fußſteig wieder herab, um ihm einige Pflaſterſteine zu zeigen, die er via appia nennt, und mehrere alte Mauern, die er für römiſche Palläſte ausgiebt. Endlich erreicht man das Amphitheater, welches faſt eben ſo groß war, als das Coliſeum zu Rom, deſſen Trümmer aber bei weitem nicht ſo merkwürdig ſind. Inwendig iſt alles mit Erde und Bäumen bedeckt, und der Hügel, von welchem man die Arena betrachtet, iſt ein künſtlicher Hügel, dem die ehemaligen Sitze des Volks zur Unterlage dienen. Weiß man nichts davon, ſo wird man inwendig nie errathen, daß man ſich in einem berühmten Amphitheater befindet. Eine demüthige Weinbergshütte ſteht auf dem Platze, wo einſt, nach Suetons Erzählung, ein ſtolzer Senator ſich beleidigt fand, daß man ſeiner im Gedränge nicht achtete, und dadurch ſogar ein Geſetz Kaiſer Auguſts veranlaßte. Jetzt iſt hier keine Rangſtreitigkeit, der Winzer lebt mit ſeinen Schweinen und Kühen in vollkommner Gleichheit und Eintracht, und die Behältniſſe, in welche man vormals wilde Thiere ſperrte, dienen ihm zu Kellern und Ställen. Von außen ſind noch einige Portiken und Corridors ziemlich wohl erhalten, aber man hat ſie durch einige Kapellen verunſtaltet, und eine neuere Inſchrift erzählt, daß der heil. Januarius hier eine Märtyrerkrone errungen.

Ziemlich unbefriedigt ſetzt man die Wallfahrt fort, und hofft auf den Tempel der Diane, der nun erſcheinen ſoll. Lieber Himmel! da drüben im Weinberge ragt ein Stück altes Gemäuer hervor, das iſt der Tempel der Diane. Man könnte es eben ſo gut mit jedem andern Namen taufen. Vielleicht iſt der Tempel des Neptun merkwürdiger? — ach nein! da liegt er grade gegenüber. Der Trümmer ſind ein wenig mehr, aber nichts verräth ſeine alte Beſtimmung. Cicero ſagt irgendwo: „Da liegt Puzzuoli vor „uns, aber wir ſehen nicht unſern Freund Avienus, der „vielleicht in dieſem Augenblick unter dem Porticus des Nep„tun ſpazieren geht.“ — Jetzt iſt da kein Porticus, wo man ſpazieren gehen kann, ſondern bloß ein gemeiner Taubenſchlag klebt an der Mauer, die einſt den Cäſar opfern ſah, als er in den Krieg gegen Antonius zog.

Ich mag den Leſer nicht ermüden, indem ich ihm einen Catalog der prunkenden Namen liefere, die hier alten Steinhaufen beigelegt werden. Man geht noch an allerlei dergleichen vorüber. Bald ſoll es ein Landhaus des Cicero, bald ein Tempel der Nymphen ſeyn. Des Beſchauens werth iſt nur der Tempel des Jupiter Serapis, von dem noch drei ſtehende und einige liegende Säulen, zwei und zwanzig Kammern rings umher, ein ſchöner, mit weißem Marmor Quadern gepflaſterter Fußboden, eine runde Erhöhung zum Opfern, Ringe von Bronze, an welche die Opferthiere gebunden wurden, und niedre Trümmer zu ſehen ſind. In dieſen Kammern harrten einſt die Kranken auf weiſſagende

Träume. Hätte der König nicht zwei und zwanzig der ſchönſten Säulen wegbringen laſſen, ſo würde dies ſchöne Denkmal des Alterthums noch weit impoſanter ſeyn. Es iſt erſt vor fünfzig Jahren entdeckt worden, und lag vermuthlich lange unter Meereswellen begraben, denn die Meerwürmer, die man deshalb Lithophagen nennt, haben bis zu einer gewiſſen Höhe die Säulen ſehr zerfreſſen.

Im Vorbeigehen mag man zuletzt noch einen Blick auf die Ruinen des alten Molo werfen, den man gewöhnlich die Brücke des Caligula nennt, und dabei das Mährchen erzählt, Caligula habe ſie bis Bajä hinüber fortbauen wollen. Jetzt ſcheint es nur noch, als habe man große Steine in grader Linie, gleichſam um einen trockenen Steg zu machen, in die See geworfen. Es iſt gar nichts davon zu ſehen; und faſt möchte ich behaupten, das ſey der Fall mit zwei Dritteln aller ſolcher Ruinen, welchen bloß Erinnerung und Ehrfurcht vor dem Alterthum noch eingebildeten Werth leihen können.

2. Theater zu Neapel.

Als ich hier zum erſtenmale das Theater beſuchte, welches das Florentiner (dei fiorentini) genannt wird (nach der Straße, in welcher es liegt,) da hatte man ein neues Stück angekündigt: Maxwell und Malwin. Die Deutſchen müſſen nicht glauben, daß die Comödienzettel in Italien ſo unterrichtend ſeyn, wie bei uns; in Neapel werden vollends gar keine gedruckt, ſondern man begnügt ſich, an beiden Eingängen der Straße, in welcher das Theater befindlich, eine hölzerne Tafel an einem Stricke ſo aufzuhängen, wie an mehrern Orten die Laternen aufgehängt werden, nehmlich über der Mitte des Weges in der Luft ſchwebend. Auf dieſer Tafel ſteht mit großen Buchſtaben geſchrieben 1) der Name des Theaters, 2) der Titel des Stücks, 3) der Tag der Aufführung, allenfalls noch mit hinzugefügter Stunde des Anfangs. Endlich ſteht zuweilen, aber ſelten, ganz unten noch eine kleine Bemerkung, zum Exempel: mai più representata (iſt noch nie geſpielt worden,) oder: auf allgemeines Verlangen wiederholt, und dergl. Außer dieſer ſchwebenden lakoniſchen Einladung, ſind nur noch ein paar dergleichen auf einigen Hauptplätzen Neapels an die Mauer geheftet. Man erfährt alſo durchaus nichts, als den trocknen Titel des Stücks. Wer der Verfaſſer und ob es Original oder Ueberſetzung? welche Perſonen darin vorkommen? wer die Rollen ſpielt? was die Entree koſtet? u. ſ. w. von alle dem kein Wort. Man muß geſtehen, daß wir Deutſche es in Comödienzetteln viel weiter gebracht haben; bisweilen liegt ein wahrer Schatz von Kenntniſſen in unſern Comödienzetteln, und ich getraue mich zu behaupten, daß ein Philoſoph wie Voltaire's Zadig aus ihnen vielleicht die Sitten und den Charakter der Einwohner größtentheils errathen könne, in deren Mitte ſie gedruckt worden. Hält man mich beim Wort, ſo vergönne man mir eine kleine Abſchweifung: aus einem Berliner Comödienzettel zum Exempel ſchließe ich: daß die Berliner ihren König ehren — daß ſie das Neue lieben — daß ſie ein wenig bequem ſind — daß ſie Beſcheidenheit zu ſchätzen wiſſen — daß ſie die Sitten der Franzoſen nicht angenommen haben — daß ſie gern zukünftige Dinge vorher wiſſen mögen — daß ſie Gaſtfreiheit üben — und Gott weiß, was ſich noch alles daraus entziffern ließe. Hier iſt der Beweis: die Berliner ehren ihren König, denn — ich leſe, daß zur Feier ſeines Geburtsfeſtes ein Prolog geſprochen wird. Sie lieben das Neue, denn — ſonſt würde man bei neuen Stücken die Bemerkung nicht hinzufügen, daß es zum Erſtenmale gegeben werde. Sie ſind bequem, denn — ſie laſſen ſich nicht bloß unterrichten, wann das Stück anfängt, ſondern auch, wann es aufhört, damit ſie ſicher ſind, daheim den Tiſch gedeckt zu finden. Sie ſchätzen Beſcheidenheit, denn — der berühmte Iffland läßt ſeinen Namen ohne Herr drucken. Sie haben die Sitten der Franzoſen nicht angenommen, denn — wenn ſie um ſechs Uhr zu Mittag ſpeiſeten, ſo könnte das Schauſpiel nicht um halb ſechs Uhr ſeinen Anfang nehmen. Sie mögen gern zukünftige Dinge vorher wiſſen, denn — das Repartorium der ganzen Woche wird ihnen für ſechs Pfennige feil gebothen. Sie üben Gaſtfreiheit, denn — alle Augenblicke findet man Gaſtrollen angezeigt. Was läßt ſich gegen meine Schlüße einwenden? in Neapel muß ich es wohl bleiben laſſen, dergleichen zu drechſeln; da ſitze ich und erwarte mit gebührender Reſignation die neue Bekanntſchaft der Herren Marwell und Malwin. Aber ſiehe da, es ſind alte Bekannte, ich erinnere mich ihrer, ſo bald der Vorhang aufgerollt worden, es iſt der Opfertod, eines von meinen vielen Kindern, die, bald gehätſchelt, bald gemißhandelt, in der weiten Welt herum laufen. Dieſes hier durfte ſich eben nicht über Mißhandlung beklagen; das Stück war treu und gut überſetzt, wurde brav geſpielt, herzlich aufgenommen, und mußte, obgleich ſchon eine andere Vorſtellung angekündigt war, am andern Tage wiederholt werden.

Nur drei kleine Veränderungen hatte man ſich zu machen erlaubt, und dieſe Veränderungen ſind es eben, um deren willen ich der ganzen, übrigens unbedeutenden Begebenheit erwähne, denn ſie ſcheinen mir eben ſo viele Charakterzüge der Italiäner. Im erſten Akt hat man die Scene weggelaſſen, wo der hungernde Vater die Semmel in ſeines Kindes Hand gewahr wird, und, vom Hunger überwältigt, einigemal im Begriff ſteht, ſie ihm zu entreißen, allein ſein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß ſein guter Knabe ſelbſt halb verſchmachtet iſt. Eine ſolche Darſtellung iſt alſo dem Volke zu ſtark, in deſſen Mitte einſt Ugolino verhungerte. Auf allen ihren Straßen ſehen ſie täglich die ſcheußlichſten Scenen des Elends, und gehen ungerührt vorüber, aber auf der Bühne werden ſie zu ſehr davon angegriffen. Ich habe in Deutſchland ähnliche Urtheile darüber gehört: ich kann mir aber nicht helfen, ich rechne die Scene doch immer unter die beſten, die ich jemals geſchrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon ſagen würde, wenn ſie in einem Stücke von Shakeſpeare vorkäme, deſſen Lear übrigens weit gräßlicher iſt.

Die zweite Veränderung iſt ein Zuſatz. Ich habe nehmlich zu Anfang des zweiten Akts einen öffentlichen Garten geſchildert, in welchem ſpaziert, geſpielt, gegeſſen, getrunken, kurz alles das getrieben wird, was an ſolchen Orten getrieben zu werden pflegt. Bei mir erſcheinen jedoch aus guten Urſachen lauter Mannsperſonen, auch greifen die einzelnen, dem Scheine nach abgeriſſenen Scenen, alle in das Ganze ein. Das war dem Italiäner zu einförmig. Mit dem Geſchmack ſeiner Nation vertraut, ſetzte er auch zwei Damen an ein Tiſchchen, welche ſich von der Eiferſucht ihrer Männer unterhalten. Ob das übrigens hieher paſſe oder nicht? ob es den Zuſammenhang zerſtückle oder nicht, das gilt ganz gleich.

Die dritte Veränderung iſt abermals ein Zuſatz. Bei mir rettet ein biederer Packträger den unglücklichen Maxwell aus den Wellen der Themſe, und ſchlägt jede Belohnung edelmüthig aus. Das war dem Italiäner nicht genug. Bei ihm macht er noch die ſilbernen Schnallen aus den Schuhen und bezahlt damit dem hartherzigen Hausherrn Maxwels ſchuldige Miethe. Ich wiederhole es: dieſe drei Veränderungen kommen mir ſo charakteriſtiſch vor, daß ſich die wichtigſten Reſultate daraus herleiten laſſen. Ein Volk, das nur durch romantiſchen Edelmuth gerührt wird, iſt des wahren Edelmuths ſelten fähig; einem Branteweintrinker ſchmeckt der Wein nicht. Wer Scenen des höchſten Elends — hier ein gewöhnliches Straßenſchauſpiel — auf der Bühne nicht ſehen mag, der beweiſt, daß er auf der Straße ſein Auge davor verſchließt, und in der That iſt das der Fall. Nur ein Beiſpiel unter Tauſenden. Ich ging eines Tages auf dem Molo ſpazieren, es hatte ziemlich ſtark geregnet, das Pflaſter war feucht und ſchmutzig. Ein Knabe von etwa dreizehn Jahren lag ganz nackend in der Mitte der Straße, denn ein paar handbreite Lumpen, die ſeine Schaamtheile bedecken ſollten, aber nicht bedeckten, kann ich für keine Bekleidung gelten laſſen. Er lag da in ſich gekrümmt, der Kopf ruhte auf dem Pflaſter, er richtete ſich nie auf, bettelte auch nicht eigentlich, ſondern wimmerte bloß. Viele hundert Menſchen gingen an ihm vorüber — ich habe genau Achtung gegeben — die meiſten ſahen gar nicht hin, ſondern ſetzten ihr Geſpräch fort, als ob ſie gar nicht ahndeten, daß dieß nackte wimmernde Weſen ein Menſch ſey. Die Wenigen, die hinſahen, thaten es weder mit Mitleid, noch mit Eckel, ſondern mit dem unbefangenen Blicke, den man zu haben pflegt, wenn das Auge zufällig auf einen gleichgültigen Gegenſtand fällt. Auch mehrere Mönche, die immer ſechs oder acht Mann hoch paarweiſe ſpazieren gehn, ſtreiſten mit ihren Kutten an ſeine Blöße, (ja wahrlich! ſo nahe gingen ſie vorüber) aber ihre frommen ſchielenden Blicke ſahen das verſchmachtende Kind nicht, und auf ihren dummen Geſichtern war eben ſo wenig zu leſen, als auf dem Hintertheil eines Menſchen. — Doch ich breche hier ab. Der lebhafte Unmuth wägt die Worte nicht.

Die Schauſpielergeſellſchaft der *Florentiner* iſt grade nicht vortrefflich, aber doch gut. Der alte *Pinotti* zeichnet ſich ganz beſonders aus; er dürfte in komiſchen und treuherzigen Rollen ſich mit den beſten unſerer Deutſchen Schauſpieler meſſen (etwa Iffland und Weidmann ausgenommen) auch iſt er ein großer Liebling des Publikums, dem ein frohes Gemurmel entſchlüpft, ſo oft er erſcheint. Die erſte Liebhaberinn iſt etwas zu alt und auch ein wenig manierirt. Der erſte Liebhaber hat *mir* beſſer gefallen, als er den Neapolitanern zu gefallen ſcheint. Sie können ihn nicht leiden, ich weiß nicht warum. Er hat die ſchwere Rolle des Marwell, bis auf einige Kleinigkeiten, ſehr brav dargeſtellt. Eines Tages darauf ſah ich den *Hausverkauf* von Düval, und noch ein anderes Stück aus dem Franzöſiſchen: *das Geheimniß und die Eiferſüchtige* (das letzte wird in Berlin als Oper, bloß unter dem Titel das *Geheimniß* geſpielt) man ſieht, daß die Italiäner ſich bloß mit Ueberſetzungen behelfen, denn außer ihrem matten Federici, haben ſie keinen jetzt lebenden Originaldichter. Es verſteht ſich, daß ich nur vom Luſtſpiel und Drama ſpreche; denn die tragiſche Muſe hat Italien mit einem ihrer Lieblinge, *Alfieri*, beſchenkt.

Das Vergnügen, welches man im Theater der Florentiner genießen könnte und wirklich genießt, wird ſehr durch die Lebensgefahr verbittert, der man ſich beim Hinein- und Herausgehen Preis geben muß. Man denke ſich eine Straße in der es nur zwei neapolitaniſchen Kutſchern möglich iſt, einander auszuweichen, wobei ſie nicht umhin können, die Bäuche der an die Wand gepreßten Fußgänger zu ſtreifen. „Was kümmert das mich?“ mögte Jeder denken, der Geld genug hat, einen Wagen zu bezahlen: „ich fahre, und kehre mich den Henker daran, ob meine Räder ein halbes Dutzend Menſchen zerquetſchen oder nicht.“ — Mit Erlaubniß, Herr Egoiſt, auch das Fahren ſchützt ihre eigene werthe Perſon noch lange nicht. Ich bin das erſtemal auch gefahren, aber — die enge Straße iſt zugleich ſehr abhängig und mit wohlbehauenen Quaderſteinen gepflaſtert; da muß der Wagen ſehr leicht ſeyn, wenn die Pferde vermögend ſeyn ſollen, ihn aufzuhalten. Die armen Thiere ſtraucheln und ſchurren alle Augenblicke, und ich war keine zwanzig Schritte entfernt, als das eine derſelben ſtürzte und fürchterlich ſchnaubend unter der Deichſel lag. Wir mußten über Hals über Kopf aus dem Wagen ſpringen, und froh ſeyn, ſo abzukommen. Seitdem zog ich das Zu-Fußegehen vor, es iſt doch minder ängſtlich. Da läßt man ſich nun durch den Bedienten eine Fackel vortragen, aber dieſe Fackel muß ſchon ausgelöſcht werden, wenn man wenigſtens noch funfzig Schritt vom Theater entfernt iſt, vermuthlich, weil man unmöglich mit einer brennenden Fackel den gedrängten Haufen durchſchneiden könnte, ohne den Leuten die Haare und die Kleider zu verſengen. Man könnte auf dieſer Weite von funfzig Schritten die Fackel auch wohl recht gut entbehren, wenn nur das Policeigeſetz befolgt würde, welches verordnet, daß auch kein Wagen weiter als bis zur Straßenecke fahren ſoll. Dies Geſetz hat aber das Schickſal aller Polizeigeſetze: Anfangs iſt darüber gehalten worden, jetzt kehrt ſich niemand mehr daran, wenigſtens glaubt der vornehme Uebermuth ſich davon bispenſiren zu können; man hat alſo mit Pferdeköpfen und Deichſeln und Rädern bei jedem Schritte zu kämpfen. Hat man ſich endlich bis zum Eingange durchgeſchlagen, ſo findet man einen Gang und eine Treppe, beide höchſtens fünf Fuß breit. Durch dieſe Schlucht wälzt ſich der ganze Menſchenſtrom auf und nieder, und dieſe Schlucht iſt der einzige Aus- und Eingang. Sollte einmal Feuer hier auskommen, ſo lege ſich nur jeder ruhig in ſeiner Loge nieder, und laſſe ſich ſchmoren, an Rettung iſt nicht zu denken. So iſt eins der königlichen Haupttheater beſchaffen.

Das Inwendige iſt eben nicht groß, aber recht artig; fünf Reihen Logen erheben ſich über einander. Das Ganze hat, wie hier alle Theater, die Geſtalt eines Hufeiſens, und ich glaube in der That, daß dieſe Form wohl die beſte ſeyn mag. Es wird viel Raum dadurch gewonnen, und kann überall gut ſehen. Die Dekorationen ſind ſehr mittelmäßig, der Vorhang bedeckt nicht einmal ganz die Bühne; man wird auf beiden Seiten, durch einen mehr als handbreiten Raum, ſehr deutlich die erſten Couliſſen gewahr. Da haben denn freilich die Schauſpieler nicht nöthig, ſich große Löcher in den Vorhang ſelbſt zu reißen. — Die Hitze iſt unausſtehlich. Eine große runde Oeffnung in der Decke würde dieſer Beſchwerde abhelfen, wenn man ſie nicht gleich verſchlöſſe, ſobald der Kronleuchter hinaufgezogen worden. Oeffnet man die Loge, ſo iſt der Zug unleidlich. — Von der ſehr guten Opera buffa, welche hier auch gegeben wird, will ich, um nicht zu lange bei einem Gegenſtande zu verweilen, an einer andern Stelle reden.

Das Theater San Carlo.

Das erſte in Neapel und das größte in Europa. Ich habe es erſt ein einziges mal geſehen, aber in ſeiner ganzen Pracht. Es war am Feſte des Heiligen, der ihm den Namen geliehen. Die Königliche Familie hatte ſich im größten Prunk eingefunden. Die Prinzeſſinnen flimmerten von Diamanten. Alle Logen waren mit geputzten Damen garnirt, welche alles, was ſie nur von Brillanten hatten auftreiben können, an dieſem feſtlichen Tage zur Schau trugen. Hier galt es, geſehen zu werden, und dieſer höchſte weibliche Genuß war hier in ſeiner ganzen Fülle zu erreichen, denn an der Brüſtung jeder Loge prangte ein verguldeter Wandleuchter, und auf jedem derſelben flammten drei Wachsfackeln. (Ich ſage mit Fleis Fackeln, nicht Lichter.) Da nun das Haus in ſechs Reihen acht und neunzig Logen zählt, ſo kann man ſich vorſtellen, daß zweihundert vier und neunzig Wachsfackeln verbunden mit der gewöhnlichen Beleuchtung der Kronleuchter u. ſ. w. einen künſtlichen, aber hellen Tag ſchufen. Vormals waren noch obendrein die Logen von außen mit Spiegeln bekleidet, aber das ſoll, wie natürlich, ſo ſehr geblendet haben, daß man jetzt, ſtatt der Spiegel, eine einfache und geſchmackvolle Mahlerei, grau in grau gewählt hat: Genien, die Blumenguirlanden halten, dazwiſchen Adler und Leiern, das Ganze mit niedlichen Arabesken verziert. Nur der Plafond iſt bunt, viel zu bunt, und ſehr mittelmäßig gemahlt. Das gewaltig große Parterre, in dem kein Unterſchied ſich befindet, iſt in lauter Sitze mit Armlehnen abgetheilt, die faſt zu breit und bequem ſind, und verurſachen, daß weniger Menſchen Platz haben, als ſonſt der Fall ſeyn würde. Jetzt kann man, vermittelſt dieſer Sitze, ſehr leicht berechnen, wie viel Menſchen das Theater faßt: höchſtens drittehalbtauſend. Die allzuſtarke Beleuchtung würde den Decorationen Schaden gethan haben, wenn ſie nicht ohnehin mittelmäßig wären. Der Vorhang iſt ſogar unter der Kritik, und Niemand kann errathen, was das darauf befindliche Gemählde vorſtellen ſoll.

Daß die Königliche Familie gegenwärtig ſeyn werde, wird zwar nie auf der Anſchlagstafel ausdrücklich verkündigt, aber Jedermann weiß es, ſo bald darunter ſteht: der Anfang iſt um vier und zwanzig Uhr. Daraus folgt indeſſen noch nicht, daß das Spektakel würklich um dieſe Zeit ſeinen Anfang nehmen werde, denn die Königliche Familie nimmt durchaus keine Rückſicht auf das Publikum, ſondern kommt, wenn es ihr beliebt. Zuweilen zwei Stunden ſpäter, zuweilen auch wohl eine halbe Stunde früher. Beides ſteht nicht fein.

Es war eine Opera seria angekündigt, von der ich ſprechen werde, ſo bald ich ſie geſehen habe; denn da es dem erſten Tenor beliebt hatte, einige Tage vorher ſpazieren zu reiten und faſt den Hals zu brechen, ſo mußte am prächtigen Sanct Carls Feſte die kleine Opera buffa aushelfen, zu großer Unzufriedenheit der Neapolitaner. Man begann das Schauſpiel mit einem prächtigen Ballet in fünf Akten, und ſiehe da, wiederum ein alter Bekannter, nehmlich meine Sonnenjungfrau zum Ballet umgeſchaffen. Die einzige ſehr alberne Veränderung beſtand darin, daß man, ſtatt Rolla, einen engliſchen Geſandten eingeführt, auch Alonzo zum Engländer gemacht hatte. In dem Geſandten erkannte er einen alten Freund, und der ließ engliſche Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen anrücken, welche das liebende Paar befreiten. Auch das Kind, welches die Sonnenjungfrau noch in ihrem Schooße trägt, hatte der Herr Balletmeiſter hervorgezaubert; es war ein artiger Knabe von vier oder fünf Jahren, der durch ſeine rührende Pantomime großen Eindruck auf die Herzen der Zuſchauer machte. — Die neapolitaniſchen

Gardeſoldaten ſind vortrefflich zu gebrauchen, nehmlich auf dem Theater, denn am Schluſſe des Ballets war ihnen ein artiger marſchirender Tanz einſtudirt, in welchem ſie, nach einzelnen Schlägen einer Trommel, eine große Mannichfaltigkeit von Figuren, Kreuze, Cirkel, Quadrate, ſchiefe und grade Linien mit großer Fertigkeit bildeten. Immer ſchlangen ſich die Tänzer und Tänzerinnen zwiſchen ihnen hindurch; bald hatten ſie die Bajonette auf die Flinten gepflanzt, bald nahmen ſie dieſelben wieder ab, und die Tänzerinnen ſteckten ihnen Palmenzweige darauf. Die ganze Spielerei nahm ſich ſehr artig aus, und die funfzig oder ſechszig Mann, deren keiner unter ſechs Schuhe maß, in knapper engliſcher Uniform, gewährten dem Auge einen ſchönen Anblick. — Die erſte Tänzerinn, Signora Trabatoni, tanzt nicht übel, iſt aber eine kleine, ſehr dicke Perſon, deren ungeheurer Buſen unaufhörlich quabbelt, und ſie durch ſeine Schwere aus dem Gleichgewicht zu bringen droht. Der erſte Tänzer, ein windiger Franzoſe, Beaulieu, der den Neapolitanern weiß gemacht hat, er ſey einer der erſten Pariſer Operntänzer (von dem ich aber in Paris nichts vernommen habe,) iſt ein ganz unbedeutender Menſch, und erhält dennoch für ſeine alltäglichen Sprünge — horribile dictu — ſechstauſend Dukaten Gehalt, ſammt mehrern Emolumenten. Der Balletmeiſter heißt Gaetano Gioja, iſt vormals eine Zeitlang in Wien geweſen, wo ſeine Kunſt, ſo viel ich weiß, auch keine Bewunderung erregt hat.

Es iſt eine ſonderbare, aber für den Zuſchauer ſehr angenehme Mode, daß man in Italien zu einer Opera soria immer zwei Ballets giebt, ein heroiſches und ein komiſches. Zwar begreife ich nicht, wie man das ewige Einerlei dieſer Pas und Sprünge nicht endlich müde wird, denn hat man in ſeinem Leben ein Solo tanzen ſehn, ſo hat man für ewige Zeiten alle geſehen; aber eine gute Pantomime iſt allerdings eine frohe und und geiſtreiche Unterhaltung. Nur Schade, daß die eigentliche Pantomime immer mehr und mehr in Verfall geräth, die Balletmeiſter fühlen ſelbſt, daß ſie nichts davon verſtehen, ſie müſſen immer große Bücher drucken laſſen, weil ſonſt Niemand weiß, was ſie haben wollen; und außer den ſogenannten Argumenten (ſo nennen ſie drollig genug den Plan des Ballets) müſſen ſie ſogar noch ihre Zuflucht zu allerlei transparentem Geſchreibſel auf der Bühne ſelbſt nehmen. Ein gut gedichtetes Ballet muß verſtändlich ſeyn, ohne irgend einige Zuthat; dergleichen waren Alcina und das Waldmännchen, die vor einigen Jahren in Wien entzückten, von Trafieri, dem beſten Balletmeiſter, den ich in dieſer Hinſicht kennen lernte. — Das heutige komiſche Schlußballet ſoll gleichfals ganz Wien entzückt haben — wenigſtens behauptet ſolches Herr Gioja — es heißt: der Schneider-Vormund, und iſt allerdings drollig, zumal da die Begebenheit ſich würklich hier in Neapel zugetragen haben ſoll. Ein junger Officier liebt das ſchöne Mündel eines Schneiderleins, vom langfingrigen Vormund ſelbſt zur Hausfrau erkohren. Der Officier miethet ein Zimmer im nächſten Hauſe, Wand an Wand mit der Kammer ſeiner Schönen. Eine verborgene Thür wird practicirt, und Kleider werden davor gehangen, um ſie den Augen des Eiferſüchtigen zu verſtecken. Auf dieſe Weiſe beſuchen ſich die Liebenden nach Gefallen. Eines Tages will ſich der muthwillige Jüngling den Spaß machen, ſeiner Schönen von ihrem Vormund ſelbſt das Maaß zu einem neuen Kleide nehmen zu laſſen. Er putzt ſie vorher ein wenig vornehm heraus, und läßt dann den Schneider rufen, der natürlich ſeine Mündel ſogleich erkennt, dem es aber ins Geſicht mit gehöriger Impertinenz abgeleugnet wird. Um ſich zu überzeugen, läuft er ſchnell nach Hauſe, aber noch ſchneller ſchlüpft das Mädchen wieder hinüber, und ſitzt ganz ehrbar bei dem Strickſtrumpf. Man kann denken, zu welchen drolligen Scenen dieſer ſtette Wechſel Veranlaſſung giebt. Alles kommt dabei auf den Schneider an, der aber von einem Signor Laneri nur mittelmäßig geſpielt wurde. Es verſteht ſich, daß die Bühne der Länge nach in zwei Theile getheilt iſt, und man folglich in zwei Zimmern zugleich die Handlung vorgehen ſieht.

Das Theater San Carlo wird gewöhnlich einem Unternehmer (impressario) überlaſſen; da aber die Künſtler und Künſtlerinnen ſo ungeheure Summen fodern und erhalten, auch noch jährlich mit ihren unverſchämten Foderungen ſteigen, (wie das Beiſpiel des unbedeutenden Herrn Beaulieu beweiſt) ſo iſt es einem Unternehmer faſt nicht möglich, ohne ſeinen Schaden, das Publikum zu befriedigen. Daher fand ſich in dieſem Jahre auch niemand, der es zu wagen Luſt hatte. Mehrere Edelleute mußten zuſammen treten, und ſich als Direktoren an die Spitze ſtellen. Etwas läßt ſich doch zur Entſchuldigung der Menſchen beibringen, die ihre frivole Kunſt weit höher anſchlagen, als die erſten Staatsbeamten ihre Dienſte. Es giebt nehmlich in Italien kein ſicheres Engagement, keine Penſion, keine Ausſicht für das Alter. Werden dem Sänger ſeine Kehle, dem Tänzer ſeine Beine untreu, ſo iſt er auch ſogleich ein Bettler, wenn er die Erndezeit nicht genutzt hat. Nicht einmal einige Jahre hinter einander darf der italiäniſche Künſtler auf eine ſichere Verſorgung zählen, denn man engagirt hier nicht auf Jahre, ſondern nur auf Jahrszeiten. Sind dieſe verſtrichen, ſo muß der Künſtler wie ein Zugvogel weiter ziehen und ſein Futter ſuchen. Er iſt alſo nirgends zu Hauſe, kann ſeine Wirthſchaft nirgend einrichten, und braucht folglich mehr als jeder andere. Aus dieſer Urſache wäre die übermäßige Bezahlung ihm allerdings zu gönnen, wenn er würklich etwas für künftige magere Jahre zurücklegte, aber davon giebt es nur ſeltene Beiſpiele, und gewöhnlich hört mit dem Singen und Tanzen auch das Wohlleben bei ihnen auf. — Im Theater San Carlo iſt das Wohlleben auch unter den Zuſchauern Sitte, und zwar während des Zuſchauens. Man begnügt ſich aber nicht mit den bei uns gewöhnlichen Buffets, ſondern in den Corridors, jeder Logenthür gegenüber, iſt ein Klapptiſch an der Wand angebracht, der aufgeſchlagen, und von den Bedienten der in der Loge befindlichen Herrſchaft mit Confect und allerlei Erfriſchungen beſetzt wird. Der Hitze wegen ſtehen alle Logenthüren offen, und es wird fleißig zugelangt.

Die Straße, in welcher das Theater San Carlo liegt, iſt nicht allein breit, ſondern auch der große Largo di Castello ſo nahe, daß die Wagen ſich bequem ſtellen können, und die Fußgänger den ſchmählichen Tod des Räderns nicht zu befürchten haben. Doch muß die Königliche Familie, die jetzt in Portici wohnt, erſt weggefahren ſeyn, denn ihre Begleitung braucht gewaltig viel Platz. Die ſechs Pferde vor jedem Wagen ungerechnet, fährt der König nie ohne eine Bedeckung von zwölf Dragonern, eben ſo die Königin; Der Erbprinz hat deren acht, und jeder andere Prinz oder Prinzeſſin wenigſtens ſechs. Man kann ſich alſo vorſtellen, daß da wenigſtens ſechszig Mann wohl berittene Dragoner zuſammen kommen, deren ein guter Theil mit Fackeln verſehen iſt, und daß niemanden zu rathen ſeyn möchte, ſich früher heraus zu wagen, bis dieſe Armee ſich in Marſch geſetzt hat. Als ich das ſo mit anſah, mußte ich an den guten König von Preußen denken, den nur der Segen ſeiner Bürger nach Hauſe begleitet, und dem, wenn er ſpazieren reitet, ein einziger Reitknecht in einer ſo großen Entfernung folgt, daß man noch zweifeln muß, ob er zu dem König gehöre.

3. Der Hiſtorienmahler Schmidt.

Er iſt ein Penſionair von Heſſen-Darmſtadt, und man verſichert, er ſey einer der beſten, wohl gar der beſte Geſchichtsmahler in Neapel. Wenn das iſt, ſo bedaure ich die Kunſt, denn Herr Schmidt mahlt nicht übel, aber der lebendige Athem des Genies iſt ſeinen Werken nicht eingehaucht. Zwar, eine ſchlafende Venus, die für ſein Meiſterſtück gehalten wird, iſt allerdings lieblich und von warmen Colorit — (die Verkürzungen wage ich nicht zu beurtheilen) — aber der Amor, der daneben ſteht, iſt ein altkluger Junge, der ausſieht, als wollte er zu ſeiner Mutter ſagen: es iſt nicht geſund, ſo lange zu ſchlafen. Dann hat ihm der Mahler ein paar Flügel angeſetzt, die ein Jagdkundiger in Verſuchung geräth, für Habichtsflügel zu halten. Ich machte Herrn Schmidt dieſe Bemerkung, allein er behauptete, es wären Hühnerflügel, er habe ſie nach der Natur gemahlt. Ich meine, Amor ſollte weder mit Habichts- noch mit Hühnerflügeln herumflattern.

Ein zweites Gemählde, auf das ſich der Künſtler viel zu gute thut, iſt Simſon, ruhend vom Kampfe mit den Philiſtern, dem Delila eine Schaale zur Erquickung reicht. Er könnte das Bild eben ſo gut für einen jungen Herkules, und die Dirne für Dejaniren ausgeben, ja, die Handlung iſt ſo alltäglich, daß ſie noch auf unzählige Helden des Alterthums paſſen würde. Doch nein, Herr Schmidt hat geiſtreich dafür geſorgt, daß ein fleißiger Bibelleſer den Simſon erkenne, denn zu ſeinen Füßen liegt der berühmte Eſelskinnbacken, die mahleriſche Waffe des tapfern Jünglings. Es giebt wohl ſchwerlich einen erbärmlichern Gegenſtand für die Kunſt, und wenn einmal ein Unchriſt dieſes Gemählde betrachtet, der nicht das Glück hat, jenes Eſelswunder zu kennen, muß er nicht glauben, der ſchöne junge Mann ſtehe mit ſeiner Geliebten auf einem Schindanger? — würde man einem Tonkünſtler verzeihen, der, um Hirtenmuſik zu ſchildern, ein Kuhhorn ertönen ließt? — Der Held, der nicht mit dem Schwerdte focht, bleibe lieber ungemahlt, denn wenn die Einbildungskraft des Beſchauers ſtatt der Schwerdtſtreiche Ohrfeigen ſieht, ſo wird ihn ſelbſt Raphaels Pinſel in keine erhabene Stimmung verſetze.

Herr Schmidt findet das nicht, und ſcheint überhaupt ſeinen eigenen Werth lebhaft zu fühlen; denn er zeigt noch ein drittes unvollendetes Gemählde, die Sabinerinnen, welche ſich mit ihren Kindern zwiſchen die kämpfenden Römer und Sabiner ſtürzen. Es iſt bunt und kalt wie eine gefrorne Fenſterſcheibe. Ich warf die Bemerkung hin, daß ich vor kurzem denſelben Gegenſtand in Paris von David behandelt geſehen. Da meinte Herr Schmidt, Davids Compoſition ſey fehlerhaft, denn er habe die beiden König, Romulus und Tatius, zu Fuße gegeneinander geſtellt; da doch aus dem Livius und Plutarch erhelle, daß ſie zu Pferde geweſen. Nun muß ich ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſeine Könige ſitzen wirklich zu Pferde, Romulus ſieht aus, als wolle er ſpazieren reiten, und den Leuten befehlen, ihm Platz zu machen; Tatius ſchneidet ein Jammergeſicht. O großer David! fürchte nicht, daß ich mich ſo ſehr vergeſſen werde, eine Parallele zu ziehen. — Alles übrige abgerechnet, hat Herr Schmidt noch den unverzeihlichen Fehler begangen, das *Intereſſe* zu theilen, denn bei ihm ſieht man nicht bloß die ängſtlichen, um *Frieden flehenden* Weiber, man ſieht auch ſolche, die ihre erſchlagenen Gatten auf der Wahlſtatt finden, und ihren Tod beweinen. Noch obendrein ſind es Hauptfiguren. — Nebenwerk iſt freilich nur die Verzierung des Hintergrundes, aber ein Mann, der ſich ſo keck auf Livius und Plutarch beruft, hätte wiſſen ſollen, daß zur Zeit des Sabinerraubs, Rom nicht mit dieſen herrlichen Tempeln und Säulengängen von allen fünf Ordnungen prangte. Die erſten Tempel waren verzweifelt klein und unanſehnlich.

Landſchaften ſind nun vollends nicht Herrn Schmidts Stärke. Eine *Nacht*, welche Jaſons Flucht mit Medeen darſtellt, iſt weniger als mittelmäßig, obgleich der Künſtler mit wahrer Vaterliebe davon ſpricht.

4. Rega.

So heißt ein vortrefflicher Steinſchneider, ein würdiger Nebenbuhler Pichlers, der vorzüglichſte, den vielleicht Europa jetzt aufzuweiſen hat. Ich habe Paſten bei ihm geſehen, die einen Winkelmann täuſchen könnten. Er ſchneidet auch Portraits, und man kann ſich von ihm, um den mäßigen Preis von funfzig Unzen (etwas mehr als funfzig Dukaten) verewigen laſſen. Die berühmte Lady *Hamilton* habe ich zweimal bei ihm geſehen; auch das Portrait des Landſchafts-Mahlers *Hackert*. Beide laſſen nichts zu wünſchen übrig. Sein Vorrath von Köpfen in antikem Styl iſt anſehnlich, und der Anblick eines

Jeden

Jeden derſelben, zaubert in die ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt zurück. — Iſt man ſo glücklich auch ſeiner Gattin vorgeſtellt zu werden, und von ihrer Beſcheidenheit zu erlangen, daß ſie ein paar Sonaten auf der Harfe ſpiele, ſo hat man gewiß einige der angenehmſten Stunden in Neapel zugebracht, denn ſie iſt ihrer Kunſt faſt eben ſo Meiſterin, als ihr Gatte der ſeinigen.

5. Der Ritter Calcagni.

Es wäre ſchlimm, wenn jeder Menſch nur einen einzigen Zweck hätte, den er unabläſſig verfolgte, ohne weder links noch rechts zu ſchauen. Zwar würden dann die verſchiedenen Zwecke weit vollkommener erreicht werden, weil der Baum beſſer gedeiht, wenn ſein Saft nur eine Krone, als wenn er hundert Zweige zu ernähren hat; aber wo fände man alsdann Menſchen, welche das errungene Ziel angafften? bewunderten? die Reſultate der Bemühungen in ihren Nutzen verwendeten! Wir ſind ohnehin einſeitig genug; lebte vollends Jeder von uns nur einem einzigen Zwecke, ſo würde er für alles übrige eine unausſtehliche Apathie empfinden, das ganze Menſchengeſchlecht würde ſich in lauter Secten theilen, deren Jede die andere verachten und verhöhnen würde. Es iſt daher recht gut, daß es Blumen giebt, die nichts weiter zu werden ſtreben, als ſchöne, vollkommene Blumen; es iſt aber auch recht gut, daß es Bienen giebt, die von einer Blume zur andern gaukeln, ihre Rüſſel und Höschen füllen, und uns endlich das liefern, was die Blumen nicht liefern können — Honig. — Jedem Verdienſte Gerechtigkeit, und mit Freuden zolle ich ſie den Verdienſten des wackern Ritters Calcagni. Er iſt aus Palermo gebürtig, und ſeine einzige Beſchäftigung, an der er mit ganzer Seele hängt, iſt das Sammeln der alten Münzen ſeines Vaterlandes, Sicilien. Die Sammlung, welche er bereits beſitzt, iſt auserleſen und vielleicht einzig, ohne gerade ſehr zahlreich zu ſeyn. Alle ſeine Münzen ſind vortrefflich erhalten, und eine große Anzahl derſelben kann an Schönheit und Vollendung mit den beſten Cameen wetteifern. Es verſteht ſich, daß er als Philoſoph ſammelt, daß er ſeine dem Anſchein nach trockenen Kenntniſſe fruchtbar zu machen ſucht, daß er die Geſchichte bereichert und manchen Nebel der Vorwelt zerſtreut. Ein Werk, an welchem er mehrere Jahre arbeitete, iſt in dieſem Augenblicke unter der Preſſe, und wird durch manche neue Entdeckung die Numismatiker und Geſchichtsforſcher in Erſtaunen ſetzen. Ich will verſuchen, ein paar Beyſpiele zu liefern.

Plautus in ſeinen Luſtſpielen, erwähnt zweier Könige von Syracus, die er Fintias und Lipare nennt. Nur der Dichter, nicht der Geſchichtſchreiber hat ihre Namen aufbewahrt, und weil die Geſchichtſchreiber gewöhnlich etwas vornehm auf die Dichter herabſehen, ſo hat man es dem ehrlichen Plautus nicht auf ſein Wort glauben wollen, daß dieſe Könige wirklich exiſtirt haben, ja, eine hochweiſe Akademie zu Paris ſoll ſogar einmal in einem ſehr gelehrten Memoire bewieſen haben, das ſey bloß ein Scherz des Luſtſpieldichters geweſen. Zwar kannte man ſchon einige Münzen von Fintias, aber man hielt ihn für einen Herrn von Agrigent, und vom König Liparo glaubte man vollends gar keine Spur mehr zu finden. Nun beweißt aber Calcagni durch mehrere von ihm entdeckte Münzen, daß Plautus kein Lügner, und Fintias wirklich König von Syracus war; denn erſtens gab man den Herrn von Agrigent nie den **Titel** **Basileus** (König); zweitens tragen ſeine **Münzen** **das** **Bild** der **Diana** **Conser-**

vatrix, welche, unter dieſem Titel, bloß von den Syracuſanern verehrt wurde. Dem armen Liparo iſt es noch wunderlicher ergangen. Calcagni hat entdeckt, daß man allerdings Münzen von ihm beſitzt, aber daß man bis jetzt, durch die Aehnlichkeit des Namens verleitet, glaubte, ſie ſtammen von den Lipariſchen Inſeln her. So ſind alſo zwei Könige — die freilich beſſer gethan hätten, ſich durch Thaten zu verewigen — wenigſtens dem Namen nach wieder in ihre Rechte eingeſetzt worden, und — ich darf ja wohl mit einigem Stolz hinzufügen, einem Schauſpiel-Dichter gebührt das erſte Lob, ſie der Vergeſſenheit entriſſen zu haben. Wie mancher Fürſt blickt geringſchätzig auf den Dichter herab, der vielleicht beſtimmt iſt, nach ein paar tauſend Jahren der Nachwelt zu verkünden, daß der Herr Fürſt — wenigſtens exiſtirt hat.

Vom Segeſt, der Segeſta gründete, beſitzt Calcagni eine merkwürdige Münze mit Puniſcher oder Phöniciſcher Inſchrift, alle folgende tragen Griechiſche Buchſtaben. Das beweißt, daß die Puniſche Sprache, im Anfang von Segeſts Herrſchaft, in Sicilien noch üblich war, bald aber nach und nach erloſch. — Mehrere Münzen, von dem abſcheulichen Tyrannen Agathocles, tragen die Spuren des unausbleiblichen Richterſpruchs der Nachwelt. Kaum war er todt, als das Volk eilte, ſein Andenken ſo viel möglich auszurotten. Seine Münzen trugen auf einer Seite das Bild der Diana, das Volk verwandelte es in einen Jupiter imberbis; auf der andern den Donnerkeil, das Volk prägte ſeinen Adler, das Sinnbild der Syracuſaniſchen Freiheit darüber, und das geſchah mit ſolcher Haſtigkeit, daß noch jetzt, auf vielen dieſer Münzen, die Spuren des Dianenkopfs und des Donnerkeils deutlich zu ſehen ſind. Vermuthlich haben ſie dem Tyrannen gleich ein paar ſolche ungeprägte Münzen mit ins Grab gelegt, um dem Charon die Ueberfahrt damit zu bezahlen. Möchte doch jeder Tyrann den beſchämten Agatocles ſich mahlen laſſen, wie er vor dem finſtern Fährmann ſteht, und dieſer den umgeprägten Groſchen mit ſpöttiſchem Lächeln betrachtet. Wüßte ich doch kein treffenderes Bild, um den Gedanken an Sterblichkeit und Urtheil der Nachwelt zu verewigen. Es wäre des Pinſels eines Guerin würdig. —

Von den Münzen, auf welche die Syracuſaner das Bild ihrer Schutzpatronin, der Nymphe Arethuſa prägten, beſitzt Calcagni eine große Anzahl, und es iſt äußerſt merkwürdig, daß man, in der Darſtellung ihres Kopfputzes, ſich immer nach der eben herrſchenden Mode gerichtet hat. Ihr Haar iſt auf unendlich verſchiedene Weiſe geſchmückt, und die oft ſonderbaren Moden ſcheinen deutlich zu beweiſen, daß ſie nicht in der Phantaſie des Künſtlers ihren Urſprung nahmen. Dieſe Münzen können für das älteſte Modejournal auf dem Erdboden gelten. Möchten es doch die Chriſten mit ihrer heiligen Jungfrau eben ſo gemacht haben, ſo hätten wir die vollſtändigſten Modeberichte von achtzehn Jahrhunderten, und die Madonna würde ſehr erbaulich, bald mit einer Fontagne, bald mit einem bonnet à l'Eulalie erſcheinen. Das wäre doch wahrlich paſſender als die Augsburgiſchen Allongen-Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten Sicilianiſchen Münzen, ſich plötzlich in chriſtliche Zeiten verſetzt, wenn man das Kreuz in mancherlei Geſtalten gewahr wird; dieſes Kreuz iſt aber Egyptſchen Urſprungs — (daß doch die Chriſten ſo gar nichts Neues erfunden haben) — und ſoll bey den Egyptern, Gott weiß warum, ein Sinnbid der Unſterblichkeit geweſen ſeyn. Daher muß man auch alte Grabſteine nicht gleich für chriſtlich halten, wenn man ein Kreuz darauf erblickt. Viele, die dieſes Zeichen tragen, ſtanden unbezweifelt auf heidniſchen Gräbern. — Mit vielem Scharfſinn ſucht Calcagni zu beweiſen, daß einige Goldmünzen, vom König Geron oder Hieron, in dem Pariſer Kabinet, verfälſcht ſind; ich glaube aber faſt, die Liebe zu ſeiner eigenen Sammlung führt ihn hier ein wenig zu weit. Er ſelbſt nehmlich beſitzt die Münzen von Geron ſehr vollſtändig, vom Jünglings- bis zum Greiſen-Alter, denn Geron regierte über funfzig Jahre, und ſein zunehmendes Alter iſt in den Köpfen ſehr deutlich zu erkennen. Nun trifft die Größe und das Gepräge der Pariſer Goldmünzen gerade vollkommen mit der Größe und dem Gepräge einiger ſeiner Kupfermünzen überein, und er ſetzt daher als gewiß voraus, daß jene nach dieſen geformt worden. Mich deucht, das folge noch nicht. Geron kann ja in funfzig Jahren wohl einmal eine Goldmünze haben prägen laſſen, die dieſen Kupfermünzen ähnlich war. Von alle dem ſcheint mir alſo nichts gewiß, als daß Calcagni keine Goldmünze von Geron beſitzt. — Vielleicht iſt dieſer Artikel für manchen Leſer ſchon viel zu lang; ich will alſo nur noch das redliche Zeugniß hinzufügen, daß Ritter Calcagni der höflichſte, gaſtfreundlichſte Mann iſt, deſſen Charakter eben ſo große Hochachtung verdient, als ſeine Kenntniſſe.

6. Der Erzbiſchof von Tarent.

Ein liebenswürdiger, humaner Mann, mit einer geiſtreichen Phyſiognomie. Er beſitzt viele, ſchöne Gemählde und eine Sammlung von Etruſciſchen Vaſen, die von großem Werthe ſeyn ſoll. Ich bekenne, daß ich dieſer Liebhaberei durchaus keinen Geſchmack abgewinnen kann. Man mag mir noch ſo viele dergleichen alte Gefäße vor Augen ſtellen, und von der Schönheit ihrer Zeichnungen ſchwatzen, ſo viel man Luſt hat, ich ſehe doch immer nichts als unſcheinbare zerbrochene Töpfe, mit ſteifen Karricaturen, die mir noch obendrein oft ſehr verzeichnet vorkommen; denn man glaube doch ja nicht, daß ſie würklich ſo ausſehen, wie Winkelmann und Hamilton ſie haben in Kupfer ſtechen laſſen. Sie gleichen dieſen Kupferſtichen eben ſo wenig, als häßliche Prinzeſſinnen ihren Miniaturgemählden, die man an auswärtige Prinzen ſchickt, um das Original an den Mann zu bringen. Ich habe hie und da, z. B. bei Herrn Heigelein, nachgemachte Etruſciſche Vaſen geſehen, mit allerliebſten Gemählden, die ich ohne Bedenken den antiken vorgezogen hätte, aber freilich bin ich nur ein Laye, der den Werth einer antiken Töpferſchmiererei nicht zu ſchätzen weiß. Immer muß ich diejenigen mit offenem Maule anſtaunen, welche, vor einem ſolchen Topfe ſtehend, in Extaſe gerathen, und mit den Augen ihres Geiſtes Vortrefflichkeiten gewahr werden, welche mir blinden Sterblichen verborgen bleiben. Ich meine doch zuweilen, Winkelmann, Hamilton und wie die großen Männer alle heißen, haben die Welt und ſich ſelbſt mannichmal zum Beſten gehabt. Von einer zu Nola befindlichen Sammlung wird außerordentlich viel Rühmens gemacht. Ich habe ſie nicht ſehen mögen. Nächſtens wird ſie, prächtig in Kupfer geſtochen, erſcheinen, mehrere Blätter ſind ſchon fertig. Vermuthlich wird man auch da wieder die Welt mit ſchönen Zeichnungen bethören, deren Originale ganz anders ausſehen. Nie ſind die Menſchen erfinderiſcher, als wenn ihnen daran liegt, Werth zu geben oder abzuſprechen. — Am meiſten thut ſich der Erzbiſchof von Tarent auf ſeine Münzſammlung zu gute, und ſie iſt in der That in mancher Rückſicht einzig. Von Tarent allein beſitzt er deren über zweitauſend. Man glaubte vormals, es gebe unter den Tarentiniſchen Münzen kaum zwei oder drei in Bronze, bey ihm findet man deren über vierzig. Die Goldmünzen ſind beſonders ſchön. Ehedem würde von jeder Münze, auf der man eine Eule fand, flugs entſchieden, ſie habe Athen angehört; der Erzbiſchof zeigt aber viele unleugbar Tarentiniſche Münzen mit Eulen. — Zuweilen ſpielt ihm die Einbildungskraft, (wie es bey jeder antiken Liebhaberei zu gehen pflegt) einen Streich. Da hat er zum Beiſpiel einen alten Pfennig, auf dem ein Menſch zu Pferde ſitzt, im weiten Mantel, die Hand vorwärts geſtreckt; hinter ihm erblickt man ein Ding, welches ſich allenfalls wohl für eine Mütze ausgeben läßt. Was macht nun der gute Erzbiſchof daraus? — Als die Griechen vor Troja waren — ſo erzählt er — währte ihren Weibern daheim die Zeit lang, es waren nicht lauter Penelopen; da ließen ſie von ihren Knechten und Sklaven ſich die Zeit vertreiben, und es begab ſich, daß ſie eine Menge Knaben gebahren. Als nun die ſiegenden Griechen nach Hauſe kamen, war dieſer Zuwachs ihrer Familien ihnen nicht erfreulich, ſie jagten ſämmtliche Baſtarde zum Thore hinaus. Die Noth vereinte dieſe Jünglinge, ſie zogen in die weite Welt, um ihr Unterkommen zu ſuchen, zum Sinnbild ihrer Fahnen wählten ſie eine Mütze. Auf dieſen Auszug nun ſey obige Münze geſchlagen worden; die vorgeſtreckte Hand bedeute das Reiſen in die Ferne; der flatternde Mantel (welcher aber nicht flattert) zeige das nämliche an, das Sinnbild der Mütze mache vollends alles klar. Der wackere Erzbiſchof hat ſich wohl nie die Frage aufgeworfen: wer dieſe Münze denn geſchlagen haben möchte? Die Griechen ſelbſt, um ihre eigene Schande zu verewigen? oder die Jünglinge, die nackt und bloß davon gejagt wurden, und ſchwerlich einen Apparat um Münzen zu ſchlagen mit ſich nehmen konnten? — Eben ſo wenig möchte ich verbürgen, daß eine große viereckte Kupferblatte, auf welcher ein Elephant befindlich, ein ex voto ſey, welches die Römer nach der gegen Pyrrhus verlohrnen Schlacht verfertigen laſſen, weil ſie damals die Elephanten zum erſtenmal kennen lernten. Doch ſind alle dieſe Zweifel mir erſt aufgeſtoßen, nachdem ich den liebenswürdigen Erzbiſchof verlaſſen hatte, denn ſo lange man ihn ſelbſt reden hört, glaubt man Alles.

7. Der Landſchaftsmahler Denis.

So wenig Sinn mir auch der Himmel für Landſchaftsmahlerei verliehen, ſo muß ich doch Denis bewundern, denn das Vortreffliche jeder Gattung erwärmt mein Herz. Bei dem franzöſiſchen Geſandten Alquier — einem liebenswürdigen und ſehr unterrichteten Manne — ſah ich die erſte Landſchaft von Denis, und ſie beſtimmte mich, ihn in ſeinem Atelier zu beſuchen. Hier vollendete er ſo eben ein entzückendes Bild! nie haben Pouſſin oder Hackert ſo auf mich gewirkt. Pouſſin iſt ſo glücklich todt zu ſeyn, daher wird man ihn vor der Hand wohl noch eine Weile hoch über Denis ſetzen; iſt aber auch Denis einſt in das Reich der Schatten gewandelt, ſo werden ihm dort die Muſen und hier die Menſchen wahrſcheinlich die Oberſtelle anweiſen. Man ſagt, ſeine größte Stärke beſtehe im Hintergrunde, ſein Vorgrund ſei nicht fehlerfrei (ſo wie bey Hackert gerade das Gegentheil ſtatt finden ſoll); man wirft ihm vor, er wähle und mahle zwar italiäniſche Gegenden, aber das Vieh, mit welchem er dieſe Gegenden belebe, ſey niederländiſch; und was dergleichen Kritteleien mehr ſind, die ich dem hieſigen Vieh nicht nachſchreiben mag. Vielleicht hat ſein Bild auch deshalb einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht, weil es nicht blos Landſchaft iſt, ſondern in derſelben eine intereſſante Begebenheit hiſtoriſch darſtellt. Der Blitz hat eine Bauerhütte entzündet, ſie ſteht in Flammen. Die Bäuerin flieht, mit ihrem Säugling auf den Armen. Der Bauer ſucht ſein Pferd heraus zu ziehen, welches ſich, nach Art aller Thiere bei Feuersbrünſten, heftig widerſetzt, hinten ausſchlägt, und ein anderes Kind zu Boden geworfen hat. Das Hornvieh iſt aber ſchon vorher aus der Hütte getrieben worden, und läuft hier und dort brüllend in der Irre umher. Ein Stier rennt nach der Brücke zu, die über einen Bach führt, aber der treue Hund, auch jetzt nur ſeiner Pflicht gedenkend, widerſetzt ſich ihm. Die grauen Felſen rechter Hand, an welchen der Bach herabſtrömt, ſind außerordentlich ſchön. Das Bild iſt für den General Soult beſtimmt, und wird einen freundlichen Pendant erhalten. — Hier ſah ich ferner eine ſehr getreue Abbildung von dem diesjährigen Ausbruch des Veſuvs, auch mehrere Studien, denſelben Gegenſtand betreffend. Eine von Denis beſten Landſchaften, dem General Acton zugehörig, ſtand leider ſchon eingepackt, um nach Sicilien geſchafft zu werden; der Mahler hatte aber Gründe zu vermuthen, daß dieſer Tranſport wohl noch ſehr lange möchte aufgeſchoben werden, und war willens, ſie wieder auszupacken. Er iſt mit Beſtellungen ſo überhäuft, beſonders aus Rußland, daß man ſelten etwas Fertiges bei ihm findet, denn kaum hat er den letzten Pinſelſtrich gemacht, ſo wird das Gemählde auch ſchon gierig abgeholt, gleich als fürchte man, es werde von einem Fremden ihm abgeſchwatzt werden. Dabei iſt zu bemerken, daß ſeine Kunſt nicht nach Brod geht, denn er läßt ſich die ungeheure Summe von achtzehnhundert bis zweitauſend neapolitaniſchen Dukaten (etwa dreitauſend Thaler) für eine einzige Landſchaft bezahlen. — Wer die ſchönſten Landſchaften in Neapel, von den drei größten Meiſtern, Denis, Hackert und Reinhardt, beiſammen ſehen will, der muß den wackern Banquier Heigelin beſuchen. Wer aber auch kein Liebhaber von Landſchaften iſt, wird dennoch wohl thun, ſich eine Adreſſe an dieſen Mann zu verſchaffen, weil er da einen biedern, immer heitern Greis und eine ſehr liebenswürdige Familie findet.

8. Eine Greuelſcene in Neapel.

Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menſchen gewahr, die ſich vor der Bude eines Schuſters um eine Frau verſammelt hatten, die vermuthlich auf der Erde lag, weil alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabſäume, das Volk zu belauſchen, ſo drängte ich mich durch, und ſah — eine ſterbende Weibsperſon. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Umſtehenden die Worte — die mir das Eingeweide erſchütterten — ſie ſtirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur beſtätigte dieſe Ausſage nur allzuſehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwiſchen dreißig und vierzig Jahr alt ſeyn mochte. Sie lag auf dem Steinpflaſter, dicht an der Schuſterbude, neben ihr ſtand ein zerbrochener Strohſtuhl, den man auch ſchwerlich für ſie hingeſchoben hatte. Daß ſie mit dem Tode rang, war ſichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick ſtehen zu bleiben, und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder gelaſſen ſeines Weges, ſo bald er es geſehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, ſtand ich der Sterbenden jetzt am nächſten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte ſogar in der Angſt die Beata Vergine — es wolle ſich doch jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offnen Schuſterbude befand ſich ein Meiſter mit zwei Geſellen. Ich bot dieſen Leuten alles an, was ich bei mir hatte, wenn ſie die Frau hereintragen und in ein Bett legen wollten. Umſonſt! — Einer der Geſellen lachte ſogar, ja wahrlich! er lachte! vielleicht weil ich ſchlecht italiäniſch ſpreche. — Es iſt mir tröſtlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verſtand, denn ihr Blick ruhte auf mir — ich war der letzte Gegenſtand, auf den ihr brechendes Auge ſich heftete — gleich darauf ſtarb ſie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu können, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, ſagte ganz gelaſſen: *Sie iſt todt!* und ging ſeines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu ſehen, wie das Schauſpiel endigen werde. Noch eine gute Viertelſtunde lag die Leiche auf der Straße, von Tauſenden begafft; bis endlich Sbirren kamen, die ſie fortſchleppten. — Und ich denunciire nunmehr dieſen Greuel vor ganz Europa. Ich ſage laut: *Am 4. December 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, iſt zu Neapel, in der Straße Giacomo, einer der volkreichſten der Stadt,* **ein Menſch Hungers geſtorben!!!** — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich ſah zwanzig bis dreißig ſeiner Hunde vorbeiführen — ſie waren alle wohl genährt.

9. Die Catacomben.

Der Eingang zu dieſer Bibliothek des Todes iſt bei einer kleinen Kirche des heil. Januarius, die in einem ſehr entfernten Theile der Stadt liegt. Wie eine Bibliothek ſind mir die Catacomben in der That vorgekommen, denn die Menſchen, die einſt Schriftzüge von der Hand Gottes waren, werden hier in Repoſitorien aufbewahret, um ſie einſt am jüngſten Tage wieder aufzuſchlagen und nachzuleſen. Dieſe Wohnungen der Unterwelt recht anſchaulich zu beſchreiben, iſt ſchwer, doch will ichs verſuchen. Eine weite Höhle gähnt dich an; mit lodernder Fackel ſteigſt du hinein. Man zeigt dir einen Altar, in dem einſt der Körper des heil. Januarius verſchloſſen war, und hinter dem Altar einen eingemauerten Stuhl, von dem herab die Prediger der erſten Chriſten geprediget haben ſollen. Das will ich nun zwar nicht verbürgen, aber ſo viel ſcheint gewiß, daß dieſer Stuhl ſehr alt iſt, und daß man ihn nicht umſonſt in die Mauer befeſtigt hat. Wozu hätte er aber wohl dienen können? Sicher hat ein Menſch darauf geſeſſen; und dieſer Menſch hat ſchwerlich den ſeltſamen Geſchmack gehabt, hier ganz allein zu ſitzen, gewiß war er von vielen Menſchen umringt, zu welchen er ſitzend redete, wie ein Vater zu ſeinen Kindern. Der Ort iſt auch gar nicht feucht oder ſonſt mit übeler Luft angefüllt, oder ſehr dunkel, denn der weite Eingang der Höhle iſt unverſchloſſen, und ſcheint auch nie verſchloſſen geweſen zu ſeyn. Ich glaube daher zwar nicht, daß die erſten Chriſten hier gerade geheime Zuſammenkünfte gehalten, aber die armen Leute hatten kein Geld ſchöne Kirchen zu bauen, ſie fanden hier eine fertig, ihren damaligen Bedürfniſſen angemeſſen, und bedienten ſich ihrer. Vielleicht wurde auch nur bei Begrabung der Todten hier zuvor Gottesdienſt gehalten, und dann die Leiche linker Hand in die Gruft getragen. Ich nehme einen Augenblick dieſe Vorſtellung als wahr an, ich ſehe ſie im Geiſt. Die Bahre, auf welche der Todte ohne Sarg ruht, ſteht vor dem Stuhle des alten Mannes, der vormals noch nicht Biſchof hieß; er ſegnet den Todten ein, die Umſtehenden beten leiſe. Jetzt heben Träger die Bahre, Fackeln wallen voran, die dunkle Höhle ſeitwärts verſchlingt den ganzen Zug. Doch ſo wie die Fackeln den Vorplatz erleuchten, werden geräumige Straßen dieſer unterirdiſchen Todesſtadt ſichtbar: ſie ſind von Felſen überwölbt, erſtrecken ſich von allen Seiten hoch und breit genug, um des Zuges Ordnung nicht zu ſtören. Er wählt eine Straße, bewegt ſich vorwärts, und immer länger ſcheint die Straße zu werden, immer dunkler brennen die Fackeln, du glaubſt von Ferne Irrlichter hüpfen zu ſehen. An beiden Seiten begrüßt das Licht den ſtill bewohnten Felſen, denn links und rechts ſind Betten für die Schlafenden hineingehauen, ſchmal und niedrig, wie die Schlafſtätte in eines Seemanns Kajüte. Reihenweiſe, gleich den Zellen einer Biene, ſind die kleinen Kammern in den Felſen gehauen, kleinere für die Kinder, etwas geräumigere für Erwachſene, gleichviel ob in der untern Schicht der reiche Praſſer und über ihm der Bettler liege. Meilenweit wandelt der Zug zwiſchen dieſen ſtummen Bewohnern, ein Plätzchen ſuchend für den neuen Ankömmling. Endlich — ſiehe, ein friſch gemachtes Bett, dahinein legen ſie ihn, da ſchlummert er ruhig vielleicht neben ſeinem Todfeinde; ein Stein wird vor die Oeffnung geſetzt mit ſeines Namens Innſchrift, und dann verlaſſen ihn die Lebenden, denn ſchon brennen die Fackeln zu Ende; mit ängſtlicher Vorſicht ſuchen ſie den Rückweg, denn wenn ein Seitengang ſie irre leitet, wenn die Fackeln verlöſchen, ſo hört kein

Sterblicher über ihnen ihre Hülfe rufende Stimme; ſtets tiefer verlieren ſie ſich im Labyrinth des Todes, tappen verzweifelnd von Grabe zu Grabe, bis ſie endlich, halb erſtickt, halb verhungert, ihr eigenes Grab mit den Nägeln ſcharren.

Man halte dieſe Schilderung nicht etwa für poetiſche Uebertreibung. Schon mancher Neugierige fand hier ſeinen Tod, weil er ſich zu tief hinein wagte, oder weil die Fackel ihm verloſch. Denn ohne Ordnung ſind die Gänge in den Felſen gegraben, ein Spiel des Zufalls oder der Laune ſcheinen ſie zu ſeyn. Drei unterirrdiſche Stockwerke erheben ſich übereinander, auf zahlloſen Pfeilern ruhen die Gewölbe, bald ſteigt man unvermerkt in das obere hinauf, bald muß man ſich hüten durch Spalten in das untere hinab zu ſinken, das durch Erdbeben zum Theil verſchüttet worden. So kann, wer Luſt hat, mehrere Meilen forttappen, ja Einige wollen, dieſe Unterwelt erſtrecke ſich bis Puzzuoli. Die zahlloſen Todtenlager ſind zum Theil leer, oder auch größtentheils noch mit Schädeln und Knochen angefüllt. Ob es chriſtliche Märtyrer? ob es Heiden waren? oder ob man vor ein paar hundert Jahren die Menſchen, die an der Peſt ſtarben, hieher warf, ſind gleichgültige Fragen für mich. Meine beiden Führer glaubten das erſtere mit frommer Zuverſicht. Bei meiner Abreiſe aus Deutſchland hatte ich einem Freunde verſprochen, ihm einen Knochen aus den Catacomben mitzubringen, ich erinnerte mich jetzt dieſes Verſprechens, und bat mir einen aus. Der Cicerone war bald willig dazu, aber der Fackelträger, ein kleiner alter Mann, widerſetzte ſich ſehr ernſtlich. Der Cicerone, der eine gute Belohnung hoffte, ſuchte ihn durch die Vermuthung zu beruhigen, daß ich dieſes Verlangen bloß per divozione (aus Frömmigkeit) äußere; ich beſtätigte ſeine

Worte ſogleich, und der kleine alte Fackelträger gab endlich nach; trat in eine Gruft, wählte lange, verwarf wieder, alle ſchienen ihm zu groß, zu wichtig. Endlich ergriff er ein Knöchlein, und habe ich recht bemerkt, ſo küßte er es zuvor, ehe er es in meine Hände gab. Ich mußte verſprechen, ja keinem Neapolitaner von dieſem heiligen Raube etwas zu offenbaren; ich that es, und mit meiner morſchen Beute zufrieden, ſuchte ich je eher je lieber das Land der Lebendigen wieder zu erreichen. — Mit den verſchiedenen Vermuthungen, über die Entſtehung der Catacomben, will ich den Leſer nicht ermüden. Ich müßte ſie doch nur aus andern Büchern abſchreiben, die in Jedermanns Händen ſind. Da die natürlichſten Auslegungen mir immer die liebſten bleiben, ſo ſchlage ich mich auf die Seite derer, welche vermuthen, daß hier Anfangs Steine und Puzzola Erde zum Bauen aus dem Berge genommen worden; daß ſo die Höhle und Gänge eigentlich entſtanden, bis man ſich endlich ſo tief hineingegraben, daß das Herausſchaffen der Baumaterialien allzu beſchwerlich wurde, und man bequemere Stellen aufſuchen mußte. Nun kam irgend Jemand auf den geſcheiten Einfall, die Menſchen, die ſich ihre Wohnungen da herauf geholt hatten, nach ihrem Tode wieder hinunter zu ſenden, um die leeren Räume auszufüllen. Der Gedanke fand Beifall, und wurde, erwieſenermaßen, ſchon in heidniſchen Zeiten ausgeführt, wie Tauſende von gefundenen Inſchriften und Thränengefäßen bezeugen.

10. Die Theater zu Neapel.

Ich habe ſchon Anfangs einige Worte über dieſen Gegenſtand geſprochen, und komme jetzt, kurz vor meiner Abreiſe, noch einmal darauf zurück. Ein Deutſcher, der ſeine

Winterabende hier im Theater angenehm zuzubringen hoffte, der irrt ſehr, es wäre denn, daß er einen ganz italiäniſchen Geſchmack hätte. In der Regel aber haben die Deutſchen noch immer die altväteriſche Gewohnheit, ins Theater zu gehen, um das Schauſpiel oder die Oper mit anzuhören, daher mögen ſie denn auch nicht, drei Monat hintereinander, Tag für Tag, die nämliche Oper ſehen und hören, und hätte ſie auch die heilige Cäcilie ſelbſt componirt. Den Italiänern gilt das gleichviel, denn ſie kommen bloß um zu plaudern, höchſtens beehren ſie dieſes oder jenes Terzett oder Quartett mit ihrer Aufmerkſamkeit. Wenn ein ſolches beliebtes Muſikſtück angeht, wird es plötzlich ſtill, wie die Gänſe einen Augenblick ſtill werden, wenn ein Schuß geſchieht, hinterdrein aber deſto ärger anfangen zu ſchnattern. Im recitirenden Schauſpiel hat auch dann und wann eine einzelne Scene den Ruhm, ſie zum Schweigen zu bringen, es muß aber auf dem Theater geſchrieen werden, ſonſt geht die Scene oft unbemerkt vorüber. Das Theater Fiorentini iſt das einzige, welches Dramen und Luſtſpiele, in den Faſten auch Trauerſpiele giebt. Es iſt eine recht brave Truppe, die nur das deutſche Unglück hat, eine Directrice zu beſitzen, die trotz ihrer reifen Jahre und ausgefloſſenen Geſtalt, noch immer alle erſte Liebhaberinnen ſpielt. Iſt die Rolle ihr allzujung, ſo unterdrückt ſie lieber das Stück, wie ſie es z. E. mit meinem Bruderzwiſt machte, der im vorigen Jahre dem hieſigen Publikum ſehr gefallen hatte. Ich ſchlug ihr zu dieſer Rolle ein artiges junges Mädchen vor, das mir viel Talent zu haben ſchien; aber die eintönige und manierirte Signora Lanzetti fand einen ſolchen Eingriff in ihr Fach zu gefährlich. Der alte Pinotti hat in allen Rollen, die ich von ihm geſehen habe (und deren ſind nicht wenige), mein

erſtes

erſtes Urtheil über ihn beſtätigt. Er iſt ein vortreffliches Schauſpieler, den ich zuweilen mit Iffland, zuweilen auch mit Eckhof vergleichen möchte. Er wird von den meiſten Männern recht brav unterſtützt. Sie führen wenig Originale auf, aus der ſimplen Urſache, weil ſie keine haben. Ihr Albergati, Federici, Sograti, Roſſi, ſind lauter Männer von ſehr mittelmäßigen Talenten und armer Einbildungskraft. Die Handlungen, welche ſie darſtellen, ſind romanhaft aber nicht romantiſch, ſelten motivirt, die Charakter mit unſicherer Hand gezeichnet. Takt für das Schickliche fehlt ihnen oft ganz. Da giebt es z. B. ein Stück: der Chirurgus von Aquisgrana. Der ſeiner Kunſt ergebene Chirurgus hat den Körper eines Geräderten ſich zu verſchaffen gewußt, um ihn zu anatomiren; als er aber anfangen will, findet er noch Leben in dem Leichnam, und heilt den armen Sünder glücklich. Daraus ſind nun fünf Akte gedrechſelt worden, in welchen der Geräderte beſtändig vor den Augen des Publikums herumwandelt. — Die nämliche Idee hat auch den Herrn Sograſi bei ſeiner Donzella d'Oxford begeiſtert. Das arme Mädchen wird eines Diebſtahls beſchuldigt, ins Gefängniß geworfen, und ſoll gehängt werden. Glücklicherweiſe iſt ein Studioſus Medicinae ihr Liebhaber, er bringt ihr einen Schlaftrunk bei, ſie wird für todt gehalten, und, als eine Verbrecherin, dem anatomiſchen Theater der Univerſität abgeliefert. Da ſehen wir ſie nun liegen, die Inſtrumente zum Anatomiren neben ihr; die Studenten finden ſich ein, um der Section beizuwohnen, und ſiehe da, die Schlummernde erwacht in den Armen ihres Liebhabers. Iſt das nicht rührend? — Selbſt die **Dama prudente** ſcheint mir, ein paar gute Einfälle ausgenommen, ein ſehr mittelmäßiges Werk, ob ich gleich hinterdrein zu meinem Erſtaunen erfuhr, daß es von Geldeni ſey. Die ganze Klugheit der Dame beſteht darin, daß ſie ihren Mann entſetzlich belügt, und — obwohl in allen Ehren — zu ihrem Liebhaber ins Gefängniß ſchleicht, um ihren Gatten von ſeiner Eiferſucht zu kuriren. — Meiſtentheils werden Ueberſetzungen gegeben, und zwar habe ich deren aus allen Sprachen geſehen. Einiger Kleinigkeiten von Duval, aus dem Franzöſiſchen, habe ich bereits erwähnt. Außerdem ſah ich noch die Schottländerin von Voltaire, und die beiden Grenadiere, eine Farce, in welcher Brünet auf dem Theater Montanſier die Pariſer beluſtigt. Der Keſſelflicker aus dem Spaniſchen iſt ein Triumph des braven Pinotti. Ein Stück aus dem Engliſchen wird jetzt einſtudirt. Vom Opfertod, aus dem Deutſchen, habe ich bereits Rechenſchaft gegeben. Auch Menſchenhaß und Reue ſah ich, wenigſtens den erſten Akt, denn man hatte es dergeſtalt mißhandelt, daß es mir unmöglich war, länger auszuhalten. Den Peter hatte man weggeſtrichen, ſtatt ſeiner aber den Greis mit einer Tochter verſehen, die bei Meinau (der hier ein Einſiedler iſt) betteln muß. Nachdem Meinau dem Greiſe den Beutel in die Hand gedrückt hat, läuft er nicht etwa davon, wie der Menſchenſcheue, der wider ſeinen Willen Gutes thut; nein, er bleibt ſtehen, duldet, daß der Alte ihm knieend dankt, duldet, daß ſein Bedienter, der ihn belauſcht, ihm die Hände dafür küßt, und erklärt in einer langen philoſophiſchen Rede: warum er das Geld gegeben? — Das Stück ſoll durch und durch auf dieſe Weiſe verbaalhorniſirt worden ſeyn. Der Graf z. E. erſcheint nicht früher, als bis ihn Meinau gerettet hat, Notabene, nicht aus dem Waſſer, ſondern von wilden Pferden, die mit ihm durchgingen. Doch ich meyne, der Leſer habe an dieſem Pröbchen ſchon genug.

Die Opera Buffa im Theater Florentini, welche mit dem recitirenden Schauſpiel abwechſelt, iſt faſt noch beſſer beſetzt als dieſes. Signora Millar, die Prima Donna, iſt zwar ein wenig zu corpulent, aber auf dieſem fleiſchigten Körper, über dieſem allzureich begabten Buſen, erhebt ſich ein allerliebſter Kopf, und aus dem allerliebſten Kopfe tönt eine herrliche Stimme. Pellegrini ſingt den ſchönſten Baritono, den ich in meinem Leben gehört habe. Caſaccio iſt ein guter Buffo, den die Natur mit einer drolligen Phyſiognomie ausgeſtattet hat. Bianchi, ein braver Tenor, ſoll vormals noch beſſer geweſen ſeyn, in London aber durch Krankheiten die Stärke ſeiner Stimme verlohren haben. Die Oper, welche leider unaufhörlich gegeben wurde, hieß l'Equivoco delle spose (die Verwechslung der Bräute) und glich dem unter uns bekannten Luſtſpiele, die Irrthümer einer Nacht, nur daß, wie ſichs gebührt, weit weniger Sinn und Verſtand darinnen war. Die Muſik, von dem Sohne des berühmten Guglielmi, iſt recht gut, ſinkt jedoch gegen das Ende. — Die Opera Seria im Theater San Carlo habe ich nun auch geſehen und gehört. Die Verwegenheit, nach Gluck eine Iphigenia in Aulis zu componiren, hat der Verfaſſer ſchmerzhaft gebüßt. Er heißt Vittorio Trento, und man rühmt ſeine Muſik als gelehrt. Ich glaube das wohl, denn ſie iſt langweilig, wie alles Gelehrte. Die Prima Donna, Signora Perotti, iſt eine häßliche dicke, alte Perſon, die durch ihren Geſang ihre Figur nicht vergeſſen macht. Man hat ſie einem Achill gegenüber geſtellt, der aus Mangel an einem Caſtraten, durch ein Frauenzimmer (Signora Gazzotti) geſpielt und geſungen wird. Sie ſingt gut, ſpielt ſchlecht, und das Pärchen nimmt ſich übel aus. Ich ſchweige von den übrigen; ſie halten ſich beſcheiden in den Schranken der Mittelmäſigkeit. — Der erbärmliche Dichter führt einen prächtigen Namen, er heißt: **Signor Don Giuseppe Cavaliere Pagliuca de Conti di Manupello.** Es war nicht zu vermuthen, daß ein Mann mit einem ſolchen Namen etwas Gutes machen würde. In der Vorrede geſteht er zwar ein, daß ein berühmter Dichter vor ihm (Metaſtaſio) den Gegenſtand ſchon behandelt habe, doch ſey er dem Euripides und Racine zu ſehr gefolgt; er hingegen, der Herr **Pagliuca de Conti di Manupello**, habe ſich an den Apoſtolo Zeno gehalten. Bei dem veränderten Geſchmack des Publikums ſey es nothwendig geweſen, ihm eine neue Iphigenia zu geben, damit die Bühne dieſes lyriſche Sujet nicht ganz verlieren möchte. — Der Leſer wird hoffentlich nicht verlangen, daß ich ihm einen Auszug aus dieſer Schülerarbeit liefern ſoll. — Die Decorationen von Domenicho Chelli waren ſehr mittelmäßig; das Orcheſter zu ſchwach und in Präciſion und Ausdruck bei weitem dem Pariſer nicht zu vergleichen. Kurz, die große Erwartung, die mancher Reiſebeſchreiber von der hieſigen Oper bei mir erregt hatte, fand ſich ziemlich getäuſcht. Die Herren Cavaliere, die Unternehmer deſſelben, ſprechen zwar in einer Zueignungsſchrift an den König mit vieler Zuverſicht davon (wobei ſie auch als ächte Höflinge, ohne ſchamroth zu werden, den König mit dem Kaiſer Auguſtus vergleichen), aber das Publikum läßt ſie ſchmerzhaft empfinden, daß ſie ſich täuſchen. Kein Theater iſt leerer, als das ſchöne Theater San Carlo, und vergebens ſucht man, bald durch eine Illumination, bald durch ein neues pas de deux, die Zuſchauer hinzulocken. Daß die Logen leer bleiben, daran ſind wohl die ungeheuren Preiſe Schuld, welche die Herren Cavaliere, um ihren mittelmäßigen und ſuffiſanten pariſer Tänzer zu bezahlen, dieſes Jahr ſehr erhöht haben (für eine Loge im dritten Range mußte ich **ſieben Dukaten** bezahlen), das Parterre hingegen iſt unverhältnißmäßig wohlfeil (etwa einen halben Thaler koſtet die Entree) iſt dabei ſehr bequem eingerichtet, und bleibt dennoch leer. — Das *dritte* Theater zu Neapel iſt das theatro nuovo, auf welchem eine eigene Geſellſchaft Opera Buffa giebt. Ich habe die *Liebe in der Weinleſe* daſelbſt geſehen, Muſik und Sänger waren nicht ſchlecht, beſonders ein Buffo, der, wo ich nicht irre, Gennaro Lucio heißt, und um den es Schade iſt, daß die Jahre ihn ſehr zu drücken anfangen. Die Prima Donna hingegen war völlig unbedeutend. Das Theater iſt, wie alle hieſigen Bühnen, in der ſehr ſchicklichen Form eines Hufeiſens erbaut, hat fünf Reihen Logen, und iſt einfach aber gefällig verziert. — Daſſelbe gilt von dem *vierten* Theater, Del Fondo genannt. Es iſt nach dem von S. Carlo das größte, und genießt dabei den hier ſo ſeltenen Vortheil an einem geräumigen Platze zu liegen. Dennoch wird es gerade am wenigſten gebraucht. Die Geſellſchaft des alten Pulcinella, Giancola, führt zuweilen Spektakelſtücke daſelbſt auf. Ich habe z. B. die *afrikaniſche Hochzeit* geſehen, welche meine guten deutſchen Landsleute, trotz der Donaunymphe, entzückt haben würde; denn es erſchienen zwei Chöre Janitſcharenmuſik, die das Trommelfell der Zuhörer zu zerſtören drohten; es marſchirten ganze Armeen paarweiſe auf, eine ſchöne Prinzeſſin ritt auf einem lebendigen Roſſe, und ihre beiden Zofen ritten gleichfalls auf lebendigen Mähren, ein Mohrenkönig prunkte auf einem Elephanten, und ſein General curbetirte auf einem wilden Rappen; das Gewitter ſchlug ein, Schiffbrüchige ſchwammen an's Ufer, eine Bataille erfolgte, es wurde entſetzlich geſchoſſen — was verlangt man mehr? und es geſchah allerdings noch weit mehr, aber ich entfernte mich zu Anfange des zweiten Akts, und kann daher von dem übrigen keine Rechenſchaft geben. —

Zuweilen producirt Giancola ſeine Späßchen auch auf dem teatro nuovo, und ich habe dort den Spiegel der Welt von ihm geſehen, aber es wäre in der That verſchwendete Dinte, ein Wort mit dieſen Poſſen zu verlieren. Der Pulcinella (dieſe Art von Hanswurſt, im weißen, oft ſchmutzigen Hemde, ſchwarz verlarvt, einen weißen, pyramidalförmigen Hut auf dem Kopf) ſpielt überal die Hauptperſon, und da er bloß im neapolitaniſchen Dialekt ſpricht, auch ſeine Späßchen meiſt lokal ſind, ſo gehen ſie für einen Fremden ganz verlohren. — Wie aber dieſe Leute ihre Spektakelſtücke anzukündigen pflegen, davon will ich doch, zum Muſter für manchen deutſchen Schauſpieldirektor, ein Pröbchen mittheilen. „Schon längſt," ſo hebt der Zettel an, „ſchon längſt ſah man nicht mehr auf der Bühne die
„mörderiſchen Schlachten und die gräßlichen Gefechte von
„Afrika. Allzu denkwürdig ſind jene Thaten, allzu verwickelt
„jene Begebenheiten, um nicht die Phantaſie des
„Dichters zu entflammen. Auf ſolche Weiſe hat ein ungenannter
„Autor ein Spektakelſtück geboren. Geſchrieben
„iſt es für die Geſellſchaft von Giancola, welche weder Mühe
„noch Schweiß ſparen wird, um es würdig darzuſtellen.
„Es heißt: die afrikaniſche Hochzeit oder die Eroberung
„von Tombucto mit dem Pulcinell, ein
„Spiel der Wellen und Ueberwinder der Mohren.
„Die Garderobe iſt ganz neu dazu verfertigt, die
„Dekorationen ſind nimmer geſehen worden, der Pulcinell
„ſpielt die Hauptrolle: wir dürfen uns ſehr ſchmeicheln, das
„geneigte Publikum zufrieden zu ſtellen u. ſ. w."

Gewöhnlich treibt Pulcinella ſein Weſen auf einem weit kleinern Theater, und nur für die Spektakelſtücke miethet er ſich auf einzelne Abende ein größeres. Bei ihm werden mehr Originale aufgeführt, als auf allen übrigen Bühnen, aber er verſchmäht auch Ueberſetzungen nicht; es wird wenige Stücke geben, die er gar nicht brauchen könnte. Wenn nur ein Bedienter darinn vorkömmt, den er zum Hanswurſt umſchaffen kann, ſo mag das übrige ſo traurig ſeyn, als es wolle. So giebt er z. B. Zemire und Azor. — Ich mag doch nicht ganz Abſchied von dem ehrlichen Spaßmacher nehmen, ohne den Leſer wenigſtens ein Pröbchen ſeines Wizes mitgetheilt zu haben. Ich wähle dazu die Wachſamkeit oder den nächtlichen Arzt, mit Pulcinella, blind und ſtumm aus Hunger. Das Stück iſt durchgehends ſentimental. „O lieber Knecht!“ ſpricht Madame Wilfalt zu ihm; „Gefährte unſrer Leiden! was „bringſt du Neues?“ — Pulcinell. Um Gotteswillen! gebt mir geſchwind fünf und zwanzig Pfund Maccaroni und ein tüchtiges Stück Käſe dabei. — Madame Wilfalt. Haſt du ausgerichtet, was ich dir auftrug? — Pulc. Ausgerichtet? M. Wilf. Haſt du geredet wegen des Gemähldes? — Pulc. Geredet? — M. Wilf. Aber ſo antworte doch! — Pulc. Was ſoll ich antworten, da mein Leib ſo ſchlaff iſt, als eine Sackpfeife ohne Wind. — M. Wilf. Geduld! — Pulc. Was Geduld! es iſt die Rede davon, daß ich ſeit geſtern noch nüchtern bin. Ich hatte die treffliche Gewohnheit, zwölfmal des Tages zu eſſen und alle Viertelſtunden wenigſtens etwas zu kauen, um die Kinnbacken in Uebung zu erhalten; will ich nun die verlohrne Zeit einholen, ſo muß ich wenigſtens in ſechs Schenken, achtzehn Wirthshäuſer und vier und zwanzig Keller gehen. — M. Wilf. Beklage dich nicht über uns, ſondern über das Schickſal. — Pulc. Iſt das Schickſal zu Hauſe? ich will ihm den Kopf waſchen. — M. Wilf. Ach! es hat ſeine Freude daran die Sterblichen zu quälen. — Pulc. Es wird wohl eine Apothekerſtochter ſeyn. — „O Mutter!“ ruft das Kind der Madame Wilfalt: „ſeyn ſie nicht ſo *traurig.*“ (mesta) — Pulc. Recht ſo, mein Schatz, zuerſt die *Suppe* (im Volksdialekt la menesta) — M. Wilf. Wie ſoll ich der Strenge des Schickſals widerſtehen? (fato) — Pulc. Es iſt unmöglich, den Geruch vom Stuffato (Geſtoeften) zu widerſtehen. Aber wann gehen wir zu Tiſche? — M. Wilf. Immer war es mir zuwider! (fatale) — Pulc. Wie's erſt nach Weihnachten! (natale) Gehorſamer Diener! unterdeſſen kann ich mein Herz in eine Zuckerbüchſe verkaufen. — So geht es nun immer fort; nichts als Wortſpiele und plumpe Späßchen, durch den Dialekt vollends ganz unverſtändlich. Der Toskaner würde den Pulzinell kaum verſtehen, ſo wenig als der Sachſe den Wiener Casperl verſteht. — Das *fünfte* Theater, San Ferdinando, habe ich nicht geſehen; es liegt in einem ſehr entfernten Theile der Stadt, iſt meiſtentheils verſchloſſen, oder giebt auch bloß Farcen mit dem Pulzinell, ſoll übrigens groß und ſchön gebaut ſeyn wie die andern. — Das *ſechſte* Theater iſt eine *Puppenkomödie*, die ſich auch wohl einmal mit anſieht, denn der Saal iſt ziemlich groß, hat eine Reihe Logen und iſt artig verziert. Die Decorationen ſind gut gemahlt, die Puppen von der Größe eines zehn bis zwölfjährigen Knaben, gut gekleidet, machen ſehr natürliche Bewegungen (nur *gehen* ſie ſchlecht), die *Leute*, welche ſie regieren, deklamiren wohl ſo gut als auf irgend einem andern Theater, und die Stücke, welche ſie aufführen, ſind auch um nichts ſchlechter; nur freylich beſtehen die Zuſchauer, wenigſtens im Parterre, aus Creti und Pleti, und da der Saal niedrig iſt, ſo fällt die unreine Luft ſehr beſchwerlich. Die höhern Stände, welche ſich an die geiſtreiche Unterhaltung des Hagardſpiels gewöhnt haben, halten es für unanſtändig hier zu erſcheinen. Ich erinnere mich, eine ähnliche Puppenkomödie in Berlin geſehen zu haben, die bisweilen auch von recht vornehmen Leuten beſucht wurde, ja, von der ſogar die neue Dichterclique behauptete, ſie ſei dem Nationaltheater weit vorzuziehen, denn das ſey die eigentliche Comédie. Sie hatten Recht, weil ſie ihre eigenen Stücke zum Maaßſtab nahmen.

Noch ein paar kleine Pulcinelltheater verdienen weiter keine Erwähnung. Sie ſpielen mehrere Male des Tages, bloß für den geringſten Pöbel, den ſie theils durch große ausgehängte Bilder, theils durch die Späßchen eines Pulcinell herbeilocken, der eigentlich nicht zur ſpielenden Truppe gehört, ſondern der weiter nichts zu thun hat, als den ganzen Tag draußen vor der Thür auf einem Tiſch zu ſtehen, und mit dem Pöbel von den Herrlichkeiten zu ſchwatzen, die er inwendig ſehen wird. Bricht der Abend herein, ſo zündet der Kerl eine Fackel an, und läßt ſich von Straßenbuben leuchten. Bewundern muß man ſeine nie zu ermüdende Lunge. In ſolchen Theatern ſind Hitze und Knoblauchgeſtank unerträglich, auch ſchaben und kratzen ſich die Nachbarn unaufhörlich. Wieder herauszukommen iſt ſehr ſchwer, denn ſie ſind gepfropft voll, und alle Sinne der Zuſchauer ſo an das Schauſpiel gefeſſelt, daß Niemand hört, ſieht noch ausweicht.

Der Hof beſucht bloß das Theater S. Carlo, und zuweilen, aber ſelten, das der Fiorentini. In dem letztern habe ich nur einmal das Glück oder Unglück gehabt, den Hof anzutreffen. Allerdings mag ich es ein Unglück nennen, denn es war ein regnigter Tag, alle nach dem Theater führende Straßen waren ſchon mehrere Stunden vorher mit Dragonern zu Pferde dicht beſetzt, die mit gezogenen Säbeln faſt eben ſo unter dem Volke herumtobten, wie bei der beſchriebenen

Hinrichtung. Bei der letzten Straße mußte Jedermann ausſteigen und den übrigen kothigen Weg zu Fuß machen, wobei man das Vergnügen hatte, von den Pferden der Dragoner mit Koth beſpritzt zu werden. In den Corridors ſelbſt mußte man ſich durch ganze Reihen von Grenadieren drängen, die, durch ihren Beruf unverſchämt gemacht, keinem Menſchen ausweichen. Der Hof ſelbſt vermehrte die Gefahr auf den Straßen durch ſeine Ankunft, denn er brachte abermals ein großes Detaſchement Dragoner mit, die vorausritten, nahe am Theater plötzlich zu beiden Seiten ſich ſchwenkten, und alle, die da ſtanden, ohne Barmherzigkeit an die Wand quetſchten. Beim Herausgehen war es natürlich noch ärger. Kurz, ich rathe Jedermann, der in das Theater Fiorentini gehen will, ſich vorher zu erkundigen, ob der Hof hineinkomme, und in dieſem Fall lieber zu Hauſe zu bleiben. Natürlich vermehren ſolche mißtrauiſche Anſtalten die Liebe des Volkes nicht. — Wenn nun vollends ein Preuße dabei an die Prunkloſigkeit ſeines guten Königs, ſeiner holden Königin denkt! die nicht einmal auf ſich warten laſſen. Welch ein Kontraſt! — Hier hat der Hof die löbliche Gewohnheit, die Stunde des Anfanges zu beſtimmen, aber ſich nie zu dieſer Stunde einzufinden. Oft lieſt man angeſchlagen: das Schauſpiel werde, auf höchſten Befehl, um fünf Uhr Abends anfangen; dann fängt es gewöhnlich um halb acht Uhr, zuweilen aber auch wohl um halb fünf Uhr an. Ob die Zuſchauer Langeweile haben, oder zu ſpät kommen, dies gilt dem Hofe gleich viel. — Es iſt doch wahrlich nicht rathſam, die Verachtung und Geringſchätzung, welche man für das Volk hegt, ſo deutlich zu erkennen zu geben; man verſcherzt dadurch jedes freiwillige Zeichen der Anhänglichkeit, das in den Augen des beſſern Fürſten allein Werth hat, und in den Augen des Deſpoten wenigſtens ſeine Sicherheit verbürgt.

11. Die Porzelainfabrik.

Das Magazin der Königl. Porzellainfabrik iſt weder an Reichthum noch an Vollkommenheit mit dem Berliner, Dresdner und Wiener zu vergleichen. Die Materie ſelbſt ſcheint ſchlechter zu ſeyn, wenigſtens fällt ihr Weiß ins Gelbliche. Die Mahlerei iſt hart. Meiſtens ſind es Copieen von den Gemählden aus Herculanum und Pompeji, und darauf bildet man ſich hier am meiſten ein. „Wenn wir auch in andern Dingen manchen Ländern nachſtehen," ſagt man, „ſo haben wir doch für die Mahlerei die beſten Muſter." Gerade das möchte ich leugnen, in ſofern von den Kunſtwerken jener ausgegrabenen Städte die Rede iſt. Es geht den antiken Gemählden wie manchen poetiſchen Werken, die ſich in keine fremde Sprache überſetzen laſſen; copirt man ſie, ſo zieht man den Schleier ab, in welchen das ehrwürdige Alterthum ihre Fehler verhüllte. Dieſe Bemerkung drängt ſich hier faſt bei jedem Schritte auf. Einige Vaſen ausgenommen, ſind auch die Formen der übrigen Dinge meiſt ſehr geſchmacklos. Das einzige, worinn die Fabrik die Berliner übertrifft, der Dresdner aber nachſteht, ſind die Figuren in Biscuit. Der Vorrath davon iſt ſehr anſehnlich und mannichfaltig, viele der beſten antiken Statuen, z. B. Laokoon, ſind ziemlich glücklich kopirt worden. Die Königinn ſieht man hier, etwa ein Fuß hoch — ihre Phyſiognomie beſtätigt nichts von dem, was Gorani von ihr geſchrieben, und, ſeinem eigenen Witz zu liebe, gefabelt hat. Des Wunſches habe ich dabei mich nicht erwehren können, daß doch auch Berlin uns ein ſolches Götterbild auf unſere Hausaltäre liefern möchte. — Die Preiſe der Porzelainfabrik zu Neapel ſind ſehr hoch, der Abſatz aber auch gering, denn die Fremden finden es überall beſſer, und den Einheimiſchen iſt das Porzelain — zu reinlich.

12. Einige Kunſtwerke in Paläſten der Großen.

Volkmann nennt mehrere Paläſte, die gar nicht mehr vorhanden, zum Theil in der Revolution zerſtört worden ſind; er ſchweigt von andern, die zu ſeiner Zeit noch nicht exiſtirten. — In dem Palaſte des Prinzen Santabona iſt eine zahlreiche Gemähldeſammlung, ein Saal und ſechs bis acht Zimmer hängen ganz voll. Zum Behuf der Fremden ſind in jedem Zimmer zwei Tafeln befindlich, auf welchen, in italiäniſcher, franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache die Gemählde aufgezeichnet ſind, neben jedem der Name des Mahlers. Das iſt eine ſehr feine Aufmerkſamkeit des Fürſten, die jeder Fremde ihm Dank wiſſen wird, aber nicht fein iſt es, daß er ſeine Liſten mit ſo vielen berühmten Namen ausſtaffirt, welche die höchſte Erwartung erregen; wendet man nun das Auge von dem geſchriebenen Titian oder Raphael auf den gemahlten, ſo erſchrickt man und gafft das Bild mit offnem Munde an, Schönheiten ſuchend, die gar nicht vorhanden ſind. Zwar bin ich nicht Kenner genug, um behaupten zu dürfen, die Stücke, welche der Prinz von Santobona den größten Meiſtern zuſchrieb, wären gar nicht von ihren Pinſeln; aber das darf ich ſagen, auch ohne ſo tief in die Geheimniſſe der Kunſt eingedrungen zu ſeyn, daß, wenn ſie wirklich von ihnen herrühren, es ihre ſchlechteſten Arbeiten ſind. Vor allen Dingen nehme ich aber die Geißelung Chriſti aus, ein groſes Bild von Rubens, das dem Namen ſeines Urhebers Ehre macht. Es iſt in jeder Rückſicht vortrefflich, und gehört unter die vorzüglichſten Bilder, die ich in Neapel geſehen habe; Schade nur, daß die Wahl des Gegenſtandes ſo unglücklich iſt, denn wer mag lange hinſehn, wie ein Menſch den Staubbeſen bekommt, und das Blut ihm von dem Rücken herunter läuft? — Auszeichnen möchte ich auch den Märtyrertod der heil. Cäcilia von Domenichino, deſſen Vorſtellungen überhaupt unter die wahren gehören, er iſt ein klarer Dichter, nur wiederhole ich auch hier meine Klage über den vermaledeiten Gegenſtand, und überdies ſcheint mir das Colorit ein wenig zu hart. — Bei einer Himmelfahrt Chriſti von Vaſari bemerke ich abermals, wie wenig Mahler es giebt, welche die Auf- und Abſtufungen der menſchlichen Empfindungen treu darzuſtellen wiſſen. Chriſtus ſchwebt bereits in den Wolken und wird nur noch in der Ferne geſehen, die Jünger bilden eine Gruppe, und ſchauen ihm nach; welch ein weites Feld für den Seelenmahler! aber dieſe Geſichter drücken höchſtens eine fröhliche Neubegier oder ein dummes Erſtaunen aus, Wahrlich, hätte nur Vaſari jemals einen Luftballon aufſteigen ſehen, er hätte ſich ganz andere Muſter zu ſeinen Köpfen ſammeln können. — — Ein kleines Bild aus der Schule Raphaels hat der Fürſt mit viertauſend Ducaten bezahlt. Ich weiß nicht recht was es vorſtellen ſoll, vieles darauf iſt ganz verwiſcht, und was übrig blieb iſt hübſch bunt. Die ſogenannten Kenner ſind doch in der That närriſche Leute; ſie geben gewaltig viel Geld aus, um glauben zu machen, ſie ſahen mehr als andere Menſchen, und doch kann ihre verſchwenderiſche Eitelkeit es nicht dahin bringen, daß nicht dann und wann ein unbefangener Fremdling aufträte, und ſie herzlich auslachte. — Man wird bei dem Fürſten von Santobona nicht leicht einen berühmten Namen aus der italiäniſchen Schule vergebens ſuchen; aber meiſtens wird man auch nur die Namen finden; mir wenigſtens iſt, noch einige ſchöne Köpfe ausgenommen, von ſeiner großen Sammlung nichts weiter als das eben genannte im Gedächtniß geblieben.

Noch ſchlimmer iſt es mir bei dem Duca del Gesso ergangen, wo ich anfangs glaubte, man welle meiner ſpotten. Selbſt die paar Gemählde, die durch Vorhänge verhüllt waren, würden, ohne dieſe Vorhänge, wohl nie eines Menſchen Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. So verhüllt ſich eine alternde Schöne, um wenigſtens ſchmeichelhafte Vermuthungen zu erregen. Ich kann von der Sammlung des Herzogs del Geſſo nichts weiter ſagen, denn ich bin ſo glücklich geweſen, ſie ganz zu vergeſſen.

Der franzöſiſche Miniſter Alquier iſt ein Liebhaber und Beförderer der Künſte. Seine Gemähldeſammlung iſt zwar noch klein, ſie ziert bloß ſeinen Arbeitsſaal, aber es ſind lauter auserleſene Stücke. Nur möchte ich den trefflichen Kopf des heil. Johannes, wie er abgehauen auf der Schüſſel liegt, nicht in mein Studierzimmer hängen; der große Meiſter, deſſen Namen ich vergeſſen, hat die Natur gräßlich treu copirt.

Der Marcheſe Berio iſt einer der reichſten, und, was man ſo ſelten beiſammen trifft, der gebildetſten Cavaliere. Er beſitzt eine gewählte Bibliothek, von etwa zehntauſend Bänden, die er ſelbſt nach den verſchiedenen Klaſſen der Literatur geordnet hat. Sein großer Palaſt in der Straße Toledo iſt ſehr geſchmackvoll verziert, größtentheils mit Basreliefs von der Hand des berühmten Canova. Auch von unſerm Landsmann Tiſchbein fand ich hier das Original eines Gemähldes, von dem ich ſchon irgendwo in Deutſchland die Copie geſehen und bewundert hatte: ein Mann und ein Jüngling, die zu Roß von der Jagd zurückkehren, mit Beute von wilden Thieren behangen ſind, und hinter ſich einen erlegten Löwen ſchleppen. Der Jüngling iſt ganz nackt; das Ganze im antiken Styl, ſehr poetiſch gedacht, bringt treffliche Würkung hervor. — Einen Garten beſitzt der Marcheſe, der dem Wundergarten der Semiramis gleicht, denn er iſt im zweiten Stockwerk befindlich. Wodurch er aber einen großen Vorzug vor dem Garten der Semiramis gewinnt, iſt ein Pavillon, in dem eine herrliche Gruppe von Canova ſteht, Venus und Adonis. Man behauptet zwar, es ſey keine von des vortrefflichen Künſtlers beſten Arbeiten, und man mag Recht haben. Doch das ſchlechteſte Produkt von Canova's Meiſel (wenn man anders das Wort ſchlecht hier gebrauchen darf) iſt noch immer ſo überraſchend ſchön, daß ein Menſch von einigem Gefühl in der erſten Viertelſtunde ſchwerlich daran denken mag, Fehler aufzuſuchen. — Jeder Fremde ſuche durch einen Bekannten ſich bei dem Marcheſe Berio einführen zu laſſen, er wird, außer dem Kunſtgenuſſe, auch in der Geſellſchaft eines Mannes ſich wohl befinden, der Sinn für Wiſſenſchaften hat, mehrere europäiſche Sprachen fertig redet, und zugleich ein liebenswürdiger, zärtlicher Familienvater iſt. Ich wüßte nichts an ihm auszuſetzen, als daß er den Gaſt mit Höflichkeiten zuweilen faſt erſtickt.

13. Die Studien.

Sicher wird niemand errathen, was man in Neapel unter dieſer Benennung verſteht. Die Königliche Bibliothek und die Sammlung von antiken Statüen werden, beide zuſammen, mit dem Namen Studien bezeichnet. Aber man bilde ſich ja nicht ein, daß dort ſtudirt werde. Zwar ſteht die Bibliothek dem Publikum täglich von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr Mittags offen, ich ſelbſt habe, während meines Aufenthalts, wohl zwanzig ganze Vormittage darin zugebracht, doch nie habe ich, außer einigen Studenten und denen, welche ihre Pflicht feſſelte, Jemand hier gefunden. Da iſt es in Paris ganz anders, da ſitzen die Wißbegierigen in allen Sälen an langen Tafeln, die Unterbibliothekare haben genug zu thun, die verlangten Bücher herbei zu holen, und ſogar Türken fand ich dort, die in arabiſchen Schriften blätterten. Hier lieſt und blättert niemand; alles iſt öde, aber darum doch nicht ſtill. Die Bedienten und Handlanger der Bibliothek ſind ſo wenig gewohnt, fremde Studirende dort zu ſehen, daß ſie beſtändig laut ſingen und plärren, und gar nicht daran denken, daß Jemand dadurch geſtört werden könne. Der Bibliothekar iſt ein höflicher Mann, der ein wenig franzöſiſch radebrecht. Da er einen Königl. Befehl erhalten hatte, mich ungehindert die Bibliothek und deren Manuſcripte benutzen zu laſſen, ſo war er ſo gefällig, mir ein eigenes Zimmer einzuräumen, wo ich ganz ungeſtört zu ſeyn hoffte. Aber ein Menſch, der kein Schüler mehr war, und der, ohne dazu gezwungen zu ſeyn, täglich vier Stunden hier zubrachte, ſchien den Leuten ſo merkwürdig, daß alle Augenblick dieſer oder jener die Thür öffnete, und mir ein Weilchen mit Verwunderung zuſah, bis ſie es endlich gewohnt wurden und aufhörten, mir läſtig zu ſeyn. — Vor dem Haupteingang hat man, unter andern Geſetzen, auch in Marmor gegraben: daß keinem bei der Bibliothek angeſtellten Beamten ein Geſchenk gemacht werden, und keiner ſich unterſtehen ſolle, etwas anzunehmen. Aber derjenige Fremde würde ſehr ſchief angeſehen werden, der ſich an dieſes Verbot kehrte, denn alle Blicke ſind gierig auf ihn gerichtet, alle Hände erſcheinen ihm hohl gekrümmt, und für das, was er bei einem gewöhnlichen Beſuch zu ſehen bekommt, muß er recht viel zahlen.

Das Gebäude iſt, den Schmutz abgerechnet, ſchön. Eine breite, künſtlich gebrochene Paradetreppe führt zu dem gro-

ßen

ßen Saale, der etwa achtzig Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite iſt. Die Wände deſſelben ſind zwei Stockwerke hoch, mit Büchern tapezirt, um den zweiten Stock läuft eine ſchmale hölzerne Gallerie. Die Bücher ſind nach den Wiſſenſchaften geordnet, und über jeder Abtheilung hängt ein Täfelchen, auf welchem geſchrieben ſteht, was darunter zu ſuchen iſt: z. B. Poeten, Grammatiker, Rhetoren u. ſ. w. Die theologiſchen Schriften ſind die zahlreichſten, obgleich man, um ihre unverhältnißmäßige Anzahl nicht gar zu auffallend zu machen, ſie wiederum in mehrere Zweige vertheilt hat, als da ſind: Kirchenväter, Concilien, Bibeln u. ſ. w. Zuſammen genommen machen ſie reichlich ein Sechstheil des Ganzen aus. Unter den Polygraphen ſteht Bayle! übrigens ſind die Polygraphen faſt lauter Deutſche. — Auf die Sammlung von Kupferſtichwerken ſcheint man ſich etwas einzubilden. Sie iſt, im Vergleich mit der Pariſer, nicht des Nennens werth. — Der Handſchriften ſind ziemlich viele, aber man bekommt nichts weiter davon zu ſehen, als die Paradeſtücke, die ſie jedem Fremden vorreiten, nehmlich: eine Bibel mit ſchönen Gemählden, (unter welchen mir aufgefallen, daß die Schlange, welche Eva verführt, einen Frauenzimmerkopf hat) ein vortrefflich geſchriebener Homer, der noch merkwürdiger dadurch wird, daß Raphael ſein Portrait hinein gemahlt hat. Warum? wußte der Führer nicht eigentlich zu ſagen. Er meinte, es ſey auf Verlangen eines Medicis geſchehen, von welchem dies Manuſcript nachmals an die Bibliothek gekommen. Ein ſehr ſauberer Virgil; Briefe, ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters aus dem ſiebenten Jahrhundert, und endlich, ein eigenhändiges Manuſcript von Taſſo, welches beſonders alle diejenigen zu ihrem Troſte beſehen mögen, die eine unleſerliche Hand ſchreiben. Ich fragte nach deutſchen Handſchriften, aber vergebens. Es ſind welche da, war die Antwort, doch man zeigte ſie nicht. Die Manuſcripte füllen ein eigenes großes Zimmer, welches aber dem Publikum nicht offen ſteht, ſondern in der Regel verſchloſſen iſt. Daß man auch den bekannteſten Einwohnern, kein Buch nach Hauſe leiht, iſt ein großes Hinderniß, die Bibliothek zu benutzen, wenn man nicht Equipagen hält, oder zufällig in der Nachbarſchaft derſelben wohnt. Die Anzahl der Bände ſoll ſich über achtzigtauſend belaufen. Der große Saal iſt mit einigen ſehr mittelmäßigen Gemählden verziert, und mit bunten Kacheln gepflaſtert, die zwar einen ſehr geſchmackloſen, aber doch reinlichen Fußboden bilden. Stellt man ſich in die Mitte, und ſchreit zur Decke hinauf, ſo wird man durch ein gewaltig zitterndes Echo überraſcht.

Wenn der Fremde die Bibliothek verlaſſen, und die ſchöne Treppe wieder herunter geſtiegen, ſo betritt er rechter Hand die allerſchmutzigſten und dunkelſten Gänge, die jemals exiſtirt haben, ſeit es Schmutz und Dunkelheit in der Welt giebt; und das iſt der Ort, wo eine herrliche Sammlung von alten Kunſtwerken, die berühmte Farneſiſche Erbſchaft, aufbewahrt wird. Hier ſteht der Farneſiſche Herkules, zürnend über den unwürdigen Platz; hier ſteigt Venus aus dem Bade, und würde wohl thun darin zu bleiben. Hier muß Flora ſich von den Blumen entwöhnen, und höchſtens mag Agrippina den finſtern Ort ihrem Kummer angemeſſen finden. Alle jene Meiſterwerke ſind ſo bekannt, daß es überflüßig wäre, davon zu ſprechen oder ſie zu loben. Selbſt unter dem Staube, der ſie verzehrt, gebieten ſie noch Ehrfurcht und Bewunderung. Hier findet ſich auch ein Denkmal der ungeheureſten weiblichen Eitelkeit, das bis zum jüngſten Tage kein

Fremder ohne Lachen anſehen wird. Eine römiſche Kaiſerin nehmlich, ich habe vergeſſen, welche, hat in einem Alter von wenigſtens ſechszig Jahren, noch den tollen Einfall gehabt, ſich in der Geſtalt derjenigen Venus, die wir die mediceiſche nennen, in Lebensgröße abbilden zu laſſen. Schon die Schaamloſigkeit des alten Weibes, ſich nackend hinzuſtellen, iſt bewunderungswürdig; aber nun vollends dieſer alte Kopf auf dem zarten jugendlichen Leibe, dieſe verſchämte Stellung, dieſes züchtige Beſtreben, Dinge zu verbergen, nach welchen bei ihr kein Auge mehr blickte; es iſt würklich zum Todtlachen. Ueberhaupt muß es wohl damals unter den Römerinnen Mode geweſen ſeyn, in dieſer beliebten Geſtalt ſich zur Schau zu ſtellen, denn ich fand noch eine Copie derſelben Venus, deren Geſicht gleichfalls ein Portrait war; doch hier verzeiht man dem Originale, denn es iſt ein ganz artiges intereſſantes Geſicht. — Die Zahl der bekannten und unbekannten Büſten iſt ſehr groß, es ſind herrliche Köpfe darunter, aber grade von den ausdruckvollſten weiß man nicht, wem ſie angehört haben. — Mehrere Basreliefs ſind von großem Werth, die beſten ſchon vor alten Zeiten in derbe hölzerne Rahmen gefaßt, mit Thüren verſehen, wie man bey Altargemählden zu thun pflegt. Einige darunter hätte ich mir gern erklären laſſen, aber wir hatten einen albernen Schulknaben zum Führer, der ſeine auswendig gelernten Namen herleierte, und ſonſt keine Frage zu beantworten wußte. Da iſt zum Beiſpiel Eines, auf dem ein junger Held zu ſchauen (der Bube nennt ihn Alexander) an welchen ſich traulich ein Genius lehnt; ihm gegenüber ſitzt ein ſchönes, verſchämt niederblickendes Mädchen (der Bube tauft es Helene) neben ihm Venus, ihm Muth zuſprechend; höher oben die Bildſäule einer Göttin, welche der Bube friſch weg zur Göttin der Ueberredung macht; über jeder Figur iſt eine griechiſche Inſchrift, und das Ganze hat mir vortrefflich geſchienen. Soll es vielleicht Prinz Paris ſeyn? dann würde das Uebrige wohl paſſen. — Einen Catalog von dieſen herrlichen Kunſtwerken giebt es nicht. Man ſagt, es werde daran gearbeitet. Man ſagt das ein wenig ſpät, und thut es vielleicht noch ſpäter. Man ſchmeichelt ſich auch mit der Hoffnung, daß den Künſten bald eine minder demüthige Wohnung werde angewieſen werden. Es iſt in der That die höchſte Zeit, denn ich will wetten, daß des Königs Jagdhunde beſſer logirt ſind, als der Farneſiſche Herkules.

Leider finden ſich hier auch Spuren von der barbariſchen Kunſtgier der Franzoſen. Sie hatten, ihrer löblichen Gewohnheit zufolge, manches mitnehmen wollen, woran ſie nachher verhindert wurden; aber eine ſehr ſchöne Gruppe, Oreſt und Electra, ſteht noch eingepackt, und zwar ſo elend, ſo tölpiſch eingepackt, daß ein Bein zerbrochen worden, und der Leib des Oreſt einen Riß bekommen hat. Auch zwei Termen mit den Köpfen des Sokrates und Homer, ſtehen ſchon zum Transport bereit. An der des Sokrates iſt eine lange griechiſche Inſchrift befindlich, die man aber jetzt nicht leſen kann, weil ſie von den hölzernen Leiſten größtentheils bedeckt wird. — Ehe ich die Studien verlaſſe, muß ich noch dankbar eines Mannes erwähnen, der mit wahrer Humanität ſich beſtrebt hat, allen meinen Wünſchen, in ſo fern ſie Künſte und Wiſſenſchaften betrafen, Vorſchub zu leiſten. Es iſt der Marcheſe Tacconi, einer der Conſervatoren der Königl. Bibliothek, ein freundlicher, kunſtliebender Mann, deſſen ſchöne geräumige Wohnung einem Tempel der Muſen gleicht. Seine eigene Bibliothek iſt anſehnlich, und er beſitzt die ſchönſten und ſeltenſten Ausgaben. Seine Gemähldeſammlung iſt klein, aber auserleſen. Ich habe unter andern eine Madonna von Raphael bei ihm geſehen, die mich entzückt hat. Das Chriſtuskind reitet auf einem Lämmchen. Die Idee iſt allerliebſt, und die Ausführung Raphaels Pinſel würdig.

Eine Bemerkung hat ſich mir ſchon oft beim Schreiben aufgedrungen, und jetzt eben wieder. Ich habe in Frankreich, Italien, Deutſchland, und Rußland ſo unendlich viel Bilder geſehen, die man für Werke großer Mahler ausgiebt, daß es mir gradezu unmöglich ſcheint, daß eines Menſchen Leben hinreichen könne, ſo viele Meiſterſtücke hervor zu bringen. Wir wollen zum Beiſpiel bei Raphael ſtehen bleiben. Bekanntlich wurde er nicht alt, ich glaube nur einige dreißig Jahre; und dennoch habe ich nun ſchon ſo viele Bilder geſehen, die ihm zugeſchrieben werden, daß, wenn ſie würklich alle von ſeiner Hand wären, er wenigſtens in jeder Woche eins gemahlt haben müßte. Hat man denn kein authentiſches Verzeichniß von ſeinen Werken? — Wenn ich nur an den Vatikaniſchen Pallaſt zu Rom denke, ſo kommt es mir vor, es ſey unmöglich, daß er außerdem noch etwas anders geliefert haben könne. Vermuthlich haben Dutzende ſeiner beſſern Schüler ihren eigenen Ruhm aufopfern müſſen, um den ſeinigen zu vergrößern.

14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner.

Es wäre allzukühn, wenn ich mich unterfangen wollte, nach einem Aufenthalt von kaum zwei Monaten, ein Sittengemählde von Neapel zu verſprechen. Nur einzelne, aber wahre Züge vermag ich zu liefern. Die Neapolitaner haben unter andern auch das mit den Thieren gemein, daß ſie ihre Sitten nicht verheimlichen, das Unſchickliche nicht fühlen, und daher auch keinen Beobachter ſcheuen; es iſt alſo leicht die Grundzüge aufzufaſſen, doch beſchränke ich mich auf die höheren und niederen Stände; die mittlern ſind mir ganz unbekannt geblieben. — Wenn ich von einem Volke, ohne es zu nennen, erzählte: es ſey faul, unreinlich, ſinnlich, abergläubiſch, auf Hazardſpiele mit Wuth erpicht, völlig gleichgültig gegen Künſte und Wiſſenſchaften, bloß Flitterſtaat liebend, der ehelichen Treue fremd — würde man nicht glauben, ich ſpräche von Irokeſen oder Hottentotten? — nun ja, die vornehmen Neapolitaner ſind die Wilden von Europa. Sie eſſen, trinken, ſchlafen, ſpielen. Sie haben und treiben kein anderes Geſchäft als das Spiel. Die Staaten von Europa wälzen ſich um, ſie ſpielen. Pompeji geht aus ſeinem Grabe hervor, ſie ſpielen. Die Erde bebt, der Veſuv ſpeit Flammen, ſie ſpielen. Die prächtigen Ruinen von Päſtum, wenige Meilen von hier, vor Jedermanns Augen prangend, mußten von Fremden entdeckt werden, denn die Neapolitaner ſpielten. Die erſten Herzöge und Prinzen ſind Spielwirthe. Ein Prinz Ruffano, einer der angeſehenſten des Landes, hält das erſte Spielhaus in Neapel, und außer dem ſeinigen giebt es noch zwanzig dergleichen! Dahin fährt Abends die ganze vornehme Welt. Der Fremde läßt ſich von irgend einem Bekannten präſentiren; doch das geſchieht nur pro forma. Man macht dem Wirth und der Wirthin eine flüchtige Verbeugung, welche von beiden flüchtig erwiedert, und in der Regel dabei kein Wort geſprochen wird. Uebrigens iſt man da wie auf dem Kaffeehauſe — ſchlimmer als auf dem Kaffeehauſe, denn da kann man wenigſtens für ſein Geld fodern, was einem beliebt; hier giebt es keine Erfriſchung, etwa ein Glas Waſſer ausgenommen, wenn man es vorher zehnmal bei den Bedienten beſtellt hat. Ein großer, dürftig genug möblirter Saal iſt der Tummelplatz von Rouge et noir und faro. Hoch über einander gethürmte Stühle in einer Ecke des Saals beweiſen, daß man auf zahlreiche Geſellſchaft rechnet. Kaum iſt der bunte Haufe herein gerauſcht, ſo lagert er ſich auch ſchon mit gierigen Blicken um die Gold blinkende Tafel. Converſationen werden dieſe Zuſammenkünfte genannt, aber wehe dem, der hier eine Converſation anſpinnen wollte! Kaum einzelne Worte darf man ſich zuflüſtern; erlaubt man ſich mehr, ſo ziſchen alle Lippen, um tiefes Schweigen für die heiligen Myſterien des Spiels zu fodern. Weiber, beſonders alte Weiber, ſitzen mit langen Knochenfingern, die weit herausſtehenden Augen unbeweglich auf rouge et noir geheftet, mit grün funkelnden Augen Geld einſtreichend, oder Lamentationen über die treuloſe Fortuna aus Zahnlücken heulend. Auch junge hübſche Weiber entweihen hier die Würde der Frauen, ſprechen der Schönheit und der Grazie Hohn. Die Prinzeſſin N*** z. B., eine liebliche Geſtalt, iſt eine determinirte Spielerin. Manche andere, ihres Berufes gewiſſenhafter eingedenk, kommen, um neue Eroberungen zu machen, oder alte feſt zu halten, und in beiden Geſchäften thun ſie ſich keinen Zwang an; ein Fremder hat es auf den erſten Blick weg, wer eben dieſer begünſtigte Liebling dieſer oder jener Dame iſt. Die Männer ſind entweder gar nicht gegenwärtig, oder ſie bekümmern ſich nicht im geringſten um die Weiber, denn von der ſo ſehr verrufenen italiäniſchen Eiferſucht wird man keine Spur gewahr. Auch Geiſtliche, und ſogar Kinder ſpielen, wie z. B. die kleine achtjährige Tochter des Marquis Berio, der einer der aufgeklärteſten Neapolitaniſchen Kavaliere iſt. — Einige behaupten, dieſe heilloſe Spielwirthſchaft trage dem Prinzen Ruffano jährlich fünfzigtauſend Dukaten ein. Andere wollen wiſſen, er bekomme bloß täglich zwölf Dukaten dafür, daß er ſein fürſtliches Palais zum Tripet einräume. Er ſelbſt iſt nicht Bankier, aber vielleicht hat er Antheil an der Bank, und ſo könnte beides wahr ſeyn. Der Bankier wird, in ſeiner Art, für einen ſehr ehrlichen Mann gehalten; wenigſtens iſt gewiß, daß er ohne Mißtrauen ſpielt, und zuweilen auf ausdrückliches Verlangen, eine gewonnene Summe zweimal auszahlt, wie ein nachſtehender ſicherer Beobachter mit eigenen Augen geſehen hat. Ein anderer, gleichfalls zuverläßiger Mann, hat mich verſichert, man müſſe überhaupt ſchnell ſeyn, das Gewonnene einzuſtreichen, denn ſehe man ſich etwa dazwiſchen einmal um, ſo überhebe einen der Nachbar der Mühe. Vielleicht iſt dieſes wie jenes geſchehen, aber geſchehen iſt es.

Wer nun einmal in dieſen Spielgelagen präſentirt worden, der kann da täglich ab- und zugehen, wie auf einem Kaffeehauſe, kann auch andere Fremde gelegentlich wiederum präſentiren, deren Namen man eben ſo wenig behalten wird, als den ſeinigen; es wäre denn, daß er ſelbſt fleißig und hoch ſpielte, denn das iſt die einzige Möglichkeit in den guten Geſellſchaften von Neapel die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn. — So wird, bis zwei Uhr in der Nacht, Zeit, Geld, Geſundheit und Sittlichkeit verſpielt. Dann fährt man nach Hauſe, um bis gegen Mittag zu ſchlafen. Alsdann wird etwa ein Spaziergang in der Villa reale gemacht, wo das Schnappen nach friſcher Luft Mode iſt. Die jungen Herren fahren in einem Karrikel dahin, um ſich und ihre Pferde zu zeigen. Um zwei, höchſtens drei Uhr wird zu Mittage geſpeiſt, und nach dem Eſſen folgt eine Spazierfahrt, entweder in Santa Lucia, oder auf der Magdalenenbrücke, oder wo ſonſt eben im Winter die Sonne hinſcheint. Um die Sonne wäre es aber im

Gründe wenig dabei zu thun, wenn ſie nicht fein hell leuchtete, daß man Reize, Kleiderprunk und beſonders Equipagen in ihrem Licht zur Schau ſtellen kann. Auf Equipagen halten die Neapolitaner gewaltig viel, nicht eben auf koſtbare oder ſehr elegante Equipagen; ſie darf nur mittelmäßig ins Auge fallen, es dürfen nur acht Pferdebeine davor geſpannt ſeyn, ſo iſt es ſchon genug; denn nichts auf der Welt fürchtet man hier mehr, als das ſchreckliche Unglück, zu Fuße zu gehn. Daher ſagt man auch von einem armen Teufel, der ſich durch das Spiel ruinirt hat, nicht: er hat kein Brod, ſondern: der arme Mann! er geht zu Fuße. Die neapolitaniſche Pferderace hat ihren Ruhm auch überlebt, ſeitdem die Franzoſen, die alles brauchen können, die ſchönſten Hengſte weggeführt haben. — Nach einer ſolchen Spazierfahrt, wo die Kutſchen, wie ein Leichenconduct, dicht hinter einander herziehen, begiebt man ſich entweder ins Theater, um zu plaudern, oder nach Hauſe, um ſich im Stillen zu langweilen, bis die erſeufzte Spielſtunde wiederum ſchlägt. Und das iſt nun der tägliche Kreislauf eines vornehmen Neapolitaners. Es giebt Leute unter ihnen, wie z. B. der Fürſt Angro, die acht bis zehn der herrlichſten Villa's beſitzen, und ſich doch nie aus Neapel entfernen, weil ſie dort nur grün, nicht aber roth und ſchwarz zu ſehen bekommen. — Um die ſogenannten Converſationen noch anlockender für fremde junge Gimpel zu machen, geben die Spielwirthe dann und wann auch Bälle in engen, fürchterlich heißen Zimmern. Da wird bei ſchlechter Muſik und ſchwacher Beleuchtung von nachläßig gekleideten Perſonen ſchlecht getanzt. Das währt ein paar Stunden; man ſieht, daß der Tanz bloß Uebergang zu höhern Freuden iſt, und daß er hier betrachtet wird, wie in manchen Bürgerhäuſern die Suppe, von welcher die Kinder oft wider Willen erſt eſſen müſſen, ehe ſie Fleiſch bekommen. Das Geſchrei und Geſchnatter der Damen iſt dabei unausſtehlicher als ſonſt irgendwo in Europa, denn erſtens ſchwatzen die Italiänerinnen überhaupt, daß einem Fremden die Ohren gellen, auch können ſie gar nicht ſprechen, ohne alle Geſichtsmuskeln dabei in Bewegung zu ſetzen; zweitens iſt der hieſige gemeine Dialekt widerlich breit und lämmerblökig (man erlaube mir dies neue Wort, es iſt bezeichnend) und wahrhaftig, die vornehmen Damen ſprechen eben ſo zwanglos in dieſem gemeinen Dialekt, als die Fiſchweiber. Man wird mich nicht der Uebertreibung beſchuldigen, wenn man hört, daß die Neapolitaner das Toskaniſche gleich einer fremden Sprache lernen, ſo wie etwa die Pommerſchen Bauern das Hochdeutſche lernen würden. Ich habe ſelbſt eine Bekanntmachung von einem Sprachmeiſter geſehen, der, außer dem Lateiniſchen, Deutſchen, Holländiſchen und Spaniſchen, ſich ausdrücklich erbot, das Toskaniſche zu lehren. Für Ruſſen, die Sibirien kennen, mache ich hier im Vorbeigehen die Bemerkung, daß der Neapolitaniſche Dialekt ſich von dem beſſern Italiäniſchen gerade ſo unterſcheidet, wie der der Sibiriacken von dem der übrigen Ruſſen; eben dies ſingende, das dem Sibiriſchen Bauer ſo eigen iſt. Wer auch beide Sprachen verſteht (Italiäniſch und Ruſſiſch) wird doch ſchwerlich unterſcheiden, welche von beiden er hört, ſobald Neapolitaniſch und Sibiriſch geſprochen wird.

Daß auch die hieſigen Damen nicht verſchmähen ſich im Volkston auszudrücken, iſt ein Beweis ihrer gänzlichen Unkultur, und ſpricht zugleich der Kultur ihrer Liebhaber das Urtheil. Man ſollte glauben, die meiſten Damen ſprächen wenigſtens franzöſiſch, beſonders jetzt, da die ſo oft in nähere Beziehung mit den Franzoſen kommen; aber ſo iſt es doch nicht.“ Man ſtößt hier überhaupt ſehr ſelten auf Jemand der franzöſiſch ſpricht, wenn er ſich auch zu den höchſten Ständen oder zu den Gelehrten rechnet. Spricht er es ja, ſo geſchieht es mit einem ſo verdammt kauderwälſchen Italiäniſchen Accent, daß man die größte Mühe hat ihn zu verſtehen. Der jetzige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Micheroux, macht hievon eine Ausnahme; er ſpricht gut, und iſt überhaupt ein ſehr angenehmer Mann, den ſelbſt eine ſchmerzhafte Krankheit nicht abhält, diejenigen die ihn beſuchen, ſtundenlang geiſtreich zu unterhalten. Er ſtammt aber auch aus einer Franzöſiſchen Familie, und war lange Zeit an fremden Höfen bei Geſandtſchaften angeſtellt. — Doch ich erinnere mich faſt zu ſpät, daß wir noch auf dem Balle ſind, und daß wir, von andern Dingen ſchwatzend, leicht im Dunkeln bleiben könnten, denn ſobald nach eilf Uhr die Muſikanten mit ihren Inſtrumenten entwichen ſind, ſobald werden auch die Lichter im Tanzſaal ausgelöſcht, es mögen ſich noch Gäſte darinnen befinden oder nicht. Dies ſeltſame Lichterauslöſchen geſchieht doch wohl ſchwerlich aus Sparſamkeit, ſondern nur den Gäſten dadurch zu verſtehen zu geben: „Jetzt trollt euch zum Spieltiſch!“ — das thun ohnehin die meiſten unerinnert, und nun fängt das eigentliche ſtille Leben erſt an. Jeder dankt Gott, daß der Ball zu Ende iſt.

Aber genug von Spielgeſellſchaften, höre ich den Leſer ſagen, jetzt führe man uns auch in andere, wo keine Hazardſpiele die Palläſte der Großen herabwürdigen, ſondern höchſtens ein Commerceſpiel erlaubt wird. Ich bedaure dies billige Verlangen nicht erfüllen zu können, denn wahrhaftig, es giebt gar keine andere Zuſammenkünfte in Neapel als jene berüchtigten Converſationen. Man vergeſſe nicht, daß ich bloß von den Einheimiſchen ſpreche, denn einige Fremde haben freilich die Bildung ihres Vaterlandes in ihre eigenen Cirkel verpflanzt, die ſie aber auch ſorgfältig rein zu erhalten ſtreben, und gewöhnlich bloß Fremde darinnen aufnehmen. Ich nenne z. B. die Häuſer des Engliſchen Miniſters Eliot und der Ruſſiſchen Gräfin Skawronsky. Die letztere wohnt ſchon ſeit vielen Jahren hier, macht ein ſehr angenehmes Haus, in welchem ſie, trotz ihres hohen Alters, die Unterhaltung durch ihre Launen würzt und auch wohl bisweilen pfeffert; aber kein Neapolitaner erhält leicht Zutritt zu ihr, es ſind immer nur fremde Zugvögel, die bei ihr aus- und einflattern. — Als ich jene beide Häuſer nannte, hätte ich die Worte zum Beiſpiel doch nicht hinzufügen ſollen, denn es ſind die einzigen, welche dem ſpielhaſſenden Fremden eine Zuflucht gewähren; es wäre denn, daß er Luſt hätte eine Liebſchaft anzuſpinnen, welches, beſonders Fremden, hier nicht ſchwer fallen ſoll. Man verſichert mich, daß die ſchönen und häßlichen Ducheſſen, Principeſſen keinen Liebhaber verſchmachten laſſen, und daß ein Ton unter ihnen herrſcht, der dem beſten dieſer Art, unter den Linden in Berlin, nichts nachgiebt.

Von der ſonſt ſo fürchterlich beſchriebenen Eiferſucht der Italiäner hat der Fremde nichts zu fürchten, die findet ſich nur noch in Deutſchen Romanen. Nicht bloß der Gemahl legt ihm keine Hinderniſſe in den Weg, auch ſelbſt der Cicisbeo iſt verſchwunden, man wird dies letztere zweideutige Weſen nirgend mehr gewahr. Eheliche Treue darf hier nur fliehend, oder vor dem Spott ſich verſteckend gewählt werden, daher ſind auch die Neapolitaner die einzigen Europäer, welche in einer Vorſtellung von Menſchenhaß und Reue nicht weinen, ſondern lachen, weil ſie gar nicht begreifen können, warum man ſolch Aufſehens von einer alltäglichen Kleinigkeit mache? — Wie weit man es in dieſer Art zu denken gebracht, und wie ſehr dergleichen im großen Styl getrieben wird, mögen zwei Beiſpiele beweiſen.

Eine verheirathete Dame hatte, wie ſichs gebührt, einen jungen Officier zum Liebhaber, den ſie, wie ſichs gebührt, nach einiger Zeit überdrüßig wurde, und einen andern nahm. Der Officier war ſo thöricht, ſich darob zu grämen; er liebte das Weib in der That, und bemühte ſich zärtlich, ſie wieder in ſeine Arme zu locken. Eines Tages traf er ſie allein, man erklärte ſich wechſelſeitig, des Liebhabers Vorwürfe rührten, ſeine Bitten ſiegten, man ſöhnte ſich feierlich aus, und beide verlohren ſich zuletzt in ein dämmerndes Kabinet, um der Verſöhnung das letzte Siegel aufzudrücken. Glücklich wie ein Gott, oder vielmehr wie ein Liebender und geliebter Menſch, verließ der Officier gegen Abend ſeine wieder gewonnene Schöne. Es fiel ihm freilich ein wenig auf, daß nicht weit von ihrem Hauſe ihm ſein Nebenbuhler begegnete, aber — dachte er lächelnd — der wird abgewieſen werden. Er blieb ſtehen, um dieſen Triumph in einiger Entfernung zu genießen. Der Nebenbuhler wurde nicht abgewieſen. Das beunruhigte den Officier im erſten Augenblick, aber — tröſtete er ſich im zweiten — ſie muß ihm ja doch erklären, daß nichts mehr für ihn zu hoffen iſt. Nur darum hat ſie ſeinen Beſuch angenommen, und der arme Teufel wird ſchnell genug zurückkommen. Aber der arme Teufel kam nicht zurück. Ein ſchneidender Argwohn zuckte durch die Bruſt des Officiers, doch zum drittenmal faßte er Muth. Eine ſolche Unterredung, ſprach er zu ſich ſelbſt, iſt ja nicht in wenigen Minuten abgethan; der überläſtige Menſch wird bitten, toben, knieen; man weiß ja wohl, wie bei ſolchen Gelegenheiten das hundertmal Geſagte noch hundertmal wiederholt wird, und wie ſchwer es der Eitelkeit fällt, ſich zu überreden, man werde nicht mehr geliebt. Die arme Frau wird genug bei dieſer Unterredung auszuſtehen haben, es wäre grauſam, ſie noch obendrein durch Mistrauen zu kränken. — Durch ſolche Troſtgründe ſuchte er ſich zu beruhigen, und da es ihm endlich doch gar zu lange währte, ſo ging er nach Hauſe, mit dem Vorſatz, ſich am andern Morgen von ſeiner Dame recht umſtändlich erzählen zu laſſen, wie ſie den Nebenbuhler abgefertigt habe. — Statt dieſer Erzählung aber erſchien am andern Morgen ein Billet von der Dame, worinnen ſie ihm ganz trocken meldete, ſie habe ſich, trotz der geſtrigen Ausſöhnung, wiederum anders beſonnen, und wolle ihn nicht wieder ſehen. Betäubt antwortete der Unglückliche Alles, was Liebe und Verzweiflung ihm eingaben. Beſonders führte er ihr zu Gemüthe, daß ihre Ausſöhnung ja keine gewöhnliche, pro forma geſchehene ſey, ſondern daß die Liebe ſelbſt durch ihre ſüßeſten Freuden ſie beſiegelt habe. Er ſchloß mit der Drohung ſich zu erſchießen, wenn die Grauſame bei ihrem Vorſatze beharre. Und die Grauſame beharrte. Sie gab zwar zu, daß der erneuerte Bund im innerſten Heiligthum des Tempels der Liebe geſchloſſen worden ſey, entſchuldigte ſich aber damit, daß ſie ihn auf keine andere Weiſe habe los werden können. Doch von nun an ſey ihre Thür ihm verſchloſſen, und wenn er ſich wirklich erſchießen ſollte, ſo würde es ihr zum Ruhme gereichen, daß ein ſo ſchöner Jüngling um ihretwillen dem Leben entſagt habe. — Der Officier erhielt dies letzte unverſchämte Billet in einem Kaffeehauſe, ſtand plötzlich auf, ſagte zu einigen Freunden, er müſſe verreiſen, nahm Abſchied von ihnen, ging nach Hauſe und ſchoß ſich todt. Die Dame lebt noch und treibt es noch immer nach wie vor. — — —

Ein Duca, der für den ſchönſten Mann in Neapel gilt, heirathete ein liebenswürdiges, unbeſcholtenes Mädchen, das, zu ſeiner eigenen nicht geringen Verwunderung, auch als Frau liebenswürdig und unbeſcholten blieb. Dennoch wurde der Herr Duca ihrer ſehr bald überdrüßig, und bewarb ſich mit großem Eifer um die Liebe einer Principeſſa (deren Namen ich, ſo wie den ſeinigen verſchweige). Endlich gelang es ihm, die Gunſtbezeugungen der neuen Geliebten zu erringen, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, ſo lange ihre Verbindung dauere, ſeine junge hübſche Gemahlin bloß als ſeine Schweſter zu betrachten. Er verſprach Alles; das Verſprechen wurde ihm leichter als das Halten, denn gar bald verrieth ein kleiner lebendiger Zeuge ſein gebrochenes Wort. Die edle Prinzipeſſa tobte, ſie wollte nichts mehr von ihm hören. In dieſer Klemme ſchwur er Stein und Bein, er ſey nicht Vater zum Kinde ſeiner Frau. Die Prinzipeſſa ſtutzte. Ein Ehemann, der ſich heldenmüthig ſelbſt einen ſolchen Schimpf aufbürdet, imponirte ihr einen Augenblick. Doch ihre Eiferſucht begehrte ſtärkere Beweiſe. Er erbot ſich zu Allem. „Iſt das Kind nicht das Ihrige,“ ſprach ſie, „ſo ſchicken ſie es augenblicklich ins Fündelhaus.“ — Der Duca ging, und ſchickte ſein Kind ins Fündelhaus, trotz der Verzweifelung der Mutter, von deren Unſchuld ganz Neapel noch jetzt überzeugt iſt.

Dieſe Beiſpiele, deren Zahl und Mannichfaltigkeit ohne Grenzen ſind, mögen zur Aufmunterung des Fremden dienen, der ein Liebhaber von Intriguen im höhern Style iſt, er kann ſicher ſeyn, daß er auf nichts, was Sittlichkeit und Natur beleidigen könnte, Rückſicht zu nehmen braucht. Nur eine Vorſicht iſt ihm zu empfehlen: die Sorge für ſeine Geſundheit. Er laſſe ſich ja nicht dadurch einſchlummern, daß ſeine Geliebte eine

Ducheſſa oder Marcheſina iſt; das vermindert die Gefahr keineswegs. Viele dieſer Göttinnen werden von ihren Eheherren angeſteckt, und aus ſolchen kleinen Unannehmlichkeiten macht man hier kaum ein Geheimniß. Bekanntlich iſt die Luſtſeuche in wärmern Himmelsſtrichen überhaupt nicht ſo gefährlich als in kältern, daher macht man hier auch nicht mehr Weſens davon als von einem Schnupfen oder Huſten. Aus dem Munde eines Arztes habe ich es, daß unter den höhern Ständen ſelten eine Familie ganz frei davon iſt, und daß man bei jeder andern entſtehenden Krankheit Rückſicht auf dieſe vernachläſſigte nehmen muß. Abgefreſſene Naſen ſieht man freilich nur unter dem gemeinen Volke, das noch ſpäter Hülfe ſucht, weil es nicht im Stande iſt, ſie zu bezahlen.

Die wenigen Stunden, welche Spiel, Liebe, Theater und Schaugepränge noch übrig laſſen, füllen die Neapolitaner mit Religionsübungen aus. Man hat mich verſichert, daß die vornehmen Sünderinnen ſich zuweilen herablaſſen, in den Hoſpitälern Kranke zu pflegen, wobei es vermuthlich ſo zugeht, wie bei dem Fußwaſchen, welches der Kaiſer verrichtet. Die vermummten Brüderſchaften beſtehen zum Theil aus dem erſten Adel. Ich habe zuweilen einzelne Glieder derſelben geſehen, die Allmoſen für die Seelen im Fegfeuer betteln, und die für wahre Elegants unter den Geſpenſtern gelten könnten. Ihre übergeworfenen langen Kappen waren von der feinſten Leinewand, ſchneeweiß gewaſchen, an kühlen Tagen trugen ſie ein kurzes Mäntelchen von dem ſchönſten rothen Scharlach darüber; der Pilgerhut, der an ihrer Seite hing, ſchien vom weichſten Biberhaar gemacht, Schuh und ſeidene Strümpfe verriethen, daß die ganze Mummerei einen beſſern Anzug bedecke. Da gingen ſie denn, mit einer zierlichen Taſche in der Hand, von Haus zu Haus, reckten ſie jedem Krämer ſchüttelnd hin,

em-

empfingen gewöhnlich ein Kopfſchütteln zur Antwort, gingen ohne Murren weiter, und meinten nun, auf dieſe elende Weiſe ſich ein Verdienſt um unſern Herr Gott erworben zu haben.

Ihr Aberglaube äußert ſich zuweilen auf die lächerlichſte Art. Neulich wurde im Theater Fiorentini ein Luſtſpiel von Federici gegeben. Mitten in der Vorſtellung erlauſchten einige fromme Ohren den Ton des Glöckleins, welches verkündet, daß der liebe Gott über die Straße zu einem Kranken getragen wird. Sogleich wurde laut geziſcht, und einige Stimmen riefen den erſchrockenen Schauſpielern zu: ſie ſollten ſich wegbegeben, il nostro signore gehe eben vorbei. Wie ein Blitz fuhren die Schauſpieler in die Couliſſen, das ganze Parterre fiel auf die Kniee, in allen Logen wurde geknieet. Hinter den Couliſſen knieeten die geſchminkten und geputzten Komödianten, und alle Köpfe beugten ſich zur Erde, bis das Glöcklein nicht mehr zu vernehmen war. Dann traten die Schauſpieler wieder hervor, und der luſtige Zufall wollte, daß die unterbrochene Scene eben auch wieder mit Knieen vor einem Theater-Fürſten anheben mußte. — Wo ſolcher Unſinn noch im Schwange geht, da iſt nicht gut Hütten bauen, wenn gleich die Natur, wie hier in der That geſchehen, ihr reichſtes Füllhorn ausgegoſſen hat.

Nirgend wird wohl häufiger gebeichtet als in Neapel. Ich habe, bei meinem öftern Beſuchen der Kirchen, die Beichtſtühle, deren in jeder Kirche eine große Anzahl ſind, faſt nie leer gefunden. Gewöhnlich ſieht man aber zwanzig beichtende Weiber gegen einen Mann. Das beweiſet doch wohl ſchwerlich die größere Sündhaftigkeit des ſchönen Geſchlechts, ſondern vielmehr die größere Verſtocktheit des unſrigen. Auch mögen die Weiber lieber ſchwatzen und um jeden Preis Männer mit ſich beſchäftigen.

Volkmann ſchmäht hin und wieder auf einige Reiſebeſchreiber, die ſich Spöttereien gegen die Katholiken erlauben; er meint, das ſchicke ſich nicht, man müſſe Jeden glauben laſſen, was er wolle. Darinnen hat er allerdings recht, wenn man ſo wie er, bloß in der Abſicht reiſt, um einen trockenen Catalog von Merkwürdigkeiten anzufertigen. Wer aber nicht bloß ſehen, ſondern auch gern denken mag, der muß urtheilen, wenn gleich zuweilen ſchief oder falſch; denn ein Menſch der ſchief urtheilt, iſt immer noch kräftiger, als einer der gar nicht zu urtheilen wagt.

Ich habe nur noch ein Wort von der Unreinlichkeit der Neapolitaner zu ſagen; doch will ich eben nicht behaupten, daß ſich dieſelbe, in den höhern Ständen, bis auf ihre Zimmer erſtrecke, denn ich ſah manche derſelben ſehr reinlich und elegant. Aber ihre Häuſer, ihre Eingänge, ihre Treppen, ſind lauter Kloake; und mich dünkt, wenn es nichts ſeltenes iſt, auf der Treppe eines Großen, Menſchenkoth zu finden, ſo iſt der Schluß nicht zu kühn, daß es mit der innern Reinlichkeit auch nicht ſonderlich beſtellt ſeyn möge. —

Für die Liebe der Großen zu den Wiſſenſchaften geben die Buchhandlungen einen ganz richtigen Maaßſtab. Ihrer ſind zwar ſehr viele — unter ihnen die Gebrüder Terres die berühmteſten — aber Erbauungsbücher und einige Ueberſetzungen aus fremden Sprachen ausgenommen, wiſſen ſie dem Nahrungſuchenden nichts anzubieten. Klagen darüber beantworten ſie durch das freimüthige Geſtändniß, daß in Neapel Niemand ſchreibt, Niemand lieſt und folglich auch Niemand Bücher kauft. Höchſtens ſchafft ſich dieſer oder jener Große eine Bücher-Sammlung zum

Staat an. Daſſelbe gilt von Gemählden, die allenfalls noch der Mode wegen gekauft werden. Es giebt einige gute Mahler hier, aber ſie ſind Fremde. Mit der Bildhauerei iſt es noch ſchlimmer beſtellt, ich habe nicht erfahren, daß irgend ein Künſtler von Bedeutung in dieſem Fache hier zu finden ſey. Gäbe es Einen, ſo würde er auch bloß für Grabmäler zu arbeiten haben. —

Laßt uns eine Stufe tiefer zu den mittlern Ständen hinabſteigen. In andern Ländern werden dieſe durch Kaufleute und Gelehrte formirt; hier giebt es aber keine Gelehrte, an ihre Stelle treten die Advokaten, die eben nicht im beſten Rufe ſtehen und deren Anzahl faſt ſo groß ſeyn ſoll, als die der Lazzaronis. Mir iſt ein Beiſpiel bekannt geworden, eine kleine Begebenheit aus den letzten Tagen, welche eben auch keinen Beweis für die ſtrenge Sittlichkeit dieſer Klaſſe abgiebt. Ein Deutſcher ſah ein hübſches Mädchen, die ſittſame Tochter eines Advokaten, öfter am Fenſter; ſie gefiel ihm ſo ſehr, daß er ihre Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Um dieſen Wunſch zu erfüllen, ſchrieb er ihr ohne Umſtände ein Billet, und bat um eine Zuſammenkunft. Das Billet wurde ohne Umſtände angenommen und beantwortet. Das Mädchen meldete ihm ganz züchtig, ſein Beſuch werde ihr ſehr angenehm ſeyn, er möge ſich nur gegen Abend bei ihr einfinden, wo er auch die Geſellſchaft einiger Verwandten antreffen werde. Er kam, fand eine ehrbare Geſellſchaft, wurde zuvorkommend aufgenommen, und ging öfter hin. Man könnte wähnen, das ſey nur löbliche Gaſtfreiheit, und in der That wäre das z. B. in Rußland gar nichts beſonderes. Aber Gaſtfreiheit iſt hier ein Fremdling, und weit eher iſt zu vermuthen, daß etwa eine Spekulation dabei zum Grunde lag. Mehrere dergleichen Anekdoten berechtigen mich zu dieſer Vermuthung. Indeſſen habe ich von dem Mittelſtande zu wenig in Erfahrung gebracht, um wagen zu dürfen, über ſeine Sitten abzuurtheilen. Nur das weiß ich, daß er eben ſo unwiſſend und eben ſo abergläubiſch iſt, als der höhere Stand, und daß bei ihm, an die Stelle von rouge et noir, das verdammte Lotto tritt, dem er mit gleicher Wuth ergeben ſcheint. — Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beigewohnt; es iſt ein Volks-Spektakel, das ein Fremder zu genießen nicht verſäumen ſollte. In einem ſehr großen Saal des Gerichtshauſes (Vicaria) verſammeln ſich eine Menge ſchwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche ſehr reichlich dafür bezahlt werden, daß ſie ſich alle vierzehn Tage Einmal hier gemächlich niederlaſſen und ein Viertelſtündchen verweilen. Der Waiſenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, iſt über und über mit heiligen Bilderchen behangen, und wird, ehe er ſein vermaledeites Amt verwaltet, von einem Pfaffen eingeſegnet und mit Weihwaſſer beſprützt. Gegen zweitauſend Menſchen haben ſich in den Saal geſtopft, und obgleich alle Fenſter und Thüren offen ſtehen, ſo iſt dennoch die Luft dermaßen mit mephitiſchen Dünſten geſchwängert, daß ich faſt vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöſchen. Wo möglich noch ärger als der Geſtank, iſt das Geſchrei und Pfeifen dieſes raſenden Pöbels. Oft muß man ſich fragen: bin ich in einem Tollhauſe? — So oft Einer von den ehrenfeſten Herren erſchien, die bei der Ceremonie präſidiren, wurde er, weil es ſchon etwas ſpät war, ſo wüthend ausgepfiffen, daß der ſchneidende Ton das Gehirn erſchütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichſten Geſchrei begleitet. Die erſte herausgezogene Nummer (welche der vorſitzende Miniſter von dem Kinde empfängt, und dann einem hinter ihm ſtehenden Lazzaroni mittheilt) fand großen Beifall, und ein jauchzendes Geſchrei erſchütterte abermals das Gewölbe. Die zweite Nummer hingegen wurde ſchmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht nachher erdrückt zu werden. An der Treppe fand ich abermals eine Beutelſchneiderei; es hatte nehmlich eine fromme Seele ſogleich auf die zahlreiche Verſammlung ſpekulirt und ſich mit einer Taſche dahin geſtellt, um für die armen Seelen im Fegfeuer Geld zu betteln. — Das war allerdings gut berechnet, beſonders vor der Ziehung, wo ein Jeder noch bei der Glücksgöttin einer Vorſprache bedurfte. Uebrigens ſaß die Treppe voll bettelnder Krüppel, und damit man die Hauptzüge des Neapolitaniſchen Volks (Aberglauben, Spielwuth, Armuth und Unſauberkeit) hier alle beiſammen finden möchte, ſo war gleich neben der Treppe, im zweiten Stock, ein Kl — angelegt, das heißt, es war erlaubt, hier auf offener Gallerie — — — — — — —, und es geſchah ſehr häufig. — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tauſende, welche oben ſchrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein ſtarker Platzregen, aber daran kehrte ſich Niemand. Mit und ohne Regenſchirme bildete das Volk zu beiden Seiten eine dicke lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnſte ausgezahlt werden. So bald oben eine Nummer gezogen war, wurde ſie aus dem Fenſter einem deshalb bereit ſtehenden Laſtträger zugerufen, dieſer ſetzte ſich ſogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hauſe davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängſtlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. So bald der Pöbel auf den Straßen den erſten dieſer Laſtträger von ferne erblickt, ſo wirbelt auch ein blöckendes Geſchrei ſich in die Luft; viele tauſend Hände durchſägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen ſich alle Lippen, um dem Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Gegenſtand mitzutheilen; bald aber legt ſich der Sturm und Alles wird wieder ruhig, um dem zweiten Laſtträger entgegen zu ſehen, der nun mit der zweiten Nummer den nämlichen Lärm bewirkt. — Es iſt in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzuſehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um ſich, als ſonſt irgendwo, weil der Aberglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich anbaut. — Es iſt zum Todtlachen, welchen Alfanzereien die Neapolitaner bei der Wahl ihrer Nummern vertrauen. Hat z. B. ein Taugenichts, der eben nichts beſſeres zu thun weiß, den Einfall, fünf Nummern, gleichviel welche, auf die erſte beſte Wand zu ſchreiben, und darunter die Bemerkung zu ſetzen: ſie werden ſicher bei der nächſten Ziehung herauskommen; ſo kann man alles darauf verwetten, daß, unter zehn Lotto-Spielern, die zufällig dieſe Nummern erblicken, acht ſie beſetzen. Leider hat die Raſerei dieſes in der Hölle erfundenen Spiels auch die unterſten Klaſſen ergriffen, und jeder Lump trägt ſeinen erbettelten Groſchen in die Lotterie. — So dunkel bisher die Farben waren, mit welchen ich den Charakter der Neapolitaner ſkizzirte, ſo werden ſie doch noch ſchwärzer, indem ich zum gemeinen Volke herabſteige. Mit allen Gebrechen der obern Stände verbinden ſie noch einige dem Pöbel eigene Laſter. Dennoch verſichern mich Männer von Anſehen, Fremde, welche ſeit länger als einem Vierteljahrhundert hier wohnen, das Volk ſey im Grunde ſehr treuherzig und brav, gleiche gewiſſermaßen dem Deutſchen. Ich will und kann nicht an der Ausſage dieſer Männer zweifeln, denn ſie hatten allzuhäufige Gelegenheit das Volk zu beobachten. Auch habe ich ſelbſt ſeit zwanzig Jahren einen Bedienten, welcher oft lügt, öfter ſäuft, auch bisweilen ſtiehlt, und dennoch, trotz aller dieſer Laſter, eine gute ehrliche Haut iſt, die nicht allein mir, ſondern gern einem Jeden dient, ſo viel in ihren Kräften ſteht. Mir iſt alſo die Möglichkeit klar, daß rohe Menſchen, bei großen und groben Gebrechen, doch recht gute Menſchen ſeyn können, denn ihre Laſter ſind nur Angewohnheiten, aber freilich ſehr beſchwerliche Angewohnheiten. Diebſtahl iſt hier ſehr häufig, trotz Hängen und Stäupen; ja, man erzählt die drollige Anekdote, daß einſt der Henker unter dem Galgen ſeine Schuhe ausgezogen, um bequemer auf die Leiter zu ſteigen, und daß, während er ſein Amt verrichtete und Aller Augen auf den Dieb am Galgen geheftet waren, ein anderer Dieb unter dem Galgen die Schuhe ſtahl. Verſchiedene ſtrenge und zum Theil ſonderbare Polizeigeſetze, die man dem jetzigen Ober-Polizei-Meiſter, dem thätigen Herzog von Aſcoli verdankt, beweiſen, wie nöthig man gefunden, ungewöhnliche Maaßregeln gegen dieſes Laſter zu ergreifen. Jeder Fremde z. B. der in einem Wirthshauſe wohnt, ſoll von dem Wirthe erſucht werden, demſelben ein Verzeichniß von allen ſeinen bei ſich habenden Koſtbarkeiten einzuhändigen. Es ſteht in des Fremden Belieben, das zu thun oder nicht, im letztern Fall aber ſoll er dem Wirth eine ſchriftliche Erklärung ausſtellen, daß er das Verzeichniß verweigert habe. Wenn nun der Wirth weder dieſe Erklärung, noch ein ſolches Verzeichniß aufzuweiſen hat, ſo muß er, im Fall ein Diebſtahl in ſeinem Hauſe geſchieht, Alles erſetzen. Eben das iſt er auch zu thun gezwungen, wenn er den Fremden gar nicht von dieſer Einrichtung benachrichtigt hat. Das letztere ſcheint gewöhnlich der Fall zu ſeyn, wenigſtens habe ich es nur aus der gedruckten Polizeiverordnung erfahren, die ich mir verſchaffte. Man iſt alſo in Wirthshäuſern vollkommen ſicher und ich rathe daher Niemanden in Privathäuſer zu ziehen, wenn er gleich dort etwas wohlfeiler wohnen könnte. Während meines Aufenthalts in Neapel fand ein Baron B—, ein Deutſcher, der chambre garnie gemiethet hatte, eines Abends bei ſeiner Nachhauſekunft, alle ſeine Habſeligkeiten geſtohlen, ob er gleich ſeinen Schlüſſel dem Lohnlaqueien anvertraut hatte. Der Kerl wurde auf der Stelle eingezogen, leugnete aber keck die Mitwiſſenſchaft. Ueberhaupt ſind die Italiäniſchen Lohnbedienten das ärgſte Diebsgeſindel, welches die Erde trägt. Dem Anſcheine nach werden ſie geringer bezahlt als in andern groſen Städten, ſie fordern nehmlich nicht mehr als ſechs Carlins täglich (etwa achtzehn Groſchen) aber ſie wiſſen ſich ſehr gut für dieſe anſcheinende Mäßigung zu entſchädigen. Denn einmal iſt es ſchon Herkommens, daß der Wagenverleiher, von dem der Fremde ſeine Equipage miethet, ihnen täglich zwei Carlins abgeben muß; ſie ſehen daher ſehr ſcheel dazu, wenn man dann und wann einmal zu Fuße gehen will. Zweitens kaufen ſie Alles ein, was der Fremde braucht, und berechnen es doppelt hoch. Es nutzt auch zu nichts, wenn man die Sachen ſelbſt behandeln und kaufen will; denn ſie ſtehen hinter dem Fremden, und geben dem Kaufmann mit aufgereckten Fingern ein Zeichen, wie viel Carlin er zum Vortheil des Lohnbedienten mehr fordern ſoll. Thut er es nicht, ſo führt er ihm keine Kunden wieder zu. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß der Fürſt Aſcoli auch einmal Einen ſeiner wachſamen Blicke auf dieſe Blutſauger richten möchte. — Gleich den Gaſtwirthen müſſen auch die Wagenverleiher für Alles haften, was demjenigen, der den Wagen miethete, aus demſelben geſtohlen wird, und können ſich, zur Entſchädigung, bloß an ihre Knechte halten, weil vorausgeſetzt wird, daß ſie Sorge tragen müſſen, treue Knechte zu wählen. Jeder Miethwagen iſt nicht allein mit einer Nummer bezeichnet, ſondern noch überdies der Ort daran geſchrieben, wohin er gehört, z. B. Napoli, Portici u. ſ. w. Der beraubte Paſſagier hat alſo weiter nichts zu thun, als der Polizei die Nummer anzuzeigen. Ja ſelbſt in dem Falle, daß er keinen Zeugen aufſtellen könnte, der geſehen was er mit ſich in den Wagen genommen, ſoll ſein eignes Zeugniß hinlänglich ſeyn, wenn er ſonſt ein Mann von gutem Rufe iſt. Dieſer letzte Umſtand iſt in der That ſo hart für den Wagenverleiher, daß, wie mich dünkt, nur eine wichtige Urſach ihn entſchuldigen kann; und welche andere könnte das ſeyn, als das Ueberhandnehmen des Diebſtahls, dem man ſelbſt durch harte Mittel ſteuern zu müſſen glaubt. Vermuthlich haben ſie auch ſchon gute Würkung gethan, denn, außer dem oben angeführten Beiſpiele, habe ich, während meines Hierſeyns, nichts dergleichen erfahren, und von Taſchen-Dieberei iſt mir gar nichts zu Ohren gekommen. Wenn daher wahr iſt, was Gorani verſichert, daß ihm faſt täglich ein Schnupftuch aus der Taſche geſtohlen worden, ſo ging es entweder damals ärger zu als jetzt, oder Gorani war ein Elegant, der die Zipfel ſeiner Schnupftücher zu lang aus der Taſche hängen ließ. Ich habe mich doch auch durch manche Volkshaufen gedrängt, aber nie ein Schnupftuch vermißt. — Eine andere böſe Gewohnheit der Neapolitaner war vormals das Meſſerzucken um es, bei geringen Zänkereien, dem Gegner in die Bruſt zu ſtoßen. Auch hiervon hört man jetzt gar nichts mehr, man kann bei Tag und

Nacht ſo ſicher auf den Straßen, als in ſeinem Zimmer herumwandeln. Dieſe geſegnete Ruhe hat abermals eine ſcharfe Verordnung des Herzogs von Aſcoli hervorgebracht. Kein Menſch, wer er auch ſey, die Officiere in Uniform bloß ausgenommen, darf bewaffnet auf der Straße erſcheinen, oder ſich ſonſt erkühnen, irgend einen Unfug anzufangen, denn außer den von den Geſetzen angedrohten Strafen, wird er noch überdies auf der Stelle militäriſch gezüchtigt, durch Stockſchläge, Peitſchenhiebe oder am Pranger, (welcher, ſeltſam genug, Berlina heißt). Dieſen Verordnungen hat Fürſt Aſcoli durch eine neuerrichtete, gelb und ſchwarz gekleidete Garde, Reſpekt zu verſchaffen gewußt, welche ſich von den gewöhnlichen Sbirren darin unterſcheidet, daß ſie auch in die Häuſer dringen, und Jedermann ohne Unterſchied, auch Offiziers, arretiren darf. Das ſtrenge Geſetz ſelbſt iſt aber wiederum ein trauriger Beweis von ſeiner Nothwendigkeit. Die Italiäner überhaupt ſind äußerſt reizbar und rachſüchtig, wenn auch nicht nachtragend; aber im erſten Augenblicke ſind ſie ihres Zorns nicht Meiſter; eine vermeinte Beleidigung wird auf der Stelle gerächt, am liebſten, wenn es ſeyn kann, durch ein blankes Stilet. Ich habe einen jungen Burſchen geſehen, den ein anderer mit einem Stein am Kopfe verwundet hatte; er ſetzte dem Thäter nach, konnte ihn nicht erreichen, wieherte vor Zorn, biß in ſein Schnupftuch und zerriß es mit den Zähnen. Dieſer ſeltſame Ausbruch ſeiner Wuth kehrte öfter zurück, und, nachdem er dem Anſchein nach, ſchon ganz ruhig davon gegangen war, hörte ich ihn noch in der Ferne plötzlich wiederum brüllen, und ſah, wie er aufs neue in das Schnupftuch, gleich einem Hunde in den vorgehaltenen Stock biß. Hätte dieſer Menſch ſeinen Gegner erwiſcht, und hätte der wohlthätige

Herzog von Aſcoli ihm das Meſſer nicht genommen, ſo wäre er ſicher zum Mörder geworden.

In Anſehung der Lebhaftigkeit der Empfindung ſind die Italiäner Kinder, ſie ſchreien; die Ruſſen Knaben, ſie ſingen; die Deutſchen Jünglinge, ſie ſchwärmen; die Franzoſen Männer, ſie handeln; die Engländer Greiſe, ſie ſchweigen. Oft hört man hier auf den Straßen ein Geſchrei, daß man meinen ſollte, es ſei ein blutiger Zank; und tritt man näher, ſo war es wohl gar ein freundſchaftliches Geſpräch. Daß bei einer ſolchen Reizbarkeit die Wolluſt hier zur fürchterlichen Leidenſchaft werden mußte, iſt begreiflich. Die elende, Seele und Leib entnervende griechiſche Liebe geht hier ſtark im Schwange. Der arme Pöbel muß das Verbrechen ſtrenge büßen. Einen Schulmeiſter und noch einen andern gemeinen Kerl habe ich dafür durch alle Straßen der Stadt ſtäupen ſehen. Einen Dritten, der das Opfer ſeiner viehiſchen Leidenſchaft, einen vierzehnjährigen Knaben, hintendrein gar in einen Brunnen geworfen hatte, ſah ich aufhängen; und da eine ſolche Expedition auch hier ihre eigne Nationalphyſiognomie hat, ſo erlaube man mir, einen Augenblick dabei zu verweilen. — Der Miſſethäter, dem das Todesurtheil geſprochen worden, wird drei Tage vor der Hinrichtung in eine Kapelle geführt, welche in dem Gerichtshauſe, Vicaia genannt, befindlich iſt. Hier bleibt er, bis ſeine Todesſtunde anbricht. Die weiße, vermummte Brüderſchaft, deren ich ſchon öfter erwähnt habe, verläßt ihn keinen Augenblick, bereitet ihn chriſtlich zum Tode, trägt aber nicht bloß Sorge für ſeine Seele, ſondern auch für ſeinen Leib, indem ſie, an Speiſe und Trank, ihm alles, was er nur wünſchen mag, reichen läßt. Bedeutend können die Unkoſten dabei nicht ſeyn, denn gewöhnlich iſt eine Schüſſel gute Maccaroni der leckerhafteſte

Wunſch des armen Sünders. Man hat mich aber auch verſichert, die Vermummten thäten noch mehr; ſie nähmen, wenn der Verbrecher ein Familienvater iſt, die ſchwere Sorge um Weib und Kind von ſeiner Bruſt, ſie verſprächen, ſich ihrer treulich anzunehmen, und hielten ihr Wort gewiſſenhaft, es koſte auch was es wolle. Iſt das gegründet, ſo verzeihe ich ihnen gern die alberne Mummerei. — Am Tage der Hinrichtung laufen ſchon den ganzen Morgen Leute durch die Straßen, die, um die Seele des noch lebenden Verbrechers aus dem Fegfeuer zu erlöſen, Geld zuſammenbetteln.

In der Nacht vor dem Tage der Exekution, wird, gewöhnlich auf dem Markte (mercato) ein Galgen errichtet, aber ſo nachläßig, ſo unſcheinbar, daß man ihn kaum für einen Galgen anſehen ſollte; nicht unſer gewöhnlicher Dreibein, ſondern bloß ein paar unbehauene Pfähle in die Erde geſchlagen, und ein dritter queerüber gelegt. Das Ganze iſt nicht viel höher als eine Thüre, und gleicht weit eher einer Feldpforte als einem Galgen. Eben ſo gebrechlich, ſchief und krumm, zieht, in der Entfernung von wenigen Schritten, eine niedrige Einfaſſung von Brettern ſich um den Platz, die an einer Seite offen bleibt. — Ich hatte mir ein Fenſter am Markte gemiethet, dem Schauplatz gerade gegenüber. Ach! es war der nehmliche, auf dem einſt der junge, unglückliche Conradin von Schwaben, ſein unſchuldiges Haupt verlor. —

Um dem ſtarken Gedränge zu entgehen, war ich ſchon um zwei Uhr Nachmittags hingefahren (erſt um vier Uhr ſollte die Hinrichtung vor ſich gehen), dennoch umgab ſchon ein Volkshaufe die Schranken. Ein Detaſchement von berittenen Dragonern hatte ſich jenſeits derſelben in eine Linie geſtellt, an allen Straßen ſtanden bewaffnete Sbirren, und eine Patrouille von Sbirren umkreiſte unaufhörlich den Markt.

Nach und nach ſammelte ſich der Pöbel bei Tauſenden, und bald gewährte die Menſchenmenge einen höchſt impoſanten Anblick. Man erinnere ſich, daß in Neapel jedes Fenſter ein Balkon iſt; alle dieſe Balkons waren mit Menſchen vollgeſtopft. Man erinnere ſich, daß die Häuſer in Neapel bloß platte Dächer haben; alle dieſe Dächer ſtanden gedrängt voll neugieriger Zuſchauer; und da die mehrſten Dächer nicht einmal mit einem Geländer oder Attika verſehen ſind, die Menſchen aber kühn bis an den Rand hervortraten, ſo ſah das ängſtlich aus, und man konnte den Gedanken nicht los werden, daß bei dem geringſten Zudrange von hinten, die Vorderſten Dutzendweis heruntergeſtürzt und zerſchmettert werden müßten. Der Markt ſelbſt wogte gegen vier Uhr wie ein dichtbewachſenes Kornfeld; ein Geſumſe, gleich einem fernen Waſſerfall, erfüllte die Luft. Dazwiſchen hörte man Knaben und Weiber ihr Backwerk und ihre Früchte ausſchreien; denn wo nur Menſchen ſich ſammeln, da findet man auch ſicher den Eigennutz in dieſer oder jener Geſtalt. Die Anzahl ſämmtlicher Zuſchauer, unten und oben, ſchätze ich, nach mäßiger Berechnung, auf zwanzigtauſend. Natürlich drängte ſich das Volk ſo nahe als möglich an die Schranken, welche den Galgen umgaben; es glaubte um ſo eher ein Recht dazu zu haben, da bereits viele Officiers, Geiſtliche und andere wohlgekleidete Leute ſich an und auf die Schranken lehnten. Aber es vergaß, daß das Regiment der Freiheit und Gleichheit hier auch längſt vorüber iſt, und wurde von den Dragonern ſehr unſanft daran erinnert. Denn ſtatt daß der kommandirende Officier hätte ſo klug ſeyn ſollen, ſein Detaſchement bei Zeiten um die Schranken zu vertheilen, ließ er es müßig gaffend in einer Linie ſtehen, wartete geruhig ab, bis der Pöbel in dicken Haufen den Kreis umgab, und dann ſchickte er drei oder vier Mann mit gezogenen Säbeln unter ſie. Dieſe rohen Menſchen, um ſich auch einmal ein Anſehen zu geben, gallopirten wie Raſende unter das Volk, und hauten mit ihren breiten Schwerdtern darein, als ob ſie Diſtelköpfe vor ſich hätten. Gegen die Franzoſen hätten ſie einſt dieſe Bravour beweiſen ſollen; hier war ſie ſehr unzeitig und empörend, und ich bekenne, daß ich die Gelaſſenheit bewundert habe, mit welcher das Volk dieſen Uebermuth ertrug. Weſſen Schuld war es, wenn ein plötzlicher Tumult entſtand? wenn die Gemißhandelten einen Dragoner vom Pferde riſſen und ihn allenfalls ermordeten, weſſen Schuld war es? — ich weiß wohl, daß nur das Volk würde beſtraft worden ſeyn, und doch war der kommandirende Officier gewiß der Erſte und Einzige, welcher Strafe verdiente. — Es war faſt vier Uhr, als ein vermehrtes Getümmel in einer nahen Straße die Ankunft der Hauptperſon des Trauerſpiels andeutete. Voraus ritt, in der Mitte von vier oder fünf Dragonern, ein zerlumpter Kerl, der eine blutrothe Fahne trug, und deſſen Pferd von einem eben ſolchen Lump am Zügel geführt wurde. Es waren ehrſame Henker. Als ſie unter dem Galgen anlangten, pflanzte der Eine die Blutfahne in den Boden und ließ ſie wehen. Darauf zog er ſeinen Rock aus, ſtreifte die Arme auf, und unterhielt ſich dabei lachend mit den Umſtehenden. Nie bin ich ſo verſucht geweſen an den Teufel zu glauben, als in dieſem Augenblick.

Wohl eine halbe Stunde vor Ankunft des Henkers, hatten ſchon vier weiße Vermummte eine Bahre in den Kreis getragen, und ſich, zum Ausruhen, darauf geſetzt. Gräßlich war nun der Schauplatz verziert. Der Galgen, mit darum gewundenem Strick und angelegter Leiter, die Bahre, auf welcher die vier Geſpenſter ruhten, der Henker mit den aufgeſtreiften Armen und dem teufli ſchen Grinſen, neben ſich die Blutfahne und einen Schindersknecht der ihm glich — mir wandte ſich das Herz im Leibe um. — Jetzt näherte ſich ein langer Zug von Sbirren, in deſſen Mitte flammten die Fackeln der weißen Brüderſchaft, vor welcher ein Kreutz, hoch über den Köpfen des Volks, herſchwebte. Der arme Sünder war durch die Stadt, bis zu einer Kirche geſchleift worden, wo man ihm den letzten geiſtlichen Zehrpfennig auszahlte, und ihn dann auf ſeinen eigenen Füßen weiter führte, oder vielmehr trug, denn er war ſchon halb todt, als er auf den Richtplatz kam. Hier ließ man ihn noch einige Minuten niederknieen und betete ihm vor. Dann legte ihm der Henker den Strick um den Hals, ſtieg voran die Leiter hinauf, und der Galgenkandidat folgte, zu meinem Erſtaunen, faſt ohne die Hülfe des Henkerknechts zu bedürfen, ſogar rücklings, indem er immer ganz bedächtig erſt einen Fuß auf die höhere Sproſſe ſetzte, und dann den andern nachzog. Die Hände waren ihm gebunden, das Geſicht unverhüllt. So bald er oben ſtand, ſchlang der Henker den Strick um den Galgen, und brachte mit deſſen Befeſtigung ſo lange zu, daß ich meine, dieſe Zögerung müſſe das Schrecklichſte für den armen Sünder geweſen ſeyn. Die weißen Brüder ſuchten ihm indeſſen treulich die Zeit durch Beten zu verkürzen, und einer derſelben, das Kreuz ihm hinauf reckend, haranguirte ſehr laut von der Seligkeit, die jetzt ihren Schooß für ihn aufthue. Fahle Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht und ſchien eben keine Freude über die nahe Seligkeit anzudeuten. — Endlich hatte der Henker ſeinen Knoten geſchlungen, faßte den Miſſethäter um den Leib und warf ihn von der Leiter hinab. Zugleich ſprang er ihm aber auf die Schultern, ritt auf ihm, und ſuchte ihm das Genick zu brechen, während ſeine edlen Helfershelfer ſich an die Füße des Unglücklichen hängten, und in der Luft ſchwebend, ſie mit aller Gewalt herunter zogen. Ich läugne nicht, daß dieſe Manier zu hängen für den armen Sünder im Grunde wohlthätig iſt, und daß er auf dieſe Weiſe, die Schlinge um den Hals ſey noch ſo ſtümperhaft gemacht, doch unmöglich lange leiden kann; aber das Schauſpiel eines ſo gewürgten Menſchen iſt gräßlich. Der weiße Vermummte hielt dem armen Teufel, dem das Genick bereits gebrochen war, immer noch betend das Kreuz ganz nahe vor das Geſicht, vielleicht mehr in der Abſicht, dies fürchterliche Geſicht zu verſtecken.

Als der Henker meinte, daß der Menſch todt ſey, nahm er ſich nicht die Mühe wiederum auf die Leiter zu ſteigen, um herunter auf den Boden zu kommen, ſondern er ließ ſich ganz gemächlich an dem Gehängten herab. Ich möchte den Kerl wohl in der folgenden Nacht haben ſchlafen ſehen. Hat er *ruhig geſchlafen*, ſo hat er ſchlummernd die beißendſte Satyre auf die Menſchheit gemacht.

Das Volk hatte ſich bis dahin ſehr ruhig verhalten; ſobald es aber den Verbrecher wirklich baumeln ſah, lief es, gleichſam verabredet, von allen Seiten mit großem Geſchrei davon. Eben ſo ſtracks kehrte es jedoch wieder um, den Reſt des Trauerſpiels mit anzuſehen, und ich weiß mir dieſe allgemeine Volksbewegung auf keine Weiſe zu erklären. Ein Freund, der neben mir ſtand, ſagte mir, er habe daſſelbe ſchon bei einer kürzlich erfolgten Hinrichtung bemerkt, und es damals für ein Zeichen der Mißbilligung gehalten, theils weil der Henker den armen Sünder gequält hatte, theils weil das Verbrechen des Sterbenden bloß darin beſtanden hatte, die neapolitaniſchen Piaſter ein wenig zu *beſchneiden*, welche *beſchnittene* Münze die Finanzkammer nachher wohlfeil eingewechſelt, ihr einen neuen Rand aufgeſtempelt, und für den *wahren Werth* wieder ausgegeben hatte. Man

muß

muß bekennen (wenn anders die Anekdote wahr iſt), daß es da allerdings zweifelhaft bleibt, wer eigentlich gehangen werden ſollte, und daß ein Zeichen der Mißbilligung dem Volke nicht zu verargen war. Allein dieſesmal waltete keines jener Verſehen ob, der Verbrecher war allerdings tadelswürdig, und der Henker hatte ſein Amt recht artiſtiſch verwaltet; daher bleibt es mir unerklärbar, was eigentlich das Volk mit ſeinem Laufen und Schreien ſagen wollte. Die Bewegung, die — weil ſie von zehn oder fünfzehntauſend Menſchen zugleich geſchah — wohl Schrecken erregen konnte, war ſchnell wieder vorüber. Man ſah ruhig mit an, wie der Todte vom Galgen genommen, auf die Bahre gelegt, und von den weißen Vermummten bei angezündeten Fackeln fortgetragen wurde. Die Sbirren hatten, während der ganzen Exekution, einen Kreis um den Platz geſchloſſen, und zwar mit auswärts gekehrten Geſichtern. Auch war das *blaue*, meiſt aus *Fremden* beſtehende Regiment faſt ganz auf dem Markte, zwar unbewaffnet und nur als Zuſchauer, aber gewiß unter der Hand für einen Nothfall kommandirt, denn, da außer dieſen wenige andere Soldaten zu ſehen waren, ſo müßte man annehmen, daß gerade dieſes Regiment aus lauter Dilettanten vom Hängen beſtünde. — —

Ich kehre zu meiner Skizze des Volkscharakters zurück. Daß der neapolitaniſche Pöbel *faul* ſey, möchte ich doch gerade nicht behaupten, ſo oft es auch ſchon behauptet worden. Er hat nur nichts zu thun, und darum *muß* er wohl faul ſeyn, man *gewöhnt* ihn zur Faulheit, in ſeiner Natur liegt ſie gar nicht. Freilich ſtehen, zu jeder Tageszeit, Tauſende von Müßiggängern auf den Straßen; aber man verſuche es nur, man rufe zu irgend einem Geſchäft die Lazzaronis herbei, haufenweis werden ſie herzu ſtürzen um ein paar *Gran* zu verdienen. Wüßte die Regierung ihr

Kräfte zu benutzen, ſie könnte wahrlich viel mit dieſem Volke ausrichten. Die Handwerker ſieht man doch immer fleißig und emſig vor ihren Thüren ſitzen; aber was ſollen die dreißig bis vierzigtauſend Lazzaronis anfangen, wenn man ſie nicht beſchäftigt, ſie müſſen am Ende wohl faule Tagdiebe werden, und natürlich entſpringen aus dieſer Tagdieberei wiederum andere Laſter. Doch muß ich zu ihrem Ruhme bekennen, daß ſie immer wenigſtens mäßig dabei bleiben, denn nie habe ich einen Betrunkenen geſehen. — — Aus allen dieſen, freilich nur flüchtigen Bemerkungen, glaube ich das Reſultat ziehen zu dürfen: daß die höhern Stände in Neapel unverbeſſerlich ſind, daß die jetzige Generation ganz herabgewürdigt und verlohren iſt, und daß nur nach und nach durch eine zweckmäßigere Erziehung, vielleicht mit Hülfe der klugen Jeſuiten, dieſe unedle Race wieder veredelt werden kann. Das Volk hingegen — dem gebe man nur Arbeit und erleichtere ihm das Joch ein wenig — ſo wird es bald ein fleißiges, braves und wohlhabendes Volk werden. — Ich darf dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne noch eines Zuges zu erwähnen, der in dieſem Augenblick dem Charakter der Neapolitaner tief eingedrückt iſt; ich meine den glühenden Haß gegen die Franzoſen. Vom Höchſten bis zum Niedrigſten iſt dieſer Haß tief eingewurzelt. Sie geben ſich auch gar keine Mühe ihn zu verbergen, und ich habe Aeußerungen gehört, deren Unklugheit (da ſie gegen einen Fremdling ausgeſprochen wurden) wahrhaftig nur ein überfließendes Herz entſchuldigen konnte. Ihrem Haſſe gleicht nur ihre Furcht. Sie laſſen ſich von den Franzoſen alles gefallen. Sie beugen ihren Nacken unter das Joch des Uebermuthes, welcher außer ihrem Vaterlande den Franzoſen eigen iſt (denn in demſelben ſind ſie meiſt ſehr liebenswürdige Menſchen). Einer meiner Freunde ſah jüngſt, wie ein beſoffener franzöſiſcher Livreebedienter auf öffentlicher Straße einen neapolitaniſchen Offizier inſultirte und auf ihn eindrang, ohne daß dieſer wagte ihn arretiren zu laſſen; ja er mußte ſich endlich in ein Kaffeehaus zurückziehen, und durch eine Hinterthür fernern Beſchimpfungen entſchlüpfen. Freilich, wenn der hieſige franzöſiſche Geſandte Alquier dergleichen erfährt, ſo beſtraft er ſeine Landsleute ſtreng; aber der Sieger findet gerade in der Flucht des Beſiegten immer neuen Reiz zu muthwilligem Frevel. Daher gehen die Neapolitaner den Franzoſen ſo viel als möglich aus dem Wege. Mir iſt davon ein auffallendes Beiſpiel bekannt geworden. Ein deutſcher Kaufmann, ein Fremder, hatte ſich zufällig zu einigen franzöſiſchen Offiziers geſellt; ſie wollten miteinander die Königl. Porzellainfabrik beſehen, und die Offiziers wollten einiges dort kaufen. Man verweigerte ihnen den Eintritt, unter dem Vorwande, es ſei eine ausdrückliche Erlaubniß dazu vonnöthen. Als der Kaufmann ſich hierauf von den Offiziers getrennt hatte, ward er zurückgerufen, und ihm zu verſtehn gegeben, für ihn ſei die Fabrik nicht verſchloſſen. Er ging hinein und beſah ſie nach Gefallen.

15. Miscellen. Einzelne Bemerkungen.

Der Handel, der hier ſo blühend ſeyn könnte, bedeutet unter den Inländern ſehr wenig. Sie beſitzen die herrlichſten Produkte zur Ausfuhr, Korn, Oel, Roſinen, Feigen, Seide, Wolle, Wein u. ſ. w. Sie haben die vortrefflichſten Häfen am mittelländiſchen und adriatiſchen Meere; aber — ſie haben keinen Credit. Es geht ihnen wie den ruſſiſchen Kaufleuten. Sie laſſen ihre Waaren durch Fremde verſchreiben. Spekulationen ſ

Neapel zu machen, iſt ſehr gefährlich, wenn man nicht mit einem guten fremden Hauſe allhier in Verbindung ſteht. Die Zahlungen erfolgen ſehr unordentlich, und ſendet man mehr Waaren hieher, als in drei Monaten verkauft werden können, ſo iſt man ſicher, ſie auf dem Halſe zu behalten. Daher ſind auch die ausländiſchen Waaren ſehr theuer, troz der Leichtigkeit, ſie von allen Seiten zu bekommen. Wollte freilich die Regierung den Handel unterſtützen — aber ſie thut gar nichts dafür; hohe Auflagen erſchweren ihn vielmehr. — Himmel! was würde ein Friedrich II. aus dieſem reichen Lande gemacht haben! es wäre längſt das Schrecken ſeiner Feinde, der Schooß des Glücks für die Eingebohrnen, des Vergnügens für die Fremden.

Es iſt eine ſonderbare Gewohnheit, die aber auf den Credit der Neapolitaner ein ſehr übles Licht wirft, daß, wenn man über irgend etwas mit einem Neapolitaner contrahirt, (z. B. mit dem Vetturino über eine Reiſe nach Rom) man nicht ihm, wie in andern Ländern gebräuchlich iſt, Geld auf die Hand giebt, ſondern ſich von ihm welches geben läßt. Unterläßt man dieſe Vorſicht, ſo iſt man ſeiner Sache nicht gewiß. Der unbekannte Fremdling hat alſo mehr Credit als der anſäßige Eingebohrne.

Für Leute, die hier wohnen, iſt Neapel ein wohlfeiler Ort, denn alle Bedürfniſſe des Lebens bringt die Natur das ganze Jahr hindurch ohne Anſtrengung hervor, folglich ſind ſie zu geringen Preiſen zu haben. Fremde müſſen freilich, wie überall, mehr bezahlen, und für dieſe iſt Neapel wohl eben ſo theuer als Paris. Das gilt beſonders von der Wohnung. Für einen ſchön decorirten

Saal und vier Zimmer habe ich monatlich hundert und zwanzig Thaler bezahlt, doch freilich in der beſten Gegend der Stadt, am Largo del Castello, umgeben von allen Schauſpielhäuſern, den Veſuv im Geſicht, in einem ſehr reinlichen Hauſe, Albergo del Sole genannt, das von einer liebenswürdigen Engländerin gehalten, und wo man ſehr gut bedient wird. Ich empfehle dieſes Haus jedem Reiſenden, es wäre denn, daß er lieber den Ruhm haben möchte, in dem erſten Wirthshauſe, **la grande Bretagne**, zu wohnen, wo man, der Sage nach, ungeheuer geprellt werden ſoll. — Der Tiſch iſt gut, aber auch nicht wohlfeil. Der Preis von zehn Carlins (einen Thaler ſechs Groſchen) für die Portion, war ein ungewöhnlich niedriger, von mir bedungener Preis. Der Wein iſt da freilich mitgerechnet, aber den gewöhnlichen hieſigen, unausſtehlich ſüßlichen Tiſchwein kann man nicht trinken, man muß alſo die Thränen Chriſti dennoch apart bezahlen, doch bekommt man für ſechs Groſchen einen ſehr trinkbaren Wein dieſer Gattung. Das Brod iſt nicht ſonderlich und ſteht dem franzöſiſchen weit nach. Das Gemüſe hat bei weitem nicht die Kraft, wie in nördlichen Ländern, die Kartoffeln und Rüben ſind faſt nicht zu genießen; nur der Blumenkohl iſt gut und wächſt ungeheuer groß. Fiſche und Früchte ſind vortrefflich und im Ueberfluß; doch nur diejenigen, welche die Natur ohne Hülfe hervorbringt, Ananas hingegen (deren Erziehung doch auch hier wenig Mühe macht) ſind theurer als in Berlin, weil Niemand Treibhäuſer hat. — Equipage iſt, wie überall, einer der theuerſten Artikel für den Fremden; ſie koſtet täglich vier und einen halben Thaler. Fährt man vollends mit vier Pferden einige Meilen über Land, ſo iſt das eine Ausgabe von neun Thalern. — Die Logen im Schauſpielhauſe ſind, wie ſchon erwähnt, faſt nicht zu bezahlen. — Einzelne Plätze darin kann man nicht haben, man muß ſie ganz nehmen, und doch kann man auch kein Frauenzimmer ins Parterre führen. Es iſt daher ein Glück, daß man eben nicht in Verſuchung geräth, oft ins Theater zu gehen. — Dem Lohnlakaien giebt man gewöhnlich ſechs Carolins (achtzehn Groſchen) täglich; das ſcheint im Vergleich mit andern Reſidenzen nicht viel; aber man hüte ſich, dieſe Menſchen ſind wahre Blutſauger, ſie verdoppeln jede Ausgabe der Fremden und laſſen die Hälfte in ihren Beutel fallen. Dabei ſind ſie unter den vielen Faulthieren in Neapel die allerfaulſten. — Putzwaaren für Damen findet man hier ſchön und geſchmackvoll, aber zu ungeheuren Preiſen. — Mit Gemählden und Alterthümern wird man überlaufen. Wer kein Kenner iſt, hüte ſich ſehr vor dem Anführen, laſſe auch nicht durch die gefoderten Preiſe ſich irre machen, zu glauben, das Ding ſey doch wenigſtens die Hälfte werth. Etwa ein Drittel muß man bieten, und oft iſt das noch zu viel. — In Villa franca kann man Copien von den berühmteſten Gemählden kaufen, welche die jungen Mahler dort in Miniatür, meiſtens recht ſchön verfertigen, und ſich mit geringem Lohn begnügen. Will man aber Originale kaufen, es ſeyen Gemählde oder Vaſen und Gemmen, ſo ziehe man ja einen Kenner zu Rathe. Der Steinſchneider Rega gilt für den beſten, und ich weiß, daß viele Sammler keinen Handel ſchließen, ohne ſeinen Ausſpruch gehört zu haben.

Eine Volksſcene trug ſich unter meinem Fenſter zu, die eben kein günſtiges Vorurtheil für das hieſiege weibliche Geſchlecht erweckt. Ein Frauenzimmer, in ſchwarzer Seide ſehr anſtändig gekleidet, mit der hier gewöhnlichen großen ſchwarzen Kappe über dem Kopfe, gerieth in Streit mit einem andern Frauenzimmer, das, nach ſeiner weißen Kleidung zu ſchließen, auch nicht zum Pöbel gehörte. Anfangs diſputirten ſie eine Weile mit entſetzlichem Geſchrei; doch konnte das auch ein freundſchaftliches Geſpräch ſeyn, da hier immer geſchrien wird. Plötzlich aber gab die ſchwarzſeidene Frau der andern eine derbe Ohrfeige, und empfing auf der Stelle die Bezahlung in gleicher Münze. Hierauf riß die ſchwarze der weißen die Haube vom Kopfe, ſchleuderte ſie auf den Markt, ankerte mit allen zehn Fingern in den Haaren ihrer Gegnerin und zauſte ſie gewaltig. Allein die weiße erſah ihren Vortheil, ſchlug der ſchwarzen ein Bein unter, und warf ſie ſo geſchickt auf das Steinpflaſter, daß die entblößten Poſteriora das Licht der Sonne begrüßten, und nun hammerte die weiße auf der ſchwarzen, wie ein Koch auf dem Hackebrett. Ein Pöbelkreis von vielen hundert Menſchen ſchloß ſich ſo dicht um ſie, daß die Prügelnden kaum Platz übrig behielten, ihre nervigten Arme zu bewegen; Geheul, Geſchrei, Ziſchen, Klatſchen, Pfeifen, accompagnirten den Kampf; aber keiner nahm ſich die Mühe, die tollen Weiber aus einander zu bringen, ſie hätten ſich in Gottes Namen todtſchlagen mögen. Endlich kamen Soldaten, die ſie von einander riſſen, aber nicht arretirten. Vielmehr nahete ſich ein wohlgekleideter Mann, reichte der ſchwarzen Dame ſeinen Arm, und führte ſie ruhig davon. Für die weiße intereſſirte ſich Niemand, ſie verließ als beſcheidene Siegerin den Kampfplatz. — Auch dieſe Frauenzimmer biſſen vor Wuth in ihre Schnupftücher, welche Aeußerung des Zornes den Neapolitanern eigen zu ſeyn ſcheint. — An allen ſolchen Begebenheiten nimmt der Pöbel bloß als Zuſchauer Theil, hält ſich nie verpflichtet, Unglück zu verhüten. Wenn Straßenjungen ſich balgen, wird ſogleich ein Kreis geſchloſſen, aber nur, wenn Blut fließt, findet ſich einer oder der andere unter den Umſtehenden, der es verſucht, ſie aus einander zu bringen.

Eine ſeltſame Furcht haben die Neapolitaner vor dem Regen. Nirgend ſieht man mehr Regenſchirme als hier, und bei Regenwetter iſt es in den vielen engen Straßen äußerſt beſchwerlich, den Tauſenden von Regenſchirmen auszuweichen. Es iſt luſtig zu ſehn, wie die Miethskutſcher auf öffentlichen Plätzen ſchnell nach allen Richtungen davon fahren, wenn ein Regenguß ſie plötzlich überraſcht. Grade in Augenblicken, wo Miethswagen am nothwendigſten wären, iſt kein einziger auf den Straßen zu finden. Dieſe drollige Furcht gründet ſich, wie man mir ſagt, auf eine Behauptung, die vermuthlich nur ein Vorurtheil iſt, der hieſige Regen ſchade nehmlich der Geſundheit. — Eine gute, nachahmungswerthe Gewohnheit erinnere ich mich nicht ſonſt irgendwo bemerkt zu haben. Wenn nach Platzregen in der Mitte der abhängigen Straßen ſich Bäche bilden, welche der Fußgänger ſehr unbequem durchwaten würde, ſo werden alſobald kleine Brücken auf Rädern dahin gefahren, die ſo lange ſtehen bleiben, bis das Waſſer ſich verlaufen hat.

Die gewöhnlichen Fiacres ſind in Neapel ſehr weit von Eleganz entfernt und beſonders unreinlich. Wie es inwendig in einem ſolchen Wagen ausſehen muß, kann man aus dem Umſtande abnehmen, daß der Miethskutſcher gegen Mittag beide Thüren öffnet, den Hafer hinein ſchüttet, vor jede der offnen Thüren eins ſeiner Pferde ſtellt, und ſie ſo, mit den Köpfen gegen einander über, aus dem Wagen freſſen läßt.

Gegen Weihnachten finden ſich in Neapel Hünderte von Bockspfeifern ein, die in ihren Schaafspelzen, das Rauhe nach Außen gekehrt, ſeltſam gegen die leicht bekleideten Lazzaroni's abſtechen. Es ſind Hirten aus Apulien und andern oft entfernten Gegenden, die es für Religionspflicht halten, um dieſe Zeit mit ihren Dudelſäcken nach der Reſidenz zu wallfahrten, um dort der Mutter Gottes etwas vorzublaſen, und ſo die Hirten nachzuahmen, welche zu Bethlehem die Krippe des Heilandes beſuchten. Sie gehen von Haus zu Haus, von Bude zu Bude, und es iſt gar luſtig zu ſehen, mit welcher Andacht ſie vor den Marienbildern ſtehen bleiben, und ſo, während ihre Lungen blaſen, ihre Hände fingern, mit frommen Blicken zu der Madonna hinauf ſchauen. Ich wundre mich, daß noch kein Mahler eine ſolche Scene zum Gegenſtand ſeiner Kunſt gewählt hat. — Mehrere Wochen vor Weihnachten hört man auf allen Straßen nichts als dieſes Getudel, das doch mit unter recht harmoniſch klingt. Die letzten neun Tage vor dem Feſte ſoll es am ärgſten ſeyn. — Man verſichert mich, daß manche Hirten mehr als vierzig Häuſer täglich auf dieſe Weiſe bedienen. Da jeder Madonna doch wohl eine Viertelſtunde gewidmet werden muß, ſo bläſt folglich ein ſolcher zehn Stunden hinter einander auf dem Dudelſacke! Welche Lungen!

In einer italiäniſchen Zeitung las ich ohnlängſt: Die Deutſchen behaupteten alles erfunden zu haben, während andere Nationen ſich den Ruhm davon zueigneten, z. B. die Kuhpocken, eine deutſche Erfindung, habe Doctor Jänner in England zuerſt in Gang gebracht. Eben ſo ſey die Erfindung des Telegraphen von den Franzoſen benutzt werden. Ein gleiches ſey mit dem Luftballon geſchehen, deſſen ein gewiſſer Moshof zuerſt zu erwähnen glaube, worin ihm aber die Italiäner zuvorgekommen. (Das Blatt ſagt nicht wann und wo?) Knochengallerte habe ſchon Ploucquet in Tübingen gemacht, Cadet de Beaux hingegen ſie ausgeſchrien. Klaviere, welche ſelbſt die Noten niederſchreiben, die auf ihnen gegriffen werden, habe Pfeiffer in Stuttgardt verfertigt, Stanhope in England ſich die Ehre zugeeignet, u. ſ. w. — Die Italiäner hätten aber noch weit mehr Urſache, die wichtigſten Erfindungen, als die Frucht ihres Genies, zu reclamiren. Daß zum Beiſpiel eine magnetiſche, auf Queckſilber ſchwimmende Kugel die Eigenſchaft habe, ſich um ihre Achſe zu drehen, und dergeſtalt Länge und Breite anzuzeigen, gebe ein Engländer für ſeine Erfindung aus. Es iſt nicht wahr, ſprächen die Franzoſen, denn es ſteht ſchon in Buſch geographiſchen Ephemeriden vom Jahre 1803. Das kann ſeyn, rufen frohlockend die Italiäner, aber es ſteht ſchon im Leben eines gewiſſen Vico, welches 1730 geſchrieben und gedruckt worden. — Von Herzen gönne ich ihnen dieſen Triumph, und bemerke nur in Anſehung meiner deutſchen Landsleute, daß ihnen ganz recht geſchieht, wenn andere Nationen ihnen Ehre und Vortheil vor dem Munde wegſchnappen, denn immer ſchreiben ſie nur und handeln nie. Bei ihnen iſt alles Hypotheſe, die höchſtens den Erfinder erwärmt, die übrigen trauen den Hypotheſen nicht, betrachten ſie bloß als eine angenehme Spielerei des Geiſtes, fürchten ſich lächerlich zu machen, wenn ſie Geld hergäben, um Verſuche anzuſtellen, ſelten aber iſt der Erfinder ſelbſt ein reicher Mann, der aus eigenen Mitteln Verſuche beſtreiten kann; ſo iſt er denn gezwungen, ſeine Erfindung in ein dickes, langweiliges Buch niederzulegen, das Niemand ließt, das in wenigen Jahren ganz vergeſſen wird, bis ein ſpekulativer Fremdling den verborgenen Schatz ausſpürt, das Todte belebt. Denn blättern die Deutſchen flugs auch, und ſprechen: halt! das haben wir erfunden! — Unbedeutender Ruhm! Mit Recht gebührt die Ehre dem, der die Erfindung der Welt nutzbar machte.

Für den zwölften November kündigten die Patres ſcolari im Collegio Caravaggio den Anfang ihrer philoſophiſchen Vorleſungen an, die Neubegier trieb mich hin, wiewohl mit geringer Erwartung. Ich fand eine Art von Gallerie, ringsum mit geometriſchen und mechaniſchen Figuren behangen; zu beiden Seiten einige Bänke, auf welchen ſieben junge Leute ſaßen, im Hintergrunde ein Mann hinter einem Tiſche, der auch kaum dreißig Jahre zählen mochte; er trug ein Prieſtergewand und hatte ſein Barret neben ſich geſtellt. Bereits im Vortrag begriffen, als ich hereintrat, ſtand er ſogleich auf, kam mir höflich entgegen, und fragte nach meinem Begehren. Es dauerte eine Weile, ehe er begriff, daß ich bloß in der Abſicht käme, ihm zuzuhören; man las das Erſtaunen auf ſeinem Geſicht, über den vermuthlich unerhörten Beſuch eines Menſchen, dem ein Stern auf das Kleid geſtickt war. Er faßte ſich aber augenblicklich, wies mir ſehr höflich einen Platz an, ſetzte ſich, wiederholte mir kürzlich, was er in der Vormittagsſtunde über die Geſchichte der Philoſophie geſagt hatte, und fuhr dann unbefangen fort, mit einer Suade, einer Wahl des Ausdrucks, die mich eben ſo ſehr in Erſtaunen ſetzten, als die geläuterte Vernunft, die aus jedem ſeiner Worte hervorblickte. Schon daß er die ganze Philoſophie bloß auf Mathematik gründete, war mir völlig unerwartet. Was er ſprach, waren freilich lauter bekannte Dinge, für einen auf proteſtantiſchen Schulen erzogenen Deutſchen; aber es machte mir großes Vergnügen, ſie an dieſem Orte, von einem Manne im ſel chen Kleidern, wieder zu hören, und ich verließ die Stunde, mit wahrer Achtung für den jungen Mann erfüllt, deſſen Phyſiognomie eben ſo geiſtreich war als ſein Vortrag. Ich fürchte nur, daß die ſieben jungen Leute, die ihn mit offenen Mäulern angafften, wenig davon verſtanden haben. — Von andern philoſophiſchen Vorleſungen iſt mir in Neapel nichts zu Ohren gekommen. Da man nun daſelbſt der Sage nach ſieben hunderttauſend Einwohner zählt, ſo folgt, daß von hunderttauſenden ſtets nur Einer ſich entſchließt, ein wenig Philoſophie zu ſtudiren.

Eine andere Art von Philoſophen, Herr Vincenzo Orſino, ſagt in einer gedruckten Ankündigung: es habe ſtets viel gottloſe Leute gegeben, welche behaupten, das Studium der Natur ſchade der geoffenbarten Religion. Das ſey nicht wahr; die Religion ſey vielmehr ein Bote der Geheimniſſe Gottes, und die Natur mache ſeine Allmacht offenbar. Dennoch ſey man ſo verblendet, die Religion noch immer für eine Feindin der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes zu halten, und meine, jede Denkfreiheit müſſe auch irreligiös ſeyn. Zu Widerlegung dieſer Meinung habe er ein Buch geſchrieben, betitelt: die irreligiöſe Denkfreiheit, eine Feindin der Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, in welchem bewieſen wird, daß alle Werke von Gelehrten, die nicht zugleich fromme Gläubige waren, von Widerſprüchen wimmeln, bloß den Alten nachbeten, ſich nie über dieſelben erheben, und daß auf alle neuern Entdeckungen das Chriſtenthum den vortheilhafteſten Einfluß gehabt hat. Dieſes vortreffliche Werk werde nächſtens bei den Gebrüdern Terres in Neapel für ſieben Carolins (ein und zwanzig Groſchen) zu haben ſeyn.

Der Ritter Calcagni fand in dem merkwürdigſten Jahre meines Lebens den ſchönen Vers von Wieland:

Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube u. ſ. w.

Er überſetzte ihn folgendergeſtalt ins Lateiniſche:

Quae nos per medias heic ducit dextra tenebras,
Postremo nunquam deserit exitio.
Atque ubi spes desit, quo sedibus alliget imis,
Quassatam prorsus anchora jacta ratem:
Haec mente immota maneat fiducia nobis
Quodvis momento vertitur exiguo.

Als er nun von mir hörte, dieſer Vers ſey von unſerm vortrefflichen Wieland, nahm er ſich ſogleich vor, dieſen Fürſten der deutſchen Dichtkunſt zu leſen, zu ſtudiren, vielleicht zu überſetzen.

Damit meine ſchönen Leſerinnen alles Lateiniſche in dieſem Buche auf einmal überſchlagen können, laſſe ich hier ſogleich eine merkwürdige Inſchrift folgen, die den Veſuv betreffend, an einer Straßenecke in Portici gefunden wird. Zum vollſtändigen Verſtändniſſe derſelben iſt zu wiſſen nöthig, daß einſt ein Ausbruch des Berges Portici verheerte, und daß mehrere Menſchen bloß dadurch ihren Tod fanden, daß ſie ihre Habſeligkeiten, trotz der dringendſten Gefahr, noch retten wollten.

Posteri Posteri
Vestra res agitur
Dies facem praefert Diei nudius perendino
Advortite
Vicies ab satu solis infabulatur historia
Arsit Vesevus
Immani semper clade haesitantium
Ne poſthac incertos occupet moneo

Uterum gerit mons hic
Bitumine alumine ferro sulphure auro argento
Nitro aquarum fontibus gravem
Serius ocyus ignescat Pelagoque influente pariet
Sed ante parturit
Concutitur concutitque solum
Fumigat corruscat flammigerat
Quatit aerem
Horrendum immugit boat tonat arcet finibus accolas
Emica dum licet
Jamjam enititur erumpit mixtum igne lacum emovit,
Praecipiti ruit ille lapsu seramque fugam praevertit
Si corripit actum est periisti
Ann. Sal. CIↃIↃCXXXI. XVI. Kal. Jan.
Philippo IV. rege
Emanuele Fonseca et Zuniga Comite montis regii
Pro rege
Repetita superiorum temporum calamitate subsidiisque calamitatis
Humanius quo munificentius
Formidatus servavit spretus oppressit incautos et avidos
Quibus Lar et suppellex vita potior
Tum tu si sapis audi clamantem lapidem
Sperne larem sperne sarcinulas mora nulla fuge.

Ich habe von dieſer, hin und wieder dunkeln und etwas preziöſen Inſchrift eine Ueberſetzung im Lapidarſtyl gewagt, die nicht mehrere Worte enthält, als das lateiniſche Original, von der man alſo, in dieſer Hinſicht, wohl nicht mehr fodern kann. Auch der möglichſten Treue habe ich mich befleißigt. Kenner mögen über den Verſuch entſcheiden. Ich erinnere nur noch, daß das Lateiniſche ſehr treu copirt iſt, aber freilich kommen manche Dinge darin vor, die mir unerklärbar ſind, z. B. das emica dum licet, wo ich mir eine Abweichung erlaubt habe, weil, ſelbſt wenn man emĭcat dum licet leſen wollte (wie mir einer meiner gelehrten Freunde vorſchlug,) doch nur ein ſehr erzwungener Sinn herauskommen würde.

Nachwelt! Nachwelt!
Dir gilts.
Dem Uebermorgen leuchtet heutigen Tages Fackel
Höre!
Zwanzigmal redet Geschichte seit Lichtes Geburt.
Vesuv entbrannte,
Zögernden stets Jammer bringend.
Ueberraschung droht Wankenden, ich warne:
Des Vulcans Eingeweide bergen
Erdpech, Alaun, Eisen, Schwefel, Gold, Silber,
Salpeter: Waſſerquellen schwängern ihn;
Früher, später erglühend, mit eingesaugtem Meere gebährend;
Doch zuvor
Erbebend, den Erdboden durchschauernd
Dampft, blitzt, flammt,
Bewegt er Lüfte
Brüllt grausend, kracht, donnert, verscheucht seine Grenzbewohner.
Entweiche! noch ists vergönnt.
Schon treibts, quillt, ein Feuerpfuhl wogt,
Jäher Absturz verwehrt späte Flucht,
Ergriffen bist du verlohren.
Im Jahre CIↃIↃCXXXI. d, 16. December.
Unter König Philipp IV.
Emanuel Fonseca und Zuniga Graf Montreal
Dem Vicekönig,
Wiederkehrte voriger Zeiten Jammer, ihm Hulfe,
Menschlicher je reichlicher.
Gefürchtet, doch Nahrung spendend, verschlingt Vesuv nur Wagehälse, Habsüchtige,
Denen Wohnung, Hausgeräth, theurer als Leben

Drum, bist du weise, höre schreienden Stein!
Verachte Wohnung, verlaſs Haabe, flieh ohne Verweilen!

Keine zwanzig Schritte kann man in Neapel thun, ohne auf eine pomphafte Inſchrift zu ſtoßen, die meiſtens an Brunnen, Statüen, Pyramiden u. dgl. angebracht iſt. Ich wette, wenn man ſie alle abſchreiben wollte, ſie würden einen dicken Quartband füllen. Wo viel geſchrieben wird, da wird wenig gethan. Manche lügen recht unverſchämt. Eine z. B. hebt an: Carolus Borbonus, supra omnes retro principes, pacis bellique artibus clarissimus et felicissimus, und wenn man nun fragt, was dieſer Carl von Bourbon, der über alle Fürſten hervorragt, denn Großes gethan hat? ſo findet ſich, daß man, beſonders zu der Zeit als dieſes geſchrieben wurde, nehmlich vor ſeiner Gelangung zum Spaniſchen Throne, auch nicht das Geringſte von ihm zu ſagen weiß. — Aber die That, welche durch dieſe prächtige Inſchrift verewigt wird? — nun ja, die iſt recht gut, recht lobenswerth, ſolcher Thaten verrichtet aber ein guter König täglich bei Dutzenden. Er hat nehmlich einen Weg ausbeſſern laſſen, der vorher ſchlecht war. Solche Dinge auf ſolche Weiſe in Marmor verewigen, um deren Willen ein Fürſt, der beim Spazierenfahren ein wenig gerumpelt wurde, ſeinem Weg-Intendanten nur zwei Worte zu ſagen braucht, das heißt den Marmor, das Volk und den Fürſten ſelbſt herabwürdigen. — Was mir bei den vielen tauſend Inſchriften zu Neapel am lächerlichſten ſcheint, iſt, daß ſie alle lateiniſch ſind. Ich weiß wohl, daß es in andern Ländern auch Sitte iſt, was man der Nachwelt ſagen will, lateiniſch zu ſagen, gleich als fürchte man, die Sprache der Nation werde verlohren gehen; aber ich mache mich auch überall darüber luſtig. Haben denn etwa die Römer

mer griechiſche Inſchriften, oder die Griechen egyptiſche gemacht? würden wir nicht einen Menſchen auslachen, der jeden Vorübergehenden lateiniſch anredete? und vertritt denn nicht ein ſolcher Stein gleichſam die Perſon des Fürſten, unter dem das Denkwürdige geſchah? — Nicht einmal im Mittelalter war dieſe unſinnige Gewohnheit zu verzeihen, obgleich damals jeder Große und jeder gebildete Menſch lateiniſch verſtand; aber vollends jetzt! da unter hundert wohlerzogenen und ſonſt kenntnißreichen Menſchen gewiß neunzig keine Sylbe davon begreifen, und die übrigen zehn kaum einige Worte aus ihren Schuljahren im Gedächtniß behalten haben; jetzt wird eine lateiniſche Inſchrift offenbar bloß für ein halbes Dutzend Gelehrte von Profeſſion verfertigt, die etwa in der Stadt wohnen, und alle Jahr einmal vorbei gehn. Niemand ſchreibt mehr lateiniſch, niemand ſpricht es mehr: die Sprache hat aufgehört Univerſalſprache zu ſeyn, ſie hat den Scepter an ihre Tochter, die franzöſiſche abgetreten, und vernünftiger wäre es, jetzt alle Inſchriften franzöſiſch zu machen. Ich ſage vernünftiger, aber nicht vernünftig; denn was ein Volk der Nachwelt zu ſagen hat, wäre es auch das Volk der Kalmukken, das ſoll es in ſeiner eigenen Sprache thun, damit der Pöbel eben ſowohl als die Gelehrten, erfahre, was merkwürdiges in ſeinem Vaterlande vorging, oder welche Wohlthäter deſſelben er zu verehren habe. Enthält die Inſchrift vollends Dinge, die grade den Pöbel belehren ſollen, ſo iſt es unſinnig ſie in einer fremden, todten Sprache aufzuzeichnen. Da ſteht unter andern zu Neapel, ich glaube auf dem Plaze, der der kleine Molo heißt, eine Pyramide, die auf der verfluchten Stelle errichtet worden, auf welcher der Pöbel den Freiheitsbaum pflanzte; an den vier Seiten erblickt man die wohlgetroffenen Medaillons des Königs, der Königin, des

Erbprinzen und der Erbprinzeſſin, unter jedem dieſer Medaillons lange lateiniſche Inſchriften, welche dem Volke beweiſen, wie gottlos Revolutionen ſind, und wie nothwendig es ſey, daß nur ein Einziger herrſche. Von alle dem verſtehen die guten Neapolitaner nicht eine Sylbe, und für die Wenigen, die es verſtehen, iſt es nicht geſchrieben. Die jetzige Generation weiß allenfalls noch die Veranlaſſung zu dieſer Pyramide und vergißt ſie nicht; die folgende hingegen bekümmert ſich gar nicht mehr darum, und ereignet ſich einſt einmal wieder eine Begebenheit, wo eine ſolche Warnung, wenigſtens bei einzelnen fruchten könnte, ſo iſt es eben ſo gut, als ſtellte man einen Herold hin, um hebräiſch mit dem Volke zu reden. — Wie viel könnte nicht durch kurze, zweckmäßige Inſchriften, in der Landesſprache verfaßt, auf die Moralität eines Volks gewirkt werden! und wie trefflich war die Idee jenes Griechen, der auf alle Hermen am Wege Sentenzen graben ließ, die jeder Wanderer im Vorbeigehn las, nach und nach behielt, ſie am heimiſchen Heerd ſeinen Kindern wieder vorſagte, bis ſie zu lauter Sprichwörtern wurden. In Rußland könnte man die Werſtpfähle und in Preußen die Meilenzeiger vortrefflich zu ſolchen Sprüchen benutzen. Jetzt ſtehn, beſonders die letzten, leer da, und dienen höchſtens einem Handwerksburſchen, ſeinen Namen daran zu kritzeln. — Der gewöhnliche Einwurf, den man gegen die neuern Sprachen macht, iſt: ſie ſchicken ſich nicht zum Lapidarſtyl, man könne ſich nicht ſo kurz darinnen faſſen, als in der lateiniſchen. Wäre dies auch wahr, ſo müßte doch wohl der erſte Zweck Verſtändlichkeit für Jedermann und nicht Kürze ſeyn. — (Die neapolitaniſchen Inſchriften ſind auch alle ſo ungeheuer lang, daß ſie ſchon deshalb nicht einmal für lateiniſche Inſchriften gelten können.) —

Ueberhaupt iſt aber der Einwurf unerwieſen, die deutſche Sprache wenigſtens kann dem Lapidarſtyl ſehr wohl angeſchmiegt werden. Ich habe im Eingange dieſes Buches der Inſchrift auf einem Hoſpital zu Altenburg erwähnt: hülfloſem Alter, Ernſt. Kann hier das Lateiniſche kürzer oder ausdrucksvoller gebraucht werden? und würde die berühmte Inſchrift zu Berlin: laesis sed non victis etwas an ihrer Schönheit verlieren, wenn da ſtände: Verwundeten, doch Unüberwundenen? ſie wäre ſogar um ein Wort kürzer als im Lateiniſchen.

Man verzeihe mir die Abſchweifung. In Neapel fließt kein Tropfen Waſſer aus einem Brunnen, ohne daß eine prahlende Inſchrift verkündet, wer die Röhren dazu bezahlt hat. Oft ſind auch nur die Röhren da, und es fließt gar kein Waſſer heraus. Bei den meiſten der vielen tauſend Heiligenbilder iſt ſorgfältig bemerkt, weſſen Frömmigkeit ſie errichtet hat, ja unter der Bildſäule des heiligen Januarius auf der Brücke, durch welche ſich der ſchon erwähnte Pater Rocco verewigte, haben ſich noch ein halbes Dutzend große Herren mit angeflickt, weil ſie auch gern ſo wohlfeil als möglich in der ſchönen großen Ewigkeit wären. — Welchen kleinherzigen Begriff übrigens die Neapolitaner von einem für die Nachwelt errichteten Denkmal haben, erhellet aus einem drolligen Factum, deſſen Mittheilung ich einem ſichern Manne verdanke. Ein Fremder wird ſich wundern, wenn er alle Augenblicke einen Brunnen, oder ſonſt etwas zum Dienſt des Publikums beſtimmtes, mit der Ueberſchrift erblickt: Ferdinand der Vierte (der jetzige königliche Jäger und Fiſcher) hat dies errichtet, und wird glauben, man thue dieſem Monarchen ſehr unrecht, wenn man behauptet, er bekümmere ſich durchaus um nichts anders, als um Jagd und Fiſcherei. Man muß aber wiſſen, daß während der Revolution die Namen aller Könige auf öffentlichen Denkmälern, ſie mögten Carl, Philipp oder Ferdinand heißen, ausgekratzt und ausgemeißelt wurden. Als nun das Ungewitter vorüber war, Thron und Kreuz wieder aufgerichtet wurden, da fand man für nöthig, auch dieſe Inſchriften wieder herzuſtellen, und da doch die alten Könige, Carl, Philipp und wie ſie alle heißen, es nicht mehr übel nehmen könnten, wenn man ſie ein wenig vernachläßigte, ſo gedachte man ihrer weiter nicht, ſondern ſchrieb flugs überall hin Ferdinand IV. — Immerhin! es bleibt ja doch in der Familie.

Von dem königl. Schloſſe zu Neapel kann ich nichts weiter ſagen, als daß es eine ſchöne, impoſante Auſſenſeite hat. Das Innere habe ich bloß bei einer Audienz, und folglich nur wenig davon geſehen. Die Säle, durch welche ich geführt wurde, waren mit hier verfertigten, gewirkten Tapeten behangen, die den Gobelins unendlich weit nachſtehen. Die Zeichnungen waren größtentheils abſcheulich plump; die Farben lebhaft, beinahe grell. Auf einer Wand hielten Grazien ein Medaillon, die vereinten Portraits des Königs und der Königin vorſtellend; der König in Uniform, ſehr ähnlich, die Königin aber in einem Kleide und Kopfputz, wie ſie vielleicht vor zwanzig Jahren mode waren, folglich ſieht es jetzt abſcheulich aus. Wann eher wird man doch einmal der Thorheit entſagen, ſich in der Modetracht abkonterfeien zu laſſen? Jede unſerer heutigen Moden iſt mehr oder minder abgeſchmackt und entſtellend; höchſtens Wochenlang kann der eiſerne Scepter der Mode ſie in Anſehen erhalten, und erſtreckt ſie ihren Einfluß während dieſer wenigen Wochen auch auf Bilder, ſo müſſen es große Kunſtwerke ſeyn, wenn ſie nicht das Schickſal erleiden ſollen, auf den Boden hinter den Schornſtein getragen zu werden. — Die Grazien, welche dieſes geſchmackloſe Medaillon trugen, hielten auch einen Zettel, auf welchem die bibliſche Sentenz aus den Sprichwörtern Salomons ſtand: rex sapiens dissipat impios (ein weiſer König zerſtreut die Gottloſen). — Man muß bekennen, daß nirgend unverſchämter geſchmeichelt wird als in Neapel. — Ein paar ſchöne Marmorbüſten ſah ich doch, die des Kaiſer Franz und die des deutſchen Helden Erzherzog Carl, deſſen biedere und geiſtreiche Phyſiognomie dem Anſchauer wohl thut.

Mit großen Vorurtheilen gegen die Königin, die ich aus Büchern und Hörenſagen geſchöpft hatte, kam ich nach Neapel; mit der Ueberzeugung von ihrer Liebenswürdigkeit verlaſſe ich es wieder. Daß ſie in dieſen ſchweren Zeiten das Ruder nicht immer mit ſicherer Hand führte; daß ſie oft falſche Schritte that, die ſie zurück thun mußte, oft nicht einmal zurück thun konnte, das gebe ich freilich zu; aber gilt denn nicht derſelbe Vorwurf faſt von allen Fürſten in Europa? — Außerordentliche Umſtände erfordern außerordentliche Maaßregeln. Wenn dieſe glücken, der wird groß genannt; wenn ſie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin gewiß, die Königin hat immer das Beſte gewollt, wo aber die Wege zum Beſten in die dickſten Nebel verhüllt ſind, da iſt der Inſtinkt eines Friedrich erforderlich, um ſie tappend zu finden. — Die Königin iſt die zärtlichſte, liebevollſte Mutter ihrer Kinder; ein ſolches Mutterherz iſt auch ein königliches Herz, nur die bitterſten Erfahrungen können es gegen das Volk verhärten, oder doch deſſen Gefühl abſtumpfen. „Um das Volk glücklich zu machen,“ ſagte ſie mir, „muß man leider oft Deſpot ſeyn, wenn auch gegen eigne Neigung, und iſt man es, ſo wird man nicht geliebt.“ — Ich meinte, das ſey nicht immer die Folge, und erinnerte ſie an das Beiſpiel Maria Thereſiens. „O! erwiederte ſie, meine Mutter war dennoch unglücklich in ihren letzten Tagen, denn das undankbare Volk wünſchte allgemein ihren Tod; und warum? wegen einer elenden Steuer.“ — Von den Illuſionen des Thrones ſpricht ſie mit einer Offenheit und Liebenswürdigkeit, die unwiderſtehlich für ſie einnehmen. Sie ſehnt ſich nach dem Zeikpunkt, wo allgemeine Ruhe ihr erlauben werde, allen Geſchäften zu entſagen, und ſich, ſammt ihrem Gemahl, in die Einſamkeit zurückzuziehen. „Dann, ſagte ſie, dann wird man ſehen, wer Marien Carolinen, oder wer bloß der Königin zugethan war.“ — Wahrlich! die das Glück hatten, ihr nahe zu ſeyn, und oft ſie ſo ſprechen zu hören, bleiben ihr gewiß zugethan. — „Das ſchönſte Glück anf Erden iſt Mutterglück,“ ſprach ſie zu meiner Frau, die eben jetzt dieſes Glück erwartete: „ich habe ſiebenzehn lebendige Kinder gehabt, ſie waren meine einzige Freude. Zur Mutter machte mich die Natur, die Königin iſt nur ein Gallakleid, das ich aus- und anziehe.“ — Sie faßte bei dieſen Worten ihr Kleid mit zwei Fingern und ließ es mit einer faſt verkleinernden Miene wieder los. „Wer ein unabhängiges Sort hat,“ ſagte ſie mit einer Innigkeit, die wahrlich nicht erkünſtelt war, „der iſt weit glücklicher als der Fürſt auf dem Throne.“ — Es wäre unſchicklich, wenn ich alles wiedererzählen wollte, was ſie über die jetzigen Zeitläufte, über den Werth der Jeſuiten u. ſ. w. ſprach, alles trug den Stempel eines hellen klaren Geiſtes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortrefflichen Herzens. — Man giebt ihr Falſchheit und Verſtellung Schuld, doch wahrlich! ich zweifle, daß es möglich ſey, einen Menſchen ſo zu täuſchen, deſſen Hauptgeſchäft ſeit dreißig Jahren darin beſtand, die Menſchen zu beobachten. Was ſie mit mir ſprach, das dachte und fühlte ſie auch; Niemand wird mich jemals vom Gegentheil überreden.

Dem Erbprinzen iſt die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Geſicht geſchrieben. Prinz Leopold und die beiden Prinzeſſinnen ſcheinen noch ein wenig ſchüchtern zu ſeyn. Alle haben ſich in deutſcher Sprache mit mir unterhalten, die beſonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechſelſeitige Betragen der Kinder gegen die Mutter, und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, iſt ſo herzlich, ſo ungekünſtelt, ſo häuslich, daß die behaglichſte Empfindung ſich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es iſt auch ein ſchöner Zug im Charakter der Königin, daß ſie noch immer mit ſo vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihre Vorzimmer tritt, hört man nichts als Deutſch reden, und überall lachen ehrliche deutſche Geſichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geſchriebenen Bericht, von allem, was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt; ſie nennt es ihren Lügenbericht, läßt ihn aber doch ſeit dreißig Jahren unausgeſetzt kommen.

Wenn man nach der Straße St. Lucia geht, ſo kann man von oben herab in einen großen Hof ſehen, der zu einem Gebäude der Admiralität gehört. Hier iſt den gefangenen algieriſchen Seeräubern erlaubt friſche Luft zu ſchöpfen, und ich habe ihnen zuweilen zugeſehen, wie die halbnackten, braunledernen Kerls mit rohen Galgenphyſiognomien, ſich beim Ballſpiel ergötzten, oder mit untergeſchlagenen Armen ihre Pfeifen rauchten. Ihrer ſind etwa vierzig, alle auf demſelben Schiffe zu Gefangenen gemacht. Dagegen verſicherte man mich, daß wenigſtens viertauſend Neapolitaner in algieriſcher Gefangenſchaft ſchmachten, ſo ſehr war bis jetzt die Marine Sr. algieriſchen Hoheit der Sr. ſicilianiſchen Majeſtät überlegen. Auch war ſie, der Gefahrloſigkeit bewußt, bereits ſo unverſchämt dreiſt geworden, daß ſogar Schiffe bei Neapel, wenigſtens ein paar Stunden davon, bei Caſtell al Mare, landeten, raubten, plünderten, wegführten, was ihnen beliebte. Ein wohlunterrichteter Mann behauptete, daß, wenn dieſe Barbaren nur Lokalkenntniß und Muth genug hätten, ſie einmal in der Nacht bei Portici ans Land ſteigen, und die ganze königliche Familie in die Gefangenſchaft ſchleppen könnten; die von den Ruſſen neuerrichtete Garde, die ſo ſchön auf dem Theater tanzt, werde ſie nicht daran hindern. — Iſt es nicht eine Schande, daß kein Schiff hinüber nach Sicilien ſegeln kann, ohne Gefahr zu laufen, weggenommen zu werden, ſobald es nur den Hafen von Neapel verlaſſen hat ? — Doch jetzt iſt die Ruhe zur See für einige Wochen wieder hergeſtellt; Micheroux nehmlich, der Bruder des Staatsſecretairs, der ein Geſchwader kommandirt, hat die Barbaresken aufgeſucht, ſie mit vieler Bravour angegriffen, und ſehr übel zugerichtet. Sie haben ihre eigenen Häfen ſuchen müſſen, die See iſt in dieſem Augenblicke ganz rein von ihnen. — Ich machte die Bekanntſchaft jenes neapolitaniſchen Seehelden, er iſt eben ſo galant als tapfer, und ſpricht von einem Siege mit großer Beſcheidenheit. Eine gute halbe Stunde hielten die Algierer doch das ſtärkſte Feuer aus, ehe ſie flohen. Sie waren an Zahl den Neapolitanern überlegen, doch ihre Artillerie ſchlecht bedient. — Was nutzt aber dieſer Sieg den armen Viertauſenden, die fern von der Heimath Sklavenfeſſeln tragen ? und die man dort zu harter Arbeit anſtrengt ? — Die wenigen Algierer hingegen in Neapel befinden ſich recht wohl und thun gar nichts. — Iſt es möglich, daß dieſes Raubgeſindel von ſo vielen Seemächten noch immer geduldet wird? — ich weiß freilich wohl, daß Ludwig XIV. einmal geſagt haben ſoll: „Wenn es kein Algier gäbe, ſo müßte man eines wünſchen;" ich weiß aber nicht, was er Vernünftiges oder auch nur Politiſchkluges damit gemeint haben kann. —

Weit ſchlechter als die gefangenen Algierer, werden die Galeerenſclaven zu Neapel gehalten. Auch ſie braucht man ſehr wenig zur Arbeit, denn ſo oft ich am Meere hinab gegen Portici ſpazieren ging, ſah ich ſie in einem Kaſtell hinter doppelten, weit von einander abſtehenden eiſernen Gittern ſitzen, ſo daß die friſche Luft vom äußerſten Gitter bis zum innerſten noch einen ziemlichen Raum zu durchlaufen hat, und gewiß nicht rein bis zu jenen Unglücklichen gelangt. Gewöhnlich ſtehen Weiber und Mädchen vor den Fenſtern, die mit ihren Männern und Geliebten, oft weinend, zuweilen auch lachend ſprechen, und ihnen allerlei Eßwaaren zu reichen ſich beſtreben. Zu gewiſſen Stunden des Tages werden ſie auf einen kleinen Platz herausgetrieben, der höchſtens zwanzig Schritt ins Gevierte halten mag, und der mit hohen, ſtarken Palliſaden eingefaßt iſt. Demohngeachtet werden noch zahlreiche Detaſchementer zu Fuß und zu Pferde kommandirt, welche den Platz mit geladenen Gewehren und gezogenen Schwerdtern umgeben, um ſogleich drein zu ſchießen und zu hauen, wenn die Sclaven etwa Miene machen ſollten, die Palliſaden zu überwältigen. Sie ſcheinen aber gar nicht dazu geneigt, ſondern begnügen ſich ihre ſchwarze, wirklich ſchwarze Wäſche durch die Lücken der Palliſaden oder über dieſelben hinweg, den Weibern zuzuſtecken, welche drauſſen darauf harren. — Wenn in Neapel jemals ein Gefangener entſpringt, ſo iſt es wenigſtens nicht die Schuld der Regierung, denn an zahlreicher Bewachung läßt ſie es nicht ermangeln. Wo man in andern Ländern etwa zwei Wächter braucht, da giebt ſie deren ein Dutzend. Ich habe mehreremale einzelne, gebundene Menſchen zwiſchen zehn bis zwölf Mann wohlbewaffneter Sbirren ins Gefängniß führen ſehn, und wenn ich fragte: wozu ſo viele? — ſo war die Antwort: „Wären ihrer nur drei, der gebundene Kerl würde ſie überwältigen und davon laufen.“ — Dann iſt es freilich kein Wunder, daß die wenigen ungebundenen Franzoſen ſo ſchnell mit Armeen von achtzigtauſend Mann fertig wurden. — Staatsgefangene werden in wohlverſchloſſenen Portechaiſen getragen, ſind aber dennoch von ſechs bis acht Sbirren umringt, und ein ſolcher Zug, dem ich vier oder fünfmal begegnete, erregte würklich großes Aufſehn. Ich wundere mich, daß man ſolche Transporte nicht bei Nacht geſchehen läßt. — Spione beſoldet die Regierung in Menge, und es giebt ihrer unter den vornehmſten Ständen. Als einen der famöſeſten nennt man einen Chevalier R**, der ſich in den beſten Geſellſchaften herumtreibt.

Woher mag es doch kommen, daß der ruſſiſche und italiäniſche Volksgeſang ſo außerordentlich viel Aehnlichkeit miteinander haben? — Beſonders wenn man auf freiem Felde in der Ferne einen Italiäner ſingen hört, ſo ſieht man ſich plötzlich nach Rußland verſetzt — wenn man nehmlich die Augen zuſchließt, denn ſonſt möchten die Oel- und Citronenbäume die Täuſchung mächtig hindern. Beider Nationen Volksmelodien ſind offenbar die altgriechiſchen, was man ſogleich hört, wenn man ſie mit den griechiſchen Bruchſtücken vergleicht, die Winkelmann aufbewahrt hat. Man will auch noch ſonſt viel Aehnlichkeiten zwiſchen dem italiäniſchen und ruſſiſchen Volke finden; es mag ſeyn, aber die Ruſſen ſcheinen mir doch ein weit edler organiſirtes Volk.

Um die Stärke des Hungers zwar etwas eckelhaft, aber mit großer Kraft zu mahlen, dürfte man nur eine Scene kopiren, die ich mehreremale beobachtete. Ein Kerl verkauft Melonen, die er in kleine Stücke zerſchnitten hat; ein armer Teufel kauft ein ſolches Stück, verſchlingt es, nagt mit den Zähnen die Schale ab, und wirft ſie dann weg. Flugs klaubt ein Betteljunge die Schaale aus dem Kothe wieder heraus, benagt ſie noch einmal heißhungrig, und läßt ſie nicht ohne Seufzer fallen, bis ſie ſo dünn iſt als Poſtpapier,

Höchſt unbequem iſt in Neapel das ängſtliche Wiegen jedes Piaſters, eine Münze, die man zuweilen ſelbſt vom Banquier nicht durchgehends unbeſchnitten empfängt; und das Schlimmſte iſt, daß Niemand, ſelbſt nicht einmal der Kaffeewirth, ſich unterſtehen darf, eine beſchnittene Münze zu nehmen, wenn man ſie ihm auch um weit geringern Werth überlaſſen will. Man iſt gezwungen ſie wegzuwerfen, oder bei einem allein bevollmächtigten Wechsler umzuſetzen.

Schon einigemal habe ich im Vorbeigehen des herrlichen Neapolitaniſchen Klima's erwähnt, und bekenne gern, daß es jede Beſchreibung übertrifft. Ich hatte mich anfangs vor der Kälte gefürchtet, denn, dachte ich, wo keine Oefen, ja nur ſelten Kamine angetroffen werden, und wo man dabei auf ſteinernen Fußböden wandelt, da muß auch der mildeſte Winter beſchwerlicher fallen, als der harte

Ruſſiſche, dem man durch tüchtige Oefen wohl zu begegnen weiß. Aber ich hatte mich geirrt. In meinen vier oder fünf Zimmern befand ſich nur ein einziger Kamin für den Nothfall, und auch in dieſem einzigen habe ich nie Feuer machen laſſen, obſchon ich bis zum ſechszehnten December in Neapel blieb. Den ganzen November hindurch hatten wir gewöhnlich über zwanzig Grad Wärme; Tag und Nacht waren gleich warm. Trotz meiner Gewohnheit, mich ſchon des Morgens um vier Uhr, zuweilen noch früher, an den Schreibtiſch zu ſetzen, habe ich doch nie die geringſte Kälte empfunden. Man bedient ſich einer Art von kupfernen Pfannen mit gewölbten Deckeln, in welchen Morthenreis zu Kohlen gebrannt wird, und die ſodann eine angenehme Wärme verbreiten; aber auch dieſe ſind in Häuſern, die gegen Süden liegen, ſehr entbehrlich, und ich habe ſie nie begehrt. Ein paar Tage, wo vielleicht die Wärme bis auf vier oder fünf Grad gefallen war, ſchienen den Neapolitanern unmenſchlich kalt, und alle verſicherten, daß man eine ſtrengere Kälte bei ihnen nie erlebe. Ich lachte ſie natürlich aus, wenn ſie mir mit ihren Mänteln begegneten. — Die Fußböden werden mit dicken aus Binſen geflochtenen Decken belegt, welche die Würkung der kühlen Steine gänzlich verhindern. — Faſt kein Tag verging, an dem es nicht Abends oder Morgens ſtark geblitzt hätte, ja zuweilen wurden förmlich ſtarke Gewitter daraus, und ich erlebte eines in den letzten Tagen meines Aufenthalts, welches ein paar hundert Schritte von meiner Wohnung in dem Kaſtell nuovo einſchlug und drei Menſchen traf. Zwei oder drei Schritte weiter würde der Blitz ein Pulvermagazin entzündet, und auch mich vermuthlich außer Stand geſetzt haben, ſeine Würkung zu beſchreiben. Sonderbar, daß man, bei den vielen Gewittern, keinen einzigen Gewitter-Ableiter in

Neapel ſieht. — Die Felder draußen prangen alle mit ewigem jungen Grün. Wenige Bäume verlieren ihr Laub ganz, keine Hecke wird kahl. Der Sonnenſchein iſt oft ſtechend, faſt immer zu warm. Einen Oberrock kann man ſelten vertragen. — Die Eingebohrnen klagen über den Seewind, *Scirocco* genannt, und meinen, er ſpanne ab, mache krank und träge. Ich habe das nicht empfunden, mir hat der Scirocco ſehr wohl gethan. So fürchterlich mir ſonſt ſein Name klang, ſo kenne ich ihn doch nur, als einen warmen lieblichen Zephyr, der mir nie eine unangenehme Empfindung verurſacht hat. — Geſchwelgt habe ich in dieſer himmliſchen Luft, dieſer bezaubernden Natur, dieſen Denkmälern des Alterthums; und dennoch — ich bekenne es freimüthig — dennoch habe ich Neapel ſehr gern wieder verlaſſen, habe mit erleichterter Bruſt Athem geſchöpft, als ich die ſtinkende Stadt im Rücken hatte, in welcher eine halbe Million Menſchen wimmelt, zu deren keinem ich Vertrauen faſſen konnte. Das eigentliche frohe Leben des Menſchen iſt unter guten Menſchen. Natur und Klima tragen wenig dazu bei. Man gewöhnt ſich an Alles, nur an herzloſe Menſchen nicht. — Lebe wohl! du ſtolzes *Parthenope*! ich wünſche nicht dich wieder zu ſehen. —

Von den Greueln der Revolution erzählt noch Jedermann mit Schaudern, die Lazzaroni *brateten* Menſchen auf den Straßen, und bettelten dabei von den Vorübergehenden etwas Geld, *um Brod zu ihren Braten zu kaufen*. Viele trugen abgeſchnittene Finger, Ohren und dergleichen in der Taſche, und wenn ſie einem Manne begegneten, den ſie für einen Patrioten hielten, ſo zeigten ſie ihm triumphirend ihre blutige Beute. Einen Mann trieben ſie ganz nackend durch die Straßen, und zwangen ihn ſtets gebückt mit eingezogenem Leibe zu gehen, denn ein Satan, der neben ihm ging, verſuchte beſtändig mit ſeinem Säbel ihm die Schaamtheile glatt am Leibe weg zu ſchneiden. Einem meiner Bekannten zeigte ein ſolcher Mörder frohlockend ſeinen blutigen Dolch, und rühmte ſich, ihn einem Jakobiner durch die Schulter in die Bruſt geſtoßen zu haben. Der Zuhörer mußte ſich ſehr erfreut darüber ſtellen; er fragte, wie denn der Jakobiner geheißen, und hörte — den Namen eines ſeiner beſten Freunde! — Die Weiber trieben es am ärgſten, auch war es genug, von einer ſolchen Furie als Jakobiner bezeichnet zu ſeyn, um ſogleich geopfert zu werden. Wer rundes Haar trug, war ein Kind des Todes. Man legte ſich geſchwind falſche Zöpfe zu, aber das Volk merkte den Betrug, lief hinter Jedem her, faßte ihn beim Zopf und riß daran: blieb der Zopf in der Hand, ſo war es um ſeinen Träger geſchehen. Mehr als zweitauſend Häuſer wurden rein ausgeplündert. Der Däniſche Conſul war oft in Gefahr, weil man ſeine Uniform für eine Franzöſiſche hielt. Alles geſchah per la santa fede, daher auch santa fede jetzt ein Schimpfwort geworden. Drei Monate lang hauſte *Ruffo* ſo mit ſeinen Calabreſen. Endlich kamen die Franzoſen, und nun war auch in vier und zwanzig Stunden die Ruhe hergeſtellt. Ihrer waren nicht mehr als viertauſend; genug für einen ſo feigen Feind. Sie ergriffen freilich ſtrenge Maaßregeln. Wenn ſie z. B. einem Verdächtigen begegneten, ſo rochen ſie ihm nur in die Hände; rochen dieſe nach Pulver, ſo wurde er ohne Barmherzigkeit niedergeſäbelt.

Die empörendſte Bettelei in Neapel iſt nicht die der *Straßenbettler*. — Als ich bei Hofe präſentirt worden war, erſchien zuerſt ein Hofbedienter in meinem Vorzimmer, der mir, im Namen aller ſeiner Kameraden, Heil und Segen zur glücklichen Ankunft wünſchte. Ich zuckte die Achſeln und gab. Eine Viertelſtunde nachher kam ein Hellebardierer (eine Wache in den innern Zimmern des Schloſſes), mit demſelben Kompliment. Ihm folgten mehrere dergleichen, und zuletzt meldeten ſich ſogar die Bedienten des Oberſtallmeiſters, der doch nicht das geringſte mit der Präſentation zu thun gehabt hatte. Wollte ich nicht funfzig Piaſter auf die Straße werfen, ſo mußte ich endlich die Leute eben ſo unverſchämt abweiſen, als ſie unverſchämt forderten. Man hat mich verſichert, daß ein Deutſcher Prinz, der kürzlich hier war, auf dieſe Weiſe nicht weniger als achtzig Piaſter hat ausgeben müſſen. Das iſt ſchimpflich! — Dem Beiſpiel des Hofes folgen die Großen. Hat man bei Einem zu Mittag gegeſſen, ſicher finden ſich am andern Morgen Einer oder ein Paar von ſeinen Leuten ein, um ſich das Eſſen dreimal theurer bezahlen zu laſſen, als man es im Wirthshauſe gehabt hätte. Das iſt recht ſchimpflich! —

16. Die Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Neapel.

Da bis jetzt über dieſen Gegenſtand noch nichts durch den Druck bekannt gemacht worden, und ich Gelegenheit gehabt habe, mich näher davon zu unterrichten, ſo glaube ich allen Liebhabern der Wiſſenſchaften einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich meine Bemerkungen mittheile. Die Bibliothek ſelbſt wurde, der Sage nach, von Robert von Anjou geſtiftet, von nachfolgenden Königen anſehnlich vermehrt, beſonders auch bei Gelegenheit der Verſchwörung der Reichsbarone, deren Güter nachher konfiſcirt und alle ihre Bücher hierher gebracht wurden. Die Bibliothek war daher eine der merkwürdigſten, bis Karl VIII., König von Frankreich, das Beſte daraus, als eine Frucht ſeiner Siege, nach Paris bringen ließ; ein Beweis, daß ſchon damal die kriegeriſchen Franzoſen die literariſche Beute nicht verſchmähten. Dennoch blieb noch vieles übrig, und kürzlich iſt die Zahl der Handſchriften (die ſich auf ſechstauſend beläuft) durch mehrere Hunderte aus der Vatikaniſchen Bibliothek vermehrt worden, welche die Neapolitaner den Franzoſen zu Rom wieder abjagten, und, als gute Priſe, dem Pabſte nicht zurück gaben. Dieſer Römiſche Theil der Manuſcripte iſt aber noch in großer Unordnung, kaum kennt man die Titel derſelben, und verlangt der Fremde Eins zur Durchſicht, ſo iſt es ſchwer zu finden. — In einem eigenen Schränkchen werden die ſogenannten ſeltenſten Handſchriften aufbewahrt. Ihre Seltenheit will ich ihnen nicht abſtreiten, aber durch Intereſſe zeichnen ſie ſich eben nicht aus. Es ſind deren eilfe, von welchen nicht weniger, als fünfe das Officium beatae Mariae Virginis mit ſchönen gemahlten und goldenen Buchſtaben und Bilderchen enthalten. Das ſechſte Manuſcript iſt ein brevিarium romanum, das ſiebente ein botaniſches Lexicon, die Pflanzen recht ſchön mit der Feder gezeichnet, doch nur bis zum Buchſtaben C fortgeſetzt, weil der Verfaſſer darüber geſtorben ſeyn ſoll. Das achte ſind aſcetiſche Schriften eines heiligen Franz Bergia. Das neunte betrifft die Literairgeſchichte von Venedig. Das zehnte ſind die Uebungen eines Knaben, der die Geſchichte Frankreichs aus dem Franzöſiſchen ins Lateiniſche überſetzt hat. Aber dieſer Knabe war Karl VIII., damals Infant von Spanien, der Vater des jetzt regierenden Königs. Dieſer Um-

ſtand

ſtand allein macht das Verdienſt dieſer Handſchrift aus, und ihm verdankt ſie es auch, daß ſie die einzige von allen Handſchriften und allen Büchern der ganzen Bibliothek iſt, welche der König ſich hat zeigen laſſen. Sonſt hat er nie einen Buchſtaben von ſeinen literariſchen Schätzen genoſſen. — Das eilfte Manuſcript endlich iſt die eigene Handſchrift Taſſo's, della Bellezza, welcher die Bemerkung beigefügt iſt: in cui con sorpresa ravvisasi dell' immortale autore il pessimo carattere (in der man mit Erſtaunen gewahr wird, daß der unſterbliche Dichter eine verdammt ſchlechte Hand ſchrieb). Ich kann mich nicht enthalten, hierbei noch ein Pröbchen von der Unwiſſenheit der Italiäner einzuſchalten. Als ich Taſſo's Handſchrift zum erſtenmal ſah, verſicherte mich der Unterbibliothekar, dieſer Tractat (Minturno della Bellezza) wie auch die daran gehängten (Il Cataneo, delle conclusioni amorose und il Ficino dell' Arte) ſeyen noch nicht gedruckt. Ich traute nicht ganz, ſondern befragte mich noch bei einem vornehmen Manne, einem Marcheſe, der ſelbſt eine ſehr anſehnliche Bibliothek beſitzt und für einen der gebildetſten Großen in Neapel gilt. Er beſtätigte des Bibliothekars Ausſage. Jetzt wandelte mich die Luſt an, das ſehr unleſerliche Manuſcript wo möglich zu entziffern und herauszugeben. Schon hatte ich einen ganzen Morgen damit verlohren, als mir glücklicherweiſe doch noch ein kleiner Zweifel aufſtieg; ich ließ mir Tiraboſchi und Taſſo's Werke geben, wo ich dann, zu meinem Verdruß und zu des Bibliothekars Erſtaunen, Alles abgedruckt fand. — Nur ein einziges Deutſches Manuſcript befindet ſich hier, und das iſt ein metallurgiſches Werk, von Scheidung des Goldes und Silbers, von Münzproben u. dgl. Der Bibliothekar erfuhr erſt durch mich was es enthielt, denn bis jetzt war es im Catalog bloß unter dem Titel: Codex in Deutſcher Sprache aufgeführt worden. — Zu meiner nicht geringen Verwunderung ſtieß ich unter den Perſiſchen und Arabiſchen Handſchriften plötzlich auf einen Codex, welcher Poeſien, in Deutſcher Sprache enthalten ſollte. Man kann denken, mit welcher Begierde ich ihn ergriff, aber ſiehe da, es war Engliſch, doch mit Deutſchen Charakteren, im Jahr 1457, ſchön geſchrieben. Das Buch hebt an mit einer Menge von Recepten für Frauen in Kindesnöthen und einige für andere Krankheiten. Dann folgt eine lange Rittergeſchichte in Verſen, Sir Benys of Hampton; dann eine kürzere vom heiligen Alexius, wiederum eine längere von Libraz Diſtenyus, und endlich ein Gedicht in fünf Geſängen, deſſen Gegenſtand eine Griſelda iſt. Der Abſchreiber hat faſt jedes Gedicht mit dem drolligen Vers geſchloſſen: **hic pennam fixi, poenitet me si male scripsi.** Ich kenne die altengliſche Literatur zu wenig, um zu wiſſen, ob dieſer Codex wirklich merkwürdig iſt, und will, durch deſſen Erwähnung, nur die Engländer aufmerkſam darauf machen. Das Wort Deutſche Poeſien, iſt jetzt, auf meine Angabe des Irrthums, in Engliſch verwandelt worden. — Die Griechen und Römer findet man hier in großer Menge, die meiſten ſehr ſauber geſchrieben; ich bekenne aber, daß ich für dieſe Art von Raritäten keinen Sinn habe, und daß mir ein einziges von den verlohren gegangenen Kapiteln des Livius, wenn auch ſchlecht geſchrieben, lieber ſeyn würde, als der prächtige alte Codex von den Briefen des heiligen Hieronymus, oder die **epistolae Basilii magni** aus dem eilften Jahrhundert. Ein ſehr ſchön geſchriebener **Josephus de bello judaico** 1403 iſt bemerkenswerth. Unter den

Römiſchen Klaſſikern ſind beſonders Cicero's Werke faſt unzählichemal anzutreffen. Ueberhaupt beſitzt die Bibliothek ſehr viele Doubletten, und könnte dadurch, wenn ſie mit andern Bibliotheken Europens einen Tauſchhandel eröffnete, dieſen und ſich ſelbſt nützlich werden. Der Arabiſchen Handſchriften ſind ziemlich viele, unter andern ein Averroes, ein Werk über die Aſtronomie, und einige Korans. Eine Sammlung von Türkiſchen Dichtern hätte ich wohl verſtehen mögen. Auch Chineſiſche und Japaniſche Handſchriften auf Chineſiſch Papier geſchrieben; die Werke der Rabbiner und mehrere dergleichen Kurioſitäten mangeln nicht. Doch der eigentliche, vielleicht unſchätzbare Werth der Sammlung, liegt in ihrer Brauchbarkeit für die Geſchichte; hauptſächlich freilich die Geſchichte Italiens, aber da dieſe mit der übrigen Geſchichte von Europa ſo innig verwebt iſt, ſo muß nothwendig hier noch eine Goldgrube zu bearbeiten ſeyn. Dem Geſchichtsforſcher zu Liebe will ich ſagen, welche Schätze ſeiner hier ungehoben warten. Erſtens findet er viele Geſchichten von Italien oder von einzelnen Staaten deſſelben, in alten und neuen Zeiten geſchrieben, (unter die älteſten gehört eine Historia Insulae Siciliae von 1318); doch die eigentlichen vollſtändigen Geſchichten ſind nicht ſo häufig, und in der That auch nicht ſo koſtbar für den Geſchichtsforſcher, als zweitens die unendliche Menge von kleinen hiſtoriſchen Schriften, welche einzelne hie und da vorgefallene Begebenheiten erzählen, und meiſtens von Augenzeugen geſchrieben ſind. Ich will einige Beiſpiele anführen: Tiberio Carafa, Geſchichte des Krieges in Italien von 1734, mit Karten, Figuren und Plänen von Städten, Alles mit der Feder gezeichnet. Eine Sammlung von hiſtoriſchen Memoiren in ſechs Bänden. Borelli apparatus historicus ad antiquos Chronologos illustrandos, ex vetustissimis documentis Neapolitanorum Archiviorum collectus et alphabetico ordine dispositus, vier Bände. — Sammlung verſchiedener Begebenheiten; die im funfzehnten Jahrhundert vorgefallen. — Domenico Romano, Aufzählung der Dienſte, welche Meſſina den Kaiſern und Königen geleiſtet, die es beſeſſen, ſeit dem Römiſchen Reich bis 1671. — Geſchichte der Ermordung Alexanders von Medicis durch ſeinen Bruder Lorenz — und hundert andere dergleichen einzelne Schriften. Ich habe natürlich keine Zeit gehabt, ſie alle durchzugehen, ihr Werth mag ſehr verſchieden ſeyn; doch habe ich genug geſehen, um behaupten zu können, unter dreien werde Eins die Mühe des Durchblätterns belohnen. Zum Beweis will ich nur noch einen Augenblick bei dem zuletzt genannten Manuſcript ſtehen bleiben. Die That des Brudermörders wird darinnen vertheidigt, und zwar hin und wieder ein wenig im Styl der Jakobiner. Daß man Fürſten gehorchen müſſe wird zwar zugegeben, „aber — heißt es — ſoll man auch „Tyrannen zugethan bleiben, die ſelbſt alle Geſetze verdrehen, aller guten Gewohnheiten ſpotten? nein, dann ſind „die Menſchen, allen Geſetzen und Gewohnheiten zum Trotz, „verbunden, den Tyrannen von der Erde wegzuſchaffen, und zwar, je eher ſie es thun können, je verdienſtlicher und lobenswerther iſt es.“ — Noch eine Merkwürdigkeit dieſer Handſchrift iſt ein Brief des Brudermörders, den er, bald nach der That, aus Venedig an einen Freund geſchrieben. Er hebt damit an: daß ihm das Urtheil ſeiner Feinde gleichgültig ſey, er halte es nicht der Mühe werth, ſich gegen ſie zu vertheidigen; aber ſein Freund ſolle erfahren, daß er ſich des Freundes nicht zu ſchämen habe, und daß dieſer eine löbliche That verrichtet. Hierauf vertheidigte er ſich ſelbſt mit vieler Geſchicklichkeit, und ſichtlicher Ueberzeugung, daß er recht gethan. — Demſelben Codex iſt eine Liſte angehängt, die gleichfalls in mancher Hinſicht merkwürdig iſt, nehmlich eine Liſte aller derjenigen Perſonen, die ſeit dem Jahre 1420 bis 1600 zu Florenz hingerichtet worden, mit Bemerkung ihrer Verbrechen. Sie trägt das Gepräge der größten Authenticität, denn ſie iſt aus den Regiſtern der ſchwarzen Brüderſchaft gezogen, welche zu Florenz (wie es überhaupt in Italien üblich) die Verbrecher zum Tode bereitet und zur Richtſtätte führt. Es ſind ſonderbare Fälle darunter. Als zum Exempel 1523 der päbſtliche Stuhl Adrian VI. erledigt war, wettete ein gewiſſer Pietro Orlandini mit einem Manne, Namens Benivtenti um hundert Scudi, daß der Kardinal Medicis nicht Pabſt werden würde. Es geſchah aber doch. Die Nachricht kam nach Florenz, Benivtenti begegnete dem Orlandini auf der Straße, rief ihm ſchon von ferne die große Neuigkeit entgegen, und mahnte ihn um die hundert Scudi. „Du ſollſt ſie haben,“ verſetzte Orlandini, „doch muß man erſt abwarten, ob dieſer Kardinal auch Pabſt ſeyn kann?“ womit er auf deſſen unehliche Geburt anſpielte. Benivtenti wiederholte laut das Wort Baſtard. — Vorübergehende belauſchten dies Geſpräch, rapportirten es, und Orlandini wurde auf der Stelle arretirt und enthauptet, wobei man ihm kaum Zeit ließ, das Heil ſeiner Seele zu beſorgen. Eine im Geiſt der Zeit gemachte Bemerkung iſt hinzugefügt: Orlandini ſey nehmlich vormals dem bekannten Savanarola begegnet, als dieſer eben ins Gefängniß geführt worden, und habe ihm lieblos zugerufen: du geheſt wohin du zu gehen verdienſt; worauf Savanarola geantwortet: „ich habe doch wenigſtens Zeit zu Reue und „Buße, dir aber wird es ſo gut nicht werden.“ — Einen zweiten auffallenden Beweis des Blutdurſtes der Familie Medicis, liefert das unglückliche Schickſal eines gewiſſen Bernardino Antinori, der bloß einen Brief an Eleonore von Toledo, Gemahlin Peters von Medici, ſchrieb, (es ſteht nicht dabei welches Inhalts, vermuthlich verliebten) und der zwei Stunden nachher ſtrangulirt wurde. —

Ich habe mit Fleiß etwas lange bei dieſem Manuſcript verweilt, um wenigſtens an einem Beiſpiele zu zeigen, wie mancherlei intereſſante Bemerkungen nicht bloß der Geſchichtsforſcher, ſondern auch der Philoſoph und Menſchenbeobachter hier ſchöpfen kann. Ich wiederhole, daß es ſolcher Sammlungen von kleinen hiſtoriſchen Schriften, gewöhnlich unter dem Titel: Miscellanea, bei hunderten giebt. Beſonders iſt jeder Aufruhr, jede Verſchwörung, gewiß mehreremal von Augenzeugen erzählt werden. Die Proceſſe gegen berühmte Verbrecher füllen einen eigenen Codex. — Eine dritte ſehr wichtige Quelle für die Geſchichte ſind die vielen Sammlungen von eigenhändigen Briefen, Billetten, Memorialen, Berathſchlagungen, Notizen, Inſtruktionen u. ſ. w. von den größten und bekannteſten Staatsmännern. Ich nenne z. B. das Tagebuch des Herzogs von Oſſuna; Inſtruktionen des Kardinals Mazarin an Franzöſiſche Geſandten am päbſtlichen Hofe; Antonii Galatei Briefe über die Erziehung Ferdinands von Arragonien u. ſ. w. Ich kann verſichern, daß dieſe Sammlungen außerordentlich zahlreich, und jede einzelne ſehr reichhaltig iſt. Eine derſelben beſteht z. E. aus zehn Bänden und begreift die Jahre 1650 bis 1720. — Endlich viertens findet der Geſchichtforſcher gewiß intereſſante Aufſchlüſſe in der großen Menge von Familien-Nachrichten, die hier aufbewahrt werden. Es iſt vielleicht keine adeliche Familie in ganz Italien, deren Begebenheiten hier nicht anzutreffen wären. — Unvermuthet ſtößt man auch bisweilen auf Schriften, die einem Geſchichtſchreiber der nordiſchen Staaten ſehr willkommen ſeyn würden. Dahin gehört z. B. Alexander Cilli, Erzählung der Begebenheiten, die ſich in Polen, drei Jahr hintereinander, unter Sigismund III. zugetragen haben. Geſchrieben zu Cracau 1609.

Iſt Jemand ein Liebhaber von der Kirchen-Geſchichte, ſo öffnet ſich ihm abermals ein weites Feld. Der Schriften, die Beziehung auf die Verhältniſſe des päbſtlichen Stuhls zu den europäiſchen Fürſten haben, ſind unzählige. Dann giebt es eine Menge Proceſſe von canoniſirten Heiligen; — viele Schriften für und gegen die Einführung der Inquiſition; — für und gegen die Rechte der Geiſtlichkeit; — eine Sammlung alles deſſen, was gegen die Jeſuiten in China verhandelt worden; — Geſchichte aller Ketzereien, (z. B. Remondo Istoria dell' Eresie del Secolo XVI.) — manche theologiſch philoſophiſche Abhandlungen, (z. B. über die kitzliche Frage: warum Gott lieber das Gute aus dem Böſen gezogen, als das Böſe ganz verhindert hat?) — Geſchichten der Concilien u. ſ. w. — Ein geſcheites Buch gehört zu dieſer Klaſſe, nehmlich: eines Jeſuiten, Sgambati, Beweis, daß alle Kloſtergelübde null und nichtig ſind. Um das Gift dieſer ketzeriſchen Abhandlung zu entkräften, hat man auf dem Titel derſelben bemerkt: der arme Sgambati ſey verrückt geweſen, als er ſie geſchrieben. (Codex scriptus propria manu ejusdem Sgambati, tempore quo demens erat.) Es iſt zu hoffen, daß man bündigere Beweiſe ſeines Wahnſinns aufſtellen könne. — Der Kardinal Seripando, der zu ſeiner Zeit in hohem Anſehn ſtand, hat dieſe Klaſſe von Manuſcripten durch eine große Menge ſeiner eigenen Werke ſehr anſehnlich vermehrt. Es finden ſich dabei, außer ſeinem Tagebuch von 1514 bis 1562, und ſeinem Teſtamente, auch ſehr viele Originalbrieſe von großen Herren, Prinzeſſinnen, Kardinälen, Mönchen, u. ſ. w. nebſt ſeinen eigenhändigen Antworten. — Ueberhaupt ſind die Brieſ-Sammlungen von mehr oder weniger berühmten Perſonen äußerſt zahlreich. Es ſcheint in Italien wenigſtens vormals Sitte geweſen zu ſeyn, wenn ein nicht unbedeutender Mann ſtarb, ſeine hinterlaſſenen, empfangenen und geſchriebenen Brieſe, ſogleich zu ſammeln, einen oder mehrere Bände daraus zu machen, dieſe mit vollſtändigen, mannichmal raiſonnirenden Verzeichniſſen zu verſehen, und ſo in Privat- oder öffentlichen Bibliotheken aufzubewahren. Die Sitte iſt gewiß löblich, und manches factum, welches die Zeit verunſtalten, oder ganz in das Grab der Vergeſſenheit werfen würde, erhält ſich für die Nachwelt. Ich nenne einige der intereſſanteſten Sammlungen: Nogarola, Brieſe an ſeine Freunde und ihre Antworten, vom Jahre 1400. — Epistolarum familiarum Lib. I. es kommen zwei ungedruckte Sonnette und ein Canzone von Petrarch darin vor. — Petrarchs lateiniſche Epiſteln. — Brieſe berühmter Männer. Es iſt einer von Taſſo an Pellegrino darunter, deſſen Inhalt zwar nicht von Bedeutung iſt, aber in welchem doch einige Gedanken vorkommen, aus denen man Taſſo erkennt. „Dein Buch, ſagt er z. B., „habe ich von dem Toskaniſchen Geſandten, und dann „auch von Signor Attendolo empfangen; beide Männer „ſind würdig, nicht allein es zu leſen, ſondern auch zu „loben.“ — Die Liebhaber der Dichtkunſt finden noch von Petrarch Carmina latina, Bucolica, ein Libre rerum senilium 1374 geſchrieben, ein Libro de' trionfi mit Randgloſſen, und eine lateiniſche Ueberſetzung von Taſſo's befreitem Jeruſalem. Sie finden außerdem noch eine große Menge Gedichte von meiſt ziemlich unbekannten Verfaſſern, ich nehme den Pabſt Aeneas Sylvius aus, der, zu meiner Verwunderung, Epigrammata de amoribus Pamphyli hinterlaſſen hat. Schon vom Jahre 1372 giebt es Gedichte eines gewiſſen Antonio Bucza. Auch ein Codex mit Poeſien in Provenzaliſcher Sprache iſt vorhanden. Ein gewiſſer Bragaccia hat die artige Idee gehabt, in einer Reihe von Madrigalen, ein junges Mädchen zu ſchildern, das Nonne wurde. Sie heben mit ihren erſten Empfindungen über dieſen Gegenſtand an, das vorletzte mahlt ihren Eintritt ins Kloſter, und das letzte, iſt ihr Dank an die Geſpielinnen, welche ſie begleitet haben. Unter der ungeheuern Anzahl von Schauſpielen iſt mir ein bekehrtes Sachſen aufgefallen, und eine Maria Stuart von della Valle. — Den Aerzten, deren Kunſt mir ganz fremd iſt, weiß ich weiter nichts zu ſagen, als daß ſie auch nicht leer ausgehen. Es ſind mir viele mediciniſche Bücher aufgeſtoßen, auch Recepte genug, in welchen Perlen, Corallen, Ambra, Todtenknochen u. dgl. nicht geſchont waren. Auch die Juriſten werden trockenen Stoff genug zu trockener Unterhaltung finden. — Den Phyſiognomiſten empfehle ich nicht allein den alten Porta über die Phyſiognomie, (ein Codex der zwar defekt iſt, aber dennoch weit mehr enthält als gedruckt worden) ſondern auch einen andern phyſiognomiſchen Altvater, Peter Niptoni wohlbeleibter tractatus de physiognomia, der ſchon 1488 geſchrieben worden, aber mit Buchſtaben, welche zu leſen ich nicht geübt genug bin, obſchon viele derſelben ſchön bunt gemahlt ſind. Auch über die Kabaliſtik hat Porta einen Hebräiſchen cum characteribus theutonicis geſchriebenen Codex hinterlaſſen, deſſen geheimnißvolles Aeußere ſchon zur Genüge andeutet, daß ohne Zweifel die Kunſt Gold zu machen darinnen verborgen iſt. — Alle Finanzminiſter mögen eilen, den Tractat eines gewiſſen Spinola zu leſen, „über die Mittel, die Bedürfniſſe des Hofes zu befriedigen, ohne dem Volke läſtig zu fallen.“ Wenn der Mann würklich dieſe ſchwere Kunſt lehrt, ſo iſt ſein Buch ohne Zweifel das koſtbarſte in der ganzen Bibliothek; doch iſt es, wenigſtens hier in Neapel, noch nicht geleſen worden. — Die Antiquare finden, unter mehrern Dingen die in ihr Fach ſchlagen, ein Werk von zehn Bänden, von Ligorio, betitelt Antichità. Es handelt von Epitaphien, Inſcriptionen, Griechiſchen und Römiſchen Münzen, Maaß und Gewicht u. ſ. w. Ein Tractat von Pontanus de tumulis, ſchien mir bemerkenswerth.

Bei der jetzigen politiſchen Lage der Dinge, würde vielleicht der Ruſſiſche Hof ein Manuſcript vom Jahre 1716 benutzen können. Es heißt: Nouveau traité ou projet sur la defense de l'Isle de Corfou. Es wäre doch der Mühe werth, es von einem Kunſtverſtändigen prüfen zu laſſen. Was nutzen denn alle die Sammlungen von Handſchriften, wenn man ſie immer im Staube liegen läßt, und nicht bei Gelegenheit Vortheil daraus zieht? Wäre ich König, mein Bibliothekar müßte mir bei jeder politiſchen Veränderung in Europa, ſogleich anzeigen, welche Manuſcripte, die ſich auf den Gegenſtand der Veränderung beziehen, in meiner Bibliothek vorhanden wären. —

Ein Itinerarium totius orbis von 1484 wird vielleicht den Geographen intereſſant ſcheinen; ſo wie den Muſikern ein ſehr alter Dialogus de musica von einem Abt Oddo geſchrieben. —

Jetzt will ich noch von denjenigen Handſchriften reden, welche aus der Vatikaniſchen Bibliothek hierher gekommen ſind, und welche durchblättert zu haben, mir um ſo angenehmer iſt, da der Bibliothekar mir im Vertrauen geſtand, es ſey noch ſehr ungewiß, ob man ſie behalten werde, weil man täglich erwarte, daß der Pabſt ſie wohl zurückfordern könne. Die Hauptbeſtandtheile dieſer Sammlung ſind dieſelben, nur hat das Ganze natürlich eine mehr päbſtliche Phyſiognomie, denn es wimmelt von Geſchichten der Conclaven, von Decretalien u. dgl. Von den letztern iſt eine ſchön verzierte und mit Randgloſſen verſehene Handſchrift aus dem funfzehnten Jahrhundert vorhanden. Der Miſcellaneen ſind ſehr viele, man muß ſie aber nothwendig ſelbſt durchſehen, wenn man einen Begriff von ihrem Inhalt ſich erwerben will. Denn oft ſind die heterogenſten Dinge zuſammen gebunden, z. E. Wunderwerke, Vorſtellungen an die Churfürſten im dreyßigjährigen Kriege, theologiſche Diſputationen und Inſchriften auf öſtreichiſche Kaiſer. Für die Geſchichte merkwürdig iſt eine Sammlung in zehn Bänden, deren Titel: Politiſche Schriften, Inſtruktionen an die Nuntien, Berichte von verſchiedenen Geſchäften des Römiſchen Hofes mit den Höfen von Europa, und andere Weltbegebenheiten vom Jahre 1500 bis 1600. Da der römiſche Hof ſich bekanntlich in Alles miſchte, ſo iſt kein Zweifel, daß man hier nicht Erläuterungen faſt über jeden Punkt der Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts finden ſollte. — Mehrere Bände Annotationen zu den Annalen des Baronius, ferner: Annali eccleſiaſtici e profani, ſcheinen mir auch hiſtoriſchen Werth zu haben. Um die Trockenheit zu vermindern, die, bei einer Abhandlung wie dieſe, unvermeidlich iſt, erlaube man mir, zum Vergnügen mehr als zum Unterricht, einige Auszüge zu liefern, wenn nicht aus den ſeltenſten, doch aus den ſeltſamſten Manuſcripten. Ich ſtoße zuerſt auf eine große Sammlung ſatyriſcher Schriften, die man kaum in der Vatikaniſchen Bibliothek geſucht haben ſollte, da ſie zum Theil die Päbſte und Kardinäle mit ſcharfer Lauge waſchen.

Beſonders iſt Benedict XIII. ſehr übel weggekommen, und ſeinen noch lebenden Kardinälen ſind hier beißende Grabſchriften geſetzt. **Le statue parlanti**: (die redenden Bildſäulen) iſt eine ganz artige Idee, die Aehnlichkeit mit den vormals beliebten Geſprächen im Reiche der Todten hat. Der Verfaſſer erzählt, er habe bei einem Freunde auf dem Lande eine ſchöne Sammlung von Statüen gefunden, die er mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtete. Als er ſich bald darauf ſchlafen gelegt, träumte er, daß dieſe Statüen ihn ſämmtlich umringten, und Geſpräche mit einander hielten, die er beim Erwachen aufzeichnete. Einige der redenden Bildſäulen ſind: Julius Cäſar, Heinrich IV., Richelieu, Guſtav Adolph, Wallenſtein, Pindar, Taſſo u. ſ. w. Julius Cäſar macht den Anfang, indem er zu Brutus ſpricht: „Mörder! war das der Lohn dafür, daß ich dir das Daſeyn gegeben? Brutaler Brutus!" — Heinrich IV. erinnert ihn ſogleich, er habe ja nicht allein die Mutter dieſes Brutus, ſondern auch deſſen beide Schweſtern gemisbraucht, ein Schimpf, den ein römiſcher Senator unmöglich habe dulden können. — „Du haſt eben keine Ehre zu reden, erwiederte Cäſar; weißt du noch, wie du einen deiner Baſtarde als erſten Prinzen von Geblüt anerkennen ließeſt?" u. ſ. w. Man ſieht, die Potentaten aus Marmor verſchonen ſich nicht. — Eine zweite Unterredung hebt Guſtav Adolph mit dem Ausruf an: „Ich möchte lieber ein Ungeheuer als ein Weib erzeugt haben" (zielend auf ſeine Tochter, die Königin Chriſtina). Wallenſtein verſetzt ganz trocken: „iſt es ein Weib, ſo iſt es ja ein Ungeheuer." Und Pindar fügt hinzu; „Euripides ſagt: ein gelehrtes Weib iſt zwiefach närriſch." — Man findet in dieſem Codex ferner, mehrere ſatyriſche Gedichte; aber auch ein ganz frommes moraliſches für einen Kardinal, der Pabſt werden will, hat ſich darunter verirrt.

Ich ergreife eine andere Handſchrift. Sie enthält verſchiedene gelehrte Abhandlungen, eine aſtronomiſche, eine Betrachtung über die Tugenden und Fehler Alexander des Großen, eine Schilderung des Julius Cäſar u. ſ. w. Zum Theil von des ungenannten Verfaſſers eigener Hand geſchrieben. Eine Sammlung von Sentenzen, unter dem Titel *Heldengeſinnungen*, von 1680, ſind vermuthlich zum Behuf eines Fürſten abgefaßt, denn die meiſten derſelben enthalten gute Lehren für Fürſten, z. B. „Es giebt Leute, „die allerlei verſtehen, zu allerlei zu gebrauchen [illegible]; Fürſten ſollten nur Eins verſtehen: *regieren*.“ — „Wenn „die Fürſten ihre Pflichten kennten, Niemand möchte Fürſt „ſeyn.“ — Es ſind aber auch eine Menge andere, zum Theil recht gute Sprüche für alle Stände darunter, z. B. „Einem Schurken Dank ſchuldig ſeyn, iſt ein großes Unglück.“ — „Ehe die Menſchen das kleine Wort, *ich weiß nicht*, „ausſprechen, eher ſagen ſie lieber tauſend Albernheiten.“ „Größe gleicht dem Wohlgeruch, wer ihn an ſich trägt, empfindet ihn nicht mehr.“ — „Das glücklichſte Leben wäre „ein Unglück, wenn es nie endete.“ — Man bemüht ſich „ängſtlicher gut zu *ſcheinen* als gut zu *ſeyn*.“ — „Die „Jugend ſoll ein Fieber ſeyn; o möchte ich doch mein ganzes Leben hindurch phantaſiren!“ — „Bequemlichkeit macht „glücklicher als Reichthum und Größe.“ — *Kleine* Spitzbuben, große Narren.“ — „Nur ſchweigende Bewunderung „iſt ein Gebet Gottes würdig.“ — Schade, daß der wackere Verfaſſer ein großer Weiberfeind iſt. Das weibliche Geſchlecht nennt er ſehr drollig: „*eine große Verlegenheit*, aus der ein ehrlicher Mann ſich kaum mit „Ehren zu ziehen weiß.“ — Glückliche Ehen, meint er, gäbe es gar nicht, weil Liebe und Ehe ſich nicht vertrügen, und der Menſch allzuglücklich ſeyn würde, wenn es anders wäre. Dennoch äußert er von der Liebe mitunter ſehr zarte Begriffe. „Wahre Liebe, ſagt er unter andern, will nur „lieben. Treue in der Liebe iſt nicht Verdienſt, ſondern „Nothwendigkeit." — Die Frömmigkeit ſeines Zeitalters verleitet ihn mitunter zu Paradoxen, die mir ſehr gewagt und ſehr falſch ſcheinen. Z. B. „Man muß mit den Menſchen „leben wie mit Kranken, man muß alles von ihnen leiden." — Oder: „wenn uns auch Gott ausdrücklich geſchaffen hätte, um ewig wie Fackeln in der Hölle zu brennen, ſo verdiente er dennoch unſere Liebe und Anbethung." — Ich bekenne, daß ich einer ſolchen frommen Ergebung unfähig wäre. Das Ganze ſchließt mit den Worten: „dieſe Gedanken ſind von einem Manne, der Niemand hintergeben mag, und Niemand fürchtet." — — Ich ſchlage eine andere Handſchrift auf, und finde ein Schauſpiel, der heil. Bonifaz genannt, von einem Kardinal Ruſpiglioſi. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, braucht es bloß die handelnden Perſonen anzuführen: Die ſtreitende Kirche. Die triumphirende Kirche. Aglae! (eine allerliebſte Zuſammenſetzung). Der heil. Bonifaz. Ein Dragoner-Capitain. Ein Schutzengel. Der Teufel. Lucinde. Ein Chor von Soldaten. — Es ſcheint wohl, die Cardinäle thun beſſer, ſich an die heilige Maria zu halten; die heilige Thalia begünſtigt ſie nicht. — Ueberhaupt ſind die vielen hier vorhandenen Gedichte meiſtentheils Ausbrüche eines verbrannten oder verrückten Gehirns. Ein Menſch hat z. B. auf Clemens XI. eine Lobſchrift verfertigt, die prächtig auf Pergament geſchrieben iſt, und hat ſich die ungeheure Mühe gegeben, ſie ganz und gar aus Stellen der Bibel zuſammen zu ſetzen, ſo daß von ihm ſelbſt keine Sylbe vorhanden iſt. Aber er hat nicht etwa ganze Sprüche oder Perioden aus der Bibel gekommen, ſondern immer nur einzelne abgeriſſene Worte, wie er ſie eben brauchte; auf dem breiten Rande citirt er ſodann die Stelle, wo die paar Worte in der Bibel zu finden ſind. Mühſam mag die Zuſammenſetzung geweſen ſeyn, aber ſinnreich warhaftig nicht; denn natürlich enthält die dicke Bibel alle nur möglich Phraſen, die ein Lobredner nöthig haben kann. — Ich wende mich von dieſer Spielerei zu einem merkwürdigen Codex aus dem ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der aus lauter den Päbſten überreichten Plänen zu Emporbringung der ſchönen Künſte und aus andern Memoires über Alterthümer beſteht. Den Anfang machen mehrere ausgearbeitete Projecte zu Errichtung einer Mahlerakademie, die auch nachher würklich zu Stande kam. Die Nothwendigkeit der guten Erziehung eines Mahlers wird unter andern durch das Beiſpiel Titians erwieſen, der ſeinen Collegen Tintoretto zum Hauſe hinausgeworfen hatte, und Jean Calvarts, der den armen Dominichino derb durchprügelte. — Hierauf folgt ein lehrreicher Unterricht, wie eigentlich Beſchreibungen von Gemählden, wenn ſie für Mahler verfertigt werden, eingerichtet ſeyn ſollen. — Ein 1542 ausgeſtellter Befehl, acht und funfzig Kiſten mit Antiken für den König von Frankreich frei paſſiren zu laſſen, hat wohl weiter nichts merkwürdiges, als daß Michel Angelo ihn unterzeichnet hat. — Aus einer an den Pabſt gerichteten Klage lernen wir, daß unter der nachläßigen Aufſicht eines Bartoli, viel Antiquitäten verſchleppt, im Grunde neuer Häuſer vermauert, ja wohl gar in den Kalkofen geſteckt wurden, zu großem Schaden der Gelehrſamkeit und noch größerm Eckel der Fremden. Der Pabſt wird daher gebeten, einige neue Aufſeher zu ernennen, die gern ohne Gehalt, um der Ehre willen dienen würden; man ſchlägt dazu unter andern den berühmten Maffei vor. Für das, was Merkwürdiges in den Weinbergen gefunden werde, möge der Pabſt einen Ort beſtimmen, etwa den großen Corridor vor der vatikaniſchen Bibliothek, der dann bald gleichen Ruhm, wie die Arundelſche Sammlung zu London erreichen werde. — (Wie viel der herrlichſten Alterthümer mögen wohl ſchon in Kalk verwandelt werden ſeyn, ehe ein Kunſtbeſchützer dieſe Vorſtellung wagte!) — Ein anderes Memoire vom Jahr 1700, unterzeichnet Montani, zeigt an, welche Reparaturen unumgänglich nothwendig ſeyn, um den gänzlichen Ruin des Coloſſeums zu verhindern. Auch von den Triumphbogen des Conſtantin, Severus, Titus, vom Friedenstempel u. ſ. w. iſt die Rede darinnen. (Ich meine, wenn das mit dem Repariren ſo fortgeht, wird man nach einigen hundert Jahren, zwar noch die Geſtalten der antiken Gebäude ſehn, aber aus lauter neuen Materialien zuſammen geſetzt.) — Eine bittere Klage über die Kirchenvorſteher der in den Bädern des Diocletians errichteten Kirche. „Sie „haben ſich, heißt es, alle Mühe gegeben, dieſes herrliche „Gebäude durch ihren ſchlechten Geſchmack zu verhunzen, „und haben ſichs noch obendrein viel Geld koſten laſſen. Aus „einer großen Kirche iſt eine kleine geworden. Die Wände „ſind überweißt, wodurch der ſchöne antike Anſtrich verlohren gegangen. Die prächtigen Kapitäler der acht koſtbaren Granitſäulen ſind überweißt, und in den Fenſtern „Stuccaturarbeit angebracht, wie man ſie ſonſt nur in kleinen Dorfkirchen gewahr wird.“ Es werden verſchiedene Vorſchläge gethan, dieſem Unfug abzuhelfen. — Eine Bulle Pius II., vom Jahre 1462, die ſich gleichfalls in dieſe neuere Sammlung verirrt hat, thut alle diejenigen in den Bann, welche ſich an Alterthümern vergreifen würden, und es gefällt mir wohl, daß der Pabſt, ſich in den Zeitgeiſt fügend,

als

als Grund ſeines ſtrengen Verbots, die Urſach angiebt: „Weil „dieſe Ruinen die Zerbrechlichkeit aller menſchlichen Dinge „ſo laut predigten.“ — Von dem weiter oben wegen Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit verklagten Bartoli findet ſich nun eine weitläuftige Rechtfertigung, wie auch Klagen deſſelben, beſonders über die Engländer, die ſo viel der beſten Kunſtwerke aufkaufen und heimlich wegſenden. Der Pabſt, hat neben jeden Punkt ſeine Reſolution eigenhändig geſchrieben, aber ſo unleſerlich, daß ich ſie nicht entziffern konnte. — Merkwürdig iſt ein eigenhändiges Schreiben von Carl Maratto von 1706, an die Mahlerakademie, worinnen er ſich mit vieler Wärme eines gewiſſen Martinelli annimmt, den die Akademie aus ihren Regiſtern ausſtreichen wollte: Die Antwort darauf iſt aber abſchlägig, weil die Sache ſich ganz anders verhalte. — Ein Rapport an den Pabſt wegen eines alten Mauerwerks, welches eben niedergeriſſen wurde; es ſey nehmlich nicht eigentlich antik, ſondern habe zu einem Thurm gehört, den Leo IV. im Jahr 849 gegen die Einfälle der Saracenen erbaute. — Sonſt findet man noch in dieſem Codex die der Mahlerakademie ertheilten Prämien; Briefe über gefundene Statüen und Inſchriften; Liſte der Statüen im Palaſt Farneſe; viel Schriften über den Transport der Säule des Antoninus Pius, Beſchreibung und Zeichnung der dabei gebrauchten Maſchinen u. ſ. w. (Ich hoffe, Kunſtliebhaber werden mir verzeihen, daß ich bei dieſer Sammlung ſo weitläuftig geweſen bin.) — Eine dicke Sammlung von eigenhändigen Briefen großer Herren aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert, größtentheils an den Cardinal Cybo gerichtet, wird theils durch die verhandelten Geſchäfte, theils auch die Namen ihrer Schreiber bemerkenswerth; die letzten ſind: Kaiſer Leopold; die Könige Amadeus von Sardinien und Johann von Polen; die Churfürſten

Emanuel und Joſeph Clemens von Baiern, Anſelm von Mainz, Philipp Wilhelm von der Pfalz, Johann Hugo von Trier; die Pfalzgrafen am Rhein; die Herzoge von Hollſtein, Parma u. ſ. w. die Grafen Dietrichſtein, Harrach, Königseck und viele andere. — Ein Julius Caballus hat unter dem Großherzog Ferdinand II. einen dicken politiſchen Traktat geſchrieben. — An einem ſtarken Band Gedichte, von Ottavio Tronſarelli, wird hoffentlich nichts verlohren ſeyn; des Verfaſſers eigne Handſchrift iſt ſehr unleſerlich. — Varchi und Giannotti haben weitläuftige Geſchichten von Florenz geliefert. — Eine Biographie des Cardinal Dominico Cecchini iſt von ihm ſelbſt geſchrieben, und erhält dadurch, wenigſtens für mich, ein Intereſſe, denn ich ſehe gar zu gern, wie ein Menſch ſich ängſtlich müht, zwiſchen den beiden Klippen, Wahrheit und Eitelkeit, hindurch zu ſchiffen. — Das Leben des Dante ſchien manches neue zu enthalten. — Ein Codex: zuerſt unbedeutende Orationen von allerlei Gattung; dann folgt ein Gebet an den heiligen Stroppinus! — Intereſſante Briefe und endlich eine Liſte aller der Stellen im Dante, die gefahrlich zu leſen ſind, beſchließen dieſen zuſammengewürfelten Codex. — Ein heroiſches Gedicht, Carl V., von einem Marcheſe Santinelli; es hat zwanzig Geſänge, und jeder Geſang über hundert Stanzen. Wer hat den Muth es zu leſen? — Philoſophiſche Miscellen von Ventuſelli, ein ſtarker Band. Er enthält unter andern eine Abhandlung über die Seele, von der man damals eben ſo wenig wußte als jetzt. — Hiſtoriſche Miſcellanea, kleine merkwürdige Schriften, z. B. eine Relation vom Jahre 1551 eines gewiſſen Bernardo, der damals Bailo zu Conſtantinopel war. Uebrigens enthält dieſer Codex auch viele juriſtiſche Reſponſa; ein neuer

Beweis, wie wenig man ſich auf die Titel der Handſchriften verlaſſen kann. — Politiſche Nachrichten und Bülletins vom Jahre 1709 aus allen den vornehmſten Städten von Europa. Es gehört viel Geduld dazu, ſie zu leſen, aber man findet auch gewiß nirgend beſſere Aufklärung über die damalige Zeitgeſchichte. Unter andern iſt eine Zuſammenkunft der Könige von Dännemark, Polen, Preußen und des Churfürſten von Hannover zu Berlin, erzählt, wo von der Wiedereinſetzung des Königs Auguſt unterhandelt wurde. — In einem Bande Miſcellen, der mit der Geſchichte der goldenen Roſe anhebt, (eine päbſtliche Feierlichkeit) findet ſich auch eine Liſte derer Gelehrten, welche Caſpar Scioppius perſönlich gekannt hat, mit kurzen Schilderungen derſelben, von ihm ſelbſt bei jeden Namen geſchrieben. — Von Tassoni annales ecclesiastici fehlt der erſte Theil. Der zweite fängt mit dem Jahre 1201 an. — Eine dicke Sammlung von Comödien eines Delfini; ſie ſcheinen zum Theil recht intereſſante Pläne zu haben. — Eine lateiniſche Geſchichte der Einnahme von Jeruſalem und Antiochien. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. — Miſcellen, politiſchen Inhalts, zum Theil ſehr merkwürdig. Z. E. Vota zweier Cardinäle über Carl des Fünften Entſagung des Reiches. — Geheime Capitulationen des Herzogs von Alba. — Mediciniſches Gutachten zweier Aerzte über eine anſteckende Krankheit in Agro tridentino morbus lenticularum genannt, von 1547. Es war ein peſtilenzialiſches Fieber, wobei ein linſenartiger Ausſchlag erfolgte, und weshalb das Concilium von Trient nach Bologna verlegt wurde. Es wäre wohl der Mühe werth zu unterſuchen, ob dieſe Krankheit nicht Aehnlichkeit mit dem heutigen gelben Fieber hätte? — Ein lateiniſcher Codex, eine gute Spanne dick und ſehr klein geſchrieben, handelt bloß von den abſcheulichen Sitten der Ketzer, de nostri temporis pravis hereticorum moribus, und iſt Paul V. dedicirt. Hier iſt klar bewieſen, daß ein Ketzer weder ſtark im Kriege noch treu im Frieden ſeyn kann, daß er die Freundſchaft nicht kenne u. ſ. w. Bald werden ſchreckliche Laſter, bald Lächerlichkeiten den Ketzern angedichtet. Einmal ereifert ſich der fromme Verfaſſer auch über die böſe Gewohnheit, in den ketzeriſchen Schulen, von den äſopiſchen Fabeln unmittelbar zu der Theologie über zu gehn. In einer Rückſicht könnte das Buch doch Dank verdienen; ein Kapitel nemlich handelt von den Schriften der Ketzer, und nennt eine Menge Titel von Büchern, die man jetzt kaum noch kennt; unter andern, ſatyriſche Schriften aus der Reformation, die es wohl verdienen möchten, wieder aufgeſucht zu werden. — Histoire de la reine Christine, l'Auguste, ſcheint von derſelben Hand, welche die oberwähnten Heldengeſinnungen geſchrieben hat. Ein Kapitel handelt von der Antipathie, welche Chriſtine ſchon als Kind gegen Zwerge, Hofnarren, Wein, Bier und Puppen hatte. Ein anderes von der Amaranthen Brüderſchaft und dem Feſt, Wirthſchaft genannt, welches ſie zuweilen prächtig zu feiern pflegte. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſtiftete ſie eine Geſellſchaft von ſechszehn Herren und ſechszehn Damen, welche die Chiffer A (Amaranth) mit Brillanten eingefaßt an der Bruſt trugen und gewöhnlich Sonnabends auf dem Lande zu ungezwungener Fröhlichkeit ſich bei ihr verſammelten. Schade, daß das ganze Manuſcript, theils ſehr unleſerlich geſchrieben, theils zu panegyriſch iſt. — Politiſchen Inhalts ſind abermals ein Band Briefauszüge von 1675; ferner ein Codex voll aufgefangener verdächtiger Briefe, unter andern das Schreiben eines neapolitaniſchen Fürſen an Johann von Oeſtreich, um ihn zu bewegen, ſich zum König von Sicilien zu machen. Ferner Scritture politiche, — eine Erzählung von dem, was zu Madrid bei Gefangennehmung der Fürſtin von Caſignano vorging 1641. — Geſchichte von Genua von 1535 bis 1625. — Proceß eines Franceſco Borri wegen Ketzereien. — Form der jeſuitiſchen Regierung u. ſ. w. Dann ſtößt man auch wieder auf ganz heterogene Dinge, z. B. ein Compendium der Chiromantie. Das Regiſter zeigt auch noch eine Sammlung von vertrauten Briefen an, die aber leider herausgeſchnitten waren. — Eine ſpaniſche Handſchrift, Beſchreibung der Philippiniſchen Inſeln, von einem Geiſtlichen, der achtzehn Jahre daſelbſt geweſen, mag recht merkwürdig ſeyn. Ich verſtehe das Spaniſche nicht. — Unter dem Titel: Lettere di diversi e notizie findet man ganz andere Dinge, z. B. die Jahre 1659 und 60, ausgezogen aus den eigenhändigen Memoiren Jakobs Stuart, damals Herzog von York, nachmals Jakob II. Deſſen Feldzug von 1657 von ihm ſelbſt geſchrieben, auch von ihm ſelbſt 1696 ins Franzöſiſche überſetzt, und dem Kardinal von Bouillon geſchenkt. Ferner enthält dieſer Codex die Beſchreibung eines merkwürdigen Lichtphänomens auf dem adriatiſchen Meere. — Die Miſſionen eines Pater Kofferer — einen geheimen Bericht aus Paris über die Krankheit und den Tod Ludwig XIV. u. a. m.

Unglücklicherweiſe fielen, kurz vor meiner Abreiſe aus Neapel, Feſttage ein, an welchen die Bibliothek verſchloſſen blieb, ich mußte daher einige Reihen Manuſcripte, die mir zu durchlaufen noch übrig waren, unbeſehen laſſen. Ueberhaupt weiß ich wohl, daß dieſes oft trockene Titelverzeichniß keinen andern Werth hat, als die Gelehrten, die künftig nach Neapel kommen, auf Manches aufmerkſam zu machen, was ſie vielleicht ſonſt überſehen haben würden. Sollte es einem meiner Nachfolger ſchwer werden, die Erlaubniß zu Benutzung der Manuſcripte zu erhalten, ſo darf er ſich nur gradezu an die Königin wenden, die ſie ihm gewiß ertheilen wird. Was die Kürze der Zeit mir verſtattete, habe ich geleiſtet, doch nicht Monate, ſondern Jahre würden dazu gehören, auch nur Auszüge aus den intereſſanteſten Werken zu liefern.

---

18. Die Revolution von Neapel.

Ueber dieſen Gegenſtand iſt in allerlei Sprachen viel geſchrieben worden. Für das pikanteſte Werk wird mit Recht ein Buch gehalten, welches den Titel führt: Saggio istorico della rivoluzione di Napoli. Es iſt in drei Bänden von einem wüthenden Patrioten verfaßt, daher die Ausfälle auf die Königin u. ſ. w. bis zum Eckel getrieben und oft ſehr empörend ſind. Auch eine Menge ſehr ſeichter Urtheile über militairiſche und ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände kommen darin vor, weshalb ich zweifle, ob das ganze Buch die Ehre einer Ueberſetzung verdiene, welche in dieſem Augenblicke von einem deutſchen Bildhauer zu Rom frü eine Buchhandlung in Berlin gemacht wird. Ein Auszug in ein Bändchen zuſammen gedrängt, würde hingereicht haben, das Intereſſanteſte daraus zu liefern. Indeſſen mag der Ueberſetzer eine Entſchuldigung in der Seltenheit des Werkes finden, denn es iſt nur einmal zu Mailand aufgelegt, und durch ſcharfe Verbote außerordentlich rar geworden. In Neapel und Rom darf man es nicht einmal nennen. In Bologna, wo doch die meiſten Buchhändler ſind, verſicherte mich einer der vornehmſten, er habe ſeinem Commiſſionair in Mailand den Auftrag ertheilt, ihm das Buch um jeden Preis aufzukaufen; aber der Mailänder habe ihm geantwortet: er könnte es nicht ſchaffen, und wenn man es auch mit Gold aufwiegen wolle. In Rückſicht dieſer Seltenheit theile ich hier einige Proben mit, die den Geiſt des ganzen erſten Bandes enthalten.

„Jedes Volk bereitet auf ſeiner politiſchen Laufbahn nach und nach einen Zunder zu Revolutionen, aber diejenige Nation, welche das Fremde, Ausländiſche zu ſehr bewundert, häuft jenen eigenen Zunder durch den der fremden, bewunderten Nation. Wie viele Demokraten gab es, aus keiner andern Urſache, als weil die Franzoſen Demokraten waren. Auf hundert Köpfe muß man funfzig Weiber und acht und vierzig Männer rechnen, die es den Weibern an Frivolität zuvorthun; dieſe alle raiſonniren ſo: in Frankreich friſirt man ſich beſſer, kleidet ſich beſſer, kocht beſſer, redet beſſer; der Beweis iſt, daß wir uns grade ſo friſiren, ſo kleiden, ſo bewirthen; folglich müſſen die Franzoſen auch beſſer denken und handeln.“ — (Leider macht man oft in Deutſchland Schlüſſe, die um kein Haar beſſer ſind.)

„Einige ſchwärmeriſche Jünglinge, die aus Zeitungsblättern die neue Theorie geſchöpft hatten, ſprachen unter ſich, oder, was noch weniger bedeutet, mit ihren Mädchen und Friſeurs davon. Siehe da ihr ganzes Verbrechen. Junge Leute ohne Rang, Vermögen, Einfluß, konnten wohl ſchwerlich ein anderes auf ſich laden. — Es war damals Mode unter den jungen Herren, durch Chiaja und Bagnuoli ſpazieren zu reiten; ſogleich machte man Acton weiß, oder vielmehr Acton machte dem Hofe weiß, man wolle die olympiſchen Wettrennen wieder herſtellen. Was in aller Welt haben die griechiſchen Spiele mit einem Spazierritt unſerer jungen Herren zu ſchaffen! Geſetzt aber auch, es ſey wahr geweſen, welches Uebel, welche Gefahr konnte daraus entſtehen? — Acton empfahl der Policei ſo dringend, wohl auf dieſe Wettrennen Acht zu haben, daß man hätte glauben ſollen, es ſey wenigſtens von zwanzig feindlichen Schwadronen die Rede, welche die Reſidenz zu überfallen drohten."

„Man ſchuf ein Bluttribunal, unter dem Titel: Giunta di Stato. — Bei ſogenannten Staatsverbrechen iſt meiſtens nur von Worten die Rede, die eben ſo nichtsbedeutend als Drohungen, oder von Gedanken, die noch unbedeutender als Worte ſind. Solche Dinge gelten grade nur ſo viel, als die Furcht des Beherrſchers ſie gelten macht. Die Königin fürchtete ſich ſehr, allein doch noch nicht ſo ſehr, als Acton wünſchte. — Man wollte Blut, und man erhielt Blut. Drei Unglückliche wurden zum Tode verdammt, unter ihnen auch der wackere Emanuel Debro, dem die Königin Begnadigung anbieten ließ, unter der Bedingung, daß er ſeine Mitgenoſſen verrathe. Ohne Bedenken zog er den Tod der Schande vor. Bei ſeiner Hinrichtung wurden aus Furcht ganz ungewöhnliche, vormals und auch noch jetzt ganz überflüſſige Maaßregeln genommen. Man fürchtete, das Volk werde ſich rühren, um einen Menſchen zu befreien, den es kaum kannte; man zitterte vor funfzigtauſend Revolutionsmännern, denn ſo viele, hieß es, befänden ſich wenigſtens in Neapel. — Die Truppen, welche gleichſam die Stadt belagerten: die drohenden Befehle der Regierung, Alles regte die Phantaſie des Volkes auf. Jede, zu anderer Zeit gleichgültige Kleinigkeit mußte es jetzt in Bewegung bringen. Es fürchtete die Aufwiegler, fürchtete die Regierung, fürchtete alles, und dieſe Stimmung, in einer ſo ungeheuren Volksmaſſe, mußte nothwendig eine Gährung verurſachen. Argwohn der Regierung machte das Volk argwöhniſch. Vorher hielt es ſich ſelbſt, faſt ohne Policei, in Schranken, aber jetzt wurde es ſchwerer zu lenken. Alle öffentliche Funktionen geſchahen mit größerer Vorſicht, doch drum nicht ruhiger."

„Nun wurde die Nation von zahlloſen Spionen und Angebern belagert und belauert, welche Schritte zählten, Worte regiſtrirten, Geſichtsfarbe anmerkten, Seufzer protokollirten. Alle Sicherheit verſchwand. Privathaß fand der Rache Pforten offen, und wer keinen Feind hatte, der unterlag durch Geld oder Ehrgeiz verführten Freunden. Die Königin ſoll geſagt haben, ſie werde ſich eines Tages gezwungen ſehn, das alte Vorurtheil auszurotten, welches den Angeber mit Schande bedecke.“

„Alle Caſtelle, alle Gefängniſſe füllten ſich mit Unglücklichen. Man warf ſie in abſcheuliche, finſtere Löcher, wo ſie an allem Mangel litten, Jahre durch ſchmachteten, ohne weder verdammt noch losgeſprochen zu werden, oder auch nur einmal die Urſache ihres Unglücks zu erfahren. Nach vier Jahren endlich wurden faſt alle für unſchuldig erkannt und entlaſſen. Alle würden ſo gerechtfertigt hervorgegangen ſeyn, hätte man ſie nicht der Mittel zu ihrer Vertheidigung beraubt. — Vaeni, damals an der Spitze der Geſchäffte, bekümmerte ſich nicht mehr um die, die ſchon in Feſſeln ſchmachteten, ſondern nur um die, für welche noch Feſſeln geſchmiedet werden konnten. Er hatte die Verwegenheit laut zu ſagen: es müſſen wenigſtens noch zwanzigtauſend arretirt werden. Wenn Bruder, Sohn, Vater, Gattin für einen Unglücklichen baten, ſo war es ein Verbrechen!“ — (Ich kann nicht umhin, hier zwei ſchreckliche, aber leider wahre Anekdoten einzuſchalten, die ſehr glaubwürdige Augenzeugen mir erzählten. Die Furcht, für Mitſchuldige gehalten, und, wie man täglich vor Augen ſah, als ſolche überwieſen hingerichtet zu werden, hatte ſich aller Gemüther ſo gräßlich bemeiſtert, daß, um jeden Argwohn von ſich abzulehnen, ein Bruder am Tage der Hinrichtung ſeines Bruders, ein glänzendes Souper gab, und — ein Vater, während ſein Sohn unter dem Henkerbeile blutete, — ich ſchaudere, es hin zu ſchreiben — am offenen Fenſter die Guitarre ſpielte! —)

„Geſcheite Leute lachten freilich darüber, daß nach einer ſo ſtrengen Inquiſition von vier Jahren, noch immer kein Staatsverbrechen entdeckt oder bewieſen war. Das Volk, anfangs erbittert gegen die Schuldigen, erkaltete, und bemitleidete endlich arme Gefangene, die es wohl für unſchuldig halten mußte, da es keinen verdammen ſah. — Wer für Wahrheit ſeine Stimme erhob, war ein Verbrecher. Den Advokaten wurde ſogar gedroht, wenn ſie die Gefangenen mit Eifer vertheidigten, ob man es gleich ſelbſt ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Doch ſolche Drohungen waren vergebens. Unterdrückt hatte man die Nation, aber noch nicht verdorben. Sie gab ein großes Beiſpiel von Geduld, ein größeres von Tugend. Nichts konnte die Standhaftigkeit der Richter oder den Muth der Advokaten ſchwächen. Die Unſchuld triumphirte, und nun wurde alles auf Vaeni geſchoben. Man ſetzte ihn ab, und exilirte ihn. Melancholiſche Wuth bemächtigte ſich ſeiner ehrgeizigen Seele, er gab ſich ſelbſt den Tod, kurz zuvor ehe die Franzoſen in Neapel einzogen; denn vor ihnen zitterte er, und hatte deshalb vom Hofe eine Freiſtatt in Sicilien begehrt. Man ſchlug ihm ſein Begehren ab. Ehe er ſich entleibte, ſchrieb er ein Billet des Inhalts: „Die Undankbarkeit des Hofes, „die Annäherung eines grauſamen Feindes, der Mangel einer Freiſtatt, haben mich beſtimmt, mit ein Leben zu rauben, welches mir zur Laſt iſt. Man gebe Niemanden „Schuld an meinem Tode, und mein Beiſpiel mache alle „Staatsinquiſitoren weiſer.“

„Aber die Staatsinquiſitoren lachten über ſeinen Tod, und überließen ſich gleicher Wuth, bis zur Ankunft der Franzoſen in Capua.“ —

„Acton wollte Neapel eine Marine geben. Die Natur hatte allerdings die Nation für eine Marine geſchaffen, aber nicht dieſen Acton für die Nation. Die Seemacht ſollte vor allen Dingen unſern damaligen Handel beſchützen: Unſere Feinde waren die Barbareſken, gegen die wir keiner großen, ſondern nur einer kleinen Freibeuter-Marine bedurften, und grade dieſe zerſtörte Acton. Das würkſamſte Mittel gegen die Barbareſken wäre vielleicht dasjenige, welches die Engländer unter Carl II. ergriffen, nehmlich, jedes Kauffartheiſchiff mit zehn Kanonen zu bewaffnen, und dann einem jeden die Vertheidigung ſeines Eigenthums ſelbſt zu überlaſſen. Unſere Schiffer hatten tauſendmal um die Erlaubniß hiezu angehalten, tauſendmal war ſie ihnen verweigert worden. Sie hatten Muth und guten Willen, aber grade das konnte Acton nicht leiden.“

„Ein Beiſpiel von der ſchlechten Verwaltung der eingezogenen geiſtlichen Güter: Als die Jeſuiten aus Sicilien vertrieben wurden, hinterließen ſie Beſitzungen, die im erſten Jahre hundert und funfzigtauſend Dukaten eintrugen, im zweiten nur ſiebzigtauſend, im dritten vierzigtauſend, und nach dieſem letztern Maaßſtabe, wurde ihr Werth beim Verkauf berechnet.“

„Als die Franzoſen ſiegten, ward ein Aufgebot in Maſſe beſchloſſen, das Volk durch ein Proklama aufgefodert, ſich für Weib, Kind, Eigenthum und Religion zu bewaffnen. Zum erſtenmal ließ der gedemüthigte Despotismus ſich herab, die Neapolitaner daran zu erinnern, daß ſie von Samniten, Campanern, Lucanern und Griechen abſtammten. Natürlich mußte ein ſolcher Aufruf große Gährung erzeugen, beſonders in Neapel, wo eine unermeßliche Volksmenge, in Müßiggang aufgewachſen, bloß von den Unordnungen der Regierung und den

Vorurtheilen der Religion lebte. Dieſe Gährung konnte und mußte das Reich retten, aber durch Actons Mißgriffe, durch des Hofes Furcht, wurde ſie die Urſach ſeines Unterganges. Das Volk ſtürmte Haufenweiſe zum Königlichen Pallaſt, ſich zur Vertheidigung anzubieten. Der König durfte nur zu Pferde ſteigen, und den augenblicklichen Enthuſiasmus benutzen, er wäre zum gewiſſen Siege geeilt. Acton hielt ihn zurück. Das Volk wollte den König ſehen, er zeigte ſich aber nicht; ſondern ſandte an ſeiner Statt den General Pignatelli und den Grafen des Acerra. Einer aus dem Volke rief: das Unglück des Landes komme bloß von den Fremden her. Acton erfuhr es, und beſchleunigte nunmehr die Abreiſe der Königlichen Familie. Es war leicht, eine ſchon argwöhniſche Königin zu dieſem Schritte zu bewegen, und den König einen Volksaufruhr fürchten zu laſſen. Actons Agenten reizten am folgenden Morgen das Volk, einen Cabinets-Courier, Aleſſandro Ferreri, zu arretiren, der Nelſon Depeſchen bringen ſollte. Faſt Jedermann glaubte, dieſer Mann ſey ein ſchon längſt beſtimmtes Opfer geworden, weil er um Geheimniſſe wußte, die man nur in eigener Bruſt begraben wollte. In dem Augenblicke, als er ſich einzuſchiffen im Begriff ſtand, um zu Nelſons Flotte zu fahren, wurde er ermordet, ſein blutiger Leichnam bis vor den Pallaſt, unter des Königs Augen geſchleppt, mit dem Geſchrei: ſo ſterben Verräther! es lebe die heilige Religion! es lebe der König! — Dieſer war auf dem Balcon, ſah die ungeheure Volksmenge, verzweifelte daran, ſie beherrſchen zu können, Furcht ergriff ihn, und die Abreiſe wurde beſchloſſen. Man lud auf engliſche und portugieſiſche Schiffe die koſtbarſten Möbeln der Palläſte zu Neapel und Caſerta, die vorzüglichſten Seltenheiten des Muſeums zu Portici und Capo di Monte, die Edelſteine der Krone, und zwanzig Millionen, vielleicht noch mehr, theils baares Geld, theils noch ungeprägte Metalle. So beraubte man eine Nation, welche im äußerſten Elend zurück blieb. Bei nächtlicher Weile geſchah die Einſchiffung, als müſſe man einen Feind fliehen, der ſchon vor den Thoren ſey, und am Morgen des ein und zwanzigſten Decembers wurde in den Straßen von Neapel ein Anſchlag geleſen, welcher das Volk benachrichtigte: der König ſey auf kurze Zeit nach Sicilien gegangen, um mit mächtiger Hülfe zurück zu kommen. Das Volk zeigte eine ſtumme Beſtürzung, die weniger von Furcht herrührt, als von Ueberraſchung durch ein nicht vorhergeſehenes Ereigniß. In den erſten Tagen, als der König wegen widrigen Windes auf der Rhede verweilen mußte, lief alles hin, ihn zu ſehen und zu bitten, daß er bleiben wolle. Aber die Engländer betrachteten ihn ſchon als ihren Gefangenen, und wieſen die Bittenden als Verräther zurück. Der König ſelbſt wollte oder durfte ſich nicht zeigen. Dieſe harte, unverdiente Behandlung, die Erinnerung an das Vergangene, der Raub des National-Eigenthums, die Schrecken der Gegenwart, alles zuſammen genommen, veranlaßte ſehr ernſthafte Betrachtungen. Am drei und zwanzigſten December ſah das Volk den König abſegeln, ohne Freude oder Mißfallen auszudrücken."

(Nun folgt die Beſchreibung der Anarchie, die bis zur Ankunft der Franzoſen herrſchte, und von der ich bereits unter dem Artikel Miscellen einige noch ungedruckte Anekdoten geliefert habe. — Hier vergönne man mir, nur noch ein Wort über die ſogenannte Flucht des Königs hinzuzufügen. Es iſt wahr, dieſe Flucht hat jeden Einwohner von Neapel ohne Ausnahme empört. Ich habe unter andern mit einem alten, ſehr rechtlichen Manne darüber geſprochen, der jederzeit dem Königl. Hofe wahrhaft zugethan war und blieb, der aber aufrichtig bekannte: daß er beim Anblick der Schiffe, welche den König trugen, in heftige Verwünſchungen ausgebrochen ſey, weil durch dieſe Flucht ganz Neapel, mit allen getreuen Anhängern des Hofes, einem räuberiſchen Mordgeſindel Preis gegeben worden. Es iſt ferner wahr, daß der Hirt ſeine Heerde nie verlaſſen ſoll, und daß es die Pflicht eines Königs iſt, mit ſeinen Unterthanen zu leben und zu ſterben. Ferdinand konnte ſeine Familie in Sicherheit bringen, das würde ihm Niemand verargt haben, er ſelbſt aber mußte bleiben, jede Gefahr theilen, ſein Leben auf's Spiel ſetzen. Aber — es läßt ſich doch auch vieles zur Entſchuldigung jenes Schrittes anführen. Was in Frankreich geſchehen war, ſchwebte vor dem Gedächtniß, der Leichnam des Couriers lag vor Augen, das entzügelte Volk ſtand vor dem Pallaſte — unter ſolchen Umſtänden mußte man mehr als Ferdinand ſeyn, um den Kopf nicht zu verlieren. Die Heerde nicht zu verlaſſen, iſt freilich des Hirten Pflicht, ſo lange nur ein Wolf droht, aber wenn die ganze Heerde toll wird, ſo ſcheint dieſe Pflicht mir aufgehoben. Ein Held wäre freilich geblieben, und vielleicht Retter geworden; aber Ferdinand iſt kein Held, er wäre höchſt wahrſcheinlich als ein verſpottetes Opfer gefallen, ſein Tod hätte nicht den geringſten Nutzen geſtiftet; alles das wußten die wohl, die ihn umgaben, wer alſo dieſem Könige zur Flucht rieth, hatte nicht Unrecht. Eben ſo wenig kann ich es für unrecht halten, daß die vorzüglichſten Kunſtwerke u. dgl. eingepackt und mitgenommen wurden. Der Erfolg hat den Nutzen dieſer Maaßregel gezeigt. Geſetzt auch, man wolle alle jene Schätze für National-Eigenthum geten laſſen (ein Satz, der doch noch manchen Widerſpruch leiden möchte) ſo that man doch nichts mehr, als was der Arzt thut, wenn er einem Raſenden die koſtbaren Spiegel aus dem Zimmer nehmen läßt, weil der Unſinnige ſie höchſt wahrſcheinlich mit den Fäuſten entzwei ſchlagen wird. Hätte aber auch das Volk jene Schätze verſchont, ſo wären ſie ja doch eine Beute der raubbegierigen Franzoſen geworden, ſtatt daß ſie jetzt der Nation erhalten ſind. — Nach dieſer Note, die Billigkeit und Unbefangenheit mir einflößten, kehre ich zum Text des Buches zurück.)

„Die Neapolitaner ſandten Boten ins franzöſiſche Lager, mit dem Erſuchen, die Franzoſen möchten nicht nach Neapel kommen, wogegen ſie zu erfüllen ſich erboten, was ſchon im Waffenſtillſtand verſprochen war, auch noch eine Summe darüber zahlen wollten. Die Franzoſen ſchlugen das Begehren ab. Einer unſerer Emigrirten fügte Drohungen und Beleidigungen hinzu, wodurch das Volk noch mehr erbittert wurde. Die Raubſucht, jedem Pöbel eigen, bemächtigte ſich ſeiner; fanatiſche Prieſter vermehrten den Muth durch Einſegnung der Waffen; Hoffnung wurde bis zur Verwegenheit hinauf geſpannt, Verwegenheit in Wuth verwandelt. Das Volk ſah ſich von allen verlaſſen, und that nun alles durch ſich ſelbſt. Die Stadt wurde ein wilder Schauplatz von Verwüſtung, Brand, Kampf, Schrecken, Mord. Unter den vom Pöbel Ermordeten zählt man leider auch den Duca della Torre, und ſeinen Bruder, Clemens Filamarino, beide ehrwürdig durch Talente und Tugenden, Schlachtopfer der elenden Treuloſigkeit eines ſchurkiſchen Bedienten.“

„Jeder gute und vernünftige Menſch wünſchte jetzt die Ankunft der Franzoſen. Dieſe ſtanden bereits vor den Thoren; und dennoch vertheidigte ſich noch immer ein ſchlechbewaffnetes, hauptloſes Volk, mit einem Muthe, der einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Zwei Tage lang hielt es, in einer überall offenen Stadt, den Einzug des Siegers auf, kämpfte Schritt vor Schritt um jeden Fußbreit Erde, und als es endlich vernahm, das Fort St. Elmo ſey ihm entriſſen, als von allen Punkten Feuer auf das Volk gegeben wurde, da zog es ſich endlich zurück, weniger muthlos, weniger gedemüthigt durch den Ueberwinder, als erbittert gegen diejenigen, die es für Verräther hielt.“

So weit der erſte Band, der den Geiſt des Ganzen hinlänglich verräth. Der Verfaſſer iſt ſeiner Feder mächtig und weiß lebhaft darzuſtellen, aber zum Geſchichtſchreiber fehlt ihm gänzlich die Unbefangenheit. Er iſt ein erklärter Feind des Hofes, ein wüthender Partiſan des Volks, ſieht alles ſchwarz, was jener gethan, bemäntelt alles, was dieſes verbrochen.

Weit kälter und unpartheiiſcher hat ein Franzoſe (gleichfalls Augenzeuge) über jene merkwürdige Revolution geſchrieben. Sein Buch heißt: Mémoires pour servir à l’histoire des dernières revolutions de Naples. Von ihm erfährt man, daß ſchon 1791 ein paar kühne Franzoſen die Neapolitaner aufzuwiegeln ſuchten; daß nicht von unſchuldigen Spazierritten junger unbedeutender Wildfänge die Rede war, ſondern daß unter den Verſchwornen ſich Leute befanden, deren Stand und Vermögen alle Aufmerkſamkeit verdiente. Die Verſchwörung wurde entdeckt und vernichtet, die Schuldigen flohen nach Frankreich. Doch im Jahre 1795 wuchs der Hyder ein neues Haupt, und nur ſtrenge Wachſamkeit konnte das Reich retten.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die beiden Augenzeugen noch länger gegen einander ſtellen und abhö-

abhören wollte; am Ende kommt doch nur das gewöhnliche Reſultat heraus, nehmlich: daß ſelbſt Augenzeugen ſich widerſprechen, weil ein Jeder mit andern Augen ſieht; daß folglich die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit ein gar gebrechliches Ding iſt, auf das ich ſchon längſt nicht mehr vertrauete. Das Ueberſchauen vergangener Begebenheiten kann hie und da zu wahrſcheinlichen Schlüſſen führen, aber ſichere Reſultate liefert es nie. Den Stamm eines Baumes bis in ſeine Wurzelfaſern verfolgen, kann nur ein Gott! wir Maulwürfe wühlen wohl die Erde auf, aber wir ſind blind.

19. Hiſtoriſcher Beweis, daß der römiſche Hof, ſeit mehreren hundert Jahren kein Mittel verſchmäht hat, um die Vereinigung der griechiſchen Kirche in Rußland mit der katholiſchen zu bewürken. Ein Beitrag zu der Geſchichte Peter des Großen.

Einleitung.

Als ich in der königlichen Bibliothek zu Neapel mich im Saale der Manuſcripte befand, fiel mein Auge zufällig auf folgenden Titel: Varia spectantia ad Moscoviam et Moscovitas, collecta anno 1710. Ich ſchlug es auf, und zu meinem nicht geringen Erſtaunen, war das erſte was ich erblickte, ein ruſſiſches Schreiben an den Pabſt mit Peter des Großen eigenhändiger Unterſchrift. Ich blätterte weiter, und fand bald weit mehr als nöthig war, um meine Neubegier zu erregen. Jetzt erkundigte ich mich, wie dieſe Sammlung in die Bibliothek zu Neapel gekommen, und erfuhr, daß die Franzoſen, als Rom in ihrer Gewalt war, ſie aus der Vatikaniſchen Bibliothek weggenommen, und daß ſie nachher eine von den Früchten der kurzen Siege geworden, welche Rom in den Beſitz der Neapolitaner brachten. Dieſe Geſchichte des Manuſcripts ſpannte meine Erwartung noch höher. Ich durfte vorausſetzen, daß die Franzoſen überall nur das Merkwürdigſte ausſuchen, und beſchloß dabei ſogleich, mich näher mit meinem Fund bekannt zu machen. Man ſagte mir, dazu ſey eine ausdrückliche Erlaubniß des Hofes vonnöthen, weshalb ich mich an den Miniſter Sarati wenden müſſe, unter dem auch die Bibliothek ſtehe. Ich that es, wurde mit vieler Höflichkeit aufgenommen, und die Benutzung des Manuſcripts, doch nicht ohne alle Schwürigkeit, mir zugeſtanden. Vergebens bat ich um die Freiheit, es in meiner Wohnung zu leſen; nur in der Bibliothek ſelbſt, die faſt eine Meile weit von meiner Wohnung lag, konnte mir das Leſen und Excerpiren verſtattet werden. Ich ließ mich nicht abſchrecken, und glaube für meine Mühe belohnt zu ſeyn. Die Collection beſteht: aus der Correſpondenz des römiſchen Hofes mit Peter dem Erſten; man findet unter andern eigenhändige Entwürfe des Pabſtes und, wie ſchon erwähnt, eigenhändige Unterſchriften des Kaiſers. Ferner: aus Protocollen der Congregation, der Kardinäle und ihren Rapporten an den Pabſt; aus Briefen des damaligen Staatsſekretairs, Kardinals Paulucci; aus Depeſchen der päbſtlichen Nuntien zu Wien und Warſchau; aus Relationen verſchiedener nach Rußland geſandter Miſſionarien und Spione; aus verrätheriſchen Nachrichten einiger verführter ruſſiſcher Unterthanen; aus geheimen Inſtruktionen für die Geſandten; aus päbſtlichen Heirathsprojekten und dergleichen mehr. Die Sprache iſt durchgehends italiäniſch oder lateiniſch, ein ruſſiſches Schreiben und ein paar franzöſiſche Aufſätze ausgenommen. Die kurze Aufzählung des Inhalts wird jedem Leſer zur Genüge beweiſen, daß die ganze Sammlung nicht in eine Bibliothek, ſondern in ein geheimes Archiv gehört, und daß ſie daher allerdings Aufmerkſamkeit zu erregen verdiente. Vielleicht möchten manche Diplomatiker wünſchen, daß ich nunmehr die Stücke, wie ſie in der Sammlung aufeinander folgen, namhaft machte, und von jedem einzeln Rechenſchaft ablegte, aber dann würde mein Aufſatz langweilig und ſehr verworren werden, denn der Sammler hat die Zeitordnung oft ſchlecht beobachtet, und Alles untereinander geworfen. Ich glaube daher beſſer zu thun, wenn ich den Inhalt unter gewiſſe Rubriken bringe, und über jeden Gegenſtand, aus den verſchiedenen Dokumenten, ein Ganzes zuſammenſetze. Daß ich kein Wort niedergeſchrieben, welches nicht durch beſagtes Manuſcript auf das bündigſte bewieſen wäre, dafür hafte ich; auch kann ja künftig jeder Gelehrte, der nach Neapel kommt, ſich leicht die Erlaubniß verſchaffen, die Handſchriften zu ſehen, und mit meiner Erzählung zu vergleichen.

I. War Peter der Große würklich geneigt, die Vereinigung beider Kirchen zu bewürken.

Die Katholiken ſchmeichelten ſich gar ſehr damit. Wir wollen ſehen aus welchen Gründen. Als Peter ſich einige Zeit zu Poloczk aufhielt, ward dem Pabſte von den Jeſuiten daſelbſt folgendes berichtet. „Wenn man von der Barbarei dieſes Fürſten hört, da er kürzlich mit eigener Hand einen Archimandriten vom Orden des heiligen Baſilius Magnus umgebracht, auch den Mord vier anderer

Mönche an den Seinigen unbeſtraft gelaſſen; ſo ſollte man glauben, es ſey keine Hoffnung ihn jemals für die Religion zu gewinnen. Aber man muß wiſſen, daß in der Nacht auf den funfzehnten Julius (den Tag, an welchem die Greuelthat geſchah) die Palatine und Fürſten von Litthauen ein ſchwelgeriſches Banquet gaben; der Czaar hatte übermäßig getrunken und ſo gut als gar nicht geſchlafen, daher er noch ganz taumelnd in das Kloſter der Baſilianer kam. Dort erblickte er zufällig eine Statüe des heil. Joſophat Kuncewitz mit einer Axt durch den Kopf, und fragte, wer den Heiligen ſo gemißhandelt habe? — Die Antwort war: es ſey von den Schismatikern ſeiner Kirche geſchehen. — Da rief er wüthend aus: alſo ſind wir Tyrannen? Sogleich verwundete er den Abt, der ihm die Antwort gegeben hatte, und da er ſein Schlachtopfer in letzten Zügen da liegen ſah, tödtete er es vollends durch einen zweiten Streich. Hierauf wurden noch zwei Mönche von ſeinen Begleitern ermordet, und zwei andere tödtlich verwundet, ſo daß ſie auch bald darauf ſtarben. — Aber ſo raſch die That geſchehen war, ſo ſchnell kam auch der Czaar wieder zu ſich ſelbſt, verabſcheute ſeine Raſerei, bereuete ſie mit heißen Thränen; geſtand laut, in Gegenwart des Kardinals Spada und des Großkanzlers von Litthauen, er ſey betrunken, und in jenem unglücklichen Augenblick kein Menſch, ſondern ein vernunftloſes Thier geweſen; jammerte, daß er ſelbſt ſeinen Unterthanen ein ſolches Beiſpiel gegeben; bat einen ſeiner Mönche ihn zu abſolviren, und den Biſchof zu Wilna ihn nicht zu excommuniciren; kurz er gab alle Zeichen eines tief erſchütterten Gewiſſens. Auch ſagt man, er wolle zu einigem Erſatz zu Moſcau ein Kapuciner-Kloſter bauen.“ Alle dieſe Nachrichten verſichert der Schreiber vom Pater Chriſtoph Losſiewusky erhalten zu haben, einem der Wahſherren der Provinz Litthauen und Rektor der Univerſität zu Peloczk, der nicht allein durch ſeinen Charakter und Rang allen Glauben verdiene, ſondern der ſelbſt drei Tage hintereinander mit dem Czaar über dieſe Begebenheit habe ſprechen müſſen, und alle obige Aeußerungen aus ſeinem Munde vernommen habe. Dieſer Mann giebt auch den Baſilianern das Zeugniß, daß ſie verdienſtvolle Männer wären, beſonders der Abt, der ſich erſt kürzlich bei dem Pater Rektor beurlaubt hatte, weil er Befehl erhalten einem andern Kloſter vorzuſtehen, und eben abreiſen wollte, als ihm Chriſtus die Märtyrerkrone auf das Haupt drückte, um welches Glück der fromme Pater ihn ſehr beneidete. — Die Erzählung dieſer Begebenheit kommt zweimal vor, und zwar das zweitemal mit der ächt jeſuitiſchen Bemerkung: daß dieſe That noch gar keine Urſache abgebe, den Czaar zu verdammen, da er betrunken geweſen, und folglich weit weniger ſtrafbar geweſen ſey, als der heilige König David, der aus ſchnöder Wolluſt den Urias umzubringen befohlen, oder als Theodoſius der Große bei dem Gemetzel von Theſſalonich. — Der erſte Erzähler fährt fort: Wenige Tage nachher kam der Czaar in unſere Kirche, und hörte, dem Anſchein nach, unſere lateiniſche Meſſe mit großer Ehrerbietung an, nur knieen wollte er nicht. Nachher zeigte man ihm das Bild des heil. Franz Xaver, da ſagte er: „das war der große Heilige, der mit eigener Hand eine Million und zweihundert und funfzigtauſend Menſchen taufte.“ — Dann fragte er: „wo iſt der heilige Ignaz?“ und als man ihn vor deſſen Bild führte, rief er aus: „Siehe da den Stifter des Inſtituts, aus welchem die großen Männer durch die ganze Welt zerſtreut wurden!“ — Der zweite Erzähler macht dabei die Bemerkung: ſo habe Peter von Heiligen geſprochen, welche doch nur neue, erſt nach dem Schisma gemachte Heilige wären; — daraus erhelle klar, daß er dem Schisma eben ſo abgeneigt ſey, als der abſcheulichen Ketzerei der Lutheraner und Calviniſten, ob man gleich das Gegentheil befürchten mußte, da er in Holland und England geweſen, auch mit dem König von Preußen Umgang gepflogen. Er habe auch ſich verlauten laſſen: „er wünſche recht ſehr, daß ſein Volk das Licht des wahren Glaubens erhalten möge.“ — Als nach dieſem Beſuch der Czaar das Collegium verlaſſen wollte, wagte man es, ihn zum Mittagseſſen einzuladen. Er nahm die Einladung ohne Umſtände an. Es waren eben griechiſche Faſten, man hatte ſich mit den Speiſen darnach gerichtet. Er ſchlug den Stuhl aus, den man einzeln für ihn hinſetzte, begehrte eine Bank, und der Pater Rektor, den er beſtändig Herr Archimendrit nannte, mußte ſich zu ihm ſetzen. Unausſprechlich liebenswürdig war die Vertraulichkeit, (domestichezza) die er an dieſem Tage, und auch noch bei zwei andern Beſuchen, gegen ſämmtliche Patres bewies, dem Pater Rektor verbot er ausdrücklich ihm ſeine Aufwartung zu machen, weil derſelbe einen kranken Fuß hatte.

Einem Knaben, der uns bei der Tafel bediente, nahm Einer der begleitenden Fürſten das Barret vom Kopfe, und ſetzte es ſich auf, ein anderer Officier that daſſelbe. Das gefiel dem Czaar, er erſuchte den Pater Rektor ſehr höflich, ihm ſein Barret zu leihen, er ſetzte es ſich auf, und bezeigte große Ehrfurcht vor dem heiligen Kreuze, welches die Hörner des Barrets andeuten. — Etwa vier Stunden blieb er bei der Tafel. Ein Sergeant ſtand am Fenſter und gab ein Zeichen, ſo oft der Czaar trank, worauf ſogleich die Kanonen abgefeuert wurden. Da er nun ſehr oft trank, ſo nahm das Schießen gar kein Ende. Er wurde aber nicht trunken, ſondern nur ſehr fröhlich, bewies uns Allen große Zuneigung, nannte uns dolci e cortesissimi padri, litt auch nicht, daß die Seinigen ſich über uns oder die Heiligen luſtig machten. — Als der Pater Rektor ihn bat: er möchte doch nach Rom reiſen, ſobald der Krieg geendigt ſey, antwortete er: „ich wollte das „ſchon thun, als ich in Venedig war, aber ich mußte ſchnell „zurückkommen, weil meine Barbaren ſich empörten. Ich „hoffe ein anderesmal hinzugehen, denn ich habe große Luſt „dieſe berühmte Stadt zu ſehen, wie auch den Pabſt, deſ„ſen Vorgänger ich in Polen gekannt habe. Der war aber „ſchon alt, jetzt haben ſie einen jungen Pabſt gemacht.“ — Der Pater Rektor verſicherte, er ſey, trotz ſeiner Jugend, mit einem hohen Geiſt begabt, wovon der Czaar überzeugt ſchien. — Seinen Patriarchen hat er abgeſetzt, mit der Aeußerung: „es dürfe im Occident kein anderer Patriarch „ſeyn, als der römiſche.“ — Er erzählt ſelbſt die Antwort, die er ſeinem Erzbiſchof gegeben, der ſich erlaubt hatte zu ſagen: daß wir in unſern Schulen die Jünglinge zum katholiſchen Glauben zu locken ſuchten, (war das etwa eine Unwahrheit?) „Ich habe ihn brav ausgeſcholten, fuhr „der Czaar fort, und ihm geſagt: er beneide andere, weil „er ſelbſt, ſammt ſeinen Pfaffen, nichts zu lehren wiſſe. „Und was die Jugend beträfe, wenn ſie katholiſch werden „wolle, ſo ſey das ihre Sache, ich bekümmere mich nicht „darum.“ — Er hat vier deutſche Paters an ſeinem Hof und ſieht ſie gern. Es iſt ihm nicht zuwider, daß wir Miſſionaire nach Perſien durch ſein Land ſchicken. Er mag es wohl leiden, daß Czeremeteff, ſein Generaliſſimus, der in Rom war, ſich öffentlich zum katholiſchen Glauben bekennt, wie auch ein anderer ſeiner Generale, der Schottländer Ogliby. — Ueberall zeigt er ſich dem lateiniſchen Ritus geneigt; ſeine griechiſchen Mönche hingegen ſind ihm ſo verhaßt, daß er ihnen alle Einkünfte genommen und Jedem nur funfzig Gulden jährlich zum Unterhalt gelaſſen. — Den Pabſt bewundert er vorzüglich auch deshalb, weil er drei Tage lang die päbſtliche Würde ausgeſchlagen. Daß die Familie des Pabſtes (Albani) aus Griechenland abſtammt, iſt auch von großem Nutzen, und erweckte ſchon Vertrauen, bei Allen die der griechiſchen Kirche zugethan ſind. — „So lange das Haus Albani in Rom herrſcht, „ſagte der Czaar, muß ich den Pabſt verehren, denn einer „meiner alten Titel iſt albus rex, auch beſitze ich eine „alba Russia und einen albus lacus.“ — (Dieſe Späßchen des Kaiſers kommen dem Erzähler ziemlich ernſthaft vor). — Neue Hoffnung iſt auch auf ſeine Freundſchaft mit dem römiſchen Kaiſer und auf ſeine Abneigung gegen ketzeriſche Fürſten zu gründen. — Die eigentliche erbauliche Kloſterſtrenge will er ſeine Unterthanen durch ein Kapuciner-Kloſter kennen lehren. — Noch viele andere Dinge verrathen ſein Genie und laſſen Gutes von ihm hoffen. Seine eigenhändigen Executionen ſcheinen freilich grauſam, aber er entſchuldigt ſie damit, daß er ſeine Barbaren nicht anders beherrſchen könne. Er iſt ein Fürſt von großen Fähigkeiten, und recht erpicht auf neue, beſſere Einrichtungen. Ueber militairiſche Diſciplin hält er ſo ſcharf, daß er dem Pater Rektor durchaus nicht nachgab, als dieſer ihn geziemend bat, dem Czaarewitſch, ſeinem einzigen Sohn, einem Jüngling von ſiebzehn Jahren, zu erlauben, daß er mit im Collegium zu Mittage ſpeiſe. Es geſchah nicht, weil der Czaarewitſch eben als gemeiner Soldat auf der Wache ſtand. Der Czaar ſelbſt hat von unten auf gedient, und weil er einmal zu ſpät auf ſeinem Poſten erſchien, mußte er die gewöhnliche Strafe erdulden, nehmlich ein Bündel Muſketen auf dem Nacken halten, bis nach einigen Stunden ein alter Commandeur bei dem General für ihn bat, und ihn davon befreite. Jetzt, in ſeinem fünf und dreißigſten Jahre, iſt er Hauptmann, hat eine Compagnie und hofft ſo nach und nach fort zu avanciren. — Jammer Schade, daß er einen ſolchen Widerwillen gegen ſeine Gemahlin äußert, und ſie in einem entfernten Kloſter eingeſperrt hält, weil, wie man wiſſen will, ſie ihn behext habe (per una malia.) Hingegen hat er zwei Schweſtern eines großen Fürſten bei ſich im Pallaſt. Wenn dieſe Sünde der göttlichen Gnade kein allzugroßes Hinderniß in den Weg ſtellt, ſo iſt ſeine Bekehrung allerdings zu hoffen. — Der zweite Erzähler prophezeit, daß dieſes große Ereigniß im ſiebenten Jahre der Regierung des Pabſtes gewiß erfolgen, und von außerordentlicher Würkung ſeyn werde. Nicht allein des Czaars Unterthanen, ſagt er, ſondern überhaupt alle dem griechiſchen Ritus zugethanen Völker, ja vielleicht ſogar die Abyſſinier, werden ſeinem Beiſpiel blind folgen. Dadurch wird dem heiligen Stuhl alles reichlich erſetzt werden, was durch lutheriſche und andere Ketzereien verloren gegangen. Wahrlich! die Acquiſition wird bedeutender ſeyn, als da Conſtantin der Große ſich taufen ließ, denn der dritte Theil aller in der Welt zerſtreuten Chriſten bekennt ſich zur griechiſchen Kirche.

Andere Nachrichten melden zu wiederholten malen, der Czaar ſey den Katholiken ſehr geneigt, komme in ihre Kirchen, wohne ihren Taufhandlungen von Anfang bis zu Ende bei, laſſe ihnen eine Kirche von Stein bauen, gebe ſelbſt Steine und Kalk dazu, habe ſowohl den ungehinderten Gottesdienſt und die Errichtung von Seminarien, als auch die Miſſionsreiſen nach China durch ſein Land bewilligt, bezeige große Achtung gegen den Pabſt, wolle ſeinen Sohn mit einer katholiſchen (öſtreichiſchen) Prinzeſſin vermählen u. ſ. w. — Was indeſſen die gerühmten Bewilligungen betraf, ſo hatte ſie zwar Peter mündlich verſprochen, aber deren ſchriftliche Ausfertigung immer — unter allerlei Vorwand verſchoben. Der polniſche Archidiaconus Szembeck berichtet am ſieben und zwanzigſten September 1709 folgendes:

„Ich habe dem Czaar zu ſeinem Siege über die Schweden Glück gewünſcht, und zugleich alles mögliche verſucht, um das ſchriftliche Dokument zu erhalten, aber viel Schwürigkeiten gefunden. Ich erzählte dem Czaar des Pabſtes Freude über ſeine Siege und die Traurigkeit aller Ketzer im Reiche, da ſie den König von Schweden gleichſam als ihren Patriarchen betrachten. Geſtern ſprach ich drei Viertelſtunden mit ihm. Es war die Rede vom Lehrſtuhl des heiligen Peter. Er behauptete, daß kein Apoſtel jemals weder Lehrſtuhl noch Diöces gehabt habe. Ich bewies hingegen, daß Jakobus der Jüngere, Biſchof zu Jeruſalem geweſen, und daß Sanct Peter ſeinen Lehrſtuhl zuerſt in Antiochien, hernach in Rom aufgeſchlagen. In der Folge des Geſprächs ſagte der Czaar: „es ſey nicht wohl gethan, ſo viel Neuerungen in der Kirche einzuführen; der Zuſatz im Symbolum ſey nicht gut, man ſollte ſich lieber bloß an die ſieben Concilien halten." — Auf alles dieſes antwortete ich mit der Hülfe Gottes! Fürſt Kurakin war gegenwärtig. Als ich zuletzt die Vereinigung beider Kirchen berührte, ließ ſich der Czaar folgendergeſtalt vernehmen: „das iſt nicht weit mehr." — Am ſechſten Oktober deſſelben Jahres meldet Szembeck: „General Flemmingk iſt angekommen, und ſogleich iſt der Czaar zu Waſſer abgereiſt, es blieb alſo keine Zeit zu Geſchäften. Aber ich folge ihm und werde ihm folgen, ohne weder Anſtrengung, Unkoſten, noch Gefahten zu achten, bis das große Werk gelungen. Vor ſeiner Abreiſe hatte ich Gelegenheit, den Czaar zu bitten, ſich bei dem Kaiſer für die Zurückgabe der Kirchen in Schleſien zu verwenden; ſeine Antwort war: „das wird zu ſeiner Zeit geſchehen.“ — Szembeck folgte dem Monarchen würklich nach Thorun und von dort ſchrieb er am zwölften Oktober: „der Czaar gehe mit dem König von Polen brüderlich um, und habe auch den kranken katholiſchen Biſchof von Cujavien beſucht.“ — Endlich am vierzehnten Oktober wiederholt Szembeck die Verſicherung: „daß alles mögliche gethan werde, um den Czaar zu ſchriftlicher Ausfertigung ſeiner Verſprechungen zu bewegen, und daß der Vicekanzler (Kurakin) die Sache ſehr kräftig unterſtütze. Der von Olmütz berufene Primas ſey zwar ſehr gut vom Czaar aufgenommen worden, finde aber gleichfalls Schwürigkeiten zu bekämpfen.“

Das ungefähr iſt alles, was diejenigen über die Sache berichten, welche die eigene Perſon des Czaars beobachteten und erforſchten. Außerdem hatte der päbſtliche Nuntius zu Wien mehrere Unterredungen mit dem Fürſten Golitzin, ruſſiſchen Geſandten daſelbſt, in welchen dieſer verſichert haben ſoll: „er habe Befehl zu erklären, daß ſein Herr feſt entſchloſſen ſey, die gewünſchte Union beyder Kirchen betreffend, weiter zu gehen als ſeine Vorgänger.“ Der ſchlaue Nuntius ſetzt hinzu: Peter ſtelle ſich vielleicht nur ſo, um Polen und den Kaiſer gegen den König von Schweden aufzuhetzen. Er ſchloß das wohl zum Theil aus dem Ungeſtüm des Fürſten Golitzin, welcher, auf Befehl des Czaars, binnen einem Monat beſtimmte Antwort auf ſeine gemachten Forderungen verlangte; erfolge dieſe nicht, ſo werde Peter mit den Lutheranern in Unterhandlung treten, deren Secte ſeine Ruſſen ohnehin geneigt wären. —

Einige Zeit nachher äußerte Fürſt Golitzin in einer zweiten Unterredung: „der Czaar wünſche, als ein gehorſamer Sohn, in den Schooß der heiligen Kirche aufgenommen zu werden, und eine vollkommene Vereinigung zwiſchen der lateiniſchen und ruſſiſchen Nation zu bewürken; *worüber er jedoch weiter hin ſich deutlicher erklären werde.*“ — Der Nuntius meint abermals, dem Geſandten ſey nicht zu trauen, er rede viel und thue wenig; die Vermählung mit einer Erzherzogin komme nicht zu Stande u. ſ. w.

Auch der Nuntius in Polen, der, auf *Patkulls* Verwenden, einen Paß für einen nach China beſtimmten Miſſionair erhielt, ſchreibt: „der Czaar bezeige viel Ehrfurcht vor dem Pabſte, doch ſchiene das mehr von der Furcht herzurühren, daß Polen ſich mit Schweden verbinden, oder der Pabſt dem Heirathsprojekt Hinderniſſe in den Weg legen könne.“ — In einer Unterredung deſſelben Nuntius (Erzbiſchof von Theben) mit dem ruſſiſchen Geſandten zu Warſchau, verſichert der letztere: „es thue dem Czaar außerordentlich leid, daß das Intereſſe ſeines Staats ihm nicht erlaube, wie er längſt gewünſcht, ſelbſt nach Rom zu kommen, um die Körper der heiligen Apoſtel zu verehren, da er ſo glücklich ſey, den Namen Eines derſelben zu tragen.“ Als der Nuntius ihm hierauf wegen Vereinigung beider Kirchen auf den Zahn fühlt, erhält er unbeſtimmte Antworten. — In einer folgenden Depeſche erwähnt der Erzbiſchof von Theben: der polniſche Geſandte zu Moſcau habe gleichfalls die Neigung des Czaars zu der Vereinigung der Kirchen einberichtet, und folglich ſey zu vermuthen, daß dieſe große Begebenheit ſich bald ereignen werde.

Sogar im Lande der Ungläubigen hatte der Pabſt wegen dieſer Sache ſeine Spione; in Conſtantinopel wurden zwei Leute des ruſſiſchen Geſandten Tolſtoi beſtochen, (welche Soggietti confidentissimi genannt werden,) durch welche man gleichfalls erfuhr: der Czaar ſey den Katholiken ſehr geneigt, denke jetzt eben auf eine große Geſandtſchaft nach Rom, und — fügt der Eine hinzu — „wir werden „bald eine herrliche Sache vernehmen! nur bitte ich, es noch „wo möglich vor ſich ſelbſt geheim zu halten, denn das hat „mir der Ambaſſadeur ernſtlich empfohlen.“ —

Das ſind nun die morſchen Stützen alle, auf welchen die päbſtlichen Hoffnungen ruhten. Man ſieht, es ging dem klügſten und feinſten Kabinet in Europa nicht beſſer, als es andern gemeinen Menſchen zu gehen pflegt; was man wünſcht, glaubt man leicht. Offenbar ſuchte Peter den Pabſt nur zu ſchonen, aus Urſachen, welche die ſchlauen Nuntien wohl einſahen, auch ihre Vermuthungen deshalb, wiewohl vergebens, mittheilten. Der Pabſt ſollte den König von Polen, Stanislaus Leszinsky, nicht anerkennen; das war der Zweck von Kurakins Sendung, den er auch erreichte, denn eine Note der römiſchen Staatskanzlei erklärt: nie werde der apoſtoliſche Stuhl einen von den Schweden gemachten König anerkennen, ehe und bevor nicht die Republik Polen ſelbſt, durch irgend einen Act, die Nullität ſeiner Wahl aufhebe. — Der Pabſt ſollte ferner die Allianz mit Oeſtreich befördern; er ſollte die chriſtlichen Potentaten gegen die Türken in die Waffen jagen; das waren Peters Wünſche, und um dieſe zu erreichen, zeigte er dem Pabſte von ferne die Lockſpeiſe der Vereinigung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche. Und der kluge Pabſt nahm auch würklich ſeine bloßen Worte, ſeine Höflichkeitsbezeigungen, ſeine Späßchen ſogar, für baare Münze; obſchon er wußte, daß Peter, um einzig zu herrſchen, die Patriarchenwürde in ſeinem Reiche abgeſchafft, oder vielmehr ſich ſelbſt zum Oberhaupt der griechiſchen Kirche gemacht hatte; obſchon er hätte wiſſen können, daß Peter, der ſo eiferſüchtig auf ſein Anſehen war, es nimmer mit dem Prieſter zu Rom getheilt haben würde; daß Peter, der ſo haushälteriſch ſammelte, ſich nie entſchließen werde, die Einkünfte ſeines Reichs nach Welſchland zu ſenden. — Daß er die freie Uebung der katholiſchen Religion in ſeinem Reiche verſtattete, war bloß Staatsklugheit. Er nahm ſich aber wohl in Acht, die fremden Gäſte zu tief einniſteln zu laſſen, und troz allen Bemühungen der vom König von Polen unterſtüzten Nuntien, ja, troz eines eigenhändigen Schreibens des Pabſtes vom zwölften Mai 1717, brachte man es doch nie ſo weit, eine ſchriftliche Ausfertigung jener Bewilligungen zu erhalten; er wollte ſich durchaus durch kein ſchriftliches Verſprechen binden, er wollte ſtets freie Hand behalten. Wie weiſe er daran gehandelt, ſpringt in die Augen. Was wäre Rußland jezt, wenn der Pabſt damals ſeinen Zweck erreicht hätte! —

Laßt uns nunmehr in das Innere des päbſtlichen Kabinets dringen; vorher aber einen kurzen Auszug aus einem Memoire liefern, welches ein gewiſſer Luccheſini, vermuthlich auf Befehl des Pabſtes, angefertigt hat. Auch eine gedrängte Darſtellung der oft ſeltſamen Begriffe, die man ſich in Rom von dem ruſſiſchen Reiche überhaupt bildete, möge vorausgehen.

II. Kurze Religionsgeſchichte der Ruſſen, in Hinſicht auf die Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche.

Vor alten Zeiten glaubte man — (Luccheſini iſt es, welcher erzählt) — es ſeyen ſchismatiſche Prieſter aus Conſtantinopel nach Rußland gekommen, und haben dem elenden Volke der Ruſſen, (misera gente) zugleich mit dem katholiſchen Glauben das verdammte Gift des Schisma eingeflößt. Doch das iſt ein Irrthum. Der Patriarch zu Conſtantinopel, welcher Wladimer taufte, war gut katholiſch, auch dem heiligen Stuhle zu Rom ergeben. Alle Heiligen, welche die Ruſſen in den erſten vier Jahrhunderten nach ihrer Bekehrung verehrten, haben nie den Verdacht der ſchismatiſchen Ketzerei auf ſich geladen. Nach dieſer Zeit gab es freilich wohl ſchismatiſche Biſchöfe und Patriarchen unter den Ruſſen, daran war aber das Volk unſchuldig, und man kann von ihm ſagen, was der Kardinal Baronius von den Mönchen des monte Casino ſagte: „Wenn ein Abt oder Biſchof ein Schismatiker iſt, ſo müſſen deswegen die Unterthanen es nicht ſeyn; nur diejenigen ſind alſo zu nennen, welche beſtimmt wiſſen, ihr Hirt irre, und ihm dennoch folgen.“ — Die Ruſſen, die in Sprache und Sitten ſo ſehr von den Griechen abweichen, wußten nichts davon, ob die griechiſche Kirche mit der lateiniſchen vereinigt ſey oder nicht? ſie hingen an ihren conſtantinopolitaniſchen Patriarchen, bloß weil ſie meinten, es ſey immer ſo geweſen. — Oefter ſchon haben die Beherrſcher Rußlands, wenn ſie zum Gefühl ihrer Irrthümer kamen, ſelbſt Lehrer von Rom begehrt. Dies erhellt zuerſt aus einem Briefe Pabſt Gregor des IX., vom Jahr 1227, an alle Könige von Rußland gerichtet, in welchem er ſchreibt: er ſende ihnen einen Biſchof, weil ſie ſich geneigt bewieſen hätten, alle Irrthümer fahren zu laſſen, die ſie aus Mangel an Unterricht eingeſogen. — Ein anderes Schreiben Innozenz des IV., vom Jahr 1246, wünſcht den Ruſſen zu ihrer Erleuchtung Glück, da ſie erklärt hätten, die römiſche Kirche und den Nachfolger Peters anerkennen zu wollen, weshalb er die Biſchöfe von Preußen und

Eſthland als Legaten zu ihnen ſchicke, um die nöthigen geiſtlichen Funktionen zu verrichten. — Auf dem 1439 unter Pabſt Eugenius dem IV. gehaltenen florentiniſchen Concilium, fand ſich auch Iſidor, Metropolitan von Kiow ein, unterſchrieb die Dekrete und wurde für ſeinen Gehorſam durch die Kardinalswürde belohnt. Als er nach Hauſe kam, warf man ihn freilich ins Gefängniß, weil ſein Fürſt ihn bloß nach Conſtantinopel geſchickt hatte, er aber eigenmächtig nach Florenz gekommen war; doch ſtreute er guten Saamen unter die Ruſſen, daher 1472 (wie die Manuſcripte der Vatikaniſchen Bibliothek bezeugen) Iwan Baſilius durch eine förmliche Geſandtſchaft dem Pabſte Sixtus anzeigte, er ſtimme dem florentiniſchen Concilium völlig bei, werfe das türkiſche Joch des Patriarchen ab, erkenne den Pabſt für einen ächten Vikarius Chriſti, und bitte um einen Legaten, der den verdorbenen Glauben reinige. — Im Jahr 1519 zeigte ſich Baſilius abermals der Union geneigt; Leo X. ſandte einen Biſchof nach Rußland. Daſſelbe that Clemens VII. 1525.

Zur Zeit Pius V., flößte der Vormund dem Iwan Waſilowitſch, Ehrfurcht vor dem Pabſte ein, erſuchte auch dieſen, nach dem Beiſpiel der ältern ruſſiſchen Regenten, ihm einen Legaten zu ſchicken, wie auch andere fromme und geſchickte Männer, die Wiſſenſchaften und Künſte zu lehren; vorzüglich aber flehte er den Pabſt um die königlichen Inſignien an, wodurch alſo damals das Recht des apoſtoliſchen Stuhls, Könige zu ſchaffen, anerkannt worden. — — Nachmals ſind die Ruſſen durch die lutheriſche Ketzerei von dem allein ſeligmachenden Glauben abwendig gemacht worden; denn ſie kannten keine andere Chriſten als die Lutheraner, die ſie gar nicht für Chriſten halten konnten, weil ſie Kirchen und Klöſter beraubten, die Heiligen nicht verehrten

ten, nicht einmal faſteten u. ſ. w. Da nun weder der Kaiſer, noch der König von Polen, die Verbrechen dieſer Ketzer beſtrafte, ſo nahmen die Ruſſen blos deswegen Liefland weg. Sie meinten, die römiſche Kirche dulde in ihrem Schooße fünfzig verſchiedene Glaubenslehren, ſie hingegen bekannten nur eine einzige von Alters her. Aber nachdem die katholiſche Religion in Polen und Litthauen ſich ausbreitete, und viele ſchottiſche Flüchtlinge nach Rußland zogen, änderte ſich ihre Meinung. Als daher König Caſimir die polniſche Krone niederlegen wollte, ſchmeichelte ſich Alexis, Monarch von Rußland, ſein Sohn könne gewählt werden, und ſich ganz leicht dem lateiniſchen Ritus konformiren. Ein deshalb verſammelter Synod von ruſſiſchen Biſchöfen war derſelben Meinung. — Jene günſtige Stimmung hat fortgedauert, und anjetzo iſt alles zu hoffen, wie aus mehreren Aeußerungen wichtiger Männer erhellt. Fürſt Kurakin z. B. hat laut geſagt: „wenn der Pabſt von der Loge des heiligen Peter herab dem zahlloſen Volke den Segen ertheile, ſo ſcheine ihm ſeine Seele in den Himmel verzückt!“ — So weit Lucheſini. — In einer früheren Relation von 1641 hingegen wird ſeufzend erwähnt: „der Czaar waſche ſich jedesmal die Hände, wenn er einen katholiſchen Geiſtlichen angefaßt habe, weil er ſich dadurch verunreinigt glaube.“ Die Griechen aus Conſtantinopel, um die Contributionen aus Moſcau nicht zu verlieren, verhetzten die Ruſſen gegen die Katholiken. Daſſelbe thäten auch die engliſchen und holländiſchen Kaufleute.

III. Geſinnungen der Großen und des Volks über die Union, aus mehrern Berichten gezogen.

Der Adel iſt den Katholiken nicht geneigt, ausgenommen derjenige Theil deſſelben, der in Italien und andern Ländern gereiſt iſt. Am meiſten haben wir jedoch von der Geiſtlichkeit und dem unwiſſenden Pöbel zu fürchten, denn der abgeneigte Adel hat doch mehr oder weniger Theil an der Regierung, und muß ſich deshalb nach den Geſinnungen des Czaars und derjenigen Perſonen richten, die dem Monarchen am nächſten ſind. Ein gewiſſer Alexander Danilowitſch (Mentſchikoff), von ſehr niedriger Herkunft, iſt des Czaars Liebling, ſein Rath wird ſtets befolgt, daher müſſen ihm alle fremde Miniſter den Hof machen, wenn ſie irgend etwas ausrichten wollen. Dieſer Liebling ſcheint große Ehrfurcht vor der katholiſchen Religion zu haben, und geht mit vielen Katholiken vertraut um. Der zweite Favorit iſt der erſte Miniſter, Graf Goloffkin, der, wenigſtens äußerlich, unſern Glauben begünſtigt. Der dritte iſt der Oberhofmeiſter und Kammerherr Goloffkin, der ſeine Söhne bei unſern Miſſionairs in die Schule ſchickt, und Einer der redlichſten Männer im ganzen Reiche iſt. — Bekehrung der eigentlichen Ruſſen läßt ſich vor der Hand freilich noch nicht hoffen, denn der Ruſſe, welcher von ſeinem Glauben abfällt, wird lebendig verbrannt, und vielleicht ſein Bekehrer oben drein; aber es giebt eine Menge heidniſcher, dem ruſſiſchen Scepter unterworfener Völker, zu welchen man unter dem Vorwand ſich ſchleichen kann, die unter der ruſſiſchen Armee dienenden katholiſchen Offiziers mit den Wohlthaten ihrer Religion zu verſorgen. —

Als neulich ein katholiſcher Biſchof nach Perſien ging, beſuchte er in Aſtrachan den Vicekönig Fürſten Golitzin, der ihn ſehr höflich empfing, und unter andern ſagte: „daß er ihm gern die Erlaubniß ertheilen werde, in Aſtrachan eine Kapelle für einen Miſſionair zu erbauen.“ Als aber am andern Tage der Biſchof den Fürſten erſuchte, ihm die verwilligte Erlaubniß ſchriftlich ausfertigen zu laſſen, entſchuldigte ſich Golitzin, ſagte, er ſey betrunken geweſen, und erinnere ſich ſeines Verſprechens gar nicht mehr. Ueberhaupt iſt dieſer Herr unſerer Religion ſehr feind, denn als der General Gordon ſich viel Mühe bei dem Czaar gab, um die freie Religionsübung auszuwirken, hat dieſer Golitzin ſich aus allen Kräften dagegengeſetzt, und gemeint: „die Katholiken dürften ja nur den griechiſchen Ritus annehmen, der wenig vom lateiniſchen unterſchieden ſey.“ — In Liefland ſind gewiß ſehr viele Katholiken, denn als die Ruſſen Narva einnahmen, fanden ſie in den verlaſſenen Häuſern viel Breviarien (der Erzähler hat ſelbſt einige gekauft, und zieht daraus den Schluß, daß es heimlich katholiſche Prieſter in Liefland gäbe.) — Schon vor Zeiten; als der Bruder des Czaar Peter noch lebte, gab es ſchon verkappte Jeſuiten in Moskau, denn unverkappt durften ſie damals ſich nicht blicken laſſen, weil man dieſem Mitregenten Argwohn gegen ſie eingeflößt hatte. Der jetzige Czaar aber weiß recht gut, daß es Jeſuiten ſind, und ſagt kein Wort dazu. — General Gordon hat nahe bei der Kirche eine ſchöne Bibliothek angelegt, die mit den heiligen Vätern und andern theologiſchen Schriften reichlicher verſehen iſt, als manche Collegien und Buchhandlungen in Europa. Er hat die Bücher meiſtens von den Ruſſen gekauft, die ſie aus Polen und Litthauen aus dem letzten Kriege mitgebracht haben.

IV. Rathſchläge der Nuntien, Kardinäle und Miſſionaren auf alle obige Berichte ſich gründend.

Vormals iſt Rußland freilich ein barbariſches Reich geweſen, jetzt aber erwirbt es ſich täglich mehr Verdienſte um die chriſtliche Religion, indem es Türken, Tataren und Koſaken ſiegreich bekämpft. Seine Macht vergrößert ſich immer mehr. Schon grenzt es mit China. Der Kaiſer von China hat eine herrliche Geſandtſchaft nach Moskau geſchickt, um Frieden mit dem Czaar zu ſchließen. Rußland iſt gar nicht ſo wüſte, als man gewöhnlich glaubt. Es wimmelt von wohlbevölkerten Städten, iſt reich an den trefflichſten Produkten. Aus allen dieſen Urſachen iſt die Freundſchaft mit dem Czaar gar ſehr anzurathen, ſo wird man vielleicht das verlorne ruſſiſche Schaaf (questa pecorella smarritta) wieder in den Schoos der Kirche bringen. Zum Vorwand der wieder anzufangenden Korreſpondenz kann folgendes dienen: Erneuerung des Bundes gegen die Türken. Dank für die gute Aufnahme der Miſſionarien, und für die den Capucinern ertheilte Erlaubniß, ein Kloſter zu bauen. Endlich — da man ſo viel Gutes von dem Czaar gehört habe, wie er Handel, Künſte und Wiſſenſchaften ſchütze, und emporbringe, das freundliche Anerbieten, ihm in allen dieſen noch mehr behülflich zu ſeyn. — Große Vortheile werden aus einer ſolchen Korreſpondenz entſpringen. Durch Schulen, Kollegien und Seminarien wird man nach und nach die Ruſſen zur Union vorbereiten! die jungen Leute zum katholiſchen Glauben gewöhnen. Für die Miſſionen nach China wird ein leichter Weg durch Sibirien eröffnet, den man in zwei Monaten bequem zurück legt. In Moskau und den umliegenden Ländern wird man Miſſionen errichten können. In Smolensk wäre wohl der Anfang damit zu machen, denn dies behandelt der Czaar, als neuerobertes Land, ſehr gelinde, und da werden hoffentlich die Bekehrungen nicht ſo ſtreng geahndet werden. Eine zweite Miſſion muß nach Kiow verlegt werden, der Hauptſtadt der krimmiſchen Koſaken, die ohnehin polniſcher Abkunft, und daher dem Katholicismus geneigter ſind. Mazeppa iſt ſogar würklich ein Pole. Eine dritte Miſſion wird ſich an den Don, und eine vierte nach Aſtrachan verfügen, für die Kalmucken und Koſacken an der Wolga. Den trefflichſten Vorwand zu allen dieſen Miſſionen geben die vielen katholiſchen Offiziers, welche ſich unter der ruſſiſchen Armee im ganzen Reiche zerſtreut befinden. Man wird ſich daher ſtellen, als ob man blos dieſe bedienen wolle, und ſo die ſchönſte Gelegenheit haben, ſich einzuſchleichen. — Eine fünfte Miſſion kann in Tobolsk etablirt werden, für die armeniſchen Kaufleute, welche nach China handeln. Dort iſt auch in vielen Provinzen der alt-griechiſche Ritus noch gebräuchlich, und das iſt die Haupturſache, warum der Czaar unſern Miſſionaren ſo lange die freie Durchreiſe verweigert hat, weil er befürchtete, ſie möchten dieſe Chriſten entdecken. In Sibirien giebt es auch Katholiken unter den Exilirten, deren man ſich zum Dienſt der Kirche unter der Hand bedienen kann. — Eine ſechste, ſiebente und achte Miſſion wäre in Archangel, Petersburg und Narva oder Dorpat zu errichten, die neunte und vornehmſte aber in Moskau ſelbſt, verbunden mit einem Collegium. Hier iſt bereits alles vorbereitet, es fehlt nur noch an einem Hauſe und einigen geſchickten Lehrern. Der jetzige Krieg giebt die beſte Gelegenheit, die Unterhandlungen anzuknüpfen, ferner iſt jetzt der patriarchaliſche Stuhl erledigt, und hat man einmal einen Traktat geſchloſſen, ſo wird er ſicher nie gebrochen werden, denn nicht allein der jetzige Czaar, ſondern auch alle ſeine Nachfolger, werden ſelbſt große Vortheile davon ziehen (?). Daher iſt es nothwendig, einen Nuntius nach Rußland zu ſchicken, auch wo möglich eine Vermählung zwiſchen dem Sohne des Czaars und der Tochter des Kaiſers zu Stande zu bringen. Doch muß man ſich vorher von der guten Aufnahme des Nuntius verſichern, und daß der ruſſiſche Hof ihm die nämlichen Titel zugeſtehen werde, die er vom kaiſerlichen Hofe erhält. — (Man ſieht aus allen dieſen, im Originale ſehr weitläuftigen, hier aber nur kurz gefaßten Plänen und Vorſchlägen, wie trefflich die Herren es ausgedacht hatten).

V. Selbſtgeſchaffene Hinderniſſe.

Als in dem letzten Jahrzehend des ſiebenzehnten Jahrhunderts, während der Minderjährigkeit Peter des Großen und der Mitregentſchaft ſeines Bruders, die freie Religionsübung zu Moskau den Katholiken, auf Verwenden des römiſch-kaiſerlichen Hofes, zugeſtanden worden war, (und zwar beſonders durch die Bemühungen eines gewiſſen Elias Broggio, eines böhmiſchen Prieſters und gebornen Italiäners, der zuerſt als Beichtvater eines deutſchen Generals in ruſſiſchen Dienſten, mit dahin ging, die Gunſt des Czaars und ſeiner Miniſter zu gewinnen wußte) da vermeinte jedoch die kluge ruſſiſche Regierung keinesweges, der päbſtlichen Gewalt durch dieſe Bewilligung auf irgend eine Weiſe in den ruſſiſchen Staaten Eingang zu verſchaffen. Als man daher erfuhr, es ſey ein Nuntius mit einem päbſtlichen Breve unterweges, ließ man denſelben auf der Grenze ſcharf viſitiren, und drang darauf, daß er das päbſtliche Schreiben vorzeigen ſollte, deſſen er ſich lange weigerte. Endlich mußte er gehorchen, und nun erklärten die Ruſſen ausdrücklich: der Pabſt habe ſich in die katholiſche Religionsübung zu Moskau gar nicht zu miſchen, denn dieſe ſey blos dem Kaiſer zu Gefallen bewilligt worden. In dieſer Gefahr, ganz abgewieſen zu werden, wußte ſich der geiſtliche Bote bald zu helfen; er gab ſich nicht mehr für einen Abgeordneten des Pabſtes, ſondern für einen kaiſerlichen Reſidenten-Miſſionair aus, der ein Schreiben des Pabſtes zu überreichen habe. Die Ruſſen ließen ſich durch dieſen neuen diplomatiſchen Titel für einen Augenblick täuſchen, der Nuntius kam glücklich in Moskau an. Aber mitten in dieſem Hafen erwarteten ihn mehrere Felſen. Der Pabſt, ein Knecht der Knechte Gottes, verweigerte den Czaaren die gebührenden Titel, berief ſich auf den König von Polen, und wollte keine andern Titel zugeſtehen, als welche auch vom polniſchen Hofe dem ruſſiſchen gegeben würden. Das ruſſiſche Kabinet erwiederte, Polen könne in dieſer Sache um deswillen nicht zum Vorbild dienen, weil die zwiſchen beiden Mächten gewöhnlichen Titel durch alte Verträge regulirt und feſtgeſetzt ſeyen; hier aber ſey von neuen Verhältniſſen die Rede, welche folglich auf die jetzigen Zeitumſtände gegründet werden müßten. Der Nuntius bequemte ſich endlich, fand aber bei den Ruſſen nicht gleiche Nachgiebigkeit, denn ſie wollten den Pabſt blos Pater honoratissimus (geehrteſter Vater) nennen. Vergebens führte er das Beiſpiel mehrerer griechiſchen Kaiſer an, die, außer dem summus pontifex, auch noch von reverentia debita et devota (ſchuldiger frommer Ehrfurcht) und von spirituali patri nostro (unſerm geiſtlichen Vater) ſprechen. Die Ruſſen antworteten: die Zeiten hätten ſich ſeitdem ſehr verändert; damals hätten ſie noch keinen eigenen Patriarchen gehabt, der allein eine ſolche Auszeichnung begehren könne. Der Nuntius ſchlug einige Titel vor, zum Exempel: dem allerheiligſten Vater oder Herrn, oder dem Hirten der Kirche, oder dem Vater und oberſten Prieſter der Chriſten. Umſonſt, die Ruſſen bleiben bei ihrem honoratissimo, worauf der geiſtliche Titelkrämer ſich endlich vor der Hand begnügen mußte, weil ihm allzuviel daran lag, das Breve doch endlich überreichen zu dürfen. Man verſprach ihm, es ſolle nach etwa vierzehn Tagen geſchehen. Dieſe Zwiſchenzeit benutzte der eiferſuchtige Patriarch, dem jungen Czaar Peter, damals vierzehn Jahr alt, durch ſeine Mutter widrige Geſinnungen einflößen zu laſſen, und der Knabe zeigte ſchon damals, welch ein Mann er einſt ſeyn würde, indem er rund heraus erklärte: die Sache ſey mit Uebereilung behandelt worden, er ſey zu jung, um darüber urtheilen zu können, entziehe ſich daher ganz dieſem Geſchäfte, und überlaſſe es ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter. Hierdurch entſtand eine Art von Spaltung in der Familie, viele geheime Konferenzen wurden gehalten, bis endlich der erſte Miniſter verſicherte, der Streit ſey gütlich beigelegt, und der Audienz ſtehe nun nichts mehr im Wege. Da fiel dem Nuntius plötzlich ein, daß alle von Königen und Fürſten an die Czaaren geſandte Briefe ein großes breites Format haben, der des Pabſtes hingegen, wie die päbſtlichen Briefe alle, nur klein ſey. Da er nun aber, nach damaliger aſiatiſcher Gewohnheit, öffentlich über die Straße getragen werden mußte, ſo befürchtete der geiſtliche Bote Zuſammenlauf und Murren des Volks. Er ging mit dem ihm zugeordneten Kommiſſair deshalb zu Rathe, der ſeine Furcht allerdings gegründet fand, und meinte, nicht allein das Volk könne es als Verachtung auslegen, ſondern auch die Czaaren ſelbſt würden dadurch ſehr befrembdet werden. Der ſchlaue Nuntius half ſich durch ein ſchönes, großes Couvert, in welches er den kleinen Brief ſchob, und an die Stelle des Siegels heftete er mit einer Stecknadel das gewöhnliche Stück Seidenzeug, wodurch er der Sache das gebührende Anſehn gab. Um den Betrug ſo viel möglich zu verbergen, hatte der erſte Miniſter, der ganz für den Pabſt gewonnen war, zu Vermeidung des großen Zulaufs, die Veranſtaltung getroffen, daß die beiden Czaaren den Boten auf einem Landhauſe empfingen. Er hielt ſeine Anrede, wurde gut aufgenommen, und ihm eine Ant, wort verſprechen. Aber dieſe erfolgte nicht; eine unerhörte Kränkung für den Pabſt (Innocenz XI.) um ſo mehr, da ſein Schreiben eine blos freiwillige Höflichkeitsbezeigung zu ſeyn ſchien, denn er hütete ſich wohl, von ſeinen weitausſehenden Plänen auf Rußland zu ſprechen, ſondern wünſchte blos den Czaaren Glück zu ihren über die Türken erfochtenen Siegen, und ermahnte ſie, chriſtlich damit fortzufahren. Der ruſſiſche Hof hatte aber mancherlei an der Form des Briefes auszuſetzen; es fehlte der Titel: serenissimus ac Potentissimus, es fehlte die Thron-Redensart von Gottes Gnaden, es fehlten die Herren von Kiow, Smolensk u. ſ. w. Ferner ſollten alle Titel inwendig im Briefe wiederholt, der Brief ſelbſt aber auf Papier von großem Format geſchrieben werden. In der Antwort wollten ſich die Czaaren zu keinem andern Titel verſtehen, als: honoratissimo et electissimo domino, pastori romanae ecclesiae dignissimo (dem hochgeehrteſten und auserwählteſten Herrn, dem würdigſten Hirten der römiſchen Kirche). So ſchied man alſo dieſesmal von beiden Seiten unzufrieden aus einander. In nachfolgenden, durch den kaiſerlichen Hof betriebenen Unterhandlungen, erklärten die Czaare, ſie würden mit denjenigen Titeln zufrieden ſeyn, welche der römiſche Kaiſer ihnen gebe; beſonders bezeugte der junge Czaar Peter, wie lieb ihm die Korreſpondenz ſeyn werde. — Der Pabſt ließ ſich nunmehr aus ſeinem Archiv eine Liſte aller der Briefe reichen, welche der apoſtoliſche Stuhl zu verſchiedenen Zeiten an die Beherrſcher Rußlands abgefertigt hatte. Es fand ſich, daß 1518 Leo X. ſich der Ausdrücke bedient hatte: dem geliebten Sohne, edlen Manne, Baſilius dem Großen, mächtigen Fürſten aller Reuſſen. Damals verſicherte der Pabſt: „die Eingeweide bewegten ſich vor Freuden in ſeinem Leibe, denn er habe vernommen, der Czaar wolle, nach zerſtreuter Finſterniß (discussis tenebris) in den Schoos der Kirche zurückkehren.“ In einem zweiten Schreiben rühmt er ſogar: „der Czaar habe ihm alles verſprochen, was ein Fürſt, der Chriſtum anerkenne, nur immer dem Nachfolger des heiligen Peter verſprechen könne.“ — Dieſelbe Sprache führte Clemens VII. 1525, als er den Czaar vor lutheriſcher Ketzerei warnte (de haeresi Lutherana pullulata in regnis). Der Inhalt von mehreren ſeiner Briefe iſt: polniſche und türkiſche Geſchäfte, Freundſchaft, Handel, Empfehlung von Kaufleuten, Baumeiſtern und Miſſionarien, die nach Perſien gingen. — 1561 lud Pius IV. den Czaar Johann Baſilius ein, Redner zum Concilio zu ſenden, und gab ihm den Titel: Charissimo in Christo filio, Moscoviae duci, inwendig Celsitudo (deine Erhabenheit); 1582 ſetzte er noch hinzu: principi magno et desideratissimo. Die Schnüre und Bilder der Apoſtel, die, an den päbſtlichen Breven hängend, ſonſt nur von Blei zu ſeyn pflegen, ließ er von lauterm Golde machen. Sein Nuntius, Poſſevini, blieb lange Zeit in Moskau, um den Czaar ſtets zu ermahnen, daß er die Waffen gegen die Türken ergreifen möchte. — Aus den Jahren 1605 und 1606 fanden ſich eine Menge der freundſchaftlichſten Briefe Paul V. an den falſchen Demetrius, worin er ihm zu Beſteigung des väterlichen Thrones und zur Vermählung mit der Tochter des Palatin von Sendomir Glück wünſcht, ihn ermahnte, der katholiſchen Religion, die er angenommen, treu zu bleiben, auch der Czaarin ſelbſt gute Regeln giebt, wie ſie ihre Kinder erziehen ſoll u. ſ. w. Dieſe Freude währte freilich nicht lange, und was damals, in Anſehung der Titel, einem bekehrten Fürſten zuſtand, das konnte jetzt nicht als Richtſchnur dienen.

Eben ſo zweifelhaft, als das päbſtliche Kabinet über die Titel war, die es geben, blieb es auch über diejenigen, die es fordern und annehmen ſollte. Das Archiv mußte abermals alles hervorſuchen, was, dieſen Punkt betreffend, etwa von andern ungläubigen oder ketzeriſchen Fürſten geſchah oder geſchehen war. Da kommen denn mitunter gar wunderliche Titel vor. Der König von Perſien z. B. nannte den Pabſt: „Höchſte Hoheit der Weisheit, Brunnen der Heiligkeit und Enthaltſamkeit, Blume des Guten, Keim jeder Tugend, Prediger der Kaiſer und fränkiſchen Könige, Haupt der chriſtlichen Völker, wie auch der Mönche auf dem Berge Carmel.“ — Der König Theophilus von Iberien hingegen ſchrieb kurz weg: Dem großen Pabſte zu Rom. Die griechiſchen Kaiſer, die Patriarchen von Konſtantinopel und Antiochien, die Fürſten von Epirus u. ſ. w. gaben alle mehr oder weniger ſchwülſtige Titel. —

Czaar Peter, der unterdeſſen Peter der Große geworden war, nahm von allen dieſen kleinlichen Berathſchlagungen gar keine Notiz; ſondern, als er den Pabſt, der polniſchen Angelegenheiten halber, nöthig zu haben glaubte, ſandte er den Fürſten Boris Kurakin incognito nach Rom, und addreſſirte ſein Schreiben: Domino Papae dignissimo, ſummoque sedis romani pontifici; forderte aber hingegen, ohne Umſtände, die Titel König und Czaar. Da verſammelte ſich das betretene Kardinalskollegium zu verſchiedenen malen (die Protokolle ſind noch im Original vorhanden) und das Reſultat ihrer Stimmen war folgendes: „Kein Kaiſer kann ſich beleidigt finden, wenn man dem Beherrſcher Rußlands den Titel Czaar zugeſteht, da dieſer keineswegs ſo viel als Cäſar bedeutet. Schwerlich wird auch Rußland von ſeiner Forderung abſtehen, da bekannt iſt, daß ein ruſſiſcher Geſandter, der es vormals gewagt, eine Antwort des Pabſtes mit geringern Titeln anzunehmen, bei ſeiner Zurückkunft durch ſchwere Martern ſeine Willfährigkeit gebüßt habe. Den Königstitel kann man auch wohl nicht verweigern; der Pabſt hat ja auch Ungarn und Portugall zu Königreichen, Toskana zum Großherzogthum erheben. Da nun Rußland in der That immer mächtiger wird, auch dieſer Titel eine herrliche Lockſpeiſe zur Vereinigung beider Kirchen abgeben kann, ſo iſt allerdings Nachgiebigkeit anzurathen. — Zwar wendet man ein: der heilige Stuhl verändere nie die Titel; das Wort Czaar ſey ein barbariſches Wort, welches ſich mit lateiniſchen Buchſtaben nicht ſchreiben laſſe; allein, den erſten Einwurf betreffend, habe ſich ja der apoſtoliſche Stuhl ſchon öfter nach Zeit und Umſtänden gerichtet (hier folgen eine Menge Beiſpiele), und was das Wort Czaar anbelangt, ſo bedeutet es eben ſo viel, als bei andern Völkern Sultan, Sheriff, Chan, Sophi u. dgl. Alle dieſe Worte laſſen ſich auch nicht mit lateiniſchen Buchſtaben ſchreiben, daher der Pabſt ſchon längſt alle Innhaber jener Titel Könige nennt. Autocrator bedeutet vollends nichts mehr als Souverain. Da nun der Czaar nicht etwa aus irgend einer Noth, wie manche ſeiner Vorgänger, einen Geſandten nach Rom geſchickt hat, und dafür den allein ſeligmachenden Glauben ſich ſo viel von ihm hoffen läßt, ſo wird der Pabſt ſehr wohl thun, dem Beiſpiele des heiligen Ignatius zu folgen, ſich mit den ihm gebebenen Titeln zu begnügen, und die verlangten nicht zu verweigern." — Der Pabſt beſtätigte dieſes Gutachten, und nun kam die Korreſpondenz glücklich in den Gang.

VI. Päbſtliche Inſtruktionen für einige nach Rußland geſandte Nuntien.

Um den in jedem Jahrhundert ſich gleich bleibenden Geiſt des römiſchen Kabinets ganz kennen zu lernen, ſtehe hier zuerſt die Inſtruktion, welche der Jeſuit Cleechen ums Jahr 1546 empfing. — „Nach vielen und großen Schmeicheleien ſoll er wünſchen, daß der Czaar die Türken, wie David den hohnſprechenden Philiſter überwinden möge. Dann ſoll er die ſtolze Roma mit vollen Backen loben: Einſt war ſie eine Schülerin des Irrthums, jetzt iſt ſie eine Lehrerin der Wahrheit; dort haben die heiligen Apoſtel als Märtyrer ihr Blut vergoſſen, dort werden ihre Leiber und viele andere Reliquien in den älteſten und herrlichſten Tempeln verehrt. Der Pabſt, zu dem Gott geſagt: weide meine Schaafe! habe einſt die frommen Kreuzzüge veranſtaltet zu Eroberung des heiligen Grabes. Doch das wird dem Czaar, als einem homini historico, wohl bekannt ſeyn. Er bedenke, daß Freundſchaft mit der römiſchen Kirche ihm nicht allein Ehre bringen, ſondern auch ſehr erſprießlich ſeyn wird; denn Jedermann weiß, daß der Pabſt aus eigner Machtvollkommenheit Könige ſchafft, und ſie mit Ehren und Würden ziert; wie die Beiſpiele von Polen und Ungarn beweiſen. Cleechen ſoll dem Czaar crebro in aures instillare (recht oft in die Ohren träufeln) daß die vier ökumeniſchen Concilien als vier Evangelien zu betrachten ſind. Dann ſoll er zum ewigen Krieg gegen die Türken anrathen, auch es dahin bringen, daß der Czaar aus freien Stücken begehrt, ihm römiſche Prieſter zu ſenden. Denn er muß einſehen, daß es widerſinnig iſt, mit den Türken Krieg zu führen, und dennoch einem Patriarchen unterworfen zu bleiben, der ſich gänzlich in der Gewalt der Ungläubigen befindet. Ferner ſoll Cleechen erforſchen: auf welche Weiſe der Czaar geſonnen ſey, die Türken zu bekriegen? mit wie viel Truppen? wo? wenn? zu welchem Zweck? Alles dies ſoll er ſich ſchriftlich geben laſſen, und Eile anempfehlen. Der Czaar ſoll auch den König von Perſien mit in das Bündniß ziehen, zu welchem der Pabſt alle chriſtliche Könige zu bereden hofft. Der Czaar ſoll Geſandte nach Rom ſchicken, und wenn er etwa, der europäiſchen Sitten ungewohnt, die Titulaturen anſtößig findet, ſo ſoll man ihm ſagen: das ſey des Pabſtes Gewohnheit, er nenne alle Kaiſer und Könige am liebſten ſeine Söhne. Uebrigens ſoll Cleechen auf alles fein Achtung geben und berichten." —

Ganz in demſelben Geiſt, nur mit noch mehr Feinheit, iſt die Inſtruktion abgefaßt, welche dem päbſtlichen Nuntius zu Warſchau ertheilt wurde, als Peter der Große, nach mehreren Siegen der Schweden, in Polen erwartet wurde, um ſich mit dem Könige, ſeinem Bundesgenoſſen, zu unterreden. Der Nuntius hatte ein päbſtliches Schreiben an den Czaar verlangt, welches man ihm aber nicht ſchickte, weil auf das 1693 abgefertigte noch immer keine Antwort erfolgt war. Hierüber ſoll er zuerſt mit des Czaars Miniſtern Unterhandlung pflegen, ſich auch allenfalls noch zu dem Titel potentissimus (allermächtigſter) erbieten, mehr aber könne der Pabſt vor der Hand nicht thun. Wenn er Petern ſelbſt ſpricht, ſoll er ihm ſo viel möglich ſchmeicheln und ſagen: der Pabſt ſey nicht allein von der Größe ſeiner Macht unterrichtet, ſondern auch von ſeinen herrlichen Eigenſchaften; Großmuth des Herzens, ſublimen Genie und großen Neigung zur Frömmigkeit, als der ſchönſten Zierde eines Fürſten. Dem Danke für die den Miſſionarien ertheilte Erlaubniß, durch Sibirien nach China zu reiſen, ſoll er die Verſicherung beifügen, daß man immer die frömmſten Leute dazu wählen werde, die ſein Reich nie beunruhigen ſollten. — Der jetzige Pabſt habe ſchon als Kardinal ſeinen Vorgänger bewogen, dem Czaar Beweiſe von Hochachtung zu geben. Es ſey ſehr zu bedauern, daß derſelbe das Grab des heiligen Peter nicht habe beſuchen können, ſintemal Chriſtus dieſen Heiligen zum Hirten ſeiner Heerde geſetzt habe, daher auch jeder gute Chriſt ihn dafür erkennen müſſe, ihn, deſſen Nachfolger die Päbſte ſeyen. Hier ſoll nun der Nuntius ganz leiſe auftreten, und ja den Czaar nicht ſtutzig machen, ihn eigentlich nur zu allerlei neugierigen Fragen verleiten, mehr zu antworten als zu proponiren ſcheinen, entfernte Winke geben, zum Beiſpiel kann er lächelnd und gleichſam im Scherz ſagen: „Wir ſind in Rom nicht ſo ſchlimm, als manche uns vielleicht machen. Alles wird ſich aufklären, wenn man nur will. Leider hat man in Rußland keine anderen Begriffe von uns, als die man aus dem Gifte unſerer Todfeinde, der Lutheraner und Calviniſten, geſogen. Um aber dieſe Ketzer nach Würden zu ſchildern, iſt es ja ſchon genug zu erinnern, daß ſie die heiligen Bilder verſpotten, und keine Faſten halten.“ Auf den letzten Punkt ſoll der Nuntius ein beſonderes Gewicht legen, da die Ruſſen ihre Faſten äußerſt ſtreng beobachten. Bei Fortſetzung des Geſprächs ſoll er gleichſam erzählen: die Katholiken haben keine andere Heilige zu Lehrern gehabt, als die auch von den Ruſſen verehrt werden, nehmlich Baſilius, Gregor von Nazianz, Athanaſius, Cyrillus, Chryſoſtomus und die vier General-Concilien. Alle dieſe haben die Herrſchaft des Pabſtes über die Kirche anerkannt, wenn man es nur ohne Vorurtheil unterſuchen wolle. Bezeige der Czaar etwa Luſt, ſich näher davon zu unterrichten, ſo wolle man ihm gelehrte, beſcheidene Männer ſchicken, die ganz friedlich, mit dem Buche in der Hand, ihm die Wahrheit beweiſen ſollen. Bey einer Vereinigung der lateiniſchen mit der griechiſchen Kirche habe die letztere und deren Patriarch ganz beſondere Gnade und Vergünſtigung vom Pabſte zu hoffen. — Ferner ſoll der Nuntius dem Czaar Mißtrauen gegen ſeine eigne Geiſtlichkeit einflößen, weil ſie einem Patriarchen im feindlichen Lande der Ungläubigen unterworfen ſey. Die Größe des Pabſtes ſoll er ins helle Licht ſtellen; derſelbe werde von ſo vielen Königen und Fürſten gehorſam als Vater verehrt; auch väterliche Gewalt von ihm ausgeübt, denn bald vereinige er ſie gegen den Feind der Chriſtenheit, bald ziere er ſie mit königlichen und andern Ehrentiteln. Folglich habe Peter, in ſeinen Kriegen gegen die Türken oder in andern Geſchäften mit chriſtlichen Fürſten, vom Pabſte den wirkſamſten Beiſtand zu hoffen. Aus gleichem Tone ſoll der Nuntius mit den Miniſtern und Höflingen ſprechen, es wo möglich dahin bringen, daß der Czaar ſelbſt einen Nuntius begehre, und gleich einem kaiſerlichen Geſandten zu empfangen verſpreche. Durch Kleinigkeiten, Titel u. dgl. ſoll er ſich nicht, wie ſonſt geſchehen, von der Vollendung eines ſo wichtigen Werkes abhalten laſſen, ſondern vielmehr verſprechen, daß der Pabſt den Beherrſcher Rußlands eben ſo tituliren werde, als die mächtigſten Fürſten von Europa; auch wenigſtens einen Biſchof zum Nuntius an deſſen Hof ernennen werde. Dem könne ſodann der Czaar ſein Herz ſicher öffnen, da der Pabſt kein anderes Intereſſe habe, als eines Theils im Zeitlichen ihm ſo viel möglich beizuſtehen, vorzüglich aber ſein ewiges Seelenheil, wie auch das des ruſſiſchen Volkes zu befördern. — Endlich wird der Nuntius noch ermahnt, die Neigungen und Abneigungen des Czaars und ſeiner Miniſter wohl zu erforſchen, zu ſtudiren, zu benutzen, überhaupt aber auf Alles Achtung zu geben und einzuberichten."

Was bei einem Manne, wie Peter der Große, durch alle

alle dergleichen Inſinuationen ausgerichtet würde, haben wir bereits geſehen. Doch ließ der Pabſt den Muth nie ſinken, ſondern, wie mehrere ſeiner Briefe an den Czaar beweiſen, ergriff jede Gelegenheit, die Materie, welche ihm ſo ſehr am Herzen lag, bald leiſer, bald lauter zu berühren. In der Antwort, welche Fürſt Kurakin 1707 brachte, wünſcht er: quod Deus lucis radios tuae menti propitior infundat, et te perfecta claritate nobis et catholicae ecclesiae conjungat (daß Gott dich immer mehr erleuchte, und dich in vollkommner Klarheit mit uns und der katholiſchen Kirche vereinige). — Nach Peters Siegen bey Pultawa ſchreibt der Pabſt: Nachdem ein ketzeriſches Reich durch die Hand des Czaars gezüchtigt worden, wolle Gott nunmehr bewirken, ut orthodoxae veritatis cultor et propagator aliquando fiat in amplissimo imperio suo (daß er ein orthodoxer Verehrer der Wahrheit und Fortpflanzer derſelben in ſeinem weiten Reiche werde). — Um dem lieben Gott bei dieſem guten Werke ſo viel möglich nachzuhelfen, verſchmäht der heilige Vater auch nicht ſeine Dienſte als Freiwerber für den Sohn des Czaars anzubieten; natürlich muß es aber eine katholiſche Prinzeſſin ſeyn. Anfangs fällt die Wahl auf eine Erzherzogin von Oeſtreich, da aber dieſe Unterhandlungen am kaiſerlichen Hofe den erwünſchten Fortgang nicht haben, ſo ſchlägt er eine Prinzeſſin von Sachſen-Weißenfels vor, welches Haus einſt in Polen ſuccedire, wenn der König unbeerbt ſterben ſollte. Der Vater dieſer Prinzeſſin habe ſich in Wien bekehrt, weil er eine katholiſche Frau dort geheirathet. Dieſe erziehe, nach dem Tode ihres Gemahls, ihre Tochter ſehr exemplariſch in dem allein ſeligmachenden Glauben. — Ich finde nicht, daß Peter der Große dieſe Propoſition im geringſten beachtet hat. — Der römiſche Staatsminiſter, Kardinal **Paulucci**, ſchreibt viel mehr klagend an den Nuntius in Polen (1710), der Czaar erfülle noch immer ſeine Verſprechungen nicht, obſchon man Kurakins Forderungen ſämmtlich bewilligt, ja ſogar den Titel **Majeſtät** zugeſtanden habe. Der Nuntius wird zu neuen Anſtrengungen aufgefordert; an den König von Polen und mehrere polniſche Erzbiſchöfe werden die dringendſten Breves erlaſſen, den Vortheil der heiligen Kirche befördern zu helfen. — Aber plötzlich erſcholl die Schreckenspoſt: der Czaar vermählt ſeinen Sohn mit einer lutheriſchen Prinzeſſin von Wolfenbüttel, und hat verſprochen, drei lutheriſche Kirchen zu erbauen. — Nun jammert der Kardinal-Miniſter, daß die nahe Hoffnung der Vereinigung auf einmal wieder ſo weit hinausgerückt ſey. Noch einmal ſoll der Nuntius alles aufbieten, um dieſe verhaßte Vermählung zu hintertreiben, und den Czaar durch alle nur immer dienliche Mittel von den Lutheranern abwendig zu machen. Auch der König von Polen wird beſchworen, dieſen Greuel zu verhüten. Umſonſt. der Schlag war geſchehen, das päbſtliche Kabinet mußte ſeinen Verdruß verbergen, und auf beſſere Zeiten hoffen. Das thut es auch noch bis auf den heutigen Tag, denn als unter der Regierung Paul des Erſten ein reiſender ruſſiſcher Miniſter dem Pabſte vorgeſtellt wurde, äußerte derſelbe ausdrücklich die Hoffnung, die Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche während ſeines Pontifikats zu erleben.

VII.

Es iſt zwar ſchon oben im Vorbeigehen erwähnt worden, daß zwei Ruſſen, welche Vertraute des ruſſiſchen Geſandten in Konſtantinopel waren, ſich mißbrauchen ließen, dem römiſchen Hofe geheime Nachrichten mitzutheilen, doch was davon in der Sammlung der Handſchriften vorkommt, iſt nur unbedeutend. Aeußerſt wichtig hingegen war ein anderer Fang, den ein gewiſſer Travaglini dem päbſtlichen Miniſter anzeigt. „General Bellcardi, ſchreibt er, Adjutant des Czaars und ein guter Katholik, iſt eben in eignen Geſchäften auf der Reiſe durch Italien, und wird wieder nach Rußland zurückkehren. Es iſt mir mit Gottes Hülfe und der heiligen Religion zu Ehren gelungen, ihn zu bewegen, daß er alles entdecke und mittheile, was ihm wiſſend iſt, nehmlich die weitläuftigſten Details über das Militair des Czaars, deſſen Abſichten und Pläne.... Sie folgen hierbei. Auch künftig wird dieſer Mann als Beobachter in Rußland zu gebrauchen ſeyn.“ — Die Beilage enthält des Generals Bellcardi umſtändliche Ausſage, und iſt ohn Zweifel ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Macht und Entwürfe Peter des Großen. —

Der Czaar hat, in drei Armeen, zwei und vierzig Regimenter Infanterie, getheilt in vier Diviſionen, jede zu zehn oder eilf Regimentern. Acht derſelben beſtehen aus drei Bataillons, die übrigen nur aus zweien. Jedes Bataillon hat vier Kompagnien, jede Kompagnie, wie im Kaiſerlichen, hundert und funfzig Mann; doch mit dem Unterſchied, daß die Bataillons in Rußland immer komplett ſind, weil ſie alle Monate rekrutirt werden. Die Infanterie zuſammengenommen beträgt alſo zwei und neunzig Bataillons. Die Kavallerie zählt zwei und dreißig alte Regimenter Dragoner und vier neue, welche im abgewichenen Jahre der Sohn des Czaars befehligte. Jedes Regiment hat zehn Kompagnien, jede von hundert Mann, alſo in Summa hundert Tauſend regelmäßige und brave Streiter. Die Artillerie beſteht aus ſechszig Feldſtücken und hundert großen Munitionskarren. Außerdem führt noch jedes Regiment immer zwei Feldſtücken bei ſich, alſo in allem hundert und zwei und funfzig Kanonen. Zu Belagerungen hat der Czaar ſo viel Mörſer und grobes Geſchütz, als irgend ein Fürſt in der Welt, denn jede Feſtung bewahrt große Magazine davon, wie auch von Mund- und Kriegsvorrath. Die Artillerie-Offiziere ſind erfahren und tapfer. Die Infanterie, unter welcher viele Grenadiere ſich befinden, iſt eben ſo wohl exercirt, als die kaiſerliche, engliſche oder holländiſche, ja, in der Schlacht beobachtet ſie eine beſſere Ordnung als jene, denn jeder Soldat kennt und ſucht im Nothfall die Nummer von den Munitionskarren ſeines Regiments. Unter den Oberſten und Oberſtlieutenants ſind viele Ingenieurs. Da jedes Dragoner-Regiment gleichfalls zwei Kanonen führt, ſo iſt die Artillerie vollkommen hinreichend. Hierzu kommen nun noch zwanzig tauſend kalmuckiſche Tataren, gut, ein Land zu verwüſten, einen geſchlagenen Feind zu verfolgen und vollends aufzureiben. Ihr König iſt Despot, daher kann der Czaar deren dreißig Tauſend, ja im höchſten Nothfall auch hundert Tauſend aufbieten, die leicht, muthig, gut bewaffnet, ſämmtlich zu Pferde dienen. — Im Innern des Reichs, in den Feſtungen und Provinzen, liegen noch an regulirten Truppen acht Infanterie und vier Kavallerie-Regimenter. Außerdem giebt es noch dreißig tauſend Garniſonſoldaten, gleichfalls regulirt, die wenig koſten und eine Art von diſciplinirter Landmiliz ſind. Die eigentliche Landmiliz beläuft ſich auf achtzig tauſend Mann, nur *einen* Mann von hundert gerechnet. — Ferner: ſechszig tauſend Edelleute, die zu Roß dienen, müſſen auf des Monarchen erſten Aufruf bereit ſeyn. Gebiethet die Noth, ſo geben dieſe Edlen auch wohl vier Mann von jedem hundert ihrer Bauern, welches noch immer weit weniger iſt, als Deutſchland und Frankreich von derſelben Zahl anwerben. In Summa, der Czaar hat dreimal hundert tauſend Mann auf den Beinen, die ihm nicht die Hälfte ſo viel koſten, als in andern Ländern der Fall ſeyn würde.

Seine Seemacht beſteht aus drei Flotten, die eine, auf dem palus Mäotides, zählt dreißig Galeeren, ſechs Galeazzen, zwanzig kleinere Kriegsfahrzeuge, zwölf Brigantinen, dreizehn bewaffnete Jaiken, einige Brander u. dgl. Die zweite Flotte, auf dem baltiſchen Meere, zählt dreißig große Brigantinen, ſechszehn kleine Kriegsfahrzeuge, einige Galeazzen und armirte Tartanen. Die dritte Flotte, im Archipelag, beſteht aus zehn Kriegsſchiffen vom erſten Range, mit drei Verdecken, zwölfe mit zwei Verdecken, vielen kleinen Schiffen von zwölf Kanonen, und aus armirten Kauffahrteiſchiffen. Jetzt erbaut der Czaar eine vierte Flotte auf dem kaspiſchen Meere, weil er die Perſer angreifen will.

Seine Einkünfte belaufen ſich auf vier und zwanzig Millionen Speciesthaler. Da er den Handel ſehr ausbreitet und ſchützt, ſo werden ſich auch die Einkünfte gewiß noch anſehnlich vermehren. Trotz der koſtſpieligen Kriege hat er noch keinen Heller aus dem Reichsſchatze genommen, legt vielmehr jährlich noch zurück, zum Behuf der großen Pläne, über welchen er brütet. — Sobald der Krieg mit Schweden geendigt, und Polen beruhigt ſeyn wird, will er die Perſer angreifen. Schon liegen funfzehn große Brigantinen, zwölf Jaiken und acht Kriegsſchiffe von zwei Verdecken auf dem kaspiſchen Meere bereit, ſechs und zwanzig Galeeren ſollen dort noch erbaut werden. In drei Jahren höchſtens hofft er mit Perſien fertig zu werden; dann will er mit achtzig tauſend Mann auserleſener Infanterie, fünf und vierzig tauſend Dragonern und achtzigtauſend berittenen Koſacken, Tataren rc. dgl. verſuchen, nach Konſtantinopel zu gehen. Von der Seeſeite will er es mit hundert und dreißig Schiffen angreifen, die Transportſchiffe ungerechnet. Alſo iſt es um die Türken geſchehen, wenn der Czaar den Ablauf des Waffenſtillſtandes erlebt, denn dieſen wird er nicht brechen, ſein Wort hält er gewiſſenhaft; er hofft aber, daß es die Türken ſelbſt thun werden. Immer halten ſich an ſeinem Hofe Prälaten und Biſchöfe auf, von den verſchiedenen chriſtlichen Völkern geſandt, die unter türkiſcher Herrſchaft ſchmachten, dieſe rufen ihn unaufhörlich mit aufgehobenen Händen um Hülfe an. — Er ſagt laut: ehe er den Krieg gegen die Türken anfange, wünſche und begehre er die Zuſtimmung und den Segen des heiligen Vaters zu Rom. Dem heiligen Stuhle verſpricht er Gehorſam, will alle Kirchen und Klöſter in der Türkei an die Katholiken zurückgeben, überhaupt gern alles mögliche zur Vereinigung beider Kirchen beitragen, nur nicht durch Gewalt, ſondern blos durch chriſtliche Ermahnungen — Mit Oeſtreich wünſcht und ſucht er eine Allianz. — Da ich (ſo ſchließt Bellardi) zwei Jahre lang als General um den Czaar geweſen, ſo trieb mich die Neubegier zuweilen, wenn ich ihn bey guter Laune ſah, zu fragen: was er mit Italien machen würde, wenn er Konſtantinopel und Griechenland erobert habe? — Er antwortete mir: nie werde er den Fuß nach Italien ſetzen, als nur, um den heiligen Vater zu beſuchen, den katholiſchen Fürſten daſelbſt wolle er nimmer die geringſte Veranlaſſung zum Mißtrauen geben. — (Ob er dies Verſprechen gehalten haben würde? l'appetit vient en mangeant.)

VIII. Miſcellen.

Ich begreife unter dieſer Rubrik vollends alles, was die erwähnte Handſchrift noch etwa intereſſantes enthält, und unter keine der obigen ſich bringen ließ.

1. Eine ziemlich lange Beſchreibung von Rußland vom Jahre 1624 enthält lauter bekannte Dinge,

und iſt bloß deshalb bemerkenswerth, weil ſie von den Vätern des heil. Baſilius, einem griechiſchen Collegium, herrührt, und weil dieſe behaupten, ſie allein könnten die Bekehrung der Ruſſen unternehmen und vollenden, da ſie in den ruſſiſchen Staaten lebten, ohne Verdacht zu erregen. — 2. Durch einen Entwurf der Punkte, welche zur Baſis einer Allianz zwiſchen Oeſtreich und Rußland dienen ſollten, erfährt man, daß der Kaiſer vom Czaar Hülfe gegen die rebelliſchen Ungarn verlangte, dieſer aber bloß gegen gemeinſchaftliche Feinde ſich mit ihm verbinden wollte. Ferner ſieht man daraus, daß die Allianztraktate nicht immer aus lauter wichtigen-Punkten beſtehen, denn einer derſelben enthält das Anerbieten des Kaiſers, einigen ruſſiſchen Damen, die der Czaar nahmhaft machen ſolle, den Stern-Kreuzorden zu verleihen. Der Czaar nimmt dieſes Geſchenk mit höflichem Danke an, und ſchlägt zu Ritterinnen ſeine Schweſter, wie auch die Töchter ſeines verſtorbenen Bruders vor. — 3. Beſchreibung der Art und Weiſe, wie einige ruſſiſche Abgeordnete ſich in Rom producirt haben und wie ſie dort aufgenommen worden ſind; aus dem päbſtlichen Archiv. Ein Geſandter an Gregor XIII. küßte ihm den Fuß, überreichte ſein Schreiben knieend, und knieete ſo lange, bis der Brief geleſen war; dann überreichte er Zobelpelze zum Geſchenk. Die päbſtliche Kanzlei macht dabei die Anmerkung, daß nur diejenigen Geſandten, welche Obedienz leiſten, mit mehrerer Pracht empfangen werden. Man ſpannte jedoch ſehr bald die Saiten ein wenig herab, denn als 1582 abermals ruſſiſche Geſandten zu demſelben Pabſt kamen, ritten ſie feierlich durch die Engelspforte, wurden mit einigen Schüſſen bewillkommt, logirten bei dem Kardinal Colonna, erhielten Audienz in Gegenwart der dreizehn Kardinäle, waren nach ihrer Landesart ſchwarz (!) gekleidet, mit Zobelmützen auf den Köpfen, die ſie nicht abnehmen wollten. Auch das Knie wollten ſie nicht beugen; zum Niederfallen verſtanden ſie ſich endlich, doch nur zu Ehren ihres eigenen Herrn, wie ſie es auslegten. Sie hielten eine ruſſiſche Anrede, welche der Dollmetſcher ins Lateiniſche überſetzte. Hierauf überreichten ſie des Czaars Brief auf Pergament geſchrieben, auch Geſchenke von Zobelpelzen, wobei ſie des heiligen Vaters Fuß küßten. Des letztern Glückes wurden nachher auch ihre Familien theilhaftig. „Eine große Seltſamkeit — fährt der Berichter„ſtatter fort — geſchah damals vor Seiner Heiligkeit. „Die Fremdlinge nehmlich, um ihren Jubel nach ihrer „Landesart noch mehr zu erkennen zu geben, theilten ſich „tüchtige Püffe unter einander aus; (si didero de pugni „l'un l'altro) (?)" — 1673 ſandte der Czaar einen gewiſſen Paul Magneſius, ſchottiſchen Baron Pikfodels an Clemens X., mit dem abermals mehr Umſtände gemacht wurden. Man hielt ihn in allem frei. Er fuhr nie aus, ohne Begleitung eines Kämmerlings von Adel, und zwar in einer Kutſche des Kardinals Altieri, mit ſchwarzen Sammtquaſten verziert, (welches in Italien eine groſe Auszeichnung iſt). Seinem Wagen folgte noch ein anderer leer, nebſt vier Stallknechten zu Pferde. Beim Abſchied ſchenkte ihm der Pabſt eine goldene Kette, vierhundert Scudi an Werth, an welcher eine goldene Medaille mit des Pabſtes Bildniß hing. — 4. Eine Relation von der Schlacht und dem großen Siege bei Pultawa gehört wohl eben ſo wenig in dieſe Sammlung, als 5. die Erzählung deſſen, was zu Moſcau vorging, als der engliſche Ambaſſadeur Wi worth, im Namen der Königin Anna, den Affront förmlich entſchuldigte, welcher dem rußiſchen Geſandten Matweof zu London widerfahren war. Man hatte ihn nehmlich (vielleicht Schulden halber) auf der Straße aus dem Wagen geriſſen, und mehrere Stunden lang in Arreſt gehalten. Er reiſte ſogleich ab, ohne ſeine Beglaubigungsſchreiben zurück zu fodern; auch nahm er weder die gewöhnlichen Geſchenke, noch die Jacht an, welche man ihm anbot. Die Königin entſchuldigte ſich mit der Unzulänglichkeit der engliſchen Geſetze, welche ihr nicht verſtatteten, die Thäter ſo zu beſtrafen, als der Czaar und ſie ſelbſt wünſchen. Sie habe aber, zu künftiger Sicherheit diplomatiſcher Perſonen, eine neue Parlamentsakte, gemacht, und bitte, den Schritt den ſie jetzt thue, als Genugthuung aufzunehmen. Peter der Große benahm ſich dabei mit vieler Würde. Er antwortete dem Ambaſſadeur, es habe der Königin allerdings geziemt, das Geſchehene auf dieſe Weiſe wieder gut zu machen. Da aber nicht allein Matweof ſelbſt ihm treu gedient, ſondern ſchon deſſen Vater ſein Blut gegen die Rebellen für ihn vergoſſen, ſo fordere er auch noch ein eigenhändiges Schreiben der Königin an den gemißhandelten Geſandten. — Beide Nummern, 4 und 5 beweiſen, wie wichtig dem Pabſte alles war, was in Rußland vorging. — 6. Ein klagendes Memoire über den Zuſtand der katholiſchen Religion in Rußland, von einem Manne, der ſich achtzehn Jahre daſelbſt aufgehalten. Dieſes Memoire jammert beſonders über Geldmangel. Vormals habe die Kirche ihre Bedürfniſſe durch Beiſteuern reicher Mitglieder ihres Glaubens zuſammen gebracht; nun aber ſeyen dieſe geſtorben, und die ganze Gemeine beſtehe größtentheils aus Wittwen und Waiſen; daher zwar die Mauern der abgebrannten Kirche, in der nicht einmal das

Allerheiligſte von den Flammen verſchont worden, wieder aufgebauet wären, inwendig aber fehle es noch an allem. Die Folge dieſer Armuth ſey, daß die Jugend ihre Schulen verlaſſe und ſich zu den Ketzern wende. Man ſolle doch um Gottes willen einen Fond anweiſen, damit unter andern der Gottesdienſt mit mehrerer Süßigkeit (majori cum suavitate) gehalten werden könne; das ſey das Mittel die Akatholici herbei zu locken, wenn auch nicht aus Frömmigkeit, doch um das ſchöne Gepränge mit anzuſchauen, und dadurch vielleicht, wie ſchon öfter geſchehen, ad saniora bewogen zu werden. Aus allen dieſen Gründen wird flehentlich um eine jährliche Beiſteuer von fünfhundert Imperialen für die Kirche zu Moſcau, und eine gleiche Summe für die reiſenden Miſſionairs gebeten. Dieſe Summe müſſe aber in der Schleſiſchen Kammer deponirt, und durch den Kaiſerlichen Geſandten jährlich, ohne alle vorhergegangene Mahnung, richtig ausgezahlt werden. — (Ich finde keine Spur in dem Manuſcript, ob der Pabſt, der nur gewohnt iſt, Geld aus fremden Ländern einzunehmen, ſich entſchloſſen hat, auch einmal welches dahin zu ſenden.) — 7. Geheime Nachrichten aus Rußland, vermuthlich gleich nach Peter des Großen Tode geſchrieben. Alles ſey dort noch in Verwirrung. Es gebe kein feſtes Regierungsſyſtem. Der Senat wolle Hof und Nation wieder in die alte Barbarei zurückſinken laſſen, und alle Fremden aus dem Lande ſchaffen. Faſt wären die letztern alle ermordet worden. Nicht einmal die fremden Miniſter haben ſich ſicher gehalten, da die unverſchämten ruſſiſchen Garden ſogar ihre Souveraine bedrohten, die ſie doch kurz vorher ſelbſt auf den Thron geſetzt hätten. „Sie „haben ganz vergeſſen, ſagt der Berichterſtatter, wie viel „ſie den Fremden zu verdanken haben, beſonders im letzten

„Kriege mit Schweden, den beiden Generalen Laſcy und „Kait, welche beide gute Katholiken ſind.“ — Mehr als ſechszig fremde Offiziere haben ihren Abſchied gefordert, weil ſie den Haß und die Verachtung der Nation nicht länger ertragen können. Die Czaarin aber, welche dieſe Offiziere nothwendig braucht, habe ihnen den Abſchied noch nicht zugeſtanden. — 8. Eine neue Inſtruction für den Nuntius in Polen, die veränderten Umſtände geſchwind zu benutzen. Der Pabſt habe vernommen, daß die Czaarin der katholiſchen Religion geneigt ſey, auch viele Katholiken bei ihr in großem Anſehen ſtänden, man müſſe alſo geſchwind wieder einen Verſuch machen. Gern wolle der Pabſt in allem ſo viel möglich nachgeben, weil er ſich vor der Welt mit dem großen Zuwachs entſchuldigen könne, den er der heiligen Religion dadurch verſchaffe. Der König von Polen ſoll erſucht werden, zu dem Ende, unter irgend einem ſpeziöſen Vorwand, eine Geſandtſchaft nach Rußland abzufertigen, dieſer wolle man, gleichſam als Kapellan, einen Kapuciner mitgeben, der den Boden dort ſchon kenne u. ſ. w. (Die Beharrlichkeit des päbſtlichen Kabinets iſt zu bewundern.) — Endlich 9. den gänzlichen Beſchluß der handſchriftlichen Sammlung macht eine, im Jahre 1682 von Sanſone verfertigte, und von Roſſi zu Rom herausgegebene Charte von Scandinavien, mit geſchriebenen, oft drolligen Randgloſſen verſehen. Da heißt es z. B. „Die finniſchen Völker leben von Reinsthier-Milch; ſie ſind alle ſehr groß, erreichen eine Höhe von fünf Palmen.“ (Vermuthlich ſind die Lappländer gemeint.) Ferner: „die Inſel Gothland iſt das Vaterland der Gothen, welche das römiſche Reich umſtürzten“ u. dgl. m.

19. Ehrenrettung des Däniſchen Grafen Cornifiz von Uhlefeld, von ihm ſelbſt entworfen.

(Aus einer Handſchrift der Königlichen Bibliothek zu Neapel.)

Vorbericht.

Daß ich, unter ſo vielen intereſſanten Handſchriften jener Bibliothek, grade dieſe zur Mittheilung gewählt habe, that ich: erſtens, weil Uhlefelds Geſchichte im Norden Aufſehen genug erregt hat; zweitens: weil noch Jedermann ihn für ſchuldig hält, mir aber der Ton der Wahrheit und Unſchuld in dieſer Vertheidigung ſo kräftig und ungekünſtelt erſcheint, daß ich mich völlig überzeugt halte, dem Manne ſey in mancher Rückſicht zu viel geſchehen. Da nun der Zufall grade mir ſeine Vertheidigung in die Hände geſpielt hat, und leicht viele Jahrhunderte verfließen könnten, ehe ſie noch einmal aus dem Staube hervorgezogen würde; ſo habe ich es für Pflicht des ehrlichen Mannes gehalten, das beſchimpfte Andenken eines ehrlichen Mannes zu retten. — Wie das Manuſcript nach Neapel gekommen, weiß ich mir nicht zu erklären. Vielleicht hat es ſich unter den Papieren der Königin Chriſtine befunden. So viel zum Vorbericht. Jetzt möge Uhlefeld ſelbſt ſprechen.

Schon lange verfolgte mich das Schickſal, jetzt aber muß ich unterliegen, wenn Gott nicht durch ein Wunder mich rettet, denn was vermag meine Unſchuld gegen mächtige Feinde! Kein Verbrechen kann man mir erweiſen, dennoch muß ich leiden, wie ein Verbrecher. Ich würde nicht murren, ich würde dulden und ſchweigen; allein der Vortheil meiner armen, geliebten Frau, die Ehre meiner ganzen Familie, zwingen mich, der Welt zu zeigen; daß ich nur unglücklich bin, und meine Richter eben ſo ungerecht, eben ſo geizig als grauſam ſind. Vielleicht hat ein langes Schweigen ſelbſt diejenigen befremdet, die mir wohlwollen, aber Reiſen, Flucht, Krankheit, hinderten mich bis jetzt die Feder zu ergreifen. Meine Vertheidigung mußte wohl ſpäter erſcheinen als meine Verurtheilung, denn die letztere erfolgte vor der Anklage, man hat mich nicht gehört, man wollte mich nicht hören! was in der ganzen Chriſtenheit dem ärgſten Verbrecher zugeſtanden wird, hat man mir verſagt. Warum? wie durfte man das? — Fürchtete man etwa, daß ich meine Feinde beſchämen würde? wie ich ſchon vormals gethan? — Wohlan! bin ich gleich zu ſchwach, um meine Richter zu zwingen mich zu hören: ſo ſoll doch keine Tyrannei auf Erden mich zwingen, der Welt zu zeigen, daß man mir in Dännemark Verbrechen aufbürdet, die eben ſo erfunden ſind, als die, welche man vor einigen Jahren mir dort Schuld gab. — Um hierin mit einiger Ordnung zu verfahren, muß ich zuvor die Hauptpunkte meiner Anklage und Verdammung berühren. (Beide ſind nur eins und vielleicht ging die letztere ſogar der erſtern voraus). — Sie ſagen alſo: ſie hätten von ſehr vornehmen Perſonen gewiſſe Nachrichten erhalten, auch Originaldokumente, aus welchen klar erhelle, daß ich gegen den König konſpirirt; daß ich vorgegeben, Adel und Geiſtlichkeit ſeyen mit der Regierung unzufrieden, und deshalb verſprochen habe, das Reich einem fremden Fürſten zu unterwerfen, ob ich gleich durch Reverſe und Schwüre freiwillig gelobt, nie etwas gegen die Perſon des Königs oder des Staats zu unternehmen.

Das ſind die Gründe ihres Verdammungsurtheils, dem ſie hinzufügen: es ſey weder nöthig noch üblich in der

Welt, Leute, die ſolcher Verbrechen angeklagt ſeyen, zu citiren, oder anzuhören, ſondern man müſſe ſie ohne Proceßform richten und beſtrafen. Hierauf alſo verurtheilen ſie mich ungehört, unüberwieſen, zu einem ſchimpflichen Tode, laſſen mein Wappen durch den Henker zerbrechen, ſchicken meine Kinder ins Elend, confisciren meine Güter und die meiner geliebten Gattin. — Großer Gott! König der Könige! ich appellire an deine Gerechtigkeit! weil die Menſchen mir die ihrige verſagen. Ich frage jeden Unbefangenen: ob ein Richter ſo ſprechen dürfe, ohne dem Beklagten auch nur einmal ſeine Ankläger zu nennen? — ich fördere die Bewohner der ganzen Erde auf, mir zu beweiſen, daß ich jemals mit Einem Wort, geſchrieben oder geſprochen, gegen den König von Dännemark mich vergangen habe. Die großen, vornehmen Herren, welche ſo gütig geweſen Seine Majeſtät von meiner vorgeblichen Verrätherei zu unterrichten, warum fürchten ſie ſich bekannt zu werden? warum ſoll denn die Welt nicht erfahren, daß ſie ihrem König Leben und Thron erhalten haben? warum verſchmähen ſie das Lob der Welt als gerechten Lohn ihrer Großmuth? und warum treiben ſie ihre Opfer nicht noch weiter? warum entdecken ſie nicht auch meine Mitſchuldigen? — denn ſie werden doch auch den einfältigſten Menſchen nicht überreden wollen, daß ich den König ab- und einen fremden Fürſten auf den Thron ſetzen könnte, ohne ausgebreitete Einverſtändniſſe im Lande zu unterhalten? — Doch hört man von alle dem bis jetzt nichts. Kein Menſch iſt arretirt oder gar hingerichtet worden. Nur einen Goldſchmidt hat man auf einige Tage ins Gefängniß geſetzt, weil er etwas Geld von mir in Händen hatte. Als er das herausgab, wurde er gleich wieder losgelaſſen. — Iſt denn die Welt jetzt ſo dumm, daß ſie glauben wird, ein armer, kranker Greis könne in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Meilen, ohne Land- oder Seemacht, ohne Einverſtändniß weder mit Fremden noch Einheimiſchen, einen König vom Throne ſtürzen und eine ganze Königliche Familie ausrotten? —

„Aber ſie haben Nachrichten von vornehmen Perſonen des Auslandes, deren Rang keinen Zweifel erlaubt.“ — Ich meine, dieſe vornehme Perſonen des Auslandes befinden ſich in Dännemark, und wohl gar unter meinen Richtern. Exiſtirten ſie aber auch wirklich vorgegebenermaaßen, muß man dann unbedingt alles glauben, was ſie ſagen? — Nur Gott wird aufs Wort geglaubt; der Menſch — er ſey ſo vornehm als er wolle — kann ſich irren oder getäuſcht werden. Was hätten denn die Chriſten den Türken vorzuwerfen, wenn es jedem großen Herrn frei ſtände, einen Edelmann Mords und Hochverraths anzuklagen, ohne zu irgend einem Beweiſe verbunden zu ſeyn? — Wo man nur anklagen darf, da giebt es bald gar keinen Unſchuldigen mehr. — Aber um zu beweiſen, daß die Dänen mir ſtets übel gewollt, und nicht zum erſtenmal mich grundlos angeklagt haben, darf ich nur an das erinnern, was vor einigen Jahren in dem Proceß der Dina ſich ereignete. Damals ſchrieb der König von Dännemark, grade wie er jetzt wieder gethan, an alle Potentaten von Europa, ſchilderte mich und meine Frau als Verräther und Giftmiſcher, forderte guten Rath, zu welcher Todesart er mich verdammen ſolle, und bat ſie, an ſeiner Freude Theil zu nehmen, daß Gott meine abſcheulichen Anſchläge zu Waſſer gemacht habe. Aber damals wurde mir erlaubt, mich zu vertheidigen, und was geſchah? Trotz aller Hinderniſſe, die man mir in den Weg legte, wurde derſelbe

König durch die Klarheit meiner Unſchuld gezwungen, mich loszuſprechen und meine Ankläger zu verdammen. Alſo bin ich wenigſtens ſchon einmal durch Königliche Originalbriefe verleumdet werden. Wenige Jahre nachher, als ich in Schweden war, und den Schutz der Königin Chriſtine genoß, ließ mich der König von Dännemark abermals durch ſeinen Ambaſſadeur eines Raubes von vier und zwanzigtauſend Thalern und noch mancher anderen Verbrechen beſchuldigen. Der Herr Geſandte bewies ſeine Anklage durch Originalbriefe von zwei großen Königen, deren einer ſein Herr, und der andere ein fremder, getäuſchter Fürſt war. Alle dieſe Briefe waren eigenhändig von beiden Königen unterzeichnet. Aber glücklicher Weiſe befand ich mich in einem Staate, wo man ohne Anſehen der Perſon, die Gerechtigkeit handhabt. Ich durfte mich vor dem Conſeil der Königin vertheidigen, ich erwies meine Unſchuld durch unzweifelhafte Originaldokumente, und der Herr Ambaſſadeur, der die Anklage in Perſon mit vieler Heftigkeit, troß der Gegenwart der Königin führte, wurde ſo verlegen und beſchämt, daß er ſich ſo weit vergaß, davon zu laufen, ohne nur einmal der Königin einen Reverenz zu machen. Jene Dokumente exiſtiren noch, und die Abſchriften davon befinden ſich in der ſchwediſchen Staatskanzlei. Auf gleiche Weiſe würde ich auch jezt meine Ankläger beſchämen, wenn man nur wagte, ſie mir zu nennen. So aber bleibt mir nichts übrig, als vor aller Welt, bei allem was heilig iſt zu betheuern, daß ich ſo unſchuldig bin als das Kind das gebohren werden ſoll, an Allem was man mir aufbürdet. Die beiden angeführten Beiſpiele beweiſen, daß königliche Briefe noch keine Evangelien ſind; daß ein Fall, der ſich zweimal ereignete, auch wohl zum drittenmal ſtatt [illegible] haben

haben könne; und daß große Herren Menſchen bleiben, die oft von elenden Günſtlingen betrogen werden.

Meine Richter erwähnen auch in ihrem Urtheil eines Reverſes und Schwurs der Treue, den ich dem König von Dännemark freiwillig ſoll geleiſtet haben. Aber jedes Kind in Dännemark weiß, daß ich dadurch mein Leben und meine Freiheit erkaufen mußte; auch hat man dieſen erpreßten Revers nie drucken laſſen, weil man ſonſt auch gewiſſe Dinge bekannt machen mußte, die man, ohne Beſchämung, nicht wohl verlautbaren kann. — Gewiſſe ſtarke Geiſter haben mich getadelt, daß ich nicht den Tod einem ſchimpflichen Widerruf vorgezogen; aber ſie vergeſſen, daß nicht bloß von meinem Leben, ſondern auch von der Wohlfahrt meiner Gattin die Rede war, die ich ſtets mehr als mein Leben geliebt habe. Auch darf ich wohl das Intereſſe meiner ſieben Kinder für etwas zählen. Und was wäre es denn am Ende für eine Schande für einen armen Greis, der ſiebzehn Monat im Gefängniß die tyranniſchſte Behandlung erduldet, wenn er ſich endlich entſchließt, um Leben und Freiheit zu retten, eine Schrift zu unterzeichnen, die ſeine Feinde nach ihrem Belieben aufgeſetzt haben? werde ich dadurch ſchuldig, wenn mächtige Feinde mich zwingen, um Vergebung zu bitten? — Könnte man jetzt oder jemals mir eine Schuld erweiſen, ja dann würde dieſer Schritt mich beſchimpfen; ſo aber zeugt er bloß von der tyranniſchen Macht meiner Feinde.

Alle Augenblicke haben der Graf Ranzau und der General-Major Voß mir die Dienſte vorgeworfen, die ich der Krone Schweden in dem erſten Kriege gegen Dännemark geleiſtet habe; ſie nannten das mein einziges Verbrechen, und den einzigen Grund der übeln Behandlung, die ich erfahren müſſen. Aber wo ſollte ich die Genugthuung ſuchen, welche die Däniſche Gerechtigkeit mir verſagte, als bei den ſchwediſchen Waffen? Dazu berechtigte mich die Verabredung (l'accord) zwiſchen beiden nordiſchen Kronen. Und angenommen einen Augenblick, (doch nicht zugeſtanden) die Dänen könnten mir das würklich als Urſachen anrechnen; wurde denn nicht durch die General-Amneſtie Alles in Vergeſſenheit geſtellt? und hatten ſie nicht ſelbſt, in dem Traktat von Rondſchild, jedem Anſpruch auf meine Perſon entſagt? ſowohl als auf meine Familie und Güter? indem ſie mich als ſchwediſchen Miniſter anerkannten, und folglich ihnen zu nichts verbunden? — Mit welchem Recht warfen ſie den Miniſter und Unterthan Schwedens ins Gefängniß? welche neue Prätenſion hatten ſie auf mich? mit welchem Rechte durften ſie den Friedenstraktat verletzen? — Freilich haben ſie mich im Kerker durch Gewalt genöthigt zu unterſchreiben, ich ſey abhängig vom König von Dännemark; freilich habe ich auf den mich betreffenden Friedensartikel für mich und die Meinigen Verzicht leiſten, und erklären müſſen, es ſey ſo gut als habe er nie da geſtanden; aber was ein Gefangener unterſchreibt, hat nicht allein keinen Werth, ſondern die Herren Dänen haben auch vergeſſen, daß ich armer Privatmann nicht im Stande bin, irgend etwas an einem Friedenstraktat zu verändern, den zwei große Mächte miteinander geſchloſſen haben; daß dazu die Einwilligung des Königs erforderlich iſt, deſſen Unterthan ich leben und ſterben will; und daß ich folglich Alles, was man mit dem Schwerdt an der Gurgel mir abgezwungen, für null und nichtig erklären muß. Meine Feinde wiſſen auch gar wohl, daß ihr Verfahren unverantwortlich iſt, aber ihr Haß gegen meine Perſon iſt eben ſo groß, als ihre Liebe zu meinen Gütern; darum ſuchen ſie wenigſtens den

Pöbel zu täuſchen, dem man alles weiß machen kann. — Dennoch wollte ich Alles ohne Murren ertragen, wenn ihre Wuth ſich an mir allein ſättigte; aber das Herz blutet mir, und ich finde keinen Troſt, ſo oft ich mein Auge auf meine unglückliche, unſchuldige Gattin werfe, die, ohne angeklagt, und minder noch überwieſen zu ſeyn, in dieſem Augenblicke das Schickſal des ärgſten Verbrechers erduldet. Schon während ihrer erſten Gefangenſchaft, die eben ſo ungerecht war, als die jetzige, zwang man ſie, dem größten Theil ihrer Güter, und allen Vortheilen zu entſagen, die ſie zum Theil ihrer Geburt, zum Theil der Gnade ihres Königs und Vaters verdankte; jetzt hat man ihr vollends Alles geraubt, was von der erſten Plünderung noch übrig geblieben war; man hat ſie in einen elenden Kerker geworfen, den ihre eigenen Vorältern für Mörder und Räuber erbaut haben. Dennoch klagt Niemand ſie an, keine lebendige Seele tritt gegen ſie auf. Das arme Weib floh nach England, um eine anſehnliche Summe Geldes zurück zu erbitten, die ich dem König von England geliehen hatte, als er ſich außer ſeinen Staaten befand. Aber ach! ſtatt der Bezahlung, ward ſie ihren Feinden ausgeliefert, die ſie nun die grauſamſten Würkungen ihres Haſſes und Geizes empfinden laſſen. Wer ein Herz im Buſen trägt, wird das bittere Schickſal einer Frau bemitleiden, die bloß verfolgt wird, weil ſie die Tochter eines großen Königs iſt, und weil ſie einſt reich war. — Doch auch die gerechteſte Klage, wenn ſie zu lang iſt, macht dem Leſer Langeweile, und für einen Mann, der kein Gehör bei ſeinen Unterdrückern hoffen darf, habe ich ſchon zu viel geredet, zu viel für meine Unſchuld, an der ohnehin keiner zweifeln wird, der von dem wahren Verlauf der Sache unterrichtet, und ohne Leidenſchaft iſt. Gott wird ſich endlich meiner erbarmen, und iſt es nicht ſein Wille, daß mir in dieſer Welt Gerechtigkeit wiederfahre, ſo wird er wenigſtens, wenn ich längſt im Grabe modere, meine Unſchuld an den Tag bringen!

20. Zwiſchen Neapel und Rom.

Auch meine Rückkehr nach Rom iſt durch den giftigen Aushauch der pontiniſchen Sümpfe nicht beunruhigt worden; im Gegentheil habe ich an den Grenzen derſelben eine der angenehmſten Stunden in Italien genoſſen. Es war gegen das Ende des Monats December, der Himmel heiter, die Luft rein und warm. Der Vetturino fütterte ſeine Maulthiere neben dem verlaſſenen Kapuciner-Kloſter, deſſen ich ſchon einmal erwähnt habe. Wir deckten unſern Tiſch auf der groſſen Kirchentreppe, im mildeſten Sonnenſchein, und hielten ein fröhliches Mahl unter freiem Himmel. Nach dem Eſſen verlor ich mich ganz allein hinter dem Kloſter, wo ich in ſtillem Entzücken das ganze Europa vergaß, denn wahrlich! ich ſtand in Arkadien. Der Raſenteppich grünte mit zahlloſen Blümchen geſchmückt, nur lange Herbſtfäden zogen hie und da über die Haide. Lerchen ſtiegen neben mir aus dem Graſe und wirbelten das Lied, das ich ſonſt nur als Frühlingslied kannte. Zahme Schaaren von Enten, Schnepfen, Kibitzen, flatterten um die Sümpfe; einzelne Habichte kreiſchten in der Höhe. Büffel grunzten, Glöcklein weidender Schaafe tönten dazwiſchen. Allerlei kleine Vögel zwitſcherten. Ein Hirt ſang in der Ferne eine ruſſiſche Melodie. Gegen über auf den Bergen lag eine Stadt, aus welcher Glockengeläut dumpf herüber ſchallte. Dann und wann vernahm das Ohr aus weiter Ferne einen Flintenſchuß. Die mancherlei Töne, welche die Natur belebten, waren doch vereint noch nicht ſtark genug, um ein Geräuſch zu bilden; es blieb eine wehmüthige Stille um mich her, ich konnte jede Eidechſe im Graſe raſcheln hören. Welch' ein Kontraſt mit dem lärmenden Neapel, in dem noch vorgeſtern das widerlichſte Gekreiſch mich betäubte. Hier Alles ſo ſtill, ſo unſchuldig — ein Paradies ſchien mir die Erde und ein Gewölbe von Kornblumen der Himmel. — Welch' ein abſcheuliches Bild hatte ich mir ſtets von den pontiniſchen Sümpfen gemacht! welch' ein liebliches trage ich mit mir hinweg! —

21. Gallerie der Künſtler, die ſich jetzt in Rom aufhalten.

Der Landſchaftsmahler Reinhardt ſtehe in dieſer Gattung gewiß oben an. Zwar habe ich wenig von ihm geſehen, er hatte nur ein vollendetes Stück zu Hauſe; aber wenn ich auch nichts von Wieland geleſen hätte als den Oberon, ſo dürfte ich ja doch wohl behaupten, daß er ein großer Dichter ſey? — Reinhardts Pinſel iſt ernſter und kräftiger als Hackerts. Ob er dem Pinſel von Denis gleich komme, wage ich doch nicht zu entſcheiden. Wäre das aber auch nicht, ſo dürfen wir dennoch auf unſern Landsmann ſtolz ſeyn, er iſt gewiß der erſte deutſche Landſchaftsmahler. Schade daß dieſer große Künſtler, der zugleich ein ſehr wackerer, jovialiſcher Menſch zu ſeyn ſcheint, unſerm Vaterlande auf immer den Rücken gekehrt hat, weil er meint, er könne nun, nach einer Abweſenheit von zehn Jahren, nicht mehr unter dem nördlichen Himmel wohnen.

Der Geſchichtsmahler Abel aus Wien, ſammelt Verdienſte. Er iſt ein Schüler des berühmten Füger und arbeitet jetzt eben an zwei Gemählden für den Grafen Fries, Hectors Abſchied von Andromache, und dann, der Augenblick, in welchem Andromache, durch den Anblick von Hectors geſchleiftem Leichnam erſchüttert, leblos zu Boden geſunken iſt, und ihre erſchrockenen Weiber ihr zu Hülfe eilen. Das erſte Bild, (der Abſchied) ſcheint mir ein wenig kalt, ich ſehe die Griechinnen nicht gern mit dem Schnupftuch vor den Augen; es fallen mir immer die Theater-Prinzeſſinnen dabei ein; auch möchte die ganze Gruppe wohl zu zerſtreut ſeyn. Das letztere hingegen iſt ſchön gedacht, und die Figur der unglücklichen entſeelten Gattin ſcheint mir eines Meiſters würdig. — Prometheus, der an den Felſen geſchmiedet wird, nähert ſich gleichfalls ſeiner Vollendung, und wird ein ſehr intereſſantes Bild werden. Faſt möchte ich behaupten, dieſer Prometheus ſey kräftiger als der berühmte ſeines großen Meiſters. Es iſt ein ſchöner Trotz, der den ſtarken Mann auch noch in Feſſeln trefflich kleidet. Und welch' ein geiſtreicher Blick! Man ſieht wohl, daß er, und nicht der etwas flache Merkur, der vor ihm ſteht, das himmliſche Feuer geſtohlen hat. Die neben ihm knieenden weiblichen Figuren ſind ſehr reizend und graziös. Auch rechne ich es Abel zum Verdienſt an, daß er den vermaledeiten Geyer noch nicht erſcheinen ließ. Er braucht, um zu würken, dieſen Behelf nicht. — Ein großes ſchönes Bild hat der Künſtler bereits vollendet, Antigone, die ſtill weinend mit gefalteten Händen vor dem Leichnam des Geliebten ſitzt; ein ſehr rührendes Gemählde, auf dem die wahre und doch ſchöne Leiche, das Gefühl nicht empört, nur inniges Mitleid erweckt. Hätte Abel vor hundert Jahren gelebt, ſo wäre ſicher ein todter Chriſtus daraus geworden, an dem wir das Blut von allen fünf Wunden, und die von der Dornenkrone verurſachten Blutperlen ſchaudernd bewundern müßten. — Herr Abel wird bald nach Wien zurückkehren, und ſich dort an die Reihe der beſten Künſtler anſchließen.

Will man in unſern Zeiten etwas recht kühnes ſehen, ſo muß man franzöſiſche Künſtler beſuchen. Hariette, ein Schüler Davids und franzöſiſcher Penſionair, iſt in letzterer Qualität verbunden, ein Gemählde von einer gewiſſen Größe, (ich glaube von acht Fuß) nach Paris zu liefern. Aber Hariette will ſich auszeichnen, ihm genügt das vorgeſchriebene Maaß nicht, er hat eine Leinewand von zwei und zwanzig Fuß Breite und ſechszehn Fuß Höhe ausgeſpannt, auf der er die Heldenthat des Horatius Cocles abzubilden im Begriff ſteht, wie er allein die Brücke vertheidigt, welche hinter ihm abgeworfen wird. Es iſt eine große, ſehr kühne Compoſition, in der mir am kunſtreichſten ſcheint, daß trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit, doch alles nur auf Einen Punkt hin arbeitet. Auf der Brücke, dem Abgrund nahe, ſteht Horatius, den Fuß in Leichen gewurzelt, mit drohend geſchwungenem Schwerdte; des Feindes kecke Jugend dringt noch auf ihn ein. Den tiefern Vorgrund füllen die fliehenden Römer, die ſich theils zu Roß in die Wellen der Tiber ſtürzen, theils hindurch ſchwimmen, oder von Böten gerettet werden; der ſiegende Feind verfolgt ſie bis in den Strom. Das wären alſo wohl eigentlich zwei Haupthandlungen, die Heidenthat auf der Brücke und die Flucht durch den Strom. Beide hat Hariette ſehr ſinnreich zu verbinden gewußt, ſo, daß das im Vorgrund ruhende Auge, ſtets wieder hinauf zu der

Hauptfigur geleitet wird. Rechter Hand nehmlich ſitzt in einem Nachen der verwundete, bereits dem ſichern Ufer nahe Conſul, von ſeinem weinenden Sohne unterſtützt. Ihm ſchwebt der Tod auf den Lippen, aber die Sorge um das Vaterland verſchlingt jeden Schmerz; ſein Blut fließt ungehindert, ſein brechendes Auge ſucht nur den Helden, der jetzt Roms letzte Hoffnung iſt. Ein Centurio ſitzt neben ihm, und erzählt ihm mit großer Lebhaftigkeit, was das ſchon gebrochene Auge nur noch dämmernd ſieht. Doch die Art, wie der Conſul des Centurio Hand gepackt hat, beweiſt, daß er ihn verſteht; dieſer Händedruck ſagt deutlich: nun ſterbe ich ruhig. Die Verbindung mit dem Vorgrunde linker Hand iſt durch einen der Feinde bewürkt worden, der, am Ufer der Tiber ſtehend, ſo eben ſeinen Pfeil auf Horatius abdrücken will; aber in demſelben Augenblick wird ſein Hals von einem Pfeil durchbohrt, den ein römiſcher Jüngling in der Mitte des Vorgrundes, in einem Boote ſtehend, hinüber an das Ufer ſchwirren läßt. Siehe ſo bildet der reiche Vorgrund die Baſis eines Triangels, deſſen Spitze der Held iſt. – Jenſeits der Brücke am römiſchen Ufer ſteht Volk, das zu den Göttern fleht; ein blinder Greis drängt ſich vor, um im Nothfall ſich zuerſt dem Feinde in den Weg zu werfen. Durch die Lücke, welche die abgebrochene Brücke verurſacht, erblickt man in der Ferne das alte Rom mit dem Capitolium. — Das Ganze iſt wahrlich ſehr poetiſch gedacht, und die Ausführung ſcheint des Gedankens würdig. Jeder Kopf, jede Hand, jeder Fuß, haben den individuellſten Ausdruck, und es zeigt unter andern von Hariette's Scharfſinn, daß die rohen Bootsknechte ſo wenig Theil an der Begebenheit ſelbſt zu nehmen ſcheinen; ſie ſind Sklaven, die ihre ganze Aufmerkſamkeit bloß auf das Rudern wenden, ja ſelbſt die ſtarke Anſtrengung, mit welcher ſie rudern, iſt ganz ſichtbarlich Produkte einer andern Kraft, als die mit welcher gefochten wird. — Zu bewundern iſt, daß Hariette ſein Bild gar nicht untermahlt, ja ſelbſt mit der Kreide ſich nur wenig verzeichnet, ſondern Alles gleich mit dem Pinſel ausführt. Kaum drei Monat hat er an dieſem Rieſenwerk gearbeitet und in drei Monaten hofft er fertig zu ſeyn. Man muß ſeine Arbeit ſelbſt geſehen haben, um begreiflich zu finden, daß dieſe Schnelligkeit ihr nicht ſchaden werde.

Einen ganz verſchiedenen, aber darum nicht ſchwächern Eindruck, macht die Skizze zu einem großen Gemählde, welche ein Italiäner, Namens Boſſi, in Lebensgröße entworfen, und die er in Mailand (wo er Sekretair der Akademie iſt) auszuführen gedenkt. Daß der Mann eine große Beleſenheit in den Alten beſitzt, erräth man ſogleich aus ſeiner Compoſition. Es iſt ein Parnaß, die Hauptfigur auf dem Gipfel Apoll der die Leier ſpielt, und dem Alles rings umher, in unausſprechlich ſchönen Gruppen zuhorcht. Gleich neben ihm ſtehen die drei Grazien auf das lieblichſte verſchlungen; halb hinter ihm die Nemeſis, allein von Allen das Auge mit Ernſt gen Himmel ſchlagend. Den Zipfel ihres Gewandes hat der Gott des Schweigens gefaßt. Den Hügel abwärts zu beiden Seiten ſind die Muſen gruppirt; es iſt unmöglich ſich graziöſere Figuren zu denken. Der Erato hat Amor die Leier entwandt und ſpielt muthwillig damit. Unter Apolls Füßen wird man eine geöffnete Höhle gewahr, in ihr den Quellgott Hippocrene, der lächelnd den ſchlafenden Schlaf in ſeinen Armen hält. So reizend hingegoſſen kann nur der Schlaf ſelbſt ſchlafen. Der Charakter des Bildes iſt ſo warm lieblich, und das Ganze ſo ſchön zuſammen gehalten, daß ich faſt prophezeihen möchte, es werde in aller Stille den Preis über Hariette's Prachtſtück davon tragen; wenn anders Boſſi auch zu mahlen verſteht, eine freilich nur untergeordnete Kunſt, die ich ihm aber abſprechen hörte.

Ein junger Künſtler von großen, ja von ſchon erfüllten Hoffnungen iſt der Bildhauer Schweiklen aus dem Würtenbergiſchen. Sein Probeſtück, das ihm ohne Bedenken Sitz und Stimme in der Verſammlung der Meiſter giebt, iſt ein Amor mit der Keule, Beſieger des Herkules. Als er es zum erſtenmal ausſtellte, ſprach man in ganz Rom von nichts anderm, und noch jetzt reden die Künſtler ſelbſt mit Enthuſiasmus davon. Er hat noch nichts weiter geliefert, als dieſen Amor. Der Löwe gebährt nur ein Junges, aber es iſt ein Löwe. Der Bruder des modernen Herkules, Lucian Bonaparte, hat darum gefeilſcht, aber der Churprinz von Würtenberg iſt ihm zuvorgekommen, und für dieſen, in jeder Rückſicht liebenswürdigen Fürſten, führt Schweiklen jetzt ſeinen Amor in Marmer aus. Er iſt ein ſehr beſcheidener junger Mann, und paßt daher nicht in die neue deutſche Schule, die Beſcheidenheit für Schwachheit hält, und von Göthe grade das Schlechteſte nachäfft, nehmlich ſeinen imponirenden Ton, in dem er doch von Gamba Curta auf dem Molo zu Neapel übertroffen wird.

Angelica Kaufmann iſt ſchon ſeit vielen Jahren mit Recht ſo bekannt, mit einigem Unrecht ſo berühmt, daß ich mir das Vergnügen, ihr Attelier zu ſehen, nicht verſagen konnte. Sie iſt eine recht freundliche, angenehme alte Frau, deren Geſicht kein Genie aber viel Gutmüthigkeit ausdrückt. Durch anhaltenden Fleiß und Glück hat ſie ein Vermögen von ein paarmal hunderttauſend Thalern erworben, und einen Verwandten aus Deutſchland kommen laſſen, um ſie zu pflegen und zu beerben. Ihre Wohnung athmet Kunſt. Durch einen Saal, der ganz mit Statüen und Büſten angefüllt iſt, kommt man in ihr Wohnzimmer, wo ſie eine kleine auserleſene Sammlung von alten Gemählden ſehr ordentlich unter ſeidenen Vorhängen bewahrt. Es iſt ein heiliger Hyeronimus, ihrer Sage nach, von Leonardo da Vinci darunter; ich bekenne, daß alles, was ich von dieſem Meiſter geſehen, einen ganz andern Ton hat. Zwiſchen einigen ſchönen Köpfen von Vandyk und Rembrandt, hängt auch ihr eigenes Portrait, einſt von Reynolds in London gemahlt, und durch einen Kupferſtich von Bartolozzi ſehr bekannt; es iſt aber nicht ähnlich, wenigſtens jetzt gar nicht. — Doch ich eile zu dem, was die fleißige Künſtlerin von eigenen Arbeiten jetzt vorräthig hat. Das Beſte unter den hiſtoriſchen Stücken iſt unſtreitig der Prophet Nathan, welcher den König David das Urtheil über den reichen Mann ſprechen läßt, der dem Armen das einzige Schäfchen raubte, und nun ihm erſt zuruft: du biſt der Mann! Die Figuren ſind von Lebensgröße. Nathans Kopf iſt in der That ſchön und voll männlichen Ernſtes. Auch iſt es der Mahlerin gelungen, dem David eine ziemlich edle und doch zweideutige Phiſiognomie zu geben, gerade wie man den alten frommen Schalk ſich denken ſoll. Er hat eben auf der Harfe geſpielt, die ihm vor Schrecken entſinket; nur möchte ich ſeine Bewegung eher ein Achſelzucken als Schrecken nennen. Uebrigens iſt das Bild in Angelica's gewöhnlicher Manier, das heißt gefällig, elegant. — Weit geringern Werth ſcheint Hagar und Ismael zu haben, ſie ſcheint mit dem Engel in ein kaltes, etwa politiſches

Geſpräch verwickelt zu ſeyn, und der ausgeſtreckte Arm des Engels iſt offenbar verzeichnet. — Für heroiſche Gegenſtände gebricht es der Künſtlerin vollends an Kraft. Der Abſchied Coriolans iſt eine mit vieler Zierlichkeit dargeſtellte Scene aus einem franzöſiſchen Trauerſpiel. — Hingegen haben drei Mädchen, die aus einem Notenblatt ſingen, mir recht wohlgefallen; ſolche Gegenſtände ſind ihren Kräften angemeſſen. In Portraits ſcheint ſie jedoch ihre größte Stärke zu beſitzen, und vielleicht ſind die Frauenzimmer, wenn ſie Mahlerinnen werden wollen, recht eigentlich für dieſen Zweig der Kunſt beſtimmt, denn wahrlich ſie haben von der Natur einen feinen Inſtinct erhalten, in Phiſiognomien zu leſen, das ganze bewegliche Geberdenſpiel des Mannes ſchnell aufzufaſſen und zu deuten. Es iſt eine Gabe, welche ihnen, als Waffe des Schwächern, die Natur vorzugsweiſe verlieh. Das Portrait eines ſchottiſchen Edelmannes, ganze Figur, in der ſchönen mahleriſchen Nationaltracht, feſſelt vorzüglich das Auge. Daneben ſtand ein allerliebſter Knabe, völlig nackend, als junger Bachus gemahlt, und leider ſtark verzeichnet. Noch einige andre Portraits, bei welchen ſie ſich bloß auf Bruſtbilder eingeſchränkt hatte, ſind ihr vortrefflich gelungen. Canova's Bild ſtand auch unvollendet.

Seit kurzem befindet ſich hier ein junger Hiſtorienmahler, Wagner aus Würzburg. Ich habe zwar nichts weiter von ihm geſehen als die Skizze zu einem Gemählde, aber — ex ungue leonem. — Dieſe Skizze iſt wahrlich eine Löwenklaue. Schon die Wahl des Gegenſtandes aus dem Homer, iſt von der Art, daß ſie augenblicklich den Mann von großem Genie bezeichnet, das den einfachſten Stoff zu der ſchönſten Mannichfaltigkeit verarbeitet, ohne der erhabenen Einfalt zu ſchaden. Es iſt der alte Neſtor, der zwiſchen den trojaniſchen Helden in der Stunde der Morgendämmerung erzählend ſitzt. In den mahleriſchſten und zugleich ſchwerſten Stellungen ſind die Helden kunſtreich um ihn gruppirt, der Charakter eines jeden in der Art, wie er zuhört, verſtändlich ausgedrückt. Sehr klüglich z. B. iſt Agamemnon ganz in Schatten geſtellt. Die Beleuchtung iſt ſinnreich, lieblich und wird großen Effekt machen. Die ſcheidende Göttin der Nacht fliegt mit ausgeſpreiztem Mantel über die Helden hin. Aurorens Gebiet grenzt an das ihre, doch ſo, daß das dämmernde Licht vorzüglich auf den alten Neſtor fällt. Ich prophezeihe ein herrliches Bild, wenn Hr. Wagner es im Großen ausführt. Nur zwei kleine Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Die erſte betrift den Ulyſſes, der in weiter Ferne vom Pferderaube zurückkehrt. Man wird zwar wenig von ihm gewahr, aber ich wünſchte ihn doch ganz hinweg, weil er die ſchöne Einheit ſtört. Die zweite geht die Perſonificirung der Nacht an. Ich habe zwar nichts dagegen, ſondern glaube vielmehr, es werde eine freundliche Würkung thun; mich deucht nur, dann müſſe auch die Morgendämmerung perſonificirt, Aurora ſelbſt ſichtbar werden. — Vielleicht ſind das Kritteleien. Ich mache ſie ſchnell wieder gut, indem ich Deutſchland aufrichtig zu ſolch einem wackeren Künſtler Glück wünſche, der bei ſehr geringer Unterſtützung und knapp zugemeſſener Zeit (wie es die Art deutſcher Mäcene mit ſich bringt) dennoch gewiß mehr leiſten wird, als die ſo ſehr begünſtigten franzöſiſchen, oder die reich bezahlten ſpaniſchen Penſionairs.

Doch nehme ich von den Franzoſen billig Guerin aus, der — wenigſtens in Wahrheit und Tiefe der Empfindung unerreichbar bleiben wird. Ja, auch er iſt hier der liebenswürdige Schöpfer des Marcus Sextus, der mir in Paris ſo ſanfte Thränen entlockte. Er arbeitet jetzt an der Darſtellung einer Idylle von Geßner. Amyntas wollte auf einem rauhen, unbeſchatteten Wege zum Tempel des Apoll einen Ruheplatz anlegen für die Pilger; er pflanzte Bäume und leitete eine Quelle dahin. Apoll, um ſeinen frommen Eifer zu belohnen, ließ die gepflanzten Bäume in einer Nacht emporwachſen, blühen, Früchte tragen. An derſelben Stelle wurde Amyntas begraben. Auf Guerins Gemählde ſehen wir ſein Grabmal und den Ruheplatz von Pomeranzenbäumen beſchattet. Ein pilgernder Hirt und eine Hirtin haben ſich gelagert; eine Enkelin des Amyntas ſteht vor ihnen, erzählend, welch ein Freund der Götter und Menſchen der Mann war, an deſſen Grabſtein ſie ſich lehnen. Das ganze Bild athmet ſanfte Empfindung, liebliche Stille. Man ſollte es nie in eine Gallerie, ſondern in das Zimmer eines Unglücklichen hängen, den es im Sturm der Leidenſchaften beruhigen würde, wie einſt Davids Harfe den König Saul.

Auf einem andern Pfade ſucht der Geſchichtsmahler Caylard den Ruhm. Er hat ſich einen ganz eigenen antiken Styl gebildet, den ich den Lapidarſtyl der Mahlerei nennen möchte, der auf den erſten Blick mißfällt, deſſen Ungewöhnlichkeit aber mich mißtrauiſch gegen mein Urtheil macht. Es iſt doch eine ernſte große Manier, das Auge muß ſich nur erſt daran gewöhnen. Caylard arbeitet jetzt an dem Richterſpruch des Minos über die Seelen. Das ganze Bild iſt treffliche Poeſie, reicher Stoff für den Dichter. Der unbewegliche Ernſt in den Köpfen der drei Höllenrichter, die Ruhe im Geſicht und Stellung des Landmanns, der ihnen zunächſt ſteht; der Philoſoph auf das Buch in ſeiner Hand vertrauend; der edle Krieger mit der Hand auf der Wunde, die ihm den Tod fürs Vaterland brachte; das ſchüchterne Mädchen — und endlich zuletzt, mit zögerndem Schritt und geſenktem Haupte, der Tyrann! — Welche Contraſte! — In der Ferne wird man die elyſäiſchen Felder gewahr, und ſiehe, ein Kind ſpringt ungerichtet hinüber in die glücklichen Gefilde. Ein warmer fröhlicher Gedanke! — Auf einem andern, vollendeten Bilde, hat Caylard den bettelnden Beliſar vorgeſtellt, und zwar bettelnd an ſeinem eigenen Triumphbogen, der ſeine Thaten, ſeine Siege, ſeine Verdienſte um das Vaterland verkündet. Ein Mädchen, welches Waſſer vom Brunnen holte, reicht dem führenden Knaben eine kleine Münze. In der Ferne, jenſeits des Bogens, ſtehen zwei Soldaten, welche den Bogen betrachten, bewundern, aber den Helden nicht ſehen, deſſen Ruhm er verewigt. Dieſer ruht an einem Brunnen, der die Innſchrift trägt: tandem felix. — Vielleicht iſt Caylard noch mehr Dichter als Mahler. Bei der Preisbewerbung in Paris ſoll er ein Gemählde aus dem Oſſian aufgeſtellt haben, welches — vielleicht auch um der Ungewöhnlichkeit des Styls willen — dem Publikum nicht, wohl aber dem Kenner David ſehr gefiel.

Channin iſt ein junger, talentvoller Landſchaftsmahler. Er hielt ſich einige Zeit in Neapel auf, wo er den Veſuv ſtudirte. Aber auch er iſt von der gewohnten Heerſtraße abgewichen; er hat nicht, wie faſt alle ſeine Brüder, durch die Flammen des Veſuvs eine Nachtſcene gräßlich erleuchtet, ſondern das Bild des ausgebrochenen Vulkans am Tage zu faſſen verſucht. Er hat dabei ſeinen Standpunkt ſehr glücklich in einem tiefen Thale zwiſchen Felſen gewählt, wo ein einſamer Bach ſtill hinrieſelt, an dem Hirſche ſich ätzen. Nur den dampfenden Gipfel des Veſuvs ſieht man über die Felſen hervorragen. Die Rauch-

und Aſchenwolken des furchtbaren Berges oben, die Ruhe des ätzenden Wildes in der Tiefe und die Stille der ganzen Gegend, bilden einen ſchönen Contraſt.

Mademoiſelle Banſy iſt eine vortreffliche Zeichnerin, eine Schweizerin von Geburt, die in der franzöſiſchen Akademie bei dem Direkteur Suvee wohnt, und ganz ihrer Kunſt lebt. Sie kopirt jetzt die Raphaelſchen Gemählde in der Farneſina, und iſt geſonnen ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen. Schade daß dieſe Gemählde, als dichteriſche Compoſitionen, ſo ſehr geringen Werth haben. Man würde nie errathen, was ſie vorſtellen ſollen, wenn es einem nicht erklärt würde. Auch als Portraitmahlerin ſoll die beſcheidene Banſy Vorzüge beſitzen.

Ein Spaziergang in dem Garten der Villa Medicis wird keinen Fremden gereuen, ſelbſt wenn es regnen ſollte, wie an dem Tage, da ich ihn unternahm; denn rings umher liegen die Atteliers franzöſiſcher Bildhauer, die zum Theil recht kräftig nach dem Kranze des Ruhmes ſtreben. Vor allen nenne ich Dúpaty, einen Bruder des jungen Dichters zu Paris, der unlängſt dadurch berühmt wurde, daß der mit dem Donnerkeil bewaffnete Argwohn, ihn wegen eines Vaudevilles nach St. Domingo ſenden wollte. Der junge Künſtler, von dem ich jetzt rede, hat einen coloſſaliſchen Philoctet erſchaffen, der ſich am Fuße verwundet hat. Ich glaube wohl, daß ſein Werk nicht fehlerfrei iſt, aber die Kühnheit und der kräftige Ausdruck des Ganzen erregen die herrlichſten Erwartungen. Außerdem hat er eine Büſte von dem gefeierten Helden des Tages und drei andere von der Mutter dieſes Helden in Marmor gearbeitet.

Mit Dúpaty wetteifert Calamor, der eine nackte Bildſäule Bonaparte's in Marmor ausführt. Der Kaiſer hält ein Schwerdt, auf deſſen Scheide man die drei Nahmen Marengo, Arcoli, Lodi, lieſt. Weit beſſer als die Bildſäule, zu welcher die Schmeichelei begeiſterte, gefiel mir eine andere, die Unſchuld, welche in ihrem Buſen eine Schlange erwärmt. Es iſt eine ſehr liebliche Figur. Auch durch eine weibliche Büſte, welche der Künſtler Sapho nennt, hat er ſeinen Schönheits Sinn bewährt. Uebrigens arbeitet auch er an einer Büſte von der Mutter des neuen Meſſias, die ſelbſt wünſcht, ſo oft als möglich in Marmor verewigt zu werden. Er hat ihr ein Diadem zum Kopfſchmuck gegeben, auf welchem ihres Sohnes Haupt in Basrelief ſichbefindet. Vielleicht wünſchte ſie auf dieſe Weiſe einem Jupiter zum Pendant zu dienen, aus deſſen Haupte Minerva entſpringt.

Wir gehen weiter und finden bei Milon eine artige Pſyche mit der Lampe, etwas unter Lebensgröße, und ein ſkizzirtes Basrelief für Alfieris Grab beſtimmt. Das letztere ſcheint mir mit allegoriſchen Perſonen überladen und wird einen verworrenen Effekt machen.

Der kühnſte, wie der verwegenſte unter den franzöſiſchen Bildhauern iſt unſtreitig Moutony, der eine koloſſaliſche Gruppe unternommen hat, Theſeus, wie er die beſiegte Amazonenkönigin auf ſeinen Armen davon trägt. Auf den erſten Blick imponirt ſein Werk, doch hält es den zweiten nicht aus. Theſeus hat das Weib ſo ſonderbar zwiſchen den Beinen gefaßt, ſie reitet ſo unanſtändig auf ſeinem Arm — und dann iſt ihr linker Arm ſo gänzlich mißrathen — ihr Kriegsgewand endet auf der Schulter in einen Löwenkopf, dieſer Löwenkopf ſcheint aus ſeinem Rachen ihren Arm auszuſpeien, oder vielmehr einen fremden ihr nicht gehörigen Arm zur Hälfte verſchlungen zu haben. Dieſes Werk wird ſchwerlich Glück machen, ob es gleich an dem

Talent des Künſtlers nicht verzweifeln läßt, wenn er nur erſt etwas furchtſamer wird geworden ſeyn.

Nicht allein von dem oben genannten Schweikler werden die franzöſiſchen Bildhauer in Rom übertroffen, auch der Däne Torwaldſon läßt ſie weit hinter ſich. Er hat in koloſſaler Größe, einen herrlichen Jaſon mit dem Widderfelle vollendet, den er in dieſem Augenblicke für den reichen Banquier Hope in Marmor ausführt. Schade daß das Glück dem Künſtler bei der Wahl des Marmorblocks nicht günſtig geweſen, er hat viele böſe Flecken. Außer dem Jaſon ſah ich noch bei ihm einen allerliebſten Ganymed, den er jetzt gleichfalls in Marmor für eine ruſſiſche Gräfinn verfertigt. Eine ſchöne kräftige Büſte des unſterblichen Bernſtorff ſchmückt dieſes Attelier eines Dänen. Torwalſen macht ſeinem Vaterlande Ehre, an Kraft übertrifft er ſogar Canova.

Die Kunſt, ſchöne Gewänder zu ſchaffen, ſcheint vorzüglich der Italiäner Pacetti ſtudiert zu haben. Seine ſitzende Minerva (eine koloſſale Statue), welche dem vor ihr ſtehenden, vom Prometheus gekneteten Menſchen, die Seele einhaucht, indem ſie ihm einen Schmetterling auf den Kopf ſetzt, hat ihr vorzüglichſtes Verdienſt im Gewande. Auffallend iſt, daß der neugeſchaffene Menſch beide Daumen einſchlägt, wie einer, der von der Epilepſie leidet. Der Künſtler entſchuldigt das durch die Verſicherung, daß alle neugebohrne Kinder, in dem Augenblick da ſie auf die Welt kommen, oder gar im Mutterleibe, die Daumen ſo einſchlagen. Ich bin kein Accoucheur und kann ihm alſo nicht widerſprechen; aber der Menſch des Prometheus iſt hier kein Kind aus Mutterleibe. Mich dünkt, man kann ihm etwas ähnliches von dem zurufen, was der Prinz in Emilia Galotti dem Mahler Conti ſagt: weniger treu wäre ſchöner geweſen. — Pacetti iſt als Mitglied der Akademie nach Mayland berufen, und wird erſt dort ſeine Minerva in Marmor ausführen.

Der Hiſtorienmahler Landi hat ein einſchmeichelndes Gemählde ausgeſtellt, ein ſehr ſchönes Weib, das völlig nackend auf ein Ruhebett hingegoſſen liegt. Den Purpurvorhang hinter ihr hebt eine ſchlaue Alte, die einen der ſchönſten Jünglinge leiſe hinein läßt, und mit dem Finger auf dem Munde ihm Schweigen gebietet. Das Bild iſt in keiner Rückſicht mittelmäßig, der Künſtler hat mit der Dame des Tizian gewetteifert, doch freilich ſein Urbild nicht erreicht; den größten Werth giebt ſeiner Venus (oder wie man ſie nennen will) das belebende Colorit. Man verſichert, daß eine der ſchönſten und vornehmſten Damen ihm bei ſeiner Arbeit zum Modell gedient habe, ja daß Eitelkeit nicht ſelten die ſchönen Römerinnen zu einer ſolchen Enthüllung ihrer Reize bewegen ſolle. Wie weit bei dieſer Gelegenheit die Eitelkeit führen und verführen könne, davon redet wohl nur der Gemahl der Dame mit Schaudern, und vielleicht der nicht einmal. — Nach Vollendung ſeiner Venus will Landi einen Oedip mahlen, wie ihm die Tochter, ſeine letzte Stütze entriſſen wird. Ich habe eine kräftige Skizze davon geſehen. — Auch als Potraitmahler hat dieſer Künſtler große Verdienſte. Ueberzeugende Proben davon lieferte mir eine vornehme polniſche Familie, Mann, Frau und Schwiegervater. Eine ſeltſame Grille ſchien es zu ſeyn, daß der Vater ſich in altrömiſcher Tracht, der Sohn in ſpaniſcher, die Tochter in griechiſcher Kleidung hatte mahlen laſſen. — Landi fühlte den Werth ſeiner Arbeiten. Für ein ganzes Portrait läßt er ſich zweihundert Dukaten zahlen, für ſeine Venus fordert er fünfhundert. Doch ihm iſt Geld zu gönnen, er weiß es anzuwenden. Als vor zwei

Jahren in Rom Hunger und anſteckende Seuchen herrſchten, lag ein Menſch vor einem Kaffeehauſe im Begriff Hungers zu ſterben. Der Zufall führte Landi vorbei, er ſprang haſtig in das Kaffeehaus, ließ ſich den beſten Wein geben, eilte heraus, faßte den Sterbenden in ſeine Arme, flößte ihm Wein in den Mund und rief ihn glücklich ins Leben. Ich habe dieſe dem menſchlichen Künſtler Ehre bringende Anekdote von einem meiner Bekannten, der dabei ſtand.

Der beſte italiäniſche Landſchaftsmahler in Rom iſt jetzt Labruzzi. Ein paar Gegenden bei Tivoli, nach der Natur gemahlt, ſind würklich vortrefflich. Minder gelungen ſcheinen ein paar andere, die er durch Scenen aus Pſychen's Geſchichte belebt hat. Sie waren von dem verſtorbenen Lord Briſtol beſtellt, ein Sonderling, um den die hieſigen Künſtler noch lange wehklagen werden. — Bis zur Geſchichtsmahlerei ſollte Labruzzi ſich doch nie verſteigen, um ſo weniger, da er eine ſeltſame Spielerei daraus macht. Man giebt ihm nehmlich ein Papier, auf welches man ſo vielmal fünf Punkte geſetzt hat, als Figuren man auf dem Gemählde haben will, nehmlich einen Punkt für den Kopf, zwei für die Hände und zwei für die Füße. Dann ſagt man ihm, welchen Gegenſtand das Bild darſtellen ſoll, und flugs füllt Labruzzi die Puncte aus. Er hat ihm erſt kürzlich der liebenswürdige Erbprinz von Meklenburg Strelitz funfzehn Punkte vorgezeichnet, mit dem Begehren, einen Herkules am Scheidewege zwiſchen Tugend und Wolluſt daraus zuſammen zu ſetzen. Es iſt geſchehen, und der Mahler iſt wirklich dabei, das Bild in Lebensgröße für den Prinzen auszuführen, dem es doch ſchwerlich zu etwas mehr dienen wird, als zur Erinnerung an einen Scherz. Ich möchte die ganze Spielerei ein gemahltes bout rimé nennen. Die Engländer ſollen große Liebhaber davon ſeyn, und Labruzzi hat in der That ein ganzes Buch voll ſolcher Einfälle radiren laſſen. Das Verdienſt dabei iſt verzweifelt klein. Die Art, wie er ſich darüber vertheidigt, iſt eine Selbſtanklage. Er ſagte nehmlich, durch ſolche vorgeſchriebene Punkte werde die Monotonie vermieden, welche ſonſt einen Mahler leicht bei der Compoſition ſeiner Gruppe überraſche. Wehe dem Mahler, der ſich davor durch Punkte ſchützen muß!

Jetzt muß ich von einem Gemählde reden, welches den unauslöſchlichſten Eindruck auf mich gemacht hat. Es iſt der Tod der Virginia von Cammuccini, einem Römer. Das Bild iſt zwei und dreißig Palmen breit und neunzehn Palmen hoch. Linker Hand auf einer Tribune ſitzt der wollüſtige Decemvir Appius Claudius, von ſeinen Lictoren umgeben. Rechter Hand treibt ein Lictor das erſchrockene Volk mit Gewalt zurück. In der Mitte iſt die Hauptgruppe. Jedermann weiß, daß Appius die ſchöne keuſche Virginia, unter dem Vorwand, ſie ſey eine Sklaventochter, dem Vater entreißen und ſie entehren wollte. Um ſie zu retten, waren alle Mittel erſchöpft: der Wuth des Greiſes wie der des verlobten Bräutigams, ſpottete der Gewalthaber. Der Augenblick war gekommen, in dem man Virginien wegſchleppen wollte. Da wandte ſich plötzlich der Vater zu dem Decemvir. „Halt! rief er, noch einen Augenblick! vergieb, Appius, dem Kummer eines Vaters, wenn meine Rede gegen dich unſanft war. Vergönne nur, daß ich das Mädchen noch in Gegenwart ihrer Wärterin ſelbſt befrage, mich überzeuge, daß ich nicht ihr Vater ſey, und dann ruhig von dieſem Platze ſcheide. — Es iſt dir vergönnt, ſprach Appius. Sogleich führte Virginius ſeine Tochter zu den nahen Buden, ergriff dort das Meſſer eines Schlachters, und ſtieß es ihr mit den Worten in die Bruſt: ſiehe das iſt das einzige Mittel deine

Freiheit zu retten! — Dann kehrte er ſich gegen den Richterſtuhl, ſtreckte die blutige Fauſt mit dem blutigen Meſſer dem Decemvir entgegen und ſchrie: Te Appi tuumque caput hoc sanguine consecro! (dieſes Blut komme über dein Haupt) — Dieſen fürchterlichen Augenblick hat der Künſtler gewählt, und mit furchtbarer Wahrheit dargeſtellt. Das Geſicht des Vaters ſpricht Verzweiflung und Trotz, Schmerz und Wuth! von allen dieſen Leidenſchaften iſt keine halb ausgedrückt, ſie ſind nicht gemiſcht in dieſen erſchütternden Zügen, ſie ſind alle ganz darinnen; ja ſogar ein Lächeln der Unterirdiſchen hat der Künſtler darüber hingehaucht, wie einen Flammenſchein über Felſenzacken. Man hört den unglücklichen Vater gräßlich lachen, aber man hört ihn auch fürchterlich heulen. Die Worte: „mit dieſem Blute weih' ich dein Haupt dem Tode!" ziſchen nur zwiſchen den Zähnen hervor; ihm verſagt die Stimme; aber das blutige Meſſer ſchreit laut! und Appius — ha! da ſitzt er, niedergedonnert! überraſcht von der That; Schrecken und Wuth verzerren die tiefgegrabenen Züge, er beißt die Zähne zuſammen; der Zorn ſpannt die Muskel ſeiner Arme, ballt ſeine Fauſt, der Zorn krümmt ſeine Fußzehen auf dem Rande der Tribune zuſammen. Vom Kopfe bis zur Scheitel iſt der Mann nur eine einzige Zuckung. — Und das herrliche Mädchen! dieſe reine Unſchuld! ſchon halb entſeelt iſt ſie in die Arme des alten Numitorius geſunken; ihre Linke hängt todt herab, ihre Rechte ſucht mit der letzten Kraft das Gewand ihres Vaters zu faſſen; ihr Auge bricht, aber ſie iſt noch immer unausſprechlich ſchön! ein Lächeln begleitet ihren fliegenden Geiſt. Der Bräutigam knieet neben der entſeelten Braut, ſucht das Blut ihrer Wunde zu ſtillen. Mit ausgebreiteten Armen will die verzweifelnde Amme ſich auf ſie werfen. In den reichen Gruppen der Umſtehenden iſt Mitempfindung auf die wahrſte und mannichfaltigſte Weiſe ausgedrückt. Die Römerinnen, welche der Lictor zurückdrängt, hört man ſchreien: müſſen wir darum Töchtergebähren! — Nur allein die Art der Theilnahme, welche der Künſtler auf die Geſichter der Lictoren geſchrieben hat, bezeichnet die Sklavenſeelen. —

Was ſoll ich nun von Menſchen halten, die vor ſolch ein Gemählde hintreten und kritteln? die, während mir der Athem enger wird und meine Augen ſich befeuchten, mit kalter Krittelei mir zeigen, oder zeigen wollen, daß die verſchiedenen Gruppen nicht innig genug verbunden ſind; daß die Stellung der Virginia einem Telegraphen gleich ſieht; daß das Ganze keine Haltung habe; und was dergleichen die Kunſtmenſchen noch mehr zu tadeln finden. O wie herzlich bedaure ich den armen Mann, der vor dieſem Bilde, ſtatt zu genießen, ſich ſelbſt quält, ſeine Kennerſchaft zu beweiſen! — Nicht um die Welt möchte ich die Gabe beſitzen, alle Fehler eines Bildes gleich auf den erſten Blick zu erkennen. Eine Gabe nannte ich es? o es iſt ein Fluch der auf Künſtlern ruht. Ich wundre mich nur, daß ſolche Unglückliche nicht auch die Blumen ausmeſſen, und beſtimmen, ob eine Roſe ihre Blätter nach der Kunſt gefaltet hat. — Wenn die Virginia von Camuccini mich zum lebendigen Zeugen der lebendigen Begebenheit macht; wenn ſie alle die Empfindungen, welche die Umſtehenden damals ergriffen, auch in mir würklich hervorbringt; wenn ich, mich ſelbſt vergeſſend, mit dem Vater weine, mit dem Volke ſchreie, und dem Virginius das blutige Meſſer entreißen möchte, um es dem Appius in die Bruſt zu ſtoßen — was kann man mehr von einem Kunſtwerke fordern? — Aber die Formen! die Formen! — ei ſo holl euch der Henker mit euren Formen! ihr herzloſen Menſchenformen! ſucht irgend einen Prometheus, und laßt euch zuvor einen Funken einhauchen, ehe ihr über ſolch eine Darſtellung richten wollt. Den *Geiſt*! die *Seele*! das ſchrei ich euch entgegen! was ſollen mir eure geregelten Formen? was liegt mir daran, ob Virginia *noch* mahleriſcher habe fallen können? was frage ich darnach, ob die Gruppen *noch* kunſtreicher hätten vereinigt werden können? — ich ſehe ja kein *Bild*, ich bin ja *gegenwärtig*, bei der *Begebenheit ſelbſt*. Es iſt ja kein Zug in allen dieſen Geſichtern, der mich erinnerte, es ſey nur Täuſchung. So und nicht anders, drücken alle dieſe Leidenſchaften ſich aus; das fühle ich tief! und verlangt man mehr? — *Formenmahlen*, oder *meiſſeln*, oder *dichten*, o das läßt ſich *lernen*; der mittelmäßigſte Kopf kann es weit dahin bringen; Leidenſchaften mit tiefer Wahrheit darſtellen, *das* iſt der *Stempel des Genies*. Das fühlen auch die Kunſtmenſchen wohl, und weil die Natur ihnen Genie verſagte, ſo halten ſie ſich an die magern Formen, die ſie *auch* begreifen, die ſie auch nachmachen können, und alle ihr Kritteln iſt im Grunde nichts anders, als eine Vertheidigung ihrer eigenen Mittelmäßigkeit und Eingeſchränktheit und trocknen Steifigkeit. — Ich fühle wohl, daß ich zu warm werde, aber wer hier nicht aufſprudelt, der — nun den mag ich wenigſtens nicht zum Freunde. — Ich ſollte wohl, um mich abzukühlen, noch von einem andern Bilde *Camuccini's* ſprechen, von einem ungläubigen Peter, der die Hand in Chriſtus Wunden legt; aber es iſt eine beſtellte Kirchenarbeit, die in Moſaik ausgeführt werden ſoll. Sie mag allerdings auch ihre großen Schönheiten haben; aber nach der Virginia läßt ſie ſich nicht betrachten.

Auch mehrere *Ruſſen* befinden ſich jetzt in Rom, welche beweiſen, daß die Natur ſie ſo gut als andre Nationen mit Kunſtſinn begabt hat. Der vorzüglichſte unter ihnen iſt ein Landſchaftsmahler, Feodor Matwejeff, der ſich ſchon ſeit fünf und zwanzig Jahren hier aufhält. Er vollendet eben ein großes Bild, eine Anſicht vom Mont Cenis, und ſchwingt ſich faſt dadurch zu dem Range der Reinhardte und Deniſe empor; wenigſtens wird er mit der Zeit nicht hinter ihnen bleiben. Er iſt nicht ruſſiſcher Penſionair, aber Kaiſer Alexander hat ihm kürzlich ein Geſchenk überſandt, welches ihm große Freude macht. Möchte doch der Kaiſer dieſen verdienſtvollen Mann zurückrufen, und etwa nach der Crimm ſchicken, um in einem an Schönheit ſo reichen Lande, wo nur ſelten ein Mahler der Natur etwas abſtiehlt, reizende Gegenſtände für ſeine Kunſt zu ſammeln, die noch überdies ein Nationalintereſſe haben würden. — Ich habe noch zwei andre Landſchaften bei Matwejeff geſehen, die mein erſtes Urtheil beſtätigen: eine Anſicht von Neapel und eine von Tivoli, beide für den ruſſiſchen Grafen Panin beſtimmt.

Ein vielverſprechendes, doch noch nicht ſo ausgebildetes Talent als dieſes, hat Alexi Jegorieff, Hiſtorienmahler. Mit den Farben weiß er ſchon trefflich umzugehen, und ſeine Zeichnungen ſind ziemlich korrect, nur die Muſe der Dichtkunſt hat ihren Stempel noch nicht auf ſeine Werke gedrückt. Ein Herkules am Scheidewege wird ein ſchön geformtes und gemahltes Bild; aber dieſe Tugend iſt nicht tugendhaft, dieſe Wolluſt iſt nicht wollüſtig. Eben ſo kalt läßt die Ehebrecherin, beſchämt vor Chriſtus ſtehend; die Tochter, welche ihrem Vater im Gefängniſſe die Bruſt reicht; ja ſogar der Chriſtus, dem auf ſeinem Leidensgange das Blut abgetrocknet wird, obgleich dieſer letztere ſein am meiſten vollendetes Gemählde iſt, und in Behandlung der Farben wenig zu wünſchen übrig läßt. Der fliehende Brudermörder Cain war nur ſkizzirt, und, wie es ſchien, recht gut gedacht; aber in den Wolken läßt der ihm fluchende Gott ſich von Engeln tragen, die ihm die Hände unterſchieben, daß er nicht falle. Ich weiß wohl, daß man die nämliche Idee bei vielen großen Meiſtern antrift, die ſich doch noch durch die abgeſchmackten Begriffe ihres Zeitalters entſchuldigen mögen; heut zu Tage iſt ſie unverzeihlich albern. Am geiſtvollſten iſt Jegorieff eine ſkizzirte Gruppe aus dem bethlehemitiſchen Kindermord gelungen; wenn nur der vermaledeite Gegenſtand nicht ſo gräßlich wäre!

Rhoden, ein deutſcher Landſchaftsmahler, zeichnet durch wahres Verdienſt ſich aus. Auch er ſchwelgt, wie ſie alle zu thun pflegen, in den unerſchöpflichen Reizen von Tivoli. Faſt zu fleißig ausgearbeitet ſind ſeine Bilder, man kann ſie beinahe als Miniaturgemählde anſehen, und ich wundere mich nur, daß dieſer ängſtliche Fleiß ihnen, in gewiſſer Entfernung betrachtet, keinen Schaden thut.

Auch der Engländer Wallis iſt Landſchaftsmahler, und der einzige von ſeiner Nation, der genannt zu werden verdient; nur iſt ſein Styl etwas hart, ſeine Farbe etwas zu grau. Die Figuren, durch welche er ſeine Landſchaften belebt, ſind ziemlich ſchlecht. Meiſtens erzählt er Geſchichten aus Oſſian. Ein Cincinnatus war faſt dramatiſch gedacht. — Am ſeltſamſten fiel mir ein Schwarm von Seelen auf, die, auf einem andern Bilde, ſich in den Lethe ſtürzen, um Vergeſſenheit zu ſchlürfen. Sie gingen, und ſchwebten nicht, ſondern flogen alle dicht über den Boden hin, und, da ſie ſämmtlich noch die Kleider trugen, deren ſie ſich in der Oberwelt bedient hatten, ſo nahm ſich dieſe fliegende Schaar ſehr kindiſch aus.

Koch, Landſchafts- und Hiſtorienmahler zugleich, iſt ein gebohrnes aber nicht ausgebildetes Genie. Als Herzog Carl von Würtenberg einſt durch Tyrol reiſte, fand er ihn als Hirtenknaben, der das Vieh weidete und dabei zeichnete. Das ſiel dem Herzog natürlich auf, er nahm ihn mit, und ließ ihn auf ſeiner damals berühmten Akademie zu Stuttgart erziehen. Hier verrieth er bald einen unbändigen ſatyriſchen Geiſt. Zwei Töchter des Obervorſtehers, welche häßlich waren, mahlte er einſt ſehr ähnlich als Vogelſcheuen auf einen Kirſchbaum. Den Obervorſteher ſelbſt, welcher aus Geiz ſchlechten Taback zu rauchen pflegte, mahlte er mit der Pfeife im Munde, und, von dem häßlichen Geruch betäubt, ſielen die Vögel todt aus der Luft. Sein ſatyriſcher Witz verſchonte auch höhere Perſonen nicht. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, wurde er mit Leib und Seele Republikaner, ging nach Strasburg, und hielt im Jakobinerklub eine ausſchweifende aber kräftige Rede, während welcher er ſich den Zopf abſchnitt, ihn ſogleich in ein Couvert ſiegelte und nach Stuttgard ſchickte. Jetzt iſt er ſchon ſeit langer Zeit in Rom. Eine Landſchaft, auf welcher Noah nach der Sündfluth das erſte Opfer bringt, und einige Gegenden von Tivoli, beurkunden ſeinen Beruf zu dieſem Zweige der Kunſt. Eine hiſtoriſche Scene aus Oſſian hingegen, hat mir in keiner Rückſicht Genüge geleiſtet.

Schick, ein Geſchichts- und Portraitmahler, iſt vielleicht nur zum letztern geboren, wenigſtens giebt das einzige große Bild, welches ich in der erſten Gattung von ihm geſehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es iſt Noahs Opfer nach der Sündfluth. Die Gruppen ſind allzuſehr zerſtreut, das Auge kann ſie nicht zuſammenfaſſen. Auch er läßt den lieben Gott, von Engeln getragen, aus den Wolken herabkommen, und zwar ſchießt die himmliſche Gruppe ſo entſetzlich ſchnell hernieder, iſt dem Haupte Noah's bereits ſo nahe, daß ſie entweder die Opfernden erdrückt, oder, im

Fall ſie durch einen Wink der göttlichen Allmacht ſich plötzlich ſchwebend erhält, in einer ängſtlichen, dem Auge wehthuenden Lage bleiben muß. Auch gegen das Opfer ſelbſt hätte ich einig hiſtoriſche Einwendungen. Schwerlich haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kaſten nahm, ſich ſo lange conſervirt, um noch zum Opfer zu taugen; andre gab es aber noch nicht auf dem überſchwemmten Erdboden. Eben ſo ſchwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaaf geſchlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in den Kaſten; hätte er nun die Hälfte der Schaafe dem Opfermeſſer geweiht, ſo würde die andre Hälfte ſich nicht mehr fortgepflanzt haben.

Ein ſehr beſcheidener und gewiß nicht verdienſtloſer Künſtler iſt Kiesling, ein Bildhauer und Penſionair des Wiener Hofes. Sein Ganymed, ſein Hymen ſind liebliche Figuren. Bei dem Kaiſerlichen Geſandten, Grafen Kehvenhüller, hat er eine Gruppe aufgeſtellt, Mercur, welcher Pſychen zu den Olymp holt, die, bei fortgeſetzten Studium, viel verſpricht. Er wird bald nach Wien zurückkehren, und erſt dort die drei genannten Werke in Marmor ausführen. Es ſcheint ihm ſo ſehr Ernſt um ſeine Kunſt, und er wünſcht ſo aufrichtig, tadelnde und belehrende Werke zu empfangen, daß er ſchon um deswillen rühmlich ausgezeichnet zu werden verdient. Kann er ſeine Gruppe etwas mehr himmelanſtrebend bilden, kann er Pſychens Züge durch ein etwas ängſtliches Staunen intereſſanter machen; ſo wird ſie einſt unter den beſten Kunſtwerken ihren Platz verdienen. Seine Formen mögen, beſonders in den Seiten, nicht ganz fehlerfrei ſeyn.

Auch in Deutſchland iſt Gmelin ſchon als ein treffſicher Kupferſtecher bekannt; als einen der beſten Zeichner habe ich ihn hier kennen lernen. Viele warm gezeichnete Anſichten von Tivoli und deſſen herrlichen Ruinen ſchmükken die Wände ſeines Zimmers. Er arbeitet jetzt an einem Claude Lorrain aus der Gallerie Doria, den er als Pendant zu einer andern Landſchaft von demſelben Meiſter liefern wird.

Giuntotardi, ein Italiäner, heißt auch Landſchaftsmahler, ich werde ihn aber lieber einen braven Situationszeichner nennen. Wer, von dem er was geſehen, angenehme und lebhafte Erinnerungen mitzunehmen wünſcht, der kann bei ihm ſchöne, kolerirte Zeichnungen kaufen, welche die intereſſanteſten Gegenſtände getreu darſtellen. So hat er z. B. das Forum Romanum (Campo Vaccino) trefflich abgebildet, mit allem was ich auf meinem Spaziergange durch Rom beſchrieben habe. Um das Bild zu beleben, tanzen die heutigen Römer im Vorgrunde den bekannten Saltarello. Als Pendant dazu wünſchte ich daſſelbe Forum Romanum, wie es einſt war, und zur Belebung einen Cicero auf der Rednerbühne vom Volke umgeben. — Eine Anſicht von Pompeji, wo man gerade auf die Straße dieſer auferſtandenen Stadt hinblickt, wird auch demjenigen einen deutlichen Begriff davon geben, der nie ſo glücklich war, dieſe einzige Merkwürdigkeit in ihrer Art zu ſehen. Daſſelbe gilt von den Ruinen von Päſtum und mehrern andern.

Keller, ein Bildhauer aus Zürch, hat eine Atalante geformt, die er, für Lord Briſtol, in Marmor zu hauen in Begriff ſtand, aber der Tod, ſchneller als Atalante, kam ihm zuvor, und, indem er den Künſten einen Beſchützer entriß, lähmte er auch die Hand des Künſtlers, deſſen Atalante unvollendet ſteht. Kenner behaupten, es gehe nicht viel verlohren, wenn ſie auch immer ſo ſtehen bliebe. Keller beſchäftigt ſich und ſeine Schüler mit Nachbildungen im Kleinen von den berühmteſten Kunſtwerken, die zwar ſchön, aber weit theurer ſind, als die Florentiner Fabrik ſie liefert. Auch eine ihm eigene recht artige Idee fand ich darunter, eine Venus, die eben ihre Muſchel geöffnet hat, und, noch auf der untern Muſchelſchaale knieend, die obere über dem Haupte hält. Im Kleinen nimmt ſich das ſehr gut aus, doch im Großen ausgeführt, würde die Muſchel die Figur erdrücken.

Aquiſti, ein italiäniſcher Bildhauer, hatte auch für Mylord Briſtol eine Gruppe in Arbeit. Ihm hat der Tod des Mäcens den Meißel nicht aus der Hand gewunden; er iſt dabei ſie in Marmor zu vollenden, obwohl er vielleicht beſſer thäte ſein Modell zu zerbrechen. Es ſtellt den Kriegsgott dar von der Liebesgöttin umarmt, über Lebensgröße. Zwar iſt dieſer Mars nicht ohne Verdienſt; aber dieſe Venus mit ihrem breiten Bauche, ſtammt offenbar aus der niederländiſchen Schule. Ein anderes ſeiner Werke, auch eine Venus, die ſich mit Roſen bekränzt, iſt etwas beſſer gerathen.

Metz iſt ein trefflicher Kupferſtecher, der ſich ſehr lange in England aufgehalten. Er arbeitet jetzt an einem großen Werke, welches ihm die Nachwelt einſt noch mehr als die Mitwelt verdanken wird; nehmlich an dem jüngſten Gericht von Michel Angelo. Dieſes regelloſe Genieprodukt geht in der Sixtiniſchen Kapelle nach und nach zu Grunde; ſchon jetzt wird es dem Abzeichner ſehr ſchwer manche Partien zu erkennen. Er muß auf einer Leiter hoch hinauf klimmen und ſich ganz in der Nähe die Figuren zu entziffern ſuchen. Viele Gruppen habe ich erſt durch Metzens Zeichnung kennen lernen. Dieſes gewaltig reiche Gemählde von dreihundert Figuren bringt Metz auf zwölf Platten, die man, nach Gefallen, entweder einzeln aufbewahren, oder zu einem großen Ganzen vereinigen kann. Ich würde das letztere vorziehen, weil man ſich doch nur dann eine ganze deutliche Vorſtellung von dieſem Rieſenwerke Michel Angelo's machen kann. Vereinzelt müſſen nothwendig die verſchiedenen Gruppen unterbrochen werden, die Einbildungskraft kann ſie nicht ſo ſchnell wieder zuſammenſetzen, das Bild fällt auseinander. Die vereinigten zwölf Platten nehmen freilich einen ſehr großen Raum ein, und man findet keine Glasſcheibe, die das Bild bedecken könnte, aber Metz giebt den Rath eine Art von Glasfenſter darüber machen zu laſſen, welches man auf- und zuſchieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch ſehr zur Erhaltung beitragen. Der Subſcriptionspreis auf dieſes Werk iſt zehn Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu ſeyn ſcheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreifache bezahlen. Der Künſtler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preiſes wird pränumerirt. Mehrere Platten ſind ſchon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künſtler iſt es ein klaſſiſches Werk, das ein jeder ſich anſchaffen ſollte, denn es giebt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieſer Rückſicht unſchätzbar ſeyn. Hingegen kann man es, als Muſter in Richtigkeit der Zeichnung, würklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es iſt luſtig zuzuhören, wie die Künſtler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem großen Mann bei ſeinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach ſeinem Tode die, die er würklich beſaß. — Daß übrigens die ganze Compoſition noch tauſendmal intereſſanter und ſinnreicher ſeyn würde, wenn ſie ein heidniſches jüngſtes Gericht darſtellte, wird jeder ſehr natürlich finden, der weiß, wie unpoetiſch unſre Religion iſt. Wenn z. E. zwei Mohren an einem Roſenkranze in den Himmel hinauf gezogen werden, um dadurch anzudeuten, daß ſie die ewige Seligkeit ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum verdanken, ſo iſt das freilich ſehr lächerlich.

Kayſermann, ein Genfer und ſogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck ſcheint einige Geringſchätzung ſeiner Kunſt zu verrathen, und das verdient ſie doch wohl nicht, denn manche ſeiner Veduten ſtreiten um den Preis mit ſchönen Landſchaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. ſ. w. abbildete, da weckt die Treue der Darſtellung ſehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geſchickten Pinſel noch verſchönert werden. Ich muß unter andern das Coliſeum und das Grabmal der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er ſich freilich nicht wagen ſollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Anſichten von Trivoli verfertigt, und ſie durch Nationaltänze oder Beſchäftigungen belebt. — Einer bei Künſtlern ſeltenen Erſcheinung muß ich noch erwähnen. Kayſermann nehmlich iſt zugleich Mahler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tauſend Schweine aufzukaufen, zieht ſie groß, und verkauft ſie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben, und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunſt geht nach Brod.

Maximilian iſt ein mittelmäßiger Bildhauer, und ich möchte wohl wiſſen, wie er zu dem ehrenvollen Auftrage gekommen iſt, eine koloſſale Bildſäule des franzöſiſchen Kaiſers für den Saal zu verfertigen, in welchem der

Senat oder das Tribunat ſich verſammelt. Sie iſt faſt vollendet, iſt aber viel zu gewandreich; vor lauter Gewand ſieht man den Helden kaum. Es iſt wahr, daß er ſelbſt ein weites Gewand zu lieben ſcheint, denn ſein Kaiſermantel war, wo ich nicht irre, acht Ellen breit, und nach dieſem ſcheint der Künſtler das unendliche Gewand geformt zu haben. Der Faltenwurf iſt größtentheils recht ſchön, nur nicht um das Knie, wo er gar zu häufig und verworren iſt. Die Hände ſind ſehr mittelmäßig, der Kopf iſt von Canova's Koloß entlehnt; ich werde weiter unten davon ſprechen. Alſo in der Geſtalt eines römiſchen Konſuls ſteht Napoleon da, das Haupt mit einem Lorbeerzweig umwunden; in der Rechten ein Steuerruder haltend, das er auf eine Weltkugel ſtützt — (welche ungeheure Schmeichelei!) in der Linken das berühmte Konkordat, durch welches bekanntlich die Franzoſen ihre Göttin der Vernunft wieder abſetzten. Um der Bildſäule noch eine Stütze zu geben, hat der Künſtler eine Art von Weinfäßchen angebracht, von welchem er behauptet, eine ſolche Maſchine habe einſt gedient, um die Faſces darin aufzubewahren. Ich weiß das nicht, und kann ihm alſo nicht widerſprechen; ſo viel weiß ich aber, daß dieſes Weinfäßchen neben dem Helden eine ſeltſame Figur macht. Nun zum Piedeſtal. Er ſcheint mir viel zu klein für dieſe Statüe, und kleinlich iſt es, daß man es nicht aus einem Blocke verfertiget hat. Hingegen ſind die Schmeicheleien auch nicht daran geſpart. Alle vier Seiten tragen Basreliefs; hier ein Genius, welcher die Jugend krönt; dort Klugheit und Sieg, die ihre Kronen austauſchen; auf dem dritten die Klugheit, aus den Händen der Schnelligkeit eine Schlange nehmend; und endlich das vierte, vielleicht das bedeutendſte: der

Sieg, welcher das Glück ein wenig unſanft bei den Haaren faßt. In der That ſieht es aus, als ſollten der armen Glücksgöttin alle Haare aus dem Kopfe gerauft werden, und wer weiß, was geſchieht.

Bouquet oder Boquet, ein franzöſiſcher Landſchaftsmahler, ſoll große Verdienſte beſitzen; ich habe ihn aber nicht geſehen, denn eine ſchwere Krankheit ſeiner Gattin verhinderte ihn, meinen Beſuch anzunehmen. — Den Beſchluß dieſer Künſtler-Gallerie macht der herrliche

Canova.

Indem ich ſeinen Namen ausſpreche, nenne ich den größten Bildhauer, der ſeit Phidias Zeiten gelebt hat. Ich weiß recht gut, daß die Kunſtmenſchen auch über dieſes Urtheil ſpötteln werden; ich weiß recht gut, daß es jetzt in Rom Mode geworden, Canova zu verkleinern, ja tauſendmal zu wiederholen: es fehle ihm an Kraft, er dürfe ſich an große Gegenſtände gar nicht wagen; die Zeichnung ſeiner Formen ſey nicht immer ganz richtig; für Basreliefs habe er gar keinen Sinn, und was dergleichen Albernheiten mehr ſind, die Einer dem Andern nachſchwatzt, und die alle nur zum leidigen Troſt über Canova's ausgebreiteten Ruhm erfunden worden ſind. Formengerechte Kunſtſtückmacher verzweifeln, den dichtenden Künſtler zu erreichen, zucken daher die Achſeln, flüſtern und werden endlich laut. Sie haben einen vornehmen Protektor, deſſen platte Phyſiognomie ſie etwa in Gips abgeformt haben, der ſchwatzt mit. Oder ſie machen gar einer hübſchen Frau den Hof, die ein wenig Ton angiebt; nun iſt das Spiel gewonnen, und die große Wahrheit gefunden, daß Canova nie bis zu der eigentlichen Kunſthöhe ſich ſchwingen werde. Warum hat er aber auch ſeinen Ruhm in ganz

Europa ausgebreitet, und iſt ſo verwegen, noch zu leben? wußte er denn nicht, daß man todt, recht ſehr todt ſeyn muß, um Verzeihung für ein Talent zu erlangen, das mächtig auf die Mitwelt wirkte? wußte er nicht, daß ein trockenes, geregeltes Verdienſt, von gewiſſen Leuten immer hoch über das Genie geſtellt wird, weil ſie kein anderes Mittel kennen, ſich von der läſtigen Hochachtung zu dispenſiren. Ihren eignen Götzen räuchern ſie nur deshalb ſo gern, weil der Mangel des allgemeinen Beifalls dieſe mehr in der Demuth erhält, und ſie deſto dankbarer gegen die Wenigen machen muß, die ſie überreden, ſie wären auch große Männer. Ferner glaubt man ſich ein Anſehn dadurch zu geben, wenn man anders urtheilt, als viele tauſend geſcheite und empfindende Menſchen. Wer, wo alle loben, alle hingeriſſen werden, noch ſo viel zu tadeln findet, der muß wohl ein gewaltiger Kenner ſeyn. Es iſt ein ſo kitzelndes Gefühl, ſich in die Bruſt werfen, und andere ehrliche Leute von oben herab meſſen zu dürfen. Der Hang dazu iſt dem Menſchen angeboren. Ich ſah noch neulich auf der Wachparade einen kleinen Jungen, dem ſeine Eltern ein hübſches Huſarenjäkchen hatten machen laſſen, ihm auch einen kleinen Säbel um die kleinen Lenden geſchnallt hatten. Da ſtelzirte er unter den Offiziers herum, warf erhabene Blicke auf die Zuſchauer. Das nämliche Gefühl hat ſich jener Kunſtmenſchen bemeiſtert. Sie ſelbſt können nichts hervorbringen, ſo wenig als der kleine Junge mit zu Felde ziehen kann; aber ihr erhabenes Kunſtgeſchwätz tragen ſie zur Schau, wie das Kind ſeinen kleinen Säbel, und bilden ſich ein, wie dieſes, die Umſtehenden hielten ſie auch für etwas rechtes. — Doch ſchon viel zu lange habe ich bei dieſen albernen Kreaturen verweilt. Geſchwind zurück zu dem herrlichen Canova, der dem-

Meiſel des Phidias erbte, ihn mit dem immer grünenden Lorbeer der Dichtkunſt umſchlang, und den, während er arbeitet, die Grazien unaufhörlich umgaukeln. Ich will nicht warten, bis er todt iſt, um laut zu bekennen, daß ſeine Kunſtwerke mich entzückt und bezaubert haben. Doch wo ſoll ich anfangen? ſeine Werkſtatt iſt die reichſte in Rom, und eben dieſe Fruchtbarkeit wird ihm zum neuen Verbrechen gemacht. — 1) Pſyche, traulich an Amor ſich ſchmiegend. Wenn es möglich wäre, daß einſt die Liebe aus der Welt verſchwände, nur Wolluſt zurück bliebe, und eine freudenloſe Nachwelt fragen müßte: was war denn eigentlich Liebe? Dann ſtelle für einen Jüngling und ein Mädchen vor dieſe Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angſt wird ihr Auge daran hängen, und unwillkührlich werden ihre Arme ſich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an ſeine Bruſt drücken, und die Liebe iſt wieder geboren. — 2) Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geiſterwelt! ein zartes, überirrdiſches Weſen, das wie ein Frühlingshauch dich umſchwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe ſie gar nicht geſehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befeſtigt iſt, und dieſer Tadel möchte nicht ganz ungerecht ſeyn; denn dieſe Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife ſah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe ſowohl, als Amor und Pſyche, waren bereits das Eigenthum eines reichen Engländers (ſo erzählt Canova) und befanden ſich ſchon in England, als die Kaiſerin der Franzoſen Canova um etwas von ſeiner Arbeit erſuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünſchenden Befehl jener Beherr ſcherin zu erfüllen. Da ſchrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beiden Kunſtwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreiſes, wieder abzuſtehen. Der ſtolze Britte ſandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, ſondern bedung ſich aus, daß der Künſtler bei mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Erſatz liefern ſolle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunſtwerk von Canova nicht *feil* war. — 3) *Hercules*, der den *Anteus* ins Meer ſchleudert. Eine koloſſale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert ſich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Hercules wende *zu viel Kraft an*, die Hälfte ſey genug, um ſeinen ſchwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunſtmenſchen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4) *Palamedes*, ſeine neueſte in Marmor *vollendete* Statüe. Vollendet iſt ſie in jeder Rückſicht. — 5) *Das Grabmal der Erzherzogin Chriſtine*. Ich wünſche der Kaiſerſtadt Glück zu dem herrlichen, in ſeiner Art einzigen Kunſtwerk, das ſie nun bald in ihren Mauern beſitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgeſtellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln geſehen, doch prophezeihe ich, ſie werde groß ſeyn. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmals, linker Hand, ſteht die *Tugend*, den *Aſchenkrug* haltend, der mit Guirlanden umwunden iſt, deren mahleriſch herabhängende Enden zwei ſchöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer ſteht ein *Greis*, der von der *Wohlthätigkeit* heraufgeführt wird. Rechts ſtützt der *Genius* des Gatten ſich auf einen Löwen, um Kraft für ſeinen Schmerz zu ſchöpfen. Aufſchwebend trägt ein anderer Genius das Bruſtbild des Verſtorbenen. Vielleicht iſt die ganze Idee ein wenig zu geſucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung iſt unübertrefflich ſchön. Das einzige, was der Gruppe gewiß ſchaden wird, iſt das erzherzogliche Wappen, welches zu Tugend und Wohlthätigkeit auch noch den Rang geſellt, der hier ganz überflüſſig iſt. Der Künſtler hatte freilich eine ähnliche Ueberzeugung, aber — man wollte es nun einmal ſo. — 6) Bonaparte, koloſſal (beſtellte Arbeit), als ein vorſchreitender Mars, ganz nackend, blos den Kriegesmantel nachläſſig über die eine Schulter geworfen. Auf der rechten Hand trägt er eine kleine Viktoria, auf der Tuba blaſend. Es iſt bemerkenswerth, daß der Künſtler anfangs die Viktoria mit dem Geſicht gegen den Helden gewendet hatte, ſo daß ſie faſt einem Vöglein glich, das ihm zahm auf die Hand geflogen. Aber entweder ſchien es unſchicklich, daß der Held von ſeinen eigenen Siegen ſich vorblaſen hörte, oder, man hätte daraus ſchließen können, daß nunmehr ſeine Siege geendigt ſeyen; genug, die Viktoria iſt jetzt umgekehrt, ſie verkündigt aller Welt ihres Lieblings Größe, und flattert luſtig vorwärts zu neuen Triumphen. Aehnlichkeit muß man in dieſem koloſſalen Kopfe nicht ſuchen. Der Kaiſer der Franzoſen iſt ſo kleiner Statur, und ſeine Geſichtszüge ſind ſo zuſammengedrängt, daß, wer ihn einmal ſah, ihn ſchwerlich in dieſer Maſſe erkennen wird. Es kam ja aber auch nur darauf an, der Nachwelt eine groſſe, wenn gleich täuſchende, Idee zu hinterlaſſen. So machten es ja auch die Alten. Plinius erzählt, daß der Muſentempel zu Rom wegen der vielen Statüen von Gelehrten ſehr berühmt geweſen. Unter andern befand ſich auch ein koloſſaler Actius Plautius darunter. Das Original war ein ganz kleines Männchen. — Das Glück iſt auch hier ſeinem Günſtling hold geweſen, denn es hat, zum Behuf dieſer Bildſäule, einen makelloſen karrariſchen Marmorblock zu Tage gefördert, den man von dieſer Größe höchſt ſelten findet. — 7) Lächerlich abſtechend iſt dagegen die gleichfalls koloſſale Statüe des Königs von Neapel, der ſich auch einen Helm hat aufſetzen, und ein Kriegsgewand umthun laſſen. Man kann das gutmüthige Geſicht in dieſer Vermummung nicht ohne Lachen anſehn. — 8) Die Prinzeſſin Borgheſe, ſo gut als ganz nackend, auf ein Ruhebett hingegoſſen, mit einem Apfel in der Hand (!) Iſt dieſe Abbildung gleich nicht allzu decent, ſo iſt ſie doch im antiken Geſchmack; nur muß ich bekennen, daß, wemm ich die Ehre hätte, der Gemahl der Prinzeſſin zu ſeyn, ich meine nackende Gemahlin nicht gern ſo zur Schau ſtellen würde. — 9) Die Mutter des franzöſiſchen Kaiſers, als eine ſitzende Agrippina, den Arm nachläſſig über die Lehne des Stuhls geworfen. Stellung und Gewand ſind meiſterhaft. — 10) Eine Venus, die ſich ſchamhaft in ein leichtes Gewand hüllt. Man könnte ſagen, die Stellung ſey der mediceiſchen etwas nachgeahmt; ich finde ſie aber weit ſchöner als jene, denn dieſe Venus läßt ſich das verzweifelte ſteife porte des bras nicht zu Schulden kommen, das jene von einem Tanzmeiſter gelernt zu haben ſcheint. — Ich komme nun zu den Basreliefs, für welche man dem Künſtler das Talent abſpricht, und in welchem er mir wo möglich noch herrlicher erſcheint, als in ſeinen Bildſäulen. Vor allen nenne ich zuerſt den raſenden Hercules, dies tief erſchütternde Meiſterwerk. Hercules, im Wahnſinn ſeine eigenen Kinder für die ſeines Feindes haltend, drückt eben einen Pfeil auf ſein Weib ab. Der alte Vater ſucht es mit ohnmächtiger Kraft zu hindern. Die

Gattin, fern ſtehend, in herrlicher verborgener Stellung, beut ihm mit liebevoller Miene die Bruſt dar, ſucht nur, ihr kleinſtes Kind auf dem Arme, mit ihrem Körper zu decken. Unten in ihr Gewand wickelt ſich ein anderes Kind. Vor ihr liegt ein drittes todt. Ein viertes hat ſich hinter den brennenden Altar geflüchtet, kniet dort, und hält beide Händchen vor die *Ohren* (wie wahr! wie aus der Natur gegriffen!). Eine Tochter kniet mit aufgehobenen Händen vor dem Vater; ein kleiner nackter Knabe hat ſich feſt um ſein Bein geſchlungen, und ſcheint für die Mutter zu bitten. Entſeelt, mit den Pfeilen in der Bruſt, liegen ſchon andere umher. Das Ganze iſt herzzerreißend. Man wird das Bild nicht wieder los, wenn man es auch ſchon längſt verlaſſen hat. Immer ergreift einen der Gedanke: der Unglückliche! wenn er aus ſeinem Wahnſinn erwacht! — 2) *Alfieri's Grabmal*. Die Erfindung iſt etwas gemein. Ein Bruſtbild, eine Leier, ein Genius des Trauerſpiels, ein weinendes Italien, alles das iſt ſchon hundertmal da geweſen. Eben das gilt 3) von dem Denkmal eines Freundes von Canova, der Volpato hieß. Es mag allerdings außerordentlich ſchwer ſeyn, in ſolchen Gegenſtänden immer neu zu erſcheinen. Auch der beſte Dichter wird ſelten ein gutes Leichenkarmen machen. Die Ausführung iſt übrigens Canova's würdig. — 4) *Venus*, die zu dem todten *Adonis* herabſchwebt. Hier iſt Canova wieder der tieffühlende *Dichter*. Nicht *ſchweben* hätte ich ſagen ſollen: die Bewegung der Venus hält das Mittel zwiſchen *ſchweben* und ſich herab *werfen*. Sie iſt von allen ihren Amoretten begleitet, und alle dieſe lieblichen Kinder *weinen* ſo ſchön! — 5) *Socrates*, der den *Alcibiades* in der Schlacht beſchützt, ein Basrelief, durch welches Canova einſt den Preis in der

Akademie errang. — 6) Socrates im Kerker. Er hat ſo eben von ſeiner troſtloſen Familie Abſchied genommen, begleitet ſie aus der Thür, und findet vor derſelben die Philoſophen, die ihn zum letztenmale zu hören kommen. Die Zuſammenſtellung iſt äußerſt ſinnreich. — 7) Socrates den Giftbecher trinkend. Der Ausdruck in den Köpfen der ihn umgebenden Philoſophen iſt eben ſo wahr als mannichfaltig. — 8) Socrates vor ſeinen Richtern hat mir am wenigſten gefallen. — 9) Ein junges liebliches Weib, mit einem Kinde auf dem Arme. Sie reicht einem Knaben Brod, für einen alten Bettler, der hinter ihm ſteht. Eine ſchöne rührende Gruppe. — 10) Achilles, der den Priamus am Altare tödtet. Einen hülfloſen Greis ſo gräßlich morden zu ſehen, iſt mir zuwider, ſelbſt wenn Canova's Meiſterhand das Bild darſtellt. Wäre Achilles wahnſinnig, wie Hercules, dann würde das Mitleid mit dem Unglücklichen das allzu empörte Gefühl mildern; ſo aber wendet man ſchnell den Blick von dem ſchnöden Misbrauch der Gewalt. — Außer den genannten Werken findet ſich hier wohl noch ein halbes Dutzend von Basreliefs, deren ich mich nur verworren erinnere, weil ſie einen minder tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. — Möchte doch irgend ein reicher Mann auf den glücklichen Einfall kommen, ſie alle in Marmor ausführen zu laſſen; es gäbe eine einzige Gallerie. Zumal da Canova ein Geheimniß beſitzt, durch irgend einen Firniß oder Beize (deren Daſeyn man aber gar nicht ahndet) den Marmor in lebendiges Fleiſch zu verwandeln. — Genug von dem großen Manne, auf den einſt die Nachwelt ſtolz ſeyn wird. Wäre es ihm darum zu thun, auch den Beifall ſeiner Nebenbuhler zu verdienen, ſo wollte ich ihm wohl einen Rath geben, wie er dieſen

Zweck ſehr ſchnell erreichen könnte. Er dürfte nur ganz heimlich ein paar neue Kunſtwerke ſchaffen, und ſie ganz heimlich in den Bädern des Caracalla, oder in der Villa des Hadrian vergraben, dann auf eine ungezwungene Weiſe veranlaſſen, daß ſie gefunden würden; ſo würde er Zeuge eines Jubels ſeyn, der ihm viel Spaß machen würde. Siehe da, Phidias! würde es heißen: ſiehe da die ächte antike Kunſt! welcher Neuere darf ſo verwegen ſeyn, ſich mit dieſem zu meſſen! — Statt daß man jetzt ſein Verdienſt ſo gern ſchmälern möchte, würde er dann das Vergnügen genießen, zu ſeinen würklichen Vorzügen ſich noch neue andichten zu hören. — Wer weiß aber, ob ihm damit gedient wäre; denn er iſt ein beſcheidener, liebenswürdiger Menſch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Sehenswürdigkeiten in Neapel. . Seite 1
  Einige Kirchen in Neapel. . . . 1
  Die Kirche zum heiligen Geiſt. . . . 14
  Der Gigant. 14
  Der Leuchtthurm. 15
  Die Villa reale. 16
  Das Grab Virgils. 17
  Die Briefliſten vor dem Poſthauſe. . . 18
  Die Cartheuſer. 23
  Der Pallaſt Villa franca zu Neapel. . . 32
  Capo di monte. 37
  Spazierfahrt nach Puzzuoli. . . . 41
2. Theater zu Neapel. 48
  Das Theater San Carlo. 55
3. Der Hiſtorienmahler Schmidt. . . . 62
4. Rega. 64
5. Der Ritter Calcagni. 65
6. Der Erzbiſchof von Tarent. . . . 69
7. Der Landſchaftsmahler Denis. . . . 72
8. Eine Greuelſcene in Neapel. . . . 74
9. Die Catacomben. 76
10. Die Theater zu Neapel. 79
11. Die Porzelainfabrik. 91
12. Einige Kunſtwerke in Paläſten der Großen. . 92
13. Die Studien. 95
14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner. . 101
15. Miscellen. Einzelne Bemerkungen. . . 131
16. Die Handſchriften der königl. Bibliothek zu Neapel. 159
17. Die Revolution von Neapel. . . . 182

Seite

18. Hiſtoriſcher Beweis, daß der römiſche Hof, ſeit mehreren hundert Jahren, kein Mittel verſchmäht hat, um die Vereinigung der griechiſchen Kirche in Rußland mit der katholiſchen zu bewirken. Ein Beytrag zu der Geſchichte Peter des Großen. . 193
  Einleitung. 193
  I. War Peter der Große wirklich geneigt, die Vereinigung beider Kirchen zu bewürken? . 195
  II. Kurze Religionsgeſchichte der Ruſſen, in Hinſicht auf die Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche. 206
  III. Geſinnungen der Großen und des Volks über die Union, aus mehreren Berichten gezogen. 209
  IV. Rathſchläge der Nuntien, Kardinäle und Miſſionarien, auf alle obige Berichte ſich gründend. 211
  V. Selbſtgeſchaffene Hinderniſſe. . . 214
  VI. Päbſtliche Inſtruktionen für einige nach Rußland geſandte Nuntien. . . . 221
  VIII. Miſcellen. 230
19. Ehrenrettung des Däniſchen Grafen Cornifiz von Uhlefeld, von ihm ſelbſt entworfen. . . . 236
20. Zwiſchen Neapel und Rom. . . . 244
21. Gallerie der Künſtler, die ſich jetzt in Rom aufhalten. 245
  Canova. 274

Erinnerungen
von einer
Reiſe aus Liefland
nach
Rom und Neapel
von
August von Kotzebue.

Dritter Theil.

Berlin 1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

1. Die Peterskirche. Seite 1
2. Der Pallaſt des Vatikans. 10
3. Der Garten des Vatikans. 12
4. Die Bibliothek des Vatikans. 12
5. Das vatikaniſche Muſeum. 17
6. Die Aakademie der ſchönen Künſte. 21
7. Die Villa Panfili. 23
8. Der Pallaſt Corſini. 25
9. Die Villa Albani. 26
10. St. Peter in carcere. 31
11. Carluccio. 32
12. Tommaſo Diamanti, Büchſenmacher und Mechanikus in Rom. 35
13. Einige der vorzüglichſten Kirchen zu Rom. 36
14. Die Obelisken. 54
15. Fahrt nach Tivoli. 56
16. Die Gemähldegallerie Doria. 69
17. Die Villa Medicis. 77
18. Die Villa Ludoviſi. 79
19. Monte Cavallo. 82
20. Der Todten Garten. 84
21 Der Pallaſt Barberini. 88
22. Die Wohnung des Pabſtes. 90
23. Der Pallaſt der Cäſaren. 92
24. Das Theater des Marcellus. 94
25. Porticus der Octavia. 95
26. Das Mauſoleum des Auguſtus. 95
27. Der Tempel des weiblichen Glücks. 102
28. Die Pyramide des Ceſtius. 102
29. Der Tempel der Veſta. 104
30. Tempel des männlichen Glücks. 105
31. Haus des Pilatus. 105
32. Die Engelsburg. 105
33. Die Bäder des Caracalla. 107

34. Einige andere Ruinen in dieſer Gegend. Seite 113
35. Der Pallaſt Giuſtiniani. . . . 115
36. Eine Wallfahrt. 118
37. Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen intereſſant werden. . . . 120
38. Das Kapitolium. 128
39. Die Triumphſäulen. 137
40. Springbrunnen. 138
41. Die Bäder des Diocletian. . . . 140
42. Die Villa Bergheſe. 141
43. Der Pallaſt Farneſe. 144
44. Der Pallaſt Colonna. 145
45. Der Pallaſt Borgheſe. 145
46. Das Pantheon. 146
47. Janus Quadrifrons. 149
48. Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus. 149
49. Große Cloaken. 149
50. Der Pallaſt Lucian Bonaparte's. . . 151
51. Die Theater in Rom. 154
52. Beitrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom. 164
53. Miſcellen. Einzelne Bemerkungen. . 172
54. Zwiſchen Rom und Bologna. . . . 194
55. Citta Caſtellana. 195
56. Narni. 195
57. Terni. 197
58. Spoleto. 202
59. Ancona. 210
60. Peſaro. 215
61. Rimini. 219
62. Bologna. 223
63. Modena. 248
64. Die Gewäſſer zu Modena. . . . 252
65. Mantua. 254
66. Verona. 257
67. Zwiſchen Verona und Wien. . . . 261
68. Wien. 278
69. Reiſe über Prag und Dresden nach Berlin. 292
70. Beſchluß. 298

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

1.

Die Peterskirche.

Sie gilt bekanntlich für ein Wunder der Welt, auch iſt es mir mit ihr ergangen, wie es mir gewöhnlich mit Wundern zu ergehen pflegt, ſie hat mich kalt und unbefriedigt gelaſſen. Ich habe ſie nicht allein nicht ſchön, ſondern auch nicht einmal imponirend gefunden, denn ihre ungeheure Größe wird durch lauter kleine Schnirkel verſchlungen. Ja, wenn — doch ich will in der Ordnung anfangen. Die Kirche iſt auf dem Circus und den Gärten des Nero erbaut. Der Boden wurde einſt durch Märtyrerblut geheiligt. Schon vor mehr als dreihundert Jahren iſt der Plan zu der Kirche entworfen, oft verändert, von dieſem Pabſt vernachläßigt, von jenem eifrig befördert worden. Der berühmte Architekt Bramante ſchuf die Idee, eine ungeheure Kuppel darauf zu ſetzen; der Tod erlaubte ihm nur die vier Grundpfeiler aufzurichten, die Raphael d'Urbino zu ſchwach fand, daher den Grund mehr befeſtigte. Bald ſollte die Kirche einem lateiniſchen, bald einem griechiſchen Kreuze ähnlich ſehen, aber bei der fatalen Kreuzesform blieben ſie alle, ſelbſt Michel Angelo Bonarotti, und doch iſt es gerade dieſe alberne Form, die es unmöglich macht, eine einfach-erhabene Würkung hervorzubringen. Michel Angelo nahm bei der Kuppel das herrliche Pantheon zum Muſter, wollte auch der Kirche eine ähnliche

Façade geben, ſtarb aber zu früh. Jacob de la Porta vollendete die Kuppel, Carl Maderno das übrige Gebäude. Bernini, der, Gott weiß wie, zu ſeinem Nahme gelangt iſt, beliebte einen Glockenthurm darauf zu ſetzen, den er wieder einreißen mußte, weil die Mauern Riſſe bekamen. Unter Pius VI. wurde noch eine Sakriſtei hinzugefügt. Mehr als ein Dutzend Päbſte und einige Dutzend Baumeiſter haben an der Peterskirche gebaut, gebeſſert, verſchlimmert, gekünſtelt. Schon zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts koſtete ſie ſieben und vierzig Millionen römiſche Thaler; vielleicht koſtet ſie jetzt noch zweimal ſo viel. Die Façade iſt imponirend, hätte nur der letzte Pabſt nicht den allzumodernen Einfall gehabt, ein paar Uhren anzubringen, die alles verdarben. Die verſchiedenen Maaße kann man in allen Büchern finden; um ſich aber doch einen kleinen Begriff von der Größe des Ganzen zu machen, erwähne ich bloß, daß in der Kugel oben auf der Kuppel ſechszehn Perſonen Platz haben, und daß vom Boden bis zur äußerſten Spitze des Kreuzes vierhundert zwei und dreißig Fuß gezählt werden. Bekanntlich wird die Kuppel jährlich am neun und zwanzigſten Juni durch viertauſend Laternen und zweytauſend Feuertöpfe erleuchtet, welches allerdings einen prächtigen Anblick gewähren mag. Von dem mittlern Balkon ertheilt der Pabſt am grünen Donnerſtage den Segen. Die Vorhalle der Kirche iſt groß und ſchön. Ueber dem mittlern Eingang bewundert man eine Moſaik von Giotto, ſchon im Jahre 1303 verfertigt. An beiden Enden links und rechts erblickt man zwei Bildſäulen zu Pferde, von Carl dem Großen und Conſtantin dem Kleinen, welchen ich aber nicht näher zu treten bitte, denn ſie taugen beide nichts. Carl will durch einen Triumphbogen reiten, vor dem ein Vorhang weggezogen wird. Welch' eine Idee! einen Triumphbogen grade wie einen Alkoven zu behandeln. Dennoch hat dieſer ſchülermäßige Gedanke von Comachini, dem glatten Bernini ſo gefallen, daß er flugs ſeinen Conſtantin durch eine Art von Zelt reiten läßt, wo ſich das Pferd nothwendig beim erſten Schritte vorwärts verwickeln muß. Unter den fünf Thüren, welche in die Kirche ſelbſt geleiten, iſt eine zugemauert, nemlich die heilige Pforte, die nur an Jubelfeſten ſich aufthut, wenn der Pabſt mit dem Hammer daran ſchlägt. Die Mittelthüre iſt ganz von Bronze, und mit Basreliefs geziert, die nicht dazu dienen, einen Tempel Gottes zu verherrlichen, ſondern bloß den Stolz der Päbſte zu offenbaren, denn man ſieht z. B. eine Audienz, die irgend ein Pabſt verſchiedenen Nationen ertheilt. Um den Contraſt vollſtändig zu machen, ſind die Basreliefs ringsum ächt heidniſch verziert. — Doch laßt uns hinein treten. Ich war darauf vorbereitet, die Kirche auf den erſten Blick kleiner zu finden, als ihr Aeußeres verſpricht; ob aber, wie man vorgiebt, die trefflich beobachteten Proportionen bloß dieſe Würkung hervorbringen, daran zweifle ich ſehr. Ich ſuche ſie vielmehr zum Theil in der kindiſchen Theaterdecoration hinter dem Hochaltar, wo der heilige Geiſt in einer transparenten Glorie flattert, größtentheils aber in der abſcheulichen Ueberladung mit Zierrathen aller Art. Beſtände das große Schiff der Kirche ganz aus weißem Marmor, höchſtens ſparſam mit Bronze verziert, der erſte Blick würde ſich unwillkührlich in Thränen der Bewunderung auflöſen. Aber jetzt — dieſe Engel mit

Weihkeſſeln, als Muſchelſchaalen, dieſe Marmorſchnörkel von allen Farben, dieſe wie Schwalbenneſter überall angeklebten Grabmäler, dieſe reich vergüldete Decke, dieſe Wappen der Päbſte, eben ſo viele Sinnbilder ihrer Eitelkeit, alles das erdrückt die Größe, und die ganze Kirche gleicht einem ſchönen Weibe des ſiebenzehnten Jahrhunderts, das ſich alle Mühe gegeben hat, hinter lauter Steifröcken und Fontangen ſeine Schönheit zu verſtecken.

Dieſen Eindruck hat das Ganze wenigſtens auf mich gemacht. Jetzt ein Wort von ſeinen Einzelheiten. Das ſchönſte in der ganzen Peterskirche iſt das Grabmal eines Pabſtes von Canova. Zwar iſt die Religion als ein ſehr ſteifes Frauenzimmer dargeſtellt (eine wahre, aber nicht angenehme Darſtellung,) der Genius hingegen, den der große Künſtler auf die andere Seite gehaucht hat, iſt unausſprechlich lieblich, und die herrlichen beiden Löwen beweiſen, daß der Vorwurf, welchen der Neid Canova macht, als ſey ſein Meißel nicht kräftig genug, ſehr ungerecht iſt. — Eine ſitzende Statüe des heil. Peter ſoll aus dem Bronze des Jupiter Capitolinus gegoſſen ſeyn. Die frommen Gläubigen geben ſich alle Mühe, ihr die Füße weg zu küſſen. — Um das Grab deſſelben Heiligen brennen jederzeit hundert und zwölf Lampen, das iſt das Merkwürdigſte, was ich davon zu ſagen weiß. — Der Hochaltar gleich daneben, vor dem nur der Pabſt ſelbſt Meſſe leſen darf, iſt von einem Baldachin überſchattet, der höher iſt als der höchſte Pallaſt in Rom. Das möchte noch hingehen; daß man aber aus dem Pantheon gegen zweihunderttauſend Pfund Bronze geraubt hat, um ein elendes Werk von Bernini daraus zu künſteln, das iſt ein Schandfleck in der Geſchichte Urban des VIII. — Die große, wirklich erſtaunenswürdige Kuppel, hat zwei Fuß weniger im Durchſchnitt als die des Pantheon, nemlich hundert ſieben und dreißig, iſt aber um zwanzig Fuß höher, nemlich hundert neun und funfzig, ohne noch die Laterne, das Piedeſtal der Kugel, die Kugel ſelbſt und endlich das Kreuz zu rechnen, welche zuſammen auch noch hundert zwanzig Fuß ausmachen. Mit alle dem bringt ſie bei weitem nicht den lieblich-großen Eindruck hervor, von dem man im Pantheon unwiderſtehlich ergriffen wird. Dagegen aber verſchließen ihre Säulen ein Stück vom heiligen Kreuz, und den Spieß, mit welchem Chriſtus die Seite geöffnet worden u. dl. m. Am Charfreitag wird ein ungeheures Kreuz unter der Kuppel aufgehangen, welches, durch mehr als dreihundert Lampen erleuchtet, eine recht hübſche Dekoration machen ſoll. — Im Hintergrunde der Kirche ſteigt man auf Porphyrſtufen bis zu einem Altar, über welchem die ſogenannte Kanzel des heil. Peter ſteht; natürlich nur ein armſeliger hölzerner Stuhl, aber man hat ihn in einen großen Seſſel von Bronze eingeſperrt, auch ſchlechte coloſſale Statüen von Bronze darum geſtellt. Gleich daneben erblickt man auf einem päbſtlichen Grabmal die famöſe Statüe der Gerechtigkeit von Jacob de la Porte, die einſt das gräßliche Schickſal erfuhr, daß ein Engländer, von ihrer Schönheit bezaubert, ihr Dinge zumuthete, die man ſonſt nur ſchönen, mit Fleiſch und Bein begabten Weibern zuzumuthen pflegt. Seitdem ſind ihre Nuditäten hinter ein Gewand von Bronze verſteckt worden. Der Geſchmack iſt verſchieden. Mich würde das plumpe Weib nicht einmal lebend gereizt haben. Von den hundert fünf und dreißig Statüen, welche die ganze

Kirche ſchmücken, wüßte ich keine ſonſt auszuzeichnen. Eine ihrer größten Zierden aber ſind die vortreſſlichen *Moſaiken*, lauter Kopien von den berühmteſten Gemählden, welchen dadurch eine *ewige* Dauer zugeſichert worden. Die Originale ſind jetzt zum Theil in Paris. Es iſt, als habe man dieſen Verluſt geahndet, und zeitig für Erſatz geſorgt. — Unter den Basreliefs iſt eins von *Algarde* ſehenswerth, wo Pabſt Leo der Große dem Hunnenkönig *Attila* verbietet, ſich Rom zu nähern. — Unter den Grabmälern iſt eins von Bernini, welches, wie alle ſeine Werke, ſeinen kleinen, unpoetiſchen Geiſt verräth. Ein coloſſales Todtengerippe nemlich hebt einen Marmorvorhang auf, den es, wie mit einer Adlersklaue gefaßt hat. — Ein anderes Grabmal iſt der Königin Chriſtine von Schweden zu Ehren errichtet. Auf einem Basrelief ſieht man dieſe ſonderbare Frau die lutheriſche Ketzerei abſchwören. Es iſt an Naſen und Händen ſehr beſchädigt, vielleicht eine Würkung des gerechten Unwillens reiſender Schweden. — Man ſollte eben ſo mit der empörenden Geſchichte verfahren, die unter dem Sarkophag der famöſen Gräfin Mathilde abgebildet iſt. Man erinnert ſich, wie Kaiſer Heinrich IV. in ihrer Gegenwart gemißhandelt wurde. Die Päbſte ſollten die Blätter aus der Geſchichte reißen, auf welchen ſolche Unthaten geſchrieben ſtehn, ſtatt deſſen ſuchen ſie dieſelben noch in Marmor zu verewigen. — Ueberhaupt iſt in der ganzen Kirche nur eine einzige *vernünftige* Handlung eines Pabſtes vorgeſtellt, nemlich Gregor XIII., wie er den Kalender verbeſſert, alles übrige ſind Wunder oder empörende Gewaltthaten. — Ich könnte freilich noch mehrere Bogen mit der verſchwendeten Pracht dieſer Kirche anfüllen, aber ſo oft ich ſie wieder ſah, kam es mir vor, als wolle man nächſtens da eine Auction von ſchlechten und guten Kunſtwerken anſtellen, die man einſtweilen ohne Ordnung hier unter einander geworfen, und ich wünſchte, die Auction möchte nur ſchon vorüber ſeyn, damit ich die Kirche ſelbſt bewundern könnte. — Unter derſelben iſt noch eine Höhle, Grotte, oder wie ſoll ich es nennen? Derſelbe Ort, wo die Martyrer verſcharrt wurden, und den man bei Erbauung des neuen Prachttempels ſorgfältig verſchonte. Es iſt da ſo wenig Merkwürdiges und ſo ſchlechte Luft, daß ich mich wohl gehütet habe, hinabzuſteigen. Mehrere Kaiſer, Könige und Päbſte liegen da begraben, und viele Inſchriften, Mahlereien, Moſaiken der uralten Kirche werden gefunden, die zum Theil intereſſant genug ſeyn mögen. — Die prächtige Sakriſtei der Peterskirche hat Pius VI. erbaut, und da ſie ſo neu iſt, ſo wird natürlich ſehr viel daran getadelt, denn alles Lobenswerthe in Rom muß antik ſeyn; übrigens ſey es ſo ſchlecht es wolle. — Auf ſehr bequemen Stufen, welche zarte Damen ſogar auf Eſeln ſitzend erklimmen können, ſteigt man auf das Dach der Peterskirche, wo man ſich in einer ſeltſamen Welt befindet. Ja wahrhaftig, man glaubt in einer kleinen Stadt zu ſeyn, denn man iſt plötzlich unter einer Menge von Gebäuden, die bei den häufig nothwendigen Reparaturen der Kirche, theils den Arbeitern zur Wohnung, theils zu Aufbewahrung der Baumaterialien dienen. Die Kuppel, deren Fuß man nunmehr erreicht hat, ſcheint die Hauptkirche dieſer Stadt zu ſeyn, und die vielen kleinern hin und wieder zerſtreuten Kuppeln, zieren und füllen das Ganze. Man rechne hiezu, daß die um das ganze Dach laufende Gallerie ſo hoch und obendrein mit coloſſalen Statüen beſetzt iſt, daß man durchaus nicht auf die Straßen ſehen kann, wenn man nicht ſehr nahe tritt; ſo wird man begreifen, wie wunderbar täuſchend ein ſolcher Anblick ſeyn muß, zumal, wenn bisweilen, wie man mich verſicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daſelbſt gehalten wird. Ob man aber gleich bereits auf dem Dache ſteht, ſo iſt dennoch bis zur Spitze der Kuppel, noch eine ſchwindelnde Höhe zu erklimmen. Ehe man dieſe Wallfahrt antritt, wird man ſeitwärts auf die Gallerie geführt, welche inwendig ſich ringsum die Kuppel zieht. Schaut man von da hinab in die Kirche, ſo krabbeln die Menſchen unten wie kleine Kinder herum. Je höher man ſteigt, je unbequemer wird freilich das Klettern, denn die einwärts gebogenen Wände beengen die ohnehin ſchmale Treppe ſo ſehr, daß man den ganzen Körper auf eine Seite biegen muß. Mehrere Marmortafeln ſind in die Wand gemauert, auf welchen die wichtige Nachricht zu leſen, daß irgend eine vornehme Perſon in dem und dem Jahre, die Heldenthat vollbracht, bis in die Kuppel, oder wohl gar bis in die Laterne und Kugel zu ſteigen. Joſeph II. befindet ſich zweimal darunter, auch Paul I. als Großfürſt. An Stellen, wo die hohen und ſteilen Stufen das Klettern vormals allzubeſchwerlich machten, hat man erſt ſeit kurzem für den bequemern König von Neapel hölzerne Treppen angelegt, die im Zickzack laufen, und zwar auf einem Umwege, aber deſto bequemer bis zu der Laterne geleiten. Welche Ausſicht den Unermüdeten oben erwarte, kann man ſich auch ohne Beſchreibung denken. Es iſt ein unermeßliches vom Meere begrenztes Panorama. Aber der Sturmwind, der gewöhnlich in dieſen obern Regionen herrſcht, verleidet das große Schauſpiel. Ich rathe jedem Fremden, ſich wohl zu verwahren, ſollte es auch unten noch ſo warm und milde ſcheinen. Ich kann leider durch Erfahrung die Nothwendigkeit dieſer Maaßregel verbürgen. — Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, ein Wort von dem herrlichen Petersplatze zu ſagen, der in meinen Augen mehr werth iſt, als die ganze Kirche mit aller ihrer Pracht. Er iſt oval, die Kirche im Hintergrunde, zu beiden Seiten vierfache Hallen, die auf zweihundert vier und achtzig Säulen und acht und achtzig Pilaſtern ruhen (ein Werk, um deſſen Willen ich Bernini manche Abgeſchmacktheit verzeihe) die Hallen tragen hundert zwei und neunzig Statüen, jede zwölf Fuß hoch, die leider nichts als Heilige darſtellen. Zwei herrliche Springbrunnen, die eine große Waſſermaſſe über neun Fuß hoch hinauf ſchleudern und ſie höchſt mahleriſch wieder herab fallen laſſen, verſchönern den Platz außerordentlich. Wenn man aber zu ſeinen Verſchönerungen auch den großen Obelisk rechnet, der in der Mitte des Platzes ſteht, ſo irrt man, wie ich glaube. Mag er immerhin ſchon vom Kaiſer Caligula aus Heliopolis in Aegypten, nach Rom transportirt worden ſeyn; mag immerhin der Mechanismus für bewundernswürdig gehalten werden, durch welchen Fontana auf Befehl Sixtus V. ihn auf dieſen Platz transportirte, mag immerhin ſeine Errichtung allhier gegen ſiebenzigtauſend Thaler gekoſtet haben; ich bleibe dabei, ſeine Maſſe ſchadet der Façade der Kirche, ohne jene würde dieſe größere Würkung hervorbringen. Man verſuche es nur, und denke ſich den Obelisk hinweg, ſogleich iſt das Ganze weit impoſanter. Und wenn man nun vollends die erbärmlichen Inſchriften lieſt, welche dies Denkmal des grauen Alterthums entweihen; wenn man lieſt, daß es durch päbſtlichen Segen von aller Gottloſigkeit rein gewaſchen worden — Genug von dieſen Erbärmlichkeiten, die man hier an allen Säulen und Obelisken findet.

2.

Der Pallaſt des Vatikans.

Wer ihn eigentlich erbauet hat, darüber ſtreitet man; mir iſt es gleichgültig. Aber intereſſanter iſt, daß vor tauſend Jahren Carl der Große lange darinnen wohnte, als er ſich hier zum Kaiſer krönte. Pabſt Julius II. verlieh ihm ſeinen höchſten Schmuck durch Raphaels Meiſterhand. Seine ſogenannten Logen ſind zu bekannt, die Gemählde und Arabesken derſelben zu lange ſchon vertauſendfältigt, als daß ich mir erlauben ſollte, hier noch davon zu ſprechen. Nur das darf ich nicht verſchweigen, daß ſie, von ſeinen Schülern ausgeführt, theils von ſehr ungleichem Werthe, theils auch durch die Witterung ſchon ſehr beſchädigt ſind. Nach funfzig oder hundert Jahren wird man kaum noch eine Spur davon ſehen. Ueberdieß — ſollte man es glauben! — dienen die Logen, wie auch die dahin führenden Treppen, jetzt zum Bequemlichkeitsort für Jeden, der Drang fühlt, ſich ſeiner Bedürfniſſe zu entledigen. Nur mit zugehaltener Naſe kann man hier Raphael bewundern. Nicht alle Stockwerke dieſer Logen (eigentlich offene Gallerien, die vor den verſchiedenen Thüren hinlaufen) ſind von Raphael; ein oberes z. B. iſt von minder berühmten Meiſtern gemahlt, und hier findet man unter andern geographiſche Karten, auf die Wände gepinſelt, die ein Pater Dominicaner entworfen haben ſoll, deſſen Ignoranz höchſt lächerlich iſt. Moscovia iſt ein völlig flaches Land, ganz mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. In der großen Provinz Ehſtland ſind nicht mehr als drei Orte aufgezeichnet, nemlich Wieck, Fegfeuer und Forell. Nun muß man aber wiſſen, daß Wieck gar kein Ort, ſondern die Benennung eines Kreiſes iſt, und daß Forell und Fegfeuer zwei unbedeutende kleine Güter ſind. Die Hauptſtadt Reval fehlt ganz. — Indien iſt mit Gold gemahlt. Die Inſchrift ſagt: es ſey ein Land, wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöſer gebohren ſey. (Welcher? Chriſtus oder Wiſchnu? denn bekanntlich iſt Chriſtus nur eine Nachahmung von Wiſchnu.) — Italien wird natürlich über alle Maßen herausgeſtrichen. — Längs dieſer Bogen ſind die Zimmer, wo die Cardinäle eingeſchloſſen werden, wenn ſie einen neuen Pabſt wählen ſollen. Ihre Wohnung iſt während dieſer Zeit nicht größer, als der Raum, welchen ein Bogen der Gallerie einnimmt. Das mag den Herren, die ſich Churfürſten gleich achten, wunderlich genug vorkommen. — Die vier Säle Raphaels mit ihren unſchätzbaren Frescogemählden, bedürfen auch meiner Beſchreibung nicht. Sie ſind auf Papier, Leinewand und Tapeten ſo oft gezeichnet, gemahlt und gewirkt worden, daß es gewiß wenige unter meinen Leſern giebt, die ſie nicht irgend einmal ſollten geſehen haben. Ich darf nur die Schlachten Conſtantins, die Schule von Athen, den Parnaß u. ſ. w. nennen, um die Gegenſtände ſogleich in Jedermanns Erinnerung zu rufen.

3.

Der Garten des Vatikans.

Wenn eben das Wetter ſchön iſt, ſo mag man ihn wohl durchlaufen, ſonſt aber kann man es auch bleiben laſſen, ohne viel dabei zu verlieren. Man ſieht einen ungeheuren Pinien-Apfel von vergoldeter Bronze, der vormals auf der Spitze des Mauſoleums Kaiſer Hadrians geſtanden haben ſoll. Merkwürdiger noch iſt das Fußgeſtell der Säule Antonins des Frommen, mit ſeinen Inſchriften und zerbrochenen Basreliefs. Die vordere Seite ſtellt die Apotheoſe Antonins und ſeine Gemahlin Fauſtina vor. Der geflügelte Genius iſt nicht übel, aber freilich keine griechiſche Arbeit. Zu beiden Seiten erblickt man Soldaten zu Pferde, wie ſie vormals die Scheiterhaufen der Kaiſer zu umreiten pflegten. Sie reiten hier in mehreren Reihen über einander; eine Abbildung, die ſich abermals kein Grieche erlaubt haben würde. — Eine artige Spielerei mag man, beſonders bei Sonnenſchein, nicht vorüber gehen. Es iſt ein dreimaſtiges Schiff von Metall auf einem Baſſin, welches, vermittelſt einer Waſſerkunſt, nicht allein aus allen Maſten Waſſer ſpeit, ſondern auch ſeine ſämmtlichen mit Waſſer geladenen Kanonen löſt. Zugleich ziehen die Sonnenſtrahlen einen ſchönen Regenbogen darüber hin.

4.

Die Bibliothek des Vatikans.

Sie bedarf zu ihrem Ruhme meiner Feder nicht. Schon ſeit Jahrhunderten iſt man gewohnt, ſich den koſtbarſten litterariſchen Schatz zu denken, wenn man ſie nennen hört. Sie beſaß noch vor wenigen Jahren dreißigtauſend Manuſcripte. Jetzt wird ſie freilich von der Pariſer Bibliothek übertroffen, doch nur indem man ſie beraubte, wurde es möglich, ihre Nebenbuhlerin hoch über ſie zu erheben. Die Bibliothek zu Paris zählt jetzt, bekanntermaßen, über achtzigtauſend Manuſcripte, doch die koſtbarſten unter dieſer ungeheuern Anzahl, hat Bellona, als Siegerbeute, dem Vatikan entwandt. Gern hätten wohl die Franzoſen auch das herrliche Gebäude mitgenommen, das hier den Wiſſenſchaften zum Tempel dient; ein wenig zu bunt bemahlt, ſonſt aber werth, die Geiſter der Weiſen aller Zeiten zu beherbergen. Sixtus V. hat es erbaut. Wer möchte das prophezeit haben, als der arme Hirtenknabe die Schweine hütete? — Im Vorſaale hängen die Portraits aller Kardinäle, welche Oberaufſeher der Bibliothek waren. Sie ſind meiſtens ſchlecht gemahlt, und ihre geiſtliche rothe Uniform thut dem Auge weh. Ein großer, ſehr breiter Saal, über zweihundert Fuß lang, in der Mitte durch ſieben Pilaſter in zwei Schiffe getheilt, ſieht beim erſten Anblick gar nicht aus wie eine Bibliothek, denn man erblickt kein einziges Buch. Sie ſind alle in nicht hohen Schränken verwahrt. Die verſchloſſenen Thüren ſchützen ſie vor Staube, und ſtehen auch dieſe offen, ſo hält noch ein inneres Dratgewebe räuberiſche Hände ab; doch freilich nur ſolche, die unbewaffnet ſich zeigen. Während der kurzen Herrſchaft der Neapolitaner, hatte General Mack an die Thüre der Bibliothek ſchreiben laſſen: *Todesſtrafe für den, der ſich hier vergreift.* Dieſes Verbot reizte die Habgier nur noch ſtärker. Einige neapolitaniſche Soldaten drangen ein, riſſen den älteſten vorhandenen Coder aus dem Schranke, weil ſie ſeinen Beſchlag von vergüldetem Metall für Gold hielten, lieſſen damit fort, brachen auf der Straße das vermeinte Gold davon, und warfen, des eigentlichen Schatzes unkundig, den ſie wirklich bereits in Händen hatten, den Coder in den Staub. Ein ehrlicher Winzer, der eben vorbei gieng, ſah ihn liegen, meinte, das Buch könnte doch wohl noch zu etwas taugen, und trug ihn flugs zu ſeinem Herrn, der glücklicherweiße ein nicht unwiſſender Abbate war. Dieſer ahndete den Werth der Handſchrift, und brachte ſie dem Bibliothekar des Vatikans zurück, einem wackern gelehrten Manne, der wirklich ſchon heiße Thränen darum vergoſſen hatte. — Die Freſcogemählde an den Wänden des Saals ſind, wie ſchon erwähnt, zu bunt, (obgleich von den beſten Meiſtern jener Zeit) oft auch der Gegenſtand zu unbedeutend. Sie ſollen die Thaten Sixtus V. vorſtellen; man hat ihm aber auch für Thaten angerechnet, daß er vier Obelisken aufrichten laſſen, und daß er die Trajansſäule durch die Statüe des heil. Peter, ſo wie die Marc-Aurelsſäule durch die des heil. Paul verunreinigt hat. Rechter Hand ſieht man auch zwiſchen den Fenſtern die acht erſten Concilien. Was ſollen die in einer Bibliothek? Schlimm genug, daß man ihre Annalen darinnen dulden muß. Die Bilder linker Hand gegen über ſind die einzig zweckmäßigen, denn ſie ſollen die allerälteſten Bibliotheken vorſtellen. Da hat man nun freilich des Guten auch zu viel gethan, denn die Geſetztafeln Moſis waren noch keine Bibliothek, eben ſo wenig als die babyloniſche Schule, der Sage nach, vom König Nebucadnezar errichtet. Dann aber folgen die athenienſiſche Bibliothek, von Piſiſtrat; die unglückliche alexandriniſche, von Ptolomäus Philadelphus, die palatiniſche, vom Kaiſer Auguſt errichtet. An dieſe reihen ſich die heiligen Bibliotheken zu Jeruſalem, Cäſarea und endlich zu Rom; die letztere, dem Vorgeben nach, ſchon zu den Zeiten des heil. Peter gegründet. — Eine ſehr zweckmäßige und inſtruktive Idee iſt es ferner, daß man auf den ſieben Pilaſtern alle die klugen Männer abgebildet hat, welche ihre Nationen die Kunſt zu ſchreiben lehrten, oder doch die ſchon vorhandene Schriftſprache mit neuen Buchſtaben vermehrten. Wenn man einen Blick auf alle dieſe verſchiedenen Bilder zurück wirft, ſo kann man daraus einen Schluß ziehen, wie wenig Raum eigentlich für Bücher in dieſem großen Saale übrig geblieben. Schränke überall, aber ſehr niedrig; die vatikaniſche Bibliothek iſt die einzige, in der man keiner Leitern bedarf. — Ein paar große ſchöne Marmortafeln ſtehen hier, deren Einfaſſung von vergoldeter Bronze mit Basreliefs geziert iſt, welche die Thaten Pius VI., z. B. ſeine Reiſe nach Wien u. dgl. m. vorſtellen. Ich würde dieſer Tafeln kaum erwähnt haben, wenn nicht die Neapolitaner, abermals der angedrohten Todesſtrafe trotzend, die Bronze, die ſie auch für Gold hielten, durch gewaltſames Abreißen ſehr beſchädigt hätten. „Die Franzoſen, ſagte der Cuſtode, haben die Tafeln reſpektirt, unſere ſogenannten Freunde, die Neapolitaner, nicht.“ — Guter Cuſtode! wäre hier wirklich Gold zu hohlen geweſen, die Neapolitaner würden keine Spur mehr davon gefunden haben. — Eine etwas krumme Säule, aus einem einzigen Stück orientaliſchen Alabaſters, iſt bemerkenswerth, ſo wie ein Sarkophag von weißem Marmor, in dem man ein Stück Asbeſt fand, ein unverbrennbares Leichentuch, welches noch gezeigt wird. — Jetzt tritt man in eine Gallerie, die vierhundert Schritt lang iſt. Die Schränke zu beiden Seiten ſind mit den ſeltenſten Ausgaben von Büchern angefüllt, und oben darauf ſtehen eine große Menge etruſciſche Vaſen, die zum Theil ſehr ſchön ſeyn ſollen, von deren Schönheit ich aber nichts begreiſe. Für ein hübſches Service von Berliner oder Dresdner Porcelain gäbe ich ſie alle zuſammen hin. Irgendwo ſitzen die Marmorbildſäulen des Ariſtides und des heil. Hippolytus einander gegen über. Wenn ſie lebten, würden ſie ſchwerlich wiſſen, was ſie miteinander reden ſollten. — Eine Menge chriſtlicher Alterthümer werden auch gezeigt, Marterwerkzeuge für die erſten Chriſten; Bilderchen aus Griechenland gerettet, als die Bilderſtürmerei ihnen drohte; Schnitzwerk, Medaillen und dergleichen Siebenſachen. In den Mauern ſieht man ſchlechte Basreliefs, von den ausgegrabenen Sarkophagen der alten Chriſten abgeſägt. — Linker Hand endigt dieſe Gallerie mit einem ſchönen Zimmer, welches mit alten Handſchriften auf egyptiſchen Papyrus tapezirt iſt. Ob ſie gleich nur Schenkungen betreffen, die der Kirche gemacht worden ſind, und alſo in dieſer Rückſicht gar keinen Werth haben, ſo ſind ſie doch durch ihr hohes Alter ehrwürdig, denn ſie rühren ſämmtlich aus dem fünften und ſechsten Jahrhundert her. Ueberdieß prangt dieſes Zimmer mit einem herrlichen Plafond, von unſerm Raphael Mengs, die Geſchichte, welche die Weltbegebenheiten auf dem Rücken der Zeit in ihr großes Buch trägt. Ob aber die Allegorie wohl zu vertheidigen ſeyn möchte? — Die Zeit ruhend und gar knieend darzuſtellen, iſt mehr als kühn. Iſt denn jemals ſeit Erſchaffung der Welt eine

Bege-

Begebenheit vorgefallen, bei welcher die Zeit zu verweilen gewürdigt hätte? — Wir wenden uns nunmehr, um auch die andere Hälfte der vom Saal durchſchnittenen Gallerie zu durchwandern. Hier findet man ſeit kurzem unverſchloſſene Bücherrepoſitorien auf den niedrigen Schränken errichtet. Sie enthalten ſiebzehntauſend Bände aus aufgehobenen Klöſtern und Communen zuſammen gebracht. So, meinte der Cuſtode, ſey der vatikaniſchen Bibliothek ihr mannichfaltiger Verluſt reichlich erſetzt worden. Das reichlich iſt nemlich von der Anzahl zu verſtehen. Die Gallerie ſchließt an dieſem Ende abermals mit einem ſchönen Zimmer, das profane Muſeum genannt, denn es bewahrt heidniſche Alterthümer. Darunter iſt ein uraltes metallenes Götzenbild der Etruſker, welches ihrem rohen Geſchmack eben keine Schande macht. Ferner, ein Gott der Mäuſe, der ſchwerlich bei unſern Damen Glück machen würde; einige ſchöne Moſaiken u. ſ. w. — Das Kupferſtichkabinet, in einem Nebenzimmer, iſt für eine ſolche Bibliothek eben nicht ſehr bedeutend. — Von den Büchern und Manuſcripten ſage ich kein Wort, denn ſie ſind den Gelehrten ſchon längſt durch gedruckte Cataloge bekannt.

5.

Das vatikaniſche Muſeum

iſt unſtreitig das herrlichſte in dieſem Pallaſt; vorzüglich imponirt das Lokal, ein Muſentempel, wie warlich kein zweiter mehr exiſtirt. Auch ſoll die Mutter des franzöſiſchen Kaiſers, als ſie zum erſtenmal dahin geführt wurde, ſtaunend ausgerufen haben: „ich glaubte, wir beſäßen in Paris auch etwas, aber ich ſehe wohl, wir haben noch gar nichts." — Freilich wird weder in Paris noch in Corſika etwas ähnliches gefunden. Noch jetzt, nachdem die Franzoſen das Muſeum ſo manches Schmuckes beraubt haben, iſt und bleibt es vielleicht das erſte in der Welt. Was die ſchönſten Zeiten griechiſcher und römiſcher Kunſt geliefert haben; was nur immer Koſtbares einſt Tempel, Bäder, Palläſte, Gräber, Märkte und Circus ſchmückte, iſt hier vereint. Alles zu nennen vermag ich nicht, zu beurtheilen noch weniger. Was mir die tiefſten Eindrücke gemacht, will ich kurz erwähnen. — In der prächtigen Vorhalle: Der Sarkophag des Cornelius Scipio, (eines Vorfahren des Scipio Afrikanus,) durch hohes Alterthum ehrwürdig, denn dieſer Scipio war Conſul im vierhundert ſechs und funfzigſten Jahre der Stadt. Es ſind nicht viel über zwanzig Jahre, daß man ſein Grabmal in einem Weinberge gefunden, nebſt vielen Steintafeln, auf welchen Inſchriften und Verſe zum Lobe dieſer Familie ſtehn, und die auch hier aufgehängt ſind. — Der berühmte Torſo iſt, aus guten Urſachen, nur noch in Gips zu ſchauen; ich habe den Marmor in Paris geſehn; er hat mich dort eben ſo kalt gelaſſen als hier. Es gehört bloß ein Kenner, wie Michel Angelo dazu, um in einer Statüe, der Kopf, Arme und Beine fehlen, das non plus ultra der Kunſt gewahr zu werden. — Ich eile durch die ſchöne runde Vorhalle, weil ſie abermals nur Fragmente von Statüen enthält. Ich will es recht gern glauben, daß es lauter koſtbare Fragmente ſind; ich denke aber doch, die Römer und Griechen würden lachen, wenn ſie ſähen, wie ſorgfältig wir jede zerbrochene Puppe von ihnen aufſtellen, die ſie ſelbſt höchſt wahrſcheinlich würden weggeworfen haben. — In einem andern Zimmer ſteht die ſchöne Gruppe des Bachus, der ſich auf einen Faun ſtützt. — Im achteckigen Säulengang des Hofes, unter vielen merkwürdigen Sarkophagen, Basreliefs u. ſ. w., der geprieſene Merkur, ſonſt Antinous von Belvedere genannt, (Pouſſin's Studium der Schönheit,) eine Venus mit dem Liebesgotte, deren Kopf das Portrait der Gemahlin des Kaiſers Alexander Severus darſtellt; der Gipsabguß des Apoll von Belvedere; der des Laokoon; der herrliche Perſeus von Canova, der, nach meinem Gefühl, einen großen Theil des Geraubten erſetzt, und unter den ſchönſten Werken des Alterthums kühn ſeinen Platz behauptet. — Eine Gallerie iſt größtentheils mit Thieren angefüllt, die vortrefflich nach der Natur gearbeitet ſind. Hier giebt es Löwen und Wölfe, Tiger und Katzen, Adler und Eulen ꝛc. Die koloſſale Bildſäule des Nil von ſechszehn Kindern umgeben, weil der Nil, wie man ſagt, ſechszehn Zoll hoch ſteigen muß, um eine glückliche Ueberſchwemmung zu verurſachen. — In einer zweiten, abermals mit Thieren aller Art beſetzten Gallerie, dient der Flußgott Tiber dem Nil zum Pendant. In beiden Gallerien ſind ſchöne Fragmente von antiken Fußböden. — Hierauf folgt abermals eine lange, an trefflichen Statüen reiche Gallerie; es ſind ein Paar ſitzende darunter, deren griechiſche Inſchrift die intereſſante Nachricht giebt, daß es Portraits der beiden griechiſchen Dichter, Menander und Poſydippus, ſind. — Von drei Sälen mit Büſten angefüllt, ſage ich weiter nichts, als daß in einem derſelben auch der Fechter (ein Meiſterwerk Canova's) ſteht, und in einem andern ein herrlicher Jupiter auf einem Adler ſitzend. — Ein Saal, von Pius VI. angelegt, hat einen vortrefflichen, in der Villa Hadrians gefundenen Fußboden, der oft den Blick von dem zarten Ganymed und der ſchönen Venus abzieht, welche hier unter mehreren Kunſtwerken entzücken. — Der Saal der Muſen iſt prächtig, aber die Muſen ſelbſt haben ſich leider in Gips verwandelt. Doch gern verweilt man noch bei den Hermen berühmter Redner, Philoſophen und Dichter, die ihnen zur Seite ſtehn. — Der folgende runde Saal, gleichfalls ein ſchönes Denkmahl Pius VI., fällt durch zehn koloſſale Büſten auf, und einzig in der Welt iſt die ungeheure Schaale von Porphyr, welche in die Mitte ſteht; ſie hat ein und vierzig Fuß im Umkreis! — Ein wie ein griechiſches Kreuz geſtalteter Saal wird durch eine Thür verſchloſſen, die — wenn es doch nun einmal Himmelspforten geben ſoll — wohl allein würdig ſeyn möchte, dieſen Platz auszufüllen. Es wimmelt hier abermals von Kunſtwerken und Seltenheiten. — Auf einer prächtigen Treppe ſteigt man in das obere Stockwerk, und findet mit Erſtaunen abermals eine Reihe von Zimmern, Sälen, Gallerien, mit Kunſtwerken aller Art angefüllt. Es befindet ſich darunter auch eine reiche Sammlung von egyptiſchen Alterthümern. Ein antiker Wagen, ganz von Bronze, und der wohlerhaltenſte der exiſtirt, iſt erſt kürzlich gefunden worden. — Alle dieſe unzähligen Schätze werden noch täglich vermehrt, und ſchon harrt eine reiche, zu Oſtia ausgegrabene Sammlung, der ordnenden Hand. Ich bin ſehr kurz geweſen, weil ich fühle, daß jede Beſchreibung langweilig ſeyn, und doch keinen Schatten von Würklichkeit liefern würde.

Schade nur, daß ein Fremder dieſes Meer von Genüſſen unmöglich ausſchöpfen kann, denn, wäre er auch Monate lang in Rom, ſo müßte er nichts thun als täglich das vatikaniſche Muſeum beſuchen und wieder beſuchen, wenn er jede einzelne Schönheit deſſelben in ſein Gedächtniß prägen wollte. Pius VI. hat viel für daſſelbe gethan, aber auch nicht ermangelt, unter jedes von ihm hier aufgeſtellte Kunſtwerk die Worte zu ſetzen: munificentia Pii VI. Der jetzige Pabſt iſt etwas beſcheidener, er ſchreibt: cura Pii VII. Es wäre doch beſſer, wenn beides wegbliebe.

6.

Die Akademie der ſchönen Künſte.

Sie iſt dem heil. Lucas, dem Erzmahler, geweiht, und ihr gehört auch die ſehr alte, neben ihrem Verſammlungsort gelegene Kirche. Die Produkte ihrer Zöglinge, Bildhauer, Mahler und Architekten, ſind in zwei Stockwerken aufgeſtellt; die Bildhauer machen den Anfang, ſchon auf der Treppe und im Vorſaal wimmelt es von Basreliefs in gebrannter Erde. Aber — faſt kömmt es Einem ſo vor, als ob man zu Weimar in den Saal der Preisausſtellung von Göthe träte, ſo ſehr ſchlecht ſind ſie alle. Ein einziges von Canova ragt hervor, wie eine Pinie über den Buchsbaum. Unter den Preisgemählden des erſten Stockwerks giebt es einige, die keimendes Talent verrathen. Ein Zimmer iſt mit architektoniſchen Zeichnungen behangen, von welchen ich nichts verſtehe. — Am intereſſanteſten für den Fremden iſt der obere Stock, wo ein großer, durch Bogengänge getheilter Saal, ſehr geſchmackvoll zur Aufbewahrung der der Akademie gehörigen Kunſtwerke eingerichtet iſt. Das herrlichſte von Allen — obwohl zerſtört und nicht mehr ſchaffend — iſt Raphaels Schädel, der unter einem Gehäuſe von Glas ſteht, und dem zur Seite man Inſchriften in Marmor gegraben lieſt, die, für ein ſolches Genie, viel zu pompös und wortreich ſind. Nach meinem Gefühl würden die Worte: Raphael der Mahler, die erhabene Einfachheit dieſes großen Künſtlers beſſer bezeichnet haben, als alle die ſinnreichen Hyperbeln, die man hier verſchwendet hat. Die Empfindungen, mit welchen man vor einem Schädel ſteht, der einſt ſo kunſtreich eine Welt umfaßte und darſtellte, gewähren einen Genuß, der nicht mit der Zeit Abrechnung hält. Unſer Körper gleicht in ſolchen Augenblicken einer auflodernden Lampe; die hohe Flamme verzehrt zu viel Oel, aber ſie leuchtet auch um ſo heller. Und wer möchte ſein Leben nach Jahren zählen, wenn er es in einigen Tagen, mit dem Geiſte ſchwelgend, aufzehren könnte? — Ueber Raphaels Schädel hängt ein Gemählde von ihm, das ich doch kaum für ſeinen Pinſel erkannt haben würde; es iſt das des heil. Lucas, wie er die Madonna mahlt. Wollte der Himmel, der wirkliche Lucas hätte ſeine Madonna ſo angelegt, wie der Gemahlte es hier thut. — Eine intereſſante Zierde des Saals macht eine reiche Sammlung von Portraits, (ich glaube es ſind einige hundert,) von allen vormaligen und jetzigen Mitgliedern der Akademie. Schade nur, daß ſie, wegen Mangel des Raums, ſo hoch unter dem Geſims hängen, daß ein gutes Auge kaum ihre groß geſchriebenen Namen leſen, weit weniger an den minder beleuchteten Stellen ihre Züge unterſcheiden kann. Auffallend iſt, wie geiſtreich die alten, meiſt magern Köpfe gegen die neuen, fetten und dummen Phyſiognomien abſtechen. Doch vielleicht wurden jene beſſer gemahlt, vielleicht iſt auch das moderne, ſteife Coſtüm Schuld daran. Die Heiligen, welche ſich mit Mahlerei beſchäftigt haben, nehmen für ſich einen Ehrenwinkel ein. — An einer Wand erblickt man das Medaillon von Guſtav III., König von Schweden, unter demſelben eine Sammlung von ſchwediſchen Medaillen, die, laut der Inſchrift, dieſer Monarch bei ſeinem Aufenthalt in Rom, der Akademie ſchenkte. — Uebrigens ſind alle Wände mit Bildern behangen, von geſchickten Akademikern gemahlt. Ich zeichne, wegen der außerordentlichen Lieblichkeit, eine Iris aus, die dem Pinſel eines Engländers oder Deutſchen ihr Daſeyn verdanken ſoll; ſeinen Namen konnte ich nicht erfahren. Abgüſſe von den ſchönſten Antiken ſind hier und da aufgeſtellt. Es befinden ſich ein Paar vortreffliche unter ihnen, die ich ſonſt nirgend geſehen habe, und deren Originale in England ſind. — Wie viele Kunſtwerke verſchlingt und verſchließt dieſes Land! — Ich bediene mich mit Fleiß des Ausdrucks verſchließen, denn wer ſieht ſie dort, wo ſie in Landhäuſern zerſtreut und verſteckt werden? — Faſt ſollte man wünſchen, daß England einmal erobert würde, weil das der einzige Weg zu ſeyn ſcheint, um die Kunſtſchätze, die dort eben ſo tief, als einſt in der Erde, begraben liegen, einmal wieder gemeinnützig zu machen.

7.

Die Villa Panfili.

Man muß ſehr weit fahren, um ſehr wenig zu ſehen. Die Villa iſt wegen ihrer Größe berühmt, denn ſie ſoll fünf Meilen im Umfang haben. Ferner ſpricht man viel von ihrer weiten Ausſicht bis zum Meere; ich kann das weder leugnen noch beſtätigen, denn ich ſah ſie an einem ziemlich trüben Tage. Auch ihren Faun, der, durch eine Waſſerkunſt getrieben, Liederchen auf der Flöte bläſt, habe ich nicht bewundern können, denn die Seele war von ihm gewichen, die Waſſerkunſt verdorben. Sie darf, eben ſo wohl als die Villa Ludoviſi, gerechten Anſpruch auf den Titel eines Lazareths von Antiken machen, denn ſie iſt mit furchtbaren Ueberreſten ausgeſchmückt. In dem dazu gehörigen Landhauſe giebt es freilich einige beſſere, aber nichts ausgezeichnetes; man müßte denn die Büſte der famöſen Donna Olympia dahin rechnen, die mir in der That intereſſant war, weil der Geiz und der Hochmuth, durch welche ſie einſt Rom ausſog und quälte, ſehr leſerlich in ihre Phyſiognomie geſchrieben ſind. Unter den Gemählden iſt vollends gar nichts von Bedeutung. Die beſten, welche einſt da ſich befanden, ſind auf eine ſchlaue Weiſe geſtohlen worden. Eines Abends nemlich, in den Zeiten der Revolution, meldeten ſich fünf franzöſiſche Huſaren oder Dragoner bei dem Cuſtode, zeigten ihm eine Einquartirungskarte, und nahmen von dem Schlößchen Beſitz. Am andern Morgen waren ſie ſammt den ſchönſten Gemählden verſchwunden. Den Kopf der ſchönen Vatermörderin Cenci haben ſie doch hängen laſſen. — Einige koſtbare Säulen von Nero und Verde antico würden, außer Rom, allerdings Bewunderung verdienen; hier ſieht man dergleichen gar zu viel. Eine Menge andere Spielereien hingegen würden in der ganzen Welt nur die Aufmerkſamkeit von Kindern erregen. Z. B. ein paar lange Stoßzähne von dem Fiſche, der, wo ich nicht irre, Narwal heißt, ſind in kleine Gerüſte, wie ein paar Espontons vor einer Hauptwache, befeſtigt und aufgeſtellt. Allerlei Corallen, chineſiſche Töpferwaare, Schatullen von der famöſen Olympia, ausländiſches Porcelain und was dergleichen Spielereien mehr ſind. — Die Villa ſoll an demſelben Orte gelegen ſeyn, wo vormals die Gärten des Kaiſers Galba ſich befanden. Jetzt gehört ſie dem Hauſe Doria.

8.

Der Pallaſt Corſini.

Faſt ſcheint es, dieſer Pallaſt ſey nur frommen Damen gewidmet, denn der eigentliche Beſitzer wohnt, wenn ich nicht irre, zu Florenz. Aber die ſeltſame Königin Chriſtina von Schweden hat hier bis zu ihrem Tode gehauſt, und ihn durch den empörenden Mord ihres Lieblings Monaldeſchi entweiht. Jetzt wird er von einer frommen Erzherzogin von Oeſtreich bewohnt, welche die große Zahl der unnützen Klöſter noch mit einem vermehrt hat. Weiter wüßte ich nichts von ihr zu ſagen. — Clemens XII., aus dem Hauſe Corſini, hat dieſem Pallaſte viele Prachtzimmer angebaut, die, der Sage nach, ganz neu möblirt ſind. Wer ſich alſo einen Begriff von dem neuſten Geſchmack der Römer in Möbeln machen will, der komme und ſchaue — dunkle, ſchwere Stoffe von Sammt mit Seide durchwürkt, altväteriſche Stühle mit ledernen Kappen und prächtige Marmortiſche auf geſchnirkelten Füßen. Die Gemähldeſammlung iſt ziemlich reichhaltig, und uſurpirt, wie gewöhnlich, berühmte Namen, doch ſind allerdings auch einige vorzügliche Werke von Andrea del Sarto, Tizian u. ſ. w. darunter. Sehr auffallend li eine Madonna, die ſich durch den kräftigen Charakter faſt vor allen Madonnen der Welt auszeichnet. Ich fragte mit Begierde nach dem Namen des Mahlers, und hörte einen Spanier, Morillos nennen, der mich aufs neue mit Achtung für die ſpaniſche Schule erfüllte, denn eine gewiſſe heiße Kraft ſpricht aus ihren Werken, die wohl ein Erzeugniß ihres Klima's ſeyn mag. Wie ihre Früchte eine brennende Farbe tragen, ſo auch ihre Gemählde. — Unter den antiken Büſten zeichnet ſich ein Kopf des Seneca aus. — Die Bibliothek dieſes Pallaſts, welche acht große Zimmer füllt, iſt eine der angeſehenſten in Rom. Sie iſt beſonders reich an Manuſcripten des funfzehnten Jahrhunderts, beſitzt auch eine Kupferſtichſammlung von vierhundert Bänden. — Die mit dem Pallaſt verbundene Villa liegt am Abhange des Berges Janiculus, auf dem Platze, wie man behauptet, auf welchem der Vetter des Satirikers Martial ſein Landhaus hatte. Man will das durch die Rom beherrſchende Ausſicht beweiſen, welche Martial eben auch dem Hauſe ſeines Vetters mit den Worten zuſchreibt: hinc Septem dominos videre montes, et totam licet aestimare Romam. Man könnte jedoch daſſelbe von vielen Plätzen ſagen.

9.

Die Villa Albani.

Man fährt durch das ſalariſche Thor, in deſſen Nähe, und zwar auf dem ſogenannten Laſterfelde (campus sceleratus), die Veſtalinnen lebendig begraben wurden, welche, ſtatt des heiligen Feuers in ihrem Tempel, das Flämmlein ſinnlicher Liebe in ihrer Bruſt genährt hatten. In dieſer Gegend war auch das Haus des Atticus gelegen, an den Cicero ſo viel herzliche Briefe geſchrieben hat. Längſt verhallt ſind die Seufzer der unglücklichen Liebe, wie der Zuruf der Freundſchaft. Von Erinnerungen begleitet erreicht der Fremdling die nahe Villa Albani, und auch hier erwartet ihn eine Erinnerung, die, wenn er ein Deutſcher iſt, ihn mehr intereſſiren wird als jene, denn Winkelmann hat die Kunſtſchätze dieſer Villa geordnet; fünf Jahre hat er damit zugebracht; ſehr oft wohnte und ſchlief er hier; der alte Mann, der die Fremden herumführt, hat ihn noch gekannt, und verſichert, er ſey ein galant' uomo geweſen. Daß hier eine ſehr verſtändige Hand gearbeitet, würde man errathen, wenn man es auch nicht erführe, denn jedem andern als Winkelmann möchte es ſchwer geworden ſeyn, einen ſolchen Reichthum von vortrefflichen Kunſtwerken ſo zu ordnen, daß ſie eine einfach große Würkung hervorbringen, und daß man nicht eher merkt, wie ſehr viel man geſehen hat, bis man zu Hauſe ſich die Gegenſtände wieder ins Gedächtniß ruft. Die Villa Borgheſe gleicht einer ſchönen Frau im größten Staate, mit Diamanten überladen, um ſo eben in die hellerleuchtete Oper zu fahren; die Villa Albani iſt eine ſchöne Frau im ausgeſuchteſten Negligé; da ſind auch Spitzen und Diamanten, aber mit ſcheinbarer Nachläſſigkeit, mit ſchlauer Sparſamkeit angebracht; das Auge wird nicht verwirrt noch ermüdet, kein Schimmer blendet, die Empfindung bleibt ungeſtört. Man findet hier überhaupt gar nichts ſchlechtes; was keinen hohen Kunſtwerth hat, bietet wenigſtens ein hiſtoriſches Intereſſe dar, oder iſt durch hohes Alterthum intereſſant. Ich werde von dem reichen Schatze nennen, was mir im Gedächtniß blieb. Iſt man durch die ſchöne Verhalle mit den drei koloſſalen Maſken in den Korridor getreten, ſo laſſe man das antike Gemählde nicht unbemerkt, Livia und Octavia, dem Mars opfernd. Es iſt zwar von keinem Meiſter gemahlt, aber die Bilder aus jenen grauen Zeiten ſind ſo ſelten! — Die Treppe iſt mit ſchönen Basreliefs geſchmückt, vorzüglich ſind ein paar Bachantinnen voll Bewegung und Grazie. Wenn nur die Griechen nicht meiſtentheils ſo ſteife Gewänder gemacht hätten; eine Klage, die ich ſehr oft wiederholen möchte. Das Gewand von der Figur getrennt, würde man ſelten für ein Gewand erkennen, eher noch für eine geriefelte Muſchel oder etwas dergleichen anſehen. Von den Statuen erinnere ich mich vorzüglich einer vortrefflichen Pallas, eines Apollo in Bronze, einer ſitzenden, aber ſchlecht reſtaurirten Agrippina, und (um der Seltenheit willen) eines weiblichen Satyrs. Ich wüßte nicht, daß man die letztere noch irgendwo anträfe; mir wenigſtens iſt unter den vielen tauſend Statüen, die ich geſehen habe, nur dieſe einzige Satyra aufgeſtoßen. Unter den Basreliefs iſt dasjenige, welches Zethus, Amphion und Antiope darſtellt, das koſtbarſte, vielleicht von Phidias ſelbſt gearbeitet, denn ſein Styl gleicht ganz dem der berühmten athenienſiſchen. Deshalb hat auch wohl Winkelmann es über einem Kamine angebracht, wo man es ſehr bequem betrachten kann. Die Wahl des Hercules iſt mir durch die Art der Darſtellung ſehr merkwürdig geworden. Hercules ſitzt unter einem Apfelbaume, um den ſich eine Schlange gewunden, wodurch er dem Baume des Erkenntniſſes ſehr ähnlich wird. Die Wolluſt ſteht vor ihm, und bietet ihm eine Frucht, die ſie eben gebrochen. Der Tugend kehrt er den Rücken zu, ſie hat ihren Arm um den Baum geſchlungen. Faſt möchte ich wetten, daß in dieſe Fabel noch Umſtände verflochten ſind, die wir jetzt nicht mehr wiſſen, aus welchen aber die chriſtliche Mythologie ihre Adamsgeſchichte im Paradieſe gedrechſelt hat. — Das berühmte Basrelief, Antinous, iſt nur noch im Gipsabguß vorhanden. Dädalus, die Flügel des Icarus arbeitend, Diogenes in ſeiner Tonne, Berenice, die ihre Haare opfert, um ihrem Gemahl eine glückliche Rückkunft zu erflehen, der Kampf Achilles mit Memnon, und hundert andere bald mehr bald weniger meiſterhafte Darſtellungen, feſſeln und entzücken das Auge. Mehrere antike Basreliefs in gebrannter Erde werden als eine große Seltenheit betrachtet. Der Büſten und Hermen ſind unzählige. Man bewundert einen Jupiter Serapis in Baſalt, einen Faunskopf, von Giallo antico, eine Büſte von ſchwarzem Baſalt, deren Fußgeſtell aus dem äußerſt ſeltnen grünen Porphyr beſteht u. ſ. w. Auf einem prächtigen Sarkophag iſt die Vermählung des Peleus mit der Thetis abgebildet. Ein alter Thierkreis in Marmor iſt ſehr intereſſant; er wird von einem Atlas getragen, und am Fußgeſtelle iſt eine kupferne Schaumünze eingeſetzt, welche dieſelbe Vorſtellung zeigt. Eine große flache Schaale, zwei und zwanzig Fuß im Umfang, iſt mit den Thaten des Hercules verziert. — Viele Moſaiken, höchſt intereſſante Inſchriften ſind in die Wände gemauert; vermuthlich hat Winkelmann ſie alle abgeſchrieben; mir fehlte die Zeit, dabei zu verweilen. Eine antike Landſchaft, auf Stuck gemahlt, iſt in ihrer Art eben ſo merkwürdig, als der ſchöne Plafond von Mengs.

Apoll und die Muſen. Der neuen Skulptur zu Ehren, möge man auch einen Blick in die Kapelle werfen, denn man wird dort einen todten Chriſtus finden (ich weiß nicht von wem), der den übrigen Kunſtſchätzen dieſer Villa wenigſtens keine Schande macht. — Auf dem Rückwege aus dieſem Kunſttempel beſuche man die nahe Villa Aldobrandini, wo ſich ein großes, wohlerhaltenes, antikes Gemählde befindet, welches die Ceremonien darſtellt, die einſt von Neuvermählten beobachtet wurden. Es iſt in der Nähe des Bogens des Galiennus gefunden, und endlich auch unter Glas geſetzt worden, nachdem es bereits viel von ſeinem erſten Glanze verlohren. Indeſſen bleibt es immer noch ſehr merkwürdig, da es den deutlichſten Begriff von der Mahlerei der Alten giebt. Die Zeichnung iſt ſchön, die Kompoſition einfach, Schatten und Farben gut vertheilt, der Ausdruck in den Köpfen ſprechend. Eine Kopie davon, die Nicolas Pouſſin gemacht hat, trifft man in der Gallerie Doria an. Uebrigens iſt hier nichts zu ſehen. — Aber der Pallaſt Rospiglioſi iſt nicht weit; ſeine Gallerie gehört nicht unter die vorzüglichſten, und kann bequem in einer halben Stunde beſehen werden. Der Pallaſt ſteht auf den ehemaligen Bädern Conſtantins, den letzten, die in Rom gebaut wurden. Die berühmte Aurora von Guido Reni iſt hier das merkwürdigſte. Sie ſchmückt den Plafond eines Gartenſaals. Blumen ſtreuend fliegt ſie vor dem Hesperus her, den ſieben Nymphen umgaukeln, welche die Stunden vorſtellen ſollen. Warum gerade ſieben? Das iſt das Geheimniß des Mahlers. Sein Meer iſt doch wohl allzu blau. — In einigen Nebenzimmern hängen ein paar gute Gemählde von Dominichino, unter andern Adam, der auf einen Baum geſtiegen iſt, um der nach dem Falle ſchamhaft gewordenen Eva ein Feigenblatt herabzuholen. Ich erinnere mich nicht, dieſen allerdings mahleriſchen Gegenſtand von irgend einem andern Meiſter behandelt geſehn zu haben. Unter den Gemählden des Pallaſtes zeichnen ſich die zwölf Apoſtel von Rubens ſehr aus. Herrliche Köpfe! Schade, daß man ſie nicht alle zwölfe neben einander geſtellt hat, um die Verſchiedenheit des Ausdrucks beſſer überſehen zu können. — Im Garten dieſes Pallaſtes fand ich am dritten Januar außer Millionen gelben Früchten, blühende Roſen, Levkoyen, Geranium und Aſtern. Man verzeihe dem Nordländer, daß er dieſer lieblichen ihm ungewohnten Erſcheinung ſo oft erwähnt.

II.

St. Peter in carcere.

Ein uraltes Denkmal der Vorzeit, denn ſchon Ancus Marcius, der vierte römiſche König, hat es erbaut, Servius Tullius aber vollendet, und von ihm erhielt es auch den Namen Tullianum. Es ſteht noch jetzt, und wird wahrſcheinlich noch ein paar tauſend Jahre ſtehen, denn es iſt aus gewaltigen, faſt acht Fuß langen Quaderſtücken erbaut. Es hatte drei Abtheilungen bis tief in die Erde hinab. Das unterſte, für die gröbſten Verbrecher, hatte ein mit ſtarken eichnen Bohlen ausgefüttertes Loch, woher es den Namen robur bekam. Hier herein warf man, in Kiſten verſchloſſen, die zum Tode Verurtheilten, und ließ ſie den Hals brechen oder verhungern. Daher die Redensart bei den Alten: ex robore oder de robore praecipitari. Eine

Treppe nach dem Markte hinab hieß die Seufzertreppe (scalae gemoniae), vermuthlich von den Seufzern derer, die in dieſes Gefängniß geführt wurden. Auf die Stufen legte man die nackenden todten Körper der Miſſethäter, dem Volke zur Schau, und ſchleppte ſie dann durch die Straßen nach der Tiber. Chriſtliche Schriftſteller haben es, ich weiß nicht warum, carcer mamertinus genannt. Der heilige Peter hat zu Nero's Zeiten länger als neun Monate darin geſchmachtet. Wenn man die Stufen mit Fackeln hinabſteigt, ſieht man rechter Hand, unter einem Gitter, eine Vertiefung in der Mauer, etwa ſo groß als ein Menſchenkopf. Sie ſoll daher entſtanden ſeyn, daß der Häſcher dem heiligen Peter eine Ohrfeige gegeben, ſo ſtark, daß ihm der Kopf an die Mauer geflogen, und einen ſolchen Eindruck hinterlaſſen. Ich weiß in der That nicht, was ich mehr bewundern ſoll, die ſtarke Hand, welche die Ohrfeige gab, oder den ſtarken Schädel, der ſich ohne Schaden in dem Quaderſtein abdrückte. Auf jeden Fall möchte ich die Ohrfeige lieber gegeben, als empfangen haben. — Im Gefängniſſe ſelbſt iſt neben einer kleinen Säule der Platz, wo auf den Wink des heiligen Peter eine Quelle entſprang, um den bekehrten Kerkermeiſter zu taufen. Vermuthlich machte ein großer Waſſermangel in Rom dieſes Wunder nothwendig.

11.

Carluccio.

Er iſt zwar nur ein gemeiner Mann, aber er hätte wohl auch ſeinen Platz unter den Künſtlern verdient. Wenn ich ſage: er macht herrliche Modelle in Korkholz,

ſo

ſo gehört freilich zu dieſer Arbeit kein Genie; wenn ich aber ſage: ſeit zwölf Jahren beſchäftigt er ſich mit Erbauung eines kleinen *Coliſeums*, mit einem Eifer, als ob es die Wiederherſtellung der römiſchen Republik gälte; wenn ich ferner erzähle, daß er *für ihn* ſehr koſtſpielige Nachgrabungen im Coliſeum angeſtellt hat, und noch anſtellt, um den Grund dieſes bewundernswürdigen Baues zu erforſchen; ſo wird man bekennen, daß er mehr als ein bloßer Handarbeiter iſt. Man muß das Modell *ſehen*, das ſeine Freude, ſeinen Stolz ausmacht; beſchreiben läßt es ſich nicht gut. Es iſt vierzehn Palmen lang und zwölf Palmen breit (eine *Palme* iſt etwas weniger als ein Fuß.) Mit der mühſamſten Emſigkeit hat ſich Carluccio (der gemeine Mann) aus den alten Schriftſtellern von der Einrichtung des Coliſeums unterrichtet; nach dieſen Belehrungen und nach den herrlichen noch vorhandenen Trümmern hat er ſein Werk zuſammengeſetzt, und weiß von oben bis unten alles trefflich zu erklären, überall auf das Bewundernswürdige in der Bauart aufmerkſam zu machen. Der Mechanik, deren ſich die Alten bedienten, um ihre Amphitheater mit Segeltuch zu beſchatten, iſt er auf die Spur gekommen, zweihundert und vierzig Segel hat er angebracht, ſie ſind in einem Augenblick ausgeſpannt und wieder eingezogen. Doch ſind nach ſeiner Meinung, nur die Sitze des Volks, nicht die Arena bedeckt worden. Er klagt ſehr über die neuen Antiquare, die ihn durch ihre Schriften über das Coliſeum irre geführt haben; denn als er bereits den innern Raum deſſelben, nach ihrer Angabe, gänzlich vollendet hatte, gerieth er erſt auf den Einfall, dieſe Angaben an Ort und Stelle zu prüfen. Er grub, und fand die angegebenen Maaſſe unrichtig. Noch mehr, er fand, daß die Stufen weit tiefer, als man bisher glaubte, herab gegangen waren, zwar nicht als Sitze für die Zuſchauer, ſondern um den hoch oben ſtehenden nicht die Ausſicht zu benehmen, da ſie — wenn eine gerade Mauer die Stufen plötzlich abgeſchnitten hätte — jedesmal, wenn der Kampf dicht an der Mauer ſich hinzog, nichts würden geſehen haben. Dieſe Entdeckung iſt allerdings neu und intereſſant; die Freude darüber iſt bei Carluccio größer, als der Aerger, ſein faſt vollendetes Werk wieder einreißen zu müſſen, eine Arbeit, bei der wir ihn eben ganz fröhlich beſchäftigt fanden. Wenn er nur überall graben dürfte! das iſt ſein einziger Wunſch. Er hat ſich unendliche Mühe gegeben, dieſe Erlaubniß zu erhalten, aber vergebens; denn gerade auf der intereſſanteſten Stelle, wo noch nie gegraben worden, ſteht eine — Kapelle, deren Boden geweiht iſt, und folglich nicht umgewühlt werden darf. — Was hat denn nun aber der arme fleißige Mann von ſeiner mühſamen dreizehnjährigen Arbeit? (denn noch ein ganzes Jahr wird hingehen, ehe er fertig damit wird). — Ach! nicht das liebe Brod. Er hat zwar endlich einen venetianiſchen Cavalier gefunden, der ihm drei tauſend Scudi (etwa vier tauſend fünfhundert Thaler) dafür verſprochen hat; aber welch' ein Preis für die Arbeit einer ſolchen Reihe von Jahren! die ihm noch oben drein ſelbſt ſo viele Auslagen verurſacht hat, und wenn nun endlich die drei tauſend Scudi ihm ausgezahlt werden; wenn er ſein ſchönes Modell einpacken und wegführen ſieht; dann wird es ihm vorkommen, als habe er ſich von einer Geliebten getrennt;

und verläßt ihn der Muth, flugs wieder ein neues anzufangen, ſo prophezeihe ich, daß er aus Gram ſterben wird. — Auch eine Nachbildung der Trümmer des Coliſeums habe ich bei ihm geſehen. Man kann ſich nichts treueres denken. Er hat alle Steine wirklich gezählt, bei ihm iſt keiner mehr, und keiner weniger als in der Natur. Faſt möchte ich behaupten, er hat auch die Grashalmen und Blätter gezählt, die auf jenen Ruinen wachſen. Nicht genug! er hat jeden dieſer Millionen Steine ſo gewiſſenhaft nachgebildet, als ob er ein Portrait kopirte. Wo Zeit oder Meiſel das kleinſte Loch gemacht haben, da hat er es ſicher aufgefaßt und angedeutet. Ich wundere mich nur, daß der Wagehals, bei dieſem ewigen Herumklettern im Coliſeum, den Hals noch nicht gebrochen hat.

12.

Tommaſo Diamanti, Büchſenmacher und Mechanikus in Rom.

Dieſer Mann hat eine wichtige Erfindung bekannt gemacht, wofür er Segen und Fluch verdient, wenn er leiſtet, was er verſpricht. Es iſt nemlich eine Kanone, die nicht von vorne, ſondern von hinten geladen wird. Das Manöver, ſagt der Erfinder, iſt einfach, ſtark und untrüglich. Die Konſtruktion der Kanone iſt von der bisherigen ganz verſchieden, aber nicht minder ſolid und weit ſicherer beim Abfeuern. Es giebt da weder Schraube noch Zange, weder Pfanne noch Hebel oder ſonſt ein Gewicht; durch eine einzige Bewegung öffnet ſich der hintere Theil der Kanone; in einem Augenblick iſt die Ladung an ihrer Stelle, ſelbſt im Dunkeln kann nicht gefehlt werden. Der Erfinder erbietet ſich die Probe zu machen, ſo oft man will, nur verlangt er mit Recht, daß man vorher eine gewiſſe Summe zu ſeiner Belohnung irgendwo deponire. Er will auch, unter ſeiner Direktion, Stücke nach ſeinem Modell gießen laſſen, und zugleich ein unfehlbares Mittel an die Hand geben, die Gefahr zu vermeiden, welche aus der Erhitzung der Kanone durch zu häufiges Abfeuern entſpringt. Beſonders nützlich würde dieſe Erfindung ſich auf Kriegsſchiffen erweiſen, wo das Laden mit ſo vielen Umſtänden verknüpft iſt. Er behauptet, daß künftig eine Kanone, welche nur von drei Artilleriſten bedient wird, doppelt ſo viel leiſten werde, als eine gewöhnliche. Häufigeres Losbrennen alſo und größere Sicherheit der Losbrennenden iſt der Hauptnutzen dieſer dennoch vermaledeiten Erfindung, denn gegen einen Artilleriſten, der dadurch am Leben erhalten wird, müſſen Hunderte ins Gras beißen, die bei langſamer Bedienung verſchont geblieben wären. Das kommt mir vor, als ob einer ſein Haus einriſſe, um zu verhindern, daß es auf dem Dache nicht durchregnen ſoll.

13.

Einige der vorzüglichſten Kirchen zu Rom

Niemand muthe mir zu, ein Verzeichniß aller hieſigen Kirchen und ihrer Merkwürdigkeiten zu liefern. Man zählt nicht weniger als dritthalb hundert Kirchen, außerdem noch dreizehn Hauptkirchen (Basilica), ſieben Kapellen, fünfzehn geiſtliche Kollegien, fünf Nonnenklöſter, ſieben Oratoria, eine Taufkirche, und Gott weiß was noch ſonſt für geiſtliche Anſtalten. Wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung von Rom vielleicht bis auf höchſtens hundert und zwanzig tauſend Menſchen zuſammengeſchmolzen iſt, ſo folgt, daß etwa zwei hundert und fünfzig erwachſene Menſchen immer eine große Kirche für ſich haben, von der ſie, wenn ſie auch alle an einem Tage ſich einfinden, kein Achtel ausfüllen können. O wahrlich! an Seelenſpeiſen mangelt es hier nicht, es iſt aber eine Speiſe, wie das Manna in der Wüſte. — Wahr iſt es, jede Kirche hat eine Merkwürdigkeit, und manche haben deren viele aufzuweiſen; wenn ſie aber auch alle von Wunderdingen wimmelten, ſo gehört doch durchaus eine römiſche oder neapolitaniſche Naſe dazu, um ſie ohne Ekel zu beſuchen, denn trotz des Weihrauchs, mit welchem man ſie beräuchert, ſtinken doch alle mehr oder weniger nach Leichen, weil die verdammte Gewohnheit, die Todten in die Kirchen zu begraben, hier noch gräßlich im Schwange geht. Ja, der Holzmangel iſt Schuld, daß man ſie nicht einmal immer mit Särgen einſenkt, ſondern Kopf über Kopf unter in das Gewölbe auf einen Haufen wirft, mit einem Steine locker die Gruft verſchließt, und dann ruhig den Dampf der Verweſung in ſich zieht. Man verſichert mich, daß ein Fremder in denjenigen Kirchen, welche die meiſten Eingepfarrten zählen, im Sommer nicht fünf Minuten verweilen kann, ohne übel zu werden. Auch im Winter rathe ich jedem Fremden, wenn er Kirchen beſuchen will, beſonders des Vormittags, ein Präſervativ zu ſich zu nehmen. — Uebrigens iſt allerdings wahr, daß die römiſchen Kirchen an Größe, Pracht und Schönheit alle Kirchen der Welt übertreffen. Durch viele derſelben ſind überdies die alten heidniſchen Tempel und Bäder entweiht worden, ſie prangen noch mit den herrlichſten Säulen aus dem Alterthum, und in dieſer

Rückſicht kann der reichſte und frömmſte Monarch auf der Welt es den Römern nicht gleich thun.

Die Gründung der Kirche des heiligen Martin geſchah in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung. Die Chriſten, durch Verfolgung geehrt und hartnäckig gemacht, ſchufen ſich ein heimliches Bethhaus in einem unterirrdiſchen Theile der Bäder des Titus. Es dient jetzt zu Begräbniſſen. Unter andern ruht hier ein Kardinal, an dem ungeſchmückten bemooſten Gewölbe hat man ſeinen purpurrothen Kardinalshut aufgehangen, und man glaubt nicht, welchen ſonderbaren Kontraſt dieſer rothe Hut mit den ehrwürdigen Ueberreſten der Bäder des Titus bildet, in welchen man noch auf antikem Moſaik wandelt. Schon um dieſes einzigen Anblicks willen (den ſogar einſt ein Mahler abgebildet hat) iſt es der Mühe werth, dieſe Kirche zu beſuchen. Außerdem ſah ich da noch einen großen neuen Topf, der eine Urne vorſtellen ſollte, in welchem die Eingeweide eines gewiſſen Tomaſi lagen, mit deſſen Seligſprechung man jetzt beſchäftigt iſt.

Als Conſtantin, der ſogenannte Groſſe, dem Chriſtenthum Frieden ſchenkte (den es nie genoß), kroch es auch hier unter der Erde hervor. Der heilige Sylveſter erbaute nun die obere Kirche, in welcher gegen das Jahr 324, im Beiſeyn Conſtantins, zwei hundert und dreißig Biſchöfe ein Koncilium hielten. Merkwürdiger iſt ſie jetzt dadurch, daß einſt Pouſſin, vor der Peſt fliehend, ſich auf lange Zeit darinnen verſchloß, und, um der Langeweile zu entgehen, die meiſtens ſchrecklicher iſt als die Peſt, Landſchaften an die Wände pinſelte. Es giebt wohl kaum eine Kirche mehr in der Welt, in welcher man Landſchaften anträfe. Dieſe hier widerſtanden der Zeit nicht lange. Man ließ ſie, für einige Scudi, durch einen Gascogner reſtauriren und verderben. Jetzt bedeuten ſie faſt nichts mehr; indeſſen will ein Künſtler aus Heilbronn ſie in Kupfer ſtechen laſſen. Ich fürchte, er werde wenig Glück damit machen. — Unter mehreren nicht ſchlechten Gemählden hat mir beſonders ein Fegfeuer, wo ich nicht irre, von Cavalucci, gefallen. Das Fegfeuer iſt überhaupt eine der poetiſchen Erfindungen in unſerer unpoetiſchen Religion, und ich wundre mich ſehr, daß gute Meiſter dieſen Gegenſtand ſo ſelten, faſt nie, behandelt haben. — Auf dem Bilde, von welchem ich rede, ziehen einige Engel, wie gewöhnlich, gereinigte Menſchen aus den Flammen hervor; aber die Behandlung iſt ungewöhnlich. Die Köpfe ſind durchgehends ſchön und ausdrucksvoll, und vor allen zeichnet ſich ein liebliches Weib aus, daß mit über die Bruſt geſchlagenen Armen der Erlöſung harrt, in ſeinem ſchönen Geſicht die rührenden Spuren langer Leiden trägt, und dem nahenden Engel mit einem Blicke, in dem Demuth, Ergebung und Hoffnung ſich herrlich miſchen, entgegen ſieht. Warum mußte ſie ſo lange im Fegfeuer bleiben! ſie hat doch gewiß nur geliebt.

Auch die Kirche des heiligen Peter in vincoli iſt ſehr alt, ja Peter ſoll ſie ſelbſt gegründet haben. Nero's Brand verzehrte auch ſie, aber Pabſt Leo, der ſogenannte Große, baute ſie einem Wunder zu Ehren wieder auf. Denn als die griechiſche Kaiſerin Eudoxia die Kette zum Geſchenk ſandte, mit welcher einſt Herodes den heiligen Peter feſſeln ließ, gerieth der große Mann auf den großen Einfall, die geſchenkte Kette mit derjenigen zu meſſen, die Peter in Rom getragen hatte, und ſiehe, kaum berührten ſich beide Ketten, ſo vereinten ſie ſich auch brüderlich, und zwar ſo feſt, daß keine Gewalt ſie mehr trennen konnte. Was war alſo wohl natürlicher, als eine Kirche zu bauen? Man benützte dazu zwei und zwanzig herrliche antike Säulen von griechiſchem Marmor, die ſieben Fuß im Umfange haben. Verſchiedene gute Gemählde von Guercino finden ſich hier. Vorzüglich bewunderte man vormals (vielleicht auch noch), die koloſſale Bildſäule eines Moſes von Michel Angelo, die das Grab Julius des Zweiten ziert. Ich habe nichts Großes daran gefunden, als die Größe. Man denke ſich die Figur einmal verkleinert, ſo wird ſie ſehr unbedeutend ſeyn. So ſchmal geſchultert und ſo breitbäuchig bildeten die Griechen keinen ſtarken kräftigen Mann. Der abſcheuliche, bis auf den Gürtel herabreichende Marmorbart iſt vollends unausſtehlich. — Hinter dem Altare ſteht ein antiker Stuhl von weißem Marmor, auf dem es ſich recht bequem ſitzt.

Santa Maria in Transtevere (jenſeits der Tiber), vormals ein Invalidenhoſpital der römiſchen Soldaten, dann die erſte der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, Sie ruht auf mehr als zwanzig ſchönen antiken Säulen, (denn man trift faſt keine Säule in Rom an, die nicht antik wäre). An dem mit geſchmackloſen goldenen Zierathen überdeckten Plafond erblickt man eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, ein treffliches Werk von Dominichino. Zur linken das Hochaltars iſt ein ſehr ſchönes antikes Moſaik in einen Pfeiler gemauert, es ſind allerlei Vögel darauf, und ſchon wegen dieſes ſchönen Ueberreſtes allein verdient die Kirche geſehen zu werden. Der Mahler Lanfranco liegt hier begraben. Merkwürdiger aber, als durch alles obige, wird ſie durch einen Richterſpruch des heidniſchen

Kaiſers Alexander Severus. Als nemlich die erſten Chriſten um den Grundplatz dieſer Kirche mit einigen Gaſtwirthen ſtritten, ſprach der Kaiſer den Platz den Chriſten zu, „weil es beſſer ſey, wenn eine Gottheit, gleich viel welche, da verehrt werde, als wenn Gaſtwirthe ihr Weſen darauf trieben." — Ob wohl der Pabſt in einem ähnlichen Falle daſſelbe Urtheil zwiſchen Chineſern etwa und chriſtlichen Gaſtwirthen fällen würde?

Die Kirche St. Sebaſtian iſt blos merkwürdig, weil man aus ihr in die berühmten Catacomben hinabſteigt. Sie ſind aber bei weitem nicht ſo ſchön, als die zu Neapel, in denen man gemächlich wandeln kann. Hier muß man kriechen, klettern, oft ſich bücken, und zwei Perſonen können nicht neben einander gehen. Da ſich fremde Wagehälſe darin verirrt haben, und ſchmählich umgekommen ſind, ſo hat man jetzt viele Seitengänge weislich zugemauert. Schon eine Inſchrift oben in der Kirche erzählt, daß hier hundert vier und ſiebenzig tauſend Märtyrer, und ſechs und vierzig märtyriſirte Päbſte begraben liegen. Der Bannfluch wird demjenigen angedroht, der von dieſen heiligen Gebeinen etwas entwenden wird. Wir ſind ſo glücklich geweſen, dieſen Fluch auf uns zu laden, aber man muß weit hineingehen, und es koſtet viele Mühe, auch nur noch Splitter und Gebrökeltes von Menſchenknochen anzutreffen, denn die Päbſte haben nicht nur ſeit langer Zeit aus dieſer großen Schatzkammer die ganze Welt mit Reliquien verſehen, ſondern auch der jetzige Pabſt hat vollends alles zuſammengeſcharrt, einen Wagen damit befrachtet, und ihn den glaubensluſtigen Franzoſen als ein Krönungsgeſchenk zugeführt. Daß die Knochen vorher mit allerlei Namen getauft worden, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Kirche St. Andreas della Valle iſt reich an guten Gemählden. Man beſucht ſie vorzüglich wegen der vier Evangeliſten von Dominichino, welche unter der von Lanfranco gemahlten Kuppel befindlich, und mit Recht eines der geachteteſten Werke dieſes Meiſters ſind.

S. Maria d'Aracbli nimmt, der Sage nach, auf dem Capitolium den Platz des prächtigen Jupiter Capitolinus ein; ja, ihre zwei und zwanzig egyptiſche Granitſäulen ſollen noch dieſelben ſeyn, welche einſt jenen berühmten Tempel trugen. Man gründet dieſe Vermuthung auf eine noch leſerliche, aber doch wohl nicht viel beweiſende Inſchrift an der dritten Säule: A cubiculo Auguſtorum. Kaiſer Auguſt ſoll, ungefähr zu der Zeit von Chriſti Geburt, dem Erſtgebohrnen Gottes einen Altar darinnen errichtet haben, der ara primogeniti Dei hieß, und der Kirche nachher den Namen gab. Ich weiß nicht, wer den Einfall gehabt hat, dem Kaiſer Auguſt eine ſolche Albernheit aufzubürden. Der Altar iſt nicht mehr vorhanden. Dagegen hat der heil. Lukas ſich auch hier durch ein Conterfei der Madonna verewigt, das mit wunderthätiger Kraft begabt, der Verdienſte entbehren kann, durch welche die übrigen Gemählde dieſer Kirche größtentheils ſich auszeichnen.

Die Kirche des heil. Clemens verdient aus zwei Urſachen geſehen zu werden; einmal, wegen einer Kapelle, in welcher die Leidensgeſchichte der heil. Catharina von einem der erſten Wiederherſteller der Mahlerei, Maſaccio, al Fresco auf die Wand gemahlt iſt. Man findet vortreffliche Köpfe darunter, die Raphael oft ſtudirt haben ſoll. Schade nur, daß während der Revolution die Republikaner, denen nichts heilig war, auch in dieſer Kapelle Spuren ihrer Barbarei zurückgelaſſen haben, und daß von den Gemählden bald eben ſo wenig mehr übrig ſeyn wird, als von Leonardo da Vinci's Abendmahl zu Mailand. Wer übrigens noch nicht weiß, wie Seelen ausſehen, und wie ſie den Körper verlaſſen, der kann es hier gewahr werden. Der Mund des böſen Schächers ſpeit ein Kindlein aus, es liegt ihm noch halb zwiſchen den Zähnen, und auf dem Kreuze lauert der Satan, um es in Empfang zu nehmen. Der gute Schächer hat ſein Kindlein ſchon in die Luft gehaucht, und ein Engel trägt es davon. Die andere Merkwürdigkeit iſt die innere Einrichtung der Kirche aus den älteſten Zeiten, die in ganz Rom in keiner andern Kirche mehr gefunden wird. Sie beſteht aus zwei Reihen von Sitzen, zwei Kanzeln und einer umgebenden Gallerie, alles aus griechiſchem Marmor, im altgothiſchen Styl verfertigt, und in der Mitte der Kirche aufgeſtellt. — Das Kloſter gehört den irrländiſchen Dominikanern, und als eine dritte, aber vorzügliche Seltenheit, muß ich noch anmerken, daß ein feiner, weltkluger Mönch uns herum führte, der ſehr gut franzöſiſch ſprach, und dem man leicht anmerken konnte, wenn er es auch nicht erzählt hätte, daß er einſt Allmoſenier bei, ich weiß nicht mehr, welcher Geſandtſchaft war. Er erzählte auch unter andern, daß, während der Revolution, die Juden den reich vergoldeten Plafond der Kirche gekauft hatten, und bereits abzubrechen anfingen, als ein franzöſiſcher Officier ſie noch daran verhinderte. Das war in der That eine recht jüdiſche Spekulation.

St. Peter in Montorio muß man jetzt in Paris ſuchen, denn ſeitdem das Meiſterwerk Raphaels, die berühmte Transfiguration, von den Franzoſen herausgehohlt worden, verlohnt es nicht mehr der Mühe, dieſe Kirche zu beſuchen. Wer aber etwa neugierig iſt, das Plätzchen anzugaffen, wo der heil. Peter den Märtyrertod empfangen, der findet daſſelbe im Kloſter darneben, von einem artigen runden Tempel beſchattet, deſſen Altargemählde von **Guido Reni** ſeyn ſoll.

S. Nicolaus in Carcere. Keine koſtbaren Gemählde und Statüen, aber die Erinnerung an eine köſtliche That bewahrt dieſe Kirche, welche auf dem Platze ſteht, wo einſt der Decemvir Appius Claudius ein Gefängniß hatte erbauen laſſen. Es iſt noch vorhanden. Mit angezündeten Fackeln ſteigt man hinab unter den Hochaltar, und — nach dem Willen des Führers — ſoll man die Spuren der alten Mahlerei bewundern, die noch am Gewölbe zu ſchauen ſind. Doch wer könnte ſich hier mit dieſer bunten Schmiererei beſchäftigen, die noch dazu offenbar aus ſpätern Zeiten herrührt. Hier war es, wo einſt ein Greis eingeſperrt wurde, um Hungers zu ſterben. Seine Tochter erbettelte vom Kerkermeiſter die Erlaubniß, ihren Vater beſuchen zu dürfen, doch ohne ihm Lebensmittel zuzuſtecken. Sie ließ ſich jedesmal viſitiren, ſie brachte wirklich nichts, was ein Kerkermeiſter hätte finden können, aber ihr kindlicher Buſen bewahrte Milch, die ſie ihrem Säugling entzog; an dieſem treuen Buſen ſog der alte Vater neues Leben ein. Seine Richter erſtaunten, als ſie vernahmen, daß der Greis dem Hunger ſo lange widerſtehe; man belauſchte die rührende Gruppe durch ein kleines Gitterfenſter, an welchem ich geſtanden habe; tiefe Rührung ergriff ſeine Henker bei dieſem überraſchenden Anblick, ſo wie mich bei der bloßen Erinnerung. Der Alte wurde begnadigt. Die Conſuls C. Quintius und M. Atilius bauten auf der Stelle einen Tempel der kindlichen Treue. Vor demſelben ward eine Säule errichtet, die man Milchſäule nannte (Columna lactaria) und an welcher die Fündlinge ausgeſetzt wurden. Man weiß den Namen dieſes herrlichen Weibes nicht mehr, aber ich rechne ihre That ohne Bedenken unter die ſchönſten und ſchwerſten, die jemals kindliche Liebe hervorgebracht hat. Es war nicht eine von jenen raſchen Handlungen, die nur eine augenblickliche Aufopferung heiſchen, und eben darum weit leichter ſind; denn ich möchte behaupten, es gebe keinen Menſchen auf der Welt, der nicht in Augenblicken einer großen That fähig wäre. Aber ein ſchweres Opfer, das Tag für Tag, in jeder Stunde, dem Opfernden fühlbar, und dennoch ſtandhaft vollbracht wird, dazu gehört ein großes, edles Herz. Man denke ſich die Mutter, an die der geliebte Säugling ſich ſtündlich anſchmiegt, durch Lächeln und Weinen Nahrung aus dem mütterlichen Buſen erfleht; man denke ſich eine Mutter wie dieſe, die trotz ihres überſchwänglichen Gefühls, das ſchmachtende Kind doch immer wieder von ſich ſchiebt, um dem hungernden Vater ihre Milch zu bringen. — O! es muß ein herrliches Weib geweſen ſeyn! — Ihre That und der Schauplatz derſelben ſind jetzt unter dem Namen Carita romana bekannt. — Beim Herausgehen aus der Kirche werfe man noch einen lächelnden Blick auf den alten heidniſchen Altar, der hier zum Allmoſenblock umgeſchaffen ward. — Von den acht ſchönen Marmorſäulen, auf welchen die Kirche ruht, ſollen vier aus einem Tempel der Juno ſeyn.

Wer den Madonnen-Mahler Saſſo Ferrato

liebt wie ich, der beſuche die Kirche S. Francesco de Paula, wo er in der Sakriſtei einen herrlichen Plafond finden wird, den man für eins ſeiner Meiſterſtücke hält. Die Madonna iſt wiederum das Schönſte davon, er hat aber hier auch gezeigt, daß er vortreffliche Greiſenköpfe mahlen konnte.

S. Maria della Minerva wurde alſo genannt, weil die Kirche auf einem Tempel der Minerva erbauet worden. Dieſer Tempel muß wohl prächtig geweſen ſeyn, denn man hat hier oft vorzügliche Kunſtwerke ausgegraben, z. B. die beiden Flüſſe Nil und Tiber, jetzt in Paris, ein paar Obelisken, eine Bildſäule der Iſis u. ſ. w. Ich ſpreche nicht von den Bildern und Grabmälern der heutigen Kirche, deren gerühmte Schönheit ich vergebens geſucht habe; doch ihre öffentliche Bibliothek muß ich im Vorbeigehen erwähnen, wenn ich gleich nichts weiter davon ſagen kann, als daß ſie aus vielen Büchern beſteht, die ein Cardinal Caſamatta dem Kloſter geſchenkt hat.

S. Sylveſter bewahrt eine ſchöne Madonna von Andrea del Sarto, und die Kirche der heiligen Apoſtel iſt weniger merkwürdig durch das Grabmal Clemens XIV. von Canova (weil es mit Recht nicht für ſeine beſte Arbeit gehalten wird) als durch den Umſtand, daß am Sonntage zwiſchen zwölf und ein Uhr, ſich faſt alle ſchönen und andächtigen Römerinnen da verſammlen, um durch die Andacht neue Reize zu gewinnen. Hier ſieht man ſie beſtändig Lippen und Augen bewegen, die Lippen für den Herrn Chriſtus, die Augen für ihre Liebhaber.

In der Kirche St. Gregorius haben Dominichino und Guido Reni einen edlen Wettſtreit, zwei herrliche Freſcogemählde geliefert. Man weiß nicht, welchem man den Preis zuerkennen ſoll, wenn nur die Gegenſtände nicht ſo martervoll wären.

Die Kirche der *heil. Dreifaltigkeit* hat Guido durch ein ſchönes Altarblatt verherrlicht. Auch der *himmliſche Vater*, *in der Laterne* über der Kuppel iſt von ihm. Beides habe ich nicht geſehen, denn ich fand die Kirche verſchloſſen; aber in dem *Hoſpital der Pilger* bin ich geweſen, welches zu der Kirche gehört. Alle Pilger aller katholiſchen Nationen werden hier aufgenommen. In der heiligen Woche ſtrömen ſie beſonders zahlreich herbei, und man hat deren in einem Jahre (ich glaube 1775) in dieſer einzigen Woche fünftauſend gezählt. Da ſpeiſen ſie an langen Tiſchen, doch beide Geſchlechter abgeſondert, und ſchlafen in langen Sälen, wo ich acht und funfzig reinliche Betten zählte. Am Abend ihrer Ankunft werden ihnen auch die Füße gewaſchen, und zwar von einer Brüderſchaft, welche Prinzen und Cardinäle unter ihre Mitglieder zählt. Dieſelben Brüder bedienen die Pilgrimme auch beim Eſſen, wobei es zwar ſehr erbaulich, aber auch ſehr ungeſchickt zugehen mag. — Geneſende, aus Hoſpitälern Entlaſſene, werden hier auch zu jeder Zeit drei oder vier Tage unterhalten, damit ſie inzwiſchen für weitere Nahrung ſorgen können. Allerdings eine löbliche Einrichtung. Ich fand ſolcher Leute einige zwanzig, die alle recht munter ausſahen. Die Stiftung rührt vom heil. *Philipp Neri* her, beſteht ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, und iſt oft von frommen Gläubigen in Teſtamenten bedacht worden.

Wenn jemals eine chriſtliche Kirche ſchön zu nennen wäre, ſo würde ich die Kirche S. *Maria Maggiore* alſo nennen, die auf ihren ſechs und dreißig ganz weißen, recht jungfräulich ausſehenden Säulen ruhend, der keuſchen Diana anzugehören ſcheint. Sie iſt würklich ſo ſchön, als eine Kirche nur immer ſeyn kann. Sie ſteht auf den Ruinen des Tempels der Juno Lucina. Die heil. Marie, die eine große Liebhaberin von Kirchen ſeyn muß, hat ſich ſelbſt die Mühe genommen, ich weiß nicht welchem Pabſt im Traume anzuzeigen, daß ſie eine ihr geweihte Kirche auf demjenigen Platz in Rom begehre, den er am andern Morgen mit Schnee bedeckt finden werde. Der Pabſt machte ſich früh auf, es war ein hübſcher warmer Tag in den Hundstagen, keine Spur von Schnee in ganz Rom anzutreffen, bis er endlich an dieſe Stelle kam, da lag der Schnee einige Fuß hoch, und bezeichnete ganz genau die Größe des Bauplatzes. Darum heißt die Kirche auch noch S. Maria in neve (die heil. Schnee-Maria). Sie hat eine ſchöne Façade, auch einen Balkon zum Segnen für den Pabſt, und eine zugemauerte Thür, wie die Peterskirche. In der dazu gehörigen Kapelle Sixtus des V. iſt Marmor aller Art, verde antico, verguldete Bronze, u. ſ. w. verſchwendet, ſie wimmelt von mittelmäßigen Statüen und ziemlich guten Gemählden; daß Koſtbarſte iſt aber das Heu, auf welchem Chriſtus im Stalle gelegen, und ſeine erſte Windel, die unter dem Altar eingemauert ſind. Dieſer Kapelle gegenüber iſt die des Hauſes Borgheſe, welche für die ſchönſte und prächtigſte in Rom gehalten wird. Hier ruhen die Säulen auf Fußgeſtellen von Agat, und das Bild der Madonna, ſchon wieder von Lukas gemahlt, iſt auf Lapis lazuli zoll geheftet, mit Edelſteinen umgeben. Vier Engel von verguldeter Bronze halten es. Mehr als alle dieſe Herrlichkeiten hat Guido's Pinſel die Kapelle verſchönert, auch ſind noch andere gute Gemählde darinnen. Der Hauptaltar der Kirche iſt eine große Urne von Porphyr und ſein Baldachin aus verguldeten Metall wird von Porphyrſäulen getragen. Der König von Spanien iſt Protector dieſer Kirche, und jederzeit ein Cardinal der erſte Chorherr derſelben. Ich warne jeden Reiſenden, nicht an hohen Feſttagen hinein zu gehen, weil dann ihre größte Zierde, die weißen Säulen, in rothen Dammaſt vermummt ſind.

Es iſt nicht recht, daß ich ſchon von ſo vielen Kirchen, und noch nicht von der des heil. Johann von Lateran geredet habe, da ſie doch das Haupt aller Kirchen in der Welt genannt wird. Der Urſprung ihres Namens verdient Erwähnung. Es gab einmal eine ſehr angeſehene römiſche Familie, Lateranus, die große Güter, und auf dieſer Stelle einen Pallaſt beſaß. Der letzte war Plautius Lateranus, lebte zu Nero's Zeiten, war zur Conſulwürde beſtimmt, zog aber vor, ſein Vaterland von einem Tyrannen zu befreien, und wurde deshalb das Haupt der gegen Nero Verſchwornen. Am Tage der circenſiſchen Spiele wollte er ſich dem Kaiſer zu Füßen werfen, gleichſam um ſich eine Gnade zu erbitten, ihn aber plötzlich bei den Beinen faſſen, vom Throne reißen, ſich auf ihn werfen und ihn halten, bis die Andern herbei kämen. Der Anſchlag wurde verrathen, Lateranus ſtarb von Henkers Hand, auf dem nur für Sklaven beſtimmten Gerichtsplatze. Seine Güter zog Nero ein. Den Pallaſt ſchenkte Conſtantin dem Pabſt Sylveſter, der die Kirche erbaute. Sie iſt die vornehmſte in Rom. Erwählte Päbſte nehmen feierlich Beſitz davon. Zwölf Concilien wurden hier gehalten. Tauſend Jahre lang ſtand ſie, bis 1308 eine Feuersbrunſt ſie verzehrte; man baute ſie aufs neue, doch ein ſchreckliches Erdbeben 1349 zerſtörte ſie abermals. Frömmigkeit und Prahlſucht rief ſie bald wieder aus dem Schutte hervor. Viele Päbſte ſchmückten, Clemens XII. vollendete ſie. In der Vorhalle ſteht eine Bildſäule Heinrich des IV., des beſten unter den Beherrſchern Frankreichs, und eine andere Conſtantin des Kleinen, die in deſſen Bädern gefunden worden. Das Innere ruht auf mehr als dreihundert Säulen. Statüen und Gemählde giebt es die Menge, doch wenig vorzügliches. Verde antico und andere koſtbare Marmorgattungen, wie auch Bronze, ſind überall verſchwendet. Einen Altar umgeben vier geriefelte metallene Säulen, die dem Jupiter Capitolinus entwendet worden ſind. Man hält ſie für die nehmlichen, die Auguſtus nach der Schlacht bei Actium machen ließ; andere behaupten, ſie wären von Veſpaſian aus dem Tempel zu Jeruſalem gebracht worden. Das Altergemählde in der Säkriſtei iſt von Michel Angelo. Die beiden Köpfe von Peter und Paul werden in dieſer Kirche verwahrt; auch alte Bretter aus der Bundeslade und mehr dergleichen himmliſche Sächelchen. Aber auch für Künſtler giebt es Reliquien, denn die guten Mahler Arpino und Andreas Sacchi liegen hier begraben. Beichtſtühle findet man für alle Nationen. Eine Ueberſchrift ladet jeden Fremden in ſeiner eignen Sprache ein, dieſe Handlung zu vollbringen. — Der neben der Kirche befindliche Pallaſt diente lange Zeit den Päbſten zur Wohnung, und wurde endlich in ein Hoſpital für dreihundert Waiſenkinder verwandelt, die Seide ſpinnen mußten. Ob ſie es noch thun, weiß ich nicht. Das Gebäude hat nicht einmal Fenſter mehr.

Vor Zeiten wurden hier auch ein paar alte Stühle von rothem Marmar gezeigt, die wie Nachtſtühle ausſahen, denn ſie hatten in der Mitte des Sitzes ein rundes Loch. Die Stühle ſind in den Bädern des Caracalla gefunden, und vermuthlich beim Baden gebraucht worden. Der letzte Pabſt hat ſie klüglich wegbringen und, ich weiß nicht wohin, verſtecken laſſen. — Daß, nach Erbauung der prächtigen Peterskirche, ein Rangſtreit zwiſchen beiden Kirchen entſtehen würde, war vorauszuſehen, denn — das Gold ausgenommen — iſt Rangſucht der erſte Götze der Geiſtlichkeit. Der Pabſt entſchied jedoch zu Gunſten des heil. Johannes von Lateran, und man ermangelte nicht, dieſen Ausſpruch ſogleich auf eine Marmortafel an der Kirchenwand zu verewigen.

Ganz in der Nähe von dieſer Kirche giebt es rechter und linker Hand noch zwei Merkwürdigkeiten zu beſchauen. Die erſte, das ſogenannte Baptiſterium Conſtantins, eine runde Kirche, auf acht ungeheuren Porphyrſäulen ruhend, welche die ſchönſten in Rom ſind. Daß Conſtantin ſie erbauet hat, iſt ſehr möglich; daß er aber, wie man ſagt, auch darinnen getauft worden, iſt nicht wahrſcheinlich, da der große Mann ſeine Taufe bekanntlich immer verſchob, um das unſchätzbare Glück zu genießen, in dem elenden Bächlein des Jordan getauft zu werden. Der Taufſtein iſt eine antike Urne von grünem Marmor. Am Sonnabend vor Oſtern werden hier Juden und Türken getauft, wenn ſie Luſt dazu haben. Andreas Sacchi hat ſich hier durch acht ſchöne Bilder aus der Geſchichte der heil. Jungfrau verewigt, und andere gute Mahler, z. B. Carl Maratti, haben die Großthaten Conſtantins auf die Wand gepinſelt, wie ihm z. B. ein Kreuz in der Luft erſcheint, und wie er die wehrloſen Bücher der Arianer verbrennt.

Die andere Merkwürdigkeit linker Hand iſt die Scala santa (heilige Treppe), die aus acht und zwanzig Marmorſtufen beſteht, welche aus dem Hauſe des Pilatus hieher gebracht worden, und auf welchen der Herr Chriſtus auf- und ab gewandelt ſeyn ſoll. Dieſe Treppe darf man nur auf den Knieen herauf rutſchen. Da erblickt man nicht bloß Pöbel, ſondern auch wohlgekleidete Frauenzimmer und ganz vernünftig ausſehende Männer, die ſich ehrfurchtsvoll nähern, niederfallen, einen runden, grünen Stein küſſen, auf welchen Chriſtus zum erſtenmale gefallen ſeyn ſoll, als er das Kreuz trug, und dann die Wallfahrt auf den Knieen antreten. Auf jeder Stufe verweilen ſie, um einen Roſenkranz abzubeten. Die Stufen ſind ſchon ſo abgenutzt, daß man für nöthig gefunden hat, ſie mit Holz zu überlegen. Oben iſt eine Kapelle, deren Altar ſo heilig iſt, daß der Pabſt ſelber da nicht einmal Meſſe leſen darf. Das ſchlechte Gemählde dieſes Altars ſtellt den Herrn Chriſtus vor. Der Evangeliſt Lukas hat es angefangen, aber die Engel ſelbſt haben es vollendet. Die guten Engel würden wohl thun, erſt noch in eine Zeichenſchule zu gehen. Auch einige Meßgewande ſollen die lieben Engelein kunſtreich verfertigt haben. — Es ſind noch einige profane Treppen da, auf welchen man, wie andere vernünftige Menſchen, wieder herabſteigen darf.

Die Kirche des heil. Paulus iſt freilich etwas weit draußen vor dem Thore gelegen, man verſäume aber doch nicht ſie zu beſuchen, denn ſie enthält das koſtbarſte Säulenmagazin. Vermuthlich hat einmal irgend ein Pabſt einen großen Vorrath von antiken Säulen aus allen Winkeln zuſammen geſchleppt, hat grade nicht gewußt, was er damit anfangen ſollte, und um ſie nicht in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, hat er ſie einſtweilen hier aufgeſtellt. Denn nur in einem kleinen, durch Stufen erhöheten, Theile der Kirche wird Gottesdienſt gehalten, das übrige hat ganz das Anſehen eines Magazins, iſt bloß mit dem Dachſtuhle bedeckt, und mit lauter Fragmenten von Grabſteinen und Inſchriften gepflaſtert, alle ſo zerbrochen und gemißhandelt, daß dem Verehrer des Alterthums bei jedem Schritte das Herz blutet. Der Säulen ſind nicht weniger als hundert und zwanzig, von Marmor aus Paros, egyptiſchem Copollin, Porphyr u. ſ. w. Ringsumher ſind alle Päbſte, vom erſten bis zum letzten, ſehr ſchlecht auf die Wand gepinſelt. Natürlich verwahrt man hier den Körper des heil. Paul, und noch vieler anderer Heiligen. In dem gothiſchen Kreuzgange des Kloſters findet man eine große Menge eingemauerter Inſchriften, meiſt aus den erſten chriſtlichen Zeiten. — Kirche und Kloſter ſind ſo weiſe angelegt, daß ſie einen großen Theil des Jahres unter Waſſer ſtehen, welches natürlich die Luft da herum ſo ungeſund macht, daß die Mönche ſich alle Jahr genöthigt ſehen, Wohnung und Tempel eine Zeitlang leer und öde ſtehen zu laſſen.

Das ſei vor der Hand genug von Kirchen, denn ich habe keine weiter geſehen, und auch keine mehr ſehen wollen. Freilich ſind noch einige hunderte übrig, und jede derſelben hat ſicher etwas Merkwürdiges aufzuweiſen; aber das Vergnügen ein einzelnes gutes Gemählde oder ein paar ſchöne Säulen zu betrachten, wird durch den Aufwand von Zeit und durch Naſen-Martern allzutheuer erkauft. Ich muß alſo hier, wie in manchen andern Dingen, auf Vollſtändigkeit Verzicht thun.

14

Die Obelisken.

Es giebt deren nicht weniger als zehn in Rom, und ſelten wirft man einen Blick in eine Straße, ohne am Ende derſelben einen Obelisk zu erblicken. Ich bekenne, daß mir dieſe Art eine Stadt auszuzieren, gar nicht gefällt. Einen Stein, den die Egyptier vollgeſchrieben haben, um den Egyptiern irgend eine Nachricht zu hinterlaſſen, und zwar in einer Sprache, die kein Menſch von uns allen, nicht einmal ein Gelehrter verſteht; (denn alles, was man etwa noch davon weiß, iſt: daß ein Sperber die Schnelligkeit, ein Crokodill das Böſe, ein Auge die Gerechtigkeit, eine offene Hand die Freigebigkeit u. ſ. w. andeutete) einen ſolchen Stein in Rom aufzuſtellen, iſt doch wohl närriſch, und wenn dieſe langen Maſchinen nur noch würklich eine Zierde gewährten. Aber ihre Form iſt ſehr geſchmacklos; man ſieht es ihnen wohl an, daß ſie von Erfindung roher egyptiſcher Kunſt ſind, deren Urſprung ſich in den Zeiten der Semiramis, (folglich über zwölfhundert Jahre vor Chriſti Geburt) verliert. Das Auge verweilt nicht gern auf ihnen, und wo ſie vor großen, ſchönen Gebäuden ſtehen, da ſchaden ſie dieſen. Der größte Obelisk in Rom iſt der, welcher vor der Laterankirche ſteht, er mißt hundert funfzehn Fuß. Vor dreitauſend Jahren hat ihn ein König von Egypten, den kein Menſch mehr kennt, zu Theben der Sonne geweiht; ein Sohn Conſtantins ließ ihn nach Rom bringen, um ihn im großen Circus aufzurichten; in der That der einzige Platz, wo allenfalls ein Obelisk hingehört, weil er einen Zweck erfüllt. Zur Zeit Sixtus V. lag er ſechszehn Fuß tief unter der Erde, in drei Stücken zerbrochen. Daß er wieder zu den heutigen Ehren gekommen, hat er dieſem Pabſt zu verdanken. Das Kreuz oben darauf ſticht gar artig gegen den Ibis und die andern Hieroglyphen ab. — Auch den Obelisk vor S. Maria Maggiore, und den auf Monte Cavallo, welcher die herrliche Gruppe von Phidias verhunzt, hat derſelbe Pabſt, den eine wahre Wuth ergriff Obelisken aufzurichten, bei dem Mauſoleum des Auguſtus ausgraben laſſen, wohin ſie einſt vom Kaiſer Claudius geſetzt waren. — Der vor der Kirche S. Maria Minerva, und ein anderer auf dem Platz der Rotunde, haben vormals einem Iſistempel in dieſer Gegend angehört. Man hat zu dem erſten einen ſchlechten Elephanten machen laſſen, auf deſſen Rücken er jetzt ſteht. — Der Sonnenobelisk, den Kaiſer Auguſt auf dem Marsfelde zum Behuf der Sonnenuhr errichtete, rührt noch von dem alten egyptiſchen Graubart Seſoſtris her, und ſteht jetzt auf dem Monte citorio. — Von dem, welcher der Façade der Peterskirche ſo weh thut, habe ich ſchon geredet. — Den auf dem Platze Navona ließ Caracalla zum Behuf ſeines Circus aus Egypten bringen. — Der Obelisk auf Trinita del Monte ſchmückte einſt den Circus in den Gärten des Salluſtius. —

Man bemerke, daß kein einziger Kaiſer auf den närriſchen Einfall gerathen iſt, einen Obelisk zur Zierde der Stadt machen zu wollen; bloß ihrer Rennbahnen wegen, ließen ſie die ſchweren unbehülflichen Maſchinen aus Egypten bringen. Hätten die Päbſte — die auf der geiſtlichen Rennbahn zum Himmel ihrer nicht bedurften — ſie als Meilenzeiger gebraucht, und etwa die erſten zehn Meilen von Rom dadurch bezeichnen laſſen, ſo würden ſie allenfalls noch dem Reiſenden imponiren, und als eine würdige Vorbereitung zu dem Eintritt in die Hauptſtadt der Welt dienen, deren ehemalige Pracht in den heutigen Trümmern bald eben ſo unleſerlich ſeyn wird, als jene Hieroglyphen.

15.

Fahrt nach Tivoli.

Nicht ohne große Beſchwerden wird dieſes Vergnügen genoſſen, und doch darf Niemand Rom verlaſſen, bevor er nicht Tivoli geſehen hat, das berühmte Tibur, faſt ein halbes Jahrtauſend älter als Rom, und der reizendſte, fröhlichſte Aufenthalt, zu der Zeit, als Glück, Macht und Luxus der Römer den höchſten Gipfel erreicht hatten. Aber es liegt achtzehn Meilen von der Hauptſtadt, der Weg iſt ſehr ſchlecht; in kurzen Wintertagen kann man Abends nicht zurück kommen, weil man entweder den Hals brechen, oder den räuberiſchen Bewohnern der Campagna romana in die Hände fallen würde; man muß alſo die Nacht in Tivoli bleiben; immer eine unangenehme Bedingung bei einer Luſtfahrt, wenn gleich das Wirthshaus nicht ſchlecht iſt. — Man fährt aus Rom auf der uralten, jetzt aber ſehr ſchlechten ſalariſchen Straße, deren ſchon im dreihundert und vier und neunzigſten Jahr der Stadt erwähnt wird, weil damals die furchtbaren Gallier, bei dem dritten Meilenzeiger dieſer Straße, ihr Lager aufſchlugen. Hin und wieder findet man Stellen, wo noch das alte Pflaſter liegt. Für beſchlagene Pferde ſind dieſe großen breiten Steine zu glatt, ich meine aber, die Römer beſchlugen ihre Pferde nicht. Man paſſirt einige Brücken, die wenigſtens noch auf antiken Grundpfeilern ruhen. Wem auf dieſer Fahrt der Wind entgegen weht, der wird, (wenn ihn anders der Himmel mit einem feinen Geruch geſtraft hat) ſchon bald hinter den Thoren von Rom durch einen Geſtank gequält werden, der mit jedem Schritte vorwärts, immer ſtärker und ekelhafter wird, bis er endlich in der Nähe des ſogenannten Schwefelbachs faſt den Athem benimmt. Er riecht wie das Nenndorfer Waſſer, nur noch ſtärker. Ich rathe jedem Reiſenden ſich mit einem guten Eſſig zu verſehen, denn es iſt hier ſchlimmer, als wenn er durch die pontiniſchen Sümpfe reiſt. Nicht weit vom Wege, wo der Bach entſpringt, bildet er einen See, aus dem beſtändig Blaſen aufſteigen, und auf welchem kleine Inſeln herum ſchwimmen. Das Waſſer ſieht aus wie dünne, ſchlechte Milch. Die Alten ſchrieben ihm große Heilkräfte zu. Ein Orakel bewohnte vor grauen Zeiten den Hain der es umgab, und hier befragte der König Latinus die Götter um Rath, als er ſeine Tochter Lavinia mit Aeneas vermählen wollte. — Den Schwefelbach im Rücken habend, erreicht man mit freiem Athem das Grabmahl der Familie Plautia, welches ganz dem der Cecilia Metella ähnlich, ja faſt noch ſchöner iſt, denn obwohl die Gothen es auch einmal zur Feſtung gebrauchten, ſo iſt es doch nicht, wie jenes, durch einen hohen, kontraſtirenden Aufſatz verunziert worden; überdies ſchmücken noch ſechs Säulen die der Landſtraße zugekehrte Seite, wo auch die Inſchriften zu leſen ſind, und linker Hand hat ſich der Epheu außerordentlich mahleriſch hinaufgewunden. Auch dieſes Grabmahl hat eine große Menge ſolcher Löcher aufzuweiſen, wie das Coliſeum und andere. Ich bin hinan geſtiegen und habe ſie mit allem Fleiß unterſucht; es iſt durchaus keine Spur zu finden, daß jemals Metall da geſeſſen, und ſelbſt mein Begleiter, (der der Hypotheſe ſehr zugethan war, welche behauptet, die Löcher ſeyen bloß gemacht, um das verbindende Metall heraus zu hohlen) wußte ſich gegen dieſen augenſcheinlichen Beweis nicht anders zu helfen, als indem er durch eine neue Hypotheſe die alte ſtützte; er meinte nemlich, man habe dennoch Metall geſucht, nur keins gefunden. Dann müſſen es wenigſtens emſige Sucher geweſen ſeyn, die durch ein paar Dutzend ſehr mühſam und dennoch vergeblich gemachte Löcher ſich nicht haben abſchrecken laſſen; auch hätten ſie dann die Mühe ſich ohne Noth verdoppelt, denn die Löcher ſind viel breiter und tiefer, als zu ihrem Zwecke nöthig geweſen wäre. Ich bleibe alſo noch immer dabei: die alte, nachgeplauderte Hypotheſe iſt ſehr unbefriedigend, und, weiß ich gleich keine beſſere anzugeben, ſo weiß ich doch, daß man eine beſſere erfinden muß. — Einige Meilen weiter verläßt man die Landſtraße, und fährt, auf einem Wege, wie ihn nur Vaillant in Afrika mit ſeiner Ochſen-Equipage überwunden hat, nach der Villa des Kaiſers Hadrian. Iſt man einmal dort, ſo wird man freilich für die ausgeſtandenen Beſchwerden belohnt, denn man wandelt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in einem Walde von Ruinen, der ſieben Meilen im Umkreis hält. Kaum hat Rom, wenn es alle ſeine Trümmer zuſammen ſtellt, ſo viele aufzuweiſen. Hier wollte einſt Hadrian alles vereinen, was Griechenland, Egypten und Aſien Schönes und Seltenes hervorgebracht hatten; ja ſogar eine lebendige Darſtellung der Hölle und des Elyſiums ſollte ſeine Villa enthalten. Er führte in der That ſeine rieſenmäßigen Entwürfe aus, und nur ein Wolkenbruch von Barbaren, ſchlimmer als der Aſchenregen, der Pompeji bedeckte, konnte alle dieſe Herrlichkeiten zerſtören. — Zerſtören, aber dennoch ihr Andenken nicht ganz vertilgen; denn welche ſtolze Trümmer haben der Wuth der Gothen getrotzt! was ſieht, was erkennt man nicht noch alles! Ein Theater, in dem jetzt freilich Pflaumenbäume wachſen, von dem aber Sitze, Bühne und Orcheſter noch deutlich zu unterſcheiden ſind; ein ſehr großer Waffenplatz, deſſen lange Mauer noch Spuren der Hallen zeigt, die, auf Säulen ruhend, ihn umgaben; ein Tempel oder Schule der Weiſen, wo vielleicht, in den ſieben noch vorhandenen Niſchen, Bildſäulen der ſieben Weiſen Griechenlands aufgeſtellt waren, wo jetzt zwar nicht mehr Lehren der Weisheit von Lippen der Philoſophen ſtrömen, wo ich aber am dreißigſten December duftende Veilchen pflückte; eine Naumachie, (welches man wohl durch Waſſer-Theater überſetzen könnte, weil da Seegefechte vorgeſtellt wurden;) eine Bibliothek auf dem Gipfel eines Felſen, deren vormalige Beſtimmung eine dort gefundene Inſchrift verrathen hat, mehrere Tempel der Diana, der Venus, des Apoll; den Kaiſer-Pallaſt ſelbſt, deſſen untere Hallen man noch mit heiligen

Schauder durchwandeln würde, wenn nicht viele tauſend Reiſende ihre Namen an die Wände gekleckſt hätten; die Quartiere der kaiſerlichen Garde, jetzt die hundert Kämmerlein genannt; jede derſelben war aufwärts dreimal abgetheilt, und das Ganze mochte etwa tauſend und vierhundert Mann faſſen; Grotten die man für Gefängniſſe ausgiebt; Bäder für Männer und Frauen; ein Tempel des egyptiſchen Götzen Canopus, und noch hundert dergleichen Ruinen, deren ehemalige Beſtimmung man nicht mehr kennt. Alle ſind auf das mahleriſchſte mit Bäumen und Geſträuch bewachſen, bei jedem Schritte möchte man ſich hinſtellen und zeichnen. An vielen Gewölben erblickt man noch die alten Verzierungen von Stuck, oft ſo zart und ſchön, als wären ſie erſt geſtern aus des Künſtlers Hand hervorgegangen. Auch allerlei Farben ſind noch kenntlich. Jetzt dienen dieſe Trümmer unzähligen Amſeln zur Wohnung, die, ſelten geſcheucht, bei der Annäherung des Fremdlings, laut ſchwatzend davon flattern. Keine menſchliche Stimme iſt zu hören, nur Jäger ſchleichen lauernd durch das Gebüſch, und wecken oft plötzlich durch einen nahen Schuß den Wanderer aus ſchwermüthigen Träumereien. Die Naumachie iſt ein Weingarten, die Rennbahn bedeckt ein Wald von Oelbäumen; zu den meiſten Trümmern verſperrt Dornengeſträuch den Zugang. — Viele herrliche Denkmähler des Alterthums ſind hier gefunden worden, jetzt die Zierde der Muſeen. So erzählt man unter andern, daß einſt ein eben nicht reicher Mann hier luſtwandelte, und von ungefähr eine kleine Oeffnung erblickte, welche, nach ſtarken Regengüſſen, durch das Einſtürzen eines Gewölbes, entſtanden war. Er ſchaute hinab, und ſah eine

Grotte, ganz mit Statüen angefüllt. Sogleich verſchloß er die Oeffnung wieder, ſo gut er konnte; merkte ſich den Platz, gieng hin und kaufte den Weinberg. Da aber ein Geſetz befiehlt, daß alles, was der Käufer im erſten Jahre ſeines Beſitzthums findet, zur Hälfte noch dem Verkäufer zugehört, ſo hatte er die Geduld, weit über ein Jahr zu warten. Dann erſt ſtellte er ſich, als wolle er auf dem bewußten Platze ein Haus bauen, ließ mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen, und zog nun, unter andern, die berühmten neun Muſen hervor, die ihm ſein gewagtes Kapital zehndoppelt wieder einbrachten, und die noch jetzt eine Hauptzierde des Pariſer Muſeums ausmachen. Cicero's Buch über die Pflichten hatte der Mann wahrſcheinlich nicht geleſen. — — Iſt man unter dieſen Trümmern vergangener Herrlichkeit einige Stunden herumgewandelt, ſo nimmt man Abſchied von dem einzigen Weingärtner, der zwiſchen ihnen wohnt, und der durch die Fieberbläſſe ſeiner Wangen und durch das Bekenntniß, daß er in jedem Sommer ein Fieber zu überſtehen habe, den Beweis liefert, welche ſchädliche Dünſte die vernachläſſigte Campagna romana aushaucht. Man fährt vollends nach Tivoli, einer ziemlich großen, aber ſehr ſchmutzigen Stadt, obwohl ſie auf dem Rücken eines Berges liegt. Mit den Einwohnern muß man ſo wenig als möglich Gemeinſchaft pflegen, denn ſie ſind zum Theil als unverſchämte Bettler, zum Theil als verwegenes, blutdürſtiges Volk bekannt. Auf unſere halb im Scherz gethane Frage: ob in den letzten Weihnachtsfeiertagen viele Menſchen umgebracht worden ſeyn? antwortete man uns in allem Ernſt: es ſey dieſesmal nur ein einziger todtgeſtochen worden. — Sobald man im Wirthshauſe die nöthigen Anſtalten getroffen, eilt man zu der ſogenannten großen Cascade, wo der Fluß Anio (jetzt Teverone) ſich ungefähr ſo hoch als der Rhein bei Schaffhauſen, nur bei weitem nicht ſo breit, herabſtürzt, auch während ſeines Sturzes keine ſolche Felſen antrifft, die ihn dort ſo ſehr mahleriſch unterbrechen. Doch der Grund beſteht auch hier aus tief ausgewaſchenen Felſenſtücken, in welchen der Strom laut brüllend kocht, und ſeinen Schaum als einen dünnen Rauch ſo hoch emporſprützt, daß man noch in großer Entfernung davon durchnäßt wird. — Herrlicher noch iſt das Schauſpiel, wenn man, auf einem frielich ſehr mühſamen Fußſteige, zu der Grotte des Neptun hinabklimmt. Hier kämpft der Strom furchtbar ſchön mit den Klippen, und die tiefen Furchen der letztern beweiſen, daß, wenn ſie ihre tauſendjährigen Plätze behaupten, es doch nicht ohne immerwährenden Verluſt geſchieht, der, ſo wenig auch jeder Tag ihnen nimmt, doch endlich die Stolzen in Staub auflöſen wird. Dieſe Klippen ſind wohl das treffendſte Bild des Ruhmes. Er ſey ſo groß er wolle, der Zeitenſtrom wäſcht und reißt ihn dennoch nach und nach mit ſich fort, bis nach Jahrtauſenden nur noch ein fabelhaftes Andenken von ihm zurück bleibt, und abermals nach Jahrtauſenden auch dieſes verliſcht. Hat man dieſem ernſten Bilde den Rücken gekehrt, ſo mag man im Heraufklettern ſich die Spuren eines großen Rades zeigen laſſen, welches mitten in den Felſen eingeklemmt war. Antik iſt dieſes Rad wohl ſchwerlich, (vermuthlich war es ein Mühlenrad) da aber das Waſſer dieſes Stromes ſehr ſchnell eine dicke Steinkruſte anzuſetzen pflegt; ſo vermuthe ich, daß einſt ein Erdbeben dieſe Felſen, und alles was darauf ſtand, durcheinander ſchüttelte, (vielleicht vor wenigen Jahren) ein Rad blieb dazwiſchen, wurde nach und nach mit der Steinkruſte umzogen, das Holz faulte bald heraus, und nur die Form, in Stein abgedrückt, blieb zurück. So wird man auch noch mehrere Löcher gewahr, in welchen wahrſcheinlich Baumſtämme eingeklemmt waren. — Oben auf dem Felſen ſtehen noch zwei wohlerhaltene Tempel der Sybille und der Veſta, von welchen beſonders der Eine, runde, mit ſeinen corinthiſchen Säulen einen ſehr mahleriſchen Anblick gewährt. Tritt man hinein, ſo ſind freilich wiederum alle Wände mit Namen beſchmiert; denn mitten unter den ſtolzen Ruinen, die ſo laut Vergänglichkeit auch der herrlichſten Menſchenwerke predigen, können die kleinen Menſchlein doch nie unterlaſſen, ihre unberühmten Namen auf einige Augenblicke zu verewigen. Was ſie doch nur eigentlich dabei denken? — vermuthlich gar nichts. — Auf dem Rückwege durch die Stadt möge der neugierige Alterthumsforſcher einen Augenblick in ein Haus treten, deſſen Eigenthümer die Wände ſeines Hofes mit zerbrochenen Basreliefs, ganzen und halben Inſchriften tapezirt hat, die in der Gegend von Tivoli ſind gefunden worden. Mehrere darunter werden dem Gelehrten zu rathen geben. Eine, deren Bruchſtück mir ſeltſam vorkam, habe ich abgeſchrieben. Hier iſt ſie:

TREPTO
IMORECTORUM. ME
OAPOLLINIS ADIECTO
ONIA. DAPHNE
OPTIMO.

Hat man noch eine Stunde vom Tage übrig, ſo beſuche man die Villa d'Eſt, der man es von außen wahrlich nicht anſieht, daß ſie drei Millionen Scudi zu erbauen gekoſtet haben ſoll. Auch inwendig iſt ſie öde und leer. Nur die herrliche Ausſicht vom Balkon, und die Sage, daß Arioſt hier ſeinen Orlando Furioſo gedichtet haben ſoll, machen ſie dem Fremden merkwürdig. Welch' ein kleiner Geiſt den Beſitzer oder Erbauer beſeelt hat, beweißt eine im Garten ausgeführte, recht mesquine Idee. Er hat nemlich alle die ſchönſten Ueberreſte des alten Roms, das Pantheon, die verſchiedenen Tempel u. ſ. w. im Kleinen, etwas über Mannshöhe, nach bauen und Alle auf einem Platze zuſammen ſtellen laſſen. Von oben herab ſieht es aus, wie eine Berliner Weihnachtsbude, oder wie ein Zuckerbäcker-Aufſatz auf eine Tafel. Die Dinger haben viele Tauſende gekoſtet, ſind auch oft wieder ausgebeſſert worden, ſo verliebt war der ſinnreiche Erfinder in ſeine alberne Idee. In der That giebt eine Abbildung in Moſaik auf einer Doſe, einen deutlichern Begriff von jenen Trümmern, als dieſes Kinderſpielwerk. Weit lieber ſind mir die herrlichen Cypreſſen in dem wüſten Garten, die größten und älteſten die man in und um Rom findet. — Wer, ſo wie ich, im Winter Tivoli beſucht, der muß die übrigen Merkwürdigkeiten auf einen Morgenſpaziergang verſparen. Dann aber wünſche ich jedem Reiſenden einen ſchönen heitern Sommertag, wie er mir am letzten Tage des Jahres zu Theil wurde, und einer der köſtlichſten Spaziergänge wird ihm jede Beſchwerde reich vergelten. Damen pflegen auf Eſeln zu reiten, welches ſie aber nicht thun

ſoll-

ſollten, denn Geſellſchaft von Eſeln verkümmert jeden Genuß, und iſt gleich der Weg ein wenig ſteinigt, ſo iſt er doch keinesweges beſchwerlich. Ein gemächliches Luſtwandeln von etwa anderthalb Stunden, wird jeder Dame wohl bekommen und Roſen auch auf ſonſt blaſſe Wangen locken. Ein enges tiefes Thal an des Berges Abhang zu umkreiſen, um jenſeits den herrlichen Caſcatellen gegen über zu ſtehen, iſt der Zweck dieſer Wanderung. Man geht den großen Waſſerfall noch einmal vorüber, und gelangt bald an eine Stelle, wo ein ſteiler Fußpfad hinab zu der Sirenen-Grotte führt, eine der Neptuns-Grotte ähnliche, aber noch romantiſcher ausgeſtattete Felſenhöhle, in welche der ganze Fluß ſich durch ein einziges rundes Loch ergießt. Noch vor kurzem konnte ein guter Kletterer auf mühſamen, ſehr ſchlüpfrigen und oft gefährlichen Wegen, bis in die Grotte gelangen, und dort, dem beengten Strome zur Seite ſtehend, in eine einzige große Urne ihn auffangen; aber vor einigen Monaten hat die Flußnymphe, zürnend ſich in ihrem verborgenſten Heiligthum belauſcht zu ſehen, die längſt ausgewaſchenen Felſen übereinander geſtürzt, und auch dem kühnſten Sterblichen den Zugang verſchloſſen. Man muß ſich daher begnügen, auf feſtem ſichern Boden zu ſtehen, und die naſſen Dampfwolken anzuſtaunen, in welche die ſchöne Nymphe ſich verhüllt. — Doch bald vergißt der Wanderer was ihm hier verſagt worden, über den reichen Schätzen, welche die Natur auf jedem ſeiner Schritte vor ihm ausbreitet. Der mit zwei Tempeln gekrönte Felſen, an deſſen Fuß der Anio in der Neptunshöhle ſchäumt; der Bergrücken über ihm eine Stadt tragend; das enge Thal, an deſſen ſteilen Wänden die Oelbäume und Weinberge hängen, muntere Kinder ohne Schwindel herumklettern, Oliven zu ſammeln, und lächelnd dem Steine nachblicken, der unter ihrem leichten Fußtritte ſich löſend, pfeilſchnell hinabrollt; rechter Hand bald eine Felſen-Grotte mit Epheu verſchleiert, bald ungeheure Aloe's mit baumhohen vertrockneten Blütenſtengeln. So erreicht man endlich die Stelle, wo gegen über ſchon längſt ein dicker Waſſerrauch die Gegenwart der Cascatellen verkündete. Dort hat eine ganze Schaar muthwilliger Nymphen ſich gelagert, die eine etwas höher oben, die andere ein wenig tiefer unten, die dritte mehr rechts, die vierte weiter links, doch alle haben ihre Urnen umgeſtürzt; Ströme, Bäche und Bächlein, ſtürzen, rollen und rieſeln von Abhang zu Abhang, murren, wenn ein Felſenſtück es wagt ſich ihnen entgegen zu ſtemmen, umarmen es ſchäumend, oder wälzen ſich drüber hin, breiten ſich fallend aus wie ein Fächer, und halten der Sonne einen Spiegel hin, die zugleich mit ihren Strahlen einen Bogen in die Dampfwolken zeichnet. Ich werde mich wohl hüten, eine Beſchreibung dieſes herrlichen Anblicks zu wagen. Mit einer Beſchreibung könnte ich ohnehin mich nicht loskaufen, hunderte, tauſende müßte ich entwerfen, denn jeder Schritt verwandelt die Scene. Bald iſt die Ausſicht frei, bald blinkern die Ströme hinter dem blaſſen Grün der Olivenbäume; bald iſt durch einen gekrümmten Baumaſt nur derjenige Theil ſichtbar, der ſich in Maſſe wie flockigte Wolle herabgießt, bald verdecken die Baumgipfel den Sturz, und man wird bloß den Kampf der Wellen mit den Felſen im Abgrunde gewahr. Hier ſetze man ja nur langſam einen Fuß vor den andern, denn jeder eilende Schritt, bezeichnet einen verlornen Genuß. Ein paar der ſchönen Nymphen ſcheinen mit ihren Geſpielinnen zu maulen, die eine hat ſich fern gelagert, läßt ihre Quelle einſam herabplätſchern; die andere war noch eigenſinniger, ſie wählte zum Tummelplatz des naſſen Spiels die Villa des Mäcenas, von welcher auf dem Bergrücken noch große Bögen zu ſchauen. Hinter einem ſolchen Bogen goß ſie ihre Urne aus, daß der Strom mahleriſch hindurch ſtürzt und von Felſen zu Felſen zu den Gewäſſern der Tiefe hinab ſpringt. — Ach! hier wäre gut Hütten bauen! Doch was ſind Hütten und Palläſte, wären ſie auch in Elyſium ſelbſt erbaut, wenn herzliche Bewohner ihnen mangeln. Ich darf nicht verſchweigen, daß der herrliche Spaziergang dem Wanderer alle Augenblicke blicke durch das verdammte date mi qualche cosa (gebt mir etwas) verleidet wird, welches ihm von allen Lippen entgegen tönt. Und nicht etwa von zerlumpten Bettlern, nein, von wohlgekleideten Landleuten, die da herum ihr Feld bauen, von muntern, geſunden Kindern, die ihren Spielplatz verlaſſen, ſobald ſie einen Fremden gewahr werden, und ihn mit angebohrner Unverſchämtheit verfolgen. — Hat man von den Caſcatellen und Bettlern ſich losgeriſſen, ſo führt der Weg an der Villa des Quintilius Varus vorüber, deren Bogen und Mauern nur noch durch ihre Größe die ehemalige Pracht verrathen. Man klimmt hinab in das Thal, geht über eine antike Brücke, und ſteigt dann den Berg wieder hinauf, der größtentheils noch das antike Pflaſter trägt. Ein wenig erſchöpft vom Gehen, Sehen und Empfinden, erreicht man endlich den Tempel des

Huſtens, das Ziel der Wallfahrt. Er iſt rund, klein aber wohl erhalten, und gleicht dem der Minerva Medica. Gern hätte ich in dem öden Tempel geopfert, da ich mir eben, auf der Kuppel der Peterskirche, einen derben Schnupfen gehohlt hatte. Doch ſtatt der Bildſäule des Gottes erblickte ich bloß Spuren einer Madonna, die einſt ein frommer Pinſel hier an die Wand geſchmiert hatte. Ich floh in den Wagen und eilte zurück nach der gedemüthigten Hauptſtadt der Welt.

Noch eine Bemerkung vergönne man mir, ehe ich ganz von Tivoli ſcheide. Faſt kein Tag im Jahre verſtreicht, an dem nicht Künſtler ſich daſelbſt einfänden; alle Landſchaftsmahler, die Italien bereiſen, ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, vor allen Dingen die Cascade, und die Cascatellen von Tivoli zu zeichnen und zu mahlen; hunderte ſolcher Copien der Natur habe ich geſehen, bevor mich die Natur ſelbſt entzückte; ich glaubte längſt einen deutlichen Begriff davon zu haben; ich glaubte der Genuß ſey mir durch die vielen Bilder ſchon längſt verkümmert, er werde zu wenig neues mir darbieten. Aber wie ſehr hatte ich geirrt! Dieſe Natur erreicht kein Pinſel, und ich habe mich aufs neue überzeugt, daß ein Landſchaftsmahler nur die ruhige See, höchſtens einen ſtillen Fluß, nie aber einen Waſſerfall mahlen ſollte, von dem er weder Leben noch Getös auszudrücken vermag, und der doch eben durch ſeine immerwährende Bewegung ſo reizend wird. So wenig der Hiſtorienmahler zu ſeiner Darſtellung einen ſchnell vorübergehenden Augenblick wählen darf, eben ſo wenig ſollte es dem Landſchaftsmahler erlaubt ſeyn.

16.

Die Gemähldegallerie Doria.

Kein König darf ſich dieſer Sammlung ſchämen, die an Zahl und Werth den beſſern in Europa nicht nachſteht, wenn anders den vielen berühmten Namen zu trauen iſt, welche der Cicerone ſehr geläufig nennt, und die freilich nicht immer durch die ihnen zugeſchriebenen Werke gerechtfertigt werden. Eine lange, im Geſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts verzierte Gallerie, welche ein regelmäßiges Viereck bildet, und noch zwölf bis dreizehn daran ſtoßende Zimmer ſind mit mehreren tauſend Gemählden angefüllt, unter welchen, der Behauptung nach, kein einziges mittelmäßiges ſich befinden ſoll. Alle ſind stupendo oder maraviglioso. Dadurch muß man ſich nicht irre machen laſſen; es ſind wirklich herrliche Sachen darunter, die alte und reiche Familie Doria, deren Namen ſo oft in der Geſchichte glänzt und nicht glänzt, hat lange daran geſammelt; teſtamentariſche Verordnungen und Familienpakta haben jederzeit verhindert, daß auch Verſchwender nichts davon haben verſplittern können. Der ganze Pallaſt, mit ſeinen Marmorfußböden und ſchweren ſammtenen Vorhängen vor Thüren und Fenſtern, zeugt von antiker, ſolider Pracht. Schade, daß viele der Zimmer zu wenig Licht haben. — Einen flüchtigen Gang hindurch wird der Leſer nicht ungern mit mir machen, denn, meiner Gewohnheit zufolge, werde ich nur da verweilen, wo Poeſie mit Kunſt vermählt, mir nicht bloß Bewunderung, ſondern auch Gefühl entlockt. — Der erſte Saal enthält lauter Landſchaften von Pouſſin, (ein Paar ausgenommen); der zweite, größere abermals. Liebhaber von Landſchaften dürfen ſich alſo hier großen Genuß verſprechen; ich aber laſſe mir die Landſchaften nicht gern von Jemand anders, als vom lieben Gott ſelbſt mahlen; und werfe daher nur einen flüchtigen Blick auf alle dieſe Schätze, die zum Theil mit ſchwarzen Bäumen und türkenblauen Horizonten prangen, welches gewaltig ſchön ſeyn ſoll. Die meiſten hat Pouſſin durch Figuren belebt, aber die Wahl ſeiner Hiſtorietten iſt nicht immer die glücklichſte. Zum Beiſpiel, ein Engel, der in einer kleinen Schaale das Weltmeer auffaſſen will, um den heiligen Auguſtin zu verſpotten, der ſich einbildet, die unbegreifliche Dreieinigkeit zu begreifen. Der Engel iſt allerdings ein kluger Engel, (der, wenn er unſere heutigen Philoſophen eines Beſuchs würdigen wollte, vermuthlich ſtatt der Schaale, ein Sieb mitbringen würde,) aber auf einer gemahlten Landſchaft macht er eine üble Figur, denn da muß eine Handlung ſich rein ausſprechen, (wie die neuern Deutſchen ſehr geziert ſagen) oder, ſie muß verſtändlich ſeyn, muß keiner Erklärung bedürfen, (wie die ältern Deutſchen ſich ungeziert ausdrücken). Doch ſchon zuviel von Landſchaften. — Kains Brudermord von Gaſparo, die Figuren Lebensgröße, iſt gewiß ein ſchönes Bild, aber der Eſelskinnbacken in Kains Fauſt, oder welcher andere Knochen es ſeyn ſoll, bleibt doch ein großer Fehler; denn zu geſchweigen, daß die Bibel, wo ich nicht irre, ausdrücklich eine Keule als Mordwerkzeug nennt, konnte Kain auch unmöglich mit dem Knochen eines Thieres ſich bewaffnen, weil es noch kein todtes Thier auf Erden gab. Doch wenn das alles auch nicht wäre, ſo hätte der Mahler doch eine Keule wählen ſollen, denn dieſer Knochen thut die nemliche Würkung auf das Ganze, die z. B. ein Hund, vor dem Siegeswagen eines Triumphators geſpannt, hervorbringen würde. — Im dritten Zimmer iſt die allgemeine Sündfluth, von einem Mahler aus der venetianiſchen Schule, abgebildet. Der Gegenſtand iſt ſehr unglücklich gewählt, eine Klippe für den größten Meiſter. Ich erinnere mich zwar wohl, in Paris eine Sündfluth (von Pouſſin, wo ich nicht irre) geſehen zu haben, die mich entzückte, aber dort war das Hauptintereſſe in einer einzigen Gruppe vereinigt, alles übrige nur ſchwach angedeutet; hier ſind die nothleidenden Menſchen auf dem großen Bilde überall zerſtreut; das Auge möchte ſie gern zuſammen faſſen, ſich ein Ganzes daraus bilden, aber vergebens! man fühlt bloß, daß die allgemeine Sündfluth ſich nicht mahlen läßt, und daß Pouſſins Bild zu Paris weit weniger ſchön ſeyn würde, wenn er ſie wirklich gemahlt hätte. Eben ſo iſt es mit Schlachten. Wer mag das verworrene Gemiſch anſchauen und ſich ein Ganzes daraus zuſammen ſetzen? Gefechte kann man mahlen, Schlachten nicht. — Mit ungleich wärmerem Intereſſe verweile ich bei Portraits von der Hand großer Meiſter, denn in jedem Menſchen-Geſichte hat die Natur die unendlichſte Mannichfaltigkeit kunſtreich zu einem Ganzen verſchmolzen, und dieſe kleine Welt iſt mit einem einzigen Blicke zu faſſen und zu überſchauen. Die Gallerie Doria iſt reich an ſolchen Gemählden von Tizian, Rubens, dem unübertrefflichen Vandyk und mehreren guten Meiſtern. Vor jedem ſolchen Kopfe verweilt man gern Minuten lang, denn die ganze Seele geräth ſogleich in Bewegung, ſie vergleicht, macht Schlüſſe, weckt Erinnerungen, ahndet Verborgenes, kurz ſie genießt, indem ſie alle ihre Kräfte in Thätigkeit ſetzt. Und das geſchieht ſelbſt dann, wenn ſie von dem Original nichts weiß, wenn es irgend ein unbedeutender Prinz oder Rathsherr iſt, den bloß der Pinſel des Mahlers verewigt hat. Steht man aber vollends vor dem Portrait eines berühmten Mannes, deſſen Geiſt, deſſen Thaten man kennt, o dann verzehnfacht ſich der Genuß. Auch dieſe Fülle des Genuſſes gewährt die Gallerie Doria. Man findet hier Machiavell von Andrea del Sarto — (ja ſo mag er wohl ausgeſehen haben, dieſer feine Menſchenkenner, den Thoren als einen Böſewicht verſchreien, weil er Fürſten lehrte, Thoren klüglich zu beherrſchen) — Bartolus und Baldus, die beiden großen Juriſten, von dem göttlichen Raphael gemahlt. Welch' ein Abſtich gegen Machiavells feine Phyſiognomie! ein paar rüſtige Streiter, das ſieht man ihnen an. Janſenius von Tizian — kaum hätt' ich in den Zügen des Hauptes einer Sekte ſo viele Sanftmuth, ſolch einen ruhigen Verſtand geſucht. — Rubens Geliebte von ihm ſelbſt gemahlt. In ihrem großen Auge ſchwimmt der Gedanke, man glaubt ihn zu errathen. — Holbein und ſeine Gattin, beide von ihm ſelbſt lebendig dargeſtellt. Vermuthlich hat er die Blumen und das Geld geliebt, denn er hat ſich in die eine Hand eine Nelke, in die andere einen Beutel gegeben. — Rubens Beichtvater von Rubens Pinſel. Sollten die Mönche einmal ausſterben, (welches doch nicht zu befürchten ſteht) und die Nachwelt ſich keine rechte Idee mehr von einem Mönche machen können, ſo darf ſie nur zu dieſem Bilde ihre Zuflucht nehmen. — Der Pabſt Panfili von Diego Velasquez iſt wahrlich ein bewundernswürdiges Bild, welches gewaltige Würkung thut. Ein Kopf in päbſtliche Kleidung verhüllt, und dennoch ſolche Kraft, ſolche unwiderſtehliche Kraft! Purpur iſt des Mannes Gewand, Purpur der Seſſel auf dem er ſitzt, überall Purpur und nichts als Purpur, und dennoch wußte der Künſtler aus dieſer Eintönigkeit ſo ungeheuern Vortheil zu ziehen. Selbſt das Geſicht hat eine rothe Tinte, aber Velasquez hat nicht mit Farben, ſondern gleichſam mit Fleiſch gemahlt. Man verzeihe mir den kühnen Ausdruck, das kühne Bild berechtigt dazu. — Welch' ein liebliches Weib hat dort Leonardo da Vinci dargeſtellt? Dieſe Augen ſprechen Liebe, dieſer Mund athmet Liebe — und dennoch — nur in weiblichen Phyſiognomien ſtraft die Natur ſich Lügen — es iſt die Königin Johanna von Neapel, dieſe unzüchtige Mörderin ihres Gemahls, dieſer Schandfleck ihres Geſchlechts. O warum mußte der ehrliche Leonardo da Vinci, dieſer Freund von dem biedern Franz dem Erſten, ſeinen Pinſel ſo entweihen! — Geſchwind hinüber zu dem Bilde einer alten Frau von Vandyk, die zwar dem Namen nach unbekannt, aber mit Jedem der vor ſie hintritt, ſchon ſeit vielen Jahren vertraut iſt. Wahrer darzuſtellen iſt unmöglich. Es iſt eine gutmüthige geſchwätzige Alte, ſie möchte gar zu gern mit euch ſprechen, ſie thut den Mund ſchon auf; redet ſie nur an, ſie antwortet euch ganz gewiß — und Alles was ſie ſpricht iſt ſo verſtändig, ſo herzlich, man trennt ſich recht ungern von ihr.

Das ungefähr ſind die vorzüglichſten Portraits. Faſt möchte ich dahin auch noch einen Chriſtuskopf von Frangi Pani rechnen, über welchem das Kreuz, welches der Heiland trägt, hervor ragt. So rührend ſah ich die fromme Ergebung noch nie ausgedrückt. Und vor ihm der Kopf der heiligen Veronica — ihr offener, ſtummer Mund haucht und redet Schmerz. — Von alten Meiſtern finden ſich hier viele Bilder, doch ſind es meiſtens nur gelungene Bemühungen, die Kunſt aus der Kindheit heraus zu arbeiten. Am wenigſten unter ihnen ſchätze ich ſonſt Benvenuto Garofalo, aber man ſieht doch hier einen Beſuch der heil. Jungfrau bei der heil. Eliſabeth, der ihm Ehre macht und leicht ſein beſtes Werk ſeyn möchte. Eliſabeth eilt der Freundin mit offenen Armen entgegen. Der Kopf der Madonna wäre Raphaels würdig; daß ſie aber in dieſer beſchwerlichen Kleidung einen ſo weiten Weg zu Fuß hat machen können, iſt zu verwundern.

Eine Magdalene von Tizian iſt ſchön, obwohl ſie der von franca Villa zu Neapel nicht gleich kommt. Der Meiſter verliebte ſich ſelbſt ſo ſehr in ſein Werk, daß er es mehreremal copirte. Eine ſolche Copie von ſeiner eignen Hand wird hier gleichfalls gezeigt. — Ein heiliger Rochus, als kranker Pilger von einem Engel geheilt, ein treffliches Werk des braven Schidone, von dem man aber auch Madonnen in dieſer Gallerie antrifft, an die er ſich nicht hätte wagen ſollen. Kräftige Geſchichtsmahlerei war eigentlich ſein Beruf. O wie manches herrliche Meiſterwerk mehr würden wir beſitzen, wenn die kleinlichen Bilder unſerer Religion das Genie der größten Mahler nicht ſo oft in Feſſeln geſchlagen hätten. — Von artigen, unterhaltenden Nachtſtücken des Gherardo delle Notte hat die Gallerie Doria mehrere aufzuweiſen, unter andern auch das Mädchen, das ſich bei Lampenſchein Flöhe abſucht. Unbegreiflich, wie ein Mahler einen ſolchen Gegenſtand con amore bearbeiten kann. Noch obendrein ſind die Flöhe entſetzlich groß. — Ein neapolitaniſcher Lazzaroni, welcher Melonen verkauft, von Michael Angelo Caravaggio, wird beſonders die Reiſenden intereſſiren, die eben aus Neapel kommen, denn es iſt eine lebendig wahre Darſtellung. — Der verlohrne Sohn, der zu ſeinem Vater zurückkehrt, von Guercino, iſt voll Ausdruck. Man ſollte aber den Vater davon wegſchneiden, denn der ſcheint mir ſehr unbedeutend. — Lieblich iſt die heilige Agneſe von demſelben Meiſter, aber gemißbraucht hat er ſeine Kunſt, als er ſo kräftig den Simſon darſtellte, wie er aus dem Eſelskinnbacken Waſſer in ſeinen Mund laufen läßt. Es macht einen widerlichen Effekt. — Ueber die Maßen gerühmt wird eine Madonna von Guido Reni, wie ſie anbetend über das ſchlafende Kind ſich neigt. Das Bild iſt allerdings ſchön, aber ich würde ihm dennoch die heilige Familie von Saſſo Ferrato vorziehen, die einen großen Eindruck auf mich gemacht hat. Wie herzlich und doch wie leiſe die Mutter das herrlich ſchlafende Kind an ihren Buſen drückt! Und dann dieſer ſchöne geduldige Kopf des heil. Joſeph! — Saſſo Ferrato mahlte nichts als Madonnen, und er that wohl daran, denn Alle ſind ihm ſo trefflich gelungen, daß ich faſt glauben möchte, dieſer Mahler ſey eigentlich ein Frauenzimmer, ſey ſelbſt Mutter geweſen. — Eine Bathſeba im Bade, die eben ein Liebesbriefchen von David empfängt, wird einem Deutſchen zugeſchrieben, den die Italiäner Bronchueſt nennen, und vermuthlich ſeinen Namen verſtümmeln. Man findet an dieſem Bilde vieles auszuſetzen, mich dünkt aber doch, das Weib habe ſehr ſchöne Arme und Füße. — Einer Judith von Guido Reni erwähne ich bloß, um mich abermals darüber zu ärgern, daß auch die beſten Mahler den ſchönſten Weibern abgehauene Köpfe in die Hände geben, und dabei ihre Züge ſo freundlich frohlockend darſtellen, daß es jedes Menſchen Herz empören muß. Auch iſt dieſe Darſtellung durchaus unwahr. Kein ſolches Mädchen, und wäre es eine Charlotte Corday, trägt nach einer ſolchen unweiblichen That dieſe ſchöne weibliche Ruhe auf dem Geſicht. — Eines der vortrefflichſten Werke Tizians iſt Abraham, der Iſaac opfern will. Wer dieſen Greiſenkopf und dieſen ſchon halb entſeelten Jüngling einmal geſehen hat, der vergißt beide nie wieder. — Will man die Gallerie in luſtiger Stimmung verlaſſen, ſo betrachte man zum Schluß die Bauernhochzeit von Teniers, oder die vier Geizhälſe von Mareſchalco d'Anverſa. Für Damen wird das letzte Bild vielleicht den meiſten Werth haben, denn es iſt aus Liebe gemahlt worden, und das ſchmeichelt doch immer dem ganzen Geſchlecht. Der Mahler nemlich ſoll ein Hufſchmidt geweſen ſeyn, und ſich in eines Mahlers Tochter verliebt haben. Der ſtolze Künſtler wieß den armen Handwerker zurück: nur ein Mahler, ſprach er, erhält meiner Tochter Hand. Aus einem Hufſchmidt plötzlich einen Mahler zu ſchaffen, iſt der Liebe ein Leichtes, ſie hat wohl ganz andere Wunder bewürkt. Mareſchalco d'Anverſa vertauſchte den Hammer mit dem Pinſel, und mahlte in kurzem beſſer als ſein Schwiegervater, von dem nichts übrig geblieben iſt, als die Erinnerung an ſeinen Künſtlerſtolz. — Jetzt habe ich alles genannt, was mir in der Gallerie Doria beſonderes Vergnügen gemacht hat. Es ſind aber noch viele herrliche Sachen darin, an welchen wiederum andere ſich ergötzen werden; dafür bürgen die Namen

Annibal Caracci, **Paul Veroneſe**, **Lanfranco**, **Vaſari**, **Spagnoletto**, und viele andere gute Meiſter, deren ich nicht erwähnte.

17.

Die Villa Medicis.

Sie iſt vom Pabſt Leo XI. aus dem Hauſe Medicis erbaut worden, und prangte vormals mit den herrlichſten Kunſtſchätzen, die aber ſchon längſt alle in Florenz ſich befinden. Was man ihr nicht hat rauben können, iſt ihre vortreffliche Ausſicht über Stadt und Land, und neuen Glanz giebt ihr die von Ludwig XIV. 1666 geſtiftete franzöſiſche Akademie, welche ſeit kurzem hinein verlegt worden, da die franzöſiſche Regierung durch Kauf oder Tauſch die Villa an ſich gebracht hat. Dieſe Akademie der ſchönen Künſte beſteht aus ſechszehn Penſionnairs, Mahler, Bildhauer und Architekten, die ſämmtlich ſchon in Paris Preiſe ihrer Kunſt davon getragen, und, als Preiserringer, bekanntlich den ſchönen, großen Vortheil genießen, fünf Jahre lang in Italien auf Koſten ihres Vaterlandes erhalten zu werden. Die Proben, die ſie ſchon dort von ihrem Genie ablegten, ſind Bürgen ihrer vollkommenen Bildungsfähigkeit, und ſelten werden ſie die Erwartung täuſchen, wenn nicht durch einen frühzeitigen Tod, der hier viele von ihnen wegrafft, vielleicht in Zukunft noch mehrere weggerafft werden, denn man behauptet, die Villa Medicis habe, eben um ihrer hohen Lage willen, eine ungeſunde Luft, weil ſie im Sommer die giftigen Dünſte der Campagna di Roma aus der erſten Hand erhält. Der Vorſteher dieſes Inſtituts, vor alten Zeiten ſelbſt ein Zögling deſſelben, heißt Suvee, ein Mann von

Kenntniß, Geſchmack und Lebensart. Er hat vor achtzehn Monaten den Pallaſt ohne Fenſter und Thüren, auf die jämmerlichſte Weiſe zerſtört, übernommen, und ſchon jetzt eine neue, liebliche, obwohl noch nicht vollendete Schöpfung daraus hervorgezaubert. Von allen den berühmteſten Antiken hat er in einer langen Gallerie vortreffliche Abgüſſe aufgeſtellt, und zwar die beſten doppelt, weil ein, oft unerſetzliches Exemplar (da die Originale zum Theil in fremden Ländern ſind) durch Zufall beſchädigt werden könnte. Durch ein chemiſches, ihm aus Paris mitgetheiltes Geheimniß, hat er den Formen die häßliche gelbe Farbe ſehr mühſam zu nehmen geſucht, alle ſeine Abgüſſe ſind blendend weiß, manche kaum vom Marmor zu unterſcheiden. Auch die kürzlich entdeckte Pallas von Velletri findet ſich hier, die man aber wohl weniger, als geſchehen iſt, hätte lobpreiſen ſollen. — Die Abdrücke von der trajaniſchen Säule, die der König von Frankreich einſt mit großen Koſten formen ließ, lagen in mehrern hundert Stücken zerſtreut, Niemand bekümmerte ſich darum. Als die Neapolitaner nach Rom kamen, ſchaufelten ſie dieſelben, gleich als wären es Dachziegel, auf Frachtwagen, und ſchickten die Beute mit nach Neapel. Auf Suvees anhaltendes Begehren ſind ſie zurückgegeben worden; in welchem Zuſtande kann man ſich denken. Jetzt hat er die Bruchſtücke ſorgfältig in die Wände der Gallerie mauern laſſen, und auf dieſe Weiſe ein ſchönes Denkmal des Alterthums erhalten, deſſen Original jeder Witterung ausgeſetzt, täglich unſcheinbarer wird, und deſſen Copie nicht mehr exiſtirt, auch ſchwerlich zum zweitemal von einem königlichen Kunſtbeſchützer unternommen werden möchte. — Mehrere an die Gallerie ſtoßende Säle ſind geſchmackvoll mit Statuen und Basreliefs verziert; einer derſelben iſt der neuern Kunſt gewidmet, man findet da einen Chriſtus von Michel Angelo, Werke von Bernini u. ſ. w., folglich ſehr abſtechend gegen die Meiſterwerke der Griechen. — Im obern Stocke wohnen ſämmtliche Penſionärs ſehr bequem neben ihren Atteliers, und zwar ſo vertheilt, daß die Architekten die Stadt, die Mahler das Land vor ſich haben. — Beiläufig erwähne ich hier eine ſonderbare Eigenſchaft des italiäniſchen Thons, welche den fremden Künſtlern, die nicht damit bekannt ſind, oft viel zu ſchaffen macht. Zwar läßt er ſich leichter bearbeiten, als der deutſche oder franzöſiſche, aber er hat ſo viele ſchlammige Theile, die, wenn ſie nur ein wenig trocken werden, leicht bröckeln und auseinanderfallen. Daher muß das kleinſte Modell einer Figur mit einer Menge Drat inwendig geſtützt werden. Der Fremdling, der das in ſeinem Vaterlande nicht gewohnt war, vernachläßigt dieſe Vorſicht, und findet oft am Morgen den Fleiß vieler Wochen in Trümmern liegen. Bei großen Werken wird das zuweilen ſogar gefährlich. Der Bildhauer Schweiklen z. B. hatte ein ſehr großes Basrelief unternommen, welches faſt eine ganze Wand bildete, und wäre eines Tages beinahe davon erſchlagen worden, da es plötzlich zuſammen ſtürzte.

18.

Die Villa Ludoviſi.

Der Beſitzer derſelben iſt ein wenig ſchwierig mit der Erlaubniß ſie zu beſehen; man muß ihm eine Viſitenkarte ſchicken, auf deren Rückſeite er ſodann die ſchriftliche Erlaubniß mit ſehr unleſerlichen Zügen ſetzt.

So lange man den Garten durchwandelt, bereut man faſt die Mühe, welche man ſich darum gegeben, denn obwohl er von antiken Statuen und Vaſen wimmelt, ſo ſind es doch gerade die ſchlechteſten Alterthümer, die man nur hat auftreiben können, und noch obendrein ſo beſchädigt, daß man oft kaum unterſcheiden kann, was ſie vorſtellen ſollen. Es iſt ein wahres Lazareth von Antiken. Unter andern ſtehen um ein Gartenhaus eine Menge ungeheuer große, dickbauchige Vaſen, die vielleicht einſt in einem Keller à la Heidelberg als Amphoren gedient haben mögen, hier aber einen wahrhaft gräßlichen Anblick gewähren. — Doch für alle dieſes Aergerniß wird man durch einige große Kunſtwerke entſchädigt, unter ihnen das vorzüglichſte eine Gruppe von Menelaus (laut der griechiſchen Innſchrift) über deren Deutung die Kenner ſehr uneinig ſind. Es iſt eine ſchöne, doch nicht mehr ganz junge Frau, die einen vor ihr ſtehenden, noch nicht ganz erwachſenen Jüngling mit inniger Zärtlichkeit betrachtet, und, während er kindlich zu ihr hinauf ſieht, ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlagen hat. Einige machen hieraus Electra und Oreſt, doch dieſer Blick iſt nicht der Blick einer Schweſter, auch findet ſich keine Spur von der Rache darinnen, welche Electra ihrem Bruder einzuhauchen ſuchte. Andere meinen, es ſei Papirius, der ſeiner Mutter die Geheimniſſe des Senats verräth. Doch das iſt wiederum nicht der Blick, mit dem man ein Geheimniß erzählen hört. Noch andere halten es für Phädra und Hippolyt; doch in dieſem ſeelenvollen Auge ſchwimmt nur Mutterliebe, kein unreiner Gedanke miſcht ſich hinein. Ich glaube alſo, jene

drei

drei Meinungen ſind alle drei irrig, aber freilich weiß ich nichts Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt. Eine liebende Mutter iſt die ſchöne edle Frau gewiß, welche? gleich viel! es iſt ein göttliches, der Natur abgeſtohlnes Kunſtwerk. Reſtaurirt iſt wenig daran, aber dies wenige herzlich ſchlecht.

Eine zweite ſehr ſchöne Gruppe iſt ein Mann, der eben ein junges Weib durchbohrt hat, und nun ſich ſelbſt das Meſſer in die Bruſt ſtößt. Man nennt ſie Pätus und Arria. Doch warum ſollte Pätus das Geſicht abwenden? und zwar nicht ſo, als wollte er den Anblick der Sterbenden vermeiden, ſondern als ſähe er nach etwas in der Ferne? — Wahrſcheinlicher iſt daher eine zweite Hypotheſe. Das Mädchen nemlich iſt eine Prinzeſſin, deren Namen ich vergeſſen habe. Die Burg, in der man ſie ſicher glaubt, wurde belagert, erobert. Ein treuer Sklave hatte auf dieſen Fall Befehl, ſie lieber zu tödten als dem Feinde in die Hände fallen zu laſſen. Er führte dieſen Befehl aus, und ermordete dann ſich ſelbſt, indem er nach dem Sieger blickt, der ſo eben die Mauer erſteigt. Die Art jedoch, wie er ſich erſticht, iſt äußerſt gezwungen; er ſtößt ſich mit ganz verdrehtem Arm das Meſſer in den Hals. An dem Mädchen findet man keine Wunde. Nur unter der Achſel laufen ihr einige Blutstropfen am Gewande herab. Man legt das als eine große Delikateſſe des Bildners aus, der dadurch habe andeuten wollen, der Sklave habe nicht gewagt, die keuſche Bruſt ſeiner Gebieterin zu durchbohren. Ich finde das ſehr lächerlich. Er hatte ja deshalb nicht nöthig das Gewand wegzuſchieben. Ich vermuthe vielmehr, daß dieſer ſeltſame Umſtand ſich auf ein hiſtoriſches Factum bezieht. — Außer dieſen beiden Kunſtwerken erſter Gattung, ſieht man hier noch einige andere von hohem Werth, z. B. einen ſitzenden Fechter oder Krieger von großer Wahrheit, deſſen Stellung nur ein wenig zu froſchartig iſt; einen ſchönen aber ſchlecht beleuchteten Junokopf u. ſ. w. — Ein kleines Haus in der Mitte des Gartens beſitzt die herrlichſten Frescogemählde von Guercino, beſonders eine Blumen ſtreuende Aurora auf ihrem Wagen. Zwei Freskolandſchaften von Dominichino, verrathen den großen Meiſter eben nicht.

Die ganze Villa iſt, wie faſt alle Häuſer der Großen in Italien, ſchlecht und altväteriſch möblirt. Der angenehme Luxus mit geſchmackvollen Ameublements ſcheint den Italiänern noch gänzlich unbekannt zu ſeyn. Dagegen laſſen ſie ihren lächerlichen Stolz überall in Wappen und Inſchriften hervorleuchten. Auch hier findet man wahrlich über jeder Thür angeſchrieben: Cardinal Ludoviſi, Cammerrius u. ſ. w. — In einem der Zimmer wird in einem ſaubern Kaſten ein verſteinertes Menſchengerippe gezeigt. Man ſollte es eigentlich ein mit Stein überzogenes nennen, denn offenbar ſind die Knochen blos von einer Steinmaſſe umgeben.

19.

Monte Cavallo.

Die Hauptzierde dieſes Platzes (und vielleicht von ganz Rom, wenn gleich Winkelmann, ganz unbegreiflicher Weiſe, nur im Vorbeigehen davon zu reden beliebt) ſind die beiden koloſſalen Gruppen, die ich die Pferdebändiger nennen möchte, ohne mich weiter darum zu bekümmern, ob ſie Caſtor und Pollux vorſtellen ſollen, oder Alexander den Großen, der den Bucephalus bändigt. Das letztere iſt ohnehin unmöglich, da, wenigſtens die eine Gruppe linker Hand, unſtreitig wirklich von Phidias zu ſeyn ſcheint, der ſchon lange vor Alexander unſterblich wurde. Die Manier, und ſogar die Art, wie der Meißel geführt worden, ſind ganz dieſelben, wie bei den berühmten Basreliefs von Athen, die Choiſeul, wenn ich nicht irre, dort abformte, und deren Originale Lord Elgin nach England brachte. An das Piedeſtal der zweiten hat man den Namen Praxiteles geſchrieben, ohne irgend einen Grund dafür zu haben, als vermuthlich den, daß man keinen würdigern Namen neben den des Phidias zu ſetzen wußte. Beide Gruppen ſollen von Nero oder Conſtantin aus Alexandrien nach Rom gebracht worden ſeyn. Es ſind die koſtbarſten Meiſterwerke, in welchen man jedoch mehrere Sonderbarkeiten bemerkt, die ſich blos dadurch erklären laſſen, daß der Künſtler ganz allein auf den Effekt arbeitete, den die koloſſale hochgeſtellte Bildſäule hervorbringen ſollte. So iſt z. B. die rechte Hand an der Statue des Phidias weit größer als die linke, und das linke Auge iſt weit tiefer eingeſenkt als das rechte. Von unten hinaufgeſehen wird man das nicht gewahr, man mag ſich ſtellen wohin man will; erſteigt man aber das Piedeſtal, ſo fällt es ſehr deutlich in die Augen. Am Kinn deſſelben Coloſſes iſt ein kleines Stückchen hervorragender Marmor ſtehen geblieben, Gott weiß warum. Beide Bildſäulen haben auf jede Achſel und auf dem Kopfe ein Loch, welches wieder zugemacht worden: vermuthlich ſtacken einſt Eiſen darinnen, um einen Schirm daran zu befeſtigen, und ſo die Statuen vor dem Einfluß der Witterung zu ſchützen. Dieſe Gewohnheit ſoll bei den Alten nicht ſelten geweſen ſeyn; es muß aber kurios ausgeſehen haben, Bildſäulen mit Regenſchirmen. Eine heilſame Vorſicht war es allerdings, denn jetzt leiden dieſe herrlichen Kunſtwerke ſehr, und an Stellen, wohin das Regenwaſſer gewöhnlich ſeinen Lauf nimmt, kann man in der Nähe fühlen und ſehen, daß die unberührten Theile weiter hervorſtehen, gleichſam einen Wulſt bilden. In einigen Jahrhunderten werden dieſe unerſetzlichen Denkmähler nur noch unſcheinbare Trümmer dem Auge darbieten. Und dennoch denkt Niemand daran ſie abzuformen! — Nur ein Engländer hat es einſt gethan, die Formen aber mit nach England genommen, folglich ſind ſie für Rom verlohren. — Warum der Künſtler die herrlichen Roſſe ſo klein gemacht hat? mag er ſelber wiſſen. Wenn ihre Führer darauf ſtiegen, würden ihnen die Füße auf den Boden hängen. Die Coloſſe ſelbſt ſehen von unten auch bei weiten nicht ſo groß aus, als ſie wirklich ſind; ſteht man aber oben, ſo reicht ein Mann von mittlerer Größe ihnen bis an das Knie. — Zwiſchen beide Gruppen hat man — wie mich deucht unverſtändiger weiſe — einen Obelisk von rothem Granit geſetzt, vermuthlich damit es fein ausſehen ſoll, wie das Plateau auf einer Tafel.

20.

Der Todten Garten.

Ich ging in die Capucinerkirche, um ein Gemählde von Guido Reni zu ſehen, den Engel Michael, wie er mit vieler Grazie den Teufel an einer Kette hält. Wer in Wien jemals das ſchöne Ballet Alcine ſah, der hat das leibhafte Original dieſes Engels geſehen, denn gerade ſo ſtand die reizende Caſſentini auf dem Zauberer. Mein Ergötzen an Guido's lieblichen Pinſel wurde nicht wenig durch das Geplärr geſtört, welches die Kapuciner mitten in der Kirche erhuben. Es war nemlich ein alter Laienbruder geſtorben, und zwar ein geweſener Kammerdiener vom Cardinal Bernis, der viel Geld hinterließ. Folglich hätten ihn die Capuciner in der Kutte ihres Ordens auf eine Bahre gelegt, in die Kirche geſtellt, ſtanden drum herum und machten allerlei komiſche Ceremonien. — Bei dieſer Veranlaſſung rühmte man mir den Begräbnißort der Capuciner, ich wurde neugierig ihn zu ſehen, ohne jedoch ein ſo außerordentlich frappirendes Schauſpiel zu erwarten, als ich in der That fand. Nie wird das Bild davon aus meiner Seele ſchwinden. — Man denke ſich weder Kirchhof noch Todtengruft, weder Keller noch Höhle. Im untern Stockwerke des Kloſters, doch nicht unter der Erde, öffnete ſich mir eine Reihe von gewölbten Zimmern, deren Fenſter alle nach dem Hofe hinaus und geöffnet waren. Nie habe ich eine reinere Luft geathmet als hier, auch war das wohl nöthig, da das Schauſpiel ſelbſt die Bruſt ohnehin ein wenig beengte. Für die Lebenden, die hier wallen, läuft ein Gang längs den Fenſtern, den rechter Hand eine niedrige Gallerie von den ſtillen Wohnungen der Todten ſcheidet. Jenſeits dieſer Gallerie erblickt man in jedem Zimmer, und zwar ſo groß als das Zimmer ſelbſt, eine Grotte von Todtenknochen, die äußerſt künſtlich übereinander geſchichtet ſind. In kleinen Zwiſchenräumen bilden dieſe Grotten Niſchen, und in jeder Niſche ſteht oder liegt ein todter Capuciner, in der Stellung eines Lebenden, angethan mit ſeiner Kutte, der grinſende Kopf meiſtens noch mit dem langen Bart verſehen; denn man muß wiſſen, daß in dieſen Gewölben, wie in dem Bleikeller zu Bremen, die Todten nicht verweſen, ſondern nur austrocknen; diejenigen, welche am beſten erhalten ſind, werden auf dieſe Weiſe hingeſtellt und gelegt. An jedem iſt ein Zettel befeſtigt, auf welchem zu leſen, wie er geheißen, wann er geſtorben. Das Häuschen, in welchem er gleichſam Schildwache ſteht, um die Zukunft des jüngſten Tages zu erwarten, iſt klein, ſehr klein, und doch beſteht es aus hunderten ſeiner Brüder. Der enge Raum zu ſeinen Füßen umfaßt ſieben Gräber, die aber nicht Hügel bilden, ſondern gerade ſo bearbeitet ſind als Gartenbeete. Hier trocknen die Capuciner aus, bis der Mangel an Raum ſie nöthigt, Platz zu machen, und wohl ausgedörrt wieder an das Licht der Welt hervorzugehen. An jedem Grabe ſteht ein einfaches ſchwarzes Kreuz. Den Plafond ſchmücken Arabesken und allerlei Zierrathen von Todtenknochen, wozu man die kleinern ausgeſucht hat. Ein ziemlich großes Kreuz war aus lauter Gurgelknochen zuſammengeſetzt. Anſehnliche Kronleuchter mit vielen Armen und Lampen von verſchiedener Größe, hingen an der Decke herab, ſämmtlich aus Todtenknochen, ohne irgend eine andere Zuthat, geformt. Wandleuchter von derſelben Materie zierten den Gang, der vor der Grotte hinlief. Jedes Zimmer hatte ſeine eigene Architectur, in dem einen waren es lauter Köpfe, in dem andern lauter Hüftknochen u. ſ. w., in jedem aber ſtanden und lagen die ledernen Capuciner in Niſchen, wie chineſiſche Puppen. Wir hoben eine Kutte von derſelben auf und ſahen eine Haut, die gelbem Pergamente glich. Jede dieſer ſeltſamen Statuen trug in ihrer Hand ein Licht, jeder Kronleuchter und jede Lampe waren mit vielen Lichtern beſteckt, auf jedem Kreuze hatte man ein Licht befeſtigt. Nun denke man ſich dieſe Beleuchtung bei Nacht! Es muß einen ſchauerlichen großen Eindruck machen, wenn hier, wo ſo viele tauſend Lebenslichter ausgelöſcht ſind, die Flämmchen zwiſchen Millionen Knochen hervorſchimmern. Unterlaſſe doch ja kein Fremder, die fünf Grotten zu beſuchen, in welchen mehrere Tauſende ſeiner Mitbrüder ſo friedlich neben und übereinander hauſen. Kaiſer Joſeph iſt auch hier geweſen. Ich wünſchte, jeder Fürſt, der nach Rom reiſt, thäte ein Gleiches. Aus der vierten Grotte tritt man in eine kleine Kapelle, wo Seelenmeſſen geleſen werden und die, obwohl ſparſamer, auf gleiche Weiſe wie die übrigen verziert iſt. — Zwei Dinge nur ſtören die gewaltige Empfindung, welche den Wanderer hier ergreift. Das eine ſind ein paar ſchlechte Sonnette an der Wand, welche die Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens predigen. Das andere iſt der Gedanke: daß alle dieſe Tauſende Capuciner waren. —

Hat man dieſen Todtengarten wiederum verlaſſen, und will ſich zerſtreuen, ſo betrachte man in der Kirche noch einige ſchöne Gemählde von Peter von Cortona, Dominichino, Lanfranco und andern. Im Vorbeigehen werfe man auch einen Blick auf den Altar, der die Reliquien des heil. Juſtinus bewahrt, ein ſeltener Heiliger, der die beiden heterogenen Eigenſchaften eines chriſtlichen Märtyrers und eines Philoſophen in ſich vereinigt haben ſoll. Mit ſeiner Philoſophie mag es freilich nicht weit her geweſen ſeyn.

21.

Der Pallaſt Barberini.

Daß ein Pabſt, nemlich Urban VIII., aus dieſem Hauſe abſtammte, wird man bald, und leider nur allzu oft gewahr, denn in allen Winkeln findet man ſein Portrait, ſein Wappen, ſeine Chiffer. Jeder Vorſaal, jedes Zimmer rufen den Fremden entgegen: *wir Barberinis haben auch einen Pabſt gehabt.* An Gemählden, Statuen, und — wie gewöhnlich — an ſchlechten, geſchmackloſen Möbeln, iſt dieſer Pallaſt reich. In einem großen Saale hat Peter von Cortona ſein Meiſterſtück an die Decke gepinſelt, das Barberiniſche *Wappen* nemlich wird von den Tugenden gen Himmel getragen. Welch ein erbärmlicher Gedanke! — Ich würde den Leſer zu ermüden fürchten, wenn ich von den vielen ſchönen Sachen, die ich hier ſah, mehr als das vorzüglichſte, mit ſtrenger Auswahl, nennte. Auf der großen Treppe brüllt dem Fremden ein ſehr ſchöner antiker Löwe entgegen. Schade daß einige Tatzen und der Schweif ſo ſchlecht reſtaurirt ſind. Der letztere iſt beſonders ſo lang gerathen, daß drei Löwen ſich darin theilen und damit zufrieden ſeyn könnten. — Der ſehr zahlreichen Sammlung von Gemählden hat *Leonardo da Vinci* die Krone aufgeſetzt, durch ein unvergleichliches Bild, welches ganz fehlerlos ſeyn würde, wenn es wirklich das vorſtellte, was es vorſtellen *ſoll*, nemlich die *Eitelkeit* und die *Beſcheidenheit*. Es ſind herrliche Figuren, aber es iſt auch nicht eine Spur weder von Eitelkeit noch Beſcheidenheit darinn. Eine

Magdalene von Guido; die junge Beckerin, Raphaels Geliebte, von ihm ſelbſt gemahlt; einige Bilder von Andrea del Sarto, Tizian, und — dem Vorgeben nach — auch von Raphael; das mag genug ſeyn, um den Kunſtliebhaber zu locken. Er wird außerdem noch mehr gute Gemählde, aber auch recht viel Schofel finden, der mit den berühmteſten Namen dekorirt iſt; die italieniſchen Großen ſehen blos darauf, ſo viel Zimmer als möglich mit Bildern zu behängen, und wenn denn ein paar wirkliche Meiſterſtücke darunter ſind, ſo iſt ihnen das übrige ziemlich gleichgültig. — Die Antiken-Sammlung prangt mit einem herrlichen ſchlafenden Faun, die einzige Statue, von der man weiß, daß ſie eine von denen war, welche Hadrians Grabmal (die Engelsburg) ſchmückten. Trotz der wirklich ſehr indecenten Stellung, welche man dieſem Faun vorwirft, iſt er doch ein griechiſches Meiſterwerk, welches den beſten an die Seite geſetzt zu werden verdient. Er ſteht erſt ſeit kurzem wieder hier, denn während der Revolution wurde er verkauft, und der Bildhauer Pacetti erſtand ihn um geringen Preis, reſtaurirte auch ſeine Hände ſo ſchlecht als möglich. Nach wiederhergeſtellter Ruhe fand man, daß es beſſer ſey, den Kauf zu annulliren, und man fing deshalb einen ſehr ungerechten Proceß an. Das bewog Pacetti mit dem Verkauf ſeines beſtrittenen Eigenthums zu eilen, und er fand bald, an dem Bruder des franzöſiſchen Kaiſers, einen Kenner und Liebhaber, der das feilgebotene Meiſterwerk nach Würden ſchätzte. Aber der Pabſt ließ Pacetti drohen, er ſolle ſich zum Ziele legen, er werde und ſolle ſeinen Proceß nie gewinnen. Dieſem empörenden Gewaltſtreich verdankt es Rom, daß eines der ſchönſten Ueberbleibſel der griechiſchen Bildhauerkunſt nicht aus ſeinen Mauern fortgeſchaft worden. Ein ſehr elendes Familienportrait, welches aber das Verdienſt der Aehnlichkeit hat, macht es begreiflich, daß dieſer Principe Barberini ſolche Wege einſchlagen konnte und mochte. — Eine andere Statue, die zwar unſtreitig auch antik, obwohl von geringerem Werth iſt, wird durch eine Eigenheit merkwürdig, die ich noch an keiner Bildſäule aus dem Alterthum bemerkte. Sie ſtellt nemlich Brutus vor, der die beiden abgehauenen Köpfe ſeiner Söhne in beiden Armen trägt; folglich ſind hier drei Büſten beiſammen. Es nimmt ſich aber ſchlecht aus, und darum haben auch wohl die Alten dieſe ſeltſame Idee nie wiederholt. — Die Bibliothek des Hauſes Barberini ſoll aus fünfzigtauſend Bänden beſtehen, auch einige tauſend Manuſcripte beſitzen. Sie ſteht Montags und Donnerſtags dem Publikum offen; aber niemand geht hin.

22.

Die Wohnung des Pabſtes.

So einfach meine eigene Wohnung auch immer ſeyn mag, ſo tauſche ich doch nicht mit dem Pabſte. Lauter ungeheure Zimmer und Säle, die alle gebaut ſcheinen, um Luftballons darinnen aufſteigen zu laſſen; mit Backſteinen gepflaſtert, ſehr dürftig möblirt, mit ſchlechten Gemählden behangen — ſo wohnt in wahrer Demuth das Oberhaupt der Chriſtenheit. Man hat dieſen Pallaſt von Monte Cavallo, um der geſunden Luft willen, den übrigen päbſtlichen Palläſten vorgezogen, und daran hat man wohl gethan; aber daß man ihn nicht etwas anſtändiger verziert, das nimmt mich Wunder. Man findet z. B. gar keinen Stuhl, ſondern nur, bei Hunderten, eine Art von hölzernem Sofas, ohne Kiſſen, deren Sitze zu gleicher Zeit als *Kaſten* dienen, um allerlei darinnen zu verſchließen, und die die größte Aehnlichkeit von der Welt mit Nachtſtühlen haben, nur daß ſie zwei und dreiſpitzig ſind. Sie ſind marmorartig angeſtrichen, und an jedem ſteht mit großen Buchſtaben Pius VII. Pontifex Maximus; zum Beweis, daß ſie nach dem neueſten Geſchmacke ſind. Eine lange Gallerie iſt erbärmlich bunt mit gemahlten *koloſſalen* Engeln behangen, die theils in ganzen Figuren, theils auch nur mit geflügelten Köpfen, den Vorbeigehenden anſchielen und ihre verrenkten Glieder ihnen entgegenſtrecken. — In einem Saale, in welchem ein *einzelner* Stuhl hinter einem Tiſche den traurigen Platz bezeichnet, auf welchem der Pabſt *einſam* zu Mittag ſpeiſt, hängt eine *koloſſale* Madonne von Carl Maratti, und ein beſſeres Bild von Tizian. — Die kleine Hauskapelle iſt von Guido Reni recht ſchön al fresco gemahlt. Der Künſtler hat das häusliche Leben der Jungfrau Maria hier vorgeſtellt. Man ſieht ſie unter andern emſig Windeln nähen, und zu beiden Seiten kleine Engel, die ihr ſo aufmerkſam zuſehen, als ob ſie es von ihr lernen wollten. — Durch eine Innſchrift auf einer Marmortafel hat man kürzlich dieſe Kapelle beſonders merkwürdig zu machen geſucht. Es wird darinn erzählt, daß der exilirte König von Sardinien, nebſt ſeiner Familie, hier vor einigen Jahren aus der Hand des Pabſtes das Abendmahl empfangen. — Das Schönſte im ganzen Pallaſt findet man in einer ſehr langen und breiten Gallerie, die zwar, wie alles übrige, geſchmacklos dekorirt iſt, in welche man aber in großer Unordnung alle die Antiken niedergeſtellt hat, die vor kurzem in Oſtia ausgegraben worden. Es befindet ſich eine ganz vortrefliche jugendliche Büſte darunter, gewiß die Arbeit eines großen Meiſters. Die übrigen Sachen kommen dieſer Büſte bei weitem nicht gleich, ſind aus ſpätern Zeiten, doch alle aus griechiſchem Marmor verfertigt, vielleicht, weil Oſtia, ein Seehafen, den Marmor leichter aus Griechenland als aus Carrara herbeiſchaffen konnte. — Seine Heiligkeit ſelbſt zu ſehen, und ihr in Demuth den Pantoffel zu küſſen, hat mir das Schickſal nicht vergönnt. Er war gezogen, mit dem Thau des chriſtlichen Segens den Lorbeer des franzöſiſchen Helden aufzufriſchen, und die Erinnerung an deſſen Thaten unter einer Krone zu begraben.

23.

Der Pallaſt der Cäſaren.

Majeſtätiſche Trümmer! — Schon Romulus ſpielte als Kind auf dem palatiniſchen Berge. Auguſtus erbaute hier einen Pallaſt, nachdem er über vierzig Jahr genügſam in dem nicht prächtigen Hortenſiſchen Hauſe gewohnt hatte, welches endlich abbrannte. Vor dem Eingang ſeines neuen Pallaſtes ſtand ein Lorbeerbaum, der ihm mehr werth ſeyn mußte als alle Triumphbogen, denn man hatte einen Eichenkranz daran gehangen, zum Zeichen, daß er vielen römiſchen Bürgern das Leben gerettet habe. Er ſtiftete hier auch eine berühmte Bibliothek, von deren Lokal ich mir keinen rechten Begriff machen kann, wenn es wahr iſt, daß eine koloſſale Bildſäule von Bronze des Apollo darinnen ſtand, deren Höhe Plinius auf funfzig Fuß angiebt. Welch einen Saal ſoll ich mir denken, um dieſer Statue gehörigen Raum zu geben? — Tiberius erweiterte dieſen Pallaſt, Caligula noch mehr; er bauete die Façade nach dem Forum hinaus, und hängte durch eine prächtige Brücke auf achtzig Marmorſäulen den capitoliniſchen Berg mit dem palatiniſchen zuſammen. Endlich kam Nero, dem nichts groß genug war; er nahm den ganzen Raum zwiſchen dem cöliſchen und esquiliniſchen Berge noch dazu, und nun wandelte man daſelbſt zwiſchen Gärten, kleinen Seen, Bädern, Gehölz und Häuſern; es glich einer kleinen Stadt. Noch einmal verzehrte das Feuer dieſe ſtolzen Menſchenwerke, und jetzt erbaute Nero ſein goldenes Haus, deſſen Portikus allein, mit drei Säulenreihen, tauſend Schritt lang war, und von deſſen wollüſtiger Pracht die Alten kaum genug erzählen können. Dennoch ſoll der Tyrann (wie Sueton verſichert) nach deſſen Vollendung nichts weiter geſagt haben, als: Nun werde ich doch auch einmal wohnen wie ein Menſch. — Als der Uebermüthige die kleine enge Wohnung der Unterirrdiſchen bezogen hatte, erneuerte Domitian den Pallaſt. Veſpaſian und Titus aber trennten alles davon, was auſſer dem palatiniſchen Berge lag, um auf der Stelle des Coliſeum, den Tempel des Friedens und die Bäder des Titus zu erbauen. Unter Totila endlich wurde der kaiſerliche Pallaſt durch die Vandalen zerſtört. Aber ehrwürdige Trümmer bezeichnen den Ort, wo er geſtanden. Durch Krautgärten windet man ſich aufwärts zwiſchen unterirrdiſchen Gewölben, Ueberreſten großer Portiken, hohen Mauern und zertrümmerten Arcaden. Ueberall wächſt üppiges Geſträuch zwiſchen den Riſſen und Spalten hervor; es iſt ein herrlicher, mahleriſcher Anblick, der dennoch mit tiefer Wehmuth füllt. Himmel!

was geſchah hier Alles! wie oft wurde das Schickſal der Welt auf dem Platze entſchieden, auf dem jetzt der Dornenſtrauch meine Hand verwundet! wie oft hat hier die Liebe geliſpelt, wo jetzt ein Käuzlein krächzt! wie oft hat hier der Ehrgeiz den Römerbuſen gefoltert, wo jetzt eine Gärtnerfamilie in Lumpen ihren Kohl pflanzt. — Ich erklimmte endlich eine Höhe, die noch durch antikes Moſaik bezeichnet iſt. Welch ein Anblick! dicht unter mir der Circus Maximus, zwar jetzt auch nur ein Krautfeld, aber doch ſeiner Geſtalt nach kenntlich; mir gegenüber die Bäder des Caracalla, linker Hand das majeſtätiſche Coloſſeum, nicht weit davon der Tempel des Friedens — und wenn meine Augen über alles dieſes hinaus in das weite Feld ſchweiften, ſo erblickten ſie das Grabmal der Metella und hundert andere Ueberreſte von römiſchen Grabſtätten. — Kein Fremder laſſe ſich das beſchwerliche Klettern verdrießen, dieſer Standpunkt wird ihm die Mühe reich vergelten.

24.

Das Theater des Marcellus.

Hätte Vitruv es nicht genau beſchrieben, ſo würde man jetzt wohl ſchwerlich mehr ſeine Verhältniſſe ergrübeln, denn es iſt wenig davon übrig, und dies wenige iſt ſo jämmerlich verbaut, daß es kaum der Mühe werth iſt hinzugehen. Kaiſer Auguſt baute es ſeinem Neffen Marcellus zu Ehren, und es ſoll noch jetzt zum Muſter der doriſchen und joniſchen Säulenordnung dienen. Es faßt dreißigtauſend Zuſchauer. Als es eingeweiht wurde, beſpritzten ſechshundert wilde Thiere es mit ihrem Blute. In den mittleren kriegeriſchen Zeiten wurde es in eine Citadelle, und endlich in einen Pallaſt umgeſchaffen, der der Familie Orſini zugehört. Eben ſo unbefriedigt wird der Fremde von dem

25.

Porticus der Octavia

ſcheiden, den Kaiſer Auguſt ſeiner herrlichen Schweſter, der Mutter des Marcellus, weihte, und der dazu diente, das Volk, welches zum Schauſpiel wallte, vor übler Witterung zu ſchützen. Jetzt iſt nur noch der Eingang dieſes Porticus übrig, und auch vor dieſem kann man unmöglich lange verweilen, denn der moderne Fiſchmarkt, der gerade auf dieſer Stelle gehalten wird, füllt die Luft mit peſtilenzialiſchen Gerüchen.

26.

Das Mauſoleum des Auguſtus

giebt auch keinen Begriff mehr von ſeiner alten Herrlichkeit. Bloß der innere cylinderförmige Raum iſt übrig geblieben, weil man ihn zum Schauplatz für Stiergefechte und Feuerwerke umgeſchaffen hat. Der Platz muß eine große Menge Menſchen faſſen, denn er mißt hundert und zwei und dreißig Fuß im Durchſchnitt; ringsum erheben ſich, nach Art der Alten, fünf Reihen ſteinerne Sitze, über dieſen eine Reihe Logen, und endlich noch eine geräumige Gallerie; der Himmel iſt ſein Dach. Da im Sommer hier auf keinem Theater geſpielt wird, ſo entſchädigen ſich die Römer durch fünf und vierzig Stiergefechte und ſieben und zwanzig Feuerwerke und Illuminationen. Die Feuerwerke können freilich nur kleinlich ausfallen, da der Platz dazu nicht geräumig genug iſt, aber die Illumination mit farbigen Lampen ſoll ſich vortrefflich ausnehmen, beſonders das ſchöne, bunte, Volksgewimmel, das dadurch beleuchtet wird. Freilich darf man, während dieſes Schauſpiels, wohl nicht daran denken, daß Auguſtus, Marcellus, Agrippa und Germanicus hier begraben liegen. Die römiſchen Damen haben das längſt vergeſſen, und weiden ihr Auge an den halb nackenden Fechtern, die ihr Leben gegen wilde Beſtien wagen, oft verlieren, wenigſtens oft gefährlich verwundet werden, und mit ihrem Blute die Arena beſpritzen. — Vor alten Zeiten umgab ein Luſtwald dieſes Mauſoleum, in dem Jedermann zu ſpazieren vergönnt war; jetzt iſt keine Spur mehr davon übrig.

Von dem Tempel des Bacchus, in einer geringen Entfernung von Rom gelegen, iſt wenigſtens die äußere Form trefflich erhalten. Er iſt ganz rund und nicht groß. Seine Erhaltung hat er, wie gewöhnlich, dem Chriſtenthum zu danken, denn er iſt in einen Tempel der heil. Conſtantia verwandelt worden. An der gewölbten Kuppel unterſcheidet man noch Kinder mit Weintrauben in Moſaik. Auch die vier und zwanzig Granitſäulen korinthiſcher Ordnung, die den Tempel tragen, hält man für antik, obwohl ſie zwei und zwei gekuppelt ſind, wovon ſich ſonſt im Alterthum kein Beiſpiel findet. Außerhalb des Tempels ſind auch noch ſchöne große Ruinen, die man für einen Hippodromos (eine Art von Reitbahn) hält, welche Conſtantin erbaut haben ſoll. — Um aber dem Leſer nicht mit leichtſinnigem Gewiſſen eine Unwahrheit aufzuheften, will ich geſchwind noch hinzufügen, daß einmal ein gelehrter Mann, mit dem gelehrten und barbariſchen Namen Borrichius, gründlich erwieſen hat, der Bacchustempel ſei kein Bacchustempel

gewe-

geweſen, denn Weintrauben hätten die Chriſten auch geliebt; und bei ihnen ſei das Auspreſſen der Weintrauben, wie der Wallfiſch des Jonas, ein Sinnbild der Auferſtehung. Ja, er macht ſogar einen Sprung nach Aachen, zu Kaiſer Karls Grabe, und zeigt, daß auf demſelben der Raub der Proſerpina gleichfalls die Unſterblichkeit der Seele andeutete; denn es iſt ja ganz natürlich, daß, gleichwie Proſerpina durch ihre Entführung unter die Götter verſetzt worden, alſo wird auch die vom Körper geſchiedene Seele in die Wohnungen der Seligen eingeführt, und gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier iſt, alſo ſollen wir auch in einem neuen Leben wandeln. Kurz, der Bacchustempel iſt ein ehrliches Baptiſterium, von Conſtantin dem Kleinen errichtet, um ſeine Schweſter und Tochter darinnen taufen zu laſſen. Der Hippodromos daneben iſt auch nie eine Reitbahn oder Rennbahn geweſen, ſondern ein Kloſter. — So geht es auch mit den ſchönen Ruinen des Tempels der ſogenannten Minerva Medica, die unter die mahleriſcheſten Ueberreſte des alten Roms gehören, daher man ſie auch faſt auf allen Moſaikdoſen findet. Bald ſoll Auguſtus dieſen Tempel dem Cajus und Lucius geweiht haben, bald Brutus dem Hercules. Wer in dieſen Sandwüſten der Kritik herumwaden wollte, der thäte beſſer, Rüben zu zählen, wie einſt der Kobolt des Rieſengebürges. Genug der Tempel ſteht da, und iſt wenigſtens dieſesmal keine chriſtliche Kirche geweſen. Es ſcheint, daß, wer ihn noch ſehen will, eilen müſſe, weil er den nahen Einſturz droht. Die Kuppel, von welcher, nach der vortrefflichen ſoliden Art der Alten, zuerſt die Bogen geſchlagen, und dann der Raum zwi-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ſchen den Bogen ausgemauert worden, würde ohne dieſe Bauart längſt niedergeſtürzt ſeyn, denn nur die *Bögen* ſind noch vorhanden, durchbrochen, als wären ſie von Zucker gemacht. Man wandelt nicht ohne Beſorgniß unter dieſen ſpitzenähnlichen Gewölben, denn wer ſtark hinausſchreit, kann leicht einige Steine herunterſchreien. Man hat hier eine ſchöne Statue der *Minerva mit der Schlange* gefunden, die noch vor kurzem den Pallaſt Giuſtiniani zierte; an ihrer Stelle iſt eine *Weinkelter*. Lieber hätte ich freilich die Weinkelter im Pallaſt und die Bildſäule an ihrer alten Stelle finden mögen. Doch ich habe vergeſſen anzuzeigen, daß der ganze Tempel jetzt mitten in einem Weinberge liegt. Er muß prächtig geweſen ſeyn, denn man hat mehrere ſchöne Statuen da ausgegraben. — Der nehmliche Weinberg hat auch noch den Vorzug, die *Gräber der Familie Aruncius* zu beſitzen, die man *Columbarien* (Taubenſchläge) nannte, nicht etwa weil die Seelen aus- und einflogen, wie die Tauben, ſondern weil die Gräber inwendig ungefähr ſo abgetheilt waren, und noch ſind. Man ſteigt mit Fackeln wohl zwanzig Fuß tief unter die Erde, und findet mehrere Gräber, mit einer Art von *Frontons* im Dreieck geziert, auf welchen die Grabſchriften ſtehen. An der Decke ſieht man noch Spuren von Mahlerei. Aus dieſer Gruft gelangt man in eine zweite, der erſtern ähnliche, in welcher man noch vor wenig Tagen, auf Befehl der Kammer, gegraben, und *funfzehn Fuß* tief, Todtenknochen, Urnen, Lampen und Thränengefäße entdeckt hatte. Alles war bereits weggeſchaft, nur die Todtenknochen lagen noch da, und ich konnte mich nicht entbrechen, einen *Aruncius*kopf zu ſtehlen, der, obwohl ſein Schädel durch das hohe Alterthum, mehr einem dünnen Gipſe als Knochen ähnlich war, doch noch die ſchönſten Zähne von der Welt hatte. — Auf dem Rückwege werfe man einen Blick auf die ſogenannten Trophäen des Marius, die nichts weiter ſind als Ueberreſte des großen Behältniſſes, in welchem die Gewäſſer aus der Waſſerleitung Julia ſich ſammelten, und von da auf dem esquiliniſchen Berge vertheilt wurden. —

Die Bäder der Livia liegen in dem farneſiſchen Garten, und verdienen kaum, daß man ihretwegen hingeht; denn es ſind ein paar Kammern tief unter der Erde, wo man, beim Hinabſteigen auf ſchlüpfrigem Boden, den Hals zu brechen meint, wo keine Luft für eine menſchliche Bruſt ſich erzeugt, und wo der durchſeigende Regen einem kalt wie Geſpenſterfinger auf die Stirne fällt. Iſt man endlich unten, ſo beleuchtet der Führer mit ſeiner Fackel einige Zierrathen und Gemählde an der Decke, die durch ihre ſchön erhaltene Farben, beſonders die blaue, allerdings in Erſtaunen ſetzen. Auch Vergoldung iſt noch ſichtbar. Wenn aber auch die ganze Gruft von Gold ſchimmerte, ſo wird doch Jeder, dem es um reine Luft zu thun iſt, ſchnell zurück eilen, und ſich lieber auf die ſchöne Terraſſe ſetzen, welche mit Trümmern der hier geſtandenen Palläſte überſäet iſt. Ein großes Stück altes Marmorgebälke iſt als Tiſch hingeſtellt worden, eine Menge Säulenknäufe umgeben dieſen Tiſch als Stühle. Fremde frühſtücken hier zuweilen, und thun ſehr wohl daran. — Ob der Tempel des Claudius dieſem von ſeiner Gemahlin Agrippina, oder dem Bacchus, oder dem Faunus gewidmet geweſen, iſt ungewiß; leider iſt aber gewiß, daß man ihn nun ſchon längſt dem heiligen Stephan gewidmet hat. Er iſt ganz rund, und ſeine acht und fünfzig joniſche Säulen geben ihm ein majeſtätiſches Anſehn. Da die Säulen von verſchiedener Art und Größe ſind, ſo iſt wenigſtens ſo viel erwieſen, daß der Tempel aus geſammelten Ueberreſten anderer erbaut worden. Ringsumher ſind von Pomerancio die gräßlichen Martern auf die Wand gepinſelt, durch welche die erſten Chriſten zu Märtyrern geworden, und in der Mitte auf dem Altare ſteht ein Modell, von Gott weiß welcher Kirche, das wie ein babyloniſcher Thurm ausſieht, und das ganze Gebäude verunziert. — Der Tempel iſt vormals weit größer geweſen, man zeigte uns noch draußen die alten Mauern. — Vor einer Kirche der heiligen Maria, die nahe dabei liegt, iſt ein antikes Schifflein von Marmor aufgeſtellt worden, an dem man auf das deutlichſte ſieht, wie die Alten ihre Böte bauten. Man glaubt — und es iſt wahrſcheinlich — daß dieſes Boot zum Andenken eines Schiffbruches und zu Erfüllung eines Gelübdes verfertigt wurde. Die Kirche heißt davon Maria in navicella. Andere glauben, Pabſt Leo X., deſſen Name am Piedeſtal befindlich, habe das Boot, nach einer überſtandenen Waſſersgefahr, hieher ſetzen laſſen. In dieſer Gegend iſt auch die curia hostilia, einſt ein Verſammlungsort der Rathsherren, jetzt große aber unbedeutende Trümmer. Der ehrwürdige Sitz der römiſchen Senatoren hat einer Kirche des heiligen Johannes und Paulus weichen müſſen. — Eben ſo unbedeutend iſt der Bogen des Dolabella, den Nero, fremden Ruhm höhnend, zu ſeiner Waſſerleitung benutzte. — Auch den Tempel der Venus und des Cupido hat die Allgewalt der Liebe nicht vor der alles verzehrenden chriſtlichen Liebe ſchützen können. Seiner Trümmer ſind nur wenige, ja, *Conſtantin der Kleine* ſoll ihn ſelbſt haben abbrechen laſſen, um ſich durch eine Kirche des *heiligen Kreuzes* zu verewigen. Cupido's Pfeil und Bogen ſind verſchwunden, dagegen iſt aber ein ganzes Drittheil des heiligen Kreuzes, ein Nagel von demſelben, zwei Dornen aus der Krone und ein Stückchen Schwamm, womit Chriſtus getränkt worden, hier zu finden. Auch ſogar die *Erde* in einer Kapelle rings umher iſt aus Jeruſalem hieher geſchleppt worden. Die *Heiden* brachten Kunſtwerke aus Griechenland und Egypten, die *Chriſten* Erde aus dem gelobten Lande. *Frauenzimmer* dürften nur am zwanzigſten Mai dieſe Kapelle beſuchen. Warum? das mögen Gott und der Pabſt wiſſen. Merkwürdig aber iſt, daß am zwanzigſten Mai keine *Mannsperſon* hinein darf, vermuthlich, weil man den boshaften Einfluß des Cupido und ſeiner Mutter noch immer ein wenig fürchtet. — Das Kloſter iſt ſchön, und wird ſehr reinlich gehalten. Ein Layenbruder, der vier und ſiebenzig Jahre alt, doch rüſtig und freundlich iſt, führt herum, und klagt nebenher, daß kaum noch zehn Mönche hier leben können, weil die vormaligen Einkünfte aus Mailand ſeit der Revolution ausbleiben. Aus den Fenſtern des Kloſters überſieht man den Kloſtergarten, einſt das *Amphitheatrum Caſtrenſe*, in welchem die Soldaten, in Gegenwart der Kaiſer und Feldherren, ſich in den Waffen übten, auch wohl gegen wilde Thiere kämpften, denn man hat, beim Nachgraben, viele Grüfte mit Knochen von großen Thieren angefüllt gefunden. Die äußern Mauern des Amphitheaters, und folglich ſeine Geſtalt, ſind noch übrig; die ſchöne doppelte Reihe von korinthiſchen Säulen iſt verſchwunden, aber eine Menge Bruchſtücke derſelben liegen im Garten zerſtreut. — Am **Bogen des Gallienus** kann man dreiſt vorbei fahren, ohne hinzuſehen, man hat nichts dabei verloren.

27.

Der Tempel des weiblichen Glücks

hat ſeine Erhaltung wohl verdient. Als **Coriolan** ſein Vaterland zittern machte, und mit einem Heere der Volsker ſich ſchon vor Roms Thoren gelagert hatte, da gieng ſeine Mutter, von ihrer Schwiegertochter begleitet, hinaus in ſein Lager; durch beider Flehn bewogen, hob er die Belagerung auf, und zum ewigen Denkmal ward dieſer Tempel errichtet, in dem eine Statüe des weiblichen Glücks ſtand, die keine unverheirathete Römerin anrühren durfte. Sie war wunderthätig, und hatte zweimal mit lauter Stimme die Matronen geprieſen, die den Coriolan beſiegt, und die Göttin ſo geehrt hatten. Der Tempel iſt von gebrannten Steinen aufgeführt, viereckigt, mit Pilaſtern verziert. Die Architektur daran verräth faſt neuere, geſchmackvollere Zeiten, und die Gelehrten glauben daher, Marc-Aurels Gemahlin habe den verfallenen Tempel vielleicht von neuem aufgeführt.

28.

Die Pyramide des Ceſtius.

Ein faſt zu prächtiges Grabmal für einen Mann, der weiter nichts, als Aufſeher über die Mahlzeiten war, welche den Göttern zu Ehren gegeben wurden. Aber vermuthlich war er reich, und in ſeinem Teſtamente verordnete er dieſer Bau, wie die Innſchrift lehrt. Es iſt eine Pyramide, welche, die Größe ausgenommen, ganz den egyptiſchen ähnelt. Sie iſt hundert und dreizehn Fuß hoch, ihre Mauern auswendig mit Marmortafeln bekleidet, ſind fünf und zwanzig Fuß dick. So bleibt inwendig nur ein großes Zimmer übrig, wo die Aſche des Ceſtius aufbewahrt wurde. Die Wände deſſelben waren mit Fresco-Gemählden geziert, die auf ſein Amt Bezug hatten. Man ſieht hie und da noch etwas davon, aber Zeit und Fackelrauch haben ſie ſehr beſchädigt. Merkwürdig iſt, daß dieſes ganze ungeheure Werk in dreihundert und dreißig Tagen angefangen und vollendet worden. Die Pyramide liegt halb in, halb außer der Stadt, und der Platz, der ſie jenſeits der Stadtmauer umgiebt, iſt für die reiſenden Fremden noch intereſſanter als die Pyramide ſelbſt, denn es iſt der Begräbnißplatz der Proteſtanten aller Nationen. Da leider in dem ungeſunden Rom viele Fremde ihr Leben einbüßen, ſo kann es nicht fehlen, daß die ſpäteren Ankömmlinge, die hier luſtwandeln, auf den hier zerſtreuten Grabſteinen die Namen von Landsleuten, Bekannten, oft Freunden finden ſollten, deren Andenken ſie wehmüthig feiern. Es that mir leid, eine ſchlechte deutſche Grabſchrift (auf einen Herrn von Reizenſtein) darunter zu finden. Der Mann mag ſehr brav geweſen ſeyn, aber die Grabſchrift taugt nichts. Sie iſt viel zu ſchwülſtig, und oft ſogar undeutſch. Indeſſen iſt ſein Denkmal doch unbeſchädigt, und das kann man nur von den wenigſten ſagen, die hieher geſtellt wurden; denn die Römer ſind noch immer ſo blinde Eiferer, daß ſie ſich oft den Spaß machen, die Grabſteine der Ketzer umzuwerfen. Ja, die Beerdigungen der Ketzer müſſen ſtets von päbſtlicher Wache begleitet werden, und die Begleitenden dürfen, um kein Aufſehn zu erregen, erſt in einer kleinen Entfernung von der Pyramide Fackeln anzünden. Ohne prieſterliches Geleite wird der Todte hinausgeführt, ein Freund hält eine kurze Standrede an ſeinem Grabe, die natürlich rührender iſt, als ein herzloſes Geplapper. — Möchte ich einſt auch ſo begraben werden! — Aus Beſchreibungen hatte ich mir dieſen Begräbnißplatz außerordentlich ſchön und anmuthig vorgeſtellt. Er iſt es nicht, wenigſtens bei weitem nicht ſo, als man gemeiniglich ſchreibt und glaubt. Er iſt eine Wieſe mit unanſehnlichen Bäumen ſparſam bepflanzt. — Doch freilich ruht es ſich hier weit anmuthiger, als in den abſcheulichen Gräbern der Römer, die in den Kirchen große Löcher machen, in welche ſie die Leichen ohne Sarg ſo lange hinabſchleudern, bis ein ſolches Loch voll iſt. Dann wird es zugemauert, um nach funfzig Jahren wieder eröffnet zu werden. Natürlich ſind, nach einem ſo kurzen Zeitraum, die Leichen noch nicht in geruchloſen Staub verwandelt. Peſtilenzialiſcher Geſtank verbreitet ſich, ſobald eine ſolche Eröffnung geſchieht, und wehe dann denen, die das Unglück haben, in der Nachbarſchaft zu wohnen. Der Kaiſerliche Geſandte, Graf Khevenhüller, erfuhr das noch vor kurzem, ſein ganzer Pallaſt roch viele Tage lang wie eine Todtengruft.

29.

Der Tempel der Veſta

ſoll einſt prächtig und ſchön geweſen ſeyn, jetzt iſt er beides nicht mehr. Zwanzig kanelirte korinthiſche Säulen, von pariſchem Marmor, ſtehn freilich noch in die Runde, aber zwiſchen ihnen hat man verdammte

Mauern von Backſteinen aufgeführt, und inwendig thront eine Jungfrau Maria, die keine Veſtalin war. Eben ſo hat man es mit dem

30.

Tempel des männlichen Glücks

gemacht, einem der älteſten in Rom (folglich nicht von Marmor erbaut), von dem man nur noch eine Anzahl ehrwürdiger Säulen mit ihrem Gebälke, halb in die modernen Ziegelſteine verſteckt, gewahr wird. Der ſechste römiſche König, Servius Tullius, ſoll des Tempels Erbauer geweſen ſeyn. Jetzt treiben die armeniſchen Chriſten ihr Weſen darin. Unweit davon liegt das ſo genannte

31.

Haus des Pilatus,

das dem Pilatus eben ſo wenig zugehört hat, als mir. Eine Innſchrift ſagt ſogar, daß es im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden, doch allerdings von ſchönen Bruchſtücken anderer alter Gebäude, die man hier und dort, ſo gut es gehen wollen, anzubringen geſucht hat, daher das Ganze ein auffallendes, fremdes Anſehen erhalten. Adler meint zwar, das Haus rühre gewiß aus den Zeiten der römiſchen Republik her. Es iſt unbegreiflich, wie ein ſo gelehrter und vorſichtiger Mann auf einen ſolchen Irrthum verfallen konnte.

32.

Die Engelsburg

habe ich inwendig nicht geſehen. Es iſt dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Kardinal-Miniſters erforderlich, und da gar nichts merkwürdiges darin anzutreffen ſeyn ſoll, ſo dispenſirte ich mich von dieſer Weitläuftigkeit. Zwar hätte ich das Zimmer wohl beſuchen mögen, in welchem Caglioſtro gefangen ſaß, und ſein Leben endete, denn er ſoll alle Wände deſſelben vollgeſchrieben haben, und es mögen intereſſante Bemerkungen genug darunter ſeyn; aber es iſt gewöhnlich — und war auch damals — mit Gefangenen beſetzt, dieſer Zweck wäre alſo auch unerreicht geblieben. Eine Dame, die wohl auf Caglioſtro's Schickſal einigen Einfluß gehabt haben mag, — Frau v. der Recke, — iſt in der Engelsburg geweſen, und ich wünſchte, dieſe liebenswürdige Dichterin beſchriebe uns ihre Empfindungen, beim Anblick der Thür von Caglioſtro's Kerker; denn hinein iſt ſie auch nicht gekommen. — Daß übrigens die Engelsburg aus dem ungeheuren Grabmal des Kaiſers Hadrian entſtanden iſt, weiß Jedermann, wie auch, daß es damals mit den herrlichſten Statüen ringsum verziert war, deren größter Theil, den belagernden Feinden auf die Köpfe geworfen, noch jetzt in der Tiber liegt. Den Gipfel zierte ein ungeheurer Tannenapfel von vergoldeter Bronze, der noch jetzt im Garten des Vatikans zu ſchauen iſt; bei den Alten ein Sinnbild der Traurigkeit, weil Atys unter einem Tannenbaum ermordet, und dort von der Mutter der Götter betrauert wurde. Heutzutage ſteht nur der Erzengel Michael oben darauf, der einer rieſenmäßigen Nachteule ähnlicher ſieht, als einem Engel. Wo einſt Säulen prangten, da gähnen jetzt Schießlöcher.

33.

Die Bäder des Caracalla.

Da unter den Alterthümern beſonders oft Bäder vorkommen, ſo glaube ich den meiſten Leſern einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich zuvor zwei kurze Worte von den Bädern der Alten ſage. Man muß ſich eben nicht vorſtellen, daß die Römer ſchon in den älteſten Zeiten die Ueppigkeit und Pracht der Bäder gekannt hätten; die lernten ſie erſt von den Griechen, übertrafen aber bald ihre Meiſter. Der Eintritt in öffentliche Bäder war frei, oder koſtete eine Kleinigkeit. Für einen Quadrans durfte man eine ganze Stunde baden. So lange Sittſamkeit in Rom herrſchte, badeten beide Geſchlechter abgeſondert, unter den ausſchweifenden Kaiſern, Männer und Weiber unter einander. Manche Kaiſer verboten es, z. B. Hadrian. Andere erlaubten es ausdrücklich. Hadrian pflegte ſich mit allerlei Leuten, auch geringen Standes, in Geſellſchaft zu baden. (Wie anders war damals das Verhältniß zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten! Wie frohlockend muß der Satan gelacht haben, als es ihm gelungen war, die abſurde Karikatur der Ehrerbietung, Etikette genannt, einzuführen!) — Rom war ſehr bevölkert, das Baden ſehr beliebt, folglich bedurfte es vieler Bäder. Es gab deren (nach Publius Victor) ſechszehn warme, achthundert ſechs und funfzig kalte, ohne noch die Teiche und Waſſerbehälter zu rechnen, in welchen man zugleich ſchwamm, und deren Zahl auf ſechszehnhundert ſtieg. Die Einrichtung der warmen Bäder hat uns Vitruv kennen gelehrt. Sie hießen Thermen. Man ſah bei ihrer Erbauung auf eine warme Lage, ihre Fenſter giengen nur nach Süden und Weſten; nicht bloß um Nord- und Oſtwind zu vermeiden, ſondern auch, weil man gewöhnlich Nachmittags und gegen Abend badete, und es gern bei warmem Sonnenſchein that. In der Mitte aller Badezimmer waren drei kupferne Keſſel über einander eingemauert, der unterſte ruhete auf einem Ofen, alle drei hatten Gemeinſchaft durch Röhren; das Waſſer des oberſten war natürlich am kälteſten, das des unterſten am heißeſten. Der Badende konnte in jedem Zimmer zapfen, aus welchem er wollte, und ſich das Waſſer beliebig temperiren. Die Waſſerleitungen ſorgten dafür, daß die Keſſel nie leer wurden. Die einzelnen Bäder waren ungefähr wie die herrlichen Marmorbäder zu Pyrmont eingerichtet, man hatte Bänke zum Sitzen, kleinere, um die Füße darauf zu ſtellen, und ein Geländer umgab das Ganze. Ein Vorzug der alten Bäder war aber, daß auch der Boden geheizt wurde, folglich das Waſſer länger warm blieb. Zu gleichem Behuf waren mitten hindurch aus den Oefen Röhren geleitet; eine Erfindung aus den Zeiten des Nero, denn Seneca erwähnt ihrer als bei ſeinem Gedenken aufgekommen. — Im warmen Bade ließ man ſich mit warmem wohlriechenden Oele reiben, welches Caligula einführte. Es geſchah theils um die Glieder geſchmeidig zu erhalten, theils aus Wolluſt. Wer noch reichlicher ausdünſten wollte, gieng in Schwitzbäder, deren hohle Wände geheizt waren. Da ſetzte man ſich in Niſchen, und ſchwitzte nach Gefallen. Wurde es zu viel, ſo zog man nur an einer Kette, und öffnete dadurch ein rundes Loch in der Decke. — Vor dem Bade machte man ſich Bewegung mit Ballſpielen, Diſcuswerfen, Laufen und Ringen, in Hallen und großen Sälen, die über den Bädern angelegt waren. — Damit das viele Oel die Schweißlöcher nicht verſtopfe, krazte man ſich mit Bürſten, zuweilen ſogar mit einer Art von Striegel und Eiſendrath. — Wie groß die Pracht der Bäder in ſpätern Zeiten war, erzählt Seneca ſeufzend Er ſelbſt, obwohl ein ſehr reicher Mann, hatte nur ein einfaches Bad. „Wer möchte ſich jetzt darinnen baden?“ ruft der Philoſoph. „Wie arm würde ſich derjenige glauben, deſſen Badezimmer nicht mit koſtbaren Marmorplatten belegt wären. Aus alexandriniſchem und numidiſchem Marmor müſſen köſtliche Gemählde zuſammen gefügt werden. Glas und der Stein Theſinus, ſonſt nur ein Schmuck der Tempel, faſſen jetzt die Waſſerbehälter ein. Sogar bei den Plebejern ſind die Hähnchen an den Röhren ſchon von Silber. Die Freigelaſſenen müſſen Säulen und Statüen haben, ſie bringen künſtliche Waſſerfälle an und legen den Boden mit edlen Steinen aus.“ — Ein anderer Alter (Statius) erzählt ſogar, man habe die Röhren von Silber gemacht, und den ſilbernen Fußboden vergoldet. — Heut zu Tage badet ſich kein Römer. Alle Bäder liegen in Trümmern. Von denen des Caracalla ſind majeſtätiſche Ueberreſte vorhanden. Das Vergnügen, ſie auch inwendig zu beſehen, iſt ſeit kurzem durch eine unangenehme Bedingung erſchwert worden. Man muß nemlich Abends zuvor den Schlüſſelbewahrer davon benachrichtigen, und ihn am andern Morgen im Wagen abhohlen. Da man nun wohl eine Stunde weit zu fahren hat, ſo iſt dieſe Geſellſchaft ein wenig läſtig, obſchon der gute Mann an Höflichkeit es nicht ermangeln läßt, und man ihm nicht einmal eine Vergeltung ſeiner Mühe aufdringen kann. Dieſe beſchwerliche Einrichtung iſt freilich aus einem guten Grunde getroffen. Vormals nemlich vertraute man die Schlüſſel den Lohnlakaien an, die aber behielten ſie oft lange, liehen ſie wieder an andern, ließen dort wegnehmen und ausbrechen, was man wollte. — Nach dem Coliſeum wüßte ich in Rom keine herrlichern und impoſantern Ruinen. Die Bäder des Diocletian waren zwar noch größer, aber ſie ſind jetzt verbaut. Dieſe hingegen ſtehen einzeln im Felde, ihr ganzer Umfang iſt noch zu ſchauen, ſie gleichen einer nicht kleinen zerſtörten Stadt. Der Säle, Hallen und Zimmer waren unzählige. Dreitauſend Menſchen konnten zu gleicher Zeit darinnen baden. Sechszehnhundert Stühle von Marmor waren vertheilt. Moſaiſche Fußböden, Marmorwände und vergoldete Bronze, ſchmückten jeden Winkel dieſer kleinen Welt. Alle Mauern ſtehen noch, nur die Gewölbe ſind eingeſtürzt. Man kann ſich nichts Mahleriſcheres denken, als dieſe Ruinen, wo man durch tiefes Gras aus einem Thore in das andere wandelt und überall von der Erhabenheit und Mannichfaltigkeit dieſer Trümmer aufs neue überraſcht wird. Die Mauern beſtehen, zu größerer Feſtigkeit, aus lauter nachher ausgefüllten Bögen, drei und vier über einander. Allenthalben ſieht man noch die Röhren, welche das Waſſer herbei führten. Statt des Marmor und Bronze kriecht der Epheu an den Wänden hinauf; große Bäume und mancherlei Geſträuch wachſen luſtig in den Sälen. Die Bäder ſelbſt liegen jetzt unter der Erde; man wandelt in den Sälen, welche zu gymnaſtiſchen Spielen beſtimmt waren. Einer derſelben, der ſein Licht von oben empfing, iſt ſo groß, daß ſein gewölbter und doch platter Fußboden einſt das Erſtaunen der Alten war, und jetzt die

Verzweiflung der neuern Architekten iſt. Seine Länge mißt hundert acht und achtzig Fuß, ſeine Breite hundert acht und dreißig. — Man kann noch jetzt auf einer ſehr zerfallenen Wendeltreppe die Spitze dieſer prächtigen Ruinen erſteigen. Ich habe es gethan, will aber niemanden rathen, es mir nachzuthun, wenigſtens muß man vor dem Schwindel ſehr ſicher ſeyn. Wenn man bereits ſo hoch geklettert iſt, als zwei gewöhnliche Stockwerke zu ſeyn pflegen, (wobei man immer den Abgrund neben ſich ſieht, da die vordere Mauer eingeſtürzt iſt) ſo kommt man plötzlich an eine Stelle, wo die Treppe ganz aufhört, und muß nun, in verſchiedenen Richtungen, auf Leitern höher klimmen. Wer da ausgleitet, iſt verlohren. Endlich findet man die Treppe wieder, und gelangt vermittelſt deſſelben auf die Spitze, wo wiederum Gras und Gebüſch einen weiten Platz zu füllen ſcheinen. Aber gerade hier iſt es am gefährlichſten. Das Gebüſch nemlich verhüllt einen nahen Abgrund, um welchen herum nur ein ſchmaler Weg führt, zu beiden Seiten iſt ſchwindelnde Tiefe. Wer das nicht weiß, und durch das einladende Gebüſch vorwärts dringen will, der iſt ohne Rettung verlohren. Auch ich blieb hier ſtehen, und und war nicht neugierig genug, mein Leben noch ferner zu wagen, um ein kleines Stück Moſaik zu betrachten, welches noch jenſeits ſich erhalten hat, und die ganze Ausbeute für den Wagehals iſt. Beim Zurückklettern erfährt man noch deutlicher, welcher Gefahr man ſich hier ausgeſetzt; denn da, wie geſagt, die Treppe eine Wendeltreppe iſt, folglich die Nachfolgenden dem Vorangehenden über dem Kopfe bleiben, ſo klimmt er unter einem Regen von zerbröckelten Steinen hernieder, die ſich durch den Fußtritt der Andern löſen. Eben ſo gut kann aber auch einmal, beſonders nach anhaltendem Regenwetter, ein großer Stein ſich ablöſen, und den neugierigen Fremdling zerſchmettern. Es iſt in der That zu verwundern, daß bei den vielen Wageſtücken dieſer Art, welche die Fremden hier täglich unternehmen, dennoch ſo wenig Unglück geſchieht. — Der ganze innere Raum der Bäder des Caracalla iſt mit Marmortrümmern aller Art bedeckt. Wir haben verſchiedene recht ſchöne Stücke von Giallo antico aufgehoben, und mitgenommen. — Unter mehrern trefflichen Kunſtwerken fand man hier einſt den berühmten Farneſiſchen Herkules (von dem Athenienſer Glycon) und den Farneſiſchen Stier. — Wir umkreiſten nachher auch die Ruinen von auſſen: da fanden wir an einer Stelle eiſerne Sproſſen in die Wand gemauert, um auf denſelben einen Theil der Ruinen zu erklimmen, von welchen herab die Ausſicht beſonders ſchön ſeyn ſoll. Da das Klettern in völlig ſenkrechter Richtung geſchehen muß, ſo hatte ich keine Luſt, es zu verſuchen. — Kleine Strohdächer, die man hier und dort für die Wächter der Weinberge, an die Trümmer geklebt hatte, machten einen ſeltſamen Abſtich mit dieſen ungeheuren Ueberreſten. — An einer Seite befand ſich ein Fels, auf welchem, zwiſchen lauter Marmorbrocken, die Bohnen (am zweiten Weihnachtsfeiertage) einige Zoll hoch aufgeſchoſſen waren. Wir ſammelten einen Strauß von Wieſenblumen, und brachten ihn meiner Frau.

34.

Einige andere Ruinen in dieſer Gegend.

Ganz nahe bei den Bädern des Caracalla ſteht ein alter Tempel, den man für einen Dianentempel hält. Seine runde Form und ſeine Niſchen inwendig haben ſich erhalten; es iſt aber weiter nichts daran zu ſehen. — Wir eilten daher zu dem Grabmal der Metella, einem runden Thurm von ungeheuren Quaderſteinen. Seine Mauern ſind ſo dick, daß ſie vermuthlich noch am jüngſten Tage der Poſaune des Engels trotzen werden. Betrachtet man ihn von außen, ſo vermuthet man inwendig einen weiten Raum zu finden, aber man irrt, denn ſeine Dicke hat nur Platz zu einem Begräbniß übrig gelaſſen, obwohl ſein Durchmeſſer neun und achtzig Fuß mißt. Der Sarkophag iſt leider weggenommen, und ſteht jetzt in dem Hofe des Pallaſtes Farneſe, wo er gar keine Würkung thut. Um das Geſimſe des Thurms läuft eine ſchöne Guirlande, mit entfleiſchten Ochſenköpfen verziert, welche bekanntlich bei den Alten viele Grabmäler ſchmückten; bei den Neuern aber dieſem Denkmal des Alterthums den Namen capo di bove erwarben. — Bei dieſer Guirlande hört die Schönheit des Thurmes auf, denn der obere Theil deſſelben iſt in den Bürgerkriegen der mittlern Zeiten als Feſtung zugeſtutzt worden, ſo daß er jetzt mit ſeinen Schießſcharten dem Eckthurm einer alten Feſtung gleich ſieht. Nahe dabei iſt ein ſchönes Echo, welches zu großem Vergnügen der Fremden, die Namen ferner geliebter Perſonen, aus weiter Ferne ſechsmal wiederholt. — Man durchſchneidet eine große Wieſe, und befindet ſich in dem Circus des Caracalla, der, obwohl einer der kleinſten, noch den deutlichſten Begriff von dieſer Gattung von Gebäuden giebt, denn er iſt ſehr wohl erhalten. Er iſt über fünfhundert Schritte lang, und etwa hundert vierzig Schritte breit. Die einſchließenden Mauern, die ſich oben wölbten, das Ziel (meta), die kleine Mauer (spina), welche den Circus beinahe theilte, und das Thor, durch welches der Sieger auszog, ſtehen noch. Die Spina iſt aber nicht in der Mitte, ſondern mehr nach einer Seite gerückt, weil die Wagen anfangs, wenn ſie alle zu gleicher Zeit ausrannten, mehr Platz brauchten, nachher aber, wenn einer den andern hinter ſich ließ, auch im engern Raume ſich nicht hinderten. In der Mitte der Spina ſtand ein egyptiſcher Obelisk. Zehn Stufen liefen rings umher, auf welchem etwa zwanzigtauſend Zuſchauer ſitzen konnten folglich war dieſe Rennbahn nur klein, denn der große Circus faßte dreihundert und achtzigtauſend Menſchen. — In die dicken Wände ſieht man noch eine Menge großer hohler Töpfe eingemauert, theils um den Raum ſchneller zu füllen, theils um die Laſt zu verringern. — Das Ganze iſt jetzt eine im Winter ſehr naſſe Wieſe. Die Römer benutzen den Circus gar nicht; ich weiß aber, daß fremde Künſtler zuweilen hier Wettläufe angeſtellt haben. — Man erblickt ringsumher noch mehrere unbedeutende Ruinen, die man für Ställe des Circus, für Gräber der Familie Servilia u. ſ. w. ausgiebt. — Von hier hat man eben nicht weit zu fahren, um den König Numa mit der Nymphe Egeria zu belauſchen. Man muß aber bald vor der Pforte eines Weinberges halten, und ſich entſchließen, einen ziemlich langen und beſchwerlichen Weg zu Fuße zu machen, weil der unhöfliche Fürſt, dem der Weinberg zugehört, und deſſen Namen ich glücklicherweiſe vergeſſen habe, ausdrücklich verboten hat, Wagen herein zu laſſen, obgleich ein breiter Fahrweg vorhanden iſt. Die Mühe wird kaum belohnt, denn die Grotte iſt bloß durch ihr hohes Alterthum merkwürdig. Sie war, als ich ſie ſah, voll Waſſer; im Hintergrunde ſieht man noch eine zerbrochene Statüe, und in den Seiten-Niſchen ſollen die der Muſen geſtanden haben. Die Gegend umher war ſchon zu Numa's Zeiten ſehr einſam und iſt es noch. In dem Augenblicke, als ich vor die Grotte trat, trennten ſich eine Wachtel und ein Waſſerhühnchen von einander; die Wachtel flog nach Rom zu, das Waſſerhühnchen ſchlüpfte unter einen Stein. Mit dem ſchönen Glauben an Seelenwanderung konnte man hier noch die Gegenwart Numa's und ſeiner Geliebten ahnen. — In demſelben Weinberge zur Linken ſteht eine kleine Kirche des heil. Urban, vormals ein Tempel des Bacchus oder wahrſcheinlicher der Muſen, da man weiß, daß Numa über ſeiner Grotte den Muſen einen Tempel erbaute. Jetzt wird man weder an den Rebengott, noch an die lieblichen Camönen erinnert. Nur noch vier korinthiſche Säulen beurkunden, daß einſt höhere Weſen, hier wohnten.

35.

Der Pallaſt Giuſtiniani.

Er iſt auf die Bäder des Nero gebaut, und ſeine meiſten Antiken ſollen in dieſen Bädern gefunden worden ſeyn. Das iſt eben kein Compliment für Nero's Geſchmack; denn obgleich dieſer Pallaſt mit Antiken von oben bis unten angefüllt iſt, obgleich man in der Vorhalle, im Hofe, auf der Treppe und faſt in allen Zimmern, über Statuen und Büſten ſtolpert; ſo möchte ich es doch nicht eine Sammlung, ſondern eine Rumpelkammer von Antiken nennen, zumal jetzt, da der Fürſt das Beſte daraus, (nemlich die Minerva mit der Schlange aus dem Tempel der Minerva Medica, und das berühmte Basrelief, auf welchem eine Nymphe dem Jupiter aus dem Horn der Ziege Amalthea zu trinken reicht) an Lucian Bonaparte verkauft hat. Alles übrige würde freilich in andern Städten von Europa noch ſehr ſehenswerth ſeyn; aber hier, wo die Menge der Meiſterwerke den Geſchmack eckel macht, hier kann man nicht lange dabei verweilen. Ein ſehr ſchöner Kopf des Apollo iſt noch darunter, und auch dieſer war — Dank ſey es der Unwiſſenheit des Herrn Fürſten, — in großer Gefahr verloren zu gehen. Der Bildhauer Pagetti nemlich hatte mehrere Antiken für dieſen hohen Kunſtfreund reſtauriren müſſen. Als der Fürſt ihn bezahlen wollte, verlangte Pacetti kein Geld, ſondern verſicherte ſehr höflich, er wolle ſich mit einem alten unbedeutenden Kopfe begnügen, der da in einem Winkel ſtehe. Der Fürſt, der von Kunſt ſo wenig verſteht, als der Negerfürſt auf der Inſel Bantam, freute ſich über den wohlfeilen Handel, und lieferte die Büſte Apolls willig aus. Der ſchlaue Bildhauer verkaufte ſie augenblicklich an Lord Briſtol um hundert funfzig Dukaten. Einige Tage nachher kam der Lord mit dem Fürſten Giuſtiniani in Geſellſchaft zuſammen, und, noch ganz entzückt von ſeiner neuen Acquiſition, erzählt er dem Fürſten, er habe eins der beſten Stücke aus deſſen Sammlung gekauft. Der Fürſt will es nicht glauben, erkundigt ſich bei Künſtlern, alle beſtätigen den Werth des Verlornen, und nun geräth er außer ſich! ſeine Kunſtliebhaberei hat nichts eingebüßt, aber ſeine Eitelkeit; er kauft die Büſte zurück, Lord Briſtol iſt ſo gefällig, ſie ihm wieder abzutreten, und ſie iſt nun, ſeit dem Verkauf der beiden beſten Kunſtwerke, die Krone der ganzen Sammlung, die übrigens auch viele (antike) Copieen von den berühmteſten Statuen, oft ſogar doppelt, enthält, auch einen ſchönen Bock. Merkwürdig iſt eine weibliche Bildſäule (man nennt ſie Veſtale) aus grauer Zeit, der Sage nach von etruſciſcher Arbeit. Sie iſt gewaltig ſteif, aber eine gewiſſe ernſte Größe iſt würklich darinnen. Eine andere kleinere Statue hat durch die liebliche Idee mich gefeſſelt; es iſt nemlich ein Amor, der einen kleinen neugebohrnen Amor, in ſeinem Wege findet. Ich wundere mich, daß dieſer anlachende Gedanke nie, auch nicht einmal auf einem Basrelief kopirt worden. Abgüſſe davon würden gewiß Glück machen. — Auch von den Gemählden hat der Fürſt, der geldbedürftig zu ſeyn ſcheint, vier der beſten Stücke verkauft, (unter andern auch den berühmten Kindermord von Pouſſin;) und die zahlreiche Gallerie beſteht größtentheils aus zuſammengerafftem Alltagsgut; wenigſtens gilt dies Urtheil hier in Rom, aus der ſchon angeführten Urſache. Ein Paar heilige Familien von Raphael und Andrea del Sarto ſind ſchön; ich glaube faſt, beide ſind von dem letztern Meiſter; denn auch in dieſer Gallerie, wie überall in Rom, tauft man die Bilder nach Gefallen. Ich nenne noch einige der beſten Gemählde, ohne durch ihre Beſchreibung den Leſer zu ermüden. Eine heilige Familie von Saſſoferrato, dem lieblichen Madonnenmahler; ein Chriſtus vor Pilatus, und ein Petrus im Gefängniß, von Gerhard delle Notte (Honthorſt) der, wie die Eulen, nur bei Nacht ausflog; ein Johannes von Dominichino; eine verſchleierte Venus von Tizian u. ſ. w. Ein Bild von Caravaggio wird durch die jämmerlich fromme Idee auffallend: Amor, die profane Liebe, zu Boden liegend, neben ihm die zerbrochenen Pfeile; vor ihm ſteht ſein Ueberwinder, die geiſtliche Liebe, ganz geharniſcht, ein Flammenſchwerdt auf den armen kleinen Amor zuckend. Ich fürchte nur, die zerbrochenen Pfeile werden immer noch kräftiger verwunden, als das geiſtliche Flammenſchwerdt. — Uebrigens iſt auch dieſer Pallaſt, wie alle übrigen, ſehr ſchlecht und geſchmacklos möblirt. Aber an einigen Thronhimmeln fehlt es auch hier nicht; denn ſo wie die Schauſpieler auf dem Theater ſich gar zu gern Ordensſterne auf das Kleid nähen laſſen, ſo ſpielen die italieniſchen Fürſten mit Thronhimmeln, unter welchen ſie ſich einbilden Audienzen zu geben.

36.

Eine Wallfahrt.

Die Kirche und das Kloſter des heil. Onofrio haben einige gute Gemählde aufzuweiſen; doch diesmal waren es nicht Bilder, die mich dahin lockten. — Zu Taſſo's Grabe wollt' ich wallfahrten. Der große Dichter ſtarb in dieſem Kloſter im Jahre 1595, nicht älter als ein und funfzig Jahr. Grade ſo alt wurde auch mein unvergeßlicher Lehrer Muſäus, und die Erinnerung an dieſen miſchte noch mehr Wehmuth in die Ehrfurcht, mit der ich vor Taſſo's Grabſtein trat. Man erblickt ihn, wenn man in die Kirche tritt, gleich linker Hand, nebſt Taſſo's Bildniß, von dem leider die Farben ſehr gedunkelt haben. Die lateiniſche Grabſchrift iſt ſchön und rührend. Torquato Taſſo! hebt ſie an: wie vielen Ruhm drückt dieſer einzige Name aus! Mit wenigen, aber kräftigen Worten werden ſeine Verdienſte erhoben, und am Ende hinzugefügt, „daß der Kardinal Bevilaqua ihm dieſes Grabmal errichtet, damit der, deſſen Ruhm lebend die Welt erfüllte, auch im Tode an einem ehrwürdigen Orte möge geſucht und verehrt werden.“ — Von ſeinem Grabe ſtieg ich hinauf in die Kloſterbibliothek. Hier zeigt man noch unter Glas einen eigenhändigen Brief von Taſſo, den ich auch augenblicklich für dieſelbe Hand erkannte, die ich in Neapel ſo fleißig ſtudirt hatte; hier zwar etwas leſerlicher, doch nur wenig. Der Brief hub an: „Die Freundſchaft hat nichts beſſeres zu geben, als ſich ſelbſt.“ Gern hätte ich ihn ganz kopirt, wenn ich ihn nur geläufig hätte leſen können, aber einige Stunden darauf zu verwenden, dazu gebrach es mir an Zeit. Auch Taſſo's Büſte fand ich hier, über der Leiche abgeformt, und keinem von den Bildern ähnlich, die ich bisher von ihm geſehen hatte. Damen dürfen dieſes Kloſter nicht betreten, doch die Mönche waren ſo höflich zu erlauben, daß ich die Büſte hinab in die Kirche ſchickte, um ſie meiner dort harrenden Frau zu zeigen. Noch ein paar andere Reliquien von Taſſo ſind hier, nemlich ein Handtuch aus Baumrinde recht fein gewebt; ein großes, länglich-rundes, doch unten abgeplattetes Stück eines ſchweren Holzes, von welchem die Mönche nicht wußten, was es vorſtellen ſollte, und deſſen ſich Taſſo vermuthlich bediente, um beim Schreiben das Papier damit feſt zu halten; endlich auch noch eine kleine irdene Schaale zum Streuſand. Vormals war das Dintenfaß auch dabei geweſen, aber in der Revolution hat irgend ein Verehrer des großen Dichters es mitgehen heißen. Ich bekenne, daß auch mich die Verſuchung zu ſtehlen ankam, und daß, wenn die Gelegenheit mir günſtig geweſen wäre, die Mönche die Streuſandſchaale auch nicht mehr beſitzen würden. Sie fühlen ja ohnehin den Werth ihres Schatzes ſo wenig, daß ſie in dem Käſtchen, in welchem ſie ihn verwahren, noch ein Bildchen und einige Kleinigkeiten, von Gott weiß, welchem Kardinal dazu gelegt haben. — Eine ſchöne Marmorbüſte des berühmten Verfaſſers der Argenis, Barclay, wird in dieſer Bibliothek gleichfalls verwahrt, und hinter einem Gitter ſind die ſehr unſchuldigen verbotenen Bücher zu ſchauen, unter welchen Boſſuets Univerſalhiſtorie oben an ſteht. — In der Kirche, nahe Taſſo's Gebeinen, ruhen auch die eines andern, nicht unberühmten italieniſchen Dichters, Alexander Guidi. — Warum hat Göthe, als er hier war, nicht wenigſtens einen Lorbeerkranz an Taſſo's Grabe aufgehängt? Ihm, den Taſſo einſt zu einem Meiſterwerke begeiſterte, hätte dieſe Huldigung wohl angeſtanden.

37.

Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen intereſſant werden.

Dahin zähle ich beſonders die Brücken. Eine Spazierfahrt an der Tiber, mit der römiſchen Geſchichte in der Hand, bleibt immer ſehr unterhaltend, wenn auch nur einzelne Steine die Begebenheiten, die hier vorfielen, beurkunden. Von der Tiber ſelbſt bringt man freilich einen weit erhabenern Begriff mit. Man hat, ſeit früher Jugend, ſo viel davon gehört und geleſen, daß man einen majeſtätiſchen Fluß, etwa wie die Newa, zu ſehen erwartet. Aber es iſt nur ein ſehr mittelmäßiger Strom, höchſtens wie die Saale in Thüringen. Das Beiwort gelb, welches die Alten öfter von ihr gebrauchen, hat ſie reichlich verdient, nur iſt es kein ſchönes, ſondern ein ſchmutziges Gelb. — Die älteſte Brücke in Rom (natürlich von Holz) iſt, oder war, der pons sublicius, alſo genannt von den Pfählen, welche in volskiſcher Sprache sublices heißen. König Ancus Martius erbaute ſie, etwa hundert und fünfzehn Jahr nach Gründung der Stadt. Weit ſpäter wurde ſie durch Kaiſer Antonin den Frommen von Stein angelegt, doch auf derſelben Stelle. Bei niedrigem Waſſer ſieht man noch einige Steinhaufen hervorragen, und bei hohem Waſſer bezeichnen die ſtärkern ſich brechenden Wellen den Ort, wo ihre Trümmer liegen. Hier war es, wo Horatius Cocles gegen Porſenna's Heer ganz allein die Brücke vertheidigte, bis ſie hinter ihm abgeworfen war. Hier ſchwamm die heldenmüthige Jungfrau Clölia durch die Tiber; hier wurden die Körper der verabſcheuten Tyrannen, Heliogabalus und Commodus hinab in den Strom geworfen. Von dieſer Brücke erhielten alle römiſche Prieſter, ſelbſt der heutige Pabſt, ihren Titel pontifex; denn ihnen — die für ununterbrochenen Götterdienſt dieſſeits und jenſeits der Tiber ſorgen mußten, war aufgetragen, die Brücke in brauchbarem Stande zu erhalten, und von ponte faciendo wurden ſie pontifices genannt. Ein Beweis, daß die heidniſchen Prieſter auch dem Staate nützten. — Jährlich am fünfzehnten Mai, war der pons sublicius der Schauplatz eines ſonderbaren Volksfeſtes. Die erſte Kolonie der Griechen in dieſen Gegenden, hatte, einem mißverſtandenen Orakelſpruch zufolge, jährlich dreißig Menſchen in der Tiber erſäuft. Herkules ſchaffte dieſe unmenſchliche Gewohnheit ab, und überredete die Griechen, das Orakel habe eben nicht lebendige Menſchen nicht verlangt, ſondern begnügte ſich auch mit Puppen. Darum warſen noch die Römer, alle Jahre dreißig von Binſen verfertigte und angekleidete Puppen, mit großer Feierlichkeit, von dieſer Brücke in die Tiber. Die Conſuls, alle Obrigkeiten, die Prieſter, und ſelbſt die veſtaliſchen Jungfrauen, mußten dabei gegenwärtig ſeyn. — Die zweite, und erſte ſteinerne Brücke in Rom, war der pons senatorius (jetzt ponte rotto,) alſo genannt, weil die Rathsherren darüber gehen mußten, ſo oft ſie jenſeits die ſibylliniſchen Bücher um Rath fragen wollten. Die Menſchen haben oft mit der Tiber gekämpft, um ſie zu erhalten, aber immer hat der Strom obgeſiegt. Pabſt Paul III. trug Michel Angelo auf, ſie neu zu gründen, ſtarb aber, als nur erſt der Grund vollendet war. Alſobald entriß der Neid dem wackern Michel Angelo dies Geſchäft; ein elender Menſch, Namens Biſcio, riß den dauerhaften, nicht zu verbeſſernden Grund wieder ein, und führte ſein eignes Machwerk auf, das aber kaum zehn Jahre lang dem Strome widerſtand. Seitdem iſt die Brücke nicht wieder gebaut worden, aber man ſieht noch Spuren davon. — Der pons fabricius (jetzt ponte di quattro capi) ſteht noch, mit der alten Inſchrift, und führt auf eine Tiber-Inſel, der man einen ſeltſamen Urſprung beilegt. Nach dem Tode des verhaßten Tarquinius nehmlich, ſchenkte der Senat alle ſeine Güter dem Volke; aber dieſes erbitterte Volk wollte ſich nicht mit dem Eigenthum des

Tyrannen beſudeln; wüthend fiel es unter andern über die Korngarben her, welche eben längs der Tiber geſchnitten worden waren, und warf ſie ſämmtlich in den Fluß. Der Garben waren ſo viele, daß der Strom ſie nicht alle fortwälzen konnte, ſie ſtemmten ſich und bildeten eine Inſel, die man nachmals durch eine Mauer befeſtigte und wohnbar machte. Sie wurde dem Aeſkulap geweiht, und man gab ihr die Form eines Schiffes, weil das Symbol jenes Gottes, die Schlange, von Epidaurus zu Schiffe dahin gebracht wurde. Wo der Maſtbaum zu ſtehen pflegt, errichtete man einen Obelisk. Jetzt ſteht auf dem Platze, wo Aeſkulaps Tempel prangte, eine Kirche des heil. Bartholomäus, und wenn man aus dem kleinen Kloſtergarten eine Treppe an den Fluß hinabſteigt, ſo ſieht man, bei niedrigem Waſſer, noch eine Schlange in Stein gehauen. Vor dem Eingang des Tempels las man das Recept zu dem Gegengifte, deſſen ſich Antiochus der Große bedient hatte. Die Kranken, welche im Heiligthum Geneſung ſuchten, mußten, wie im Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzoli, die Offenbarung eines Heilmittels im Traume erwarten, und dies Mittel aufſchreiben, wenn ſie geſund wurden. Daher waren alle Wände mit ſolchen Zetteln behangen. Ich glaube, es werde dem Leſer intereſſant ſeyn, wenn ich Einen dergleichen abſchreibe, den Borrichius uns aufbewahrt hat. Er beweißt, daß Alfanzereien unter den Römern eben ſo gebräuchlich waren, als unter uns. — „In dieſen Tagen hat das Orakel einem gewiſſen blinden Cajus befohlen, er ſoll zum Altar treten, das Knie beugen, von der Rechten zur Linken gehen, fünf Finger auf den Altar legen, die Hand emporrecken, und dann auf ſeine Augen drücken. Sogleich hat er geſehen.“ — Natürlich war die ganze Inſel immer voll von Kranken. Einſt brachte man, zu Kaiſer Claudius Zeiten, ſehr viele kranke Leibeigene hierher, und der Kaiſer befahl, daß alle, die geneſen würden, ihre Freiheit erhalten ſollten, weil ihre Herren ſo ſchlecht für ſie geſorgt hätten. Ich kenne Länder, wo die Wiederholung eines ſolchen Befehls ſehr gerecht ſeyn würde. — Zum Tode verurtheilte Staatsgefangene, verweilten, auf Kaiſer Tibers Befehl, einen ganzen Monat auf dieſer Inſel, ehe ſie hingerichtet wurden. — Mehrere berühmte Tempel ſtanden auch noch hier, folglich war die kleine Inſel äußerſt merkwürdig, und bleibt es noch jetzt durch Erinnerung. — Von ihr auf das jenſeitige Ufer führt der pons Cestius, der von Ceſtius Gallus erbaut, und von verſchiedenen Kaiſern ausgebeſſert worden. — Von dem pons triumphalis, über welchen die aus den abendländiſchen Provinzen heimkehrenden, ſiegenden Feldherren zogen, ragen nur noch Trümmer aus dem Waſſer hervor. — Der pons Aelius (jetzt Engelsbrücke) iſt vom Kaiſer Aelius Hadrianus erbaut, nachmals oft ausgebeſſert worden, und Clemens IX. hat zehn ſchlechte Engel von Bernini darauf ſetzen laſſen. Triumphirende Feldherren findet man nicht mehr in Rom, aber Engel genug. Dieſe hier halten die Marterwerkzeuge Chriſti, und an ihren Fußgeſtellen ließ man alberne Inſchriften, z. B. in flagella paratus sum (zum Geißeln bin ich bereit,) und mehr dergleichen, die ich abzuſchreiben mich ſchäme. — Ich erwähne noch des pons milvius (jetzt ponte molle,) weil der Cenſor M. Aemilius Scaurus den großen Aufwand ihrer Erbauung ganz aus eignen Mitteln beſtritt, obwohl ſein Vater ihm nichts, als einen ehrenwerthen Namen und ein glückliches Genie hinterlaſſen hatte, durch welches er ſich zu den einträglichſten Bedienungen emporſchwang. — — Vom Tempel der Pallas, den Domitian erbaute, ſind noch ein paar corinthiſche Säulen und ein Gebälke vorhanden, deſſen ſehr beſchädigte Figuren in Basrelief noch immer einen hohen Kunſtwerth haben. Alles übrige iſt verbaut, oder tief in die Erde verſunken. — Weit mehr iſt noch von dem Forum des Nerva übrig. Jedes Forum war bei den alten Römern ein geräumiger Platz, auf welchem nicht nur Markt gehalten, ſondern auch Streitſachen vorgetragen, über öffentliche Angelegenheiten berathſchlagt wurde. Anſehnliche Hallen in der Mitte ſolcher Plätze hießen Curiä oder Baſilicä, und dienten, das Volk vor Wind und Wetter zu ſchützen. Von dem Forum Nervä ſteht unter andern noch eine ſehr hohe Mauer, die durch ihre ohne Kalch verbundenen ungeheuern Quaderſtücke, und durch die gebogene Linie, welche ſie dennoch formirt, aller Kenner Bewunderung erregt. Damit jeder Höfling, der mit ſeinem gnädigſten Herrn nach Italien reiſt, und etwa dieſes Buch lieſt, die erwähnten Ruinen mit Schaudern betrachte, führe ich ein Beiſpiel von der ſtrengen Gerechtigkeit des Kaiſers Alexander Severus an, welches auf dieſem Platze vorfiel. Ein Höfling, Vetronius Turinus, handelte, wie noch oft zu geſchehen pflegt, mit den Gnadenbezeugungen des Kaiſers, verkaufte täuſchende Verſprechungen. Der Kaiſer ließ ihn durch Rauch von angezündetem Stroh erſticken, und ein Herold rief während der Execution: fumo punitur, qui vendidit fumum (der Rauchverkäufer wird durch Rauch beſtraft). Wenn man heutzutage alle täuſchende Höflinge ſo erſticken wollte, ſo würde man genöthigt ſeyn, aus Mangel an Stroh, die Bauernhäuſer abzudecken. — Vom Tempel des Nerva ſtehen noch einige prächtige corinthiſche Säulen von griechiſchem Marmor. Sie ſind ein und funfzig Fuß hoch und meſſen ſechszehn ein halb Fuß im Umfang. — Der Platz Navona, vormals Circus Agonalis, hat noch ganz die Geſtalt eines Circus, denn die Häuſer ringsumher ſind auf die Stufen deſſelben erbaut. Man feierte hier Spiele, dem Janus zu Ehren. Jetzt iſt er mit vielen modernen Brunnen und ſchlechten Statüen von Bernini geziert, und im Monat Auguſt wird er Sonntags unter Waſſer geſetzt. Dann fahren die vornehmen Leute in ihren Kutſchen im Waſſer herum, und der Pöbel ergötzt ſich zu Fuß an der Kühlung. — Nicht weit davon, auf einem andern Platze, ſteht ein Stück von einem Menelaus der den getödteten Patroklus hält. Das habe ich freilich nur vom Hörenſagen, denn erkennen läßt ſich der Gegenſtand ſchwerlich mehr. Leute, die es verſtehen wollen, verſichern, es müſſe eine herrliche Gruppe geweſen ſeyn. In neuern Zeiten hat ſie von einem Schneider in der Nachbarſchaft den Namen Pasquin erhalten, und diente dazu, alle Spott- und Schmähſchriften daran zu heften, mit welchen Päbſte und Kardinäle jederzeit reichlich übergoſſen wurden. Aber ſchon ſeit langer Zeit haben die Römer aufgehört witzig zu ſeyn, und ihr Witzträger Pasquin iſt verſtummt. — Gleich dabei ſteht der Pallaſt des Nepoten Braſchi, deſſen ich hier nur im Vorübergehen erwähne, weil er die ſchönſte, größte und marmorreichſte Treppe in Rom, aber kein einziges bewohnbares Zimmer enthält. — Ein Spaziergang auf den tarpejiſchen Felſen iſt auch nicht belohnend, denn es iſt da nicht eine Spur mehr, weder von der Veſtalin Tarpeja, die einſt das Schloß den Sabinern verrieth, zum Dank ermordet und dort begraben wurde, noch von den Miſſethätern, die man von der ſteilen Höhe hinab zu ſtürzen pflegte. Der Felſen iſt zwar jetzt nicht mehr ſo hoch als er anfangs geweſen ſeyn ſoll, weil oben viel abgetragen, unten viel aufgeſchüttet worden, aber doch noch immer hoch genug, um einem Menſchen den Hals zu brechen. — Wenn man bei Fackelſchein, zwiſchen Heuwagen ſich durchdrängend, in die Ruinen der Bäder des Titus hinab ſteigt, ſo erblickt man an den Wänden noch einige wohlerhaltene Mahlereien, beſonders recht artige Vögel. Das iſt aber auch Alles, denn übrigens ſind dieſe Trümmer nicht eben von Bedeutung, und um ſie lieb zu gewinnen, muß man die Erinnerung mitbringen, daß der wackere Titus hier in einem ſchlechten Hauſe gebohren und erzogen wurde, darum es liebte und verſchönerte. Noch unbedeutender ſollen die ſogenannten ſieben Kammern (Sette salle) ſeyn, die ich verſchloſſen fand, und die wahrſcheinlich bloß zu einem Waſſerbehälter dienten. Manche vermuthen, aus dieſen Behältern ſey vielleicht das Waſſer in das Koloſſeum geleitet worden, weil man ſonſt nicht begreift, wie daſelbſt Seegefechte haben gehalten werden können. — Eine unverbürgte Sage behauptet, die Bäder des Titus wären zum erſtenmal zu Raphaels Zeiten entdeckt, und die darinnen gefundenen Arabesken von ihm copirt worden, daher er auch das meiſte wieder zuwerfen laſſen, um ſeine Freibeuterei nicht zu verrathen. Als ob dieſe

Gattung von Zierrathen nicht ſchon längſt aus den Schriften der Alten (z. B. Vitruv der ſie tadelt,) bekannt geweſen wäre. An der Anekdote iſt nichts gewiſſes, als daß die Bäder wieder zugeworfen, und erſt 1776 aufs neue ausgegraben worden. Hier fand man den berühmten Laocoon. Hier blühten auch einſt die Gärten des Mäcenas, und mehr noch die Geiſteswerke der Dichter, welche er um ſich verſammelte, und denen er ſeinen Ruhm verdankt. Horaz, Virgil, Properz, bewohnten Landhäuſer in der Nähe. Auch der Thurm ſtand nicht fern, von welchem Nero Rom brennen ſah, und dabei zu ſeiner Leier den Brand von Troja ſang.

38.

Das Kapitolium.

Es iſt nicht mehr das alte, wo der prächtige Tempel des Jupiter Kapitolinus ſtand, auf dem ein vierſpänniger goldener Wagen prangte; deſſen Stufen die ſiegenden Feldherren, und ſelbſt der ſtolze Cäſar, nur knieend erſtiegen; in deſſen Hallen ſie Triumphmahlzeiten gaben. Hier ſaß einſt der koloſſale Donnerer, aus lauterm Golde geformt, auf einem Stuhl von Elfenbein und Gold; man wandelte auf verguldetem Metall; Sieger häuften hier Beute, fremde Botſchafter Geſchenke, fromme Bürger köſtliche Gaben. Doch höhern Werth als Gold, gaben dieſem Tempel die ſybilliniſchen Bücher, welche in einem Gewölbe unter der Erde aufbewahrt wurden; mehr als koſtbare Steine ſchmückten ihn zahl- und kunſtreiche Statuen. In den Vorhöfen feſſelten ſilberne und metallene Säulen und Tafeln den Blick, in welchen man eingegraben las, was Volk, Staat und Nachwelt intereſſiren konnte. Der Schätze häuften ſich hier ſo viele, daß kaum Platz für die Kommenden und Gehenden blieb, bis endlich, im ſechshundert und ein und ſiebzigſten Jahre der Stadt, unter dem Diktator Sulla der ganze Tempel ein Raub der Flammen wurde. Sulla erbaute ihn aufs neue, und ſchmückte ihn mit herrlichen Säulen aus einem Tempel zu Athen. Abermals zerſtörte ihn das Feuer in den unruhigen Zeiten des Vitellius. Veſpaſian ſtellte ihn noch einmal her, Titus erlebte den dritten Brand, Domitian erbaute ihn dennoch wieder, aber ſeine nachmaligen Schickſale ſind unbekannt. — Der Tempel der Treue grenzte an den des Donnerers. Gegen über lag die Burg und eine Spitze, auf welcher der Oberprieſter den Neumond beobachtete. Daneben lag ein Rathhaus und eine ſchlechte Hütte mit Stroh gedeckt, des Romulus erſte beſcheidene Herberge. Eine ähnliche Wohnung des Königs Tatius ſtieß an den Tempel der Juno, den ein Hain als Freiſtätte umgab. — Doch wer zählt alle Tempel und merkwürdige Gebäude, mit welchen das uralte Kapitolium prangte! Auch Ovid wohnte dort zwiſchen den Göttern, die ihm nicht immer hold blieben.

Zu dem modernen Kapitolium ſteigt man von Norden zwiſchen zwei waſſerſpeienden Löwen, auf einer Treppe, die Michel Angelo entwarf. Oben am Geländer ſtehen die koloſſalen Bildſäulen des Caſtor und Pollux, deren jede ein Roß am Zügel hält. Ihnen zur Seite die Trophäen des Marius, dann zwei Statuen der Söhne Conſtantins, in deſſen Bädern gefunden, und endlich zwei Meilenzeiger, deren nur Einer antik iſt, und den Anfang der appiſchen Straße bezeichnete. Den andern hat man mit einer Kugel von Bronze geziert, in welcher, der Sage nach, einſt Trajans Aſche verſchloſſen war. Das Ganze gewährt einen impoſanten Anblick. — Hat man die letzte Stufe erſtiegen, ſo zieht die ſchöne Bildſäule von Bronze, Marc-Aurel zu Pferde, ſogleich das Auge auf ſich. Sie iſt ein Meiſterſtück, vorzüglich der Gaul, der ſo lebendig iſt, daß Michel Angelo, ihn betrachtend, ihm unwillkührlich zugerufen haben ſoll: geh! — Warum nicht lieber: ſteh! denn das Roß ſchreitet ja wirklich.

Um den Enthuſiasmus, den dieſe Statue und das Andenken an den göttlichen Mann, den ſie darſtellt, erweckt, wiederum ſchnell abzukühlen, betrachte man einen Augenblick das hölzerne Kreuz dort an der Mauer des Pallaſtes. Es iſt in der That merkwürdig, denn, trunken von ſeinem kurzen Siege, hat der König von Neapel es aufgepflanzt, und damals mit einer Inſchrift verſehen, welche ſeine Thaten pries, und die Franzoſen jämmerlich ſchmähte. Die voreilige Inſchrift iſt natürlich weggenommen, nur das Kreuz hat die Frömmigkeit nicht anzutaſten gewagt.

Eilen wir vorbei in das kapitoliniſche Muſeum. Aus dem Pcttilus deſſelben blickt man in einen Hof, an deſſen Brunnen der Flußgott Rhein ruht, weit bekannter und berühmter unter dem Namen Marforius, weil er als ſolcher ſo manches witzige Pamphlet trug, und dem Pasquin ſo manche geiſtreiche Antwort gab. Schon unter dem Portikus findet man eine Menge Statuen, Sarkophagen, Altäre u. ſ. w. von ſehr ungleichem Werth, denn es ſind aus Conſtantins Zeiten ganz erbärmliche darunter. Auf ein köſtliches Basrelief aus den älteſten griechiſchen Zeiten machte mich ein Kenner aufmerkſam; es war ſehr beſchädigt, und ich verſtand nichts davon. Es iſt, glaube ich, Rhea vor dem Jupiter. Das koſtbarſte Stück dieſer Sammlung, den Sarkophag des Alexander Severus, haben die Franzoſen mitgenommen, er iſt nur noch in Gips hier zu ſchauen. Man wendet ſich rechter Hand, wo der koloſſale Mars, unter dem Namen König Pyrrhus, ſteht, und wo man eine vierzehn Fuß hohe Säule von orientaliſchem Alabaſter bewundert. Hier öffnet ſich ein Zimmer, Canope genannt, weil es ganz mit ſehr komiſchen egyptiſchen Statuen von ſchwarzem Baſalt angefüllt iſt. Nach kurzem Verweilen ſteige man die Treppe hinauf. aber langſam, recht langſam, denn die Wände zu beiden Seiten bewahren eines der intereſſanteſten Denkmähler des Alterthums, nemlich den Plan des alten Roms auf viele Marmortafeln gegraben, im Tempel des Remus gefunden. Die meiſten ſind freilich ſehr zerſtückt, doch manche noch wohl erhalten, beſonders ein Theater, welches ganz unbeſchädigt iſt. Kaum verſtatten dieſe ehrwüdigen Reſte ein paar ſchöne Statuen der Juno und der Schaam, auf der Treppenruh zu betrachten. Oben findet man im Vorſaal eine Menge Grabſchriften in die Wand gemauert, auch drei koloſſale Füchſe und ein antikes Moſaik, welches freilich weniger ſchön iſt, als die heutigen, dagegen aber auch weit mühſamer von wirklichen Steinen angelegt worden, da man es ſich heutzutage bequemer macht, und die Moſaiken nur noch aus gefärbten Steinmaſſen verfertigt. — Die Wände des erſten Saales tragen weit über hundert ſeltener Inſchriften, von Tiber bis auf

Theodoſius chronologiſch geordnet. In der Mitte ſteht eine große ſchöne Vaſe, mit Basreliefs im älteſten Styl; von dieſer Vaſe führt der Saal den Namen. Er faßt aber noch mehrere ſchöne Statuen und Sarkophagen. Der zweite Saal des Herkules (alſo genannt, weil deſſen Bildſäule, die Hydra bekämpfend, der vorzüglichſte Schmuck deſſelben iſt) bewahrt ebenfalls intereſſante Inſchriften wie der vorige; dann die berühmte, in der Villa Hadrians gefundene Statue des Antinous; das Kind, welches eine bärtige Larve vor das Geſicht hält; Amor und Pſyche — Venus und Mars (welche letztern man für Portraits hält) eine herrliche Agrippine in der Mitte des Saals, u. a. m. Auch drei ſchöne antike Altäre, den Winden, Wellen und der Ruhe gewidmet, laden hier zum Opfer ein. Der dritte, prächtige, auf Pilaſtern ruhende Saal, wird beſonders durch den hochgerühmten ſterbenden Fechter merkwürdig, dem zur Seite ein Antinous als egyptiſcher Prieſter, ein paar Centauren u. ſ. w. ihren Platz würdig behaupten. Ringsumher ſtehen noch viele treffliche Statuen, die, alle zu nennen, doch nur trockenes Geſchwätz wäre. — Der vierte Saal iſt den Philoſophen, Dichtern, Rednern gewidmet, deren Büſten hier, über hundert an der Zahl, den Blick feſſeln. Als die vorzüglichſten, in Rückſicht auf Kunſt, werden Homer, Cicero, Socrates, Ariſtides, Ariſtophanes, Demoſthenes und Pindar, geſchätzt. Für den Bewunderer ihrer Schriften haben ſie alle ein hohes Intereſſe. Eine Bildſäule Zeno's iſt von imponirender Schönheit. Kenner bewundern noch einige Basreliefs an den Wänden, beſonders drei Frauen, vor denen ein nackter kleiner Faun hergeht. Der Name Callimachus iſt darunter gegraben. Man hält ihn für denſelben, den Plinius mit Lobſprüchen überhäuft. — Der Saal der *Kaiſer* enthält fünf und achtzig Büſten von Kaiſern und ihren Gemahlinnen. Die Sammlung iſt, wie ſchon geſagt, minder vollſtändig als die zu Florenz. Eine Venus, in der Mitte des Saals, gleicht der mediceiſchen, und ſoll von manchen jener noch vorgezogen werden. Außer mehreren Statuen und Basreliefs, ſind hier auch zwei der letztern, welche von Kennern für erſte Meiſterſtücke der griechiſchen Kunſt geachtet werden. An dem Einen (*Perſeus und Andromeda*) iſt auffallend, daß Perſeus die befreite und herabſteigende Andromeda, nicht bei der *Hand*, ſondern beim *Arme* faßt, und ich habe ein wenig lächeln müſſen, als ein wackerer Enthuſiaſt und ſelbſt braver Künſtler, gerade in dieſem kleinen Umſtande einen tiefen Sinn des Meiſters fand, nemlich, er ſagte: das iſt die wahre *Heldenbewegung*; ein *Held* faßt ein Frauenzimmer nicht bei der *Hand*, ſondern beim *Arme*. — Nach dieſer ſinnreichen Erklärung betrachtete ich mir das Basrelief etwas genauer, und glaubte deutlich gewahr zu werden, daß der Künſtler nur deshalb jene Bewegung gewählt, weil an dieſer Stelle *nicht Marmor genug war*, um des Perſeus Hand weiter vorzurücken. Aber ſo geht es großen Männern gewöhnlich: In dem kleinſten, was ſie thun, wird tiefer verborgener Sinn geahndet, wenn ſie gleich nur durch die Umſtände dazu genöthiget wurden, oder auch gar nichts dabei dachten.

Im ſechſten Saale findet man, außer ein paar hundert Inſchriften aus den Grabmählern der Freigelaſſenen der Livia Auguſta, eine Menge Büſten, Statuen, Sarkephagen u. ſ. w. Der ſiebente, ähnlich geſchmückte Saal, zeichnet ſich durch eine Statue von rosso antico aus, einen *Faun* mit Weintrauben; ferner durch eine zwei Fuß hohe Vaſe von Bronze, deren Inſchrift beweiſt, daß Mithridat ſie einem Gymnaſium ſchenkte, und endlich beſonders durch das ſchöne, ſchon von Plinius geprieſene, und durch zahlloſe Copieen vervielfältigte *Moſaik*, auf welchem vier Tauben auf dem Rande einer Schaale ſitzen.

Ich ſteige wieder hinab in den *Hof*, vor den ſogenannten *Pallaſt der Konſervatoren*. Es halten da nemlich Herren ihre Sitzungen, die *Konſervatoren* von Rom heißen; ob ſie's wirklich *ſind*, weiß ich nicht. Im Hofe findet man Ueberbleibſel von ungeheuern Koloſſen, unter andern einen *Fuß*, deſſen großer *Zeh* *dicker* iſt, als der Körper eines wohlbeleibten Mannes. Man hält ihn für einen Ueberreſt des Sonnen-Koloſſes, der ein und vierzig Fuß hoch war. Hinter einem Staket von Eiſen wird man eine ſchöne *triumphirende Roma* und ein paar überwundene Könige gewahr.

Gleich bei der Treppe iſt eine Copie der berühmten Säule mit Schiffsſchnäbeln in die Wand gemauert, welche auf dem Forum Romanum dem Cajus Duillius, wegen ſeiner Siege über Karthago, errichtet wurde. Auf der Treppe ſieht man, außer einer Urania und Thalia, die nicht viel bedeuten, vier ſchöne Basreliefs aus der Geſchichte des Marc-Aurels, auch einen Curtius, der ſich mit ſeinem Roſſe in den Flammenſchlund ſtürzt. Im erſten Sale hat Arpino Römerthaten gemahlt, die ſeltſam gegen die vermummten Bildſäulen einiger ſegnenden Päbſte abſtechen. Im zweiten Saale ſind dieſe Gemählde durch einen andern fortgeſetzt worden, und man hat die Umgebungen mehr damit in Einklang zu bringen geſucht, indem man Büſten berühmter päbſtlicher Feldherren (alſo doch auch römiſcher) dahin geſtellt hat, z. B. Colonna u. a. m. Das Auge weilt aber doch am liebſten auf der Büſte von Bronze, welches Michel Angelos ſehr ähnliches Portrait darſtellt. — Im dritten Saale iſt eine ſchöne Statue von Bronze, einer der Sklaven, welche einſt Rom retteten. — Der vierte Saal iſt ſehr intereſſant durch die konſulariſchen Faſten in Marmor gegraben, welche auf Kaiſer Auguſts Zeiten reichen, und in der Gegend gefunden wurden, wo einſt die Curia Hoſtilia ſtand. — Der fünfte wird durch eine heilige Familie von Giulio Romano geziert, und auch ein paar Gänſe von Bronze ſtehen da, von welchen man glaubt, ſie ſeyen den Gänſen zu Ehren verfertigt worden, deren Geſchrei das Kapitolium einſt ſeine Rettung dankte. — Vom ſechſten Zimmer iſt mir nichts im Gedächtniß geblieben, denn die gerühmten Tapeten ſind ſchlecht; aber das letzte enthält eine ſchöne Statue des Herkules von vergoldeter Bronze, in einem ihm geweihten Tempel gefunden. Auch ein paar andere Bildſäulen gewinnen dadurch Intereſſe, daß man ſie für Cicero und Virgil ausgiebt. Man geht endlich noch durch ein paar Säle, wo die Namen altrömiſcher Magiſtratsperſonen auf Marmortafeln ſtehen, die man irgendwo ausgegraben hat.

Bei der Gemähldegallerie des Kapitoliums will ich mich gar nicht aufhalten, denn ſie iſt weder zahlreich noch aus lauter Meiſterwerken zuſammen geſetzt. Eine Seele, von Guido Reni, iſt freilich gut gemahlt, aber ich mußte doch dabei an den orbis pictus denken. Wer eine Seele mahlt, dieſem fehlt ſie in dem Augenblick. Vielleicht thut man auch Guido Unrecht, denn eigentlich iſt es doch nur eine nackte menſchliche Figur, und wer weiß, was er ſich dabei gedacht hat. — Ariadne und Bacchus wird auch Guido zugeſchrieben, ich möchte aber daran zweifeln. Das ſind wohl ſchwerlich ſeine Farben, und die Erfindung iſt auch gar zu mager. — Romulus und Remus von der Wölfin geſäugt, iſt ein großes ſchönes Bild, deſſen Schöpfer Rubens ſeyn ſoll. Ein Weib von Tizian ſoll die Eitelkeit vorſtellen. Man muß es darunter ſchreiben. — Ein Portrait von Diego Velasquez, von ſeiner eigenen Hand gemahlt, vereint mit dem Kunſtintereſſe das des Gegenſtandes, denn dieſer Diego Velasquez iſt, nach meinem Gefühl, ein ſo großer Mahler, als irgend einer genannt werden kann. — In dem zweiten Saal zeichnet ſich noch weniger aus; er hängt auch nicht einmal mit dem erſten zuſammen. Es wird hier von jungen Mahlern fleißig copirt, und dieſe Copieen, die zum Theil nicht ſchlecht ſind, werden um geringe Preiſe verkauft. — Der nahe tarpejiſche Felſen, von dem einſt die Verbrecher herabgeſtürzt wurden, mag, der Erinnerung halber, wohl beſucht werden, man wird aber da nichts finden, als einen Krautgarten, mit einer niedrigen Mauer, von der man auf ein Dach herab ſieht. — Am Abhang des kapitoliniſchen Berges ſtehen noch drei ſchöne Säulen mit ihrem Gebälke, einſt ein Tempel des donnernden Jupiters, ihm vom Kaiſer Auguſt aus Dankbarkeit geweiht, da ein Sklave vor ſeiner Sänfte vom Blitz erſchlagen wurde, ohne daß der Kaiſer ſelbſt beſchädiget wurde. — Ganz nahe dabei ſind die ſchönen Ueberreſte des Tempels der Eintracht, vom Konſul Camillus, zum

Gedächtniß der Verſöhnung zwiſchen Adel und Bürgern erbaut. Acht prächtige, doch ungleiche joniſche Säulen von orientaliſchen Granit, tragen ein Gebälke mit herrlichen Verzierungen.

39.

Die Triumphſäulen.

Wenn dieſe nicht durch Heiligenbilder und Kreuze ſo kunſtmörderiſch entweiht werden wären, ſo würden ſie allerdings der Stadt zur großen Zierde gereichen. Noch jetzt ſtehen ſie da wie entthronte Könige, denen man ſpottweiſe papierne Kronen aufgeſetzt hat. Die höchſte iſt die des Marc-Aurel, ihm von der Dankbarkeit des Volks beſtimmt, von dem beſcheidenen Monarchen aber dem Antoninus Pius gewidmet. Sie iſt, bis zu ihrem Gipfel mit Basreliefs geſchmückt, welche Marc-Aurels Siege über die Marcomannen darſtellen. Man kann durch eine Schneckentreppe von faſt zweihundert Stufen bis auf die Spitze ſteigen; das wäre vormals ſchon der Mühe werth geweſen, weil man oben die Statue des guten Marc-Aurel fand; jetzt aber ſteht der heilige Paul oben. — Die Trajansſäule iſt noch weit berühmter, wegen ihrer meiſterhaften Basreliefs, welche mehr als dritthalbtauſend Figuren enthalten, und die Siege Trajans über die Dacier verewigen. Sie iſt, wie jene, von Marmor, doch etwas niedriger, nemlich hundert und drei und dreißig Fuß hoch. Man kann auch inwendig hinaufſteigen, doch nur der ſchönen Ausſicht wegen, denn, ſtatt der Bildſäule Trajans erblickt man die des heiligen Peter. — Ich weiß nicht, ob noch jetzt Trajans Aſche im Piedeſtal ruht? Schwerlich, denn die Urne war von Gold.

Mehr als durch alle Obelisken und Säulen wird Rom durch ſeine

40.

Springbrunnen

geziert. Dieſer Reichthum von Waſſer — freilich oft durch einen bizarren Geſchmack zu Tage gefördert — dieſe lebendige Bewegung, dieſes Rauſchen und Schäumen, dieſe zahlloſe Menge von Tritonen und Najaden, die faſt auf jedem freien Platze ihr Waſſer bald hoch in die Luft ſpritzen, bald aus Urnen herabplätſchern laſſen — das giebt der Stadt eine außerordentliche Lebendigkeit, und erſetzt gewiſſermaßen für das Auge den Mangel an Einwohnern. Von den beiden herrlichen Springbrunnen auf dem Petersplatze habe ich bereits geredet. Der Brunnen Trevi imponirt auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Der Ocean ſcheint auf einem Muſchelwagen ſeinen Pallaſt zu verlaſſen, Meerpferde ziehen, Tritonen umgeben ihn, Geſundheit und Ueberfluß ſtehen in Niſchen ihm zur Seite. Das Ganze iſt von Marmor.

Eine ungeheure Waſſermaſſe ergießt ſich von allen Seiten in ein Becken, das ich eher einen Teich nennen möchte. Es iſt ein herrliches klares Waſſer, ſchon zu der Römer Zeiten berühmt; ein junges Mädchen fand einſt die Quelle und zeigte ſie durſtigen Soldaten, daher das Waſſer aqua virgo (Jungfrauen-Waſſer) genannt und von Auguſts Schwiegerſohn, Agrippa, nach Rom geleitet wurde. Es gefällt mir, daß ein Pabſt ſowohl das Andenken an dieſen Agrippa als an das junge Mädchen durch zwei Basreliefs verewigt hat. — Viele halten die Kompoſition der ganzen Gruppe für unſchicklich.

weil ſie ſich an einen Pallaſt lehne, und man alſo nicht begreife, woher das Waſſer komme? Ich finde dieſen Vorwurf ungerecht. Wo Ocean ſteht, da kann er auch Waſſer ſchaffen. Man könnte ja den nemlichen Zweifel auf jeder Stelle erregen, wäre ſie auch mitten auf einem Markte. Man muß ſich nur nicht vorſtellen, das Waſſer ſtröme aus einem Pallaſte, nein, es entſpringt, auf Oceans Winke, aus ſeinem Muſchelwagen. — Der Brunnen Termini, auch aqua felix genannt, wird durch chriſtliche Mythologie verſchönert, denn hier läßt ein koloſſaler Moſes das Waſſer aus dem Felſen ſtrömen. Die Idee wäre in der That nicht übel, wenn man nur die Umgebungen damit in Einklang gebracht hätte. Aber wie kommt Moſes Felſen in der Wüſte zu den Arcaden und joniſchen Säulen? und warum giebt ſich der Prophet ſo viele Mühe, da ja ſchon ein paar ſchöne Löwen von ſchwarzem Baſalt (egyptiſche Arbeit) aus ihren Rachen dicke Ströme ſchleudern? — Auf dem ſpaniſchen Platze iſt ein Brunnen in Geſtalt einer Barke. Dieſer Bernini hat doch wunderliche Einfälle gehabt. — Der Brunnen auf dem campo Vaccino ergießt ſich in ein ungeheures Becken von orientaliſchem Granit, welches ſchon in den älteſten Zeiten zu dem nemlichen Behuf diente. — Der Brunnen Paulina iſt der waſſerreichſte in Rom, und wurde zuerſt von Trajan dahin geleitet. Jetzt iſt er mit Bögen, Säulen und einer Attica geſchmückt, Drachen ſpeien Waſſer, Inſchriften prahlen, die Materialien dazu hat man vom Forum des Nerva geraubt. — Der Brunnen auf dem Platze Navona iſt von dem geſchmackloſen Bernini ſehr bunt mit Felſen, Obelisken, Meerpferden, Löwen u. dgl. ausgeziert worden. Ferner findet man da, in koloſſaler Geſtalt, den Ganges, den Nil, den Platafluß und die Donau. Es iſt wohl die lächerlichſte Idee von der Welt, vier der *größten Flüſſe* des Erdbodens auf einen *kleinen Brunnen* zu ſtellen. — Der Brunnen auf der Sixtusbrücke iſt zwar weit kleiner, aber unendlich ſchöner in ſeiner Einfachheit. Nur eine Niſche zwiſchen zwei joniſchen Säulen, aber ein unvereinzelter, breiter Waſſerſtrom ſtürzt ſich hoch herab, zuerſt in ein kleineres, dann in ein größeres Becken, welches einen herrlichen Anblick gewährt. — Der Schildkrötenbrunnen auf dem Platze Mattei iſt eine artige Spielerei. Vier Figuren von Bronze ſetzen vier Schildkröten auf den Rand des Beckens, aus dem ſich ein Springbrunnen erhebt. — Auf dem Platze Barbarini ſtehen zwei Brunnen von dem *ſinnreichen* Bernini. Hier ſpritzen Delphine und Tritonen das Waſſer, dort gar *drei Bienen*, die auf einer Muſchel ſitzen. — Es giebt auch einige *Geſundbrunnen* zu Rom, deren Kraft gerühmt wird. Einer derſelben heißt aqua acetosa (Sauerbrunnenwaſſer).

41.

Die Bäder des Diocletian,

waren die größten in Rom. Man kann ſich einen Begriff von ihrem ungeheuern Umfange machen, wenn ich kurz nenne, was, außer den anſehnlichen Ruinen, noch jetzt auf dem Platze ſteht, den ſie einſt einnahmen. Kirche, Kloſter und Garten der Bernhardiner; Kirche, Kloſter und Weinberg der Cartheuſer; zwei große Plätze; ein Theil der Villa Negroni; weitläufige Kornböden und viele Privathäuſer. Sie enthielten aber auch bei dreitauſend Bäder aller Art, ſchöne Hallen, prächtige Säle, Spaziergänge, Schulen, Plätze zu gymnaſtiſchen Spielen u. ſ. w. Die berühmte Ulpianiſche Bibliothek war daſelbſt aufgeſtellt, und in einem großen Saale, Pinacotheca genannt, bewundert man die Meiſterwerke der Mahlerei und Bildhauerkunſt. Sieben Jahre ließ Diocletian durch vierzigtauſend Chriſtenſklaven daran arbeiten. Die runde Bernhardinerkirche iſt aus dem Gebäude entſtanden, wo man das Waſſer zu den Bädern wärmte. Die herrliche Pinacotheca iſt in eine Marienkirche umgeſtaltet worden, die Michel Angelo erbaut hat. Es ſtehen noch jetzt acht ungeheure antike Säulen von orientaliſchem Granit darinnen. *Carl Maratti* und *Salvator Roſa* liegen hier begraben. Einige Moſaikgemählde ſind ſehenswerth.

Ein paar große Mathematiker haben, auf päbſtlichen Befehl, vor hundert Jahren eine *Mittaglinie* verfertigt, weil man, mit Recht, dies Gebäude für eins der ſtärkſten in Rom hielt. Zugleich hat ſich die päbſtliche Eitelkeit ein lächerliches Denkmahl geſetzt, denn der Sonnenſtrahl dieſer Linie fällt durch ein *päbſtliches Wappen*. Es iſt unglaublich, wie unzählig oft und wie abgeſchmackt dieſe päbſtliche Wappen überall in Rom angebracht ſind.

42.

Die Villa Borgheſe.

Abgeſehen von ihren Kunſtſchätzen, die zum Theil einzig ſind, iſt ſie auch ein ſehr anmuthiger Spaziergang, wohin die vornehmſten wie die gemeinſten Römer haufenweiſe wallen, um ſich im Schatten der immer grünenden Eichen zu erquicken. Doch ſeit Kurzem nicht mehr ſo häufig als vormals, denn die *neue* Prinzeſſin

Borgheſe, die ein wenig zu oft und zu ſtark fühlt, weſſen Schweſter ſie iſt, hat den größten und ſchönſten Theil des Parks verſchloſſen, um dort — zu botaniſiren oder was weiß ich! Man kann leicht denken, daß ſie die Liebe des römiſchen Volks nicht gewonnen hat, ſo wie ſie durch das Beſtreben, neue Sitten und Gewohnheiten einzuführen, auch die Herzen des römiſchen Adels ſchnell entfremdete, und keinen andern Vortheil daraus zog, als daß ſie — allein blieb. Da nun ein ſolches Alleinbleiben bei Damen ihrer Art mit langer Weile verknüpft zu ſeyn pflegt, ſo entſchloß ſie ſich endlich einen Schritt zurück zu thun, und fügte ſich etwas mehr in die römiſchen Gewohnheiten.

Die Villa hat drei Meilen im Umfang, in den Alleen wimmeln Antiken; die Façade des Pallaſtes iſt damit überſäet. Eine Würkung der gerechten Erbitterung des Volkes ſcheint es aber zu ſeyn, daß alle dieſe Antiken, ſo weit man mit Händen oder Stöcken hat reichen können, ſeit kurzem verſtümmelt worden ſind. — Eine breite Treppe führt zu einer Vorhalle, wo vier Säulen von dem äußerſt ſeltenen Marmor befindlich ſind, der lumachello heißt, und ſich aus lauter kleinen Schnecken gebildet hat. Tritt man in den erſten großen Saal, ſo zieht ſogleich ein herrliches Basrelief die Blicke auf ſich, Curtius, wie er ſich in die Flammen ſtürzt. Der ganze Saal iſt mit Statuen und Büſten von griechiſcher Meiſterhand gefüllt, unter welchen eine Gruppe des Herkules mit ſeinem Sohne Thelephus und ein Achilles ſich beſonders auszeichnen. In der Mitte des erſten Zimmers prangt eine prächtige Vaſe, auf welcher ein Bacchanal iſt. Schade, daß unter den ſchönen Statuen ringsumher auch ein David von Bernini ſteht. — Im zweiten Zimmer ſteht ein Sarkophag, deſſen Basrelief den Tod Meleagers vorſtellt; auf demſelben ein ſchöner Bacchus, der mit einem Kinde ſpielt. Unter den übrigen iſt ein ſitzender Seneca von Probierſtein merkwürdig. Doch lieber ruht das Auge auf den drei Grazien, die lieblich gruppirt, eine Vaſe ſtützen. — Im dritten Zimmer hat man Bernini die Ehre angethan, ſeinen Apollo und Daphne in die Mitte zu ſtellen. Auch einen Aeneas und Anchiſes hat man hier von ihm aufbewahrt. Man kann denken, wie dieſe geſchnörkelten Kunſtſtücke gegen den Jupiter und den Beliſar abſtechen, die ſich in ihrer Nachbarſchaft befinden. — Das vierte Zimmer iſt eine Art von Gallerie, mit Marmor reich und ſchön verziert; die coloſſalen Büſten des Marc Aurel und Lucius Verus ſind vorzüglich ſchön. — Im fünften Zimmer hat ſich Bernini an einem Hermaphroditen verſündigt. Es ſtehen da aber auch ein paar ſchöne Gruppen, Coriolan mit ſeiner Mutter und Caſtor und Pollux. Das Pflaſter iſt antike Moſaik. — In dem ſechſten Zimmer ſteht der weltberühmte Fechter von dem griechiſchen Bildhauer Agaſias. Als die neue Prinzeſſin Borgheſe ihn zum erſtenmale ſah, ſoll ſie befohlen haben, ihn ein wenig abzuraſpeln, weil er ſo ſchmutzig ausſahe. Das mag wohl nur eine boshafte Erfindung der Römer ſeyn. — Das ſiebente Zimmer enthält viele egyptiſche Götzen und allerlei bunte Statuen, die mir nicht gefallen. — Endlich im achten Zimmer iſt ein trefflicher Silen, der den Bacchus als Kind in ſeinen Armen hält. Man pflegt dieſe Gruppe auch Saturn zu nennen, und ſie wird beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie gar nicht reſtaurirt iſt; ein höchſt ſeltener Fall. Außerdem ſind noch mehrere der trefflichſten Kunſtwerke für dieſes letzte Zimmer aufbehalten worden, unter andern der von Winkelmann hochgeprieſene geflügelte Genius, ein Centaur, den die Liebe zähmt, Amor und Pſyche u. ſ. w. Die Plafonds ſind ſämmtlich ſchön, manche vortrefflich gemahlt, doch außer Conca, iſt eben kein berühmter Name unter den Meiſtern. Das Ameublement iſt prächtig und geſchmackvoll; man erräth daraus ſogleich, daß keine Italiänerin hier herrſcht. In den obern Zimmern ſind viele gute Gemählde, von neuern Meiſtern, auch Landſchaften von Hackert. — Der Park iſt recht artig, ob ich ihn gleich mit dem zu Deſſau oder Weimar nicht vergleichen möchte. An einem See ſteht ein Tempel des Aeskulap mit einer griechiſchen Statue dieſes Gottes. Auch ein Dianentempel, ein Cirkus zu Wettrennen und allerlei andere Ideen ſind reichlich angebracht, doch faſt alle in dem verſchloſſenen Theile des Gartens.

43.

Der Pallaſt Farneſe

wird für ein Meiſterwerk der Architektur gehalten. Es war wohl eine geringe Kunſt, mit dem Raube des Koloſſeums etwas gutes und prächtiges zu bauen. Die beſten Statuen, der Herkules u. ſ. w. ſind aus dem Hofe des Pallaſtes nach Neapel gebracht worden. Jetzt ſteht da nur noch der Sarkophag der Cecilia Metella, welcher gar nicht dahin gehört. Eine Gallerie, von Hanibal Caracci al Freſco gemahlt, ſoll ſein größtes Werk ſeyn. Es ſtellt Bacchus und Ariadne, und mehrere andere Göttergeſchichten vor.

44.

Der Pallaſt Colonna.

Die meiſten Palläſte zu Rom ſind einander vollkommen ähnlich, das heißt: wenn man die Gemählde heraus nimmt, ſo geben ſie treffliche Wohnungen für Nachteulen ab. Der Pallaſt Colonna aber unterſcheidet ſich doch durch einen wahrhaft königlichen Saal, der über zweihundert Fuß lang iſt, und ſich in eine Art von Tribune endigt, zu welcher man einige Stufen hinaufſteigt. Auch ohne Gemählde würde dieſe Gallerie eine Zierde des Pallaſtes ſeyn, um wie viel mehr anjetzo, da Landſchaften von Claude Lorrain und Salvator Roſa, mehrere Bilder von Rubens, Guido Reni, Tizian, Vandyk u. ſ. w. darin befindlich ſind. Auch die übrigen zahlreichen Zimmer wird man nicht ohne Intereſſe durchwandeln, eins iſt al Fresko von Pouſſin gemahlt, von dem auch viele Landſchaften im Pallaſte zerſtreut ſind. Freilich muß man auch hier zwanzig ſchlechte Bilder angaffen, ehe man auf eine heilige Familie von Andrea del Sarto, oder eine Magdalene von Guido ſtößt; aber das iſt nun einmal der Geſchmack der römiſchen Großen, ſie machen es alle wie Gärtner, die ein paar Hyacinthen mit einer Reihe von bunten Tulpen einfaſſen. — Die Statuen und Büſten des Pallaſtes Colonna bedeuten in Rom wenig.

45.

Der Pallaſt Borgheſe

iſt des Herrn der Villa Borgheſe würdig. Schon der Eintritt in den Hof imponirt, denn er iſt mit Arcaden umgeben, die auf ſechs und neunzig Granitſäulen doriſcher und korinthiſcher Ordnung ruhen. Ich nenne unter den zahlreichen Gemählden die Jagd der Diana von Dominichino als eins der berühmteſten, ob es gleich auf mich keinen außerordentlichen Eindruck gemacht hat. Daſſelbe muß ich von Raphaels Abnahme vom Kreuz bekennen; lieber verweilt' ich bei Machiavells und Borgia's Portrait von ſeinem Pinſel, bei der Venus des Leonardo da Vinci und einigen andern. Es iſt ein anmuthiger Gedanke, ein ganzes Zimmer mit lauter Darſtellungen der Venus anzufüllen; man ſieht und vergleicht gern, wie ſo mancher berühmte Meiſter ſich das Ideal der Schönheit gedacht hat. Es ſind ein Paar darunter, z. B. die von Rubens, die kaum zu Köchinnen bei Prälaten taugen möchten. Ein Zimmer mit Spiegelgläſern tapezirt, die wiederum mit Blumen und Genien tapezirt ſind, iſt eine Spielerei, der ich keinen Geſchmack abgewinnen kann. Wenn übrigens in dieſem Pallaſte die Namen Raphael, Leonardo da Vinci u. ſ. w. dem Cicerone alle Augenblicke über die Lippen laufen, ſo iſt das bloß eine römiſche Façon de parler. — Die obern Zimmer ſollen prächtig möblirt ſeyn; ich habe ſie nicht geſehen.

46.

Das Pantheon.

Nach dem Coloſſeum giebt es nichts herrlicheres und majeſtätiſcheres in Rom. Es iſt der Triumph der alten Baukunſt und die Verzweiflung der neuern. Mancher Zierde hat man es beraubt, durch manchen Zuſatz es zu verhunzen geſtrebt, aber dennoch ſteht das Ganze noch wohl erhalten, und beim erſten Blicke möchte man ausrufen: das iſt ein Tempel aller Götter! — ach guter Gott! ein Pabſt hat ihn allen Märtyrern gewidmet! er ließ auch acht und zwanzig volle Wagen mit Reliquien von allen Kirchhöfen ſammeln und unter den Hauptaltar legen. — Einſt hat Agrippa dieſen herrlichen Tempel dem rächenden Jupiter gewidmet, zum Andenken der Schlacht, welche Auguſtus gegen Antonius und Cleopatra gewann. Die Bildſäulen aller Götter in Bronze, Silber, Gold und edlen Steinen ſchmückten ihn würdig. Die prächtige Vorhalle ruht auf ſechszehn ungeheuren Säulen von orientaliſchem Granit, jede aus einem Block gehauen; die Decke deſſelben beſtand aus Bronze, die Nägel allein wogen bei zehntauſend Pfund, das Ganze über vierhundert fünfzigtauſend. Urban VIII. plünderte dieſe koſtbare Decke, um ſeinen geſchmackloſen Baldachin in der Peterskirche daraus zu machen, und aus dem, was übrig blieb, ließ er Kanonen für die Engelsburg gießen; ja, er hatte ſogar die Unverſchämtheit, dieſe Heldenthat durch eine Inſchrift zu verewigen, die, zu ſeiner Schande, noch jetzt unter dem Porticus zu leſen iſt. Die Halle war auch mit ſchönen Statuen geſchmückt, unter andern ſtand da eine Venus, welche die eine große Perle als Ohrgehänge trug, deren Gepaarte Cleopatra einſt in Eſſig auflößte und trank. Die Statuen raubte ſchon Kaiſer Conſtans und ließ ſie nach Conſtantinopel bringen. Man ſtieg vormals auf ſieben Stufen zu dieſem Portikus, jetzt liegen fünf derſelben unter dem erhöhten Boden. Als ich in Rom war, ließen die Zöglinge der franzöſiſchen Akademie daſelbſt graben, und fanden unter andern, daß das Pantheon mit einer Mauer umgeben geweſen ſey. — Der Tempel ſelbſt iſt völlig rund von gleicher Höhe und Durchmeſſer, nemlich hundert drei und dreißig Fuß, von einem ungeſtützten, Staunen erregenden Gewölbe überſchattet. In der Mitte dieſes Gewölbes iſt eine Oeffnung, durch welche allein er ſein Licht empfängt. Freilich dringt der Regen da häufig herein, denn die Oeffnung iſt unverſchloſſen, aber doch möcht' ich um keinen Preis andere Fenſter darin ſetzen. Trotz der Altäre und chriſtlichen Verzierungen, mit denen jetzt das Inwendige bekleckſet iſt, ſchimmert doch noch überall der heidniſche Tempel hervor, der Charakter imponirender Majeſtät war ihm urſprünglich und unauflöſchlich aufgedrückt. Was muß er nicht geweſen ſeyn, als die von Plinius ſo hoch gerühmten Caryatiden von Bronze noch das Gewölbe zu tragen ſchienen, und Silberplatten ſeine Caissons bedeckten. Das Koſtbarſte darin ſind jetzt die Grabmäler von Metaſtaſio, Mengs, Winkelmann, Pouſſin, Sachini und Raphael, deſſen lateiniſche Grabſchrift ſo lautet: „Dieſer iſt Raphael! als er lebte, fürchtete die Natur von ihm überwunden zu werden, als er ſtarb, mit ihm zu ſterben.“ — Man hat viel Weſens aus dieſer Grabſchrift gemacht, deren Verfaſſer der Kardinal Bembo iſt. Ich finde ſie höchſt lächerlich. Hätte Raphael die Natur überwunden, ſo wäre er ſchlechter Mahler geweſen. Wenn man recht viel ſagen will, ſagt man gewöhnlich etwas dummes. — Noch ein paar päbſtliche Verſündigungen an dieſem Tempel aller Tempel darf ich nicht unberührt laſſen. Urban VIII. hat zwei Glockenthürme darauf ſetzen laſſen, die grade ſo dahin paſſen, als ein paar Hörner auf den Vollmond; und

Alexander VII. hat an die Kapitäler einiger Säulen der Halle ſein Wappen geflickt.

47.

Janus Quadrifrons.

So nannten die Römer eine Art von Bögen mit Durchgängen nach vier Seiten, den ſie an Orte ſtellten, wo das Volk ſich häufig aufzuhalten pflegte, damit es Schutz vor böſer Witterung finden möchte. Jetzt iſt dieſer eine noch übrig, außerordentlich maſſiv aus griechiſchem Marmor erbaut, aber ziemlich tief in die Erde verſunken. Daß er in den mittlern Zeiten auch einmal befeſtigt geweſen, davon trägt er noch Spuren. Manche Gelehrte meinen auch, die Janusbögen hätten als eine Art von Börſe gedient. Daran zweifle ich. Einen dichtern Haufen Volkes konnten ſie wohl faſſen, der ſich vor einem Platzregen zuſammen drängte; aber für Geſchäftsleute, die hin und her gehen, hatten ſie zu wenig Raum. Gleich neben dem Janusbogen ſteht

48.

Der kleine Triumphbogen des Septimus Severus,

ihm von Kaufleuten errichtet, mit nicht kunſtreichen Basreliefs verſehen, die, ſo wie der ganze Bogen, ſehr beſchädigt ſind. Ihm gegenüber wandert man zu den

49.

Großen Cloaken,

einem der erſtaunungswürdigſten und nützlichſten Werke, die jemals von den alten Römern unternommen und ausgeführt worden. „Drei Dinge ſind es vorzüglich," ruft Dionyſius von Halicarnaß, „die von Roms Größe zeugen, die Waſſerleitungen, Landſtraßen, Cloaken." Um allen Unrath aus der Stadt auf eine leichte und bequeme Art nach der Tiber abfließen zu laſſen, legte ſchon Tarquinius Superbus die große Cloake an, zu deren Erbauung er ſämmtliche Einwohner mit Härte anſtrengte. Wer nicht zu den Koſten beitragen konnte oder wollte, der mußte perſönlich helfen, ſo entſtanden dieſe gewaltigen unterirdiſchen Gewölbe, ſo hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen durchfahren konnte. Wie hoch ſich die Koſten ihrer Erbauung belaufen, iſt nicht bekannt, aber ihre bloße Ausbeſſerung koſtete einſt tauſend Talente (etwa ſiebenhundert fünfzigtauſend Thaler). Nach der Einäſcherung Roms durch die Gallier vergaß man die Lage dieſer Kanäle ganz; Palläſte und Kirchen wurden auf ihnen erbaut, denen ſie, zum Theil noch immer ungekannt, zum ſichern Grunde dienen. Waſſerfluten und Erdbeben haben ſie ſtets getrotzt. Ein Aedil Agrippa ließ ſie einſt reinigen, und fuhr dann auf einem Boote hindurch bis in die Tiber. Daſſelbe konnte, nach Caſſiodors Behauptung, noch mehrere hundert Jahre nachher geſchehen. Engländer, die immer die kühnſten Wagehälſe unter den Reiſenden ſind, arbeiten ſich auch jezt noch bisweilen hindurch. Das Wageſtück iſt überflüßig, denn man kann die herrlichen Ueberreſte ohne alle Gefahr bewundern. Man ſieht Steinblöcke von fünf Fuß Länge und drei Fuß Dicke, die, ohne Kalk oder Mörtel, in ungeheure Gewölbe zuſammengefügt ſind, und gern ſtimmt man Plinius und Strabo bei, wenn ſie das unterirdiſche Rom für eben ſo bewundernswerth erklärten, als das oberirdiſche. Als dreihundert

Jahre nach Erbauung der Stadt die Peſt wüthete, warf man die Leichen hinein, und etwa vierhundert Jahre nachher geſchah daſſelbe mit vielen Körpern, die bei einer Schlägerei auf dem Markte getödtet worden waren, als die Parthei des Clodius die Zurückberufung des Cicero zu verhindern ſuchte. Daher machte man es den Prätoren zu einer ihrer erſten Pflichten, für die Reinigung der Cloaken zu wachen. Von Päbſten iſt ſo ſelten etwas rühmliches zu ſagen, daß ich mit Vergnügen Gregor IX. und XV. als ſolche nenne, die anſehnliche Koſten darauf gewandt haben, die Cloaken wieder herzuſtellen.

50.

Der Pallaſt Lucian Bonaparte's.

Endlich doch einmal ein elegant möblirtes Haus, eine behagliche Wohnung. Wenn man auch nicht wüßte, in weſſen Pallaſt man ſich befindet, ſo würde man doch augenblicklich errathen, daß er keinem Italiäner gehört. Zwar hat Lucian ihn noch nicht gekauft, er ſteht noch darüber im Handel; aber er hat die Zimmer doch einſtweilen für ſich eingerichtet, und bei jedem Schritte fühlt man die Nähe des Mannes vom Geſchmack, des Kunſtkenners und Liebhabers. In dem großen Saale ſteht die herrliche Statue der Minerva, die er von dem Fürſten Giuſtiniani gekauft hat, und die der berühmten Pallas von Velletri wohl den Preis ſtreitig machen möchte. Hohe Majeſtät iſt ihr Charakter. Auch das oft geprieſene Basrelief, auf welchem Bacchus oder Jupiter mit der Milch der Amalthea getränkt wird, und ein ſehr ſchöner antiker Altar ſchmücken dieſen Saal. Von Bildhauerei hat er weiter noch nichts gekauft, allein dies Wenige iſt ſchon ſehr viel. Auch die Gemähldeſammlung iſt eben noch nicht zahlreich, aber es iſt kein einziges ſchlechtes darunter, und man genießt endlich einmal das Vergnügen, lauter Meiſterſtücke zu bewundern, ohne ſich vorher durch einen Wuſt von Schofel durcharbeiten zu müſſen. Der Kindermord von Pouſſin iſt die vortrefflichſte Darſtellung, die ich von dieſem abſcheulichen Gegenſtande geſehen habe. Die erſte Wunde hat das Kind ſchon empfangen, und liegt am Boden blutend und ſchreiet. Der Henker holt aus, ihm den zweiten Streich zu verſetzen. Die Mutter fängt ihn mit der einen Hand auf, indem ſie mit der andern ihre Nägel in des Henkers Rücken ſchlägt. Ihr Geſicht — ach! das konnte freilich nur der Pinſel eines Meiſters mahlen. Worte können das nicht. Es iſt nicht blaß und hat doch gar keine Farbe; die Verzweiflung hat es angehaucht, es iſt ein Colerit der Unterwelt, die Farbe der Höllenquaalen, die wir nicht ſehen, die gleichſam ſchnell durch unſer Auge hindurch und wie ein kalter Schauder den Rücken hinab ſtrömt. Ich mag nicht länger davon ſprechen, es thut mir weh. Hätte ich das Bild gemahlt, es würde mich getödtet haben. Ich meine, Pouſſin hat keine Kinder gehabt, oder hat die Kinder nicht geliebt; wie hätte er ſonſt das arme Geſchöpf ſo unbarmherzig tödten können? der Henker bedurfte doch dazu nur eines Streichs, der Mahler mußte es Wochen und Monate lang zu ſeinen Füßen bluten laſſen. — Es fehlte mir an einem Führer, der mir die Namen der verſchiedenen Meiſter hätte nennen können, doch habe ich manche derſelben zuverläßig errathen. Eine Madonna iſt ſicher von Raphael und zwar eins ſeiner lieblichſten Werke. In einem herrlichen Bruſtbilde iſt der Pinſel Leonardo's da Vinci auch nicht zu verkennen. Wenn eine meiſterhafte Gruppe von mehrern Köpfen, beim Schein einer Laterne, von Hontborſt iſt, (wie ich faſt vermuthe,) ſo iſt es gewiß das gelungenſte Werk dieſes Meiſters. Eine Venus im Schlafgemach ehrt Tizians Pinſel. Doch wozu das trockene Verzeichniß? Auch iſt das Errathen der Meiſter eine Kunſt, die ſchon Dubos höchſt trügeriſch nennt. Genug, hier iſt, drei oder vier Bilder ausgenommen, gar nichts mittelmäßiges anzutreffen, und es iſt die einzige Gallerie in Rom, die ich mit voller Befriedigung verlaſſen habe. Es iſt nicht zu leugnen, daß die geſchmackvolle Möblirung die Schönheit der Bilder noch erhebt, und daß es einem ſehr wohl thut, nicht immer auf ſchmutzigen Backſteinen zwiſchen ledernen Seſſeln herum irren zu müſſen. Lucian will ſeine Gemählde Sammlung bis auf die Zahl von dreihundert bringen; es ſollen aber lauter Meiſterwerke ſeyn. Dann wird ſie nicht allein die einzige in Rom, ſondern vielleicht die einzige in Europa werden. Mit dem Pallaſte, wenn er ihn kauft, hat er weit ausſehende Pläne. Man ſagt, er wolle eine ganze Straße dazu kaufen, und ihn ungeheuer vergrößern. Dieſe Prachtliebe weiß ich nicht mit ſeinem Hange zur Häuslichkeit zu reimen, der in ſeiner Wohnung zu Rom, wie in der zu Paris, überall ſichtbar iſt. Sein Studierzimmer iſt dicht neben dem Kinderzimmer, und dieſes letztere iſt mit ſo liebevoller Sorgfalt eingerichtet, daß man ſogleich den zärtlichen Vater erkannte. Auch verſicherte der Cuſtode, Lucian würde es nicht überleben, wenn eins ſeiner Kinder ſterben ſollte. —

Er hat nicht weit von Rom eine Villa, auch zu Mailand einen Pallaſt gekauft; es ſcheint alſo wohl, daß er Italien zu ſeinem zweiten Vaterlande machen werde.

51.

Die Theater in Rom.

Für eine ſo mäßige Bevölkerung, als Rom jetzt in ſich faßt, giebt es der Theater bei weitem zu viele. Da iſt Argentina (große Oper und Ballet), Aliberti (große Oper und Ballet), della Valle (Opera Buffa und Schauſpiel), Tordinoni oder Apollo (Opera Buffa und Schauſpiel), Della pace (Farcen mit dem Pulcinell und Spektakelſtücke), Polla Corde (ein artiges Marionettentheater mit dem Harlekin), und noch einige kleinere. Freilich ſind alle nur während des Karnavals geöffnet, und dann überfüllen ſich die Römer mit Schauſpielen, wie an Feſttagen mit Fleiſchſpeiſen, nur mit dem Unterſchied, daß ſie die letztern mit mehr Geſchmack genießen als die erſtern, und daß ihr Fleiſch auch weit beſſer iſt, als ihr Schauſpiel. Ich war bei Eröffnung des Theaters Argentina gegenwärtig. Man gab Ines de Caſtro (das Süjet iſt auch unter uns bekannt genug), mit langweiliger Muſik von Guglielmi. Die prima donna ſollte eine Engländerin ſeyn, Namens Plomer, von der es hieß, ſie ſtehe in Dienſten des Herzogs von Baiern, ſie hatte ſich aber kurz zuvor mit dem Direkteur gezankt, und er kündigte durch gedruckte Zettel an, ſie ſey krank geworden, daher eine andere flugs ihre Rolle übernommen habe. Die andere ſang aber ſo leiſe, daß dem Publikum ihre Stimme ein tiefes Geheimniß blieb. Signora Plomer hingegen widerſprach, gleichfalls gedruckt, der ihr aufgebürdeten Krankheit, und lud zu einem Konzert ein, in welchem ſie den Gegenbeweis anhörlich führen werde. Sie hat dies Konzert wirklich gegeben, und alle Anweſende überzeugt, daß ſie in der That eine geſunde ſchlechte Sängerin ſey. — Der Caſtrat Sgatelli, ein ſehr junger Menſch von ſechszehn bis achtzehn Jahren, wurde auf einem Throne herein getragen, von dem er herab zu fallen zitterte. Vom Throne fiel er nicht, als er aber zu ſingen begann, da fiel er. — Der erſte Tenor Guglielmi, ein Bruder des Komponiſten, hat erſt ſeit kaum einem Jahre zu ſingen angefangen, war aber dennoch der beſte unter dem Haufen, und erhielt allgemeinen Beifall. An allen übrigen gaben die Römer ihr Misfallen laut und mit Recht zu erkennen. Man traut wirklich ſeinen Augen und Ohren kaum, wenn man mit dem gewöhnlichen Vorurtheil nach Italien kommt: man werde da das Höchſte in der Muſik finden. Die guten Sängerinnen ſind äußerſt ſelten, die guten Tenore noch ſeltener, die Komponiſten liefern (außer Pär und Fioravanti) lauter Reminiſcenzen und alte abgedroſchene Notenverkettungen, die Orcheſter ſind zu ſchwach beſetzt, mechaniſche Körper ohne Seele; die Dekorationen faſt überall ſchlecht, und oft recht ſehr ſchlecht (wie z. B. auf dieſem erſten Theater Argentina); die Kleidungen der Hauptperſonen reich, bei tauſend Verſtößen gegen das Koſtum, die Kleidung aller übrigen armſelig und lächerlich; die Ballette, als poetiſche Darſtellungen betrachtet, unter aller Kritik (wie z. B. das Ballet Eloiſe di Trouedal, welches hier gegeben wurde), die Tänze aus lauter gewöhnlichen jetzt ſo beliebten Sprüngen und Beinausſtreckungen zuſammengeſetzt; die Tänzer erheben ſich ſelten über das Mittelmäßige. Hier war nun gar eine Madam Roſſi prima ballerina, deren man ſich in Wien noch wohl erinnern wird, wo ſie den Platz einer Grotesche ſchlecht ausfüllte. Sie hat einige Knochen von der Natur empfangen, das Fleiſch iſt dahin. Dieſe Knochen ſchlenkert ſie höchſt widerlich bald da bald dorthin, und giebt das für Grazie aus. In den Knochenhöhlen ihres Buſens können ſich die Spinnen bei übler Witterung verbergen, und ihre langen unbewadeten Füße huldigen wider Willen der Tugend, denn ſie ſchleudern alle Begierden der Zuſchauer weit von ſich. Das Ballet ſelbſt war ſchwerer zu verſtehen, als die Hieroglyphen auf einem Obelisk. Eine Menge bewaffneter Menſchen retirirte ſich auf einen Felſen, zwanzig Mann in rother Uniform zogen auf, um den Felſen zu belagern. Die Artillerie war anſehnlicher als die ganze Armee, denn es wurden zwei Feldſtücke, jedes mit zwei lebendigen Pferden beſpannt, auf die Bühne geſchleppt, aufgepflanzt und losgeſchoſſen; zu gleicher Zeit fielen einige Flintenſchüſſe vom Berge, und das war die ganze Schlacht, denn im nemlichen Augenblicke ſteckten auch die Belagerten eine weiße Fahne aus. Der General der Truppen, der gleichfalls auf einem lebendigen Pferde erſchien, ſtieg ab, die Ueberwundenen kamen herab, und es wurde getanzt. Nachher ſollte jedoch, wie billig, die Artillerie abgefahren werden, das Zugvieh der einen Kanone war aber nicht aus der Stelle zu bringen, und man mußte ſich endlich entſchließen, ſie gerade in den Berg hinein fahren zu laſſen. Damit war es leider noch nicht zu Ende. Der überwundene Räuber, oder was er vorſtellen ſollte, bemächtigte ſich der ſchönen Eloiſe und ihres Kindes; er warf die Mutter in ein Loch hinab, und verſchloß daſſelbe zu meiner großen Freude. Doch der General erſchien (vermuthlich ihr Geliebter), es folgten einige Scenen, aus der bekannten Camilla entlehnt, ſtarke Seufzer nemlich (welche die Muſik ausdrücken mußte) verriethen den Kerker, und — am Ende gieng alles gut, nur für den Zuſchauer nicht, denn der mußte noch einige ſchlechte Tänze hinabwürgen. — Zum Beſchluß des Ganzen iſt auch noch ein luſtiges Ballet gegeben worden, La Pianella; ich hatte aber an dieſem genug, und habe es alſo nicht geſeben. — Das Theater ſelbſt iſt groß und ſchön, hat ſechs Reihen zum Theil tapezirte Logen. Bei der erſten Vorſtellung erſcheinen alle Damen im größten Staat, von Diamanten flimmernd. Eine ſonderbare Gewohnheit iſt es, daß, bei Eröffnung der Bühne, der Gouverneur von Rom gleichſam verpflichtet iſt, den vornehmern Theil der Zuſchauer mit Erfriſchungen zu bewirthen. Nach Endigung des erſten Akts fliegen plötzlich alle Logenthüren des erſten und zweiten Ranges auf, zu jeder tritt ein Bedienter herein, der zwei brennende Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern trägt; ihnen folgen ein paar andere Lakaien (alle in reichen Livreen), die auf ſilbernen Präſentirtellern Eis, Konfekt, Früchte u. ſ. w. anbieten. Auch in das Parterre verfügt ſich eine ſolche Ambaſſade, doch nur an die daſelbſt befindlichen wachhabenden Offiziere gerichtet, um die ſich aber ein dichter Kreis ihrer Bekannten gedrängt bat, welche ſämmtlich die Präſentirteller ſchneller und ſiegreicher zu reinigen verſtehen, als ein Schlachtfeld. — Die Eröffnung des Theaters Aliberti (welches mit Argentina gleichen Rang behauptet) ſoll des gelben Fiebers wegen verſchoben werden müſſen, weil mehrere aus Florenz Verſchriebene ausgeblieben waren. Unter dieſen befand ſich auch die hübſche und angenehme Roſa Pinotti, die nun auch in Rom als prima donna auftreten ſollte. — Das Theater della Valle giebt abwechſelnd Opera Buffa und Schauſpiel. Schon bei meinem erſten Aufenthalt in Rom kam mir die Oper nur mittelmäßig vor, und auch jetzt war ſie es, obgleich mancher Wechſel bei der Geſellſchaft indeſſen vorgegangen war. Aber einer vorzüglichen Oper von Pär erfreute ſich dieſe Bühne; una in bene ed una in male iſt der Titel. Die Muſik vermehrte den Ruhm ihres genievollen Meiſters, und obgleich die prima donna, Signora Falzi, die Herren Albertanelli, Ghedini u. ſ. w. nur nach ihren ſehr geringen Kräften zu dem guten Erfolge beitrugen, ſo erweckte die treffliche Muſik doch einen ſolchen Enthuſiasmus bei den Zuhörern, daß Pär am Ende jubelnd in einen Wagen geſetzt, und von hundert Wagen und Fackeln begleitet, im Triumph durch die Stadt geführt wurde. Dieſer Ausbruch eines gerechten Enthuſiasmus hat mir um ſo beſſer gefallen, da er mir ſo ganz neu war, denn in dem blos vernünftigen Deutſchland iſt er unerhört.

Auch einige Schauſpiele habe ich auf dieſer Bühne vorſtellen ſehen. Die Männer ſpielen gewöhnlich nicht ſchlecht, beſonders im Komiſchen haben die Italiäner eine angeborne Kraft; aber die Weiber ſind alle äußerſt gemein, und — wenn ſie Damen vom Stande vorſtellen — unerträglich. Ich ſah ein Originalſtück, in welchem Joſeph II. inkognito die Hauptrolle ſpielte, und der Stern auf der Bruſt zuletzt den Knoten löſte. Hilf Himmel! welch ein genügſames Publikum!

Alles wurde beklatſcht, alle wurden herausgerufen. Der Schauſpieler, der den Kaiſer vorſtellte, kündigte nach dem dritten Akt das Stück an, welches morgen gegeben werden ſollte, womit er das Kompliment verband, daß er ſich freue, wieder vor einem ſo erleuchteten Publikum zu erſcheinen. Um dieſer Ankündigung willen wurde er heraus gerufen. — In einem andern Stücke, deſſen Vorſtellung ich beiwohnte, kam ein Wahnſinniger vor, der auch vor Endigung des Stücks, beim Schluß eines Ballets, herausgerufen wurde. Der Wahnſinnige war wenigſtens ſo vernünftig, ſeine Kette vorher abzulegen, dann erſchien er. Das war dem klatſchluſtigen Publikum noch nicht genug, es rief auch den Luſtigmacher dazu, der kam, ſchien ſich aber vor dem Wahnſinnigen zu fürchten, und ſpielte auf dieſe Weiſe ein Intermezzo, über welches die Römer ſich todt lachen wollten. Alle Predigten, alle Sentenzen, und beſonders alle Invectiven gegen die Philoſophie, wurden mit einer Art von Wuth beklatſcht. Ganz zuletzt rief man die ganze Geſellſchaft heraus. Es iſt in Deutſchland ſchon mannichmal über das Herausrufen geſpöttelt worden; aber wie weit ſtehen wir noch in dieſer vortrefflichen Sitte hinter den Italiänern zurück!

Das Theater della Valle iſt nicht ſehr groß, hat aber doch fünf Reihen Logen über einander. Zu beiden Seiten der Bühne hat man die Brüſtungen der Logen mit den Bruſtbildern der berühmteſten Dichter und Tonkünſtler geſchmückt, und ihre Namen mit großen goldenen Buchſtaben darunter geſchrieben; eine Auszeichnung, die mir ſehr wohl gefällt, die aber doch keinem noch lebenden wiederfahren ſollte, z. B. Paiſiello; nicht, als ob ich das Verdienſt dieſes großen Tonkünſtlers im geringſten bezweifelte, ſondern weil überhaupt, um Schmeicheleien zu verhüten, Dichter und Künſtler nur durch den Tod in die Ehrenlegion aufgenommen werden dürfen, ſonſt geht es ihnen wie Königen und Fürſten, bei welchen dergleichen keinen Werth mehr hat, weil Jedem daſſelbe geſagt wird.

Der Mißbrauch, Löcher in den Vorhang zu reißen, um zu ſehen, was im Parterre paſſirt, wird nirgends weiter getrieben, als in Italien, und beſonders auf der Bühne della Valle, da giebt es Löcher im Vorhang, durch welche nicht blos der Kopf, ſondern ſehr bequem auch der halbe Leib, herausgeſteckt werden kann, und wirklich herausgeſteckt wird. Oft habe ich auch die Vorhänge ſelbſt ſo ſchmal gefunden (beſonders in Neapel) daß ſie die erſte Couliſſe zu beiden Seiten nicht zur Hälfte bedeckten, folglich einem Lappen glichen, und den größten Theil ihres Zweckes gar nicht erfüllten. Ueberhaupt geben ſich die Italiäner nicht die geringſte Mühe, Illuſion zu befördern, oder deren Unterbrechung zu verhüten. So ſah ich unter andern auf dem Theater Tordinone, oder Apoll, ein gräßliches Drama aufführen. Das Stück ſpielte bei Nacht im Walde, folglich waren die Lampen vorne herunter gelaſſen. Als aber die erſte Schauſpielerin auftrat, die man vermuthlich für hübſch hielt, rief das Publikum plötzlich: lumi! lumi; und ſogleich mußte der Tag anbrechen, die Lampen kamen herauf. Aber ſie dampften ſehr ſtark. Das Publikum wurde unruhig darüber, da kam der Lampenputzer, und brachte ſie während der Vorſtellung wieder in Ordnung. Doch nun brannten ſie zu dunkel, das Publikum ſtimm-

ſtimmte abermals ſein lumi! lumi! an, und ſiehe da, ein Paar ſchmutzige Kerls erſchienen, kleine Kaſten mit Lichtern tragend, die ſie, abermals während der Vorſtellung, zu Verſtärkung der Beleuchtung auf die Bühne ſetzten, und deren Anblick allein ſchon jede Illuſion vernichtete. Mit dem Herausrufen trieb man es auf dieſem Theater eben ſo arg, wie auf dem della Valle, obgleich Schauſpieler und Stücke noch ſchlechter waren als dort. Herr Federici ließ, während meiner Anweſenheit, ein neues Stück daſelbſt aufführen (ich glaube, es hieß Mathilde von Iſtrien), ein ſaftloſes Ritterweſen, mit deſſen Ueberſetzung man uns ja wohl bald beſchenken wird. Das Theater Tordinone iſt ſehr groß, als ein Hufeiſen gebaut, mit ſechs Reihen Logen, grau in grau recht artig gemahlt. Die Dekorationen waren hier, und überall in Rom, ſchlecht. Das gefällt mir aber, daß man den mittleren Kronleuchter gewöhnlich mit Wachsfackeln beſteckt; das Haus wird dadurch trefflich erleuchtet.

Das Theater Della Corde iſt nur ein Marionettentheater; aber gute Marionetten ſehe ich lieber als Schauſpieler, die ſchlechte Marionetten ſind. Da war unter andern ein allerliebſter Harlekin, der mich ſehr angenehm unterhalten hat, wenn ich gleich ſeine Volksſpäschen nicht alle verſtanden habe. Nie werde ich ohne Lachen an die Scene denken, wo der alte Harlekin krank zu Bette lag, ſein Söhnlein, auch ein kleiner Harlekin, herein hüpfte, vom Vater auf das Bett gehoben, gehätſchelt, examinirt und mit guten Lehren, die zum Theil höchſt drollig waren, ausgeſteuert wurde. Auch Ballet tanzten dieſe Marionetten, und ſtellten unter andern ein großes Spektakelſtück vor: Die Befreiung Wiens. — Das Theater iſt ziemlich groß, mit zwei Reihen Logen, aber zu lang und ſchmal.

Alljährlich erſcheint zu Rom ein Theater-Edikt, welches ſehr ſtreng iſt, aber nicht befolgt wird. Den Theaterunternehmern wird darin angekündigt, daß, wenn ſie nicht ein Spektakel liefern, wie das Publikum zu fordern ein Recht habe, man, ohne irgend eine Entſchuldigung anzunehmen, dem Publikum Erſatz ſchaffen werde. Nun ſind aber ſämmtliche Spektakel zu Rom ſchlecht, ſehr ſchlecht; ich habe jedoch nicht gehört, daß von Seiten des Gouvernements irgend etwas dagegen verfügt worden wäre. — Der zweite Punkt befiehlt, daß die Vorſtellungen nie nach zwei Uhr (italiäniſchen Zeigers) anfangen ſollen, bei funfzig Scudi Strafe. Die nemliche Strafe ſollen die Unternehmer erlegen, wenn ſie Billette um einen höhern Preis, als den feſtgeſetzten, verkaufen, ausgenommen an den beiden erſten Abenden. Man kann aber vor allen Theatern Billette um höhere Preiſe kaufen; ſie werden ſchon auf der Straße angeboten, obgleich abermals bei fünf und zwanzig Scudi Strafe geboten iſt, daß der Caſſirer ſie blos in ſeiner Botteghina veräußern ſoll. — Die Billetvertheiler ſollen, bei Vermeidung ſchwerer Strafe, ſich mit gebührendem Reſpekt gegen die Käufer betragen; ein einziger Zeuge iſt hinreichend, ihnen die angedrohte Strafe zuzuziehen. Laſſen ſie ſich gar Betrug zu Schulden kommen, ſo werden ſie dreimal gewippt (tre tratti di Corda), welches eine ganz vermaledeite Quaal ſeyn ſoll, die gar oft dem ſo Gezüchtigten den Gebrauch ſeiner

Arme auf Lebenszeit raubt. — Der neunte Punkt unterſagt mit großem Ernſt alles, was gegen die guten Sitten läuft. Geſchieht dergleichen durch Schuld des Unternehmers, ſo wird ihm das Theater verſchloſſen; iſt es aber die Schuld der Sänger oder Tänzer, ſo werden ſie körperlich beſtraft. Letztere beide ſollen auch nie, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouvernements, eine Arie oder einen Tanz auf Verlangen des Publikums wiederholen, gleichfalls sotto le pene corporali a nostro arbitrio. Auch ihre Zänkereien unter einander werden auf gleiche Weiſe beſtraft. (Es iſt merkwürdig, daß die italiäniſchen Artiſten noch ſo gewaltig unter dem Stocke ſtehen.) Wer ſich mit Worten vergeht, wird ſogleich von der Geſellſchaft ausgeſtoßen. Wer ſich Thätlichkeiten erlaubt (wenn gleich ohne Waffen, alſo Ohrfeigen u. d. dgl.) der kommt auf zehn Jahre auf die Galeeren. Wer gar Waffen gebraucht, geſetzt auch, daß kein Blut vergoſſen würde, der rudert lebenslang; und fließt Blut, ſo wird er hingerichtet. — Wäre man bei uns ſo ſtreng, wie mancher deutſche Schauſpieler müßte rudern oder gar hängen!

Aber auch die Zuſchauer werden, gerechtermaßen, in dieſem Edikt mit gleicher Strenge behandelt. Niemand ſoll durch andere einen Platz aufbewahren laſſen, oder mit ſeinem Hute belegen, bei Gefängnißſtrafe. Wer der Wache nicht gehorcht, wird gewippt. Wer Lärm macht, ſoll ſogleich herausgeführt werden. Würde dieſes heilſame Geſetz wirklich befolgt, ſo müßte man wenigſtens ein Regiment Soldaten dahin ſchicken, um das ganze Publikum (den Herrn Gubernatore, der das Geſetz gab, an der Spitze) herauszuführen. — Keiner ſoll im Applaudiren die Grenzen des Anſtandes überſchreiten, und ſeinen Beifall nie in einen vergognoso fanatismo ausarten laſſen, auch nie Wiederholungen verlangen. Das Misfallen ſoll Jedermann blos durch Schweigen ausdrücken, alles bei Gefängnißſtrafe und anderer körperlicher Züchtigung. Es wird dabei verſichert, daß man die kräftigſten Maßregeln genommen habe, die Widerſpenſtigen ſogleich zu arretiren. Das iſt aber nur eine Drohung, vor der ſich Niemand fürchtet. — Die Kutſcher draußen, die ſich ungebührlich verhalten, ſollen auf der Stelle gewippt werden, wenn auch nur ein einziger Soldat Zeugniß gegen ſie ablegt. — Trotz allen dieſen ſtrengen Geſetze geht es in den italiäniſchen Theatern doch nicht um ein Haar beſſer zu, als bei uns, ja oft weit ſchlechter.

52.

Beitrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom.

Ein noch lebender italiäniſcher Luſtſpieldichter, Namens Roſſi, aus Rom gebürtig, hat in einem Luſtſpiel, der engliſche Schuſter genannt, die Sitten ſeiner Vaterſtadt ſo treffend geſchildert, daß ich es für keine undankbare Arbeit halte, einige Züge daraus zu überſetzen, die zugleich äußerſt belehrend für Fremde ſind. Ein reicher engliſcher Schuſter, mit dem unausſprechbaren Namen Pectth, dem es eine Operntänzerin in London zu bunt machte, reiſet nach Italien, um zu ökonomiſiren. Sein Freund Flutt, ein Schneider, der ſich zu Rom für einen Herzog ausgab, hat ihn daſelbſt an den Signor Rosbiff empfohlen, einen vorgeblichen Engländer, der den Antiquar ſpielt. Dieſer nimmt den Schuſter ſogleich in Beſchlag, ſtempelt ihn zum Mylord, und ſchröpft ihn unbarmherzig. Einen Lohnbedienten, Trialla, hat er ihm zugewieſen, der anfangs ſeinen Degen mitbringt, weil er noch nicht weiß, ob er Herr, den er bedienen ſoll, ganz oder halb vornehm iſt; im letztern Fall gedenkt er ihn ſelbſt als Antiquar zu begleiten, und im Wagen neben ihm zu ſitzen. Im erſten Fall läßt er ſeinen Degen in des Wirths Küche, und ſteigt hinten auf die Kutſche. Mit Rosbiff unter einer Decke ſpielen ein Graf Erneſto und deſſen Gemahlin Eugenia, die ſchon den Herzog Flutt in die vornehmen Spielgeſellſchaften einführte, und nun dem Mylord Pectth den nehmlichen Dienſt erweiſt. Zwar anfangs iſt die vornehme Dame ein wenig verlegen; ſie argwöhnt, daß der Herzog Flutt wohl eigentlich kein Herzog geweſen ſeyn möge, und fürchtet jetzt eine ähnliche Täuſchung. „Aber — ruft der Herr Gemahl — wozu die Skrupel? Rosbiff ſagt, er ſey ein Lord, und ſo müſſen wir es glauben.

Gräfin. Freilich; und Herzog Flutt war doch auf jeden Fall eine artige Perſon, und ein großer ſtarker Mann.

Graf. Und wie hülfreich wird dieß Jahr für uns werden. Denn, um die Wahrheit mit aller möglichen Decenz zu ſagen — dieſe Engländer ſind kluge Leute, ſehr kluge Leute. — Sollte Mylord ſchon einen Miethswagen haben? Wenn er zwei oder drei Monat in Rom bleibt, ſo wird unſere Equipage uns vor der Hand ganz unnütz, wir könnten die Pferde verkaufen. —

Gräfin. Nicht doch, Herr Gemahl, das wünſche ich nicht. Es ſieht ſo herrlich aus, wenn der leere Wagen des Fremden, mit angezündeten Fackeln, dem unſrigen folgt.

Graf. Ei, ich habe den Henker vom Ausſehn. Wir haben keinen Haber geerndtet, und das Heu iſt ſehr theuer. Mir fällt etwas bei. Könnten wir nicht durch Rosbiff dem Lord unſern Wagen vermiethen, als ſey es ein Fiacre? Wenn man in der Stadt unſere Livree ſieht, wird man glauben, wir leihen ihm unſern Wagen. So hätten wir Ehre davon und ſtrichen auch Geld ein.

Gräfin. Die Idee iſt freilich ökonomiſch, aber ſie mißfällt mir nicht. Doch die Hauptſache — ein verſtecktes Geſchenk, wie wir mit dem Herzog Flutt es machten, haben ſie ſchon daran gedacht?

Graf. O dafür iſt mir nicht bange. Solche Leute kaufen immer irgend etwas, ein Kunſtwerk und dergleichen, das ſie hundertmal theurer bezahlen müſſen, als es werth iſt. Oben auf dem Boden ſtehen ja noch eine Menge alte Gemählde. —

Gräfin. Könnte man ihm nicht die große zerbrochene Vaſe verkaufen, die ſchon längſt unten im Hofe alle Wagen am Umwenden hindert?

Graf. Lieber noch die beiden kleinen Säulen an unſerer Weinbergspforte, die jetzt blos dazu dienen, um es den Spitzbuben, die unſere Weintrauben mauſen, bequem zu machen. Ich glaube, ſie ſind von gutem Marmor, ſie ſind weiß. — Die Dame iſt alles zufrieden, und empfängt Mylord Schuſters erſten Beſuch, der ſich freilich ſehr ungeſchickt dabei nimmt. — Rosbiff läßt ſich auch willig finden, dem Lord des Grafen Equipage zu vermiethen, wofür der Graf fünf und zwanzig

Zechinen monatlich empfangen ſoll. Frellich findet er den Preis zu gering, denn ſein Wagen iſt ganz vergoldet. Dann wird ausgemacht, daß der Graf ein altes zerriſſenes Gemählde in ſeinem Zimmer aufhängen ſoll, um dem Engländer vierhundert Zechinen dafür abzuſchwatzen. Gern will er dem ehrlichen Unterhändler fünf und zwagzig Prozent ablegen, aber dieſer begnügt ſich nicht unter funfzig. Der Graf iſt das endlich zufrieden, unter der Bedingung, daß Mylord auch noch eine Doſe von Moſaik kaufen müſſe, welche ſeine Frau neulich im Spiel für zehn Zechinen annehmen müſſen. Wenn Mylord ihr fünf und dreißig dafür giebt, ſo iſt die arme Frau zufrieden. — Unterdeſſen hat der Schuſter bereits einen prächtigen geſchnittenen Stein gekauft, den ihm ſein Lohnbedienter angeſchmiert hat. Rosbiff ärgert ſich darüber, ſagt, der Stein tauge nichts, erzählt hingegen, daß neulich ganz von ungefähr ein Bauer ihm einen auserleſenen Camee gebracht hat; ein außerordentliches Glück, weil man ſie nur ſelten mehr findet. Er will, daß Mylord dieſes Glücks theilhaftig werden ſoll, und fordert nicht mehr als ſeine Auslage, hundert Guineen, weil man unter Freunden nicht eigennützig ſeyn muß. Psettch mag ihn nicht. Als man ihm aber begreiflich macht, daß es zum guten Ton gehöre, einen ganzen und einen zerbrochenen Camee zu beſitzen, und daß ſein Freund Flutt es eben ſo gehalten, ſo nimmt er ihn doch. — Der Graf läßt ſich von Rosbiff vierzehn Zechinen auf den Wagen pränumeriren, welche dieſer für funfzehn zu notiren verſpricht, weil auf den Vorſchuß etwas gewonnen werden müſſe. — Um den Lohnbedienten für ſein unberufenes Einmiſchen zu beſtrafen, überredet Rosbiff den Engländer, der Camee ſey zwar allerdings *antik*, doch keine alt-*römiſche* Arbeit, ſondern rühre offenbar von den *Franken* her, worauf der Schuſter den Stein zwar bezahlt, aber zurückgiebt. — Eine treffende Satyre ſind die Regeln, die Rosbiff nunmehr dem Schuſter einprägt, wie er ſich bei Beurtheilung eines Kunſtwerks verhalten ſolle. „Die Gemählde betreffend, ſagt er, loben Sie nur immer diejenigen, die am *dunkelſten* ſind. Von Statuen müſſen Ihnen diejenigen am meiſten gefallen, die am beſtaubteſten und verdorbenſten ſind. Aus eben der Urſache müſſen Sie auch jedes Gebäude bewundern, das in Trümmern liegt oder eben einſtürzen will. Ueberhaupt, ſo bald ich ſage: *das iſt antik*; ſo machen Sie ein ernſthaftes Geſicht, betrachten Sie es ſehr aufmerkſam, brechen Sie von Zeit zu Zeit in Exclamationen aus, ſtellen Sie ſich ganz entzückt. Wer das Geſicht in Falten zu legen, einen geheimnißvollen Ton anzunehmen, und in einzelnen Silben zu ſprechen weiß, der gilt für einen Kenner.“ (Ich meine, ſie machen es in Deutſchland auch ſo.)

Als nun Rosbiff mit ſeinem Mündel zu dem Grafen kommt, hängt, verabredeter Maßen, das zerriſſene Gemählde da. „O ſehn Sie! ſehn Sie! ruft Rosbiff aus, welch ein bewundernswürdiges Gemählde.“ — Ja, ſagt der Schuſter, es iſt ſchwarz genug. Wo war es denn aber dieſen Morgen?

Rosbiff. Der Graf zeigt es nicht Jedermann. Aber vor Fremden prahlen die Römer gern mit ihren Schätzen. Das Bild müſſen Sie kaufen.

Pſcttch. Immerhin, aber laſſen Sie das Loch vorher zunähen.

Rosbiff. Nicht doch, das giebt eben dem Bildo den Hauptwerth. Sie ſollen wiſſen, daß dieſes Loch von Einem mit der Fauſt hineingeſchlagen worden, weil er ſich in die ſchöne weibliche Figur verliebt hatte, und ſie nicht beſitzen konnte. — Der Engländer erklärt, der Kerl ſey eine Beſtie geweſen, man müſſe nicht gemahlte, ſondern lebendige Weiber lieben und bezahlen. Indeſſen iſt er willens, das Gemählde für vierhundert Zechinen zu kaufen, und es wird ihm noch als eine beſondere Gnade angerechnet, daß man es ihm überläßt. Die Gräfin muß ſich endlich bei ihrem Gemahl dafür verwenden, der ſich höchſt ungern davon trennt. — In dieſer Scene ſchießt übrigens der gute Schuſter einen groben Bock. Die Gräfin fragt ihn nemlich, ob er ſchon einige Merkwürdigkeiten von Rom geſehen? Er nennt das Coliſeum. — Wie gefällt es Ihnen? — O herrlich! wenn das erſt fertig ſeyn wird, das wird ein prächtiges Gebäude werden! Beſonders wenn man erſt die Löcher alle zugemacht und das Ganze überweißt haben wird. — Im dritten Akt iſt der Zuſchauer wiederum Zeuge einer vertrauten Unterredung zwiſchen dem liebenswürdigen hochadelichen Ehepaare. Die Frau Gräfin will ſich diesmal nicht mit der Hälfte der Summe begnügen, welche für das Gemählde escroquirt worden. Der Herr Gemahl klagt ihr hingegen, daß Rosbiff bereits eine Hälfte hinnehme, folglich für ihn gar nichts übrig bleiben würde. Sie habe ja noch andere Reſſourcen mit Mylord; ſie könne ihn Faro ſpielen laſſen, mit ihm moitié pointiren, und zugleich moitié in der Bank ſeyn; verliere der Engländer, ſo werde er ſo höflich ſeyn, allein zu bezahlen, und ſie werde mit dem Banquier theilen; gewinne er hingegen, ſo nehme ſie den ganzen Gewinnſt. — „Wozu, ruft die Gräfin, mir einen Plan ſo weitläuftig auseinander ſetzen, denn ich beſſer kenne als Sie? aber leider ſpielt Mylord nicht, er kennt keine Karte. — Uebrigens werden auch zweihundert Zechinen für mich nur ein Tropfen Waſſer in einem Fluß ſeyn.“ — „Und für mich — erwiedert der Graf, ein Tropfen in einem Ocean.“ — Sie machen ſich Vorwürfe. Wer ſchafft das Geld herbei? — Ich, ſagt der Eine, ich, die Andere.

Graf. Das Gemählde iſt meine Waare.

Gräfin. Das Gemählde iſt ein alter Teppich.

Graf. Was Teppich! es iſt von guter Hand.

Gräfin. Ja, von Scopa (ein Wortſpiel mit Beſen) — So geht der Zank ſehr erbaulich fort, bis der Friſeur die Dame abruft.

Unterdeſſen hat der geadelte Schuſter ſich eine Rechnung ſeiner Ausgaben von dieſem einzigen Tage durch Rosbiff anfertigen laſſen, die ihm denn doch ein wenig allzuſtark vorkommt. Er zeigt ſie dem Lohndedienten, der noch erbittert wegen des alt-fränkiſchen Cameen, um ſich an Rosbiff zu rächen, ihm die Augen öffnet. Mylord lieſt: „Fünfzig Zechinen monatlich für den Wagen.“

Trialla. Koſtet nicht mehr als dreißig.

Mylord. Fünfzehn Zechinen für deinen Lohn.

Trialla. Davon bekomme ich nur die Hälfte, weil der Herr Antiquar die andere Hälfte für ſich behält.

Mylord. Zwanzig Zechinen für die Wohnung.

Trialla. Die können Sie für zwölf haben, ſo viel hat noch kürzlich ein Holländer dafür bezahlt. Aber freilich muß der arme Wirth acht Zechinen dem Herrn Antiquar abgeben.

Mylord. Drei Zechinen täglich für die Mahlzeit und zwei für den Wein.

Trialla. Dafür kann man ein halbes Faß kaufen.

Mylord. Vier hundert Zechinen für ein Gemählde von Correggio.

Trialla. Aber ſehn Ew. Excellenz denn nicht, daß das Bild von irgend einem Boden aus der Gallerie der Mäuſe genommen worden. Mit vierhundert Zechinen können Sie viertauſend ſolche Lappen kaufen.

Mylord. Acht Zechinen Trinkgeld an die Bediente des Grafen.

Hier bringt man ihm einen Brief aus London, er iſt von ſeiner noch immer geliebten Tänzerin, die ſich eines beſſern beſonnen, und ihm ſehr zärtlich ſchreibt, daß ſie künftig mit hundert Guineen ſich begnügen werde. Er berechnet ſogleich, daß er mit dem, was ihn der Aufenthalt in Rom monatlich koſten werde, ſeine Tänzerin fünf Monate unterhalten könne. Ueberdieß hat er Langeweile in Rom, die magere Gräfin gefällt ihm nicht; die Antiquitäten alle zerbrochen, die beſten Gemählde ſind kohlenſchwarz; Rosbiff iſt zwar ein ehrlicher Mann, aber, ſeit Freund Flutt's Abreiſe, hat er ſich aufs Stehlen gelegt. — Alle dieſe Betrachtungen beſtimmen ihn, auf der Stelle Poſtpferde zu beſtellen, und zu großem Schrecken des vornehmen Raubgeſindels, über Hals und Kopf nach London zurück zu kehren. — Reiſende, die gern mit Rang und Geld prahlen, mögen ſich eine Lehre daraus ziehen, denn ich bin verſichert worden, daß die Geſchichte dieſes engliſchen Schuſters, bis auf einige Uebertreibungen, eine ſehr alltägliche Geſchichte ſey. — Ein anderes Luſtſpiel von Roſſi, der erſte Opern-Abend, ſchildert die unſinnige Wuth der Römerinnen, an einem ſolchen Abend ja nicht ohne Loge zu bleiben, ſollten ſie auch ihre letzten ſilbernen Löffel deshalb verſetzen, oder junge reiche Gimpel an ſich ziehen, die für ſie bezahlen müſſen.

53.

Miscellen. Einzelne Bemerkungen.

Wenn der Fremde von Neapel nach Rom zurückkehrt, ſo iſt ihm nichts auffallender als die Oede und Stille in allen Straßen. Wenn er in der Straße Toledo zu Neapel beſtändig mit beiden Armen ſich Platz machen mußte, ſo kann er hier über Torſo ganz gemächlich wandeln. Auch das abſcheuliche Geſchrei der Neapolitaner fällt ihm hier nicht mehr beſchwerlich. Das große Rom ſcheint durch eine Peſt entvölkert zu ſeyn. Ach! es iſt die geiſtliche Regierung. Rom zählt hundert und zwanzig Mönchs- und ein und fünfzig Nonnenklöſter! — Anfangs thut die Stille doch recht wohl. Man wird in Neapel allzubetäubt von dem unaufhörlichen Lärm. — Mit noch größerm Vergnügen bemerkt man nunmehr die Reinlichkeit der Stadt. Ja, man lache mich nicht aus; im Vergleich mit Neapel iſt Rom wirklich eine reine Stadt, und wer nicht bis dorthin vordrang, der weiß noch gar nicht, wie hoch die Liebe zum Schmutz getrieben werden kann. — Freilich findet man auch hier an gar vielen Mauern angeſchrieben: Immondezzaio, das heißt, ein Platz, auf den es Jedermann erlaubt iſt, ſeinen Unraths zu werfen, eine Erlaubniß, die auch häufig genug benutzt wird. Aber es ſind doch immer nur Plätze, und ſie mögen ſo nahe aneinander liegen, als ſie immer wollen, ſo ſind die kurzen Zwiſchenräume wenigſtens rein. In Neapel hingegen ſollte man an das Thor ſchreiben: Immondezzaio, denn die ganze Stadt iſt ein Kloak.

Die gemeinen Weiber tragen hier im Winter immer ein Henkeltöpfchen mit ſich herum, in welchem glühende Kohlen liegen. Sie wärmen die Hände darüber, ja ſie ſehen oft nicht aus dem Fenſter, ohne dieſes Töpfchen vor ſich heraus zu halten. Das Sonderbarſte iſt, daß ſie es marito (Ehemann) nennen. Ob das ein Kompliment oder eine Satyre auf die Ehemänner ſeyn ſoll, habe ich nicht erfahren. Vielleicht finden die Römerinnen nur in ihren Kohlentöpfen, was ſie von ihren Männern begehren, — *Wärme*.

Die Augen- und Zeichenſprache iſt überall in Italien, am meiſten in Rom gebräuchlich und zu großer Fertigkeit gebracht worden. Man kann darüber in Kirchen und Geſellſchaften ſehr luſtige Bemerkungen anſtellen. Ein Liebhaber wird ſich ſelten der Geliebten nähern, aber er unterhält ſich aus der Ferne mit ihr, ſie führen die lebhafteſten Geſpräche miteinander, ohne daß ein Uneingeweihter eine Sylbe davon verſteht, oder auch nur einmal merkt, *daß* ſie ſich unterhalten. Mit der offenen Hand bis über das Kinn fahren und dann mit ein paar Fingern über den Mund ſtreichen, heißt; *du biſt hübſch, ich möchte gern mit dir reden*. Wenn die Dame das letzte Zeichen *einfach* nachmacht, ſo willigt ſie in die Unterredung; hängt ſie aber, nachdem ſie über den Mund geſtrichen, noch eine kleine fächelnde Bewegung der Hand daran, ſo heißt es: *geh deiner Wege, ich mag nicht*. Oft redet ſie auch auf ſolche Weiſe, indem ſie faſt ganz unmerklich mit der Spitze des Fächers über den Mund fährt, und dann den Fächer ſanft ſinken läßt. Das heißt: ja, ich habe nichts dagegen. Die vornehmſten Damen benehmen ſich noch feiner; ſie beugen ſich bloß langſam mit dem halben Leibe vorwärts, werfen dann einen Blick auf den Jüngling, der ihnen gefällt, und ziehen ſich wieder zurück. Ueberhaupt machen ſie alle Zeichen, ohne den Mann ihrer Wahl dabei anzuſehen. Erſt wenn das Zeichen gemacht iſt, laſſen ſie einen flüchtigen Blick auf ihn fallen, und das iſt genug. — Mit der Hand winken heißt in Deutſchland: komm her, in Italien bloß: ich grüße dich. Ein Fremder, der das nicht weiß, geht natürlich oft auf den Winkenden zu, und meint, er wolle ihm etwas ſagen. Dieſe Art zu grüßen kleidet Damen ganz allerliebſt. Mit der umgekehrten Hand winken, heißt bei uns: geh fort, in Italien: ich werde gleich zu dir kommen. Oft ſieht man auf beide Arten hintereinander winken, das heißt: ich grüße dich jetzt und werde nachher gleich zu dir kommen. Den Fächer ſanft ausbreiten, ein wenig nachdenkend darauf blicken, und mit dem Finger eine Bewegung darüber hin machen, heißt: ſchreibe mir. Mit der umgekehrten Hand über die Achſel hinüber winken, heißt: geh, ich glaube dir nicht. Den Augenwinkel an der Naſenwurzel mit dem Zeigefinger abwärts ziehen, nud dabei ein wenig mit dem Kopfe nicken, heißt: das iſt ein ganzer Kerl, der Haare auf den Zähnen hat. — Er wird hier zuweilen auf dem Theater ein Intermezzo, eine Art von Farce, gegeben, in welches die ganze Zeichenſprache der Römerinnen verwebt iſt, und welches daher, beſonders für Fremde, ſehr intereſſant ſeyn muß. — Ich kann über dieſen Gegenſtand nichts weiter ſagen, und überlaſſe es jüngern Reiſenden, als ich bin, dieſe vortreffliche Sprache gründlich zu ſtudieren. Nur glaube ich die wichtige Bemerkung dabei gemacht zu haben, daß die weit vorzüglichere Augenſprache dabei verloren geht, oder wenigſtens in der Kindheit bleibt. Die Römerinnen verlaſſen ſich bloß auf ihre Zeichen, die deutſchen Schönen auf ihre Augen, und mich dünkt, ſie haben es ſo weit darinnen gebracht, daß ihnen der Mangel einer Zeichenſprache gar nicht fühlbar wird.

Die Volksbettelei iſt in Rom auch weit erträglicher als in Neapel. Man findet zwar Bettler genug, beſonders um die Kirchen, aber ſo nackend, ſo heulend, ſo unverſchämt ſind ſie doch bei weitem nicht. Von verhüllten Damen in ſeidenen Kleidern, bin ich nie, wie dort ſo häufig geſchah, um Allmoſen angeſprochen worden. In der Straße Condotti ſitzt gewöhnlich ein dicker Mann, mit einer luſtigen, glücklichen Phyſiognomie, der die Vorübergehenden jovialiſchlächelnd um eine Gabe anredet, und dieſer neuen Art zu betteln wirklich reichliche Gaben verdankt. Giebt man ihm nichts, ſo zuckt er ganz freundlich die Achſeln, und ſagt: pazienza! Speiſt man ihn mit der Ausrede ab, daß man keine kleine Münze bei ſich habe, ſo erwiedert er, abermals ſehr freundlich, la mia disgrazia (mein Unſtern). Man behauptet, er gebe den Bettlern Roms alle Jahr einen Schmaus, und das traue ich dieſem luſtigen Geſichte wohl zu. — Die vornehmere Bettelei hingegen iſt wo möglich hier noch unverſchämter als in Neapel. Nicht genug, daß die Bedienten der Großen, in deren Häuſer man etwa eingeführt worden, gleich am andern Morgen ihr Trinkgeld begehren; auch ſogar, wenn ein vornehmer Herr ſeine Schuldigkeit gethan, und dem Fremden eine Gegenviſite gemacht hat, läßt ſich gleich darauf ſeine Familie anmelden, das heißt, ſeine Bedienten, und verlangen Geld für die Ehre, die dem Fremden durch einen ſolchen Beſuch widerfahren ſeyn ſoll. Alles Dienſtvolk wird hier äußerſt karg beſoldet, und von der Herrſchaft bloß auf dieſe Nebeneinkünfte angewieſen, die es ſogar, in manchen Häuſern, der Herrſchaft berechnen und mit ihr theilen muß!!! — Elende Bettelei! der Fremde muß die Bedienten der hieſigen Großen beſolden! elendeſte Bettelei! — In Deutſchland geſchieht hie und da etwas ähnliches, beſonders mit dem Kartengelde. In Hambung muß man auch das Mittageſſen, zu welchem man eingeladen worden, dreidoppelt bezahlen! — Wann wird man endlich einmal ſolchen empörenden Unfug abſchaffen! — Hier in Rom thut ein Fremder überhaupt beſſer, gar keine Geſellſchaften zu beſuchen; er findet da doch nichts als Spiel und Langeweile; höchſtens dann und wann ein wenig Muſik. Will er die Principeſſa Ceſarini ſehen — die hier, wie Madame Recamier in Paris, im Rufe der Schönheit ſteht, — ſo kann er das auch auf dem Corſo thun, auf dem die römiſchen Damen ſich täglich zu gewiſſen Stunden von zwei Pferden herumziehen laſſen. Auf dem Platze del popolo halten die Wagen, die begünſtigten jungen Herren nahen ſich, ſpringen auch wohl auf den Wagentritt, und ſchwatzen mit

den

den lächelnden Damen, die man bei dieſer Gelegenheit nach Herzensluſt angaffen mag.

Auf das Lottoſpiel ſind auch die Römer ſo erpicht, daß ich mich wunderte, keine Kirche, der heiligen Fortuna gewidmet, hier anzutreffen. Doch das Volk verehrt dieſe Göttin unter andern Namen. Im Sommer verſammelt ſich der Pöbel bei fünfzigen und bei hunderten, gegen Mitternacht, bei einer Kirche, deren Namen mir entfallen iſt. Hier plaudern ſie miteinander ſehr lebhaft, bis die Uhr zwölfe ſchlägt. Mit dem erſten Glockenſchlage wird Alles mäuschenſtill, und mit dem letzten ſetzt ſich der ganze Haufe in Bewegung, und zieht betend zum Thore hinaus, nach einer dort gelegenen Kirche, wo er mit gläubigem Herzen die heil. Jungfrau — um Glück im Lottoſpiel anfleht.

Den Diebſtahl halten die Römer für ein Laſter, nicht aber den Mord für ein Verbrechen. Mit einem Diebe ſchämen ſie ſich umzugehen, einen Mörder nennen ſie poveretto, und helfen ihm gern durch. Das Waffentragen iſt hier zwar auch verboten, aber bei weitem nicht ſo ſtrenge als in Neapel, daher die Meſſerſtiche auch noch ziemlich häufig vorfallen. Doch hat man ſeit mehreren Jahren kein Beiſpiel, daß ein Fremder ſey umgebracht worden. — Die Transteveriner (jenſeits der Tiber Wohnenden) zeichnen ſich noch immer durch Wildheit und Verwegenheit aus. Vor nicht langer Zeit ging ein großer Haufe derſelben zu Weine außerhalb den Thoren Roms. Sie zechten brav. Bei ihrer Heimkehr hatten ſie ſich getheilt, der eine Haufe war etwas früher in die Stadt zurück gekommen, und in ein Kaffeehaus getreten, wo er Erfriſchungen zu ſich nahm. Der andere folgte ſpäter, that daſſelbe, verließ aber das Kaffeehaus früher, ohne die erſten zu grüßen. Sogleich fanden ſich dieſe beleidigt; vom Schimpfen kaum es zu Schlägen, von Schlägen zu Steinwürfen, von Steinwürfen zu Meſſerzucken, ja, viele holten Flinten aus ihren nahen Wohnungen. Mehrere blieben todt auf dem Platze, viele wurden ſchwer verwundet nach Haus getragen. Die Sbirren wagten nicht ſich darein zu miſchen. Nur erſt, nachdem alles wieder ſtill geworden war, ſuchten ſie die Rädelsführer einzeln zu fangen. Einer, an deſſen Haus ſie bei nächtlicher Weile klopften, fragte aus dem Fenſter, wer unten ſey? — Die Diener der Gerichtigkeit! war die Antwort. — Verzieht nur einen Augenblick, rief er herab, ich komme gleich. — Er kam auch, mit ein paar Piſtolen bewaffnet, öffnete die Thür, ſchoß auf der Stelle einen Sbirren todt, und verwundete den andern tödtlich, worauf er ſelbſt, von einem Streich getroffen, ſterbend zu Boden ſtürzte. — Es hilft nichts, daß ſelbſt kleinere, unbedeutende Händel ſogleich mit der Corde beſtraft werden, welches in der That eine unmenſchliche Marter iſt. Man wippt nemlich den Verbrecher, indem man ihm die Arme aus den Achſelgelenken windet, ſo daß er ſich derſelben oft in ſeinem ganzen Leben nicht wieder bedienen kan. — Das in Neapel ſo ſehr häufige Spiel, wo man einander die Finger ins Geſicht zu werfen ſcheint, ſah ich hier nie auf den Straßen, weil es der vielen dadurch entſtehenden Händel wegen, beſonders bei Nachtzeit, ſcharf verboten iſt. Die Römer ſollen Meiſter darin ſeyn. Ein Fremder, den ſie nur ein halbes dutzendmal die Finger ausſtrecken ſahen, verliert immer gegen ſie, denn ſie merken ihm nicht allein augenblicklich ab, welche Fingerzahl er gewöhnlich auszuſtrecken pflegt, ſondern ſie haben auch einen ſo geübten Blick, daß ſie ſchon an der leiſeſten Bewegung die Handmuskeln ſehen, welche er eben ausſtrecken wird, und dann, mit der ſchnellſten Beſonnenheit, ſogleich ihre eigene Fingerzahl darnach einrichten.

Bis nach Rom wandern in den fröhlichen Weihnachtstagen die Sackpfeifer aus dem Königreich Neapel, und verſcheuchen mit ihrem Gedudel, wie dort, den Morgenſchlummer jedes Fremden. Am heiligen Abend gewähren die Straßen einen lachenden Anblick. Außer den Buden mit Kinderſpielzeug (welche denen in Berlin weit nachſtehen) ſind beſonders alle Viktualienbuden recht ſeltſam und bunt ausgeputzt. Da auch der ärmſte Italiäner in den Feſttagen einen calecutſchen Hahn eſſen muß, ſo ſieht man dieſe Vögel bei vielen tauſenden gerupft da hängen, und faſt alle haben Citronen im Schnabel. Das Rind- und Kalbfleiſch iſt mit Gold- und Silberſchaum belegt, auch wohl mit Bändern geſchmückt. Hunderte von Würſten ſind aneinander gereiht und wie Guirlanden aufgehängt; dazwiſchen iſt in papiernen Duten die weiße ricotta abſtechend geordnet. Sogar auf die Spitze jedes Pinien Apfels hat man Citronen geſteckt, und die Pinien wie kleine Pyramiden verheilt. Statt der Fichtenbäumchen, welche die nordiſchen Märkte zieren, ſind hier kleine Lorbeerbäumchen, an welche man Orangen und Citronen gebunden hat. Das Ganze ſieht recht fröhlich aus. — In der Weihnachtsnacht iſt viel Lärm auf den Straßen. Die Bauern aus der umliegenden Gegend verſammeln ſich ſchon Abends in der Kirche Maria Maggiore, deren ſchöne weiße Säulen zu dieſer Feſtlichkeit durch rothen Damaſt bekleidet und verbunzt werden. Tauſende von Lichtern erhellen die prächtige Kirche. Da aber erſt gleich nach Mitternacht die große Meſſe geleſen wird, ſo werden natürlich die Bauern, die manchmal weit herkommen, müde und ſchläfrig, fallen und ſinken in den Winkeln und Säulengängen übereinander, lehnen ſich an die Grabmähler, ſchlafen recht herzlich ein, und bilden, bei der zauberiſchen Beleuchtung, herrlich-mahleriſche Gruppen. Auch kenne ich Künſtler, die dieſe Nacht nie verſäumen, in der Kirche zuzubringen, und immer des Morgens, mit neuen Ideen bereichert, ſie verlaſſen. Noch etwas anderes lockt Künſtler und Nichtkünſtler dahin: die ſchönſten Mädchen und Frauen, die vornehmſten wie die geringſten, wallen um Mitternacht hieher, um — durch die täuſchende Beleuchtung noch ſchöner zu ſcheinen. Man kann hier Formen ſtudiren, und Intriguen zu Erſchaffung neuer Formen anknüpfen. — Wenn endlich das Glöcklein läutet, ſo taumeln die Bauern ſchlaftrunken auf, die Schönen nehmen eine andächtige Miene an, das Chriſtuskind iſt geboren, und wird in einer prächtigen ſilbernen Wiege, die in der That ein Kunſtwerk iſt, auf den Hochaltar geſetzt; wobei die Unſchicklichkeit vorfällt, die ſich die Heiden ſchwerlich würden haben zu Schulden kommen laſſen, daß ein paar gemeine Kerls auf den Altar klettern, und ſehr lange mit ihren plumpen Füßen darauf herum trampeln, ehe ſie die Wiege in die gehörige Ordnung gebracht haben. Außer dieſer ſilbernen Wiege, ſoll die Kirche auch die wirkliche Wiege des Heilands verwahren, die ich nicht zu ſehen die Ehre gehabt; aber auch unbeſehen würde ich ihr das ſchöne ſilberne Konterfey weit vorziehen. Es brennen eine gewaltige Menge Lichter darum, und zu beiden Seiten ſtehen vier Männer von der päbſtlichen Schweizergarde, zum Beweis, daß wenigſtens die Tracht des Harlekins noch übrig iſt.

Vom erſten Feiertage an ſind mehrere ſogenannte Präſepien oder Krippen in Rom zu ſchauen, nemlich die Geburt Chriſti mit Puppen dargeſtellt. Sie ſind meiſtens in Kirchen, ich habe ſie alle geſehen, und es iſt Kinderei damit. Vor einer derſelben ergötzte mich ein Knabe, der mit gewaltigem Pathos und großen Geſtikulationen, aber ſo ſchnell, daß man kaum ein Wort verſtehen konnte, die prächtige Geſchichte von Mariens Niederkunft und Wochenbett dem Volke erzählte. — Eine einzige dieſer Krippen zeichnet ſich alle Jahre außerordentlich aus, und iſt wirklich als ein Kunſtwerk zu betrachten. Sie heißt della Regola, ich glaube von der Straße in welcher ſie befindlich iſt. Ein frommes Genie verfertigt ſie jährlich, durch fromme Beiträge unterſtützt, und ſtellt ſie auf ſeinem platten Dache ſo ſchön auf, daß der beſte Dekorateur es ihm ſchwerlich gleich thun würde. Das Ganze iſt von einigen Brettern und Korkholz und Puppen zuſammen geſetzt. Im Vorgrunde iſt der berühmte Stall ſelbſt mit allem was dahin gehört, der aber, wegen der zu großen Nähe, die geringſte Würkung thut. Blickt man hingegen über und neben dem Stalle hinaus, ſo ſieht man die ſchönſte belebteſte Landſchaft, ferne Gebürge, deren Rücken Städte und Dörfer tragen, nähere Bauerhäuſer, Viehweiden, Felder, Ströme u. ſ. w.

Die Täuſchung iſt ſo groß, daß ich, trotz meines trefflichen Geſichts, lange nicht glauben wollte, ſie ſey durch Kunſt hervorgebracht; ich hätte darauf geſchworen, ich ſähe über das Dach hinaus in's freie Feld, und der Mann habe nur die fernen Gebürge ſo klüglich zu benutzen gewußt, daß ſie ſeiner artigen Spielerei zum paſſenden Hintergrunde dienten. Aber der geſchmeichelte Künſtler führte mich ſelbſt hinaus auf das Dach, und da ſah ich erſtaunt, mit welchem geringen Aufwand dieſe Zauberei hervorgebracht war. Der Strom, den ich kurz vorher naß und fließend erblickte, war nichts als ein gemahltes, ſchräg gelegtes Brett; eben ſo die Gebürge, die mir meilenweit entfernt geſchienen hatten, und die nun ein paar Schritte von mir ſich an einen Schornſtein lehnten. — Die Mühe dieſes kleine Kunſtwerk zu ſchaffen, iſt bloß eine Handlung der Frömmigkeit. Man bezahlt nichts für die Entree. Selbſt die Wache, die uns durch das zuſtrömende Volk Platz machte, und der wir eine Kleinigkeit in die Hand ſtecken wollten, verbat ſich die freiwillige Gabe, erinnerte uns aber ganz höflich, unſere Hüte abzunehmen.

Der Scherbenberg (monte testaccio) ſoll aus allen den Scherben entſtanden ſeyn, welche, ſeit Tarquins Zeiten, die hier herum wohnenden Töpfer auf einen Haufen tragen mußten, um nicht den Fluß dadurch zu verunreinigen. In der That begreift man kaum, wie ein ſo gewaltiger Hügel aus lauter Scherben könne entſprungen ſeyn. Das Faktum iſt aber richtig, es ſey nun damit auf die eben erzählte Weiſe zugegangen, oder nicht. Er iſt jetzt zur phyſikaliſchen Merkwürdigkeit geworden, durch die außerordentliche Kühlung, die er im Sommer gewährt, mittelſt der Luft, wie man behauptet, die zwiſchen den Scherben eine ſolche Temperatur annimmt. Es ſind die herrlichſten Weinkeller darinn, folglich ſammeln ſich auch die Menſchen, beſonders im October, um den kühlen Wein zu genießen. Man ſieht dann eine Menge Tiſche unter den Bäumen aufgeſchlagen, um welche fröhliche Zecher ſitzen. Die Tiber entlang wird die Saltarella getanzt. Mit einbrechender Nacht geht, wer ſeine Ruhe liebt, nach Hauſe, denn alsdann pflegt es ein wenig bunt herzugehen, und Meſſerſtiche ſind nichts ſeltenes. Der Kirchhof der Proteſtanten iſt nur durch eine mit Bäumen beſetzte Wieſe von dem Scherbenberg getrennt.

Der Tag vor dem Feſte der heil. drei Könige, wird von dem römiſchen Volke eben ſo fröhlich begangen, als in Oberſachſen der Weihnachtsabend. Alle Obſt- und Zuckerbuden ſind dann herrlich aufgeputzt, und zwar unter dem Vorſitz eines Popanzes, eine Art von Knecht Ruprecht. Bald iſt es eine Puppe mit gräßlicher Larve und feurigen Augen, bald ein lebendiger, vermummter Menſch, der allerlei Spaß treibt. Zu den ſeltſamen, aber gewöhnlichen Späßchen, deren Urſprung ich wohl wiſſen möchte, gehören Strümpfe mit Orangen und andern Früchten voll geſtopft. Dieſe ausgeſtopften Strümpfe ſieht man überall hängen, zuweilen ſind auch Briefe mit Stecknadeln daran befeſtigt. Liebhaber beſchenken ihre Geliebten mit ſolchen Strümpfen, die übrigens mir nicht einmal neu zu ſeyn ſchienen. — In großen Buden wird noch mehr Aufwand gemacht. Da ſtehen und ſitzen Puppen ſo groß als zwölfjährige

Kinder, und ſcheinen ſich mit einander zu unterhalten; eine jede hat von Früchten ſtrotzende Strümpfe an ihrer Seite hängen. Die Zuckerbecker wetteifern mit denen in Berlin in künſtlichen Darſtellungen, übertreffen dieſe nicht ſelten, beſonders in der Wahl des Gegenſtandes. Denn wenn ich in Berlin nur Szenen aus der Donaunymphe, oder etwas dergleichen erblickte, ſo war es hier der Brand von Troja, der Tod des Marcus Antonius, die Entdeckung von Amerika; lauter erhabene Süjets, die gewöhnlich einen Raum von zehn bis zwölf Schritt Länge und ein paar Schritt Breite einnahmen, die Bühne nicht ſelten auf das täuſchendſte gemahlt, dekorirt und beleuchtet; die kleinen Figuren ſinnreich gruppirt und in Handlung geſetzt, auch meiſtens richtig gezeichnet, wenigſtens für den Effekt. — Man kann denken, welch' ein Gedränge und fröhliches Gewimmel um dieſe Buden iſt. Dennoch fährt die vornehme Welt, der Bequemlichkeit des Volks nicht achtend, in langen Reihen durch die mit Menſchen eben ſo voll gepfropften Straßen, als die Strümpfe mit Orangen, hält auch wohl ſtill vor den Buden, und verurſacht dadurch in der That ein gefährliches Drängen. Ich ſelbſt habe zwar dieſen Unfug mitgemacht, bekenne aber, daß, wenn ich Gouverneur von Rom wäre, ich es nicht dulden würde. — Einem Nordländer, der an ewigen Zugwind gewöhnt iſt, fallen bei dieſer und mehrern Gelegenheiten die vielen tauſend Lampen auf, die ohne Schirm auf den Straßen brennen, und doch nie vom Winde ausgelöſcht werden.

* * *

Der ſpaniſche Platz, auf welchem ich gewohnt habe, ſteht, kraft eines ſeltenen Herkommens, unter der Polizei des ſpaniſchen Geſandten, deſſen Pallaſt hier befindlich iſt. Hat man ihn zum Freunde, ſo kann man auf dieſem Platze nach Belieben morden, Unzucht treiben, kurz, jede Schandthat ſich erlauben, kein Sbirre darf es wagen, Hand an den Verbrecher zu legen, der ruhig da ſteht, und die Diener der Gerechtigkeit höhnt und neckt. Auch ſelbſt dann, wenn der ſpaniſche Geſandte den Verbrecher nicht ſchützen will, gewinnt dieſer wenigſtens durch die ſaubere Einrichtung ſo viel Zeit, daß er ganz bequem auf eine ſichere Retirade denken kann. Denn da müſſen erſt die Untergerichte an die Obergerichte rapportiren, und die Obergerichte müſſen den Gouverneur benachrichtigen, und der Gouverneur muß die Sache zur Kenntniß des Staatsminiſters bringen, und der Staatsminiſter muß eine ſchriftliche Note deshalb an den ſpaniſchen Geſandten machen, und der ſpaniſche Geſandte muß ſchriftlich darauf antworten. — Man begreift leicht, daß unterdeſſen der Mörder ganz gemächlich entwiſcht. Vor einem oder zwei Jahren empfing ein Unglücklicher hier einen Meſſerſtich, ſtarb an der Straßenecke, und ſeine Leiche lag vom Morgen bis zum Abend auf der Straße, ehe die gewöhnlichen Formalitäten verſtatteten ſie wegzuſchleppen. — Auch die ſchmiegſamen Jungfrauen dürfen auf keinem andern Platze in Rom ihr Weſen treiben, auch ſie ſtehn unter ſpaniſchem Schutze; daher wohnen ſie auch alle in den Häuſern hier herum, und der Platz wimmelt von ihnen, ſo bald es Abend wird. Es iſt höchſt komiſch, oder auch höchſt unanſtändig, den gravitätiſchen Spanier zu ſehen, und ſich ihn als oberſten Schutzherren der ſchmiegſamen Jungfrauen denken zu müſſen. — Auch der kaiſerliche Miniſter hatte auf dem

Platze, welcher ſeinen venetianiſchen Pallaſt umgiebt, gleiche Rechte, doch ſeine weiſere Regierung entſagte ihnen ſchon längſt. — Iſt es nicht eine ungeheure Albernheit, fremden Mächten zu erlauben, in einer Stadt, wie Rom, eine eigene Gerichtsbarkeit auszuüben? und durch die Unverletzbarkeit ihrer Diſtrikte gleichſam zu Verbrechen aufzumuntern? — Pius VI. hat viele ſogenannte Aſylen in und vor Kirchen aufgehoben, und ſeitdem hat ſich die Anzahl der Mordthaten beträchtlich vermindert. An großen Feſttagen ſieht man auch von früh bis in die Nacht Patrouillen durch die Stadt reiten. Das hinderte aber doch nicht, daß am Neujahrstage bei der Fontaine de Trevi zwei Menſchen erſtochen wurden. — Je beſſer der Wein gerathen iſt, ſagen die Römer ſelbſt, je häufiger ſind die Mordthaten.

Mit allen dieſen Gräueln, iſt, wie gewöhnlich, ein hoher Grad von chriſtkatholiſcher Frömmigkeit verbunden. Ehe der Mörder zur That ſchleicht, hört er eine Meſſe, und nachher geht er in den Beichtſtuhl, ſo iſt alles vorüber. Das einzige Kapitalverbrechen in dieſem Staate iſt: die Meſſe zu vernachläſſigen. Daher fängt ſogar das Poſtbüchlein mit folgender Erinnerung und Ermahnung an: „Wer reiſen will, muß vor allen Dingen beichten und andächtig communiciren, dann eine Meſſe für die Seelen der Verſtorbenen leſen laſſen, oder auch pro itinerantibus. An dem Morgen ſeiner Abreiſe muß er noch eine Meſſe hören, und alsdann, wenn er in den Wagen ſteigt, oder ſich zu Pferde ſetzt, oder zu Fuß ſeinen Weg antritt, bete er irgend einen Pſalm, oder den Roſenkranz, oder was ihm ſonſt Gott eingeben wird. Iſt er nun endlich würklich vom Hauſe abgereiſt, ſo ſpreche er mit zerknirſchtem Herzen ein Confiteor, und hierauf folgendes Gebet." (Hier iſt dann ein langes lateiniſches Gebet abgedruckt, in welchem der Angelus Raphael um Begleitung des Reiſenden erſucht wird.) Dieſem folgt der Lobgeſang des Zacharias, gleichfalls lateiniſch, und zum Schluß noch ein ewig langes Oremus, in welchem Gott erinnert wird, daß er die Kinder Iſrael durch das rothe Meer, die drei Könige aus dem Morgenlande zu der Krippe, den Abraham aus Chaldäa geführt, und daß er folglich auch anjetzo „dem Reiſenden bei großer Hitze als Paraſol, bei Regenwetter als Regenſchirm, bei Kälte als Mantel, bei Müdigkeit als Führer, bei ſchlüpfrigen Wegen als Stab, bei Schiffbruch als Hafen dienen ſoll." — Dieſe artigen Sächelchen ausgenommen, iſt das römiſche Poſtbüchlein das allerelendeſte in ganz Europa, denn faſt keine einzige Station iſt richtig angegeben, und beſonders auch Nachrichten aus fremden Ländern ſind mit der komiſchſten Unwiſſenheit verſtümmelt. Von den ruſſiſchen Münzſorten heißt es zum Beiſpiel: „Dort wird ein länglichtes Stück Silber geſchlagen, welches man Copia nennt, deren vier und ſechzig einen deutſchen Reichsthaler ausmachen. Eine andere Münze heißt Denga, und vier derſelben gelten eine Copia; zehn Copien machen eine Geuina." — Welcher Ruſſe wird hier ſeine Münzen erkennen? — Ferner heißt es: in Moscau gelten die deutſchen Reichsthaler, welches unwahr iſt. — In Deutſchland giebt es, dieſem Büchlein zufolge, nur eine Goldmünze, nemlich ungariſche Dukaten, und von Silbermünze nichts als

Thaler, Gulden, und Zufenzini (ſollen vermuthlich Fünfzehner ſeyn.)

Man hält gewöhnlich Neapel für wohlfeiler als Rom; ich habe es umgekehrt gefunden, obwohl ich in dem theureſten Wirthshauſe gewohnt habe. Ein Quartier, von der nemlichen Beſchaffenheit wie in Neapel, iſt in Rom um ein ganzes Drittel wohlfeiler. Daſſelbe gilt von der Equipage. Die Tafel hält an beiden Orten ſo ziemlich gleiche Preiſe. Die Lohnlakaien ſind Spitzbuben, hier wie dort. Putzwaaren ſind in Rom theurer und geſchmackloſer als in Neapel. Guten, trinkbaren Tiſchwein findet man leichter als dort, denn man bezahlt den vortrefflichen Florentiner, der dort gar nicht zu haben iſt, etwa mit acht Groſchen die Bouteille. Das Zugemüſe iſt ſehr ſchmackhaft. Broccoli, Kohl, Kohlrabi und vorzüglich Zwiebeln, habe ich nirgends beſſer gegeſſen. Man kocht die letztern hier ganz zum Rindfleiſch, ſie ſind lieblich ſüß, und thun weder auf das Geſchmacksorgan, noch auf den Magen irgend eine von den unangenehmen Würkungen, die ich ſonſt wohl daran kannte. Das Brod könnte beſſer ſeyn. Die Maccaroni werden aus Neapel verſchrieben; man behauptet, ſie könnten niegends ſo gemacht werden. Doch ſind auch dort nicht alle Fabriken von gleicher Güte; oft fand ich ſie ſandig. Seefiſche giebt es hier eben ſo häufig wie dort, auch dieſelben Gattungen, nur nicht ſo friſch, da ſie aus den nächſten Häfen herbeigeführt werden müſſen. Von Fleiſchſpeiſen iſt das Geflügel am beliebteſten, nur Gänſe werden auch hier ſehr wenig gegeſſen. Zu den meiſten Suppen wird getriebener Käſe gegeben. Doch der gerühmte römiſche Blumenkäſe (Caseo di fiore) iſt, trotz ſeines ſchönen Namens, eine ſehr unſchmackhafte Speiſe. Er gleicht einem zähen, friſchen Ziegenkäſe. Das Alter ſoll ihn verbeſſern. Unſtreitig der beſte Käſe in Italien, und vielleicht in Europa, iſt der ſogenannte Strachino di Milano. — Kaffee und Zucker ſind gewaltig theuer. Ein Pfund guter Kaffee koſtet über achtzehn gute Groſchen. Für drei Portionen Kaffee, mit einigen Butterſchnitten, habe ich täglich faſt anderhalb Thaler bezahlen müſſen.

Es iſt eine allgemein angenommene Meinung im Norden, (und ich ſelbſt habe es lange geglaubt), daß die alten Römer einen ganz beſondern Mörtel zu machen verſtanden hätten, daß bloß deshalb ihre Gebäude ſo dauerhaft geweſen, daß aber dieſe Kunſt verlohren gegangen ſey. Dem iſt nicht alſo. Die Römer verfertigten ihre Mörtel gerade ſo wie wir, aber ihr Sand iſt von einer [illegible] tauglichern Beſchaffenheit dazu, als der unſrige. Im Norden muß man die neuen Mauern vor der Näſſe verwahren, wenn man nicht will, daß ſie auseinander fließen ſollen; hier iſt es gerade umgekehrt. Soll eine Mauer die größtmögliche Feſtigkeit erhalten, ſo begießt man ſie fleißig mit Waſſer, dann wird bald ein einziger Stein daraus, und wenn ſie zerſtört wird, ſo fällt ſie nicht in kleinen Brocken, ſondern in großen Maſſen von einander, die wie Felſenſtücke herum liegen. Darum wird auch dieſer Sand jetzt weit und breit als Ballaſt verführt. — Die alten Römer verſtanden aber allerdings eine Kunſt, die verlohren gegangen iſt, nemlich mit Quaderſteinen ohne Mörtel ſo zu bauen, daß die Steine auf einander geleimt ſchienen. Kunſtverſtändige glauben würklich, ſie haben die Steine nicht bloß behauen, ſondern auf irgend eine Art gleichſam geſchliffen, und dadurch die Cohäſion zum Erſtaunen vermehrt.

In der Peterskirche iſt ein Altar, über dem die ſehr wahrſcheinliche Hiſtorie abgebildet iſt, wie die Heiligen Peter und Paul mit Schwerdtern bewaffnet vom Himmel herabflattern, und den Hunnenkönig Attila in die Flucht ſchlagen. Man erzählt, der jetzige Pabſt habe oft vor dieſem Altar ſeine Andacht verrichtet, in der Meinung, ein ähnliches Wunder zu bewürken. Man erzählt auch, er habe kurz vor ſeiner Reiſe nach Frankreich täglich dort geknieet und inbrünſtig gebetet. Ich mag dieſe Erzählungen nicht verbürgen; ſind ſie aber auch erfunden, ſo beweiſen ſie zum mindeſten die Volksſtimmung, die überhaupt in dieſem Augenblicke wohl in der ganzen Welt die nemliche iſt, da gewiſſe Urſachen überall dieſelben Würkungen hervorbringen. Uebermuth iſt ſtets empörend, ſelbſt an dem, der in Purpur gebohren wurde; aber unerträglich, wo nicht einmal Gewohnheit des Volkes Blicke ſchon ehrfurchtsvoll an die Wiege heftete.

Einer päbſtlichen Wachparade beizuwohnen, ſollte Niemand verſäumen, denn etwas Drolligeres in dieſer Art bekommt man nie wieder zu ſehn. Etwa dreihundert Menſchen in braunen Kitteln ſtehen, ſo ziemlich nach Belieben, der Säule-Antonins gegenüber; ſie haben Flinten, die ſie gleichfalls nach Belieben halten. Die Feldmuſik probirt ihre Inſtrumente, jeder bläſt ſein eigenes Stückchen. Die Officiers ſpazieren auf dem Platze herum, alle nach Belieben gekleidet. Selbſt von den Dienſtthuenden trug einer Uniform, der Andere einen Oberrock, bei dem einen war der Säbel drüber, bei dem andern darunter geſchnallt. Der eine hatte Stiefeln, der andere Camaſchen, der Adjutant ſogar Pantalons, aus welchen weiße Zwirnſtrümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen hervorragten. Endlich wird exercirt, das heißt: die dreihundert Menſchen werfen ihre Flinten nach Belieben hin und her. Zuletzt wird auch marſchirt, dann hat der Jammer den höchſten Gipfel erreicht. Nicht zwei Füße ſieht man zu gleicher Zeit heben oder niederſetzen, und jedes Glied ſcheint den Beweis führen zu müſſen, daß eine krumme Linie länger iſt als eine gerade. Muſikanten und Soldaten bemühen ſich um die Wette, den Takt zu erwürgen. Es iſt ein Glück, daß von der Antoninsſäule nur noch ein Heiliger herabſchaut, der nichts vom Marſchiren verſteht. Stände der alte wackere Kaiſer noch oben, er hätte ihnen längſt die ganze Säule auf die Köpfe geworfen.

Allen künftigen Tyrannen, die etwa mein Buch leſen möchten — denn jetzt kenne ich nur ein paar, die es nicht thun werden — zeichne ich hier zur Warnung auf: daß in der Gegend um Rom noch jetzt der Name Nero als einer der größten Flüche und Verwünſchungen ausgeſprochen wird. Per il corpo di Nerone! gilt eben ſo viel als der Teufel ſelbſt.

Tauſendmal habe ich die heilige Jungfrau abgebildet geſehn, wie ſie auf dem erſten Mondsviertel ſteht, hundertmal habe ich gefragt: was das bedeuten ſolle? und eben ſo oft hat man mir geantwortet: es bedeute die Keuſchheit. Aber warum iſt der halbe Mond ein Sinnbild der Keuſchheit? das wußte mir Niemand zu ſagen. Ich habe mir alſo ſelbſt eine Hypotheſe darüber machen müſſen, und ich vermuthe, die ſinnarmen Chriſten haben auch hier, wie ſie ſo oft gethan, den Heiden eine Idee abgeborgt, nemlich den Mond der keuſchen Diane. Um aber zugleich den Triumph des Chriſtenthums anzudeuten, haben ſie der Diane den Mond vom Kopfe genommen, und ihn der Madonna zum Fußſchemel gemacht. Wer es beſſer weiß, der belehre mich.

Der Bogen Conſtantins iſt nun auch ganz ausgegraben, und, als ich abreiſte, war man ſchon damit beſchäftigt, ihn mit einer eben ſolchen Mauer und Geländer zu umgeben, als bei dem Bogen des Septimius Severus geſchehen iſt. Einige Säulen hat man zum Theil gereinigt, um zu wiſſen, woraus ſie beſtänden, es iſt giallo antico. Die meiſten Stimmen zu Rom ſind darin einig, daß das Ausgraben dieſes Bogens eine ſehr überflüßige Arbeit geweſen.

In dem Pallaſt Spada ſteht dieſelbe koloſſale Statue des Pompejus, an welcher Julius Cäſar einſt ermordet wurde. Als die Franzoſen in Rom hauſten,

ten, geriethen ſie auf den Einfall, den Tod Cäſars von Voltaire auf einem römiſchen Theater zu ſpielen, und, um die Illuſion zu verſtärken, ſchleppten ſie mit großer Mühe jene Bildſäule wirklich auf die Bühne. Man klagt ſehr, daß ſie bei dem Transport gelitten habe, denn die modernen Mörder Cäſars verfuhren nicht ſäuberlich mit dem großen Pompejus.

Die Druckerei der Propaganda zu Rom bildet ſich ein, die Alphabete aller bekannten Sprachen zu beſitzen, und verkauft auch würklich gedruckte Proben davon. Wenn ſie aber alle nicht ſichrer ſind, als das deutſche Alphabet (das doch ſo leicht zu haben war), ſo ſieht es übel damit aus. — Ein däniſcher Gelehrter, der ſich jetzt zu Rom aufhält, hatte neulich große Mühe, etwas coptiſches drucken zu laſſen. Er mußte es wohl zwanzigmal corrigiren, ehe es nur erträglich gerieth. Es iſt alſo nur unnütze Prahlerei mit dieſem Sprachenreichthum.

Ein hieſiger Künſtler, den ich natürlich nie nennen werde, hat zwei ſchöne, aber höchſt maliziöſe Zeichnungen verfertigt. Sie ſind über zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß breit. Auf der einen ſteht, in einem Mittelſchilde, Bonaparte in der Generalskleidung mit gezogenem Degen. In acht kleinen Medaillons, die das Mittelſchild umgeben, ſieht man ſeine berühmteſten Thaten abgebildet, als da iſt: die Schlacht bei Marengo, die Brücke von Lodi u. ſ. w. Unter dem ganzen Bilde ſteht die Unterſchrift: Bonaparte's Thaten als General. Die zweite Zeichnung liefert den Pendant, abermals ein Mittelſchild, Bonaparte im kaiſerlichen Ornat. Abermals acht kleine Medaillons, in welchen folgende Gegenſtände dargeſtellt ſind: 1) die Hinrichtung des Herzogs von Enghien; 2) das Geſpräch mit Lord Withworth; 3) die Erbauung der Flotte gegen England; 4) die Errichtung der Ehrenlegion; 5) die Verhaftung des engliſchen Reſidenten in Hamburg; 6) die Zuſammenkunft mit einem Maire, der in ſeiner Harangue ſagte: Gott habe ausgeruht, nachdem er Bonaparte geſchaffen; 7) die Trennung von ſeinem Bruder Lucian; 8) die Krönung. Unter dem Ganzen ſteht: Bonaparte's Thaten als Beherrſcher Frankreichs. — Wer ſollte glauben, daß die Ungezogenheit und Verwegenheit eines Künſtlers ſo weit gehen könne! Glücklicherweiſe wird er wohl nie einen Kupferſtecher finden, der es wagen wird, die Zeichnung zu vervielfältigen.

54.

Zwiſchen Rom und Bologna.

Daſſelbe Thor, durch welches ich, drei Monate früher, mit beklemmter Bruſt zum erſtenmal in Rom einfuhr, ſah ich jetzt mit leichtem Herzen und befriedigter Neubegier der Hauptſtadt der Welt den Rücken kehren. Ich fuhr über den pons milvius, jetzt ponte molle, eine Brücke, die in der großen Schlacht Conſtantins gegen den Tyrannen Maxentius zerſtört, und von einem Pabſt wieder hergeſtellt wurde. Ein alter Thurm ſoll noch von Beliſar herrühren, der ihn erbaute, um den Gothen den Uebergang über die Tiber zu verwehren. Hier war es, wo Maxentius ſich in die Fluthen ſtürzte' und ſeinem, vielleicht von Chriſten zu ſehr verſchwärzten Leben, ein Ende machte. Auf der flaminiſchen Straße, vormals durch eine große Anzahl prächtiger Mauſoleen geufert, gelangt man nach

55.

Citta Caſtellana,

einem elenden Neſte, nur demjenigen intereſſant, der Erinnerungen aus der Vorwelt mit ſich bringt. Hier ſtand einſt Veji, hier hauſten die ſtolzen Vejenter, deren Thaten vielleicht eben ſo berühmt ſeyn würden, als die der Römer, wenn ſie Geſchichtſchreiber gefunden hätten wie dieſe. Dreihundert Jahre kämpften ſie mit den Römern um ihre Freiheit; unter ihren Mauern fielen die dreihundert edlen Fabier, die allein aus Rom zogen, um ihr Geſchlecht durch eine Großthat zu verherrlichen. Furius Camillus bezwang endlich das ſtreitbare Volk. Jetzt beſteht es aus muthloſen Bettlern, die ſogar, nach Volkmanns Bericht, in Höhlen wohnen ſollen. Vermuthlich haben ſie, ſeit ſeiner Reiſe, ſich Häuſer erbaut, die freilich elend genug ſind, aber doch keinen Höhlen gleichen.

56.

Narni

hat eine äußerſt romantiſche Lage auf einem hohen Bergrücken. Kurz zuvor, ehe man in die Stadt gelangt, blickt man dicht am Wege in Abgründe hinab, wo die ſchroffen zackigten Felſen, höchſt mahleriſch auseinander geriſſen, ſo furchtbare, enge und finſtere Schlünde bilden, daß ich mich wundre, daß die Alten nicht den Eingang zu ihrer Hölle hieher verſetzt haben. Ein Orpheus an dieſen Felswänden klimmend, würde in der That in Plutos unterirrdiſches Reich hinab zu ſtürzen ſcheinen. — Die alten Einwohner von Narni waren ein tapferes, entſchloſſenes Volk. Erobern konnten die Römer ihren Berg ſchwerlich, wohl aber aushungern, und als das wirklich geſchah, brachten ſie Weiber und Kinder, zuletzt ſich ſelbſt um, und der ſchaudernde Sieger zog über Leichen in die öde Stadt. Um dieſer That willen beliebte man ſie Nequinum zu nennen, von nequitia hominum, Bosheit der Menſchen. Wäre das in einer römiſchen Stadt geſchehen, wie himmelhoch würden die römiſchen Geſchichtſchreiber die That erheben! — Ich kenne ein modernes Volk, das es gerade ſo macht, und es für die abſcheulichſte Bosheit erklärt, wenn man nicht gleich alles hergiebt, was man hat, alles einräumt, was man beſitzt. — Dicht bei Narni, aber doch jenſeits der Stadt, liegen die Ruinen einer Brücke, welche Kaiſer Auguſt erbaute, um zwei Berge zuſammen zu hängen, und dadurch den Weg nach Derugra zu erleichtern. Man kann den höchſt beſchwerlichen Weg nur zu Fuße machen, ich rathe daher keiner Dame, ſich von ihrer Neubegier dahin locken zu laſſen; denn man ſieht dort ohnehin nicht viel. Ein einziger großer Bogen ſteht noch ganz am linken Ufer, ein Stück am rechten, und von ein paar eingeſtürzten Bogen ſind noch Trümmer in der Mitte des Stroms zu ſchauen. Die Brücke war aus Quaderſtücken erbaut, und muß prächtig geweſen ſeyn. — Ein angenehmes Thal führt von hier bis Terni. Wenn aber Reiſende behaupten, das Gras werde hier einmal im Jahr gemäht, ſo glaube ich das nicht, und die Urſache meines Unglaubens iſt: weil es gar kein Gras hier giebt. Kornfelder, mit Maulbeerbäumen und Weinreben bepflanzt, ziehen ſich ſehr einförmig bis nach Terni. Zu Plinius Zeiten mag es freilich anders geweſen ſeyn, denn der iſt der Gewährsmann jener Behauptung.

57.

Terni.

Die Vaterſtadt des Tacitus und der Schauplatz eines herrlichen Naturwunders. Die Caſcatellen von Tivoli ſind lieblich, der Waſſerfall von Terni iſt ernſt und groß. Dort wäre Tacitus vielleicht ein Dichter geworden, hier mußte er ein Geſchichtsſchreiber werden, und einfach, ſtark, zackigt, wie dieſe Felſen, mußte ſein Styl ſich bilden. Hier hätte ich Gelegenheit, manche Bemerkung zu verlautbaren, über den Einfluß, welchen die erſten Umgebungen eines Schriftſtellers auf die Wahl der Gegenſtände haben, denen er für immer ſeine Feder widmet; das würde mich vielleicht zu intereſſanten Grübeleien, aber nicht zum Waſſerfall von Terni führen, oder doch nur auf Umwege, die ich dem Leſer erſparen will. Kaum aus dem Wagen geſtiegen forderte ich Poſtpferde, denn der Weg bis zu jenem herrlichen Waſſerſturz beträgt noch eine ſtarke deutſche Meile. Man kann dahin reiten oder auch in einem kleinen zweirädrigten Cabriolet dahin fahren, in welchem allenfalls zwei Perſonen ſitzen können, wenn ſie ſich anders lieb haben; denn man wird freilich ſo nahe zuſammen gedrückt und ſo oft zuſammen geworfen, daß ein paar feindlich geſinnte Menſchen ſich entweder verſöhnen oder raufen müſſen. Hingegen wünſche ich dem

Liebhaber Glück, der Gelegenheit hat, mit ſeiner ſpröden Geliebten dieſe Fahrt zu machen; ſie iſt verlohren. — Wir durchſchnitten zuerſt einen ſchönen Olivenwald, deſſen Früchte jetzt eben gegen die Mitte des Januar, geſammelt wurden, und die folglich durch fleißige Menſchen belebt war. Am Ende des Waldes gelangten wir in ein Dorf, Papinia, über dem ſich ein großer ſteiler Berg erhebt, und nahe am Gipfel dieſes Berges ſahen wir die Straße ſich hinziehen, die von fern nur ein ſchwindelnder Fußſteig ſchien. Doch der Poſtillion ſprach uns Muth ein: täglich, verſicherte er, klimme er dieſen Weg mit ſeinem leichten Fuhrwerke hinan. Auch fanden wir ihn wirklich breiter und bequemer, als er in der Ferne erſcheint. Freilich iſt der gähe Abgrund nur an wenigen Stellen mit niedrigen Mauern verſehen; aber man hat keine Vorſtellung von der Sicherheit, mit welcher dieſe Pferde auf ſolchen Wegen einherſchreiten. Es ſind uns eine Menge reitender Bauern begegnet, die auf dem ſchmalſten Rande, wo zwiſchen ihnen und einem Abgrund von vielleicht dreihundert Klaftern kein Strohhalm Breite mehr war, ſo luſtig und ſorglos dahin trabten, als ritten ſie in einem Park ſpazieren. Sie konnten ganz bequem in der Mitte der Straße bleiben, aber ſie gaben ſich nicht einmal die Mühe hinzuſehen oder ihre Gäule zu leiten, und dieſen ſchien gerade der gefährlichſte Fußpfad am meiſten zu behagen. Mächtige Gewohnheit! Muth iſt nichts weiter als Bekanntſchaft mit der Gefahr. — Endlich iſt der ſteile Berg erklimmt, und man befindet ſich auf einem ſehr beſchränkten Platze, auf dem vor fünf Jahren, zwiſchen den Franzoſen und Neapolitanern, ein unblutiges Gefecht vorfiel. Der erſtern waren achthundert, der letztern viertauſend, dennoch liefen ſie davon, wie ſie überall davon gelaufen ſind, ohne den ernſten Schatten des Tacitus zu ſcheuen. Die Leute hier herum meinen, es ſey Verrätherei im Spiele geweſen, denn der neapolitaniſche General habe ſich kurz zuvor mit dem franzöſiſchen beſprochen; ich glaube aber, die Natur hat bloß einen Verrath an den Neapolitanern begangen, indem ſie ihren oft herkuliſchen Körpern den kleinen belebenden Funken des Muthes verſagte. — Vormals hatten Weinreben dieſen Platz verſchönert, die Franzoſen haben ſie, zum Behuf ihres kleinen Lagers, abgehauen. Von hier aus ſetzten wir unſern Weg zu Fuße fort, durch mannichfaltige Krümmungen, zwiſchen Lorbeerbüſchen, auf ſchlüpfrigem Boden; denn obwohl der Waſſerfall noch wohl eine Viertelſtunde entfernt iſt, ſo ſpritzt er doch ſeinen Staubregen bis hieher. Das Brauſen ſeines Sturzes hatten wir ſchon ſeit einer Stunde vernommen. — Ich rathe jedem Reiſenden, bevor er ſich nähert, mit ſeinem Cicerone abzumachen, daß er ihn *ohne Umwege* ſogleich zu dem kleinen Häuschen führe, Caſino genannt, welches dem Waſſerfall gegenüber auf einer iſolirten Felſenſpitze erbaut iſt; denn dieſe fatalen Menſchen wollen immer nur recht viel zu zeigen haben, laſſen den Fremden daher bald hier bald dort ein *Stückchen Waſſerfall* ſehen, und führen ihn nicht allein unnützerweiſe der Kreuz und Queer, ſondern ſchwächen auch vorzüglich dadurch den Totaleffekt. — Der Tag unſrer Wallfahrt war heiter, aber einer der kälteſten in Italien, denn es hatte ſogar ein wenig Eis gefroren, und die Waſſerdünſte, welche der zerſtiebende Strom hier rings umher lagert, waren zu einen Glatteis geronnen, das jeden Schritt an dieſen gähen Schlünden gefährlich machte. Die Gefahr bei Seite, war unſere Wanderung in der That komiſch, denn unſere beiden Führer mußten auf dem ſpiegelglatten Abhang ihre Mäntel vor uns ausbreiten, um uns einen ſichern Fußtritt zu verſchaffen. Waren wir nun alle glücklich vom erſten Mantel bis auf den zweiten gelangt, ſo wurde wiederum ſo lange Halt gemacht, bis der erſte Mantel weiter vorwärts neben den zweiten gelegt war, und ſo immer abwechſelnd. — Endlich war das Ziel erreicht; wir ſtanden in dem von allen Seiten offnen Häuschen, bis an die Knöchel im Waſſer, und vom Staubregen tüchtig durchnäßt. Aber wer könnte hier in den erſten zehn Minuten an irgend eine Unbequemlichkeit denken! und wer möchte es ſich, auch noch vier und zwanzig Stunden nachher, einfallen laſſen, dieſes Schauſpiel zu beſchreiben! von einer ſchroffen Höhe von zweihundert Fuß ſtürzt der ganze Velino ſich in den zackigten Felſengrund hinab, und das Weſen, welches er da unten treibt, iſt kein Gegenſtand weder für die Feder noch für den Pinſel. Dein Auge ſtarrt, dein Ohr wird betäubt, der Platz auf dem du ſtehſt zittert unaufhörlich; faſt ergreift dich die Furcht und zwingt dich mit zu zittern. Aber ein liebliches, einziges, entzückendes Schauſpiel feſſelt deinen Blick; du ſiehſt einen Regenbogen — nicht Bogen, einen Regenzirkel — ja wahrlich! du ſiehſt den ganzen bunten Zirkel hoch über den Waſſerfall ausgeſpannt, unten faſt zuſammenlaufend, höchſtens iſt ein Zwölftheil ſeines Umfangs an der Baſis herausgeſchnitten. Dieſe Erſcheinung gleicht einer Zauberei. Man iſt ſo gewohnt, auch von dem ſchönſten Regenbogen doch höchſtens nur einen Halbzirkel zu ſehen, daß man ſich ſtaunend in dieſen Anblick verliert, und welche Farben! ſo hat ſie Iris nie an das Firmament gemahlt; ſie brennen Alle, es iſt ein Kunſtfeuerwerk mitten im Waſſer, und ſiehe, die Natur ſcheint ſich zu gefallen, deine Sinne immer durch neue Zauber zu überraſchen, denn plötzlich ſpiegelt ſich der Zirkel links und rechts, du ſiehſt vier Bogen zu gleicher Zeit, und ſelbſt die Abſpiegelungen ſind noch ſo lebhaft gefärbt, als ſonſt der ſchönſte gewöhnliche Regenbogen zu ſeyn pflegt. Wahrlich! der Waſſerfall von Terni iſt ſchön, aber der Regenbogen von Terni iſt noch unendlich ſchöner, und könnte ich mich jemals verſucht fühlen, ihn für ein Zeichen des Bundes zwiſchen Gott und den Menſchen zu halten, ſo wäre es hier auf dieſer Stelle. Mit hoher Wehmuth habe ich ſie verlaſſen; mit wehmüthigem Entzücken werde ich mich des Anblicks erinnern, ſo lange ich lebe! es iſt der dritte Gegenſtand, der mir Italien unvergeßlich macht: der flammenſpeiende Veſuv, das auferſtandene Pompeji und der Himmelsbogen zu Terni! wer auch nichts weiter von Welſchland ſah, der kehrt gewiß befriedigt zurück. — Einen Regenſchirm mitzunehmen will ich doch jedem Reiſenden anrathen, der etwa ein halbes Stündchen hier verweilen möchte, denn ſonſt wird er, trotz des heitern Himmels, naß bis auf die Haut. — Auf dem Heimwege gingen wir den ganzen Berg hinab zu Fuße, um die herrlichen Ausſichten zu genießen. Doch wurde dieſer Genuß durch Erzählungen unſers Führers verbittert. Er war ein armer Mann aus Papinia, der ſich kümmerlich damit nährte, daß er Oliven für fremde Eigenthümer ſammelte, oder in fremden Weinbergen arbeitete. So arm als er, waren, ſeiner Verſicherung zufolge, alle Einwohner jenes Dörſchens; denn die Franzoſen hatten ſie ausgeplündert. Ihm hatten ſie ſeinen alten Vater, einen ohnmächtigen Greis, muthwillig erſchlagen. Er hatte geſehen, wie ſie den Weibern die Ohrringe aus den Ohren, die Korallen vom Halſe, die Schnallen aus den Schuhen, die Kleider vom Leibe geriſſen hatten. Ich fragte, wie die Neapolitaner ſich betragen hätten? — die, meinte er, hatten keine Zeit etwas zu rauben, denn ſie lieſen ſogleich davon. — In Terni ſollen auch noch Ueberreſte eines Sonnentempels gefunden werden, und ich ließ mich dahin führen. Es iſt ein kleines rundes Gebäude, das von außen freilich noch Spuren des Alterthums trägt; doch möchte ich nicht behaupten, daß dieſe kleinen Quaderſteine wirklich aus den Römerzeiten herrühren. Eine *offene* Kuppel hat das runde Gebäude allerdings gehabt. Inwendig iſt es in eine kleine alberne Kirche verwandelt worden. — Auf dem Marke zu Terni will Volkmann unter einer Uhr eine Innſchrift bemerkt haben, die nicht mehr gefunden wird. Indeſſen ſchreibe ich ſie hin, theils weil ſie ſchön iſt, theils weil ſie mir einen abermaligen Beweis liefert, daß unſre deutſche Sprache die Kürze der lateiniſchen meiſtens erreichen, zuweilen ſogar übertreffen kann. Hora, dies et vita fugit, manet unica virtus. (*Stunde, Tag, Leben flieht, nur Tugend bleibt.*)

58.

Spoleto.

Wenn Plinius wahr redet, ſo herbergt dieſe hübſche Stadt das älteſte Volk in ganz Italien. Es war aber auch ein tapferes Volk, denn es trieb einſt den Hannibal zurück, der ſich vor ſeine Mauern gelagert hatte, daher das Thor, durch welches der Ausfall geſchah, noch heute porta fugae genannt wird. Die Einwohner ſind auch noch ſtolz darauf, denn als ich nach porta fugae fragte, erzählten gemeine Leute die That ihrer Ahnherrn ſogleich mit großer Redſeligkeit. Es ſind auch noch mehr Alterthümer in Spoleto zu ſchauen, die man für Tempel ausgiebt. Ein ſogenannter Dianentempel draußen vor der Stadt hat ein wohl erhaltenes Architrav, auf dem, außer andern Zierrathen en bas relief, auch Weintrauben ſich befinden. Wer nach Rom reiſet, wird ſonder Zweifel hier neugieriger und länger verweilen, als ich, der ich von Rom kam, und die ſchönſten Ruinen ſchon geſehen hatte. Aus derſelben Urſache lockten mich auch einige Bilder von Guercino und Hannibal Caraccl nicht in die Kirche; vielleicht haben die Franzoſen ſie auch ſchon längſt weggenommen. — Volkmann erzählt, es gäbe hier herum ein unverbrennliches Foſſil oder Holz (ich ſchreibe aus dem Gedächtniß). Mehrere Spoletaner habe ich darnach gefragt, doch keiner wollte etwas davon wiſſen. Hingegen iſt es ſehr wahr, daß um Spoleto ein guter Wein wächſt, der zwar ſüßlich, aber doch angenehm ſchmeckt.

Der Weg nach Foligno iſt romantiſch. Man ſieht unter andern einmal eine Stadt, die gerade ſo um einen Berg gebaut iſt, wie man den babyloniſchen Thurm abzubilden pflegt: eine Straße über die andere, und immer kleinere Kreiſe, bis zur Spitze hinauf. — Gewöhnlich heißt es, der Weg nach Bologna über Ancona ſey gemächlicher, als der über Florenz; ich habe das nicht gefunden. Auch hier giebt es mehreremale Berge, die man nur mit Ochſenvorſpann erklimmt, ein Hülfsmittel, deſſen man ſich auf jener Straße nie bedient. Dieſe Berge müſſen alſo wohl noch ſteiler ſeyn. Doch iſt das Ochſenvorſpannen vielleicht auch nur Gewohnheit des Landes, denn ich bin alle Berge, hier und dort, zu Fuß hinauf und herab geſtiegen, um von den ſchönen Ausſichten nichts zu verlieren, habe aber nicht bemerkt, daß ich hier ſteiler hätte klettern müſſen als dort. Wenn man in die Nähe einer ſolchen Ochſenpoſt kommt, dann zieht der Poſtillion eine große Muſchel aus der Taſche, und zwingt einen hohlen ſtarken Ton daraus hervor, den man ſehr weit vernimmt, und der, nach den Beſchreibungen der Alten, die größte Aehnlichkeit mit dem Ton der römiſchen Tuba hat. — Demjenigen, der die Apenninen ſobald als möglich los zu werden wünſcht, iſt doch wohl dieſer Weg anzurathen, (obwohl es ein beträchtlicher Umweg iſt) denn man klimmt höchſtens zwei oder drei Tage in denſelben herum, da man dort gewiß noch einmal ſo viel Zeit braucht. Hingegen gewährt auch das ſchöne Florenz einen köſtlichen Ruhepunkt. Die Straßen ſind beide gut, wenn man ſich nur erſt daran gewöhnt hat, neben Abgrüuden herzufahren, die weder Mauern noch Geländer haben. Die Wirthshäuſer ſind meiſt alle ſchlecht, doch weniger die auf dem Wege nach Ancona. Das Schlimmſte bei einer Winterreiſe durch Italien iſt, daß man überall ſo frieren muß. Denn obgleich die ſtärkſte Kälte hier nicht mehr als ein oder zwei Grad beträgt, und ein Nordländer folglich unter freiem Himmel nie davon leidet, ſo ſind doch die Häuſer ſo kühl wie Keller, und die Anſtalten gegen den Froſt erbärmlich. Kamine giebt es zwar überall, aber ſie rauchen gewöhnlich ſo unerträglich, daß man froh iſt, das Feuer wieder ausgelöſcht zu ſehen. Ferner iſt keine einzige Thür mit einer ordentlichen Klinke verſehen; höchſtens kann man die Thüren mittelſt einer Krampe verſchließen, aber auf und zu machen kann man ſie nicht. Wer folglich bei zugemachten Thüren ſitzen will, der muß ſie verſchließen und einen Bedienten hinſtellen, der ſo oft aufſchließt als Jemand heraus oder herein will. Selbſt trotz dieſer beſchwerlichen Vorſicht, wird man noch immer durch den abſcheulichſten Zugwind gequält, denn nicht allein die verſchloſſenen Thüren haben überall Spalten und Löcher, durch welche dieſer Feind der Geſundheit dringt, ſondern es giebt auch kein Fenſter, das nicht klaffte und dem Luftſtrohm freien Durchzug gäbe. Man rechne noch hiezu, die Fußböden von Backſteinen, und endlich die eiskalten Schlafkammern, in welchen kein Kamin befindlich iſt; ſo wird man begreifen, wie es zugeht, daß eine Winterreiſe durch Rußlands ellenhohen Schnee weit behaglicher iſt, als eine durch Italiens grüne Gefilde, wo in dieſem Augenblicke die Oliven eingeerndtet werden. Das Sprichwort trifft auch hier wieder zu: nicht alles iſt Gold was glänzt. Wer mit einiger Gemächlichkeit hier reiſen will, der verſehe ſich mit guten Pelzen und Pelzſchuhen, um beides, nicht drauſſen, ſondern im Zimmer anzuziehen. Er fülle ſeinen Reiſekeller mit gutem Wein, denn höchſt ſelten findet er einen erträglichen Trunk. Er nehme Kaffee, Zucker, Taſſen, Wachslichter, Lichtſcheeren, Dinte, Federn u. dergl. mit ſich, denn Alles das fehlt entweder ganz oder iſt ſehr ſchlecht. Ja, ich rathe ſogar einem jeden, auch einen Blaſebalg bei ſich zu führen, denn nicht einmal dieſes, für einen Kamin ſo unentbehrliche Möbel iſt hier anzutreffen, und zuweilen iſt es bloß die Schuld dieſes Mangels, daß das Feuer ſo ſchlecht brennt. An manchen Orten ſind ſogar Meſſer und Gabeln etwas ſeltnes, beſonders die letztern. — So große Lobſprüche ich auch ſchon den Reiſen mit Vetturinos gehalten, ſo muß ich ſie doch jetzt bloß auf die Florentiner Vetturinos einſchränken, vor den römiſchen hingegen aus allen Kräften warnen. Ich hatte, vermittelſt meines Wirths, der ein honetter Mann zu ſeyn ſchien, mit einem der berühmteſten Vetturinos von Rom einen Kontrakt gemacht, mich mit vier guten Maulthieren in zehn Tagen nach Bologna zu bringen, dabei, wie gewöhnlich einbedungen, daß er die Abendzeche bezahlen müſſe. Als ich morgens früh vor Tage mich in den Wagen ſetzte, hörte ich die wohlbekannten Glöckleins der Maulthiere vor denſelben, zweifelte alſo keinesweges an der Exiſtenz der Maulthiere ſelbſt. Als es aber hell wurde, ſah ich, daß ich Pferde und keine Langohren hatte. Die Pferde ſind aber in den Gebürgen weit unzuverläßiger, folglich war das ein grober Betrug. Auch kamen wir gleich am zweiten Tage ein paarmal in Gefahr, den Hals zu brechen, weil die Pferde nicht im Stande waren, bergab den Wagen gehörig zu halten. Da nun vollends eins derſelben krank, und ich durch Schuld des Vetturino im Wirthshauſe ſehr ſchlecht bedient wurde, ſo bezahlte ich ihm für zwei Tage und ſchickte ihn zurück. Da wurde ſein Unmuth geſchwätzig, und er plauderte aus; daß er meinem ſaubern Herrn Wirth zehn Scudi (etwa funfzehn Thaler) habe abgeben müſſen, die er nun nicht wieder erhalten werde. Der brave Wirth heißt Sarminto, und hält ein gutes aber ſehr theures Haus auf dem ſpaniſchen Platze. Aeußerſt dienſtfertig beſorgt er alles, was der Fremde nöthig hat, doch nicht ohne recht grobes Intereſſe, wie man aus dieſem Pröbchen abnehmen kann. Als ich hierauf noch den Kellner (Cameriere) in Terni fragte, warum er uns ſo ſchlecht bedient habe, da ich doch mit Florentiner Fuhrleuten ſo wohl gefahren ſey, ſo antwortete er mir: die Florentiner ſeyen auch die einzigen, welche ohne Knickerei für ihre Anvertrauten ſorgten, und willig ſechs, ſieben auch acht Paul (etwa einen Thaler) für jeden Kopf bezahlten, da hingegen die Römer kaum drei bis vier geben wollten. Nun war mir das Röthſel gelbſt. Ich nahm Poſtpferde, mußte mich freilich oft herumzanken, gab auch etwas mehr Geld aus, fuhr aber noch einmal ſo ſchnell, und wurde überall ſo gut als möglich bedient. Um aber doch ein Beiſpiel von der unverſchämten Prellerei der italiäniſchen Gaſtwirthe zu liefern, will ich nur anführen, daß ich gleich am erſten Abend ein ſehr mittelmäßiges Abendeſſen für drei Perſonen und ein elendes Nachtlager mit zehn Scudi (funfzehn Thaler) bezahlen mußte. Eben ſo gierig ſuchen die Poſthalter den Reiſenden zu ſchröpfen, und ſelten verläßt er eine Station, auf der nicht wenigſtens verſucht worden wäre, ihm ein Pferd mehr aufzudringen. — Nach dieſer kleinen Digreſſion eile ich, meinen Weg fortzuſetzen.

Wenn man von Serra Valta nach Ponte la Trave fährt, ſo erblickt man in einer öden, wilden Gebirggegend, neben einer Brücke, ein einſames Kreuz, unter welchem eine ſpaniſche Gräfin begraben liegt, die vor ein paar Jahren an dieſer Stelle ermordet wurde. Die gute Dame hatte ſich merken laſſen, daß ſie viel Gold und Kleinodien bei ſich führe; ihr eigener Courier hatte auf der letzten Poſt, in Valcimara, mit dem Poſthalter, der zugleich Gaſtwirth war, eine vertraute Freundſchaft errichtet (Spitzbuben ſympatheſiren ſchnell) ein dritter Helfershelfer fand ſich leicht; man lauerte auf die Unglückliche an dieſem ſchauerlich einſamen Orte; ſie ließ ſich von zwei Dragonern eſcortiren, Einer derſelben wurde erſchoſſen, der Andre entfloh, die Gräfin ſelbſt wurde aus dem Wagen geriſſen und jämmerlich ermordet. Die rächende Juſtiz war aber ſchnell, die drei Böſewichter wurden ergriffen, lebendig geviertheilt, und ihre zerſtückelten Körper an drei Bäumen, nahe dem Schauplatz ihrer Mordthat, aufgehangen. Da hängen ſie noch jetzt, ein gräßlicher Anblick! Natürlich ſpuckt es hier auch gewaltig. Wenn die Mitternacht anbricht, ſtehen drei blutige Geſpenſter unter den drei Bäumen und ſeufzen. Nach einer Weile ſchleichen ſie langſam auf die Brücke, und ſtarren aus hohlen Augen hinab auf das Kreuz. Da ſteigt eine weiße majeſtätiſche Frau hervor und ſchreitet über die Brücke. Die drei blutigen Geſpenſter fallen laut ſeufzend auf ihre Kniee, und ſtrecken die Hände flehend empor. Aber die weiße majeſtätiſche Frau ſchwebt vorüber, ohne ſie anzuſehen, und ſogleich verwandeln ſich die drei Geſpenſter in drei Feuerflammen, die ſo lange brennen und kniſtern, bis mit dem Ablauf der Mitternachtsſtunde ein Knall ſie verliſcht. Die weiße Geſtalt hingegen löſet ſich jenſeits der Brücke in ein roſenrothes Wölkchen auf, das immer höher und höher ſteigt, und, ehe es ganz in die Luft zerfließt, die Gipfel der Berge mit einem ſanften Morgenroth auf einige Augenblicke zu überziehen ſcheint. Mit dem letzten Verſchwinden des roſenrothen Wölkchens fährt plötzlich ein Sturmwind durch das öde Thal, die Knochen an den drei Bäumen klappern, und die ganze geſpenſtiſche Erſcheinung iſt vorüber. — Sieh da Stoff zu einer Ballade. Geſchwind etwas fröhlicheres. —

Man muß lachen, wenn man in einer Entfernung von hundert und zwanzig Meilen von Rom Haufen von hundert und zweihundert kalekutiſchen Hähnen antrifft, die in traulicher Geſellſchaft auf einer Fußreiſe nach Rom begriffen ſind, und trotz dem beſten Fußgänger einherſchreiten. Ein einziger Menſch reicht hin, den wohldiſciplinirten Haufen in Ordnung zu halten. Er bedient ſich dazu eines langen Rohres, das bekanntlich in Italien gewaltig hoch aufſchießt; die Länge ſeines Rohres beträgt vollkommen die Breite der Landſtraße; er faßt es in der Mitte mit beiden Händen, geht auch in der Mitte der Straße, und ſchließt ſo gleichſam den Weg hinter ſeinen Reiſenden zu. Begegnet er in den Apenninen (wo die Straße gewöhnlich an einer Seite Abgrund, an der andern ſchroffe Felſen hat) Fuhrwerken, welchen er ausweichen muß, ſo treibt er ſein Völkchen auf die nemliche Weiſe gegen den Felſen, wohin es ſich auch ſogleich ganz ordentlich ſchwenkt, ruhig und gaffend ſo lange ſteht, bis das Fuhrwerk vorüber iſt, auch wohl den Reiſenden einen hundertfachen Gruß zugluchzt. Unbegreiflich iſt es, wie der mäßige Gewinn

Aufwand, Beſchwerden und Zeitverluſt einer ſolchen langwierigen Reiſe belohnen kann; denn wenn gleich die gefiederten Paſſagier keine ſtarke Tagereiſen machen, ſo kommen ſie doch gewiß nicht fetter in Rom an, als ſie von Hauſe abreiſten, und werden vermuthlich erſt dort wiederum gemäſtet, um würdige Gallinaccio's für die Tafeln der Prälaten und Kardinäle zu werden.

Auf die nemliche Weiſe treibt man auch große Heerden fetter Schweine nach Rom, die hier zwar auch ſchwarz, wie in Neapel, doch nicht mehr ſo nackend ſind.

59.

Ancona,

ein im letzten Kriege durch Franzoſen, Oeſtreicher, Ruſſen und ſogar Türken berühmt gewordener Hafen. Seine Lage am adriatiſchen Meere gleicht der von Neapel, und gewährt einen lieblichen Anblick. Ancona iſt eine feine, große Stadt, von Bergen umſchloſſen, auf deren Gipfel Kaſtelle mahleriſch liegen. Wir eilten zu dem Ehrenbogen Trajans, der dem biedern Kaiſer einſt hier errichtet worden, weil er auf eigene Koſten den Hafen wieder herſtellte. Er iſt nicht ſehr groß, aber weit beſſer erhalten, als die des Conſtantin und Septimius Severus zu Rom. Die Zeit hat ihn nicht geſchwärzt wie jene, der weiße Marmor iſt nur wenig grau geworden; ſeine acht kanelirten korinthiſchen Säulen ſind ganz unbeſchädigt. Daß viele Zierrathen, und zwar Feſtons, von Bronze daran waren, ſieht man noch deutlich, denn die Barbaren haben ſich nicht die Zeit genommen, ſie auszugraben, ſondern nur abzubrechen, daher die Bruchſtücke des Metalls noch hervorragen. Die mittlere Inſchrift iſt größtentheils leſerlich, mehr noch die zu beiden Seiten, durch welche man auch die Gemahlin und Schweſter Trajans hat ehren wollen. Es gefällt mir wohl, daß man die gute Handlung eines Monarchen auch in denen belohnt, die ihm am nächſten und liebſten ſind, wenn ſie gleich unmittelbar nichts zu der Wohlthat beitrugen; denn wer mag berechnen, wie viel ſie *mittelbar* durch ihren ſanften Umgang auf die Beherrſcher wirkten? — Im Hafen ſahen wir unter andern vier engliſche Kauffahrteiſchiffe, von franzöſiſchen Korſaren genommen, die jetzt zum Verkauf da lagen. Da ſich auch eins mit *Nelſons* Bildniß darunter befand, ſo können ſich die Franzoſen wenigſtens *eines* Sieges über Nelſon rühmen. — Der Börſenſaal zu Ancona iſt recht artig, und wimmelt von Käufern und Verkäufern. — Das Theater hätte ich gern beſucht, obwohl es im allerſchmutzigſten Winkel lag, und eher einem Heringsmagazin, als einer Schaubühne glich; allein der Buffo war unglücklicherweiſe eben krank, und folglich nicht aufgelegt, Spaß zu machen. — Ich erkundigte mich nach den *Dattelmuſcheln* (ballari), deren Volkmann erwähnt, und ihnen die Eigenſchaft zuſchreibt, im *Finſtern zu leuchten*. Dattelmuſcheln habe ich auch genug bekommen, und eine gute kräftige Suppe iſt mir daraus gekocht worden; aber vom *leuchten* wollte Niemand etwas wiſſen, ſelbſt die Fiſcher nicht, die ſie eben gefangen hatten. Ich ſtellte demungeachtet einen Teller voll in mein Zimmer, hatte mir aber vergebens geſchmeichelt, das Nachtlicht ſparen zu können, ich muß ſie alſo mit dem unverbrennbaren Holze von Spoleto in eine Klaſſe ſetzen. — Bei Ancona hören endlich die abſcheulich hohen und ſteilen Berge auf, die man bis hieher auf jeder Station erklettern und herabklimmen mußte. Denn ſtatt den Poſtenwechſel unten am Berge anzulegen, und den Weg bequem um den Berg zu führen (wobei der Reiſende, ſeine Equipage und die Poſtpferde ſelbſt ſehr gewinnen würden), hat man vorgezogen, die Poſthaltereien auf die höchſten Felſengipfel zu verlegen, die bloß mit Ochſen zu erklimmen ſind. Aber freilich läßt ſich bei dieſer Gelegenheit die edle Kunſt der Prellerei beſſer üben, zu welcher ſolch' ein Berg einen rechtlichen Vorwand giebt. Ich möchte wohl eine Wette darauf eingehen, daß, wer in Italien auf jeder Poſt unweigerlich diejenigen Pferde annimmt, die ihm der Poſtmeiſter vorſpannen will, am Ende mit zwanzig und mehr Pferden fahren wird, wenn es nur ſo viele im Stalle giebt. In den Apenninen, wo doch die Berge am höchſten ſind, war die Prellerei am erträglichſten; aber je näher dem platten Lande, je unleidlicher wird ſie. Dicht hinter Ancona iſt noch ein einziger Hügel zu überwinden, und man ſpannte mir deshalb acht Pferde vor, da mein Wagen überall ſehr bequem mit vieren gefahren worden. Die ebene Landſtraße zog ſich nun am adriatiſchen Meere hin, durch Sinigaglia (wo die einſt berühmte Meſſe ihren alten Schwung noch nicht wieder erreichen kann) nach Fano, wo ich, während des Umſpannens, ging, die Ueberbleibſel von einem Ehrenbogen Conſtantins zu ſehn. Er beſtand urſprünglich aus drei Bogen, über welchen, mit ächt conſtantiniſchem Geſchmack, ſich ſieben andere Bogen wölbten, die natürlich ſehr klein waren, und folglich ausſehen mußten, wie Fenſter eines abgebrannten Hauſes. Jetzt iſt nur noch der mittelſte große Bogen übrig, auf dem einige Trümmer verworren liegen, das übrige iſt vor etwa viertehalb hundert Jahren im Kriege zerſtört worden. Aber man hat kläglich das ganze Conterfei des Bogens, wie er noch unbeſchädigt ſtand, mit allen ſeinen Inſchriften in die Mauer einer nahen Kirche eingehauen. Die Inſchrift beſagt: daß der Bogen dem Kaiſer errichtet worden, weil er die Stadt mit einer Mauer umgeben. Man war doch auch zu jenen Zeiten faſt ſo verſchwenderiſch mit Ehrenbogen, als heut zu Tage mit Ordensbändern. — Auf dem Rückwege beſah ich ſehr neugierig das Theater von Fano, weil ich, von außen betrachtet, darauf hätte ſchwören wollen, es ſey eine alte gothiſche Kirche; denn über dem Eingange waren drei Biſchöfe in Stein gehauen, und ein Glockenthurm gab ihm vollends das kirchliche Anſehn. Mein Führer verſicherte indeſſen, es habe nie zu etwas anderm gedient. Ich fand das Inwendige ſehr groß, viel zu groß für Fano, und übrigens eben ſo gothiſch als die Außenſeite. — Als ich zurück kam, fand ich, daß man mir abermals zwei Pferde mehr vorgeſpannt hatte. Das Recht dazu wollte der Poſtmeiſter aus den gedruckten Geſetzen beweiſen, die er aber ſelbſt nicht leſen konnte. Ich las ſie ihm ehrlich vor; es ſtand da nicht ein Wort, das ſeine Behauptung begründet häte. Dennoch beſtand er hartnäckig auf ſeinem Willen. Um nun dieſen ewigen ſchamloſen Prellereien einmal ein Ende zu machen, entſchloß ich mich, zum Gouverneur der Stadt zu gehen, und ihm zu erzählen, wie die Reiſenden in Italien behandelt werden. Der Herr Poſtmeiſter ging ſelbſt mit, und auf mein Begehren mußte er auch ſeine Geſetze mitnehmen. Ich fand an dem Gouverneur einen alten ſehr rechtlich ausſehenden Mann, der mich höflich anhörte, die Sache unterſuchte, die Geſetze las, dem Poſthalter einen ſcharfen Verweis gab, und mich erſuchte, wenn man mir noch die geringſten Schwierigkeiten mache, nur ſogleich zu ihm zu ſchicken, ſo wolle er ein Exempel ſtatuiren, denn es ſey ihm ſehr kränkend, wenn Reiſende in ſeinem Gouvernement auf irgend eine Weiſe beläſtigt würden. So ſchaffte ich mir die Blutſauger auf eine Zeitlang vom Halſe, und ich habe, zum Ruhme der römiſchen Juſtiz, dieſe Anekdote nicht verſchweigen wollen, da ich wenig Gutes von dieſem Lande zu erzählen weiß. Der Poſtmeiſter meinte doch hinterher, es ſey das gewöhnliche Schickſal der kleinen Fiſche, von den großen verſchlungen zu werden; und hätte, durch dieſes nur allzu wahre Sprichwort, beinahe Gewiſſensbiſſe in mir erregt, wenn der ſchöne ebene Weg von Fano nach Peſaro mich nicht bald überzeugt hätte, daß er ſelbſt in der That unter die Raubfiſche gehörte.

Ich kann dieſe Straße, die ich an einem Sonntage paſſirte, nicht verlaſſen, ohne zu erinnern, daß die Landleute, beſonders die Weiber, zwiſchen Ancona und Fano ſehr hübſch ſind. Ich habe ſo viele ſchöne Weiber hier geſehen, daß ich jedem Fürſten, der etwa eine recht ſchöne Menſchenrace zu haben wünſcht, rathen möchte, Koloniſten aus dieſer Gegend kommen zu laſſen. — Das zweite, was meine Aufmerkſamkeit anzog, war die unendliche Menge von Jägern, oder eigentlicher Wildſchützen, die an der Landſtraße herum lungerten. Die Jagd iſt in den päbſtlichen Staaten frei, welches wohl eine ſehr unpolitiſche Vergünſtigung iſt; denn außerdem, daß auf ſolche Weiſe das Wild nothwendig ausgerottet werden muß, gewöhnen ſich auch die ohnehin faulen Italiäner zu ſehr an ein Vergnügen, welches, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, leicht ſeinen Liebhaber über die Gebühr feſſelt. Endlich iſt es auch wohl nicht rathſam, den Italiänern Mordwaffen in die Hände zu geben, die ſie ſo gern misbrauchen.

60.

Peſaro

iſt ein artiges Städtchen, einſt Piſaurum, eine Kolonie der Römer, wo ich nicht irre, von Marc Antoninus gegründet. Spuren dieſes Alterthums fand man vormals in dem palazzo publico, wo viele alte Denkmäler und Inſchriften aufbewahrt wurden; aber dieſe alle hat die Revolution zertrümmert und verſchlungen. Jetzt iſt nur noch ein Pallaſt übrig, der dem Alterthumsforſcher wahre Schätze öffnet, und es wäre in der That der Mühe werth, daß ein ſolcher Gelehrter ſich einige Zeit zu Peſaro aufhielte, um Europa mit dieſen faſt verborgenen Schätzen bekannt zu machen. Ein gewiſſer Olivieri de Abbate nemlich, aus einem alten piſauriſchen Geſchlecht (eques Pisaurensis hat er ſich ſelbſt genannt) war ein eben ſo gelehrter als reicher Mann, ein großer Liebhaber und Sammler vaterländiſcher Alterthümer. Er hat deren eine Menge zuſammengebracht, ein Muſeum nebſt einer Bibliothek angelegt, beides in ſeinem Teſtamente für unveräußerlich erklärt, und dem Publikum ſeiner Vaterſtadt zur unentgeltlichen Benutzung hinterlaſſen. Geſegnet ſey ſeine Aſche! Ich habe auch die Ruheſtätte dieſes wackern Mannes in einer Kirche beſucht. ſeine Erben, die Machirelli heißen, haben ihm dort ein Grabmal von Marmor errichtet, über welches er Blut weinen würde, wenn er es ſehen könnte, denn es iſt die ſtümperhafteſte Schülerarbeit, ein Quodlibet von Dingen, die alle auf die Kunſtliebhaberei des Verſtorbenen Beziehung haben. Aber ſein Geiſt athmet noch in ſeinem Pallaſt. Gleich die Vorhalle iſt ringsum mit Fragmenten von antiken Basreliefs, Inſchriften, Denkſteinen, Säulen u. ſ. w. beſät; lauter hier gefundene Alterthümer, denn auf dieſe ſchränkte der Patriot ſich ein. Ueber die heidniſchen iſt das Wort Pisaurensia geſchrieben, über die ſpätern Christiana. Die Inſchriften ſind zum Theil auch griechiſch. Auf gleiche Weiſe ſind auch die Wände der großen Treppe verziert. Das Fragment eines eingemauerten Basreliefs fiel mir beſonders auf; eine ſitzende Figur (der Kopf fehlte), deren Füße auf einem Löwen ruhen, über welchem eine Schlange herabhängt. Das Muſeum ſelbſt ſoll ſehr anſehnlich ſeyn. Ich habe es leider nicht geſehn, da der Vorſteher deſſelben nicht zu Hauſe war. Ich begnüge mich daher, gelehrte Reiſende auf dieſen Schatz aufmerkſam zu machen, der ſo verſteckt liegt, daß Tauſende vorübereilen, ohne ihn zu ahnden. Auch eine Gemähldeſammlung wird in dem Pallaſte gezeigt, ſie bedeutet aber nicht viel. Ein Saal iſt von einem gewiſſen Lazzarino gemahlt. der vor kurzem geſtorben iſt. Er war aus Peſaro gebürtig, und darum ſind ſeine Landsleute wohl ſo ſtolz auf ihn; denn durch die Ehrfurcht, mit welcher man von ihm ſprach, erregte man große Erwartungen in mir, die aber getäuſcht wurden. In mehreren Kirchen ſind Bilder von ihm, die ich, den guten Peſarenſern zu gefallen, alle ſehn und loben mußte. Eine Verkündigung Mariä iſt ſein beſtes Stück, und zeichnet ſich vor allen andern Verkündigungen dadurch aus, daß der Engel in Gegenwart mehrerer Perſonen erſcheint, die ihn alle ſehn, und Furcht und Erſtaunen ausdrücken. Decenter wird die Vorſtellung dadurch. Einen Kinderheiligen, der mir bisher unbekannt war, traf ich in einer Kirche; ein Knabe, der Simon geheißen, von den Juden eingefangen, mit Zangen gezwickt und erdroſſelt worden ſeyn ſoll. Dieſe gräßliche Geſchichte iſt auf einem nicht ſchlechten Gemählde dargeſtellt. Die Juden haben das arme nackte Kind in ihrer Mitte, und martern es mit recht wollüſtigem Vergnügen. Daher iſt es denn auch für infantium protector et defensor erklärt worden. Solche Gemählde, die den ungerechten, ohnehin bittern Haß des katholiſchen Pöbels gegen die Juden nur noch vermehren, ſollte die Obrigkeit nicht dulden. Wie leicht kann einmal ein Fanatiker, durch dieſes wirklich empörende Bild, zu einer Mordthat an einem Judenkinde verleitet werden! — Ich hohle bei dieſer Gelegenheit nach, daß in Ancona die Juden nicht mehr wie vormals gezwungen ſind, an ihren Hüten einen Lappen von rothem Tuch zu tragen. Dieſe unſinnige Gewohnheit, deren Volkmann erwähnt, iſt ſchon längſt abgeſchafft worden.

Ich habe auch das Theater zu Peſaro beſucht. Man gab eine Opera Buffa, von der ich nichts weiter zu ſagen weiß, als daß die Sänger eben ſo ſchlecht waren als die Muſik, das genügſame Publikum aber ſein Bravo in reichen Gaben ſpendete. Der Haarbeutel des Buffo war ziemlich komiſch. Auch zwei Ballets waren angekündigt. Ich habe nur das erſte geſehn: ein türkiſcher Miſchmaſch, eine abgedroſchene Serailgeſchichte, bei welcher Dekorationen, Kleidung und Tanz tief unter dem Mittelmäßigen blieben. Nur die prima Ballerina zeichnete ſich vortheilhaft aus, und wird vermuthlich einſt eine ſehr gute Tänzerin werden. Das arme Mädchen war aber kaum vierzehn Jahre alt, und ſo ſtark im Wachſen begriffen, daß ihre langen rothen Hände bereits aus den alten Kleidern herausgewachſen waren, welches der flachbuſigten Dirne ein etwas ſpinnenartiges Anſehen gab. Das Haus iſt ziemlich groß, aber für ſeine Größe zu ſchmal. Vier Reihen verſchieden tapezirter Logen faſſen eine buntgeſchmückte Menge. — Weit luſtiger als die komiſche Oper ſelbſt war unſere Fahrt dahin, denn, in Ermangelung einer andern Equipage, geſchah ſie mit Extrapoſt. Eine Poſtkaleſche, auf ſtraffe Riemen gezogen, erſchien mit zwei Pferden beſpannt, der Poſtillon ritt auf einem derſelben, der Lohnbediente ſetzte ſich mit einem Laternchen auf den Bock, und ſo kutſchten wir in vollem Gallop ins Theater, wobei uns das fürchterliche Stoßen manche Töne der Angſt auspreßte.

Peſaro hat mancherlei Fabriken, auch viele Erziehungsanſtalten für Seidenwürmer, in welchen allen viel Holz gebraucht wird. Es iſt wohl ein wenig abderitiſch, daß man alle dieſe Fabriken in eine völlig holzarme Gegend verlegt hat; alles Holz muß aus Dalmatien herüber gebracht werden; man kann ſich daher leicht vorſtellen, wie ſelten und theuer dieſer Artikel hier iſt.

Ich kann dieß Städtchen nicht verlaſſen, ohne Lucian Bonaparte's noch einmal zu gedenken, der auch hier, wie überall, bewieſen hat, welch' ein zärtlicher Gatte und Vater, folglich welch' ein guter Menſch er iſt. Es war nicht ſeine Abſicht, ſich hier aufzuhalten, aber ſeine Gemahlin ſpürte Vorboten einer nahen Niederkunft. Sogleich miethete er mit großer Aengſtlichkeit das ganze Wirthshaus auf drei Monate, und ließ über ſechszig junge Weiber vom Lande hereinkommen, um eine recht geſunde Amme auszuſuchen.

Daß die Sitten auf dem Lande, auch in Italien, noch unverdorben ſind, beweiſen die meiſten dieſer Bäuerinnen; Lucian wollte nemlich ohne vorhergegangene Unterſuchung durch ſeinen Arzt keine Amme annehmen, und die Bäuerinnen waren zu ſchamhaft, ſich einer ſolchen Unterſuchung zu unterwerfen. Eine, die ihm beſonders gefiel, wollte noch überdieß ihren Mann nicht verlaſſen, ungeachtet er ihr zwei Scudi täglich (etwa drei Thaler) und monatlich zwei neue Kleider bot. Die Anekdote hat mich gefreut und überraſcht. Glücklicherweiſe bedurfte Lucian ihrer nicht, denn mit ſeiner Gemahlin beſſerte es ſich wieder, und er brachte ſie wohlbehalten bis Mailand. — Von ſchönen Gemählden, die einſt Peſaro ſchmückten, darf man nichts mehr ſuchen. Alle Raphael's und Guido's haben die Franzoſen zum Auswandern gezwungen, hingegen keinen Lazzarini angerührt, unter dem höflichen Vorwand: man wolle keinen noch lebenden Mahler auf dieſe Weiſe kränken. Damit wenigſtens tröſten ſich jetzt die Peſarenſer über die Vernachläſſigung ihres Lieblings.

Unweit Cattolica gelangt man endlich auf die Gränze des päbſtlichen Reichs, denn in der That iſt es noch immer ein Reich zu nennen, ſo viel auch ſchon davon abgezwackt worden. Mit blutendem Herzen durchſchneidet der Reiſende das herrliche Land, dem glückliche Bewohner mangeln, in dem es nur beherrſchende und gehorchende Faullenzer giebt.

61.

Rimini

war einſt eine berühmte Stadt, und man fährt noch jetzt in ihre Mauern durch einen ziemlich wohl erhaltenen Triumphbogen, der, ich weiß nicht warum, dem Kaiſer Auguſtus daſelbſt errichtet worden. Auf dem Markte ſteht ein Piedeſtal, das der Zufall einſt höher ehrte, als hätte es den olympiſchen Jupiter von Phidias Meiſel getragen. Denn als Julius Cäſar, dem Senat zum Trotz, über den Rubicon gegangen war, da ſtieg er auf dieſen Stein, haranguirte ſeine Soldaten, und führte ſie dann gegen Rom. Daß es wirklich dieſer Stein geweſen, ſagt eine alte Inſchrift, die ich zwar nicht gegen allen Widerſpruch der Zweifler geſchützt halte, der ich aber gern Glauben beigemeſſen, wenigſtens ſo lange, als ich vor dem Steine ſtand, und meine Phantaſie den großen Mann auf demſelben Stein erblickte.

In oder bei der Kirche des heiligen Franziskus ſuchte ich das Grabmal eines byzantiniſchen Philoſophen, Themiſtius, der ein Ausleger des Ariſtoteles war. Pandolfus Malateſta, ein venetianiſcher General, Herr von Rimini, und ein großer Verehrer der Wiſſenſchaften, ſoll, nach der Eroberung von Sparta, den Sarg dieſes Mannes aus Griechenland mitgebracht haben. Leider habe ich ihn nicht gefunden, woran vielleicht die Unwiſſenheit des Küſters Schuld ſeyn mochte. Aber das Grabmal jenes Malateſta habe ich gefunden, und ſeine Ueberreſte wurden mir, zwar nicht durch die Eroberung von Sparta, aber durch die Erfahrung merkwürdig, daß heiße Liebe zu den Wiſſenſchaften nicht immer, wie man zu behaupten pflegt, rauhe Sitten mildert. Gelehrte ſind nur deshalb ſanfter und menſchlicher, weil ſie gewöhnlich keine Macht in Händen haben. Wäre ihnen Gewalt verliehen, ſie würden oft ſchlimmer ſeyn, als der unwiſſendſte Despot. Dieſer Malateſta zum Exempel ließ zwei ſeiner Weiber durch Gift hinrichten, und die dritte erdroſſeln. Sie ſollen ihm untreu geweſen ſeyn, vermuthlich, weil er nicht liebenswürdig war; denn die Kunſt, der Weiber Treue zu feſſeln, beſteht in weiter nichts, als in der Kunſt, ihnen immer liebenswürdig zu erſcheinen. Der Herr von Rimini hat ſich übrigens dieſen alltäglichen Vorfall ſo wenig zum Schimpf angerechnet, daß noch jetzt eine Inſchrift von ſeinen öffentlich zur Schau getragenen Hörnern ſpricht, mit dem Zuſatz, daß mancher ſie trage, der es nicht ahnde. Volkmann geräth darüber in einen heiligen Eifer, und meint, ſolche Bemerkungen wären höchſt unſchicklich in einer Kirche angebracht. Der Meinung bin ich nicht. — Einige Basreliefs an Malateſta's Grabmal ſcheinen Kunſtwerth zu beſitzen. Ueberhaupt aber ſollte man dieſe Kirche die Kirche der Basreliefs nennen, denn mehrere ſah ich nie beiſammen. Sie ruht auf viereckigten Pilaſtern, deren vier Seiten von oben bis unten dicht damit bekleidet ſind. Habe ich recht bemerkt, ſo befinden ſich auch viele Hiſtorien aus der heidniſchen Fabelwelt darunter. Alle beſtehen aus weißem Marmor, welches ſonderbar gegen die Decke abſticht, die nichts als die nackten Sparren des Dachſtuhls zeigt. Ich wünſche in der That, daß ein anderer Reiſender mehr Zeit als ich haben möge, dieſe merkwürdige Kirche zu betrachten.

In Rimini liegt eine ſtarke franzöſiſche Garniſon, man giebt ſie auf ſieben tauſend Mann an. Das Kloſter neben der Kirche des heiligen Franziskus dient einem Bataillon zu Kaſernen. Ich ließ mich mit einer Schildwache in ein Geſpräch ein, und fand aufs neue, welch' ein mächtiger Unterſchied zwiſchen der Bildung eines franzöſiſchen und jedes andern Soldaten in der Welt iſt. Die Geſchliffenheit, mit welcher dieſer gemeine

Soldat ſprach, die Art, wie er ſich ausdrückte, ſeine Urtheilskraft, alles war hoch über ſeinen Stand erhaben. Er freute ſich, einen Preußen anzutreffen, denn er war mehrere Monate in preußiſcher Kriegsgefangenſchaft geweſen, und rühmte herzlich das Gute, das er zu Stettin und Magdeburg genoſſen. Jetzt, meinte er, ſtehe er in einem miſerabeln Lande, deſſen Einwohner lauter Bettler und Taugenichtſe wären. Als ich ihn dagegen an das herrliche Klima, den wohlfeilen Wein erinnerte, ſagte er: der Soldat gewöhne ſich an alles, das preußiſche Bier habe ihm recht wohl geſchmeckt, und die Wohlfeilheit des Weins ſey nicht einmal wünſchenswerth, denn ſie verleite nur zu Exceſſen. Gern hätte ich mit dem braven Kriegsmann mich noch länger unterhalten, der ſo achtungsvoll von dem biederſten König, und ſo dankbar von den gaſtfreien Brandenburgern ſprach; aber die Zeit war mir karg zugeſchnitten. Im Heimgehen bemerkte ich noch die Statue eines Pabſtes von Metall, und es fiel mir abermals auf, wie ſchrecklich die Bildſäule auch den ſchönſten Marktplatz verunziert. Einige Freiheitsbäume ſtanden auch hie und da, ſie waren aber gewaltig zerlumpt, die Fahnen hingen in Fetzen herab, und an den Mützen hatte die Zeit auch kräftig genagt. Dennoch glaube ich, es ſind noch die wohlerhaltenſten Denkmäler der ciſalpiniſchen Freiheit. — Von Ceſena iſt nichts weiter zu erinnern, als daß es durch die Geburt des vorigen und jetzigen Pabſtes verherrlicht worden. Die Nepoten des jetzigen waren, nach der Verſicherung unſers Wirthes, ſehr unbedeutende arme Teufel, die niemand kannte, die aber nun, ſeit der Erhebung ihres Oheims, in Kutſchen führen und hoch geehrt würden. — Ich ſah hier zum erſtenmal das Volk maskirt in den Straßen herum laufen; es nimmt ſich drollig aus. Alle Masken ſchienen aber nur zum Pöbel zu gehören, ſtellten Bäcker, Gemüßverkäufer, Bärenführer u. dgl. vor. Gegen einen maskirten Mann, zählte ich immer zehn maskirte Frauenzimmer, die gewöhnlich Beſen in der Hand trugen, und luſtig durch den Koth wadeten.

Im Ganzen iſt die größere Betriebſamkeit des Volks in der cisalpiniſchen Republik ſehr auffallend. Die Felder ſind überall wohl kultivirt, und mit arbeitſamen Menſchen bis ſpät gegen Abend bedeckt. Daß man aber dem Norden ſchon wieder um ein Großes näher gerückt iſt, wird auch merklich; die Pomeranzenbäume hören auf, ſobald man Rom verlaſſen hat. Bald verſchwinden auch die Lorbeeren und immer grünenden Eichen. Der Oelbaum wird immer ſparſamer, Pappeln und Maulbeerbäume nehmen ſeine Stelle ein. Die Aloe ſucht man vergebens. Dagegen bemerkt man an den Einwohnern ein mehr deutſches Ausſehn, ſie vermummen ſich nicht mehr ſo viel in die braunen Kittel, mit rothen Lappen verbrämt, und häßlichen ſpitzen Kaputzen verſehn, worin die Römer und Neapolitaner den Samojeden gleichen.

Ehe der Reiſende Bologna erreicht, paſſirt er noch ein paar hübſche große Städte, Faenza und Imola; da ich aber bloß durchgefahren bin, ſo weiß ich nichts weiter davon zu ſagen, als daß noch immer Freiheitsbäume darinnen ſtehen.

62.

Bologna

iſt eine große Stadt, ſo einförmig gebaut, daß man über das ewige Einerlei verzweifeln möchte. Faſt alle Straßen nemlich ſind zu beiden Seiten mit Bogengängen eingefaßt, die auf Säulen und Pilaſtern ruhen. Das iſt freilich für die Fußgänger äußerſt bequem; ſie ſind vor jeder Witterung geſchützt, daher man auch faſt gar keinen Wagen ſieht; aber die untern Stockwerke und Buden müſſen natürlich ſehr finſter ſeyn, und der Fremde, der gern Häuſer ſehen möchte, ſucht dieſe vergebens. Die Neigung zu bedeckten Bogengängen muß den Bologneſern angethan ſeyn; denn es iſt ihnen nicht genug, daß ſie ihre eigenen Häuſer vor lauter Bogen nicht finden können, ſie haben auch vor etwa anderthalbhundert Jahren einen Bogengang aus der Stadt bis zu einer Madonna auf einem Berge geführt, der nicht weniger als *zwei ſtarke Meilen* lang iſt, und oft in ſteile Felſen hat müſſen gehauen werden. Man glaube auch nicht, daß etwa die Regierung dieſen Einfall gehabt habe; nein, das Volk ſelbſt, das erzfromme Volk, hat alle die zahlloſen Bogen auf eigene Koſten erbaut. Wer *einzeln* reich genug war, machte ſich verbindlich einen oder mehrere Bogen hinzuſtellen; Arme hingegen vereinigten ſich untereinander und ſchoſſen zuſammen. Kein Stand, keine Zunft blieb zurück. Denn zu der Frömmigkeit geſellte ſich, wie gewöhnlich, die Eitelkeit; die Namen der Wohlthäter wurden unter dem von ihnen errichteten Bogen angeſchrieben, und bekanntlich liebt der Menſch nichts mehr, als ſeinen Namen irgendwo an eine Wand geſchrieben zu ſehen. Darum findet man noch jetzt, als Erbauer verewigt, hier die Soldaten von einem Cavallerie-Regiment, dort die Muſikanten aus einer Kirche, hier die Krämer-Innung, dort ſogar die Livree-Bedienten; niemand hat zurückbleiben wollen. Manche haben ihre Bogen noch durch ſchlechte Gemählde verziert, denn Jedem ſtand frei es damit zu machen, wie mit ſeiner Loge in der Komödie, daher iſt ſelten ein Bogen inwendig ſeinem Nachbar ähnlich, und es laufen ſeltſame Einfälle mitunter. Ein Frömmling, zum Beiſpiel, der ſich durch drei Bogen vermuthlich drei Stufen im Himmel erworben hat, widmete den erſten der Jungfrau Maria vor den Kindesnöthen, den zweiten derſelben in Kindesnöthen, und endlich den dritten abermals derſelben nach überſtandenen Kindesnöthen. Jeder Bogen iſt etwa anderthalb Klafter lang und faſt eben ſo breit, durchgehends bequem gepflaſtert. Vor einigen Jahren hat man die ganze ſonderbare Straße reſtaurirt und neu geweißt. Dieſem Reiz haben die ſtets ſchreibfertigen Menſchen nicht widerſtehen können, und ihre Namen tauſendweis unbefugt auf die Wände gekritzelt. Deshalb iſt auf einer ins Auge fallenden Tafel eine ſcharfe Ermahnung angeheftet worden, durch welche erinnert wird, daß der Gang der heil. Jungfrau zugehöre, und daß dieſelbe ſolch Geſchreibſel nicht leiden könne. Bis jetzt hat die Ermahnung wenig geholfen. Das Kritzeln iſt eine Erbſünde, von der die Menſchen nie erlöſet werden. — Trotz der wetteifernden Frömmigkeit der Bologneſer wurden der Bogen doch endlich zu viele, (man kann denken, wie viel Tauſende dazu gehören, eine ſo weitere Strecke auszufüllen,) daher haben doch manche, um das Werk nicht unvollendet zu laſſen, aus dem öffentlichen Schatz hinzugefügt werden müſſen, und manche unter dieſen Manchen ſind noch jetzt zu verkaufen;

öfter findet man, ſtatt eines Namens, die Worte: da vendere. Für etwa hundert und fünfzig bis zweihundert Thaler kann eine gläubige Seele noch täglich das hohe Verdienſt erringen, zu dieſem höchſt nützlichen Werke beigetragen zu haben. Wie ſüß und belohnend muß der Gedanke ſeyn, daß ein paar hundert pilgernde Faullenzer jährlich, durch Aufopferung dieſer kleinen Summe, bei Regenwetter in den Stand geſetzt werden, fünf trockene Schritte zu thun. Man hätte freilich mit dem vielen Gelde ein herrliches Hoſpital ſtiften können; aber wäre auch in dieſem Hoſpitale eine wunderthätige ſchwarze Madonna geweſen, die abermals der heil. Lucas ſelbſt gemahlt hat? — Fremde Ketzer wallfahrteten vormals hinauf zu einem ſchönen Guido Reni. Die Franzoſen haben ihnen dieſe Mühe für die Zukunft erſpart. — Auch viele Bögen unten in der Stadt ſind mit Mirakeln bemahlt, und erwecken Mitleid gegen das arme Volk, das keinen Blick aufwärts richten kann, ohne auf einen Gegenſtand zu ſtoßen, der ihm das ſchwache Gehirn verwirrt. — Um ſich von dieſen Sachen zu erholen, eile man ſchnell in die kunſtreichen Fabriken, wo viele tauſend Spindeln, mit glänzender Seide bezogen, die großen Räder bekränzen, die in drei Stockwerken mehrere Säle füllen, und doch alle durch eine handvoll Waſſer, das in der Tiefe auf ein einziges Rad fällt, Tag und Nacht herumgetrieben werden. Dort wird dich der Fleiß von mehr als fünfzig armen Kindern ergötzen, die ſtets hin- und herlaufen, etwa abgeriſſene Fäden wieder anzuknüpfen; dort wird dich der einfache Mechanismus in Erſtaunen ſetzen, wenn du ſiehſt, wie durch Berührung mit einem Finger das ganze Rieſenwerk plötzlich aufgehalten, und eben ſo leicht durch den leiſeſten Druck wieder in Bewegung geſetzt wird. Es thut ſehr wohl, Genie und Fleiß ſo innig vereinigt zu ſehen. —

Ob man daſſelbe von der einſt ſo berühmten Univerſität zu Bologna ſagen könne? weiß ich nicht. Es gab eine Zeit, wo zwölftauſend Studenten zu gleicher Zeit hier waren, auch ſehr viele Deutſche, und wo man kaum für einen Gelehrten galt, wenn man nicht in Bologna ſtudirt hatte. Damals nennte ſich Bologna: Mutter der Wiſſenſchaften, Lehrerin der Nationen, Amme der Geſetze; und auf ihren alten Münzen las man: Petrus ubique pater, legumque Bononia mater. Mit großem Wohlgefallen wird noch jetzt erzählt, daß ein König von Dännemark im fünfzehnten Jahrhundert, ſich nicht auf den für ihn bereiteten Thron habe ſetzen wollen, ſondern erklärt habe: er finde ſich genug geehrt, wenn er mit den Weiſeſten in einer Reihe ſitzen dürfe. Die Zeiten ſind längſt vorbei, aber Gelegenheit etwas zu lernen, giebt es hier noch immer, auch ſah ich ziemlich viele Studenten die Gänge des ungeheuern Univerſitätsgebäudes durchkreuzen; ja auch in der Bibliothek, die aus hundertvierzigtauſend Bänden beſtehen ſoll, fand ich, trotz der Kälte des Tages, wohl zwanzig bis dreißig, die mit verkrummten Fingern Bücher durchblätterten und excerpirten. Es wird hier alles angetroffen, was zur Erleichterung des Unterrichts in den Wiſſenſchaften beitragen kann: ein Naturalien- und Mineralien-Kabinet; eine große Sammlung von phyſikaliſchen Inſtrumenten; von anatomiſchen Präparaten; von antiken Inſchriften und Geräthſchaften. Das Beſte jeder Art haben die

Franzoſen freilich mitgenommen, denn ihnen war der Tempel der Minerva eben ſo wenig heilig als die Kirche der Madonna. Es hat den guten Profeſſoren nichts geholfen, daß ſie in der größten Geſchwindigkeit Bonaparte zum Mitglied ihrer Univerſität proclamirt, und dieſes Ereigniß durch eine pomphafte Inſchrift verewigt haben. — Die Portraits aller lebenden und todten Lehrer hängen auf der Treppe (unter andern auch Galvani). Manche derſelben ſind von berühmten Meiſtern gemahlt. — Das Merkwürdigſte von der ganzen Univerſität war mir jedoch eine Art von Wundermann, Profeſſor Mezzofanti, der, ohne jemals weiter als bis Verona gekommen zu ſeyn, zwanzig Sprachen geläufig und faſt ohne Anſtoß ſpricht und noch drei andere recht gut verſteht. Vom Deutſchen, Ruſſiſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen gab er auf der Stelle Proben, die ſo trefflich ausfielen, daß ſie auch für ſeine übrigen Sprachkenntniſſe Glauben erweckten; zumal da er ein beſcheidener, anſpruchloſer Mann iſt. — Auch eine große ſtarke Dame befindet ſich hier, die griechiſche Vorleſungen zum Beſten giebt. Ihren Namen weiß ich nicht. Es iſt auch nichts daran gelegen. —

Die Kathedralkirche iſt ein impoſantes gothiſches Gebäude, deſſen vorzüglichſter Schmuck eine Mittagslinie iſt, welche der berühmte Caſſini im Jahre 1653 gezogen hat. Sie iſt hundert und acht und ſiebzig Fuß lang, und galt zu ihrer Zeit auch deshalb für ein Wunder, weil ihr zwei Säulen im Wege zu ſtehen geſchienen, von welchen man geglaubt, geſchrieben und gedruckt hatte, es ſey unmöglich, daß ſie das ganze Werk nicht hindern ſollten. Caſſini ſcheiterte aber nicht an jenen Säulen, und ſeine Linie iſt einigemal ſorgfältig renovirt worden. — Eben ſo ſorgfältig wird aber auch das Haupt des heil. Petronius verwahrt, und zwar unter drei Schlöſſern, deren Schlüſſel der älteſte Senator, der älteſte Canonicus der Kirche, und der älteſte aus dem Hauſe Aldrovandi zu beſitzen die Ehre haben; folglich hätte ich, um daſſelbe zu ſehen, viele vornehme Herren incommodiren müſſen. — In dieſer Kirche wurde Karl V. von Clemens VII. gekrönt. Die Canonici haben allerlei Vorrechte, unter andern auch das närriſche, einen Lappen von dem Felle des grauen Eichhörnchens über die Schulter zu hängen, und das ſehr bedeutende, jährlich, am Feſte ihres Heiligen, einem zum Tode verdammten Verbrecher das Leben zu ſchenken. —

Ein paar entſetzlich ſchiefe Thürme ſind wohl des Anſehens werth. Ehe man ſich an den Anblick gewöhnt, fürchtet man alle Augenblicke, ſie werden Einem auf den Kopf fallen. Die Fabel erzählt: Zwei Baumeiſter waren in ein Mädchen verliebt, deſſen Vater ſein Töchterlein nur dem Kunſtreichſten von beiden geben wollte; flugs baute der Eine einen ſchiefen Thurm, und der Andere ſetzte einen noch ſchiefern daneben. Die Wahrheit iſt, wie ſich oft zuträgt, noch unvernünftiger als die Fabel; denn, daß ein paar Verliebte einen dummen Streich machen, iſt ſehr in der Ordnung; daß aber zwei reiche Edelleute vor ſiebenhundert Jahren ihre Pracht nicht beſſer zu zeigen wußten, als indem ſie die unnützen Kunſtſtücke erbauen ließen, iſt kaum glaublich. Indeſſen haben die albernen Menſchen den Zweck, ihren Namen zu verewigen, dennoch erreicht, denn die Thürme heißen noch jetzt nach ihnen Aſinelli und Gariſcadi; ja, was noch mehr iſt, Dante hat ihnen die

Ehre erzeigt, einen derſelben in ſeinen Gedichten zu erwähnen.

Alle Kirchen zu Bologna waren reich an Merkwürdigkeiten, ehe die Franzoſen ſie beraubten; jetzt ſind nur wenige noch des Anſehens werth; unter dieſen die Kirche des heil. Dominicus. Dort liegt Guido Reni begraben, neben ihm die brave Mahlerin Eliſabeth Sirani. Auch Guido's Grabſtätte haben die Franzoſen nicht verſchont. Die Gemählde, durch welche er ſie verherrlicht hatte, ſind verſchwunden, bis auf ein Frescogemählde, welches ſie nicht mitnehmen konnten. Noch ein merkwürdiges Grabmahl iſt das des Königs Cazius, Sohn Kaiſer Friedrichs II., der einſt Sardinien und Corſica beherrſchte. Die Bologneſer nahmen ihn im Kriege gefangen, zu einer Zeit, als ihre Macht den höchſten Gipfel erreicht hatte, und folglich in Uebermuth ausartete. Trotz allen Bitten, und dem reichſten angebotenen Löſegelde, ließen ſie ihn doch nie wieder los. Zwar wurde ihm ein; nach damaliger Art, herrlicher Pallaſt erbaut und eingeräumt, der noch jetzt ſteht und der alte Pallaſt genannt wird; in dieſem wurde er königlich geſpeiſt und getränkt, aber drei und zwanzig Jahre lang gefangen gehalten, bis er endlich ſtarb, und königlich begraben wurde. Alles das erzählt eine ſtolze Inſchrift, worin der Senat den König immer Feind und Gefangener nennt. Man ſagt, der Uebermuth der Bologneſer ſey ſo weit gegangen, daß ſie, als Löſegeld, eine goldene Kette gefodert, ſo lang, daß man die ganze Stadt Bologna damit umgeben könne. Wären damals die feinen venetianiſchen Ketten ſchon verfertigt worden, ſo hätte man ſie immer beim Wort halten mögen. — An dem Grabe des heil. Dominicus haben brave

Künſtler ihre Kunſt verſchwendet. Ein paar Engel, unter andern, die Leuchter tragen, ſind von Michel Angelo Buonarotti. — In der Paulskirche iſt die Enthauptung dieſes Apoſtels koloſſal in Marmor dargeſtellt. Der Künſtler, Algardi, wird mit Recht zu den Beſſern ſeiner Zeit gerechnet. — In der Kirche S. Salvator liegt ein Mann begraben, der Kaiſer Karls V. Freund, und ſchon ſein Spielgeſell als Knabe geweſen, Montmorenci, aus einem Geſchlecht, welches die erſten chriſtlichen Barone geliefert zu haben ſich rühmt. Er kam zu des Kaiſers Krönung mit nach Italien und ſtarb hier. Auch ein Gemählde beſitzt dieſe Kirche, welches mir vortrefflich vorgekommen iſt, obgleich die Franzoſen es nicht mitgenommen haben. Der Name des Meiſters gehört freilich nicht unter die berühmten, er heißt Gherini. — Sämmtliche Bologneſer Kirchen haben mehr als vierzig Gemählde nach dem alles verſchlingenden Paris liefern müſſen. — Weit beſſer iſt es den Palläſten ergangen, die, als Privateigenthum, doch mehr reſpektirt worden ſind; daher enthalten ſie noch große Kunſtſchätze. Vor Allen nenne ich die Gallerie des Pallaſtes Sampini, und aus derſelben Peter und Paul, von Guido Reni. Dieſem Peter hat der Mahler einen herrlichen, tiefdenkenden Kopf gegeben. Eine von del Sarto's lieblichen Madonnen; ein Raub der Proſerpine von Albani, mit allerliebſten tanzenden Kindern; ein Weib mit zwei Kindern auf dem Schooße, von Vandyk; man nennt das Weib Amme, ſie war aber gewiß Mutter. Den tiefſten Eindruck hat ein Gemählde des alten Bellini (Tizians Meiſter) auf mich gemacht: Maria, den todten Sohn in ihren Armen haltend. Ach! dieſe Halbtodte unterſcheidet ſich von dem Todten nur noch durch das gebrochene, verweinte Auge! ganz dicht hält ſie ihren Mund an den ſeinigen, gleichſam um zu verſuchen, ob noch Athem in ihm ſey, oder ihren eigenen letzten Athem ihm einzuhauchen. Es iſt ein göttliches Bild, und wenn der Schüler Tizian ſeinen Meiſter in der Kunſt übertraf, ſo hat er ihn doch ſicher in der Empfindung nie erreicht. — Die drei Carraccio's ſtifteten bekanntlich zu Bologna eine Schule. Auch in dieſem Pallaſt haben ſie ſich durch manche Meiſterwerke, beſonders aber durch die vortrefflichen plafonds al fresco verewigt, welche die Thaten des Herkules darſtellen. Um dieſer Plafonds willen muß die Gallerie im untern Stockwerke bleiben, wo ſie leider ſchlechtes Licht hat. — Ein kunſtreiches Crucifix von Elfenbein, von Giovanni di Bologna wird von Kennern ſehr bewundert. — Auch der Pallaſt Zambeccari enthält eine Gallerie von zahlreichen, doch nicht ſo auserleſenen Gemählden. Wenn man eben aus Rom und Neapel kommt, ſo hat man der Meiſterwerke dieſer Art ſo viel geſehen, daß man leider ſchon gleichgültiger dagegen geworden iſt, und nicht mehr davon ſprechen mag. Der Leſer wird mir daher verzeihen, wenn ich die Menge der übrigen Paläſte mit Stillſchweigen übergehe. Der Pallaſt Caprara wimmelte vormals von Merkwürdigkeiten, unter andern fand ſich da eine koſtbare Sammlung türkiſcher Waffen, die ein Marſchall Aeneas Caprara einſt erbeutete; kürzlich iſt aber das Beſte an den Vicekönig Melzi in Mailand verkauft worden. — Der Pallaſt Bentivogli möchte für Deutſche noch dadurch intereſſant ſeyn, daß der Churfürſt von Sachſen in demſelben die lutheriſche Ketzerei abgeſchworen hat, deren Abſcheulichkeit ihm, beim Schimmer der polniſchen Krone, ſehr deutlich wurde. — Gern hätte ich noch die Kirche der heil. Chriſtina beſehen, weil ſich in derſelben zwei Statuen von Guido Reni befinden ſollen, den ich nie als Bildhauer habe nennen hören; ſie war aber grade verſchloſſen, und ich mußte, wegen Kürze der Zeit, meinen Wunſch aufgeben. — Bologna ſcheint ſehr arm an Einwohnern zu ſeyn. In etwas entlegenen Straßen begegnet man kaum hie und da einem Menſchen. Dem ungeachtet hat es mehrere große Theater. Die diesjährige Oper war nicht ſchlecht, auch das Ballet konnte ſich eines ſehr vorzüglichen Tänzers rühmen, der, nach meinem Urtheil, an Kunſt den Herrn Bamulica in Neapel übertraf, an Süffiſance aber es ihm gleich that, denn überhaupt giebt es wohl keine übermüthigere Kreaturen in der Welt, als die ſogenannten primi Ballerini. Da die Comödianten in den italiäniſchen Städten jährlich wechſeln, und immer hin- und herziehen, ſo läßt ſich über kein italiäniſches Theater ein bleibendes Urtheil fällen. Was heute wahr iſt, gilt in einigen Wochen nicht mehr. In mancher Rückſicht gewinnt das Publikum bei dieſem ewigen Wechſel, aber zuſammen eingeſpielt kann eine Geſellſchaft nie ſeyn.

In Bologna florirt der Buchhandel mehr als irgendwo in Italien. Das will zwar noch nicht viel ſagen, denn er bedeutet in andern Städten ſo gut als gar nichts; hier findet man aber doch nicht allein alles, was in Italien ſparſam genug erſcheint, ſondern auch viele Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, und ſelbſt die franzöſiſchen klaſſiſchen Schriftſteller. In einer einzigen Straße habe ich ſieben oder acht Buchhändler gezählt.

Eine der ſonderbarſten und abgeſchmackteſten Gewohnheiten exiſtirt faſt in ganz Italien (Neapel ausgenommen) und verunſtaltet die Straßen der Städte. Wenn nemlich ein Menſch von irgend einiger Bedeutung geſtorben iſt, ſo wird ſein Wappen, auf einem großen Bogen Papier, in Holzſchnitt abgedruckt, bunt illuminirt; dann, auf einem gleich großen Bogen, irgend ein Sinnbild des Todes, und in der Mitte, groß gedruckt, die Worte: *Bittet für die Seele des* N. N. Dieſe beiden Bogen werden nebeneinander auf die Kirchenmauer gekleiſtert, aber nicht *einmal*, nein, *zehn auch zwanzigmal*, in einer oder in mehreren Reihen, wodurch ſie natürlich einen großen Raum bedecken, an dem man eine ziemliche Weile hergehen oder fahren, hochadliche Wappen ſich wohl einprägen und immer wieder dabei leſen muß: *Bittet für die Seele des* N. N. Nun aber ſind der Kirchen überall in Italien eine entſetzliche Menge; der Tod verſchont die Wappenbeſitzer nicht; die Eitelkeit kann er jedoch nicht bezwingen, die Wappen müſſen angekleiſtert werden; ſie bleiben kleben, ſo lange es der Zeit und dem Regen beliebt; neue kommen täglich hinzu, folglich geht und fährt man faſt beſtändig durch eine verdammte Wappengallerie, deren einziger Schildhalter der Tod iſt; und wollte man der Einladung folgen, ſo hätte man von einem Thor bis zum andern nichts anders zu thun, als für Seelen zu beten. In Bologna habe ich dieſen Unfug zuerſt ſehr *häufig* bemerkt. — So unangenehm dieſe Tapete iſt, ſo angenehm hingegen iſt die *Reinlichkeit*, welche in den Straßen dieſer Stadt durch Armuth und Noth erzwungen wird. Es giebt nemlich Menſchen, die davon leben, daß ſie allen Straßenkoth, auch die ekelhafteſten Dinge, mit ihren Händen in Körbe ſammeln, und zum Düngen der Gärten verkaufen. Wie ſich doch der Menſch an Alles gewöhnen kann! — Ich habe einen armen Teufel mit einer Art von Behaglichkeit und Gierigkeit, große Hände voll Menſchenkoth in ſeinen Korb kneten ſehen, als ob er einen Paſteteneig vor ſich hätte. Freilich ſah er dabei auch wohl mit Neid und Ingrimm auf das eben vorbei marſchirende franzöſiſche Regiment, (das hundert und ſechſte) welches aus lauter ſchönen, großen, wohlgenährten und gekleideten Leuten beſteht, die nicht dafür zu ſorgen haben, ihren Vorrath zu liefern. Hier, wie in ganz Italien, werden die genießenden Sieger tödtlich gehaßt, und ich möchte, bei veränderten Umſtänden, nicht für eine ſicilianiſche Veſper ſtehen.

Die angenehme Unterhaltung, die mir in Frankreich ſo oft durch tauſende von Anſchlägen (Affichen) an den Straßenecken gewährt wurde, wo Jeder dem Publikum ſeine Angelegenheiten und Wünſche ſo vertraulich mittheilt, als ſpräche er mit ſeinem nächſten befreundeten Nachbar, dieſe habe ich in ganz Welſchland vergebens geſucht. Hier findet man nichts als Invito sacro (heilige Einladung) in dieſe oder jene Kirche, oder zu einem wunderthätigen Marienbilde, welches die Fieber heilt. Ich las z. B. in Bologna die Einladung, einer erſten Meſſe beizuwohnen, die ein junger Prieſter leſe, und darunter war ein Sonett gedruckt, von einem angeblichen Freunde verfertigt, welches mit nichts geringerm ſchloß, als mit dem Ausruf: „eile herbei, frommes Volk! um zu ſehen, was Natur und Kunſt aus einem Menſchen zu bilden vermögen!“ Gern hätte ich mir erklären laſſen, was Natur und Kunſt mit dem Leſen einer heil. Meſſe zu thun haben können? Wundershalber, und den Herrn Schlegels zu Gefallen, würde ich mir das Sonett abgeſchrieben haben, wenn nicht das unverſchämte Betteln der Gefangenen, deren Kerker in der Nähe war, mich von dieſer Stelle verjagt hätte. Dieſe unglücklichen ſitzen freilich hinter eiſernen Gittern, aber ohne Fenſter; zwiſchen den Stäben laſſen ſie an Stricken kleine Körbe, oder auch ihre Hüte herab, und ſchreien unaufhörlich die Vorbeigehenden, beſonders die Fremden an, die ſie auf den erſten Blick zu unterſcheiden wiſſen. Giebt man ihnen nichts, ſo werden ſie auch wohl grob, und werfen Einem ſchmutzige Späßchen nach. Solche Kerker fand ich überall in Italien, und überall dienten ſie mir zum Beweiſe, daß Liebe nicht durch Verbrechen ausgelöſcht wird, wenn dieſe nur nicht an der Liebe begangen worden; denn faſt den ganzen Tag ſind dieſe Kerker von Weibern und Mädchen belagert, die jeden Augenblick benutzen, um mit ihren eingeſperrten Männern oder Geliebten traulich zu koſen. —

Ich kann Bologna nicht verlaſſen, ohne des muthigen und ſinnreichen Zambeccari noch einmal zu gedenken. Schon bei meinem erſten Aufenthalte in dieſer Stadt wünſchte ich ſeine Bekanntſchaft zu machen; aber damals feſſelten ihn noch die Folgen ſeiner unglücklichen Luftfahrt an ein ſchmerzhaftes Krankenlager. Jetzt iſt er wieder hergeſtellt und mein Wunſch wurde mir gewährt. Ich fand einen Mann, deſſen Phyſiognomie ganz verſpricht, was er längſt gehalten hat. Seine Augen ſind Gedanken. Er hatte die Güte, mich ſelbſt von allen Details ſeiner ewig merkwürdigen Luftreiſe zu unterrichten. Ich ſah die Lampe von ſeiner Erfindung, durch deren Hülfe er ſich nach Gefallen hinaufheben oder herablaſſen kann. Es iſt wohl unwiderſprechlich, daß, ſobald es dem Luftſchiffer gelungen iſt, ſich in einer gewiſſen Höhe mit der ihn umgebenden Luft ins Gleichgewicht zu ſetzen, nur noch die allerkleinſte Kraft dazu gehört, dem Ball eine horizontale Richtung zu geben. Dieſe Kraft wohnt alsdann in den angebrachten leichten Rudern, und Zambeccari hat im Anfang ſeines Aufflugs bewieſen, daß ſeine Theorie richtig begründet war. Nicht er allein, ſondern mehrere Augenzeugen haben mich verſichert, daß er zweimal nach verſchiedenen Richtungen gelegene Thürme angab, zu welchen er hinſchweben und von da zurück kommen wollte. Beidemal hielt er Wort mit ſehr geringem Aufwand von Kraft. Aeußerſt rührend war es mir, zu erfahren, daß er ein junges Weib und geliebte Kinder hat. Man denke ſich den Zuſtand dieſer Unglücklichen, als ſein Gefährte Andreoli ihn ſo übereilt verließ, und ſie den Gatten und Vater in einer brennenden Maſchine, ſelbſt brennend, hoch über die Wolken fahren ſahen! — Daß ſolch ein Unglück zum zweitenmale ihm nicht begegnen könne, dafür hat ſein erfinderiſches Genie bereits geſorgt; ein einfacher Mechanismus bewürkt, daß auch in dem Falle, wenn die Maſchine an Bäume geſchleudert wird, die Lampe doch immer im Gleichgewicht bleibt, und der brennende Spiritus nicht überlaufen kann! —

Zwar hatte ich ſchon von ſeiner erſten Luftfahrt manches in den Zeitungen geleſen, aber doch keine lebendige Darſtellung, und ſeine gefällige Erzählung war mir daher ſehr willkommen. „Ich diente einſt in der ruſſiſchen Marine, ſagte er mir, wurde im Jahr 1787 von den Türken gefangen, und ſaß bis 1790 im Bagno zu Conſtantinopel. In dieſem Aufenthalte des

Elends und Müßiggangs, dachte ich über die aeroſtatiſche Kunſt nach und entwarf meine Theorie, die ich drucken ließ, und darauf zu London zum erſtenmale ausübte. Bei meiner Zurückkunft ins Vaterland unterwarf ich ſie der Prüfung zweier unſerer geſchickteſten Mathematiker, Saladini und Canterzani, die mich, der ich nicht reich bin, der Unterſtützung der Regierung würdig hielten, worauf ich auch einen Vorſchuß von achttauſend mailändiſchen Liren erhielt, (etwa tauſend und ſechshundert Thaler). Ich verfertigte eine Maſchine, die mir nach Wunſch gerieth, und beſtimmte meine Auffahrt auf den vierten September. Hinderniſſe und Strapatzen aller Art hatten mich ſehr ermüdet, meine Hoffnung ſchwankte. Dennoch verließ ich mich auf einige Freunde, und ließ am dritten September um Mitternacht die Maſchine an den beſtimmten Platz bringen. Mein Bruder ſollte mich benachrichtigen, ſobald Alles bereit wäre, indeſſen ich mich zu Hauſe noch durch nothwendige Ruhe erquicken wollte. Ich konnte nicht ſchlafen, und da gegen ſechs Uhr Morgens noch immer niemand kam mich abzurufen, ſo trieb mich die Unruhe heraus. Nichts war fertig, Alles nur halb gethan, ein großer Theil der Vitriolſäure umſonſt verſchwendet. Die Feuchtigkeit der Nacht und die darauf folgende Sonnenhitze, hatten dergeſtalt auf den Firniß gewürkt, daß das Netz ſich feſt an den Ball geleimt hatte; es auf der Stelle davon loszumachen, war unmöglich; ich habe nachher drei Tage dazu gebraucht, und trotz aller Vorſicht nicht vermeiden können, daß beim Ablöſen nicht tauſend Riſſe und Löcher entſtanden wären. Wie mir dabei zu Muthe war, mich ſo dem Hohn meiner Feinde und dem Mißfallen einer zahlloſen Menge Zuſchauer ausgeſetzt zu ſehen, davon laſſen Sie mich ſchweigen.“

„Ich mußte das Experiment aufſchieben bis zum fünften Oktober. Aber meine Kaſſe war erſchöpft, ich konnte dieſen Aufwand nicht zum zweitemnal beſtreiten; kein Freund kam mir zu Hülfe. Das Gouvernement war endlich ſo großmüthig, mir nochmals tauſend Scudi vorzuſchießen, doch nur gegen einen Wechſel auf meine Einkünfte, der nachher, grade zu der Zeit, als der Chirurgus mir in Venedig die Finger von der linken Hand löſte, mit aller Strenge in Bologna einkaſſirt, und meiner Familie ihr einziger Unterhalt geraubt wurde. — Ich war nun dem Publikum gleichſam verſchuldet, und konnte das verſprochene Schauſpiel nicht länger aufſchieben, als die Reparatur meiner Maſchine Zeit erforderte. Aber am fünften und ſechſten Oktober regnete es ſo anhaltend, daß ein abermaliger Aufſchub unvermeidlich war. Endlich, am ſiebenten, ſchien das Wetter ſich ein wenig aufzuklären; zwar war die Unbeſtändigkeit deſſelben voraus zu ſehen, aber — die Unwiſſenheit, der Fanatismus und — (hier ſtockte er und wollte ſich nicht deutlicher erklären) zwangen mich, den Aufflug zu wagen, gegen alle von mir ſelbſt feſtgeſtellten Grundſätze. Die Zubereitungen erforderten wenigſtens zwölf Stunden; dennoch hatte ich nicht früher als um ein Uhr Nachmittags den Anfang damit machen können, folglich war es dunkel ehe ich zur Hälfte vollendet hatte, und ich ſah mich bereits um die gehofften Früchte meines Experiments betrogen. Nur fünf junge Leute halfen mir; acht Andere, die ich gleichfalls unterwieſen, und die ihren Beiſtand verſprochen hatten, waren mir abwendig gemacht worden und blieben aus. Das, und die üble Witterung, waren Schuld, daß die aufſteigende Kraft des Balls nicht in dem Maaße zunahm, als man nach dem Verbrauch der Materialien hätte erwarten ſollen. Jetzt wurde es düſter in meinem Sinn. Achttauſend Scudi gab ich verloren — und ſie ſind es wirklich! — mir blieb nur die Ehre noch zu verlieren. Mit erſchöpften Kräften, ohne den ganzen Tag einen Biſſen gegeſſen zu haben, Galle auf den Lippen, Verzweiflung im Herzen; ſo ſtieg ich um Mitternacht hinauf über die Wolken, ohne eine andere Hoffnung als die, daß der Ball, der durch das Hin- und Herſchleppen bereits viel gelitten hatte, mich nicht weit tragen würde. Andreoli und Graſſetti waren meine Begleiter. Anfangs wollte ich am Anker herumſchweben bis es Tag würde, als ich aber merkte, daß der Ball eine Neigung zum Niederſteigen verrieth, vermuthete ich, er habe bereits von der brennbaren Luft verloren, da die ſchon erwähnte Beſchädigung durch das Zuſammenleimen des Firniſſes, unmöglich ohne alle bleibende Folgen hatte ausgebeſſert werden können. Um ſo eher ſchmeichelte ich mir, nahe bei Bologna ohne Gefahr wieder herab zu ſteigen. Wir ſchwebten langſam aufwärts, und blieben lange Zeit über der Stadt. Plötzlich aber erhuben wir uns mit großer Schnelligkeit, und ein Südweſtwind brachte uns den Zuſchauern in einem Augenblick aus dem Geſichte.“

„Die Lampe, welche beſtimmt war, die aufſteigende Kraft zu vermehren, wurde fürs erſte gar nicht gebraucht. Die Bemerkungen am Barometer u. ſ. w. konnten beim ſchwachen Schein einer Laterne nur ſehr unvollkommen angeſtellt werden. Die fürchterliche Kälte in der Höhe, in welcher wir uns befanden, meine Nüchternheit ſeit mehr als vier und zwanzig Stunden, und der Kummer, der meine Seele belaſtete, Alles das zuſammen genommen bewürkte, daß ich ohnmächtig wurde, und in einer Art von Todtenſchlaf auf die Gallerie hinſank. Meinem Gefährten Graſſetti ging es eben ſo. Nur Andreoli blieb munter und friſch, vielleicht weil er gut gegeſſen, und brav Rum dazu getrunken hatte. Zwar litt auch er viel von der ſchrecklichen Kälte, aber er that doch was möglich war, um mich zu erwecken. Auch gelang es ihm endlich, mich auf die Beine zu bringen, nur meine Sinne blieben verworren, und ich fragte ihn, wie im Traume: was es Neues gäbe? wohin wir gingen? wie viel die Glocke geſchlagen? woher der Wind wehe? u. dergl.“

„Es war damals zwei Uhr. Die Magnetnadel berührte den Boden, und war uns folglich ganz unnütz, das Wachslicht in der Laterne konnte in einer ſo ſehr verdünnten Luft nicht brennen, loderte immer ſchwächer und verloſch endlich ganz. Wir ſenkten uns in eine dicke Schicht weißlicher Wolken herab, und als wir hindurch waren, hörte Andreoli ein kaum vernehmbares Geräuſch, welches er bald für das ferne Brechen der Wellen an der Küſte erkannte. Er rief mir dieſe ſchreckliche Neuigkeit ſogleich zu. Ich horchte und überzeugte mich ſelbſt davon. Das Licht mußte ſchnell wieder angezündet werden, um am Barometer zu erkennen, in welcher Höhe wir uns befänden, und darnach unſre Maaßregeln zu nehmen. Durch heftiges Schütteln wurde auch Graſſetti ein wenig munter. Andreoli zerbrach fünf phosphoriſche Lichter nacheinander.

doch keines wollte brennen. Mit groſser Mühe gelang es uns endlich, durch Hülſe des Feuerzeuges, die Laterne wieder anzuzünden. Es war halb drei Uhr. Das Geräuſch der brechenden Wellen näherte ſich immer mehr, und bald erkannte ich ſogar die Oberfläche des heftig bewegten Meeres. Schnell ergriff ich einen Sack mit Ballaſt, um ihn hinab zu ſchleudern, aber in demſelben Augenblicke ſtürzte ſchon die Gallerie ins Meer, und wir ſtanden ſämmtlich im Waſſer. Im erſten Schrecken warfen wir alles von uns, was die Maſchine erleichtern konnte, unſern Ballaſt, alle Inſtrumente, einen Theil unſrer Kleidung, unſer Geld, auch die Ruder, deren eines ohnehin nicht weit von Bologna zerbrochen war."

„Da, trotz alle dem, der Ball ſich noch immer nicht wieder erheben wollte, ſo ſchleuderten wir endlich auch die Lampe ins Meer, und ſchnitten und brachen ab, was nur immer entbehrlich ſchien. Auf einmal riß die Maſchine ſich mit groſser Gewalt wieder empor, und — ſo ſehr erleichtert — trug ſie uns im Moment zu einer ſolchen Höhe daß unſer lauteſtes Sprechen und Rufen ganz ſchwach wie aus weiter Ferne zu kommen ſchien. Mir wurde ſehr übel, ich mußte mich übergeben, und Graſſetti lief das Blut aus der Naſe; uns beiden wurde das Athemholen ſehr beſchwerlich. Da wir ganz durchnäßt in dieſe hohen Regionen geführt wurden, ſo überzog uns da der Froſt ſogleich mit einer Eisrinde. Wie es zuging weiß ich nicht, daß der Mond, der damals im letzten Viertel war, in einer Parallellinie mit uns ſtand, und uns allen dreyen blutroth ſchien. — Wohl eine halbe Stunde lang durchzogen wir dieſe unermeßliche Höhe, dann fing die

Maſchine wiederum an, ſich langſam herab zu ſenken; ſie wurde gleichſam auf die Oberfläche des Waſſers ſanft niedergelegt. Alle Zufälle und Phänomene hörten auf, ſo wie wir niederſchwebten. Es war etwas über drei Uhr. In welcher Entfernung vom feſten Lande der Ball ins Meer fiel, läßt ſich nicht beſtimmen; die Nacht war zu finſter, die See zu ſtürmiſch, und wir ſelbſt nicht im Stande Beobachtungen anzuſtellen. Wir mochten ungefähr in der Mitte des adriatiſchen Meeres ſeyn, und zwar in der Richtung von Rimini. Trotz des ſanften Falles tauchte dennoch die Gallerie unter, wir ſtanden bis an den halben Leib im Waſſer; oft wurden wir auch ganz von den Wellen bedeckt. Da der Ball zur Hälfte erſchlafft war, ſo konnte der Wind ſich darin fangen wie in einem Segel, und ſo wurden wir mehrere Stunden lang durch die ſtürmiſchen Wellen geſchleift. Bei Tagesanbruch befanden wir uns etwa vier Meilen von der Küſte von Peſaro, die wir erkannten. Schon ſchmeichelten wir uns glücklich dort anzulanden, als plötzlich ein ſcharfer Landwind uns zurück aufs hohe Meer warf. Es war nun völlig Tag geworden, und wir ſahen rings um uns her nichts als Waſſer, Himmel, und unvermeidlichen Tod. Zwar wollte unſer Glücksſtern, daß uns mehrere Schiffe begegneten, aber ſobald ſie von ferne den leuchtenden Ball erblickten, geriethen ſie in Furcht und ſteuerten weit von uns ab. Es blieb uns alſo keine andre Hoffnung, als die gegenüberliegenden Küſten von Dalmatien zu erreichen."

„Dieſe Hoffnung war natürlich ſehr gering, und höchſt wahrſcheinlich würden wir endlich von den Wellen verſchlungen worden ſeyn, wenn nicht zu unſerer Rettung ein Schiffer erſchienen wäre, der, unterrichteter als die übrigen Entflohenen, den Ball für das erkannte was er war, und ſein Boot ſchnell zu Hülfe ſandte. Die Matroſen befeſtigten daſſelbe durch ein ſtarkes Seil an der Gallerie, und mit großer Mühe wurden wir drei Kraftloſen hineingezogen. Sobald die Maſchine ſich ſo erleichtert fühlte, ſtrebte ſie von neuem in die Höhe; vergebens ſtrengten die Matroſen alle Kräfte an, ſie nach ſich zu ziehen. Das Boot wurde ſtark bewegt, ihnen ſelbſt drohte Gefahr, ſie eilten daher das Seil zu kappen, und augenblicklich ſtieg der Ball unglaublich ſchnell in die Wolken, verſchwand aus unſern Blicken. Es war acht Uhr Morgens als wir am Bord des Schiffes kamen. Graſſetti war dem Tode nahe, kaum gab er noch ein Lebenszeichen von ſich. Mir ſelbſt waren die Hände verſtümmelt, Froſt, Hunger, Angſt hatten mich gänzlich erſchöpft. Der wackere Schiffer that was er konnte, um uns zu erquicken. Er führte uns glücklich in den Hafen von Verada, von da wir nach Pola gebracht wurden, wo man uns gaſtfreundlich aufnahm und ein geſchickter Arzt meine Hände operirte."

Hier endigte Zambeccari ſeine intereſſante Erzählung, und ich zweifle nicht, daß ſie dem Leſer willkommen ſeyn wird, wie ſie es mir war. Ich fragte ihn, welcher, auf ſeinen beiden unglücklichen Luftreiſen, der ſchrecklichſte Augenblick für ihn geweſen? — er antwortete mir: derjenige, da er bei der zweiten Reiſe bis an die Bruſt im Waſſer geſtanden, die Wellen ihm oft über dem Kopfe zuſammengeſchlagen, ſo daß er ſchnell die Ohren verſtopfen, Mund und

Augen ſchließen müſſen, wie er mit jeder Minute gemerkt, daß die Gondel tiefer einſinke, das Waſſer ihm Zoll für Zoll höher ſteige, der Tod unvermeidlich nahe; wie in dieſer großen Noth ein Schifferboot auf ihn zugeſegelt ſey, ihn faſt erreicht — aber plötzlich ſich gewandt habe und mit ausgeſpannten Segeln entflohen ſey. Dieſen letzten Augenblick nennt er als den fürchterlichſten; alſo iſt getäuſchte Hoffnung ſchrecklicher als Tod. Den Tod ſah er ja längſt vor Augen und empfand nicht dabei, was er bei dem Zergehen der letzten Hoffnung fühlte. — Wer würde, durch zwei ſo fürchterliche Begebenheiten, nicht von fernern Verſuchen abgeſchreckt worden ſeyn? Zambeccari, glühend für die Wiſſenſchaften, hat dennoch den Muth eine dritte Reiſe zu unternehmen; ja, er kennt keinen höhern Wunſch, als den, dazu in den Stand geſetzt zu werden. Eigennutz iſt dem edlen Manne fremd. Er iſt kein Garnerin, (von dem er redet wie ſichs gebührt), er verlangt bloß die Koſten, und würde gern ſie ſelbſt herſchießen, wenn er reich genug wäre. Von dem Benehmen ſeiner Landsleute ſpricht er mit gerechter Bitterkeit; ſie haben nichts, gar nichts für ihn gethan. Er wiegt ſich mit der Hoffnung, daß der König von Preußen, oder der Kaiſer von Rußland, oder die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, oder die zu Petersburg, ihn berufen und unterſtützen werden. Auf den erſten Wink iſt er bereit ſich einzufinden, ſeine Theorie, ſeine Maſchine, ſeine Werkzeuge der Direktion des Balls, der ſtrengſten Prüfung zu unterwerfen. Nach meiner Ueberzeugung würde der nach Verhältniß mäßige Aufwand gewiß durch einen glücklichen Erfolg belohnt werden. Er erkundigte ſich eifrig nach Robertſon, von deſſen Kenntniſſen und Handlungsweiſe er viel Gutes gehört hat, und mit dem er ſich zu vergeſellſchaften wünſcht. Möchten ihm ſeine Entwürfe gelingen! möchte der Norden auch bei dieſer Gelegenheit zeigen, daß, wenn der Süden üppigere Pflanzen hervorlockt, er hingegen Genie und Talent zu nähren weiß.

Daß Zambeccari weder Charlatan noch Geldſauger, und ſeine Theorie keine Chimäre iſt, beweiſet der Rapport, der, auf Befehl des Generalkonſeils, von den berühmteſten Profeſſoren der Phyſik und Mathematik zu Bologna, abgeſtattet, und am 9ten November 1804, Kraft eines Dekrets deſſelben Konſeils, gedruckt worden. Die Berichterſtatter gehen äußerſt vorſichtig zu Werke, und benehmen ſich wie Männer, die ſowohl die Wichtigkeit des Auftrags fühlen, als das Vertrauen des Gouvernements zu ſchätzen wiſſen. Sie erzählen anfangs hiſtoriſch alles, was ſeit Montgolfier für die Aeronautik geſchehen iſt. Dann ſetzen ſie folgendes phyſikaliſche Geſetz feſt, von dem nothwendig die Direktion der Luftbälle abhängt.

„Wenn ein nicht ganz gefüllter Luftball ſich in irgend einem Orte der Atmoſphäre mit derſelben ins Gleichgewicht ſetzt, z. B. nahe der Erdoberfläche, ſo folgt, daß er an jedem Orte der nemlichen Atmoſphäre mit derſelben im Gleichgewicht ſeyn müſſe, ſo lange, bis er ſich mehr füllt oder ausdehnt." Sie nennen das ein Equilibrio di reciprocazione, „weil es in der Eigenſchaft beſteht, daß das Volumen eines Luftballs ſich ausdehne im umgekehrten Verhältniß zu der Dichtigkeit der ihn umgebenden Luft, in irgend einer Höhe der Atmoſphäre." — Dieſes Geſetz, bekennen ſie, iſt durch Zambeccari erfunden und erwieſen. Hierauf ſprechen ſie von ſeiner Lampe; von der unnützen Furcht, die deſſen Freunde bei der Idee geäußert, Feuer und brennbare Luft zuſammen zu bringen; von der Art und Weiſe, wie Z. ſich mittelſt der Lampe erhebe, herablaſſe, auf einer Stelle bleibe, alles nach Gefallen, ohne den mindeſten Aufwand von brennbarem Gaz, ohne irgend eine Klappe, ohne Herabwerfen von Ballaſt. Dann erwähnen ſie auch der Ruder, deren bewegende Kraft Z. in einer Kirche, in Gegenwart vieler unterrichteter Perſonen dargethan, indem er, in einer daſelbſt aufgehängten Luftgondel, mit ihrer Hülfe ſich hin und her bewegte. Sie beſtätigen, daß Z. bei ſeiner letzten Auffahrt lange über Bologna geſchwebt, ſich nach Belieben auf und ab gelaſſen, und gleichſam einen halben Zirkel um die Stadt von Süden nach Weſten und Norden beſchrieben habe, und zwar bloß durch Hülfe ſeiner Flämmchen, ohne andern Kunſtgriff und ohne Erleichterung durch weggeworfenen Ballaſt, indem hierauf durch Ferngläſer ſehr genau Acht gegeben worden. Sie ſchließen endlich mit dem Ausſpruch: daß ſie die Theorie Zambeccari's für erwieſen und durch den Erfolg für beſtätigt halten, daß aber das zufällige Unglück, welches den kühnen Luftſchiffer zweimal betroffen, weder ſeinem Ruhme noch dem Werthe ſeiner Erfindung im geringſten ſchaden könne. Unterzeichnet haben dieſen Rapport: Saladini, öffentlicher Profeſſor der höhern Mathematik, Canterzani, öffentlicher Profeſſor der Phyſik, und Avanzini, Profeſſor der Mathematik. Es iſt alſo hier nicht mehr von einem frivolen Volksſchauſpiel die Rede, wobei etwa ein Garnerin das weiße Negligée ſeiner Frau Gemahlin zur Schau ſtellt; ſondern von einer neuen, für die Wiſſenſchaften, und vielleicht einſt für Weltgeſchichte, ſehr wichtigen, geprüften, erprobten Erfindung.

63.

Modena.

Eine uralte Stadt, die ſchon vierzig Jahre vor Chriſti Geburt eine harte Belagerung von Brutus, dem Mörder Cäſars, ausgehalten hat, und unter deren Mauern, ein Jahr nachher, die große Schlacht vorfiel, in welcher Antonius, die beiden Konſuln Hirtius und Panſa ſchlug. Sie iſt jetzt ſo öde und menſchenleer, daß man faſt glauben möchte, jene Belagerung und jene Schlacht ſeyen Begebenheiten unſerer Tage, wenn nicht der auszehrende Freiheitsbaum auf dem Markte das Räthſel bald erklärte. Man möchte jammern um die große, wohlgebaute Stadt, in der, außer dem Lorbeerbaum von Blech, den die hölzerne Göttin der Freiheit in der Hand hält, nichts Blühendes mehr zu ſeyn ſcheint. Vormals reſidirte hier ein reicher Herzog, in einem herrlichen Pallaſt, der mit Kunſtwerken aller Art angefüllt war; jetzt iſt der Herzog todt, ſeine Familie iſt todt, die Kunſtwerke ſind verſchwunden, in dem Pallaſt reſidirt ein republikaniſcher Präfekt. — Uns war ein gutmüthiges Schaf von Lohnbedienten zu Theil geworden, der uns gar zu gern etwas Sehenswerthes gezeigt hätte. Wir ließen ihm ſeinen Willen. Da führte er uns zuerſt in einen Pferdeſtall, den einzigen Ueberreſt von des Herzogs Herrlichkeit, der noch jetzt, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß, gebraucht wird, denn es ſtehen Pferde darinnen, nur nicht mehr hundert und zwei, wie zu herzoglichen Zeiten. Wir lachten und folgten weiter. Einen botaniſchen Garten wollte der ehrliche Tropf uns zeigen. Ich wandte ein, daß im Winter da wenig zu ſehen ſeyn würde, aber er behauptete das Gegentheil, da alles in köſtlichen Treibhäuſern verwahrt werde. Nun muß man aber wiſſen, daß ein Treibhaus überhaupt in Italien eine große Seltenheit iſt, und darum verzeih ich dem Menſchen die unnütze Mühe, die er uns gemacht hatte, denn wir fanden nichts mehr und nichts weniger als ein kleines Treibhäuschen, wie es in Deutſchland jeder wohlhabende Edelmann auf ſeinem Landgute hat, worin einige wenige, und nicht einmal ſeltene Pflanzen durchgewintert wurden. — Jetzt verſprach der verlegene Führer uns eine Akademie der Künſte. Hätte er Zeichenſchule geſagt, ſo wären wir dieſesmal nicht getäuſcht worden. Ja vormals, als Modena noch in dem Beſitz von treflichen Meiſterwerken mit jeder Stadt Italiens ſich meſſen konnte, mochte es auch wohl eine Akademie ſeyn; aber jetzt, da die Franzoſen ſieben und ſiebenzig claſſiſche Gemählde fortgeſchleppt, und alle Kunſtſchätze ausgeräumt haben; jetzt iſt es nur noch eine Schule, in welcher ganz artig, auch nach lebendigen Modellen, gezeichnet wird. Das Lokal iſt groß und ſchön; es giebt herrliche leere Schränke, in welchen einſt ein ſehr berühmtes Münzkabinet aufbewahrt wurde. Man kann die runden Vertiefungen noch alle ſehen, die vormals mit Münzen angefüllt waren. Es giebt auch noch allerlei andere Spielereien und Kleinigkeiten, welche der Sieger dem Ueberwundenen großmüthig gelaſſen hat. Doch eine intereſſante Seltenheit iſt dieſem Inſtitut wirklich geblieben, nemlich Correggio's Schädel, den es, wie die Lukasakademie zu Rom den Schädel Raphaels, hinter Glas verwahrt, und die pomphaften Inſchriften auch nicht geſpart hat. Dieſer ehrwürdige Schädel hat mir zu allerlei Betrachtungen Anlaß gegeben, und zu Fragen, die ich nicht zu löſen vermag. Zum Beiſpiel: läßt ſich ein ſtillſchweigendes Bekenntniß der Menſchen daraus arbeiten, daß Materialismus der ihnen von der Natur eingepflanzte Glaube iſt? — und daß ſie, trotz Allem, was ſie von der Seele gelernt haben, doch nur immer den Kopf als das Organ der Vernunft anſehen? Ferner: iſt es nicht zu verwundern, da der Schädel eines großen merkwürdigen Mannes gewiß Jedermann ohne Ausnahme ein hohes Intereſſe einflößt, daß ſo wenig dergleichen Schädel aufbewahrt werden! und daß, meines Wiſſens, bis jetzt, außer zwei Mahlerakademien und dem Doktor Gall in Wien, noch Niemand auf den Einfall gerathen iſt, dies koſtbarſte Ueberbleibſel eines ausgezeichneten Menſchen dem finſtern Erdenſchooß zu entziehen? — Warum ſind denn eben nur die Mahler darauf verfallen? und eben nur in Italien? wo dicker Aberglaube und manches andre Vorurtheil Hinderniſſe in den Weg legen mußten? — Warum ſchmückt man nicht Bibliotheken mit den Schädeln großer Schriftſteller und Dichter? warum nicht Zeughäuſer mit Heldenſchädeln? warum nicht Thronen mit Schädeln guter Fürſten? — Doch das letztere warum nehme ich zurück. Das Feld der Schmeichelei iſt ohnehin groß genug. Bis jetzt hat dieſe Peſt wenigſtens die todten Knochen verſchont. — In einem Saale der

Zeichenſchule ſtehen viele Abgüſſe von den beſten Antiken, und unter ihnen auch ein Gerippe, welches einem Rieſen zugehört haben muß, denn noch entfleiſcht übertrifft es an Größe ein paar koloſſale Statuen, welche ihm zur Seite ſtehen. Als dieſes Gebein noch Blut und Leben herbergte, ſoll es ein öſtreichiſcher Offizier geweſen ſeyn, der in einer Schlacht gegen Macdonald geblieben. Seinen Namen konnte ich nicht erfahren. — In der ſogenannten Gemähldegallerie iſt nur noch ein vortreffliches Bild, ein Chriſtus am Kreuz von Guido Reni. Es war doppelt vorhanden, daher die Franzoſen abermals Großmuth übten, nur das beſte Exemplar wegnahmen, und das andre zurückließen. Vor dem Saale iſt ein gewaltig großes Bild aufgeſtellt, wo man Bonaparte in rother geſtickter Uniform erblickt, wie er Italien zu einer Republik erhebt. Es hat gar keinen Kunſtwerth, wird alſo vermuthlich bald weggenommen, und in die Rumpelkammer zu der italiäniſchen Freiheit geſtellt werden. — Taſſo zu Ehren habe ich mir auch in einer Kirche den geraubten Eimer zeigen laſſen, der einſt zu dem blutigen Kriege zwiſchen Modena und Bologna, und zu Taſſo's unſterblichem Gedicht die Veranlaſſung gab. Er wird im Thurme in einer finſtern Kammer aufbewahrt, zu der man ziemlich beſchwerlich hinaufklettern muß. Das ganze Intereſſe beſteht freilich nur in der mitgebrachten Erinnerung, denn wer jemals einen mit Eiſen beſchlagenen Eimer in dem erſten beſten Ziehbrunnen geſehen hat, der weiß auch, wie dieſer ausſieht. — Vormals gab es in Modena keine Kirche, die nicht irgend ein ſchönes Bild aufzuweiſen hatte; jetzt kann man ſich den Gang erſparen, aus ſchon oft angeführten Urſachen. — Das Theater zu Modena iſt ſeltſam geſtaltet, nie ſah ich ein ähnliches. Die einzige breite Seite nimmt die Bühne ſelbſt ein, die Logen (fünf Reihen übereinander) ziehen ſich in einem völlig irregulären Sechseck darum herum. Mir ſchien es doch, als könne man überall recht gut ſehen. Aber die bunten Verzierungen der Logen, die alle mit Vorhängen, und zwar jede von einer andern Farbe, verſehen ſind, fielen widerlich ins Auge. Die Operabuffa war nicht übel; auch das Ballet (daſſelbe, welches ich ſchon zu Rom geſehen hatte) war wenigſtens beſſer ausgeführt als dort. Schade nur, daß die Prima Ballerina bloß aus Armen und Beinen beſtand, welchen man die Ueberreſte eines hängenden Buſens beigefügt hatte. Wenn ſie eines ihrer Spinnenbeine, nach löblicher Gewohnheit der heutigen Tanzkunſt vor ſich hinſtreckte, ſo zog ſich der Zuſchauer unwillkührlich zurück, um Raum zum Klatſchen übrig zu behalten.

64.

Die Gewäſſer zu Modena.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß dieſe ganze Gegend auf unterirdiſchen Strömen ruht, die, in einer Tiefe von acht und ſechszig Fuß, unerſchöpflich reich an Waſſer, ſich fortwälzen. Wer hier eines Brunnens bedarf, der läßt graben, wo es ihm beliebt. Die erſte Erdſchichte von vierzehn Fuß, beſteht anfangs aus allerlei Geſtein, und endlich ſtößt man auf alte gepflaſterte Straßen und Häuſer von römiſcher Bauart, ein Beweis, daß das uralte Modena, einſt eine Colonie der Römer, durch ein Erdbeben hier verſank, vielleicht auch von zwei Bergen bedeckt wurde, die, der Geſchichte zufolge, zuſammenſtürzten. Die zweite Erdſchicht, abermals vierzehn Fuß, beſteht meiſt aus Pflanzenerde, in welcher ſich Zweige, Stämme und ganze Bäume vermodert, doch noch ſehr kenntlich, finden. Kein ſolcher Baum verräth durch irgend eine Spur, daß er jemals von Eiſen berührt worden, und man vermuthet daher, daß hier zu einer Zeit ein Wald ſtand, als die Menſchen dieſes Metall noch nicht kannten, und daß nachher die alte Stadt auf dieſem Grunde erbaut worden. Die dritte Erdſchicht, von eilf Fuß, zeigt ſich plötzlich ganz verändert. Sie beſteht aus dem ſchönſten weiſſen Thon, mit Muſcheln und allerlei andern Seeprodukten vermiſcht. Hier war alſo einſt Meeresgrund, hier wimmelten Fiſche, bis das Meer dem Walde, die Fiſche den wilden Thieren Platz machten, und bis dieſe wiederum von Menſchen vertrieben wurden. Wie viele Jahrtauſende mochten dazu erforderlich ſeyn! Hier verliert ſich der menſchliche Geiſt in den geheimnißvollen Abgründen der ewig ſchaffenden, ewig zerſtörenden Natur! — Der jetzt folgende Boden iſt nur zwei Fuß, Sumpferde, mit vermodertem Rohr und andern Sumpfpflanzen vermengt. Hierauf durchgräbt man abermals eine Schicht von eilf Fuß, gleich der vorletzten, aus weißem Thon und Seeprodukten zuſammengeſetzt, dann wiederum zwei Fuß Sumpferde, ruhend auf ſieben Fuß des beſchriebenen Thons. Die letzte Schicht von Sumpferde, die nun folgt, hat zur Unterlage Kies, groben Sand und Kieſel von allerlei Größe, welche, nebſt einem ſtarken unterirdiſchen Rauſchen, die Nachbarſchaft des Waſſers verkünden. Alſobald laſſen ſämmtliche Brunnengräber ſich hinaufziehen; nur ein einziger bleibt, und macht mit einem Erdbohrer ein Loch in die fünf Fuß dicke Schicht von Sand und Kies. Jetzt muß er aber ſchnell ein Zeichen geben, daß man ihn ſeinen Kameraden nachziehe. Das geſchehe auch, ſo ſchnell es wolle, ſo langt er doch immer, vom Kopf bis zu den Füßen reichlich gebadet, oben an; denn das Waſſer, welches augenblicklich um den Bohrer quoll, erhebt ſich jetzt mit Wuth und ſolcher Gewalt, daß es Kieſelſteine von vier Unzen an Gewicht mit ſich hinauf ſchleudert. In demſelben Augenblicke hören alle andere Brunnen in der ganzen Gegend auf zu fließen, bis der neue Brunnen ruhiger geworden. Da iſt die kurze Geſchichte der Gewäſſer von Modena, welche, aus einer Tiefe von acht und ſechszig Fuß, zu jeder Jahreszeit unerſchöpflich, nicht allein Stadt und Land mit Waſſer verſorgen, ſondern ſich auch nachher in einen ſchiffbaren Kanal vereinigen, der in den Po fließt. Es hat Gelehrte gegeben — denn was auf der Welt hat nicht irgend einmal ein Gelehrter behauptet? — welche den Urſprung und Reichthum dieſer Gewäſſer dem Meere zuſchreiben, das ſich hier in unterirdiſchen Gängen filtrire. Der Abt Teta in Neapel hingegen ſucht zu beweiſen, daß der gewaltige unterirdiſche Strom von den Seen ſeinen Zufluß erhalte, welche auf den Alpen und Apenninen angetroffen werden. Er hat eine Broſchüre darüber geſchrieben, die derjenige leſen mag, den die Unterſuchung noch näher intereſſirt. Rammazini, aus dem Volkmann ſeine Nachrichten nahm, iſt nicht ſo zuverläßig.

65.

Mantua.

Die unfreundliche Lage dieſer Feſtung, die im letzten Kriege eine ſo große Rolle geſpielt hat, iſt bekannt.

Durch tauſend Krümmungen, welche durch allerlei ſehr entfernte Außenwerke nothwendig gemacht werden, windet man ſich über eine weite Ebene, auf der das Auge nirgends an einen Baum ſtößt, zwiſchen moraſtigen Gewäſſern hindurch. Daher iſt die Stimmung, in welcher man zum Thore hineinfährt, eben nicht die heiterſte. Die Stadt ſelbſt trägt nichts dazu bei, das Gemüth zu entwölken. Vergebens erwartet man dieſe Wirkung von dem Monument, welches vor kurzem dem Virgil (deſſen Geburtsſtadt Mantua war) mit großem Pomp errichtet worden. Lieber Gott! welch eine Perſiflage auf den großen Dichter! ſeine Büſte ſteht ſo hoch, daß man die Züge derſelben nicht einmal unterſcheiden kann. Vier Schwäne von übergipstem Eiſenblech tragen eine Säule; der Gips iſt bereits an vielen Stellen abgefallen, und die Schwäne ſehen aus wie gerupft. An einem großen viereckten Piedeſtal lieſt man vier Inſchriften; die eine: dem unſterblichen Virgil aus Mantua gewidmet, ſcheint offenbar nur hingeſetzt, um die übrigen drei mit guter Manier anbringen zu können. Die andere lautet: „Im Jahre 9 der (erbärmlichen) Freiheit, als Brüne General und Bonaparte Conſul waren.“ Die dritte: „Dem General Miollis, dem Mäcen (!) die dankbaren Bürger.“ — Die vierte endlich iſt zu Ehren der Herren Adminiſtratoren eingegraben. Man ſieht, der gute Virgil hat ſeine Unſterblichkeit ſo viel möglich zerſtückeln müſſen, um Jedem eine kleine Portion abzugeben; ſeiner wird eigentlich nur im Vorbeigehen gedacht. Der Platz iſt groß, aber mit ſehr ſchlechten Häuſern umgeben; kurz, das Ganze iſt nichts weniger als ein Monument Virgils, ſondern bloß ein Denkmal der franzöſiſchen Eitelkeit, die ſich leider nicht immer mit Schwänen von übergipstem Eiſenblech begnügt. — Auch eine Buchdruckerei iſt hier, welche den ſtolzen Titel der virgilianiſchen führt, und Komödienzettel liefert.

Die Andreaskirche gehe man doch nicht vorüber, ſie iſt in der That ſchön. Chriſti Blut wird daſelbſt in einer Phiole aufbewahrt, aber nur bei öffentlichen Calamitäten gezeigt. Auch die Cathedralkirche iſt ſchön, doch bei weitem nicht in dem erhabenen Styl gebaut, der die Andreaskirche auszeichnet. Wo die guten Gemählde geblieben ſind, brauche ich nicht ewig zu wiederholen. Wer ſich eine recht lebhafte Voſtellung von einer langweilligen Aſſemblee machen will, der betrachte die Kuppel der Cathedralkirche, wo Gott Vater mitten unter ſieben Reihen Engeln ſitzt und ſich anſchauen läßt. — Mantua iſt die letzte Stadt, in der man, vor allen Kirchen, die Lappen von Wachsleinwand hängen ſieht, die den Schildern der Krämer auf der Leipziger Meſſe gleichen, und auf welchen höflich erſucht wird, für Seelen zu beten, die kürzlich ausgefahren ſind. Einer derſelben hatte man den Titel Ermarquis beigelegt. — Das alte Schloß der Gonzaga's iſt von großem Umfang und gehört jetzt der neuen Nation. — Die einzige Maskenkomödie, die ich in ganz Italien angetroffen habe, war zu Mantua. Ich freute mich darüber, denn ich habe den ehrlichen Harlekin ſtets geliebt, aber leider taugte er nichts. — Man gab auch la Serva Padrona, die allerliebſte Poſſe, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in Petersburg von Madam Doria, (damals jung, reizend, von Diamanten ſtrotzend, allmächtige Gebieterin des allmächtigen Miniſters Besborodko) hatte darſtellen

ſtellen ſehen — und — welch ein Wechſel des Glücks! — dieſe nemliche Doria, jetzt alt, häßlich, arm, ſpielte die Rolle auch hier! — faſt hätte dieſer Anblick, der ſo manche Erinnerung auffriſchte, mir Thränen entlockt. — Wie ſtark die Beamten der Republik im Leſen ſind, davon haben ſie mir einen klaren Beweis ſchriftlich hinterlaſſen, denn meinen Namen, der im Paſſe ſehr leſerlich geſchrieben war, verwandelten ſie in Bomiguno Aleſſandro, das beweiſt doch wohl, daß ſie keinen Buchſtaben kennen. —

Bei meiner erſten Durchreiſe fand ich hier die Neger in Garniſon, die man zuſammengepfercht hatte, um ſie nach und nach ruhig ausſterben zu laſſen. Ihre Zahl iſt ſo ſehr geſchmolzen, daß man endlich für gut gefunden hat, das tägliche Spektakel ihres Hinwelkens nach Piemont zu verlegen. Der elende Ueberreſt dieſes oft gerühmten Regiments beſtand kaum noch aus einigen Hunderten.

66.

Verona.

Eine große, wunderliche, von fünf und vierzigtauſend Menſchen bewohnte Stadt, von der Etſch in zwei ungleiche Theile getheilt. Den größten und beſten haben die Franzoſen für ſich behalten, den kleinern und ſchlechtern an Oeſtreich überlaſſen. Eine Brücke, die über die Etſch führt, iſt mit Schildwachen und Viſitatoren beider Nationen beſetzt; der Fremde wird, wie ein Federball, aus einer Hand in die andere geſchlagen, bis er endlich auf den Boden der Freiheit niederfällt, wo Niemand muchſen darf, wenn die Franzoſen es nicht zuvor erlaubt haben, oder bis er jenſeits den Tyroler Gebürgen ſich nähert, wo allein noch ächte Menſchen wohnen. — Kommt man nach Verona, ohne vorher in Rom geweſen zu ſeyn, ſo haben die römiſchen Alterthümer daſelbſt freilich ein weit größeres Intereſſe als im umgekehrten Falle; denn da hat man ſo viel Großes und Erhabenes geſehn, daß alle Trümmer, die man nachher antrifft, nur noch einen geringen Eindruck machen.

Das Amphitheater zu Verona iſt berühmt und verdient es zu ſeyn, aber mit dem Coloſſeum muß man es ja nicht vergleichen. Es giebt hier ſogenannte Conſervatoren, deren Pflicht es iſt, über dieſe ehrwürdigen Reſte zu wachen. Mich deucht, dieſe Herren Erhalter haben zu wenig und zu viel gethan, zu wenig — denn ſie haben veranſtaltet, daß von außen alle Arkaden mit Werkſtätten von Schmieden, Schloſſern und allerlei Gewerben, Holzremiſen und Heumagazinen angefüllt ſind, welches natürlich ſehr verunſtaltend iſt; zu viel — denn ſie haben inwendig das ganze Amphitheater wieder hergeſtellt, folglich kann man das Antike vom Modernen gar nicht mehr unterſcheiden, alles ſieht ſo neu und nett aus, als ob es erſt eben fertig geworden wäre. Wirft man vollends einen Blick auf den Balkon, oder die Logen der obrigkeitlichen Perſonen, deren Inſchrift jetzt verkündet, daß Pabſt Pius VI. hier den Segen ertheilte, oder man wird in der Mitte des Platzes das kleine Theater von Brettern gewahr, wo auch eine Art von modernem Gaukelſpiel getrieben wird; ſo fühlt auch der feurigſte Verehrer des Alterthums ſeinen Enthuſiasmus plötzlich abgekühlt; es kommt ihm vor, als ſtehe er auf einem berühmten Schlachtfelde: und müſſe zuſehen, wie jetzt die Kinder Ball darauf ſpielen.

Außer dem modernen antiken Amphitheater giebt es noch mancherlei geringe Ueberreſte. Bögen, Mauern, Thore u. ſ. w., die aber alle kaum des Nennens werth ſind. Palläſte und Kirchen enthalten ſo viele Merkwürdigkeiten, als die Franzoſen ihnen zu laſſen beliebt haben, das heißt, ſehr wenige. Das von dem berühmten Maffei geſtiftete Muſeum beſitzt noch viele ſchätzbare Alterthümer und pikante Inſchriften, aber eine der Hauptzierden deſſelben, das in Stein gehauene Teſtament in griechiſcher Sprache (von dem ich in meinen Erinnerungen aus Paris geredet habe) iſt hier geweſen. Eben ſo ein Diomedes. — Ein Kopf des Antoninus Pius (Nro. 162.) hat auffallende Aehnlichkeit mit dem jetzigen franzöſiſchen Kaiſer. Ich habe das Muſäum mit dem Maffei in der Hand durchwandert, und wohl fünfzigmal Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu erneuern, daß die Herren Alterthumsforſcher oft ſehen, was ſie eben ſehen wollen. Mehrere Beiſpiele habe ich mir aufgezeichnet, der Leſer müßte aber die Basreliefs ſelbſt vor ſich haben, wenn eine ſolche Erläuterung ihm Vergnügen gewähren ſollte. — Eine auffallende Inſchrift iſt dieſe: Eros Asini Atriensis. Maffei meint, man ſoll Asinii leſen; unter den Knechten ſeyen die Atrienſer die Geachteſten geweſen. — Man bringt hier in der That einige Stunden ſehr angenehm zu, denn der intereſſanten Inſchriften ſind nahe an ſechshundert, und es würde ein Aufenthalt von Monaten dazu gehören, um dieſes Vergnügen gänzlich zu erſchöpfen. —

Das Theater zu Verona iſt in jeder Rückſicht eins der beſten, die ich in Italien angetroffen. Zwar bei meiner erſten Durchreiſe war die Opera buffa nur mittelmäßig, und ich wüßte keinen Sänger auszuzeichnen. Man gab due nozze ed un sol marito, mit einer artigen Muſik von Guglielmi, beſonders machten die morceaux d'Ensemble gute Würkung. Der Text war, wie gewöhnlich, ohne Sinn und Verſtand, daher ich hoffe, daß er bald ins Deutſche werde überſetzt werden. Der erſte Tenor, Benedetti, war ein ſehr ſteifer Patron mit einer ſchwacher Stimme, der für nothwendig hielt, (vermuthlich, weil er einen Officier vorſtellte,) den Hut nie vom Kopfe zu nehmen; ſelbſt als er bei Damen zu Gaſte war, und an einer Tafel zwiſchen ihnen ſaß, trennte er ſich nicht von ſeinem lieben Hute. Die Primadonna, Lodoviſi, ſang nicht übel, konnte ſich aber ſchon der reifern Jahre rühmen. Das Ballet, das ſteinerne Gaſtmahl, hatte der Balletmeiſter Luzzi recht gut ausgeführt, und ſeine Tochter, ein allerliebſtes Mädchen von vierzehn Jahren, wird gewiß bald unter den erſten Ballerinen glänzen. Das Theater iſt groß und ſchön, im Vorhange zählte ich vierzehn oder fünfzehn Riſſe. Auf Täuſchung iſt es auch hier nicht abgeſehen; bei Verwandlungen werden die Dekorationen weggetragen, ehe noch die Scene ausgeſpielt iſt, und der Lichtputzer treibt, während der Vorſtellung, ſein Weſen ganz nach Belieben. Franzöſiſche Grenadiere hielten Wache, und machten auch den größten Theil der Zuſchauer aus. — Bei meinem zweiten Aufenthalt fand ich Oper und Ballet noch verbeſſert. Man gab la Cappriciosa pentita mit einer vortrefflichen Muſik von Fioravanti. Die Primadonna, Ceccarelli, war freilich auch nicht reizend, und der Tenor Campitelli, ſehr mittelmäßig, aber die beiden Buffo's, Guglielmini und Bartolucci gehörten unter die beſſern. Der Balletmeiſter war jetzt Angiolini. Das Ballet ſelbſt, Abdul oder der großmüthige Türke, enthielt freilich nur eine abgedroſchene Geſchichte, allein es war verſtändlich, und die Ausführung verrieth Kenntniß, Geſchmack und Fleiß. Die erſte Tänzerin, Guglielminetti, kann ich zwar nicht rühmen, dagegen ſind Gaetano und Anna Diani ein allerliebſtes junges Paar, das jetzt ſchon großes Wohlgefallen erregt, und einſt gewiß entzücken wird. Die Dekorationen waren faſt die beſten, die ich in Italien geſehen hebe. Der Künſtler heißt Picuti.

67.

Zwiſchen Verona und Wien.

Das gelbe Fieber hat die öſtreichiſche Weitläuftigkeit wo möglich noch weitläuftiger gemacht. Es giebt Stationen, wo man kaum eine halbe Stunde weit fahren kann, ohne abermals Päſſe und Geſundheitsſcheine vorzeigen zu müſſen. Manche dem Reiſenden koſtbare Stunde geht auf dieſe Weiſe verlohren. Die ſtrengſten Vorſichtsmaaßregeln gegen jene fürchterliche Krankheit muß ich freilich loben, wo aber deren Verdoppelung und Verdreifachung gar keinen Nutzen bringt, da halte ich ſie dennoch für überflüßig. Wer durch ſeinen Paß eine Wache täuſchte, täuſcht vermuthlich auch die übrigen. Ein General im Tyrol hat den Vorſchlag gethan, Jeden, der von Livorno käme, nackend auszuziehen, ſeine Kleider zu verbrennen, und ihm, auf Kaiſerliche Koſten, neue zu geben. Ich zweifle, daß dieſer Vorſchlag genehmigt werden wird.

Ein in dieſen Gegenden höchſt ſeltener, ellen tiefer Schnee, hielt mich in *Trient* oder *Trento* einige Tage auf. Dieſer Ort, wo einſt nur mit geiſtlichen Waffen gefochten wurde, ſoll nun ein Tummelplatz weltlicher Kriegsmänner werden, man ſteht im Begriff eine Feſtung daraus zu machen. Freilich iſt Trento von hohen Bergen ringsum eingeſchloſſen, die man alle wird befeſtigen müſſen, und thut man das, ſo begreife ich wieder nicht, warum man die Stadt ſelbſt befeſtigen will? Doch die Herren Ingenieurs müſſen das beſſer verſtehn. Der Bau ſoll zehn Jahre dauren, und wird ungeheure Summen koſten. Natürlich ſeufzen bereits viele Eigenthümer, die ihre einträglichſten Weinberge dadurch verlieren. Eine Commiſſion iſt jetzt beſchäftigt, die Grundſtücke zu *ſchätzen*. Man weiß, daß ſolche Schätzungen nicht zum Nachtheil des *Schätzers* zu geſchehen pflegen; geſetzt aber auch, man bezahlt das Grundſtück würklich nach ſeinem Ertrag, kann man auch das Vergnügen bezahlen, welches der Beſitzer an ſeinem Eigenthume fand? vielleicht ſeine einzige letzte Freude auf der Welt? — Es bleibt immer eine harte *Nothwendigkeit*; zumal da von *dieſer* die Einwohner nicht einmal überzeugt zu ſeyn ſcheinen. Ich ſpreche gern mit allerlei Leuten, und ſo ſprach ich auch über dieſen Punkt mit einem Handwerksmann zu *Brixen*, (welches, unter ganz ähnlichen Umſtänden, gleichfalls in eine Feſtung verwandelt werden ſoll.) Er war ein ſehr vernünftiger Mann, der kerngeſund raiſonnirte. *Mir*, ſagte er, iſt es ſchon recht, ich werde wohl auch ein Stück Geld dabei verdienen; aber — aber — „Nun, was denn, Meiſter?“ — ei, wo ſoll denn das viele Geld herkommen? Dieſe Münze (ich hatte ihm eben welch[illegible] ausgezahlt), iſt ſehr ſchlecht, aber wenn wir doch nur von dieſer genug hätten. Ein einziger Quaderſtein zum Feſtungsbau muß, bis er an Ort und Stelle kommt, wenigſtens dreißig Gulden koſten, das will ich beweiſen, und darum meine ich, man werde ſich ſchon noch beſinnen. — „Aber Meiſter, der große Nutzen einer ſolchen Feſtung im Nothfall?“ — Ei ja doch, der will mir eben auch nicht einleuchten. Ich hatte mein Lebstage ſo viel von Mantua gehört, ich dachte, das nimmt der Teufel ſelber nicht; ehe man ſichs verſah, war es weg; und wie ging es denn mit Luxenburg? —. Ich konnte gegen dieſe Argumente ad hominem nichts einwenden; und ich glaube faſt, der General, mit dem ich Tags vorher über die Sache ſprach, würde auch nichts einzuwenden gewußt haben. Meine gute Meinung von den Tyrolern wurde übrigens durch dieſen wackern Handwerker ſehr befeſtigt.

Ich habe ſchon einmal von den kleinen gemohlten Denkmählern geſprochen, welche in Tyrol den an der Landſtraße Verunglückten geſetzt werden. Unweit Brixen fand ich eins, deſſen Inſchrift ſo drollig ausgedrückt iſt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie abzuſchreiben. Hier iſt ſie:

„Ihr Brüder und Kamaraden, bleibt hier ein wenig ſtehen, betrachtet dieſen Ort, wo ich mein Leben muß laſſen. Kaum komm ich in die Welt, erreich meine ſechs und zwanzig Jahre, ſo iſt ein Rad vom Wagen, das mich entzwei thut paaren. Nun bitt ich euch meine liebſten Freund, ſeyd meiner innegedenket, und bei dem Vorübergehn mir ein Vaterunſer ſchenket. — Hier iſt Dominicus Peer aus Botz gebürtig, ſechs und zwanzigſte Jahr ſeines Alters verunglückt geworden. Bettet ver mich, ich bitt auch vor euch. 1800. —“ — Man lernt unter andern auch aus dieſer Inſchrift, daß ein junger Tyroler von ſechs und zwanzig Jahren vermeint, er ſey erſt kaum in die Welt gekommen.

Kürzlich iſt ein Projekt entworfen, auch, wie man ſagt, dem Monarchen unterlegt worden, deſſen Ausführung für Tyrol gewiß noch wohlthätiger ſeyn würde, als der Bau zweier Feſtungen. Man will nemlich der Etſch — die zwiſchen Botzen und Trento, auch ſchon höher hinauf, tauſend Krümmungen bildet — einen geraden Lauf geben, wodurch alle die, jetzt zwiſchen den Krümmungen befindlichen Moräſte, in brauchbares Ackerland würden verwandelt werden. Tyrol baut jetzt ſo wenig Korn, daß es kaum vier Monate im Jahre ſich ſelbſt ernähren kann; für die übrigen acht Monate muß ihm der Unterhalt aus Baiern und Italien zugeführt werden. Der Etſchmoräſte ſind aber ſo unendlich viele, daß man berechnet, man werde ſo viel Korn darauf bauen können, als Tyrol im ganzen Jahre verbraucht. Die Wohlthat wäre alſo ſo groß, daß die Ausführung dieſes einzigen Projekts hinreichend wäre, den Namen Franz des Zweiten zu verewigen. — Freilich giebt es auch hier, wie gewöhnlich, Leute, die Einwendungen machen, und die Sache aus einem ganz verſchiedenen Geſichtspunkt betrachten. Die Moräſte, ſagen ſie, tragen jetzt eine Art von Binſen, die man in den Ställen zur Streue für das Vieh braucht; wo ſoll in Zukunft die Streue herkommen? — Ich dächte das Korn würde auch wohl Stroh geben. Bedeutender ſcheint die Einwendung: dieſer moraſtige Boden werde nie

Korn tragen; am bedeutendſten die: Tyrol habe kaum Hände genug für ſeinen Weinbau, und könne für den Ackerbau keine miſſen. — Ich begnüge mich, hiſtoriſch von dieſer Sache zu ſprechen, zu beurtheilen vermag ich ſie nicht. — Verlaſſen kann ich aber dies liebe Land und deſſen biedere Bewohner nicht wieder, ohne noch einmal ſeine mannichfaltigen Reize zu erwähnen, die ihm auch der Winter nicht ganz abzuſtreifen vermochte. O es thut ſo wohl, wenn man aus dem einförmigen, mit Menſchenwuſt angefüllten Italien kommt, dieſe herrlichen Gebürge wieder zu betreten, und ihren freundlichen, herzigen, ſinnigen Einwohnern die Hand zu drücken. Nach Welſchland ziehe ich nicht wieder, aber — möchte ich doch nicht zum letztenmale in Tyrol geweſen ſeyn! —

Die Straße von Brixen abwärts nach Kärnthen iſt für einen Menſchenbeobachter noch intereſſanter, als die große Landſtraße über Inſpruk, welche mehr befahren wird, und wo alſo die Menſchen doch ſchon mehr geſchliffen, oder hie und da etwas verkünſtelt ſind. Hier hingegen ſtößt man überall auf die reinſte, lauterſte Natur. Faſt wie Kinder betrachten ſie den Fremden neugierig, gehn ihm überall nach, machen ſich immer etwas um ihn zu ſchaffen, werden ihm durch ihr Gutmeinen oft läſtig; aber unmöglich kann er böſe auf ſie werden, denn unverkennbar iſt das herzliche Beſtreben, ihm alles nach Wunſch zu machen. Ein ſolcher Menſchenſchlag bewohnt das ehemalige Fürſtenthum Brixen, deſſen Gebiet im engen Thale die Eiſach durchrauſcht, und das mit lauter freundlichen Städtchen und Dörfern beſäet iſt, wo Reinlichkeit in und vor den Häuſern, Geſundheit und

Heiterkeit aus den Geſichtern ihrer Bewohner, dem Fremden entgegen lachen. Der Hauptnahrungszweig iſt hier Viehzucht; der Weinbau hat aufgehört, das Klima iſt zu rauh, denn das Thal liegt hoch, und die ſcharfen Winde haben freien Durchzug. Neun Monate lang iſt bei uns Winter, ſagt man z. B. in Niederdorf, und drei Monate kalt. Hingegen gedeiht die Viehzucht vortrefflich. Daher mag es auch wohl kommen, daß dies Hirtenvölkchen mir noch braver und unverdorbener ſcheint, als ſeine Nachbarn die Weinbauer. Was hätte man nicht im letzten Kriege aus ihnen machen können! mit welchem Muthe erwarteten ſie die Franzoſen! In Branneken, zwei Poſten von Brixen, erfuhren ſie nicht eher des Feindes Ankunft, bis er ſchon faſt vor ihren Thoren war. Sogleich ſandten ſie zu dem General Sporke, der unſern mit einem Corps ſtand, und ließen ihm entbieten, ſie ſeyen bereit zu fechten, wenn er kommen und ſie unterſtützen wolle. Der General verſprachs. Mehr als viertauſend Landleute verſammelten, bewaffneten ſich, bucken Brod für die Oeſtreicher, ſchafften Wein herbei, und harrten des Anführers. Er kam nicht. Er ließ ſagen, Befehle nöthigten ihn, ſich über die Gebürge zurück zu ziehn. Das kam den guten Leuten unbegreiflich vor. Sie kannten ihre Gebürge; ſie wußten, daß man, beſonders im Frühjahre, ſich nicht über dieſelben zurück ziehn, wenigſtens gewiß keine Kanone mitnehmen kann. Sie wunderten ſich, warum man die Kanonen lieber ins Waſſer warf, als ſie ihnen zuführte; ſie behaupten noch jetzt, wenn das geſchehen wäre, wenn man ſie organiſirt, angeführt hätte, ſo wäre kein Mann von den Franzoſen davon gekommen.

Wer die Gegend und die Bewohner ſelbſt geſehen hat, der glaubt es ihnen. Nach jenem Beſcheid aber, wurden ſie zwar nicht muthlos, doch unwillig, verdroſſen. Alle Beamte retirirten ſich, ließen das gute Volk im Stiche. Wo es aber auch einen ſolchen Flüchtling antraf, da ergriff es ihn beim Zopfe, ſchleuderte ihn zurück, und rief ihm höhnend zu: „du Schw —! dort ſteht der Feind!“ — Wäre in jenen Augenblicken ein Mann unter ihnen aufgeſtanden, von der Natur mit Feldherrn Sinn begabt, er hätte der ganzen damaligen Lage der Dinge ein anderes Anſehn geben, und großen Ruhm erwerben können. Jetzt war und blieb ihre Kraft zerſtreut, und ſelbſt durch dieſe zerſtreute Kraft imponirten ſie den Franzoſen. In einem kleinen Städtchen lehnte ſich ein Haufe gegen das Thor, öffnete bloß von Zeit zu Zeit ein Pförtchen, ſchoß heraus, ſtreckte jedesmal eine Anzahl Feinde nieder, und zog dann die Köpfe geſchwind wieder zurück. Die Franzoſen mochten drohen und lärmen, wie ſie wollten, der kleine Haufe trieb es immer ſo fort, und zwang ſie abzulaſſen. Ein kleines Dörfchen ſogar, auf einem Felſen liegend, beſchloß, die Franzoſen ſollten nicht heraufkommen. Männer und Weiber bewaffneten ſich, Kinder wälzten große Steine herunter; die Franzoſen ſtutzten und zogen vorüber. Als ſie nahe bei Branneken waren, zogen ſich die Hirten auf die Gebürge, zündeten ringsumher einige hundert Feuer an, und ſetzten dadurch den ſtarken Feind ſo in Schrecken, daß er mit dieſem offenen Städtchen kapitulirte, auch die Kapitulation treulich hielt. Ihrem Muth allein verdanken es daher dieſe wackern Hirten, daß ſie nicht ausgeplündert worden ſind. Bauer war ein

Schreckenswort für die Franzoſen, das ſie oft im Zaume hielt. „Wir ſind recht gut durchgekommen,“ ſagen die Tyroler hier, „wir haben die Franzoſen als Feinde und zuletzt als Sauvegarden hier gehabt, da nannten wir ſie nur Saufgarden, denn ſie tranken viel Wein.“ — Das Herz blutet dem deutſchen Patrioten, wenn er ſieht, welch ein zweiſchneidiges Schwerdt die Regierung damals in der Hand hatte, daß ſie nicht wagte, es aus der Scheide zu ziehen. —

Ihren kindlichen Sinn verrathen die Tyroler hier auch mehr als ſonſt irgendwo, durch die Freude an bunten Bilderchen, die ſie ſo gern an ihre Häuſer mahlen, oder an die Landſtraße ſtellen, und in welchen oft, ſelbſt wenn ſie fromme Gegenſtände darſtellen, eine gewiſſe naive Drolligkeit herrſcht. Ich ſah z. B. ein Bild, auf welchem zwei Männer vor einem Crucifix knieeten, hinter ihnen ſtanden ein paar hübſche Dirnen am Fenſter. Aus den Mäulern der Betenden flogen Herzen an langen ſchwarzen Strichen; die Herzen des einen wurden geradesweges hinauf zu dem Crucifix geſchleudert, die des andern hingegen wendeten ſich plötzlich von der geraden Straße, und flatterten hinauf zu den hübſchen Mädchen. — Von Heiligenbildern ſind ſie große Liebhaber, und, wie einſt die Römer fremde Gottheiten willig aufnahmen, ſo verſagen auch ſie keinem fremden Heiligen den Zutritt, denn ich habe ſogar den heil. Peter von Alcantara hier angetroffen, der, Gott weiß wie, ſich nach Tyrol verirrt hat. — Außer den erwähnten Bilderchen, ſind die Häuſer auch oft mit Verſen ausgeziert, die oft ein Lächeln erwecken. So las ich z. B. an einem Wirthshauſe:

Lieber Gaſt, komm geſchwind herein,
Haſt Du Geld, ſo hab' ich guten Wein;
Haſt Du kein Geld, magſt drüben einkehren,
Dort iſt ein friſcher Brunn mit zwei Röhren.

Es pflegt in dieſen Thälern jährlich ſehr viel Schnee zu fallen. Als ich durchreiſte, mußte ich meinen Wagen auf Schlitten ſetzen, und an manchen Orten Tage lang verweilen, um abzuwarten, daß man den Weg öffne, denn mannshoher Schnee hatte ihn verſperrt, auch waren hie und da Lavinen von den Bergen auf die Landſtraße herabgerollt. Eine ſolche Lavine hatte ein Haus eingeriſſen und einen Menſchen erſchlagen. Die Anſtalten, die unterbrochene Kommunikation wieder herzuſtellen, ſind vortrefflich; tauſende von Bauern ziehen ſogleich mit dem Grabſcheid hinaus, und, wo in einer Strecke von vielen Meilen, noch geſtern das Felleiſen der Briefpoſt nur von ſechs Menſchen mit Lebensgefahr durch den Schnee getragen werden konnte, da fuhr ich heute mit einem breiten Wagen, und zahlloſe Schlitten mit Frachtgütern begegneten mir. Es iſt abermals ein Vergnügen zu beobachten, mit welcher Willigkeit und Thätigkeit der Tyroler dies beſchwerliche Geſchäft übernimmt. Unter mehrern Tauſenden, die ich, auf einer Strecke von acht bis neun deutſchen Meilen, am Wege arbeiten ſah, habe ich nicht ein einziges unzufriedenes Geſicht bemerkt, und kein einziger hat mich angebettelt. In Italien würde ich ganz ſicher ſo viele Bettler als Arbeiter gezählt haben. Die Tyroler waren alle freundlich, höflich, gaben mir ihren guten Morgen, oder ihr gelobt ſey Jeſus Chriſt! mit beſcheidener Herzlichkeit, halfen gern, wo etwa, beim Zuſammentreffen mit anderm Fuhrwerk auf ſchmalem Wege, noch Hülfe nöthig war, foderten nichts dafür, wo ſie doch mit Recht hätten fodern dürfen, ſondern zogen ihre grünen runden Hüte, wünſchten eine glückliche Reiſe, und fuhren munter in ihrer Arbeit fort.

Wahrlich! hätte Raynal dieſes Land durchzogen, er würde eben ſo in Enthuſiasmus gerathen ſeyn, wie einſt über Indien, als er, (wo ich nicht irre, auf der Küſte von Coromandel) eine Unſchuldswelt antraf. — Lienz iſt das letzte Grenzſtädtchen von Tyrol. Auch hier haben die Einwohner Proben ihres Muthes gegen die Franzoſen abgelegt, auch hier klagen ſie bitterlich darüber, von dem General Spork mit eilftauſend Mann verlaſſen worden zu ſeyn. Er wollte mit den Kanonen über die Gebürge zurück; ſie ſtellten ihm vor, das ſey nicht möglich, es gebe da nicht einmal Pfade für ein Reitpferd; aber vergebens, er behandelte ſie noch obendrein unfreundlich, verſuchte den Marſch, mußte aber natürlich bald davon abſtehen, und die Kanonen zurücklaſſen. Hätte er ſich mit uns in Einverſtändniß geſetzt, ſagen die Tyroler, wir würden das Geſchütz mit unſern Händen irgendwo hingezogen und vergraben haben, daß der Feind es gewiß nicht hätte finden ſollen; ſo wäre es für den Monarchen gerettet geweſen.

Aber nicht allein Kanonen, auch eine große Menge Ammunition mußte der General preis geben. Das meiſte ſuchte er freilich zu vernichten, doch die Zeit war zu kurz. Was nicht hatte zerſtört werden können, das nahmen die Einwohner, und ſchlugen damit die Franzoſen. Ja wahrlich! die Anekdote iſt ewig denkwürdig! Die Einwohner von Lienz, von denen, die ſie ſchützen ſollten, verlaſſen, mit keinen Waffen verſehn, als ſolchen, die auf eilender Retirade von jenem weggeworfen wurden, ergreifen dieſe, machen einen Wirth, der einmal Wachtmeiſter geweſen war, zu ihrem Anführer, greifen das erſte Korps der Franzoſen, das in ihr Städtchen zieht, muthig an, treiben es von Straße zu Straße, zum Thore hinaus, über die Brücke hinüber, und beſäen den ganzen Weg mit feindlichen Leichnamen. Freilich rückte bald nachher eine Armee von ſechszehntauſend Mann vor die Thore, deren General Rache ſchnaubte. Als er aber ſah, daß die Bauern und Einwohner ungeſchreckt ſich auf die Berge ringsumher zogen, und bewaffnet ſtehen blieben, da änderte er den Ton, publicirte, er entſage der gerechten Rache, er wolle nicht den Unſchuldigen mit dem Schuldigen ſtrafen, er fodere bloß freien Durchzug und Brod für ſeine Mannſchaft. Dieſe Capitulation wurde zugeſtanden; als aber der habgierige Franzoſe einmal in der Stadt war, ließ er treulos verkünden: wenn nicht in einer Friſt von zwei Stunden hunderttauſend Gulden erlegt würden, ſolle der Ort an allen vier Ecken angezündet werden. Das arme Städtchen that ſein möglichſtes, Bürger giengen von Haus zu Haus, von franzöſiſcher Wache begleitet, um Geld zu ſammlen, ſie konnten aber nicht mehr als fünf und zwanzigtauſend Gulden zuſammen bringen. Da mußten fünf der angeſehenſten Einwohner als Geiſſeln mit der Armee ziehn, wurden auf dem Marſche ſchimpflich behandelt, bekamen kaum Brod, und — als die Friedenspräliminarien zu Leoben würklich ſchon geſchloſſen waren, verſchwieg man ihnen, daß durch dieſe Präliminarien alle rückſtändige Contributionen aufgehoben ſeyen, führte ſie einigemal in ein Quarree, als wolle man ſie erſchießen, und erpreßte, ehe man ſie losließ, noch eine nahmhafte Summe, die ſie von Freunden und Bekannten zuſammen borgten. — Es wäre gewiß der Mühe werth, daß ein guter Geſchichtſchreiber ſich mehrere Monate lang in Tyrol aufhielte; hier würde er Gelegenheit haben, die ſeltſamſten Aufklärungen über einen Krieg zu ſammeln, deſſen einzelne Begebenheiten der Nachwelt unbegreiflich ſeyn müſſen. Mit nicht geringem Erſtaunen würde er vernehmen, daß das Militair eine Art von Haß — (ich möchte es ungern Neid nennen) — gegen die braven Bauern äußerte, und daß man ſo weit ging, den tapfern General **Laudon** ſpottweiſe den **Bauerngott** zu nennen, weil er der **Einzige** war, der Muth und Kraft der Tyroler zu benutzen wußte, und der, **wohl zu merken**, **ſelbſt** an ihrer Spitze focht. —

In Lienz fand ich herumziehende Comödianten, die gerade ein Stück von mir aufführten. Das war nicht die einzige Ehre, welche ſie mir anthaten, denn ſie hatten mir Tags vorher auch ein Stück aufgebürdet, deſſen Verfaſſer ich gar nicht bin; es hieß: **Armuth und Liebe, oder wenn es der Fürſt nur weiß, der hilft gewiß.** Ich muß leider die Erfahrung ſehr oft machen, daß man mir fremde Sünden auflaſtet, da ich doch, den Kritikern zufolge, an meinen eigenen genug zu tragen habe.

Noch ein Zug zu dem Gemählde der braven Tyroler, eine kleine Begebenheit, die mir auf den Gränzen dieſes guten Landes begegnete, möge meine Bemerkungen über daſſelbe beſchließen. Ich zerbrach unweit Lienz den vordern Schlitten, auf dem mein Wagen ſtand. Wir ſtacken im tiefen Schnee, und konnten, ohne einen neuen Schlitten, unmöglich weiter fahren. Etwa eine Viertelſtunde hinter uns lagen einige Häuſer, ich ſandte auf gut Glück den Poſtillion dahin, ob er vielleicht, was wir bedurften, finden möchte. Er kam mit einem faſt ganz neuen Schlitten zurück, den eine Bäuerin ihm gegeben hatte. Da ich in *allen* Ländern, durch die ich noch gereiſt bin — (das tiefere Rußland und Sibirien ausgenommen) — immer gefunden habe, daß der ſchaamloſe Menſch gar zu gern von der Noth ſeines Nebenmenſchen Vortheil zieht; ſo erwartete ich eine hohe, den Werth des Schlittens zehnfach überſteigende Foderung. Doch wie beſchämt ſtand ich ſelbſt, als auf mein Befragen der Poſtillion mir antwortete: „Wenn der Herr nur den Schlitten nur bis zur nächſten Station braucht, ſo fodert die Frau gar nichts dafür, will er ihn aber ganz behalten, ſo ſoll ihn der Rademacher im nächſten Dorfe taxiren.“ — Da möchte man ausrufen, wie der Gott der Hebräer: Wahrlich! ſolchen Glauben habe ich in Iſrael noch nicht gefunden!

Auch Kärnthen ſcheint ein gutes Land zu ſeyn, aber freilich iſt es kein Tyrol. Die Kärnthner müſſen *Frohndienſte* erweiſen (**Rabbott**), die Tyroler hingegen werden für ihren Fleiß bezahlt, wie ſichs gebührt; daher fand ich bei ihnen die Landſtraßen wohl unterhalten, und ſelbſt durch mannshohen Schnee gute breite Wege gebahnt. In Kärnthen hingegen, wo bei weitem nicht ſo viel Schnee gefallen war, hatte man die Straßen höchſt nachläßig und ſchlecht bearbeitet. In den Dörfern ſah ich große Haufen von *Fichtenzweigen* aufgeſchichtet, welche der Bauer zum Streuen unter das Vieh gebraucht; ein Nothbehelf der Armuth.

In moraliſcher Hinſicht iſt mir aufgefallen, daß faſt alle Fenſter in Kärnthen mit eiſernen Gittern verſehen ſind. Dieſer Vorſicht ſchien es in Tyrol nicht zu bedürfen.

In manchen Wirthshäuſern fand ich ein gedrucktes Bauern-Vater-Unſer wider die Franzoſen, auf die Thür geklebt, welches zum Theil recht witzig, und immer als ein Beweis der Volksſtimmung merkwürdig war. Ich hebe ein paar Stellen aus. Die Bitten: zu uns komme dein Reich, dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden, ſind folgendergeſtalt paraphraſirt:

Sie quälen ohne Ruh und Raſt,
Und ſchreien: Bauer! was du haſt
Zu uns komme.

Sie rauben, plündern immerdar,
Und, wenn ſie könnten, auch ſogar
Dein Reich.

Herr! wenn du ſie thätſt all' erſchlagen,
Wir Bauern würden mit Freuden ſagen:
Dein Wille geſchehe!

Denn wenn man nichts von ihnen hört',
So lebten wir auf dieſer Erd'
Wie im Himmel.

Ich weiß nicht, wem dies Volk gehört,
Im Himmel ſind ſie gar nichts werth,
Alſo auch auf Erden.

Die letzte Station vor Klagenfurt iſt ſehr angenehm. Man fährt an einem mit Wald bekränzten See zwiſchen waldigten Hügeln dahin. Klagenfurt, Kärnthens Hauptſtadt, iſt ein hübſcher, wohlgebauter

Ort, mit einem ſeltſam verzierten Marktplatz, denn bei einer ſehr ſteifen Maria Thereſia von Blei, ſteht Herkules, gegen den eine ungeheure Schlange ihren Rachen aufſperrt. Mein Lohnlakai verſicherte, dieſer Lindwurm ſey das Wahrzeichen von Kärnthen, und dieſer Herkules (dem er wirklich denſelben Namen gab,) ſey ein Gefangener in Mariazell geweſen, und unter der Bedingung begnadigt worden, den Lindwurm zu bekämpfen. — Hier iſt ein recht artiges, den Landſtänden zugehöriges Theater, deſſen Direkteur, Schantroch, nicht allein ein ſehr verſtändiger Mann, ſondern auch ein Schauſpieler von ausgezeichneten Talenten zu ſeyn ſcheint. Auch unter der übrigen Geſellſchaft ſah ich einige, die zu Hoffnungen berechtigten.

Eine junge, ſchwangere Frau, mit lebhafter Einbildungskraft, muß nicht durch Kärnthen reiſen, denn ſie bekommt überall ſcheußliche Geſtalten mit drei bis vier Kröpfen zu ſehen. Ein einfacher Kropf iſt faſt eine Seltenheit, gewöhnlich iſt der ganze Hals mit einem Kropfkragen verſehen. Noch weit mehr aber als vor den Kröpfen, warne ich vor dem Gaſthofe zu Klagenfurt, welcher der Poſt gegenüber liegt. Ich glaubte, die italiäniſchen Gaſtwirthe wären Virtuoſen im Prellen, hier aber haben ſie an einem Deutſchen ihren Meiſter gefunden. Ueberhaupt iſt es in ganz Kärnthen nur allzumerklich, daß man das gute Tyrol verlaſſen hat: die Menſchen ſind unbehülflicher, gröber, die Poſten werden ſchlechter und langſamer bedient; die meiſten Wirthshäuſer ſind ſchmutzig und theuer; der Wein iſt ſchlecht. Für alles, was Tyrol in ſolcher Fülle gewährte, findet man zum Erſatz nichts als — ſteyriſche Kapaunen, die oft zäh und mager genug ſind. — Das Städtchen Friſach iſt, laut einer Inſchrift, ſeit fünfhundert Jahren, vierzehnmal durch Feuer und Krieg verwüſtet werden, alſo ungefähr in jedem Menſchenalter Einmal. Die Bürger müſſen viel Vaterlandsliebe beſitzen, weil ſie einer vom Schickſal ſo hartnäckig verfolgten Stadt nicht endlich den Rücken kehren. — Zwiſchen Friſach und Neumark iſt ein Thal, das ſo eng iſt, als das Herz eines Geizhalſes. Felſen von grünem Geſtein preſſen hier ein Bächlein zuſammen, das nur murrend noch ſo viel Raum abgiebt, als der Reiſende bedarf, um durch das kühle Thal zu ſchlüpfen. —

Zu Krautbath, in Steyermark, ſah ich einige junge Bauerkerle fantaſtiſch geſchmückt herum ziehen; ſie ſpielten eine Art von Comödie, der eine, z. B. in Pelz vermummt, ſtellte den Winter vor, der andere, den Hut mit Kornähren verziert, den Sommer; beide ſtritten mit einander um die Herrſchaft. Leider waren meine Pferde ſchon vorgeſpannt, und der hereinbrechende Abend nöthigte mich zu eilen, ich mußte mir alſo das Vergnügen verſagen, dieſes Volksluſtſpiel mit anzuſehen. Es wäre aber zu wünſchen, daß ein gelehrter Einwohner von Steyermark in irgend einem Journal etwas näheres darüber bekannt machte, beſonders über den Urſprung und die älteſten Spuren dieſer Gewohnheit. — In Leoben wurden einſt die bekannten Friedenspräliminarien geſchloſſen. Es iſt ein artiges Städtchen, welchem ich eine längere Dauer wünſche, als ſeinen Friedenspräliminarien. Unſere Wirthin verſicherte, Bonaparte oft geſehen zu haben. Damals, ſagte ſie, ſey er gar mager, blaß und klein geweſen, jetzt, als Kaiſer, werde er wohl ganz anders ausſehen.

Es iſt merkwürdig, daß in Steyermark jetzt eine ſehr gute Zeitung herauskommt. Ich weiß nicht, wer der Redakteur der Grätzer Zeitung iſt, aber er ſchreibt gut, und bei weitem beſſer, als der Wiener Hofzeitungsſchreiber, der oft kein Deutſch verſteht. Selbſt die Theaterkritiken der Grätzer Zeitung ſind verſtändig und unterhaltend abgefaßt.

Unweit Schottwim erſteigt man einen, dem Anſehen nach, nicht hohen Berg; aber wie ſtaunt man nicht, jenſeits zu finden, daß man wenigſtens dreimal tiefer wieder hinabklimmen muß, als hoch man geſtiegen war. Hieran erſt bemerkt der Reiſende deutlich, daß er bisher in einem ſehr hoch gelegenen Lande ſich befand, und bald beweiſt es ihm auch das plötzlich veränderte Klima. Bei ſtarkem Schneegeſtöber fuhr ich aus Merzzuſchlag, einige Fuß hoch lag der Schnee auf dem Gebürge, die Zäune hatte er ganz vergraben. Sobald ich aber Schottwim erreicht hatte, war alles verſchwunden, auf Feldern und Landſtraßen keine Spur von Schnee; lieblicher Sonnenſchein erquickte das junge Roggengras.

Wer, zwei Poſten von Wien, ſeine Ungeduld, in der Hauptſtadt anzukommen, noch ein wenig bemeiſtern kann, der ſteigt aus, um Schönau zu beſehen, welches dicht am Wege liegt, von dem Geſchmack ſeines Beſitzers (des Baron Braun) überall zeugt, und beſonders durch den in ſeiner Art einzigen Tempel der Nacht berühmt iſt, zu welchem man durch unterirrdiſche Gänge bei Fackelſchein tief hinab wallfahrtet, bis plötzlich eine Pforte aufſpringt, und man in das Heiligthum der Nacht tritt, wo nur Alabaſter-Vaſen düſtern Schein verbreiten, und ſanfte, ferne Harmonien, vom Echo widerholt, den Zauber vollenden. — Auch das Grabmal des liebenswürdigen Dichters Alringer iſt zu Schönau. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, einen Irrthum zu berichtigen, der ſich in verſchiedene Reiſebeſchreibungen und Taſchenbücher eingeſchlichen hat; die Inſchrift nemlich auf Alringers Denkmal iſt nicht von mir, ſondern, wo ich nicht irre, von meinem biedern Freunde Ratſchky, der den Verſtorbenen genau kannte, und folglich auch allein eine ſo vertrauliche, nähern Umgang beweiſende Inſchrift machen konnte. Ich habe Alringer leider nicht perſönlich gekannt, denn ich kam erſt nach ſeinem Tode nach Wien. Ueberhaupt iſt auf Schönau nichts von mir, ausgenommen die Inſchriften in dem unterirrdiſchen Gange, der zum Tempel der Nacht geleitet.

68.

Wien.

Es verſteht ſich, daß mir nicht einfallen kann, eine Beſchreibung von Wien zu liefern; nur einzelne Bemerkungen, von welchen man lieber ſagen möge: ſie ſind zu kurz, als daß ſie das Schickſal von Nicolai's Reiſen theilen ſollten, die Niemand lieſt, weil ſie zu lang ſind.

Ich habe den wackern, genialiſchen Függer wieder geſehen, der in dieſem Augenblicke ein paar herrliche Skizzen zu großen Gemählden entworfen hat. Alceſte, ſich den Todtengöttern weihend, um ihren Gatten zu retten, und Alceſte vom Herkules in Admets Arme zurückgeführt. Das letztere beſonders wird ein ſehr ergreifendes Bild werden, und frappirt außerordentlich durch die mannichfaltigen Leidenſchaften, die hier zur ſchönſten Einheit verſchmolzen ſind. Herkules, die Mittelfigur, in erhabener Ruhe, ſeine Blicke und ſeine Stellung ſagen: ich that ja nichts ungewöhnliches. Neben ihm Alceſte, den Grabesſchleier, der ſie noch verhüllt, mit liebendem Verlangen zurückſchlagend. Ihr gegenüber Admet, der, aus dem Pallaſte ſtürzend, dem Sklaven eine Fakel entriß, bei ihrem Schein ſeinen Augen nicht traut, hoffend und zweifelnd die Hand ausſtreckt, die Geliebte zu berühren. Dann die Kinder, die den Schatten der Mutter noch zu fürchten ſcheinen, und endlich, auf der Treppe des Pallaſtes, die reiche Gruppe der Bewohner deſſelben, die, auf das Gerücht von Herkules Ankunft, Großes erwartend, herbei eilen, Neubegier, Staunen, Furcht, Entzücken ausdrücken. Es war wohl kaum möglich, einen reichhaltigern Gegenſtand für den Pinſel zu wählen. Wie verſtändig und gefühlvoll Függer ihn behandelt habe, brauche ich nicht hinzuzufügen. Auch das erſte Gemählde wird ſicher den Meiſter ehren; nur ſchien es mir, daß das Kind, welches die Amme Alceſten zu Füßen legt, um ſie in ihrem Entſchluß wankend zu machen, den Gedanken des großen Künſtlers etwas zweideutig macht, denn die Amme ſieht nicht etwa Alceſten bittend an, ſondern ſie ſenkt das Haupt zu dem Kinde herab, wodurch man verleitet wird zu glauben, die ganze Handlung beziehe ſich auf das Kind. Ich habe es gewagt, dieſen Zweifel dem Künſtler ſelbſt zu äußern, und er war ſo gütig, ihm Aufmerkſamkeit zu ſchenken, bewies mir aber, daß bei einer veränderten Stellung theils die zweite Hauptfigur, Admet, verdeckt, theils die Amme ſelbſt zu einer Hauptfigur werden würde, wogegen ich freilich nichts einwenden kennte. — Auch einen faſt vollendeten Coriolan, ſeine zürnende Mutter empfangend, und einen ſkizzirten Pendant zu dieſem vortrefflichen Bilde, Camillus triumphirend auf dem Kapitol, Freunde herzlich bewillkommend, Feinden großmüthig verzeihend, habe ich bei Függer geſehen, und ſchon dieſe Zuſammenſtellung des Coriolan mit dem Camillus beweiſet, welch' ein denkender Künſtler er iſt. Ich verdanke ihm eine der genußreichſten Stunden, die ich in Wien zugebracht habe, muß aber faſt vermuthen, daß wenige Fremde auf dieſen Genuß eiferſüchtig ſind, denn, zu meinem höchſten Erſtaunen, mußte ich ſeine Wohnung lange ſuchen, und viele Wiener, die ich befragte, wußten mich nicht zu berichten.

Ich habe den liebenswürdigen Prinz de Ligne wieder geſehn, dem noch immer die Muſen lächeln, den noch immer die Grazien umgaukeln, und der in einer Stunde ſo viel Schönes und Witziges ſagt, daß unſere Taſchenbücher ſich Jahre lang damit behelfen könnten. — Ich habe meinen berühmten Freund, den Doktor Gall, wieder geſehen, der Dinge im Gehirn entdeckt hat, die vor ihm kein Gehirn ahndete; darum haben auch gehirnleere Schädel es dahin zu bringen gewußt, daß ihm ſeine Vorleſungen verboten worden. Das Gehirn iſt hier ein Stein des Anſtoßes.

Ich habe den biedern Ratſchky wieder geſehen einen unſerer genialiſchſten Dichter, auf dem Muſäus Geiſt ruht, der auch Muſäus treffliches Herz beſitzt, ja deſſen Geſtalt ſogar nicht ſelten an jenen Unvergeßlichen erinnert. Faſt gerath' ich in Verſuchung, die Parallele noch weiter auszuſpinnen. Wie weit mehr der Meiſterwerke von Muſäus würden wir beſitzen, wenn nicht der

Schulſtaub ſo manche Blüthe im Keim erſtickt hätte. Ratſchky iſt jetzt Lotterie-Direktor. Ich habe meine gute Adamberger nicht wiedergeſehn! Die Zartheit ihres Geiſtes, die Tiefe ihres Gefühls, haben vor der Zeit eine Organiſation zerſtört, die ſolch' einer fortwährenden Geiſtesſchwelgerei nicht gewachſen war. Thalia hat ihre jüngere Schweſter begraben, und wird noch lange trauern. Ach! an ihrem Hügel vergißt der Dichter die Künſtlerin, um ſich nur mit Wehmuth der Freundin zu erinnern. Sie war meine Freundin! ſie blieb es in jeder Lage. Weder beleidigte Eitelkeit, noch Anhetzerei konnte ſie je abwendig von mir machen, denn ſie bewahrte eine ſchöne ſtarke Seele im allzuzarten Körper. — Ich habe ſie nicht wieder geſehn! — Eine Blume wollt' ich auf ihr Grab ſtreuen, und ſiehe, aus der Blume iſt eine Thräne geworden!

Ich habe den thätigen Buchhändler Degen und die Kunſtwerke geſehn, die Wien ihm kühl verdankt. Seine Prachtausgaben von Uz, Zimmermann u. ſ. w. wetteifern mit denen der reichen Britten; ſelbſt die koſtbaren Einbände geben den engliſchen nichts nach. Das iſt um ſo mehr erſtaunens- und dankeswürdig, da die Engländer in doppelter Hinſicht große Vortheile haben; denn einmal dürfen dieſe, unter ihren kunſtliebenden Großen, weit ſicherer auf Abſatz rechnen; und zweitens dürfen ſie nach Belieben unter den Meiſterwerken ihrer vaterländiſchen Genies wählen, da hingegen Degen nur drucken darf, was die Cenſur erlaubt, das heißt gar nichts. Er ging mit dem ſchönen Plane ſchwanger, Göthe's Werke in einer Prachtausgabe zu liefern, aber er hätte ſie doch nur äußerſt verſtümmelt liefern müſſen, und folglich gab er ihn wieder auf.

Keine Feder iſt im Stande, den Unfug zu beſchreiben, der jezt zu Wien mit der Cenſur getrieben wird; nicht als ob die Cenſoren lauter beſchränkte Köpfe wären, im Gegentheil giebt es aufgeklärte, gebildete Männer unter ihnen; aber die Hände ſind ihnen gebunden, geknebelt; überall lauert die fromme Bosheit, und ſcharrt ſo lange mühſam unter Blumen, bis ſie etwa tief im Grunde ein beſchmuztes Pflänzchen findet, das ſie als gefährliches Unkraut ausſchreit. Schonung verbietet mir, Beiſpiele anzuführen, die das Zwergfell der Leſer erſchüttern würden, und die bald Dummheit, bald elendes Mißtrauen, bald auch nur eine beſudelte Einbildungskraft der Lauerer beweiſen. Doch genug, dieſer Menſchenauswurf weiß ſeine Worte anzubringen, und wehe dem Cenſor, den ſie ſchadenfroh auf geſunder Vernunft ertappen, ein ſcharfer Verweis iſt das mindeſte, was er zu erwarten hat. Nicht einmal im Auslande darf ein hieſiger Schriftſteller ſeine Schriften drucken laſſen, wenn er ſie nicht vorher der hieſigen Cenſur unterworfen hat. Das iſt freilich das ſicherſte Mittel, alle Schriftſteller von wahrem Gehalt zu vertreiben, denn wer möchte ſich einer ſo unſinnigen Cenſur unterwerfen? Johannes Müller iſt ſchon gegangen, Wiebeking geht. Genz bleibt. Heil Oeſterreich! — Alle ſeit zwanzig Jahren erlaubte Bücher haben vor kurzem noch einmal die Cenſur paſſiren müſſen, und über zwei tauſend von dieſen erlaubten ſind nun verboten. Leider hat man mir die Unehre angethan, von meinen Schriften nur wenig zu verbieten. — Verbotene Schriften zu leſen, kann jetzt nur der Kaiſer ſelbſt die Erlaubniß ertheilen. Es verſteht ſich, daß ihn Niemand mit dergleichen Bitten behelligt. Kurz, für die liebe Finſterniß iſt alles mögliche gethan worden.

Der neue Erzbiſchof iſt ein Muſter von Frömmigkeit. Durch das Verbot, an Sonntagen auf Schlittſchuhen zu laufen, hat er der reinen Lehre einen großen Dienſt geleiſtet. In einem ſonſt nicht ſtrengen Nonnenkloſter (ich glaube es iſt das der Saleſianerinnen) hat er verordnet, daß künftig keine Nonne mit einer Mannsperſon, auch nicht mit ihrem Bruder oder Vater ſprechen ſoll, ausgenommen in Gegenwart von vier andern Nonnen. Eine rühmliche Vorſicht, die freilich die Menſchheit ein wenig zu beleidigen ſcheint, aber vielleicht werden die Klöſter nicht zur Menſchheit gerechnet, weil — ſie ſchon näher mit dem Himmel verwandt ſind.

Die Machthaber ſcheinen die Geſchichte zu betrachten, wie die Fuhrleute die gemachten Warnungs-Tafeln auf den Tyroler Gebirgen, ſie nehmen ſich keine andere Lehre daraus, als: daß man die Räder tüchtig einhemmen müſſe; ſie vergeſſen aber, daß dort die Urſache (nemlich die ſteilen Gebürge) nicht weggeräumt werden könne, hier hingegen es allein von ihnen abhängt, alles Einhemmen überflüſſig zu machen. Nicht Cenſur noch Jakobinerriecherei, nicht Ignoranz und dicker Aberglaube ſchützen vor Revolutionen; in Preußen z. E. darf man leſen, ſchreiben, drucken, ſprechen, unterſuchen, was man Luſt hat, und dennoch iſt kein Staat in Europa ſicherer vor einer Revolution; die ganze Kunſt, ſie zu verhüten, beſteht in dem einzigen Worte: Volksglück. Ein glückliches Volk rebellirt nie, wenn auch Millionen Schriftſteller durch Millionen Federkiele es zu bewirken ſuchten. Man zeige mir ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte, wo ein glückliches Volk ſich empört hätte. Wenn alſo — wie jetzt wieder bei einer benachbarten fremden Nation geſchieht — der Monarch ſeinen Thron mit allen jenen Ungeheuern umringt, die Mißtrauen ausbrütet; ſo bekennt er dadurch laut vor Welt und Nachwelt, was ſein eignes dunkles Gefühl ihm ſagt: Mein Volk iſt nicht glücklich! —

Ich habe das kaiſerliche Naturalienkabinet geſehen, welches ſehr anſehnlich vermehrt worden, unter andern mit einer Giraffe, die mir noch höher ſcheint, als die zu Paris. Ich habe es oft tadeln und eine Spielerei ſchelten hören, daß man, bei der Einrichtung dieſes Kabinets, von der gewöhnlichen trocknen Form abgewichen, und daß man, bei jeder Thiergattung, eine paſſende Dekoration angebracht hat; ſo z. B. laufen die Hühner um eine artige kleine Meierei; die Waſſervögel ſind an beſchilften Quellen; die Lerchengattungen auf Ackerfelde; vierfüſſige wilde Thiere in Höfen oder zwiſchen Ruinen u. ſ. w. Wie geſagt, man hat dies oft ſpöttiſch getadelt, denn die Herren Gelehrten lieben das Trockene außerordentlich, und laſſen nichts für gelehrt gelten, was nicht zugleich trocken iſt; ich aber finde die Einrichtung in jeder Rückſicht zweckmäßig, denn das Kabinet iſt nicht für Gelehrte, ſondern zum Vergnügen eines naturliebenden Monarchen und ſeines Volks beſtimmt. Den letztern Umſtand wolle man beſonders nicht aus den Augen verlieren. Zweimal in der Woche ſteht das Kabinet Jedermann offen, und immer iſt es an ſolchen Tagen gedrängt voll Menſchen aus allen Ständen. Dieſe ſehen hinter den hermetiſch verſchloſſenen Glaswänden nicht allein die Thiere ſelbſt, ſondern auch die Oerter, wo ſie ſich aufzuhalten pflegen, zum Theil ihre Gewohnheiten, bei Vögeln z. E. die Art, wie ſie ihre Neſter bauen, hier an Mauern kleben, dort an Bäumen aufhängen. Ueberall finden ſie Namen und Vaterland der Thiere mit großen Buchſtaben aufgezeichnet, und auf dieſe Weiſe wird ein unterrichtendes Vergnügen daraus, da hingegen, wenn alles in Schränken nach alter Weiſe geordnet wäre, das Volk blos gaffen müßte; denn obgleich der jetzige Direktor des Kabinets, Stütz, ein ſehr gefälliger humaner Mann iſt, ſo würde es ihm doch unmöglich ſeyn, dem immer neu hinzu drängenden Haufen alles zu erklären. Man glaube indeſſen ja nicht, die Thiere wären nach Gutdünken und Laune unter einander geworfen! O nein, ſie ſind auch nach dem Linneiſchen Syſtem geordnet, nur auf einem lieblichern Hintergrund als ein gewöhnlicher Schrank iſt, aber das Liebliche können die Gelehrten nun einmal nicht leiden.

Ich habe auch die Menagerie zu Schönbrunn wiederum mit Vergnügen beſucht. Zwar ſind manche meiner alten vierfüſſigen Bekannten unterdeſſen zu ihren Vätern verſammelt worden, (unter andern der ſchöne Eisbär), aber der ehrliche tölpiſche Straus lebt noch; der Auerochs, den das Alter übelgelaunt und auf einem Auge blind gemacht hat, ſchießt noch Blitze aus dem andern Auge; die beiden Elephanten ſtrecken noch ihre Rüſſel entgegen (das Männchen hat vor ein paar Jahren, ſo gut als ein Menſch, aus Liebe ſehr dumme Streiche gemacht). Nun hinzugekommen iſt eine liebenswürdige Familie von Kanguru's, die unbeſchreiblich drollig und intereſſant iſt; denn theils ſoll auch wohl ein Kato lächeln, wenn er dieſe Thiere kriechen oder hüpfen ſieht, theils war ein Weibchen von der Familie eben trächtig, und ihre Niederkunft ziemlich nahe. Nun trägt der Kanguru bekanntlich ſein Junges in einem offenen Beutel unter dem Bauche; wenn nun die Mutter auf ihren langen Hinterfüſſen ſteht, und die Fremden anſchaut, ſo ſteckt das Junge auch ſein Windſpielsköpfchen aus dem Beutel, um zu ſehen, was paſſirt. Dieſer Anblick iſt einzig.

Ich bin auch wieder geluſtwandelt in den herrlichen Treibhäuſern, in welchen einſt Joſeph II. ſeine Gäſte mit ſelbſt gezogenem Kaffee und Zukker bewirthete, und die noch jetzt, unter der Obhut des erſten Gärtners in Europa, des wackern Poſe, Pflanzen und Bäume aller Welttheile hervorbringen. Hier ſpaziert man zwiſchen Sago-Palmen, Zuckerrohr und Papagoyen, ſtößt hier auf eine Theeſtaude und dort auf den Papyrus; kurz, man vermißt keine merkwürdige Pflanze, und die Ordnung, die Reinlichkeit, die gefällige Anordnung des Ganzen laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Ich bin auch ſo glücklich geweſen, das erhabene kaiſerliche Paar wieder zu ſehn, das noch immer durch frohe Häuslichkeit ſeinen Unterthanen ein Muſter aufſtellt. Mit Ehrfurcht habe ich Deutſchlands Helden, dem Erzherzog Carl mich genaht, mit Lieb' und Ehrfurcht habe ich ihn verlaſſen. Er iſt nicht blos Bellonen's Liebling, auch Minerven's Freund, und wer mit ihm ſpräche, ohne ihn zu kennen, noch von ſeinen Thaten zu wiſſen, der würde eher glauben, mit einem Philoſophen, als mit einem Krieger ſich zu unterhalten; auch was dieſe Täuſchung begünſtigt, durch ſein ſo ganz natürliches, menſchliches Benehmen, das ich ungern

Herablaſſung nennen möchte, weil dieſes Wort ſelten geziemend iſt, und wo es etwa auf einer Seite paßt, gewöhnlich auf der andern eine Selbſtherabwürdigung vorausſetzt. — Noch eine Stunde wird mir unvergeßlich bleiben, die, in der ich einem wahrhaft königlichen Jünglinge, dem Erzherzog Johann, mich nähern durfte. In ihm blüht Oeſtreich eine ſchöne große Hoffnung! Noch weiß Deutſchland wenig von dieſem vortrefflichen jungen Manne, den es ganz gewiß einſt bewundern, vielleicht ihm viel verdanken wird. Schon jetzt, in ſeinem noch beſchränkten Würkungskreiſe, iſt er ein leuchtender Mittelpunkt. Als Chef des Generalſtabes hat er die venetianiſchen Provinzen, das gute Tyrol, und die angränzenden Länder bereiſt, ſo wie wohl ſelten Länder von einem Fürſten bereiſt werden. Bald zu Fuße, bald zu Pferde wich er von der Landſtraße, und begab ſich überall hin, wo er eine Naturſchönheit oder etwas in wiſſenſchaftlicher Hinſicht Merkwürdiges zu finden hoffen durfte. Ein geſchickter Zeichner mußte ihn begleiten, daher er eine Menge der mahleriſchſten Anſichten von Tyrol geſammelt hat, die das Publikum, in ein Voyage pittoresque vereinigt, einſt zu erblicken hoffen darf. Nicht blos die Zaubereien der Natur in Tyrol, auch vaterländiſche Geſchichte und Menſchenbeobachtung waren ſein Ziel, ein erreichtes Ziel! Auch er ſpricht mit Wärme von den braven Tyrolern, denen er herzlich zugethan iſt. In der Gegend von Verona hat er hiſtoriſche Unterſuchungen über die räthſelhaften Dörfer (sette commune genannt) angeſtellt, die ihren mährchenhaften Urſprung noch von den Cimbrern herleiten, und in welchen ein uraltes Deutſch geſprochen wird. Der Erzherzog glaubt gefunden zu haben, daß die Einwohner dieſer Dörfer zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs des Rothbarts in jene Gegenden verſetzt worden; er hat ein Vocabularium ihrer Sprache geſammelt, welches natürlich für den Sprach- und Alterthumsforſcher unendlich intereſſant ſeyn muß. Sowohl dieſes, als auch die Reſultate ſeiner hiſtoriſchen Unterſuchungen, wird er unſerm Johannes Müller mittheilen, den er mit dem Titel ſeines Freundes beehrt. Wir haben alſo Hoffnung, die Bemerkungen eines ſo ſeltenen Reiſenden dieſer Art, von einem eben ſo ſeltenen Schriftſteller vorgetragen zu ſehen. Außer einem ſchönen Kabinet von Tyrols Mineralien, hat der Erzherzog auf ſeinen Reiſen auch manche intereſſante Alterthümer geſammelt; unter andern hat er einem Bauer den Grabſtein von Romeo und Julie abgekauft, wenigſtens läßt die alte Inſchrift ſich ohne Zwang auf dieſes berühmte Paar deuten, um ſo mehr, da der Stein in einem Gewölbe gefunden wurde, wohin die allgemeine Volksſage das Grab dieſer unglücklichen Liebenden ſetzt. Das Schloß von Romeo's Familie exiſtirt noch, der Erzherzog hat es ſelbſt beſucht. Man ſieht es ihm an, daß nicht bloß ſeine Wißbegierde, ſondern auch ſein Herz, an allem Theil nimmt, was die Vorwelt noch in ihren Trümmern merkwürdig macht. So beſchränkt für ſeinen Stand ſeine Einkünfte jetzt noch ſind, ſo ſcheut er doch keine Koſten, wenn er die Wiſſenſchaften befördern kann, und ſehr unterrichtete Männer haben mich verſichert, daß zwei Drittheile ſeiner Einkünfte jährlich auf dieſen edlen Zweck verwandt werden. Dabei iſt er, wie alle Männer von ächtem Gehalt, ſo anſpruchlos und ungekünſtelt, ſo rein und hell, daß allen, die ihn kennen, nichts

weiter

weiter übrig bleibt, als das Gebet: Bewahr' ihn Gott vor dem Gift der Schmeichelei! — Doch ein Geist, der schon so ausgebildet iſt, wie der Seinige, hat wenig mehr davon zu fürchten. — Deutſchland, das den Erzherzog Johann nur noch aus Zeitungen und nur dem Namen nach kennt, wird vielleicht ſtaunen, mich mit ſolchem Enthuſiasmus von ihm ſprechen zu hören; aber Deutſchland iſt auch nicht gewohnt, in meinen Schriften Schmeicheleien zu leſen, ich darf alſo Glauben fordern, um ſo mehr, da hier keine Art von Intereſſe meine Feder beſudeln kann. Ohnehin iſt es ja nur ein Zufall, daß ich gerade der erſte bin, der ſein gerechtes Lob verkündet; wenige Jahre noch, und meine Stimme verhallt unter Tauſenden.

Die Bildſäule Kaiſer Joſeph II., von der man ſchon ſeit vielen Jahren ſprach, iſt nun wirklich fertig, und eine Bretterhütte auf dem Platze vor der Bibliothek läßt vermuthen, daß bereits an dem Fußgeſtell gearbeitet wird. Leider iſt weder dieſer Platz, noch irgend ein anderer in Wien, ſchön genug, um einen ſolchen Schmuck zu verdienen. Auf dem hohen Markte wird der heilige Joſeph mit der unzubefleckenden Jungfrau verheirathet, und die bonhommie, mit der er ſeinen Lilienſtengel hält, iſt exemplariſch. Auf mehreren Plätzen ſtehen auch noch mehrere dergleichen Denkmäler, welche das Auge des Fremden jämmerlich martern, und da es wohl zu Wien eine Todſünde ſeyn möchte, ſolch einen heiligen Joſeph wegzuſchaffen, ſo wird der große Joſeph ſich freilich mit dem kleinen Platze vor der Bibliothek begnügen müſſen.

Aber warum will man denn durchaus Wien nicht zu einer der ſchönſten Städte von Europa machen? es wäre doch nur ein einziges Wort dazu nöthig, ein Wort, das dem Kaiſer keinen Heller koſten, wohl aber Millionen eintragen würde — Vernichtung der Feſtungswerke. Die Vortheile ſpringen in die Augen. Eine neue, herrliche Stadt würde Wien mit ſeinen Vorſtädten verbinden; die allgemeine Klage über den ungeheuren Miethzins würde aufhören, denn in zwanzig Jahren, vielleicht früher noch, würde das ganze Glacis mit Häuſern bedeckt ſeyn; die Luft in der Stadt würde reiner und geſünder werden; der entſetzliche Staub auf dem Glacis würde die Menſchenlungen nicht mehr ruiniren; kurz, an Schönheit, Freundlichkeit und Geſundheit würde Wien unausſprechlich gewinnen. Die Wiener würden wohlfeiler wohnen, und dennoch bliebe es für den Hof eine treffliche Finanzſpekulation, die man nicht beſeufzen hören würde, wie bei manchen andern hie und da geſchieht, ſondern die Jedermann mit Frohlocken aufnehmen müßte.

Ich wiederhole es, die Vortheile ſpringen in die Augen. Aber die Nachtheile? — ich bin zu kurzſichtig, um irgend einen wahrzunehmen. Man wird doch wohl niemand überreden wollen, daß Wien ſich jemals gegen einen Feind vertheidigen werde? — Die Vorſtädte ſind ja mehr werth als die Stadt, und ſelbſt, wenn man das ungeheure Opfer bringen wollte, die Vorſtädte anzubrennen, oder nieder zu reißen, was würde das helfen? Den Schutt könnte man doch nicht wegſchaffen, die unendlichen Steinmaſſen, hinter welchen der Feind ſich nach Herzensluſt verſchanzen könnte? — Oeſtreichs Hauptſtadt muß durch ſeine Armeen beſchützt werden, ſo wie jede andere Hauptſtadt in Europa. Paris, London, Petersburg, Berlin u. ſ. w. ſind auch keine Feſtungen, und darum nicht weniger ſicher. Von den Türken hat Wien ohnehin nichts zu fürchten; und als die Franzoſen ſich näherten, legte man ſtillſchweigend das Bekenntniß ab, daß die Feſtung Wien nicht zu vertheidigen ſey, denn trotz der furchtbaren Corps von Freiwilligen ſchloß man ſchnell Frieden. Gegen einen coup de main würden ein paar Citadellen auf den nahen Bergen hinlänglich ſchützen. Was ſtünde denn alſo noch im Wege, um ſolch' einen leichten, in jeder Rückſicht vortheilhaften Plan auszuführen? Sollten etwa einige Palläſte der Großen ihre Ausſicht dadurch verlieren? — Ich wünſchte, daß etwa ein militairiſcher Schriftſteller Oeſtreichs die Fremden und Einheimiſchen von den wichtigen Gründen unterrichtete, die doch wohl vorhanden ſeyn, aber wahrlich tief verborgen liegen müſſen.

Auch die Theater habe ich wieder geſehn, ſie ſind noch ſo ziemlich, was ſie waren. Die Ziegleriſchen Dramen, die ſonſt die Zierde derſelben ausmachten, ſind jetzt durch die Weißenthurmſchen verdrängt worden, mit welchen das gute Publikum reichlich beſchenkt wird. Auch Collin, dem zum Theaterdichter nichts weiter fehlt, als Theaterkenntniß, unterhält die Wiener dann und wann mit poetiſchem Schwulſt, den ſie zwar nicht verſtehen, aber doch recht gern bewundern. Ausländiſche Produkte leidet die Cenſur nicht, oder ſtutzt ſie doch dermaßen zu, daß ſie völlig wieneriſch anzuſchauen ſind.

Die Ballete habe ich beſſer gefunden, als in den meiſten Orten von Italien, Rom nicht ausgenommen. Zwar ſcherzt man in Wien darüber, aber grundlos, wie über manches andere. Gewiß würde man dem Baron Braun den Dank nicht weigern, den er verdient, wenn man ſich nur die Mühe geben wollte, die ſämmtlichen Ballete zu Rom, Bologna, Verona u. ſ. w. mit dem zu Wien zu vergleichen. Madame del Caro iſt freilich keine Caſſentini, aber die Grazien nehmen ſich auch nicht alle Tage die Mühe, eine Caſſentini aufzuziehen.

Im deutſchen Schauſpiel hört man noch immer den Souffleur recht fleißig; Madam Rooſe ſteht noch immer mit Wahrheit und Gefühl im ſchweſterlichen Bunde; Mademoiſell Eigenſatz entzückt durch ihre Schönheit, oft auch durch ihr Spiel, und Madam Weißenthurm erhält ſich in dem ſchönen Vorrecht zu entzücken, ohne zu wiſſen wodurch. Die Wiener ſtehen in dem irrigen Wahn, wir hätten in Berlin Mamſell Eigenſatz nicht geſchätzt; ſie war auch uns dort jederzeit eine ſehr angenehme, freundliche Erſcheinung, nur haben wir keine Medea von ihr geſehen, zu der ihr auch wohl die Natur manches verſagt zu haben ſcheint, ob ich gleich gern bekenne, daß ihr Spiel ein ſehr rühmliches Studium verrieth, und daß ſie ſich auf der Bühne außerordentlich mahleriſch zeichnet.

Uebrigens habe ich die Wiener noch eben ſo herzlich bieder, ſo anſpruchlos gaſtfrei, ſo empfänglich für alles Gute, auch noch eben ſo leichten Sinnes gefunden, als ich ſie vor ſechs Jahren verließ. Sie klagen ſehr über Theurung, verſäumen aber keine Redoute; ſie ſchimpfen auf ihr Theater, gehen aber täglich hinein: ſie meinen, es könne alles beſſer werden, ſind aber mit allem zufrieden. — Gänzlich verſchwunden iſt jede Art von klingender Münze, auch werden die Kipfel nicht mehr ſo gut gebacken, als vormals. Hingegen darf Wien ſich endlich auch eines guten Wirthshauſes, zum römiſchen Kaiſer, rühmen.

69.

Reiſe über Prag und Dresden nach Berlin.

Ich ſage nichts von der Donaubrücke, die alle Jahre vom Eiſe weggeriſſen, und dennoch nie ſolider gebaut wird, weil — wie man behauptet — die Reparatur jährlich fünfzigtauſend Gulden koſtet. Ich ſage nichts von Prag, wo der heil. Johann von Nepomuck noch immer im ſilbernen Sarge liegt, weil die Franzoſen nicht bis Prag gekommen ſind; wo man, neben zahlloſen Reliquien, eine preußiſche Kanonenkugel aus dem ſiebenjährigen Kriege verwahrt; und wo man eine Opera Buffa hat, die zwar niemand ſehen mag, die aber doch Ehrenhalber unterhalten werden muß, ſollte auch das deutſche Schauſpiel in Gottes Namen zu Grunde gehen.

Zwiſchen Prag und Dresden fängt der Reiſende bald an zu merken, daß er ſich der churſächſiſchen Grenze nähert, nemlich an den ſchlechtern Wegen, der langſamern Bedienung, den gröbern Poſtillons. Es iſt doch in der That eine Schande für Sachſen, daß man von Neapel bis nach Töplitz, alſo gegen dreihundert deutſche Meilen, durch vieler Herren Lande, überall auf guten Chauſſeen reiſen kann, und daß grade hier jede Bequemlichkeit aufhört! Hier! in einem Lande, wo der weiſe Beherrſcher, nicht für ſich, ſondern zum Glück ſeiner Unterthanen, Schätze geſammelt hat, deren tauſendſter Theil vielleicht hinreichen würde, Sachſen die unſchätzbare Wohlthat guter Landſtraßen zu geben, — hier, wo man Steine genug, und alſo nicht nöthig hat, wie in einigen Orten in Italien, durch Eſel in kleinen Körben die Steine mühſelig herbei ſchleppen zu laſſen — hier, wo man Hände genug hat, wenn man nur nicht verſchmäht, gleich den alten Römern, die Legionen auch im Frieden nützlich zu beſchäftigen. — Ein Sachſe, der ſein Vaterland herzlich liebt, ſagte neulich ſehr gelaſſen und gutmüthig: „bin ich verreiſt geweſen, komme zurück und bleibe mit meinem Pferde „irgendwo ſtecken, ſo freue ich mich, denn ich weiß, daß „ich nun wieder im lieben Vaterlande bin.“ —

Wenn man im grünen Gewölbe zu Dresden die orientaliſch kaiſerlichen aber todten Schätze betrachtet, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren: ach! wenn doch hier zwei oder drei große Diamanten weniger, und dagegen der guten Landſtraßen mehrere wären! — Derſelbe Gedanke ergreift den Fremden unwiderſtehlich, wenn er das elende und einzige Schauſpielhaus betritt, welches an Kleinheit und Dunkelheit mit Marionettenbühnen wetteifert, und dennoch vom ganzen Hofe fleißig beſucht wird. Da wäre abermals, ohne Beläſtigung der churfürſtlichen Kaſſen, die Aufopferung eines einzigen Diamanten hinreichend, einer ſo ſchönen Stadt, wie Dresden, die unentbehrliche Zierde zu verleihen. Wozu nutzt jenes ungeheure Brillanten-Magazin? — Zu gar nichts auf der Welt, als daß ein paar neugierige Fremde es anſtaunen. Es kommt mir gerade ſo vor, als häufe ein Privatmann Silbergeſchirr, um ſeine Gäſte mit Kartoffeln zu bewirthen. Sollte vollends Sachſen einmal das Unglück haben, von einem raubſüchtigen Feinde überfallen zu werden, wie ſchnell würde der ſtets gierige Schlund einer fremden Hauptſtadt jene Schätze verſchlingen! Würden ſie hingegen in Straßen und Gebäude verwandelt, ſo könnte dieſer ſolide Reichthum dem Lande nicht geraubt werden. Ja, wenn doch der Churfürſt noch die Pracht liebte? Wenn er wenigſtens Freude an ſeinem Brillanten-Gewimmel hätte? aber nichts weniger; er iſt ein ſehr biederer, einfacher Mann, dem es höchſt läſtig iſt, an Gallatagen ſeine großen ſchweren Garnituren herum zu tragen. — Ach! warum muß es doch ſo viele nutzloſe, das Gute hindernde Dinge in der Welt geben, die man bloß beibehält, weil ſie von Alters her ſo geweſen ſind. — Die Churfürſten von Sachſen waren von jeher fromme, und folglich nach ihrem Tode ſelige Herren; ſollte es ſich aber jemals zutragen, daß ein künftiger Churfürſt nach ſeinem Hinſcheiden eine Strafe verwirkt hätte, ſo gäbe es gewiß keine härtere, als die: ihn auf ſeinen eigenen Landſtraßen von ſächſiſchen Poſtillons, Tag und Nacht herum kutſchen zu laſſen.

Von der herrlichen Bildergallerie zu Dresden ſage ich natürlich kein Wort. Wer kennt ſie nicht? Sie bleibt auch für den noch eine herrliche Sehenswürdigkeit, der eben aus Italien kommt; ja ſie hat große Vorzüge vor allen italiäniſchen Sammlungen, (etwa die von Lucian Bonaparte ausgenommen) weil ſie gewählter iſt, weil man nicht alle Augenblicke auf mittelmäßige und ſchlechte Produkte ſtößt, die man für Meiſterwerke zu halten erſucht wird; weil die Gemählde weit beſſer konſervirt ſind; weil das Lokal ſchöner, freundlicher, einladender iſt.

Auch auf der ſogenannten Rüſtkammer wird der Fremde ein paar übrige Stunden recht angenehm zubringen, wäre es auch nur, um die Piſtolen zu ſehen, die Karl XII. in dem Augenblicke trug, als er erſchoſſen wurde; oder die Rüſtung des großen Guſtav Adolph; oder — zur Beluſtigung — die alten Kleider, in welchen, vor mehreren hundert Jahren, Fürſten und Fürſtinnen prangten.

Die berühmte Porcelainfabrik behauptet noch immer den Vorzug in dem ſogenannten Biscuit, die Figuren werden hier am ſchönſten und reinſten der Antike nachgeformt. In der Mahlerei hingegen iſt die Wiener Fabrik ihr weit überlegen. Auch den Formen ihrer Geſchirre mangelt Geſchmack.

In Meißen fand ich die Elbe ſtark ausgetreten, einen Theil der Stadt überſchwemmt: das trägt ſich hier oft zu, doch ſelten ſteigt das Waſſer ſo hoch, als im Jahre 1799, wo es die nahe gelegenen Häuſer gänzlich bedeckte. Dergleichen war zuvor in Meißen nie geſchehen; die älteſte und höchſte Waſſerfluth, von der man daſelbſt noch Spuren zeigt, war im Jahre 1501, wo aber das Waſſer bei weitem nicht jene furchtbare Höhe erreichte. Daher hatten auch, durch hundertjährige Erfahrungen ſicher gemacht, die Einwohner ihre Häuſer nicht verlaſſen, ſondern ſich nur, als die Fluth ſtieg, in die obern Stockwerke, endlich auf die Böden begeben, von da ſie zuletzt gar hinaus auf die Dächer gekrochen waren, wo man einige hundert Menſchen wimmernd und kreiſchend ſaßen, indeſſen ihre Füße ſchon von den Wellen beſpült wurden, mit jedem Augenblicke das Waſſer höher ſtieg, der Tod näher rückte. Das ſahen die Mitbürger am Ufer mit unthätigem Mitleid. Nur ein alter Schiffer, Namens Schmidt, ein wohlhabender Mann, der mehrere Fahrzeuge auf der Elbe beſitzt, befahl ſeinen Bootsleuten, mit einem großen Boote hinüber zu fahren, und die Hülfeſchreienden zu retten. Die Leute wollten nicht, ſie ſchützten die augenſcheinliche Todesgeihr vor, und zwingen konnte er ſie nicht. Er ſelbſt war ſeit fünfzehn Jahren nicht auf dem Waſſer geweſen, hatte ſeit fünfzehn Jahren kein Steuerruder in der Hand gehabt; aber der brave Mann bedachte ſich keinen Augenblick, er ſprang in das Boot, und rief ſeinen beiden Söhnen, ihm zu folgen. Auch die Söhne weigerten ihm Gehorſam. „Ei! rief er zornig, wenn ich erſaufen kann, ſo könnt ihr's auch! Marſch! herein!" — Sie mußten endlich gehorchen. In Gottes Namen ſtieß die wackere Familie vom Ufer, kämpfte ſiegreich mit den Wellen, und brachte ſo viele Menſchen herüber, als das rettende Boot nur zu faſſen vermochte. Durch dieſes ehrwürdige Beiſpiel theils beſchämt, theils muthig gemacht, ſtiegen jetzt auch die Bootsleute mit ein, mit verſtärkter Kraft ward das Wageſtück von neuem, und fünfmal hintereinander begonnen, und fünfmal glücklich ausgeführt, bis auch die letzten ſich am dieſſeitigen Ufer des geretteten Lebens freuten. Der Mann heißt Schmidt. Keine Zeitung hat ihn damals genannt, keine Bürgerkrone iſt ihm zu Theil geworden. Doch ich darf nicht vergeſſen, daß der Churfürſt ihm wirklich eine Belohnung angeboten, aber Schmidt — ohne Bürger's Lied vom braven Manne zu kennen — hat gerade ſo gehandelt, wie Jener, er hat jede Belohnung ausgeſchlagen. Der brave Schmidt lebt noch. Ich fragte nach ihm, ich hätte ihn gern beſucht, aber er war jetzt in Dresden, und ich habe leider das Geſicht nicht geſehen, das ich mir, durch die Rettung von einigen hundert Mitbürgern, gleichſam verklärt vorſtelle.

In Leipzig verdanke ich dem mit Recht berühmten Plattner eine ſehr angenehme Stunde, die ich in ſeiner Vorleſung über die Moral zubrachte. Selten wird man einen ſo ſchönen, und doch gedrängten, und doch klaren Vortrag hören. Die Moral iſt ſonſt eine Dame, die zwar Jedermann mit Ehrfurcht anzuhören ſich verbunden hält, die aber als eine langweilige Perſon verſchrieen iſt. Um dieſen üblen Ruf von ſich abzuwälzen, konnte ſie nichts beſſeres thun, als Plattner zu ihrem Kammerherrn zu ernennen; von ihm eingeführt, iſt ſie ſicher in den eleganteſten Cirkeln willkommen.

Auch tiefer Menſchenkenner und ſcharfer Beobachter iſt dieſer wackere Philoſoph; ein Gemählde, welches er unter andern von einem geldſtolzen Kaufmann darſtellte, war mit umfaſſender Hand aus der Natur gegriffen und hatte ein lebendiges Leben. Zu meiner Freude fand ich recht viele Zuhörer in ſeinem Collegio. Der Mann iſt leider nicht mehr jung an Jahren, obwohl ſein Geiſt noch immer in Jugendkraft blüht. Möchte er der Univerſität — warum ſoll ich nicht ſagen der deutſchen Nation? — noch lange erhalten werden! denn wahrlich, für praktiſche Lebensweisheit ſtiftet er in einer Stunde mehr Gutes, als Fichte oder Schelling in zehn oder hundert Jahren. — Plattner ſprach, wie ſchon geſagt, über den Stolz, und zählte ſinnreich die Gattungen deſſelben auf; doch einer Gattung vergaß er zu erwähnen, nemlich des erbärmlichen Stolzes der neuern Philoſophen, der freilich — da er in einen ſo elenden, lächerlichen Uebermuth ausartet, eigentlich nur eine Caricatur des Stolzes iſt.

Mit frohem Herzklopfen näherte ich mich Berlin; mit leichter Bruſt ſah ich die Thürme der Reſidenz eines Landes wieder, das zwar dem Gaumen keine Orangen liefert, aber der Zunge erlaubt zu ſprechen, und dem Gehirn zu denken, ohne jedes Wort durch einen Spion, jeden Gedanken durch einen Cenſor vergiften zu laſſen. Hier, wo Vertrauen der Regierung mit ächter Aufklärung im Bunde ſteht; hier, wo wahre Freiheit herrſcht, der Bürger keiner Laune, nur weiſen Geſetzen gehorcht, durch ſie dem Fürſten gleich geſtellt, — die einzige vernünftige Gleichheit! — Hier hänge ich meinen Wanderſtab, als ein ex voto, in den Tempel der Muſen, der durch die Nähe von Bellonens Tempel nicht beunruhigt wird. Hieher flüchte jeder ruhige, den Wiſſenſchaften ergebene Mann, gleich dem Schiffer, der, um das Cap-Horn ſegelnd, das ſtille Meer zu erreichen ſtrebt, das kein Sturm bewegt.

70.

Beſchluß.

Italien geſehen zu haben, iſt ſehr angenehm; es zu ſehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwiſchen Italien und Rußland zöge? und es zum Vortheil des letztern thäte? — Dann wird man mich paradox ſchelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe. — Das Klima in Italien iſt lieblich und mild, aber ſehr veränderlich. Keinen Tag, faſt keine Stunde, kann man ſich auf die Witterung verlaſſen; daraus entſteht großer Nachtheil für die Geſundheit; größerer noch aus den vielen Sümpfen, die faſt das ganze Jahr hindurch die Luft mit ſchädlichen Dünſten füllen, den Seen und Bächen, die man ſchon meilenweit riecht. Die Reichen müſſen im Sommer auf Berge fliehen und ſich gegen die Luft der Ebene verſchanzen; die Armen müſſen bleiben und ſterben. Die jährliche Ueberzahl der Todtenliſten erregt Schaudern. Wo der giftige Aushauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menſchen mit ihrem Schmutze nach. Bei dieſem abſcheulichen Hang der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Miſtkäfer, iſt mir unbegreiflich, daß die Peſt ſo lange nicht in Italien geweſen; ſehr begreiflich hingegen iſt mir, daß das gelbe Fieber dort ſeinen Sitz aufgeſchlagen, ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort ſeinen Urſprung genommen.

Dagegen Rußland — das Klima iſt rauh, doch beſtändig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Glut der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüſſen kann man luſtwandeln, ohne die Naſe zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Geſundheit; Arme wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte iſt heilſam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner als das Reich der Todten. In Städten und Häuſern herrſcht Reinlichkeit; in einer finniſchen Bauerhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in dem Pallaſt des erſten Miniſters zu Neapel.

Der Winter iſt in Italien ſehr mild, und dennoch — (Neapel etwa ausgenommen) — beſchwerlicher als in Rußland; denn wie ſoll man mit rauchenden Kaminen, ſteinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenſtern, auch nur einem Grad Kälte widerſtehen? — In Rußland hingegen ſind oft ſogar die Vorhäuſer ſchon geheizt, die Zimmer erhalten, durch tüchtige Oefen und doppelte Fenſter, eine immer gleiche, angenehme Temperatur; der Rücken friert nicht, wenn der Bauch ſchwitzt, man reibt ſich nicht immer die Hände, Wolken von Athem ſichtbar von ſich blaſend. Der Sommer iſt in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgeſpannt, man weiß ſich nirgend zu laſſen. In Rußland genießt man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die ſchönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und Herbſt ſind in Italien ſchöner, Sommer und Winter in Rußland. — Italien erzeugt Wein und edle Früchte, Rußland bezahlt ſie. Ich habe in Neapel nie eine ſo ſüße Orange gegeſſen als in Petersburg. Die meiſten Weingattungen Welſchlands widerſtehen dem Gaumen des Fremden; Florentiner Wein und Thränen Chriſti ſind die einzigen guten Tiſchweine; ſelten ſind ſie ächt zu haben; mitten unter Millionen Reben ſchmachtet oft der Weindurſtige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer laſſen Quellen dahin fließen. Auch die erſten Bedürfniſſe des Lebens, Fleiſch, Brod, Milch, ſind unendlich beſſer und wohlfeiler als in Italien.

Aber die herrlichen Alterthümer und Kunſtwerke, welche Italien beſitzt? — die kann und will ich nicht ſtreitig machen, doch zum Glück des Lebens tragen ſie nichts bei. Man ſieht ſie dreimal, man ſieht ein ſie duzendmal, nun hat man ſie genug geſehen, und am Ende fährt man zu Rom am Coloſſeum eben ſo gleichgültig vorbei, als zu Petersburg am Marmor-Pallaſt. — Und wenn ich nun von den lebloſen, bald erſchöpften Reizen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie ſteht dann das erſtere im Schatten! — Der Regent — ich werde mich wohl hüten, zwiſchen Ferdinand IV., oder dem Pabſt, oder gar zwiſchen dem Herrn Vicepräſidenten Melzi und Alexander I. eine Parallele zu zu ziehen. Noch wegt Italien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt ſtill. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finſtern über Welſchlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen, beide kennen die Furcht nicht. In Welſchland muß der Fremde jeden Schritt in die ſchöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er ſteht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verſtümmelte Hand unter die Augen. Banditen-Phyſiognomien umringen ihn überall, und Erzählungen von Mordthaten beklemmen ſeine Bruſt. In Rußland geht er ſicher in finſtrer Nacht durch dichte Wälder; hört, ſtatt der jammervollen Litanei des Bettlers, nur heitern Volksgeſang des fleißigen Arbeiters und brave Geſichter lachen ihm überall entgegen. — Italien wimmelt von faullenzenden Pfaffen, die, in Kutten aller Farben, ihre Bäuche paarweiſe zur Schau tragen; in Rußland wirſt du mit dieſem empörenden Anblick gänzlich verſchont. Zwar herrſcht auch dort Aberglaube — und wo herrſcht er nicht! — aber die Regierung herrſcht nicht durch Aberglauben, wie in Welſchland, ſie treibt nicht mit der Vernunft ein gottloſes Spiel, ſie würdigt den Menſchen nicht unter das Vieh herab. — Die craſſeſte Ignoranz hat ihren Filzſchleier über Italien gebreitet; die einzige Wiſſenſchaft der Vornehmen iſt Kartenſpiel; ſie leſen — in Farobüchern; ſie ſchreiben — mit Kreide auf den Spieltiſch. In Rußland iſt ein ſchöner Morgen für Kunſt und Wiſſenſchaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe dieſe Parallele ſich fortſetzen, doch nur noch einen Zug will ich herausheben. Italien ſeufzt und murrt unter dem Joche einer fremden Nation, Rußland athmet frei und leicht unter dem Scepter des Enkels der großen Catharine. — Genug! — Auf das Lob ſinnreich zu ſeyn, macht meine Parallele keinen Anſpruch; aber daß ſie wahr iſt, dafür bürge ich. — Wird man ſich nun noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, und nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte?

Bayerische Staatsbibliothek

Literariſches Wochenblatt

von

August von Kotzebue.

Erſter Band.

Dritte Auflage.

Weimar 1818
in der Hof-Buchhandlung der Gebrüder Hoffmann.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

No. 1. An die Leſer. Vogts rheiniſche Geſchichten und Sagen. Nachruhm. Turnkunſt. Müllers Urſprache und Anſicht der Geſchichte. Franklins Correſpondenz. Der europäiſche Cenſor. Miszellen. Salzburgiſche Merkwürdigkeiten.

No. 2. Wunder. Proſelyten-Macherei. Wetterfahnen. Vortheile welche Deutſchland unter franzöſiſcher Herrſchaft erworben. Seel vom Weltuntergang. Die deutſchen Claſſiker von Jarik. Der Dichter Byron. Old mortalidy, ein engliſcher Roman. Schauſpielhäuſer. Der Giftbaum. Grönland. Georg Buchanan. Miszellen.

No. 3. An die lieben Deutſchen. Aus meinem Leben von Göthe. Archiv des Magnetismus 2s Stück. Das Treffen bei Hagelsberg. Chineſiſche Preßfreiheit. Arzt der Greiſe. Eingeſendeter Brief. Miszellen.

No. 4. Auszüge aus Moritz von Kotzebue Schreiben aus Sultanie in Perſien. Ein paar Worte über Turnangelegenheit. Grönland. Literariſche Notizen.

No. 5. Politiſche Gegenſtände. Mädchen-Schulen. Hesperus. Johnſons Leben berühmter Straßenräuber. Feuerſpeiender Berg. Cooks Tod. Nachricht. Literariſche Notizen.

No. 6. Luthers Entſcheidung, dramat. Gedicht. Bretſchneiders Reiſe nach London und Paris. Humbolds Reiſe 3ter Bd. Reiſe eines Franzoſen nach England. Arzneikunde. Magnetismus. Literariſche Notizen.

No. 7. Streitigkeiten: v. Berlepſch Berufung auf die Entſcheidung der öffentlichen Meinung, Fiſchers Geſch. ſeiner Amtsführung und Entlaſſung. Weinholds Verſuche über das Leben. Gegenſtände der Religion. Studenten-Anſichten und Grundſätze. Zur Nachricht (gegen Paſtor Möſler.)

No. 8. Stürmers Skizze einer Reiſe nach Conſtantinopel. Reiſen durch die ſüdlichen und weſtl. Provinzen von Frankreich. Schilderung der Provinz Limouſin. Dohms Denkwürdigkeiten 2ter Band. Reiſe eines Franzoſen in England, Fortſetzung. Deckers Anſichten über Kriegführung. Literariſche Notizen.

No. 9. Sendtner die Schlacht bei St. Jacob. Etui-Bibliothek der Nachdrucker Gebr. Schumann in Zwickau. Wurbachs Muſenalmanach. Guſtav Adolph von Gehe. Meinert alte Volkslieder. Fouque Liebesrache. Raßmanns Blumenleſe ſüdlicher Spiele. Oſſian von Rhode. Horns Gedichte. Caſtellis poet. Kleinigkeiten. Puſtkuchen Poeſie der Jugend. Stillings Siegesfeyer. Herders Gedichte. Fouque Gedichte 2ter Band. Deckers Anſichten über Kriegführung Schluß. Zauber-Arzneykunſt (Magnetismus.) Literariſche Notizen.

No. 10. Llorente Geſch. der Inquiſition 2ter Band. Etwas das Adam Müller geſagt hat ꝛc. Inhalt-ſchwere Anzeige (Oken). Horn Friedrich der Dritte. Wedekinds chronol. Handbuch der neueſten Geſchichte. Patje Taſchenbuch der deutſchen Geſchichte. Schulze über Volksverſammlungen der Römer. Ausfelds Abriß der Reformationsgeſchichte. Eichhorn das neunzehnte Jahrhundert. Venturinis Chronik 2ter Band. Reiſe eines Franzoſen durch England Schluß. Literar. Notizen.

No. 11. Ueber einen ſchändlichen Zeitungs-Unfug (im Gothaiſchen allg. Anzeiger, wegen Profeſſor Wunſch und Buchdrucker Armann.) Gallerie von Originalen (Jarik, von Deyn, Profeſſor Lehmann). Luthers Verdienſte um die Muſik. Predigten von Dräſecke, Krauſe, Delbrük, Scheibler, Breiger, Brockmann, Touchon, Breidenſtein, Krey, Harms. Fritſch Handb. der prakt. Glaubenslehre. Kayſers Paſtoral-Theologie. Focks Kirchenſchen. Menkens Glaubensbekenntniß der chriſtl. Kirche. Luther und ſeine Zeitgenoſſen. Hempels Geſch. der Reformation. Horſt das heil. Abendmahl. Sonntagsbuch für Chriſten. Stollbergs Geſch. der Religion 12ter Bd. Friedrichſen Buch Jonas. Lit. Not.

No. 12. Propheten. Reiſen: Schoppenhauer Ausflucht an den Rhein. Die Spinnen. Ueber das Erbrechen der Briefe. Die Landwehr: Betrachtungen über die Formen der bewaffneten Macht. Gegenſtände der Arzneikunde, in ſo fern ſie auch Nichtärzte intereſſiren können: Dzondi Beitr. zur Heilkunde, Pittſchafts Arzt als Rathgeber, Rüde pharmaceutiſche Erfahrungen, Henke Abh. aus dem Gebiete der gerichtl. Medizin, Kopp Jahrb. der Staatsarzneikunde, Luden Handbuch der Politik, Bauers Schutzkraft der Kuhpocken, Scheerers nord. Blätter, Gallette Zahnarzt. Zur Nachricht (gegen D. Lindner). Ein Dutzend Romane. Lit. Notiz.

No. 13. Nachricht von dem Weltumſegler Otto von Kotzebue. Politiſche Gegenſtände. Ueber das Loos der Staatsgefangenen im Tempel zu Paris unter Buonaparte, aus dem Correspondent. Aus dem Panorama von England von Ch. Malo. Nachricht von Freymund. Liter. Notizen.

No. 14. Ueber einige, unter der vorigen Redaction in das Weimar. Oppoſ. Blatt eingeſchlichene Bemerkungen. Friedrichs Sardellen, die Karfunkelweihe. Solbrigs poet. Sagen der Vorzeit, Hauspoet 2ter Theil und Monologen und Erzählungen. Förſters Sängerfahrt; Roſenhayns poet. Blätter. Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte 16. Heft. Quandts Streifereyen in das Gebiet der Kunſt. Marſchall Bildung der Mondſteine. Hellmanns Taſtſinn der Schlangen. Ballenſtedts Urwelt, Aufſätze über Naturkunde. Liter. Not. Berichtigung (gegen Wieland.)

No. 15. Ein paar Worte über einige Redensarten. Müllners Yngurd. Kleine Geſch. der magnetiſchen Kranke Pfaffs thier. Magnetismus. Eigenthümliche Gebräuche in England, aus dem Panorama d'Angleterre v. Charles

No. 16. An das Publikum. Folies du siecle. Eigenthümliche Gebräuche in England aus dem Panorama ꝛc. Beſch Literariſche Notizen.

No. 17. An die Juden, (Friedländers Reden der Erbauung, für Iſraeliten). Reiſe eines Gallo-Amerikaners in England 2ter Bd. Reiſe aus Polen nach Petersburg. Religiöſ. Gegenſtände. Fanny Tarnow die Völkerrichterin. Ueber das Bettlerweſen in England, aus dem Panorama d'Angleterre. Liter. Not.

No. 18. Einige beſondere Umſtände aus den letzten vier Monaten von Mürats Leben, aus dem Correspondant Tome II. Magazin der Biographien 3tes Heft. Zeitgenoſſen 3tes Heft. Herzog Ernſt von Schwaben, Trauerſpiel von Uhland. Ueber das Bettlerweſen in England, Schluß. Literariſche Notizen.

No. 19. Gräwell der Menſch. Seltſame Parallele, aus dem Correspondant Tome II. Oſianders Entwickelungskrankheiten. Ueber die Fiſchereien der Uralkoſaken; aus der Reiſe eines franz. Kriegsgefangenen durch Rußland. Kriegsgeſchichte der Bayern. Liter. Notizen.

No. 20. Planks Leben des Reformators Knox. Wächter Deutſchen Knaben, Ulrich von Hutten. Anacreon und Sappho von Gerhard. Oehlenſchlägers Gedichte. Cephalus und Procris von Loeben. Blombergs Satyren über das göttliche Volk. Oswalds Wahrheiten in allegoriſch-moral. Gedichten. Sehr vernünftige aber in vielen Köpfen contrebande Bemerkungen. Geogr. ſtatiſt. Beſchreibung der afrikan. Seeräuberſtaaten 1tes Heft. Liter. Notizen.

No. 21. Der Korſar, von Byron. Wageners Spuren der Gottheit. Schmalz Staatswiſſenſchaftslehre. Reiſe nach Frankreich von Lady Morgan. Liter. Notizen.

No. 22. Der Einſiedler in der Provinz. Porters Geſchichte des Feldzugs 1812. Kriegsgeſchichtliche Monographien 2ter Band. Kinds Lindenblüthen 1ter Band. Baczko Legenden 3ter Band. Maria und Waldpurgis 2ter Band. Literar. Notizen.

No. 23. Denkwürdigkeiten vom Abbé Georgel. Wahrlied gegen Harms. Für Manche. Literar. Notizen.

No. 24. Dubois die chriſtlichen Helden, oder die Märtyrer des Prieſterthums. Crevel Völkergeſchrei. Religiöſe Gegenſtände, Schlägers Betſtunden, Dräſecke Predigten über freigewählte Abſchnitte der heil. Schrift, Mildheimiſches Predigtbuch ꝛc. Franzöſiſcher Witz, (aus dem Dict. des gens du monde) Jugendſchriften. Bemerkungen zu Hallers Reſtauration der Staatswiſſenſchaft. Literar. Notizen.

No. 25. Die Ex-Nonne. Notizen zur Geſundheitskunde. Llorente ſpan. Inquiſition 2. Band. Preßfreiheit. Verſchiedenheit der Meinungen (Noel gegen von Pradt).

No. 26. Die Pudel-Inſel, aus Welt und Zeit 5. Theil. Van Dyks Landleben von Kind. Winfried poet. Blumenleſe. Nord. Muſenalmanach 1818. Aus einem Schreiben an den Herausgeber (gegen den Allgem. Anzeiger). Literar. Notizen.

No. 27. Arnoldi Hiſtor. Denkwürdigkeiten. Ewers Geſch. der Ruſſen. Meles Geſch. der Reformation. Dahms Denkwürdigkeiten 3. Band. Georgels Denkwürdigkeiten, Schluß. Politik. Literar. Notizen.

No. 28. Heſperus. Tölitz. Geſch. des Oeſterreich. Kaiſerſtaats. Eichhorns Urgeſchichte der Welfen. Zſchocke Baieriſche Geſchichten. Köllns preußiſche Volksſtimmen. Das neue Pabſtthum von Irenäus. Literar. Notizen.

No. 29. Segür moral. polit. Gallerie. Mac-Benac. Schimeks polit. Geſchichte von Bosnien. Literar. Notizen. Antwort (Becker und Hennicke).

No. 30. Voltaires letzte Tage. Möllers Heldenkranz in Liedern. Wellentreters geſammelte Blätter. Tieks deutſches Theater. Enckews Nachklang der Waffen. Dörings Hulda. Gerhards Spielkarten. Hooſt Cubics über das höchſte Gut. Literar. Notizen.

No. 31. Harriots Reiſeabentheuer. Boyſens 95 Antitheſen. Schuderoff die Juriſten der proteſtantiſchen Kirche. Krauſe Reformationspredigt. Daſſel über den Verfall des Religionskultus. Kelle heil. Schriften. Ammons Inbegriff der chriſtl. Theologie. Notizen aus der Geſundheitskunde. Kleine literar. Notizen.

No. 32. Gräwell neueſte Behandlung eines preuß. Staatsbeamten. Ueber den Feldzug der Franzoſen in Portugall. Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt 2. Heft. Bemerkung (gegen das Muſeum in Frankfurt).

No. 33. Genlis Wörterbuch der Hofetikette. Krug über Preßfreiheit. Auszüge aus Zeitſchriften. Literar. Notizen.

No. 34. Höfliche Erwiederung auf unhöfliche Anſchuldigungen; (gegen das Oppoſitionsblatt). Brief an den Herausgeber über Mac-Benac. Letztes Wort über den Gothaiſchen Zeitungsunfug. Liter. Notizen. Beilage (Abweiſung der Anſchuldigung: daß der Herausgeber die Leibeigenſchaft vertheidigt habe.)

No. 35. Schleiermacher gegen Ammon. Beauregards Bruchſtücke aus einer militär. Brieftaſche. Keßlers Würdigung der Schrift des Grafen Malchus über ſeine Verwaltung von Weſtphalen. Beleuchtung der Vorherſagung zweier Somnambulen; Archiv des Magnetismus 1r Bd, 2s Stück.

No. 36. Genlis Etikette, Fortſetz. Muth der Heldenjünglinge Herrmann und Henſel, bei Vertheidigung der Blockhäuſer auf dem Predil und zu Malborghetto. Köthes Zeitſchrift für Chriſtenthum 1r Heft. Gaupe Reformat. Predigt. Die Wunder des Magnetismus. Auszüge aus Zeitſchriften. Liter. Notizen.

No. 37. Herr Obriſt von Maſſenbach und Frau von Krüdener. Don Carlos, aus Llorente Inquiſition 3r Band. Fries Selbſtvertheidigung.

No. 38. Ammon gegen Schleiermacher. Märtens Proteſtation wider Harms Bannſtrahl. Preßfreiheit. Geſchichte Napoleon Buonapartes. Gegenſtände der Politik. Nachricht (gegen die europäiſche Zeitung.) Liter. Notizen.

No. 39. Breſcius und Spiekers Beiträge zur Characteriſtik der Krüdener. Visconti römiſche Iconographie. Zeitſchriften. Geſchichte eines Capuziners, aus Llorente ſpan. Inquiſition. Die Verſuchung, Roman von Friedrich. Judith und Holofernes, ein Drama. Loos Lieder der Wehmuth. Birnbaum Adalbert von Babenberg. Grillparzers Ahnfrau. Maltitz Demetrius. Friedrichs Feigen. Cornelia, 1818. Neue Schriften der Enkelin der Karſchin. Chezy Aurikeln.

No. 40. Bruchſtück aus Buonapartes Lebensgeſchichte, Fortſ. Loeben Lotosblätter. Das neue Geſetzbuch und die Kunſt. Paſtorets Geſch. der Geſetzgebung. Le Brun de Charmettes Geſchichte der Jungfrau von Orleans. Standope Topographie. Michaud Geſch. der Kreuzzüge 3r Bd. Eichhorns Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Meuſels Lehrbuch der Statiſtik. Picots chronolog. Tabellen. Intelligenzblatt No. 1.

No. 41. Beſchluß der Auszüge aus Buonapartes Lebensgeſchichte. Karamſins ruſſiſche Geſchichte. Genlis Etikette, Fortſetz. Lit. Notizen.

No. 42. Erſte und letzte Erklärung wegen der, dem Herausgeber entwendeten Handſchrift. Dolz Geſchichte der Stadt Leipzig. Ueber die Geſinnungen der Regierungen und der Völker, in Rückſicht auf die Unabhängigkeit von Südamerika. Liter. Notizen.

No. 43. Politik. Reiſen (L. Holland, Campbell, Riley, Mawe Millin.) Cokburns Bemerk. über Portugall. Genlis Etikette Beſchluß. Ueber die Geſinnungen der Regierungen in Rückſicht auf Amerika, Fortſ. Loeben Lotosblätter Beſchluß. Liter. Notizen.

No. 44. Proben aus Karamſins ruſſ. Geſchichte Beſchluß. Grävenitz der Bauer in Polen. Enwarew. Politik des Volks. Nachſchrift zur Erklärung des Herausgebers in No. 42.

No. 45. Polen. Pfiſters Criminalgeſchichten 3r Bd. Markus Leben. Liter. Notizen.

No. 46. Der graue Mann (l'homme gris). Politik. Der Schüler von Brienne. Kurze, aber nothwendige Antworten (an Schwarz und Brockmann).

No. 47. Bruchſtück aus Moritz von Kotzebue Reiſe nach Perſien. Ueber die Geſinnungen der Regierungen in Rückſicht von Südamerika Schluß. Der graue Mann, 7s Heft. Gedanken über Orthodoxie. Denkzettel. An die Leſer. Erinnerung der Verlagshandlung.

No. 48. Magnetismus. Der Schüler von Brienne Schluß. Schilderung Napoleons, aus van der Palms Denkſchrift der Wiederherſtellung Niederlands. Noch einiges über Amerika nach de Pradt. Denkzettel, Schluß. Eingeſandte Notiz. Aphorismen aus den freimüthigen Blättern für Deutſche.

No. 49. Magnetismus, Schluß. (Richter über animal. Magnetismus.) Pfiſters Denkwürdigkeiten der Wirtemb. Reformationsgeſch. Ueber Avignons Verhältniſſe zu Rom. Proben aus Gilligs Catechismus des Naturrechts. Der Volksfreund aus Schwaben. Lord Holland über Lopez de Vega. Merkwürdige Aeußerungen im dritten Hefte der freimüthigen Blätter.

No. 50. Rede und Gegenrede. Eine Reiſe der Naſe nach, Erſter Brief. Hexen, aus Böhmers Handb. der Literatur des Criminalrechts.

No. 51. Erſte und letzte Erklärung wegen der dem Herausgeber entwendeten Handſchrift, Schluß. Rede und Gegenrede, Schluß. Laou-seng-urh, ein chineſiſches Drama.

No. 52. Eine Reiſe der Naſe nach, Zweiter Brief. Briefe an den Herrn von Pradt. Laou-seng-urh, Schluß. Ueber unſere Strafgeſetzgebung. Kurland. Notizen zur Geſundheitskunde. Nachricht der Verlagshandlung.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. I. 1818.

An die Leſer.

Wer in dieſem Blatte Erzählungen, Gedichte, gewöhnliche Theater-Nachrichten und dergl. ſucht, der wird ſie nicht finden; denn es iſt blos beſtimmt, Gedanken und Begebenheiten mitzutheilen, die der Zeitgeiſt gebahr; es ſoll dem geſunden Menſchenverſtande dienen; es ſoll die literariſchen Gaukeleyen beleuchten, das Gute überall hervor heben, das Wunderliche verſpotten, das Böſe entlarven, es ſoll die Religion ehren, den Aberglauben bekämpfen; Vernunft und Rechtlichkeit in Schutz nehmen, doch den Anſtand nie verletzen. Eſelsköpfe in Holz geſchnitten wird es nicht liefern, auch keine Schimpfübungen, wie unſere berühmten Literatur-Zeitungen. Aber die merkwürdigen Erſcheinungen, ſowohl im Leben als in der Literatur, ſoll es treulich berichten, und, (beſonders für Geſchäftsmänner, die, bey karg zugemeſſener Zeit, doch in der Literatur ihres Vaterlandes nicht zurück bleiben wollen) den beſchränkten Raum nur Eines Blattes wöchentlich ſo benutzen, daß die Leſer von vielen Dingen eine Ueberſicht gewinnen, die ſie ſonſt wohl mühſam aus vielen Tageblättern ſchöpfen müßten. Nebenher ſoll es keine Langeweile machen.

Es wäre überflüſſig mehr zu ſagen. Empfehlen muß das Blatt ſich ſelbſt; wo nicht, ſo bleib' es ungeleſen und ungeſchrieben.

Deutſche Literatur.

Rheiniſche Geſchichten und Sagen.

Drey ſtarke Bände rheiniſcher Geſchichten und Sagen von Niklas Vogt, ſind auf Einmal heraus gekommen, Zwey ſollen noch folgen. Der Titel klingt faſt, als dürfe man hier ein Buch für die Leſebibliotheken ſuchen; allein nichts weniger. Es iſt eine mit Geiſt und Gemüth dargeſtellte Geſchichte der an beyden Ufern des Rheins gelegenen Länder und Städte; wobey auch die, in jenen romantiſchen Gegenden ſo häufigen, oft ſehr anmuthigen Sagen nicht vergeſſen ſind. Hätte ſich aber der wackere Verfaſſer, dem Titel gemäß, würklich blos auf den Rhein beſchränket, und nicht zugleich die Geſchichte von ganz Deutſchland geliefert, ſo würde das Werk einen mehr eigenthümlichen Character haben, und höchſtens Einen ſolchen Band füllen. Doch es wäre undankbar, mit einem freygebigen Wirthe zu rechten, weil er, ſtatt Einer verſprochenen Schüſſel, ein halbes Dutzend aufträgt, die alle gut zubereitet ſind. Wir wollen, um den Appetit zu reizen, nur ein paar Kleinigkeiten ausheben.

Der Ort, wo Kaiſer Conſtantin das Kreuz in den Wolken erblickte, war, wie hier bewieſen wird, das Heiligkreuzerfeld unweit Maynz. Der Verfaſſer macht dabey die Anmerkung: „Ich ſelbſt habe da beym Aufgang der Sonne öfter die ſchönen glänzenden Wolkengeſtalten beobachtet. Sie machen immer einen wundervollen Eindruck. — Wenn die hohen Verbundenen bei der Schlacht von Leipzig eine ähnliche Wolkengeſtalt geſehen hätten, würden auch ſie an das Wunder des preußiſchen Kreuzes geglaubt haben.“ —

Bei Erwähnung der Gaukeleyen des Apollonius von Thyana, ſagt der Verfaſſer in einer Note: „der heil. Auguſtin führt in ſeinen Schriften einige Stellen an, welche beweiſen, daß man zu der Zeit auch ſchon an die wahrſagenden Wirkungen des Magnetismus glaubte.“

Da, wo er von der alten Leibeigenſchaft erzählt, verſichert er: „die Leibeigenſchaft in den geiſtlichen Staaten war ſo gelinde, daß noch in neuern Zeiten die Leibeigenen nicht frei ſeyn wollten, und zu Ehrenbreitſtein ein Gefangener eine Bittſchrift einreichte, um noch länger auf der Schanze bleiben zu dürfen.“ —

An einer andern Stelle, wo erinnert wird, daß Gregor VII. von einem Zimmermann, Sixtus V. von einem Schweinehirten, der große Churfürſt Willigis von einem Rademacher, und der ſtaatskluge Churfürſt Heinrich von einem Bäcker abſtammte, fügt der Verfaſſer die wahre Bemerkung hinzu: „Wie viele gehalt- und Einfluß-reiche Würden ſind durch eine

„einſeitige Säculariſation dem gemeinen Bürger- und Bauernſtande entzogen worden!“ —

Bei der Klage, daß die Heiligen-Verehrung in finſtern Aberglauben ausgeartet ſey, heißt es in einer Note: „Viele berühmte Proteſtanten ſuchen jetzt wieder das heilige Kreuz und die Verehrung der Heiligen in Aufnahme zu bringen, wie die Schlegel, Schiller (?), Arndt, Fouque, Göthe u. ſ. w. Letzterer läßt wirklich für die Rochus-Kapelle bei Bingen einen heiligen Rochus mahlen. So wechſeln der Menſchen Geſinnungen, aber das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.“ —

Den Damen zu Liebe wollen wir anführen, wie die ſchöne griechiſche Prinzeſſin Theophania ausſah, als ſie aus dem Orient nach Deutſchland kam: Sie ritt ein ſtolzes, mit Federn geſchmücktes Roß. Ihr Haar war um den Hinterkopf niedlich gewunden und in ein goldnes Netz verſteckt, doch einige von den braunen Locken ringelten ſich auf die weiße Stirn herab. Zwiſchen dieſen Locken ſchimmerten Perlen und Edelſteine, doch minder als die ſchwarzen geiſtreichen Augen. Vom Buſen bis zu den Sandalen floß ein faltiges, langes Kleid. Darüber trug ſie eine mit Perlen und Edelſteinen geſtickte Tunica, die bis an's Knie reichte, und unter der Bruſt mit einem koſtbaren Gürtel befeſtigt war. Die ganze ſchöne Geſtalt umfloß ein Mantel mit goldnen Quaſten, auf der Schulter mit einer blitzenden Agraffe angeheftet. So erſchien Theophania gleich einer Göttin in den Städten und Pfalzen des Rheins, und in ihrem Gefolge die Künſte und Annehmlichkeiten der Griechen. —

Am Schluß des zweiten Buches meint der Verfaſſer: Zweimal habe ſich in unſern Zeiten die Gelegenheit dargeboten, Reich und Kirche groß und geläutert wieder zu erbauen, Einmal beim Tilſiter Frieden, das Anderemal auf dem Wiener Congreſſe. Beidemal habe er ſeine Gedanken darüber in den Staats-Relationen mitgetheilt, ſie wären aber, wie ſo vieles andere, im Geiſte der Zeit verſchwunden. —

Im zweiten Bande finden wir unter anderm, daß die Dahlberge vormals zu Worms Schirmvögte der Juden geweſen ſind, welche ſie vor Spott und Mißhandlungen ſchützen mußten. Sie waren auch Kämmerer von Worms und durch die Jungfrau Maria mit dem Herrn Chriſtus verwandt. Der Verfaſſer ſelbſt hat noch einen alten Stammbaum geſehen, auf welchem der Ahnherr als Verwandter der heil. Familie dargeſtellt war. Deſſen Sohn ſoll mit der XXII Legion nach Worms gekommen ſeyn, und da das Geſchlecht fortgepflanzt haben. Als einſt eine Frau von Dahlberg von ihrem Kutſcher gefragt wurde, wohin ſie fahren wolle? antwortete ſie: zu meiner Couſine nach Liebfrau (nemlich in eine der Jungfrau Maria geweihte Kirche). Uebrigens ſind die eigentlichen Dahlberge ſchon längſt ausgeſtorben. Wir erinnern uns, in Worms zwei Grabſteine geſehn zu haben, auf deren Einem die letzte Dahlbergin, auf dem Andern ihr Gemahl abgebildet war, der ihren Nahmen hatte annehmen müſſen, damit das Geſchlecht nicht ausſtürbe. Ein ſeltſames Mittel. Der Nahme lebt nun freilich fort, aber das Geſchlecht iſt ja doch ausgeſtorben.

Aus der Vorrede zum dritten Bande erfahren wir, daß der Verfaſſer die Geſchichte ſeiner Zeit erſt nach ſeinem Tode will drucken laſſen, „damit das Gute und Schlechte, was ſie enthält, wie von einem Abgeſtorbenen geſchrieben erſcheine, der von dieſer Welt nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten hat.“ Das iſt freilich auf Einer Seite recht löblich, auf der Andern recht verdrüßlich für alle ſolche, die den Verfaſſer hoch ſchätzen und keine Hoffnung haben ihn zu überleben.

Nachruhm.

In Herrn Adam Müllers Staats-Anzeigen, (2ter Bd. 12ter Heft) wird Montesquieu der eitle und flache Montesquieu genannt. Was iſt es doch in der Welt um den Ruhm für ein eitles und flaches Ding! Da hat nun dieſer Montesquieu ſeit ſo vielen Jahren und bei ſo vielen geſcheiten Leuten für ein Genie gegolten, und plötzlich beweißt Herr Adam Müller (beweißt? wodurch? durch einen Federzug) daß der Verfaſſer vom Geiſt der Geſetze nur ein eitler, flacher Menſch geweſen. So kann es auch wohl geſchehen, daß nach vielen Jahren ein Schriftſteller von dem beſcheidenen tiefen Müller ſprechen wird; der unter andern in demſelben Hefte das Lehenweſen für die einzige Inſtitution der wahren und würklichen Freyheit erklärt, von der in der geſammten Weltgeſchichte die Rede iſt: der ferner „innigſt überzeugt iſt, daß das Mißlingen der Verſuche, die Preßfreyheit in Deutſchland zu erlangen, dem National-Character der Deutſchen zur höchſten Ehre gereiche;“ der ferner über die Naſſauiſche Kirchenvereinigung ſich luſtig macht und nebenher dem Doctor Schleyermacher beweißt: „daß er das Weſen des Proteſtantismus in eine förmliche Rückkehr zum Heydenthume geſetzt habe;“ der endlich alles Unheil aus der Reformation ableitet, und behauptet: „vorher wären die Menſchen im Geiſte und über die himmliſchen Dinge einig (?) geweſen, nur

„in irdiſchen Angelegenheiten verſchieden; nachher „oder umgekehrt im irdiſchen Angelegenheiten gleichartig (?) und im Geiſtlichen mannichfaltig, lächerlich, bunt, ungeſtalt. ſo das es ſchiene, als habe „nicht Ein Gott Millionen Menſchen, ſondern Ein „Menſch Millionen Götter erſchaffen. Denn ſobald „die Kirche (nemlich der Pabſt) verſchwunden war, „fühlten ſich die Staaten haltungslos, gleichſam in „der Luft ſchwebend u. ſ. w. Die kirchliche Einheit „(nemlich der Pabſt) iſt die Grundlage der Menſchheit, der Eckſtein aller Wiſſenſchaften und alles Bürgerthums." — Lauter Dinge, die der eitle flache **Montesquieu** nicht begreifen konnte. Deſto beſſer hingegen begreift ſie Herr **Precht**, (vormaliger Abt in der Gegend von Amberg) der, in ſeiner **Antwort auf das Sendſchreiben Doctor Martin Luthers** beweiſt, daß Luther **verrückt** geweſen. Trägt das Publikum Verlangen, die Beweisgründe zu kennen? hier ſind ſie: **Erſtens**, der Schrecken über Alexius Tod bewog Luthern ins Kloſter zu gehn. (das war halb und halb verrückt) **Zweytens**, in den erſten Jahren ſeines Kloſterlebens überließ er ſich oft der Verzweiflung, ein Gemüthszuſtand, der Abweſenheit der Vernunft vorausſetzt. **Drittens**, ein alter Mönch ſagte einſt zu ihm: „ich glaube eine Vergebung der „Sünden." Worte, die einen ſo ſtarken Eindruk auf ihn machten, daß dieſer Eindruck nur durch Verrücktheit ſich erklären läßt. **Viertens**, Seckendorf ſpricht öfter von Luthers **Melancholie**, folglich war Luther verrückt. **Fünftens**, Luther ſah bisweilen Phantome einer lebhaften Phantaſie, folglich war er verrückt. **Sechſtens**, Werner hat in der **Weihe der Kraft** ihn einigemal als verrückt dargeſtellt. folglich war er es auch. (Hört! hort! würde man im engliſchen Parlamente rufen) **Siebentens**, Luthers Handlungsweiſe deckte Ungleichheiten des Characters auf, die, ohne Vorausſetzung von Geiſtesabweſenheit, gar nicht zu erklären ſind. Herr **Precht** wirft die Frage auf: „wenn Luthers Sprache" (in den Tiſchreden u. ſ. w.) „die Sprache des geſunden Menſchenverſtandes iſt, welche mag wol „die Sprache des Tollhauſes ſeyn?" Er fühlte nicht, daß man, mutato nomine, die Frage an ihn ſelbſt richten könnte.

Turnkunſt.

Niemand zweifelt, daß die Deutſchen im letzten Befreiungskriege durch Tapferkeit und Gewandheit die Palme davon getragen, obgleich die edle Turnkunſt erſt ſpäter in Gang gebracht wurde. Wenn nun aber erwieſen iſt, daß kein Krieg rühmlicher geführt werden kann, als der letzte auch **ohne** die Turnkunſt geführet worden, woher denn das Geſchrei von ihrer Unentbehrlichkeit? — O liebe Landsleute! laßt Euch doch nicht abermals durch ein neues **Wort** bethören! Gymnaſtiſche Uebungen ſind trefflich für die Jugend, aber nicht neu. Alles nützliche und vergnügliche, was ſie in ſich faſſen, wurde ſchon vor 30 Jahren in Schnepfenthal gelehrt, und früher in Deſſau, und wer weiß wo ſonſt noch! aber da waren ſie Nebenſache, wie ſich's gebührt, und jetzt fehlt nicht viel, daß man ſie zur Hauptſache erhübe; ſo wie man ſchon oft nicht undeutlich zu verſtehen gegeben hat, daß das Heil von ganz Deutſchland am Turnen hänge. — Da hat ein gewiſſer Herr **Bornemann** das **Lehrbuch der Jahniſchen Gymnaſtik** herausgegeben. Man blättre nur ein wenig darin, oder man betrachte nur die beigefügten Kupfer, und die halsbrechenden Dinge, die darauf vorgeſtellt ſind, fürwahr man wird glauben, es ſey ein Handbuch für Seiltänzer. Nun haben zwar **Jahn** ſelbſt, und Einer ſeiner Schüler, **Eiſelen**, eine **deutſche Turnkunſt** drucken laſſen, die weit vorzüglicher iſt, als jenes ſogenannte Lehrbuch; allein derjenige Schriftſteller, der in dieſem Fache doch immer das meiſte Vertrauen verdient, iſt **Gutsmuths**. Unter ſeinen Uebungen iſt keine, die Gefahr droht (etwa die Kletterſtange ausgenommen.) Wenn **Jahn** hingegen ſeine Zöglinge zum Beiſpiel an den Beinen aufhängt, daß alles Blut ihnen in die Köpfe ſchießt, ſo möchten wir eben keiner Mutter rathen, ihren Sohn dazu herzuleihen. Dergleichen halsbrechende Künſte giebt es bei **Jahn** noch mehrere (als da ſind das Klettern mit den Füßen nach oben und dem Kopfe nach unten, das ſogenannte Schwimmen laſſen u ſ. w.). **Jahn** ſagt freilich: „in jedem rechten Turnſpiel regt ſich „eine Welt." Warum denn aber die **verkehrte** Welt? — Er ſagt ferner: „Frühe mit ſeines gleichen und unter ſeines gleichen leben, iſt die Wiege „der Größe für den Mann." **Leben**, das laſſen wir gelten; aber frühe mit ſeines Gleichen und unter ſeines Gleichen ſich an den Beinen aufhängen, das möchte eher zum Grabe als zu jener Wiege führen. Als wir ferner laſen: „der Turnlehrer iſt der Jugend „ein Hort und Halt und Anwald ihres künftigen Lebens," da — wir können es nicht verhehlen — fiel uns jener franzöſiſche Tanzmeiſter ein, der keinen für wohlerzogen hielt, der nicht bei ihm tanzen gelernt hatte. Aber das Tanzen, wenigſtens das heutige, iſt dem berühmten Turnlehrer ein Greuel, denn er ſagt: es gebe jetzt nur zweierlei Tänze, nemlich **Bühnentänze** und **Buhltänze**. Nun wiſſen die deutſchen Damen, wozu ſie ſich hingeben, wenn ſie auf den Ball gehen.

Den deutſchen Styl bei **Jahn** zu lernen, wollen wir auch Niemanden rathen; denn offenbar ſtrebt er nur darnach, ſich ſeltſam auszudrücken. Zum Beiſpiel: „jede lebendige Sprache bewegt ſich in allgewaltiger Rege.“ Was ſoll das heißen? man kann eben ſo gut ſagen: ſie regt ſich in allgewaltiger Bewegung. Entweder iſt das regen überflüſſig oder das bewegen. Aber es ſollte auffallend klingen. Wem neue Worte wie folgende: **Schemen**, **fleihge**, **Quaas** u. ſ. w. gefallen, der möge ſie brauchen.

Schließlich möchten wir noch zu bedenken geben, welchen Einfluß das Turnen — ſo als deutſche Haupt- und Ehrenſache betrieben — auf den moraliſchen Charakter der Jugend haben werde? — Herr **Jahn** meint, einen ſehr wohlthätigen. Wir möchten aber wohl nach einigen Jahren von ſolchen Lehrern, die nur in Nebendingen unterrichten, (als da ſind lateiniſch, griechiſch, Mathematik u. dgl.) erfahren, ob ſie nicht, ſeitdem man ſo rüſtig turnt, gefunden haben, daß ihre Schüler läſſiger geworden, den Geiſt zu bilden? ob nicht die ſogenannten Flegeljahre dadurch verlängert werden? ob die Schüler nicht eine größere Ehre in körperliche Kraft und Gewandtheit, als in Geiſtes-Kraft ſetzen? ob ſich nicht ein gewiſſer Hang zur Renommiſterey bei ihnen erzeugt, der noch in ſpätern Jahren üble Folgen haben könnte? u. ſ. w. Die Beantwortung dieſer Fragen erwarten wir von der Zeit.

Herr Profeſſor v. **Köhnen** hat unter dem ſonderbaren Titel: **Leben und Turnen. Turnen und Leben**, eine hochgemüthliche Vertheidigung der Turnkunſt auf ſehr ſchlechtes Papier drucken laſſen. „Ja“ ruft er aus, „ein neues Leben wird gefordert und muß begonnen. Denn das gute Alte iſt verlohren gegangen, die guten alten Sitten ſind verſchwunden, „darum eben muß geändert und gebeſſert werden. (Die Klagen über den Verluſt der guten alten Zeit ſind ſo alt, als die Zeit; aber die neuere Zeit behält immer den Troſt, daß ſie auch einmal eine alte Zeit werden wird, deren Verluſt man gleichfalls beklagen wird. Was uns betrifft, wir können uns nicht überreden, daß unſere Zeit im Ganzen ſchlimmer ſey, als irgend eine vormalige. Im Einzelnen, das mag ſeyn; dagegen aber auch wieder beſſer im Einzelnen. Die Zeit iſt ein Ocean, der auf- und abwogt, hier Erde wegſpült und dort ſie wieder anſetzt; im **Ganzen** bleibt alles wie es war.)

„Ein tändelndes Leben wird durch Romane und „Schauſpiele erzeugt, und häufig (werden) Leidenſchaften hervorgerufen.“ (Das mag eine Scholle ſeyn, die die Wellen in Berlin angeſchwemmt haben; an andern Orten iſt es nicht ſo.)

„Haben wir nicht in Berlin ſchon einen funfzehnjährigen Knaben ſich erſchießen ſehen?“ (und haben wir nicht, nach dem Zeugniß der Criminal-Acten aller Länder, ſchon oft Kinder als Brandſtifter geſehn? was beweißt das?)

„Junge Leute haben ſchon als Schüler Ausſchweifungen kennen gelernt, deren Folgen ſie dem „Arzt nicht etwa mit Beſchämtheit klagen; ſondern „mit der Vornehmthuerey eines Wüſtlings als unvermeidliche Zufälle anzeigen.“ (Das iſt freilich arg, aber in großen Städten war es nie anders, und wird durch das **Turnen** auch nicht anders werden.)

Das Aufhängen bei den Beinen und dergl. nimmt Hr. Doctor v. Köhnen auch in Schutz, ſprechend: der menſchliche Körper ſey ja kein Bierkrug, in welchem beim Schütteln alles trübe werde. Wer zu Naſenbluten geneigt ſey, der müſſe es bleiben laſſen. Dazu ſind aber in der Regel alle Kinder geneigt.

Auch eine Schule der guten Lebensart ſoll das Turnen ſeyn. Als der berühmte **Saumaiſe** (ſo erzählt der Herr Doctor) der Königin Chriſtine vorgeſtellt wurde, ſagte ſie von ihm: er könne den Stuhl in allen Sprachen nennen, aber ſich auf keinen ſetzen. Hätte er geturnt, fügt der Herr Doctor hinzu: ſo würde er auch verſtanden haben, ſich auf den Stuhl zu ſetzen. — Nun in Gottes Nahmen! ſo turnt und kitzelt Euch mit dem Gedanken, daß Ihr etwas Großes vollbringt. Man läßt ja ſo manchen Thoren ſeines Weges ſchlendern, warum ſollte man nicht auch ruhig zuſchauen, wenn es Einem beliebt, ſich bei den Beinen aufzuhängen?

Etwas Unſinn.

Gleich den ſogenannten Monſtroſen unter den Blumen, iſt uns in einem Herrn **Peter Franz Joſeph Müller** ein ganz beſonderes Genie erblüht, das nichts ſo anſieht wie andere Leute, nichts ſo denkt wie andere Leute, und deſſen Gedanken lauter üppig entfaltete Monſtroſen ſind. Dieſer Herr Peter Franz Joſeph Müller hat zwei dickleibige Werke drucken laſſen, das Eine nennt er **ſeine Anſicht der Geſchichte**, das Andere **die Urſprache**. Welche neue Entdeckungen! faſt kann man vor Staunen nicht zum Leſen kommen. Wem iſt je eingefallen, daß alle unſere griechiſchen und römiſchen Claſſiker, vom Homer an bis in's Mittelalter, nie exiſtirt haben? ſondern fabricirt worden ſind; und warum? um Frankreich den Weg zur Oberherrſchaft zu bahnen; und von wem? je nun, von ſchriftſtelleriſchen Mittheilungen, die beſonders Franz der Erſte, König von Frankreich, vervielfältigte und man muß geſtehen, gut zu wählen wußte. Da war es keine Kunſt, 10000 Ducaten für die Entdeckung der fehlenden Bücher des Livius zu bieten, denn man wußte wohl, daß ſie abſichtlich nie geſchrieben worden. Die ganze römiſche Geſchichte iſt Lug und Trug; denn zu Rom herrſchten Deutſche ſeit mehr als tauſend Jahren; Rom iſt deutſchen Urſprungs, wie ſchon ſein Nahme bezeugt, nemlich Ruhm, und nicht Rahm von der Ammenmilch des Romulus. (Auch nicht Rum, ein berauſchendes Getränk, welches dem Verfaſſer wahrſcheinlich nicht unbekannt iſt.) Kaiſer Auguſtus war ein glücklicher Empörer gegen das Erzhaus Oeſtreich; Rhea Sylvia ein Stiftsfräulein aus öſtreichiſchem Geblüte. Der Nahme Phrygien iſt natürlich deutſch und heißt freieigen, folglich Franken. Die Guelfen und Gibellinen ſind die blauen und gelben, wie ganz deutlich aus dem Virgil zu erſehen. Dieſer Virgil war ein ziemlich guter Chriſt, (welches aus deſſen Aeneide bewieſen wird) auch war er ein Deutſcher und gehörte zu dem ſchändlichen Bunde, welcher die Klaſſiker ſchmiedete. Ehemals ſprach das Menſchengeſchlecht nur Eine Sprache, aber nicht hebräiſch, griechiſch, lateiniſch, phöniziſch, egyptiſch oder Sanſcrit u. ſ. w., ſondern ehrliches, reines Deutſch. Ein Chirurgus muß aber nicht Feldſcheerer genannt werden, ſondern Fellſcheerer u. ſ. w.

Sollte man nicht glauben, ein deutſcher Vadé habe das Alles mit vieler Mühe zu einem Wiſchiwaſchi zuſammen gewürfelt? und doch haben wir nur wenige Proben von dem Original-Genie des Herrn Peter Franz Joſeph Müller gegeben. Dieſer Mann ſcheint in gewiſſer Hinſicht ſehr beneidenswerth; denn von Allem, was er uns erzählt, iſt er ſelbſt ſo feſt überzeugt, als jemals ein Bewohner von Bedlam, der ſich für Gott den Vater hielt, von dieſer beſcheidenen Wahrheit überzeugt geweſen ſein mag.

Ausländiſche Literatur.

Franklin's Correſpondenz.

In Franklin's kürzlich gedruckter (und auch ſchon in's Deutſche überſetzter) Correſpondenz ſteht auch ein unbedeutender Brief an eine Miſtriß Mehitabel Wright, eine Frau aus Philadelphia, die ſehr gut in Wachs boſſirte, und, während des amerikaniſchen Befreiungskrieges, den Engländern wächſerne Naſen drehte. Denn, unter dem Vorwand, ihre Kunſt zu üben, begab ſie ſich nach England als Spion und leiſtete wichtige Dienſte. Es gelang ihr ſogar, in die königliche Familie ſich einzuſchleichen, die an ihrer originellen Freimüthigkeit ſich ergötzte. Wer hätte damals gedacht, daß manche Expedition den Engländern nur darum fehl ſchlug, weil die großen Herren ſich in Wachs boſſiren ließen! —

Nicht ſelten bediente ſich Franklin des Vorrechts, welches die Jahre verleihen, mit Freimüthigkeit ſeine Meinung zu ſagen. So ſchrieb er unter andern an Miſtriß Thompſon: „Sie haben die wahre Urſach errathen, warum ſie in St. Omer Langeweile empfinden: Sie ſind dort zu zerſtreut. Da ſehn Sie die Wirkung des Müſſigganges in der großen Welt. Ein kurzer Aufenthalt in Bridewell (dem Zuchthauſe) ein einziger Monat gezwungene Arbeit bei Waſſer und Brod, würde Ihnen ſchnell Geſundheit und Eßluſt wieder geben, und Sie würden dann in jeder Lage Ihres Lebens vollkommen zufrieden ſeyn. Ich ſchreibe Ihnen dieſe Cur vor und verlange nichts für das Recept.“ (Die Cur iſt ein wenig heroiſch, allein wie mancher Höfling würde ſich wohl dabei befinden!)

Franklin, der eifrige Republikaner, liebte die Ritterorden nicht, wenigſtens wünſchte er nicht, in ſeinem Vaterlande ſie eingeführt zu ſehen. An mehr als einer Stelle drückt er ſich ſpottend darüber aus, beſonders in einem Briefe an ſeine Tochter, 1784, wo er von den Bändern und Medaillen ſpricht, die in Frankreich beſtellt worden waren. Erſt meint er, die lateiniſche Umſchrift ſey nicht correct, die neuen Univerſitäten von Amerika hätten wohl eine beſſere liefern können. Dann glaubt er, daß der Titel Cincinnatus nur dem General Waſhington, und höchſtens einigen Officieren, die ohne Sold gedient hatten, zukomme. Endlich macht er ſich über den verzeichneten Adler luſtig, der eher einem Truthahn gleich ſehe. Ueberhaupt ſey dieſer Vogel von böſer Bedeutung, denn ſeine Manier ſich zu nähren ſey nichts weniger als honett, und er noch überdieß ein Poltron, den ein kleiner Lerchenfalk unbedenklich angreife und aus einer Gegend verjage. Mit dem Adler verglichen ſey der Truthahn ein ſehr reſpectabler Vogel, und noch obendrein urſprünglich ein Americaner. Adler finde man überall, Truthähne wären nur in Amerika heimiſch; die erſten hätten die Jeſuiten aus Canada nach Frankreich gebracht und bei der Vermählung Carl des Neunten wären ſie zum Erſtenmale geſpeiſt worden. Uebrigens ſey der Truthahn zwar ein wenig eitel und dumm, (was doch nicht hinderte ihn zum Sinnbild zu wählen,) aber doch ſo muthig, daß er ohne Anſtand einen engliſchen Grenadier von der königlichen Garde attakiren würde, wenn dieſer es wagte, in rother Uniform in den Hühnerſtall zu treten — Ein anderer Brief an Prieſtley enthält folgende treffliche Lehre:

„Jede Lage des Lebens hat ihr unbequemes. Wir fühlen wohl den Druck des Augenblicks, allein wir ſehen den der Zukunft nicht voraus. Was iſt die Folge? wir mühen uns ſtets, unſere Lage zu verändern, wir gewinnen nichts dabei und öfter verlieren wir. In meiner Jugend war ich einſt am Bord einer Schaluppe, die den Delaware-Fluß hinab ſchwamm. Eine Windſtille nöthigte uns Anker zu werfen, als die Fluth uns nicht mehr trug. Die Sonne ſchien heiß; alle Paſſagiere waren mir fremd und ihre Geſellſchaft gefiel mir nicht. Am Ufer glaubte ich eine ſchöne Wieſe zu erblicken, in deren Mitte ein ſchattiger Baum ſtand. Wie herrlich muß ſich's dort im Schatten liegen und leſen bis die Fluth wieder eintritt! ſo dachte ich und bat den Capitain, mich an's Land zu ſetzen. Kaum war das geſchehen, als ich erkannte, daß meine ſchöne Wieſe nur ein Sumpf war. Auf dem Wege nach dem erwünſchten Baume ſank ich bis an die Kniee hinein. Dennoch arbeitete ich mich hindurch, und ſiehe da, nun ſaß ich unter dem Baume; aber nun zerſtachen mir Millionen von Inſecten Arme und Beine und Geſicht dermaßen, daß ich froh war, als ich die Schaluppe wieder erreicht hatte. Die ſtechende Sonne und der Spott meiner Reiſegefährten waren leichter zu ertragen. Ich habe ſeitdem bemerkt, daß im Laufe des Lebens die Menſchen ſich gar oft in ähnlicher Lage befinden.“

Wir wollen zum Schluß noch ein leichtes Mittel gegen beginnende Taubheit beifügen, welches Franklin einem ſeiner Freunde anräth. „Sie dürfen nur, ſagt er, Ihre Finger und Daumen hinter das Ohr legen und das Organ mit der hohlen Hand von außen drücken und dadurch gewiſſermaaßen vergrößern. Ich habe dies Experiment mit vieler Genauigkeit angeſtellt und gefunden, daß ich in einer Entfernung von 45 Fuß den Schlag einer Taſchenuhr vernahm, den ich zuvor nur auf 20 Schritt hören konnte. Es war Mitternacht und Alles ſtill.“

(Franklins Schriften ſind lauter Edelſteine, von der Erfahrung ausgegraben und von der herzlichſten Gutmüthigkeit uns zum Geſchenke dargeboten.)

Der Europäiſche Cenſor.

Der Proceß der Herren Comte und Dunoyer, Herausgeber des europäiſchen Cenſor's, hat viel Aufſehen gemacht. Eine (vermuthlich deutſche) Buchhändler-Speculation hat kürzlich einen Auszug aus dem dritten Bande jenes verrufenen Werkes geliefert, welches diejenigen Stellen enthalten ſoll, derer wegen die Verfaſſer jetzt zwiſchen vier Mauern ſitzen. Da finden wir erſtens Klagen über ſchlechte Verwaltung der Staats-Einkünfte, und die Verſicherung, daß Frankreich in dieſem Jahre noch weit elender ſey als im vorigen, obgleich nichts beſonderes vorgefallen, was die Herren Miniſter habe nöthigen können, die Auflagen zu vermehren. Natürlich wird auch der Occupations-Armee mit Bitterkeit erwähnt, und ſogar verſichert, daß nicht bloß die Franzoſen, ſondern auch die übrigen europäiſchen Völker darunter leiden, denn — ſo lange ein Deutſcher, oder Engländer, oder Ruſſe in Frankreich ſteht, hindert er nicht allein die Franzoſen am produciren, ſondern er kann ja auch zu Hauſe nichts arbeiten. Alſo ein doppelter Schade. Die Herren haben vergeſſen, daß, wenn man vor zehn Jahren das nemliche zu ihnen geſagt hätte, ſie uns wahrlich nur ausgelacht haben würden. So mögen ſie uns nun vergönnen, ſie auch ein wenig auszulachen. — Dann wird die ungeheure Menge der Penſionen dem Hofe vorgerückt; ein wunder Fleck, deſſen Berührung ſchmerzt. Die Penſionen ſollen mehr als ein Sechstheil aller Einkünfte von Frankreich betragen, und noch obendrein ein großer Theil derſelben heimlich ausgezahlt werden. — Dann ſoll die Armee zu viel koſten, die doch anjetzo keine Dienſte leiſte, und eigentlich nur aus Officieren beſtehe u. ſ. w.

Wir finden zweitens Betrachtungen über die Factionen, die, nach der Meinung der Verfaſſer, aus lauter Schmarotzern beſtehen, die ohne zu arbeiten auf fremde Koſten zehren wollen. Dieſen freſſenden Krebs ſoll man ausrotten, und darum die meiſten Beamten von der Nation einziehen laſſen.

Wir finden drittens eine Bittſchrift der Gemeinde von Senlis an die Pairskammer, in welcher 146 Unterzeichnete um Ausrottung der wilden Schweine flehen, die nicht allein die Felder, ſondern ſogar die Gärten verwüſten. Im Jahr 1789 habe man den Einwohnern erlaubt, ſich ſelbſt von dieſer Landplage zu befreien, und in einigen Wochen ſey ſie verſchwunden. Aber vor acht Jahren hätten ſich die Schweine wieder ſpüren laſſen, und ſeit drei Jahren ſo ungeheuer vermehrt, daß ſie ſogar in dieſem theuren Jahre alle Saaten vernichtet hätten. Man habe ſchon öfter darüber geklagt, allein die Bittſchriften wären entweder gar nicht beachtet, oder doch nur unzureichende Mittel angewendet worden.

Wir finden viertens eine Bittſchrift an die Kammer der Deputirten um Ausrottung der Wölfe, die man ſeit 27 Jahren gleichſam gehegt habe, ſo daß ſie nun Pferde und Kälber, Schaafe und Hühner freſſen und die Hunde vom Hofe weg holen. Seit drittehalb Jahren haben ſie oft in Einem Tage ganze Heerden vernichtet und die Hunde obendrein erwürgt. Es hat tolle Wölfe gegeben, die Männer und Weiber und Kinder zerriſſen haben. In dem einzigen Canton Sourdeval ſind 40 Menſchen ein Opfer dieſer Beſtien geworden. Ein Herr Desſovieres erbot ſich, ſie auszurotten, wenn man ihm erlauben wolle, zwölf Departements auf Einmal zu dieſem Behuf in Bewegung zu ſetzen; aber die Miniſter ſchlugen es ihm ab. Man behauptet ſogar, daß die Edelleute junge Wölfe kaufen und groß ziehen, und dann in die Wälder laufen laſſen, um das Vergnügen zu haben, ſie zu jagen.

Wir finden *fünftens* eine ſeltſame Geſchichte, die ſich zu Lille zugetragen. *Talma* ſpielte dort Gaſtrollen und ſollte von den Officieren des Jäger-Regiments der Vendee ausgepfiffen werden, wir wiſſen nicht recht warum. Die Einwohner von Lille nahmen den Künſtler in Schutz. Als er zum letztenmale ſpielte, wurde ein Lobgedicht auf ihn ausgetheilt, und nachdem der Vorhang gefallen war, verlangte das Publikum, die Verſe ſollten von der Bühne laut verleſen werden, wie ſolches oft zu geſchehen pflegt. Die Officiere pfiffen, die Köpfe erhitzten ſich, die Pfeifer theilten den Bürgern im Parquet Stockſchläge aus, die Bürger warfen ihnen die Bänke an die Köpfe. Die Officiere ſprangen auf die Bühne, zogen die Säbel, ſchrien: „es lebe der König! nieder die Canaille von Lille!“ und ſtürzten ſich nun vereint in's Parterre. Die Bürger wehrten ſich brav. Aber — ſagt der Berichterſtatter — die Angreifer waren ſo niederträchtig geweſen, Unterofficiere ihres Regiments mit verſteckten Waffen im Hauſe zu poſtiren. Dieſe brachen plötzlich mit wüthendem Geſchrei hervor: ein gräßlicher Wirrwarr entſtand; man drängte ſich nach den Thüren; viele Frauenzimmer wurden ſchwer verwundet. Die Vendeer ſchwangen ihre Säbel und ſchrien Victoria! — Der commandirende General erſchien endlich, und machte dem Unweſen für dieſen Abend ein Ende.

Am andern Morgen war die Gährung noch ärger. Alles bewaffnete ſich. Es gab einzelne Zweikämpfe. Vier Vendeer, die Ausforderungen erhalten hatten, wollten ſich nur 50 gegen 50 ſchlagen. Es ward angenommen, der Kampfplatz beſtimmt, Nachmittags um 3 Uhr ſollte das Gefecht beginnen. Schon vor drei Uhr fanden ſich mehr als 500 junge Leute aus Lille dort ein, und ſtritten um die Ehre, zu den Funfzigen zu gehören. Als aber ihre Widerſacher nicht erſchienen, zog der ganze Haufe gegen die Caſernen, die Jäger ſtanden bereit, ihn zu empfangen, und Gott weiß, was daraus entſtanden wäre, wenn nicht der Maire mit der Nationalgarde ſie auseinandergetrieben hätte. — Zufolge eines Tagsbefehls wurden die Rädelsführer verhaftet, „weil ſie ſich unterſtanden, die Säbel gegen das Publicum zu ziehen“, und das ganze Regiment mußte ſogleich nach Bethune abmarſchiren. — Man erzählt auch noch, daß einige Officiere vor dem Schauſpielhauſe eine Amme mit einem Kinde fanden, die ſie fragten: ob das Kind nicht Talma zugehöre? und ſchon die Säbel gegen daſſelbe zuckten. (Das ſind Helden!)

Wir finden *ſechſtens* eine Geſchichte von dem Marquis F., Maire einer Gemeinde in der Gegend von Rheims. Ein Korndiebſtahl war geſchehen, ein gewiſſer Mann deſſen verdächtig. Der Herr Marquis, von Gensd'armen begleitet, ſuchte ihn auf, fand aber nur deſſen 14jährigen Sohn, den er zwingen wollte, ſeinen eigenen Vater des Diebſtahls anzuklagen; und als das arme Kind nicht bekennen wollte oder konnte, ließ er es die ganze Nacht unter einen Waſchtrog ſtecken. Am andern Morgen war der Knabe faſt erſtickt. Man rief einen Arzt, aber es war zu ſpät — er *ſtarb*!!! — Eine Unterſuchung wurde angeſtellt, und der Herr Marquis *frey geſprochen*! doch hat nachher der Miniſter des Innern ihn abgeſetzt.

Endlich *ſiebentens* finden wir das mit den Herren Comte u. Dunoyer angeſtellte Verhör, in welchem beſonders folgende Stelle ihnen zum Verbrechen gemacht wurde: „Durch die Conſtitution von 1791 hatten die Franzoſen erklärt, daß ſie keinen Eroberungskrieg führen, und nie durch Gewalt die Freyheit eines Volkes unterdrücken wollten. Dieſe Erklärung von einer Verſammlung ausgeſprochen, die *keine Autorität über die ihrige erkannte*, war unbezweifelt der Ausdruck des Wunſches der Nation“ — Man zog daraus den Schluß, die Verfaſſer hätten ſagen wollen: das Recht Krieg zu führen oder Frieden zu ſchließen gebühre einzig den Volks-Repräſentanten. — Man warf ihnen ferner vor, ſie hätten die Deputirten beſchuldigt, „wenig Eifer für das Intereſſe der Steuerpflichtigen gezeigt, ungeſetzmäßige Ausgaben eingeräumt, ohne Kenntniß der Sache votirt zu haben.“ Auch hätten ſie die Franzoſen gegen die Alliirten aufwiegeln wollen. Auf dieſen letzten Punkt antworteten die Beklagten: ſie hätten nicht von *Alliirten*, ſondern von *Fremdlingen* oder *Feinden* geſprochen, und es gebe kein Geſetz, welches verbiete, ſich über den Druck der Fremdlinge zu beklagen. (Durften *wir* uns denn beklagen als die Franzoſen uns drückten?) Eine andere ſehr anſtößige Stelle lautete ſo: „Es iſt offenbar, daß wir dafür bezahlen, daß die unter dem Joche gehalten werden. (Allerdings! Ein Kranker muß ſeine Wächter bezahlen, damit ſie ihn verhindern ſich ſelbſt zu ſchaden.)

Wir ſind es müde, dieſen Auszug zu verlängern. Die Herren Comte und Dunoyer mögen, neben mancher Uebertreibung, auch manche bittere Wahrheit geſagt haben; allein die Wahrheit iſt eine Fackel, die nur leuchten, nicht in's Stroh geſteckt werden ſoll.

M i s c e l l e n.

Uneigennützigkeit eines Ruſſen.

Man muß nicht ſelten in Deutſchland eyferſüchtelnde Bemerkungen über den Character der Ruſſen mit anhören, beſonders pflegt man ihnen oft Eigennutz oder Geldſucht vorzuwerfen, ein Vorwurf, der leicht allen Nationen mit nicht minderm Rechte zu machen wäre. Wie edel uneigennützig auch Ruſſen handeln können, möge folgendes Beyſpiel beweiſen, welches wir aus der Beilage zu der ruſſiſchen Hofzeitung vom 7. September ſchöpfen, und welches unſere deutſchen Zeitungen nicht ermangelt haben würden auszupoſaunen, wenn es in einem franzöſiſchen oder engliſchen Blatte ſtünde. Der würkliche Herr Geheimerath und Senateur **Chitrow** macht bekannt, daß ſein Kammerdiener ihn beſtohlen, und mit einem anſehnlichen Raube davon gelaufen ſey. Wohin? das war nicht zu entdecken. Der Polizey-Officier **Putwinski** erhielt den Auftrag, es zu erforſchen. Nach ſieben Tagen ergab ſich die erſte Spur, die Putwinski verfolgte bis Reval, bis Riga und endlich bis Polangen. Allein nun überzeugte er ſich, nach zwey fruchtlos mit Hin- und Herreiſen verlohrnen Wochen, daß der Dieb nicht über die Grenze gegangen, führte auf's neue ihm nach bis Hapſal, einem kleinen eſthländiſchen Hafen an der Oſtſee, ging von da auf die Inſel **Worms**, ertappte dort den Verbrecher und brachte ihn, ſammt ſeinem Raube, zurück nach Petersburg. Als ich nun, ſagt der Herr Senateur **Chitrow**, dem Herrn **Putwinski** aus Erkenntlichkeit **fünftauſend** Rubel ſchenken wollte, konnte ich weder durch Bitten noch Ueberredungen ihn bewegen ſie anzunehmen, **obgleich** er ein armer **Mann** iſt. Darum habe ich für Pflicht gehalten, ihm hier öffentlich meine Dankbarkeit zu bezeigen. (Wir möchten doch wiſſen, wie viele Deutſche oder Franzoſen den Lohn erfüllter Pflicht blos in ihrem Bewußtſeyn gefunden, und ein ſo redlich verdientes Geſchenk von fünf tauſend Rubeln würden ausgeſchlagen haben!)

Salzburgiſche Merkwürdigkeiten.

Herr Hofrath **Oſiander** in **Göttingen** hat, auf ſeiner Reiſe nach Salzburg den Schädel und die Knochen-Reſte des daſelbſt 1541 verſtorbenen berühmten Arztes und Adepten, Aureolus Philippus Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus von Hohenheim unterſucht, und würde beide, ſo wohl Schädel als Knochen, für **weiblich** gehalten haben, wenn er nicht gewiß wüßte, daß keine Verwechſelung ſtatt gefunden. Er erklärt dies Räthſel daraus, daß dieſer Hohenheim in früher Kindheit durch ein Schwein entmannt worden, wodurch bekanntlich Menſchen und Thiere ſich verweiblichen, u. z. B. ein Ochſe einen Kuhkopf und Kuhhörner bekomme; ein Kapaun in ſeinem Körperbau ſich mehr der Henne nähere, und ein Baſtart ein weibliches Ovalgeſicht, einen weiblichen Hals u. ſ. w. erlange. Schon ein Zeitgenoſſe des Paracelſus, **Eraſt** ſagte von ihm: man könne das, als Knabe ihm widerfahrene Unglück ihm am Geſicht anſehn; auch iſt er nirgends mit einem Barte abgebildet worden.

Ferner erzählt Herr Hofrath Oſiander: Die **Cretinen**, dieſe Thiermenſchen, deren Gang ſogar dem der Affen gleicht, nennt man im Salzburgiſchen, wo ſie häufig vorkommen, **Fexen**. Der ſcheußlichſte dieſer Art, ein Menſch von 45 Jahren, befindet ſich jetzt im Leproſenhauße zu Salzburg und iſt einem Orangoutang ganz ähnlich. Die Beſchreibung ſeiner Geſtalt iſt ekelhaft. Es giebt auch **Halbfexen**, die gleichfalls klein, dickköpfig, wankend, kindiſch, läppiſch und ſtotternd ſind, aber doch bisweilen ein gutes Gedächtniß haben. So iſt Einer da, den ſie den **Kalenderfex** nennen. Er kann nicht leſen und dennoch weis er, auf welchen Tag jeder **Nahme** im Kalender fällt. Merkwürdig iſt, daß die Cretinen-Schädel **viel** Gehirn enthalten. Es iſt folglich nicht wahr, daß **viel** Gehirn mit Klugheit gepaart ſey. Immerhin wenig, aber geſundes Hirn muß man ſich wünſchen.

Eine ganz beſondere, phyſiognomiſche Bemerkung hat Herr Hofrath Oſiander auch gemacht, nemlich die: daß ein recht boshafter Character ſich an der obern **Kinnlade** offenbare. Schon Lavater hatte geſagt: ein guter Phyſiognomiker könne mit verbundenen Augen, durch bloßes Betaſten dieſes Knochens, mit größter Zuverläſſigkeit vieles von dem Character eines Menſchen errathen. — Wenn das wahr iſt, ſo begreifen wir nicht, warum Galls Theorie ſo heftig angefochten wird?

Bei uns iſt erſchienen:
Hiſtoriſche Nachricht von den zahlreichen im Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach befindlichen Monumenten und Reliquien D. Martin Luthers. Nebſt Nachrichten von dem Anfang und Fortgang der Reformation, aus Kirchenbüchern, Akten und andern zuverläſſigen Quellen gezogen. Vorausgeſchickt ſind Familien-Nachrichten, und häusliche Verhältniſſe, ingleichen die Jugendgeſchichte D. Martin Luthers. Herausgegeben von D. J. S. Schwabe. **Mit drei Kupf.** 1 thl. 6 gr.

Von dieſem literariſchen Wochenblatt erſcheint vom 1. Nov. an ununterbrochen wöchentlich Ein ganzer Bogen. Der Jahrgang von 52 Bogen koſtet **Vier Thaler ſächſ.** Beſtellungen nehmen ſämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen an. Das hieſige Großherzogliche Sachſen-Weimariſche Poſtamt, ſo wie das Königl. Preußiſche Poſtamt in Erfurt, und die Königl. Sächſ. Zeitungs-Expedition in Leipzig, haben die Hauptverſendung übernommen.

Hoffmanniſche Hofbuchhandlung in Weimar.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 2. 1818.

Wunder.

Die Wunder ſind jetzt wieder ſo an der Tagesordnung, daß ein Wochenblatt wohl einen ſtehenden Artikel daraus machen kann. Im Februar dieſes Jahres (ſo erzählt die bibliotheque universelle) iſt der heilige Johannes einem jungen Hirten in Niederbretagne erſchienen, und hat ihm kund gethan, daß Er Belieben trage, eine alte ihm geweihte Kapelle wieder hergeſtellt zu ſehen, die ſeit zweihundert Jahren in Schutt gelegen. Er zeigte dem Jüngling auch den Ort, wo man die Steine dazu finden werde, und fügte hinzu: die milden Gaben würden die Koſten beſtreiten; der Hirte ſolle nur den Pfarrer davon unterrichten. Das geſchah, allein der ungläubige Pfarrer wieß ihn ab. Glücklicher war er bei dem Herrn Unterpräfect von Loudeac (einer kleinen Stadt), der die Steine ſuchte und fand, ſogar mit Innſchriften von des heil. Johannes eigner Hand verſehen. Die milden Gaben werden auch nicht ausbleiben.

Ueberhaupt wird die Correſpondenz zwiſchen Himmel und Erde jetzt wieder häufiger. Sogar Chriſtus hat mit eigner Hand und goldnen Buchſtaben kürzlich an die Uferbewohner der Garonne geſchrieben, um ſie zu ermahnen, den Sonntag von aller Arbeit zu ruhen und fein in die Kirche zu gehen; ſo wie ſchon ehemals (nach Condillac) Chriſtus ſich herab gelaſſen, den Gläubigen ſchriftlich anzubefehlen, daß ſie den Zehnten an ihre Prieſter fein entrichten ſollten; wo nicht, ſo werde er geflügelte Schlangen ſchicken, um den Buſen ihrer Weiber zu zerfleiſchen.

Im Januar 1816 erſchien der Engel Gabriel im Ueberrock und runden Hut dem Ignaz Martin, einem Ackersmann des Dorfes Gallarden, und befahl dieſem, dem Könige großes Unheil zu verkünden, wenn er den Willen Gottes nicht beſſer erfülle; das heißt: wenn er die Policei nicht beſſer verwalten und den Kirchengeſetzen gehorchen laſſe. Der ehrliche Martin ging zum Pfarrer, der ihn zum Biſchoff ſchickte, der den Policei-Miniſter davon unterrichtete. Dieſer befahl dem Präfecten, zu unterſuchen, ob Martin ein Narr oder ein Betrüger ſey. Der Präfect glaubte keines von beiden zu finden, ſondern ſchickte ihn nach Paris als einen Mann Gottes, von da er aber als ein Narr nach Charenton geſchickt wurde.

Solche himmliſche Befehle ſind auch nichts neues. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erſchien zu Salon ein Geſpenſt einem Hufſchmidt in einer Kapelle der heiligen Anna, und befahl ihm, dem Könige etwas ſehr wichtiges zu entdecken. Dreimal wurde dieſer Befehl wiederholt, zum drittenmale von ſchrecklichen Drohungen begleitet. Michel, (ſo hieß der Hufſchmidt) gieng nach Aix, und meldete die Sache dem erſten Präſidenten Lebret, der ihn anfangs für einen Schwärmer hielt. Aber der ehrliche Mann berief ſich auf das Zeugniß aller Einwohner von Salon, daß er nichts weniger als ein Schwärmer ſey; auch zeigte er den Ring der verſtorbenen Königin vor, den das Geſpenſt ihm gegeben, um die Wahrheit ſeiner Ausſage dadurch zu bekräftigen. Lebret mußte ihm endlich verſprechen, ſeinetwegen an den Hof zu berichten. Es geſchah, und Ludwig XIV. befahl, den Mann koſtenfrei nach Paris zu ſchicken. Da wimmelte von Neugierigen, die ihn ſehen wollten, der Weg von Aix nach Paris; halb Lyon ging ihm entgegen, ganz Paris harrte begierig ſeiner Ankunft. Der ſtolze Ludwig gab zu Verſailles dem Hufſchmidt eine geheime Audienz, die eine ganze Stunde währte. Als er fort war, und einige Höflinge zum Könige ſagten: Sr. Majeſtät hätten ſo eben einen großen Narren geſehen; antwortete Ludwig; „nicht ſo närriſch als ihr glaubt.“ Das war genug um Michel's Ruf zu vermehren. Er wurde in Kupfer geſtochen. Der König, Frau von Maintenon und viele Höflinge machten ihm anſehnliche Geſchenke. Auf ſeinem Rückwege fand er nicht minder Neugierige als auf dem Hinwege. In Salon begaffte man ihn mit offenem Maule. Kein Durchreiſender, der das dort befindliche Grab des Propheten Noſtradamus ſehen wollte, unterließ, auch den Hufſchmidt Michel zu beſuchen. Er wurde es endlich müde und zog ſich zurück nach Lançon, wo er 1726 im 65ſten Jahre ſtarb.

Man kann denken, wie viele Leute ſich die Köpfe zerbrachen, um dieſer Geſpenſtergeſchichte auf den Grund zu kommen. Hier iſt die Auflöſung, ſo wie ein ehrwürdiger Greis zu Salon ſie aus dem Munde des Prieſters erhalten, der dabei eine Rolle geſpielt. Bekanntlich war Frau von Maintenon insgeheim mit dem Könige vermählt. Allein das genügte ihrem Ehrgeiz nicht. Sie wollte den König dahin bringen, daß er die Verbindung öffentlich erkläre. Nachdem ſie vergebens dieſen Zweck durch allerlei Künſte zu erlangen geſucht, kam ſie auf den Einfall, dieſe Geſpenſtercomödie ſpielen zu laſſen. Eine ihrer vertrauten Freundinnen, Frau von **Rus**, ein ſchlaues Weib, erkaufte einen Prieſter zu **Salon**, der dem ehrlichen Michel im Beichtſtuhle befahl, zu Büßung ſeiner Sünden täglich Abends in der Kapelle der heiligen Anna zu beten. Um dieſe Zeit kam Niemand in die Kapelle, und ſo konnte das Geſpenſt ungeſtört ſein Weſen treiben. Auf dieſe Weiſe erhielt Michel ſammt dem Ringe den Auftrag, dem Könige im Nahmen der heiligen Anna zu befehlen, daß er ſeine Gattin öffentlich anerkenne. Es ſcheint doch nicht, daß Ludwig getäuſcht wurde. Er mag ſeine Gedanken über dieſe Begebenheit der Frau von Maintenon wohl unter vier Augen eröffnet, und dieſe für gut gefunden haben, zu ſchweigen.

Das iſt freilich für die Wunderſüchtigen unſerer Tage eine unangenehme Entlarvung; indeſſen mögen ſie ſich an das neueſte große Wunder halten, das vor kurzem der Magnetismus vollbracht. Ein Paar verrückte Mädchen, deren Eine zur Veſtalin verdorben war, prophezeyten den Tod eines gewiſſen Mannes von Bedeutung. Anfangs hieß es, er ſolle ſchon im Frühjahre 1816 ſterben; als er ſich aber im Mai noch wohl befand, wurde ihm die Lebensfriſt bis zum October verlängert, und ſiehe da, nun ſtarb er wirklich.

Das muß den wackern **Hufeland** zum Schweigen bringen, der immer darauf beſteht, nur erſt die Facta zu bewahrheiten. Hier iſt ein unwiderſprechliches Factum. Die Prophezeyung iſt wirklich lange vorher verkündet worden. Ehrliche, angeſehene Männer haben ſie einander vertraut, auch wohl auf Zettel geſchrieben und verſiegelt einander übergeben; Starkgläubige haben auf die Erfüllung gewettet, und ihre Wetten gewonnen. Alles das ſind Thatſachen, die niemand bezweifelt. Was läßt ſich nun noch gegen dieſes Wunder einwenden? Gar nichts, wie es ſcheint. Denn für einen bloßen Zufall es erklären wollen, das wäre ein elender Behelf, und würde den Triumph des Magnetismus nur verherrlichen.

Indeſſen — wenn es darauf ankäme, die **Möglichkeit** zu zeigen — (wir wiederholen es: **nur die Möglichkeit**) — wie die Sache doch wohl natürlich zugegangen ſeyn könnte, ſo wären wir verwegen genug, den Handſchuh aufzunehmen.

Geſetzt alſo, der Mann, von dem die Rede iſt, ſey **vielen** verhaßt geweſen, beſonders gerade **jetzt**; man habe ſeinen Tod als eine Wohlthat für das Vaterland betrachtet, ihn daher gewünſcht, und aus dem Wunſche ſey der Vorſatz entſtanden, ihn zu befördern. Die Mittel dazu habe man in Händen gehabt, beſonders im Frühjahre und Herbſt, wo der Mann ſeinen Aufenthalt zu verändern pflegte. Allein man habe auch eingeſehen, daß ein plötzlicher Tod außerordentlich auffallen und ohne Zweifel gefährliche Nachforſchungen veranlaſſen werde. Um nun die Aufmerkſamkeit von der wahren Urſach abzuleiten, ſey man auf den Einfall gerathen, ſich einer leicht zu gewinnenden Prophetin zu bedienen, die, lange Zeit vorher, die Begebenheit weiſſagen mußte. Dadurch — ſo calculirte man vielleicht — wurde das Publicum vorbereitet, und, wie die Weiſſagung nun wirklich eintraf, ſo brauchte Niemand ſich zu bemühen, andere Gründe zu ergrübeln. „Es war eine Fügung Gottes; die Mamſell Prophetin hat es ſchon längſt voraus geſagt", das mußte im Allgemeinen dem Volke zuerſt einfallen, und dadurch war ſchon viel gewonnen. — Man könnte ferner ſagen: die Hypotheſe werde noch mehr durch den Umſtand begründet, daß die erſte Prophezeyung, die den Termin auf das Frühjahr ſetzte, falſch befunden wurde. Denn es durfte ja nur, bei dem damaligen Wechſel des Aufenthalts, ein Hinderniß eintreten, den Augenblick zu benutzen, ſo mußte er, weil im Sommer die Gelegenheit ſchwerer zu finden war, bis auf den Herbſt verſchoben werden. Daher die veränderte Ausſage der Betrügerin, die, wenn man nur die rechten Mittel anwenden wollte, ſchon bekennen würde, welcher Geiſt aus ihr geſprochen. Denn wäre dieſer Geiſt ein himmliſcher geweſen, warum betrog er ſie das erſtemal?

Wir wollen gern zugeben, daß dieſe Hypotheſe gerade nicht zu den wahrſcheinlichſten gehört; wir haben nur beweiſen wollen, daß jenes ſogenannte **Factum** noch nicht ſo unantaſtbar da ſteht, als Hr. Profeſſor **Eſchenmayer** glaubt, und daß er ein wenig zu früh es **die Krone des Magnetismus** genannt hat; (ſiehe deſſen **Archiv** 1s Stück S. 45) denn wenn man einem unbefangenen Zuſchauer die Frage vorlegt: was er lieber glauben wolle? ein **Wunder** oder ein **Verbrechen**? ſo dünkt uns, es werde ſich unter tauſenden kaum Einer finden, der nicht antworten würde: **Verbrechen** geſchehen täglich, **Wunder** ſelten oder nie; darum iſt, ſo lange noch der leiſeſte Zweifel vorhanden, das erſte glaublicher als das letzte; zumal da jenes, ohne irgend eine Theilnahme der Aerzte, ſehr wohl gedacht werden kann.

Proſelyten-Macherei.

Folgender Brief, den eine geängſtete proteſtantiſche Mutter nach Paris geſchrieben, iſt Schauder erregend:

Caſtres, den 9 Nov. 1816.

Lieber Freund! vor 9 Tagen iſt B. abgereiſt. Wäre er noch zwei Tage länger geblieben, ſo würde ich meinen Sohn ihm mitgegeben haben, um das arme Kind den Verfolgungen zu entziehen, durch welche ſeit drei Jahren man ihn ſeinem Glauben und ſeiner Mutter entreißen will. Das hab' ich leider erſt geſtern entdeckt. Höre und ſchaudere!

Ich meyne dir ſchon geſchrieben zu haben, daß ich ſeit einiger Zeit den Knaben zerſtreuter gefunden als ſonſt. Ich verdoppelte meine Wachſamkeit. Am letzten Sonntage hatte ich, wie gewöhnlich, ihn und ſeine Schweſter angekleidet, um mit beiden in die Kirche zu gehen. Während ich ſelbſt einen Mantel nehme, iſt er entſchlüpft. Ich denke er ſey vorausgelaufen und folge ihm mit meiner Tochter. Aber in der Kirche ſeh' ich ihn nicht; das fängt an mich zu beunruhigen. Er war ſchon zu Hauſe als ich heim kam. Ich frage, wo er geweſen? — er antwortet mir: in der Kirche, allein er habe ſo geſtanden, daß ich ihn von meinem Sitze nicht erblicken können. Ich glaubte ihm und empfahl ihm, die Abend-Betſtunde nicht zu verſäumen. Er verſprach hin zu gehen. Gleich nach dem Mittageſſen verſchwand er, und kam erſt Abends heim. Wo kommſt du her? fragte ich. Seine Antwort war: er habe ſich beim Ballſpiel vergeſſen. Am andern Morgen weckte ich ihn früh, damit er eine Arbeit vollende, die er vernachläſſigt hatte. Er ſteht auf, geht aus, und ich ſehe ihn nicht wieder. Ich finde ſeine Bücher, ſeine Hefte, und weiß nicht was aus ihm geworden iſt. Dieß beſtändige Verſchwinden kam mir ſo außerordentlich vor, daß ich beſchloß, die Urſache zu ergründen. Mit vieler Mühe gelang es mir, und ich erfahre, daß man darauf ausgeht, mir meine Kinder zu rauben; daß man bisher vergebens meine Tochter zu bewegen geſucht, mich zu verlaſſen, daß aber mein Sohn ſchon den Kopf verlohren, und entſchloſſen ſey, in dieſer Woche in das Seminarium einzutreten. Ich höre, daß er Tags zuvor in die Meſſe gegangen, und den Abend auf einem nahen Dorfe zugebracht, um bei dem katholiſchen Pfarrer daſelbſt zu beichten; ja daß er demſelben Pfarrer ſchon zweimal gebeichtet, und dieſer ihn überredet habe, in das Seminarium zu flüchten. Denke dir meinen Schmerz und mein empörtes Gefühl! — Auf der Stelle gehe ich ſelbſt zu dem Pfarrer, und finde dort mein Kind, von einer frömmelnden Frau begleitet, die mich oft beſucht und ſich meine beſte Freundin nennt. Glücklich, den verlohrnen Knaben gefunden zu haben, will ich ihn heimführen — Mahle dir meine Verzweiflung, als er ſich deſſen weigert, und mir erklärt, er könne und werde mir durchaus nicht folgen. Da wandt' ich mich zu dem Pfarrer, ſchalt ihn einen Elenden, ein Ungeheuer! der mir das Herz meines Kindes geſtohlen, der es verleitet habe mich zu belügen. Seine ganze Entſchuldigung war: er habe meinen Sohn nicht aufgeſucht; ich möchte mich an diejenigen halten, die ihn hergeführt. Nur durch Drohungen, nur mit Gewalt konnt' ich das Kind ihm entreißen. Seitdem es nun wieder bei mir iſt, wird es lichter in ſeinem Kopfe, und ſein Vertrauen zu mir erwacht. Indeſſen iſt der Knabe noch immer bisweilen finſter und in tiefen Gedanken, und ich zittre noch immer ihn zu verlieren. Er hat mir geſtanden, daß man ſeit drei Jahren ihn verfolgt, daß er aus allen Kräften widerſtanden habe, doch endlich überredet worden ſey, und recht zu thun glaube.

Ich habe das Vorgefallene einer obrigkeitlichen Perſon erzählt, und dieſe gebeten, dem Pfarrer ſein abſcheuliches Betragen vorzuhalten, auch ihm zu drohen, daß ich bei dem Miniſter ihn verklagen werde. Das iſt geſchehen, allein des Pfarrers Antwort hat mich nicht beruhigt. Man will mir meine Kinder rauben, ſobald ſie dem mütterlichen Anſehen entwachſen ſind. Mir bleibt keine andere Bürgſchaft, als ihre zarte Jugend, und dieſe Sicherheit wird mit jedem Tage geringer. Ach! warum kann ich nicht dieß abſcheuliche Land verlaſſen, wo Prieſter ungeſtraft den Müttern ihre Kinder aus den Armen reißen dürfen! Bis an's Ende der Welt möchte ich fliehen, um ſolch ein Land zu meiden! —

Am 26. December ſchrieb die unglückliche Mutter abermals:

Es ſcheint zwar, der Kleine ſey von ſeinem Irrthum geheilt, doch bin ich weit entfernt ruhig zu ſeyn. Immer tönt des Pfarrers Antwort mir in die Ohren: „wenn der Knabe einige Jahre älter wäre, ſo wollten wir doch einmal ſehen" — und auf die Drohung, mich an den Miniſter zu wenden, verſetzte er: „wir hängen weder vom König noch von der Conſtitution ab." — Dieſe Antwort iſt ſo unverſchämt, daß ich noch immer zittere.

(Ja wohl unverſchämt! doch das iſt weniger zu verwundern, als daß ſie auch ungeſtraft bleibt.)

Deutſche Literatur.

Lebensluſt.

Im dritten Hefte der Wetterfahnen wird die Frage aufgeworfen: „wo iſt die Lebensluſt in allen Lebensverhältniſſen geblieben? und wodurch iſt „ſie verlohren gegangen?“ — Die Antwort lautet: nur in Kindlichkeit wohne Freude; unſer Zeitalter ſey aber zu verſchroben, mit Genuß zu überſättigt, um auf kindliche Freude wie ehemals Anſpruch machen zu können; und nun folgt eine Litaney von Klagen, die weder mit der Freude noch mit der Kindlichkeit etwas zu thun haben; als da ſind: über politiſche Täuſchung, Ländertauſche, Gewerbsfreyheit u. ſ. w. Da hat denn freylich der Kläger in manchen Dingen Recht, aber ſeine Frage: wo die Lebensluſt geblieben? (in ſo fern er darunter die Theilnahme an geſelligen Freuden verſteht) iſt dadurch noch nicht erledigt. Wir haben's leider auch oft genug bemerkt, daß dermalen unſere geſellige Freude ſchaal geworden; allein wir glauben nicht, daß es von böſen Zeiten herrühre, oder von unſerer Verſchrobenheit, vielmehr wagen wir die paradox klingende, aber wohl zu begründende Behauptung, daß einzig und allein die Engländer daran ſchuld ſind. — Die armen Engländer! hören wir ausrufen: ſollen ſie ſchon wieder die deutſchen Sündenböcke ſeyn?“ — Da liegt uns freilich ob, den Beweiß zu führen.

Wer hat denn vormals die Lebensluſt in unſere fröhlichen Zirkel gebracht? — unſere guten deutſchen Frauen. — Warum geſchieht das jetzt nicht mehr? — Weil wir aus unſern täglichen und liebſten Geſellſchaften, nemlich den Clubbs, die Frauen verbannt haben. — Warum? weil jede Art von Zwang uns läſtig geworden, wär' es auch ein ſanfter belohnender Zwang. — Und wer hat die Clubbs unter uns eingeführt? — Die Engländer. — Wem verdanken wir folglich den Verluſt unſerer Kindlichkeit? — Den Engländern. Quod erat demonstrandum.

Mancher wird lächeln und meynen, wir ſcherzten wohl nur; aber es iſt unſer bitterer Ernſt. Die Engländer haben durch ihre Clubbs den Sinn für häusliche Freuden in uns ertödtet, und wem dieſer mangelt, deſſen Tochte fehlt das Oel der Lebensluſt.

Der Verfaſſer der Wetterfahnen klagt auch über die Engländer, aber nur weil ſie, nach ſeiner Meynung, unſern Handel bedrücken, und weil, wenn es ſo fort gehe, im nächſten Jahre ein Brod von Reis wohlfeiler ſeyn werde als ein Waizenbrod. Das könnten wir uns ſchon gefallen laſſen, wenn es nur dahin käme, daß wir unſer Brod, von Reis oder Waizen, in Geſellſchaft unſerer Weiber und Kinder verzehrten, das würde zugleich den Vortheil haben, daß wir an Gelde ſo viel erſparten als nöthig wäre, um allenfalls den Reis in Waizen zu verwandeln.

Vortheile, welche Deutſchland unter franzöſiſcher Herrſchaft erworben.

Wir haben lange genug von all' dem Jammer hören müſſen, den die Franzoſen über Deutſchland gebracht, allein niemand denkt an die großen Vortheile, die wir ihrer vortrefflichen Herrſchaft verdanken. Niemand? — o doch! der Herausgeber der Wetterfahnen hat wohl daran gedacht, und zählt uns dieſe koſtbaren Vortheile auf, wie folgt:

Erſtens hat ſich Oeſtreich durch den franzöſiſchen Druck Deutſchland mehr genähert, beſonders dem nördlichen Deutſchland, und es iſt Hoffnung vorhanden, daß man es hinführo als ein Palladium deutſcher Freiheit betrachten dürfe. (Eine herrliche Hoffnung, in die jeder Deutſche gern mit einſtimmt; aber wenn blos der franzöſiſche Druck Oeſtreich ſo umgewandelt hätte, ſo müßte man des Sprüchleins ſich erinnern: cessante causa cessat effectus. — Zweytens haben die Deutſchen die Volksrechte kennen gelernt, und zur Zeit der Befreyungs-Kriege haben die Fürſten dieſe Rechte anerkennen und zu vermehren verſprechen müſſen. Die franzöſiſche Revolution war ein Product der ſtändiſchen Verfaſſung, und Napoleon ſelbſt hat in allen ſeinen Verhältniſſen dieſer ſtändiſchen Verfaſſung nachgeben müſſen. (Beydes ſcheint uns ein ungeheurer Irrthum! eine ſolche Nachgiebigkeit haben wir an Napoleon nie erkannt, und wäre es wahr, daß die franzöſiſche Revolution ein Product der ſtändiſchen Verfaſſung ſey, ſo müßte man der Mutter fluchen, die eine ſolche Tochter zeugte!) — Drittens: das Soldaten-Weſen in ſeinem ganzen Umfange hat in Deutſchland durch die franzöſiſche Invaſion ungeheure Vortheile erhalten. Sonſt war die deutſche Reichsarmee ein Pleonasmus in der Kriegsgeſchichte; jetzt aber, ſeit Einführung des Rheinbundes, haben auch die Truppen-Corps der kleinern Fürſten militäriſchen Sinn und eine Art von Einheit bekommen, (das mag wahr ſeyn) ſo daß wir dadurch eine große Maſſe mehr kräftig wirkender Glieder für die Sache Deutſchlands erhalten haben. (Ey! ey! als ob die Rheinbündner für Deutſchland gefochten hätten? und als ob überhaupt der Soldat nicht immer nur für ſeinen Fürſten, ſelten oder nie für die Sache föchte. Man könnte einwenden, im Jahr 1813 fochten alle für die Sache. — Ja, weil es zugleich die Sache ihrer geliebten Fürſten war). — Viertens: Das Adminiſtrationsweſen der Franzoſen iſt einfacher, ſchneller, bewegbarer und oft wohlfeiler, und das haben die Deutſchen nun von ihnen gelernt. (Uns dünkt, alle

Vorwürfe, die man den deutſchen Regierungen macht, laſſen ſich durch die einzige Thatſache widerlegen: Deutſchland war vor der franzöſiſchen Revolution ſehr glücklich, glücklicher als es jetzt iſt; darum kann es wohl mit der gerühmten franzöſiſchen Verbeſſerung der Adminiſtration nicht weit her ſeyn. Mängel gab es zu jeder Zeit und wird es immer geben, aber ein ſchöner Garten bleibt darum doch ein ſchöner Garten, wenn gleich in manchem Winkel Unkraut wächſt.) — Fünftens: Die Deutſchen ſind durch die Franzoſen artiger, behender, zuvorkommender geworden. (ach leider ja! ſie ſind halbe Franzoſen geworden. Man pfropft bisweilen zum Spas verſchiedene Gattungen von Früchten auf Einen Baum; am Ende weiß man nicht mehr, welche Gattung man darauf ſuchen ſoll.) Die Stände haben ſich einander mehr genähert. (Uns hat das nicht ſo geſchienen. Man wirft dem Adel vor, daß er allein die Schuld trage; allein man vergißt, daß auch er allein alle Opfer bringen ſoll. Das macht böſes Blut.) Endlich Sechſtens verdanken wir den Franzoſen — die Polizey! „die zuvor in den mehreſten Theilen „Deutſchlands zwar nicht verrufen aber unbekannt „war.“ (Ein großer Lobſpruch für die Deutſchen! denn wenn ſie ohne Polizey ſo glücklich zu ſeyn verſtanden, als ſie in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirklich waren, ſo muß ihr Character und ihre Erziehung wohl ſehr ehrenwerth geweſen ſeyn, und die Franzoſen, ſtatt uns durch ihre Polizey zu beglücken, hätten fein von uns lernen ſollen, ohne Polizey glücklich zu ſeyn.)

Welt-Untergang.

Herr Doctor Seel hat ein Schriftgen vom Welt-Untergange geliefert. Ohne Zweifel giebt es wenig Menſchen, denen der Untergang der Welt ganz gleichgültig wäre, darum ein kurzer Auszug aus jenem Schriftgen wohl jedem Leſer willkommen ſeyn wird. Nicht rühmlich wäre es für die Frankfurter, wenn des Verfaſſers Behauptung wahr iſt, daß in der Nacht des 18. July manche Familie zu Frankfurt den prophezeihten Welt-Untergang wirklich und ängſtlich erwartet hat. Hr. Doct. Seel leugnet die, von manchem verkündete, Waſſer-Abnahme auf der Erde. Wir haben nicht zu fürchten, daß wir den jämmerlichen Tod des Verdurſtens ſterben werden. Aber das ſey wahr, daß, nach den Geſetzen der Schwerkraft, das Waſſer von den Polen abwärts mehr nach dem Aequator hingedrängt werde. Wenn nun einmal durch irgend eine Urſache, z. B. durch einen Cometen, die Erdaxe ſich veränderte, ſo wird das Waſſer, vom alten Aequator weg, gewaltſam nach dem neuen hinſtrömen; die afrikaniſchen Sandwüſten würden unter die neuen Pole und die jetzigen eiſigen Polar-Gegenden in die heiſſe Zone rücken, und das wäre denn eine Art von Weltuntergang, nemlich Untergang des Alten und Hervorkommen des Neuen. Alles beweiſt, daß dergleichen wirklich ſchon Ein oder mehreremale ſtatt gefunden, und zwar plötzlich; daher auch der Verfaſſer nicht an einen allmähligen, ſondern an einen plötzlichen Untergang glaubt, jedoch mit den Worten ſchließt: „der Erde Einſturz kann den Chriſten decken aber nicht ſchrecken.

Die deutſchen Claſſiker.

In No. 265 des Anzeigers der Deutſchen ſteht ein drolliger Aufſatz, betittelt: Claſſiker der deutſchen Nation, geſchrieben von Herrn Jarik in Leipzig. Dieſer Herr Jarik empfindet einen gewaltigen Widerwillen gegen den Ausdruck Claſſiker; er überſetzt ihn durch muſtergültig, (wogegen wir nichts einwenden, vielmehr ſcheint uns dieſe Ueberſetzung gut) allein er behauptet, wir Deutſche hätten höchſtens muſterhafte, aber keine muſtergültige Schriftſteller; (dieſer Unterſchied iſt ſehr ſubtil) nur bei einem vormals blühenden, nun verblühten Volke könne man von Claſſikern ſprechen. (Mit andern Worten: nur in todten Sprachen kann es Claſſiker für alle Zeiten geben, da die lebendigen Sprachen nie auf einer Bildungsſtufe ſtehen bleiben, und in dieſer Hinſicht hat Herr Jarik Recht: weder Wieland noch Schiller werden nach 300 Jahren noch ſolche Claſſiker ſeyn. Aber iſt es denn nur die Sprache, die den Begriff von Claſſiſch beſtimmt? uns will bedünken, man könne das eben ſo wenig behaupten, als daß die Schönheit eines Frauenzimmers in deſſen Kleidung beſtehe. Wir haben Gedichte, die in dieſem Augenblicke ſprachclaſſiſch ſind, z. B. von A. v. Schlegel, aber nicht geiſtclaſſiſch; wir haben dagegen Werke von Göthe, die man nicht immer ſprachclaſſiſch finden möchte, die aber ewig geiſtclaſſiſch bleiben werden.)

Herr Jarik fragt: „wollen wir denn uns ewig „zurück leben in die Römer- und Griechenzeit? lebt „Euch doch in Eure deutſche Vorzeit zurück. Lernt „den Geiſt unſerer Vorfahren richtiger kennen.“ (Lieber Gott! das war ein roher Studenten-Geiſt. Wir wollen ihm die Kräftigkeit (Energie) nicht abſprechen, aber ein reifer Geſchmack iſt nicht bey ihm zu finden. Den Völkern geht es in dieſer Hinſicht wie einzelnen Menſchen, ſie haben in der Jugend mehr Einbildungskraft, im Alter mehr Geſchmack; beydes vereint iſt ſeltenen Geiſtern nur und nie einem Volke gegeben. Zu Shakeſpears Zeiten ging der Geſchmack in der Einbildungskraft unter; bey den Franzoſen iſt ſchon längſt die Einbildungskraft im Geſchmacke untergegangen.)

Herr Jarik will, wir ſollen uns auf die Deutſchgelahrtheit legen, denn das Deutſchthum müſſe und ſolle ein ganz eigenes Studium werden, wir ſollen uns, durch geſchriebene Denkmäler aus dem Mittelalter in eine kräftige deutſche Vorzeit zurück leben. Wohl bekomme es! Herr Jarik iſt ohne Zweifel noch ein junger Mann. Bey dem Ausdruck: deutſche Nation, ſtehen ihm vollends die Haare zu Berge, denn Nation heißt ſoviel als Geſindel (ſagt Hr Jarik) daher auch die Redensart: „es iſt viel Nation in der Schenke" (ſagt Hr. Jarik) — wo iſt dieſe Redensart gebräuchlich? in Leipzig? — wir kennen einen großen Theil von Deutſchland, allein wir hören ſie zum Erſtenmale.

Noch etwas nagelneues haben wir aus dieſem Aufſatze gelernt: daß nemlich die Franzoſen uns angehören, und blos närriſch gewordene Deutſche ſind; daß ſie ſich aber leicht wieder zu Deutſchen machen ließen, die Griechen und Römer hingegen unſere ärgſten Feinde ſind, und uns mehr geſchadet haben als alle Franzoſen.

Zuletzt bittet er, den alten (griechiſch-lateiniſchen) Adam zu erſäufen, damit aus dem edlen Deutſchthum ein neuer Menſch hervorgehe, und alles beſſer werde. Es bleibt nur noch zu beweiſen übrig, daß jetzt Alles ſchlimmer iſt als vormals. Was uns betrifft, wir leben der Ueberzeugung, daß unſere Nachkommen einander eben ſo eifrig ermahnen werden, ſich in die deutſche Heldenzeit der Jahre 1813—15 zurück zu leben.

Ausländiſche Literatur.

Der Dichter Byron.

Der wie eine Rackete aufgeſtiegene Dichter, Lord Byron, ſagt in ſeinem viel geprieſenen Gedichte: (Child Harolds Pilgrimage) „die Söhne der Gal„lier nagen am Gebiß und ſchütteln ihre Ketten — „aber iſt drum die Erde freier? — hatten die Völ„ker ſich verbunden, um über Einen Mann zu trium„phiren? oder um die Könige zu lehren, wie ſie „herrſchen ſollen? — Wie? dieß erleuchtete Jahr„hundert ſoll den Götzen der Knechtſchaft wieder auf„richten? wir hätten den Löwen nur zu Boden ge„ſchlagen um dem Wolfe zu huldigen?" —

(Wenn doch die Menſchen ſich einmal erſt darüber verſtändigen wollten — oder könnten — was ſie eigentlich von der neueſten Zeit erwarten? — Conſtitutionen! — ja, ſo rufen ein paar hundert, und ein paar tauſend lallen es nach. Die Menge weiß gar nicht, was eine Conſtitution eigentlich iſt; und die wenigen, die es zu wiſſen glauben, entwerfen jeder eine andere, und jeder will die beſte erfunden haben. Setzt einmal alle die Schriftſteller in einen Saal zuſammen, die zu Gunſten der Conſtitutionen bis jetzt geſchrieben haben, was gilt die Wette, ſie werden nicht einig.)

Ein arger Menſchenhaſſer iſt dieſer Byron, vermuthlich weil er ſich ſelbſt haßt. Hier noch eine kräftige Stelle, ein Abdruck ſeines düſtern Characters:

„Ich habe die Welt nicht geliebt, noch mich die „Welt. Ihrem Gifthauch hab' ich nicht geſchmei„chelt, das Knie vor ihren Götzen nicht gebeugt; kein „gefälliges Lächeln auf meinen Wangen erkünſtelt, „noch meine Stimme als ihr Echo erhoben. Nie „war ich unter dem Haufen ein Theil des Haufens. „Ich ſtand mitten unter den Menſchen, aber ich war „nicht ihres gleichen. — Ich habe die Welt nicht „geliebt, noch mich die Welt. Nun ſo wollen wir „in offener Feindſchaft uns trennen. Ich will ja „glauben, ohne eigene Erfahrung, daß es Worte „giebt, die Sachen ſind; Hoffnungen, die nicht täu„ſchen; Tugenden, mit Barmherzigkeit verbunden, „die nicht blos dem Schwachen Fallſtricke legen. Gern „möchte ich auch glauben, daß es Menſchen giebt, „die fremder Kummer aufrichtig betrübt; daß ein „Paar, oder wenigſtens Einer, beinahe das iſt was „er ſcheint; daß Güte kein leeres Wort, und Glück „kein eitler Traum iſt."

Rembrand'ſche Gemählde, ſo dunkel gehalten, daß es dem Auge nicht wohl thut. Wir leben der Ueberzeugung, — und Erfahrung hat ſie uns beſtätigt — daß auf das Menſchengeſchlecht, wie auf den einzelnen Menſchen, nichts wohlthätiger wirkt als Vertrauen. In weſſen Bruſt nur noch ein edler Funke glüht, der widerſteht dem Zauber des Vertrauens nicht, und oft iſt der Dolch der Hand des Mörders entſunken, wenn der Verfolgte mit Vertrauen ſich in ſeine Arme warf. Man erinnere ſich der flüchtigen Königin, die mit ihrem Kinde im Walde auf einen Mörder ſtieß, und ihn zum Beſchützer dieſes Kindes umwandelte. So fühlt die ganze Menſchheit, ſo fühlen ſelbſt aufgeregte Völker. Wa iſt in neuern Zeiten nicht alles gethan und geſchrieben worden, um der Völker Unzufriedenheit zu wecken und zu nähren! und es war gelungen! und dennoch, als die Fürſten 1813 ſich mit Vertrauen an ihre Völker wandten, zuckten Alle die Schwerdter, und vergoſſen freudig ihr Blut. — Nur der findet die Menſchen bösartig, der, weil er ſie nicht kennt, ſie nicht zu behandeln weiß.

Engliſcher Roman.

Ein ſeltſamer Roman iſt in England erſchienen: Old mortality, deſſen Titel man ſich nicht recht erklären kann. Old mortality iſt der Beynahme eines Greiſes, der in dem Kriege von 1679 für die Sache der Puritaner gelitten, deſſen heiſſer Eyfer jedoch nicht erloſchen iſt, und der immer im Lande herum zieht, um auf allen Kirchhöfen die ausgelöſchten Inſchriften der Leichenſteine wieder herzuſtellen, auf den Gräbern derjenigen ſeiner Brüder, die, ihre Religion vertheidigend, gefallen ſind. Die engliſche Einbildungskraft hat ihre eigene Farbe, die man überall, ſo auch hier, leicht unterſcheiden kann. Nimmer wäre einem Franzoſen in den Sinn gekommen, über ſolch einen Gegenſtand einen Roman zu ſchreiben.

Schauſpielhäuſer.

In einer Sitzung der Pariſer Academie iſt ein Werk von Grosbert zur Sprache gekommen, über die Fehler im Bau der Schauſpielhäuſer. Man meynt, daß ſeine vorgeſchlagenen Verbeſſerungen eben nicht in die Augen fallend ſind, doch daß man ſie wohl verſuchen könne. Er hat auch Mittel angegeben, das Flugwerk auf dem Theater zu vervollkommnen, was allerdings zu wünſchen wäre, da die armen Theater-Göttinnen ſo oft in Gefahr ſtehen, Hals und Beine zu brechen.

Der Giftbaum.

Der Doctor Horsfield hat, in den Abhandlungen der Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften zu Batavia, die neueſten Nachrichten über den berüchtigten Giftbaum boon upas geliefert, aus welchen erhellt, daß der Wundarzt der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie, Förſch, uns Märchen aufgebunden hat, als er erzählte, daß 10 bis 12 Meilen rings um dieſen Baum weder Strauch noch Gras wachſe, und daß, um das Gift zu ſammeln, nur Verbrecher hingeſchickt würden, die man begnadige, wenn ſie davon kämen. Es giebt allerdings einen Baum auf der Inſel Java, der Antſchar heißt, und deſſen Gift in die leichteſte Wunde gebracht, ſchnell tödtet; allein er ſteht mitten in den Wäldern, er iſt umringt von Geſträuch und Pflanzen, und man kann ſogar ohne Furcht ihn beſteigen. Nur wenn er eben umgehauen worden, iſt die Luft mit ſchädlichen Dünſten geſchwängert. Das Gift iſt in der Rinde, deren Saft ſo häufig fließt, daß man in kurzem eine Taſſe damit füllen kann. Die holländiſchen Soldaten haben doch ein Gegengift in einer Gattung von Brechwurzel gefunden, die, zeitig angewandt, faſt immer das Leben des Verwundeten rettet.

Grönland.

Nach den neueſten Berichten an das Miſſions-Collegium in Copenhagen betrug die ganze Volkszahl von Grönland am Ende des Jahres 1816 nicht mehr als 5836 Menſchen, vertheilt in 17 Colonien an der weſtlichen Küſte, von deren ſüdlichen Spitze bis zum äuſſerſten Norden. Nur die Küſten ſind bewohnt, denn das Innere des Landes ruht unter einer ewigen Eisdecke, die nimmer aufthaut, ſondern vielmehr jährlich zunimmt. Indeſſen hat die Bevölkerung doch ſeit 1789, alſo in 27 Jahren, um 714 Seelen zugenommen. Es iſt ein elendes Land, wo man Seehundsthran ſchlürft, und vom 30. November bis zum 12. Januar die Sonne gar nicht ſieht; es hat aber doch einen großen Vorzug, denn man kennt das Geld noch nicht, folglich auch nicht alle die Thorheiten und Verbrechen, die von dieſer Kenntniß unzertrennlich ſind.

Georg Buchanan.

In London ſind 1817 Memoires erſchienen, über das Leben und die Schriften Buchanan's, der einer der vornehmſten Lehrer und Erzieher des nachmaligen Königs Jacob war, den er ſtreng hielt und ſogar oft körperlich züchtigte. Zu bewundern iſt die Freymüthigkeit, mit der er auch dann noch zu ſeinem Zögling ſprach, als dieſer ſchon König war. In der Zueignung einer ſeiner Schriften ſagte er dieſem Tyrannen ohne Umſchweif: es habe ihn zu der Dedication beſonders auch der Umſtand beſtimmt, daß klärlich in ſeinem Buche gezeigt ſey, welche Strafe Tyrannen erwarte, und wie elend ſie wären, ſelbſt dann, wenn ſie am glücklichſten ſcheinen. Er, Jacob, könne die Schuld nicht auf ſeinen Erzieher ſchieben, ſondern habe es ſich allein beyzumeſſen, wenn er den heilſamen Ermahnungen ſeines Lehrers keine Folge leiſte. Dergleichen Prinzen-Erzieher ſind heutzutage ſelten, und Buchanan hat den 103 Fuß hohen Obelisk redlich verdient, den ſein Vaterland ihm vor kurzem in der Grafſchaft Stirling errichten laſſen. Dort wurde er 1506 gebohren, und ſtarb arm 1582, obſchon er eine Zeitlang Gelegenheit hatte, Vermögen zu erwerben.

Miſcellen.

Jean Pauliana.

Ob wir, wenn wir eine neue Zeitſchrift empfehlen ſollten, gerade die Monatroſen dazu wählen würden, iſt ſehr zweifelhaft, da der gröſste Theil der Roſen nur auf dem Umſchlage ſteht; aber es haben ſich einige ſogenannte Jean Pauliana hinein verirrt, die zum Theil ihres Titels wohl würdig ſind, und von denen wir zwey Proben liefern wollen. „Eine Schönheit, die wir Deutſche nicht nebenher braten, verauctioniren, anziehen oder heirathen können, iſt bey uns nie etwas anders als Anſtrich und Beywerk des Vortheils. Aechte Schönheit und Kunſt wird bei uns nur auf Sachen, die Nutzen abwerfen, geſetzt, gemahlt und geprägt; z. B. gute Madonnen nur ins Modejournal; radirte Blätter nur auf Briefe voll Tabacksblätter; Cameen nur auf Tabacksköpfe, Gemmen auf Petſchafte und Holzſchnitte auf Kerbhölzer, Blumenſtücke auf Schachteln, Fürſtenköpfe auf Thaler oder Bayriſche Bierkrugdeckel, Roſen und Lilien auf Frauenzimmerwangen. Selbſt unſere Statuen ſind keine müſſigen Staatsbürger auf der Bärenhaut, ſondern ſie treiben alle ein Handwerk; was Karyatiden ſind, tragen Häuſer; was Engel ſind, halten Taufbecken, und heydniſche Waſſergötter arbeiten in Springbrunnen, und gießen den Mädchen das Waſſer in die Kannen." —

„Am Jünglinge iſt das Feuer, wie am Greiſe das Eis zu ehren. Das Herz kräftiger Menſchen muß, wie ein Porzellan-Gefäß, anfangs zu groß und zu weit gedreht ſeyn; im Brennofen der Welt laufen beyde ſchon gehörig ein. Eben ſo fodere ich vom Jünglinge erſt Intoleranz, dann mit den Jahren Toleranz — jene als die ſteinige, ſaure harte Frucht eines kräftigen jungen Herzens, dieſe als das weiche Lagerobſt eines ältern Kopfes." —

Unterſchied zwiſchen männlichem und weiblichem Wahnſinn.

In einem zu Paris erſchienenen Rappert über den Zuſtand der Hoſpitäler ſind uns die Nachrichten von den Wahnſinnigen pſychologiſch merkwürdig vorgekommen. Nicht weil es mehr wahnſinnige Frauen als Männer gab; (denn das erklärt ſich wohl aus der gröſsern Reizbarkeit des ſchönen Geſchlechts), auch nicht, weil die jüngern Frauen meiſt aus Liebe, und die ältern aus Eiferſucht wahnſinnig geworden waren; (denn das iſt in der Ordnung) auch nicht, weil es unter Männern und Frauen mehrere gab, die durch die Revolution verrückt geworden; (denn dieſe gehörte allerdings unter die gewiſſen Dinge, von welchen Leſſing ſagt: wer über ſolche den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren) — ſondern, weil die durch die Revolution toll gewordenen Männer lauter Königlich Geſinnte, die Weiber hingegen Volksfreundinnen waren. Wie mag das zugehen? — uns ſcheint, das Königthum habe mehr die Vernunft, die Revolution mehr das Gefühl angeſprochen. —

Klopſtock.

Eine recht wackere, nun gedruckte Denkrede hat Herr Jacobſen an Klopſtocks Grabe zu Ottenſen am 2. July dieſes Jahres in einer Verſammlung von Altonaer und Hamburger Einwohnern gehalten. Wir ehren warlich die ſchönen Gefühle, die ſich in dieſer Rede ausſprechen; wenn aber Herr Jacobſen meynt: „wer weiß wie Manchem von den Unſrigen „in kommenden Jahren an fernen Geſtaden die Volksverwandtſchaft mit Klopſtock ein Obdach leyht! wer weiß wie viel „Tauſenden von uns in den Schrecken künftiger Kriege der „Nahme Klopſtock zum Schilde des Heils dienen wird" — ſo möchten wir doch lieber nicht, weder jetzt noch zukünftig, in die Verlegenheit kommen, gegen irgend einen fremden oder deutſchen Plunderer den Nahmen Klopſtock anzurufen, denn wie wenig dieſer Name ſelbſt an dem Orte gewirkt hat, wo Klopſtock noch vor kurzem lebte und in deſſen Nähe er begraben liegt — das haben die guten Hamburger zur Genüge erfahren.

Am Schluß der Rede wird auch erwähnt (was gewiß nicht allgemein bekannt iſt und deshalb hier mit Vergnügen wiederholt wird), daß Fürſt Blücher — den der Redner etwas preziös den Helden unſerer Helden nennt — an Klopſtocks Grabe nur mit entblöſstem Haupte vorüber gegangen iſt. Fürwahr eine Ehre für Klopſtock — aber eine gröſsere für Blücher.

Wellington und Philippon.

Strafe des Uebermuths iſt gerecht und erfreulich; aber ſie empört das Gemüth, wenn eine gereizte Empfindlichkeit Unſchuldige leiden läßt, nur um den Schuldigen zu verhöhnen. Dieſe Betrachtung erregte in uns eine Anecdote aus der ſpaniſchen Kriegsgeſchichte, die wir aus den europäiſchen Annalen entlehnen. Als Wellington im Jahr 1811 vor St. Chriſtoval lag und Breſche geſchoſſen hatte, ließ er den franzöſiſchen General Philippon auffordern, ihm die Feſte zu übergeben, die doch nun erſtiegen werden könne. Philippon's ganze Antwort war: Erſteigen Sie; (Montez-y) und dieſe Art von Bonmot erwarb ihm zu Paris einen ſolchen Helden-Ruf, daß die Damen ſogar bonnets a la Philippon trugen. Aber Wellington vergaß jenen lakoniſchen Uebermuth nicht, und als er ein Jahr ſpäter drei Breſchen in Badajoz geſchoſſen hatte, nahm er ſich nicht erſt die Mühe, dieſen nemlichen General Philippon aufzufordern, ſondern ließ die Feſtung erſtürmen, wobey denn nicht allein eine Menge Franzoſen und Engländer blieben, ſondern auch an den Einwohnern, beſonders den Weibern, entſetzliche Greuel begangen wurden. Da ſprach Philippon zu Wellingtons Adjutanten: „Meine Herren, Ihr General hätte viel Blutvergießen „erſparen können, wenn er mich aufgefordert hätte; ich würde ihm die Feſtung ſogleich übergeben haben." Und die Adjutanten erwiederten: „Unſer General wollte ſich nicht zum „zweytenmale einer inſolenten Antwort von Ihnen ausſetzen." — Alſo, um die drey Sylben montez-y nicht noch einmal zu hören, mußten Tauſende von Unſchuldigen Leben, Ehre und Eigenthum verlieren, während der Bonmotiſt ſeine Bagage behielt und Mittags bei Wellington ſpeiſte. Die Anecdote iſt ſo widerlich, daß wir die Bürgſchaft für deren Wahrheit den europäiſchen Annalen überlaſſen.

Ein Gedanke.

Viele können nicht begreifen, warum gerade die Dichter, oder vielmehr die Neupoetiker, einen beſondern Hang zur catholiſchen Religion verrathen? — Wir erklären uns das vermittelſt jener bekannten, vielleicht auch wahren Anecdote. Nemlich, ein Koſack foderte in der Apotheke einen Schnaps; man reichte ihm das beſte und ſtärkſte, was man hatte, es war ihm aber alles nicht ſtark genug. Endlich gab man ihm ein Glas Scheidewaſſer, und das fand er zwar etwas ſtark, aber gut. — Wodurch war er ſo weit gekommen, daß nur noch Scheidewaſſer ſeine abgeſtumpften Zungenwärzchen reizen konnte? nicht wahr durch Schwelgen? — Die Phantaſie iſt auch etwas geiſtiges berauſchendes, und wer in ihr ſchwelgt, der muß am Ende auch ſeine Zuflucht zum Scheidewaſſer nehmen.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 3. 1818.

An die lieben Deutſchen.

Unter dieſer Aufſchrift hat abermals Herr Jarik in ſeinem originellen Tone im allgemeinen Anzeiger ſich vernehmen laſſen. Er nennt uns die Herzdeutſchen und macht uns überhaupt viele ſchöne Komplimente. „Herauf gelebt und herauf geblühe iſt uns wieder als würdigen Deutſchen die mündige Deutſchheit.“ (Notabene, es iſt merkwürdig, daß wir doch eigentlich in der Bereſina die deutſche Wiedertaufe empfangen haben, und daß die Blüte unſerer Deutſchheit aus ruſſiſchem Eiſe hervorgebrochen iſt.) Wir wollen uns nur noch überwinden, den wunderlichen Schluß jenes Aufſatzes abzuſchreiben: „der Deutſche, welcher den deutſchen Character kennt und dem bey ſeinem Homer und Virgil der deutſche Character nicht gemordet iſt, (!) der auch die deutſchen Männer im Rechts- und Urwiſſenſchafts-Fache (?) genau zu würdigen weiß, die als Märtyrer des Deutſchthums von den eingefleiſchten und entdeutſchten Griechlingen und Römlern zu Tode geführt wurden, der müſſe beurtheilen, in wie weit halbbürtige Deutſche, Italiäner, Spanier und Franzoſen, den deutſchen Character in Unbemengtheit treu bewahrten. Und dieß ſey wieder ein Stoff zum Nachdenken von mir in die Welt geworfen, kurz wie immer. Das Andere laſſe ich die Andern bedenken.“ — Ja, wenn nur dabey was zu denken wäre! — Hoch ehren wir die Vaterlandsliebe, und ſind uns bewußt, mit eigener Gefahr ſie an den Tag gelegt zu haben, als es noch Nacht bey uns war; allein wir haſſen alle Uebertreibung, und im Vertrauen müſſen wir den Deutſchthümlern ſagen: ſie würden wohl thun, und ihre eigene Sache fördern, wenn ſie uns die Ohren von der Deutſchheit nicht ſo gewaltig voll ſchrieen; denn warlich! ſie können es dahin bringen, daß dies Geſchrey jedem vernünftigen Menſchen, und ſonſt recht warmen Patrioten, zum Ekel, unſern Nachbarn aber zum Gelächter wird. Wir haben ſo oft der Franzoſen geſpottet, wenn ſie ſich die große Nation nannten; machen wir es denn jetzt beſſer? — und warum ſchauen wir denn jetzt ſo ſtolz auf alle übrige Völker herab? weil wir, nachdem die Ruſſen unſern Kerker geöffnet, muthig herausgetreten ſind? — Nun ja, wer wird nicht von Herzen die Kriegsthaten preiſen, die wir verrichtet, und das Hochgefühl, aus dem ſie entſprungen? Aber haben wir denn mehr gethan, als die Spanier und die Ruſſen? oder haben wir auch nur eben ſo viel gethan? — Man erinnere ſich, in welcher verzweifelten Lage ſich Spanien befand und doch den Nacken nicht beugte, indeſſen wir nur mit verbiſſenem Grimme unſere Ketten ſchüttelten, und höchſtens ein Schill oder Dörnberg das Haupt zu erheben wagte; Männer, die wir dann freundlich anſtaunten, aber nichts für ſie thaten. — Wir konnten damals nicht, wird geantwortet; es ging an Hals und Kragen. Nun ſo ſchreye man auch jetzt nicht ſo unbeberdig, als hätte die liebe Deutſchheit die Welt aus den Angeln geriſſen. — Was verſteht ihr denn eigentlich unter Deutſchheit? Gebt uns eine reine klare Definition von ihr! nebelt und ſchwebelt nicht immer!

Wir wollen Euch ſagen, was vor alten Zeiten Deutſchheit war; wir können's Euch mit einem einzigen Worte ſagen: Rechtlichkeit. Ueberall zeichnete ſich der Character der Deutſchen als rechtlich aus, und in fremden Ländern nahm man ihn gern in Dienſte, weil man Vertrauen zu ihm hatte. Er hieß überall der ehr[illegible]e Deutſche, und bisweilen verband man mit [illegible]n Begriffe auch wohl den von Einfalt; aber man liebte dieſe Einfalt und ſie war liebenswürdig. Der Himmel erhalte uns dieſen Ruf! wir haben uns wohl dabey befunden. — Das war die alte Deutſchheit; nun laßt uns die moderne beſchauen (nicht jene ächte, welche, bey dem Ruhme des eiſernen Kreuzes, die Demuth des hölzernen Kreuzes nicht vergißt; ſondern jene moderne After-Deutſchheit, wie ſie von Kraft-Männern und Schwindelköpfen gebrauſt wird). Man kann auch ſie durch ein einziges Wort bezeichnen: Uebermuth. Wir leben in lauter holla! und heda! es ſoll immer drunter und drüber gehen, und das iſt deutſch. Alles Alte hat nichts getaugt; unſere Väter und Großväter waren dumme Kerls; wir verſtehen es beſſer, und das iſt deutſch. Manche heilſame Schranken müſſen niedergeriſſen, der Adel verſpottet, die Fürſten bekrittelt, die Gelehrten mit Eſelsköpfen bewirthet werden; denn das iſt deutſch. Wieland muß ſeinen Dichterkranz hergeben; auf den Gräbern der Nibelungen muß geturnt werden, denn das iſt deutſch. Das Alter muß man gering ſchätzen, über Alles kurz und bald abſprechen, keine Toleranz geſtatten, und denen, die anderer Meynung ſind, wo möglich die Fenſter einwerfen; das iſt jetzt deutſch. So bewahre uns doch der Himmel in allen Gnaden vor ſolcher Deutſchheit! Wir leben der frohen Hoffnung, daß dieſe junge und ſehr jugendliche Mode bald vorübergehen, und aus der trüben Wolke der eigentliche deutſche National-Character wieder hervortreten werde: **Rechtlichkeit**, die ohne **Milde** nicht gedacht werden kann. So viel wir vermögen, wollen wir dazu würken, wenn wir gleich voraus ſehen, daß es Eſelsköpfe auf uns regnen, oder daß man bey der nächſten Gelegenheit uns noch einmal verbrennen wird.

Deutſche Literatur.

Aus meinem Leben von Göthe.

Mit Recht iſt Deutſchland ſtolz auf dieſen Mann, denn ſein Genie hat uns Welten aufgeſchloſſen. Treiben die Menſchen Abgötterey mit ihm, ſo iſt das nicht ſeine Schuld, und geſchieht meiſtens nur, um durch ihn etwas zu ſcheinen, was man durch eigenen Werth auch nur zu **ſcheinen** verzweifelt. Wir haben ihn ſtets wahrhaft, aber nie blind verehrt, und glauben, eine ſolche Verehrung müſſe ihm angenehmer ſeyn, als ein gedankenloſes Zujauchzen, wenn er bisweilen wie ein gewöhnlicher Menſch den Mund öffnet.

Auch wir empfangen dieſe neue Gabe (Göthe's Reiſe nach Neapel und Sicilien) ſo freundlich, als ſie uns geboten wird; denn in der That, ſie iſt ſehr anſpruchlos.

Es giebt bekanntlich in jeder ſchönen Stadt unſcheinbare Straßen oder Gegenden, und wenn man Jemanden mit verbundenen Augen plötzlich dahin ſtellte, ihm nun das Tuch von den Augen riſſe, und ihn fragte: wo er zu ſeyn glaube? ſo würde er nie errathen, daß er ſich in einer prächtigen Stadt befinde. So mögte es auch hier einem Leſer gehen, der das Buch aufſchläge, ohne zu wiſſen, von wem es iſt, und der zuerſt auf Stellen, wie folgende, ſtieße: „die Pferde füttern ſie mit Gerſte, Heckerling und Kleyen." Oder: „die Puffbohnen zu pflanzen, machen ſie in gehöriger Weite von einander Löcher in die Erde, darein thun ſie eine Hand voll Miſt." Oder wenn er blätterte, und alle Augenblicke auf geologiſche, mineralogiſche, botaniſche Bemerkungen, oder gar auf die oft wiederhohlte Anzeige ſtieße, welches Wetter der Reiſende gehabt. Es iſt nicht zu leugnen, daß auch ſonſt noch manches darin vorkommt, was dem Leſer kleinlich ſcheinen muß; auch möchten hie und da ſeltſame Redensarten ihn nicht anſprechen, z. B. „hier ſchicke ich einige Blätter als Nachricht von dem **Einſtande** (!), den ich hier gegeben;" oder: „das Meer war ernſthaft und **zudringlich**" u. d. m. Folgende ſechs Worte, die einen **ganzen Perioden** bilden, ſoll ein Franzoſe wohl unüberſetzt laſſen: „Trümmern undenkbarer Wohlhabigkeit (ſtatt Wohlhabenheit) zerklittert und unerfreulich." — Mit Einem Worte: Göthe erſcheint uns hier nicht immer im Feſtgewande; aber auch im Alltagskleide ſieht man einen großen Mann immer gern, und er erfreut uns auch hier nicht ſelten durch eine reiche, originelle Gedankenſpende. Mit Vergnügen heben wir einiges aus: „Man muß die Menſchen nur mit dem Krämergewicht, keinesweges mit der Goldwage wiegen, wie es leider ſo oft Freunde untereinander aus hypochondriſcher Grille und ſeltſamer Anforderung zu thun pflegen." — „Wie traurig hat man unſere Jugend auf das geſtaltloſe Paläſtina und das Geſtaltverwirrende Rom beſchränkt; Sicilien und Neu-Griechenland läßt mich nun wieder ein friſches Leben hoffen." — „Ein Hageſtolz allein hat ſelten etwas vernünftiges hervorgebracht, mehrere zuſammen hingegen die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöſter zeugen." — „Tauſendmal habe ich klagen hören, daß ein, durch Erzählung gekannter, Gegenſtand in der Gegenwart nicht mehr befriedige. Die Urſache hiervon iſt immer dieſelbe: Einbildung und Gegenwart verhalten ſich wie Poeſie und Proſa; jene wird die Gegenſtände mächtig und ſteil denken, dieſe ſich immer in die Fläche verbreiten." — „Vielleicht hätte man weit mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man ſich wechſelsweiſe gerade heraus ſpräche, was man von einander erwartet. Iſt das geleiſtet, ſo ſind beyde Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das Erſte und Letzte von Allem iſt, erſcheint als reine Zugabe." — Uns aus der Seele geſchrieben iſt folgendes: „Je mehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen, daß die Menſchheit je Eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten Eine, die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann. Bey der Conſtitution der unſrigen bleibt mir ſo wenig für ſie, als für Sicilien bey der ſeinigen zu hoffen." An einer andern Stelle ſagt Göthe zwar: „ich halte es auch für wahr, daß die Humanität endlich ſiegen wird;" allein er fügt hinzu: „nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hoſpital, und Einer des Andern humaner Krankenwärter ſeyn werde." —

Da wir Göthe's Taſſo unendlich lieben, ſo war uns der Umſtand ſehr intereſſant, daß Göthe auf dem Meere, an See-Krankheit leidend und liegend, die beyden erſten Acte dieſes Meiſterwerks überarbeitete. Er ſagt: dieſe Acte hätten etwas weiches, nebelhaftes gehabt, welches ſich blos verlohren, als er, nach neuen Anſichten, die Form verwalten und den Rhytmus eintreten laſſen. (Wenn das weiche und nebelhafte nicht blos in den Ausdrücken lag, ſo bekennen wir, daß wir nicht recht begreifen, wie es durch Form und Rhytmus verſchwinden konnte. Wie lehrreich würde es für junge und alte Dichter ſeyn, wenn Meiſter, wie Göthe, bisweilen eines ihrer beſten Werke vom Ey an, mit allen nach und nach hinzu gekommenen Veränderungen drucken ließen. Das ſollte mehr aufklären, als zehn Bände Schlegelſcher Vorleſungen.)

Laut beklagen müſſen wir, daß Göthe den, gleichfalls hier angezeigten, Plan, die Nauſikaa als Tragödie zu behandeln, zurückgelegt und vergeſſen hat. Sicher würden wir ein Meiſterwerk mehr von ihm beſitzen, und, nachdem der Plan bereits ſo ſchön angelegt war, hätte in ſeinem Geiſte die Form ſich bald mit Leichtigkeit geſtaltet. —

So viel von dem Buche ſelbſt. Dem Verleger müſſen wir den Vorwurf machen, daß er die Leſer entſetzlich viel weißes Papier bezahlen läßt, welches um ſo weniger zu entſchuldigen iſt, da er mehrere der längſten Briefe zuvor im Morgenblatte abdrucken ließ.

Magnetismus.

Die Wunder des Magnetismus fahren fort, die Gläubigen zu entzücken. Die Herren von Eſchenmayer, Kieſer und Naſſe ſammeln die Urkunden in einem Archive, und kehren ſich nicht daran, daß Manche dieſer Urkunden mit den falſchen Decretalen des Iſidorus zu vergleichen ſind, weil ſie, wie dieſe, eine Macht über die Geiſter begründen ſollen.

Unſere Leſer mögen nun zu den Gläubigen oder Ungläubigen gehören, ſo werden ſie in beyden Fällen einige Curioſitäten aus jenem Archive mit Vergnügen leſen.

Jemand träumte 1816: eine Hexe habe ein fremdes Kind in ſeine Stube gebracht, um es da einzuſchläfern; allein das Kind habe dermaßen geſchrieen, daß das ganze Haus dadurch in Aufruhr gekommen; der Träumende ſelbſt habe ein Waſſergefäß in der Hand gehabt und erklärt, das Kind werde nicht eher ſchlafen, bis er es mit Waſſer begieße. Darauf ſey er erwacht. — Die Deutung dieſes Traumes iſt noch weit merkwürdiger als der Traum ſelbſt; da ſie aber mehr als zehn Seiten einnimmt, und für den Troß der Leſer (zu welchem auch wir gehören) aus lauter Orakelſprüchen beſteht, ſo wollen wir nur den Schluß ausheben, der Jedermann einleuchten wird:

„Der Traum geſtaltet ſich in der Differenz der Bauchorgane unter der Form der negirten Differenz, oder der Secretion, Waſſer, Perſpiration. Die Organe der Secretion im träumenden Hintergrund ſind Mund, Geſchmack und Ohr. Das Kind (Secretion im Sinne des Ohres) wird mit Waſſer begoſſen, um zu ſchlafen. Denn mit dem Ohr und durch die Haut beginnt ſchon das Erwachen. Die Hexe (Leber) behauptet noch ihr Recht zum Schlaf. Aber reflectirend erwacht der Menſch. Er nimmt die Poſitivität des im Schlaf geſteigerten Bauchs mit in's Wachen hinüber, und der Denker dringt in die Tiefen des in ihm reproductiv gewordenen Alls mit erhöhter Negativität (Empfänglichkeit) ein.“ — Wir zweifeln keinen Augenblick, daß nun jedem unſerer Leſer die Sache völlig klar iſt. Denn was iſt natürlicher, als daß ein Kind die Secretion im Sinne des Ohrs, und eine Hexe die Leber bedeutet? wie auch, daß ein geſteigerter Bauch, der mit in's Wachen hinüber genommen wird, dem Denker Gelegenheit giebt, in die Tiefen des Alles einzudringen? —

Eben ſo klar wird das ganze Weſen des Magnetismus durch eine Diſſertation von Klinger. Nemlich: jeder einzelne Menſch hat eine Grenze, die Haut. Dieſe Grenze hebt der Magnetismus auf, und dann iſt der Menſch kein einzelner Menſch mehr, ſondern die Gattung. Daraus erklären ſich die Phänomene; unter andern auch, warum der Mann nur das Weib magnetiſiren kann, das Weib aber nicht den Mann u. ſ. w. Vielleicht iſt die Idee nicht neu, und auf dieſe Weiſe die Redensart: eine ehrliche Haut entſtanden; nemlich ein Menſch, der in ſeinen Schranken oder Grenzen bleibt.

Aus den franzöſiſchen Annalen des Magnetismus iſt zu erſehen, daß die Franzoſen das Ding noch weit beſſer verſtehen als die Deutſchen. Einem deutſchen Magnetiſeur gelingt es in hundert Fällen kaum einigemal, die Kranken recht hellſehend zu machen; aber in Frankreich hat ein gewiſſer Herr Birot gleich beym Erſtenmale in Einem Abend fünf Frauenzimmer dahin gebracht, und ein junger Menſch von 19 Jahren hat die Kunſt erfunden, auch bey völliger Geſundheit hellſehend zu werden, ſo oft es dem Magnetiſeur beliebt. Ein Frauenzimmer, die ein ehemaliger Artillerie-Capitain magnetiſirte, wurde gegen das Ende der Behandlung ſchwanger (es iſt nicht geſagt, von wem), und entdeckte nun, worüber ſo viele Philoſophen ſich vergebens die Köpfe zerbrochen haben, die Geheimniſſe der Zeugung. Man muß die intereſſanten Geſpräche ſelbſt nachleſen, die ſie darüber mit dem Artillerie-Capitain führte. — Einem jungen Menſchen, Nahmens Sibert, gab der Magnetiſeur ein paar Handſchuh in die Hand, und beſtimmte jedesmal für das Gefühl des Kranken, ob ſie 10 oder 100 Pfund wiegen ſollten. — Man ſchrieb auf ein Papier: amitié, santé, bonheur, und verſchloß es in ein Pappkäſtchen. Die Hellſehende konnte aber nur das amitié recht deutlich leſen; ſtatt der andern beyden Worte brachte ſie heraus: bonté, douceur. — Da dieſes Leſen mit dem Magenmunde jetzt außer allem Zweifel iſt, ſo ſind wir auf eine Idee gerathen, deren Ausführung der ganzen gelehrten Welt höchſt erfreulich ſeyn würde. Wir bitten nemlich und beſchwören die Herren Magnetiſeurs, ihren Leſerinnen künftig die unaufgewickelten Rollen aus Pompeji auf den Magenmund zu legen, damit ſie wenigſtens die Titel derſelben uns bekannt machen. Durch dieſes leichte, unfehlbare Mittel wird nicht allein Herr Sickler in den Stand geſetzt werden, nur die intereſſanteſten Rollen aufzuwickeln, ſondern es wird auch der herrlichſte Triumph des Magnetiſmus ſeyn, wenn Herr Sickler wücklich jedesmal findet, was die Hellſehende angegeben hat. Wir wüßten in der That nicht, was gegen dieſen ſehr ernſtlich gemeynten Vorſchlag ſich einwenden ließe, und erklären unbedenklich, daß wir zu den eifrigſten Verfechtern des Magnetiſmus uns zählen werden, ſobald eine Hellſehende mit ihrem Magenmunde auch nur den Titel Eines jener Bücher geleſen hat. Ablehnung dieſes letzten Verſuchs würde Verdacht erregen oder bekräftigen. —

Unſer Archiv theilt auch ein Recept aus dem 16. Jahrhundert zum Anhauchen des Waſſers mit, woraus denn erhellt, daß ſchon damals das Waſſer magnetiſirt wurde; man wußte nur dem Kinde noch nicht den rechten Nahmen zu geben. — Es berichtet ferner, daß ein Wirth in Schleſien, ein frommer chriſtlicher Mann, durch Auflegung der Hände die Blinden und Lahmen heilt; daß Staats-Miniſter und Grafen und Bettler aus Hamburg und Wien auf Wagen, Karren und Schubkarren, täglich 1500 bis 2000, zu ihm ſtrömen; daß er ſchon Rittergüter ausgeſchlagen hat, und daß die Aerzte verſtummen. Etwas übertrieben mögte dieſer Bericht doch wohl ſeyn; denn wir können zum Beyſpiel uns nicht erinnern, daß es in Deutſchland einen (in phyſiſchem Verſtande) blinden und lahmen Staats-Miniſter gäbe. —

In Edinburg hat eine Somnambüle die Irrthümer eines Aſtronomen verbeſſert. Wenn dieſe Dame nicht etwa Fontenelle's Marquiſe war, ſo wird man künftig mit Berechnung der Cometenbahnen keine Zeit mehr zu verſchwenden brauchen. Uebrigens wird ſehr über die Engländer geklagt, daß ſie den Magnetiſmus noch immer eine auffallende Aeußerung von Narrheit nennen. Hingegen nennt ihn Herr van Ghert, ein Holländer: das heiligſte und tiefſte, was in Gott, im Menſchen und in der Natur verſchloſſen liegt. Glück zu! wir ſind alſo nun auch mit Gott ſo aufs Reine, daß wir das heiligſte und tiefſte kennen, das in ihm verſchloſſen liegt. Gott! vergieb ihnen! denn ſie wiſſen nicht, was ſie ſagen. — Herr van Ghert legt aber doch das bedenkliche Bekenntniß ab, daß ſeine Kranke ſehr oft ganz falſche Beſchreibungen von Orten und Perſonen gab, nach welchen ſie gefragt wurde. Sie ſchob dann immer die Schuld auf den Leichtſinn oder das Mißtrauen der Fragenden. Wie aber daraus falſche Antworten entſtehen konnten, das hat ſie nicht erklärt, und es mögte in der That ſehr ſchwer zu erklären ſeyn.

Wozu auch? das Archiv erklärt alle diejenigen, die nicht glauben wollen, für verwegene Finſterlinge, denn — ſogar der vortreffliche Schleyermacher in Berlin hat ſich von dem Herrn Doctor Wolfart mit dem beſten Erfolg magnetiſiren laſſen. Was brauchen wir weiter Zeugniß?

Wir haben nur noch ein Tagebuch der magnetiſchen Behandlung der Demoiſell B. anzuzeigen, welches bereits über 130 Seiten einnimmt, und noch immer nicht vollendet iſt. Die junge Dame leidet an Magenſchmerzen; es zieht ihr durch alle Nerven, wenn der Magnetiſeur einen Ruhepunkt auf ihren Knieen nimmt; (Nota bene, ihre Nerven ſehen aus wie Strohhalme) ihr Magen kriecht in die Höhe, wenn der Magnetiſeur die Hand darauf legt; es liegt aber, außer der Hand, noch ein braunes Ding drüber, und auch ein krummes Ding; ihre Nerven ſind alle hohl und werden durch das Magnetiſiren wie eine Blaſe aufgeblaſen; zwiſchen Leber und Lunge hat ſie ein weißes Ding, das ausſieht wie das Fett an einer Schweinsblaſe; in ihrer Bruſt ſind weiße Knötchen, vor dem Magen ein kleines Feuerchen, das ſchön anzuſehen iſt; ihre Lunge iſt gräulich und an einer Seite abgefreſſen; ihr Gehirn verläßt bisweilen den Kopf (das glauben wir unbeſchworen), bisweilen tanzt es im Schädel (auch das iſt nicht zu leugnen), — der Magen ihres Magnetiſeurs iſt kleiner als der ihrige, die Lunge ihres Bruders aber ſchwärzer als die ihrige. Sie ſieht bisweilen Kaninchen mit weißen Schnauzen, und einen Lichtſchweif an dem Magnetiſeur, und ihren Bruder, der in Spanien iſt, und die Zahl 4 auf ſeinem Bette, und einen kranken Bruder in Utrecht, und eine Leiche, die anatomirt wird u. ſ. w. Als aber einmal der Doctor B. ſie bat, nach ſeiner Schweſter in Gröningen und deren Hauſe zu ſehen, „gab ſie von „der Einen und dem Andern eine ſolche verkehrte Be„ſchreibung, daß man deutlich merken konnte, daß ſie „nur darnach rieth und nichts davon ſah.“ (O weh!) Zu bemerken iſt noch, daß ihr ein Donnerſchlag in der linken Hüfte ſitzt, weil ſie Reisbrei gegeſſen hat. — Wir werden nicht ermangeln, zur Gemüths-Ergötzlichkeit unſerer Leſer, die ferner ſich ereignenden Phänomene dieſer merkwürdigen Cur zu berichten.

Das Treffen von Hagelsberg.

Die Beſchreibung des am 27. Auguſt 1813 gelieferten Treffens von Hagelsberg unweit Belzig, hat das Verdienſt der anſchaulichſten Darſtellung, und verewigt die herrliche Thatſache, daß die Brandenburgiſche Landwehr, obwohl ſie zum Erſtenmale gegen den Feind geführt wurde, allein den Sieg davon trug. Nicht mehr als 300 Landwehrmänner nahmen, noch während der Schlacht und nicht mehr als 1000 Schritt von der Hauptſtellung des Feindes, 1353 Franzoſen gefangen. — Der Hauptmann von Uckermann, ein Mann über funfzig, ſonſt Kavalleriſt, aber wegen ſeines lahmen Arms ſeit 20 Jahren außer Dienſt, hatte Haus und Hof, Frau und Kind verlaſſen, um in den ungewohnten Fußdienſt zu treten. Muthig zog er vor dem Bataillon her, und war dem feindlichen, an eine Steinmauer gelehnten Quarree bereits ganz nahe gekommen, als eine Kugel ihn zu Boden ſtreckte. Ruhm ſeiner Aſche! Das Bataillon ſtutzte einen Augenblick, griff dann aber mit dem Bajonett an. Als jedoch einige handfeſte Oderbrücher die Unbequemlichkeit dieſer Waffe durch die Erfahrung inne wurden, kehrten ſie das Gewehr um, und zerſchmetterten nun auf Einen Streich drey bis vier Franzoſengeſichter. Die Feinde wehrten ſich wie Verzweifelte. Ein Officier, dem der Degen zertrümmert war, ſtreckte beyde Arme aus einander, bot die Bruſt dar, und ſchrie: percez moi chien prussien! (ſtich mich nieder, du preußiſcher Hund!) welches auch ſogleich geſchah. — Etwas ungerecht ſcheint der Erzähler gegen den General Czerniſcheff und deſſen Koſaken zu ſeyn. Er geſteht ihnen nur einen geringen Antheil an dem Siege zu, und will ſogar, der Hofmedailleur Loos ſoll die von ihm verfertigte Denkmünze abändern, weil darauf ſtehe: Sieg bey Hagelsberg durch Czerniſcheff und Hirſchfeld; es müſſe nur heißen: durch Hirſchfeld: aber höchſtens: durch Hirſchfeld und Czerniſcheff. — Dieſe etwas eiferſüchtelnde Bemerkung iſt ein Flecken in dem ſonſt trefflichen Gemählde, aus dem wir Layen übrigens lernen, wie viel in einer Schlacht auf den Zufall ankommt.

Ausländiſche Literatur.

Chineſiſche Preßfreyheit.

Ein engliſches Journal (quarterly Review) zeigt eine chineſiſche Grammatik von Marſham und ein chineſiſches Wörterbuch von Morriſon an. Dem letztern Schriftſteller iſt gelungen, das chineſiſche mit beweglichen Lettern zu drucken, wodurch dieſe Bücher nun weit wohlfeiler werden. An folgenden hiſtoriſchen Bemerkungen werden die meiſten Leſer Gefallen finden.

Die chineſiſchen Schriftgelehrten ſtimmen darinn überein, daß die erſten Annalen dieſes Reichs aus Schnüren beſtanden, in welche man Knoten knüpfte. Es iſt ſehr merkwürdig, daß vier oder fünftauſend Jahre nach dieſer Epoche am andern Ende des Erdballs ein Volk entdeckt wurde, welches auf keine andere Weiſe als durch ſolche Knoten (Quipo's) ſeine Geſchichte aufzuzeichnen wußte.

Als endlich die Buchſtaben erfunden waren, und mit ihnen die Bücher ſich vervielfältigten, da drückte ſich ein alter chineſiſcher Schriftſteller folgendergeſtalt aus: „Himmel und Erde geriethen bey dieſer Erfin„dung in Bewegung. Die Bewohner der Unterwelt „weinten bey Nacht, und der erfreute Himmel ließ „reifes Korn regnen. Freylich begann die Tücke des „menſchlichen Herzens; die Lüge; die Proceß-Sucht; „das Einkerkern: und die Sprache der Argliſt verwirrte „die Welt. Darum weinten die Schatten der Todten „bei Nacht. Aber auch Sittlichkeit wurde befördert; „Vernunft und Gerechtigkeit traten an's Licht, das ge„ſellige Leben verſchönerte ſich; die Geſetze erlangten „Feſtigkeit. Darum erfreute ſich der Himmel und ließ „reifes Korn regnen. Ohne jene Erfindung, welche „die Thaten der Vergangenheit bewahrt, würden die „Schatten bei Tage weinen und der Himmel Blut „regnen.“

Man wird erſtaunen zu vernehmen, daß in China, in einem der deſpotiſchſten Reiche des Erdbodens, Preßfreyheit herrſcht ſo gut als in England. Man beſtraft dort den Mißbrauch der Preſſe, aber man thut nichts, um ſolchen Mißbrauch zu verhüten; und das iſt freylich noch weit ſchlimmer, weil die chineſiſchen Geſetze, die ſonſt in ihren Beſtimmungen faſt ins kleinliche gehen, über dieſem Punct eben ſo unbeſtimmt ſind als

als die unſrigen. Zum Beyſpiel folgendes: „Wer „ein Buch drucken läßt in der Abſicht das Volk zu ver„führen, wer durch Schriften Aufruhr anzettelt, ver„liert den Kopf." — Das iſt in der Ordnung. Aber nun die Anwendung des Geſetzes! — Im Jahr 1777 machte die Zeitung von Peking bekannt, daß man einen Schriftſteller des Hochverraths ſchuldig befunden habe. Der Mann lebte ſehr eingezogen zu Kiangſi, und beſchäftigte ſich mit gelehrten Arbeiten. Er wurde vor Gericht geſtellt. Prinzen von Geblüt, Miniſter und Mandarine vom erſten Range waren ſeine Richter. Der erſte Anklagepunct lautete: er habe einen Auszug aus Kang-hi's Wörterbuche geliefert, in welchem er ſich unterſtanden, einigen Stellen dieſes ehrwürdigen Werkes zu widerſprechen. Der zweyte: er habe die Verwegenheit gehabt, in der Vorrede den Confucius, die Vorfahren des regierenden Hauſes und Se. Kaiſerl. Majeſtät ſelbſt bey ihren gemeinen Nahmen zu nennen. Der dritte: er habe die Frechheit ſo weit getrieben, ſeine Herkunft von Hoang-ti abzuleiten. Auf die erſte dieſer Anklagen antwortete er: Kanghi's großes Wörterbuch ſey zu unbequem, er habe nur einen bequemen und wohlfeilen Auszug liefern wollen. Auf den zweyten: er habe die Jugend dadurch in den Stand ſetzen wollen, das Ausſprechen ſolcher Nahmen zu vermeiden; doch habe er ſeinen Fehler bald erkannt, und in der zweiten Auflage dieſe Nahmen weggelaſſen. Auf den dritten: er ſey ein eitler Thor geweſen, habe jedoch nie geglaubt, daß man ihm daraus ein Verbrechen machen würde. Hierauf wurde ihm folgendes Urtheil geſprochen: Man ſolle ihn in kleine Stücke zerhacken; ſeine Güter confiſciren; alle ſeine Verwandten, die über 16 Jahre alt ſind, tödten; ſeine Weiber, Kebsweiber und die Kinder unter 16 Jahren verbannen und irgend einem Großen des Reichs als Sklaven übergeben. Der damals regierende Kaiſer Kien-long, ſelbſt Schriftſteller, Dichter und Beſchützer der Gelehrten, gab folgendes Decret: „Ich will barmherzig ſeyn. Er „ſoll nicht in kleine Stücke zerhackt, ſondern bloß ihm „der Kopf abgeſchlagen werden. Ich verzeihe ſeinen „Verwandten. Was ſeine Kinder betrifft, ſo ſoll man „ſie zu der großen Herbſthinrichtung aufbewahren. Im „übrigen bleibt es bey dem Spruche. So iſt mein Wille! „man ehre ihn!" — (Nicht wahr, es iſt doch beſſer, gar keine Preßfreyheit als eine ſolche?)

Hier noch ein paar Beyſpiele: Ein ehrlicher Mann rieth dem Kayſer ſchriftlich, ſich einen Nachfolger zu ernennen. Wie? ſagte man, du haſt folglich an des Kaiſers Todt gedacht! — er wurde geköpft.

Ein anderer, ein Schwärmer, hatte im Traum des Kayſers Großvater geſehen, und einige Prophezeihungen aus deſſen Munde vernommen. Er wurde auch geköpft; und alles das geſchah zu einer Zeit, wo der Kaiſer durch ein Edict ſein Verlangen ausdrückte, die Gelehrten aufzumuntern.

1774 ließ Kien-long deren eine große Menge verſammeln, um eine Reviſion der chineſiſchen Claſſiker anzuſtellen, und für eine neue Auflage derſelben jeden Fehler auszumerzen bey ſchwerer Strafe. In fünf Jahren wurden 168000 Bände auf dieſe Weiſe ganz neu gedruckt, und man glaubte, daß die ganze Sammlung bis auf 600000 Bände ſteigen würde. Eines dieſer Werke ſetzte die Herren Reviſoren in große Verlegenheit. Es war betitelt: Neun und neunzig Mittel, die Mantſchu Tatarn ganz auszurotten. Da nun dieſe Mantſchu's China jetzt beherrſchen, ſo wurde das Buch an den Kaiſer geſchickt, der ganz vernünftig befahl, es aus dem Geſichtspunkt der Zeit zu betrachten, wo es geſchrieben worden. Das geſchah. Man machte in der Pekinger Zeitung 14 oder 15 jener Mittel bekannt, allein natürlich hatte man die abgeſchmackteſten gewählt, die man nun mit großem Ernſt widerlegte, worauf Se. Majeſtät beſchloſſen, das Buch aus der Zahl der Claſſiker auszuſchließen, und alle Exemplare deſſelben verbrennen zu laſſen.

Es geht aus alle dem hervor, daß eine Cenſur, ſo ſtreng oder ſo albern ſie auch ſeyn möge, doch wenigſtens die Schriftſteller vor Unglück bewahrt, und folglich nicht ſo wütig von ihnen angegriffen werden ſollte; denn fürwahr, ſie vermeiden, bey beſtehender Cenſur, recht oft, wenn auch nicht dem Körper nach, das Zerhacken in kleine Stücke.

Morriſon ſagt von der chineſiſchen Schrift, ſie ſey geeigneter als die unſrige, dem Geiſte durch das Auge Begriffe zuzuführen; ſie habe einen eignen Reiz, eine eigene Kraft, welche unſere Alphabete nie erreichen würden. Ihre Unabänderlichkeit habe vielleicht beygetragen, den unveränderlichen National-Character der Chineſen zu beſtimmen. Nun, da er die erſten Schwierigkeiten überwunden habe, öffne ſich ihm ein ſo reizendes Feld zu Forſchungen, daß er nur mit ſeinem Tode es verlaſſen werde.

Arzt der Greiſe.

Unter dem Titel **Hygiène des Vieillards** (Geſundheitslehre für alte Männer) hat der Profeſſor Salgues in Paris ein Buch herausgegeben, welches heilſame Rathſchläge für alle diejenigen enthält, die, nach Hufelands Ausdruck, die Linie paſſirt haben, das heißt: die über 50 Jahr alt ſind. Das wäre allerdings ein ſehr nützliches Unternehmen, wenn, ſtatt der franzöſiſchen Oberflächlichkeit, die Gründlichkeit eines deutſchen Arztes ſich damit beſchäftigen wollte. Das bisgen Schönſchreiberey wollten wir Alten ihm gern erlaſſen." Herr Salgues hat ſeine Schrift durch allerley Anecdoten aufgeſtutzt. Wir leſen da, daß Cicero nie unterließ, Eine oder zwey Stunden täglich ſpazieren zu gehen, auch daß der blinde Milton ſich eine Schaukel-Maſchine in ſeiner Kammer machen ließ. Wir leſen, daß die Egypter bey ihren Schmauſereyen bisweilen eine ganz beſondere Schüſſel mit auf die Tafel ſetzten, nemlich einen ausgetrockneten menſchlichen Leichnam, um durch deſſen Anblick die Gäſte zur Mäßigkeit zu ermahnen. Heutzutage wäre das ein Mittel, die Gäſte Alle vom Tiſche zu jagen. Wir leſen ferner, daß ein ſpartaniſches Geſetz den Männern das dick werden ausdrücklich verbot; daß niedrige, feuchte, finſtere Wohnungen das dick werden beförderten, und daß man in Indien die für den Harem der Großen beſtimmten Weiber eine Zeitlang an engen dunkeln Orten einſperret, um ſie nach indiſchem Geſchmack zu mäſten; (wir thun etwas ähnliches mit den Gänſen).

Folgender Brief iſt uns zugeſandt worden:

Jena, den 6. Nov. 1817.

„Da ich aus dem neuerdings von Ihnen verfertigten literäriſchen Wochenblatte für das Jahr 1818 (Seite 3. Turnkunſt) erſehe, daß Sie ſich auf die glänzende Seite der Feinde des Turnens geſtellt haben und ſich unterfiengen, anzugreifen ein Beſtreben der Jugend, das nie durch den Gifthauch aller Feinde erſtarren wird, ſo fodre ich Sie auf, da doch durch ihre und andere ähnliche Worte dieß Turnen der deutſchen Jugend kann aufgehalten werden in ſeinem raſchen Wachsthum, daß Sie ſich über daſſelbe näher erklären."

„Wenn Sie daher das Licht der richtenden Wahrheit nicht ſcheuen, ſo treten ſie hervor aus Ihrem Hinterhalt und verſuchen Sie mit aller möglichen Perückenbegeiſterung, das Turnen in jeder einzelnen Uebung gründlich und mit feiner franzöſiſchen Oberflächlichkeit zu tadlen. Ich werde mich hingegen rüſten, nach Jahn's Handbuch daſſelbe zu vertheidigen. Damit Sie die Sache recht erſchöpfend betreiben können, ſo mögen Sie ſich noch einen ritterlichen Geſellen aus Ihrer Reihe wählen, der auch zugleich als Arzt die Sache ſo wie Sie verſtehen will."

„Ich hoffe bald auf Antwort, unter welcher Form Sie das Wider und Für des Turnen vor die Welt bringen wollen und fodre Sie auf, es recht bald zu thun, da mich der Verzug einer Antwort von Ihrer Seite in der Meinung beſtärket, als ſey Ihr Wort ein Wort der Bosheit und der Lüge, ein böſer Saame der ſich ſcheuet vor dem heiligen Licht der Wahrheit."

Carl Guſtav Jung
der Arzneiw. Doct.

Meine Adreſſe iſt an Herrn
Studios. Rödiger in Jena
bei Fräulein Krauſe wohnhaft.

Ein ſolcher Brief (der übrigens auf ein abgeriſſenes, unbeſchnittenes, grobes Stück Papier geſchrieben wurde), ſcheint wenigſtens zu beweiſen, daß die Turn-Liebhaberey kein Beförderungs-Mittel der feinen Lebensart iſt. Wir grüßen den Herrn Doctor Jung höflichſt, und bedauern, daß wir ſeiner Aufforderung kein Gnüge leiſten können. Wir ſind durchaus nicht geſonnen, dieſes Blatt zu einem literariſchen Fauſtkampfe herzugeben. Wir glauben in unſerer Einfalt, daß wir ein Recht haben, unſere Meynung zu ſagen, ſo wie der Herr Doctor daſſelbe Recht hat. Hanc veniam damus petimusque vicissim. — Wir würden auch nicht eine Sylbe um den ganzen Brief verlohren haben, wenn uns nicht vonnöthen dünkte — wegen anderer ähnlicher Briefe, die bey andern ähnlichen Gelegenheiten etwa noch kommen könnten — Ein für Allemal zu erklären: daß man uns vergebens, und am wenigſten auf dieſe Weiſe, zu einer Antwort reizen wird. Will man das für Bosheit halten? in Gottes Nahmen!

Der Korreſpondent von und für Deutſchland erzählt in No. 311, der Profeſſor Wadzek, vieljähriger Lehrer am Kadetten-Corps zu Berlin, habe auch in ſeinem Wochenblatte etwas über das Turnen geſchrieben, welches den Turnern mißfallen. Doch um ſich edelmüthig zu rächen, hätte Herr Jahn vorgeſchlagen, wöchentlich zweymal auf dem Turnplatze eine Kleinigkeit, als Geſchenk für den ums liebe Brod ſchreibenden Wadzek, in eine Büchſe zu legen. Als aber der alte Mann ſich mit aller Ruhe das Geſchenk verbeten, weil er von dem Gehalt, den ihm ſein König gebe, wohl leben könne; ſo habe man am 18. October auf dem Turnplatze eine Scheibe aufgerichtet, auf welcher eine gemahlte Fratze die Zunge lang herausgeſtreckt. Nach dieſer Scheibe habe man geworfen und, als ſie endlich gefallen, laut gerufen: da fällt der Wadzek! — Wenn das wahr iſt u. ſ. w. — Wir überlaſſen jedem Leſer, den Nachſatz ſelbſt zu machen. — Wir wollen nur noch gedenken, daß wir ſelbſt in Königsberg gegenwärtig geweſen ſind, als der Sohn des braven Generals von Twardowsky auf dem Turnplatze den Arm brach. Von andern glaubwürdigen Perſonen erfahren wir, daß mehrere Knaben ſich beym Turnen Brüche geholt.

Miſcellen.

Alterthümer.

Herr von Haller, in ſeinem Werke: Helvetien unter den Römern, beſtreitet die Meynung, daß das Begraben der Todten erſt im vierten Jahrhundert aufgekommen ſey, und erzählt, als Beweiß dafür, daß es ſchon in den älteſten Zeiten bey den Griechen Sitte geweſen, ein ruſſiſcher Officier hab' 1772 auf der Inſel Naxos eine Felſengruft entdeckt, in welcher Homers Leichnam ſitzend angetroffen worden. Einem Geſchichtsſchreiber iſt dieſe Leichtgläubigkeit nicht zu verzeihen; ſo wenig als der Stadt Bern die (gleichfalls hier erzählte) etwas barbariſche Gleichgültigkeit gegen entdeckte Alterthümer. Auf dem Kirchhofe zu Bümplitz, nur eine Stunde von Bern, kam, bey zufälligem Graben, eine Treppe von gelblichem Marmor zum Vorſchein und — man ließ ſie wieder zuwerfen! und — ſeit mehr als hundert Jahren hat Niemand weiter ſich darum bekümmert. Eben ſo wurde, noch 1810, ein herrliches Muſivwerk zwar entdeckt, aber nicht aufgedeckt, weil es zum Theil unter den Fundamenten einer Dorfkirche liegt. —

Herr von Haller beweißt ſehr gründlich, daß Hannibal nicht über den St. Gotthardsberg, ſondern über den Mont Cenis gegangen, und erwähnt bey dieſer Gelegenheit Buonaparte's gewaltig geprieſenen Uebergang über den St. Bernhard, den doch weniger deſſen Verwegenheit, als die unbegreifliche Sorgloſigkeit des ihm gegenüber ſtehenden Feldherrn gelingen machte. Denn dieſer hätte wiſſen ſollen, daß auch Kaiſer Friedrich I. ſchon denſelben Weg genommen, und daß, durch geringen Aufwand von Gegenanſtalten, viel Unheil verhütet werden konnte. —

Der Weg von Suſa nach Novaleſa.

Ein Ungenannter hat vor kurzem eine Reiſe durch die ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich während der Jahre 1807 bis 1809 und im Jahr 1815, drucken laſſen. Er war dem Corſen ſehr ergeben, und iſt es auch geblieben bis auf den heutigen Tag, und verhehlt dieſe Geſinnung nicht. Das letztere iſt löblich; denn wer ſeine Ueberzeugung ausſpricht — wäre ſie auch irrig — der iſt ein ehrlicher Mann; und die Zeiten ſind vorbei, wo Leſſings Franciska ſagen durfte: „man iſt auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts iſt als ein ehrlicher Mann." Heut zu Tage iſt das verzweifelt viel.

Freylich iſt, was der Menſch Ueberzeugung nennt, meiſtens nur Rechthaberey, die von auſſen hinein demonſtrirt wird, ſtatt daß ſie von innen heraus kommen ſollte. Was ihm Vortheil bringt, das ſcheint ihm wahr, oder das ſoll wahr ſeyn. So oft Ihr hört — aber Ihr werdet es ſelten oder nie hören — daß ein Menſch etwas behauptet und vertheidigt, was ihm ſelbſt nachtheilig iſt; ſo dürft Ihr ihn keck für einen braven Mann halten, wenn Ihr auch ſonſt nicht billigt was er meynt.

Alſo, wieder auf den Verfaſſer jener Reiſe zu kommen, ſo wollen wir nur eine einzige Stelle ausheben, die er auf der, vormals gefährlichen, jetzt durch die Franzoſen verbeſſerten Straße von Suſa nach Novaleſa dachte und nachher niederſchrieb: „Bewundernswürdig leuchtet hier der Geiſt der „franzöſiſchen Regierung hervor, der über Alles, was die „Wohlfahrt des Reiches anbetrifft, mit einem Eyfer wacht, „dem nichts entgegen zu ſtellen iſt. Wie viele Menſchenhände „wurden hier beſchäftigt u. ſ. w."

Eine gute Landſtraße gehört allerdings zu den Schätzen eines Landes, und leider iſt nicht minder wahr, daß man bey reichen Ländern, eben ſo wenig als bey reichen Männern, ſich die Mühe nimmt zu fragen: durch welche Mittel ſie reich geworden; genug ſie ſind es, und werden darum geehrt, wären ſie auch durch Gewalt oder Betrug dazu gelangt; ſind doch die Seufzer der Gemißbrauchten verhallt.

Wir wiſſen nicht, auf welche Weiſe die neue Straße von Suſa über die Gebirge entſtanden iſt, wir wiſſen aber wie oft Buonaparte ſchonungslos die Menſchen zuſammen trieb, wenn er irgend etwas Rieſenhaftes ausführen wollte. Freylich wurden viele Menſchenhände beſchäftigt, aber das geſchieht auf Zucker-Plantagen auch.

Die böſe Luft.

Rigaud de l'Isle hat intereſſante Beobachtungen über die ſogenannte böſe Luft (aria cattiva der Italiäner) geliefert, die hier nicht Raum finden, von welchen wir aber doch ein paar kurze Bemerkungen mittheilen wollen.

Gewöhnlich ſcheut man ſich beſonders vor der Luft, wenn ſie übel riecht, allein das macht ſie gar nicht ſchädlich. Die ſtinkendſten Quartiere einer Stadt ſind oft die geſundeſten, und im Gegentheil kann eine, dem Anſchein nach ſehr reine Luft mit Gift geſchwängert ſeyn. In Schottland (ſo erzählt ein engliſcher Arzt Odier) verbreiteten einſt die Eingeweide eines großen Wallfiſch's ungeheuren Geſtank, ohne daß weder die Arbeiter, die den Wallrath aus dem Thiere zogen, noch die Zuſchauer eine andere Beſchwerde davon ſpürten, als die, welche ihre Naſen traf.

In den Pontiniſchen Sümpfen lebt ſeit mehreren Jahren bei guter Geſundheit ein Mann, der Kohlen aus Torff brennt. Seine Bewahrungs-Mittel ſind folgende: wenn die Sonne bald untergehen will, verſchließt er ſich in ſeine Hütte (denn bey Sonnen Auf- und Untergang ſind die böſen Dünſte am gefährlichſten) und unterhält ein Feuer. Morgens verläßt er die Hütte nicht zu früh, und am Tage entfernt er ſich wenig von ſeinem Kohlenofen. So iſt er, mitten in dieſer Tod hauchenden Atmosphäre, nie krank geweſen.

Das einzige, aber auch unfehlbare Mittel, ſich vor Anſteckung zu ſichern, iſt das Einſperren. Darum werden Verbrecher in den ſchmutzigſten Gefängniſſen nicht krank, darum dringt in Philadelphia (nach Volney's Bemerkung) das gelbe Fieber nie in die Kerker.

Schon die alten Römer wußten, daß enge, krumme Straßen die Verbreitung böſer Dünſte hindern, denn Tacitus erzählt in ſeinen Annalen, daß, als nach dem großen Brande unter Nero die Stadt geräumiger wieder aufgebaut werden ſollte, manche fürchteten, ſie werde dadurch an Geſundheit einbüßen. Ein Troſt für viele Tauſend Menſchen, die in engen Straßen wohnen.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 4. 1818.

Auszüge aus einem Schreiben des Capitain-Lieutenants im Ruſſiſch-Kaiſerl. Generalſtabe, Moritz v. Kotzebue, (jetzt bey der ruſſiſchen Geſandſchaft in Perſien) an ſeinen Vater, aus Sultanie (dem Sommer-Aufenthalte des Schahs von Perſien), den 14. Auguſt 1817.

— Das ſo ſchön geträumte Perſien iſt, ſo weit wir es jetzt kennen, eine häßliche, von hungrigen, unglücklichen Menſchen bewohnte Wüſte. Die beſte Beſchreibung von Perſien hat Chardin vor 150 Jahren geliefert. Viel Erbauliches enthält ſie auch nicht; allein die Pracht des Hofes war doch damals einzig in ihrer Art. Jetzt werden von einem, in jeder Hinſicht abgelebten Manne nur Schätze in den Koffern gehäuft. Der Character der Nation ſcheint uns nichts weniger als liebenswürdig. Wie könnte er es auch ſeyn, da man hier die Frauen nicht blos gering ſchätzt, ſondern ſogar verachtet. — Am 17. April verließen wir Tiflis bey einer Hitze von 25 Grad. Die Bäume hatten ſchon abgeblüht, al[illegible] Tagemärſchen arbeiteten wir uns Gebirgen, wo die Natur noch im Winterſchlafe lag. Der höchſte Berg dieſer Kette bildet mit einem andern, ihm gegenüber liegenden, eine Art von Thor, welches die Einwohner **das große Maul** nennen. Wir aber machten **große Augen**, als ein in dieſen Bergen ſehr gewöhnlicher Wirbelwind die ganze Geſandtſchaft ergriff und beynahe zum Wälzen nöthigte. Er ſoll oft ſo heftig werden, daß weder Menſchen noch Pferde ihm widerſtehen können. — Am 25. paſſirten wir eine Höhle, dicht an der Straße, die einige hundert Stück Vieh zu bergen vermag; nicht weit von dieſer ſchauerlichen Höhle ſteht ein einfacher weißer Leichenſtein auf einem Hügel, den noch andere brüderliche Gräber umringen. Hier ruht ein braver Krieger, der Oberſte **Montréſor**, der vor 18 Jahren unter unſern Truppen diente, als der Fürſt **Zizianoff** Eriwan blokirte. Es entſtand Mangel unter dem Blokade-Corps und das nächſte Magazin war in Karaklis, 160 Werſt entfernt, der Weg dahin ſehr gebirgig und durchſchnitten, überdieß vom Feinde überſchwemmt. Indeſſen erheiſchte die Noth, ein Detaſchement dahin zu ſenden, und der Fürſt commandirte den Obriſten Montréſor mit 200 Grenadieren und einer Kanone. Unter unaufhörlichen Scharmützeln näherte ſich das tapfere Häuflein der obenerwähnten Höhle, bis auf 10 Werſt von Karaklis. Hier war es ſchon bis auf die Hälfte eingeſchmolzen, und jeder Soldat hatte nur noch einen einzigen Schuß in ſeinem Gewehre, der für den höchſten Nothfall aufgeſpart werden ſollte. Unglücklicherweiſe befand ſich ein Tatar unter dem Haufen, der in der Nacht entwiſchte, und den Perſern Montreſor's verzweifelte Lage verrieth. Da attakirten ſie mit Tages-Anbruch ihn um ſo kecker, hielten die einzige Salve aus, und, nach verzweifelter Gegenwehr, wurden die Ruſſen ſämtlich niedergehauen, eben als, durch das Schießen benachrichtigt, aus Karaklis Hülfe kam; doch nur um die Gefallenen zu begraben. — Ich habe mehrere Beyſpiele von unglaublicher Tapferkeit, deren Schauplatz Gruſien war, in Erfahrung gebracht; aber die Entfernung iſt zu groß, die europäiſchen Zeitungen haben nichts davon erwähnt. Um berühmt zu werden, kommt gar viel darauf an, wo man das Rühmliche thut. — Am 29. April erreichten wir die perſiſche Grenze, und erblickten den Berg Ararat zum Erſtenmale. Hier empfing uns Asker Chan (ehemals Geſandter in Paris) an der Spitze einiger Tauſend Reiter, und ſtellte ſich dem Geſandten als unſern **Mamendar** vor, das heißt: als Beauftragter, während unſers Aufenthalts in Perſien für uns zu ſorgen. Dieſe Verſorgung koſtet übrigens der Regierung nichts; denn alle Dörfer an der Straße müſſen unentgeldlich hergeben, was wir brauchen, ſonſt bekommen die Bauern Prügel, oder die Ohren werden ihnen abgeſchnitten. Wir hatten bis jetzt in Kibitken übernachtet, nun bekamen wir ſchöne Zelte. Eine Tagereiſe von **Eriwan** ruhten wir in einem prächtigen, ſehr reichen armeniſchen Kloſter, wo auch der Patriarch ſeinen Sitz hat. Den Schutz der Regierung muß dieſes Kloſter theuer bezahlen; es wird bey jeder Gelegenheit gemolken und ausgeſogen, und ſchmachtet nach Befreyung. Auf dieſem Platze ſoll Noah den erſten Wein gepflanzt haben. Wir wurden prächtig aufgenommen, und man muß geſtehen, daß der Wein, den wir tranken, Noah's Andenken alle Ehre machte. — Am 3. May zogen wir in Parade nach **Eriwan**. Auf halbem Wege kamen uns 4000 Mann Kavallerie entgegen und manövrirten vor uns. Einige Tauſend Mann Infanterie mit Kanonen paradirten nahe bey der Stadt, trotz einem furchtbaren Regen, der uns hier überfiel. Der Gouverneur der Provinz (Serdar) empfing uns am Thore. Man giebt dieſem Manne allerley Kleinigkeiten Schuld, zum Exempel: daß er kurz vor unſerer Ankunft einen Kaufmann bey den Beinen aufhangen laſſen, um deſſen Geld und Frau (eine ſchöne Armenierin) zu beſitzen. Solche Dinge ſollen täglich vorfallen. Ich mag ſie nicht verbürgen. Nur ſo viel weiß ich, daß er allein gut wohnt, gut trinkt, gut gekleidet iſt, und daß er, zu meiner Verwunderung, auch gut ſchläft. Unſere Quartiere waren die beſten in der Stadt, dennoch elend. — Wir ſpeiſten bey dem Serdar; da war Alles in Ueberfluß, doch die gerühmte Aſiatiſche Pracht ſuchte ich vergebens. Drey kleine Hanswürſte tanzten ſich dabey außer Athem und machten recht artige Burzelbäume, um uns zu amüſiren. Am zweyten Tage bewirtheten wir uns gegenſeitig in einem neu erbauten Gartenhauſe, wo unſere Muſik, unſer Punſch, unſer Eis und Liqueure die perſiſchen Köpfe ſehr illuminirte. Der Leibarzt des Gouverneurs hatte ſich ein einſames Winkelchen ausgeſucht, wo er ſich's trefflich ſchmecken ließ. Der Serdar ſoll auch im Stillen ſehr vertraut mit dem Bachus ſeyn; wenigſtens bat er ſich von dem Geſandten 8 Bouteillen Liqueur aus, die er, vermuthlich im Kreiſe ſeiner 60 Weiber und 24 — ausgeſtochen hat. — Als wir Eriwan verließen, nahm die Hitze merklich zu, allein die Nächte waren unausſtehlich kalt und verurſachten allerley Krankheiten. — Am 13. May paſſirten wir den berühmten Fluß Araxes, der jetzt nur noch dadurch merkwürdig iſt, daß, wie man behauptet, die Peſt ihn nie überſchreitet. — Am 15. zogen wir in Meranda ein, wo Noah's Mutter begraben liegen ſoll. Viel Ruhe mag die gute Alte in ihrem Grabe nicht genießen, denn es iſt eine öffentliche Schule darauf erbaut. — Am 19. erreichten wir Tauris, die Reſidenz des Abas Mirza, Thronfolgers von Perſien. Eine Meile von der Stadt empfingen uns über 1000 Mann Truppen nebſt Artillerie. Bekanntlich führt Perſien, mit Hülfe der Engländer, ſeit einiger Zeit regulaire Truppen ein. Nur kann man ſich des Lachens nicht enthalten, wenn man ſieht, wie die langbärtigen, unbeholfenen Perſer in halb engliſchem Koſtum die Gewehre präſentiren, wobey God save the King geſpielt wird. Einige engliſche Officiere begleiteten von ferne unſern Zug, unter ihnen ein Major Lindſey, eine Art von Kriegs-Miniſter bey Abas Mirza. Bey furchtbarer Hitze und erſtickendem Staube zogen wir in Tauris ein, wo der erſte Miniſter uns ſein Haus zur Wohnung eingeräumt hatte. Nach dem Ceremonien-Beſuche gab der Thronfolger uns zu Ehren ein prächtiges Feuerwerk, ließ auch einige Tauſend Mann Kavallerie manövriren. An einem Nachmittage tranken wir Thee in ſeinem neu angelegten Gartenhauſe, wo er uns auf eine kleine, ſchlechte, in den Garten hinein ſpringende Wohnung aufmerkſam machte, die den Garten ſehr verunſtaltete, die aber der Eigenthümer durchaus nicht verkaufen, und Abas Mirza doch auch nicht mit Gewalt wegnehmen wollte. Das macht ihm in der That große Ehre. Man rühmt überhaupt ſeinen Kopf und ſein Herz, und es iſt zu hoffen, daß er Perſien einſt beglücken werde. — Wir durften zwar frey in der Stadt herumgehen, aber Betteleyen von der einen, und Beſchimpfungen von der andern Seite, verleideten uns ſolche Spaziergänge. Freylich, wenn ſo ein Kerl, der geſchimpft hatte, erwiſcht wurde, ſo wurde er halb todt geprügelt; allein das machte uns auch keinen Spaß und ſo blieben wir lieber zu Hauſe. — Aus Teheran ging die unfröhliche Nachricht ein, daß wegen der Faſten (Ramaſan) der Schach uns dort nicht früher als in zwey Monaten empfangen könne; hingegen wolle er uns in Sultanie willkommen heißen, welches zehn Märſche näher an Tauris liegt. Da wir, gleichſam in Tauris eingeſperrt, nach friſcher Luft uns ſehnten, ſo bot uns Abas Mirza ſein eigenes Luſtſchloß an, wohin wir gern am 26. abgingen und am 28. unſere neue Wohnung bezogen. Perſien iſt überhaupt öde und gebirgigt; man freut ſich wie ein Kind, wenn man einige Bäume erblickt. Es regnet faſt nie, aber beſtändige Winde füllen die Luft mit dickem Staube. Dörfer und Städte haben ein trauriges, ödes Anſehen; die Bauart iſt erbärmlich; niedrige Häuſer ſind aus Lehm zuſammen geknetet und etwas Strohheckſel unter den Lehm gemiſcht, damit ſie nicht beym erſten Regen auseinander fließen, oder auch der Wind allein ein ganzes Dorf auseinander weht. Nach jedem Regen iſt in ganz Perſien ein allgemeines Häuſerflicken. Das Luſtſchloß des Abas Mirza macht eine Ausnahme, denn es iſt mit Hülfe der Engländer erbaut worden. Die ganze Anlage iſt recht niedlich, nur ſind die Bäume noch ſehr klein, und in dieſem Monate die Winde noch zu kalt, um es mit Vergnügen zu bewohnen. Doch hielten wir dort aus bis zum 5. Juny, und zogen dann zwey Märſche weiter bis zu dem Dorfe Sengilabat, wo trinkbares Waſſer und ſchattige Bäume gefunden werden. Hier erreichte uns zu unſerer großen Freude ein Transport aus Tiflis, der uns unſern eigenen Wein mitbrachte; denn Wein iſt hier ſehr ſchwer zu haben und doch unentbehrlich, wegen des ſchlechten Waſſers. Von einem Orte, der gutes Waſſer hat, und in Perſien weit und breit geſprochen. — Die Dörfer rings umher waren bald ausgezehrt. Wir verließen Sengilabat am 20ſten, machten kleine Tagereiſen, und paſſirten am 24. die Stadt Miana, die berühmt iſt ihrer Wanzen wegen, deren Biß in einigen Stunden tödten, den Einwohnern jedoch nicht ſchaden ſoll. Sie zeigen ſich nur bey Nacht, ſind aſchfarbig, ganz platt und haben 8 Füßchen. In keiner Naturgeſchichte lieſt man von ihnen; (?) wir haben welche in Spiritus mitgenommen. Wir eilten ſchnell durch die Wanzenſtadt, und machten erſt 5 Werſt davon bey einer großen, ſchönen, vom Schach Abas erbauten Brücke halt. — Tags darauf gingen wir über das Caplantiſche Gebirge, und ergötzten uns an herrlichen Ausſichten, wohin ich beſonders ein altes Schloß zähle, Jungfern-Schloß genannt, welches Artaxerxes noch erbaut, und ſeinen Namen von einer ſchönen, aber widerſpenſtigen, dort eingeſperrten Jungfrau erhalten haben ſoll. — Jenſeit der Gebirge fanden wir abermals eine ſchöne Brücke über den Fluß Koſilaſan. Alles ſehenswerthe von Gebauden, was man noch hier und da in Perſien antrifft, ſchreibt ſich aus den Zeiten Schach Abas des Großen her. Seine Nachfolger haben viel ruinirt, aber nichts erbaut. Die Gegend wurde nun noch öder, die Hitze noch größer, und wir dankten Gott, als wir am 30. die Stadt Sangan erreichten, wo Abdul Mirza, auch ein Sohn des Schachs, herrſcht. Das Volk ſchien hier weniger ſcheu als in Tauris. Wir ſahen mehrere Weiber, zwar verhüllt, aber ſie wußten doch zu rechter Zeit den Schleyer zu lüften. Freylich hätten ſie beſſer gethan, es bleiben zu laſſen, denn ſo hätten wir uns immerfort eingebildet, ſie wären hübſch. Nur ihre großen ſchwarzen Augen fanden wir ſchön, obgleich auch die mehr Wildheit als Gefühl ausdrücken. Ihre Kleidung, beſonders die Beinkleider, verunſtalten den Wuchs gar ſehr. Unſere Wohnung lag dicht neben der des Prinzen, deſſen Weiber jeden Abend auf einem Thurme erſchienen, um unſere Abendmuſik mit anzuhören; der Thurm war aber ſo hoch, daß wir nichts als gefärbte Augenbraunen ſehen konnten. — Am 5. July verließen wir Sangan und campirten 5 Meilen weiter neben den Ruinen eines Dorfes bey gutem Waſſer und kühlen Winde. Nun waren wir noch 10 Werſte von Sultanie entfernt, und der Geſandte beſchloß, den Schach hier abzuwarten. Der Zweyte Miniſter kam, uns zu complimentiren. — Während unſers Aufenthalts allhier machte ich einen Ritt nach Sultanie, und fand das Schloß erbärmlich, die Gegend öde und traurig, aber von prächtigen Ruinen bedeckt, wie man ſie außerdem nur noch in Perſepolis findet. Die Bäume um das Luſtſchloß habe ich ſelbſt gezählt, es ſind ihrer nicht mehr als funfzehn. Am 19. July kam der Schach, mit 10000 Mann und zwey Engländern, (Wilok und Campbell.) Am 26. bezogen wir ein großes Lager, eine halbe Werſt vom Schloſſe. Am 31. hatten wir die erſte Audienz, wo dem Geſandten eine Ehre widerfuhr, die noch nie in Perſien ſoll ſtatt gefunden haben: es war ihm nemlich ein Stuhl geſetzt und wir erſchienen ſämmtlich in Stiefeln. (Hier beſchreibt nun der Briefſteller die Audienz ungefähr eben ſo, wie ſolches vor kurzem in den Zeitungen geleſen worden). Der Schauplatz war in einem großen Zelte unten am Schloßberge, rings umher ein geräumiger, mit Vorhängen umzogener Platz, auf welche Vorhänge ein paar tauſend perſiſche Soldaten — gemahlt waren. Von da bis zum Zelte ſtanden die Vornehmen in zwey Reihen, und ließen bey 28 Grad Hitze ſich von der Sonne braten. Am Eingange des Zeltes erſchien ein langbärtiger Kerl mit einem derben ſilbernen Knüppel. Die Form des Thrones glich der unſerer alten Lehnſtühle. Zur Rechten des Schachs ſtand ein kleines Söhnlein, dem man es anſah, wie ſchwer ihm ſein prächtiges Kleid zu tragen wurde. 17 ältere Söhne hatten nichts ausgezeichnetes in ihren Phyſiognomieen. — Als dem Schach das Geſandtſchaftsperſonale vorgeſtellt wurde, machte er uns Allen das Kompliment: wir wären jetzt ſo gut als in ſeinen Dienſten, da die Freundſchaft mit unſerm Monarchen auf ewig geſchloſſen wäre. Dem jungen Grafen Samoiloff ſagte er: er wäre ein ſchöner Junge; und unſerm Arzte: er wäre nun auch ſein Leibarzt. Immer ſprach er in der dritten Perſon, und ſagte zu mir, als er hörte, ich habe die Welt umſegelt: „der Schach gratulirt dir, nun haſt du „Alles geſehen." Dann erwähnte er, daß, da unſer Kaiſer ein Freund vom Reiſen wäre, er ihn auch in Perſien erwarte. „Ich will ihm ſelbſt ſo„gar entgegen kommen!" ſchrie er einigemal ganz laut. — Unter den Geſchenken gefiel ein großer Toilettenſpiegel ihm dermaßen, daß er ausrief: „wenn „man dem Schach die Wahl zwiſchen 50000 (ver„muthlich Goldſtücken) und dieſem Spiegel ließe, er „würde den letztern wählen." — In Teheran ſoll ein großer Saal ausdrücklich für dieſen Spiegel erbaut werden, und demjenigen, der die erſte Nachricht bringt, daß alles glücklich dort angekommen, iſt ein Geſchenk von 1000 Tumanen (2500 Ducaten) beſtimmt. Wer hingegen unterwegs etwas zerbricht, dem werden die Ohren abgeſchnitten. — Wie bald wir die Heimreiſe antreten werden, iſt noch unbekannt. Der Schach reitet täglich auf die Jagd, und ſchickt uns öfters Wild, welches er höchſt eigenhändig geſchoſſen hat. — Wir haben die ganze Reiſe zu Pferde gemacht, und von der Hitze viel gelitten, beſonders ich, wegen der aſtronomiſchen Uhren, die ich in meiner Verwahrung habe, und die durchaus nicht vertragen, daß man mehr als Schritt reite.

Noch ein Paar vernünftige Worte über die Turn-Angelegenheit, nebſt Proben von Unvernunft.

Wenige Tage nach Erſcheinung des Aufſatzes über das Turnen, in der erſten Nummer dieſes Blattes, wurden auf der Straße einige alte Schreibfedern, in einen Zettel gewickelt, vor der Thür des Herausgebers gefunden. Der Zettel lautete wörtlich wie folgt:

„Dieſe Federn ſind von Kotzebue verbraucht bey
„Ausfertigung ſeines Aufſatzes gegen die deutſchen
„Turn-Anſtalten, in ſeinen (ſoll heißen ſeinem)
„elenden literäriſchen Wochenblatt. Er bewährt
„auch in dieſem Aufſatze die Wahrheit der auf
„ihn gezielten Karricatur; (!) daß: weil Gott
„lenkt, der Menſch auch nicht brauche zu denken, da es ihm doch nichts helfe, das Denken.
„Fahre fort Kotzebue, vielleicht wirſt du ſelbſt
„und nicht allein deine Schriften verbrannt."

„unterzeichneter"
„Heldenmuth Blitzſchlag"

„Donnerkeil"
„am Tage der Wiedergeburt eines
„Teufels, Kotzebue genannt."
„NB. Dem Vernehmen nach ſollen Kotzebue die
„Fenſter eingeworfen werden."

Das geſchah auch würklich einige Tage ſpäter. Abends nach der Komödie, in welcher ſich mehrere Studenten von Jena eingefunden hatten. Der Thäter ſchlich ganz ſtill unter die Fenſter, warf mit einer Hand voll kleiner Steine vier Scheiben ein und lief davon. — Es iſt merkwürdig, daß die Herren Turner auf dieſe Weiſe ihre eigene Sache gar ſehr verſchlimmern: denn wenn gleich jener alberne Zettel nur von einem einzelnen lichtſcheuen Knaben herrührt, (der vermuthlich noch ſehr jung iſt, da ſeine Mutterſprache ihm noch nicht gehorchen will) und wenn gleich ohne allen Zweifel kein rechtlicher Student an dem Unfug Theil genommen hat; ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß diejenige Anſtalt, die in ihren Schülern auch nur die Luſt zu ſolchem Unfug erregt, oder nicht unterdrückt, eine tadelnswerthe Anſtalt iſt. Man denke nur einen Augenblick darüber nach, wie es in der Bruſt eines Menſchen ausſehen muß, der einen andern Menſchen Teufel nennt, und ihn gern verbrennen möchte, blos weil er über das Turnen nicht ſo denkt, wie Er! — Sollte, wie es ſcheint, der Herr Heldenmuth Blitzſchlag mit auf der Wartburg geweſen ſeyn, ſo muß er doch wohl manches Schöne in Riemann's Rede nicht beherzigt haben. Dieſer hochachtungswerthe junge Mann, der, nachdem er im Kampfe für das Vaterland das eiſerne Kreuz erworben, zu den Muſen zurückgekehrt iſt, ſprach unter andern folgendes: „der Zweck unſerer Zuſammenkunft kann „nach meiner Anſicht kein anderes ſeyn, als daß wir „gemeinſchaftlich das Bild der Vergangenheit uns „vor die Seele rufen, um aus ihr Kraft zu ſchöpfen „für die lebendige That in der Gegenwart; daß wir „gemeinſchaftlich uns berathen über unſer Thun und „Treiben, unſere Anſichten austauſchen, das Burſchenleben in ſeiner Reinheit uns anſchaulich zu „machen ſuchen; und endlich, daß wir unſerm Volke „zeigen wollen, was es von ſeiner Jugend zu hoffen „hat u. ſ. w."

Wie muß es dieſen edlen Redner ſchmerzen, daß Einer ſeiner Zuhörer — (denn wir wollen durchaus nicht glauben, es ſey mehr als Einer geweſen) wenige Tage nach jenem Feſte auf ſolche Weiſe dem Volke zeigt, „was es von der Jugend zu hoffen „hat!" Daß Einer ſeiner Zuhörer zu ſolcher „lebendigen That Kraft ſchöpfen" und auf ſolche Weiſe „das Burſchenleben (wahrlich nicht in ſeiner „Reinheit) anſchaulich machen würde!" und wo? — in der Reſidenz eines mit Recht hochgeprieſenen Fürſten, den man noch vor Kurzem hoch leben laſſen, und der es doch fürwahr nicht als ein Zeichen der Verehrung aufnehmen kann, wenn man von ihm beſchützte Fremdlinge in ſeiner Reſidenz um einer Meynung willen inſultirt. Und wenn es doch nur noch eine Meynung über irgend etwas, jedem guten Menſchen heiliges wäre, etwa über Religion, Ehre, Freyheit; da könnte man ſich noch erklären, wie ein lebhafter Jüngling durch ſolchen Frevel empört, ſich ſo weit vergeſſen möge; aber eine Meynung über das Klettern und Aufhängen bey den Beinen! iſt es möglich, deshalb in ſeinem Nebenmenſchen den Teufel zu erblicken! Heißt denn das nicht im Kleinen thun, was Napoleon im Großen that? Der ließ Jeden erſchießen, der nicht ſeiner Meynung war, und gern würde der Jüngling, der ſeinen Heldenmuth an des Herausgebers Fenſtern bewies, daſſelbe thun, wenn er dürfte. Als man, während der Revolution, den Abbé Maury zum Laternen-Pfahle führte, fragte er das Volk: „wenn ich nun da oben hänge, werdet Ihr dann heller ſehen?“ — Eben ſo muß auch der Herausgeber fragen: „wenn meine Fenſter zerbrochen ſind, habt Ihr dann die Vortrefflichkeit der Turn-Anſtalten bewieſen?“ Wir fürchten ſehr, Ihr habt Euren Gegnern nur neue Waffen in die Hände gegeben, denn — an den Früchten erkennt man den Baum. Indeſſen leben wir der Hoffnung, es werde die Mehrzahl der, von uns durchaus nicht beleidigten, Turner öffentlich erklären, daß ſie an dem Unfug keinen Theil genommen; ja wir hoffen ſogar, ſelbſt derjenige, der ihn verübt, werde ſich ſehr bald deſſen ſchämen. Thut er es jetzt nicht, ſo geſchieht es doch gewiß in reifern Jahren; und dann wird ihm ohne Zweifel der Gedanke angenehm ſeyn, daß wir ihm verziehen haben: welches wir hiermit von Herzen thun.

Wir verbinden mit obigem die Anzeige einer kleinen Schrift: **Kurze und wahrhaftige Beſchreibung des großen Burſchenfeſtes auf der Wartburg bey Eiſenach**, die uns in vieler Hinſicht Vergnügen gewährt hat. **Riemann's** ſchon oben erwähnte Rede (theilweis, denn Manches in derſelben können wir nicht billigen) — einzelne Gedanken anderer Reden — und einige Lieder ſind trefflich, und erheben auch Herzen, die nicht mehr ſo jugendlich klopfen. Die ganze Feyerlichkeit war größtentheils gemüthvoll und erhaben. Nur das **Auto da fé** — was ſollen wir dazu ſagen? — Wir würden die ganze Scene für einen luſtigen Einfall der Jugend halten, den man ſo genau nicht nehmen muß, wenn ſie nur nicht hier **gedruckt** erſchiene, und zwar mit Anmerkungen verbrämt, die, wie es ſcheint, witzig ſeyn ſollen, die aber das Büchlein ſehr verunſtalten. Man urtheile ſelbſt aus einigen Proben: **Ancillon.** „Frohne du fortan dem Zwingherrn der Hölle!“ — **Reinhard.** „Der Kerl muß brühwarm gepfeffert und geſalzen werden.“ — **Schmalz.** „Gänſe-, Schwein- und Hundeſchmalz. Alles aber ohne Salz“ u. ſ. w. Sollten die Verfaſſer würklich glauben, durch ſolche Späßlein irgend einen rechtlichen Leſer zu gewinnen? — Ferner: wenn wir auch mit Vergnügen den ſtudirenden Jünglingen bereits eine gelehrte Bildung zugeſtehen, ſollten ſie wohl ſchon im Stande ſeyn, Werke zu beurtheilen, an welchen gelehrter Fleiß Jahre lang gearbeitet hat? ſind ſie denn nicht eben deswegen auf der Univerſität, um erſt zu **lernen**, wie man ſolche Werke ſchreiben oder beurtheilen muß? oder haben ſie ſich vielleicht nur auf den Ausſpruch eines Profeſſors verlaſſen? haben vielleicht die wenigſten unter ihnen die Werke geleſen, welche ſie verbrannten? — So ſcheint es faſt. — Mehrere Nahmen, unter andern auch der des Herausgebers dieſer Blätter, ſind **ohne** Anmerkung geblieben. In der That, er wünſchte zu wiſſen, **warum** man eigentlich ſeine deutſche Geſchichte verbrannt hat? etwa weil ſie das Mittelalter nicht lobt? Freylich iſt verbrennen leichter als widerlegen.

Auf jeden Fall ſcheint es uns nicht in das Ideal einer deutſchen **Staatsverfaſſung** zu gehören, daß Studenten erlaubt ſeyn ſoll, einen Mann, wie zum Beyſpiel den Staatsrath **Ancillon**, den ſein König zum unterrichtenden Gefährten des Kronprinzen erwählte, öffentlich zu beſchimpfen. Und warum ſollte nicht der Herausgeber ſein eigenes Beyſpiel hinzufügen? **Deutſche** Jünglinge, die größtentheils vor vier Jahren noch Knaben waren, nennen einen Mann **undeutſch**, der unter Napoleons Herrſchaft manches kühne Wort geſprochen; dem im Jahre 1813 das Preußiſche Gouvernement zwiſchen der Elbe und Oder officiell bezeugte, er habe auch ſein Scherflein zur Erweckung der Deutſchen beygetragen; einem Mann, deſſen Proclamationen gegen die Franzoſen vor dem Feldherrn her gingen, dem er damals zugegeben war, und dem ſein Monarch, bey Verleihung eines Ordens, ausdrücklich ſchrieb, er habe dieſe Auszeichnung dadurch verdient, daß er die franzöſiſchen Grundſätze beharrlich bekämpft habe; den dürfen nun Studenten verbrennen, weil er das Mittelalter nicht lobt! und ihm die Fenſter einwerfen, weil er vom Turnen eine andere Anſicht hat! iſt das rechtlich? bringt das Ehre? — pagina 9. wird behauptet: das Feſt ſey mit Ruhe und Ordnung gefeyert worden. Wohin rechnet man das Beſchimpfen ehrenwerther Männer? zu der Ruhe? oder zu der Ordnung? Wie konnte man nach ſolcher **liebloſen** Handlung mit gutem Gewiſſen das **Liebesmahl** genießen?

Allein wir wollen die Jünglinge nicht verdammen: denn ihnen ſagte ja der Herr Profeſſor **Fries**: „Chriſtus ſey gekommen, ein Feuer anzuzünden auf „Erden“ — „und alle deutſche Fürſten hätten ihr „Wort gegeben, aber nur Einer es gehalten“ — „und ſie ſollten ſelbſt unter ſich einen Bundesſtaat „gründen“ — „und der heiligen **Vehme** der Wahr„heit müſſe Alles unterliegen“ — und was dergleichen Kraftſprüchlein mehr waren. Wenn ein geachteter Lehrer ſo ſpricht — wenn er ſeine Schüler zu Richtern der Fürſten macht — wenn er ſelbſt an einem ſolchen Tage den jugendlichen Muth bis zum

Uebermuthe ſteigert — ſo trägt er auch allein die Schuld.

So viel wir wiſſen, erſcheint hier zum Erſtenmale die Liſte der Verbrannten vollſtändig. Hier ſind ihre Namen: Ancillon. v. Cölln. Cramer. Dabelow. v. Haller. Harl. Zimmermann. Janke. Kotzebue. Koſegarten. v. Kampz. Reinhard. Schmalz. Saul Aſcher. Benzel Sternau. Werner. Carl v. Wangenheim. Zachariä. Wadzek. Scherer (ſämmtlich ſchuftige Schmalzgeſellen). Außerdem noch einige Journale, ein Zopf, ein Stock und ein Schnürleib, der letztere mit dem Verſchen:

Es hat der Held und Kraft Ulan
Sich einen Schnürleib angethan,
Damit das Herz dem braven Mann
Nicht in die Hoſen fallen kann.

Alle, die anders denken oder empfinden als die Jugend, werden in dieſem Büchlein Altweiſe, Abgelebte, Altgreiſe und Altflicker genannt. Bey Erwähnung, daß die meiſten Burſche zu Fuß nach Eiſenach gekommen, wird gefragt: „was wollen die Völker wider ſolch wandernd Heer und eine „turnende Jugend beginnen?“ (Wie oft iſt ſeit mehreren Jahren geklagt worden, das Militair ſey übermüthig! hat es ſich aber wohl jemals ſo ausgeſprochen, wie hier die ſtudierende Jugend?)

Doch wir enthalten uns fernerer Anmerkungen, da wir durchaus nicht erbittern wollen. Dieſe Blätter ſind blos der geſunden Vernunft und Rechtlichkeit gewidmet, und wir ſchmeicheln uns, daß kein unbefangener Leſer ſie auch in dieſem Aufſatze verkennen werde.

Nachſchrift. Als obiges ſchon in die Druckerey geſandt war, erhielten und laſen wir No. 314. der Allgemeinen Zeitung, wo über jenes Auto da fé und über den Herrn Hofrath Fries ein ſtrengeres Gericht gehalten wird, als hier aus chriſtlicher Liebe geſchehen iſt. Unter andern wundert man ſich daſelbſt, „daß Herr Fries, ein Profeſſor der „Philoſophie im 19. Jahrhunderte, ſich zu einem „Dienſte erniedrigt habe, den die Tyranney ſonſt „Schergen und Henkers-Knechten übertrug.“

Grönland.

Wer Geiſt und Gemüth recht angenehm unterhalten will, der leſe oder kaufe ſich (auf unſere Bürgſchaft) die Bruchſtücke eines Tagebuches, gehalten in Grönland in den Jahren 1770 bis 1778 von Hans Egede Saabye, Miſſionair, aus dem däniſchen überſetzt von Frieſe. Wir befolgen unſere gewöhnliche Methode, indem wir durch einige Proben nach dem Ganzen lüſtern machen. Die Grönländer leben ſehr friedlich unter einander. Wird einer empfindlich beleidigt, ſo pflegt er ſeinen Gegner nicht auf die Fauſt, ſondern zum Singeſtreit herauszufordern. Er verfertigt ein Lied, worinn er jenen ſcharf durchhechelt, und ſingt es, von ſeinen Freunden unterſtützt, vor einer großen Verſammlung ab. Der Gegner antwortet ſingend. Wer den Kürzern zieht wird verſpottet. Der Sieger darf ſich ein Stück vom Eigenthume des Beſiegten zueignen. (Wollte Gott, wir machten es in Europa eben ſo, und ſtellten höchſtens die Armeen ſingend einander gegenüber. Freylich würde dann Zelter in Berlin der größte Feldherr ſeyn.) — Bekanntlich iſt Grönland nicht der angenehmſte Aufenthalt, dennoch ſpricht der Eingebohrne mit altrömiſchem Stolze: „ich bin ein Grönländer!“ und wenn er einem Fremden etwas recht ſchmeichelhaftes ſagen will, ſo ſagt er: „du „biſt ein Grönländer.“ Manchem iſt unſere europäiſche Glückſeligkeit vordemonſtrirt, mancher in Dänemark ſehr gut behandelt worden: dennoch ſehnte er ſich zurück und war höchſtens zu dem Geſtändniß zu bringen: die Dänen wären eben ſo glücklich als die Grönländer. In Kopenhagen fanden ſie zu wenig Himmel, auch keine ſchreckliche Kälte, und ganz gegen ihre Gewohnheit, daß der Reiche dem Armen Hülfe verſage. Hörten ſie Jemanden ſeinen Dienſtboten ſchelten, ſo ſprachen ſie: „Ihr behandelt die Menſchen wie die Hunde. (Sicher giebt es auch ein Tribunal, vor dem die Grönländer mehr gelten als die Europäer). Wer hat in Europa Begriffe vom Eigenthums-Recht wie dieſes Völkchen? Findet Einer, auf einer entlegenen Inſel, ein Stück an's Land getriebenes Holz, was er gut brauchen, aber nicht gleich mit nehmen kann, ſo legt er nur ein paar Steine darauf, und iſt ganz ſicher, daß ihm Niemand es entwendet. — Sie fühlen ſich aber auch, (und mit Recht) denn als Einmal ein Grönländer einen Verweis empfangen ſollte, antwortete er dem Dänen keck: „Zuvor beſſere deine Landsleute, die „weit ärger ſind als wir. Wenn du ſie gebeſſert haſt, „dann ſtelle mich zur Rede.“ — Die noch heidniſchen Grönländer haben mehrere Weiber. Ein ſehr wackerer Mann unter ihnen, der ſchon zwey Jahre lang den Unterricht des Miſſionairs genoſſen hatte, fragte eines Tages: „du taufſt mich wohl, Prieſter?“ — Antwort: Gern, aber du haſt zwey Weiber. — „Wie? „kann ich darum kein Gläubiger werden? — Nein. — „Du betrübſt mich Prieſter. Kann ich meine Frau verſtoßen? meine Kleinen verlaſſen?“ — Sorge für dein Weib, wie bisher, nur pflege keinen ehelichen Umganz mit ihr." — „Das iſt ſchwer! wird Gott mich „verſtoßen, weil ich ſie nicht verſtoßen kann?" — Die Herren in unſerm Lande haben mir verboten dich zu taufen. — „Prieſter, meynſt du nicht, daß der große „Herr des Himmels wohlthätiger iſt, als die Herren in „deinem Lande? Ich wünſche ein Gläubiger zu ſeyn, „und ich darf es nicht werden," ſagte er tief gerührt, „aber ich will doch fortfahren Gott zu gehorchen und „das Böſe zu meiden, und ich hoffe, daß er mich nicht „verſtoßen wird, wenn ich ſterbe." Da ergriff der Miſſionair bewegt ſeine Hand und ſprach: Dein und mein und unſer aller Vater ſey dir um Jeſu willen gnädig, hier und ewig! — „Sey glücklich, Prieſter," antwortete er mit Thränen, „bey dem guten Gott im Himmel ſeh ich dich wieder!" — und er ging ungetauft, denn ſein Weib konnte er nicht laſſen. —

In Grönland erfordert der jungfräuliche Anſtand, daß ein Mädchen von ihrem Freyer ſich muß rauben, ja wohl gar bey den Haaren fortſchleppen laſſen, auch wenn ſie wirklich ſchon in ſeiner Hütte iſt, läuft ſie ihm noch einigemal davon, und zwingt ihn wohl gar zu der Liebkoſung, ihr einige Schnitte unter die Fußſohlen zu verſetzen, damit ſie fein ſitzen bleiben muß. Die Getauften überlaſſen jetzt dem Prediger die Sache. Ihm trägt der Freyer ſein Anliegen vor, und das Mädchen wird gerufen. Nach einigen gleichgültigen Fragen hebt der Prediger an: Nun wird es wohl bald Zeit daß du heurathest! — „Ich will nicht heurathen" — Das iſt Schade, denn ich habe einen Freyer für dich. — „Wen?" — Der Prediger nennt ihn. — „Der taugt „nicht, ich will ihn nicht haben." — Warum denn nicht? er iſt jung, ein guter Seehundsfänger u. ſ. w. „Ich will nicht heurathen ich will ihn nicht haben." — Nun in Gottes Nahmen, ich will dich nicht zwingen. Ich habe auch ſchon eine andere für ihn. — Pauſe. Das Mädchen ſeufzt, es tritt ihr eine Thräne in's Auge, und ſie flüſtert endlich: „Wie du willſt Prieſter." — Nein, wie Du willſt. Ich mag dich nicht überreden. — Nun kommt ein tiefer Seufzer — dann ein leiſes Ja — und die Sache iſt abgemacht. —

Ein drolliges Beyſpiel von der Geiſtesgegenwart der Grönländer. Einer fuhr in ſeinem Schlitten einen Kaufmann auf dem Eiſe über die See. Aber plötzlich zertrümmerte ein Sturm das Eis. In ſolchen Fällen laſſen die Grönländer den Schlitten im Stiche, und retten ſich durch Sprünge von einem Eisſtück auf das andere, weil aber die Europäer dieſes Springen ihnen nicht wohl nachmachen können, ſo ſagte der Fuhrmann ganz gelaſſen zu dem Kaufmann: „Höre, du biſt doch „nicht zu retten, aber du haſt Bleyſtift und Papier in „deinem Buche: reiß ein Stück ab und — (er bückte ſich bey dieſen Worten) „ſchreibe hier auf meinem „Rücken, daß du ertrunken biſt; deine Leute mögten „ſonſt glauben, ich hätte dich erſchlagen." Natürlich hatte der Kaufmann weder Luſt zu ſchreiben noch zu ertrinken, und bat um Gottes willen ihn nicht zu verlaſſen. „Nun gleich viel, ſagte der Grönländer, ſtirbſt „du, ſo kann ich auch ſterben," und er blieb bey ihm und rettete ihn. Nachher ſcherzte er oft über die Begebenheit, ſprechend: „du wollteſt nicht ſchreiben, die „war bange, das war luſtig." — Eine Schattenſeite dieſes braven Völkchens iſt deſſen Unreinlichkeit. Das Fleiſch zum Eſſen wird auf dem Fußboden zerſchnitten, Keſſel oder Schüſſel nie gewaſchen. Einſt ſah der Miſſionair, daß eine Mutter ihr Kind ſein Waſſer in eine Schüſſel abſchlagen ließ, dieſes wegſchüttete, und ſogleich das Mittagsmahl auf derſelben Schüſſel anrichtete. Die Mütter lecken ihre Kinder ſtatt ſie zu waſchen und beym Kämmen eſſen ſie was ſie fangen. Die Mädchen waſchen ſich mit Urin, auch ihre Pelze, und riechen natürlich ſehr übel. — Die Leſer mögten glauben, wir hätten gerade das intereſſanteſte von dem Buche abgeſchöpft, allein wir können die Verſicherung wiederhohlen, daß ſie faſt auf jeder Seite Befriedigung finden werden. —

Kleine literariſche Notizen.

Madam Schoppenhauer erzählt, in ihren recht angenehm dargeſtellten Erinnerungen, ſie habe im Sargue einen Knaben von neun Jahren angetroffen, den Sohn eines Boten, der ſchon zwey deutſche Meilen in Einer Stunde gegangen ſey; ſo ſehr könne frühe Gewöhnung jede körperliche Kraft ſtärken und ausbilden. Hier iſt wohl ein Druck- oder Schreibfehler zu vermuthen. Es ſoll wohl heißen: Eine deutſche Meile in zwey Stunden. Wo nicht, ſo müßte doch der Ausdruck gehen, in laufen verwandelt werden; denn daß ein neunjähriges Kind vier Stunden in einer Stunde gehen könne, iſt wohl phyſiſch unmöglich. Wir bekennen, daß wir auch an dem laufen zweifeln.

Vermuthlich haben die vielen, zur Mode gewordenen Ausfälle gegen die Juden ein Werk veranlaßt, betitelt: Die Alterthümer des israelitiſchen Volks. Es handelt aber nicht bloß von dieſen Alterthümern, ſondern es liefert auch die Geſchichte jenes Volkes, ohne Zweifel von Einem aus deſſen Mitte, allein mit großer Mäßigung geſchrieben. Der Verfaſſer hat der Verſuchung widerſtanden, „Geſetze, Sitten und Gebräuche mit denen der faſt zur Ungebühr geprieſenen Griechen und Römer oder einiger neuen „Völker zu vergleichen." Er ſagt: „Ein gereiftes Alter hat „unſer Blut ſo abgekühlt, daß wir weder überall Roſen noch „Dornen ſehn, und unſer Urtheil nicht durch äuſſern Schein, „ſondern nur durch Prüfung beſtimmen laſſen, und ſo finden „wir die Perſonen und Dinge faſt immer weder ſo gut noch „ſo ſchlecht als ſie anfangs ſich darſtellen." — Es wäre zu wünſchen, daß ein ſolches Blut in allen Adern flöſſe; denn, ohne die Juden vertheidigen zu wollen, bleibt doch ſo viel wahr: daß die Erbitterung, mit welcher ſie angegriffen werden, nur eine ähnliche Erbitterung erzeugen kann, und daß Menſchen, die man ewig ſchlecht nennt, am Ende aus Nachſucht ſchlecht werden, wenn ſie es auch zuvor nicht waren.

Herr Profeſſor Voß hat im 9ten Stück der Zeiten ſich über die neue Preußiſche Rangordnung mißbilligend erklärt, was uns nichts angeht. Allein er ſagt unter andern: „daß es unter den Preußiſchen Staatsdienern, unter „denen man ſich ein Korps der gebildetſten und aufgeklärteſten Männer zu denken lange gewöhnt hatte, Rangſtreitigkeiten geben könnte und dürfte, hätte man ſich ebenfalls „gewöhnt, unter die casus non dabiles zu rechnen.“ — Steht denn eine Rangſtreitigkeit immer mit Bildung und Aufklärung im Widerſpruche? — Ja, wenn jene Männer in geſellſchaftlichen Cirkeln auf ſcharfe Anerkennung ihres Ranges dringen, dann mögen wir ſie ungebildet, unaufgeklärt nennen. Aber auch in ihren Staatsverhältniſſen? ſchwerlich! und doch wurde nur für dieſe die Rangordnung gegeben. Uns will bedünken, der Herr Profeſſor widerſpreche ſich ſelbſt, wenn er in der Folge tadelt, daß auf das Rangverhältniß zwiſchen Militair und Civil gar keine Rückſicht genommen worden: denn wenn die Preußiſchen Staatsdiener ſo gebildet und aufgeklärt ſind, daß überhaupt gar keine Rangſtreitigkeiten unter ihnen ſich denken laſſen, wozu denn eine Rangordnung zwiſchen Militair und Civil? oder ſind die Herren vom Militär nicht auch Staatsdiener?

Aus dem Ruſſiſchen. Im ruſſiſchen Invaliden, Nro. [illegible] wird die Lebensbeſchreibung eines Mannes mitgetheilt, der keine Länder, wohl aber Ländereyen, auf die edelſte Weiſe erobert, und die Wohlhabenheit einer ganzen Provinz gegründet hat. Seegen ſeiner Aſche! es war der Staats-Rath Golinsky, Gutsbeſitzer in der Mohilewſchen Statthalterſchaft. Bloß durch Verbeſſerung der Landwirthſchaft und durch ſeinen wohlthätigen Einfluß auf alle ſeine Nachbarn, brachte er es dahin, daß die Provinz Mohilew, die vor ihrer Vereinigung mit Rußland nicht mehr als 180000 Tſchetwert Winter-Korn und 220000 Tſchetwert Sommerkorn ausſäete, nunmehro von jenem 592000, und von dieſem 611000 ausſäet, daß ferner die Anzahl der Pferde ſich verdoppelt und die des Rindviehes ſich verfünffacht hat. Das ſind herrliche Eroberungen, die kein Blut, und keine andern Thränen koſten, als die auf das Grab des Eroberers geweint werden. —

Was vernünftig und billig iſt, fühlen auch wilde Völker. Der Engländer Legh, in ſeiner 1816 erſchienenen intereſſanten Reiſe nach Egypten und den Ländern jenſeits der Waſſerfälle, erzählt: daß die Einwohner, als er die Ruinen von Kalaptſchi beſuchte, ihn befragt haben: wie er es wagen dürfe hieher zu kommen? da er doch wiſſen ſollte, daß ſie in ihrem Dorfe 500 Flinten hätten? — Er antwortete: „davon weiß ich nichts; aber ich thue Niemanden etwas zu Leide, und darum hoffe ich, man werde mir auch nichts zu Leide thun.“ Das fanden jene Barbaren ſo natürlich, daß ſie ihn ſogleich mit Höflichkeit behandelten, und ihm halfen, wo ſie konnten.

Unſere Literatur-Zeitungen, beſonders die Jenaiſche, ſollten ein Beyſpiel daran nehmen. Aber freylich, die Recenſenten ſind keine Barbaren. Höchſtens kann man die Göttinger dahin rechnen, deren Einer (in No. 59) folgende barbariſche Worte geſprochen: „Recenſent hofft nie „zu vergeſſen, was er dem Vereine, zu welchem er gehört, „was er dieſen Blättern, andern Gelehrten und ſich ſelbſt „ſchuldig iſt.“

Der italiäniſche Arzt Ruggieri hat vor kurzem einen äußerſt ſeltſamen Fall bekannt gemacht, wo ein junger Ehemann ſchon nach zwey Tagen von einer ſehr ſchönen und geliebten Frau ſich trennte, weil, von der Bruſt an bis herab auf das Knie, ihre Haut nicht allein einer Negerhaut, ſondern auch einem ſchwarzen Pudelfelle glich. Die Grenze dieſer Haut war ſo regelmäßig gezogen, daß es ausſah, als ob ſie ein ſchwarzes Korſet und ſchwarze Beinkleider angezogen hätte. Ruggieri meynt, das Uebel müſſe als eine Hautkrankheit betrachtet werden, die ſchon im Mutterleibe entſtanden ſey. Schon als Kind hatte dieſes Frauenzimmer eine hündiſche Abneigung gegen Katzen, eine große Liebe zu Pudeln, aß gern rohes Fleiſch, zerriß eine lebendige Wachtel und ſpeiſte deren Kopf mit ſammt den Federn. Zum Heyrathen bezeigte ſie keine Luſt. Erſt im 27ſten Jahre entſchloß ſie ſich dazu.

Wenn ihr Gemüth ſo weiß iſt, als ihr Pudelfell ſchwarz, ſo hätte der junge Mann ſie ſein behalten ſollen.

Man hat bisher geglaubt, daß Eiſen in unſerm Blute vorhanden ſey und es roth färbe. So lehrte zuerſt Menghini, und nach ihm Fourcroy und Vauquelin. Nun aber will der Secretair der Londner Societät, Herr Brande, durch chemiſche Unterſuchungen ausgemittelt haben, daß unſer Blut bei weitem nicht ſo martialiſch iſt, als man bisher glaubte, ſondern daß deſſen Farbe von einer beſondern thieriſchen Materie herrühret, die weder riecht noch ſchmeckt, die, getrocknet, ſchwarz wie Gagat iſt, die aber kein Eiſen enthält, ſondern aus kleinen Kügelchen beſteht, die ſich im Waſſer nicht auflöſen, ſondern auch dann noch an der Oberfläche ſchwimmen, wenn ſie durch Waſſer ihrer Farbe beraubt worden ſind. Aber dieſer färbende Stoff iſt nicht ſo ſcharlachroth wie unſer Blut, ſondern Purpurroth, faſt veilchenfarbig. Indeſſen behauptet der berühmte Chemiker Berzelius in Stockholm, die Experimente des Herrn Brande könnten unmöglich mit der gehörigen Sorgfalt gemacht ſeyn, denn Er habe unbezweifelt in der Aſche des Farbeſtoffes viel Eiſen gefunden; ob aber dieſes Eiſen Theil an der Farbe des Blutes habe? das wolle er nicht entſcheiden. Wir wiſſen alſo noch immer nicht gewiß, ob die Roſenwange eines ſchönen Mädchens uns Eiſen darbietet oder nicht. (Im 9. Stück von Gilberts Annalen iſt mehr davon zu leſen).

In denſelben Annalen ſteht eine Abhandlung über den Kreislauf des Blutes, und über die Kräfte, welche ihn hervorbringen, woraus erhellt daß unſer Herz zugleich ein Druckwerk und ein Saugwerk eigenthümlicher Art iſt, beſtehend aus zwey hohlen Räumen, die ſich abwechſelnd erweitern und zuſammenziehen; aus einem Apparat von Saugröhren; aus einer durch ein Druckventil verſchloſſenen Röhrenleitung u. ſ. w. Drollig wäre es, wenn einmahl ein Gelehrter zu ſeiner Geliebten ſpräche: ſchenken Sie mir das Druckwerk und Saugwerk in Ihrer Bruſt.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 5. 1818.

Politiſche Gegenſtände.

Herr Staatsrath Ancillon in Berlin, Verfaſſer des Werks über die Souverainetät, hat einen heftigen Gegner in den Kieler Blättern gefunden, der ihm vorwirft, daß er in einem andern ſeiner Werke: Gemählde der Revolutionen des politiſchen Syſtems, ganz andere Grundſätze aufgeſtellt habe, und der, unter dem Worte Souverainetät, nur Unabhängigkeit eines Staates von einem andern Staate, nicht aber eine willkührliche Macht im Innern verſtanden wiſſen will. Wenn Herr Ancillon behauptet, daß der Unterſchied zwiſchen Regierenden und Regierten ſchon einen Staat unter irgend einer Form vorausſetzt; ſo fragt ſein Gegner: ob denn ein Ehecontract vorausſetze, daß man ſchon verheyrathet geweſen ſey? Wenn Jener beweiſt, daß der Souverain den allgemeinen Willen erſchaffe; ſo fragt dieſer: ob denn in Preußen der Souverain den allgemeinen Willen erſchaffen habe, die Franzoſen zu ſtürzen? und fügt hinzu: „wenn derjenige ſouverain iſt, „der den allgemeinen Willen erſchafft, ſo werden „wir bald viele Souveraine haben, die bis jetzt kein „Menſch ſo genannt hat.“ (o ja, denn ſämmtliche Univerſitäten liefern jetzt Schöpfer des allgemeinen Willens.) Er giebt ferner Herrn Ancillon Inconſequenz Schuld, wenn er den Deſpotismus nicht als Verfaſſung wolle gelten laſſen, da er doch klar aus ſeinen Grundſätzen hervorgehe. Der Gegner folgt dem Angegriffenen Schritt vor Schritt, und glaubt ihm zu beweiſen, daß er von geſunder Logik gar keinen Begriff habe, ſondern den Leſer blos habe blenden wollen. Wir ſind weder befugt noch verſucht, uns in dieſen Streit zu miſchen. Nur Eines ſey uns erlaubt zu bemerken. Wenn der Gegner fragt: „ſoll denn das Volk nie mündig werden? nie zur „vollen Vernunft gelangen? und hinzufügt: „ſo wäre „ja im Staate für das Volk die Möglichkeit aufgehoben, Menſch im ausgedehnten Sinne des Worts „zu werden, mithin auch die Verpflichtung zum „Staat;“ ſo würden wir ohne Bedenken antworten: Allerdings wird das Volk nie mündig, und gelangt nie zur vollen Vernunft. Die ſogenannte harmoniſche Entwicklung aller Kräfte, die ſo viele, übrigens wohlmeynende, zum Zweck des Staates machen, iſt eine Chimäre, die noch in keinem Staate verwirklicht worden, und auch nie verwirklicht werden wird. Es verhält ſich damit eben ſo, wie mit der gerühmten ſtufenweiſen Vervollkommnung der ganzen Menſchheit, die, im Moraliſchen, auch nirgend nachgewieſen werden kann. Das ewig unmündige Volk braucht Vormünder, oder auch nur Einen Vormund, und kann in dieſem, wie in jenem Falle, ſich wohl und übel befinden; das wird jeder vernünftige Beobachter anerkennen, wenn nicht etwa der Wunſch, ſelbſt zu den Vormündern zu gehören, ihn verblendet. —

Wir waren bisher gewohnt, den Nahmen des Herrn von Gagern mit demjenigen Gefühl auszuſprechen, welches Helvetius estime sentie nennt; allein Herr Profeſſor Voß, im zehnten Stück der Zeiten, beſchuldigt ihn einer zweckloſen Redſeligkeit und behauptet, ſeine Reden wären ſtets ein geſchmackloſes Quodlibet unklarer, unzuſammenhängender Ideen und ſchwülſtiger undeutſcher Redensarten; er mißbrauche ein achtbares Talent, und bringe auf dem Bundestage ſeiner Eitelkeit die Zeit zum Opfer. — Derſelbe, ſtets keck, aber zu Buonaparte's Zeiten einen ganz andern Ton anſtimmende Journaliſt verlangt auch, daß am Bundestage das offen halten der Protocolle abgeſchafft werde, weil nur Zeit dadurch verloren gehe, und es durch Mißbrauch, in ein Veto des ehemaligen polniſchen Reichstages ausarten könne. — Wir laſſen ihn ſeine Behauptungen ſelbſt verantworten. — Von dem Herrn v. Malchus ſagt er: „wir wollen lieber noch nicht glauben, was in öffentlichen Blättern geſtanden: daß der König von Würtemberg den ehemaligen weſtphäliſchen Finanz-Miniſter Malchus in ſeine Dienſte genommen; denn „ſo viele Flüche aus jenem ehemaligen Königreiche „gefolgt ſind; die er doch wohl insgeſammt ſelbſt „zu einem Fluche für Würtemberg werden laſſen „dürfte.“ —

Unter dem Titel: Zeitgegenſtände, ſind mehrere, ſchon hie und da erſchienene Aufſätze zuſammen gedruckt worden. Der Verfaſſer iſt nicht genannt. Es wird unter andern gefragt: was iſt Geiſt der Zeit? und unſerer Zeit? und geantwortet: „er iſt „der Character des Ganges der Entwickelung der „Menſchheit und ihrer Einrichtungen in jeder Zeitperiode“ und der Geiſt unſerer Zeit: „ein leben-

„diges Streben nach veredelter, politiſcher und bürgerlicher Freiheit, und Kampf gegen alle alten, jener entgegen ſtehenden Formen.“ — Ach lieber Gott! wie viel muß da noch erklärt und bewieſen werden! Was iſt denn Entwickelung der Menſchheit? iſt die Menſchheit hier auf Erden, um entwickelt zu werden? iſt ſie ſchon jemals entwickelt worden? warum haben unſere Vorfahren ſeit 3000 Jahren ſie nicht entwickelt? welch ein Patent haben wir, daß wir uns berechtigt glauben, ſie zu entwickeln? warum ſehen wir jezt Alles ein, was unſere Väter nicht eingeſehen haben? welche neue Aufſchlüſſe über moraliſche Gegenſtände haben wir uns erworben? und wie? was iſt veredelte Freyheit? was iſt wahrhaft politiſch? und wahrhaft bürgerlich? u. ſ. w. Freylich hat jedermann den Zeitgeiſt im Munde; jedermann deutet auf ihn, wie auf ein Geſpenſt, welches man mit Grauen herum wandeln ſieht, welches aber keiner zu faſſen wagt. In dieſer Hinſicht iſt erfreulich, daß doch endlich einmal Einer auftritt, der eine Definition davon zu geben verſucht; aber uns ſcheint ſie nicht die rechte. Es geht dieſem Geſpenſt, wie allen übrigen Geſpenſtern: wenn man ihm das weiße Tuch abreißt, ſo ſteht ein gewöhnliches Menſchenkind dahinter.

Nach unſerer Anſicht muß ein Zeitgeiſt ſich nicht blos unter den Schriftſtellern, ſondern vor allen Dingen unter dem Volke zeigen. In den Zeiten der erſten Kreuzzüge zum Exempel gab es einen ſolchen Zeitgeiſt; da ſtrebte das ganze Volk nach Einem Gegenſtande. Aber jezt — man miſche ſich einmal unter das Volk, in welchem Lande man will, man wird keine Spur von jenem Streben nach der ſogenannten veredelten Freyheit finden. Eine gerechte Regierung iſt Alles, was das Volk wünſcht. Ob ſie von Einem oder von Vielen ausgehe, das iſt ihm ſehr gleichgültig, und wir bekennen uns in dieſer Hinſicht recht gern zum Volke. Iſt der Eine gut, ſo wird er auch gute Geſetze machen und keine unnützen Steuern auflegen; ſind die Vielen ſchlecht, ſo wird auch ihre Mitwürkung nichts taugen. Darum iſt ſchon lange mit Recht geſagt worden: jede Regierungsform iſt gut, wenn die nur gut ſind, die ſie handhaben. — Es iſt blos eine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit, daß man das zum Zeitgeiſt machen will, womit ſich eben die meiſten Federn beſchäftigen. Eben ſo hätte man vor 30 und 40 Jahren ſagen können, als Mesmer und Lavater ſpukten, der Magnetismus oder die Phyſiognomik ſey der Zeitgeiſt. — Keine Parthey, nur das Gute — iſt das Motto dieſer Schrift, und wir ſtimmen von Herzen ein.

Mädchen-Schulen.

Es bleibt doch ewig wahr, daß Uebertreibung einer guten Sache nur ſchadet, vollends wenn Lachen dadurch erregt wird. Gewiß herzlich gut hat der Mädchenlehrer, Herr Großmann, zu Luckau in der Niederlauſitz, es gemeynet, als er im Reichs-Anzeiger Nr. 275 wünſchte, Luther und die Fürſten möchten die Nonnenklöſter nicht aufgehoben, ſondern in Erziehungs-Anſtalten für junge Mädchen verwandelt haben; das möchte allerdings recht nützlich geweſen ſeyn. Wenn aber Herr Großmann die Fragen hinzufügt: ob, wenn das geſchehn wäre, Johann Friedrich ſeinen Churhut verlohren — ob ein 30jähriger Krieg in Deutſchland gewütet haben — ob Friedrich Auguſt katholiſch geworden ſeyn — ob man die Gräuel unſerer Zeit erlebt haben würde? ſo denkt man unwillkührlich an den philoſophiſchen Scherz von Voltaire, der in einer bekannten Erzählung die größten Weltbegebenheiten davon ableitet, daß ein Bramine, der am Ganges ſpazieren ging, mit dem linken Fuße voraustrat. Herr Großmann leitet alles menſchliche Elend daher, daß man die Frauen nicht genug ſchätze, und mit Einem Worte, daß man keine guten Mädchenſchulen habe. Ihm, als Mädchenlehrer, iſt das nicht zu verdenken. Er klagt, daß, wenn in Knabenſchulen doch drey bis vier Lehrer angeſtellt wären, eine eben ſo große Anzahl Mädchen ſich mit anderthalb, oder gar mit einem halben Lehrer begnügen müſſe; wobey freilich die armen Mädchen ganz eigentlich in die Brüche kommen. Aber ſollen denn die Mädchen alles das lernen, was die Knaben brauchen? und wenn ſie kein Zehntheil von dem zu wiſſen nöthig haben, was den Knaben unentbehrlich iſt, warum ſollten ſie denn mit Herrn Großmann, der ohne Zweifel für anderthalb Lehrer gilt, nicht zufrieden ſeyn? — Es fragt ſich überhaupt, von welcher weiblichen Bildung die Rede iſt? (davon hat Hr. Großmann kein Wörtchen fallen laſſen) von der wiſſenſchaftlichen? oder blos von der zu ihrer eigentlichen Beſtimmung erforderlichen? — Zu der erſten gehören Sprachen, Geſchichte, Geographie u. ſ. w. und es iſt allerdings recht angenehm, wenn die Mädchen in alle dem bewandert ſind. Aber — (auch abgeſehn von der Erfahrung, daß ſchon eine Frau von 30 Jahren ſelten noch viel von dem weiß, was ſie in der Schule gelernt hat, theils weil andere Pflichten ſie hindern ihr Gedächtniß zu üben, theils weil ſie in der Regel keine Luſt mehr hat ſich damit abzugeben) — ſo fragen wir, ob nicht vor allen Dingen die Mädchen zu Gattinnen und Müttern erzogen werden ſollten? und wenn, wie wir nicht zweifeln, Herr Grosmann darin einſtimmig mit uns denkt, ſo fragen wir weiter: ob Mädchen-Schulen dazu beſonders tauglich ſind? — wir ſind der Meynung, es gebe nur Eine treffliche Schule für die Bildung zur wackern Hausfrau und guten Mutter: nemlich das Beyſpiel im elterlichen Hauſe. Ueberall, wo eine gute Frau einen dankbaren Mann beglückt; überall wo, bey guter Wirthſchaft, ein ſtill-fröhliches, häusliches Leben geführt wird; da gedeihen auch die Töchter und werden der Mutter ähnlich auch ohne Gouvernante. Wir möchten jedem jungen Manne, der auf Freyers Füßen geht, rathen, bey der Wahl einer Gattin vor allen Dingen darauf zu ſehen, welches Beyſpiel das Mädchen ſtets vor Augen gehabt? ob ihre Eltern ſich liebten und von Herzen freundlich mit einander umgingen? und ob Sinn für Häuslichkeit in ihrem Hauſe herrſchte? Man pflegt zwar zu ſagen: man heyrathet ja weder den Vater noch die Mutter; aber das iſt nicht wahr; man heyrathet würklich Vater und Mutter gewiſſermaßen mit; denn das Beyſpiel, welches dieſe gaben, kann in der zarten Jugend unmöglich fruchtlos bleiben, und war es gut, ſo iſt es einer Tochter koſtbarſte Ausſteuer. Wir kennen ein Land (wir wollen es nennen: Ehſtland) wo faſt alle Mädchen bei anderthalb, oft nur bey einem halben Lehrer, treffliche Gattinnen werden, aus keiner andern Urſach, als weil ihre Mütter es waren, und weil ihre Väter das erkannten; von überfeiner Bildung iſt dort wenig zu finden; aber wer eine ächte weibliche Frau ſucht, der reiſe nach Ehſtland und greife dort blindlings in irgend eine rechtliche Familie, und wir ſtehen ihm dafür, er wird gut fahren. — So widmen wir nun dieſes Blatt mit herzlicher Dankbarkeit unſerer eigenen Haus-Ehre — ſowohl der ſchon ſchlafenden als der, Gott ſey Dank! noch wachenden — die nicht in Mädchen-Schulen wohl aber in trefflicher Haus-Schule aufgewachſen ſind und — ohne irgend einen Anſpruch, einem zweyten Johann Friedrich ſeinen Churhut zu erhalten — das Glück der Liebe und Häuslichkeit um ſich her zu verbreiten wußten.

Hesperus.

Vier Jahrgänge dieſes, von André in Brünn herausgegebenen Journals ſind uns bekannt geworden. Sie enthalten wenige Aufſätze, die nicht bleibenden Werth hätten. Wir begnügen uns, von dieſem ſchönen Fruchtbaum nur einige Blätter abzubrechen. — In den Fragmenten über Gallizien heißt es: „Jährlich gehen einige reiche alte Juden mit ihrem „Gelde nach Jeruſalem, um im verheiſſenen Lande „zu ſterben. Voriges Jahr trat ein Jude aus Kaluſch die Wanderſchaft mit 10000 Ducaten an; „ein anderer aus Kolomea hat mit einer gleichen „Summe in dieſem Jahre die Reiſe vor." (Glückliche Reiſe!) — Der Verfaſſer der flüchtigen Reiſenotizen erzählt: er habe zwiſchen Frideck und Teſchen 9 Menſchen paarweiſe ſtatt der Ochſen an den Pflug geſpannt geſehn. (und man redet noch von ruſſiſcher Sklaverey!) — In Ellbogen auf dem Rathhauſe liegt eine metalliſche Maſſe, die der verwünſchte Burggraf genannt wird. Herr Neumann hat in ihr einen Mondſtein entdeckt. (Noch hat wohl Niemand berechnet, um wie viel unſere Erde durch alle die Mondſteine ſchwerer, und der Mond leichter geworden? wenn das noch ein paarmal hunderttauſend Jahre ſo fortgeht, ſo muß doch wohl am Ende irgend eine merkbare Würkung erfolgen?) — Eliſabeth Bathory hieß ein weibliches Ungeheuer, das mehr als hundert Menſchen ſeiner Mordſucht geopfert hat, und deſſen Geſchichte, aus Acten gezogen, die Ofner Cenſur zu drucken verbot. (Wir wünſchten die Gründe der Ofner Cenſur zu vernehmen, um ihrer eigenen Ehre willen.) —

Höchſt rührend iſt die Geſchichte eines heymathloſen Stummen, der, 9 bis 10 Jahre alt, in einem höchſt elenden Zuſtande 1805 nach Prag kam, und in das dortige Taubſtummen-Inſtitut aufgenommen wurde. Er entwickelte nach und nach Talente und einen liebenswürdigen Charakter. Nun konnte er auch ſchriftlich erklären, ſein Vater ſey Eigenthümer einer Mühle in der Nähe eines groſen Dorfes, und die Mißhandlungen einer rohen Stiefmutter hätten ihn gezwungen zu entlaufen. Sein Aufſatz ſchloß mit den Worten: „Wenn man mich nur in meines Vaters Mühle führete, „ich würde ſie gleich erkennen. Sie liegt von Prag gegen Morgen. Nennen kann ich ſie nicht, auch meines Vater Nahmen weiß ich nicht. Wenn ich nur „meinen Vater ſähe, er war mir gut. Er gab mir „oft zu eſſen. Er drückte mich an ſeine Bruſt. — „Traurig!" — (Wer lehrte den Knaben, in das einzige Wort traurig eine ſo tiefe Rührung erweckende Krafft zu legen?) — Menſchenfreunde ſpürten nach. Die Mühle wurde bey Leutmeritz gefunden. Die Eltern kamen nach Prag. Der Taubſtumme erkannte ſie ſogleich, und hing mit heiſſen Thränen an des Vaters Halſe, der ihn gewaltig und heftig an die Bruſt drückte. Der gute Knabe umarmte auch die Stiefmutter, und dieſe rief erſchüttert in ihrer Mundart aus: „Har Gott himmliſcher „Faater! Ar git mer a a Schmozl!" (Herr Gott himmliſcher Vater! er giebt mir auch einen Kuß!) — Aus einigen Hauptmomenten der Verfaſſung Ungarn's geht hervor, daß dort, bey Executionen gegen den Adel, noch ein wahres Fauſtrecht herrſcht. Nemlich der Edelmann iſt berechtigt, ſich mit dem Säbel (eine Dame mit dem Stocke) zur Wehr zu ſetzen; dann geht der Proceß von neuem an. Gewinnt derjenige, der exequirt werden ſollte, und will nun ſeinerſeits den Gegner exequiren, ſo hat der auch das Recht ſich zu wehren, und dann geht der Proceß abermals von neuem an, und ſo kann es hundert Jahre dauern. Wird einer, krank oder abweſend, aus dem Beſitz getrieben, ſo wartet er, bis ſein Gegner auch wieder krank oder abweſend iſt, und treibt ihn wieder heraus. (Alles das geſchieht im 19ten Jahrhundert und die Ungarn haben eine Conſtitution.) Im 15ten Jahrhundert wurde zu Wien den heimlichen Weibern (Freuden-Mädchen) verboten, Pelzwerk oder Seidenzeuge, auch kein Sturzhütel oder Haube zu tragen, und in der Kirche nicht zu ſtehen, wo andere fromme (ehrliche) Frauen ſtehen, bei Verluſt ihres Mantels. (Es giebt heutzutage vielleicht mehr heimliche Weiber als damals, aber ſie tragen Sturzhütel ſo viel ihnen beliebt.) — Aus dem Beytrag zur Characteriſtik Waldſteins oder Wallenſteins lernen wir, daß der rohe Kriegsmann doch ein ſehr gütiger Herr gegen ſeine Unterthanen, ein Wohlthäter der ſtudirenden Jugend und überhaupt der Armen war. — In der Topographie von Oroſchaza wird bemerkt: daß bey den Feldarbeiten der Slave luſtig ſingt, der Unger aber ſo ſtumm und ſtill iſt, als ob er die abgemähten Kornähren zählen wollte. (Ein Volk, welches gern ſingt, hat auch gewiß einen kräftigen Charakter. Wie das zuſammen hängt, wiſſen wir nicht, aber die Erfahrung lehrt es. Unter allen europäiſchen Völkern ſingt jetzt der Ruſſe am meiſten und liebſten.) — In einem Aufſatz: Oeſtreich's Größe u. ſ. w. wird behauptet: „von der ſkandalöſen Literatur dieſem Schandfleck der brittiſchen und franzöſiſchen, habe Oeſtreich ſich rein erhalten." (Man erinnert dagegen an manche Gedichte von Blumauer, und an die traveſtirte Alceſte von Perinet, die auf dem Leopoldſtädter Theater aufgeführt wird.)

Straßenräuber.

Daß der Menſch unter allen Eigenſchaften ſeines Nächſten den Muth am höchſten ſchätzt, (auch den rohen Muth) iſt bekannt; daß eine Art von Muth dazu gehört, ein Straßenräuber zu werden, iſt auch nicht zu läugnen; und daher werden die Räubergeſchichten ſtets mit Begierde geleſen. Der Capitain Johnſon hat Leben und Thaten der berühmteſten Straßen- und See-Räuber, Taſchendiebe und Betrüger in London und Großbritannien geſchrieben, und ein Deutſcher hat das Buch pflichtſchuldigſt überſetzt. Der erſte, in der letzten Meſſe erſchienene Band enthält nicht weniger als 43 ſolche Geſchichten, das heißt: ungefähr 40 zu viel; denn dieſe Leſerey erregt bald Eckel und iſt auch gar zu einförmig, weil immer ein Spitzbube es wie der andere macht. Dazu kommt noch, daß manche dieſer Geſchichten bloße Mährchen zu ſeyn ſcheinen. Zum Exempel: Sawney Beane, ein Schottländer, gebohren unter der Regierung Jacob VI., bewohnte mit ſeiner liederlichen Frau eine große, labyrinthiſche Höhle am Meere, beraubte und ermordete die Reiſenden, ſchleppte die Leichname in die Höhle und verſpeißte ſie friſch, geſalzen und eingepökelt. Auf dieſe Weiſe bedurfte das liebenswürdige Paar keiner anderen Lebensmittel, deren Anſchaffung ſie gezwungen hätte, hie und da unter Menſchen zu erſcheinen, und vielleicht ihr Handwerk zu verrathen. Menſchenfleiſch iſt bekanntlich eine nahrhafte Koſt, was auch an dieſem Sawney Beane und ſeiner edlen Gattin ſich bewieß; denn ſie erzeugten in ihrer Höhle 8 Söhne und 6 Töchter, die wiederum in Blutſchande 18 Enkel und 14 Enkelinnen erzeugten. Eine Familie von 48 Perſonen, von nichts als Menſchenfleiſch lebend, muß jährlich wenigſtens 500 Menſchen verzehrt, und folglich in 25 Jahren (ſo lange trieben ſie ihr Handwerk), gegen 13000 Reiſende ermordet haben; daher iſt das natürlichſte in der ganzen Geſchichte, daß die Bewohner der Gegend durch das Verſchwinden ſo vieler Menſchen in große Beſtürzung und Bewegung geriethen, der Urſach fleißig nachſpürten und alle Wälder und Schlupfwinkel durchſtreiften; aber das unnatürlichſte, daß ſie immer an der ſchrecklichen Höhle vorüber gingen, ohne zu vermuthen, daß da recht Räuber hauſen könnten. Endlich kam einmal ein Mann mit ſeiner Frau vom Jahrmarkt, wurde angegriffen, ſah vor ſeinen Augen der Frau die Eingeweide aus dem Leibe hohlen, wehrte ſich aber verzweifelt, bis der Zufall eine den Räubern überlegene Anzahl von Jahrmarktsgäſten herbey führte, vor welchen ſie flohen. Nun zogen 480 Mann aus um die Mördergrube zu entdecken. Allein auch dieſesmal würden ſie die Höhle nicht durchſucht haben, wenn nicht ein Hund, den ſie bey ſich hatten, geſcheiter geweſen wäre als ſie. Dieſer Hund bellte ſo lange in die Höhle hinein, bis man Fackeln anzündete und ihm folgte. Da ſtieß man zuerſt auf Schenkel, Arme, Hände und Beine von Männern, Weibern und Kindern, die in Reihen aufgehängt waren, wie getrocknetes Rindfleiſch; Gold und Silber, Uhren, Ringe u. ſ. w. lagen aufgehäuft, und endlich fand man auch die Gäſte alle beyſammen; die nach Edenburg geführt und dort hingerichtet wurden. Alle ſtarben unter fürchterlichen Flüchen und Verwünſchungen. Die ganze, im Buche ſehr weitläuftig erzählte Geſchichte, gleicht der von dem Drachen in der Oper Palmyra.

Folgende Heldenthat eines berühmten Räubers, **Robin Hood** genannt, möchten wir auch nicht verbürgen. Der König von England reiſte nach den nördlichen Provinzen, von etwa 30 Mann begleitet. **Robin Hood** ſammelte 60 ſeiner Geſellen, die wohl geputzt auf 60 Schimmeln ritten. Mit dieſer Bande hielt er den König an und ſagte ihm: ſie wären ehrliche Leute, die, gleich ihm, Abgaben erhüben, nur mit dem Unterſchiede, daß Er mit den Abgaben freche Miniſter mäſte, ſie hingegen den Reichen nur das Geld abnähmen, um es den Armen zu geben; weshalb ſie hofften, daß Se. Majeſtät Grosmuth ſie eines Geſchenkes nicht für unwürdig halten werde, worauf Allerhöchſt dieſelben Dero Reiſe ungehindert fortſetzen könnten. Der König mußte ſeine Börſe hergeben, und die Schwadron auf den Schimmeln empfahl ſich zu Gnaden. —

Derſelbe **Robin Hood** würde vielleicht in unſern Tagen ſich bei dem Volke beliebt machen, denn er kaufte bisweilen den Kornjuden ihr Getraide um hohe Preiſe ab, vertheilte es unter die Armen, ritt den heimfahrenden Wucherern nach und nahm ihnen nicht allein das von ihm empfangene Geld wieder ab, ſondern auch alles was ſie ſonſt noch bey ſich hatten.

Ein uns allen wohlbekannter Mann befindet ſich gleichfalls in der Geſellſchaft dieſer Räuber, nemlich **John Falſtaff**, der auch aus dem Stegreif lebte und nicht ſo feige war, als Shakeſpeare ihn dargeſtellt hat.

Feuerſpeiender Berg.

Die bibliothéque universelle vom July dieſes Jahres liefert ein intereſſantes Schreiben über einen vulkaniſchen Ausbruch auf der Inſel **Sumbava**. Am 5. April 1815 glaubte man zu Macaſſar von Süden her Kanonendonner zu hören, der mit Pauſen den ganzen Nachmittag fortdauerte. Gegen Sonnen-Untergang ſchien er ſich zu nähern. Es war, als ob ſchweres Geſchütz abgefeuert würde, bisweilen durch Kleingewehrfeuer unterbrochen. In der Nacht vom 11. ließ die Kanonade ſich abermals vernehmen, und zwar noch weit ſtärker. Gegen Morgen folgte Schuß auf Schuß. Bisweilen ſchien es, als ob drey oder vier Kanonen auf Einmal gelöſt würden, und nicht nur das Schiff, auf welchem ich mich befand, ſondern ſogar die Häuſer wurden erſchüttert.

Der Morgen war ſehr trübe und neblicht, beſonders in Süden und Südweſten, allein der Wind ſehr ſchwach. Da ich ein großes Fahrzeug, von Süden herkommend, gewahr wurde, ſo ſchickte ich meine Schaluppe aus, um vielleicht Aufklärung über den ſeltſamen Vorfall zu erhalten. Der holländiſche Schiffer, der das Fahrzeug befehligte und von der Inſel Salayer kam, ſagte aus: man habe die Kanonade dort auch gehört, und am Lande ſogar die Batterien bereit gehalten, weil man einen Ueberfall von Seeräubern befürchtete; da aber nichts erſchien, ſo ſey man endlich auf die Vermuthung gekommen, daß der Vulcan von Sumbava Feuer ſpeye.

Ich legte mich hierauf nahe bey Macaſſar vor Anker, und ging ans Land, um dem engliſchen Reſidenten meine Nachrichten mitzutheilen. Die Häuſer in Macaſſar waren mehreremale erſchüttert worden. Gegen 8 Uhr Morgens wurde der Himmel in Süden und Weſten ſehr finſter; es ſchien, als ob ein Sturm herannahe; bald aber färbten die Wolken ſich dunkelroth und überzogen ſchnell den ganzen Horizont. Um 10 Uhr war es ſchon ſo finſter, daß ich vom Ufer aus mein, nur eine engliſche Meile entferntes, Schiff kaum erkennen konnte. Ich ging wieder an Bord.

Es war nun kein Zweifel mehr, daß die Luft mit vulcaniſcher Aſche geſchwängert ſey. Bald fiel ſie auch würklich auf das Verdeck. Gegen 11 Uhr war der ganze Himmel ſchwarz, bis auf einen ſchmalen Streif in Weſten, der einer beginnenden Morgenröthe glich, und auf dem ſich die Berge von Celebes mahlten. Nun aber erfolgte ein heftiger Aſchenregen, und das Phänomen wurde ſehr beunruhigend, am Ende gräßlich. Gegen Mittag verſchwand auch jener helle Streif und mit ihm das letzte Licht. Bald war das ganze Verdeck von vulkaniſchem Staube beſchneyt, der ſo leicht und fein war, daß, ob wir gleich Segel ausbreiteten, um ihn abzuhalten, er dennoch in alle Theile des Innern drang.

Den ganzen noch übrigen Tag hindurch war die Finſterniß ſo groß, daß ich nie, auch in der dunkelſten Nacht, dergleichen erfahren habe; es war nicht möglich, die eigene Hand zu erkennen, wenn man ſie vor die Augen hielt. Der Aſchenregen dauerte die ganze Nacht durch fort, und am andern Morgen ging keine Sonne auf. Endlich, gegen 7 Uhr, ſchöpfte ich wieder Athem, als ich bemerkte, daß die Finſterniß abnahm. Um 8 Uhr konnte ich ſchon die Gegenſtände auf dem Verdeck unterſcheiden. Von da an klärte ſich der Himmel ſchnell auf; um 9 Uhr ſah ich das Ufer. Dennoch regnete es noch immer Aſche. Einen ſeltſamen Anblick gewährte das Schiff, als es hell wurde, denn Maſten und Tauwerk waren mit einem grauen Bimsſtein-Staube bedeckt, und an vielen Stellen des Verdeckes lag die Aſche Fuß hoch. Wir haben ſicher mehrere hundert Tonnen davon ins Meer geſchaufelt.

Am 12. gegen Mittag erſchien die Sonne zum erſtenmale wieder, aber noch immer trübe; denn noch immer fiel Aſche, wiewohl in geringer Menge. Als ich nachher nach Macaſſar kam, fand ich die Ebenen faſt einen Zoll unter Aſche und man fürchtete ſehr für die Mais-Erndte. Alle Fiſche in den Teichen von Moreſſa waren todt, auch viele todte Vögel wurden gefunden.

Am 15. verließ ich Macaſſar mit ſchwachem Winde und näherte mich am 18. der Inſel Sumbava. Plötzlich glaubte ich 3 Meilen lange Sandbänke zu ſehen, und der Anblick war, noch ganz in der Nähe, ſo täuſchend, daß ich meine Schaluppe ausſetzte, um die Bänke zu unterſuchen. Es war aber nur ſchwimmender Bimsſtein, mit Baumſtrünken ſo untermiſcht, daß ſelbſt die Schaluppe nur mühſam ſich hindurch arbeiten konnte. So währte es fort, bis wir am 19. in der Bay von Bima ankamen, und da auf eine neu erwachſene Sandbank ſtießen, wo noch wenige Monate zuvor die Fregatte Zeemate in 6 Faden Waſſer gelegen hatte. Das Land gewährte einen traurigen Anblick. Bis auf die Spitzen der Berge war Alles mit Aſche bedeckt. In der Nachbarſchaft der Stadt Bima lag ſie 3½ Zoll hoch. Doch liegt der Vulcan Tomboſo 40 engliſche Meilen von Bima entfernt. Die Aſche war hier mit ſolcher Heftigkeit gefallen, daß ſie das Dach des Reſidenten an mehreren Stellen eingedrückt und die ganze Wohnung, ſo wie viele andere, unbrauchbar gemacht hatte. Dabey ſtürmte es und das ſchäumende Meer trat aus, bis in die erſten Stockwerke der Häuſer, wo es 1 Fuß hoch ſtand. Alle Fahrzeuge und Schaluppen trieben auf ihren Ankern und wurden ans Land geworfen. Noch hatte man keine Nachrichten aus dem Innern des Landes. Wie der Vulcan dort gewütet haben muß, läßt ſich ſchon aus dem Umſtand ſchließen, daß Macaſſar, wo ſeine Wirkung noch ſo ſtark gefühlt wurde, in grader Richtung 217 Meilen, 60 auf einen Grad gerechnet, von dem Berge Tomboſo entfernt liegt.

Cook's Tod.

(Aus einem Schreiben aus Genua.) Wir haben im July dieſes Jahrs mit vielem Intereſſe eine americaniſche Corvette beſucht, deren Eigenthümer, Herr Crowninſhild, bloß zu ſeinem Vergnügen von einem Hafen zum andern fährt. Ein ſehr geſcheiter Neger, der mit auf dem Schiffe war, und zwey Jahre auf den Sandwich-Inſeln zugebracht hatte, entwickelte uns die Urſach von Cook's Tode, wie ſie auf der Inſel Owhyhee ihm einſtimmig erzählt worden war. Man hat immer nicht begreifen können, wodurch die dortigen gutmüthigen Wilden zu einem ſo plötzlichen Ueberfall gereizt wurden; nun aber iſt es ſehr begreiflich. Cook brauchte Holz, und, da er nicht weit vom Ufer ein altes verfallenes Gebäude ſah, ſo meinte er dort gleich trockenes Holz zu finden, und ließ, ohne die Eingebohrnen zu befragen, die Axt daran legen. Aber dieß Gebäude war Tabu, dem Götzendienſt geweiht, folglich deſſen Berührung ein Frevel, der die Wilden ſchnell empörte und zu der That ſie trieb. Sie hatten ſich nur für ihr Heiligthum bewaffnet, und der Neger, der überhaupt mit Entzücken von ſeinem dortigen Aufenthalte ſprach, hielt ihrem ſanften gaſtfreyen Character die wärmſte Lobrede. Alſo war es blos eigene Unvorſichtigkeit, die Cook das Leben koſtete.

Zur Nachricht.

Unſere in No. 4 geäußerte Vermuthung, daß kein rechtlicher Student an dem in Weimar verübten Unfug Theil genommen, hat ſich beſtätigt, indem die Geſammtheit der academiſchen Bürger zu Jena durch drey ehrenwerthe, an den Herrn Präſidenten von Zigeſar abgeordnete Deputirte, feyerlich erklärt hat, daß ſie ſolchen Exceß verabſcheue. Vielleicht würden wir nicht einmal den Argwohn gehegt haben, daß auch nur Einer dieſer jungen Männer ſich ſo weit vergeſſen könnte, wenn nicht der vorhergegangene Exceß auf der Wartburg dieſen Argwohn gerechtfertigt hätte.

Allerley literariſche Notizen.

Ein Ungenannter hat ein Buch über Poſt-Anſtalten nach ihrem Finanz-Princip und über die Herrſch-Maximen der Poſt-Regierer geſchrieben, in welchem er ſehr lebhaft die Wirkungen entwickelt, welche das Poſtweſen im Geiſtes- und Handelsverkehr hervorbringt, und deſſen Untauglichkeit als Steuer-Anſtalt beweiſt. Dieſe letztere ſey ein wuchernder Verluſt im Volkshaushalt, bringe dem Staate keine reine Einnahme, gebe Gelegenheit zu unendlichen Plackereyen, würke nachtheilig auf die Sitten des Volks und ſey ein erzwungenes Monopol. (In der That ſind keine Klagen allgemeiner, als die über unſer Poſtweſen, und man muß allerdings mit dem Verfaſſer wünſchen, daß die ehemalige, Wohlfeilheit, Sicherheit und Schnelligkeit vereinende Reichs-Poſt — der Phönix, wie er hier genannt wird — wieder aus der Aſche empor ſteige. Möchten doch auch nebenher die Bäder berückſichtigt werden, wo eine ſo völlige Poſtleerigkeit oder Poſt-Heilloſigkeit herrſcht, daß zum Exempel wir ſelbſt im vorigen Sommer einen Brief aus Weimar nach zehn Tagen in Liebenſtein erhielten, welches Bad zehn Meilen von Weimar entfernt liegt.) —

Wer Luſt hat, in Kupfer geſtochen zu ſehen, wie die Menſchen gebraten, gekocht, lebendig geſchunden, gewippt und in eiſerne Zacken geworfen werden, der kaufe das chriſtliche Märtyrerthum, eine verſtümmelte Ueberſetzung aus dem engliſchen. Das Original iſt gegen die römiſche Kirche gerichtet, doch in der Ueberſetzung alles weggelaſſen, was Katholiken anſtößig ſeyn könnte. Daß man hier nicht Geſchichte, ſondern Legende ſuchen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch die Legenden ſind größtentheils verzweifelt mager. Viele Heilige werden in 7 oder 8 Zeilen, und der heilige Barnabas gar in drei Zeilen abgefertigt. Die Kupfer ſind freylich keine Meiſterwerke, doch für den Zweck recht gut; nur haben wir nicht begreifen können, warum die Henkers-Knechte, die vor 1700 Jahren gelebt haben, ſämmtlich in der deutſchen Tracht des Mittelalters erſcheinen? ſollte das Deutſchthum ſchon dermaßen um ſich gegriffen haben, daß ein Kupferſtecher nicht einmal wagen dürfte, einen römiſchen Henkers-Knecht römiſch darzuſtellen? — Einmal hat der engliſche Verfaſſer auch eigene Betrachtungen eingewebt, die aber gewaltig ſchielen. So z. B. behauptet er: die Geſchichte lehre, daß keine Nation gedeihen könne, wo die Lehrer des Chriſtenthums verachtet würden. Das lehrt aber wenigſtens die Geſchichte von China und Japan nicht; denn Gottes unerforſchlicher Rathſchluß hat ſeit ein paar Tauſend Jahren dieſen Reichen vergönnt, mindeſtens äußerlich zu gedeyhen. Auch könnte wohl der frömmſte Leſer zweifeln, daß die 5000 Römer, die unter Tiberius durch den Einſturz eines Schauſpielhauſes erſchlagen wurden, zur Strafe der Chriſtenverfolgungen ſterben mußten, an welchen ſie wohl Alle ganz unſchuldig waren. — Die Ueberſetzung iſt zuweilen ſehr albern. Wir wollen nur Ein Beiſpiel anführen: „und „auch durch die Vernichtung der Juden — wurden eilfhunderttauſend ermordet.“ — Es ſoll noch ein zweiter Band folgen. —

In den Bemerkungen eines Augenzeugen über den Feldzug in Portugal wird erzählt, daß die Franzoſen, wenn ſie einen Bauer nicht zum Geſtändniß bringen konnten, wo er ſein Geld oder Korn verborgen habe, ihm zuerſt einen Strick um den Hals legten, was ſie, weil der Menſch gewöhnlich dabey erblaßte, tirer au blanc (in's weiße ſchießen) nannten. Nun hängten ſie ihn auf, bis er roth im Geſicht wurde, und das hieß: tirer au rouge (ins rothe ſchießen.) Half auch das nicht, ſo ließen ſie ihn hängen, bis er blau wurde (nämlich ſtarb) und das nannten ſie ſpaßhaft: tirer au bleu. (in's blaue ſchießen.) und ſolche Menſchen dürfen ſich noch Klagen über die Occupations-Armee erlauben! —

Die Marodeurs brachten nicht ſelten auch junge Mädchen mit, die ſie verauctionirten. Ein Obriſter kaufte eine ſolche Unglückliche von guter Familie für drei Piaſter, nahm ſie ſpäterhin zur Frau und lebte ſehr glücklich mit ihr. — Als beim Rückzug alle Wagen verbrannt wurden, traf die Reihe einen Packwagen, der mit lauter farbigen Frauenzimmer-Schuhen und zierlichen Fächern angefüllt war; eine auf die Eroberung von Liſſabon berechnete Speculation, die Wellington zu Schanden machte. —

Ein angebliches Schreiben aus Rom, in dem Journal für Deutſchland des genialen Buchholz, beweiſt, daß der Pabſt unmöglich dem heiligen Bunde beytreten konnte, weil dieſer alle chriſtliche Religionen gleich ſtelle, in den Augen des Pabſtes hingegen Religion und Catholiſches Kirchenthum einerley iſt, weßhalb er ſelbſt gegen einen ewigen Frieden proteſtiren müßte, wenn er nur durch Gleichſtellung der Religionen erlangt werden könnte. — Ohne Luthers Reformation wäre die franzöſiſche Revolution nicht erfolgt. Mit dem Glanz der deutſchen Kirche ſoll auch die Herrlichkeit des deutſchen Kaiſerthums verſchwunden ſeyn. Der Kaiſer ſoll ſeine Beſchränkung, und dadurch die Fürſten ihre Freyheit, im Pabſte gefunden haben. Wo werden ſie ſie nun finden? wird gefragt. Denn eine Republik von Fürſten, die man bilden wolle, ſey blos eine Verirrung des menſchlichen Verſtandes.

In demſelben Hefte (dem Zehnten) wird der freye Kornhandel ſiegreich vertheidigt. Unter andern werden mit Recht jene Zeitungs-Nachrichten verdächtig gemacht, welche uns erzählten: Wucherer hätten im öſterreichiſchen ganze Schiffsladungen von Getreide und Kartoffeln in's Waſſer geſchüttet, um hohe Preiſe zu erhalten; und die Engländer hätten auf den Meſſen den Cattun für einige Dreier verkauft, blos um die deutſchen Fabriken zu vernichten. Wenn jenes wahr ſey, ſo müßten wohl die Früchte verdorben geweſen ſeyn. Was aber den wohlfeilen Verkauf der Engländer betreffe, ſo ſey durch Augenzeugen erwieſen, daß ihr wohlfeiler Cattun verlegne und verſtockte Waare war, die unter den Fingern zerfiel. —

Herr Johannes Büel hat zu Wien ein Taſchenbuch für Jünglinge höherer Stände herausgegeben; aus dem ganzen Büchlein iſt aber nicht zu erſehen, was der Sammler unter den höheren Ständen verſteht. Da heißt es zum Beiſpiel: „wenn du einen geprüften Freund „haſt, ſo mußt du ihm auch mit ganzer Seele ergeben „ſeyn“ — oder: wenn du deine Geheimniſſe verſchwiegen „wiſſen willſt, ſo verſchweige ſie ſelbſt“ — oder: „ein „weiſer Mann will nicht regieren, noch regiert ſeyn, als „durch die Vernunft“ u. ſ. w. — Sind das nur Regeln für höhere Stände? — Das Büchlein enthält faſt lauter Gemeinplätze und ſie mögen von allen Ständen mit Nutzen geleſen werden; nur müſſen wir bekennen, daß ſie etwas langweilig zu leſen ſind. —

Thalhofer, ein Beytrag zur Literatur der gerichtlichen Zweykämpfe im Mittelalter, von Schlichtegroll, (in unbequemem Format) liefert, außer dem Texte, die auf der Bibliothek zu Gotha befindlichen uralten Thalhoferiſchen Zeichnungen, auf ſechs Steindruckblättern, durch welche man einen anſchaulichen Begriff von den gerichtlichen Zweikämpfen des Mittelalters erhält. Im Text werden dieſe vertheidigt, weil doch der Eyd und die Tortur, die an ihre Stelle getreten, um nichts ſicherer wären, die Wahrheit zu erforſchen, und weil derjenige, der, ſeines guten Rechts bewußt, zum Kampfe geſchritten wäre, in der Regel in dieſem Bewußtſeyn, auch die Kraft obzuſiegen gefunden hätte. (Freylich iſt jetzt alles wieder gut, was aus dem Mittelalter ſtammt.) In der Kampfordnung hieß es unter andern: „welcher verwundet wird und ſich dem Andern „ergiebt, der ſoll hinführo geachtet werden ehrlos, auf kein „Pferd mehr ſitzen, keinen Bart beſcheeren, noch Waffen „oder Wehr tragen, auch zu allen Ehren untüchtig ſeyn.“ (Welche Barbarey!) Noch im Jahr 1450 wurde zu Rothweil gerichtlich auf Zweykampf erkannt, und ſogar noch 1579 gab Herzog Julius von Braunſchweig ein Privilegium des **Balgens** halber, und machte blos die Einſchränkung, daß man **nüchtern** ſich balgen ſolle. —

Mandeville's einſt berühmte **Fabel von den Bienen** iſt von **Aſcher** aufs neue aus dem engliſchen überſetzt und mit einem weitſchweifigen Commentar verſehen worden. Wir geſtehen, daß wir weder die Fabel um des Commentars, noch den Commentar um der Fabel willen zum zweytenmale leſen möchten. —

Es iſt merkwürdig, daß der General Matthieu Dumas in ſeinem précis des événemens militaires aus dem berüchtigten Manuſcript von St. Helena eine Stelle anführt, ohne auch nur im mindeſten zu Zweifel zu ziehen, daß jenes Manuſcript würklich von Bonaparte ſelbſt herrühre. Wir haben ſo ziemlich Alles geleſen, was gegen die Aechtheit dieſes neuen **Höllenzwanges** geſagt worden, (auch **Fabre's** geiſtreiche Bemerkungen) allein wir bekennen, daß wir noch immer das juramentum credulitatis darauf ablegen wollen, daß durchaus kein anderer Menſch als Napoleon ſelbſt ſo ſchreiben konnte. Es war uns folglich angenehm zu finden, daß ein Mann, wie der General Dumas, deſſen Urtheil hier wohl competent ſeyn möchte, gleicher Meynung mit uns iſt. —

Eine Sammlung alter Mährchen von **Schmidt**, hat unter dem Titel **Mährchen-Saal** begonnen. Der erſte Band enthält die Mährchen des **Straparola**, die, dem Herausgeber zufolge, im 16. Jahrhunderte ſehr beliebt geweſen ſeyn ſollen. Wir bekennen, daß es uns nicht möglich geweſen iſt, mehr als drey dieſer Mährchen zu leſen. Vielleicht finden Andere mehr Vergnügen daran. —

In einer Abhandlung **über Vermögen und Reichthum** von A. W. wird von den traurigen Wirkungen des öſterreichiſchen Papiergeldes folgendes auffallende Beyſpiel angeführt: Fünf unmündige Kinder erbten, beym Ableben ihrer Aeltern, jedes 50000 Gulden Silbergeld. Den geſetzlichen Vorſchriften gemäß, wurden dieſe Summen in Staatspapiere verwandelt und deponirt. Die bekannte Reduction auf fünf kam dazwiſchen, und als die Kinder mündig wurden, ſtand der Cours zwiſchen 300 und 400. Folglich blieben, ſtatt **Funfzigtauſend Gulden**, jedem Kinde **dreytauſend**. Der Verfaſſer verſichert, daß ſey eine Thatſache. —

Bekanntlich hat Herr **Angelo Mai**, Bibliothekar der ambroſianiſchen Bibliothek, in einem Manuſcripte aus dem ſechſten Jahrhundert Fragmente von ungedruckten Reden aus den Zeiten der Kaiſer Valentinianus und Grazianus entdeckt, die dem **Symmachus** zugeſchrieben werden. Dieſer **Symmachus** war Präfect in Rom. Der Fund iſt nicht ſehr bedeutend, und in den Heidelberger Jahrbüchern (einer unſerer beſten kritiſchen Zeitſchriften) macht der Profeſſor **Paulus** (einer unſerer hellſehendſten Gelehrten) die wahre Bemerkung, daß Symmachus zwar beſſer als ſein Zeitalter, aber doch von der ſtummen, todten Maſſe der unter Deſpotismus verſunkenen Umgebungen gedrückt war. Schon in der Lobrede des Plinius auf den Trajan iſt dieſer Druck merklich, um wie viel mehr in jenen ſpätern Zeiten, wo **Ammianus** von dem Nachfolger des Symmachus ſchrieb, was er in unſern Tagen von Napoleon würde geſchrieben haben: „Er war ein Mann, welcher übel nahm, wenn „ihm nicht, auch wenn er ausſpuckte, ein Lob ertheilt wurde.“ — Dem Himmel ſey Dank! es giebt jetzt keine ſolche **Machthaber**, höchſtens noch **Dichter**, die, wenn ſie ausſpucken, gelobt zu werden verlangen und — auch gelobt werden. —

In **Meuſel's vermiſchten Nachrichten und Bemerkungen**, hiſtoriſchen und literariſchen Inhalts, findet man neue intereſſante Beyträge zu der alten Beobachtung: daß große Begebenheiten oft aus kleinen Urſachen entſtehen, zum Exempel der Sieg bey Kolin aus einem guten Mittagsmahl des Oberſten von Benckendorf; und das bekannte Unglück des Garde-Obriſtlieutenant. Szekely (1786) aus roſenkreuzeriſcher Goldmacherey. Ueberhaupt wird hier mancher Myſtificirer entlarvt, den unſer myſtiſches Zeitalter gern wieder zu Ehren bringen möchte, zum Beyſpiel **Swedenborg** und der Baron **Liebenſtein** mit ſeinem philoſophiſchen **Goldſalze**. Indeſſen wird der Hang des Menſchen, das Wunderbare zu glauben, doch immer ſtärker bleiben als die Vernunft. Uns will bedünken, nicht durch dieſe, nur durch jenen unterſcheiden wir uns von den Thieren; denn Vernunft, wenn gleich in geringerem Maaße, haben die Thiere auch; aber myſtificiren laſſen ſie ſich nur Einmal, dann kommen ſie nicht wieder. Wir hingegen werden tauſendmal betrogen, und erkennen es auch, und kommen doch wieder.

In einer Sitzung der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften im Januar dieſes Jahres, theilte **Bertrand** die Bemerkung mit, daß in den Bädern von Auvergne die Kranken, die ſonſt recht gut das Bad eine Viertelſtunde lang ertragen, bisweilen nicht 4 Minuten darin aushalten können, weil es ſie zu erſticken droht, und daß dann jedesmal ein Ungewitter folgt. **Bertrand** ſucht die Urſach dieſes Phänomens in electriſcher Einwürkung, hat aber bis jetzt der Sache nicht auf den Grund kommen können. —

Unſer berühmter Aſtronom **Bode** hat, als er den Jupiter beobachten wollte, eine Art von Stern geſehen, der eine Zeitlang nach Weſten rückte, dann in einem Bogen ſich ſüdwärts ſenkte, wieder **umkehrte** und aus dem Felde ſeines Fernrohrs verſchwand. Er ſelbſt ſagt: „dergleichen Erſcheinung hatte ich noch nie wahrgenommen.“ **Chladni** meynt, es ſey eine lockere kosmiſche Maſſe geweſen, die von der Atmoſphäre abgeprallt und wieder aufwärts geſprungen ſey. Das ſcheint doch auch eine etwas lockere Idee zu ſeyn.

Zur Nachricht.

Da die Materialien zu dieſem Blatte ſich häufen, ſo wird man, um ſolche nicht veralten zu laſſen, von Zeit zu Zeit **zwey** Blätter wöchentlich liefern. Uebrigens bleibt es bey der Einrichtung, daß 52 Nummern für einen Jahrgang gelten.

Bei uns iſt erſchienen:

Coleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de los mejores Autores Espanoles. Oder: Spaniſches Leſebuch, mit einem erklärenden Wortregiſter begleitet von E. A. Schmid. 2 Thlr. — **Verſuch einer Geſchichte der Steinkohlen, Braunkohlen und des Torfes, nebſt Anleitung dieſe Foſſilien näher kennen zu lernen. Von J. C. W. Voigt.** 2 Theile, mit Kupfern 2 Thlr. 5 Gr.

Hoffmanniſche Hof-Buchhandlung in Weimar.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

Nr. 6. 1818.

Gedichte.

So eben iſt Luther's Entſcheidung, dramatiſches Gedicht in 4 Acten von Heinrich Schorch, erſchienen. Es war beſtimmt, am Reformationsfeſte auf der Weimariſchen Bühne dargeſtellt zu werden; doch geiſtliche Bedenklichkeiten hinderten es, wie ſolches die humane Intendanz bereits öffentlich bekannt gemacht hat. Es läßt ſich vieles für und wider die Erſcheinung Luther's auf der Bühne ſagen, und iſt ſeit einiger Zeit auch vieles geſagt worden; wir wundern uns nur, daß es nicht früher geſchehen, und daß man ſowohl den Wernerſchen als Klingemannſchen Luther auf allen Bühnen aufgeführt hat, ohne daß Jemandem eingefallen wäre, es anſtößig zu finden. Woher denn jetzt auf Einmal dies Glockengeläute? iſt die Ehrfurcht für den Reformator erſt durch die Jubelfeyer geweckt worden? Dann fürchten wir, daß ſie auch bald wieder einſchlafen werde. Der Dichter ſagt in der Vorrede: „Alles Große und Erhabene gehört der Bühne an, und die tragiſche Muſe hat das Recht, ſich jeden Helden anzueignen, zu welcher Begeiſterung auch ſeine Thaten führten. Das Theater muß ſeine Reinheit bewahrt haben, damit der Held auf der Stelle geehrt bleibe, wo er wieder erſteht; eben ſo das Publikum. — Daß das werthvolle Komiſche auch auf Einer Stelle ſich zeigt, thut dem ernſten Gedichte keinen Eintrag. Mit der Abſicht zu ſchauen und zu hören, verändert ſich der Ort, und ſtört dieſer Ort, ſo liegt es an uns ſelbſt."

Der ſchöne, gemüthliche Prolog (vom Herrn Ober-Conſiſtorial-Director Peucer) fügt hinzu:

Denn, ſo die Bühne ſoll die Welt bedeuten,
Muß auch die Welt auf ihr vorübergehn;
Das Herrlichſte und Größte aller Zeiten,
Hier muß ſich's zeigen, hier muß es geſchehn;
Dann wird es heller in die Zukunft deuten —
Klar angeſchaut kann es nicht untergehn:
Es lebt das Edle fort, ſo lebt das Schöne —
Dieß iſt der Preis der teutſchen Melpomene!

Wir bekennen, daß dieſe Anſicht auch uns wahrer ſcheint, als das abſprechende Urtheil des vormaligen Redacteurs, Herrn Doctor Wieland, im Oppoſitionsblatte, wo freylich überhaupt bisher wichtig geſprochen, ſondern immer nur einſeitig, breit und langweilig abgeſprochen wurde. Beſäßen wir ein für die höhere dramatiſche Muſe einzig beſtimmtes Theater, wie das Theatre français in Paris, ſo möchte wohl noch weniger gegen Luther's Erſcheinen auf demſelben einzuwenden ſeyn. So lange das uns mangelt, und ſo lange derſelbe Schauſpieler, der heute etwa den Herrn von Langſalm im Wirrwarr ſpielt, morgen auch den Luther darſtellen muß; ſo lange möchte der Ort doch wohl manchen Zuſchauer ſtören: wiewohl gewiß nicht die meiſten.

Das war es auch wohl nicht, was die Berliner Studenten bewog, den bekannt gewordenen Unfug im Theater zu treiben. Sie hatten eine Meinung aufgefaßt und glaubten (ſo wie ein Theil ihrer Brüder in Jena) kein Menſch dürfe jetzt eine andere Meinung haben als die ihrige. Dieſe ihre Meinung mit Gewalt durchzuſetzen, das hielten ſie für recht; wenn aber ihre Gegner daſſelbe thun wollten, das würden ſie für unrecht halten. Uns dünkt, wir hören von Schorch's Luther den Zuruf:

— — Schlecht iſt dein Gewerbe! was
vermiſcheſt du mit Chriſti ſanfter Lehre
Gewalt der Hölle?

Wir aber ſagen mit demſelben Luther:

Der Geiſt iſt frey und ohne Zwang der Glaube,
Dieß haltet feſt, auf daß Euch's Niemand raube.

Ueber das dramatiſche Gedicht ſelbſt erlauben wir uns hier kein Urtheil, denn zu einer gründlichen Auseinanderſetzung mangelt uns der Raum; und obenhin davon zu ſprechen, dazu achten wir den Dichter zu hoch. Nur Eine Stelle wollen wir abſchreiben, daran man ſeinen Geiſt erkennen möge:

— — Als ich in
Der Knabenzeit hinabfuhr in den Schacht,
Vernahm ich wohl das wild' Gewäſſer, was
Da unten tobt. Es wurde leicht bezähmt,
Und Gold gewonnen, und manch edles Erz. —
Was nun hier oben Unrath ſichten ſoll.
In Gottes Wort wollt' ich es treu erfinden. —
Wo aber, wo iſt edles Erz im Herzen! —
Der wilde Strom ſoll fort! es iſt
Gewiß: die Nachwelt ſelbſt erſtehet nur
Aus Geiſtes Wahrheit ihrer Ahnen. Wo
Der Rückblick fehlt, da iſt die Zukunft faſt
Verlohren.

Reiſen.

Ein Reiſender, der lebhaft, aber einfach, darſtellt, was er geſehen und erfahren; der ſich — wenn er kein Yorik iſt — bey dem, was er gedacht und empfunden, ſo wenig als möglich aufhält, aber ſeine Individualität anſpruchlos zum Beſten giebt: ein ſolcher Reiſender gewährt uns zehnmal mehr Vergnügen, als irgend ein herumkutſchirendes Maſculinum oder Fömininum, das einen Baum an der Landſtraße vorüberfährt, ohne dabey zu denken: was werd' ich über dieſen Baum dem Publikum ſagen? wie werd' ich mich, empfindſam oder gelehrt, fromm oder tändelnd, darüber vernehmen laſſen? ſolche Leute gehen eigentlich nicht auf Reiſen, ſondern auf die Jagd, und die Feder iſt ihr Geſchoß. Sie jagen aber nicht zum Vergnügen, ſondern aus Eitelkeit, (beſonders die Föminina) oder gar, wie der ſelige Nicolai, um zehn Bände zu füllen, die ſich theuer verkaufen laſſen. Es wäre ein Buch über den Reiſe-Unfug zu ſchreiben, und wir ſchreiben auch wohl künftig noch mehr darüber; nur nicht in dieſem Augenblicke, wo die höchſt anziehende Reiſe des Herrn von Bretſchneider nach London und Paris vor uns liegt. Der Verfaſſer iſt leider ſchon lange todt, aber aus ſeinen hinterlaſſenen Briefen an Nicolai hat der ehrwürdige Veteran v. Göckingk (ein Nahme, der gewiß beſonders jedem ältern Leſer, lieblich tönt) dieſes Büchlein zuſammengeſetzt, wofür ihm herzlich gedankt ſey.

So wie wir in jedem Gemählde von Vandyk die Seele desjenigen erkennen, der ihm ſaß, wenn auch ſogar der Nahme des Gemahlten uns unbekannt wäre; ſo erſcheint uns hier der Verfaſſer als ein tüchtiger Mahler, der ſeine eigene Geſtalt aus dem Spiegel ſtahl. Wir wollen gerade nicht behaupten, daß dieſe Geſtalt keine Flecken hätte; aber es iſt doch ein reiner Umriß, ein kräftiger Pinſel; wir lernen einen Menſchen kennen, während wir in hundert andern Reiſen nur einen Schriftſteller kennen lernen. — Voraus gehen Nachrichten von dem Leben des Verfaſſers, aus deſſen eigenen Briefen an Nicolai gezogen, ein Briefwechſel, der 43 Jahre dauerte. Bretſchneider ſtarb 1810. — Von ihm war das einſt ſehr bekannte Bänkelſängerlied auf Werther's Leiden:

Hört zu, ihr Junggeſellen,
und ihr, Jungfräulein zart!
Damit ihr nicht zur Höllen
aus lauter Liebe fahrt

welches unter andern mit dem Verſe ſchloß;

Es lag, und das war's beſte,
auf ſeinem Tiſch ein Buch;
gelb war des Todten Weſte,
und blau ſein Rock von Tuch.

Bretſchneider machte es für einen Bänkelſänger, Nahmens Martin König, den der Preußiſche Legations-Secretair Hanz zum Spaß von Wezlar nach Uſingen an ihn abgeſchickt hatte. — Einen Roman: die erſte und letzte Liebe eines Mannes, der ſich dem Alter nähert, hat er nicht vollendet, oder wenigſtens nicht herausgegeben; aber es iſt merkwürdig, daß die Heldin ein Frauenzimmer in der Nähe von Warſchau war, welches er in ſeiner Jugend geliebt hatte, und, nach einer 34jährigen Trennung, zum zweytenmale ſich in ſie verliebte. — 1804 ſchrieb er ein Werk gegen Buonaparte, den er mit dem Nahmen Theodor bezeichnete. Auf die Klage des franzöſiſchen Geſandten zu Wien wurden bey dem Buchhändler Degen daſelbſt 500 Exemplare gefunden, die er aus dem Auslande erhalten, und ſogleich zurückſchicken ſollte. Indeſſen gab man dem Geſandten zu überlegen, ob durch ein ſolches remittiren das Buch nicht noch mehr verbreitet werden würde? worauf er die 500 Exemplare für 1500 Franken kaufte — Unter Bretſchneider's characteriſtiſchen Aeußerungen heben wir folgende aus: „Gebt mir einen Mann, der mein ärgſter Feind iſt, laßt ihn ſogar etwas boshaft ſeyn: wenn er nur Kopf hat, Verſtand verſchmelzt ſich zuſammen, und ein wahrer Menſchenkenner findet mich bald, wie ich bin, und hört auf mich zu haſſen. Sage ich das aus Stolz, ſo bin ich ihn der Erfahrung ſchuldig." —

Auf einer Reiſe nach Holland den Rhein hinunter, hatte Bretſchneider kein Geld mehr, aber noch eine Uhr. Als nun das Schiff bey Düſſeldorf anlegte, ſchrieb er in ſeiner Verlegenheit an den damals dort befindlichen, wackern Jacobi, (jetzt in München) den er nicht kannte, ſich ihm auch nicht zu erkennen gab: „ich wende mich an Sie, weil ich glaube, daß Sie menſchlich denken und fühlen, und bitte, mir eine goldene Uhr für ihren wahren Werth abzukaufen, denn Niemand, dem ich ſie anbieten wollte, würde mir mehr als den halben Preis dafür geben." Jacobi half ihm edelmüthig, ohne ſich weiter um ſeinen Nahmen zu bekümmern, den er wahrſcheinlich erſt jetzt durch dieſes Buch erfährt.

In London ſpeiſte Bretſchneider einmal in der Kanonen-Taverne, wo acht Speiſen für Einen Schilling geliefert wurden. Dennoch fand er da ein paar arme Italiäner in Knoten-Perücken, die nur Einen Tag um den andern kamen, und ſich für ihren Schilling auf zwey Tage ſatt aßen. Ein gleiches ſah er 1791 zu Coblenz, wo viele von den vornehmſten Emigranten nur Einen Tag um den andern in den drey Kronen ſpeiſten, aber dann auch ganz übermenſchlich aßen.

Einſt ging er mit einem Freunde durch eine Londner Straße, da ſaß eben ein Bettler vor einer Hausthür und hatte unter freyem Himmel ſeinen Mittagstiſch gedeckt. Auf ſauberm Tiſchzeuge ſtand ein Kalbsbraten, Blumenkohl, Pudding und ein Krug Porter. Ein wohlgekleideter Knabe bediente den Gaſſenbettler, dem jener Freund einen Schilling reichte. Bretſchneider äußerte ſeine Verwunderung darüber, allein der Freund antwortete: Eben deswegen gebe ich dieſem Manne, weil er kein Heuchler iſt. Er hat nur Einen Fuß, folglich verdient er Allmoſen. Trägt ihm das ſo viel ein, daß er gut davon leben kann, ſo iſt ihm das wohl zu gönnen. (Braver Engländer! er hieß Fiſh.)

Einen Juden Fränkel lernte Bretſchneider kennen, der einmal in Prag viel Geld und Juwelen bey ſich hatte. Ein anderer gemeiner Jude wollte ihn beſtehlen, ſchlich, während Fränkel Jemand bis an die Treppe begleitete, in deſſen Zimmer, und verſteckte ſich in einen Schrank, um da zu lauern, bis Fränkel ausgehen würde. Zufällig kam aber ein anderer reicher Jude aus Frankfurt, und erzählte eine komiſche Geſchichte, wobey er mehrere Stimmen bekannter Juden ſo drollig nachahmte, daß der Spitzbube im Schranke ſich des lauten Lachens nicht enthalten konnte, und ſo entdeckt wurde. (Der Frankfurter wäre ein tüchtiges Subject für das Luſtſpiel Unſer Verkehr geweſen.)

Ein Beyſpiel altfranzöſiſcher Redlichkeit: „Einſt trat ich gegen Abend in einem ſchlechten Ueberrocke in ein Haus, an welchem eine Tafel mit der Ueberſchrift hieng: Baltasar, Horloger de Madame la Dauphine. Ich verlangte eine tombackene oder ſilberne Uhr. Er hatte keine. Warum, fragte er, wollen Sie keine goldene kaufen? — Antwort: weil ich ſie nicht bezahlen kann. — Wenn das iſt — ſehn Sie, hier habe ich eine goldene, die ein Spieler für 8 Louisd'or von mir gekauft, aber nur drey bezahlt und auf dieſe Verzicht gethan hat, weil er all' ſein Geld im Spiel verlohren. Dieſe 3 Louisd'or will ich Ihnen zu gute rechnen, und ſie zahlen mir nur 5. Die Uhr iſt gut. — Ich nahm dieſe Geſchichte für einen gewöhnlichen Kunſtgriff, fand aber die Uhr wirklich gut, (ſie iſt es auch geblieben ſeit 30 Jahren) bezahlte die 5 Louisd'or und, da noch etwas daran zu machen war, ſo verſprach ich, ſie am andern Mittag abzuholen. Das that ich auch, war aber zufällig beſſer gekleidet und wurde mit finſterm Geſicht empfangen. Wenn ich das gewußt hätte, ſagte der ehrliche Balthaſar, fürwahr ſie hätten die Uhr nicht unter 8 Louis bekommen. Geſtern ſtellten Sie ſich arm. Pfuy, mein Herr, das iſt nicht fein.“ — Folglich hatte der ehrliche Alte auf die feinſte, edelſte Weiſe eine Wohlthat erzeigen wollen. Mürriſch ließ er jetzt die Uhr verabfolgen. —

In Paris gab es damals bey Hofe zwölf ſogenannte Kapellen-Schweitzer, die nichts weiter zu thun hatten, als während der Meſſe Ordnung und Ruhe zu erhalten. Einſt waren aus des Königs Betſtuhle goldene Quaſten von einem Prunktuche geſtohlen worden, weshalb der Herzog von Noailles, unter dem die Schweizer ſtanden, ſie Alle im Schweitzer-Saale verſammelte, und ihnen durch einen Dolmetſcher erklären ließ, daß Einer aus ihrer Mitte der Thäter ſeyn müſſe. Bretſchneider ſtand am Kamine, und hörte wie die Schweitzer ziſchelten: was iſch geſtohle worden? und als ſie endlich begriffen, wovon die Rede ſey, umringten ſie murrend den Herzog, und ſagten ihm in derbem Deutſch, daß ein Schweitzer nie Gold oder Silber ſtehle. Ja, wenn's Wein wäret ſetzte Einer ſehr naif hinzu. —

Wir enthalten uns, Bretſchneider's mannichfaltige und höchſt intereſſante Abentheuer zu berühren, ſo wie ſeine Verhältniſſe zu ſo manchen merkwürdigen Perſonen ſeiner Zeit, z. B. Joſeph dem Zweyten. Nur aus ſeinen angehängten Briefen wollen wir noch anführen, daß er glaubte, die erſte Veranlaſſung zu den ihm verhaßten Ritter-Romanen gegeben zu haben, indem er mit Ganz (den er 1764 bey der Kaiſerkrönung kennen lernte) zum Scherz gewöhnlich im Ritter-Tone ſprach und correſpondirte. Ganz kam nach Wetzlar unter einen Haufen junger Leute, die wegen des Cammergerichts ſich dort aufhielten (unter andern auch Göthe) ſetzte den Spaß fort, und nun meynt Bretſchneider, Göthe ſey dadurch auf den Gedanken gerathen, ſeinen Götz von Berlichingen zu ſchreiben. —

Sehr merkwürdig haben wir einen Zuſatz des Herrn v. Göckingk gefunden, welcher erzählt, daß der letzte Churfürſt von Maynz ſich einſt durch eine unbedeutende Stelle in dem Journal von und für Deutſchland (welches G. bekanntlich herausgab) dermaßen beleidigt gefunden, daß er eine wichtige Unterhandlung mit Preußen durchaus nicht eher anknüpfen wollen, bis der Herausgeber beſtraft ſey; worauf Hr. v. Göckingk ſich genöthigt ſah, die Preuſſiſchen Staaten auf eine Zeit lang zu verlaſſen. — (Alſo ein Churfürſt des heil. römiſchen Reiches verſagte ſich einer Unterhandlung, die den Staat betraf, um Privat-Rache zu üben!) —

Wir wünſchten ein gleich günſtiges Urtheil über ein dickleibiges Werk fällen zu können, welches, unter dem gezierten Titel, Mnemoſyne, ein Tagebuch auf einer Reiſe durch das Lombardiſch-veneſpaniſche Königreich u. ſ. w. liefert. Der Verfaſſer heißt Kezàl, und befand ſich im Gefolge des Kayſers. Höchſt witzig iſt es ſchon, daß er nicht, wie andere vernünftige Leute, jedesmal das Datum angiebt, an welchem er ſchrieb, ſondern ſtatt deſſen den Nahmen der im Kalender ſteht: am Hubertustage, am Wolfgangstage u. ſ. w. Da ſoll nun wohl der Leſer immer im Kalender nachſchlagen, wenn er wiſſen will, in welcher Jahreszeit der Verfaſſer reiſte. Das Buch iſt alſo eigentlich für den Kalenderfey in Salzburg geſchrieben, deſſen wir in dem erſten dieſer Blätter erwähnt haben. Eben ſo zurückſtoßend iſt die ewige Wiederholung des Nahmens Saleſius, eines Freundes, an den der Verfaſſer ſeine Herzens-Ergüſſe richtet; Komm Saleſius! Sieh Saleſius! Laß uns jetzt da oder dorthin gehn Saleſius! Das mag dem Herrn Saleſius recht wohl gefallen, dem Leſer widerſteht es. Wir verſchonen den unſrigen mit alle dem empfindſamen affectirten Geſchreibſel, und wollen verſuchen, einige ſparſame Körner (wenn auch nicht Gold) aus dieſem Sande zu waſchen. Dahin gehören freylich nicht Merkwürdigkeiten wie folgende: „Was will der Kerl, der uns auf jedem Schritte nachſchleicht? — warte, (nemlich Saleſius) wir wollen uns erkundigen. — Cosa volete? — Sior, non avete bisogno d'une bella ragazza?" — oder die Anecdote von einem venezianiſchen Kavalier, der, „als ihm zu Ohren kam, daß ſein Sohn endlich die Folgen ſeiner Ausſchweifungen an ſeinem Körper trage, ausrief: ecco il bricconcello m' ha avanzato!" — Dahin gehört ebenfalls der Beſuch in dem Bergwerke zu Hydria, der ziemlich lebhaft geſchildert iſt. Durch die außerordentliche Hitze in den unterſten Schachten trocknet das Holz, mit welchem die Gänge, um Einſturz zu verhüten, ausgezimmert ſind, dermaßen aus, daß im Jahr 1805, durch Unvorſichtigkeit eines Arbeiters, ein ſo furchtbarer Brand im Innern des Berges entſtand, daß man ihn auf keine andere Weiſe löſchen konnte, als indem man den Fluß in den Berg leitete und alle Schachten unter Waſſer ſetzte. Als nun das Waſſer zu dem unten eingeſchloſſenen Feuer drang, entſtand ein ſchreckliches Erdbeben und die meiſten Gänge ſtürzten ein. Nach langer Zeit wurden ſie gereiniget, und da fand man ganze Lachen Queckſilbers, das ſich in dem ungeheuren Brande auf ſeine eigene Weiſe ſublimirt hatte und von allen Seiten zuſammen geſtoſſen war.

Nun wüßten wir weiter nichts hinzu zu fügen, als daß der Verfaſſer ſeine zwey dicken Bände am Silveſters-Abende 1816 beendigt hatte, daß ſie auf ſchönes weißes Papier gedruckt ſind, und daß er den Leſer um Nachſicht bittet. —

Der dritte und vierte Band von Humbolds Reiſe iſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen. Der Werth dieſes Werkes iſt längſt anerkannt. Wir begnügen uns, einiges auszuheben.

„Die meiſten der Horden, die wir Wilde nennen, ſtammen wahrſcheinlich von vormals cultivirten Völkern und wie ſollte man auch der Menſchen-Gattung verlängerte Kindheit — wenn ſie anders irgendwo exiſtirt — von der moraliſchen Herabwürdigung unterſcheiden, in welche ſie durch Vereinzelung, Elend, erzwungene Wanderungen oder ein rauhes Clima gerathen iſt? Lauter Urſachen, die auch die letzten Spuren der Civiliſation verwiſchen. Das Wort Barbar, welches wir von den Griechen und Römern entlehnt haben, war vielleicht der Eigen-Nahme einer ſo verwilderten Horde." — „Ungern bediene ich mich des Wortes Wilder, weil es zwiſchen dem freyen und dem in den Miſſionen lebenden Indianer eine Verſchiedenheit der Geiſtesbildung anzudeuten ſcheint, welcher die Erfahrung oft widerſpricht. In den Wäldern von Südamerika leben Stämme in Dörfern, bauen das Feld, gehorchen einem Häuptling, und ſind fürwahr nicht wilder als die nackten Indianer in den Miſſionen, welche man gelehrt hat, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Es iſt ein allgemeiner, in Europa verbreiteter Irrthum, daß jene ſogenannten Wilden bloß herumſchweifende Jäger wären. Lange vor Ankunft der Europäer wurde Ackerbau getrieben, und noch jetzt in Gegenden, wohin die Miſſionaire nie gedrungen ſind." — „Die Chayma's haben, wie alle Völker unter heiſſen Himmelsſtrichen, einen entſchiedenen Widerwillen gegen Bekleidung. Im Norden von Europa hingegen hat die Vertheilung von Hemden und Hoſen viel zu Bekehrung der Heyden beygetragen. Unter der heißen Zone ſchämen ſich die Eingebohrnen, bekleidet zu erſcheinen, und flüchten ſogar in die Wälder, wenn man ihnen die Kleider zu ſehr aufdringt. Trotz aller Vorſtellungen der Mönche bleiben die Chayma's in ihren Häuſern nackend, beyde Geſchlechter. Müſſen ſie ausgehen, ſo tragen ſie eine leichte Tunica. Regnet es aber, ſo ziehen ſie alles aus, wickeln es zuſammen, und tragen es unter dem Arme, weil ſie lieber ihre Körper als ihre Kleider dem Regen Preis geben. Die Miſſionaire klagen, daß die jungen Mädchen um nichts ſchamhafter ſind als die Männer. Schon Columbus fand 1498 auf der Dreyfaltigkeits-Inſel die Weiber ganz nackend, die Männer hingegen trugen den Guayuco, den auch jetzt die Chayma's noch tragen, der aber nur ein 2 bis 3 Zoll breiter Streifen iſt. Schuhe, Hoſen und Hüte ſind Luxus-Artikel, nach welchen ein Chayma nicht zu ſtreben wagt. Humbold brachte einen

Diener aus dieſem Volke mit nach Frankreich, der, als er einen Bauer hinter dem Pfluge mit einem Hute auf dem Kopfe erblickte, ausrief: „Ah! welch ein elendes Land, wo ſogar die Edelleute das Feld bearbeiten müſſen!“ Denn er meynte, wer einen Hut trüge, müßte wenigſtens ein Edelmann ſeyn. — Mißgeſtaltete Menſchen giebts unter den Schayma's gar nicht. Humboldt glaubt, das komme daher, weil der Wilde ſich nie mit einer Bucklichten verheurathet, wie in Europa wohl um des lieben Geldes willen zu geſchehen pflege; und weil überhaupt die ſchwächlichen Kinder ungepflegt früh ſterben, und nur die geſunden übrig bleiben. — Es iſt falſch, daß die eingebohrnen Amerikaner unbärtig wären. Sie haben nur wenig Bart, den ſie noch obendrein ausreiſſen; denn er iſt ihnen eben ſo verhaßt, als er bey den Morgenländern in Ehren gehalten wird. Es giebt aber auch Stämme, die am Kinn, und ſogar auch auf der Bruſt, ſehr dicht behaart ſind. Durch öfteres Raſiren kann auch ein dünnbärtiger Schayma es dahin bringen, daß ihm der Bart ſtärker wächſt, wie Humbold an jungen Leuten geſehn, die bey der Meſſe dienten, und die gar zu gern ihren Miſſionairen, den Capucinern, gleichen wollten. — Eine kurze platte Stirn iſt eine andere Liebhaberey der Schayma's, die ſie eben ſo ſehr übertreiben, als vormals die Griechen das Gegentheil übertrieben, indem ſie die Stirnen ihrer ſchönſten Bildſäulen unmäßig verlängerten. — Unwiderſtehlich empfinden die Schayma's das Verlangen, die Geſellſchaft zu fliehen und zu ihrer wilden Lebensweiſe zurück zu kehren. Kleine Kinder entlaufen oft ihren Eltern und irren 4 bis 5 Tage in den Wäldern herum, ſich blos von Früchten, Wurzeln und Palmkohl ernährend. „Vielleicht entſpringt bey cultivirten Völkern die Liebhaberey der Jagd aus derſelben Quelle: Dem Reiz der Einſamkeit; dem angebohrnen Verlangen nach Unabhängigkeit; dem tiefen Eindruck, den überall die Natur hervorbringt, da wo der Menſch ſich allein mit ihr in Berührung findet“ — Am Oronoco-See lebt eine Völkerſchaft, die Guaraunu's, welche die beſondere Geſchicklichkeit beſitzt, auf einem weichen, moraſtigen Boden mir nichts dir nichts herum zu laufen, während jeder Andere, er ſey Weiſſer, Neger oder Indianer, augenblicklich darinn verſinkt. Man glaubt gewöhnlich, die Guaraunu's wären von Natur leichter, doch Humboldt meynt, es ſey nur eine durch Uebung erworbene Geſchicklichkeit. — Im 4ten Bande erzählt der Reiſende: eine weiſſe Familie habe ſich auf einer der Caracas-Inſeln angeſiedelt und dort Mais und Manioc erbaut. Der Vater hatte das Unglück ſeine Kinder zu überleben. Er kaufte nun zwey ſchwarze Sklaven, die ihn ermordeten, allein ihres, in der Einöde begangenen, Verbrechens lange nicht überwieſen werden konnten, bis endlich Einer den Andern ſelbſt angab und unter der Bedingung begnadigt wurde, Henker oder Scharfrichter von Cumana zu werden, worauf er dann auch ſogleich damit anfing, ſeinen Freund aufzuknüpfen. Die Ziegen, welche jener Anſiedler mit nach der Inſel genommen hatte, haben ſich dort fortgepflanzt, ſind aber wild geworden; die Pflanzen hingegen ſind ausgegangen. Es ſcheint, daß der Mais in Amerika, wie der Waizen in Europa, ſich nur durch die Sorgfalt der Menſchen erhält. Sich ſelbſt überlaſſen, ſäen ſie ſich zwar aus, allein die Vögel zerſtören ſie bald. — Im Hafen von Guayra freſſen die Hayfiſche keine Menſchen. Humboldt ſagt: er habe in den Tropen-Ländern ſchon öftere ähnliche Bemerkungen an Thieren gemacht, die in Haufen beiſammen leben, z. B. an Affen und Crocodillen. Die, auf gewiſſen Inſeln gefangenen Affen, ſind weit leichter zu zähmen, als die Affen der nemlichen Gattung, wenn ſie auf dem feſten Lande gefangen wurden. Es giebt Gegenden, wo die Crocodille feig ſind und ins Waſſer entfliehen, während ſie in andern Gegenden höchſt unerſchrocken angreifen. So ſind auch die Hayfiſche ſehr blutgierig an den Inſeln, die grade gegenüber dem Hafen von Guayra liegen. Das Volk erzählt, ein Biſchoff habe ſie hier durch ſeinen Segen gebannt. (Stoff zum Nachdenken, wenn dieſe Beobachtungen auf Menſchen angewandt werden.) — Wir ſchlieſſen dieſen Auszug mit einer gräßlichen Anecdote: bey den erſten Unruhen, welche der erwachende Freyheitstrieb in der Gegend von Caracas erregte, wurde Joſeph Eſpanna ein Opfer derſelben; er ſtarb auf dem Schafot. Seine Gattin wurde eingeſperrt — etwa weil ſie Theil am Aufruhe genommen hatte? — Ganz und gar nicht, ſondern weil ſie ihren Gatten, als er auf der Flucht war, bey ſich aufgenommen, und ihn der Regierung nicht denunciirt hatte!!! Das heißt der heiligſten Bande ſpotten! wie würde es Madam Lavalette ergangen ſeyn, wenn ſie ſolchen Tygern in die Hände gefallen wäre! —

Reiſe eines Franzoſen nach England in den Jahren 1810 und 1811.

Endlich tritt auch einmal ein Franzoſe auf, der eine Beſchreibung von England liefert. Es iſt in der That merkwürdig, daß bis jetzt keine ſolche, von einem Franzoſen geſchrieben, exiſtirt hat, denn Faujas de St Fond hat ſich faſt ausſchließlich nur mit der Mineralogie abgegeben, und die Damen Rolland, von Genlis und v. Staël haben in ihren Reiſe-Be richten nur nebenher von den Gegenſtänden, die ſie ſahen, geſprochen, weil ihnen mehr darum zu thun war, ihre Leſer von ſich ſelbſt als von England zu unterhalten; ältere Reiſebeſchreiber aber hatten für nichts Intereſſe, als entweder für den Gang ihrer geſandſchaftlichen Unterhandlungen oder für die Vorfälle bey Hofe. Der Verfaſſer des obigen Werkes hingegen verbreitet ſich mit Sachkenntniß, hellen Einſichten und einer eigenthümlichen Laune über alle ihm vorgekommene Gegenſtände, und es iſt daher der Mühe werth, daß wir unſere Leſer mit ihm und ſeinem Buche etwas näher bekannt machen.

Dieſer Franzoſe hat, mit einer Engländerin verheyrathet, über zwanzig Jahre in Amerika gelebt, und daher iſt ihm die Engliſche Sprache zur zweiten Mutterſprache geworden. In ihr iſt auch das vorliegende Werk, das in einem nach und nach ſeinen in Amerika zurückgelaſſenen Freunden zugeſchickten Tagebuch beſteht, geſchrieben worden, und da er es doch in franzöſiſcher Sprache zum Druck befördert hat, ſo nennt er ſelbſt ſein Buch eine geborne Ueberſetzung. Er hat übrigens keinen Plan befolgt, ſondern ſich nur vorgenommen, alles ſo genau als möglich zu beobachten und ſeine Bemerkungen darüber ganz ohne Leidenſchaft und ohne Vorurtheile niederzuſchreiben. Dieſe Entſtehungsart des Buches gewinnt ſchon zum Vortheil des Verfaſſers, und es wäre in der That zu wünſchen, daß ſie von allen Reiſebeſchreibern zum Muſter genommen würde.

In ganz England, auch in den kleinſten Landſtädtchen, rühmt der Verfaſſer die äuſſerſt bequemen (comfortable) Gaſthöfe. Die freundlichſte Aufnahme, die zuvorkommendſte und ſchnellſte Befriedigung aller Bedürfniſſe, die reinlichſten höchſt geſchmackvoll meublirten Zimmer, die kräftigſten, vortreflich zubereiteten Speiſen ließen nichts zu wünſchen übrig. Man kann England, ſagt er, das Land der Bequemlichkeiten nennen, und es iſt begreiflich, daß es einem Engländer in den meiſten Gaſthöfen auf dem Continent ſchwerlich gefallen kann. Dieſes ganze höfliche, zuvorkommende Benehmen hat zwar einen ſchmutzigen Grund, denn man beobachtet es blos um des Geldes der Fremden willen, aber dadurch darf man ſich nicht irre machen laſſen. Der Anſchein von Wohlwollen täuſcht wie die Kleider, die nicht immer eine ſchöne Haut bedecken; es iſt heilſam, die Häßlichkeit des Körpers wie die des Geiſtes nicht zu kennen, und es iſt ſchon mehr als genug, daß man ſie nur ahnen muß. — Uebrigens iſt bekanntermaßen das von dem Verfaſſer gebrauchte Wort comfortable unmöglich in eine andere Sprache zu überſetzen; ſeine Bequemlichkeiten haben, ſie in Ruhe und ohne Zwang genießen, iſt eine arge Umſchreibung, die aber doch ohngefähr den Sinn davon ausdrückt. Die Engländer haben mit dem Eigenthum der Sache auch das unbeſtrittene Eigenthum des Wortes. — Die Cathedralkirche zu Exeter kam dem Verfaſſer nicht mehr ſo kühn und leicht vor, wie das Bild davon, das er von dem frühern Anſchauen dieſes Gebäudes in ſeiner Seele hatte. Nach zwanzigjähriger Abweſenheit ſind aber alle Gegenſtände anders, als man ſich ſie vorſtellt. Das Gedächtniß iſt kein Buch, wo alles Eingeſchriebene feſt und unverändert ſteht; es iſt vielmehr ein Feld, worin das Saamenkorn keimt, wächſt, reift und abſtirbt; alles was man hineinwirft, ändert ſich in jedem Augenblick.

Die Stadt Bath ſchildert der Verfaſſer als freundlich und ſchön gebaut, aber er vergleicht ſie mit einem großen Kloſter, das blos von veralteten Hageſtolzen von beiden Geſchlechtern, beſonders vom Weiblichen, bewohnt werde. Es giebt daſelbſt weder Handel, noch Manufakturen, noch auch irgend eine andere Art von Beſchäftigungen, außer der, die Zeit zu vertreiben, was doch gewiß die allermühſamſte iſt. Die Hälfte der Einwohner thut nichts, und die andere Hälfte liefert blos der erſtern nichts bedeutende Bedürfniſſe. Eine Menge glänzender Buden enthält alles, was der abgefeimteſte Luxus verlangen kann.

Zu Richmond traf der Verf. alte geliebte Freunde an; da ſie ihm aber durch die lange Trennung gewiſſermaßen fremd geworden waren, ſo empfand er, als er ſich der Stadt näherte, eine ängſtliche Unruhe. Es iſt überhaupt unendlich angenehmer, ſagt er, wenn man nach einer beſchwerlichen Tagereiſe auf den Abend in einem Gaſthofe ankommt, als bei einem Freunde; man iſt daſelbſt weit mehr zu Hauſe, und ich bin zuweilen in Fällen, wo ich meiner Neigung nicht folgen konnte, in Verſuchung gerathen, meine Freunde weit von dem Orte weg zu wünſchen.

Die Einwohner von London, ſo wie man ſie in den Straßen antrifft, ſehen insgeſammt ein wenig räucherig aus. Darum ſind ſie aber nicht ſchmutzig, denn man bemerkt an ihnen faſt durchgängig ſehr reinliche Wäſche; allein ihre äußere Hülle iſt grau und düſter, und ſtimmt vollkommen mit dem Koth und dem Rauche in den Straßen überein. Man kann ſich ſchwerlich einen Begriff von der Art von Tageslicht machen, das London im Winter erhellt. Der Steinkohlenrauch hüllt die Stadt in eine dichte Atmosphäre ein, die von fern wie eine große, runde, auf der Erde liegende Wolke ausſieht. In der Stadt ſelbſt bekommen bei trübem, nebelichtem Wetter (und das iſt das gewöhnlichſte) alle Gegenſtände durch dieſen Rauch ein noch weit düſtereres und ſchmutzigeres Ausſehen, und man hat beſtändig einen dicken Nebel von aſchgrauer Farbe vor ſich.

durch den man niemals das Ende der Straße ſehen kann; fällt aber ein Sonnenſtrahl in dieſe dichte Maſſe, ſo wird ihre ſchmutzige Farbe durch eine blaue Morgenröthe erleuchtet, wie wenn man durch ein gefärbtes Glas hindurch ſähe, und dies gewähret nicht nur einen ſehr ſonderbaren, ſondern auch wirklich ſchönen Anblick. Die Luft iſt übrigens beſtändig mit feinen Rußflöckchen angefüllt, die ſo dünne und leicht ſind, daß ſie nicht niederfallen. Dieſer ſchwarze Schnee ſetzt ſich nun auf die Kleider, die Wäſche, das Geſicht der Einwohner; man fühlt etwas auf der Naſe, den Backen, faſt ein Nichts; unwillkührlich fährt man mit dem Finger hin, und die ſchwarze Schmarre iſt fertig.

Arzneikunde.

Die Nogaiſchen Tartaren erreichen häufig ein ſehr hohes Alter, und ſind als ein kräftiges, geſundes Volk bekannt. Der Engländer Clarke, von dem wir kürzlich eine Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Rußland und die Tartarei erhalten haben, erzählt unter vielen intereſſanten Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen dieſes Volks, daß er auf die Frage, die er einmal an die Tartaren that, was für Arzneimittel ſie in Krankheiten zu gebrauchen pflegten? die merkwürdige Antwort erhalten habe: „Wir legen den Kranken ins Bett, und wenn es Gott gefällt, ſo wird er wieder geſund. Allah Kerim!“ Die medicinischen Facultäten ſollten Bücher, worin dergleichen verderbliche Grundſätze auch nur hiſtoriſch erzählt werden, von Rechtswegen verbrennen laſſen!

Magnetismus.

Wir haben verſprochen, unſern Leſern den Verfolg der von Herrn von Gheert beſchriebenen magnetiſchen Behandlung mitzutheilen, und, da eben ein neues Heft vom Archiv für thieriſchen Magnetismus erſchienen iſt, ſo eilen wir, unſer Verſprechen zu erfüllen. Es verſteht ſich, daß wir das Ausführliche weglaſſen, und nur das Merkwürdige ausheben. — Der Bruder der Kranken kam aus Spanien. Sie ſah und beſchrieb im Schlafe eine Menge ſpaniſche Ortſchaften, wo er geweſen ſeyn ſollte; allein er konnte ſich nicht recht erinnern. Endlich aber beſchrieb ſie ihm eine Stadt ſo umſtändlich, daß er verſicherte, es ſey Valladolid. (Der Herausgeber dieſes Wochenblattes kann nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit eine Anecdote aus ſeinem eigenen Leben zu erzählen. Als er noch jung war, pflegte er bisweilen in Geſellſchaften zum Spaß aus Karten zu prophezeien. Er hatte es aber nie gelernt, wußte durchaus nicht, welche Bedeutung man dieſer oder jener Karte beylege, ſondern zerſtreute ſie nach Willkühr und Zufall auf dem Tiſche, und, während er das mit einer gewiſſen Gravität that, beſann er ſich auf das, was er ſagen wollte. Seine Prophezeiungen waren alſo im eigentlichſten Verſtande aus der Luft gegriffen, und doch — wie oft trafen ſie zu ſeinem eigenen Erſtaunen ein! wie oft enthüllte er die Vergangenheit, ohne irgend etwas davon zu wiſſen, ja ohne einmal die Perſon zu kennen, die er vor ſich hatte. Ein, beſonders hierher gehöriges Beyſpiel iſt folgendes: die Frau Generalin von K**, die der Herausgeber zum Erſtenmale in einer Geſellſchaft ſah, auch von ihren häuslichen Verhältniſſen durchaus nichts wußte, forderte ihn auf, die Karte für ſie zu ſchlagen. Da beſchrieb er unter andern mit vieler Keckheit ihr Landgut, von welchem er nie hatte reden hören, und endete mit der Behauptung: es fließe ein Bach da vorbey und an dem Bache ſey ein ſchönes, einſames Plätzchen, wohin ſie oft gehe, um ſtill zu weinen; und ſiehe, die Generalin brach plötzlich in Thränen aus, denn Alles war buchſtäblich wahr; ſie ſprang auf und mußte ſich entfernen, weil ſie zu erſchüttert war. Wer ein ſolches Spiel des Zufalls erlebt hat, wird es nicht mehr wunderbar finden, daß der Herr Bruder der Somnambüle Valladolid erkannte.) — Das Gewitter ſaß ihr noch immer in den Füßen — ſie ſah den Donnerſchlag, noch ehe er losbrach — der Magnetiſeur brachte ſie, ohne ſie anzurühren, durch ſeinen Blick zum Schlafen, auch durch das bloße Wort: Schlaf! in einer Entfernung von 10 Schritten ausgeſprochen — mit einem dicken Tuche vor den Augen wand ſie ſich, ohne anzuſtoßen, durch ein Labyrinth von Stühlen, die ihr in den Weg geſtellt waren, und apportirte ein verſtecktes Tuch — aber eine beſuchende Dame konnte ſie nicht ſehen. „Kein Wunder“, ſagt Herr von Gheert, „denn die Dame „war in Seide gekleidet.“ — Es begab ſich freylich oft, daß ihre Behauptungen ganz falſch waren; allein dann ſtand ihr immer eine vortreffliche Ausrede zu Gebote, nämlich: die fragende Perſon ſey nicht aufmerkſam geweſen. Wie aber Unaufmerkſamkeit ſie zwingen könne, Lügen zu ſagen? das erklärte ſie nicht. — Hingegen ſchrieb ſie in einer ſtockfinſtern Stube einige Zeilen ſo gut als bey Lichte — verſicherte, daß, wenn die Verbindung zwiſchen ihr und ihrem Magnetiſeur auch ſchon ein halbes Jahr aufgehört hätte, ſie doch auf ſein Verlangen noch ſehen werde, was er wolle (nämlich im Geiſt). — Bisweilen ſaß ihr das Sehen unter den Augen, bisweilen dahinter — bisweilen ſah ſie durch die Fingerſpitzen und durch alle Adern ihrer Arme — ſie ſah auch die Gedanken in andern Köpfen und beurtheilte die Charactere aus dem Nervengeflechte. Als ſie das Gewitter im Leibe hatte, trat es ihr der Magnetiſeur mit ſeinen Füßen heraus. Eben ſo trat er ihr die Heiſerkeit mit den Füßen aus der Bruſt. (Ein Mittelchen, allen Theater-Directionen zu empfehlen, wenn die erſten Sängerinnen heiſer werden.) — Endlich löſte ſich das Räthſel (wenigſtens für uns). Die Kranke wurde plötzlich geſund, weil ſich ihr in Rotterdam eine günſtige Gelegenheit darbot, ein angenehmes Leben zu führen. Da reiſte ſie ſchnell ab und kam nicht wieder. (Der Herr van Gheert mag ein ſehr braver Mann ſeyn, aber gewaltig leichtgläubig iſt er; denn man hat nicht einmal ein feines Spiel mit ihm getrieben.)

Herr Doctor Nick hat auch wieder Krämpfe curirt, neben zu bemerken, daß der Kometen-Wein, der ſeit einiger Zeit als ungeſund verſchrieen wird, hier wieder zu Ehren kommt, denn die Mamſell Clairvoyante verſchrieb ſich keine andere Arzenei als rothen 11er Wein. Einmal ſagte ſie im Schlafe: „der K* möge doch heute „nicht ausfahren, es werde ihm ſonſt ein Unglück begegnen.“ Wenn das eingetroffen wäre, ſo würde der Herr Dr. Nick es wohl triumphirend mittheilen; da er davon ſchweigt, ſo wird wohl K* ausgefahren ſeyn, ohne ein Unglück zu erleben.

Herr Prof. Kieſer hat in dieſem Hefte Rhapſodieen geliefert, in welchen er unter andern vor Verſuchen warnt, weil ſie „die Eitelkeit der Somnambülen rege machen und, da dieſe doch auch ſchwache „Menſchen wären, ſie, bey der größten Reinheit, unabſichtliche oder abſichtliche Betrügerinnen zu werden „verleiten könnten.“ (Ein merkwürdiges Geſtändniß und in auffallendem Widerſpruche mit der Heiligkeit, die Kluge und andere den Somnambülen beylegen. Wie kann man aber jemals wiſſen, ob nicht die Eitelkeit eines Frauenzimmers, ein ſo ſehr erregbares Ding, auf irgend eine Weiſe erregt worden iſt? wo giebt es, nach dieſem Geſtändniß, eine Somnambüle, der man trauen dürfte?) — „Ein Abweg, auf welchem die „Lehre des thieriſchen Magnetismus ins Verderben geführt zu werden drohe, iſt (nach Herrn Kieſer) die „ſentimentale Tendenz der Zeit, welche, „ſtatt des klaren und beſtimmten Wiſſens, ſich mit dunkelm Ahnden begnügt, den Glauben über das Wiſſen „ſetzt, ſich in das dunkle Reich myſteriöſer Gefühle und „gottſeliger Gedanken, zu retten ſucht“ u. ſ. w. (Aber wenn die Wunder des Magnetismus wahr ſind, ſo muß ja auch der entſchiedenſte Freygeiſt ein Myſtiker werden?) —

Aus den franzöſiſchen Annalen des Magnetismus wird ein curioſer Fall angeführt, wo die Somnambüle ſich bittere Pommeranzenſchalen verſchrieb. Man fragte ſie, wo die zu finden wären? — ich werde ſuchen, antwortete ſie. Nach kurzem Schreiten hielt ſie ſich die Naſe zu und rief fi! fi! — was giebt's? — hier ſtinkt's, ich mußte über den Fiſchmarkt gehen. — Aus dieſem Beyſpiel ergiebt ſich, daß der Geiſt des Menſchen, wenn er in der Ferne herum ſpaziert, auch den Sinn des Geruchs beybehält. — Eine andere Somnambüle zankte mit ihrer eigenen Magengegend als mit einer fremden Perſon, weinte und bat ſie, zu ſchweigen. — Seite 160 wird behauptet, es mögte ſich leicht beweiſen laſſen, daß Muhamed und andere Propheten nur natürliche Somnambülen geweſen wären. — Virey hat eine Unterſuchung über das Vermögen, ſich ſelbſt zu magnetiſiren, geſchrieben und ſchließt folgendermaßen: wollen iſt magnetiſch einwürken; heilen wollen iſt magnetiſch heilen. — In den Statuten der Geſellſchaft des thieriſchen Magnetismus zu Paris wird ganz ehrlich zugeſtanden, „daß der Magnetismus Gelegenheit zu wechſelſeitiger Zuneigung zwiſchen zwey jungen Perſonen verſchiedenen Geſchlechts geben könne“ u. ſ. w.

Literariſche Notizen.

Nun hat auch Herr Profeſſor Oken, in Nr. 195 ſeiner Iſis die Wartburg's-Geſchichte noch einmal erzählt, und ihr dadurch einen neuen Reiz verliehen, daß er, nach ſeiner bekannten, witzigen Weiſe, ſämmtliche Nahmen der Autodafeiſirten mit Ehrenbilderchen in Holzſchnitt verſehen hat. Wir ſind ſo glücklich geweſen, eine Gans (oder was es ſonſt vorſtellen ſoll) zu erhalten, die mit ihrem Schnabel ein, vermuthlich vorher verſchlucktes, Blatt der Iſis wieder an's Licht zu ziehen ſucht.

Es iſt erfreulich, und allen Schauſpielern zur Beherzigung zu empfehlen, daß Einer aus ihrer Mitte (Herr Ochſenheimer) ein Buch über die Schmetterlinge geſchrieben hat, von welchem Kenner urtheilen, es enthalte einen herrlichen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen, aus welchem jeder Entomologe Belehrung und Vergnügen ſchöpfen werde. Wenn doch alle Schauſpieler, ſtatt der Couliſſen-Intriguen, ihre allzuhäufigen Nebenſtunden auf ſo etwas nützliches verwendeten! Herr Ochſenheimer iſt bekanntlich zu Wien ein ausgezeichneter und viel gebrauchter Schauſpieler, und dennoch hat es ihm nicht an Zeit gemangelt, vier Bände über die Schmetterlinge zu ſchreiben, während manche ſeiner Kunſtgenoſſen ſich in Kaffeehäuſern herum treiben, und ihre Directionen ſchikaniren, wenn ſie einmal in 8 Tagen eine neue Rolle lernen ſollen.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 7. 1818.

Streitigkeiten.

Der Freyherr von Berlepſch hat drucken laſſen: *Berufung auf die Entſcheidung der öffentlichen Meynung* in zwey Beſchwerden, welche von der hohen deutſchen Bundestags-Verſammlung zurückgewieſen worden ſind. Die Beſchwerden ſelbſt (wenn ſie wahrhaft dargeſtellt ſind, woran wir nicht zweifeln) ſind von der Art, daß wohl kein unbefangener Leſer dem Herrn von *Berlepſch* das Recht abſprechen kann. Die *Erſte*: er ſchrieb Beyträge zu den Heſſen-Caſſelſchen Landtags-Verhandlungen, welche, nach vorhergegangener Preußiſcher Cenſur, der Buchhändler *Müller* zu Erfurt verlegte und, auf Verlangen des Buchhändler Krieger in Caſſel, demſelben eine Anzahl Exemplare davon überſandte. Dieſe wurden ſämmtlich in Caſſel confiscirt. Da ſagte Müller: Sehr wohl! Se. Königl. Hoheit mögen confisciren, wenn Sie es für nöthig halten; aber in dieſem Falle müſſen mir meine Exemplare entweder *bezahlt*, oder *zurückgeſchickt* werden; denn ich bin ein Preußiſcher Unterthan, der, mit Beobachtung aller Geſetze, das Buch gedruckt hat; es iſt mein Eigenthum und das kann mir der Churfürſt von Heſſen nicht nehmen. Wenn Se. Königl. Hoheit glauben, daß die Schrift in Ihrem Lande Schaden ſtiften könne, ſo haben Sie unbezweifelt das Recht, das Leſen derſelben zu verhindern; aber das kann recht gut geſchehen ohne meinen Schaden. Ich habe, indem ich die Exemplare einer, von der Königl. Preußiſchen Cenſurbehörde *gebilligten*, Schrift nach Caſſel ſandte, nichts *unerlaubtes* gethan, bin alſo nicht ſtraffällig und darf mit vollem Rechte mein Geld oder meine Bücher erwarten. (uns dünkt, das ſey klar). Die zweyte *Beſchwerde* betrifft ein Lehns-Edict des Herrn Churfürſten, welches die Familie v. *Berlepſch* beeinträchtigt; eine Sache, die hier auseinander zu ſetzen der Raum nicht geſtattet. Wir wollen nur ſagen, daß auch hier uns geſchienen hat, daß blos das Billige und Rechtliche gefordert werde. Ob die Bundestags-Verſammlung competenter Richter war oder nicht, iſt, bey den noch immer nicht ganz feſtgeſtellten Verhältniſſen derſelben, eine Frage, über welche wir uns keine Meynung erlauben.

Schade, daß Herr v. *Berlepſch* den Kern ſeiner, uns gerecht ſcheinenden, Beſchwerden in eine allzubittere Schaale verſchloſſen hat. Es mag freylich einem Manne ſchwer werden, ſich zu mäßigen, der, wie er hier verſichert, dem Churfürſten nicht allein deſſen ſchöne Sommer-Reſidenz Wilhelmshöhe, ſondern, was noch weit wichtiger, die Univerſität Marburg erhalten; der die Thüren- und Fenſter-Steuer abgewendet und ſonſt noch viel Gutes für Heſſen bewirkt hat. Aber ſelbſt wenn der Churfürſt alles dieß anerkennt, ſo kann es ihm doch nicht angenehm ſeyn, wenn Herr v. *Berlepſch* in ſeinem Schreiben an denſelben ſagt: „mir, dem Sie große Verbindlichkeiten ſchuldig ſind" oder wenn er ihn daran erinnert, daß Rußland, Preußen und Oeſterreich ihn wieder eingeſetzt, und daß dieſe Mächte auf dem Bundestage erſt entſcheiden müßten, ob der Churfürſt Recht oder Unrecht habe. Eben ſo wenig kann es den heſſiſchen Staatsbeamten gutes Blut machen, wenn der Verfaſſer alle Augenblicke von *Fürſten-Knechten*, *Lakaien-Seelen* und *Hunde-Gehorſam* ſpricht. Auch über die Bundestags-Verſammlung kommen S. 22 Aeußerungen vor, die nur erbittern können. Am auffallendſten iſt jedoch uns geweſen, daß der Verfaſſer ſeiner Klage über *Juſtiz-Verweigerung* die Worte beyfügt: es könne keinem übel gedeutet werden, wenn er, „*ehe er noch* „*andere völkerrechtliche Wege einſchlage*, „ſeine Beſchwerde einer nochmaligen Prüfung derjenigen, nun einmal vorhandenen Anſtalt (nämlich der „Bundestags-Verſammlung) vorlege, von der wir „Deutſche unſere Abhülfe erwarten ſollen, da uns „*noch zur Zeit* durch die Allianz unter unſern mehreſten Machthabern, *der Weg verſperrt ſey*, „zum Recht zu finden."

Hier ſcheint uns etwas ausgeſprochen zu ſeyn, was wir ungern denken mögen. Was verſteht Herr v. *Berlepſch* unter *andern völkerrechtlichen Wegen*? und geſetzt, unſere Machthaber wären durch keine Allianzen verbunden, was ſollte dann geſchehen? und welcher Weg wäre dann unverſperrt? — Wir wünſchen in der That, daß Herr v. *Berlepſch* — deſſen kräftigem Gefühle für Recht und Unrecht wir unſere Hochachtung nicht verſagen können — ſich beruhigend über dieſe Aeußerungen erklären mögte.

Die Geſchichte der Amts-Führung und Entlaſſung des Profeſſors Fiſcher zu Würzburg iſt von ihm ſelbſt geſchrieben, und nach ſeinem Tode von dem Doctor Eckard herausgegeben worden. Sie macht der Univerſität um ſo weniger Ehre, da deren eigene, actenmäßige Darſtellung der Sache hinten angehängt worden, und gerade dieſe, in Verbindung mit den, von Fiſcher gelieferten, Actenſtücken beweiſt, daß man die Sache viel zu weit getrieben. Wer keinen Begriff hat von den Mücken, welche auf Univerſitäten zu Elephanten gemacht werden, und von der Winzigkeit, mit welcher die Profeſſoren oft ihre Verhältniſſe gegen einander abmeſſen, der leſe dieſes Büchlein, er wird Unterhaltung finden. Der ganze Streit kam daher, daß Fiſcher an das ſchwarze Bret ſchlug, er werde die Weltgeſchichte leſen, weil man es gewünſcht habe. Das nahm derjenige Profeſſor, der bisher die Weltgeſchichte geleſen hatte, entſetzlich übel, vermeinend, das hieße ſo viel als: er habe ſie ſchlecht vorgetragen. Er wurde klagbar und die Obern, ſtatt ihm ſeine kleinliche Reizbarkeit zu verweiſen, gaben ihm Recht und befahlen Fiſchern, den Anſchlag vom ſchwarzen Brete abzunehmen. Nun erhitzten ſich die Gemüther, und es kam zu ärgerlichen Auftritten. Indeſſen wollen wir nicht verheelen, daß auch Fiſcher ohne Zweifel, wenn auch nur durch eine unangenehme Perſönlichkeit, zu Verſchlimmerung ſeiner Sache Veranlaſſung gegeben; denn aus dieſer von ihm ſelbſt verfaßten Schrift geht hervor, daß auch er von Kleinlichkeit und Eitelkeit durchaus nicht frey war. Wem kann zum Exempel daran liegen, wie oft ihn der Graf von Thürheim zum Eſſen eingeladen? oder daß die Frau Gräfin beſonders ſchöne Arme und Hände gehabt? oder daß der Churfürſt mit vieler Gnade gefragt: ob er der Verfaſſer der ſchönen Reiſen durch Spanien ſey? oder daß die Frau Churfürſtin ein weißes Kleid mit Gold geſtickt trug? — Als die letztere ihn fragte: über welche Wiſſenſchaften er leſe? antwortete er: „über zwey, — deren Gegenſtand Ew. Durchlaucht ſeyn werden — Geſchichte „und Beredſamkeit.“ Sie dankte mit einer leichten Kopfbewegung voll unbeſchreiblicher Anmuth und Würde zugleich, wollte auch noch mehr mit ihm ſprechen, aber ein hinter ihm ſtehender Rath drängte ſo heftig zu, daß er Platz machen mußte. Indeſſen hatte er das Vergnügen zu ſehen, daß die Churfürſtin mit dieſem Rathe nicht ſprach. (Wie kleinlich alles das! und ſeine Antwort, auf die er großen Werth zu legen ſcheint — wir bekennen, daß wir ſie nicht verſtehen.) — Die Audienz der Profeſſoren in corpore bey dem Miniſter Grafen Montgelas beſchreibt Fiſcher folgendergeſtalt: „wir hatten uns kaum in dem „Saale aufgeſtellt, als der Miniſter aus einem Nebenzimmer hereintrat. Er trug eine grauliche Aermelweſte nebſt Pantalons und war unfriſirt. — Sie „müſſen vergeben, meine Herren, ſagte er mit einem „gewiſſen faſt ſatyriſchen Lächeln, ich hatte Ihren „Beſuch vergeſſen und habe zum Anziehen noch keine „Zeit gehabt. — Dabey hatte er die Hände in den „Hoſentaſchen und wiegte ſich auf dem linken Knie. „Seine Züge waren verzerrt. Er hatte etwas jüdiſches in ſeinem Accent. Nach einigen Fragen verbeugte er ſich und entließ uns.“ — Fiſcher meint, dieſer Empfang ſey ihm von vielen übel genommen worden. Uns dünkt, mit Recht. So cavalièrement muß kein Miniſter ſolche Männer behandeln. Er muß jedem Einzelnen von ihnen Achtung bezeigen, um wie viel mehr, wenn ſie in corpore ihm eine Höflichkeit erweiſen.

Von Buonaparte theilt Herr Fiſcher folgendes mit: Sonntag, am 5 October (1806) Morgens um 10 Uhr, erhielt Buonaparte (in Würzburg) das preußiſche Ultimatum. Er ſaß gerade am Schreibtiſch. Kaum konnte er es überlaufen haben, als er wütend den Tiſch umwarf, ein koſtbares porzellanes Schreibzeug zertrat, und dann zehn bis zwölf Minuten in epileptiſchen Zuckungen lag. Als er ſich erholt hatte, ritt er aus, kam aber ſchon nach einer halben Stunde zurück. Jetzt hieß er Alle abtreten, warf ſich in einen Lehnſtuhl und ſchlief ein. Man errieth dies, weil man das Schnarchen vernahm. So ſchlief er bis gegen drey Viertel auf Ein Uhr, wo er Caulaincourt rief. Er wollte nun eine Meſſe hören. Es hielt ſchwer, einen Geiſtlichen aufzutreiben, der an dem Tage noch nichts genoſſen hatte. Nach der Meſſe trank Buonaparte einige Taſſen Kaffee mit feinem Liqueur, und dictirte die Proclamation vom 6 October, die er aber aus Bamberg datirte“ — Von wem Herr Fiſcher alle dieſe Particularitäten erfahren hat, ſagt er nicht. — Ueber ſeine kurze nur ſiebenmonatliche Ehe ſchlüpft er mit den Worten hinweg: „Jede gelehrte Frau, und namentlich eine Schriftſtellerin, macht in den meiſten Fällen ſich und ihren Mann unglücklich, zumal wenn ſie der ältere Theil iſt.“ —

Die erſte Handlung der bayriſchen Regierung war das Verbot des Rheiniſchen Merkurs, die zweyte, das Verbot der geheimen Geſchichte des Hofes und Cabinets von St. Cloud, obgleich in der zweyten Auflage mehreres Anſtößige war weggelaſſen worden. Von der erſten ſagt Fiſcher, ſie ſey, kaum gedruckt, 1806 bey Erſcheinung der Franzoſen in Leipzig eingeſtampft worden, bis auf wenige Exemplare, die man im Knochenhauſe auf dem Gottesacker verbarg, wo ſie ruhten bis nach der Befreiungs-Schlacht. Jene erſte Auflage ſey alſo eine literariſche Seltenheit. (Woher weiß Fiſcher alles das? es ſcheint faſt, er ſelbſt ſey der Ueberſetzer jener ſkandalöſen Geſchichte geweſen.)

Dem Hof-Commiſſair, Herrn v. Lerchenfeld, iſt Fiſcher beſonders gram, und hier tritt ſeine Anhänglichkeit an winzige Dinge, die gar nicht zur Sache gehören, wieder ſehr unangenehm hervor. Wozu der Aſſembleen des Herrn v. Lerchenfeld und angeblicher Knickerei in der Bewirthung erwähnen? wozu vollends der unadelichen Herkunft ſeiner Gemahlin? warum zu verſtehen geben, Herr v. Stauffenberg ſey nur Vormittags fähig geweſen, im Zuſammenhange zu ſprechen? Solche Biſſigkeiten empören ruhige Leſer. Dahin gehört auch die Beſchreibung der Perſon des Herrn v. Lerchenfeld, ſeines lichtbraunen Flaumen-Bartes, ſeiner Diſcantſtimme u. ſ. w. — Im Jahre 1813 will Herr Fiſcher dem Grafen Montgelas einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet haben, durch Unterdrückung einiger Blätter, worin ſowohl der Graf, als ſelbſt der König auf eine beyſpielloſe Art angegriffen worden. Das klingt wiederum räthſelhaft und weckt Argwohn. Kurz, wir bekennen, daß, ſo wie Herr Profeſſor Fiſcher ſich ſelbſt hier geſchildert hat, er uns nicht liebenswürdig erſchienen iſt; hingegen iſt die Art, wie man mit ihm umgegangen, durchaus nicht gnügend vertheidigt worden.

Wichtige Schrift.

Herr Profeſſor Weinhold in Halle hat Verſuche über das Leben und ſeine Grundkräfte auf dem Wege der Experimental-Phyſiologie, herausgegeben, von welcher er zwar ſelbſt ſagt, er fühle, daß er nur Bruchſtücke geliefert habe; die aber dem Forſcher eine neue Welt aufſchließen, und nur denjenigen Magnetiſeurs nicht ſehr willkommen ſeyn werden, die bisher von einer leitenden Nerven-Atmosphäre geträumt haben, denn eine ſolche giebt es, nach des Verfaſſers wiederholten Verſuchen, nicht. Wir würden das ganze Inhaltsverzeichniß abſchreiben müſſen, wenn wir alle die merkwürdigen Verſuche auch nur nennen wollten, deren faſt jeder in Erſtaunen ſetzt. Unter andern ſchnitt der Verfaſſer einer jungen Katze den Kopf ab, leerte die Höhle des Rückenmarks ganz aus, und füllte ſie mit einem künſtlichen, aus Silber und Zink bereiteten Rückenmark, worauf alſobald Herz und Puls von neuem ſchlugen, die Muskel-Contraction ſich eben ſo ſtark zeigte, als ob das Rückenmark natürlich ſey, und das zuvor völlig lebloſe Thier ſogar noch einige ſtarke Sprünge machte. — Es eignet ſich nicht für dieſes Blatt, der mannichfaltigen Verſuche zu erwähnen, die, um ſie gehörig zu faſſen, größtentheils Kenntniſſe vorausſetzen, welche wir bey den meiſten unſerer Leſer nicht vermuthen. Nur einiges allgemein verſtändliche ſoll hier mitgetheilt werden. Der Verfaſſer hat auch Verſuche mit Wein, Arack und Rum gemacht, welche beweiſen, daß im Wein das Geiſtige, die Säure und der Zucker nur zur Grundlage dienen, daß aber das Eigenthümliche und nervenſtärkende eines guten Weins blos in dem Aroma der Trauben beſteht, und folglich ein gemachter Wein nie dieſelben Wirkungen im Nervenſyſteme hervorbringen kann. Mehrere Schriftſteller haben geglaubt, die Wirkung des Weins gleiche der des Opiums, was aber falſch iſt. Freylich würket er anders auf den Melancholicus oder auf den Wahnſinnigen; naturgemäß nur auf den Geſunden. Indeſſen kann eine große Seelenwirkung auch den ſtärkſten Rauſch niederſchlagen; alſo muß die pſychiſche Kraft höher ſteigen als die phyſiſche, und unſere ganze höhere Chemie und Phyſic erſcheinen dabei als ein Kinderſpiel. Darum wird eine, durch eine Idee begeiſterte Armee in der Regel jede andere, durch phyſiſche Mittel trunken gemachte, auch jede taktiſch angeführte, aber unbegeiſterte ſchlagen. — Der Arack, der in Oſtindien aus Reis mit einem Zuſatz vom Safte aus dem Kern der Kokosnus deſtillirt wird, zeigt eine durchaus verſchiedene Wirkung auf den thieriſchen Organismus, als der weſtindiſche Rum, den man aus Zuckerrohr bereitet. Der Erſtere würket ſchlafverſcheuchend gleich dem Kaffee, der letztere ſchlafmachend gleich dem Opium. Aber auch beim Rum ſind die Sorten wohl zu unterſcheiden. Der ſogenannte Taffia, oder feine Rum, der aus friſch zerquetſchten Zuckerrohr ſammt der Schaale gezogen wird, iſt ganz ein ander Ding als der gemeine, aus Ueberreſten und Syrup bereitete Rum, den die engliſchen Matroſen Teufels-Kind nennen, und der leider gewöhnlich nach Deutſchland gebracht wird. Guajak mit Taffia benimmt dem Podagriſten die Schmerzen und heilt oft die Gicht. Guajak mit Teufelskind vermehrt ſie. Die Verſuche die der Verfaſſer mit vier kleinen Hunden angeſtellt und beſchrieben hat, beweiſen, daß der Wein die geringſten Veränderungen im thieriſchen Organismus hervorbringt, folglich der Geſundheit am wenigſten gefährlich iſt; daß der Arack (den wir in Deutſchland über London in geringen Quantitäten, aber ſehr ächt und gut erhalten) erheitert wie Kaffee, und der feine

Rum (den man an hellgelber, in's weiſſe ſpielender Farbe und an einem angenehmen ſpecifiken Geruch und Geſchmack erkennt) ſchlafbringend und am nachtheiligſten wirkt. Wie Unrecht haben daher die Apotheker, wenn ſie behaupten, es ſey einerley, welcher Gattung von Branntwein man ſich zum arzeneylichen Gebrauch bediene! und wie Unrecht haben wir alle, daß wir Rum zu unſerm Thee trinken, und meiſtens nicht einmal den hellgelben Taffia, ſondern das braune Teufelskind. Darum laßt uns wenigſtens zu dem Arak zurückkehren, und dem braven Weinhold danken, daß er uns aufmerkſam darauf gemacht hat. Ohnehin wurde der Unfug mit dem Rum täglich ärger. — Wir erwähnen zum Schluß noch einiger merkwürdigen Experimente, welche der Verfaſſer an ſieben enthaupteten Verbrechern machte. Vor Eröffnung des Halsgerichts waren die Delinquenten durch einen ſtarken Weinrauſch ſehr aufgeregt, und blieben es auch während der Vorleſung des Urtheils. Nur als der Stab gebrochen wurde, durchſchüttelte ſie ein ſtarker Froſt, der jedoch durch das Gehen nach dem Richtplatz ſich wieder verlohr, und der Rauſch gewann aufs neue die Ueberhand. Als ſie aber, beim Umbiegen um eine Ecke plötzlich die ſechs am Hochgericht aufgepflanzten Räder erblickten, auf welche ihre Körper geflochten werden ſollten, wurden ſie alle, wie von einem ſtarken electriſchen Schlage, faſt gelähmt und der Schreck vernichtete den Rauſch. Der am heftigſten Ergriffene wurde jedoch bald durch eine ganze Drachme Eſſigäther beruhigt, in ſich gekehrt und blieb bis zum Tode der Gefaßteſte. Nach der Enthauptung eines jeden würkte der Verfaſſer jedesmal auf das Rückenmark, bald durch Aetzkali oder Schwefelſäure, bald durch cauſtiſchen Salmiak-Geiſt, Schwefel-Aether u. ſ. w. Die verſchiedenen, dadurch hervorgebrachten Würkungen bewieſen, daß in einem enthaupteten Kopfe, auch bei völligem Blutverluſte, Leben und Empfindung allerdings noch zwey bis drey Minuten fortdauern; aber auch Bewußtſeyn? das verneint zwar der Verfaſſer, aber ſeine Gründe ſcheinen uns nicht überzeugend. Das Geſicht eines der Enthaupteten hatte den Ausdruck eines Menſchen, der durch einen ſtarken Fall betäubt worden; ſobald aber mit Schwefelſäure der Reiz auf das Rückenmark angebracht wurde, verlor ſich jener Ausdruck, und er ſah aus wie einer der ſich wieder beſinnt. Der Verfaſſer ſelbſt geſteht in der Folge zu, daß wenigſtens bei ſolchen, welche mit der höchſtmöglichſten Ruhe zum Tode gegangen ſind, noch nach der Enthauptung ein Zuſtand eintreten könne, der ſich dem Bewußtſeyn nähere. (Schrecklich!) Der ſechſte Verbrecher betete wenigſtens mit den Lippen, noch fort als ſein Haupt ſchon auf dem Boden lag. Der ſiebente hatte zwey Menſchen umgebracht, konnte aber nicht begreifen, wie man ſo viel Aufhebens davon machen könne, da ja bey Wagram, wo er als Soldat mit gefochten, der Todten gar viele gelegen, um die ſich niemand bekümmert hätte, und um deren willen auch Niemand beſtraft worden ſey. Auf dem Schaffot redete er das Volk mit den Worten an: ich bin nicht der Erſte und werde auch nicht der Letzte ſeyn. — Hier unterbrach ihn der Prediger mit den Worten: mein Sohn, du wünſcheſt der letzte zu ſeyn, der hier hingerichtet wird. „Ganz recht" antwortete er ſehr unbefangen, „ich habe mich verſprochen." und nun ſetzte er ſich ganz gelaſſen auf den Stuhl; ſein Puls gieng ſo ruhig wie der eines geſunden Menſchen, und ſein Geſicht ſah, nachdem das Haupt abgeſchlagen worden, eben ſo gleichgültig aus als zuvor. — Das einfache Einſtoßen eines Inſtruments in das verlängerte Mark bringt in den erſten zwey Minuten bey jedem Enthaupteten Verzuckung der Geſichtsmuskeln hervor, am ſtärkſten bey recht beſonnenen und gleichgültigen Delinquenten. Zu widerſprechen ſcheint ſich der Verfaſſer, wenn er, obgleich er an das Bewußtſeyn nicht glaubt, doch das Verbot weiſe findet, Verſuche mit abgeſchlagenen Köpfen anzuſtellen. Hingegen meynt er, man würde wohl thun, alle Mörder, Brandſtifter u. ſ. w., ſtatt ſie auf das Rad zu flechten, den Aerzten zu Verſuchen abzuliefern. „Was könnte über „die Exiſtenz der Empfindung u. ſ. w. nicht noch alles „ausgemittelt werden, wenn unſere Geſetzgeber wenig„ſtens das Experimentiren an den Rümpfen ſogleich an „Ort und Stelle erlauben wollten." — (Wir wünſchen dem Publikum Glück zu einem ſo geiſtreichen Forſcher, von deſſen Fleiße es gewiß noch herrliche Früchte zu erwarten hat.) —

Gegenſtände der Religion.

Ein wackerer Prediger zu Stralſund, Herr Furchau, hat ein ſehr gemüthliches Erbauungsbuch geſchrieben, jedem frommen häuslichen Cirkel zu empfehlen. Es iſt betitelt: die Gemeine zu Joppe, eine Geſchichte aus der heiligen Schrift. Es weht ein lieber, ſanfter, ächt chriſtlicher Geiſt in dieſem Büchlein, welches eine Familie zu Joppe darſtellt, aus der eine Gemeine der Gläubigen erwächſt. Kein Leſer, der offenes Gemüths für ſolche Schriften iſt, wird dieſe ohne ſanfte Rührung aus der Hand legen. —

Die katholiſche Geiſtlichkeit im 19. Jahrhundert, ein ſauerſüßes Büchlein, in welchem manche Schlange unter Roſen liegt. Als captatio benevolentiae wird zugeſtanden, daß in unſern Tagen auf gar vielen Geiſtlichen weder der Geiſt der Wiſſenſchaften, noch die Weihe des göttlichen Geiſtes ruhe, und daß der wahre Berufſinn von ihnen gewichen ſey. Allein woher kommt es? — Da ſtellt ſich zuerſt der alte Sündenbock, der Zeitgeiſt, dar, der bekanntlich jetzt Alles tragen muß; die langwierigen Kriege haben ihn hervorgebracht. Dann werden die Anſprüche der Geiſtlichen auf öffentliche Achtung durch ihre ſittliche und gelehrte Bildung nicht gerechtfertigt. Armuth und Conſcription haben ihre Pflanzſchulen entvölkert; und, ſeitdem die Kapitel und Stifter aufgehoben worden, locken die höheren geiſtlichen Pfründen und Würden nicht mehr. Die ſollte man wieder herſtellen, (wenn auch modificirt) die Geiſtlichen nicht beſteuern, aber ihnen wieder ein beſonderes Forum anweiſen; denn es ſey doch gar zu anſtößig, wenn der Geiſtliche auf eine Ladung des Orts-Schultheißen erſcheinen und vielleicht in der Gerichtsſtube unter unſittlichen Gliedern ſeiner Gemeinde ein Weilchen warten müßte. Die kleine Auszeichnung könne man ihm wohl gönnen.

Daß das Cölibat kein göttliches Geſetz ſey, muß der Verfaſſer freilich zugeſtehen, wie auch, daß in dem gerühmten Mittelalter die Biſchöffe eine Diſpenſations-Taxe für ſolche Geiſtliche erfunden hatten, die ſich eine Frau oder Beyſchläferin zulegen wollten; allein er meint, es wäre doch gut, wenn es beym Alten bliebe; denn die Maſſe des Volkes ſey auf eine ſolche Neuerung nicht vorbereitet und würde Aergerniß daran nehmen. Hingegen könne man füglich den Gebrauch wieder einführen, unzufriedene Geiſtliche zu laiciren, das heißt: ſie zurück in den Layenſtand, mit andern Worten: abzuſetzen und ſie, wenn ſie nichts anders gelernt haben, dem Hunger Preis zu geben. — Zuletzt macht der Verfaſſer noch Vorſchläge zu Errichtung zweckmäßigerer Seminarien, zu Verbeſſerung des Cultus u. ſ. w., und nimmt beſonders die Ohrenbeichte in Schutz, die ſich aber nicht auf den Beichtſtuhl beſchränken, ſondern den Beichtvater in den Stand ſetzen müſſe, „mit „Kenntniß, Klugheit und Gewandtheit den individuellen Zuſtand des Sünders zu ergründen,“ (das heißt: in das Innere der Familien zu dringen und dieſe, wie vormals, zu beherrſchen. Man ſieht, daß alle die alten Bilder nur mit einem modernen Firniß überzogen worden ſind, damit ſie freundlicher ins Auge fallen ſollen) —

In der Mitte des geprieſenen Mittelalters, 1302, erklärte Bonifaz der Achte wörtlich: „beyde „Schwerdter, das geiſtliche und das Materielle, ſind „in der Gewalt der Kirche. dieſes für die Kirche, „jenes von der Kirche zu gebrauchen. Jenes durch „die Hand des Prieſters, dieſes durch die Hand der „Könige und Soldaten, aber nach dem Wink „des Prieſters und wie er es leitet. Nothwendig aber muß das eine Schwerdt unter dem „andern ſeyn, und die zeitliche Autorität unterworfen der geiſtlichen Gewalt. Die „geiſtliche Macht hat die irdiſche einzuſetzen und „zu beurtheilen, wenn ſie nicht gut geweſen. „Die höchſte geiſtliche Macht kann aber nur von „Gott allein beurtheilt werden, u. ſ. w.“ Das ſind die klaren, nie zurückgenommenen Grundſätze der päbſtlichen Geſetzgebung. (Wir präſentiren dieſe Nuß den Lobpreiſern des Mittelalters wie auch dem Herrn Adam Müller, und erſuchen ſie, ſelbige aufzuknacken. Uebrigens trägt der Strauch deren noch ſehr viele) —

Wir können nicht umhin, hier noch eine treffliche Stelle von Paulus in Heidelberg anzuführen, einem Manne, der Alles, was er denkt, aus der klarſten Tiefe der Vernunft ſchöpft, und Alles, was er ſchreibt, in Licht kleidet: „Regierungen und Stände „können nur Eines werden, wenn beyde einander „ihre Gründe darlegen. Alsdann aber entſteht vernünftiges Einverſtändniß nicht etwa dadurch, daß „eine mittlere Kammer beyderlei Anſichten zuſammen denkt. Vielmehr entſteht Einheit nach „Ueberzeugung einzig alsdann, wenn jeder Theil ſelbſt „empfänglich, verſtändig und wohlwollend genug iſt, „die Gründe des andern Theils mit den ſeinigen zugleich zu denken, das überwiegende durch eigene „Betrachtung ſchätzen zu lernen, und ſich nach eigener „Einſicht zu entſcheiden. Der Myſtik Art aber iſt „es immer, das, was Jeder ſelbſt thun und in „ſich würken ſollte, von einer andern Kraft her zu „erhoffen, und dafür Mitteldinge zu erſinnen, „die oft nur in der Mitte ſtehen, aber nichts vermitteln würden. Die geiſtliche Macht wollte in „der Mitte ſtehen zwiſchen der weltlichen und Gott, „nicht um zu vermitteln, ſondern um gegen die weltliche ſtatt Gottes zu gelten. Die weltliche hat endlich begriffen, daß ſie unmittelbar unter Gott „ſtehen könne, und ſie ſoll es.“ —

Es iſt erſchienen: Entwurf einer neuen Verfaſſung der deutſchen katholiſchen Kirche in dem deutſchen Staatenbunde. Ein wichtiges Wort zu einer wichtigen Zeit. Die Einleitung zeigt klar, daß ein Oberhaupt der Kirche noch kein Beherrſcher derſelben ſey; daß man katholiſch ſeyn könne, ohne dem Pabſte anzugehören, und daß die deutſche katholiſche Kirche gar nicht nöthig habe, ein Concordat zu ſchließen, indem der Pabſt keine Rechte beſitze, über die man mit ihm concordiren müſſe. Vor den Jeſuiten wird gewarnt. Die entriſſenen Kirchen-

Güter werden zurückgefodert, und das Großherzogthum Baden ſehr gerühmt, daß es viele reiche Stiftungen unangetaſtet gelaſſen. Der Cölibat der Geiſtlichen müſſe allmählig aufgehoben werden, denn man könne noch jetzt wiederholen, was ſchon Gregor dem Siebenten geſagt worden: „da du die Menſchen verachteſt, ſo ſieh zu, wo du Engel her bekommſt.“ —

Der Graf Stolberg hat aus ſeiner Geſchichte der Religion Jeſu die Abhandlung: über den Vorrang des Apoſtels Petrus vor den andern Apoſteln, und ſeiner Nachfolger vor den andern Biſchöfen, noch einmal abdrucken laſſen, worüber die Heidelbergiſchen Jahrbücher folgendergeſtalt urtheilen: „daß der Graf Stolberg katholiſch geworden, darüber hat nur Gott ihn zu richten. Aber daß er eine perſönliche Ueberzeugung in einer Nebenſache der Welt aufdringen will, ſo daß dieſe Nebenſache wichtig gemacht, die Hauptſache dabey beſchädigt, überall aber die Liebe geſtört und der Zank entflammt wird; daß er zu einer Zeit, wo ſich's vom Glauben an Chriſtum handelt, den Glauben an Rom vertheidigt und, anſtatt allein für das Kreuz des Heilandes zu ſtreiten, das Schiff eines angeblichen Petrus zu retten ſucht; hierüber hat jeder wahre Chriſt in jeder Kirche zu klagen, und jeder das Recht, ihn zu richten, der da geiſtlich iſt, weil dieſes Beginnen keineswegs geiſtlich iſt, ſondern fleiſchlich.“ (Uns will jedoch bedünken, dieſe herbe Lection ſchmecke etwas nach Intoleranz. Wir gehören fürwahr nicht zu den Vertheidigern des Grafen Stolberg, allein wir meinen, er habe das Recht, zu ſchreiben und drucken zu laſſen, was ihm beliebt. Man widerlege ihn. Was drüber iſt, das iſt vom Uebel.) —

In der Recenſion von Stolz vermiſchten kleinen Schriften ſagt der vortreffliche Paulus ein nicht genug zu beherzigendes Wort: „wollte nicht der Myſtiker, als eigenliebiges Menſchenkind, ſofort auch wieder Dogmen und Auctoritäten und Infallibilitäten, bald ſeines particulairen Gefühls, bald einer imponirenden Herrſchſucht und Hierodespotie, aufnöthigen, wer mögte nicht Myſtiker ſeyn? oder vielmehr, welcher ächtreligiöſe iſt es nicht, um über die Proſa des Lebens zu der religiöſen Begeiſterung ſich zu erheben, die dem Einen durch Vernunft, dem Andern durch Empfindung möglicher wird, aber nur dann ächt iſt, wenn ſie auch vor dem — alles erwägenden — Verſtande probhaltig bleibt.“

Studenten-Anſichten und Grundſätze.

Von einem Studirenden in Heidelberg, Konrad Carové, ſind mehrere Reden im Druck erſchienen, die theils auf der Wartburg, theils zu Heidelberg gehalten worden ſind. Wir heben einige, in denſelben vorgetragene Grundſätze aus: „Veraltete Mißbräuche und eingeroſtete Vorurtheile — gegen dieſe iſt unſer geiſtiges Schwerdt zu richten; gegen dieſe iſt zu kämpfen unabläſſig, unerſchrocken und unermüdlich. Da iſt nun freilich der Arbeit viel in unſerm lieben Vaterlande u. ſ. w.“ (Alſo ſtatt ſich auf ihre künftige Beſtimmung vorzubereiten, wie vormals geſchah, rüſten ſich die Studenten jetzt zum Kampf gegen Mißbräuche und Vorurtheile. Was wird daraus werden, wenn die jetzt ſtudierende Jugend in ihre Heimath zurückkehrt! da wird man ſie vor allen Dingen befragen müſſen, was ſie Mißbräuche und Vorurtheile zu nennen beliebt? das wird man dann ſo ſchnell als möglich abſchaffen müſſen, ſonſt giebt es einen unabläſſigen, unerſchrockenen, unermüdlichen Kampf. Eine ſchöne Ausſicht! — Daß man jedes Ding von zwei Seiten betrachten müſſe, und daß viel Erfahrung dazu gehöre, um zu entſcheiden, was Mißbrauch oder Vorurtheil genannt zu werden verdiene, davon iſt gar nicht die Rede: die Herren Studenten beſtimmen ſolches friſchweg, und wenn ſie heim kommen, ſo ziehen die Herren Candidaten und Advokaten ihr geiſtiges Schwerdt. Dabei kann nur zweierlei heraus kommen: entweder ſie gehn unter, oder ſie verwirren ihre Heimath. Das Erſtere iſt freilich das Wahrſcheinlichere; aber es wird doch immer traurig ſeyn, eine kräftige, mit ſo vielen ſchönen Anlagen begabte Jugend ſich in ſchiefer Richtung ſo aufreiben zu ſehen.) —

Nachdem manches Gute und Wahre über Volks-Ehre und Standes-Ehre geſagt worden, verſichert der Redner: die Franzoſen hätten, indem ſie das deutſche Volk überwältigten, unbewußt demſelben das Gefühl ſeiner Einheit wieder gegeben, wie ſolches bei Leipzig und Waterloo kund geworden. (Das ſind gradherzige aber ſchiefköpfige Anſichten, welchen die Geſchichte geradezu widerſpricht. Wären der Kaiſer von Oeſtreich und der König von Baiern dem Bunde nicht beigetreten, ſo würden das öſtreichiſche Volk und das baierſche Volk auch kein Gefühl von Einheit gehabt, und ſich nach wie vor gegen die übrigen Deutſchen geſchlagen haben. Diplomatiſche Verhandlungen haben die Einheit der Kabinette herbeigeführt, und durch dieſe die Einheit der Völker; aber Einheit des Volks war nur in Preußen und Rußland.) —

Weiterhin empfiehlt der Redner: „Züchtig und ehrlich müſſen wir ſeyn und unermüdlich ſtreben nach Erkenntniß und Wahrheit.“ Das iſt ſchön! das iſt vortrefflich! aber zu dem züchtig ſeyn gehört offender auch, daß man Alter und Erfahrung ehre. Zu dem Streben nach Erkenntniß und Wahrheit gehört: daß man ſich nicht einbilde, Alles ſey Mißbrauch und Vorurtheil, was der Herr Profeſſor ſo genannt hat, oder was eben jetzt, der Mode wegen, verſchrieen wird. Streben, nicht kämpfen, das ziemt der Jugend. —

„Die Hochſchüler," heißt es, „ſind vorzüglich „berufen, die Volksehre zu erhalten, und wenn möglich, ſie einſt auf eine höhere Stufe zu erheben." Das letztere iſt ſehr wahr, denn unſere Jugend wird ja einſt das Volk ausmachen. Aber daß die Hochſchüler vorzüglich berufen wären, die Volksehre zu erhalten, das iſt eben ſo wenig wahr, als daß der Lehrling berufen ſey, die Meiſterſchaft zu bewahren. Keine fremde Nation wird die deutſche nach ihren Hochſchülern beurtheilen, ſondern nach ihren Männern. Indeſſen iſt jene kleine Rodomontade unſchädlich, und wenn die ſtudierende Jugend dadurch zum Guten und Schönen befeuert wird, ſo möge ſie immerhin die Einbildung nähren, daß ſie ein Grundpfeiler der Volksehre ſey. —

„Freilich muß das Geſetz, in welchem wir einig [illegible]n ſollen, von uns ſelbſt gegeben und die Verletzungen deſſelben von uns ſelbſt gerichtet werden, „da jede fremde Einmiſchung in dieſer Hinſicht ein „Eingriff in unſere Rechte ſeyn würde u. ſ. w." — Rechte? welche Rechte hat der Jüngling, der eine Univerſität bezieht? doch wohl keine andere, als die der Stifter oder Landesherr ihm zugeſtehen will? — Wenn die Geſammtheit der Studenten ſich gute Geſetze giebt, ſo iſt das recht ſchön, und die academiſche Obrigkeit wird ſich freuen, ihr Geſchäft dadurch erleichtert zu ſehen, wird auch recht gern connivendo ſich um die Handhabung derſelben nicht bekümmern; wie aber, wenn die ſelbſtgemachten Geſetze ſchlecht ſind, wie vormals die mancherlei Ordensgeſetze? wie möchten da die Geſetzgeber ſich fremde Einmiſchung verbitten? — Einigkeit hat die Akademie das Recht von ihren Bürgern zu fordern, und fordert ſie wirklich, und hat längſt Geſetze darüber gegeben, welchen jeder Ankömmling ſich unterwirft und unterwerfen muß. Glaubt die ſtudierende Jugend die Kraft dieſer Geſetze noch zu verſtärken, indem ſie eigene Abmachungen hinzufügt, immerhin! es iſt löblich; aber von Eingriffen in ihre Rechte muß ſie nicht reden; wenigſtens werden diejenigen, die Jura ſtudieren, ſchon wiſſen, daß Niemand mehr Recht ausüben kann, als ihm übertragen worden, und daß eine Studentiſche Geſetzgebung ein status in statu wäre. —

„Und wie wir kein Unrecht gegen unſere Standesgenoſſen mehr üben wollen, ſo müſſen wir auch „allen übrigen Ständen ihr Recht nicht verkümmern." (Sehr löblich! und jeder ehrliche Mann wird von Herzen Amen dazu ſagen.) — „Nach geiſtiger Freiheit wollen wir ringen, wie Luther, und nach Verdrängung des Unrechts, wie die Sieger bei Leipzig." (Abermals höchſt erfreulich! nur vergeſſe man nicht, daß nicht Alles Unrecht iſt, was die unerfahrene Jugend jetzt dafür hält, und daß man bei Erringung der geiſtigen Freiheit nicht das Recht hat, die geiſtige Freiheit Anderer zu ſchmälern, oder Andern vorzuſchreiben was ſie glauben ſollen.) —

In einer andern, zu Heidelberg gehaltenen, Rede meint der Verfaſſer: „noch ſey die religiöſe Wiedergeburt unſeres Volkes nicht vollzogen, obgleich „viele Stimmen ſchon den Sieg des Unendlichen über „das Beſchränkte des freien Gedankens, über die gefeſſelte Meinung weiſſagend verkünden." — Welch ein Galimathias! das Unendliche kann für uns doch nur im freien Gedanken exiſtiren; über den freien Gedanken ſiegen, heißt ihn beſchränken, und ſobald er beſchränkt iſt, ſo hört auch für uns das Unendliche auf.

Weiterhin heißt es: die ganze Menſchengeſchichte könne nur als eine immer fortſchreitende Entwickelung der Vernunft begriffen werden. — Wenn dieſer Satz wahr iſt, ſo wird die Menſchengeſchichte noch gar nicht begriffen; denn, ſo weit wir ſie kennen, hat die Vernunft ſeit 3000 Jahren ſich nicht um ein Härchen entwickelt. —

„Um Andern zu leuchten, muß es in uns ſelbſt „erſt lichthell geworden ſeyn." — Sehr wahr! und eben darum iſt Beſcheidenheit im Urtheilen der ſtudierenden Jugend noch gar ſehr zu empfehlen; denn mit der beſten Meinung, die wir von ihren Talenten hegen, können wir doch nicht glauben, daß es, nach Anhörung einiger Collegien, ſchon ganz lichthell in ihr geworden ſey. —

Von uns Vätern der jetzigen Studenten, und von deren Abgang von der Univerſität, ſagt Herr Carové: „es war ein trübes, ſchweres Scheiden aus „dieſer freien Welt in eine Welt der Knechtſchaft und „der unüberwindlichen Vorurtheile; der freie, frohe „Burſche ward zum dienenden, gedrückten, traurigen „Philiſter. Nicht alſo jetzt. Nichts braucht der „Burſche aufzugeben, wenn er der Jugend Kampfplatz nun verläßt u. ſ. w."

Zuerſt mußten wir lächeln, als wir das laſen, denn wir gehören auch unter die Philiſter, obwohl wir weder knechtiſch, noch gedrückt, noch traurig geweſen ſind; weil wir vorher wußten, daß es im Stante anders ausſieht als in der Burſchenwelt. Dann aber empfanden wir ein wahrhaftes Mitleid für irregeführte Jünglinge, die ſich einbilden: jetzt brauchten ſie nichts aufzugeben, wenn ſie den Kampfplatz der Jugend verlieſsen. O wie bald werden die Schuppen ihnen von den Augen fallen! wie mancher wird dadurch unglücklich werden und unglücklich machen!

Schließlich wollen wir gern bemerken, daß wir den Herrn Carové für einen wackern, mit trefflichen Anlagen begabten jungen Mann halten; um ſo mehr wünſchen wir von Herzen, daß er in der Burſchenwelt nicht für die Männerwelt verlohren gehe.

Zur Nachricht.

Der Herausgeber dieſer Blätter hat vor einiger Zeit in der Zeitung für die elegante Welt gerügt, daß ein gewiſſer Herr Paſtor Mößler in einer Friedens-Predigt eine, bisher ganz unbekannte Kriegs-Greuelthat erzählt hat, ähnlich der, welche Buonaparte in Egypten beging, und die, nach Herrn Mößler's Behauptung, von Tſcherkaſſen verübt ſeyn ſoll. Wir erklärten die Sache ſchon deshalb für ein Mährchen, weil kein einziger Tſcherkaſſe in Deutſchland geweſen iſt. Nun tritt Herr Mößler in dem Oppoſitions-Blatte mit Schmähungen gegen uns auf, wie ſie einem chriſtlichen Friedens-Prediger nicht geziemen; verhöhnt mit leidenſchaftlichem Grimme unſere Logik, unſere Aeſthetik. — (Dinge die gar nicht zur Sache gehören) — und beſchuldigt uns der Verläumdung. Nun ſollte man denken, er habe unſere Behauptung, (daß nemlich kein Tſcherkaſſe in Deutſchland geweſen) ſiegreich widerlegt! — keinesweges! es iſt fürwahr drollig, daß er ſelbſt geſteht, er habe die angeblichen Thäter nur darum Tſcherkaſſen genannt, weil ſie, nach einer freylich nicht verbürgten Sage, Klein-Rußland angehört hätten. Alſo Erſtens eine Sage, Zweytens: eine unverbürgte Sage; und Drittens: Tſcherkaſſen in Klein-Rußland, wo nie ein Tſcherkaſſe gewohnt hat! denn Hr. Mößler wird doch wohl nicht den Kaukaſus zu Klein-Rußland zählen? Er rühmt ſich zwar ſeiner geographiſch richtigen Angabe, allein wir fürchten, er habe hier eine ſtarke Blöße gegeben. Klein-Rußland beſteht aus den beyden Gouvernements Tſchernigow und Pultawa, wie Herr Mößler ſchon aus des Profeſſor Voß Handbuche hätte lernen können. Da nun der Kaukaſus, wo einzig und allein Tſcherkaſſen wohnen, noch ſehr fern von dieſen Statthalterſchaften liegt, ſo folgt, daß Hr. Mößler aus Unwiſſenheit geirrt hat. Iſt dieſe Logik auch ſiech und erkrankt? —

Aber hat er denn etwa das Factum ſelbſt bewieſen? — Wäre es geſchehen, ſo könnte das uns gleichgültig ſeyn, denn wir haben ja nichts weiter gewollt, als die ſchändliche Anſchuldigung von den Tſcherkaſſen abwälzen. Doch auch das Factum hat Herr Mößler nicht bewieſen, ſondern ſich auf das Juſtizamt zu Schlieben bezogen, welches ohne höhere Erlaubniß die Acten nicht publiciren will; und ein Herr Doctor Wagner hat weiter nichts beſcheinigt, als daß er „aufgefundene Verſtümmelte ärztlich behandelt habe.“ — Was folgt denn daraus? wer hat ſie verſtümmelt? warum ſind ſie verſtümmelt worden? Audiatur et altera pars. Geſetzt, die Kriegsgefangenen hätten, wie gar oft zu geſchehen pflegt, einen günſtig ſcheinenden Augenblick ergriffen und ihrer Escorte die Waffen zu entreißen geſucht, um ſich ſelbſt mit Gewalt zu ranzioniren? Was blieb dann der Escorte anders übrig, als die Gefangenen niederzuhauen? Die übrigbleibenden werden freylich nicht ſagen, wie es zugegangen, denn ſie wollen ja Mitleid für ſich und Haß gegen den Feind erwecken. Aber wenn es ſich ſo verhalten hätte, wie Herr Mößler behauptet, ſo würden die geretteten Franzoſen ſich warlich nicht damit begnügt haben, ihre Ausſage bey dem Juſtizamte zu Schlieben zu machen, und übrigens den Druck von Herrn Mößlers Friedens-Predigt geruhig abzuwarten; nein, wir hätten ſicher die gräßliche Anecdote ſchon in zehn franzöſiſchen Kriegsgeſchichten geleſen. Folglich iſt und bleibt es unwiderleglich, daß Herr Mößler auf unverbürgte Sagen und einſeitige Ausſagen, einer fremden Nation dieſen (wahrſcheinlich nie begangenen) Greuel aufgebürdet hat.]

Wenn der Herausgeber übrigens aller Erwiederung von Beleidigungen ſich enthält, ſo glaubt er dadurch zu beweiſen, daß er ſich beſſer zum Friedens-Prediger ſchickt als Herr Mößler; wogegen er gern einräumen will, daß Herr Mößler ein beſſerer Redacteur des Oppoſitions-Blattes ſeyn würde als Er.

Der Jahrgang von 52 Nummern dieſes literariſchen Wochenblatts koſtet 4 thl. ſächſ. Vorausbezahlung; weder Viertel noch Halbe Jahrgänge werden einzeln verkauft, man macht ſich vielmehr beym Empfang der erſten Stücke auf einen ganzen Jahrgang verbindlich, welches wir zur Beantwortung vieler an uns ergangener Anfragen den löbl. Buchhandlungen und Poſtämtern, hierdurch bekannt machen. Zugleich empfehlen wir den Buchhandlungen das Intelligenzblatt zur Bekanntmachung ihrer Verlagsartikel, von welchem No. 1. einem der nächſten Stücke beigegeben wird; wir berechnen pr. Zeile 1 gr. Einrückungsgebühren. Weimar, den 4. Dezember 1817.

Hoffmanniſche Hof-Buchhandlung.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 8. 1818.

Reiſen.

Der Freiherr von Stürmer iſt in den letzten Monaten des Jahres 1816 nach Conſtantinopel gereiſt und hat eine Skizze dieſer Reiſe drucken laſſen. Viel Neues erfährt man da nicht. — Wenn in der Wallachei dem Poſtillion die Pferde ermüden und es begegnet ihm ein Bauer mit rüſtigen Pferden, ſo nimmt er ihm dieſe ohne Umſtände weg, und giebt ihm dagegen ſeine abgemergelten, mit der Erlaubniß, ſie auf der Poſt wieder umzutauſchen. Eben ſo machen es die Edelleute. (Wir haben Eroberer gekannt, die auf gleiche Weiſe die Menſchen wechſelten.) — In Buchareſt ſteht ein alter Thurm und an deſſen Pforte zu beiden Seiten eine gemahlte Schildwache mit dem Gewehr auf der Schulter in deutſcher Montur, ſo wie ſie etwa vor hundert Jahren Mode war. Man hat ſich den Kopf zerbrochen, wie und warum dieſe Bilder dahin gekommen? und man meint, der Fürſt der Wallachei habe zu der Zeit, als Karl XII. aus der Türkei nach Hauſe ritt, ihm zu Ehren ein paar ſchwediſche Soldaten abconterfeyen laſſen. (Wahrſcheinlich iſt dieſe Meinung nicht, aber auch nicht der Mühe werth, über ein paar Sudelbilder nachzugrübeln.) — Der muſelmaniſche Pöbel unterſcheidet eigentlich nur zwey Nationen; denn faſt überall wurde Stürmer befragt: ob er ein Nemtſch (Deutſcher) oder ein Moſkov (Ruſſe) wäre? — Die letztern werden gefürchtet, nicht allein, weil ſie ihr Andenken mit dem Schwerdte ins Gedächtniß geſchrieben haben, ſondern auch wegen einer alten Prophezeiung, welche ſagt: die Ruſſen würden durch zwey Schlachten, die Eine am Dnieſter, die Andere unter den Mauern von Conſtantinopel, das türkiſche Reich zerſtören, und den Sultan zwingen, ſein Hoflager in Damaskus aufzuſchlagen. — (Wer Muradgea d'Ohſſon geleſen hat, braucht Stürmer nicht zu leſen.) —

Aus den Reiſen durch die ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich in den Jahren 1807, 1809 und 1815, wüßten wir eben nichts pikantes auszuheben. Lauter nüchterne Bemerkungen, die man hundertmal geleſen hat. Doch Eines war uns unbekannt und ergötzlich: die ſeltſamen Heyraths-Contracte der Zigeuner im Baskenlande. Der Bräutigam nimmt einen irdenen Topf und zerſchmettert ihn in Gegenwart von Zeugen zu den Füßen ſeiner Braut. Nun werden die Scherben genau gezählt, jede Scherbe bindet nur auf Ein Jahr, ſo daß, wenn zum Beyſpiel der Scherben zehn ſind, die Ehe auf zehn Jahre geſchloſſen wird, nach deren Verlauf die bisherigen Eheleute wieder auseinander gehen. Behagt es ihnen aber noch länger, ſo muß abermals ein Topf zu den Füßen der Frau zerſchmettert werden. Aus dem Grade der Kraft, mit welchem der Bräutigam den Topf hinwirft, läßt ſich folglich auf den Grad ſeiner Liebe ſchließen. Ein recht Verliebter wird es wohl ſo zu machen wiſſen, daß der Topf in tauſend Scherben ſpringt. — Unter dem Landvolk der Basken herrſcht eine andere drollige Sitte. Wenn ein Jüngling ein Mädchen zu heyrathen wünſcht, ſo kneipt er ſie in die Arme; das heißt: ich liebe dich. Hat ſie nun nichts einzuwenden, ſo ſetzt ſie ſich auf ſeinen Schooß, das heißt: ich liebe dich wieder.

Ein Preußiſcher Officier, der in franzöſiſcher Kriegsgefangenſchaft geweſen, und ohne Zweifel ein ſehr gebildeter Mann, hat eine Schilderung der Provinz Limouſin herausgegeben, die zwar hauptſächlich ihren Werth für den Statiſtiker hat, aber auch mitunter ſehr unterhaltende Notizen liefert. Dahin rechnen wir: daß auf der Bibliothek zu Limoges ſich nur ein einziges deutſches Buch, und zwar Minna von Barnhelm, befindet. Ferner: daß junge Mädchen (warum nicht auch alte?), welche gern heyrathen möchten, zu einer Dorfkirche wallfahrten, um die Hülfe des heil. Eutropius anzurufen; daß ſie dort in Proceſſion um ein Kreuz wandeln, und dann ihr wollenes Strumpfband vom linken Beine daran hängen, und daß dieſes Kreuz immer ſehr ſtark mit Strumpfbändern verziert iſt. Ferner: daß die Limouſiner, wenn ihnen irgend ein Glied weh thut, das Bild eines gewiſſen Heiligen mit kleinen Knäueln von Wolle werfen, die der Küſter liefert, aber nicht gratis. Sie müſſen jedoch den Heiligen gerade an derſelben Stelle treffen, wo ſie Schmerzen empfinden, ſonſt hilft es nichts. Verfehlen ſie das Ziel, ſo dürfen ſie zwar den Wurf wiederholen, doch muß jedesmal vom Küſter ein neues Knäuelchen dazu erkauft werden. Es verſteht ſich, daß dieſer die verſchoſſenen Bolzen ſorgſam zuſammen lieſt und folglich in ein paar Dutzend Wollen-Knäueln ein Kapital beſitzt, welches ſich über alle Maßen gut verzinſt. Bisweilen wird dieſe artige kleine Uebung gerade zu der Zeit angeſtellt, wo der Pfarrer Meſſe lieſt, und, da er dem Kranken dabey ſehr in den Wurf kommt, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß Er ſtatt des Heiligen canonirt wird; er läßt ſich aber dadurch nicht ſtören. Zu verwundern iſt übrigens wohl nicht, daß, wenn der Kranke das Glück hat, eine Stunde lang vergebens nach einem beſtimmten Gliede des Heiligen zu zielen, dieſe Leibesübung ihn nicht ſelten von rheumatiſchen Uebeln befreit, und mit dieſer Rückſicht mag ſie auch wohl von irgend einem frommen Schlaukopf erfunden worden ſeyn. — Es giebt politiſche Schriftſteller, die auch ſchon lange ihre Knäuel nach dem Bilde der Conſtitution werfen, gewöhnlich aber nur den Pfarrer treffen, der ſich nicht dran kehrt. —

In den Geſellſchaften von Limoges iſt der Unterſchied der Stände nicht bemerklich, denn die ganze Einwohnerſchaft beſteht aus Kaufleuten oder deren Verwandten. Der Marſchall Jourdan war ſonſt hier Kaufmann; ſeine Frau half ihm damals im Gewölbe und ſeine Verwandten treiben jetzt noch Handel. Der Marſchall Brune iſt ein Bauernſohn aus dieſer Gegend u. ſ. w. Ein Edelmann darf handeln, ohne daß er ſeinen Adel dadurch herabſetzt, oder gar einbüßt. Der Verfaſſer kannte manchen adlichen Kaufmann, der vormals als Emigrirter in der Armee des Prinzen Condé gedient hatte, und macht die Bemerkung: „Wenn unſere adelſtolzen „Damen damals gewußt hätten, daß der Marquis „oder Chevalier, der ihnen mit ſo vielem Glücke den „Hof machte, erſt vor kurzem ſein Gewölbe oder ſeinen Laden verlaſſen hatte —!“ —

Daher kommt es denn auch, daß man bey dem dortigen Handelsſtande weit mehr Bildung findet, als in Deutſchland, wo man, (nach der Behauptung des Verfaſſers) beſonders in preußiſchen Handelsſtädten, wenn man nicht ſelbſt Kaufmann iſt, in Geſellſchaften zur Laſt fällt oder die tödtlichſte Langeweile empfindet. „Beſonders könnte ich „Handelsſtädte an der Negat und Oder nennen, die ſo „groß als Limoges und faſt nur von Kaufleuten bewohnt ſind, wo ein gebildeter Menſch es nie lange „ausgehalten hat, wenn er nicht in denſelben Kreis „der Mittelmäßigkeit verſinken wollte. Dort ſind die „Geſellſchaften ſtumm, bis es zu Tiſche geht, dann „macht der Wein ſie laut. Hier kann man ſich mit „Kaufleuten über alle Zweige des menſchlichen Wiſſens unterhalten; freylich findet man die gewöhnliche „franzöſiſche Einſeitigkeit, aber der Gegenſtand iſt ihnen doch nicht fremd und wird mit Liebe ergriffen. „Man denke ſich dagegen die Kaufleute in Schleſien, „mit wenigen Ausnahmen! Das findet man freilich „hier nicht, was Hamburg und Bremen jedem Fremden ſo angenehm macht, und was auch in Danzig „und Königsberg, jedoch ſelten (jawohl ſelten!) einzelne glückliche Nachahmer findet.“

Eine, uns faſt unglaubliche, Behauptung müſſen wir ausheben, nämlich die, daß in Frankreich unter Napoleon die Civil-Autoritäten den Vorrang vor den Militairbehörden hatten. Der Verfaſſer behauptet es ſehr zuverſichtlich, und führt zum Beweis an, daß beym Krönungsfeſt des Kaiſers der commandirende General den Präſidenten des Appellations-Gerichts zu der Feyerlichkeit abholen mußte. Das iſt eine auffallende Napoleoniſche Inconſequenz, oder es mußte eine Rückſicht, die wir nicht errathen, zum Grunde liegen, denn Inconſequenz war ſonſt fürwahr nicht Napoleons Fehler. —

Jenes Feſt wurde übrigens ohne alle Volks-Theilnahme gefeyert. Um ſo luſtiger war Tags darauf in den Zeitungen zu leſen: Allgemeiner Jubel erfüllte die Stadt! die Straßen wimmelten, die Freude glänzte auf allen Geſichtern u. ſ. w.

Es iſt eine große Wahrheit, daß Tyrannen immer am meiſten gelobt werden, und darum ſollten vielleicht gute Fürſten die ewigen Lobhudeleien in den Zeitungen ganz verbieten oder verbitten; beſonders die Berichte von der Aufnahme reiſender Prinzen, die jetzt gar zu häufig und gar zu langweilig werden. —

Wir beſchließen dieſen Auszug mit Erwähnung eines limouſiniſchen Volksliedes, bey dem man ſich des Lächelns über die ächtfranzöſiſche Prahlerei nicht erwehren kann. Ein Mädchen ſingt ſeinen abweſenden Geliebten: „Ey wie hübſch er ſeyn muß in ſeiner Huſaren-Uniform! auf ſeinem ſchönen Pferde „des Königs von Preußen, in ſeinem ſchönen Rocke „von engliſchem Tuche, mit ruſſiſchem Pelzwerk beſetzt und mit einem franzöſiſchen Herzen gefüttert!“ — „Muß gelaufen werden, ſo ſind wir Haſen; muß „geſchwommen ſeyn, ſo ſind wir Fiſche; in der „Schlacht ſind wir Tiger, als Sieger zahm wie Lämmer.“ In einer Anmerkung erinnert der Verfaſſer bey den Haſen, daß die Franzoſen allerdings von Moskau bis Mainz recht brav gelaufen ſind; und bey den Fiſchen, daß ſie in der Bereſina und Elſter ſich eben nicht als große Schwimmer gezeigt haben. Wir möchten bey den Lämmern hinzufügen, daß ſich viele Böcke darunter befanden.

Denkwürdigkeiten.

Unter dem Titel: Denkwürdigkeiten dieſes oder jenes Mannes, hat man bisher immer Mittheilungen für die Geſchichte verſtanden, Aufklärungen über Begebenheiten, die der Verfaſſer ſelbſt erlebt, und von welchen er, vermöge ſeiner Lage, beſſer als Andere unterrichtet ſeyn konnte. Mit dieſen Erwartungen nahmen wir auch den zweyten Band von den Denkwürdigkeiten des Herrn v. Dohm in die Hand, und fanden uns leider ſehr getäuſcht.

Die Verdienſte dieſes Staatsmannes ſind allgemein anerkannt, und wir wollen ſeinem wohlerworbenen Ruhme auf keine Weiſe zu nahe treten; wir ſind auch überzeugt, daß die Mittheilung aller der Begebenheiten, zu welchen er ſelbſt mitgewürkt, oder welche er aus dem ihm zugänglichen Archiv des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten geſchöpft hat, von hiſtoriſchem Werthe iſt; aber wie viele unverdaute Sagen, abgeſchmackte Gerüchte, Fabeln und Mährchen verunzieren dieſen zweyten Band! Beſonders hat Herr v. Dohm einen Ingrimm gegen Rußland, den er bey jeder Gelegenheit aufſprühen läßt. Er iſt nie dort geweſen, aber er weiß den Faden jeder dort entſprungenen Begebenheit ſo genau nachzuweiſen, als ob Alles das in einer Spinnſtube ſeines eigenen Hauſes vorgegangen wäre. Alles was Großes und Erhabenes unter Catharina der Zweyten geſchehen iſt, ſchreibt Herr v. Dohm dem Zufall, der Laune, dem Eigennutz, der Empfindlichkeit, der weiblichen Eitelkeit zu. Die herrliche Frau — unter deren Scepter der Herausgeber ſelbſt 16 Jahre ruhig und glücklich gelebt hat; von deren Humanität er aus eigener Erfahrung merkwürdige Beyſpiele mittheilen könnte; unter deren Regierung allgemeiner Wohlſtand in Rußland herrſchte; deren Andenken noch jetzt geſegnet wird — dieſe herrliche Frau wird vom Herrn v. Dohm beſchuldigt, ſie habe „ihre „Unterthanen durch wilden Despotismus niedergedrückt,“ (!) die türkiſchen Heere ſoll ſie weit mehr „durch Glück, als durch Verdienſt ihrer Generale geſchlagen, und Friedrich II. die Ungeſchicklichkeit der „ruſſiſchen Ober- und Unter-Befehlshaber wohl gekannt haben.“ Als Taktiker und Stratege war Herr von Dohm bis jetzt dem Publikum nicht bekannt. Die Siege der Ruſſen kann er nicht wegläugnen, aber das Glück und die Ungeſchicklichkeit der ruſſiſchen Generale haben ſie erfochten! Uns dünkt fürwahr, der alte Feldmarſchall Romanzow habe die Ehrenſäule, die ihm zu Petersburg errichtet worden, nicht ſeinem Glücke zu danken, und der Chef des Generalſtabes v Bawr, habe ſich wohl mit einem Gneiſenau meſſen können.

Die Erwerbung der Crimm wird vom Herrn v Dohm — (wir bedienen uns ungern des Ausdrucks, allein wir finden keinen paſſendern) — begeyfert. Er ſpricht von dieſer Begebenheit durchaus nicht als ein Staatsmann, ſondern als ein beſoldeter Pamphletſchreiber. Da wird jedes gehäſſige Mährchen aufgewärmt; da ſoll die freywillige Unterwerfung auf eine ſchmähliche Weiſe „erpreßt“ worden ſeyn, ohne daß Herr v. Dohm auch nur den kleinſten Beweis für dieſe kecke Behauptung anführen kann; da wird zwar zugeſtanden, daß ein Tatar-Chan unter türkiſcher Oberherrſchaft beſtändig ausgeſaugt, auch oft abgeſetzt und ins Elend verwieſen wurde; ferner, daß die türkiſchen Garniſonen das Land gewaltig drückten; aber dennoch ſagt Herr von Dohm: „gewiß lebte dieſes Volk unter türkiſchem „Joche viel glücklicher, als unter dem, welches Catharina II ihm auflegte.“ Woher weiß er das ſo gewiß? davon ſagt er nichts. Vormals, erzählt er, ſey der Tatar-Chan mit 50000 Reitern zu den türkiſchen Heeren geſtoßen, und von dieſen ſollen, zwey Jahre, nachdem das Land dem ruſſiſchen Reiche einverleibt worden, nur noch 17000 übrig geweſen ſeyn. Freilich verdient ſich Herr v. Dohm hier ſelbſt des Wortes ſollen; aber ziemt es einem ſo ehrenwerthen Staatsmanne, der der Geſchichte Denkwürdigkeiten überliefern will, ſolche Dinge auf bloßes Hörenſagen nachzuerzählen? Wie ſanft berührt er hingegen den Streit des Magiſtrats von Thorn mit Friedrich II. Er geſteht zu, daß der Magiſtrat ganz Recht gehabt, und Friedrich ſeine Behauptung bloß durchgeſetzt habe, weil jenem keine fremde Macht zu Hülfe gekommen; aber kein Wort des Tadels, vielweniger der Läſterung, entſchlüpft ihm über eine Begebenheit, die in ihren Principien doch wohl nicht reiner war als die Erwerbung der Crimm? — Wie weit die Leichtgläubigkeit des Verfaſſers geht, möge man unter andern daraus ſchließen, daß er ganz ernſthaft verſichert, der Chan Schahim Gheray habe den Vorſatz gehabt, die große franzöſiſche Encyclopädie ins Tatariſche überſetzen zu laſſen. Ferner: die Kaiſerin habe ſchon Medaillen auf die Eroberung von Conſtantinopel, wo nicht würklich ausprägen, doch die Zeichnung dazu entwerfen laſſen. Eine ſolche Zeichnung habe er 1782 ſelbſt geſehen. Das kann wohl ſeyn. Es mag irgend ein Künſtler ſich dadurch haben einſchmeicheln wollen, aber gewiß hatte er keinen Auftrag dazu von der Kaiſerin, die eines ſo kindiſchen Uebermuthes ganz unfähig war. Eben ſo lächerlich iſt es, nachzuerzählen, der Fürſt Potemkin ſey einſt vom engliſchen Geſandten mit Geld beſtochen worden. Potemkin war ein Crösus, bey dem eine ſolche Art von Beſtechung ſchwerlich würkſam ſeyn konnte.

Wir übergeben die mancherlei ärgerlichen Anecdoten, die ſich Herr v. Dohm nachzuſchwatzen erlaubt, während er von Friedrich II., vom Prinzen Heinrich, vom Grafen Herzberg immer mit gebührender Achtung ſpricht, ohne zu bedenken, daß, wenn man zum Beyſpiel einem Voltaire oder Mirabeau nachſchwatzen wollte, man leicht eben ſo viele anſtößige Geſchichten zuſammenbringen könnte.

Ueber die Theilung Polens, und über den noch räthſelhaften Urſprung derſelben, fließt der Strom des Verfaſſers abermals, nicht tief, aber breit. Es verſteht ſich daß alles Gehäſſige da wieder auf Rußland gewälzt wird; aber drollig iſt der Widerſpruch, in den Herr v Dohm mit ſich ſelbſt geräth, wenn er p. 83 bekennt, Friedrich II. „habe nachgegeben, weil er beſorgte, das ganze Theilungs-Geſchäft möchte über dieſen Nebenpunkt ſich zerſchlagen.“ Wem ſo viel an dieſer Theilung lag; wer beſorgen konnte, ſie möchte ſich zerſchlagen, der ſcheint wohl eher ein Urheber derſelben geweſen zu ſeyn. Uns dünkt überhaupt, man müſſe dabei auf ganz andere Dinge Rückſicht nehmen. Rußland bedurfte der Acquiſition von 1772 zu ungehemmter Verbindung ſeiner nördlichen Provinzen mit den ſüdlichen; der Diſſidenten-Krieg gab die Veranlaſſung, ſie zu erlangen. Eine gleiche Gelegenheit beſchloß Friedrich II. zu benutzen, um zwiſchen ſeinen öſtlichen Provinzen und der Haupt-Provinz der Monarchie eine unmittelbare Communication zu gewinnen. Jeder Widerſpruch konnte die Sache ſchwierig machen, alſo mußte Oeſterreich mit in das Intereſſe verflochten werden, und es erhielt Gallizien. Das ſcheint das Geheimniß der erſten Theilung zu ſeyn, deren Wunden längſt vernarbt ſeyn würden, wenn die zweyte, bedenklichere, nicht hinzugekommen wäre, welche die bekannten, unausbleiblichen Folgen haben mußte. Wenn dieſe zweyte Theilung ein politiſcher Mißgriff genannt werden ſoll, wer war es, der darauf drang? — So wie Rußland an ſeinen nördlichen und ſüdlichen Provinzen ſich conſolidirte, mußte Weiß-Reußen nothwendig ein Theil des Reichs werden; und ſo wie Petersburg eine mächtige, wichtige Reſidenz-Stadt wurde, mußte Finnland bis zum bothniſchen Meerbuſen ihm zur Schutzmauer dienen. Ob dieſe Begebenheiten durch diplomatiſche Künſte um einige Jahre verzögert oder befördert wurden, das konnte im Allgemeinen ziemlich gleichgültig ſeyn. — Wir wollen, zur Ehre des Herrn v Dohm, vieles übergeben, was dieſe ſogenannten Denkwürdigkeiten zum Anecdotenbuche macht; allein den Wunſch können wir nicht unterdrücken, daß es ihm gefallen haben möchte, ſich auf die langweilige Unterhandlung über die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Cölln und Münſter zu beſchränken, ſtatt bey einer Aehrenleſe auf einem ihm fremden Felde nur Treſpenhalme zu ſammeln.

Aus den Reiſen eines Franzoſen in England heben wir die Lebensart zu London aus. Im Gewühl dieſer Rieſenſtadt fühlt ſich ein Fremder allein, und kann das tägliche periodiſche Ab- und Zunehmen des Tumults nur von ferne beobachten, denn alle mitgebrachten Empfehlungsbriefe verſchaffen ihm ſelten nützliche und angenehme Bekanntſchaften, weil die Engländer, mit wenigen Ausnahmen, keine Rückſicht darauf zu nehmen pflegen. Des Morgens herrſcht bis um 10 Uhr eine ſolche Stille in der Stadt, daß man ein Mäuschen könnte pfeifen hören; alsdann erſt werden nach und nach die Kramläden geöffnet. Die Milchmädchen finden ſich ein, mit ihren äußerſt reinlichen, an einem Joch an beiden Schultern hängenden Eimern; auf ihr wiederholtes Klopfen öffnen ihnen die noch ſchlaftrunkenen Dienſtmädchen die Hausthüren, und laſſen ſich ein Mäßchen Milch zumeſſen, das nicht größer iſt, als ein Ei. Es iſt aber dennoch auf den ganzen Tag für die Familie hinreichend, denn dieſe Milch ſoll weder als Getränke noch als Nahrungsmittel dienen, ſondern blos als eine Farbe, ein Elixir, von dem Morgens und Abends mit der größten Sorgfalt höchſtens 5 oder 6 Tropfen in eine Taſſe Thee gegoſſen werden; irgend einen Geſchmack können dieſe dem Thee nicht geben, aber darum iſt es auch nicht zu thun, ſondern es iſt blos ein allgemeines Herkommen, das unausgeſetzt beobachtet wird, ohne daß jemand nach dem Nutzen deſſelben fragt. — Noch immer hört man aber um dieſe Zeit weder Wagen noch Karren in den Straßen. Erſt gegen drei Uhr des Nachmittags giebt die große Welt Zeichen des Lebens von ſich. Beſuche machen, d. h. eine Carte an der Thür ſeiner Freunde abgeben, die man nie anders ſieht als im Gedränge der Geſellſchaften; in den Kramläden herumſchlendern, die eben in Mode ſeyenden Merkwürdigkeiten beſehen, allenfalls noch ein oder zweimal in einer ziemlich garſtigen Straße, Bond street, auf und abfahren, und endlich gegen 5 Uhr nach Hauſe zurückkehren, um ſich anzukleiden, — dies iſt ein Vormittag zu London.

Jetzt ohngefähr werden die Straßen erleuchtet, aber ſehr ſchlecht, denn die Laternen hängen nicht in der Mitte, ſondern ſtehen auf den Seiten auf hohen Pfoſten, beinahe 10 Klafter von einander, ſo daß ſie wirklich nur einzelne Lichtpünktchen ſind, die aber wenig Licht verbreiten. Von 6 bis 8 Uhr entſteht ein ungeheures Getöſe; man fährt zum Mittageſſen. Die Wagen, mit zwei großen flammenden Augen bewaffnet, erſchüttern überall das Pflaſter, jagen äußerſt ſchnell einander nach, durchkreuzen ſich, und halten plötzlich vor dem Hauſe, wo ſie hinwollen, ſtill. Hierauf tritt wieder ein zweiſtündiger Ruhepunkt ein, aber um 9 Uhr nimmt das Getöſe auf eine furchtbare Art überhand, und erreicht nunmehr den höchſten Grad. Man kann nichts Einzelnes mehr unterſcheiden, und glaubt in der Nähe einer Mühle mit 50 Gängen und einem verhältnißmäßigen Waſſerſturze zu ſeyn. Dieſe höchſte Criſis dauert unvermindert bis um Mitternacht oder 1 Uhr fort, wo ſie nach und nach wieder abnimmt, bis man gegen Morgen nur hin und wieder noch einzelne Wagen hört.

Dies iſt jedoch nur die Lebensart der Reichen, der Edelleute, der Geſchäftloſen; es kann aber natürlicherweiſe die nicht ſeyn von der arbeitenden Claſſe, von dem Handelsſtande in dieſer ungeheuren Hauptſtadt des Welthandels. Dieſer wohnt aber auch in einem ganz andern Theile der Stadt, nämlich in dem öſtlichen, der Vorzugsweiſe die Stadt (la cite) heißt. Der weſtliche Theil wird blos von ſogenannten Standesperſonen, oder die es ſeyn wollen, bewohnt, und eine beſtimmte Grenzlinie, die ſich von Norden nach Süden hinzieht, trennt ihn von dem öſtlichen. Um jede Minute öſtlicher Länge mehr nimmt um eben ſo viel das Vornehmſeyn ab, und umgekehrt. Um von Oſten nach Weſten auszuwandern, muß man zum wenigſten 3000 Pfd. jährlicher Einkünfte beſitzen; wenn man weniger hat, oder vielmehr weniger verthut, ſo iſt man Geringſchätzungen aller Art ausgeſetzt, und man thut wohl, wenn man nicht weniger als 6000 Pfd. St. durchbringt. Man kann jedoch auch mit wenigerm dort leben, wenn man daſelbſt gebohren iſt, aber mit wenigerm kann man ſich nicht dahin verpflanzen, und auch alsdann genießen die neuen Ankömmlinge nicht die nämliche Achtung wie die Eingebornen. Es gehört bei den letztern ſogar zum guten Ton, ſich über die Nothwendigkeit, ſich einſchränken zu müſſen, zu beklagen; im Wohlſtand ſeyn, und ſtets aus einer vollen Caſſe ſchöpfen zu können, heißt bürgerlich oder wie ein Bewohner der cité leben.

In der cité ſieht aber alles ganz anders aus! Anſtatt der tiefen Stille, die in dem weſtlichen Theile bis weithin in den Nachmittag herrſcht, iſt in dem öſtlichen ſchon vor 10 Uhr alles in voller Bewegung und Thätigkeit. Fußgänger, Wagen und Koth nehmen mit jedem Schritte, den man von Weſten nach Oſten geht, auffallend zu, und man trifft, beſonders an Regentagen, eine zahlloſe Menge von Miethkutſchen daſelbſt an. Allein dennoch ſieht man wenige Laſtträger und Karren und nur einen geringen Transport von Waaren; dieſer ganze unermeßliche Welthandel ſcheint blos im Geiſte getrieben zu werden. Von allen den Producten, die beide Indien, Afrika und Amerika unaufhörlich dahin ſchicken, und die von dort wieder, zum Theil durch die Kunſt umgeſtaltet, in alle vier Welttheile verſchickt werden, bekommt man keine zu Geſicht. Sie werden insgeſammt in ungeheuren Magazinen aufbewahrt, die rings um künſtliche Waſſerbecken, ſogenannte Docken, erbaut ſind, in deren jede ganze Flotten einzulaufen im Stande wären. Indien hat für ſich allein eine beſondere Docke, die Antillen ebenfalls, ſo wie auch die Fiſcherei nach Grönland, und eine eigene Docke iſt für den Bedarf von London beſtimmt; die fremden Schiffe liegen aber im Fluß, und laden ihre Waaren in beſonders für ſie beſtimmte Magazine aus. Dies alles befindet ſich unterhalb London, und bildet gewiſſermaßen noch einen dritten Theil der Stadt. Was muß man nun aber von einem Handel denken, deſſen Producte eine ganze ſo unermeßliche Stadt wie London nicht in ſich aufzunehmen im Stande iſt, und dem ſie blos allein zum Comptoir dient? Man vergißt dabei, daß im Grunde doch nur die Rede von Zucker, Caffee, Indigo, Taback und Baumwolle iſt, und daß der leidige Golddurſt die einzige Triebfeder davon ausmacht; man wird vielmehr gezwungen, die hohe Vervollkommnung einer geſellſchaftlichen Einrichtung zu bewundern, die in Rückſicht auf Nützlichkeit, auf Größe des Plans und auf Weisheit in der Ausführung durchaus nicht ihres gleichen findet, und nur allein von den Werken der Natur ſelbſt übertroffen werden kann. —

Noch eine paradoxe Bemerkung über die männliche Schönheit, aus demſelben Werke: Man beurtheilt bekanntermaßen die Schönheit eines Mannes auf eine ganz andere Art, als die des weiblichen Geſchlechts. Es kommt bei der erſtern weniger auf zarte Geſichtszüge und auf helle Reinheit der Farbe an, als auf geiſtvollen Ausdruck des Geſichts und beſonders auf Kraft und Stärke, auf Ebenmaaß der Gliedmaßen, Gewandtheit des Körpers und gefällige Formen deſſelben. Hierin beſteht weſentlich die männliche Schönheit. Es iſt aber eine merkwürdige Erſcheinung, daß man dieſe männliche Schönheit in England weit häufiger unter der vornehmern Klaſſe (der ſogenannten gentlemen) antrifft, als bei dem gemeinen Volke, ſowohl in den Städten, als auf dem Lande, und daß in Frankreich gerade das Gegentheil ſtatt hat, indem dort die mehr oder weniger vornehmen Mannsperſonen in allen genannten körperlichen Vorzügen den gemeinen Leuten und den Bauern weit nachſtehen. Es wäre der Mühe werth, den Grund dieſer Verſchiedenheit, der offenbar in den Grundſätzen der National-Erziehung liegen muß, nachzuſpüren. Außer der weichlichern Erziehung, die gewöhnlich die wohlhabenden Perſonen in Frankreich ihren Kindern zu geben pflegen, glaube ich dieſen Grund hauptſächlich darin zu finden, daß in England die jungen Mannsperſonen weit ſpäter in die Geſellſchaften des weiblichen Geſchlechts zugelaſſen werden. Die frühzeitige Aufnahme in ſolche Geſellſchaften iſt für die freie Entwickelung der körperlichen Formen äußerſt nachtheilig; denn ſind es Geſellſchaften von gebildeten und ehrbaren Frauenzimmern, ſo entſteht daraus ein Hang zu ſitzenden Unterhaltungen, eine Gewohnheit, ohne körperliche Anſtrengung Stunden und Tage zu verleben, und dies kann nicht anders als höchſt verderblich für die Ausbildung der phyſiſchen Conſtitution und der daraus entſtehenden männlichen Schönheit ſeyn; ſind aber die weiblichen Geſellſchaften von entgegengeſetzter Art, ſo iſt die Sache noch weit ſchlimmer. In Frankreich iſt es ein allgemeiner Erziehungs-Grundſatz, junge Leute ſo früh wie möglich in die Zuſammenkünfte des andern Geſchlechts aufzunehmen, weil man ſie nicht zweckmäßiger ausbilden zu können glaubt; ob man aber in Deutſchland dieſes Beyſpiel nachahmen ſollte, wie es leider immer mehr der Fall zu ſeyn ſcheint, müſſen wir nach den oben angeführten Bemerkungen dem ernſtlichen Nachdenken vaterländiſcher Erzieher überlaſſen.

Militäriſche Gegenſtände.

Der Preußiſche Major im Generalſtabe, Decker, hat, nach dem franzöſiſchen des Rogniat, Anſichten über die Kriegführung im Geiſte der Zeit, herausgegeben, und durch eigene Anmerkungen ſeinen Autor trefflich bereichert. Auch diejenigen unſerer Leſer, die um Kriegswiſſenſchaften ſich nie bekümmert haben, werden in folgenden Auszügen Unterhaltung finden, um ſo mehr, da die neueſte Kriegsgeſchichte ſo oft berührt wird. — „Krieg läßt ſich nur mit braven Truppen führen, allein man muß ſie brav machen; denn der Muth iſt uns nicht angebohren, er iſt eine künſtliche Eigenſchaft.“ (was Gall läugnet.) „Nur durch das Spiel der Leidenſchaften, nicht durch Vernunft, kann man dahin gelangen.“ (Das iſt wohl eigentlich keine Aufmunterung, Soldat zu werden. Es giebt aber auch vernünftige Leidenſchaften: der Deutſchen Haß gegen Napoleon war eine ſolche.)

„Unſere heutigen Feldherrn verſtehn nicht öffentlich zu reden. Sie laſſen Proclamationen drucken, die vielleicht noch überdrein kalt und nachläſſig an der Spitze der Bataillone abgeleſen werden. (Der alte Suwaroff wußte durch wenig Worte die Soldaten zu electriſiren.) „Man ſchützt die Unmöglichkeit vor, einer großen Menge ſich hörbar zu machen, aber ſprachen die römiſchen Conſuln nicht oft zu 40 tauſend Mann?“ (Wer verbürgt uns, daß ihre Reden wirklich gehalten worden ſind?) — „Man behauptet, daß ungeübte Infanterie ſich im Handgemenge gern der Kolbe bediene, wegen deren Verwandſchaft mit dem Dreſchflegel. Wahr iſt's, daß ſie im Gebrauch des Bajonetts faſt gar keinen Unterricht erhält, was doch billig geſchehen ſollte. (Wir verweiſen hier auf die in dieſen Blättern gelieferte Anzeige von dem Treffen bei Hagelsberg, wo auch dem Bajonette keine Lobrede gehalten wird.) — „Als Napoleon die beiden ſchönen Straßen über den Mont Cenis und den Simplon anlegte, beging er einen Fehler, den er 1814 bitter bereuen mußte; er unterließ nemlich, an den engſten Stellen einige Forts anzulegen, wodurch er den Schlüſſel von Frankreich und Italien aus ſeinen Händen gab.“ — „Ein Strom, der ſenkrecht gegen die Grenzen eines Landes läuft, muß auf beiden Ufern mit feſten Plätzen verſehen werden, ſonſt braucht der Feind ihn nur Einmal zu überſchreiten. Hätten die Oeſtreicher das bedacht, ſo würden ſie ober- und unterhalb Wien am Donauufer feſte Plätze angelegt haben.“ — „Die Rolle des Feldherrn muß der Herrſcher ſelbſt übernehmen, wenn er die Sicherheit ſeiner Krone nicht in Gefahr ſetzen will.“ (Ein viel zu allgemeiner Satz, der durch des Verfaſſers Hinweiſen auf Wallenſtein nicht bewieſen wird.) — „Alexander der Große war wohl mehr glücklich als weiſe.“ (und kann man nicht daſſelbe von allen Eroberern ſagen? wie oft iſt Napoleon nur glücklich geweſen!) — „Es iſt nicht bekannt geworden, ob die Alliirten, im Fall die Leipziger Schlacht verlohren worden wäre, Vorſichtsmaaßregeln verabredet hatten zum möglichen Uebergange aus dem Angriff in die Vertheidigung. Der Kronprinz von Schweden wenigſtens ſcheint dieſe Rückſicht nicht verabſäumt und Stralſund ſtets im Auge behalten zu haben.“ (Ja, der Kronprinz von Schweden war überhaupt ſehr vorſichtig!) — „Napoleon hat ſeine Unfälle in Rußland der Rauhheit der Jahrszeit zuſchreiben wollen; indeſſen konnte man ſolche vorher wiſſen, daß es im Winter dort kalt ſeyn würde; und hätte er ſeinen Rückzug im Sommer gemacht, ſo würde er auch nicht 50tauſend Mann mehr gerettet haben.“ (Endlich fängt die Wahrheit an ſich Raum zu machen. So urtheilt ein Franzoſe, ein ſehr unterrichteter Krieger, der ſich ſelbſt in Napoleons Hauptquartier befand.) — „Man hat den Feldzug von Auſterlitz gewaltig ausposaunt, und doch war er mehr glänzend als weiſe, denn auch da führte Napoleon den Krieg ohne Operationsbaſis. Hätte man Zeit gewonnen, Schlachten vermieden, ſich auf die Flanken der Franzoſen geworfen, ſo waren ſie verloren.“ — „In einem weit höhern Lichte erſcheint Napoleons Feldzug von 1796, als er die öſtreichiſche Armee von der ſardiniſchen trennte und die verſchiedenen Corps ſchlug, die Mantua befreien wollten; beſonders aber verdient Bewunderung ſein Feldzug zwiſchen der Marne und Seine im Jahr 1814.“ — (Rogniat hält durchaus für nothwendig, die Reſerve, als das Hauptmittel zum Siege, ſowohl beim Angriff als bei der Vertheidigung, zu betrachten; wodurch auch Napoleon faſt alle ſeine Siege errungen.) — Von der Schlacht bei Belle-Alliance erzählt Rogniat: „Als die franzöſiſche Reiterei ſich auf die engliſchen Linien warf, noch ehe dieſe durch das Geſchütz und kleine Gewehrfeuer erſchüttert waren, ſchien Napoleon — zu weit entfernt vom Schlachtfeld, um genau ſehen zu können — überraſcht, und zweifelte einen Augenblick, ob die Reitermaſſe, die er mitten unter den Engländern ſah, ihm angehöre, und als er deſſen vergewiſſert wurde, ſchien er unzufrieden über den voreiligen Angriff. Da jedoch ſein unbiegſamer Character dem Drange der Umſtände nie zu weichen wußte, ſo zog er ſeine Cavallerie doch nicht zurück, ſondern ließ ſie lieber unnütz aufreiben.“ (Was auch der Major Decker für einen großen begangenen Fehler hält.) — „Nicht ohne Grund ſetzt man bei neuern Armeen ſein Vertrauen hauptſächlich in die Artillerie. Das mußte auch Napoleon thun nach der ruſſiſchen ſchauderhaften Cataſtrophe, wo ihm nicht mehr als ein einziges Bataillon ſeiner alten Schaaren übrig geblieben war. Da vervielfältigte er ſeine Artillerie ſo ſehr, daß ſeine alten Officiere, gewohnt, ihm ſeine Siege mit dem Bajonett erkämpfen zu ſehen, darob erſtaunten. Den Feldzug in Sachſen eröffnete er mit nicht weniger als 1400 Feldſtücken. Das war freilich übertrieben, wie auch der Erfolg bewieß; denn die übrigen Waffen reichten nicht mehr hin, das Geſchütz zu decken, und an allen Ecken und Enden wurden ihm Kanonen genommen. (Der Major Decker meint doch, Rogniat ſey hier zu weit gegangen. Friedrich II. habe im ſiebenjährigen Kriege zuerſt die Artillerie ſo ſehr vermehrt, und ſeine Truppen hätten ſich doch gut geſchlagen. So lange die Kanonen knallten, würden ſie auch ihre Herrſchaft über das Gemüth behaupten.) — „Die Stärke der Armeen muß ihre Grenzen haben. 300000 Mann iſt zuviel; der Feldherr kann die große Maſchine nicht regieren. 120000 Mann, in 4 Armeecorps getheilt, iſt hinlänglich.“

In den Berichten aus der neuſten Zeit bleibt Rogniat nicht immer der Wahrheit getreu, z. B. wenn er ſagt: Bonaparte ſey 1815 von mehreren königlichen Armeen im Innern und zugleich durch 800000 Mann (!) von außen bedroht worden und mit nicht mehr als 100000 Streitfähigen entgegen gerückt. Dann macht er ihm den Vorwurf, nicht in Einem Marſche bis Fleurus gegangen zu ſeyn, ſondern in Charleroi, Gott wüßte warum, ſich aufgehalten zu haben. Dagegen rechtfertigt der Major Decker Napoleon mit triftigen Gründen, geſteht auch nicht zu, daß die Colonne von Grouchy und Vandamme zu rechter Zeit bei Belle-Alliance hätte eintreffen können, und wundert ſich durch ein Fragzeichen, daß Rogniat Napoleons Armee, die er kurz zuvor auf 100000 Streitfähige angab, nun plötzlich, blos weil jene Colonne fehlte, auf 55000 herabſetzt; auch meint er, wenn Grouchy wirklich herangerückt wäre, ſo würden die, nach der Schlacht noch ſtatt gefundenen, Gefechte nicht mehr geliefert worden ſeyn und vielleicht keine Loire-Armee exiſtirt haben. Bei der Schlacht ſelbſt war Napoleons größter Fehler, daß er die Reiterei zu früh ins Gefecht [illegible]. — Das Geheimniß der zahlreichen Siege dieſes Feldherrn ſetzt Rogniat in folgende, ſtets von ihm beobachtete Regel: „den Feind auf ſeiner ganzen Fronte beſchäftigen und ermüden, während man ein abgeſondertes Korps ihm in die Flanke ſchickt.“ Bei Eylau, meint Rogniat, ſey den Franzoſen der Sieg, (den ſie bekanntlich dort gar nicht erfochten haben) blos dadurch ſo lange ſtreitig gemacht worden, weil ihre linke Flügel-Kolonne zu ſpät gekommen ſey, während die Ruſſen ihr Centrum angegriffen, und es außer Stand geſetzt hätten, den Feind zu beſchäftigen. — Bei Jena habe Napoleon gleichfalls ſein Lieblings-Manöver anwenden wollen, es ſey aber durch die Preußen vereitelt worden, indem ſie das Umgehungs-Korps ſchon auf dem Marſche angegriffen. Auch bei Jena ſoll Napoleon mehr glücklich als weiſe geweſen ſeyn. — Das nämliche Manöver finden wir in der Schlacht von Bautzen wieder, die Rogniat eine der am beſten berechneten nennt, die er jemals geſehen. Dort habe Napoleon mit Recruten kriegsgeübte (?) Truppen geſchlagen, und noch dazu auf einem lange vorher (?) befeſtigten Schlachtfelde.

(Der Beſchluß folgt.)

Kleine literariſche Notizen.

Merkwürdig iſt in Ebeling's Magazin ein Brief des vormaligen Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, John Adams, geſchrieben an den Stifter einer Geſellſchaft in Maſſachuſets, die zum Zwecke hat, ihren Mitbürgern jeden Krieg verabſcheuungswürdig zu machen. John Adams wurde aufgefodert, ein Mitglied jener Geſellſchaft zu werden, und antwortete: ich habe Alles geleſen, was Kräftiges über dieſen Gegenſtand geſchrieben werden; mein Herz und meine Vernunft ſtimmten bey; aber die Erfahrung hat mich überzeugt, daß Kriege eben ſo nothwendig und unvermeidlich ſind, als Orkane, Erdbeben und feuerſpeyende Berge. Allgemeiner und ewiger Friede wäre blos ein leidender Gehorſam, und die menſchliche Heerde würde bald von Einem oder Einigen geſchunden und geſchlachtet werden. Ich kann folglich kein Mitglied Ihrer Geſellſchaft werden, ſondern bitte die Ideologen, Philoſophen und Politiker demüthigſt, mich in Frieden ſterben zu laſſen. (geſchrieben 1816.) —

Ali Bey erzählt in ſeinen Reiſen von den Wechabiten, daß ſie zwar den Pilgrimmen die Wallfahrten nach Dſchebel Nor und Mekka als abergläubiſch verbieten, daß ſie aber ſelbſt nach Amara und Mina wallfahrten, um — Steingen gegen das Haus des Teufels zu werfen. So iſt der Menſch! im Politiſchen wie im Theologiſchen: immer ſetzt er nur neuen Aberglauben an die Stelle des alten.

Schah Name, zu deutſch Heldenbuch, (aber nicht das Leipziger) iſt ein berühmtes perſiſches Gedicht von Ferduſi in nicht weniger als 120000 Verſen. Einen Theil davon hat Atkinſon kürzlich ins Engliſche überſetzt. In der Vorrede liefert er Nachrichten von Ferduſi's Leben. Der Sultan hatte befohlen, ihm für jedes tauſend Diſtichen ein Honorar von tauſend Minskals auszuzahlen. Wir kennen den Werth dieſer Münze nicht, vermuthen aber daß kein deutſcher Fürſt ſo viel gezahlt haben würde. Am Ende ſchickte ihm jedoch der mißgünſtige Vezier nicht mehr als 60000 Silber-Dirhumes. Ferduſi befand ſich eben in einem öffentlichen Bade, und ärgerte ſich dermaßen über den Knicker, daß er auf der Stelle ein Drittel der ganzen Summe dem Bader ſchenkte, das zweite Drittel dem Krämer, der Erfriſchungen verkaufte, und das letzte dem Sklaven, der ihm das Geld gebracht hatte. „Sage dem Sultan" fügte er hinzu, „daß eine Arbeit von 30 Jahren nicht „mit Dirhams bezahlt wird." — In Europa giebt es ähnliche Beiſpiele. Als der berühmte Annibal Carracci in der Gallerie Farneſe zu Rom acht Jahre lang gearbeitet, und jene Kunſtwerke hervorgezaubert hatte, die noch jetzt Bewunderung erregen, ſchickte ihm der Kardinal Farneſe ungefähr tauſend Thaler in Kupfermünze.

Der franzöſiſche Ueberſetzer von Franklins Correſpondenz hat einen ächt franzöſiſchen Bock geſchoſſen. Franklin ſagt irgendwo: „man bildete ſich ein, ein Amerikaner ſey „eine Art von Yahoo," hiebey macht der Ueberſetzer folgende Note: „Yahoo. Es muß ein Thier ſeyn. Man behauptet, es ſey das Opoſſum, allein ich habe das Wort „Yahoo in keinem Wörterbuche der Naturgeſchichte finden „können." — Nicht blos engliſche, ſondern auch deutſche Leſer wiſſen recht gut, daß der ſchlaue Gulliver, nachdem er in Lilliput und Brobdignac geweſen war, wo er Zwerge (oder vielmehr Däumlinge) und Rieſen gefunden hatte, in das Land der Yahoos verſchlagen wurde, deſſen Einwohner aber nicht aus Beutel-Ratzen, ſondern aus lauter, ſehr vernünftigen Pferden beſtanden.

Wenn es erlaubt iſt, Kleines mit Großem zu vergleichen, ſo iſt es dem wackern Argand mit ſeinen Lampen gerade ſo ergangen, wie dem Columbus mit der Entdeckung von Amerika, der neuen Welt, die nicht nach ihm, ſondern nach Americo Veſpucci genannt wurde. Die Franzoſen nemlich, die im Journal de Paris einen mit dem Nahmen Quinquet unterzeichneten Artikel über die Argandſchen Lampen laſen, nannten ſie Quinquettes, nach dem Nahmen eines Mannes, der an ihrer Erfindung gar keinen Antheil hatte. — Uebrigens ſoll der Graf Rumford eine vielflammige Lampe erfunden haben, die mehr Licht giebt als 6 Argandiſche, wenn ſie am hellſten brennen, das heißt: ſo viel Licht als 40 bis 52 zugleich brennende Wachslichter der beſten Art, und neben ihrer glänzenden, vollkommen weißen Flamme ſoll die Flamme einer Argandſchen Lampe blaß und gelb erſcheinen. Leute, die es damit verſucht haben, meynten zwar, der Ruf ſey übertrieben; allein der Phyſiker Gilbert vermuthet, ſie hätten ſich eingebildet, bey einem ſolchen Lichte auch in einer 40 bis 52 mal größern Entfernung noch eben ſo hell ſehen zu können, als ſonſt bey einem Wachslichte; das ſey aber nur in einer 6 bis 7fachen Entfernung zu erwarten.

Heinrich Holland, ein Engländer, der ſeine Reiſe nach Griechenland in den Jahren 1812 und 1813 beſchrieben hat, theilt die Griechen, in Rückſicht ihrer politiſchen Geſinnungen, in drey Klaſſen, die zwar ſämmtlich nach einer Staatsveränderung verlangen, aber auf verſchiedenen Wegen. Die Inſelbewohner und die von Morea, dem Handel ergeben, erwarten ihre Befreyung von den Engländern. Die Kaufleute des feſten Landes und die Gelehrten vertrauten damals auf Napoleon. Das Volk, und Alle, die der National-Religion am meiſten ergeben ſind, hoffen daß die Ruſſen ihre Ketten zerbrechen werden. In jedem Falle wird die Auferſtehung von Griechenland ein Schauſpiel für Götter ſeyn.

Ein prächtiges Werk, die Roſen, giebt Redouté in Paris in 20 Lieferungen heraus, deren jede ſechs illuminirte Kupfer-Platten enthält. Der Künſtler iſt in ſeinem Fache ſchon ſehr berühmt, und hat unter andern das Geſchlecht der Liliaceen in 8 Foliobänden geliefert, ein Werk von welchem behauptet wird, daß es in der Welt nicht ſeines Gleichen habe. Er hat außerdem noch mehr als 4000 Zeichnungen für das Muſeum und für einzelne Gelehrte oder Liebhaber verfertigt. Er iſt überdieß Erfinder einer neuen Methode, vielfarbige Kupferſtiche von einer einzigen Platte abzuziehen. Man kennt nunmehr drey Arten ſolche Kupferſtiche zu liefern; die erſte: indem man ſie ſchwarz abdruckt und illuminirt. Die zweite, von Bulliard erfunden, indem man für jede Farbe ſich einer eigenen Platte bedient. Die dritte iſt die von Redouté, ſeit 1796 erfunden. Man trägt mit einem Pinſel die Farben auf eine einzige Platte, doch ſo daß jede Farbe einzeln abgedruckt wird, wobey man in Obacht nimmt, jedesmal am Rande Merkzeichen zu machen; damit, wenn die Platte wiederholt aufgelegt wird, ſie genau auf die nemliche Stelle zu liegen komme. Dieſe Methode hat große Vortheile. — Wieder auf die Roſen zu kommen, ſo war eine engliſche Dame, Miß Lawrence, die erſte, welche 1796 dieſer Blume ein eigenes Werk widmete und 90 Gattungen derſelben lieferte. Ihr folgte 1801 Doctor Roeſſig zu Leipzig, und 1805 Herr Andreas zu London. Warum zögerte man in Frankreich ſo lange, der ſchönen Blumen-Königin den gebührenden Tribut zu zollen? Der gewandte Franzoſe antwortet ſchnell: weil in Frankreich die Lilien den Vorzug vor den Roſen verdienen.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 9. 1818.

Gedichte.

Herr Sendtner hat ein hiſtoriſches Gedicht in vier Geſängen geliefert, die Schlacht bei St. Jakob an der Birs 1444, aus welchem wir, zur empfehlenden Probe, die letzte Stanze abſchreiben:

Du edle Schweiz, dein Ruhm geh nie verlohren!
Auf deinem Volke ruh' der Väter Weihe!
Auf Bergen, wo die Alten einſt geſchworen,
Erſteh' ihr Geiſt und ihre Kraft aufs neue!
Was auch die Zeit, die wechſelnde, gebohren,
Und wie der Menſch von Glauben wich und Treue,
Bewahre nur du die Eintracht in den Hütten,
Und ſchütz' die Einfalt und die frommen Sitten!

(Wenn dieſe Ermahnung fruchtbringend ſeyn ſoll, ſo dürften wohl die Schweizer nicht nach Frankreich vermiethet werden.)

Die Gebrüder Schumann in Zwickau geben eine recht wohlfeile, ſogenannte Etui-Bibliothek der deutſchen Claſſiker heraus, und haben bereits 32 Bändchen geliefert. Sie meinen: die Geiſtes-Producte verſtorbener Schriftſteller wären als das Eigenthum der Nation anzuſehen — (ſehr wahr, aber nicht als das Eigenthum der Gebrüder Schumann) doch würden ſie, bei ſolchen Stücken, welche ſie vollſtändig aufnehmen, ältere Verlagsrechte reſpectiren, und ſich deshalb mit den Verlegern abfinden. (Alſo nur wegen vollſtändiger Nachdrücke? — aber thut denn ein unvollſtändiger Nachdruck dem Verleger nicht auch Schaden? — Alſo nur mit dem Verleger? — aber verlieren denn die Erben des Dichters nichts dabei? — Unter den 32 fertigen Bänden befinden ſich deren nicht weniger als neun von Schiller; kann das Schillers Erben gleichgültig ſeyn, geſetzt auch, daß der Verleger abgefunden werden? — hindert das nicht eine neue rechtmäßige Auflage dieſer Schriften, für welche die Erben ein Honorar gezogen hätten? — Uns dünkt, das ganze Unternehmen ſehe einem ſchändlichen Nachdrucke ſo ähnlich, als ein Habicht einem Sperber ähnlich ſieht.) —

Es iſt ein Muſen-Almanach von Burbach erſchienen. Manches Behagliche hat der Herausgeber ſelbſt geliefert, aber ſonſt iſt das meiſte unbedeutender Singſang. Gelegenheitsgedichte giebt's da in Menge; wie aber die Muſen bei Gelegenheit incommodirt werden, möge unter andern folgendes beweiſen: An Henrietten, am 10. März, ihrem Nahmenstage

Louiſen, der Unſterblichen, hat dieſer Tag das Leben,
Den Nahmen hat er dir gegeben.
So eng vereint der zehnte Tag des Märzen
Der Preußen Königin, die Königin der Herzen.

Ein Trinklied von Theodor Hell iſt des braven Sängers nicht unwürdig, wenn man überſieht, daß er das Ertönen eines Becherliedes zum Monumente macht; aber ein Trinklied von Caſtelli liefert Strophen wie folgende:

Wenn Geigen und der Brummbaß klingen,
Da kommt es mir wohl ins Gelenk,
Doch kann ich leider nicht mehr ſpringen,
Und's ſchmerzt mich, wenn ich daran denk.
Der Hörner Ton kann mich nicht rühren,
Im Gegentheil, er macht mich bang,
Weil ſo viel Hörner exiſtiren,
Die leider geben keinen Klang.

Hingegen hat unſer, an froher Laune unerſchöpflicher Langbein die Sammlung durch einen Junker Ohnebart bereichert, den wir abzuſchreiben uns nicht enthalten können:

Zur Tafel lud ein Oberſter
Zehn oder zwanzig Kriegsgefährten,
Die prangten insgeſammt, wie Er,
Mit langen Schnurr- und Knebelbärten.
Sein Söhnchen, das, fünf Jahr erſt alt,
Schon als ein kluges Männchen galt,
Erkohr ſich einen Stuhl am Tiſche.
Doch Vater ſprach: „es hat nicht Art,
„Daß ſo ein Junker Ohnebart
„Sich unter bärt'ge Männer miſche.“
Verdrießlich ging der kleine Mann
Zum Kindertiſchlein in der Ecke;
Und als er nun ſein Mahl begann,
Und fand, daß es auch hier ihm ſchmecke,
Kam ſchmeichelnd und ſehr ſäuberlich
Der große Kater, der gelitten
Im Hauſe war, und wollte ſich
Vertraut bei ihm zu Gaſte bitten.
„Fort!“ ſagte Fritz, „laß mich in Ruh!

„Sonſt hab' ich Luſt dich einzuſperren.
„Geh, ſpeiſe dort mit jenen Herren!
„Dein Bart iſt lang genug dazu."

Guſtav Adolph, Tragödie in 5 Acten von Gehe. Nordlicht; ein wahnſinniger prophetiſcher Greis; ein Hafen mit Schiffen; eine Kirche, in der Wer nur den lieben Gott läßt walten mit Orgelbegleitung geſungen wird; Marſch einer Armee mit ihren Feldpredigern und klingendem Spiel; Glockengeläute vom Dom; drei Kanonen-Signale von den Schiffen und Geläute aller Glocken in Stockholm; nebenher auch Hörner und das Orcheſter mit einem prächtigen Schwunge; ein Mädchen als Page; das Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott; ein Herzog als vermummter Mörder; eine Harmonika mit ſanften Accorden; das Thor von Frankfurt am Mayn mit Blumenguirlanden; ein Springbrunnen, aus dem weißer und rother Wein fließt; die Frankfurter Glocken; die Frankfurter Kanonen; die proteſtantiſche und katholiſche Geiſtlichkeit; der Frankfurter Magiſtrat in corpore; das Frankfurter Stadtwappen; der Frankfurter Thorſchlüſſel; die ſchwediſche Krone; weiß gekleidete Mädchen, die Blumen ſtreuen; Herzog Bernhard von Weimar zu Pferde; ein Scepter, der zu Boden fällt und zerſpringt; eine Kirche mit Grabſteinen; große Cour bei Hofe und Präſentation durch den Kammerherrn; die deutſche Kaiſerkrone; Vorleſung eines Kapitels aus der Bibel, wie der Verführer den Herrn Chriſtus auf einen hohen Berg führt; Veſpergeläute; ein Bataillon, welches die Honneurs abgiebt; ein ſächſiſcher Pfarrer, der zuſieht und dann ſeinen Prieſtermantel vor Guſtavs Füße breitet; Feldmuſik; ein Kapitel aus dem alten Teſtament; Trauermuſik; ein Leichenzug mit Fackeln; ein Page, der Gift trinken muß; Regimenter, die ſingend in die Schlacht ziehen; gewaltiges Schießen; glühende Kugeln, die man in die Stadt fliegen ſieht; Feuersbrunſt; Todtenkränze; eine brennende und einſtürzende Kirche; Schlachtfeld, Trommeln und Trompeten; das ganze ſchwediſche Heer; Guſtav Adolph unter einem Baume, deſſen Wipfel glühende Kugeln entzünden; das ganze Heer knieend; Nun danket alle Gott! mit Pauken und Poſaune. — Alles das iſt hier zu ſchauen und zu vernehmen, auch einige Redensarten von Schiller und Fouqué. — Der Dichter iſt ohne Zweifel noch ein ſehr junger Mann.

Die alten Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (ein Thal auf mähriſch-ſchleſiſchem Gebiete,) herausgegeben und erläutert von Meinert, werden ſchwerlich viele Leſer finden, weil ſie gar zu unverſtändlich ſind, und weil die Mühe, ſie mit Hülfe des Herausgebers zu enträthſeln, ſelten belohnend iſt. Es iſt doch ein ſeltſamer Hang der Menſchen, immer das Alte aus dem Staube hervor zu holen, wenn es auch ſelbſt nur Staub iſt. Die Meiſten dieſer Gedichte haben, bei ihrem erſten Erſcheinen, unter gebildeten Klaſſen, gewiß kein Glück gemacht, und nun erleben ſie die Ehre, in einem dicken Bande den gebildeten Klaſſen aufgedrungen zu werden. Wir wollen zur Probe eines der kürzeſten abſchreiben:

Der Tannenbaum.

O du edler Tonnebaom!
Du treäſt a'n grune Zwaig,
Du gruneſt ai dam Weinter —
Die ganze Soummerzait.
Wenn olle Baemlai ſteille ſtohn
Oun honn ihr Laeb verloen,
Su muß dar edle Tonnebaem
Sai Flinder inde troen.

Am intereſſanteſten iſt der Anhang, welcher gute Nachrichten über die Geſchichte und die biedern Bewohner des Kuhländchens liefert.

Liebesrache, ein Trauerſpiel in 3 Aufzügen vom Baron Fouque; eigentlich eines ſeiner frühern Werke, oder (wie er in der Vorrede ſagt) „mit „Sorgfalt und Liebe, ja mit Andacht, durchgeſehen „und überarbeitet." — Wir hegen fürwahr von dem Genius des Verfaſſers eine hohe Meinung; allein wir beklagen ſchmerzlich, daß er nicht 50 oder 40 Jahre früher erſchienen iſt; dann würde er ſich feſſellos aufgeſchwungen haben. Eine glühende Phantaſie, eine kräftige Sprache ſind Vorzüge auch dieſes Schauſpiels, oder vielmehr dieſer dramatiſirten Legende. Wem der Stoff zuſagt, dem wird auch die Form Genuß gewähren. Uns hat geſchienen, der Dichter habe, wider ſeinen Willen, die Nanna intereſſanter geſchildert, als den Kilian, vermuthlich, weil eine Hexe poetiſcher iſt als ein Mönch. — Es gab eine Zeit, wo man wähnte, in einer recht kräftigen Arzenei müßte immer auch Mumie enthalten ſeyn; ſo wähnen leider jetzt unſere beſten Dichter, ſie könnten uns ihre Gewürze nicht ohne eine Art von Mumie auftiſchen. — Herr Baron Fouqué warnt zwar in der Vorrede die Dichter, die nicht wirklich glauben, doch ja nicht chriſtliche Gegenſtände zu behandeln, weil ſie, ohne Glauben, das nicht verſtünden und nur frevelten. Wir meinen jedoch, wenn Apelles eine Madonna gemahlt hätte, ſie würde ihm auch nicht mißlungen ſeyn. —

Blumenleſe ſüdlicher Spiele (ſoll heißen Spielereien) im Garten deutſcher Poeſie, herausgegeben von Raßmann. Ein paar Worte aus der Vorrede werden hinreichen, einen Blick in dieſen ſogenannten Garten werfen zu laſſen. „Wer „dem Weſen der Poeſie tiefer und ſehnender ins Auge „geblickt, der weiß es, daß die holden heitern Spiele (ſoll heißen Spielereien) von ihrem „Weſen nicht getrennt werden können, weil die „Süßigkeit und der Frühling ja überhaupt das innerſte Leben der Liebe ſind. Für ihn wird jede „neue Melodie, die ein ſolcher Frühling erfunden hat, „einen Reiz der Sinnigkeit haben, dem er zartfühlend nachdenkt, und der ihm ein Wort mehr aus „dem himmliſchen Räthſel der Poeſie ſelbſt anvertraut.“ (Wenn man dieſen Klingklang in Gedanken auflöſt, was bleibt übrig? Aber freilich, der Vorredner ſagt ferner: „Von blos formender, ſelbſtgefälliger, nüchterner, eitler Kälte und Verſtändigkeit ergriffen, wird die Welle der ſüdlichen Kunſtform — Eis, das gar bald zu Waſſer zerrinnt.“) Richtig! Eis und Waſſer, ſo kommt es uns vor; denn wir wollen nicht leugnen, daß wir, zwar nicht die Kälte, aber doch die Verſtändigkeit, ein wenig lieben. Wir beſitzen folglich in den Augen des Verfaſſers kein Dichtergemüth, ſo wie er in den unſrigen kein Dichter, ſondern nur ein Verskünſtler iſt. Uebrigens findet der Leſer hier eine Sammlung, nicht einmal neuer, ſondern aus hundert bekannten Werken zuſammen geſchriebener Verskünſteleien von A. W. Schlegel, Raßmann, Vermehren u. ſ. w.

Von Rhode's Oſſian iſt eine zweite zierliche Auflage erſchienen. Bekanntlich hat Oſſian der Ueberſetzer Viele in Verſen und Proſa gefunden: Denis, Harald, ein Ungenannter in Tübingen, Graf Stolberg, Huber und Ahlward. Daß dennoch von Rhode's Ueberſetzung eine neue Auflage nöthig wurde, beweiſt wohl ſchon für ihre Güte. Auch uns hat ſie recht freundlich angeſprochen, und wir wollen über die Willkühr in den Versmaaßen mit dem Verfaſſer nicht rechten, aus Gründen die er ſelbſt kräftig auseinandergeſetzt hat. Eine Zierde ſeines Werkes ſind die beiden Vorreden, in welchen er die ſo oft angefochtene Aechtheit der Oſſianiſchen Gedichte unwiderſprechlich dargethan, auch ſehr ſinnreich bewieſen hat, daß Oſſian in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts lebte. Eine Bemerkung wollen wir ausheben, nemlich: daß Oſſian dem Tapfern jedesmal eine edle Geſtalt, ſchwarze oder blaue Augen, ſchwarzes oder blondes Haar giebt; den Feigen und Unedlen hingegen ſchielende Augen und rothe Haare. Kaiſer Friedrich Rothbart wäre alſo nicht Oſſian's Held geweſen. —

Gedichte von Horn. Zur Gemüthsergötzung des Leſers theilen wir mit:

An Lieſen, als Görge zu Felde ging.

Vergiß mein nicht, wenn du die Kühe fütterſt,
und ſchütt'ſt den Gänſen Haber hin,
dann wünſch' ich, daß du meine Nähe witterſt,
und ich im Geiſte bei dir bin.
Vergiß mein nicht, wenn du wirſt Eyer legen —
der Henne unter, die jetzt gluckſt,
und wenn ſie brütet, bitt' ich meinetwegen,
daß du dann nach den Jungen kukſt.
Vergiß mein nicht, wenn ihr am Hofethore
Euch Abends ſchwarze Bärte macht.
Am beſten ſtund der Bart der dicken Lore,
da hab' ich bald mich krank gelacht.
Vergiß mein nicht, wenn du mit engem Kamme
Dein Haar, das vollgeſäte, kämmſt;
Vergiß mein nicht, wenn du am Knittelsdamme
die rußumzog'nen Glieder ſchwemmſt.
Eheu! jam satis est!

Caſtelli's poetiſche Kleinigkeiten. In der That nur Kleinigkeiten; manche recht artig, manche recht — unartig. Zu den letztern rechnen wir:

Wenn die Fluren neu ſich zieren,
wenn des Lenzes Freuden nahn,
fängt die Liebe bei den Thieren
und der Krieg bei Menſchen an.

Zu den erſtern das Selbſtgeſpräch eines Bauernmädgens nach der Schlacht bei Leipzig:

Doch geſtern war die Freud' entſetzlich,
da die gedruckte Zeitung kam;
Mein Vater las und rief dann plötzlich,
indem er mich beim Kopfe nahm:
Jetzt, liebes Kind, jetzt iſt's entſchieden,
das deutſche Land iſt wieder frei,
und nun dictiren wir den Frieden —
da iſt Hans ſicher auch dabei.

Ferner das Sendſchreiben eines Theater-Unternehmers, in Knittelverſen:

Der erſte Held muß groß ſeyn und dick,
Mit ſchwarzen Haaren und feurigem Blick,
Breitem Rücken und großen Waden,
Ein' Adlernaſe kann auch nicht ſchaden u. ſ. w.

Es iſt noch manches Unterhaltende in den beiden Bändgen. Wenn man aus beiden Eines machte, ſo würde das Eine mehr werth ſeyn als die beiden.

Die Poeſie der Jugend von Friedrich Puſtkuchen hat nur den einzigen Fehler, daß ſie keine Poeſie iſt.

Es hat Jemand Stillings Siegesfeier, eine Scene aus der Geiſterwelt, gedichtet, aus welcher wir erfahren, daß Stillings Großvater im Himmel Iſchail heißt, Lavater Berachiah, und Stilling ſelbſt Ohephiah. Stilling findet auch ſein Dortchen und ſeinen Wilhelm wieder, die aber ihre Namen nicht verändert haben. Faſt ſollte man glauben, es habe dem Dichter ein gewiſſes Hof-Ceremoniel vorgeſchwebt; denn als Stilling zu dem Herrn Chriſtus gebracht werden ſoll, ſchickt dieſer den Heſekiel, gleichſam als einen himmliſchen Kammerherrn, mit Hof-Equipage, nemlich einen purpurfarbigen ätheriſchen Wagen, der von zwei Cherubins getragen wird, ab, um Stilling zum Throne zu führen. Das Gedicht iſt Stillings Freunden und Verehrern gewidmet; wir zweifeln, daß es ſie befriedigen werde. —

2. Herders Gedichte (deſſen ſämmtliche Werke ſechzehnter Theil). Sicherlich würde Herder, wenn er die Sammlung ſeiner Schriften ſelbſt veranſtaltet hätte, den größern Theil dieſer Gedichte nicht darin aufgenommen haben. Von geliebten, verſtorbenen Perſonen ſchätzt man freilich jede Reliquie, und wenn es auch nur ein Läppchen wäre; es ſind Erinnerungen an ihre Gegenwart. Nicht alſo die jugendlichen Verſuche eines Dichters, den man nur in ſeinem Werke ſich zu denken gewohnt iſt, und deſſen Andenken man fürwahr nicht ehrt, wenn man jeden ſeiner hinterlaſſenen Papierſchnitzel drucken läßt. Wir finden hier eine Menge Gelegenheitsgedichte, die bei ganz beſondern Veranlaſſungen, zum Theil ſchon vor einem halben Jahrhundert und drüber geſchrieben worden, und die ſelten mehr als einen guten Gelegenheitsdichter verrathen. Wir finden auch viele geiſtliche Lieder, die recht gute, fromme Gedanken in Reimen enthalten, aber auf Poeſie keinen Anſpruch machen u. ſ. w. Zum Belege unſers Urtheils heben wir einige der kleinern Gedichte aus; nicht etwa mühſam herausgeklaubt, ſondern wie ſie zu Dutzenden dem Leſer aufſtoßen:

Die alte und neue Weisheit.

Ein kleiner Bart
und kann ſo fragen —
und wenn ich dir nun alles wollte ſagen,
du Bärtlein zart!
Wo du's denn tragen?

Der Schmetterling und die Roſe.

Siehe den Schmetterling hier. Er küßt die blühende Roſe;
Bald iſt der Schmetterling nicht, bald auch die Roſe nicht mehr.

Das Gebet an's Schickſal.

Ich folge willig wie du mich
O Schickſal, wolleſt leiten.
Denn folgt' ich nicht? was würde ich,
Als Zwang und Gram erbeuten!

Aus dem Gedicht: Gebrauch leiblicher Gaben.

O wie's ſo ſchwer zu glauben iſt,
daß wer nur Hüls' und Schaalen frißt,
nicht Menſch ſey ſondern Vieh! —
Daß Saft und Kraft im Innern wohnt
und nur den Hindurchbrecher lohnt! —

Wer hat nicht in ſeinem Leben einmal ſolche Sächelchen aufs Papier geworfen? — Freilich finden wir den allgemein, und gewiß auch von uns, hochverehrten Herder in dem kleinern Theile dieſer Gedichte wieder; aber warum gab man uns nicht bloß dieſen kleinern Theil zur Ehre des Verſtorbenen? — Auch aus dieſem wollen wir ein paar Proben mittheilen, auf daß wir mit leichterm Herzen ſcheiden mögen.

Wozu es wird.

Ein Himmelstropfe ſank in's Meer:
Schnell ſchwamm die Perlenmutter her,
Und trank ihn auf. Das Tröpfchen Thau
Ward eine Perle — ſilbergrau.
Ein ganzer Himmels-Regen ſchwamm
Auf eines faulen Baumes Stamm,
Der gierig ein ihn ſchlang —
Was ward daraus? — aus ihm entſprang
Ein gelber giftiger Schwamm. —
Der Himmels-Tropfe iſt das Evangelium;
Der Himmels-Regen iſt das weite Chriſtenthum;
Es iſt mit ſeiner ſtillen Pracht,
Wozu es wird, wozu man's macht.

Leben.

Nur Ein Leben leben wir aus in manchen Geſtalten;
Unſer Schauſpiel, es ruft Scene nach Scenen hervor;
Und doch binden ſo ſelten in uns ſich Akte und Scenen.
Neulinge ſind wir als Kind, Neulinge gehn wir in's Grab.
Auch die uns hören und ſehn, Neulinge gehn ſie vorüber,
Alſo ſpiele dein Spiel, nicht für die Menge, für dich.

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué aus dem Mannes-Alter.

Ob wir gleich bekennen, daß eine gewiſſe Modeform der heutigen Dichtkunſt uns, die wir an Leſſing, Wieland, Göthe, und Schiller verwöhnt ſind, eben ſo wenig behagt, als eine gewiſſe poetiſche Frömmelei; ſo ſind wir doch auch nicht ſo einſeitig gebildet, daß wir Fouqué's ſchöne Dichtergabe nicht erkennen und preiſen ſollten. Um nicht blos die Freude der jungen Mitwelt zu ſeyn, ſondern auch der Stolz der Nachwelt zu werden, ſcheint ihm (wir wiederholen es) weiter nichts zu mangeln, als daß er nicht um 30 Jahre früher gebohren worden. Es giebt unter den Wilden Mütter, welche die Köpfe ihrer neugebohrnen Kinder zwiſchen Breter preſſen, um ſie ſpitzig zu machen; unſere heutige Poeſie iſt ſo eine Wilde. Wie mancher gute Kopf iſt ſeit 20 Jahren auf dieſe Weiſe verunſtaltet worden! — Vieles in dieſen Gedichten hat uns recht gemüthlich angeſprochen. Der Raum vergönnt nur kleine Proben. Kurz, und doch über alle Maßen herrlich iſt der Spruch:

Oft ſchlägt das Menſchenherz ſo ſchwer,
Wenn hell die Lerche ſchlägt.
Nur friſch mit auf, du Herz, denn Er
Hat dich an's Herz gelegt.

Möchte doch ein guter Komponiſt dieſen Spruch in Muſik ſetzen, auf daß er, auch geſungen, viele tauſend Herzen erquickte. — Eben ſo innig hat uns die Empfindung des Mannes angeſprochen, der zu einem, aus der Kindheit ihm wohlbekannten Fliederbaume kommt:

Die kleine Bank iſt weggenommen,
hoch auf wuchs das Gebüſch umher,
und mag ich ſelbſt auch wiederkommen,
Doch kommt das frohe Kind nicht mehr!

Gern ſingen wir auch mit Fouqué's Nachtwächter:

Hört ihr Herren und laßt Euch ſagen,
Der Feind iſt über'n Rhein geſchlagen!
Bewahrt das Feuer in eurer Bruſt,
Das Euch geholfen zu dieſer Luſt,
Bewahrt das Licht ihr holden Frauen,
Das Ehrenlicht der deutſchen Gauen.
Vor Allem aber, ihr Frau'n und Herrn,
Lobt für's Jahr dreizehn Gott den Herrn,
Singet und preiſt ihn von fern und nah!
Amen, Amen, Victoria!

Hingegen haben wir nicht gern geleſen, daß ein zartes Töchterlein zu dem Vater ſpricht:

Treiben müßt den Feind bis an den Rhein ihr.
Vater, hau ſie ja recht brav zuſammen.

und noch weniger gern den pietiſtiſchen Grundſatz:

Dies kannſt du glauben, lieber Freund,
Ein Auge, das recht viel hier weint,
Beſiegt ſchon hier den ew'gen Feind.

Militäriſche Gegenſtände.

(Beſchluß.)

Doppelſchlachten, wo eine Armee ſich theilen und gleichſam Rücken an Rücken fechten muß, läßt Rogniat nur gelten, wenn die feindlichen Corps mehr als einen Tagemarſch von einander entfernt ſind und ſich folglich nicht unterſtützen können. Die Schlacht von Leipzig habe Napoleon verlohren, weil er dieſen Grundſatz vernachläſſigt habe. Den Verluſt des Vandamme'ſchen Corps ſchiebt Rogniat ganz auf Napoleons Rechnung, weil derſelbe, ſtatt ſeine Vortheile nach der Dresdner Schlacht zu verfolgen, durch Blindheit zu Pirna geblieben, ja ſogar nach Dresden zurückgegangen ſey. (Aber damals, bemerkt der Major Decker, gewannen ja die Alliirten die Schlacht an der Katzbach!) Dresden ſollte, nach Rogniats Meinung, Napoleon für einen Augenblick aufgegeben haben und auf Berlin marſchirt ſeyn; dadurch hätte er den Kriegsſchauplatz verändert, und ſich den feſten Plätzen an der Oder und Elbe genähert. Allein er beharrte eigenſinnig bei ſeinem erſten Entwurf. Die Schlacht bei Leipzig hätte er auch noch vermeiden können, wenn er bei Wittenberg über, und dann bei Magdeburg zurück über die Elbe gegangen wäre. Er ſchwankte und zog, gegen ſeine Gewohnheit, ſeine Generale zu Rathe, unter welchen auch Rogniat ſich befand; allein man rieth ihm vergebens das Vernünftige. Indeſſen ſcheint Rogniat ſich zu widerſprechen, wenn er bald darauf behauptet, die Ausſichten wären bei Leipzig für Napoleon geweſen, wenn er nur Einen Tag früher eingetroffen wäre, wie er wohl hätte bewerkſtelligen können. — Wo ſoll ein Feldherr während der Schlacht ſich aufhalten? Einige meinen, er ſoll überall, Andere, er ſoll bei den Reſerven ſeyn, und, wegen der Manœuvren, einen feſten Standpunkt wählen. Major Decker geſteht aber, daß es mit dem Leiten der Schlacht überhaupt eine mißliche Sache iſt, zumal wenn die Truppen ſchon im Feuer ſind; man könne ſie höchſtens aus dem Gefecht abrufen; daher habe das Glück einigen (wir meinen, großen) Antheil am Erfolge. Ein getödteter oder gefangener Adjutant, der einen wichtigen Befehl zu überbringen hatte — ein General, der eine Bewegung falſch begriff oder ausführte — eine zerſtörte Brücke — eine falſche Meldung u. ſ. w. können die reifſten Plane ſcheitern machen. Darum ſoll man Wellington's Beiſpiel in Portugall nachahmen, und ſich nie ſchlagen, wenn der Zweck auch auf andere Weiſe zu erreichen iſt. Rogniat meint, die Franzoſen würden ihrer Vernichtung nicht entgangen ſeyn, wenn die Ruſſen auch die Schlacht an der Moskwa vermieden hätten. — Hat man das Glück, einen feindlichen Spion aufzugreifen, ſo ſoll man, ſtatt ihn aufzuhängen, ihn ausforſchen, belohnen und laufen laſſen. So machte es der öſterreichiſche General-Quartiermeiſter Zach vor der Schlacht von Marengo. benutzte klüglich die Ausſage eines gefangenen Spions, und verleitete Buonaparte dadurch zu Bewegungen, die ihm den Untergang bereiteten; denn die Schlacht war ſchon verlohren, nur Deſaix rettete ihn. — „Die letzten Kriege liefern zwei Beiſpiele von Kriegsliſten, die ein glänzender Erfolg krönte: durch die Eine verlohr ein bisher unüberwindlicher Feldherr die Schlacht von Eßlingen, und die Andere verſchaffte dem General Moreau den Sieg von Hohenlinden. (Beyde werden weitläuftig auseinander geſetzt.) — „Man hat Napoleon nach der Schlacht von Leipzig den Vorwurf gemacht, daß er in Einem Zuge bis an den Rhein gegangen; aber eines Theils war dieſer Strom in der That der erſte haltbare Terrainabſchnitt für ihn, anderntheils konnte er keine Ahndung von dem haben, was ihm bei Hanau bereitet wurde. Hätte er es wiſſen können, wer weiß, ob wir nicht ein Gegenſtück zu der Schlacht von Eylau erlebt hätten, denn ſeine Armee war nichts weniger als völlig aufgelöſt, welches auch die Schlacht von Hanau bewieſen hat.“ — „Man hat auch den Alliirten vorgeworfen, daß ſie Napoleon bey Leipzig entwiſchen laſſen, welches doch, durch Beſetzung der Defileen von Lindenau, leicht zu hindern geweſen wäre; aber eine Armee von 100000 Mann, wenn ſie auch wirklich geſchlagen iſt, läßt ſich nicht förmlich einſperren. — Decker macht die richtige Bemerkung, daß, obgleich Napoleon bei ſeinem Vordringen auf Moskau den großen Fehler gemacht hatte, ſeine Baſis aus der Acht zu laſſen, doch gewiß, wenn es ihm gelungen wäre, den Frieden in Moskau zu dictiren, der große Hauſe ſeine Operationen für ein Meiſterſtück würde ausgeſchrieen haben. Regniat meint, die eigentliche Urſache von Napoleons Fall ſey bloß in ſeinem ſchwach gewordenen Kopfe zu ſuchen (Affaiblissement prématuré de sa tête) — Die Koſacken rühmt der Major Decker außerordentlich und meint, ohne ſie könne eine ruſſiſche Armee nicht beſtehen. Von ihrem Ortsſinn führt er ein merkwürdiges Beiſpiel an: 12 Koſacken wurden 1812 bei Smolensk gefangen, nach Straßburg transportirt, entwiſchten und kamen, ohne eine andere Sprache als Ruſſiſch zu verſtehen, 1813 nach Boizenburg zu ihrem Obriſten, der ſie aufmarſchiren ließ und Jedem den Willkommenskuß gab. Der Major Decker war Augenzeuge. — Für ſehr wichtig hält er, die Perſönlichkeit der Armeen wohl zu beachten. Der Franzoſe iſt oft unwiderſtehlich beim Angriff, deshalb ſoll man immer ſelbſt ihn angreifen. Gegen die Ruſſen muß man die Wirkſamkeit der Koſacken zu hemmen ſuchen. Die Deutſchen und Engländer können den Mangel am wenigſten ertragen. Die Oeſterreicher ſcheuen jede Unternehmung in ihrem Rücken, und ziehen ſich lieber zurück u. ſ. w. (Wir bedauern, daß der Raum uns nicht geſtattet, der intereſſanten Auszüge noch mehrere zu liefern. Wir haben noch kein Buch der Art geleſen, welches ſo geeignet wäre, auch einem Layen in der Kriegskunſt klare Begriffe beizubringen.)

Zauber-Arzney-Kunſt.

Das, ſeit vielen Jahren rühmlichſt bekannte, Journal der practiſchen Heilkunde von Hufeland, liefert im Septemberhefte einen Artikel unter der Aufſchrift: Magnetismus. Medicina magica. (Zauber-Arzney-Kunſt.) Dagegen wäre wohl nichts einzuwenden; aber daß die medicina magica gewiſſermaſſen in Schutz genommen wird, hat uns ſehr überraſcht. Wir achten nicht allein den wackern Hufeland wahrhaft hoch, ſondern wir ſind ihm auch von der früheſten Kindheit an mit der zärtlichſten Freundſchaft zugethan; daher ſey es ferne von uns, ihn auch nur durch ein leiſes Wort verunglimpfen zu wollen: doch er ſelbſt liebe Wahrheit, und iſt unermüdet ſie zu erforſchen, darum wird er beſcheidene Zweifel uns nicht verargen. — „Vor Alters“ ſo ſpricht der Herausgeber, „hatte die Zauber-Medicin ihren ſtehenden Platz in den Kompendien der Heilkunſt, aus welchen ſie nachher verwieſen wurde, theils weil die Aerzte mit der Kirche darüber in Streit geriethen, theils weil die neue Phyſik manches, früher magiſche, natürlich erklärte, und endlich, weil Betrug und Täuſchung die Sache zu unſicher machten. — Uns dünkt, dieſe Urſachen ſind alle noch vorhanden, und darum ſollte die Zaubermedicin noch immer mit gebührender Geringſchätzung behandelt werden. Sie ernſthaft prüfen wollen, heißt ſchon zugeben, daß doch wohl etwas beachtenswerthes dahinter ſtecken könne; heißt eben ſo viel, als an der Bude eines Taſchenſpielers unterſuchen, ob deſſen Künſte wirklich durch Zauberey hervorgebracht werden oder nicht. Die Gaukeleyen der berüchtigten Frau Humitzſch, Wunderthäterin zu Schönborn, ſind bekannt. Vom 4ten bis 17ten Februar dieſes Jahres haben Dreytauſend dreyhundert und ſechzehn Kranke Hülfe bey ihr geſucht. Sie hat eine Stecknadel zwiſchen die Finger gefaßt, hat mit der rechten Hand in einiger Entfernung von dem Kranken bogenförmige Schwingungen gemacht, mit der linken ihm die Backen geſtreichelt, dabey unverſtändliche Worte gemurmelt, und zuletzt geſagt: „Alles mit Gott, ſo wird der Heyland helfen.“ Dann iſt ihr Geld in die Hand gedrückt worden, und die Kranken ſind ihrer Wege gegangen. Der Herr Doctor Schmalz, Phyſicus zu Pirna, hat auf Befehl ſeiner Regierung die Sache gründlich und kalt unterſucht und hat gefunden: daß keinem einzigen Kranken wahre Hülfe geworden, und daß, mit Einem Worte, die Humitzſch eine geldgierige Betrügerin iſt. Wer hätte nun glauben ſollen, daß das Journal der practiſchen Heilkunde ſie dennoch gewiſſermaßen in Schutz nehmen würde, indem es allerlei zweifelnde Bemerkungen gegen die Sätze des Doctor Schmalz aufſtellt. Zum Exempel: „das Phänomen gehöre doch in die Medicin als Beweiß der Macht des Geiſtigen auf das Leibliche.“ (Wenn alle ſolche Phänomene in die Medicin gehören, ſo ließe ſich auch wohl das Rothwerden eines hübſchen Mädchens dahin rechnen, wenn ein junger Menſch ſie ſchmachtend anſieht.) „Es ſey doch merkwürdig, wenn auf ſolche Weiſe, gleichwie bey dem Exorcismus, Krankheiten geheilt würden. Die Würkung des Exorcismus könne doch nicht geläugnet werden.“ (Alſo auch der Exorcismus kommt wieder zu Ehren! ja, es wird ſogar ſchon behauptet, ſeine Würkung könne nicht geleugnet werden! ey nun ja, Würkungen der Einbildungs-Kraft.) „Genug, alles wohl erwogen, gehöre die Sache der Humitzſchin in die Klaſſe der magnetiſchen Operationen.“ (Das ſcheint uns wahrlich keine Ehre für den Magnetismus zu ſeyn; aber wir ſind derſelben Meynung, nur aus andern Gründen; die Sache gehört allerdings dahin als trügliche Täuſchung der Einbildungskraft). Daß die Obrigkeit die Gaukeleyen der Humitzſchin verboten hat, ſcheint hier nicht gebilligt zu werden; denn, ſagt der Herausgeber, „es kann Heilmittel und Heilmethoden genung geben, welche die bisherige Heilkunſt noch nicht kennt, ja die auſſer ihrer gewöhnlichen Sphäre liegen und ſelbſt noch problematiſch ſind, wie eben alle magnetiſchen und magiſchen Operationen, wozu wir auch die obenangeführten rechnen. Auch dieſe müſſen angewendet und ausgeübt werden können, theils zum Beſten der Menſchen (deren über dreytauſend in 14 Tagen von der Humitzſchin gefoppt worden) theils um unſer Wiſſen zu erweitern.“ (Was haben denn die Aerzte von der Humitzſchin gelernt!) — „Ein bloſer Hauch, ein Wort, ein Blick haben für die Heilkunſt denſelben Werth, als ein aus der Apotheke kunſtmäßig verſchriebenes Arzeney-Mittel, ſo bald erwieſen iſt daß dadurch eine Veränderung im Organismus und Heilung würklich zu Stande gebracht worden.“ (Aber das iſt ja eben nicht erwieſen; vielmehr das Gegentheil.) Um allen Nachtheil zu verhüten, ſey das einzige Mittel, dergleichen Curen unter Aufſicht der mediciniſchen Obrigkeit zu ſtellen. — (Aber wie iſt es möglich, einen Hauch, einen Blick unter Aufſicht der Obrigkeit zu ſtellen? beſitzt irgend ein Menſch wirklich die Kraft, durch Hauch und Blick zu würken, und will er ſie zum Böſen anwenden, ſo kann keine Obrigkeit auf Erden ihn daran verhindern.) — Beſagte Humitzſchin eröffnet hier nur die ſaubere Gallerie der Wunderthäter. Ihr folgt Frau Karge bey Züllichau, die durch eine Art von Magnetismus die Gicht heilt. Dann kommt der Müller Kolmorgen in Mecklenburg an die Reihe, der zwar einmal auf der Feſtung ſaß, weil er ein armes Kind durch zu viel Krähenaugen expedirte, der aber doch nun auch zu denen gehört, welchen erlaubt ſeyn muß, „ihre Operationen anzuwenden und auszuüben, zum Beſten der Menſchen und um unſer Wiſſen zu erweitern.“ Er curirt auch durch Streichen. Dann folgt der Wunderthäter Reinecke in Weſtphalen, der ein ſiebenter Sohn ſeiner Mutter, und folglich ſchon von der Natur mit Wundergaben ausgerüſtet iſt. Dieſer Mann curirt übrigens ſehr wohlfeil, denn wenn man ihm 8 Groſchen giebt, ſo giebt er in der Regel 4 bis 6 Groſchen zurück. — Mein Gott, wo ſind wir hingerathen, daß wir ſolche elende Gaukler nicht mehr der Verachtung und dem Spott Preis geben, ſondern in wiſſenſchaftlichen Journalen ihnen einen Platz für ernſte Prüfung einräumen!!! Wir glauben alſo würklich wieder an Hexen? wir dürfen alſo nicht mehr lachen, wenn ein Bauer ſpricht: meine alte Nachbarin hat mein Vieh behext! denn Hauch und Blick können würklich eine ſolche Kraft bewieſen haben. Wir müſſen dem Magiſtrat zu Glarus eine Ehrenerklärung thun, und wenn der brave Schlözer noch lebte, ſo müßte er ihm den Vorwurf abbitten, noch gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts Hexen verbrannt zu haben; denn ohne Zweifel hatte es mit der Hexerey volle Richtigkeit. Kurz, nach den aufgeſtellten Grundſätzen iſt nichts mehr auf der Welt, es ſcheine auch noch ſo albern und abgeſchmackt (wie z. E. das Abracadabra für Zahnſchmerzen) was nicht als Heilmittel angewendet zu werden verdiente, denn „es kann Heilmittel und Heilmethoden genung geben, welche wir noch nicht kennen u. ſ. w.“ So ſchreiten wir denn, zur Freude der Mittelalterthümler, würklich mit großen Schritten in die finſtern Jahrhunderte zurück. Wie manche Wunderthäterin (oder Hexe) wird ſich künftig darauf berufen, daß ein ſo trefflicher Mann wie Hufeland ihr unter gewiſſen Bedingungen die Praxis zugeſtanden. Sie wird allenfalls den nächſten Arzt erſuchen, Zeuge ihrer Operationen zu ſeyn, und geſezt auch, dieſer ſey eben ſo vernünftig als Herr Doctor Schmalz in Pirna, ſo wird es ihr doch frey ſtehen, ehe ſie entlarvt wird, einige tauſend Menſchen zu äffen. Man könnte einwenden, ſie müſſe doch erſt ihren Heil-Plan dem Arzte vorlegen? Sehr wohl, aber dieſer Heilplan ſey welcher er wolle, der Arzt kann ihn nicht verwerfen, weil es nach ſeinen Grundſätzen gar nicht möglich iſt, a priori über irgend ein Verfahren zu urtheilen.

So unangenehm, wir bekennen es, uns dieſe medicina magica angeſprochen hat, ſo einſtimmig dachten wir hingegen mit dem edlen Herausgeber über die Wichtigkeit des mitgetheilten Aufſatzes von Deleuze, eine Warnungstafel für die Magnetiſeurs. Da heißt es unter andern; „die Vernunft läßt weder Grundſätze noch Thatſachen gelten, die mit den Naturgeſetzen im Widerſpruche ſtehen, ſo lange bis man den Beweis führt, daß dieſer Widerſpruch nicht reell iſt. Ohne Zweifel ſind viele Naturgeſetze noch unbekannt: aber ſie werden denen, die wir bereits kennen, nicht entgegen ſtehen. Wenn daher irgend ein Factum dieſen letztern zu widerſprechen ſcheint, ſo verkündigt es nicht eher, als bis ihr das Geſetz gefunden habt von dem es abhängt.“

Deleuze bekennt, daß die Erzählung von Wunderkuren — die Verſprechungen, gewiſſe Krankheiten zu heilen, die unerfüllt geblieben — und die dreiſte Behauptung, durch den Magnetismus den Schlüſſel zu den meiſten Natur-Erſcheinungen und das Mittel gefunden zu haben, in kurzer Zeit Kenntniſſe zu erlangen, die nur das Reſultat fortgeſetzter Beobachtungen und Erfahrungen ſeyn können — den Sturz des Magnetismus in der erſten Epoche herbeigeführt haben, und daß alle dieſe Urſachen ſich jetzt von neuem zeigen. Deleuze giebt ferner zu, daß magnetiſirtes Waſſer, ein magnetiſirter Baum u. ſ. w., wenn der Kranke nichts davon wußte, auch nichts gewürkt habe, daß aber mancher durch gewöhnliches Waſſer zum Brechen geneigt wurde, oder unter einem gewöhnlichen Baume einſchlief, wenn er glaubte, jenes oder dieſer wären magnetiſirt. Alles das iſt vernünftig und wahr. Nur bey folgender Stelle muß man mitleidig lächeln: „Man berühre einen Kranken mit dem feſten Willen ihn zu „heilen, ſo wird man wohlthätig auf ihn einwirken. Dieſes Factum ſteht auſſer allem Zweifel.“ (wenn das wahr wäre, ſo würde es gar keinen Kranken auf der Welt geben; denn welcher Kranke wird nicht von einem ſeiner Freunde oder Verwandten ſo geliebt, daß dieſer nicht bereit wäre ihn zu berühren mit dem feſten Willen ihn zu heilen?) — Sehr vernünftig iſt hingegen folgender Satz: „Alle Erfahrungen über den Magnetismus ſollten nur ſo angewendet werden, daß derjenige, mit welchem man ſie vorzunehmen gedenket, nicht davon benachrichtiget würde. Es iſt dies das einzige Mittel um hinter die Wahrheit zu kommen, um ſich zu überzeugen, daß die Wirkungen des Magnetismus durchaus unabhängig von der Phantaſie des Kranken ſind.“ (Vortreflich! dieſen Probierſtein erkennen wir als ächt.)

Deleuze und Hufeland ſtimmen darin überein, daß man ſich ſchwerer Verantwortung ausſetze, wenn man die ärztlichen Vorſchriften einer Somnambüle befolge, ja, Hufeland erzählt ein Beyſpiel von einer Lungen-Entzündung, in welcher ein dringend nothwendiger Aderlaß unterlaſſen wurde, weil die befragte Somnambüle es verbot. Sie ſtarb und der Arzt, der zu ſpät zur Beſinnung kam, ſtarb aus Gram hinterdrein. Deleuze verſichert, häufig Somnambülen geſehn zu haben, die ſowohl in der Prognoſe als im Verlauf der Krankheit ſich irrten. — Was ſagen die Herren Wolffarth und Kluge, die Herrn Nick, Eſchenmayer, Kieſer u. ſ. w. dazu?

Kleine literariſche Notizen.

Das Journal, die Vorzeit, enthält für Leſer, welche die Vorzeit lieben, bisweilen recht artige interreſſante Dinge, die noch mehr anſprechen würden, wenn ſie nicht gewöhnlich mit Citaten gar zu reich verbrämt wären. — Im erſten Stücke des zweiten Bandes iſt unter andern von einer Hexen-Wage die Rede, wie ſolche zu Oudewater in Holland noch im Jahr 1648 gebräuchlich war. Bekanntlich hatte man in jenen Zeiten noch viel mit Hexen zu thun, und es war kein Spaß, der Hexerei beſchuldigt zu werden; aber in Oudewater konnte eine ehrliche Frau doch noch dem Argwohn vorbeugen, wenn ſie ſich entſchloß, ihrer Schaamhaftigkeit einige Gewalt anzuthun, und ſich auf dem Rathhauſe, bloß in Gegenwart des Stadtſchreibers, der Gerichtsſchöppen und einer Wehmutter bis aufs Hemde zu entkleiden. Dann zahlte ſie noch 6 Gulden 10 Cour. und wurde dafür gewogen auf der Hexenwaage; worauf man ihr ein Certificat ausfertigte: „daß ihr Gewicht ihrem Wuchſe gemäß und nichts ſataniſches an ihrem Körper wahrzunehmen ſey.“ Denn man glaubte damals, (und ſogar ein ſogenannter Philoteus Scriborius hat es geglaubt,) eine Frau, die würklich mit dem Teufel umgehe, erhalte dadurch eine gewiſſe geiſtige Leichtigkeit, ſo daß ſie auch auf dem Waſſer ſchwimme und nicht untergehen könne.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 10. 1818.

Ausländiſche Literatur.

In Paris hat Pellier die Geſchichte der Inquiſition von Llorente aus dem Spaniſchen überſetzt; ein merkwürdiges Buch auf lauter ächte Urkunden gegründet. — Unter dem Großinquiſitor Torquemada wurden, ein Jahr ins andere gerechnet, allein in Sevilla jährlich 88 Menſchen würklich, und 44 im Bildniß verbrannt, und 605 mit andern Bußen belegt. Sein Eyfer erſtreckte ſich aber auch auf die Bücher, deren er zu Salamanca, bey einem Auto da fé, nicht weniger als 6000 auf Einmal den Flammen opferte. Sogar hebräiſche Bibeln ließ er verbrennen. — Rührend iſt die Geſchichte eines Franzoſen aus Marſeille, Nahmens des Rieux. Dieſer ehrliche Mann bekennt, daß Rouſſeau's und Voltaire's Werke ihn irre gemacht, daß er aber bereit ſey, zu der katholiſchen Religion zurück zu kehren, wenn man ihn von deren Wahrheit überzeugen könne. Ein Mönch, der mehrere Unterredungen über dieſen Gegenſtand mit ihm hatte, brachte ihn endlich dahin ſich für überwunden zu erklären, „ſey es nun“ ſagte er, „daß du würklich Recht haſt, oder daß du mehr weißt als ich.“ Zur einzigen Bedingung machte er, daß man ihm die Freyheit wieder gebe, da er unſchuldig ſey, und damals wie jetzt blos nach Ueberzeugung gehandelt, und ſich nie zu einer Lüge herabgelaſſen habe, noch herablaſſen werde, weshalb er auch hoffte, mit einer leichten Buße davon zu kommen. Da trat eines Morgens der Kerkermeiſter in ſeine Kammer begleitet von 6 oder 7 Familiaren (Diener der Inquiſition). Des Rieux mußte ſich bis auf's Hemd entkleiden, Weſte, Hoſe und Strümpfe von grauem Tuche anziehen, ein großes, abſcheuliches Sanbenito auf den Kopf ſetzen, einen Strick um den Hals legen und eine grüne Wachsfackel in die Hand nehmen, um in dieſem Aufzuge im Audienz-Saale ſein Urtheil vorleſen zu hören. Der Unglückliche erſchrickt, wird zornig, endlich wütend, muß aber der Gewalt weichen. Noch meynt er, im Saale werde er blos die Richter finden, die zum Schweigen verpflichtet ſind; aber ſiehe da, eine zahlreiche Verſammlung von Rittern, Damen und andern Neugierigen erwartet ihn. Nun iſt er ſeiner nicht mehr mächtig; er ſtößt Verwünſchungen aus, und in der Wuth entſchlüpfen ihm die Worte: „wenn die katholiſche Religion gebietet was ihr thut, ſo verabſcheue ich ſie abermals! denn eine Religion, die aufrichtige Menſchen entehrt, kann nicht die wahre ſeyn!“ — Man mußte ihn mit Gewalt in ſeinen Kerker zurückſchleppen, wo er 30 Stunden jede Nahrung verſchmähte, augenblicklich zum Scheiterhaufen geführt zu werden begehrte, und ſich ſelbſt umzubringen drohte. Am vierten Tage verlangte er Dinte und Papier und ſchrieb folgendes: „O Gott! Schöpfer der menſchlichen Natur! reines Weſen, dem aufrichtige Seelen lieb ſind! empfange die meinige, die ſich mit der Gottheit, von der ſie ausfloß, wieder vereinigen will. Ich ſende ſie dir, Herr! vor der Zeit, um dem Aufenthalt der wilden Thiere zu entfliehen, die ſich Menſchen zu nennen wagen. Nimm ſie gnädig auf, denn du kennſt die Reinheit der Geſinnungen, die mich ſtets beſeelten. Vertilge von der Erde das abſcheuliche Ungeheuer, dieſes Tribunal, welches die Menſchheit und dich ſelbſt entehrt.“ Unterzeichnet: der Natur-Menſch. — Hierauf erhing er ſich am fünften Tage in ſeinem Gefängniſſe, nachdem er zuvor ein Stück Leinwand verſchluckt hatte, um ſchneller zu erſticken —

Acht Jahre lang ſtand Deza an der Spitze der Inquiſition, und ließ, während dieſer Zeit, 38440 Perſonen hinrichten oder durch andere Strafen büßen. (Im Ganzen hat dieſes Ketzergericht hundert und vierzehntauſend Familien in Spanien völlig ausgerottet) — Der Inquiſitor Lucero wagte ſich ſogar an den alten, ehrwürdigen Erzbiſchoff von Granada, deſſen Ruf der Heiligkeit er beneidete, und den der Pabſt ſelbſt kaum aus ſeinen Klauen erretten konnte. — Eine alte 80jährige, reiche Wittwe, Blanquier, wurde in die Kerker der Inquiſition geſchleppt, weil ſie als Kind einige Handlungen begangen habe, die ſie des Judenthums verdächtig machten. Sie hatte ſich aber ſeit mehr als 70 Jahren ſtets als eine gute Katholikin bewieſen. Der Pabſt ſelbſt intereſſirte ſich ernſtlich für ſie, und ſchrieb ein Breve über das andere. Da ließ Carl V. durch ſeinen Geſandten den Pabſt erſuchen, das Verfahren der Inquiſition zu genehmigen „da die Sentenz äuſſerſt milde ausgefallen ſey, indem man dieſe Blanquier blos zu ewiger Ge-

„fangenſchaft und zu Confiſcation ihres Vermögens „verurtheilt habe.“ — Einſt zankte ſich eine Wäſcherin von ſehr üblem Rufe mit einem ehrlichen Kupferſchmidt von 71 Jahren, der, in Folge dieſes Zankes, ihr ſeine Wäſche nicht mehr gab. Um ſich zu rächen, erklärte ſie der Inquiſition, ſie habe vor 18 Jahren eine Zeitlang in dem Hauſe dieſes Mannes gewohnt, und bemerkt, daß er kein Schweinefleiſch gegeſſen, keinen Wein getrunken, ſich Sonnabends und Sonntags den Leib gewaſchen, kurz daß er ein heimlicher Maure ſey. Der alte Mann geſtand ein, daß er kein Schweinefleiſch eſſe und keinen Wein trinke, aber nicht aus Religionsgrundſatz, ſondern weil er, vormals wirklich ein Maure, erſt in ſeinem 45ſten Jahre getauft worden und folglich keine Luſt gehabt habe, dergleichen zu eſſen und zu trinken. Daß er ſich öffter waſche, ſey wahr, denn ein Kupferſchmidt beſchmutze ſich oft. Er führte eine Menge Zeugen für ſich auf, die aber, als neue Chriſten verworfen wurden. Man bedrohte ihn mit der Tortur, man entkleidete ihn ſogar; da er aber ſtandhaft blieb, ſo mußte er blos mit der Wachs-Kerze in der Hand bey einem Auto da fé figuriren, und die Koſten bezahlen. Es iſt merkwürdig, daß die Schriften des berühmten Erasmus von Rotterdam (auch ſein Lob der Narrheit) in Spanien als ketzeriſch verdammt wurden, während er bey den Lutheranern für einen Verfechter der katholiſchen Religion galt. — Philipp II. ſprach 1558 die Todesſtrafe über diejenigen aus, die verbotene Bücher kaufen, verkaufen, leſen, oder auch nur bey ſich haben würden. — Der Inquiſitor Perez de Prado klagte: „daß man die Verwegenheit ſo ſchändlich weit triebe, ſogar um Erlaubniß zu „bitten, die heilige Schrift in gemeiner Sprache zu „leſen, und daß man nicht fürchte, das tödtliche Gift darinn zu finden.“ — Filangieri's Wiſſenſchaft der Geſetzgebung wurde verdammt „als abſcheulich, höchſt ketzeriſch, antichriſtliſch, das „Evangelium anfeindend, und die Lehren der neuern „Philoſophen verbreitend.“ — In ſpätern Zeiten wurde man etwas nachſichtiger und ertheilte ſichern Perſonen die Erlaubniß, verbotene Bücher zu leſen; doch immer blieben davon ausgeſchloſſen: Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu, Mirabeau, Diderot, Dalembert, Filangieri u. a. m. — (Wir empfehlen das ganze Werk als ſehr anziehend und unterrichtend, und fügen, zum Behuf der Liebhaber des Mittelalters, nur noch die Bemerkung hinzu: daß die Inquiſition im 13ten Jahrhunderte eingeführt worden, folglich auch eine Geburt dieſes hochgerühmten Mittelalters iſt.) —

Ein Marcheſe Fagnani hat Briefe über Petersburg geſchrieben, die zu Mayland gedruckt worden, und die, trotz vieler Unrichtigkeiten, wenigſtens bey weitem beſſer ſind, als das elende Machwerk eines gewiſſen Doctor Müller, dem die halliſche Literatur-Zeitung die Ehre erwies, zwey lobende Recenſionen davon zu liefern, während ſie von wichtigen wiſſenſchaftlichen Werken zehn Jahre lang, und oft ganz ſchwieg. Jener Herr Müller glich einer Schmeißfliege, die ihren Unrath allenfalls auch auf eine Bildſäule von Canova trägt. Dieſer Herr Fagnani hingegen, zeigt oft eine lobenswerthe Unpartheilichkeit, und wo er irrt oder auch wohl beißig wird, da ſcheint ihn wenigſtens nicht der Dämon der Eitelkeit zu kitzeln. In der Baukunſt geſteht er den Ruſſen große Fortſchritte zu, und erzählt unter andern ſeinen Landsleuten, (was ſehr wahr iſt) daß man in Italien mehr an der Kälte leide als in Rußland. — Die Bildſäule Peters des Großen fand er unter ſeine Erwartung. (Gewöhnlich haben die ſcharfen Kenner-Augen das Unglück ſich den Genuß zu verkümmern, indem ſie an Kunſtwerken nur die Fehler aufſuchen. Wir erinnern uns, als wir in Rom die herrliche Virginia von Camuccini mit naſſen Augen betrachteten, daß auch ſo ein Kenner ganz trocken daneben ſtand und in der reichen Gruppe uns auf einen Arm aufmerkſam machte, der nach ſeiner Meynung verzeichnet war. Wir möchten den unbefangenen Reiſenden ſehn, der, beym erſten Anblick der Bildſäule Peter des Groſſen nicht ergriffen würde.) Lächerlich findet Fagnani, daß die Ruſſen Petersburg für die ſchönſte Stadt hielten, da doch die Hälfte von Holz erbaut ſey. (Iſt er blind geweſen? — daß Petersburg die ſchönſte Stadt in der Welt iſt, wird wohl Niemand ſtreitig machen.) — Er rühmt mit Recht das gefällige Zuvorkommen der Ruſſen gegen Fremde, und meynt, es geſchehe aus Dankbarkeit dafür, daß man ſich entſchloſſen habe, von ſo weit her ſie zu beſuchen. (Daran hat wohl noch nie ein gaſtfreyer Ruſſe gedacht.) — Der Tanz, meynt er, ſey in Rußland nicht ſo feurig als in Italien, nicht ſo anmuthig noch ſo künſtlich als in Frankreich und es ſcheine faſt, man tanze nur um der Geſellſchaft und der Mode willen. — Der Polizey hält er die ſchönſte Lobrede, indem er ſagt: ſie ſey zwar höchſt wachſam allein man merke es gar nicht. — Die Kranken-Anſtalten nennt er muſterhaft (mit Recht) und preißt die Mutter der Armen und Unglücklichen, die verwittwete Kayſerinn, wie ſich's gebührt. — Aber lächeln mußten wir, da wir täglich das Geſchrey von den Gefahren mit anhören müſſen, mit welchen Rußlands Macht die europäiſche Freyheit bedrohen ſoll, als wir in Fagnani's Briefen laſen: daß die Ruſſen nie mit Erſolg ihre Grenzen überſchreiten würden. Wer hat denn nun Recht? vermuthlich keiner. —

Ein Ungar, Schwartner, hat ein lateiniſches Werkchen von den vormaligen Schultheißen in Ungarn geſchrieben, aus welchem wir blos die Bemerkung ausheben: daß der Nationalhaß der Slaven in Ungarn gegen die Deutſchen, noch aus der alten Zeit herrühre, wo die ackerbautreibenden deutſchen Coloniſten jenes Hirtenvolk verdrängten. (Eigennutz war immer des Haſſes fruchtbarer Keim, wenn auch ſpäterhin die National-Ehre darauf gepfropft wurde.) —

Noch iſt ein Beiſpiel uns aufgefallen, wie Ungerechtigkeit nach und nach verjährt und am Ende kein Hahn mehr darnach kräht. Der große König Mathias Corvinus verſchenkte freye, in privilegirten Marktflecken wohnende Menſchen willkührlich als Leibeigene Bauern, und noch bis auf den heutigen Tag ſind die Nachkommen dieſer ehemals freyen Deutſchen unterthänige Bauern. —

Eine Auswahl polniſcher Gedichte von Drckowsky iſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen. Zugleich eine Abhandlung über den Urſprung von Polen, die ſlaviſchen Mundarten und die alte Geographie. Der Verfaſſer hat allerley ſeltſame Träume über die alte polniſche Geſchichte, mit welchen wir die Leſer verſchonen wollen. Genug, er meiſtert den ehrlichen Neſtor. Unterhaltender iſt, was er von den polniſchen Tänzen und der Volkspoeſie erzählt. Langweilig ſind die proſaiſchen Bruchſtücke aus ſeinem eigenen Gedichte, die Lechonide, und lächerlich iſt die Behauptung, daß alle Eroberungen unter den Jagellonen mehr freywillige Unterwerfungen geweſen. Als ob Preußen, Litthauen, Liefland u. ſ. w. ſich freywillig unterworfen hätten. Darüber ließe ſich ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen Witold, Switrigail und Albert von Brandenburg ſchreiben.

Der preußiſche Gardeoffizier, Herr Graf von Luſi, hat eine Reiſe auf den Montblanc in franzöſiſcher Sprache geſchrieben und recht lebhaft geſchildert. Jedem, der dieſelbe Reiſe unternehmen, oder der auch nur hinter ſeinem Ofen durch Gefahren, die er nicht zu beſtehen braucht, ſeine Einbildungskraft ergötzen will, werden dieſe wenigen Bogen willkommen ſeyn. Folgendes iſt die Liſte von Dingen, mit denen man zu einer ſolchen Reiſe ſich verſorgen muß: Fleiſch, Würſte, Käſe, Butter, Brodt, Chocolade, Gewürz-Wein, Branntwein, Eſſig, Zucker, Syrup Capillaire, (welcher bei dieſer Gelegenheit das Erfriſchendſte iſt) eine Leiter, ein Beil, zwey Hacken, Seile, Grabſcheit, Kohlen, Stroh, Bettlaken, Bettdecke, Feuerzeug, Schwärmer, (um Signale zu geben,) grünen Flor um die Augen zu bedecken. Graf Luſi blieb nur 50 Klaftern unter der höchſten Spitze, welche vollends zu erklimmen die einbrechende Nacht ihn hinderte. —

In Spanien ſind einige Streitſchriften für und gegen A. W. Schlegel erſchienen, deſſen Vergötterung Calderon's ein gewiſſer Mirtilo im Mercur von Cadix verſpottet. Dagegen nennt ein anderer unſern Schlegel einen Profeſſor aller gebildeten Sprachen und den erſten Kritiker Europa's, und ſagt: „der Norden erzeugt Vulcane, und ein Südländer will ſie mit einem bischen Schneewaſſer löſchen, das er aus dem Boileau diſtillirt hat.“ Allein das gebildete Europa betrachte Schlegel als einen Propheten, und wenn auch das Parterre von Cadix bey Calderon ziſche — (alſo das thut es doch?) ſo beſtehe es doch zum Theil aus Fremdlingen. — Die klaſſiſche Literatur ſey materiell, die moderne aber geiſtig, weil ſie ſich auf das Chriſtenthum gründe.

Etwas,

das Herr Adam Müller geſagt hat, über Etwas, das Göthe geſagt hat, und noch Etwas, das Luther geſagt hat. Unter dieſem lockenden Titel hat Herr Profeſſor Krug in Leipzig, zur Nachfeyer des Reformations-Jubiläums, einige ſehr unterhaltende Bogen drucken laſſen. Herr Adam Müller nämlich hat am 31. October wirklich Einen Bogen in die Welt geſandt, auf welchem er Etwas, das Göthe geſagt hat, beleuchtet, oder vielmehr, während Alles um ihn her jubelte, hat er grämlich auf ſeiner Stube geſeſſen, und ſich die undankbare Mühe gegeben, zu beweiſen, daß wir eigentlich gar närriſche Leute wären, indem wir uns freuten, ohne zu wiſſen warum? Unſere Freude, meint er, könne Luther'n ſelbſt nur verwunden; ſie widerſpreche dem Geiſte der chriſtlichen Allianz u. ſ. w. Das Verbrennen einer päbſtlichen Bulle, dieſer verwegene Schritt gegen eine legitime Obrigkeit, könne den größern europäiſchen Regierungen unmöglich ruhmwürdig erſcheinen, indem ſie ſelbſt eben nicht unerſchütterlich ſtünden. — Geiſtes- und Denkfreyheit ſey nie unterdrückt worden; man wolle nur Sprech- und Schreib-Freyheit, u. ſ. w. — Göthe hat von dem heiligen Philipp von Neri geſagt, er habe das Geiſtliche mit dem Weltlichen verbunden, und dadurch ebenfalls eine Reformation vorbereiten wollen. Das iſt die Stelle, die Herr Müller mit ſeinem trüben Lämpchen beleuchtet, und Ironie darin findet. Luther habe Eingriffe in die rechtmäßige Ordnung der Dinge gethan; ſey brauſend, verwegen und ſtürmiſch geweſen, und was dergleichen abgedroſchene Redensarten mehr ſind. Herr Profeſſor Krug putzt ihm aber das Licht ſehr gründlich aus, und räth ihm, lieber Luthers Katechismus zu ſtudiren, als Luthers Reformation zu bekämpfen; auch den Punkt, wegen der chriſtlichen Allianz (heilige Bund) ja nicht zu berühren; denn der Pabſt ſey ja bis auf den heutigen Tag derſelben nicht beigetreten. — Wenn die Leſer glauben ſollten, Krug habe dieſen Adam (der aber nicht der Erſte der Menſchen iſt) nicht ſchonend genug behandelt, ſo bittet er zu bedenken, daß Herr Müller nicht zum Erſtenmale, ſondern ſchon lange con amore die proteſtantiſche Kirche verunglimpft, und ſogar diejenigen zu Atheiſten ſtempelt, die nicht, gleich ihm, an die Hallerſche Staats-Reſtauration glauben. —

Es iſt in dieſen wenigen Bogen noch vieles enthalten, was Aufmerkſamkeit verdient; ſie ſind zugleich ſehr gut, ſehr treffend geſchrieben, wie ſich von dieſem Verfaſſer nicht anders erwarten ließ. Den, kaum bekehrten und ſchon wieder bekehrungsſüchtigen, Herrn Adam Müller ausgenommen, wird dieſe Broſchüre jedem Proteſtanten Freude machen und Nutzen gewähren.

Inhalt-ſchwere Anzeige.

Herr Profeſſor Oken hat im 195. Stück der Iſis erklärt:

> „daß das erwachſene Volk leider nichts mehr zu erreichen vermöge" (wie folglich mit unſern Hoffnungen ganz auf die liebe Jugend eingeſchränkt ſind;) „daß Er und überhaupt die Männer zu Thränen gerührt waren, aus Schaam, daß ſie nicht ſo gethan" (wie die Studenten) „und aus Schmerz, daß ſie (nämlich Er und die Männer) an ſolcher Trauer Schuld ſind, auch aus Freude, daß die Söhne erringen werden, was Herr Oken und die Männer verſcherzten."

Einige treffliche Lehren giebt er den Studenten. Er ſagt: „ſie hätten noch kein anderes Geſchäft, als ſich zu bilden; der Staat ſey ihnen noch fremd, und ſie hätten nicht zu bereden, was im Staate geſchehen oder nicht geſchehen ſolle, auf daß (fügt er hinzu) Euer Beginnen nicht lächerlich werde." Schade nur, daß dieſe guten Lehren gerade bei einer Gelegenheit gegeben werden (nämlich beim Erzählen der Wartburg-Geſchichte), wo die Studenten ſehr viel von dem ſprachen (und auch drucken ließen), was im Staate geſchehen ſolle. Da Herr Oken alle dieſe Reden, und überhaupt Alles, was dort vorgegangen, lobt und preiſt, ſo ſcheint der Philoſoph hier ſich ſelbſt zu widerſprechen.

Die Univerſitäts-Geſetze nennt Hr. Oken Perücken-Geſetze, und meint, wenn man die Studenten nicht zu behandeln wiſſe, ſo müßten ſie, in der Vergelſterung (!) ſich ſelbſt zu behandeln ſuchen. Wer aber die Frage entſcheiden ſoll: ob ſie recht oder nicht recht behandelt werden? das ſagt Hr. Oken nicht; vermuthlich ſollen die Studenten ſelbſt entſcheiden.

Zuletzt giebt Herr Oken „vielen, die über „Deutſchland Rath halten, und mehr noch, die Unrath halten" den Rath „ſich die Verſammlung auf der Wartburg zum Muſter zu nehmen" das heißt doch wohl: zu verbrennen, was ihnen nicht gefällt.

Geſchichte.

Wer Luſt hat, einen Panegyrikus zu leſen, der leſe: Friedrich der Dritte, erſter König in Preußen, von Franz Horn. Es mag ſeyn, daß dieſer Monarch bisher zu ſtreng getadelt worden; aber nun plötzlich ihn bis in die Wolken erheben, weil er in ſeinem Haſſe gegen Frankreich ſich immer gleich geblieben: das heißt wohl nur den jetzigen politiſchen Verhältniſſen huldigen. Man hat dieſem Könige vorgeworfen, daß er, aus Haß gegen Ludwig XIV., die Kraft ſeines Staats und das Blut ſeiner Unterthanen in Kriegen gegen Frankreich ohne Noth verſchwendet hat; und wenn Herr Franz Horn meint, Friedrich habe dieß dadurch eine deutſch-fürſtliche Pflicht erfüllt; ſo wird er ſchwerlich alle Leſer überzeugen. Uebrigens iſt der Ton in dieſem Buche etwas weniger vornehm und abſprechend als in andern Schriften des Verfaſſers. —

Das chronologiſche Handbuch der neueſten Geſchichte von Wedekind ſtellt die gleichzeitigen Ereigniſſe mit kräftigem Pinſel zuſammen und gewährt dem Seelenauge einen bequemen Ueberblick. Der Herbſt, und beſonders die Mitte Octobers (die Zeit der Weinleſe) ſoll immer für Deutſchland reich an wichtigen Begebenheiten geweſen ſeyn, beſonders von 1806 bis 1815. Nämlich 1806 die Schlacht bei Jena; 1807 das Preußiſche Geſetz über das Bauernweſen; 1808 die Erfurter Zuſammenkunft; 1809, der Wiener Friede; 1810, das Verbrennen der engliſchen Waaren; 1811, Preußiſches Geſetz über das Steuerweſen und Verkauf öſterreichiſcher Staatsgüter; 1812 Flucht der Franzoſen aus Rußland; 1813, Sieg bei Leipzig; 1814, Wiener Congreß; 1815, Pariſer Verhandlungen. — Manche dieſer Trauben waren ſehr ſauer;

dagegen andere ſo ſüß, daß man ſich hie und da darin berauſcht hat, und durch den Rauſch faſt zu geſchwätzig geworden iſt. —

Das Taſchenbuch der deutſchen Geſchichte von Patje, ſoll zwar die deutſche Geſchichte in einer Nuß enthalten, iſt aber eine Nuß mit dikker Schaale. In der Vorrede wird, wie jetzt gewöhnlich bis zum Ekel, von der Würde des deutſchen Volks u. ſ. w. geſprochen. — Von Karl'n, dem ſogenannten Großen, heißt es: der Begriff großer Mann ſey ſo relatif, daß er Karl'n weniger als vielen andern verweigert werden möge. (nichts weniger als relatif! das Gerechte iſt nicht immer groß, aber groß kann nur das Gerechte ſeyn; darum war Karl nicht groß) — Martin Behaim ſoll, ſchon 32 Jahre vor Columbus, den zu entdeckenden Welttheil gezeichnet haben. (vermuthen nennt der Verfaſſer zeichnen) — Das Wort Deſertion iſt wenigſtens nicht ſchicklich gebraucht von einem verehrten Könige, der das Preußiſche Bündniß zu verlaſſen gezwungen wurde. — Das ganze Taſchenbuch wird ſchwerlich aus der Taſche den Weg zum Kopfe, und noch weniger zum Herzen finden. —

Herr Profeſſor **Schulze** in Gotha hat über die Volksverſammlungen der Römer einen antiquariſchen Verſuch geliefert, welchem ſich zwar nachrühmen läßt, daß der Lehrling Unterricht und der Forſcher manche ſcharfſinnige Vermuthung darin findet, dem aber auch vorgeworfen wird, daß er zu viel auf Niebuhr baue, daß er ſich oft wiederhole und Klarheit ihm mangle. (In Deutſchland iſt überhaupt nichts ſchwieriger, als Geſchichte zu ſchreiben. Findet der Gelehrte nicht angezeigt, wo jedes Sandkorn gewachſen iſt, von welchem der Verfaſſer erndtete, ſo verſchreyt er das Werk; ſind die Facta einfach erzählt worden, ſo nennt er's eine Chronik; ſind Betrachtungen hinzugefügt, ſo ſoll man nicht raiſonniren; iſt der Styl gedrängt, ſo heißt es, man habe den Tacitus oder Johannes Müller nachahmen wollen; iſt er nüchtern, ſo widerſteht er dem Geſchmack; hat der Verfaſſer eigene Anſichten aufgeſtellt, ſo wird geſchimpft von Leuten, die dergleichen weder haben noch begreifen; und hat er ſich an das ſchon vorhandene gebunden, ſo wird ihm ſpöttiſch nachgewieſen, wo er es her genommen. Kurz, wenn er kein Mitarbeiter an der Jenaiſchen und Halliſchen Literatur-Zeitung iſt, ſo kann er darauf zählen, daß man, trotz unverkennbaren redlichen Strebens, ihn vornehm abfertigen oder gemein anfahren wird.) —

In der Buchhandlung der (vortrefflichen) Erziehungs-Anſtalt von Schnepfenthal iſt ein Abriß der **Reformations-Geſchichte von Ausfeld** erſchienen, der ſich von der Legion ähnlicher Werke dadurch auszeichnet, daß er zugleich eine General-Charte über die Religionskriege des 16 und 17. Jahrhunderts liefert, welche wohl geeignet iſt, die Vorſtellung von jenen Begebenheiten dem Gedächtniß tief einzuprägen. Wenn wir zum Beiſpiel auf der Charte die, mit ziegelrother Farbe angegebenen, Züge des Grafen von Mansfeld verfolgen, ſo finden wir von Ort zu Ort mit wenigen Worten angedeutet, was er da oder dort gethan. So iſt Guſtav Adolph hellblau, Kaiſer Karl V. hellroth bezeichnet u. ſ. w. Es iſt eine originelle Idee, deren Nutzen beim Gebrauch ſich erproben muß. Der Text iſt nur wenige Bogen ſtark, enthält aber alle die hervorſpringenden Punkte, an welche das Gedächtniß ſich zu halten hat. —

Das neunzehnte Jahrhundert von dem ehrwürdigen Profeſſor **Eichhorn** in Göttingen, liefert eine ſchöne, gedrängte Darſtellung der wichtigen Begebenheiten der erſten funfzehn Jahre dieſes wunderreichen Säculums. Bisweilen iſt der Styl etwas vernachläſſigt, z. B. „Deutſchland wurde mißhandelt, „wovon aber die Ländersucht ſeiner Fürſten, die nur „durch Buonaparte's Anmaßungen befriediget werden „konnte, einen großen Theil der Schuld zu tragen „hatte.“ (Eine Ländersucht durch fremde Anmaßung befriedigt!)

Bisweilen iſt auch der Styl etwas geziert, z. B. „um Frankreich gravitirten nun Italien und die Niederlande. — Auch die deutſchen Staaten ſollten um „Frankreich gravitiren.“ — Bisweilen ſind die Ausdrücke nicht ganz ſchicklich, z. B. „der Churfürſt von „Sachſen wurde mit dem Königstitel begnadigt. — „Er war ein begeiſterter Anhänger Napoleons.“ — Bisweilen werden Dinge als gewiß erzählt, die doch bis jetzt nur noch Vermuthungen ſind, z. B. daß Pichegrü durch vier Mamelucken im Gefängniß erdroſſelt worden; daß Ludwig XVIII. 1804 Warſchau verlaſſen, weil man durch Gift und Dolch ihm nach dem Leben geſtanden; daß der Obriſt Maſſenbach im Kriegsrath zu Erfurt deutlich bewieſen habe, man müſſe anders operiren, der Herzog von Braunſchweig aber, aus Eiferſucht gegen den Fürſten von Hohenlohe, auf ſeinem Plan beharrte (welches doch nur auf Maſſenbachs einſeitiger Ausſage beruht); daß der Brand von Moskau durch Roſtopſchin veranſtaltet worden; daß in Wien am 6. Januar 1815 zwiſchen Oeſterreich, Frankreich und England ein Bündniß gegen Rußland geſchloſſen worden, deſſen Ausführung nur Napoleons Wieder-Erſcheinen gehindert habe u. ſ. w.

Am meiſten mögten wir den Verfaſſer der Pattheylichkeit für England beſchuldigen. Er meint, wenn auch den Franzoſen die Ueberfahrt an die engliſche Küſte gelungen wäre, ſo würden ſie doch unausbleiblich ihren Untergang gefunden haben. (Woher weiß er das?) Er meint, Buonaparte's Decret aus Berlin habe nur zur Verarmung des feſten Landes geführt; das Continental-Syſtem habe England nur erſchüttern, aber deſſen Wohlſtand nicht vernichten können. (Viele ſind anderer Meinung) „Der Handel mit Europa, ſagt er, war nur Eine von den Quellen ſeiner Blüte." (Eine Quelle der Blüte!) Ueber die Einnahme von Hannover durch Mortier, und alles Unrühmliche, was ſich dabei zugetragen, ſchlüpft er ſchnell hinweg: — „Dänemark mußte ſeine Flotte als Beute von England wegführen ſehen." (Wie dies geſchehen, und von der ganzen gehäſſigen Belagerung Copenhagens, nicht ein einziges Wort.) Auch Englands harte See-Geſetze gegen die Neutralen werden vertheidigt. (!)

Zuletzt noch eine Prophezeiung, daß der Friede in Frankreich nur dauern werde bis zum Abzug der Occupations-Armee. — Ohngeachtet dieſer kleinen Flecken können wir dem Leſer das Ganze als ſehr befriedigend empfehlen. —

Die Chronik des 19. Jahrhunderts von Venturini hat einen gewiſſen zweydeutigen Ruf begründet. Nun iſt der eilfte Band erſchienen, das wichtige Jahr 1814 enthaltend. Daß der Verfaſſer zu Napoleons Zeiten ganz anders ſprach und ſchrieb als jetzt, iſt zur Gnüge bekannt; folglich kann er auf Vertrauen nicht Anſpruch machen. Er ſagt zwar irgendwo: er habe ſich's zur Pflicht gemacht, gar nicht ſelbſt zu urtheilen, wegen der vielen heftigen Angriffe, die er erfahren müſſen; allein er läßt in ſolchen Fällen einen Andern für ſich ſelbſt ſprechen, nämlich Arndt, den rheiniſchen Merkur u. ſ. w. und natürlich hebt er nur ſolche Stellen aus, die ſeinem eignen, jetzigen politiſchen Glauben zuſagen. Wir haben nichts dagegen einzuwenden. Schade, daß der Verfaſſer in Hinſicht einer Macht den Character der Unpartheylichkeit zu oft verleugnet und Alles ins Schöne mahlt. Doch, wenn man nicht im Monde lebt, ſo giebt es Verhältniſſe, und wir wollen nicht mit ihm rechten; ſondern lieber, zum Vorſchmack, ein paar Stellen ausheben:

„Die Schweden wollten und ſollten in dem neuen „Feldzuge nichts thun. Am Tage liegt, daß durch „eine raſche und energiſche Theilnahme der Schweden „an den Operationen im Niederlande ungleich größere „Reſultate auf der Nordgrenze Alt-Frankreichs bewirkt, „und daß ſelbſt Napoleons Kreuzzügen dadurch eiſerne „Riegel vorgeſchoben ſeyn würden." — Daß der Verfaſſer den Kronprinzen von Schweden ſcharf beurtheilt, ſieht man auch aus einer andern Stelle, wo er ihm (doch nicht ohne Beweis) Schuld giebt, er habe an den däniſchen Prinzen Chriſtian Friedrich geſchrieben, „wie „ein Präceptor, der ſeinem Schüler wegen begangener „Unarten eine tüchtige Lection giebt." — Die Anecdoten von Napoleons Zaghaftigkeit auf der Reiſe nach der Inſel Elba, nennt der Verfaſſer läppiſch und hält ſie für erfunden. Denn hat er wohl nicht geleſen, was Graf Truchſeß, Einer von Napoleons Begleitern, darüber geſchrieben hat. Dieſer Graf Truchſeß iſt kein Mann, der „aus leidenſchaftlichem Bemühen" (wie Venturini ſich ausdrückt) „Buonaparte'n nur zu einem ganz gemeinen Menſchen herabwürdigen und in der öffentlichen Meinung völlig „vernichten wollen" ſondern der Corſe war wirklich damals nur ein gemeiner, zaghafter Menſch.

Unbekannt, allein erfreulich, war uns der bittere Scherz, den die Römer ihrem Pasquino in den Mund gelegt, als der Pabſt nach ſeiner Rückkehr ſich rachſüchtig gegen diejenigen bewies, welche Napoleon angehangen. Man las nämlich:

Deh! dimmi! padre santo!
In che mai abbiam peccato?
Tu l'hai unto, e noi leccato.

Zu Deutſch:

Aber, ſag uns, heiliger Vater,
Worin haben wir doch geſündigt?
Du haſt ihn geſalbt, und wir haben ihn geleckt.

Von der Schweiz im Jahre 1814 ſagt der Verfaſſer:

„Die Schweiz ſtand bisher im Hintergrunde der „Zeiten, beleuchtet vom Geiſte ihres großen Geſchichtſchreibers, in einem zauberiſchen Glanze da. Selbſt „in der Periode der allgemeinen Staaten-Umkehr „durch Napoleon Buonaparte erſchienen viele Schweizer (noch immer groß im Handeln und nicht klein „im Dulden) würdig ihrer Väter. Allein ſeit dem „ewig denkwürdigen Zeitpunkte, von welchem ab ein „neuer Stern von Freyheit, Recht, Freude und Glück „der europäiſchen Welt aufgehen zu wollen ſchien, „ſahe man mit Erſtaunen, Wehmuth und Unwillen, gerade in der Schweiz, der alten Geburtsſtätte der „Freyheit, alle jene hehren Güter der Menſchheit dem „Untergange nahen, und erblickte dort nur einen Tummelplatz verderblicher Leidenſchaften, kleinlicher Vorurtheile u. ſ. w."

(Es iſt leider wahr: die Schweizer haben die hohe Achtung Europa's verlohren, und beſonders drückt ſie der ſchwer abzulehnende Vorwurf, daß ſie ihr Blut an Fremde verkaufen.)

Ein engliſches Mittagseſſen.

(Aus der Reiſe eines Franzoſen durch England.)

Ein engliſches Mittagseſſen iſt bekanntlich von einem Franzöſiſchen ſehr verſchieden, jedoch heut zu Tage weniger als vormals, denn die engliſche Kochkunſt iſt zur Hälfte Franzöſiſch geworden. England hat in dieſer Rückſicht ſeinen Nachbarn viele Verbindlichkeiten, und dies beweiſt ſchon der Umſtand, daß faſt alle Kunſtausdrücke der Küche, ſo wie die der Tactik, franzöſiſch ſind. Es iſt merkwürdig, daß ſogar das nämliche Thier, das, lebend, einen engliſchen Namen hat, ſobald es todt iſt, einen franzöſiſchen annimmt; ſo heißt z. B. ein Schaaf, a sheep, iſt es aber geſchlachtet, mutton; ein Rind, ox, verwandelt ſich in beef, und ein Schwein, hog, in pork, u. ſ. w.

Bei einem engliſchen Mittagseſſen nehmen der Herr und die Frau vom Hauſe die beiden Enden des gewöhnlich langen und ſchmalen Tiſches ein; die letztere ſitzt an dem obern Ende, und die Plätze zunächſt bei ihr ſind die Ehrenplätze. In den Häuſern, wo ein ſogenannter guter Ton herrſcht, ſieht man aber jetzt häufig einen runden Tiſch, an welchem alle Auszeichnung der Plätze wegfällt. Das Eſſen ſelbſt beſteht meiſtentheils aus zwei Trachten und dem Nachtiſch. Die Suppe iſt kräftig und ſtark gewürzt, die Gemüße hingegen kommen in der ganzen ſchönen Einfachheit der Natur auf den Tiſch, nur ein wenig abgebrüht. Die übrigen Speiſen beſtehen aus gebratenem Rindfleiſch, Fiſchen, Geflügel, Backwerken und dergl. Ragouts und Fricaſſees findet man nur auf vornehmen Tiſchen, aber niemals bei einer guten alt-engliſchen Familie; bei dieſer fällt auch die Suppe weg, und alle Speiſen beſtehen, außer den Gemuſen in naturalibus, blos aus geſottenem und gebratenem Fleiſch. Selten fehlt aber der ſogenannte Plum-pudding. Die teutſchen Mineralogen haben einem Steine, der aus vielerlei einzelnen, durch einen gemeinſchaftlichen Kitt mit einander verbundenen Fragmenten beſteht, den Namen pudding-Stein beigelegt; ich weiß aber nicht, ob der pudding vom Stein, oder der Stein vom pudding den Namen erhalten hat; nur ſo viel weiß ich, daß dieſes National-Gericht ganz vortreflich ſchmeckt.

Ein ſtarker Port-Wein, Madera und Xeres ſind die gewöhnlichen Weine, die getrunken werden. Der Bordeaux-Wein, der in England den Namen Claret führt, und alle übrigen franzöſiſchen Weine gehören zum Luxus. Es iſt übrigens eine bekannte Sache, daß faſt kein Wein nach England kommt, der nicht mit Brandewein vermiſcht iſt.

Man ißt in England gewöhnlich von wenigern Speiſen als in andern Ländern, es mögen auch noch ſo viele auf dem Tiſche ſtehen; auch wird man weder zum Eſſen noch zum Trinken genöthigt. Während der Mahlzeit trinkt man Porter und Ale; das letztere aus Champagner-Gläſern. Jedoch ſteht der Wein ebenfalls ſchon auf dem Tiſche und man kann ſich nach Belieben davon einſchenken. Ehemals wurden beim Geſundheittrinken mancherlei ſteife Ceremonien beobachtet, allein dies verliert ſich nach und nach immer mehr, und es iſt heut zu Tage in England wie in allen andern Ländern ein vorzügliches Erforderniß der guten Lebensart, daß man allen Zwang und alles Ceremoniel verbannt. Dies iſt allerdings löblich, allein man geht hierinn zu weit, denn unter dem Vorwande, ungezwungen zu ſeyn und die Formalitäten der alten Höflichkeit zu vermeiden, unterläßt man auch alle gegenſeitigen Aeuſſerungen von Wohlgefallen. Die wahre Höflichkeit iſt aber nichts weiter, als eine Aeuſſerung von Wohlwollen in geringfügigen Dingen, und dieſe koſtet ſo wenig Mühe, daß man ſie nicht unterlaſſen ſollte. Nicht übertrieben, iſt ſie auch nicht Falſchheit; wer aber nur gerade und aufrichtig iſt, iſt grob!

Sehr bald nach geendigter Mahlzeit begeben ſich die Frauenzimmer weg, wobei die Hausfrau zuerſt vom Tiſche aufſteht. Alsdann ſieht man es den Herren deutlich an, daß es ihnen erſt recht wohl iſt. Die politiſchen Geſpräche werden lebhafter fortgeſetzt, denn dieſe intereſſiren in England jedermann, auch das weibliche Geſchlecht, und haben daher ſchon während der ganzen Mahlzeit ſtatt; der Scherz wird freier, und es werden Gegenſtände abgehandelt, die man vorher nicht zu berühren gewagt hat. Der Miniſter Walpole, der noch jetzt in England dafür gilt, daß er die Menſchen aus allen Ständen am gründlichſten ſtudiert hatte und ſie nach Gefallen leiten konnte, hat oft verſichert, daß es ihm etwas ſehr leichtes wäre, bei Tiſche ſeine Gäſte in eine heitere, fröhliche Stimmung zu verſetzen; er brauche nur, ſagte er, das Geſpräch auf das weibliche Geſchlecht, oder auf das gute Eſſen und Trinken zu bringen, ſo fehlte es niemand mehr an Heiterkeit. — Dieſes Recept hat auch noch jetzt nichts von ſeiner Kraft verlohren, und beide Gegenſtände werden in England recht con amore abgehandelt; Alte und Junge ſtimmen darinn mit einander überein, und rächen ſich mit der Flaſche in der Hand für den Zwang, den ihnen früher die Anweſenheit der Frauenzimmer aufgelegt hat.

Einige in England bei Tiſche ſtatt habende Gebräuche ſind jedoch mit der verfeinerten Reinlichkeit, womit man ſich daſelbſt brüſtet, nicht wohl zu vereinigen. Gegen das Ende der Mahlzeit, und ehe noch die Damen ſich entfernen, wird z. B. vor jeden Gaſt ein kleines, mit Waſſer angefülltes Schüſſelchen von farbigem Glas geſtellt, woraus alle Anweſenden, von beiden Geſchlechtern, Waſſer in den Mund nehmen, ſich gurgeln, wieder ausſpeien, dabei oft einen reichberingten Finger zum Zahneputzen in den Mund ſtecken, und mit einem widerlichen Geräuſch, das ſie aber nicht zu verbergen ſuchen, ſich räuſpern, und ausſpucken. Wenn ſie fertig ſind, ſo wiſchen ſie ſich Hände und Mund an das Tiſchtuch ab, wenn keine Servietten auf dem Tiſche ſind, was aber ſehr häufig der Fall iſt, denn der Gebrauch derſelben iſt ſehr neu, und noch keines Weges allgemein eingeführt. — Dies iſt jedoch noch nichts gegen das, was ich nunmehr erzählen muß. Man trinkt nämlich in England nach Tiſche ſo viel und ſo lange, daß die natürlichen Folgen davon nicht ausbleiben können. Sollte man es nun glauben, daß in einer Ecke des Zimmers ein gewiſſes Gefäß ſteht, dem die Gäſte nach einander ganz ruhig und ernſthaft einen Beſuch abſtatten, ohne daß durch das Geräuſch, die Geberde und die Stellung das Geſpräch der übrigen nur im geringſten unterbrochen wird? Auf die Frage, die ich mir einmal erlaubte: Warum dieſes unentbehrlich nothwendige Gefäß nicht lieber in eine nahe Kammer geſtellt würde? gab man mir zur Antwort, daß diejenigen, die das Unglück haben nicht viel trinken zu können, oder es nicht ungeſtraft thun dürfen, dadurch einen Vorwand bekommen würden, ſich, ehe ſie noch betrunken ſind, davon zu machen; ihre Voreltern hätten daher durch dieſes verſtändige Mittel einem ſo ſchreienden Mißbrauche vorgebeugt. — Dieſe lächerliche Unreinlichkeit hat zwar allerdings nur dann erſt ſtatt, wenn die Frauenzimmer ſich entfernt haben, allein ich habe in Häuſern, wo keine Mannsperſon, das heißt kein Herr vom Hauſe war, ſelbſt geſehen, daß man nach Tiſche das erwähnte Gefäß in das Zimmer hineingebracht hat; in dieſen Fällen muß alſo doch die Frau vom Hauſe dem Bedienten den Befehl dazu gegeben haben, und dies will mit dem ſonſtigen Zartgefühl einer engliſchen Dame nicht ſo recht übereinſtimmen. Wenn aber bey allem dieſem die Engländer nur nicht ohne Unterlaß und mit einer ſo unerbittlichen Strenge einige Sünden der Franzoſen gegen die Reinlichkeit durchhechelten! Sie werfen dieſen z. B. auf das Bitterſte vor, daß ſie häufig in die Stube oder ins Feuer im Kamine zu ſpucken pflegen, und dies hört man zu London alle Augenblicke mit einem bewunderswürdigen Bewußtſeyn eigener Wohlanſtändigkeit anführen. Bei Tiſche in kleine gläſerne Schüſſelchen ſpeien und ſich hineingurgeln, mag angehen; aber auf den Boden, dies iſt ſchrecklich! — Ein Stückchen Zucker mit den Fingern aus der Zuckerſchale herausnehmen, iſt eine andere unverzeihliche Unart, die die Engländer den Franzoſen zum Vorwurf machen, denn zu dieſem Gebrauche liegt ja ein Zängelchen dabei! Der berühmte D. Johnſon gerieth einmal in einen wütenden Zorn, und konnte vor Eckel nichts mehr genießen, als ihm auf ſeiner Reiſe durch Frankreich eine Dame ein Stückchen Zucker mit den Fingern in die Taſſe warf. In ſeiner Lebensbeſchreibung, von Boswell, wird dieſer Vorfall treu und ausführlich erzählt. Veniam damus petimusque vicissim; dieſes goldene Sprüchelchen ſcheinen die Engländer ganz und gar nicht zu kennen.

Kleine literariſche Notizen.

Empfehlen müſſen wir dem Leſer Paul's **Herda**, von welcher ſchon mehrere Bände erſchienen ſind. Sie enthält Erzählungen und Gemählde aus der deutſchen Vorzeit für Freunde der vaterländiſchen Geſchichte. Hier als Probe das Bild einer der edelſten deutſchen Frauen, **Eliſabeth**, der Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich von Sachſen Gotha, der zu ſeinem Unglück in die bekannten Grumbachſchen Händel verwickelt wurde und dafür im Gefängniß büßte. Da bewährte Eliſabeth, welcher Opfer, welcher Entſagungen weibliche Treue fähig iſt, und welchen Troſt ſie denen gewähre, die vom Schickſal verfolgt ſind. Zuerſt bewegte ſie Himmel und Erde, um des Herzogs Befreiung zu bewirken. Als der Kaiſer unerbittlich blieb, flehte ſie nur um die Erlaubniß, den Kerker ihres Gemahls theilen zu dürfen. Es iſt barbariſch, daß ſie Jahre lang vergebens darum flehen mußte. Endlich wurde ihr die Bitte gewährt, und im Jahr 1572 erſchien ſie ihrem Gatten ein tröſtender Engel, um mit ihm zu leben und zu ſterben. Er empfing ſie mit Entzücken, denn unter allen ſeinen Leiden war die Trennung von ihr ihm am ſchmerzlichſten geweſen. Sie pflegte ſein, ſie erheiterte ihn, ſie betete mit ihm. (In der That, unſer Geſchlecht muß ſchamroth bekennen, daß an Beiſpielen von edlen Frauen, die ihren Männern in's Elend gefolgt, die Geſchichte reich iſt; daß aber von Männern, die in jeder Lage des Lebens ihren Frauen treu geblieben, die Geſchichte eben nicht viel zu rühmen weiß.) —

Eben iſt bei uns erſchienen:

Almanach und Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker aufs Jahr 1818. Neun und dreißigſter Jahrgang. Herausgegeben von dem Herrn D. C. F. Buchholz, Hofrath und Profeſſor zu Erfurt. 18 Bogen ſtark. 21 Gr.

Weimar, den 10. December 1817.

Hoffmanniſche Hofbuchhandlung.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 11. 1818.

Ueber einen ſchändlichen Zeitungs-Unfug.

In Nr. 316 des Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen wirft der Herr Profeſſor Wünſch in Frankfurt an der Oder einem Herrn v. D. S. ganz trocken vor: „er habe ſchon vor 45 Jahren in einer Corrections-Anſtalt geſeſſen und nun den Verſtand aufs neue verlohren; wäre er aber nicht verrückt, ſo wäre er ein ſchändlicher Calumniator, wie es wohl noch keinen gegeben; ein abſcheulicher Calumniator und Läſterer; ein niederträchtiger Calumniator; ein boshafter Lügner und Verleumder; in deſſen Herzen von Jugend auf der ſchändliche Neid tief eingewurzelt; ein abſurder Neid, der den alten, immer noch unverſtändigen Mann treibe durch abſcheuliche Pasquille ſich bei allen guten Menſchen verhaßt und verächtlich zu machen."

Daß der Herr Profeſſor Wünſch durch dieſen Ausfall bei keinem guten Menſchen beliebt geworden, verſteht ſich von ſelbſt. Indeſſen er war gereizt, er war im Rauſch des Zornes. Das iſt freilich eine ſchlechte Entſchuldigung, aber doch eine Entſchuldigung. Was ſollen wir hingegen von der Zeitung ſagen, die ungereizt, bloß für ſchnödes Geld, ſolche ſchwere Injurien publicirt? und deren Wahlſpruch zu ſeyn ſcheint: Lucri bonus odor ex re qualibet? Iſt das Preßfreyheit, ſo hohle ſie der Henker!

Es iſt nicht das erſtemal, daß der Anzeiger der Deutſchen ſich gleichſam dingen läßt, um Ehre und guten Nahmen eines Dritten ſchmählig anzutaſten. Wer den Kitzel verſpürt, irgend Jemanden, den er haßt, recht derb herunter zu machen, der ſchickt ſeinen Geifer in den Anzeiger, zahlt die Gebühren, und kann ſich darauf verlaſſen (wenn nicht etwa andere perſönliche Rückſichten zu nehmen ſind), daß ſeine Schmähungen Wort für Wort gedruckt werden. Erhebt der Beleidigte eine Klage, ſo antwortet ihm die Redaction ganz trocken: es ſtehe ihm ja frey, eine eben ſo derbe Antwort einzuſchicken, die dann ſogleich (verſteht ſich, abermals gegen die Gebühr) gleichfalls gedruckt werden ſolle. Und ſo exiſtirt denn ein privilegirter Balg-Platz, auf dem ein Jeder für ſein Geld ſich herumbalgt, und, wenn ihm beliebt, mit Kothe werfen kann. Pfui!

Man möchte ſagen: für den unſchuldig Angegriffenen hab' es wenig zu bedeuten, da er ja ſeine Unſchuld in demſelben Blatte ſiegreich darthun könne? Aber Erſtens: Viele — (unter andern wir ſelbſt) leſen nur einzelne Blätter des Anzeigers, die ihnen eben in die Hände fallen, leſen folglich vielleicht den Angriff, aber nicht die Vertheidigung, und ſo bleibt in ihrem Gemüthe die Ehre des Angeklagten beſchmitzt. — Zweytens: das Urtheil der Menſchen wird faſt immer durch den erſten Eindruck beſtimmt, der ſehr ſchwer ganz auszulöſchen iſt. Lieſt alſo auch der Leſer das pro und contra, ſo lieſt er doch das contra mehrere Wochen früher, und hält es wenigſtens während dieſer Zeit für wahr; und geſchähe auch, er faßt nachher eine günſtigere Meinung, wer kann wiſſen, wie viel in jenen paar Wochen durch die noch unwiderlegte Beſchuldigung dem ſo Verunglimpften geſchadet worden? Ueberhaupt hat wohl Niemand das Recht, ſeinen Nebenmenſchen auch nur auf eine Stunde öffentlich herabzuſetzen. — Drittens: oft weiß der Angreifer mit der Feder geſchickter umzugehen, als der Vertheidiger; in dieſem Falle wird Manchem, den Witz oder ein ſchöner Styl blenden, auch die beſte Sache noch zweydeutig erſcheinen. — Geſetzt aber auch, der Angeklagte könne jeden übeln Eindruck durch ſeine Gegenrede verwiſchen, wer mag berechnen, welchen nachtheiligen Einfluß eine öffentliche Beſchimpfung im erſten Augenblicke auf die Geſundheit eines ehrliebenden, reitzbaren Mannes gehabt haben kann? Wer hat einer Zeitung das gräßliche Recht verliehen, irgend einem Menſchen Gift zu reichen? — So wenig als der Apotheker ohne Verordnung des Arztes Gift ſpenden darf, eben ſo wenig ſollte es einer Zeitung verſtattet ſeyn, ohne Mitwirkung der Obrigkeit ein moraliſches Gift zu ſpenden, das oft gefährlicher wirkt als Arſenik. — Was würde man ſagen, wenn ein Speculant folgende Bekanntmachung ausgehen ließe: „Ich beſitze einen „Garten, der ſehr wohl gelegen iſt, um ſich darin „auf Tod und Leben zu boxen; auch habe ich eine „Gallerie für die Zuſchauer errichten laſſen. Die „Herren Boxer zahlen ſo und ſo viel Entrée, und „erhalten dafür das Recht, ſich Arm und Bein entzwey zu ſchlagen." Würde die Obrigkeit das dulden? — und hier iſt doch nur von Arm und Bein, nicht von der Ehre die Rede. Wie kommt es denn, daß die gothaiſche Regierung ſchon ſeit ſo vielen Jahren es duldet, daß der Anzeiger der Deutſchen ſeine Schranken vermiethen und, außer den obrigkeitlichen Steckbriefen, die er zu liefern pflegt, ſeine eigenen Steckbriefe darf ausgehen laſſen? — Fürwahr, es wäre Zeit, dies böſe Handwerk ihm zu legen. Nach dem Preußiſchen Geſetzbuche wird der Verbreiter von Injurien eben ſowohl beſtraft, als der Injuriant; iſt das in Gotha anders? — Möge der Anzeiger immerhin ſich und ſeiner Kaſſe das Vergnügen machen, bloß literariſche Verunglimpfungen zu verbreiten — (leider iſt unſere ganze Literatur eine Art von Klopffechterei, die jedoch zum Glück keine tiefen Wunden ſchlägt) — aber ſobald die perſönliche Ehre eines Menſchen ins Spiel kommt; ſobald, wie hier geſchehen, einem Menſchen Dinge aufgebürdet werden, die, wenn man ſie für wahr hält, ihn als Menſch verächtlich machen, ſobald dürfe es keiner Zeitung vergönnt ſeyn, ſich damit zu beſudeln. Für ſolche Fälle wäre Cenſur zu wünſchen.

Nachſchrift. So eben liefert No. 320 ein neues, auffallendes Beiſpiel. Hier nämlich findet ſich die Vertheidigung eines wackern Buchdruckers in Erfurt. Den Angriff haben wir nicht geleſen, er muß aber ſehr ehrenrührig geweſen ſeyn, denn Herr Armann (ſo heißt der unſchuldig Verleumdete) hat für nöthig gefunden, ſeine Rechtſchaffenheit nicht allein durch den Magiſtrat zu Erfurt, ſondern auch durch ſieben Buchdrucker und einen Buchhändler ſchriftlich bezeugen zu laſſen. Es iſt alſo kein Zweifel, daß er für diejenigen, die No. 320 leſen, ſeine Ehre wieder hergeſtellt hat. Aber man bedenke, wie viel Verdruß, Zeitverluſt und Koſten ihm die Sache gemacht hat! ja auch Koſten, denn der Magiſtrat wird ſein Zeugniß nicht umſonſt ausgefertigt, und die Redaction des Anzeigers ſie nicht umſonſt aufgenommen haben. Doch iſt das Kleinigkeit gegen den nagenden Verdruß, den ein ehrliebender Mann empfindet, wenn er ſich vor ganz Deutſchland an den Pranger geſtellt ſieht, und nicht alſobald laut ſchreien kann: Mir geſchieht Unrecht! Hat denn der Herr Redacteur nie daran gedacht, wie ihm zu Muthe ſeyn würde, wenn ihm dergleichen widerführe? — Will ein Menſch dem andern Injurien ſagen, wer zum Henker hat denn ihm das Recht gegeben, ſie auf dem Markte auszuſchreien? — Wenn Er nicht hülfreiche Hand böte (für Einen Groſchen pro Zeile), ſo würde der Injuriant keinen Platz finden, wo er ſeine häßliche Nothdurft verrichten könnte, und alles Böſe, was daraus entſteht, bliebe ungeſchehen. Folglich müßte der Redacteur von Gott und Rechtswegen durch ſeine eigne Obrigkeit fiscaliſch belangt werden; denn einem ſo öffentlich von ihm Beſchimpften kann nicht zugemuthet werden, aus weiter Ferne in Gotha einen Prozeß anzufangen; es iſt vielmehr die Ehre der gothaiſchen Regierung ſelbſt dadurch compromittirt. Uns ſcheint, ſie dürfe den Unfug ex officio nicht dulden.

Gallerie von Originalen.

(Wird gelegentlich fortgeſetzt.)

Der Herr Friedrich Jarik, der ſich ſo oft im Anzeiger der Deutſchen vernehmen läßt, möge dieſe Gallerie eröffnen, denn er iſt fürwahr ein Original, und es kann unſern Leſern nicht anders als ergötzlich ſeyn, die wunderlichen Sprünge ſeines Geiſtes hier wieder zu finden. Jetzt hat er es in No. 316 mit dem Herrn Rector Steuber in Stollberg zu thun, und zwar ſind ſeine deutſchen Kolbenſchläge abermals gegen den, von ihm ſogenannten Latein-Unfug gerichtet. Gleich in den erſten Zeilen verſichert er, er gehöre nicht zu denen, „die mit Sonderbarkeiten herausfallen.“ Wenigſtens gehört er doch zu denen, die mit der Thür ins Haus fallen; denn gleich darauf behauptet er: „wer den Gelehrten der vorigen Jahrhunderte ihr lateiniſch Schreiben und Sprechen genommen hätte, der hätte ihnen Alles genommen.“ — Du gelehrter Reuchlin! Du witziger Erasmus! Du wackerer Hutten! Hugo Grotius! Descartes! Leibnitz! Pufendorf! und wie ihr alle heißt; Euch alſo hätte man mit der lateiniſchen Sprache Alles genommen? O Jarikie! — Indeſſen will er „dieſe armen Menſchen nicht geradezu verdammen; ſie waren blind und wußten nichts von den herrlichen deutſchen Proſaiſten im 15ten Jahrhundert;“ (!) er will auch kein Lateinwürger ſeyn, ſondern nur durch die deutſche Sprache, „die nun einmal zur Herrſcherin aller jetzigen Sprachen in der Welt beſtimmt iſt“ die Alten erklären, denn: „die Auslegung der Alten in der alten Sprache iſt eine Narrheit,“ und wir ſollen ächte, wahre, deutſche Kerle werden. — Atticus war ein Meinrömler(?) Juvenal hat ſeine Landsleute, die Griechler und Uebergriechler gepeitſcht; Rabener hat ſeine Landsleute, die Ueberrömler und Uebergriechler gegeißelt. Von dem Herrn Conrector Pauli zu Lübben haben wir eine Schrift gegen den Latein-Frevel zu erwarten. „Neuere lateiniſche Gedichte ſind lauter Denden

(?) Göthe iſt aber nur „deutſchkräftig in ſeinem erſten jugendlichen Werke Götz v. Berlichingen.“ — „Walther von der Vogelweide und Opitz leben ſo gut als Göthe.“ Dann findet Herr Jarik, daß die Gedichte „aus dem Hohenſtaufen-Alter derb „deutſch und doch eben ſo fein ſind, wie die eines „Gleim und Tiek.“ (Welche Zuſammenſtellung!)

Daß Latein und Franzöſiſch bisher allgemeine Sprachen waren, iſt eine Verkehrtheit, die nun abgeſchafft werden ſoll; denn die allein noch vorhandene Urſprache, die Deutſche, iſt zur Königin gebohren. Miſſionaire und Heydenbekehrer ſollen die Irokeſen und Peſcherähs in deutſcher Zunge unterrichten, und wer Herrn Jarik für einen Schwärmer hält, der meindeutſcht. (?) — Er hat zwar ſelbſt einmal an den ſel. Reinhard lateiniſch geſchrieben, „allein „er möge im Hades vernehmen, daß mirs, wie dem hellen Paulus, von den Augen wie Schuppen gefallen iſt.“

Möchte doch Herr Jarik fortfahren, unſer Zwergfell dann und wann wohlthätig zu erſchüttern. —

Ein zweytes Original iſt der Herr D. Georg Heinrich von Deyn in Jena, der Urheber des heiligen Bundes, wie er ſelbſt in Nr. 310 des Anzeigers verſichert. Zwar vermuthet er auch ſelbſt, daß die drey Monarchen „ſeine Urheberſchaft nicht kennen, ſonſt würde er drei Belobungsſchreiben und „vom Kaiſer Alexander wahrſcheinlich noch etwas mehr aufzuweiſen haben“ aber er iſt ſchon zufrieden „mit der folgenreichen Aufnahme.“ Seine Friedensſchrift (die wir nicht ſo glücklich ſind geleſen zu haben) nennt er ſelbſt ganz beſcheiden ein Meiſterſtück; erbietet ſich auch, eben ſo uneigennützig die wahre Rechtsverfaſſung zu liefern: wenn aber auch dieſe als ein Meiſterſtück zum Druck gefördert werden ſolle, ſo brauche er dazu Unterſtützung, denn ſie betrage gegen 200 Bogen. Ohne Unterſtützung könne er das Einzige nicht geben, was uns Allen ſo ſehr Noth thue. Am Schluß verſichert er, „Alle neuerdings gefertigten Verfaſſungs-Urkunden, zeugten von gänzlicher „Verfaſſungs-Unkunde.“ Er aber „der Urheber des „heiligen Bundes, ſey auch zu dieſem wichtigen Geſchäfte wohl tauglich.“ — Unwillkührlich dachten wir an die Gräfin Orſina, die nach Doſalo kam, u. den Prinzen würklich dort fand, obgleich er ihr Billet nicht geleſen hatte.

In Nr. 320 deſſelben Blattes erzählt uns derſelbe Ehrenmann, daß zwar der König v. Preußen und der Großherzog von Heſſen-Darmſtadt die erſten unter allen deutſchen Fürſten geweſen ſind, welche die Nothwendigkeit der Einführung der wahren Rechtsverfaſſung eingeſehen haben, indeſſen folge daraus, daß in dieſen Ländern bisher noch keine Rechtsverfaſſung Statt gefunden, und daß mithin im Preußiſchen und Heſſendarmſtädtiſchen noch nie ein rechtsgültiges Urtheil geſprochen worden. — Ueberhaupt iſt, „trotz aller Bibliotheken und aller „berühmten Rechtsgelehrten in der Welt, ſo lange „die Welt ſteht, noch kein einziges — ſage kein „einziges — rechtsgültiges Urtheil in ſtreitigen „Rechtsſachen gefällt worden, und kein einziger unſerer nahmhaften Theologen, Rechtsgelehrten und „Politiker iſt im Stande die Rechtsverfaſſung zu „liefern. — Der Beweiß iſt kinderleicht, aber „es giebt keinen einzigen Juriſten, der ihn zu führen verſtünde“ u. ſ. w.

Kurz, Hr. v. Deyn iſt der einzige Menſch auf Erden, der die Rechtsverfaſſung in der Taſche hat.

Wir können nicht läugnen, daß uns beym Leſen der Aufſätze des Hrn. v. Deyn, bisweilen zu Muthe wird, als befänden wir uns an einem gewiſſen, unheimlichen Orte, wo uns einer der Bewohner ganz ernſthaft bewieſe, daß er Gott der Vater iſt.

Ein drittes Original, doch in einem ernſtern Sinne, iſt der Herr Profeſſor Lehmann in Königsberg, ein Sonderling, der ſich ſchroff und kräftig, meiſtens aber auch wunderlich ausdrückt, — u. der, wie der ſicilianiſche Prinz, von dem Göthe ſchreibt, ſeine maſſiven Gebäude mit allerlei ſeltſamen Geſtalten verziert. Seine neuſte Schrift iſt eine Rede zum Reformationsfeſte, betitelt: Luthers hoher Muth und rechte Sache. „Der Herr iſt Gott und keiner mehr!“ ſo hebt er an. „In dieſem Gedanken wiegen alle Schickſale daſſelbe Loth und denſelben Zentner; in ihm küßt ſich der Europäer mit dem Karaiben, der Türke mit dem Chriſten, und die ſtolze Peking gefällt ſich in unſeren Städten;“ (das letztere verſtehen wir nicht,) „in ihm ſchickt der Haß ſich an eine Liebe zu werden, der Hochmuth wird abbeſtellt, und das Leben macht ſich nichts aus dem Tode.“ Dann meint er aber, die Anſtalten zum Reformationsfeſte wären in allen Landen ſo groß, als ſollte über Luthern einige Tage ſelbſt Chriſtus vergeſſen werden; (worin er wohl nicht ganz Unrecht haben mag) doch wären ohne Luther „Alle, die jetzt wie Planeten um ihn kreiſen, ein Staub der Geſchichte; Lojola wäre bei der Trommel geblieben, und auch Kant nicht gekommen. (?) — „Sein Name ſoll uns jedoch nicht blenden — wir dürfen über Luthern ſelbſt wieder den Luther machen — Auch wir haben Feuer für ſeine Bücher, wenn es Noth thut, wie Er Feuer hatte für die Bullen aus dem Vatikan. Luther ſoll kein Götze ſeyn; das darf ihm Jedermann in Gottes Macht verbieten.“ — Wir heben noch einige Paradoxen aus: „Wäre kein Tod, ſo gäbe es keinen Muth und keine Begeiſterung. — Wahrlich man muß den Tod lieb haben, denn wir haben ihm Vieles zu danken. Nicht nur Gewerbe und Künſte im Leben zu halten, ſondern auch die allererhabenſten und allerkräftigſten Eigenſchaften des Menſchen haben wir ihm zu verdanken, und die ſchönſten Weihen des Lebens und der Liebe. (?) Ja ihm, dem Tode, dieſem berühmten und gewaltigen Räuber, der bis in die Betten der Könige kommt, ſich ſelbſt an den Sohn Gottes machte, vielleicht um zu verſuchen, ob er wohl gar dem Vater beikommen könne, (!) und der alle Menſchen beten lehrt, wie trotzig ſie ſich auch anſtellen, bei dem es ſich doch aber ſo ſicher ſchlafen läßt.“ — „Wo keine Lebensluſt iſt und keine Furcht, da giebt es keinen Muth. Aller wahre Muth ſitzt auf einer wahren Furcht; man muß alſo den Muth ſchätzen nach der Größe des Todes und der Furcht.“ — „Der Tod, an welchem eine Seele ſtirbt, iſt darum ſo ſchrecklich, weil wir in ihm lebendig begraben werden ohne zu ſterben, und weil die Menſchen vor dieſem unſern Kirchhofe vorübergehen, ohne ſeine Gräber und unſere Leiden in ihnen zu ſehen.“

Von Luthers Muthe ſagt der Verfaſſer: „Ich gebe für den Gang Luthers nach Worms, und für ſeinen Stand in Worms, die halbe griechiſche Philoſophie, den ganzen Marſch Alexanders nach Indien, nur — beſinnen muß ich mich, ob auch den Römer Regulus. Wenn ſolch ein Muth auf Univerſitäten den Vorſitz hat, in Behörden richtet, von den Kanzeln predigt und in den Schulen lehrt, dann muß dem Himmel bange werden, es könne ihm die Erde auch wohl einmal zu nahe kommen. — Luther hat dem Glauben Augen eingeſetzt.“ —

„Der Verſtand hat gar keine Religion, keine Andacht und kein Herz, ſondern nur eine Logik. Die Logik aber weiß nichts von einer Moral und nichts von Gott; ſie iſt in ihrem Denken immer dieſelbe, auf der Sternwarte wie in der Botanik, auf der Kanzel wie im gemeinen Leben, und in der Hölle wie im Himmel. Der Verſtand iſt der größte Indifferentiſt auf der Welt; er wohnt bei den Dieben wie bei dem ehrlichen Mann, und denket ſo gern an den Teufel wie an Gott. Steht nun die Reformation einzig und allein *hier*, ſo müſſen wir an dieſem ihrem dritten Feſte das Werk Luthers — zerreißen, und wieder zurück nach Rom gehen, oder uns eine neue Stadt bauen.“ —

So viel zum Beweiſe der Originalität des Verfaſſers. Da wir eben von Luthern ſprechen, wollen wir auch noch ein Werkchen von Johann Immanuel *Müller* anzeigen: *Luthers Verdienſte um die Muſik*, nebſt einem Verzeichniſſe der von ihm componirten geiſtlichen Lieder. Er lud Gäſte und ſang mit ihnen Motetten. Der bayerſche Kapellmeiſter *Senfl* war ſein Lieblings-Componiſt. Er ſpielte auch ein wenig die Flöte, beſſer die Laute. Der berühmte *Händel* ſoll geſtanden haben, er verdanke Luthers Compoſitionen ſein Beſtes, und ein Capellmeiſter Pabſt Benedict des XIVten ſoll ihn, wegen der Melodie zu dem Liede *Eine feſte Burg iſt unſer Gott*, für den größten Tonkünſtler erklärt haben.

Luther ſchrieb irgendwo: Etliche von Adel und Scharrhanſen meinen, ſie haben meinem gnädigſten Herrn jährlich 3000 Gülden an der Muſica erſpart; indeß verthut man unnütz dafür, 30000 Gülden. Könige, Fürſten und Herren müſſen die Muſik erhalten, denn großen Potentaten und Regenten gebührt ſolches; einzelne, gemeine Privatleute können es nicht thun.“

Zu einem Wittenberger hypochondriſchen Organiſten ſprach er: „*Greift in's Clavier*, beſſers „weiß ich nicht zu rathen. — Muſica“ pflegte er auch zu ſagen, „iſt der beſten Künſte Eine. Die Noten machen den Text *lebendig*“ —

Herr *Sondershauſen* äußert in den Proben aus *ſeinem Tagebuche* oder *Erſtlings-Verſuchen*, eine, die Phantaſie großſinnig und doch freundlich anſprechende Idee, wenn er ſagt: „iſt Muſik vielleicht die Urſprache unſers Geſchlechts, woran ſich dunkelſüße Erinnerungen an einen frühern Zuſtand knüpfen?“ —

Predigten.

So fern wir auch von *Frömmelei* uns halten, ſo hoch ehren wir die *Frömmigkeit*. Man hört in unſern Tagen ſo oft die Klage: der Geiſt des Chriſtenthums ſey aus der Welt gewichen. Nur *Frömmler* klagen ſo, nicht *Fromme*. Uns dünkt, es ſey unmöglich, daß dieſer Geiſt, Einmal erkannt, je wieder von uns weiche. Er iſt zu innig mit Menſchenglück verſchwiſtert; ja er verknüpft gewiſſermaßen das zeitliche mit dem ewigen, indem er den Leidenden Troſt und Muth gewährt; und ſchon darum wird der Menſch ihn nie wieder fahren laſſen. Es kann ſich wohl begeben, daß einzelne Klaſſen der Geſellſchaft zuweilen eine Zeitlang ſeiner ſpotten; allein wir zweifeln, daß im Ganzen jemals die Zahl derer geringer werde, die unter ſeinen Flügeln ruhen. Es ruht ſich da ſo ſanft.

Aber die Myſtiker ſind größere Thoren als die Indifferentiſten; ja, dieſe letztern können weit leichter als jene den wahren Geiſt des Chriſtenthums ergreifen, eben weil ſie wiſſen, daß er ihnen fehlt; die Myſtiker hingegen glauben ihn zu beſitzen, und darum trachten ſie nicht nach ihm. — Doch dieſes Blatt hat keinen Raum, um über einen ſolchen Gegenſtand uns auszuſprechen. Wir wollten nur wenig Worte zur Einleitung in dieſen Artikel ſagen, den wir, bei der jetzigen religiöſen Stimmung des Publikums, für unſer Blatt geeignet halten.

Wer vortreffliche Predigten kaufen will der kaufe die des Herrn Dräſeke in Bremen; ſie laſſen wenig zu wünſchen übrig. Doch giebt es vielleicht proſaiſche Leſer, denen ſein Styl zu blühend iſt. Es war zum Beiſpiel ein faſt dichteriſcher Gedanke, in drey Predigten drey verſchiedene Anſichten von der Nacht darzuſtellen: als Verkünderin Gottes; als ruhend unter dem Fluche; als ſegenreich wirkend. Da heißt es unter andern: „Geht in einer Sommernacht über Feld! Hier zirpt eine Grille, da ſchlägt eine Wachtel, dort ſummt ein Käfer, da ruft es im Schilfrohr, hier rauſcht ein Wild aus dem Dickigt. — Dort ſchallt es herüber wie Wächterhorn von den Hütten der Menſchen. Ueber Euch hin ſchwirrt in ungewiſſem Fluge die Eule und im Gebüſch flüſtern auf Euch nieder die Träume der ſchlafenden Vöglein.“ Freylich ſind wir nicht gewohnt, ſo lebendige Worte von der Kanzel zu hören, aber uns will bedünken, wir würden uns gern daran gewöhnen. — Es iſt merkwürdig, daß Herr Dräſecke, ein Lutheraner, Prediger an einer reformirten Kirche iſt; allein es wird begreiflich, wenn man folgende Stelle lieſt: „der „würdige Lehrer giebt nicht vor, er allein predige „Chriſtum, und einzig bei ihm und ſeinen Schülern „erhalte das Volk die lautere Milch des Evangeliums; „er zeigt nicht mit Fingern auf den Kephas und „Apollo in ſeiner Nähe, als auf Irrlehrer, bloß „weil er manche ihrer Anſichten von den ſeinigen abweichend findet.“ Möchte doch der Eiferer in Gotha, der den entſchlafenen Löffler ſo unwürdig begeiferte, künftig dieſes Beiſpiel nachahmen! —

Weniger dichteriſch ſind die Predigten des edlen Krauſe in Königsberg, aber in gediegener Sprache geht hier die Religion mit der Vernunft Hand in Hand, und eine fromme Herzlichkeit ergießt ein ſanftes Licht über beyde.

Auch Delbrück's Predigten werden viele Leſer nicht unbefriedigt laſſen, da ſie mit Hinſicht auf den kirchlichen Zeitgeiſt und die Geſchichte des Vaterlandes geſchrieben ſind. Eine bekannte bibliſche Erzählung von dem Schifflein im Sturme, wendet z. B. Herr Delbrück ſinnreich auf die jüngſte Zeit folgendergeſtalt an:

„Denn ſiehe, es erhob ſich ein Ungeſtüm im Meer der Leidenſchaften alſo, daß das Schiff ein mehr als Eines Staates mit Wellen bedeckt ward, und Jeſus ſchlief in den Herzen der Menſchen. Sie ſprachen zum Unglauben: ſey du unſer Steuermann! — und der Unglaube ergriff das Ruder und brachte das Schiff zwiſchen Klippen alſo, daß es zerbrach. Was ſich gerettet hatte, rief zum Haß: ſey du unſer Fels! und zur Zwietracht: ſey du unſer Schirm! und Haß und Zwietracht thaten, wie Knechten des Unglaubens gebühret: ſie überantworteten die Welt dem troſtloſen Verzagen, der dumpfen Verzweiflung. Da endlich weckte die Noth Jeſum in Herzen, wo er ſchlief: Hilf du, ſprachen die Beſſern, ſonſt verderben wir! und Jeſu Stimme antwortete: Ihr Kleinmüthigen, was ſeyd Ihr ſo furchtſam?“ —

Herr Scheibler hat 1816 zu Montjoye in einer Predigt, von bedenklicher Stimmung der Gemüther in der Gegend, welche er bewohnt, und von allgemeiner Unzufriedenheit geſprochen. Gehört das auf die Kanzel? — Ironiſch läßt er ſich vernehmen: die Arndtſche Schwärmerei paſſe nun nicht mehr, und die Deutſchen möchten ſehen, wie weit ſie mit ihrer eiskalten Vernunft kämen, wenn es wieder gegen den Feind ginge. — Gehört das auf die Kanzel? — Unmuth im Volke ſoll der Prediger dämpfen, nicht noch mehr anfachen. —

Derſelbe Herr Scheibler hat auch ein Ermahnungs- und Troſtſchreiben an die deutſchen Soldaten in Frankreich ergehen laſſen, worin er ihnen ans Herz legt, die Untugenden der Franzoſen nicht anzunehmen, die leichtſinnig, plauderhaft, voll Eigendünkels, über die Maßen eitel und ſehr unzuverläſſig wären. — Eine ſolche Ermahnung iſt löblich. —

Herr Superintendent Breiger hat in einer Dankfeyer wegen der Lebenserhaltung des Prinzen Regenten geſagt: Se. Königl. Hoheit würden die Gebete eines ganzen Landes nicht verſchmähen. (Gebete! verſchmähen! Wir trauen Sr. Königl. Hoheit zu, daß Sie dieſen knechtiſchen Ausdruck des Redners verſchmäht haben.) —

Herr Brokmann, ein katholiſcher Geiſtlicher zu Münſter, hat bei der Todtenfeyer für die im Kriege gegen Frankreich Gefallenen ausdrücklich die Hoffnung geäußert, daß ſie ſelig geworden, und zwar macht er keinen Unterſchied dar zwiſchen Katholiken und Proteſtanten; folglich ſcheint es, daß die Lehre von der allein ſelig machenden Kirche nicht mehr ſo ſtreng, oder Herr Brokmann toleranter iſt als ſeine Kirche. —

Derſelbe Prediger nennt, in ſeiner am Tage der Huldigung der Provinz Weſtphalen gehaltenen Predigt, den König von Preußen den chriſtlichen; ein neuer Beweis, daß er überzeugt iſt, ein Proteſtant könne wohl auch ein Chriſt ſeyn. —

In einer zu Lyon gehaltenen franzöſiſchen Predigt auf den Tod Ludwig des XVI., von Touchon, wird als Quelle der franzöſiſchen Revolution unter andern die Philoſophie angeführt, oder die Wuth, Alles, und namentlich jeden Schritt der Regierung zu bekritteln. Wie das oder dahin kommt, begreifen wir nicht. Von der Zerrüttung der Finanzen ſagt der Herr Prediger kein Wort, und doch war dieſe, wo nicht die einzige, doch die Hauptquelle der franzöſiſchen Revolution. —

Der Hofprediger Breidenſtein zu Heſſen-Homburg, der ſich ein Mitglied der Herz. Naſſauiſchen Ehrenmedaille nennt, lehrt uns, in ſeiner dießjährigen Feyer des 18. October, die nagelneue Wahrheit, daß Alles was iſt, war u. ſeyn wird — ſeine natürliche Urſache hat. Auch eine nagelneue Warnung fügt er hinzu; man ſoll nemlich die Zunge fein im Zaum halten. Indeſſen hält er ſelbſt wenigſtens die Feder nicht im Zaume; denn am Ende bindet er recht keck mit einem, ſeiner Meinung nach, invalid gewordenen Recenſenten an, und ſagt unter andern: „während wir uns im Süden an dem Himmels-Manna laben, werden Sie an den Nägeln kauen.“ (wie fein!) „Wäre Ihnen vielleicht in Ihrem Norden mit einer Collecte geholfen?“ (Wie zart! wenn das ſüdliche Himmelsmanna aus ſolchen Broden beſteht, ſo wollen wir lieber an den Nägeln kauen.) —

Eine Predigt von Krey zeichnet ſich dadurch vortheilhaft aus, daß ſie den zurückgekehrten Kriegern Beſcheidenheit empfiehlt. Möchten dieſe Krieger nur erſt begreifen lernen, wie viel ſie ſelbſt dadurch gewinnen würden! —

In einer Predigt von Harms, das Göttliche in der Vergebung, muß ohne Zweifel ſehr löblich gefunden werden, daß der Prediger vorzüglich das Herz in Anſpruch nimmt; wenn er das aber ſo weit treibt zu ſagen: „Hüte ſich jeder vor dem Verſtande“ ſo iſt das wohl eine Ungebühr; denn eine unverſtändige Verſöhnlichkeit würde auch nicht zu empfehlen ſeyn. —

Das Handbuch der practiſchen Glaubenslehre von Fritſch lehrt: daß Chriſtus faſt überall nur Moral gepredigt habe. Von den Wundern ſprechend, meint der Verfaſſer: dem Prediger liege nur ob, das Geſchehene mitzutheilen, wie es geſchehen, darum habe er ſich nicht zu bekümmern. — Das homiletiſche Handbuch von Dietſch wird gelobt; nur ſollte der Verfaſſer das Allzuſpecielle vermieden haben, zum Beiſpiel das Predigen über Buonaparte's Rückkehr nach Frankreich; eine Begebenheit, die doch wohl nie wieder vorkommen mögte, und folglich für den angehenden Prediger von keinem Nutzen iſt —

Wir verbinden mit der Anzeige obiger Predigten noch die einiger theologiſchen Schriften:

Herr Doctor Kayſer, in ſeinem Entwurf eines Syſtems der Paſtoral-Theologie, will, „daß die Vermittlung des religiöſen Lebens „durch Anſchauung der Bilder wieder emporkomme.“ (Wir mögten lieber rathen, Abends hinaus ins Freie zu treten und die Sternbilder zu betrachten, denn keine andern Bilder ſind ſo geeignet, eine großartige Rührung, eine erhabene Frömmigkeit zu erwecken, nie aber die Sinnlichkeit, wie andere Bilder wohl bisweilen thun und gethan haben.) — Auch mimiſche Umgänge und Proceſſionen ſcheint der Verfaſſer zu billigen. (Man kann in dieſer Art nichts ſchöneres ſehen, als die Madonnen der Madame Hendel-Schütz, doch zweifeln wir, daß ſie noch irgendwo ein frommes Gefühl erregt haben. Das war auch nicht ihr Zweck, wird man einwenden. Aber fragen denn die Sinne nach dem Zwecke? und auf die Sinne iſt dergleichen ja doch berechnet. Und wenn nun, wie vormals in Erfurt am Frohnleichnamsfeſte, ſo manches komiſch erſcheint — wie z. B. der Simſon, der mit ſeinem Eſelskinnbacken unter den Philiſtern herum trabte — iſt eine ſolche Proceſſion dann mehr als Volksbeluſtigung?) — Den vernachläſſigten Kirchenbeſuch will der Verfaſſer durch äußere Mittel erzwingen. (Sollte das Gott wohlgefällig ſeyn? und liegt denn die Schuld, daß die Kirchen weniger beſucht werden, nur an den Beſuchern? — es iſt bemerkenswerth, daß Männer, wie Dräſeke in Bremen, Krauſe in Königsberg, Ammon in Dresden, Päßler in Reval und mehrere ihres Gleichen, nie über den Mangel an Zuhörern klagen. Drum, ihr übrigen Alle, predigt nur wie dieſe Männer, ſo werdet ihr bald gewahr werden, daß wir noch immer recht gern in die Kirche gehen. Nur die Saalbader bedürfen des weltlichen Armes, um gähnende Zuhörer zuſammen zu treiben.) Das möge auch Herr Fock in Kiel bedenken, der, in einer Predigt über die Kirchenſcheu, verſichert, es gebe in Kiel eine ſehr beträchtliche Anzahl von Familien, von denen auch nicht ein einziges Glied in die Kirche gehe. (Es wird auch wohl einen Haken haben, der nicht in jenen Familien zu ſuchen iſt.) —

Herr Paſtor Menken zu Bremen hat, zum Unterricht für Confirmanden, ein Glaubensbekenntniß der chriſtlichen Kirche drucken laſſen. Er hält ſich ſtreng an das ſogenannte apoſtoliſche Symbolum, und verſtattet der Moral keinen Raum in ſeiner Lehre. „Nur durch den Glauben „gelangt der Menſch zur Erkenntniß Gottes, nur durch „den Glauben kann er Gott verehren; nicht durch „Werke der Liebe, denn damit dient er nur dem „Nächſten; nicht durch Selbſtverleugnung, „denn damit dient er nur ſich ſelbſt; aber Gott „kann er nur ehren durch den Glauben.“ — (Wer ſeine wahre, innere Ueberzeugung ſo gläubig ausſprechen kann, den preiſen wir ſelig! denn in ſeiner Bruſt wohnt ein kindlicher Himmel. Nur hoffen wir, da der Glaube einzig ein Geſchenk Gottes, folglich nicht unſer Verdienſt iſt, daß auch das wenige Gute was wir thun, dem Schöpfer wohlgefällig ſeyn werde. Vielleicht iſt der Gedanke ihn zu ehren, überhaupt zu kühn für Menſchen.) —

Der Verfaſſer eines Büchleins: Luther und ſeine Zeitgenoſſen, wirft der Reformation vor, daß durch das erſte proteſtantiſche Bündniß (1526) die Trennung des deutſchen gemeinſamen Vaterlandes entſchieden worden, welches unter allen Nachtheilen der Reformation der größte ſey (Das iſt eben ſo, als ſpräche man: durch den Schnitt in das Geſchwür iſt eine Narbe entſtanden, welches unter allen Nachtheilen des Schnittes der größte war. Uns dünkt, wer das Geſchwür verurſachte, der hat auch die Narbe auf ſeinem Gewiſſen; der Schnitt iſt unſchuldig daran.)

Die Vereinigung des Proteſtantismus mit dem Katholicismus hält der Verfaſſer für eine Schimäre, glaubt aber, daß der letztere, als der Natur des Menſchen durchaus widerſtreitend, den Keim der Vernichtung in ſich trage. (Uns dünkt, in der Natur des Menſchen liege der Hang zum Ueberſinnlichen, und wo dieſem geſchmeichelt werde, da laſſe der Keim der Vernichtung — die überhaupt keinen Keim hat — ſich ſchwerlich vermuthen.) —

Herr Prediger Hempel hat dem Bürger und Landmann eine lobenswerthe Geſchichte der Reformation gewidmet; nur hätte er an Friedrich dem Großen nicht zum Ritter werden ſollen. —

Hr. Kirchenrath Horſt iſt Verfaſſer einer Schrift: das heilige Abendmahl, deſſen äußere Formen er verjüngen und überhaupt den Cultus neu beſeelen mögte. Das Kreuz, brennende Kerzen, Kirchenmuſik mit Chören, Meßgewänder, das Meßglöckchen ſogar, ſollen wieder eingeführt werden. Das Brod ſoll kein gemeines Brod oder Kuchen, ſondern eine Hoſtie ſeyn, und in Anſehung des Kelches möge man ſich den Katholiken wieder nähern, weil das Trinken aus Einem Kelche für Viele ekelhaft ſey. (Wer wahrhaft gläubig das Abendmahl empfängt, der bedarf dieſer ſogenannten Verjüngung ſeiner Form nicht.) —

Zum Andenken, und zufolge des Wunſches einer chriſtlichen Dame (Frau v. Oeynhauſen) giebt ein evangeliſch-chriſtlicher Verein, der Mitglieder aus allen Ständen zählt, ein Sonntagsbuch für Chriſten heraus, welches er unentgeldlich vertheilt. Wer ſich an die Waiſenhaus-Buchhandlung in Halle wendet, und jährlich einen Thaler und drüber zahlt, der wird in dieſen Verein aufgenommen, erhält auf Verlangen eine Anzahl Bücher zum Verſchenken, und jährlich eine gedruckte Rechnung über Einnahme und Ausgabe. Die erſtere wird immer wieder zum Druck neuer Erbauungsſchriften verwandt. Wir haben es für eine angenehme Pflicht gehalten, auch unſerer Seits dieſe wohlthätige Anſtalt zu empfehlen. —

Von der ſeltſamen Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti vom Grafen Stolberg iſt der 10. Theil erſchienen. Wenn alles das weggeſchnitten würde, was nur das Pabſtthum, aber nicht die Religion Jeſu Chriſti angeht, ſo möchten die 12 Bände wohl in Einen zuſammenſchrumpfen. Jetzt iſt es weit mehr eine Geſchichte deſſen, was, nicht Chriſtus, ſondern Andere gemeint haben, und beſonders, was der Verfaſſer meint; oder es werden Begebenheiten vorgetragen, die der Religion Jeſu Chriſti völlig fremd ſind, zum Exempel die, daß, während der Revolution in Frankreich, Buhlerinnen als Göttinnen der Vernunft nackend auf die Altäre geſtellt worden, welches, ſo viel das nackende betrifft, nicht einmal wahr iſt. Wäre der Verfaſſer bei dem gewöhnlichen Titel: Kirchengeſchichte, geblieben, ſo hätte er auch, wie gewöhnlich, Alles hineinſchachteln können, was eben ſo wenig in die einfache Geſchichte der einfachen Religion Jeſu Chriſti gehört, als die Beſchreibung der Art, wie Flittergold gemacht wird, in die eines einfachen Gewandes, auf welches menſchliche Eitelkeit das Flittergold genäht hat. —

Herr Candidat Friedrichſen hat die merkwürdigſten Anſichten von dem Buche Jonas kritiſch überblickt. Er glaubt nicht, daß der Wallfiſch ein Gaſthof zum Wallfiſch geweſen, in welchem Jonas drei Tage geſeſſen; auch nicht daß er auf einem Schiffe gefahren, welches einen Wallfiſch als Wahrzeichen geführt; auch nicht, daß er auf dem Bauche eines todten Seethiers herum geſchwommen, und ſich an den Floſſen gehalten habe, bis er nach drey Tagen gerettet worden; auch nicht daß er, wie jener Matroſe in Müllers Ueberſetzung des Linnéiſchen Naturſyſtems, von einem Seehund verſchlungen und lebendig wieder ausgeſpien worden; auch nicht daß das Ganze nur eine Legende, ein hiſtoriſcher Mythus ſey; ſondern er hält die Geſchichte für eine Volksſage, die zu einem lehrreichen Zwecke bearbeitet werden. —

Kleine literariſche Notizen.

Herr von Wildungen beſchreibt in ſeinen **Weidemann's Feyerabenden** einen Jäger-Aufzug, der zu Dresden im Jahr 1662, bey Gelegenheit der Vermählung eines Markgrafen von Brandenburg mit einer ſächſiſchen Prinzeſſin gehalten worden, bei welchem der Churprinz als **Diana** auf einem weißen Hirſche ritt, auch Nymphen, wilde Männer, Satyrs, Lappländer u. ſ. w. zum Vorſchein kamen, auch Löwen, Tyger und Bären den Zug verherrlichen mußten.

Herr v. Wildungen hat ganz Recht, wenn er hinzufügt: „Zu verwundern iſt warlich, wie es möglich war, ſo geiſt- und geſchmackloſe Farcen zur Marter der armen Thiere zu erſinnen; noch mehr aber, daß unſere heutigen Schriftſteller noch immer nicht aufhören, das ſogenannte **alte Deutſchthum** zu preiſen, um uns wo möglich auch wieder **altdeutſch dumm** zu machen, das heißt: uns in die Rohheit, die Barbarey, die Unwiſſenheit und den Aberglauben verfloſſener Jahrhunderte zurück zu drängen.“ — Wie das zugehe? Dieß Räthſel wollen wir dem Herrn von Wildungen freundlich löſen. Junge Schriftſteller wollen ſich auszeichnen. Dazu wählen ſie gern ein Fach, was noch nicht allzuhäufig bearbeitet iſt, (z. B. das **Deutſchthum**) und ſtudiren dieſes Fach mit allem Eifer. Allein was hilft es ihnen, wenn es ihnen nicht gelingt das Publicum zu überreden, daß ſie würklich große Dinge leiſten! — Sie fangen natürlich damit an, ſich ſelbſt davon zu überzeugen; denn Alles, worauf man Zeit und Mühe verwendet, wird Einem lieb, und man legt höhern Werth darauf, eben weil man unbewußt jene Zeit und Mühe mit in Anſchlag bringt; es wird eine Art von Eigenthum, und bekanntlich feſſelt das Eigenthum, erſcheint dem Beſitzer auch ſchöner als es würklich iſt. Will man aber das Publicum das nicht anerkennen, ſo wird von allen Seiten in die Trompete geblaſen, und nicht ſelten gelingt es, daſſelbe zu betäuben. Das währt aber nur ſo lange, als Leute von Kopf ſich zahlreich mit dem Dinge beſchäftigen; denn das wollen ſie nicht umſonſt gethan haben. Sie fordern eigentlich nicht Anerkennung des verdienſtlichen Gegenſtandes, ſondern nur ihres eigenen Verdienſtes; darum ſchreyen ſie ſo laut; darum preiſen ſie das Mittelalter und wollen, daß Jedermann es preiſen ſoll; denn würde das nicht zugeſtanden, wo bliebe ihr eigener Ruhm? — Sobald aber Zufall, oder Verhältniſſe, oder Laune, ihnen einen andern Gegenſtand zur Bearbeitung anweiſen, und ſobald ſie durch ihren Fleiß wiederum damit vertraut geworden ſind, gebt acht, ſo laſſen ſie das Mittelalter in dem ihm gebührenden Stande liegen. Denn im Grunde trauen wir Jedem zu, daß er wider Willen fühlt, jene geprieſene Zeit wimmle, weit mehr als die unſrige, von Gräueln und Albernheiten. So hat vor Zeiten mancher geſchickte Advocat den abgeſchmackten juriſtiſchen Styl vertheidigt, weil derſelbe **ihn** ernährte.

Noch eine hieher gehörige recht gute Bemerkung macht **Herr v. Wildungen** über das neue Kraftwort: die **Altvordern** (ſoll bedeuten unſere Vorfahren). Er meint, wir ſollten uns künftig salva venia die **Junghintern** nennen. —

In den Gebirgen von Savoyen herrſcht noch ein alter Brauch. (Siehe Journal der Reiſen) Wenn ein Jüngling um ein Mädchen wirbt, das ihn nicht mag, ſo hat es darum nicht nöthig, ein grobes **Nein** zu ſagen, ſondern nur ganz ſtill ſich dem Kamin zu nähern, einen Feuerbrand aufzuheben und ihn wieder fallen zu laſſen; dann weiß der Freyer, woran er iſt. — Wir haben jetzt eine Braut in Deutſchland, um die Viele werben, ſie heißt **Conſtitution**. Wir wollen nicht hoffen, daß ſie Geſchmack an der Sitte der Savoyarden finde.

In der **aſiatiſchen Geſellſchaft** in Calcutta ſind Nachrichten verleſen worden, die der D. Sherwood aus Madras mitgetheilt. Sie betreffen eine Art von **Raubſtaat** im ſüdlichen Indien, wo Räuber und Mörder in regelmäßiger Geſellſchaft leben, und unter Anführung eines Oberhaupts (**Sirdar**) die Länder nach Beute durchſtreifen. Die gelehrten Herren in Calcutta ſcheinen das für etwas ganz beſonders zu halten; doch wohl nur in Aſien; denn in Europa haben wir einen ſolchen Sirdar gekannt.

In einem **Tagebuche** der, 1811 und 1812, von den Verbündeten in Spanien unternommenen Belagerungen, behauptet der Verfaſſer (Obriſtlieutenant **Jones**) im freyen Felde wären die Engländer den Franzoſen ſtets überlegen geweſen, geſteht hingegen, bey Belagerungen habe es ſeinen Landsleuten nicht allein an den nöthigen Mitteln und Kenntniſſen gefehlt, ſondern auch ihre Trägheit habe mit der Munterkeit der Franzoſen auffallend contraſtirt. Zum Beiſpiel: vor **Bourgos** konnte man von einer Anhöhe ſehr bequem ſowohl in die Laufgräben als auch in das Innere des Platzes ſchauen. In den erſteren arbeiteten 200 Engländer, im letztern 100 Franzoſen an einer Verſchanzung. Die Spaten der Franzoſen bewegten ſich unaufhörlich ſehr ſchnell auf und nieder, während man die verſchwindenden und erſcheinenden Spaten der Engländer ſehr gemächlich zählen konnte; auch wurden jene in 36 Stunden fertig, u. dieſe waren nach drey Tagen noch auf derſelben Stelle. —

Im zweiten Stück des **politiſchen Journals** characteriſirt ein Officier der Occupationsarmee die jetzigen jungen Pariſer. Mehrere Züge paſſen auch auf die deutſchen Jünglinge. Z. B. Vor 25 Jahren waren die jungen Leute noch galant und zuvorkommend gegen die Damen; jetzt entfernen ſie ſich abſichtlich von ihnen, und viele behandeln das ſchöne Geſchlecht ſogar verhöhnend, roh; ein Mann der militäriſch ſeyn ſoll. Auf Bällen koſtet es dem Wirth viele Künſte und Ueberredungen, um ſie zum Tanzen zu bewegen; ſie ſpielen lieber Billard (oder Karten, oder ſitzen am Punſchtiſch, oder werfen ſich im Ballſaale nachläſſig auf die Stühle, und ſtrecken die Beine weit von ſich.) Alle ihre Einfälle ſind auswendig gelernte Phraſen, und ihre Leerheit contraſtirt widerlich mit ihrem ſchneidenden und entſcheidenden Tone.“ (Wir wundern uns nur, daß die Monarchen nicht ſchon alle ihre Miniſter zum Henker gejagt haben, um ſämmtliche Miniſterien mit Jünglingen zu beſetzen, die ja offenbar jetzt Alles beſſer verſtehen, als die Alten, wenn gleich auch dieſe keine Perücken mehr tragen.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 12. 1818.

Propheten.

Ein Ungenannter, der ſeinen Nahmen blos durch ein S. bezeichnet, hat eine kleine Denkſchrift herausgegeben: **Verſuch einer Beantwortung der Frage: was iſt von dem ſogenannten neuen Propheten Adam Müller zu halten?** — Es iſt merkwürdig, daß in Deutſchland mit der ſitzenden Lebensart auch die Zahl der Verzückten zugenommen hat. Die meiſten finden ſich unter den Schuſtern. Alſo ſcheint der Wunderglaube im Unterleibe zu ſitzen. — Je unglücklicher die Zeit, deſto größer wird die Glücks Träumerei. So fanden **Jacob Böhm**, der Schuſter, **Chriſtoph Kotter**, der Weißgerber, und **Johann Warner**, ein Bauer aus der Gegend von Freyberg, im 30jährigen Kriege ihren Anhang. Was jetzt **Frau von Krüdener**, war vor 100 Jahren **Antonette Bourignon**. Früher predigte ein derber ſchleſiſcher [illegible] eine ſo ſtrenge Zucht, daß ſelbſt Bauern ſie zu hart fanden. Wahrſagen war aber damals gefährlich. Ein Prediger, **Drabiz**, der dem Hauſe Oeſterreich die Rache Gottes verkündigte, wurde unter langſamen Martern hingerichtet; **Kuhlmann** aus Breslau verbrannt, und ein verdorbener Kaufmann aus Kopenhagen, der den jüdiſchen Staat wieder herſtellen wollte, fand ſeinen Thron im Irrenhauſe zu Amſterdam. — Endlich traten Freigeiſterei und Empfindelei an die Stelle des Wunderglaubens, den in unſern Tagen das öffentliche Unglück wieder hervorrief. Die Staatsmänner haben lächelnd ihn benutzt. Nun, da er ſeine Dienſte geleiſtet, ſollte er wieder in gute Verwahrung genommen werden, weil, unbewacht, ſeine Wirkung ſich nicht berechnen läßt. — **Adam Müllers** Wahrſagereien ſind bekannt. Der Verfaſſer, der ihn ſah und ſprach, fand ihn linkiſch eitel, ſeinen Vortrag verworren, widerſprechend, ſeine Geſichtszüge flach, ſein Auge nicht lebendig. Kurz, er iſt ein einfältiger Menſch. —

Wer, nach Leſung dieſer Schrift, noch zweifelt, daß er ein Narr ſey, dem beweiſt ſolches in einer andern unwiderſprechlich der Profeſſor **Hoffbauer**. Dieſe iſt betitelt: **Johann Adam Müller der Prophet und ſein Vater**, eine Parallele zu **Hans Engelbrecht**, einem zweymal geſtorbenen Propheten des 17. Jahrhunderts. Dieſer **Engelbrecht** war ein verunglückter Tuchmacher zu Braunſchweig, der ſich **ſelbſt** vom Scheintode erweckte, und ſeitdem mit Engeln Umgang pflog. — Der Grund aller Verzückung iſt gewöhnlich **Eitelkeit**. —

Reiſen.

Madam Schoppenhauer hat eine **Ausflucht an den Rhein** gemacht und beſchrieben. Sie ſagt gleich auf dem erſten Bogen: „Es hat mit den gelungenſten ſchriftlichen Darſtellungen von Gemälden „die eigne Bewandniß, daß ſie dem Verfaſſer immer „mehr Freude machen, und ihm beſſer gefallen, als „dem, der ſie leſen muß.“ — Das hat ſie fürwahr uns aus der Seele geſchrieben, und daſſelbe gilt auch von der Beſchreibung ſchöner Gegenden. Da nun aber zwei Drittel dieſes Büchleins aus Beſchreibungen von Gemählden und ſchönen Gegenden beſtehen, ſo folgt daraus, daß es der Verfaſſerin beſſer gefällt, als dem, der es leſen muß. Bei dem letzten Drittel hingegen wird es umgekehrt ſeyn, denn es iſt in der That ſehr angenehm und unterhaltend geſchrieben. Wir rechnen dahin beſonders die lebendige Beſchreibung des Aufenthalts in Schwalbach. — In Heidelberg ließ eine Geſellſchaft von engliſchen Herrn und Damen ſich im Schloſſe herumführen, und gab der Schloßwärterin dafür 6 Kreuzer. Madam S. macht dabei die Bemerkung, daß in den beſten Gaſthöfen jetzt die eleganteſten Reiſewagen abgewieſen werden, ſobald der Wirth Engländer in denſelben wittert, die jetzt mit Recht im Rufe der Knauſerei ſtehen. Sie hat es ſelbſt erlebt, daß in Heidelberg an einer Wirthstafel ein Engländer das ohnehin wohlfeile Eſſen für ſeine Dame noch wohlfeiler bedingen wollte, weil ſie doch weniger eſſe als ein Mann. — Von den Heidelberger Studenten ſagt Madam Schoppenhauer: „Sie treiben ihr Weſen für ſich, doch auf die wenigſt „ſtörende Weiſe. Sie ziehen ſich wunderliche Jacken „an, die ſie altdeutſch nennen, ſetzen ſammtne Damenhüte auf, und nennen ſie Barrets, binden ſich „allerlei ſeltſam gezackte Kragen um den nackten Hals, „und wem die gütige Natur einen Schnurrbart verleiht, der läßt ihn wachſen und dankt dem Himmel „dafür. So ſehen dieſe jungen Leute denn freilich

„ziemlich maskenartig aus, aber ſie denken damit einen gewaltigen Schritt zum ächten Deutſchthum zu thun, und die Freude iſt ihnen zu gönnen. Wenn ſie einmal Acceſſiſten, Canzelliſten, Candidaten oder ſo etwas werden, giebt ſich der Spaß von ſelbſt." — Wir heben noch eine, in Neuwied unter den Herrnhutern gemachte, Bemerkung aus: „Die kleinen leinewandnen Hauben der Schweſtern gefallen mir nicht, alle ſind von einer Form, verbergen faſt gänzlich das Haar und entſtellen wirklich manches hübſche Geſicht. Die Wittwen binden ſie mit einem weißen Bande zu, die Frauen mit einem blauen und die Mädchen mit einem rothen. Die ältern Mädchen tragen hochrothes Band, und nur der blühenden Jugend wird die ſchöne Roſenfarbe verſtattet. Ich denke es mir doch als einen traurigen Moment, in welchem das letzte Roſa-Band abgetrennt wird und das incarnate an deſſen Stelle tritt. Wir in der Welt thun dieſen Schritt auch, und bei Zeiten, wenn wir vernünftig ſind, aber doch nicht ſo plötzlich, ſondern nach und nach, ſo daß wir ihn ſelbſt kaum bemerken."

Die Spinnen.

Wer weiß, ob ſchon Viele bemerkt haben, daß die Spinnen ihre Fäden in ziemlich weiten Entfernungen anheften und ſich ſogar in die Luft ſchwingen können! Man hat täglich Gelegenheit, es zu ſehen, aber eben deswegen ſieht man's nicht. Es iſt eine Art von Wunder, aber die Gewohnheit hat uns gleichgültig dafür gemacht, wie für ſo manches andere tägliche Wunder, zum Beiſpiel das Schlagen unſeres Herzen, was noch Niemand begreift.

Nun hat in Thomſon's philoſophiſchen Annalen ein Herr Carolan über jene wunderſame Kraft der Spinnen Betrachtungen angeſtellt. (Es iſt nemlich von derjenigen Spinnengattung die Rede, die ſo ſchöne geometriſche Netze ſpinnt.) Um ihrer Kunſt auf die Spur zu kommen, füllte Carolan eine große Schüſſel mit Waſſer, machte in deren Mitte eine kleine Inſel von Lehm, pflaſterte dieſe mit kleinen trocknen Steinen, errichtete auf ihr eine Fuß lange Stange aus einem Strohhalm beſtehend, ſetzte auf ſelbige eine Spinne und nun die Schüſſel auf einen mitten im Zimmer freiſtehenden Tiſch. Den ganzen Tag kletterte die Gefangene an ihrem Strohhalm auf und nieder, oder wanderte auf den Steinen herum und ſchien ſehr verlegen. So oft ſie das Waſſer ein wenig berührte, zog ſie ſich ſchnell zurück, als ſey ihr die Empfindung ſehr peinlich. Als es Nacht wurde, legte Carolan ſich ſchlafen, überzeugt, ſeine Lehminſel ſey eine Art von St. Helena, von wo auch die giftigſte Spinne nicht entwiſchen könne. Allein wir wollen wünſchen, daß Europa die Erfahrung nicht machen möge, die Herr Carolan machte, denn am andern Morgen war die Spinne fort, und er bemerkte blos einen Faden, der vom Strohhalm bis zur Decke reichte, und dort angekittet war. Wie ſie das angefangen, konnte er freilich nicht begreifen. Er verſchaffte ſich eine andere Spinne, die, als ſie auf der Inſel ſaß, weit ſchneller ihre Befreiung ſuchte. Sie begann damit, ſich an des Strohhalms Spitze zu hängen, an einen Zoll langen Faden, den ſie um ihre mittleren Füße gewickelt zu haben ſchien; Kopf und Vorderfüße ſtützte ſie gegen den Strohhalm und die hintern Füße ſtreckte ſie von ſich. In dieſer Stellung ließ ſie aus dem Behälter ihres Geſpinnſtes einen ungefähr drei Fuß langen Faden hervorgehen, der ſich in grader Linie ausbreitete und nach und nach empor ſtieg. Nachdem ſie ihn ſo einige Minuten hatte flattern laſſen, machte ſie ſelbſt eine halbe Wendung, ergriff den Faden mit ihren Vorderfüßen, und fing an ihn einzuziehen, wodurch er nach und nach in eine horizontale Lage kam; ein Spiel, welches ganz dem eines Knaben glich, der ſeinen fliegenden Drachen leitet. So wie ſie nun ſchnell mit ihren Vorderfüßen den Faden an ſich zog, bildete er ein Knäuel um ihre Hinterfüße, die gegen das Stroh geſtemmt waren. Blies man auf den Faden, ſo wallte er zwar aufwärts, ſank aber bald wieder bis zur graden Linie herab, und ſo berührte er endlich einen Armſeſſel, der in der Nähe ſtand. Sobald die Spinne fühlte, daß er feſt ſaß, lief ſie eilig längs demſelben, indem ſie ihn durch einen dicken Faden verſtärkte, den ſie laufend ſpann. Carolan wiederholte das Experiment mit andern Spinnen, und es hatte ſtets daſſelbe Reſultat. Weil ſie aber alle noch ſehr jung und ihre Fäden äußerſt dünn, folglich ſchwer zu beobachten waren, ſo ſuchte er eine alte dicke zu bekommen, die er nun auf die Prüfſtange, und zwar in den Sonnenſchein ſetzte, um jede ihrer Bewegungen genau beobachten zu können. Dieſe gab in großer Geſchwindigkeit eine Menge der feinſten Fäden von ſich, (Carolan zählte bis 14) die aber Alle wie durch eine Zauberkraft ſich in Einen Faden vereinten. Es war als ob aus dem Behälter der Spinne ein Luftzug, oder vielleicht ein electriſches Fluidum ausſtröme, welches die Fäden regierte und vereine. Sie erreichten auch richtig die Wand. Carolan ließ aber die Spinne nicht entſchlüpfen, ſondern trug ſie in den Garten, wo es ſehr windig war und ſie vergebens einen Faden mehrere Klaftern lang ſpann. Das geſchieht ſo geſchwind, daß Caroan meint, dieß Inſect könne bei 30 Klaftern in Einer Minute ſpinnen. Nothwendig muß es einen Luftzug oder ein ſehr feines Fluidum in ſeiner Gewalt haben, man könnte ſonſt nicht begreifen, wie der Faden, ſo lange es der Spinne beliebt, ſich immer vorwärts bewegt, ſo ſteif als eine Angelruthe, und faſt immer mehr oder weniger aufwärts ſteigend. Einmal verſuchte Carolan, indem er das Ende des Fadens faßte, die Spinne fort zu tragen, und es gelang ihm würklich, ſie mehrere Fuß mit nach ſich zu ziehen, woraus begreiflich wird, wie unter günſtigen Umſtänden, wenn der Faden lang genug iſt, die Spinne ziemlich hoch mit in die Luft gehoben werden kann. Er hatte das Vergnügen Eine derſelben auf dieſe Weiſe von ſeiner Hand bis zu der Decke ſich erheben zu ſehen. Wenn das im Zimmer geſchehen konnte, um wie viel leichter in freier Luft. Allein nur mit dieſer Gattung Spinnen gelang überhaupt der Verſuch; alle übrige blieben 8 und 10 Tage Gefangene auf dem Strohhalm, und wenn ſie gleich während dieſer ganzen Zeit hungern mußten, ſo verlohren ſie doch nichts von ihrer Lebhaftigkeit. Nur ihrer zwei durfte man nicht zuſammen bringen; denn nirgends gilt das Recht des Stärkern mehr als bei den Spinnen. Die Schwächere wird unfehlbar gefreſſen, und ſie weiß das auch ſo gut, daß ſie jede andere Gefahr geringer achtet als die, einem ſtärkern Gegner nahe zu kommen. Lieber läuft ſie ins Waſſer. Carolan war einſt Zeuge einer ſolchen Flucht und ſah mit Erſtaunen, daß die Schwimmende, als ſie endlich unterſank, unter dem Waſſer wie ein kleiner Krebs eben ſo ſchnell lief als auf dem Lande. Beim Verſinken ließ ſie aus beiden Seiten ihres Körpers eine große Luftblaſe aufſteigen, woraus Carolan ſchließt, daß die Spinnen ſich im Waſſer durch eine Art von Schwimmblaſen leichter machen können. — Wir haben dieſe interreſſanten Verſuche um ſo lieber unſern Leſern mittheilen wollen, da ſie leicht nachzumachen ſind, und beſonders auf dem Lande eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Ueber das Erbrechen der Briefe.

Die Unverletzlichkeit des Briefſiegels iſt von Herrn Riemann in den Kieler Blättern weitläuftig dargethan worden, unter andern auch durch Luthers derbe, gegen Herzog Georg von Sachſen geſprochenen Worte, der einen ſeiner Briefe aufgefangen und erbrochen hatte. Herr Riemann theilt die Geſchichte des Brieferbrechens vom Anfang des 16ten Jahrhunderts in drei Zeiträume. Der erſte iſt die Zeit heilſamer Schaam (wo man ſich nemlich deſſen noch ſchämte) Der zweite die Zeit theilloſer Unverſchämtheit, (der mit Ludwig XIV. begann.) Der dritte, einer ſcheinbaren, doch nicht ernſtlichen Reue. (nemlich unſere Zeit.) Er erinnert, daß in Guſtav Adolphs Kriegserklärung, von 1630, gleich die erſte Beſchwerde war, daß der Kaiſer einen ſeiner Briefe an den Fürſten von Siebenbürgen aufgefangen. — Ludwig XIV. war der Erſte, der das Brieferbrechen förmlich organiſirte, wodurch mehrere Jahre lang, ehe man dahinter kam, eine unglaubliche Menge von Menſchen aller Claſſen unglücklich wurden; denn ein Wort des Tadels; oder auch nur ein bloſer Scherz, waren hinreichend dazu. Dieſe Poſtberichte machten, wie der Marſchall Richelieu erzählt, des alten Herren liebſte Unterhaltung. Duclos brach in Unwillen hierüber aus: „Die Verletzung des Geheimniſſes der Poſten iſt ein Verbrechen gegen die öffentliche Treue. Auf die geſchriebenen Gedanken hat keine Regierung ein Recht. Man darf nicht hören, was einem Freunde in's Ohr geſagt wird u. ſ. w.“ — Die Franzoſen ſind, wie in ſo vielen Schlechtigkeiten, uns auch im Spioniren mit unrühmlichem Beiſpiel vorgegangen. In allen Hauptſtädten von Europa hatten ſie ihre, oft ſehr vornehmen Spione. Merkwürdig iſt eine Note des Marſchalls Richelieu an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, enthaltend ſeine Rechnung von den Summen, die er zu Wien vom July 1725 bis Ausgang des Jahres 1726 für geheime Ausgaben verwandt. Hier finden ſich folgende Poſten: An einen Secretair, der mir von der Ankunft der verſchiedenen Couriere und Staffetten, auch von andern intereſſanten Vorfällen Nachricht gab; — an einen Ingenieur für die Pläne der vornehmſten Feſtungen; — an verſchiedene Emiſſäre; — monatlicher Sold an einen Entzifferer des öſterreichiſchen Kabinets; — an denſelben für die Chiffern der kaiſerlichen Miniſter; — an einen Kriegsſecretär, um von der Stärke und Bewegung der Truppen benachrichtigt zu ſeyn; — Miethe für eine kleine Wohnung außer der Stadt, zur Zuſammenkunft mit allen dieſen Leuten; — an den kaiſerlichen Pförtner für die Anzeige von geheimen Audienzen; — Geſchenke an die regierende Kaiſerin und an ihre Favorite. — In Deutſchland machte man dieſe Satanskünſte bald nach, wie unter andern die Denkſchrift des churheſſiſchen Hofraths von Siepmann beweiſt (in Schlözers Staatsanzeigen) der viele Jahre lang von dem Grafen Brühl zu ſolchen Streichen mißbraucht wurde. Er hatte ſich unglücklicher Weiſe ein Mal merken laſſen, daß er Briefe zu öffnen verſtehe, ohne daß irgend eine Verletzung ſichtbar werde, und nun mußte er Tag und Nacht arbeiten, auch zuletzt einen Juden zu Hülfe nehmen, der ſehr gut Siegel nachſtach, nebſt einem Baron Scheel, der vortrefflich Hände nachmahlte. Sollte man es für möglich halten, daß ein Staatsminiſter ſich ſo tief herablaſſen könne! — Der arme Stiepmann wurde am Ende doch mit Undank belohnt.

Bisweilen ſind auch komiſche Anecdoten vorgefallen. Moſer erzählt in ſeinem europäiſchen Völkerrechte, ein Geſandter habe einmal Depeſchen ſeines Hofes unter dem Siegel des Hofes erhalten, an dem er ſich befand, und, als er ſich beym Staatsminiſter darüber beſchwerte, habe dieſer lachend geantwortet: es müſſe in der Eil in ſeiner Kanzley ein Mißgriff vorgefallen ſeyn. — Ein anderer Geſandter beſchwerte ſich ebenfalls, daß man ſeine Depeſchen geöffnet und ſie, wie er gar wohl bemerken könne, mit einem nachgeſtochenen Petſchaft wieder zugemacht habe. Dieſem antwortete der Miniſter gleichfalls ſehr gelaſſen: Wir haben freilich hier keinen ſo guten Nachſtecher wie an ihrem Hofe. — Flaſſan, in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatik, führt mehrere Beiſpiele an, von Klagen franzöſiſcher und öſtreichiſcher Miniſter an verſchiedenen Höfen, daß ihre Chiffer verrathen ſey. — Moſer, in ſeinem Buche über Regenten, Regierungen und Miniſter, macht folgende Bemerkung: „Es „giebt gewiſſe privilegirte Malhonnetetäten in der großen Welt, die man durch einen ſtillſchweigenden „Vertrag einander eingeſteht, ohne ſich je öffentlich „dazu bekennen zu mögen. Dahin gehört die heimliche Eröffnung der Briefe u. ſ. w.“

Wenn indeſſen Herr Niemann zu glauben ſcheint, das Brieferbrechen ſey eine Erfindung der letztern Jahrhunderte, ſo hat uns kürzlich die Bibliothéque universelle eines andern belehrt.

Dort nemlich hat ein franzöſiſcher Gelehrter auch über das leidige Erbrechen der Briefe geſchrieben, aber nicht in Hinſicht auf unſere Zeit, ſondern wie es ſchon bei den Römern getrieben wurde; eine ziemlich gut erwieſene Thatſache, die wohl den Meiſten unſerer Leſer unbekannt ſeyn möchte.

Bekanntlich gab es in der römiſchen Republik noch keine Poſten. Eigne Sclaven mit Briefen weit weg ſenden, konnten auch nur reiche Leute. Man mußte folglich auf Gelegenheit warten, auf einen Reiſenden, der oft einen ganzen Pack Briefe mitnahm, ſie aber bei ſeiner Ankunft nicht ſelbſt vertheilte, ſondern ſie den Zöllnern (portitores) abgab und dem Zufall überließ. So z. E., erfährt ein Diener in Terenz's Luſtſpiel Phormio, daß ein Brief für ſeinen abweſenden Herrn angekommen iſt, und läuft zu dem Zöllner um ihn zu hohlen. Dieſe Zöllner waren unverſchämt, wie ſie noch bisweilen ſind; ihre Unverſchämtheit war ſogar gewiſſermaßen zum Sprichwort geworden. Daher in den Menechmen des Plautus die Antwort eines Ehemanns, von dem ſeine Frau immer wiſſen will, wo er geweſen? wohin er gehe? was er thue? u. ſ. w. „Habe ich denn einen Zöllner geheirathet!“ ruft der Geplagte; und Cicero, als er wegen des Ackergeſetzes die Decemvirn gehäſſig machen will, prophezeit, daß ſie wahre Portitores ſeyn werden. Dieſe Ausfragewuth der Zöllner mag die Regierung überhaupt, und auch wohl beſonders in Hinſicht der eingehenden Briefe benutzt haben. Cicero ſelbſt, das wohl wiſſend, war ſehr vorſichtig mit ſeinen Briefen und ſchrieb oft in Räthſeln, die noch kein Scholiaſt aufgelöſt hat. Plautus ſpricht geradezu vom Brief-Erbrechen als von einer bekannten Sache. In ſeinem Trinummus wollen zwei Alte einem jungen Menſchen einen nachgemachten Brief zukommen laſſen. Sie fürchten, daß der Mangel eines Siegels den Betrug offenbaren werde. „Könnte der Ueberbringer nicht vorgeben,“ meint der Eine, „daß der Zöllner den Brief erbrochen und geleſen?“

Es geſchieht nichts neues unter der Sonne.

Die Landwehr.

Ein vormaliger Landwehr-Officier (wir möchten doch eher glauben, ein Officier von der Armee) hat Betrachtungen über die verſchiedenen Formen der bewaffneten Macht drucken laſſen, die, wir müſſen es geſtehen, ſehr viel Wahres enthalten, obſchon ſie unſern Deutſchthümlern gar nicht gefallen werden; denn der Verfaſſer denkt ſich die Armeen aus Menſchen zuſammengeſetzt, „die größtentheils in der bürgerlichſten Proſa keine Ahnung von „den überſchwenglichen Hochgefühlen haben, mit denen man ſie ſo reichlich auszuſtatten beliebt“ (und dieſe Vorſtellung ſcheint uns die richtige. Den poetiſchen Irrthum, der jetzt ſo allgemeinen Beifall findet, erklärt er aus dem Eindruck glänzender Erfolge, aus der Gewandtheit einiger Wortführer, und aus dem Schwebelnden und Nebelnden, das jetzt leider in unſerer Literatur jede ruhige Betrachtung unterdrückt. — Es iſt eine Erbſünde der Deutſchen, Alles in Syſteme einzufügen. Was Zufall bereitet, Willkühr geſchaffen, Noth geboten hat, das ſcheint ihnen Reſultat tiefer Combinationen, und ſie ruhn nicht eher, bis ſie es in ein Syſtem gebracht haben. So iſt es auch den Landwehren ergangen, deren [illegible], nach des Verfaſſers Anſicht, keineswegs aus moraliſchen, ſondern bloß aus finanziellen Gründen abzuleiten iſt. „Auch die freywilligen Jäger haben für das Product einer tiefſinnigen Weisheit gelten müſſen. Der Schlüſſel zu dem Geheimniß liegt aber gar nicht fern.“ (Vermuthlich in dem Wunſche, die bisherigen Canton-Exemtionen nicht gewaltſam ſondern mittelbar aufzuheben.) Der Landſturm kommt noch übler weg. „Einige Enthuſiaſten meinten wohl, daß, wenn die Schlacht von Groß-Beeren verlohren gegangen wäre, der Berliner Landſturm die Hauptſtadt werde gerettet haben. Wir wollen ihnen dieſen ſchönen Glauben nicht mißgönnen.“ Der Verfaſſer hält alle ſolche Volkskrieger für ziemlich unbrauchbar, und meint: ſo oft ſie wirklich brauchbar würden, veränderten ſie auch ihren Character, um den des ſtehenden Heeres anzunehmen. „Denn das iſt ein durch Sophiſmen nicht umzuſtoßender Grundſatz, daß Einer nicht Bürger und Soldat zugleich ſeyn kann.“ „Soll der Wehrmann beim Frieden in ſein voriges Verhältniß zurücktreten, ſo muß erſt eine totale Umſtürzung ſeiner neuerworbenen Ideen in ihm erfolgen.“ (Die Erfahrung widerſpricht dem Verfaſſer nicht.) Seit Einführung des Feuergewehrs verſchaffen nur Uebung, Ausdauer und Fertigkeit im Manövriren den Sieg. Herr Benzenberg meint zwar, das breite Römerſchwerdt und der macedoniſche Phalanx würden ungeachtet des Feuergewehrs die Welt noch eben ſo wie vor 2000 Jahren beſiegen; allein der Verfaſſer ladet ihn ganz höflich ein, ſein Kapitel, im Strich einer gutbedienten Batterie ambulirend, laut und ohne Anſtoß abzuleſen; was freilich eine bedenkliche Zumuthung iſt.

„Viele ſehr laute Stimmen heiſchen zwar gebieteriſch, daß ſich alle Deutſche vom Nord und Süd, von Oſt und Weſt in brünſtigen Liebesflammen umfaſſen ſollen; wer aber nur einige Zeit mit nicht umnebelten Augen in einem größern Staate gelebt hat, der weiß recht wohl, daß jede Provinz ihr Eigenthümliches hat und Werth darauf legt; daher zum Beiſpiel der Schleſier, trotz der allgemeinen Preußiſchen Vaterlandsliebe, die Tapferkeit der pommerſchen Regimenter gewiß nicht ſo feurig empfunden hat als der Pommer.“

Manche, oder Viele, werden die Anſichten des Verfaſſers nüchtern nennen; aber Gott ſey Dank, daß es noch nüchterne Männer unter uns giebt! Jedes Ding hat ſeine Zeit, ſagt der weiſe König Salomo; ein Rauſch iſt zuweilen recht gut, aber täglich betrunken ſeyn, das taugt nicht. — Nur in drei Punkten haben wir mit dem Verfaſſer nicht übereinſtimmen können: erſtens in ſeiner Anſicht von dem Ruſſiſchen Landſturm und der Lage des ruſſiſchen Landvolks; eine Anſicht, die gänzlich falſch iſt; zweitens in der Behauptung, daß die Officiere der Landwehr nie den Grad der kriegeriſchen Ausbildung erlangen könnten, deſſen ſich die von der Linie erfreuen: eine Behauptung, die ſehr gewagt ſcheint. Drittens in dem Satze, daß der Officier, „der ſeine ganze Exiſtenz gleichſam für die Ehre der Nation verpfändet hat, ein Gefühl im Buſen trägt, das ihm ganz eigenthümlich angehört, ein ehrenwerthes, das nur der engherzige Tadler Kaſtengeiſt nennen kann.“ Der Allgemeinheit dieſes Satzes widerſpricht auch ein Gefühl, das jeder rechtliche Mann im Buſen trägt.

Gegenſtände der Arzney-Kunde, in ſo fern ſie auch Nichtärzte intereſſiren können.

In den Beyträgen zur Vervollkommnung der Heilkunde vom Profeſſor Dzondi in Halle, wird der Schmerz als ein Mittel gegen narkotiſche Vergiftungen empfohlen. Der Verfaſſer bemerkte oft, daß bey Kranken, die große Schmerzen litten, die ſtärkſten Gaben von Opium vergebens angewandt wurden. Folglich wäre wohl der Schmerz ein Schutz- und Heilmittel. Es könnte z. B. bei Vergiftungen ein heftiger Gegenreiz durch glühendes Eiſen, bey Gefahr von Anſteckung das Auflegen von Seidelbaſtrinde u. ſ. w. verſucht werden. (Wir erinnern uns, daß ſchon im Jahr 1813, als die Seuchen wütheten, das letztere von einigen Aerzten empfohlen wurde.) —

Herr Profeſſor Weinhold in Halle hat bekannt gemacht, daß gegen rheumatiſche Krankheiten die Moxa und das glühende Eiſen ihm treffliche Dienſte geleiſtet haben. Ein heftiger Augenliederkrampf, der keinem andern Mittel, auch dem hochbelobten Magnetismus, nicht weichen wollte, verſchwand durch die Moxa in drey Tagen, und eine rheumatiſche Steifigkeit des rechten Oberarmes durch glühendes Eiſen in ſieben Tagen. —

Der Arzt als Rathgeber und Hausfreund, von Pitſchaft, iſt zwar nach unſerm Geſchmack) ein wenig zu dichteriſch geſchrieben, enthält auch wohl viel allgemein bekanntes, aber dies bekannte iſt gut und beherzigenswerth. Dem Alter empfiehlt er, „als ein vorzügliches Mittel zu Erhaltung der Kraft und Beweglichkeit: daß man den Körper längſt (längs) dem Rückgrat wöchentlich ein paarmal mit etwas Mandel- oder Baumöl, auch wohl einem Zuſatz von Lavendelöl, einreiben laſſe. Das ſey wichtiger als man glaube, auch ein ſehr gutes Verdauungsmittel gegen die dem Alter eigenen Urinbeſchwerden.“ — Das Tragen der Leichen will der Verfaſſer durchaus verboten wiſſen, (vermuthlich wegen Gefahr der Anſteckung.) Jede Leiche ſollte zu ihrem Grabe gefahren werden.

In den pharmaceutiſchen Erfahrungen von Rüde ſteht Seite 261 das Recept zu einer medicinischen Punſch-Eſſenz, welche diejenigen unſerer Leſer, die den Punſch, und zugleich ihre Geſundheit lieben, nachſchlagen, abſchreiben und nachmachen mögen. Wahr iſt es, daß die noch mit dem Schleime verbundene Citronenſäure den Magen bekräftiget; daß gewöhnlich das ſchädlich erhitzende ätheriſche Oel der Schaale nicht vermieden, und überhaupt das rechte Verhältniß der einzelnen Ingredienzien zu einander ſelten getroffen wird. Ueber alles das kann man ſich hier belehren. —

In den **Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin** von **Hencke**, zeigt der Verfaſſer, durch eine ſorgfältige Analyſe der von Pinel, Reil und Hoffbauer beobachteten Fälle, daß es keine Wuth (Manie, Tollheit) ohne Verſtandes-Zerrüttung gegeben habe noch geben könne. Hingegen beweiſt er aus vielen ſehr lehrreichen Fällen, daß es Zuſtände der Geiſteszerrüttung und Unfreyheit giebt, in welchen anſcheinend der Vernunftgebrauch nicht geſtört und das in Frage ſtehende Individuum bey Verſtande iſt, indem die gewöhnlichen Merkmale der Geiſteszerrüttung fehlen. (Zu der letztern Gattung ſcheinen die modernen Meynungs-Wütigen zu gehören.) —

In dem **Jahrbuche der Staats-Arzneykunde** von **Kopp** wird behauptet: daß ein großer Theil unſerer Kränklichkeit, unſerer Verſtimmung der Seelen-Organe und unſerer zahlloſen Schiefheiten der Denkart, in der albernen, läppiſchen Art zu kleiden ihren Urſprung habe. Beſonders wird über Beinkleider, Schnürbrüſte, Schuhe und Halsbinden ein Verdammungsurtheil ausgeſprochen. Kinder ſollen mit bloßem Kopfe, bloßen Armen und bloßen Füßen herum laufen, bis — ſie nicht mehr Kinder ſind. **Fauſt** hat auch ſchon einmal eine ähnliche Kinderkleidung vorgeſchlagen; allein die Aerzte predigen tauben Ohren, ſo lange die Eitelkeit der Eltern nur darauf ſinnt die Kinder hübſch heraus zu putzen. —

Der Profeſſor **Luden** hat, in ſeinem **Handbuche der Politik**, den Satz aufgeſtellt: „daß „das Verhältniß der Geſchlechter, Zucht und Sitte, „**weibliche Aerzte** für das weibliche Geſchlecht, „wenn nicht abſolut nothwendig, doch gewiß wünſchens„werth mache.“ Seine Gründe ſind: daß die Leiden der Frauen und Jungfrauen von üppigen Aerzten gemißbraucht werden können; daß ſchaamhafte Frauen und Jungfrauen die Aerzte oft über ihren Zuſtand nicht gehörig unterrichten können; und daß überhaupt die Frauen, die ſich ſchon oft durch Gelehrſamkeit ausgezeichnet, ja oft ſchon Länder mit Weisheit regiert haben, zu Aerztinnen gar wohl tauglich ſind.“ Ob nun gleich dieſe Behauptung durch mehrere Beiſpiele unterſtützt wird — (in neuern Zeiten 1724 wurde Frau Erxleben Doctor und erhielt die Erlaubniß zu practiciren; in den neueſten Zeiten die Frau Medicinal-Räthin **Siebold** in Gießen) ſo hat dennoch **Kopp's Jahrbuch** ſich ſehr dagegen aufgelehnt, und glaubt den Profeſſor Luden ſiegreich widerlegt zu haben. Wir bekennen jedoch, daß dieſe Widerlegung uns gar nicht überzeugt hat, und daß wir ganz der Meynung des Herrn Profeſſor Luden ſind. —

In **Bauer's Erfahrungen über die Schutzkraft der Kuhpocken** wird ein Beyſpiel angeführt von einem geimpften Kinde, welches am 8ten oder 9ten Tage mit den Nägeln ſeiner Finger alle Kuhpocken aus der Haut des Oberarms auskratzte, worauf ſich auch keine neuen wieder erzeugten, und das Kind in der Folge von den natürlichen Blattern ſehr heftig befallen wurde —

In den **nordiſchen Blättern für die Chemie** von **Scherer** ſteht eine chemiſche Unterſuchung der Knollen des **Kannenkrauts**, aus welcher hervorgeht, daß dieſe Knollen nicht allein Stärke enthalten, ſondern auch eine dunkelbraune Subſtanz zurücklaſſen, welche alle Eigenſchaften des Zuckers beſitzt, weßhalb ſie nicht blos zum Schweinsfutter dienen, ſondern auch von den, in der Nähe von Moscau wohnenden Bauern als ein Leckerbiſſen geachtet werden. Vielleicht wäre bei eintretendem Getreidemangel, auch in Deutſchland Rückſicht darauf zu nehmen.

Der Zahnarzt für das ſchöne Geſchlecht von **Gallette**, Hofzahnarzt des Königs der Niederlande, hält mehr als der Titel verſpricht, denn er liefert ſogar Mittel für Kinder, die Säure im Magen haben. Er hohlt überall gewaltig weit aus, und Aeſculap kann ihm oft zurufen, was Apelles dem Schuſter zu Gemüthe führte; aber ohne Zweifel enthält er auch viel Gutes. Unter andern ſollen die Damen ſich hüten vor dem Abbeißen der Fäden beym Nähen, (was ſo gewöhnlich geſchieht); vor dem Stochern mit Stecknadeln und Gabeln; vor kaltem Waſſer nach Schokolade, überhaupt vor Kälte und Hitze an den Zähnen u. ſ. w. Was wird alles das helfen? nichts auf der Welt nehmen die Damen ſo auf die leichte Achſel als ihre Geſundheit. Bey den vernünftigſten, liebevollſten Ermahnungen — du möchteſt denken, ſie hörten dir zu, weil ſie dich freundlich dabey anſehn? aber nichts weniger! es geht Alles zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinaus. Es gab eine Zeit, wo ſie die verdammten Schnürbrüſte ablegten, aber nicht um der Schädlichkeit willen, ſondern weil es mode war. Nun wird ſchon wieder dem Doctor Fauſt in Bückeburg ein Schnippchen geſchlagen, und nicht blos die Damen, auch die **Herren** panzern ſich mit Schnürbrüſten.

Zur Nachricht. Wir haben in No. 6 dieſer Blätter unſere unvorgreifliche Meinung über das Weimariſche Oppoſitionsblatt dahin geäußert: daß es unter der vorigen Redaction weniger geſprochen, als einſeitig, breit und langweilig abgeſprochen habe. Das war ſo unſere eigene Anſicht. Hierauf hat ein Herr Doctor Lindner, den wir nicht die Ehre haben zu kennen — (ob ihn ſonſt Jemand kennt, wiſſen wir nicht) — uns im Rheiniſchen Merkur geſagt: „daß wir eine Zurechtweiſung verdienen — daß unſer Credit als Critiker dem Falliment ſehr nahe iſt — daß Herr Wieland (der Sohn) ein geiſtreicher, unterhaltender und mit Schärfe urtheilender Schriftſteller iſt — daß man nichts gutes von uns erwarten könne, weil wir einſt Herrn Auguſt Kuhn empfohlen hätten — daß man uns warne, die ſchlafende Critik nicht zu wecken, weil unſer armes Wochenblatt ſonſt leicht in Gefahr kommen könne, allgemein verachtet zu werden — daß, wenn wir beſcheiden wären, Herr Doctor Lindner auch nachſichtig unſere Schreibereyen dulden wolle; wenn wir uns aber heraus nähmen, ein Stimmführer in Angelegenheiten der Literatur ſeyn zu wollen, ſo würden wir es uns ſelbſt beizumeſſen haben, wenn Herr Doctor Lindner uns unſanft in die Schranken zurück wieſe."

Ohne Zweifel iſt Herr Doctor Lindner ein warmer Freund von dem Herrn Doctor Wieland. Es kann uns nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn, von Männern zurecht gewieſen zu werden, welche bis jetzt nur Fürſten zurecht gewieſen haben; wir bedauern nur, hinzufügen zu müſſen, daß wir noch immer der Meinung ſind, daß das Oppoſitionsblatt unter der vorigen Redaction weniger geſprochen, als einſeitig, breit und langweilig abgeſprochen habe. Uebrigens mögen ſich die Leſer aus Obigem die gute Lehre ziehen: daß es nicht erlaubt iſt, über das Oppoſitionsblatt eine eigne Meinung zu haben.

Ein Dutzend Romane.

Lovira, eine (erbärmliche) Räubergeſchichte. — „Das Schickſal hat mich zu dem Stande hingezogen, den ich bekleide" ſagt einer der Räuber. Wir bedauern den Verfaſſer, wenn ihn das Schickſal zu dem Stande eines Schriftſtellers hingezogen hat, denn er bekleidet ihn ſchlecht. —

Die Geiſter des Erzgebirges, von Guſtav Schilling, enthalten Geſchichten und Sagen, die zwar weder proſaiſch wahrſcheinlich noch dichteriſch wahr, auch wohl mit Worten etwas verſchwenderiſch, doch angenehm erzählt ſind, wie Alles was Schilling liefert. Stutzen wird der Leſer, wenn er an das Grubenlicht eines Berggeiſtes kommt, welches dem großen Luther vorgeleuchtet haben ſoll. —

Die Leiden und Freuden des edlen Baron Juſt Friedrich auf der Semmelburg ſind der Schwanengeſang des bekannten und bei vielen auch beliebten Romandichters Cramer. Er iſt ſeit kurzem zu den himmliſchen Freuden eingegangen, und es würde ihm folglich ſehr gleichgültig ſeyn, wenn wir ſeinen Nachlaß durchhechelten; allein der gute, etwas geſprächige Alte hat es nicht um ſein Publikum verdient.

Sehnſucht und Liebe, von Gleich, iſt eine Erzählung, die, nach dem Urtheil eines Jenaer Recenſenten, einem leichten Frühlingsregen gleicht, der wenigſtens erfriſcht. Das iſt mehr, als man von der Jenaer Literaturzeitung ſagen kann, die gewöhnlich einem groben Herbſtregen gleicht, und naß macht ohne zu erfriſchen.

Kunigunde von Auſterlitz, oder: man macht zuweilen ſein Glück auch im Zuchthauſe: iſt ein Roman für Züchtlinge.

Die Familie Barring, oder das Scheinverbrechen, von Carl Friedrich, iſt ein würkliches Verbrechen an der Muſe. Es kommen auch biedere Canaillen darin vor.

Der Waldmann, ein abentheuerlicher Roman, würde unterhaltend ſeyn, wenn er gut geſchrieben wäre.

Die Geheimniſſe der Abtey von Santa Columba, oder der Ritter mit den rothen Waffen, aus dem engliſchen, iſt ſchauerlich, grauerlich, ängſtlich und wunderlich, dabei gut überſetzt. — Deſto ſchlechter iſt die Ueberſetzung gerathen von

Cäcilie oder der Zögling der barmherzigen Schweſtern von der Gräfin Choiseul Meuse; ein ſchlechter Roman, den man überhaupt lieber gar nicht hätte überſetzen ſollen. Cäcilie iſt die Frucht einer empörenden Nothzucht; und daß eine Dame dieſen Stoff zur Bearbeitung wählte, iſt auch etwas empörend.

Hingegen hat eine deutſche Dame den Oberförſter Kraſt und ſeine Kinder in Häuslichkeit und Liebe dargeſtellt. Dies Büchlein iſt gefahrlos zu leſen. Es empfiehlt ſich durch reine Moral und ſanfte Weiblichkeit

Die neuen Erzählungen von Friedrich Rochlitz brauchen wir nicht zu empfehlen, ſondern nur zu nennen.

Ida von Hardenſtein von Reglomontanus. Probe aus einem Schreiben des Helden an ſeine Geliebte: „wenn ich Ihnen zwar keine Anrebietungen von äuſſern Glück und von äuſſerer Ehre zu machen im Stande bin; ſo kann ich Ihnen doch ein Herz voll heiſſer und beſtändiger Zuneigung darbieten, und Ihnen die gewiſſe Zuſicherung geben, daß Sie bey mir eine freundliche Hütte finden werden, wo Sie im Arm der Liebe nicht unzufrieden ſeyn ſollen. — Von Ihnen muß ich mir nun eine offene Mittheilung erbitten, in wie fern meine Wünſche von Ihnen erhört, und meine Hoffnungen von Ihnen berückſichtigt werden wollen, um meine weitern Einſchreitungen veranlaſſen zu können u. ſ. w.“ Man ſieht, dieſer Liebhaber verfährt rechtlich und vorſichtig. Das erkennt auch Ida, und wäre ſie nur nicht geſtorben, und hätte ſich der Held unter den Lützowſchen Jägern nicht todtſchieſſen laſſen, ſo würde das wahrſcheinlich eine recht gute, vernünftige Ehe gegeben haben. —

Emma, eine Geſchichte von Wilhelmine von Chezy. Recht fromm, recht chriſtlich. Der Ton hat eine gewiſſe moderne Süßlichkeit, welche beſonders die Damen ſich leicht und gern zu eigen machen.

Kleine literariſche Notizen.

In den **Dörptſchen Beiträgen von Morgenſtern** ſteht auch eine Ueberſetzung von Saffo's Hymnus an Aphrodite, die ſehr treu ſeyn ſoll, (welches allerdings ein großes Verdienſt iſt) die aber nur den kleinen Fehler hat, daß ſie kein Menſch von einigem Geſchmack leſen kann. Man urtheile ſelbſt:

Aber langten flugs ſie: du aber Selige
lächelnd mit unſterblichem Angeſichte
fragteſt, was ich ſey, daß ich leid' und was dich
denn ich gerufen,
und was eben wünſche gewähret ich meinem
Taumelſinne; wieder doch welcher Lieb' haſt
Netze für dich ſetzen ſoll ich? wer thut
Saffo, dir Unrecht?

Wenn Saffo noch lebte, ſo würde ſie wahrſcheinlich antworten: der **Ueberſetzer** hat mir Unrecht gethan. —

In des Grafen **Soden Staats-Nationalwirthſchaft** iſt die jetzige Einquartierungsart und Laſt vortrefflich dargeſtellt und verdient, weiter ausgeführt, jeder Regierung dringend an's Herz gelegt zu werden. Ein ſehr unterrichteter Beurtheiler in den Heidelberger Jahrbüchern macht dabei die Bemerkung: „Eine ſo verworfene, ſchändliche und ſchädliche Einquartierungsart konnte auch nur „von einer franzöſiſchen Nation eingeführt werden; eine jede „andere Nation würde ſie verabſcheut haben.“ —

In demſelben Werke äuſſert der Graf **Soden**, daß durch die Cultur der Tumult der Leidenſchaften größer werde, und daß die Commerzkriege, die Eiferſucht der Völker und ihr Beſtreben, den eigenen Wohlſtand auf den Ruin des fremden zu gründen, nothwendig dem Culturſtande allein eigen ſey. (Uns will bedünken, daß er leider nicht Unrecht habe.) —

Im **allgemeinen Anzeiger** No. 303 wird, von dem Vorſteher einer Erziehungsanſtalt, etwas breit bewieſen, daß das deutſche Volk hauptſächlich nur durch Bildung guter Schullehrer glücklich gemacht werden könne, und dabei ſehr naiv die Frage aufgeworfen: „Was kann und wird „mit Gewißheit dem Staate weit größern Gewinn bringen — ein ſtehendes Heer von 100000 Mann? oder tauſend tüchtige Schulmeiſter?“ (Es wird darauf ankommen, ob ein Officier oder ein Schulmeiſter die Frage beantworten ſoll.) —

Zur Beurtheilung Göthe's, von Schubarth, iſt der Titel einer neuen Broſchüre, auf deren Umſchlag folgende Erklärung ſteht: „Ganz oder auch nur zum Theil „aufgeſchnittene oder beſchmutzte Exemplare werden unter „keiner Bedingung zurück genommen.“ Wir können nur wenigen Auserwählten rathen, das Büchlein aufzuſchneiden: denn einer großen Menge recht geſcheiter Leute müſſen wir prophezeien, daß ſie es nicht verſtehen werden. Wer weiß, ob **Göthe**, ja wer weiß, ob der Verfaſſer ſelbſt es verſteht, nemlich **klar**. „Ich habe,“ ſagt Hr. **Schubarth**, „im gegenwärtigen Verſuche den allgemein menſchlichen „Werth aus Göthe's Werken auszumitteln geſucht, und „mich dünkt dies die ſchönſte Beſtimmung und der herrlichſte Beruf ſolcher uns außerordentlich ſcheinenden Naturen „zu ſeyn, darzuthun, wie das waltende, die Gottheit, das „einfach Menſchliche, das wir an einer jeden gewöhnlichen „tüchtigen Menſchennatur zu erblicken vermögen, ſo ſehr „liebe und ſo hoch ſtelle, daß ſelbſt das Außerordentlichſte, „die ungewöhnlichſte Abweichung vom Maaße gewöhnlicher „Menſchenkraft, doch nichts Angelegentlicheres zu thun habe, nichts höheres erſtreben könne, als wenn ſie dieſen „einfachen Ausdruck des allgemeinen Menſchlichen in ſich „aufnimmt, überall feſt hält und wiederbringt.“ — Wem dieſer lange Periode eine recht **klare** Idee giebt, der ſchneide in Gottes Nahmen auf. Was uns betrifft, wir bekennen, daß, ſo lange man uns von dem **einfach menſchlichen** in dem **allgemein Menſchlichen** keine beſtimmte Definition liefert, wir dergleichen nur für Nebelei und Schwebelei halten. Uebrigens läßt der Verfaſſer ſelbſt es dahin geſtellt ſeyn, wie viel oder wenig er in **Göthe's** Sinne geleiſtet habe. Wir vermuthen, daß **Göthe** ſelbſt bisweilen lächeln wird, wenn er lieſt, wie Herr **Schubarth** **alle** ſeine größern Werke zu einem einzigen **Ganzen** conſtruirt. Es gab eine Zeit, wo man im Ariſtoteles Alles fand, was man wollte, und es ſcheint, daß **Göthe** in dieſer Hinſicht an die Stelle des Ariſtoteles getreten iſt. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 13. Dritte Auflage. Ir Band.

Einige verſpätete Nachrichten von dem Weltumſegler Otto v. Kotzebue und deſſen Gefährten, dem Naturforſcher v. Chamiſſo.

Wir wollen hier nicht wiederholen, was die Zeitungen bereits verkündigt haben; aber ein dem Publikum noch unbekannter, uns gütigſt mitgetheilter, Brief des Herrn v. Chamiſſo an den Herrn Criminalrath Hitzig in Berlin enthält manches Intereſſante. „Wir haben,“ ſchreibt er, „im Norden keine der Gefahren und Mühſeligkeiten ausgeſtanden, auf die ich gefaßt war, und unſer Zug hat ſich in eine Luſtfahrt aufgelöſt. — Die Behringsſtraße iſt ohne ſtarke Strömung. Längs der amerikaniſchen Küſte erſtrecken ſich weite Sandflächen vor dem hohen Lande, das Meer iſt da ſeicht, und es könnte wohl nach und nach die ganze Straße von dieſer Küſte her ausgefüllt werden. (Es wird alſo einſt möglich werden, zu Lande nach Amerika zu reiſen.)

Der Unterſchied in der Tiefe, den Cook und wir gefunden, iſt freilich allzugroß, als daß man ihn dieſer allmähligen Ausfüllung zuſchreiben könnte; allein Cook ſah die amerikaniſche Küſte immer nur von weitem und zeichnete ſie als ununterbrochen auf ſeiner Charte; da hingegen das niedere Land durch viele Einbuchten zerriſſen iſt und wir unter dem 63ſten Grade nördlicher Breite in den Kotzebue's-Sund drangen bis zu der Länge des Norton-Sundes, von deſſen Hintergrunde wir in geringer Entfernung uns befanden. Hier ſchloß ſich um uns her eine Kette von Ur-Land. Wir ließen jedoch, an der ſüdlichen Seite des Eingangs, eine Einfahrt in die Niederung dieſesmal ununterſucht, welche, nach Ausſage der Eingebohrnen, in 9 Tagen ihrer Schiffarth, ins offene Meer führen ſoll. Nach unſern Erfahrungen läßt ſich hoffen, daß man durch eine andere, ähnliche Einfahrt, die wir unterſuchten, in das Eismeer dringen könne, ohne das Eiscap zu umfahren, welches folglich (wie das Feuerland) von feſten Lande getrennt ſeyn würde. (Dann könnte man — bauend auf die Nachrichten von Mackenzie und Hearne — durch die Repulſe-Bay in die Hudſons-Bay dringen. Allerdings höchſt intereſſant für Geographie und Kenntniß der Erde, aber doch der Schiffahrt keine neue Straße eröffnend. Da jedoch der muthige Abentheurer, der ſolches unternahme, das Meer höchſtens zwei Monate lang offen finden würde, ſo müßte er auf ein mehrmaliges Ueberwintern in dieſen hohen Breiten ſich gefaßt machen. Noch würden die Nebel, die während der Sommermonate hier auf dem Meere ruhen, ihm ſeine Forſchungen ſehr erſchweren, und die Zuverläſſigkeit der ſchon gemachten vermindern. Wir hatten Glück und häufige gute Obſervationen liegen unſerm Gebäude zum Grunde. — Die Dammerde hat hier ungefähr 1 Fuß Tiefe. Die Erde thaut überall nur wenige Zoll auf. Man findet in den angeſchlemmten Lehm- und Sandhügeln Floßholz, und auf der amerikaniſchen Küſte ſind die Elephantenzähne gemein. — Die Völker beider Küſten und der St. Laurenz-Inſel gehören, wie die Aleuten, zu der aſiatiſchen Race. Ihre Schiffarth, Gebräuche, Tracht, Künſte ſind bei Allen dieſelben, oder ähnlich, und die gerühmten Tſchuktſchen haben vor ihren Brüdern nicht allein nichts voraus, ſondern ſtehen in den Künſten und manchen andern Hinſicht, ihnen noch nach. Sie und ihre amerikaniſchen Brüder haſſen ſich von ganzer Seele. Jene erzählten uns, daß dieſe, gleich ihnen, die blauen Glasperlen und das Eiſen aus Kolima holen, Wie machen ſie das? Nach Angabe der ruſſiſchen Seefahrer Billings und Saritſcheff, ſollen ja die Polargletſcher dem Lande anliegen, wie haben ſie nun zwiſchen Eis und Land ſich eine Straße gebahnt? —

Die Küſte von Californien bietet, unter gleicher Breite mit Chili, eine viel kümmerlichere Vegetation dar. Die Flora ſcheint arm und noch ganz unerforſcht zu ſeyn. Der Herbſt hatte ſie ſchon zerſtört. Die Schwerdlilien ſollen im Frühjahr die Fluren in Blumenbeete verwandeln. Wir ſammelten viele Sämereien. — Spanien unterhält dieſe Anſiedelungen mit großem Aufwande, um — Heyden zu bekehren. Allein dies gute Werk wird ſchlecht unternommen und ausgeführt. Man fängt damit an, die Völker, deren Seelen man retten will, unbegrenzt zu verachten, und die Prieſter ſind weder in den Sprachen ihrer Pfleglinge, noch in den Künſten erfahren, in welchen ſie unterrichten ſollen. Die Indianer in den Miſſionen ſterben aus. Man rechnet auf 1000 jährlich 300 Todte und drüber. Das Militair und die Miſſionen vertragen ſich nicht. — Die Engländer und Amerikaner unterhandeln über eine

Anſiedelung an der Mündung der Columbia, und der Ruſſe Kuskoff (von der amerikaniſchen Compagnie) hat ſeit 3 Jahren wenige Meilen von hier (St. Francesco in Californien) ein Fort erbaut, von wo aus die Seeotter auf der ganzen ſpaniſchen Küſte gejagt wird. — Ich wollte nur, es wäre in Berlin weniger Sand, mehr Sommer und grüne Kräuter. Mich friert wirklich, wenn ich an 32 Grad denke: denn mich friert jetzt eben, hier unter dem 38ſten Grade, wo der große Bär ſeinen Schwanz ins Waſſer taucht. Ad vocem Bär: wir haben hier den Zeitvertreib gehabt, einem Kampfe zwiſchen einem Stier und einem Bär beizuwohnen. Die Haut des letztern bringe ich mit. Man holt ſich hier lebendige Bären mit Schlingen aus dem Walde, wie bei uns die Hühner aus dem Stalle. — Das neueſte in der Zeitung von Mexico iſt die Geſchichte der Auguſte Krüger, genannt Lübeck.“ —

Auch die, von Otto v. Kotzebue aus Chili abgefertigte, bisher vermißte Depeſche, iſt über Spanien angelangt und enthält, in einem Briefe an ſeinen Vater, Nachrichten von ſeiner Fahrt um das Cap Horn. Unter andern ſchreibt er: „Wir bekamen ſtürmiſches Wetter 6 Tage hinter einander und litten ſtark. Am 11. Januar war der Sturm furchtbar und die Wellen ſo hoch, daß unſer kleines Schiff unaufhörlich hin und her geſchleudert wurde. Eine große Welle ſchlug ein und that uns vielen Schaden. Ich befand mich in dieſem Augenblicke auf der Schanze, gerade auf dem Punkte, wo die Welle einſchlug, die mich und einen Matroſen über Bord warf. Zum Glück hatte ſie zugleich einen Haufen Stricke mitgenommen, deren Ende am Schiff befeſtigt war, und die uns nun zur Rettung dienten. Aber es iſt auf jeden Fall ein Wunder, daß ich gerettet wurde, denn indem mich die Welle ins Meer riß, wurde ich ſtark gequetſcht und verlohr alle Beſinnung. Bei dieſer Gelegenheit gingen auch ein paar Hühnerkaſten mit 40 Hühnern über Bord — ein großer Verluſt auf einer ſo langen Reiſe! —

Aber ſo ſchnell, als wir die Reiſe aus Braſilien um das Cap Horn gemacht, wird ſie nur ſelten vollendet. Zwar mußten wir noch, nachdem wir das Cap doublirt, eine ganze Woche gegen heftige Stürme kämpfen, litten aber Gott ſey Dank keinen Schaden. — Am 13. Februar (1816) ließen wir die Anker in der Bay Conception neben dem Dorfe Talcagnano fallen. Sogleich empfingen wir einen Beſuch von dem Commandanten der Feſtung, der unſere Flagge nicht kannte, und höchſt erſtaunt vernahm, daß wir Ruſſen wären. Nachdem er meinen Paß, den der ſpaniſche Miniſter in London ausgeſtellt, geleſen, überhäufte er uns mit Höflichkeiten. Ein Bote wurde ſogleich nach der Stadt Conception geſchickt, die nur 1½ Stunde von hier liegt, um dem Gouverneur unſere Ankunft zu melden. Dieſer beſuchte mich am 15., nebſt einigen neugierigen Damen, die noch keinen Ruſſen geſehen hatten. Es wurde mir, zu Regulierung meiner Chronometer, das beſte Haus in Talcagnano eingeräumt. — Der Gouverneur wünſchte, mich und meine Begleiter am 25. in der Stadt mit gewiſſen Förmlichkeiten zu empfangen, bat aber, ihn als gute Freunde früher zu beſuchen. Wir ritten hin; denn eine andere Equipage als Pferde giebt es hier nicht. Selbſt die Damen legen ohne Umſtände ihre kleinen Reiſen auf dieſe Art zurück. (Später fand ſich jedoch, daß ſie auch bisweilen in Karren, mit Ochſen beſpannt, fuhren.)

Auf dem Wege nach der Stadt fanden wir das Land ſtark angebaut. Klima und Boden ſind hier ſo außerordentlich fruchtbar, daß die Menſchen, trotz ihrer Trägheit, hundertfältig erndten. Alle ſüdeuropäiſchen Früchte wachſen hier im Ueberfluß wild. Der Wein iſt nach meinem Geſchmack außerordentlich gut. — Wir ſtiegen in der Stadt bei dem Gouverneur ab und wurden ſehr freundſchaftlich aufgenommen; ſo auch in den Häuſern der vornehmſten Einwohner, die wir nach dem Eſſen beſuchten. Abends war Ball, der ſich mit unſern europäiſchen Bällen wohl meſſen durfte; Damen in großer Mehrzahl, und die meiſten recht hübſch. Wir konnten freilich größtentheils nur in der Geberdenſprache uns unterhalten, aber ſie ſchienen uns doch zu verſtehen und fanden Gefallen an uns. Es wurde uns jeden Abend ein Ball verſprochen, wenn wir mehrere Tage in der Stadt bleiben wollten; allein das ging nicht, meine Chronometer thaten Einſprache. Nur zu dem Ceremonien-Feſte am 25. begab ich mich mit zahlreicher Begleitung; denn außer unſerer ganzen Schiffsgeſellſchaft folgte uns auch der Commandant von Talcagnano mit drei Officieren. Als wir uns der Stadt näherten, wurden 8 Kanonen abgefeuert, die auf dem Paradeplatze ſtanden. Der Gouverneur empfing uns in voller Uniform. Die Vornehmſten der Stadt, auch der Biſchoff, waren bei der Tafel gegenwärtig. Es ging ſehr feyerlich zu. Die Kanonen donnerten unaufhörlich. Die Geſundheit Alexander des Erſten und Ferdinand des Siebenden wurde mehr als Einmal getrunken. Alexander wird hier als der Befreier von Europa betrachtet. Am Abend gab der Gouverneur einen Ball, zu welchem alle Honoratioren der Stadt eingeladen waren. — Am 6. März denke ich Conception zu verlaſſen. Von hier aus rechne ich den Anfang meiner Reiſe. Was bis jetzt geſchehen, war bloß die Vorrede.“

Noch einige, mit derſelben Depeſche eingelaufene, Bemerkungen des Herrn von Chamiſſo: „Unter dem 45ſten Grade wurde eine Kälte von 12 Grad Wärme (nach Reaumür) ſchon empfindlich; wir zogen wollene Kleider an und es wurde geheizt. — Am billig gefürchteten Cap Horn die höchſten Wellen, die wir je geſehen.“ — (Dem Vater werde verziehen, wenn er auch folgende Stelle abdrucken läßt, die nicht an ihn, ſondern an einen Freund in Berlin geſchrieben worden:) „Ich muß dem Capitain Lob und Liebe zollen. Er iſt ein vortrefflicher „Menſch, voll zarten Sinnes, von feiner Erziehung „und regem Ehrgefühl; auch nimmt er warmen Antheil an den Wiſſenſchaften, thut überall das Mögliche, mir freie Hand zu geben. Was nicht geſchieht, rührt aus der Beſchränkung her, die in der „Natur der Dinge liegt. Wenn der Capitain mir „Zutrauen erweiſt, fühle ich mich als Mann geehrt, „und ich werde ſtolz ſeyn, einen Freund in ihm zu „behalten, wenn ich aus dem Verhältniß eines Untergebenen trete.“ —

Politiſche Gegenſtände.

In engliſcher Sprache hat ein Ungenannter (man vermuthet, der bekannte General Wilſon, der Lavalette befreite) eine Skizze der militäriſchen und politiſchen Macht Rußlands im Jahr 1817, gezeichnet. Es iſt unglaublich, was der Mann Alles weiß! Vor ihm iſt kein Kabinet, kein Schlafzimmer, kein Büreau verſchloſſen; er hat die Depeſchen aller Mächte geleſen und die Geſpräche aller Fürſten und Staatsmänner belauſcht. Wie er das angefangen, ſagt er nicht. Ohne Zweifel beſitzt er den Ring des Gyges. Er weiß, daß die engliſche Unternehmung gegen Alexandrien auf Eingebung des ruſſiſchen Kabinets geſchehen — er weiß, daß Napoleons Negociations-Verſuche in Moskau (1812) zwar vom Kaiſer Alexander mit Feſtigkeit verworfen, aber anderswo (?) nicht ſo ungünſtig aufgenommen worden — er weiß, was Kaiſer Alexander zu Abo unter vier Augen mit dem Kronprinzen von Schweden geſprochen — er weiß, daß Preußen 1813 mit einer proviſoriſchen Regierung bedroht worden — er weiß, daß der Kronprinz von Schweden, als man ihm bemerklich gemacht, er ökonomiſire zu ſehr mit ſeinen Truppen, geantwortet hat: „wenn er ſeine Armee verliere, die nicht recrutirt werden könne, ſo verliere er ſeinen Thron“ — er weiß, daß die Unterhandlungen zu Frankfurt, wegen gewiſſer Winke aus Paris, von Seiten der Alliirten kalt betrieben worden — er weiß, was Kaiſer Alexander um 4 Uhr Morgens im Schlafzimmer des Fürſten Schwarzenberg geſprochen. — Kurz er weiß Alles! erhebt Napoleon bis in den Himmel — ſagt, er ſey geſtürzt, aber nicht beſiegt worden — und behauptet, daß in Italien Napoleons Andenken ſtets in liebevoller Erinnerung bleiben werde. Vermuthlich hat ihm Lavalette im Reiſewagen alle dieſe ſchönen Sächelchen erzählt. —

Im Decemberhefte der Minerva heißt es: der deutſche Bund, der keine Macht ſey, bedeute im Syſtem der europäiſchen Völkerverbindung an ſich rein nichts, ſondern nur die Einzelnen Mächte des Bundes hätten geltende und zählende Stimmen. (Aber dieſe vereinten Stimmen ſind ja eben die Macht des Bundes. Es iſt eben, als ob die Minerva ſpräche: ein Orcheſter bedeutet an ſich rein nichts, ſondern nur die einzelnen Inſtrumente gelten. Ey, laßt ſie nur eine tüchtige Symphonie anſtimmen, ſo werdet ihr die Macht des Orcheſters ſchon verſpüren.) — Die Minerva erinnert, daß man auch nach dem 30jährigen Kriege überall die Landes-Defenſionsanſtalten mit großem Eifer betrieben habe, daß ſie aber bald, als ungelenk unbrauchbar und lächerlich aufgehoben werden. (Daraus folgt noch nicht, daß man abermals ungelenke Landwehr erſchaffen müſſe.) —

„Den erſten Hohn haben uns die Barbaresken „geboten. Wer uns den zweiten bieten wird? vielleicht die kleinſte Landgemeinde der Schweiz, wenn „ſie Luſt hat.“ (Die Barbaresken haben uns von jeher Hohn geboten. Warum wir es gelitten haben und noch leiden? das weiß Gott! aber neu iſt die Sache nicht.) —

Minerva meint: „Es wird auch wohl eine Executions-Ordnung gemacht werden. Aber die Schwierigkeit wird ſeyn, die Executoren der Bundesbeſchlüſſe zur Vollſtreckung der Execution durch „Execution zu bewegen.“ (Die Schwierigkeit wird nicht größer ſeyn, als vormals unter den Reichs-Gerichten.) —

„Glücklich haben uns unſere einzelnen Regierungen nicht gemacht.“ — (welche Unwahrheit! ehe die franzöſiſche Revolution alle Brunnen von Europa vergiftete, waren die meiſten Länder, beſonders die deutſchen, ſehr glücklich. Wir haben zu jener Zeit Oeſterreich und Preußen, und mehrere kleine Fürſtenthümer gekannt, wo jeder rechtliche Menſch ſich leiblich und geiſtig wohl befand, und wollte Gott, es wäre möglich, im Ganzen jenen Zuſtand zurückzuführen, der von 1764 bis 1790 in Deutſchland herrſchte! Daß im Einzelnen manches nicht war, wie es ſeyn ſollte; daß beſonders der Uebermuth des Adels oft empörte, wollen wir nicht leugnen; aber macht euch eine Regierung, welche ihr wollt, ſie wird im Einzelnen immer unvollkommen bleiben, ſo lange die Menſchen es ſind.) — „ſollen und können „uns auch nicht glücklich machen,“ fährt Minerva fort, „denn Glück iſt ein großes Wort, welches für „den einzelnen Menſchen nur die Kunſt bedeutet, freiwillig zu entbehren (?!), für ein Volk aber nur „in der ſtrengen, einfachen und vollkommen gleichen „Gerechtigkeit beſteht, deren Tochter die bürgerliche „Freiheit iſt, und welche ſelbſt nur durch eine feſte „Verfaſſung und wohlgeordnete Erziehung des Volks „erzeugt werden kann.“

(Wir geſtehen, daß wir, als einzelner Menſch, nur in ganz beſondern Fällen unſer Glück im **Entbehren** geſucht, ſonſt aber ſtets geglaubt haben, Glück ſey vorwurfsfreier Genuß aller Art. Doch die heydniſche Göttin Minerva iſt vielleicht eine Hernhuterin geworden, und wir wollen über ihr Glück nicht mit ihr ſtreiten; um ſo weniger da wir, was die Gerechtigkeit anlangt, vollkommen mit ihr einerlei Meinung ſind. Nur meinen wir — obſchon wir übrigens einer Conſtitution, die Volksvertreter beſtimmt, gar nicht gram ſind — eine reine Monarchie ſey auch eine feſte Verfaſſung; es könne auch eine ſtrenge, einfache, vollkommen gleiche Gerechtigkeit unter ihr beſtehen, und auch eine wohlgeordnete Erziehung des Volks durch dieſelbe veranſtaltet werden.) — Minerva rückt dem Bundestage mit herben Worten vor, was er Alles hätte thun können und ſollen, und was er nicht gethan habe, und giebt dem Herrn v. Gagern Schuld, daß er „im Glanze „ſeiner freiherrlichen Reden das Ding zeige, das nicht „iſt, und daß ſein Standes-Egoismus überall hervorblicke.“ (Wir wünſchten recht von Herzen, daß, wenn es ohne Nachtheil geſchehen konnte, Alle diejenigen, die den Bundestag läſtern, einmal auf eine Zeitlang als Bundesgeſandte zuſammen träten, um doch endlich zu lernen, wie leicht das Tadeln, wie ſchwer das Beſſermachen iſt. Haſtig würden ſie ohne Zweifel zu Werke gehen, wenigſtens in den erſten 8 Tagen; aber Himmel! welche Suppe würden ſie uns kochen und verſalzen und verbrennen u. ſ. w.) — Zuletzt warnt und droht Minerva: „die Zeichen „herannahender Stürme häufen ſich; die Gegenſätze „werden ſchärfer; man ahndet (ahnt) Gefahren, ſucht „ſie aber am unrechten Orte; man legt Ausbrüchen „eines jugendlichen Eifers für **Recht** und **Vaterland** eine Wichtigkeit bei, welche ſie nicht haben“ ſein Wink das Autodafé betreffend, welches auf der Wartburg für **Recht** und **Vaterland** gehalten worden) „und läßt ruhig Dinge von ganz anderer „Bedeutung (?) auf ein gefährliches Extrem treiben „u. ſ. w.“

Bis hieher ſcheint öfter Minerva's Eule als Minerva ſelbſt geſprochen zu haben; allein der folgende Satz iſt ihrer Weisheit würdig: „Wo keine Unzufriedenheit in der Maſſe des Volks iſt, da wird „ſie von Schriftſtellern nicht erregt werden; wo ſie „aber iſt, da kann kein boshaftes oder unbeſonnenes „Wort leicht der zündende Funken werden.“ (Sehr wahr! allein warum handelt denn Minerva nicht nach dieſer erkannten Wahrheit? Boshaft, oder gar unbeſonnen, kann die Göttin der Weisheit doch nicht ſeyn?) —

Im eilften Stücke der Zeiten macht Hr. Profeſſor Voß ſich luſtig über eine Proclamation Ludwig des Achtzehnten, und über die Prinzen, die mit „heiler Haut“ davon gekommen, indeſſen die Alliirten „ihre Haut zu Markte tragen, um den Weg zu „reinigen, damit der König und die Prinzen und „ihre Diener wieder gemächlich nach Paris ſpazieren „könnten u. ſ. w.“ (Iſt es wohl geziemend, gegen einen der mächtigſten, mit ganz Europa jetzt befreundeten, Monarchen ſich dieſen Ton zu erlauben? und was wird dadurch gebeſſert? — hat der Herausgeber der Zeiten denn nicht gefühlt, daß ſein Hohn im Grunde die Verbündeten trifft, von deren Anordnungen ja Alles abhing? — iſt es nöthig, Wahrheiten zu ſagen — die in dieſem Falle doch viel zu ſpät kommen — ſo ſind wir überzeugt, daß die meiſten Fürſten ſie nicht ungern hören werden, nur nicht im Tone eines Schulmeiſters, der ſeiner Schulknaben ſpottet.) — Gegen den neuen Würtembergiſchen Miniſter, Herrn v. Malchus, erregt Hr. Voß abermals Beſorgniſſe, und fügt hinzu: „wenn deſſen Anſtellung, wie vorauszuſehen iſt (?), von einer Bonapartiſchen Einwirkung ausgehen ſollte; ſo würde „man eine Beſtätigung hierin finden: daß dieſes Geſchlecht nicht aufhört, nachtheilig für die Zufriedenheit und das Wohl der Völker zu wirken, ſo lange „es dazu Gelegenheit hat; und daß es ein Uebel iſt, „daß man ſeine Verwurzelung und Verzweigung mit „Fürſtenhäuſern nicht ausgerottet“ (wie war das möglich? ſollten Eltern ihre Kinder verſtoßen?) „und „es in die Verhältniſſe weiſet, wohin es, ſeinem Urſprunge, ſeiner Geſinnung und ſeiner Verſchuldung „nach gehört.“ (Wir ſind in die Geheimniſſe der Kabinette nicht eingeweiht, allein wir möchten wetten, daß die Buonaparte'ſche Familie an der Anſtellung des Herrn von Malchus ganz unſchuldig iſt. Auf jeden Fall ziemt es einem Profeſſor zu Halle nicht, (zumal einem Profeſſor der Staats-Klugheit, wie er ſich ſelbſt ſehr drollig nennt) wenn in einen fremden Staate ein neuer Miniſter eben erſt die Bahn betritt, dem fremden Volke zuzuſchreien: Ach! ihr armen Leute! es wird euch übel ergehen!)

Die deutſche Bundesverſammlung bekommt hier auch ihre Lection. —

Im Novemberhefte des **Politiſchen Journals** ſteht (in einem Aufſatz über die merkwürdige Aehnlichkeit der politiſchen Verhältniſſe von **China** und **Deutſchland**, wobei die Franzoſen die Rolle der Tataren ſpielen) folgender Schreckensruf des Verfaſſers: „Wenn ich meine Augen gegen den Rhein richte, ſo glaube ich, einen aufgeſperrten Tiger-Rachen zu erblicken, wo doppelte Reihen von Feſtungen und unzähliges Geſchütz die Zähne vorſtellen.“ — (Uns dünkt, daß doch ſchon mancher derbe Zahn dem Tiger ausgebrochen worden.) —

Ueber das Loos der Staatsgefangenen im Tempel zu Paris, unter Buonaparte.

Es erſcheint jetzt in Frankreich unter dem Titel: **le Correspondent**, eine Sammlung von Briefen von berühmten Schriftſtellern aus Frankreich, England, Deutſchland und andern Ländern über Politik, Moral und Literatur. Der Zweck derſelben iſt allerdings lobenswerth, denn ſie ſoll die Wiederherſtellung des durch die langen, furchtbaren Kriege faſt gänzlich aufgelöſten Zutrauens und der gegenſeitigen Achtung unter den Gelehrten bewirken, und die verſchiedenen Nationen mit den merkwürdigſten Einrichtungen, den Sitten und Gebräuchen, den Künſten und Wiſſenſchaften von jeder derſelben näher bekannt machen. Für Frankreich mag auch wirklich dieſes Unternehmen ganz nützlich und wünſchenswerth ſeyn; denn es iſt bekannt, wie unwiſſend die Franzoſen in allem ſind, was ſich außer den Grenzen ihres Landes zuträgt, und daß ſie, wenigſtens bis jetzt, eine zu hohe Meinung von ſich ſelbſt hatten, um den wiſſenſchaftlichen Vorzügen anderer Völker Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Es kann daher gar nicht ſchaden, daß ſie durch einen ſolchen Correſpondenten ein wenig mehr mit dem Auslande bekannt gemacht werden. Wir Deutſche hingegen, deren Literatur ſchon ſeit langen Zeiten das charakteriſtiſche Gepräge der Allgemeinheit hat, und deren Wißbegierde ſchwerlich etwas wiſſenſchaftlich Intereſſantes entgeht, das in irgend einem Lande Europa's zu Tage gefördert wird, wir finden in dieſem Correſpondenten nur ſehr unvollſtändige Befriedigung. Der vorliegende erſte Band deſſelben enthält, außer einigen Abhandlungen über die Parlaments-Reformen in England, über die Abſchaffung des Bettelns, über die Angelegenheiten Spaniens ꝛc. auch einen, noch dazu ſehr unvollkommenen Auszug aus unſers würdigen Krugs Darſtellung des Tugendbundes. Daß dieſer aber jetzt erſt in Frankreich bekannt wird, iſt um ſo mehr zu bewundern, da man ſich daſelbſt doch ſchon früher durch mancherlei Bekanntmachungen von der Exiſtenz deſſelben ſichtbar hätte überzeugen können! — Merkwürdig iſt jedoch ein in dieſer Sammlung befindlicher Brief, angeblich aus London, über die Art, wie unter Buonaparte die Staatsgefangenen im Tempel zu Paris behandelt wurden, und es wird nicht unintereſſant ſeyn, einiges daraus im Auszug hier mitzutheilen.

Der Verfaſſer des Briefs wurde im J. 1804 in dieſes Gefängniß geſetzt, und bekam dadurch Gelegenheit, es aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Man hatte ihm vorerſt die Daumſchrauben angelegt, um den Aufenthaltsort einiger ſeiner Verwandten von ihm zu erfahren; da aber dieſes nichts fruchtete, ſo wurde er in eine Stube im Tempel abgeführt, worin er nicht aufrecht ſtehen konnte, und in welche durch das ganz zerbrochene Fenſter Regen und Schnee fiel. Dies iſt jedoch noch nichts, ſagt der Briefſchreiber, gegen die abſcheuliche Art, wie man einen meiner Unglücksgefährten behandelte, um ihm ein ähnliches Geſtändniß zu entreißen. In einem Kerker, dicht neben dem meinigen, lag ein alter, ehrwürdiger Mann, mit dem ich mich bald nach meiner Ankunft daſelbſt, vermittelſt einer in der Mauer, die uns von einander trennte, befindlichen kleinen Oeffnung in ein Geſpräch einließ. Er war krank, und brachte ſeine Nächte ſchlaflos zu, ſo daß er alles hören konnte, was ſich in der Nähe ſeines Kerkers zutrug. „Ich weiß wohl, ſagte er zu mir, daß ich dieſen Kerker nie mehr verlaſſen werde, aber meine Krankheit wird mich hoffentlich dem Schickſal entreißen, das mich bedroht, und das man nur verſchiebt, weil man noch vorher den Aufenthaltsort meines Sohnes von mir zu erfahren hofft. Ich habe oft mitten in der Nacht eine Thür unter der Erde auf- und zumachen hören; ich habe deutlich gehört, daß mehrere Menſchen ſich Mühe gaben, einen Unglücklichen, der ihnen Widerſtand leiſtete, mit Gewalt fortzuſchaffen; ich habe auch ſogar Jammertöne gehört, allein von mehrern verwirrten Stimmen, die ſich nach und nach in der Ferne verlohren, konnte ich nichts verſtehen. Nach mehrern Minuten der tiefſten Stille fühlte ich dann immer eine Erſchütterung des Gewölbes und hörte einen dumpfen Schall, mit dem jedesmal eine ſchwache, ſchnell vorübergehende Erhellung meiner Kerkerwände verbunden war, worauf alles wieder ſtille wurde.“

Dieſer ehrwürdige alte Mann war beim Hineingehen in eine Kirche ergriffen, und ohne daß ſeine Familie oder einer von ſeinen Freunden das geringſte davon erfuhr, ohne alle gerichtliche Unterſuchung in dieſes Gefängniß geworfen worden, wo man ihm alle Möglichkeit abgeſchnitten hatte, irgend jemand von ſeinem Schickſal zu benachrichtigen. Da er ganz und gar keine Unterſtützung von außen bekam, und daher blos allein von der geringfügigen, ſchweren und ekelhaften Koſt, die den armen Gefangenen gereicht wurde, leben mußte, ſo wäre er bei ſeiner ſchmerzhaften Krankheit ſchon weit früher geſtorben, wenn ich nicht die Nahrungsmittel, die mir täglich von einer wohlthätigen Hand zugeſchickt wurden, mit ihm getheilt hätte; ich ſteckte ſie ihm durch die obenerwähnte Oeffnung Stück vor Stück zu. Seine körperlichen Gebrechen zwangen ihn, ſich beſtändig in einer unbequemen, peinlichen Lage zu halten, und ich habe ihn oft laut um den Tod aufs inbrünſtigſte beten gehört. Acht Tage vor unſerer Trennung, nachdem er eben einen ſehr heftigen Anfall ſeiner ſchmerzhaften Krankheit ausgehalten hatte, wurde ich in der Nacht durch ein Geräuſch in ſeinem Kerker aufgeweckt, ich horchte, und vernahm deutlich, daß er mit heftigem Tone ausrief: „Fort, Böſewicht! fort von hier! du haſt den Rock eines Geiſtlichen an, aber du biſt ein verlarpter Policei-Spion!“ Am folgenden Tage ſprach er nicht mit mir, und antwortete mir nicht einmal auf mehrere Fragen, die ich an ihn that; erſt gegen Abend brach er das Stillſchweigen, und erzählte mir, daß er ſich in den letzten Tagen übler als vorher befunden, und weil er geglaubt habe, daß ſeine letzte Stunde heranrücke, um den Beiſtand eines Geiſtlichen gebeten habe. „Man hat mir hierauf, fuhr er fort, einen Böſewicht zugeſchickt, den ich an einer verfänglichen Frage, die er an mich that, ſogleich dafür erkannt habe; wenn ich das Unglück gehabt hätte, ſie ihm zu beantworten, ſo wäre mein Sohn ein Kind des Todes geweſen.“

Einige Tage nach dieſem Vorfall wurde der unglückliche Greis nach la force abgeführt, wo er aber bald nachher geſtorben iſt. Ich ſelbſt erhielt zwar einige Zeit nachher meine Freiheit wieder, allein drei Jahre ſpäter ſchmachtete einer meiner jüngern Brüder aus der nämlichen Urſache in dem nämlichen Kerker, und wurde hier vor ſeinem Tode faſt ſtündlich durch beleidigende Verhöre und hinterliſtige Fragen dergeſtalt gequält, daß ihm kaum Zeit übrig blieb, zu ſchlafen und ſich auf ſein nahes Ende vorzubereiten. Ehe man ihn zu ſeiner blutigen Hinrichtung auf die blutige Ebene von Grenelle abführte, wurde er noch einmal in die Abtei gebracht; er zeigte jedoch ſeinen Henkern, daß ſie durch alle ihre Grauſamkeiten ſeine Seelenruhe nicht mehr zu erſchüttern vermochten. In ihrer Gegenwart vertheilte er ſeine Effecten ganz ruhig unter zwei Gefängnißwärter, forderte alsdann Schreibzeug, und nahm ſchriftlichen Abſchied von ſeinen Eltern, Geſchwiſtern und Freunden, ein Abſchied, der auch von fremden Perſonen nicht ohne Thränen geleſen wurde, und worin unter andern ein Ausdruck vorkam, der die Militär-Commiſſion, die ihn opferte, im Innerſten erſchüttern mußte: „Niemals, ſagte er nämlich, habe ich lebhafter als jetzt den hohen Werth eines guten Gewiſſens gefühlt.“ — Als er hierauf zum letztenmale vor dieſem verhaßten Gerichte erſchien, äußerte er laut und in den ſtärkſten Ausdrücken ſein Bedauern, daß verdiente Militärperſonen die Nachfolger der alten Revolutionsgerichte und die Mordinſtrumente eines verabſcheuungswerthen Tyrannen geworden wären. „Sie, mein Herr! ſagte er hierauf mit Würde und Sanftmuth zu dem Gerichts-Actuarius, ſchienen, während Sie mir das Urtheil, das man Ihnen dictirt hatte, vorlaſen, durch mein trauriges Schickſal gerührt zu ſeyn, und ich ſtatte Ihnen meinen herzlichen Dank dafür ab; es iſt etwas Seltenes, theilnehmende Seelen zu finden, die es auch wagen, ihre Gefühle zu erkennen zu geben!“ Nunmehr betete mein armer Bruder einige Minuten lang, und forderte alsdann etwas zu eſſen. Er hatte jedoch kaum angefangen, die ihm vorgeſetzten Speiſen zu berühren, als ſich der Pöbel ſchaarenweiſe an die eiſernen Stäbe vor ſeinen Fenſtern herandrängte, um ihn zu betrachten; dieſes unſittliche Streben, ſeine Augen an dem Thun und Laſſen eines Unglücklichen in den letzten Augenblicken ſeines Lebens zu weiden, machte einen höchſt ſchmerzhaften Eindruck auf ihn. Es währte jedoch nicht lange, ſo traten die Perſonen in's Zimmer, die befehligt waren, ihn zum Tode zu führen. Sie hießen ihn ſich niederſetzen; weil er aber bemerkte, daß ſie insgeſammt hinter ihm ſtehen blieben, ſo wurde er darüber unruhig, und wandte ſich gegen ſie um mit der Frage: was ſie vorhätten? und ob ſie ihn hier meuchlings ermorden wollten? Sie verneinten aber dieſes und verſicherten, daß ſie blos die Abſicht hätten, ihn zu binden. Mich zu binden? rief er mit dem tiefſten Unwillen aus; einen Officier von meinem Grade bindet man nicht! Als man ihn aber verſicherte, daß es unerläßlich nothwendig wäre, ſo ſagte er mit einem ruhigen Tone und faſt mit Heiterkeit: „Nun gut; ſo gebt mir noch ein Glas Wein; ich will noch einmal mit freier Hand auf eine theure Geſundheit trinken!“ Er hob hierauf das Glas hoch in die Höhe und rief mit lauter Stimme aus: „Auf das Wohl des Königs!“ Auf dem Wagen, der ihn zur Richtſtätte führte, ſaß er den ganzen Weg über ſtille und in tiefen Betrachtungen verlohren; als er abſtieg, ſchien er wie aus einem Traume zu erwachen; „zu dir nun, beſter Vater, rief er aus, hinauf zu dir!“ — und wenige Augenblicke nachher war er in ſeinen Armen!

Aus dem Panorama von England, einem franzöſiſchen Werke von Charles Malo, heben wir aus den angehängten Ephemeriden, einer Art von Tagebuch, folgende Artikel aus:

Miſtriß Soter iſt eine zweite Frau von Krüdener. Jung, reich, ſchön, und ſchon zum zweitenmale Wittwe, hat ſie nun ganz den Eitelkeiten der Welt entſagt, und ihr ſchönes Schloß von Warbleton in einen Tempel verwandelt. Dort beſteigt ſie oft die Kanzel und erklärt ihren Zuhörern die Glaubensartikel. —

Gainsborough mahlte Garriks Portrait, es wollte aber nicht ähnlich werden. Sapperment! rief er endlich, mit übler Laune: Sie können jedes Geſicht nachmachen, und haben ſelber Keines. —

Am 30. October 1816 fanden Arbeiter, welche in dem Garten von Weſtminſter zu graben hatten, in einem Felſen, in einer Tiefe von ungefähr 12 Fuß, eine Kröte und eine Eidechſe, beyde lebendig. Das Innere ihrer Wohnung war glatt, und weder Spalte noch Bruch zu ſehn. Der erſte Eindruck der Luft brachte auf der Haut dieſer Thiere eine kleine Veränderung der Farbe hervor. Es vergingen einige Minuten, ehe ſie ſich bewegten. —

König Georg der Erſte hatte der Stadt Coventry eine anſehnliche Summe zur Reparatur ihres Rathhauſes angewieſen. Als es fertig war, wollte man die gewöhnliche Innſchrift: Anno Domini u. ſ. w. daran ſetzen, allein der Maire von Coventry rief plötzlich: es müſſe heiſſen: Georgio Domini; Einmal weil die Königin Anna nicht mehr lebe, und zweitens, weil man das neue Rathhaus der Gnade des Königs Georg verdanke. —

Am 24ſten December hielt der Poſtwagen von Haſtings zu Roberts Bridge an, zwey Damen ſprangen haſtig heraus und beklagten ſich gegen den Poſtillion, daß ihnen ein Herr der ſich auch im Wagen befinde, ſehr läſtig falle. Der Poſtillion öffnete ſogleich den Kutſchſchlag, um den unartigen Herrn zur Rede zu ſtellen. Der war aber blos dadurch ein läſtiger Geſellſchafter geworden, weil er plötzlich geſtorben war. —

Am 23. Januar 1817 beſchäftigte ſich der Gerichtshof mit der Frage: ob ein Vater, der ein Werk geſchrieben, in welchem er ſich ausdrücklich zum Deismus bekenne, Vormund ſeiner Kinder ſeyn könne oder nicht? —

In Hatherleigh, einer kleinen Stadt in Devanſhire, herrſcht ein ſeltſamer Gebrauch, der ſich wahrſcheinlich aus der Zeit herſchreibt, wo man noch keine Kalender hatte: nemlich an jedem Morgen um 3 Uhr, und an jedem Abend um 9 Uhr ſobald die Kirchenuhr geſchlagen hat, zeigt eine andere Glocke an, der wievielſte Monatstag im Calender ſteht. —

Der Graf von Rothes, einer der 16 Pairs von Schottland, ſtarb im Februar 1817, und hinterließ vier Töchter, von welchen die älteſte ſeine Titel und ſeine Grafſchaft erbt. Sie hat ſich aber mit einem Gärtner vermählt, und aus Liebe zu dieſem dem Titel einer Gräfinn entſagt. —

Am 28ſten Februar ſchnitt ein gewiſſer Braham ſich die Kehle ab, weil ſeine Frau ihm untreu geworden, und ihn verlaſſen hatte, nachdem ſie ihm 21 Kinder gebohren. —

Am 2. April wettete ein Engländer, daß er 30 Meilen reiten wolle, während eine Schnecke auf einem mit Zucker beſtreuten Steine 30 Zoll weit kröche. Dieſes ſeltſame Wettrennen iſt um 200 Guineen wirklich zu Neumarkt gehalten worden, allein wir wiſſen nicht, ob der Reiter oder ob die Schnecke gewonnen hat. —

Ein Franzoſe, Nahmens Vievard hat ſo eben der engliſchen Nation zwey dicke Bände gewidmet, in welchen er des General Pillet bekanntes Werk widerlegt. Noch iſt es keinem Engländer eingefallen, ſich in Paris niederzulaſſen, um Scott, Lady Morgan, und andre mehr zu wiederlegen. —

Zur Nachricht. Wir haben den Brief des Herrn Freymund aus Berlin richtig empfangen und danken dem witzigen Briefſteller für die Erlaubniß, ihn unſerm Blatte einzuverleiben. Hätte er ſeinen wahren Nahmen genannt, ſo würden wir wenigſtens dem Publikum manche ſehr auffallende, geſchichtliche Bemerkungen gegen die Herren Turner nicht vorenthalten; da er jedoch bekennt, daß er blos darum ſich Freymund genannt, weil auch ſeine Fenſter nicht ſteinfeſt wären; ſo fehlt es uns an einem Bürgen für Manches, was wir nicht verantworten mögen. Ueberhaupt will uns bedünken, es ſey, wenigſtens in dieſem Blättern, ſchon genug über das Turnen geſprochen, und es würde von unſerer Seite eine Art von Erbitterung verrathen (die wir keinesweg fühlen) wenn wir, ohne beſondere Veranlaſſung, öfter auf dieſen Gegenſtand zurückkommen wollten.

Kleine literariſche Notizen.

Im zehnten Hefte des Politiſchen Journals wird bemerkt, daß Deutſchland jetzt aus 38 Staaten beſtehe und daß man in 37 derſelben meiſtens ohne Scheu ſeine Meinung über den 38ſten dürfe drucken laſſen. Ganz Deutſchland habe einen Flächenraum von 11600 Quadratmeilen; da es nun Staaten gebe, die nur 10 Quadr. Meilen groß wären, ſo folge daraus, daß man in einem ſolchen über mehr als 11000 Quadr. Meilen ſeine Meinung frei ſagen dürfe. Eben durch dieſe politiſche Eintheilung habe in Deutſchland ſchon lange ein hoher Grad von Preßfreiheit exiſtirt, obſchon die Geſetze ihn nicht autoriſirten. Das bewies zuerſt **Schlözer** in ſeinen Staats-Anzeigen, vor deren Kühnheit mancher kleine Fürſt zitterte, bis ein Proceß mit dem Poſtmeiſter des kleinen hannövriſchen Städtchens Nordheim die Veranlaſſung wurde, daß dieſes wichtige periodiſche Werk aufhörte.

In **Shilibeers Anſichten von Peru** wird erzählt, daß auf der durch Robinſon Cruſoe berühmt gewordenen Inſel **Juan Fernandez**, nun 60 graue ehrwürdige Männer in der Verbannung leben, weil ſie den Verdacht auf ſich geladen, nicht königlich geſinnt zu ſeyn. Sie, an Palläſte verwöhnt, hatten jetzt nur elende Hütten. Einer von ihnen, Nahmens **Roſalles**, vormals Mitglied der Junta, beſitzt eine liebenswürdige Tochter, die es als Gnade ſich erbat, ihrem Vater in dieſe Einöde folgen zu dürfen, wo ſie nun mit der kindlichſten Zärtlichkeit Alles anwendet, um ſein Schickſal zu erleichtern. Vergelte Gott dem herrlichen Mädchen das ſchöne, aber ſeltene Beiſpiel kindlicher Liebe! —

Aus **Chappels Reiſe nach der Hudſonsbay** lernen wir ein zwar höchſt wirkſames, aber auch höchſt grauſames Mittel kennen, deſſen ſich die Eskimo's bedienen, um die Mütter anzuhalten, ihre erſtgebornen Kinder ſorgfältig zu verpflegen, nemlich: wenn das Kind ſtirbt, ehe es ein gewiſſes Alter erreicht hat, ſo wird die Mutter von ihrem Gatten umgebracht. — Das zweite Heft des **ethnographiſchen Archivs**, aus welchem wir dies entlehnen, liefert auch Sidi Hamets etwas fabelhafte Reiſe durch die Wüſte nach den Städten Tombuctu und Waſſanah. Möchte doch Herr von **Gheert** ſeine Somnambüle einmal in das Innere von Afrika blicken laſſen, damit man doch endlich mit Gewißheit erführe, wie es dort ausſieht. —

Der Reiſende **William Mariner**, der ſich in den Jahren 1806 bis 1810 auf den Inſeln im Südmeer aufhielt, berichtet, **Cook** würde dieſe Inſeln nicht die **freundſchaftlichen** genannt haben, wenn er ihre Einwohner beſſer gekannt hätte; denn auch dort war eine Verſchwörung gegen ihn angeſponnen, die nur durch Uneinigkeit der Anſtifter hintertrieben wurde. Das erfuhr **Mariner** aus dem Munde eines der Theilhaber. Die Sandwich-Inſulaner ſollen **Cook** noch immer als ein höheres Weſen verehren, und jährlich ſeine im Heiligthum aufbewahrten Gebeine in Proceſſionen herum tragen; denn als ſie dieſelben ausliefern ſollten, ſchoben ſie die Knochen eines andern Engländers unter. Mehrere Einwohner von Owaihi verſicherten **Mariner**, ſie hätten geglaubt, **Cook**, als ein überirdiſches Weſen, könne nicht getödtet werden. Ein Zimmermann, aus einer fernen Gegend der Inſel, der **Cook** nicht perſönlich kannte, habe den Todesſtreich auf ihn geführt. Dem allen ſcheint jedoch der neulich aus Genua mitgetheilte Brief zu widerſprechen.

In einem bekannt gemachten **Sendſchreiben William Cobbet's** aus Nordamerika an ſeine Landsleute in England (eines Emigranten) heißt es unter andern ſehr wahr: „Ihr ſeht, daß die Regierungsform nichts zur Sache thut. Es iſt von ſehr geringer Bedeutung, ob der höchſte Staatsbeamte ein Präſident oder ein König iſt. Dasjenige aber, was tief in das Wohl der Völker eingreift, wovon ihr Glück oder Elend abhängt, ſind die Geſetze, unter welchen ſie leben, vornehmlich diejenigen, wodurch Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums beſtimmt wird." — „Tauſendmal habe ich geſagt, daß wir **nichts neues** brauchen, und ſo ſage ich noch. Wir brauchen unſer altes gutes **Recht** und keine **Neuerung.**"

Ein Ungenannter hat geſchrieben **über die einfachſte und ſicherſte Art, künftig Fruchtmangel und Theurung zu verhüten.** Er ſchlägt Mittel vor. Man ſoll die im Dampf gekochten Kartoffeln in große Fäſſer einſtampfen, die unten einige Zapfenlöcher zum Abfließen der Feuchtigkeit haben müßten. Man ſoll die Kartoffeln in dünnen Scheiben trocknen, daß ſie hornartig werden, wodurch man ſie viele Jahre conſerviren, und auch auf der Mühle mahlen könne. Man ſoll Brod-Sparbüchſen anlegen; das heißt: man ſoll ſich vorſtellen, der Scheffel Roggen habe einen beſtimmten Preis z. E. 6 Thaler, und ſo oft er weniger koſte, ſoll man den Ueberſchuß zurücklegen. Endlich ſoll man Landes-Magazine unterhalten, (am beſten in Luft- und Waſſer-dichten Gruben, auch wohl auf Kirchboden.) Aber nicht aus Naturalbeiträgen der Ackerbauer, (denn das ſey weder chriſtlich, noch billig, noch gerecht,) ſondern durch eine **Steuer**, die jeder Brod Verzehrende, alſo **Jedermann ohne Ausnahme**, erlegen müßte; und zwar die Frauen zwei Drittheile, die Kinder ein Drittheil von dem was die Männer geben. Auch Luxuspferde, Rindvieh und Hunde möchten zu dieſem Behuf mit beſteuert werden. (Der Verfaſſer hat es gut gemeint, und manches wäre wohl zu beherzigen. Uns will bedünken, die Magazine, wie Kaiſer Paul ſie in Rußland und der Großherzog von Weimar in ſeinen Staaten eingeführt hat, könnten wohl zum Muſter dienen.)

Eine wunderliche Schrift iſt, ohne Angabe des Druckorts, erſchienen und uns zugeſandt worden. Sie führt den Titel: **Ablaß im Jahr 1817, nebſt Deutung der Null.** Da heißt es unter andern: „Die Null iſt überall verbreitet in den weiten Reichen der Natur, auf dem feſten Lande, in den flüchtigen Regionen, am geſtirnten Himmel, und auch da, wo wir nicht hinreichen mit unſern Sinnen, da iſt ſie — die Null. Menſch! der du dich weit über die Null erhaben denkſt, wohin wird ſich noch dein Weg verirren ohne ſie, die Null, durch die dein Daſeyn begann, die dein Denken möglich macht u. ſ. w." — Ohne Zweifel liegt hier ein geheimnißvoller Sinn zum Grunde; da wir aber durchaus nichts davon verſtehen, ſo enthalten wir uns jedes Urtheils. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 14 1818.

Ueber einige, unter der vorigen Redaction in das Weimariſche Oppoſitionsblatt eingeſchlichenen Bemerkungen.

In Nr. 242 ſtehen die empörendſten Verleumdungen, betreffend das Recrutenweſen in Rußland. Da heißt es unter andern: Wenn eine Recruten-Aushebung verfügt werde, ſo erhielten die Gutsbeſitzer in verſiegelten Schreiben Nachricht davon, und zugleich den ſtrengen Befehl, den Tag der Aushebung ihren Bauern ſorgfältig zu verſchweigen. Dann laſſe man gewöhnlich das gewählte Subject in der Nacht überfallen, feſſeln oder binden, und ſo ſchicke man es fort. Der Herausgeber dieſer Blätter hat, als Gutsbeſitzer, mehr als zehnmal Recruten geſtellt, und kann folglich mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß Alles obige erlogen iſt. Es mag ſich wohl bisweilen treffen, daß man einen Taugenichts, der ſich mehrerer Vergehungen ſchuldig gemacht hat, und den ein böſes Gewiſſen zur Flucht treibt, auf dieſe Weiſe plötzlich einpfängt; aber in der Regel wird an kein Verſchweigen gedacht, ſondern mit den Bauer-Aeltern überlegt, welche Subjecte am tauglichſten zur Abgabe ſind. Ja wir kennen viele Herren, (wir nennen zum Beiſpiel den Baron Ferſen, der unſer lieber Nachbar war) die ſich gar nicht mit dem Auswählen der Recruten abgeben, ſondern ſolches ganz ihrer Bauerngemeinde überlaſſen. Woher denn jene kecke verleumderiſche Angabe? — In noch höherem Grade verdient Unwillen die rohe Behauptung, daß die ruſſiſchen Officiere — wenigſtens die in den Oſtſee-Provinzen — die Soldaten Hunger leiden ließen, indem ſie das ihnen beſtimmte Mehl oder die Grütze — verkürzten. Wie darf ein Redacteur ohne Beweiß ſolche ehrenrührige Anſchuldigungen aufnehmen? iſt es genug, daß er, zur Rede geſtellt, ſeinen Correſpondenten nennt? iſt ſeine Preßfreyheit das Recht, Alles ohne Prüfung drucken zu laſſen, was irgend ein quidam, der ſein Müthchen kühlen will, ihm zuſchickt? —

So viel von einem Factum. Aber auch die Theorieen des damaligen Herrn Redacteurs ſind, die Feſtigkeit ausgenommen, den ſchiefen Thürmen zu Bologna zu vergleichen; es iſt nichts weiter merkwürdig an ihnen, als daß ſie keck und — ſchief ſind. So ſteht in der Beilage Nr. 72, wo von der Cenſur in der Schweiz die Rede iſt: „daß Staaten, in denen der Gedankentauſch das erſte Bedürfniß des nicht mehr rohen Menſchen, der Willkühr eines dritten unterworfen iſt, nicht frey zu nennen ſeyen, wird Jedem einleuchten, der unter Worten etwas zu denken pflegt. Wo das Wort gebunden iſt, da können weder Geſetze noch Einrichtungen dem Sinne und Bedürfniſſe des Volks angemeſſen ſeyn. Wo die öffentliche Meinung ſich nicht ausſprechen darf, da herrſcht unter jeder Form Willkühr." — Das klingt als ob etwas dahinter wäre: doch näher beleuchtet, iſt dies ungebundene Wort ein leeres Wort. Das ganze Gebäude fällt um, ſobald man Druckſchrift an die Stelle von Gedankentauſch ſetzt; denn vom Drucken ſpricht der Ex-Redacteur doch eigentlich nur. Druckſchriften verbreiten iſt aber kein Gedanken-Tauſch, und durchaus nicht abſolut erforderlich zur Freyheit, denn ſonſt wären die Griechen z. E. nie frey geweſen, da ſie nie etwas drucken laſſen. Will der Herr Ex-Redacteur behaupten, es hätte in Athen kein Gedankentauſch ſtatt gefunden? — Er wird vielleicht antworten: wenn die Bürger von Athen nichts drucken ließen, ſo durften ſie deſto mehr reden? — Dürfen wir das nicht auch? Wer wehrt es uns, einander unſere Gedanken mitzutheilen? Napoleoniſche Policey-Spione giebt es Gott ſey Dank nicht mehr. Wir wetten, daß der Hr. Ex-Redact. in allen Geſellſchaften ohne alle Gefahr declamiren dürfe, ſo gut oder ſo ſchlecht als ein athenienſiſcher Bürger auf dem Markte. — „Aber, wird er vielleicht ſagen, die Athenienſer hatten ihre Redner, und durch dieſe wurde eigentlich der Gedanken-Austauſch bewirkt. An die Stelle der Redner ſind die Zeitungsſchreiber getreten." — Wir erwiedern erſtens: daß jene Redner nichts weniger als ihre Gedanken gegen die des Volks austauſchen, ſondern vielmehr das Volk nur überreden wollten, ihre Gedanken anzunehmen; und in dieſer Hinſicht haben allerdings unſere Zeitungsſchreiber die größte Aehnlichkeit mit jenen Rednern; denn ihnen iſt auch im Grunde um den Gedankentauſch gar nichts zu thun, ſondern ſie wollen blos, man ſoll ſich ihre Gedanken zu eigen machen. Man frage den Herrn Ex-Red., ob ihm daran gelegen iſt, meine, oder irgend eines andern, mit ihm nicht übereinſtimmenden, Schriftſtellers Gedanken, auf den Tauſchmarkt zu bringen? Gern würde er ſie ganz unterdrücken, wenn er könnte.

Zweytens iſt unſere Staatsverfaſſung von der griechiſchen ſehr abweichend, und ſie kann den Würkungskreis jener Redner unſern Zeitungsſchreibern aus triftigen Gründen nicht zugeſtehen. Um nur Einen dieſer Gründe anzuführen: Die griechiſchen und römiſchen Redner waren Staatsmänner, nicht minder angeſehen, als ein Miniſter oder ein Feldherr; ſie waren berufen, in Verſammlungen das beſte ihrer Zünfte darzuſtellen, und gegen fremde Mächte die Majeſtät der Republik zu behaupten; alle wichtige Staatsgeſchäfte gingen durch ihre Hände; ſie wurden durch Herolde aufgerufen, im Nahmen des Vaterlandes ihre Meynung zu verlautbaren, oder fremden Geſandten zu antworten; nie überließ der Staat dem Erſten beſten, ſeine Grillen dem Volke einzupfropfen. Der Herr Ex-Red wird fühlen, (vielleicht auch nicht) wie weit er, als Zeitungsſchreiber, von jenen Rednern abſteht.

Immer iſt und bleibt es ein eben ſo ſtarker als unwiderlegbarer Einwurf gegen die Nothwendigkeit der übrigens löblichen Preßfreyheit, daß in Rom und Griechenland nichts gedruckt wurde, und doch das Wort nicht gebunden, und doch die Geſetze und Einrichtungen dem Sinn und Bedürfniſſe des Volks angemeſſen waren. Römer und Griechen genoſſen (wenigſtens in gewiſſen Zeiten) Alles was unſere Conſtitutions-Lüſternen nur immer verlangen mögen; ſie genoſſen es ohne Zeitungen; folglich iſt das Druckenlaſſen nicht durchaus nothwendig zu einer guten Verfaſſung.

„Ja" wird man einwenden, „aber die öffentliche Meynung durfte ſich doch ausſprechen." — Darf ſie denn das jetzt nicht? Hören wir nicht oft genug, daß bald dem Könige von Preußen, bald dem Fürſten Hardenberg, bald dem Bundestage u. ſ. w., Adreſſen mit vielen Unterſchriften überreicht werden, in welchen wahre oder vermeyntliche Volksbedürfniſſe auf eine anſtändige Art ausgeſprochen ſind? iſt noch irgend einer der Unterſchreiberen deshalb verfolgt worden? — Alſo kann die öffentliche Meinung ſich auch unter uns ſehr wohl ausſprechen, und wird von keiner Willkühr unterdrückt. Nur wenn ein Zeitungsſchreiber durchaus ſeine Meynung an die Stelle der öffentlichen ſetzen will, dann hat doch wohl der Staat ein Recht zu fragen: wer hat dich beauftragt? womit beweiſeſt du, daß deine Meynung die öffentliche iſt? womit beweiſeſt du, daß das Volk gerade ſo denkt, wie ein Dutzend ſeiner Schriftſteller? wodurch vernichteſt du den Argwohn, daß du blos die Backen ſo voll nimmſt, um Aufſehen zu erregen? um auch etwas zu gelten? um dein Blatt lucrativ zu machen? u. ſ. w. —

Man könnte die Zeitungen mit den Pilzen vergleichen; ſie entſtehen eben ſo ſchnell und werden eben ſo ſchnell verſpeiſt. Es giebt aber auch giftige Pilze: die wenigſten Menſchen wiſſen dieſe von den geſunden zu unterſcheiden und daraus iſt ſchon viel Unglück entſtanden. Wäre es denn nun einer Regierung zu verargen, wenn ſie beföhle: wer Schwämme ſammelt und verkauft, der ſoll, ehe er ſie zu Markte bringt, ſie von einem Kenner beſchauen laſſen, und dieſer ſoll die giftigen abſondern.

Freylich muß der Beſchauer auch würklich ein Kenner ſeyn, und nicht etwa das unſchädliche wegwerfen, blos weil es ſeinem Gaum nicht behagt.

Schließlich mögten wir wetten, daß, wenn die Druckerpreſſe zu den Zeiten des Pericles ſchon erfunden geweſen wäre, Pericles eine Cenſur eingeführt haben würde; denn auch Er würde ohne Zweifel die traurige Erfahrung gemacht haben, daß die Schriftſteller, ſelbſt wenn ſie ſich Philoſophen nennen, nicht mündig für die Preßfreyheit ſind, und daß der Preßfrechheit auf keine Weiſe zu ſteuern iſt. Von der Mündigkeit der Völker wird viel geſchwatzt: wie ſoll man daran glauben, ſo lange der beſſere, wenigſtens der unterrichtete Theil der Völker (nemlich die Schriftſteller) unmündig iſt? und daß er das iſt, haben ſo manche ſkandaloſe Vorfälle der neueſten Zeit bewieſen. —

Satyren.

Wenn man gleich den Deutſchen wohl zugeſtehn muß, daß ſie faſt in allen Zweigen der ernſten und ſchönen Literatur ſich häufig und mit Glück verſucht haben; ſo mögte das doch kaum von der Satyre gelten, in der ſie ſich noch immer etwas plump benehmen. Rabener ſteht ſchon zu fern von uns. Käſtner, Lichtenberg, Muſäus beſaßen ächt ſatyriſchen Geiſt: aber ſie ſind leider todt und noch hat ſich niemand als ihr Erbe legitimirt. Seit einiger Zeit iſt viel von Friedrich im Druck erſchienen, und wir wiſſen, daß viele ihn für einen trefflichen Satyriker halten; auch wollen wir keinesweges ihm die Gabe abſprechen, die menſchlichen Thorheiten ſatyriſch aufzufaſſen, allein die Darſtellung genügt uns nicht. Sie iſt gewöhnlich zu breit, zu derb; ſie verwundet gar zu oft den guten Geſchmack. Man ſieht wohl gern zu, wenn Thoren geneckt, aber nicht wenn ſie geprügelt werden. Dieß Urtheil müſſen wir auch über Friedrichs neuſte Schrift: Sardellen für ſatyriſche Näſcher ausſprechen, auf die Gefahr, von ihm zu den „Scharrfüßlern oder weibiſchen Aeſthetikern" gerechnet zu werden. Er ſagt: er ſchreibe für kräftige

Naturen und ein Grobſchmidt oder Landmann von ſchlichtem Verſtande ſey ihm lieber als eine überbildete Dame u. ſ. w. Sehr wohl, aber es gibt noch Leute, die weder Grobſchmidte noch überbildet ſind, und die z. E. die Bemerkung gar zu grobſchmidtiſch finden, daß die Orden ſich an die Bruſt gewiſſer Herrn verirrt haben, wie die Lorbeerblätter an einen Schweinskopf." — In dem erſten Aufſatze: die Lachtaube oder Germania's (Deutſchlands) Zukunft, heißt es, nachdem aus Volksvertretung Volkstretung gemacht worden: „Was gewahrſt du? etwa ein Volk? o nicht doch — einen Völkermiſchmaſch, einen Völkerſalat, der aus Kraut und Rüben, zerhackten und zerſägten, zerriſſenen und zerſchnittenen beſteht, wie der böhmiſche Salat, dieſer köſtliche Fraß für ein ſarmatiſches Maul." — Dann eine Prophezeiung: „Ja, „es wird einen heißen Kampf geben, zwiſchen Licht u. „Finſterniß, Alt und Neu. Der Geiſt des Alten, „lange beſtandenen, und Selva venia wie ſaures Bier „Abgeſtandenen, wird wütend aufſprudeln — man „wird ihn durch rohe Despotengewalt zu dämpfen, „zu erſticken ſuchen — das wird eine luſtige Zeit ſeyn!" u. ſ. w. — Nur noch einen Beweis von aneckelnder Derbheit bei einem Angriff auf den Adel: „Wie oft „fügt es ſich, daß eine adeliche Stockroſe oder Centifolie, ihres hohen Stammes uneingedenk, ſich mit einem gemeinen Inſect encanaillirt? oder, um deutlicher zu ſprechen" — (mein Gott! war denn das noch nicht deutlich genug?) — „daß irgend ein ſtämmiger, wenn auch nicht hoch entſtammter Cammerdiener, Jokey, Leibkutſcher oder Stallknecht, gleichſam wie ein Bohrwurm in den Stammbaum hineinpfuſcht u. ſ. w." (Wenn das hier Geſagte doch wenigſtens neu wäre! aber das nemliche iſt ſchon hundertmal, und ſehr oft feiner geſagt worden. Der Verfaſſer ſcheint ordentlich darauf auszugehen, Leſer von Geſchmack zu verſcheuchen.)

Die Karfunkelweyhe, romantiſches Trauerſpiel von Till Balliſtarius iſt eine gutgemeynte Satyre auf die neueſten Formen-Drechsler, die mit Tiek ſingen.

Es iſt doch keinem noch als uns gelungen,
Sonetten, netten Leuten zu gefallen, allen, ſchallen.

Man findet da die lächerlichſten Sprüchlein ausgehoben aus Werner, Graf Loeben, Tiek, Schlegel, Brentano, Iſidorus, Graf Pückler, W. v. Schütz, v. Arnim, Horn, Wetzel und andern mehr. In der That, es iſt vieles darunter, was gradeswegs aus dem Irrenhauſe herzukommen ſcheint. Zum Beyſpiel vom Grafen Pückler:

Es ſpielen ihre Enkel
Mit Enkelblumen,
Die Enkel liegen
Unter Enkelbäumen,
Hören dieſelbe
Wiegenenkellieder u. ſ. w.

Oder aus der Kinderſtube; z. B. v. Horn:

Ich weiß ja noch ein Mädel fein,
Ein Mädel fein,
Das feine Mädel nenn' ich mein,
Das nenn' ich mein,
Das Mädel nenn' ich mein. u. ſ. w.

Oder aus dem B–ll? z. B. von Friedrich Schlegel und Brentano: (wir erlaſſen dem Leſer die Beyſpiele; denn ſie ſind nur im B — llen leſbar.)

Indeſſen können wir doch die Karfunkelweihe keine gelungene Satyre nennen; denn der Kanevaß, auf den alle dieſe Schnörkel geſtickt ſind, iſt gar zu locker.

Gedichte.

Bisweilen wiſſen die Recenſenten noch weniger als die Dichter, was ſie eigentlich wollen. Da ſagt z. E. ein Jenaer Recenſent von Ehrenfried Stöber's Gedichten: die Zeit ſey vorbey, wo man ſich in fließenden Reimen gemächlich gehen ließ, ohne immer ſtreng auf den Gehalt zu ſehen; die gewaltige Zeit wolle auch in der Poeſie überall Geſtalt, lebendig Fleiſch und Blut. Was will er nun eigentlich damit ſagen? wie muß ein Gedicht ausſehen, an dem man ihm Geſtalt und Fleiſch und Blut zugeſtehen ſoll? der Recenſent mag ſich etwas recht gutes, wiewohl gewiß nichts Neues dabei gedacht haben; ohne Zweifel iſt daſſelbe, nur auf verſtändliche Weiſe, ſchon oft geſagt worden. Der Poet Reimreich hat ſchon vor 50 Jahren nichts gegolten. Gern möchten wir auch wiſſen, worinn unſere Zeit gewaltiger iſt als ſo manche andere? — die Menſchen pflegen alles was ihnen angehört, bis auf Pferde und Hunde herab, als das Beſte heraus zu ſtreichen: es ſcheint faſt, ſie machen es nun auch ſo mit der Zeit. — Vermuthlich iſt es derſelbe Recenſent, der, bei Anzeige der Deutſchen (oft ſehr froſtigen) Frühlingskränze, von dem Dichter Iſidorus ſagt: er ſey einfach zart, mit ätheriſchem Sinn, und befriedige, wo er Geſtaltung gewinne — und Guſtav Schwabe ſey in manchen Phantaſien nicht ohne Andichtung willkührlicher Vorſtellungen. Das ſind lauter bequeme Phraſen, bei welchen ſich nichts und Alles denken läßt. So recenſirte Leſſing nicht. —

Der Declamator, Herr Solbrig, macht ſich das Bücherſchreiben ſehr bequem. Es ſind zu gleicher

Zeit von ihm (aber eigentlich nicht von ihm) erſchienen, Erſtens: Poetiſche Sagen der Vorzeit; Zweitens: der Hauspoet (zweiter Theil) und Drittens: Monologen und Erzählungen, ſämmtlich für Freunde der Dichtkunſt, oder für geſellige Cirkel, oder zum Behuf der Declamation geſammelt und — nachgedruckt. Fürwahr, man kann es nicht anders nennen. Alle deutſche Dichter, große und kleine, gute und ſchlechte, haben ihren Beytrag liefern müſſen. Es iſt eine olla potrida auf drei Schüſſeln vertheilt. Herr Solbrig ſelbſt hat keine andere Mühe dabei gehabt als das Abſchreiben. Auf dem Titel der Monologen und Erzählungen ſteht zwar: „mit Bemerkungen über den Vortrag“ allein dieſe Bemerkungen ſind ſehr dürftig und enthalten weiter nichts, als was auch wohl ein Schauſpieldichter in Parentheſe anzuzeigen pflegt: dieß oder jenes wird unwillig oder ſchmerzlich, oder lebhaft geſprochen. Wie man es aber machen müſſe, um Unwillen oder Schmerz auszudrücken, das lehrt Herr Solbrig nicht. Es läßt ſich auch weder lehren noch lernen. —

Die Sängerfahrt iſt eine Neujahrs-Gabe, die ſich mit nicht geringem Pomp ankündigt. Ungewöhnliches Format, Druck, Papier, Kupferſtiche, der Einband, alles lockt den Leſer und vollends die Nahmen der zwanzig Dichter, die ſämmtlich auf dem Titelblatte von dem Ein und zwanzigſten geſammelt werden! und vollends die hinzugefügten Geburtsorte derſelben, ſammt den Strömen, an welchen dieſe Geburtsorte liegen, ſo daß man gleich die große Neuigkeit erfährt, daß Dresden an der Elbe und Bremen an der Weſer zu ſuchen iſt. — Alles das zuſammen genommen ſcheint anzudeuten, daß für dieſe Sammlung eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen wird. Nun wollen wir zwar gern bekennen, daß manches Schöne und Gute darin befindlich, müſſen aber auch freimüthig hinzufügen, daß manches weniger als mittelmäßig iſt. Dahin gehört das Luſtſpiel: der Sylveſter-Abend, in breiten gereimten Alexandrinern. Mehr Dichter-Athem, aber ein kalter, durchweht den Raub der Proſerpina, eine Art von Oper in 2 Acten, in welcher Pluto die Proſerpina folgendergeſtalt anredet:

Dich, Tochter der Ceres,
dich bitt' ich, gewähr' es,
und laſſe dich heben
Auf meinen Thron.

und als ſie nicht will:

So muß ich dich rauben
und brauchen Gewalt.
Herbei meine Diener,
Die Mädchen zu feſſeln
An Bäume feſt.

Als Ceres ihre Tochter im Tartarus wieder findet, ruft ſie aus.

Wonne! da iſt ſie!
Wehe! wie ſitzt ſie
Auf ſo kläglichem Throne?

Unerwartet war uns auch, in dieſer Sammlung den erſten Act einer neuen Bearbeitung des bekannten Donau-Weibchens zu finden; allerdings nicht zu vergleichen mit der elenden ältern; aber doch, zumal unvollendet, hier nicht an ihrem Platze, auch nicht ſelten unzart, wie z. B. wenn Larifari, der hier Herzbold heißt, das langweilige Leben eines vermählten Ritters ſchildert:

Zeugt fromme Kinder und erzieht ſie ſtill,
Küßt Eins und putzt dem Andern ſeine Naſe.

Oder ſeltſam gekünſtelt:

O Augen! wohin führen mich die ſüßen Scheine?
Ich meine, daß ich nur zu büßen ein muß ſaugen
Der Augen lieblich Grüßen; wie ich freudig weine
und mich der Deine fühl' im Küſſen fragen mich die Augen u. ſ. w.

Unter den Romanzen und Balladen haben manche uns ſehr wohl gefallen, beſonders des [illegible] Brautfahrt, deren Anfang jedoch Göthe's Erlkönig abgeborgt iſt. Manche hinwiederum haben unſerem Geſchmacke nicht zugeſagt. So z. B. der Schluß von Prohaska, (der bekannten jungen Kriegerin im letzten Feldzuge.)

Sie ſank in die Blumen auf grünem Land,
und allen that's Mädchen ſo leid!

Das ſcheint uns doch gar zu proſaiſch und matt. So auch der Schluß vom blauen Mondſchein:

und der dies Lied geſungen,
dem wird es gar nicht ſchwer;

was wir ihm gern glauben wollen. Die letzte Romanze in der Sammlung: die gräuliche Brautfahrt, iſt eine verunglückte Nachahmung von Bürger's Lenore.

Volksliedern wie:

's war 'mal 'ne Katzen-Königin, Ja, ja!
Die hegte edlen Katzenſinn, Ja, ja! u. ſ. w.

vermögen wir auch nicht Geſchmack abzugewinnen, eben ſo wenig als den ſerbiſchen Liedern, wo es heißt:

Der Scheik erblickt den Veſir
Mit ſeinen zwölf Delien.
Sieht ſich um der Veſir zurück,
und als er ſah den Kraljewitſch Marco,

Spricht er zu ſeinen zwölf Deſſeln
Kinder mein, ihr zwölf Deien u. ſ. w.

Als Gedicht gelungen, wenn gleich als Meynung ſehr keck, iſt das Sonett: der Kriegsmann an die Schreiber in Paris, welches wir ganz abſchreiben:

Wie lange wollt ihr abern noch und odern,
Mit Seifenblaſen nach Sperlingen zielen,
Und um das Recht mit Federſpielen ſpielen?
O möchtet ihr im Schwefelpfuhle lodern!
Wenn ihr was fördern wollt, ſo müßt ihr fodern
Und müßt mit Keulen ſchreiben, nicht mit Kielen.
Geht hin wo ſie um eure Kuſte fielen,
Und betet auf den Feldern wo ſie modern!
Wie möcht ihr ſolche Gaukelſpiele treiben
Mit glattem Wort auf glattem Eſelsleder,
Und drohen mit der ungeladnen Flinte?
Wir geben euch die ächte rothe Tinte,
Wir geben euch die wohlgeſpitzte Feder,
Und ganze Länder um darauf zu ſchreiben.

Unter den proſaiſchen Aufſätzen haben uns die zwei Worte über Geſellſchaft und den geſellſchaftlichen Ton, ganz beſonders aber das aus der Chronic eines fahrenden Schülers gefallen, wegen ſeines wohlgetroffenen, alterthümlichen, herzigen Tones. — Das ganze Buch gleicht einem ſchönen Käſtchen, in welchem eine Dame, neben einigen Ringen und andern koſtbaren Nippes, auch Reſte von Bändern, leere Balſambüchschen und dergleichen Sächelchen verwahrt. —

In den poetiſchen Blättern von Roſenhein, duftet der eigne Schatten Kühlung, und Freundſchaft, Liebe und Sinn fürs Rechte, werden mit dem Mooſe am Baumſtamme verglichen; jene nemlich zerſtört des Goldes Flamme, und dieſes der Blitz. Herr Roſenhein wandelt nicht im Dichterhayn. —

Militäriſche Gegenſtände.

Einige Officiere des Königl. Preußiſchen General-Stabes haben angefangen, intereſſante Denkwürdigkeiten für die Kriegs-Kunſt und Kriegs-Geſchichte herauszugeben, deren Fortſetzung wir mit Vergnügen entgegen ſehen. In dem erſten bis jetzt erſchienenen Hefte findet man ein Tagebuch des General Lauriſton, welches auf dem Schlachtfelde von der Katzbach, nebſt mehrern andern Schriften gefunden wurde, als die Franzoſen in wilder Flucht davon eilten. Es iſt zwar nur ein Fragment, weil der Regen mehrere Blätter zerſtört hat; allein immer noch vollſtändig genug, um intereſſante Bemerkungen zu veranlaſſen. Dahin gehört unter andern die: daß die Franzoſen ihre erſten Bewegungen 1813 mit wankenden unſichern Schritten anfingen, aber ſichtbar raſcher und zuverſichtlicher handelten, ſobald Napoleon angekommen war, ja, daß man daraus die Epoche ſeiner Ankunft erkennen konnte. „So viel wirkt das einmal „erworbene Zutrauen einer Armee zu ihrem Führer und „ſolchen Einfluß hat das moraliſche Element im Kriege, „deſſen Würkung in militäriſchen Schriften viel zu we„nig berückſichtigt worden iſt. Welchen Eindruck mach„te es nicht auf alle Gemüther, als vor Dresden am „26. Auguſt gegen Abend die franzöſiſche Armee auf ein„mal zu den Schlägen herausſtürzte, und ſtatt der vor„her gezeigten flauen Vertheidigung, die Angreifer in „einem Nu bis an den Fuß der Anhöhen von Räcknitz „zurück warf! und tief rief Einer dem Andern, von „dieſer Erſcheinung betroffen, zu: Er iſt da!" —

Die Nachrichten des Grafen Schulenburg, über ſeine Feldzüge in Polen und Sachſen in den Jahren 1703 — 1706, erhalten, durch mehrere ungedruckte Briefe von Voltaire, noch einen beſondern literariſchen Werth. Unter andern ſchreibt er an den Grafen: „haben Sie nie daran gedacht, Herr Marſchall, wie abſcheulich, wenn gleich nothwendig, Ihr Handwerk iſt? — Man hat mich z. B. verſichert, daß der General Renſchild, nach der Schlacht bei Fraustadt, mit kaltem Blute 12 bis 1800 Ruſſen niedermetzeln ließ, die, 6 Stunden nach der Schlacht, kniend um ihr Leben baten. Der Geſchichtsſchreiber Adlerfeld behauptet, es wären nur 600 geweſen und ſie wären unmittelbar nach der Action umgebracht worden. Von Ihnen erwarte ich die Wahrheit zu hören, die mir eben ſo lieb iſt als Ihr Ruhm."

Allein Schulenburg antwortete auf dieſen Punct nicht. — Wenn jene gräßliche Anecdote wahr iſt; wenn auch nur 600 Ruſſen nach der Schlacht von Kriegern einer ſchon gebildeten Nation ſind niedergemacht worden; warum erhebt denn der Pfiſter Mößle ſo großes Geſchrey über eine ähnliche, ſeiner Angabe zu folge, von Barbaren verübte Handlung?

Reiſen.

Auf einer Reiſe von Leipzig nach Italien hat Herr Quandt Streifereyen in das Gebiete der Kunſt gemacht, wohin wir ihm nicht folgen mögen, aus dem von Madame Schoppenhauer ganz richtig bemerkten Grunde, weil jede Beſchreibung von Kunſtwerken langweilt. Aber ein paar andere Gegenſtände heben wir gern aus.

In der ſchönen Gegend von Mittenwalde iſt

Tyrol fand der Reiſende noch manche Spuren des Krieges, unter andern einen wackern Mann, der die Schaale der Leiden ſammt den Hefen geleert, und deſſen Gefühl das tiefſte Elend gleichſam abgeſtumpft hatte. Es war der Poſtmeiſter von Mittenwalde. Daß die Franzoſen ihn rein ausgeplündert und ihm das Haus über dem Kopfe angezündet hatten — Kleinigkeit! — daß er nachher, durch das Mitleid der Bayriſchen Regierung mit Vieh und Pferden auf's neue ausgeſtattet, zum Zweytenmale alles durch die Seuche verlohr — Kleinigkeit! — Aber als die entzügelte Wuth der Franzoſen ihm auch ſein liebſtes Gut, ſeine Gattin entreißen wollte, entfloh die Unglückliche. Der Mann, ſobald er die Ungeheuer los war, ſuchte ſein geliebtes Weib in den Gebirgen lange vergebens und mit Todesangſt. Endlich fand er ſie im Walde — aber wahnſinnig! So lebte ſie noch einige Jahre, und ſeine Armuth konnte nicht einmal ihr Schickſal erleichtern. Alles das erzählte er nun mit herzzerreißender Kälte. — In München ſtand eines Morgens in aller Frühe Quandt an ſeinem Fenſter gegenüber der Domkirche, an deren Mauer ſteinerne Ritter und Frauenbilder als Denkmäler aufgerichtet ſind. Vor einigen dieſer Grabmale ſtanden Gefäße und Schaalen, vermuthlich mit Weyhwaſſer angefüllt. Da kam ein Mägdlein mit einem grünen Zweige in der Hand, tauchte denſelben in eine der Schaalen, benetzte das Grab und legte den Zweig darauf. Auch ein altes Mütterchen wankte herbey, und beſprengte ein anderes ſchon bemoostes Grab. Ein ſchöner, rührender Gebrauch! — Das ſchwäbiſche was ſchaffen's? hält der Reiſende für unüberſetzbar in's Hochdeutſche, weil weder thun, noch machen, noch befehlen es ausdrücke. Wir meynen: was begehren oder verlangen Sie? ſey doch wohl daſſelbe. —

Naturkunde.

Ein Herr Maréchal hat in franzöſiſcher Sprache ſeine Meinung über die Bildung der Mondſteine abgegeben. Er hält ſie für erdige Ausflüſſe, die ſich in gasförmiger Geſtalt in der Atmosphäre erhalten haben und durch Berührung mit dem Lichte wieder zerſetzt worden ſind. Eine feurige Flüſſigkeit (die er annimmt) wird durch dieſe Zerſetzung frei, und zeigt ſich als ein heller Schein. Die plötzlich ausgedehnte Luft ſchlägt auf einmal in den vom Feuer verlaſſenen Raum zuſammen, vereinigt, indem ſie ein Donner ähnliches Getöſe hervorbringt, die gasförmigen Beſtandtheile der feſten Körper und — der Meteorſtein iſt fertig. Daß er herunter auf die Erde komme, dafür ſorgt die Schwerkraft. Blitz und Donner könnten ihn nicht begleiten, wann er aus dem Monde käme. Das Licht erſcheint blos im Augenblicke ſeiner Bildung und begleitet ihn nicht zur Erde, iſt folglich nicht der ſchnellen Bewegung der Luft zuzuſchreiben, denn ſonſt müßte eine Kanonenkugel auch einen feurigen Schweif nach ſich ziehen (Es bleibt doch immer ſchwer zu glauben, daß Maſſen, wie z. B. die ſibiriſche, ſich in einem Augenblicke in der Luft bilden können. Man bedenke nur, welch eine ungeheure Menge von Gas zu einer ſolchen Maſſe erforderlich wäre! welchen ungeheuern großen Raum dieſes Gas einnehmen, und mit welcher ungeheuern Geſchwindigkeit es ſich auf Einem Punkte verſammeln müßte! Doch wir beſcheiden uns gern, über dieſen räthſelhaften Gegenſtand keine Stimme zu haben).

Ein Herr Hellmann hat ein Specimen über den Taſtſinn der Schlangen geſchrieben, in welchem er zu beweiſen ſich bemüht, daß bey den Schlangen die Zunge das Werkzeug jenes feinern Gefühls iſt, das den Thieren zu Erforſchung der ſie umgebenden Körper dient. Er hat ſie fleißig beobachtet und immer gefunden, daß die Schlangen alles was ſie berühren, oder beißen, oder freſſen wollen, zuvor mit ihrer Zunge prüfen. (Eine neue Aehnlichkeit zwiſchen Verläumdern und Schlangen.)

Der Herr Prediger Ballenſtedt hat ein ſehr ſeltſames Buch herausgegeben: Die Urwelt, oder Beweis von dem Daſeyn und Untergange noch mehr als Einer Vorwelt. Die Mamouths-Knochen und Cüvier's Entdeckungen ſpielen natürlich die größte Rolle darinn. Wir haben durchaus nichts neues gefunden; überdies ſind die meiſten dieſer Aufſätze ſchon in Tagblättern abgedruckt, und nur hier auf's Neue geſammelt, doch ohne etwas daran zu ändern; wodurch es geſchieht, daß man viele Dinge zwanzigmal leſen muß. Die Autoritäten, die der Verfaſſer citirt, ſind: die Jugendzeitung, die elegante Zeitung, der allgemeine Anzeiger der Deutſchen, u. ſ. w. Obgleich unſers Wiſſens noch kein verſteinerter Menſch gefunden worden, ſo ſetzt Herr Ballenſtedt doch auch ein Menſchen-Vorbild in ſeine Urwelt, dem wir aber vermuthlich ſo wenig gleichen, als, nach neuen Umwandlungen der Erde, unſere Nachkommen uns gleichen werden. Er meynt, die Vervollkommnung der Geſchöpfe gewinne bey dieſem Gange der Natur (andere meynen umgekehrt, der Menſch ſey zurück gegangen.) Eiſerne Geräthſchaften, in Flötzgebirgen aufgefunden, ſollen auch das Daſeyn der Präadamiten beweiſen. (Aber es bleibt doch immer ſehr bedenklich, daß man ſchon ſo viele vorweltliche Thierknochen, hingegen noch nie einen verweslichen Menſchenknochen gefunden hat, und wir möchten glauben, daß die Erde, als ſie Mammuths hervorbrachte, für Menſchen noch nicht geeignet war). Zu Leiden und Harlem glaubte man lange Zeit verſteinerte Menſchenknochen zu beſitzen, bis Cüvier kam und einen **Salamander** erkannte. Der alte **Scheuchzer** hielt lange Zeit einen verſteinerten **Wels** für ein in der Sündfluth ertrunkenes Kind. So mag ſich's auch mit den Geräthſchaften verhalten, zum Beyſpiel mit dem Kaſten, den ein Reiſender in einem durch Zufall geſprungenen Felſen des Caukaſus entdeckt haben ſoll, oder mit der verſteinerten Korngarbe, die noch zuſammen gebunden war. — Der Profeſſor **Gelpke** zu Braunſchweig ſoll der Meynung ſeyn, man könne ſich die Verſchüttung ſo vieler Thiere nur erklären, wenn man annehme, es ſey eine, im Weltraume herum irrende, fremde Maſſe von Weltenſtoff auf unſern Erdball herabgeſtürzt. Dadurch ſey er auch aus dem Gleichgewichte gekommen und habe eine ſchräge Richtung gegen die Sonne erhalten, folglich ſeine Klimaten verändert u. ſ. w. (Am Ende wird auch wohl noch Jemanden einfallen zu behaupten, daß der Mamouth ſchon auf jener herum irrenden Maſſe gelebt hat und mit ihr herunter gekommen iſt. Wir erinnern uns, ſchon irgendwo die Vermuthung geleſen zu haben, daß Neuholland, deſſen Natur ſo ganz von der uns bekannten abweicht, wohl ein uns angeflogenes Stück ſeyn möchte) —

Daß man bisweilen lebendige Kröten mitten in Steinen findet, iſt wahr. Zwar führt der Verfaſſer nur den **Freymüthigen** (?) als Gewährsmann an; wir erinnern uns aber, das Factum auch in den Abhandlungen der ſchwediſchen Academie geleſen zu haben. Der Verfaſſer erzählt (wir wiſſen nicht ob auf beſſere Bürgſchaft als die des Freymüthigen) ein engliſcher Naturforſcher habe eine Kröte in einem Topfe vergraben, um zu wiſſen wie lange ſie ohne Nahrung leben könne. Als er den Topf nach 3 Jahren wieder ausgrub, befand ſie ſich noch recht wohl. Auch Fliegen in Kapwein ertrunken, und in Flaſchen nach Europa gebracht, ſollen durch angewandte Mittel wieder lebendig geworden ſeyn. — Herr **Ballenſtedt** weiß, daß die Luft in der Vorwelt weit wärmer, und der Boden weit fruchtbarer war als jetzt, weil Pflanzen und Thiere denen gleichen, die jetzt nur in heiſſen Zonen angetroffen werden, und weil alles rieſenhaft heran wuchs. So ſoll man im ſächſiſchen Erzgebirge Abdrücke in Stein von einer Art Schilfgras gefunden haben, welches 1½ Fuß breit geweſen, und daher auch **Rieſenſchilf** genannt worden. Die jetzt ſo kleinen Ammonshörner waren damals ſo groß als ein Wagenrad. Nur unſere heutigen Fiſche ſollen größer ſeyn als die der Vorwelt. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir dem Verfaſſer in alle Irrgänge ſeiner längſt bekannten, und auch ſchon oft beſtrittenen, Hypotheſen folgen wollten. Aufs Klare werden wir hienieden doch nicht kommen. Die Klarheit wohnt nur jenſeits!

Herr **Chladny** hat im 10ten Stück der **Annalen der Phyſik** bewieſen, daß das Fallen der Meteorſteine ganz unabhängig iſt von Jahres- und Tageszeiten, von Himmelsgegenden, geographiſcher Lage, vom Wetter und von beſtimmten Perioden. Er erzählt unter andern, daß vor mehreren Jahren ein Reiſender im ſächſiſchen Erzgebirge ein Stück von einem Feuermeteor nicht weit von ſeinem Wagen niederfallen ſah, ausſtieg, und die noch glühende Maſſe betrachtete, ſie aber leider nicht mitnahm. (Da hätte er denn auch wohl 24 Stunden warten müſſen, ehe ſie ſich abgekühlt hätte.) Ein Poſtillion in Thüringen ſah ein eben ſolches Stück in einen Graben fallen; ſeine Pferde wurden ſcheu. Beydes geſchah zur Nachtzeit. Ohne Zweifel würden ſolche Beyſpiele häufig ſeyn, wenn man nur bey Nacht eben ſo häufig beobachtete, als am Tage. —

Der Profeſſor **Parrot** in Dorpat hat über das Gefrieren des Salzwaſſers mit Rückſicht auf die Entſtehung des Polar-Eiſes geſchrieben. Die Seefahrer berichten zwar, daß das Polar-Eis kein Salz enthalte, allein der Verfaſſer meynt und beweiſt: das bloſſe Schmecken könne hier nicht entſcheiden. Wenn das Eis in den Polargegenden kein Salz enthalte, ſo ſey es auch kein gefrornes **Meerwaſſer**, ſondern Eis von **Gletſchern**, welche die Pole unſerer Erdkugel bedecken, und gegen die freylich unſere europäiſchen Gletſcher bloſſe Kinder ſind. Das von dieſen Gletſchern abfließende, ungeſalzene Waſſer iſt leichter als das Meerwaſſer, hält ſich folglich an der Oberfläche, macht dieſe minder ſalzig und dadurch geſchickt zu frieren. „So müßte und muß noch jetzt die Eisdecke der Polargegenden mit jedem Jahre an Höhe und Weite zunehmen: darum wird das Klima in Island und Grönland immer rauher und dieſe Länder verlieren immer mehr von ihrer bewohnbaren Fläche u. ſ. w. (Die Hypotheſe iſt nicht blos ſinnreich, ſondern auch ſehr wahrſcheinlich.) —

Herr **Sertürner** hat aus dem Opium ein furchtbares Gift gezogen, die ſogenannte **Mekonſäure**. Sie erinnert an die berüchtigte aqua tophana. Sie iſt völlig geſchmacklos und farblos. Hunde, welchen ſie eingegeben wurde, magerten ab, wurden immer ſchwächer und ſtarben endlich. Abengegen Würmer ſcheint es ein wahres Specificum zu ſeyn. — Für Aerzte muß dieſe Arbeit von großer Wichtigkeit ſeyn, denn um wie viel wohlthätiger wird das Opium als Arznei wirken, wenn es zuvor von dieſem Gifte befreit wird. Seine eigentliche Heilkraft verdankt das Opium einem neuen Alkali, **Morphium** genannt, welches unter andern bey Zahnweh und Krämpfen, wo das Opium faſt ohne Würkung war, augenblickliche Hülfe leiſtete.

Kleine literariſche Notizen.

Im Weimariſchen **Landſturmblatte** hat ſich eine Stimme zu Gunſten der Wartburgiſchen Geſchichte erhoben, vermeinend, das Verbrennen u. ſ. w. verdiene kaum ein ſo arges Geſchrey als man von mehrern Seiten erhebe. Jeder **gute Geiſt** müſſe doch irgendwo ausgehen, und, wenn er von der [illegible] kräftigen **Jugend** ausgehe, ſo ſey um ſo ſicherer zu hoffen, daß er ſich fort erhalte und nicht untergehe. Mit uns ältern, bedächtigern Leuten gehe es bergab, wir ſehen die Zeit und den Geiſt der Zeit nicht mehr, und thäten beſſer, das, unter **kluger Leitung**, dem jüngern Geſchlecht zu überlaſſen. Luther habe auch Studenten mit nach Leipzig genommen, als er gegen D. Eck disputiren wollen u. ſ. w. Sobald die **Jugend** die Zeit begriffen habe, ſo ſey alles Widerſtreben, alles Einengen und Eindämmen umſonſt —

(Wollten wir dieſe Sätze förmlich beſtreiten, ſo möchte es ſcheinen, als hegten wir Groll, und das iſt fürwahr nicht der Fall. Nur ein paar kühle Fragen erlaube man uns: Iſt es ganz erwieſen, wo ein guter Geiſt ausgeht? — war denn das jüngere Geſchlecht auf der Wartburg unter **kluger Leitung**? — hat unſere Jugend denn wirklich die **Zeit begriffen**?) —

Von der, durch die Herren Profeſſoren **Erſch** und **Gruber** angekündigten **Allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte** wird in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung geurtheilt (und man iſt genöthigt, dieſem Urtheil beyzuſtimmen), daß die ganze Unternehmung überflüſſig ſey: für gewöhnliche Leſer, weil denen das nicht verwerfliche und auch nicht koſtbare Converſations-Lexicon genügt; für Gelehrte, weil es treffliche Wörterbücher über die meiſten Zweige des menſchlichen Wiſſens giebt. Alles umfaſſend! und 400 Mitarbeiter! das klingt freilich groß; aber das erſtere ſey unmöglich, und vollends in nur 30 Bänden! Das Letztere würde dem Unternehmen gedeihlicher ſeyn, wenn die 400, unter welchen eine Menge „ordinairer Tagſchreiber" wären, auf 100 Männer von anerkanntem Werthe reducirt würden. Auch nur in dieſem Falle könne das Unterzeichnen der Nahmen Vertrauen einflößen. Auch die gelieferten Proben werden mangelhaft befunden. Was würde z. B. Leſſing zu dem Artikel **Dramaturgie** ſagen? (Hr. **Schütz** hat dort ſeine Gattin als einen weiblichen Genius geprieſen, durch welchen die deutſche Bühne mit einer neuen Gattung mimiſcher Kunſt bereichert worden u. ſ. w.) Zuletzt wird noch gefragt: ob die Herren **Erſch** und **Gruber** ſich wohl mit **Diderot** und **d'Alembert** meſſen können? welche Kunſt oder Wiſſenſchaft bisher durch jene beiden Männer im Mindeſten gefördert worden? Auch wird ihnen verargt, daß ſie in ihrer Ankündigung die Magiſträte und Zünfte zum Ankauf der Encyclopädie ermuntert haben. —

Aus der **Skizze einer maleriſchen Reiſe durch die Schweiz von Wyß**, (die wenig Neues und manches Langweilige enthält) lernen wir, daß am Dauben-See eine ſchlechte, nur im Sommer bewohnte Herberge, Nahmens Schwarenbach, liegt, welche der Schauplatz des **Werner**ſchen **Trauerſpiels, der 24ſte Februar**, ſeyn ſoll —

Aus den, in polniſcher Sprache erſchienenen, **hiſtoriſchen Geſängen von Niemzewitſch** (einem Dichter, der von ſeinen Landsleuten mit **Schiller** verglichen wird) haben wir unter andern gelernt, daß die ſchwer bewaffneten polniſchen Lanzenreiter **Huſſarze** (die nicht mit den ungariſchen Huſaren zu vermengen ſind) im 16 und 17. Jahrhunderte an ihren Kuraſſen **blecherne Flügel** trugen, welche die feindliche Kavallerie ſchreckten. Sie mögen in der That wie himmliſche Heerſchaaren ausgeſehen haben; aber mehr als Einmal konnte man doch nicht vor ihnen erſchrecken. —

Ein ſchwediſcher Feldprediger, **Göttlin**, der die ſchwediſche Armee während des letzten Feldzuges in Deutſchland begleitete, hat ſeinen Landsleuten dieſen Krieg ſowohl, als die Völker und Länder beſchrieben, die er durchzogen, und wo ihm Alles ſo neu war, wie einem Bauerknaben, der zum Erſtenmale in die Stadt kommt. Schon zwei Bände von dieſem erbärmlichen Machwerk ſind erſchienen. Unter den Beilagen hat er auch eine Ode an Napoleon abdrucken laſſen, die, nach ſeiner Angabe, **Friedrich Schlegel** zum Verfaſſer haben ſoll. —

In den, ſchon erwähnten, **Reiſen durch Frankreich** wird einer uralten, in Marſeille noch immer beobachteten, Sitte gedacht, die uns ſo acht chriſtlich vorkommt, daß wir nicht begreifen, warum der Verfaſſer ihren Urſprung unter den Heyden ſucht. Nämlich um Weihnachten laden die Familienhäupter alle Verwandte zu ſich ein; wenn auch manche derſelben bisher in Spannung mit einander lebten, an dieſem Tage müſſen ſie doch Alle erſcheinen. Anfangs freilich iſt es denen läſtig, die ſich ungern begegnen; aber die Freuden der Tafel und die Heiterkeit des Feſtes verfehlen ihre Wirkung nicht. Beſonders gehört zu dieſem Feſte ein großer Eichenklotz, der, ſo lange die Geſellſchaft beiſammen iſt, im Kamine brennen muß und fleißig mit Wein und Oel begoſſen wird. Das nennen ſie das **Freundesfeuer**, und bei dieſem Klotze (der calignau oder calendeau heißt) werden manche zerriſſene Bande freundlich wieder zuſammen geknüpft. —

Der Herr **D. Wieland** hat ſich den Spaß gemacht, ein Geſpräch zwiſchen Frau von Krüdener und dem Endesunterzeichneten gedruckt zu erzählen. Dieſe Unterhaltung hat allerdings ſtatt gehabt, und währte eine gute halbe Stunde, in Gegenwart vieler Zeugen. Von irgend Einem derſelben hätte der Herr D. wohl erfahren können, daß die paar Worte, die Er der Frau v. Krüdener und dem Unterzeichneten in den Mund legt, **gar nicht geſprochen worden ſind**. Wozu denn ſolche hämiſche Perſönlichkeiten? — Auch eine ſüße Frucht der Preßfreyheit!

Kotzebue

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 15. Dritte Auflage. 1r Band.

Ein paar Worte über einige Redensarten.

Ein gewiſſer vorlauter Schriftſteller ſagt: „wo eine bedeutende Anzahl Bedeutender für etwas ſpricht, da werden, nach der Natur des Menſchen, die **Schweigenden** als damit einverſtanden betrachtet.“ — Wie viele **Bedeutende** haben noch vor wenigen Jahren für **Napoleon** geſprochen! allein wie falſch wäre der Schluß, daß die **Schweigenden** damit einverſtanden wären. Jene Behauptung iſt eine der ſchiefſten, die jemals aufgeſtellt worden, und wäre ſie richtig, ſo müßte doch erſt bewieſen werden, daß die **Sprecher** wirklich **bedeutend** ſind. —

Er ſagt ferner: „es komme darauf an, daß die **Mehrheit**, wo nicht des Volks, doch der gebildeten, für die übrigen ſprechenden Klaſſen ſich über ein Zeitbedürfniß vereinige; dann verſchaffe ſich eine ſolche Stimme als Volksſtimme Gehör, ja ſie werde unwiderſtehlich.“ — Da erfahren wir endlich, was in der Meinung dieſes Schriftſtellers die **öffentliche Meinung** iſt: nicht die Stimme des **Volkes**, ſondern die der **Mehrheit** der ſogenannten Gebildeten. Woher wiſſen aber dieſe, was dem Volke nützt? aus ihren Theorieen. Das Volk erkennt practiſch oft das Gegentheil und proteſtirt gegen die Volksſtimme der ſich ſelbſt aufgeworfenen Sprecher. — Welche Abſicht haben dieſe? wollen ſie bloß das Gute befördern? oder wollen ſie von ihren Sprechereien leben? etwas durch ſie werden oder gelten? das letztere iſt faſt immer der Fall, und das macht die Stimmführer ſehr verdächtig. In der Regel ſind es junge Männer, die ſich zu keinem Amte qualifiziren wollen, ſondern vorziehen, völlig ungebunden von der Schriftſtellerei zu leben; das iſt aber in **Deutſchland** ſehr ſchwer, weil es bei unſerm leſeluſtigen, aber nicht kaufluſtigen Publikum ſchon für eine Art von Glück zu rechnen iſt, wenn von einen Werke 1000 Exemplare abgeſetzt werden. Will nun der junge Held ein ſolches Glück erringen, ſo muß er in eine Lärmtrompete ſtoßen, muß Fürſten und Miniſter attakiren, muß alle Regierungen ſeines Vaterlandes hofmeiſtern, muß Gift aus jeder Blume ſaugen und dabei verſichern, das ſey die **Volksſtimme**, die **öffentliche Meinung**; ſo ſpreche ſich der **Zeitgeiſt** aus. Das Publikum — wenn es ihm auch nie eingefallen iſt, das zu wünſchen, zu verlangen, was ihm der Wortführer als Wunſch und Verlangen unterſchiebt — hört und ſieht es doch immer gern, wenn die Mächtigen der Erde von Einem aus ſeiner Mitte geneckt werden, und freut ſich über die Keckheit, bei der es ſelbſt nichts wagt, ſondern nur dabei ſteht und ins Fäuſtchen lacht. Das iſt eine der menſchlichen Unarten, daß Macht, Ehre, Reichthum, ſtets beneidet werden, und daß jeder Spott über ſie, jeder Angriff auf ſie, eine Schadenfreude erregt. Solche Schadenfreude iſt ſeit Tauſenden von Jahren immer Zeitgeiſt und öffentliche Meinung geweſen, und und wer ſie dem Publikum bereitet, der wird gern geleſen. Daraus folgt aber noch gar nicht, daß er die **Grundſätze** des Publikums oder deſſen **Wünſche** ausſpräche. — Auch das die **Majorität** der Gebildeten hier entſcheiden ſolle, müſſen wir beſtreiten. Die ſchweigende oder ſprechende **Minorität** iſt gar oft der vernünftigere Theil, und möchte überhaupt wohl ſchnell zur Mehrzahl ſich erheben, wenn man von ihren Gegnern Alle die abrechnete, die blos ſprechen, um davon zu leben, oder um der Welt zu zeigen, daß ſie auch da ſind. — Was iſt denn überhaupt **gebildet** in Hinſicht auf die Gegenſtände, von welchen hier die Rede iſt? Es kann Einer ein großer Gelehrter ſeyn, und über Staatsverfaſſungen und Staatsbedürfniſſe die ſchönſten Theorieen aufzubauen verſtehen, darum aber doch in **practiſcher** Hinſicht ſehr **ungebildet** erſcheinen. So kann es geſchehen, daß ein junger Arzt, mit trefflichen Kenntniſſen ausgerüſtet, ſeine Laufbahn betritt und manchen alten Practicus unartig hofmeiſtert, indeſſen dieſer, auf **Erfahrung** geſtützt, den Patienten curirt, den jener expedirt haben würde. Paßt dies Gleichniß nicht vollkommen auf unſere Zeitungs Staats-Künſtler? — Man ſehe zum Exempel auf Einer Seite die Verſammlung der Bundesgeſandten in Frankfurt; lauter Männer, die, in Staatsdienſten ergraut, Erfahrungen geſammelt, das Vertrauen ihrer Fürſten und die, zu verſtändiger Prüfung nothwendige, Kälte ſich erworben haben — dagegen auf der andern Seite einen Herrn Magiſter oder Profeſſor, der vom ganzen Staate nichts kennt als ſein Katheder oder ſeinen Bücherſchrank, und der nun alle Augenblicke ſchreit: die alten Herren dort machen es nicht recht! ſo müſſen ſie es machen! ſo will es das Volk haben! ſo erfordert es das Heil des Staats! — iſt das nicht lächerlich? und ekelhaft obendrein? — meint denn der Herr Magiſter oder Profeſſor, alles Gute, was er allenfalls der Bundesverſammlung rathen könnte, werde ſie nicht ſelbſt einſehen? ohne *ſeine* Weisheit werde ſie nicht finden, was zu thun iſt? — Dazu gehört fürwahr der lächerlichſte *Uebermuth* — oder *Hunger*.

König Yngurd, von Müllner.

(Das folgende Urtheil aus dem Journal des Sçavans, über *Müllners* trefflichen *Yngurd*, theilen wir dem Publikum mit, um zu zeigen, wie verſchieden, und wie ſeltſam mitunter, die Anſichten unſerer Nachbarn ſind. Es verſteht ſich, daß wir von Allem, was hier tadelndes geſagt werden, ſehr wenig unterſchreiben, ſondern vielmehr dem Verfaſſer des *Yngurd* unſere wärmſte Hochachtung bezeigen. Das Einzige, worin wir mit dem Journal des Sçavans ganz überein ſtimmen, iſt der Vorzug, den es der *Schuld* vor dem *Yngurd* ertheilt.) —

„Hätten wir nicht in dieſem Journal von Müllners erſten Trauerſpiel, die Schuld, umſtändliche Rechnung abgelegt, ſo würden wir gern von dieſem zweiten ſchweigen. Die Erſtlinge eines Talents, welches erſt in ſeiner Reife zu ſchaffen begann, hatte große Hoffnungen in uns erweckt. Da Herr Müllner bei einem Stoff, der ſonſt ganz der neuern Zeit und den neuern Sitten angehörte, die Regel der Einheiten beobachtete, durften wir uns ſchmeicheln, daß zwiſchen der klaſſiſchen Muſe der Alten, und der romantiſchen Muſe ſeines Vaterlandes eine Annäherung, ja eine Ausſöhnung ſtatt finden würde, und er ſelbſt ſchien uns ſehr geeignet der Vermittler zu werden. König Yngurd zerſtört wenigſtens die letztere Hoffnung, und wir können unſere Leſer nicht länger in der Täuſchung laſſen. Doch werden wir dieſe wahrhaft peinliche Aufgabe ſo viel möglich abkürzen.“

„In der Schuld war die Einheit der Zeit und des Orts ſo ziemlich beobachtet. Im Yngurd iſt es ſchwer die Dauer der Handlung zu berechnen, und der Schauplatz verwandelt ſich nicht allein in jedem Act, ſondern auch zweimal mitten im Act. Wir hatten den Verfaſſer geprieſen, daß er des Prunks und der Theaterſpiele nicht bedürfe, die bisweilen, ſelbſt unter uns, an die Stelle der Entwickelung der Leidenſchaften treten: aber im König Yngurd iſt keines jener Hülfsmittel verſchmäht; man findet da ein Ungewitter, einen Sturm, einen Schiffbruch, eine Schlacht, die ſich durch ein Packtum mit dem Teufel endigt; ohne noch der Erkennungen und Verkleidungen zu erwähnen. Wir hatten Hrn. Müllner auch gelobt, kaum mehr als fünf Perſonen aufgeſtellt zu haben; aber in dieſem neuen Stücke ſind ſo viele Rollen, daß er ſelbſt zweifelt, ob eine Geſellſchaft in Deutſchland zahlreich genug ſey, ſie zu beſetzen. Endlich, obgleich das Vorſpiel (l'avant-scène) ſeines erſten Trauerſpiels der Wahrſcheinlichkeit und Einfachheit ermangelt, ſo iſt doch wenigſtens die Handlung von bewunderswürdiger Einfachheit und Wahrheit, und giebt, in Rückſicht auf Einheit, keinem Vorwurf Raum: das Vorſpiel vom König Yngurd hingegen iſt ſo zuſammen geſetzt, daß man nach einer Expoſition von 28 Seiten kaum in den Stoff eingedrungen iſt, und die Handlung, die unter unſern Augen vorgeht, würde ſich beſſer für einen Roman, als für ein Trauerſpiel ſchicken. Aber wenn dieſes Stück von dem Erſten in allem Lobenswerthen abweicht, ſo hat es hingegen alle deſſen Fehler. Alle die wir dem romantiſchen Trauerſpiel vorwerfen, finden ſich im Yngurd: gehäufte Begebenheiten, eine verwirrte Miſchung von Perſonen jedes Ranges, jedes Standes, eine Unbeſtimmtheit über die Epoche der Handlung, die unter zwanzig Jahrhunderten die Wahl aller abergläubigen Begriffe der unwiſſendſten Zeitalter frey ſtellt. Zwey der Hauptperſonen, König Yngurd und König Alf, haben die Zukunft durch Prophezeihungen erfahren, an welche ſie glauben und die auch in Erfüllung gehen. Zwey andere, Prinz Oscar und Prinzeſſin Asla, emfangen Offenbarungen im Traume; die Königin Brunhilde wird närriſch und prophezeiht gleichfalls in den Anfällen ihres Wahnſinnes; bald iſt von Odin und Walhalla, bald vom Satan und der Kirche die Rede. Es iſt nicht mehr jene tragiſche tiefe Moral, wie ſie in Herrn Müllners erſtem Werke uns erſchien, wo ein einziges Verbrechen, nicht blos den ſchuldigen, ſondern alles was ihn umgab, unglücklich machte; wo das Geſtändniß dieſes Verbrechens blos durch die Qual der Gewiſſensbiſſe ihm entriſſen wurde. Yngurd hingegen wird erſt im 4ten Acte ſtrafbar, in Folge des im dritten Act mit dem Teufel geſchloſſenen Paktums, und nicht er, ſondern der Meuchelmörder, der ihm gehorcht, enthüllt das Verbrechen, welches der König ihm geboten hat.“

„Indeſſen würde man irren, wenn man aus allen den hier aufgezählten Vorwürfen ſchließen wollte, das Stück ſey ganz ohne Verdienſt; dann wäre es unnütz geweſen davon zu reden. Zwar eignen ſich nach unſern Begriffen nicht alle Charactere deſſelben für das Trauerſpiel, aber die meiſten ſind wahr und ſehr gut gehalten; die meiſten ſind tadellos in der romantiſchen Gattung; denn einem Nachahmer Shakeſpears verzeiht man wohl zwey junge Liebende, bey welchen die Leidenſchaft alle Seelenkräfte verſchlingt und ſie ſogar der Sinne beraubt; eine aus Ehrgeiz und Eiferſucht närriſch gewordene Königin, die in den gemeinſten Anſpielungen prophezeiht; einen Meuchelmörder, der mit ſeinem Schlachtopfer vernünftelt; Fiſcher, die mit ſich handeln laſſen, um einem königlichen Schiffe Hülfe zu leiſten. Der Styl iſt im Ganzen genommen kräftig, harmoniſch und poetiſch, und wenn er nicht allzu oft durch wunderliche Wendungen, und beſonders durch den ſeltſamen Myſtizismus, der in den Hauptrollen herrſcht, verdunkelt würde, ſo würde man aus Neubegier, ohne Ermüdung und mit Vergnügen das Stück von einem Ende bis zum andern leſen. Auch bietet es mehrere wahrhaft dramatiſche Situationen dar, und mehrere Scenen, welche die größte Würkung hervorzubringen geeignet ſind. Wir würden dies Verdienſt ſelbſt im höchſten Grade der 3ten Scene des dritten Acts zwiſchen Yngurd und ſeinem Weibe zugeſtehn, da Reue, Liebe, Ehrgeiz mit den lebhafteſten Farben hier gemahlt ſind, wenn ſie nicht mitten in eine Schlacht hingeſtellt wäre, wo ſie im entſcheidendſten Augenblicke 16 Seiten einnimmt. Aber um unſer Lob dieſer Scene und einiger andern zu motiviren, müßten wir zuvor das Stück zergliedern, und das würde die vorgezeichneten Grenzen weit überſchreiten; denn das Trauerſpiel allein, zählt 336 Seiten, und 3000 bis 3500 Verſe.

Bei dieſer Berechnung höre ich meine Leſer über die unmäßige Länge des Stücks ſchreien; ſie glauben, die entſchloſſenſten Zuſchauer würden dadurch zurückgeſchreckt werden. Ich glaub es auch, und doch iſt es nicht das was mir die Hoffnung raubt, die ich von Herrn Müllner gefaßt hatte. Es wäre nicht der Erſte der nach einem gelungenen Verſuche, einen Fehlgriff gethan, ihn aber auch in der Folge zu verbeſſern gewußt hätte. Was uns an ſeiner tragiſchen Muſe verzweifeln macht, iſt, daß er nicht aus Unachtſamkeit, ſondern nach Grundſätzen geſündigt, und ſeine Parthie ein für allemal genommen hat. Dem König Yngurd wie der Schuld iſt ein Nachtrag angehängt, der an die prüfenden Betrachtungen des Corneille erinnert, und in welchem er ſein Stück, die Zuſchauer und das Publikum richtet. Aber es iſt nicht mehr jene Beſcheidenheit, jenes Mißtrauen in ſein Talent, welche wir bei der Prüfung ſeines erſten Trauerſpiels gerühmt haben. Hier im Gegentheil fängt Herr Müllner, wegen des geringen Beifalls, den ſein König Yngurd erhalten (?) mit der ganzen Welt Händel an, ausgenommen mit ſich ſelbſt. Von 6 Theatern, welchen er ſeine Handſchrift zuſchickte, nahmen nur 3 ſie an (?) und nur 2, in Wien und Braunſchweig, ſpielten das Stück. Zwar haben ſeitdem Dresden und Stuttgart es verlangt und auch geſpielt, aber auf jedem dieſer Theater iſt es mehr oder weniger verſtümmelt und verunſtaltet worden, theils nach ſeiner Angabe, theils nach der Laune der Directoren. In Berlin verfuhr man noch ſchlimmer. König Yngurd iſt dort noch nicht erſchienen, (bekanntlich ſchon längſt) obgleich Herr Müllner einen Monat in dieſer Hauptſtadt zubrachte, um ihn den Schauſpielern zu expliciren. In der That iſt es nicht Jedermann gegeben, den Geiſt deſſelben zu erfaſſen und den Buchſtaben zu begreifen, und Herr Müllner beklagt ſich darüber ohne zu argwöhnen, daß er wohl ſelbſt ein wenig Schuld daran ſeyn mag. Eben ſo wenig iſt es vielen Zuſchauern gegeben, demſelben Stücke 4 bis 5 Stunden ihre Aufmerkſamkeit zu widmen, und Herr M.,, ſtatt daraus zu ſchließen, daß man die Stücke kürzer machen müſſe, ſchlägt vor den Yngurd entweder in zwey Vorſtellungen zu theilen, oder einiges zu ſtreichen, oder die beiden erſten Acte hintereinander weg zu ſpielen, die alsdann nicht länger als anderthalb Stunden dauern würden, oder die Zwiſchen-Acte ſehr kurz zu machen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieſer verſchiedenen Auskunftsmittel und welches derſelben den Vorzug verdiene, überlaſſe ich der Beurtheilung des Leſers. Allein zum mindeſten ſeltſam iſt die Art, wie es Hr. M. beliebt hat ſie zu motiviren. Bald will er allenfalls die Dauer der Vorſtellung abkürzen, ſich großmüthig herablaſſend zu ſolchen Zuſchauern, die noch ſo am Körperlichen kleben, daß ſie die Stunde des Abendeſſens nicht im Theater zubringen wollen; bald ſucht er Stellen und Scenen aus, die er ihrer Unwiſſenheit oder ihrem Mangel an Geſchmack opfern will. Er macht ſich luſtig über den Zuſchauer, der gern etwas von der empfundenen Regung mit nach Hauſe nehmen mögte, ſonſt aber will er nicht, nachdem er ihn ſtark bewegt hat, daß man ihm einen Zwiſchenact gebe, um ſich zu erhohlen, und zwar weil ,,der tragiſche Schrecken ein heftiges Mittel iſt, welches die Aſthenie des Mitleids brechen und ſie in jene Gattung von Sthenie verwandeln ſoll, welche dem Menſchen die Kraft verleiht, für den Augenblick ſeiner erregten Leidenſchaften Herr zu werden und ſo aus ſeinem eignen Schmerz Vergnügen zu ſchöpfen.'' Man ſieht daß das Brownſche Syſtem ſich ſogar des romantiſchen Trauerſpiels zu bemächtigen droht. Übrigens wenn das nicht recht klar iſt, ſo verweiſt uns Hr. M. auf ſeinen Almanach für Privattheater, den wir unglücklicher Weiſe nicht hier haben; allein das Vorhergehende wird hinreichen, unſern Leſern zu beweiſen, daß H. M. nicht aus Unwiſſenheit irrt. — Wir ſchweigen von demjenigen Theile ſeines Nachtrags, wo er über die Art ſein Stück darzuſtellen Winke giebt, und zwar um ſo mehr, da er, trotz des Vergnügens, welches ihm eine gute Darſtellung deſſelben gewähren würde, doch anräth es gar nicht zu ſpielen, ja er bereut ſogar, die Vorſtellung deſſelben nicht ganz unmöglich gemacht zu haben.“

(Nachdem der Recenſent noch manches über die Nothwendigkeit geſagt hat, daß ein Trauerſpiel auch aufführbar ſeyn müßte, ſchließt er mit folgenden Worten:)

Es iſt Zeit dieſen Artikel zu enden. Sollte er Herrn M. in die Hände fallen, ſo würde er uns ohne Zweifel ſehr ſtrenge finden; allein wenn er auch den geleſen hat, wo wir von ſeinem erſten Werke Rechenſchaft ablegten, ſo wird er geſehen haben, daß wir mit mehr Vergnügen und derſelben Unpartheilichkeit ihn gelobt haben. Da wir für die deutſche Literatur eifern, ſo hatten wir uns gefreut, einen Schriftſteller auftreten zu ſehn, der ihr ein tragiſches Theater verſprach, nicht auf dem Papiere, ſondern in der Würklichkeit. Der Verluſt unſerer Hoffnungen hat nothwendig uns weh thun müſſen.

Unterzeichner Vanderbourg.

Gift und Gegengift.

Der Herr Medicinalrath von Klein in Stuttgart hat die höchſt merkwürdige Geſchichte der magnetiſch-hellſehenden Auguſte Müller in Carlsruh drucken laſſen, erklärt alle Spötter für Nullmenſchen, und will es der Pudenda von Herzen gönnen, wenn ſie hier neue Beute macht. (Pudenda iſt der Titel eines Archivs der Thorheiten unſerer Zeit, in welchem ein gewiſſer D. Brille den Magnetismus etwas unbarmherzig geißelt, aber auch lachend ſehr ernſthafte Wahrheiten ſagt und ſo wichtige Einwürfe macht, daß kein Magnetiſeur ſie jemals zu widerlegen im Stande iſt.) Die Zweifel der Nullmenſchen gegen die Reinheit der Gefühle im Somnambülen Zuſtande, will Herr von Klein, laut der Vorrede, nächſtens durch eine andere merkwürdige Geſchichte widerlegen, wo eine ſomnambüle, ſonſt in ihren Mann verliebte Frau, jedesmal raſend wurde und die Epilepſie zu bekommen drohte, wenn der Mann ihr einen Kuß geben wollte. Wir bedauern dieſen guten Mann gar nicht, denn warum applicirte er nicht die Ruthe, ſo würde die Frau ihn ganz ſanfmüthig geküßt haben.

Was nun die Auguſte Müller betrifft, ſo wird verſichert, ſie habe gar nicht an den Magnetismus geglaubt, ſondern ſich nur aus Gefälligkeit der Cur unterworfen. Schon nach 10 Tagen guckte ſie in ſich hinein, fand alles in großer Unordnung, und verordnete ſich 13 Zweige Roßmarin in Wein gekocht. (Wie lang und wie dick die Zweige ſeyn ſollten, davon ſagte ſie nichts, und darauf ſchien doch viel anzukommen.)

Sie hatte Schmerzen in den Füßen, dagegen verordnete ſie einen eiſernen Schlüſſel, gegen welchen ſie beide Füße im Bett anſtemmen müſſe. (Alſo vermuthlich ein Thorſchlüſſel.) — Sie pflegte alle ihre Verordnungen nicht allein auf die Stunde, ſondern auch auf die Minute zu beſtimmen; worin es freilich unſere Aerzte noch nicht weit gebracht. Sowohl bei Beſtimmung der Zeit als des Maaßes wählte ſie jeder Zeit eine ungerade Zahl, welches Herr von Klein ſehr wichtig findet. — Am 27. Februar 1814 lief ſie davon, ſetzte ſich draußen vor der Stadt unter einen Baum und fiel, (weil es ihr ſo beliebte) von ſelbſt in den magnetiſchen Schlaf. Ein Zufall wollte, daß ihr Magnetiſeur auch dahin kam. (Seltſam.) Er führte ſie nach Hauſe, allein ſie hatte vor der Hand die Hellſichtigkeit verlohren. — Für Liebhaber von geiſtigen Getränken iſt Auguſte Müller ein angenehmer Arzt, denn ſie curirt Magen- und Gliederſchwäche durch Kirſchwaſſer auf die Blätter der ſchwarzen Johannisbeere gegoſſen; die hartnäckigſten Bruſtübel durch Kirſchwaſſer mit Meerrettig. Einem ihrer Patienten träumte einmal, ihn werde eine ſchwere Krankheit befallen, wenn er nicht vor 11 Uhr aus dem Bade ins Bett gehe. Sie hatte die Impertinenz zu behaupten, ſie habe den Traum veranlaßt, und Herr von Klein iſt ſchwach genug es zu glauben. —

Das Hellſehen fand ſich bald wieder ein. Sie wußte Mittel für Magenſchmerzen, konnte ſie aber erſt in 13 Tagen ſagen. Wenn ſich ihr Antlitz verklärte, wie Herr von Klein es nennt, ſo war das ein Zeichen der Erhörung ihres Gebets. Wenn ſie Electricität verordnete, ſo beſtimmte ſie die Zahl der Funken, die aus der Bruſt gezogen werden ſollten, nemlich 13. (Ja nicht 12 oder 14.) Die Glieder ließ ſie mit Kirſchwaſſer waſchen. Gegen Bruſtkrämpfe trank ſie Kaffee mit Kirſchwaſſer. Ihre Magenkrämpfe rührten von 3 Katzenhaaren her, die ſie, nach ihrer Behauptung, mit einem Butterbrot verſchluckt hatte. Etwas eigenſinnig war die Reinfühlende bisweilen, denn ſie wollte einem Kranken ihre Mittel nur dann verordnen, wenn er ihr verſpreche, ſie auch zu brauchen; welches ihr doch eigentlich in dieſem Zuſtande ganz gleichgültig hätte ſeyn ſollen. Indeſſen, der Patient verſprach, und nun erſt erklärte ſie, ſein Magen leide und er müſſe gutes Kirſchwaſſer mit einer Hand voll Wermuth-Körner trinken. — Sehr empfindlich war ſie auch, denn ſo oft etwas ungläubiges von ihr war geſprochen worden, ſo bekam ſie allerley böſe Zufälle. Wenn aber auf ihren Befehl Alle im Zimmer mit ihr beteten, ſo gab (wie Herr von Klein verſichert)

Gott ihr die Hellſichtigkeit wieder. Doch wehe dem Magnetiſeur, wenn er aus Zerſtreuung ein wenig lächelte. Wenn du lachen willſt, rief ſie dann, ſo gehe zur Thür hinaus. Alſo grob war ſie auch. — Auf die Frage: woher ſie alle ihre Eingebungen (vom Kirſchwaſſer, vom eiſernen Schlüſſel u. ſ. w.) habe, antwortete ſie: von einem höhern Weſen, ihrer verſtorbenen Mutter, welche ſie täglich ſehe. Bisweilen drückte ſie dieſem Geiſte auch die Hand mit ihren beiden Händen, folglich mußte wenigſtens die Hand des Geiſtes betaſtbar ſeyn. Auf die Frage: „wo ihre Mutter ſey“ gab ſie die, für einen vom Körper getrennten Geiſt viel zu gemeine Antwort: dort oben wo alle gute Menſchen wohnen; als ob es für den Himmel ein oben und ein unten gäbe. Seltſam iſt es auch, daß ſie zwar ſagen durfte, wo ihre Mutter ſey, aber nicht wie ſie ihr erſcheine; die Frage wäre unerlaubt, behauptete ſie. — Sie hatte auch ſonſt noch Viſionen, denn ihren Magnetiſeur ſah ſie ganz hell, nur ſeine Hände in einer Wolke gehüllt. Ueberhaupt konnte ſie in einer Finſterniß, bei der man die Hand vor den Augen nicht unterſcheiden konnte, alles ſo deutlich ſehen, als wir bei Sonnenlicht, und zwar mit den Augenbraunen. — Sie duzte Jedermann, und ſagte es ſey ſündlich anders zu reden. (Albern mag es ſeyn, aber ſündlich? dieſe einzige abgeſchmackte Behauptung wäre hinreichend ſie um allen Credit zu bringen.) Sie gab vor, den Charakter eines Menſchen eben ſo gut durchblicken zu können, als deſſen Körper, und wenn man fragte wie? ſo nickte ſie bedeutend und lächelnd mit aufgehobenem Finger und antwortete: „mein Geiſt ſagt es mir.“ Dieſer Geiſt ſagte ihr auch, wenn der Magnetiſeur daheim, zum Behuf phyſicaliſcher Verſuche, Thiere umgebracht hatte, und ſie empfing ihn dann mit den Worten: „Du haſt geſündigt.“ — Einſt war ſie niedergeſchlagen, weil ſie „die Gedanken gewiſſer Menſchen „geleſen hatte,“ vermuthlich auf den Geſichtern. (Dieſes Eine Wunder wollen wir ihr glauben; denn daß eine ſo ſchlaue Perſon, als dieſe Auguſte Müller, die Fertigkeit beſitzt, in den Zügen der Umſtehenden zu leſen, iſt nichts übernatürliches.) — Endlich war der große dreyzehnte Tag gekommen, an dem ſie das Mittel gegen die Magenſchmerzen publiciren durfte. Vier Perſonen mußten mit ihr beten, dann verklärte ſich ihr Antlitz, und ſie rief „mit himmliſcher Heiterkeit:“ drey grüne Feigen! Dieſe Feigen löſten nachmals die verſchluckten Katzenhaare auf, und führten ſie ab, ohne daß irgend Jemand etwas davon gewahr wurde. (Wer den Hrn. von Klein Kleingläubig nennt, der thut ihm Unrecht.) — Eine große Epoche in dieſer Wundergeſchichte macht ein dreytägiger Schlaf. Der Leſer glaubt vielleicht, darunter ſey ein wirklich ſchlafender Schlaf zu verſtehen? ach nein! ſie ſtrickte, nähte, ging und fuhr aus, es beliebte ihr blos zu verſichern, daß ſie ſchlafe, und man war ſo gefällig es ihr zu glauben. — Während dieſes Schlafes nun wurde ſie über manches ausgefragt, und ertheilte gnügenden Beſcheid; z. E.: daß nur geſunde Perſonen ihr hell erſchienen; daß dunkele Stellen körperliche Fehler andeuteten; daß ſie die Immoralität gewiſſer Menſchen an beſtimmten Veränderungen im Herzen erkenne; daß Perſonen, die nicht an den Magnetismus glauben, ihr zuwider wären; (ſehr natürlich!) daß ſie diejenigen, die durch das, was ſie geſehen, noch nicht überzeugt wären, auch nicht überzeugen wolle; daß das magnetiſche Fluidum nichts materielles; ſondern der Nerven-Aether ſey, und Aehnlichkeit mit dem Lichte habe; daß die Perſonen, die mit der Herzgrube ſehen und leſen, nur einen geringen Grad von Hellſichtigkeit beſäßen; (wie ſchlau ſie dieſer Probe auszuweichen wußte!) daß die Herzgrube wohl ſehen und hören, aber nicht denken könne; daß die verſchluckten Katzenhaare eben nicht ganz ſelten vorkommen, beſonders bei Kindern; daß die Haare von der Schnautze und vom Kopfe am ſchädlichſten ſind, weshalb die meiſten Kürſchner an der Bruſt leiden; daß man Hundshaare ohne Nachtheil verſpeiſen könne; nicht aber Haare von Seidenhaaſen; daß alle dieſe Haare den Frauenzimmern gefährlicher ſind als den Mannsperſonen, daß aber friſche Feigen und Salat dagegen helfen; (in allen dieſen Mährgen hat Herr von Klein, der berühmte Arzt, kein Haar gefunden!) — Am drolligſten erſcheint die Leichtgläubigkeit dieſes Mannes in folgender Wundergeſchichte. „Du haſt“ ſagte ſie zu dem Magnetiſeur, „in deinem Protocoll das Thier, deſſen Haare gleichfalls ſchädlich ſind, unrichtig angegeben; ich habe nicht Kaninchen geſagt, ſondern Seidenhaaſe;“ und richtig ſtand im Protocoll Kaninchen. War das nicht erſtaunlich? Er hatte doch, während ſeiner kurzen Abweſenheit, das Protocoll nur in den Schreibpult in ihrem Zimmer gelegt, zwar unverſchloſſen, aber Niemand hatte unterdeſſen den Schreibpult berührt. Daß alſo die Mamſell indeſſen hingegangen war, und das Protocoll geleſen hatte, das fiel ihm gar nicht ein. — Sehr albern erſonnen, und nur Kindern glaublich, war auch das Mährchen, daß ſie bisweilen ihren Bruder in Wien beſuche, und ſich ihm bemerkbar mache; Den Weg von Carlsruh bis Wien lege ſie in Einer Minute zurück, und ihre Mutter zeigte ihr den

Weg. — Als ſie ſpazieren fuhr, waren „die Augenlieder in lebhafter Bewegung, ohne jedoch ſich zu öffnen.“ (Wie iſt es möglich, daß die Augenlieder ſich bewegen können, ohne ſich ein wenig zu öffnen? man verſuche es einmal). — An jedem Baume konnte ſie bemerken, ob er im nächſten Frühlinge wieder treiben werde oder nicht. — Als einer ſie fragte, was eben jetzt in ſeiner Familie merkwürdiges vorgehe? erwiederte ſie unwillig: „du weißt es ja, und brauchſt es alſo nicht von mir zu hören.“ Uebrigens hatte ſie der Sybille etwas abgelernt, und wußte Orakel zu geben, die man auslegen konnte wie man wollte. So ſagte ſie z. B. einem an der Schwindſucht Leidenden: „du würdeſt beſſer ſeyn, wenn gewiſſe Umſtände nicht wären.“ Einſt hatte ein Herr v. B. von ihr geträumt; gleich war ſie mit der Verſicherung fertig, ſie habe ſich ihm im Traum bemerklich machen wollen. (Hätte ſie das früher erklärt, ehe er ſeinen Traum erzählte, ſo mögte es bedeutender ſeyn.) — Das liebe Kirſchwaſſer verordnete ſie ſich noch einigemal. — Von einem jungen Mädchen, das an vollendeter Abzehrung litt, und von einer ſchwindſüchtigen Mutter geboren war, behauptete ſie, ihre Krankheit ſey nicht in der Bruſt, ſonderm im Unterleibe, und wenn man ſie magnetiſirte, ſo werde ſie durch die Herzgrube hellſehend werden; es geſchah, ſie wurde aber nicht hellſehend, der Magnetismus hatte gar keinen Erfolg, und ſie ſtarb nach einigen Wochen an der Lungenſucht. — Dennoch verordnete ſie friſch drauf los, für Perſonen die an der Abzehrung litten, Kirſchwaſſer mit 11 weißen Pfefferkörnern; für die fallende Sucht, Pomeranzenblätter und Blüthen; für das Erbrechen Honig mit Brod! für eine Fiſtel am H— Peterſilienkraut; für die Waſſerſucht abgekochte Kornähren, und für eine Diarrhoe 31 römiſche Chamillenblumen. Der letztere Kranke, ein Knabe, würde, nach ihrer Behauptung, am Sonntag Abend geſtorben ſeyn, wenn er ihre Verordnungen nicht pünktlich befolgt hätte. — Am 18. Februar ging ſie ſchlafend in den botaniſchen Garten und las mit verſchloſſenen Augen die Nahmen der Pflanzen, und hörte die Kanonenſchüſſe nicht, die in der Nähe fielen. — Sie hatte ſich einmal an die Bruſt geſtoßen, und behauptete nun hartnäckig, da ſitze geronnenes Blut, obgleich der Arzt ihr bewieß, daß dieſe Behauptung ganz gegen alle Erfahrung ſtreite, weil kein Blutextravaſat Jahre lang ſich erhalten könne, ohne eingeſogen zu werden. — Sie hatte wohl auch gehört daß eine Somnambüle ſich vor Metallen ſcheuen müſſe, und alſo affectirte auch ſie einen gewaltigen Abſcheu dagegen, weil es ihr aber doch langweilig vorkommen mochte, während ihrer Krankheit nicht ſtricken zu können, ſo machte ſie eine Ausnahme bei den Stricknadeln, und verſicherte, ſie habe durch angeſtrengten Willen ihren Abſcheu gegen dieſes Eiſen überwunden — Nachdem ſie nun dieſe Comödie drey Jahr geſpielt hatte, beliebte es ihr geſund zu werden, und ihr Magnetiſeur verließ Carlsruh. Aber ſie reißte nach Wildbald, wo ſie das Vergnügen hatte, wiederum 14 Tage mit ihm zuſammen zu ſeyn. „Nach ſeiner Abreiſe wollte ihr nicht magnetiſches Ich in Wildbald nicht länger verbleiben.“ Sie ſuchte ſich aber in Carlsruh ein paar andere Magnetiſeurs aus, und ſchlief einmal wieder ununterbrochen (verſteht ſich nach ihrer Art) vom 15ten November bis 13. December 1816. Dann erzählte ſie, ſie würde am 14. Jan. 1817 eine Stecknadel verſchlucken, wenn man nicht mit aller Verſicht es zu verhindern ſuche. Man gab am beſtimmten Tage gewaltig auf ſie Achtung, ſie konnte keine Stecknadel erwiſchen, ſtach ſich aber eine goldene Vorſtecknadel in den Gaumen, alſo doch eine ſtechende Nadel. — Ueberhaupt mußte doch wohl der neue Magnetiſeur nicht ganz ſo hülfreich ſeyn als der ältere, denn ſie bekam das dreytägige Fieber, von dem ſie nicht eher wieder hergeſtellt wurde, bis ſie in Wildbald mit dem erſten Magnetiſeur wieder zuſammen traf. —

Wir ſollten wohl noch eine Erſcheinung, eine Art von Geſpenſtergeſchichte, berühren, wo ihr eigener Geiſt ſich bei einer guten Freundin in's Bett legte, nachdem er durch wohlverſchloſſene Thüren gegangen war; allein uns eckelt ſchon vor alle dem Unſinn, und vermuthlich unſern Leſern auch. Merkwürdig hat Hr. v. Klein dieſe Geſchichte genannt. Es hat ſolcher Betrügereyen ſchon ſo viele gegeben, daß wir an der ganzen Geſchichte nichts weiter merkwürdig finden, als daß er ſie glaubt. —

Indeſſen enthält ſie Gift noch für manche gläubige Seele, und darum wollen wir ſchnell mit dem Gegengifte dienen. Es iſt zu finden in des Doctor Pfaff (Profeſſors zu Kiel) neuer Schrift über und gegen den thieriſchen Magnetismus. Dieſer wackere Mann (der durch einen bekannten ſtarken Magnetiſeur, den Hofrath v. Bökmann in Carlsruhe, ſich ſelbſt manipuliren ließ, doch ohne allen Erfolg) ging nachher durch Bremen „und „hoffte, als Augenzeuge merkwürdiger Erſcheinungen“ ſeinen Glauben zu befeſtigen, „was ihm aber gezeigt „werden konnte, war nicht im Stande, ihn zu befriedigen.“ Später empfing er von einem Arzte in einer großen Stadt die Nachricht, daß ſich daſelbſt eine merkwürdige Somnambüle befinde. Er eilte dahin „und erkannte bald, daß der ganze ſomnambule Zuſtand ein gemachter, das Ganze ein Gaukelſpiel war, wodurch ein junges Mädchen ſchon mehrere Wochen lang einige Aerzte und ſonſtige Liebhaber bethört hatte.“ Er brachte die Schauſpielerin ſelbſt zum Geſtändniß. Merkwürdig war dabei, daß alle gewöhnliche Gründe zum Betruge fehlten. Das junge, ſonſt unverdorbene Mädchen von unbeſcholtener Familie, hatte bloß aus Eitelkeit dem Vergnügen ſo viel Intereſſe einzuflößen nachgegeben, und bewundernswürdig war die Kunſt, womit ſie die ſtärkſten Convulſionen, Opisthotonus, Emprosthotonus u. ſ. w. ganz der Natur gemäß hervorbrachte. Auch ergab ſich deutlich, daß die Aerzte ſelbſt unbewußt durch unvorſichtige Aeußerungen das Mädchen für ihre Rolle allmählig abgerichtet hatten. (Dieß einzige Beiſpiel iſt hinreichend, das Mißtrauen und den Unglauben aller Vernünftigen zu rechtfertigen.) — Mit Recht findet Herr Profeſſor Pfaff ſchon das ſehr auffallend, daß alle die Wunder des Hellſehens, des Fernſehens, der Weiſſagung u. ſ. w. in der frühern Periode des Magnetiſmus ſo gut als gar nicht vorkommen. Selbſt der ehrliche Schwärmer Wienholt führt in ſeinen drei dicken Bänden nur ein einziges Beiſpiel an, wo ein funfzehnjähriges Mädchen vorausſagte, ſie werde ſich den Fuß vertreten, und auch bei dieſem verließ er ſich bloß auf die nachmalige Ausſage des Mädchens, ſie habe ſich wirklich im Bade den Fuß ein wenig vertreten. Auch nur ein einziges Beiſpiel vom Fernſehen erzählt Wienholt, ohne gerechte Zweifel, wegen ſtatt gefundener Täuſchung, zu löſen. Vom Sehen mit dem Magen findet ſich in Wienholts Geſchichten kein einziger Fall. Auch bei Gmelin ging im Ganzen Alles noch ziemlich nüchtern zu, bis auf Eine Geſchichte, die man jedoch auf Treu und Glauben annehmen muß. Seitdem aber der Damm der kritiſchen Philoſophie niedergeriſſen worden; ſeitdem die Phantaſie Einfluß auf die Wiſſenſchaft gewonnen, und der thieriſche Magnetiſmus gleichſam der Culminations-Punkt der neuen Weisheit geworden, ſeitdem ſind Wunder auf Wunder zum Vorſchein gekommen, und man trägt kein Bedenken mehr das unglaublichſte als ausgemachte Thatſachen zu behandeln, in Syſteme zu bringen, und Theorieen darauf zu bauen, die ſo abentheuerlich ſind als die Hiſtorien ſelbſt, durch die ſie begründet werden ſollen. — Der Verfaſſer erinnert, daß auch dem beſten Arzte ein Organ für die Beurtheilung pſychiſcher Phänomene völlig fehlen kann. Er warnt vor der, dem Menſchen eigenen, Geneigtheit, das Wunderbare zu glauben. Ihm ſelbſt widerfuhr es einſt, daß eine Wünſchelruthe in ſeiner Hand beim erſten Verſuche wirklich ſchlug; er hatte Mühe ſich vor dem Enthuſiasmus zu bewahren, behielt jedoch den Muth, gegen ſeine vermeinte Entdeckung zu experimentiren und überzeugte ſich bald, daß die Wünſchelruthe in ſeiner Hand ohne Kraft ſey. — Er bemerkt ferner, wie verführeriſch es für den practiſchen Arzt ſey, ſich einer Art von Wunderkraft rühmen zu dürfen, die, der Sage nach, nicht Jedem gegeben iſt; — wie oft der Fall eintritt, daß ein getäuſchter Magnetiſeur, wenn ihm nachher die Schuppen von den Augen fallen, es nicht über ſich gewinnen kann, die ſchon verkündeten Wunder zu widerrufen; — wie ſehr das weibliche Geſchlecht aufgelegt und geneigt iſt, eine Rolle zu ſpielen, und ſich ſelbſt, noch mehr aber andere, mannichfaltig zu täuſchen; — wie auch, daß die Frauenzimmer, bei ihrer großen Beweglichkeit, beſonders im Stande ſind, Krämpfe, ſelbſt in ihrer fürchterlichſten Höhe, mit einer Wahrheit vorzuſpiegeln, die in einem gutmüthigen Enthuſiaſten keinem Zweifel an Betrug aufkommen läßt, u. ſ. w. Wir bedauern, nicht ausführlich alle die trefflichen Gründe und Warnungen des Verfaſſers mittheilen zu können, laden aber jeden Unbefangenen ein, das Buch zu leſen; denn es iſt eine reife Frucht der Erfahrung und des geſunden Menſchenverſtandes. — Der große Apoſtel des Magnetiſmus, Puyſegür, hat neuerlich, in einem Aufſatz über die Macht des Willens, das Verhältniß zwiſchen der Seele des Magnetiſeurs und ſeiner Somnambule als völlig analog mit dem einer Magnetnadel und eines kräftigen Magnets erklärt, und ſich mit Zuverſicht erboten, an einer kranken Taubſtummen es zu beweiſen. (Wozu eine Taubſtumme? er beweiſe es nur hinter dem Rücken einer Kranken, die durchaus nichts davon ahnt, daß ſie magnetiſirt wird und wir verpfänden unſern Kopf, daß ſein Magnet nichts wirken wird.) — Die berüchtigte Stuttgarter Geſchichte ſucht Herr Profeſſor Pfaff gleichfalls natürlich zu erklären; allein wir glauben, daß unſere Erklärung, die wir in einem der erſten Blätter mitgetheilt haben, wohl die richtigſte ſeyn möge. —

Ferner beweiſt er, daß der Hr. Hofmedicus von Klein in Stuttgart durchaus kein ruhiger Beobachter, und daß die berüchtigte Strombeckiſche Geſchichte, trotz Marcards Zeugniß, noch großen Zweifeln unterworfen iſt u. ſ. w., kurz er läßt keine der Erſcheinungen ungeprüft und zieht am Ende den Schluß daraus: daß die ſogenannte Magie des Magnetiſmus durchaus verdächtig ſey, auf Täuſchung, Irrthum und Betrug beruhe. Indeſſen läugnet er gewiſſe Wirkungen des Magnetismus nicht. (Auch wir nicht, in ſo fern der Magnetismus eine Erregung der Einbildungskraft iſt. Wenn man z. B. gegen einen ſehr kitzlichen Menſchen nur von ferne die Spitze des Zeigefingers kehrt, ſo lacht er ſchon; iſt das nicht auch Magnetismus?) —

Gmelin hat geſagt: mit tafftenen Däumlingen oder flockſeidenen Handſchuhen könne man nicht magnetiſiren. Da wirft nun Pfaff die, freilich unzubeantwortende, Frage auf: wie ſieht es denn nun mit allen den ſchönen Theorieen des pſychiſchen Einfluſſes, der großen Kraft des Willens des Magnetiſeurs aus, der noch auf Meilen weit wirkſam bleiben ſoll? wenn ſchon ein dünner Däumling von Taffet die ganze Wirkung hemmt? — Die Hoffnung, die der Verfaſſer von dem Magnetismus hegte, iſt noch mehr geſunken, ſeitdem er bemerkt hat, daß manche treffliche Männer, die erſt für die Sache eingenommen waren, ſie bald wieder fallen laſſen — wie ihm ſelbſt mehrere Beiſpiele davon bekannt ſind — und daß von den eigentlichen großen practiſchen Aerzten Deutſchlands ſich keiner mit dieſem zweideutigen Mittel befaßt, welches folglich am Krankenbette ſich nur in den Händen von Enthuſiaſten oder Charlatans befindet.

Zuletzt ſpricht er noch ein Wort über Sympathie und ſympathetiſche Curen und führt bei dieſer Gelegenheit Hufelands höchſt ſeltſame Erfahrung an: „daß man, durch das Kochen des Urins „eines Menſchen mit einem vitrioliſchen Pulver, denſelben in der Entfernung, ja auf mehrere Meilen weit, während des Kochens in Schweiß bringen und Gichtübel dadurch heilen könne.“ (Wir geſtehen, daß wir glauben, man könne ſich ohne Gefahr anheiſchig machen, die ekelhafte Kocherei auszutrinken, unter der Bedingung, daß die Thatſache unwiderſprechlich bewieſen werde.)

Eigenthümliche Gebräuche in England.

Aus dem Panorama d'Angleterre, von Charles Malo.

Das engliſche Wort pledge bedeutet ein Unterpfand, eine Sicherheit. Der Urſprung des Ausdrucks: I'll pledge you, ich nehme Sie zum Bürgen, will man in den Zeiten finden, wo die Dänen England beherrſchten. Unter dieſen wilden Eroberern ſoll es nämlich oft vorgekommen ſeyn, daß ſie die Landeseingebohrnen, während dieſe tranken mit Dolchen niederſtachen. Wenn ein Engländer es wagte, in Gegenwart eines Dänen zu trinken, ohne von dieſem die ausdrückliche Erlaubniß dazu erhalten zu haben, ſo wurde dieſer Mangel an Ehrfurcht auf der Stelle mit dem Tode beſtraft. Dieſe Grauſamkeit ſetzte die Engländer in eine ſolche Furcht, daß ſie auch dann ſogar, wann ſie wirklich aufgefodert wurden zu trinken, es nicht eher zu thun wagten, bis einer der Anweſenden ſie pledged, oder Bürgſchaft für ihr Leben geleiſtet hatte. Dieſer hielt alsdann ein bloſes Schwerd in die Höhe, um über die Sicherheit des Trinkers, während er das Glas am Munde hatte, zu wachen, wirklich iſt man auch, während man trinkt, ganz unfähig, ſich ſelbſt zu beſchützen und deshalb ſagt Shakeſpear in ſeinem Timon von Athen: „Wenn ich ein großer Herr „wäre, ſo würde ich mich fürchten, bei der Tafel zu „trinken; alle vornehmen Männer ſollten, wenn ſie „trinken wollen, ihren Hals vorher mit einem eiſernen „Band bewaffnen, damit man ihnen die Kehle nicht abſchneide.“ Dies iſt nun der Urſprung des unter dem Namen Pledging noch heut zu Tage unter dem gemeinen Volk in England, beſonders in den nördlichen Gegenden, wo die Dänen am meiſten geherrſcht haben, üblichen Gebrauchs. Einige Schriftſteller behaupten jedoch, daß er ſich von dem Tode des jungen Königs Eduard, des Märtyrers, den ſeine Stiefmutter Elfriede, während er eben trank, mit einem Dolche ermorden ließ, herſchreibe. — Uebrigens waren die Dänen in einem ſolchen Grade dem Trinken ergeben, daß der König Edgar, auf den Rath Dunſtans, Erzbiſchoffs von Canterbury, in jedem Dorfe nur eine Schenke beſtehen ließ, und die übrigen alle abſchaffte. Auſſerdem verordnete er auch, daß in den hölzernen Bechern, deren man ſich damals zum Trinken bediente, in beſtimmten Zwiſchenräumen Nägel oder Nadeln befeſtigt werden ſollten, und daß jeder, der auf einen Zug über dieſe Zeichen hinaustränke, auf's Strengſte beſtraft werden ſollte. Anſtatt aber dadurch der überhand genommenen Völlerei Einhalt zu thun, brachte vielmehr dieſe Verordnung eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor, denn ſie gab Veranlaſſung zu dem ſogenannten Pin-drinking, einem Spiele, wobei ein jeder genau bis auf die inwendig in dem hölzernen Becher befeſtigte Nadel trinken mußte. Dieſes Spiel erforderte aber ſehr viele Uebung, und veranlaßte daher ein ſolches unmäßiges Saufen, daß die Regierung ſich genöthigt ſah, durch ein beſonderes Geſetz den Prieſtern, Mönchen und andern geiſtlichen Perſonen der damaligen Zeit ausdrücklich zu verbieten, noch ferner bis zur Nadel zu trinken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bey uns iſt erſchienen:
Briefe das Studium der Theologie betreffend, von J. G. von Herder. Zwey Theile. Vierte Auflage. 8. 2 thlr.
Hoffmanniſche Hofbuchhandlung.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 16. Dritte Auflage. Ir. Band.

An das Publikum.

Der Herausgeber hat das Vergnügen, dem Publicum anzuzeigen, daß bereits eine neue Auflage dieſes Blattes nothwendig geworden iſt; die ſpätern Subſcribenten werden folglich auf die erſten Nummern etwas warten müſſen; doch hat die Verlagshandlung verſprochen, den Druck möglichſt zu beſchleunigen.

Es wäre Ziererei, wenn der Herausgeber nicht gern geſtünde, daß es ihm viel Freude macht, ſein Blatt durch den Beifall eines großen Publicums geehrt zu ſehen. Es war immer ſeine Meinung, daß die Verehrer des geſunden Menſchenverſtandes bei weitem zahlreicher ſind, als die Sprudelköpfe; daß ſie nur nicht ſo laut ſchreyen wie dieſe; nicht gern mit auf den Markt treten; und daß man ſie folglich nicht gewahr wird. Dieſe Meinung hat ſich nun herrlich beſtätigt, denn kaum ſind es zwei Monate, als wir das einfache Panier der geſunden Vernunft und Rechtlichkeit aufpflanzten, und alſobald iſt es von ſo vielen Verſtändigen umgeben werden. Der Herausgeber iſt ſogar ſo glücklich, ſeinen geliebten Monarchen unter die Subſcribenten zählen zu dürfen.

Natürlich muß dieſe Theilnahme uns ſpornen, unſere Anſtrengung zu verdoppeln und des ſo ſchnell errungenen Beifalls werth zu bleiben. Wir ergreifen aber dieſe Gelegenheit, uns über Etwas, was wir tadeln gehört, mit dem Publicum zu verſtändigen. Man hat nemlich geſagt: viele der angezeigten Schriften würden doch allzukurz berührt. Das mag wahr ſeyn: allein wir müſſen entweder auf Mannichfaltigkeit und einen gewiſſen Grad von Vollſtändigkeit Verzicht thun, oder bei unſerer Weiſe bleiben. Eigentliche Recenſionen hat man hier nicht zu ſuchen, ſondern nur leichte Umriſſe, bisweilen nur von einer Klaue, aus der man den Löwen oder den Fuchs erkennen möge; es iſt blos darauf abgeſehen, demjenigen, der weder Zeit noch Luſt hat, die Legion unſerer gelehrten Zeitungen zu leſen (oder auch nur durchzublättern) neue Schriften bekannt zu machen, und ihm über das, was darin zu finden iſt, einen Wink zu geben. Es iſt doch nicht zu leugnen, daß das, was wir Literatur-Zeitungen nennen, größtentheils Sammlungen von kleinen Abhandlungen ſind, die oft mehrere Blätter durchlaufen, und folglich darauf berechnet ſind, dem Leſer weit mehr als eine bloße Zeitung zu hinterbringen. Sie ſollten Literatur-Berichte heißen. Unſer Blatt hingegen iſt wirklich eine Zeitung, indem ſie die literariſchen Neuigkeiten kurz berührt, und nur bey ſolchen Gegenſtänden etwas länger verweilt, die den Leſer angenehm unterhalten können. Nur ſo wurde es möglich, in den erſten 13 Nummern mehr als hundert und achtzig Schriften anzuzeigen, während die Literaturzeitungen auf demſelben Raume oft kaum 20 beurtheilen, und unter dieſen noch vielleicht die Hälfte mathematiſche, orientaliſche, juriſtiſche, exegetiſche u. ſ. w., woran nur der eigentliche Gelehrte, nicht dasjenige Publikum, welches wir für unſer Blatt uns denken, Theil nimmt. Der Geſchäfts- und Weltmann, der Kaufmann, der Künſtler, und das gebildete Frauenzimmer mögen es einmal verſuchen, von einem Jahrgange irgend einer Literatur-Zeitung das abzuſondern, was ſie gar nicht leſen mögen, wie viel wird übrig bleiben? — oft mögten ſie auch wohl von dieſem und jenem gelehrten Werke etwas erfahren, allein die Länge und Breite der Recenſion ſchreckt ſie ab. Auch hier leiſten wir ihnen bisweilen den Dienſt, einen kurzen Auszug aus den Lit. Zeitungen zu liefern, wobey wir jedoch die Cautel beobachten, uns nicht auf das Urtheil des anonymen Recenſenten, ſondern blos auf die von ihm mitgetheilten Proben des beurtheilten Schriftſtellers zu verlaſſen. — Ein anderer großer Vorzug, den unſer Blatt, als beurtheilendes, vor allen gelehrten Zeitungen behauptet, iſt der, daß es nur von Einem Manne geſchrieben wird, und daß dieſer Eine Mann ſich nennt. Wer ſeinem Urtheile, ſeinem Geſchmacke nicht traut, der wird ihn nicht leſen. Das Publikum weiß alſo gleich woran es iſt. Man betrachte hingegen unſere Recenſir-Inſtitute. Hunderte von Mitarbeitern bringen einen hundertfachen Ton hinein; es iſt die Scene vom Himmelsſturm in der bekannten Oper der Deſerteur, wo jeder ſein eigenes Lied ſingt. Wir wollen gar nicht läugnen, daß ſich gute Sänger darunter befinden, aber manche detoniren auch

1818.

gewaltig. Dazu kommt nun noch, daß, die Heidelberger Jahrbücher ausgenommen, kein Recenſent ſeinen Namen nennt, man alſo nie weiß, wem man ſein Vertrauen ſchenket, und ob man nicht mitleidig die Achſeln zucken würde, wenn man den Nahmen erführe, oder ob nicht perſönlicher Widerwille gegen die Verfaſſer mit im Spiele iſt. Das letztere iſt leider ſo oft der Fall! der Herausgeber ſpricht hier aus Erfahrung; denn die Jenaiſche Literatur-Zeitung, zum Beyſpiel, hat noch nie von irgend einem ſeiner Werke, er will nicht ſagen eine lobende (denn ſie möchte antworten, das Lob ſey unverdient) ſondern auch nur eine mit dem geziemenden Anſtande und ohne Animoſität geſchriebene Recenſion geliefert; und er weiß recht gut warum.

Auch hierin ſind wir Gott ſey Dank! mehrern Lit. Zeitungen weit überlegen. Parteylichkeit kennen wir nicht, noch weniger Animoſität. Was wir loben oder tadeln, das loben und tadeln wir aus Ueberzeugung, der Verfaſſer ſey wer er wolle. Wir können in unſerm Urtheil uns irren, und irren uns wahrſcheinlich oft; allein wir geben es auch für nichts mehr als das Urtheil eines einzelnen Mannes, nicht wie jene, als von einem Gelehrtenverein ausgeſprochen; folglich kann ein etwaniger Irrthum dem Getadelten auch nicht ſo weh thun. Der Leſer, der, wenn er das angezeigte Buch ſelbſt lieſt, unſern Geſchmack mit dem ſeinigen nicht übereinſtimmend findet, hat weiter nichts zu thun, als unſer Blatt künftig nicht zu leſen. Dies leichte Mittel kann er aber nicht bei den Lit. Zeitungen anwenden, wohin ſo viele ihre — Scherflein tragen, Silber, Kupfer und Bley; wo niemand weiß, weſſen das Bild und die Ueberſchrift iſt, und wo der Nahme Eichſtädt zum Exempel durchaus nichts vorzügliches verbürgt; da muß der Leſer lange ſichten, wenn ihm daran liegt die Waizenkörner von der Spreu zu ſcheiden. Bisweilen muß er ſogar die allerverlegenſte Waare mit bezahlen, wovon wir im Vorbeygehen zur Gemüthsergötzung, ein paar curioſe Beyſpiele liefern wollen. In den Jahren achtzehnhundert drei und vier, ſind ein junger Antihypochondriakus zu Beförderung der Verdauung und ein witziges Allerley erſchienen. Von dem erſten ſagt die Lit. Zeitung: es ſey eine abgeſchmackte Anekdoten-Sammlung zur Beförderung des Gähnens: und von dem letztern: es ſey ein aus hundert Büchern zuſammen geſchriebenes Quodlibet, ohne Zweck und Ordnung; und wann ſagt ſie das? im Jahr achtzehnhundert und ſiebzehn!. (Siehe Erg. Blätter No. 74) Wenn beyde Urtheile wahr ſind, woran wir nicht zweifeln wollen, ſo ſind beide Schriften gewiß ſchon längſt zu Maculatur geworden. Welchen Zweck kann man damit verbinden, daß man ſie nach vierzehn Jahren erſt anzeigt? iſt es nicht geradezu verlohrnes Papier? ſollte ſich der Herr Hofrath Eichſtädt nicht ſchämen, ſolchen vierzehnjährigen Schofel zu Markte zu bringen?

Dito, drey kleine Luſtſpiele, jedes in 1 Act: Revange, der beſtrafte Argwohn und Cervantes Portrait, ſind auch ſchon vor 13 Jahren herausgekommen, werden auch (No. 75.) nun erſt eben ſo flach angezeigt. Mein Gott! wozu? wem kann daran gelegen ſeyn 1817 zu erfahren, daß 1803 ein paar längſt vergeſſene Bogen gedruckt worden ſind? — Ein anderer Nachtheil der aus der Vereinigung zuſammen gewürfelter Scribenten mit einem unwiſſenden oder nachläſſigen Redacteur entſpringt, iſt der, daß der Käufer für ſein Geld nicht einmal immer reines Deutſch erhält. So z. B. verbeſſert die Jenaiſche Lit. Zeitung No. 176 höchſt lächerlich einen Schriftſteller, der geſagt hat: „warme Theilnahme an denen“ (welches recht iſt) durch „warme Theilnahme gegen diejenigen“ (welches falſch iſt.) In No. 179 ſagt ſie: das Werk ſey von Druckfehlern (ſtatt durch Druckfehler) entſtellt. Im Intelligenzblatt No. 75 läßt ſie eine Stelle begleiten ſtatt bekleiden, u. dgl. m. — Wir wollen übrigens den Lit. Zeitungen ihren relativen Werth nicht abſprechen; es arbeiten mitunter geſchickte, gelehrte und unpartheyiſche Männer daran (welches beſonders von der Göttinger und Heidelberger gilt); aber ſie wollen Allen Alles ſeyn und das geht nicht. Wir wollen nur gewiſſen, ſehr reſpectabeln Claſſen von Leſern, nicht Alles, ſondern Einiges ſeyn, und das geht.

Um die von uns nöthig erachteten Mittheilungen an den Leſer zu vollenden, haben wir nur noch weniges über die politiſchen Meinungen hinzu zu fügen, die wir hie und da äuſſern und die oft mit den Mode-Meynungen im Widerſpruche ſtehen. Es hat eine Zeit gegeben, wo auch wir für Democratien, Conſtitutionen, Preßfreiheit u. ſ. w. geſchwärmt, und uns redlich eingebildet haben, die allgemeine Wohlfarth könne ohne ſolche Dinge nicht beſtehen. Indeſſen hatten wir auch gar oft geleſen, und uns die Lehre wohl gemerkt, daß die Erfahrungen, welche die Geſchichte liefert, faſt immer unbenutzt bleiben. Darum wurden wir aufmerkſamer auf die Geſchichte unſerer Tage und beſchloſſen, daß der Vorwurf, keinen Nutzen daraus gezogen zu haben, uns nicht treffen ſolle. Daraus ergab ſich aber, daß wir unſere Meynungen über vieles ändern, unſere Erwartungen von manchen Dingen gewaltig herabſtimmen mußten. So iſt unſere jetzige Ueberzeugung entſtanden: daß Democratien nur einzelne Städte beglücken; daß die Monarchie die natürlichſte und beſte Regierungsform iſt; daß Stände allerdings dem Fürſten wie dem Volke ſehr nützlich ſeyn können, daß ſie aber nicht eine Art von Oppoſition gegen den Fürſten bilden, ſondern nur des Hauſes ältere Söhne ſeyn ſollen, die dem Vater freundlich rathen, nicht ihm vorſchreiben dürfen; und endlich, daß unbedingte Preßfreiheit zwar viel nutzt, aber noch mehr ſchadet. Das ſind in unſern Augen Erfahrungsſätze, die zu beweiſen der Raum hier nicht verſtattet, die wir uns aber — den Blick feſt auf die letzten 25 Jahre geheftet — nicht wegdiſputiren laſſen. Wer ſich daran ärgert, der laſſe unſer Blatt ungeleſen; denn es kann nicht fehlen, daß wir oft bey Gelegenheit ſie äuſſern werden. Doch wen, wie uns, Alter und Erfahrung abgekühlt haben; wer, gleich uns, tolerant genug denkt, um auch denjenigen wohlzuwollen die verſchiedener Meynung ſind (wenn nur nicht aus Neben-Abſichten), der reiche uns freundlich die Hand.

Ein ziemlich allgemeines Gerücht behauptet, die Bundesverſammlung werde nächſtens in allen Bundesſtaaten Conſtitutionen einführen. Uns wird das noch in einer beſondern Hinſicht erfreuen. Wir ſind nemlich äuſſerſt begierig zu erfahren ob, bei aller Weisheit, die ohne Zweifel aus ihren Beſchlüſſen hervorgehn wird, es ihr gelingen werde, es irgend einem Theile recht zu machen? und ob gewiſſe Politiker, die bis jetzt von dem Conſtitutions-Geſchrey lebten, nicht aus Verdruß, daß eine ſo ausgiebige Materie ihnen entriſſen wird, mit Achſelzucken ein paar hundert Aber in die Welt ſchicken werden? —

Schließlich müſſen wir noch bemerken, daß ſeit kurzem ein gewiſſer ſkuriler Schriftſteller ſich viele Mühe giebt, uns durch allerley Pöbelhaftigkeiten zu reizen, vermuthlich um die Ehre zu erringen, daß wir ihm antworten, und auf dieſe Weiſe zum Abſatz ſeiner Schreibereyen ihm behülflich ſeyn ſollen. Da wir aber ſchon mehreremale erklärt haben, daß unſer Blatt durchaus kein Balg-Platz werden ſolle; geloben wir hiermit (um uns auch vor etwaigen Aufwallungen zu ſichern) dem Publicum und uns ſelbſt, daß wir hinfort keine Zeile von dieſem literariſch-politiſchen Klopffechter leſen wollen. Dabey kann man nicht verlieren, nur gewinnen. Diejenigen aber, die ihn etwa leſen, ſind (wenn ſie zugleich auch uns leſen) nunmehr unterrichtet, warum ſie in unſern Blättern nie eine Antwort auf ſeine Kothwürfe finden werden; denn von heute an iſt er für uns geſtorben und begraben. —

Folies du Siècle, Romon philosophique.

Ein unterhaltendes, lebhaft geſchriebenes Buch iſt ſo eben in Paris erſchienen: Thorheiten des Jahrhunderts, mit 7 Caricaturen, deren einige, beſonders im Ausdruck der Geſichter, höchſt ergötzlich ſind. Joſeph, der Sohn eines ehrlichen Spießbürgers in Paris, kommt aus Deutſchland zurück, wo er bei einem franzöſiſchen Conſul, ſeinem Oheim, mehrere Jahre zugebracht hat. Er iſt blaß, er ſteht Nächte hindurch am offenen Fenſter, er zeichnet und muſicirt nicht mehr wie vormals, er ſucht die Einſamkeit, er lieſt nicht einmal, ſchreibt hingegen eine Menge ſeltſamer Fragmente nieder — vergebens fragt ihn der Vater, ob er geheimen Kummer habe? ob er verliebt ſey? er verſichert, ihm fehle nichts! Sogar der Hausarzt, Doctor Anſelm, wird ihm über den Hals geſchickt, den er aber nicht leiden kann, und gegen den er allerley, dem Aeskulap bedenklich vorkommende Meynungen äuſſert. Was nach einigen Tagen daraus erfolgte, möge dieſer Joſeph ſelbſt erzählen:

„Ich erwachte. Der erſte Sonnenſtrahl ſchien in meinen Alcoven. Mir war warm und wohl. Ich träumte wachend noch eine Weile; da trat mein Vater herein. Das überraſchte mich. Man pflegte mich zum Frühſtück nie zu rufen, ich ging hinunter wenn es mir beliebte. Er hatte ſein hellbraunes Kleid an und ſeine neue Perücke aufgeſetzt, wie er ſonſt nur Sonntags mit meiner Mutter und meinen Schweſtern in's Gehölz von Vincennes zu ſpaziren pflegt. „Joſeph!“ ſagte er, „einer meiner „Freunde hat uns zu einer Landparthie eingeladen, „das Wetter iſt ſchön, ſteh auf, kleide dich an, in „einer Viertelſtunde fahren wir,“ und mit dieſen Worten ging er wieder hinaus.

„Ich ſtutzte. Alles das ſtand ſo ſehr in Widerſpruch mit meines Vaters regelmäßigem Gewohnheitsleben, auch mit ſeiner ſonſtigen Art mich zu behandeln. Was gehn mich ſeine Freunde an? dachte ich; nehme ich doch nie Theil an ſeinen Vergnügungen und gelte in der Familie für den ungeſelligſten Menſchen; und daß mein Vater an einem Wochentage ſeinen Laden verläßt, daß thut er ja ſonſt nie? Indeſſen zog ich ſchnell mich an. Kaum war ich fertig, als mein Vater mit einem Manne von mittlerem Alter herein trat, deſſen hohe Stirn und denkender Ernſt im Auge mir wohl gefielen. Er grüßte mich und ſah mich ſtarr an, mit einem Intereſſe welches mir auffiel."

„Wir gingen. Unten fanden wir meine Mutter, die mich zärtlicher als gewöhnlich an ihr Herz drückte und verſchwand. Der Ladendiener wandte ſeine Augen nicht von mir. Meine Schweſtern blieben unſichtbar. Die Magd hatte rothe Augen. Alles das ſah einem Leichenbegängniſſe ähnlich. Wir ſtiegen in den Wagen. Der Fremde bat um Erlaubniß die Blindfenſter aufzuziehn, ſeiner ſchwachen Augen wegen. Es geſchah."

„Lange herrſchte tiefes Schweigen. Mein Vater ſah bekümmert aus und ſeufzte bisweilen. Der Fremde heftete ſeine Blicke unverwandt auf mich. Etwas geheimnißvolles ging hier vor, das merkt' ich wohl, allein ich konnte nicht klug daraus werden. „Lieben Sie das Landleben?" fragte endlich der Fremde. Was wollte er damit ſagen? meint er die freie Natur, die ſo erhabene Empfindungen einflößt? oder die hübſchen Landhäuſer mit ihren frivolen Freuden? So zweifelnd war meine Antwort: Ja und Nein. Da ſah mein Vater den Fremden ſtarr an und ſeufzte. Ich liebe, fuhr ich fort, Gebirge und wilde Gegenden, weniger fruchtbare Ebenen (mein Vater ſeufzte wieder), am wenigſten das, was die Pariſer ein artiges Landhaus nennen. In dieſem Augenblicke fiel mir ein, daß wir wahrſcheinlich nach einem ſolchen hin führen, daß ich alſo etwas Unhöfliches geſagt hatte. Ich wollte es verbeſſern, verwickelte mich aber; der Fremde verſtand mich nicht, und das Reſultat war, daß ich confuſes Zeug geſprochen hatte."

„Der Fremde ſprach nun mit meinem Vater über allerley; doch deſſen Traurigkeit nahm zu, Thränen ſtanden in ſeinen Augen. Der Fremde ſchien ſeinen Schmerz zu ehren und ſchwieg. Die Pferde trabten friſch drauf los, ich wußte nicht wohin, aber ich fühlte doch nach einer Stunde, an der ſanftern Bewegung des Wagens, daß wir nicht mehr auf Steinpflaſter fuhren."

„Der Wagen hielt. Da ſind wir! ſagte der Fremde. Wir hörten, wie ein Gatterthor ſich um ſeine Angeln drehte, wir fuhren hinein, die Thorflügel ſchlugen hinter uns zu. Es ging mir durch Mark und Bein. Der Kutſcher öffnete den Schlag. Der Fremde ſtieg zuerſt aus, dann mein Vater, dann ich. Neugierig blickt' ich um mich. Wir befanden uns in einem viereckigten Hofe, drei Seiten geräumig bebaut, die vierte durch ein Eiſenſtacket verſchloſſen. Alles ſchien mehr auf Nutzen als auf Vergnügen berechnet. Mein Auge fiel zufällig auf meinen Vater, er war bleich, zitterte und ſchien meinen Blick zu ſcheuen. Wir ſtiegen eine Treppe hinauf, die eben nicht zierlich war, und traten in einen ziemlich gut möblirten Salon. In deſſen Mitte ſtand ein großer runder Tiſch, mit grünem Tuch behangen und mit Papieren bedeckt. Wir ſetzten uns. Der Fremde bot mir Erfriſchungen an, ich dankte und gab mir alle Mühe, ſehr ruhig zu ſcheinen. Mein Vater hingegen ſuchte ſeinen Schmerz nicht zu beherrſchen, ſondern nur mir zu verbergen. Der Fremde erſuchte mich, ein wenig in den Garten ſpazieren zu gehen, während er mit meinem Vater Geſchäfte abthun würde. Er gab mir einen Mann zum Begleiter, deſſen Aeuſſeres mir eben nicht gefiel. Als ich aufſtand um zu gehen, war mein Vater nahe daran zu ſchluchzen. Ich drückte ihm gerührt die Hand, das ſchien ihn noch mehr anzugreifen. Kaum waren wir aus der Thür, als mein Begleiter, Herr Michel, der zuvor ſehr demüthig mit dem Fremden geſprochen hatte, ſich alſobald ſehr gemein mit mir machte. Das empörte meinen Stolz, und ſo begierig ich auch war, ihn auszufragen, ſo fand ich doch nun ſchicklicher, ihn durch ein finſteres Schweigen in einer gewiſſen Entfernung von mir zu halten." —

Im Garten traf Joſeph wohl 30 Perſonen von beiderlei Geſchlecht, die einzeln hin und her ſpazierten, oder mit Andern ſchwatzten, oder einſam laſen. Plötzlich klopfte ihm Jemand auf die Schulter und ſprach in einem Tone, der aus dem Grabe zu kommen ſchien: „Wir ſind verlohren! der Boden, auf „dem wir ſtehen, iſt unterminirt, jetzt eben wird man „uns in die Luft ſprengen!" — Joſeph, ſchon mürbe gemacht durch all das Sonderbare, was ihm an dieſem Morgen begegnet war, erſchrak heftig, folgte mechaniſch ſeinem erſten Triebe, ſprang über Blumen- und Gemüſebeete, trat Alles nieder und lief bis an die Gartenmauer, wo einige Arbeiter auf Michels Geſchrei, ihn wieder einfingen, worin er ſich auch ganz ruhig ergab. Der hingegen, der ihm dieſen Schrecken eingejagt hatte (man nannte ihn den Herrn de la Guichardiere), wehrte ſich ganz verzweifelt gegen 4 Mann, die er Cannibalen und Tiger ſchalt, und ſchrie, ſie wollten ihn ermorden, weil er ihre hölliſche Verſchwörung entdeckt habe. Auf den entſtandenen Lärm kam auch der Herr vom Hauſe, jener Fremde, der Joſeph hergebracht hatte, und fragte ihn: wohin er habe laufen wollen? Joſeph ſchämte ſich, daß ihn die Furcht ſo überraſcht hatte."

„Sein Zimmer war noch nicht in Ordnung, man führte ihn unterdeſſen in das des Herrn de la Guichardiere, der ihn von nichts als von Verſchwörungen unterhielt. Unter andern ſagte er: „man pflegt zu glauben, Erfahrung werde benuzt? keinesweges! im vorigen Jahre kamen Räuber und, im Komplott mit den Bedienten des Hauſes, ſteckten ſie das Haus in Brand und plünderten uns. Glauben Sie etwa, der Herr vom Hauſe habe alle ſeine Bedienten aufknüpfen laſſen? nichts weniger! Glauben Sie, er habe ſie wenigſtens fortgejagt? auch das nicht. Nur ein Paar der Schuldigſten hat er hängen laſſen, nur die, die im Komplott waren, hat er fortgejagt. Die übrigen läßt er in Ruhe und ſchenkt ſogar ſein Zutrauen Leuten, die wenn ſie gleich dem Plündern ſich widerſezt haben, doch um nichts beſſer ſind als jene Räuber.“ (Man merkt wohl worauf der Verfaſſer anſpielt.) Zulezt entdeckt der Verſchwörungs-Riecher ſeinem Gaſte, daß er geſonnen ſey das Haus in Brand zu ſtecken, und auf welche Weiſe er dieſes Vorhaben ausführen wolle. Joſeph merkte nun wohl, daß er zu Charenton (im Irrenhauſe) ſey, und verlangte mit Heftigkeit, in Freiheit geſezt zu werden. Man ſagte ihm, das ſey für heute unmöglich, wenn er aber morgen noch darauf beſtünde, ſo werde man ihm willfahren.

Er beruhigte ſich und begehrte in den Garten gelaſſen zu werden. Es ward bewilligt. Joſeph ſuchte dort den einſamſten Spaziergang. Da lag ein Mann mit einem großen Schnurrbarte platt auf der Erde vor einem Mauſeloche. Er hatte nur Ein Auge, nur Einen Arm und nur Ein Bein. „Bemerken Sie den Strahl“ ſagte er, „der aus dieſem Loche kommt? der wird die Welt entzünden und wir ſind gerettet! Ja, der große Croquemitaine wird zurückkehren, wir werden noch 5 bis 6 Könige freſſen, und in Zeit von 4 Wochen werde ich das Majorat erhalten, welches er im Monde mir zugeſagt hat.“

„Die Verrücktheit dieſes Menſchen war ſehr natürlich. (So urtheilte Joſeph.) Er hatte ſo manche Leute beſternt und bekreuzt geſehen, deren ganzes Verdienſt in der Stärke ihres Armes lag; daraus hatte er geſchloſſen, daß ein Menſch, deſſen Arm ſtark genug iſt, um in jeder Stunde 50 Säbelhiebe auszutheilen, ein wichtiger Mann im Staate ſeyn müſſe. Sein ganzer Ehrgeiz beſchränkte ſich folglich darauf, dieſe Gattung von Ueberlegenheit zu erlangen, was ihm nicht ſchwer wurde; denn während wir Andern alle unſere Geiſteskräfte anſtrengten, um uns in irgend einer Wiſſenſchaft zu vervollkommenen, übte er blos ſeinen Arm im Zuhauen; und jemehr die Männer, mit welchen er in Berührung kam, Kenntniſſe, Geiſt und Seelengröße beſaßen, deſto größer wurde die Einbildung, die er von ſich ſelbſt hegte, denn — ſo raiſonnirte er — dieſer Mann weiß viel und ſpricht gut; ich aber freſſe vier ſolche Kerls auf, und folglich bin ich ein größerer Mann als Er.“ —

„Der Schnurrbart iſt ein Schurke“ ſagte zu Joſeph ein langer hagerer Mann, deſſen kühner Anſtand ſeines grauen Haares ſpottete. „Ein Schurke!“ erwiederte Joſeph, „ich hielt ihn für einen vormaligen Officier!“ — „Ganz recht! er hat geraubt, gemordet, kurz, er war Einer von der Bande, die Europa verheert und Königreiche geraubt haben.“ Joſeph bemerkte, das ſey ein ſehr hartes Urtheil über Leute, die große Thaten verrichtet und den Ruhm Frankreichs durch ſo viele Siege verherrlicht hätten. Der Hagere antwortete; von Grundſäzen könne man nichts nachlaſſen; Alles was ſeit 25 Jahren geſchehen ſey, ſey ohne Zuſtimmung des Königs geſchehen, folglich null; Buonaparte habe Krieg allein für ſich geführt, denn Frankreich habe kein Intereſſe gehabt Spanien oder Rußland anzugreifen; folglich ſey Buonaparte ein Räuberhauptmann geweſen, und Alle, die unter ihm gedient, Räuber, und folglich müſſe man ſie Alle hängen.

Sehr ergözlich erſcheint nunmehr ein anderer Verrückter, den der Verfaſſer Salatmann nennt, und der mit großer Sanftmuth und Süßigkeit unermüdlich verſucht, den Schnurrbart und den hagern Mann von Grundſäzen zu vereinigen, allein vergebens! „Ich!“ ſchrie der Schnurrbart, indem er einen Stelzfuß gegen den Boden ſtampfte, „ich einem Chouan die Hand reichen! einem Räuber aus der Vendee, der die Poſtwagen geplündert, 25 Jahr gegen ſein Vaterland conſpirirt hat, und nur mit der Bagage der Koſacken zurückgenommen iſt? Nimmermehr!“

Nicht minder unterhaltend iſt ein Vierter, der ſich für einen vertriebenen Monarchen hält und beſtändig eine Hand in der Luft ſieht, die mit dem Daumen- und Zeigefinger im Begriff iſt, ihn in die Naſe zu kneipen. Endlich ein Fünfter, der Jedermann fragt, woher der Wind komme? und ſobald man ihm irgend einen Wind nennt, dieſen auf das demüthigſte apoſtrophirt, und auf dieſe Weiſe einen Wind nach dem andern für den einzigen erklärt, der ſeinem Vaterlande Heil bringt.

Alles das macht auf Joſeph einen ſolchen Eindruck, daß er am Ende in ſeiner einſamen Zelle ſich ſelbſt ernſthaft unterſucht, ob nicht auch Er wirklich verrückt ſey? — Zufällig lieſt er auch das mediciniſche Atteſtat, welches der Arzt über ſeinen Gemüthszuſtand ausgeſtellt hat, und findet, daß, nach dem Zeugniß von Hippocrates und Galenus, er in der That für einen großen Hypochondriacus gelten müſſe, und daß man ganz Recht gehabt habe, ihn nach Charenton zu bringen. Um ſo ruhiger ergiebt er ſich nun in ſein Schickſal, und beſchäftigt ſich mit dem Niederſchreiben ſeiner Gedanken Ausſchweifungen, wie er ſie nennt. Darüber iſt es ſpät in der Nacht geworden. Plötzlich hört er im Nebenzimer einen ſchrecklichen Lärm und es riecht brandig. Er will die verſchloſſene Thür einſtoßen, allein ſchon wird ſie geöffnet: heraus! ſchreit man ihm entgegen, es brennt! Herr de la Guichardiere hatte richtig ſeinen Vorſatz ausgeführt und ſein Bett ſammt den Möbeln in Brand geſteckt. Da der ganze Vorſaal voll Rauch war und die zuſammen gelaufenen Einwohner des Hauſes nur am Löſchen hinderten, ſo befahl man ihnen, hinunter in den Speiſeſaal zu gehen bis das Feuer gelöſcht ſeyn würde. Auch Joſeph ſtieg die Treppe hinab, ſah aber die Gartenthür offen und entſchlüpfte in den Garten. Ein Theil der Mauer war mit Spalieren beſetzt; mit Hülfe derſelben erkletterte Joſeph die Mauer, die auf der andern Seite weit niedriger war, ſo daß er mit Leichtigkeit den Boden erreichte. Nun lief er querfeldein, bis er auf eine Landſtraße kam. Ob er aber, um nach Paris zu kommen, dieſe Straße aufwärts oder niederwärts gehen ſollte, das wußte er nicht, denn es war noch dunkel. Zum Glück kamen Wagen mit Gemüſe beladen. Fragen wollte er nicht, denn es hätte verdächtig ausgeſehen, ſo nahe bey Paris nach dem Wege dahin zu fragen; allein er ſchloß ganz richtig, daß das Gemüſe dahin geführt würde, und als es Tag wurde, ſtand er vor den Thoren. Lange war er zweifelhaft, ob er nicht verborgen bleiben, in der Vorſtadt St. Jacob ein Studenten-Stübchen miethen und in dieſem lateiniſchen, unbemerkten Lande ganz ſich ſelbſt leben ſolle. Doch als er auf den Platz der Baſtille kam, und nun am Scheidewege ſtand, der hier zu ſeinen Eltern, dort nach dem Pflanzengarten führte, da gewann ſein Herz die Oberhand.

„Jetzt ſtand ich vor meines Vaters Laden, er war offen, ich ging hinein. Die Magd, welche eben fegte, ſchrie laut auf. Der Ladendiener ſah mich mit offenem Maule an. Mit zwei Sprüngen flog ich durch zwei Zimmer. Raſch öffnete ich das Schlafgemach meiner Eltern und ſtürzte in ihre Arme. Mein Vater ſagte nichts, aber er weinte. Auch meine Mutter konnte nur ſchluchzen. Wir hielten alle drei uns lange ſtumm umarmt. Ich fand zuerſt die Sprache wieder: da bin ich! rief ich, ich bin geheilt und werde Ihnen keinen Kummer mehr machen. Ich habe ernſtlich nachgedacht. Gewiß, ich werde mich beſſer befinden. Sollte es aber noch nöthig ſeyn, mich einer Cur zu unterwerfen, ſo bitte ich nur, daß mein Arzt nicht der Doctor Anſelm ſey. — Das war ein Feſttag im Hauſe! Seitdem lebe ich glücklich im Schooße meiner Familie, die ich liebe und von ihr geliebt werde. Wechſelſeitige Nachgiebigkeit hat uns enger verbunden. Die Sonderbarkeiten meines Characters, die freylich wohl nie ganz verſchwinden werden, bemerkt man nicht mehr, und ich hinwiederum fange an, über den Zuſtand des Menſchen meine Partie zu nehmen. Ich bin etwas weniger fantaſtiſch und erwarte, um zu leben, mit etwas mehr Geduld den Tod.“

Eigenthümliche Gebräuche in England.

Aus dem Panorama d'Angleterre, von Charles Male.

(Beſchluß.)

Geſundheiten. — Ehemals wurde in England auf die Geſundheit einer Perſon auf folgende Art getrunken. Wer eine Geſundheit ausbrachte, zog vorerſt den Hut ab, nahm alsdann ein volles Glas in die Hand, und bat mit einer ernſthaften, feierlichen Miene um das Wort. Wenn nun eine allgemeine Stille eingetreten war, ſo nannte er die anweſende Perſon, auf deren Geſundheit getrunken werden ſollte. Hierauf erbot ſich ein anderer den Trinker zu beſchützen; er ſtand deshalb auf, zog ebenfalls ſeinen Hut ab und machte ein tiefes Compliment. Wenn nun der erſte Trinker dieſen Secundanten in Bereitſchaft ſah, ſo leerte er ſein Glas, kehrte es ganz um, und ſchnellte mit den Fingern daran, um es hell klingen zu machen. Hierauf wurde das Glas wieder gefüllt, und jeder Anweſende, einer nach dem andern, trank auf die nämliche Art, wobei jeder einen beſondern Pledger oder Bürgen hatte. In einem Werke: **Englands Gift**, ſagt Thomas Young: „Ich habe geſehen, daß man auf den Knieen auf die Geſundheit mehrerer ſchlechten Weibsperſonen ja ſogar aller auf der Erde befindlichen Freudenmädchen getrunken hat, und ich geſtehe dieſes zu meiner Schande, denn ich war ſelbſt bei dergleichen Saturnalien gegenwärtig. In England hat ein Mann keine Erziehung, wenn er nicht den Becher ſo leeren kann, daß kein Tropfen mehr auf den Nagel fällt, und wenn er dies nicht ohne Maas und Ziel zu thun im Stande iſt.“ — Es ſind in England beſondere Schulen vorhanden, in denen in der Kunſt zu trinken Unterricht gegeben wird; die Trunkenheit wird alſo in dieſem Lande unter die freien Künſte gerechnet. Es giebt aber daſelbſt noch eine Art zu trinken, die ich nicht mit Stillſchweigen übergehen kann, weil ſie den Beweiß dieſes Nationalfehlers vollendet. Dies iſt nämlich das Trinken „for a muggle.“ Es ſetzen ſich dabei ſechs Perſonen um einen mit vollen Flaſchen beladenen Tiſch herum. Die erſte Perſon ergreift ihr

Glas, das genau eine halbe Flaſche enthält, und leert es; die zweite trinkt hierauf zwei ſolcher Gläſer; die dritte, drei; die vierte, vier; die fünfte fünf; die ſechste, ſechs. Hierauf fängt der erſte Trinker wieder an, und leert ſieben Gläſer, der zweite acht, und in dieſem Zuge geht es immer fort, ſo daß der nachfolgende Trinker jedes Mal ein Glas mehr als ſein Vorgänger trinkt. Dieſe kleine Ergötzlichkeit von ganz eigenthümlicher Art, dauert ſo lange, bis jeder von den ſechs Athleten zu drei verſchiedenen Malen getrunken hat; wobei denn nach einer richtigen Rechnung der erſte Trinker ein und zwanzig halbe Flaſchen, und der ſechste deren ſechs und dreißig zu ſich nimmt. Wir können in Deutſchland doch würklich recht froh ſeyn, daß wir von dieſer Unmäßigkeit kaum mehr einen Begriff haben, und gar kein Wort in unſerer Sprache beſitzen, um dieſen erbärmlichen Zeitvertreib auszudrücken. In dem vielgelobten Mittelalter verſtand man ſich bei uns freilich beſſer auf das Trinken, und unſere Deutſchthümler werden wohl, wenn ſie conſequent ſeyn wollen, auch dieſe barbariſche Sitte als ruhmwürdig anpreiſen.

Toaſts. — Die Griechen und Römer hatten bekanntermaßen den Gebrauch, daß ſie bei ihren Mahlzeiten nicht nur ihren Göttern Libationen darbrachten, ſondern auch aus Dankbarkeit auf die Geſundheit ihrer Wohlthäter und ihrer Freunde tranken. Die galanten Römer leerten ſogar häufig eben ſo viele Gläſer auf die Geſundheit ihrer Schönen, als ſich Buchſtaben in ihrem Nahmen befanden. Die Engländer laſſen ſich zwar auf dieſe Art von Galanterie nicht ein, aber dennoch ſind ſie große Freunde von den Toaſts. Die dabei herkömmliche Formel iſt: „Giveus a Lady to toast, nennen Sie mir eine Dame, auf deren Geſundheit wir trinken können!“ Man trinkt aber bei ihnen auf zweierley Arten auf die Geſundheit einer Perſon, je nachdem nämlich der Pokal in der Ordnung oder außer der Ordnung herumgeht, in der Ordnung, wenn der nämliche Pokal unter allen Anweſenden der Reihe nach und ſo wie ſie ſitzen herumgeht, und wobei keiner eher trinken darf, bis die Reihe an ihn kommt; außer der Ordnung aber, wenn keine Rückſicht auf die Reihfolge der Anweſenden genommen, ſondern von der Perſon, die eine Geſundheit ausgebracht hat, das Glas irgend einem Anweſenden nach Belieben dargereicht wird, um ihr Beſcheid zu thun. — Das Wort Toaſt hat übrigens in der engliſchen Sprache zwei verſchiedene Bedeutungen, nämlich die von etwas Gebratenem oder Geröſtetem, und die von einer geprieſenen Schönheit. Man erzählt in Betreff dieſer Doppelbedeutung eine ziemlich ſonderbare Anecdote, die ſich aus der Zeit der Regierung Karls II. herſchreibt. Eine damals wegen ihrer Schönheit berühmte Dame kam nach Bath, und während ſie eines Tages im Bade ſaß, ſo fiel es einem ihrer zahlloſen Bewunderer ein, von dem Waſſer, worin ſie ſich eben badete, ein Glas voll zu ſchöpfen, und es vor allen Anweſenden auf ihre Geſundheit auszuleeren. Ein luſtiger Kopf, der mit gegenwärtig war, rief hierbey aus: „Ich für mein Theil möchte lieber ganz in die Wanne ſpringen, denn ich mache mir nicht ſo viel aus der Brühe, als aus dem Toaſt“ (dem Gebratenen, oder der Schönen ſelbſt). Von dieſem ziemlich unſchicklichen Einfall glauben die Engländer, daß der Uebername toaſt herrühre, den ſie noch heutzutage den Damen beilegen, auf deren Geſundheit ſie trinken.

Kleine literariſche Notizen.

Teutoburg heißt eine Zeitſchrift für die Geſchichte und Bildung der deutſchen Sprache, die aber ins Stocken gerathen iſt, vermuthlich weil ſie Langeweile machte. Die Herausgeber meinten, man habe viel geſprochen von einem zu errichtenden Denkmale der deutſchen Siege, da jedoch die Ausführung ſchwierig ſey, ſo wollen ſie indeſſen ein papiernes Denkmal errichten. Mit Stolz erinnern ſie, daß die alten Denkmäler der deutſchen Sprache jetzt eben ſo hoch geſchätzt werden, als die der griechiſchen und lateiniſchen (Von wem? von Schwärmern, die ſich geltend machen wollen; denn kein Mann von Geſchmack wird mit Bewunderung leſen, wie in den Nibelungen ein Mann von ſeiner Frau in den Sack geſteckt und an einen Nagel aufgehängt wird.) — Jetzt, heißt es, wird die Jugend viel im Deutſchen geübt (daß wir eben nicht wüßten). Jetzt ſuchen deutſche Frauen der höchſten und höheren Stände ſchon eine Ehre darin, deutſch zu reden. (Ach! da müſſen wir den Herausgebern geradezu widerſprechen.) Aber unſern Augen trauten wir nicht, als wir laſen: „Unter hundert gebildeten Italiänern finden wir doch vielleicht Einen, unter hundert Franzoſen vielleicht drei, die ihre Sprache richtig und mit Leichtigkeit ſprechen und ſchreiben; unter allen Deutſchen ich glaube nicht zehn.“ — (Freilich wenn die Herausgeber die Reinheit der Sprache darein ſetzen, Italier ſtatt Italiäner, Frankreicher ſtatt Franzoſen, Vernumft ſtatt Vernunft, Fümf ſtatt Fünf zu ſchreiben u. ſ. w. oder wenn ſie uns Sprachbunterley für ein gutes neues Wort aufdringen wollen.) Der alte Streit, ob man teutſch oder deutſch ſchreiben müſſe, iſt da auch wieder aufgewärmt worden. Fürwahr, es hat uns eben nicht beklagenswerth geſchienen, daß die Teutoburg ſo bald wieder in Ruinen zerfallen iſt. —

Ein ſogenanntes Friedensbüchlein von Heinrich Müller, vergleicht das Preußiſche Volk mit einem Vogel, den Napoleon am Stricke hatte, bis die himmliſche Hand den Strick des Voglers zerriß. — An dieſer einzigen Feder mag man den Vogel Heinrich Müller erkennen. —

In Schmidts Zeitſchrift: der deutſche Bund, bemitleidet der Verfaſſer die Juden, wegen der Verfolgungen, die ſie auszuſtehen haben. Die Halliſche Literaturzeitung macht dabei die richtige Bemerkung: dieſe Verfolgungen ſeyen um nichts ſchlimmer, als die, welche die Franken in der Türkey und die Deutſchen in Dännemark erdulden müſſen; überhaupt, als alle Mißhandlungen, welche Fremde erfahren, wenn ſie den Völkern läſtig werden. Daraus ſcheint der gute Rath hervorzugehen, daß die Juden ſich fein auf das Fremden-Recht beſchränken ſollten. —

Herr von Kayſerlingk hat einen Vergleich zwiſchen Fichte's und Herbarts Syſtem angeſtellt, und ſagt: „Herbart weiche nicht nur von dem Geiſte jedes einzelnen Syſtems der alten und neuen Welt, ſondern überhaupt von dem Geiſte der ganzen alten und neuen Philoſophie ab.“ (Ein Lobſpruch, den wir etwas zweydeutig finden.) Auch meynt der Verfaſſer: wenn alle Regenten und alle Staatsmänner idealiſtiſche Anſichten wie Fichte gehabt hätten: ſo würde die furchtbarſte Deſpotie und höchſte Unglück der Völker die Folge davon geweſen ſeyn; (worinn er wohl nicht Unrecht haben mag.) —

Herr Profeſſor Lüder in Jena hat eine kritiſche Geſchichte der Statiſtik geliefert. Er iſt aber ein abgeſagter Feind der Statiſtik und meynt, ſie ſey die Wiſſenſchaft, die Alles wiſſen und Alles erforſchen wolle. Eine ſolche Wiſſenſchaft hätten die Alten nicht gehabt und nicht haben mögen. Chatam, Pitt und Burke hätten ſich auch nicht darum bekümmert, (?) und die neuern Politiker nicht geſehn, daß das Ziel, auf welches ſie losſteuerten, ſtets ein anders war als das, zu welchem die Völker gelangten; ſie hätten die Herrſcher ſtets zu Eingriffen in die Haushaltung Gottes aufgerufen; ſie hätten nur Gemählde entworfen in Worten, Zahlen und Linien. Achenwall, Schlözer, Mannert u. ſ. w. werden mit ſcharfer Lauge gewaſchen. Weder Friedrich II. noch ſeine Miniſter ſollen Preuſſen, noch Catharina II. Rußland gekannt; man ſoll geglaubt haben, daß ſich Menſchenköpfe wie Kürbisköpfe handhaben lieſſen. Kurz, die Statiſtik enthalte lauter Lügen, lauter Plunder. (Was der Verfaſſer eigentlich will, das wird kein Leſer ſo leicht errathen. Faſt ſcheint es, er habe nur paradox ſeyn wollen.) —

Eine Reliquie von Kant, Vorleſungen über die philoſophiſche Religionslehre, iſt nun erſt erſchienen; aber ſie iſt ächt, und das Manuſcript aus ſeinem Nachlaſſe blos durch die Hände von Männern gegangen, die Vertrauen verdienen. Natürlich kann, in einem ſo beſchränkten Blatte wie dieſes, nur das Daſeyn eines ſolchen Werkes angezeigt werden, welches die von Kant in mehreren Werken vereinzelten Ideen über dieſen Gegenſtand, in einen wiſſenſchaftlichen Vortrag zuſammendrängt, der weit faßlicher und deutlicher iſt als jene Schriften für viele Leſer ſind. Bisweilen ſtutzt der Geiſt, wie zum Exempel bey dem Satze: „der Menſch handelt nach der Idee von „einer Freyheit, als ob er frey wäre, und eo ipso iſt er „frey.“ — Gegen Theoſophie und Myſticismus erklärt ſich Kant ſehr ernſtlich; und folglich ſpricht er aus ſeinem Grabe herauf noch immer ein Wort zu rechter Zeit. —

In einem Geſpräch über Erziehung von Haſſelbach, will der Eine, Berthold, Alles auf die Griechen zurück führen; der Andere Adalbert, findet die Vorbilder der deutſchen Jugend nicht im Homer ſondern im Nibelungen Liede; der Dritte, Cöleſtin, verweißt blos auf die Bibel und auf Jacob Böhme. Da ſtehen Menſchthum, Bürgerthum und Chriſtenthum einander gegenüber. (Das Letztere kann ja wohl die beyden erſtern reinigend in ſich aufnehmen. Prüfet alles, das Gute behaltet.) Der Gedanke von einer Vermählung des Apollo mit der Madonna iſt wenigſtens ein ſehr freyer Scherz; aber im Ganzen iſt das Büchlein ſehr empfehlungswerth durch Gedanken und Ausdruck, und der Verfaſſer ohne Zweifel ein liebenswürdiger, gemüthlicher Mann. —

Im 5ten Bande ſeiner Erinnerungen erzählt Matthiſſon, daß über dem Städtchen Coſi furchtbare Felſen herabhängen und jeden Augenblick drohen als Grabſteine darauf hin zu ſtürzen. Um jeder Erſchütterung ſo viel möglich vorzubeugen, ſoll ein Geſetz beſtehen, welches bey Lebensſtrafe verbietet, auf der waldigten Kuppe dieſer Felſen einen Baum zu fällen. (Zeit und Gewohnheit ſtumpfen die Furcht ab, wie jede andere Empfindung und überhaupt geht der Menſch mit nichts leichtſinniger um, als mit ſeinem Leben. Auf ſolche überhängende Felſen, wie Matthiſſon hier beſchreibt, ſind in Reval ſogar Häuſer gebaut, an welchen man nicht ohne Grauen vorüber gehen kann, Schlafzimmer die in der Luft ſchweben, und in welchen doch ſeit mehreren hundert Jahren ganz ruhig geſchlafen wird.) — In der Naturalien-Sammlung des Grafen Gazzola zu Verona befindet ſich auf einer Steinplatte der Abdruck eines Fiſches, der einen andern, faſt eben ſo großen, zur Hälfte verſchluckt hat, die andere Hälfte aber nicht hinunter würgen konnte, und vermuthlich an ſeiner Freßgier ſterben mußte. (Eine treffliche Warnung für Eroberer, die manchmal auch zu große Biſſen verſchlucken wollen.) — Rührend iſt die Anecdote von einem kleinen verwaiſten Mädgen, welches der Verfaſſer in Tyrol auf einem Kirchhofe fand, wo es gelbe Primeln auf zwey friſche Gräber ſtreute und dann betete. — Von der verewigten Königin von Preuſſen (der lieblichſten ihres Geſchlechts) ſagt der Verfaſſer: „die Geſtalt, welche Pygmalions bildenden Traum „zur Wirklichkeit erhob, war mein erſter Gedanke beym „Eintritt der Königinn“ und dann weiter: „Im Kreiſe der „Frauen erſchien ſie als unerreichtes Urbild von Dominichino's Diana unter den Jagd-Nymphen.“ (Aber Galathee und Diana waren ſo ſehr verſchiedene Weſen, daß die Königin unmöglich beyden geglichen haben kann. Ungeſchmückt war ſie der Madonna wohl am ähnlichſten.) — Von Alexander von Humboldt wird erzählt: Napoleon, der mit Kotzebue über deſſen Lebensjahr in Sibirien ſich faſt eine Stunde unterhalten, habe zu Humboldt nichts weiter geſagt als: „Sie ſind der berühmte Reiſende, der die Güte gehabt, meiner Frau ſeltene Chimereyen mitzubringen,“ und darauf wäre er fortgeſchoſſen wie ein Krokodill. Hierbey iſt blos zu berichtigen, daß Napoleon mit Kotzebue über deſſen ſibiriſche Reiſe nicht eine einzige Sylbe geſprochen hat. — Das Jagdfeſt bey Bebenhauſen hätte Hr. v. Matthiſon doch ja nicht noch einmal ſollen abdrucken laſſen, denn es iſt und bleibt ein Flecken auf ſeiner Dichter-Ehre. Stärker und widerlicher hat die Schmeicheley ſich nie ausgedrückt. Nur ein Beyſpiel: Der König ſchoß zum zweiten male auf ein ſchon getroffenes Thier, um ihm die Todesquaal zu verkürzen. Darüber drückt ſich Hr. v. M. alſo aus: „Er allein (der König) war es, der auf das, nicht mit voller „Sicherheit dem ſchnellſten Tode geopferte Thier, den, die „Humanität im ächten Sinne des unſterblichen Herder „wahrhaft ehrenden — Doppelſchuß that“ (Mit dieſem Schuſſe hat Herr v. M. die Achtung manches Leſers für ihn ſchmerzlich getroffen.) —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 17. 1818.

An die Juden.

Wir bitten Euch, liebe ältere Brüder, (denn dafür müſſen wir Euch doch erkennen) wir bitten Euch, kauft und leſ't David Friedländer's Reden der Erbauung, gebildeten Iſraeliten gewidmet. Euch iſt bekannt, daß Ihr viele und heftige Feinde habt; wollt Ihr ſie zwingen Eure Freunde zu werden? glaubt und thut was David Friedländer Euch ſagt. Wer die Reden dieſes wackern Mannes geleſen hat, und noch ſein Feind ſeyn könnte, der wäre wenigſtens kein Chriſt.

Nun freylich könnt Ihr nicht alle ſolche Reden ſchreiben, aber das iſt auch nicht vonnöthen; leſ't ihn nur gern und bewegt ſeine Worte in Euren Herzen, ſo wird man Euch das bald anmerken und Euch hochachten, ſo wie man ihn hochachten muß. Seine erſte Rede handelt von Religion und Vernunft. Da beweiſt er, daß dieſe beyden herrlichen Gaben Gottes niemals mit einander in Streit gerathen können; daß die geoffenbarten Geſetze nicht deßwegen wahr und den Menſchen unentbehrlich ſind, weil ſie in den göttlichen Büchern ſtehen, ſondern daß ſie in den göttlichen Büchern ſtehen, weil ſie wahr und dem Menſchen unentbehrlich ſind. — Es wird in unſern Tagen viel über Mangel an Religion geklagt. Verſteht man darunter den ſeltenen Kirchenbeſuch, die Nichtſchätzung der Lehrer und dergleichen, ſo mag man Recht haben; ſoll es aber heißen, die Menſchen wären im Ganzen ſchlechter geworden, ſo iſt das nicht zu erweiſen. „Sie haben von jeher geſündigt, ſagt Friedländer, das heißt: ſie ſind, durch Unwiſſenheit und Trägheit, Begierden und Leidenſchaften, Sinnlichkeit und böſes Beyſpiel verleitet, vom Pfade der Tugend gewichen. Das iſt die allgemeine Klage aller Zeiten, Gegenſtand aller Reden und Vermahnungen von Moſes bis auf unſere Tage. Sind wir auch jetzt nicht viel beſſer, ſo neigt ſich doch die Schaale nicht gegen uns; der ſanfte Geiſt der Humanität weht über ganzen Völkern und einzelnen Geſellſchaften. — Zugegeben, daß ſelbſt dieſer milde Hauch nicht ganz reines Urſprungs, ſondern Folge einer gewiſſen Verzärtelung und Kraftloſigkeit iſt. Das Zeitalter erkrankt an Genießſucht und Sinnen-Kitzel — da muß man vorbauen durch Religioſität," deren Weſen nun der Redner ſehr ſchön entwickelt. In einer Note berührt er, daß den Juden oft mit Hohnlachen vorgeworfen wird, daß ſie das auserwählte Volk ſich nennen, und erinnert beſcheiden, daß nicht ſie, ſondern die heilige Schrift dieſes Beywort ihnen beygelegt hat. Er giebt zu, daß die Ceremonial-Geſetze, die Verbote von gewiſſen Speiſen u. ſ. w. entweder gar keine Verbindlichkeit mehr für die Juden haben, oder einer Umwandlung bedürfen. Ohnehin haben die Juden dieſe nie beſchworen, oder auch nur feyerlich angelobt. „Man „ſieht" ſpricht Friedländer, „daß mit dieſer „Erklärung alle die Pfeile der Judenfeinde abprallen." — Die zweyte Rede handelt von der Aufklärung in der Religion.

„Wahr iſt, es kann eine Periode in der Weltgeſchichte eintreten — und vielleicht nähern wir uns derſelben — wo Vielwiſſerey und Dünkel, Eitelkeit und Genießſucht immer mehr überhand nehmen und Sittenloſigkeit drohen; ſollen wir darum dem Nachdenken und Forſchen Schranken ſetzen? das hieße die Aerzte einſperren, während die Krankheiten drohen." — „Langeweile iſt die Mutter aller Vergehungen, und an Langerweile erkrankt das Zeitalter." (Eine große Wahrheit! es wäre ein Buch darüber zu ſchreiben, aber gerade die gelangweilten Menſchen würden es nicht leſen.) — Wir reiſſen uns ungern los von dem Freunde Mendelsſohn's und Engel's. — Unſer Blatt iſt der Wahrheit und Rechtlichkeit gewidmet, darum war es unſere Pflicht — und fürwahr eine angenehme Pflicht — die Reden eines Mannes zu preiſen, der ſeinem Volke ſo große Ehre macht. O gewiß! es giebt viele unter dieſem Volke, die hohe Achtung verdienen; nicht einzelne Männer nur, auch Familien; und da wir ſelbſt eine ſolche kennen, ſo ſey uns erlaubt, bey dieſer Gelegenheit ſie zu nennen. Es iſt der Medicinal-Rath Hirſch in Königsberg und ſeine treffliche Gattin. Wir halten für überflüſſig, noch ein Wort hinzu zu fügen, da die Einwohner einer großen Stadt ſchon längſt einſtimmig dieſes edle

Paar lieben und ehren. — Solche Beyſpiele kennt gewiß Jeder in ſeinem Kreiſe. —

Reiſen.

Ein Gallo-Amerikaner, Simond, hat vor einigen Jahren England bereiſt und neben vielem ſchon bekannten, auch manches Neue unterhaltende aufgezeichnet, wovon Herr Schloßer nunmehro ſchon den zweiten Band in einer guten Ueberſetzung geliefert hat. Wir wären wohl verſucht, Huttons neue ſinnreiche Theorie von der Geſtaltung der Erde und von dem innern die Erdrinde erhebenden Feuer zu entwickeln, aber es mögte uns doch zu weit führen und wohl viele unſerer Leſer nicht unterhalten.

Allgemeiner intereſſirt das Theater, und da erzählt Herr Simond unter andern, daß man bisweilen zwiſchen dem erſten und zweiten Stücke einen Lieblingsgeſang des Publikums zum Beſten giebt, der von komiſchen Geberden begleitet wird. Das ließe ſich ganz wohl begreifen, aber daß der hier folgende ein ſolcher Lieblingsgeſang des Volkes iſt, welches oft ſich vorzugsweiſe das denkende nennt, das iſt unbegreiflich:

„Im Kirchſpiel bin ich Schreiber und Sakriſtan,
„ein Maler, ein Glaſer, als Dieb nicht dumm, ein rechtes
„Factotum.
„Galet Quotum werd ich genannt
„Männiglich gar wohl bekannt.
„Ich bin Schreiber und Sacriſtan u. ſ. w.
„Ich mache Uhren und beſſ're Spritzen dabei;
„Doch bin ich am ſtärkſten in ſchöner Arbeit von Blei.
„Ich verkaufe Medicin
„Und heile die Uebel unter dem Kinn.
„Ich ſchneide Grabſchriften ein,
„Und auch dem Schüler ein Kreuz von Bein,
„Beſchreibung der Erde und Gaſſenhauer,
„Bittſchriften und Kalender macht keiner genauer.
„Ich grabe Graben,
„Wie man ſie nur will haben.
„Wenn ich am Abend mein Werk gethan,
„Sitz' ich am Ofen als ein guter Kumpan,
„Ich ſchmauche, ich trinke, ich ſtelle die Uhr.
„Traut Weibchen Quotum folgt meiner Spur.
„Sanft Weibchen Quotum, theures Weibchen Quotum —
„Amen, Gepinen, Rum, Quotum, Factotum, Maſtix
„und Blei. Sumps, bumps, mumps, rumps u. ſ. w.

(Was ſind unſere Farcen gegen dieſen Unſinn?) —

Im Theater von Haymarket wurde eines Abends geſpielt: die vierfüßigen Thiere von Quedlinburg oder die Reiſenden von Weimar, eine ſeyn ſollende Satyre auf die deutſchen Dramen und auf das Produciren der Pferde auf den Bühnen. In dieſem Stücke hatte ein Mann zwei Frauen und eine Frau zwei Männer, deren einer gefangen ſaß, und wo? im Schloſſe eines unbarmherzigen Tyrannen; und wer meint man wohl, daß dieſer unbarmherzige Tyrann geweſen ſey? ein Herzog von Sachſen-Weimar. Wenn das auch Satyre ſeyn ſollte, ſo war es wenigſtens eine der erbärmlichſten. —

In der Gegend von York iſt ein Irrenhaus von Quäkern errichtet. Hier erfuhr der Reiſende eine, pſychologiſch ſehr merkwürdige, Anecdote. Eine junge ſtarke Wahnſinnige ärgerte ſich über eine Magd, warf ſie zu Boden, kniete ihr auf die Bruſt, drückte ihr die Kehle zu und ſagte: was hindert mich, dich zu erdroſſeln? ich bin wahnſinnig, man könnte mir nichts drum thun. —

Der Reiſende macht die Bemerkung, daß die Verrücktheit unter den höhern Ständen Großbritanniens ſehr gemein ſey. Schottland zählt 8 herzogliche Familien und in dreien derſelben ſcheint der Wahnſinn fortzuerben. Eben ſo ſind unter 35 gräflichen Familien 11 dieſem Unglück unterworfen. In England ſoll es unter den Herzogen nur drei Narren-Familien geben.

Der Reiſende erzählt, wie er in eine Kohlengrube fuhr: „Das iſt ein ſchauerliches Abentheuer. „Das Ende des Tau's, an welchem man die Kohlen „heraufzieht, wird zu einer großen Schleife geſchlungen, in die man das Bein ſteckt und mit beiden Armen das Tau feſt umklammert. So wird man „vom Gerüſte herabgeſtoßen und ſchwebt über einem „Abgrunde, deſſen ſchreckliche Tiefe die Dunkelheit „verhüllt. Ein Kohlengräber trat neben mir ins „Tau und ſo fuhren wir hinunter. Wenn man „auf einem Kahne einen reißenden Strom hinabgleitet, ſo ſcheint es, als ob die Ufer vorüberflögen; eben ſo ſchien es hier, als ob die Felſenmauer um uns herum ſchnell in die Höhe ſtiege. „Aufwärts ſchauend ſah ich den Eingang nur noch „wie einen lichten Punkt; aus Furcht vor Schwindel ſchloß ich die Augen und bald ſtand ich auf „dem Boden in einer Tiefe von 378 Fuß. Hier „gab man mir einen groben wollenen Oberrock und „in die Hand ein Licht. Wir gingen durch eine „lange Gaſſe, über und unter uns Fels, zu beiden „Seiten eine ſchwarze glänzende Mauer.“ Die Pferde, die hier die Kohlenkarren ziehen und ſelten ans Tageslicht kommen, haben ein weiches glänzendes Fell wie der Maulwurf. Die Gaſſen ſind 24 Fuß breit, viele laufen parallel, andere durchſchneiden ſie dergeſtalt, daß die ganze Grube in Blöcke von 36 Fuß im Umfang getheilt iſt. Hat man nun, was zwiſchen dieſen Blöcken ſtand, herausgearbeitet, ſo fängt man an, die Blöcke ſelbſt einen nach dem andern wegzunehmen, ohne daß darum die Decke einſtürzt. Erſt wenn ein Raum von 2 bis 300 Klaftern ins Gevierte leer gemacht und alle Stützen weggenommen worden, fängt die Decke an ſich zu ſpalten und zu krachen, und ſenkt ſich nach und nach bis zum Boden, ohne daß die Arbeiter, die bei dem nächſten Pfeiler oder Blocke beſchäftigt ſind, ſich daran kehren, ja ohne daß die Menſchen, die oben auf der Erde ſtehen, etwas davon merken; denn das Sinken ſoll ſo gleichförmig geſchehen, daß ſelbſt ſteinerne Häuſer nicht erſchüttert werden. (?!) —

Bekanntlich iſt es eine große Ehre, in der Weſtminſter-Abtei begraben zu werden; aber ein ſpaniſcher und ein ſardiniſcher Geſandter haben ſich dieſe Ehre auf die leichteſte Weiſe von der Welt zu verſchaffen gewußt, indem ſie nämlich ihre Schulden nicht bezahlten. Die Gläubiger nahmen ihre Leichname in Beſchlag und ſtellten ſie da in einen Winkel, wo Simond ſie ſah. —

Von der Preßfreiheit ſagt der Reiſende: „Sie iſt Englands Palladium und zugleich deſſen Geißel. Dieſer Sauerteig belebt und verſäuert den conſtitutionellen Teig beſtändig; es iſt eine beſſere öffentliche Cenſur als die der Römer, aber ſie iſt unerträglichen Mißbräuchen unterworfen u. ſ. w.

Jemand hat eine Reiſe aus Polen nach Petersburg geſchrieben. Ein ſchlechteres, gezierteres Product iſt uns ſelten vorgekommen. Zum Spaß einige Proben:

„Die Gebäude auf dem Iſaacs-Platze in Petersburg gleichen einer Menge blühender Jünglinge und Jungfrauen, die, ihres Roſenalters ſich freuend, ſich Hand an Hand faſſen.“ (!) — „Den Abend hielt uns eine Engländerin zurück, die neben uns logirte. Es regnete, blitzte; der Zauber ihres Spiels machte dieß Alles vergeſſen. Es war ein Weib ſchon von faſt 30 Jahren, aber ihre Empfindungen verjüngten ſich während des Spielen. O dieſe ſüße Melodie! Sie ſchlüpfte nach unſerm Ohr gleich dem ſanfteſten Zephyr hin, der über ein Veilchenbeet weggaukelt, Wohlgerüche ſtiehlt und giebt.“ — „Jede Nation kokettirt auf ihre Weiſe. Die Deutſche mit ihren ſchönen blauen Augen. Die Italiänerin ſchießt verzehrende Blicke aus ihren großen ſchwarzen flammenden Kugeln ab. Die Franzöſin kokettirt mit allen ihren Gliedern. Die Ruſſin, die ſo ganz Natur war, wir wollen ſehen, wie ſich die benimmt.“ (Sie benahm ſich, nach Verſicherung des Reiſenden, ſehr — naif.) —

Unter die neuen, ſehr wichtigen Bemerkungen des Verfaſſers gehört auch die, daß die Finnen auf den Pferden ſitzen, wie wir, mit den Schenkeln zu beiden Seiten.

Um den Leſer für dieſe Albernheiten zu entſchädigen, machen wir ihn aufmerkſam auf die, in Dorpat gedruckten, Beyträge zur Kenntniß Rußlands und ſeiner Geſchichte, herausgegeben von dem hochverdienten Guſtav Evers (Profeſſor der Geſchichte in Dorpat) und Moritz von Engelhardt. Hier hat unter andern ein Verwandter dieſes letztern, Guſtav von Engelhardt, eben ſo intereſſante als authentiſche Nachrichten von den Anſiedelungen der Deutſchen und anderer Eingewanderten im ſüdlichen Rußland, auf einer Reiſe geſammelt. Wer noch immer die grundfalſche Vorſtellung hegt, daß der ruſſiſche Bauer ein unglücklicher Sclave ſey, der leſe und belehre ſich eines beſſern, und vergleiche den Zuſtand dieſer Leute mit dem der Bauern in ſo manchen andern, hochciviliſirten Ländern. „Jedes gut eingerichtete Bauernhaus hat einen Schornſtein und drei Fenſter nach der Gaſſe, von außen mit buntem Schnitzwerk verziert, die Wand rings um dieſelben roth angeſtrichen, oder durch öfteres Waſchen rein und weiß erhalten. Den Giebel ſchmücken gleichfalls mühſam ausgezackte und durchbrochene Breter. Immer iſt das Innere reinlich, in beſſern Häuſern auch wohl das Zimmer mit Tapeten ausgeſchlagen.“ — „Mit dem Eintritt in die Ukraine, oder Klein-Rußland, glaubt der Fremde ſich unter ein anderes Volk verſetzt. Nur Sprache und Kirche deuten die Verwandtſchaft mit den Groß-Ruſſen an, allein der Character ſcheidet ſie ſcharf. — Die weißen Häuschen eines Kleinruſſiſchen Dorfes ſind freundlich und einladend, liegen zwiſchen Gärten und Wieſen, ſind reinlich von Außen und Innen. Immer ſteht ein Geſchirr mit Kreidewaſſer in der Stube, und wo ein Fleckgen nur ſich zeigt, wird es gleich überpinſelt. Der Sauberkeit in den Wohnungen entſpricht auch die Kleidung. Die Weiber haben blendend weiße Wäſche und Kopftücher.“ (Iſt das ein Bild von Sclaven?) —

Der Herzog von Richelieu, der als General-Gouverneur das Wohl der Anſiedelungen treulich beförderte, wird noch in jenen Gegenden geſegnet. Aber obgleich der Boden überall ſo ziemlich derſelbe iſt, ſo iſt doch das Gedeyhen der Coloniſten ſehr verſchieden, je nachdem ſie mehr oder weniger Fleiß und Kenntniſſe, Vernunft und Sittlichkeit mitgebracht haben. Die neuſten findet man oft wohlhabender als ihre längſt anſäſſigen Nachbarn. Die Danziger bei Eliſabethgorod z. B., die aus Fiſchern und allerlei loſem Geſindel beſtanden, fangen jetzt erſt an zu gedeyhen, nachdem ihre herangewachſene Jugend den Ackerbau erlernt und lieb gewonnen hat. Die Unkenntniß deſſelben hat auch den Schwaben und Elſaſſern ſehr geſchadet, während die gleichzeitig mit ihnen eingewanderten Siebenbürgen und Menoniſten ſich trefflich ſtehen, weil ſie ſchon früher Landwirthe waren. Am allerbeſten kommen die Bulgarier fort, die vormals in den der Donau ſüdlich gelegenen Landen wohnten, hier ein ähnliches, ihnen bekanntes Clima wieder fanden, und mit raſtloſer Thätigkeit eine an Geiz grenzende Sparſamkeit verbinden. Aber die vormalige türkiſche Herrſchaft, unter der ſie ſeufzten, hat ſie ſo mißtrauiſch gemacht, daß ſie lieber ihr Geld vergraben, als es zu nützlichen Speculationen verwenden.

„Der intereſſante Verſuch, polniſche Juden, „mit gleichen Vortheilen, wie die übrigen Eingewanderten, zum Ackerbau anzuſiedeln, iſt völlig mißlungen. Das Dorf bei Nikolajew wird zwar noch von ihnen bewohnt, ſie laſſen aber ihre Ländereyen theils unbenutzt liegen, theils durch gedungene Knechte bearbeiten, und treiben, ungeachtet des Verbotes, doch Alle den ſo beliebten Schacher.“ —

Wir wollen ſchließlich noch eine artige Anecdote erzählen, welche beweißt, daß derjenige ſich nie verrechnen wird, der auf die Macht der Schönheit ſpeculirt. Ein Herr v. J. bekam von der Krone Grundſtücke geſchenkt, aber ohne Menſchen. Er ſelbſt beſaß nur einen einzigen Bauer, er mußte ſich alſo Arbeiter verſchaffen. Das bewürkte er auf die wohlfeilſte Weiſe folgendergeſtalt: Er kaufte in Eliſabethgorod ſechszehn hübſche Mädchen und Weiber von 10 bis 30 Jahren, für die er (weil das zarte Geſchlecht weit wohlfeiler iſt als das Grobe) durch die Bank nicht mehr als 50 Rubel in Papier bezahlte. Die ſchickte er nun nach ſeinen Ländereien. Schon unterwegs lockte dieſe reizende Caravane mehrere Männer an, und in Zeit von 16 Jahren hatte er deren nicht weniger als ſechszig, die ihn gar nichts koſteten. (Wir wünſchen von Herzen, daß das Publicum recht eifrig beytragen möge, die Fortſetzung dieſer gehaltreichen Sammlung zu befördern.)

Religiöſe Gegenſtände.

Herr Kirchenrath Müller hat, in einem kurzgefaßten Lehrgebäude des Chriſtenthums, folgende Behauptungen aufgeſtellt: „unſere erſten Eltern ſind kaum 24 Stunden im Paradieſe geblieben.“ (Woher weiß er das?) — „Gott hat ſeine Gebote auf ſteinerne Tafeln gegraben, weil ſie ewig dauern ſollten, (welcher Stein dauert ewig?) und weil die Herzen der Juden, die wie Stein waren, dadurch erweicht werden ſollten.“ (Ein Stein durch einen Stein erweicht!) —

Herr Oberprediger Fritſch zu Quedlinburg hat über die zweckmäßigſten Mittel zu Wiederherſtellung einer fleißigen Benutzung des öffentlichen Gottesdienſtes mit großem Eifer geſchrieben. Unter andern ſollen nicht nur am Sonnabend und an jedem Feſtabend die öffentlichen Häuſer um 10 Uhr geſchloſſen ſeyn, ſondern auch alle Privatgeſellſchaften auseinander gehen, bei nahmhafter polizeilicher Strafe. Am Sonntage ſollen die Stadtthore von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags verſchloſſen bleiben, und kein Einheimiſcher ſoll, ohne die dringendſte Urſache, am Sonntage verreiſen, bei nahmhafter Polizei-Strafe. In den Kirchen ſollen zwei Aufſeher alles Geräuſch und Geplauder unterſagen. Wer ſich nicht fügt, der wird polizeilich beſtraft. — Die Hageſtolzen kommen bei Herrn Fritſch ſehr übel weg, denn er will, daß keinem ein Amt von Bedeutung anvertraut, auch nie ein Hageſtolz, der ſchon im Amte ſteht, weiter befördert werden ſoll. —

Die theologiſchen Annalen liefern den Ukas des Kaiſer Alexander wegen der Juden, und fügen am Schluß hinzu: „Wer freut ſich nicht eines ſo menſchenfreundlichen, vom Geiſte der liebevollſten Duldung, von dem wärmſten Eifer für Verbreitung des Chriſtenthums eingegebenen Vorhabens! Tauſende von biedern Juden werden gewiß einer ſo großmüthigen Einladung folgen und eilen, freie Mitbürger eines großen Reichs zu werden.“ —

Es iſt ſehr merkwürdig, daß zu gleicher Zeit zwei theologiſche, einander geradezu widerſprechende Werke erſchienen ſind, das Eine: über die Sprachcharacteriſtik der Schriftſteller des Neuen Teſtaments, von dem Pfarrer Gersdorf — worin bewieſen wird, daß jeder derſelben an der Eigenthümlichkeit ſeines Ausdrucks zu erkennen ſey — das Andere: über die Schriften des Lucas, vom Profeſſor Schleyermacher — worin bewieſen wird, daß Lucas nur lau ler einzelne Stücke verſchiedener Schriftſteller geſammelt habe, was gleichfalls aus der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks der verſchiedenen Fragmente hervorgehe. Entweder das iſt falſch, oder von einer Sprachcharakteriſtik des Lucas kann wenigſtens nicht die Rede ſeyn. Wir armen Layen! wem ſollen wir nun glauben? —

Ein Büchlein iſt erſchienen: der lebendige Glaube des Evangeliums, dargeſtellt in dem öffentlichen Leben der Frau v. Krüdener. Wir lernen eigentlich nichts daraus, was nicht ſchon in den Zeitungen geſtanden hatte; nur das Eine war uns unbekannt, daß Frau von Krüdener auch Wunder verrichtet, indem ſie bloß durch das Gebet des Glaubens auch Kranke geheilt hat, die von den Aerzten für unheilbar erklärt worden waren. — Der Eifer des Verfaſſers ſcheint uns doch tadelnswerth, wenn er ſagt: „wir haben eine Bundesverſammlung, „die aber nicht im Geiſt des heiligen Bundes beiſammen zu ſeyn ſcheint, und mehr für den Zeitgeiſt, „als ihm entgegen arbeitet.“ —

Eine zweite Schutzſchrift für Frau v. Krüdener iſt die, in der Schweiz herausgekommene, freimüthige Widerlegung der in vaterländiſchen Blättern eingerückten Schrift, Fr. v. K. betreffend, zur Berichtigung gewagter und ungerechter Urtheile über dieſe Dame. Hier wird es ehrenſchänderiſch genannt, daß man ihrer Geſellſchaft Schuld gegeben, ſie habe zu Lochſtetten einen gewaltſamen Einbruch verübt. Es wird bewieſen, daß, wenn gleich der Apoſtel ſpricht: „Eure Weiber laßt ſchweigen unter der Gemeinde“ er ſolches doch wahrſcheinlich nur geſagt habe, um der Störung kirchlicher Ordnung vorzubeugen; denn er ſetze ja noch hinzu: wollen ſie etwas lernen, ſo laßt ſie daheim ihre Männer fragen. Daraus folgt aber auch noch nicht, daß ein Weib keiner göttlichen Eingebung fähig ſeyn könne; denn derſelbe Apoſtel ſpreche auch: „Ein „Weib, das da betet oder weiſſagt mit unbedecktem Haupt, die ſchändet ihr Haupt“ Folglich halte Paulus die Weiber der Gabe des Weiſſagens nicht für unwürdig. Ueberhaupt hätten Weiber am meiſten zur Ausbreitung des Chriſtenthums beigetragen, und Gott habe ſich ihrer nicht ſelten zu Ausführung ſeiner unerforſchlichen Abſichten bedient. Debora ſey Prophetin und Richterin in Iſrael geweſen. Judith habe, von Gott geſtärkt, eine kühne That vollbracht. Im neuen Teſtament ſey (ohne einmal der Maria zu erwähnen) Eliſabeth vom heiligen Geiſte voll geweſen; auch die Prophetin Hannah; und den Weibern hatten die Engel die Auferſtehung des Herrn verkündigt, und einem Weibe ſey Chriſtus zuerſt erſchienen, und zwar einer ehemals öffentlichen Sünderin; und verkündigt habe der Heiland: „Eure Töchter ſollen weiſſagen“ u. ſ. w. In den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums habe es auch unter den Frauen Märtyrer gegeben, und Jeanne d'Arc habe Frankreich vom Joch der Engländer befreit. (Faſt ſcheint es uns, der Verfaſſer habe es gar zu gut gemeint. Wir dachten dabei an den Prinzen in Emilia Galotti, wenn er zu dem Mahler Conti ſagt: „nicht ſo redlich wäre redlicher geweſen.“) —

In einer, zu Fulda in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedruckten, Leichenpredigt, bemerkt der Redner ſehr ſinnreich: die Seele des Verſtorbenen ſey kurz vor 11 Uhr ausgefahren, und ſey alſo noch früh genug im Himmel angekommen, um an der „göttlichen Tafel das ewige Mittagsmahl“ freudig zu genießen. —

In Herrn Adam Müllers Reden über die Beredſamkeit und deren Verfall in Deutſchland heißt es: „der wahre Gottesgelehrte ſey ohne gründliche „Erkenntniß des Teufels nicht zu denken.“ (Das iſt eben ſo, als ſpräche man: die eigentliche Wärme laſſe ſich ohne Kenntniß des Schnee's nicht denken.)

Wachler's theologiſche Annalen machen, über die Vereinigung der Proteſtanten mit den Katholiken, folgenden intereſſanten Brief des verſtorbenen Villers bekannt:

Lübeck, den 12. Dec. 1809.

Es kann Niemand mehr Ihre Abſicht, Ihren reinen Willen bei dem geäußerten Wunſche zu einer Vereinigung ehren, als ich es thue. Ich ſehe und weiß recht wohl, was und wie Sie es meinen. Mögte Gott geben, daß es ausführbar ſey! Doch glaube ich es keineswegs. Ehe wir dazu kommen, Chriſten zu vereinigen, müßten erſt Chriſten da ſeyn — wo die vorhanden ſind, ſind ſie vereinigt, denn das Evangelium Chriſti iſt ihre Norm und ihr Vereinigungs-Punkt. Sed apparent rari nantes in gurgite vasto corruptionis nostrae! Zumal unter franzöſiſch redenden Mitlebenden, mögen ſie achte Franzoſen oder deren Affen ſeyn, an Höfen, in vornehmen Cirkeln oder Geſandtſchaftspoſten, u. ſ. w. Da iſt wenig Heil zu hoffen, blutwenig Intereſſe zu ſolchen Berathſchlagungen. Sie ſind alle vereinigt, Alle im beſten Einverſtändniſſe, die guten Leute! alle vereinigt in dem bequemſten Indifferentismus — Nihilismus! Mit dem Gotte da droben haben ſie nichts zu ſchaffen. Alle ihre Gottheiten ſind hienieden. Neue Orphiker ſind es, neue Eleuſiner, und ihre geheime Loſung iſt: „De la réligion pour la canaille!“ Gott behüte mich, mit ſolchen Kindern der Hure Babylon eine Vereinigung zu befördern, oder auch nur zu wünſchen. Heuchler und Verrufene ſind ſie, wenn ſie ſich noch ſo ſehr anders anſtellen. Glauben Sie mir, verehrter Mann, ich kenne gründlich das Geſindel, ſtatt ſich damit zu vereinigen zu trachten — welches uns am Ende übel bekommen würde — laſſen Sie uns immer mehr und ſchärfer von dem Unweſen trennen. Blos einer Vereinigung zwiſchen allen wahren Kindern Gottes ſehe ich herzlich entgegen. Sonſt laſſen Sie ja ſorgfältig alle dieſe Scheidewände beſtehn, die die wenige übrig gebliebene Freiheit noch ſchützen oder verſtecken. Bewahr uns Gott für eine allgemeine Sprache, allgemeine Geſetze, allgemeine Religion, für alle Allgemeinheiten, Gleichförmigkeiten und alle übrigen Beförderungsmittel einer allgemeinen Despotie, welche Seele, Gewiſſen, Zungen, alles alles gern mit einem Stricke feſtbinden wollen, u. ſ. w. Villers.

In Ammons Magazin für chriſtliche Prediger ſteht eine, unſrer Meinung nach, ſehr überflüſſige Abhandlung über Chriſtus-Köpfe, nemlich die Gemahlten, die man immer Nationaliſirt, und wo der Mangel an geſchichtlichen Angaben der Einbildungs-Kraft einen weiten Spielraum öffnet. Nach den Schriften des Neuen Teſtaments laſſe ſich annehmen, daß Chriſtus von allen körperlichen Gebrechen frei war, weil man ihn zu den Lehrern zählte, die, gleich den Prieſtern, keine Leibesgebrechen haben durften. Häßlich könne er auch nicht geweſen ſeyn, denn ſonſt würden ſeine Feinde es ihm wohl vorgeworfen haben; auch nichts auffallendes in ſeinem Aeuſſern ſey zu vermuthen, denn ſonſt hätte Magdalene ihn nicht mit dem Gärtner verwechſeln können, und die Jünger von Emaus würden ihn früher erkannt haben, u. ſ. w. (wozu das Alles? es mag wohl gut ſeyn, daß wir kein ächtes Gemählde von Chriſtus haben; es könnte Veranlaſſung zu mancher geiſtigen und geiſtlichen Ausſchweifung geben.) —

Eine Predigt am Reformations-Feſte von Ammon (in demſelben Magazin) handelt von dem Hinneigen unſerer Zeit zu einem Chriſtenthume ohne Chriſtus. Die theologiſchen Annalen bemerken hingegen, von einem ſolchen Hinneigen werde man wenig oder nichts gewahr, vielmehr ein auffallendes Zurückſinken des Zeitalters in ausſchließliche Jeſulatrie, im Glaubensſchnüffeln, Frömmeln und Intoleranz. (So drückt der Recenſent ſich aus.) Man antiquire gleichſam Gott den Vater; das führe zu einem neuen Heydenthume. — Eine zweite Predigt von Ammon über die Läſterſucht iſt vortrefflich. Sie wurde im Spätherbſt, gerade zu einer Zeit gehalten, wo in chriſtlichen Theegeſellſchaften beſonders viel geklatſcht wird. — In dieſem Magazin wird auch der „Unfug“ der Regierungen gerügt, ihre Patente von den Kanzeln verleſen zu laſſen. (Wohin ſie freylich wohl nicht gehören.) Von Schleyermacher in Berlin heißt es: er verſtehe die Kunſt, attiſches Salz mit apoſtoliſcher Hand auf wunde Stellen zu ſtreuen, hier zur Aetzung, dort zur Heilung. —

Daß leider auch Geiſtliche in ihren literariſchen Streitigkeiten ſich vergeſſen, beweißt eine Recenſion in den theologiſchen Annalen von dem ſonſt ſehr ehrenwerthen Theologen Wachler über eine Schrift des Oberhofpredigers Schäffer in Gotha, in welcher jener hart angegriffen war. Dagegen nennt er nun den Verfaſſer „pöbelhaft gemein, abgeſchmackt dün„kelhaft, erbärmlich, voll verächtlicher Winkelzüge, „nichtswürdig, verſtockter Philiſter, ſchamloos, vom „lächerlichſten Dünkel aufgeblaſen, einen alten Tho„ren.“

Geſetzt auch, der Oberhofprediger Schäffer habe alles das verdient, ſo wäre es doch ſchön und geiſtlich geweſen, wenn der Herr Doctor und Profeſſor Wachler ihm nicht ſo geantwortet hätte. —

Den Künſtlern und Kunſtliebhabern (und warum nicht überhaupt allen frommen Seelen?) empfehlen wir zwölf Bilder, die Golzius zu Ende des 16ten Jahrhunderts gezeichnet und in Kupfer geſtochen, in der Manier des Lucas von Leyden, und die nunmehr der Herr Superintendent Krummacher aufs neue herausgegeben, unter dem Titel: Leiden, Sterben und Auferſtehung unſers Herrn Jeſu Chriſti, auch mit einem würdigen Text begleitet hat. Man muß ſich an manche Anachronismen, z. B. an die Brillen auf den Naſen der Phariſäer nicht ſtoßen. Die Zeichnung zu beurtheilen, maßen wir uns nicht an: aber daß Seele in den Bildern iſt, das haben wir gefühlt. —

Fanny Tarnow, die Völker-Richterin.

Schon vor mehreren Jahren haben wir einmal verſucht, von dieſer Schriftſtellerin etwas zu leſen; es wollte uns aber nicht munden; ſo legten wir's weg und vergaßen nachher ihren Nahmen. Soviel wir uns erinnern, war es eine Romanen-Schüſſel, die ſie damals uns aufgetiſcht hatte; jetzt finden wir zu unſerm Erſtaunen in den Hamburger Originalien auch eine Salat-Schüſſel von ihr unter dem Titel Allerley. Nun iſt zwar das Salat-Machen ganz eigentlich ein Geſchäft für Damen, und es iſt auch nicht zu leugnen, daß zu einem guten Salat Allerley gehört; nur iſt noch Niemanden eingefallen, aus Diſtelköpfen Salat zu machen, weil dieſe gewöhnlich einer andern Gattung von Geſchöpfen zur Speiſe überlaſſen werden. Auch ſollte eine Dame zu ihrem Salat keine Ingredienzien nehmen, die ſie gar nicht, oder nur vom Hörenſagen kennt. Den Eſſig hat Fanny Tarnow nicht geſpart, das Oel hingegen vermiſſen wir ganz, und mit dem Pfeffer iſt ſie betrogen worden. — Hier folgen zwei der Beſtandtheile ihres Allerley:

„In Petersburg giebt es ſo wenig ein Publicum „als in Rußland ein Volk. Gezupfte Wundfäden „ſind ja keine Leinwand.“ —

„Die ruſſiſche Geſchichte war bisher nur eine „Anecdoten-Sammlung. Ein Sclaven-Volk kann „auch keine Geſchichte haben.“ —

Ey! Ey! es iſt mit dem armen Rußland weit gekommen, wenn ein Frauenzimmer in vier Zeilen es annihiliren darf. Wir hören, daß Fanny Tarnow einige Zeit in Petersburg war. Daß ſie dort kein Publicum gefunden hat, wollen wir recht gern glauben. In Rußland war ſie gar nicht, denn Petersburg iſt nicht Rußland. Was ein Volk iſt, weiß ſie gar nicht. Es wäre auch unhöflich, wenn wir von einer Dame eine Definition fordern wollten; und überflüſſig wäre es obendrein, da das ruſſiſche Volk im Jahr 1812 ſich ſelbſt ſo ſchön definirt hat. Dem Leſer wollen wir blos bemerklich machen, daß das Gleichniß von der Leinwand witzig ſeyn ſoll. Der Garten des Witzes ſcheint für Fanny Tarnow eine Art von Labyrinth zu ſeyn, wo die Wundfäden ihr nicht heraushelfen werden.

Wenn die ruſſiſche Geſchichte bis jetzt nur darum eine Anecdoten-Sammlung war, weil in Rußland noch Leibeigenſchaft herrſcht, ſo muß die deutſche Geſchichte wohl auch erſt kürzlich angefangen haben; und ſolche Sclaven, als die Deutſchen unter Napoleon geweſen, waren die Ruſſen nie, ſelbſt nicht unter tatariſchem Joche. —

Doch wo gerathen wir hin? dieſe Periode klang ſo beinahe ernſthaft? — Auf dieſe Ehre macht eine Fanny Tarnow als Richterin der Völker wohl keinen Anſpruch. Sie ſelbſt hat nur geſpaßt. Sie hat bei irgend einem Trödler eine alte Allongen-Perücke gefunden, und ſie ein wenig aufgeſetzt, um für die Originalien etwas recht originelles zu liefern. Wir rathen ihr jedoch, den Spaß nicht weiter zu treiben, denn ſonſt mögte es ihr am Ende an Leinwand fehlen, um Wundfäden für ſich ſelbſt daraus zu zupfen.

Ueber das Bettlerweſen in England.

Aus dem Panorama d'Angleterre.

Es iſt eine ziemlich allgemein bekannte Sache, daß das gemeine Volk dem Trunk und der Faulheit in einem hohen Grade ergeben iſt. Ein engliſcher Schriftſteller hat nun zwar behauptet, daß viele ſeiner Landsleute nicht ſowohl aus Neigung tränken, als um ſich zu beſchäftigen, allein niemand wird in Abrede ſeyn, daß eine ſolche Beſchäftigung nothwendig an den Bettelſtab führen muß. Daß dieſes auch wirklich der Fall iſt, beweiſt die große Anzahl von Armen, die gegenwärtig in England vorhanden iſt, denn dieſe beläuft ſich auf nicht weniger als zwei Millionen, und die Erhaltung derſelben koſtet nach einer genauen Berechnung dem Staat jährlich wenigſtens zwölf Millionen Pfd. St. Dieß macht ungefähr den vierten Theil von den ſämmtlichen Einkünften Großbritanniens aus, und es iſt daher ſehr begreiflich, daß endlich dieſer freſſende Krebs die Aufmerkſamkeit der einſichtsvollſten Staatsmänner in England auf ſich gezogen, und ſie zur Unterſuchung und Abhülfe dieſes verderblichen Uebels veranlaßt hat. Alle ältern Bettler-Geſetze, z. B. von Alfred, von Eliſabeth u. ſ. w. ſind nicht mehr anwendbar, und die neuern werden durchaus nicht beobachtet. Ein ſehr großer Theil von dieſen Armen lebt in London ſelbſt und nährt ſich größtentheils vom Betteln, das ein förmlicher Erwerbszweig geworden iſt. Einzelne Kirchſpiele zeichnen ſich beſonders dadurch aus, daß ſie vielen Tauſenden dieſer heimathloſen Menſchen zur nächtlichen Herberge dienen, indem ſich in jedem derſelben mehrere öffentliche Häuſer befinden, die bloß zur Aufnahme ſolcher Bettler beſtimmt ſind, und daher mittelbarer Weiſe vom Staate ſelbſt unterhalten werden. Unter den Bettlern ſelbſt hat eine ſehr ordentliche Einrichtung ſtatt. Sie ſind in jedem Kirchſpiele in mehrere Compagnien, und dieſe wieder in Walks (Spaziergänge) eingetheilt, die insgeſammt ihre eigenen, ihnen beſonders angewieſenen Gänge haben. Iſt ein gewiſſer Gang beſonders einträglich, ſo beſuchen ihn die ſämmtlichen Compagnien abwechſelnd, und jedes dahin angewieſene Mitglied darf ſich alsdann von einer bis drei oder vier Stunden daſelbſt aufhalten. Die Einnahme eines ſolchen Bettlers iſt im Durchſchnitt genommen zum wenigſten ein Thaler im Tag, und dieſer wird auch den Abend immer richtig wieder verzehrt. Wenn ſie des Morgens ausgehen, ſo pflegen diejenigen unter

Ihnen, die von dem vorigen Abend noch einige Groſchen übrig haben, die andern mit Branntwein zu tractiren, ehe ſie ihr Tagewerk anfangen.

(Der Beſchluß folgt).

Kleine literariſche Notizen.

Der Herr Ober-Pfarrer Dehmel zu Bernſtadt in der Oberlauſitz erzählt:

Auf der Grenze zwiſchen Sachſen und Bayreuth liegt ein Kirchdorf, Eichicht genannt, wo ſeit der Reformation, vom Jahr 1545 an bis 1752, alſo 207 Jahre hindurch, ununterbrochen der Sohn dem Vater im Predigtamte gefolgt iſt. Dieſe wahrhaft ehrwürdige Familie, die mit Recht ſtolzer auf ihre Ahnen ſeyn darf, als mancher Reichsritter auf die ſeinigen, hieß Rebhuhn. Auch der letzte dieſer Prediger hatte einen Sohn, der aber ein Arzt wurde, und ſo den ſchönen gleichſam erblichen Beruf aufgab, der Seelen-Arzt einer Gemeinde zu ſeyn, unter der alle ſeine Vorfahren wandelten, und Segen verbreiteten und ruhten. —

Der berühmte Herr Doctor Georg Heinrich von Deyn zu Jena macht in No. 344 des Allgemeinen Anzeigers bekannt, daß er wegen einer Hämorrhoidal-Krankheit das Bett hüten müſſe, wodurch er „an der fleißigen Lieferung lehrreicher Abhandlungen gehindert werde." Er fügt hinzu: „Möchte doch das deutſche Volk mir gute Beſſerung wünſchen!" — Von Herzen gern! wir wünſchen aber zugleich, daß künftig über den Zuſtand des Hrn. Doktors (der bekanntlich der Urheber des heil. Bundes iſt) wöchentlich ein paar Bülletins ausgegeben werden, ſo wie ſolches in England über den Zuſtand des Königs zu geſchehen pflegt. —

Ganz neuerlich iſt, in Paris eine hiſtoriſche Ueberſicht (précis historique) der militäriſchen Operationen der italiäniſchen Armee in den Jahren 1813 und 1814, von dem Chef des Generalſtabes dieſer Armee geliefert worden. Im Eingange heißt es mit gewöhnlicher Großthuerey: die große Armee ſey in Rußland blos durch Kälte und Entbehrungen aller Art aufgerieben worden; die Trümmer derſelben hätten ſich erſt hinter der Oder wieder vereinigen können „im Schooſe Preuſſens, welches die Larve einer treuloſen Freundſchaft ſchon abwarf." Dann habe Prinz Eugen nochmals dem Strome weichen müſſen, da „Haß und Wuth eines gedemüthigten Stolzes die Preuſſen in Maſſe bewaffnete." (Daß man doch immer von ſich auf andere ſchließt: weil der gedemüthigte Stolz der Franzoſen jetzt in vielen derſelben Haß und Wuth erzeugt, ſo muß auch der Haß der Preuſſen nicht aus unleidlicher Unterdrückung, ſondern aus Stolz entſprungen ſeyn. Der Leſer merkt nun wohl, welche Sprache in dieſem Buche herrſcht. Es mag übrigens für Officiere ſeinen Werth haben. Daß die italiäniſche Armee bis zum letzten Augenblicke ſiegreich geweſen, verſteht ſich von ſelbſt.) —

Authentiſche Particularitäten von dem Tode der Prinzeſſin Charlotte und ihres Kindes, hat ein Franzoſe aus dem Engliſchen überſetzt, und vermuthlich wird nächſtens wieder ein Deutſcher ſie aus dem Franzöſiſchen überſetzen. Wir warnen die Leſer vor dieſer Buchhändler-Speculation, denn ſie finden in der Broſchüre durchaus nichts, was nicht in allen Zeitungen geſtanden hätte. Doch iſt ſie mit den vereinten Bruſtbildern der Prinzeſſin und des Prinzen von Coburg geziert, und wenn dieſe eben ſo gut getroffen als gezeichnet ſind, ſo mag das Büchlein doch für viele einen Werth haben. —

Der unermüdliche Erzbiſchoff de Prade hat im December des vorigen Jahres ſeine Gedanken über die Fortſchritte der Repräſentatif-Verfaſſung in Frankreich drucken laſſen, ein Heft, dem noch mehrere folgen ſollen. Er vergleicht dieſe Verfaſſung „der Kindheit in ihren ſtufenweiſen Entwickelungen." Alles, Menſchen und Sachen, wären neu in ihr, und er gehöre nicht zu den Schriftſtellern, die ſeit 25 Jahren, beym Aufgang jeder neuen Sonne, gleich Wunder und Unſterblichkeit ſchreyen. —

Eine neue franzöſiſche Broſchüre über die Freyheit der Preſſe, ihre Vortheile und Mißbräuche, und über die Mittel, die Letztern zu unterdrücken, iſt uns auch in die Hände gefallen. Auf jene angekündigten Mittel waren wir am begierigſten, blieben aber unbefriedigt; denn das Hauptmittel des Verfaſſers beſteht darinn, daß jeder Journaliſt dem Angegriffenen eine Spalte ſeines Journals zur Beantwortung des Angriffes unentgeldlich einräumen ſoll, und daß, wenn er es nicht thut, dem Beleidigten das Recht zuſtehn ſoll, ſeine Antwort auf Koſten des Journaliſten drucken und placardiren (anſchlagen) zu laſſen. Dieſes Mittel würde in vielen Fällen gar nichts helfen, denn oft wurde das Böſe ſeine ganze Wirkung ſchon gethan haben, ehe der Angegriffene einmal erführe, daß er angegriffen worden. Zuvorkommen muß man ſolchem Unfug. Iſt es nicht höchſt ſeltſam, daß kein Menſch ſich unterſtehen darf, Jemanden auf der Straſſe zu beſchimpfen — wäre es auch die einſamſte Straße einer einzelnen Stadt, und verfliegen auch die ausgeſtoßenen Schimpfworte mit dem erſten Winde. — Daß aber Jedermann vor ganz Deutſchland erlaubt ſeyn ſoll, gedruckte, folglich bleibende, Beſchimpfungen Jedem anzuthun, der ihm verhaßt oder nicht ſeiner Meynung iſt? —

Es iſt ein Taſchenbuch der Wunder und Seltenheiten erſchienen, mit vielen recht artigen Kupfern. Man findet da einen verſteinerten Ochſen, (!) Hühner die Kröten ausbrüten, Auſtern die Ratten fangen, (!) ein verſteinertes Kind, (!) ein Pferd mit Menſchenfüßen, einen wiederkäuenden Menſchen, und endlich auch eine gehörnte Frau. Dieſe letztere war uns am merkwürdigſten, weil ſie wirklich noch exiſtirt, folglich über ſie kein Zweifel obwalten kann. Sie lebt zu Leipzig und heißt Johanna Chriſtiana Germerin, 56 Jahr alt. Durch eine Milchverſetzung im Wochenbette erzeugten ſich auf ihrem Kopfe 7 bis 8 Knötchen von der Größe einer Erbſe, die nach und nach zunahmen bis zu der Größe eines Taubeneyes, anfangs hart und ſchmerzlos, nach und nach erweicht und ſchmerzhaft; vor 6 Jahren gingen, durch einen Stoß, einige derſelben in Entzündung und Eiterung über und verſchwanden ſpurlos. Aber vor 8 Jahren, nachdem gewiſſe periodiſche Unpäßlichkeiten bey ihr aufhörten, wuchs aus einem dieſer Knoten ein Horn, welches die Länge von 8 Zoll erreichte, ähnlich einem Ziegenhorne, auch ſpiralförmig ſich zurückgewunden. Es hing blos in der Haut, und verurſachte durch ſein Gewicht heftige Schmerzen, beſonders beym Druck der Mütze. Am 26. April dieſes Jahres gerieth ſie in einen Fauſtkampf, da wurde das Horn ihr abgeriſſen. Bewußtlos ſank ſie nieder und blutete ſtark, wurde aber bald wieder hergeſtellt. — Manches in dieſer Sammlung iſt doch auch weder Wunder noch Seltenheit, z. B. der Neger, der baumwollenes Zeug webt. —

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 18. 1818.

Einige beſondere Umſtände aus den letzten vier Monaten von Mürat's Leben.

Sie ſind enthalten in einem Schreiben aus London, vom 4ten July 1817, welches der zweyte Band des Pariſer Correspondant liefert. Der Briefſteller verſichert, ſie aus dem Munde von zweyen von Mürat's Gefährten gehört zu haben, und fügt hinzu, er wolle ſeine Erzählung von allen den prunkenden Beynahmen reinigen, mit welchen jene Herren ihren Helden ſehr freygebig auszuſtatten pflegten, da ihm hingegen nichts weniger heroiſch erſchiene, als Menſchen, die 1793 wüthende Demagogen waren, und doch damit endigten, Herzöge, ja ſogar Könige zu werden.

Von ſeiner Armee verlaſſen ſuchte Mürat nur ſein Leben zu retten. Am Abend des 19ten May 1815 kam er incognito nach Neapel zurück, begleitet von ſeinem Neffen, Obriſten des 9ten Regiments der Lanzenreiter, und von vier Officieren. Verſtohlen ſchlich er in den Pallaſt, bleich und entſtellt trat er vor ſeine Gemahlin. „Alles iſt verlohren!“ ſagte er, „nur das Leben hab' ich nicht verlieren können.“ (Franz der Erſte durfte, nach der Schlacht von Pavia, anders ſprechen.) — Nachdem er von ſeinen Kindern Abſchied genommen, ließ er ſich die Haare abſchneiden, die er lang und gelockt trug, zog ein graues Kleid an, ſteckte ſo viel Gold zu ſich als die Taſchen faſſen wollten, und eilte mit ſeinem Neffen zum Meeresufer. Ein kleiner Nachen trug ſie nach der Inſel Iſchia. Da verweilten ſie drei Tage. Am vierten entdeckten ſie in Weſten ein kleines Fahrzeug, welches mit vollen Segeln nach dem Orte ſteuerte wo ſie ſtanden. Mürat rief es an, warf ſich in ein Fiſcherboot, und verſprach reichen Lohn, wenn die Fiſcher ihn zu jenem Fahrzeug brächten. Nicht lange ſo kam die Schaluppe des Schiffes ihm entgegen. Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuſcht, das Schiff gehörte ſeinem Oberſtallmeiſter, Herzog von Roccaromana, der, nebſt Mürats Adjutanten, dem Marquis Giuliano, ſelbſt am Bord war. Unterrichtet von Mürats Flucht nach Iſchia, hatten ſie Neapel verlaſſen, um ihn zu ſuchen. Da Ferdinand's Flagge ſchon auf Iſchia wehte, ſo würde der Herzog nicht gewagt haben dort zu landen, wenn er nicht zum Glück durch ſein Fernrohr den Geſuchten am Ufer entdeckt hätte. In der Nacht vom 27. auf den 28. May brachte er ihn glücklich nach Cannes an der franzöſiſchen Küſte. — Sogleich ſchrieb Mürat an Fouche, um Buonaparte zu melden, daß er nach Paris kommen wolle. Aber Buonaparte fragte, ſtatt aller Antwort: „ob ſeit 1814 zwiſchen Frankreich und Neapel ein Friede geſchloſſen worden?“ und Fouche rieth ihm, zu bleiben wo er ſey. Dem zufolge verweilte Mürat nur einige Tage in Toulon, und verſteckte ſich dann in einem Landhauſe auf dem Wege nach Lyon. Von da aus that er einige Schritte, um in England eine Freiſtatt zu finden.

Während dem wurde die Schlacht von Waterloo geliefert. Dem Ex-König brannte der Boden unter den Füßen. Als er den ſchrecklichen Tod des Marſchalls Brüne erfuhr, verlohr er vollends den Kopf. Er wollte incognito nach Havre gehen und von dort aus die Protection der fremden Mächte anrufen. In dieſer Abſicht miethete er ein Schiff zu Toulon. Der Herzog von Roccaromana und der Obriſte B. giengen an deſſen Bord, mit Mürats ganzem Gepäck und ſchickten ein Boot an eine abgelegene Stelle der Bay von Toulon, wo Mürat bereit ſeyn ſollte. Durch Mißverſtand kam das Boot nicht an die rechte Stelle, ſuchte lange vergebens und kehrte endlich zurück. Daraus entſtand viel Zeitverluſt. Noch rathſchlagte man auf dem Schiffe, was zu thun ſey, als es plötzlich von Böten umringt und ſcharf viſitirt wurde. Man fand nichts, allein der Capitain wurde gezwungen unter Segel zu gehen.

Indeſſen war Mürat um Mitternacht an den beſtimmten Platz gekommen, hatte in großer Angſt das Boot erwartet, war alle Augenblicke auf die Felſenſpitzen geklettert, um es zu erblicken. Endlich wurde es Tag — welch ein Schrecken! das Schiff war ſchon weit! noch hatten ſeine Freunde ſich ſo nahe als möglich an der Küſte gehalten, noch konnte ein Boot ſie erreichen; Mürat fand endlich einen Nachen und warf ſich hinein. Aber ein Windſtoß hinderte ihn, das gefährliche Ufer zu verlaſſen. Zu ſeinem Glücke begab er ſich nicht zurück in ſeine bisherige Freiſtatt, denn ſie war unterdeſſen entdeckt und vom Pöbel umringt worden, der ſeines Lebens nicht geſchont haben würde. Nun irrte er ohne Ziel umher, und vermied ſorgſam alle etwas anſehnliche Häuſer, wo er ſicher nur Feinde gefunden hätte. Mehrere Tage und Nächte trieb er ſich in Gebüſchen und Weinbergen umher, faſt ohne alle Nahrung und ohne Obdach in der Nacht. Endlich überwältigte ihn Müdigkeit und Hunger, er wagte es, einen Pachthof zu betreten, hoffend daß man ihn nicht erkennen werde. Er fand Niemanden als eine alte Frau, gab ſich für einen Officier von der Touloner Garniſon aus, ſagte, er habe ſich auf einem Spaziergange verirrt, und bat um Eſſen Die gute Alte hieß ihn willkommen, und verſprach ihm Eſſen zu bereiten, ſo gut es der Vorrath ihres Herrn geſtatte. Bei dem Worte Herr erſchrak Mürat, fragte ſogleich nach deſſen Namen, und ob er bald heimkehren werde? — Ich erwarte ihn jeden Augenblick, ſagte die Alte, er iſt blos ſpazieren gegangen. Unterdeſſen wurde ein Eierkuchen fertig, Mürat ſetzte ſich zu Tiſche und gleich darauf kam der Herr, grüßte ſeinen Gaſt freundlich, befahl einen zweiten Eierkuchen zu backen, und ſetzte ſich ohne Umſtände neben Mürat, der mit Heißhunger ſchon einen großen Theil der erſten Schüſſel verſchlungen hatte, und ſeine Furcht, erkannt zu werden, ſo viel ihm möglich verbarg. Der Herr vom Hauſe hatte ihn nie geſehen, wohl aber gehört, daß er in der Nachbarſchaft herumſchleiche, auch hatte er vormals in dem Saale der Marſchälle zu Paris ein Bild von Mürat geſehen, fand, daß ſein Gaſt dieſem Bilde ſehr ähnlich ſey und ahnte die Wahrheit. Indeſſen erbot er ſich, den Flüchtling einige Tage zu beherbergen. Den trieb aber die Unruhe bald wieder fort zu einem andern Landhauſe. Man fuhr fort ihn zu ſuchen. Am 13. Auguſt kamen 60 Mann zu ſeinem Schlupfwinkel. Das Haus lag auf einer Anhöhe, es war unmöglich dahin zu gelangen, ohne geſehen zu werden; indeſſen würden ſie doch, von der Nacht begünſtigt, Mürat überraſcht haben, wenn ſie nicht eine Laterne bei ſich gehabt hätten. Dieſe wurde Mürat noch zu rechter Zeit gewahr und rettete ſich in die Weinberge. —

Man kann denken, in welcher Angſt er unaufhörlich ſchwebte. Keine Antworten erhielt er auf ſeine Briefe. Stündlich wuchs die Gefahr. Wohin ſollte er fliehen? Zu einer langen Reiſe fehlte es ihm an Mitteln. Corſika ſchien ihm die einzige Zuflucht; auch konnte der Character der Einwohner dieſer Inſel ſeinem Schickſal eine andere Wendung geben. Mit drei andern Flüchtlingen beſtieg er am 22. Auguſt ein kleines Boot. Am 24. überfiel ſie ein Sturm. Nur mit unſäglicher Mühe, und indem ſie das Waſſer mit ihren Hüthen ausſchöpften, konnten ſie den gebrechlichen Nachen vom Sinken retten. Nachmittags begegneten ſie einem Schiffe mit Wein beladen, welches nach Toulon ging. Mürat ſchlug dem Capitain vor, ihn gegen eine große Summe nach Baſtia zu führen. Allein dieſer hielt die vier bewaffneten Menſchen für Banditen, und drohte ſie über zu ſegeln. Nur durch eine ſchnelle Wendung entrannen ſie dieſer neuen Gefahr. Am folgenden Tage begegneten ſie dem Packetboot, welches regelmäßig von Toulon nach Baſtia geht. Ohne dieſen Zufall waren ſie verloren, denn kaum befanden ſie ſich am Bord des Fahrzeuges, als der Nachen unterging.

Sie trafen auf dieſem Packetboot verſchiedene Bekannte an, unter andern zwei berüchtigte Schauſpieler aus der Epoche der hundert Tage, die klüglich Frankreich verlaſſen hatten. Sie kamen nach Baſtia. Mürat verweilte hier nur Einen Tag, und floh mit ſeinen drei Gefährten nach Viscovato, einem Dorfe, 5 Meilen ſüdlich von Baſtia, welches eine feſte Lage hat. — Seltſam war zu jener Zeit die politiſche Lage Corſika's. Die Garniſonen von Calvi, Baſtia und Ajaccio betrugen zuſammen genommen nicht 1000 Mann. Die Einwohner waren in drei Partheyen geſpalten: Bourboniſten, Engliſch Geſinnte und Buonapartiſten; jede ſtand auf der Lauer. Indeſſen wehte die weiße Fahne von den Forts, den Kirchthürmen und ſonſt überall. Der Commandant von Baſtia forderte Mürat auf, die Inſel zu verlaſſen. Als er ſich deſſen weigerte, erklärte man ihn für einen Feind Frankreichs und Störer der öffentlichen Ruhe. Einige hundert Mann marſchirten gegen Viscovato; allein Mürat hatte bereits alle Banditen und Landſtreicher, von denen die Inſel wimmelt, um ſich geſammelt, und der Commandant, um nicht unnütz Blut zu vergießen und die ohnehin noch ſchwankende Ruhe in Gefahr zu ſetzen, fand für gut zu zaudern. Aber dem Exkönig war auch nicht wohl zu Muthe, er verließ ſein Raubneſt und entwich mit ſeinem würdigen Haufen nach Ajaccio. Bei ſeiner Annäherung verließen die obrigkeitlichen Behörden den Ort. Der Pöbel empfing ihn mit Freudengeſchrei; die honetten Leute, und die etwas zu verlieren hatten, verrammelten ſich in ihren Häuſern. — Die Zeit der Sansculotten und des Schreckens ſchien für Ajaccio wieder zu kommen, die Jacobiner kreiſchten ſchon auf den Straßen, als plötzlich ein Ungewitter Mürats Haupte drohte: ein franzöſiſches Schiff erſchien. Er mußte fliehen. Mit den Verwegenſten ſeiner Anhänger ſchiffte er ſich ein

28. September auf 5 Fahrzeugen ein, die er im Hafen wegnahm. Waffen und Munition fielen ihnen in die Hände, und 250 an der Zahl gingen ſie um Mitternacht unter Segel. Am folgenden Tage zerſtreute ein Sturm die kleine Flotte. Múrat wollte zu Salerno, 30 Meilen von Neapel landen. Es ſcheint er zählte auf Einverſtändniſſe mit den Truppen, welche man dort neu organiſirte. Als der Sturm ſich legte, war er am Eingange der Bucht St. Euphemia und gänzlich von den übrigen Fahrzeugen getrennt. Er beſchloß, ſogleich in der Nachbarſchaft von Pizzo zu landen, ſtatt gegen Salerno umzukehren, um ſeine Gefahrten zu ſuchen. Auf ſeiner Felucke befanden ſich 31 Mann ohne die Matroſen. Eine halbe Meile von Pizzo ſtiegen ſie an's Land, wo ſie einige Soldaten als Küſtenwächter fanden, die ſich zu Múrat geſellten, ohne recht zu wiſſen was ſie thaten. Er marſchirte nun nach Pizzo. Auf dem Markte redete er zum Pöbel; das Geſchrei: es lebe der König! ließ ſich vernehmen; einige Einwohner ſchloſſen ſich an ihn an, die meiſten wankten. Múrat wagte nicht, länger da zu verweilen, bekam oder raubte eine Anzahl Pferde und nahm den graden Weg nach Monteleone.

Zu bemerken iſt, daß der größte Theil der Stadt Pizzo und der umliegenden Gegend dem Herzog von Infantado zugehört, der Grand von Spanien iſt, folglich hat ſein dort reſidirender Intendant großen Einfluß auf die Einwohner. Dieſer ſprach nun auch auf dem Markte zum Volke, ſobald Múrat fort war, und machte ihm bald begreiflich, welche traurige Folgen die Landung eines Menſchen haben könne, der nur noch ein Abentheurer ſey. Sogleich lief Alles zu den Waffen. Unterdeſſen eilte Múrat, um Monteleone zu erreichen. Er war noch nicht auf dem halben Wege, als er einem Befehlshaber der Gensd'armerie, Namens Trentocapelli, begegnete, der von Monteleone nach Pizzo ging. Múrat will ihn anwerben, allein der wackere Mann erwiedert, ſein wahrhafter Souverain ſey nur der, deſſen Fahne von dem Schloſſe wehe, auf welches er in der Ferne deutete. So gab er ſeinem Pferde die Sporn, kam nach Pizzo, fand das Volk ſchon in Bewegung, ſammelte ſchnell einen zahlreichen Haufen und verfolgte Múrat, der bequem lange vor ihm nach Monteleone hätte kommen können; aber ſeine Stunde hatte geſchlagen. Er befand ſich eben auf einer Anhöhe, als er in weiter Ferne die Verfolger anrücken ſah; er bildete ſich ein, ſie kämen ihn zu verſtärken, und machte Halt um ſie zu erwarten. Als ſie näher kamen, trat Múrat einige Schritte vor, und ſeine Truppe ſchrie: es lebe König Joachim! aber zu ihrem großen Schrecken antworteten die Ankömmlinge durch eine Salve aus ihren Musketen.

Ein hitziger Kampf begann. Múrat und die Seinigen wehrten ſich verzweifelt. Viele blieben auf dem Platze, noch mehrere wurden verwundet. Die übrigen, 12 an der Zahl, unter denen auch der Ex-König und der Obriſte Franciſchetti, ſchlugen ſich durch und ſuchten das Meeresufer zu erreichen. Wäre ſeine Felucke dem Ufer nahe geblieben, ſo wäre es ihm vielleicht gelungen, ſich zu retten; aber als der Capitain Barbara, der ſie commandirte, das Schießen hörte, ſuchte er ſogleich das Weite, und überließ Múrat ſeinem Schickſale. In dieſem entſcheidenden Augenblicke ſprang der Flüchtling ins Waſſer, Franciſchetti und die übrigen folgten ihm; ſie erreichten ein Fiſcherboot, aber es war an ein Tau befeſtigt, welches ſie vergebens zu löſen verſuchten, und darum ſich in ein anderes Boot begaben, welches ein wenig entfernter lag, während die Küſte ſich mit Feinden bedeckte. Auch dort konnte Múrat den Strick nicht löſen, mit welchem das Boot angebunden war. Der Fiſcher, dem es zugehörte, ergriff dieſen Strick und zog es nach dem Ufer. Ein anderer Fiſcher watete in's Waſſer, ſprang in das Boot und ergriff Múrat, der, alle ſeine Kräfte zuſammen nehmend, ihm einen ſo derben Fauſtſchlag auf den Kopf verſetzte, daß er in's Meer ſtürzte. Allein das Boot war ſchnell umringt, aller Widerſtand vergeblich, Múrat und ſein kleiner Haufe mußten ſich ergeben. Ein Telegraph meldete dieß große Ereigniß nach Neapel. Ein Kriegsgericht wurde angeordnet. Múrat vernahm ſein Todesurtheil mit Ruhe, erklärte, er ſterbe in der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Religion, und verlangte, daß ein Prieſter ihn zum Richtplatz begleiten ſollte. — Menſchen, die ihm das Blutbad von Madrid und die abſcheuliche Begebenheit von Vincennes vergeben hatten, konnten ihm nicht verzeihen, daß er in ſeinen letzten Augenblicken dieſe fromme Schwachheit, wie ſie es nannten, gezeigt habe. (Man muß bekennen, daß Múrat die paar Jahre ſeiner Scheingröße durch die letzten Monate ſeines Lebens ſehr theuer erkauft hat.)

Biographien.

In dem jüngſt erſchienenen achten Heft des Magazins der Biographien denkwürdiger Perſonen werden uns Beireis, Gleim und der alte Herzog Leopold Friedrich Franz von Deſſau vorgeführt. Im Ganzen iſt dem

Herausgeber ein ſtrengeres Sichten zu empfehlen. So zum Exempel würden wir die Anecdote von dem fehlerhaften Kirchengewölbe nicht aufgenommen haben, welches, nachdem es mehreremale eingeſtürzt, Beireis in ſeinem zwölften Jahre nach ſeiner Angabe wieder bauen laſſen, und welches ſeitdem der Zerſtörung trotzt. Wie wenig dem Prahler zu trauen geweſen, erhellt ja ſchon daraus, daß, als ihm einmal die Jahre nachgerechnet wurden, die er auf Reiſen zugebracht haben wollte, weit mehr Jahre herauskamen, als er würklich zählte. Noch auffallender iſt folgende Anecdote: Er ſpeißte einſt am Braunſchweigiſchen Hofe und erſchien dabey in einem dunkelblauen Rocke, der aber, während der Tafel, mit jedem Wechſel der Speiſen auch ſeine Farbe veränderte, und endlich, beym Deſſert in ein ſchönes ſcharlachroth überging. Das hätte immerhin als ein Schwank erzählt werden mögen; allein der Herausgeber fügt ganz ernſthaft hinzu: „wie ſehr mußte das die Bewunderung eines Hofes erregen, der von den chemiſchen Experimenten des Hofraths Beireis vielleicht kaum einen Begriff hatte.“

Eine ſehr alberne Fabel iſt folgende: es habe ſich in Petersburg ein Mann, gegen Vorſchuß einiger tauſend Rubel, erboten Gold zu machen, da habe die Kaiſerin Catharina die Zweyte Beireis ſchriftlich aufgefodert, die Möglichkeit des Goldmachens zu widerlegen; Beireis habe zu dieſem Behuf einen ſeiner Schüler, Nahmens Schmidt, nach Petersburg geſchickt, dem ſey dort der Degen auf die Bruſt geſetzt worden, vermuthlich um ihn zu durchbohren, wenn er nicht Sieger bliebe; ſeinem Gegner aber habe man, im Fall er widerlegt würde, die ſeidene Schnur gezeigt. Schmidt habe hierauf des Goldmachers Tiegel unterſucht, einen falſchen Boden eingeſtoßen und ſo das Gold ſchon bereit gefunden, was angeblich durch chemiſchen Proceß erſt gemacht werden ſollte. Da ſey die angedrohte (Türkiſche) Strafe würklich an ihm vollzogen, Schmidt hingegen zu Ehren und Würden erhoben worden. Beireis trug noch bei kaltem Wetter einen Zobelpelz, den er von dem dankbaren Schmidt wollte empfangen haben. Wer die Kaiſerin Catharina gekannt hat, der weiß, daß ſie den Herrn Hofrath Beireis nicht erſt zu fragen brauchte, um ſich von der Windbeuteley der Goldmacher zu überzeugen; daß ſie aber auch einen ſolchen Windbeutel gewiß nicht hatte erdroſſeln, ſondern höchſtens in's Narrenhaus ſchicken laſſen.

Daß die Profeſſoren auf ihren Kathedern oft wacker auf einander ſchimpfen, iſt nichts neues. Beireis that das auch und machte es recht grob; denn er nannte ſeine Gegner Hundeſchwänze, Schöpſe und ſuperkluge Schöps-Canaillen. Die Luftſchiffarth nannte er eine franzöſiſche Windbeuteley. — Da er nun einmal alles verſtehen wollte, ſo componirte er auch 1776 eine Cantate zur Jubelfeyer der Univerſität Helmſtädt, die zwar ſchulgerecht, doch ganz unmelodiſch gefunden wurde. — Bekanntlich hat der Wundermann viele Koſtbarkeiten und Merkwürdigkeiten hinterlaſſen, geſammelt durch den reichen Ertrag des Karmins, den er verfertigte und nach Holland verkaufte; eine treffliche Bibliothek von 8000 Bänden, 250 Gemählde von den berühmteſten Meiſtern; ein Münzkabinet, deſſen Metallwerth auf 6000 Thaler geſchätzt wurde; die Vaucanſonſchen Automate, ein Flötenſpieler und eine Ente, die, gleich einer lebendigen ſich bewegte, ſchnatterte, fraß, trank und ſogar verdauete, eine künſtliche Rechen-Maſchine, die durch Räderwerk und Federn, von 1 bis 10000 Millionen alle vier Species durch rechnete; eine Uhr, die auf bloßen Fingerzeig, ohne angerührt zu werden, ſchlug und ſpielte; die berühmten Lieberkühnſchen Präparate (das koſtbarſte unter dem ganzen Nachlaſſe) die phiſikaliſchen Apparate des alten Otto von Guerike, des Erfinders der Luftpumpe, unter andern auch die beyden Halbkugeln, welche, nachdem die Luft heraus gepumpt worden, 2 Pferde nicht auseinander reißen konnten; ein Microſcop, welches 64 Millionen mal vergrößerte; ein Magnet, der 64 Pfund trug, u. ſ. w. — (Im 8ten Heft der Zeitgenoſſen ſteht auch eine Biographie von Beireis, doch weniger mit Fabeln gemiſcht.) —

Auch vom Herzog von Deſſau ſind Anecdoten aufgenommen, die offenbar den Stempel der Erfindung tragen und die, wenn ſie wahr wären, dem Verſtorbenen nicht einmal zur Ehre gereichen würden. So ſoll er einſt in Venedig incognito an eine Farobank ſich geſtellt, aber nur einige Zechinen auf die Karte geſetzt haben, worauf der Banquier ihm den Satz mit den Worten zurückgeſchoben: ſo wenig ſetzt kein venetianiſcher Nobile. Entrüſtet habe der Prinz va banque! gerufen, die Bank gewonnen, alles Geld zum Fenſter hinaus in den Golf geworfen, und mit den Worten ſich entfernt: So ſpielen deutſche Fürſten. — Eine ſchöne Einrichtung von des Herzogs Tafel ſoll die geweſen ſeyn, daß um die Plätze gelooſt wurde, folglich nie ein Rangſtreit oder Rangneid entſtand. — Eine ſehr ſeltſame, ein Lächeln erregende Verirrung hat ſich der Verfaſſer zu Schulden kommen laſſen, indem er dem trefflichen alten Fürſten, auch eine hohe politiſche Wichtigkeit beylegt, erzählend, Napoleon habe ihn weder durch Verſprechungen noch Drohungen dahin bringen können, den Frieden mit Rußland und Preuſſen zu brechen, und ſey ſehr unzufrieden deßhalb von Deſſau nach Berlin gereiſt. — Aber zu hoher Ehre gereicht es dem wackern Herzog, daß er die Jubelfeyer ſeiner funfzigjährigen Regierung auf einen andern Tag verlegte, weil der Tag, an dem er die Regierung angetreten, zugleich der Todestag ſeines Vaters war. —

Den Dichter Gleim betreffend, war uns der Zweifel völlig neu, ob auch die Lieder eines Preuſſiſchen Grenadiers, die ihn ſo berühmt gemacht, wirklich von ihm herrühren? man ſagt, er habe ſie in dem Nachlaſſe eines Verwandten gefunden. — Gleim's Feder war ſo fruchtbar, daß er von 1783 bis 1803 nicht weniger als 79 Bändchen Gedichte, oder eigentlich Reime, niederſchrieb, ohne die faſt noch größere Menge von Entwürfen, die in dem Chaos ſeiner Papiere ſich vorfand. — In ſeiner Jugend ging es ihm knapp. Aus einem ſeiner alten Rechnungsbücher iſt zu erſehen, daß er, in Halle ſtudirend, im Jahre 1739 nicht mehr als 60 Thaler, und 1740 nur 56 Thaler einnahm. Unter den Ausgaben iſt die halbjährige Miethe mit 2 Thaler 12 Groſchen angeſetzt. Als er einmal Gäſte hatte bewirthen müſſen, notirte er für Taback, Pfeifen, Zucker und Milch — zwey Groſchen. Man wird faſt immer finden, daß ausgezeichnete Männer ſich in ihrer Jugend knapp behelfen mußten. — Es ſtehe noch hier die kurze Unterredung, die, der Sage nach, zwiſchen Gleim und Friedrich dem Groſen vorgefallen: Der König. Wie heißt der Dombechant? — Gleim. von Hardenberg. — Macht der auch Verſe? — Mehr als ich. — Auch ſo gut als Er? — Ich glaube nein; man ſchmeichelt ſich ſelbſt gern. — Da hat Er Recht; die Brüder im heiligen Apoll harmoniren nicht. — Wir aber doch, denn Er macht Kirchenlieder, ich nicht, und keiner ſpricht von ſeinen Verſen. — Da thut ihr wohl. Iſt Wieland oder Klopſtock größer? — Sire! wer das zu entſcheiden wagte, wäre ſtolz. — Er iſt nicht ſtolz? — Ich bin es nur in dieſem Augenblicke. —

Der achte Heft der Zeitgenoſſen liefert, außer den Nachrichten von Beireis, Biographien von Johannes Müller, Bory de St. Vincent, dem Grafen Görz und Jean Paul. Das Publikum muß doch wohl Gefallen an ſo zuſammen gewürfelten, oft ſehr unſichern, oft langweiligen Schilderungen finden, weil ſowohl jenes Magazin als dieſe Zeitgenoſſen ihre Leſer finden — auch Bewunderer? das wiſſen wir nicht; wir wenigſtens gehören nicht darunter.

Erfreuliche Anzeige.

Es iſt ein neuer dramatiſcher Dichter erſtanden, von dem ſich viel, recht viel Gutes hoffen läßt. Er heißt Ludwig Uhland und hat geſchrieben: Ernſt, Herzog von Schwaben, Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Die Wahl des Stoffes war nicht ganz glücklich, da der Held des Stückes eigentlich nur leidend erſcheint. Auch gegen die Oekonomie des Ganzen wäre manches einzuwenden, und die Expoſitions-Scene iſt ein trocknes Stück aus der deutſchen Geſchichte. Ueberhaupt merkt man öfter, daß der Verfaſſer die Geſchichte ſtudiert hat, und gern alles mittheilen mögte was er gefunden; daher unter andern der gewaltige Mißgriff, daß er die alten abſcheulichen Formeln der Reichs-Acht und des Kirchen-Bannes würklich auf der Bühne ausſprechen läßt, was kein Publikum ertragen würde. Hingegen iſt die Freundes-Treue, die hier den Unglücks-Knoten ſchürzt, tief empfunden und trefflich dargeſtellt. Der Styl iſt nicht blumenreich, nicht mit lyriſchen Floskeln durchwebt, aber auch nicht modern-myſtiſch, nicht prophetiſch dunkel, ſondern kräftigen Ausdrucks und lebhaft mahlend. Hier eine Probe: Der abgeſetzte Herzog Ernſt konnte des Kayſers Gnade und ſein Herzogthum wieder erlangen, wenn er nur ſeinem beſten Freunde, Werner von Kieburg, entſagen wollte. Er that es nicht und ließ ſich lieber in Acht und Bann erklären. Nun ſchweift er als ein Bettler umher und findet in der Schweiz plötzlich ſeinen Werner. Nach den erſten Ergüſſen beyder Herzen ſpricht Ernſt:

Laß uns hier
im Schatten ruhn, ich bin vom Wandern müd',
die Eiche breitet uns ein wirthlich Dach.
Mir iſt als ob ich wieder Herzog ſey,
als wären wir an einem ſchönen Tag
hinausgeritten auf die Falkenjagd,
und hätten uns zu Mittag hier geſetzt.
Erzähle, Werner, wo du war'ſt indeß,
wie du gelebt?

Werner.

In Frankreich ſah ich zu,
wie dort der König ſeine Fürſten zähmt,
da kam von Aachen her mir der Bericht,
durch einen Kriegsknecht der nach Solde ging,
daß du aus deiner Kerkerſchaft befreit,
daß du geächtet und gebannet ſeyſt,
und zwar um meinetwillen. Augenblicks
riß ich dem Knechte ſeinen Mantel ab,
und gürtete ſein kurzes Schwerdt mir um,
und lief nach deinen Fährten, edles Wild,
und habe dich ergriffen. — — —

Als Ernſt in der Folge ſeiner vormaligen Liebe zu Edelgard erwähnt, ſpricht **Werner**:

O nicht vergeß' ich's! mit dem alten Wolf
von Altdorf und mit andern ſchwäb'ſchen Herrn
war ich geritten auf das Maienfeld.
Wir tränkten eben unſ're Pferd im Rhein,
da kameſt du den Strom herabgeſchifft
auf einer leichten buntverzierten Jacht.
Du ſelbſt im Fürſtenſchmuck, zur Seite dir
Graf Hugo mit der ſchönen Edelgard,
und ſchwebend auf des Schiffes Rande ſaß
ein Sänger der die Harfe lieblich ſchlug.
Des Stromes Klarheit aber ſpiegelte
die glänzenden Geſtalten.

Ernſt.

Schöne Zeit!
Wie iſt das alles längſt den Strom hinab! —

Werner.

Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut
die ich an jenem Tag in mich geſaugt;
du aber haſt nach Frieden dich geſehnt,
und mußt nun ſo unendlich friedlos ſeyn,
und haſt für all' die Treue keinen Dank
von mir, als daß ich ſchadenfroh und ſtolz
auf dich hinblicke, wie du nun ſo ganz
verlaſſen da ſtehſt und ſo ganz entblößt,
und wie nun ich dein einz'ger Lehensmann,
der Einz'ge hier der dich noch Herzog nennt,
und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
dir Dienſt zu leiſten bis zum letzten Hauch.

Ernſt.

Gewaltiger, was neigſt du dich vor mir?

Werner.

O warlich, nie in deinem Fürſtenglanz,
erſchienſt du mir ſo herrlich, ſo erlaucht,
ſo würdig jeder tiefſten Huldigung,
als wie du jetzt in frey erkohrner Schmach,
in deiner Selbſtverbannung, vor mir ſtehſt!

Dieſe Probe wird hinreichen unſer Urtheil zu belegen. Wir wünſchen, daß der Verfaſſer recht bald einen Stoff auffinden möge, der ihm vergönnt, ſeine Kraft nicht blos in einzelnen Situationen zu entwickeln. — Um des Contraſtes willen fügen wir dieſer Anzeige noch die eines andern neuen Trauerſpiels: Religion und Liebe von Schützenberger bey. Es iſt in ſchlechten Jamben geſchrieben und in jeder Hinſicht ein mißlungenes Machwerk.

Ueber das Bettlerweſen in England.

Aus dem Panorama d'Angleterre.

(Beſchluß.)

Sie haben unter ſich einen eigenen Ausſchuß, der einem jeden von ihnen den Platz anweiſt, wo er ſich den Tag über aufhalten ſoll; gewöhnlich überlaſſen ſie die beſten Plätze den älteſten unter ihnen. In einigen von den öffentlichen Häuſern, worin ſie übernachten, ſind die Meſſer, Gabeln, Lichtputzen und faſt alle Geräthſchaften, bis auf die eiſernen Feuerböcke in den Kaminen, mit Ketten befeſtigt, und die Tiſchtücher ſind auf den Tiſchen angenagelt. Den Gäſten ſieht man jedoch bei einer ſolchen Mahlzeit keine Armuth an, denn die Tiſche ſind mit Rindfleiſch, Bratwürſten. Schinken und Geflügel aller Art ſtets reichlich beſetzt, und es iſt ein beſonders merkwürdiger Zug, daß es ſich jeder von ihnen für eine Schande halten würde, von den Ueberreſten irgend einer Speiſe zu eſſen; kein angeſchnittener Braten darf ſich auf dieſen Tiſchen ſehen laſſen. Dabei wird auch ſo wacker getrunken, daß bald Zänkereien entſtehen, die ſich gewöhnlich mit tüchtigen Prügeln endigen. Wenn ein Bettler in ein ſolches öffentliches Haus eintritt, ſo muß er dem Thürhüter, der ihn empfängt, ſogleich das Geld für das Nachtlager bezahlen; 1,1/2 gr. für bloßes Stroh, 2 gr. für einiges Bettwerk darauf, und 3 gr. für ein ordentliches Bett. In ihren Kammern werden ſie gewöhnlich eingeſchloſſen, damit ſie nichts im Hauſe ſtehlen, und des Morgens beim Fortgehen werden ſie an der Hausthüre alle einzeln genau viſitirt. Ihr erſter Gang des Morgens iſt zu einem Trödler, um die alten Schuhe und mancherlei Kleidungsſtücke, die ihnen den Tag vorher geſchenkt worden ſind, zu verhandeln. Um Schuhe geſchenkt zu bekommen, gehen ſie barfuß und ritzen ſich ſelbſt die Füße wund, um ſie bluten zu machen. Es geht über alle Beſchreibung, in welchem Zuſtande der Verworfenheit ſich alle dieſe Menſchen befinden, und wie zahlloſe Kunſtgriffe ſie anwenden, um Mitleid zu erwecken. Bei dem St. Paul-Kirchhofe ſitzt gewöhnlich ein ziemlich gut gekleideter Menſch, deſſen Hund einen Hut im Maule trägt. Er iſt ſchon zu wiederholtenmalen des Bettelns wegen im Gefängniß geweſen, aber wenn er jetzt darüber ertappt wird, ſo ſagt er immer, ſein Hund bettle, aber nicht er; dieſer Hund iſt nun ein ſo vortreflicher Bettler, daß Polizeibeamten ſelbſt ſeinen Herrn haben ſagen hören, er verdiene ihm täglich 5 bis 6 thl. Ein ziemlich junger Menſch durchſtreicht die Straßen mit bloßem Kopf und Armen, und mit zerlumpter Weſte und Beinkleidern; er hinkt und geberdet ſich ſo erbärmlich, als wenn er nicht kriechen könnte. Er hat aber, wie man verſichert, beträchtliche Summen in der Bank liegen, und iſt ein ſehr kräftiger, gewandter Kerl. Ein Policeydiener wollte kürzlich einen elendausſehenden Menſchen mit einem hölzernen Beine wegen irgend eines Vergehens gefangen nehmen, allein dieſer ſchlug ihm ſein falſches hölzernes Bein an den Kopf, und ergriff mit beſſern Beinen, als der Policeidiener hatte, die Flucht. — Ein gewiſſer Harding lebt größtentheils von alten Kleidern und Schuhen, die er ſich erbettelt; er zieht eine Penſion aus dem Hoſpital von Greenwich, verſichert aber ohne Scheu jeden, der es hören will, daß dieſe Penſion jährlich nur lumpichte acht Pf. St. betrage, und daß er auf irgend einem öffentlichen Platze in einer einzigen Stunde ſo viel gewinne, um den Tag über bequem davon leben zu können. Noch weit verworfener als die männlichen Bettler ſind jedoch die weiblichen. Wenn man irgendwo eine Bettlerin mit Zwillingskindern antrifft, ſo kann man darauf wetten, daß ſie eine Betrügerin iſt. Sie borgen ſich untereinander ihre Kinder wechſelsweiſe, und nehmen auch dergleichen zur Miethe, um Mitleiden zu erwecken. Für ein ſolches Kind wird täglich 3 — 6 gr. bezahlt, je nachdem es mehr oder weniger ungeſtaltet iſt. „Was? ſagte einmal eine von dieſen Weibsperſonen zu ihrer Kammeradin, die eben ein Kind gemiethet hatte, 6 gr. für ein ſo ſchönes Kind! der häßlichſte Wechſelbalg koſtet ja nicht mehr!“ — Auf den Abend wird ſogar in den Bettler-Herbergen von einer alten Frau Schule gehalten, um die Kinder in der Bettelſprache und in den Kunſtgriffen des Handwerks zu unterrichten; dieſe jungen Geſchöpfe werden alſo förmlich zu Taugenichtſen und Betrügern abgerichtet, und wachſen unter den ſchändlichen Beiſpielen von Betrug, Völlerei, Hurerei und allen Arten von Schlechtheiten auf. Es iſt empörend für die Menſchheit, daß dergleichen Abſcheulichkeiten in einem geſitteten Lande ſtatt haben können, und daß man bis jetzt keine zweckmäßigen Vorkehrungen getroffen hat, um einem ſo furchtbaren Unweſen abzuhelfen. Dieſe Verdorbenheit von der früheſten Jugend an iſt aber auch der Grund, warum ältere Bettler, die ihren täglichen Erwerb nicht immer ganz verthun, ſondern, was häufig der Fall iſt, ſich mehr oder weniger beträchtliche Capitalien erſpart, dennoch dieſen elenden Stand niemals verlaſſen, ſondern bis an ihren Todt Bettler bleiben. Gegenwärtig erzählt man ſich jedoch zu London ein neuerlich vorgefallenes, ſehr ſeltenes Beiſpiel, daß ein Bettler ſein Handwerk niedergelegt hat. Es war ein Neger, der ſich in dem armſeligſten Zuſtande ohngefähr drey bis vier Jahre lang täglich vor die Thüre eines berühmten Kaufmanns-Gewölbes gelagert hatte, und nunmehr vor Kurzem mit einem Vermögen von 1500 Pf. St., das er ſich blos durch Betteln erworben, nach Weſtindien zurück gekehrt iſt.

Kleine literariſche Notizen.

Adam Müllers dießjährige Staatsanzeigen beginnen mit einem Aufſatze des Grafen Stolberg: über den Zeitgeiſt. Man riecht jetzt überall den Zeitgeiſt, ſo wie man vormals überall den Jacobiner roch. Es iſt ein Modewort, das in alle Saalbadereyen paßt, und bey dem man ſich durchaus nichts Klares denken kann. So iſt es auch dem Herrn Grafen zu Stolberg ergangen. Aber einige Gedanken wollen wir ausheben, die ausgeſprochen zu haben wir ihm herzlich Dank wiſſen. — „Neue Behauptungen, an die anfangs keiner glaubt, können, durch Unverſchämtheit der Volksführer, eben ſolche Würkungen hervor bringen, wie würklich gehegte Meynungen. Wenn jene keck behaupten: die Sache ſey ausgemacht; ohne Verleugnung der geſunden Vernunft könne man ſie nicht bezweifeln; alle vernünftige Menſchen wiſſen, daß es ſo ſey: ſo will, aus falſcher Schaam, oft jeder auch überzeugt ſcheinen, bis aus allgemeiner Heucheley, wie Feuer aus geriebenem Holze, ſich ein enthuſiaſtiſcher Wahn entzündet. Dieſer Kunſtgriff ward von griechiſchen, römiſchen, und in ſpäterer Zeit von italieniſchen Demagogen mit großem Erfolge geübt; ſo auch von Voltaire, und wir finden ihn ſehr dreiſt angewandt von vielen unſerer Zeitungsſchreiber. Iſt die neue Behauptung von der Art, daß ſie der unkundigen Menge mit ſcheinbaren Vortheilen ſchmeichelt, (Conſtitutionen, Preßfreyheit u. ſ. w.) und werden ihr dieſe noch dazu in hoch tönenden Worten vorgetragen, mit denen ſie nur dunkle und ſchwankende, aber eben deswegen Enthuſiasmus erregende Begriffe verbindet, als: Freyheit, Würde, Kraft, Recht, Gleichheit, oder, in neu gekrempelten Ausdrücken: Volksthum, Deutſchheit, Volksmündigkeit u. ſ. w. vorgeſpiegelt, ſo wird die neue Anſicht von dem großen Haufen, der in gewiſſer Hinſicht immer unmündig iſt (und bleiben wird) mit ſo trunkenem Beifall aufgenommen, daß der Nüchterne, welcher freundlich warnt, entweder verhöhnt, oder als ein Verräther des neuen Volksthums verſchrien wird.“ (Das ſind lauter goldne Worte.) —

In deutſchen Staatsanzeigen hat ein Herr v. Schütz von dem unerſetzlichen ökonomiſchen Werth des geiſtlichen Grundeigenthums in chriſtlichen Staaten geſchrieben. Er hohlt verzweifelt weit aus, um zu beweiſen, daß die Säculariſation der geiſtlichen Güter, die er, mehr als keck, eine Plünderung nennt, Deutſchlands größtes Unglück geweſen, daß aber in den geſunkenen Klöſtern ſich der wahre, der Europa heilſame Geiſt am erſten wieder erheben, und von ihnen ausgehen werde. (!!!) Faſt drollig mögten wir eine Art von Auffoderung nennen. Er will nemlich einen beliebigen, reich von der Natur ausgeſtatteten, zur Schiffarth bequem gelegenen Landſtrich hier durch Prieſter und dort durch Handel beleben laſſen. Im letztern Falle, meint er, würden die Bewohner ihre Naturſchätze gegen Gold und Silber vergeuden und im Grunde verarmen. Wenn aber ein Kloſter dieſe Gegend beherrſchte, dann würden die Bewohner ihre phyſiſchen Kräfte (nemlich Frohnen) gegen geiſtigen Unterricht austauſchen, und alles würde vortrefflich gehen. (Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man dergleichen lieſt.) —

Im 9ten Heft der Zeitgenoſſen verſpricht Herr Steffens die Geſchichte eines Herrn von Kroſigk zu erzählen, erzählt aber eigentlich, was ihm ſelbſt in der Schreckenszeit widerfahren, und wie er da in geheimer Verbindung gewürkt hat. Wir machen ihm das nicht zum Vorwurf, denn das Leben des Herrn von Kroſigk iſt ſehr unbedeutend, hingegen vieles, was Herr Steffens aus der heilloſen weſtphäliſchen Regierungs-Epoche beybringt, ſehr intereſſant. Vor allem folgende Geſchichte: Einer der Vertrauten aus Steffens Cirkel, ein wackerer junger Mann, wurde von Halle nach Hannover verſetzt. Hier fand er einen Jugendfreund, Martens, der zwar als Policey-Commiſſair Mißtrauen einflößte, der aber gegen den Ankömmling eine ſo täuſchende Larve vornahm, daß dieſer ihm alle ſeine Geheimniſſe mittheilte. Steffens warnte den jungen Mann vor Verrath, aber das argloſe Gemüth empörte ſich gegen ſolchen Verdacht, und vertheidigte den Jugendfreund mit groſſer Wärme. Steffens ging darauf nach Breslau, und zwei Monate nachher erfuhr er, daß nächtliche Verhaftungen in Halle vorgefallen. Unter andern war auch der unbeſonnene junge Mann arretirt und nach Caſſel ins Gefängniß gebracht worden; für ihn zwiefach bitter, da er jetzt ſelbſt befürchtete, durch übereiltes Vertrauen ſo viele brave Männer ins Unglück geſtürzt zu haben. Mit dieſen Gedanken ſich ängſtlich herum werfend, vernimmt er plötzlich Klagetöne durch die Wand in einem benachbarten Kerker, erkennt die Stimme ſeines Freundes Martens, und erfährt von ihm, zu ſeiner groſſen Beruhigung, daß auch dieſer aus ähnlichen Urſachen eingekerkert, folglich kein Verräther ſey; vielmehr heulte und ſchrie der Menſch ganz jämmerlich, weil er eine Braut habe, und ſein ganzes Lebensglück verlohren gehe. Herzlich theilte der Jüngling ſeinen Kummer. Ein vertrauliches Geſpräch begann, in welchem Martens, der nichts weniger als eingeſperrt war, Alles von ihm hervor lockte, was unſichtbare Protocolliſten wiſſen und niederſchreiben wollten. Zum Lohn für dieſe ſchändliche Verrätherey erhielt Martens eine anſehnliche Policey-Stelle in Göttingen, wo aber die Ruſſen nachher ihn weg jagten. Wo er geblieben, weiß Herr Steffens nicht, meint aber, er könne ſich leicht in Deutſchland irgendwo angeſiedelt haben und ferner Böſes thun. „Sollten daher dieſe Zeilen" ſo ſagt Hr. St. „den Böſewicht irgendwo im ruhigen Beſitz eines unverdienten Vertrauens treffen, ſo würde ich nicht verhehlen, daß ſie die gerechte Strafe einer „ſchwarzen Verrätherey veranlaſſen ſollen." — Die Beſchuldigung iſt ſo hart, daß wir zur Ehre der Menſchheit, ſie nicht eher glauben wollen, bis wir Herrn Martens darüber vernommen haben. Iſt ſie wahr, ſo iſt er allerdings ein gröſſerer Böſewicht als alle die fremden Henkersknechte, die ſo lange ihre Geiſſel über Deutſchland geſchwungen haben.

Ueber den Character und die Werke der Frau v. Stael hat Hr. Doctor Julius Schütz einen leſenswerthen Aufſatz geliefert, in welchem er unter andern erzählt, daß er im Jahr 1812 mit ſeiner Frau in Geſellſchaft der Fr. v. Stael und A. W. Schlegels die romantiſche Fahrt über das bottniſche Meer von Abo nach Stockholm gemacht, und in dieſem nordiſchen Neapel mehrere Monate zugebracht hat. Er meynt, der Frau v. Stael, die mit dem Kaiſer von Rußland correſpondirt und mit dem Kronprinzen von Schweden faſt tägliche Unterredungen gehabt hat, ſey kein unweſentlicher Antheil an der Völker-Erlöſung zuzuſchreiben, (woran wir jedoch ſehr zweifeln.) — Die Eiferſucht der Madame Genlis ſoll, unter dem Nahmen Melanide, eine gehäſſige Schilderung von Fr. v. St. entworfen haben, die wir nicht kennen. — In dem eiſigen, felſigen Norden, wo der Hr. Doctor Schütz mit ihr zuſammen traf, nannte er ſie Iphigenie in Tauris, was ihr ſehr gefallen haben ſoll. —

In Berlin iſt eine rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckſchriften erſchienen, deren würdiger Verfaſſer ſich errathen läßt. Die Schrifft ſelbſt wird vielleicht nur Juriſten intereſſiren, iſt auch ſchon in den Jahrbüchern der Preußiſchen Geſetzgebung enthalten; aber die Vorrede, die faſt noch einmal ſo ſtark iſt als die Schrifft, züchtigt eine gewiſſe Verſammlung von Verbrennern dermaßen, daß wir vermuthen, dieſe Vorrede werde ſtärkern Eindruck machen als das drohende Geſetz. Ob wir gleich ſelbſt zu den Verbrannten gehören, ſo haben wir doch faſt Mitleid, beſonders für den Profeſſor Fries, empfunden, der hier auf eine grauſame Weiſe annihilirt wird, und der doch, nach Ausſage ehrenwerther Zeugen, eigentlich auch nur zu den Gemißbrauchten gehören ſoll. —

Ein ehrlicher Schweitzer hat geſchrieben: Englands Induſtrie und die mechaniſchen Erfindungen ſind das Verderben des feſten Landes. Die alte Klage der Abſchreiber im 15ten Jahrhunderte, als die Buchdruckerkunſt erfunden worden war. „Wie könnt ihr geſtatten dieſe Baumwollen-Stoff-Sündfluth?" Mitunter wirft der Verfaſſer den Engländern auch Unehrlichkeit vor. Den Damen zu Liebe, die das Ding beſſer verſtehen als wir, wollen wir anführen, daß die Engländer jetzt ein ſchönes Croisé-Gewebe verkaufen ſollen, (einen zwilchweiſe gewobenen koſtbaren Stoff) der beym erſten Waſchen ſich in gemeines ſchlechtes Tuch verwandelt, weil die Täuſchung des Zwiſchen-Gewebes nur durch eine Preſſe bewürkt worden. Kurz, der derbe Schweitzer aus St. Gallen erlaubt ſich zu ſagen: „Es ward Friede, iſt noch Friede, tiefer Friede, „und ſiehe da, wir haben die Schelme gegen Diebe vertauſcht. Man glaubte zu fiſchen und krebste." Er will, daß man das Vergeltungs-Recht üben und keine engliſche Waare mehr ins Land laſſen ſoll. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 19. 1818.

Unſterblichkeit.

Es muß doch ſo arg nicht ſeyn mit der Frivolität, die man dem heutigen Publikum ſo oft vorwirft, denn von *Grävell's* ernſtem Werke: *der Menſch, eine Unterſuchung für gebildete Leſer*, iſt eine zweite (verbeſſerte und vermehrte) Auflage erſchienen. Menſchen, die ſolche Bücher kaufen, ſind nicht frivol, und alſo wird wohl nach wie vor der deutſche Ernſt obwalten, wenn gleich nicht mehr unter Perücken. Um derer willen, die das Buch noch nicht kennen, wollen wir wenigſtens Einen, allgemein intereſſanten, Artikel im Auszuge liefern: *Unſterblichkeit*. Die Seele iſt ein einfaches Weſen, kann folglich nicht zerſtört, auch nicht einmal verändert werden. Das Bewußtſeyn iſt nur eine einzelne *Kraft* der Seele; ihr Weſen beſteht im *Erkennen*. Ihre Vernichtung glauben, führt zu tauſend Widerſprüchen der Vernunft. Nein, wir werden ewig leben! Das verbürgt uns die Natur der Seele, und an der Hand unſers *Kant* gelangen wir darüber zur freudigſten moraliſchen Gewißheit. Die Seele hat nicht nur die *Anlage* zu fortſchreitender Vervollkommnung, ſondern ſie erkennt auch die *Pflicht*, dieſe Anlage auszubilden; beide haben keine Grenzen als die höchſte Vollkommenheit ſelbſt. Sie legt den Leib ab wie ein altes Kleid, wenn er am Fortſchreiten ſie hindert. Sie kann nicht eher aufhören zu leben, bis ſie den aus ſich ſelbſt erkannten Zweck erfüllt, die höchſte Stufe der Erkenntniß erreicht hat. Würde ſie aber dieſe erklimmen, ſo könnte ſie gar nicht mehr vernichtet werden, weil ſie dann Gott gleich ſeyn würde. Wie nach dem Tode unſer Zuſtand ſeyn werde, darüber laſſen ſich freilich nur Vermuthungen äußern. Wir werden einen neuen, feinern, geiſterähnlichern (!) Leib erhalten, der die Seele in ihren Verrichtungen immer weniger einſchränken wird; neue, ſchärfere Sinne. Der Glaube alter Philoſophen an eine Wanderung der Seele in Thiere, iſt widerſinnig, wohl aber kann der Menſch mehr als Einmal auf dieſer Erde gebohren werden, bis er reif iſt zum Uebergange in eine andere Welt. Ein *Antonin*, ein *Luther*, ein *Newton* ſind wohl ſchon oft auf der Erde gewandelt, ehe ſie ſo vervollkommt erſchienen. Selbſt die Gerechtigkeit Gottes begünſtigt dieſen Glauben; denn die Menſchen ſterben mit ſo verſchiedener Geiſtes- und Willenskraft; würden ſie nun Alle auf gleiche Weiſe in ein anderes Leben verſetzt, ſo würden die am wenigſten Vorgeſchrittenen Leuten gleichen, die, um Mathematik zu lernen, in einem Lehrbuche immer weiter leſen, ohne die erſten Grundſätze begriffen zu haben. — Von Raum und Zeit werden wir in einem andern Körper ganz andere Begriffe haben, folglich nichts von dem mit hinüber nehmen, was wir hier in dieſer Denkform einſammelten. Nur was wir durch Abſtraction erwerben: die Erkenntniß Gottes, des Heiligen und Guten, der Gerechtigkeit, der Tugend, der Wahrhaftigkeit, das ſind die Schätze, die uns jenſeit begleiten; aber nicht unſer jetziges Bewußtſeyn; denn ſogar die Erinnerung an dieſes Leben wird verſchwinden, ſo wie wir auch jetzt uns nicht bewußt ſind, ſchon früher gelebt und gedacht zu haben. Indeſſen wird eine Zeit kommen, wo die Seele das Vergangene mit dem Zukünftigen, als in der Natur der Dinge gegründet, einſehen und überſehen, alſo auch die Erinnerung an dieſes Leben wieder erwachen und unvergänglich ſeyn wird; aber nur als hiſtoriſche Erkenntniß, nicht mit unſern jetzigen irdiſchen Gefühlen verſchwiſtert. Wahrſcheinlich werden noch Aeonen verfließen, ehe es dahin kommt. „Thöricht iſt daher die Hoffnung zärtlicher Seelen des „Wiederfindens jenſeit des Grabes.“ (Ach! da raubt der Verfaſſer uns viel!) „Erſt nach Aeonen von Jahren, wenn die Bedeutung dieſes „Lebens deiner Seele klar werden wird, wirſt du „wieder erkennen, daß du einmal einen Vater verehrteſt, eine Braut anbeteteſt; aber die Bedeutung der Begriffe Vater und Braut wird dir nicht „mehr das Blut zum Herzen treiben, nicht vorzugsweiſe Liebe erwecken, noch das eigennützige „Verlangen, vorzugsweiſe geliebt zu ſeyn. Doch „was gut war in deinen Gefühlen, die *Liebe*, „die in allen dieſen Verhältniſſen waltete, ſie wird „dich begleiten durch alle Lebensperioden, denn ſie „iſt ewig, weil ſie der Inbegriff alles Guten iſt. „Die Liebe zum Einzelnen muß in der allgemeinen, Alles umfaſſenden Liebe untergehen, welcher

„wir entgegen reiſen." (Ach! es mag wahr ſeyn, aber ein liebendes Herz faßt es nicht!) — Je geiſtiger wir werden, je weniger werden wir uns von einander unterſcheiden, je geringer unſere Perſönlichkeit, je größer die Annäherung unter einander. Mit jeder Stufe der Vervollkommmung wird die Liebe inniger, der Kreis der geliebten Gegenſtände größer. Darum kann wahre Liebe nur veredeln, ſowohl den Liebenden als den Geliebten. Die Menſchen lieben, heißt: ſie Alle und ſich ſelbſt ſo vervollkommnen wollen, daß ſie Alle ſich als gleich gut erkennen, und Einer ſich im Andern wiederfinde. „So knüpfte die Allweisheit die Fortpflanzung und Erhaltung des Menſchengeſchlechtes an das ſüße Gefühl der Liebe, das Edelſte „des Menſchen, damit dieſe hehre Flamme der belebenden Gottheit ſchon im Entſtehen das menſchliche Herz erwärme; damit von Geſchlecht zu Geſchlecht nicht blos Menſchen gebohren würden, „ſondern die Empfindung und das Leben der Gottheit ſelbſt in ihnen rege werde. Welche Unzucht „daher, in und außer der Ehe, ohne Liebe Menſchen zu zeugen! welche Sünde wider die Natur, dieſen Trieb zur innigſten Vereinigung mit einem geliebten Weſen zu entweihen, und ſeiner als bloßen Sinnen-Kitzel zu genießen!" —

Bei jedem Lebenswechſel werden wir mehr Erkenntniſſe und Urbegriffe in das folgende mit hinüber nehmen; immer geringer wird die Macht des Todes, immer leichter der Uebergang aus einem Leben in das andere, immer länger deſſen Dauer ſeyn. Erkennen wir einſt alle Dinge aus uns ſelbſt, dann iſt die Gewalt des Todes ganz aufgehoben und wir ſind reine Geiſter. Bis dahin muß Leben und Tod wechſeln. —

(Dem Leſer, der das Buch nicht kennt, hoffen wir einen Vorſchmack gegeben zu haben; der es ſchon kannte, wird auch nicht ungern des Verfaſſers intereſſante Anſichten von dem, was dem Menſchen das Wichtigſte iſt, oder doch ſeyn ſollte, noch Einmal geleſen haben.)

Seltſame Parallele.

Im zweiten Bande des ſchon erwähnten Correſpondenten befindet ſich eine ſeltſame Parallele zwiſchen Friedrich dem Zweiten, Könige von Preußen und Karl dem Dritten, Könige von Spanien. Friedrich II., heißt es, war ein großer Feldherr, ein ſchlechter Geſetzgeber; (?) Karl III. ein ſchlechter Feldherr, ein großer Geſetzgeber — Friedrich, Philoſoph und Protector der Philoſophen, ſchwächte die religiöſen Gefühle ſeiner Unterthanen; Karl, ein Spott der Philoſophen, verbot das Leſen ihrer Schriften und ſtärkte, durch Ermahnung und Beiſpiel, die religiöſen Gefühle ſeiner Unterthanen. — Friedrich wurde der Große, Karl der Einfältige genannt. — Der Gegenſtand von Friedrichs erſter Sorge war das Militair, um welches Karl ſich wenig kümmerte. — Friedrich vergrößerte ſein Reich, ſammelte einen Schatz, vermehrte ſeine Truppen; von alle dem that Karl nichts. — Friedrich ſpottete der Moral (?) und der Kirche, Karl ehrte beide — mit Canonicaten und geiſtlichen Pfründen belohnte Friedrich Officiere, die oft ſich rühmten, keine Religion zu beſitzen; das that Karl nicht. — Beide ſtarben und hinterließen ihre Staaten biedern Nachfolgern. 30 bis 40 Jahr nach ihrem Tode wurden beide Königreiche, die ſo verſchieden regiert, deren Bewohner ſo ganz verſchieden gebildet worden waren, von demſelben Feinde angegriffen. Was geſchah? Preußen war lange auf dieſen Angriff vorbereitet, Spanien nicht; Preußen fand Bundesgenoſſen an England und Rußland, Spanien keine; Preußen hatte ein zahlreiches, wohlgeübtes Heer, indeſſen die beſten Regimenter aus Spanien weggelockt waren; Preußen war unberührt: Spanien hatte ſeine Feſtungen fremden Truppen räumen müſſen; Preußens geliebter Monarch ſtand ſelbſt an der Spitze trefflicher Truppen, Spaniens alter und junger König wurden entführt — — dennoch unterlag Preußen beim erſten Angriff und Spanien widerſtand heldenmüthig. Woher kam das? — Kein Philoſoph, kein ſtarker Geiſt aus Friedrichs Schule griff in Preußen zu den Waffen, während in Spanien Mönche und Gläubige das Vaterland retteten. (Der Verfaſſer dieſer Parallele iſt ein Herr Chevalier de S., der ſie uns als einen Auszug aus einem größern von ihm verfaßten Werke, betitelt Tydologie, ankündigt. Daß Vertrauen auf Gott die beſte Schutz- und Trutzwaffe iſt, wird Niemand leugnen; daß aber ein Krieg, wie ihn die Spanier führten, nur in ihren Gebirgen, nicht in dem flachen Preußen geführt werden konnte, darauf nimmt der Herr Chevalier de S. gar keine Rückſicht. Darin aber müſſen wir ihm Recht geben, daß (mit Ausnahmen) Aufklärung den perſönlichen Muth ſchwächt, weil ſie tauſend Anſichten, Rückſichten und Umſichten herbeiführt, während der Naturſohn unverwandten Blickes auf das Ziel los ſchreitet; er iſt muthig ohne Leidenſchaft; dem Aufgeklärten hingegen muß eine Leidenſchaft erſt Muth verleihen;

ſo neuerlich den Franzoſen die Ruhmſucht, ſo den Deutſchen der Haß gegen Unterdrückung.) —

Getäuſchte Erwartung.

Ein Buch über die Entwickelungs-Krankheiten in den Blütenjahren des weiblichen Geſchlechts von Oſiander, nahmen wir mit großen Erwartungen in die Hand, weil uns irgendwo angedeutet wurde, daß bey'm Magnetismus viel zu wenig auf dieſen Gegenſtand Rückſicht genommen werde. Nun haben wir freylich wohl daraus erſehen, was wir längſt vermutheten, daß faſt alle Erſcheinungen des Magnetismus ſich aus jenen Krankheiten der Blütenjahre erklären laſſen; aber der Verfaſſer ſpringt alle Augenblicke von ſeinem Gegenſtande ab, um völlig fremde Dinge einzumiſchen, und mit einer unbegrenzten Leichtgläubigkeit Ahnungen, Träume, prophetiſche Gaben u. ſ. w zu vertheidigen, ſo daß das ganze Werk ſich bloß zur Lectüre in Spinnſtuben eignet. Das fodert Beweiſe Hier ſind ſie: Am 24. Juni 1814 träumte dem Verfaſſer, eine vor 20 Jahren verſtorbene Muhme, die ihn (recht muhmenhaft) erzogen hatte, erſcheine ihm verklärt und erzähle ihm etwas, was ihn und ſeine Frau intereſſirte. Daſſelbe träumte zu gleicher Zeit ſeine Frau, aber beide konnten ſich nicht beſinnen, wovon eigentlich die Rede geweſen ſey. Es klärte ſich indeſſen bald auf, denn gerade um dieſe Stunde war eine Muhme ſeiner Frau geſtorben, und alſo hatte ganz natürlich Eine Muhme der Andern dieſen Liebesdienſt erwieſen, ihren Tod anzukündigen. Warum? wozu? — das weiß nur Gott! — Ein anderes Mal träumte dem Verfaſſer, er gehe über einen Kirchhof und ſehe zwei Gewölbe verſchloſſen, ein drittes aber offen und in demſelben eine weibliche Leiche. Er hatte damals drei Patientinnen, von welchen, dem Traume zu Ehren, zwei geneſen und Eine ſtarb. — Ein junger Gelehrter träumte 1816, er ſey auf dem Kirchhofe mit dem linken Fuß in ein Grab geſunken und habe ihn nicht zurückziehen können. Natürlich brach er das linke Bein, der Brand ſchlug dazu, er mußte es abnehmen laſſen, und es wurde begraben. — Als der Verfaſſer in Tübingen ſtudierte, ſollte er eines Tags nach Tiſche mit Einem ſeiner Freunde ſpazieren gehen; ihn trieb aber eine mächtige Ahnung, lieber mit dem Freunde nach Hauſe zu gehen, und ſiehe da, als ſie deſſen Stube öffneten, brannte es im Kleiderſchranke. Eine halbe Stunde ſpäter wäre wahrſcheinlich eine Feuersbrunſt daraus entſtanden. „Wer darin keine geheime Ahnung ſieht," fügt Hr. Oſiander hinzu, „der ahnt auch nicht die unſichtbare Hand der „Vorſehung, und iſt dem Thiere ähnlich, welches „die Eichel unter dem Baume frißt, ohne zu ahnen, woher die Eichel komme." — Einen jungen Kaufmann, der von Amſterdam nach Hamburg zu Schiffe reiſen wollte, und wirklich ſchon auf dem Schiffe war, überfiel eine Angſt, die ihn beſtimmte, es wieder zu verlaſſen und lieber mit der Poſt zu reiſen. Das Schiff ging richtig unter mit Mann und Maus, und der Kaufmann ſagte: „war das nicht eine Ahnung, wodurch Gott „mich augenſcheinlich warnen wollte?" (O du eitles Menſchenkind! was hatten denn die übrigen gethan, daß ſie nicht gewarnt wurden?) —

Man wird fragen, was ſolche Geſchichten, von denen das Buch wimmelt, mit den Entwickelungskrankheiten des weiblichen Geſchlechts zu thun haben? wir wiſſen darauf nicht zu antworten. Doch einige Curioſa wollen wir noch ausheben, die der Verfaſſer theils ſelbſt erlebt, theils von bewährten Zeugen entlehnt hat. — In einer Cottonfabrik in England ſteckte, 1787, eine muthwillige junge Dirne einem andern Mädchen eine Maus in den Buſen. Die Folge waren Zuckungen, die 24 Stunden anhielten. Am andern Tage wurden drei andere Mädchen, die mit der Maus gar nichts zu thun gehabt hatten, von denſelben Zuckungen befallen, am dritten Tage wieder ſechs andere, und ſo nach und nach 24, deren Mehrere ſogar entfernt wohnten, und die Zuckungen bloß dadurch bekamen, daß ſie davon erzählen hörten. Alle wurden endlich durch Electricität geheilt. — In einem Kloſter fiel es einer Nonne ein, nach Katzenart zu miauen. Bald darauf miauten andere Nonnen auch, und endlich miauten ſie Alle zu einer beſtimmten Stunde gemeinſchaftlich. Dies Katzen-Concert hörte nicht eher auf, bis man den Nönnelein mit Ruthen drohte, welche von einer Compagnie Soldaten ihnen adminiſtrirt werden ſollten. — In einem andern Kloſter gerieth eine Nonne auf den Einfall, eine ihrer Mitſchweſtern zu beißen. Es währte nicht lange, ſo biſſen ſich alle Nonnen untereinander. Das Gerücht verbreitete ſich von Kloſter zu Kloſter, durch einen großen Theil von Deutſchland, zumal Sachſen und Brandenburg; dann bis nach Holland, und endlich biſſen ſich die Nonnen bis nach Rom. Solche anſteckende Kraft hat die Imagination. — In Albanien ſoll ein Mädchen, das mit Krämpfen geplagt iſt, noch bis auf den heutigen Tag Gefahr laufen, lebendig verbrannt zu werden, und im Jahr 1799 ſoll der öſterreichiſche General **Brandi** eine ſolche Unglückliche, ein ſchönes Mädchen von 10 Jahren, durch Bajonette befreit haben, als ſie ſchon den Holzſtoß beſtiegen hatte. — Von Jeanne d'Arc behauptet der Verfaſſer: eine myſteriöſe Schwärmerei in der Entwicklungs-Epoche des jungfräulichen Alters habe ſie zu dem Wundermädchen von Orleans gemacht; eine gewiſſe periodiſche Unpäßlichkeit habe ſie nie gehabt. — Eine Kreuzordens-Nonne, **Agnes Blanbeckin**, marterte ſich unaufhörlich mit dem Gedanken, was doch nur aus dem Theile geworden ſey, den das Jeſuskind bei der Beſchneidung verlohren? Endlich glaubte ſie, ihn durch das Geſchmacksorgan entdeckt zu haben. — (So quälte ſich der Hofprediger **Riedner** in Hartenſtein vor hundert Jahren mit der Frage: warum Chriſtus nicht geheyrathet habe?) —

In einer Methodiſten-Gemeine in England ſchrie plötzlich ein Menſch, der lange unruhig geſeſſen hatte: **wie kann ich ſelig werden!** Sogleich wiederholten eine Menge Andere unter den heftigſten Schmerzen: **wie kann ich ſelig werden!** Hunderte von Neugierigen ſtrömten herbei, aber kaum hatten ſie die Naſen in die Kapelle geſteckt, ſo bekamen ſie Zuckungen und ſchrien: **wie kann ich ſelig werden!** Das verbreitete ſich in die benachbarten Städte und Dörfer; mehr als 4000 Menſchen ſchrien um die Wette, und wenn ein Regiment [illegible], ſo blökten die Trommelſchläger, anſtatt zu trommeln, **wie kann ich ſelig werden!** Wie lange der Spuk gedauert hat, iſt nicht angegeben — Bei einer Kranken, die zum Theil durch Magnetismus geheilt wurde, geſteht der Verfaſſer, der Magnetiſeur (**Doctor Born**) habe vor allen Dingen den **Glauben** an dieſe Heilart in der Patientin zu befeſtigen geſucht, und alſo am Ende wie Chriſtus zu ihr ſagen können: „Meine Tochter, dein **Glaube** hat dir geholfen.“ (Eine große Wahrheit, die auf alle gelungene magnetiſche Curen anwendbar iſt.) Herr Born ſelbſt erklärte: „es iſt wahrſcheinlich, daß die Heilung dieſer „ſchrecklichen Krankheit auch ohne alles Magnetiſiren „gelungen ſeyn würde, da dieſe Behandlung keine „merkliche Wirkung hervorbrachte.“ Die Kranke wurde öfter ſomnambül, ſagte allerlei voraus, **irrte ſich aber oft.** — — Der Drang nach Blutlaſſen iſt ein ganz eigener Inſtinct der Thiere und Menſchen. Polniſche und ruſſiſche Pferde beißen ſich ſelbſt in die Bruſt (?), auch der Pelican (?). Nachtigallen, die man in der Stube hält und zu gut füttert, beißen ſich in die Bruſt, bis einige Tropfen Blut fließen. Der Verfaſſer kannte ein Mädchen von 20 Jahren, die ſich mit einem Federmeſſer in die Hand ſchnitt und eine große Freude hatte, wenn das Blut floß. Wer dieſem Inſtinkt nicht folgt, verfällt in Schwermuth, wird ein Selbſtmörder. Der Verfaſſer ſah den Leichnam eines jungen Mannes, der mit ſteter Hand ſich 17 Meſſerſtiche in zwei Reihen vom Herzen abwärts gegeben, und, als das Blut floß, die Feder eingetaucht und noch einen Abſchied an ſeine Freunde damit geſchrieben hatte. — Der Verfaſſer hörte eine junge engliſche Dame im Wochenbette, bei einem durch Milchverſetzung nach dem Gehirn entſtandenen Wahnwitz, ſelbſtgemachte Verſe mit hoher Begeiſterung declamiren, auch mit einer Engelsſtimme ſingen, wie ſie deſſen ſonſt nicht fähig war. — Gelehrte, die in 20 Jahren ſich mit dem Griechiſchen nicht abgegeben, oder keinen lateiniſchen Vers gemacht hatten, ſprachen in der Fieberhitze fertig griechiſch, oder die lateiniſchen Verſe floſſen ihnen vom Munde. —

Eine Frau **Gamaſche** in Liſſabon beſaß ſchon als Kind eine ſehr läſtige Gabe; ſie konnte nämlich den Leuten in die Leiber ſehen. Das entdeckte ſich, als ſie der Magd im Hauſe auf den Kopf Schuld gab, ſie habe ein Kind im Leibe. Die arme Dirne läugnete hartnäckig, aber die Sache war richtig. Nachher ſchickten die Damen oft ihre trächtigen Schooßhündinnen zu der jungen Seherin, die jederzeit beſtimmte, wie viele Junge die Hündin trage und von welcher Farbe ſie ſeyen. Auch in den Schooß der Erde konnte ſie ſehen. —

Wir beſchließen dieſen Auszug mit der Bemerkung, daß Herr Hofrath **Oſiander**, im Widerſpruch mit allen uns bekannten Aerzten, behauptet, es ſey ein Vorurtheil, daß die Augen neugebohrner Kinder das Licht nicht vertragen könnten, daß ſie nachtheilig davon afficirt würden, und man ſie ſorgfältig davor hüten müſſe. Aus langer Erfahrung im Entbindungs-Hoſpitale wiſſe er, daß, vom Augenblick der Geburt an, die Kinder lichtbegierig Viertelſtunden lang unverwandt in Sonnen- und Kerzenlicht ſchauen, ohne daß ihre Augen im Geringſten dadurch leiden. (Wir möchten den Verſuch doch nicht empfehlen.)

Ueber die Fiſchereien der Uralſchen Koſaken.

(Aus der Reiſe eines franzöſiſchen Kriegsgefangenen durch Rußland.)

Dieſes ohne Plan und Ordnung geſchriebene Buch enthält nichts als oberflächliche Beſchreibungen, die höchſtens nur für einen ganz unwiſſenden Franzoſen einigermaßen intereſſant ſeyn können. Es verlohnt ſich nicht der Mühe, eine ausführliche Anzeige davon hier mitzutheilen, denn wahrſcheinlich wird es nur von wenigen Leſern durchblättert; und gewiß von noch wenigern ganz geleſen werden. Wie jedoch kein Buch ſo ſchlecht iſt, daß nicht hier und da etwas darin gefunden würde, was der Aufmerkſamkeit verſtändiger Menſchen mehr oder weniger werth wäre, ſo auch hier.

Der Fluß Ural iſt einer der allerfiſchreichſten in der Welt, und die ruſſiſche Regierung hat die Fiſcherei in demſelben den Koſacken ganz überlaſſen, unter der Bedingung, daß ſie, wenn es gefordert wird, eine beſtimmte Anzahl von Regimentern, die auf ihre Koſten ausgerüſtet und beritten gemacht werden, zur Armee liefern. Die Koſacken ſind ſehr reich, und verdanken ihren Reichthum hauptſächlich dieſer Fiſcherei im Fluſſe und dem Verkauf der Fiſche. Der Ural ergießt ſich in das Caspiſche Meer; aus dieſem letztern flüchten die Fiſche bei Annäherung des Winters in den Fluß, um den Stürmen zu entgehen, von denen in dieſer Jahreszeit das Caspiſche Meer heimgeſucht wird. Sie ziehen in einer ſolchen unermeßlichen Menge, daß man ſich kaum eine Vorſtellung davon machen kann, den Fluß hinauf, und verweilen an verſchiedenen Stellen, wo ſie eine hinlängliche Waſſermaſſe und Lebensmittel finden. Die Koſacken beobachten nun im Voraus alle Stellen auf's genaueſte, wo eine ſolche zahlloſe Schaar von Fiſchen ſich niedergelaſſen hat, und warten alsdann ruhig ab, bis der Fluß zugefroren iſt. Am 1ſten Jänner nimmt der Fiſchfang auf dem ganzen Fluſſe, von der Hauptſtadt Uralski an, bis hinunter ins Caspiſche Meer ſeinen Anfang. Ober- und unterhalb der verſchiedenen Fiſchbänke läßt vorerſt der Hetmann den Fluß durch große, doppelte Netze, die quer über die ganze Breite deſſelben ausgeſpannt werden, verſchließen, und dies geſchieht vermittelſt eines zwei Fuß breiten Grabens, der in den Fluß eingehauen wird. Sobald man nun verſichert iſt, daß die Fiſche nicht mehr entfliehen können, ſo finden ſich der Gouverneur von Orenburg und der Hetmann der Koſacken an einem beſtimmten Orte am Ufer des Fluſſes ein, und auf beiden Ufern halten über 30,000 Koſacken, jeder auf einem eigenen, mit einem ſtarken und ſchnellfüßigen Pferde beſpannten Schlitten, mit einem Dreizack und einer Axt bewaffnet. Auf Befehl des Gouverneurs gibt ein Kanonenſchuß das Zeichen zum Anfang. Nunmehr ſtürzen ſich alle Koſacken auf den Fluß hin, und jagen auf die mit Netzen eingefaßte Fiſchbank zu, die gewöhnlich einige Werſte entfernt iſt. Die zuerſt daſelbſt ankommenden erndten nicht nur Lobſprüche wegen ihrer vortrefflichen Pferde, ſondern auch wegen ihrer Herzhaftigkeit ein, denn dieſes Wettrennen iſt keineswegs ohne Gefahr, weil über den, der ſo ungeſchickt wäre, umzuwerfen, alle nachfolgenden Schlitten hinwegfahren würden. Sobald nun die Koſacken bei der Stelle ankommen, wo eine ſolche Fiſchbank befindlich iſt, ſo hauen ſie mit der bei ſich habenden Axt in aller Geſchwindigkeit ein Loch in das Eis, und ſtechen alsdann mit ihrem Dreizack in daſſelbe, um, was ihnen in den Wurf kommt, anzuſpießen. Die Menge der Fiſche iſt ſo ungeheuer gros, daß niemals fehl geſtoßen wird, ſondern jedesmal ein Fiſch am Dreizack ſteckt. Durch das furchtbare Getöſe, das 30,000 Schlitten auf dem zugefrornen Fluſſe verurſachen, gerathen natürlicher Weiſe die Fiſche in Angſt, und ſuchen alle zu gleicher Zeit zu entfliehen; allein durch die ausgeſpannten Netze werden ſie daran verhindert. Das Schwierigſte für die Fiſcher iſt das Herausziehen der Fiſche, und ſie müſſen deshalb ſehr häufig ihre Camaraden zu Hülfe rufen, denn ſie ſtechen zuweilen Fiſche an, die 150 bis 200 Pfund ſchwer ſind; in ſolchen Fällen müſſen ſie aber mit dem, der ihnen Beiſtand leiſtet, den Fiſch theilen. Dieſer Fiſchfang dauert nun den ganzen Winter hindurch fort, und die Koſacken wohnen während deſſelben unter Zelten, die ſie auf beiden Ufern des Fluſſes aufſchlagen. Sie gehen nach und nach von einer Fiſchbank zur andern bis hinunter an die Mündung. Während dieſer Zeit gewährt der Fluß einen ganz eigenthümlichen Anblick, denn nicht nur er ſelbſt, ſondern auch ſeine beiden Ufer ſind mit einer zahlloſen Menge von Menſchen bedeckt, die ſich beſtändig in reger Thätigkeit befinden. Es kommen nämlich aus den entlegenſten Gegenden des Reichs Kaufleute hieher, um die Fiſche ſogleich den Koſacken abzukaufen; dieſe folgen mit einer großen Menge von Schlitten, die insgeſammt mit Salz beladen ſind, dem Fiſchfang beſtändig den Fluß hinunter bis ans Meer. An jedem Abend verkaufen ihnen die Koſacken, was ſie den Tag über gefangen haben, und erhalten ſogleich die baare Bezahlung dafür. Die Kaufleute ſchicken die hartgefrornen Fiſche nach Moskau, Caſan u. ſ. w. ſo wie auch eine unermeßliche Menge von eingeſalzenem Rogen vom Stör, der unter dem Namen Caviar bekannt iſt. Es iſt bewundernswürdig, was für eine große Menge von verſchiedenen Arten von Fiſchen in dem Ural gefangen werden, und alle gelangen in demſelben zu einer ganz außerordentlichen Größe. Beſonders aber zeichnen ſich die Störe, Lachſe und Hechte aus, von deren Größe man ſich kaum einen Begriff machen kann. Die allervorzüglichſten unter dieſen Fiſchen koſten aber an den Ufern des Urals nicht über 6 bis 8 Pfennige das Pfund. Am Tage, wo der Fiſchfang ſeinen Anfang nimmt, läßt der Gouverneur die Fiſche, die von den Koſacken dem Kaiſer gewöhnlich zum Geſchenk gemacht werden, unter allen übrigen ausſuchen, und ſchickt ſie auf der Stelle nach Petersburg, wo ſie hart gefroren ankommen; die Quantität davon iſt beſtimmt, und ſoll ſich auf mehrere tauſend Centner belaufen (!) Im Sommer treiben zwar die Koſacken den Fiſchfang ebenfalls, allein er iſt weit weniger ergiebig, und weil ſich auch die Fiſche in dieſer Jahreszeit nicht halten, ſo ſalzen die Koſacken ſie, ſo wie ſie aus dem Fluſſe kommen, ſogleich ein, und ſchicken ſie auf die Märkte in die zunächſt gelegenen Städte. — Der Verfaſſer des nämlichen Buches giebt uns auch einige Nachrichten von den Bucharen, oder Bewohnern der Nord-Bucharei, deren Inneres noch ſo wenig bekannt iſt, und die doch ſowohl wegen ihrer Fruchtbarkeit und romantiſchen Schönheit, als wegen der darin vorhandenen mannichfaltigen Kunſtfertigkeiten, Kenntniſſe und Gelehrſamkeit ſchon lange die Wißbegierde der Geographen rege gemacht hat. Unſer Verfaſſer ſchildert die Bucharen, die während ſeiner Anweſenheit zu Orenburg mit der Caravane dahin kamen, als äuſſerſt wohlgebildete Menſchen, von ſchöner heller Geſichtsfarbe, und großen, ſchwarzen, lebhaften Augen. Sie waren alle, ſagt er, nach Indiſchem Gebrauch, aber ſehr reich gekleidet; um ihren Kaftan hatten ſie einen koſtbaren Caſchemir-Shawl gebunden, der ihnen zum Gürtel diente, und ihr Turban beſtund ebenfalls aus einem unvergleichlich ſchönen, blauen oder weißen, Caſchemir. Sie ſind wegen ihrer Freigebigkeit und ihres rechtlichen Verfahrens in Handelsgeſchäften berühmt. Auch zeichnen ſie ſich durch ihre beſondere Vorliebe für die Europäerinnen aus. Als Kaufleute ſind ſie ſehr unternehmend, und kommen Caravanenweiſe quer durch die Kirgiſiſchen Steppen in einer Entfernung von 1000 bis 1200 Werſten nach Orenburg. Ihre Waaren, die ſie auf Kameelen geladen mitbringen, beſtehen in Caſchemir-Shawls, in mancherlei ſehr ſchönen ſeidenen und baumwollenen Zeuchen, in ganz vorzüglichem Zuckereingemachten, in Kameelhaaren und dergl., dagegen nehmen ſie von Orenburg theils baares Geld und ſilberne Geräthſchaften mit, theils Schießgewehre, Pulver, Leder, Stangeneiſen, Eiſen- und Stahlwaaren und Honig Orenburg und Caſan ſind die beiden Orte in Rußland, wo der Handel mit den Bucharen hauptſächlich getrieben wird — Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß Samarkand, wie der Verfaſſer behauptet, keinesweges die Hauptſtadt der Nordbucharei iſt. Dieſe Stadt iſt zwar wegen ihrer muhamedaniſchen hohen Schule, die von einer großen Menge junger Leute aus der ganzen Tartarei beſucht, und wo vorzüglich in Theologie, Geſchichte, Geographie, tartariſcher und arabiſcher Sprache Unterricht gegeben wird, ferner wegen ihrer vielen Manufacturen und weil ſie auch der Geburtsort des bekannten Tamerlan iſt, berühmt; allein die eigentliche Hauptſtadt iſt Bochara, ebenfalls eine reiche Manufactur- und Handelsſtadt, von der ſogar behauptet wird, daß ſie noch größer als Moskau ſey.

Militairiſche Gegenſtände.

Ueber die Kriegs-Geſchichte der Bayern hat Hr. v. Koch-Sternfeld eine hiſtoriſche Abhandlung geliefert, die von der göttingiſchen gelehrten Zeitung ſtreng, aber gerecht beurtheilt wird. Bitter tadelt der Verfaſſer Wallenſtein, weil er die kaiſerlichen Truppen zügellos ſchalten ließ; hingegen ſagt er von Tilly, ſein Ende ſey ſo ruhmvoll und unbefleckt geweſen, wie ſeine ganze Laufbahn. Und doch — wenn von Plündern, Sengen und Brennen die Rede iſt — was war Wallenſtein gegen Tilly? es iſt kaum ein Ort in Weſtphalen und Niederſachſen, der nicht noch jetzt Tilly's Nahmen mit Abſcheu nennt.

Der Hauptzweck dieſer Schrift iſt, der allgemeinen Volksbewaffnung das Wort zu reden, und die ſtehenden Heere als getrennt vom Volke darzuſtellen. In den erſten 900 Jahren ſoll die Kriegsmacht aus Heerbann und Landwehr beſtanden haben; das taugte nicht, wie der Verfaſſer ſelbſt geſteht, „denn die ungariſchen Reiterſchwärme metzelten den Heerbann nieder und zerſtäubten die Landwehr." — In den nächſten 700 Jahren wurde nur Partheienkrieg geführt, ſelten ſammelten ſich Heere. Bei Gelegenheit der Kreuzzüge ſagt Herr v Koch-Sternfeld: „das Fußvolk in ungeheuren Maſſen, ohne Einheit, ohne Kriegszucht, ohne Syſtem der Subſiſtenz, ſey darum des Todes unermeßliche Erndte geworden" und der Göttinger Recenſent fügt hinzu: es ſcheine faſt, der Verfaſſer habe ein Gemälde des Landſturms entwerfen wollen.

— Im dritten Zeitraum, vom Jahr 1600 bis 1816, „wird, durch die Feuertaktik, der Krieg eine Kunſt, und dieſe hält dem Volke gegenüber ein beſoldetes Heer, bis Volk und Heer Kraft und Ehre in ihrer Gemeinſchaft wiederfinden.“ Alſo dem Volke gegenüber wurden die Heere beſoldet? iſt das nicht eine harte Behauptung? Noch härter die, daß Friedrichs des Zweiten berühmte Krieger willenloſe Maſchinen waren. Hat der Preußiſche Soldat jemals geglaubt, er werde ſeinen Mitbürgern gegenüber beſoldet? Haben die Sieger bei Prag und Zorndorf die Ehre und Wohlfahrt ihres Vaterlandes weniger geliebt als die Sieger an der Katzbach? Wann trat denn in Bayern der glückliche Augenblick ein, „wo Volk und Heer Kraft und Ehre in ihrer Gemeinſchaft wieder fanden?“ Durch des Königs Cantonreglement (im Grunde ein Conſcriptions-Syſtem) wurde Bayern in den Stand geſetzt, bedeutende Heere ins Feld zu ſtellen und ſich dadurch vom Untergange zu retten. Die Könige von Bayern und Würtemberg haben allen Staaten mittler Größe durch ihr Beiſpiel die große Lehre gegeben, daß gerade kleinere Länder mehr als die größern Urſach haben, auf ihre Vertheidigungsmittel die größte Aufmerkſamkeit zu richten. Dadurch haben Bayern und Würtemberg in einem Zeitraume ſich erhalten, ja ſehr vergrößert, in welchem andere Staaten, die gleichſam ihre Rettung in ihrer Wehrloſigkeit zu ſuchen ſchienen, untergingen. Aber von Gemeinſchaft zwiſchen Volk und Heer war dabei nicht die Rede. Die Bayern, die ſich 1806 gegen Preußen und Rußland, 1809 gegen Oeſterreich, 1812 und 13 gegen die Ruſſen ſo tapfer ſchlugen, waren wie andere ſtehende Heere organiſirt und handelten folglich, wie die Krieger Friedrichs II., „als willenloſe Maſchinen.“ — Wenn der Verfaſſer rühmt, es ſey kein Beiſpiel in der Geſchichte, daß, ſelbſt in den troſtloſeſten Tagen, die bayerſchen Truppen von dem Sinn ihrer Regierung ſich hätten abwenden laſſen; ſo muß das der Character jedes Kriegsheers ſeyn, wenn es dem Staate nicht Gefahr bringen ſoll. Wehe dem Staate, deſſen Kriegsmacht glaubt, nach Umſtänden auch gegen den Sinn ſeiner Regierung handeln zu dürfen. — Selbſt bei Hanau und nachher in Frankreich war keine Volksbewaffnung in der bayerſchen Armee. Jene Gemeinſchaft alſo, in welcher Volk und Heer Kraft und Ehre wieder fanden, iſt bis jetzt nur eine ſchöne Phraſe.

Das Syſtem, die Streitkräfte in der ganzen Nation zu üben, iſt allerdings vortrefflich, nur ſetzen wir voraus, daß es auch möglich ſey, von ihnen Gebrauch zu machen, denn ſonſt unternimmt man eine vergebliche und den Staatsbürger unnöthiger Weiſe belaſtende Arbeit. Das Syſtem — das übrigens in allen europäiſchen Staaten ſeit dem 30jährigen Kriege ſchon oft verſucht worden iſt — wird, vernünftig angewandt, zu einer wünſchenswerthen Verminderung der ſtehenden Heere, beſonders der Infanterie, führen können. Wollte man aber die ſtehenden Heere ganz dadurch erſetzen, ſo müßten die bewaffneten Bürger eine eben ſo große Fertigkeit in den Waffen erlangen, eben ſo diſciplinirt ſeyn als jene, mit andern Worten, man würde ſie, wenn auch nicht dem Nahmen nach, doch wieder in ſtehende Heere umwandeln müſſen. Die geträumte Erſparniß verſchwindet auch, wenn man des Bürgers Zeit und Koſten in Anſchlag bringt. Das große Problem, woran frühere Verſuche dieſer Art geſcheitert ſind, bleibt immer: die Grenzlinie zu finden zwiſchen dem militairiſchen Geiſt, ohne welchen der Soldat nichts iſt, und dem Bürgerſinne, der in bewaffneten Bürgercorps herrſchen muß. Wird der Bürger ganz Soldat, ſo iſt es geſchehen um ſeine eigentliche Beſtimmung. Kann er hingegen den Begriff von Diſciplin und Subordination, der die Seele des Militairs iſt, ſich nicht zu eigen machen, ſo werden kindiſche Spielereien daraus, die eigentlichen Soldaten ſpotten ſeiner, und er ſelbſt wird die Sache überdrüſſig. Es ſcheint daher am zweckmäßigſten zu ſeyn, die Miliz ſo viel möglich dem regulairen Militair zu nähern.

Kleine literariſche Notizen.

Unter dem Titel: Europa, hat Herr Rath Lüders ein ſehr brauchbares ſtatiſtiſch-heraldiſch-genealogiſches Taſchenbuch für das Jahr 1818 herausgegeben. Man findet darin von den Staaten der ſämmtlichen Beherrſcher von Europa, den Flächeninhalt, die Bevölkerung, Ortſchaften, National- und Religions-Verſchiedenheit, Einkünfte und Schulden, Kriegsmacht, Titel der Regenten, ihre Wappen, Orden, Regierungsform u. ſ. w., endlich auch die Genealogie der regierenden Häuſer und ihrer Seitenlinien. Dann die nicht ſouveränen Fürſtenhäuſer, die Geſandten der verſchiedenen Mächte u. ſ. w. So vollſtändig wird man dieſe Nachrichten ſelten beiſammen finden. Freilich gelten ſie nur für ein Jahr, oft nicht einmal ſo lange; indeſſen iſt doch Gottlob! die Zeit vorüber, wo der Landchartenhändler in Kotzebue's Unglücklichen klagen mußte, daß er durch ſeinen Handel ruinirt ſey, weil, wenn er heute die Charte eines Landes nach den neueſten Friedensſchlüſſen ſtechen ließ, ſie morgen ſchon wieder unbrauchbar geworden war. —

Im 11ten Heft der Miſcellen aus der neuſten ausländiſchen Literatur iſt zu leſen, wie eine hindoſtaniſche Wittwe noch im Jahr 1816 mit ihrem verſtorbenen Gatten ſich verbrannte; ein junges, ſchönes Weib, die Nichte eines Rajah. Vergebens baten, noch am Holzſtoß, Verwandte und Freunde, ſie möge die raſche That nicht vollbringen;

ſie beſtieg den Scheiterhaufen ohne daß ihr Puls darum ſchneller ging. Vermuthlich hatte ſie keine Kinder. —

In einem Büchlein: die Turnfehde, aber wer hat Recht? hat Herr Wilhelm Scherrer Alles geſammelt, was bisher für und wider das Turnen geſchrieben worden; ein verdienſtliches Unternehmen für alle Parteyloſen, die, um ſelbſt zu urtheilen, ſich zu unterrichten wünſchen. Da wir unſere Meinung ſchon ausgeſprochen haben, ſo fügen wir weiter nichts hinzu. —

Herr Schuderoff, in ſeinen etwas langweiligen Jahrbüchern (oder Saalbaderrien) für Religions-, Kirchen- und Schulweſen, behauptet, „er wiſſe traurige Beiſpiele von den ohne Schuld des Verfaſſers erfolgten höchſt nachtheiligen Wirkungen der Jung'ſchen Schriften im Norden von Deutſchland." Warum erzählt er dieſe Beiſpiele nicht? wenn ſie wahr ſind, ſo würde er mehr Eindruck dadurch machen, als durch ein breites Geſchwätz, welches ganz dem Bilde gleicht, das er von der, nach ſeiner Meinung, breiten geiſtloſen Ebene Sachſens entwirft.

Dieſelben Jahrbücher erzählen, daß in Schwarzburg-Sondershauſen die Eltern eine Geldſtrafe erlegen, und am Ende gar ins Gefängniß wandern müſſen, wenn ihre Kinder — Schulſtunden verſäumen. Das ſcheint hart für Väter, die mehr zu thun haben, als jeden Morgen ihre Kinder in die Schule zu begleiten. —

Ferner behaupten dieſe Jahrbücher, im Mecklenburg-Strelitziſchen ſey durch ein Regierungs-Reſcript die „vermaledeite Plackerey aus der Schreckenszeit des franzöſiſchen Despotismus beſtätigt worden, vermöge deren die Schullehrer auf dem Lande die Nachtwache mit beziehen müſſen." Ein Schullehrer, der ſich deſſen geweigert, ſey dazu „verdammt" worden, und als der Superintendent deshalb mit dem Miniſter geſprochen, habe dieſer geantwortet: alle Exemtionen wären verhaßt; man ſchreie über den Adel und deſſen Befreiungen, folglich müßten auch die Befreiungen der Geiſtlichen aufhören. (Audiatur et altera pars.) —

Der Herr Superintendent Schuderoff, dem man Schuld giebt, daß er Luſt habe, den proteſtantiſchen Pabſt zu ſpielen, hat Grundzüge zur evangeliſch-proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung geſchrieben, in welchem er behauptet: die Kirche ſey im Staate wie der Staat in der Kirche (!?), und ihr gebühre Selbſtſtändigkeit. Zwiſchen Kirche und Staat müſſe feyerlich und förmlich ein Vertrag abgeſchloſſen werden (ein Concordat? ey! ey!), in welchem die Rechte und die Macht der Kirche zu beſtimmen ſeyen u. ſ. w. (Dafür giebt es Staats-Geſetze. Man könnte aus denſelben Gründen behaupten, der Staat müſſe mit der Rechtspflege und ihren Behörden einen Vertrag abſchließen.) —

Der Herr Kanzleirath Siebbeck hat die Nahmen der alten Deutſchen, als Bilder ihres ſittlichen und bürgerlichen Lebens, mit vielem Fleiße aus Urkunden, Chroniken und andern Schriften zuſammen getragen, und jedem Namen ſeine urſprüngliche Bedeutung beigefügt. Z. B. Amalie (ehemals Amaley) heißt: die Unbefleckte, Tadelloſe; Emma, Immina, die Emſige, Fleißige; Hildegard, die Kinderwärterin; Ottilie, die wenig Begüterte; Mathilde, Mechtild, das Jungfra-Kind u. ſ. w. Es kommen mitunter ſehr ſeltſame Nahmen vor, z. B. Magingoz, dummer, ungeſprächiger Verwandter. So hieß der zweite Biſchoff zu Würzburg. Banzleib, Dickbauch. So hieß ein ſächſiſcher Graf im 9. Jahrhundert. Der Retter Deutſchlands, den wir Herrmann nennen, hieß nicht ſo, ſondern Armin, mein Adler. Der jetzige Prinz von Schweden, Oscar, trägt einen Nahmen von ſeltſamer Bedeutung, Oscar heißt nämlich Ochſenſorger oder auch elender trübſeliger Ochs. —

Im dritten Bande des zu Paris erſchienenen Gemähldes der Begebenheiten, welche der Wiederherſtellung der Bourbons vorausgegangen und gefolgt ſind, erzählt unter andern der Verfaſſer, es ſey der Herzogin von Berry, als ſie durch Lyon ging, auch Schweſter Martha von Dijon, mit dem Beinahmen Mutter der Soldaten, vorgeſtellt worden. Es habe dieſe Heldin, die ſich dem Dienſte der Verwundeten gewidmet hatte, in 11 Monaten deren ungefähr 36000 gepflegt, und bisweilen 4000 auf einmal, deren größten Theil ſie ſelbſt vom Schlachtfelde gerettet, wohin ſie trotz allen Gefahren ſich begeben, um die Verwundeten in die Hoſpitäler bringen zu laſſen. Der König habe ihr das Ludwigskreuz und eine Penſion von 1200 Franken verliehen. Kaiſer Alexander habe ihr ſchon vorlängſt anſehnliche Summen durch die Schweiz geſchickt, ohne daß ſie je erfahren, aus welcher Hand dies Geld komme, habe auch im Jahr 1814 ihr eigenhändig das große ruſſiſche Band umgehängt und ſie dabei mehreremal umarmt. Viele andere Fürſten hätten ihr gleichfalls Orden verliehen und der Graf Artois den der Lilie, ſo daß ſie jetzt mit 11 ſolchen Zierrathen behängt ſey. Als der ruſſiſche Kaiſer im Jahr 1815 nach Frankreich zurückgekommen, habe er ihr auf die liebenswürdigſte Weiſe den Vorſchlag gemacht, ihm zu folgen. Daſſelbe habe der König von Preußen gethan, der ihr ein beſonderes Zeichen ſeiner Hochachtung gebe, indem er ſie mit ſeinem Briefwechſel beehre. (Alles das iſt vortrefflich, und wir hegen die höchſte Achtung für dieſe außerordentliche Frau; nur bei der Zahl der Verwundeten, die ſie in 11 Monaten gepflegt haben ſoll, müſſen wir den Kopf ſchütteln, denn es kommen über hundert auf jeden Tag. Und nun vollends 4000 zu gleicher Zeit! das iſt geradezu unmöglich. Selbſt wenn wir annähmen, daß ſie weder gegeſſen, noch getrunken, noch geſchlafen hätte, ſo beſtehn doch Tag und Nacht nur aus 1440 Minuten, folglich käme auf den Mann zu deſſen Verpflegung keine halbe Minute. Vermuthlich hat ſie daher nur die Oberaufſicht in den Hoſpitälern geführt und das iſt auch ſehr löblich, aber es iſt doch nicht das, was der Verfaſſer ausdrückt. — Welchen ruſſiſchen Orden Schweſter Marthe erhalten, wiſſen wir nicht, allein ſchwerlich den grand Cordon de Russie, ein Ausdruck, unter welchem man nur den Andreasorden verſtehen könnte.) —

Zur Nachricht. Wer Luſt hat zu leſen, wie man auf eine ſchwere Anklage antworten muß, wenn man gar nichts zu antworten weiß, der leſe Nr. 19 des Allg. Anzeigers der Deutſchen, wo er ein Meiſterſtück dieſer Art finden wird.

Druckfehler in Nr. 16.

Pag. 128, zweite Spalte, Zeile 2, müſſen, nach dem Worte freier, noch die Worte ungeziemender und tadelnswerther eingeſchoben werden.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 20. 1818.

Johann Knox und Maria Stuart.

Der würdige Konſiſtorialrath Plank in Göttingen hat das Leben jenes Reformators, der als Schottlands Luther zu betrachten iſt, auch dem Geiſte und Charakter nach Luthern am nächſten ſtand, aus dem engliſchen überſetzt, und dadurch das Andenken eines ſehr verdienten, aber auch ſehr verläumdeten Mannes erneuert und gerettet. Der Haß gegen Knox wurde beſonders genährt durch die Vertheidiger der Maria Stuart, mit welcher Knox in Verhältniſſe kam, in denen er allerdings als einer der Haupturheber ihrer Bedrängniſſe erſcheinen mußte. Das iſt freilich auch bei uns keine Empfehlung für ihn, beſonders ſeit Maria Stuart von einem unſerer Lieblingsdichter zur Heldin eines Trauerſpiels idealiſirt wurde. Doch in der That erſcheint Maria, Knox gegenüber, weder liebenswürdig noch groß. Aber auch er predigte manche Grundſätze, die wir nicht billigen können, und die Grobheit, mit welcher er ſie vortrug, war wohl nicht geeignet, eine junge Fürſtin für ſich einzunehmen. Wir glauben unſern Leſern ein Vergnügen zu machen, wenn wir ihnen mittheilen, was zwiſchen Marien und dem ſtrengen Reformator vorging.

Im Auguſt 1561 kam die junge, in Frankreich erzogene und verwöhnte Königin nach Schottland, mit den höchſten Begriffen von der königlichen Gewalt, mit blindem Glauben an die katholiſche Religion, mit Abſcheu vor der neuen, nun ſchon herrſchenden Lehre, und mit der Ueberzeugung, daß ſie ihre Regierung durch nichts glänzender machen könne, als wenn ſie die, in ihren Augen rebelliſchen Unterthanen dem Pabſte wieder unterwürfe. Ob nun gleich in ganz Schottland keine Meſſe mehr gehalten wurde, und das Parlament ſogar ſolches bei Strafe verboten hatte, ſo ließ Maria doch ſogleich Anſtalten zu einer feierlichen Meſſe in der Schloßkapelle machen. Da donnerte Knox von der Kanzel, ſprach von den Gefahren des Götzendienſtes, und daß er lieber 10000 bewaffnete Feinde im Lande wiſſen, als hören wolle, daß eine Meſſe gehalten ſey. Das war freilich derb. Maria ließ ihn rufen. Sie ſchien darauf gerechnet zu haben, ihn durch ihr Anſehn in die Demuth hinein zu ſchrecken; allein ſie wurde durch ſeine kühne Freimüthigkeit überraſcht. Hier im Auszuge der Inhalt ihrer Unterredung: Zuerſt warf ſie ihm vor, daß er ihre Unterthanen gegen ihre Mutter und gegen ſie ſelbſt aufgewiegelt, indem er ein Buch gegen ihr rechtmäßiges Anſehn geſchrieben. Mit dieſem Buche hatte es folgende Bewandniß: Mehrere Jahre zuvor, als Knox in der Verbannung lebte, und die Erzkatholiſche Königin Maria von England ihn verfolgte, ließ er eine heftige Schrift gegen die Regierungs-Fähigkeit der Frauen ausgehen, unter dem Titel: Erſter Trompetenſtoß gegen das monſtröſe Weiberregiment. Als nachher Eliſabeth auf den engliſchen Thron, und Maria Stuart auf den Schottiſchen gelangte, mogte ihn jene politiſche Grobheit wohl gereuen, wenigſtens unterließ er die beiden andern Trompeten-Stöße, die er noch hatte thun wollen. Jetzt antwortete er: es ſey möglich daß er irre, doch könne er das nicht eher geſtehen, bis man ſeine Gründe widerlegt haben werde.

Maria. Alſo habe ich kein Recht zur Regierung! alſo auch keine rechtmäßige Gewalt!

Knox. Erlauben Ew. Maj., zu allen Zeiten haben gelehrte Männer über gewiſſe Dinge verſchieden gedacht, und darum doch ſich in das gefügt, was ſie nicht ändern konnten. Plato ſchrieb ein Buch von der Republik, worin er vieles tadelte, was damals in der Welt für Recht galt; darum aber unterwarf er ſich doch ganz ruhig der hergebrachten Verfaſſung, und das thue ich auch. Uebrigens will ich hinfort über dieſen Gegenſtand um ſo lieber ſchweigen, da mein Buch ohnehin zunächſt nur gegen die gottloſe Jeſabel von England gerichtet war.

Maria. Aber ihr habt von Weibern im allgemeinen geſprochen.

Knox. Das ſollten Ew. Maj. nicht weiter berühren, da es Ihnen durchaus nicht geſchadet hat. Hätte ich Ihre Regierung beunruhigen wollen, ſo würde ich nicht damit bis zu Ihrer Ankunft in Schottland gewartet haben.

Maria. Aber ihr habt das Volk zu einer von ſeiner Obrigkeit verbotenen Religion verleitet.

Knox. Die Religion hat ihren Urſprung nur von Gott. Oft wiſſen Fürſten am wenigſten von wahrer Religion. Wenn Unterthanen verbunden wären, ihre Religion nach der Willkühr ihrer Beherrſcher zu modeln, ſo hätten die Iſraeliten die Religion Pharaos, Daniel die Religion Nebukadnezars, und die erſten Chriſten die der heydniſchen Kaiſer annehmen müſſen.

Maria. Aber weder die Kinder Iſrael, noch Daniel noch die erſten Chriſten erhoben gegen ihre Obrigkeit das Schwerdt?

Knox. Allein ſie widerſetzten ſich doch.

Maria. Aber nicht mit dem Schwerdte.

Knox. Weil Gott ihnen Gewalt und Mittel dazu nicht gegeben.

Maria. Alſo dürfen Unterthanen, wenn ſie die Gewalt dazu haben, ihren Fürſten widerſtehen?

Knox. Wenn Fürſten über ihre Schranken hinaus gehn — Ja gnädige Frau.

Maria. (Die Farbe verändernd und nach einigen Augenblicken eines ſtummen Erſtaunens) Ich ſehe wohl, daß meine Unterthanen nicht mir, ſondern Euch gehorchen ſollen.

Knox. Da ſey Gott für! aber ich wünſchte es dahin zu bringen, daß Fürſten und Unterthanen Gott gehorchten. Dieſe Unterwerfung unter Gott und ſeine Kirche, iſt die höchſte Würde, welche ein Menſch auf Erden erlangen kann.

Maria. Aber ihr ſeyd nicht die Kirche, die ich nähren will, die römiſche Kirche iſt die einzig wahre.

Knox. Euer Wille, Frau Königin, iſt kein Grund, und Euer Glaube kann nicht machen, daß die römiſche H— eine Braut Chriſti werde. Die römiſche Kirche iſt von der Reinigkeit der apoſtoliſchen Lehre abgewichen.

Maria. Das weiß ich anders.

Knox. Zum Wiſſen, gnädige Frau, gehört Erkenntniß, und ich fürchte ſehr, die habt Ihr nicht.

Maria. Aber ich habe doch gehört und geleſen.

Knox. So hatten auch die Juden, welche Chriſtum kreuzigten, das Geſetz und die Propheten geleſen. Eure papiſtiſchen Lehrer — und andere hattet ihr nie — werden Euch fürwahr nichts geſagt haben, was ihnen hätte ſchaden können.

Maria. Ihr und ſie erklärt die Schrift, jeder nach ſeiner Weiſe; wem ſoll ich glauben?

Knox. Gott ſollt Ihr glauben, der in ſeinem Worte ganz deutlich ſpricht

Maria. Ich kann nicht mit Euch disputiren; wären meine Lehrer hier, ſie würden euch wohl antworten

Knox. Wollte Gott! der größte katholiſche Gelehrte wäre hier, oder der zu dem Ihr das meiſte Vertrauen habt, und Ew. Gnaden hätten Geduld uns anzuhören, Ihr ſolltet wohl überzeugt werden.

Maria. Gut, das kann früher geſchehen als ihr glaubt.

Hier wurde der Königin angeſagt, die Tafel ſei bereit, und ſie ergriff dieſen Vorwand das Geſpräch abzubrechen.

Knox hatte ſie forſchend beobachtet, und urtheilte, ſie ſey ſtolz, liſtig, nur aus Eigenſinn unerſchütterlich in ihrer Religion, und leidenſchaftlich entſchloſſen, jedes Mittel zu beſſerer Erkenntniß von ſich zu ſtoßen. „Ich habe, ſchrieb er an einen Freund, ſo viel künſtliche Liſt wahrgenommen, als mir in dieſem Alter noch nicht vorgekommen iſt.“

Als Maria Nachricht von dem Blutbade von Vaſſy erhielt, wodurch die Sache ihres Oheims in Frankreich eine günſtige Wendung bekam, gab ſie flugs einen glänzenden Ball und tanzte bis tief in die Nacht. Am nächſten Sonntage ſagte Knox von der Kanzel: die Fürſten wären meiſtens geübter im Tanzen und Muſiciren, als im Hören und Leſen des göttlichen Wortes; giengen auch lieber mit Fiedlern und Schmeichlern um, als mit weiſen, ernſthaften Männern. Vom Tanzen hätten ſchon heydniſche Sittenlehrer geäußert, es ſchicke ſich mehr für Betrunkene als für nüchterne Menſchen; doch wolle er es nicht ganz verdammen, nur müſſe man nicht, wie die Philiſter, aus Freuden über Unglücksfälle tanzen, die das Volk Gottes betroffen hätten.

Tags darauf ließ die Königin ihn rufen. Er fand ſie unter ihren Damen und vornehmſten Räthen. Sie begann mit heftigen Vorwürfen über die Frechheit ſeiner Predigt. Er antwortete, ſie ſey falſch berichtet, und zum Beweiſe hielt er die ganze Predigt noch einmal. So kam es, daß Maria Stuart auch einmal eine proteſtantiſche Predigt anhören mußte. Sie geſtand, der Inhalt ſei ihr anders hinterbracht worden, obſchon er noch immer ſcharf und ſpitzig genug geweſen ſey. „Ich weiß“ ſagte ſie, „daß Ihr und meine Vettern in Frankreich verſchieden denkt, und kann Euch darum nicht tadeln, wenn ihr nachtheilig von denen urtheilt; findet Ihr aber an mir ſelbſt etwas, das Tadel verdient, ſo ſagt es mir unter vier Augen, und Ihr werdet mich ſtets geneigt finden, Eure Ermahnungen anzuhören.

Knox. Sehr gern, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit und Ort beſtimmen, denn im Vorzimmer warten um Euch im Vorbeigehen in's Ohr zu ſagen, was die Leute von Euch denken und ſprechen, iſt weder meines Amts noch zuläſſig nach meinem Gewiſſen. Weiß ich doch jetzt nicht einmal (fügte er trocken ſcherzend hinzu) was die Leute von mir ſagen werden, daß ich um dieſe Tageszeit von meinen Büchern weggegangen bin, um den Höfling zu machen. — „Ihr werdet doch nicht immer bei Euren Büchern ſeyn" — ſagte die Königin ſchnippiſch, und wandte ihm den Rücken. Er gieng. Ein papiſtiſcher Höfling flüſterte: „er iſt gar nicht erſchrocken." Knox hörte es und ſagte ſpöttelnd: „ich habe manchem zornigen Manne ins Geſicht geſehn, warum ſollt ich denn vor dem hübſchen Geſicht einer ſchönen Frau erſchrecken?

In einer dritten Unterredung von zwei Stunden wollte die Königin ihn bewegen, den Adel zu überreden, daß er den katholiſchen Gottesdienſt nicht länger gewaltſam unterbreche; allein er ſagte ihr abermals bittere Wahrheiten, und ſie brach das Geſpräch unwillig ab Dennoch gab ſie ihm eine Art von Rendezvous auf einer Falkenjagd, wo ſie eine ganz andere Rolle zu ſpielen verſuchte. Sie bewieß ihm nehmlich das höchſte Vertrauen und ſprach mit einer Offenheit, einer Hingebung, einer ſcheinbaren Ehrlichkeit, die würklich den ſtarren Reformator etwas nachgiebiger machten; aber dieſe Larve zog ſie ſehr bald wieder ab. Als nun vollends ein Gerücht von ihrer Vermählung erſcholl, prophezeihte Knox von der Kanzel lauter Unglück, wenn der Adel je darein willige, daß Maria einem Papiſten die Hand reiche. Hoch erzürnt ließ ſie ihm befehlen, ſogleich vor ihr zu erſcheinen. „Nie," fuhr ſie ihn an. „iſt eine Fürſtin ſo behandelt worden. Alle Eure harten Reden gegen mich und meine Oheime habe ich ertragen, ich habe Euch zu gewinnen geſucht, habe mich erboten, Eure Ermahnungen anzuhören, ſo oft es Euch belieben würde; und doch ſeyd Ihr ſtets gegen mich! aber bei Gott ich will gerecht ſeyn!" — Ein Strom von Thränen hinderte ſie weiter zu ſprechen. Knox ließ ihr Zeit ſich zu faſſen und vertheidigte ſich dann ſehr ruhig. „Auf der Kanzel" ſo endete er, „bin ich nicht mein eigner Herr, ſondern muß dem gehorchen, der mir befohlen hat, keinem Fleiſch auf Erden zu ſchmeicheln."

Maria. Was geht Euch meine Heirath an?

Er wollte fortfahren, allein ſie unterbrach ihn heftig mit der wiederholten Frage: was geht Euch meine Heirath an?" Mit verächtlichem Tone ſetzte ſie hinzu: „und was ſeyd Ihr in dieſem Staate."

Knox. Ich bin durch meine Geburt ein Unterthan, zwar nicht Graf, nicht Lord noch Baron, doch ſo gering in Euren Augen ich ſcheinen mag, ſo hat mich doch Gott zu einem nützlichen Mitglied des Staates gemacht. — Und nun wiederholte er alles, was er von der Kanzel gegen ihre Heyrath geſagt hatte. Maria weinte und ſchluchzte hörbar. Knox ſchwieg bis ſie ruhiger wurde; dann ſagte er: „ich kann kein Geſchöpf in der Welt leiden ſehn, ohne ſelbſt zu leiden; und wenn meine Kinder daheim Thränen vergießen, weil ich ſie ſtrafen muß, ſo wird mir's ſchwer nicht weich zu werden; alſo mögen Ew. Majeſt. leicht erachten, was ich bei Ihren Thränen empfinde; aber doch ſind ſie leichter zu tragen als der Vorwurf meines Gewiſſens."

„Geht mir aus den Augen!" rief Marie von Zorn entflammt, „erwartet im nächſten Zimmer meine Befehle." Knox ging, fand das Zimmer voll Höflinge, aber alle ſcheuten ſich vor ihm. Die Hofdamen ſaßen in ihrem reichſten Putze rings umher; da redete er ſelbſt ſie an: „o meine ſchönen Damen, Euer Leben wäre wohl herrlich, wenn es ewig dauerte, oder wenn man nur mit all dem ſchönen Flitterſtaat in den Himmel flattern könnte." Was die Damen geantwortet iſt nicht angemerkt. Verlegen mögen ſie geweſen ſeyn und froh als man dem unhöfiſchen Manne die Erlaubniß der Königin brachte, ſich nach Hauſe zu verfügen.

Ein Auflauf, der wegen einer Meſſe entſtand, gab Marien Veranlaſſung ſich an Knox zu rächen. Sie klagte beſonders zwei Bürger peinlich an, und da die Proteſtanten zu Edinburg fürchteten, daß ſie dieſen Proceß nur zum Vorwand nähme, um gegen die proteſtantiſche Religion ſelbſt einen Anſchlag auszuführen; ſo baten ſie Knox, ſchleunig den vornehmſten, zu ihrer Parthei gehörigen Adel nach Edinburg zu berufen, um bei dem Verhör der beiden Angeklagten gegenwärtig zu ſeyn. — Knox that es; einer ſeiner Briefe fiel der Königin in die Hände, und zu ihrer groſen Freude fand ihr geheimer Rath, daß er Stoff zu einer Hochverraths-Anklage liefere. Unter der Hand ſuchte man durch Bitten und Drohungen ihn zu bewegen, ſich ſelbſt ſchuldig zu bekennen, und die Gnade der Königin anzurufen; allein er blieb unbeweglich.

Sehr früh am Tage des Verhörs umgab das ängſtlich harrende Volk den Palaſt. Die Lords verſammelten ſich, Knox wurde eingeführt; zuletzt kam auch die Königin und lachte laut auf, als ſie den alten Mann mit unbedecktem Haupte am Ende der Gerichtstafel ſtehen ſah. „Dieſer Mann" ſagte ſie, „hat mir oft Thränen ausgepreßt ohne mit mir zu weinen; nun will ich doch ſehen, ob ich ihn nicht zu weinen machen kann." Anſtändiger begann nun der Staatsſecretair die Sitzung, indem er Knox erklärte, weshalb er herbeſchieden ſey. Maria ſchrie dazwiſchen: „Laßt ihn nur ſeine Handſchrift anerkennen, dann wollen wir von dem Inhalt ſprechen."

Knox (dem ſein Brief vorgezeigt wurde:) Die Abſchrift iſt von mir unterſchrieben, auch den Inhalt erkenne ich an, obſchon ich viele Blankets unterzeichnet habe, denn mein Abſchreiber iſt ein ehrlicher Mann.

Lord Maitland. Da thut Ihr mehr als ich thun würde.

Knox. Die Liebe iſt nicht argwöhniſch.

Marie. Leſ't Euren Brief laut. (Es geſchah).

Marie. (Jeden Lord nach der Reihe anblickend.) Habt Ihr jemals etwas ſo boshaftes und verrätheriſches gehört?

Lord Maitland. Iſt es Euch nicht von Herzen leid?

Knox. Worin liegt das Sträfliche?

Lord. Hättet Ihr auch weiter nichts gethan, als die Vaſallen der Königin zuſammen berufen, wäre das nicht ſträflich genug?

Knox. Dann bin ich ſeit meiner Zurückkunft nach Schottland ſehr oft ſtrafbar geworden, denn wo fand bis jetzt ohne meine Feder eine Zuſammenberufung unſerer Brüder ſtatt?

Der Lord. (betroffen) Ja damals; aber jetzt ſind ſolche Zuſammenkünfte nicht mehr vonnöthen.

Knox. Es iſt dieſelbe Zeit; uns droht dieſelbe Gefahr; nur hat der Teufel jetzt eine Larve vor ſein Geſicht genommen, und, weil offene Gewalt ihm nicht vergönnt iſt, ſo hüllt er ſich in den Mantel der Gerechtigkeit.

Marie. Was iſt das? Ihr ſpielt mit ihm. Laßt ihn ſagen, wer ihm ein Recht gab, meine Vaſallen zuſammen zu berufen? iſt das nicht Hochverrath?

Lord Ruthven. Nein Frau Königin! Er ruft ja täglich das Volk zu Gebet und Predigt. Was auch Ew. Gnaden und andere davon denken mögen, das iſt kein Hochverrath.

Maria. (ſchreiend) Seyd Ihr ruhig! und laßt ihn für ſich ſelbſt reden.

Knox. So eben wollt' ich Eurem Secretär, den ich für einen beſſern Dialektiker halte, als Ew. Gnaden, beweiſen, daß Zuſammenberufungen des Volks nicht immer geſetzwidrig ſind; und nun hat Lord Ruthven das Beiſpiel genannt.

Marie. Ich ſage nichts gegen Eure religiöſen Zuſammenkünfte; allein wer gab Euch ein Recht, ohne meinen Befehl, ſo oft es Euch beliebt, meine Unterthanen zu verſammeln?

Knox. Es geſchah ſtets auf Antrag meiner Brüder. Nie habe ich Auflauf veranlaßt, nie Aufruhr gepredigt. Bereuen kann ich nicht was ich gethan, bevor man mir nicht beweißt, daß es unrechtlich war.

Maria. Nein, ſo ſollt Ihr nicht entſchlüpfen, Mylord's, wer ſeine Obrigkeit der Grauſamkeit beſchuldigt, begeht der nicht Hochverrath? Ich meine, gegen ſolche Läſterer müſſen Parlaments-Acten vorhanden ſeyn. (Einige Lords bejahten dies.)

Knox. Man beweiſe die Anſchuldigung.

Hierauf wurde aus dem Briefe verleſen: „Dieſe „furchtbare Citation, jetzt nur gegen zwei gerichtet, „ſoll ohne Zweifel den Weg zu grauſamer Behand„lung gegen die meiſten von uns bahnen.“

Maria. Habt Ihr's gehört? Was ſagt Ihr dazu?

Knox. Soll ich ungehört verdammt werden?

Maria. Sagt was Ihr könnt. Ich meine, es wird Euch ſauer genug werden.

Knox. Nun ſo frag ich Ew. Gnaden, und dieſe ganze ehrwürdige Verſammlung, ob nicht alle Katholiken uns und unſere Lehre auszurotten wünſchen?

(Die Königin verſtummte. Die Lords bejahten.)

Knox. Und wäre das nicht grauſam? ſchon haben ſie einigemal vergebens ſich der Gewalt bedient, jetzt wollen ſie täuſchen durch den Schein des Rechts. Zwei unſerer Brüder wollen ſie morden — Darum, Frau Königin, bleibt nur mit Euren Parlaments-Acten zu Hauſe; ich habe gegen keine mich vergangen, denn ich habe nicht geſagt, daß Ew. Gnaden grauſam ſind. Aber die Papiſtiſchen Giftmiſcher, welche Ew. Gnaden gegen dieſe beiden armen Menſchen aufgebracht haben, die ſind Kinder des Teufels!

Der Kanzler. Ihr vergeßt Euch! Ihr ſteht nicht auf der Kanzel.

Knox. Ich ſteh auf einer Stelle, wo ich Wahrheit ſagen muß. Frau Königin, man hat viele Beiſpiele, daß gutgeartete Menſchen durch böſe papiſtiſche Rathgeber umgewandelt worden. Schon Eure Mutter hats erfahren.

Maria. Milords! Hier ſpricht er noch fein genug; aber als ich ihn zuletzt ſprach, hat er mir manche geſalzene Thräne ausgepreßt, und mir noch dazu ins Geſicht geſagt, mein Weinen kümmere ihn nicht.

Erzählend vertheidigte ſich Knox. Darauf wurde er entlaſſen. Nun ſollte das Urtheil geſprochen werden. Die Königin entfernte ſich. Alle ſprachen ihn frey. Der Staats-Sekretair, der Marien ſein Wort darauf gegeben hatte, daß Knox unfehlbar verdammt werden ſolle, holte ſchnell die Königin zurück, und wollte in ihrer Gegenwart noch einmal die

Stimmen ſammeln; allein das nahmen die Lords ſehr übel: Meint man, ſprachen ſie, die Gegenwart einer Frau werde ſo uns einſchüchtern, daß wir Gott beleidigen, und gegen unſer Gewiſſen einen unſchuldigen Mann verdammen könnten?

Maria (außer ſich, zu dem Biſchoff von Roß, der Knox denunciirt hatte und nun doch wie die übrigen ſtimmte) Wie konnte der alte Narr auch anders, als in die Fußtapfen ſeiner Vorgänger treten!

Der **Biſchoff** (ganz kalt.) Wenigſtens wiſſen Ew. Maj., daß ich nicht partheyiſch für den Angeklagten bin.

Dabei blieb es, und Knox ſagt in ſeiner Lebensgeſchichte, hämiſcher triumphirend, als es einem ſo frommen Manne geziemet: „Dieſe Nacht wurde bei Hofe weder getanzt noch gefiedelt; denn Madam war ärgerlich, daß ihr Anſchlag mißlungen war.“ Noch weniger Ehre macht es ihm, daß er in der Folge, als Maria ſchon gefangen ſaß, für ihren Tod ſtimmte, und öffentlich darauf antrug, daß die Stände des Reichs, wegen Ermordung ihres Gemahls und wegen Ehebruch mit Bothwell, ſie zum Tode verurtheilen ſollten.

Gedichte.

Leonhard Wächter, (vermuthlich derſelbe, der einſt als Veit Weber durch ſeine Sagen der Vorzeit uns erfreute) hat am 18ten October unter dem Titel: Deutſchen Knaben, Ulrich von Hutten, in alterthümlichen Reimen der lieben Jugend die Geſchichte unſerer Sklaverei und Befreiung erzählt. Das Vergnügen, unverhofft einen alten Bekannten anzutreffen, hat jede Critik entwaffnet. —

In einem ſchön geſchmückten Gewande, unter dem Titel **Anakreon und Sappho, freie Nachbildung für den deutſchen Geſang**, hat Wilhelm **Gerhard** jene tauſendjährigen Blümlein recht lieblich wieder aufgefriſcht, und unſer gelehrter Böttiger hat, in einer heitern Vorrede, den Leſer auf den rechten Standpunkt geſtellt. Um eine Probe von der nachbildenden Manier des Verfaſſers zu geben, ſchreiben wir ab:

Wie viele Liebchen?

Zähl' in allen Bäumen
mir die Blätter her;
Wo die Wogen ſchäumen,
zähl' den Sand am Meer;
Rechne dies zuſammen
und die ganze Schaar
meiner Liebesflammen
wird dir offenbar.

Setze mir aus Sachſen,
wo in Stadt und Flur
hübſche Mädchen wachſen,
Fünf und achtzig nur,
ſämmtlich ſchön zum Mahlen
und voll Liebesreiz,
Dreißig aus Weſtphalen,
Vierzig aus der Schweitz.

Setze zehn aus Danzig,
Fünfzig aus Berlin,
Hundert fünf und zwanzig,
ſetz' aus Prag und Wien.
Auch in Thürings Auen
und am Ilmenfluß
pflückt' ich im Vertrauen
manchen ſüßen Kuß.

In dem Lande Bayern,
wo Cupido lacht,
blühen mir der theuern
Liebchen, hundert acht;
weiter hin nach Schwaben
werd' ich ihrer wohl
Fünf und vierzig haben,
zwanzig in Tyrol.

Von der Themſe Strande
bis zum alten Rom,
von des Tajo Rande
bis zum Newaſtrom —
deſſen Welle brauſend
durch die Scholle bricht —
ſetze mir zweitauſend,
ſchön wie Morgenlicht.

Immer fort geſchrieben!
Aus dem Ungernland
hab' ich meine Lieben
dir noch nicht genannt;
auch nicht aus dem weiten
luſtigen Paris:
dort iſt ohne Streiten
Amors Paradies.

Wollteſt du, zum Küſſen
Alle werth, noch die
über'm Meere wiſſen? —

Gieb dir keine Müh!
Denn wie manches Mädchen
lächelt auf der Welt,
das an Liebesfädchen
mich gefangen hält!

Gedichte von Oehlenſchläger.

Wir bekennen, daß wir von dem Verfaſſer des **Hakon Jarl** und des **Axel und Walburg** vollendetere Gedichte erwartet hätten. Zwar die höchſte Gabe der Muſe, eine lebendige, kräftige Phantaſie, offenbart ſich auch hier recht oft (beſonders in der dritten Romanze, die Nacht), aber in den Formen herrſcht doch gar zu viel Nachläſſigkeit und Willkühr. Indeſſen ſind uns dieſe Verſe noch immer lieber als die moderne **Verskünſtelei**. Zur ergötzlichen Probe wollen wir hier zwei kurze Gedichte abſchreiben.

Vergleichung.
(Voß, Tiek, Göthe, Jean Paul.)

Der Erſte liebt die reine Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm.
Der Dritte einet ſchön die Zwei;
Der Vierte fühlt als alle drei.
Der Erſte lebt in Griechenland;
Der Zweite lebt im deutſchen Land.
Der Dritte lebt, wo's ihm gefällt.
Den Vierten trifft man — in der Welt.
Der Erſte meint: So iſt es recht!
Der Zweite ſagt: So iſt es ſchlecht,
Der Dritte zweigt (?) und macht es gut.
Der Vierte recht und ſchlecht und gut.
Ich ſchlage hoch des Erſten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und ſpat.
Ich bete faſt den Dritten an;
Der Viert' iſt eben recht mein Mann.

Nachſchrift.

Ein Jeder machts, ſo gut er kann!

(Sollte Herr Oehlenſchläger es nicht beſſer gekonnt haben?)

Krittlers Litaney.

Ach lieber Herr Gott! laß mich nie
Urtheilen wie ein hölzernes Vieh!
Laß mich nicht in gemalten Perſonen
Nur ſehn mathematiſche Dimenſionen!
Lege mir etwas in den Ofen, lieber Herr Gott!
Es friert mich, lieber Herr Gott und Vater!
Blaſe mir ein wenig mehr Geiſt in die Naſe hinein!
Es ſoll dein Schade nicht ſeyn.
Ich will Dich dafür in den Wolken erkennen!
Auch wohl bisweilen mit Ehrfurcht nennen,
Amen! —
Aber wenns nicht anders werden kann,
Ach ſo hilf mir armen Mann,
Daß ich einſehe bald, und ganz haarklein
Ins Parterre kömmt Keiner ohne Zettel hinein.
Laß mich die thörichte Luſt verlieren!
Treibe fort den eitlen Dunſt!
Lehre mich ſtatt Werke der Kunſt
Tuch oder Leder zu penetriren.
Die Welt wird dadurch nichts verlieren,
Die Kunſt wird dadurch nicht crepiren,
Ich bitte darum auf allen Vieren
Kyrie eleiſon Amen!

(Wir wiederholen die obige Frage.) —

Der Herr Graf von **Loeben** hat uns mit einem romantiſch-muſikaliſchen Drama, **Cephalus und Prokris**, beſchenkt. Durch gute Muſik, Decorationen und Maſchinerie belebt, wird es wahrſcheinlich den Zuſchauer angenehm unterhalten, wenn es nicht zu lang, viel zu lang iſt; denn der Componiſt muß es, wie eine italiäniſche Oper, durchkomponiren, und man weiß, wie gern die Herren Componiſten ſich zomal wiederholen. —

Herr Profeſſor **Förſter** in Dresden hat eine italiäniſche Ausgabe von **Petrarka's Gedichten** veranſtaltet und eine deutſche Ueberſetzung hinzugefügt; doch wohl nicht eigentlich Ueberſetzung, denn da er die Feſſeln des Reimes ſich angelegt, ſo war es kaum wohl möglich, ganz treu zu überſetzen, wie gleich die erſte Zeile beweiſt, wo er, um auf Leben zu reimen, das sparse durch weben überſetzen mußte. Indeſſen wollen wir gern einräumen, daß ihm die Nachbildung größtentheils ſo gelungen iſt, daß, wenn nicht die **Worte** des Dichters, doch ſein **Geiſt** erfaßt wurde. —

Die Satyren des Freiherrn von **Blomberg über das göttliche Volk** (in ſchweren Hexametern) haben — wenigſtens für uns — den Fehler, daß ſie nicht lesbar ſind. Sie kamen uns vor wie gewiſſe Vögel — die Penguinen — die nicht fliegen können, aber doch ſich anſtellen, als **wollten** ſie fliegen. —

In Schleſien ſind **Wahrheiten in allegoriſch-moraliſchen Gedichten** erſchienen. **Wahrheiten** allerdings, aber keine **Gedichte**. Der Verfaſſer, Herr Rath **Oswald**, hat es herzlich gut gemeint; das iſt aber auch Alles, was man ihm zugeſtehen kann. Er beginnt folgendergeſtalt:

Für dich, Wahrheit, Herzen zu gewinnen,
Iſt der Zweck, den meine Muſe hat!

Leite dir ſie ſelbſt auf jedem Pfad,
Wo ich glaube dieſen Zweck zu fördern.

Das iſt nicht allein Proſa, ſondern auch wäſſerichte Proſa. Wir wollen noch eine der ſogenannten Sentenzen des Verfaſſers abſchreiben:

Wenn Gott und Welt des Menſchen Werth abwägen,
Zeigt ſich in beider Urtheil viel Verſchiedenheit;
Gott — ſieht allein aufs Herz; — die Welt dagegen
Mehr auf den Kopf, dem ſie allein Verehrung weiht.

Und damit mag es genug ſeyn. Wir bitten den Verfaſſer, ſich an Gottes Urtheil zu halten.

Sehr vernünftige, aber in vielen Köpfen contrebande Bemerkungen.

Der wackere Buchholz ſagt im Novemberhefte ſeines Journals für Deutſchland: Alt genug iſt das Vorurtheil von dem Ernſt und der Sittenſtrenge der Republikaner; aber iſt es deswegen weniger Vorurtheil? Wer die Geſchichte alter und neuer Republiken kennt, weiß, daß in ihnen Tugend und Laſter mit eben den Triebfedern zuſammenhingen, welche in Monarchien darüber entſcheiden, was von Beiden zum Vorſchein treten ſoll. —

Die organiſchen Geſetze der Republik können und müſſen ſogar dazu beitragen, daß in ihr, unter gewiſſen Umſtänden, bei weitem mehr Aufgelöſtheit der Sitten zu finden iſt, als in den Monarchien, ſelbſt wenn der Geiſt noch ſo republikaniſch ſeyn ſollte. Denn gehn die Wahlen, oder wenigſtens die Beſtätigungen derſelben, vom Volk aus, wie will man ſich derſelben anders verſichern, als durch dieſelben Mittel, wodurch man ſich von Anbeginn der Welt des Urtheils der großen Menge bemächtigt hat! Ein großer Theil der öffentlichen Beluſtigungen, ohne welche wir jetzt nicht leben können, ſchreibt ſich aus Zeiten her, wo, um in den Beſitz von einträglichen Staatsämtern zu gelangen, dem Volke, das über dieſelben entſchied, große Opfer gebracht werden mußten: ein offenbarer Beweis, daß das, was man jetzt antirepublikaniſch, oder monarchiſche Sitten nennen möchte, mit dem Geiſt der Republik in der engſten Verbindung ſtand. —

Es hat Zeiten gegeben, wo der Ernſt, die Mäßigung, und alle die Tugenden, auf welche wir, nach einem gewiſſen Moralſyſtem, einen beſondern Werth legen, in den Monarchien eben ſo gut zu Hauſe gehörten, als in den anfangenden Republiken; aber dies waren die Zeiten der Noth und der Dürftigkeit. Ueber dieſe hinaus ſind Tugenden und Laſter ſich in beiden Regierungsformen immer gleich geweſen, mit dem einzigen Unterſchiede, daß es in den Monarchien nie zu der Uebertreibung kommen konnte, welche in den Republiken auf die natürlichſte Weiſe dadurch entſtand, daß man ein Syſtem bewahren wollte, das ſich nicht länger bewahren ließ. —

Wenn Herr von Chateaubriant der Meinung iſt, Europa werde von Amerika aus republikaniſirt werden, ſo iſt dieſe Vorausſetzung eben ſo gegründet, wie die entgegengeſetzte, daß Amerika von Europa aus werde monarchiſirt werden. —

Es iſt daher kaum noch etwas mehr als kindiſch, wenn man jenes annimmt. —

Ein Blick auf die Charte des ſpaniſchen Amerika zeigt, daß es nach glücklich errungener Unabhängigkeit unmöglich ſeyn wird, das ganze Land von Californien und Mexiko bis nach Chili unter Eine gemeinſchaftliche Regierung zu vereinigen. Es müſſen alſo hier wenigſtens eben ſo viele von einander unabhängige Staaten entſtehn, als es bis jetzt verſchiedene Vice-Königreiche oder Statthalterſchaften gab. Werden dieſe ſich aber untereinander vertragen? werden, wenn der Unabhängigkeitskrieg beendigt iſt, nicht Bürgerkriege entſtehn? das monarchiſche Element kann in ihnen nur ſchwach ſeyn; und eben deswegen ſind wir zu der Vorausſetzung berechtigt, daß der Friedenszuſtand höchſt unſicher ſeyn werde; denn die Erfahrung aller Zeit lehrt, daß die Anti-Monarchie ſich durch den Krieg zu behaupten liebt. —

Die Chriſten-Sclaven in Algier.

Das erſte Heft einer geographiſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung der afrikaniſchen Seeräuber-Staaten iſt erſchienen; der Angabe nach aus den beſten Quellen geſchöpft. Wir entlehnen daraus: von der Behandlung der Chriſtenſclaven, hauptſächlich in Algier. Hat ein Schiff das Unglück, den Seeräubern in die Hände zu fallen, ſo werden alle darauf befindliche Perſonen an Bord des Kaperſchiffes gebracht, dort rein ausgeplündert, faſt nackend entkleidet, in den unterſten Raum geworfen und ſo nach Afrika geführt. Dort gelandet, ſchallt ihnen ſchon aus dem Hafen der gräßliche Jubel der Barbaren über ihr Unglück entgegen. Sie werden nach dem Palaſt des Dey geführt, der gewöhnlich den achten Mann für ſich auswählt; dann auf den Sclavenmarkt, wo ſie zwar dem Meiſtbietenden zugeſchlagen werden, aber doch noch einmal, ſammt ihren Käufern, vor dem Dey erſcheinen müſſen. Hier geht das Bieten von neuem an, und oft muß der erſte Käufer noch einmal ſo viel zulegen, wenn er ſeinen Sclaven behalten will. Der erſte Marktpreis gehört dem Corſaren, die Zulage dem Dey. Dieſer pflegt die Sclavinnen, wie auch die vornehmern Sclaven, die er für ſich auswählte, in häuslichen Geſchäften anzuſtellen. Da haben ſie wenig zu thun, werden gut, oft prächtig gekleidet, reichlich unterhalten, ſammeln wohl noch Geſchenke von Leuten, die beim Dey etwas zu ſuchen haben, nur müſſen ſie ſehr ſtill und eingezogen leben. Die gemeinen Sclaven tragen einen eiſernen Ring am Fuße und arbeiten täglich im Hafen unter Aufſicht eines Türken. Ehe ſie mit Sonnenaufgang dahin ziehen, erhält jeder zum Frühſtück drei kleine Brodte, die an Güte dem europäiſchen Brodte gleich kommen. Zwei Waldhörner rufen ſie zum Mittagseſſen, einer reichlichen Portion Grütze mit Butter und Oel, aber eine ekelhafte Speiſe. Wenn es nicht eben viel zu thun giebt, ſo iſt die Arbeit Nachmittags nicht läſtig. Schon vor Sonnenuntergang geht es zum Abendeſſen, wiederum drei kleine Brodte mit Oliven. Nun haben ſie noch Zeit genug, für eigene Rechnung bei Künſtlern und Handwerkern zu arbeiten. In der Nacht freilich werden ſie in die ſogenannten Bagno's eingeſperrt, wo Schmutz und Ekel herrſchen; doch erhalten die Vornehmern beſondere Zimmer. Ihre Kleidung aus grober Wolle giebt der Staat. Ihr Loos iſt traurig, doch nicht ſo ſchrecklich, als wir es uns gewöhnlich denken.

Glücklicher ſind die Sclaven, die von Privatperſonen gekauft werden, obgleich Chriſten keine Sclaven kaufen dürfen. Sie werden in jeder Rückſicht gelinder behandelt, denn iſt der Herr barbariſch, ſo läuft er Gefahr, daß der Dey ihm ſeinen Sclaven wegnimmt; ja dieſer hat das Recht, ſich geradezu an den Dey oder an den Oberprieſter mit ſeiner Klage zu wenden. Das fällt ſelten vor. In der Regel werden dieſe Sclaven als Bedienten, als Gärtner, als Aufſeher u. ſ. w. gebraucht, bisweilen auch, beſonders von den Juden, an Chriſten vermiethet. Selbſt der Dey und ſeine Miniſter pflegen das zu thun, wenn ſie die Menge ihrer Sclaven nicht zu beſchäftigen wiſſen. Nur müſſen die Chriſten Bürgſchaft ſtellen für das etwanige Entlaufen. Kurz die Regierung, ſo wie die Privatperſonen befleißigen ſich im Ganzen einer nicht zu harten Behandlung der Sclaven; freilich aus unedlen Beweggründen, aus Eigennutz und Habſucht. Hat aber irgend eine Nation etwa einem Algierer Abbruch gethan, ſo geſchieht es wohl bisweilen, daß der Barbar ſolches an dem unſchuldigen Sclaven dieſer Nation rächt. Auch Fanatismus iſt zuweilen die Quelle einer härtern Behandlung; doch alles das gemeiniglich nur vorübergehend. Privatperſonen dürfen ihre Sclaven nicht mit dem Tode beſtrafen, auch ohne richterlichen Ausſpruch ihnen nicht einmal nehmen, was ſie erworben haben.

Der beſte Beweis, daß die Algieriſche Sclaverei nicht ſo gräßlich iſt, als ſie in mehrern Romanen uns dargeſtellt wird, iſt der: daß mancher Chriſt, der ſich wirklich ſein Löſegeld zuſammen geſpart hat, lieber in der Sclaverei verharrt, bis etwa ein Konſul ihn loskauft, um nicht mit leeren Händen im Vaterlande zu erſcheinen.

Kleine literariſche Notizen.

Im 22ten Stücke des politiſchen Journals wird ein Auszug aus dem Bericht eines engliſchen See-Capitains Ver, über afrikaniſchen Sklavenhandel mitgetheilt, aus welchem leider erhellt, daß er von Portugieſen und Spaniern ärger als je, und auf die empörendſte Weiſe getrieben wird. Sie zahlen jetzt für einen Sklaven nicht mehr als 5 Pfund 10 Schilling, und erhalten in Braſilien 100 Pfund wieder. Der Reiz dieſes heilloſen Gewinn's iſt zu groß für die Menſchenbrut, und der Sklavenhandel wird nicht eher abgeſchafft werden, bis er allen Mächten unterſagt iſt. — Auch die freye Neger-Colonie in Sierra-Leone gedeyht ſchlecht, und die engliſchen Niederlaſſungen an der Goldküſte blühen auch nicht. Aber das düſtere Gemählde jener Küſten hat doch Einen lichten Punct, und dieſer iſt eine Däniſche Niederlaſſung, Accra, die, weil ſie zweckmäßig verwaltet wird, ſich in einem ſolchen Wohlſtande befindet, daß die Wohnungen der Neger eben ſo zierlich und mit dem nöthigen Hausrath eben ſo gut verſehen ſind, als die europäiſchen. —

Eben daſelbſt wird erzählt, daß in Mayland noch jetzt Münze geprägt wird mit Napoleons Kopfe und der Umſchrift Imperatore e Re, und der Jahrzahl 1814. Der Erzähler findet es ſeltſam (und ſo ſcheint es auch) daß die Oeſtreicher ſeit drey Jahren nicht Zeit gehabt haben, neue Stempel zu machen.

Eben daſelbſt wird das alte Lied von Rußlands wachſender Macht geſungen und zwar mit ſchuldiger Ehrfurcht von dem perſönlichen und religiöſen Character des Kaiſers Alexander geſprochen, aber doch gedroht: „Europa werde die furchbar Größe dieſer Macht erfahren, wenn einſt die Geſchichte einen andern Peter den Großen auf den Kaiſerthron berufe." Die Geſchichte! wann hat noch jemals die Geſchichte einen Fürſten auf den Thron berufen? — Eitle Furcht, ſo lange der heilige Bund beſteht.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 21. 1818.

Skizze eines Gedichts, der Korſar, von Lord Byron.

Der Schauplatz, eine Inſel des Archipels. Das Gedicht hebt an mit einem Chor der Seeräuber, das von den Felſen wiederhallt:

„Wo Wind und Wellen uns tragen, da unſer Reich. Wo unſere Flagge weht, da gehorcht der Menſch. Unſer ſind die wilden Freuden des ſtürmiſchen Lebens, unſer bald Mühe, bald Ruhe; beider Wechſel erneuert den Genuß — Der Tod iſt nichts! er möge ſtündlich erſcheinen! Wir haben das Leben des Lebens beſeſſen; wer es verliert, was kümmerts ihn, ob durch Krankheit oder Schwert. Wer am eigenen Hinwelken ſein Auge ergötzen mag, klammere ſich an ſein Lager und ſehe die ſiechen Jahre verrinnen; der athme ſchwer und trage mühſam das zitternde Haupt. Möge er behalten ſein Schmerzenslager! beſſer das Grab unter friſchem Raſen. Stöhnend und zögernd reißt ſeine Seele ſich los; die unſrige entſchlüpft haſtig und hat für die Angſt keine Zeit.“

Lebhaft ſchildert der Dichter nunmehr die Zurückkunft eines Kaperſchiffs. Dem Häuptling der Korſaren, Konrad, wird vom Kapitain Bericht erſtattet und Konrad beſchließt, mit großer Macht noch dieſen Abend abzuſegeln, um die Flotte und den Hafen des Paſcha Seyd in Brand zu ſtecken. Alle neigen ſich ehrfurchtsvoll; Konrad wird ihr Führer ſeyn. Wer wagt zu zweifeln, wenn er geſprochen hat, dieſer Mann der Einſamkeit und des Geheimniſſes, der weder lächelt noch ſeufzt? Vor ſeinem Namen zittern die Kühnſten, und Geſichter, von der Sonne gebräunt, erbleichen. Er beherrſcht die Seelen mit jener gebietenden Kunſt, die gemeine Menſchen blendet, leitet und ſchüchtert. Welcher Zauber iſt es, den ſeine Gefährten neidiſch anerkennen und vergebens ihm entrinnen möchten? was feſſelt ihre Treue, wenn nicht die Macht des Gedankens? das angeſtaunte Phänomen eines Geiſtes, der das Gelingen gleichſam befiehlt, die Herrſchaft über Andere ergreift und feſthält, die Schwächen der Menſchen nach Belieben geſtaltet, für ſeine Entwürfe ihrer Arme ſich bedient, und ihre bewußtloſen Thaten als ſein Werk aufſtellt. So war es ſtets und ſo wird es ſeyn. Immer wird der große Haufe für Einige arbeiten; das iſt Naturgeſetz.

Nicht jenen Helden des Alterthums glich Konrad, deren göttliche Formen oft mit ihren Thaten im Widerſpruch ſtanden; nichts zeichnete ſich aus in ſeiner Geſtalt. Schwarze Augenbraunen umflogen den Feuerblick. Stark war ſein Muskelbau, doch nicht herkuliſch ſein Wuchs, nicht erhaben; wer aber ſeine Züge prüfte, fand bald das nicht Gemeine und fühlte des Fremdlings Ueberlegenheit. Wild fielen ſeine ſchwarzen Locken auf die erhabene bleiche Stirn. Die Oberlippe zuckte bisweilen aufwärts und verrieth einen übermüthigen Gedanken, den er unterdrückte, ohne ihn beſchönigen zu wollen. Seine Stimme war ſanft, ſeine Miene ruhig, doch ſchiens, er habe etwas zu verbergen; Jedermann ahnte, niemand wußte es. Sein ſtrenger Blick hielt die Neubegier im Zaume; nur wenige konnten dieſen Blick ertragen. Satans Lächeln ſchwebte, Furcht erweckend, auf ſeinen höhniſchen Lippen. Wenn ſein Auge Haß verkündete, ſo ſchwand die Hoffnung, und das Mitleid ſprach: Lebe wohl!

Doch äußere Zeichen böſer Gedanken, was ſind ſie? nur im Innern wüten die Leidenſchaften. — Was tief in der Menſchen Bruſt wühlt, wer hat es geſehen? wer wird es je erblicken? Nur die Seele des Leidenden kennt ihre Geheimniſſe.

Aber nicht die Natur hatte Konrad beſtimmt, als Räuberhauptmann ein Werkzeug des Verbrechens zu werden. Thaten, zu welchen er hingeriſſen wurde, hatten in den Krieg gegen Gott und die Menſchen ihn geſchleudert. Einſt hatte die Welt ihn beſtrickt, dann durch Täuſchungen zurückgeſtoßen. — Von ſeiner Jugend an war er gefürchtet, geflohen, verläugnet worden; ſein Menſchenhaß erſparte ihm Gewiſſensbiſſe; ihm ſchien ſein Rachedurſt eine geheime Stimme, die ihm befahl, an Allen das Unrecht Einiger zu ſtrafen. Er wußte, er ſey laſterhaft, allein er glaubte, alle Menſchen wären es gleich ihm, und er verachtete die Beſſern, die, ſo wähnte er, unter heuchleriſchem Schleier das verbargen, was Andere zur Schau trugen. Ihm war nicht unbekannt, daß man ihn haſſe, aber auch fürchte. Niemand wagte ſeiner Macht zu trotzen, denn der Menſch zertritt den Regenwurm, weckt aber nicht die Schlange.

Ganz verderbt iſt Niemand. Auch Konrad liebte. Oft hatte er derer geſpottet, die der Liebe Joch trugen; doch umſonſt kämpfte er ſelbſt gegen dieſe Leidenſchaft. Sie verdiente den Namen der Liebe, denn ſie war beſtändig. Täglich Herr der ſchönſten weiblichen Gefangenen, verſchmähte er ihre Reize. Alle ſeine zerſtörten Hoffnungen, alle ſeine vereitelten Entwürfe kümmerten ihn nicht, wenn die Geliebte ihm lächelte. —

Die Anſtalten zu der kühnen Unternehmung waren getroffen. Konrad, als Derwiſch verkleidet, verabredete mit den Seinen ein Zeichen, bei deſſen Wahrnehmung ſie des Paſcha Flotte in Brand ſtecken ſollten, während er ſelbſt durch falſche Berichte den Paſcha täuſchen würde. So geſchah es. Er gab vor, mit Mühe von der Inſel des Korſaren entſchlüpft zu ſeyn, und Seyd hörte ihn leichtgläubig. Durch Mißverſtand loderten die türkiſchen Schiffe zu früh empor und der Paſcha befahl, den entlarvten Spion zu greifen. Da erhob ſich der Derwiſch beim Leuchten der Flammen und ſeine Verwandlung erregte nicht minder Entſetzen als jene Feuersbrunſt. Die Kappe verſchwand, die Kutte zerriß, das Panzerhemd blinkte auf ſeiner Bruſt, das Eiſen in ſeiner Hand. Der ſchwarze Federbuſch deckte den funkelnden Helm, doch funkelnder ſchreckten die Augen unter ſchwarzen Braunen. Dem Muſelmann ſchien er der Engel des Todes. Das Aufſchreien des Schreckens, der düſtere Wiederſchein der Flammen und Fackeln, das Gekreiſch der Angſt, das wilde Geheul, das Zurufen, das Waffengeräuſch, liehen dieſem gräßlichen Nachtſtück die Farben der Hölle. Fliehende Sklaven, ohne Hoffnung der Rettung, ſahen vor ſich nur ein blutiges Ufer und Wellen in Feuer. Niemand vernahm des Paſcha Befehl, den Derwiſch zu ergreifen. Schon eilen die Seinen ihm zu Hülfe. Er ſchwingt das Schwert und ſeine Wuth vollendet, was die Furcht begann. Seyd ſelbſt, ſich den Bart ausraufend, flieht ſchäumend vor Zorn. Schon brennt auch die Stadt. Wilde Freude glänzt in Konrads Blicken. Doch jetzt erreicht ein Frauengekreiſch ſein Ohr: „Eilt!“ ruft er den Seinen zu, „ſprengt die Thore des Harem! „doch gilt es dem ſeinen Kopf, der ein wehrloſes „Weib antaſtet!“ Er ſtürzt die brennende Treppe hinauf, ſprengt die Pforten, fühlt nicht, wenn das Feuer ihm die Füße leckt, athmet dicken Rauch, ſchreitet beharrlich weiter — wer iſt die, die er auf ſtarken Armen vom blutigen Schauplatz trägt? Es iſt die Königin des Harem, Seyds Sklavin, die ſchöne Gulnare. Er ſpricht ihr Muth ein. Er wähnt die flüchtigen Feinde zerſtreut; allein ſie haben, von erſter Beſtürzung erholt, ſich ſchnell geſammelt. Die Räuber ſind umzingelt, fechten als Verzweifelte, fallen mit Wunden bedeckt, und Konrad wird ergriffen — Ketten klirren an ſeiner Sieggewohnten Fauſt — ein martervoller Tod iſt ihm beſchieden. Von dieſem Gedanken ermüdet, entſchlummert er im Kerker. Ruhig ſchlief er, leiſe war ſein Athemzug. — Wer beugt ſich ſtill über ihn um ihn zu betrachten? Ein Feind? ſeine Henker ſind fern. Ein Freund? er hat hier keinen. Ein Engel? nein, doch eine himmliſche Geſtalt. Ein blendend weißer Arm erhebt eine Lampe und eine zarte Hand ſchirmt das Licht, damit es nicht ſein Auge treffe. Ueber hängen die ſchönen Locken mit koſtbaren Steinen durchflochten; ſanft herüber gebogen ſteht die ſchlanke Feengeſtalt; nackend iſt ihr Fuß, weiß wie Schnee, und geräuſchlos, wie der Schnee ſich an die Erde ſchmiegt, iſt er im Dunkel an den Wächtern vorbei geſchlüpft. Was wagt nicht ein Weib wie Gulnare, geleitet von Jugend und Mitleid? Von des ſchlafenden Paſcha Seite hat ſie ſich geſchlichen, bewaffnet mit ſeinem Siegelring, den ſie ſchäkernd ihm bisweilen vom Finger zieht. Dieſer Talismann öffnet ihr die Pforten, vor welchen ſchlaftrunkene Wächter kaum das Haupt erheben, um mit halbgeöffneten Augen den ſchweren Blick auf den Ring zu werfen. Da ſteht ſie nun. Ihr Herz zog ſie her, denn Er hat ſie gerettet. Sein Schlaf wird unruhig Konrad ſtöhnt und erwacht. — „Täuſcht mich eine himmliſche Erſcheinung?“ —

„Du haſt mich aus den Flammen gerettet,“ ſprach Gulnare, „ich kann dich nicht ſterben ſehen. Dein Todesurtheil iſt geſprochen.“

Konrad. Ich weiß zu ſterben! — zwar hängt mein Daſeyn noch an einem Weſen — es iſt vorbei! — Ich habe hienieden nichts beſeſſen als mein Schiff, mein Schwerd, meine Liebe und — meinen Gott — von meinem Gott bin ich als Jüngling gewichen, nun Er von mir! doch mag ich ſeinen Nahmen nicht durch Gebete entweihen, die nur Verzweiflung den Feigen auspreßt — ich habe Alles verlohren und werde zu ſterben wiſſen. Nur meine Liebe feſſelt mich noch an die Erde! Mein Tod wird ein Herz brechen!

Gulnare. Du liebſt eine andere? — was kümmert's mich — und doch, du liebſt! o wie beneide ich das Herz, das an einem treuen Herzen ruhen darf! das nie dieſe gräßliche Leere empfindet —

Konrad. Wie? du liebſt den Paſcha nicht?

Gulnare. Den wilden Seyd? — Vergebens habe ich es gewollt. Ich fühle es, die Liebe iſt frei. Ich bin ſeine Lieblingsſklavin, aber doch nur eine Sklavin. Ich theile ſeinen Glanz und muß glücklich ſcheinen. Oft hat er durch die Frage mich gemartert: liebſt du mich? — das Nein brannte auf meinen Lippen. O es iſt ſchrecklich, Liebkoſungen zu erdulden, die das Herz nicht erwiedern kann! ſchrecklicher noch vielleicht, ein anderes Bild im Herzen zu tragen. — Er faßt meine Hand, die ich ihm weder gebe noch verweigere; und meine Pulſe klopfen nicht ſchneller. Er läßt meine Hand los und ſie fällt ohne Leben in meinen Schooß. Meine Lippen erwärmen die Seinen nicht. Er wird zärtlicher und ich ſchaudere! O hätte ich ihn jemals geliebt, und meine Liebe hätte ſich in Haß verwandelt, ſo hätte ich wenigſtens ein Gefühl. Allein er geht — ich vermiſſe ihn nicht; er kommt — ich habe es nicht begehrt; er iſt da — ich bemerke ihn nicht. — Seine Sklavin bin ich und ich ſchäme mich der Feſſeln; doch ſeine Gattin werden — das wäre ſchrecklicher als Sklaverei! — Jetzt gehe ich, ihm Zärtlichkeit zu heucheln um deinetwillen, dein Leben zu retten, das meinige dir zu bezahlen, deiner Geliebten dich zurückzugeben — es koſtet mich einen hohen Preis! aber heute wirſt du nicht ſterben.

Sie drückt ſeine gefeſſelte Hand an ihr Herz und entſchwindet wie ein Traum. Nur eine ihrer Thränen blieb auf der Kette zurück. —

Medora, Konrads Geliebte, auf ſeiner Inſel harrend, erfährt durch Flüchtlinge ſein Schickſal und glaubt ihn verlohren. —

Seyd, ungerührt von Gulnarens Bitten, ſchöpft Argwohn und droht ihr ſelbſt. Da dringt ſie noch Einmal in Konrads Kerker, und bietet ihm das einzige Mittel zu ſeiner Rettung, einen Dolch, um Seyd im Schlafe zu ermorden. — „So tief wäre ich gefallen?“ ruft er empört: „ſo tief werd' ich verachtet? Seyd iſt mein Feind; grauſam hat er mir die Gefährten erſchlagen, aber mit offener Gewalt. Ich bin gekommen, ihren Tod zu rächen, aber mit dem Schwerte, nicht mit dem Dolche des Meuchelmörders. Wer fähig iſt, ein Weib zu retten, iſt unfähig, den Feind im Schlafe zu morden. Um den Preis hab' ich dein Leben nicht erhalten; hinweg mit deiner Dankbarkeit! Leb wohl! Friede ſey mit dir! Die Nacht verrinnt. Störe nicht die letzten Augenblicke meiner Ruhe.“

Gulnare. Mit Sonnenaufgang beginnen deine Todesmartern. Aber auch ich will ſterben. An Einem Streiche hängt mein Leben, meine Liebe, mein Haß. — Und wie möchte ich ſeinem Zorn entrinnen? und habe ich nicht an ihm meine entweihte Jugend, meine lange Sklaverei zu rächen? Ein Streich vergilt ihm blutig und ſichert unſere Zukunft. Du aber, weniger gewiſſenhaft, die Brandfackel als den Dolch zu ſchwingen, bleib, ich werd' es vollbringen. Die Wächter ſind gewonnen. Corſar, frei ſehen wir uns wieder oder nie!

Sie entweicht. Er rafft ſeine Ketten zuſammen und folgt ihr leiſe durch düſtere Gänge. Am Ende einer Gallerie ſieht er den letzten Stern blinken — dann den Schimmer eines Lichtes in einem entlegenen Saale. Er nähert ſich — eine Thür iſt angelehnt — jetzt ſchlüpft eine Geſtalt hervor — ſteht — wendet ſich — ſteht wieder — es iſt Gulnare — kein Dolch in ihrer Hand. „Dank dem weichen Herzen!“ ruft Konrad, „ſie konnt' es nicht vollbringen.“ — Aber jetzt heftet er den Blick auf ſie — ihre Augen meiden das Licht. Jetzt ſchlägt ſie ihr wallendes Haar zurück — ſie wußte nicht, daß in der Verwirrung ihre Hand die Stirn berührt und dort eine Spur hinterlaſſen hatte — Konrad ſchaudert! das iſt Blut! das Verbrechen iſt vollbracht! — verſchwunden ihre Schönheit!

„Es iſt geſchehen!“ ruft Gulnare: „er wird nicht erwachen. Ich habe dich theuer bezahlt. Worte frommen hier nicht. Fort von hier! die Barke iſt bereit. Der Tag graut. Die Wächter ſind unſer. Was von den Deinen dem Blutbad entrann, wird ſich zu uns geſellen. Fort!“

Konrad wird entfeſſelt. Sie ſchiffen ſich ein. Die Hoffnung, Medoren wieder zu ſehen, erwacht und giebt ihm Kraft, Gulnaren ſeinen Abſcheu zu verbergen. Schweigend beobachtet ſie ihn. Seine Härte, ſeine Kälte kann ſie länger nicht ertragen. Sie ſtürzt zu ſeinen Füßen. In Thränen gebadet ergreift ſie ſeine Hand. „Gott ſtößt mich zurück!“ ſchluchzt ſie laut: „Gott verdammt mich! aber du? warum du? was wäreſt du jetzt ohne jene That der Verzweiflung? — überhäufe mich mit Vorwürfen, nur nicht dieſes kalte Schweigen! in jener ſchrecklichen Nacht, ich war von Sinnen — willſt du ganz die Vernunft mir rauben? Minder ſchuldig wäre ich nun, hätte ich minder dich geliebt. Und du könnteſt leben, um mich zu haſſen?“ — Er blieb verſchloſſen. —

Ein Segel wird entdeckt — die rothe Flagge des Korſaren — es iſt Eines ſeiner Schiffe, es kam ſeinen Tod zu rächen. Mit wildem Lächeln betrachten die Räuber die ſchöne Gulnare, die höder und tiefer ſchwebt als ihr Geſchlecht. Hätten ſie gewußt, Konrads Leben ſey ihr Werk, ſie hätten als ihre Königin ſie begrüßt. Sie aber heftete auf Konrad die bittenden Augen. Ihr Schleier fiel. Schweigend ſtand ſie vor ihm, die Arme über der Bruſt gekreuzt, ergeben in ihr Schickſal, denn Konrad war gerettet. Dieß Herz, ausſchweifend in Lieb' und Haß, konnte Wahnſinn berauſchen; doch erwacht vom böſen Rauſche war ſie noch immer ein holdes Weib. Liebe zu ihm hatte ihre Fauſt mit dem Dolche bewaffnet, und er war frei, und Erde und Himmel hatte ſie ihm geopfert. Er blickte ſie an, ſie ſchlug die ſchwarzen Augen demüthig nieder. Ein anderes Weſen ſtand vor ihm, ein ſanftes, ſchwaches, zermalmtes Weſen mit bleichen Wangen — er ergriff ihre Hand — ſie bebte — er drückte ſie in der ſeinigen — Gulnare! ſagte er — ſie antwortete nicht — liebe Gulnare! — Da hob ſie die Augen ſchüchtern empor und fiel in ſeine Arme. — Hätte er ſie zurückſtoßen können, ſo wär' er mehr oder weniger als Menſch geweſen. —

In der Dämmerung erreichten ſie den Hafen; es ſchien, als ob die Felſen ihnen lächelten. Von den Leuchthürmen ergoß ſich das Licht; Lampen flimmerten in allen Wohnungen, auf allen Hügeln; nur den Thurm, wo Medora hauſte, ſuchten Konrads Blicke vergebens, er allein war in Nacht begraben. Welche Ahnung! nimmer hatte ſonſt auf dieſem höchſten Punkte das Willkommen! gemangelt. Ungeduldig warf ſich Konrad in ein Boot und ſchalt die Ruderer träge. Sie überſpannen ihre Kräfte, ſie ermüden endlich — Konrad ſtürzt ſich in die Wogen, ſchwimmt ans Ufer, klimmt haſtig den wohlbekannten Fußſteig empor — jetzt ſteht er an der Pforte des Thurmes. — Alles ſtill — er klopft leiſe, die Pforte öffnet ſich — ihm tritt eine bekannte Geſtalt entgegen, aber es iſt nicht die Geliebte. Er will fragen, die Stimme verſagt ihm. — Er ergreift die Lampe, ſie entfällt ſeiner zitternden Hand und verlöſcht. Bei fernem Schimmer tappt er durch einen düſtern Gang — betritt Medoren's Gemach — ach! ſeine Ahnung hat ihn nicht getäuſcht! tod liegt ſie vor ihm. Er wendet den Blick nicht ab von ihrer Leiche — kein Schrei entfährt ihm — er ſtürzt nicht zu Boden — unbeweglich ſtarrt er hin. — Sie war ſo ſanft und ſchön im Leben, daß auch der Tod ſie nicht entſtellen konnte. Mit friſchen Blumen in ihrer Hand ſchien ſie nur zu ſchlummern. Die langen ſchwarzen Wimpern verſchleyerten das Auge. Ach! hier übt der Tod ſeine ſchrecklichſte Gewalt! im Auge ſtürzt er den Geiſt von ſeinem Thron des Lichts! — Verzweifelnd wirft ſich Konrad in ein Boot und verſchwindet vom Schauplatz. —

(Wir haben für unſere Pflicht gehalten, um vieler Leſer willen, die das engliſche nicht verſtehen, wenigſtens eine Skizze von einem der berühmteſten Gedichte Lord Byron's mitzutheilen, obgleich wir von den Schönheiten deſſelben nur einen ſchwachen Wiederſchein geben konnten. Wir ſtimmen übrigens ganz in die Bemerkungen eines Jenaer Recenſenten, welche alſo lauten: „Wer nur einigermaaßen auf Bildung Anſpruch machte, hatte Byron's Werke geleſen, und wer nicht für geſchmacklos gehalten ſeyn wollte, rühmte das Geleſene, vielleicht auch das aus guten Gründen ungeleſen Gebliebene. — Das Schickſal, welches ſo oft das Glück eines Dichters, wenigſtens für ſeine Lebensdauer, entſchieden hat; welches hier den verdienten Ruhm des Einen bis zu ſeinem Tode niederdrückt, und dort einem Andern ſo viel Glanz verleiht, daß er das Erbärmlichſte mit ſeinem Autor-Nahmen adeln kann, (exempla sunt odiosa) — dieſes Schickſal ſchien ganz für ihn entſchieden zu haben. Jetzt vergöttert ihn nur noch die Eine Parthey, während die andere ihn nicht blos angreift, ſondern ſogar den Menſchen in dem Schriftſteller faſt wütend verfolgt u. ſ. w.")

Spuren der Gottheit im anſcheinenden Zufalle.

Unter dieſem Titel liefert Herr Wagener eine Sammlung von Begebenheiten aller Art, und meynt, das ſey „eine wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker." Ja wenn Hr. Wagner eine ſorgfältige Auswahl getroffen, und nicht geradezu Alles was ihm vorkam in ſeinen Guckkaſten eingeſchachtelt hätte. Spuren der Gottheit findet man freylich überall, und genau genommen iſt nichts auf der Welt Zufall; aber wenn wir Gottes Finger auffallender als gewöhnlich erkennen ſollen, ſo erwarten wir doch andere Begebenheiten, als der Finger des Verfaſſers, mit wenigen Ausnahmen, hier uns zeigt. Zum Exempel: zwei Dragoner plünderten und verwundeten einen Pfarrer, wurden aber von feindlichen Huſaren überfallen und arretirt. — Oder: ein preußiſcher Soldat, der die Ruhr hatte, aß Hagebutten und wurde geſund. Solche unbedeutende Vorfälle werden Dutzendweiſe erzählt. Eine der wenigen, wir mögten faſt ſagen die einzige Geſchichte, die ganz zum Titel des Buches paßt, iſt folgende:

Athemlos rannte ein junger Menſch durch eine Londner Straße, ein Pöbelhauſe hinter ihm her, ſchreiend: haltet den Dieb! erſchöpft ſank der Jüngling zu Boden, und ließ zugleich ein Brod fallen, welches er unter dem Arme trug. Jetzt hatten die Verfolger ihn erreicht, der Becker, dem er das Brod geſtohlen, faßte ihn beym Kragen. „Der Hunger hat mich überwältigt" ſo jammerte der Unglückliche. Du lügſt! ſchrie der Becker, fort zum Friedensrichter! Man ſchleppte den bleichen hohläugigen Jüngling vor Gericht. „Iſt es wahr" fuhr der Richter ihn an, „daß du dies Brodt geſtohlen?" „Ja," ſagte er zitternd.

„Wer biſt du? womit ernährſt du dich?"

„Ich bin ein armer Menſch im Elend geboren. Wer mein Vater war, weiß ich nicht. Meine Mutter trieb ein ſchlechtes Gewerbe, doch nur aus bitterer Noth, ſie erzog mich dennoch gottesfürchtig, lehrte mich viele ſchöne Sprüche, und betete täglich mit mir. Als ich, noch ein Kind, meine Spielkameraden ſo oft von ihren Vätern ſprechen hörte, fragte ich meine Mutter einſt: Hab' ich denn keinen Vater? Nein, ſagte ſie ſchluchzend, und weinte ſo heftig, ſo lange, daß ich ſie nie wieder fragte. Aber als es mit ihr zum Sterben kam, rief ſie mich an ihr Bett, und entdeckte mir, ſie ſey eines ehrlichen Landmanns Tochter aus der Grafſchaft Nottingham, da habe ſie in Fried und Unſchuld bis ins 18te Jahr gelebt. Damals ſey ein junger Mann um ſeiner Geſundheit willen auf eine Zeitlang in ihr Dorf gezogen, ſey von ihren Eltern gaſtfrei aufgenommen worden, habe zum Dank die Tochter verführt und nie wieder von ſich hören laſſen. Nur daß er in London wohne und eines reichen Mannes Sohn ſey, wußte ſie. Als nun ihr Zuſtand nicht mehr zu verheimlichen war, trieben Angſt und Furcht ſie aus dem väterlichen Hauſe. Sie ſchleppte ſich nach London, ſuchte vergebens den Verführer in der ungeheuren Stadt, und wurde eine Verworfene, um mich nicht Hungers ſterben zu ſehen."

„Wie hieß deine Mutter?" fragte ſie der Richter. — Sara Miller, verſetzte der Jüngling. — Großer Gott! ſtammelte erblaſſend der Becker: du haſt deines Vaters Brod geſtohlen! Mit dieſen Worten hing er ſchluchzend an ſeinem Halſe, führte ihn heim und erkannte ihn als ſeinen Erben. —

Die folgende Anecdote, wenn ſie wahr iſt, verdient auch ihren Platz. Vor etwa 68 Jahren vertauſchte ein Herr in Schleſien einen zehnjährigen Knaben gegen einen ſchönen kunſtreichen Pudel. Des Knaben neuer Herr erzog ihn zum Bedienten. Als ſolcher mußte er oft Bücher wegtragen, die ſein Herr, der gern und viel las, von einem Freunde geliehen hatte. Einſt klagte dieſer Freund, daß er ſeine Bücher nie zur verſprochenen Zeit wieder erhalte. Da geſtand der Burſche, daß er immer zuvor ſie leſe und oft ganze Nächte dabei zubringe. Sein Herr erſtaunte noch mehr, als er, bei angeſtellter Prüfung ſich überzeugte, daß der junge Menſch mit Nutzen geleſen hatte. Sogleich beſchloß er ihn ſtudieren zu laſſen, ob er gleich ſchon 24 Jahr alt war. Des Jünglings Fleiß belohnte den edlen Pflegevater, und der für einen Pudel eingetauſchte Menſch wurde ſchon in ſeinem 28ſten Jahre Prediger zu A. bei Leipzig, wo er, als glücklicher Vater von 10 Kindern in hohem Alter ſtarb. —

Auch Zeitungsmährchen hat der Sammler hie und da aufgenommen. Dahin gehört die Sage, daß im Jahr 1780 ein ſterbender Greis ſeinem Beichtvater vertraut habe, daß er im Jahr 1718 Carl den 12ten bei Friedrichshall erſchoſſen. Freilich iſt bekannt, daß man ſchon längſt vermuthet hat, Carl ſey nicht durch eine feindliche Kugel, ſondern durch einen ſeiner Leute getödtet; aber wenn jene Beichte würklich wäre abgelegt worden, ſo würden wir, für die Enthüllung eines ſo wichtigen Ereigniſſes, längſt eine gültigere Bürgſchaft haben, als die Zeitung, auf welche der Verfaſſer ſich beruft! —

Abgeſchmackt vollends iſt die Anecdote, welche Herr Wagener Seite 343 von der Kaiſerin Catharina und den drei Prinzeſſinnen von Heſſen-Darmſtadt erzählt. Wie laſſen ſich Spuren der Gottheit in einem ſo erzalbernen Mährchen erkennen? —

Einige Meinungen des Herrn Geheime-Rath Schmalz zu Berlin.

Wir vermuthen, daß ſehr wenige unter unſern Leſern die, in dieſem Jahre gedruckte, Staatswiſſenſchaftslehre des Herrn Geheime-Rath Schmalz kennen, obgleich ſie in Briefen an einen Erbprinzen abgefaßt iſt; (eine Form, die wir eben nicht lieben, denn ſie nöthigt zu Phraſen wie folgende: „Ew. Durchlaucht habe ich die Grundſätze zu entwickeln die Gnade gehabt." Ein Lehrer, der einem Schüler, wenn dieſer auch ein Erbprinz wäre, Grundſätze entwickelt, hat nicht die Gnade, ſondern das Verdienſt gehabt) Davon abgeſehn enthält das Werk (welches wir übrigens zu beurtheilen uns nicht anmaßen) ſo viele klare, eigenthümliche, bisweilen paradox erſcheinende Anſichten, daß wir glauben, man werde uns Dank wiſſen, wenn wir unſere Leſer durch einige Proben in den Stand ſetzen, Geiſt und Denkweiſe eines Mannes kennen zu lernen, der ihm vielleicht nur aus dem, bei Gelegenheit des Tugendbundes erhobenen, Geſchrei oder gar nur aus der Beſchreibung des Burſchenfeſtes auf der Wartburg bekannt war. Wir fügen, was uns betrifft, das Bekenntniß hinzu, (auf die Gefahr, als Schmalzgeſell nächſtens wieder proclamirt zu werden) daß wir die meiſten Anſichten, Grundſätze und Beweiſe des Verfaſſers ſehr wahr gefunden haben.

„Unſtreitig hat nichts die Menſchen unglücklicher gemacht, als die Anmaßung ſie glücklich zu machen. Hätte die Regierung in Rom nie durch Magazine Wohlfeilheit des Korns für die Armen ſchaffen wollen, ſo würde Ackerbau im Kirchenſtaate blühen, und die Pontiniſchen Sümpfe wären ausgetrocknet.“ —

„Noch Unheilbringender für die Völker, als die Sucht andere glücklich zu machen, iſt die Sucht Neuerungen zu beginnen. Um das Alte abzuändern, muß Erſtens erwieſen werden, daß es unrecht ſey, und Zweitens, daß das an die Stelle zu ſetzende Neue das rechte ſey.“ —

„Höchſt nachtheilig haben die Anſtalten gewirkt, durch welche man Proceſſe zu verhüten geſucht hat. Ueberall, wo die Regierung deſpotiſch oder das Volk ſehr arm iſt, da ſind wenige Proceſſe. Viele Proceſſe hingegen ſind ein ſicherer Beweis der Freiheit und des Wohlſtandes.“ —

„Die Regierung ſorge nur für unpartheyiſche Rechtspflege. Höchſte Strenge gegen den Schuldner iſt es, was vor Allem den Credit empor bringt, das große Mittel des Wohlſtandes für alle Gewerbe. — (Alſo keine Indulte.)

„Nur mit Unwillen muß ein rechtlicher Mann erfahren, daß ſein Briefſiegel, und folglich das öffentliche Zutrauen verletzt werde. Wie mogte je eine Regierung dergleichen autoriſiren?“ —

„Von jedem geworbenen Coloniſten iſt gewiß, daß er ein theurer, höchſt ungewiß, daß er ein nützlicher Unterthan werde.“ —

„Man verbietet Aufkäuferei. Iſt aber ein ſolches Verbot gerecht? Iſt nicht Jeder Herr ſeines Eigenthums, Herr ſeiner Handlungen, wenn ſie nur nicht das Recht eines Andern kränken? und kann es recht ſeyn, ehrlichen Kauf, ehrlichen Verkauf zu verbieten?“ —

„Die Zünfte haben Privilegien, und die Ordnung der Städte iſt mannichfaltig mit ihnen verbunden. Darf ein Fürſt geradezu aufheben, was er verſprochen hat?“ —

„Offenbar iſt, daß nur die Fabriken nutzbar ſind, welche erſtlich von ſelbſt entſtehen, zweitens ihre Fabrikate uns beſſer und wohlfeiler liefern als das Ausland; jede andere Fabrik iſt eben ſo nachtheilig, als wenn man Menſchen durch Almoſen ernähren wollte, die gar wohl ihr Brod durch Arbeit erwerben können.“ —

„England iſt ungeachtet ſeiner Fabrik-Politik reich geworden, theils weil ſein Glück, theils weil ſeine Weisheit in andern Dingen größer war, als ſeine Thorheit hierinn. Durch Fabriken iſt kein Land je reich geworden.“ —

„Man hat Patriotiſmus darin finden wollen, lieber inländiſche als ausländiſche Waaren zu verbrauchen. Als ob wir je etwas anders als inländiſches verbrauchten? Ob der Landwirth von ſeiner Gerſte Bier braut und mit Bierſuppe frühſtückt, oder ob er ſeine Gerſte verkauft und Kaffee dafür trinkt — es iſt immer nur ſeine Gerſte, welche er verzehrt.“ —

„Es iſt ſehr viel declamirt in unſern Tagen wider die ſtehenden Heere und auf ihre Abſchaffung gedrungen, weil ſie ſo koſtbar wären, daß ſie die Finanzen aller Staaten zu Grunde richten müßten. Allein ſie ſind ſehr viel wohlfeiler als ehemals der Heerbann oder jetzt eine Landwehr. Immer nemlich bringen unſere Finanz-Männer nur in Anrechnung, was ſie baar auszahlen, nie was die Nation irgend eine Anſtalt koſtet, und wie viel diejenigen verlieren, denen Zeit von ihrem Gewerbe entzogen wird. Die Zeit iſt Gold.“ —

„Die Kopfſteuern ſind überall verhaßt, auch will ich ſie nicht billigen; aber ich kenne keine einzige der gewöhnlichen Steuern, welche nicht viel nachtheiliger wäre“ —

„Da erwieſen werden, daß eigentlich und zunächſt es das Land ſelbſt iſt, für deſſen Schutz alle Ausgaben gemacht werden, ſo iſt auch klaren baaren Rechtens, daß die Eigenthümer des Landes auch alle Koſten dieſes Schutzes ganz allein tragen.“ —

„Als allgemeine ſichere Regel iſt anzunehmen, daß der Staat, welcher nur die Zinſen ſeiner Schulden baar, ohne allen Verluſt der Gläubiger und genau in den beſtimmten Terminen bezahlt, mit den Capitalien ſelbſt und deren Rückzahlung es halten kann wie er will.“ —

„Ein feſtgeſetzter Zinsfuß, der nicht überſchritten werden ſoll, iſt eben ſo wenig conſequent, als gerecht und vernünftig. 6 Procent ſind noch erlaubt, 6,1/2 ſollen als ehrloſer Wucher beſtraft werden. Alſo zwiſchen Ehre und Schande, zwiſchen Ehrlichkeit und Verbrechen liegt 1/2 Procent. Von 10000 thl. darf ich nur 600 thl. Zinſen nehmen. Wenn ich aber für die 10000 thl. ein Haus kaufe, und dieſes Haus für 2000 thl. vermiethe, das wehrt mir Niemand, und doch bleibt das Haus mir ſicher, das Kapital nicht. Wer kann mir mit Recht vorſchreiben, unter welchen Bedingungen ich mein redlich, vielleicht ſauer erworbenes Eigenthum auf meine Gefahr Andern zum Gebrauch überlaſſen ſoll? was würde man zu einem Geſetze ſagen, welches den Pacht der Landgüter, den Getraide-Preis u. ſ. w. vorſchreiben wollte? Iſt Geld weniger heiliges Eigenthum?" –

(Wir haben dieſe wenigen Sätze blos aphoriſtiſch hingeſtellt, und brechen hier ab, um unſere Grenzen nicht zu überſchreiten. Die Beweiſe für obige Sätze müſſen im Buche ſelbſt nachgeſchlagen werden, und ſelten wird der Suchende es unbefriedigt aus der Hand legen.)

Lady Morgan.

Faſt alle unſere Tagesblätter haben Auszüge aus der Lady Morgan Reiſe nach Frankreich geliefert, als ſey das ein ſehr merkwürdiges Buch. Die Engländer haben eine andere Anſicht davon. Der Correſpondent liefert einen Brief aus London vom 20. September 1817, worin es heißt: der Inhalt des Werkes ſey falſch von einem Ende bis zum andern; es ſey geſchmacklos, ſchwülſtig, abſurd, jacobiniſch, gottlos, verrathe ungeheure Unwiſſenheit und enthalte die drolligſten Verſtöße gegen Sitten und Sprache der Franzoſen. Dann werden alle dieſe harten Beſchuldigungen mit Beweiſen belegt, die freilich alle unleugbar und zum Theil ſehr beluſtigend ſind. Hier einige Beiſpiele: Diderot hat geſagt, um ein Frauenzimmer zu ſchildern, müſſe man die Feder in die Farben des Regenbogens tauchen, und hernach, ſtatt des Streuſandes, Staub von Schmetterlings-Flügeln darauf ſtreuen; Lady Morgan läßt ihn ſagen: um ein Frauenzimmer zu ſchildern, müſſe man ſich der Feder aus dem Flügel eines Schmetterlings bedienen. — Im Schauſpiel, ſo erzählt ſie, hatte die königliche Familie eine Seitenloge im Mittelpunkte. (Der franzöſiſche Ueberſetzer hat dieſen Unſinn weggelaſſen.) — Sie hat entdeckt, daß die Kinder der ausgewanderten Adligen eben ſo alt ſind als ihre Eltern; — ſie hat entdeckt, daß es keine Erſtgeburt mehr in Frankreich giebt — (ſie wollte nemlich ſagen, Recht der Erſtgeburt.) Den Senats-Pallaſt macht ſie zum palais conservateur. — Sie läßt Ludwig XIV. ein Carouſel veranſtalten, 16 Jahre früher als er gebohren war. — Sie verwechſelt den General Lefevre Desnouettes mit Lefevre, Herzog von Danzig; Frau von Staal mit Frau von Stael, und verſtümmelt die Nahmen von drei berühmten Mahlern. Sie betet Buonaparte und ſeine Generale an, weiß aber wenig von ihnen. Den General Rapp nennt ſie einen Veteran, zu einer Zeit wo er kaum 30 Jahre zählte. — Ludwig XIV. wirft ſie vor, daß er Moliere 1635 in der Vorſtadt ſpielen laſſen, da Ludwig doch erſt 1638 gebohren wurde. Sie weiß eben ſo wenig wann er geſtorben iſt, denn ſie verſichert ganz ernſthaft, ſie habe ſich mit zwei Officieren, die noch unter ihm gedient, in Geſellſchaft befunden; folglich müßte Ludwig wenigſtens 150 Jahr alt geworden ſeyn, u ſ. w. Sie findet Buonaparte größer im Unglück als im Glück. Auch Unſittlichkeit wird der Lady Morgan nicht mit Unrecht vorgeworfen. Sie erzählt z. E., daß zu Boulogne, bei einer Proceſſion zu Ehren der heiligen Jungfrau, die Prieſter vergebens in der ganzen Stadt, um die Maria vorzuſtellen, eine Jungfrau geſucht hätten, und genöthigt geweſen wären, ſie von einem der benachbarten Dörfer kommen zu laſſen. — Von Buonaparte ſagt ſie: er war großmüthig und gutmüthig, und populair, vergab gern ſeinen perſönlichen Feinden (!), war prächtig ohne Verſchwendung, im Privatleben ein aufrichtiger, warmer Freund; ſelbſt ſeine Feinde warfen ihm nicht vor, daß er jemals einen Freund vernachläſſigt habe. (Wie wird Buonaparte lachen, wenn er das lieſt.) Ueber den Tod des Marſchall Ney jammert ſie gewaltig, aber bei dem Tode des Herzogs von Enghien ſagt ſie ganz kalt: die fatale Politik habe ihn nothwendig gemacht, oder auch nicht. Endlich liefert ſie auch noch Spottlieder auf die königliche Familie, und preiſt ſie als vortreffliche Poeſieen, während ſie Racine den Lorbeerkranz vom Haupte reißt. —

Kleine literariſche Notizen.

In einem, in engliſcher Sprache in Nord-Amerika gedrucktem Gemählde von der Stadt Cincinati, der größten im Staate von Ohio, wird angeführt, daß die Anzahl der Wilden, die im Jahr 1811 noch am Ohio vorhanden waren, nur noch 1970 betrug; ſie waren in 5 Stämme vertheilt. Da dieſe unglückliche Menſchen-Raſſe bey Annäherung der europäiſchen Bildung ſich überall zurück zieht, ſo wird ohne Zweifel ſchon jetzt dieſe Zahl geringer ſeyn, als vor 7 Jahren, und wahrſcheinlich wird in Kurzem ihre Spur ganz verſchwunden ſeyn. — In dieſem Buche iſt auch von einem Phänomen die Rede, welches unter dem Nahmen des indiſchen Sommers, in einem großen Theile der vereinigten Staaten bekannt iſt. Dieſer zweyte Sommer tritt ein gegen Ende Octobers oder im Anfang des November und währt 2 bis 3 Wochen. Dann iſt die Atmoſphäre trocken, ruhig, neblig; Sonne und Mond erſcheinen dunkelroth wie bey dem ſogenannten Höherauch. Das Grün der Wälder verſchwindet ganz, oder verliert ſich vielmehr in braun, roth und gelb und ſtellt dem Auge ein bezauberndes Farbenſpiel dar. Aber das Ganze würkt doch wehmüthig auf das Gemüth, ſo wie in England die Novemberwitterung. Endlich bringt ein Nordoſtwind Regen, und bald erſcheint der Winter in Begleitung einer klaren heitern Luft. Die Wilden ſchreiben den Rauchartigen Nebel dem Verbrennen des dürren Graſes auf den großen nordweſtlichen Wieſen zu. — Sehr merkwürdig iſt, daß in dieſen Gegenden auch noch bisweilen Geräthſchaften und Werkzeuge der Ur-Einwohner ausgegraben werden, welche die von den Europäern zuerſt vorgefundenen Stämme weit übertroffen haben ſollen. —

Herr Oberkirchen-Rath Wismayr liefert, in einem ſogenannten Pantheon Italiens, Biographien der ausgezeichnetesten Italiäner, zuerſt von Dante und Petrarca, Männer die wir freylich ſchon längſt kennen. Er ſtreut den Weihrauch mit ſo freygebigen Händen, daß der Dampf jeden Flecken ſeiner Helden verhüllt. Als Schöpfer und Urbilder wollen wir ſie gern bewundern, als Menſchen weniger, da bey dem Einen überall Rachſucht durchſchimmerte, und der andere, ſtets uneins mit ſich ſelbſt, in keiner Lage ſeines Lebens zufrieden war. —

In den Memoiren de l'Institut royal de france hat der berühmte Choiseul Gouffier aus eigener Anſicht des Locals ſehr überzeugend bewieſen, daß der Bosporus aus einem Durchbruch des ſchwarzen Meeres in Folge einer vulkaniſchen Revolution entſtanden iſt. Die Vergleichung der beyderſeitigen Ufer des Hellespont und des Bosporus zeigt es klar, und die Spuren des vulkaniſchen Ausbruchs ſieht man hinter dem Dorfe Yeni-Kale, wo man ein wahres phlegräiſches Feld erblickt. Der Verfaſſer ſucht wahrſcheinlich zu machen, daß dieſe Begebenheit in die Zeiten der Ueberſchwemmung des Ogyges falle. —

In den Memoiren der amerikaniſchen Academie der Künſte und Wiſſenſchaften ſpricht Fothergill von dem räthſelhaften Urſprung und der Bildung der großen Eismaſſen, die oft Meilen lang ſich mehrere hundert Fuß hoch über die Oberfläche des Meeres erheben, ſelbſt auf Meeren innerhalb gemäßigter und warmer Erdſtriche. Der gemeinen Meynung zufolge wurden dieſe Eismaſſen, durch Ebbe und Fluth oder durch Meeres-Ströme aus den kalten Erdſtrichen herangeſchwemmt, aber Fothergill findet doch unwahrſcheinlich, daß ſie, ohne gänzlich zu ſchmelzen, einen ſo weiten Weg auf temperirten Seen machen könnten. Er meynt, da zufolge der Beobachtungen, die Temperatur des Meerwaſſers in großen Tiefen immer mehr abnehme, ſo mögte es wohl auf dem Boden ſehr tiefer Meere ſo kalt ſeyn, daß daſelbſt ungeheure Eislagen entſtehen könnten, von denen ſich von Zeit zu Zeit einzelne Maſſen abſonderten, und als ſpecifiſch leichter, über die Oberfläche des Meeres ſich erhüben. —

Herr Hofrath Eichhorn hat, in einer in der Göttingiſchen Gelehrten-Geſellſchaft gehaltenen Vorleſung, die Wunder, welche Moſes in Aegypten verrichtet, aus den jährlich wiederkehrenden läſtigen Naturereigniſſen des Landes erklärt. Am Ende Juny und Anfangs July nimmt der Nil eine rothe Farbe an, und um dieſe Zeit begann Moſes, dem Pharao zu beweiſen, daß auch Aegypten dem Jehova unterworfen ſey. Den Befehl zum Aufbruch der Iſraeliten bewürkte er in dem Monat der peſtartigen Kinderblattern, das iſt, in unſerm April. Die Unterhandlungen mit Pharao dauerten alſo faſt ein ganzes Jahr, während dem in jedem Monate eine, Aegypten eigenthümliche, läſtige Naturveränderung ſtatt hatte, ſo wie noch jetzt. Der Nil ſtieg; die Fröſche, die Schmeißfliegen, die Bremſen krochen aus; Inſectenſchwärme verurſachten dem Viehe Beulen u. ſ. w. (Dieſer Hypotheſe ſteht nur entgegen, daß Begebenheiten, die jährlich wiederkehrten, den Pharao unmöglich in Verwunderung und Schrecken ſetzen konnten.) —

In Burney's Geſchichte der Entdeckungen in der Südſee (engliſch) iſt im 4ten Bande die Geſchichte der Buccanir's in America durch einen Zeitraum von 100 Jahren hindurchgeführt. Es waren kühne Seeräuber, und der Verfaſſer macht die Bemerkung: daß man es den europäiſchen See-Mächten als ein Glück anrechnen müſſe, daß die Buccanirs, nur auf Priſen begierig, nicht an Eroberungen und an Begründung ihrer Independenz gedacht, was zu jener Zeit doch ganz in ihrer Macht ſtand. Sie hätten einen Seeſtaat gründen können, der in Kurzem zu einer furchtbaren politiſchen Wichtigkeit hätte heranwachſen müſſen. Indeſſen war durch Ausrottung derſelben für die Colonien wenig gewonnen, denn die europäiſchen Gouverneurs in Weſtindien ließen ſich oft größere Verbrechen zu Schulden kommen als jene. —

Ueber den heiligen Bund hat (zufolge einer eben erſchienenen Schrift des Herrn Profeſſor Krug in Leipzig, betitelt: Geſpräch unter vier Augen mit Frau von Krüdener) dieſe Dame dem Verfaſſer überraſchende Aufſchlüſſe ertheilt. Es habe, hat ſie geſagt, „beſonders ſchwer „gehalten, die Urkunde vor den ungeweihten Händen der „Diplomatiker und Hofleute zu bewahren, weil dann Alles „verlohren geweſen.“ — (Was wird Hr. v. Deyn dazu ſagen.)

Ein Jude, Nauman Simonsſohn in Liſſa, hat eine freundlichere Anſicht von unſerer Zeit als Fr. v. Krüdener, denn in dem Buche Juda oder freymüthige Aeußerungen über Religion und Bürgerglück, welches er ſo eben herausgegeben, verſichert er: „ſelbſt der „Pabſt verdamme jetzt den böſen Geiſt aus dem Vatikan, „und Rom lehre die Welt, daß allen religiöſen Nationen „gleiche Rechte und Freyheiten geben, wahrer Gottesdienſt ſey.“ Wo lehrt Rom das? wir haben es nirgends gefunden. Herr Naumann Simonsſohn meynt es herzlich gut mit der Welt und beſonders mit ſeinem Sohne, dem das Buch gewidmet iſt; allein er wird ſchwerlich viele Leſer finden. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 22. 1818.

Der Einſiedler in der Provinz.

Unter dieſem Titel giebt Jouy eine Fortſetzung ſeines bekannten Einſiedlers der Chauſſee d'Antin der Guiane und des Freimüthigen (franc parleur) heraus. Sie hat für den Ausländer weniger Intereſſe als die eben genannten Schriften; allein manches hübſche Blümchen läßt ſich doch für unſere Leſer pflücken. — In allen guten Häuſern von Bordeaux herrſchte vormals, und herrſcht zum Theil noch jetzt, ein eben ſo edler als ſeltſamer Gebrauch. Sobald nemlich die Spieltiſche geſetzt ſind, bringt ein Bedienter mehrere Säcke mit Thalern oder Goldſtücken, einige Blätter Papier, eine Feder und Schreibzeug, welches Alles er auf das Geſims legt und ſtellt. Hat nun Einer der Spieler verlohren was er bei ſich trug, ſo nimmt er aus einem der Säcke ſo viel ihm beliebt, ſchreibt auf ein Stück Papier, wie viel er genommen, und ſteckt dieſen Zettel in den Sack. Am andern Morgen, (oder noch am ſelbigen Abend, wenn das Glück ihm lacht) löſ't er ſeinen Zettel ein. — Welch ein Lobſpruch für das edle Vertrauen des Wirths, ſo wie für die Rechtlichkeit der Einwohner einer großen Stadt. — Auf der Börſe von Bordeaux werden die größten wie die kleinſten Geſchäfte dadurch als abgeſchloſſen betrachtet, daß der Mäkler dem Verkäufer eine Centime in die Hand drückt. Das nennt man den Gottespfennig (denier à dieu), und iſt der einmal angenommen, ſo kann das Geſchäft nicht mehr rückgängig gemacht werden. — Die Bewohner des Landes, (eine Art von Lüneburger Haiden) ſind ſo gänzlich unwiſſend, daß ſie auch nicht einmal erfahren haben, wer ſie regiert oder zu welcher Provinz von Frankreich ſie gehören. Um die Kuhpocken unter ihnen einzuführen, mußte man ihnen weis machen, daß man ihnen blos ein Maal aufdrücke um ſie vor dem Behexen zu ſchützen. — Hat Einer dieſer Naturmenſchen ſein Auge auf ein Mädchen geworfen, das er zu ſeinem Weibe machen möchte, ſo geht er, nach alter Sitte, um Mitternacht mit zwei Freunden, deren Jeder einen Weinkrug trägt, nach dem Hauſe der Eltern, klopft an und verlangt eingelaſſen zu werden, was auch nie abgeſchlagen wird. Die ganze Familie ſteht auf, es werden Eyerkuchen mit Speck gebacken, man ſetzt ſich um den Tiſch, ißt und trinkt, und erzählt Geſpenſtergeſchichten bis zu Tags-Anbruch, ohne daß ein einziges Wort von der Urſache des Beſuches geſprochen wird. Endlich, wenn der Tag graut, ſteht das Mädchen auf, um den Nachtiſch zu hohlen, und das iſt der entſcheidende Augenblick, von dem das Schickſal des Anwerbers abhängt. Bringt ſie, unter andern Früchten, auch einen Teller voll Nüſſe, ſo bedeutet das einen Korb und er darf nicht wiederkommen. Man nennt dort ſolche unglückliche Liebhaber Nußfreier. — (Es giebt jetzt überhaupt der Freier ſo wenige, daß ein totaler Mißwachs an Nüſſen unſere jungen Mädchen gar nicht in Verlegenheit ſetzen würde.) —

In den Pyrenäen gab es bis zum Jahr 1804 eine Menge Zigeuner, die Contrebande und Straßenraub trieben; ſie wurden aber in Einer Nacht ſämmtlich eingefangen und nach Afrika transportirt, die ſchöne Maytemina ausgenommen, von welcher ein liebenswürdiger Baske dem Reiſenden folgendes erzählte:

„In meiner erſten Jugend traf ich einſt zu Bayonne auf der Brücke Mayou eine junge Zigeunerin, die unter dem Nahmen Maytemina ſehr berühmt geworden iſt. Die Liebe möge es mir verzeihen, aber ich habe nie etwas hübſcheres geſehen, und zu meiner Schande muß ich bekennen, ich habe auch nie ein Weſen ſo geliebt. Ich war glücklich, aber nicht lange, denn nach einigen Monaten verließ ſie mich, um auf einem größern Schauplatze zu glänzen. Bald erſcholl ganz Paris von den Eroberungen der allerliebſten Zigeunerin. Sie ſpielte keine unwichtige Rolle in der großen Pariſer Welt. Nach zwei oder drei Jahren war ſie ſo geſcheit zu bemerken, daß mit dem Welken ihrer Reize auch ihr Credit dahin welke, und alſobald kehrte ſie zu ihrer alten Lebensart zurück, nach der ſie ohnehin, von Glanz und Ueberfluß umgeben, ſich ſtets geſehnt hatte. Sie war ſchon lange wieder in unſern Gebirgen, ohne daß ich es wußte. Eines Abends, als ich nach einem kleinen von meinem Vater bewohnten Schloſſe ritt, wurde ich von einem Zigeunertrupp angefallen. Ich gab mein Pferd und meinen Mantelſack Preiß und entſprang leichtfüßig in die Gebirge. Schon eine halbe Stunbe irrte ich von Hügel zu Hügel, ohne meinen Weg wieder finden zu können, als ich plötzlich von denſelben Zigeunern mich verfolgt ſah, an deren Spitze jetzt ein Weib voraus lief, das ein Schnupftuch ſchwenkte und Maytemina! rief. Bei dieſem, mir noch immer theuren, Nahmen ſchwand meine Furcht und ich ſtand. Es war Maytemina ſelbſt, jetzt Chef der Contrebandiers, die mich geplündert hatten. Beim Auspacken meines Mantelſacks hatte ſich eine Doſe mit ihrem Bilde gefunden, ein Geſchenk von ihr, welches ich noch beſitze; daraus hatte ſie geſchloſſen, daß der Beraubte ihr vormaliger Geliebter ſey, war mir nachgeeilt und gab mir Alles zurück. Ich fand ſie ſehr verändert, die alte Zärtlichkeit erwachte nicht. Sie gab mir das Geleite bis zu dem Hauſe, wohin ich wollte, und lachte unterwegs über meine gutgemeinten Warnungen. Als ich nachmals zu Bayonne erfuhr, was insgeheim gegen die Zigeuner beſchloſſen worden, konnte ich es doch nicht über mein Herz bringen, ein Geſchöpf vielleicht aufknüpfen zu ſehen, welches ich geliebt hatte, und deſſen Bild ich noch in meiner Taſche trug; ich gab ihr einen Wink, den nur ſie benutzen konnte und auch benutzte. —

Trauriger iſt die Geſchichte des Baskenjünglings Laorens und ſeiner geliebten Sobade. Ein reicher Vater verſagte die Tochter dem armen Laorens; die Liebenden ſahen ſich nur verſtohlen. Einſt hatten ſie in einer Grotte am Meeresufer ſich zuſammen gefunden und waren beide entſchlummert. Ein Gewitter, von heftigem Sturm begleitet, erweckte ſie — zu ſpät! die Wellen traten ſchon in die Grotte. Sobade ſprang auf einen etwas höhern Felſen. Laorens ſchwamm hinaus, um zu ſehen, ob noch Rettung möglich ſey. Ringsum war Alles ſchon überſchwemmt und eine hohe brauſende Welle warf ihn zurück in die Grotte. Er klimmte empor zu der Geliebten und beide, ſich eng umfaſſend, erwarteten den Todt, der von Minute zu Minute mit den ſteigenden Fluthen ihnen näher rückte — bis er ſie verſchlang. — So lautet die Sage in Biarritz und der Gegend von Anglet, wo noch jetzt in Felſenlöchern gebadet wird, die man die Bäder der Liebe nennt. Nirgend iſt der ſchreckliche Meerbuſen von Gascogne den Stürmen ſo ausgeſetzt als hier. Oft ſchon haben die gebrochenen zurückſtrömenden Wellen badende Mädchen mit fortgeſchwemmt; immer haben ſich junge rüſtige Schwimmer ihnen nachgeſtürzt, um ſie zu retten, allein faſt immer vergebens. Die Gefahr iſt groß, die Beiſpiele ſind allbekannt; alle Mütter erzählen ihren Töchtern die Unglücksgeſchichte von Laorens und Sobade; die Töchter hören zu, weinen und — bleiben doch nicht weg aus den Bädern der Liebe.

Ein berühmter Arzt, Hiriart, ſaß einſt in der Kirche der Kanzel gegenüber und ſchlief ein. „Weckt mir doch den Mann dort auf!“ rief der Prediger den zunächſt Sitzenden zu. Allein Hiriart hatte ſo leiſe geſchlafen, daß er den Befehl hörte und dem Prediger laut antwortete: „Ey Ihr ſteht nicht da oben um mich aufzuwecken, ſondern um mich wach zu erhalten.“ —

Noch erinnert man ſich in Bayonne der Geſchichte der Heiligen von Bardos. Es war ein junges Mädchen von 15 oder 16 Jahren, zu deren Gunſten der Himmel das Wunder that, ſie ſchön und friſch heranwachſen zu laſſen, ohne daß ſie irgend eine Nahrung zu ſich nahm. Gottes Wort war ihre einzige Speiſe. So verſicherte eine alte Muhme, ihre Begleiterin, und bald verſicherten es 20000 Zeugen. Als ſie nach Bayonne kam, ſtreute man Blumen in die Straßen, durch welche ſie ging; auf Brücken, Märkten und an Kirchenpforten warf man ſich vor ihr nieder. Die Obrigkeit wußte nicht was ſie dabei thun ſollte; die Verwegenſten wagten kaum zu zweifeln. Damals lebte ein alter, ehrwürdiger Capuziner, der Pater Clement, ein Baske von Geburt, der allgemeines Vertrauen verdiente und erworben hatte. Ihn fragte man um Rath. Er ſchwieg und beobachtete. Nicht lange, ſo ordnete er der Heiligen einen Layenbruder ſeines Kloſters zu, der, ohne ſich's merken zu laſſen, ſcharf auf ſie Acht geben ſollte. Dieſer Layenbruder machte endlich die Entdeckung, daß das Mädchen ein Säckchen oder Kiſſen auf der Bruſt trug, unter dem Vorwande, ein Wunden-Maal damit zu bedecken, welches angeblich ein Engel ihr eingedrückt hatte, daß aber dieſes Säckchen recht nahrhafte Speiſen enthielt, die ſie während der Nacht verzehrte. Auf dieſe Entdeckung folgte Züchtigung und Landesverweiſung. (Möchte man doch in Deutſchland ein Paar entlarvte Clairvoyanten auch ſo züchtigen und Landes verweiſen, ſo würde der Unfug bald aufhören.) —

Im Poſtwagen auf dem Wege nach den Bädern von Barreges machte der Reiſende die Bekanntſchaft eines Originals. Es war von der phyſiſchen und moraliſchen Ueberlegenheit der Gebirgs-Bewohner die Rede. „Hm! ſagte der Fremde der Unterſchied iſt nichts bedeutend. Die Welt iſt nur ein großer Bagno (Sklavenbehälter), wo Verbrecher aller Art von einigen Galeeren-Profoßen gehütet werden, die um nichts beſſer ſind als jene.“ Ehe eine Stunde verging, hatte dieſer Menſchenfeind ſchon von dem Lande, deſſen Einwohnern, dem Klima, von ſich ſelbſt, kurz von der ganzen Welt

Böſes geſagt. In der Gegend von Pau rief er plötzlich dem Poſtillon zu: „hat nicht ſonſt da linker Hand auf dem Hügel ein Schloß geſtanden?“ Ja, mein Herr, war die Antwort, es iſt aber ſchon vor 20 Jahren zerſtört worden. — „Man hätte es 18 Jahre früher zerſtören ſollen,“ murmelte er, „und alle die es bewohnten, auch das neugeborne Kind nicht ausgenommen, hätte man unter den Ruinen begraben ſollen!“ — Wie, mein Herr! ein neugebornes Kind? — „Nun ja, das war ich ſelbſt.“ — Sie wären der Sohn — „Ich bin keines Menſchen Sohn. Meine Geſchichte iſt nicht lang, und da ſie mir wenig Ehre macht, ſo erzähle ich ſie gern. Seit ich auf der Welt bin, lebe ich mit der menſchlichen Geſellſchaft im Kriege. Bis in mein 15tes Jahr wurde ich unter dem romanhaften Namen Alcander von einem Geiſtlichen in jenem Dorfe erzogen, der ſelbſt nicht wußte, wem ich angehörte, der aber mit mir zugleich eine ziemlich große Summe Geldes empfangen hatte. Als er ſtarb, nahm ſein Bruder, ein Pachter, mich zu ſich ſammt dem Reſte des Geldes. Aber das ging zu Ende. Niemand bekümmerte ſich um mich; den Landbau zu erlernen hatte ich keine Luſt, und ſo wurde ich bald der armen Pachterfamilie läſtig. Das fühlte ich wohl, und tiefer Groll gegen diejenigen, die mich ſo in die Welt geſtoßen hatten, wurzelte in meiner Bruſt. Eines Tages kam ein dicker, wohlgekleideter Mann, den ich auch ſonſt wohl ſchon geſehen hatte, führte mich auf die Landſtraße bis zu einer Brücke, wo ein Wagen ſeiner harrte, und hier ſprach er zu mir: Alcander, jenes Schloß auf dem Hügel dort gehört deiner Mutter. Die unwiderſprechlichen Beweiſe enthält dieſes Taſchenbuch, welches ich dir hiermit überliefere. Dadurch mache ich einen Fehler wieder gut, entledige mich einer Pflicht und befriedige meine Rache. Leb wohl. — Ohne mir Zeit zur Antwort zu laſſen, ſprang er in den Wagen, indem er mich noch Herr Ritter nannte. Ich ſchlüpfte ſogleich in einen nahen Buſch, um die Beweiſe meiner Geburt und meines Adels zu unterſuchen. Sie waren vollſtändig. Ich war, wenigſtens dem Taufſchein zufolge, der Sohn eines Grafen, der zwei Jahre früher geſtorben war. Schnell faßte ich meinen Entſchluß, rannte zu einem Notarius, deponirte bei demſelben meine Papiere, und verfügte mich ſodann nach jenem Schloſſe, wohin, nach zehnjährigem Aufenthalt in Paris, die Frau Gräſin erſt ſeit zwei Monaten zurückgekehrt war. Ich ließ mich melden und um eine geheime Audienz bitten. Man ließ mich eintreten. Ich fand eine ſchöne Dame, die aber durch Uebermuth ihre Reize ſelbſt vernichtete. Sie ſah mich nicht einmal an. Aber ich hob meinen Spruch ſo an, daß ſie wohl gleich aufmerkſam werden mußte. Da ich ſo eben erſt erfahren, ſagte ich, daß ich das Glück habe, Ihnen anzugehören — „Mir anzugehören?“ wiederholte ſie mit einem ſtolzen Blicke, „mein Freund, was will er damit ſagen?“ — Ich will damit ſagen, gnädige Frau, fuhr ich mit laut erhobener Stimme fort, daß ich Ihr Sohn bin, den Sie ſeit 15 Jahren vergeſſen haben, und ich komme, Sie daran zu erinnern. — „Wer hat ihm das Mährchen aufgebunden?“ erwiederte ſie, doch ſchon etwas verlegen. Ich machte ſie mit dem Inhalt meiner, zum Theil von ihr ſelbſt geſchriebenen Papiere bekannt und fragte, ob ſie vielleicht befehle, dieſe Papiere den Gerichten von Pau einzuliefern? Ohne mir zu antworten, rannte ſie nach ihrem Schreibtiſche, öffnete ein geheimes Schubfach, in welchem vermuthlich die Papiere geweſen waren, und rief: „der elende Verwalter! ich werde ihn hängen laſſen!“ — Aber nach und nach fand ſie für gut, ſich zu beſänftigen und ſagte zu mir: „Nun, junger Menſch, was verlangt er denn? — Was er auch geleſen haben mag, ſeine Mutter bin ich nicht; indeſſen iſt ſeine Geburt allerdings ein Geheimniß, das ich nicht enthüllen darf. Geb' er mir die Papiere zurück, und ſetze er einen Preis auf ſeine Gefälligkeit“ — Ihr Herz, antwortete ich, hat ſchon ſo lange mich verleugnet, daß ich auf den Titel Ihres Sohnes keinen Werth lege. Aber Sie haben mir das unbegehrte Leben zu einer Laſt gemacht, und dafür ſind Sie mir Erſatz ſchuldig. Sie haben 300000 Livres jährlicher Einkünfte, auf die ich gleiche Anſprüche wie Ihre andern beiden Kinder machen könnte; verſichern Sie mir jährlich 10000 durch einen bündigen Contract, und Sie ſollen nie wieder von mir hören. — Sie ſchrie laut auf über die Größe meiner Forderung, aber ich wußte recht gut, daß ſie ſich endlich doch drein fügen würde. Am andern Tage ſahen wir uns bei dem Notarius zum letztenmale. Frei war ich nun wie ein Vogel in der Luft. Damals begann die Revolution. Ich eilte nach Paris, um das große Volk zu bewundern. Ich fand nur Affen, die von Tigern erwürgt wurden. Ich ging nach England. Man plünderte mich auf dem Zolle; die Gentlemen's plünderten mich auf der Landſtraße zwei Meilen von London; ein Schneider ließ mich in das Schuldgefängniß ſetzen, weil ich ſeine Rechnung berichtigen wollte, und endlich wurde ich von dem Boden der Freiheit weggejagt in Kraft der Fremdenbill. Bei den Nachkommen Wilhelm Tell's ging es mir noch ſchlimmer. Ich wurde von Canton zu Canton bis nach Conſtanz gejagt, wo einige meiner emigrirten Landsleute mich in den Rhein werfen wollten, weil ich einen runden Hut und abgeſchnittenes Haar ohne Puder trug."

„Zwanzig Jahre lang habe ich alle europäiſchen Staaten durchſtreift, die Türkei nicht ausgenommen, das einzige Land, welches beſſer iſt als ſein Ruf. Ueberall habe ich Grund gefunden, die Heerde zu verachten, die man Menſchen nennt; wo die Geſetze Fallſtricke ſind; alle Staats-Einrichtungen Werkzeuge der Tyrannei; die Künſte und Wiſſenſchaften feige Gehülfen der Gewalt oder elende Schmeichler der Macht. Erſchöpft und krank komme ich endlich zurück, wie der gehetzte Hirſch, um da zu verenden, wo ich gebohren wurde." —

Nicht einmal über den allgeliebten Heinrich IV. fällte dieſer Menſchenfeind ein günſtiges Urtheil. „Den beſten der Menſchen nennt Ihr ihn? mit alle dem hat er doch ſeinen Freund und Waffenbruder Byron aufs Schaffott geliefert; hat einen Fürſten ſeines Geblüts verfolgt, deſſen Frau er verführen wollte, und hat ein blutdürſtiges Geſetz gegen die Wilddiebe gegeben."

Eines Tages ſaß der Reiſende mit dieſem Sonderling und vielen Badegäſten zur Tafel, als eine alte Marquiſe ſehr feyerlich herein trat und verwundert ſchien, daß man, ohne ſie abzuwarten, ſich zu Tiſche geſetzt. Sie meinte, vormals hätte man gegen Alter, Geſchlecht und Rang ſich anders benommen; vormals habe man Gebräuche, Grundſätze, Religion und Sitten geehrt; kurz, ſie hörte nicht auf zu ſticheln, bis endlich der Sonderling, dem der Geduldsfaden riß, ſie mit den Worten unterbrach: „vormals, freilich, hatten die großen Herrn ihre petites maisons, und die Leute von Stande hielten Operntänzerinnen, und das Band der Ehe war ſo locker, daß man Eines ſeiner Kinder der Barmherzigkeit eines Dorfgeiſtlichen überließ, und endlich im Alter den Blick des eigenen Sohnes nicht ertragen konnte." Es war ſeine Mutter. Mit dieſen Worten ſtand er auf, warf die Serviette auf den Tiſch und rannte fort. Sie faßte ſich, ſo gut ſie konnte, und fragte lächelnd: wie viele Duſchbäder der Herr täglich nehme? — Einige Tage nachher ſchlug der Sonderling ſich mit einem Spieler, verwundete ihn ſchwer, reiſte ab und hinterließ ſeinem bisherigen Gefährten folgendes Billet: „Ich bin es müde, unter Wölfen zu leben, ich gehe zu den Schafen und ſage allen Marquiſen und allen Glücksrittern auf ewig Lebewohl. Fahren Sie fort, die Menſchen zu beobachten, weil Ihnen das Spaß macht. Ich habe genug geſehen, um überzeugt zu ſeyn, daß auch die Beſten, zu welchen ich ſelbſt gehöre, nicht viel taugen." —

Man muß Zeit haben, meint der Reiſende, um zu erkennen, bis zu welchem Grade ein Menſch ſchlecht iſt; aber einige Tage reichen hin, um einen Biedermann zu würdigen. Grüner Raſen kann einen Moraſt decken; aber wo ſchöne Aehren wachſen, da iſt gewiß der Boden gut. —

Nur Einmal läßt Hr. Jouy ſeiner üblen Laune über die alliirten Mächte freien Lauf, bei Gelegenheit gewiſſer, ihm mitgetheilten, Pläne zu Feldzügen, von welchen er ſagt, wenn ſie befolgt worden wären, „ſo würde das unterworfene Europa „weniger von Frankreich gelitten haben, oder das „beſiegte Frankreich würde nicht ſeufzen über die „Tyrannei einer europäiſchen Coalition." (Was er unter dieſer Tyrannei verſteht, hat er weiter nicht erklärt.)

Wir beſchließen dieſen langen, doch gewiß nicht langweiligen Auszug mit dem Edelſtein des ganzen Werkes, der Geſchichte von Heinrich des Vierten erſter Liebe.

Heinrich zählte kaum 15 Jahre, als Carl IX. im Jahe 1566 nach Nerac kam, um den Hof von Navarra zu beſuchen. In den paar Wochen, die er dort zubrachte, wechſelten Spiele und Feſte, deren Schmuck bereits der junge Heinrich war. Carl IX. liebte das Armbruſtſchießen, natürlich wurde eines dergleichen veranſtaltet, und noch natürlicher nahm jeder Höfling ſich wohl in acht, geſchickter zu ſeyn als der König. Nur Heinrich, den man damals noch Henriot nannte, traf auf den erſten Schuß mit ſeinem Pfeil die Orange, die zum Ziele diente. Nun wollte er nach den Regeln des Spieles, auch wieder der Erſte in der Reihe der Schützen ſeyn, allein mit übler Laune ſtieß Carl ihn weg. Da trat Heinrich einige Schritte zurück, legte den Pfeil auf ſeine Armbruſt und zielte auf ſeinen Gegner, der ſich erſchrocken hinter ſeinen dickſten Höfling verkroch, und befahl, den wilden kleinen Vetter ihm vom Halſe zu ſchaffen. Am andern Morgen begann das Spiel auf's neue, aber Carl blieb unter irgend einem Vorwande davon. Dieſesmal traf der Herzog von Guiſe die Orange, die ſich ſpaltete, folglich nicht mehr brauchbar war, und eine andere war eben nicht bey der Hand. Da erblickte Heinrich eine Roſe an dem Buſen eines hübſchen Mädchens, welches unter den Zuſchauern ſtand; er hüpfte zu ihr hin, nahm ihr die Roſe und ſteckte ſie als Ziel auf.

Der Herzog ſchoß zuerſt und traf nicht. Heinrich aber traf mitten in die Blume, und brachte ſie der hübſchen Bäuerin zurück, ohne ſie von dem Pfeile abzunehmen, der ihr gleichſam zum Stiele diente. Das Mädchen erröthete und ihre verſchämte Verlegenheit theilte ſich dem Prinzen mit. Ein Paar ſprechende Blicke, die beyde wechſelten, waren die erſten Zeichen des neuen Lebens, welches für beyde begann. — Wer iſt das hübſche Mädchen? fragte Heinrich ſeine Umgebung, als er nach dem Schloſſe zurück ging — Es iſt Fleurette, des Gärtners Tochter; ſie bewohnt den kleinen Pavillon am Ende der Stallgebäude. — (Dieſer Pavillon iſt noch jetzt vorhanden und dient, um das Gartengeräth zu verwahren.) — Von Stund an wurde Heinrich ein großer Liebhaber der Gärtnerey. Er wählte ſich zur Bearbeitung ein Stück Landes nahe bey einem Baſſin, wohin, wie er wußte, Fleurette täglich öfter kam; dort arbeitete er mit ihrem Vater und ergriff jeden Vorwand, jede Gelegenheit, ſie zu ſehen.

Schon war ein Monat verfloſſen, ſeitdem Henriot mit Fleuretten liebelte — (der franzöſiſche Ausdruck: conter fleurette, hat daher ſeinen Urſprung). — Beyde liebten ſich ohne noch recht zu wiſſen was Liebe iſt. Aber eines Abends war Fleurette ein wenig ſpät zum Baſſin gekommen, und der Geſang der Nachtigall, das Murmeln des Springbrunnens, der aufgehende Mond entwickelten beyder Gefühle. Als ſie heim gingen, hatte das Mädchen den Prinzen unter den Arm gefaßt und der Prinz trug des Mädchens Waſſerkrug auf ſeinem Kopfe. Als ſie beym Eingang des Parkes ſich trennten, hüpfte der Prinz luſtig dem Schloſſe zu, und das Mädchen ſchlich etwas ſchwermüthig in ihre Hütte. Von dieſem Tage an pflegte ſie ſpäter als ſonſt an den Brunnen zu gehn. Ihr Vater bemerkte es nicht; aber des Prinzen Hofmeiſter bemerkte, daß Heinrich immer zu einer gewiſſen Stunde ſich wegſtahl; er ſchlich ihm einmal nach und kam eben zu rechter Zeit um zu ſehen, daß er zu ſpät gekommen ſey. Mit Fenelon überzeugt, daß Flucht das einzige Mittel gegen die Liebe ſey, führte er ſeinen Prinzen zurück nach Pau. Beym zärtlichen Abſchiede war Fleurette in Verzweiflung. „Ihr werdet mich vergeſſen“ ſchluchzte ſie, „und dann muß ich ſterben!“ — Heinrich ſchwur ihr ewige Treue. „Nun“ ſagte ſie in dem Augenblicke als die Glocke vom Schloſſe das Zeichen zum Aufbruche gab, „abweſend oder gegenwärtig, hier bey dieſem Baſſin werdet Ihr mich finden — immer hier!“ wiederholte ſie mit einem Tone, der ihm nicht aus dem Gedächtniß kam.

Funfzehn Monate verfloſſen bis zu ſeiner Rückkehr. Er war nicht mehr derſelbe. Die Hofdamen der Catharina von Medicis hatten ſich alle Mühe gegeben, das Andenken an die kleine Fleurette bey ihm zu verwiſchen. Sie ſah es wohl und trauerte ſtill. Oft bemerkte ſie von ferne, wie der Prinz mit Mademoiſelle d'Ayelle ſpazieren ging, und eines Tages konnte ſie der Begierde nicht widerſtehen, ihm in den Weg zu treten. Ihre Bläſſe, ihre ſtille Schwermuth machten ſie noch intereſſanter. Ein Funke in Heinrichs Bruſt erwachte. Er ging am andern Morgen zu ihr, fand ſie allein und bat ſie um ein Rendezvous am Baſſin. „Ich werde um 8 Uhr mich einfinden“ ſagte ſie ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen — mit der Ungeduld der erſten Liebe erwartete der Prinz die Stunde. Sie ſchlug endlich. Er ſchlich ſich aus dem Schloſſe, flog an den beſtimmten Platz, fand Fleuretten nicht, ſtand, lauſchte, wurde ungeduldig — endlich erblickte er auf der Stelle, wo er ſo oft mit Fleuretten geſeſſen hatte, eine kleine Ruthe in den Boden geſteckt — er tritt näher — es iſt ein Pfeil — derſelbe Pfeil, den er ihr einſt gab, die welke Roſe hängt noch daran und ein Zettel iſt um die Spitze gewickelt — aber um ihn zu leſen iſt es ſchon zu dunkel — mit Herzklopfen eilt er nach dem Schloſſe und lieſt:

„Ich verſprach Euch, daß Ihr bey dem Baſſin
„mich finden ſolltet, vielleicht ſeyd Ihr neben mir
„vorbey gegangen ohne mich zu ſehen. Kehrt zu-
„rück und ſucht beſſer. — Ihr liebt mich nicht mehr,
„da mußte ich ja wohl — Mein Gott! vergieb mir!“

Heinrich errieth den ſchrecklichen Sinn dieſer Worte — der Pallaſt ertönte von ſeinem Geſchrey. Hundert Fackeln ſtürzten nach dem Teiche. Der Leichnam des lieblichen Kindes wurde bald gefunden; man legte ihn zwiſchen zwey Bäume, die noch da ſtehen. Heinrichs Verzweiflung war gräßlich! und auch in ſeinen ſpätern Jahren gedachte er des Mädchens nie ohne Wehmuth. Sie war unter allen ſeinen Maitreſſen die Einzige, die ihn wirklich liebte, die einzige, die ihm treu war; aber — ſie war nicht bey Hofe präſentirt, ſie hatte kein Tabouret bey der Königin, ſie arbeitete weder mit dem Miniſter noch mit dem Beichtvater, ſie gab Frankreich weder Baſtard-Prinzen noch legitimirte Prinzen; darum erwähnt auch die Geſchichte ihrer gar nicht.

Kriegsgeſchichte.

Sir Robert Ker-Porter hat eine Geſchichte des Feldzugs von 1812 geliefert, von welcher wir auch eine franzöſiſche Ueberſetzung, und zwar von der ſechſten Auflage dieſes Buches, erſchienen iſt. Man wirft dem Verfaſſer einige Partheilichkeit für die Ruſſen vor, allein im Ganzen geſteht man ihm Wahrhaftigkeit zu. Vergleicht man ihn mit Labaume, Bourgeois u. andern, ſo wird ſich oft finden, daß die Wahrheit wie gewöhnlich in der Mitte liegt.

Bei Gelegenheit der Erzählung, daß die Franzoſen die vom Brande verſchont gebliebenen Kirchen in Moscau zu Pferdeſtällen brauchten, macht Ker Porter folgende ſehr wahre Bemerkung: „ſelbſt wenn Buonaparte auf Verlangen der Ruſſen in ihr Land gekommen wäre, ſo würde dieſe Maasregel ihren guten Willen in Haß verwandelt haben. Staunend und ſchaudernd ſahen ſie Soldaten in ihre Heiligthümer dringen, und als ſie vollends Pferde über die geheiligte Schwelle gehen ſahen, wurden ſie unbeſchreiblich empört; heftige Verwünſchungen drückten ihre Empfindungen aus, und unter der kleinen Zahl derer, die den Untergang ihrer Stadt überlebten, gab es welche, die ihr Blut mit ihren Thränen vermiſcht an den Pforten der beſudelten Tempel vergoſſen. —

Mit demſelben Eifer hiengen die Ruſſen auch am Vaterlande. Ker Porter liefert mehrere Beweiſe. Hier zwei der auffallendſten: Eine Abtheilung franzöſiſcher Kriegsgefangener unter geringer Bedeckung, kam in ein Dorf des Twerſchen Gouvernements und näherte ſich der Grenze von Smolensk. Da die Gefangenen weit zahlreicher waren als die Hüter, ſo gelang es ihnen, ihre Escorte zu überwältigen und ſich deren Waffen zu bemächtigen. Schon waren ſie im Begriff, die Ruſſen zu erſchlagen, als die Bauern ihren Landsleuten zu Hülfe kamen, während andere die Sturmglocke läuteten. Die ruſſiſchen Soldaten, durch die Bauern aufs neue bewaffnet und unterſtützt, gewannen die Oberhand und gaben nicht eher Pardon, bis mehrere der Gefangenen todt auf dem Platze lagen. Unterdeſſen hatte die Sturmglocke von Dorf zu Dorf Allarm verbreitet; es hieß, der Feind habe mit großer Macht die Grenze des Gouvernements betreten. Von allen Seiten ſtürzten die Einwohner herzu, und ehe es Abend wurde, ſtanden neun tauſend Mann wohl bewaffnet, unter Anführung ihrer Gutsherrn zum Kampf bereit. Man hatte Mühe ſie abzuhalten, daß ſie nicht ihre Kornfelder in Brand ſteckten. „Haben wir nicht für uns geſäet,“ riefen ſie, „ſo ſoll auch der Feind nicht erndten.“ —

Die folgende Erzählung erinnert an den Mutius Scävola, iſt aber wohl auch eben ſo wenig zu verbürgen, als die That jenes Römers. Franzoſen plünderten eine Bauernhütte, und, nachdem ſie Alles, ſogar die Katze, eingeſteckt hatten, ergriff ein Soldat des Ruſſen linke Hand, und zeichnete ihm mit einer ätzenden Feuchtigkeit ein N darauf. Der Bauer fragte: was die Figur bedeute? der Soldat, ein Pole von Geburt, antwortete: das iſt der Anfangsbuchſtabe von dem Nahmen des franzöſiſchen Kaiſers, und dieſes Zeichen macht dich zu ſeinem Unterthan. Alſobald ergriff der Ruſſe ſein Beil, legte die Hand auf den Tiſch, haute ſie mit Einem Streiche herunter, und ſprach: „da, nehmt hin, was Eurem Kaiſer zugehört, wenn Ihr wahr geſprochen. Mein Herz und meine Treue gehören dem Kaiſer Alexander.“ —

In den Kriegsgeſchichtlichen und Kriegswiſſenſchaftlichen Monographien (2r Band) ſind merkwürdige Fragmente über Rußlands gegenwärtige Grenzen und alle daraus entſpringende militairiſche Operationen in militairiſch-politiſcher Hinſicht für das übrige Europa enthalten. Da heißt es unter andern: „Von jeher mit unbegreiflicher Uneigennützigkeit für das Wohl aller übrigen Nationen ſich opfernd, gab Rußland in dieſem fürchterlichen Kriege (1812) die ewig ſtehenden Beweiſe ſeiner heroiſchen Größe; es opferte ſich für Alle, indem es ſelbſt den Kampf gegen ſeine überwältigten Freunde beſtand, um ſie von der Knechtſchaft des Korſen zu retten. Wie wenn es früher, 1801, mit Buonaparte's Geſinnungen begabt, und alliirt mit ihm, Europa mit der Weichſel in zwei Theile getheilt und, wenn gleich keine Univerſalmonarchie, doch in Europa ſich Alles tributbar gemacht, und dann nur zwei Mächte anerkannt hätte! — Wärlich! kein anderer Staat ſollte je vergeſſen, was Rußland in dieſem Kriege geleiſtet hat, denn allein die Zerſtörung Moscau's wiegt den Werth eines kleinen Herzogthums auf, geſchweige der Millionen, die, durch den dem Feinde entgegen geworfenen Zerſtörungskrieg, die ganze Strecke der Provinzen verlohr, durch welche die franzöſiſche Invaſion ging. Leichter und ſicherer kann 1816 jeder Souverain ſich auch für den Herrn ſeines Landes halten, als 1812; feſter kann jeder deutſche Völkerſtamm ſich an ſeinen Herrſcher anſchließen, und inniger und einiger kann ein deutſcher Regentenbund das Wohl ſeiner Völker gründen, nachdem Rußlands Aufopferungen und Ausdauer dieſe ſüße Frucht der Völkerfreiheit für ſie und mit ihnen erkämpft hat.‘ (Williger noch als die Mitwelt wird die Nachwelt dieſes Urtheil unterzeichnen. Wäre Preußens Grenze nach Oſten hin das Meer geweſen, was wäre Deutſchland jetzt?)

„Auch ohne den herben Froſt“ ſpricht der Verfaſſer, „wäre das Schickſal der franzöſiſchen Armee

„um einige Wochen ſpäter das nemliche geweſen, denn „ſo gut als Einer den Andern auf dem Rückw[illegible] „gefreſſen hat, ſo gut würden ſie, ſelbſt in de[illegible] „genden Moskau's, ſich von Menſchenfleiſch haben „erhalten müſſen.“ —

Romane und Erzählungen.

Aus **Kind's Lindenblüthen** könnten wir viel Honig ſaugen, wenn wir nur auch Raum hätten ihn nieder zu legen. Wir wollen uns auf den Wunſch beſchränken, daß der Baum, der dieſe Blüten trug, deren jährlich neue hervorbringen möge. —

Die **Legenden, Volksſagen, Geſpenſter- und Zaubergeſchichten** vom Hrn. v. **Baczko** und Andern (dritter Band) werden ohne Zweifel Leſer finden, obgleich ſie etwas nüchtern erzählt ſind. Solche Gegenſtände ſollten nun freilich nicht blos **erzählt**, ſondern **gemahlt** werden; denn wer den Verſtand einſchläfern will, der muß die Einbildungskraft ſehr wach erhalten. —

Maria und Walpurgis, ein Roman von **Caroline von Woltmann** (bis jezt nur der erſte Theil). Obgleich dieſer Roman unſerm Geſchmack nicht ganz zugeſagt hat, ſo haben wir doch mit unterbrochenem Vergnügen ihn durchgeleſen und können verſichern, daß er anziehend, auch gut geſchrieben iſt. Der **geheime Bund** auf der **öffentlichen** Iſenburg (eine Art von Tugendbund) iſt uns freilich etwas lächerlich vorgekommen. Die Mitglieder eines ſolchen Bundes pflegen ſich nicht in Ruinen, die an der Landſtraße liegen, zu verſammeln, und noch obendrein ein helles Feuer auflodern zu laſſen, um fremde Reiſende herbeizulocken. Ferner macht man nur Kindern weiß, daß einem Menſchen, dem etwas Bedeutendes begegnen ſoll, 12 bis 14 Stunden vorher ein Schmerz von der Pulsader am Knöchel der rechten Hand wie eine Schlange durch den Arm über Schulter und Bruſt hinauf zieht und dann eine Thräne in's linke Auge tritt. Ferner gehört eine ganze Traurede nicht in einen Roman. Ferner halten wir den größten Komponiſten und Klavierſpieler nicht für fähig zu leiſten, was **Walpurgis** that: „drei Tacte ſchlug ſie an. Keinen Schmerz gab es in der Natur, der nicht aus dieſer kurzer Melodie gerufen hätte.“ (Drei Tacte?!) Man ſtößt auf mehr dergleichen ſeltſame Uebertreibungen. Indeſſen wiederhohlen wir: auch die feinere Claſſe der Romanenleſer wird das Buch doch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Die Verfaſſerin hat, beſonders in der **Walpurgis**, eine tiefe Kenntniß ihres Geſchlechts gezeigt. Daß übrigens dieſer Roman von einer Dame geſchrieben worden, erräth man ſchon aus der umſtändlichen Angabe der weiblichen Kleidungen. —

Kleine literariſche Notizen.

Der Herr Domprediger **Rotermund** in **Bremen** hat den 5. Band ſeiner Fortſetzung und Ergänzung des **Jöcher'ſchen Gelehrten-Lexicons** geliefert. Mit welchen Hinderniſſen er, während der franzöſiſchen Herrſchaft in Bremen, zu kämpfen hatte, erzählt er in der Vorrede. Der ächt franzöſiſche Präfect, Graf Arberg, ſequeſtrirte den größten Theil des dritten Bandes, weil unter den Gelehrten auch einige guillotinirte Conventsglieder aufgeführet waren. Cenſoren gab es nicht in den Departements, folglich mußte das Manuſcript nach Paris geſchickt werden. Dort ſollte es eine Abgabe von einem Centimen pro Bogen entrichten. Indeſſen erklärte der Herr General-Director: um zu beweiſen, wie ernſtlich die Regierung die Buchdruckereyen befördern wolle, werde man an der Summe erlaſſen, — wie viel? eine **Viertel-Centime** per Bogen, welche Gunſt der Verfaſſer dankbarlich anzuerkennen nicht unterlaſſen werde. —

Von **Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und in den Niederlanden** iſt der zweyte Band erſchienen. Einzelne Nachrichten von Kunſtwerken des Mittelalters giebt es freylich in vielen Büchern, aber von der wundervollen Größe der deutſchen Baukunſt erhält man erſt einen anſchaulichen Begriff durch dieſe Zuſammenſtellung von Meiſterhand. Freylich iſt ſchon vieles untergegangen; möchte wenigſtens, was noch da iſt, erhalten werden! mögte Niemand künftig die Barbarey der Weſtphäliſch-franzöſiſchen Regierung nachahmen, die noch im Jahr 1812 die von der Zeit verſchonten Kunſtreſte des uralten Kaiſerſitzes **Goslar** verkaufen ließ um einige Franken mehr in den Abgrund ihres Staatsſchatzes hinab zu ſchleudern. —

Zu **Boſton** iſt die zweyte Auflage einer, für Geſchichte und Politik höchſt wichtigen, Sammlung aller Urkunden gedruckt worden, die ſowohl die innern als auswärtigen Angelegenheiten Amerika's betreffen, ſeit Waſhington zum Erſtenmale Präſident wurde, alſo ſeit 1789. Da finden ſich unter andern köſtliche Beweiſe der empörendſten Habſucht der franzöſiſchen Gewalthaber, die freylich für uns Deutſche keines Beweiſes mehr bedarf. Als in den Jahren 1797 und 98 drey amerikaniſche Geſandte nach Paris kamen, wurde ihnen ſogleich inſinuirt, daß ohne das Verſprechen einer großen Anleihe für Frankreich, und ohne **funfzigtauſend Louisd'ors Taſchengeld** für die franzöſiſchen Miniſter, an kein Gelingen irgend einer Unterhandlung zu denken ſey. **Talleyrand** ſelbſt verſicherte, alle Verhandlungen ohne Ausnahme würden in Paris durch ſolche Mittel eingeleitet. „Wir haben keine Vollmacht dazu“ ſagten die Geſandten. „Das hat nichts zu bedeuten“

erwiederte **Talleyrand**, „denn bey allen in den letzten Jahren zu Paris abgeſchloſſenen Verträgen haben die Unterhändler ihre Vollmachten überſchreiten müſſen. „Aber, entgegneten die Geſandten „wir ſind auf keine würdige Weiſe behandelt worden." O! rief **Talleyrand**: „dem Portugieſiſchen Geſandten iſt es noch weit ſchmählicher ergangen." —

Rouillier, Arzt zu Montpellier, hat einen **Verſuch über die mediciniſche Philoſophie** herausgegeben, in welchem er mit Recht über den in Deutſchland Mode gewordenen **Nebel-Styl** klagt. (Er nennt ihn fatras d'expressions inintelligibles.) Von **Mesmer** ſagt er: es ſey leicht ſich zu überzeugen, daß er bloß die Lehre der alten Magnetiſten auf's neue vorgetragen und man müſſe ihm vorwerfen, daß er alle Blendwerke der Charlatanerie benutzt habe.

In den **Fundgruben des Orients** hat der öſterreichiſche General-Conſul **Roſetti** in Egypten intereſſante Nachrichten von den arabiſchen Pferderaſſen mitgetheilt, deren fünf ſind; die edelſten, die **Sallawi**, die ſich durch langen Hals und ſchöne Augen unterſcheiden. Der Stamm **Rowalla** hat die ſchönſten und meiſten Pferde. Unter ihren Farben kommt bei einem arabiſchen Schriftſteller auch die **grüne** vor; es ergiebt ſich aber aus dem Zuſammenhange, daß es die iſt, die wir **fahl** nennen. Der Verfaſſer verſichert, ſelbſt geſehen zu haben, daß die Thiere es merken, wenn ſie verkauft werden, und daß ſie den Käufer nicht eher an ſich kommen laſſen, als bis der Verkäufer ſie nebſt etwas Brod und Salz förmlich übergeben hat. (Das iſt in der Pferdepſychologie fürwahr eine merkwürdige Erſcheinung.) —

In den **freymüthigen Aeuſſerungen** über das Streben der neuern Pädagogen, das Schul- und Erziehungsweſen zu verbeſſern, ſpricht der Herr Pfarrer **Wolf** der alten oder bisherigen Lehrmethode ſo dringend das Wort, daß der Unbefangene ſchwerlich ihm ſeinen Beifall verſagen kann. Bey ihr haben ſich die Menſchheit und der Staat wohl befunden. Die nach ihr wohl unterrichteten Menſchen ſind gute Landbauer, gute Hausväter, gute Vertheidiger des Vaterlandes geworden, und die Sieger bey Leipzig und Waterloo ſind durch ſie gebildet. Religion und Vaterlandsliebe leiteten ſie. Vollkommen war ſie nicht, aber Mängel laſſen ſich verbeſſern ohne auszurotten. —

Sprengel, ein Gelehrter, ſonſt in andern Fächern des Wiſſens ausgezeichnet, hat durch eine Ueberſetzung von **Tacitus Germanien**, ſich neue Achtung erworben. Hier eine Probe, wie er die goldenen Regeln, nach welchen unſere Vorfahren lebten, in gediegener Sprache darſtellt: „Mehr gelten in Deutſchland gute Sitten als anderwärts gute Geſetze. — Verführen und verführt werden iſt in Deutſchland nicht der Welt Lauf. — Treue gegen die Fürſten und Ehrerbietung gegen die Frauen ſind eigenthümliche Tugenden der Deutſchen." u. ſ. w. (Schöne golde[illegible] wo biſt du geblieben!)

[illegible] In einem zu Paris erſchienenen Werke: **von den Juden des 19ten Jahrhunderts**, wird die ganze Seelenzahl der Judenſchaft in der Welt auf etwas über ſiebenthalb Millionen angegeben. Für Deutſchland 500000, was wohl zu wenig iſt. In Frankreich, wo ſie 1812 gezählt wurden, befanden ſich nur 45550, worunter 175 Notables, 374 Gutsbeſitzer, 207 Fabrikanten und 630 Militairs. Der Verfaſſer behauptet, unter den in Frankreich gerichteten Verbrechern wäre ſelten ein Jude angetroffen; in Deutſchland hingegen unter zweien immer auf Juden. Das komme daher, weil ſie in Frankreich größere bürgerliche Rechte genießen. Allein Erſtens möchte wohl die Thatſache noch in Zweifel zu ziehen ſeyn, und zweitens würde ſie ſich ſchon daraus erklären, daß es in Deutſchland zehnmal mehr Juden giebt als in Frankreich.

In des verdienſtvollen **Delius Nachrichten zur Geſchichte der Landſtände in der Grafſchaft Wernigerode** (von welchen der zweyte Band erſchienen) ſagt der Verfaſſer mit Recht, indem er unſere vielen theoretiſchen **Staats-Künſtler** auf die traurigen Verſuche eines Menſchen-Alters verweiſt: daß Verfaſſungen nicht das unſichere Erzeugniß einer Unterſuchung ſind, die aus der Abgezogenheit vom Leben, aus der **Nichtachtung aller beſtehenden Verhältniſſe** hervorgegangen; nicht eine Folge deſſen, was man zu **dieſer oder jener Zeit** als Foderung der Vernunft aus ſelbſt gebildeten Vorderſätzen hinſtellt; ſondern daß die Verfaſſung ſich an die ſchon im öffentlichen Leben vorhandenen Verhältniſſe anſchließen, aus ihnen gleichſam hervor zu gehen ſcheinen müſſe, wenn ſie Feſtigkeit und Dauer erhalten ſolle, indem man nicht ungeſtraft den beſtehenden Zuſtand ganz zerſtöre u. ſ. w.

Hr. Dr. St. **Schütze** hat uns mit einem **Verſuch einer Theorie des Komiſchen** beſchenkt. Wir glauben zwar, daß eine ſolche Theorie wenig fruchtbringend ſeyn werde, weil jeder Menſch nach Maasgabe ſeiner Bildung, ſeines Alters und ſogar ſeiner Geſundheit, einen andern **Lachkreis** (wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen) hat; allein wir erkennen mit Achtung den eindringenden Geiſt des Verfaſſers. Für den Zuſchauer giebt er unter andern folgende treffliche Regel: „das Gebiet des Komiſchen würde eine zu große Beſchränkung leiden, wenn es auf alle Unmündigen und Schwachen Rückſicht nehmen ſollte, und ein Luſtſpiel, das ſonſt nur ſeiner Unſchuld gewiß iſt, und nicht den Läſtern fröhnt, kann nicht die Schuld aller Mißverſtändniſſe und falſchen Anwendungen auf ſich nehmen. Je mehr der Zuſchauer Kindlichkeit und Klarheit, Unſchuld und Geiſt zugleich mit einander verbindet, deſto beſſer paßt er zum Luſtſpiele." — Es giebt aber Menſchen, die ein großes Vergnügen daran finden, überall nach Zweydeutigkeiten zu **ſchnüffeln**, um — dem Dichter Eins anzuhängen. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 23. 1818.

Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte der letztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Abbé Georgel.

Dieſe neuerlich in zwei Bänden erſchienenen Denkwürdigkeiten ſind um ſo mehr intereſſant, weil ſie nichts als Thatſachen enthalten, an denen die meiſten Leſer zur Zeit, als ſie ſich zutrugen, ohngeachtet des Schleiers, der damals viele von ihnen noch bedeckte, ſchon lebhaften Antheil nahmen. Der Verfaſſer war ein Jeſuit, ſchwang ſich aber bald zum franzöſiſchen Chargé d'Affaires in Wien, zum Weihbiſchof von Straßburg, und zum Generalvicarius vom Groß-Almoſenirer von Frankreich, dem Cardinal Prinzen von Rohan, empor. Er hat an allen von ihm beſchriebenen Ereigniſſen theils ſelbſt thätigen Antheil genommen, theils ſich wenigſtens in ſolchen Verhältniſſen befunden, wo er die zuverläſſigſten Nachrichten davon einſammeln konnte. So viel man darüber urtheilen kann, iſt ſein Werk auch ziemlich unpartheyiſch und mit Wahrheitsliebe geſchrieben. Daß er mit der Aufhebung des Jeſuitenordens nicht zufrieden iſt, wird ihm, dem Jeſuiten, wohl nicht zum Vorwurf gereichen, aber wohl zum Ruhm, daß er auch hierüber ziemlich ruhig und ohne die Würde eines Geſchichtſchreibers zu vergeſſen, geſchrieben hat. Belächelt zu werden verdient ein Ausdruck, den er ſich bei Gelegenheit der Bemühungen des Marquis von Pombal, in Portugal den Jeſuiten entgegen zu arbeiten, bedient; der Pabſt habe, ſagt er nämlich, ſogleich den verſteckten Wolf bemerkt, der das Lamm freſſen wollte. Die unſchuldigen Jeſuiten-Lämmer! Eben ſo belachenswerth iſt ſeine Aeußerung, daß das Inſtitut der Jeſuiten ein Meiſterſtück der chriſtlichen und religiöſen Politik geweſen ſey. — Er fängt ſein Werk mit der Geſchichte der Aufhebung dieſes Ordens an, und da wir aus dem ganzen Buche überhaupt einige der intereſſanteſten Anecdoten und Schilderungen, die unſern Leſern eine nützliche Unterhaltung verſchaffen können, herausheben wollen, ſo werden auch uns die Jeſuiten den erſten Stoff dazu darbieten. Wer ſollte es glauben, ſagt der Verfaſſer, daß die Zerſtörung des Jeſuitenordens in Frankreich größtentheils durch den unverſöhnlichen Haß einer öffentlichen Buhlerin bewirkt worden iſt, die durch den von ihrer Schönheit bezauberten Generalpächter d'Etiolles aus der Dunkelheit hervorgezogen wurde, und alsdann den ehelichen Banden, die ſie an ihren Wohlthäter feſſelten, zum Trotze, öffentlich als Mätreſſe und erſter Miniſter Ludwigs XV. auftrat. Auf dieſer Höhe, zu der ſie durch Verbrechen emporſtieg, ſchwur ſie den Jeſuiten den Untergang, und grub durch heimliche Ränke den Abgrund immer tiefer, in den bald nachher ein Orden ſtürzte, der mit ſeinem Ruhme und ſeinen apoſtoliſchen Tugenden beide Welttheile erfüllte. Dieſe völlig unmoraliſche Frau war grenzenlos ehrgeizig. Es iſt eine bekannte Sache, daß ſie ohne die geringſte perſönliche Neigung zu Ludwig XV. ſich dennoch, bloß um zu herrſchen, allen Ausſchweifungen hingab, zu denen dieſer leidenſchaftlich in ſie verliebte Monarch ſie aufforderte. Sie war aber klug genug, um voraus zu ſehen, daß ihr Reich endigen würde, ſobald das glühende Temperament des Königs ſich abkühlen, und das, nur in ihm eingeſchläferte, Religionsgefühl ihn zu ſeiner Pflicht wieder zurückführen würde, denn ſie hatte bemerkt, daß der König ſogar im Taumel des Vergnügens zuweilen Gewiſſensbiſſe bekam. Sie dachte daher auf Mittel, ihre Herrſchaft von ihren körperlichen Reizen oder von einem Wechſel in den Geſinnungen des Königs unabhängig zu machen, und da ihr die Unthätigkeit des Letztern, ſo wie vorzüglich ſein ſchwankender, keines Entſchluſſes fähiger Character, der ihn trotz einer geſunden Beurtheilungskraft zum Sklaven und Spielwerk ſeiner Miniſter und Mätreſſen gemacht hat, ſehr wohl bekannt waren, ſo brachte ſie es endlich dahin, daß ihr boudoir, wo ſich der König aus Neigung und Gewohnheit täglich einfand, der einzige Verſammlungsort der Miniſter und der Mittelpunkt aller Staatsgeheimniſſe wurde. Ihre Gewalt war ſo groß, daß ſie die Miniſter nach Gefallen ein- und abſetzte; dieſe ſahen auch ein, daß ihr ganzes Anſehen und ihr Einfluß bloß von ihrer Unterwürfigkeit unter den Willen der Mätreſſe abhingen, und deshalb waren alle ihre Arbeiten nur die Ausfertigung der von ihr empfangenen Befehle. Auf dieſe Art regierte in Frankreich die Frau von Pompadour!

Dieſe Gewalt und ihre großen Reichthümer genügten ihr jedoch nicht; ſie wollte auch eine Stelle am Hofe bekleiden, mit welcher Würde und Anſtand verbunden wäre, und durch die ſie gleichen Rang mit den vornehmſten Damen bekäme; kurz ſie wollte Ehrendame der Königin werden! was aber mit dem beſten Willen des Königs nicht möglich war, wenn nicht die Königin ſelbſt ihre Einwilligung dazu gab; um nun dieſe wirklich tugendhafte Fürſtin dahin zu vermögen, nahm die Marquiſe die Larve der Frömmigkeit vor, und ſtellte ſich, als wenn ſie allen vertrauten Umgang mit dem Könige gänzlich abbräche. Nachdem ſie mit ihm ſelbſt alles verabredet hatte, ſo ließ ſie die Thüren, die aus ihren Zimmern in die des Königs führten, zumauern, und erklärte öffentlich, daß ſie einen Beichtvater annehmen wolle. Sie wünſchte hierzu einen Jeſuiten zu bekommen, denn ſie hoffte, daß dieſer Orden ſeinem Ruhme und der Vermehrung ſeines Einfluſſes alle andern Neben-Rückſichten gern aufopfern würde. Man ſchlug ihr den Pater de Sacy dazu vor, der ein rechtſchaffener Mann, aber mit Verſtand und Talenten nur mittelmäßig begabt war. Sie ließ ihn rufen und wußte ihn von der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung feſt zu überzeugen; er wünſchte ihr Glück und dankte Gott für die ihr erwieſene Gnade. Allein wie erſtaunte er, und in welche Verlegenheit gerieth er, als die Marquiſe ſich weigerte, die einzige nothwendige Bedingung einzugehen, die er ihr vorſchrieb, wenn er ihr Beichtvater werden ſollte. „Ohne Zweifel, ſagte er zu ihr, haben Sie ſchon alle Anſtalten getroffen, um den Hof zu verlaſſen, da dieſes der erſte Schritt ſeyn muß, um das gegebene Aergerniß wieder gut zu machen?“ Wie? den Hof verlaſſen? rief ſie aus, haben Sie es auch überlegt? Ich kenne gewiß alle Gefahren des Hofes und bin feſt entſchloſſen, ſeinen Grundſätzen und ſeinen verderblichen Beiſpielen nicht länger zu folgen; allein gereicht es denn nicht der Religion zu weit größerm Ruhme, wenn das Verbrechen da, wo es begangen worden, auch öffentlich abgebüßt wird? Wenn ich bei Hofe bleibe, und bei allen äußern Zeichen der Buße mit der Gnade des Königs einen großen Einfluß beibehalte, ſo könnte ich ihn zum Nutzen der Religion verwenden, und, wie die bußfertige Magdalena wohlriechende Salben zu den Füßen unſers Heilandes ausgegoſſen hat, alle meine Schätze dem Altar des Herrn weihen.“ Der Pater de Sacy erblickte ohngeachtet ſeiner Einfalt die Schlinge, die ihm dieſe Heuchlerin legte; um ihr zu entgehen, wählte er einen Ausweg, durch den er aber ſeinen Orden ins Verderben führte. Er ſagte ihr nämlich, daß er, um die verſammelten Obern des Ordens über dieſen Fall um Rath zu fragen, nach Paris gehen, und mit deren Entſcheidung aufs baldigſte wieder zurückkehren wolle. Dieſe Entſcheidung war aber ſchnell gefaßt, denn über die Anwendung von Grundſätzen, von denen man nicht abweichen darf, kann kein Bedenken ſtatt finden; den Hof zu verlaſſen, war die einſtimmige Meinung. Die Obern ſahen jedoch ſogleich das grenzenloſe Unglück voraus, in das ſie der Pater de Sacy ſtürzte; ſie gaben ihm auch, ehe er ihre Antwort zurückbrachte, deutlich zu erkennen, wie höchſt unklug es von ihm geweſen war, die ſämmtlichen Ordens-Obern über einen Gegenſtand um Rath zu fragen, den er ſelbſt mit evangeliſcher Feſtigkeit und ohne irgend eine menſchliche Rückſicht hätte entſcheiden ſollen. Frau von Pompadour gerieth über dieſen Ausſpruch der Obern in eine ſchreckliche Wuth und ſchwur, ſich zu rächen. Der Pater de Sacy wurde auf der Stelle wieder fortgeſchickt, und machte zu ſpät die Erfahrung, daß ein Weib von dieſem Schlage weder ſich zu bekehren, noch zu verzeihen fähig iſt. Er hat ſein trauriges Leben in dem Schloſſe zu Zabern im Elſaß, wo der Cardinal von Rohan, Oheim des Groß-Almoſeniers, nach der Aufhebung des Ordens, ihm ein Plätzchen gönnte, beſchloſſen, und aus ſeinem eigenen Munde weiß ich die ganze obige Geſchichte. — Als nun ſpäterhin die Jeſuiten in Frankreich merkten, daß wirklich auch in dieſem Reiche ernſtliche Anſtalten getroffen wurden, ihren Orden aufzuheben, ſo ließen ſie durch den Pater de Neuville ein Memoire aufſetzen, worin ſie ihren wichtigſten Feind, den damaligen Miniſter, Herzog von Choiſeuil, um ihn zu ſtürzen, der Verſchwendung und des Mißbrauchs der ihm anvertrauten Gewalt anklagten. Sie brachten es dahin, daß der Dauphin (Vater von Ludwig XVI.) dieſes Memoire dem Könige eigenhändig übergab. Nach einigen heftigen Auftritten zwiſchen dem Letztern, der Marquiſe von Pompadour und dem Miniſter warf endlich der König das Memoire ins Feuer und wollte von der ganzen Sache nichts mehr wiſſen. Von dieſem Zeitpunkte an, ſagt unſer Verfaſſer, verlor aber der Dauphin, durch ſtets wiederholte Verläumdungen, immer mehr das Zutrauen ſeines Vaters; von dieſem Zeitpunkte an führte ihn ein ſchleichendes Uebel, wovon er ſelbſt die Quelle ſehr gut kannte, täglich mehr dem Grabe zu. Ich will den Verdacht, der über die Urheber ſeines Todes entſtanden iſt, nicht aufwärmen, allein ſo viel muß ich wenigſtens bemerken, daß in meiner Gegenwart in einer Privatgeſellſchaft bei der verwittweten Fürſtin Eſterhazy der Kaiſer Joſeph II. laut geäußert hat, daß ein ſehr ſtarker Verdacht deshalb gegen den Herzog von Choiſeuil vorhanden ſey. — Der Herausgeber dieſer hiſtoriſchen Denkſchriften, Neffe des Verfaſſers, ſetzt jedoch in einer Note hinzu, daß durchaus kein vernünftiger Grund zu dieſem Verdacht gefunden werden könne, und daß der Herzog von Choiſeuil einen viel zu ſanften und humanen Character gehabt habe, um eines ſo ungeheuern Verbrechens fähig zu ſeyn. — Den Sturz dieſes mächtigen Miniſters nach dem Tode der Pompadour, und wie er durch die Feinde deſſelben, beſonders aber durch die Gräfin du Barry, bewirkt worden iſt, erzählt der Verf. ſehr ausführlich und unter Anführung vieler mehr und weniger intereſſanter Anecdoten. Unter andern erfahren wir bei dieſer Gelegenheit, daß der Vetter deſſelben, der Herzog von Choiſeuil-Praslin, Miniſter der Marine, ein ſonſt ſehr unbedeutender Mann, der zugleich mit ihm geſtürzt wurde, eine Schauſpielerin (Mlle. d'Angeville) zur Mätreſſe hatte, die eine ſehr anſehnliche Penſion auf die Strohlieferung für die Galeerenſklaven bezog!! Der Herzog von Choiſeuil ſelbſt wurde übrigens auf ſein Landgut verbannt, wohin er ſich, von einer Menge von Freunden begleitet, gleichſam im Triumph begab. Nach dem Tode Ludwigs XVI. erhielt er die Erlaubniß, wieder nach Paris zurückzukommen, wo er noch mehrere Jahre ein prächtiges, höchſt glänzendes Haus machte. Sein Tod, ſagt unſer Verfaſſer, glich ſeinem Leben; er wollte weder von Gott noch von ſeinen Dienern etwas hören, und in ſeinem Teſtamente befahl er, daß man, anſtatt eines Kreuzes, eine Cypreſſe auf ſein Grab pflanzen ſolle. Als er im Sterben lag, erkundigte ſich der Prinz von Luxemburg nach ſeinem Befinden. Mit Thränen in den Augen gab der Schweizer ihm zur Antwort: „ach, mein Prinz! außer wenn er vor Gott tritt, kann er ſich nicht ſchlechter befinden!“ Dieſe naive Antwort des Schweizers bezeichne, nach des Verfaſſers Meinung, das Schickſal, das die Seele jenes Jeſuitenfeindes jenſeits des Grabes zu erwarten habe.

Als der Prinz Ludwig von Rohan als Geſandter nach Wien geſchickt wurde, folgte ihm unſer Verfaſſer als Legationsrath dahin. Der Hof hatte 100000 Livres für die Zubereitungen zu dieſer Geſandtſchaft verwilligt, allein dieſe Summe war eine Kleinigkeit für den unermeßlichen Aufwand, den der Prinz machte. Er glaubte, daß ein Geſandter von ſeinem Range und ſeiner Geburt nicht prächtig genug am kaiſerlichen Hofe leben könne, und verſchwendete daher ſolche Summen, daß ſein Vermögen dadurch zerrüttet wurde. Um einen Begriff von der Pracht zu geben, womit derſelbe zu Wien auftrat, erzählt der Verfaſſer folgendes: ſeine zwei Staatswagen hatten 40000 Livres gekoſtet; ſein Stall enthielt 50 Pferde; ſein Gefolge beſtand aus einem Oberſtallmeiſter, der ein Brigadegeneral war; aus einem Stallmeiſter; zwei Bereitern; ſieben Pagen aus den erſten adelichen Häuſern im Elſaß und in Bretagne, die ſehr reich gekleidet waren, mit einem Gouverneur und einem Hofmeiſter; aus zwei Cavalieren, die Kammerherrndienſte thaten, und wovon der eine Bailli von Malta und der andere Capitain der Cavallerie war; aus ſechs Kammerdienern, einem Haushofmeiſter und einem Küchenmeiſter, die ſcharlachrothe Uniformen mit breiten goldenen Treſſen trugen; aus 4 Heiducken und 4 Läufern, die mit Gold und Silber ſo reich geſtickte Kleider anhatten, daß jedes derſelben 4000 Livres koſtete; aus 12 Bedienten und zwei Schweizern, wovon einer für die Zimmer und der andere für das Hausthor beſtimmt war, und deren Staatskleider durch ihren Glanz ebenfalls Aller Augen auf ſich zogen; aus zehn Muſikanten, in ſcharlachrothen Kleidern mit goldenen Treſſen auf dem Kragen und um die Knopflöcher; ferner aus einem Intendanten des Hauſes, einem Caſſirer, vier Geſandtſchafts-Cavalieren, dem Geſandtſchaftsſecretaire und noch vier andern Secretarien. — Wie wenig übrigens dieſe prächtige Geſandſchaft ihren Zweck erreichte, wie der Prinz von dem Fürſten Kaunitz nicht geachtet wurde, und wie er durch ſein ausſchweifendes Leben den gerechten Abſcheu der tugendhaften Maria Thereſia auf ſich lud, iſt aus der Geſchichte bekannt. — Dem Verfaſſer begegnete aber während ſeines Aufenthalts zu Wien ein Abentheuer, das der Geſandtſchaft zu den wichtigſten Entdeckungen verhalf und in diplomatiſcher Rückſicht höchſt intereſſant iſt. Als ich einmal, erzählt er, gegen Abend nach Hauſe kam, ſtellte mir der Schweizer ein wohlverſiegeltes Billet unter meiner Adreſſe zu, worin mit Buchſtaben, die ausſahen, als wenn ſie gedruckt wären, folgendes geſchrieben war: „Kommen Sie dieſe Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr auf den Wall in der Nähe der Baſtei, ſo ſollen Ihnen Dinge von der höchſten Wichtigkeit eröffnet werden.“ Ein anonymes Billet von dieſem Inhalt und mit allen äußern Formen des Geheimniſſes, ſo wie auch die unſchickliche Stunde der Zuſammenkunft, mußten mir verdächtig vorkommen, und ließen allerdings Gefahr befürchten; da ich aber überzeugt war, daß ich keine Feinde hatte, und auch den Vorwurf, eine vielleicht einzige Gelegenheit zur Beförderung der geſandtſchaftlichen Geſchäfte verſäumt zu haben, nicht auf mich laden wollte, ſo beſchloß ich, mich am beſtimmten Orte einzufinden. Ich traf daſelbſt einen Mann an, der in einen Mantel gehüllt war und eine Larve vor dem Geſicht hatte. Er händigte mir einige Papiere ein und ſagte mir dabei mit leiſer, verſtellter Stimme: „Sie haben mir Vertrauen eingeflößt und ich will deshalb zum Vortheil Ihrer Geſandtſchaft thätig ſeyn; dieſe Papiere werden Ihnen zeigen, welche weſentliche Dienſte ich zu leiſten im Stande bin; wenn Sie davon Gebrauch machen wollen, ſo kommen Sie morgen Nachts um die nämliche Stunde da und dahin (er nannte mir einen andern Ort) und bringen Sie mir tauſend Ducaten mit.“ Bei meiner Nachhauſekunft unterſuchte ich die Papiere und wie erſtaunte ich, als ich die erfreuliche Nachricht darin fand, daß uns in Zukunft zweimal in der Woche alle, von dem geheimen Cabinet zu Wien, das damals unter allen ähnlichen in Europa ohnſtreitig am beſten bedient wurde, gemachten Entdeckungen mitgetheilt werden ſollten? Dieſes geheime Cabinet beſaß in der höchſten Vollkommenheit die Kunſt, die Depeſchen der Geſandten und aller fremden Höfe auf das ſchnellſte zu dechiffriren; ich bekam hiervon ſogleich den Beweis, denn in den mir eingehändigten Papieren befanden ſich mehrere unſerer eigenen Depeſchen und verſchiedene von unſerm Hofe an uns, die völlig dechiffrirt waren, und unter ihnen einige, zu denen man ſich des ſchwerſten und neueſten Chiffres bedient hatte. Dieſes Cabinet hatte ſich durch die Treuloſigkeit der Poſtmeiſter an den Grenzen, die ſämmtlich von ihm beſoldet wurden, die Depeſchen aller Höfe in Europa, ihrer Geſandten und Agenten zu verſchaffen gewußt. Als Probe hievon theilte man mir Abſchriften von den Depeſchen des Grafen von Vergennes, franzöſiſchen Geſandten zu Stockholm, des Marquis de Pont zu Berlin, ſo wie auch mehrere geheime Depeſchen des Königs von Preußen an ſeine geheimen Agenten zu Wien und Paris mit; dieſen letztern allein eröffnete bekanntlich der König den wahren Gang ſeiner Politik, und ihre Sendung war ſogar ihren eigenen accreditirten Geſandten ein tiefes Geheimniß. Eben ſo hatte dieſes Cabinet auch die äuſſerſt geheim gehaltene Correſpondenz der Privat-Politik Ludwigs XV. entdeckt, eine Correſpondenz, von der ſowohl der franzöſiſche Staatsrath, als vorzüglich der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte nicht das geringſte wußten. Den folgenden Tag ſtellte ich mich abermals zur beſtimmten Zeit an dem Orte ein, den der maskirte Mann mir angegeben hatte; ich traf ihn ſchon an und gab ihm die tauſend Ducaten, wogegen er mir abermals ein Packet Papiere einhändigte, deren Inhalt von noch größerer Wichtigkeit war. Dieſer Verkehr dauerte nun während meines ganzen, noch anderthalbjährigen Aufenthalts zu Wien ununterbrochen fort. Der Unbekannte hielt treulich ſein Wort; wir ſprachen uns zweimal in jeder Woche, immer gegen Mitternacht, an einem beſtimmten Orte, und jede Zuſammenkunft ſchien ſeinen Eifer aufs neue zu beleben. Die Geſandtſchaft fertigte alle 14 Tage einen außerordentlichen Courier mit den erhaltenen Nachrichten nach Paris ab, und von dort wußte man uns nicht Schmeichelworte genug über den wichtigen Dienſt zu ſagen, den wir durch dieſe Entdeckung dem Staate leiſteten. Der Miniſter ſelbſt ſagte darüber in einem officiellen Dankſagungsſchreiben an den Prinzen von Rohan: „Ich nehme herzlichen Antheil an der Zufriedenheit des Königs mit Ihren Dienſten, und an dem Ruhme, den dieſe Entdeckung über Ihre Sendung verbreitet.“ (Welch ein leicht erworbener Ruhm! und wie glänzend ſind die Verdienſte um den Staat, die man einem bloßen glücklichen Zufall zu verdanken hat!) Während dieſes geheimen Verkehrs ſtarb Ludwig XV.; aber auch unter ſeinem Nachfolger dauerte derſelbe immer fort, und jetzt wurde er ſogar dadurch, daß eine öſterreichiſche Prinzeſſin auf dem franzöſiſchen Throne ſaß, von doppelter Wichtigkeit. Unter den Papieren, die wir auf dieſem Wege in die Hände bekamen, befanden ſich zuweilen ſolche, von denen der Miniſter glaubte, daß ſie der Klugheit gemäß dem Könige nicht vorgelegt werden dürften, obgleich die darin enthaltenen Entdeckungen für ihn ſelbſt von der größten Wichtigkeit waren, um ſein Betragen gegen die Königin und gegen den kaiſerlichen Geſandten darnach einzurichten. Unter andern händigte mir einmal der maskirte Mann eine Abſchrift von zwei geheimen Inſtructionen ein, die wenige Tage vorher an den Grafen von Mercy (damaligen öſterreichiſchen Geſandten zu Paris) waren abgeſchickt worden, um ſie beide eigenhändig der Königin zu übergeben; die eine davon war ſo eingerichtet, daß ſie dem Könige konnte gezeigt werden, die andere aber war für die Königin ganz allein. Dieſe letztere nun enthielt Rathſchläge, wie ſich die Königin benehmen ſollte, um die Unerfahrenheit des Königs und die Lenkſamkeit ſeines Characters dazu zu benutzen, daß ſie Einfluß in die Regierungsgeſchäfte bekäme, ohne daß ſie doch im geringſten ſich darein zu miſchen ſcheine. Dieſer politiſche Unterricht war zugleich der Königin auf eine ſehr kunſtvolle Art annehmbar gemacht, denn die genaue Befolgung deſſelben wurde ihr als das ſicherſte Mittel vorgeſtellt, ſich bei den Franzoſen beliebt zu machen und das Glück derſelben zu befördern, während ſie dadurch zu gleicher Zeit die Bande zwiſchen den beiden Häuſern Oeſterreich und Bourbon immer enger knüpfen könnte. — Mein Unbekannter brachte mir eine ſolche Menge ſchätzbarer Papiere, daß ich ſeinen Eifer nicht genug bewundern konnte; um ſo unbegreiflicher war es mir aber, daß er niemals ein Wort von neuen Geldſummen, die ich ihm zahlen ſollte, fallen ließ. Ich nahm deshalb eines Tages fünfhundert Ducaten mit, und überreichte ſie ihm mit der Verſicherung, daß ich Befehl hätte, ihm dieſes Geſchenk einzuhändigen. Was gab er mir aber zur Antwort? „Mein Herr, ſagte er, lernen Sie mich beurtheilen, denn kennen werden „Sie mich niemals lernen, und bei dem erſten Verſuch deshalb würde die Quelle, aus der Sie ſchöpfen, ſogleich verſiegen. Bei der Rolle, die ich „ſpiele, darf ich freilich keine Anſprüche auf Ihre „Achtung machen; ich erkenne meinen Fehler, allein „ich bin ein ehrlicher Verbrecher. Ich hatte ſchlechterdings tauſend Ducaten nöthig, und zwar auf „der Stelle; kein anderes Mittel, ſie mir zu verſchaffen, ſtand mir zu Gebot; ich werde mein gegebenes Wort halten, ſo lange Sie bei der Geſandſchaft ſind; allein nie werde ich auch nur einen Groſchen zum Geſchenk annehmen. Alle weitern Verſuche deshalb wären vergebens, und könnten leicht meinen guten Willen vermindern.“ — Während unſers ganzen fernern Verkehres hat er auch richtig Wort gehalten.“ — Sehr intereſſant ſind auch die ausführlichen Aufſchlüſſe, die unſer Verfaſſer über die geheime Correſpondenz Ludwigs XV. mittheilt; im Ganzen iſt zwar dieſe höchſt originelle Merkwürdigkeit eines königlichen Cabinets ſchon genugſam bekannt, um ſie hier nicht weiter zu entwickeln, allein eine dahin einſchlagende Anecdote wollen wir anziehen, weil der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit auch Nachricht von einer Perſon giebt, die damals durch ihre plötzliche Geſchlechtsverwandlung die Aufmerkſamkeit von halb Europa auf ſich gezogen hat. Schreiber dieſes hat den Chevalier d'Eon ſpäterhin in weiblicher Kleidung ſelbſt gekannt, und kann die Richtigkeit von dem, was unſer Verfaſſer in dieſer Rückſicht mittheilt, bezeugen. — Es iſt heutzutage kein Geheimniß mehr, ſagt der Verfaſſer, daß Ludwig XV. eine Reihe von Jahren hindurch eine eigenhändige geheime Correſpondenz mit der berühmten Mlle. d'Eon führte, die damals noch unter dem Namen des Chevaliers d'Eon bekannt war. Als aber dieſer Hermaphrodit mit dem Grafen von Guerchy, franzöſiſchen Geſandten zu London, in einen lebhaften Streit gerieth, der ſo weit getrieben wurde; daß er endlich vor den Staatsrath gelangte, ſo faßte dieſer den Entſchluß, den Chevalier d'Eon, Geſandſchaftsſecretair zu London, auf eine geheimnißvolle Art gefangen nehmen und nach Paris transportiren zu laſſen. Ludwig XV. ſchickte aber ſogleich einen Courier an ihn ab und benachrichtigte ihn durch ein eigenhändig geſchriebenes Billet von den ſo eben im Staatsrath gegen ihn gefaßten Beſchlüſſen; zugleich theilte er ihm den ganzen Plan mit, wie man ihn durch Liſt vor die Stadt hinauslocken wolle, und legte endlich ein genaues Signalement von dem Manne bei, der verkleidet ſich dieſem Geſchäft unterziehen werde. Auf dieſe Art gewarnt und unterrichtet fiel es dem Chevalier d'Eon nicht ſchwer, der ihm geſtellten Falle zu entgehen, und den Plan des Staatsraths zu vereiteln. Ich weiß dieſe Thatſache mit allen angeführten Umſtänden von Mlle. d'Eon ſelbſt. Nach dem Tode Ludwigs XV. und nachdem ihr Geſchlecht verrathen war, kam ſie auf das Wort des Königs und auf ein eigenhändiges Schreiben von Ludwig XVI. nach Paris zurück. Dieſer junge Monarch hatte ihr Freiheit, Schutz und perſönliche Sicherheit nebſt einer jährlichen Penſion von 12000 Livres verſprochen, unter der Bedingung, daß ſie alle eigenhändigen Briefe von Ludwig XV. im Original treulich ausliefern und in Zukunft die Kleidung ihres Geſchlechts wieder tragen ſollte. An der letztern Bedingung wäre die Unterhandlung beinahe geſcheitert, allein Mlle. d'Eon mußte für ihre künftige Exiſtenz ſorgen, und es blieb ihr daher nichts übrig, als ſich zu unterwerfen Ich habe ſie nicht anders gekannt, als in weiblicher Kleidung; ſie konnte ſich aber an dieſe ihr ganzes Leben hindurch nicht mehr gewöhnen, ſondern ſah immer ſteif, gezwungen und ſogar unanſtändig darin aus. Man vergaß jedoch dieſen erſten widrigen Eindruck ſehr bald über ihre geiſtvollen witzigen Einfälle und über die launige Erzählung ihrer erlebten Abentheuer. Sie hatte die Erlaubniß erhalten, das Kreuz vom St. Ludwigsorden ferner zu tragen, das ſie im Militairdienſt als Dragoner-

Capitain verdient hatte; in Rückſicht ihres Geſchlechtes eine außerordentliche, höchſt auffallende Auszeichnung.

(Der Beſchluß folgt.)

Rede und Antwort.

Vielen unſerer Leſer iſt wohl ſchon bekannt, daß der Herr Archidiaconus Harms in Kiel 95 Sätze aufgeſtellt hat, die Zeit-Irrthümer in der Religion betreffend. Da dieſe Sätze, auf das Gelindeſte ausgedrückt, allerlei Seltſamkeiten enthalten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie Aufſehen und Widerſpruch erregen mußten. Unter dem Nahmen Euſebius Wahrlieb hat nun vor kurzem ein Nichttheologe (wie er wenigſtens ſelbſt vorgiebt) 95 Gegenſätze drucken laſſen. Einige Proben aus beiden werden hinreichen, den Geiſt, ſowohl der Sätze als der Gegenſätze kennen zu lernen:

Siebenter Satz: Wären die Menſchen in ihrem Handeln auf dem richtigen Wege, ſo könnte man ſagen: in der Lehre gehet rückwärts, und im Leben gehet vorwärts, dann kommt ihr zum wahren Chriſtenthume.

Antwort. Wären die Menſchen in ihrem Handeln auf dem richtigen Wege, ſo könnte man nur zu ihnen ſagen: Fahret fort! und ſie würden ohne Luthers und Harms 95 Sätze zum wahren Chriſtenthum kommen.

21) Die Vergebung der Sünden koſtete doch Geld im 16ten Jahrhundert, im 19ten hat man ſie ganz umſonſt, denn man bedient ſich ſelbſt damit.

Antwort. So wie leeres Wortgetön, ſo muß auch unedler Witz vom wahren Gottesgelehrten fern ſeyn. Heißt: Geld für Ablaß geben, nicht ebenfalls: ſich ſelbſt mit Vergebung der Sünde bedienen? Alle bedienen ſich alſo ſelbſt damit, die ihrer je gewiß zu ſeyn glauben, ſie mögen Heiden, Chriſten, oder Lutheraner heißen.

22) Die damalige Zeit ſtand höher wie die jetzige, weit näher bei Gott.

Antwort. Es iſt Irrthum zu ſagen, daß eine Zeit näher bei Gott geſtanden als die andere. Wer Gott ſucht, findet ihn in jeglicher Zeit, er iſt nicht fern von einem Jeglichen unter uns Menſchen. Apoſtelgeſch. 17, 27.

24) „Zwei Ort, o Menſch, haſt du vor dir!" heißt es im alten Geſangbuch. In neuern Zeiten hat man den Teufel todtgeſchlagen, und die Hölle zugedämmt.

Antwort. Den Teufel todtſchlagen, und die Hölle zudämmen, iſt Studentenwitz.

26) Zittern und beben muß man, wenn man bedenkt wie Gottlos, d. h. ohne Gott und deſſen Furcht die Menſchen jetzt ſind.

Antwort. Zittern und beben muß man — nicht darüber, daß ſo viele Gottloſe in der Welt ſind; denn das weiß man ſchon ſeit ein paar tauſend Jahren, (1 Buch Moſes 6, 5.) ſondern darüber, daß die alltäglichſten Gedanken ohne alle Veranlaſſung oft als neu aufgeſtellt werden, und daß der Witz und die Phantaſie, womit der Herr Archidiakonus die ſogenannte neue Lehre zu verunglimpfen trachtet, ſicherlich mehr Schaden ſtiftet, als Vernunft und Gewiſſen.

35) Ob du die rechte oder die linke Hand brauchſt, das iſt einerlei, aber den Fuß anſtatt der Hand, oder das Ohr ſtatt des Auges, das iſt nicht einerlei, und eben ſo wenig einerlei iſt es, mit welcher Geiſteskraft du Religion vornehmeſt.

Antwort. Religion ſoll gar nicht mit irgend einer einzelnen Geiſteskraft im Menſchen vorgenommen werden Sie entwickelt ſich in ihm als die edelſte Anlage, als das Reſultat, und die Blüthe jeder Fähigkeit. Wer es anders lehrt, kennt ſie nicht. Der Gefühlsſchwärmer iſt eben ſo gut auf dem unrechten Wege als der Vernunftſchwärmer.

69) Die Parole der Irrlehre iſt Joh. 4, 24.: Gott iſt ein Geiſt, und alle die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Sie gebehrden ſich damit, als hätten ſie die ganze Chriſtliche Kirche, ja Chriſtum ſelbſt gefangen in ſeiner Rede.

Antwort. „Mit der Parole fängt man doch nicht den Feldherrn, und ſein Heer! alſo auch nicht mit Joh 4, 24. Chriſtum und ſeine Kirche! Es kann freilich der Gemütheinſeitigkeit kein ſchlimmerer Satz entgegengeſtellt werden, als die Worte, welche der Herr dem ſamaritaniſchen Weibe antwortete, das ihn fragte, ob man Gott nach dem ſamaritaniſchen oder nach dem jüdiſchen Symbolum verehren müſſe?

71) Die Vernunft geht raſen in der lutheriſchen Kirche, reißt Chriſtum vom Altar, ſchmeißt Gottes Wort von der Kanzel, wirft Koth ins Taufwaſſer, miſcht allerley Leute beim Gevatterſtand, wiſcht die Anſchrift des Beichtſtuhls weg, ziſcht die Prieſter hinaus, und alles Volk ihnen nach, und hat das ſchon ſo lange gethan. Noch bindet man ſie nicht! das ſoll vielmehr ächt lutheriſch und nicht carlſtadtiſch ſeyn!

Antwort. Wer iſt geneigter zum Raſen, die im Reich des Intellectuellen lebende und herrſchende Vernunft? oder der mit Gefühlen und ihren Walſungen ſpielende Myſticismus? Wer hat carlſtadtiſirt? die Philoſophen oder die Offenbarungsgläubigen? Daß der Herr Archidiakonus nicht über ſeine eigene Sippſchaft den Stab breche! — u. ſ. w.

(Wir haben keinen Beruf uns in dieſen Streit zu miſchen; aber ſo viel dürfen wir auch als Laye behaupten: das dem Herrn Archidiaconus Harms bei Aufſtellung ſeiner 95 Sätze offenbar darum zu thun war, nicht allein etwas beſonderes zu ſagen, ſondern auch es auf eine ganz beſondere Weiſe zu ſagen; und beides nimmt nicht zum Vortheil der Wahrheit ein)

Für Manche.

Es geſchieht nicht ſelten, daß wir, wegen dieſes oder jenes Tadels, den wir ausgeſprochen, in Briefen zur Rede geſtellt werden, bisweilen von genannten, bisweilen auch von ungenannten Verfaſſern. Wir bitten dieſe Herren, Ein für Allemal, doch gütigſt zu erwägen, daß wenn wir tadeln, ſolches ja nicht aus Leidenſchaft geſchieht, ſondern weil uns das Getadelte eben tadelnswerth vorkam. Ohne Zweifel können wir oft ſehr unrecht haben, allein wir geben ja auch unſere Meinung für nichts weiter aus, als für die Meinung eines einzelnen Mannes, welcher ein Jeder nach Belieben vertrauen oder mißtrauen mag, nur müſſe Niemand glauben, daß, in Sachen des Geſchmacks, ein Brief — wäre er auch noch ſo höflich oder grob — uns eine andere Anſicht aufdringen könnte. Wir müſſen daher recht ſehr wünſchen, daß in ſolchen Angelegenheiten künftig nicht an uns geſchrieben werde. Wer uns widerlegen, oder nach Befinden auch herunter machen will, der thue ſolches in einem von den vielen Tageblättern, die dergleichen recht gern aufnehmen; und gnügen ihm gewöhnliche literariſche Pfeile nicht, ſo darf er nur dem Herrn Hennike in Gotha ein gutes Wort (das heißt, einige Groſchen) geben, wofür in den allgemeinen Anzeiger auch die gröbſten Injurien eingerückt werden; ja es wird ſogar nicht viel Mühe koſten, den Herrn Profeſſor Oken in Jena zu bewegen, daß er eine neue Arabeske auf uns in Holz ſchneiden läßt. Gegen alles das haben wir nichts einzuwenden, nur verſchone man uns mit Briefen, die wir doch nie beantworten werden.

Noch auffallender iſt es uns geweſen, daß man ſogar ſchon einigemal uns über Artikel zur Rede geſtellt hat, die wir aus irgend einer Literatur-Zeitung abgeſchrieben und ſolches auch ganz ehrlich angezeigt hatten. Da hätten wir nun in unſerer Einfalt geglaubt, man würde beſſer gethan haben, ſich an die genannte Literaturzeitung zu halten; aber es ſcheint faſt, man ſey der Meinung, daß mit uns leichter anzubinden ſey. Das kommt uns wunderlich vor. So hat noch vor kurzem ein patriotiſcher Däne uns hart angelaſſen wegen einer in No. 16 mitgetheilten Bemerkung aus der halliſchen Literatur-Zeitung, wo es heißt: „daß die Verfolgungen der Juden um nichts ſchlimmer wären, als die der Franken in der Türkei und der Deutſchen in Dänemark, überhaupt als alle Mißhandlungen, welche Fremde erfahren, wenn ſie den Völkern läſtig werden.“ Da haben wir nun zum Unglück dieſe Bemerkung richtig genannt — (nemlich daß Fremde, die den Völkern läſtig werden, Verfolgungen erdulden müſſen) — Der Briefſteller macht uns aber verantwortlich nicht bloß für dieſen Satz, ſondern auch für die Beiſpiele. Dagegen müſſen wir proteſtiren, damit nicht etwa nächſtens auch ein Türke uns einen drohenden Brief ſchreibe. Wir ſind ſelbſt nie in Dänemark geweſen, erinnern uns auch nicht, von Verfolgungen der Deutſchen daſelbſt gehört zu haben, und deshalb hätten wir füglich in der angezogenen Stelle hinter das Wort Dänemark ein eingeklammertes Fragzeichen (?) ſetzen ſollen. Daß dieſes Fragzeichen nicht dort ſteht, erklären wir hiermit für einen Denkfehler; das iſt aber auch alles, was man uns verſtändigerweiſe zumuthen kann, und ſomit haben wir nichts weiter mit der Sache zu thun, ſondern müſſen den Patrioten lediglich an den Herrn Hofrath Schütz in Halle verweiſen, an den er ſich eigentlich gleich hätte wenden ſollen, da der bloße Abſchreiber einer etwa irrigen Behauptung nicht in ſolidum haften kann. —

Wir nehmen dieſe Gelegenheit wahr, um noch einen Irrthum zur Sprache zu bringen, in welchem manche Verleger und, wie es ſcheint, auch manche Schriftſteller ſchweben. Es werden uns nemlich ſehr oft neu herausgekommene Schriften zugeſandt, mit der Bitte, ſie in unſern Blattern anzuzeigen; was wir auch recht gern thun und thun müſſen, da es eine Pflicht iſt, die wir dem Publikum zu leiſten haben. Iſt nun die Meinung der Herren Zuſender keine andere als die, uns früher mit der Schrift bekannt zu machen, als ſonſt vielleicht geſchehen ſeyn würde, ſo erkennen wir ſolches mit Dank; ſollten ſie aber die Vermuthung hegen, daß eine höfliche Zuſendung uns veranlaſſen werde, zu loben, was wir außerdem etwa nicht gelobt haben würden; ſo müſſen wir verſichern, daß ſie ſich irren, denn wir werden nie etwas anders von einem Buche ſagen, als was wir wirklich denken und fühlen; damit unſere

Leſer, wenn ſie auch mit unſerer Anzeige nicht einverſtanden ſind, doch wenigſtens wiſſen, daß wir uns nicht dafür bezahlen laſſen.

Kleine literariſche Notizen.

Der Januarheft dieſes Jahres von den Miſcellen aus der neueſten ausländiſchen Literatur erzählt aus der Reiſebeſchreibung eines Miſſionairs, daß die hübſchen Mädchen der Marquesas-Inſeln, nachdem ſie lange um das Schiff herumgeſchwommen und endlich die Erlaubniß erhielten, an Bord zu kommen, ſämmtlich nackend erſchienen, bis auf einen Schurz von Palmblättern, der allenfalls auch hingereicht hätte, der Schamhaftigkeit einer Wilden zu genügen, wenn nicht boshafte Ziegen an Bord geweſen wären, die auch vielleicht lange nichts grünes gefreſſen hatten, und die nun die armen Mädchen unverſchämt berupften.

Eben daſelbſt laſen wir die ſehr auffallende, aber gar nicht unwahrſcheinliche Erzählung, daß ein Kaufmann in den Wüſten der Tatarei nicht nur den Namen Buonaparte ausſprechen hörte, ſondern auch eine Biographie dieſes Tyrannen in arabiſcher Sprache ſah, die eine Menge Lügen und Uebertreibungen enthielt und mit deſſen Vermählung im Jahre 1810 ſchloß. Dieſe Biographie war in Paris gedruckt und von da nach Alep geſchickt worden, um ſie im Orient zu verbreiten; ſchwerlich blos in der Abſicht, um den Ruhm des Helden fortzupflanzen, ſondern höchſt wahrſcheinlich, um eine weit ausſehende Unternehmung vorzubereiten. — Das muß man den Franzoſen laſſen, daß ſie nichts vernachläſſigen, raſch begreifen, was nützen kann, und eben ſo raſch ausführen. Wir ſind überzeugt, daß die meiſten deutſchen Miniſter den Plan, ein ſolches Buch zu ſchreiben, nur belächelt haben würden. —

In einer Leichenrede, die ein Herr General-Vicarius, Rath und Profeſſor Weſtlin zu Ellwangen, gehalten, rühmt der Verfaſſer von ſeinem Helden, einem geiſtlichen Rathe Wagner, daß, wenn derſelbe auch bisweilen auf Dornen ging, er ſich doch in froher Stimmung dadurch erhielt, daß er — pfiff. —

In einer andern Gedächtnißrede, die der Herr Schul-Inſpector Roſenbaum zu Memel gehalten, zeigt der Verfaſſer, wie von Adam bis auf den Gefangenen auf Helena ein beſtändiges Wogen im Reiche des Geiſtigen und Sittlichen geweſen ſey, ſo daß das hohe herrliche Himmelsbild, welches wir Menſchheit nennen, beinahe untergehen möchte, u. ſ. w. (Wenigſtens wird bei ſolchem preziöſen Bombaſt, die einfache Natur in der Memelſchen Schule gewiß untergehen) —

Einer rühmlichen Erwähnung verdient Jedidja, eine religiöſe, moraliſche und pädagogiſche Zeitſchrift von Heinemann (2ten Bandes 1. Heft), zunächſt zwar nur für die Juden beſtimmt — (es kommen auch hebräiſche Gedichte darin vor) — doch ſonſt noch vieles, allgemeiner Aufmerkſamkeit würdig, enthaltend. Vom Theater heißt es hier: „Kindern, die noch keine Leidenſchaft kennen, ſey es insgemein unſchädlich, aber im Alter der erwachenden Triebe unläugbar der Sittlichkeit nachtheilig.“ (Doch wohl nur nachdem die Wahl der Schauſpiele getroffen iſt?) — Vor der Einführung der Bell-Lancaſterſchen Unterrichtsmethode in Deutſchland wird gewarnt, und bei dieſer Gelegenheit ein Ausfall gegen die Engländer gethan, der eigentlich wohl nicht dahin gehört. „Ueberhaupt iſt nicht zu begreifen, woher das außerordentliche Zutrauen zu der Großmuth und Uneigennützigkeit der Engländer rührt? Haben wir nicht etwa die Summen, die ſie unſern verheerten Ländern, unſern verſtümmelten Kriegern, unſern verwaiſten Familien ſchickten, theuer genug erkaufen müſſen? gewann nicht ihr Handel dadurch am meiſten und unendlich mehr, als dieſe Summen betragen? verbreiten nicht die Engländer das Chriſtenthum in Afrika, um — ihren Handel auszudehnen?“ (ey! ey! woher weiß der Verfaſſer das?) — „Sollten ſie unſern Bibelgeſellſchaften ihre Pfunde Sterling ohne eigennützige Abſicht ſchicken? das glaube, wer da kann. Doch die Deutſchen ſind ja leichtgläubig genug: erwarten doch viele von den Franzoſen einen ewigen Frieden, warum ſollten ſie nicht von den Engländern Uneigennützigkeit erwarten?“ — (Wie kommt alles das in Betrachtungen über eine Unterrichtsmethode?) — Erfreulich ſind die Nachrichten von dem jüdiſchen Hoſpital in London, für Erziehung armer Jugend beiderlei Geſchlechts, für Bildung jüdiſcher Handwerker und für Verpflegung unbemittelter Greiſe. Es wurde im Jahre 1806 durch einen edlen Menſchenfreund, Abraham Goldſmid, geſtiftet, und der Fond, zu welchem auch Chriſten, und zwar weit über ein Drittel, beigetragen hatten, betrug 1817 bereits mehr als 40000 Pfund Sterling (250000 Thaler). Die Idee, durch eine ſolche Erziehung ſowohl Knaben als Mädchen vor dem ſittenverderbenden Kleinhandel zu bewahren, iſt vortrefflich, und mit Recht ſagt der Berichterſtatter: „wären ſolche Anſtalten früher unter uns entſtanden, ſo wären die Zungen ſchadenfroher Ankläger längſt zum Schweigen gebracht worden.“ (Warum denn aber ſchadenfroh? Wenn jene Anſtalten nothwendig ſind, um gewiſſe Anklagen zu entkräften — woran ſich nicht zweifeln läßt — ſo hatten ja bisher die Ankläger Recht?) —

Die Turnkunſt wird hier gelobt. „Sie ſoll die Menſchen nicht unbändig machen, ſondern ſie ſoll ſie bändigen;“ (bisher hat ſie das Gegentheil gethan); „ſie ſoll nicht den Hals brechen, ſondern lehren wie man das Halsbrechen vermeidet. (Aus gleicher Urſach ſollte auch Jedermann Medicin ſtudiren, um zu lernen wie man das Krankwerden vermeidet. Es iſt doch zu wetten, daß unter tauſend Turnern eher Einer den Hals bricht, als unter tauſend Menſchen von jeder andern Claſſe, die nie geturnt hat.) „Sie ſoll nicht den Körper ſiech machen, ſondern dem immer mehr überhand nehmenden Siechthum ſteuern.“ (Es iſt nicht wahr, daß das Siechthum immer mehr überhand nähme. Es erkranken und ſterben jetzt nicht mehr und nicht weniger Menſchen als vormals. — Die Wirkung der Schutzpocken etwa ausgenommen.)

Zuletzt geſteht der Recenſent ſich ſelbſt, daß er in ſeiner Jugend ſchon alle Turnübungen gemacht hat, ohne zu wiſſen, welche edle Kunſt er treibt. Richtig! ſo iſt es uns Allen ergangen und eben darum ſind die Turnſchulen ganz überflüſſig, zumal da ſie den Nachtheil haben, daß die Turnſchüler gar zu gut wiſſen, welche edle Kunſt ſie treiben.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 24. 1818.

Die chriſtlichen Helden oder die Märtyrer des Prieſterthums.

Ein verſtorbener Abbé Dubois hat unter obigem Titel ein Werk nachgelaſſen, welches die erhabenſten und rührendſten Beiſpiele chriſtlichen Heldenmuthes, beſonders aus den erſten Zeiten der franzöſiſchen Revolution, enthält. Man wird ſich erinnern, daß alle die Geiſtlichen, welche Mitglieder der Nationalverſammlung waren, einen Eid ablegen ſollten, die neue bürgerliche Conſtitution der Geiſtlichkeit aufrecht zu erhalten; mit andern Worten (wenigſtens ihrer Ueberzeugung nach) den eigentlichen Grundſätzen der katholiſchen Religion zu entſagen. Der zu dieſer Feyerlichkeit anberaumte Tag erſchien. Eine Horde von gemietheten Schurken umgab den Saal und deſſen Zugänge und ſchrie, ſo wie die Geiſtlichen an ihr vorüber gingen: An die Laterne alle Biſchöfe und Prieſter, die nicht ſchwören wollen! — Der Biſchof von Agen, Herr von Bonac, iſt der Erſte, den der Präſident zum Schwur auffordert. „Meine Herren,“ antwortet Bonac, „gern „will ich Alles opfern, nur nicht Ihre Hochachtung und meinen Glauben; beide würde ich unfehlbar einbüßen, wenn ich den Schwur ablegte.“ Der zweite und dritte ſprachen in gleichem Sinne. Schon fing man an zu bereuen, daß man der Geiſtlichkeit Veranlaſſung gegeben, einen ſo öffentlichen, glänzenden Beweis ihrer Glaubenstreue abzulegen; ſchon wollte man den Aufruf jedes Einzelnen nicht mehr geſtatten, als der Biſchof von Poitiers, gleichſam fürchtend, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu verlieren, trotz ſeines hohen Alters haſtig zum Rednerſtuhl eilte, und ſprach: „Ich bin „70 Jahr alt, ſeit 35 Jahren Biſchof, ich werde „meine weißen Haare durch ſolchen Schwur nicht „beſudeln.“ Und während dieſer muthigen Erklärungen ſcholl es immer von draußen herein: An die Laterne! an die Laterne! — Nun wurde beſchloſſen, alle Prieſter, die den Schwur noch nicht geleiſtet, ſollten aufſtehen und vortreten, um ihn abzulegen. Keiner ſtand auf, keiner trat vor. Ja, mehrere von denen, die ſchon geſchworen hatten, wurden ergriffen von dem hochherzigen Beiſpiel ihrer Mitbrüder, traten vor und widerriefen laut. Alle verließen den Saal, und kaum konnten zahlreiche Wachen ſie vor der Wuth des Pöbels ſchützen. Alle wurden durch ein Decret aus dem Reiche verbannt. Als ſie aber, um Koſten zu erſparen, in kleinen Geſellſchaften von 4 und 6 Perſonen die Reiſe wirklich antraten, wurden ihre Wagen an den Barrieren angehalten, ſie zurück auf das Stadthaus und von da in die Abtey (ein Gefängniß) geführt, begleitet von zahlloſem Pöbel, der ihnen zurief: man werde ſie die Carmagnole tanzen lehren.

Drei Wagen kamen ſo bis an die Pforte der Abtey. Die Prieſter, die in den erſten beiden ſaßen, ließ man ausſteigen und hineingehen; allein der Erſte, der den dritten Wagen verließ, wurde ſogleich maſſacrirt, und nun begann die Metzelei. Die Mörder drangen in die Abtey und mordeten mehr als 20 Prieſter. Niemand bekümmerte ſich darum. Von da ſtrömten die Henker zu den Karmelitern, wo noch weit mehrere Geiſtliche eingeſperrt ihren Tod erwarteten, unter ihnen der Erzbiſchof von Arles, Dulau, einer der würdigſten franzöſiſchen Prälaten. Oft rieth man ihm, durch ſeine Freunde Befreiung zu ſuchen, oder wenigſtens ſeine täglich zunehmende Leibesſchwachheit geltend zu machen: „Nein nein“ antwortete er, „ich befinde mich hier in zu guter Geſellſchaft.“ Der Greis hatte nicht einmal ein Bett. Ein ſchlechter hölzerner Stuhl war ſein Bett und zugleich ſein erzbiſchöflicher Thron, von welchem herab er mit ſchwacher Stimme das ſtarke Wort Gottes in die Herzen flößte. Vergebens neckten und beſchimpften ihn die rohen Wächter, ſeinen Gleichmuth ſtörte nichts. „Du wirſt dich gut ausnehmen unter der Guillotine“ ſprach der Eine. „Monseigneur!“ ſagte ein Anderer ſpöttiſch: „Morgen wird man Ew. Herrlichkeit hinrichten,“ und dabei blies er ihm eine Tabakswolke nach der andern ins Geſicht. — Noch zwei andere Biſchöfe, von Beauvais und von Saintes, waren mit an der Spitze dieſer bedrängten Heerde. Dem letztern wurde die Freiheit angeboten, er wollte ſich aber nicht von ſeinem Bruder trennen.

Zahlreich genug war die Wache, um die Gefangenen gegen einen Haufen von 30 Mördern zu ſchützen, aber ſie wollte nicht. Schon ſahen die Unglücklichen, die alle beiſammen in der Kirche waren, Säbel und Piken an den Fenſtergittern, und hörten das Geſchrei: „Calotins! (Prieſterkäppchen) Eure letzte Stunde iſt da! Ihr werdet die Carmagnole tanzen!“ — Nach 3 Uhr trieb man ſie alle aus der Kirche in den Garten, 185 an der Zahl. Da vertheilten ſie ſich. 30 derſelben, worunter auch die Biſchöfe, flohen zu einer Kapelle oder Bethauſe, welches an dem einen Ende des Gartens ſich befand, dort knieten ſie nieder, beteten, umarmten einander und ſegneten ſich ein. Die Mörder waren unterdeſſen ohne Widerſtand der Wachen eingedrungen. Zehn derſelben ſchritten auf die Kapelle zu. Einer der Prieſter ging ihnen entgegen, doch eben als er ſie anreden wollte, ſtreckte eine Kugel ihn zu Boden. Das erſte vergoſſene Blut an dieſem Tage. Hierauf ſchrie der gräßliche Haufe: wo iſt der Erzbiſchof von Arles? — Hier bin ich, ſagte der Greis. — „Aha! biſt du es, der das Blut der Patrioten in Arles vergoſſen hat?“ —

„Meine Herren, ich habe nie Blut vergoſſen, auch in meinem Leben Niemanden etwas zu Leide gethan.“ — „Nun ſo will ich dir ein Leides thun!“ ſchrie der Mörder und haute den Greis mit dem Säbel über die Stirne. Er empfing den Streich, ohne ſich zu rühren. Da traf ein zweiter Hieb ſein Geſicht, das nun im Blute ſchwamm. Ein dritter ſtreckte ihn zu Boden. Er ſtützte ſich noch auf ſeine linke Hand, ohne eine Klage laut werden zu laſſen. Nun ſtieß ihm Einer der Unmenſchen die Pike mit ſolcher Gewalt in die Bruſt, daß das Eiſen darin blieb, ſtieg dann auf den zuckenden Leichnam, trat ihn mit Füßen, zog die Uhr aus deſſen Taſche und zeigte ſie den übrigen triumphirend. — Die beiden andern Biſchöfe ſammt den Geiſtlichen knieten am Altare, durch ein Gitter von den Mördern getrennt; allein dieſe ſchoſſen auf die Knieenden durch das ſehr nahe Gitter und tödteten ſo die meiſten, doch hatten ſie den Biſchof von Beauvais nicht getroffen, und dem Biſchof von Saintes nur ein Bein entzwei geſchoſſen, worauf ſie ſich im Garten zerſtreuten, um die dort herumirrenden Prieſter einzeln zu morden. Es war eine gräßliche Menſchenjagd. Man ſchoß ſie von den Bäumen und Mauern herunter; man zog ſie hinter den Geſträuchen hervor und ſchlachtete ſie. So ſtarben etwa 40. Einigen war es doch gelungen, über die Mauern in die Straße Caſſette oder in die Höfe der benachbarten Häuſer zu entſpringen. Als die Mörder das merkten, ſtellten ſie Wachen in die Straße, die mit Säbel und Piſtolen die ſpäter Entfliehenden auffingen.

Nachdem dieſes Blutbad etwa eine Viertelſtunde gewährt hatte, fand ſich ein Mann ein, der das ganze gräßliche Schauſpiel zu dirigiren ſchien. Er befahl, die noch lebenden Schlachtopfer Alle wieder in die Kirche zu treiben. Das geſchah mit flachen Säbelſtreichen. Den verwundeten Biſchof von Saintes trug man ſogar auf den Armen in die Kirche und legte ihn auf ein Bett. Es waren noch gegen 100 Geiſtliche übrig. Nun wurden ſie Paarweiſe wieder in den Garten geſchickt und, ſo wie ſie unten an die Treppe kamen, von den dort aufgeſtellten Henkersknechten niedergemetzelt. Alle gingen ſchweigend und betend, ſobald die Reihe ſie traf. Der Biſchof von Beauvais hatte den Altar umfaßt, aber als er aufgerufen wurde, erhob er ſich ſtill und ging zum Tode. Das Bett des verwundeten Biſchofs von Saintes hatten die Gensd'armen umgeben, ſo daß die Mörder ihn nicht gleich fanden; aber endlich wurden ſie ihn doch gewahr und riſſen ihn hervor. „Meine Herren“ rief er, „ich weigere mich ja nicht zu ſterben wie meine „Brüder, allein Sie ſehen, in welchem Zuſtande „ich bin, mein Bein iſt zerbrochen, ich bitte, geleiten Sie mich.“ Da faßten zwei der Henker ihn unter die Arme und ſchleppten ihn bis zu der letzten Stufe, wo auch er ſein Leben unter ihren Streichen endete. Bis 8 Uhr Abends hatte das Schlachten gewährt. Nun ſoffen die Mörder in der Kirche und tanzten die Carmagnole, bei welcher Gelegenheit noch ein unter einem Bette verſteckter Prieſter entdeckt, hervorgezogen und auch ſogleich ermordet wurde. Er war der Einzige, der in der Kirche ſelbſt den Tod empfing. —

Wir bekennen, daß wir ganz überzeugt ſind, daß ſchwerlich ein anderes europäiſches Volk durch eine Revolution ſo ganz *entmenſcht* worden wäre. Die Menſchlichkeit iſt doch ſonſt eine von moraliſchen Vorſchriften unabhängige Empfindung, die man nicht nach Gefallen abſchütteln kann, und die man nicht zu üben pflegt, um etwas Vorgeſchriebenes zu thun; bei den Franzoſen hingegen ſchien es ganz, als ob ſie bis dahin nur gezwungener und erlernter Weiſe civiliſirt geweſen wären, und mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, das läſtige Joch von ſich zu werfen; ſie glichen den Neu-Seeländern, die, wenn ſie auch eine Weile unter den Engländern Kleider getragen, doch bei der erſten Gelegenheit mit Begierde ſie wieder von ſich werfen, und nackend in ihre Wälder hinein jauchzen. Nicht hundert Franzoſen, nicht tauſend oder zehntauſend, ſondern, mit wenigen Ausnahmen, die ganze Nation, in ſo fern ſie mit handelnd war, hat ſich damals höchſt grauſam bewieſen und dadurch gezeigt, daß die Menſchlichkeit zwar eines ihrer Staatskleider war, aber nicht in ihrer Bruſt wohnte.

Hier noch ein gräßlicher Zug: Ein Geiſtlicher, der während der Metzeleien in einem Kerker ſchmachtete, und jeden Augenblick erwartete, vor das Blutgericht gerufen zu werden, fand in einem Winkel ſeines Kerkers einige alte Lumpen, die vermuthlich ein früherer Bewohner dieſer Gruft dort gelaſſen hatte. Er kam auf den Einfall, ſeine Prieſterkleidung gegen dieſe Lumpen zu vertauſchen, und ſo erſchien er vor dem Tribunal als ein armer Bettler, der, auf Befragen, warum man ihn eingeſperrt? antwortete: er wiſſe es nicht, man habe ihn beim Betteln ergriffen. Hierauf wurde er in Freiheit geſetzt, und eilte mit frohem Herzen nach ſeiner Wohnung. Nicht weit davon begegneten ihm zwei Nachbarn, alte liebe Freunde. In der Freude ſeines Herzens ſprang er ihnen an den Hals und flüſterte ihnen zu, daß und wie er ſich gerettet. „Aber uns wirſt du nicht entrinnen,“ ſagten die Ungeheuer ganz gelaſſen, ſtreckten ihn nieder und ermordeten ihn mitten in der Straße. — „Glaubſt du an die Hölle?“ fragten die Richter den Pfarrer von Amplepuy. „Wie könnte ich in „Eurer Gegenwart daran zweifeln?“ antwortete er, und in der That war ganz Frankreich damals eine Hölle. — „Glaubſt du an Gott?“ wurde ein anderer Geiſtlicher von den Blutmenſchen gefragt. Zitternd für ſein Leben verſetzte er: Sehr wenig. — „So ſtirb du Schurke!“ rief der Präſident, „und lerne ihn erkennen!“ — „Was hältſt „du von Chriſtus?“ fragte man einen dritten, der auch zu den wenigen gehörte, die den Muth des Glaubens nicht hatten. Stotternd antwortete er: er glaube, daß Chriſti Moral die Menſchen in Irrthum geführt habe. — „Stirb Elender!“ ſchrie man ihm zu, „Chriſtus die Menſchen irre führen! „Er, der Gleichheit predigte und der beſte Sans-„culott in ganz Judäa war?“ —

Völker-Geſchrei.

So nennt Hr. Alexander Crevel ein vor zwei Monaten in Paris erſchienenes Büchlein, weil er auch, wie ſo manche Andere unſerer heutigen Schriftſteller, der Meinung iſt, es ſchreien die Völker, wenn im Grunde Niemand ſchreit als Er. Auf dem Titelblatte kramt er aus, daß er bereits einen philoſophiſchen Verſuch über die große Kunſt, einen Staat zu regieren, geliefert, ferner eine politiſche Arzeneikunſt und eine Adreſſe an die Deputirten-Kammer über die geſetzgebende Gewalt, folglich hat er ſeinen Landsleuten die Ohren ſchon lange voll geſchrieen. Wir kennen jene Werke nicht, ſind auch nicht begierig, ſie kennen zu lernen, weil ſie wahrſcheinlich eben ſo viel leere Declamationen enthalten als dasjenige, welches vor uns liegt, Da heißt es unter andern: „der größere Theil des europäiſchen Volkes iſt in einem Zuſtande von Bedrängtheit und Elend, und ſteht auf keiner höhern Stufe als einige Völker in beiden Indien. Die Regierungen haben die Grundſätze der Civiliſation nicht entwickelt, ſondern ſetzen dieſer Entwickelung unaufhörlich Hinderniſſe entgegen.“ Und nun übernimmt Hr. Crevel großmüthig die Mühe, Alles zu entwickeln, was die Regierungen, nach ſeiner Meinung, unentwickelt laſſen; da giebt es eine Menge von hochtönenden Gemeinplätzen, mit welchen wir unſere Leſer verſchonen. Zur Unterhaltung aber heben wir folgende Anſichten aus:

„Das franzöſiſche Miniſterium hat ſich ſchwer vergangen, indem es die Kraft eines wahrhaften Nationalgeiſtes nicht verwandte, um den Einfluß der Fremden auf unſere äußern und innern Angelegenheiten zu verhüten. Ueberall, wohin man das Auge wendet, ſieht man den Feldherrn der alliirten Heere, der doch durchaus keinen diplomatiſchen Character hat, der nur in ſeinem Hauptquartier etwas iſt, hingegen in Paris nichts, gar nichts, weil England durch einen Geſandten repräſentirt wird, der aber ganz vergeſſen zu werden ſcheint.“ (Wenn doch Hr. Crevel ſich erinnern wollte, daß die franzöſiſchen Marſchälle in Deutſchland, ohne diplomatiſchen Character, auch außer ihren Hauptquartieren recht viel galten, weil ſie hunderttauſend Mann bei ſich hatten, und daß folglich, da Wellington in demſelben Falle ſich befindet, ſein Gelten außer dem Hauptquartiere ganz in der Ordnung iſt.) —

„Sind wir im Frieden? ſind wir im Kriege?“ fährt der Verfaſſer fort. „Wir ſollen Contribution bezahlen. So unrechtmäßig auch dieſe Schuld ſey, wir haben ſie anerkannt, wohlan ſo laßt uns zahlen.“ (Unrechtmäßig?! iſt es möglich, daß ein Menſch, der noch einen Funken rechtlichen Gefühls in ſeinem Buſen trägt, es unrechtmäßig nennen kann, wenn die ſo oft Geplünderten einen Theil des Raubes zurückfordern?) —

„Uebrigens ſind wir unabhängig, oder haben doch das Recht uns dafür geltend zu machen.“ (O ja, ſo lange Eure Unabhängigkeit nicht andere Völker abhängig machen will.) —

Nun zieht er mit Heftigkeit über den engliſchen Einfluß los: „die Miniſter ſagen, England habe es gewollt, und ich antworte den Miniſtern: Frankreich will es nicht. Die Franzoſen, immer noch Franzoſen, ſind bereit, die Engländer fort zu jagen. Sollen wir das verſchworene Europa fürchten? — England kann ſich kein Recht anmaßen, ohne, nach ſeiner Gewohnheit, (!) die Tractaten zu verletzen. Das vierte mit Großbrittanien vereinte Reich iſt Frankreich nicht und kann es nicht ſeyn; allenfalls deren Alliirte. Frankreich erkennt nur die Autorität ſeines Königs, beugt das Haupt nicht unter das Joch eines Proconſuls u. ſ. w. — Diejenige Nation, die ſo viel Waffenruhm erworben, iſt nicht gemacht, um in Demuth zu ſchmachten (languir humiliée) wenn ſie unglücklich iſt.“ — „Vom Tajo bis zur Weichſel, von der Wolga bis zur Themſe hört man überall das Geſchrey der Völker.“ (Wir verſichern Herrn Crevel, daß er ſich wenigſtens in Anſehung der Wolga irrt.) — „Wir ſind Zeugen ihrer Seufzer, Klagen und Thränen, die Menſchheit ſeufzt, die Vernunft entſetzt ſich, das Glück flieht, Unglück und Elend von ihren Trabanten umgeben, legen ſich in Garniſon.“ (Ein ſchreckliches Gemählde! und wie iſt all' dem Jammer vorzubeugen? das werden wir gleich hören.) „Nur in der Unabhängigkeit und in dem Wohlbefinden Frankreichs wird Europa ſein Glück, ſeine Sicherheit, ſein Heil finden. — Ihr Fürſten, es bleibt Euch eine heilige Pflicht zu erfüllen übrig, die durch das Bedürfniß Eurer Völker geboten wird. Zieht Eure Legionen von unſerm Grund und Boden zurück; befreyt uns vog auſſerordentlichen und unerlaubten Laſten! — wenn ihr das thut, ſo begreift nur erſt recht die große Wahrheit: Ihr thut nichts für Frankreich, ſondern alles nur für Eure eigenen Unterthanen.“ (Risum teneatis amici! das nämliche, Wort für Wort, hätten wir Deutſche zu den Franzoſen ſagen können, als ſie in allen unſern Feſtungen ſaßen und uns die Haut über die Ohren zogen; aber wenn wir es geſagt hätten, wie würden ſie uns ausgelacht haben.) — Zuletzt kann Herr Alexander Crevel das Drohen doch nicht laſſen. „Europa weiß, was ein Franzoſe gilt, und bey uns werden wir immer Franzoſen ſeyn. — Wenn gegen das Völker-Recht, Freunde uns feindlich behandeln — laßt uns nicht le reveil du peuple ſingen; (ein altes Jacobiner-Lied) aber man melde dies ſchreckliche Erwachen!“

(Es will uns ſcheinen, daß, ~~die Deutſchen ausgenommen~~, die Franzoſen für die Preßfreyheit am allerunreifſten ſind, wie unter andern das Beyſpiel des Herrn Crevel beweißt, der in einer Schrift, durch die er Gutes würken, die alliirten Mächte beſtechen will, ohne alle Noth gleichſam in einer Parentheſe den Engländern unter die Naſe ſagt, daß es ihre Gewohnheit ſey die Tractaten zu brechen. Nennt man das in Paris nicht Preßfrechheit?) —

Religiöſe Gegenſtände.

Der Herr Prediger Schläger in Lauterberg begehrt, in einer Abhandlung über die Betſtunden, daß man die Kinder zum Kirchengehen und zur Katechismus-Lehre zwingen, und, ſo oft ſie beydes verſäumen, die Eltern in eine Geldſtrafe verurtheilen ſoll; denn die Jugend wachſe jetzt irreligiös heran, im Winter ſey es ihr in der Kirche zu kalt, im Sommer gehe ſie Nachmittags ſpazieren; lerne auch die Melodien der Geſänge nicht, und man könne faſt ſchon am Geſange die Periode unterſcheiden, in welcher die Gemeindeglieder erzogen worden. Die Jugend könne man noch zwingen, man ſolle alſo die Zeit benutzen. Daß es nicht gut ſey, wenn aller Zwang aufhöre, dürfe nicht erſt bewieſen werden, denn die Folgen lägen bey den Proteſtanten vor aller Augen. (Wir glauben, der Grund des ſeltenen Kirchenbeſuchs liege blos in den höhern, ſo ſelten befriedigten Anfoderungen, die man jetzt an die Prediger macht. In Deutſchland iſt die Redner-Gabe nun einmal nicht heimiſch.) —

In einem Schreiben über die neue kirchliche Verfaſſung in den Königl. Preußiſchen Staaten (in Schuderoffs Jahrbüchern) wird bemerkt: daß unter Menſchen-Händen die beſte Sache verdorben werden könne, davon habe ein gewiſſer Herr Synodal-Director in Preuſſen ein niederſchlagendes Beyſpiel gegeben. Geſetzlich ſey der Zweck der Synoden ausgeſprochen: „Die Kirche ſolle durch dieſelben als ein Ganzes ſich darſtellen, als Eine Gemeinde des Herrn, die ſich, mittelſt ihrer Lehrer und Seelſorger, über ihre wichtigſten Angelegenheiten unter Leitung der Staatsbehörden berathe.“ Da habe aber ein Herr Synodal-Director erklärt, dieſer Zweck ſey zu gemein; man müſſe ſich auf einen höhern Standpunct erheben;

man müſſe, um die gelehrte Bildung fortzuſetzen, Ausarbeitungen in lateiniſcher Sprache liefern. — Dieſer Mann ſcheint freylich nicht zu wiſſen, was die Regierung mit ihrer Synodalordnung eigentlich will. Doch ſollen von 24 Pfarrern nur zwey gewagt haben, gegen jenen albernen Vorſchlag zu ſprechen. —

Ueber Eydesleiſtungen hat in demſelben Journal ein Pfarrer eine Erfahrung niedergelegt, die uns eben ſo rührend als erfreulich geſchienen hat. Zwey Bauern D. und M. hatten ohne Einwilligung der Guthsherrſchaft, Acker vertauſcht. D. ein beſſerer Wirth als M., erhielt ein ſehr verwildertes, vernachläſſigtes Grundſtück, welches er aber durch ſeinen Fleiß — indem er Graben zog, Steine verſenkte u. ſ. w. — ſo ſehr verbeſſerte, daß es, zu großem Aerger und Neid des trägen M., treffliche Erndten zu liefern anfing. Da verlangte M. den Acker zurück, und, weil der Tauſch ohne Einwilligung der Gutsherrſchaft geſchehen war, ſo wurde ihm derſelbe auch gerichtlich zugeſprochen; D. aber ſollte ſeine gemachten Verbeſſerungen angeben und dafür Entſchädigung erhalten. „Ich habe“ ſagte er, „wohl 50 Steine verſenkt, an 70 Vertiefungen mit Erde ausgefüllt und einen Graben ſo und ſo lang gezogen.“ Da hieß es: wie groß waren die Steine? welchen Umfang hatten die Vertiefungen? u. ſ. w, nur wenn D. die genaue Zahl der verſenkten Steine, die genaue Höhe und Breite eines jeden, und eben ſo genau die ausgefüllten Vertiefungen angeben und eydlich erhärten könne, ſollte er eine Entſchädigung von 40 Thalern empfangen. „Daß ich dieſe Summe wohl verdient habe“ ſagte D. „das weiß ich gewiß und „kann es beſchwören; aber jedes Fußes der Vertiefungen, jedes Zolles der Steine mich zu erinnern, „das vermag ich nicht; und wenn ich auch nur bei „einem Steine, einer Vertiefung mich irrte, ſo „würde ich falſch geſchworen haben. Alſo ſchwöre „ich lieber gar nicht, und laſſe die 40 Thaler fahren.“ (Braver Mann! ſchwerlich hat der Acker dem M. Segen gebracht. Der Richter hätte aber auch wohl die Sache anders ſtellen können.) — Mit großem Rechte rügt jener Pfarrer in demſelben Aufſatze, daß manche Juſtizbeamte die Wichtigkeit des Eydes ſelbſt herunterſetzen, indem ſie bei Leiſtung deſſelben (wie der Erzähler ſelbſt geſehen) nicht einmal den Hut abnehmen, nicht einmal die Tabackspfeife weglegen, ſondern fortdampfen und endlich, während der Eyd nachgeſprochen wird, die Pfeife ausklopfen. Ein älterer Prediger will bemerkt haben, daß beſonders ſeit dem Anfange des ſiebenjährigen Krieges die Klagen über den Meineid häufiger geworden, weil ſeit der Schlacht bey Lowoſitz der König von Preußen ſo viele tauſend gefangene Sachſen unter preußiſche Regimenter geſteckt habe, die den gewöhnlichen Soldaten-Eyd hätten leiſten müſſen und doch bey der erſten Gelegenheit davon gelaufen wären. —

Wir empfehlen drey und zwanzig Predigten über freygewählte Abſchnitte der heiligen Schrift, mit welchen der vortreffliche Dräſeke uns wiederum beſchenkt hat. Dieſer Redner ſteigt, eben ſo freundlich als gewaltig, in die Tiefen der Herzen hinab und zündet dort das milde Licht des Evangeliums an. —

Das Mildheimiſche Predigtbuch iſt nur, wie ſchon der Titel zeigt, für eine gewiſſe Claſſe von Leſern berechnet, der es auch wohl recht nützlich und heilſam ſeyn mag. Aeltere und neuere Geſchichte, Naturgeſchichte, Anecdoten und mehr dergleichen iſt in jede dieſer Predigten eingeſchachtelt. Aus der Einen kann man lernen, „was ſich „daraus ſchließen läßt, wenn es an einem Orte „viele Greiſe giebt?“ nemlich eine geſunde Lage, gutes Waſſer u. ſ. w.; aus der andern, warum Napoleon den Rheinbund geſtiftet hat? aus der dritten, wie treu der Hund iſt; aus der vierten, wie König Cröſus den Solon empfing; ja es wird ſogar am Sonntage Judica in einer Note erzählt, wer das Einſalzen der Heringe und das Klöppeln der Spitzen erfunden. Da nun überdieß die Grundſätze, die in dieſen Predigten vorgetragen werden, ſo chriſtlich als verſtändig ſind, ſo werden diejenigen unſerer Leſer, die ſelbſt Bauern haben oder ſich für Bauern intereſſiren, recht wohl thun, dieſem und jenem vernünftigen Hausvater das Buch als Poſtille zu ſchenken, damit er es an Winterabenden ſeiner Familie vorleſe. die, neben frommen Gedanken, auch manche nützliche Kenntniſſe daraus ſchöpfen wird. —

Franzöſiſcher Witz.

In Paris iſt vor einigen Wochen ein Wörterbuch für Weltleute (Dictionnaire des gens du monde) erſchienen, welches, der Angabe nach, einen jungen Eremiten zum Verfaſſer hat. Es macht Anſpruch auf Witz, aber es hat deſſen wenig aufzuweiſen. Wir wollen aus dem ganzen Buchſtaben A die pikanteſten Artikel ausheben, und dann unſere Leſer bitten, uns die übrigen 23 Buchſtaben zu erlaſſen. — Academie. Literariſches

Schlafgemach. — Alter. (age) Einziges Geheimniß, welches die Weiber bewahren. — Ahnen (aieux) Sich ſeiner Ahnen rühmen, heißt: Die Frucht in den Wurzeln ſuchen, die man nur auf den Zweigen finden ſoll. — Annalen. Sammlung von Thorheiten und Verbrechen. — Armeen. Maſſen von Menſchen, welche die Fürſten gegen einander loslaſſen; Menſchen die ſich morden ohne ſich zu kennen, zum Schutz Eines Menſchen, den ſie auch kaum kennen. — Wappen (armoiries) Pomphafte Anſchlagzettel (von einem oft ſehr mittelmäßigen Stücke) — Das iſt ungefähr das Beſte im Buchſtaben A, und wie manches davon iſt ſchon da geweſen. —

Schriften für die Jugend. Wir ließen vor Kurzem zum eigenen Hausgebrauch für Kinder ein Buch aus Paris kommen, welches den lockenden Titel führt: Schöne Beyſpiele kindlicher Liebe, brüderlicher Eintracht und der Ehrfurcht für das Alter, und welches bereits die vierte Auflage erlebt hat. Da es möglich wäre, daß noch mancher unſerer Leſer auf den Einfall käme, dieſe beaux exemples de pieté filiale zu verſchreiben, ſo wollen wir hiermit davor gewarnt haben; denn ſie ſind nicht nur ſchlecht erzählt, ſondern bringen auch mit unter den Kindern ganz falſche Anſichten bei. So wird es z. B. zweien Brüdern zu großem Verdienſt angerechnet, daß ſie, als die Flammen des Aetna ihre Wohnungen zerſtörten, nicht ihre Schätze, ſondern ihre alten Eltern retteten. Ey das war ja doch nur ihre verfluchte Schuldigkeit! was ſollen Kinder dabei lernen, wenn ihnen eine ſo ganz natürliche Handlung als etwas außerordentliches angeprieſen wird! — Daſſelbe gilt von ein paar griechiſchen Wettkämpfern, die ihren alten Vater aus dem Getümmel trugen. Oder welchen Eindruck ſollen Geſchichten wie folgende auf die Jugend machen: Darius, der König von Perſien, hatte einen ſeiner Höflinge, Intaphernes, einſperren laſſen, und war ſo ergrimmt gegen ihn, daß er befahl, nicht allein den Verbrecher ſondern auch deſſen ganze Familie hinzurichten. Da warf ſich die Gattin des Intaphernes auf des Palaſtes Schwelle nieder und flehte und weinte ſo lange, bis Darius, nach ſeiner Art erweicht, ihr aus Gnaden das Leben Eines Mannes aus ihrer Familie ſchenkte, und dieſen Einen ſollte ſie ſelbſt wählen. Ohne Zweifel glaubte der König, ſo wie wir, daß ſie ihren Gatten, oder doch wenigſtens eines ihrer Kinder wählen würde; allein ſie bat, nach einigem Beſinnen, um das Leben ihres Bruders; „denn, ſagte ſie, ich kann einen andern Mann und auch andere Kinder bekommen, aber keinen andern Bruder.“ — Und ſolche Geſchichten ſollen jungen Mädchen als nachahmungswerthe Beiſpiele dargeſtellt werden! — Hin und wieder findet man freylich auch Anecdoten, die ihren Platz verdienen, und wir rechnen dahin beſonders die beyden folgenden:

Ein junger Edelmann, Belcomble, wurde in die Militair-Schule zu Paris gebracht, dort aß er mehrere Tage in der Woche nichts als ein wenig Suppe und ein Stück trockenes Brod, wobey er blos Waſſer trank. Der Gouverneur des Hauſes, vermeinend, dieſe Enthaltſamkeit ſey Folge einer übertriebenen Frömmigkeit, verwieß ihm ſolches, und da der junge Menſch ſich nicht daran kehrte, ſo wurde es dem Adminiſtrator der Schule, Herrn Duverney, gemeldet, der ihn zu ſich rufen ließ, und endlich, durch die Drohung ihn wieder nach Hauſe zu ſchicken, folgendes Bekenntniß von ihm erzwang: „Ach mein Herr! in meines Vaters Hauſe hatte ich nur ſchwarzes Brod und wenig; hier eſſe ich gute Suppe und weißes Brod ſo viel ich will. Nun thut mir das ſo weh, daß ich noch mehr eſſen ſoll, da mein Vater und meine Mutter noch nicht einmal das haben, was ich eſſe.“ — Duverney, bis zu Thränen gerührt, fragte: ob ſein Vater denn nicht gedient habe? — Allerdings. — Und hat keine Penſion? — Nein, mein Herr, er hat darum geſucht, aber es fehlt ihm an Gelde ſein Geſuch fortzuſetzen. — Wenn das alles ſo wahr iſt, ſagte Duverney, ſo werde ich Ihrem Vater eine Penſion von 500 Livres verſchaffen, und ihm auch ſogleich die Hälfte zuſenden. — Der Knabe war außer ſich vor Freuden. — Vermuthlich, fuhr Duverney fort, hat Ihr Vater ſie karg mit Taſchengeld verſehen. Empfangen Sie dieſe drey Louisdors im Nahmen des Königs. — Ohne das Geld zu empfangen, erwiederte der Knabe: ſagten Sie nicht, Sie wollten meinem Vater ſogleich die halbe Penſion ſchicken? — Ja. — Ach! er wohnt ſo weit von hier! wie werden Sie das anfangen? — Das iſt meine Sorge. — Nun ſo legen Sie die drey Louisdors auch noch dazu, für meine jüngern Geſchwiſter, die viel koſten.

Die zweite Geſchichte ähnlicher Art rührt von einem wackern Geiſtlichen her, der ſie 1789 in das Wochenblatt der Stadt Rennes einrücken ließ. Drei arme Kinder meines Kirchſpiels, ſo erzählt der Pfarrer, kamen in voriger Woche zu mir, um ſich

Kleider anmeſſen zu laſſen, die ich ihnen verſprochen hatte. Sie waren von Froſt ganz erſtarrt. Ich ließ ſie um das Feuer nieder ſetzen und ihnen Brod und Fleiſch reichen. Die beyden Aelteſten verzehrten ihre Portionen ohne Komplimente und mit großem Appetite. Nur der jüngſte Knabe, erſt drei 1/2 Jahr alt, betrachtete ſein Fleiſch und Brod mit inniger Zufriedenheit, rührte aber beides nicht an. — Warum iſſeſt du nicht? fragte ich den Knaben. „Mutter iſt krank“ war ſeine Antwort, und ein Blick auf die Speiſe ſetzte hinzu: „ihr will ichs bringen.“ — Iß nur, ſagte ich, deiner Mutter werde ich auch Fleiſch und Brod ſchicken. — „Nun ſo will ich mein Brod eſſen, aber das Fleiſch bringe ich der Mutter, denn ſie iſt krank.“ Und dabei blieb es auch, ich mogte ihm zureden, ſo viel ich wollte. —

Wenn alle hier erzählten Geſchichten dieſen beiden glichen; ſo würde eine Ueberſetzung des Buches auch in Deutſchland vier Auflagen zu erleben verdienen.

Wir wollen noch daraus anführen, was vielleicht viele unſerer Leſer nicht wiſſen, daß der Vater der Tragödie, Aeſchylus, wegen einiger freien Scherze, die er ſich über die Myſterien der Ceres erlaubt hatte, vor dem Tempel dieſer Göttin geſteinigt werden ſollte, und daß auch bereits daſſelbe Publicum, welches ſeinen Schauſpielen ſo oft Beifall zugejauchzt hatte, verſammelt war, um ſich nun an dem Schauſpiele ſeines Todes zu ergötzen, als ſein Bruder, ein braver Krieger, Gnade für ihn erbat. (Uebrigens beweiſt dieſe Geſchichte, daß auch in dem freyen Griechenlande die Cenſur ſehr ſtreng war.)

Bemerkungen zu des Herrn von Haller Reſtauration der Staatswiſſenſchaft.

Nicht wir wollen dieſe Bemerkungen machen, denn ſie ſind bereits von dem verſtändigen Herausgeber des Journals für Deutſchland im Januarheft gemacht worden, und wir wollen hier bloß den Wunſch äußern, daß ſie auch geleſen werden mögen. Da heißt es unter andern: „Wie ein Volk ſich ordnet, kann im Allgemeinen als gleichgültig betrachtet werden, wofern es ſich nur ordnet und durch die Ordnung eine Geſellſchaft bildet. Die Mittel der Ordnung ſind zu allen Zeiten verſchieden geblieben, und werden es unſtreitig bleiben, ſo lange die Welt ſteht. Indeß war immer zweierlei erforderlich, um irgend eine Ordnung hervorzubringen; nämlich Geſetze und Macht. Dabei hat das Verhältniß, worin beide zu einander ſtanden, von jeher über die Regierungsform entſchieden. Wenn uns alſo Hr. v. Haller beweiſen möchte, daß die organiſchen Geſetze des Mittelalters die Prototypen aller organiſchen Geſetzgebung ſeyen, ſo iſt er von der Wahrheit nur allzuweit entfernt.“ — Sehr wahr! wenn aber der Herausgeber behauptet: „es gebe, ſtreng genommen, keinen natürlich-geſellſchaftlichen Zuſtand, ſondern nur einen künſtlich-bürgerlichen“ und „das ganze Daſeyn eines Fürſten ſey nicht das Product natürlicher, ſondern das Product künſtlicher Geſetze, die zwar von den Menſchen ſelbſt herrühren, aber aus der Beobachtung der natürlichen Geſetze und durch freie Unterordnung unter dieſelben entſtanden ſind;“ ſo möchte doch noch manches dagegen einzuwenden ſeyn. So wie jeder Menſch ſeinen eigenthümlichen Character hat und nur durch Anſichten und Grundſätze regiert wird, die aus dieſem Character ſich entwickelt haben, ſo auch jede Nation. Die Franzoſen zum Exempel können nie eine Republik formiren, wenn ſie auch wollten (wie ſie es denn eine Zeitlang wirklich gewollt haben), und das Daſeyn des Fürſten, unter dem ſie leben müſſen, iſt eben ſo gewiß ein Product natürlicher Geſetze, als das Daſeyn des Weiſels im Bienenſtocke. Als ſie die Republik erſchufen, da verſetzten ſie ſich aus dem, ihrem Character angemeſſenen, natürlich-geſellſchaftlichen Zuſtande in einen künſtlich-bürgerlichen, der nicht für ſie taugte. Darum hat uns immer geſchienen, kein Volk müſſe vom Andern ſeine Conſtitution entlehnen, und überhaupt müſſe, bei Einführung einer neuen Regierungsform, immer die erſte Frage ſeyn: welche iſt dem National-Character des Volks am angemeſſenſten? nicht aber: welche halten die Herren Magiſter, Doctoren und Profeſſoren für die beſte?) —

Von den Encyclopädiſten ſagt der Herausgeber: „nicht hervorgebracht, wohl aber angedeutet hätten ſie die franzöſiſche Revolution, und würden ſie ſogar abgewendet haben, wenn dies in ihrem Vermögen geſtanden hätte. Auf gleiche Weiſe hätten die Illuminaten, wie ſehr ſie auch verſchrieen worden, ſich um mehrere Staaten Deutſchlands, beſonders um Bayern, verdient gemacht.“ Er fügt hinzu: „Wie ſoll man wohl über einen Titanen, wie Luther war, urtheilen, wenn Zwerge, wie Voltaire und Weishaupt, der Verdammniß nicht entgehen können! und was war denn Wilhelm Tell anders als ein Revolutionair, in gleiche Klaſſe mit Luther, Voltaire und Weishaupt zu ſetzen?“ (Die Behauptung klingt verzweifelt paradox.) —

Ein treffendes Wort hat der Herausgeber am Schluſſe dieſes Heftes über die Concordate geſprochen, die er für einen Mißbrauch hält, den, ob er gleich ſeit Jahrhunderten beſteht, man verbannen ſollte.

Kleine literariſche Notizen.

In Paris ſind **Erinnerungen** (souvenirs) des Grafen Regnaud de St. Jean d' Angely in zwei Bänden herausgekommen. Wir hielten ſie für einen Beytrag zu der Regierungsgeſchichte Napoleons. Damit nun Niemand gleich uns getäuſcht werde, ſo zeigen wir an, daß hier nichts weiter zu finden iſt als ein ſehr ſchmutziger Roman. Blos in der Vorrede werden Nachrichten von dem einſt ſo ſtolzen Regnaud mitgetheilt, nämlich: daß er in Rennes Advocat geweſen, daß er wegen Entführung eines Mädchens nach Nantes flüchten müſſen und dort Gewürzkrämer geworden, dann Pamphletſchreiber in Paris; dann Ladendiener in einem Gewürzladen u. ſ. w. Wie viel von alle dem wahr iſt, mag der Himmel wiſſen. Die Entführung ausgenommen, würde das übrige ihm keine Schande machen, wenn er ſeine Talente nur ſonſt nicht gemißbraucht hätte.

In den **Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit** von **Zſchocke** behauptet ein ſächſiſcher Officier, der ſelbſt die Erfahrung gemacht haben will: daß nach den Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz die ſächſiſchen Kriegsgefangenen „in Preußen überall und beſonders in Berlin auf öffentlichen Straßen die roheſte Volkswuth erdulden müſſen; daß man ſie in ein Strafgefängniß eingeſperrt und ſchlecht geſpeiſt habe; ja daß auch die unglücklichen Verwundeten, trotz der tauſendfältig ausgeſchrienen hochherzigen Sorgſamkeit der Frauen-Vereine, nur wenige, unfreundliche und bittere Hilfe empfangen hätten. Auch auf dem weitern Marſche wären ſie beſchimpft, dem brutalen Uebermuth des Landſturms Preis gegeben, und in einer kleinen Pommerſchen Stadt nicht einmal Stroh zum Lager ihnen verwilligt worden." Erſt in Rußland habe ihr Schickſal ſich verbeſſert. Und nun fragt der Officier, der ſich B. unterzeichnet, ob nicht der Unmuth und die Erbitterung Vieler zu rechtfertigen ſey? — (Iſt aber auch alles das wahr? der Herausgeber dieſer Blätter war 1813 ſelbſt in Berlin, hat der Kriegsgefangenen Viele ankommen und abgehen geſehen, allein nie dergleichen beobachtet.) —

Der berüchtigte Nachdrucker **Mäken** in Reutlingen, im Königreich Würtemberg hat die **Stunden der Andacht** nachgedruckt, und dadurch den ehrlichen Buchhändler **Sauerländer** in Aarau in großen Schaden gebracht; denn um nicht alles zu verlieren, hat dieſer den zeitherigen Preis jenes ſehr guten und vielbeliebten Werkes in acht Bänden von 24 Gulden auf 12 herabgeſetzt; ja er verſpricht ſogar unbemittelten Familien den Ankauf noch mehr zu erleichtern. Wir hoffen und bitten, daß diejenigen unſerer Leſer, die das Buch ſich anſchaffen wollen, dem **Diebe** nicht das geſtohlene Gut abkaufen werden, um ſo mehr da ſie die rechtmäßige und beſſere Ausgabe wohlfeiler haben können.

Herr **Pius Brunquell** hat in einer **kurzen hiſtoriſch-dogmatiſch-practiſchen Abhandlung** den **Ablaß** der katholiſchen Kirche vertheidigt, und wenigſtens ſo viel zugegeben, daß er nur die Strafe, nicht die Schuld aufhebe, und auch jene nur nach verziehener Schuld, weshalb zuvor die Buße und ſo weiter unerläßlich ſey. Hätte Tetzel nichts Schlimmeres gelehrt, ſo würde nie der Ablaß-Kram die Deutſchen ſo empört haben. —

Der berühmte **Werner** (nicht der die Weihe der Kraft und Unkraft geſchrieben, ſondern der große Mineralog) hat ein **letztes Mineral-Syſtem** hinterlaſſen, deſſen Daſeyn wir blos anzeigen wollen. Für Damen erwähnen wir nur, daß es, nach Werners Erfahrung, zwei Gattungen von Granat giebt, eine **edle** und eine **gemeine**; er wünſchte, daß der erſten Gattung der uralte Name **Karfunkel** beigelegt würde; allein der Karfunkel des **edlen Werner** iſt durch den **gemeinen Werner** in üblen Ruf gekommen. —

Außer dem weißen und gelben Bernſtein giebt es in Sicilien noch eine neue braunſchwarze Art, welche die Verwandſchaft zwiſchen Bernſtein und Erdpech knüpft. —

Herr Criminalrath **Mosqua** hat über den **Wohllaut der deutſchen Sprache** geſchrieben, und meint, Wohllaut ſey nur da vorhanden, wo die Worte dem darzuſtellenden Begriffe entſprechen, oder wo die Sprachtöne dem durch ſie anzudeutenden Begriffe möglichſt richtig anpaſſen. Wenn das wahr wäre, ſo hätte ja das Gehör mit dem Wohllaut gar nichts zu ſchaffen? und das Wort **Donnerwetter** zum Beiſpiel müßte für wohllautend gelten.

Im erſten Hefte der **Zeiten** von dieſem Jahr warnt Hr. Profeſſor **Voß** vor Frankreich, erinnert, daß der alte Stolz der Bourbonen ungeſchwächt ſey, tadelt die Verminderung der Occupations-Armee, weil dadurch die **Abänderlichkeit** der mit Frankreich geſchloſſenen Tractaten factiſch zugeſtanden werden, und weil Frankreich, hierauf fußend, immer weiter gehen werde. Schon ſey die Erklärung des Königs, bey Eröffnung der National-Repräſentation, ganz in dem Geiſte, der ſich weder vor noch unter noch nach Bonaparte geändert oder verleugnet habe, und ſehr beachtungswerth ſey, daß man gerade jetzt, wo Frankreich klage, es ſey unfähig zu zahlen, was ihm obliegt, die Armee dermaßen reſtaurire, daß ein Mitglied der Pairs-Kammer erklärt habe, man könne in Kurzem 1½ Million ſtreitbare Männer aufſtellen, wenn es nöthig ſey. — Der Herr Profeſſor will, daß Oeſtreich und Preußen ſich eng vereinigen und eine, dieſer Vereinigung angemeſſene (?) **Einwürkung** auf die Bundesberathungen ſich reſerviren und üben ſollen. Würden die Glieder des Bundes das nicht freywillig zugeben, ſo laſſe ſich mit Gewißheit annehmen, daß eine Zeit kommen werde, wo es geſchehen **müſſe**, und dann würden Oeſtreich und Preußen, „durch das Gebot der Selbſterhaltung veranlaßt und berechtigt, eine Linie durch die Länder des deutſchen Bundes ziehen und ſo ein ganz neues Verhältniß begründen, wobey das Napoleoniſche Geſchenk der Souverainetät ſehr in Gefahr kommen würde, verlohren zu gehen. — Die Stimme, welche repräſentative Verfaſſungen fodere, werde für die Stimme der Völker gegeben und genommen, obwohl ſie eigentlich nur die Stimme einer politiſchen Parthey oder vielmehr Secte ſey. (Sehr wahr!) Eben ſo verhalte es ſich mit der Preßfreiheit. Wenn dieſe etwa durch den Bundestag eingeſchränkt werden ſollte, ſo habe man ſolches der publiciſtiſchen **Petulanz** zu verdanken. (Wiederum ſehr wahr!) —

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

Nr. 25. Dritte Auflage. Ir Band.

Die Ex-Nonne.

Es erſcheint jetzt in Paris ein *Zuſchauer*, (ſchlechter **als der** *Addiſonſche*, beſſer als der *Merkelſche*) von de la Croix, der ſeinem Titel noch den etwas ſeltſamen Zuſatz beifügt: *unter der königlichen und rechtmäßigen Regierung Ludwig XVIII.* Was der Verfaſſer damit ſagen will, darüber wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen, ſondern uns wie gewöhnlich auf eine Probe ſeines Werkes beſchränken.

Schreiben an den Zuſchauer.

Erbarmen Sie ſich mein Herr, und leiten Sie mich durch Ihren Rath. Ich bin in einer ſchrecklichen Lage: ich muß entweder den Zorn Gottes auf mich laden, oder theure Pflichten verletzen. Kaum hatte ich das Kloſtergelübde abgelegt, als jenes Decret, welches die Klöſter aufhob, mich und meine Gefährtinnen aus der heiligen Freiſtatt vertrieb. Meine Tante, die Aebtiſſin, überlebte dies Schickſal nicht lange. Ich war nun ganz verlaſſen, ich lebte von der Arbeit meiner Hände. Eine ehrwürdige Dame, die meine Eltern gekannt hatte, erbarmte ſich meiner, nahm mich als Geſellſchafterin ins Haus und, da ihre Augen ſehr ſchwach waren, ſo wurde ich ihre Vorleſerin. Sie hatte einen einzigen Sohn, der mich ablöſte, wenn es meiner Bruſt zu viel wurde. Die Bücher, die ich hier zum Erſtenmale las, *Clariſſe*, *Grandiſon*, *die neue Heloiſe*, ſchloſſen mir freilich eine ganz andere als meine bisherige Kloſterwelt auf, ließen aber doch, ſo lange ich ſelbſt las, nur leichte Eindrücke zurück; wie anders hingegen, wenn der Jüngling mir das Buch aus der Hand nahm und mit einem Feuer, einer Innigkeit fortfuhr, die mir oft das Blut zum Herzen und die Thränen in die Augen trieben. Indeſſen vergaß ich nie oder wollte doch wenigſtens nie vergeſſen, daß jeder Sterbliche mir fremd bleiben müſſe; daß kein Decret von meinem Gelübde mich entbinden könne, und daß ich noch immer eine Braut Chriſti ſey. Flieh aus dieſem Hauſe! flüſterte eine innere Stimme mir zu, als mein Herz ſchon nicht mehr ruhig war, „fürchte weder Armuth noch Niedrigkeit, rette deine Unſchuld, deine Seele!“ Nach manchem Kampfe war ich entſchloſſen, dieſer Stimme des Gewiſſens zu folgen, da fiel der Sohn meiner Wohlthäterin in eine ſchwere Krankheit, die ſeinem Leben drohte. Die Mutter war außer ſich. Jetzt das Haus zu verlaſſen, wäre undankbar geweſen; ich theilte der Mutter Sorgen, Kummer, Nachtwachen und Pflege. Er ſchien ſo gerührt, davon, er wiederholte mir ſo oft, daß er mir ſein Leben verdanke — ich ſchwieg und wagte nicht mich darüber zu freuen. Einſt, als ich ihm einen Löffel voll übelſchmeckender Arznei reichte und ihn bat, den Widerwillen, den er dagegen bezeigte, zu überwinden, ergriff er plötzlich meine Hand und ſprach: Gift wollt' ich trinken aus dieſer Hand. Ich wurde verwirrt — ich hatte mich über ihn gebeugt — er ſchlang die Arme um mich — ſeine Augen funkelten und ſeine bleiche Wange röthete ſich — ich ſank an ſein Herz. Er ſagte ſeiner Mutter, daß ſeine Geneſung von ihrer Einwilligung zu unſerer Verbindung abhinge; ſie willigte ein und ich wurde die glücklichſte Gattin. Die zärtlichſte Liebe führte uns durch die Stürme der Revolution, und nur um ein Pfand dieſer Liebe flehten wir vergebens; es war als verſage der Himmel der meineidigen Nonne ſeinen Segen. Als mein Gebet ſo lange fruchtlos blieb, wählte ich einen frommen Mann zu meinem Beichtvater — ach er wiederholte mir täglich, daß mein Leben nur eine Kette von gebrochenen Schwüren ſey. Er beſteht darauf, ich ſoll von meinem Gatten mich trennen, um meiner, ja um *ſeiner* Seligkeit willen. Lange habe ich um Kraft gerungen, den geliebten 20jährigen Gefährten meines Lebens auf Trennung vorzubereiten. „So lange ſchon,“ ſprach ich zu ihm, „ſind wir hienieden glücklich, iſt es nicht Zeit, an unſer ewiges Glück zu denken?“ — lächelnd antwortete er mir: Erhebe dich zum Himmel, mein frommes Weibchen, ich werde verſuchen, dir zu folgen. — „Soll ich der Aufnahme dort würdig ſeyn“ ſtammelte ich mit niedergeſchlagenen Augen, „ſo muß ich Aufhören dir zu ſeyn was ich bin.“ — Mein Kind, ſagte er ſcherzend, um dieſen ſchönen Vorſatz auszuführen, wirſt du ſo gütig ſeyn zu warten, bis man wieder Mönchsklöſter baut; dann geht Heloiſe in das eine Kloſter und der arme Abälard in das andere und ſchreibt bittere Briefe an die entlaufene Gefährtin. Ernſthaft fuhr er fort: ſey vernünftig! es ſcheint, dein alter Beichtvater iſt furchtbarer für mich, als ein junger

Verführer. Nein, rief er aus, indem er mich in ſeine Arme drückte: keine menſchliche Gewalt ſoll mir ein Gut entreißen, das ich rechtmäßig beſitze. Ermorden würd' ich den, der es wagte! — Mit dieſen Worten ſetzte er mich ſanft auf einen Seſſel und ging.

Nun kennen Sie meinen Kummer, meine Angſt. Rathen Sie mir! geben Sie, wenn Sie können, mir die verlorne Ruhe wieder.

Antwort.

Ihr Vergehen iſt vielleicht nur eingebildet; hüten Sie ſich vor einem wirklichen. Sie gehören nicht mehr ſich, ſondern dem Manne, dem Sie Liebe geſchworen und der um Ihretwillen dem Rechte entſagt hat, eine andere Gefährtin zu wählen. Nur der Tod kann Sie ſcheiden! Wollen Sie ihn lebend zum Wittwer machen? Sollte Gott ein ungetreues Weib einer treuen Gattin vorziehen? Vielleicht wäre es erhabener geweſen, dem Stande nicht zu entſagen, den Sie gewählt hatten; aber man kann rein bleiben, wenn man auch aufhört eine Jungfrau zu ſeyn, und nur dieſe Reinheit fordert der Himmel. Iſt der ein Mann Gottes, der einen neuen Meineid von Ihnen begehrt? kann man ein Vergehen durch ein Verbrechen wieder gut machen und darf man den der Verzweiflung Preis geben, deſſen Kummer wie ſein Glück man zu theilen gelobte?

Notizen zur Geſundheitskunde.

Im Septemberheft des Journals für practiſche Heilkunde wird, als ein treffliches, noch zu wenig bekanntes Mittel gegen das Blutſpeyen das Kochſalz empfohlen. Es erregt zwar Brennen und Schmerzen im Halſe und Magen, allein es ſoll in den verzweifeltſten Fällen außerordentlich hülfreich ſeyn. —

In demſelben Hefte wird die auffallende Erfahrung bekannt gemacht, daß ein ſtarkes Kind von 2 bis 3 Jahren plötzlich an den Extremitäten gelähmt wurde, und eben ſo plötzlich mit dem linken Auge ſtark ſchielte, wobei das ganze Geſicht entſtellt war. Die deſperate Mutter hatte anfangs die Nachläſſigkeit der Wärterin in Verdacht; allein, nach gebrauchten Mitteln, gingen 13 Spulwürmer und noch ein ganzer, ineinander gerollter Klumpen dergleichen ab, und wie durch Zauberei, hörten Lähmung und Schielen auf. Das möge mancher ängſtlichen Mutter zum Troſt gereichen, wenn bisweilen gefährlich ſcheinende, unerklärliche Zufälle ein Kind betreffen. Die Würmer können, gleichwie der Zeitgeiſt, an allem Schuld ſeyn. —

Zufolge des Hamburger Magazins für die ausländiſche Literatur der Heilkunde ſoll ſeit kurzem der Fall oft vorkommen, daß Perſonen, die die Kuhpocken gehabt hatten, dennoch die Blattern, wiewohl ſehr gelinde bekamen. Das ſoll aber nur dann geſchehen, wenn das Kuhpocken-Gift den Körper nicht ganz durchdrungen hatte. Darum wird als Probe empfohlen, daß man am fünften Tage mit Materie aus der ſich erhebenden Kuhblatter, zwei Zoll darunter noch einmal impfe. Entſteht dennoch ein Bläschen (wenn auch kleiner als die andern) welches dieſelben Stadien der Krankheit, aber ſchneller, durchläuft, ſo ſoll man ſicher ſeyn. —

In demſelben Magazin wird eine kurioſe Geſchichte aus Liverpool erzählt, wo eine 17 jährige Blinde (ohne Magnetiſirt zu ſeyn) mit den Fingern ſieht und lieſt. Wenn ſie auf die Straße gucken will, ſo legt ſie nur die Finger an das Fenſterglas und beſchreibt dann richtig die Vorübergehenden. Auch mit den Lippen kann ſie ſehn, denn wenn ſie Blumenblätter zwiſchen den Lippen hält, ſo weiß ſie gleich von welcher Farbe ſie ſind. (wir ſind der Meinung, daß der Menſch zum Sehen nur die Augen hat; daß Magen oder Finger eben ſo wenig ſehen können, als der Leuchter oder die Lichtſcheere zu leuchten vermag, und daß das Mädchen in Liverpool ihre Aerzte für den Narren hält, ſowie ſolches in Deutſchland oft genug geſchieht.) —

In einem Werke über den Wahnſinn, von einem Strasburger Profeſſor Foderè, finden wir die auffallende Behauptung, daß die Zahl der Wahnſinnigen, in allen Ländern, nach und nach zunimmt. Folglich iſt zu vermuthen, daß allmählig die ganze Welt närriſch werden wird. Im Grunde wiſſen wir ja nicht einmal, ob ſie es nicht ſchon würklich iſt? wenigſtens auf der nächſten Geiſterſtufe über uns erſcheint ſie vermuthlich ſo. — Eine zweite, nicht weniger ſeltſame Beobachtung iſt die: daß in Ländern, wo vormals viel Cultur herrſchte (z. B. Griechenland und Aegypten) jetzt faſt gar keine Wahnſinnige gefunden werden. Indeſſen, daß läßt ſich begreifen; denn ſicher werden die meiſten Menſchen aus Ehrgeiz und Liebe wahnſinnig, zwey Leidenſchaften, die unter uncultivirten Völkern ziemlich unbekannt bleiben. —

Im 11ten Hefte des Hufelandiſchen Journals wird mit Recht geklagt, daß Selters, dieſe in ihrer Art einzige Heilquelle, die ſo manchen Schwindſüchtigen ſchon gerettet hat, ſich keiner Anſtalt, keiner Einrichtung, keines Brunnen-Arztes erfreut, um am Orte ſelbſt ſich ihrer zu bedienen; da doch Selters ohne Zweifel einer der beſuchteſten Badeorte werden würde, indem jeder Lungenſüchtige noch eine letzte Hoffnung darauf ſtellen dürfte.) Ferner wird geklagt, und abermals mit großem Rechte, daß, aus ſehr übel verſtandener Gewinnſucht, von der die Naſſauiſche Regierung gewiß nicht unterrichtet iſt, die vielen tauſend Krüge, in welchen das Selterſerwaſſer verſchickt wird, nicht allein weit kleiner als ſonſt geworden ſind, ſondern auch mit halb durchgeſchnittenen Korcken, ohne Verbindung mit Leder und Drat zugepfropft, und blos mit etwas Pech ſo lüderlich verwahrt worden, daß dadurch das Entweichen des Gas keineswegs verhütet wird. „Durch dieſe Veränderung" ſagt der berühmte Hufeland, „leidet offenbar das Publicum, da es dieſe herrliche Gabe Gottes ſowohl in der Quantität als Qualität verkürzt erhält." (Wir müſſen dieſe Klage aus eigener Erfahrung beſtätigen. Der Herausgeber dieſer Blätter, der viel Selterſerwaſſer trinkt, findet daſſelbe lange nicht mehr ſo geiſtig erquickend als vormals. Möchte man uns immerhin kleinere Krüge ſchicken, aber nur gut verwahrt, darum bitten wir! die Korcken ſind gar zu ſchlecht, und das bischen Pech reibt ſich leicht unterwegs ab. Wir werden künftigen Herbſt anzeigen, ob dieſe, von einem der berühmteſten Aerzte unterſtützte, Bitte gewähret worden.) —

Der Herr Doctor Rittmeiſter in Pawlowsky, hat einer Bauerfrau einen Stein aus der Naſenhöhle gezogen, der 2 1/2 Drachma wog, und den ſie ſchon 17 Jahre in der Naſe herum trug. —

Alle Mütter mögen leſen, was Hufeland zu Verhütung des Croups empfiehlt. Bis zum 6. oder 7. Jahre giebt er den Kindern Brechmittel in den meiſten acuten Krankheiten, und ſchreibt beſonders dieſer Methode die glücklichen Kuren in ſeiner Kinder-Praxis zu. —

Ueber die Würkungen des Mutterkornes iſt in Hufelands Journal viel Intereſſantes geſammelt worden. Wie ſich die ſonderbaren ſchwarzen Körner in der Roggenähre eigentlich bilden, hat noch niemand ergründet; man meynt, daß ſie beſonders in naſſen Sommern ſich erzeugen, oder daß der Stich eines Inſects ſie verurſache. (Wir erinnern uns, kürzlich in einer landwirthſchaftlichen Schrift geleſen zu haben, daß der Brand im Waizen blos daher rührt, daß manche Saamenkörner bey'm Dreſchen nicht von ihrer Hülſe oder Kapſel befreit werden. Nach wiederholten Verſuchen gaben immer nur diejenigen Saamenkörner brandige Aehren, die in ihren Kapſeln in die Erde gekommen waren. Sollte es nicht mit dem Roggen eine ähnliche Bewandtniß haben?) — 1816 gab es ſo viel Mutterkorn, daß ein Berliner Scheffel mehr als 20 Loth enthielt. Daraus entſtand zwar nicht die eigentliche Kriebel-Krankheit, die das Mutterkorn verurſachen ſoll, wohl aber Schwindel, Erbrechen und andere ganz beſondere Zufälle; unter andern eine Art von Stupidität, die mehrere Tage anhielt. Indeſſen ſoll es zwei Arten von Mutterkorn geben, ein gutartiges und ein bösartiges, die ſich durch Farbe und Geruch unterſcheiden. Von jenem kann man Hände voll ohne Nachtheil genießen, nach der Verſicherung eines würdigen Geiſtlichen, der ſolches oft in ſeiner Jugend verſucht hat. Daher weiß auch wohl ſelbſt Linnee nichts von der ſchädlichen Wirkung des Mutterkorns. — Nach angeſtellten Verſuchen konnten Hunde auch das bösartige recht gut vertragen, Ziegen weniger, Hühner tödtet es; Menſchen iſt es zwar kein Gift, doch ſchädlich. Bei ſchweren Geburten vermehrt es die Wehen, wie nicht allein die Engländer beobachtet haben, ſondern ſogar, in der Gegend von Ludwigsburg, die Dorf-Hebammen aus Erfahrung wiſſen, aber auch durch unvorſichtigen Gebrauch manchen Schaden dadurch ſtiften. Am gefährlichſten iſt das Mutterkorn den Sperlingen, die, wenn ſie davon gefreſſen haben, todt von den Dächern fallen; woher der Wahn entſtanden iſt, daß ſie mit der fallenden Sucht behaftet wären. —

Der Herr Doctor Dorfmüller zu Fürſtenau im Osnabrückſchen hat einen Knaben vom Veitstanz und Epilepſie durch Brechmittel befreit, nach welchem eine erſtaunliche Menge größere und kleinere ſchwarzer Käfer von ihm giengen, von der Größe einer Linſe bis zu der Größe einer Bohne. Der Knabe hatte aus einem moorigen ſtehenden Waſſer getrunken und ſo die Inſectenbrut verſchluckt. —

Herr Hofrath Schwabe in Weimar empfiehlt aufs neue die gebohrne Stutenmilch als Heilmittel in der Lungenſucht. Er bittet beſonders diejenigen Aerzte, die in der Nähe von großen Stuttereyen wohnen, dieſes Mittel zu verſuchen, und lehrt deſſen Zubereitung im Octoberhefte des Hufelandſchen Journals. —

Derſelbe Heft liefert die Beſchreibung einer äußerſt merkwürdigen, von einem Arzte ſelbſt (dem Herrn Doctor Hartmann, Medicinalrath zu Frankfurt an der Oder) ausgeſtandenen Krankheit. Er hatte ſich, durch öftere Verkältungen, einen ſo raſenden Kopfſchmerz zugezogen, daß endlich über dem linken Auge ſich eine Erhabenheit bildete, die ſchnell bis zur Größe eines halben Apfels heranwuchs. Dieſe Geſchwulſt wurde geöffnet, und enthielt ſo ſcharfe Lymphe, daß ſie die obere Knochendecke durchlöcherte, und noch andere böſe Zufälle hervorbrachte. Der Kranke begab ſich nach Berlin, wo durch ein irriges Heilverfahren ſeine Reizbarkeit bis zum Delirium geſteigert wurde. Alle ſeine Seelenkräfte wurden unglaublich erhöht. Was er, ſeit er denken konnte, gehört oder ſpäter geleſen hatte, lag vor ihm wie ein aufgeſchlagenes Buch; eben ſo die kleinſten Handlungen der Vergangenheit. (Sollte nicht Herr Grävell in dieſer, auf ſolche Weiſe von dem Körper entbundenen Seele, den Beweis der Fortdauer mit Bewußtſeyn finden?) Er verſchrieb ſogar einem Freunde gegen eine gewiſſe Krankheit ein bis dahin von ihm unverſuchtes Mittel mit einer Sicherheit und innern Gewißheit, die (trotz dem glücklichſten Erfolge,) nach der Geneſung ſich wieder verlohren, weil er von dem Standpuncte der hohen Geiſtesthätigkeit wieder herabgeſtiegen war. Während dieſer Aufregung des Gehirns hatte er, wenn er an ſeine verſtorbenen Verwandten dachte, die Erſcheinung derſelben an der Wand, als ob ſie in einer Zauberlaterne vorüber gingen. — Gedanken und lautes Sprechen konnte er nicht recht unterſcheiden, woher es kam, daß er bei Geſprächen ſeine Gedanken oft nur zur Hälfte laut von ſich gab, ohne es zu wiſſen, und dadurch die Umſtehenden veranlaßte zu glauben, daß er phantaſire; oder er ſagte auch Dinge laut, die er nur denken wollte. — Verſe machte er mit großer Geläufigkeit und hatte oft die ſcharfſinnigſten Gedanken. — Er war in die Charitee zu Berlin gebracht worden, empfand aber, als einige Beſſerung eintrat, ein ſo heftiges Verlangen nach ſeiner Vaterſtadt, daß er, bei ſtarker Kälte, entwich, allein unterwegs in einem Dorfe in ein heftiges Fieber fiel und in dieſem Zuſtande zurück in die Charitee geliefert wurde. Dort ließ bei ſeiner Ankunft ein unverſtändiger Penſionair-Chirurgus Ketten bringen, um ihn zu feſſeln. Das ſetzte ihn ſo in Wuth, daß 4 ſtarke Menſchen ihn nicht zu Bette bringen konnten. Nur die Entfernung der Ketten und ſanftes Zureden machten ihn ruhiger. Während der ganzen Krankheit war die ſchwarze Farbe ihm widerlich, die weiße erregte ſein Wohlgefallen, die übrigen blieben ihm gleichgültig. — Er ſelbſt kam endlich auf den Einfall, ſich durch Muſik zu behandeln. Ein Harfeniſt wurde geholt, der aber, beim erſten ſtarken Anſchlagen der Saiten, ihm heftige Krämpfe verurſachte. Bei einem zweiten Verſuche ließ der Harfeniſt ſein Inſtrument nur liſpeln und nun that es eine unbeſchreiblich wohlthätige Wirkung auf den Kranken. Später accompagnirte er ſelbſt auf der Violine; alle Arzneyen ſchlugen ſeitdem beſſer an und er genaß vollkommen. — Eine ſehr merkwürdige Erfahrung hat dieſer wackere Mann auch noch von der Stärke der Willenskraft gemacht, die, (wie ſchon Kant behauptete,) nicht allein krankhafter Gefühle Meiſter werden, ſondern ſogar von ſchmerzhaften Uebeln befreien kann. Er fing damit an, zu lachen, zu ſingen, zu ſcherzen, wo er hätte klagen ſollen, und überwältigte auf dieſe Weiſe hartnäckige Krämpfe. Im Anfang iſt das ſchwer, mit vieler Anſtrengung des Geiſtes und ſtrenger Verläugnung körperlicher Schmerzen verbunden, allein mit der Zeit geht es immer beſſer und leichter, und iſt mit großem Nutzen auch in moraliſchen Leiden zu gebrauchen. —

In einem engliſchen Werke über auszehrende Krankheiten von Young wird auch von den mediciniſchen Wirkungen der Himmelsſtriche gehandelt, und die Inſeln Malta und Madera als die in dieſer Hinſicht heilſamſten empfohlen. (Sonderbar iſt es, daß Edinburg und Paris in den drei kälteſten Wintermonaten eine ganz gleiche Temperatur haben, während dem zu London die Temperatur um drei Grad niedriger ſteht.) — Hingegen behauptet Duncan, ein ſchottiſcher Arzt, in einem Werke über die Lungenſucht, Vertauſchung des rauhen veränderlichen Clima's gegen ein ſüdlicheres, diene nur dazu, den Kranken auf fremden Boden ſterben zu laſſen. — Derſelbe Arzt verſichert auch, die Milch von Frauen, Stuten oder Eſelinnen ſey nur heilſam in Menge getrunken, und Kuhmilch thue die nemlichen Dienſte, man dürfe ſie nur verdünnen und etwas Zucker zuſetzen. — Sehr hülfreich fand er, bei den beunruhigendſten Symptomen, den eingedickten Saft des gemeinen Gartenſalats. —

In einer engliſchen Schrift von Johnſon, über die Blutigel, findet ſich manches auch für Layen Intereſſantes. Von einem, in eine ſilberne durchlöcherte Kugel eingeſchloſſenen, Blutigel, die Dr. Stevens einen Mann verſchlucken ließ, war, als die Kugel nach 24 Stunden abging, nichts als ein ſchwarzes zähes Miasma übrig. — Der Pferdeblutigel frißt auch ſeines gleichen und verſchluckte einſt einen andern, der er, wie der Wallfiſch den Jonas, nach drei Tagen lebendig wieder von ſich gab. (?) — Eingeſperrt lebte ein Blutigel 8 Jahre. Sonſt mag er wohl 20 Jahre leben und ſehr langſam wachſen. — Ein Blutigel wurde während des Saugens ſo dicht als möglich an der Haut abgeſchnitten, ſo daß faſt nur das Maul ſitzen blieb,

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 26. Dritte Auflage. Ir Band.

Die Pudel-Inſel.

Der dritte Theil des beißigen Buches Welt und Zeit iſt ſo eben erſchienen und gießt abermals einen galligten Platzregen über Deutſchland aus, der, wie alle Platzregen, hier auf Schwämme dort auf Blumenbeete fällt, hier und da ein Raupenneſt zerſtört, aber auch manche ſchöne Blüte von den Bäumen ſchlägt. Daß der Verfaſſer ein ſehr guter Kopf iſt, muß man ihm laſſen, und daß er zuweilen ſehr drollige Einfalle hat, wird jeder Leſer lachend bezeugen müſſen. Wir wollen daher aus ſeinem Buche entlehnen, was uns beluſtigen kann, ohne uns um das übrige zu bekümmern. Dahin gehört nun für's Erſte die folgende Geſchichte:

Vor 25 Jahren ſtieß der Capitain Rodriguez, mit ſeinem Schiffe auf einen Felſen, in der Nähe einer unbewohnten Inſel der Südſee; man beſſerte das nöthige aus und fuhr nach acht Tagen weiter. Der Capitain hatte zwei ſchöne große Pudelhunde, ein Männchen und ein Weibchen, am Bord, dieſe wurden bei der Abfahrt vergeſſen und blieben auf der Inſel zurück. Im vorigen Jahre landete der nämliche Schiffscapitain an dieſer Inſel, um friſches Waſſer einzunehmen, aber wie erſtaunte derſelbe, als er das Ufer von einer ungeheuern Menge bellender Hunde bedeckt ſah, welche ihm das Landen verwehren zu wollen ſchienen. Nichts konnte die Wuth der Pudel beſänftigen, bis der Capitain in ſein gewöhnliches Pfeifchen ſtieß, um ſeinen Azor und Zemire aufzuſuchen, die er hier verlaſſen hatte. Azor, der König der Inſel, kam wirklich, ſo alt und ſchwach er auch war, zu ſeinem Herrn gekrochen, aber Zemire lebte nicht mehr. Die umſtehenden Pudel, (unter welchen ſich auch Hofcavaliere befanden) erſtaunten ſehr, als ſie den ſonſt ſo ſtolzen Azor zu den Füßen eines ganz fremden Geſchöpfs ſahen, und leckten zur Nachahmung ihres Königs, nach Hofmanier, dem Capitain die Stiefel ab. Azor hatte einen alten indianiſchen Affen zum Miniſter-Staatsſecretair, welcher von den Engländern in einer Taubſtummen-Anſtalt zu Calcutta erzogen worden war, und ſich ſehr verſtändig durch Geberden ausdrückte, auch ſchreiben gelernt hatte. Er war vom Schiffe entſprungen und privatiſirte auf der Inſel, als Azor zurückblieb. Eine Heyrath mit Dorinde, der älteſten Tochter Azors und Zemirens, hatte die engſte Freundſchaft zwiſchen Herrn und Diener erzeugt. Viele Verſuche ihm die Zunge löſen zu laſſen, waren ſchon den Engländern mißlungen. Dieſer Miniſter regierte den Staat, und hatte alle übrige Thiere, welche keine Luſt bezeugten, ſich von Pudeln freſſen zu laſſen, ausgerottet. Rehe, Haaſen, Kaninchen, Schaafe, Geißen, Schweine und Meerſchweinchen wurden in dieſem Lande, ihrer friedfertigen Eigenſchaften wegen, ſehr geachtet. Sie durften ſich vermehren ſo viel ſie Luſt hatten, und alles freſſen was die Pudel nicht wollten. —

Es hatte ſich ein Fuchs als Hofagent bei dem Könige Azor einniſten, und ein alter Geißbock Proſeliten für den Myſticismus machen wollen. Der Miniſter hielt aber die Füchſe für Juden des Thierreichs, welche man nicht aufkommen laſſen dürfe, und war überzeugt, daß Pudel viel zu klug ſeyen, um an Geſpenſter zu glauben. Der Fuchs wurde alſo deportirt und der Geißbock konnte nur unter den Maulwürfen Anhänger finden. —

Seine Excellenz ſprachen die Sprache aller Thiere nach einer allgemeinen Grammatik, welche Sie ſelbſt ausgedacht hatten. Sie unterhielten ſich oft ſehr leutſelig mit den Vorſtehern der Haaſen über den Ackerbau, und insbeſondere über die beſten Futterkräuter, mit den Kaninchen über die Bevölkerung oder den Bergbau, und ermunterten die beſten Freſſer durch verſchiedene Orden zum Fett werden und zur Beförderung der Population. Wer beſonders corpulent war und viele Jungen erzeugt hatte, bekam den Haſenſchwanzorden und Decken von Haſenfetzen zur Schlafſtätte.

Man ſah auch dort Plusmacher, die allerley Speiſen zum ſchnellen Sattwerden vorſchlugen, allein der Miniſter hielt es für räthlicher, bei dem bisherigen Futter zu bleiben, weil das Fleiſch der Haſen zart genug ſey. —

Die Vögel und Fiſche auf der Inſel hatten ſich den Pudeln noch nicht unterworfen. Indeſſen war der Miniſter ſtark damit beſchäftigt, ihnen den Freiheitsſinn zu vertreiben, und mancher dieſer Re-

1818.

publikaner war ſchon gefangen und gefreſſen worden. Die Vögel verhöhnten öfters die Pudel, die Fiſche aber miſchten ſich nicht in Regierungsſachen. Wer keine Hände und Füße hat, blos Waſſer trinkt und Würmer frißt, iſt ſelten ehrgeizig, meinte der Miniſter. — Einer Tradition nach, war dieſe Inſel anfangs von Ratten und Mäuſen bewohnt, welche in kleinen ſouverainen Staaten unter einem Oberhaupte lebten. Etliche Katzen, vom Schiffe entſprungen, machten dem Staate ein Ende und rotteten dieſe Geſchlechter aus. Die Waſſerratten allein hatten ſich in die Felſenſchluchten des Fluſſes gerettet, und ſtanden nun als Mediatiſirte unter der Oberherrſchaft der Pudel. Eine Biberfamilie von einer nahen Inſel vertrieben, lebte als Prätendenten auf der Inſel unter der Protection des mächtigen Azors. Ein Pfau war Hofſänger und ein Staar Hofnarr geworden. Die Capelle des Königs beſtand aus Nachtigallen, Grasmücken und Amſeln. Ein Spottvogel war Capellmeiſter, ein alter Geißbock Mufti, und ſtand bei den Unterthanen in großem perſönlichen Anſehn. Die Pudel bekümmerten ſich jedoch wenig um ſeine Lehren und lebten in Sittenloſigkeit.

So weit geht die merkwürdige Erzählung des Schiffcapitains.

Nicht minder beluſtigend ſind die Originalbriefe, wovon hier eine Probe:

Herzallerliebſte Jungfer Liſette.

Ich freue mich gewaltig über Ihr Wohlbefinden, von dem ich die erſte Nachricht bald erwarte. Was mich anbelangt, ſo befinde ich mich ſo wohl, als es immerhin möglich iſt. Nur genirten mich das ſchwere Felleiſen und die neuen engen Nanquin-Hoſen gewaltig im Beobachten, wiewohl mir die ſchönen zwey Hemden darin, welche Sie mir, mein Engel, gemacht haben, grimmig viel Vergnügen machen, und auch das geſtreifte Weſtchen vom gnädigen Herrn.

Meine Liebſchaft zu ihnen habe ich erſtlich recht geſpürt, als ich von ſie geſchieden war, mein Herz ward ſo dicke, daß ich gar nichts eſſen konnte, und mir Dag und Nacht die Backen über die Tranen lieffen. Es iſt grauſamlich ſich zu trennen mit der Liebesflamme in Herzen, und Honigſüß beiſammen zu bleiben. —

Welche himmliſche Stunden bringten wir nicht im Gartenhauschen an der Elbe zu, wenn die gnädige Frau in Biſid war,

„das waren mir ſeelige Dage!“ könnt ich noch ſingen, aber ihr roſenſtunden ſeyd verſchwunden, heißt es jetzunder, unſere Herzen ſprachen ſich an, verſchlangen und verſchmalzen ſich und wir ſchöpften aus unſern tiefen Gemüthern die Freuden des Daſeyns, welche das rege Leben des innern Würkens allein geben kann, und die nur gebildete Menſchen empfinden, nicht aber rohe Seelen ohne Gefühl des höhern Strebens nach einem idealiſchen ſeyn oder nicht ſeyn, wie der todte Prinz Hamlete in England ſagt. —

Auch ihrem Rathe zu folgen habe ich den Dohm zu Cöln beſucht. Welche alte Geſchichten ſtiegen bei ſeinem Anblick nicht in mir neu empor, welche Steine, welche Hallen, wie war ich hingeriſſen, und ergriffen in meinem kindlichen Gemüthe bei dem Anblick der Vergangenheit und der Zukunft und der ſchönen Bilder aus der italieniſchen Schulſtube, noch dachte ich oft ganz ſchauerlich in mir ſelbſt, wenn dir nur einer der alten Chorherrn hier begegnete — und dann überlief es mich gänſehautartig als wenn ich eine Ohrfeige aus dem Mittelalter im gothiſchen Stylum bekommen hätte. — Zum ewigen Andenken habe ich einen kleinen Stein heimlich abgekratzt, den ich ihnen mitbringen werde und der mich erinnern wird an die merkwürdige Begebenheit meines Anblicks dieſes Gebäudes, welcher meinem lebendigen Gefühl immer gegenwärtig ſeyn ſoll. — —

Auch die Rheinfarth und alle verfallene Schlöſſer der Raubgrafen und Herrn haben mich ſehr ergötzt. Waren ſie doch nur noch alle am Leben dieſe lieben kräftigen Straßenräuber und gemüthliche Mörder! Wie wollte ich ſie verehren, und wenn ich es auch als geprügelter Bauer der damaligen Zeit thun müßte! Bei Rüdeeheim iſt die Ausſicht viel mehr als göttlich, aber an der Bremſeburg fiel mir ein großer Stein auf den Fuß, den Eindruck werde ich nie vergeſſen.

Ich wäre auf dieſer Reiſe ganz begeiſtert worden, wenn mir nicht das Geld ausgegangen und mich nicht die Stiefel gewaltig gedrückt hätten, ſo aber konnte ich nicht einmal den theuren Rheinſalmen verſuchen und mußte ſchnell nach Mainz zurück. Stellen ſie ſich aber das Binger-Loch nicht ſo ſchrecklich vor, wie manche Schriftſteller behaupten, ich verſichere ſie auf meine Ehre als deutſcher Biedermann, es iſt kein ſo gefährliches Loch wie man ſich in der Ferne denkt, und man hat, wenn die Schiffer gehörig ihre Kappen betend abthun, lange kein Beiſpiel gehabt: daß darin irgend eine chriſtliche Seele würklich ertrunken wäre. Sie wiſſen ja ſelbſt wie alles in der Welt vergrößert wird, ſo geht es auch mit dem Binger-Loch.

Von dem Hort der Niebelungen habe ich weiter nichts erfahren können, als daß man noch nicht recht weiß, wo er liegt, was hilft es auch, unſer einer bekäme ja doch nichts davon. Demohnerachtet will ich noch auf der Herberge Nachrichten darüber einziehen und ihnen melden was daran iſt.

Hier wohnt mein Meiſter in einer Leſebibliothek, wo es entſetzlich viel Bücher giebt und man ſich gewaltig ausbilden kann, auch iſt mein Meiſter ſelbſt ein äußerſt feiner Mann von hohem Gemüthe und großer Kraft, der ſich ganz der politiſchen Wiſſenſchaft geweiht hat. Hören ſollten ſie ihn, wie er ſo wächſt in der Volksliebe und wiederum hinſtirbt in Gleichgültigkeit gegen den Menſchenwerth! —

Hören ſie holdes Liſettchen, ich kann keinen Franzoſen riechen, ſie kommen mir alle ſo ſklaviſch vor, während man bei uns ſo unendlich frei iſt und denken kann was einem nur einfällt. Da lobe ich mir meine Cameraden und überhaupt den löblichen deutſchen Handwerksſtand, welcher jetzo, ohngeachtet der bibliſchen Warnungen, in der ſtärkſten Geiſtesentwickelung begriffen iſt. Sie ſollten ſehen, wie fromm, treu, bieder, gemüthlich und ſittlich, mit welchem feſten, geraden und unerſchütterlichen Sinn, wir in der Herberge bei einem Glaſe Bier ſitzen und die Welthändel richten. Wer da kein Padriot wird, hat kein Herz, kein Gemüthe, kein Blut, keine Nerven im Leibe, kein Gehirn im Kopfe und keine Flexen an den Beinen. —

Was ſagt man denn bei Sie, und was meint der gnädige Herr? Hier giebt es nichts neues, als die alte Einquartierung, und daß man geſchickter als Criſpin, anſtatt, wie dieſer zweien ſogar dreien Herren dienen müſſe. Was doch alles aus den Deutſchen werden kann, wenn man ſich Mühe mit ihnen giebt! Antworten ſie bald, ich drücke ſie auch in der Entfernung an mein pochendes Herz, wie ich ſie inbrünſtig liebe. Leben ſie geſund und wohl ewig.

Ihr getreuer

Sebaſtian Nagel,
in Arbeit bei Herrn Peter Niegelmann Schuhmacher in Mainz
bei Biberich.

Schreiben der Jungfer Liſette Bach, Kammerjungfer bei der gnädigen Frau v. B. in B. an Sebaſtian Nagel.

Theuerſter Seelenfreund,
Liebſtes Weſen!

Wie innig gerührt hat mich ihr lieber Brief, der mir mit männlicher Größe ihre heiße Liebe ſtrahlend malt. Meine Empfindungen darüber, ſo und von einen ſolchen Manne geliebt zu ſeyn, kann ich nicht ſchildern, ſie gehören meinem innerſten Herzen an. Ach liebſter Sebaſtian, welch ein Mann ſind ſie, welche Fülle überſtrömt ihr herrliches Gemüth, wie ſchön ſchreiben ſie von Herzen zum Herzen. Ich verwahre ihren herrlichen Brief ſtets in meinem Buſen, damit ihn das ungeweihte Auge der Haushälterin, die mit mir in einem Zimmer ſchläft, nicht zu ſehen bekommt. Dieſe gemeine Perſon ſetzt immer noch ihren phyſiſch moraliſchen Umgang mit dem groben Kutſcher fort und hat keinen Sinn für höhere Dendenzen. Wie man ſo tief ſinken kann faßt mein Verſtand nicht. So ein roher Geſelle ſollte mir kommen, mit ſeinen Pferdsleidenſchaften. Geſtern war ich in der Kirche, ach waren ſie doch an meiner Seite geweſen. Wie tief gerührt, wie innig, wie herzerhebend, wie gemüthlich ſprach der junge Herr Pfarrer mit ſeinem rotbackigen lebensluſtigen Geſichte, ich hätte laut aufweinen können, wenn ich mein Taſchentuch nicht vergeſſen gehabt. —

Mit naſſen Augen trat ich aus der Kirche in das Haus zurück und ſah innerlich verachtend den freigeiſtigen Kammerdiener an der mir begegnete und mich zum gnädigen Herrn wieſe. Ich ging und verbarg meine Rührung. Freundlich nahm er mich und liebreich bei der Hand und ſagte: Liſette, du biſt ein gutes gemüthliches Kind, voller zarten Gefühle, ſage mir doch, wo hat meine Frau wiederum die Kleiderbürſte hingebracht? und was hat denn deine ſchwarzen Augen zum weinen vermogt?

Ach gnädiger Herr rief ich, gerührt von ſeiner Güte aus, welche herrliche Predigt habe ich gehört, und wie hat dieſe Rede alle Faſern meines Gemüths aufgewühlt. Hier trat die gnädige Frau ins Zimmer und ſagte auf eine wahrhaft gemeine Weiſe: iſt ſie dumme Gans wiederum hier? ſie thäte beſſer, ihre Strümpfe zu flicken! und ich entfernte mich ſeufzend. O mein Herzensfreund, was giebt es doch auch unter uns Weiber für gefühlloſe Seelen, und wie oft ſchäme ich mich mein Geſchlecht zu ſeyn, wenn mein inneres Leben, mein inneres Wirken ſo grauſam durchſchnitten wird. —

Was ſie mir über die Politik ihres Meiſters ſagen, begeiſtert mich ganz für dieſen Mann, ſo wie auch ihre eigenen genialen Anſichten. Freilich kann ſich das Großthum des Alterthums mit unſerm Deutſchthum nicht meſſen, aber mir redet auch niemand aus, daß die großen Helden der gottloſen Heiden nicht heimliche Chriſten geweſen wären; denn die Verſtellungskunſt der Menſchen iſt gar zu groß. Auch ich haſſe das Franzoſengeſindel von ganzem Herzen mit Ihnen, und glaube nicht, daß in dieſem ganzen Lande eine ähnliche Seele wohnen könne, den kleinen Laſleche ausgenommen, der bei dem gnädigen Herrn iſt. Dieſer iſt wirklich ein gemüthlicher Junge voll Gefühl und Herzensgüte im Innern, der auch dabei ſehr ſchön tanzen kann und lebensluſtig iſt. Fahren ſie fort, mir oft zu ſchreiben, die ich verbleibe bis in den Tod ihre ſie ewig liebende

Liſette.

Hier noch einige Aphorismen des Verfaſſers:

„Durch das viele Schreiben hat die Welt das Handeln verlernt, und durch die Leichtigkeit, mit welcher jeder Narr ſeine Ideen bekannt machen konnte, ſind die meiſten Köpfe verwirrt worden.“ (Sehr wahr, aber keine Lobrede auf die Freiheit der Preſſe, die der Verfaſſer ſonſt ſehr in Schutz nimmt.) —

„In kleinen monarchiſchen Staaten findet man eben ſo wenig große Charactere, als den Lindwurm in einem Limburger Käſe.“ (Das iſt ein eben ſo ungerechter Ausſpruch, als der, durch welchen Schiller einſt an dem bürgerlichen Trauerſpiele ſich verſündigte, ſprechend: was kann ſolcher misere denn großes begegnen?) —

„Unſern großen politiſchen Wahrheiten geht es wie der Chinarinde. Jeder findet ſie vortrefflich zur Heilung des Fiebers, aber Alle fürchten ihren bittern Geſchmack.“ (Ach nein, das eben nicht; aber es iſt bekannt, wie oft die Chinarinde verfälſcht, wie oft Weidenrinde und dergleichen dafür gegeben wird.) —

„Wenn man die Welt gradezu auf den Kopf ſtellen wollte, durfte man nur die Stuben-Gelehrten zu Regenten machen.“ (Ey! ey! was werden die Herren Profeſſoren dazu ſagen, die jetzt ſo häufig aus ihren Stuben die Welt regieren — wollen?) —

„Manche Menſchen bedauern in vollem Ernſte, daß man die Dummheiten des Mittelalters nicht gleichſam in Spiritus hangen konnte, um ſie vor der moraliſchen Verweſung zu bewahren.“ (Das ſind doch nur Menſchen, denen es an Spiritus fehlt.) —

„So wie es Meiſter und Herren der Meinung giebt, ſo giebt es auch Meinungsgeſellen, Meinungsjungen, Meinungshandlanger und Meinungsknechte.“

Zum Schluß noch eine drollige Hypotheſe über die Sündfluth:

„Vielleicht war die Sündfluth bloß Reinlichkeitstrieb unſers Weltkörpers, dem die vielen Geſchöpfe auf ſeiner Oberfläche anfingen beſchwerlich zu werden, und alſo keine andere Erſcheinung als die, wenn der Pudel aus freiem Antriebe ins Waſſer geht, um die Flöhe los zu werden.“

Schöne Literatur.

Schön gedruckt, mit ſchönen Kupferſtichen verziert, in einem blauen mit Gold geſchmückten Gewande, lachte Van Dyk's Landleben um ſo freundlicher uns an, da ſchon der Nahme des Verfaſſers, Friedrich Kind, hinreichend geweſen wäre uns zu locken. Wir fanden auch etwas recht liebliches, nur nicht Alles was wir erwartet hatten. Schon durch den Titel ſahen wir uns getäuſcht; denn wenn ein Mahler eine Zeitlang in einem Dorfe verweilt, um Bilder für die daſige Kirche zu mahlen, ſo iſt das — wenn er ſich auch nebenher in ein hübſches Bauernmädchen verliebt — doch noch kein Landleben. Doch es wäre Krittelei, um den Titel zu rechten, wo das Werk ſelbſt ſo freundlich anſpricht. Ohne Zweifel hat der Dichter ſeinen Beruf für die Bühne hier aufs neue beurkundet, nur fürchten wir, er habe ſich in der Wahl des Stoffes vergriffen. Der ſchwankende Vandyk, der nie recht weis was er will, und der am Ende nur gezwungen der Liebe entſagt, um dem Ruhme nachzuſtreben, erregt fürwahr weniger Intereſſe als ſein Nebenbuhler Niclas; während des armen Lenchens Schickſal den Leſer oder Zuſchauer ſchmerzlich, unangenehm ergreift. Es wäre gegen den Plan noch vieles einzuwenden, wenn der Raum es verſtattete. Genug, ein Künſtler, der um ein Mädchen buhlt, in dieſem Augenblicke ſich einbildet, im Beſitz der Geliebten auch in einem Dorfe höchſt beglückt zu ſeyn, im andern wieder meint, es ſey doch beſſer nach Italien zu gehen, und am Ende auch wirklich geht, theils weil er will, theils weil er muß, iſt, nach unſerm Gefühl, kein Held für die Bühne. — Was nun die Form betrifft, ſo hat auch dieſe manches Eckigte für uns gehabt. Wir konnten unter anderm uns nicht damit vertragen, daß in einer und der nemlichen Scene Jamben und Proſa ſo oft miteinander wechſeln. Es klingt doch gar zu wunderlich, wenn z. B. Vandyk ausruft:

— — du haſt mich geliebt,
und mein biſt du — nichts ſoll dich mir entreiſſen!

und Lenchen hierauf ſo ſehr proſaiſch antwortet: „Van Dyk, ich gebe Euch Euer Verſprechen zurück.“ — Wir konnten ferner uns nicht überreden, daß Lenchen, die ſich ſcheut ihrem guten Vater ihr Herz zu entdecken, und ihm mit den Worten ausweicht: „der darf meine Thränen nicht ſehn,“ doch gleich nachher in Gegenwart des Vaters, ohne irgend eine beſondere Veranlaſſung, zwei blutfremden Menſchen Alles —, beichtet. — Im Vorſpiel kam es uns beſonders vor, daß der ernſte Rubens, mitten im heftigen Zorn über ſeinen verirrten Lehrling, Seite

15 plötzlich ſeiner Frau eine Galanterie ſagt. Auch konnten wir eben nicht finden, daß Rubens Mutter eine ſo außerordentliche Mutter geweſen, weil ſie, als er noch ein Kind war, für ihn gebeten hat, wenn ſein Vater zürnte. Das thun alle Mütter. — Nicht glücklich ſchien uns der Gedanke, dem Ritter Nanni eine Paola zur Begleiterin zu geben. Ein Mädchen, das den Tod ſeines Geliebten beweint und eben in's Kloſter gehn will, wird ſchwerlich zuvor noch den Oheim begleiten, um einen hübſchen jungen Mahler von einem hübſchen jungen Bauernmädchen zu trennen. Ueberhaupt hat uns geſchienen, daß dieſe Rolle wohl entbehrlich ſeyn möchte, ſo wie Vandyks Fortſprengen auf einem Schimmel. — Wenn Lenchen, das Bauernmädchen, auf die Erklärung von Vandyks Liebe erwiedert:

O wie aus düſtern fernen Gewittern
Schlug vor mir nieder der Feuerſtrahl!

ſo hören wir nicht die Tochter des Schöffen von Savelthem — und wenn Van Dyk Verſe wie folgende ſpricht:

Dort ſproßt der Lorbeer, er ſproßt nur dort!

ſo klingt das unſerm Ohr verzweifelt hart.

Doch ſchon genug, um ſagen zu können, wir haben die Pflicht der Unpartheilichkeit auch an einem unſerer Lieblinge ſtreng erfüllt. Gern fügen wir hinzu, daß wir, trotz allem was uns nicht zugeſagt, das Büchlein doch in Einem Athem und mit Vergnügen geleſen haben. Des gewaltigen typographiſchen Prunkes bedurfte es nicht. —

Von Winfried liegen eine Poetiſche Blumenleſe vom Jahr 1817 und ein Nordiſcher Muſenalmanach vom Jahr 1818 vor uns, deren Innhalt, wie bei allen ſolchen Sammlungen, von ſehr verſchiedenem Werthe iſt. In der Blumenleſe hatten wir z. B. folgendes Sinngedicht für keine Blumen:

Cordula.

Ich leugne was die Sage ſpricht:
Ein Wolf frißt von dem andern nicht,
Seitdem ich dich, o Cordula,
Den Gänſebraten eſſen ſah.

Oder: beim Abſchiedsſchmauſe.

Sieh zur Rechten, ſieh zur Linken
Deine treuen Freunde ſinken;
Wenn ſich Mancher auch erbricht — (o weh!)
Bricht doch ſeine Freundſchaft nicht.

Weit mehr Erfreuliches liefert der Muſen-Almanach. Da ſtoßen wir ſogleich auf eine Hymne an die Liebe von Winfried, in der allerdings eine dichteriſche Begeiſterung herrſcht; aber die Harmonie der Nachtorkane und mehr dergleichen Schwulſt gefällt uns nicht. Ein Geſellſchaftslied hebt ſehr ſchwerfällig folgendergeſtalt an:

Wir fühlen Daſeyn nnd Gedeihn,
Freu'n uns der Tugend That.
Sind — laß uns Gott hier lange ſeyn!
Sind nicht des Lebens ſatt.

Hingegen haben das Gedicht an die Heimath von Sickmann, die Myrthe von Ryno, das Sonnett von W., Nord und Süd von demſelben, und mehreres dergleichen uns recht gemüthlich angeſprochen. Ein längeres Gedicht: das Hochgericht, von Freudentheil, iſt größtentheils vortrefflich. Sehr wahr, ſagt der Dichter von den Verbrechern, deren Gebeine am Hochgerichte bleichen:

Sah die Nacht nicht oft ſie angſtvoll wachen,
Zittern bei der Blendlaterne Schein?
Ihr Bethörten! Unglückſelge machen,
Heißt — ein Unglückſelger ſeyn!

Wir können uns nicht entbrechen, eine längere Stelle abzuſchreiben:

Jenes Haupt, nach Jahren unbegraben,
war dem Weibe ſeiner Jugend werth.
Oft, ach küßten es die ſieben Knaben,
durch des Vaters Hand ernährt.
Frühe ſang er mit den Lerchen Lieder,
freudig zog er in ſein Ackerfeld.
Kehrte Walther mit dem Zwielicht wieder,
war die Hütte ſeine Welt.
Aber Seuchen nahten ihm, und Schloßen,
was ſie ließen, nahm der wilde Krieg.
Nicht mehr trieb er heim mit muntern Roſſen,
ſeiner Rinder Brüllen ſchwieg.
Waizengarben füllten nicht die Scheuer,
Milch und Moſt nicht ſeine Schaalen mehr.
Auf dem Heerd erloſch das helle Feuer,
und der Mahner drängte ſchwer.
Ihn zu pfänden, kam ergrimmt der Karge
ſonder Herz, bei Jammertönen taub,
ſah die Schuld nur, nicht das Weib im Sarge,
ſeines Kummers frühen Raub,
nicht der Kinder geiſterbleiche Farben —
Ha, ſie flehten hungernd: gieb uns Brodt! —
Nicht des Vaters Angſt, der, ſelbſt zu darben,
ſeine letzte Rinde bot.
Nur die eine Sichel ſchenkt mir Armen,
fleht er, alſo ſchenke Gott euch Huld! —
„Des Betrügers ſoll ich mich erbarmen?
„ſtatt zu winſeln, zahlt die Schuld!“
Da umkrallt mit nächtlichem Gefieder
ihn die Wuth. Das Todesmeſſer blinkt.

Nimm die Sichel zu der Hölle nieder!
ruft er, zückt — der Reiche ſinkt.
Soll ich fluchend Euren Staub verklagen,
den kein Kreuz, kein Raſenhügel ehrt?
Nein, o nein, — ein Weib hat Euch getragen,
keiner Löwin Bruſt genährt.
Friede, Friede ſey mit Euch! Kein Zeter
rufe wild kein Phariſäer hier.
Fluch der That, Erbarmung euch, ihr Thäter!
was ihr pflanztet, laſet ihr!
Eurer Brüder viele rauben, morden
glücklicher als ihr, doch edler nicht.
Auf dem Buſen glänzen Stern und Orden,
wenn ihr Weh! die Tugend ſpricht.
Seelig wer den Gott in ſich nicht ſchändet
auf Sekunden ruht der Seele Heil,
Und des Leichtſinns Gaukelſpiel vollendet
Blutig oft mit Dolch und Beil.

Zum Schluß noch einige gute Einfälle:

Die Auferſtehung (von Morhoff.)

Nie mit dem Geizigen zugleich lebt ſeine Habe:
Steigt er in's Grab *hinein*, dann ſteigt *ſie aus* dem Grabe.

Geiſt der dramatiſchen Zeit (von *Halem*.)

Verdrängt aus dramatiſchen Kreiſe
Iſt Nathan der Weiſe.
Ein dringt nach der Menge Begehr
Ach! Unſer Verkehr!

Auch ein paar boshafte:

Bauernſeufzer (von *Farmer*.)

Ein Leid iſt glücklich überſtanden:
Gott hat gelöſt der Knechtſchaft Banden.
Er wolle ferner gnädig ſeyn,
von den Befreyern uns befreyn!

Der Zaum (von X.)

Gezäumet muß auf dieſer Erden —
Erfahrung lehrt's — die Menſchheit werden.
Woraus dann ſchneiden wir die Riemen?
„Aus Legitimen!"

Es iſt kein Zweifel, daß der Muſen-Almanach von 1818 die Blumenleſe von 1817 weit übertrifft. Sollte es dem Herausgeber gelingen, 1819 noch Einen ſolchen Vorſchritt zu thun, ſo würden wir bald in Verlegenheit gerathen, *was* wir auszeichnen ſollten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

— — Alle rechtliche Menſchen haben ſich gefreut, daß Sie den Unfug des Gothaiſchen Allgemeinen Anzeigers (den wir hier nur die Klatſch-Zeitung zu nennen pflegen) zur Sprache gebracht haben. Es iſt in der That eine Schande für Deutſchland, daß ein Blatt exiſtirt, in welchem man für einige Groſchen ſeinen Nebenmenſchen nach Herzensluſt ſchimpfen und beſchimpfen kann. Wir waren hier ſehr begierig zu ſehen, wodurch der Redacteur dieſe empörende *Thatſache* rechtfertigen würde, fanden aber, daß er ſich weislich gar nicht darauf eingelaſſen hatte, (*weil es auch in der That keinen einzigen Entſchuldigungsgrund dafür giebt*) ſondern daß er blos auf Sie ſchimpfte, und meynte, damit wäre die Sache abgemacht. So ging es mir einmal auf meinem Gute, als ich ein altes Weib bey'm Kartoffelſtehlen ertappte; ich erwartete auch, ſie würde ſich entſchuldigen, etwa mit Hunger oder dergleichen; aber ſie ſchimpfte noch obendrein und ſchlich davon. — So iſt es auch ſchon manchem Ehrenmanne mit Herrn *Hennicke* ergangen. Ich weis nicht, ob Sie damals in Deutſchland waren, als die Naſſauiſche Geſchichte vorfiel?

Es war im Jahr 1814 als die *Klatſch-Zeitung* der Herzoglich-Naſſauiſchen Regierung folgende Kleinigkeiten Schuld gab: *die Schullehrer müßten Chauſſee-Frohndienſte thun, die Staatsdiener wären nur Maſchinen, und es würde Menſchenhandel dort getrieben.* Was meynen Sie dazu? — Sie werden vielleicht glauben, man habe dieſe ſchändlichen Anſchuldigungen mit hinreichenden Beweiſen belegt? — Ganz und gar nicht. Sie werden wenigſtens vermuthen, es habe irgend ein glaubwürdiger Mann ſie unterzeichnet? — Ganz und gar nicht. Das Pasquill war anonym eingeſchickt, aber als eine pikante Lockſpeiſe ohne Umſtände aufgenommen worden. Der Herzogl. naſſauiſche Geheimerath *Ibell* widerlegte die Angabe durch Actenſtücke bedauerte mit Recht „daß die Preßfreiheit von unreiner ſchmutziger Selbſtſucht befleckt werde" und fügte noch folgendes hinzu: „Herausgeber geachteter Zeitſchriften ſollten niemals ihre Blätter „durch Aufſätze beſudeln, welche in der Form von „*Schmähſchriften* ihnen zugeſchickt werden. Das „gebietet eben ſo ſehr die Achtung gegen ihr Publicum, wie gegen die Ehre einer darin angegriffenen Regierung oder Privat-Perſon, indem durch „die Aufnahme der Nahme des Herausgebers für „die Wahrheit der erzählten Thatſachen gewiſſermaßen als *Bürge* erſcheint." Zugleich foderte er höchſt billiger Weiſe, daß der Einſender jenes Pasquills genannt werde; denn auch Er hatte ſich nicht träumen laſſen, daß der Hr. Legations-Rath *Hennicke eine nahmenloſe Schmähſchrift* durch die Aufnahme zu der *ſeinigen* machen würde. Aber nun kam es heraus. Die Handſchrift mußte vorgezeigt werden, und ſiehe da, ſie war anonym. Der Geheimerath Ibell war ſo edel, keine weitere Genugthuung zu fodern, ob er gleich erklärte: „auch in frühern Nummern wären „Schmähſchriften aufgenommen, über deren „nichtswürdigen Inhalt er kein Wort verlieren möge." Er verlangte blos, daß die Redaction künftig „ſchmähende Aufſätze von unbekannten Einſendern nicht mehr aufnehme" und Herr Hennike verſprach hierauf: „daß er mit immer größerer „Behutſamkeit verfahren werde" hielt aber nicht Wort, wenigſtens nicht, wenn die Injurien Privat-Perſonen betrafen, von denen er glaubte, daß ſie ihm nichts anhaben könnten. So finden Sie zum Beiſpiel 1816, daß wegen einer, in der Klatſch-Zeitung geſtandenen, pasquillantiſchen Behauptung, (wo ein gewiſſer Doctor Graff ein After-Arzt und unwürdiger Sohn Aeſculaps geſchimpft worden war) ein langer Proceß entſtand, der endlich dahin entſchieden wurde, daß der Schimpfende öffentlich widerrufen ſolle, was denn auch in Nr. 73 geſchehen iſt. Hatte Hr. Hennicke die Beſchimpfung nicht angenommen, ſo wären Proceß, Feindſchaft und Unkoſten vermieden worden, freylich hätte aber auch Hr. Hennicke einige Groſchen weniger eingenommen. — Sie finden ferner in Nr. 184 des Jahrgangs 1816, daß eine Wittwe aus Berlin einen Mann, der Buchhalter bey ihr geweſen, ohne allen Beweiß anklagt, daß er ihr Gelder unterſchlagen. Ob das wahr ſey, kann doch Hr. Hennicke unmöglich wiſſen. Aber was kümmert das ihn? — andere Leute müſſen abwarten, bis ein Menſch durch Urtheil und Recht ſeiner Ehre beraubt wird; darauf braucht er aber nicht zu warten; genug eine alte Wittwe hat es ihm geſchrieben, und, wenn der Beraubte dafür bezahlt, ſo kann er die Sache auch wieder läugnen.

Nur noch ein auffallendes Beiſpiel: 1816 Nr. 12, beſchuldigt ein Schornſteinfeger in Naumburg ſeinen Lehrling, einen jungen Menſchen von 15 Jahren, er ſey ein Betrüger und habe ihm Geld veruntreut. Dieſe wiederum durch nichts erwieſene Beſchuldigung ſchickte er zuerſt in die Leipziger Zeitung, die ſich aber nicht berufen fühlte, ohne Urtheil und Recht einen armen Jüngling zu vernichten, ſondern den ſchmähenden Artikel nicht aufnahm. Flugs wanderte derſelbe mit klingender Beylage nach Gotha, und, obgleich der Schornſteinfeger ſo unverſchämt war, ſogar dabey zu ſchreiben, daß die Leipziger Zeitung ihn abgewieſen, ſo wurde dennoch Herrn Hennicke's Gewiſſen dadurch nicht gerührt, ſondern er ließ fröhlich drucken. Zufällig habe ich von dieſer Geſchichte noch mehr gehört. Der junge Menſch ſoll, wegen unleidlich harter Behandlung, dem Schornſteinfeger entwichen ſeyn und nachher, als er vernommen, daß man ihn in einer Zeitung des Diebſtahls angeklagt, ſich in der Saale erſäuft haben. Ob das Letztere wahr ſey, weiß ich nicht; daß es aber wahr ſeyn könne, und daß wohl einmal ein reizbarer Menſch, der unvermuthet in der Gothaiſchen Klatſch-Zeitung zum Diebe gemacht wird, ſich in die Saale ſtürzen könne, das wird niemand leugnen. Iſt doch jene Zeitung gleichſam ein wieder aufgelebtes Fehmgericht, wo Jedermann für ſein Geld im Dunkeln richten darf. Wer ſich die Mühe nehmen wollte, alle Jahrgänge der Klatſch-Zeitung durchzugehen, der könnte ein ganzes Regiment von Leuten ſtellen, die ohne allen Beweiß in derſelben beſchimpft worden. Darum haben Sie fürwahr den innigſten Dank verdient, daß Sie endlich einmal dieſen Unfug an's Licht gezogen.

Iſt es nicht drollig, daß Herr Rath Becker (der Eigenthümer der Klatſch-Zeitung) Vorleſungen über die Pflichten und Rechte des Menſchen geſchrieben hat, und doch zugiebt, daß beyde unter ſeinen Augen ſo oft verletzt werden? — Iſt es nicht drollig, daß er 1815 in Nr. 19 ſelbſt erklärte: „der Redacteur habe, bey ſorgfältiger Prüfung der eingeſchickten Aufſätze darüber zu wachen und zu verhüten, daß nichts, was den Geboten der Humanität und Sittlichkeit entgegen ſtrebt, darin einſchleiche?" und man dennoch lieſt, wie ein Heidelberger Student mit feigen niederträchtigen Buben um ſich wirft — (Nr. 184, 1816) Iſt das human? und wenn ein anderer ſeinen Aufſatz mit folgenden Worten anhebt: „Wer iſt der Schurke der es wagt u. ſ. w." (Nr. 176, 1814). Iſt das ſittlich? Wohin gehörte denn das Pasquill gegen die Naſſauiſche Regierung? zur Humanität oder zur Sittlichkeit? — Iſt es nach alle dem nicht unverſchämt, wenn Hr. Hennicke rühmt (Nr. 20, 1815) „ſein Blatt habe Verdienſte um geiſtige und ſittliche Bildung?" Vermuthlich meynt er die vielen Anzeigen von Quackſalbern, von auszuſpielenden Gütern, von Lotterien u. dergl. Ich habe nichts dagegen wenn Sie vön dieſem Briefe in ihrem Blatte Gebrauch machen wollen, und ſage Ihnen nur noch zum Schluß, daß Sie auch in Anſehung des Herrn von Deyn in Jena vollkommen Recht gehabt haben; denn ein Mann der 1815 in Nr. 276 ganz wohlgemuth ſagen konnte: „Ich erkläre hiermit unverhohlen, daß ich der einzige „Menſch in der Welt bin, der die Rechtswiſſenſchaft „gründlich bearbeitet hat," ein ſolcher Mann rechtfertigt doch würklich die Vermuthung, daß ſein Oberſtübchen einiger Reparatur bedürfe.

Anzeige.

Der Herausgeber hat einen heftigen Aufſatz — in welchem das von Bayern mit dem Pabſte abgeſchloſſene Concordat äuſſerſt gehäſſig dargeſtellt und nicht allein behauptet wird, „daß die evangeliſchen Glaubensgenoſſen in Bayern dem traurigſten Schickſale entgegen gehen, ſondern auch, daß Monarchen und Fürſten, wenn ſie ſich nicht vereinigen, der zunehmenden päbſtlichen Gewalt entgegen zu arbeiten, ſelbſt ein Opfer der mönchiſchen und Jeſuitiſchen Kabale werden müſſen" — zwar dankbarlich erhalten, kann aber ſelbigen nicht abdrucken laſſen, aus Gründen die der Einſender leicht errathen wird. —

Eben ſo wenig kann er den Wunſch eines andern gütigen Correſpondenten erfüllen, ein Fragment abdrucken zu laſſen, welches eine gewiſſe Cenſur aus einer gewiſſen Druckſchrift ausgeſtrichen hat. Der Herausgeber iſt zwar hier in Weimar keiner Cenſur unterworfen; allein er hält ſich eben dadurch doppelt verpflichtet, keine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit zu geben; und hätten in dieſer Hinſicht alle Schriftſteller im Grosherzogthum Weimar ſo gedacht wie Er, ſo würde, zum Beſten der Preßfreiheit, vieles vermieden worden ſeyn.

Kleine literariſche Notizen.

Vor wenigen Tagen hat der Freyherr von Berlepſch, in ſeinem bekannten Proceſſe gegen die Hannövriſche Regierung, der deutſchen Bundestagsverſammlung eine merkwürdige Schrift eingereicht. Er erzählt darin, daß und warum der Geheime Kabinets-Rath Rehberg in Hannover, den er bald Deſpot bald Souffleur der Regierung nennt, ſein Feind ſey; daß und wie man die Kalenbergiſch-Göttingiſchen Landſtände zu Lohnlaquayen herabgewürdigt habe; daß die ehemaligen Preußiſchen Unterthanen, namentlich Oſtfriesland, zu bedauern ſeyen, jetzt einem Staate anzugehören, der nicht deutſch ſeyn könne, weil er ganz von Englands Handlungs-Politik abhänge; daß er die Verbindung Hannovers mit England immer als ein Unglück für Deutſchland anſehn werde, weil unter andern Hannover in der Folge in die politiſche Lage verſetzt werden mögte, gegen Deutſchland die Waffen zu führen; u. ſ. w. Die Hauptfrage iſt: ob ein vom ehemaligen Reichs-Kammer-Gericht zu Gunſten des Freyherrn von Berlepſch geſprochenes u. dem Könige von Preußen zur Execution übertragenes Urtheil noch gültig ſey? was wohl die meiſten Stimmen mit Ja beantworten werden. Die hannövriſche Regierung ſagt aber: es verſtehe ſich von ſelbſt, daß von den angemaßten (!) nichtigen (?) Erkenntniſſen des vormaligen Reichs-Cam-Gerichts auf keine Weiſe auch nicht die entfernteſte Frage mehr ſeyn könne. (Warum nicht?) — Herr von Berlepſch hat den Bundestag gebeten, das Königl. Cammer-Gericht in Berlin zum Schiedsrichter zu ernennen. Daß er mit großer Leidenſchaftlichkeit, die Feder geführt hat iſt nicht zu leugnen und ſteht nicht fein. Wer ſich aber von freyen Stücken einem Schiedsrichter unterwirft, hat die Präſumtion des Rechtes für ſich. Doch fürchten wir faſt, daß weder Herr von Berlepſch, noch wir, noch unſere Kinder die gänzliche Beendigung dieſer Sache erleben werden.

Herr Döring in Frankfurt hat Weisheits-Regeln und Sittenſprüche für Alle, welche edel ſeyn wollen, herausgegeben. Ein zweyter Titel deſſelben Büchleins iſt: Aufſätze und Denkſprüche in Stammbücher, und zwar die fünfte, ſtark vermehrte Auflage. Es iſt allerdings ein Troſt, für Leute die ſich oft in Stammbücher ſchreiben müſſen, eine Quelle zu kennen, aus der ſolche Sprüchlein ſich ſchöpfen laſſen, wenn ſie auch viel Sand und bisweilen Lehm mit ſich führt. Dahin rechnen wir z. B. folgendes: „Bläſt uns o Welt in deinem Haus — Der Tod das Lebenslichtlein aus — Wird vom Geruch es offenbar — Wer Talglicht oder Wachslicht war." —

Die Genfer Bibliothek (Monat October) liefert ein Tagbuch von einer Reiſe nach England, welche in einer, der Admiralität zugehörigen, Jacht gemacht wurde. Dieſe Jacht beſchreibt der Reiſende folgendergeſtalt: es war da, außer der Küche, ein Salon und ein großer Speiſeſaal, beyde mit Mahagonyholz getäfelt und vergüldet, die Meubeln im Salon von blauem Atlas; an einem Ende deſſelben, ein ſchöner Kamin von geſchliffenem Stahl, am andern eine Lampe, deren Licht auf die Bouſſole des Steuermanns fiel. In zwei angrenzenden Kabinetten fanden die Reiſenden alle Hülfe gegen die Seekrankheit. Im Speiſeſaal war ein treffliches Frühſtück aufgetiſcht.

Es iſt in engliſcher Sprache unter dem Titel Memoiren eine intereſſante Lebensbeſchreibung von Sheridan erſchienen. Darin wird unter andern erzählt, daß eines Tages Swift und Sheridan ſich in Bierfiedler verkleideten, um einer Bettler-Hochzeit beyzuwohnen. Sie wurden jauchzend empfangen, trefflich bewirthet und reichlich bezahlt. Die Bettler tanzten und ſchmauſten die ganze Nacht hindurch. Am andern Tage giengen Swift und Sheridan in ihrer gewöhnlichen Kleidung ſpazieren und fanden ihre ſplendiden Wirthe überall auf der Landſtraße und im Dorfe hier und da vertheilt, auf das Beweglichſte um Almoſen flehend. Es waren welche mit Krücken darunter, die Tags zuvor mit vieler Grazie getanzt, und Blinde die ſehr gut geſehen hatten. —

Im dritten Heft des Ethnographiſchen Archivs ſteht ein ſehr intereſſanter Auszug aus dem engliſchen Werk des Herrn Ellis, über die Schickſale und Verhandlungen der letzten engliſchen Geſandſchaft nach China, welche bekanntlich, wegen Verweigerung des Niederwerfens vor dem Kaiſer, ohne Audienz wieder abreiſen muſte. Beſonders merkwürdig hat uns geſchienen, daß von zwey großen Herren nothwendig Einer als Lügner vor dem Publikum ſteht: nemlich entweder hat Lord Macartney die Unwahrheit geſagt, indem er an ſeinen Hof berichtete, er habe ſich nicht vor dem Kaiſer Kien-long niedergeworfen; oder der jetzige Kaiſer von China lügt, indem er keck behauptet, er ſey ſelbſt gegenwärtig geweſen, da Lord Macartney dieſe Ceremonie beobachtet habe. — In demſelben Hefte ſteht auch ein Auszug aus Maller's ziemlich unbedeutender Reiſe durch Italien. Das Dorf Lanslebarg, am Fuße des Mont-Cenis, iſt dermaßen von hohen Bergen umgeben, daß die Einwohner zwey Monate lang die Sonne nicht ſehen. Auf St. Antoni, ſagte der Wirth, fällt der erſte Strahl auf die Kirchthürme, und dann iſt Freude im ganzen Dorfe. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 27. Weimar, in der Hoffmanniſchen Hofbuchhandlung. 1818.

Geſchichte.

Ein angenehmes Geſchenk, wenn gleich nicht für ein groſſes Publikum, hat uns Herr von Arnoldi mit ſeinen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten gemacht. Da werden wir zum Beiſpiel durch die, bisher unbekannte, nun durch Urkunden erwieſene Thatſache überraſcht, daß der ſtolze Kaiſer Carl V. ſeine Schweſter, die Infantin von Spanien, Catharina, dem Herzog zu Sachſen, Johann Friedrich, zur Gemahlin antrug. Es war auch bereits alles verabredet, und nur die zarte Jugend der Verlobten machte Aufſchub nothwendig. Warum ſpäter die Verbindung ſich wieder aufgelöſt, iſt unbekannt; vielleicht könnten die ſächſiſchen Archive darüber Aufſchluß geben. —

Von der ehemaligen Raubſucht des Adels in Deutſchland werden merkwürdige Beiſpiele angeführt, unter andern eine Urkunde noch aus der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, enthaltend eine Quittung eines gewiſſen Philipp Sontag über 600 Thaler, die ihm, auf ſeine Klage, von den Herzogen von Sachſen als Erſatz für den Raub waren zuerkannt worden, den der Junker Stein vom Liebenſtein auf der Landſtraße an ihm begangen hatte. —

Auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 fand man ſogar noch nöthig, den Domherren zu verbieten, daß ſie ſich nicht auf das Rauben legen und nicht durch ihre berittenen Knechte dieſes Handwerk ſollten treiben laſſen. —

Als Wilhelm der Erſte von Oranien mit Anna von Sachſen ſich vermählen wollte, wogegen mancher Widerſpruch ſich erhob, ſchrieb Günther, Graf von Schwarzburg, an den Prinzen: er habe die Braut in Naumburg beſucht, ihr auch in des Prinzen Namen einen Ring geſchenkt, zum neuen Jahr, den er in Leipzig gekauft, „den beſten ſo in der Stadt geweſen.“ Er rühmt ihren Verſtand und ihre Beſtändigkeit: „Da ich am letzten von ihr zog, befahl ſie mir Euer Liebden zu ſchreiben, daß ſie Euch vielmalhunderttauſend gute Nacht entböte, und bat, Ihr wollet ſie nicht vergeſſen, ſie gedächte Euch auch nimmermehr zu vergeſſen, und wenns der ganzen Welt leid wäre.“ So drückten damals Prinzeſſinnen ihre Liebe aus.

Von dem Landgrafen von Heſſen, der ſehr gegen die Vermählung eiferte, ſchrieb Graf Günther: „Er hat mich oft zu Gaſte geladen und mir „viel Ehre bewieſen, iſts ihm ums Herz geweſen, „das kann ich nicht glauben. Der Kurfürſt, ſammt „andern Fürſten haben gar ſehr geſpielt, hab auch „mitmachen müſſen, hab mehr verlohren denn gewonnen, verdrießt mich nur, daß es der Landgraf „gewonnen hat. So oft der Kurfürſt ſpielen wollt, „ſagte er wider mich: „Kumm, laß uns mit dem „untreun Mann (Landgraf Philipp) ſpielen“ es „ſeynd aber große Herren, die vertragen ſich wohl „wieder.“

Als es nicht mehr zu ändern war, ſchickte Landgraf Philipp doch dem Prinzen von Oranien eine Verehrung, und bat dabei, er wolle ſeine Enkelin bei dem Glauben, darin ſie erzogen worden, bleiben laſſen, auch ſie freundlich und wohl halten, und als ein junges Menſch und Frau ihm befohlen ſeyn laſſen.

Zu der Hochzeit wurden die koſtbarſten Anſtalten getroffen, und der Kurfürſt erſuchte den Bräutigam, doch auch ſein Silber, Küchen- und Kellergeräth, ſammt den Köchen u. ſ. w. mit gen Leipzig zu nehmen. Graf Mannsfeld bat um Vergünſtigung, einen Pallyaſtecher zu veranſtalten, eine Art von Turnier. Der König von Dänemark, 29 Fürſten und Fürſtinnen und 20 Grafen wurden von Seiten der Braut eingeladen, faſt mehrere noch von Seiten des Bräutigams. Dieſer brachte mit, 42 Edelleute und Hofdiener, 7 Kämmerlinge, 10 Edeljungen, 8 Lakayen, 7 große Officianten, 22 kleine Officianten und 16 Stallleute, die Alle zuſammen mit 1101 Pferden und 6 Mauleſeln nach Leipzig kamen. —

In einem Schreiben aus Rom von 1556 heißt es unter andern: „Etliche aus den Kardinälen zu Rom, ſo der deutſchen Nation gewogen, ſagen, daß unter allen Kardinälen Niemand mehr zuwider der deutſchen Nation practiciren in Curia, dann die zween deutſche Kardinäle; verwundern ſich hoch, daß die Deutſchen ihrem eigenen Vaterlande ſo zuwider ſind.“ — Hierbei macht der Herausgeber die, leider ſehr wahre, Anmerkung: „In unſern „Tagen ſind dieſe Fälle ſo häufig vorgekommen,

„daß ſie keine Verwunderung oder Befremden mehr „erregen.“ —

Mit wahrhaftem Vergnügen zeigen wir den erſten Band der Geſchichte der Ruſſen vom Hofrath Ewers in Dorpat an, einem eben ſo gelehrten als gebildeten (denn beides iſt nicht immer einerlei) und beſcheidenen Manne. Dieſer erſte Theil hebt von den älteſten Zeiten an und geht bis zur Alleinherrſchaft Peters des Großen. Das Werk iſt mit derjenigen Freimüthigkeit geſchrieben, die der Geſchichte ziemt; ein Beweis, daß auch in Rußland, wo das Buch gedruckt wurde, eine vernünftige Preßfreiheit nicht fremd iſt. Als Probe des gediegenen Styles liefern wir aus dem erſten Zeitraume (vom Jahr 550 bis 1015) ein Bruchſtück über Sitten und Religion der damaligen ruſſiſchen Slawen:

„Der ruſſiſchen Slawen Sitten und Bildung, Grundlage der neuen, welche das Chriſtenthum brachte, waren in wichtigen Dingen verſchieden. Roh und wild lebten Drewier, Radimitſchen, Wjatitſchen und Sſjewerier; ſanft und ſtill die Polen; jene raubten ihre Weiber, dieſe führten ſie heim in Zucht und Ehren. Eine Mitgift war nicht gewöhnlich, vielmehr mußte der junge Gatte den Schwiegerältern am Morgen der Hochzeit ein Geſchenk darbringen. Wahrſcheinlich ſtammte von ihnen der Brauch, daß dann die Neuvermählte, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, den Mann entſchuhen mußte. Doch Vielweiberei hatten ſie wohl mit jenen gemein, die zwei bis drei Frauen zu nehmen pflegten. Wladimir hielt vor ſeiner Taufe, neben fünf Gemahlinnen, 800 Beiſchläferinnen. Er ſelbſt war von einer Beſchließerin Olga's geboren, welches jedoch weder ſeinem fürſtlichen Rechte noch Anſehen ſchadete.

Bei einigen Stämmen wurden die Todten begraben, bei den rohern verbrannt, und die Reſte in Urnen auf Säulen am Wege geſtellt. Eine kriegeriſche Leichenfeier mit Zweikämpfen und Ringen begingen die ruſſiſchen Slawen, als Heiden, nach der Väter Weiſe; aber ihr Sinn iſt verloren.

Des Glaubens an die Unſterblichkeit erfreuten ſie ſich ſchon lange vor der Taufe; in der Urkunde des igoriſchen Friedens mit den Griechen iſt ſchon die Rede von „einem zukünftigen Leben.“ Ob deſſen Erwartung der ſonſt unbekannten ur-ruſſiſchen Mythologie angehörte, oder ob ſie von dem Chriſtenthum entlehnt war, welches im Jahre 945 unter den Ruſſen zu Kiew ſo viel Bekenner zählte, daß ſie dort eine Kirche erbaut hatten, bleibt zweifelhaft. Aber ſie ſtand im ſchönſten Einklange mit dem Begriffe von einem höchſten, über alle Kräfte der Natur waltenden Weſen, das ſie abzubilden nicht wagten. Ihm untergeordnet dachten ſie ſich ihre National-Gottheit, den Perun, und formten ſeine Geſtalt aus Holz, mit einem ſilbernen Kopfe und goldenen Spitzbart. Auf ihn folgte Woloß, Beſchirmer der Heerden, nebſt mehrern andern, deren bedeutungsloſe Namen uns nur erhalten ſind. Bei Perun und Woloß, und bei den eigenen entblößten Waffen, pflegte der ruſſiſche Slawe, ehe er Chriſt war, den heiligſten Schwur auszuſprechen. —

Mit Recht hat die kurze Geſchichte der Reformation vom Herrn Profeſſor Melos bereits die dritte Auflage erlebt. Der beſcheidene Verfaſſer hat ſein Werk zum Leitfaden für Landſchullehrer beſtimmt; allein wir können verſichern, daß jeder gebildete Menſch, der eine Ueberſicht der Reformationsgeſchichte zu haben wünſcht, es mit Nutzen und Vergnügen leſen wird. Beſonders möchten wir es den Damen empfehlen, die hier weder durch Weitſchweifigkeit noch durch ſchwerfällige Darſtellung abgeſchreckt werden. —

Von den Denkwürdigkeiten des Herrn von Dohm iſt der dritte Band erſchienen, der zwar viel bekanntes enthält, aber dieſes Bekannte iſt merkwürdig. Was der Verfaſſer von Joſeph II. ſagt, iſt anwendbar auf viele Fürſten: „Ein thätiger Regent kann unmöglich eine Verfaſſung lieben, die ihm Feſſeln anlegt; je mehr er ſich bewußt iſt Gutes zu wollen, um ſo mehr müſſen „ihm die Hinderniſſe zuwider ſeyn.“ — Hr. von Dohm glaubt nicht, daß Joſeph die Abſicht gehabt habe, Deutſchlands Verfaſſung umzuſtürzen und ſich zum unumſchränkten Oberherren, wo nicht des Ganzen doch eines guten Theils von Deutſchland aufzuwerfen; aber er geſteht, „daß „viele Nachdenkende zu jener Zeit in allen deutſchen Landen dieſe Beſorgniß würklich hatten. —

Bekanntlich wurde, bey Errichtung des deutſchen Fürſtenbundes, Friedrich dem Großen als unpolitiſch vorgeworfen, daß er ſich ſelbſt dadurch die Hände gebunden, ſich jemals auf Koſten Deutſchlands zu vergrößern; hierauf antwortet Hr. v. Dohm mit froher Ueberzeugung: „daß „Friedrich eben dieſes wollte, weil er nie eine „ſolche Abſicht hatte. Dreiſt fodern wir jeden auf, „der mit der Geſchichte des großen Königs vertraut iſt, auch nur eine Handlung deſſelben anzuführen, die das Gegentheil beweiſe. Heil dem, „und unſterblicher Ruhm dem Regenten, der ſich

„und ſeinen Nachkommen es erſchwerte — Unrecht zu üben." (Wir ſtimmen von Herzen ein)

Damals wurde von Wien aus in einer Staatsſchrift ausdrücklich bemerkt: „da alle bisherige „Beweiſe gegen die Zuläſſigkeit eines Tauſches von „Bayern ungegründet wären; ſo würde freilich der „kaiſerliche Hof wohl niemals dem Vorhaben entſagen, Bayern über kurz oder lang auf eine oder „andere Weiſe zu erhalten." (Eine denkwürdige Aeußerung! nur ſo unpolitiſch, daß wir uns kaum vorſtellen können, ſie ſey wirklich in jener Staatsſchrift enthalten.)

Bekannt genug iſt der ſchöne Vertrag, den Friedrich II. mit Nordamerica ſchloß, vermöge deſſen, im Fall eines zwiſchen beiden Mächten ausbrechenden Krieges, der Handel beiderſeitiger Unterthanen durchaus nicht geſtört werden ſollte. Hr. v. Dohm macht dabei folgende treffende Bemerkung: „Wenn einſt, vielleicht erſt nach Jahrhunderten, die Sitten ſich mildern, und, wie wir es „von den zwar langſamen, aber doch wirklichen (?) „Fortſchritten der Vernunft erwarten dürfen, es „eine ernſtliche Angelegenheit der Völker und ihrer „Regenten ſeyn wird, die Grauel der Kriege, wenn „ſie ganz zu vermeiden auch unmöglich gehalten „werden ſollte, doch wenigſtens in möglichſt enge „Schranken einzuſchließen. — — Dann wird die, „vielleicht noch ferne, Nachwelt dankbar ſich erinnern, daß Franklin, Waſhington und Friedrich zuerſt an ſolche Schranken gedacht und ſich „das Wort gegeben haben, dieſelben von ihren Völkern nicht überſchreiten zu laſſen."

Schluß der Auszüge aus Georgel's Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit.

Ludwig XV. hatte der Gräfin Marsan, Schweſter des Prinzen Soubise, die Anwartſchaft auf die Stelle des Groß-Almoſenierer von Frankreich für ihren Vetter, den Prinzen Louis von Rohan verſprochen, und ihr darüber eine von ihm eigenhändig unterſchriebene Verſicherung ausgefertigt. Die Gräfin war Gouvernantin der Kinder von Frankreich, und wurde wegen ihres vortrefflichen Characters, ihrer Tugenden und ihrer unerſchütterlichen Rechtſchaffenheit allgemein verehrt. Als Ludwig XVI., den ſie erzogen hatte, den Thron beſtieg, trat ſie ihre bisherige Stelle an ihre Couſine, die Prinzeſſin von Guemené ab, und behielt auch die Beſoldung von 80000 Livres nicht, die ihr von Rechtswegen auf ihre Lebenszeit zukam; dagegen bat ſie aber den König um die Beſtätigung der ihr von ſeinem Großvater für den Prinzen L. v. Rohan ertheilten Gnade, und der Monarch gab ihr auch ohne Bedenken ſein königliches Wort, daß er dieſes ſchriftliche Verſprechen halten werde. — Die höchſt wichtige Stelle eines Groß-Almoſenierers von Frankreich war nach einander von mehreren Cardinalen aus dem Hauſe Rohan bekleidet worden, aber jetzt beſaß ſie der Cardinal v. La Rocheaymon, weil bei ihrer Erledigung Ludwig XV. den Prinzen L. v. Rohan noch für zu jung für dieſelbe gehalten hatte. Da jedoch der Cardinal ſchon ſehr alt und kränklich war, ſo hielt man allgemein den Prinzen für ſeinen Nachfolger, und niemand konnte nur im geringſten daran zweifeln, daß er nach dem Tode deſſelben das Amt erhalten würde. Die Königin hingegen, die eine Feindin vom Prinzen v. Rohan war, und es ſich in den Kopf geſetzt hatte, ihn ganz vom Hofe zu entfernen, ließ es ſich angelegen ſeyn, ihm die verſprochene Anwartſchaft wieder zu entziehen. Sobald ſie daher die Nachricht erhielt, daß der Cardinal La Rocheaymon tödtlich krank wäre, ſo begab ſie ſich zum König und ſchilderte ihm den Prinzen mit ſo ungünſtigen Farben, daß ſie ihm wirklich eine heftige Abneigung gegen denſelben beibrachte. Wie ſollte er aber auf eine ſolche Art eine Familie beleidigen, die eine der angeſehendſten bei Hofe und im Reiche war? Wie ſein gegebenes königliches Wort brechen? dieſe Betrachtungen, die aus ſeiner Gerechtigkeitsliebe und aus ſeiner wahren Anhänglichkeit an die Gräfin Marsan floſſen, ſetzten den König in große Verlegenheit; die Königin wußte ihn aber darüber zu beruhigen, und ſie kamen mit einander überein, daß der Prinz nicht Groß-Almoſenierer werden ſollte, daß man jedoch einen Weg einſchlagen wollte, um weder das Haus Rohan noch insbeſondere die Gräfin Marsan zu beleidigen. Die Königin freute ſich über dieſen glücklichen Erfolg, ſprach aber mit niemand davon; der König hingegen theilte dem Premier Miniſter, Grafen Maurepas, das Geheimniß mit, und dieſer, ein Freund der Familie Rohan, glaubte derſelben einen Wink davon geben zu müſſen.) Der Prinz von Soubise und die Gräfin Marsan benachrichtigten ſogleich die Prinzeſſin von Guemené davon, die bei der Königin in beſonderer Gunſt ſtand, damit ſie ſuchen ſollte, die letztere wieder auf andere Gedanken zu bringen. Die Prinzeſſin konnte jedoch die Königin nicht mehr ſprechen, weil dieſe im Begriff war, auf einen Maskenball nach Paris zu fahren; ſie ſchrieb ihr jedoch einen ſehr dringenden und rührenden Brief, auf welchen Marie

Antoinette ſogleich mit eigener Hand folgende Worte antwortete: „Seyn Sie unbeſorgt meine liebe „Prinzeſſin, Ihre Familie ſoll zufrieden ſeyn; man „wird ihr die Groß-Almoſenirer-Stelle nicht ent„ziehen.“ Dieſe Verſicherung verurſachte die größte Freude; ich ſelbſt wurde noch nach eilf Uhr in der Nacht zum Grafen von Maurepas geſchickt, um ihm das Billet der Königin mitzutheilen. Es iſt mir aber unvergeßlich, wie nach Leſung deſſelben dieſer Miniſter lachelnd zu mir ſagte: „Große Urſache ſich zu freuen, finde ich in dieſem Billet nicht. Man wird allerdings die Groß-Almoſenirer-Stelle dem Hauſe Rohan nicht entziehen, allein der Prinz Ferdinand (jüngerer Bruder des Prinzen Louis von Rohan) wird ſie bekommen, dieß iſt der Schlüſſel zum Räthſel; ſagen Sie nur unſern Freunden, daß ſie baldigſt die nöthigen Vorkehrungen mögen zu treffen ſuchen.“ Dieſe Nachricht ſetzte die Familie Rohan in die lebhafteſte Unruhe. In der nämlichen Nacht noch ſtarb der Cardinal La Rocheaymon. Der König war aber am andern Morgen kaum aufgeſtanden, ſo begab ſich ſchon die Gräfin Marsan zu ihm, und hatte nunmehr eine Unterredung mit ihm, die ſo viel Licht über den Character dieſes noch für die ſpäteſte Nachwelt merkwürdigen Monarchen verbreitet, daß ich nicht unterlaſſen kann, ſie meinen Leſern hier mitzutheilen. Die Gräfin M.: Der Cardinal La Rocheaymon iſt in dieſer Nacht geſtorben, Sire! Ich komme daher, um den Prinzen Louis v. Rohan in Ihre Gnade zu empfehlen, und Sie an Ihr Königl. Wort zu erinnern. Der König: Ich weiß, Couſine! daß ich Ihnen die Groß-Almoſenirer-Stelle für ihn verſprochen habe, allein wie die Sache jetzt ſteht, iſt dieß ganz unmöglich; verlangen Sie von mir alles andere für ihn, aber mein Groß-Almoſenirer kann er nicht werden. Die Gräfin: Ew. Majeſtät ſetzen mich in das höchſte Erſtaunen, weil ihre jetzige Erklärung mit dem heiligen Worte eines Königs nicht zu vereinbaren iſt; nein, Sire! Sie werden gewiß dieſes Wort nicht brechen, und mein Vetter wird Groß-Almoſenirer werden. Der König: Wer kann mich zwingen, einen Mann dazu zu ernennen, gegen den ich die größte Abneigung hege? Die Gräfin: Sie ſelbſt, Sire! ja, Sie ſelbſt; denn Sie werden nicht von ſich ſagen laſſen wollen, daß Sie Ihr zur Belohnung für geleiſtete Dienſte gegebenes Wort förmlich gebrochen haben. Eine bloſe Abneigung giebt noch kein Recht, ſein Wort zu brechen. Der König: Ich breche auch mein Wort nicht; ich habe Ihnen die Stelle verſprochen und gebe ſie ſeinem Bruder, dem Prinzen Ferdinand. Die Familie Rohan hat alſo nicht Urſache ſich zu beſchweren. Die Gräfin: Doch, Sire, ſehr große Urſache, wenn der Prinz Louis nicht Groß-Almoſenirer wird. Für ihn allein und nicht für ſeinen Bruder habe ich um die Stelle gebeten und für ihn ſie auch erhalten. Sie haben mir das Verſprechen förmlich ertheilt; ich habe es öffentlich bekannt gemacht, und bin dem Hauſe Rohan für die Erfüllung deſſelben verantwortlich. Wollten denn Ew. Majeſtät einer bloſen Abneigung wegen den Prinzen entehren, und ihn der Schande, Ihre Ungnade auf ſich geladen zu haben, ausſetzen, ohne daß er weiß, wodurch? Der König: Ich will ihm lieber eine recht auffallende Gnade zu Theil werden laſſen, damit keine nachtheilige Meinung für ihn daraus entſtehe. Wollen Sie, daß ich ihn zur Cardinalswürde vorſchlage? Die Gräfin: Nein, Sire! nein, keine andere Gnade kann die erſetzen, die einmal unter dem Siegel Ihres königlichen Wortes ertheilt worden iſt, und die ich allein für die Belohnung meiner geleiſteten Dienſte und meiner auf Ihre Kindheit verwendeten Mühe und Sorgfalt anſehen kann. Der König: Es ſteht nicht mehr in meiner Gewalt; ich habe der Königin mein Wort darauf gegeben. Die Gräfin: Ich verehre den Willen der Königin; aber Ew. Maj. können nicht zwei Mal Ihr Wort geben, und die Königin wird nicht verlangen, daß Ew. Majeſtät aus Gefälligkeit für ſie eine Handlung begehen ſoll, zu der ſich der geringſte Edelmann Ihres Reichs, wenn man ihn auch mit dem gewiſſeſten Tod bedrohte, nicht verſtehen würde. Wenn das Wort eines Edelmanns in einem ſolchen Grade heilig iſt, daß er, ohne ſich zu entehren, es nicht brechen kann, um ſo mehr das eines Königs? Ich nehme mir daher ehrerbietigſt die Freiheit, Ew. Majeſtät zu verſichern, daß, da ich Ihr mir gegebenes höchſtes Wort überall bekannt gemacht habe, ich mich auch genöthigt ſehen werde, öffentlich zu erklären, daß Sie es aus keiner andern Urſache gebrochen haben, als aus Gefälligkeit für die Königin. Einem Vorwurf von dieſer Art werden Ew. Majeſtät Sich gewiß nicht ausſetzen wollen. Der König: Wollen Sie mich denn zwingen, Couſine! einen Mann, der mir mißfällt, und der der Königin im höchſten Grade zuwider iſt, unter die vertrauteſten Diener meines Hauſes aufzunehmen? Die Gräfin: Nein, Sire! Ich fordere Sie in dieſem Augenblick blos auf, gerecht und nach den Grundſätzen der Ehre zu handeln. Ernennen Sie den Prinzen zum Groß-Almoſenirer; dieß ſind ſie ſich ſelbſt ſchuldig. Gegen Ihren Willen ſoll er jedoch die Stelle nicht behalten. Ich mache mich vielmehr für ihn und für die ganze Familie Rohan anheiſchig, daß, wenn er in zwei Jahren nicht das Glück gehabt hat, durch ſeine gute Aufführung und durch geleiſtete Dienſte das Mißfallen Ew. Maj. zu beſiegen und Ihre Gnade zu verdienen, er alsdann freiwillig ſeine Stelle wieder niederlegen und niemals mehr an Ihrem Hofe erſcheinen ſoll. Wenn Ew. Maj. es verlangen, ſo ſoll er im Augenblick ſeiner Ernennung Ihnen dieſe geheime Verpflichtung von ihm eigenhändig geſchrieben überreichen. — Dieſen lebhaften Vorſtellungen konnte endlich der König nicht länger widerſtehen. Gut, ſagte er, wenn Sie denn durchaus darauf beſtehen, ſo will ich ihn ernennen. Es geſchieht aber ſehr ungern, und nur unter der von Ihnen vorgeſchlagenen Bedingung. — Sobald der König dieſe Entſcheidung gegeben hatte, wurde er ruhiger und ungezwungener. Die Gräfin ſtattete ihm den wärmſten Dank ab, und meldete alsdann ihren Verwandten den Erfolg ihrer Bemühung. Der Prinz Louis wurde zum Groß-Almoſenirer ernannt, und überreichte dem König an dem nämlichen Tage das ausbedungene Verſprechen. Die Königin aber äußerte gegen den König und ihre nächſten Umgebungen ihr äußerſtes Mißvergnügen darüber, und dieſer über ſie davon getragene Sieg verſtärkte noch mehr den bittern Haß, den ſie niemals aufhörte gegen den Prinzen zu hegen. — Hier werden aber unſere Leſer natürlicher Weiſe fragen, was denn die Quelle von dieſem unverſöhnlichen, in ſeinen Folgen ſo wichtigem Haſſe geweſen iſt? Unſer Verfaſſer erzählt die ganze Entſtehung deſſelben ſehr ausführlich, und wir wollen ſuchen, in einem kurzen Auszug das Weſentlichſte davon hier mitzutheilen. Als der Prinz von Rohan als franzöſiſcher Geſandter nach Wien kam, nahm ſein gefälliges Aeuſere die Kaiſerin Maria Thereſia ſehr für ihn ein, und ſie überhäufte ihn mit Gnade und Auszeichnungen. Allein es währte nicht lange, ſo gereichten die freien Sitten und Lebensart des Prinzen, die ihm als Biſchof und Coadjuter von Straßburg um ſo weniger anſtanden, der tugendhaften, ſtreng ſittlichen Monarchin zum gerechten Aergerniß, und der folgende Vorfall brachte den Prinzen um ihre ganze Gnade. Er gab nemlich wöchentlich ein großes Souper, zu welchem immer 100 bis 150 der vornehmſten Herren und Damen von Wien eingeladen wurden. Tänze, Concerte und mancherley geſellſchaftliche Spiele machten dieſe Abende äußerſt angenehm. Die ganze Geſellſchaft ſpeiſte an einer Menge von einzelnen Tiſchen, an deren jedem niemals mehr als ſechs bis acht Perſonen ſaßen; dabei konnten ſich die Gäſte nach eigenem Gefallen ihre Geſellſchaft wählen, und der ſteife Zwang, der beſonders noch damals an großen Paradetafeln herrſchte, war hier gänzlich verbannt. Die Geſellſchaft kam um acht oder neun Uhr des Abends zuſammen, und blieb gewöhnlich bis um zwei Uhr des Morgens. So angenehm nun aber dieſe Soupees für die vornehmen Einwohner von Wien waren, für ſo anſtößig und ſittenverderbend hielt ſie die Kaiſerin. Sie ließ daher dem Prinzen ſagen, daß ſie dieſelben eingeſtellt zu ſehen wünſchte, und ſie konnte erwarten, daß er, den ſie ſtets mit ihrem beſondern Wohlwollen beehrt hatte, ihr unbedenklich dieſes Opfer bringen würde. Allein der Prinz lehnte dieſe Anforderung unter mancherley höflichen Vorwänden gradezu ab, und von dieſem Augenblick an hatte er die Gnade der Kaiſerin auf immer verſcherzt. Sie beeiferte ſich in allen ihren Briefen, ihrer Tochter, der damaligen Dauphine, die übelſte Meinung von ihm beizubringen. Dieſe ungünſtige Stimmung der letztern verwandelte aber bald ein beſonderer Vorfall in den allerbitterſten Haß. Während der mancherley Unterhandlungen, die der erſten Theilung von Pohlen vorangingen, hatte einmal der Prinz in Aufträgen ſeines Hofes eine lange Audienz bei der Kaiſerin, bei welcher bloß der Fürſt Kaunitz gegenwärtig war. Nach Beendigung derſelben ſchickte der Prinz einen Courier nach Paris, und ſtattete dem Hofe Bericht davon ab. Er war von Anfang an überzeugt geweſen (ſagt der Verfaſſer, ſein Geſandſchaftsſecretaire) daß das Oeſterreichiſche Cabinet wirklich mit einer Theilung von Pohlen umginge, und hatte ſeinen Hof ſchon mehrmals vergebens deshalb gewarnt. Dieſe Warnung wiederholte er auch jetzt in einem, der officiellen Depeſche beigeſchloſſenen, eigenhändig geſchriebenen Privatbriefe an den Herzog von Aiguillon, Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, und bediente ſich dabei folgender Ausdrücke: „Ich habe wirklich Maria Thereſia über das Unglück von „Pohlen Thränen vergießen ſehen, allein dieſe in „der Kunſt, niemand in ihr Inneres blicken zu „laſſen, äußerſt geübte Fürſtin ſcheint mir die „Thränen jederzeit zu ihrem Gebot zu haben; in „der einen Hand hält ſie das Schnupftuch, um ihre „Thränen abzutrocknen, und mit der andern ergreift „ſie die Feder, um als dritte theilende Macht „dem Vertrage beizutreten.“ Dieſe Worte haben die furchtbarſten Folgen für den Prinzen von Rohan hervorgebracht. Der Brief durfte eigentlich durchaus niemand anders gezeigt werden, als höchſtens dem König; der den Character und die Denkungsart von Maria Thereſia von Grund aus kennen zu lernen wünſchte: allein der Herzog von Aiguillon beging die unverzeihliche Unvorſichtigkeit, (hoffentlich war es keine überlegte Bosheit) daß er ihn ſogleich der Gräfin du Barry, Mätreſſe Ludwigs XV mittheilte. Dieſe war der Kaiſerin abgeneigt, weil ſie die Mutter der Dauphine war, die nach ihrem richtigen innern Gefühl ihre Verachtung gegen die Matreſſe nicht verbergen konnte. Bei einem von den wollüſtigen Soupers, zu denen Ludwig XV. nur ſeine vertrauteſten Günſtlinge zu ziehen pflegte, machte die Gräfin die unſchicklichſten Ausfälle auf die von ihr ſogenannte Heuchelei und Verſtellungskunſt der Kaiſerin, und um einen Beweiß davon zu geben, zog ſie mit den Worten: „Hier iſt ein Brief vom Prinzen von Rohan; hören Sie, wie er ſie ſchildert;" den obigen Brief aus ihrer Brieftaſche, und las die angeführte Stelle laut vor. Natürlicher Weiſe mußten nun alle Anweſende glauben, daß der Prinz von Rohan mit der Gräfin ſelbſt im Briefwechſel ſtünde. Es währte nicht lange, ſo wurde die Dauphine von dem ganzen Vorfall unterrichtet, und gerieth darüber in den äußerſten Zorn. „Wie, rief ſie aus, „ein Prinz, ein Fürſt der Kirche ſteht mit einem „ſittenloſen Weibe im Briefwechſel, und wagt es, „ihr ſo gehäſſige Schilderungen von meiner Mutter zu machen, die ihn mit Gnade überhäuft hat?" Von dieſem Augenblicke an hatte ſie den unverſöhnlichſten Haß gegen den Prinzen, den weder die wichtigſten Entſchuldigungen und ehrerbietigſten Briefe, die nicht angenommen, noch die Vorſtellungen anderer Perſonen, die nicht angehört wurden, noch auch die Vermittlungs-Verſuche, die Kaiſer Joſeph II. ſelbſt während ſeiner Anweſenheit zu Paris machte, jemals wieder beſänftigen konnten.

Politik.

Das Januarheft des Politiſchen Journals beginnt mit einer *hiſtoriſch-politiſchen Ueberſicht* des Jahres 1817, deren Eingang jedoch weder hiſtoriſch noch politiſch iſt. Da heißt es: „der *Character* des verfloſſenen Jahres läßt ſich mit wenigen Worten treffend darſtellen, als *der Kampf des Alten mit dem Neuen.*" (Wo das Neue ſchon vorhanden iſt, da hat Niemand es angefochten, und wo es noch nicht vorhanden iſt, da hat es auch nicht kämpfen können.) „Nachdem die politiſchen Phänomene des letzten Vierteljahrhunderts wie Luftgebilde zergangen ſind, iſt Europa zu den alten Formen zurückgekehrt." (Das wäre zu wünſchen, es iſt aber nicht ganz ſo.) „Allein dieſe haben größtentheils ihre Brauchbarkeit für das jetzige Zeitalter verlohren." (Wer ſagt das? und wodurch kann bewieſen werden, daß Formen, die vor funfzig Jahren Europa beglückten, es jetzt nicht mehr zu beglücken vermögen? Warum nicht? — Freilich erhalten wir ſogleich eine Antwort auf dieſe Frage.) „Die Ideen der Zeit machen andere Anforderungen, verlangen etwas neues, ihnen gemäßes" (Aber wenn die *ewigen Ideen* den *Ideen der Zeit* widerſprechen, ſo thut man wohl, die Anforderungen der letztern unerfüllt zu laſſen. Dieſe verlangen *etwas neues*, durch Erfahrung ungeprüftes; jene heiſchen, daß das *alte, geprüfte* und im allgemeinen *gut befundene* erhalten werde. Dieſe verlangen etwas *ihnen gemäßes*, ohne vor allen Dingen zu beweiſen, daß ſie auch *richtig* ſind; jene brauchen das nicht mehr zu beweiſen, ſondern deuten blos auf die Erfahrung, die laut für ſie ſpricht. Das Menſchengeſchlecht bleibt immer daſſelbe; ſein ſogenanntes Fortſchreiten (im Moraliſchen) iſt eine Schimäre; iſt ſogar eine *gottloſe* Einbildung, denn der Menſch iſt nicht auf der Welt, um hier ſchon vollkommen zu werden. Die Menſchennatur bleibt immer dieſelbe. Was vor 50 und 500 Jahren Menſchen beglückte, kann und wird ſie auch jetzt beglücken: *Liebe und Gerechtigkeit.* Diejenige Regierung, die ihren Unterthanen *Liebe* und *Gerechtigkeit* beweiſt, verbreitet auch ſicher das *Glück*, die *Form* ſey welche ſie wolle, und ſo alt ſie wolle. — Ey! wer ſind denn die Groß-Siegelbewahrer der *Ideen der Zeit?* Suchen wir ſie im *Wehrſtande?* der gehorcht nur ſeinem Fürſten und thut es gern. Iſt es die *Geiſtlichkeit?* die trachtet jetzt nur nach einer Conſtitution für ſich. Iſt es der *Kaufmannsſtand?* der begehrt nur Schutz und Freiheit des Handels, gleichviel unter welcher Form. Sind es die *Handwerker* und die *Bauern?* die verſtehen nicht einmal was die Ideen der Zeit eigentlich wollen, und — wenn ſie nur Liebe und Gerechtigkeit nicht vermiſſen — ſo kümmern ſie ſich auch weiter nicht darum. Wer iſt denn nun noch übrig? der *Stand der Gelehrten, der Schriftſteller.* Dieſer Stand theilt ſich jedoch in zwei ſehr ungleiche Hälften. Die bei weitem größere Hälfte beſteht aus Staatsbeamten, die, längſt durch Erfahrung belehrt, das erprobte Alte auch nicht verwerfen. Folglich müſſen wir endlich bei der kleinen Zahl derjenigen Schriftſteller ſtehen bleiben, die man die Kometen in der Staatsordnung nennen könnte; die alle Planetenbahnen durchkreuzen und die Sonne nicht ſonderlich zu reſpectiren ſcheinen; die meiſtens einen verzweifelt kleinen Kern haben, aber einen gewaltigen leckern Schweif, durch den ſie Abergläubige in Schrecken ſetzen; deren Bahn endlich eben ſo ſchwer zu berechnen iſt, als die Kometenbahnen, weil ſie immer excentriſch herum ſchweifen. Geſetzt nun, ſo ein Komet ſpräche zu der Sonne: Ihro Majeſtät haben lange genug autocratiſch regiert. Ich bringe Ihnen die Ideen der Zeit. Sie müſſen Ihre Planeten nicht mehr ſo regelmäßig um ſich herumlaufen laſſen. Das iſt zwar bis jetzt recht gut gegangen, aber nun iſt es alt; und die Ideen der Zeit verlangen etwas Neues. — Ein fader Scherz! werden unſere Gegner ausrufen; aber es liegt warlich viel Wahrheit in dem Scherze Wir können ein halbes oder ganzes Dutzend Schriftſteller durchaus nicht für die alleinigen Inhaber der Ideen der Zeit gelten laſſen. Es ſind ihre Ideen und nichts weiter.)

„Dies Ringen" heißt es ferner, „des noch nicht entwickelten Neuen mit dem zum Theil geſtaltlos gewordenen Alten iſt der Hauptzug in der Geſchichte des ganzen Jahres 1817." (Man bemerke: etwas noch nicht Entwickeltes ringt mit etwas Geſtaltloſem! Wenn wirklich das Alte und Neue auf dieſe Weiſe richtig bezeichnet wird, ſo ſind wir ſehr übel dran, denn der Sieg falle auf welche Seite er wolle, ſo haben wir entweder etwas Geſtaltloſes oder etwas nicht Entwickeltes.)

„Es war äußerlich ſehr friedlich und, ſo wie im Jahre 1816, ward auch im verfloſſenen in unſerm Welttheile kein Blut vergoſſen. Aber es war durch einen innern Kampf bezeichnet, deſſen Wirkungen vom Niemen bis an den Ebro ſichtbar waren." (Wie es am Ebro ausſieht, wollen wir nicht berühren. Zwiſchen dem Niemen aber und dem Rhein haben wir nichts weiter bemerkt als einige Kometen-Schriftſteller, die zwar ſich alle Mühe geben, einen innern Kampf hervorzubringen, denen es aber, Gott ſey Dank! bis jetzt nicht gelungen iſt. Mit dem Kometen-Wein darf man dieſe Herren nicht verwechſeln, denn von dem haben ſie keine andere Eigenſchaft, als allenfalls die Schädlichkeit.)

„Möge das beginnende Jahr die verſchiedenen mit einander ſtreitender Elemente vereinigen und verſöhnen! dieſe Vermittelung iſt nicht leicht zu bewerkſtelligen, aber ſie wird erfolgen, wenn die Regierungen, wie manche es zu thun anfangen, dem Strom des Strebens nach conſtitutioneller Freyheit ein Flußbett eröffnen, worin er ſich bewegen kann. Dämme helfen nichts dagegen. Die größte aller Gewalten, die Macht der Ideen zerbricht jeden Damm, und droht dann größeres Unheil als wir erlebten." (Es hat nichts zu bedeuten. Wenn nur die Regierungen, wie bisher, ſich gar nicht um das Geſchrey bekümmern. Dieſes Geſchrey — wir prophezeyen es mit völliger Gewißheit — wird erſt dann recht angehen, wenn die Conſtitutionen in ganz Deutſchland gegeben ſeyn werden; denn dann wird es wieder heißen: ſie taugen nichts! ſie hätten ſo oder ſo ſeyn ſollen. Wäre es möglich, eine Conſtitution zu erfinden, die alle die ſogenannten Ideen der Zeit realiſirte, ſo wäre das ein Donnerſchlag für die Herren Kometen; denn wenn ſie ſchweigen müßten, wovon ſollten ſie leben?)

Wenn es erlaubt iſt Großes mit Kleinen zu vergleichen, ſo möchten wir in dieſer Zeit ſämmtliche Regierungen den Theater-Directionen ähnlich finden, die es auch Niemanden recht machen können. Sie mögen die Rollen vertheilen wie ſie wollen, immer werden die meiſten Schauſpieler unzufrieden ſeyn und jeder wird glauben, ihm gebühre eine beſſere Rolle, und ein paar Recenſenten im Parterre werden immerfort ſchreyen: das iſt nicht recht und jenes iſt nicht recht! hört auf uns! wir ſind die Stimme des Publikums! – das eigentliche Publikum aber wird ganz ſtill ſitzen und ſtill genießen, und wenn ihm auch hier und da etwas nicht behagt, ſo wird es ſich beſcheiden. daß nichts auf der Welt vollkommen iſt, und wird dem Director Dank wiſſen für das, was nach Kräften geleiſtet wird. So muß denn auch jeder wackere Fürſt oder Miniſter, gleich einem ſolchen Director, ohne Anſehn der Perſon die Staats-Rollen vertheilen, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht dafür ſorgen, daß ſie gut geſpielt werden, auf das Geſchrey der Recenſenten gefaßt ſeyn und an dem ſtillen Beyfall des bey weitem größern Publikums, vorzüglich aber an ſeinem Bewußtſeyn ſich gnügen laſſen.

Kleine literariſche Notizen.

In den literariſchen Curioſitäten (ein engliſches Werk) ſteht die Geſchichte des Advocaten Audley, eines ausgezeichneten Wucherers. Jacob I. hatte den

Geldwucher unterſagt, weil Geld nicht, wie Korn, die Kraft beſitze, ſich ſelbſt wieder hervor zu bringen; Audley meynte aber in guten Händen beſitze das Geld dieſelbe Kraft. Mit 200 Pfund Sterling fing er an, und bey ſeinem Tode hinterließ er Güter in allen Grafſchaften des Königreichs. Einſt wurde ein Fabrikant Schuldenhalber arretirt. Audley ſchoß 40 Pfund vor, womit die Sache beygelegt wurde. Der Fabrikant wollte ihm 50 Pfund wieder geben; allein Audley erſuchte ihn, ſtatt deren ihm nur Einen Pfennig zu bezahlen, welcher Pfennig jedoch zu gewiſſen beſtimmten Zeiten 20 Jahre lang verdoppelt werden ſollte. Der Fabrikant lachte und war's zufrieden. Es wurde eine hohe Geldbuße auf die Nichterfüllung des Contractes geſetzt. Zwey Jahre lang zahlte der Fabrikant pünctlich, da fing er aber ſchon an zu merken, daß er auf dieſe Weiſe an den Bettelſtab gerathen würde, und unterwarf ſich lieber der ausbedungenen Geldbuße. — Verſchwendern ſchoß Audley ſo lange vor, bis ihre Güter in ſeinen Händen waren. Dann ließ er ſo viel Holz daraus hauen, daß er ſie ganz umſonſt hatte, und dann verkaufte er ſie wieder. Das nannte er witzig: die Gans durch ihre Federn bezahlt machen. — Nie drängte er ſeine Schuldner, ſondern war der Meynung, ein Vogelſteller dürfe das Netz nicht zu ſtark ſchütteln, damit es nicht reiße. — Wenn er nicht zu Hauſe war, ſo fand man immer auf ſeinem Tiſche eine aufgeſchlagene Bibel und ein Predigtbuch. — Er kaufte ſich endlich eine Stelle im Tribunal für die Minderjährigen. Als man ihn fragte: wie viel die Stelle wohl eintrage? antwortete er: Einige tauſend Pfund für den, der gradeswegs in den Himmel fahren will; noch einmal ſo viel für den, der ein bißgen Fegefeuer nicht ſcheut, aber unſchätzbar iſt der Poſten für den, der an die Hölle nicht glaubt. —

Jacob II., König von England, hinterließ Memoiren von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, die von ſeinem Secretair, einem katholiſchen Geiſtlichen, Namens Lewis Innes, geordnet wurden, der auch häufig Stellen aus der Urſchrift unverändert einrückte. Dieſes Manuſcript (auf welches man durch Auszüge von Macpherſon, Dalrymple u. a. m. ſchon längſt ſehr begierig geworden war) hat ſonderbare Schickſale gehabt. Es befand ſich nämlich in dem Schottenkloſter zu Paris und wurde, beim Ausbruch der Revolution, von Flüchtlingen mit nach Italien genommen, wo es von einem Orte zum andern wanderte. Ein Theil der urſprünglichen Handſchrift wurde von einer Frau, der ſie anvertraut war, verbrannt, als ſie fürchtete, ſich einer feindlichen Behandlung auszuſetzen, wenn man dergleichen bei ihr fände. Nun hat der Prinz Regent nach langer Bemühung das Werk ausfindig gemacht und gekauft, und der Hiſtoriograph Clarke hat es ſehr genau abdrucken laſſen, ſo daß alle Sprach- und Schreibfehler beibehalten ſind. Es enthält die merkwürdigſten Ereigniſſe, hebt an mit den letzten unglücklichen Schickſalen Karls des Erſten und ſchließt mit Jacobs Tode. Unter mehreren intereſſanten Zugaben findet ſich auch Jacobs guter Rath an ſeinen Sohn, den Chevalier de St. George, wie er gewöhnlich genannt wird; ein herrlicher Aufſatz, den alle Fürſten leſen und beherzigen ſollten, und den, wie wir aus einer Anmerkung erfahren, die jetzt regierende Königin eigenhändig abgeſchrieben hat. —

In der Göttingiſchen gelehrten Geſellſchaft hat Herr Hofrath Bouterweck eine Vorleſung über die Philoſophie des Euripides gehalten. Aus dem Lobe, welches der Kirchenvater Clemens von Alexandrien der Weisheit des Euripides ertheilt, hat man ſogar in deſſen Trauerſpielen, eine Annäherung zu den Grundlehren des Chriſtenthums erkennen wollen. Der Redner hat unterſucht, theils woher die Philoſophie des Euripides ſtammte, theils was von ihr zu halten ſey. Das führt zugleich im Allgemeinen auf die Frage: welche Art von Philoſophie allenfalls auf das Theater gehört, wo der Dichter doch nur Sentenzen und Reflexionen ausſtreut, ohne ſie zu beweiſen. Das iſt beſonders gefährlich, wenn er ſich erlaubt, vom Theater herab über die Religion zu philoſophiren. So läßt Euripides bei mehreren Gelegenheiten ſeine Hauptperſonen ſagen: man wiſſe nicht was das göttliche Weſen eigentlich ſey, ob eine ewige Nothwendigkeit, oder Vernunft, oder was ſonſt. Hingegen läßt er auch ſehr oft den Spruch wiederholen, daß die Götter gerecht ſind, das Gute belohnen, das Böſe beſtrafen, greift auch ohne Scheu Zeichendeuterei und Wahrſagerei als trügeriſche Künſte an. — Den Athleten (damaligen Turnern) war er nicht hold, tadelte ihre Uebungen und die übertriebene Ehre, die den Siegern in ſolchen Kämpfen vom Staate erwieſen wurde. — Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die ganze reichhaltige Vorleſung bald gedruckt werde. —

In einem, im Archiv der deutſchen Landwirthſchaft enthaltenen, Bericht über die Ukraine, vom Doktor Dehn heißt es: „Als ich vor Odeſſa ankam wurde ich angenehm überraſcht. Ich ſah am fernen Horizonte eine kohlſchwarze Wolke, das war das ſchwarze Meer. Es iſt ſo vollkommen dunkelſchwarz, daß eine ewige Nacht auf ihm zu ruhen ſcheint.“ (Doch wohl nur in der Ferne?) —

In demſelben Archive wird erinnert, daß wir über die Erhöhung des Geſinde- und Arbeitslohns uns gar nicht beklagen ſollten, da es bisher kaum hingereicht habe, die nöthige Wäſche zu bezahlen, und folglich das Dienen zur wahren Frohne geworden, ja in vielen Fällen der Frohne noch nachgeſtanden habe. Die Billigkeit erfordere (ja wohl!) daß man der dienenden Claſſe es nicht erſchwere, die Bedürfniſſe zu beſtreiten, die das Zeitalter erzeugt habe. Wir erhalten ja jetzt für den Stein Wolle 12 bis 14 thl., der vor 60 Jahren nicht einmal 3 thl. galt. So iſt's auch mit Roggen, Butter u. ſ. w. Leben und leben laſſen! —

Den Liebhabern von Blumen iſt die Zimmer-Flora des Doctor Korth zu empfehlen. Zwar giebt es der Schriften ſehr viele, die das Erziehen der Blumen im Zimmer lehren, allein der Verfaſſer fand bald, daß dieſe Beobachtungen größtentheils in Treibhäuſern und an Miſtbeeten gemacht worden; er hingegen ſammelte ſeine Erfahrungen blos im Zimmer, beſchränkte ſich auch auf diejenigen Blumen, die er ſelbſt erzogen hat, daher wohl manches fehlen mag; was aber da iſt, von deſſen Pflege wird man um ſo zuverläſſiger unterrichtet. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 28 Weimar, in der Hoffmannſchen Hofbuchhandlung. 1818.

Heſperus.

Ein öſtreichſches Nationalblatt für gebildete Leſer, hat auch in dieſem Jahre ſeine Laufbahn ſtill leuchtend wiederum begonnen. Recht viel anziehendes enthält der vor uns liegende Januarheft. Dahin gehört die Vermuthung des Hauptmanns **Flammenſtern**, daß der Kaiſer Alexander die Idee zu dem heiligen Bunde aus Novalis Schriften geſchöpft habe. (!) Dieſe Vermuthung können wir freilich nicht theilen, denn wir zweifeln ſehr, daß der Kaiſer jene Schriften kennt, eben ſo wenig wie die des Herrn von Deyn, der auch Stifter des heiligen Bundes ſeyn will; wir glauben vielmehr, die Idee ſey aus Alexanders reiner Seele hervorgegangen. Die Hauptſtelle aus Novalis Schriften, auf welche ſich der Herr Hauptmann Flammenſtern beruft, lautet ſo: „Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker verſöhnen.“ Es ſollte wohl nicht ſchwer werden, noch zwanzig ſolche Stellen in zwanzig verſchiedenen Schriftſtellern aufzufinden.

Eine zweite neue Entdeckung iſt, daß Schiller manches Plagiat begangen und unter andern bewieſen wird, daß er die herrliche Kapuzinerpredigt im Wallenſtein aus einem alten Tröſter des Albertus Joſephus Longinus entlehnt hat, betitelt: „Der Weltweiſe beweint die Thorheit der neuentdeckten Narrenwelt.“ (Wir ſehen nicht ein, wie man das Schillern zum Vorwurf machen kann; auch wird er hier lebhaft vertheidigt.)

Eine große Merkwürdigkeit in Wien, die uns gänzlich unbekannt war, iſt ein Kabinet lebendiger Amphibien, welches Hr Seyerkammer von Treuenſtein aus Liebhaberei mit bewundernswürdiger Sorgfalt unterhält. Unter andern erzählt Herr v. Flammenſtern: „Bei meiner Beſichtigung dieſer bemerkenswerthen Sammlung fand ich eine herrliche Aeskulap-Schlange, trefflich gezeichnet und mit ſeltner Schmiegſamkeit an ihrem Gebieter hangend. Sie ſchlingt ſich in weiten Ringen um den Hals deſſelben, leckt mit ihrem feinen Doppelzüngelchen den Speichel von ſeiner Zunge, legt ſchmeichelnd ihren Kopf an ſeine Wange und ſcheint gewiſſermaaßen nur dann Regſamkeit zu haben, wenn ſie ſich in ſeiner Geſellſchaft, überhaupt in Geſellſchaft von Menſchen befindet. Außer dieſer, ich möchte ſagen: Freundſchaftsſchlange, fand ich eine beträchtliche Anzahl Bruchſchlangen (Blindſchleichen), die öſterreichiſche Natter, gewürfelte, gefleckte, ſchwarze Nattern, eine Menge Salamander, Eidechſen, Fröſche, Kröten, Waſſerkäfer, alle lebend, kräftig, wie gemäſtet. Beſonders intereſſant waren mir die Schlangeneier, deren Hr. v. Tr. ſehr viele beſitzt; ſie liegen in feuchter, mit Moos vermengter Erde, um ausgebrütet zu werden. In dem Einen, das mir zum Eröffnen überlaſſen wurde, war das kleine Schlängelchen beinahe ganz ausgebildet und ſcheint nur noch wenige Zeit bedurft zu haben, um die äußere Schaale zu durchbohren.

Einer beſondern Erwähnung verdient die Vorſorge, die Herr v. Tr. für die Nahrung dieſer Thiere traf. Da findet ſich ein Wurmmagazin, ein Mäuſedepot, ein Froſchinſtitut u. ſ. w., alles in ſeltner Reinlichkeit. Zwar würde es demohngeachtet den Thieren manchmal an Nahrung fehlen, da es Herrn v. Tr. oft an der phyſiſchen Zeit gebrechen muß, (er ſteht in einer bedeutenden Amtsverwaltung,) die Thiere zu füttern, wenn nicht ſeine liebenswürdige Gattin ſich die Pflege und Wartung derſelben auf das Thätigſte angelegen ſeyn ließe. Wohl könnte man für Bezahlung Menſchen finden, die ſich dieſer Verpflichtung unterzögen, aber wie? — es gehört ſicher eine ungemeine Vorliebe für dieſe Thiere dazu, um ſie nur gehörig zu pflegen und zu warten, geſchweige erſt, wie hier der Fall iſt, in ihrem Kreiſe Erholung und Vergnügen zu finden.“

Wir fügen noch einige Nachrichten hinzu, die den Herrn v. Treuenſtein ſelbſt zum Verfaſſer haben: „Die Kröten und die Laubfröſche pflegen vor der Häutung krampfartige Zuckungen zu bekommen, welche einen häufigen klebrigen Schweiß im ganzen Körper hervortreiben, wodurch die bald darauf erfolgende Ablegung der Oberhaut ſehr erleichtert wird. Die weitere Art ihrer Abhäutung, nämlich, daß ſie das abzulegende Häutchen durch ihren Rachen nach und nach hineinziehen und verſchlucken, iſt meines Wiſſens bisher noch von keinem Naturforſcher erwähnt worden.“

„Die Aeſculapſchlange nährt ſich vorzüglich von lebendigen Mäuſen, auch halbgewachſenen

Ratten und Vögeln, im Nothfalle auch von Kröten und Eidechſen. Sie fällt ihren Raub mit einer beſondern Schnelligkeit an, umſchlingt ihn augenblicklich und erdrückt ihn, dann entſchlingt ſie ſich, faßt die Maus oder die Ratte meiſtens beim Kopf, und würgt ſie langſam hinunter. Eine Aeskulapie größerer Gattung, wie ich ſie beſitze, (5.1/2 Schuh lang) verzehrt, wenn ſie hungrig iſt, auf eine Mahlzeit 6 bis 8 Mäuſe; da ſie ſehr langſam verdaut, ſo frißt ſie in der ſchönſten Sommerszeit beiläufig nur alle 5 Tage. Zur Beförderung der Verdauung laſſe ich ſie täglich im Zimmer, oder zur Sommerzeit auf dem Fenſter herumkriechen. Sie verdaut von einer Maus oder von einem Vogel alles, bis auf die Haare und die Federn. Ihre Lebensdauer kann ich eigentlich nicht angeben, weil das erſte Exemplar, welches ich vor 7 Jahren erhalten habe, und welches dazumal ſchon nach ſeiner Größe 5 Jahr haben mochte, noch lebt. Ich vermuthe, daß dieſe Gattung bei einer guten Pflege leicht 20 und auch mehrere Jahre erreichen kann. Ich beſitze 7 Exemplare, worunter eines, welches bei der Uebernahme kaum die Länge einer Elle hatte, dermalen ſchon über 1,1/2 Elle mißt, und eben ſo im Verhältniſſe in der Dicke zugenommen hat. Dieſe Schlange läßt ſich leicht zähmen, und iſt ſehr gern um den Menſchen. Sie wird ſchon in den nächſten gebirgigten Gegenden um Wien angetroffen. Sie hält ſich in Löchern unter der Erde, in hohlen Bäumen, auch in manchem Bauernhauſe (unter dem Namen Hausnatter) auf. Im Frühjahre, an heitern Tagen, liegt ſie gerne auf niedrigen Geſträuchen, um ſich an der Sonne zu wärmen. Bei zu drückender Hitze pflegt ſie meiſtens erſt nach Sonnenuntergang oder bei Nacht aus ihrem Schlupfwinkel hervor zu kommen. Sie erſteigt hohe Bäume, um Vogelneſter, vorzüglich wenn die Jungen noch in Flaumen ſind, auszunehmen, ſie holt Mäuſe, Ratten und andere ähnliche Thiere aus ihren Löchern heraus. Sie weiß auch die Vögel, welche gern auf Würmer gehen, ſehr argliſtig zu täuſchen, indem ſie in die Nähe eines ſolchen Vogels leiſe unter dem Graſe hinſchleicht, und ganz verborgen ihre Doppelzunge in ſteter Bewegung ſo lange ſpielen läßt, bis der Vogel hiedurch, in der Meinung einen Wurm zu haſchen, getäuſcht, ſelbſt gehaſcht wird. Bei dem Fangen einer ſtarken Aeskulapie muß man mit vieler Behutſamkeit zu Werke gehen, denn ſie ſetzt ſich mit vieler Biſſigkeit zur Gegenwehr, und fährt öfters im äußerſten Nothfall über den Leib des Fängers in einer Schnelligkeit bis auf das Geſicht zu. Wenn es ihr gelingt, den Hals zu umſchlingen, ſo würgt ſie mit der Stärke eines kraftvollen Mannes. Wiewohl ſie ſich im eingeſperrten Zuſtande ſehr zähmen läßt, ſo wäre es doch nicht räthlich, ſie in einem Zimmer, wo kleine Kinder ſchlafen, frei herum kriechen zu laſſen, weil ſie der Wärme nachgeht, und die Gewohnheit hat, ſich gern um den Hals zu ſchlingen. Wenn man ſie frei herumkriechen läßt, wo der Fußboden mit dem Gemäuer nicht in der genaueſten Verbindung ſteht, und ſie daher die mindeſte Luft ſpürt, ſo arbeitet ſie ſolange mit dem Vordertheil ihres hornartigen Kopfes, bis ſie eine Oeffnung gebohrt hat, durch welche ſie ſich durchzwängt und zu entrinnen ſucht. Ich rede aus eigner Erfahrung: mir ſind auf dieſe Weiſe 5 Stück entwiſcht, ſie ſind aber in einer Zeit von 4 Wochen, wiewohl zum Theil abgeſchunden, wieder durch die nämliche Oeffnung bei Nacht einzeln zurückgekommen, vermuthlich weil ſie keinen weitern Ausgang zu ihrer Flucht gefunden haben.“

Zum Beſchluß wollen wir noch dem verdienſtvollen Herrn Profeſſor Schneller in Grätz unſere Huldigung darbringen. Er iſt der Verfaſſer einer Staatengeſchichte des öſtreichiſchen Kaiſerthums, von welcher bereits drei Bände gedruckt ſind, die jeden Kenner und Freund der Geſchichte die baldige Erſcheinung der vier noch fehlenden wünſchen laſſen. Er iſt (wie er ſelbſt ſagt) von einigen Ungenannten ſchief und ſcheel beurtheilt worden; allein mit Recht iſt er entſchloſſen, keinem der geheimen Ritter jemals Rede zu ſtehen. „Wer ſind die Vermummten?“ ruft er aus, „die Verkappten? die Verlarvten? — wahrlich! bald wird die oft getäuſchte Leſewelt fordern, daß die Kampfrichter mit aufgeſchlagenen Helmen erſcheinen, und die Ebenbürtigkeit durch Aufweiſung des Wappenbriefes beurkunden. Stimmen der Namenloſen werden verhallen.“

Das thun ſie allerdings auch jetzt ſchon. Denn wenn gleich die Literaturzeitungen ſich verzweifelt hüten, den Troß ihrer Mitarbeiter an's Tageslicht zu ziehen, ſo erfährt man doch bisweilen zufällig dieſen und jenen Namen, und plötzlich erſcheint dann manche Recenſion nicht mehr ärgerlich, ſondern bloß lächerlich. Wir haben dieſe Erfahrung mehr als Einmal gemacht und können verſichern, daß nichts erbärmlicher organiſirt iſt, als die meiſten unſerer jetzigen Recenſir-Inſtitute, beſonders das Jenaiſche. Uns iſt unter andern ein Fall bekannt geworden, wo ein gewiſſer Einfluß habender Mann einer Redaction ausdrücklich vorſchrieb, gewiſſe Werke loben zu laſſen. Es war eben derſelbe Mann, dem zu gefallen gewiſſe andere Werke ſtets getadelt werden.

Es kommen freilich dann und wann Recenſionen vor, deren innerer Gehalt in die Augen ſpringt, und deren Verfaſſer durch einen anſtändigen, leidenſchaftloſen Ton ſich auszeichnen; es ſind aber Oaſen in der Wüſte. Solche Oaſen beſucht man gern, wenn man auch nicht weiß wie ſie heißen. Im Allgemeinen aber iſt und bleibt es unerläßlich, daß der Beurtheiler ſich nenne, damit man wiſſe, was er ſelbſt geleiſtet hat, und welchen Grad des Zutrauens man ſeinem Urtheil ſchenken dürfe.

Geſchichte.

In Pölitz Geſchichte des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats (ein gutes Handbuch) wird bemerkt: daß der Grund-Character der öſtreichiſchen Politik nie erobernd, ſondern, mit ſeltenen Ausnahmen, ſchützend und erhaltend war — (Heil dem Staate, von dem dies mit Wahrheit gerühmt werden kann!) — und daß, weil Oeſtreich ſeinem Länderbeſtande und ſeiner Bevölkerung nach, dem deutſchen, italiäniſchen und ſlaviſchen Staatenſyſtem zugleich angehört, und eine feſte Stellung in Beziehung auf dieſe drei Syſteme hat, auch am ſchicklichſten geeignet ſey, der Mittelpunkt der Continental-Politik zu ſeyn. —

Der berühmte Geſchichtsforſcher Eichhorn hat eine Urgeſchichte des erlauchten Hauſes der Welfen geliefert, aus der wir lernen, daß neben einem Dorf im Allgau, nahe bei dem nachherigen Ravensburg, vor uralten Zeiten ein Schloß lag, welches die Wiege der berühmteſten regierenden Häuſer in Europa wurde, und deſſen Inhaber Grafen v. Altorff (vom alten Dorfe) genennt wurden. Dieſe Welfen von Altdorf waren unabhängig und blieben es ſogar unter den Karolingern das ganze neunte Jahrhundert hindurch. Heinrich, zubenahmt mit dem goldnen Wagen, war der Erſte, der ein kaiſerliches Lehn annahm (im 10ten Jahrhundert). Sein Vater, Eticho, glaubte, der Sohn habe ſich und ſein Geſchlecht dadurch beſchimpft, und fühlte ſich ſo tief gekränkt, daß er mit 12 Freunden in eine Einöde des Waldes bei Ammergau ſich zurückzog, und den Sohn nie wieder ſehen wollte. (Daß doch gewiſſe Begriffe von Ehre und Schande immer an gewiſſe Zeiten gebunden ſind!) —

Ob man gleich den bayriſchen Geſchichten von Zſchokke nicht mit Unrecht verwirft, daß in ſelbigen das Beſtreben ſichtbar werde, alles Lobenswerthe hervor zu heben und alles Tadelnswerthe in ein möglichſt günſtiges Licht zu ſtellen; obgleich Luther offenbar herabgeſetzt wird, wenn ihm der Verfaſſer mehr ſchlichten Mutterwitz und warme Einbildungskraft als eigentliche Gelehrſamkeit zugeſteht; die Behauptung auch großem Zweifel unterworfen iſt: „die Zeit war reif; wäre kein Luther gekommen, es hätt's ein andrer vollbracht;“ obgleich die Meinung: „des Jeſuiter-Ordens urſprüngliche Verfaſſung ſey nur den Feinden der Kirche widerwärtig geweſen“ wohl grundlos ſeyn möchte; ſo iſt doch das ganze Werk ein Geſchenk, welches Clio in guter Laune uns dargeboten hat.

Preußiſche Volksſtimmen.

Unter dieſem allgemeinen Titel ſind vier höchſt beachtenswerthe Aufſätze, die den Herrn v. Cölln zum Verfaſſer haben, aus deſſen freimüthigen Blättern in eine Brochüre geſammelt worden. Der Erſte über Kornwucher und Brodtaxen. Schon Biber, Hamſter und der geſunde Menſchenverſtand lehren, daß man im Sommer für den Winter ſorgen müſſe; das thut auch jeder verſtändige Hausvater, und es ſcheint daraus zu folgen, daß der Staat — da er aus Gemeinden beſteht und die Gemeinden aus Hausvätern zuſammengeſetzt ſind — daſſelbe thun müſſe. Um wechſelſeitiger Hülfe willen haben jene Hausväter ſich zu Gemeinden verbunden, jene Gemeinden in einen Staat ſich vereinigt, folglich haben die, die kein Land beſitzen, ein Näher-Recht vor dem Ausländer an den Früchten der Landbeſitzer. Privat-Intereſſe muß dem Allgemeinen weichen. Wäre Jedem erlaubt, von ſeinen Kräften nach Belieben Gebrauch zu machen, und ſie ſo theuer als möglich auszubringen, ſo gäbe es keine wechſelſeitige Hülfsleiſtung, keine Vaterlandsliebe mehr; die Gutsbeſitzer und Kapitaliſten würden den Fabrikanten und Nichtbeſitzer verſchlingen, und das Reich ſelbſt — wenn der Monarch nicht erſter Gutsbeſitzer und Kapitaliſt wäre — würde bald dem ehemaligen polniſchen Königthum gleichen.

Man bedenke ferner das ungleiche Verhältniß des Geldes in den verſchiedenen Ländern. Ein Thaler in Schleſien iſt eben ſo viel als 5 Thaler in England; wenn nun aber der Schleſier mit dem Engländer an einem dritten Orte auf dem Markte zuſammen kommt, ſo wird er ſtets vor dem Engländer die Segel ſtreichen müſſen. — Schon Joſeph in Aegypten ſammelte für die magern Jahre. Die Römer unterhielten große Getreidemagazine, und die Engländer würden es auch thun, wenn nicht die ganze Erde ihr Magazin wäre. Friedrich II. unterhielt deren auch, und war doch wohl ſo klug wie manche neuere Staatswirthe. Man muß bei dem Verfaſſer ſelbſt nachleſen, wie überredend er ſeine Meinung weiter ausführt. —

In dem zweiten Aufſatze: über Finanz-Bedürfniß, Militair-Etat u. ſ. w. billigt er nicht, daß die Armee von dem Mindeſtfordernden, und daher in dubio Schlechteſtliefernden geſpeiſt und gekleidet werde, und meint, daß von dem Gelde, nach Umſtänden, nur 50 Procent der Armee und 50 dem Lieferanten zu Gute kommen können. 1814 ſoll Einmal eine große Tuchlieferung ſo ausgefallen ſeyn, daß, als man das Tuch verarbeiten wollte, die Kriegs-Commiſſion froh war, daß ein anderer Lieferant für zehn Ellen deſſelben Eine Elle brauchbares gab. — Der Verfaſſer macht die richtige Bemerkung: „Sollten denn jene alten Einrichtungen, in denen ſich Alles eine Reihe von Jahren glücklich und fortſchreitend bewegte, nichts Gutes in ſich gehabt haben, was rückwünſchend an ſie erinnerte? Sollte in ihnen nichts liegen, was den heutigen Einrichtungen vorzuziehen und dem Zeitverhältniß anzupaſſen wäre? Verdient das Alte nicht um ſo mehr einen tiefforſchenden, ernſten und unbefangenen Rückblick — da man mit dem Neuen nicht aufs Reine kommen kann?“ (Ach ja wohl! aber es giebt immer Menſchen, die da meinen, ſie würden nichts gelten wenn ſie nichts neues auf die Bahn brächten.) — Der Verfaſſer geſteht, daß der Landſturm, als ein Ideal, großen Nutzen gegen die Franzoſen gewährt hat, die in Schleſien z. E. immer Spanien in Gedanken hatten; daß aber der Landſturm in der Wirklichkeit nur in dem Edicte ſchrecklich war, weil Saaten verbrannt und Brunnen verſchüttet werden ſollten, wozu aber keine Zeit, auch bei dem Bauer, und am wenigſten bei dem Leineweber im Rieſengebirge, keine Luſt vorhanden war; daß alſo bloß die ſtehende Armee ſammt der Landwehr den Feind geſchlagen haben, letztere aber auch nicht eher, als bis ſie eingeübt und an den Pulverdampf gewöhnt war; denn hätte man ſie 1813, als ſie vom Pfluge kam, nicht mit alten ruſſiſchen und preußiſchen Soldaten vermiſcht, ſo wäre kein Sieg an der Katzbach erfochten worden. —

Unter allen Mächten kann Preußen am wenigſten der ſtehenden Armee entbehren, da es ein unzuſammenhängendes Ganze, von mächtigen Nachbarn umgeben, nur durch eine kunſterfahrne Streitkraft ſich aufrecht erhalten wird. — Im Verfolge dieſes Aufſatzes rügt der Verfaſſer: daß begüterte junge Leute, wenn ſie ſich ſelbſt bekleiden und ausrüſten, nur Ein Jahr zu dienen brauchen, die Armen hingegen drei Jahre. Natürlich erkaufe der Reiche gern für 40 bis 60 Thaler eine zweijährige Freiheit; der Arme könne aber auch (in der Hauptſtadt) wöchentlich 4 Thaler verdienen, alſo 400 in zwei Jahren; er werde alſo härter beſteuert als der Reiche. — Die Kadettenhäuſer wären, ſeitdem die Kriegsſchulen offen ſtehen, nicht mehr nothwendige Bildungsanſtalten für Officiere, ſondern nur noch Erziehungsinſtitute, die auf Koſten der ganzen Nation zum ausſchließenden Vortheil des Adels erhalten würden. — Das Loos der Secondlieutenants findet der Verfaſſer hart, denn ihr Gehalt iſt jährlich 104 Thaler, wovon ſie noch zum Invalidenfond 1 Thlr. 12 Gr. abgeben müſſen. Ein angehender Abſchreiber bekömmt 300 bis 400 Thlr. und ein Handwerksgeſelle verdient 6 bis 7 Thaler wöchentlich. Folglich müſſen alle diejenigen Familien, deren Söhne ſich dem Officierſtande widmen, dem Staate (durch den anſehnlichen Zuſchuß, den die Söhne brauchen) eine ſehr bedeutende indirecte Steuer zahlen. — Die in Rußland mit ſo vielem Glück verſuchten militairiſchen Colonieen hält der Verfaſſer auch für Preußen ſehr nützlich; auch die Magazine, beſonders wenn man das Getreide nicht einſpeichert, ſondern, wie Friedrich II. that, das Mehl in Fäſſer ſtampfen läßt. Hier wird das auffallende Beiſpiel angeführt, daß in dem Hungerjahre 1805 aus den ſchleſiſchen Militair-Magazinen für die Gebirgsbewohner Mehl in Fäſſern geliefert wurde, welches noch zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges eingeſtampft worden war, wie die auf den Fäſſern eingebrannte Jahrzahl bewies. Es mußte mit dem Beil aus den Fäſſern gehauen werden und gab ſchönes Brod. — In dem dritten Aufſatze: über das Rückſchreiten des ſtädtiſchen Wohlſtandes, beſonders Berlin's, hält der Verfaſſer für eine der Urſachen „übertriebenes Begehr und weniger Arbeitsfleiß und Kapital als vor dem Kriege.“ Er ſagt: „man ſehe doch die geſteigerte Kleiderpracht der untern Stände, die Lüderlichkeit der Handwerksgeſellen und Dienſtboten, ihre Sucht nach Vergnügen, ihre Arbeitsſcheu u. ſ. w. Dazu iſt nun der unglückliche Irrwahn gekommen, da wir die Franzoſen geſchlagen, wären wir mehr wie früher für bürgerliche Freiheit geeignet, welches doch höhere Sittlichkeit vorausſetze. Dies iſt Täuſchung, wir ſind nicht mündiger geworden, wohl aber üppiger, genußgieriger und lüderlicher. Die große Sucht nach Freiheit iſt nichts weiter als die Sucht nach Ungebundenheit und ein Mißbehagen, beherrſcht, zum eigenen Beſten angehalten zu werden. Jeder will Herr ſeyn, Niemand Diener, der Lehrjunge Geſell, der Geſell

Meiſter, der Meiſter Staatsbeamter, der Schüler Lehrer, der Soldat Officier, der Schreiber Rath, der Rath Miniſter, und Jeder glaubt feſt, er beſitze die Eigenſchaften für eine höhere Stelle als die ſeinige, und ihm gebührten die Einkünfte von jener. Viele leben auch ſchon ſo, als wären ſie bereits befördert.“ — Zu den übrigen Urſachen des Verfalls der Städte rechnet der Verfaſſer die Concurrenz mit den Engländern, die Kriegsleiden, welche die Städte härter betroffen als das Land; das phyſiokratiſche Syſtem, welches nur im Ackerbau Heil ſucht und die Induſtrie der Städte zerſtört — („der Erfolg entſcheidet über den Werth „der neuen wie der alten Lehre; die neue ſtürzt „uns in Armuth, bei der alten befanden wir uns „wohl“) — endlich fünftens der Grundſatz, die Regierung müſſe Berlin nicht wie vormals unterſtützen. Dadurch ſey Berlin jetzt vielen großen Paläſten in Polen ähnlich, die von weitem in die Augen leuchten, die aber nicht ausgebaut ſind und worin die Armuth zu Tiſche ſitzt.

Auch folgende Aeußerungen haben uns merkwürdig geſchienen: „Friedrich II. brauchte keine geheime Polizei und ſchlief bei offenen Thüren, und wir brauchen ihrer heute noch nicht, wenn wir die Erziehung der Jugend keinen ſchlechten Händen, oder Phantaſten und Narren anvertrauen werden.“ —

„Die Gewerbfreiheit und die Auflöſung der alten wohlthätigen Zunftverhältniſſe hat der Lüderlichkeit und Unſittlichkeit Thür und Thor geöffnet.“

„Es iſt ſonderbar, aber wahr und bemerkenswerth, daß in den höhern Ständen Sittlichkeit und Religioſität bei der Jugend in demſelben Grade ſeit 10 Jahren zugenommen, als ſie ſich in den untern Ständen vermindert hat.“ —

Der vierte Aufſatz handelt von der Preußiſchen Staatsdienerſchaft. Hier heißt es unter andern ſehr wahr: „Man hat häufig behauptet, die Landſtandſchaft, mit dem Steuerbewilligungs-Recht ausgerüſtet, ſey als ein Damm gegen fürſtliche Willkühr zu betrachten. Gegen ſtarke Fürſten hat ſie dieſen Character nie und nirgend behauptet; dieſe wußten ſtets, entweder durch Gewalt oder durch Beſtechung (wie das engliſche Miniſterium) ihren Zweck zu erreichen.“ —

„In welche Verlegenheit würden unſere Staats-Verbeſſerer kommen, die jetzt aus ihren Zeitungsbuden, oder vom Catheder herab, oder in Flug- und Zeitſchriften, oder auf offenem Markt, ein neues Deutſchland, ein neues volksthümliches Reich mit Witz und ſcharfen Schriftzügen, oder mit geläufigen Sprachorganen und derben Fäuſten, mit gleisneriſchen Worten oder ſuperfeiner Dialectik aufbauen, wenn irgend eine Gemeinde ſie zur Landſtandſchaft abſendete, und dieſe ſie nun in irgend einen Ausſchuß, etwa zur Darlegung zweckmäßiger allgemeiner Grundſätze eines neuen Cataſters, brächte. Welche jämmerliche verzweifelte Rolle würden ſie hier ſpielen, die von Allem reden und nichts verſtehen.“ Um das Letztere durch ein Beiſpiel zu beweiſen, wird in einer Note angeführt, daß der deutſche Zuſchauer neulich behauptet hat, die, in Schleſien unter dem Namen Böhme ſeit alten Zeiten curſirende, Scheidemünze ſey aus Böhmen durch das Papiergeld nach Schleſien verdrängt; eine Behauptung, die jeder ſchleſiſche Kuhhirt hätte widerlegen können. Ferner wird angeführt, als Beweis der Arroganz unſerer Staats-Reformatoren, daß ein achtjähriger Turner, in einer Rede an Arnd, verſichert, die Turner würden ein neues Deutſchland errichten. Der Verfaſſer hingegen glaubt (und jeder vernünftige Menſch mit ihm), daß aus dem Turnweſen eben ſo wenig ein ſchimäriſches Deutſchland hervorgehen könne, als man im Stande ſey, aus einem Hechtskopfe die Paſſionsgeſchichte zu demonſtriren.

Allen Liebhabern von geſunder Vernunft und klarer, kräftiger Darſtellung empfehlen wir nicht allein dieſe Preußiſchen Volksſtimmen, ſondern die Schriften des Herrn v. Cölln überhaupt; denn ſie tragen Alle den Stempel eines hellen Geiſtes; eines Mannes, der, wie es ſcheint, einer der verſtändigſten und wohlmeinendſten Preußiſchen Patrioten iſt.

Das neue Pabſtthum.

Unter der Maske eines zweiten Irenäus hat Jemand geſchrieben: das neue Pabſtthum, oder über den Zweck, die Möglichkeit und die Folgen der projectirten Vereinigung beider proteſtantiſchen Kirchen-Partheyen. Er behauptet, dieß Project ſey nicht proteſtantiſchen Urſprungs; der reine Catholicismus ſey das ehrwürdigſte Inſtitut der Kirche, aber der craße Papismus, der durch die „hölliſche Rotte“ der Jeſuiten und durch die Inquiſition geſtützt werde, bemühe ſich, den wahren, reinen catholiſchen Glauben mit der Wurzel auszurotten; jede Kirchenparthei wolle die herrſchende ſeyn, und die andern unterdrücken, oder, welches einerley ſey, mit ſich verſchmelzen. „Daher das Schaafskleid, welches die Verkündiger und Vertheidiger des Vereinigungs-Projects öffentlich zur Schau tragen, um die thörichte Menge zu blenden und um ihren Glauben zu betrügen." — „Wohin zwecket" fragt der Verfaſſer, „in einer der vorzüglichſten proteſtantiſchen Kirchen das durch künſtliche Glasfenſter verbreitete magiſche Helldunkel anders, als Erregung der Phantaſie und Verblendung der Sinne zu bewürken, und was ſoll die durch Stufen erhöhte Baluſtrade, welche gleichſam einen Hochaltar bildet, und worauf der mit Silberſtoff und goldnen Troddeln behangene Altartiſch ſteht? zu welchem Zwecke iſt der Hintergrund deſſelben, ſowie die Kanzel, mit carmoiſinrothem Sammt drappirt und mit reichen goldenen Borden und Kreuzen verſehen? wozu anders als auf die Menge zu wirken, u. ſ. w." (Ey nun ja! und was wäre denn dabei tadelnswerthes?)

Der Verfaſſer fährt leidenſchaftlich fort, ſpricht von Verketzerungs- und Verfolgungsſucht der Häupter der Faction; tadelt daß in der Hauptſtadt (wo? Berlin?) die Bürgerſchaft nicht befragt worden, ob der Schritt der Vereinigung auch mit ihrer Genehmigung geſchehe; behauptet, man ſuche das Volk von ausgezeichneten Predigern abzuziehn, und man habe blos deswegen in Berlin dem Intelligenzblatt unterſagt, die Prediger, die am nächſten Sonntage predigen würden, anzuzeigen, (wie ſonſt geſchehen) damit das Publicum nicht erfahre, wann der treffliche Siegert, ein catholiſcher Prediger, die Kanzel beſteige. Dann wird der Doctor der Theologie, Kirchhof, angeführt, der in einem Buche, betitelt: Auch einige Gedanken über die Wiederherſtellung der proteſtantiſchen Kirche, ausdrücklich einen proteſtantiſchen, vom weltlichen Regenten unabhängigen Pabſt, die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, die Ohrenbeichte u. ſ. w. verlange; auch daß man, zur Kirchenbuße verſtockte Sünder einkerkern, und durch geſalzene Speiſen ohne Trank zu einem Vorſchmack der Höllenſtrafen bringen ſolle. (!) — Einigung im Geiſt und Sinn laſſe ſich in der Welt darſtellen, nur nicht Einheit in der Form der Lehrſätze und in der äußern Kirchenzucht. — Wer witzig ſeyn wolle, könne die proteſtantiſche Kirche mit dem Ganglien-Syſtem und die catholiſche mit dem Cerebral-Syſtem vergleichen. — In Fink's Palingeneſie der Kirche Jeſu habe man vorgeſchlagen, die Kindertaufe abzuſchaffen, und die jungen Chriſten erſt zwiſchen dem 17ten und 20ſten Jahre zu taufen. Das ſey abſcheulich! „wer ſchirmt indeß das unbewahrte Herz in den Stürmen des Lebens?" —

Ueber den Myſtizismus läßt der Verfaſſer ſich folgendergeſtalt vernehmen: „Er wirkt zwar auf das Gefühl des Menſchen, aber weil er die Phantaſie zu ſehr exaltirt, und den Verſtand gänzlich leer und unbefriedigt läßt, ſo verirrt er ſich auf einer andern Seite von dem richtigen Wege, auf dem der Menſch allein zur Ruhe und zum Frieden mit ſich ſelbſt gelangen kann: und weil er in ſich ſelbſt den Frieden nicht findet, ſo kann er ihn auch außer ſich nicht verbreiten: und die Welt hat ganz keinen Gewinn von den Anſtrengungen, welche der falſch und irre geleitete Menſchengeiſt machen kann. Das beweiſet die neuere Geſchichte der religiöſen Schwärmerei zur Gnüge, davon die Secte der Pöſchlianer die Belege darbietet. Werfen wir zugleich einen Blick auf die Geſchichte des Bauernkrieges und der Schwärmer zu Luthers Zeiten, ſo wie auf die Geſchichte der Kreuzzüge, ſo muß man geſtehn, daß der Feind des Menſchengeſchlechts kaum ein ärgeres Unkraut in der Welt ausſäen kann, als den Myſtizismus, der den Verſtand verwirrt und das Herz verdirbt, und den ganzen Menſchen für dieſes und für jenes Leben untüchtig macht."

Zuletzt ſchließt Irenäus der zweite: „Es giebt demnach nur Eine Art der Vereinigung der äußerlich getrennten Kirchenpartheyen, nehmlich die innere, unſichtbare, durch einerley Sinn für das Wahre, durch einerley Gefühl für das Schöne und Gute, und durch treues Feſthalten an einerley Hoffnung unſeres Berufs! — Wer die Liebe Chriſti im Herzen hat, der hat den rechten, wahren, einigen und einigenden Glauben.

Laſſen wir alſo alle verſchiedene Religionspartheien in Friede und Ruhe neben einander beſtehn, ohne eine gleichſam körperliche Vereinigung derſelben bewirken zu wollen! Suchen wir die äußerlich getrennten Partheyen einander in den Geſinnungen näher zu bringen! Befördern wir auf alle Art dieſe friedliche Vereinigung, durch Stiftungen von Heurathen zwiſchen den Gliedern der verſchiedenen Kirchen: ſo wird die Macht der Liebe auch bald die furchtbare Scheidewand niederreißen, welche die Gemüther feindlich von einander trennt. Wenn ſo alle Partheyen einander, bei aller Verſchiedenheit der Meinungen, achten und ehren und lieben: ſo kommt auch das Reich Gottes zu uns, ſo leben wir in der Einen, heiligen, chriſtlichen Kirche, unter Einem Haupte, und haben und ehren Einen

Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater unſer Aller, der da iſt über uns Allen, und durch uns Alle und in uns Allen.

Kleine literariſche Notizen.

Eine erfreuliche Nachricht aus Wien verkündet uns, daß dort unter vielverſprechenden Auſpicien neue Jahrbücher der Literatur erſcheinen werden. Was die gedruckte Ankündigung davon ſagt, iſt ohne Zweifel unſern Leſern ſchon bekannt; allein wir ſind ſo glücklich, aus dem Privatſchreiben eines berühmten Mannes hinzufügen zu können, daß die vortrefflichen engliſchen Review's die in Jahrbüchern zum Muſter dienen werden. Wir haben alſo gewiß etwas Vorzügliches zu erwarten, und in Norddeutſchland muß dieſe Erſcheinung uns um ſo willkommener ſeyn, da wir durch ſie auch mit der italiäniſchen Literatur in Bekanntſchaft bleiben werden, von der wir bis jetzt ſo ziemlich abgeſchnitten waren —

Herr Doctor Aſcher hat die Wartburgs-Feyer mit Hinſicht auf Deutſchlands religiöſe und politiſche Stimmung herausgegeben. Er meint: was auf der Wartburg vorgegangen, habe geſchehen müſſen, denn es ſey aus dem Geiſte, der im proteſtantiſchen Deutſchland herrſche, hervorgegangen; nämlich aus der Idee, den Proteſtantismus zu einer Kirche zu bilden. Er zeigt, wie es kommen müſſen, daß das Volk den Glauben als den Hebel ſeiner Befreiung vom Frankenjoche betrachtet, und ihm eine Stelle über der Vernunft eingeräumt habe. Er ſchildert die Intoleranz der Gläubigen. „Mit welcher Erbitterung ſtürmten ſie in Schriften, Pamphlets und periodiſchen Blättern auf ihre Gegner, die Franzoſen, los! Das Volk und ſelbſt die Sprache wollten ſie mit Stumpf und Stiel ausgerottet wiſſen. Sie predigten eine Bartholomäusnacht gegen die, die in ihrer Mitte wohnten. — In dieſem Paroxismus gingen ſie ſo weit, ſich ſelbſt an die Spitze aller Völker zu ſtellen. Deutſch, Deutſchheit und Deutſchthum waren die Paniere, mit welchen ſie vor den Augen von ganz Europa Front machten. — Man leſe nur die Muſterſchriften von Jahn, Krauſe, Welke u. ſ. w. Wenn wir ſo ſchreiben, wie ſie es verlangen, ſo wird freylich der Ausländer unſere Sprache nicht erlernen, wir werden uns aber am Ende auch ſelbſt nicht mehr verſtehen. — Haß gegen alle Ausländer iſt, nach ihrer Meynung, die erſte Tugend eines Deutſchen." — Am Schluß des Büchleins iſt folgende Stelle uns aufgefallen:

„Man ſuchte ein Heil darin, alle Gefühle für Kunſt und Wiſſenſchaften zu myſtiſiziren. — Es entwickelte ſich ein literariſcher Götzendienſt, der in der deutſchen Literatur einzig daſteht. Mit keinem literariſchen Namen iſt dieſe Abgötterei höher getrieben worden, als mit Göthe's. Er war gleichſam die Bibel der Wiſſenſchaft und Kunſt. Wahrlich! wer die Recenſionen, Analyſen und Kritiken unſerer jungen Männer über Göthe's Werke lieſt, der ſollte glauben, Deutſchlands Wiſſen ſey mit Göthe entſtanden und geſchloſſen. — Dem Verdienſte ſeine Kronen. Wer leugnet daß Göthe ein großer Mann für Deutſchlands Literatur iſt? Wer iſt in Abrede, daß er eine neue Epoche ihres Fortſchrittes bildet? Allein in ſeinen ſo heterogenen Geiſtesproducten ein organiſches Ganzes uns aufdringen, in ſeinen Werken eine Maſſe von unerſchöpflicher Wahrheit zu ahnen, hiezu gehört ein Vorrath von Phantaſie und Verblendung, die Göthe ſelbſt vielleicht nicht billigen wird."

Es iſt ſchon wieder eine treu niedergeſchriebene Rede der Frau v. Krüdener im Druck erſchienen, die ſie zu Beeskow am 27ſten Januar dieſes Jahres in einem Saale, vor einer Verſammlung von Herren und Damen gehalten hat, unter welche, ehe ſie hereintrat, eine kleine Lobſchrift auf ſie ſelbſt vertheilt wurde. Sie ſagte unter andern: „Gott ſelbſt habe ihr aufgetragen das Evangelium zu verkünden. Gott habe ein Weib erwählt, weil er es beſſer dazu brauchen können als einen Mann. Die Welt liege noch im Argen. Die Türken würden nun bald da ſeyn u. ſ. w.

Um der Verwandſchaft der Materien willen, erwähnen wir hier einer Schrift von Franz Baader über die Extaſe oder das Verzücktſeyn der magnetiſchen Schlafredner. Der Verfaſſer iſt ein Gläubiger, der unter andern überzeugt iſt daß, wenn der Magnetismus recht kräftig wirkt, der Magnetiſeur es immer fühlen werde daß eine Kraft von ihm ausgegangen, und es gebe Somnambülen, welche man vorzüglich Kraftſauger nennen müſſe. (Wir vermuthen, daß ſittſame Damen gegen dieſen Titel Einwendungen machen werden.) —

Die Phalänen — (nicht jene, im dämmernden Haine die Muſen umgaukelnden Schmetterlinge die im vorigen Jahre Hr. v. Gerſtenberg hat ausfliegen laſſen, ſondern) — die Phalänen von Fiſcher, die zur Unterhaltung für Forſt- und Waidmänner herum ſchwärmen,) müſſen ſich freylich ihr Publicum ſuchen und werden es nicht nicht überall finden. Uns hat die Nachricht intereſſirt, daß ſeit 40 oder 50 Jahren auf dem helvetiſchen Eismeer des untern Grindelwaldgletſchers ein ſteinalter Geyeradler oder Bartgeyer ſich aufhält, das jagdbare alte Weib genannt, den die älteſten Leute ſchon in ihrer frühen Jugend immer auf der nemlichen Stelle auf einem Felſenblocke ſitzen ſahen. Es iſt ein Glück, daß dieſe Raubvögel, die ſo alt werden, ſich ſchwach vermehren, denn ſie bezwingen nicht nur den Steinbock und die Gemſe, ſondern auch Menſchen. Man hat das oft bezweifelt, aber es iſt nun eine ausgemachte Thatſache. Der Lämmergeyer fällt ſowohl Kinder als Erwachſene an, beſonders wenn er letztere in einen Abgrund ſtürzen zu können glaubt. Wenn Thiere aus Furcht vor ihm in Gebüſche flüchten, ſo läßt er aus der Höhe herab Steine und Knittel in den Buſch fallen, um ſie heraus zu jagen. — Rührend iſt die Erinnerung an den trefflichen Hund Barry im St. Bernhards-Kloſter, der in 12 Jahren 40 Verunglückten das Leben rettete. Wenn der Himmel ſich überzog und noch in der Ferne ein Schneegeſtöber verkündete, ſo war ſeines Bleibens nicht daheim. Im Taſchenbuch für Damen von 1817 iſt eine Scene abgebildet, wo Barry ein verirrtes Kind nach dem Kloſter ſchleppt. Als er endlich ſtarb, wurde er nach Bern geſchickt, wo er jetzt im Muſeum mit ſeinem Labefläſchchen am Halſe aufgeſtellt iſt, und gewiß von keinem Beſuchenden ohne freundliche Rührung betrachtet wird. — Lächeln mußten wir aber als wir laſen, ein alter Hirſch ſey den ſchönen Tod für's Vaterland geſtorben, weil ihm der Fürſt die Ehre anthat ihn zu erſchießen. — Der kinderreichſte Jäger war der Churſächſiſche Oberjägermeiſter Loth von Bomsdorf, der mit ſeiner Gattin 29 geſunde Kinder erzeugte. Mit dem dreyßigſten kam ſie zu früh nieder, welches um ſo mehr zu bedauern war, da der Churfürſt Johann Georg ihr ein Rittergut von 30000 Thalern verſprochen hatte, wenn ſie das dreyßigſte Kind glücklich zur Welt brächte. Uns dünkt, er hätte ihr doch eins von 25000 geben ſollen. —

Der Superintendent Berger in Eisleben hat, zum Beſten der dortigen Armenſchule in Dr. Luthers Hauſe, eine Kurze Beſchreibung der, auf Luther ſich beziehenden Merkwürdigkeiten in Eisleben herausgegeben. Eine intereſſante Schrift. Es findet ſich unter andern ein Actenbündel, Luthers Verehelichung betreffend, 1630 durch einen Grafen zu Mannsfeld geſammelt, weil einſt ein vornehmer Katholik leugnete, daß Luther wirklich copulirt worden. Allein die befragte Univerſität Wittenberg erklärte actenmäßig: Luther habe ſich am 13. Juni 1525 in Geſellſchaft des Doctor Pommer, des Mahlers Lucas Cranach und eines Juriſten Apell, ganz unvermuthet in das Haus des Stadtſchreibers Reichenbach begeben, „wo Käthe von Bora „ſich ſtill und wohl verhalten" und um dieſelbe geworben, „die nicht gewußt anfänglich obs Ernſt geweſen, und da ſie „ſolchen vermerket, darein gewilligt." Am 27ſten Juni war die Hochzeit, zu welcher der Rath „1 Stübchen Malvaſir, das Quart zu 5 Groſchen, 1 Stübichen Rheiniſchen-„Wein und 6 Kannen Frankenwein" verehrte, auch nachher ein Faß Eimbeckiſch Bier in die neue Wirthſchaft lieferte. „Frau Katharina" bekam vom Stadtrath zum neuen Jahr ein Schwebyſch (vermuthlich ein Stück Leinewand.) Auch bezahlte der Rath für Luther den Wein, den er das ganze Jahr hindurch aus dem Rathskeller holen laſſen, und was meynt man wohl, wie hoch ſich die Summe belief? — auf drey Thaler vier Groſchen, zwey Pfennige. — Luther's Heyrath betreffend, gab noch 1714 ein Ungenannter eine Schrift heraus, betitelt: Ewig ſchallendes Klaggeſchrey und Trauer-Echo deß fünften Affengelüſten D. Martin Luder's und Kath. v. Bora ſeines Kebsweibes. Die Verläumdung ging ſo weit, daß man der tugendhaften Käte Schuld gab, ſie ſey 14 Tage nach der Hochzeit von einem Sohne, Andreas genannt, entbunden worden. —

Das erſte Heft der Ueberlieferungen aus der neuen Welt, iſt erſchienen, eine Compilation aus einer Menge von neuern Entdeckungs-Reiſen, worunter ſogar die noch nicht exiſtirende des jüngern Kotzebue mit aufgeführt iſt. Solcher Schriften beſitzen wir ſchon eine große Menge. Sollen ſie der Auszeichnung würdig ſeyn, ſo müſſen ſie in einem beſonders anziehenden Style geſchrieben und durch treffende Bemerkungen gewürzt werden; was aber hier nicht der Fall iſt. —

In den Erinnerungen aus London (souvenirs de Londres) in den Jahren 1814 und 1816 (ein unbedeutendes Machwerk, obſchon mit 12 Darſtellungen von merkwürdigen Gebäuden und einem Plane von London verziert) wird von der Wettluſt der Engländer folgendes Beyſpiel erzählt: John und Patrik ſpeiſten miteinander in einer Taverne, und, indem ſie von Politik ſprachen, fielen ihre Augen auf eine von der Wärme angelaufene Fenſterſcheibe. Die Feuchtigkeit ſammelte ſich hie und da in Tropfen und rieſelte an der Scheibe herunter. Sogleich wurde eine Wette angeboten und angenommen, den wichtigen Umſtand betreffend: ob dieſer oder jener Tropfen zuerſt bis herunter kommen werde. Patrik gewann ſo 10 Guineen. — Der Verfaſſer erwähnt auch der auf dem engliſchen Theater jetzt ſo berühmten Miß Oneil, und wagt es nicht, tadelnd über ſie zu ſprechen, da 1800 Zuſchauer bey der kleinſten Bewegung der ſchönen Dame in Extaſe gerathen; aber er meynt doch, wenn eine Schauſpielerin in Frankreich ſo ſchrie und ſolche Verrenkungen machte, wie Miß Oneil, ſo würde ſie nicht zum zweytenmale auf der Bühne erſcheinen dürfen. Hilf Himmel! wie muß ſie ſchreyen, wenn ein Franzoſe, der an Demoiſell Duchesnois gewöhnt iſt, es doch noch zu ſtark findet! — In London werden jährlich 6 Millionen 93000 Gallonen Milch verbraucht; ein Gallon enthält ungefähr 4 Maaß, alſo über 27 Millionen Maaß. 10000 Acker in der Nachbarſchaft von London, jeder Acker zu 160 Quadrat-Ruthen, ſind für Gemüſe beſtimmt und ungefähr 3000 für Früchte. Von dieſen beyden Artikeln wird jährlich für 3 Millionen Pfund Sterling in London verzehrt. —

Für Kunſtliebhaber erſcheint in München heftweiſe in franzöſiſcher Sprache, ein recht nützliches Werk, und es iſt nur zu verwundern, daß nicht früher Jemand auf den Einfall gerathen, dieſen Gedanken auszuführen; aber freylich gehörten auch viele Kenntniſſe, viel Fleiß und Geduld dazu. Es iſt nemlich ein Wörterbuch aller Zeichen und Buchſtaben, mit welchen die berühmteſten Mahler, Zeichner und Kupferſtecher ihre Werke bezeichnet haben, geſammelt von Brulliot, vollſtändiger als je zuvor. 12 Hefte erſcheinen in drey Theilen. Der erſte enthält diejenigen Zeichen, deren Urheber gewiß ſind; der zweite die zweifelhaften, der dritte die unbekannten. Die Zeichen ſelbſt ſind ſauber in Kupfer geſtochen. Es befinden ſich ſehr ſonderbare darunter. —

Bei uns iſt ſo eben erſchienen:

Xenophons vier Bücher ſocratiſcher Denkwürdigkeiten und Vertheidigung des Socrates. Aus dem Griechiſchen überſetzt und mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen erläutert von J. M. Heinze. Dritte verbeſſerte Auflage. 8. 16 gr.

Zur Berichtigung derſelben Anzeige in No. 5 der zweiten Auflage dieſes literariſchen Wochenblatts, in welcher ſolche durch Druckfehler entſtellt, und faſt nicht zu leſen iſt.

Weimar, den 22. Febr. 1818.

Hoffmanniſche Hofbuchhandlung.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 29. Weimar, in der Hoffmanniſchen Hofbuchhandlung. 1818.

Eine moraliſch-politiſche Galerie

ſchreibt ſeit kurzem der Graf von Ségur in Paris, vermuthlich derſelbe, der zu den Zeiten Catharinens der Zweiten franzöſiſcher Geſandter in Petersburg war, oder doch Einer ſeiner Verwandten und Vertrauten, wie aus mehrern Anecdoten zu erſehen iſt. Es hängen recht artige unterhaltende Bilder in dieſer Galerie, durch die wir unſere Leſer führen und vor einigen der Bilder ein wenig ſtehen bleiben wollen. — Aus dem Munde des Abbé von Breteuil erzählt Graf Ségur, es habe ein gewiſſer Marquis de Vieilleroche mit ſeiner Gemahlin in einer zwanzigjährigen, doch kinderloſen Ehe ſehr glücklich gelebt, bis ſie eines Abends mit einander am Kamine ſaßen und folgendes Geſpräch ſich entſpann: Er. Sie ſind heute ſo ſchön, ſo lieblich — Sie. Wenn ich es nur in Ihren Augen bin. — Er. Sind wir nicht zu beneiden, daß ſeit 20 Jahren nichts unſere Zufriedenheit getrübt hat? — Sie. Ach! nur Eines — Er. Ich verſtehe Sie, wir haben keine Kinder. Aber Sie ſind ja nicht älter als 38 Jahr und noch ſo reizend; ich nicht viel über 40, warum ſollten wir der Hoffnung entſagen? — Sie. Freilich, und doch fühl' ich, daß auch bei Einem Kinde mein Glück ſtets mit Angſt gemiſcht ſeyn würde. — Er. Allerdings. Ein Kind verliert man ſo leicht. Aber wie, wenn wir deren noch drei an unſere Herzen drückten? und zwar drei Jungen? Denn hat man nur zwei Kinder, und Eines derſelben ſtirbt, ſo ſchwebt man wieder in ſteter Furcht. — Sie. Ja, ja, drei, mein lieber Gemahl, der Meinung bin ich auch. Aber beſitzen wir auch Vermögen genug, um drei Kinder anſtändig zu verſorgen? — Er. Ich denke doch, mit 60000 Livres jährlicher Einkünfte — Sie. Sehr wohl, allein geſetzt wir geben Jedem unſerer Söhne jährlich 10000, ſo blieben nur 30000 für uns übrig, und damit kämen wir nicht aus. Dennoch wären 10000 Livres noch viel zu wenig, um unſerm älteſten Sohne eine glänzende Verbindung zu verſchaffen. — Er. Seyn Sie außer Sorgen. Der älteſte wird Soldat, und an ihn wenden wir das meiſte, um ihn vorwärts zu bringen. Den zweiten ſuche ich durch meinen Einfluß in das diplomatiſche Fach zu ſchieben; das iſt eine ehrenvolle Laufbahn. — Sie. Sehr wohl, aber der Jüngſte? was wird aus dem? — Er. Der wird Malteſer-Ritter. Der Großprior iſt mein guter Freund. Am Ende erhält unſer Sohn eine Commenthurei und braucht ſeine Brüder nicht zu beneiden. — Sie. Maltheſer-Ritter? nein, mein lieber Gemahl, das leid' ich nicht. — Er. Ey warum denn nicht, mein Engel? was haben Sie denn gegen die Ritterſchaft? — Sie. Geiſtliche Ritter, weltliche Geiſtlichkeit, Zwitter, Amphibien, traurige Gelübde, verkümmerte Freuden, Schadloshaltung durch Liederlichkeit! — Er. Ein berühmter Orden, der uns an die Tapferkeit und Frömmigkeit unſerer Vorfahren erinnert, der dem Staate wie der Kirche dient, den edelſten Familien des Reichs ſchon ſo oft eine glorreiche Laufbahn eröffnet hat; den könnten Sie verſchmähen? In der That, ein ſeltſamer Eigenſinn. — Sie Eigenſinn? — Er. Eine grillenhafte Laune. — Sie. Sehr artig! ſehr höflich! aber gleichviel! über den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten. Kurz, ich werde nie zugeben, daß mein dritter Sohn wider ſeinen Willen ein Hageſtolz werde und ſeine Lorbeeren auf Galeeren pflücke. — Er. Madam, wenn ich eben ſo halsſtarrig wäre als Sie, ſo könnte ich ſagen: ich bin ſein Vater, ich bin Herr im Hauſe und ich will es ſo. — Sie. Mein Herr, der Vater hat allerdings große Rechte, allein die Mutter nicht minder. Sie ſind das Haupt der Familie, Sie ſind mein Gemahl, allein wir leben nicht in der Türkei. — Er. Mein Gott, ja! ich weiß, wir leben in Frankreich, in dem Lande, wo man die meiſten Thorheiten begeht, weil die Männer ſich von ihren Weibern beherrſchen laſſen. Immerhin mag das geſchehen, wenn ſie nur nichts Abgeſchmacktes verlangen. — Sie. Allerliebſt! erſt bin ich eigenſinnig, grillenhaft, nun gar abgeſchmackt! und es wäre doch leicht zu beweiſen, daß ich hundertmal vernünftiger bin als Sie. — Er. Den Beweis möcht' ich hören. — Sie. Der liegt ſchon in der Sanftmuth, mit der ich ſeit ſo vielen Jahren den Uebermuth, die Härte und die Albernheit des unerträglichſten Menſchen erdulde. — Er. Sagen Sie lieber, daß wenige Ehemänner in ihrem Leben ſo viel gelitten haben als ich, und daß es kein geringes Verdienſt iſt, Ihre langweilige Pedanterie, Ihre lächerliche Gravität und alle Ihre Launen zu ertragen. — Sie. Im Gegentheil, die ganze Welt wundert ſich, daß ich es noch mit Ihnen aushalte. Sie ſind eingebildet, ſtarrköpfig, hochmüthig, egoiſtiſch! und kurz, wenn mein dritter Sohn Maltheſer-Ritter werden ſoll — Er. Dabei bleibt es. — Sie. So zerreiße ich die Kette, die ich nicht länger tragen kann! — Er. O deſto beſſer! Madam, deſto beſſer! Auch ich wünſche frei zu ſeyn. Sie ſind eitel, geziert, halsſtarrig, zänkiſch. — Sie. Nun ſo ſcheiden wir uns! — Er. Topp! wir ſcheiden uns! — und wirklich ließen dieſe zwanzigjährigen, ſtets als Muſter angeführten Eheleute ſich ſcheiden, weil von den drei Söhnen, die ſie noch nicht hatten, der jüngſte wider den Willen ſeiner Mutter, die es noch nicht war, Maltheſer-Ritter werden ſollte. —

In einer kleinen Abhandlung vom Alter erzählt Graf Segúr: „die alte Gräfin Romanzoff in Rußland bezauberte mich durch ihr Gedächtniß, ihre Lebhaftigkeit, ihre Geſchichtchen. Sie hatte das erſte Haus in Petersburg bauen ſehen; Peter der Große hatte ihr ein wenig den Hof gemacht; ſie war viel gereiſt; mit ihr ſpeiſte ich bei der Frau von Maintenon und Ludwig XIV.; mit ihr trat ich in das Zelt des Herzogs von Marlborough, ich folgte ihr an den Hof der Königin Anna. Sie war die lebendige Geſchichte, und ich wurde eben ſo wenig müde, ihr zuzuhören, als ſie, zu erzählen.“ — „Vergebens würde man an allen europäiſchen Höfen einen ſo liebenswürdigen Jüngling ſuchen, als der Fürſt von Ligne noch im 80ſten Jahre war. Nichts war ſauer geworden in dieſem koſtbaren Gefäße; Alles hatte ſich friſch erhalten. Bei zwanzig Jahren war ſein Herz ſtehen geblieben, und bei dreißigen ſein Geiſt. Sein ganzes Leben war nur eine lange Jugend. Es giebt alſo privilegirte Menſchen, gleichwie es Himmelsſtriche giebt, wo ein ewiger Frühling herrſcht; Menſchen, deren Alter jenen glücklichen Inſeln gleicht, wo immer grüne Bäume zu jeder Jahreszeit Blätter, Blüten und Früchte tragen.“ —

Unter der Rubrik Thorheit erzählt der Verfaſſer von einer Art von Hofnarren, Namens Moſſe, den der Fürſt Potemkin hielt, und der oft ſehr beißende Dinge ſagte. Eines Tages ſpielte der Fürſt Schach mit dem franzöſiſchen Geſandten (vermuthlich dem Verfaſſer ſelbſt) in Gegenwart mehrerer Officiere und Hofleute. Er war eben damals unzufrieden mit der Politik des Verſailler Kabinets, welches ſeinen Abſichten hinderlich war. Er wollte, um ſich einen Spaß zu machen, den franzöſiſchen Geſandten in Verlegenheit ſetzen, rief den Narren Moſſe herbei und fragte: „was denkſt du von „den Pariſer Neuigkeiten? die Reichsſtände werden „zuſammenberufen. Was wird daraus entſtehen — Sogleich perorirte und declamirte Moſſe eine Viertelſtunde lang ſehr geläufig, miſchte Begebenheiten und Jahrzahlen, Albigenſer, Proteſtanten und Janſeniſten unter einander, erzählte aber auch wahre Anecdoten und kurz, entwarf ein groteſk ſatiriſches Gemälde von unſerm Hofe, unſerer Geiſtlichkeit, unſern Parlamenten, unſerm Adel, unſerm Nationalcharacter, und ſchloß mit der merkwürdigen Prophezeiung eines allgemeinen Umſturzes und eines Wahnſinns, der ganz Europa ergreifen würde, wenn man nicht bei Zeiten an die Stelle der regierenden Narren ſo weiſe Männer ſetzte, als er ſey. Natürlich ſahen alle Umſtehende den franzöſiſchen Geſandten boshaft lächelnd an und der Fürſt lachte ins Fäuſtgen. Aber der Geſandte verlor den Kopf nicht. „Mein lieber Moſſe,“ ſagte er, „du biſt allerdings ein weiſer Mann, biſt aber ſeit 20 Jahren nicht in Frankreich geweſen, und irrſt daher in Vielem. Hingegen möchte ich dich einmal über Rußland ſprechen hören, welches du weit beſſer kennſt als Frankreich; zum Exempel über den jetzigen Krieg gegen die Türken.“ — Bei dieſen Worten runzelte der Fürſt die Stirn, und warf einen drohenden Blick auf den Narren, der ſich aber gar nicht irre machen ließ, ſeinen Spruch ſogleich anhub und Rußland noch weniger ſchonte, als zuvor Frankreich. Er ging ſo weit, dem Fürſten ins Geſicht zu ſagen: er wolle nur Krieg, weil er Langeweile habe, und weil er zu den 30 oder 40 Orden, mit denen er ſchon behangen ſey, noch das große Band des Georgenordens hinzuzufügen Luſt habe. Da brach der franzöſiſche Geſandte in ein lautes Gelächter aus, die Umſtehenden verbiſſen das Lachen, und Fürſt Potemkin warf wütend den Tiſch um und das Schachſpiel dem fliehenden Moſſe an den Kopf. Indeſſen machte der franzöſiſche Geſandte dem Fürſten die Bemerkung, daß ſie beide noch größere Narren ſeyn würden als Moſſe, wenn ſie über ſeine Narrheit ſich ärgerten, und der Abend wurde eben ſo froh beſchloſſen, als er angefangen hatte. —

Unter dem Artikel von der Furcht ſagt Segúr: Es giebt Menſchen, deren Organiſation ſo zart iſt, deren Nerven ſo reizbar ſind, daß die phyſiſche Furcht die Vernunft überwiegt, und die moraliſche Furcht vor der Schande ihnen nicht Stärke genug verleiht, um Gefahr oder Schmerz zu ertragen. Solche Menſchen ſind weniger zu tadeln als zu bemitleiden. In der Schlacht von Fontenoy befand ſich ein junger holländiſcher Offizier in jener berühmten Colonne, die den Sieg ſo lange ſtreitig machte. Er wurde von dem Blutbad um ſich her und von dem mörderiſchen Feuer, dem er ausgeſetzt war, ſo ergriffen, daß ihn die Kraft verließ, vorwärts zu gehen. Umſonſt zitterte er vor der Schande, er fühlte, daß der Körper den Geiſt beherrſche, fühlte, daß er ſeine Furcht nicht überwinden, aber auch den Verluſt ſeiner Ehre nicht überleben könne; da ſetzte er ſich eine Flinte vor die Bruſt und ſchoß ſich todt. So war es alſo Todesfurcht, die ihn zu dem Entſchluſſe brachte, ſich den Tod zu geben, um ſeine Ehre zu retten. (In der That ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel.) —

Ob folgende Anecdote wahr ſey, laſſen wir dahin geſtellt. In der Schlacht von Auſterlitz verirrte ſich ein franzöſiſcher Arzt und kam in ein Städtchen, welches er von Franzoſen beſetzt glaubte, fand aber 400 Oeſterreicher in demſelben. Er glaubte ſich verloren, hatte jedoch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, zu erklären, daß die franzöſiſche Armee ihm auf dem Fuße folgte, und daß er gekommen ſey, um ein Lazareth einzurichten. Da flohen die 400 Oeſterreicher und ſo wurde die Stadt durch einen einzelnen Arzt erobert. —

Zum Schluß liefern wir das Gaſtmahl der ſieben Politiker, welches uns ergötzlich geſchienen.

„Man hat viel von dem Gaſtmahl der ſieben Weiſen geſprochen, die vielleicht nie zuſammen geſpeiſt haben. Uebrigens begingen dieſe berühmten Weiſen eben ſo viele Thorheiten als die Narren. Thales glaubte, Alles ſey aus Waſſer entſtanden, vermuthlich ſogar das Feuer und der Wein. Periander hatte die reichſten Bürger gemordet und den Damen von Corinth ihr Geſchmeide geraubt und es den Göttern geopfert, um für ſeine Pferde den Sieg in den olympiſchen Spielen zu erlangen. Simonides ſagte in ſeiner Jugend: es ſey zu früh zum Heirathen, und im Alter: es ſey zu ſpät. Den Kaufleuten bewies er, daß, wenn ſie auf Reiſen nicht beſtohlen ſeyn wollten, ſie nichts bei ſich haben müßten. Pittacus predigte die Freiheit und machte ſich zum Tyrannen ſeines Landes. Solon, der den Athenienſern die Gleichheit verlieh und Jeden zu ermorden gebot, der nach der Herrſchaft ſtreben würde, ließ ſich dennoch vom Piſiſtratus zum Geheimerath machen. Chilo empfahl Mäßigung in allen Leidenſchaften und ſtarb vor Freude, als ſein Sohn den Preis im Turnen davon trug. Was ſoll man von Narren erwarten, wenn die Weiſen ſich ſo benehmen? — Indeſſen muß man geſtehen, daß die ſieben Weiſen mitunter auch recht hübſche Sachen ſchrieben und ſagten; zum Exempel: wenn bei Tiſche gefragt wurde, welche Regierung die vollkommenſte ſey? ſo antwortete der Eine: diejenige, wo die, dem einzelnen Bürger angethane, Beleidigung alle Bürger berührt. — Der Andere: diejenige, wo die Tugend Ehre und das Laſter Schande bringt. Der Dritte: diejenige, wo das Geſetz mehr gilt als die Redner. Ein Vierter: diejenige, die man nicht fürchtet, ſondern für die man fürchtet.“

„Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, ging ich neulich zu einem berühmten Krafterneuerer (restaurateur). Schon von ferne konnte man riechen, daß hier delicater geſpeiſt werde, als an der Tafel der ſieben Weiſen, und die ſpringenden Korkſtöpſel bewieſen augenſcheinlich, daß man nicht, wie Thales, das Leben im puren Waſſer ſuche. Neben dem Kabinet, in welchem ich Platz genommen, und deſſen Thür ein wenig offen ſtand, erblickte ich ſieben Perſonen an einer Tafel, die ſehr lebhaft über Politik ſchwazten und diſputirten. Ich horchte und merkte bald, daß ſie alle ſieben verſchiedener Meinung waren.“

„Das einzige Mittel — ſagte ein kleines Männchen, welches ſehr langſam aß, trank und ſprach — das einzige Mittel, ein Land zu beglücken, iſt, wenn man jeden Irrthum, jede Ungleichheit daraus verbannt. Man thut Böſes nur, weil man ſich täuſcht; man zankt ſich aus Eiferſucht. Jeder Aberglaube werde unterdrückt, jede läſtige Autorität, jede verwundende Verſchiedenheit des Ranges und Reichthums; man befolge bloß die natürliche Religion, man verwillige vollkommene Gleichheit und Freiheit. Das glücklichſte Land iſt das, wo das Daſeyn der Regierung am wenigſten gefühlt wird.“

„Ja, ja — brummte ein anderer, der eine Menge Orden trug — dieſe Grundſätze ſind es, die Alles umgeſtürzt haben. Ein Haus muß aus verſchiedenen Stockwerken beſtehen. Gleichheit iſt ſo viel als Geſetzloſigkeit. Das Volk iſt da, um zu arbeiten, nicht um zu denken. Der Reiche muß genießen, der Edelmann fechten und herrſchen. Es muß nicht bloß Rangſtufen, es muß Klaſſen, Caſten und Privilegien geben. Der Spectakel hat angefangen, ſobald ein großer Herr ſich erlaubte, im Frack zu erſcheinen, wie ein Violinſpieler im Opern-

Orcheſter. Mit dem Lehnsrechte ging die Ehrfurcht vor Thron und Alter unter.“

„Nicht doch, mein Herr — nahm ein Alter das Wort, der nur Fiſche aß, weil es eben Freitag war — Sie haben den wunden Fleck nicht getroffen. Zur Quelle des Uebels müſſen wir weit höher hinaufſteigen, bis zu den Zeiten, wo unſere übelberathenen Könige das Concilium von Trient nicht anerkannten. Es wird keine Ordnung auf Erden geben, ſo lange der Himmel nicht herrſcht. Macht die Geiſtlichkeit wieder reich und mächtig, beugt die Großen zu den Füßen der Prieſter, und des Himmels Segen wird nicht ausbleiben.“

„Tauſend Sapperment! — fluchte ein dicker Officier, der einen Arm in der Binde und eine große Narbe auf der Backe trug — Sie ſpaßen, frommer Herr. Mit dem Schwerte in der Fauſt hat Conſtantin das Kreuz gepflanzt. Der Bauer kann nicht ruhig arbeiten, der Gelehrte nicht ruhig ſtudiren, wenn wir nicht für ſie fechten. *Uns* müßt Ihr doch ehren und gut bezahlen, dann geht Alles gut. Der Sieg iſt der beſte Finanzminiſter; das jus canonicum, nämlich das Kanonen-Recht, iſt das einzige Völkerrecht; mit dem Säbel in der Fauſt muß der Unterhändler ſeine Federn ſchneiden; Gewalt zerhaut gordiſche Knoten. Ein unbeſchränkter Monarch, eine tüchtige Armee, mehr iſt zum Ruhme und Glücke eines Landes nicht vonnöthen.“

„Der Herr Capitain treibt ſein Handwerk — entgegnete bitter lächelnd ein hagerer, bleichwangiger Mann — allein er vergißt, daß endlich die Reihe, geſchlagen zu werden, auch an die kommt, die ſonſt immer geſchlagen *haben*. Das Vaterland iſt zu oft auf die Würfel geſetzt worden. Unſere Feinde ſind nicht *draußen*, ſondern im Lande. Unſere Revolution war ein böſes Geſchwür, man muß das Brandige herausſchneiden; man muß alle die unmoraliſchen Menſchen, welche philoſophiſche, revolutionaire, liberale Ideen genährt haben, arretiren, abſetzen, verbannen.“

„Dieſem Sprecher pflichtete zum Theil der folgende bei, dem man es anmerkte, daß er gewohnt war, den Rednerſtuhl zu beſteigen; allein er warf die Frage auf, in weſſen Hände die reinigende Macht zu legen ſey, und gab zu verſtehen, daß die Deputirten unaufhörlich die Miniſter controliren, reformiren und vor allen Dingen ſie zwingen müßten, uns von der Schwärmerei der *Mäßigung* zu befreien.“

„Halt! halt! meine Herren — rief im ernſten Tone ein Mann, der bisher beſcheiden geſchwiegen hatte — hören Sie auf, Oel ins Feuer zu gießen. Sie wollen unſere Aerzte ſeyn und ſind Alle verrückt. Wir ſind hier unſerer ſieben, wir können uns nicht vereinigen, und Ihr wollt, daß ganz Frankreich einig ſey? Laßt man Euch gewähren, ſo baut Ihr einen zweiten babyloniſchen Thurm. Dankt Gott, daß Ihr einen weiſen König habt! ihm überlaßt, Eure Syſteme zu vereinbaren und Eure Narrheiten zu heilen. Die Gewalt macht Revolutionen, aber nur die Mäßigung endigt ſie.“

„Bei dem Worte *Mäßigung* ſchauderten die übrigen ſechs, wie Waſſerſcheue beim Anblick eines Glaſes voll Waſſer, und machten einen ſolchen Lärm, daß ich kein Wort mehr unterſcheiden konnte. Derjenige, der dieſen Sturm erregt hatte, ſtand auf; ich erkannte in ihm einen alten Dienſtgefährten und rief ihn. Er kam, und da er mich betrübt fand über Alles, was ich gehört hatte, ſagte er: beruhige dich. Dieſe leidenſchaftlichen Menſchen repräſentiren kaum den hundertſten Theil der Franzoſen; 99 Theile der Nation denken wie du und ich und begehren Frieden, Vergeſſenheit, Einigkeit, Verſchmelzung. Sie lieben den König, ehren die Charte und ſetzen ihre Hoffnung in die *Mäßigung* der Regierung.“ — (Gebe der Himmel, daß der Herr Graf von Segur ſich nicht irren möge!)

Freymaurerey.

Vom Sarſena iſt ſchon ſo viel geſprochen worden, daß es überflüſſig wäre, dieſer neuen Auflage des *Signatſterns* weiter zu erwähnen. Einer der neueſten Gegner deſſelben iſt der Buchhändler *Gerlach* in Freyberg, allein wir müſſen bekennen, Einer der ſchwächſten Gegner; denn obgleich er auf dem Titel verſpricht, den Sarſena zu beleuchten, ſo unterhält er uns doch eigentlich nur von ſeiner werthen Perſon, und erzählt uns ſogar, daß, als er ſchreiben lernte, er im Schnee ſich übte; daß, als er die Schaafe hütete, eines ſeiner Lieblingslämmer an der Pike eines Uhlanen hängen blieb; daß er auf die höchſten Bäume klettern konnte, und daß er die Lämmer nicht im Sack, ſondern hinter den Mutterſchaafen herlaufend, Abends mit nach Hauſe brachte. Wie Alles das mit dem *Sarſena* zuſammenhängt, weiß er ſchwerlich ſelbſt.

Allein es wird vom *Sarſena* wohl auch nicht weiter die Rede ſeyn, ſeitdem *Mac-Benac* das *Poſitive der Freymaurerey* erſchienen. Dieſer Spötter der königl. Kunſt, ſo wie ſie getrieben wird, verhält ſich zum Sarſena wie ein ſcharfer Dolch zu einer Stecknadel. Der Verfaſſer iſt ſehr wohl unterrichtet, ſchreibt gut und hat ſich mit der geſunden Vernunft ſehr eng alliirt. Wir ſind nicht berufen ihn zu widerlegen, ſondern wollen nur Einiges, die allgemeine Aufmerkſamkeit Anſprechendes aus ſeiner Schrift anführen.

Er behauptet, die Jeſuiten hätten ſich aus Rache (weil ihre Betrügereyen, nahmentlich bei der Pulver-Verſchwörung in England, von Freymaurern, die ſich bis zu dem höchſten Grade des Ordens der Jeſuiten empor geliſtet hatten, waren verrathen worden) in das Spiel der höhern Grade zu miſchen geſucht, um dadurch die Freymaurerey von ihrer wahren Tendenz zu entfernen, und einen geheimen Einfluß auf die gallicaniſche Kirche zu erſchleichen. Eines ſolcher maureriſchen Collegien, welches über andere Logen erhoben ſtand, nannte ſich im Jahr 1758 zu Paris: Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident, souverains princes maçons.

Feßler, (den der Verfaſſer einen Ex-Jeſuiten nennt, der aber ſo viel wir wiſſen ein Excapuciner war) ſoll ein Emiſſair der Jeſuiten geweſen ſeyn, den ſie nur der Armuth preiß gegeben, um ihre wahren Abſichten zu verbergen, und der nun in Sarepta von neuem für ſeine Exiſtenz bettle. — Es wird ferner bewieſen, daß das Formelle der Freymaurerey mit dem Ritual der Jeſuiten in vielen Stufen auffallend übereinſtimme. — Von dem Illuminaten-Orden ſagt der Verfaſſer: „das Ganze „hatte ſo ziemlich das Anſehn einer Schulanſtalt; „dieſe Geſtalt haben auch die Logen, welche nach „dem Schröderſchen Syſteme arbeiten; es ſind Schulen der Zeitkultur, welche Abends bei Lichte gehalten werden" — „Die Illuminaten feyerten im „ſchottiſchen Rittergrade das Andenken des Stifters der chriſtlichen Religion, und ſtellten die Freymaurerey als den engern Ausſchuß beſſerer Chriſten dar. Daſſelbe wird noch in der Freymaurerey fort erhalten im ſiebenten Grade, durch welchen man mit dem ſymboliſchen Nichts der vorangegangenen Grade wieder ausgeſöhnt wird, und „nun ſo gutmüthig iſt, um des letzten Grades willen, deſſen Inhalt im neuen Teſtament weit einfacher und wahrer dargeſtellt wird, dem Ganzen „einen hohen Werth beyzulegen" —

Folgende Schilderung iſt grell: „Es herrſcht in den Logen ſo viel Schein, als auſſerhalb den Logen. Sie begrüßen ſich innerhalb ihres Kreiſes mit den Namen ſehr ehrwürdig, hochwürdig u. ſ. w. und wenn ſie hören, daß irgend einer dieſer Brüder mit oder ohne Schuld unglücklich geworden iſt, ſo ſind ſie es, welche, anſtatt die Sünden und Mängel mit Liebe zu zudecken, oder mit hülfreicher Hand ihn davon zu befreien, nach Art der Waſchfrauen die ganze Wäſche recht ausbreiten, um ſie gehörig bleichen zu helfen. Die ſogenannten Brudermahle, oder Tafellogen ſind ſteife, mit Ceremonien ins Lächerliche geſtaltete koſtſpielige Gaſtereien. Ein großer Theil der Brüder findet aber ſchon deshalb dieſen Verein recht amüſant, weil man da gut ißt, mit vielen vornehmen Leuten zuſammen ſitzt, und ſich in Gedanken ihnen gleichſtellen darf. Aus dieſem Grunde bemühen ſich vorzüglich die Weinhändler um die Mitgliedſchaft, um dabey gute Geſchäfte zu machen. Die Brüder ſind auch ſo gefällig, jedem reiſenden Weinhändler oft in einer Woche alle 3 Grade für's Geld mitzutheilen; ſolche Ausnahmen geſchehen nun freylich zum Beſten der Wohlthätigkeitskaſſe und ſind daher nach aller Vernünftigen Urtheil zu billigen."

Zuletzt wirft der Verfaſſer die Frage auf: was iſt denn der Zweck dieſer Schrift? und antwortet: „Die Freimaurer aufzufordern, laut und offen zu bekennen, daß es, auſſer dem kindlich großen Geheimniß (der Erlöſung der Menſchheit durch Chriſtus) kein anderes giebt; daß alle Geheimniſſe, welche die Freimaurerei nach Chriſt Zeiten zu beſitzen vorgegeben habe, nur Einbildung, folglich Thorheit und Irrthum geweſen; daß ſie keine höhere Weisheit, keine begründete Wahrheit kennt, als die in Chriſto Jeſu ſich offenbart hat und der ganzen Menſchheit zur löſenden Aufgabe geworden iſt. — Das können aber, ja das müſſen ſie."

Sehr intereſſant haben uns die Nachrichten über franzöſiſche Maurerey unter Napoleon geſchienen, und mit dieſen wollen wir unſern Auszug beſchließen: „Napoleon war ſchlau genug, es mit den Freimaurern nicht zu verderben, zu denen doch auch zum Theil die gebildeteſten Männer von Frankreich gehörten. Ueberdieß konnte das Inſtitut der Freimaurerey zu anſehnlichen Geldeinnahmen benutzt werden. Er erklärte alſo die Geſellſchaft nicht nur unter ſeinem Schutz ſtehend, ſondern ernannte auch ſeinen Bruder Joſeph zum Großmeiſter des Ordens, welcher nachmals als König von Spanien den Erzkanzler Cambaceres zum Vorſteher des großen Orients mit dem Titel eines premier grand maitre adjoint a sa Maj. le roi d'Espagne aufſtellte. Napoleon war in ſo fern klug, daß er auf das Nichts der Freimaurerey

Frankreichs denſelben Werth zu legen ſchien, den ſie ſelbſt darauf legte und blos dadurch gewann er ſchon ihre Thätigkeit für ſeine Zwecke: an und für ſich hatte ſie für ihn keinen Werth. Sie hat für die Großen im Staate überhaupt keinen Werth; ſie treten nur dazu, damit ſie als Nachtwächter Achtung geben, daß kein Feuer auskommt; die Brüder ſind auch ſclaviſch demüthig und geben ihnen die Leitung in die Hände. Selten finden die alten Staatsdiener, die in der höhern Maurerey einen religiöſen Genuß finden, den ſie aber erſt hineingetragen haben. Die Sache war auch allerdings wohl der Mühe werth; denn er nahm dadurch eine ſo ausgezeichnete Geſellſchaft völlig in Beſchlag; hätte er ſich ihr als beſtehenden entgegen geſetzt, ſo würde der blos erregte Widerſtand dieſer Geſellſchaft ihn gehemmt haben; denn das Poſitive dieſer Vereine durfte er keineswegs als Gegenſatz ſeines Strebens achten, inſofern das Leben dieſer Geſellſchaft ja nur in einem ſinnloſen Spiele mit Symbolen ſich bemerkbar machte. Ferner mußten alle Logen von Frankreich über ihren Finanzzuſtand dem großen Orient jährliche Rechnung ablegen, ihm unter allerley Anläſſen, Steuern und Abgaben zahlen, oder ſich die freye Verfügung über ihr Eigenthum durch eine beſtimmte jährliche Entrichtung an Geld loskaufen; ſo floſſen ungeheure Summen durch die klug benutzte Eitelkeit und Thorheit der Menſchen zuſammen, die dem Großmeiſter und ſeinen Gehülfen wohl zu ſtatten kamen. Auch trieb der Großmeiſter-Gehülf Cambaceres die nun recht königliche Kunſt meiſterlich. Je mehr Logen, je mehr Steuern. Er erklärte alſo Freiheit und Anerkennung aller maureriſchen Ordnungen, Secten und Syſteme in Frankreich; ließ alle Arten maureriſcher Directorien, Kapitel u. ſ. w. unabhängig neben ſich beſtehen, und gewann damit, daß ſich alleſammt um den großen Orient vereinigten, in welchem ſie ihren Schutzpatron dankbar und ehrerbietig anerkannten, blos weil der Fuchs dem Affen nichts that, ſondern ihr Spiel für das wichtigſte hielt, freilich aus ganz andern Gründen, als ſie glaubten. Die Folge davon war, daß, nach Angabe des Verfaſſers der Maçonnerie militaire die Einkünfte von der Freimaurerei dem Großmeiſter 2 Millionen Franks eintrugen, die des Gehülfen Cambaceres 100000 Franks. Man wird ſich darüber nicht ſehr wundern, ſobald man aus der Liſte der Großloge erfährt, daß im Jahr 1812 vom großen Orient von Frankreich 1089 Logen und Kapitel abhingen. — Zu dieſen Logen gehörten auch die Militair-Logen beim franzöſiſchen Kriegsheer. Im Jahr 1809 hatten ſchon 69 Regimenter dergleichen, in denen die Verſammlungen mit einem: es lebe der Kaiſer! eröffnet und beſchloſſen wurden, und oft ein Armeebülletin, oder eine Kundmachung des Kaiſers der einzige Gegenſtand der Verhandlungen war. Hier erſcheint ſie wieder als Maske, aber ebenfalls für militäriſch-politiſche Zwecke. Durch dieſe Militair-Logen kettete Napoleon alle Ober- und Unterofficiere, auch die gebildeten Gemeinen an, da überdieß in jeder dieſer Logen ein Günſtling Napoleons den Hammer führte: zugleich war nun dieſen Militärlogen auch der Zutritt zu allen deutſchen Logen geöffnet, woran Napoleon ſehr gelegen war. Die Bruder waren oft ſehr zudringlich, indem ſie mit ihrem franzöſiſchen Plunder auch in den deutſchen Logen imponirend figuriren wollten; jedoch dieſe Anmaßung wurde größtentheils zurückgewieſen: oft waren ſie auch ſehr artig, baten ſich die Lokale zu ihren Aufnahmen aus, machten große Lobeserhebungen, und beſtachen auch hie. ſehr viele Bruder mit ihrer Höflichkeit, oft zum Nachtheile des Vaterlandes. Wenn man ſich auch etwas weigerte, ſo ſah man ſich doch gezwungen, zu vielem ja zu ſagen, weil man in dieſen Brüdern nur Regenten fürchtete, aber keine Brüder verehrte; ja manche Logen, welche ſich nicht in die Deſpotie ihrer deutſchen Großlogen fügen. wollten, drohten ſich im geheimen von dem großen Orient in Frankreich für ſelbſtſtändig erklären zu laſſen, ſo ſchwach waren dieſe geheimnißvollen Reſſourcen.“ —

(Eingeſandt.)

Maximilian Schimeks politiſche Geſchichte des Königreichs Bosnien und Rama, vom Jahre 867 bis 1741, mit zwei Kupfertafeln, Wien, gedruckt und verlegt bei Chriſt. Friedr. Wappler, iſt ein ſo ſchreiendes Beiſpiel unſerer ſträflichen Nachſicht, daß es, zur Rüge, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdient. Gewiß, kein Buchhändler oder Drucker irgend eines Volkes, außer dem unſrigen, würde ſo gleichgültig gegen die Ehre ſeiner Sprache ſeyn, daß er ein Buch herausgabe, welches, gleich dieſem, eine Urkunde der Unwiſſenheit in der Sprache iſt, die es redet. Wenn der Verfaſſer, vielleicht ein Ungar oder Slavonier, das Deutſche nicht verſteht, warum nimmt er ſich heraus, darin zu ſchreiben? Iſt für uns Deutſche etwa alles gut genug, was jedem Undeutſchen beliebt, uns gebrochen vorzutragen? Freilich, wenn ſolche Schriften ruhig und zahm hingenommen werden von einem Volke, ſo kann es nicht fortſchreiten in der feſten Bildung ſeiner Sprache, ſo wird es nicht unterſcheiden lernen die hohen Muſter und die Verſtümmler derſelben.

Folgende, aus unzähligen, gewählte Stellen mögen zum Beweiſe dienen:

Seite 17. rüſtete ſich ſchnell zur Schwäche dieſes fürchterlichen Nachbars. 20. die ſüßen Verheißungen zohen einen nach dem andern an ſich. 24. er rügte im Lande alles untereinander. 26. Stephan begleitete darnach die Banswürde. 63. mit dem Tode Rinoslavs — ſinkte ihr Muth wieder. 65. Alles bebte hier Landes. 81. die ſich widerſetzten, verlierten ihre Schlöſſer. 122. daß ſie beſchlüßten, ſolches zu ahnden. 129. dann er nahm einen gewaltigen Tod. 354. Nun ringten ſie ſchon die Feſtung um. 355. zur Vertheitigung. Der Prinz ergriff den mit 37000 zurückgebliebenen Großvezier die nun unmöglich entrennen konnten. 357. Der Aga vergaß auf ſeinen Paß Branduk, den er den Kaiſerlichen preiß ließ. 358. der Divan rieth ſchon einhellig den Frieden zu thun. 360. entſchließten ſie ſich dazu, wo die Friedensvorſchläge beſchloſſen werden ſollten. 367. trafen an der Scheidungsſäule zuſam. er ſchöpfte den Gedanken, Anſprüche zu thun. 371. die Furcht und der Kummer, die der Theil der Tyrannen ſind, blieben bis zu ſeinem Tode die ſchrecklichſten Bilder. benachrichtigte dem römiſch Kaiſer. konnte bei der damaligen Aufruhr für dem Kaiſer nichts erwünſchteres ſein. 374. Der Geſandte drang in dem Sultan. Der Sultan aber willigte keinen Schritt. 378. bis Karl die Throneröfnung in Beſitz genommen haben würde. 380. er blieb bei ſeinem geſchöpften Entwurfe. 386. dieſen unglücklich angerathenen Krieg. 388. Nach einem blutigen Gefechte rieſſen zuerſt die Spahi aus. 405. Wie ſpitzfündig dieſer Geſandte ſeine Rolle ſpielte, iſt billig zu ſtaunen. 409. da Eſterhazy und Reinach ihre Siege ſammeln werden. 417. Das Glück wollte ſeinen Waffen auf keiner Seite. gieng die Rede, die Pforte würde die Waffen nicht erlegen, ohne einem glücklichen Erfolg. 416. kaum ſetzten ſie ihre Belagerung ordentlich an. 420. ſie tratten im majeſtätiſchen Tone ab, um ihren Endzweck, wegem dem bosniſchen Ufer der Save, in Anſehung dieſer belarvten Großmuth zu erreichen ꝛc. ꝛc.

Kleine literariſche Notizen.

Das neunte Heft des Magazins der Biographien denkwürdiger Perſonen der neuern und neueſten Zeit liefert, in einem Style der ſich durch nichts auszeichnet, die Biographieen von Maſſena, Berthier und Mozart, alles theils ſchon bekannt, aus Zeitungen und Journalen zuſammengetragen, theils durch keinen Gewährsmann verbürgt. Dieſes Magazin kann noch hundert Jahre lang fortgeſetzt werden, wird aber doch nie exiſtiren. —

Die Glockentöne von Strauß haben die zweyte Auflage erlebt, ſind auch wirklich recht ſchön geſchrieben, und der Titel iſt gut gewählt, denn des Verfaſſers Phantaſien klingen würklich wie Glockentöne aus einem einſamen Thale herüber und erregen oder unterhalten eine wehmüthige Stimmung. Jungen Landpredigern iſt das Büchlein vorzüglich zu empfehlen; nur müſſen ſie es nicht nachahmen wollen. —

Das Februarheft des Journals für Deutſchland liefert Philoſophiſche Unterſuchungen über das Mittelalter, mit demſelben Geiſte geſchrieben, den wir in den Unterſuchungen über die Römer lieb gewonnen haben. Es iſt zuerſt von dem Anſehn die Rede, in welchem die Geiſtlichkeit im 5ten und 6ten Jahrhunderte ſtand, und das führte auf die Entſtehung des Mönchsweſens, von welchem der Verfaſſer ſagt, es habe mehr als jeder andere Umſtand zur Gründung der theokratiſchen Monarchie gewürkt, welche das ganze Mittelalter hindurch die europäiſche Welt regierte. „Klein ſind die Dinge bey ihrem erſten Urſprunge; aber, „um ſie groß und bedeutend zu machen, bedarf es nur der „Zeit und der Gelegenheit.“ —

Der Verfaſſer der Null, deſſen wir einmal erwähnten, hat ein neues ähnliches Schriftchen herausgegeben, betitelt: die Erfahrung, das Wiſſen und der Wiſſer, nebſt Deutung der Null, die Römer und ihre Sprache. Wir bekennen, daß auch dieſer Bogen ein böhmiſches Dorf für uns iſt. Eine einzige Probe wird hinreichen, um uns wenigſtens zu entſchuldigen: „das Wiſſen „iſt nie ohne Anmaßung und alſo auch nicht ohne Behauptung des Wiſſens. Dieſes Behaupten, welches die Würde „des Wiſſens ausmacht, und dem Wiſſer das Anſehn des „Wiſſens giebt, gründet ſich auf der bey dem Wiſſer zur „Abſolutheit übergegangenen Sprache u. ſ. w. —

Der Rath Krämer zu Regensburg hat eine Blume auf das Grab des verſtorbenen Fürſten Primas gelegt. Noch lebend, am Morgen ſeines 73ſten Geburtstages, empfing Dalberg dieß kleine Gemählde, war noch geſund und heiter und las die Schrift mit Rührung und Theilnahme, 36 Stunden ſpäter war er tod. Wir wollen gern glauben, daß Dalberg all' das warme Lob verdiente, welches ihm hier von Freundeshand geſpendet wird; wir ſelbſt haben ihn in beſſern Zeiten gekannt und verehrt; aber — er hatte nicht den Muth, ein ehrenvolles Exil einer ſchimpflichen Sklaverey vorzuziehen. Dieſer Vorwurf iſt nicht von ihm abzuwenden. —

In den engliſchen Miſſionsberichten erzählt ein Brief des engliſchen Geſandſchafts-Predigers Lindſay in Conſtantinopel, daß die ſieben, von ihm beſuchten, Kleinaſiatiſchen Gemeinden, die ſchon in der Offenbarung Johannis vorkommen, ſich in dem traurigſten Zuſtande befinden. In dem Dorfe auf den Ruinen von Epheſus unter andern fand er nur drey Chriſten, deren keiner einmal den Nahmen des Apoſtels kannte, der einſt die Epiſtel an die Epheſer geſchrieben, noch weniger dieſe Epiſtel ſelbſt. — In

Amerika haben ſich 115 Bibelgeſellſchaften gebildet, worunter Dreyzehn von Frauenzimmern geſtiftet worden.

Herr H. J. Döring zu Frankfurt am Mayn hat einen Tugendſpiegel in Geſchichten und Mährchen aufgeſtellt, auch in 24 ſchlechten Kupferſtichen verſinnlicht. Die Erzählungen ſind von Funke, Rochlitz, Kotzebue u. ſ. w. (alle längſt bekannt) aber von Herrn Döring verbeſſert. Die guten Geſinnungen des Verfaſſers möge man aus folgendem erkennen: „daß in unſern Zeiten viele Gelehrte durch ihre Schriften mehr Schaden als Nutzen ſtiften, iſt für den Menſchenfreund eine traurige Erſcheinung. In einer blühenden Schreibart werden in vielen Romanen und Schauſpielen die größten Laſter und Verbrechen dargeſtellt. So viel mir bekannt iſt, waren die Räuber und die Braut von Meſſina, dann die Leiden des jungen Werthers und die Wahlverwandtſchaften, die erſten und berühmteſten, und dieſen folgte dann ein Heer von Nachahmungen. Kaum erſchien der 24ſte Februar, gleich kam ein anderer und ſchrieb ein ähnliches, der 29ſte Februar. Der nemliche Verfaſſer ſchrieb zu gleicher Erbauung die Schuld. Von gleichem Schlage ſind die Elixiere des Teufels. Durch ſolche Bücher werden wahrlich die Menſchen nicht ſittlich beſſer.“ Man ſieht, Herr Döring meynt es recht gut. Von Voltaire, den er den galliſchen Spötter und Afterphiloſophen nennt, erzählt er, auf dem Todbette habe er ſeine Standhaftigkeit nur behauptet, ſo lange Leute im Zimmer waren, dann aber geſchrieen: ich bin verlohren! und ſich dabey in die Hand gebiſſen. (Das Letztere mögte ihm ſch[illegible]geworden ſeyn, denn er hatte ſchon längſt keine [illegible]ehr.) —

[illegible]er Landwirthſchaftlichen Zeitung heißt es: „[illegible]burg iſt mit Pachtluſtigen überhäuft. Der Schwindel, welcher eine Zeitlang unterdrückt war, iſt leider wieder erwacht und hat ein höchſtes erreicht. — Der Luxus nimmt überhand. Der Pachter lebt jetzt in der Regel ſo, wie einſt der größere Gutseigenthümer. Man ſieht ſchöne Equipagen, fein gekleidete Herren und Damen, Gaſtgebote, hohes Kartenſpiel und zu Hauſe Hunger und Kummer, Schulden und leere Taſchen. Der Pachters Sohn, wie Baron gekleidet — (tragen die Barone in Meklenburg eine eigne Kleidung?) — ſpielt und geht auf die Jagd; die Tochter ſitzt beim zeitverſplitternden Stickrahmen und macht läppiſchen Flitterſtaat oder auch am Clavier, beſucht Bälle und Aſſembleen. In die Wirthſchaft zu gehen und die Küche, wie es ehemals Sitte war, zu beſorgen, das würde die feine Haut der Mamſell verderben, damit befaßt ſie ſich nicht; und wenn ihr der Himmel einmal einen Mann beſcheert, ſo verſteht ſie kaum eine Suppe zu kochen. In einer Landwirthſchaft, wo die Familie aus 2 bis 4 Kindern beſteht, iſt jetzt ein Hauslehrer, eine Erzieherin, welche Muſik und Sprachen verſteht, ein Schreiber und eine Ausgeberin nothwendig. — In den Städten iſt aber der Luxus noch größer als auf dem Lande; man ſieht keinen Unterſchied der Stände mehr, ſo wohl in Mobilien als Kleidung. Bei dieſer unzweckmäßigen Erziehung des weiblichen Geſchlechts und den daraus ſo häufig entſtehenden unglücklichen Ehen, iſt es wohl zu verwundern, daß viele Männer lieber ehelos bleiben?“

Antwort. Es ſind dem Herausgeber von einem Ungenannten, unter dem Poſtſtempel Göttingen, ehrenrührige Anecdoten gegen den Eigenthümer und Redacteur des Gothaiſchen Allg. Anzeigers der Deutſchen zugeſchickt worden, mit der Empfehlung, ſie drucken zu laſſen, doch die Handſchrift vorher zu copiren, damit ſie Niemand zu ſehen bekomme. Der Ungenannte hat ſich in dem Herausgeber dieſer Blätter geirrt. Vielleicht glaubte er ihn ſehr gereizt durch die Art, mit welcher jene Herren eine Schrift wieder aufgewärmt haben, welche vor 28 Jahren einigen Lärm und gerechtes Aergerniß verurſachte. Wenn der Herausgeber damals (theils durch Freundſchaft und Dankbarkeit, theils durch einen ſehr geachteten Arzt und Schriftſteller verleitet) eine Unbeſonnenheit beging — was er jetzt zu leugnen oder zu entſchuldigen ſich ſchämen würde — ſo hat dieſe Unbeſonnenheit doch Gott ſey Dank! Niemanden geſchadet, als ihm ſelbſt, denn ſeit einem ganzen Menſchenalter iſt ſie die einzige Waffe jedes Buben, der ſich an ihm reiben will. Sollte er nun nachahmen, was ihn ſelbſt ſo oft empört hat? das ſey ferne! Er iſt überzeugt, daß es keinen Menſchen auf der Welt giebt, der nicht über irgend eine Jugendhandlung ſeines Lebens erröthen müßte. Wohl dem Fehlenden, wenn, was er ſpäter ſelbſt verdammt, nur Wenigen bekannt wurde, und wenn dieſe Wenigen nicht ſo niedrig dachten, zu etwaniger Befriedigung der Rachſucht, es ihm öffentlich vorzurücken. Der Herausgeber denkt nicht ſo niedrig. Möchte auch Alles das wahr ſeyn, was der Ungenannte (zum Theil aus Napoleoniſchen Zeiten) den Herren Becker und Hennike aufbürdet, wir würden doch nie Gebrauch davon machen. Denn als wir uns verpflichtet hielten, öffentlich zu rügen, daß im Allgemeinen Anzeiger Jedermann für Geld die ſchimpflichſten Injurien kann drucken laſſen, da hatten wir es, und haben es noch jetzt, einzig und allein mit dieſem Mißbrauch zu thun. Die Perſonen der Herren Becker und Hennike gehen uns durchaus nichts an. Und wenn ſie, ſtatt gegen die gerechte Rüge ſich zu vertheidigen, bloß darauf ausgehen, die Perſon des Herausgebers zu kränken, ſo ſcheint uns das ein ſchlechter Behelf in einer ſchlechten Sache. Mögen es die Herren vor einem rechtlichen Publikum verantworten — oder auch nicht, wie es ihnen beliebt; immer ſind ſie ganz ſicher, daß wir ſolcher Waffen uns gegen ſie nicht bedienen werden.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 30. Weimar, in der Hoffmanniſchen Hofbuchhandlung. 1818.

Voltaire's letzte Tage.

Ein gewiſſer Le Pan hat ein neues Werk über **Voltaire's politiſches, literariſches und moraliſches Leben** herausgegeben; in welchem Tone es geſchrieben, das möge man aus dem Zuſatz auf dem Titel ſchließen: „eine Geſchichte, in welcher **Condorcet** und Andere widerlegt werden.“ In der That iſt dem Alten von Ferney auch kein gutes Haar gelaſſen. Das Buch wird aber wenig Eindruck machen, weil es zu leidenſchaftlich geſchrieben iſt. Allein es enthält eine ſehr merkwürdige Beilage, die hier, ſo viel wir wiſſen, zum Erſtenmale gedruckt erſcheint, nämlich eine **genaue Abſchrift des Memoire, welches der Abbé Gaultier dem Herrn Erzbiſchof von Paris überreicht hat, betreffend Alles, was ſich bei Voltaire's Tode zugetragen.** Dieſe Beilage glauben wir unſern Leſern mittheilen zu müſſen. Es iſt der Abbe **Gaultier**, welcher ſpricht:

„In den erſten Tagen des Februar 1778 kam **Voltaire** nach Paris und bezog eine Wohnung bei dem Marquis de Villette. Das Volk drängte ſich ihn zu ſehen. Man ſprach in ganz Paris nur von ihm. Man feyerte ihn in Verſen und in Proſa. Das ſchmerzte mich ſehr. Wie! ſprach ich zu mir ſelbſt, ein Menſch, der gegen die Religion blasphemirt, die Sitten zerſtört hat, wird geehrt, gekrönt, faſt angebetet? — Zugleich quälte mich der Gedanke, daß ſeine Gegenwart dem Unglauben neue Nahrung geben könne. Ich flehte zu Gott, daß er gnädig die Verwüſtungen abwenden wolle, die dieſer Patriarch der Ungläubigen in der Hauptſtadt anrichten konnte. Um das Uebel zu hemmen, ſchrieb ich ſelbſt an die Geißel des Vaterlandes folgenden Brief:“

„Mein Herr! Viele Menſchen bewundern Sie. Ich wünſche herzlich, es auch zu können. Es hängt von Ihnen ab. Noch iſt es Zeit! Erlauben Sie mir, mich mit Ihnen zu unterhalten. Bin ich gleich der unwürdigſte aller Prieſter, ſo werde ich Ihnen doch nichts ſagen, was nicht meines Amtes würdig wäre und Ihnen Vergnügen verurſachen könnte. Zwar ſchmeichle ich mir nicht, daß Sie mich eines ſo großen Glücks theilhaftig machen werden, dennoch werde ich Sie darum nicht vergeſſen in der heiligen Meſſe, ſondern den barmherzigen Gott eifrigſt für das Heil Ihrer unſterblichen Seele anflehen, die vielleicht bald gerichtet werden ſoll. Verzeihen Sie, daß ich ſo frei war, Ihnen zu ſchreiben. Meine Abſicht iſt, Ihnen den größten aller Dienſte zu erweiſen; ich vermag es mit Hülfe deſſen, der das ſchwächſte Werkzeug wählt, um das Stärkſte zu Schanden zu machen. Wie glücklich würde ich ſeyn, wenn Ihre Antwort meinen Geſinnungen entſpräche. Paris, den 20. Febr. 1778.“

„**Voltaire** antwortete: Ich ſchließe aus Ihrem Schreiben, daß Sie ein braver Mann ſind, und das iſt genug, um mich zu beſtimmen, Ihren Beſuch zu empfangen, wann es Ihnen beliebt. Ich werde Ihnen wiederholen, was ich dem Enkel des weiſen **Franklin** ſagte, indem ich ihn ſegnete: **Gott und die Freiheit.** Alle Umſtehende waren bis zu Thränen gerührt. Ich ſchmeichle mir, daß Sie dieſelben Grundſätze hegen. Ich bin 84 Jahre alt und werde bald vor Gott, dem Schöpfer aller Welten, erſcheinen. Haben Sie mir etwas mitzutheilen, ſo achte ich es für Pflicht und Ehre, Sie zu empfangen, trotz meinen körperlichen Leiden.“

„Am 21ſten Februar,“ fährt **Gaultier** fort, „ging ich hin und fand im Geſellſchaftszimmer eine Menge Menſchen, die Voltaire'n zu ſprechen wünſchten. Er ſchenkte der Verſammlung nur 2 oder 3 Minuten; ſagte, er leide ſehr viel und ſey nicht im Stande, Beſuche zu unterhalten; mich aber nahm er bei der Hand, führte mich in ſein Zimmer, ließ mich neben ſich ſetzen und fragte, was ich ihm zu ſagen habe?“— Ich kenne, ſo hub ich an, Einen Ihrer Freunde, den Herrn v. **Lattaignant**, und beſitze ſein Vertrauen. Sein hohes Alter und ſeine Hinfälligkeit haben Betrachtungen in ihm erweckt, die jeder ehrliche Mann machen muß, wenn er ſich bereitet, vor Gott zu erſcheinen, und die Sie oft ſelbſt angeſtellt haben. Kann mein amtlicher Beiſtand Ihnen Vergnügen gewähren, ſo reden Sie, ich bin bereit.“

„Voltaire hatte mir ſehr aufmerkſam zugehört. Er fragte nun, ob ich aus eigener Bewegung dieſen Schritt gethan? Ich verſicherte ihn deſſen der

Wahrheit gemäß. Wie? ſagte er, weder der Erzbiſchof noch der Pfarrer von St. Sulpice haben Ihnen gerathen? — Ich verneinte es. Iſt Ihnen meine Erſcheinung unangenehm, ſo bitte ich um Nachſicht; iſt ſie Ihnen aber angenehm, ſo laſſen Sie uns Gott loben! — Er verſetzte, er freue ſich, daß ich aus freien Stücken gekommen und erkundigte ſich, was ich geweſen und was ich ſey? — Ich ſagte ihm, ich ſey 17 Jahr Jeſuit und 20 Jahr Pfarrer von St. Mard im Sprengel von Rouen geweſen, und daß ich jetzt meinen apoſtoliſchen Beruf in Paris erfülle und täglich Meſſe im Hoſpitale der Unheilbaren (aux Incurables) leſe. Hierauf bot er mir ſeine Dienſte an; doch nur des ewigen Lohnes eingedenk, rief ich aus: Ach! wie reich belohnt würde ich ſeyn, wenn es mir gelänge, Sie zu erobern! Der barmherzige Gott will nicht Ihren Untergang. Kehren Sie doch zu ihm zurück, da er ſich noch zu Ihnen wendet! — Gerührt ſagte **Voltaire**, er liebe Gott. Das iſt viel, erwiederte ich, aber man muß es auch beweiſen, denn die wahre Liebe zu Gott iſt nicht müßig, ſondern thätig. — Er ſagte noch Manches, worauf ich ſo antwortete, daß er zufrieden ſchien. Unſere Unterredung wurde durch drei verſchiedene Perſonen unterbrochen. Herr Abbe, ſagte die Erſte, machen Sie doch ein Ende, Sie ſehen, daß Herr v. Voltaire Blut ſpeit und nicht im Stande iſt zu ſprechen. Da antwortete er ſelbſt ziemlich lebhaft: „Ey! laſſen Sie mich doch mit meinem Freunde, „der mir nicht ſchmeichelt.“ Nach dreiviertel Stunden erſchien Madame **Denis** und ſprach ſehr ſanft: Herr Abbe, mein Oheim muß ſehr erſchöpft ſeyn, ich bitte Sie, das übrige auf eine andere Stunde zu verſchieben. Da entfernte ich mich, Voltaire'n zuvor bittend, daß mir erlaubt ſeyn möge, ihn dann und wann zu beſuchen, was er gern zugeſtand. Ich werde Ihrer in der Meſſe gedenken, ſagte ich. Er dankte und ſchien bewegt. Glauben Sie, wiederholte ich ſcheidend, daß Sie keinen beſſern Freund auf der Welt haben als mich.“

„Ich berichtete ſogleich dem General-Vicar und dem Pfarrer von St. Sulpice, was ich gethan, und bat ſie um Verhaltungsregeln, im Fall Voltaire Vertrauen zu mir faſſe. Sie ertheilten mir ſolche, an die ich ſtreng mich hielt, und dann für **Voltaire's** Bekehrung Gebete anordnete.“

„Am 26ſten Februar wurde ich angenehm durch folgendes kleine Billet von ihm überraſcht: „Sie haben mir verſprochen, mich anzuhören. Ich bitte „Sie, zu mir zu kommen, ſobald es Ihnen möglich „iſt.“ — Es war 9 Uhr Abends. Am andern Morgen erhielt ich ein zweites Billet von Madam D nis, folgenden Inhalts:

„Madam **Denis**, Nichte des Herrn v. **Vo taire**, bittet den Herrn Abbé **Gaultier** inſtä digſt, ihren Oheim zu beſuchen.“ Gleich nach d Meſſe ging ich hin, ſprach aber nur Madam **D nis**, welche mir ſagte, der Pfarrer von St. Su pice ſey da geweſen und habe in Voltaire gedru gen, ſeine Beichte nicht länger zu verſchieben, wo auf er geantwortet, er habe ſein ganzes Vertrau auf mich geſetzt. Am 2. März, wo er Blutſpeie hatte, begab ich mich abermals zu ihm. Ehe i in ſein Zimmer trat, erſuchte man mich, ihn nic zu erſchrecken, ſondern ſanft mit ihm zu rede Der Marſchall **Richelieu**, der ihn eben verli empfahl mir, ihn nicht zu vernachläſſigen. I verſprach, mein Möglichſtes für das Heil ſein Seele zu thun. Ich ging hinein. **Voltaire** nah mich bei der Hand und bat mich, ſeine Beichte z hören, ehe er ſtürbe. Ich war willig dazu, unt der Bedingung, daß er zuvor zu einem Widerr ſich entſchlieſſe. Ich werde, antwortete er, ſelb einen Widerruf aufſetzen, mit dem Sie zufriede ſeyn werden. Man gebe mir Papier, Feder und Tinte. (Es geſchah.) Man laſſe mich mit meinem Freunde, dem Abbe **Gaultier**, allein. Es geſchah, und nun ſchrieb er eigenhändig wie folgt „Ich Endesunterzeichneter erkläre, daß, da ich i „meinem 84ſten Jahre ſeit 4 Monaten von Blutſpeien befallen worden und nicht in die Kirche „mich ſchleppen kann, der Herr Pfarrer von St. „Sulpice ſeinen guten Werken auch noch das hinzugefügt hat, mir den Herrn Abbe **Gaultier**, „Prieſter, zu ſenden. Ich habe ihm gebeichtet, „und wenn Gott über mich gebietet, ſo ſterbe ich „in der katholiſchen Religion, in der ich geboren „worden, hoffend von der göttlichen Barmherzigkeit, daß ſie alle meine Fehler mir verzeihen werde, „und wenn ich jemals der Kirche ein Aergerniß gegeben, ſo bitte ich ſie und Gott deshalb um Vergebung. Unterzeichnet **Voltaire**, den 2. März „1778, in dem Hauſe des Marquis de Villette „und in Gegenwart des Abbe **Mignot**, meine „Neffen und des Marquis von Vieilleville, meine „Freundes.“ Dieſe beiden Perſonen hatte er hereinrufen laſſen, um den Aufſatz vorleſen zu hören, und ſie unterzeichneten ihn gleichfalls. Ferner ſchrieb er eigenhändig: „da der Herr Abbe Gaultier mich „benachrichtigt hat, daß man in gewiſſen Cirkeln „ausſprenge, ich hätte gegen Alles proteſtirt, was „ich auf dem Todbette thun würde, ſo erkläre ich, „daß ich das nie geſagt und daß das ein alter

„Spaß iſt, den man ſchon lange, wiewohl fälſchlich, vielen größern Gelehrten als Voltaire zugeſchrieben hat."

„Indem Voltaire mir dieſe, jetzt bei dem Notarius Momet in Paris niedergelegten Documente einhändigte, ſagte er, in Gegenwart von Mignot und Vieilleville: „ohne Zweifel werden Sie ſie in die Zeitungen rücken laſſen; ich habe nichts dagegen." Worauf ich antwortete: es iſt noch nicht Zeit. Er fragte: ob ich zufrieden ſey? ich gab zu erkennen, daß der Widerruf mir nicht umſtändlich genug ſcheine, und daß ich ihn dem Herrn Erzbiſchof mittheilen würde, was auch geſchah. Allein dieſer tugendhafte Prälat fand ihn nicht hinreichend. Gleicher Meinung war der Pfarrer von St Sulpice, dem ich zugleich ein Billet von Voltaire einhändigte, in welchem ihm 600 Livres für die Armen verſprochen wurden."

„Gleich am andern Morgen begab ich mich wieder zu Voltaire, um einen weniger zweideutigen Widerruf von ihm zu erlangen, erfuhr aber durch den Schweizer, es ſey nicht möglich, ihn zu ſprechen. Ich merkte wohl, woher das kam, denn als ich Abends zuvor ihn verließ, bezeigten mir d'Alembert, Diderot und Marmontel ihr Mißvergnügen über meine Gegenwart. Nachdem ich noch mehrere Male mich vergebens gemeldet, ſchrieb ich an Voltaire, daß ich öfter bei ihm geweſen, daß er unſichtbar für mich ſey, daß ich ihm die Rückkehr ſeiner Geſundheit wünſche und nicht aufhöre, für ihn zu beten und daß, wenn er mir erlaube ihn zu beſuchen, ich ihm mündlich mehr ſagen würde als dieſer Brief, den mehr das Herz als der Kopf mir dictirt habe." Er antwortete: „der Herr vom Hauſe hat ſeinem Schweizer befohlen, außer dem Herrn Pfarrer von St. Sulpice, keinen Geiſtlichen einzulaſſen. Sobald der Kranke ſich etwas beſſer befindet, wird es ihm Vergnügen machen, den Herrn Abbe Gaultier zu empfangen."

„Nach 8 Tagen erkundigte ich mich nach ſeiner Geſundheit. Der Schweizer ſagte, er ſey nicht mehr zu ſprechen und es ſey nichts mehr zu thun. Indeſſen erfuhr ich doch, daß er um Vieles beſſer ſey, und darum ſchrieb ich ihm nochmals, ich würde nun nicht mehr kommen, denn es ſcheine mir unnütz, an andere Thüren zu klopfen, als an die ſeines Herzens; da ſey ich ſicher, Eingang zu finden, und würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn Er durch meinen Beiſtand zum wahren Glück gelangen könne. Hierauf erhielt ich keine Antwort und ging nicht mehr hin."

„Zwei Monate lang that nun Voltaire vieles, was mir nicht gefiel, und was ich vielleicht gehindert hätte, wenn ich ihn hätte ſprechen dürfen. Gegen Ende des Mai wurde er wieder kränker. Am 29. ſagte man mir, er liege ohne Hoffnung. Da hielt ich für Pflicht, ihm noch einen rührenden Brief zu ſchreiben und ihn an ſeine vormaligen guten Entſchlüſſe zu erinnern. Dringend bat ich ihn, die kurze Zeit, die er noch zu leben habe, zu benutzen, ehe noch die Ewigkeit für ihn anhebe. Kaum hatte er dieſen Brief empfangen, als ſein Neffe Mignot mich ſelbſt abholte, um ſeines Oheims Beichte zu hören. Mignot verſicherte, mein Billet habe großen Eindruck auf ihn gemacht, er wolle beichten, und nur mir. Ich antwortete, daß er zuvor folgenden Widerruf ausſtellen müſſe: „Ich widerrufe Alles, was ich geſagt, gethan oder geſchrieben habe gegen die guten Sitten, gegen die chriſtliche Religion, in der ich ſo glücklich war geboren zu werden, gegen die anbetungswürdige Perſon Jeſu Chriſti, deren Göttlichkeit man mir Schuld giebt angegriffen zu haben, und gegen die Kirche, in der ich zu ſterben wünſche. Ich erkläre dies Alles im Angeſicht der Welt, der ich, durch die unter meinem Namen erſchienenen Schriften, ſeit ſo vielen Jahren ein Aergerniß gegeben. Und dieſer Widerruf iſt keineswegs eine Wirkung einer Altersſchwäche, ſondern der Gnade Jeſu Chriſti, deren ich ſo unwürdig war, und die mir, über die ſchrecklichen Gefahren, in welche der Wahnſinn meiner Einbildungskraft mich geſtürzt, die Augen öffnete. Ich wünſche, daß dieſe Erklärung in alle Zeitungen und Journale von Europa eingerückt werde, um ſo viel möglich das Aergerniß wieder gut zu machen, welches ich gern um den Preis der mir noch übrigen wenigen Tage vernichten möchte."

„Der Abbé Mignot verſprach mir, ſeinen Oheim das Blatt unterzeichnen zu laſſen. Ich wünſchte, daß der Pfarrer von St Sulpice dabei gegenwärtig ſeyn möchte, und wir holten dieſen würdigen Geiſtlichen ſelbſt ab. Ehe wir in Voltaire's Zimmer traten, las ich dem Marquis de Villette den Widerruf vor, und er billigte ihn. Nun giengen wir hinein. Der Pfarrer von St. Sulpice redete den Kranken zuerſt an, allein Voltaire erkannte ihn nicht. Hierauf verſuchte ich mit ihm zu ſprechen. Er drückte mir die Hand, und gab mir Zeichen von Freundſchaft und Vertrauen. Aber wie wurde ich überraſcht, als er ſagte: „Herr Abbe Gaultier, ich bitte Sie den Herrn Abbe Gaultier von mir zu grüßen." Dann fuhr er fort, unzuſammenhängend zu ſchwatzen. Da ich ſah, daß ſein Geiſt abweſend war, ſo ermahnte ich weder der Beichte noch des Widerrufs, ſondern bat blos die Verwandten, mich zu benachrichtigen, wenn er wieder zu ſich gekommen. Sie verſprachen es und wir gingen, aber drei Stunden nachher war er todt. Hätte ich ſeinen Tod ſo nahe geglaubt, ſo würde ich nicht von ihm gewichen ſeyn, ſondern Alles angewendet haben, um ihm zu helfen gut zu ſterben (à bien mourir) Er iſt alſo ohne Sacramente aus der Welt gegangen, Gott gebe! nicht ohne den aufrichtigen Wunſch ſie zu empfangen, und alle Gottloſigkeiten ſeines Lebens zu widerrufen. Ein ſo beweinenswürdiges Ende erregt Schaudern, und muß alle Sünder antreiben, ihre Bekehrung nicht bis zum Tode zu verſchieben. Paris den 1. Juni 1778. Gaultier, Prieſter."

Gedichte.

Der Heldenkranz in Liedern, erſtes Buch, von Möller. Die Blätter, aus welchen dieſer Kranz geflochten worden, ſind keine Lorbeerblätter. Es herrſcht in dieſen Liedern keine hohe Begeiſterung, wie der Gegenſtand wohl erwarten ließ, ſondern es ſind meiſtens gut gereimte Erzählungen, von den Thaten des Horatius Cocles, Arnold von Winkelried, Schwerin u. ſ. w. Aber auch Miſſionaire, wie Hans Egede in Grönland, ſind nicht vergeſſen, und in der That hat ein Mann, wie dieſer Egede war, wohl eher einen Heldenkranz verdient, als mancher Satellit eines Eroberers. —

Poeſieen enthält der erſte Band der geſammelten Blätter von Treumund Wellentreter, Poeſieen die zum Theil nicht ſchlecht, aber größtentheils auch nicht gut ſind; denn ſie feſſeln nicht, ſie ergreifen nicht, ſie rühren nicht, ſie ergötzen nicht. Es kommt Einem ſo vor, als ob man ſie Alle ſchon einmal geleſen hätte. Und vollends die poetiſche Mode-Frömmeley! o weh! da giebt es denn mit unter die allergemeinſten Stoßſeufzer, wie z. B. folgender, der für ein ganzes Gedicht gilt:

Zum neuen Jahr.
Herr, vor der Sünde uns bewahr
In dieſem neuen Prüfungsjahr.

Dieſes Gebet iſt ſehr löblich, aber es dem Publicum als eine Poeſie aufdringen zu wollen, iſt ſehr wunderlich. Von ſolchen nichts bedeutenden Reimereyen wimmelt das Büchlein. — Um jedoch keine Ungerechtigkeit zu begehen, wollen wir bekennen, daß wir alle vorkommende Hexameter nicht geleſen haben, weil wir von jeher (mit Haller) dieſes Versmaaß der deutſchen Dichtkunſt nicht angemeſſen hielten. Dieſe Hexameter alſo — deren ſehr viele ſind — mögen recht ſchön ſeyn; auch wird es ohne Zweifel viele Leſer geben, die zugleich an dem übrigen weit mehr Geſchmack finden, als wir. — Der zweite Band enthält proſaiſche Aufſätze, von denen ſich weiter nichts ſagen läßt, als daß ſie recht fromm ſind. —

Wir finden uns verpflichtet vor dem, von Tiek herausgegebenen, deutſchen Theater zu warnen. Es enthält weiter nichts als einen neuen Abdruck von uralten Haupt- und Staats-Actionen, auch einige Comödien, von Hans Sachs, Ayrer, Gryphius, Lohenſtein u. ſ. w. Daß die Werke dieſer Männer für Literatoren Intereſſe haben, wollen wir gar nicht abſtreiten, aber dieſe, an Zahl ſo geringe, Gattung von Leſern, weiß recht gut wo jene Werke zu finden ſind, und wird ſich mit einzelnen Stücken nicht begnügen; für bloſe Liebhaber der Literatur hingegen, ſind die hier mitgetheilten Erbärmlichkeiten völlig unlesbar, auch ſchon um der derben Zoten willen, die reichlich eingeſtreut ſind. Das einzige Gute in dieſen beyden Bänden, ſind zwey Vorreden des Herausgebers, eigentlich kleine Abhandlungen über den Urſprung und Fortgang der deutſchen Bühne, die manche helle Anſicht und manches merkwürdige enthalten. — Die Urſachen der Verderbung der deutſchen Sprache nach dem 13ten und 14ten Jahrhundert findet der Verfaſſer, außer in den Kriegs-Unruhen, in Zurückziehung des Adels von Poeſie und Wiſſenſchaft; in um ſich greifender Bekanntſchaft mit römiſcher und griechiſcher Literatur; in der mehr verbreiteten Liebe zu den zeichnenden Künſten, ja ſelbſt in Erfindung der Buchdruckerkunſt, weil anfangs die Buchdrucker nur eine Ehre darin ſetzten, die Claſſiker herauszugeben, auch die Kirchenväter, und hernach der Theologiſche Krieg die Preſſen einnahm. — An Unzüchtigkeiten und Unflätereyen ſollen unſere Vorfahren ſich ſehr ergötzt haben. Tiek ſagt, man finde ſie zwar auch in alten franzöſiſchen und italiäniſchen Schriften, aber bei keinem Volke in dieſem Uebermaaße und in dieſer Grobheit als bei den Deutſchen. (Auch ein Vorzug des gerühmten Mittelalters) — Sehr unpartheyiſch urtheilt der Herausgeber über Hans Sachs, und nennt das Unternehmen, deſſen Werke herauszugeben (welches 1778 von Bertuch angekündigt wurde) höchſt unpaſſend, wegen der vielen gleichgültigen, nur mit Worten angefüllten Verſe, wegen der nichts ſagenden Tragödien und characterloſen geiſtlichen Gedichte, die nur abſchrecken würden das Treffliche herauszuſuchen. (Aber warum fällt denn Herr Tiek, wenigſtens zum Theil, in denſelben Fehler? warum läßt er ganze Stücke abdrucken, die ſo viele leere Worte, ſo viele Albernheiten enthalten? warum nicht lieber fragmentariſch nur das treffliche?) — Wenige unſerer Leſer wiſſen vielleicht, daß, als ſchon in London die Theater blühten, bisweilen wandernde Schauſpielertruppen nach den Niederlanden, und um das Jahr 1600 ſogar nach Deutſchland kamen, um engliſche Comödien und Tragödien aufzuführen. Es ſcheint daß ſie viel Beifall fanden. Ihr Stand mag auch erſt ſpäter in Verachtung geſunken ſeyn; denn man findet, daß ihnen der Magiſtrat der Städte feyerlich entgegen kam, und daß unter andern Einer der älteſten Schauſpieler, Nahmens Laſſenius, nachher Doctor der Theologie und däniſcher Hofprediger wurde. Ein Junker Hans von Stockfiſch (wohl ein Theater-Nahme) erhielt von Johann Siegmund von Brandenburg 220 Thaler Gehalt nebſt freyer Station, und mußte ihm, ungefähr 1614, eine Kompagnie Komödianten aus England und den Niederlanden verſchaffen. Alſo ſchon damals kam Deutſchland mit dem großen Shakeſpear in Berührung, und die engliſche Bühne eignete ſich auch für die Deutſchen, die deſſelben Stammes, allein weder damals noch je italiäniſch, franzöſiſch oder ſpaniſch waren; und darum (fügt Tiek hinzu) ſollen wir die Spanier, ſo wenig wie die Franzoſen und Griechen, auf unſerm Theater nachahmen. Aus dem Shakeſpear ſollen wir uns entwickeln. „Dieſen Gedanken recht „überzeugend zu machen, durch Beiſpiele, die ſich „bald dem Rechten nähern, bald (davon) entfer„nen; immer wieder darauf hinzuweiſen, und ſo in „mancherley Bildern auszuſprechen, was denn deutſch „und national auf unſerer Bühne ſeyn könne, und „ſo vielleicht am beſten, manche Mißverſtändniſſe „aufzuhellen und manchen Irrthum zu entfernen, „dieß iſt es, was den Herausgeber bewogen hat, „dieſe Sammlung von Schauſpielen zu veranſtalten.“ (Wir bekennen, daß wir durchaus nicht begreifen, wie eine ſolche Sammlung ſolche Wirkungen hervorbringen könne? es ſcheint uns vielmehr, es war dem Herausgeber blos um einen Vorwand zu thun, den er nur in einem ſolchen Galimathias finden konnte, hinter welchem ſeine Verehrer einen Gedanken ſuchen werden. Was können wir z. B. aus dem hier mitgetheilten Titus Andronicus lernen? Ein paar Kaiſerſöhne ſchleppen ein Mädchen in den Wald, ſchänden es, reiſſen ihm die Zunge aus dem Halſe und hacken ihm beide Arme ab, damit es weder ſprechend noch ſchreibend ſie verrathen könne, und nun erſcheint dieſes Mädchen auf der Bühne, nimmt einen Stock zwiſchen ihre beyden Stümmel und ſchreibt die Nahmen der Thäter in den Sand; während die Kaiſerin ſich gegen ihren ſchwarzen Buhler unverſchämter als eine Dirne im palais royal benimmt. Was ſollen wir daraus lernen? und dieſer Titus Andronicus iſt noch nicht das ſchlechteſte oder ſchmutzigſte von den Schauſpielen dieſer Sammlung.) — Die Vorrede zum zweiten Bande enthält abermals viele ſchöne, beſonders geſchichtliche Bemerkungen. Es wäre zu wünſchen, daß die beiden Vorreden einzeln abgedruckt und verkauft würden, damit ſie nicht mit dem übrigen unter die Maculatur geriethen. Faſtnachtſpiele vollends, wie das vom Bauer und dem Bock, ſind nur eine Lectüre für Wachſtuben und Freudenhäuſer. —

In Friedrich von Suckow's Nachklang der Waffen (auch eine Sammlung von Gedichten, wie deren nach dem Kriege ſo viele erſchienen ſind, weil Jeder der, wie Theodor Körner, das Schwerdt geführt, auch meinte, er könne eben ſo leyern wie der), in dieſem Nachklang heißt es unter andern bei der Schlacht von belle Alliance:

Schlachtet ſie kalt! mordet ſie kalt!
Stoßt ſie mit Lachen darnieder!

warlich! man glaubt einen Caraiben, oder einen Mörder des Fualdes zu hören. —

Hulda, die Saalnixe, die ſpäter zum Donauweibchen umgewandelt wurde, hat dem fleißigen Dichter Heinrich Döring ihren Nahmen zu einem Taſchenbuche geliehen, und er hat aus Dankbarkeit ihre Geſchichte mit Graf Albrecht von Berka noch einmal recht anmuthig geſungen, auch ſonſt das Büchlein hie und da, doch mit ungleichem Glücke, ausgeſtattet. So z. B. ſind die Ausfälle gegen Okens Iſis nicht gelungen. Manche der Mitarbeiter haben geglaubt, für die ſchöne Hulda noch mehr Waſſer in die Saale tragen zu müſſen; Die Geſchichte von Carl u. Cecilie, wo eine Tochter ihrem Vater davon läuft und mit ihrem Liebhaber nach Amerika geht, iſt weder als Poeſie noch als Moral zu loben. Der bedeutendſte Mitarbeiter iſt ohne Zweifel Herr Höfler, deſſen Zauberſchloß am Erzgebürge in Proſa, ſo wie die Hochzeit des Peleus und der Thetis in gut und kräftig gebauten Verſen, wohl angenehm unterhalten; nur können wir Reime wie Uranide und glühte nicht vertragen. —

In Leipzig iſt im Februar, bei Gelegenheit eines die **Spielkarten** vorſtellenden **Maskenzuges**, ein niedliches Erinnrungsbüchlein in Duodez erſchienen, deſſen Verfaſſer der Kaufmann Fr. Wilh. Gerhard iſt, aus welchem wir zur Empfehlung die gelungene Erklärung der Karten abſchreiben wollen.

Die Karten ſind ein Bild der Stände:
Ritter und Geiſtlichkeit, Bürger und Bauer,
Gemiſcht durch der Vorſehung weiſe Hände,
Geben dem Staate den Glanz und die Dauer;
Der Eine gilt wenig, der Andere viel,
Doch ohne Nutzen iſt Keiner im Spiel. —
Das Pique bedeutet im Waffenglanze
Den Ritterſtand mit Schwerdt und Lanze,
Der für die Ehre das Blut verſpritzt,
Das Vaterland und den Thron beſchützt.
Und Coeur, getaucht in Purpurglut,
Das geiſtliche Herz bezeichnen thut,
Weil es, entfernt von blutigen Kämpfen,
Nur ſorgen ſollte die Sünde zu dämpfen.
Das Carreau aber, der Quaderſtein,
Begründet' einſt der Bürger Verein:
Ein Maurer fügte die Steine zum Haus,
Dann wurden Flecken und Städte daraus.
Und Treffle, der Klee im blühenden Sand,
Iſt ein Symbol für den Bauernſtand,
Sein Fleiß bringt Anderen Glück und Segen.
Drum mögt Ihr ihn achten und ſeiner pflegen. —
Auch Mann und Frau und Knecht und Kind,
Im Spiel wie im Leben zu finden ſind.
Der Mann iſt daheim ein kleiner König,
Die Dame dem Herrſcher unterthänig:
So will's die Ordnung, ſo will es das Recht,
Dann folgt der redliche Bube, der Knecht,
Und unter den Bildern von eins bis zehn
Mag man der Kindlein Schaar verſtehn.

Philoſophie.

Manche läſen gern bisweilen eine philoſophiſche Schrift, aber der dicke kalte Nebel, den unſere heutigen Weltweiſen ihnen entgegen blaſen, ſchreckt ſie zurück. Solchen Leſern empfehlen wir Eubios, oder über das höchſte Gut, von Beoſt, ein Büchlein, welches den Genuß durch keinen Nebel verkümmert. — „Was iſt gut? Was iſt das Beſte? Das Höchſte? Tauſende leben, ohne je dieſe Frage an ſich zu thun; leben, ohne das Höchſte zu kennen, ja ohne Sehnſucht darnach." — „Ein höchſtes Gut! Giebt es auch ein höchſtes Blau, ein höchſtes Roth? Beide Fragen haben dieſelbe Bedeutung für den moraliſchen Empiriſten. (Voltaire) Der Verſtand prüft: die Vernunft hingegen ſucht auf den letzten Grund zu dringen, und ſo im Leben ſich zum Höchſten zu erheben." — „Es gab manchen blinden Heiden, und giebt wohl ſolche noch, denen ich eher mit Liebe und Vertrauen mich nähern möchte, als gewiſſen chriſtelnden Glaubensrittern unſerer Tage, die im Unglauben des 18ten Jahrhunderts gebohren, und zum Theil mit ſeinen Gräueln befleckt, es im 19ten bequem und rathſam finden, mit dem Pöbel zu laufen, zu prophezeyen, Magie und andere Thorheiten des wahren Heydenthums aufzuwecken, Nacht zu verbreiten, damit ihr übernatürliches Licht in den Finſterniſſen leuchte." — „Plato, den zu loben nicht jedem erlaubt ſeyn ſollte, war der Mann, der die große Aufgabe des höchſten Gutes befriedigend löſte. — Vergleichen wir ſo oft wir wollen, die größten Denker unter den Neuern ſind nicht weiter gekommen, als die Weiſen der alten Academie, und wo ſie ganz von ihr abwichen, geriethen ſie ſichtbar auf Irrwege." — „Zuerſt fällt uns die Verwandſchaft des reinern, vom Chriſtenthum ausgegangenen Myſtizismus mit dem Platonismus auf. Das Zuſammentreffen beider könnte man den Kuß der alten mythiſchen Religion und des Chriſtenthums nennen." — „Die Scholaſtik hingegen war die Sophiſtik des Myſtizismus. So wird das Edlere in ſeinem Verderbniſſe auch immer das Scheußlichſte ſeyn. Der gefallene Menſch ſinkt unter das Vieh; der gefallene Engel wird zum Teufel." — „Der Myſtiker, in welchem der geſunde Menſchenverſtand und rüſtiges thätiges Leben nicht dem Gefühl und der Einbildungskraft das Gleichgewicht halten, ſteht in Gefahr zum bitterſten Epikuraismus, zu den gräuelvollſten Schwärmereyen herab zu ſinken. Was Wunder, daß der falſche Myſtizismus unter allerlei Geſtalten, in unſerm Zeitalter moraliſcher Verſunkenheit, des Unglaubens und des Skeptizismus in Städten, wie ehemals Alexandria, Rom, oder dem heutigen Paris, London, Berlin, in welchen Ueppigkeit ſich zum Müſſiggange geſellt, am meiſten um ſich greift! Sehen wir nicht in unſern Tagen, daß die Nervenkranken des andern Geſchlechts und der männlichen Jugend, bekehrte Materialiſten, chriſtelnde Halb-Philoſophen ohne Spannkraft, am meiſten ſich zu ihm neigen? Auch edlere Gemüther verfallen leicht in die gefährlichſten Selbſttäuſchungen, wenn nicht ächte Demuth und ein thätigeres Leben, ſie vor den Verirrungen der Einbildungskraft bewahren." — (Lauter goldne Worte.) „Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten als dich ſelbſt, ſagte Jeſus der wahrhaftige Meiſter, der Heiligſte aller Lehrer. Dieſes königl. Gebot, wie es Jakobus nennt, war vielen ſeiner Jünger und Nachfolger eine zu proſaiſche Sittenlehre. Sie wollten das Höchſte aller ſittlichen Weisheit beſſer kennen. Liebe Gott allein, den Nächſten um Gotteswillen, haſſe, verabſcheue und werfe dich ſelbſt weg u. ſ. w." — „Immerhin mag es zu den ausgemachteſten Erfahrungsſätzen gehören, daß wir uns in dem Verhältniß von dem Glücke dieſer Welt entfernen, mit je mehr Ernſt wir die Tugend wollen; aber je tiefer unſere Blicke in's Leben gehn, deſto mehr werden wir auch beſtätigt finden, daß der zufriedene und vergnügte Menſch gewöhnlich der beſſere, ſo wie der gute auch der zufriednere und vergnügtere, und umgewendet, der mißvergnügte auch der ſchlimmere, der ſchlimme auch der mißvergnügtere iſt." — „Nur ein Kranker wie Pascal konnte ſagen: Krankheit iſt der natürliche Zuſtand des Chriſten."

„Man kann annehmen, daß die philoſophirende Vernunft über die einfache und überſinnliche Natur des höchſten Gutes durch ihre vornehmſten Repräſentanten, völlig entſchieden habe, daß Denker und Schulweiſe der erleuchtetſten Nationen, wie Seher Gottes hierüber einverſtanden ſeyen. Dieß Eine und Ewige nennen Spinoza, Schelling, die Myſtiker — Gott! Plato das Urſchöne, die höchſte Wahrheit, das Ebenmaaß, das Göttliche; Herillus die Wiſſenſchaft; Zeno das Rechte, Sittlich vollkommene; Ariſtoteles die Tugend; Kant vollendete Sittlichkeit oder Heiligkeit; Fichte abſolute Freyheit. Da nun aber alles das nur dem höchſten Weſen, Gott zukommen kann, ſo wird klar, daß die menſchliche Vernunft im Gebiete der Philoſophie über keinen Punkt einiger ſey, als die Beſtimmung des höchſten Gutes, und hier im Weſentlichen, mit dem religiöſen Glauben, und der Ahnung des überſinnlichen zuſammen ſtimme." —

„Der Menſch kann folglich wiſſen, woran er ſich zu halten. Er beſcheide ſich, daß ihm ſonſt noch vieles, was er wiſſen möchte, zu erforſchen nicht beſchieden iſt. Die Hauptfrage iſt gelöſt. Ueber ſein letztes Ziel kann er nicht mehr in Zweifel ſchweben; und wenn ihn ſein weiteres Forſchen endlich auf Fragen führt, deren Löſung über dem Horizonte der menſchlichen Vernunft liegt, die ihm keine Offenbarung bis jetzt noch beantwortet, ſo tröſte er ſich mit dem Gedanken, daß wohl mehr zu wiſſen ſich nicht mit der Entwicklungsſtufe vertrage, auf der er ſich in ſeinem gegenwärtigen Stande befindet, und hüte ſich, in kindiſcher Verzweiflung alles Wiſſen aufzugeben, weil ihm Alles zu wiſſen nicht vergönnt iſt." —

(Hoffentlich werden dieſe wenigen Auszüge die Erfüllung unſers Wunſches befördern, daß dieſes Büchlein recht viel gekauft und geleſen werden, und daß Jeder, gleich uns, eine ſanfte Beruhigung daraus ſchöpfen möge.)

Kleine literariſche Notizen.

Ein Herr Schüttge zu Sorau hat eine landwirthſchaftliche Wochenſchrift angekündigt, in welcher eine neue Kunſt der Ackerbeſtellung gelehrt werden ſoll, die noch nie in Europa, vielweniger in Deutſchland bekannt geweſen, wahrſcheinlich aber im hohen Alterthume in Aſien befolgt wurde, und wenigſtens einen hundertfältigen Ertrag verſpricht, und noch obendrein ohne Dünger, ohne neue Ackerwerkzeuge, ohne Koſten. Dieſes neue Syſtem ſoll die Verdienſte von Thaer, Fellenberg u. ſ. w. total vernichten; Herr Schüttge will es aber nicht eher zum Beſten geben, bis er zuvor ſeine eigene Geſchichte und die Geſchichte der Landwirthſchaft in Deutſchland, wie auch der Entſtehung der Städte, des Bürgerrechts, der Handwerker u. ſ. w. vollſtändig vorgetragen hat. Da nun wöchentlich nur ein halber Bogen von ſeiner Schrift erſcheinen wird, ſo kann es noch ſehr lange währen, ehe wir ſo glücklich ſeyn werden hundertfach zu erndten. —

Der geiſtliche Rath und Canonicus Weſtenrieder, im 10ten Bande ſeiner Beyträge zur vaterländiſchen (bayeriſchen) Hiſtorie, hat ſich ganz neue, ſehr ſaubere diplomatiſche Grundſätze ausgedacht. „Es iſt ein groſer Unterſchied" ſagt er, „zwiſchen falſchen oder verfälſchten und erdichteten Urkunden. Das Verfertigen falſcher Urkunden iſt [illegible], mit dem Erdichten aber, zumal wenn man ſich damit keines fremden Gutes bemächtigen will, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Es iſt etwas unverfängliches, wenn man alte oder beſchädigte Urkunden wieder nachmahlt, ſelbſt mit einiger Abweichung." (Der Mann iſt gewiß bei den Jeſuiten in die Schule gegangen.) — Er ſtellt ferner folgenden Satz auf: „Es können nicht zwei Religionen wahr ſeyn. Die geprieſene Toleranz iſt daher nichts weiter, als eine mißliche Begünſtigung der Unwahrheit."(!) „Voltaire's Schriften haben den Untergang der franzöſiſchen Nation und ihrer Könige herbeygeführt." — „Eine Religionsvereinigung iſt unmöglich, weil der Katholicismus (ſoll wohl heißen der Papismus) durchaus gar nichts nachlaſſen kann. Eine Moral ohne Religion führt zum Wahnſinn. Unter dem Krummſtabe bleibt ewig gut wohnen. Was die bayeriſche Nation jetzt iſt, das iſt ſie einzig und allein durch ihre Geiſtlichen, dieſes koſtbare Geſchenk des Herrn, geworden. Wer gegen die Herſtellung der Jeſuiten declamirt, der declamirt immer gegen ſich ſelbſt. (!) —

Aus dem franzöſiſchen Almanac royal iſt bekannt, daß der König den verſchiedenen Miniſtern jährlich eine Anzahl Sterne und Kreuze der Ehrenlegion bewilligt, um ſie an die in ihren Departements arbeitenden, verdienſtvollen Männer zu vertheilen. Dabey iſt nun nichts auffallender als das Verhältniß, in welches die verſchiedenen Arten der Verdienſte vom König geſtellt werden. Wir wollen nur Eines derſelben anführen. Ohne Zweifel giebt es doch im ganzen Reiche weit mehr Juſtizbeamte als Officiere, und dennoch erhält der Juſtiz-Miniſter für ſein Departement nicht mehr als zwey Vierzigſtel der Orden, der Kriegsminiſter hingegen zwanzig Vierzigſtel. Daraus folgt, daß die Tapferkeit wenigſtens zehnmal ſo viel werth iſt als die Gerechtigkeit. —

Herr von Gagern geht in ſeiner Schrift über die Auswanderung der Deutſchen zwar leiſe über die Urſachen der Auswanderung hinweg, vermuthlich um nicht manche unangenehme Wahrheit zu ſagen, meint aber, daß die Länder, deren Uebervölkerung (?) ganze Züge in ferne Gegenden treibt, dadurch keinen wahren Verluſt erleiden, und daher auch nicht einmal ein Intereſſe hätten die Auswanderung zu erſchweren, wenn ſie es auch mit Recht thun könnten. Er betrachtet den Trieb, ein ungewiſſes Glück, unter fremden Sternen zu ſuchen, als eine Krankheit des Zeitalters. Die Erſcheinung iſt aber nicht neu; ſie iſt, in Bezug auf Amerika, ſo alt als die Gründung der Freyſtaaten, und in Beziehung auf Würtemberg und die Rheinlande, hat man ſie von jeher dem Drucke zugeſchrieben, der in der Heimath auf dem Leben der niedern Stände laſtete. Hr. v. Gagern glaubt, daß eine verſtändige Leitung der Auswanderungen, wozu er die vorzüglichſten, doch oft ſchwierigen, Mittel nahmhaft macht, am ſicherſten dem Elende der Emigranten vorbauen werde. —

Es iſt uns aufgefallen, daß die Jenaiſche Literatur-Zeitung, bey Gelegenheit des Almanac royal, in welchem die Regierungsjahre Ludwig XVIII vom Tode des unglücklichen Dauphins gezählt werden, als ob keine Republik und kein Napoleon dazwiſchen geweſen wäre, die Bemerkung hinzu fügt: „Wie viele mögten nicht auch ſo alle Erinnerungen und Folgen einer Zeit verwiſchen, von welcher man indeſſen bald allgemeiner ſagen wird, was Lady Morgan von einer Franzöſin über Napoleon ſagen hörte: Er hat uns zu viel Böſes gethan um Gutes von ihm zu reden, und zu viel Gutes (!) um Böſes von ihm zu ſprechen.“ Ein ſolches Gerede verzeiht man allenfalls einer eitlen Franzöſin, wenn aber auch ein Jenaiſcher Recenſent behauptet, daß Napoleon uns viel Gutes gethan habe, und daß man das bald allgemein ſagen werde, ſo ſollte man faſt glauben, die Lit. Zeitung würde auf St. Helena gedruckt. — In jenem Almanach tritt der 81jährige Prinz von Condé wieder als Grandmaitre de france auf und iſt wahrſcheinlich im Dienſtalter der Senior aller Hofbeamten in der Welt, denn er bekleidet dieſes Amt ſchon 77 Jahre, iſt folglich grand maitre geworden als er 4 Jahr alt war. Die Briſſac's ſind wieder Oberbrodmeiſter von Frankreich. —

Herr Cammer-Rath Zimmermann in Neubrandenburg hat eine beachtenswerthe Schrift, über Sicherung gegen Unglücksfälle nebſt einem Vorſchlage zu Erleichterung der Steuern drucken laſſen. Die ganze Gefahr der Feuerſchäden nimmt er zu ein zwölftel Procent an, da hingegen der Kriegsrath Krug ſie in den Preußiſchen Staaten zu ein drittel Procent angiebt, und die wirklichen Schäden jährlich auf 2 Millionen 400000 Thaler berechnet. Das findet Hr. Z. viel zu hoch, wenn gleich, aus unbekannten Urſachen, die Beyträge zu den Preußiſchen Feuerkaſſen höher ſind als in den benachbarten Ländern. — Von den Verheerungen der Viehſeuche entwirft der Verfaſſer ein ſchauderhaftes Bild, und findet es nicht übertrieben, wenn der Doctor Fauſt in Bückeburg den Schaden ſeit 1711 allein für Deutſchland auf 28 Millionen Stück Vieh und für ganz Europa auf 200 Millionen berechnet. Blos in der Provinz Holland ſtarben 1769 über 159000 Stück. — Hr. Z. ſchlägt vor, daß die geſammten Staats-Einwohner für Feuersgefahr 1/4 Prozent, für Hagelſchlag 1/3 und für Viehſeuche 1/250 Procent beitragen ſollen, wodurch der Staat ſicher in den Stand geſetzt würde, nicht allein allen Verluſt zu decken, ſondern auch noch große Summen zu erübrigen.

Der Engländer Wells hat einen Verſuch über den Thau geſchrieben, ein Phänomen, welches man bisher immer als eine Folge allgemeiner Abkühlung der Atmosphäre betrachtete. Ihm zufolge giebt es eine Kraft, welche eine niedrigere Temperatur der Pflanzen oder der Oberfläche des Bodens hervorbringt, als die der ſie umgebenden Luft, welche letztere folglich, indem ſie kältere Körper berühret, ſich ſelbſt abkühlt, wodurch ein Theil des Waſſerdampfes, den ſie enthält, ſeine Elaſticität verliert, und ſich auf jene Körper abſetzt; wie das an Mauern geſchieht, wenn nach kalten Tagen ein warmer Wind ſich erhebt. Aus dieſer Beobachtung folgert er unter andern, daß in der Nähe des Aequators der Thau reichlicher ſeyn müſſe, was ſich allerdings ſo verhält. Eine weitere Entwicklung ſeiner Ideen würde uns zu weit führen. Wir wollen nur noch erwähnen, daß man, nach ſeinen Grundſätzen, die Möglichkeit begreift, eine anſehnliche Waſſermaſſe zu verdichten, wenn man ſie in dieſelbe Lage verſetzt, wie diejenige, in welcher der Thau zuſammen gerinnt, und das iſt es, was man ſchon ſeit langer Zeit in der Gegend von Benares (am Ganges) practiſch ausübt, indem man ſich, bei einer Temperatur der Luft über Null, eine große Menge Eis zu verſchaffen weiß. —

Ein 1817 erſchienenes engliſch-hindoſtaniſches Wörterbuch reizte unſere Aufmerkſamkeit zuerſt durch den Nahmen des Profeſſors, der es herausgegeben; er heißt nämlich Shakeſpear. Dann intereſſirte uns die Anmerkung, daß die uralte Sanſcrit-Sprache in ihrem Bau die außerordentlichſte und unverkennbarſte Aehnlichkeit mit dem griechiſchen und lateiniſchen hat. Dann blieben wir ſtehen bey Tſchart-pudja, dem Nahmen einer Ceremonie, durch welche die gemeinen Hindoſtaner ihre Sünden abbüßen. Sie laſſen ſich mit einem eiſernen Haken, der durch die Rückenhaut geſtochen wird, an einen Hebel befeſtigen, der oben auf einem Maſtbaume ruht; an dieſem Hebel ſchweben ſie nun, und werden ſehr ſchnell herum gedreht, ſtoßen dabei keinen Laut des Schmerzes aus, lächeln vielmehr und werfen Blumen und Früchte unter das Volk, die, als heilige Dinge, begierig aufgehaſcht werden. Nach einiger Zeit werden die Büßenden wieder herabgelaſſen, ihre Wunden verbunden, und ſelten ſterben ſie davon. — Mukri iſt eine ſeltſame Art von kleinen Modegedichten, die aus 16 trochäiſchen Zeilen beſtehen. In den erſten zwölfen ſcheint eine Frau ſich mit ihrem Geliebten zu unterhalten. Plötzlich wird ſie von einem Zwiſchenredner befragt, wen ſie meyne? und nun giebt ſie einen ganz fremden Gegenſtand an. Shakeſpear (nemlich der Verfaſſer) liefert ein Beiſpiel davon: Als ich den Weg entlang ging, faßte er mich bei meinem Kleide. Er hörte nicht was ich ihm ſagte; er antwortete mir nicht. — Wer denn? meine Schöne! dein Geliebter? — nicht doch, mein Freund, eine Diſtel.“ (Ohne ſelbſt ein Hindoſtaner zu ſeyn, wird man das pikante dieſer Scherzgedichte ſchwerlich begreifen.) — Auf Koſten des Collegiums von Fort William ſind ſchon mehrere berühmte indiſche Dichter gedruckt worden, unter andern Wally, der Göthe Indiens, und Mir Haſſan, deſſen arabiſche Gedichte die indianiſchen Damen in ihren Zanana's (Harems) ergötzen. —

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 31. Weimar, in der Hoffmanniſchen Hofbuchhandlung. 1818.

Reiſen.

John Harriott's Reiſeabentheuer in vier Welttheilen, herausgegeben von Fiſcher, ſollen in England binnen zwei Jahren vier Auflagen erlebt haben. Da die Geſchichte von verſchiedenen Eroberungen der Engländer mit eingewebt iſt, ſo mag wohl die National-Eitelkeit dem Buche ſo viele Käufer verſchafft haben; in Deutſchland wird es ſchwerlich daſſelbe Intereſſe erregen, ſo ſchön und fließend auch der Styl des Ueberſetzers iſt. — Zu der Zeit als **Harriott** in **Boſton** war, herrſchte noch das Puritaniſche Syſtem in ſeiner ganzen Strenge. Am Sonntage durfte von früh bis Abend Niemand über die Straße gehn, wenn er ſich nicht als Arzt, als Geiſtlicher oder als Kirchengänger ausweiſen konnte. Wer ſich ſonſt noch betreten ließ, ward entweder in die Kirche geführt, oder um Geld geſtraft, oder gar in's Loch geſteckt. Deshalb patrouillirten die Kirchen-Aelteſten unaufhörlich in allen Viertheilen der Stadt herum, und griffen wen ſie fanden. So widerfuhr es einſt dem Kapitain eines Schiffes, der mit ſeiner Schaluppe Sonntags früh am Quay landete, und in ſeiner Staatsuniform dem Gouverneur aufwarten wollte, daß ihn die Kirchen-Aelteſten in Empfang nahmen, als er eben den Fuß an's Land geſetzt hatte. Sie ließen ihm die Wahl zwiſchen Kirche, Geldbuße oder Gefängniß. Er wählte zum Spaß das Letztere, und ſo erlebte man das ſeltſame Schauſpiel, daß zwei Schwarzmäntel den Kapitain eines Kriegsſchiffes von 74 Kanonen, ſammt ſeinen Matroſen ins Gefängniß führten. Indeſſen beſannen ſie ſich endlich, daß ein Fremder ihren Kirchengeſetzen doch wohl nicht unterworfen ſey, machten Entſchuldigungen, und der luſtige Kapitain lud ſie, zum Zeichen der vollkommenſten Vergeſſenheit, für den folgenden Tag zum Mittags-Eſſen ein. Sie kamen, und er rächte ſich dadurch, daß er die frommen Herren unter den Tiſch trank. — Von einem oſtindiſchen Gaukler erzählt **Harriott** ein unbegreifliches Kunſtſtückgen. Er ſtellte zwei große Körbe mit Deckeln 50 bis 60 Schritt auseinander. In den Einen dieſer Körbe ließ er, in Aller Gegenwart, ſeinen Sohn, einen Knaben, ſteigen, und machte den Deckel zu. Dann entfernte er ſich ungefähr 20 Schritte und fing an mit dem Knaben zu ſprechen, deſſen Antworten man auch ganz deutlich aus dem Korbe vernahm. Hierauf befahl er ihm, ſich in den andern Korb zu begeben, aber ungeſehn. Einige Minuten vergingen, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war auf's höchſte geſpannt. Endlich wurde der andere Korb geöffnet, und ſiehe da, der Knabe ſaß wirklich darin. Derſelbe Gaukler that für einige Groſchen ſo oft man wollte den verwegenen Schuß, der dem Wilhelm Tell ſo hoch angerechnet wird. Sein eilfjähriger Sohn mußte mit einer Melone auf dem Kopfe niederknieen, und dreimal nach einander ſchoß der Vater in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt die Melone mitten durch. Die Zuſchauer ſelbſt luden die Flinte, ſchnitten die Melone ab und ſtellten ſie auch dem Knaben auf das Haupt. — Die folgende Beſchreibung hat uns am anziehendſten geſchienen. Kapitain **Marſchall**, **Harriott's** Schwiegerſohn, ſegelte mit dem Schiff Diane 1808 von Madera nach London. Am 22ſten Novemb., ſo erzählt er ſelbſt, ward der heftige Wind zum völligen Sturm. Das Schiff arbeitete dabei fürchterlich, und das Waſſer im Raume nahm, trotz dem unausgeſetzten Pumpen, mit jedem Augenblicke zu. Um das Schiff zu erleichtern, beſchloß ich den Beſaanmaſt kappen zu laſſen, was auch ſofort bewerkſtelligt ward. Dieß half wenig. Ich befahl daher mit der großen Stenge daſſelbe zu thun. Sie fiel, blieb aber mit dem Tauwerk in dem Marſe hängen, was wegen des Uebergewichts ſehr gefährlich war. Indeſſen wagte ſich Mr. Bowman, der erſte Lieutenant, muthig hinauf, hieb das Tauwerk durch, und kam glücklich wieder herab. Das Schiff arbeitete nun merklich weniger, doch hatten wir immer noch drei Fuß Waſſer im Raum. Alle Hände waren mit Pumpen und Ausſchöpfen beſchäftigt; auch die Paſſagiere nahmen thätigen Theil daran.

Um ein Uhr Mittag ſchien der Sturm ein wenig nachzulaſſen, und nahm in gleichem Maaße bis 5 Uhr Abends ab. Es gelang uns, das Waſſer im Raume zu bezwingen, auch wurden die Splitter u. ſ. w. von den Maſten vom Verdecke weggeſchaft. Doch bald nach 5 kehrte der Sturm mit erneuerter Wuth zurück, und das Schiff arbeitete heftiger als zuvor. Das Waſſer gewann nun von neuem die Oberhand, die Jelle nebſt einem großen Theil unſers lebendigen Viehes ward über Bord geſpült.

Um 8 Uhr wurden wir ein großes Schiff gewahr, das grade auf uns zugeſchoſſen kam. Kaum hatten wir Zeit zu wenden, und ſo dem ſchrecklichſten Stoße zu entgehn. Es ſchoß nur wenige Fuß vor uns vorbei. Hätten ſich die Schiffe berührt, ſo würden beide geſunken ſeyn. So nahe wir indeſſen bei einander vorüberkamen, verhallte doch jeder Ruf in dem Brauſen des tobenden Sturms. So dauerte er fort bis Dienſtags Morgens (23. Nov.) wo er auf einige Stunden etwas gemäßigter ward.

Doch ſchon um ſieben Uhr brach er wieder mit einer Heftigkeit los, von der mir auf allen meinen vieljährigen Fahrten nichts Aehnliches vorgekommen iſt. Es war ein tauſendfältiger Donner, aus der Tiefe des Abgrundes bis zu den Wolken empor. Wie Berge ſtiegen und ſanken die rauſchenden Wogen um das Schiff. Der Schaum, dem dichteſten Nebel gleich, ſchien in der Luft zu ſchweben, und verhüllte Alles in Nacht. Stangen, Raaen und Segel, ſo viel noch übrig waren, zerſtiebten wie Spreu. So ſchwebten wir im furchtbarſten Kampfe der Elemente auf einem elenden Wrake hin.

Indeſſen arbeiteten Matroſen und Paſſagiere mit einem Eifer der wirklich bewundernswürdig war. Die Gefahr verdoppelte ihre Kräfte; die höchſte Noth vermehrte ihren Muth. Allein zum Unglück hatten wir kein einziges Waſſerfaß auf dem Verdeck. Ebenſo befanden ſich auch die Rumvorräthe im Raum. Bald trat daher bei der höchſt angreifenden Arbeit Erſchöpfung ein. Bei dem wenigen, was die Paſſagiere vertheilen konnten, kam kaum ein Schluck auf den Mann. Da indeſſen unſere Ladung aus Zucker beſtand, ward das Seewaſſer im Raum etwas trinkbarer dadurch. Dies war denn auch das Einzige, was uns übrig blieb. Bald aber wurden mehrere Pumpen unbrauchbar, ſo daß das Waſſer beinahe ſieben Fuß hoch ſtieg.

Ich ſtand mit Mr. Bowman am Steuerrade; wir fühlten, wie ſchrecklich unſere Lage war; aber keiner ſprach ein Wort. Was menſchliche Klugheit zu rathen vermochte, Alles war geſchehn. Noch ſtand zwar der Fockmaſt, doch dieſen zu kappen ſchien keinem von uns thunlich zu ſeyn. Wir hatten keine Rettung mehr zu hoffen, einer ſah den andern mit feſter Ergebung an. Die Wellen ſtürzten jetzt ſo heftig über das Schiff, daß es ſich kaum wieder zu heben im Stande war. Wirklich ſenkte ſich auch das Vordertheil bereits ſehr merklich hinab.

Ich hatte meine Frau an Bord, die im achten Monat ſchwanger war. Man kann denken, in welchem Zuſtande ſie ſich ſeit dieſem ſchrecklichen Morgen befand. Indeſſen, heldenmüthig wie ſie war, hatte ſie mein Wort verlangt, ihr nicht zu verhehlen, wenn keine Rettung mehr vorhanden ſey. Dieſes Gelöbniſſes gedachte ich jetzt, und ſprach mit Mr. Bowman davon. — Er gab mir Recht — „Ja! — läßt der Sturm nicht nach" — war ſeine Antwort — „ſo ſind wir verlohren!" — Darauf drückten wir uns die Hände, und ich eilte in die Kajüte hinab.

Ich fand Mrs. Marſchall auf ihrem Bette ſitzen, die andern drei Frauen ſtanden um ſie her. Sobald ſie mich erblickte, rief ſie mir entgegen: — „Ich errathe, aber ich bin auf Alles gefaßt!" — Zu gleicher Zeit bat ſie mich, ihretwegen ruhig zu ſeyn, und ſprach von unſerm Schickſal mit einer Ergebung, die mich im Innerſten ergriff. Beſchreiben kann ich das nicht, wer Gefühl hat, wird mich ſchon verſtehn.

Ich ſchwieg einige Minuten; endlich geſtand ich ihr, daß der Raum voll Waſſer ſey. — „Indeſſen," ſetzte ich hinzu, „hat man auch in dieſen Fällen Beiſpiele von Rettung gehabt" — Mrs. Marſchall lächelte — „Wie Gott will!" — ſagte ſie, und blickte zum Himmel auf — „Wir wollen in die obere Hütte gehn, da wird es trockner ſeyn!" Ich hatte dieß ſelbſt gewünſcht, und ſo ſtiegen wir ſämmtlich hinauf. Das Waſſer ſtand bereits in der Kajüte anderthalb Fuß hoch.

Mrs. Marſchall war ganz durchnäßt, die Frauen befürchteten eine frühzeitige Geburt. Nur mit vieler Mühe gelang es endlich ein Stück Flanell zu finden, worauf ſie entkleidet, hinein gewickelt und zu Bett gebracht ward. Sie ſprach indeſſen über unſere Lage ſo ruhig als zuvor. Mein Schickſal war es eigentlich, was ihr zu Herzen ging. — „Wüßte ich dich und das Schiff gerettet" ſagte ſie, „der Tod würde ſüß für mich ſeyn!" Es war etwas Ueberirdiſches in ihrem Weſen, alle Anweſende fühlten es — „Wird das Schiff gerettet!" — rief eine der Frauen, Mrs. Falkoner — „ſo geſchichts um ihretwillen, das iſt gewiß!" Ich wiederhole es, beſchreiben kann ich das Alles nicht. Aber wenn ich dieſe Frauen mit ihren Kindern, und Mrs. Marſchall mitten darunter betrachtete, fühlte ich mich bis zu Thränen bewegt. War doch nur zwiſchen Leben und Tod ein einziger Augenblick.

Doch plötzlich richtete ſich Mrs. Marſchall von ihrem Lager auf. Ihre Augen glänzten; ihr Gefühl war verklärt; ihr ganzes Weſen ſchien ergriffen zu ſeyn. — „Kappt den Mittelmaſt! rief ſie, als hätte ihr's Gott eingegeben! — Kappt den Mittelmaſt! — Kappt den Fockmaſt! — Alles herab! — Hört Ihrs? — Alles herab! — Alles über Bord! — Dann wird's gehn! — Und wir kommen glücklich nach England!“

So ſprach ſie, und ihre Worte würkten wie ein Zauber auf mich. — „Alles über Bord! — rief ich — Ja! Alles über Bord!“ — und ſtürzte auf das Verdeck. — Nicht auf den Mittelmaſt, aber allerdings auf den Fockmaſt kam es an. Dieſer, mit allen Raaen und Seegeln der gekappten Stangen beſchwert, drückte eigentlich das Schiff ſo tief hinab. Mr. Bowman und ich, wir hatten dieß längſt bemerkt, allein denſelben zu kappen, keine Möglichkeit geſehn.

Doch jetzt, durch Mrs. Marſchall begeiſtert, fühlten wir uns mit neuem Muthe belebt. Ich ergriff das Sprachrohr und rief dem Schiffsvolke zu: „Wer mich liebt, der folge mir!“ — Augenblicklich geſellten ſich acht Mann zu mir; die übrigen hatten bei den Pumpen zu thun — So gingen wir an die Arbeit, ſo gefahrvoll ſie auch war. Furchtbar ſtürzten die Wellen über uns her; aber mit Tauen an der Ankerwinde befeſtigt, arbeiteten wir mitten unter dem Toben derſelben herzhaft fort.

Endlich, bei dem fünf und dreißigſten Hiebe, ſank der Maſt mit ſeinem ganzen Gewichte auf den Steuerbord. Wirklich ſchien ſich auch das Schiff ſofort ein wenig zu heben, zumal da ich zu gleicher Zeit den Buganker kappen ließ. Allein die Lage des Maſtes und der daran hängenden Raaen und Segel war doch nichts weniger als vortheilhaft. Er mußte durchaus über Bord gebracht werden, damit das Schiff völlig frei davon war. Nun hing er aber noch an dem Fockſtag feſt, deſſen Kragen bekanntlich um die Mitte des Bugſpriets liegt. Da wagte ſich Mr. Bowman mit Lebensgefahr auf dem Vorſteven, hieb erſt den Fockſtag, dann das Bugſpriet ab, und befreite uns auf dieſe Art von dem ganzen Wrak

Ich kann nicht ſagen, wie glücklich ich mich fühlte, als ich ſo alles nach Wunſch gelungen ſah. Voller Freude eilte ich zu den Frauen, benachrichtigte ſie davon, und ſprach von der Wahrſcheinlichkeit unſerer Rettung. Mrs. Marſchall, die bis jetzt noch keine Thräne vergoſſen hatte, weinte nun wie ein Kind. — Ich küßte ſie und drückte ihre Hand an mein Herz. — Indeſſen war noch viel auf dem Verdecke zu thun, ich eilte daher ſofort wieder hinaus. Wir gingen nun mit ſolchem Eifer an die Pumpen, daß das Waſſer wenigſtens auf derſelben Linie blieb.

So mochte es ungefähr vier Uhr Nachmittags geworden ſeyn, als der Sturm allmählig abzunehmen anfing. Die Luft ward dünner; die Wolken theilten ſich; hier und da kam ein kleiner Streifen blauer Himmel zum Vorſchein. Um ſieben Uhr drang die Sonne durch; wir ſahen ſie in klarem Lichte untergehn. Um zehn Uhr war der Himmel völlig klar, und freundlich blickten Mond und Sterne auf uns herab. Der Wind war ſanfter Süd-Süd-Oſt, das Meer wenig bewegt.

Ich ließ hierauf drei Speygaten*) öffnen, was von der beſten Wirkung war. Um Mitternacht hatten wir nur noch ſieben Zoll Waſſer im Raum. Man kann denken, daß die Mannſchaft jetzt doppelte Portionen an Rum, Zwieback u. ſ. w. erhielt. Um vier Uhr Morgens fingen wir wieder die gewöhnlichen Wachen an; ich ſelbſt legte mich einige Stunden zum Schlafen hin. Mrs. Marſchall und die andern Frauen ruhten ſchon ſeit Mitternacht.

(Wir brechen hier ab und erwähnen nur noch, daß das Schiff, welches einem bloßen Wracke glich, am funfzigſten Tage der Fahrt glücklich am Vorgebirge der guten Hoffnung ankam, nachdem Mrs. Marſchall auf der See einen Sohn gebohren hatte, bei deſſen fröhlicher Taufe der letzte aufgeſparte Korb mit Wein geleert wurde, die Matroſen Roſinen-Pudding erhielten, und die Geſundheit des kleinen Jack durch das ganze Schiff erſchallte.)

Theologiſche Gegenſtände.

Es ſind abermals 95 Antitheſen gegen Harms erſchienen, vom Conſiſtorialrath Boyſen, überſetzt (wir wiſſen nicht, aus welcher Sprache) und mit Anmerkungen verſehen von zwei Ungelehrten. Dieſe Antitheſen haben uns etwas breit und etwas grob geſchienen. Z. E. „Höre doch endlich „auf, wie du es bis jetzt gethan haſt, dich über-

---

*) Löcher zum Ablauf des Waſſers, deren man ſich aber nur bei ſtillem Wetter bedienen kann.

„all, ſelbſt in heiligen Reden, dem Kitzel hinzugeben, nach ſpitzfündigen Antitheſen und Paradoxen zu haſchen, über die wichtigſten Dinge in gemeiner Volksſprache, oder in gleichſam leoniniſchen Versgen zu ſprechen, und ſelbſt heilige und höchſt ernſthafte Dinge zu Witzen und Scherzen zu erniedrigen.“ Die Anmerkungen der Ungelehrten ſind aber auch langweilig. Das einzige, worin Herr Boyſen uns ſehr Recht zu haben ſcheint, iſt der Wunſch, daß Herr Harms doch künftig, um ſeine Seltſamkeiten zu verlautbaren, ſich der lateiniſchen Sprache bedienen möchte, damit das große Publikum an ſolchen Dingen kein Aergerniß nehme.

Ein kurioſes Werkchen hat Herr Jonathan Schuderoff ausgehen laſſen: die Juriſten in der proteſtantiſchen Kirche. Es iſt drei Jenaiſchen Theologen zugeeignet, aus Dankbarkeit, daß man ihm die theologiſche Doctorwürde verliehen. Wir wollen einige ſeiner Sätze ausheben: „durch die Reformation iſt das Geiſtliche, das rein Kirchliche dermaßen verweltlicht worden, daß bis zur Souverainetät in Napoleons Sinne und bis zum Deſpotismus der Weg geebnet war.“ — „Weil nun auch die Einkünfte der Geiſtlichkeit in den Kammerbeutel fließen (durch die Säculariſationen), ſo darf es uns nicht wundern, daß die Kirche oft mit eiſernem Scepter beherrſcht wurde.“ — „Die ganze bisherige proteſtantiſche Kirchenverfaſſung iſt eine vor der Vernunft unzuläſſige Autorität.“ — „Das Zeitalter iſt vor lauter Aufklärung albern, und vor äſthetiſchem Myſticismus weniger toll als lahm geworden.“ — „Der Staat muß der Kirche nicht bloß Raum laſſen zu Erreichung ihrer Zwecke, ſondern auch Geld und Gut, auch Anſehen und Gewalt; und Alles das muß nicht der Staat, ſondern ſie ſelbſt verwalten, ſonſt iſt ſie ein erbarmungswürdiges, jämmerliches, der ſchnödeſten Willkühr Preis gegebenes Inſtitut.“ (Nun wiſſen wir es, daß ſeit 300 Jahren es immer ſehr erbärmlich bei uns zugegangen, und wir wundern uns nur, daß ein ſo jämmerliches Inſtitut ſo lange hat beſtehen können.) — „Will der Staat nichts hergeben, ſo giebt es Krieg (!), der, wenn er ein Krieg auf Leben und Tod wird, nothwendigerweiſe ſchlecht für den Staat ablaufen muß.“ — (Ei der heilloſe Prophet!) — In einer Note erzählt dieſer Jonathan, der keinen Honig vom Stabe geleckt hat: es habe neulich in einer großen Reſidenz in einem Finanz-Collegio ein vornehmer Mann, ein Collegien-Rath, geſagt: ſo lange das Inſtitut des Aberglaubens, das Chriſtenthum, noch beſtehe, müſſe man den Predigern doch etwas zu thun geben. Warum nennt der ſonſt ſo kecke Herr Jonathan Schuderoff dieſen Collegien-Rath nicht? Wenn er ſeiner Sache gewiß iſt, ſo wäre es Pflicht, ihn zu nennen. — „Wie die arme proteſtantiſche Kirche jetzt da ſteht, iſt ſie das Ding, das nichts iſt.“ — „Selbſt Schriftſteller, die das große Wort führen, rathen zur Abhängigkeit der Kirche von des Fürſten und der Juriſten Gnade, mit Einem Worte, zum Todtſchlagen der Kirche u. ſ. w.“ — „Dahin iſt es mit uns gekommen, daß der Miniſter eines proteſtantiſchen Fürſten darauf anträgt, die Namen Proteſtanten der Geſchichte anheim zu geben, und ſich evangeliſch zu nennen.“ (Ein ſchreckliches Verbrechen!) — Die Weimariſche Conſtitution wird nebenher natürlich auch getadelt, daß ſie der Kirche mit keinem Worte gedenkt, als ſey ſie im Staate rein aufgegangen. — „Der Staat muß zugeſtehen, was die Kirche verlangt (nämlich Macht und Geld), ſonſt iſt er der gräulichſte Deſpot, der die Kirche vernichtet.“ — „Wir ſind nicht Diener des Staats, ſondern Diener der Kirche.“ (bravo!) — „Sehen die blinden Herrſcher und Kirchen-Regenten denn nicht, daß die Nemeſis vor der Thür weilt?“ — „Ihr könnt morgen wieder vielverſprecheriſche Aufrufe an Volk und Geiſtlichkeit erlaſſen, ſich für die beſtehenden Regierungen todtſchlagen zu laſſen und zu wirken, Ihr werdet wohl erfahren, wie viel Vertrauen und Liebe Ihr Euch erworben. Fahrt nur fort! die Zeit wird kommen, wo Ihr es ſchwer bereut! Wer weiß, welche kleine Veranlaſſung erfordert wird, unruhigen Ausbrüchen der Volkskraft den Character religiöſer Volksangelegenheiten zu geben. Leſet in der Geſchichte! Laßt Euch warnen! Alſo bleibts nicht!“ — (Aus dieſen wenigen Federn möge man den Vogel erkennen. Es iſt eine Art von Lämmergeier, der Knittel in den Buſch fallen laßt, um Beute herauszujagen; es iſt Gregorius septimus redivivus. Ein Glück für uns, daß Ronneburg nicht das damalige Rom iſt, und ein Glück für ihn, daß unſere Fürſten evangeliſche Sanftmuth an ihm üben.) —

Einen angenehmen Contraſt mit dieſem papiſtiſchen Werke bildet eine, von dem ächt frommen Krauſe in Königsberg am Reformationsfeſte gehaltene Predigt, in welcher es heißt: „O wie erhebt ſich unſer ganzes Weſen, wenn wir hinter uns ſehen und mit Erſtaunen wahrnehmen, wie unſere evangeliſche Kirche unter allen Stürmen der Zeit ſo wunderbar ſich erhalten — an Licht und

Kraft gewonnen hat. — Gott! deine Hand wird auch künftig nicht von uns weichen, ſie wird uns feſthalten mitten in den Gefahren, die uns in die Finſterniß des Aberglaubens und Irrthums zurückzuwerfen drohen. Du wirſt mit ſtarker Kraft uns und unſere Nachkommen waffnen gegen die Gewalt des Zeitgeiſtes, welcher dich, der du im reinſten Lichte wohneſt, wieder im Finſtern ſuchen, und deine Majeſtät nicht mit ungetrübtem Blick der von Dir ſtammenden Vernunft betrachten will.“ — Die ganze Predigt iſt äußerſt merkwürdig. Sie unterſucht, was wir durch Luthers Reformation im verfloſſenen Jahrhundert gewonnen? und was wir für die nächſte Zukunft von ihr zu erwarten haben? Auf die zweite Frage wird unter andern geantwortet: „Freilich ſcheinen gerade jetzt die Ausſichten trübe. Eine theils wirkliche, theils erkünſtelte Schwärmerei hat ſeit einiger Zeit ſelbſt in unſerer Kirche wieder kühn ihr Haupt empor gehoben und arbeitet, ihrer Natur gemäß, bald im Stillen, bald öffentlich, aller Aufklärung in der Religion und aller Denk- und Gewiſſensfreiheit entgegen. Die unvernünftigſten Meinungen ſucht man von neuem als heilige Wahrheiten geltend zu machen, weil ſie als ſolche in frühern Zeiten gegolten haben. Als Irrthümer, als gefährliche Neuerungen verwirft man dagegen viele einleuchtende, unwiderlegbare Wahrheiten, bloß weil ſie mit ältern Vorurtheilen in Widerſpruch ſtehen. — Dennoch dürfen wir von dieſen ſcheinbaren Rückſchritten keinen dauernden Nachtheil fürchten. — Schwärmerei und eine gewiſſe Ueberſpannung in der religiöſen Stimmung bildeten ſich gewöhnlich in ſolchen Zeiten, in welchen bürgerliche Freiheit, allgemeine Wohlfahrt, geſellſchaftliche Sicherheit und Ordnung in großer Gefahr zu ſeyn ſchienen. Das ſagt uns die Geſchichte, und darum darf auch uns dieſelbe Erſcheinung nach ſo vielen unglücksſchwangern Jahren nicht befremden.“ — Der edle Prediger hofft (und wir mit ihm), daß jetzt, bei rückkehrendem Wohlſtande, auch ein freierer, lichterer Geiſt die Oberhand gewinnen werde. — Wie wohlthuend ſpricht ein ſolcher Redner zu dem Herzen wie zu der Vernunft! Wie widrig klingt es hingegen, wenn z. E. ein Profeſſor Petri, in einer kurzlich gedruckten Gaſtpredigt, von himmelan ſchwebendem Daſeyn reiner Gottesfülle, von einer in der Weihe der Religion vergeiſtigten Ehe Gottes und dgl. ſpricht. — Nie wird Krauſe nöthig haben, von der Kanzel den drolligen Stoßſeufzer zu wiederholen, mit welchem neulich Herr Claus Harms in Kiel eine ſeiner Predigten endigte: „O Gott! wenn mir beſchieden wäre, in „leerer Kirche hier zu reden, ſo nimm mich lieber „von der Welt, oder ſende mich an einen andern „Ort.“

Ein anderes, in ſeiner Art ſehr merkwürdiges, Buch ſcheint uns die Schrift über den Verfall des öffentlichen Religions-Cultus in teleologiſcher Hinſicht, von Daſſel, der „das Chri„ſtenthum als eine Anſtalt betrachtet, die dem „Menſchen alle poſitive Uebung der Religion nach „und nach entbehrlich machen, und ihn dagegen „zu einer freien Uebung derſelben erheben ſoll.“ Jedes Inſtitut ſey doch nur ein Mittel und überſchreite ſeine Grenze, wenn es als Zweck angeſehen ſeyn wolle. „Wahrlich! ſagt der Verfaſſer, wir gelangen nicht eher zur geiſtigen Selbſtſtändigkeit, bis wir mit unſern geiſtigen Bedürfniſſen uns auf uns ſelbſt beſchranken, und ſie durch uns ſelbſt befriedigen.“ Mit andern Worten: Jeder ſoll ſeinen Gottesdienſt für ſich halten. Das ſagt ein Mann, der ſelbſt 20 Jahre lang Prediger geweſen und verlangt ſehr ernſtlich, daß man ihn weder der Heterodoxie noch Paradoxie beſchuldigen ſolle. Dafür wollen wir uns auch um ſo mehr hüten, da ſein Buch ſonſt recht viel Gutes zu enthalten ſcheint, und da überhaupt der Gedanke: daß eine Zeit kommen könnte, wo ein Jeder ſeine Kirche in ſeinem eigenen Herzen trüge, etwas Großes und Rührendes für uns hat; wenn wir nur nicht ſtets erinnert würden, daß die unendliche Verſchiedenheit in der Bildung der Menſchen, für den größten Theil derſelben einen darauf berechneten Cultus ewig nothwendig machen wird. —

Ob die heiligen Schriften in ihrer Urgeſtalt von Kelle (zwei ſtarke Bände) wirklich nun in ihrer Urgeſtalt daſtehen, müſſen wir gelehrten Theologen zu beurtheilen überlaſſen. Da es aber deren nur wenige giebt, die nicht ſelbſt einmal eine Erklärung der heiligen Schrift gewagt hätten, ſo möchte es ſchwer ſeyn, unter ihnen einen ganz unpartheyiſchen zu finden, der uns aufrichtig ſage: ob Kelle's neue Anſichten auch vor der geſunden Kritik beſtehen. Uns haben ſie bisweilen erzwungen geſchienen. Z. E. „Wer ſeinen „Freund des Morgens früh mit lauter Stimme ſeg„net, dem werd' es ausgelegt als Fluch.“ Dazu macht der Verfaſſer folgende Erklärung: „Wer in ſeinem Frühgebete mit lauter Stimme — daß es die Leute hören und dem Freunde oder Gönner wieder berichten möchten — ſeinem Freunde Gutes wünſchet, der iſt ein Schmeichler, meint es nicht aufrichtig. (?) Sein guter Wunſch ſollte auf den, welchem er gilt, eben den Eindruck machen, als ein Fluch u. ſ. w.“ — Der erſte Band enthält die ſalomoniſchen Schriften, der zweite die moſaiſchen. Ein paar Stellen aus dem erſten Bande wollen wir noch anführen: „Ein goldenes Kleinod in dem Schweinerüſſel iſt, ohne Sittſamkeit, ein ſchönes Weib.“ — „Des Weibes Zanken iſt, als wenn Regen überall durch des Hauſes Boden triefte.“ — Für die Kornwucherer ein Wort zu ſeiner Zeit: „Wer Getreide inne hält, den verflucht die Nation; aber Segen wird dem Haupte des allmäligen Verkäufers.“ —

(Warum der Verfaſſer durchgehends Iſraeliden ſtatt Iſraeliten ſchreibt, wiſſen wir nicht.) —

In Ammon's Inbegriff der chriſtlichen Theologie (einem lateiniſchen, rühmlich bekannten, neu aufgelegtem Werke) wird, außer den Sacramenten der Taufe und des Abendmahls, noch ein drittes empfohlen, dem Proteſtantismus unbeſchadet, nämlich redditio animae in manus domini, das Befehlen des Geiſtes in Gottes Hände, eine Art von letzter Oelung. (Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe rührende Feierlichkeit auf den Sterbenden, wie auf die Umſtehenden, großen Eindruck macht, aber auch gewiß manchem noch zu rettenden Kranken das Leben gekoſtet hat.) —

Notizen aus der Geſundheits-Kunde.

Von Foderé's Werke über den Wahnſinn iſt nun auch der zweite Band erſchienen, und enthält wiederum manche auffallende Bemerkung. Die Civiliſation ſoll eine Urſache des Wahnſinns ſeyn. Denn unter wilden Völkern findet man ihn gar nicht (?) und unter ſolchen, die nur wenig Cultur haben, äußerſt ſelten. (Wenn Rouſſeau noch lebte, ſo würde dieſer Satz ihm einen neuen Beweiß liefern, daß wir beſſer thäten auf allen Vieren zu gehn) — Die Bergbewohner ſollen mehr geiſtige Energie an den Tag legen, als die Thalbewohner, und Inſeln ſollen die Geiſteskraft beſſer entwickeln und erhalten, als das feſte Land. — Uebermäßige Hitze und übermäßige Kälte ſollen den Menſchen faſt auf gleiche Art afficiren, die Fähigkeiten des Geiſtes ſchwächen. Das beweiſen Afrikaner und Kamtſchadalen. — Viele aus Rußland zurückgekommene Franzoſen ſeyen durch erlittene Kälte toll geworden. — Gegen alle früheren Meinungen wird behauptet, daß im Norden und Weſten ungleich mehr Wahnſinnige gefunden werden, als im Süden und Oſten. Frankreich iſt zweimal ſo groß als England, und doch enthalte England viermal mehr Wahnſinnige. Antwerpen ſoll beſonders fruchtbar an Wahnſinnigen ſeyn, auch die Inſeln des Baltiſchen Meeres. (?) Copenhagen hat bekanntermaßen jährlich eine große Anzahl Selbſtmörder? In Sardinien hingegen iſt der Wahnſinn faſt gänzlich unbekannt. — Der Nordländer widme einen Theil ſeines Lebens der Speculation, die ihn zur Intoleranz führe. (?) Der Verfaſſer will ſelbſt erfahren haben, daß die Lutheraner und Reformirten jetzt eben ſo unverträgſam ſind, als früher die Catholiken. — Nur die Liebe behaupte im Süden, wo faſt die Leidenſchaften Explosionen gleichen, noch ihre eigenthümlichen Rechte, das heißt: eine dauerhaftere, durch Schaamhaftigkeit und Zurückhaltung mehr veredelte Liebe, als deren der Nordländer fähig ſey. Die ſüdliche Frau liebe überhaupt nur um des Vergnügens willen, zu lieben und geliebt zu werden: unſere nordiſchen Frauen hingegen, hätten blos ſinnliche Abſichten dabei. (Das iſt denn doch eine impertinente franzöſiſche Unwahrheit) — Völker, die großer Freiheit genießen, ſollen auch dem Wahnſinn weit mehr unterworfen ſeyn, als ſolche, die deſpotiſch regiert werden. — Die Art des Gewerbes ſoll auch einen entſchiedenen Einfluß auf die Ausbildung der ſchlummernden Empfänglichkeit für dieſe traurige Krankheit haben. Unter 163 Irren zählte der berühmte Esquirol 50 Kaufleute, 33 Militärs, 25 Studierende, 21 Verwalter und Beamte, 11 Advocaten, Notarien und dergl., 8 Künſtler, 4 Chemiker, 4 Aerzte, 3 Seeleute, 2 Ingenieurs, 2 Landökonomen. (Alſo wäre der Kaufmannsſtand dem Wahnſinn ammeiſten unterworfen und der geiſtliche Stand gar nicht.) — Es werden nach mitgetheilten Erfahrungen, mehr Frauenzimmer als Männer wahnſinnig, und mehr Fleiſcheſſer als Pflanzen-Eſſer. Doch narkotiſche Pflanzen ſind in dieſer Hinſicht auch ſehr ſchädlich, und der Verfaſſer warnt vor dem engliſchen Biere, weil, nach Doctor Clarke's Erfahrung, die Bierbrauer zu Nottingham in Einem Jahre 200 Pf. Opium und noch dreimal ſo viel von einem Cordial verbrauchten, welches gleichfalls aus Opium, Alkohol und weſentlichem Oehl beſtand. — Ueber die Galliſche Schädellehre äußert ſich der Verfaſſer ſehr wegwerfend, und ſetzt ſie mit dem Magnetismus, Somnambulismus und Perkinismus in eine Claſſe. (Wohl ſehr mit Unrecht.) — Aus ziemlich ſeichten Gründen ſetzt er das Lebens-Princip größtentheils in das Blut, und darum die Urſache des Wahnſinns in eine abnorme Vitalität des Blutes; was unſere deutſchen Aerzte ihm ſchwerlich zugeben werden. —

In den zu London erſcheinenden mediciniſch-chirurgiſchen Abhandlungen, im achten Bande, theilt Guarrier einen ſchauerlichen Bericht mit über die am Bord des Leander im Treffen vor Algier Verwundeten, deren nicht weniger als 124 waren. Eine ſchreckliche Scene im Krankenverſchlag während 13 Stunden! Gleich durch die erſten beiden Lagen wurden 65 verwundet und 2 Jungen durch Auffliegen von Patronen verbrannt, ſo daß der kleine, für die Bleſſirten beſtimmte Raum alſobald übermäßig angefüllt war. Die Wundärzte ſchnappten nach Luft, trieften von Schweiß, unaufhörlich wurde nach Waſſer geſchrien, das glücklicherweiſe reichlich da war. Guarrier vergleicht dieſe Lage mit der in der bekannten (nun zerſtörten) ſchwarzen Höhle zu Calcutta. Auf das zweite Verdeck konnten die Verwundeten nicht gebracht werden, weil man dort dem Kugelregen ausgeſetzt war. Zehn Individuen wurden 12 Schenkel abgenommen, dreien der Ober- und zweien der Vorderarm. Gleich nach der Schlacht wurde aus einem großen Theile des Schiffes ein Hoſpital gemacht. (Im Ganzen ſind doch verwundete Seeleute beſſer daran, als verwundete Soldaten, welchen letztern faſt immer der Transport ſo ſchädlich wird.) —

In London ſoll kürzlich eine ſchwangere Frau plötzlich geſtorben, und erſt den Tag nach ihrem Tode entbunden worden ſeyn. Geſchworne Zeugen haben das Factum bekräftigt, welches, trotz dieſer Zeugen und ihrer Schwüre, doch wohl viele unſerer Leſer nicht glauben werden. —

Beobachtungen über die Heilkraft des thieriſchen Magnetismus, hat Hr. D. **Bird** aus dem holländiſchen überſetzt. Das Beſte an dieſem Werkchen iſt, daß auch eine Menge Fälle, wo der Magnetismus nichts half, ganz ehrlich eingeſtanden werden. Lächeln mußten wir aber, als wir die Behauptung laſen: ein Schweitzer, Soldat des 4ten Regiments, ſey durch den Magnetismus vom gewiſſen Tod gerettet worden. Dieſer Soldat war in einem elenden Zuſtande, alle ſeine Muſkeln, ſelbſt die des Bauches, waren durchaus unbiegſam, ſein Geſicht allein wurde krampfhaft verzogen. Schlingen und Sprechen konnte er kaum u. ſ. w. Er wurde in warme Betten gelegt, mit flüchtigen Mitteln und Tinctur von ſpaniſchen Fliegen gerieben, nahm innerlich Salzlauge und Opium-Tinctur, letztere in ſteigender Doſis bis zu 5 Drachmen in 24 Stunden, dabei wurde er gebadet und man bediente ſich zu der Einreibung am Ende der Queckſilberſalbe. Als Alles das nicht gleich zu helfen ſchien, wurde mit allen Arzneymitteln aufgehört und ſtatt deſſen magnetiſirt, welches nun allein geholfen haben ſoll. Mein Gott! ſind denn die Herrn ſo verblendet, daß ein Laye in ihrer Kunſt ſie daran erinnern muß, wie viel wahrſcheinlicher es ſey, daß die Nachwürkung jener ſtarken angewandten Mittel die Geneſung bewirkt habe? —

Man rühmt ein Büchlein von Anwendung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten von Doctor Löbenſtein — Löbel. Acht Weine ſind es beſonders, deſſen ſchickliche Anwendung der Verfaſſer lehrt: Rheinwein, Frankenwein, Ungarwein, Burgunder, Champagner, (heilſam in Steinbeſchwerden und Gicht) Bordeauxwein, Madera und Tokayer. Der letztere ſoll auch im Aſthma und in der Bruſtwaſſerſucht heilſam ſeyn. —

John Davy hat Verſuche über das Blut angeſtellt, aus welchen hervorgeht, daß das Blut der Weiber etwas dünner iſt, als das der Männer. —

Hypochondriſten leſen gern mediciniſche Bücher. Wir wollen ihnen hier eines empfehlen, welches ſie ohne Schaden, und auch in vieler Hinſicht zu ihrer Beruhigung leſen können; es iſt des Doctor Zimmermann in Erlangen Verſuch über Hypochondrie und Hyſterie. Der Verfaſſer verbindet mit gründlichen Kenntniſſen, ein ſehr geſundes Urtheil und einen klaren eleganten Styl. Das einzige, was in dem Büchlein uns mißfiel, war die Empfehlung des Magnetismus, als eines kräftigen Mittels die geſunkene Energie des Nervenſyſtems zu heben, obgleich der Verfaſſer ſelbſt geſteht, daß ihm die Geſchichte eines Frauenzimmers bekannt iſt, die durch den Magnetismus in einen ſehr bedenklichen Zuſtand verfiel. Hypochondriſten ſind ohnehin zu Einbildungen geneigt; es iſt daher ſehr leicht, ſie auch über den Magnetismus glauben, und von deſſen Wirkungen ſich einbilden zu laſſen, was dem Arzte beliebt. Bisweilen wird dem Patienten auch wohl geholfen werden, aber nur durch die Kraft der Einbildung, die allerdings ſehr mächtig iſt. Für dieſe unſere Meinung legt, im Decemberſtück des Huflandſchen Journals, ſelbſt ein Arzt, der Geheimhofrath Fiſcher in Hildburghauſen, ein merkwürdiges Bekenntniß ab, bei Gelegenheit eines

Kranken, der bald in der Fußzehe bald in der linken Schulter, flüchtige Stiche zu fühlen glaubte, und dem es vorkam, als ob dann der Schmerz im Magen augenblicklich verſchwunden ſey. Der Arzt macht dabei folgende Note: „Dieſe Erſcheinung „weiß ich mir nicht zu erklären. Der Kranke ſehnte ſich nach Hülfe, kannte meine Anſicht von ſeinem Uebel, wußte daß ich das Podagra als ein „Hauptmoment deſſelben betrachtete u. ſ. w. Konnte nicht vielleicht dieſes Gefühl von lebhafter „Einbildung und von dem Wunſche, daß „es ſo kommen mögte, herbeigeführt worden „ſeyn? unmöglich iſt es nicht."

In demſelben Falle befinden ſich alle Magnetiſirte, ihre Einbildung wird aufgeregt; ſie haben alle den Wunſch, daß es ſo kommen mögte, und folglich iſt es nicht unmöglich, daß alle die gerühmten Würkungen des Magnetiſmus, einzig und allein aus dieſer Quelle entſpringen. —

Wir machen aufmerkſam auf einen neuen Jahrgang des Seniors unter den Taſchenbüchern, nemlich des Almanachs für Scheidekünſtler und Apotheker, der nunmehr ſeit neun und dreißig Jahren ſeine Nutzbarkeit behauptet, aber — merket auf! — ſeit wenigſtens 10 Jahren von keiner Literatur-Zeitung angezeigt worden, weil — er keiner gratis zugeſchickt wird. —

Kleine literariſche Notizen.

Ein arithmetiſcher und geometriſcher Tractat, Lilawati, von Tayler aus dem Sanſcrit überſetzt, iſt in Bombay erſchienen, um die mathematiſchen Kenntniſſe der Indier im 12. Jahrhundert zu zeigen und die Art, wie ſie rechneten, die freilich eben nicht geeignet iſt, ſie für Erfinder der Wiſſenſchaft gelten zu laſſen. Sie bedienen ſich einer 12 Zoll langen und 8 Zoll breiten Tafel, die, weiß angeſtrichen, mit rothem Sande bedeckt wird, in welchen die Zahlen mit einem Stöckchen geſchrieben werden, ſo wie man es jetzt in den Schulen von Bell und Lancaſter zu machen pflegt. Man findet im Lilawati keine Tafel für die Multiplication, obgleich, der Sage nach, Pythagoras dieſelbe aus Indien gebracht hat. — Daß es auch dort unter den Gelehrten weit vernünftigere Meinungen über das Weltgebäude giebt, als diejenige, die das Volk aus abgeſchmackten Religionsbüchern ſchöpft, beweiſt folgende Stelle aus dem Siddhanta Siromani: „Der Erdball beſteht aus Erde, Luft, Waſſer, Raum und Feuer, iſt umgeben von Planeten, iſt durch eigene Kraft feſt im Mittelpunkte des Raumes, wird durch nichts getragen; denn bedürfte er eines ſolchen Trägers, ſo müßte dieſer wiederum einen andern Träger haben, und immer ſo fort. Stets wäre man genöthigt, am Ende etwas anzunehmen, das durch ſich ſelbſt feſt ſteht, und warum ſollte das nicht der Erdball ſeyn, der eine von den ſichtbaren Formen der Gottheit iſt? — Die Erde beſitzt eine anziehende Kraft, durch welche Alles, was in der Luft ſich befindet, ſich gegen ſie hin bewegt, und welche die Urſache iſt, daß die Körper fallen. Aber wohin könnte denn die Erde ſelbſt fallen, da ſie nur vom Raum umgeben iſt?" —

Die Academie des jeux floraux hat eine Lobrede auf Pascal, von Raymond gekrönt. Da wird unter andern geſagt — was leider auch in Deutſchland nur zu ſehr gilt — „Pascal glich nicht den meiſten Philoſophen, deren Theorieen man ſorgfältig von der Ausübung, wie ihre ſpeculativen Ideen von ihrer moraliſchen Exiſtenz unterſcheiden muß. Menſch und Philoſoph waren in Pascal nur Eins; er handelte, wie er glaubte, und glaubte, wie er ſchrieb; kurz, er war ein Weiſer und ein Chriſt." — (Pascal hat keine Eſelsköpfe in Holz ſchneiden laſſen; er hat keine Regierungen gehofmeiſtert; er hat keinen Gelehrten Schmalzgeſell genannt; er hat kein geſtohlnes Manuſcript abdrucken laſſen, und war doch ein Philoſoph!) —

Mitchell, Profeſſor der Geſchichte zu Neuyork, glaubt bewieſen zu haben, daß die Ureinwohner von Amerika und die von Aſien (die Malayen) zu einer und derſelben Race gehören, und daß man, aus Europa nach Amerika ſchiffend, eigentlich aus der neuen Welt in die alte kommt. Er beruft ſich unter andern auf gewiſſe Höhlen in dem Staate von Kentucky, wo Salpeter und Grünſpan geſammelt wird, und wo man vor einigen Jahren Leichname der Ureinwohner, in Kleider und Leichentücher eingewickelt, entdeckte. Da ſie ſo vollkommen erhalten und ausgetrocknet waren, ſo hielt man ſie für Mumien. Sie gehören zu den merkwürdigſten Alterthümern, die Nordamerika beſitzt; denn die Nation oder die Race, unter welcher dieſe Leichname einſt lebten, iſt ganz ausgeſtorben, ob ſie gleich ſehr ausgebreitet war, denn ſie wohnte im Norden zwiſchen den Seen Ontario und Erie, im Süden am Meerbuſen von Mexico, im Weſten wurde ſie durch die Allegany-Gebirge begrenzt und im Oſten durch den Miſſiſſippi-Strom. Sie hatte denſelben Urſprung und dieſelben Gebräuche, als die jetzigen Bewohner der Südſee-Inſeln: denn das Tuch, in welches die Mumien gewickelt ſind, gleicht ganz dem, welches von dorther gebracht worden; eben ſo die Federmäntel, die Maſchen ihrer Netze, die Fußbekleidung von Baumrinde, das Schnitzwerk, welches Menſchenköpfe vorſtellt u. ſ. w. Auch die Schädel ſind malayiſch. Mitchell ſchließt mit folgenden Worten: „Wenn dem Embryo ſchon durch die Zeugung eine erbliche Anlage zur Gicht, zur Schwindſucht, zum Wahnſinn u. ſ. w. verliehen wird; ſo ſind wir berechtigt, mit dem ſcharfſinnigen Azzara zu ſchließen, daß dieſelbe Kraft fähig iſt, der Geſtalt ihre Form, der Haut ihre Farbe, und mit Einem Worte, dem ganzen Menſchen ſo manche eigenthümliche Züge einzudrücken." —

Für Freundinnen häuslicher Beſchäftigung hat Hr. Döbeling (vermuthlich ein kunſterfahrner Schneider) einen leichten und gründlichen Selbſt-Unterricht herausgegeben, jede weibliche und Kinder-Kleidung zu verfertigen, und hat dieſen Unterricht durch 20 Kupfertafeln illuſtrirt. Wir haben dieſes wichtige Werk unſerer weiblichen Hausgenoſſenſchaft zu beurtheilen überlaſſen, und dieſe iſt der Meynung, daß es allerdings brauchbar ſey.

Literariſches Wochenbla

von August v. Kotzebue.

Nr. 32. Rede wahr, Scheue Niemand. 1818.

Der Königlich Preußiſche Regierungsrath Grävell.

So eben iſt ein, in vieler Hinſicht ſehr merkwürdiges Buch erſchienen: Neueſte Behandlung eines Preußiſchen Staatsbeamten, eine, mit Actenſtücken belegte Selbſtbiographie von Grävell, dem Verfaſſer des, unſern Leſern bekannten, Werkes, der Menſch u. a. m. Sehr paſſend iſt das Motto aus Schiller gewählt: „Ewigkeit geſchwornen Eiden! Wahrheit gegen „Freund und Feind! Männerſtolz vor Königsthronen, Brüder, gelt' es Gut und Blut!" Denn das, was der Verfaſſer für Wahrheit hält, vertheidigt er hier mit einem Männerſtolze, der uns faſt ein wenig allzuſtolz geſchienen, ihm aber — zur Ehre der Preußiſchen Regierung ſey es geſagt — weder Gut noch Blut gekoſtet hat.

Da der Verfaſſer, der Regierungsrath in Merſeburg iſt, ſeine Sache und ſein Benehmen ausdrücklich dem Urtheil des Publikums unterwirft, ſo wollen auch wir beſcheiden unſere Meinung ſagen, und vor allen Dingen damit anheben, zu bekennen, daß wir den Verfaſſer für einen wackern, grundehrlichen und auch ſehr unterrichteten Mann halten; der in ſeinem Gewiſſen überzeugt geweſen, ſo und nicht anders ſprechen, ſchreiben und handeln zu müſſen. Wenn wir nun aber den Total-Eindruck feſt halten, den ſein Buch auf uns gemacht hat — (wohl zu merken, wir kennen ihn nicht perſönlich und achten ſonſt als Schriftſteller ihn hoch) — ſo iſt dieſer nicht zu ſeinem Vortheil. Wir nehmen uns keinesweges heraus, zu beurtheilen, ob er in der Sache ſelbſt im Ganzen Recht oder Unrecht habe; ſondern wir ſprechen bloß von der von ihm gewählten Form. Er ſelbſt vergleicht pag. 53. die Menſchen ſehr ſinnreich zum Theil mit Pfirſchen, deren ſüßwäſſerichte Schaale einen harten bittern Kern verhüllt, zum Theil mit Cocosnüſſen, deren rauhe harte Decke erquickendes Mark einſchließt; aber nicht jede Frucht mit rauher harter Decke iſt eine Cocosnuß.

Das ganze Mißverhältniß, in welches der Verfaſſer zu der Merſeburgiſchen Regierung gerieth, entſprang aus ſeiner Ueberzeugung, daß der Chef-Präſident derſelben, Herr von Schönberg (für welchen er übrigens an vielen Stellen die aufrichtigſte Hochachtung an den Tag legt) ſeine
zu weit ausdehne. Die Winke, die er üb
Verhältniſſe giebt, können (wir berufen u
ſein eigenes ſpäteres Gefühl) nur kränken u
bittern. Er erzählt, daß, ſchon bei ſeiner A
in Merſeburg, einige Räthe über das Umw
ſen des Präſidiums gegen ihn im Stillen
— (hier begeht er eine Indiscretion) — da
gerade dieſe Beſchwerdeführer die allerſub
waren — (hier verwundet er tief) — und d
klar ſah, man wolle ſeine Hände nur br
um die Kohlen aus dem Feuer zu langen.
nen jene Räthe ihm ſolche Aeußerungen ver
— Er beſchloß ſehr weislich, durch jede
kommenheit und Offenheit das Vertrauen des
ſidii zu erwerben. Das ſey auch anfangs
gen, ſagt er, aber nicht lange, und er ha
geſehen, daß, ſo wie die perſönlicher
bindungen waren, es auch nicht verhalten
Dieſes dunkle Hindeuten auf perſönliche
dungen in Amtsverhältniſſen ſteht unerklär
ben der Verſicherung, daß Herr von Schö
„ein an Herz und Kopf durchaus ſchätzbarer
und als Menſch und Präſident verehrungs
ſey." — Einmal ſchrieb der Verfaſſer an
Präſidenten: daß er auch hier die Erfahrun
daß ihm Blei an die Sohlen gelegt
Solche Ausdrücke empören das rechtlichſte
Ein andermal ſagte er in einem Votum:
denkbar, daß mehrere Landräthe, zumal
ſie mit dem Präſidium einig wäre
nur bereden dürften, um jeden einſtimmig
ſchluß des Collegii aufzuheben. Zwar w
nachher dieſe Aeußerung nur auf das Au
bezogen haben, allein in der damaligen
Stimmung mußte er nothwendig vorausſehe
ſie erbittern werde. — Es kam endlich zu
bei dem Miniſterium in Berlin, welches ih
ſcharfen Verweis gab und zu einer Ordnun
von 25 Thalern verurtheilte, ſich unter and
Ausdrücke bedienend: „ſeine Neigung zur
„macht verführe ihn zu mehrern offenbaren
mern über den Dienſt." — Wegen dieſ
drücke ſtellte Hr. Grävell gegen die beid
niſter, Grafen von Bülow und von S

[illegible], bei dem Kammergerichte zu Berlin eine Injurien-Klage an, und nicht genug, ſich ſchon durch dieſe Klage ſehr ſtark ausgeſprochen zu haben, fügte er noch die Bitte hinzu, ihm einen Aſſiſtenten ex officio zu ernennen, da er in dieſer Zeit des perſönlichen Einfluſſes Niemanden in die Verlegenheit ſetzen wolle, ſich den Haß der Beklagten zuzuziehen. (Perſönlicher Einfluß wird freilich nie ganz aus der Welt verbannt werden können, allein die Behauptung, daß er in dieſer Zeit ganz beſonders vorwalte, und dieſe Behauptung auf die genannten Miniſter bezogen; ſcheint faſt injuriöſer als jene Ausdrücke, über welche der Verfaſſer die Klage erhub.) Sie wurde ihm, als unbegründet, zurückgeſchickt, „weil Neigung zur Eigenmacht kein Verbrechen ſey, ſondern nur die geſetzwidrigen Handlungen, zu denen ſie hinreißen kann, wenn nicht ſtärkere moraliſche Motive ihr entgegen ſtehn, werden Verbrechen.“ Der Kläger beruhigte ſich dabei nicht, ſondern wiederholte ſeine Klage, und bewies dem Kammergerichte, daß es unrecht habe ſie abzuweiſen. Allein das Kammergericht blieb bei ſeiner Meinung. Hierauf ſchrieb Herr Grävell an den König ſelbſt, dem er unter andern ſagte: „durch die Herrſchaft Napoleons iſt die Herrſchaft der Gewalt über das Recht in der ganzen Welt verbreitet worden, und wenn gleich das ſinnliche Reich dieſes Gewalthabers zerſtört worden iſt, ſo iſt doch das geiſtige Reich der durch ihn erweckten Ideen noch nicht aus der Welt verbannt. Noch glauben die meiſten, zu alle dem befugt zu ſeyn, was ſie ungeſtraft thun können; noch glauben viele Mächtigere und Höhere gegen ihre Untergebenen wohl Rechte, aber keine Pflichten zu haben.“ Er ſagte dem Könige ferner: „daß gegenwärtig die Hälfte der Collegien aus Räthen beſtehe, die auf Empfehlung dazu ernannt worden, wovon die Folgen klar wären,“ u. ſ. w., worauf jedoch der Fürſt Hardenberg in einem, von dem Verfaſſer ſelbſt als väterlich anerkannten, Tone ihm zu erkennen gab, „daß die Reſolution des Kammergerichts geſetzmäßig ſey, und daß die obern Behörden eben ſo befugt als verpflichtet ſeyen, die ihnen untergeordneten Beamten durch angemeſſene Zurechtweiſungen, die ſie nach ihrer eigenen Ueberzeugung mit mehr oder minderm Ernſt zu ertheilen haben, auf die Mängel ihrer Dienſtführung aufmerkſam zu machen.“ Der Verfaſſer beruhigte ſich wiederum nicht, ſondern bewies dem Fürſten Hardenberg in einem zweiten Schreiben, daß ſeine (des Klägers) Anſicht die richtige ſey, worauf jedoch der Fürſt weiter nichts ant[illegible] werden, [illegible] der erſten Verfügung ſein Ermeſſen habe. — Unterdeſſen hatte Herr Grävell in einer andern, bei der Merſeburger Regierung verhandelten Sache, dem Miniſterium ein abweichendes Votum eingeſandt, und in demſelben den Regierungsrath —s beſchuldigt, „daß er eine actenwidrige Darſtellung angefertigt, und daß die Entſtellung der Sache für die Erkenntniß der Tendenz des Berichterſtatters merkwürdig ſey.“ (Abermals eine, nach unſerer Anſicht, weit größere Injurie, als jene vermeinte, um deren willen der Verfaſſer bis an den König ging.) Das Miniſterium erinnerte hierauf, daß die Zurechtweiſung und wohlverdiente Ordnungsſtrafe nicht den erwarteten Erfolg bei ihm hervorgebracht, warf ihm Zank- und Schmähſucht vor, und warnte ihn, „ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, ohne alle weitere Schonung, auf die ihm ohnlängſt angedrohte Weiſe behandelt zu werden.“ — Hierauf antwortete Herr Grävell den beiden Herren Miniſtern v. Bülow und v. Schuckmann: ihre Drohungen würden ſie geſpart haben, wenn ſie ihn gekannt hätten, denn Drohungen aller Art kümmerten ihn nicht. Ob die ihm zuerkannte Ordnungsſtrafe wohlverdient ſey, darüber „kann hochdero eignes Urtheil über hochdero eigne Handlung nichts beſtimmen.“ Er beweißt den, gegen den Regierungsrath —s aufgeſtellten Vorwurf der Actenwidrigen Darſtellung und fügt hinzu: „Ob Ew. aus dieſer Entſtellung die Tendenz des Referenten haben abſehen können oder wollen? muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.“ Daß jener Regierungsrath —s bei den Miniſtern beſſer angeſchrieben ſtehe als Er, darüber ſey er keinesweges neidiſch, ſondern finde es ganz natürlich und ſey wohl zufrieden damit. Der Vorwurf der Zank- und Schmähſucht ſey ungerecht, und vielmehr eine Schmähung gegen ihn, „wegen deren ich mir ausdrücklich vorbehalte, hochdieſelben gerichtlich injuriarum zu belangen u. ſ. w.“ — Wir können durchaus nicht glauben, daß, wenn Herr Grävell ſelbſt Miniſter wäre, er einen an ihn geſchriebenen, in dieſem Tone abgefaßten Brief anſtändig finden würde. Er ſagt zwar ſelbſt, er ſey ein Pommer, die Pommern wären herzensgute Leute, die aber dem Feinde mit umgedrehten Kolben auf den Leib zu gehen pflegten; ſolche Kolbenſtöße mögen in dem Treffen bei Hagelsberg vortreffliche Dienſte geleiſtet haben, aber dahin gehören ſie auch nur. Wir vermuthen jedoch nicht ohne Grund, daß künftig der Verfaſſer ſelbſt vieles von dem was er geſchrieben, mißbilligen werde, denn ſchon jetzt ſtellt er, in einer Nachſchrift zu ſeinem Werke, die ihm zur Ehre gereichende Erklärung von ſich: daß er, bei Abfaſſung ſeines pag. 51 anfangenden Berichtes (den Herrn v. Schönberg betreffend) „nicht Kälte und Seelenruhe beſeſſen habe, daß vielmehr Unwille und Verdruß ſein Gemüth aufgeregt hatten, und daß dieſe mancher Aeußerung einen Character von Bitterkeit gegeben, u. ſ. w." — Indeſſen, ob er gleich geſteht, daß ſeit 3 Monaten nichts vorgefallen, was ſeinen Gleichmuth hatte ſtören können, ſo macht er doch auch in dieſer Nachſchrift den Miniſtern einen neuen, höchſt bittern Vorwurf, nemlich den: daß das Geſetz nicht für ſie gegeben worden; ſondern daß ſie über dem Geſetze ſtanden. — Wir glauben nach alle dem dem Character des Hrn. Regierungsrath Grävell durchaus nicht zu nahe zu treten, wenn wir ihn zwar für einen ſehr rechtſchaffenen, des redlichſten Willens ſich bewußten, aber von ſeinen eigenen Meinungen zu ſehr eingenommenen, und ſeine Ueberzeugung nicht immer ſchicklich ausſprechenden Mann halten, wobei es denn nicht fehlen kann, daß er weniger Gutes wirken werde, als ſonſt von ſeiner Kraft und ſeinem Willen ſich erwarten ließe. — Wir können uns nicht entbrechen, noch eine gemüthliche und eine literariſche Anecdote auszuheben. Die gemüthliche iſt folgende: Als der Regierungsdirector von Goldenberg Einmal bei einer Sache im Collegio dem Mitleiden folgen wollte, Grävell hingegen auf Strenge drang, wurde Goldenberg ſo hitzig, daß er aufſprang und ſeinen Stuhl entzwei ſtieß. Nach der Seſſion wollte Grävell, der ſonſt immer mit ihm nach Hauſe fuhr, allein fortgehen, aber Goldenberg rief ihm nach: „Grävell! ſeyn Sie kein Kind! was hat unſer Disput mit unſerer Perſon zu thun!" (Trefflicher Mann! den man lieben und verehren muß, wenn man auch nichts weiter von ihm weiß.) — Die literariſche Anecdote: Grävell hatte ein Werk geſchrieben, der antiplatoniſche Staat betitelt! dem die Cenſur das Imprimatur verweigerte. Er überſandte die Handſchrift dem Könige, der ihm ſchrieb: ſie enthalte viel Gutes und Gemeinnütziges, und, da ſie in einem ruhigen und gemäßigten Tone abgefaßt ſey, ſo genehmige er recht gern, daß ſie gedruckt werde. Dagegen ſchrieb ihm Miniſter N. N., dem er ein gedrucktes Exemplar zuſandte: das Werk ſey in einem unanſtändigen Tone geſchrieben, durch welchen er ſich zu der Klaſſe elender Menſchen herabwürdige, welche ein Gewerbe daraus machen, die öffentliche Meinung im Sprechen und Schreiben zu verderben. — Wie hoch ſteht da der König über ſeinem Miniſter! —

Ueber den Feldzug der Franzoſen nach Portugal.

Unter den mancherlei, weniger großen als abentheuerlichen Unternehmungen Buonaparte's, behauptet unſtreitig ſein Kriegszug nach Portugal eine der oberſten Stellen. So tadelnswerth er aber an ſich war, ſo folgenreich iſt er doch für die Weltgeſchichte, denn der Einfluß, den er auf das Schickſal mehrerer Völker, ſowohl in der alten als der neuen Welt hervorgebracht hat, und noch in der Zukunft hervorbringen wird, iſt gar nicht zu berechnen. Dieſer Kriegszug war es nämlich, der den portugieſiſchen Hof nöthigte, ſich nach Braſilien zu begeben, und dadurch das höchſt merkwürdige Beiſpiel aufzuſtellen, daß auch Länder der alten Welt von der neuen aus regiert werden können. Eine Beſchreibung von dieſem Kriegszuge, der in den Jahren 1807 und 1808 unter dem Oberbefehl des Generals Junot, Herzogs von Abrantes ſtatt hatte, iſt neuerlich von dem General Lieutenant Baron von Thiebault, als Augenzeuge, durch den Druck bekannt gemacht worden. Er verſichert, daß die gewiſſenhafteſte Wahrhaftigkeit ſeine Feder geführt, und daß er die an Ort und Stelle ſelbſt niedergeſchriebenen Nachrichten jetzt wieder mit der größten Sorgfalt durchgeſehen und geprüft habe. Vor ihrer Bekanntmachung habe er ſie den vornehmſten Generalen, die dieſen Feldzug mitgemacht haben, zur Durchſicht gegeben, und dieſe alle hätten die Richtigkeit derſelben vollkommen anerkannt. Sein Buch trägt alſo ganz das Gepräge der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit, und iſt daher auch in dieſer Rückſicht ſehr merkwürdig. Es zerfällt in zwei Theile, wovon der erſte der Marſch der franzöſiſchen Armee von Bayonne bis Liſſabon, die Eroberung dieſer Stadt und die daſelbſt eingeführte proviſoriſche Regierung, der zweite aber den Ausgang dieſer abentheuerlichen Unternehmung und den Rückmarſch der Armee nach Frankreich enthält. Der Einmarſch in Portugal war, nach der Erzählung des Verfaſſers, mit den größten Schwierigkeiten, Gefahren und Entbehrungen aller Art verbunden, und es iſt kaum zu begreifen, wie der Menſch im Stande iſt, alle dieſe furchtbaren Anſtrengungen auszuhalten, ohne ihnen zu unterliegen. Die Artillerie brachte auf dem kurzen Wege von Alcantara in Spanien bis nach Abrantes in Portugal vierzehn volle Tage zu. Dieſer Weg geht nämlich durch die Sierra de Miras, eine ſehr rauhe, faſt unzugängliche und unbewohnte Gebirgskette, in denen keine anderen gebahnten Wege zu finden ſind, als die Pfade der Hirten, auf denen Menſchen und einzelne Pferde nur mit der größten Mühe und Gefahr fortkommen können, und die daher auch im Lande ſelbſt nur unter dem Namen der Ziegenwege bekannt ſind. An Brod oder ſonſtige Lebensmittel war auf dieſem ganzen Marſche nicht zu denken, und der größere Theil der Soldaten würde ohne Rettung umgekommen ſeyn, wenn ſie nicht in den Wildniſſen Eicheln und Honig gefunden hätten. Bei dem Einmarſch in Portugal hatte die Artillerie ſchon den größten Theil ihrer Pferde verloren, und die Kanonen und Pulverwagen waren mit Ochſen beſpannt, deren Führer, nämlich die Bauern, denen ſie gehörten, ſie ſchon aus Furcht vor dem bevorſtehenden Marſche im Stiche gelaſſen hatten und davon gelaufen waren. Die Artillerieknechte und Kanoniere verſtunden ſich aber durchaus nicht auf die Art, wie dieſe Thiere geführt und angeſpannt werden müſſen, und daher gingen dieſelben bald rückwärts bald ſeitwärts, zerbrachen Deichſeln und Achſen, und warfen ſehr häufig an den allergefährlichſten Stellen, am Rande der unabſehbarſten Abgründe, Kanonen und Pulverwagen um. Es koſtete immer unglaubliche Anſtrengungen um dieſe wieder in die Höhe zu bringen, und größerm Unglück vorzubeugen. Wirklich hatte man es auch der angewandten außerordentlichen Vorſicht und Mühe zu verdanken, daß nur ein einziger Pulverwagen und ein Rüſtwagen von dem Gipfel eines ſteilen Berges mit den davor geſpannten Ochſen in die Tiefe des Abgrundes hinab ſtürzte, von denen man denn auch niemals mehr etwas gehört hat. Ueber zwanzigmal kam der Fall vor, daß die geſammte Artillerie auf faſt ſenkrechten Wegen hinunter, oder auf die ſteilſten Bergrücken hinaufgeführt werden mußte. Im erſtern Fall hemmte man alle Räder, und legte eine Menge von Seilen an, um das Fuhrwerk zurück zu halten. Die Wege, die nicht viel mehr als Fußpfade, und faſt insgeſammt einer Stiege ähnlich ſahen, wurden möglichſt ausgebeſſert, und vor jedes Fuhrwerk wurden nicht mehr als zwei Ochſen geſpannt, blos um demſelben die Richtung zu geben, während funfzig bis ſechzig Mann hinter ihm und auf beiden Seiten gingen, um es zu unterſtützen und mit ſtarken Seilen zurückzuhalten. Im andern Fall wurden drei bis vier Mal mehr Ochſen als gewöhnlich vorgeſpannt, die Wege zur Noth eben gemacht, und eine Menge Soldaten halfen hinten und auf den Seiten das Fuhrwerk tragen und fortſchieben. Wenn es auf dieſe Art geglückt war, eine Kanone oder ein anderes Fuhrwerk einen Berg hinauf oder hinunter zu bringen, ſo kehrte man wieder um, um eine andere zu holen. Noch ſchwieriger war der Uebergang über die Waldbäche; die Pulverwagen kamen dabei häufig ganz unter das Waſſer, und die geſammte Munition wurde dadurch gänzlich unbrauchbar gemacht. Die Verlegenheit war deſto größer, da die Wegweiſer, einer nach dem andern die Flucht ergriffen, und durch keine andere erſetzt werden konnten, weil die wenigen Dörfer, die man unterwegs antraf, von allen Einwohnern verlaſſen waren; einmal wurde hierdurch die geſammte Artillerie gezwungen, einen halben Tag und eine ganze Nacht auf dem Gipfel eines der höchſten Berge zuzubringen. Lange dauerte jedoch dieſe Verlegenheit nicht, denn die Menge von Leichnamen, womit bald der ganze Weg bedeckt war, bezeichnete in kurzer Zeit der Armee die Richtung, die ſie zu nehmen hatte. Die ſämmtlichen Fuhrwerke waren kaum mehr brauchbar, denn bei den ununterbrochenen heftigen Stößen waren ſie faſt ganz auseinander gegangen, und man konnte ſie nur noch durch Stricke und Aeſte von weichem, ſchlechtem Holz zuſammen halten. Die Nothräder waren alle verbraucht, und bei jedem Schritte, den man vorwärts that, mußte man Ausbeſſerungen vornehmen. Der Regen, der während dieſes ganzen Marſches Stromweiſe hinunter fiel, vermehrte noch die Drangſale der Armee, und um das Maas derſelben voll zu machen, folgten bewaffnete Bauern beſtändig der Artillerie nach, und ermordeten nicht nur diejenigen Soldaten, die ſich um einige Schritte von dem Wege entfernten, ſondern kamen auch oft aus den Wildniſſen zum Vorſchein, und tödteten die Soldaten auf dem Wege ſelbſt. Von den noch übrigen Pferden und von den Ochſen war eine ſolche Menge unterwegs liegen geblieben, daß man auf der Hälfte des Marſches die Artillerie theilen, und mit dem noch übrigen Zugvieh die eine Hälfte vollends nach Abrantes bringen, alsdann aber zurück kehren mußte, um die andere Hälfte nachzuholen. Tag und Nacht mußte die Mannſchaft arbeiten, und hatte dabei nichts anders zu eſſen, als Eicheln und Honig, und bei ihrer Ankunft zu Abrantes hatte ſie insgeſammt ſeit vierzehn Tagen weder Brod noch Fleiſch zu ſehen bekommen. Dieſer Marſch iſt ohnſtreitig einer der merkwürdigſten, die die franzöſiſchen Armeen jemals gemacht haben, und die dabei anweſend geweſenen Generale und ſonſtigen Officiers ſtimmen darin überein, daß dieſe 14 Tage die beſchwerlichſten und ſchrecklichſten ihres Lebens waren.

Von Liſſabon ſelbſt und den Ereigniſſen daſelbſt während des Aufenthalts der Franzoſen giebt der Verfaſſer mehrere ſehr merkwürdige Nachrichten, wovon wir einige hier mittheilen wollen. Einem gewiſſen Herrn von La Garde war als General-Commiſſarius die Policei in der Hauptſtadt und im ganzen Königreich anvertraut worden, und dieſer unternahm es, zu Liſſabon drei in gleichem Grade ſchwierige Dinge auszuführen, nämlich die Ausrottung der herrenloſen Hunde, die Reinigung der Stadt und die Wiederherſtellung des Pflaſters in derſelben. Es giebt zu Liſſabon eine eben ſo große Menge von Hunden als zu Cairo. Dieſe Thiere haben zu mehreren Hunderten die verſchiedenen Quartiere dieſer ungeheuren Stadt unter ſich vertheilt, und es herrſcht dabei eine ſolche Ordnung unter ihnen, und ſie handhaben dieſelbe mit einer ſolchen Strenge, daß wenn einer von ihnen ſein Quartier verläßt und ſich in ein anderes begiebt, er unfehlbar von den Hunden dieſes letztern zerriſſen wird. Dieſe abgemagerten, größtentheils räudigen Thiere, gewähren einen höchſt ekelhaften und wirklich abſcheulichen Anblick; aber demungeachtet hängt das Volk an ihnen, und zwar nicht nur weil es eine abergläubige Idee mit ihrer Erhaltung verbindet, ſondern weil es ſie für ſchlechterdings nothwendig hält, um den Unrath zu verzehren, womit die Straßen, ſobald die Nacht anfängt einzubrechen, bedeckt werden, und um die krepirten Thiere, an deren Wegſchaffung niemals gedacht wird, aufzufreſſen. Am Tage machen dieſe häßlichen Beſtien alle Pferde in den Straßen ſcheu, indem ſie dieſelben Schaarenweiſe verfolgen, und des Nachts gereichen ſie nicht nur durch ihr unabläſſiges Bellen zu einer unerträglichen Beſchwerde, ſondern ſie ſind auch für alle diejenigen Perſonen, die genöthigt ſind, zu Fuß auszugehen, äußerſt gefährlich. Sie haben ſogar zu wiederholten Malen die franzöſiſchen Patrouillen in großer Menge wüthend angegriffen. Da nun aber die Franzoſen eine ordnungsmäßigere Policei in der Stadt eingeführt, und die Hunde alles oben erwähnte Futter verlohren hatten, ſo blieb nichts übrig, als ernſtlich auf Mittel, ſie gänzlich auszurotten, bedacht zu ſeyn. Es wurden deshalb eine große Menge von Mehlklöſen, mit Arſenik vermiſcht, verfertigt, und in den verſchiedenen Quartieren der Stadt ausgeſtreut, allein ſo ſtark auch die Doſis in dieſen Klöſen war, ſo brachten ſie doch keine andere Wirkung auf die Hunde hervor, als daß ſie tüchtig abführten. Es war nun kein anderes Mittel zu ihrer Ausrottung mehr vorhanden, als ſie todt zu ſchlagen. Da aber dieſes, des Volkes wegen, nicht öffentlich geſchehen konnte, ſo brachte man es nicht weit damit, und faſt die Geſammtheit dieſer Beſtien iſt nach wie vor im ruhigen Beſitz von Liſſabon geblieben. Ein Unterofficier von der Policeiwache, der aus Zuneigung zu dem Verfaſſer, und um die Störung ſeiner Nachtruhe zu vermindern, den erhaltenen Policeibefehl mit einem beſondern Eifer ausführte, und auch wirklich ſchon eine große Anzahl von den Hunden in ſeinem Quartier umgebracht hatte, wurde meuchelmörderiſcher Weiſe ermordet. — Die Reinigung der Straßen, eine größere Aufgabe, als die der Ställe des Augias, und die Wiederherſtellung des Straßenpflaſters in derſelben, hatten dagegen den beſten Erfolg, und gingen mit einer Schnelligkeit von Statten, die Bewunderung und Erſtaunen erregte. Man brachte die großen Schutthaufen hinweg, womit die Straßen und öffentlichen Plätze noch von dem Erdbeben im Jahr 1755 her verſperrt waren, und durch welche mit genauer Noth ein ſchmaler Durchweg gebahnt war; man ließ ganze Berge von Unrath, Steinen und Schutt wegfahren und ins Meer werfen. Seit Jahrhunderten hatte ſich dieſer Unrath immer mehr aufgehäuft, und die Einwohner der Stadt hatten nichts weiter dabei gethan, als daß ſie ordentliche Gänge, wie Laufgraben, in dieſelben einhauten, um einen Zugang in die Häuſer, die unter dieſen Schutthaufen faſt gänzlich begraben lagen, offen zu erhalten. Auch das Pflaſter wurde, wenigſtens in den Hauptſtraßen, nach und nach wieder hergeſtellt. Ganz unbegreiflich iſt es aber, daß eine ſo große, ſo volkreiche und ſo äußerſt ſchmutzige Stadt, die in einem ſo heißen Klima liegt, und alljährlich von fünf Monaten einer gänzlichen Ueberſchwemmung zu ſieben Monaten der Austrocknung übergeht, nicht häufig von verheerenden Epidemieen heimgeſucht wird. In jeder andern Stadt, wo man alle Arten von Unrath in die Straßen würfe, und wo man alles krepirte Vieh vor den Häuſern und auf den öffentlichen Plätzen verfaulen ließe, ohne jemals an Reinigung zu denken, würde die Peſt nicht lange ausbleiben, beſonders im Sommer; allein zu Liſſabon ſcheint die Luft ganz unverderblich zu ſeyn, und dieſer unausſprechlich hohe Grad von Unreinlichkeit bringt daſelbſt, in Vergleich mit den Uebeln, die eigentlich davon zu befürchten wären, nur ſehr wenige nachtheilige Wirkungen hervor. Zwar iſt allerdings des Morgens der Geſtank in den Straßen faſt nicht aufzuhalten. Allein im Winter überſchwemmen die Regengüſſe, ſtromweiſe die Stadt, und waſchen alle Straßen rein, und im Sommer ſind einige Stunden Sonnenſchein hinreichend, um alles zu verzehren, ſo daß ſchon mehrere Stunden vor Mittag nicht der geringſte Geruch mehr zu bemerken iſt. Die unangenehme Folge hat es jedoch, daß die ausgetrockneten Unreinigkeiten ſich in einen ſcharfen, freſſenden Staub auflöſen, der die Augen angreift und der Hauptgrund von der großen Anzahl von Blinden zu Liſſabon iſt. Dieſes äußerſt geſunde Klima bringt noch zwei höchſt merkwürdige Erſcheinungen hervor, die angeführt zu werden verdienen. Die erſte iſt, daß man daſelbſt auch während der größten Sommerhitze keinen brennenden Durſt empfindet, und die zweite, daß man kein Beiſpiel hat, daß ein Hund wäre toll geworden. — Der General Junot, Herzog von Abrantes, gab ſich alle mögliche Mühe, um die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, und die Portugieſen zu überzeugen, daß die Franzoſen für die Gegenſtände der Religion eben ſo viele Ehrfurcht hätten als ſie. Eine Menge Polizei-Maaßregeln und viele Befehle an die Truppen zweckten hierauf ab. Zum Beweis davon diene der folgende Vorfall. Der Herzog hielt einmal auf einem öffentlichen Platze Muſterung über die Garniſon, und die einzelnen Regimenter waren in kleinen Entfernungen von einander Colonnenweiſe aufmarſchirt, ſo daß der ganze Platz dicht von ihnen bedeckt wurde. Die Muſterung hatte kaum angefangen, ſo kam ein Prieſter mit dem heiligen Sacrament in Begleitung einiger Perſonen, um über den Platz zu gehen. Sogleich ließ der Herzog die Truppen in gedrängte Schlachtordnung zuſammen rücken, alle Linien auf das eine Knie niederfallen und alle Trommeln rühren. Als der Prieſter quer über den Platz gegangen war, was einen höchſt imponirenden Anblick gewährte, ſo gab der Herzog dem heiligen Sacrament eine Ehrenwache von 25 Grenadieren mit, die es ſo lange begleiten mußten, bis es wieder in die Kirche, aus der es abgeholt worden, zurückgekehrt war. Dieſes Benehmen gewann ihm die Herzen vieler Einwohner.

Ein Schreiben Napoleons.

In dem ſo eben erſchienenen zweiten Hefte der Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte, durch deren Herausgabe einige Officiere des königl. Preußiſchen Generalſtabes ſich verdient machen, ſtehen auch 24 Origin Briefe aus der erbeuteten Brieftaſche eines fra zöſiſchen Marſchalls, unter dieſen mehrere von N poleon ſelbſt. Wir haben den 23ſten aus, den am 15. October 1813 an den Herzog von Tar geſchrieben, und aus dem erſichtlich, wie wenig noch ahnte, daß die Nemeſis ihm ſchon auf d Ferſe ſaß.

„Mein Vetter! der Feind hat geſtern m 80000 Mann den König von Neapel ſechsmal a gegriffen, iſt jedoch überall zurückgeſchlagen w den. 80 Stück Geſchütz haben gefeuert. D fünfte Cavallerie-Corps, zum Theil aus Reite beſtehend, die aus Spanien gekommen, hat ſchönſten Attaken gemacht. Der König von Ne pel hat nicht allein ſeine Stellung behauptet, ſo dern ſogar dasjenige Terrain wieder eingenomm welches er, um ſeine Stellung zu concentriren, der Nacht verlaſſen hatte. Um 4 Uhr Nachmitta begann der Feind eine rückgängige Bewegung zu machen. In der Nacht ſah man einige Feuer. Es iſt erſt 8 Uhr morgens, und die Recognoſcirungen gehen vorwärts ohne etwas zu finden. Hat der Feind eine Defenſiv-Stellung eingenommen, um eine Schlacht anzunehmen? oder hat er ſich zurückgezogen, als er ſah, daß wir bereit waren ihn zu zermalmen? (écraser) in einigen Stunden werden wir das erfahren. Auf jeden Fall marſchiren Sie auf Taucha, das wird die Straße rein fegen für das Corps des Fürſten von der Moſkwa, der ſeinen Weg fortſetzen wird. Laſſen Sie mich wiſſen, um welche Stunde Sie zu Taucha werden angekommen ſeyn. Gehn Sie nicht über die Brücke, weil es möglich iſt, daß ich Sie Neuhof umgehen laſſe. Alle Nachrichten ſtimmen überein, daß durch ein mir unbegreifliches Manövre das Corps des Prinzen von Schweden über die Saale gegangen und ſich gegen Merſeburg zieht, ſo daß der Herzog von Raguſa blos Cavallerie vor ſich hat. Wenn dieſes Manövre zum Zweck hat, uns Alle zu fangen, ſo finde ich darin einen neuen Beweiß der Narrheit, den eben jetzt der Prinz von Schweden giebt, weil er unterdeſſen die öſtreichiſche und Wittgenſteiniſche Armee ihren eigenen Kräften überläßt. — Schicken Sie dem Fürſten von der Moſkwa eine Abſchrift von dieſem Briefe. Es iſt nothwendig, daß er ſeinen Marſch in der Richtung die er genommen fortſetze. Zu Schöneberg iſt eine Brücke, auch Eine gegenüber Reutſch. Müſſen Sie zurückgehn um nach Taucha zu kommen, ſo können ſie ſich einer dieſer Brücken bedienen. Wir haben geſtern dem Feinde 1200 Ge ſan[illegible] [illegible] abgenommen. Ich glaube daß wir 4 bis 5000 Verwundete zählen. Und hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme. Reudnitz bey Leipzig, den 15 October 1813 um 8 Uhr morgens.

Napoleon.

In denſelben Denkwürdigkeiten ſind die Nachrichten des Grafen Schulenburg von ſeinen Feldzügen in Sachſen und Polen 1703 bis 1706 fortgeſetzt. Man wird ſich erinnern, daß der verwegene Carl XII. eines Morgens faſt ohne alle Begleitung in das Thor von Dresden hineinſprengte, gradesweges nach dem Schloſſe ritt, den König im Schlafrock überraſchte, ihn nöthigte einen Spazier-Ritt mit ihm um den Wall zu machen, und dann wieder davon jagte, ohne daß man es wagte ihn feſt zu halten. Sobald er aber fort war (erzählt Schulenburg) wurde ein geheimer Rath verſammelt, wo man überlegte, was man hätte thun ſollen. Der ſchwediſche General Stenbock ſchrieb an den ſächſiſchen General Flemming, man wiſſe recht gut wovon in dieſem geheimen Rath die Rede geweſen, man hätte ihn aber ein paar Stunden früher verſammeln ſollen. Carl hatte ſein Quartier in Altranſtädt in dem Hauſe eines Edelmanns, und nicht mehr als 24 Trabanten bey ſich. Oft ritt er in der Gegend herum mit nicht mehr als zwey oder drey Begleitern, gewöhnlich zwey Pagen die noch Knaben waren. Hierauf gründete Schulenburg den Anſchlag ihn zu entführen, hatte auch bereits eines Abends das Quartier des Königs recognoſcirt, und gefunden, daß es nicht einmal ein Wageſtück ſey, denn die Quartiere der übrigen Truppen waren eine Stunde und noch weiter entfernt. Allein die Ausführung unterblieb dennoch, weil der Friede abgeſchloſſen war und Schulenburg die Geſinnungen ſeines Königs nicht kannte. (Die Vorſehung ſcheint Sachſen öfter in eine ſolche Verſuchung führen zu wollen, denn, nach dem Urtheil vieler Sachkundigen, hätte ein raſcher Entſchluß, als Napoleon auf ſeiner Flucht aus Rußland durch Dresden gieng, viel nachfolgendes Unglück abwenden können.) —

Dieſer Heft ſchließt mit einer Betrachtung über die militariſche Lage von Paris bey Annäherung der Preußiſchen und engliſchen Armeen im Jahr 1815. Es hat nemlich ein Franzoſe, in einem ſogenannten Appel aux générations présentes et futures (Berufung auf die jetzigen und künftigen Geſchlechter) behauptet, daß nach der Schlacht von Waterloo die franzöſiſche Armee unter den Mauern von Paris wenigſtens noch 100000 Mann ſtark geweſen, ungerechnet 40000 höchſt muthige National-Garden; daß hinter der Loire noch eine Menge Truppen ſtanden um jene zu unterſtützen; daß die engliſch-Preußiſche Armee nicht mehr als 60000 Streitbare zählte; daß Blücher, indem er mit 30000 Preuſſen über die Seine gieng, und ſich durch dieſes unbegreifliche Manöver von den Engländern trennte, einen Fehler begieng, der ſich nur dadurch erklären laſſe, daß er mit Fouche und Davouſt im Einverſtändniß, gewiß war nicht attakirt zu werden; daß in Folge dieſer Verrätherey auch der General Excelmanns, nach ſeinem glänzenden Gefechte bey Verſailles, nicht unterſtützt wurde; daß man auf gleiche Weiſe das Aufgebot in Maſſe in Burgund, Champagne u. ſ. w. hinderte; daß man, bey einer ſo kriegeriſchen Nation, nur die unerſchöpflichen Hülfsquellen hätte benutzen dürfen; daß Davouſt bekennen müſſe, entweder der dümmſte oder der verrätheriſchſte General des Jahrhunderts zu ſeyn. und daß endlich der Rückzug hinter die Loire, ohne das proviſoriſche Gouvernement und die Kammern mit zu nehmen, allen Schändlichkeiten die Krone aufgeſetzt habe. — Alle dieſe eitlen, ächt franzöſiſchen Wütigkeiten werden hier Schritt vor Schritt ſiegreich widerlegt, und am Schluß heißt es unter andern:

„Aber es gab eine Menge Krieger die blos um der militäriſchen Ehre willen ſich zu ſchlagen begehrten. Man erlaube uns zu ſagen: das hieße eine große Stadt um einer ſehr geringfügigen Urſache willen in Gefahr ſetzen. Man hat noch nie den Grundſatz aufgeſtellt, und kann es auch nicht, daß der Verluſt einer Schlacht dem Rufe der Truppen nachtheilig ſey, und was hätte es ihnen genutzt, wenn ſie auch einen Vortheil im Felde errungen hätten? ſie waren durch eine, der übrigen überlegene Armee von zwey Seiten umringt. Geſetzt, Einer der beyden Befehlshaber des alliirten Heeres hätte ſich überrumpeln laſſen, ſo konnten die Franzoſen doch nur beyde zugleich angreifen, und Einer ſtand immer bereit den andern zu rächen. Die Verfolgung würde ſich doch nur bis auf einige Meilen von Paris erſtreckt haben, weil, wenn man ſich von Einer Seite zu weit entfernte, die Stadt von der andern bedroht wurde und endlich, wenn, troß aller dieſer bedenklichen Umſtände, die franzöſiſche Armee glücklich geweſen wäre, ſo mußte es doch immer am Ende zu einer Capitulation kommen; denn die Baiern rückten ſchon mit 40000 Mann heran (nicht mit 20000, wie der Verfaſſer behauptet) und die Oeſterreicher waren nur noch 6 Märſche entfernt; dann würde die Capitulation nicht ſo günſtig für Paris ausgefallen ſeyn, als die, welche nun verwilligt wurde.“

Bemerkung.

Wir leſen ſo eben in Nr. 25 der Berliner Zeitung (was denn vermuthlich auch in andern Zeitungen ſtehen wird, die wir nicht leſen) daß etwa „vierzig angeſehne Mitglieder des Frankfurter Leſemuſeums die Directoren aufgefordert haben, dieſes politiſche (?) Wochenblatt aus dem Leſemuſeum zu entfernen, weil die Tendenz dieſer Zeitſchrift allgemeinen Unwillen errege.“ Nun könnten wir zwar in Verſuchung gerathen, auf die vorgeblichen vierzig Mitglieder anzuwenden, was einſt Piron von den Mitgliedern der Pariſer Academie ſagte: Messieurs les quarante qui ont de l'esprit comme quatre; allein wir wollen lieber glauben, daß ſich in obige Nachricht manche Unrichtigkeit eingeſchlichen hat. Es würde z. B. aus ihr folgen, daß es angeſehene und unangeſehene Mitglieder des Leſemuſeums in Frankfurt giebt, welches wir billig bezweifeln. Auch wußten wir ſchon aus Privatſchreiben, daß der geehrte Herr Secretär des Muſeums, Herr Doctor Göndſchen, und der würdige Vorſtand deſſelben, Hr. Pfarrer Kirchner, jene Motion gemacht, ja daß der letztere ſogar den chriſtlichen Wunſch hinzu gefügt hat, den Herausgeber ſelbſt aus Deutſchland zu verbannen; allein wir würden unſern eignen Grundſätzen untreu werden, wenn wir nicht auch die Ultra-Germanen duldeten, ſo wie man in Frankreich die Ultra-Royaliſten duldet. Ob nun die genannten beiden Herrn de l'esprit comme quatre haben? oder ob ihre Zahl wirklich bis auf 40 angewachſen iſt? hat man uns nicht berichtet; wir wiſſen nur ſo viel, daß gerade ſeit jenem Antrage die Zahl der Subſcribenten auf dieſes Blatt ſich in Frankfurt anſehnlich vermehrt hat. Die Tendenz dieſer Zeitſchrift muß alſo doch wohl nicht Unwillen erregen? und gar allgemeinen Unwillen? wie wäre das auch möglich? Die Tendenz iſt: Wahrheit, Rechtlichkeit, Mäßigung, geſunde Vernunft, Toleranz, ächte Frömmigkeit. Welche dieſer Eigenſchaften könnte in dem biedern Frankfurt Unwillen erregen? — Die Ultras werden vielleicht ſagen: was du predigſt, iſt nicht wahr, iſt nicht rechtlich? aber mein Gott, dann ſteht es ihnen ja frei uns zu widerlegen. Wir toleriren ja ihre Meinungen, warum denn ſie nicht die unſrigen?

Merkwürdig bleibt es doch immer, daß vor acht Jahren der König von Weſtphalen die Biene verbot (eine damalige Zeitſchrift des Herausgebers) weil ihre Tendenz allgemeinen Unwillen errege, und daß jetzt aus demſelben Grunde das literariſche Wochenblatt verbannt werden ſoll. Nun iſt bekannt, daß jene Biene eine ächt deutſche Biene war, und nur die Franzoſen ſtach; daher galt auch damals der Herausgeber für einen ächt deutſchen Mann; denn ihm war es von Herzen darum zu thun, daß Deutſchland das franzöſiſche Joch abſchütteln ſolle. Nachdem nun aber dieſes Joch mit Gottes Hülfe abgeſchüttelt worden (das Einzige was wahrhaft Noth that) ſo iſt nunmehr ſein Wunſch, Ordnung und Ruhe in Deutſchland, und ein ſtilles Glück, ſo wie es vor der franzöſiſchen Revolution faſt überall genoſſen worden, (auch in Frankfurt.) Daß dazu durchaus erforderlich ſey — beſonders in großen Staaten — daß das Volk mit regiere, davon kann er ſich nicht überzeugen. Beweißt man ihm aber durch die That das Gegentheil, ſo hat er auch gar nichts einzuwenden, ſondern wird ſich eben ſo herzlich darüber freuen, als Herr Doctor Göndſchen und Hr. Pfarrer Kirchner; denn ihm liegt Deutſchlands Glück, nicht ſeine Meinung am Herzen. Eben ſo iſt es mit der unbeſchränkten Preßfreiheit, deren Heilſamkeit zu bezweifeln, ihn leider die Erfahrung gelehrt hat. Gern will er ſein Unrecht bekennen, wenn dieſe große Lehrerin ihn jemals Lügen ſtraft; allein ihm ſcheint, er habe das letztere gerade jetzt am wenigſten zu befürchten, da wir in einer Zeit leben, wo Alles leidenſchaftlich getrieben, nichts mit Ruhe geprüft wird, und wo keine andere Freiheit der Meinungen gelten ſoll, als die Freiheit Einer Meinung. Gerade ſo machte es die ſpaniſche Inquiſition auch. Damals hieß es: fort damit! ins Feuer! jetzt heißt es; fort damit! unter den Tiſch! und es ſcheint fürwahr, daß man lieber das Erſtere rufen mögte als das letztere, wenn man nur dürfte. — Ey! ey! liebe Herren! Laßt uns doch friedlich neben einander wandeln! wir dulden ja fremde religiöſe Meinungen, warum denn nicht auch politiſche? — Vor kurzem ging das Gerücht, Frankfurt ſolle zur Freiſtatt dienen für Alle, die wegen politiſcher Meinungen verfolgt würden; ein Gerücht, welches wenigſtens nicht vom dortigen Leſemuſeum ausgegangen ſeyn konnte.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nro. 33. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Etikette.

Die unerſchöpfliche Frau von Genlis hat ein neues Werk in zwei dicken Bänden herausgegeben: critiſches und raiſonirendes Wörterbuch der Hof-Etikette und der Weltgebräuche, ſeit dem Tode Ludwig XIII bis auf unſere Tage. Eigentlich ſcheint ſie dieſes Werk nur geſchrieben zu haben, um über Voltaire und die Encyklopädiſten ihre fromme Galle auszuſchütten. Viel weitſchweifiger Wortkram iſt hier zu finden, aber auch mit unter manches recht angenehm unterhaltende. Von dem Letztern theilen wir in alphabetiſcher Ordnung unſern Leſern einiges mit.

Altesse sérénissime, (Durchlaucht.) Dieſer Titel wurde vormals nur Prinzen von Geblüt gegeben; jetzt wird er verſchwendet, gleich dem Monseigneur, welches Frauenzimmer vormals Niemanden gaben, weder im Geſpräch noch ſchriftlich, wenn es nicht ein Cardinal oder ein Biſchof war. Nach dem Umſturz des Thrones modelte man Etikette und Gebräuche nach dem, was man in andern Reichen fand, durch die man verwüſtend zog. Die Durchlauchten, die Excellenzen und die Cammerherrn wurden nun ſo häufig unter uns als in Deutſchland und Italien. Gleich den Tataren, die, als ſie China eroberten, die Gebräuche der Ueberwundenen annahmen, machten es jetzt die Franzoſen. Man ſah in den Tuillerien eine ſeltſame Miſchung fremder Etiketten, und man fügte noch viele Theatergebräuche hinzu. Ein geiſtreicher Mann bemerkte zu jener Zeit, daß die Vorſtellungen bei Hofe eine genaue Nachahmung der Vorſtellung des Aeneas in der Oper Dido wären. Es iſt bekannt, daß, wegen der Coſtums an feierlichen Tagen, ein berühmter Schauſpieler oft zu Rathe gezogen wurde.

Ameublement (Hausgeräth.) Unerfahrenheit und ſchlechter Geſchmack derer, welche die verlaſſenen Hotels und Palläſte neu möbliren mußten, zeigten ſich in tauſend Abgeſchmacktheiten. Statt die Zeuge auf den Mauern auszubreiten, faltete man ſie, und meinte, da viel mehr Ellen Zeug dazu erforderlich wären, ſo ſey das auch viel prächtiger. Um das Anſehn von Durftigkeit zu vermeiden, welches an eine gewiſſe Herkunft hätte erinnern können, gab man allen Möbeln die ſchwerfälligſten, maſſivſten Formen. Da aus den Gärten die Symetrie verbannt war, ſo drapirte man nun auch die Zimmer auf gut Glück; es ſah aus, als ob der Tapezier nicht Zeit gehabt hatte fertig zu werden. Endlich, um zu beweiſen, daß man auch wohl wiſſe was Grazie und Galanterie ſey, befeſtigten Männer und Frauen ihre Bettvorhänge mit Attributen der Liebe, und ſchufen ihre Nachttiſche in Altäre um. Man ſah in Blut gebadete Verſchwörer auf köſtlichen Ruhebetten, die mit Cameen verziert waren, auf welchen Venus und die Grazien prangten; und über ihren Häuptern ſchwebte — nicht das Schwerdt des Damocles — ſondern ein leichter Pfeil oder ein Kranz von Roſen. Im allgemeinen iſt ſeit 20 Jahren nichts ſinnreiches in dieſer Art erfunden worden, und dem Hausgeräthe der reichſten Häuſer mangelte Schicklichkeit, Großartigkeit und Geſchmack.

Amusemens (Vergnügungen). Sie waren glänzend und edel im letzten Jahrhundert. In den Häuſern der Prinzen und reichen Privatleute gab es prächtige Feſte; man ſpielte Comödie und genoß einer vollkommenen Freiheit. Eine Menge Häuſer in Paris waren ſtets offen. In Privatgeſellſchaften muſicirte man, oder ſpielte Sprüchwörter, was (nach der Meynung der Verfaſſerin) weit ſinn- und geiſtreicher iſt, als das Charaden ſpielen. Plötzlich brachten die Anſprüche auf Geiſt die Wiſſenſchaften in die Mode; es wurden im Winter Vorleſungen über Chemie, Phyſik und Naturgeſchichte gehalten; man lernte nichts, aber man behielt einige Worte; die Weiber gewannen einen Anſtrich von Pedanterie, verlohren an Liebenswürdigkeit und bereiteten ſich auf dieſe Weiſe vor, einſt über die Politik zu ſtreiten. — Eine Mode, die immer da geweſen, und wahrſcheinlich auch nie in der großen Welt verſchwinden wird, iſt die zu klagen und ſich zu ſtellen, als ob man der rauſchenden Zerſtreuungen entſetzlich müde ſey. Wenn man die Weltleute hört, ſo ſollte man glauben, ſie trachteten blos nach Zurückgezogenheit, nach einem ländlichen, einſamen Leben. Beſonders ſind die Frauenzimmer unerſchöpflich in Seufzern und empfindſamen philoſophiſchen Redensarten über das Glück der Unadängigkeit und eines ſtillen Lebens. Sie nennen ſich unglückliche Sclavinnen, die wider ihren Willen und ihre Neigungen handeln müſſen. Man ſollte meinen, ſie würden in einer Hütte oder Höhle weit glücklicher ſeyn. Sie gehen in's Schauſpiel, aber ſie finden die Comödie fade, die Oper langweilig, die Komiker erbärmlich; nie werden ſie geſtehen, daß ſie haben lachen müſſen. Indeſſen haben ſie doch Logen oder leihen deren unaufhörlich. Werden ſie zu einem großen Diner eingeladen, welch ein Jammer über die Nothwendigkeit ſich zu putzen und über die tödliche Langeweile des Repräſentirens. Und doch bringen ſie 3 bis 4 Stunden an der Toilette zu, und ruiniren ſich in Shawls, in Kleidern und kleinem Putzwerk. Kommen ſie heim vom Ball oder von einem Feſte, welche Erſchöpfung! Welche Ausrufungen über das Gewühl, das Gedränge, den Staub, die Hitze! Alles wird getadelt, und doch hatten ſie ſelbſt um Einlaßkarten ſich alle Mühe gegeben, und thun es bei der erſten Gelegenheit auch wieder. Statten ſie Beſuche ab, ſo ſind ſie untröſtlich wegen der verlohrnen Zeit, und doch laufen ſie jeden Vormittag herum und kommen erſt zu Mittag nach Hauſe. Und endlich, geben ſie ſelbſt in ihrem Hauſe Geſellſchaften, welche bittern Klagen über die Beſchwerden! ſie ſind ganz ſteif davon geworden, ſie haben Kopfſchmerzen u. ſ. w. Alles durch die traurige Nothwendigkeit die Honneurs zu machen. — Mütter, die erwachſene Töchter haben, behaupten, daß ſie nur um deren willen ſich putzen, ungefähr ebenſo wie die Töchter ſelbſt geputzt ſind, u. ſ. w.

Baptème. (Taufe.) Vor der Revolution empfingen die Prinzen von Geblüt im Augenblick ihrer Geburt die Nothtaufe in demſelben Zimmer, wo ſie das Tageslicht erblickten. Ordentlich getauft wurden ſie erſt im zwölften Jahre, und jederzeit in der Kapelle von Verſailles, wobei der König und die Königin allemal Gevatter ſtanden. (Die Verfaſſerin meint, dieſer höchſt ſeltſame Gebrauch ſey daher entſtanden, daß man den Täufling im Alter der Vernunft um ſo empfänglicher für die hohe Ehre habe machen, und um ſo inniger an ſeine Pathen ketten wollen.)

Bienseances. (Wohlanſtändigkeiten.) Dieſe waren von 1792 bis 1800 ganz abgeſchafft; nachher fing man an, einige derſelben wieder hervor zu ſuchen. Man hat in Frankreich junge Weiber von ſehr gutem Ton geſehn, die öffentlich faſt ganz nackend erſchienen, wie die Lacedämonierinnen; die junge Manns-Perſonen duzten! die wenige Tage nach dem Tode ihrer nächſten Verwandten Bälle und Schauſpiele wieder beſuchten, und überhaupt ih Verwandte nicht mehr reſpectirten. Man hat Frauenzimmer in öffentlichen Sitzungen des Athenäum das Katheder beſteigen ſehn, um ſelbſt geſchriebene Werke vorzuleſen, während man in Penſions-Anſtalten junge 15 jährige Mädgen wegen einig Talente in Gegenwart von 300 Zuſchauern krönte. Man hat auf öffentlichen Spaziergängen ſämmtliche weibliche Zöglinge einer Penſion den großen Haufen anlocken ſehn durch Tänze in die Runde und durch Liebeslieder. Man hat erlebt daß Frauenzimmer unter ihrem Nahmen erotiſche Gedichte haben drucken laſſen, die nur von Männern hätten unterzeichnet ſeyn ſollen. Man hat öffentlich Dankbarkeit, Freundſchaft, Redlichkeit, eheliche Treue verletzen ſehn, ohne daß die Verletzenden darum aus der Geſellſchaft verbannt, oder auch nur kälter empfangen worden waren. Die gute Geſellſchaft verwaltet nicht mehr eine Art von Polizey wie ehemals. — Wohlanſtändigkeit iſt nicht Heucheley; ſie iſt eine nothwendige, unerläßliche Achtung für alles rechtliche (honnette.) Sie heiſcht nicht ſchöne Handlungen, ſondern unterſagt blos die Oeffentlichkeit der ſchlechten Handlungen, oder die auffallende, Aergerniß gebende Verachtung alles deſſen, was achtungswerth iſt. — Dahin gehört unter andern die Trauer, deren Länge immer ein Zeichen von der Güte der öffentlichen Sitten war. (?) Seit 30 Jahren hat man ſie ſehr abgekürzt. Vormals trugen die Wittwen bei Hofe an feſtlichen Tagen einen kleinen ſchwarzen Schleier, und während des erſten Jahres ihrer Wittwenſchaft, wurde ihr Schlafzimmer grau tapeziert.

Blanc (fard) (weiße Schminke) Sich weiß ſchminken iſt eine beſchämende Künſtelei, weil man ſie nie eingeſteht. Vor 30 Jahren war es ſehr gebräuchlich, jetzt nicht mehr, weil man ſich auch ſelten mehr roth ſchminkt. Das iſt zu loben. Ueberhaupt ſind die jetzigen Moden, wenn ſie die Sittſamkeit nicht verletzen, weit artiger, bequemer und vernünftiger. Es fehlt nur noch ein Coſtum für alte Frauen. Vormals gab es ein ſolches. Mit 34 oder 35 Jahren entſagte man den Blumen, und mit 50 ſetzte man ein ſchwarzes Häubchen auf; man ergab ſich darein nicht mehr jung zu ſeyn. Jetzt kann man ſich gar nicht dazu entſchließen, man bekränzt ſich noch mit Blumen im 60ſten Jahre. Die vernünftigſten alten Frauen meinen ſchon genug zu thun, wenn ſie keine Roſen mehr tragen; als ob nicht alle Blumen ein Sinnbild der friſchen Jugend wären.

Coiffeurs (Haarkräusler.) Vor 45 Jahren wäre es einer Dame ſehr unanſtändig geweſen, ſich von Männern den Kopfputz machen zu laſſen. Hatten ſie keine Kammermädgen, die es verſtanden, ſo hatten ſie Coiffeusen (Kopfputzerinnen.) Jede, auf ein Gefühl von Anſtändigkeit gegründete, Gewohnheit ſollte erhalten werden; ihr entſagen iſt eine Art von Schimpf. Außerdem iſt zu bedauern, daß die Männer den Weibern ein einträgliches rechtliches Gewerbe entzogen haben, welches ſich weit beſſer für die leztern ſchickte.

Corps baleines (Schnürbrüſte.) Man hat viel gegen die Schnürbrüſte declamirt, die auch würklich, wenn ſie zu eng ſind, ſehr gefährlich ſeyn mögen; ſonſt aber erweitern ſie die Bruſt außerordentlich, indem ſie die Schultern zurückziehen. Man hat bemerkt, daß, ſeitdem man keine Schnürbrüſte mehr trägt, die Bruſtkrankheiten unter den Frauenzimmern weit häufiger geworden ſind. (!) Auch hatten die Schnürbrüſte den großen Vortheil, die Kinder, wenn ſie fielen, faſt vor jeder Gefahr zu ſchützen. (Ohne Zweifel wird unſern Leſerinnen dieſe, bis jezt beiſpielloſe, Vertheidigung höchſt willkommen ſeyn.)

Dame. Dieſer Titel gebührte vormals blos adelichen Frauenzimmern; eine bürgerliche, wenn ſie auch verheirathet war, hieß Mademoiſelle. Das war allerdings albern; aber die bürgerlichen haben ſeitdem Genugthuung dafür genommen, denn vor Richterſtühlen und in Zeitungen hieß es oft: die Frau Montmorency und die Damen der Halle. — Die Königin, die Dauphine und die Prinzeſſinnen von der Königl. Familie hatten jede eine Ehrendame und eine Hofdame (Dame d'atour.) Die übrigen Damen der Prinzeſſinnen hießen Geſellſchaftsdamen, und die der Königin Pallaſtdamen. — Wenn die Prinzeſſinnen an die Königin ſchrieben, lautete die Adreſſe: An die Königin, meine ſouveraine Dame. Wenn der König ein unverheirathetes Frauenzimmer Madam nannte, ſo ertheilte er ihr dadurch das Recht dieſen Titel beizubehalten. Man nannte das: gedamt ſeyn. (être damée)

Decence (Das Geziemende.) — Am Hofe kam das, was ſich ziemt, nicht eher in Abnahme, als nach der Regentſchaft Annen's von Oeſtreich. Die Frauen entblößten die Bruſt mehr; nur die Wittwen beobachteten noch das vorgeſchriebene Coſtum. — Alle Damen hatten Geſellſchafts-Fräulein, oder wenigſtens Stickerinnen bei ſich, denn den Beſuch eines Mannes allein zu empfangen, wenn es gleich ein alter Mann war, ziemte ſich nicht. Frau von Caylus zählte ſchon 36 Jahr und hatte einen erwachſenen Sohn, als Fr. von Maintenon ihr noch in Briefen empfahl, jene gute Sitte nicht zu vernachläſſigen. Wenn die Dame ausfuhr, ſo ließ ſie ſich von zwey Bedienten begleiten, und Abends geſchah es nicht ohne Fackeln, damit es nie weder an Zeugen noch an Licht gebreche. Ließ eine Dame ſich mahlen, ſo ſaß ſie dem Mahler nur für den Kopf; er mogte ſich ein Modell für den Buſen und den Wuchs ſuchen. Mit dem Sturz des Thrones verſchwand das Geziemende ganz. Die Frauen erſchienen im Coſtum der Venus von Medicis und alle Grazien entflohen mit der Schaamhaftigkeit.

Delicatesse (Zartheit.) — Nothwendig verliert eine Nation ſehr an Zartheit durch die unbeſchränkte Preßfreyheit, die ſo viele Pasquille und beſchimpfende Pamphlets erzeugt, deren Menge bald für die Verläumdung unempfindlich machte, und ſo wurde jedes Ehrgefühl weniger zart.

Douceur (Sanftmuth.) Noch vor 40 Jahren galt die Sanftmuth für eine nothwendige und natürliche Eigenſchaft einer Frau. Nach und nach, ſo wie die Schöngeiſterei um ſich griff, wollten die Frauen lieber pikant ſeyn. Das iſt in einer Haushaltung ein ſehr kleines Verdienſt, aber man fing an zu glauben, daß man nur lebe um in Cirkeln zu glänzen. Güte hieß nun Dummheit; ſanft wurde für fade gehalten. So wurden nun alle Frauen pikant, jede nach ihrer Art: die Eine durch Launen, die andere durch Schwermuth, die dritte durch ausgelaſſene Luſtigkeit; andere durch boshaftes Geſchwätz. Keine dachte daran, daß man ſanftmuthig und doch pikant ſeyn könne, ja, daß das eigentlich die einzige Art iſt es wirklich zu ſeyn. Pikant ſeyn hieß am Ende nichts anders als: fantaſtiſch oder boshaft ſeyn. Beſſer klang vormals: ſie beſitzt Grazie, ſie iſt reizend.

Etikette. Auf Bällen beſtimmten die Königin und die Prinzeſſinnen ihre Tänzer, und bei dieſer Wahl entſchied nicht die Geſchicklichkeit im Tanz, ſondern der gute Ruf und daß der Tänzer was man nennt sans consequence (unbedeutend in gewiſſer Hinſicht) war. Im Tanze ſelbſt durfte nie der Tänzer die Hand ausſtrecken um die der Prinzeſſin zu empfangen, denn das hätte anmaßend ausgeſehn; ſondern nur die Hand reichen, wenn die Dame ihn dazu aufforderte, denn alsdann gehorchte er blos einem Befehle. (!) Ohne den König ſpeiſte die Königin nie mit Männern. Auch die Prinzeſſinnen beobachteten dieſe Decenz. — War man behandſchuht und wollte einer Prinzeſſin etwas überreichen, ſo mußte man den Handſchuh ausziehen. — In Gegenwart der Prinzen von Geblüt gab man ſich keine Freundſchaftsnahmen, umarmte ſich auch nicht, noch weniger wagte man, ſich zu duzen, was man auch nicht einmal vor Frauenzimmern that. — Spielte man Karten mit der Königin, (oder den Prinzeſſinnen), ſo war die Sitte, daß man bei jeder Karte, die man ihr gab ſich ein wenig vom Stuhl erhob und mit der Hand eine Verbeugung andeutete, ſo lange bis ſie es verbot. — Die Königin bat nicht zum Balle, ſondern ſie lud ein; man begleitete ſie nicht, ſondern man hatte die Ehre ihr zu folgen. — Wollte ſie trinken, ſo überreichte der Cammerdiener das Glas Waſſer der Ehrendame, dieſe der Königin (oder Prinzeſſin) und alle die übrigen anweſenden Damen ſtanden auf. (?) — Den Beſuch von Cardinälen empfingen die Prinzeſſinnen nur auf dem Bette liegend, um nicht nöthig zu haben, ſie beim Weggehn zu begleiten. Die Cardinäle gingen aber nicht eher, bis ſie zweimal von der Prinzeſſin den Titel Eminenz empfangen hatten. (!) Die Geſandten fremder Mächte gingen nie zu den Prinzen von Geblüt, weil ſie Anſprüche auf eine Etikette machten, welche die Prinzen ihnen nicht zugeſtanden. — Am Abend der Vermählungsfeyer eines Prinzen, reichte der König ihm das Hemd, die Königin der Neuvermählten, die ſich in Gegenwart aller Hofdamen auskleidete und zu Bett legte, worauf die Bettvorhänge zugezogen wurden. Dann kam der Prinz im Schlafrocke, begleitet vom Könige und allen Prinzen. Er legte ſich zu Bett und der Großalmoſenierer ſprach den Segen. Unvermählte Prinzeſſinnen waren bei dieſer Ceremonie nie gegenwärtig. — Wenn die Prinzen oder Prinzeſſinnen ausfuhren und auf der Straße dem heiligen Sacrament begegneten, ſo ſtiegen ſie aus und knieeten auf das Pflaſter. — Am grünen Donnerſtage wuſch der König 12 armen Knaben die Füße und die Königin 12 armen Mädgen; wobei die Prinzen und Prinzeſſinnen die Servietten und das Waſſer trugen. — Jeder Prinz hatte einen ſchönen Geiſt in ſeinem Hauſe, der nach der Tafel in den Speiſeſaal kam und Eis mit aß. Doch nur ſtehend. Eben ſo erſchien er Abends im Billardzimmer, durfte aber auch hier ſich nicht ſetzen. — Man ſpeiſte zu Mittag um 2 Uhr und nach dem Eſſen wurde ein gutes Buch vorgeleſen. Die Kunſt gut vorzuleſen wurde ſo hoch geachtet, daß man bei den berühmteſten Schauſpielern, Le Kain, Mole u. ſ. w. Unterricht nahm. (Die Fortſ. folgt.)

Preßfreiheit.

Herr Profeſſor Krug zu Leipzig hat der Bundesverſammlung eine Schrift gewidmet: Entwurf zur deutſchen, und Darſtellung der engliſchen Geſetzgebung über die Preßfreiheit. Wir haben uns gefreut, daß ein ſo gelehrter und wackerer Mann, den wohl Niemand unter die Obſcuranten zählen wird, in ſo mancher Anſicht mit uns übereinſtimmt. „An ſich möchte es wohl wünſchenswerth ſeyn" (ſagt er, und wir ſagen es auch) „daß auch in Deutſchland wie in England völlige Cenſurfreiheit und bloße Verantwortlichkeit der Schriftſteller vor Gerichte, und zwar vor einem Schwurgerichte (jury) ſtatt fände. Aber dahin kann und wird es, wie die Sachen jetzt ſtehen, in Deutſchland noch nicht kommen, aus Gründen, die ich hier wohl nicht zu entwickeln brauche. Wenn auch einzelne deutſche Regierungen dazu geneigt ſeyn möchten — wie denn Einige dieſe Geneigtheit bereits thätlich bewährt haben — ſo findet dieß doch nicht überall ſtatt. Und daran ſind leider zum Theil unſere Schriftſteller ſelbſt Schuld, (nicht zum Theil, ſondern ganz) indem Manche von der ihnen verliehenen Freiheit auf der Stelle einen Gebrauch machten, der, wenn auch gerade keinen böſen Willen, doch einen großen Mangel an Takt für das Schickliche verrieth und daher die Sache ſelbſt jenen Regierungen verleidete. Was ich hier meine, wird man hoffentlich ohne Kommentar verſtehen." (O ja wohl!)

Der Hauptgedanke des Verfaſſers (den auch wir geäußert haben) iſt, daß gänzliche Cenſurfreiheit nur ſolchen Männern zugeſtanden werden ſolle, zu welchen der Staat aus guten Gründen Vertrauen hat. „Dadurch, daß die Cenſurfreiheit von den Schriftſtellern durch eigenes Verdienſt erworben und durch eigene Schuld verloren werden kann, haben wir zweierlei beabſichtet, Einmal, das Ehrgefühl unſerer Schriftſteller ins Spiel zu ziehen, damit ſie ſich von ſelbſt des Mißbrauchs der Preſſe enthalten, und zweitens, die deutſchen Regierungen zu veranlaſſen, daß ſie den vaterländiſchen Schriftſtellern in dem Maaße mehr Preßfreiheit geſtatten, als jene derſelben würdiger ſind. Steht es ſonach in der Macht des Schriftſtellers, ſich von der Gewalt des Cenſors zu emancipiren, ſo muß es forthin ein Ehrenpunkt der Schriftſteller ſeyn, cenſurfrei zu werden und auch zu bleiben, und der cenſurfreie Schriftſteller muß es als die höchſte Strafe betrachten, ſich wider unter die Vormundſchaft des Cenſors geſtellt zu ſehen." (Gerade das war auch unſere, in einem der vorigen Blätter aufgeſtellte Meinung, wenn es uns gleich nicht gelungen ſeyn ſollte, ſie eben ſo klar und eindringlich vorzutragen.)

In einer Note meint der Verfaſſer, Herr Profeſſor Oken würde „die Eſelsköpfe und andere „Petulanzen, in denen nicht einmal Witz, geſchweige „ſittlicher Anſtand iſt, von ſelbſt aus der Iſis weggelaſſen haben, wenn das Geſetz ihn mit der „Strafe bedroht hätte, daß er einen Cenſor zum „Vormund bekommen ſolle.“ Wir laſſen ſolches dahin geſtellt ſeyn, ſchließen aber aus eben dieſem ſkandalöſen Beiſpiel, daß der Staat nicht vorſichtig handeln würde, wenn er, wie Hr. Prof. Krug S. 16 begehrt, die angeſtellten Lehrer in Bauſch und Bogen für cenſurfrei erklärte, „weil „ſie ſchon vermöge ihres Amtes zum gewiſſenhaften „Gebrauche der Sprache und Schrift verpflichtet „wären.“ Dazu war auch Hr. Oken verpflichtet, und doch — ! wir bleiben daher bei unſrer Meinung, daß der Staat nicht ganzen Ständen, ſondern fürs Erſte nur Einzelnen-, des Vertrauens würdig Erfundenen jene Freiheit zugeſtehen ſolle. Noch in manchen andern Nebenpunkten weichen unſere Anſichten von denen des berühmten Verfaſſers ab, doch wollen wir uns gern beſcheiden, daß die ſeinigen die richtigern ſind; genug, in der Hauptſache ſind wir einig: Verbindung der Verantwortlichkeit mit der Cenſur. Iſt die Geſetzgebung über die Preßfreiheit nur erſt auf dieſem Grunde eingeleitet, ſo wird Alles nach und nach in ein Gleiß kommen, in welchem jeder rechtliche Mann ſich frei bewegen wird, ohne in Gefahr zu ſtehen, alle Augenblicke umgerannt zu werden. — Die Gründe, durch welche der Verfaſſer die Anonymität der Recenſenten vertheidigt, haben uns ſehr ſchwach geſchienen. Statt aller Widerlegung verweiſen wir ihn auf Bayle's Neuigkeiten aus der literariſchen Republik, die wohl nach hundert Jahren noch immer als Muſter von Recenſionen gelten können, und deren Verfaſſer ſich nicht verkappte. Der Herr Profeſſor glaubt, die nöthige Unbefangenheit im Urtheilen gehe verloren, wenn man ſich nennen müſſe. Wer das fühlt und fürchtet, der muß nicht recenſiren. Wir ſelbſt zeigen eine Menge Bücher an, allein wir thun es jederzeit völlig unbefangen, ohne daß dieſer Gemüthszuſtand uns die mindeſte Anſtrengung koſtete. — Der Verfaſſer meint, es ſey genug, wenn der Redacteur einer gelehrten Zeitung für injuriöſe Recenſionen haften müſſe. Ja, wenn das geſchähe! das geſchieht aber nicht. Beſchwert man ſich bei einem ſolchen, ſo antwortet er ganz höflich: er ſey nicht Schuld daran; er ſey nur Redacteur u. ſ. w. Dann ſteht es Einem frei, eine Antikritik einzurücken. Das koſtet Geld und der Recenſent behält doch das letzte Wort. In allen andern Prozeſſen wechſeln Kläger und Beklagter eine gleiche Anzahl von Schriften, nur vor den Richterſtühlen der lit. Zeitungen darf der Beklagte nicht mehr als Einmal, der Kläger hingegen zweimal ſprechen; folglich iſt der Vortheil auf des letztern Seite, er mag Recht oder Unrecht haben. Soll nun der Beleidigte etwa den Redacteur verklagen, der vielleicht 100 Meilen weit von ihm wohnt? Ach lieber Gott! was wird dabei herauskommen? nichts als Verdruß und Unkoſten! Lieber leidet man Unrecht. Aber es bleibt doch ausgemacht, daß alle ſolche Fälle größtentheils würden vermieden werden, wenn die Recenſenten ſich nennen müßten; einer Menge anderer Vortheile zu geſchweigen, die daraus entſpringen würden.

Zeitſchriften.

Der intereſſanteſte Aufſatz im Februar-Stück der Minerva iſt die, wie es ſcheint aus ſehr guten Quellen gefloſſene, Erzählung der franzöſiſchen Occupation von Heſſen im Jahr 1806. Am Schluſſe heißt es: „Wir überlaſſen der Mit- und Nach„welt über dieſe Waffenthat(?) zu richten. Der „Griffel der Geſchichte iſt zu beſcheiden, ſie bei ih„rem rechten Nahmen zu nennen.“ — Eine beſcheidene Geſchichte wäre eine ſehr abgeſchmackte Geſchichte. Dieſe Muſe darf nur wahr aber nicht beſcheiden ſeyn. Wenn die Peſt vorhanden war, ſo muß die Geſchichte ſagen: das war die Peſt. Ueber Napoleon's bei dieſer Gelegenheit bewieſene Tücke haben wir uns nicht gewundert — ſie war ja eine alltägliche Erſcheinung — aber daß er immer Generäle fand, die ſeine infamen Entwürfe ausführten, das iſt zu verwundern. Man wird einwenden: ſie mußten gehorchen. Aber als Carl IX. ſeine Befehle zu Ermordung der Proteſtanten an die Statthalter in den Provinzen ſchickte, gehorchten mehrere nicht, antwortend, ſie wären keine Henkers-Knechte; und dieſen Ungehorſam haben Mit- und Nachwelt gelobt wie ſich's gebührte. Jener Ueberfall von Heſſen war auch ein Mord, und zwar an einem ganzen braven Volke verübt, und Mortier übernahm ohne Bedenken das Henkeramt. —

Das Ethnographiſche Archiv (2ten Bandes 1ſtes Heft) liefert intereſſante Anſichten von China, nach Ellis bearbeitet. Bekanntlich giebt es ſeit uralten Zeiten eine, in einer chineſiſchen Provinz angeſiedelte, Juden-Gemeinde, deren Stifter lange vor Chriſti Geburt dahin gekommen. Leider hat Ellis keine Gelegenheit gehabt, ſich näher davon zu unterrichten. Das neuſte über dieſen Gegenſtand hat der Pater **Gaubil** mitgetheilt, der den Tempel jener Juden beſuchte und gar nicht die Form europäiſcher Synagogen, ſondern eine Nachbildung des Tempels zu Jeruſalem fand. Ihre alten Handſchriften ſind, bis auf Eine der 5 Bücher Moſis, verbrannt, allein ſie verſicherten, Abſchriften von Allen zu beſitzen. —

Von den **Liu-Kiu**-Inſeln hat uns vor Kurzem die Berliner Zeitung eine reizende Beſchreibung mitgetheilt, doch eine komiſche Anecdote übergangen, die das **ethnographiſche Archiv** nachhohlt. Der Hochbootsmann nehmlich des Schiffes Alceſte hatte ſeine Frau bei ſich, die wohl hübſch ſeyn mag. Ein Großer des Reichs, vermuthlich der König ſelbſt, bot ihr ein glänzendes Loos, wenn ſie bei ihm bleiben, und ihrem Manne Schätze, wenn er ſie abtreten wolle. Bis hierher fanden wir nichts ungewöhnliches. Daß aber der Hochbootsmann mit ſeiner Frau ſich zwey Tage Bedenkzeit ausbaten, und dann erſt erklärten, ſie könnten ſich nicht trennen, das kam uns komiſch vor. Zwei liebende Gatten bedürfen dazu keiner Minute Bedenkzeit; und iſt ihre Liebe von der Art, daß ſie auch nur eine Minute ſchwanken können, ſo thun ſie beſſer auf der Stelle die glänzenden Vorſchläge anzunehmen. —

Die Einwohner von **Manilla**, der Hauptſtadt der Philippiniſchen Inſeln, haben, vermuthlich ohne es zu wollen, eine treffende Satyre auf die damalige Wandelbarkeit der europäiſchen Regierungen gemacht, indem ſie auf ihrem Markte ein **leeres** Fußgeſtell errichteten, beſtimmt für die Bildſäule deſſen, der am Ende die Herrſchaft über Spanien behaupten würde. —

Das zweite Heft der **Miscellen aus der auslandiſchen Literatur** hat ſich der, kürzlich in Paris erſchienenen, Geſchichte des Schiffbruchs der **Meduſa** bemächtigt, die wir freilich ſchon in 20 verſchiedenen Schriften geleſen haben, (denn wenn die Ausländer einen Brocken hinwerfen, ſo fallen die hungrigen Deutſchen immer bei Dutzenden drüber her) die aber hier von zwei Augenzeugen, dem Ingenieur **Sangny** und dem Schiffswundarzt **Correard**, ſehr anziehend mitgetheilt wird. — In denſelben Miscellen haben wir merkwürdig gefunden, daß, nach dem Bericht eines Geiſtlichen, Nahmens **Glover**, die Zahl der Armen in England in demſelben Verhältniß wächſt, als die Taxen — und daß ein Arzt **Maclean**, zu **Hemmung** epidemiſcher und peſtilenzialiſcher Krankheiten, den Vorſchlag macht, alle Quarantainen, Lazarethe und Geſundheits-Polizey-Anſtalten — **abzuſchaffen**. —

Die Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit ſagen uns: daß der Fortſetzer der Johannes-Müllerſchen Geſchichte der Schweitz, **Glutz-Blotzheim**, zwar nicht die Geiſtes-Fülle, Gemüthlichkeit und Genialitat ſeines Vorgängers beſitze, hingegen im ſtrengen Ernſt der Wahrheitsliebe ihn übertreffe. — Sie ſagen uns ferner, daß ein junger Mann, Nahmens **Joſeph Andre**, von Lucern, **Politiſche Denkwürdigkeiten** des Kantons Luzern geſchrieben hat, und fügen hinzu: „wenn jemals der Genius eines neuen Geſchichtſchreibers an den hohen Genius des römiſchen Tacitus mahnete, ſo iſt es dieſer.“ Zwei ſehr wichtige Notizen für alle Liebhaber der Geſchichte! und ohne Zweifel wird durch ſolche Mittheilungen, der Titel dieſer Zeitſchrift gerechtfertigt. Wenn aber in den letzten beiden Heften des vorigen Jahres eine **Luſtreiſe nach München** erzählt wird, in welcher nicht unterlaſſen iſt anzuführen, daß das Vieh, welches auf die Weide getrieben wurde, die Reiſenden durch ſeine Sprünge ergötzte, oder daß das Wirthshaus in **Eſchingen** ſchlecht und ſchmutzig iſt; oder daß der Reiſende in Lindau vergaß, zwei alte Univerſitäts-Bekannte zu beſuchen; ſo ſind das durchaus keine **Ueberlieferungen für die Geſchichte**. Uebrigens wollen wir gern geſtehn, daß dieſer Reiſende, welcher **Ulrich Hegner** heißt, ein geiſtreicher Mann iſt, und um das zu beweiſen, führen wir einige Stellen an. Bei Erwähnung des einzelnen Paſſes, den jeder auch in Geſellſchaft Reiſende haben muß, wenn gleich die ganze Geſellſchaft zu Einer Familie gehört, ſagt er: „was einmal angenommen „worden, und wobei die Büreau's ſich wohl „befinden, wird nicht leicht wieder abgeſchafft, und „ſollte es auch unmittelbar aus dem Napoleoniſchen „Zwangreiche hergekommen ſeyn.“ — „Die neuen Kriege waren nichts gegen den 30 jährigen Krieg, auch ſchon darum nicht, weil ſie nicht verheeren konnten, was nicht mehr war. Und was thaten die Fürſten, um dem Lande wieder zu helfen? Die Gallomanie, der ſie ſich ergaben, war nicht zur Hülfe geeignet, und ſie wurden endlich ſelbſt ein Opfer derſelben. Jetzt haben ſich die Völker Deutſchlands ſelbſt geholfen, wenigſtens von einem drückenden Joche.“ — (In dieſen Anſichten iſt viel

Schiefes; weder Fürſten noch Völker haben ſich ſelbſt geholfen, ſondern ſich wechſelſeitig unterſtützt. Die Völker ohne die Fürſten hätten eben ſo wenig Frankreich beſiegen können, als die Fürſten ohne die Völker.) — „Dieſes Volk (die Franzoſen) hat nicht Grundſätze für das *Leben*, ſondern für den *Tag*; und es iſt noch die Frage, ob ſie ſich nicht beſſer dabei befinden, als wir mit unſern bleiernen Moralitäts-Poſtulaten.“ (Wir bekennen, daß wir das *Vergnügen haben*, den Reiſenden hier nicht ganz zu verſtehn) — „Es iſt mit *Albrecht Dürer* wie mit allen großen Männern, ſie ſind im Zuſammenhange, im Enſemble groß, im Detail iſt die Größe oft ſchwer heraus zu finden, ja das Einzelne ſcheint und iſt oft klein. So wie die Lieder eines Dichters, auch des größten, nicht alle gleich gut ſind, und viele ohne ſeinen Nahmen ganz gemein erſcheinen würden, die dann doch, wenn man ſie in ſeinem Geiſte lieſt, Züge origineller Individualität verrathen. (Uns dünkt, man würde weit richtiger ſagen: es iſt mit *Albrecht Dürer* wie mit allen großen Männern, ſie machen viel Treffliches, aber bisweilen auch etwas Dummes. Durch das Leſen eines Dichters in ſeinem Geiſt, wird das Dumme nicht geſcheit. Aber wir meinen, es gebe kein Volk auf Erden, das, wenn es den *Nahmen* eines Schriftſtellers kennt, ſo mit vorgefaßter Meinung leſe als die Deutſchen, die ſelbſt Alles was ihnen beliebt, in ihre Lectüre hinein tragen; kein Volk, das, zu Bewunderung oder Tadel, ſich ſelbſt ſo *zwänge*.) —

In der Münchner Gallerie macht der Reiſende aufs neue die wahre Bemerkung: „daß ein Kunſtwerk auf welchem das Auge der Menge mit Wohlgefallen ruht, ſo wenig verächtlich ſeyn könne, als ein Volkslied, das durch Städte und Länder ertönt. „Und doch habe ich manchen geſehn, der, in der Anmaßung mehr zu wiſſen als andere, und verführt von dem vornehmen Kunſtgeſpräch unſerer Tage, und der ausſchließlichen Entzückung über *große Nahmen*, kalt da vorüber gehn zu müſſen glaubte, wo ſich die barmherzigen Samariter des Volks intereſſirten. Manchmal mag das auch wohl nur erkünſteltes Weſen ſeyn.“ (Faſt immer) — „Ich verehre die Orakel, aber ich liebe ihre Prieſter nicht, die Alles zu Glaubensſätzen machen. Beſſer irren, als blos nachſprechend entſcheiden. (Sehr wahr!) — „Die Schweitzerſprache nimmt ſich unter Deutſchen gar übel aus. Sie ſteht ſo wenig großen Herren an als armen Sündern. Und ich glaube, wenn wir einen König bekämen, wie müßten Alle damit anfangen hochdeutſch zu ſprechen; denn wie kann man ſich eine ſchweitzeriſche Hofſprache denken!“ —

Das erſte Stück der *europäiſchen Annalen* von dieſem Jahre enthält die Fortſetzung der berüchtigten *Wilſonſchen Skizze* über Rußland, von einem Ueberſetzer, der beſſer gethan hätte, das Werk ſelbſt zu ſchreiben, da ſeine häufigen Anmerkungen beweiſen, daß er weit unterrichteter, weit klüger und weit unpartheyiſcher iſt als ſein Original. Dieſes ſollte, um Gift und Gegengift gleich beiſammen zu haben, nur in den *Annalen* geleſen werden. Zum Beiſpiel hier eine Note über die Neutralität der Schweiz.

„Wer ſich kalte Rechenſchaft über die ſogenannte Neutralität giebt, muß eingeſtehen, daß die verbündeten Mächte ſich als unfähig erwieſen hätten, auch nur den einfachſten logiſchen Schluß zu machen, wenn ſie ſich durch eine ſolche Neutralität hätten täuſchen laſſen. Die Schweiz hatte, nachdem ſie von Frankreich auf's unverantwortlichſte war mißhandelt worden, von Napoleon, da er, wir wiſſen nicht aus welchen Gründen, die Einverleibung der Schweiz noch aufzuſchieben für gut fand, eine leidliche Verfaſſung erhalten, aber auf's Gemäßigſte zu ſagen, unter ſeinem einzigen ausſchließlichen Einfluß. Sie mußte Truppen geben, auf ſeine, nicht auf ihre Bedingungen, wann und ſo viel er wollte, und ſonſt durfte ſie an Niemand, als wenn er es erlaubte, geben. So fochten Schweizer für Napoleon in Spanien und gegen Rußland; die tapfere Gegenwehr der Schweizer an der Bereſina, gehört unter die ſchönen Militär- aber nicht Neutralitäts-Züge. Jetzt waren freilich keine Schweizer unter Napoleons Armee, weil das herrliche Corps faſt ganz in Rußland aufgerieben war, und die Cantone, etwas den Augenblick benutzend, mit der Wiederergänzung zögerten, bis bald darauf ſein eigner Vortheil, oder vielmehr dringende Noth, Napoleon veranlaßten, eiligſt an ein Phantom, genannt Neutralität der Schweiz, glauben machen zu wollen. Dies Phantom wäre, bei verändertem Intereſſe, eben ſo ſchnell wieder verſchwunden. Seine angemaßten, oder unmittelbar von Carl dem Großen auf ihn vererbten Rechte auf die Schweitz, ſprach ja ſchon Napoleons Titel, Vermittler der Schweitz aus, wie die über Deutſchland, der als Protector des Rheinbundes.“

„Wie ſich übrigens zu irgend einer Zeit das Truppen-Verdingen unter eine andre Macht, mit dem wahren Begriff von Neutralität zuſammen reimen läßt, dieß, wir geſtehen es, begreifen wir nicht, und die Macht, die ſolche Truppen gegen ſich fechten ſieht, und die Neutralität des Landes, das ſie giebt, doch anerkennt, thut dieß gewiß nur, ſo lange Schwäche, oder überwiegende Nebenrückſichten es dazu beſtimmen.“ (Die Fortſ. folgt.)

Kleine literariſche Notizen.

Die **Blicke auf den Würtembergiſchen Landtag**, die ſo eben in Berlin herausgekommen, ſind **trübe Blicke**; denn ſie ſagen von dem Verfaſſungs-Entwurf: „Wie oft iſt er ſeit dem Juni verlegt — welche Zuſicherungen deſſelben ſind erfüllt worden? oder wo ſind nur „die Anſtalten, welche Erfüllung derſelben hoffen laſſen? „in wie wichtigen Punkten iſt derſelbe nicht abgeändert worden! u. ſ. w.“ Ob der Verfaſſer mit **klaren Augen** oder durch eine **Brille** geblickt hat, können wir nicht entſcheiden. —

Es iſt bekannt, daß, bei einer großen Maskerade in Berlin, viele ſchöne und vornehme Damen **Hierodulen** vorgeſtellt haben, und daß bald darauf ein Schlaukopf in der eleganten Zeitung aus Herodot und Strabo bewies, die Hierodulen wären Freudenmädchen geweſen; eine Behauptung, die natürlich in den glänzendſten Cirkeln von Berlin eine heftige Gährung erregte. Nun aber hat Hr. Hofrath **Hirt** in einer Schrift, die **Hierodulen**, jenen Schlaukopf einen Sycophanten geſcholten, der zur Unzeit die Schellenkappe aufſetze; einen mauvais plaiſant, der ſeinen Strabo mißverſtehe, und ſonſt keine Quellen kenne; einen Alles beſleckenden Pedanten u. ſ. w. Herr Hofrath **Hirt** beweiſt ſehr gelehrt, daß der Schlaukopf die Hierodulen gewaltig verunglimpft hat, und die Herren **Böckh** und **Buttmann** ſind ihm als Secundanten ſo rüſtig an die Seite getreten, daß wir nun von dem Ungenannten eine förmliche Ehrenerklärung für jene frommen und keuſchen Mädchen, die **Hirt** allein im Sinne hatte, mit Recht erwarten dürfen. —

Es iſt nichts ſo verrückt, was nicht heutzutage auf die Bahn gebracht würde, bloß um etwas Neues, Auffallendes zu ſagen; denn Alles, was unſere Väter gethan, geſprochen, geglaubt und geſchrieben haben, iſt dummes Zeug geweſen, und der liebe Gott hat uns **Eiern** die Gnade erzeigt, uns weit klüger zu machen als die **Hennen**. Einen neuen Beweis dieſes Satzes hat Hr. **Kanne** in ſeinen **Romanen aus der Chriſtenwelt aller Zeiten** geliefert, wo es heißt: „kein Studium tödtet und verkrüppelt mehr den ganzen innern Menſchen, als das Studium der **alten Literatur**, wenn es mit ganzem Ernſt und Eifer betrieben wird.“ Da nun bekanntlich dieſes Studium Jahrhunderte lang von allen guten Köpfen mit ganzem Ernſt und Eifer betrieben worden, ſo folgt, daß alle dieſe guten Köpfe **innerlich getödtete und verkrüppelte Menſchen** waren. —

In einer (recht vernünftigen und mit guter Laune geſchriebenen) **Mahnung an die Zeit**, wird unter andern begehrt, den „mit unleidlicher Kakophonie ſo ſchwerfällig einherſchreitenden **Generalſuperintendenten**-**Titel** abzuſchaffen und die Vorſteher der Kirche künftig **Biſchöfe** zu nennen. —

Den neueſten Nachrichten zufolge ſollen die Deutſchthümler zu Frankfurt **darauf** angetragen haben, dieſes literariſche Wochenblatt **nicht ganz** aus dem Leſe-Muſeum zu verbannen, ſondern nur ihm ſeinen Platz nicht mehr **auf** dem Tiſche, ſondern **unter** dem Tiſche anzuweiſen, und ſeitdem ſollen immer eine Anzahl von Leſern unter dem Tiſche ſitzen, welches Einigen, wegen ihrer Korpulenz, etwas beſchwerlich werden, und für beſuchende Fremde einen drolligen Anblick gewähren ſoll. Uebrigens tritt dieſes Blatt dadurch in die Kategorie der Broſamen, die von des Reichen Tiſche fallen. —

In dem neueſten Stück der **Annalen der Phyſik** theilt der Profeſſor **Erdmann** merkwürdige Erfahrungen über die Strahlenbrechung und ſogenannte Luftſpiegelung in den Steppen des Saratowſchen und Aſtrakanſchen Gouvernements mit, welche er 1813 im Monat Auguſt zur Nachtzeit betreten hatte. „Sobald der Tag anbrach, lag die ungeheure Fläche wie ein Erdmeer ausgebreitet vor uns. Die ungewöhnliche Dürre des Sommers hatte jede Vegetation faſt ganz vernichtet, und es gab keinen Gegenſtand, auf dem das Auge ruhen konnte. Als aber die Sonne höher ſtieg, erblickte ich auf einmal das Bild eines **Waldes** und eines langen vor ihm hinlaufenden **Sees**, beide ſo vollkommen, daß man die Täuſchung nur dann gewahr wurde, wenn beim Fortrollen des Wagens andere dergleichen Bilder hier und da entſtanden und die ältern wieder verſchwanden.“ Bückte man ſich, ſo wurden die Seen größer, die Wälder kleiner, und ſtieg man auf den Wagen, ſo nahmen beide ab oder verſchwanden auch ganz. Kleine Salzſeen ſchienen kaum eine Viertelſtunde weit entfernt, wichen aber zurück, wenn man auf ſie zuging. (Solche Luftſpiegelungen giebt es bei uns in Menge, nämlich in den Köpfen der Deutſchthümler.) —

In denſelben **Annalen** theilt Herr Doctor **Raſchig** eine Beobachtung von **Sonnenflecken** mit, die, nicht wie ſonſt bei ihrem gar nicht ſeltenen Zuſammentreffen zu geſchehen pflegt, in einander floſſen, ſondern einander **bedeckten**, wie ganz deutlich zu ſehen war. Dadurch wird die bisherige, faſt allgemein angenommene Meinung ſehr zweifelhaft, als ſey die Sonne ein dunkler Körper, der in einer Licht-Atmoſphäre ſchwimme, und von dem nur dann und wann Stellen ſichtbar würden, wenn der Körper hier und da von dieſer Lichtmaterie entblößt erſcheine. —

Bekanntlich iſt vor kurzem den Aufſätzen des **Greizer Kalenders** die höchſte Unſittlichkeit vorgeworfen worden. Der Herausgeber deſſelben vertheidigt ſich jetzt in einer kleinen Schrift durch die Anzeige: daß jene Aufſätze theils aus dem **Argus oder Zuſchauer**, einem ſatyriſchen Wochenblatt zur Beförderung der **Moralität** (!), theils aus der Zeitſchrift, der **Antihypochondriacus**, entlehnt ſind; jener ſey mit ſächſiſcher Cenſur in Leipzig, dieſer mit preußiſcher Cenſur in Erfurt erſchienen. Das mag wahr ſeyn, iſt aber eine ſchlechte Entſchuldigung. —

Der **Determiniſt**, vom Profeſſor **Lobethan**, ſoll eine Schrift ſeyn **für Beruhigung und Verſöhnung für gebildete Leſer**. Den letztern Zuſatz müſſen wir leugnen: denn wenn der Leſer erſt durch dieſe Schrift erfährt, „daß in der Menſchenwelt nichts das beſte und nichts das ſchlechteſte iſt, und daß der Himmel von jedem den Gebrauch macht, den er von jedem zu machen für gut fand,“ ſo iſt er — **nicht** gebildet. —

A. W. **Schlegels** Werk über die **dramatiſche Literatur** iſt ins italiäniſche überſetzt und von **Gherardini** mit Noten begleitet worden, in welchen Alles, was **Schlegel** über die italiäniſche Literatur geſagt hat, leidenſchaftlich widerlegt wird. Mit Ruhe tritt hingegen die Bibliotheque universelle zwiſchen beide. Hier einige Stellen: „Schlegels Meinungen ſind weit mehr geeignet, die Geiſter in Gährung zu verſetzen, als ſie zu unterjochen. Er ergiebt ſich offenbar dem Parteigeiſte; er zeigt zu klar, daß er in ſeinen literariſchen Urtheilen ſich eines doppelten Maaßes und Gewicht's bedient.“ — „Er iſt ein blinder Lobpreiſer von **Shakeſpear** und **Calderone**, die man zwar allerdings nicht unſern willkürlichen Regeln, aber doch den ewigen Regeln des Geſchmacks, der Empfindung, der Einbildungs- und Urtheilskraft unterwerfen muß, von welchen ſie ſich nur allzuoft entfernen.“ —

Literariſches Wochenblatt
von Auguſt v. Kotzebue.
No. 34 Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Höfliche Erwiderung auf unhöfliche Anſchuldigungen.

Das Weimariſche Oppoſitions-Blatt hat die Güte gehabt uns zu unterrichten, daß „Kotzebue's Anſichten des politiſchen Zuſtandes von Deutſchland wegen ihrer gänzlichen Unrichtigkeit und Grundloſigkeit nirgend Beifall finden können, und daß es gehofft hat, K. werde das ſelbſt bald einſehen und bekennen: da ſolches aber nicht geſchehen ſey, er vielmehr immer keckere Behauptungen wage, und gewiſſermaßen allem dem Hohn ſpreche, was in unſerer Zeit als der ſehnſüchtige Wunſch des deutſchen Volkes laut geworden, ſo wird er nun gefragt: ob es denn möglich ſey, daß er wirklich nicht ſehe? oder ob er nicht ſehen *wolle*?“

Wenn man dieſen pathetiſchen Eingang lieſt, ſo ſollte man glauben, Kotzebue habe aller Tyrannei das Wort geredet. Zum Glück macht aber der Ankläger ſelbſt dem Beklagten die Rechtfertigung ſehr leicht, indem er die Frage aufwirft: „welches denn die Forderungen und Wünſche der Zeit ſeyen, von welchen K. behaupte, daß blos einige Schreier unter den Schriftſtellern auf ihre Erfüllung drängen?“ und in der darauf gegebenen Antwort findet es ſich, daß K. faſt alle dieſe Forderungen und Wünſche *theilt* und immer getheilt *hat*, und daß der ganze Unterſchied zwiſchen *ſeinem* Glauben und dem Glauben des Oppoſ. Blattes blos *darin* beſteht, daß das letztere annimmt, alle dieſe Dinge müßten noch immer gefodert und könnten nicht anders erlangt werden als durch eine repräſentative Verfaſſung; K. hingegen der Meinung iſt, daß wir ſie entweder ſchon haben, und längſt *gehabt* haben, oder daß ſie auch *ohne* repräſentative Verfaſſung erlangt werden können. Es ſind nemlich folgende:

1) *Gleichheit aller Staatsgenoſſen vor dem Geſetz.* Die brauchen wir nicht erſt zu *wünſchen*, denn wir *haben* ſie ſchon. *Friedrich* II. war gewiß ein unumſchränkter Monarch, und er ſetzte einen Groß-Canzler ab, weil er wollte, daß ein *Müller* vor dem Geſetz eben ſo viel gelten ſollte als ein *Edelmann*. Ob *Friedrich* damals irrte, darauf kommt es hier nicht an; genug, den Grundſatz ſprach er aus. Daß auch der jetzige König dieſen anerkennt, hat er oft genug bewieſen. Ueberhaupt, wenn es noch deutſche Staaten giebt, in welchen die Bürger *nicht* gleich ſind vor dem Geſetz, ſo ſind das ſeltne Ausnahmen.

2) *Gleiche Beſteuerung.* Die hat Kotzebue nie angefochten, ſondern nur geäußert, daß die *Verwilligung* der Steuern vom Volke abhängig zu machen, bedenklich ſey, und das iſt ſchon von gar vielen geſcheiten Männern behauptet worden.

3) *Repräſentative Verfaſſung.* K. hat mehr als Einmal mit dürren Worten erklärt, daß er keineswegs die Vortheile derſelben verkenne; daß er ſie nur nicht zum Glück der Völker durchaus *nothwendig* halte; weil er der Meinung iſt und bleibt: nur diejenige Regierung ſey die beſte zu nennen, die am beſten verwaltet wird, gleichviel unter welcher Form. Eine reine Monarchie, mit den bisherigen Landſtänden und unabhängiger Juſtiz, ſcheint immer eine der beſten Formen zu ſeyn.

4) *Verantwortlichkeit der Miniſter.* Die iſt wiederum nichts neues. Wir haben es in Deutſchland oft genug erlebt, daß Miniſter in Ungnade gefallen, abgeſetzt, verwieſen, auf die Feſtung geſchickt, wohl gar enthauptet wurden, warum? weil ſie *verantwortlich* waren; wem? dem Fürſten als *Wächter des Staats*, folglich im Grunde dem Volke ſelbſt.

5) *Preßfreiheit.* Ueber dieſe, wenn ſie *unbeſchränkt* ſeyn ſoll, iſt K. freilich anderer Meinung; dazu haben ihn die traurigen und ekelhaften Erfahrungen der neueſten Zeit *gezwungen*, und nicht ihn allein, ſondern ſogar bisherige Vertheidiger derſelben, wie das O. B. wohl weiß.

6) *Auswanderungs- und freies Abzugsrecht unter allen deutſchen Bundesſtaaten*

7) *Gleichheit der politiſchen und bürgerlichen Rechte aller Glaubensgenoſſen, welche die politiſchen und bürgerlichen Pflichten erfüllen.* Gegen beide Punkte hat K. nie das mindeſte eingewandt. Sie beſtehen auch bereits in mehreren Staaten, ohne daß zuvor nöthig geweſen wäre, eine repräſentative Verfaſſung einzuführen.

8) Verminderung ſtehender Heere. Iſt allerdings zu wünſchen, aber auch den Fürſten zu überlaſſen, die gewiß nicht ohne Noth ſie unvermindert laſſen werden, denn Soldaten koſten viel Geld und das Geld iſt rar. Es iſt zum Exempel bekannt, daß der Kaiſer von Rußland, der doch ein unumſchränkter Monarch iſt, ſchon ſeit länger als einem Jahr keine Recruten ausgehoben, folglich das Heer vermindert hat, ohne daß ein Schriftſteller ihn daran zu erinnern brauchte. In Deutſchland mögten wir den Rath doch nicht verantworten, die ſtehenden Heere zu vermindern, in einem Augenblicke, wo die Rachedurſtigen Franzoſen die ihrigen ſo anſehnlich vermehren.

9) Einführung nationaler Miliz. Dieſer Punkt iſt nicht von K., wohl aber von Männern die das Kriegshandwerk verſtehen, erörtert und nur unter gewiſſen Modificationen gebilligt worden.

10) Freiheit des Handels u. ſ. w. Verſteht ſich. K. hat nie dagegen geſprochen.

11) Anerkennung des Grundſatzes der Wechſelſeitigkeit bei allen Verhandlungen europäiſcher Staaten. Darüber hat K. nie ein Urtheil geäußert, und meint, dieſer Grundſatz werde ohnehin von jedem Fürſten in Ausübung gebracht werden, wenn er die Macht dazu hat. Wo aber die Macht fehlt, da wird auch der Grundſatz, trotz aller Conſtitutionen und aller Schreyer, oft verletzt werden, jetzt wie vormals und künftig.

12) Zuſammentretung eines europäiſchen Congreſſes. Das iſt verzweifelt undeutlich ausgedrückt. Ein Congreß muß ohnehin zuſammen ſeyn, ſo lange er ein Congreß iſt. Doch davon abgeſehen: K. hat nie ein Wort über einen ſolchen Congreß geſprochen, ob er gleich der Meinung iſt, daß ohnehin die ſämmtlichen europäiſchen Mächte durch ihre wechſelſeitigen Geſandten in einem immerwährenden Congreß begriffen ſind.

Das wären alſo die Wünſche des deutſchen Volkes, welchen Allen K. gewiſſermaßen ſoll Hohn geſprochen haben! Er, der von den meiſten dieſer 12 Punkte entweder gar nicht, oder beifällig geſprochen, und nur zwei derſelben wirklich beſtritten hat, nemlich die Nothwendigkeit einer repräſentativen Verfaſſung (nicht das Gute der Verfaſſungen ſelbſt) und die unumſchränkte Preßfreiheit. Durch jene gehäſſige Anſchuldigung hat folglich das D. B. der Wahrheit Hohn geſprochen.

Es iſt gewiß eine treffliche Sache um eine gu Conſtitution, aber man ſoll nur nicht ſagen, da alles treffliche nur durch ſie, und nicht auch in de reinen Monarchie zu erlangen wäre; und vor allen Dingen ſoll man nicht ſagen, daß die Völker an einer Art von Heimweh nach Conſtitutionen krank liegen. K. will nicht klüger ſeyn als Seneca, der im zweiten Buche de beneficiis (c. xx) ſpricht: — cum optimus civitatis status sub rege justo sit. Aber freilich giebt es heutzutage keinen Studenten, der nicht den Seneca überſähe. —

Niemand kann und wird leugnen, daß, vor der franzöſiſchen Revolution, Deutſchland im Ganzen ſehr glücklich war. Freilich mogten in die deutſche Reichsverfaſſung Mißbräuche und Schlendrian eingeſchlichen ſeyn; aber das war nicht die Schuld der Verfaſſung, ſondern die Schuld der Menſchen, und das alte ehrwürdige Gebäude durfte nur ein wenig reparirt, hie und da ein überflüßiges Thürmchen abgebrochen werden, denn die dicken Mauern trotzten noch Jahrhunderten. Uebrigens wußte jedermann, wo er ſein Recht zu ſuchen hatte, auch allenfalls gegen ſeinen Fürſten. Alſo damals war im Ganzen das Volk zufrieden. Nun kamen Krieg und Elend und fremdes Joch. Da dachte niemand an Conſtitutionen, ſondern Jedermann ſeufzte nur nach Befreiung von Krieg, Elend und fremdem Joche. Der herrliche Augenblick erſchien, wo das Schickſal den Deutſchen vergönnte, das fremde Joch abzuſchütteln, und Alle griffen zu den Waffen. Um Conſtitutionen zu erobern? — Keineswegs! ſondern um ihre Fürſten und ſich ſelbſt von franzöſiſchen Ketten zu befreien. Denn in einer Reihe von ſchmachvollen Jahren hatte der franzöſiſche Uebermuth die deutſchen Gemüther dermaßen empört, daß es durchaus keines andern Antriebes bedurfte, um die Deutſchen gegen den Feind zu führen. Und hätten die Monarchen, indem ſie ihre Unterthanen zu den Waffen riefen, auch kein anderes Wort geſagt als: Kommt! es gilt Erlöſung vom Frankenjoche! warlich! es würde nicht ein einziger Mann weniger unter die Fahnen getreten ſeyn. Man leſe auch nur die Flugſchriften, Reden, Lieder u. ſ. w. von 1813, man wird überall Haß und Wuth gegen die fremden Unterdrücker, und nirgend ein Wort von Conſtitutions-Hoffnungen finden.

Darum ſind auch die Redensarten ſo abgeſchmackt, die man ſeit einigen Jahren immer wieder hören muß: wofür haben wir gefochten! wofür unſer Blut vergoſſen? — Ey zum

Henker! um keine Sklaven von Frankreich zu ſeyn. Oder: was haben wir gewonnen? — Unverſchämte Frage! Ihr habt gewonnen, daß Ihr Eures Lebens, Eures Eigenthums wieder froh werden dürft; Eure Söhne nicht mehr in Buonaparte's Dienſten hinopfern müßt; Eure Nationalehre habt Ihr gerettet; Ihr dürft wieder deutſch reden und denken; kurz, unzählig ſind die erkämpften Vortheile, und Ihr fragt noch: was haben wir gewonnen?! Ja, es giebt ſogar Leute, die ſich nicht entblöden zu drohen: wenn jemals die Fürſten in Noth das Volk wieder brauchen wollten, ſo würden ſie taube Ohren finden! — taube Ohren! wenn jemals wieder von Befreiung des Vaterlandes aus fremdem Joche die Rede wäre? — Pfuy! wer möchte ein Deutſcher ſeyn, wenn das nicht Verläumdung iſt?

Alſo kaum vier Jahre ſind es, ſeitdem das Geſchrei um Conſtitutionen in Gang gekommen; vorher hat Niemand daran gedacht; und auch nachher würde Niemand daran gedacht haben, wenn nicht die Fürſten, im Drange der Großherzigkeit, oder weil ſie glaubten, das Motif der Befreiung aus Frankreichs Ketten werde nicht hinreichen die Völker zu begeiſtern, den Gedanken ſelbſt angeregt hätten. Dieſes Gedankens bemächtigten ſich nun gewiſſe Schriftſteller (wohl zu merken, nachdem alle Gefahr überſtanden war,) und bließen mit vollen Backen in jede Bruſt, in der ſie gewiſſe Funken vermutheten, und hatten auch die Freude, viele ſolcher Funken aufglimmen zu ſehen. Der alten Ordnung der Dinge ging es nun wie dem Ariſtides, als er verbannt wurde. Man weiß, daß dieſer Ehrenmann einen Bürger, der auch den Nahmen Ariſtides auf das Unglückstäflein ſchrieb, fragte: „was haſt du gegen ihn?“ — Ich? nichts! antwortete der Bürger: ich kenne ihn gar nicht, aber ich höre ſo viel von ihm reden.

Solche Stimmen ſind es großentheils, auf die gepocht wird. Wir wollen gar nicht leugnen, daß deren Viele ſeyn können, denn es iſt ja kein Mittel unverſucht geblieben, um die Deutſchen zu bearbeiten; und dennoch nimmt Kotzebue wohlgemuth die von ſeinem Gegner ihm dargebotene Wette an. Nicht allein eine Summe Geldes verpflichtet er ſich zu erlegen, wenn er ſie verliert, ſondern ſeinen Kopf obendrein ſetzt er ohne Bedenken auf das Spiel. Nur müſſen wir uns zuvor darüber verſtändigen, auf welche Weiſe die Stimmen geſammelt werden ſollen. Die erſte Bedingung iſt: nicht in einem einzelnen Staate, ſondern in ganz Deutſchland; denn hier gilt es die Stimmen aller Deutſchen. Man muß es nicht etwa machen wollen wie Napoleon, der, als er Luſt hatte Kaiſer zu werden, durch allerley bekannte Künſte ein paar Millionen Unterſchriften erlangte, und nun behauptete, die Mehrzahl habe ſtillſchweigend eingewilligt. Man weiß ja, daß die meiſten Menſchen, entweder aus Furcht oder aus Liebe zur Ruhe, ſchweigen und denken: Eine Stimme mehr oder weniger ändert nichts. Sehr viele ſchweigen auch aus falſcher Schaam und Mißtrauen gegen ſich ſelbſt; wie man es zu machen pflegt, wenn etwa plötzlich ein Dichter, dem man keinen Geſchmack abgewinnen kann, Mode wird, und eine Menge Ton-Angeber in der ſchönen Literatur ihn bis zum Ekel preiſen; da glauben manche, die nicht ſo fühlen, man würde ſie für dumm oder unempfindlich halten, wenn ſie ſich verriethen. Allein die Schweigenden ſtatuirt K. nicht. Alle müſſen ihre Stimmen geben, und zwar auf Ehre und Gewiſſen. Da wird man nun in drei Claſſen ſie theilen können: 1) ſolche, die Conſtitutionen wünſchen; 2) ſolche, die ſie nicht wünſchen; 3) ſolche, die ihren Lebensgang ruhig fortgehn, und weder für noch wider Parthei ergriffen haben.

Wir könnten füglich die erſte Claſſe wiederum in ſolche theilen, die aufrichtig überzeugt ſind, und in ſolche, die blos bei dem neuen perſönlich zu gewinnen hoffen. Die Zahl der erſtern mögte ſehr gering ſeyn. Aber, da man den Menſchen nicht in's Herz ſehen kann, und doch Alle verſichern werden, Volkswohlfahrt ſey ihr einziges Ziel, ſo wollen wir den Gegner darüber nicht ſchikaniren; wir wollen ſogar zugeben, daß die zweite Claſſe vielleicht weniger zahlreich ſeyn würde als die erſte — aber die dritte! da ſtecken die Millionen gegen die wenigen Tauſende!

Man würde vielleicht erwiedern: die verſtehen es nicht beſſer! — Allein mit nichten! Keiner, der ſich unglücklich fühlt, wird gleichgültig bei einer ſolchen Frage bleiben. Läßt er ſich nicht darauf ein, ſo iſt es ein Beweiß, entweder daß er zufrieden iſt, oder daß er von dem Neuen nichts beſſeres erwartet.

Nun wollen wir dem Herrn Gegner ſagen, wo er ſeine Stimmen vermuthlich finden wird; in Ländern, wo die Gemüther ſchon lange aufgeregt worden; in Ländern, wo harte Fürſten regieren, (denn leider giebt es deren noch;) in großen Städten, wo es viele Leſezirkel giebt, oder wo die Beamten, leider auch wohl die Bürger, Abends ihre Frauen allein zu Hauſe ſitzen laſſen und auf die Klubbs gehen, um bei Wein oder Bier über die Tageblätter politiſche Diſcurſe zu führen. Da entſtehen Reibungen, da werden die literariſchen Zündruthen verſchlungen; da eignet man ſich fremde Gedanken an, wenn man etwa ſelbſt keine hat; da gewinnt das Conſtitutions-Geſchrey die Oberhand; theils, weil leider unter 20 Schriftſtellern, die da auf dem Tiſche liegen, kaum Einer für Bedachtſamkeit und Mäßigung ſpricht; theils, weil es die Menge immer kitzelt, wenn man ihr eine Ausſicht öffnet, die Macht der Fürſten oder der Miniſter beſchränkt zu ſehen. Soll alſo die Zählung nur in ſolchen Städten geſchehen, ſo mögte K. verlieren, obgleich doch auch manche große Städte, z. B. Wien, faſt ungetheilt auf ſeine Seite treten würden.

Nun laßt uns aber in die Länder milder Fürſten, in die kleinen Städte, und das platte Land gehen, wohin die Bearbeitung nicht ſo hat dringen können; wo höchſtens hie und da ein Honoratior einen von den neuen Weisheitslappen ſich poſttäglich kommen läßt; wo jeder Bürger, jeder Bauer von ſeinem Herrn nur Gerechtigkeit und Liebe heiſcht, und übrigens in ſtiller Häuslichkeit ſich ſeines Lebens freut — o wie ſchnell wird da K's Stimmen-Regiſter anwachſen!

Nur muß Alles bona fide zugehn, Niemand zuvor von dem was geſchehen ſoll, benachrichtiget werden; denn nichts kann man leichter in Gährung ſetzen als Köpfe, zumal durch Materien die nicht klar ſind. Wir ſchlagen folgende Procedur vor: die Stimmenſammler kommen ganz unvermuthet in eine Stadt oder Dorf — Niemand weiß was ſie wollen — den Bürgern oder Bauern wird angeſagt, ſich zu verſammeln — es geſchieht — hierauf wird ihnen folgende Frage vorgelegt: „Seyd Ihr mit Eurer jetzigen Lage zufrieden?“ In den meiſten deutſchen Ländern wird im Allgemeinen die Frage bejaht werden. Aber Unzufriedene giebt es freilich überall und zu jeder Zeit, und würde es auch dann geben, wenn Moſes neue Tafeln vom Berge Sinai brächte. Alſo Unzufriedene würden einzeln überall hervortreten. Die müßten nun erklären, warum ſie unzufrieden ſind? und da würde es ſich bald finden, daß ſie nicht von der Verfaſſung ihres Vaterlandes, ſondern von irgend einem perſönlich erlittenen Unrecht ſprächen. Solche Unzufriedene gehören alſo keineswegs auf die Liſte der Conſtitutions-Begehrer. Nur dann, wenn auf die Frage: „Seyd Ihr mit Eurer Lage zufrieden?“ die Gemeinden antworten: „Nein, wir verlangen eine Conſtitution“ nur dann hätte K. verlohren; doch auch nicht eher, bis die Gemeinde Mann für Mann die zweyte Frage gnügend beantwortet hatte: „was verſteht Ihr unter einer Conſtitution? — denn ſo viel wird man K. doch zugeben müſſen, daß Menſchen, die nur confuſe oder gar keine Begriffe damit verbänden, ſondern nur irgend einem Wortführer nachbeteten, keine gültigen Stimmen abzugeben fähig ſind. — Alſo topp! unter dieſen Bedingungen iſt die Wette gehalten.

Wir wollen bey dieſer Gelegenheit einer trefflichen Schrift erwähnen: Ideen aus der würklichen Welt über Verfaſſungs-Weſen. Ja, an die würkliche Welt muß man ſich halten, nicht an die Stuben- und Katheder-Welt. Der Verfaſſer ſagt: „Es iſt jetzt gar nicht an der „Zeit Conſtitutionen zu machen, nicht weil die Völ„ker nicht reif, ſondern weil ſie überreif ſind.“ Das iſt in vieler Hinſicht ſehr wahr. Damit ein Volk eine gute Conſtitution habe, iſt es nicht genug daß man ſie ihm gebe, es muß ſie auch vernünftig zu gebrauchen wiſſen; gleichwie ein Menſch, dem die Natur eine treffliche körperliche Conſtitution verliehen, darum doch ſehr ungeſund ſeyn kann, wenn er ſich zerſtörenden Leidenſchaften überläßt. Diejenige Leidenſchaft, die bey den meiſten der heutigen Völker, auch die beſte Conſtitution beſudeln und untergraben würde, iſt die Rechthaberey, die Sucht zu gelten, die Sucht alles beſſer zu wiſſen. Jeder will hinaus über die vorgeſteckte Grenze; Jeder glaubt ſich berufen, mit zu regieren; Jeder will die Conſtitution machen, in Gang bringen und am Ende über ihr ſtehen. Sagte doch ſchon Fouche: „Ich fürchte, daß das Wort Conſtitution, welches ich während meiner Reiſe allenthalben hörte, bei der Mehrzahl nichts anders ſagen will, als die Luſt nicht gehorchen zu wollen.“

Das iſt die verdammte Ueberreife, an der auch die Franzoſen laboriren. Uns mangelt ganz die Ruhe, die Verſtändigkeit, die Ehrenfeſtigkeit, die auf einer vorgezeichneten Bahn ſich abgemeſſen bewegt. Wir dulden weder Zaun noch Zaum. Wir haben nie eigentlich die Sache, ſondern immer nur unſere Meinung im Kopfe, und wer uns die anſtreitet, der iſt ein Dummkopf, ein Obſcurant u. ſ. w. Wohin Ks. Gegner ſteuern, iſt ja ſchon daraus zu erſehen, daß ſie die einfache Vertheidigung der reinen Monarchie ein Verwerfen aller liberalen Ideen nennen, als ob dieſe mit jener gar nicht vereinbar wären; und daß ſie unrecht haben, läßt ſchon ihre Leidenſchaftlichkeit vermuthen, ihr Haß, ihre Verfolgungsſucht, ihre perſönlichen Angriffe, während K. ganz ruhig bei der Klinge bleibt, ganz ruhig ſeine Ueberzeugung ausſpricht, gar nicht ableugnet, daß er auch Unrecht haben könne, aber nur die Erfahrung als Richter anerkennt, und übrigens Gottlob! ſich gar nicht fähig fühlt, jedem anders denkenden, wenn er ſonſt ein braver Mann iſt, freundlich die Hand zu reichen. —

Der Verfaſſer der oben erwähnten Schrift iſt ferner überzeugt „von einer unheilbaren Tendenz „der europäiſchen Volks-Aufklärung zum Jacobinismus“ und beruft ſich auf den Erfolg der nächſten Jahre. Wir bekennen, daß auch wir vor dem Augenblicke zittern, wo etwa ein auswärtiger Krieg dem innern Treiben freyern Spielraum gäbe. Dann würden wir deutſche Marat's und deutſche Robespierre's kennen lernen! — „Ehre dem Deutſchthum!“ ſagt der Verfaſſer, „Ehre wahrer „Deutſchheit! allein die Löwenhaut macht nicht den „Löwen, und es gehört wohl weder ein außerordentlicher Scharfblick noch eine phantaſtiſche Jacobiner-Scheu dazu, um an den Löwengeſtalten „unſerer Demagogen. die Ohrenſpitzen des Jacobinismus zu erblicken.“

„Man ſpricht viel von mündig gewordenen „Völkern, aber zu wahrer Reife und Willenseinheit des verſtändigen Mannes kann das vielköpfige Weſen, Volk genannt, es nie bringen.“

„Um die überbildeten Völker zu beſſern, müßte man ſie erſt vom Egoismus heilen — aber noch „kehrte Niemand zum Stande der Unſchuld zurück, „der Einmal vom verbotenen Baume genoſſen. — „Auch eine neue Völkererziehung wird dieſen Zweck „nicht erreichen, da das Uebel der Sittenverderbniß anſteckender Natur iſt, und die Völker ſich „durch Quarantaine-Anſtalten nicht trennen laſſen. „Die Kinder werden von den Eltern, die Schüler „von den Lehrern verführt.“

„Die Staaten ſind Naturproducte, ſo auch die Verfaſſungen; die Menſchen entwickelten nur was die Natur gegeben. Die Philoſophen kehrten es aber um, ſie wollten die Staaten zum Menſchenwerk machen. Wie dies geglückt, zeigt die franzöſiſche Revolution.“ —

Der einzige ſcheinbare, oder auch haltbare Grund für den Wunſch nach Conſtitutionen, den auch das O. B. geltend macht, iſt die Dauer, die Sicherheit für die Zukunft, die man einzig von dieſer Maaßregel erwartet. Wir wollen gar nicht ableugnen, daß eine gute Conſtitution in der Regel länger dauert, als das Leben eines guten Fürſten, (ob wir gleich auch in Frankreich ein Dutzend Conſtitutionen in wenigen Jahren haben machen ſehen; die jedesmal, indem ſie gemacht wurden, für vortrefflich galten.) Aber auch die beſten Verfaſſungen bleiben doch immer nur ein Räderwerk, das durch Menſchen in Bewegung geſetzt werden muß, und wenn dieſe Menſchen nicht wollen, ſo drehen ſie rückwärts, und wenn es ſtarke Menſchen ſind, ſo brechen ſie auch wohl manches Rad entzwei. England hat eine hoch geprieſene Verfaſſung, und wie oft leſen wir von dort begangenen Ungerechtigkeiten! —

Kurz, wir erkennen gern alles Gute, was in guten Verfaſſungen liegt, aber vor der Hand iſt ein guter Fürſt, der ſchon da iſt, uns eben ſo lieb, als eine gute Conſtitution, die erſt gemacht werden ſoll, und gegen die wir übrigens durchaus nichts weiter einzuwenden haben, als daß wir das Geſchrei der Schriftſteller unanſtändig finden. Das Op. Bl. ſagt ja ſelbſt: die Regenten haben verſprochen — der Bundestag hat verſprochen. — Nun, ſo werden ſie ja auch Wort halten. Warum wird denn immerfort geſchrieen? warum beläſtigt man die Fürſten mit ewigen, oft ſehr bittern Erinnerungen? müſſen denn die Leſer nicht am Ende glauben, daß blos die werthen Perſonen ſich ſelbſt oder ihre Blätter geltend machen wollen? — Ihr habt ja gehört, was der Fürſt Hardenberg kürzlich einer Deputation geantwortet hat; daran haltet Euch und ſchweigt. —

Noch einen Vorwurf muß K. berühren, den das O. B. ihm gemacht hat, nehmlich: er habe behauptet, die Schriftſteller ſchrieen nur, weil ſie ſonſt nichts zu leben hätten. Nicht von Allen, nur von Vielen hat K. dieſe Meinung geäußert, und daß er Recht habe, ergiebt ſich aus folgender Betrachtung:

Die Schriftſtellerei, als einziges Mittel den Lebensunterhalt zu gewinnen, war vor 50 Jahren noch völlig unbekannt. Unter 100 Schriftſtellern fand man kaum zwei, die nicht in öffentlichen Aemtern ſtanden. Daher waren ſie nicht genöthigt, auf diejenigen Materien zu ſpeculieren, durch die ſie den Beutel des Publicums am ſicherſten tributbar machen konnten. Jetzt hingegen, beſteht die Hälfte der Schriftſteller aus freien Vöglein, die keinem Walde angehören, heute hier und morgen dort ſind, auch gar nicht dem Staate in irgend einem Amte dienen wollen, ſondern ſich einzig auf ihren Kopf und ihre Feder verlaſſen. Daraus iſt viel Unheil erwachſen, und mancher gute Kopf für den wahren Nutzen ſeines Vaterlandes verlohren gegangen. Daraus iſt das Schreiben um's liebe Brod entſtanden. In Deutſchland iſt aber das liebe Brod durch Schriftſtellern nur dann zu erlangen, wenn man in's Modehorn bläſt. So hat es K. verſtanden. Wohl hat der Gegner Recht zu ſagen: man müſſe nicht überall eigennützige oder unedle Beweggründe vermuthen; warum verletzt er denn aber ſelbſt dieſen Grundſatz auf der Stelle? warum giebt er denen, die mit K's. Anſichten übereinſtimmen, beſondere Abſichten Schuld? warum nimmt er an: K. urtheile nur ſo, weil ſein Intereſſe nicht mehr an Deutſchland geknüpft ſey? warum denn nicht lieber: K. glaube wirklich was er ſagt? — Immer mutzen die Herren ihm jeden Ausdruck auf, und erlauben ſich doch ſelbſt jede Verunglimpfung. — Ruhig, meine Herrn! ruhig! ohne Leidenſchaft! K. kann irren; aber geſtehn Sie doch wenigſtens die Möglichkeit ein, daß auch Sie irren können. Thun Sie nicht ſo vornehm, als ob dieſer Fall durchaus nicht denkbar wäre. Und vor allen Dingen, keinen perſönlichen Groll! es iſt doch immer nur von einer Meinung die Rede, und Sie ſelbſt fodern ja Freiheit der Meinungen. Ob K. Recht habe oder der Gegner? das kann weder dieſer noch jener entſcheiden. Die Zeit wird es thun. Wohlan! ſo warten wir die Zeit ab, und wandeln unterdeſſen ruhig neben einander, ohne wegen Meinungen einander zu verunglimpfen. —

Schließlich hat es uns, als zur Sache ganz ungehörig, geſchienen, daß das D. B., wir wiſſen nicht aus welcher Quelle, dem Publicum erzählt, K. habe einen aufmunternden Brief erhalten. Da nun aber doch einmal die Rede davon iſt, ſo kann dem Gegner verſichert werden, daß K. ſolcher Briefe nicht Einen, ſondern ſchon bei Dutzenden erhalten hat, in welchen Männer ſeinem Blatte ihren Beifall ſchenken, deren ſehr bekannte Nahmen Deutſchland mit hoher Achtung auszuſprechen gewohnt iſt. K. leugnet nicht, daß ſolche Briefe von ſolchen Männern ihn für manche ſchiefe Urtheile entſchädigen.

Freymaurerey.

Der Herausgeber hat von einem ehrenwerthen Manne, der ein Geiſtlicher und auch Maurer iſt, ein Schreiben erhalten, betreffend das neulich angezeigte, giftige Buch Macbenac, und zugleich die Erlaubniß von dieſem Schreiben öffentlich Gebrauch zu machen, mit dem Zuſatz: „ich bin jederzeit fertig zu vertreten was ich geſagt habe, und „komme, wenn es ſeyn muß, unerſchrocken mit „aufgezogenem Viſier in die Schranken.“

In dieſem Schreiben heißt es nun: „Daß Sie den Verfaſſer des Macbenac nicht härter züchtigen, wie er es wohl verdienen mögte, und ihn blos mit dem Titel Spötter der königl. Kunſt durchſchlüpfen laſſen, nimmt uns nicht Wunder. Um ſein Werk gehörig zu würdigen, muß man ſchlechterdings ihn und ſeine Verhältniſſe näher kennen. Er hat ſich nicht genannt, aber allgemein bekannt iſt es, daß es der Profeſſor Lindner, Lehrer an der Bürgerſchule zu Leipzig, iſt, ein Mann den ich ſelbſt auf dem Stuhl des zweiten Aufſehers in der □ Apollo, mithin als bedeutenden Logebeamten, mit allem Feuer der Beredſamkeit für die gute Sache der Maurerey habe ſprechen hören — und deſſen eindringende Aeußerungen ich nie vergeſſen werde. Dieſer mißbrauchte das Vertrauen, daß man in ihn ſetzen zu dürfen glaubte, ſo abſcheulich, daß er nun denſelben Bund öffentlich an den Pranger ſtellt, für den er noch vor Kurzem einen glühenden Eifer heuchelte. Noch mehr: er bezeichnet — (wir laſſen aus guten Gründen hier einiges weg) — er bezeichnet einen der trefflichſten Männer, unterrichteteſten Maurer, und gewandteſten, herzlichſten Sprecher, einen Mann, deſſen wärmſter Freund zu ſeyn er oft betheuert hat. Was ſagen Sie dazu?“ —

„Auch ich muß zugeben, daß es ihm an maureriſchen Kenntniſſen nicht fehlt, ſonſt hätte er auch zu einem ſo anſehnlichen Logenamte, wie er es geführt, nie für tüchtig erklärt werden können. Allein um ſo nachtheiliger iſt das Licht, welches auf ihn fällt, wenn er gefliſſentlich ſich beſtrebt, gegen ſeine beſſeren Einſichten, Gegenſtände unſers Vereins zu entſtellen, die weder den Sinn noch den Urſprung haben, den er ihnen, nur damit ſie verdächtig werden, unterlegt. Dahin gehört die ganze Vergleichung des Maurerthums und ſeiner Rituale mit dem Jeſuiten-Orden, nahmentlich die empörende Verdrehung des herrlichen Ritus der Kette, S. 23.

„Blos grell! nennen Sie die Schilderung: es herrſcht in den Logen ſo viel Schein u. ſ. w. Sie verdient eine weit ſtärkere Bezeichnung. Wir kennen die Gebrechen wohl, die auch unſer Inſtitut hie und da als ein Menſchenwerk hat; wir ſind weit entfernt ſie abzuleugnen: aber machen ſie denn gerade, wie es nach dieſer giftigen Stelle ſcheinen ſoll, das Weſentliche aus? iſt das Gute nicht überwiegend? muß nicht Herr Lindner, als geweſener Logenbeamte, ſelbſt recht gut wiſſen, daß man unaufhörlich in allen beſſern Logen bemüht iſt, gerade die gerügten Fehler zu verhüten? Die Erfahrung zeugt gegen jenen heilloſen böſen Leumund am beſten. Wären ſolche Mängel wirklich in ſo großer Unleidlichkeit vorhanden, würde denn Herr Lindner der Einzige ſeyn, der ſie nicht länger dulden möchte? Kein aufgeklärter und Tugend liebender, ehrbarer Mann würde nur einen Augenblick länger in einer Geſellſchaft bleiben, wo es wirklich ſo zuginge, wie er es hier darſtellt. Dennoch ſehen wir gerade im Gegentheil die Vernünftigſten, welche einzelne Schwachheiten wohl ertragen können, und die Tugendhafteſten, denen jede moraliſche Schule der Zeitcultur, auch wenn ſie Abends bei Lichte gehalten wird, etwas werth bleibt, der Maurerey ihre innigſte treueſte Anhänglichkeit widmen."

„Aber das iſt uns vorzüglich aufgefallen, daß Sie die Frömmelei des Verfaſſers ſo ganz ungeahndet hingehen ließen. Kennen Sie den Aufſatz in dem Journal für Freymaurerey: über das Verhältniß derſelben zum Chriſtenthume? Er iſt von einem würdigen, chriſtlichen Theologen, der ſelbſt Maurer iſt, und es wird Sie nicht gereuen ihn geleſen zu haben. Erwägen Sie nun, daß Herr Lindner, ein gelehrter Maurer, ihn ohne Zweifel auch geleſen hat; womit will man ihn dann noch entſchuldigen, wenn er den Wahn zu verbreiten ſucht, als ſey es gegen das Gewiſſen eines wahren gläubigen Chriſten, der Maurerey zu huldigen? — hätte Er — wenn gleich ein begeiſterter Verehrer und Schüler der Frau von Krüdener als ſie in Leipzig war — nicht überzeugt ſeyn ſollen, daß es eine wohlgeordnete, reine Hochachtung gegen das Evangelium und den Stifter unſerer Religion giebt, bei der man die Welt, und das was von der Welt iſt, nicht ſo ſchnöde zu verachten braucht, nicht einmal verachten darf? und wäre er von dieſer Ueberzeugung beſeelt geweſen, würde er dann ſo abgeſchmackt pietiſtiſch die ſchöne, ſegensreiche Anſtalt der Maurerey herab gewürdigt haben, um das noch höhere Chriſtenthum zu erheben, das eben darum, weil es an ſich ſchon höher iſt, einer Erhebung der Art gar nicht bedarf?" —

„Nehmen Sie gütig auf, was ich Unbekannter Ihnen hier zu Ihrem beliebigen Gebrauch mittheilen wollte u. ſ. w."

Den dankbaren Herausgeber hat dieſe freymüthige, im ächten Maurergeiſt geſchriebene, Mittheilung um ſo mehr erfreut, da er ſelbſt ſeit 36 Jahren Maurer iſt, zwar auch nicht ſelten Mißbräuche geſehn, aber noch weit öfter der Maurerey Erweckung ſchöner Gefühle und frohe Stunden verdankt hat. Darum drückt er dem Einſender brüderlich die Hand.

Leztes Wort über den Gothaiſchen Zeitungsunfug.

Endlich — nachdem alle unedle Mittel der Rache erſchöpft waren — hat der Eigenthümer des Allgem. Anzeigers, Herr Becker, eine Art von Vertheidigung verſucht, in welcher er vor allen Dingen ſeine und des Redacteurs Verdienſte herausſtreicht, und nebenher die Redensart wiederholt: daß ſein Blatt nur ein leeres Fachwerk ſey, welches vom Publicum ſelbſt ausgefüllt werde. Wir wollen ihm ſowohl die Verdienſte als das Fachwerk gern zugeben, nur haben wir nicht geglaubt, daß das leztere auch mit Koth ausgefüllt werden dürfe. Das iſt die Hauptſache! und Herr Becker hat, (wie leicht voraus zu ſehen war) nicht vermogt, dieſe ſchwere Schuld von ſeinem Blatte abzuwälzen; denn es iſt, oder war wenigſtens bisher, ein Balgplatz auf welchem man, ohne den mindeſten Beweiß, ja ſogar ohne ſich zu nennen, jeden unbeſcholtenen Mann für einige Groſchen der ſchimpflichſten Verbrechen bezüchtigen konnte. Dieſes Factum kann nun einmal nicht abgeleugnet werden, man möge ſo vornehm thun als man wolle. — Freilich, wenn der Redacteur die Inſtruction befolgt hätte, welche Herr Becker hier in extenso abdrucken laſſen, dann hätte nie unſer Vorwurf ſein Blatt treffen können; aber es iſt wirklich ſehr naif, dem Publicum dieſe Inſtruction gedruckt vorzulegen, mit dem nothwendigen Bewußtſeyn, daß ſie ſo oft und in ſo vielen Puncten übertreten worden. Um unſere Leſer durch dieſe ſchmutzige Sache nicht zu ermüden, wollen wir nur auf Einen ſolchen Punct aufmerkſam machen, weil die Uebertretung dieſes Einen zur Genüge für uns beweißt. Es iſt der fünfte. Dieſem gemäß „ſoll der Redacteur mit möglichſter Vorſicht verfahren, wenn der Einſender bedenklicher Mittheilungen ein unbekannter Mann iſt." Nun wiſſen wir aber, aus der neulich in dieſen Blättern erwähnten Geſchichte, daß der Einſender der abſcheulichen Verleumdungen gegen die Herzogl. Naſſauiſche Regierung nicht allein ein unbekannter, ſondern ſogar ein ungenannter Mann war, der blos ſein Geld für das Einrücken bezahlte und nach dem weiter nicht gefragt wurde. Wir aber fragen jezt Unbefangene: wenn der Redacteur nicht einmal bei Beſchimpfung einer fremden Regierung vorſichtig verſähe, wie läßt ſich vermuthen, daß er Privatperſonen verſchonen würde?

Noch einmal: ſolche Thatſachen laſſen ſich durchaus nicht widerlegen, und alles Vornehmthun hilft dagegen nichts. Es wird ewig unbeſtreitbar bleiben, daß einem Privatmanne unmöglich erlaubt ſeyn kann, die Beſchimpfungen die ein anderer (ſelbſt wenn er ſich nennt) einem Dritten anzuthun Luſt hat, öffentlich bekannt zu machen. Darum leben wir ja in einer Geſellſchaft, daß unſer Eigenthum (und welches iſt koſtbarer als die Ehre?) geſchützt, und nur geſezlich angetaſtet werden könne. Dieſe ſonnenklare Wahrheit läugnet Herr Becker, indem er behauptet, auch Er habe das Recht, unter einigen, bisher nicht einmal beobachteten, Einſchränkungen, einem Menſchen die Ehre abzuſchneiden.

Wir berufen uns auf ſein eigenes Gefühl: wie würde es ihm gefallen, wenn zum Beiſpiel der Hamburger Correſpondent drucken ließe, Herr Becker ſey ein Betrüger, und ſich damit entſchuldigte: N. N. habe es ihm geſchrieben? — Wir fordern Herrn Becker auf, auf ſein Gewiſſen zu erklären, ob ihm das rechtlich vorkommen, ob er ſich nicht tief gekränkt fühlen würde?

Er ſelbſt geſteht ja auch in ſeiner Vertheidigung zu, daß er wohl ſchon ein Dutzendmal wegen ſolcher Schmähungen bei der Herzogl. Landes-Regierung verklagt worden, verſichert aber, daß er alle dieſe Proceſſe gewonnen habe, und macht Hoffnung ſie drucken zu laſſen. Das leztere ſoll uns ſehr angenehm ſeyn, denn wir ſind äußerſt neugierig auf die Entſcheidungsgründe der geſprochenen Urtheile. Wenn von gemeinem Diebſtahl die Rede iſt, ſo muß der Hehler wie der Stehler büßen; ſollte es beim Ehrendiebſtahl anders ſeyn?

Wenn aber auch alle Rechtsfacultäten ſich für Herrn Becker erklärten, ſo wird doch jedem vernünftigen Menſchen immer und ewig ſein Herz ſagen, daß es abſcheulich iſt und bleibt, ein Blatt, welches der Angabe nach nur guten Zwecken gewidmet ſeyn ſoll, Jedem, der ſeinen Nebenmenſchen beſchimpfen will, zum beliebigen Gebrauch anzubieten. Dieſe unſere Geſinnungen ſind ſo gerecht und ächt chriſtlich, daß Herr Becker ſich vergebens ſchmeichelt, wir würden ſie nicht verantworten können.

Lächeln mußte der Herausgeber dieſer Blätter, als er zulezt den Vorwurf las, er habe aus Leidenſchaftlichkeit, oder gar aus Neid, Blößen des Geiſtes und Herzens gegeben. Hat er doch nur einen öffentlichen Unfug gerügt, von deſſen Abſtellung er ſelbſt keinen andern Vortheil erwarten kann, als das Bewußtſeyn etwas Gutes bewirkt zu haben. Wohl gehörte Muth dazu, denn er ſah voraus wie wüthig ein böſes Gewiſſen über ihn herfallen würde; und er hatte nicht geirrt, denn es wurde, in Ermangelung beſſerer Waffen, Alles hervor geſucht um ihn perſönlich zu kränken. Das nennt er leidenſchaftlich, und gewiß jeder Unbefangene mit ihm. Indeſſen fühlt er für alle jene Kränkungen ſich durch die Bemerkung belohnt, daß, ſeit Erſcheinung ſeiner Rüge, der Allg. Anzeiger ſchon vorſichtiger im Injurien-Weſen geworden iſt und vermuthlich künftig ſeyn wird. Wir haben folglich, auf unſere eigenen Koſten, gewiß manchem ehrlichen Manne viel Kummer und Verdruß erſpart, und ſo iſt unſer löblicher Zweck erreicht. Freilich werden manche uns zurufen: was ging es dich an? warum machteſt du, um Anderer willen, dir ſelbſt Verdruß? — Darauf haben wir nichts weiter zu antworten als: ein Mann, deſſen Gemüth Ungerechtigkeiten empören, der dabei Muth und Kraft hat ſie zu rügen und, aus feigen Rückſichten auf ſich ſelbſt, es doch nicht thut, der verlezt eine moraliſche Pflicht. Das elende egoiſtiſche Sprüchlein: „was dich nicht brennt das löſche nicht" iſt freylich in Jedermanns Munde, allein unſer Wahlſpruch iſt es nicht. Wir meinen, was brennt, müſſe man löſchen, (gleichviel wem es brennt) wenn man auch ſelbſt dabei vom Rauche ein wenig geſchwärzt werden ſollte.

Kleine literariſche Notizen.

Im zweiten Heft der Laren von Tenelli, heißt es in dem Artikel Chronik von Berlin: „der große „Churfürſt werde ewig in den Herzen aller treuen Brandenburger fortleben, obgleich er nicht durch „Schmeichlerbriefe um die Gunſt der Schriftſteller ſeiner Zeit buhlte." Das leztere iſt, ſo wie hier, groß gedruckt und die ganze Zuſammenſtellung ſo ſonderbar, daß man nothwendig glauben muß, der Chroniken-Schreiber habe einen jezt lebenden Fürſten im Sinne gehabt, der durch Schmeichler-Briefe um die Gunſt der Schriftſteller buhlte. Uns iſt ein ſolcher nicht bekannt, und, wenn er nicht genannt werden durfte, ſo wäre es auch wohl beſſer geweſen, einen Wink zu unterdrücken, der nur zu gehäſſigen Deutungen Veranlaſſung giebt. —

(Hierzu eine Beilage.)

Beilage
zu No. 34. des literariſchen Wochenblatts.

An das Publikum.

Schon längſt hatte der Unterzeichnete erfahren, daß man die Kühnheit gehabt [illegible] zu behaupten, er habe, in einem an ſeinen Hof* gerichteten und ihm zugeſchriebenen literariſchen Bülletin, die Leibeigenſchaft vertheidigt. Dieſe Anſchuldigung ſchien ihm ſo lächerlich und erbärmlich (da ſein Abſcheu gegen die Leibeigenſchaft nicht allein längſt bekannt iſt, ſondern ihm vor mehrern Jahren ſogar in gewiſſen Verhältniſſen Verdruß zugezogen hat), daß er es durchaus nicht der Mühe werth hielt, auch nur ein Wort darum zu verlieren. Was man etwa aus ſeinem Bülletin über dieſen Gegenſtand aufgefangen haben mogte, hatte er zwar nicht geleſen, weil man ihm ſagte, es ſey von ſehr giftigen Anmerkungen begleitet, die ihm, dem damals ſehr Kranken, nachtheilig werden konnten; — (er hat ſie auch bis dieſe Stunde noch nicht geleſen) — da man ihn aber zugleich verſicherte, die Fragmente wären unverändert copirt, ſo war er vollkommen ruhig über dieſen Punkt, indem er ſich bewußt war, daß er zu den Auszügen, welche er aus verſchiedenen Büchern für ſeinen Hof macht, faſt nie ein eigenes Urtheil fügt, und daß er namentlich über dieſen Gegenſtand aus guten Gründen gewiß kein einziges Wort beigefügt hatte. Daran aber dachte er freilich nicht, daß eine höchſt ſinnreiche Bosheit, durch Weglaſſung eines einzigen Häkchens („), ihm eine Vertheidigung der Leibeigenſchaft habe unterſchieben können. Das erfuhr er nun erſt, da ihm die Allgemeine Zeitung, Beilage No. 31, in die Hände fiel. Denn, als er bemerkte, daß die entwendeten Fragmente hier ohne Anmerkungen abgedruckt waren, ſo ging er ſie durch, und fand nun gegen das Ende eine Stelle aus einem franzöſiſchen Buche: Lettres sur la Campagne de 1812, wo zwar der Anfang des Auszuges, von den Worten an: Si l'on vouloit, mit Häkchen bezeichnet iſt, nicht aber das Ende, wo dieſe Häkchen hinter paysans français hätten ſtehen müſſen. Dadurch erſcheint nun folgende ganze Stelle als dem Unterzeichneten angehörig:

„Je croyois aussi sur la foi des philosophes modernes, qu'il seroit beau de leur faire ce present, mais je trouve aujourd'hui, que ce n'est qu'un projet ridicule et impraticable. Les serfs de quelques grands seigneurs sont beaucoups plus heureux que les paysans français."

Zu deutſch: „auch ich glaubte, auf das Anſehen der heutigen Philoſophen, daß es ſchön ſeyn würde, ihnen dieſes Geſchenk zu machen (nämlich den Leibeignen die Freiheit); aber ich finde jetzt, daß das nur ein lächerliches, unausführbares Project iſt. Die Leibeignen mancher großen Herren ſind weit glücklicher als die franzöſiſchen Bauern."

Freilich hätten aufmerkſame Leſer ſchon aus der Erwähnung der franzöſiſchen Bauern ſchließen können, daß die Stelle dem Franzoſen angehöre, allein die Häkchen ſtanden doch nicht da, und das „auch ich glaube“ klang doch ganz ſo, als ob der Unterzeichnete das Wort genommen hätte, und die Anmerkungen werden nicht ermangelt haben, es auch ſo darzuſtellen; folglich mußte der Irrthum, welchen die Bosheit in Umlauf bringen wollte, ſehr natürlich Platz greifen, und ſo hat denn der Unterzeichnete, ohne es zu ahnen, ſeit vielen Wochen bei dem Publikum in dem ſchändlichſten Verdachte geſtanden. Das war es, was man wollte; das hat man erreicht. Es iſt kaum glaublich, daß Bosheit und Partheywuth ſo weit gehen können. Gott möge ſie richten!

Für diejenigen, die etwa noch zweifeln mögen ſtehe hier der ganze Titel des Buches: Lettres sur la guerre de Russie en 1812, sur la ville de Saint Petersbourg, les moeurs et les usages des habitans de la Russie et de la Pologne; par L. V. D. P. Chevalier de l'ordre royal de la légion d'honneur, Chevalier de l'ordre de Sainte Anne de Russie etc. à Paris chez Magimel, Anselin et Pochard, 1816. pagina 183 werden ſie die Stelle finden. Hier in Weimar wird der Herr Verleger dieſer Blätter die Güte haben, ſie allen denen vorzuzeigen, welche ſie leſen wollen.

Die Herren Redacteure derjenigen Zeitungen, welche, durch den Schein verleitet, jene ſchimpfliche Anſchuldigung verbreitet haben, bittet der Unterzeichnete, als um einen Act der Gerechtigkeit gegen einen ganz unſchuldig Verläumdeten, dieſe Erklärung in ihre Blätter aufzunehmen, damit die wahrhafte Nemeſis überall die Pſeudo-Nemeſis erreiche.

Weimar, am 14. März 1818.

Kotzebue.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 35. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Der Herr Oberhofprediger Ammon in Dresden und der Herr Profeſſor Schleyermacher in Berlin.

Schon lange lief im Publikum das Gerücht herum (es munkelte), daß Herr Ammon ſeinen vormaligen Grundſätzen ungetreu geworden, und deren neue, jenen ganz entgegen geſetzte, angenommen habe; doch hatte noch Niemand unternommen, es ihm ſo klar zu demonſtriren, als nun Herr Schleyermacher gethan hat. Als nämlich, bei Gelegenheit der bekannten Harmſiſchen Sätze, Herr A. dieſelben nicht allein billigte und pries, ſondern auch mit bitterer Heftigkeit gegen die in Berlin angefangene Vereinigung der Lutheraner und Reformirten ſich vernehmen ließ, und ſogar ſich erlaubte, in Beziehung auf das gemeinſchaftlich genoſſene Abendmahl, zu ſagen: das Reformationsfeſt ſey als ein neues Schauſpiel begangen, und man hätte ſich wohl eben ſo gut zu einer gemeinen Mahlzeit vereinigen können: da hielt Herr S. ſich mit Recht verpflichtet, loszubrechen, und er hat ſolches mit einer ſo ergötzlichen Ironie gethan, daß man ſein Sendſchreiben an A. nicht aus der Hand legen kann, bis man es ganz geleſen. Dabei ſcheint es uns (ohne daß wir als Laye uns ein Urtheil anmaßen), daß alle ſeine Gründe in die Augen ſpringen, und ſchwerlich widerlegt werden können. Die Harmſiſchen Theſen „mit ihrem Hin- und Herfahren über „gemeinſame Gebrechen und Locale, über nahes „und fernes, über dem Verfaſſer bekanntes und „unbekanntes, mit ihren halbwahren Orakelſprüchen „und ihren die Mühe nicht lohnenden Räthſeln, „mit ihrem bunten, aus verſchiedenen Manieren „gemiſchten Style, mit ihrem Haſchen nach Schimmer und Witz" haben wenig Eindruck auf ihn gemacht, und er meint, „es ſey Herrn Harms „nichts beſſeres zu wünſchen, als daß dieſe Theſen, „die ſo ſehr viele Blößen geben, bald vergeſſen „würden." Um ſo mehr wundert er ſich über das Lobpreiſen des Herrn A., und beweiſt ihm, eben ſo gründlich als ſpaßhaft, daß er ſelbſt in vielen ſeiner Schriften ganz anders gelehrt: ja, daß er ſelbſt „den Teufel ein wenig todtgeſchlagen und „den Leichnam nur zu guten Abſichten in Spiritus „aufbewahrt, auch den Mahomed in ſeiner „Dogmatik öfter mit Ehren aufgeführt hat." — Wir theilen ganz die Meinung pag 32. wo es heißt: „ſind Sie wirklich zu der theologiſchen Anſicht übergegangen, die bei Harms zum Grunde „liegt, ſo iſt das einzige Ihrer Würdige, dies geradezu zu bekennen, Ihre frühere Anſicht ſelbſt zu „widerlegen, und alle in dem frühern Sinne geſchriebene Werke förmlich zu widerrufen."

Aus Beauregard's militäriſcher Brieftaſche.

Unter dem Titel: Bruchſtücke aus einer militäriſchen Brieftaſche hat der General Marquis Costa de Beauregard eine Sammlung von kleinern militäriſchen Abhandlungen herausgegeben, die ihrem Inhalt und ihrem Werthe nach ſehr von einander verſchieden ſind. Man ſieht ſich unter ihnen vergebens nach einem planmäßigen Zuſammenhang, nach einer innern Verbindung um; auf eine hiſtoriſche Abhandlung über die Belagerung und den Entſatz von Turin im Jahr 1706 folgt eine andere über die militäriſche Chartenzeichnung, und zwiſchen Bruchſtücken aus den franzöſiſchen Feldzügen in Italien, in Schwaben, in Belgien findet man Aufſätze über die militäriſche Beredſamkeit, über die Bildung des Generalſtabes in den franzöſiſchen und öſterreichiſchen Armeen, über den Geiſt der Geſetze des Kriegs, über die Moral der Kriegsleute u. ſ. w. Die meiſten Abhandlungen ſind übrigens mehr und weniger intereſſant, und werden dem Militärſtande ohne Zweifel von gutem Nutzen ſeyn. Dies iſt auch der vorzüglichſte, und gewiß ſehr löbliche Zweck dieſer Sammlung, den der Verfaſſer angiebt; auſſerdem wünſcht er ſich aber auch dadurch ein freundſchaftliches Andenken bei den Officieren vom Piemonteſiſchen Generalſtabe zu ſtiften, und hierdurch erfahren wir, in welchen Dienſten der Verfaſſer wahrſcheinlich ſteht, denn auf dem Titel iſt es nicht angegeben. Einige Auszüge aus dieſem Werke, die auch für andere als Militärperſonen intereſſant ſeyn können, werden den Geiſt deſſelben näher bezeichnen, und unſern Leſern hoffentlich nicht unwillkommen ſeyn. In der Abhandlung über den Geiſt der Kriegsgeſetze zeigt der Verfaſſer, wie dieſe Geſetze ſchon bei den allerälteſten Völkern der Erde nach und nach entſtanden ſind, bis ſie endlich von neuern Schriftſtellern, Wolf, Grotius u. a. geſammelt und in ein förmliches Syſtem gebracht wurden. Hierauf führt er drei und zwanzig Grundſätze an, die als die vorzüglichſten des Kriegsrechtes allgemein angenommen ſind, und von denen kein Volk abweichen kann, ohne daß es ihm bei allen gebildeten Völkern zum gerechten Vorwurf gereicht. Einer von dieſen Grundſätzen betrift die Kriegs-Erklärungen und die dabei herkömmlichen Formalitäten. In Homers Gedichten ſehen wir, ſagt der Verfaſſer, daß beſondere Waffenherolde an die Grenze des feindlichen Landes geſchickt wurden, die daſelbſt gewiſſe Verwünſchungen feierlich ausriefen, und dabei ihren Wurfſpieß auf den feindlichen Boden ſchleuderten. Bei den Römern bekamen dieſe Waffenherolde, ſchon in den erſten Zeiten ihrer Republik, eine weit anſtändigere Rolle. Sie führten den Namen **Fecialen**, und ihre Perſon war geheiligt. Wenn ein Volk die Römer beleidigt hatte, ſo wurde ein Feciale an daſſelbe abgeſchickt, der vorerſt auf eine gütliche Art im Namen Roms Abſtellung der Beleidigung oder Genugthuung fordern mußte. Wurde ihm aber dieſe innerhalb einer gewiſſen feſtgeſetzten Zeit nicht gewährt, ſo rief der Herold die Götter feierlich zu Zeugen des Unrechts auf, das ſeinem Vaterlande widerführe, und kehrte wieder nach Rom zurük. Hierauf verſammelte ſich der Senat, um über die Sache zu berathſchlagen. Wenn von ihm der Krieg beſchloſſen wurde, ſo begab ſich der Herold abermals an die Grenze des feindlichen Landes, rief daſelbſt mit lauter Stimme die Urſachen des entſtehenden Krieges aus, und ſchleuderte alsdann einen Speer in daſſelbe hinein. In allen dieſen Verrichtungen wurde der Fecial nicht allein nicht geſtört, ſondern man behandelte ihn auch mit der größten Ehrfurcht. Es iſt bemerkenswerth, daß man ſchon in jenen ältern Zeiten das nämliche Ceremonial beobachtete, das auch ſpäterhin zur Zeit des Ritterweſens und noch im 15ten und 16ten Jahrhundert bei den gebildetern Völkern Europa's ſtatt hatte. Als Carl III neunter Herzog von Savoyen, der neuen Republik Genf durch einen Waffenherold, Namens Chablais, bekannt machen ließ, daß er die alten Rechte, die ſeiner Familie auf ſie zuſtänden, in Anſpruch nehme, ſo trug dieſer Herold vorerſt dem verſammelten Rath der Republik den Zweck ſeiner Sendung vor, und begab ſich alsdann weg, um den Genfern Zeit zu laſſen, über einen zu faſſenden Entſchluß zu berathſchlagen. Als er nach einiger Zeit wieder kam, und eine abſchlägige Antwort erhielt, ſo zog er ſeinen Waffenrock an, warf ein kleines Stäbchen, als Sinnbild des alten Wurfſpieſes, in die Mitte der Rathsverſammlung, und kündigte den Rebellen förmlich den Krieg an. Dem nämlichen Herzog von Savoyen ließ auch König Franz I. von Frankreich, deſſen mütterlicher Oheim er war, durch einen Waffenherold, Namens Normandie, den Krieg erklären. Nachdem dieſer ſeinen Auftrag feierlich ausgerichtet, und der Herzog ihm eine feſte aber anſtändige Antwort ertheilt hatte, ſo ließ ihm der leztere ein prächtiges Kleid und ein Paar Handſchuhe, die mit Goldſtücken angefüllt waren, zum Geſchenk überreichen. Die Kriegs-Erklärung des Königs von Sardinien an die Franzoſen nach dem Tractat von Worms, ſcheint die lezte geweſen zu ſeyn, die auf eine feierliche Art durch einen Waffenherold erfolgt iſt. Heutzutage geſchehen die Kriegserklärungen durch gegenſeitige Zurückberufung der Geſandten und durch Manifeſte, die von beiden Theilen öffentlich durch den Druk bekannt gemacht werden. Der Styl in dieſen Manifeſten muß anſtändig, gedrängt und würdevoll ſeyn. Im Lauf des Krieges ſind die Parlamentär-Offiziere und die Trompeter an die Stelle der alten Waffenherolde getreten. Auf ſie zu feuern, wäre ein ungeheures Verbrechen. Nur allein die Türken werfen beim Ausbruch eines Krieges den Geſandten der feindlichen Macht ins Gefängniß, und dieſes Verfahren iſt vielleicht eine der vorzüglichſten Urſachen, warum die Türken allgemein in Europa für Barbaren gehalten werden. Bei den Römern war es ein unverbrüchliches Geſez, daß die Feindſeligkeiten erſt 30 Tage nach erfolgter Kriegs-Erklärung ihren Anfang nehmen durften. In neuern Zeiten kommen mehrere Beiſpiele vor, wo man nur allzu ſehr von dieſen Grundſätzen abgewichen iſt, ohne zu bedenken, mit welchem Tadel einſt die Geſchichte ein ſolches Verfahren bezeichnen wird. — Mit Recht ereifert ſich unſer Verfaſſer ſehr über zwei Pläne, die im 15ten Jahrhundert entworfen wurden, nämlich das Delta in Egypten auszutrocknen, und die Gebirgskette der Alpen in eine Wüſte zu verwandeln. Beide, gleich gigantiſche als grauſame Pläne rührten von zwei ſehr berühmten Männern her, die ihre politiſchen Abſichten auf keine andere Art ausführen zu können glaubten, als daß ſie zahlreiche Völkerſchaften mit den Ländern, die ſie bewohnten, auf immer von dem Erdboden vertilgten. Der portugieſiſche Admiral Albuquerque wollte ſeinem Vaterlande den ausſchließenden Beſiz des Handels nach Oſtindien verſchaffen, und da Cairo noch immer die vorzüglichſte Stapelſtadt dieſes Handels für alle europäiſchen Nationen war, ſo entwarf er den Plan, den Nil abzuleiten, und die Gewäſſer deſſelben durch einen in Ober-Egypten zu grabenden Canal ins rothe Meer fallen zu machen, wodurch nicht nur dieſe unermeßlich große und bevölkerte Stadt, ſondern überhaupt ganz Nieder-Egypten und ein ſehr großer Theil von Mittelegypten gänzlich wären zu Grunde gerichtet worden. Nach genauer Unterſuchung wurde die Sache für möglich und der Plan allerdings für ausführbar gehalten. Das Land wurde nivellirt, der Canal ſchon abgeſtochen, und es war auch bereits wirklich ein Vertrag deshalb zwiſchen den Portugieſen und dem König von Abyſſinien geſchloſſen; zum Glück aber ſtarb Albuquerque, und durch ſeinen Tod wurde die Ausführung dieſes ungeheuern Planes verhindert. — Ferdinand von Gonzago, Herzog von Mantua, und einer der größten Feldherren Kaiſer Karls V., gab ſeinem Monarchen den Rath, daß er, um die Franzoſen von ſeinen Beſitzungen in Italien abzuhalten, zwiſchen ihnen und ſich die ganze Gebirgskette der Alpen in eine Wüſte verwandeln ſollte. Um dieſes zu bewerkſtelligen, müßte man aus dieſen Gebirgsgegenden alle Menſchen und alles Vieh fortſchaffen, die Städte, Flecken und Dörfer von Grund aus zerſtören, die ſämmtlichen Waldungen abbrennen, die Schleuſen, die den Andrang der Gewäſſer abhielten, niederreißen, und alle Thäler in Sümpfe und faulichte Moräſte verwandeln. Aber auch dieſer fürchterliche Plan iſt zur Ehre der Menſchheit nicht ausgeführt worden; die Menſchen haben denn doch eingeſehn, daß ſie nicht berechtigt ſind, ſich gegenſeitig ſo ungeheure Uebel zuzufügen, und daß es ſich auch mit ihrem wahren Intereſſe nicht verträgt. — In einem andern Aufſatze über die Feldzüge im Jahr 1799 in Schwaben, der Schweiz und vorzüglich in Italien zwiſchen Frankreich und dem gegen daſſelbe verbündeten Europa, theilt der Verfaſſer einen, wahrſcheinlich den wenigſten unter unſern Leſern bekannt gewordenen Plan des Feldmarſchalls Suwarov mit, um die antirevolutionäre Parthei in Frankreich triumphiren zu machen, und die Parthei des Directoriums, durch Vertreibung und Vereinzelung ſeiner beſten Generäle, zu Boden zu ſchlagen. Der Verfaſſer verſichert, daß er den Plan mit mehrern zu deſſen Erklärung gehörigen Charten damals ſelbſt geſehen habe. Nach dieſem Plane wollte der ruſſiſche General ſeine ganze Macht in Piemont zuſammen ziehen, durch die Engpäſſe der beiden St. Bernhardsberge in die Schweiz eindringen und Maſſena zwingen dieſes Land zu räumen, indem er ihn im Rücken bedrohte, während der Erzherzog Karl ihm mit ſeiner ganzen vereinigten Armee von vorn zuſetzen ſollte. Der letztere ſollte hierauf durch ganz Helvetien hindurch an die Saone, zwiſchen Chalons und Lyon, marſchiren, und die Ruſſen hingegen ſich zu ſeiner Linken an der Rhone zwiſchen Lyon und Valence aufſtellen. Hierdurch wäre der Kriegsſchauplatz in das feindliche Land, und zwar in eine mit Lebensmitteln reichlich verſehene Gegend gekommen. Die franzöſiſchen Truppen in der Grafſchaft Nizza und dem Genueſiſchen Gebiet, ſowie auch die, ſo noch in einigen italiäniſchen Städten als Beſatzung lagen, wären alsdann ohne Zweifel zurück gerufen worden, um die Republik in ihrem Innern zu vertheidigen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß eine vereinigte Armee von 300,000 Mann der kriegeriſchſten Truppen in der Welt, verſtärkt durch den Wunſch des franzöſiſchen Volkes und den Miscredit der damaligen Regierung in Frankreich, ſchon damals der franzöſiſchen Revolution und mit ihr allen Unruhen und Verwirrungen in Europa ein Ende gemacht hätte. Im Himmel war es jedoch anders beſchloſſen, und Frankreich ſollte damals noch nicht das Ende ſeines Unglücks fremden Mächten zu verdanken haben! — Endlich müſſen wir auch noch unſern Leſern einen Vorfall mittheilen, den der Verfaſſer in einer Abhandlung über den Kriegsruhm erzählt, und der unſers Wiſſens in den Annalen der Kriegsgeſchichte nicht ſeines gleichen hat. Als nämlich im März 1746 die Stadt Aſti wieder weggenommen und die Belagerung von Aleſſandria aufgehoben wurde, ſo ſahen ſich die Franzoſen genöthigt, ſich auf das allerſchnellſte nach Novi zurückzuziehen. Hierbei mußten ſie in einem alten, zerfallenen Schloſſe, das in ein Hoſpital war verwandelt worden, ungefähr 200 Kranke zurücklaſſen. Unter dieſen Kranken befand ſich auch ein ziemlich alter, langgedienter Feldwebel, Namens Cantin, der im Kriege den Uebernamen va de bon coeur, erhalten hatte. Dieſem tapfern Manne war es unerträglich, daß er ſich ſo ganz ohne alle Gegenwehr ergeben ſollte; er kam daher auf den ſeltſamen Gedanken, ſein Hoſpital in eine Feſtung zu verwandeln und eine förmliche Belagerung darin auszuhalten. Es glückte ihm auch, die Kranken für ſeine Idee zu begeiſtern; im Enthuſiasmus verließen ſie faſt insgeſammt ihre Betten, und griffen, ſo gut als ſie vermochten, zu den Gewehren.

Sogleich wurden die ernſtlichſten Anſtalten zur Vertheidigung des ſogenannten Forts getroffen, man verſperrte die Thore, und führte auf der einen Seite derſelben eine alte eiſerne Kanone auf, welche die Truppen bei ihrem Abzuge in einem Winkel des Schloſſes zurückgelaſſen hatten. Zwei Tage nachher erſchien ein piemonteſiſcher Officier mit einer unbedeutenden Mannſchaft, um das Hoſpital in Beſitz zu nehmen; wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er mit einem fürchterlichen Wer da? und einer allgemeinen Salve begrüßt wurde! Er hatte nichts weniger als dieſes erwartet, und kehrte daher ſogleich wieder um, um dem General Meldung davon zu thun. Dieſem ſchien der Vorfall ſo ſonderbar, daß er ſich ſelbſt zu Pferde ſetzte, um die vermeinte Feſtung zu recognoſciren, und ſie zur Uebergabe aufzufordern. Allein Va de bon coeur, den die Beſatzung einſtimmig zum Gouverneur ernannt hatte, gab ihm zur Antwort, daß er nur im äußerſten Nothfalle capituliren würde, und zuverläſſig nicht eher, als bis die Kanonen ihre Wirkung gethan hatten, und die Laufgräben, wäre es auch nur, wie er ſich ausdrückte, ſo lang wie ſeine Tabakspfeife, eröffnet wären. Der General ließ hierauf den Herrn Gouverneur verſichern, daß er ihn ganz nach ſeinem Wunſche bedienen wolle. Wirklich wurden auch die Laufgräben eröffnet, zwei Kanonen vor dem Schloß aufgefahren, und zweimal 24 Stunden hindurch unaufhörlich auf daſſelbe gefeuert. Am dritten Tage ließ ſich endlich die Beſatzung bereitwillig finden, zu capituliren; allein ſie forderte freien Abzug mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen, und dies wurde ihr auch ohne Bedenken zugeſtanden. Als der Vertrag abgeſchloſſen war, überſchickte der piemonteſiſche Officier, der die Belagerung commandirt hatte, der Beſatzung friſche Lebensmittel, und ließ ihr alle Arten von Bequemlichkeiten zu ihrem Marſche nach Novi anbieten. Den andern Morgen zog ſie ab und hielt zu Novi einen triumphirenden Einzug. Den Marſch eröffnete ein Tambour, der einen Arm in der Binde trug, und mit der andern Hand ſich auf eine Krücke ſtützte. Hierauf kam Va de bon coeur, der mit ſeiner Hellebarde rechts und links ſalutirte, und auf dieſen folgte eine Schwadron von Lahmen und Krüppeln auf ſchlechten Karrenpferden. Alsdann kamen die weniger Kranken, die in voller militäriſcher Ordnung, drei Mann neben einander, marſchirten. Um es aber an nichts fehlen zu laſſen, was ein Zeugniß von der ehrenvollen Capitulation geben konnte, ſo folgte zuletzt noch ein mit Lorbeern, Thymian und Rosmarin überdeckter Bagagewagen, auf dem ſich die Geräthſchaften des Hoſpitals befanden. Der ganze Vorfall wurde ſogleich dem Könige von Frankreich gemeldet, und dieſer ertheilte dem braven Va de bon coeur den St. Ludwigsorden, ſetzte ihm eine jährliche Penſion von 400 Franken aus, und ernannte ihn zum Platz-Major in einer Feſtung im Elſaß. Dort iſt er im Jahre 1768 geſtorben.

Der Freymüthige.

Wir meinen nicht den verſtorbenen von Merkel, auch nicht den noch lebenden von Kuhn, ſondern ein Büchlein von Heinrich Keßler, betitelt: Staatswirthſchaftliche Würkung der Schrift, welche der Graf Malchus von Marienrode über ſeine vormalige Verwaltung der Finanzen des Königreichs Weſtphalen herausgegeben hat. Der Verfaſſer dieſer Würdigung iſt ein Würtemberger, ſein Büchlein iſt im Würtembergiſchen gedruckt, der Graf Malchus iſt jetzt Finanz-Miniſter in Würtemberg und erſcheint hier nichts weniger als in einem vortheilhaften Lichte; folglich darf Herr Keßler allerdings der Freymüthige genannt werden. Er ſagt: Graf Malchus habe „in ſeinen Behauptungen und Nachrichten ein unfreiwilliges Bekenntniß abgelegt, „wie furchtbar ſeine finanziellen Maaßregeln und „Maximen beſonders auf die Landwirthſchaft gedrückt haben, und wie leicht durch die falſchen „Anſichten eines einzigen Mannes der Wohlſtand „unwiederbringlich verlohren gehe. Darum wolle „er ein Warnungszeichen aufſtecken.“ Das thut er denn auch, nicht allein, wie es ſcheint, mit Sachkenntniß, ſondern auch nicht ſelten etwas höhniſch. Wenn z. B. Graf Malchus die landwirthſchaftlichen Gebäude im Königreich Weſtphalen nur in ſo fern beſteuerte, als ſie der Kultur eine Fläche entzogen; ſo ruft Herr Keßler aus: „Eine „Fläche, die nicht cultivirt werden kann, kein „Einkommen gewähren kann, deshalb mit einer Abgabe von wegen des reinen Ertrags „zu belegen nicht wahr, das heißt logiſch verwalten! mit gleichem Rechte könnte man die Gletſcher auf den Schweitzer-Gebirgen beſteuern.“

An einer andern Stelle ſagt er: „Sehr erbaulich iſt es zu vernehmen: der gewöhnliche Tagelohn war 3 Groſchen, die Zahl der Arbeitstage 300; die Abgaben eines ſolchen Menſchen (Keßler ſetzt hinzu: an dem wohl nicht viel gelegen iſt?) haben daher nicht volle 6 Procent ſeines möglichen (!) Verdienſtes, und ſelbſt auf den Fall, daß man den Tagelohn nur zu 2 Groſchen annehmen wollte (!) nicht viel über 9 Procent betragen." — „Was würden die Kapitaliſten ſagen, ruft **Keßler** hier aus, wenn ſie alljährlich von ihren **möglichen** Einnahmen 9 Procent Steuer bezahlen ſollten? Seit wann iſt es denn möglich, die relative **Möglichkeit** zu beſteuern? und ſeit wann iſt es gleichviel, ob der Tagelohn 3, oder auch nur 2 Groſchen beträgt? die 300 Arbeitstage ſtehen aber richtig im Calender." — Kurz, es habe in der weſtphäliſchen Finanzverwaltung „nichts Schlimmes, nichts dem Wohlſtand und der Pietät der Bürger feindſeliges geſchieht." Die Reduction der weſtphäliſchen Staatsſchuld ſey und bleibe höchſt verdammungswürdig, wenn auch **Napoleon** ſelbſt ſie verlangte und der König ſie geboten, ſo hätte doch der Miniſter als Menſch, als Rechtskenner und als Staatswirth proteſtiren ſollen; oder „gab es damals für den **begüterten** Mann keinen Ausweg, um ſich einem ſolchen Auftrage zu entziehen? oder gab es keinen ſittlichen Imperativ mehr wo Napoleon herrſchte? — Niemals hätte ein Tyrann die Welt verderben können, wenn ihm nicht **bereitwillige Diener** zu Gebot geſtanden."

Der Verfaſſer ſchließt mit den Worten: „wenn ein Finanz-Miniſter, um die Reduction, das **Erniedrigen** der Staatsſchuld zu beſchönigen, ſich auf den **Kurs** beruft, ſo hat er Verzicht darauf gethan — ein **Staatswirth** zu heißen. Dieß mein Urtheil!"

Ohne Zweifel wird der Graf **Malchus** dieſe Brochüre nicht unbeantwortet laſſen.

Beleuchtung der merkwürdigen und eingetroffenen Vorherſagung zweier Somnambulen, in dem Archiv für den thieriſchen Magnetismus von Eſchenmayer, Kieſer und Naſſe, 1. B. 1. Stück

(Eingeſandt von einem bekannten und beliebten Schriftſteller.)

Hufeland ſagt, was auch Herr von Eſchenmayer beſtätigt, in Bezug auf den thieriſchen Magnetismus: „das Factum, und wieder das Factum! Gebt uns nur einmal das Factum, das über allen Schein, Betrug, Selbſttäuſchung und Begünſtigung des Zufalls erhaben iſt."

Hr. v. E. ſieht die eingetroffene Vorherſagung zweier Somnambulen für ein ſolches Factum an. Wir können nicht umhin, zu erklären, daß wir uns in dem Fall jener Dame befinden, welche meinte, es ſey ſchon Wunders genug, daß der heilige Dionys, nachdem er geköpft worden, ſeinen Kopf unter den Arm genommen habe, ohne daß er damit noch eine Stunde Weges zu machen brauchte, und daß uns in ſolchen Dingen zwei Wahrſagungen nicht mehr zu beweiſen ſcheinen, als eine; parce que dans des choses pareilles il n'y a que le premier pas, qui coute. Wir werden aber überhaupt zeigen, daß in dieſer Art von Prophezeihungen nichts liegt, was auf eine, bisher unbekannte, Ordnung und auf einen neu entdeckten Zuſammenhang der Dinge ſchließen ließe.

Wir wollen zu dieſem Zweck beide Facta näher beleuchten.

In **derſelben Stadt**, unter Beobachtung und Beiſtand mehrerer **derſelben Menſchen**, und beſonders **derſelben Aerzte**, und in einem **Zwiſchenraum von drei Jahren** ſagen zwei Somnambulen den Tod eines Fürſten voraus;

und zwar ſagt die erſte im Juli 1812, dieſes Ereigniß würde im October 1816 ſtatt finden;

und die zweite beſtimmt im April 1816 das nämliche Jahr, den Monat October, das Ende Octobers, und den 28. deſſelben als den Tag, da den Fürſten ein Kopf- und Bruſtſchlag treffen werde.

Erſtere hatte noch zu Herrn Kl... geſagt: „zu dir wird noch vorher geſchickt werden."

Alles dieſes, bis auf letztern Umſtand, iſt eingetroffen, und ſomit, wie Herr von E. ſich ausdrückt, „das **Fragzeichen an die höhere Welt** geſtellt, das wir begreifen lernen ſollen."

Dieſem Rathe wollen wir folgen, und müſſen vor allen Dingen behaupten, daß die Uebereinſtimmung dieſer beiden, von Hrn. v. E. ohne Weiteres zu **Divinationen** geſtempelten, Vorherſagungen nichts beweiſt. Jene erſte Geſchichte mit ihrer Vorherſagung war der ganzen gebildeten Klaſſe in St. bekannt, außer dem Fürſten, welchen ſie zunächſt anging. Sie betraf überdieß einen Gegenſtand von ſo großen Erwartungen, einen Gegenſtand, ſo reich an mancherlei Hoffnungen, Wünſchen und Beſorgniſſen, daß ſie vielleicht unter diejenigen Ideen gehört, welche ſich, auch ohne einen krankhaften Zuſtand, am häufigſten in den Köpfen des damaligen Publikums wiederholten. Wie natürlich war es daher:

1) daß ſich eine wahre oder falſche Somnambule gerade mit dieſer Idee beſchäftigte;
2) daß die zweite Somnambule (ob ſie bona oder mala fide war, iſt hier gleichgültig) ſo gut, wie wir und tauſend andere, die erſte Vorherſagung kannte, und ſich in ihrem krankhaften Zuſtand mit derſelben beſchäftigte?

Wir könnten nun füglich ſagen, daß doch nichts Wunderbares darin liege, wenn ein Factum von ſo allgemeinem Intereſſe, der Gegenſtand ſo vieler entgegengeſetzter Wünſche, Hoffnungen und Beſorgniſſe, und (wie wir mit Beſtimmtheit verſichern und deshalb alle, von Hrn. v. E. angeführten, Zeugen gleichfalls zu Zeugen aufrufen können) der Gegenſtand ſo vieler Prophezeihungen und Calculationen ſelbſt der wiſſenſchaftlichſten Menſchen, unter ſo vielen andern, nicht eingetroffenen, Berechnungen und Vorherſagungen von Einem rathenden oder calculirenden Individuum getroffen wurde. Denn wie beſchränkt war hier die Zahl der zu errathenden Summen?

Im Jahr 1812 war das Jahr des Ereigniſſes höchſtens unter den Zahlen 1—20, oder den Jahren 1812—1832 zu errathen;

die Monats-Zahl mußte unter 12 Zahlen getroffen werden;

und der Monatstag unter 31.

Dies iſt nichts weiter als eine herausgekommene Terne, eine bequemere, als ſie jedes Lotto angiebt; und die, ſelbſt nur ſo genommen, wenn ſie beweiſet, was Hr. v. E. beweiſen will, eben ſo gut alle jene vielen Fälle von erſt geträumten und dann herausgekommenen Lotterie-Ternen zu wunderbaren Erſcheinungen machen müßte; da dieſe doch nichts weiter, als höchſt läppiſche, bedauernswürdige Blaſen ſchwacher und müßiger Gehirne ſind.

Aber auch die Ehre einer herausgekommenen Terne können wir jenen ſogenannten Divinationen nicht einmal gönnen. Denn ſie ſind zu beſtimmt:

1) in einer Volks-Idee;
2) in den Geſundheitsumſtänden des Fürſten;
3) in Wahrſcheinlichkeiten, welche Jedem einleuchten mußten,

begründet.

Wir haben oben ſchon bemerkt, daß das Zuſammentreffen zweier Vorausſagungen an ſich ſchon nichts beweiſt; aber dieſen beiden fehlt noch das Merkwürdige, was jedes ſeltene Spiel des Zufalls immer für uns hat.

Sie ſind nämlich, ſtatt in der Oertlichkeit verſchieden zu ſeyn; in dieſer eins;

und, ſtatt in der Zeit eins zu ſeyn, in dieſer verſchieden;

oder, um mich deutlicher zu machen:

ſie würden, wenn beide gleichzeitig, die eine auf dem Cap der guten Hoffnung (wo doch auch M. M. ſind, welche den Tod jenes Fürſten zum Gegenſtand ihrer Träumereien machen könnten), und die andere in Stuttgart vorgefallen wäre, mehr beweiſen; weil alsdann der Zuſammenhang zwiſchen beiden durchaus undenkbar wäre, weil jede Vorherſagung daher wie für ſich beſtände, und ſomit ſtatt eines, für den Magnetismus ſprechenden, Factums, deren zwei vorhanden wären; von denen wir freilich, ſo lange alles noch durch Zufälle erklärt werden kann, nicht begreifen, wie zwei Zufälle mehr beweiſen ſollen als Einer.

Jene beiden Divinationen können alſo nur für Eine gelten, die ſich aus obigen drei Punkten als eine bloße glückliche Vermuthung erklärt.

Und zwar weiß in St. Jedermann, daß die Volksmeinung, nach den hiſtoriſchen Vorgängen, jedem Gliede des regierenden Hauſes ein Maximum von Lebensalter beimißt, das, wenn gleich bisher durch die Geſchichte beſtätiget, bei alle dem nichts Wunderbares iſt. Denn wenn ein Fürſt, den in der Regel alle Verſuchungen zur Lebensverkürzung von Jugend auf umgeben, welcher überhaupt, ſchon durch ſeine Beſtimmung, ſein Leben nicht nach Umfang, ſondern nach dem Inhalt zu meſſen hat; wenn ein Fürſt, ſagen wir, ſein Leben mehrere Jahre über die 60 bringt, ſo kann er wohl zufrieden ſeyn, und muß man ſich, wenn man die Privatgeſchichte jenes Fürſtenſtammes kennt, nur wundern, daß es ſo viele Glieder deſſelben bis zu dem angeführten Alter gebracht haben.

Dieſes Maximum war, als die zweite Somnambule ſprach, ſeiner Erreichung nahe, und ließ ſich von der Erſtern, wenn ſie, ſo zu ſagen, nur fünf Zahlen konnte, auf 1816, oder, nach andern, auf 1817 berechnen.

Was iſt nun hier Wunderbares, was von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Abweichendes, wenn eine Kranke einen, am Ende doch immer noch ammenhaften, Volksglauben zu den Spielen ihrer Phantaſie benutzt, und, was nur für geſunde Köpfe nicht ganz unwahrſcheinlich, für den Pöbel aber die höchſte Wahrſcheinlichkeit iſt, in ihrem kranken Geiſte zur Gewißheit macht, und wenn dieſe, durch einen regelmäßigſten Gang der Dinge auch als ſolche beſtätiget wird?

Wirklich war für die geſunden Köpfe die Nähe jenes Todesfalles ſchon geraume Jahre früher wahrſcheinlich geweſen, und mußte es mit jedem Jahre mehr werden, da ſich ihre Wahrſcheinlichkeits-Berechnung auf eine wiſſenſchaftliche Anſicht des Organismus des Fürſten, welcher nur durch ein Wunder verändert werden konnte, und auf ſeine Lebensweiſe gründete, die in ſolchem Alter auch keine bedeutende Aenderung mehr erwarten ließen. Wenn daher die meiſten Aerzte vielleicht ſchon zehn Jahre lang jedes Spätjahr als eine drohende Epoche anſahen; wenn namentlich mehrere der angeführten Zeugen in ſolchen Vermuthungen weder ſehr ſparſam, noch in ihren Aeußerungen ſehr vorſichtig waren; wenn — was beſonders wichtig iſt und von Hrn. v. E. durchaus überſehen wird — alle Ausſagen der Somnambulen nur Antworten auf Fragen ſind, wie bei dem magnetiſchen Schlafe faſt immer der Fall iſt, und man dieſe Fragen nur nach langer Zeit, erſt nachdem der Erfolg die Unterredung, welche ohne ihn auf ewig vergeſſen worden wäre, merkwürdig gemacht hat, aus dem Gedächtniß hervorruft; was braucht man da ungläubig zu ſeyn, um, ohne an der Ehrlichkeit der Zeugen zu zweifeln, kleine Zuſätze, Weglaſſungen oder Modificationen für ſehr glaublich anzunehmen und alles der bisher bekannten Ordnung der Dinge gemäß zu finden?

Daß der October, daß gerade das Ende des Octobers gerathen wurde, iſt eben ſo begreiflich; denn Jedermann weiß in St., daß dieſe Jahrszeit die gefährlichſte für den Fürſten war, und daß vielleicht die wiſſenſchaftlichen Aerzte in ihrer Prophezeihung nur zwiſchen dem October und November geſchwankt haben würden, wenn ſie einmal — wie übrigens nicht ſelten geſchehen iſt — prophezeihen wollten. Wenn nun die Wahl des Jahrs erklärt iſt, wie kann die des Monats, nach den angegebenen Umſtänden, noch ein Räthſel ſeyn?

Aber die zweite Somnambule nannte mit Beſtimmtheit das Ende Octobers. Allein auch dieſe Beſtimmung war bei der unmittelbaren Folge der gefährlichen Monate, Octobers und Novembers, am natürlichſten: und wer würde nicht, wenn ihm Schach Baham bei Kopfabhauen Befehl gegeben hätte, die Epoche in den beiden Monaten zu beſtimmen, unter gleichen Umſtänden, die Mitte zwiſchen ihnen, alſo die Zeit vom 20. Oct. bis zum 10. Nov. gewählt haben? Und warum? — Weil die natürlichen Urſachen, und namentlich die athmoſphäriſchen Verhältniſſe, welche auf jenes Ereigniß wirken mußten, am ſicherſten in der Mitte zwiſchen den beiden Grenzen der beſtimmten Periode lagen

Wie will man überdieß einer Somnambüle zumuthen, daß ſie nicht ganz beſtimmt ſprechen ſollte? — Sie muß alſo entweder Ende Octobers, oder Anfangs Novembers ſagen: aber daß ſie letzteres eher nennen ſollte, als Erſteres, iſt ihr doch wahrlich nicht zuzumuthen, da ſie einmal richtig vorherſagen muß.

Oder ohne Scherz — daß ſie lieber October, als November ſagte, wollen wir gar nicht erklären. Auch iſt ſehr wenig daran gelegen; denn, daß ſie aus zwey Worten das rechte griff, iſt eine Erſcheinung, die wir, ſo oft wir wollen, wiederhollen können. Wir brauchen dazu nicht ſomnambul zu ſeyn, ſondern nur in einen Glückstopf zu greifen, in welchem nur eine ſchwarze und eine weiße Kugel ſind.

Aber noch iſt der Kopf- und Bruſt-Schlag übrig, welchen die zweite Somnambule mit ſolcher Beſtimmtheit auf den 28ſten October vorausgeſagt hat, und der auch ſo richtig auf dieſen Tag eingetroffen ſeyn ſoll.

Bey dieſen Ausſagen waren drey Zeugen gegenwärtig, vor deren Wahrheitsliebe wir alle Achtung haben. Allein zwiſchen der Vorherſagung und ihrer Erfüllung lagen über ſechs Monate, und das ehrlichſte Gedächtniß ſcheint uns hier, wo es ſelbſt auf Kenntniß deſſen ankommt, was den Fragen vorangegangen iſt, was bey dieſer Gelegenheit und früher in der Nähe der Kranken geſprochen wurde, was ſich vielleicht gerade in den Tagen des magnetiſchen Verſuchs im Publicum, oder in der Nähe der Kranken ereignet hat, um durch Ideen-Verbreitung auf ſie zu wirken — das ehrlichſte Gedächtniß, ſagen wir, ſcheint uns nach ſechs Monaten in ſolchem Falle nicht mehr zuverläſſig genug. Ueberdies bleibt uns Herr v. E. immer noch die Aufſchlüſſe über den weſentlichen Punct ſchuldig: wie wurden die Fragen an die Somnambule eingeleitet? denn wir erhalten von ihm nur den Schluß der Fragen und Antworten und der erſten Antwort war eine Frage vorangegangen, welche fehlt. Wie kann dieſe Unterredung ſo viel beweiſen, um ein Factum zu conſtatiren, das nach Hr. v. E. Erklärung die Krone des Magnetismus ſeyn ſoll? wird die Legitimität dieſer Krone durch ſolche Urkunden nicht höchſt zweifelhaft?

Aber auch abgeſehen von allem dieſem: was iſt denn Auſſerordentliches dabey, wenn Jemand die Krankheit, an der ein Menſch ſterben wird, vorausſagt, beſonders, wenn dieſe Krankheit ganz den körperlichen Zuſtänden dieſes Menſchen angemeſſen iſt? Wie ſchlecht wäre es um die Wiſſenſchaft des Arztes beſtellt, wenn ihm nicht öfters ein ſolches Horoscop gelänge? Sollte nie einer der drey Aerzte, welche die zweyte Somnambule ausgefragt haben, dieſe Todes-Art des Fürſten, als eine der wahrſcheinlichſten Beendigungen ſeines Lebens, ſich gedacht, und als ſolche genannt haben? Um aber eine ſolche Wahrſcheinlichkeit für Gewißheit auszugeben, dazu muß man freylich ſomnambule ſeyn, und das iſt bis jezt, ſo viel wir wiſſen noch kein Arzt geweſen.

Die erſte Somnambule ging noch weiter, und ſagte voraus, daß zu Hrn. Dr K . . . . noch vor dem Tode des Fürſten geſchickt werden würde, was auch richtig eingetroffen iſt; indem, wie Hr. v. E. ſagt, am 28. October „ein Laufer auf Geheiß der Aerzte ein Inſtrument bey ihm hohlte.“ Es wäre wirklich etwas bedeutendes geweſen, wenn die Somnambule drey Jahre vorher geſagt hatte: „man wird noch vorher ein Inſtrument bey dir hohlen. Aber daß ſie ſagte: man wird noch vorher zu dir ſchicken, war für die Kranke, wegen der ſo oft zu Hrn. Dr. K . . . . geſchickt worden war, ein ganz natürlicher Einfall, ſo bald ſie einmal von Krankheit und Tod ſprach; und dieſer Einfall mußte ihr um ſo näher treten, da von Tod und Krankheit des Fürſten die Rede war, wo ſich Jeder, der ſich ein ſolches Ereigniß lebhaft dachte, wohl vorſtellen konnte, daß in der äuſſerſten Gefahr die vorzüglichſten Aerzte der Stadt, zu denen Hr. Dr. K . . . . doch gewiß zu rechnen iſt, noch an das Fürſtliche Krankenbette gerufen werden würden.

Was iſt nun an allem dieſen Wunderbares? Iſt nicht alles auf die natürlichſte Ideen-Verbindung gegründet? Stand Hr. Dr. K . . . . nicht am Bette der Somnambule, als ſie prophezeihte? War es nicht am natürlichſten, daß ſie die Gegenwärtigen zuerſt, und dann den Fürſten, welcher durch Macht, Charakter und Tags-Ereigniſſe am meiſten im Munde des Publikums war, zum Gegenſtand ihrer Reden machte? Und iſt dieſes nicht um ſo einleuchtender, da ſelbſt die Aerzte jenen Gegenſtand allem Anſchein nach, als Probierſtein der Clairvoyance brauchten und das, was ſie, wie man vermuthen muß, unter den zu erwartenden Zeit-Ereigniſſen am meiſten intereſſirte, von der Clairvoyante zu erfahren ſuchten, um damit — wenn es auch nichts weiter war, — ihren und anderer Hoffnungen ein kleines Spiel zu eröffnen?

Uns iſt in der That an der ganzen Sache nichts auffallender, als daß Niemand die Wette des Herrn St. . . . (nicht S . . . ?) „der hiezu mehreremale ſeinen ganzen Wein-Vorrath anbot,“ wie uns Hr. v. E. wiederholt verſichert, angenommen hat. Wäre die Wette auch gleich, wie der Erfolg gezeigt, verloren worden, ſo würde dies doch nach der Regel geſchehen ſeyn, welche in dieſem Falle gewiß die Wahrſcheinlichkeits-Gründe des Verluſtes wenigſtens wie 1 zu 32 geſtellt hatte. Auf jeden Fall aber rathen wir dem Hrn. St . . . auf die Ausſagen einer Somnambule hin, ſeinen Wein-Vorrath nicht mehr zur Wette auszubieten; denn wir verſichern ihm, daß er in uns den Mann gefunden hat, welcher dem Hrn. v. E. zum Troz die Wette annimmt.

Wir haben gar nicht zu erwähnen der Mühe werth gefunden, daß die erſte Somnambule den Tod des Fürſten noch mit einem andern, nicht eingetroffenen, Ereigniß in Verbindung geſezt hat. Wer wird einer Clairvoyante zumuthen, ſich nie zu täuſchen? Wir zum wenigſten nicht; denn ſo oft es geſchieht, werden wir die Regel, und ſo oft ſie ſich nicht täuſcht, die Ausnahme finden, und dieſe für ein artiges Spiel von Ideen-Verbindungen und Zufällen erklären.

Wohl aber werden wir uns hüten, ſolche Fälle zur Nahrung unſers, an ſo vielen unverdauten Träumen kranken, deutſchen Volkes zu machen. Es kann wahrlich dadurch nicht geſunden; ſondern ihr werdet ſeine krankhafte Reizbarkeit zum Wahnwiz ſteigern, deſſen Kur nur durch eine Behandlung möglich ſeyn wird, unter der die Wiſſenſchaften nicht nur keine Fortſchritte, ſondern Rückſchritte machen müſſen, welche zu verhüten man von Profeſſoren der Welt-Weisheit doch zuerſt erwarten dürfte. R.

Bey uns iſt zu haben:
Die Viehragen auf einigen Großherzoglichen Sachſen-Weimariſchen Cammergütern. Nach der Natur gezeichnet und illuminirt. Herausgegeben von D. K. Ch. G. Sturm. Erſter Heft. Mit 8 illum. Kupfertafeln. gr. quer Fol. 3 thlr. 8 gr. Sächſ. baar.
In Commiſſion können wir jedoch keine Exemplare ſenden. Weimar, den 21. März 1818.
Hoffmanniſche Hof-Buchhandlung.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 36. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Etikette.

(Fortſetzung der Auszüge aus dem neueſten Werke der Fr. v. Genlis)

Eventails (Fächer.) In jenen Zeiten, als man noch oft erröthete, oder Verlegenheit, Schüchternheit verbergen wollte, trug man ſehr große Fächer, hinter die man ſich verſteckte. Jetzt erröthet man ſelten, iſt nie ſchüchtern und will ſich nie verſtecken, darum ſind die Fächer ſo klein geworden, daß man ſie kaum mehr ſieht. Die Geſchichte der Moden iſt nicht ſo frivol als man gewöhnlich glaubt, ſie iſt ein Theil der Sittengeſchichte.

Femmes (Weiber.) — — Noch hat Niemand unterſucht, ob es denn auch wahr ſey, daß Frauen in den kräftigſten Jahren, welche Verdienſte und Kenntniſſe ſie auch haben mögen, ſich blos auf ihren Haushalt beſchränken ſollen? Es mögte ſchwer zu beweiſen ſeyn, daß ein verlohrenes Talent bei dem Sohne eines Handwerkers ſehr zu beklagen ſey, bei einer Frau aber gar nicht! Kein Frauenzimmer kann das kleinſte Amt verwalten, und doch können ſie in allen Reichen der Welt, Frankreich ausgenommen, ſogar auf den Thron gelangen, ohne daß dieſe Reiche darum ſchlechter regiert werden als andere. Freilich haben die Weiber keine derben Fäuſte und breite Schultern, ſind alſo nicht geſchickt zum Kriege, auch beklagen wir ihretwegen den Untergang des Reichs der Amazonen nicht; aber ſollten nicht ihre Sanftmuth, ihre anſprechenden Manieren, ihr vereinbarender Geiſt (esprit conciliant) ſie zu manchem Beruf ganz beſonders geſchickt machen? z. B. zu Unterhandlungen. Seit der Marſchallin von Guebriant ſind viele Frauenzimmer mit geheimen Miſſionen beauftragt geweſen und haben der Erwartung entſprochen. Erſt kürzlich haben wir eine ſolche Frau leider verlohren, (Frau v. Stael) die aus eigener Bewegung und mit dem rühmlichſten Erfolg ihre Geiſtesthätigkeit auf dergleichen Gegenſtände richtete. Woher denn dieſer Fluch, der auf den Talenten der Hälfte des Menſchengeſchlechts ruht? — Alle Frauen, die zu gefallen und zu überreden wiſſen, ſollten dieſe Frage vor die Cammern bringen, ſo wie vormals die römiſchen Damen, von der Tochter des Hortenſius geleitet, dem Senat beredte Vorſtellungen machten. Vermuthlich würden unſere beſten Redner in Verlegenheit ſeyn, was ſie antworten ſollten. (Hierin hat allerdings Frau v. Genlis ganz Recht.)

Fenètres (Fenſter.) Perſonen, die gern ihren Gedanken nachhängen, können ſich wohl Stunden lang an einem Fenſter vergeſſen, welches eine weite und ſchöne ländliche Ausſicht gewährt; allein noch nie habe ich eine geiſtreiche Perſon gekannt, die gern den ganzen Tag vor einem Fenſter ſich aufhielte, welches auf die Straße geht.

Fleurs (Blumen.) Vormals legten die franzöſiſchen Frauen die Blumen weit früher ab. Die lächerliche Mode, ſich auch im Alter mit Roſen zu bekränzen, iſt ſeit der Revolution entſtanden, und kommt aus Deutſchland. (?) Unſere Krieger brachten von dort ſo viele Kränze mit, daß ſogar für die alten Weiber welche übrig blieben. (!)

Galanterie. Wenn man in Geſellſchaftszimmern gewahr wird, daß die Männer die Frauen im Cirkel ſitzen laſſen, und miteinander auf und nieder gehn, um ganz leiſe von Staats-Angelegenheiten zu flüſtern; oder wenn man erfährt, daß Männer ein großes Vergnügen darin finden, unter ſich bei einem Reſtaurateur zu ſpeiſen: ſo kann man darauf wetten, daß in einer ſolchen Stadt, es ſey London oder Paris, keine Galanterie in den Sitten herrſcht.

Habillement (Kleidung.) Die vormalige Frauentracht war ſehr lächerlich. Die heutige würde vollkommen ſeyn, wenn die Röcke etwas mehr Falten hätten, folglich etwas weiter wären. Ueber dieſen Punct muß man den Mahlern und Bildhauern glauben, die einſtimmig der Meinung ſind, daß ein Kleid, in das man ſich ſteckt wie in eine Meſſerſcheide, unmöglich graciös ſeyn könne, zumal wenn es einen gewiſſen Theil des Körpers ſcharf bezeichnet, der, wenn er zu ſtark hervortritt, der Eleganz ſehr ſchadet. — Die männliche Kleidung war nie maleriſch und iſt es jetzt noch weniger. Man ſollte, beſonders bei Kindern, die Tragbänder abſchaffen, die, wenn ſie über dem Magen ſich kreuzen, ebenſo gefährlich für die Bruſt ſind, als bei den Frauen die nackten Arme.

Journale. Journaliſten. — Nicht Betrachtungen ſind es, die man von ihnen fordert, ſondern einen guten Auszug. — Die **Ungenannten**, die ihre ſchmähenden Artikel entweder gar nicht, oder mit falſchen Anfangsbuchſtaben unterzeichnen, verdienen keine Achtung. Wenn man angreift, ſo muß man ſich nennen. Wer ſeinen Namen unterzeichnet, wird immer ſeine Ausdrücke mehr wählen, als wenn er ſich feig verlarvt. (Sehr wahr!)

Lits de repos (Ruhebetten.) Wenn der König einen kranken Privatmann beſuchte, der das Bett nicht verlaſſen konnte, ſo wurde noch ein zweites Bett neben das des Kranken geſetzt, auf welches der König ſich legte und ſich ſo mit ihm unterhielt. Das geſchah als Ludwig XIII den kranken Cardinal Richelieu, und Ludwig XIV. den verwundeten Marſchall von Villars beſuchte. — Auf den engliſchen und deutſchen Theatern ſind die wirklichen **Betten** ſehr nothwendige Möbeln ſowohl im Luſt- als Trauerſpiel. Im Mohren von Venedig erſtickt **Othello** die unſchuldige **Desdemona** mit einem Ohrkiſſen auf dem Brautbette. In der **Cleopatra** (Octavia) von **Kotzebue** ſah man bei der erſten Vorſtellung zu Berlin die ſchöne Königin von Egypten und ihren geliebten **Antonius** mit einander im **Bette liegen**, (!!!) und den letztern in den Armen der Königin entſchlafen. Das Stück erhielt glänzenden Beifall. Der Verfaſſer war ſelbſt gegenwärtig. (falſch!) Indeſſen wurde das Bett getadelt, und bei der zweiten Vorſtellung ſetzte man, den Prüden zu Gefallen, ein Canapee an deſſen Stelle. Das war einzig die Sache des Decorateurs, der Verfaſſer miſchte ſich nicht darein, und nun war das Publicum zufrieden. (Wer doch der Frau von **Genlis** das Mährgen aufgebunden hat?)

Der Beſchluß folgt.

Ausgezeichneter Muth der Heldenjünglinge Hermann und Henſel bei der Vertheidigung der Blockhäuſer auf dem Predill und zu Malborghetto.

(Aus dem militairiſchen Wochenblatte, welches mit Genehmigung des Königs von Preußen erſcheint.)

Nirgend wird der Muth des Kriegers auf härtere Proben geſetzt; nirgend ſteht ihm der Tempel des Ruhmes weiter offen, als bei Vertheidigung feſter Plätze, Schanzen, Häuſer, Päſſe, u. dergl. m. **Karls XII.** Vertheidigung eines Hauſes bei Bender mit wenigen Officieren gegen 20000 Türken; — des **Marſchalls von Sachſen** Vertheidigung eines Hauſes in Cramik mit 18 Perſonen gegen 600 Polen; — des preußiſchen Füſelier-Lieutenants v. **Beyer** Vertheidigung der Kirche von Labuszin mit 20 Mann gegen einige 1000 Polen unter Dombrowsky; — **Remzy**'s fünftägige Vertheidigung durch 19 Moldauer Jäger gegen Sobiesky's Armee — die Vertheidigung einer Mühle bei La Rochelle durch einen Einzigen Mann, Namens **Balbot**, gegen Strozzy's Belagerungscorps — ſind bewundernswürdig. Sie zeigen, welche bedeutende Hülfsmittel brave Männer in ihrem Muthe finden, was Wenige gegen Viele vermögen. Alle vorher genannte Helden kamen indeß mit dem Leben davon; ſie ſchlugen ſich entweder durch, wie der Marſchall von Sachſen; oder erhielten freien Abzug, wie die 6 noch am Leben gebliebenen Moldauer Jäger; oder ſie mußten ſich endlich ergeben und wurden gefangen, wie die Uebrigen. Die Vertheidigung an ſich verliert dadurch nichts an ihrem Werth, ſie bleibt bewunderns- und nachahmungswürdig; das höchſte Intereſſe erregt ſie jedoch erſt dann, wenn ſie **tragiſch** wird, wenn die Vertheidiger ihre Pflicht mit freiwillig gewähltem Tode beſiegeln. Daher ſtehen neben Leonidas und der 300 Spartaner Vertheidigung der Termopylen, **Zrini**'s Vertheidigung von Sigeth; des engliſchen General **Richards** Vertheidigung des Schloſſes Alikante am höchſten, zwar nicht in Hinſicht der Kunſt, ſondern in Betreff des dabei bewieſenen Heroismus. Beide wählten lieber freiwillig den Tod, als daß ſie den ihnen anvertrauten Platz übergeben hätten. Gern möchte ich noch des preußiſchen Füſelier-Lieutenants v. **Gauvain** Vertheidigung des Goldfels auf dem Stromberg hierher zählen, denn auch dieſer ergab ſich nicht und wählte freiwillig den Tod. Indeſſen, ſo überaus ehrenvoll immer die Handlung deſſelben bleibt, ſo entſprang ſie jedoch weniger aus Pflichtgefühl, als aus Lebensüberdruß, indem kurz vorher der Obriſt von Szekuly ſeine Ehre aufs empfindlichſte gekränkt hatte, und, da die Franzoſen ihn für einen Emigranten hielten, er befürchten mußte, auf die Guillotine geſchleppt zu werden. Dennoch wird ihm niemand Achtung und Bewunderung verſagen können — Des Ritters **Aſſas** Heldenthat bei Kloſter Kampen — die größte, die edelſte im ſiebenjährigen Kriege — bliebe, für ſich betrachtet, wenn der Ritter nur **verwundet** worden wäre, immer höchſt bewundernswerth; tragiſch ward ſie aber erſt dadurch, daß er ſein Leben dabei einbüßte. So ſind **Epaminondas** Schlachten von Leuktra und Mantinäa gleich ſchön; letztere aber, wo der Held den Sieg mit ſeinem Leben bezahlen mußte, erweckt viel höheres Intereſſe. So des herrlichen Generals Wolf Schlacht bei Quebeck! So Guſtav Adolphs Schlacht bei Lützen! —

In Zrini's und Richards Geiſt iſt es, in welchem die beiden Ingenieur-Hauptleute, Herrmann und Henſel, die Blockhäuſer von Predill und Malborghetto vertheidigten! Beide in den beſten Jahren, drangten ſich aus Patriotismus zu dieſem Poſten, der nichts als Gefahren bot. — Schon am 14. Mai waren beiden Veſte umzingelt worden, Malborghetto zweimal aufgefordert. Mit ſpartaniſcher Kürze erwiederte der Commandant, Hauptmann Henſel: „Er habe den Befehl, ſich zu vertheidigen, aber nicht zu unterhandeln.“ Mehrmals ſuchte der Feind nun auf der Straße vorzurücken, das furchtbare Feuer aus den Blockhäuſern vereitelte blutig jeden Verſuch; in der Nacht aber überſtieg er alle höhern Gebirge, wurde zwar von dem Oberfeuerwerker Rauch eine Zeitlang zurückgeſchreckt, und nächtlicher Sturm auf die äußern Verſchanzungen vorzüglich durch den Heldenmuth des Artilleriſten Burgsthaler vereitelt, der, in Ermangelung von Leuchtkugeln, ein verlaſſenes Haus mit Lichtern anſteckte, daß ſofort jeder Schuß die dichtgedrängten feindlichen Reihen mähte. Aber der Feind umringte am 17. Vormittags von allen Seiten die Veſte und ließ ſie nun durch die ganze Diviſion Fantanelli allerwärts auf einmal beſtürmen, während die Diviſion Grenier zu ihrer Unterſtützung anrückte. Wüthend drangen die durch Brandwein berauſchten Soldaten vorwärts, gräßlich wüthete das Feuer der Beſatzung unter ihnen und zwei heftige Stürme auf zwei verſchiedenen Punkten wurden von den tapfern Oeſterreichern abgeſchlagen. Die feindlichen Führer, erzürnt über den Widerſtand, und beſorgt wegen des Verlußes, den ſie nur durch das Gelingen ihres Unternehmens entſchuldigen konnten, befahlen den dritten Sturm. Der Sieg mußte ihnen zu Theil werden, denn ſie waren zu übermächtig.“

„Noch einmal wurden die feindlichen Truppen von ihren Anführern vorwärts zum Sturm getrieben; doch der Widerſtand blieb derſelbe, und neue Schwärme rückten vor, um über die Leichen ihrer getödteten Brüder zu ſtürmen. Da ſinkt der Hauptmann Henſel ſchwer verwundet bei der Wieſen-Batterie zu Boden. „Muth, Kameraden!“ ruft er der Mannſchaft zu. Doch mit ſeinem Falle hört die ordnungsvolle, ſtandhafte Vertheidigung auf; die Feinde nehmen die Zwölfpfünder und gleich darauf die Schlachtbatterie, dringen in den bedeckten Weg, berauſchte Wagehälſe rennen mit den Köpfen wider die Schießſcharten und laufen wie Katzen längs den Sturmpfählen hinauf. Ein fürchterliches Gemetzel beginnt. Die erbitterten Feinde geben keine Gnade, würgen ſelbſt den Unterarzt Hutzler unter dem Verbinden der Verwundeten. Verzweiflung kämpft auf Seiten der Oeſterreicher, und theuer verkauft jeder ſein Leben. Der tapfere Henſel, der röchelnd auf dem Boden lag, wird von eben dem Officier erſtochen, der ihn zweimal vergebens aufgefordert hatte. Hauptmann Kuzka, gleichfalls verwundet, ſtürzt ſich in die Arme eines Officiers: „Ich bin ihr Gefangener!“ ruft er ihm zu; in ſeinen Armen ſchlägt ihn von rückwärts ein feindlicher Zimmermann mit ſeinem Beil, daß er mit zerſchmettertem Haupte zu Boden ſtürzt; ſterbend erhielt er noch mehr als dreißig Bajonettſtiche. Einige entrannen durch das Gewühl, nur wenige wurden gefangen, und dieſe verdankten ihr Leben dem Vicekönige, der eben herbeigeſprengt kam, und dem Blutvergießen ſogleich Einhalt gebot. Der Oberfeuerwerker Rauch, der noch im letzten Augenblick die Malborghetter Batterie, ohne alle Beſatzung, bloß durch ſeine Artilleriſten vertheidigt, und, Malborghetto in Flammen ſetzend, den Feind nochmals aufgehalten hatte, mußte dem Vicekönige über dieſe Gegenwehr und über die Stärke der Beſatzung Auskunft geben. In des Prinzen Gegenwart ſchlugen die Schützen auf ihn an, und murrend über des Vicekönigs edlen Sinn, ſagte ein General: „der Befehlshaber des Geſchützes habe am wenigſten Anſpruch auf Verſchonung; über 1,300 Brave wären allein beim letzten Sturme gefallen. Auch ihm dürfe der Lohn der Rache nicht ausbleiben.“ Aber Rauch erhielt für ſich und ſeine Waffenbrüder durch den Vicekönig das Leben.“

„Noch mußte das feindliche Heer, um die Hauptſtraße ganz frei zu erhalten, das Blockhaus auf dem Predill erobern. Nach dem Fall von Malborghetto erfolgte eine neue Aufforderung, mehrere öſterreichiſche Gefangene wurden zugleich hinaufgeführt, um durch die Erzählung des grauſenvollen Looſes ihrer Brüder, die zu Predill zu erſchüttern; daſſelbe Schickſal, ſetzte der franzöſiſche Unterhändler hinzu, ſtehe auch ihnen bei längerm Widerſtande bevor. Hauptmann Herrmann hörte ruhig die Erzählung an und erwiederte kalt: „die Vertheidigung des Blockhauſes bis aufs äußerſte ſey ihm aufgetragen worden. Den Tod fürchte er nicht, Wer den ehrenvollen Beruf in ſich fühle, ſein Vaterland zu vertheidigen, müſſe jeden Augenblick bereit ſeyn, für daſſelbe zu ſterben, und er — wolle mit Ruhm auf dem Felde der Ehre fallen.“ — Das herzhafte Betragen des jungen Helden, und wenige männliche Worte zu ſeiner Mannſchaft geſprochen, entflammten dieſe zur höchſten Begeiſterung. In dieſem ſchönen Augenblicke gelobten alle feyerlich: „als wackere Waffenbrüder „ſich beizuſtehen, und lieber zu fallen, als ſich zu „ergeben.“ Eine heilige Schaar, die ſich dem Tode für das Vaterland geweiht hatte!

Der Feind rüſtete ſich ſogleich zum Angriff, und kaum eine Stunde nach der Aufforderung ſtürmten 5 bis 6000 Mann von der Diviſion Serras von allen Seiten auf die Bruſtwehr heran. Haufen von Leichen thürmten ſich auf, Bäche von Blut floſſen die Anhöhe herab, und noch hatte der Feind nichts gewonnen. Mit wilden Blicken nähern ſich neue Schaaren; ſie ſehen ſich dem Kriegsgott geweiht, dringen vorwärts und theilen das Loos mit ihren gefallenen Brüdern. Stunden ſchon währte der Kampf. Da zündet eine Haubitzgranate das hölzerne Blockhaus; der Feind erblickt die Flamme und jubelnd ſchleudert er neue Werkzeuge der Zerſtörung dahin. Vom Winde angefacht, verbreitet ſich ſchnell das Feuer. „Keine Uebergabe!“ rief unerſchrocken die Beſatzung; ein Theil ſtirbt in den Flammen und muthvoll kämpfen die Andern fort. Doch die Flamme wird immer heftiger und droht den Pulvervorrath zu erreichen. Da ſtürzt ſich Hauptmann **Herrmann** um zwei Uhr Nachmittags mit den Uebriggebliebenen aus dem Thore mitten unter die dichteſten Haufen der Feinde. Er ficht im Handgemenge ſo lange, bis er, ſchon öfters verwundet, durch den Blutverluſt völlig entkräftet iſt, jetzt erſt können die Feinde ihn tödten; ſeine tapfere Schaar fällt mit ihm, treu hat ſie ihren Schwur gehalten! Hauptmann **Jankowich**, ſchwer verwundet, iſt der einzige Gefangene; ein Feldwebel und vier Gemeine liegen unter dem Schutte und werden von dem Feinde für todt gehalten; in der Nacht raffen ſich die ſchwer Verwundeten auf und bringen die Nachricht, wie ihre Brüder den Heldentod geſtorben.“

Gegenſtände die Religion betreffend.

Im neueſten Hefte von **Köthe's Zeitſchrift für Chriſtenthum und Gottes-Gelahrtheit** hat der Herr Prediger **Gräffe** in Rudolſtadt treffliche, wahrhaft chriſtliche Geſinnungen niedergelegt, aber in undankbaren Boden, der, ſtatt ſolche Keime fröhlich zu entwickeln, ſie mit einer Eisrinde umzieht. Man urtheile! **Gräffe** ſagt:

„Der Streit über die Art, wie ſich Gott im Chriſtenthume offenbart habe, dauert noch immer fort, und unzählige Köpfe und Federn ſind geſchäftig, bald zu beweiſen, Gott habe ſich unmittelbar offenbart; bald dieſe Art der Offenbarung entweder für unmöglich, oder doch für unnöthig zu erklären. — Keiner der ſelbſt Parthie ergriffen hat, kann richten, denn ein Richter in eigener Sache iſt ungültig. Nur ein unpartheyiſcher Richter, den beide Theile für competent erkennen, kann den Streit ſchlichten. — Aber wer ſoll dieſer ſeyn? — Wer kann da noch fragen, wo es heißt: „Einer iſt Euer Meiſter, Chriſtus!“ — Chriſtus iſt Richter, allein gültiger Richter, über alles was ſich chriſtlich nennt, und ihn wollen wir hören.“

„Und gerade iſt kein Wort ſo deutlich, ſo ganz aller Mißdeutung unfähig, als das Wort, worin Chriſtus das Kennzeichen ſeiner Jüngern ausdrückt. Es heißt: Liebe. — Liebe iſt was er ſprach, Liebe, was er that, ſein ganzes Leben hindurch, Liebe, höchſte grenzenloſe Liebe ſein Tod. In ſie ſetzt er das Geſetz und die Propheten, in ſie die Aehnlichkeit mit Gott, durch ſie iſt er in Gott, und Gott in ihm. — Das letzte Oſterlamm, das er mit ſeinen Jüngern feyert, ſoll noch recht tief in ihre Herzen das Gebot der Liebe graben. Er, der Meiſter, wäſcht den Schülern die Füße, damit ſie es nie vergeſſen, was er durch dieſe Handlung lehren wollte, damit ſie immer eingedenk wären der Worte, die er an dieſe Handlung knüpfte: Ein neu Gebot gab ich Euch, daß Ihr Euch untereinander liebt, wie ich Euch geliebt habe, auf daß auch Ihr einander lieb habt! — Dabei wird Jedermann erkennen, daß Ihr meine Jünger ſeyd, ſo Ihr Liebe untereinander habet.“

„Bedürfen wir noch eines andern, deutlicheren Ausſpruchs? nicht den Glauben an dieſe oder jene menſchliche Meinung, an dieſe oder jene dogmatiſche Beſtimmung, ſtellt er als Kennzeichen des Chriſten auf; ſondern allein die Liebe: und wer dieſe ſo verleugnen kann, daß er ſeinem Bruder, der in manchen Meinungen nicht mit ihm übereinſtimmt, geradezu das Chriſtenthum abſpricht, der ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil, und ihm gilt das Wehe, das Chriſtus über die Phariſäer ausſprach u. ſ. w."

Wer ehrt und liebt nicht den Geiſtlichen, der ſolche Geſinnungen hegt und fortzupflanzen ſtrebt? man hätte glauben ſollen, der Herausgeber einer Zeitſchrift für Chriſtenthum würde freudig einſtimmen. Er ſtimmt auch ein, doch nicht freudig und nicht ohne Aber." „Die Liebe, ſagt er, iſt allerdings das Grundgeſetz, kann aber vom Glauben nicht getrennt werden, und zwar gründet und vollendet ſich erſt die chriſtliche Liebe im chriſtlichen Glauben, und iſt, getrennt von ihm, nur dunkel und getrübt." (Davon ſagt Chriſtus kein Wort.) — „Das iſt nicht die chriſtliche Liebe, die ſelig macht, an der man erkennen ſoll, daß wir Chriſti Jünger ſind, wenn ſie nicht Eins iſt mit dem Glauben." (Davon ſagt Chriſtus kein Wort.) — „Drum ſoll man die Worte Chriſti, bei verſchiedenen Veranlaſſungen geſprochen, nicht alſo deuten, daß er bei dem Einen, uneingedenk des andern, zu andrer Zeit geſprochen, ſcheinen mögte." (Uns dünkt, man ſoll ſie gar nicht deuten, zumal wenn ſie ſo klar ſind als die oben angeführten. Einzig an der Liebe ſollen Chriſti Jünger erkannt werden. Wenn Chriſtus nicht für nöthig fand in jenem feierlichen Augenblicke noch etwas beizufügen, ſo ſollte Herr Doctor Köthe es auch nicht thun. Daß man, wenn man Chriſtum liebt, auch an ihn glaubt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber man hat den Glauben, der am Ende eben ſo einfach iſt als die Liebe, durch mancherlei menſchliche Auslegungen in menſchliches Gebot verwandelt, und das will Chriſtus nicht. Ob Köthe's Glaube — der rechte wahre Glaube ſey, wer verbürgt uns das? es läuft ja doch am Ende nur darauf hinaus, daß wir ſeine Meinung annehmen ſollen. Daß aber Chriſti Liebe die rechte wahre Liebe ſey, das fühlen wir, das bedarf nicht erſt der Beweiſe. Wenn alſo Köthe behauptet: „Die Liebe müſſe ſich zeigen im reinen und heiligen Eifer für der Brüder Seelenheil" ſo heißt das mit andern Worten: der Liebende muß den Bruder zu derjenigen Meinung bekehren wollen, die er ſelbſt vom Glauben hegt. Freilich ſoll nur vom Glauben an das Wort Gottes die Rede ſeyn, aber die Auslegung des Wortes Gottes behält er ſich vor, und folglich iſt es am Ende der Glaube an ſeine Auslegung. Nein! da ſcheint es uns doch ſicherer, mit Gräffe zu lieben, als mit Köthe zu glauben. Des letztern Glaubenseifer führt grades Weges zur Bekehrungsſucht. Chriſti Worte ſoll man nicht deuteln, auch nicht erweitern.) —

Gleich auf der erſten Seite dieſes Heftes erklärt der Herausgeber: „eine neue Spaltung drohe immer unheilbarer zu werden." Ey! ſo ſprecht mit Gräffe oder vielmehr mit Chriſtus: liebt Euch untereinander! dann wird keine Spaltung drohen. Das geſchieht nur wenn ihr, mit Köthe, die Liebe im Glauben gründet: eine Begründung, von der Chriſtus nichts geſagt hat. Liebe kann nie zur Intoleranz führen, wohl aber der Glaube, denn dieſer kann irren, die Liebe nicht. Auch iſt es im Grunde wahre Intoleranz, die aus Köthe's Nachſchrift hervorleuchtet, ſo ſüß auch die Worte ſind, in welche er ſie verhüllt. —

In Gera iſt eine Reformations-Predigt von Saupe gedruckt worden, die mehr eine hiſtoriſche Vorleſung über die Reformationsgeſchichte als eine Predigt zu nennen iſt. Bei Erwähnung der derben Schimpfreden, deren ſich Luther bisweilen bedient hat, macht Herr Saupe zuerſt auf unſere Literatur-Zeitungen aufmerkſam (die bei dieſer Gelegenheit vermuthlich zum Erſtenmale auf der Canzel citirt worden ſind) „in welchen wir die heftigſten und gemeinſten Schimpfreden leſen, mit denen große Männer in der gelehrten Welt ſich anfallen." Dann ſagt er: Luther habe aus Nothwehr geſchimpft da z.E. „in der großen Disputation zu Leipzig Doctor Eck Luthern lächerlich machen wollte, durch Herleitung ſeines Nahmens von Luder oder Aas, und dieſer mit Gegenwart des Geiſtes ihm ſchnell erwiederte: Die Abkürzung des Titels Doctor durch Dr., verbunden mit ſeinem Nahmen Eck, gebe ja auch nur „Dreck." Solche Anecdoten auf der Kanzel! — Doch Herr Saupe iſt Zucht- und Waiſenhaus-Prediger, und vermuthlich iſt dieſe Predigt im Zuchthauſe gehalten worden. —

Die Wunder des Magnetismus

fahren fort, das Gehirn der Gläubigen und das Zwerchfell der Ungläubigen zu erſchüttern. Wir referiren kurz den Inhalt des neuſten Heftes vom Archiv für thieriſchen Magnetismus. Hr. Doctor Heineken in Bremen hat eine Kranke magnetiſirt, die uns Dinge offenbart hat, welche man bis jetzt für die Erdenſöhne mit undurchdringlichem Schleier bedeckt glaubte. Wir übergeben die Kleinigkeiten, daß ſie mit verſchloſſenen Augen ſehe ſchön und deutlich ſchrieb — daß ſie, was ihr bevorſtand, entweder durch eine Stimme erfuhr, oder daß ſie es mit goldnen, leuchtenden Buchſtaben aufgezeichnet ſah — daß ſie, ohne zu wiſſen, daß ihre Freundin in Hamburg niedergekommen war, dieſelbe, ihr Kind ſtillend, im Bette erblickte — daß ſie die Nähe der Geiſter ſpürte und Einmal von vier lieben Verſtorbenen ſelig angelächelt wurde — daß ſie einer, um ihren Sohn beſorgten, Mutter tröſtend zurief: ſie ſehe die leuchtenden Worte Neuyork! Amerika! wohin jener Sohn denn auch wirklich abgereiſt war u. ſ. w.; das ſind lauter Lumpereyen, die in unſern Tagen, wie billig, gar kein Aufſehen erregen. Aber gebenedeyt ſey die Edle, die uns das große köſtliche Geheimniß, an deſſen Entdeckung die weiſeſten Männer aller Zeiten verzweifelten, das Geheimniß der Verbindung des Körpers mit der Seele enthüllt hat. Hier iſt es in wenig Worten:

Auf zweierlei Weiſe iſt der Menſch an die Seele geknüpft, nemlich durch ein geiſtiges und ein phyſiſches Band. Der Geiſt iſt der Mittler zwiſchen Körper und Seele. Die leztere iſt ewig, unſterblich. Der Geiſt aber wird hier ausgebildet. Die Seele muß jedoch, troz ihrer Ewigkeit und Unſterblichkeit, nicht ausgebildet ſeyn, denn in einem andern Leben wird ihr die Ausbildung des Geiſtes zu gute kommen, welches vorausſezt, daß ſie deren bedarf. Die Seele iſt der Regierer unſerer Handlungen, allein troz dieſer Regierung iſt der Geiſt frei. Indeſſen iſt ſein Abſtand von der Seele doch noch zu groß, es muß noch ein Mittler zwiſchen beide treten, und dieſer Mittler iſt die Vernunft. Dann muß wieder ein Mittler zwiſchen Geiſt und Körper treten, und dieſer iſt das Gefühl. Da haben wir alſo drei Mittler, Einen zwiſchen Körper und Seele, den Geiſt, Einen zwiſchen Geiſt und Seele, die Vernunft, und Einen zwiſchen Körper und Geiſt, das Gefühl. Alſo das Gefühl ſteht über dem Körper, der Geiſt über dem Gefühl, die Vernunft über dem Geiſte und die Seele über der Vernunft. Mein Gott! giebt es denn kein Irrenhaus in Bremen?

Eine zweite wichtige Entdeckung iſt die Beſtätigung von Gall's Theorie der Gehirn-Organe. Die Somnambüle hat die vorzüglichſten derſelben angegeben, und auch ſogar, wie Gall, die Erfahrung bekräftigt, daß man ſie erregen könne, wenn man die Stirn mit den Fingern reibe, weil aus den Fingerſpitzen die Electricität ausſtrömt. Dadurch hat nun Gall auf Einmal die ganze Claſſe der Magnetiſeurs für ſich gewonnen.

Einmal hat die Kranke auch eine Viſion gehabt, die auf die damaligen großen Weltbegebenheiten paßte. Mehr wird uns aber nicht davon geſagt; die Viſion muß alſo doch nicht paſſend geweſen ſeyn, ſonſt würde man nicht ermangelt haben, wie in Stuttgart, an die große Glocke zu ſchlagen.

Uebrigens bekennt Herr Doctor Heineken, daß in Anwendung des Magnetismus leider täglich ſchrecklich gefehlt wird, und daß langwieriges Siechthum, unheilbare Schwäche, Lahmung, Fallſucht und Wahnſinn durch unweiſe und unvorſichtige Magnetiſeurs herbeigeführt werden können. Da nun wohl kein unbefangener Zuſchauer des jezigen magnetiſchen Treibens leugnen wird, daß alle Magnetiſeurs leidenſchaftlich für ihre Kunſt eingenommen ſind, ſo möchten wir gern wiſſen, wie ein armer Kranker die Gefahr vermeiden ſoll, nicht an einen ſolchen zu gerathen, der ihm Fallſucht und Wahnſinn an den Hals magnetiſirt.

In den franzöſiſchen Annalen des Magnetismus kommt eine Somnambüle vor, die ihrem Magnetiſeur anzeigte, ſein halbjähriges Kind werde ein Jahr darauf die Kinderblattern bekommen, und zwar beſtimmt um 8 Uhr Morgens, ſie ſehe den Keim derſelben unter der Form von kleinen braunen Kugeln, gleich Paternoſter-Kügelchen, die in grader Linie um einander rollen. (Wie man gradlinig rundum rollen kann, das begreift man auch nur im magnetiſchen Schlafe.) Die Prophezeyung traf pünktlich ein. — Im Jahr 1814 gab es einen unglücklichen Kranken, der in 3 Monaten äußerlich 200 Bäder, 100 Kliſtiere, 30 Blutigel, über 5 Pfund beruhigenden Balſam, eben ſo viel Mandelöl, 1 Pfund 4 Unzen laudanum liquidum; innerlich 100 Maas verſchiedene Tiſane, 9 Maas Syrup, 10 Maas Molken, 1,1/2 Pfund Mandelöl, 17 Pfund deſtillirte Waſſer und 4 Pfund verſchiedene Syrupe gebrauchte. Die Krankheit wich aber nur dem Magnetismus.

Höchſt merkwürdig iſt eine Note vom Herausgeber des Archivs pag. 108. Man weiß, daß die ehrlichſten Magnetiſeurs bisher immer ſelbſt gewarnt haben, die Mittel, welche die Somnambülen ſich im Schlafe vorſchreiben, ſehr vorſichtig oder auch gar nicht zu gebrauchen, weil es oft ganz verrückte Curarten ſind, die gradesweges zum Tode führen würden; allein der Herausgeber erklärt: jeder Irrthum in dieſem Fall ſey *immer* nur Schuld der Magnetiſeure, indem die Somnambüle, ſo wenig als die Natur ſelbſt, jemals irren könne. Darum folge *er* unbedingt ihren Anordnungen, auch wenn ſie ſchädlich ſchienen; nur müſſe er überzeugt ſeyn, daß ſie aus freiem innern Antriebe geſprochen. Das zu unterſcheiden, ſey ſchwer, und darum mögte der Himmel den Magnetismus vor *profanen* Händen bewahren. — Der Himmel würde beſſer thun, jeden Kranken vor *geweihten* Händen zu bewahren! denn bei ſolchen Grundſätzen werden gewiß viele ein Opfer ihrer Orakelſprüche werden. Was nennt der Herausgeber hier *profan*? muß man denn ein Arzt ſeyn, um *wahre* Inſpiration von *falſcher* zu unterſcheiden? Gerade *dieſen* Punkt betreffend mögten *alle* Magnetiſeure *Profane* ſeyn.

Am Schluß dieſes Heftes wird auch noch der berüchtigten magnetiſchen Cur eines Liefländiſchen Landgeiſtlichen ſehr ernſthaft erwähnt, nachdem man ſich in Lief- und Ehſtland längſt ſatt darüber gelacht hat, *weil man dort die nähern Umſtände kennt*, und den ehrlichen Landprediger bedauert. Der Herausgeber ſagt: „Man ſieht gern, wie die Leute (nemlich der Prediger und die Dame) „wie „*verliebt* um einander herum gehen, bis es endlich in dem Magnetiſeur zum Durchbruch kommt, „und der *Entſchluß* die Kraft zur entſcheidenden „Wirkſamkeit ſteigert. „Alſo doch Geſchlechtsluſt?“ (fragt er ſich ſelbſt und antwortet:) „Liebe Freunde, „laßt uns doch bedenken, daß keiner von uns auch „nur Braten eſſen kann ohne dieſe Geſchlechtsluſt, „und Bratenеſſen — iſt doch wohl etwas unſchuldiges?“ — Wieder eine ganz neue Entdeckung! wir wollen noch dieſen Mittag genau auf uns acht geben, denn bis jetzt iſt es uns nie ſo vorgekommen, als ob wir beym Bratenеſſen eine Geſchlechtsluſt empfänden.

Schließlich erlaube man uns, noch recht ſatt uns zu verwundern, daß die Könige und Fürſten ſo blind oder ſo verſtockt ſind, keine *Geheime-Kabinets-Somnambülen* an ihren Höfen anzuſtellen, die ihnen offenbar von weit größerem Nutzen ſeyn würden, als die *Geheimen-Kabinets-Räthe*. Es iſt ja nun durch hunderte von Beyſpielen erwieſen, daß die Somnambulen in die Zukunft ſchauen können, warum fragt man ſie nicht, zum Beyſpiel, was die Franzoſen thun werden, wenn die Occupations-Armee abgezogen iſt? wie viel unnützes Grübeln könnte man dadurch erſparen! und wie viel Unglück vielleicht verhüten!

Zeitſchriften.

(Beſchluß.)

Folgende Anecdote iſt uns unbekannt:

Mit mehr Glück, als Poniatowsky, gelang es bekanntlich dem Marſchall Macdonald, ſich, indem er mit ſeinem Pferde die Elſter durchſchwamm, zu retten. Als er gegen Abend, durch Müdigkeit erſchöpft, und noch von Waſſer triefend, bei Napoleon, der eben bei Tiſche ſaß, eintrat, ſo ſoll ihn dieſer mit Kälte, ja halb ironiſch gefragt haben, wie es in Leipzig gehe? ohne ſich durch Macdonalds Vorwürfe über die Aufopferung der dort ihrem Schickſale überlaſſenen Truppen im Geringſten aus ſeiner Gleichgültigkeit aufſtören zu laſſen, noch dem ritterlichen Macdonald auch nur ein Wort der Theilnahme zu bezeugen. (Car l'Empereur se portait bien.) Dieſes Benehmen ſoll nicht wenig auf Macdonalds ſpätere Stimmung Einfluß gehabt haben. Wir verbürgen dieſe Angabe nicht, wiewohl ſie leicht zuverläſſiger ſeyn dürfte, als ein großer Theil der Wilſon'ſchen.

Auch die Züge aus der Geſchichte Dresdens im Jahr 1813, die in dieſem Stück der *Annalen* fortgeſetzt werden, erregen das lebhafteſte Intereſſe, oft auch Schaudern. Dahin gehört der gräßliche Zug, daß ein vom wütendſten Hunger gequälter Soldat die unverdauten Kartoffeln gierig verſchlang, die einer ſeiner Leidensgefährten durch Erbrechen von ſich gegeben. Ferner: daß man aus dem Spital in der Neuſtadt Sterbende in die nahe Elbe trug, die erſt in den Fluten ihren Todeskampf endigten. (! ! !)

In dem Februar-Stück der *Zeiten* heißt es: „Frankreich ſchließe großen Reichthum, Kräfte und Hülfsmittel in ſich und ſey ſehr fähig, das Alles in Würkſamkeit zu ſetzen, denn es habe den Vorzug eines conſtitutionellen Zuſtandes, der ſich den Forderungen der Zeit wenigſtens anlege, während die andern Staaten theils alte, veraltete, dem Zeitgeiſt nicht angemeſſene Formen hätten, theils gar keine. Jene wären der Entwickelung der Staatskraft und deren Anwendung hinderlich, und neue einzuführen ſey ſchwürig, auch wohl gefährlich.

Frankreich hingegen habe den Vorzug vor faſt allen europäiſchen Staaten, daß es da ſchon ſey, wo Andere ſich erſt hin arbeiten müßten." Wenn aber wahr iſt, was weiterhin behauptet wird: „daß vielleicht kein Staat in Europa ſey, der ſich ſo kräftiger Miniſter zu erfreuen habe als der franzöſiſche" ſo iſt ganz überflüſſig anzunehmen, daß Frankreichs conſtitutioneller Zuſtand ihm ein Uebergewicht verleihe; ſondern dieſes wäre blos eine Folge der alten Wahrheit: daß diejenige Regierung die erſte iſt, die am beſten verwaltet wird.

Bei Gelegenheit der, dem Fürſten Staats-Canzler zu Coblenz überreichten Adreſſe, bemerken die Zeiten: „ſolch Unternehmen habe in der Regel ſeinen Grund nur in dem Beſtreben Einzelner, ſich mächtig, intereſſant, vielleicht auch gefürchtet zu machen, und deshalb von der Regierung angezogen zu werden, und im gegenwärtigen Falle könne — ſo ſcheine es — die Wahl des Sprechers der Deputation (Görres) einen Verſtärkungs-Grund für ihre Vorausſetzung geben, da man in ihm den Herausgeber des alten, verblichenen, rheiniſchen Merkurs erkenne. — Daß man im vorigen Jahre in den Rheingegenden ſo wenig Luſt zur Feier des 18. October gezeigt habe, ſey wohl auch nur Würkung der Betriebſamkeit jener Einzelnen, welche egoiſtiſche oder idealiſche Plane entworfen, und dieſe noch nicht zu realiſiren vermocht hätten. Sie ſchüttelten Conſtitutionen aus dem Ermel, und wären ungeduldig, in der National-Verſammlung auf der Rednerbühne zu glänzen. Wie eine repräſentative Verfaſſung beſchaffen ſey, darauf komme es nicht ſonderlich an, wenn nur die, welche ſich gern geltend machen wollen, darin hinlänglichen Spielraum fänden." — Dieſe Anſichten theilen wir, wie auch nicht minder die, bei Gelegenheit der neueſten Ereigniſſe im Großherzogthum Weimar aufgeſtellte: „daß die erſte zarte Pflanze (der Preßfreiheit) von den groben und tölpiſchen Händen vorlauter und voreiliger Thorheit zerknickt worden, und wohl ſo leicht anderwärts nicht wieder zu pflanzen verſucht werden möchte, bevor man nicht ſicher ſey, ſie nicht auf ähnliche Weiſe behandelt zu ſehn." Das angehängte Gleichniß aber hat uns unanſtändig geſchienen, da die Weimariſche Regierung für die Großherzigkeit ihres angeſtellten Verſuchs gewiß keinen ſo ſchielenden Blick verdient hatte.

Kleine literariſche Notizen.

Vom Almanach der Ritterorden iſt die zweite Abtheilung erſchienen, enthaltend die Ritterorden außer Deutſchland. Wenn von zehn Rittern immer auch nur einer das Buch kauft, um ſeinen Namen gedruckt zu ſehen, ſo meinen wir, daß der Verleger ein ſteinreicher Mann [illegible] bei wird. —

Doch bei weitem nicht ſo reich, als der Verleger des Unterrichts in der Kunſt, die weibliche Schönheit zu erhalten und ihr zu Hülfe zu kommen, welche Hr. Doctor Flittner als Damen-Lectüre angezeigt hat; denn bekanntlich ſind nicht allein alle Frauenzimmer ſchön, ſondern ſie wünſchen auch Alle die Schönheit zu erhalten, folglich müſſen wenigſtens 6 Millionen Exemplare von dieſem Unterricht verkauft werden. Zwar hat der ſchalkhafte Verfaſſer ihn nur den ſchönen hübſchen und niedlichen Damen zwiſchen 14 und Jahren gewidmet, allein er bemerkt in einer Note, eine Dame nie älter wird als 28 Jahr, und das von Rechts wegen. Man findet da die herrlichſten Waſchwaſſer, die untrüglichſten Mittel gegen Sommerſproſſen, Froſtbeulen, Flecken aller Art, ja ſogar Salben gegen Runzeln, folglich gegen das Alter. Man findet Masken und Handſchuh für die Nacht, kurz, es iſt nichts vergeſſen, und wir prophezeihen dem Verfaſſer, daß ihn einſt die Damen, wie den Dichter **Frauenlob**, zu Grabe tragen werden. —

Von **Gottſchalk's Ritterburgen und Bergſchlöſſern Deutſchlands** iſt der vierte Band erſchienen. Wir ſollten meinen, daß, bei der jetzigen tiefen Verehrung für Alles, was aus dem Mittelalter ſtammt, dieſes Unternehmen dem Publikum ſehr willkommen ſeyn müßte. Aber auch denjenigen, welche jene Verehrung gerade nicht theilen, wird doch ohne Zweifel das allgemeine Gefühl nicht fremd ſeyn, welches uns angenehm ſchmerzlich ergreift, wenn wir die zerſtörten Wohnungen unſerer Vorältern betreten. Wenn ſie auch nur von wenigen Burgen hier Abbildungen finden, ſo entſchädigt ſie dafür des Verfaſſers lebendige, nicht ſchwülſtige Beſchreibung, die überdieß geſchichtlichen Werth hat, und nebenbei durch eingewebte, mährchenhafte Sagen angenehm verziert iſt.

In **Parrot's Grundriß der Phyſik der Erde und Geologie** (einem gründlichen und doch keineswegs trockenen Werke) wird des Loches bei Friedrichshall in Norwegen erwähnt, wo ein hinabgeworfener Stein den Schall erſt nach 1,1/2 Minuten zurückſchickt. **Pontoppidan** berechnete die Tiefe dieſes Loches auf 11000 Fuß. **Parrot** berichtigt dieſe Rechnung auf 5000 Fuß, wobei jedoch die Abnahme der Schwere innerhalb der Erde nicht in Betrachtung gekommen zu ſeyn ſcheint. — Das **Nordlicht** — von welchem **Parrot** als Augenzeuge eine vortreffliche Beſchreibung liefert — iſt nach ſeiner Anſicht ein Entzündungs-Prozeß, durch Waſſerſtoffgas unterhalten und durch Sternſchnuppen veranlaßt. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 37. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Herr Obriſt von Maſſenbach und Frau von Krüdener.

Man mögte glauben, wir ſtellten dieſe beiden berühmt gewordenen Perſonen hier zuſammen, um eine Parallele zwiſchen ihnen zu ziehen, welches allerdings als Spiel des Witzes leicht wäre — denn beide bekennen freimüthig ihre Anſichten und predigen dieſelben mündlich und ſchriftlich; beide prophezeyen Unheil wenn man ihnen nicht folge; beide rühmen ſich eingetroffener Prophezeyungen; beide haben viele Freunde und viele Feinde; beide ſind wider ihren Willen von einem Orte zum andern gebracht worden u. ſ. w. — Allein die Zuſammenſtellung ihrer Nahmen iſt blos ein Zufall, da uns zwei neue Schutzſchriften, die Eine für den Herrn v. M., die andere für die Frau v. K., in einer und derſelben Stunde zugeſchickt wurden. Jene iſt betitelt: der Obriſte Chriſtian v. Maſſenbach, eine biographiſche Skizze ſeiner Schickſale, Anſchuldigungen und Vertheidigungs-Gründe; dieſe: Frau v. Krüdener, geſchildert von Meiſel. In jener hofften wir Aufſchluß über die neueſten Begebenheiten des Hrn. v. M. zu finden, allein vergebens. Der ungenannte Verfaſſer (offenbar ein ſehr warmer Freund des Obriſten und ſo genau unterrichtet, daß man zuweilen verſucht wird den Herrn v. M. ſelbſt für den Verfaſſer zu halten) vernachläſſigt nichts, was den Character ſeines Helden in das vortheilhafteſte Licht ſtellen kann; höchſtens geſteht er zu, daß Hr. v. M. „die einem Rathgeber nöthige Politik in Einem Puncte „nicht beſaß; nemlich, daß er nicht genau wußte, „wann es Zeit ſey zu reden oder zu ſchweigen;" „— auch daß er durch ſeine emſige Theilnahme „an den öffentlichen Angelegenheiten ſich hin und „wieder überläſtig, und durch ſeine durchgreifenden „Urtheile über viele handelnde Perſonen, dieſen „und ihren Anhängern ſehr gehäſſig gemacht habe." — Daß er einſt eine Allianz mit Napoleon gewünſcht, könne ihm in Preußen nicht verdacht werden: „wenn dieſer Rath auch nicht weltbürgerlich war, ſo war er doch preußiſch." — M. ſey ganz Gemüthsmann, reizbar und heftig wie ein Löwe, aber in demſelben Augenblicke wieder ſanft wie ein Kind. — Sein Verſehen bei Prenzlau habe auf das Schickſal des Corps ganz keinen Einfluß gehabt, ſondern blos das Zurückbleiben der Cavalerie habe ſolches herbei geführt. „Daß ein „Vorwurf für einen, im ganzen geretteten Europa „hochgefeyerten preußiſchen Helden ſich dabei nicht „vermeiden laſſe, ſey eben ſo einleuchtend, als daß „jetzt, nachdem ſo manche Zeugen verlohren gegangen, ein reines Reſultat nicht zu erlangen „ſeyn würde," (nemlich von einer Unterſuchung jenes Vorfalls.) — Am wenigſten (ſo ſcheint es uns) iſt dem Vertheidiger gelungen, das böſe Gerücht zu widerlegen, welches Herrn v. M. beſchuldigte, den Verkauf ſeiner Memoiren dem Preußiſchen Hofe auf eine nicht ſchickliche Weiſe angeboten zu haben. Lange haben Herrn v. M.'s Freunde dieß Factum nicht glauben wollen; allein hier wird es doch zugeſtanden, nur durch vermeintlich erlittenes Unrecht motivirt. „Herr v. M. ſoll weit „mehr in bittender, zutraulicher, als in drohender Stellung erklärt haben, daß er ſich genöthigt ſehen werde, das Manuſcript drucken zu laſſen, wenn man würklich auf die Unterſuchung „der Prenzlauer Capitulation zurückkommen wolle." (Die eingeſchobenen Worte „weit mehr" ſcheinen denn doch anzudeuten, daß die Stellung zugleich wenigſtens etwas drohend war.) Indeſſen ſoll Herr v. M. ungefähr 14 Tage vor ſeiner Verhaftung, durch einen Freund auf das Tadelnswerthe ſeines Benehmens aufmerkſam gemacht, „eine rührende, feyerliche Zurücknahme ſeiner Uebereilung" an den König geſchrieben haben.

Warum er eigentlich verhaftet und nach Cüſtrin gebracht worden, erfährt man hier nicht. Eine darauf hindeutende Stelle lautet ſo: „Ovid, „als ihn Auguſtus zu den Geten verwieß, klagt „in ſeinen Trauerliedern: cur aliquid vidi, cur „noxia lumina feci. Auch Maſſenbach iſt ein „Mann, der viel geſehen hat, viel in der Welt „ſehen und erfahren mußte. Sollte man um ſeinetwillen ausrufen müſſen: cur aliquid scivi?"

Herr v. Maſſenbach iſt jetzt unglücklich, und alſo wäre es ſchlecht, in einem ſolchen Augenblicke Verdacht gegen ſeine Unſchuld zu erregen; allein für eben ſo ſchlecht halten wir es, die preußiſche Regierung, wie hier geſchehen, mit mancherlei gehäſſigen Verdachte zu belaſten, ehe man weiß wovon eigentlich die Rede iſt. Uns dünkt, die preußiſche Regierung habe ſich immer ſo benommen, daß, ſo lange die Sache noch im Dunkel liegt, ſie wenigſtens das rechtlich fordern dürfe, was jedem Privatmann gebührt, nehmlich: daß ſie für gut gehalten werde bis das Gegentheil erwieſen iſt. Freilich, die beiden großen Rechtsgelehrten, die ſo raſch dem Herrn v. M. ſich zu Vertheidigern antrugen, und deren Briefe hier auch mit abgedruckt ſind, müſſen jenen alten Rechtsſpruch hier wohl nicht für anwendbar gehalten haben; oder man müßte vermuthen, daß eine perſönliche Eitelkeit ſie bewogen, ſich für geſchickter zu halten als alle preußiſche Rechtsgelehrte, und haſtig die Gelegenheit zu ergreifen, um dieſe Geſchicklichkeit von ganz Deutſchland bewundern zu laſſen; allein das wäre abermals ein Verſtoß gegen den von uns ſelbſt citirten Spruch, und folglich enthalten wir uns dieſer Vermuthung. So viel bleibt aber wahr, daß dieſe Herren — da ſie doch unmöglich wiſſen konnten, ob Herr v. M. eine gerechte oder ungerechte Sache habe — den Schein gegeben haben, als komme es ihnen auf die Gerechtigkeit der Sache gerade nicht an. Ein gewiſſenhafter Advocat pflegt eine Sache erſt zu prüfen, ehe er ſich ihrer Vertheidigung unterzieht; und in dem vorliegenden Fall ſchien dieſe Vorſicht um ſo nöthiger, da die außerordentlichen, vom preußiſchen Hofe ergriffenen, Maaßregeln voraus ſetzen ließen, daß hier ganz beſondere Umſtände mit im Spiele ſeyn müſſen, welche weder Herr Profeſſor Martin noch Herr Juſtizrath von Hornthal zu ahnen vermögen. —

Weit klarer hingegen liegt das Weſen der Fr. von Krüdener zu Tage. Ihr Schutzredner, Hr. Meiſel (der jedoch keinesweges blind für ſie eingenommen iſt) verkündet uns die Hauptſätze ihrer Lehre wie folgt: „Sie macht die Erlangung der Seligkeit einzig vom Glauben und der göttlichen Gnade abhängig, wodurch ſie von der katholiſchen Kirche, die viel auf gute Werke hält, ſich unterſcheidet; — ſie nähert ſich aber dieſer Kirche wiederum durch ihre Ueberzeugung von dem Anſehn und den Wundern der Heiligen; — ſie glaubt von Gott unmittelbar berufen zu ſeyn, um ihre Lehre zu verbreiten; — ſie beweißt ihre göttliche Sendung durch die Verfolgungen, die man gegen ſie ergehen laſſen; — ſie hält täglich zweimal Betſtunde mit Anbetung des Kreuzes, dann werden Pſalmen geſungen, und zuletzt laut vorgetragene Gebete knieend nachgebetet; — ſie verwirſt alles menſchliche Wiſſen als nichtig und eitel und ſpricht allem menſchlichen Würken die Kraft ab; — alle menſchliche Angelegenheiten ſind ihr nur Tand, der den Geiſt von der Richtung nach oben abzieht; — den Magnetismus hält ſie für einen abſcheulichen Abweg der grübelnden Vernunft, für einen Schauder erregenden Mißbrauch der Naturkräfte; — ſie behauptet, daß blos die Kraft des Gebetes wunderſame Rettung und Heilung bewürke, wie ſolches in unzähligen Fällen ſich ſchon bewährt habe; — ſie verſichert, daß die Politik durch die Verderbniß der Welt in den erbärmlichſten Zuſtand verſetzt worden, und daß Conſtitutionen nur eine papierne Freiheit gewähren; — ſie erzählt, daß England in ſeinem eigenen Wahnſinn untergehe, daß es die Hand, mit der Brandrakete bewaffnet, über Europa ſchwinge, zu Entzündung eines Krieges und allgemeinen Unterganges; — ſie prophezeyt, daß Türken und Barbaresken Deutſchland überſchwemmen werden, und deutet auf Hunger und Peſt, als auf die Vorboten des göttlichen Zornes.“

Nach dieſer Darſtellung ihrer Grundſätze und Lehren, folgt ihr Brief an den Herrn Miniſter v. Berckheim in Carlsruhe, in welchem ſie unter andern den Satz lehrt: daß man der Obrigkeit nicht zu gehorchen brauche, wenn deren Befehle gegen Gebote ſtreiten, die man für göttliche Geſetze hält. (Daß man darin wohl irren könne, ſcheint ſie nicht zu glauben.) Sie rühmt ſich, daß „jedes Gebet der ſo eifrig verfolgten Frau erhört werde: — ſie geſteht, daß ſie ſelbſt vormals durch einiges erbärmliches Talent und ein wenig Witz zu glänzen geſucht habe, verſichert aber, daß ſie nur auf Gottes Befehl die großen Trübſale verkündige, die ſich bald über Europa ausbreiten werden; auch ſey ihre Weiſſagung bereits durch die Unfälle beſtätigt worden;“ — ſie erinnert den Miniſter aus den heiligen Schriften, „daß der Herr immer Weiber erwählt habe, wenn er die Völker befreien wollen;“ endlich erklärt ſie, daß ſie abreiſen, und „wie der Herr befahl, den Staub von ihren Füßen ſchütteln werde.“

Wir fühlen uns keinesweges berufen, ihre Lehren zu beſtreiten. Müßte man annehmen, daß ſie ohne Ueberzeugung predige, ſo würde man ſie verachten müſſen; glaubt ſie aber würklich was ſie lehrt, ſo iſt ſie ohne Zweifel eine der glücklichſten und beneidenswertheſten Frauen. Uns dünkt jedoch ſie fordere, indem ſie die Seligkeit blos vom Glauben abhängig macht, zwar das leichteſte, aber oft auch das ſchwerſte auf der Welt. Sie würde ohne Zweifel die Menſchen hoch beglücken, wenn ſie die Gabe zu glauben einem Jeden mittheilen könnte. Zwar verweiſt ſie in dieſer Hinſicht auf das Gebet, läßt aber aus der Acht, daß das Gebet den Glauben ſchon vorausſetzt. — Was ihre Zweifel an der Kraft alles menſchlichen Würkens betrift, ſo vermuthen wir, daß ſie ſelbſt Zweifel in dieſen Zweifel ſetzen würde, wenn ſie plötzlich dasjenige erreichte, was doch wohl ihr eigener Wunſch ſeyn muß, nemlich daß alle Menſchen gerade ſo lebten, wie ſie ſelbſt lebt, gerade ſo handelten wie ſie ſelbſt handelt, und alles Wiſſen und alles Würken blos vom Gebet erwarteten. Nach menſchlichen Einſichten würde die Folge ein ſeliger, allgemeiner Hungertod ſeyn.

Am Schluſſe dieſes Büchleins ſind auch noch geiſtliche Gedichte angehängt, doch iſt nicht ausdrücklich geſagt, daß Frau von Krüdener ſelbſt Verfaſſerin derſelben ſey. Man darf ſie freylich der weltlichen Kritik nicht unterwerfen, doch bisweilen etwas mehr Klarheit wünſchen, wenn z. B. zum Lobe des Erlöſers geſagt wird:

Selbſt der Lebebilder Augen, (?)
Die Gott nachzuſehen taugen, (?)
Staunen der Vollkommenheit.

Um vom Geiſt und Ton dieſer Gedichte einen anſchaulichen Begriff zu geben, ſchreiben wir noch zwei Verſe ab:

Komm, zum Tod verdammt Geſchlechte!
Der Gerechte macht Gerechte,
Heil'ge aus der Sünder-Rott'!
Komm, du wirſt noch angenommen;
Komm beherzt! Er heißt dich kommen;
Sag ihm nur: „Mein Herr und Gott!“

Eil'! es iſt nicht Zeit zu ſchämen!
Willſt du Gnade? du ſollſt nehmen!
Willſt du leben? das ſoll ſeyn!
Willſt du erben? du wirſt ſehen!
Soll der Wunſch auf's höchſte gehen:
Willſt du Jeſum? er iſt dein!

In einer Nachſchrift erzählt Hr. Heinrich Meiſel uns noch, daß Fr. v. K. es gern höre, wenn man mit Antheil von ihrem Roman Valerie ſpreche, den ſie keineswegs verwerfe, ſondern ihn als ein Fragment aus der Geſchichte ihrer geiſtigen Ausbildung anſehe, in welchem die Richtung ſchon angedeutet ſey, die ſich ſpäter durch göttlichen Einfluß ihrer bemeiſtert habe.

Don Carlos.

Wir haben leider ſchon einmal das traurige Geſchäft übernehmen müſſen, eine Königin, die Schillers hoher Dichtergenius zur liebenswürdigen Heldin erhob, hiſtoriſch in ihrer Blöße darzuſtellen; jetzt ſind wir gezwungen, dieſelbe Gerechtigkeit an einem ſeiner Helden zu üben, den wir, auf ſein Dichterwort, ſo lange geliebt und bedauert haben; denn Don Carlos war ein Ungeheuer, und ſein Tod ein Glück für Spanien. Doch nicht der Dichter allein hat den Irrthum veranlaßt, in dem bisher die Welt über den Character dieſes Prinzen ſchwebte; auch mehrere Geſchichtſchreiber, St. Real. Mercier, Langle, und ſogar der ernſte Leti tragen die Schuld. Alle erzählen, daß, auf Philipp des Zweiten Verlangen, die Inquiſition Don Carlos zum Tode verurtheilte; ſie berichten ſogar Geſpräche zwiſchen Philipp, dem Groß-Inquiſitor, dem Prinzen u. ſ. w. als ob ſie ſelbſt dabei geweſen wären; ſie citiren das Urtheil, als ob ſie es geleſen hätten. Nun aber hat Llorente, in dem ſo eben erſchienenen dritten Bande der Geſchichte der Inquiſition, die ganze Begebenheit aus Acten und ſonſt zuverläſſigen, größtentheils handſchriftlichen, Quellen mitgetheilt, und bewieſen, daß die Inquiſition nie ein Urtheil gegen den Prinzen geſprochen. Das that der Staatsrath, in welchem der Cardinal Eſpinoſa, ein Günſtling des Königs, präſidirte, und, da er zugleich Groß-Inquiſitor war, ſo mag dieſer Umſtand die Veranlaſſung zu dem Gerüchte gegeben haben.

„Nie,“ ſo ſagt Llorente, „hat ein Vater ein größeres Recht als Philipp gehabt, unerbittlich zu bleiben. Es ſind unzuverläſſige Schriftſteller, die dem jungen Prinzen einen liebenswürdigen Character anlügen. Es iſt falſch, daß er mit ſeiner Stiefmutter eine Liebesintrigue gehabt habe. Es iſt falſch, daß ſie an Gift geſtorben. Sie hat nie ein Billet an Don Carlos geſchrieben, hat nie geheime Unterredungen mit ihm gehabt.“

„Don Carlos, 1545 geboren, verlor ſeine Mutter 4 Tage nach ſeiner Geburt. Es iſt falſch, daß ſein Großvater, Carl V, ihn erzogen und ſein Herz gebildet habe. Carl ſah ihn faſt nie. Erſt 1557, als er nach Niederlegung ſeiner Krone durch Valladolid ging, ſah er ihn im 12. Jahre. Wahr iſt, daß er aus der Ferne ihm gute Lehren zu geben ſuchte, allein der Prinz war faul, wie ein Brief ſeines Vaters von 1558 beweiſt. Auch ſonſt noch hatte Philipp eine üble Idee von ſeines Sohnes Character, denn der Jüngling fand Spaß daran, Kaninchen, die man ihm von der Jagd brachte, ſelbſt zu todten, und ergötzte ſich an ihrem Zucken. Davon war unter andern der venetianiſche Geſandte Augenzeuge.“

„Es iſt wahr, daß in dem, zwiſchen Frankreich und Spanien 1558 unterhandelten, Frieden in einem Präliminar-Artikel verabredet wurde, daß Carlos mit der franzöſiſchen Königstochter Iſabelle ſich vermählen ſolle; allein er war damals nicht älter als 13 Jahr und die Prinzeſſin 12, alſo konnten ſie noch nicht in einander verliebt ſeyn; auch hatte ſie weder ihn ſelbſt, noch ein Bild von ihm jemals mit Augen geſehen, und überdies konnten die Berichte von ſeiner ſchlechten Erziehung gar nicht für ihn einnehmen. An der letztern war nicht ſein Vater Schuld, ſondern der nachmalige Kaiſer Maximilian, Philipps Schwager, und Johanna von Oeſterreich, verwittwete Königin von Portugal, welchen beiden Philipp, während er auf Reiſen war, ſeines Sohnes Erziehung ſammt der Regentſchaft des Reiches anvertraut hatte. Für die körperliche Geſundheit des Knaben hatten ſie auch redlich geſorgt, allein die Seele war vernachläſſigt worden.“

„Der wirkliche Friede wurde erſt 1559 abgeſchloſſen. Unterdeſſen ſtarb die Königin Maria von England, Philipps Gemahlin. Da nun Carlos kaum 14 und ſein Vater erſt 32 Jahr alt war, ſo berechnete der König von Frankreich, daß er beſſer thäte, ſeine Tochter an einen König zu verheirathen, als an einen Prinzen, der vielleicht noch lange würde warten müſſen, ehe er den Thron beſtiege; eine Rechnung, deren Richtigkeit ſich beſtätigte, denn Philipp trug die Krone noch 48 Jahr nach dieſer Epoche. Jener, ſtets geheim gebliebene, Präliminar-Artikel wurde alſo nun dahin abgeändert, daß der Vater an die Stelle des Sohnes trat. Iſabellen's Abneigung gegen dieſe Verbindung wird ohne allen Grund vorausgeſetzt. Philipp war nicht alt, Carlos noch viel zu jung, und ſchwerlich wußte ſie einmal, daß er einen Augenblick ihr beſtimmt geweſen.“

„Bei ihrer Vermählung zu Toledo, 1560, waren die Cortes verſammelt, um dem Prinzen als Thronerben zu huldigen, allein Iſabelle konnte dieſer Feierlichkeit nicht beiwohnen, denn wenige Tage nach ihrer Vermählung bekam ſie die Kinderpocken und ſtand in Gefahr, ihre Schönheit einzubüßen, hatte alſo keine Zeit, an eine Liebelei mit ihrem Stiefſohn zu denken. Er ſelbſt wurde damals von einem viertägigen Fieber befallen, war ein bleicher, magerer Knabe von 15 Jahren, ſah alſo gar nicht ſo aus, wie St. Real und Mercier ihn ſchildern. Gewiß erfuhr Iſabelle auch ſehr bald, wie unerträglich hochmüthig er ſey; wie ſchlecht er ſeine Leute behandle; wie er im Zorn Alles zerbreche, was ihm unter die Hände komme, und welche Ausgelaſſenheit er ſich gegen den Herzog von Alba zu Schulden kommen laſſen, als dieſer am Tage der Huldigung, durch ſein Amt verhindert, nicht gleich gegenwärtig war. Es ging ſo weit, daß Philipp ſeinen Sohn zwang, den Herzog um Verzeihung zu bitten; aber ſeitdem haßten beide ſich tödtlich.“

„Iſabelle war noch krank und Carlos kaum wieder hergeſtellt, als ſein Vater ihn nach Alcala de Henares ſchickte. Wann hätte er ſich alſo in ſeine Stiefmutter verlieben ſollen? Auch findet ſich durchaus in allen handſchriftlichen Memoiren, die ich mir verſchafft, keine Spur davon. In Alcala ſollte Carlos ſeine Geſundheit befeſtigen, und nebenher auch ein wenig ſtudiren, doch ſein Ekel vor den Wiſſenſchaften war unüberwindlich. Außer der ſpaniſchen verſtand er keine Sprache. — Im 19. Jahre fiel er eine Treppe herunter und verwundete ſich gefährlich am Kopf und Rückgrat. Der König kam auf dieſe Nachricht ſogleich mit Poſtpferden, ließ in allen Kirchen für ihn bitten, auch den wunderthätigen Leichnam eines Franziskaners, Diego, holen, der dem Prinzen auf den Leib gelegt wurde. Seitdem ſpürte der Kranke wirklich einige Beſſerung, und das war Urſach, daß der Pabſt, auf Philipp's Bitten, dieſen Diego canoniſirte. Allein das beſte bei des Prinzen Geneſung that ohne Zweifel ein berühmter Arzt von Brüſſel, Namens Baſilio, der ihn trepanirte und ihm viel Waſſer aus dem Gehirn abzapfte. Ganz wieder hergeſtellt wurde er doch von dieſem Falle nie, denn ihm blieb eine Schwäche des Kopfes.“

„Der Einzige, der etwas über ihn vermochte, war der Biſchof von Osma, ſein geweſener Lehrer, mit dem er auch nach deſſen Entfernung noch im Briefwechſel blieb; aber wie es in ſeinem Kopfe ausſah, und was für Briefe er ſchrieb, möge folgendes Pröbchen beweiſen: „An meinen „Lehrer, den Biſchof. Lieber Lehrer! Ich habe Euren Brief im Buſche (dans le bois) „empfangen. Ich befinde mich wohl. Gott „weiß, wie gern ich zu Euch kommen möchte! „Laßt mich wiſſen, wie Ihr Euch hierin benehmt, „und ob es viele Koſten verurſacht hat. Ich bin „von Alameda nach Buitrago gegangen, und das „ſchien mir gut. Ich ging nach dem Buſche in „zwei Tagen, jetzt bin ich hierher zurückgekommen

„in zwei Tagen, und bin hier ſeit Mittwoch bis „heute. Ich befinde mich wohl. Ich ſchließe. Vom „Lande den 2. Juni. Mein beſter Freund, den ich „auf der Welt habe. Ich der Prinz.“ (Das klingt freilich anders als Schillers Verſe.)

„Wenn aber auch Don Carlos dem Biſchof von Osma mehr als irgend Jemanden zugethan war, ſo befolgte er doch darum deſſen Ermahnungen nicht. Es war ſchon viel, daß er ſich ruhig die Wahrheit von ihm ſagen ließ, aber das war auch Alles. Einen Zügel für den Ausbruch ſeiner Leidenſchaften kannte er nicht. Seinen Gouverneur, Don Garcia von Toledo, wollte er einſt auf der Jagd prügeln. Der alte Mann entfloh zum Könige und nahm ſeinen Abſchied. Deſſen Nachfolger, dem Prinzen von Evoli, ging es nicht beſſer. Einſt hatte Espinoſa, als Präſident des Raths von Caſtilien, einen Schauſpieler, Namens Cisneros, aus Madrid verbannt, und zwar gerade an einem Tage, wo er in den Zimmern des Prinzen eine Rolle ſpielen ſollte. Da rannte Carlos mit einem Dolch in der Fauſt hinter dem Präſidenten her, ſchreiend: „wie darf ſo ein Pfäfflein ſich unterfangen, ſich mir zu widerſetzen? bei dem Leben „meines Vaters! ich will ihn umbringen!“ und er würde ihn wirklich umgebracht haben, wenn nicht einige Herrn vom Hofe dazwiſchen geſprungen wären. — Einen Kammerherrn, der in des Prinzen Zimmern ſchlief, wollte Carlos einſt mit Gewalt zum Fenſter hinauswerfen, weil der Schlafende die Klingel nicht gehört hatte. Den Bedienten gab er oft Ohrfeigen. Als ſein Schuſter ihm zu enge Stiefeln gemacht hatte, ließ er ſie in Stücke ſchneiden, kochen, und zwang den Schuſter, die gekochten Stiefeln aufzueſſen. Der Unglückliche wäre faſt geſtorben.“

„Don Carlos brachte die Nächte in lüderlichen Häuſern zu und verpraßte ſeine Geſundheit. Iſt es nun wohl wahrſcheinlich, daß, troz alle dem, die Königin ſich in ihn verliebt habe?“

„Im Jahr 1565 wollte er, gegen den Willen ſeines Vaters, heimlich nach Flandern reiſen. Es wurde verrathen und verhindert. Als Philipp 1567 den Herzog von Alba zum Statthalter von Flandern ernannte, war Carlos wüthend, und mit den Worten: „Ehe ich Euch abreiſen laſſe, ſtoße „ich Euch meinen Dolch ins Herz!“ drang er wie ein Raſender auf ihn ein. Dem Herzog blieb zu ſeiner Rettung nichts weiter übrig, als den Prinzen zu ergreifen, und ihn ſo feſt in ſeine Arme zu ſchließen, daß er ſich nicht rühren konnte, bis Leute herbeikamen.“

„Der deutſche Kaiſer hatte den Plan gemacht, ihn mit Annen von Oeſterreich zu vermählen. Das nahm Carlos zum Vorwand, abermals eine heimliche Reiſe nach Deutſchland zu veranſtalten, wozu er das Geld durch einen ſeiner Kammerdiener im ganzen Reiche zuſammen borgen ließ, auch faſt alle Grands von Spanien ſchriftlich aufforderte, ihm beizuſtehen. Die Miniſter verſprachen es unter der Bedingung, daß ſein Vorhaben nicht gegen den König gerichtet ſey. Der alte Admiral von Caſtilien aber hielt für ſeine Pflicht, den König von dieſen ſtrafbaren Umtrieben zu unterrichten. Der König ſchwieg und ließ Carlos bloß beobachten, bis er endlich die ſchauderhafte Entdeckung machte, daß ſein Sohn ihn ſelbſt ermorden wolle.“

„Bey dieſem Ausbruch ſeiner gänzlichen Verderbtheit erſcheint Don Carlos nicht nur als ein verruchter Böſewicht, ſondern auch als ein höchſt verächtlicher Menſch, wie man aus folgender, von dem Thürhüter ſeiner innern Zimmer abgefaßten, handſchriftlichen Erzählung ſehen wird.“

„Seit mehreren Tagen — ſo beginnt der Thürhüter — war mein Herr in großer Unruhe und ſprach beſtändig von einem verhaßten Menſchen, den er tödten wolle. — Da der ganze Hof am Weihnachtstage zum Abendmahl zu gehen pflegt, ſo begab ſich der Prinz, bey dem ich die Wache hatte, am Weyhnachtsabend in das Kloſter des heiligen Hieronymus, wo er beichtete, aber, wegen eines böſen Vorhabens, die Abſolution nicht erhielt. Er wandte ſich an einen andern Beichtvater, ſprechend: „Macht Ihr die Sache ſchneller.“ Allein der Mönch antwortete ihm: „das iſt ein Fall, über welchen Ew. Hoheit die gelehrten Theologen zu Rathe ziehen müſſen.“ Da ließ er deren 14 aus dem Kloſter Atocha holen, und disputirte mit ihnen, doch alle verweigerten die Abſolution. Um nun doch mit dem Hofe das Abendmahl nehmen zu können, ſchlug er vor, ihm am andern Tage eine ungeweihte Hoſtie zu reichen. (!) Dieſe Zumuthung ſetzte die Geiſtlichen in große Verlegenheit. Es kam noch vieles vor, was ich aus Schonung verſchweige. Der Prior des Kloſters von Atocha zog den Prinzen bei Seite, um ihn auszulocken, wen er doch eigentlich ermorden wolle? „Wiſſen wir das erſt,“ ſagte er, „ſo wird es vielleicht möglich ſeyn, Ew. Hoheit auf irgend eine Art zufrieden zu ſtellen.“ Da geſtand der Prinz, es gelte ſeinen Vater. Der Streit währte bis 2 Uhr Morgens. Er empfing die Abſolution nicht, ich begleitete ihn zurück nach ſeinem Pallaſt, und man berichtete dem Könige, was vorgefallen. Dieſer kam ſelbſt nach Madrid. — Don Juan von Oeſtreich beſuchte den Prinzen, ſeinen Neffen. Da Carlos wußte, daß ſein Oheim eine lange Unterredung mit dem Könige gehabt, ſo drang er in ihn, zu ſagen wovon die Rede geweſen? Don Juan verſicherte: von Galeeren die eben ausgerüſtet wurden. Da zog der Prinz den Degen gegen ihn. Don Juan wich zurück nach der Thür, die er verſchloſſen fand. Auf ſein Geſchrey drangen Leute ein und er rettete ſich. Der Prinz war unwohl und legte ſich zu Bett. Um 6 Uhr Abends ſtand er auf und ließ ſich zu eſſen bringen, weil er ſeit Morgens acht Uhr nüchtern war. Um halb 10 Uhr legte er ſich wieder zu Bett. Ich war gegenwärtig und hatte die Wache. Um 11 Uhr ſah ich den König mit Wache und Gefolge die Treppe herab ſteigen. Er war gepanzert unter ſeiner Kleidung und hatte das Haupt mit einem Helme bedeckt. Er nahm den Weg nach der Thür, an welcher ich ſtand. Mir wurde befohlen, ſie hinter ihm zu verſchließen, und Niemanden einzulaſſen. Alle waren ſchon in des Prinzen Zimmer, als er wer da! rief. Man hatte ſich ſeiner Waffen ſchon bemächtigt, unter andern einer mit zwey Kugeln geladenen Flinte. Auf ſein Geſchrey wurde ihm geantwortet: der Staatsrath iſt hier. Er ſprang aus dem Bette und wollte Waffen ergreifen, als der König auf ihn zu trat. Was wollen Ew. Majeſtät von mir? rief Carlos. Du ſollſt es erfahren, ſagte der Monarch. Alſobald wurden Fenſter und Thüren feſt vermacht, und der König übergab den Gefangenen dem Herzoge von Feria, der für ihn bürgen ſollte. „Laſſen Ew. Majeſtät mich lieber tödten!“ ſchrie Carlos, „thun Sie es nicht, ſo werde ich mich ſelbſt umbringen!“ — Das thun nur Verrückte, antwortete der König. „Ich bin nicht verrückt“ erwiederte Carlos, „aber in Verzweiflung!“ — Es wurde noch manches andere geſprochen, aber nichts entſchieden. Der König gieng. Wachen wurden überall ausgeſtellt. Man bemächtigte ſich der Koffer, Schreibtiſche und Schlüſſel des Prinzen, welches alles der König in ſeine Zimmer tragen ließ. Zwey Kammerherrn wachten jede Nacht bey Sr. Hoheit; ſie waren unbewaffnet. Niemand durfte der Thür ſich nahen. Zum Speiſen wurden keine Meſſer gebracht, das Fleiſch war ſchon zerſchnitten.“

„Am 19ten Januar 1568 berief der König den Staatsrath zuſammen. Leute die dabey geweſen, haben mich verſichert, daß der Monarch weinend die Sache vortrug. Er blieb beym Zeugenverhör gegenwärtig; es wurde niedergeſchrieben und iſt ein Band 6 Zoll dick. Die Königin und die Prinzeſſinnen waren in Thränen u. ſ. w.“ So weit geht der Bericht des Thürhüters.

„Philipp ſah wohl ein, daß die Begebenheit in und auſſer dem Reiche groſſes Aufſehn machen würde, darum that er ſelbſt durch Schreiben an geiſtliche und weltliche Fürſten ſie überall kund; auch ſogar den Städten im Reiche theilte er ſie mit. Natürlich liefen eine Menge Vorbitten ein, unter andern auch vom Pabſte, und der Kaiſer Maximilian ſchickte ſogar den Erzherzog Karl deshalb nach Madrid. Philipp blieb unerbittlich. Das Einzige, worin er die Gefangenſchaft des Prinzen erleichterte, war, daß er ihm erlaubte, in der Kapelle die Meſſe zu hören, und ſich in Geſellſchaft der ihm zugegebenen Herrn vom Hofe ſo angenehm als möglich zu zerſtreuen; doch war jenen Herren ausdrücklich verboten, ſich auf keine Angelegenheiten mit ihm einzulaſſen, oder überhaupt von der Regierung zu ſprechen, oder einen Auftrag von ihm zu übernehmen. Wenn er ſelbſt von ſolchen Dingen zu reden anfinge, ſo ſollte man ihm nicht antworten, aber Bericht davon erſtatten. Auch war ſtreng unterſagt, in der Stadt oder in Privatgeſellſchaften zu verlautbaren, was im Innern des Palaſtes vorgehe. Gebetbücher ausgenommen, ſollten dem Prinzen keine Bücher gegeben werden.“

„Um den Proceß einzuleiten, ließ der König aus den Archiven von Barcelona die Acten eines Proceſſes kommen, den einer ſeiner Vorfahren, Johann II. ſeinem älteſten Sohne Carl gemacht hatte. Während dieſer Anſtalten wurde Philipp ſelbſt durch finſtern Argwohn gefoltert. Er traute niemanden mehr, beſuchte ſeine Luſtſchlöſſer nicht, lebte ſelbſt wie ein Gefangener und fuhr erſchrocken an's Fenſter, wenn er irgend ein ungewöhnliches Geräuſch auf der Straße hörte. Der Königin und den Prinzeſſinnen erlaubte er nicht, den Gefangenen zu beſuchen, um ihn zu tröſten.“

„Don Carlos ertrug ſein Schickſal mit höchſter Ungeduld. Am Palmſonntage, wo die ganze Königliche Familie die Religionspflichten zu beobachten pflegte, weigerte er ſich zu beichten, und vergebens ließ ſein Vater durch einen angeſehenen Geiſtlichen ihn ermahnen. Er hielt im Eſſen und Schlaf weder Maaß noch Ziel. Um ſein erhiztes Blut zu kühlen, trank er immerfort Eiswaſſer, ließ auch ſogar eine Menge Eis in ſein Bett legen, konnte jedoch die Hitze nicht dämpfen. Ganze Nächte lief er mit bloßen Füßen auf den kalten

Steinen des Fußbodens herum. Im Monat Juny fing er an jede Nahrung zu verſchmähen, und nahm 11 Tage lang nichts als Eiswaſſer zu ſich Dadurch ſchwächte er ſich dermaſſen, daß man für ſein Leben fürchtete. Als der König es erfuhr, beſuchte er ihn und ſagte ihm einige Worte des Troſtes, welches bewirkte, daß er nun zu viel aß und ſich die Ruhr zuzog. Der erſte Leibarzt des Königs, **Olivares**, wurde zu ihm geſandt.

„Indeſſen gab der Staatsrath nach geendigter Unterſuchung das Gutachten: daß die erwieſenen Verbrechen für jeden andern Unterthan die Todesſtrafe nach ſich zögen, daß aber Sr. Majeſtät vielleicht aus Staats-Gründen das Urtheil mildern würden. **Philipp** antwortete: ſein Herz ſtimme mit dieſem Rathe überein, aber ſein Gewiſſen erlaube es ihm nicht, da ſeinem Reiche kein größeres Unglück widerfahren könne, als wenn es einſt von einem ſolchen Menſchen regiert werde. Indeſſen, da die Geſundheit ſeines Sohnes ohnehin ſchon ſehr zerrüttet, und keine Hoffnung ihn zu retten ſey, ſo möchte man nur jede Ausſchweifung in Eſſen und Trinken ihm verſtatten, wodurch er ſelbſt ohne Zweifel ſich bald in's Grab liefern werde; nur ſolle man von ſeinem nahen Tode ihn überzeugen, damit er beichten und ſelig ſterben möge.“

„Es wurde alſo kein förmliches Urtheil geſprochen, ſondern der Prinz **Evoli** gab dem Arzt **Olivares** zu verſtehen, daß es nun an ihm ſey, den Willen des Königs geſchickt zu vollbringen. Dieſer gefällige Arzt gab am 20ſten Juli dem Prinzen eine Arzney, die ſeinen Tod herbey führte. Zuvor beichtete er, und trug ſeinem Beichtvater auf, den König in ſeinem Nahmen um Verzeihung zu bitten. **Philipp** ließ ihm antworten: er verzeihe ihm von Herzen, gebe ihm ſeinen Segen, und hoffe daß Gott ſeine Reue gnädig aufnehmen werde. Hierauf empfing er das Abendmahl ſehr andächtig, machte auch, mit des Königs Einwilligung, ein Teſtament. Bis zum 24ſten Juli währte des Prinzen Todeskampf. Als er faſt geendet hatte, entſchloß ſich ſein Vater, ihn noch einmal zu beſuchen. Wankend und geſtützt auf die Schultern des Prinzen **Evoli** und des Groß-Prior trat er in des Sohnes Zimmer, gab ihm nochmals ſeinen Segen, ohne von ihm erkannt zu ſeyn, und verließ ihn weinend. Gleich darauf ſtarb **Don Carlos**, und wurde mit allen, ſeinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen, begraben. Die Acten des Proceſſes legte der König in einen kleinen grünen Koffer, verſchloß denſelben, und ſandte ihn ohne Schluſſel in das Archiv von **Simancas**, wo er noch ſeyn muß, wenn er nicht, wie in Spanien die Rede geht, auf Napoleons Befehl nach Paris gebracht worden.“ —

(Es drängt ſich uns bey dieſer authentiſchen Erzählung die Bemerkung auf: wenn **Nachruhm** edlen Menſchen für Belohnung gelten ſoll, (was wohl Niemand leugnet) dürfte dann wohl großen Dichtern erlaubt ſeyn, Böſewichter liebens- und bewundernswürdig darzuſtellen? — Wir wiſſen wohl, daß die Meynung, der Dichter dürfe den Charakter einer hiſtoriſchen Perſon nach ſeinem Bedürfniſſe modeln, ziemlich allgemein iſt; aber welchen Lohn gewährt dann der Nachruhm? — Man wird auf die **Geſchichte** verweiſen; allein wie wenige leſen die Geſchichte. Millionen Deutſche beten **Don Carlos** an, weil ſie ihn nur in der Glorie erblicken, die Schillers hohe Kunſt um ihn gewoben hat. — Sollte es wohl erlaubt ſeyn, einem Verbrecher, auf irgend einem öffentlichen Platze ein Denkmal des Ruhmes von Marmor zu errichten, unter dem Vorwande, daß es blos als **Kunſtwerk** da ſtehe? — uns dünkt, der Fall ſey ganz derſelbe.) —

Der Herr Hofrath Fries.

Seine **Selbſtvertheidigung** iſt im Druck erſchienen, über die ihm öffentlich gemachten Beſchuldigungen in Rückſicht der Theilnahme an der auf der Wartburg in und bey Eiſenach begangenen Feyer des 18ten Octobers, „mit kleinen Bemerkungen von Einem ſeiner großen Verehrer, im „Jahr des Heils 1818 auf dem Turnplatz geſchrieben.“ — Der Herausgeber dieſer Blätter hält ſich um ſo weniger befugt, ein Urtheil über die **Selbſtvertheidigung** zu fällen, da er bey der Wartburgs-Feyer ſelbſt mit verunglimpft worden; er geſteht vielmehr mit Vergnügen dem Herrn Hofrath **Fries** alle die Verdienſte zu, die derſelbe hier aus ſeinen frühern Schriften zu beweiſen ſtrebt; auch laſſen wir in Gottes Nahmen die Entſchuldigung gelten: „daß er zu ſolchen geſprochen, die „ſeinen Gedankengang ſchon länger kennen, und daß „er manches würde anders ausgeſprochen haben, „wenn er hätte ahnen können, daß es die Aufmerkſamkeit derer ſo ſehr erregen würde, welche mit „ſeinem Gedankengange unbekannt ſind;“ obgleich manche einwenden würden, daß die **meiſten** Zuhörer **Fremde** waren, von welchen er unmöglich vorausſehen konnte, daß ſie ſeinen Gedankengang ſchon länger kennten.

Am Ende „giebt er noch zu bedenken, daß er „ſchlechterdings gar keine Verbindlichkeit hatte, in „Eiſenach für die Ordnung zu ſorgen“ worauf ſich freylich erwiedern lieſſe, daß er aber doch wohl eine Verbindlichkeit hatte, die Ordnung nicht zu ſtören. Doch wie geſagt, wir wollen auf keine Weiſe mit ihm rechten, und haben ihm, ſoviel die Sache uns angeht, auch längſt verziehen.

Aber ſein ſogenannter Verehrer, der die kleinen Anmerkungen dieſer Schrift beygefügt hat, iſt ein großer Schalk, und mit unter auch ein loſer Schalk geweſen, eine Anſchuldigung, die wir durch einige Stellen beweiſen müſſen. Zu der Behauptung von Fries, „daß das heilige römiſche „Reich uns habe in's Verderben ſtürzen laſſen“ macht der Verehrer die treffliche Bemerkung: Freylich! „was war Deutſchland? ein Ideen-Sumpf, der ruhig und faulend zwiſchen den alten Ufern des Herkommens lag. Kein Sturm rüttelte ſeine Wogen auf, kein Blitz zerriß und erheute die Nebel, die über die todte Waſſerfläche krochen; das einzige Leben an ſeinen Ufern war der Landmann, der ruhig das Feld bauete, der Winzer, der ſingend die Traube brach, die Heerde, die kauend auf der üppigen Weide lag, oder der Lärm der Jagd, oder Klopſtocks Lied. Alle Ringe der großen Kette der Ordnung hingen ruhig an einander; ſie roſteten ein, das Gefühl, ſelbſt das Bedürfniß einer beſſern Zukunft wurde kaum geahnet. Die Völker ſtanden wie Laſtthiere geſättigt an ihren Krippen, eine lange Ruhe hatte ſie erſchlafft und in den Jahrbüchern ihrer Geſchichte ſtand keine große That. Da band der Geiſt der Wahrheit die Stürme los, um die Gewitterluft zu reinigen, die wie ein Dunſtkreis auf der Erkenntniß der Völker lag. Der Schleyer zerriß, die alten Formen ſtürzten ein, der Donner der Schlacht rollte durch das veraltete Europa, die Freyheit erwachte, und das Saamenkorn ihrer Lehre, von dem Blut zwey vorübergehender Geſchlechter gedüngt, geht an deinem Grabe auf, heiliges, römiſches, verfallenes Reich, und die Jugend, die dich fallen ſah, errichtet aus deinen Trümmern die Säule der Freyheit und den Tempel des Ruhms!“ (wo jedoch für's Erſte der Winzer nicht ſingend die Traube bricht.) —

Zu der Stelle, wo Fries vom Kreiſe Jahnſcher Freunde ſpricht, fügt ſein Verehrer folgendes:

„Ein Kreis Jahnſcher Turner, der ſeine Fäuſte nach auſſen kehrt und ballt, und mit ſeinem Körper einen Wall um das Land der Freyheit zieht, iſt das ſchönſte Bild der Sicherheit und der Eintracht. Das Geſetzbuch der Vernunft wird die Mittel beſtimmen, wie die Richtung der Fäuſte ſich nie ändert.“ —

Weiterhin theilt der Verehrer — in Hinſicht, daß nur Jugendkraft begeiſternd und handelnd in das Leben eingreift — die Menſchen-Alter in drey Claſſen: 1) Vorburſche, bis zum 15ten Jahre, 2) Burſche, vom 15ten bis zum 25ſten Jahre, 3) Nachburſche, für bekannte rühmliche Burſche, oder Nicht mehr Burſche, für Männer, welche ſich in der Burſchenperiode nicht ausgezeichnet haben. Majorenn ſind nur Burſche, alle übrige unmündig, es wären denn Profeſſoren, welche die Gunſt der Burſchen zu erhalten wiſſen. — Die Worte: Knabe, Junge, Bube, Jüngling, Studierender oder Student, werden als entehrend abgeſchafft, auch das Wort Mann, weil es einen falſchen Begriff von Reife bezeichnet. Auch der Nahme Volk; es muß heiſſen Burſchenſchaft. Weib, Mädchen, u. ſ. w., gilt auch nicht mehr, die Frauenzimmer ſind künftig entweder Vorburſchinnen, oder Fürburſche, oder Nachburſchinnen. Die Periode der Fürburſche beginnt ohne Beſtimmung des Alters, und dauert ſo lange die Burſche es wollen.

Das Wort Religion wird weit genauer bezeichnet durch Vernunft; Theologie durch Moral; Univerſität durch Vernunft-Turnplatz; Staat durch Turnplatz, Stadt durch Turnſtätte; Vaterland durch Burſchen-Turnplatz. Cenſur wird allgemein abgeſchafft. Scheiterhaufen überall eingeführt.

In der Vorrede behauptet der Verehrer (wir wiſſen nicht aus welcher Quelle) der berühmte Oken ſey in Freyberg gebohren, und ſein eigentlicher Nahme Ochſenfuß. Anfangs habe er blos den Fuß weggeworfen und ſich Ochſen genannt, aber auch dieſer, gewiß nicht unbedeutende Nahme ſey ihm wahrſcheinlich noch zu gemein geweſen, und ſo ſey endlich der Oken entſtanden. Allein die Familie der Ochſenfüße habe ein Recht zu fodern, daß er ſeinen urſprünglichen, der Geſchichte angehörenden Nahmen wieder annehme. — Genug! und vielleicht ſchon zu viel von dieſer ſauerſüßen Schrift.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 38. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Audiatur et altera pars.

Der Herr Oberhofprediger Ammon in Dresden hat die Zuſchrift des Herrn Profeſſor Schleyermacher in Berlin bereits beantwortet, und zwar in demſelben perſiflirenden Tone, den dieſer angeſtimmt hatte, indem er ihn gleichfalls alle Augenblicke theuerſter, vortrefflichſter, hochgelehrter u. ſ. w. nennt. Eine ſo fromme Strafepiſtel, heißt es, wie Hr. Schleyermacher nur allein ſie zu würzen verſtehe, ſey dem Theologen ein fein ſeliges Kreuz — aber Hr. Ammon pflege, als ein fleißiger Luſtwandler, im Freien immer grade aus zu ſchreiten, und ein recht vorſätzlich in den Weg gerollter, häßlich-grauer Sandſtein müſſe wenigſtens zertreten werden, ehe man ſicher über ihn hin ſchreiten könne — es ſey ſchwer zu begreifen, wie Hr. S. über ſein zartes Gewiſſen es habe bringen können, Worte aus vertraulichem Briefwechſel öffentlich aufzuſtellen — es wird gefragt, ob A's Schilderung des Schauſpiels am Reformationsfeſte nicht auf 20 Orte in und außer Deutſchland paſſe, eben ſowohl als auf Berlin — es wird verſichert, daß A. jederzeit das für wahr gehaltene frei und männlich vertheidigt habe, und daß man in manchen Fällen ihm eher eine zu weit getriebene unfreundliche Beharrlichkeit als eine feige Beugſamkeit vorrücken könne — S. lobe zwar Harms auch, aber ſeine Roſen wären immer Stachelroſen, und er weide ſeine Schaafe gern mit einem doppelten Stabe, und der Stab Wehe ſey ihm beſſer zur Hand als der Stab Sanft — es ſey wahr, daß die Harmſiſchen Sätze A. u. andere mit ungemeiner Kraft angeſprochen, daß A. ſie aber doch nicht alle unterſchreiben und vertheidigen mögte — es gebe keine Wölfe, die den Weinberg des Herrn verderben, ſondern nur Füchſe, kleine Füchſe — die lutheriſche Kirche verbinde Wort und Sacrament auf das Innigſte, das fehle in der reformirten. — Nach ſo vielen Mißgriffen, falſchen Quinten und Accorden des Herrn Schleyermacher ſey es unerwartet, daß er ſich noch entſchloſſen, A's kleines Monochord mit prüfender Kennerhand zu durchlaufen und jede Taſte mit ſeinem berühmten Tonmeſſer anzuſtauchen, um den Saiten in allen Octaven durch einen recht derben Anſchlag eine falſche Bebung abzudehnen — ſchon vor 22 Jahren habe ſich A. zu dem rationaliſtiſchen Supranaturalismus bekannt. — S. habe nicht wohl gethan, den Lutheranern gerade die härteſten Stellen Calvin's zu Gemüthe zu führen — eine blos formelle Vereinigung beider Kirchen könne dem gegenwärtigen Geſchlechte von keinem Nutzen ſeyn — in der Redefigur des Hrn. S. liege ein Centner Stolz und Gift und Galle, und in ſofern bleibe es immer eine kleine häßliche Figur. — Am Schluß die große Wahrheit: „Für das Publicum iſt und bleibt es immer ein, wenigſtens unerbauliches Schauſpiel, wenn ſich Lehrer der Religion des Friedens öffentlich und perſönlich befehden, oder doch zu befehden ſcheinen." Der letzte Zuſatz war hier überflüſſig, denn die Herren S. und A. haben ſich wirklich befehdet, und zwar auf eine Weiſe, die für beide Kirchen anſtößig ſeyn muß, und nur dazu dienen kann, beide wiederum von einander zu entfernen.

Hätte doch Hr. Harms, der eigentliche Urheber, die Folgen ſeiner Theſen beſſer bedacht! was wider dieſelben, und zum Theil auch für dieſelben, geſchrieben worden, und noch immer geſchrieben wird, mögte bald eine Bibliothek ausmachen. Dieſe Blätter werden künftig keine Notiz mehr davon nehmen, und die Schrift des Oberhofpredigers Märtens zu Halberſtadt: Proteſtation wider den Bannſtrahl, welchen Harms gegen die Vernunft und das Gewiſſen ſchleudert, iſt die letzte dieſer Art, die wir ankündigen. Wir würden auch dieſe mit Stillſchweigen übergangen haben, wenn nicht folgende Stelle uns der Verbreitung höchſt würdig geſchienen hätte: „In unſern Tagen wird die Schwäche des Verſtandes beſonders dadurch befördert, daß Dunkelheit im Reden und Schreiben ſich immer mehr verbreitet, und daher Geſchmack am Lichte, Liebe und Kraft zum klaren Gedanken immer mehr abnehmen. Es giebt jetzt viele ſogenannte Gebildete, denen klare Rede abgeſchmackt und deutliche Beſtimmung der Begriffe zum Eckel iſt. Ein waghalſiger Griff ſo recht in's Dunkel ſcheint ihnen einen unermeßlichen Reichthum hervor zu hohlen. Herrliche Erſcheinungen für den Myſticismus, die nicht allein im Innern für ſeinen Einzug die gehörigen leeren Platze bereiten, ſondern auch ſchon vorläufige Uebungen in ſeinem Dienſte ſind.“

Preßfreiheit.

Im **Geſellſchafter**, einem der angenehmen und beliebten Berliner Unterhaltungsblätter, hat der bekannte Schriftſteller, Herr Profeſſor **Theodor Heinſius**, auch einen Vorſchlag verlautbart, auf welche Weiſe Preßfreiheit eingeführt und doch zugleich Preßfrechheit gezügelt werden könne. Wir haben uns gefreut, in der Hauptſache dieſelbe Anſicht zu finden die auch wir in dieſen Blättern geäußert, und die auch Hr. Profeſſor **Krug**, in ſeiner Schrift an den Bundestag, aufgeſtellt hat, nemlich: Preßfreiheit für Alle, welchen der Staat Vertrauen ſchenkt, Cenſur für Alle, die dieſes Vertrauen nicht verdient, oder noch nicht erworben haben. Alſo ein Mittelweg; und da, nach dem guten alten Sprüchworte, die Mittelwege die beſten ſind, ſo hoffen wir, man werde ihn einſchlagen. Zwar ſagt ein ſehr geachteter und liebenswürdiger Gelehrter in einem Briefe an den Herausgeber dieſer Blätter: „Ihr Plan iſt gut gemeint; aber ich bitte Sie, die Sache läge ja doch wieder in den Händen der Regierung, und Sie würden bald ſehen, **wer** die Gelehrten **mit** Preßfreiheit ſeyn würden. Zuverläſſig blos Herrn im Sinn und im Solde der Regierung, und was wäre dann gewonnen?“

Hierauf antworten wir: freilich, wenn man durchaus von dem Grundſatz ausgehen muß: **alle Regierungen ſind verdächtig** — (wovon wir aber die Nothwendigkeit nicht einſehen) ſo iſt allerdings der Einwurf von Gewicht. Als wir unſern Plan entwarfen, gingen wir von der alten Regel aus: quilibet praesumitur bonus; wir meinten, eine **vernünftige**, d. h. **unſchädliche** Preßfreiheit einzuführen, müſſe jeder Regierung ſelbſt willkommen ſeyn, und ſie werde even ſo wenig darauf ausgehen, ein täuſchendes Spiel daraus zu machen, als ein Vater der ſeinen Kindern erlaubt, ihm mit kindlichen Vertrauen, aber auch mit kindlicher Ehrfurcht, die Unordnungen mitzutheilen, die ſie in ſeinem Hausweſen bemerken. Ueberdieß ſcheint uns höchſt ungerecht, daß den Preßfreiheit Begehrenden erlaubt ſeyn ſoll, Argwohn gegen die Regierung zu hegen und ſich auf alle Weiſe gegen ſie zu verwahren, die Regierung aber gegen die Schriftſteller **keinen** Argwohn hegen, und ſich auf **keine** Weiſe gegen ſie verwahren ſoll.

Doch wir wollen des Briefſtellers Vorausſetzun
einmal annehmen. In dieſem Falle wäre das Mi
tel zu empfehlen, welches Hr. **Heinſius** v
ſchlägt, nemlich: aus 12 Beamteten, und deß
halb Preßfreien Schriftſtellern eine **Druckbehö**
de (nach **Krug** eine **Jury**) zu errichten, die jäh
lich zur Hälfte erneuert würde, wobei die Regie
rung drei, und die Behörde ſelbſt die andern b
wählte Man müßte doch fürwahr den Argwoh
gegen die Regierung bis ins Kleinliche treiben, wen
man auch dieſe, oder irgend eine andere ähnlic
Maaßregel, noch nicht hinreichend finden ſoll
Es iſt doch zum wenigſten inconſequent, daß
in allen andern Punkten der Geſetzgebung uns
die Weisheit einer als väterlich erprobten Reg
rung gern verlaſſen, und nur in dieſem ihr ni
trauen wollen.

Zum Theil — wir dürfen es zur Steuer d
Wahrheit nicht verheelen — zum Theil giebt ma
che, ſonſt ſehr aufgeklärte, Regierung ſelbſt V
anlaſſung zu Argwohn und Unwillen, indem
viele Jahre lang Cenſoren duldet, die ſo ſchmer
hafte geiſtige Hühneraugen haben, daß auch d
leiſeſte Berührung ihnen ein Fußtritt ſcheint. Zw
der neueſten Thatſachen dieſer Art gehören gan
eigentlich hieher, und man erzeigt gewiß der Re
gierung einen Dienſt, indem man ſie hier mittheil

Derſelbe ruhige, anſtändige und in keiner Hin
ſicht bedenkliche Aufſatz des Herrn **Heinſiu**
von dem oben die Rede war, wurde in der Han
ſchrift der Policey-Cenſur-Behörde vorgelegt, un
erhielt, wie zu erwarten ſtand, augenblicklich d
Imprimatur. Mit dieſem verſehen wurde er ei
politiſchen Berliner Zeitung zum Einrücken zu
ſendet, allein der **Cenſor** dieſer Zeitung verſag
den Abdruck, indem er **ſchriftlich** bemerkte: d
der Aufſatz einer höhern Behörde, (wofür er d
Policey nicht erkenne) vorzulegen ſey. Der V
faſſer möge ſich deshalb an den Herrn Staats
Canzler Fürſten Hardenberg wenden. Der V
faſſer war zu beſcheiden, um dieſen viel beſchäfti
ten Staatsmann in einer Entfernung von 75 Me
len mit einer ſolchen Sache behelligen zu wolle
und ließ den Aufſatz im **Geſellſchafter** abdru
cken. Wenn nun in dieſem Falle das Publicum
gerechten Unwillen gegen den Cenſor empfindet,
an wem liegt die Schuld? doch nicht am Publicum?

Der zweite Fall iſt nicht minder Staunen er
regend. Man leſe folgende **Berichtigung** ei
nes Mißverſtands: „Die neulich in der Ham
burger Zeitung erſchienene, und in der Bremer als
Traueranzeige abgedruckte, Nachricht von der in

Weimar wieder aufgehobenen Preßfreiheit, beruht auf einem Mißverſtande. — Preßfreiheit heißt die Freiheit, ſeine Meinung frei und ungehindert drucken laſſen zu dürfen, die Druckerpreſſe gleich der Zunge und Feder, frei gebrauchen, genug, ohne vorhergehende Cenſur drucken laſſen zu dürfen, was man will. — Dieſe Preßfreiheit genießt noch jetzt der Weimariſche Staat, auf ſeine Konſtitution geſtützt, ungeſtört fort, und von deren Beſchränkung iſt in der Vorſtellung der Landſtände gar nicht die Rede, — ſondern die genauere Beſtimmung beſteht nur darin, daß jeder, ſo wie von ſeinen Worten und Werken, alſo auch von ſeinen Schriften, nachher Rechenſchaft geben, und, wenn er gegen das Geſetz geſündigt hat, Strafe leiden muß. Und dies verſteht ſich wohl von ſelbſt, und es kann wohl keinem vernünftigen Menſchen einfallen, eine ſolche Preßfreiheit zu wünſchen, wo ein jeder ungeſtraft drucken laſſen könnte, was er wollte. — Genug die Preſſe ſteht gleich der Zunge und dem Arm, und noch Niemand hat eine ſolche Sprach- und Schlagfreiheit gewünſcht, wo man jeden ungeſtraft ſchimpfen oder ſchlagen könne. — Es iſt für die Freiheit des Geiſtes und zur Stütze der Wahrheit genug, daß die Geiſteskinder wenigſtens nicht von der Geburt todgeſchlagen werden, ſondern das Licht der Welt erblicken dürfen.“

In wie fern die hier aufgeſtellten Grundſätze wahr ſeyn, oder ſelbſt wiederum eine Berichtigung verdienen mögen, gehört nicht zur Sache; genug, ſie wurde von einem der geehrteſten und unbeſcholtenſten Männer in dem anſtändigſten Tone niedergeſchrieben, der Zeitung zum Einrücken übergeben und — vom Cenſor zurück gewieſen. — Das iſt in Berlin geſchehen! — Ja, wenn der Cenſor ſolche, von der Regierung ſicherlich mißbilligte, Willkühr ſich erlauben darf, iſt es dann ein Wunder, wenn, nach dem Ausdrucke des oben erwähnten Correſpondenten, „kein edler Geiſt ſolche Vormundſchaft des Geiſtes ertragen kann?“ — Wenn er aber hinzufügt: „und iſt das nicht die unausbleibliche Folge ſelbſt unter einer guten Regierung, wenn nicht unbedingte Preßfreiheit, geſetzlich auf die Staatsverfaſſung gegründet, feſtgeſetzt iſt?“ ſo müſſen wir leugnen, daß das eine unausbleibliche Folge ſey. Warum ſollte es denn gar nicht denkbar ſeyn, daß die Regierung keinen Mißgriff in der Wahl des Cenſors thun werde? — Wir haben zum Beiſpiel in Wien Einen der Cenſoren, den Baron Retzer, gekannt, einen Mann von den liberalſten Geſinnungen, der die Pflichten gegen ſeinen Hof mit der Begünſtigung einer anſtändigen Geiſtesfreiheit ſehr wohl zu vereinigen wußte.

Doch dem ſey wie ihm wolle! wir müſſen, ſelbſt nach ſolchen Vorgängen, bei unſerer Meinung verharren: die Preßfreiheit iſt wünſchenswerth, aber nur wenn Vorſchläge, wie die der Herren Profeſſoren Krug und Heinſius, und wie wir ſelbſt ſie gethan, geprüft, beherzigt und angewandt werden.

Bruchſtücke aus Buonaparte's Lebensgeſchichte.

Seit den Zeiten der Römer iſt in den Annalen Europa's kein Beiſpiel zu finden, daß ein Mann aus den untern Ständen ſich auf den höchſten Gipfel der Macht, die jemals ein Monarch in dieſem Welttheile beſeſſen hat, emporgeſchwungen hätte. Napoleon Buonaparte war es vorbehalten, ein ſolches Beiſpiel aufzuſtellen, und ſich aus dem Stande eines gemeinen Privatmannes zum uneingeſchränkten Beherrſcher des größten und ſchönſten Theiles von Europa aufzuwerfen. Wäre dieſes unermeßliche Glück blos durch eine ſeltene Vereinigung großer, ausgezeichneter Talente und Tugenden bewirkt worden, ſo würde das allmählige Wachsthum deſſelben ein bewundernswürdiges Schauſpiel gewähren. Ein ſolches Loos iſt jedoch der armen Menſchheit nicht beſchieden. Um dieſes Glück zu gründen, mußten vielmehr alle geſetzlichen Einrichtungen von Grund aus zerſtört, die Religion unwirkſam gemacht, die Sitten verdorben, die Tugend verhöhnt, das Laſter belohnt und alle Leidenſchaften entzügelt werden. Die Vorſehung ſcheint Napoleon nur darum auf dieſen höchſten Gipfel von irdiſcher Macht emporgehoben zu haben, um ihn deſto tiefer zu ſtürzen, um ein ſtarkes Beiſpiel von der Vergänglichkeit aller menſchlichen Größe aufzuſtellen, und der Welt eine furchtbare Lehre zu geben. Die Nachwelt würde Mühe haben, den Nachrichten von Napoleon's Welterſchütterung Glauben beizumeſſen, wenn ihr nicht die unbezweifelbarſten Urkunden davon überliefert würden, und es iſt daher auch weſentlich nöthig, daß die Lebensgeſchichte dieſes furchtbaren Menſchen mit allen einzelnen Umſtänden, aus denen der Gang ſeines Geiſtes erkannt werden kann, ſorgfältig aufbewahrt werde. In dieſer Rückſicht iſt die Geſchichte von Napoleon Buonaparte von ſeiner Geburt im Jahr 1769 bis zu ſeiner Abführung nach der Inſel St. Helena im Jahr 1815, die ganz neuerlich von einer Ge-

ſellſchaft von Gelehrten in 4 Bänden franzöſiſch herausgegeben werden, allerdings ſehr merkwürdig, und wir würden gern größere Auszüge daraus mittheilen, wenn der Raum und der Zweck dieſes Blattes es geſtattete. Einige Ereigniſſe und Anecdoten, die zur Beurtheilung des Werkes ſelbſt ſo wie ſeines berüchtigten Gegenſtandes beitragen, können wir jedoch unſern Leſern nicht vorenthalten.

Man macht Napoleon Buonaparte, ſagen die Verfaſſer, dreierlei Dinge zum Vorwurf, die aber keineswegs die wichtigſten ſind, die ihm vorgeworfen werden können. Das erſte iſt, daß er ſich um 18 Monate jünger ausgegeben hat, als er war, indem er am 15ten Aug. 1769 geboren zu ſeyn behauptete, da er doch in der That ſchon am 5ten Februar 1768 auf die Welt gekommen ſeyn ſoll. Die Beweiſe aber, die man für das Letztere anführt, ſind insgeſammt unerheblich, und die Zeit von Napoleons Geburt, die in allen damaligen Almanachen angegeben iſt, ſcheint allerdings die richtige zu ſeyn. Lätitia Ramolini, ſeine Mutter, ſoll ſich nach den zuverläſſigſten Nachrichten im Jahr 1767 verheurathet, und ihren älteſten Sohn, Joſeph am 7ten Jänner 1768, Napoleon aber am 15ten Auguſt 1769 geboren haben. Auch ſagt der Verfaſſer der **Feldzüge der Franzoſen in Italien**, der zur Zeit des Directoriums ſchrieb, d. h. lange ehe Napoleon der Vorwurf ſich für jünger ausgegeben zu haben, gemacht wurde, daß er ſechs und zwanzig Jahr alt geweſen ſey, als er den Oberbefehl über die Armee übernommen habe. Als vorzüglichſte Urſache, warum er dieſen Betrug geſpielt haben ſoll, führt man ſeine Beſorgniß an, daß es ihm zum Nachtheil gereichen könnte, wenn man erführe, daß er ſchon vor der Vereinigung ſeines Vaterlandes mit Frankreich geboren ſey; allein dieſe Beſorgniß konnte er in einem Zeitpunkte ſchwerlich hegen, wo die Franzoſen allen Ausländern ſo gern die politiſchen Rechte ihres Landes zugeſtunden, und ſie ihnen ſogar dringend anboten. Der zweite Vorwurf beſteht darin, daß er ſich anſtatt Nicolaus den Namen Napoleon beigelegt habe. Dieß iſt aber offenbar unrichtig, denn auſſer mehrern andern Beweiſen befindet ſich ein Vormundſchafts-Document in dem Archiv der Ober-Rechnungs-Kammer zu Paris, wo dieſem Sohn ausdrücklich der Name Napolione beygelegt iſt. Viele haben zweifeln wollen, ob es überhaupt in den Legenden Italiens einen heiligen Napoleon gebe? allein ſie haben vollkommen Unrecht; ja man findet den Namen Napoleon ſogar in der Geſchichte, und ich will zum Beweis hiervon nur die Geſchichte der italiäniſchen Republiken von Siſmonde Si mondi anführen, wo im 4ten Theil Seite 235 vo einem Cardinal Napoleon des Urſins die Re iſt. Der dritte Vorwurf iſt endlich, daß er de Namen Buonaparte verfälſcht, indem er das daraus weggelaſſen habe. Man vergleicht ihn i dieſer Rückſicht mit Robertspierre, der bekannte maßen zwei Buchſtaben aus ſeinem Namen geſt chen hat; allein es giebt zwiſchen beiden weit au fallendere Züge der Aehnlichkeit, als daß dieſ Kleinigkeit Berückſichtigung verdiente. Auch ha Buonaparte hierin nur das Beiſpiel vieler andere Italiäner befolgt, die, um die Ausſprache wohl klingender zu machen, ihre Namen franzöſirten.

Aus der Jugendgeſchichte Napoleons verdien beſonders ſein frühzeitiger Haß gegen die Famili Bourbon bemerkt zu werden. In der Militärſchul zu Paris, worin er durch die Gnade Ludwigs XVI. eine Stelle erhalten hatte, gab er den erſten Beweis von dieſem Haſſe, den er in der Folge auf eine ſo empörende Art zu befriedigen ſuchte. Er hatte nämlich einen Brief an ſeine Eltern geſchrieben, den er, nach der in dieſem Inſtitut eingeführt geweſene Ordnung, dem Hrn. Domairon, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften vorlegen mußte, und hatte in demſelben auf eine äuſſerſt unehrerbietige Art von dem Könige geſprochen. Der Profeſſor las ihm darüber tüchtig den Text, befahl ihm in ſeiner Gegenwart den Brief zu verbrennen, und ſagte ihm in derben Ausdrücken, daß er verdiene fortgejagt zu werden, weil er ſich über ſeinen Monarchen und Wohlthäter in ſo unanſtändigen Ausdrücken herausgelaſſen habe. Napoleon verbrannte den Brief im größten Zorn. Als er nun ſpäterhin lebenslänglicher Conſul geworden war, ſo ließ er dem Hrn. Domairon den Befehl zugehen, nach Paris zu kommen, um ſeinem Bruder Hieronymus Unterricht zu geben. In der Audienz, die er ihm bei ſeiner Ankunft ertheilte, ſagte er ihm unter andern: „Nicht wahr, Herr Domairon, die Sachen haben ſich ziemlich geändert ſeit dem verbrannten Briefe; jetzt würden ſie mich nicht mehr tadeln? „Mit dieſem Vorwurf war jedoch Napoleons Groll gegen Domairon keineswegs erſchöpft; denn es wurde ihm nur ein mäßiger Gehalt ausgeworfen, und er hatte Mühe, auch dieſen bezahlt zu erhalten.

Nach der Belagerung vonn Toulon befand ſich Buonaparte als Artillerie-Lieutenant bei der italiäniſchen Armee, und war mit dem Benehmen ihrer Generale ſehr unzufrieden. Dies äußerte er bey jeder Gelegenheit öffentlich, und zog ſich dadurch die Feindſchaft von allen Behörden zu. Aus Furcht vor

Robespierre, deſſen geheimer Anhänger er war, konnte man ihm damals nichts anhaben. Nach dem Sturz dieſes Blutmenſchen wurde er aber ſeiner Stelle entſetzt und ins Gefängniß geworfen. Hier befand er ſich in ſo dürftigen Umſtänden, daß es ihm am allernothwendigſten gebrach, und er oft das Mittagseſſen eines ſeiner Mitgefangenen, der etwas weniger arm war als er, theilen mußte. Durch ſeinen Landsmann Salicetti, der damals einigen Einfluß beſaß, bekam er jedoch ſeine Freiheit und nicht nur ſeine Stelle wieder, ſondern wurde auch zum Brigadechef befördert. Dies dauerte aber nur bis Aubry der mit den übrigen 73 aus dem National-Convent vertrieben geweſenen Deputirten wieder in ſeine Stelle eingerückt war, Mitglied des Wohlfahrts- und Präſident des Kriegsausſchuſſes wurde. Dieſer ehemalige Artillerie-Capitain bereute es tief, daß er für den Tod des Königs geſtimmt hatte; er war jetzt von dem glühendſten Haß gegen die Jacobiner beſeelt, und hatte ſich vorgenommen, ſie alle zu vertilgen. Um die Armee von ihnen und den Terroriſten zu reinigen, ſetzte er auf einmal 10 bis 12000 Officiere ab, wovon der größere Theil weder Leſen noch ſchreiben konnte. Unter ihnen befand ſich auch Buonaparte, der darüber in Verzweifluug gerieth. Mit 1200 Francs in Aſſignaten (damals nicht viel über 3 thlr. an Werth) kam er nach Paris, wo er in einer ſolchen Armuth lebte, daß es ihm an den nothwendigſten Bedürfniſſen fehlte. Ein alter Camerad aus der Schule zu Brienne, und mehrere Schauſpieler vom franzöſiſchen Theater ließen ihm hin und wieder Unterſtützungen an Geld, und die letztern ſogar an Kleidungsſtücken zukommen. Und dieſer Menſch, der ſich in einem ſolchen tiefen Elend befand, glaubte ſich in der Folge nicht mit dem während der Revolution durch ſo viele Eroberungen vergrößerten Königreich Frankreich begnügen zu können!! — Aubry ließ ſich damals nicht von ihm ſprechen, ſo ſehr er auch deſſen Thüre belagerte, und als es ihm eines Tages glückte, in Geſellſchaft von vielen andern Officieren unbemerkt bis in das Cabinet des Deputirten vorzudringen, ſo warf ihm dieſer, ſo wie er ihn erblickte, in den härteſten Ausdrücken ſeine Unbeſcheidenheit vor, und befahl ihm, ſich augenblicklich wieder zu entfernen. Napoleon war zu ſtolz und zu rachſüchtig, um eine ſolche ſchreckliche Beſchimpfung jemals zu vergeſſen. Aubry wurde nach den berüchtigten Revolutionen am 13. Vendemiaire und am 18. Fructidor geächtet und nach Cayenne transportirt, von wo er jedoch Gelegenheit fand, mit Pichegru und mehrern andern Unglücksgefährten in die holländiſchen Beſitzungen zu entfliehen. Bonaparte konnte nun das Vergnügen der Rache in vollem Maaſe genieſen, denn als er nach dem 18. Brumaire alle von dem Directorio geächteten Deputirten wieder zurück rief, war Aubry allein davon ausgenommen. Der Unglückliche ſtarb zu Demerary, wohin er ſich geflüchtet hatte. — Es iſt eine zuverläſſige Thatſache, daß Napoleon einſt am Ende eines Feldzuges bei der Muſterung die er über die Armee hielt, einen Officier erkannte, der den Namen Aubry führte, und dem wegen ſeines vorzüglichen Wohlverhaltens eine baldige Beförderung ſchon zu verſchiedenen Malen, aber immer vergebens war zugeſichert worden. Napoleon wurde jetzt im Vorbeigehen von einem ſeiner Generale daran erinnert; er ging wieder einige Schritte zurück und frug den Officier: ob er nicht einen Verwandten gehabt habe, der Mitglied des Wohlfarths-Ausſchuſſes geweſen ſey! Der Officier merkte ſogleich die Abſicht dieſer Frage, und gab ihm zur Antwort: daß zwar, wie er gehört habe, ein Mann dieſes Namens Mitglied des Ausſchuſſes geweſen ſey, daß er aber kein Verwandter von ihm wäre, und daß er ihn nicht perſönlich kenne. Das letztere hatte allerdings ſeine Richtigkeit. Napoleon ging hierauf mit den Worten wieder von ihm: „Nun, dann iſt es gut!“ Unmittelbar hernach wurde der Officier befördert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gegenſtände der Politik.

In Müller's neueſten Staats-Anzeigen ſtellt der Hofrath Beckedorf den, freilich parador klingenden, Satz auf: es gebe zu unmerklicher Erlangung einer unumſchränkten Herrſchaft vorläufig kein zuverläſſigeres Mittel als — Volks-Repräſentation. Denn — ſo raiſonirt der Verfaſſer — jedes alte Recht muß zuvor zertrümmert werden, wie in Frankreich; das kann nur geſchehen, unter dem Vorwort eine Conſtitution zu machen, die beſſer ſey als das alte Recht — die franzöſiſche Herrſchaft ſey nun aus Deutſchland verbannt, allein der alte Rechts- und Beſitzſtand darum doch nicht wieder hergeſtellt — im Gegentheil werde die neue Ordnung der Dinge bekräftigt, von den Zungen der Gelehrten angeprieſen und, wo ſie noch nicht im Gange war, in Gang zu bringen geſucht, ohne das irgendwo von Seiten der würklich berechtigten Stände des Landes eine Aufforderung oder Beiſtimmung dazu geſchehen wäre – es ſcheine daher, daß nicht die Regierten, ſondern die Regierungen eine repräſentative Verfaſſung wünſchten —

zumal da ſie zugleich die allgemeine Militärpflichtigkeit und eine vermehrte Polizey einführten, welches alles auf Machtvermehrung und Unterdrückung aller wahren Freiheit deute — der Umſturz alter Verträge, als *vorbereitende* Maaßregel, könne doch wohl den Unterthanen kein Vertrauen gegen alle ſchöne Worte einflößen — die neue Verfaſſung, als ein gnädiges *Geſchenk* der Regierung, ſey auch durch nichts feſt verbürgt — ſie biete vielmehr das bequemſte Mittel dar, ſich des Willens der Unterthanen zu bemächtigen — denn es ſey dann nicht mehr von feſten beſtimmten Rechten u. ſ. w. die Rede, (?) ſondern nur von der unbeſtimmten Idee des *allgemeinen* Beſten, welches dann ſehr leicht immer vorgeſchoben werden könne — auch gäbe es ja gar viele Mittel die Volks-Repräſentanten zu gewinnen, welches bei der landſtändiſchen Verfaſſung faſt unmöglich geweſen ſey (?) — Durch Einfluß auf die Wahlen, Gnadenbezeugungen oder würkliche Beſtechungen, könnten etwas kluge Regierungen am Ende durchſetzen, was ihnen beliebe. (Wir mögten dieſe Behauptungen nicht Alle unterſchreiben; es iſt aber doch auch wahres darin.)

Herr *Adam Müller* ſagt: jeder Verſuch, vorübergehenden Geſchlechtern und Individuen in Kraft der neuerfundenen Liberalität mehr Anſprüche einzuräumen, werde gradezu härtern Druck herbeiführen — gleichwie die franzöſiſche Revolution mit Despotismus geendet habe. — (Da geht er ohne Zweifel viel zu weit. Wir wünſchen nur, daß jedesmal, wenn man etwas einräumen will, zuvor gefragt und unterſucht werde *warum*? und daß man ſich nicht mit der albernen Antwort begnüge, (banal würden die Franzoſen ſie nennen,) der *Zeitgeiſt fordere es*. Um alte Rechte zu *nehmen* und *neue zu geben*, muß auch ein *rechtlicher Grund* vorhanden ſeyn, und dazu kann die wächſerne Naſe, die man Zeitgeiſt zu nennen beliebt, unmöglich dienen. Soll eine *klare Idee* aufgeopfert werden, ſo muß es um einer andern *klaren Idee* willen geſchehn, ſonſt ſpielen wir die Fabel von dem Hunde, der das Fleiſch um des Schattens willen fallen ließ.) —

Herr *Müller* ſtellt auch ein Gleichniß auf: „Es iſt eine Zeit der Dürre, die alten Quellen ſind vertrocknet, und gutmüthige Leute meinen, es käme nur darauf an, das Mehl feiner und immer feiner zu mahlen, ſo würde es zuletzt entweder flüſſig werden, oder doch den Durſt löſchen.“ Das weitverbreitete Verlangen nach Conſtitution ſey nicht blos durch den jacobiniſchen Uebermuth einzelner guter Köpfe, oder durch den Geiſt der Eitelkeit, b hochmüthigen Emporſtrebens u. ſ. w. erzeugt wo den, ſondern hauptſächlich durch eingeſchlichene fa ſche Regierungsgrundſätze, deren er beſonders be nahmhaft macht: 1) das immerfort graſſirend Centraliſations-Weſen unſerer Staaten, das ſcho nungsloſe Niedertreten lokaler Eigenthümlichkeite und Privatrechte, nach dem Beiſpiele von *Buon parte* und *Montgelas*. Die *Ce traliſations-Wuth* der Regierunge ſey der erſte und gute Grund der *Conſti tutions-Wuth* der Völker. 2) Die Verderbni der Beamten. 3) Die veränderte Organiſation de bürgerlichen Geſellſchaft durch das zerrüttete eur päiſche *Geldweſen*, die falſchen ökonomiſche Theorien u. ſ. w. — Der Verfaſſer ſagt über al les das viel beherzigenswerthes. Ob aber, wenn auch dieſen drei Puncten abzuhelfen wäre, das Conſtitutionsgeſchrei darum aufhören würde, bezweifel wir; denn es iſt nun einmal *Mode geworden*, und die *Völker* gleichen darin den *Damen*, ſi müſſen die Mode mit machen; ob ſie ſchlecht oder gut, ſchön oder häßlich, geſund oder ungeſund ſey darnach fragen ſie nicht; genug die Modehändlerinnen (Oppoſitions-Blatt u. ſ. w.) verſichern, ſie ſey du dernier gout, (überſetzt: im *Zeitgeiſt*) und man könne ohne ſie in keiner anſtändigen G ſellſchaft erſcheinen. —

In einer Schrift von Dr. *Wachler*, *Deutſchlands Zukunft in der Gegenwart*, ſpricht der Verfaſſer von dem „unter Ariſtocratie-Verblendung und Anglicismus erliegenden *Hannöverſchen*, und von dem durch verſchollene Steifigkeit bedrängten *Kurheſſiſchen Lande*.“ Wir ſind der Meinung, daß ſolche Ausdrücke diejenigen nur erbittern, die durch ſie getroffen werden. Es kommt uns vor, als ob man Geſchwüre durch Fauſtſchläge kuriren wollte. —

In den *Aphorismen*, welche die freimüthigen Blätter für Deutſche liefern, wird unter andern an das erinnert, was Rouſſeau 1742 zu den Polen ſagte: „Nehmt euch inacht, daß ihr, indem ihr es gar zu gut haben wollt, eure Lage nicht verſchlimmert. Indem ihr recht viel gewinnen wollt, vergeßt nicht was ihr verlieren könnt. Iſt eure Conſtitution fehlerhaft, ſo verbeſſert, aber verachtet ſie nicht; denn durch ſie ſeyd ihr geworden, was ihr ſeyd.“ — Auf der folgenden Seite wird die Bemerkung gemacht: „Wer gewann durch die Erfindung des Schießpulvers, der Druckerei, des Seecompaſſes? aufrichtig geſagt, nur der kleinſte Theil des großen Menſchenhaufens.“

Man könnte noch die Frage hinzufügen: wer verlor dabei? und es würde ſich vielleicht beweiſen laſſen, daß eben ſo viel dabei verloren als gewonnen wurde. —

In der National-Zeitung der Deutſchen, Nr. 10, wird verſichert, „daß die denk„würdige (verfloſſene) Zeit manche Bande zwi„ſchen Völkern und Fürſten gelöſt habe" (welche?) und daß es „dem Volke nun klarer geworden, daß „ſeine und ſeiner Fürſten Treue einer neuen Be„feſtigung ihrer innerſten Grundlagen bedürfe." (Alſo ſind die innerſten Grundlagen jetzt locker? das ſagt man dem Volke in einer Nationalzeitung! und das ſoll nicht heißen: man bearbeitet das Volk!) — Ferner: „Treue könne nur auf „Pflichten gebaut ſeyn, Pflichten aber ſetzten Rech„te voraus." (Hat denn das Volk bisher keine Rechte gehabt?) — „Ohne feſte Begriffe dieſer „gegenſeitigen Rechte und Pflichten, bleibe des „Volkes wie der Fürſten Treue ewig nur ſchwankend." (Dieſe Rechte und Pflichten laſſen ſich in zwei Worte faſſen: das Volk hat das Recht, von ſeinem Fürſten Schutz und Gerechtigkeit zu fordern, und leiſtet dagegen Gehorſam. Der Fürſt hat das Recht, von ſeinem Volke Gehorſam zu fordern, und leiſtet dagegen Schutz und Gerechtigkeit. Kein vernünftiger Menſch wird mehr fordern, wenn nicht Ehrgeiz oder Habgier ihn ſtacheln. Am ſeltſamſten fallen ſolche Forderungen auf, wenn, wie hier, eine regierende Fürſtin, (die von Lippe-Detmold) mit Wärme gelobt wird, ſo wie ſie es würklich verdient; wenn alle ihre, ſeit 15 Jahren dem Lande erwieſenen, großen Wohlthaten hergezählt werden; wenn man ſogar mit den Worten ſchließt: „So kommt Liebe und Zutrauen deutſcher Bürger dem Werthe hochherziger Fürſten entgegen," — und man doch damit angefangen hat, dem Volke zu ſagen und einzuprägen: manche Bande zwiſchen ihnen und ſeinen Fürſten wären gelöſt; die Treue wackele u. ſ. w.

Zur Nachricht.

Aus Nr. 32 der Haude- und Spenerſchen Berliner Zeitung hat der Herausgeber dieſer Blätter erſehen, daß die europäiſche Zeitung, die er nicht kennt, ihm „als einem Ultra, den Fehde„handſchuh hingeworfen, doch es nur mit dem „Schriftſteller, nicht mit dem Menſchen zu thun „haben wolle." Der letztere Zuſatz ſollte ſich freilich von ſelbſt verſtehn, aber in unſern leidenſchaftlichen Zeiten macht er dem Redacteur Ehre, und wenn der Herausgeber dieſer Blätter überhaupt Fehdehandſchuh aufzunehmen geſonnen wäre, ſo würde der Handſchuh eines ſolchen Gegners der erſte ſeyn. Was käme aber am Ende dabei heraus? — Die europäiſche Zeitung ſoll geäußert haben, ſie wolle ſich der Fackel der Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit bedienen. Das iſt brav. Der Herausgeber ſchmeichelt ſich, auch einen brennenden Span davon zu beſitzen und leuchtet damit ſo gut er kann. Möge das Publicum entſcheiden, wo es am hellſten brennt. Aber in eine Fehde läßt der Herausgeber ſich durchaus nicht ein, und um ſich ganz ſicher dagegen zu ſtellen, wird er es mit der europäiſchen Zeitung machen, wie er es mit vielen andern gemacht hat, das heißt: er wird ſie nicht leſen. (Ueberhaupt lieſt er keine andern Zeitungen, als die Berliner und die Allgemeine.) Auf dieſe Weiſe glaubt er am beſten, vor jeder Aufwallung ſich zu verwahren; wird übrigens fortfahren, ſeine Ueberzeugung auszuſprechen; kann es gar wohl leiden, daß man ihn widerlege, und ſtellt ruhig dem Publicum die Entſcheidung anheim.

Kleine literariſche Notizen.

Von den allbekannnten und beliebten, oder beides doch ſeyn ſollenden, Lehren der Aſtronomie v. Brandes, iſt eine neue Auflage erſchienen. Der Verfaſſer erklärt ſich ſehr beſtimmt gegen die Anſicht der Brechung des Lichtes, welche Göthe aufgeſtellt hat. Es möchte überhaupt noch ſehr zweifelhaft ſeyn, ob das bekannte Geſetz für die Geſchwindigkeit des Lichts, welches bloß auf Beobachtungen in unſerm Sonnengebiete ſich gründet, wirklich auf die Fixſterne anzuwenden ſey. Solchen Berechnungen zufolge, wäre das heute von uns geſehene, aus einer entfernten Gegend des Weltraums kommende, Licht ſchon zu einer Zeit von dort ausgegangen, in welche wir den Urſprung des Menſchengeſchlechts ſetzen! Dergleichen können wir Erdenſöhne nicht faſſen, und ſollten uns alſo auch lieber nicht damit verwirren. — Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, an die Populäre Aſtronomie des Staatsraths Schubert in Petersburg zu erinnern, ein lichtvoll, gemüthlich und höchſt anziehend geſchriebenes Werk, welches den tiefſten Eindruck auf uns gemacht hat, und welches wir ohne Bedenken für das trefflichſte in ſeiner Art erklären. Selbſt gebildete Damen werden, außer einigen aſtronomiſchen Berechnungen, nichts zu überſchlagen brauchen. —

In einem franzöſiſchen Journal für den Ackerbau hat ein Doctor Marſillac auf den ungeheuren Vortheil aufmerkſam gemacht, den man aus dem Einſammeln der, überall wild wachſenden, Orchis genannten, Pflanze ziehen könnte, wenn man Salep aus ihr bereitete. Es giebt keine Pflanze, die in einem ſo kleinen Raume eine ſo große Menge von Nahrungsſtoffen lieferte. In Hungersnoth könnte eine Familie von 4 oder 5 Pfund Salep einen ganzen Monat leben. Er conſervirt ſich 30 Jahre. Wie geſund er iſt, haben die Perſer und Indier längſt bewieſen. Sie eſſen ihn täglich, und geben ihn Geneſenden als das leicht verdaulichſte und zugleich reſtaurirendſte Nahrungsmittel. Für

Soldaten und Seeleute würde er von unzuberechnendem Nutzen ſeyn, denn mit einer einzigen Tonne, die ungefähr 4 bis 5 Centner Salep in Pulver enthält, können 20000 Mann einen Tag lang geſpeiſt werden. Wenn das Hauptquartier einer Armee immer 15 bis 20 Tonnen Salep mit ſich führen würde, ſo könnte die Armee nie in Verlegenheit gerathen. Eben ſo könnten Feſtungen durch Salep vor Hungersnoth geſchützt werden. „Wir bezahlen fremden Salep mit 8 bis 10 Franken das Pfund, und könnten ihn für 8 Sous haben.“ — (Alles das iſt in der That ſehr beachtenswerth, aber leider wird es nicht beachtet. Es wird dem Salep gehen wie den Bouillontafeln aus Knochenſuppe, von welchen ein einziger Wagen voll auch ganze Armeen einige Tage lang vor Hunger ſchützen würde. Empfohlen hat man ſie ſchon längſt. Hätte Napoleon in Rußland Salep oder Knochenſuppe in Tafeln bei ſich gehabt (ſtatt der Gartenſämereien, die er Gott weiß wohin führen wollte), wie manche ſeiner unglücklichen Krieger wären gerettet worden!) —

In Crome's Werke: Deutſchlands und Europa's Staats- und National-Intereſſe (wovon kürzlich eine zweite, ſehr vermehrte und verbeſſerte Ausgabe erſchienen) wird auch von den nothwendigen Schranken der Preßfreiheit viel beherzigenswerthes geſagt. Sehr richtig bemerkt der Verfaſſer, daß der, von den Vertheidigern einer grenzenloſen Preßfreiheit, gemachte Einwurf, daß der ungerechter Weiſe angegriffene und geſchmähte Staat oder Privatmann ſich ja ſelbſt verantworten und rechtfertigen könne, eben ſo ſeicht als abſurd ſey — (es iſt doch der einzige, den auch der Gothaiſche allgemeine Anzeige aufſtellt) — Die Jenaiſche Literaturzeitung fügt hinzu: „Bei dem Geiſte der Gährung, der noch überall herrſcht, iſt es gewiß höchſt gefährlich, unvorſichtiger Weiſe Dinge zur Sprache zu bringen, die die Unterthanen und Regierungen ſich wechſelſeitig entfremden können, wie dies leider in ſo vielen Zeitſchriften geſchieht.“ — Crome ſagt auch: „die Landſtände ſollen und dürfen keineswegs Mitregenten ſeyn, ſonſt „wäre die Polyarchie erklärt.“ —

Von Ehrenbergs Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte iſt eine dritte, vermehrte und veränderte Auflage erſchienen. Dieſer anſehnliche Abſatz eines ſolchen Werks iſt ein erfreuliches Zeichen, auch verdient es, um ſeiner reinen Moral willen, von jedem gebildeten Frauenzimmer geleſen zu werden, wenn es nur nicht etwas zu wortreich wäre. Hier eine Stelle (welche dieſer Vorwurf gerade nicht trifft) aus der Rede über die Hinderniſſe der Häuslichkeit in der gegenwärtigen Zeit:

„Unſere Töchter werden für alles gebildet, nur nicht für das häusliche Leben; ſie werden in allem unterrichtet, nur nicht in dem, was ſie zu thun haben, um hier zufrieden zu ſeyn und zufrieden zu machen; ſie lernen alle Künſte, nur nicht die, ihre Stelle nützlich auszufüllen. Das Leben in den großen Kreiſen der Welt wird ihnen als ihre Beſtimmung genannt; hier eine Rolle zu ſpielen, als das Höchſte, worauf ihr Streben gerichtet ſeyn müſſe. Dazu werden nun auch ſo früh als möglich Anſtalten getroffen. Sie müſſen alle Geſellſchaften beſuchen, an allen Vergnügungen und Spielen Theil nehmen, halbe Tage auf ihren Putz, und auf den äußern, oft ſehr falſchen Schmuck ihres Betragens ſtudiren. Romanenlectüre verſchlingt die übrige Zeit, giebt der Phantaſie eine idealiſche, oft phantaſtiſche Stimmung, und macht ihnen vollends die häuslichen Verbindungen zuwider, worin es ſo alltäglich hergeht. Wo hören ſie denn von ihren Pflichten? Wo ſollen ſie erfahren, wie ſie es anzufangen haben, dieſen Genüge zu leiſten u. ſ. w.“ Jedermann ſieht, daß in dieſer Darſtellung Uebertriebenes herrſcht. — Das größte Hinderniß der Häuslichkeit in unſern Zeiten hat der Verfaſſer anzuführen vergeſſen: es ſind die Männer. Dieſe haben größtentheils den Sinn für Häuslichkeit verloren, und an dieſen allein liegt die Schuld, wenn auch die Frauenzimmer ſich von entwöhnen. Schließt Eure Clubbs; verlangt nicht, daß Eure Weiber in den Winterabenden allein zu Hauſe ſitzen ſollen; veranſtaltet Familien-Cirkel; nehmet Theil an den Freuden Eurer Kinder, und die fremd gewordene Häuslichkeit wird fröhlich wieder bei Euch einziehen. —

Der berühmte Herr Doctor von Deyn zu Jena hat in Nr. 63 des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen, bekannt gemacht: daß der Herausgeber dieſer Blätter „es nicht haben könne, daß er (von Deyn) durch Anlagen und Fleiß es dahin gebracht hat, vor allen Theologen, Juriſten und Politikern den heiligen Bund zu entwerfen;“ — daß ſeiner „von allen denen, welche v. Deyn wegen ſeines erfolgreichen Forſchens beneiden, keiner ſey, der ſich für den Urheber des heiligen Bundes ausgeben könne;“ — „daß ſeine Schriften nur wenige Groſchen koſten und für ſeine Urheberſchaft des heiligen Bundes den vollgültigſten Beweis liefern.“ — „Daß Frau v. Krüdener eine recht gute Frau ſeyn möge, daß aber die Art und Weiſe, wie ſie die Welt beglücken wolle, ſie keineswegs als Urheberin des heiligen Bundes empfehle;“ — „daß die Welt von jeder genug zu büßen gehabt, nun ſey es Zeit daß ſie klüger werde;“ „daß nur ſeine Rechtsverfaſſung die Erde in ein Paradies verwandeln könne;“ — „daß Fr. v. Krüdener den Profeſſor Krug für einen Mann gehalten, dem ſie wohl unter vier Augen etwas aufbinden könne;“ — Und endlich, „daß der Herausgeber dieſer Blätter die Logik eines Neuſeeländers beſitze und überhaupt ein unwiſſender Menſch ſey.“ —

In einer, am Reformationsfeſte zu Roſtock gehaltenen Rede von Breithaupt, wird „der ſtarre Trotz des Ariſtokraten-Sinnes, die Zwietracht und Selbſtzerrüttung aus der Vielſtaatigkeit in einem Staate“ gerügt. „Die verdorbene Kirche“ heißt es, „hatte den Staat uſurpirt, damit die verbeſſerte Kirche vom Staate bevormundet würde.“ Am Ende wird erinnert, daß es auch einen Proteſtantismus außer der Kirche gebe, und daß man in Luthers Geiſt gegen alle Menſchen-Autorität u. ſ. w. proteſtiren müſſe. — Guter Luther! jedermann zerrt an deinem Mantel um auch unter einem Zipfel deſſelben ſich zu verkriechen. —

Eine Schrift über das Verhältniß der Juden zu den Chriſten in den deutſchen Handelsſtädten iſt etwas weitläuftig gerathen. Zu den Urſachen welche, nach des Verfaſſers Anſicht, das Umſichgreifen der Juden befördert haben ſoll, wird gerechnet — man rathe was? — das goldene Zeitalter der deutſchen Literatur! Leſſing's Nathan! und das Toleranzpredigen berühmter Schriftſteller! Nebenher wird unterſucht, woher es komme, „daß unter allen bekannten menſchlichen Stimmen die des jüdiſchen Volks ſo ungemein widrig, ſo ganz unausſtehlich ſey?“ — Vor etwa Jahren ſollen die Juden ſich ungemein angeſtrengt haben, die hebräiſche Betonung zu unterdrücken, jetzt aber ſchienen ſie dieſelbe „recht wieder hervor zu ſuchen, gleichſam als ob ſie nicht mehr nöthig hätten darauf zu achten.“ — Ein anderes kräftiges Mittel zu ihrem Emporkommen ſollen die Lotto's geweſen ſeyn, worin der Verfaſſer wohl nicht Unrecht haben mag. Dann der, ſeit dem amerikaniſchen Kriege entſtandene, in deutſchen Handelsſtädten vorher nicht gekannte Luxus, u. ſ. w. —

Literariſches Wochenblatt
von Auguſt v. Kotzebue.
Nr. 39. Dritte Auflage. Ir Band.

Frau von Krüdener.

Es iſt ſchon wieder eine neue Schrift über Fr. v. Krüdener erſchienen, Beiträge zu ihrer Charakteriſtik von dem Conſiſtorial-Rath Breſcius und dem Profeſſor Spieker zu Frankfurt an der Oder. Dieſe Schrift zeichnet ſich aus durch Ruhe und Unpartheilichkeit. Die Verfaſſer ſchwärmen und ſpotten nicht, preiſen nicht ſelig und verdammen nicht, ſondern theilen ihre Beobachtungen und klaren Anſichten mit. Zu den Schwächen, die ſie an Fr. v. K. bemerkt haben wollen, gehört: daß ſie beſtändig einen Schleier trägt, und ſie abſichtlich nach einem berühmten Madonnenbilde zu ordnen ſcheint; und daß ſie einem Mahler, der um Erlaubniß ſie zu zeichnen bat, antwortete: er werde ſie nicht treffen, wenn er nicht das Göttliche auffaſſe, welches ihre Form belebe; worauf ſie mit großer Sorgfalt jede Locke und jede Falte des Schleiers geordnet, immer in Andacht die Augen gen Himmel gerichtet, und darauf beſtanden habe, daß der Mahler die Falten an Mund und Augen ganz wegnehmen mußte. Natürlich ſah nun das Bild weit jünger aus, als das Original; allein ſie fand es doch immer noch zu alt. Daraus folgt freilich weiter nichts, als daß auch eine Prophetin ein Frauenzimmer bleibt.

„Wenn ſie,“ ſagen die Verfaſſer, „von der Liebe zu Chriſtus, von der Nothwendigkeit der Buße u. ſ. w. ſprach, ſo erſchien ſie als ein Gegenſtand hoher Achtung; aber nicht ohne Mitleid konnte man die Erzählung von ihren Wundern und Viſionen hören; da war es nicht mehr die fromme Chriſtin, ſondern die irre geführte Schwärmerin, die durch Eitelkeit bethörte Frau, die erhitzte, durch Dünkel verblendete Montaniſtin, die nach einer Märtyrerkrone und nach einem heiligen Scheine verlangte.“

Zu den Wundern, die ſie gethan zu haben in Frankfurt verſicherte, gehören folgende: Sie hat 1300 Menſchen mit 9 Brodten geſpeiſt; — ſie hat durch Gebet bewirkt, daß die hungrigen Kinder ſo lange ſchliefen, bis Brodt kam — ſie hat 1814, als die Franzoſen Genf mit Feuer und Schwerdt bedrohten, die ganze Nacht auf den Knieen gelegen und gebetet, worauf am andern Morgen kein Franzoſe mehr zu ſehen, das Lager leer und Genf gerettet war. — Noch wunderbarer iſt vielleicht, daß, wenn man ſie verhindert, zum Volk zu reden, ſie ſich nur in einem blauſeidenen Kleide zeigen darf, welches ihr ein preußiſcher Officier geſchenkt hat, und in einem Schleier, der ein theures Andenken von der Königin von Holland iſt — worauf alſobald das Volk ſich erquickt und erfreut fühlt.

Prophezeiht hat ſie auch in Frankfurt, daß neue blutige Kämpfe bevorſtehen, die mit Bekehrung der Mahomedaner und der zweiten Zukunft Chriſti enden werden — daß Erdbeben und Stürme, Sonnenflecken und Mißgeburten eine arge Zukunft ankündigen — daß Preußen ein ſchwerer Krieg bevorſteht.

Die Entſtehung des heiligen Bundes ſchrieb ſie den Kaiſer des Nordens zu, der auch die Türken beſiegen und bekehren werde. Die heilige Miſſion (worunter ſie ſich und ihre Begleitung verſteht) ſey ein Erzeugniß des heiligen Bundes. Ihr Schwiegerſohn, der Graf Bendheim (ſoll heißen Herr v. Berkheim) ſey mit ihrer Tochter nach der Schweiz gegangen, um 7000 Gedrückte zu befreien und nach Rußland zu führen. Denn in der Schweiz ſey der Zuſtand der Religion und ihrer Diener unglaublich traurig, und ſie ſey dort nur ſo heftig verfolgt worden, weil ſie den Obrigkeiten ihre Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit vorgeworfen habe; denn Wahrheit wolle Niemand hören. — Die ganze Hölle habe man in der Schweiz gegen ſie losgelaſſen, und ſeine dienſtbaren Geiſter habe der Teufel unter den Genſd'armen, Zöllnern und Polizeibeamten. — Die Länder Weimar und Gotha möge man mit Recht das deutſche Heidenthum nennen; da habe der Götze unſerer Zeit, der große Göthe, ſeine Altäre. In dem kaufmänniſchen Leipzig ſehe es auch nicht viel beſſer aus. Mehrere der dortigen Profeſſoren habe ſie ſehr kleinlaut gemacht. — Preußen habe alle ſeine erlittenen Schickſale Friedrichs II. Leichtſinn zu verdanken, und es ſey nur zu wünſchen, daß der jetzige König ſich von ihrer göttlichen Sendung überzeigen möchte. Zu ihm drängen wolle ſie ſich nicht, aber er könnte ſehr wichtige Sachen von ihr erfahren. — Die Kirche müſſe überall herrſchen mit uneingeſchränkter Gewalt, (wie wird Herr Schuderoff ſich freuen) denn ſie ſey die eigentliche Volks-Repräſentantin. Der Landſtände bedürfe es nicht, und wo Chriſtus regiere, habe die Polizei nichts zu ſagen.

Von ihren Verbindungen mit vornehmen und merkwürdigen Perſonen ſchien ſie gern zu ſprechen. Die Königin Luiſe war ihre Freundin; die Königin von Holland hat ihr einen Schleier geſchenkt; mit der Herzogin von Angouleme und mit Peſtalozzi hat ſie auf den Knieen gelegen; zum Knieen habe uns Gott die Kniee gegeben, und ganze Säulen von Briefen könnte ſie aufbauen, die den Segen ihrer Arbeit verkünden. Vormals ſey ſie ſtolz geweſen auf Schönheit u. ſ. w. (das war freilich um ſo mehr unrecht, da ſie nie ſchön geweſen iſt) jetzt ſey ſie nur ſelig in Chriſto. Die Periode der Apoſtel ſey vorüber, nun komme die der heiligen drei Könige (nämlich der Stifter des heiligen Bundes).

Die Verfaſſer ſagen, ſie habe viel zu viel geredet, und wenn ſie oft bis zur Ohnmacht ſich körperlich abgeſpannt, ſo habe ſie viel Triviales, Seichtes und Mattes geſprochen. Am 29. Januar habe ſie faſt ununterbrochen von 9 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends geredet. Ein eigenes Syſtem habe ſie nicht; es gebreche ihren Ideen an Licht und Klarheit; es herrſche auch kein Zuſammenhang in ihren Vorträgen. Neben geiſtreichen Ideen und Aeußerungen hoher Andacht, liege bisweilen eine Fülle unbegreiflichen Unſinns. Der heiligen Schrift thue ſie oft Gewalt an und lege ihre religiöſen Anſichten eigenmächtig hinein, beziehe auch mehrere prophetiſche Stellen auf ſich ſelbſt, z. B. Jeſaias 61, 1 — 3. Der Liturge, Baron (?) Kellner, verrichte das Gebet in einem Tone banger Zerknirſchung, der höchſt beängſtend auf die Nerven wirke, und man liege auf der Folter, bis Fr. v. K. auftrete, und durch ihren milden, freundlichen Ton erquicke.

Nach Rußland, klagte ſie, habe ſie nicht gewollt; dort ſey der Schauplatz ihres Wirkens nicht. — Den 30jährigen Krieg habe die Vernunft geführt, die trüglich ſey. Ein Götze ſtürzte den andern. Kant ſey durch Fichte geſtürzt und Fichte durch Schelling. Größer als ſie Alle ſey Ariſtoteles, der ſchon das Geheimniß der Dreieinigkeit in der Natur gefunden. — Als ihr Jemand erzählte, ſie ſey ihm im Traume erſchienen, gerade ſo wie ſie jetzt vor ihm ſtehe; antwortete ſie: das iſt mir nichts neues, das haben mir ſchon Tauſende geſagt. (!) —

Manche kleine Unrichtigkeit enthält dieſe Schrift, wir wiſſen nicht, ob durch Schuld der Verfaſſer, oder auf Veranlaſſung der Frau von Krüdener. Z. E. Keine europäiſche Sprache ſey ihr fremd, ſie habe die Hauptwerke in jeder derſelben, und ſogar die Bibel in der Urſprache geleſen. (Sie würde alſo noch mehr Sprachen verſtehen als weiland die gelehrte Anna Maria von Schurmann.) Ferner: ſie habe zwei Söhne im Zweikampf verloren. Sie hat aber nie mehr als Einen Sohn gehabt, der noch lebt, und den jungen Murſinna zu Berlin im Zweikampfe erſchoſſen hat; eine Geſchichte, welche die Mutter wohl ſehr angegriffen haben mag, da ſie mit höchſt widrigen Umſtänden verknüpft war.

In Frankfurt, ſagen die Verfaſſer, habe ſie beim Volke wenig Eindruck gemacht. — Am auffallendſten in dem ganzen Büchlein war uns diejenige ihrer Aeußerungen, die eben ſo ſehr ihre innige Ueberzeugung als ihre Verblendung ausſpricht: „Ich bin keine Schwärmerin. Man ſollte um alle „Schwärmer einen Cordon ziehen, denn ihre Krank„heit iſt anſteckend.“

Geſchichte.

Der Gelehrte Visconti in Paris hat eine römiſche Iconographie, oder Sammlung von authentiſchen Bildniſſen der Kaiſer, Könige und berühmten Männer des Alterthums herausgegeben, einen Band ſehr ſchön in Kupfer geſtochener Büſten, Münzen u. ſ. w. nebſt einem Bande Text, erfreuliche Geſchenke für Kunſt und Geſchichte. Um eine Probe von ſeiner Behandlungsart zu geben, wählen wir den Brutus, Cäſars Mörder, der freilich hier in einem ganz andern Lichte erſcheint, als ſchwärmeriſche Republikaner ihn ſich gewöhnlich denken. Nachdem Visconti deſſen bekannte Geſchichte erzählt hat, fügt er hinzu: „Der, unter den Zeitgenoſſen des Brutus verbreitete Glaube an deſſen patriotiſche Tugenden, hat die Nachwelt um ſo mehr getäuſcht, da er aus zwei Schriftſtellern geſchöpft war, die ſein Leben geſchrieben und von Plutarch abgeſchrieben worden; allein man darf ohne Ungerechtigkeit argwöhnen, daß ſie partheyiſch waren. Der Eine, Bibulus, ſein Schwiegerſohn, der Andere, Volumnius, ſein Freund. Selbſt Marcus Antonius, wenn wir dem griechiſchen Biographen glauben, war überzeugt, daß das Haupt der Verſchwörer gegen Cäſar durch republikaniſchen Sinn zu dieſem Verbrechen verleitet worden. Wenn wir aber das Ganze ſeiner Handlungen und ſeines Benehmens, ſo wie die Zeiten und Umſtände, in welchen Brutus gelebt, näher betrachten, ſo wird es ſchwer ſeyn, ein günſtiges Vorurtheil für ſeinen Character zu bewahren.“

„Brutus war zu einer Zeit geboren, wo die bürgerlichen Kriege und die Achtserklärungen des Sylla alle Ordnung und Regelmäßigkeit aus der römiſchen Staatsverwaltung verbannt hatten. Seine Jugend und ſein ganzes Leben verſtrichen unter Begebenheiten und Verwirrungen, welche auch die der Volks-Regierung am meiſten geneigten Gemüther überzeugen mußten, daß es unmöglich ſey, dieſem großen Staate ſeine alte republikaniſche Verfaſſung zu erhalten. Viele der wichtigſten Männer der Republik hatten unter Pompejus die Nothwendigkeit einer monarchiſchen Gewalt anerkannt. Selbſt Philoſophen wie Seneca theilten dieſe Meinung. Um nun bei Brutus eine Verblendung vorauszuſetzen, die ihn bewegen konnte, das Leben ſeines Wohlthäters und den Schwur ſeiner Treue democratiſchen Vorurtheilen aufzuopfern, müßte man überzeugt ſeyn, daß Egoismus und Eigennutz ſeiner Seele ſtets fremd geweſen, und gerade das iſt es, dem die Geſchichte und ſein Privatleben widerſprechen. Dieſer ſo tugendhafte Römer, dieſer Philoſoph, der ſeine Pflicht ſeinem liebſten Intereſſe vorgezogen haben ſoll, trieb den ſchmutzigſten Wucher, und war ſtets bereit, die Ruhe und ſelbſt das Leben der unſchuldigſten Bürger ſeiner unerſättlichen Habgier zu opfern. Wir würden glauben, daß von den Kaiſern beſoldete Schriftſteller ihn verleumdet hätten, wenn nicht der wärmſte ſeiner Bewunderer, Cicero ſelbſt, uns dieſe Schändlichkeiten enthüllte, und zwar nicht in ſeinen öffentlich gehaltenen Reden, wo er oft zu wenig Achtung für die Wahrheit zeigt, ſondern in ſeinem vertrauten Briefwechſel mit Atticus. Brutus lieh ſein Geld zu 43 Procent aus, an die Könige des Orients und an die, der römiſchen Herrſchaft unterworfenen, Städte und Gegenden. Da er ſelbſt die Unſchicklichkeit ſeines Benehmens fühlte, ſo that er es bisweilen unter dem Namen eines gewiſſen Scaptius, der weniger Urſach hatte, ſeine Immoralität zu verheimlichen. Indeſſen ſchämte Brutus ſich doch nicht, Mitſchuldiger der Grauſamkeiten zu werden, die jener gegen die Schuldner beging. Appius, ſein Schwiegervater, war Statthalter von Cypern und Cilicien. Um nun die Stadt Salamin, die anſehnlichſte auf der Inſel, zu Zahlung der Intereſſen und eines Theils vom geliehenen Kapital zu zwingen, erhielt Scaptius vom Statthalter ein Executions-Commando Reiterei, welches den Magiſtrat nöthigte, zur Berathung über die Befriedigung des Gläubigers ſich zu verſammeln. Als nun die abſolute Zahlungs-Unfähigkeit vorgeſtellt wurde, blokirte Scaptius den Magiſtrat ſo lange, bis mehrere Glieder desſelben Hungers ſtarben. Nach Appius wurde Cicero Statthalter, und da dieſer nicht zugeben wollte, daß ſolche Maaßregeln unter ſeiner Autorität erneuert würden, nahm Brutus keinen Anſtand, den Atticus, als Freund des Cicero, zu bitten, daß er dieſen bewegen möchte, dem Scaptius die Reiterei zu ähnlichen Gewaltthätigkeiten zu verwilligen, und um deſto ſicherer das Geſuch zu erlangen, vertraute er dem Atticus, daß das Kapital nicht den Scaptius, ſondern ihm zugehöre. Ja, er ſchrieb ſogar an Cicero ſelbſt deswegen, und ſein anmaßender Brief entlarvte ganz den Stolz und die Härte eines Characters, der ſich in den Mantel einer geheuchelten Philoſophie verhüllte.“

„Dieſer, ſo wenig republikaniſche Hochmuth leuchtet auch aus ſeinem letzten Briefwechſel mit Cicero hervor, als er, bei der Nachricht, daß Lepidus, ſeiner Schweſter Mann, wegen der Verbindung mit Antonius, für einen Staatsverräther erklärt worden, verhindern wollte, daß das Confiscationsgeſetz nicht zum Nachtheil ſeiner Schweſter und ſeiner Neffen gehandhabt würde. „Du und „der Senat,“ ſagte er, „müßt bedenken, daß dieſe „Kinder zwar den Lepidus zum Vater, aber auch „den Brutus zum Oheim haben.“

„Ferner war die Schnelligkeit, mit welcher er nach der pharſaliſchen Schlacht die Parthey des Pompejus, ſammt dem Cato und den Vertheidigern der Republik verließ, doch wohl kein Beweis ſeiner beharrlichen Anhänglichkeit an die republikaniſchen Grundſätze? — und die Münzen, die er während des Bürgerkrieges mit ſeinem Bildniß und Namen ſchlagen ließ, gab es ein früheres Beiſpiel davon, als das der Münzen unter Cäſars Herrſchaft? der erſten in Rom, welche das Bildniß einer noch lebenden Magiſtratsperſon darſtellten? — Alles das zuſammengenommen ſcheint mir den Character des Brutus zu enthüllen. Man ſieht auch aus einigen, von Plutarch aufbehaltenen Aeußerungen Cäſars ſelbſt, daß dieſer große Mann, der doch wohl die Ehrgeizigen kennen mußte, keineswegs durch des Brutus Heuchelei gänzlich getäuſcht wurde. Es dünkt mich ſogar, daß ſein letzter Ausruf (bei ſeinem Tode) über die Eitelkeit der Tugend, bloß die letzte Anſtrengung eines Schauſpielers war, der nicht aus ſeiner Rolle fällt, ſo lange er auf der Bühne ſteht.“ — (Ein neues Beiſpiel von der Richtigkeit eines ſeit 1800 Jahren ſo wohl begründet ſcheinenden Nachruhms.)

Zeitſchriften.

Im Februarſtück des Politiſchen Journals wird die Bemerkung gemacht, daß ungeachtet der ſeit 25 Jahren Europa verheerenden Kriege, Hunger und Seuchen, die Bevölkerung in unſerm Welttheile doch anſehnlich zugenommen habe. Nirgend hat die Sichel des Todes ſo ſchrecklich gemäht, als in Frankreich, wo die Guillotine, die Bürgerkriege und nachher Napoleons Eroberungsſucht Millionen Menſchen zur Schlachtbank führte; und doch zählt eben dieſes Frankreich, welches 1789 nicht mehr als 25 Millionen Einwohner hatte, deren jetzt auf demſelben Flächenraum 28,1/2 Millionen. England hat in allen Erdtheilen Krieg geführt, und beſitzt dennoch jetzt faſt 3 Millionen Einwohner mehr als 1792. Dieſelbe Vermehrung hat auch in Oeſterreich, Rußland u. ſ. w. ſtatt gefunden. Man ſchreibt dieſes Phänomen beſonders der Einführung der Schutzblattern zu, und der geiſtreiche Schriftſteller Malthus meint, die Zunahme der Bevölkerung ſey nur dann ein Glück, wenn man auch im Stande ſey, die Menſchen zu ernähren. (Wir mögten doch den Schutzpocken nicht allein die Ehre beimeſſen, die Bevölkerung ſo auffallend vermehrt zu haben, ſondern glauben, daß die allgemeine Aufgeregtheit, ſowohl in phyſiſcher als pſychiſcher Hinſicht, die in jenen 25 Jahren ſtatt fand, beide Geſchlechter fruchtbarer machte; ſo wie ſolches auch, in Anſehung der Frauen, mehrere Jahre früher jene durch Europa wandernde Krankheit that, die wir damals Influenza nannten. Wenigſtens war das eine viel verbreitete Meinung, denn Gattinnen, die ſeit vielen Jahren nicht gebohren, und andere, die längſt ganz auf dieſen Wunſch Verzicht gethan hatten, empfingen damals neue Hoffnungen. Nun, die franzöſiſche Revolution war warlich auch eine Influenza, und da ſie alle europäiſche Menſchennerven ſtark erſchüttert hat, ſo iſt leicht möglich, daß wenigſtens der eine, ſonſt nicht ganz erklärbare Vortheil daraus erwachſen iſt. Man ſollte nachforſchen, ob in ähnlichen Zeiten nichts ähnliches geſchehen.)

Das Journal des Dames enthält characteriſtiſche Züge von dem unglücklichen Dauphin oder Ludwig XVII., die uns aber großentheils nur hübſch erfunden ſcheinen; denn er war in der That noch zu jung, um ſolchen Witz zu machen. Zum Exempel: ſein Lehrer fragte ihn einſt in Gegenwart der Königin, ob er nicht vergeſſen habe, was Poſitiv, Comparativ und Superlativ ſey? — „O nein“ ſoll er geantwortet haben. „Poſitiv iſt, wenn ich ſage, mein Abbee iſt ein guter Abbee; Comparativ: mein Abbee iſt beſſer als ein anderer Abbee; und Superlativ: (indem er ſich gegen die Königin wandte,) meine Mutter iſt die zärtlichſte und liebenswürdigſte aller Mütter!“ worauf die Königin ihn mit Thränen an ihr Herz gedrückt haben ſoll. — Ein anderesmal, als er ſeine Lection nicht recht wußte, habe er angefangen zu pfeifen, und als ſowohl ſein Lehrer als die Königin ihn ſolches verwieſen, habe er lächelnd geantwortet: „ich kann meine Rolle nicht und pfeife mich ſelber aus.“ Schwerlich iſt das die Sprache eines Knaben von 5 Jahren. —

In dem März-Hefte des Journals für Deutſchland erhalten die päbſtlichen Geſinnungen des Herrn Superintendenten Schuderoff in Ronneburg ihre gebührende Abfertigung in der Antwort eines Juriſten, welcher beweißt, daß „der Unterſchied zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, um ſich vor der Verwandlung in eine Prieſterſchaft zu bewahren, ſich auf die Lehre beſchränken und von dem Gebrauche der Macht und Gewalt entfernt bleiben muß — daß der Ausdruck: die Kirche liegt im Argen ſehr wenig ſagt — daß es eine Zeit gab, wo auf der Grundlage des Chriſtenthums eine fürwahr ſehr durchgreifende Herrſchaft geübt wurde, nemlich von Gregor VII. bis zu der Reformation, und daß die Kirche deswegen nicht weniger im Argen lag — daß auch nichts ſchwerer ſey, als den Zeitpunkt zu beſtimmen, wo ſie weniger als jetzt im Argen gelegen — daß es unſtreitig eine Zeit gegeben, wo die Vorſteher der Kirche mit größerer Macht ausgerüſtet waren, allein daß dieſe Zeit fürwahr nicht reicher an Sittlichkeit und Tugend geweſen, als die gegenwärtige — daß es auch zu gar nichts nützen werde, die Kirche zu einer Macht zu erheben — daß am wenigſten Preußen die Erwartung, welche Herr Schuderoff hege, erfüllen könne und werde u. ſ. w.“ — Am Schluſſe ſagt der wackere Juriſt: „Ihre Amtsbrüder ſowohl, als alle Perſonen von Einſicht, müſſen ihnen den Vorwurf machen, daß Sie in der Kirche nur die Sache der Geiſtlichkeit geſehen, und dieſer, ſo viel an Ihnen iſt, ſehr weſentlich geſchadet haben.“ —

Daſſelbe Heft nimmt auch die Unſchuld der vielbeſprochenen Hierodulen des Herrn Hofrath Hirt in Schutz. —

Im zweyten Heft des Heſperus werden ſehr intereſſante Erfahrungen des Herrn Doctor Helm in Wien über jenen großen Tyrannen aller Völker, den Magen mitgetheilt. Für arme Leute ſollte der Magen nur eine Oeffnung haben, oder doch ſo eingerichtet ſeyn, wie der Magen der Schlange, der Monate lang verdaut; allein die arme Frau, deren Arzt der Doctor Helm war, hatte, außer den gewöhnlichen Zugängen, noch ein beſonderes Loch im Magen, zwey Zoll im Durchmeſſer, mit harten knorpelartigen Rändern, ſo daß, wenn die Frau nur viel zu eſſen gehabt hätte, ſie von zwei Seiten zugleich ihren Magen hätte füllen können. Dieſer ſeltene Umſtand, wo es dem Arzte vergönnt war, ohne ſomnambül zu ſeyn, in einem fremden Magen ſich umzuſehn, gab Veranlaſſung zu den merkwürdigſten Verſuchen über die Verdauung, die dadurch noch merkwürdiger wurden, daß Herr Helm und noch ein anderer geſunder Mann, ſie zugleich an ſich ſelbſt mit machten, indem ſie die nämlichen Speiſen, welche die Kranke bekam, theils in zinnernen cilindriſchen, von allen Seiten durchlöcherten Röhrchen, theils in leinewandenen Beuteln verſchluckten, und dann beim Abgang unterſuchten, was übrig geblieben, und wie viel Zeit zur Verdauung erforderlich geweſen. Fürwahr ein heroiſcher Entſchluß! — Wir wollen nur einige Reſultate mittheilen, die manches bisher geſagte Vorurtheil vernichten. Zuerſt das Pflanzenreich:

Weißes Brod, ſo wie alle Mehlſpeiſen ſind verdaulicher als ſchwarzes Brod. — Bohnen ſehr unverdaulich. — Birn und Ananas beſſer als Aepfel, — Pfirſchen, Aprikoſen, Zwetſchen, Feigen, Melonen ſehr leicht verdaulich, auch ungekaut — getrocknete Zwetſchgen hingegen und Roſinen ſchwellen ungekaut im Magen an und nehmen an Gewicht ſogar zu; weshalb Herr Helm die Eltern warnt, ihren Kindern ſolche Näſchereien nicht häufig zu geben, oder ſie doch gut kauen zu laſſen, weil ſonſt Koliken, Krämpfe und Entzündungen daraus entſtehen können. — Kaſtanien, Nüſſe, Mandeln bleiben unaufgelöſt. — Rothe und weiße Rüben, Erdäpfel und Sellery ſind ſehr verdaulich, auch die Zwiebel, ſowohl roh als gekocht; weniger gelbe Rüben, Trüffeln, Peterſilie, am wenigſten Meerrettig. — Rohes und gekochtes Sauerkraut, Weißkohl, Wirſing, Spinat und Kohlrübe ſind gleich verdaulich; am leichteſten der Spargel. — Alle Arten Schwämme ſind ungekaut ſehr unverdaulich, und ſelbſt gekaut wird nur die Hälfte davon aufgelöſt. — Unter den Fleiſcharten fand Helm das vom Kalbe, Lamme, Schweine, Hirſche und Haſen weit verdaulicher als Rindfleiſch, Schöpſenfleiſch und das vom wilden Schweine. Alle Eingeweide von Thieren brauchen längere Zeit, ſo auch geräucherte Zungen, Blutwürſte und Salami. Schinken hingegen iſt ſehr verdaulich, aber Speckſchwarte, Knorpel und dergleichen gar nicht. Daß hartgeſottene Eyer und Käſe in ſehr kurzer Zeit verdaut werden, widerſpricht allen bisherigen Anſichten, wird aber Manchen erfreuen. — Unter dem Geflügel wird blos vor Gänſe- und Entenfleiſch gewarnt. Unter den Fiſchen werden Karpfen, Weißfiſche und Hechte empfohlen. Auch Krebſe, Schildkröten, Fröſche, Schnecken, Heringe und Auſtern wurden gänzlich aufgelöſt. Auſtern! die ſo oft verläumdet werden. Wieder eine Freude für Leckermäuler! — Unter den Arzneyen iſt Schwefelblume, allein verſchluckt, unauflöslich; nur wenn ein Mittelſalz zugeſetzt wurde, war die Auflöſung merklich. — Man ſollte nicht glauben, welche große Menge Speichel während dem Kauen im Munde abgeſondert und mit den Speiſen verſchluckt wird. Ein Pfund 8.1/2 Loth Speiſe nahm durch das Kauen an Gewicht noch um 8 Loth 2 Quentgen 22 Gran zu. Aus allen dieſen Beobachtungen zieht nun der Arzt folgende diätetiſche Regeln: 1. Je länger die Nahrung im Magen bleibt, je beſſer wird ſie verdaut. Darum muß man alles vermeiden, was ihren längern Aufenthalt hindert: Arbeiten mit der Feder, heftiges Lachen, Blaſen muſikaliſcher Inſtrumente, enge Kleidungsſtücke um die Magengegend, zu vieles Trinken. 2. Nie darf der Magen zu ſtark angefüllt werden, und vielerlei Speiſen ſind zu vermeiden. 3. Man muß gehörig kauen. Doch nur der eigne Speichel iſt heilſam. Kleinen Kindern muß man ja nicht vorkauen. 4. Man trinke nicht über den Durſt. 5. Schwache Menſchen ſollen nach Tiſche ſich eine Stunde aufs Bett legen. 6. Schwarzer Kaffee, Roſoglio, Liqueurs befördern die Verdauung nicht, ſie hindern ſie vielmehr. (Au weih geſchrieen!) Eſſig und Salz ſind die vorzüglichſten Mittel zur Verdauung. (Wir entſchuldigen uns nicht, uns ſo lange bey dieſem Artikel aufgehalten zu haben, da wir nicht allein vorausſetzen, daß jeder unſerer Leſer einen Magen hat, ſondern auch, daß er ſich für denſelben intereſſirt als für ſeinen beſten, doch unzuverläſſigen Freund, der, wenn man ihn vernachläſſigt, ſehr leicht zum unverſöhnlichſten Feinde wird.) —

In demſelben Hefte des Heſperus iſt ein ſiebenzehnjähriger Jüngling als Dichter aufgetreten, und erregt die angenehmſten Hoffnungen. Jetzt iſt er nur noch zu voll und weiß nicht aufzuhören. Er unterzeichnet ſich Eduard B—b, dürfte aber jetzt ſchon keck ſeinen ganzen Nahmen hinſetzen, der, wenn auch noch nicht berühmt, doch geachtet werden wird. —

Geſchichte eines Capuziners.

(Aus dem dritten Bande der Geſchichte der Inquiſition von Llorente.)

Zu Carthagena im ſpaniſchen Amerika lebte ein Capuciner im Geruch der Heiligkeit. Auch war er Beichtvater eines Nonnenkloſters, in welchem 17 Nonnen hauſten. Die jüngſte derſelben wurde einſt gefährlich krank und beichtete einem andern Prieſter, daß ſie ſchon ſeit drei Jahren mit dem frommen Capuziner in ſträflicher Gemeinſchaft lebe, ja, daß ſie aus verſchiedenen Beobachtungen ſchließe, daß ſie nicht die einzige Strafbare im Kloſter ſey. Nach ihrer Herſtellung gab ſie ſelbſt bei der Inquiſition ſich an und wiederholte jene Ausſage. Auf die Frage, welcher Mittel der Capuciner ſich bedient, ſie zu verführen? erzählte ſie: er habe, nachdem er durch ſeinen heiligen Wandel das innigſte Vertrauen gewonnen, einſt im Beichtſtuhle zu ihr geſagt, Chriſtus ſey ihm erſchienen, ſprechend: er habe Freude an den Nonnen in dieſem Kloſter, weil ſie wahrhaft die Tugend liebten, und beſonders an ihr, die bereits alle irdiſchen Neigungen überwunden habe, bis auf Eine — die Sinnlichkeit, der ſie bei ihrer Jugend und Geſundheit am ſchwerſten widerſtehe. Damit ſie nun in ihren frommen Religionsübungen nicht länger geſtört werde, ſo wolle er, Chriſtus, ihrer ſich erbarmen, und ſie in jener Hinſicht diſpenſiren; doch ſey dieſe Erlaubniß bloß auf ihren Beichtvater beſchränkt und, um Aergerniß zu vermeiden, müſſe ſie das tiefſte Schweigen darüber beobachten.

Die Inquiſition ſtellte nun ſogleich eine Unterſuchung an, und es fand ſich, daß der Capuciner noch zwölf der andern Nonnen eben ſo getäuſcht hatte. Dieſe zwölf waren zwar ſchwerer zum Geſtändniß zu bringen als die erſte, (deren Triebfeder auch wohl Eiferſucht zu ſeyn ſchien) aber nach und nach bekannten ſie Alle, und entſchuldigten ſich damit, daß ſie an die von ihm vorgeſpiegelte Erſcheinung wirklich geglaubt hatten. Nur 4 Nonnen wurden unſchuldig erfunden, drei derſelben waren ſehr alt und die vierte ſehr häßlich. Die 13 gewürgten Schäflein wurden in andere Kloſter vertheilt, und der Wolf nach Spanien geſchickt, wo er der Inquiſition zu Madrid übergeben wurde.

Hier leugnete der Schlaukopf das Factum nicht. „Die 13 Zeugen haben wahr geſprochen,“ ſo bekannte er, „allein auch ich habe wahr geſprochen, „weil ich die Erſcheinung wirklich gehabt und bloß „dem Befehl gehorcht habe.“ Man gab ihm zu bedenken, wie unglaublich es ſey, daß Chriſtus von einem der 10 Gebote diſpenſirt habe, die doch Alle und ewig in Kraft blieben. Keck erwiederte der Angeklagte: Gott habe ja auch vom fünften Gebote diſpenſirt, als er dem Abraham befohlen, ſeinen Sohn zu ſchlachten; gleichermaßen vom ſiebenten, als die Kinder Iſrael auf ſeinen Befehl die Aegypter berauben müſſen. — Man erwiederte: das waren Geheimniſſe zu Gunſten der Religion. Er beſtand darauf, das ſey auch hier der Fall, Gott habe die Gewiſſen von 13 tugendhaften Seelen beruhigen wollen. — Da fragte ihn Einer der Inquiſitoren, wie es denn zugegangen, daß dieſe Gnade ſich nur auf die 13 jungen und ſchönen Nonnen, nicht aber auf die drei alten und die häßliche erſtreckt habe? — Ohne ſich irre machen zu laſſen, antwortete er aus der Schrift: „der heilige Geiſt blaſe wo er „wolle.“

Ohne Zweifel bildete er ſich ein, man könne ihm nichts anhaben, wenn er nur ſteif und feſt bei ſeiner Ausſage beharrte. Der Inquiſitor Cevallos, ein mitleidiger Mann, ermahnte ihn vergebens im letzten Verhör. Da ſagte der Verfaſſer (der bekanntlich Secretair der Inquiſition und gegenwärtig war): „laſſen Sie ihn doch ſein Syſtem „befolgen. Er will nun einmal nicht als Heuchler „und Lügner erſcheinen, ſondern lieber als Ketzer „ſich verbrennen laſſen.“ Dieſe Worte und einige andere, von den Richtern hingeworfene Winke, zeigten ihm die Gefahr, in der er ſchwebte. Da ließ er am andern Morgen um Gehör bitten und erklärte nun: er habe in der verwichenen Nacht ſein Gewiſſen nochmals unterſucht und gefunden, daß er mit der vorgegebenen Erſcheinung ſich ſelbſt getäuſcht habe. Sein Vergehen gleiche dem, welches die Juden begangen, indem ſie den Herrn Chriſtum gekreuzigt; zwar hätten ſie, nach dem Ausſpruch des heiligen Paulus, es unwiſſend gethan, allein da die Kirchenväter darin übereinſtimmten, daß dieſe Unwiſſenheit nicht unüberwindlich geweſen, ſo bekenne auch er ſich ſtrafbar.

Aber auch dieſe Ausflucht war noch nicht hin-

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 40. Dritte Auflage. **Ir Band.**

Bruchſtücke aus Buonaparte's Lebensgeſchichte.

(Fortſetzung.)

Als Napoleon im Jahr 1804 zum Kaiſer ernannt, und auch unverzüglich, zuerſt von Spanien, und alsdann von Neapel, Preußen und Dänemark, ſo wie auch von den Kurfürſten von Bayern, Sachſen, Baden, Würtemberg und Heſſen-Caſſel dafür anerkannt wurde, ſchickte auch der Herr von Dalberg, Coadjutor von Mainz, ſeine desfallſige Erklärung in den freundſchaftlichſten und unterwürfigſten Ausdrücken ein. Bei dieſer Gelegenheit äußern ſich die Verfaſſer über dieſen für Deutſchland ſo ſehr merkwürdig gewordenen Mann auf folgende Art: „der Herr von Dalberg, der vorlängſt zum Coadjutor des Erzbiſthums Mainz und des Biſthums Conſtanz erwählt worden war, galt lange in Deutſchland für einen Philoſophen unter der Biſchofsmütze und für einen Beſchützer aller liberalen Ideen auf dem Throne. Im Unglück hielt er jedoch keineswegs die Probe aus. Wenn man von dem Schickſal ſo hoch geſtellt iſt, ſo muß man ſeine Pflicht erfüllen, oder auf ſeinem Poſten umkommen. Aus einer der älteſten Familien Europa's entſproſſen, und in ſeiner Perſon die doppelte Würde eines ſouveränen Fürſten und eines Oberhauptes der Kirche vereinigend, beſaß er größere Mittel als irgend jemand, um ſich der Umwälzung und Zerſtörung aller religiöſen Einrichtugen wirkſam entgegen ſetzen zu können. Beim Frieden von Lüneville überlebte ſeine geiſtliche und weltliche Würde den Untergang von drei uralten geiſtlichen Kurfürſtenthümern. Dalberg wurde jedoch nach und nach von dem deutſchen Kaiſer, vom deutſchen Reiche, vom Papſte und ſogar von ſich ſelbſt abtrünnig, indem er ſich dazu bereden ließ, zu ſeinem Nachfolger in dem einzigen geiſtlichen Fürſtenthum in Deutſchland, deſſen Fortdauer durch Friedensſchlüſſe geſichert war, einen von Buonaparte an Kindesſtatt angenommenen Ausländer zu ernennen. In ſeinen Hirtenbriefen billigte er die Plünderung des päpſtlichen Stuhles und gab dem heiligen Vater die Schuld von dem in der Kirche entſtandenen Schisma; er hörte nicht auf, ein bereitwilliger Diener von Buonaparte zu ſeyn, ob ſich gleich dieſer im Kirchenbanne befand. Dies alles wird die Nachwelt von ihm ſagen, deren ſchwaches Organ wir ſind."

Wenig bekannt iſt bisher geweſen, welche ganz ungeheure Erpreſſungen und Diebereien die Franzoſen in Italien, während der drei Jahre 1796 bis 1798, wo ſie die militäriſche Herrſchaft über dieſes unglückliche Land beſaßen, ausgeübt haben. Die Verfaſſer theilen ein Verzeichniß davon mit, das völlig authentiſch ſeyn ſoll; die Summe des ganzen Betrags iſt ſo unermeßlich groß, daß ſie faſt allen Glauben überſteigt. Als einen merkwürdigen Beitrag zur Geſchichte jener Zeit werden unſere Leſer dieſes Verzeichniß nicht ungern hier finden:

Geſetzlich ausgeſprochene Contributionen.

In der Lombardei und andern Theilen der Ciſalpiniſchen Republik	62,000000 Fr.
Im Herzogthum Parma	3,650000 —
Zu Venedig, nach dem 2. u. 3. Art. des Friedenstractats v. Mailand	6,000000 —
Zu Modena	10,000000 —
In den drei Legationen Romagna, Bologna und Ferrara	12,500000 —
Im Königreiche Neapel, durch den Friedensſchluß von 1796	15,000000 —
Zu Genua	4,000000 —
Im Kirchenſtaat	30,000000 —
In Toscana	8,000000 —
Sum.	151,150000 —

Diebſtähle unter verſchiedenen Namen, aber insgeſammt völlig erwieſen.

Das Silberwerk und die koſtbaren Geräthſchaften aus den Kirchen in der Lombardei und den drei Legationen	65,000000 —
Die vorräthigen Gelder aus dem großen Leihhauſe (mont de pieté) zu Mailand	19,000000 —
Desgleichen aus denen in den drei Legationen zu Rom u. zu Venedig	37,000000 —
Latus	121,000000 —

nen, und er hat ſchon ſonſt ſo manchen erfreulichen Beweis geliefert, wie die Muſen nicht ſelten ihm lächeln, daß es unfreundlich wäre, ihn wegen eines Mißgriffes bitter zu tadeln, den, ſich zu Schulden kommen zu laſſen, gewöhnliche Dichterlinge nicht einmal die Kraft in ſich verſpürt hätten.

In den Feigen von unſerm großen Satyriker Friedrich haben wir auch nicht Einen wahrhaft witzigen Einfall aufſpüren können. Doch ſcheint der Verfaſſer, laut der Vorrede, es auch mehr auf Ohrfeigen angeſehn zu haben. Der Vorſchlag zu einer Aſſekuranz-Compagnie für die eheliche Treue, (wo wieder von Hörnern die Rede iſt) läuft darauf hinaus, daß Prediger und Aerzte die Cicisbeen der Frau machen und dafür bezahlt werden ſollen. Der Vorſchlag, das Verdienſt auszuzeichnen, will, daß allen ohne Ausnahme Orden gegeben, den eigentlich verdienten Männern aber die Orden genommen werden. Um die Frömmigkeit zu befördern, ſoll man neben der Kanzel ein Pulcinelle-Theater errichten und mit dem Tiſche des Herrn (!) eine Bier- und Brandweinſchenke verbinden. Den deutſchen Frauen ſagt der Verfaſſer: die Franzoſen hätten ihnen krausköpfige Zeugen ihrer Dankbarkeit zurückgelaſſen. Zuletzt kommt auch ein magnetiſirtes Schwein vor, welches feſter ſchläft als weyland der deutſche Reichskörper. Wir bedauern uns ſelbſt, daß wir bei alle dem nicht haben lachen können. Aber die Verdeutſchung von billet doux durch Süßbrieſchen hat uns ſehr glücklich geſchienen. Wir wiſſen nicht, ob ſie dem Verfaſſer angehört, oder ob Campe ſie ſchon vorgeſchlagen? gleichviel, ſie verdient allgemein angenommen zu werden.

Cornelia, ein Taſchenbuch für deutſche Frauen, enthält viel Angenehmes, beſonders von Aloys Schreiber, dem Herausgeber deſſelben. Nicht allein deſſen Erzählungen in Proſa: Wagen gewinnt und Vier Bräute und Ein Bräutigam, wird man nicht ohne Vergnügen leſen, ſondern auch deſſen Gedichte, unter welchen uns der Dom zu Speyer und die Blutrache vorzüglich gefallen haben. Die Beiträge ſind größtentheils Mittelgut. Eine Scene aus Romeo und Julie von Shakeſpeare, wo ſich die Leutchen viermal mein Traut nennen, — ein Schlachtlied, wo ſogar die Roſſe von Siegen träumen (!) — eine Elegie die, wir können nicht begreifen warum, zweymal abgedruckt iſt, (pag. 72 und 84) — eine ſehr unbedeutende Novelle von Reinbeck; eine widerliche auch ſogar anſtößige Erzählung von Frau v. Chezy, und dergl. mehr. Zwölf kleine Gedichte, betitelt: Wetterlaunen, Erzeugniſſe eines regnigten Sommertages, beweiſen, das Wetterlaunen doch recht angenehme Launen ſeyn können, und ſchließen wie folgt:

Und ſo hab' ich im Regen auf Regen gemacht Epigramme,
Mehr als Göthe verdem in der neptuniſchen Stadt.
Im neptuniſchen Sommer iſt jede Stadt ein Venedig;
Und im hieſigen Pfuhl quack' ich als edelſter Froſch.

Auch ein Epigramm von A. ſtehe hier

Lyda.

Treu bis in's Grab! den Ruhm hat Lyda ſich erworben,
Doch freylich iſt ſie ſchon am Hochzeittag geſtorben.

Die neuen auserleſenen Schriften der Enkelin der Karſchin ſind mehr noch ein Denkmal ihres Herzens als ihres Geiſtes, obgleich ihr, wie ſie ſagt, das Ziel vorſchwebte, „nach einem ſtreng abgeſchiedenen Nachdenken, mit „ruhiger Seele, in ſchöner Muſe, ihres innerſten „Seyns zarteſten Duft in einem Blütenkelch hier „das Opfer zu bringen.“ (wie preziös!) Ueber die Frauenvereine, deren Zierde die Verfaſſerin iſt, ſagt ſie manches beherzigenswerthe; doch theilen wir ihre Anſicht nicht, wenn ſie verlangt, daß der Staat ihnen noch größere Pflichten auflegen, und daß die Mitglieder der Vereine in altdeutſcher Tracht einhergehen ſollen. — Die Mayglöckchen, Liederſpiel genannt, möchten wir ein poetiſches Kinderſpiel nennen. Da giebt es Dezimen, Rondels, Stanzen, Sonnette, Gloſſen, Seſtimen, Frühlingsſtimmen, Prolog und Epilog: neunerlei Grün zum Salat am grünen Donnerſtage. Ein Brief von Dalberg iſt völlig unbedeutend, und überdieß ſehr incorrect. — Den zweyten Band füllt Emma, eine frömmelnde Geſchichte, von der ſchon einmal in dieſen Blättern die Rede geweſen. —

Weit lieber empfehlen wir die Aurikeln von derſelben Verfaſſerin, doch nur die Erinnerungen aus ihrem Leben, die durch Briefe von der Karſchin, von Gleim, Gellert, Ramler, Zimmermann, Göthe, Wieland, Lavater, Fr. v. Genlis, Fr. v. Stael u. a. m. ein großes Intereſſe gewonnen haben. Die Gedichte haben uns nicht angeſprochen, und eben ſo wenig die Novelle Alarcos, wo ein Mann ſein geliebtes Weib in einem Boote den Wellen Preis giebt. — Den Beſchluß machen Abhandlungen, die wir nicht geleſen haben, weil wir die Begriffe Abhandlung und Frauenzimmer nicht wohl zuſammen denken können. Frau v. Chezy ſchreibt zu viel. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 40. Dritte Auflage. Ir Band.

Bruchſtücke aus Buonaparte's Lebensgeſchichte.

(Fortſetzung.)

Als Napoleon im Jahr 1804 zum Kaiſer ernannt, und auch unverzüglich, zuerſt von Spanien, und alsdann von Neapel, Preußen und Dänemark, ſo wie auch von den Kurfürſten von Bayern, Sachſen, Baden, Würtemberg und Heſſen-Caſſel dafür anerkannt wurde, ſchickte auch der Herr von Dalberg, Coadjutor von Mainz, ſeine desfallſige Erklärung in den freundſchaftlichſten und unterwürfigſten Ausdrücken ein. Bei dieſer Gelegenheit äußern ſich die Verfaſſer über dieſen für Deutſchland ſo ſehr merkwürdig gewordenen Mann auf folgende Art: „der Herr von Dalberg, der vorlängſt zum Coadjutor des Erzbisthums Mainz und des Bisthums Conſtanz erwählt worden war, galt lange in Deutſchland für einen Philoſophen unter der Biſchofsmütze und für einen Beſchützer aller liberalen Ideen auf dem Throne. Im Unglück hielt er jedoch keinesweges die Probe aus. Wenn man von dem Schickſal ſo hoch geſtellt iſt, ſo muß man ſeine Pflicht erfüllen, oder auf ſeinem Poſten umkommen. Aus einer der älteſten Familien Europa's entſproſſen, und in ſeiner Perſon die doppelte Würde eines ſouveränen Fürſten und eines Oberhauptes der Kirche vereinigend, beſaß er größere Mittel als irgend jemand, um ſich der Umwälzung und Zerſtörung aller religiöſen Einrichtugen wirkſam entgegen ſetzen zu können. Beim Frieden von Lüneville überlebte ſeine geiſtliche und weltliche Würde den Untergang von drei uralten geiſtlichen Kurfürſtenthümern. Dalberg wurde jedoch nach und nach von dem deutſchen Kaiſer, vom deutſchen Reiche, vom Papſte und ſogar von ſich ſelbſt abtrünnig, indem er ſich dazu bereden ließ, zu ſeinem Nachfolger in dem einzigen geiſtlichen Fürſtenthum in Deutſchland, deſſen Fortdauer durch Friedensſchlüſſe geſichert war, einen von Buonaparte an Kindesſtatt angenommenen Ausländer zu ernennen. In ſeinen Hirtenbriefen billigte er die Plünderung des päpſtlichen Stuhles und gab dem heiligen Vater die Schuld von dem in der Kirche entſtandenen Schisma; er hörte nicht auf, ein bereitwilliger Diener von Buonaparte zu ſeyn, ob ſich gleich dieſer im Kirchenbanne befand. Dies alles wird die Nachwelt von ihm ſagen, deren ſchwaches Organ wir ſind."

Wenig bekannt iſt bisher geweſen, welche ganz ungeheure Erpreſſungen und Diebereien die Franzoſen in Italien, während der drei Jahre 1796 bis 1798, wo ſie die militäriſche Herrſchaft über dieſes unglückliche Land beſaßen, ausgeübt haben. Die Verfaſſer theilen ein Verzeichniß davon mit, das völlig authentiſch ſeyn ſoll; die Summe des ganzen Betrags iſt ſo unermeßlich groß, daß ſie faſt allen Glauben überſteigt. Als einen merkwürdigen Beitrag zur Geſchichte jener Zeit werden unſere Leſer dieſes Verzeichniß nicht ungern hier finden:

Geſetzlich ausgeſprochene Contributionen.

In der Lombardei und andern Theilen der Ciſalpiniſchen Republik	62,000000 Fr.
Im Herzogthum Parma . .	3.650000 —
Zu Venedig, nach dem 2. u. 3. Art. des Friedenstractats v. Mailand	6.000000 —
Zu Modena	10,000000 —
In den drei Legationen Romagna, Bologna und Ferrara . .	12,500000 —
Im Königreiche Neapel, durch den Friedensſchluß von 1796 .	15,000000 —
Zu Genua	4.000000 —
Im Kirchenſtaat . . .	30,000000 —
In Toscana	8,000000 —
Sum.	151,150000 —

Diebſtähle unter verſchiedenen Namen, aber insgeſammt völlig erwieſen.

Das Silberwerk und die koſtbaren Geräthſchaften aus den Kirchen in der Lombardei und den drei Legationen	65,000000 —
Die vorräthigen Gelder aus dem großen Leihhauſe (mont de pieté) zu Mailand	19,000000 —
Desgleichen aus denen in den drei Legationen zu Rom u. zu Venedig	37,000000 —
Latus	121,000000 —

1818.

Transport	121,000000	Fr.
Die geſtohlnen Kaſſen in den Hoſpitälern	5,000000	—
Mobiliare des Erzherzogs zu Mailand und zu Monza . .	2,000000	—
Ein koſtbares, zu Bergamo geraubtes Neceſſaire . . .	60,000	—
Bibliotheken und Mobiliar des Biſchofs von Trient . .	1,700000	—
Ungeſetzlich erhobene Contributionen zu Mailand und in der Lombardei	28,000000	—
Löſegeld der Decurioni zu Mailand	1,500000	—
Von den Grund-Eigenthümern zu Mailand für Erlaubnißſcheine, auf ihren Landgütern wohnen zu dürfen	2,200000	—
Verheerung u. Plünderung der Landgüter im Venetianiſchen .	6,500000	—
Betrag deſſen, was dem Herzog von Modena zu Venedig geſtohlen worden	2,065000	—
Plünderung der öffentlichen Kaſſen zu Verona, Padua und Venedig	27,585000	—
Verheerung Roms, Plünderung des Vaticans	43,000000	—
Freiwillige Geſchenke, die Buonaparte und ſeine Armee zu Genua, Venedig u. ſ. w. erhielten .	25,000000	—
	263,610000	—
Hierzu die obige Summe mit	151,150000	—
ſo beläuft ſich die Totalſumme auf	416,760000	Fr.

Hierunter ſind aber die Plünderungen der Privatperſonen, und alle die gräulichen Verwüſtungen, die ſich eine zügelloſe Armee im Uebermuth ihres Siegerſtolzes erlaubte, noch nicht begriffen.

(Die Fortſetzung folgt)

Lotosblätter.

Wir befinden uns in der That in keiner geringen Verlegenheit, indem wir dieſes eben ſo ſeltne als ſeltſame Werk in zwei Bänden von Iſidorus (Graf von Löben) anzeigen ſollen. Auf einer Seite erkennen wir in dem Verfaſſer einen eben ſo gebildeten als gemüthlichen, eben ſo fein als tief fühlenden Mann; auf der andern einen myſtiſchen Schwärmer, der ſich nur zu oft in einen warmen Nebel hüllt, und zum Beiſpiel gleich auf der erſten Seite uns kriſtalliſirende Embryonen und S. 22 leuchtenden Sternſaamen auftiſcht. Er meint es ſo herzlich fromm und gut, daß man ihn lieben muß, ſo lange er auf der Erde mit uns bleibt; aber das geſchieht nur ſelten; faſt immer ſchwebt er hoch über uns und wir ſchauen ihm unwillig nach. Unwillig über ihn? ach nein! unwillig über uns ſelbſt, daß wir ihm nicht folgen können. Darum gebührt uns auch nicht ihn zu tadeln, denn ohne Zweifel wird er Leſer finden, die ihn zu verſtehen glauben, und ſolchen wünſchen wir Glück zu einem hohen Genuſſe. Es gebührt aber auch ihm nicht, uns gering zu ſchätzen, weil ſeine Schwungkraft uns mangelt; und ſo wollen wir, da ſein Werk ohnehin keine Zergliederung zuläßt, nach gewohnter Weiſe einige Proben liefern, ſowohl von ſolchen Stellen, die uns vorzüglich angeſprochen, als auch von ſolchen, die wir nicht verſtehen, oder nicht billigen, oder ſeltſam finden. Zu der erſten Gattung gehören folgende:

„Je tiefer unten der Menſch ſteht, je mehr bezieht er die ganze Welt auf ſich. Je höher er ſteht, deſto mehr bezieht er ſich auf die ganze Welt.“ —

„Iſt nicht Muſik die Sprache, Malerei das Antlitz, Dichtkunſt der Blick der Poeſie? Mozart, Raphael und Göthe. Jeder von ihnen bezeichnet die goldne Mitte ſeiner Kunſt, und den Gleichgewichtspunct aller poetiſchen Darſtellung überhaupt.“

„Die Dichtkunſt iſt eigentlich der Philoſoph unter den Künſten, die Malerei der Magier, die Muſik der Dichter, die Baukunſt der Mathematiker, Botaniker und Aſtronom, die Sculptur der Enthuſiaſt, die Tanzkunſt der Pſycholog, und die Schauſpielkunſt der Redner.“

„Der Fleiß iſt Arbeitsbiene. Beim Dichter ziemt es ſich nicht, vom Fleiße zu ſprechen; Poeſie iſt Bienenkönigin. Der Kampf gegen die Hummeln iſt der Krieg gegen Proſa und Gemeinheit.“

„Der Grund, daß es wenig Dichterinnen und Künſtlerinnen giebt, iſt wohl ganz einfach der, daß das weibliche Geſchlecht mehr zum Empfangen als zum Schaffen geeignet iſt.“ —

„Ein herrliches Merkmal der Herzigkeit und Tiefe unſerer deutſchen Sprache iſt es, daß ſie den Mund öffnet, weil ſie tief von dem Herzen herauf kommt wie der Klang des Waldhorns. Die franzöſiſche Sprache ſcheint vom Verſtande, der den Sitz im Gehirn hat, durch den Kanal der Naſe den Lippen zugeflüſtert zu werden, das Herz ſteht in keiner Berührung mit dieſer Sprache.“ —

„Nachdem man das Allongenperückengeſicht der Menuetten, des Schlürfens und Schleifens der

Polonaiſen überdrüßig war, wurden die Tänze in neueſter Zeit zur Parforcejagd, bei welcher Jäger und Jägerinnen ſich ſelbſt zu Tode hetzen.“

„Das Sängergeſchlecht ſchließt ſich an die Prieſter an und weiht mit ihnen das Leben. Der König bedarf ihrer Nähe. Dichter ſind gleichſam Geſandte der Welt bei dem Staate.“ —

„Der Menſch baut das Land, die Stadt bebaut den Menſchen.“ —

„Die Menſchen mit kriegeriſchem Triebe ſind vierfacher Art. Die erſte Gattung iſt Maſchine, die weder nach Zweck noch Urſache fragt, überhaupt nicht denkt oder fühlt, ſondern ſchläft oder wüthet, ihrem Lenker ums Geld folgt, und höchſtens die thieriſche Selbſtthätigkeit der Rohheit übt, das Leben dem Thiere gleich als Pflanze frißt. Dieſe Söldlinge ſind den Tyrannen immer geworden. Man füttert ſie, damit ſie ſchlagen und ſie ſchlagen, um gefüttert zu werden. Die zweite Gattung fragt eben ſo wenig um Zweck und Urſache, ſie kämpft um perſönliche Eigenſchaften zu entfalten, aus Ehrtrieb, aus ſtolzer Verachtung der Gefahr, aus Liebe zu allen Prachtſtücken, aus Leichtſinn, aus abgöttiſcher Verehrung der ſinnlichen Kraft, dieſe Kraft diene welchem Geiſt ſie wolle.“

„Der Krieger der dritten Art unterwirft die ſinnliche auf ſich ſelbſt ſtolze Kraft einer beſtimmten Idee, er hegt das Bewußtſeyn der Verhältniſſe des Krieges, er kämpft nicht blos um den eignen Lorbeerzweig, er hat die Bürgerkrone, den Oelzweig ſeines Staates mit im Auge, er empfindet Begeiſterung der Liebe für ſeine Sache, Begeiſterung des Haſſes, für die der Feinde. Der Krieger der vierten Art iſt nicht blos der Held des Krieges, er iſt Staatsmann, er iſt Dichter, er iſt Weltprieſter zugleich. O daß ein ſolcher Eroberer uns komme! Er trägt den Gedanken des Kampfes für die Welt in ſich und ſeine aufopfernde Idee iſt allein würdig, die Welt und jedes Herz zu erobern. — Um noch einen beziehenden Rückblick auf dieſe vier Klaſſen zu werfen, ſo möchte man den Sinn der erſten mit dem dumpfen, ſeelenloſen Wirbeln der mechaniſchen Trommeln, den der zweiten mit dem ausblinkenden Gewehr verglichen, den Sinn der dritten mit der einfallenden Kriegsmuſik, den der vierten mit der Erſcheinung der Fahne.“ —

„Die geprieſene Weltklugheit iſt ein Eyertanz durch berechnete zerbrechliche Verhältniſſe.“ —

„Man verſtehe einander nur, wenn man ſich liebt. Man liebt ſich nur, wenn man ſich verſteht.“ —

„Eben weil man ſich ſelbſt ſo oft nicht verſteht und alſo andere noch viel weniger, ſollten wir unendlich umſichtig im Beurtheilen der Lebens- und Seelenäußerungen anderer ſeyn.“

„Man macht ſich das Leben immer ſchwerer, je weniger man es andern erleichtert.“

„Was in uns wahr iſt, muß doch auch klar werden.“ —

„Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Demuth und Beſcheidenheit. Beſcheidenheit iſt das Veilchen der Erde; oft das Gewiſſen der Eitelkeit und des ſchlummernden Ehrgeizes; eine gute jugendliche Naturgabe, die Blüthe gleichſam, welche oft die Frucht der Gottesgabe Demuth, verheißt. Beſcheidenheit gilt einem Vorzuge, den man nicht zu beſitzen, Demuth einem Vorzuge, den man nicht zu verdienen glaubt. Beſcheidenheit blüht, die Demuth reift. Beſcheidenheit gilt mehr der Erde und dem Sichtbaren; die Demuth iſt in Gottes Liebe beſchloſſen, und hat von da aus auf unſere übrigen Verhältniſſe Bezug.“ —

„Die Häuslichkeit der Frau, beſonders die Beſorgung des Täglichen, muß dem verdeckten Triebwerk der Uhr gleichen, die Ordnung muß ſich als anweſend in ſtiller Gleichheit zu erkennen geben, wie der Weiſer ſchweigend die Stunden und Minuten zeigt.“ —

„Das iſt die liebenswürdigſte der Frauen, die in der Glorie der Mütterlichkeit, die Demuth der Jungfräulichkeit bewahrte.“ —

„Das Herz reift, wie die Traube, zuletzt.“

„Das Grab iſt die geheimnißvolle Wohnung eines Alchymiſten.“ —

„Wahre Herzensthränen ſind eine Botſchaft die das Herz herausſendet, daß ſich eine Verhärtung in ihm löſe. Solche Thränen werden von Gott gezählt. — Thränen ſind ein fließendwerden des Irrdiſchen. Ein erweichtes Herz kann nicht ohne Thränen ſeyn, wenn ſie auch nur auf dem ſtillen unſichtbaren Grunde bleiben. Die Thränen im Herzen ſind wie das leuchtende Waſſer im Edelſtein, weiche Phosphorflammen. Die wahren Herzensthränen verbirgt man aus demſelben Gefühl, aus welchem ſich ein ſchwangeres Weib verhüllt, bis ſie geboren hat.“ —

„Das Chriſtenherz iſt wie der Schleendorn, bei Stürmen blüht es auf. Dann iſt es aber auch ein ſicherer Bote der Liebe, wie jene Blüthe das gewiſſe Zeichen des Frühlings.“ —

„Unſer Arbeiten in dieſem irrdiſchen Leben für's Ewige gleicht dem Wirken des Hauteliſſe-Arbeiters, der mit der Fortleitung der vorgeſchriebenen Fäden, hinter dem Gewebe beſchäftigt, nichts von dem maleriſchen Ganzen erblickt, das auf der andern Seite durch ſeinen Fleiß entſteht, und die davor Verweilenden als ein ſchönes Abbild eines hohen Originals erfreut. Erſt wenn ihn der Meiſter des Ganzen zum Feierabend ruft, und er ſeine dunkle Stelle verlaſſen hat, kann er das überblicken, wornach er während der Arbeit nur dann und wann den Kopf neugierig wie hinter einer Kuliſſe vorgebogen hat.“ —

(Der Beſchluß folgt.)

Geſetzgebung.

Wir leugnen nicht, daß wir ein wenig erſchraken, als vor einigen Tagen ein Buch mit zwei Titeln uns zugeſchickt wurde, deren Einer wohl die meiſten unſerer Leſer zurückſtoßen, und der andere wenigſtens auch nicht anziehen wird. Jener lautet: Blicke auf die juriſtiſche Praxis in Beziehung auf das künftige Geſetzbuch für Deutſchland; dieſer: das neue Geſetzbuch und die Kunſt; beide ohne Druckort und ohne Namen des Verfaſſers oder Verlegers. Da ſollte man nun meinen, es wäre ein gefährliches oder beißiges Buch; aber nein, es iſt blos witzig und übrigens recht vernünftig. Vermuthlich weiß der Verfaſſer, daß der Witz für gewiſſe Leute eben das iſt, was die ſcharlachrothe Farbe für die kalekutiſchen Hähne, ſie können ihn nun einmal nicht leiden und erboßen ſich; darum mag der Witzbold ſeinen Namen wohl verſchwiegen haben. Doch er ſey wer er wolle, wir müſſen uns bei ihm bedanken, denn er hat uns Vergnügen gemacht. — Sein Hauptgedanke iſt der Wunſch, daß Deutſchland durch ein Geſetzbuch ſich ein National-Denkmal ſtiften möge. Wie man es machen müſſe, um dieſen Wunſch zu erreichen, daß wir Ehre und Nutzen davon hätten, dazu trägt er ſein Scherflein reichlich bei. Wir heben einiges aus.

Am Schluß des Kapitels vom öffentlichen und Privatrecht, ſagt der Verfaſſer:

„Das Privatrecht iſt dem Weberſchiffchen zu vergleichen, welches von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten geht, und in jedem Augenblick wieder aufzuheben ſtrebt, was es in dem vorigen geſetzt hat. Daß es zu keinem Aufheben kommt, rührt von dem ſteten Eingreifen des öffentlichen Rechts her, welches den Zettel auf und nieder hebt und dadurch die Bewegung zur Auflöſung in ein Anſchmiegen umſchafft. So kommt das Gewebe zu Stande, wenn nur alles im rechten Moment geſchieht, und daß dieſes ſo geſchehe, iſt die Sorge der Reichsräthe und das Werk der ausgeſprochenen Geſetze. Aber es iſt nicht blos um das Gewebe zu thun, es ſollen auch Blumen hinein und ein ſüßes Farbenſpiel. Und dieß eben iſt's was die Stände im Auge haben ſollen, um den Aufzug danach einzurichten. Sie ſollen die Grundfäden des Nationalcharacters in ſolcher Weiſe aufziehen, daß ſich deſſen Tinctur allem Thun und Treiben einwebe. Sie ſollen den Katechismus deutſcher Ehre ſchreiben, welchen keiner ohne Schmach verläugnen kann.“

Das 9te Kapitel handelt von der Folter und den Gottesurtheilen. Da es kurz iſt, ſo können wir der Verſuchung nicht widerſtehen, es abzuſchreiben.

„Wenn nun aber dennoch der Fall abgeriſſen, vereinzelt und unentſcheidbar bleibt, und weder nach der Theorie noch durch die Kunſt zur Klarheit gebracht werden kann; ſo iſt es dem Menſchen ſo natürlich, daß er entweder unwillig den Knoten zerhaue, und durch Martern die Entwickelung herbeiziehe; oder an die höhern Mächte ſich wendend, ein Zeichen erflehe, welches die Nacht ſeiner Zweifel erhelle.“

„Selbſt die Hindus, welche nie etwas vergebliches thun, nie das Waſſer in ſeinem Laufe hemmen; Blätter und Zweige grade biegen, wenn ſie ſich verbogen haben; Thiere frei machen, die ſich gefangen haben; nehmen feierliche Handlungen vor, um die Wahrheit von dem wahrhaftigen Gotte ſelbſt zu erfahren.“

„Die Folter iſt abgeſchafft; die Zeit trug ſie nicht länger. Kinder in der Unſchuld ihres Herzens, mit völliger Unkenntniß in der Sache, konnten ſie über den Haufen werfen. Die Klage, daß ſo mancher durch ein erpreßtes Bekenntniß ſchuldlos auf das Schaffot geführt werde, war grundlos. Wo es geſchehen war, war man über die Geſetze hinaus gegangen. Aber der Mißbrauch beweißt nichts gegen die Sache. Ein Geſtändniß auf der Folter wiegt nicht. Was der Gemarterte bekennt, muß außerdem bewährt gefunden werden. Um dem Zuſammenhange der Begebenheiten auf die Spur zu kommen, will man, wie Cicero in der Logik ſagt, die Wahrheit ſelbſt ſprechen machen. — Aber die Operation iſt ſchmerzhaft. — Iſt es das, was Euch in Aufruhr bringt, Ihr Menſchenfreunde? — Wie wenn man das Mittel wüßte den Inquiſiten in den magnetiſchen Schlaf einzuwiegen? — Seyd Ihr nun beruhigt? — So ſagt, wer gab Euch ein Recht die Geiſter zu torquiren?“ —

„Ich will der Tortur das Wort nicht reden. Um das Fragen mit der Unvernunft, wie ſie unſere Väter nannten, zu rechtfertigen, wird eine größere Einfalt der Sitten und mehr Unſchuld vorausgeſetzt, als wir haben. Was ſie leiſtet, kann auf einem andern Wege erreicht werden. Alle Verbrechen einer Zeit und eines Volks ſtehen in einem entfernten oder nähern Zuſammenhange, und derſelbe Teufel, welcher Gretchen den Gifttrank einrührt, womit ſie ihre alte Mutter zur Ruhe bringt, derſelbe iſt es, welcher Fauſten den Arm führt, zur Ermordung ſeines Bruders.“

„Aber wie uns Keppler ſo anmuthig zu erzählen wußte, wie die Welt vom Mond aus erſchiene, ohne doch jemals im Monde geweſen zu ſeyn; ſo kann ſich auch der Gute in das verwilderte Gemüth hinein denken, und dem Gange ſeiner Vorſtellungen nachgehen. Führen wir alſo fortlaufende Annalen des Böſen, ſo werden wir den hundert und erſten Fall aus dem hundert andern erkennen. — Aber eher folgen wir dem Ulyſſes auf ſeiner verhängnißvollen Fahrt Schritt vor Schritt, ehe wir uns entſchließen ſollten, das menſchliche Herz in ſeinen Verirrungen zu begleiten. Und darum ſpannen wir den Unglücklichen auf die Folter, als ob er der Adam ware, von dem ſich der Sündenfall datirte, und reduciren ſolchergeſtalt den vollſtimmigen Accord des Lebens auf Raben-Gekrächze.“ —

„Der Verbrecher iſt am ſchwerſten zu behandeln, der noch nichts bekannt hat. Iſt ein Anfang des Geſtändniſſes vorhanden, und ſollte es auch nur in dem Beichtſtuhle abgelegt ſeyn, ſo vermag er kaum länger dem Drange der Wahrheit zu widerſtehn. Ovid in ſeiner Verbannung konnte ſein Verſehn nicht auf dem Herzen behalten. Die, welche auf die Galeeren geſchickt werden, pflegen ſich mit einer Umſtändlichkeit, welche nichts zu wünſchen übrig läßt, alles zu offenbaren, was ſie verübt haben. Und wer nähme Anſtand von ſeinen Studenten- oder Pagenſtreichen zu erzählen? Dieß iſt der Weg den uns die Natur vorgezeichnet zu haben ſcheint.“

„Ob es wahr iſt, was die römiſchen Juriſten verſichern, daß kein Tauber ſo taub ſey, daß er nicht hören ſollte, wenn man dicht über dem Hirnſchädel zu ihm ſpräche, ſteht dahin: aber das iſt gewiß und ein tröſtendes Wort, daß auch der Verſtockteſte die Stimme der Wahrheit vernehme, wenn ſie fern von dem Geräuſche der Welt, und unmittelbar an ihn gelangt. Es iſt nicht ein Menſch, der nicht veranlaßt werden könnte, ſich nach und nach zu der Stimmung zu erheben, in welcher ihm ſein früherer Wandel wie ein Traum erſcheint, aus welchem er erwacht iſt, und dann von dem, was er ſchon nicht mehr zu ſich ſelbſt rechnet, ohne Rückhalt Kunde zu geben. Darum ſage ich und erkenne es klar, daß jede Criminal-Geſetzgebung unbefriedigend ſeyn wird, welche nicht auf ein zweckmäßig eingerichtetes purgatorium, einen Zuſtand der Ruhe, ohne Sorge und ohne Qual aufgebaut iſt.“

Hierbei macht der Verfaſſer die drollige Anmerkung:

„Darum aber nicht des Wohlbehagens. Dieß wird auf dem Leopoldſtädter Theater ſo ausgedrückt: Die Scene ſtellt ein Zuchthaus vor. Die Züchtlinge ſind mit Wollſpinnen und dergleichen beſchäftigt. Unter ihnen geht ein Aufſeher mit einer Peitſche umher. Sie aber ſingen in lautem Chor:

In dieſen heil'gen Hallen,
Kennt man die Rache nicht,
Und iſt der Menſch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht. (Klipp klapp)
Führt Liebe (klipp klapp) ihn zur Pflicht.
(Klipp klapp).“

Das zehnte, auch ſehr kurze Kapitel, iſt überſchrieben: Der Zweikampf und das Duell.

„Wenn es wahr iſt, daß ſich alle edle Geſinnungen in Europa an die Ritterzeiten anlehnen, ſo verdiente jede Reliquie derſelben, und alſo auch der Zweikampf, Achtung. Aber ſtatt ſeiner ſchleicht unter einem lateiniſchen Namen ein Geſpenſt umher, welches die hehren Geſtalten nachahmt. Urſprünglich war der Zweikampf ein Capitel aus der Waffenſchlacht, ein Theil der Handlung, welche zum Sieg führte. Unſere Duelle ſind Theatercoups, und haben mit unſerer Art Krieg zu führen, nichts gemein.“

„Daß die Duelle ihren Nutzen haben, ſagt nichts; auch von den Banditen laßt ſich das Gleiche behaupten. Wer Du Paty und andere über Italien geleſen hat, wird ſich überzeugt haben, daß die Banditen es ſind, welche die Großen nöthigen, die Menſchheit auch im Geringſten zu achten; daß ſie es ſind, welche, zumal in Rom, bei den vielen und bedeutenden Abſtufungen der Hierarchie, eine wohlthätige Temperatur in die geſelligen Verhältniſſe bringen. Endlich, daß man es größtentheils ihnen zuſchreiben muß, daß in der Monarchie, welche, durch die Gewalt der Schlüſſel herrſchend, keine Schranke kennt, Freiheit ſtatt finde.“

„Welche aus ähnlichen Gründen die Duelle vertheidigen wollte, würde für Deutſchland nichts beweiſen. Was der Schuhmacher Jacob Böhme in ſeinem Myſterio magno ſagt:

,,Beſchaue dich du ſchöne Welt, was du in ,,deinen hohen Ständen und Aemtern biſt, alle- ,,ſammt, vom Kaiſer bis auf den Geringſten, nichts ,,als Hirten. Ein jeder verwaltet nur ein Amt des ,,thieriſchen Menſchen, und hat nur das Thieriſche ,,unter ſeiner Bothmäßigkeit, denn über den innern ,,göttlichen Menſchen kann kein weltlich Amt herr- ,,ſchen;''

iſt unter uns Nationalgeſinnung. Daher iſt der deutſche Große nicht übermüthig, nicht beleidigend, wofern er nicht ein ausländiſches Vorbild vor Augen hat. Und dann hilft ſich der Deutſche nicht durch Mord, ſondern dadurch, daß er ſich ihm entzieht, indem er thut, was er zu thun hat und im übrigen, wie Möſer es ausdrückt, hinter ſeinem Ofen auf dem Seſſel bleibt und pfeift. Laſſen wir alſo den Arabern ihre Blutrache, und den Italiänern ihre Banditen, und den Franzoſen ihre Duelle, und ahmen nicht fremde Sitten nach, welche mit unſeren Gefühlen und Anſichten im Widerſpruche ſtehen.''

,,Es verhält ſich damit, wie mit ſo vielen andern Ehrenpuncten, auf welche kleine und große Kinder eine Wichtigkeit legen, die uns lächeln macht, und deren Unehre wir ſcherzend über uns ergehen laſſen, wofern wir nur darüber ſtehn.''

,,Alſo da liegt's. — Ob wir darüber ſtehen? — Lange ſchon ſchwanken wir. — Als Friedrich Wilhelm I. den Feldmarſchall von Nazmer fragte, ob er ſich ſchlagen würde? erwiederte dieſer: ,,wenn ,,der, welcher mich fordert,, den Chriſten zu Hau- ,,ſe findet, ſo komme ich nicht; findet er aber den ,,Nazmer, ſo ſoll ihn der Teufel holen.''

,,Einzelne Stimmen wiegen hier nicht. Mögten daher die verdienteſten unſerer benarbten Krieger zuſammentreten, und in einem Nachcongreſſe dieſe und ähnliche Fragen entſcheiden.''

Geſchichte.

Ein Pair von Frankreich, Graf Paſtoret, hat eine Geſchichte der Geſetzgebung geſchrieben. Die vier gelieferten Bände umfaſſen die Geſetzgebung der Aſſyrer, Babylonier, Egyptier, Syrier und Hebräer. Die der erſten dieſer Völker war bis jetzt wenig bekannt. Sie wurde, gleich den Sitten, am meiſten durch ihre lange Dauer befeſtigt. Bei den Egyptiern, ſagt Plato, war ein neuer Gebrauch eine Art von Wunder. Sie arbeiteten, aßen und ſangen wie ihre Väter. Es lag im Geiſte des Volks, immer nur das Alte ehrfurchtsvoll zu beobachten (und ſie befanden ſich wohl dabei). Vier Mächte erkannten ſie als Regierer der Menſchen: Genie, Glück, Liebe und Nothwendigkeit. In fünf Claſſen waren die Bürger getheilt: Krieger, Prieſter, Ackerleute, Künſtler, Hirten. Dieſe Beſchäftigungen blieben erblich in den Familien, und es war Niemanden vergönnt, dem Staate nicht zu nützen. —

In Pergamus wurde bekanntlich das Papier gemacht, wozu man aber die Pflanze Papyrus aus Egypten kommen ließ. Dort machte man aus Papyrus Schleyer, Tücher, Kleider, Stricke, und einſt fiel es einem Könige von Egypten ein, die Ausfuhr deſſelben zu verbieten. Da erfanden die Kaufleute von Pergamus das Pergament. —

Bei den Aſſyriern und Babyloniern beſtand ein berühmtes Geſetz. An gewiſſen Tagen des Jahres wurden auf dem Markte alle mannbare Madchen verſammelt und — verauctionirt; die ſchönſten zuerſt. War nun für dieſe eine hübſche Summe Geldes eingegangen, ſo gab es eine umgekehrte Auction, in der die häßlichen mit einer, aus jener Summe beſtimmten, Mitgabe feil geboten wurden. Dem wenigſt Fordernden wurden ſie zugeſchlagen. (Das war doch warlich ſo übel nicht. Wir wüßten gegen die Anhäufung von alten Jungfern nichts beſſeres vorzuſchlagen.) Ein Geſetz verbot dem Gatten, ſeine Frau aus ihrem Geburtsort zu entfernen. — Auch die Kranken wurden ausgeſtellt, damit jeder Vorübergehende guten Rath ertheilen könne. — Söhne waren nicht gezwungen, ihre Väter und Mütter zu ernähren, wohl aber Töchter. Warum? iſt nicht geſagt. — Wer borgen wollte, mußte ſeines Vaters Leichnam verpfänden. Dadurch verlohr er, bis er bezahlt hatte, das koſtbare Recht, bei ſeinen Vätern ſich begraben zu laſſen, und das mogte manchen Verſchwender zügeln. — Der Brownianismus oder der Magnetismus würden dort ſchwerlich Fortſchritte gemacht haben, denn ein Arzt, der eine neue Cur-Methode verſuchen wollte, mußte mit ſeinem Leben für den Erfolg ſtehen. Wenn ein Vater ſeinen Sohn umbrachte, ſo band man ihn drei Tage und drei Nächte an den Leichnam, ſo daß er dieſen umarmen mußte. Ermordete ein Sohn ſeinen Vater, ſo wurde er auf Dornen gelegt und verbrannt. —

Wenn wir dem Plutarch Glauben beimeſſen, ſo mußten die Richter dem Könige ſchwören, ihm nicht zu gehorchen, wenn er eine Ungerechtigkeit befehle. (Ein herzerhebendes Geſetz, welches allein hinreichend wäre, alle Conſtitutionen entbehrlich zu machen.) —

Die Chaldäer und Magier ſollen zuerſt die Unſterblichkeit der Seele gelehrt haben. „Wenn das wahr iſt," ruft der Verfaſſer aus, „wie viel verdanken wir nicht den Babylonern!"

Er leugnet nicht, daß bei den Aſſyrern das Geſetz exiſtirte, welches jedem Frauenzimmer die ſeltſame Pflicht auflegte, Einmal in ihrem Leben im Tempel der Venus ſich einem Fremden Preiß zu geben. (Wenn das dazu erforderliche Alter nicht beſtimmt war, ſo umgingen vielleicht ſittſame Frauen dieſes Geſetz, indem ſie diejenigen Jahre abwarteten, in welchen zu vermuthen ſtand, daß die Fremden ſie überſehen würden.) —

Le Brun de Charmettes hat eine neue Geſchichte der Jungfrau von Orleans geliefert. Er glaubt Alles, was ſie ſelbſt in ihrem erſten Proceß, oder die 144 Zeugen in dem zweiten ausgeſagt haben. Darum erzählt er umſtändlich, wie Johanna mit dem Erzengel Michael und andern Engeln, mit der heiligen Margaretha und der heiligen Catharina ſich unterhalten, und nennt ſie nicht anders als die junge Prophetin, die junge Heilige, die inſpirirte Kriegerin. Ihr Proceß, der hier im zehnten bis dreizehnten Buche mitgetheilt wird, empört das Gefühl. Erhaben war ihre Antwort auf die Frage: ob ſie nicht die Soldaten überreden wollen, daß ihre Fahne Glück bringe? — nein, ſagte ſie, „ich rief ihnen zu: ſtürzt Euch kühn in die Engländer! und ich ging voran." Gerechter Unwille ergreift den Leſer gegen Carl VII., der, während der langen Dauer des Proceſſes, durchaus gar nichts that, um ſeine Befreierin zu retten. Man hat zu beweiſen geſucht, daß er ſie weder loskaufen, noch den Engländern mit Repreſſalien drohen, noch ſie mit Gewalt befreien konnte. Le Brun meint aber er hätte ſich wenigſtens an den Pabſt wenden ſollen. Allein Johanna war blos eine Kriegsgefangene, und alle natürliche oder poſitive, göttliche oder menſchliche Geſetze, ſind in Hinſicht ihrer mit Füßen getreten worden. Für Carl iſt und bleibt ſeine Unthätigkeit ein Schandfleck, um ſo mehr, da Johanna noch auf dem Scheiterhaufen ſagte: „Redet von mir was ihr wollt; aber redet nicht vom Könige; denn fürwahr er iſt der edelſte aller Chriſten!"

Es iſt bemerkenswerth, daß die Reviſion ihres Proceſſes im Jahr 1456 ſie zwar für unſchuldig, aber keineswegs für eine Prophetin erklärt. Alſo ſchon im 15ten Jahrhundert war es möglich ſie nicht für inſpirirt zu halten. Eben ſo wenig iſt zu glauben, daß ſie das Volk habe betrügen wollen. Man hat, um dieſe Vermuthung zu unterſtützen, vorgegeben, ſie ſey eine Tochter der Iſabeau von Bayern und des Herzogs von Orleans, eine Halbſchweſter von Carl VII. und Dünois geweſen, und habe mit beiden unter einer Decke geſpielt. Ein Herr Caze hat 1805 dieſe Meinung geäußert, doch ohne irgend einen hiſtoriſchen Grund. Johanna's Schwärmerei war blos ſo mächtig würkend, weil ſie aufrichtig war, und in einem ſolchen Jahrhundert ſich leicht der Menge mittheilen mußte. Diejenigen, die nicht dadurch getäuſcht wurden, ergriffen in der äußerſten Noth das beinahe einzige Mittel, Frankreichs Krone den Engländern zu entreißen. —

John Spencer Stanhope hat in engliſcher Sprache eine ſehr geſchätzte Topographie herausgegeben, welche die Schlacht von Platäa erläutert, mit Zeichnungen von der Stadt und der Ebene von Platäa u. ſ. w. Der Verfaſſer war 1810 von London abgereiſt, um Spanien, Sicilien und Griechenland zu beſuchen, wurde aber von den Franzoſen arretirt, und mußte zwei Jahre zu Verdun verweilen, bis er, auf Vorſprache des Pariſer Inſtituts (jetzt Academie) ſeine Freiheit erhielt. Sein Werk füllt eine alte Lücke aus, denn Niemand konnte bis jetzt in die Einzelnheiten der Schlacht von Platäa ſich finden, eine Schlacht, die bekanntlich das Siegel auf Griechenlands Befreiung drückte. Stanhope hat an Ort und Stelle, mit Hülfe eines verſtändigen Baumeiſters Allaſon, ſeines Begleiters, die ganze Ebene ſelbſt aufgenommen und klar gezeigt, wie ſehr man über jene Schlacht bisher im Irrthum war. Nun ſtimmt alles mit Herodot überein. —

Michaud, franzöſiſcher Academiker, hat den dritten Band ſeiner neuen Geſchichte der Kreuzzüge vollendet, und hat ſich dabei der Vorarbeiten eines gelehrten Benedictiners, Berthereau, bedient, welche handſchriftlich in der Pariſer Bibliothek aufbewahrt werden, wodurch ſein Werk allerdings große Vorzüge vor allen bisher erſchienenen franzöſiſchen Bearbeitungen dieſes Gegenſtandes gewonnen hat. Zum Beiſpiel die Geſchichte der Unterhandlungen zwiſchen Friedrich II. und dem Sultan von Egypten Melik-Kamel, die in unſern lateiniſchen Schriftſtellern bisher ſehr unvollſtändig und dunkel waren; die aber Michaud nun, mit Hülfe der orientaliſchen Geſchichtſchreiber, ſehr glücklich erläutert hat. — Irrthümer laufen freilich auch mitunter. Ueber die Reſultatate des Kreuzzuges gegen Conſtantinopel zum Exempel drückt der Verfaſſer ſich folgendergeſtalt aus: „Indeſſen muß man geſtehn, daß bei dieſem großen Unglück doch die

Muſen den Verluſt keines von ihnen eingehauchten Meiſterwerkes zu beweinen hatten. Wußten gleich die Sieger die Geiſtesſchätze nicht zu würdigen, ſo ging doch dieſer reiche Vorrath für ihre Nachkommen nicht verlohren. Alle Bücher des Alterthums, welche zu den Zeiten des Euſtathius vorhanden waren, und von welchen dieſer gelehrte Sprachforſcher zwei Jahrhunderte vor dem fünften Kreuzzuge einen Catalog hinterlaſſen hatte, bereicherten nun Frankreich und Italien bei der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften." Aber es iſt leider nur allzuwahr, daß in den drei Feuersbrünſten, welche zu verſchiedenen Malen Conſtantinopel verheerten, unerſätzliche literariſche Schätze verlohren gingen. Alle Bücher aus den Zeiten des Euſtathius kamen nicht nach Frankreich und Italien; dieſer Gelehrte lebte auch nicht zwei Jahrhunderte vor dem fünften Kreuzzuge, ſondern noch wenige Jahre vor der Einnahme von Conſtantinopel; er hat auch keinen Catalog von den Schriften des Alterthums hinterlaſſen, aus welchem man die Größe des Verluſtes beurtheilen könnte; ſondern aus der Bibliothek des Photius und aus den Auszügen des Conſtantin Porphyrogenetes lernen wir eine Menge, beſonders redneriſche und hiſtoriſche Werke kennen, die in den friedlichen Schulen Griechenlands und unter der aufgeklärten Regierung der Comnenen ſchwerlich verlohren gingen, von welchen man aber, ſeit der zweimaligen Belagerung von Conſtantinopel, nichts mehr gehört hat. —

Von Eichhorns vortrefflicher Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte iſt nun auch der fünfte Band erſchienen, der Aſien umfaßt und bis auf die neueſten Zeiten ſich erſtreckt. „Der Europäer," ſagt der würdige Verfaſſer, „fühlt ſein Glück erſt dann in ſeiner ganzen Größe und lernt ſein Loos erſt dann recht ſegnen, wenn er von der neueſten Geſchichte Europa's zu der der übrigen Welttheile übergeht." Hierauf folgt eine treffliche Schilderung der aſiatiſchen Deſpoten, meiſtens träge Wollüſtlinge unter der Herrſchaft der Verſchnittenen, oder wilde Eroberer. Dann heißt es: „Seit drei Jahrhunderten haben die Europäer alle Winkel Aſiens, in die ſie Eingang finden konnten, durchlaufen, nicht um beſſere Meinungen und Geſetze, beſſere Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, ſondern um Untugenden und Laſter, ihre Krankheiten und Uebel dahin zu tragen; nicht um das Joch der Unglücklichen zu lüften, ſondern ihnen ihr altes Joch durch ein neues drückender zu machen; nicht um ihnen durch Bildung und Erleuchtung des Verſtandes zu einem vernünftigen Genuß des Lebens zu verhelfen, ſondern um ihre Menſchen-Natur noch mehr zu erniedrigen, ſie auszuſaugen und zu plündern, ſie zu unterdrücken und zu morden. Viele Gegenden von Aſien liegen, ſeit der Ankunft der Europäer, in dreifacher Knechtſchaft; unter dem Druck ihrer einheimiſchen Könige und Fürſten, unter dem Druck ihrer europäiſchen Oberherrn, und unter den Erpreſſungen habſüchtiger Diener europäiſcher Kaufmannsgilden." (Ein finſteres, aber leider wahres Gemählde!)

Eine vierte, nach den Bedürfniſſen der Zeit größtentheils umgearbeitete Ausgabe von Meuſels mit Recht geſchätzten Lehrbuche der Statiſtik begnügen wir uns anzuzeigen, da bei einem ſolchen Werke es hinreicht, von dem Daſeyn deſſelben unterrichtet zu ſeyn. Ganz neu hinzugekommen ſind ſehr brauchbare Literar-Notizen mit ſtrenger Auswahl abgefaßt. — Eben ſo wäre es überflüſſig, von der fünften, durchaus berichtigten und fortgeſetzten Ausgabe von Meuſels Staaten-Geſchichte mehr zu ſagen, als daß ſie da iſt. Ein Werk, das in Deutſchland fünf Auflagen erlebt, bedarf keines Anpreiſens ſeiner Brauchbarkeit. Neu hinzugekommen iſt die Bemerkung: „Aus Allem, was in Frankreich, als dem „Feuerheerd revolutionairer Auftritte, noch ſtets fort „geſchieht, erhellt, daß er bei weitem noch nicht „ausgebrannt iſt." Die Revolution ſoll ihre Endſchaft noch nicht erreicht haben. Napoleon ſei freilich entfernt, aber ſeine Anhänger wären unvertilgbar. —

Allen Jünglingen, die Geſchichte ſtudieren, und überhaupt allen Liebhabern der Geſchichte, dürfen wir Picot's chronologiſche Tabellen der allgemeinen Weltgeſchichte empfehlen. Denn obgleich Bredow's Weltgeſchichte in Tabellen den verdienten Beifall erhalten hat, ſo iſt doch ihre Form unbehülflich und die ſynchroniſtiſche Ueberſicht wird durch die gewählte ethnographiſche Darſtellungsart ſehr erſchwert. Picot's Tabellen hingegen laſſen wenig zu wünſchen übrig. Sie enthalten in drei Abtheilungen: die Regenten; die merkwürdigſten Ereigniſſe jedes Jahres und die ausgezeichneten Menſchen aller Zeiten. Das Werk reicht zwar nur bis zum Jahr 1808, allein der Ueberſetzer, Herr Diaconus Weikert, hat es bis 1815 fortgeſetzt. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 41 Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Beſchluß der Auszüge aus Bonaparte's Lebensgeſchichte.

Der General Pichegru war zugleich mit Moreau verhaftet worden, allein er ſtarb in ſeinem Gefängniſſe, ehe noch der Prozeß entſchieden war, und die allgemeine Stimme behauptete, daß ihn Buonaparte habe erdroſſeln laſſen. Freilich hatte Pichegru einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm gekämpft, denn er war ſeinem König auf das treueſte ergeben geweſen, und hatte allerdings den Plan, den Thron der Bourbons wieder herzuſtellen. Durch den ſchändlichſten Verrath eines Freundes in ſeiner ſichern Freiſtätte entdeckt und gefangen genommen, durfte er von einem ſolchen unverſöhnlichen Feinde nichts anders erwarten als den Tod. Bei einem großen, allgemein anerkannten militäriſchen Ruhme mußte freilich ſein politiſches Betragen den Haß von Buonaparte auf ſich laden, allein eben dieſes Betragen verdient heut zu Tage die höchſten Lobſprüche und die Dankbarkeit aller Franzoſen. Unter allen damaligen Generalen wäre er allein im Stande geweſen, den großen Plan auszuführen, und wie ſehr ihn auch Ludwig XVIII dieſer Ehre für würdig hielt, beweiſen zwei merkwürdige Briefe, die dieſer Monarch unterm 24. Mai und 9. Juni 1796 an ihn geſchrieben hat, und die uns von den Verfaſſern dieſer Lebensgeſchichte Buonaparte's ganz mitgetheilt werden. In dem erſtern heißt es: „daß der König ihm bisher bloß darum noch nicht geſchrieben, weil er gefürchtet habe, ſeine Sicherheit und Ruhe dadurch in Gefahr zu ſetzen, allein jetzt wäre es ein Bedürfniß ſeines Herzens, ihm zu ſagen, daß er ihn für allein würdig halte, die franzöſiſche Monarchie wieder herzuſtellen. Er könne ſeine großen Talente und ſeine ruhmvollen Thaten nicht genug bewundern. Die größten Feldherren hätten ihre erfochtenen Siege der langen Erfahrung in der Kriegskunſt zu verdanken gehabt; er aber wäre von dem erſten Tage ſeiner militäriſchen Laufbahn an ſchon auf der Höhe geſtanden, wo jene geendigt hätten; er habe die Tapferkeit des Marſchalls von Sachſen mit der Uneigennützigkeit des Türenne und der Beſcheidenheit des Catinat in ſich vereinigt. Der Prinz von Condé werde ihm geſagt haben, wie ſehr er, der König, ſich über die treuen Dienſte, die er ihm leiſte, freue; er ſehne ſich nach dem Augenblicke, wo er dieſe Dienſte öffentlich bekannt machen, und ihm ausgezeichnete Beweiſe ſeines hohen Vertrauens werde geben können. Er beſtätige mit Vergnügen alle Vollmachten, die der Prinz von Condé ihm ertheilt; er ſetze ihnen durchaus keine Schranken, und genehmige im voraus alles, was er in ſeinem Dienſt zu thun für nöthig erachten werde." Der zweite Brief war auf Gaze geſchrieben, und da er kürzer, aber nicht weniger merkwürdig iſt, ſo wollen wir ihn ganz hier mittheilen:

Mühlheim, am 9. Juni 1796.

„Die unglücklichen Ereigniſſe in Italien ſind Ihnen bekannt, mein Herr! Die Nothwendigkeit, unverzüglich 30000 Mann dorthin zu ſchicken, zwingt uns, den Plan, über den Rhein zu gehen, gänzlich aufzugeben. Bei Ihrer Anhänglichkeit an meine Perſon werden Sie fühlen, wie ſehr mich dieſes Mißgeſchick jetzt, wo ich ſchon die Thore meines Reiches vor mir geöffnet ſah, kränken muß. Dagegen wird auch durch dieſen Unglücksfall das Vertrauen, das ich zu Ihnen hege, noch mehr erhöht, das feſte Vertrauen, daß Sie allein die franzöſiſche Monarchie wieder herſtellen werden. Der Krieg mag fortdauern, oder in dieſem Sommer der Friede abgeſchloſſen werden, ſo rechne ich auf Sie wegen des Gelingens dieſes großen Unternehmens. Ich lege die ganze Fülle meiner Macht und meiner Rechte in Ihre Hände nieder, mein Herr! Machen Sie allen den Gebrauch davon, den Sie für meinen Dienſt nöthig erachten werden. Wenn bei den vielen ſchätzbaren Einverſtändniſſen, die Sie zu Paris und in den Provinzen unterhalten, beſonders aber bei Ihren Talenten und Ihrem Character, irgend eine Furcht in mir aufſteigen könnte, daß ein unglückliches Ereigniß Sie nöthigen könne, das Reich zu verlaſſen, ſo rechnen Sie feſt darauf, daß Sie zwiſchen dem Prinzen von Condé und mir Ihre Stelle finden werden. Indem ich Ihnen dieſes ſage, wünſche ich Ihnen einen Beweis von meiner Hochachtung und meiner Anhänglichkeit zu geben." Ludwig. —

Den höchſt verdorbenen Zuſtand, worin ſich die Literatur in Frankreich zu der Zeit befand, wo Napoleon ſich zum Kaiſer aufwarf, ſchildern die

Verfaſſer dieſer Lebensgeſchichte mit treffenden Zügen, und führen unter andern eine Thatſache an, aus der man denſelben am richtigſten beurtheilen lernt. Es herrſchte damals, ſagen ſie, eine gemeine Unſittlichkeit in der Literatur, die der Revolution, der ſie ihre Entſtehung verdankte, vollkommen würdig war. Tauſende von ſchlüpfrigen Romanen wurden in Menge verkauft; alle religiöſen Geſinnungen waren Gegenſtände des Hohns und des Spottes; der Atheismus wurde öffentlich gelehrt; Höflichkeit, Wohlanſtändigkeit und jedes Gefühl von Schicklichkeit wurden mit Füßen getreten, und alle öffentlichen Blätter waren unaufhörlich mit den boshafteſten Verläumdungen angefüllt. Eine einzige Thatſache wird von der moraliſchen Anarchie, die in dieſen unglücklichen Zeiten herrſchte, den überzeugendſten Beweis geben. Der Krieg der Götter von Parny iſt ein weit freieres, unſittlicheres und irreligiöſeres Gedicht als die Jungfrau von Orleans. Das letztere war in einem Zeitalter, das als äußerſt verdorben verſchrieen iſt, durch einen förmlichen Parlementsſchluß verurtheilt worden, und unter der Regierung der tugendhaften Republikaner wurde dem Verfaſſer des erſtern von dem Directorium ein Geſchenk von 000 Franken und dem Verleger eines von 1200 Franken gemacht. Hin und wieder ließen ſich zwar einzelne Stimmen hören, die das Gedicht, ſo wie das Geſchenk tadelten, allein die geleſenſten Zeitſchriften warfen ihnen ihren ſchlechten Geſchmack vor und erklärten einſtimmig, daß ſeit langer Zeit kein philoſophiſcheres Werk erſchienen ſey. Es wurden ſogar Exemplare davon an alle Centralſchulen geſchickt!! — —

Napoleons Bruder, Joſeph, hatte die Natur zum Privatmann beſtimmt, und keinesweges um eine große politiſche Rolle auf dem Schauplatz der Welt zu ſpielen. Er war dem Vergnügen ergeben, und ſcheute ſich vor allen öffentlichen Feierlichkeiten, bei denen er figuriren ſollte. Als nach der Schlacht von Marengo der erſte Conſul ſchon vor der Zeit das Königreich Italien errichten wollte, ſo bot er die Krone davon ſeinem Bruder Joſeph an; ein ſo glänzendes Anerbieten machte aber dieſem nicht Freude, ſondern Schrecken. Er ſchlug es auch ſogleich auf das allerbeſtimmteſte aus, und der Brief, den er bei dieſer Gelegenheit an Napoleon ſchrieb, iſt ſo merkwürdig, daß er hier mitgetheilt zu werden verdient: „Bürger Conſul! Ich habe Ihren Brief vom 3. Meſſidor erhalten, und bin in Verzweiflung, daß ich mich genöthigt ſehe, den erhabenen Poſten, den Sie die Güte haben mir anzubieten, auszuſchlagen. Ich muß Ihnen offenherzig bekennen, daß ich nach meiner innigſten Ueberzeugung keinesweges die erforderlichen Eigenſchaften beſitze, um über ein ſo unruhiges Volk, wie die Italiäner ſind, zu regieren. Entrüſtet gegen alle Welt, und beſonders gegen die Franzoſen, würden ſie mich gewiß höchſt ungern und nur durch die äußerſte Gewalt gezwungen, an der Spitze ihres Staates dulden; aber auch das große Uebergewicht, das Sie, Bürger Conſul! in dieſem Lande beſitzen, würde mich unmöglich vor dem Gallus cantat ſchützen können. Nehmen Sie daher meine Weigerung nicht ungütig auf, und ſeyn Sie überzeugt, daß ich mich bei einer andern Gelegenheit keinen Augenblick würde beſonnen haben, alle meine Neigungen, ſo wie mein ganzes Leben Ihrem Willen aufzuopfern.“ Beim Empfang dieſes Briefes gab Napoleon einige Minuten lang den tiefſten Unwillen zu erkennen; alsdann aber zerknüllte er den Brief mit den Händen und warf ihn mit den Worten ins Feuer: „Er hat Recht; es iſt nichts für „ihn; er iſt ein Einfaltspinſel!“ —

Als Napoleon den Kaiſertitel annahm, ſah er wohl ein, daß er nur eine Theater-Rolle ſpielen würde, wenn ihn die übrigen europäiſchen Monarchen nicht als Kaiſer anerkennten; allein zu gleicher Zeit fühlte er auch, daß, wenn er dieſe Anerkennung bloß der Gewalt der Waffen zu verdanken hätte, ſeine Rolle noch weit ſchwieriger und deshalb um nichts ehrenvoller ſeyn würde. Dies iſt der Grund, warum er es für höchſt nöthig hielt, Ludwig dem XVIII. eine förmliche Abdankung zu ſeinen Gunſten zu entreißen, und über die Schritte, die er deshalb that, theilen uns die Verfaſſer folgende merkwürdige Nachrichten mit: Im Monat März 1803 ließ Napoleon einen ſich in Paris aufhaltenden Engländer, deſſen er ſich ſchon mehrmals zu geheimen Sendungen bedient hatte, zu ſich kommen und gab ihm folgenden Auftrag: „Sie müſſen ſogleich nach Warſchau reiſen, wo ſich gegenwärtig der Prätendent aufhält. Bis Sie hinkommen, wird ihm der Vorſchlag, zu Gunſten meiner abzudanken, durch Herrn Meyer, daſigen Civil-Gouverneur, ſchon gemacht worden ſeyn. Hat er ihn gut aufgenommen, ſo treten Sie in meinem Namen auf, laſſen Sie ſich ihm vorſtellen, überreichen ihm die Vollmachten, die eben für Sie ausgefertigt werden, und bieten ihm in meinem Namen das Königreich Polen zur Entſchädigung an. . .. Um Preußen zu entſchädigen, will ich ihm Holland geben; an Rußland will ich dafür Conſtantinopel überlaſſen und Oeſterreich ſoll das Preußiſche Schleſien bekommen.

England kann dieſe Verfügungen nicht mißbilligen, beſonders wenn ich ihm erlaube, Malta zu behalten, und mich noch überdieß anheiſchig mache, Hamburg, Bremen und Lübeck mit ſeinem Kurfürſtenthum Hannover zu vereinigen. Sollte es dieſe Schadloshaltungen nicht für hinlänglich erachten, ſo mag es verſuchen, die vereinigten Staaten wieder zu erobern, und ich erbiete mich, ihm zu dieſem Behuf 30,000 Mann meiner beſten Truppen zu überlaſſen. Ich wäre ſehr geneigt, den ganzen Plan dem Lord Witworth mitzutheilen, allein ich ſcheue mich vor dem Lärm, den ohne Zweifel die engliſchen Zeitungen davon machen würden, und dies hält mich ab. . . . — Wenn aber der Prätendent den Antrag ablehnt? fragte der geheime Agent. — Wenn der Prätendent ihn ablehnt, fuhr Buonaparte fort, ſo werde ich vom Könige von Preußen verlangen, daß er ihn von Warſchau fortſchicke, ihn und alle Emigranten, die bei ihm ſind. Bei Ihrer Durchreiſe durch Berlin gehen Sie zum Grafen Haugwitz; er iſt mir ganz ergeben und kennt auch ſchon meine weitern Abſichten mit Polen. Wenn Sie zu Warſchau ankommen, ſo ſuchen Sie ſogleich die Bekanntſchaft eines gewiſſen Galan Boyer zu machen, der früher in dem Büreau des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten gearbeitet hat, und jetzt Preußiſcher Conſul in Polen iſt. Von dem Zweck Ihrer Reiſe ſagen Sie ihm nicht eher etwas, als bis Ihre Sendung öffentlich bekannt ſeyn wird. Melden Sie mir aber ſogleich, was er zu Warſchau treibt, auch ob T. . ſelbſt niemals weder mittelbar noch unmittelbar mit dem Prätendenten oder ſeinen Agenten in Verkehr geſtanden hat." — Bei ſeiner Ankunft zu Berlin erfuhr dieſer geheime Abgeordnete, daß Ludwig XVIII. den Antrag, der Krone zu entſagen, auf das feierlichſte abgelehnt habe; die desfallſige Antwort deſſelben iſt damals in allen öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden, und wir brauchen ſie daher hier nicht zu wiederholen. Der Emiſſarius ſchrieb ſogleich nach Paris, um ſich neue Verhaltungsbefehle zu erbitten. Die Antwort, die er erhielt, war vom 25. April datirt, und enthielt eine ſolche ſchändliche, verruchte Inſtruction, wie ſie niemals ein Räuberhauptmann einem Meuchelmörder von ſeiner Bande gegeben haben kann. Hier iſt eine getreue Abſchrift davon: 1) Da der Prätendent es abgeſchlagen hat, dem Verlangen des erſten Conſuls nachzukommen, ſo müſſen ſie ſich mit Gewalt ſeiner Perſon bemächtigen, und wenn er den geringſten Widerſtand leiſtet, ihn umbringen. Da wahrſcheinlicher Weiſe bei dem bevorſtehenden Bruch mit England eine franzöſiſche Armee ſogleich in das Kurfürſtenthum Hannover einrücken wird, ſo ſoll Ihnen von dort eine hinlängliche Anzahl Soldaten, in bürgerlichen Kleidern, zu dieſem Behuf zugeſchickt werden. Der Graf von Haugwitz wird von dieſer Unternehmung unterrichtet werden und ſie unterſtützen. (?!) 2) Sie müſſen ſich der Papiere des Herrn von la Chapelle und ſeiner Perſon ſelbſt zu bemächtigen ſuchen, ſo wie auch des Grafen von Avray. 3) Bis dahin, wo Sie im Stande ſeyn werden, alles dieſes auszuführen, müſſen Sie die Poſt-Officianten zu Warſchau zu gewinnen ſuchen, damit ſie alle Briefe, die der Prätendent erhält und fortſchickt, unterſchlagen und an Sie zum Durchleſen und Copiren abliefern. 4) Das Haus Schröder und Comp. wird beim Empfang dieſes die Anweiſung erhalten haben, viertauſend Ducaten an Sie auszuzahlen. — Der Emiſſarius erhob dieſe Summe wirklich, fand aber den Auftrag zu gefährlich, und verließ Polen. Der König entſchloß ſich ebenfalls, mit ſeiner ganzen Familie Warſchau zu verlaſſen, und hieran that er ſehr wohl, denn es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er einen Monat ſpäter von Buonaparte's Helfershelfern wäre aufgehoben worden und das nämliche Schickſal, wie der Herzog von Enghien würde erlitten haben. — Ob die Verfaſſer dieſe ganze Erzählung verbürgen und verantworten können, wiſſen wir nicht. —

Sie liefern auch ein namentliches Verzeichniß von allen Schlachten, ſammt den Tagen, wo ſie ſtatt gehabt haben, in welchen Buonaparte vom Jahr 1796 an bis zum 7. März 1814 den Oberbefehl geführt hat. Die Anzahl derſelben beläuft ſich in dieſen 18 Jahren auf 83. — Aus der Beſchreibung ſeines glorreichen Feldzugs nach Rußland theilen wir nur noch das officielle Verzeichniß von den todten Menſchen und Pferden mit, die nach dem Rückzuge der Franzoſen in Rußland verbrannt worden ſind. Es iſt damals in der Petersburger Zeitung bekannt gemacht und dabei zugleich noch bemerkt worden, daß es keineswegs ganz vollſtändig ſey, weil die Gouverneurs in den Provinzen ſchon eine große Anzahl von Leichnamen hätten verbrennen laſſen, ehe ihnen noch der Befehl vom Hofe, ſie zu zählen, wäre zugefertigt worden.

	Menſchen	Pferde
In dem Gouvernement Minsk ſind bis zum 15. Januar 1813 verbrannt worden . . .	18797	2746
Latus	18797	2746

	Menſchen	Pferde
Transport	18797	2746
Ebendaſelbſt waren damals noch zu verbrennen	30106	27316
In dem Gouvernement Moskau, bis zum 3. Februar . .	49754	27859
In dem Gouvernement Smolensk, bis zum 20. Februar . .	71735	51430
In dem Gouvernement Wilna	72203	9407
In dem Gouvernement Kaluga	1017	4384
Zuſammengenommen	243612	123142

Karamſin's ruſſiſche Geſchichte.

Wir eilen dem Publikum anzuzeigen, daß acht Bände dieſer ſchon längſt mit Sehnſucht erwarteten, Geſchichte nun würklich erſchienen ſind. Es iſt bekannt, daß der Verfaſſer durch Kaiſerliche Freygebigkeit unterſtützt, ermuntert und belohnt worden; es iſt bekannt, daß alle Quellen ihm zugänglich waren, und daß er, bei großer Gewandtheit in ſeiner Mutterſprache, einen geläuterten Geſchmack mit eiſernem Fleiße zu verbinden wußte. Ein ſolches Werk zu beurtheilen, maßen wir uns nicht an, glauben auch unſern Leſern weit mehr Vergnügen zu machen, wenn wir einige kurze Bruchſtücke aus dem 7ten Bande treu überſetzen, woraus ſie den Geiſt und die Manier des Geſchichtſchreibers erkennen mögen.

Fürſt Schemäkin's Verhaftung
(1517 — 1523).

Fürſt Waſili Schemäkin von Sewerien, ausgezeichnet durch kriegeriſche Tapferkeit, war das Schrecken der Krimm, die Geiſſel Litthauens und ein treuer Wächter des ſüdlichen Rußlandes, darum der Grosfürſt ihm gnädig war, und ihm die Stadt Putiwl ſchenkte; doch ihn fürchtete, nicht liebte; theils, ſich erinnernd des abſcheulichen Characters von Schemäkin's Grosvater, Dimitri, theils wohl kennend des Enkels ruheloſen, kühnen, auf ſeine Verdienſte ſtolzen Geiſt. Darum beobachtete er ihn unausgeſetzt und ſah mit geheimen Vergnügen die unverſöhnliche, wechſelſeitige Feindſchaft der Seweriſchen Fürſten, Schemäkin und Waſili Simeonowitſch von Starodub, Gemahl von des Grosfürſten Schwägerin. Der letztere gab an, es ſtehe der erſtere in Verbindungen mit dem König Sigismund und brüte Verrätherey gegen Rußland. Aber Schemäkin foderte gerichtliche Unterſuchung und ſchrieb an den Grosfürſten: „Gebiete „mir, deinem Knechte, nach Moſcau zu kommen „auf daß ich mündlich mich rechtfertige und meine „Verläumder auf ewig zum Schweigen bringe. Noch „hat deſſen Vater, Simeon, mir Böſes nachgeredet, „und der Sohn prahlt ſchamlos, ſprechend: ich will „Schemäkin umbringen, oder ſelbſt des Herrn „Zorn verdienen! So laß nun die Sache unter„ſuchen. Werd' ich ſchuldig erfunden, ſo ſey mein „Kopf Gott und dir verfallen“

Im Auguſt 1517 kam er nach Moſcau. Am andern Tage, am Feſte Mariä Himmelfahrt, ſpeiſte er mit dem Grosfürſten bey dem Metropoliten, rechtfertigte ſich vollkommen, und verlangte, daß die lügneriſchen Angeber ihm ausgeliefert würden. Deren waren zwey: ein Diener des Pronskiſchen und Einer des Starodubſchen Fürſten, die, als jener in Nowogorod Sewersky, dieſer in Litthauen war, von der vermeynten Verrätherey Schemäkin's gehört hatten. Den erſten Angeber ließ der Herr ausliefern, den zweyten erklärte er für unſchuldig. Mit Ehre und neuen Gunſtbezeugungen kehrte Schemäkin in ſeine Sewerskyſche Herrſchaft zurück, wo er noch fünf Jahre ruhig regierte, und ſeinen Starodubſchen Uebelwoller überlebte.

Aber im Jahr 1523 erneuerte ſich der Verdacht gegen ihn. Der Grosfürſt und der Metropolit verbürgten ihm ſchriftlich perſönliche Sicherheit, worauf er abermals in der Hauptſtadt ſich zum Gericht ſtellte, anfangs geliebkoſt, aber nach einigen Tagen in den Kerker geworfen wurde, als überwieſen geheimer Verbindungen und Briefwechſels mit Litthauen. An der Wahrheit dieſer Anſchuldigung wird gezweifelt. Man erzählt, daß ein gewiſſer ſchlauer Spaßmacher damals in Moskau mit einem Beſen von einer Straße zur andern gieng und ſchrie: „es iſt Zeit den letzten Schmutz aus dem Reiche zu fegen,“ nemlich, es vom letzten der abgetheilten Fürſten zu befreyen.*) Das Volk lachte, und errieth den ſchlauen Sinn. Andere tadelten den Herrn, und beſonders den Metropoliten, der Schemäkin durch ſeine Bürgſchaft hintergangen hatte. Nicht lange hernach mußte Warlaam, ein frommer, biederer, nie gegen ſein Gewiſſen dem Grosfürſten ſchmeichelnder Mann, die Würde eines Metropoliten niederlegen, und an ſeine Stelle ward Daniel erwählt, ein Joſifowskiſcher Abt, erſt dreyßig Jahr alt, friſchwangig, mit feiſtem Körper und ſchlauem Geiſte, mehr auf politiſche Vortheile als auf chriſtliche Tugenden bedacht. Dieſer Daniel hieß Schemäkin's Gefangenſchaft gut, und ſprach: Gott habe dem Grosfürſten von einem innern Hausfeinde befreit. So dachte nicht der Troitzkyſche Abt, Porfiri, in der Einöde und in einfachen Sitten erzogen. Feyerlich und kühn nahm er des verfolgten, ungeſetzlich in Ketten ſchmachtenden Fürſten ſich an, war aufgebracht gegen den Herrn, zog ſein Abtsgewand aus, und gieng in eine waldige Einöde am Belooſero.

---

*) Sie heißen im Ruſſiſchen udeli.

Schemäkin ſtarb im Kerker. Von ſeiner nach Moskau geführten Gemahlin wurden alle Bojaren entfernt, die ihren glänzenden Hofſtaat ausgemacht hatten. — So endeten für immer die abgetheilten Fürſten in Rußland, zwar nicht ohne Gewaltthätigkeit, nicht ohne perſönliche Opfer, nicht ohne Ungerechtigkeit, doch ohne Volksblut zu vergießen. In den, dem allgemeinen Wohl heilſamſten, Regierungs-Handlungen erblicken wir eine Miſchung von menſchlichen Leidenſchaften; darum ſoll die Geſchichte uns keine Götzen darſtellen, denn ſie ſchildert nur Menſchen und deren Unvollkommenheit. —

Die Grosfürſtin im Kloſter. (1525.)

Schon 20 Jahre war der Grosfürſt vermählt, hatte aber keine Kinder und keine Hoffnung Vater zu werden. Mit Wohlgefallen erblickt der Vater den Erben im Sohne, das iſt Natur-Geſetz; denn die Brüder ſind dem Herzen minder nahe, und Waſili's Brüder hatten weder große Geiſtes-Eigenſchaften noch aufrichtige Anhänglichkeit an den ältern Bruder bewieſen; ſie liebten weniger in ihm den Blutsfreund als ſie den Herrn fürchteten. Ein gleichzeitiger Chroniken-Schreiber berichtet: als der Grosfürſt einſt in einem vergoldeten Wagen außer der Stadt gefahren, habe er, auf einem Baume ein Vogelneſt erblickend, geweint und ausgerufen: „Die Vögel ſind glücklicher als ich; ſie haben Kinder!" — Auch zu einigen Bojaren habe er mit Thränen geſprochen: „Wer wird mein und des ruſſiſchen Reiches Erbe ſeyn! meine Brüder? die ihre eigenen abgetheilten Länder nicht zu regieren wiſſen?" — Die Bojaren antworteten: „Herr, den unfruchtbaren Feigenbaum haue ab und ſetze an deſſen Stelle einen andern in den Garten."

Nicht allein die höfiſchen Schmeichler, ſondern auch wohl die Freunde des Vaterlandes mogten Waſili rathen, ſich von der, der Unfruchtbarkeit beſchuldigten, Salomeh zu trennen, und durch eine andere Gattin dem Throne einen Erben zu ſchenken. Ihrer Meinung folgend und Vater zu ſeyn wünſchend, entſchloß ſich der Herr zu dem, in den Augen der Sittlichkeit harten, Mittel. Unbarmherzig verſtieß er aus ſeinem Ehebett die unſchuldige, tugendhafte Gemahlin, die 20 Jahre lang blos für ihn gelebt hatte; er gab ſie dem Kummer, der Schande, der Verzweiflung Preis; er übertrat das heilige Geſetz der Liebe und Dankbarkeit. Wenn aber auch der Metropolit Daniel, unterwürfig, ſchmiegſam und mehr das weltliche als das geiſtige beachtend, einſtimmig mit der Geiſtlichkeit, deſſen Vorhaben nicht allein geſetzlich, ſondern ſogar löblich fand; ſo gab es doch auch Geiſtliche und Weltleute, die dem Herrn kühn erklärten, daß ſein Vorhaben gegen Gewiſſen und Kirche ſtreite; unter andern der einſiedleriſche Mönch Waſſian, ein litthauiſcher Fürſtenſohn und ſelbſt einſt ein angeſehener Herr, der wegen ſeiner Ergebenheit für den jungen, unglücklichen Grosfürſten Dimitri, zugleich mit ſeinem Vater 1499 hatte in's Kloſter wandern müſſen. Dieſen Mann, der, wie man ſagt, dem alten heiligen Antonius zu vergleichen war, ſperrte man in das Woloko-lamskomſche Kloſter, deſſen Mönche der weltlichen Macht gern ſchmeichelten. Der alte graue Woywode, Fürſt Simeon von Kurbsk, Eroberer des Dörptſchen Landes, ein guter Chriſt und ſtrenger Beobachter der Faſten, wurde gleichfalls vom Hofe entfernt, weil er mit Eifer Salomeh's Rechte vertheidigt hatte. Selbſt gemeine Leute — theils aus natürlichem Mitleid, theils aus Gewiſſenhaftigkeit — verdammten Waſili.

Um Gewiſſen und Geſetze zu betrügen, ſollte Salomeh freiwillig der Welt entſagen; ſie wollte es nicht. Hierauf ſchritt man zur Gewalt; man führte ſie vom Hofe weg, man kleidete ſie ein in dem Roſcheſtwenskiſchen Jungfrauenkloſter, brachte ſie dann nach Susdal, und ſperrte ſie dort in ein Frauenkloſter. Man verſichert, daß, als die Unglückliche ſich weigerte die Ceremonien zu erfüllen, und ein vornehmer Beamter des Grosfürſten ihr nicht allein mit Worten, ſondern ſogar mit Schlägen im Nahmen ſeines Herrn gedroht, ſie unter heißen Thränen, das Nonnenkleid anlegend, feyerlich ausgerufen habe: „Gott ſieht es und wird mich rächen an meinem Verfolger!"

Auch ſoll hier die merkwürdige doch unwahrſcheinliche Sage nicht verſchwiegen werden, daß Salomeh, zum Schrecken und zu fruchtloſer Reue des Grosfürſten, bald darauf ſchwanger befunden worden, daß ſie einen Sohn gebohren, ihn Georg genannt, und ihn niemanden gezeigt habe, ſprechend: „Zu ſeiner Zeit wird er mit Macht und Ruhm auftreten." Viele haben das für wahr, andere für ein Mährgen gehalten, von den Freunden der unglücklichen, tugendhaften Fürſtin erſonnen.

Ob nun gleich Waſilis Eheband zerriſſen war, ſo konnte er doch, nach den Kirchengeſetzen, ſich nicht wieder vermählen; weil, wenn eine Gattin mit Einwilligung ihres Gemahls in's Kloſter geht, er auch ſelbſt der Welt entſagen muß. Allein der Metropolit gab ſeinen Segen, und nach zwei Monden vermählte ſich der **Herr** mit der Fürſtin **Helene**, Tochter des **Waſili Glinsky**, zum Erſtaunen unſerer Bojaren, welche nicht begriffen, wie ein fremdes verrätheriſches Geſchlecht zu ſolchen Ehren gelange. Es mag ſeyn, daß nicht blos die Schönheit der Braut die Wahl beſtimmte; es mag ſeyn, daß **Helene**, in einem berühmten Herrſcherhauſe in deutſchen Sitten aufgewachſen, durch welche ihr Oheim Michael ſich hervorgethan, mehr Annehmlichkeiten des Geiſtes beſaß, als die damaligen jungen Ruſſinnen, die einzig in Keuſchheit und Sanftmuth, den beſcheidenen Tugenden ihres Geſchlechts, erzogen wurden. — Die Vermählung wurde drei Tage lang auf das Prächtigſte gefeyert. **Waſili**, in ſeine junge Gattin verliebt, wünſchte nicht allein durch freundlichen Umgang ihr zu gefallen, ſondern auch durch jugendliches Anſehen; darum beſchor er ſich den Bart und trachtete ſorgfältig nach einem angenehmen Aeußern. —

Geburt des Zaar Iwan Waſilewitſch.

(1530.)

Mehr als drei Jahre verfloſſen, ohne daß **Helene** die Hoffnung ihres Gemahls und des Volks erfüllte. Vergebens wallfahrtete ſie mit dem Grosfürſten nach **Pereslawl**, **Roſtow**, **Jaroslawl**, **Wologda**, **Beloosero**. Vergebens ging ſie zu Fuß in die heiligen Klöſter und Einſiedeleien vertheilte reiche Almoſen, flehte mit Thränen um die Geburt eines Kindes. Gutmeinende beklagten ſie. Andere, die Waſili's zweite Vermählung für geſetzwidrig hielten, freuten ſich im Stillen und prophezeiten, daß Gott dieſe Ehe nie mit Fruchtbarkeit ſegnen würde. Endlich aber befand ſich Helena geſegneten Leibes. Ein Wahnſinniger, mit Namen **Domitian**, hatte ihr geſagt, ſie werde ein Kind mit einem **umfaſſenden Verſtande***) gebähren. Am 25. Auguſt 1530 um 7 Uhr Abends gebahr ſie wirklich einen Sohn, **Johann**, der im Guten, wie im Böſen in unſerer Geſchichte ſo berühmt geworden. Man hat erzählt, daß in derſelben Minute Himmel und Erde durch die heftigſten ſchnell auf einander folgenden Donnerſchläge erſchüttert worden, die ununterbrochen von ſchrecklichen Blitzen begleitet waren. Wahrſcheinlich hab
die Zeichendeuter des grosfürſtlichen Hofes verſt
den, dieſen Zufall zum Vortheil des Neugebor
auszulegen. Nach Verſicherung der Chroniken
nicht der Vater allein, ſondern ganz Moskau,
ganz Rußland in Entzücken. Nach 9 Tagen brac
der Grosfürſt das Kind in das Troitzkiſche Klo
wo Abt **Joaſaf Skripitzin** nebſt andern from
men Mönchen, unter welchen ein hundertjähri
ſich befand, es tauften. Mit Thränen der Rü
rung empfing der Vater aus ihren Händen ſein
theuern Erſtgebohrnen und legte ihn auf den Sar
welcher den Leichnam des heiligen Sergei umſchlie
damit dieſer Heilige ſein Führer und Beſchützer
allen Gefahren des Lebens ſeyn mögte. **Waſi**
wußte nicht, wie er lebhaft genug dem Himmel
ne Dankbarkeit bezeigen ſollte; er ſtreute Gold
den Kirchen-Seckel und unter die Armen; er
fahl alle Kerker zu öffnen, und hob die Acht
mit welcher ſein Zorn viele angeſehene Männer
legt hatte. — Vom Morgen bis zum Abend
die Hofburg mit herzlich Glückwünſchenden ange
füllt, nicht allein Moſcowiten, ſondern auch
wohner aus den fernſten Städten, welche blos
men, um ihren glücklichen Herrn zu ſchauen, und
ihm zu ſagen: „wir ſind glücklich mit dir!
Einſiedler fanden ſich ein, um den kräftigen Kna
ben in den Windeln zu ſegnen, und ſie wurde
im grosfürſtlichen Speiſeſaale bewirthet. Um ſei
ne Dankbarkeit den Gott gefälligen Heiligen,
Beſchützern von Moſcau, den Metropoliten
und Alexis zu beweiſen, ließ der Grosfürſt zu
bewahrung ihrer Reliquien koſtbare Behältniſſe
fertigen, von Gold für den erſten, von Silber
den andern. Kurz, nie fühlte Jemand lebha
als er, das Glück Vater zu ſeyn. Wahrſchein
mogte ſein Gewiſſen, wegen der Scheidung
ſeiner erſten unglücklichen Gattin ihn beunruhi
haben, und er in dem Segen der Fruchtbarkeit
ner zweiten Ehe ein Zeichen der Beſänftigung
tes erblicken.

(Der Beſchluß folgt.)

Etikette.

(Fortſetzung der Auszüge aus dem neueſten Werke der Fr. v. Genlis)

Logemens. (**Wohnungen.**) Man kann gewiſſermaßen die Sitten des 17ten und 18ten Jahrhunderts bis auf unſere Tage ſchon nach dem Innern großer Häuſer beurtheilen. In den alten Häuſern ſind weniger Zimmer, aber viel grö-

---

*) Bedeutet auch: **breitem Kopfe.**

ſter, höher, folglich geſunder. Man begreift nicht, wie ſo zahlreiche Familien Platz darin finden konnten. Aber wenn man damals ſeine Kinder verheirathete, ſo behielt man ſie noch Jahre lang bei ſich, und ſie begnügten ſich mit einem einzigen großen Zimmer. War Einer von beiden krank, ſo pflegte ihn der Andere und ſchlief auf dem Canapee. Lag die Frau in den Wochen, ſo zog der Mann ſo lange in ein Bedientenſtübchen. Die Eltern ſelbſt hatten, außer einem ſchönen Geſellſchaftszimmer, Speiſeſaal und Vorzimmer, nur noch drei oder vier Zimmer in allem. Jetzt braucht eine einzige Familie faſt mehr, als vormals zwei oder drei, und in allen großen Hotels gab es noch Kapellen. Heutzutage hat man die kleinen Zimmer, die Kabinette vervielfältigt, und vor allen Dingen die Ausgänge, die verborgenen Treppen. Alle Gemeinſchaft zwiſchen den Zimmern kann, wenn man will, abgeſchnitten werden, auf daß man völlige gegenſeitige Freiheit genieße und nie überraſcht werden könne. Man ſollte meinen, die Baumeiſter wären die Vertrauten aller häuslichen Zwiſtigkeiten und aller Liebesintriguen.

Magnetismus. — Seitdem man zu Paris ihn treibt, das heißt, ſeit 30 Jahren, ſind alle die gerühmten Wunder nur durch Köchinnen, Magde oder höchſtens ſolche Frauenzimmer bewürkt worden, deren Geiſt und Vernunft kein Zutrauen verdienten. Alle glaubwürdige Perſonen, an welchen der Magnetismus verſucht worden, haben nichts empfunden, nichts in 30 Jahren! nicht eine einzige vollkommene Heilung durch denſelben iſt unzweifelhaft bewieſen worden. Indeſſen glauben geſchickte Aerzte, daß der Magnetismus, entkleidet von allen Wundern des Somnambulismus, wohl als Heilmittel nützlich ſeyn könne, was wir nicht leugnen wollen. (Wir auch nicht. Man nenne es nur nicht Magnetismus, ſondern Einbildungskraft.)

Moden. Es giebt Menſchen, beſonders Frauenzimmer, für welche die Worte: das iſt Mode, heilige Worte ſind, und die mit gleicher Haſtigkeit die angenehmſte, bequemſte, wie die lächerlichſte und übel kleidendſte mitmachen. Verachtend ſchauen ſie auf die Frauen herab, die noch die Moden des vorigen Jahres tragen, und erſcheinen in Geſellſchaften mit der innigſten Freude und Zuverſicht, wenn ſie ſich bewußt ſind, daß ihr Kleid oder ihr Hut nach der neueſten Mode iſt. Folgende Maxime iſt ohne Ausnahme richtig: keine geiſtreiche Perſon hat jemals dieſen leidenſchaftlichen Hang zur Mode.

Mouches (Schönpfläſtergen.) Es war allerdings eine lächerliche Mode ſich Flecken in's Geſicht zu machen. Erſt legte man ein großes Pflaſter von ſchwarzem Sammt auf die rechte Schläfe; (eine ſchöne Dame, die ich in meiner Jugend geſehn, hatte dies Pflaſter ſogar mit kleinen Brillanten eingefaßt.) Dann klebte man kleine Schönpfläſterchen von geſteiften Taffent auf das Kinn, die Stirn, die Backen, und zwar in verſchiedenen Formen, rund, als Sterne, als halbe Monde. Alle Damen trugen Doſen mit Schönpfläſterchen in der Taſche. — Einſt ſchrieb Frau von Pompadour an den Marſchall d'Etrees und ſchickte ihm einen Plan zu einem Feldzuge, den ſie ſelbſt entworfen hatte. Die Orte, wohin er marſchiren ſollte, hatte ſie mit Schönpfläſterchen beklebt. Er lachte, that nichts von dem was ſie ihm gerathen und zeigte ſogar Andern lachend den bunten Brief; das hat ſie ihm nie verziehen.

Neologisme (Neuerungsſucht.) Seit der Revolution beklagt man ſich über die vielen neuen Worte in unſerer Sprache; ich hingegen klage, daß ſeit 25 Jahren viele gute Redensarten ganz unterdrückt worden ſind. Zum Exempel: „das geht mich nichts an — ich kann darüber nichts entſcheiden — ich weiß das nicht — ich verſtehe nichts davon." Jetzt wiſſen wir Alles und verſtehen Alles, beſonders in der Politik, worinn wir allen Königen und Fürſten der Welt guten Rath ertheilen können, wir mögen ſeyn von welchem Stande, Alter oder Geſchlechte wir wollen. Was ſage ich! rathen iſt zu beſcheiden ausgedrückt; wir ſchreiben vor, und mit Drohungen, die wir nur zu oft bethätigt haben, was andere denken, ſagen und thun ſollen. (Dieß Urtheil, ſo wie viele andere, einer Franzöſin über ihre eigenen Landsleute iſt doch wohl unverdachtig?) Schüler warfen ihren griechiſchen und lateiniſchen Plunder von ſich um ihre Lehrer in den Rechten des Menſchen zu unterrichten. (Gerade wie bei uns.) Junge Leute von 25 Jahren, bewieſen alten Leuten, daß man weder Kenntniſſe, noch Nachdenken, noch Erfahrung braucht, um über die beſte Regierungsform und das Schickſal der Reiche zu entſcheiden. Frauenzimmer ſchwärmen und wuten für oder gegen liberale Ideen. Doch ach! wir haben dieſe Vorzüge theuer erkauft! Studien und Literatur ſind im Verfall; Ruhe und Anmuth ſind aus der Geſellſchaft verſchwunden! Vormals errötheten die Frauen nur aus Schaamhaftigkeit, jetzt erröthen ſie ofter aus depit, haben lächerliche Anmaßungen und vernachläſſigen die Kunſt zu gefallen. Vormals hörten junge Leute zu und ſchwiegen.

Damals glaubten ſie noch, es ſey die größte aller Albernheiten, in ihrem Alter einen abſprechenden Ton anzunehmen. Die Franzoſen waren gutmüthig, höflich, jetzt ſind ſie drohend und aufrühreriſch. Politiſche Streitigkeiten trennen die Gemüther in den Wirthshäuſern, in den Küchen, in den Vorzimmern wie in den Schulen und Geſellſchafts-Zimmern, u. ſ. w.

Parfilage (Das Auszupfen der Gold- und Silberfaden.) (Frau von Genlis macht ſich luſtig über dieſe ſeltſame Handarbeit, die 12 bis 15 Jahre lang das Nähen und Sticken verdrängte, und ſchmeichelt ſich, durch eine Stelle in ihrem Roman, Adele und Theodor, ſie aus der Mode gebracht zu haben.) Man forderte, von allen Männern die man kannte, ihre alten goldenen Achſelbänder, ihre Degentroddeln, goldene Treſſen u. ſ. w., die man auf ſolche Weiſe den Kammerdienern entzog, ſie auszupfte und für eigenen Vortheil verkaufte. Eine geſchickte Zupferin konnte auf dieſe Art jährlich 100 Louisdors gewinnen.

Parure (Putz.) Wahr iſt's, daß im 18ten Jahrhundert die Frauen ſich lächerlich kleideten, aber ſie waren weit geputzter als jetzt: Ein Cirkel von 30 neben einander ſitzenden Frauen, gewährte einen ganz einzigen Anblick. Ihre gewaltigen Reifröcke bildeten ein reiches Spalier, welches kunſtreich mit Blumen, Perlen, Silber, Gold, Edelſteinen und Folie in allen Farben bedeckt war. Man trug damals nicht blos Blumen, ſondern auch Früchte, Kirſchen, Johannisbeeren, Erdbeeren mit Blüten u. ſ. w., die alle ſehr täuſchend nachgebildet waren. Einige Damen trugen auch Gemüſe, z. B. Artiſchocken und kleine Rüben auf dem Kopfe, was aber mehr eine Grille als eine Mode war. — Sich putzen bleibt immer läſtig, allein damals war es eine Marter. Man mußte ein paar Tauſend Haarwickeln dulden, und an dem ungeheuer hohen, unbequemen Kopfputz zwei Stunden bauen laſſen; man mußte ſich in eine Schnürbruſt preſſen, in einen Reifrock von 3 Ellen kriechen und auf einer Art von Stelzen gehn.

Perücken. Schöne Haare waren vormals weit häufiger in Frankreich als jetzt. Vermuthlich trugen Puder und Pomade zu ihrer vollkommenen Entwickelung bei. (?) Die ſchönſten Haare, die man je geſehn hat, waren die der Baronin von Clügny, dunkelblond, fein wie Seide, außerordentlich dick und ſo lang, daß ſie, losgebunden, anderthalb Fuß über die Schleppe ihrer Beſitzerin hinweg ragten, obgleich dieſe von mittler Größe war. — Bayle ſpricht von einem Juden, der einen 4 Ellen langen Bart hatte.

Poches (Taſchen) Das Abſchaffen der Taſchen hat eine Art von Umſturz in allen Haushaltungen zu Wege gebracht. Die Frauen ſind weniger ſorglich, laſſen ihre Briefe ſich herum ſchleppen, verlieren ihre Schlüſſel und nebenher ihre Zeit. Man kann nicht zugleich Venus von Medicis und eine gute Haushälterin ſeyn. Die Frauen ſollten wenigſtens zu Hauſe Taſchen tragen. Aber freilich, ſie ſind ja ſo ſelten zu Hauſe!

Reverences (Verbeugungen.) Vor der Revolution machten die Ritter vom heiligen Geiſtorden, bei feſtlichen Gelegenheiten, Knixe wie die Damen. Man weiß nicht, woher dieſer Gebrauch ſtammte. Jetzt bücken ſich die Damen faſt wie die Herrn. Ein vollkommener Knix war vormals keine kleine Kunſt. Er mußte zugleich natürlich, markig, (moelleux) beſcheiden, graziös und edel ſeyn. Die Marſchallin von B. rühmte man einſtimmig als die beſte Knixerin.

(Der Beſchluß folgt)

Kleine literariſche Notizen.

Die ſchauderhafte Geſchichte des Schiffbruchs der Fregatte Meduſa im Jahr 1816, beſchrieben von dem Wundarzt Savigny und dem Ingenieur-Geographen Correard, iſt nun auch ins Deutſche, und ſehr gut überſetzt. So viele Fragmente man auch ſchon von dieſer fürchterlichen Geſchichte in Journalen geleſen hat, ſo erhielt man doch nie dadurch den ganzen Eindruck den dieſe Darſtellung hinterläßt. Das Floß, auf welchem 150 Schiffbrüchige Franzoſen ihr Heil ſuchten, von welchen aber nur 15 nach 13tägigen Leiden Rettung fanden, iſt hier ſehr gut in einem Kupferſtich abgebildet. —

Die Geſchichte des Kriegszuges Cyrus des Jüngern und des Rückzuges der 10000 Griechen iſt eines der merkwürdigſten Denkmäler der Vorwelt. Betrachtet man es vollends nur in Hinſicht auf Geographie, ſo kann man es einzig nennen; denn wo fände man wohl ſonſt eine ſo ins einzelne gehende Beſchreibung von zweyen der Hauptſtraßen des weſtlichen Aſiens, auf einer Strecke von 500 Meilen, und entworfen vor 2200 Jahren von einem Manne, der eben ſo aufmerkſamer Reiſender als unterrichteter Krieger war. Es iſt bekannt, wie viel ſchon über dieſen Rückzug geſchrieben worden, aber, nach dem Urtheil gelehrter Kenner, blieb immer noch eine Lücke auszufüllen. Der engliſche Major Rennell, ſeit langer Zeit berühmt durch die tiefſten Forſchungen in der Geographie der zwiſchen Indien und Europa gelegenen Länder, derſelbe der ſchon im Jahr 1800 Herodot's geographiſches Syſtem, ein ſehr geſchätztes Werk, herausgab, ſcheint nun durch ſeine Erläuterungen über die Expedition des Cyrus und über den Rückzug der 10000 Griechen, die Gelehrten ganz befriedigt zu haben. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 42. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Erſte und letzte Erklärung wegen der dem Unterzeichneten entwendeten Handſchrift.

Das Endurtheil in dieſer Sache iſt zwar noch nicht geſprochen, aber doch die Unterſuchung geſchloſſen, und die Acten ſind zum Spruch an eine Univerſität verſandt worden. Da ich nun nicht weiß wie lange dieſer Spruch noch ausbleiben kann, die Zeit jedoch heran rückt, wo eine leidende Geſundheit mich nöthigt ein Bad zu beſuchen; ſo habe ich nicht länger es aufſchieben wollen, bevor ich die hieſige Gegend auf einige Monate verlaſſe, dem Publikum, meiner Zuſage gemäß, kurz, einfach und kalt, die ſo ſehr einſeitig beſprochene Sache darzulegen.

Ich hätte es vielleicht ſchon längſt thun ſollen; aber theils ahnte ich nicht, daß ein Gegenſtand, der in meinem Bewußtſeyn ſo klar erſchien, durch gehäſſige Deutungen einen ſo trüben Schein auf mich werfen könne; theils erlaubte mein Geſundheitszuſtand mir nicht, mit ſo widerwärtigen Dingen mich zu beſchäftigen. Jetzt zur Sache.

Nie und Niemanden hatte ich ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich beauftragt ſey, von den merkwürdigſten Erſcheinungen der deutſchen Literatur von Zeit zu Zeit meinem Hofe Bericht zu erſtatten. Auch dieſe Berichte ſelbſt gab ich nie für ein Geheimniß aus, und wenn, einen einzigen Freund ausgenommen, bis zu ihrer Veruntreuung noch Niemand ſie geleſen hatte, ſo war das blos zufällig, und weil eben faſt Niemand ſich darum bekümmert hatte. Ich kann mich hierüber auf ein Zeugniß berufen, welches wohl in dieſem Falle das unverdächtigſte ſeyn wird, nemlich auf das Zeugniß des Herrn Legationsrath Bertuch, dem ich ſchon im vorigen Sommer, als er einſt das Verlangen äuſſerte meine Bülletins zu ſehen, ohne alles Bedenken ſie mitzutheilen verſprach, und gewiß auch mitgetheilt haben würde, wenn er mich wieder daran erinnert hätte. Eben ſo wenig hatte ich dem Copiſten empfohlen, meine Handſchrift beſonders geheim zu halten. Dieſer ſonſt rechtliche Mann begieng daher keineswegs eine Veruntreuung dadurch, daß, als er wegen geringer Kenntniß der franzöſiſchen Sprache manches Wort meiner Handſchrift nicht gleich leſen konnte, er den Herrn Doctor Lindner zu Rathe zog, der damals mit ihm in einem Hauſe wohnte, und Redacteur des Oppoſitionsblattes war.

Nach Ausſage des Copiſten äuſſerte Hr. Doctor Lindner bei Erblickung meines Bülletins: „Ey, das ſcheint etwas intereſſantes zu ſeyn. Geben „Sie mir es doch auf eine Stunde mit auf mein „Zimmer. Es verſteht ſich, daß ich keinen übeln „Gebrauch davon mache.“ Der Copiſt hatte nichts dagegen, und Hr. Doctor Lindner unternahm nun eilig die zweideutige Arbeit, Auszüge aus Auszügen zu machen, die, wie er wohl wußte, das Eigenthum eines andern und nicht für den Druck beſtimmt waren. Er ſelbſt hat dieſes Factum in den Zeitungen eingeſtanden. Was der Richter darüber urtheilen werde weiß ich nicht; aber vor dem Richterſtuhle der Moralität ſcheint die Frage folgende zu ſeyn:

> „Wenn ein Gelehrter die Handſchrift eines an-
> „dern Gelehrten heimlich erwiſchen kann, iſt er
> „berechtigt, ſie ganz oder theilweiſe abzuſchrei-
> „ben, ſie guten Freunden mitzutheilen, und end-
> „lich ſie gar drucken zu laſſen, wohl wiſſend, daß
> „ſie keineswegs dazu beſtimmt war, ſondern
> „vielmehr einen amtlichen Bericht an die Be-
> „hörde des andern enthalte?“

Wenn dieſe Frage bejaht wird, ſo dünkt mich, man dürfe auch jeden fremden Brief, den man ſich zu verſchaffen weiß, ehe er verſiegelt wird, abſchreiben und drucken laſſen, und bleibe doch ein Ehrenmann dabey.

Im Vorbeigehn muß ich erinnern, daß das Publikum im Irrthum iſt, wenn es glaubt, die Lindnerſchen Auszüge enthielten mein ganzes Bülletin. Dieſes betrug weit über 20 Foliobogen eng geſchrieben, und in der Abſchrift gegen 50. Dem Herrn Doctor Lindner blieb daher nur ſo viel Zeit als nöthig war, um einzelne, und zwar ſolche Stellen zu copiren, von welchen er glauben mogte, daß ſie das Ganze (unbekannt bleibende) in einem gehäſſigen Lichte darſtellen würden.

Ich geſtehe, daß ich dieſe Handlung für unmoraliſch und ſtrafbar halte, auch, als mir die erſte Nachricht davon zu Ohren kam, ſie durchaus nicht glauben wollte. Ich zweifelte um ſo mehr daran, da man hinzufügte: die ſo unrechtlich erlangten Fragmente wären bereits in der Nemeſis des Herrn Hofrath Luden abgedruckt worden, und zwar von ſehr beißenden Anmerkungen begleitet. Nie hatte ich mit dieſem Gelehrten in Berührung geſtanden; da wir aber jetzt nur zwei Meilen auseinander wohnten, ſo hätte ich geglaubt, von ſeiner Rechtlichkeit erwarten zu dürfen, daß er — ehe er ſich entſchloß, etwas von mir drucken zu laſſen, was er nicht von mir empfangen hatte — eine Anfrage an mich werde ergehen laſſen. Hätte meine Antwort ihm nicht gegnügt, ſo ſtand ihm dann noch immer frey zu thun was er für gut hielt.

Noch mehr wurde ich in meinem Zweifel durch den Umſtand beſtärket, daß die Nemeſis in Weimar, in dem Induſtrie-Comptoir des Herrn Legationsrath Bertuch gedruckt wird, eines Mannes, mit dem ich ſeit vielen Jahren in freundſchaftlicher Verbindung zu ſtehen das Vergnügen hatte, und von dem ich folglich, nach meiner Art zu denken und zu fühlen, vorausſetzen mußte, daß er mich früh genug von dem was vorgefallen unterrichtet haben würde. Indeſſen wurde die Thatſache mit ſolcher Zuverſicht behauptet, daß ich, da Krankheit mich hinderte ſelbſt auszugehn — einen Freund bat, ſich perſönlich bei dem Hrn. Leg. R. Bertuch darnach zu erkundigen, und, im Fall es ſich würklich ſo verhielte, denſelben dringend zu erſuchen, noch jetzt, da das neue Stück der Nemeſis noch nicht ausgegeben ſey, eine Abänderung zu treffen.

Hierauf hatte der Schwiegerſohn des Hrn. L. R. Bertuch, der Herr Ober-Medicinalrath und Ritter v. Froriep, die Güte mich ſelbſt zu beſuchen, und mir die Wahrheit des Gerüchts zu bekräftigen. Ich wiederhohlte ihm meine Bitte, die Publication noch jetzt zu hindern; ich erbot mich, ſelbſt an den Herrn Hofrath Luden in Jena zu ſchreiben, und ihm wo möglich andere Geſinnungen einzuflößen. Im Fall mir ſolches nicht gelänge, wäre es noch immer Zeit, der Sache ihren Lauf zu laſſen. Allein Hr. v. Froriep verſicherte, das ſey Alles vergebens und laſſe ſich nicht mehr ändern. Zuletzt machte ich ihn aufmerkſam auf die Nothwendigkeit, in der ich mich befände, das Factum zu denunciiren, nicht weil ich deſſen was ich geſchrieben mich zu ſchämen hätte, ſondern weil es mir entwandt ſey, und weil, in Hinſicht der eigentlichen Beſtimmung meines Bülletins, die Bekanntmachung unanſtändig ſcheine. Er antwortete: man müſſe mir überlaſſen was ich thun wolle. Genug, man ſchien nun einmal entſchloſſen, einen Artikel nicht fahren zu laſſen, der ein ſchadenfrohes Publicum unterhalten konnte.

Ich wählte nunmehr den einfachſten Weg, indem ich an Sr. Excellenz den Herrn Staatsminiſter Grafen Edling ſchrieb und ihm anzeigte, daß mir, auf eine mir damals noch unbegreifliche Weiſe (denn die Ausſage des Copiſten war noch nicht vorhanden) Bruchſtücke meines Bülletins entwendet und gedruckt wären; daß ich ſolches erſtens für unſchicklich in Hinſicht auf meinen Hof, und zweitens für einen Eingriff in mein Eigenthum hielte, mich daher auf den Schutz Sr. Kön. Hoh. des Herrn Grosherzogs berief, und dieſe unrechtliche Publication zu unterdrücken bäte. Uebrigens erbot ich mich, das ganze Bülletin ihm, oder auch dem Herrn Grosherzog, wenn er es beföhle, vorzulegen. Das war der erſte und letzte Schritt, den ich in der Sache gethan habe, welches wohl zu merken iſt. Wer an meiner Stelle hätte weniger gethan? —

Hierauf geſchah ſogleich von Seiten des Grosherzogl. Miniſteriums alles mögliche, um das unrechtliche Vorhaben meiner Gegner zu hindern. Die Auflage des Hefts der Nemeſis wurde mit Beſchlag belegt; die ſchon ausgegebenen Probebogen mußten eingeliefert werden, und ſämmtliche Buchdrucker in Weimar und Jena erhielten Befehl, das Bülletin, wenn es ihnen auch zu Handen käme, nicht nachzudrucken. Indeſſen hatte Herr Doctor Wieland, Herausgeber des Volksfreundes, ſich einen Probebogen zu verſchaffen gewußt, und da ein einziger Buchdrucker in Jena, durch Irrthum eines Beamten, von dem Verbot nicht officiell unterrichtet war, ſo wurden die Fragmente des Bülletins gedruckt, ohne den allgemein bekannten Willen der Regierung zu beachten; eine Handlung, die ich gleichfalls für unmoraliſch und ſtrafbar halte.

Nachdem die Grosherzogl. Regierung ſämmtliche Exemplare der Nemeſis mit Arreſt belegt hatte, verlangte ſie von mir, dieſen vorläufigen Arreſt binnen drei Tagen zu juſtifiziren. Ich wiederhohlte blos die, in meinem Briefe an den Herrn Grafen v. Edling angegebenen beiden Gründe, und überließ ſogleich der Regierung die Entſcheidung. Sie übertrug nunmehr die fernere Unterſuchung dem Criminalgerichte, welches dieſelbe auch beendigt und die Acten an die Regierung zurückgeliefert hat, worauf ſie an eine auswärtige Juriſten-Facultät verſendet worden. Der Spruch möge ausfallen wie er wolle, ſo bleibe ich mir bewußt, daß ich durchaus rechtlich und ohne alle Einmiſchung von Partheiwuth gehandelt habe.

Den Inhalt der entwendeten Fragmente ſelbſt betreffend, erinnere ich nur noch: daß meine, durchaus nichts Geheimes enthaltende, Inſtruction dahin lautet, von Allem Neuen und Auffallenden, es diene zu Lehre oder Warnung, was über Theologie, Kriegskunſt, Politik, Staatswirthſchaft, Geſetzgebung, öffentlichen Unterricht und Ackerbau geſchrieben wird, meinen Hof in Kenntniß zu ſetzen. Es iſt mir dabei zwar nicht unterſagt, doch auch nicht vorgeſchrieben, meine eigene Meinung beizufügen, weshalb ſolches auch höchſt ſelten, und nur dann geſchieht, wenn meine Erfahrung mir irgend eine Ueberzeugung aufdringt. Dieſe Ueberzeugung iſt es dann, welche ich als ehrlicher Mann auszuſprechen für Pflicht halte, ohne Rückſicht auf die herrſchenden Meinungen des Tages. So, zum Beiſpiel, iſt meine innigſte Ueberzeugung, daß repräſentative Verfaſſungen zwar in vieler Hinſicht ſehr gut und wünſchenswerth, aber durchaus nicht der einzige Weg zum Volksglücke, und, als ein neuer Weg, immer bedenklich einzuführen ſind, weil tauſend leidenſchaftliche Reibungen gewiß entſtehen werden, und weil man wohl weiß, wo man anfängt, aber nicht, wo man endigen wird. Es iſt folglich meine Ueberzeugung, daß da, wo ein gerechter Fürſt monarchiſch regiert, man am ſicherſten gehe, wenn man ihn ruhig fortregieren laſſe, weil das ſichere Gute oft dem unſichern Beſſern vorzuziehen iſt, und weil die Ungerechtigkeiten oder Mißgriffe, die bisweilen unter monarchiſchen Regierungen vorfallen mögen, gewiß um nichts zahlreicher ſeyn werden, als unter der gerühmteſten Verfaſſung (conferantur die Parlamentsverhandlungen in England wegen der Indemnity-Bill). Ich vermuthe ferner nicht bloß, ſondern ich bin feſt überzeugt, daß manche deutſche Schriftſteller eine Revolution ſehnlichſt wünſchen, um als Volksredner, Deputirten und Repräſentanten eine Rolle zu ſpielen. Wer die franzöſiſchen Flugſchriften in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution geleſen hat, muß durchaus verblendet ſeyn, wenn er nicht erkennt, daß manche deutſche Flugſchriften gerade daſſelbe ſagen, predigen und begehren, ſich gerade, wie jene, wohltönender Phraſen bedienen und immer nur das Heil des Volkes im Munde führen. Wenn nun gleiche Urſachen, wie gewöhnlich, gleiche Folgen hervorbrächten — wer ſollte nicht zittern? wer nicht warnen? — Meine Ueberzeugung iſt: daß, wenn die Weisheit unſerer Fürſten uns nicht vor einem auswärtigen Kriege bewahrt, jene Schriftſteller endlich das Volk, welches ſie unaufhörlich bearbeiten, zu gefährlichen Schritten verleiten werden. Meine Ueberzeugung iſt: daß es Katheder- und Stuben-Gelehrten an der nöthigen Erfahrung und Weltkenntniß mangelt, um klar in die nächſte Zukunft zu ſchauen, und daß folglich der Saame, den ſie in junge Gemüther ſtreuen, nur bittere Früchte tragen werde, entweder für die Jünglinge ſelbſt, oder für das Vaterland. Solche Ueberzeugungen bei Gelegenheit nicht auszuſprechen, würde ich für Verrath an meinem amtlichen und ſchriftſtelleriſchen Berufe halten. Ich kann irren, aber wenigſtens irre ich ehrlich.

Was die Leibeigenſchaft betrifft, deren Vertheidigung man mir ſo boshaft untergeſchoben, ſo habe ich mich bereits darüber in einem Extrablatte erklärt. Es hat wohl nie einen entſchiedenern Gegner derſelben gegeben als mich, obgleich in Hinſicht einer ſchnellen Aufhebung, die Erfahrung mich genöthigt hat, mein Urtheil zu modificiren und den Grundſatz anzunehmen, daß durchaus Landſchulen dieſe Maßregel vorbereiten müſſen. Was meinen eigenen Bauern Gutes zu thun in meiner Macht geſtanden, habe ich jederzeit redlich gethan und bin gewiß, daß ſie mir nicht fluchen.

Ueberhaupt hege ich das innige und tröſtende Bewußtſeyn, daß ich in meinem Berufe bloß nach Ueberzeugung und Pflicht, in meinem Privatleben in jedem meiner Verhältniſſe rechtlich handle; daher es mir leicht wird, die Partheiwuth ſo mancher Zeitſchrift gegen mich zu verachten, indem ſie mir nur einen neuen Beweis von der revolutionairen Leidenſchaftlichkeit liefert, vor der ich warne. Indeſſen wiederhole ich dieſen Herren, daß ich weiter nichts von ihnen begehre, als dieſelbe Freiheit der Meinung, die ſie immerfort für ſich reclamiren. Wer von uns am richtigſten vorausſah, wird die Zeit entſcheiden. Ich fürchte, daß ich Recht behalten werde.

Aber es geſchehe, was da wolle, mit dieſer meiner erſten und letzten Erklärung in der Hand kann ich vor jeden Richterſtuhl treten, und nicht allein den Spruch der Juriſten-Facultät, ſondern auch den Spruch des Todten-Richters ruhig abwarten.

Weimar, den 9. April 1818.

Kotzebue.

Leipzig.

Wir nennen da einen der intereſſanteſten Orte in unſerm lieben Vaterlande. Unter zehn reiſenden Deutſchen, die etwa in Wien oder in Petersburg zuſammen treffen, ſind gewiß acht einmal in Leipzig geweſen, und unter dieſen achten knüpfen gewiß ihrer ſieben eine angenehme Erinnerung an ihren kürzern oder längern Aufenthalt daſelbſt. Der zahlreiche Stand der *Kaufleute* hat dort einträgliche Geſchäfte gemacht; viel tauſend *Gelehrte* haben dort an den Brüſten der Muſen geſogen und ſind an der Hand des liebenswürdigen *Plattner* ohne Nebelkappen in Minervens Heiligthum gedrungen. Dichterfreunde haben dort den edlen *Weiſſe*, den frommen *Gellert* noch gekannt, Freunde der ſchönen Natur den unvergeßlichen *Müller*, der die ganze Stadt mit einem Garten umgab. Fromme Seelen gedenken mit Wehmuth des Herzerſchütterers *Zollikofer*; Künſtler und Kunſtliebhaber erinnern ſich der herrlichen *Winklerſchen* Gemählde-Sammlung u. ſ. w. Selbſt der gewöhnlichſte Reiſende nahte der Stadt mit neugierigem Verlangen; war es auch nur um Auerbachs Hof zu ſehn, oder Leipziger Lerchen zu eſſen. Seitdem nun vollends Deutſchlands Freiheit vor Leipzigs Thoren erkämpft worden, iſt dieſes Intereſſe weit höher noch geſteigert, und es war daher ein glücklicher Gedanke des Herrn *Dolz*, Vicedirector's der Rathsfreiſchule zu Leipzig, mit einer *Geſchichte* dieſer Stadt, *von ihrem Entſtehen bis auf die neueſten Zeiten* das Publikum zu beſchenken. Es iſt ein gut geſchriebenes, aus den beſten Quellen mit großem Fleiße geſchöpftes Werk, aus welchem wir mit Vergnügen einiges Unterhaltende ausheben.

Dem Herzoge *Georg* lagen (1512) die geiſtlichen Komödien ſo ſehr am Herzen, daß er 2000 Gulden ausſetzte, um für die Zinſen derſelben in der Marterwoche die Leidensgeſchichte Jeſu auf öffentlichen Markte aufzuführen. Am Palmſonntage ſchleppten die Prieſter und Mönche einen hölzernen Eſel auf Rädern aus der Thomaskirche unter Geſang auf den Markt Auf dem Eſel ſaß ein geſchnitztes Mannsbild mit langem Rocke. In Ermangelung der Palmen wurden die Straßen mit Weidenzweigen beſtreut. Der vornehmſte Geiſtliche ſchlug mit einem indianiſchen Rohre die andern, die ſich zerſtreuten und endlich hinter einen ausgeſpannten Verhang verſteckten. — Sonnabends vor dem Oſterfeſt liefen Knaben und Mädchen mit Pauken, Glocken, Schellen und Klappern durch die Stadt und gröhlten ein Spottlied auf den Verräther Judas. Nach Mitternacht ſtrömte das Volk in die Poltermeſſe. Nach Beendigung derſelben ſprang ein vermummter Geiſtlicher, der die Perſon Chriſti vorſtellte, aus einem finſtern Orte hervor, und ſtieß mit einem Crucifix an eine verſchloſſene Thür, hinter welcher ſich das Jammergeſchrey der verworfenen Engel erhob. Die Thür wurde geſprengt, und die Teufel in Ketten fortgeführt. An dieſen Teufelszug ſchloſſen ſich die aus der Hölle erlöſten Seelen in weißen Hemden und ſangen Siegeslieder. —

Am Himmelfarthsfeſte wurde in der Kirche ein geſchnitzter Chriſtus an einem Seile ſchnell in die Höhe gezogen, und aus mehreren Oeffnungen des Gewölbes (deren eine das Bild den Augen der Zuſchauer entrückte) regnete es Oblaten, Kuchen, Roſinen, Mandeln u. ſ. w., wobei es, vermuthlich zum Skandal der Gläubigen, nicht ſelten an heiliger Stätte zum Raufen kam. —

Im 16ten Jahrhundert trug man weite *Pluderhoſen*, zu deren tauſend Falten bisweilen 130 Ellen Zeug nöthig waren. (!) In Wittenberg bezahlten die Studenten kein Collegium mehr, weil all ihr Geld für ſolche Hoſen aufgieng, die oft den jährlichen Ertrag eines Landgutes koſteten, bis Churfürſt Auguſt 1562 ſie ſtreng verbot. Früher ſchon hatte der Superintendent *Musculus* zu Frankfurt eine Strafpredigt *vom zerluderten, zucht- und ehrverwegenen, pludrichten Hoſenteufel* dagegen drucken laſſen. Sie gieng reiſend ab, die Hoſen wurden aber immer fort getragen. — Der Leipziger Magiſtrat ließ gegen den Kleider-Luxus manche Verordnung ergehen, verbot Edelſteine, beſtimmte den Werth von Ketten, Perlen, Haubenborten u. ſ. w. Nur am Hochzeittage durfte die Braut im Perlenſchmuck erſcheinen, und auch den mußte ſie von der Mutter geerbt haben. — Bei Hochzeiten waren den vornehmen Bürgern und *tapfern* Kaufleuten 10 Tiſche und noch 2 für die Fremden geſtatte, aber nur zweyerlei Bier und zweyerlei Wein, doch kein ſüßer. Mehr als 10 Männer und Frauen durften nicht an einem Tiſche ſitzen. (Es war alſo ſchon eine *Einſchränkung*, daß nicht mehr als 120 Gäſte gebeten werden durften.) Die Tafel wurde auf 6 Speiſen, außer Käſe und Kuchen beſchränkt und mehr als *drey* Mahlzeiten an einem Tage ſollten nicht gegeben werden. (Früher alſo ſetzte man ſich noch öfter zu Tiſche.) Um 9 Uhr ſollten Braut und Bräutigam zur Kirche gehen, und um 10 Uhr die Tafel ſervirt ſeyn. — In einer ſpätern Verordnung gegen den Kleider-Luxus (1626) wird dem Mannsvolk vorgeworfen, daß es in Sammt und Atlas *zurhackt* und *zurſtochen* ſich kleide, und lauter ſeidene Strümpfe trage. Das Weibsvolk mache vollends den Garaus; da ſey ein ſeidener Rock nicht genug, ſondern es gebe noch ſtattliche Ueber- und Umhänge, hohe Farben, güldne Schnüre, fliederne Hauben mit Perlen, geſchlagene Goldroſen u. ſ. w., es achte die Kränze von ſchönen wohlriechenden Blumen nicht mehr, ſondern ſtecke goldene und ſilberne Schwerdter und Dolche durch das Haar, und wickle Perlen vielmal um den Hals, und laſſe ſie bis auf den Gürtel herab hängen. Die Handſchuh, ſogar die Schuh würden mit Gold und Perlen geſtickt, und „man laſſe ſich vordeuchten, „je mehr es eine der andern in ſolcher übermüthigen „Hoffarth zuvorthun könne, je tugendreicher werde „ſie angeſehen, gleich als ob Zucht, Tugend und „Ehrbarkeit in der verfluchten Hoffarth ſteckte.“ Es wäre kein Wunder, daß um ſolcher unzeitigen Hoffarth willen manche veralte und ſitzen bleibe. (Liebe Jungfrauen von heute! ihr würdet fürwahr nicht übel thun, wenn ihr dieſe Ermahnung des Leipziger Magiſtrats beherzigtet, als ob ſie geſtern geſchrieben wäre.) — 1642 wurde abermals allerlei verboten, beſonders die Modo ſeidenen Strümpfe mit goldenen oder ſilbernen Zwickeln, die Schuhe mit Spitzen und Borden, die Zobelmützen u. ſ. w. und da, wie gewöhnlich das Verbot nichts fruchtete, ſo riſſen beſtellte Rathsdiener vor den Kirchthüren den Weibern die Bänder, Spitzen und Haarbügen ab. — 1680 ereiferte ſich der Rath auf's neue, unter andern über „die ſonderliche Entblößung der Brüſte, „worüber Gott und ehrliebende Menſchen einen Abſcheu haben“ und über „die ſchwarzen Pfläſterchen, „welche zum Uebermuth in die Geſichter geklebt werden,“ auch über die Perücken, die aus Frankreich gekommen waren, und die man zwar 1690 noch für eine Erfindung des Satans erklärte, die aber dennoch bei den Geiſtlichen ſo ſehr mode wurden, daß immer einer dem andern in der Größe und Höhe der Perücke zu übertreffen ſtrebte. 1707 wurde in Leipzig die Frage: ob Prediger Perücken tragen dürften? auf das Katheder gebracht und bejaht. — 1630 unterſagte auch der Rath „alles Carethen „fahren in der Stadt“ (Equipagen) es wäre denn, daß Einer alt und krank oder das Wetter gar zu ſchlecht ſey. —

Im 16ten Jahrhundert wurde um 5 Uhr Morgens die Frühſuppe gegeſſen, auch wohl kalter Braten. Um 6 Uhr gingen alle öffentliche Geſchäfte an. Um 10 Uhr ſpeißte man zu Mittag.— Nachmittags ein Veſpertrunk — um 5 Uhr die Abendmahlzeit und vor Schlafengehen (vermuthlich um 7 Uhr) ein Schlaftrunk. —

Sehr merkwürdig ſind die theologiſchen Streitigkeiten, um deren willen auch der Leibarzt Peucer, Melanchthon's Schwiegerſohn, und der ſogar bei dem Churfürſten zu Gevatter geſtanden hatte, 10 Jahre lang auf der Pleißenburg ſitzen mußte. Sein ganzes Verbrechen war die Behauptung: daß Chriſtus zwar allerdings nach ſeiner göttlichen Natur, aber nicht nach ſeiner menſchlichen allmächtig ſey. — Dann der Tumult in Leipzig 1593, in welchen unter andern der Profeſſor der Dichtkunſt Major verwickelt war, ein Schalk, der einſt dem Doctor Andreä einen Rattenfänger in's Haus ſchickte, dem er weiß gemacht hatte, dieſer Theologe werde ſehr von Mäuſen geplagt. Major muſte für dieſen luſtigen Einfall im Gefängniß büßen. —

Zur Geſchichte der Moden gehört noch, daß, als Leipzig dem Churfürſten Chriſtian II. zu ſeiner Vermählung Glück wünſchen ließ, die Deputirten gelbe Strümpfe, tafftne Ermel, ein Jeder von derſelben Farbe und ſogenannte Schützenröckelein trugen.

Frankfurt am Main hatte ſchon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts Büchermärkte und Meßkataloge. In Leipzig entſtand erſt zu Anfang des 17ten Jahrhunderts ein kleiner Büchermarkt, anfangs unbedeutend, bis die drückende Cenſur in Frankfurt den Leipziger Markt hob, und nun zur Oſtermeſſe beinahe 250, zur Michaelis-Meſſe gegen 50 fremde Buchhändler jährlich etwa 5000 Bücher nach Leipzig bringen. Der Gewinn davon iſt auf 40000 Thaler berechnet worden, ſoll ſich aber weit höher belaufen. —

In der Erzählung von Leipzig's Uebergabe an Tilly wird Schillers Geſchichte des 30jährigen Krieges berichtigt. Schiller ſagt nemlich: „im „Hauſe eines Todengräbers, dem einzigen was in der „Halliſchen Vorſtadt ſtehen geblieben war, hatte „Tilly ſein Hauptquartier genommen. Hier unterzeichnete er die Kapitulation. Beym Anblick der „abgemahlten Schädel und Gebeine, mit denen der „Beſitzer ſein Haus geſchmückt hatte, entfärbte ſich „Tilly, und Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.“ Bredow und andere haben das nacherzählt, zum Theil noch weit poetiſcher und mit Kupfern von Chodowiecky geſchmückt. Hier wird nun aber bewieſen, daß die Anecdote falſch iſt; daß mehrere Häuſer, nicht vor dem Halliſchen, ſondern vor dem Grimmaiſchen Thore ſtehen blieben; daß der Todengräber, der mit Tilly ſich unterhalten haben ſoll, ſich längſt aus dem Staube gemacht hatte, und daß er überhaupt ſchwerlich ſeine Wände mit Knochen und Schädeln verziert hatte. —

Als 1639 der ſchwediſche General Banner die Stadt bedrohte, war die Hungersnoth ſo groß, daß man tode Hunde verzehrte. — Ein Lehrburſche des Nadlerhandwerks, der ſich bei einem Ausfalle gegen die Schweden ſehr tapfer bewieß, wurde zwar getödtet, aber nach ſeinem Tode zum Bürger und Meiſter gemacht, um ihm wenigſtens bei ſeinem Begräbniſſe mehr Ehre erzeigen zu können. — Die Schweden benahmen ſich damals höchſt grauſam. Sie warfen die Bauern an Händen und Füßen gebunden, auf den Rücken, ſperrten ihnen den Mund mit Holz auf, und goſſen ihnen ſo lange Seifenwaſſer und Düngerjauche in den Hals, bis der Leib aufſchwoll. Wollten ſie noch nicht bekennen, wo ſie ihre Habſeligkeiten etwa verſteckt hatten, ſo trat man ihnen mit den Füßen die Jauche wieder aus dem Leibe, und das nannte man den Schwedentrunk. —

Oefter hat die Leipziger Meſſe damals müſſen aufgeſchoben, aber nur ein einzigesmal, 1642, konnte gar keine Meſſe gehalten werden. Hingegen machte in dieſem Jahre der ewige Jude einen Beſuch in Leipzig. —

1646 wurde der große Leibnitz daſelbſt gebohren. Sein Vater war Profeſſor. — 1650 führten die Studenten, dem Churfürſten zu Ehren, ein muſikaliſches Schauſpiel auf dem Markte auf, wobei die Sänger als Muſen und griechiſche Gottheiten erſchienen. — Aber trotz dieſer Vertraulichkeit mit den Muſen zeigte ſich in jener Zeit der ſogenannte Pennalismus (von Penna, Pennal, Federbüchſe) in ſeiner ganzen Rohheit! jeder neue Ankömmling trug 1 Jahr, 6 Wochen, 6 Tage, 6 Stunden, 6 Minuten den Spottnahmen Pennal, die altern nannten ſich Pennal-Putzer, in gleichzeitigen Schriften hingegen werden ſie Pennalſchinder, Plaghanſe und henkermäßige Schlingel genannt. Sie reiſten den Neuankommenden entgegen, empfingen ſie in Wirthshäuſern an der Landſtraße, führten ſie mit unbändigem Gebrüll in die Schenkſtube, wo auf ihre Koſten geſoffen wurde; man barbierte ſie aus einem Scheuerfaſſe, ſeifte ſie ein mit einem Ziegelſteine, und kratzte ihnen den Bart mit einem alten verroſteten Degen. Dann ſetzte man ihnen Kappen mit Hörnern auf, ſchliff ſie auf einem großen Schleifſtein, hobelte ſie auf einer Hobelbank u. ſ. w. In Leipzig ſelbſt mußten die Füchſe den alten Burſchen die Schuhe putzen, Bier holen, auf ihr Geheiß unter den Tiſch kriechen und wie ein Hund bellen, Naſenſtüber erdulden u. ſ. w. —

1676 verbot der Rath den ausſtehenden Aerzten, Hanswürſte auftreten zu laſſen, aber noch zu Ende des 18ten Jahrhunderts ſah man auf den Meſſen ſolche Aerzte, deren Bediente die Rolle der Hanswürſte ſpielten. —

Schon 1633 wurde auf dem Rathhauſe die, von Mußler bearbeitete, Hecyra des Terenz aufgeführt. — 1643 bekam Leipzig ein Opernhaus, und in der Meſſe dieſes Jahres wurde die erſte Oper (eine venetianiſche Erfindung) dort geſehn. In jeder Meſſe ſpielten nun die Studenten auf dieſem Theater, und in den vornehmſten Straßen wurden gemahlte Schilde ausgehangt, welche den Inhalt der Oper darſtellten. — 1699 ſah Leipzig zum erſtenmale (aber auf königlichen Befehl) franzöſiſche Comödie. Vier Jahre früher war der Kaffee nach Leipzig gekommen, den man jedoch in Familien ſelten oder nie zu bereiten pflegte, ſondern auf dem Kaffeehauſe trank. — Das berühmteſte Kaffeehaus, nicht nur in Europa ſondern ſelbſt in Amerika und Aſien, das Richterſche, wurde 1702 erbaut und war, faſt 100 Jahre lang, beſonders während der Meſſen, der geſellſchaftliche Zufluchtsort aller Fremden; auch bedeutende Geſchäfte wurden oft dort abgeſchloſſen. Das Andenken des wackern Kaffetiers Richter wird ſo bald in Leipzig nicht erlöſchen. —

Wir beſchließen dieſen Auszug, der hoffentlich keinem unſerer Leſer zu lang vorgekommen iſt, mit einer drolligen Grabſchrift, welche auf dem alten Gottesacker zu Leipzig gefunden wurde. Sie iſt abgefaßt in Form eines von Chriſtus ausgeſtellten Wechſels: „Anno 1669 den 7ten April. (der Geburtstag des Verſtorbenen). Auf F. A. Blechſchmidts Sterbetag anno 1700 den 21ſten October, zahle ich Jeſus Chriſtus dieſen meinen Sola-Wechſelbrief, Valuta habe ich ſelbſt verdient, bin mit ſeinem Glauben und Leben zufrieden, ſchenke ihm daher die ewige Seligkeit aus Gnaden."

Ueber die Geſinnungen der Regierungen und der Völker in Rückſicht auf die Unabhängigkeit von Süd-Amerika.

(Eingeſandt und zum Beweiß der Unpartheylichkeit dieſes Blattes mit Vergnügen aufgenommen, obgleich der Herausgeber über manche Puncte anderer Meinung iſt)

Unter dieſem Titel befindet ſich eine Abhandlung in dem neuerlich erſchienenen Werke des Hrn. de Pradt, ehemaligen Erzbiſchoffs von Mecheln, über die ſechs letzten Monate von Amerika und Braſilien. Da ſie nicht nur viele wahre und gründliche Gedanken enthält, ſondern auch eine unſers Wiſſens ganz neue Anſicht dieſer höchſt wichtigen Weltbegebenheit aufſtellt, ſo wird es unſern Leſern nicht unintereſſant ſeyn, hier einen gedrängten Auszug aus derſelben zu erhalten. — Drei große Volksrevolutionen, ſagt der Verfaſſer, haben ſeit vierzig Jahren in der Welt ſtatt gehabt, die nach der Art ſolcher Erſchütterungen alles, was ſie erreichen konnten, umgewandelt haben. Unter Volksrevolutionen verſtehen wir jedoch ſolche, die von ganzen Nationen bewirkt worden ſind, nicht aber von den niederſten Claſſen derſelben allein. Den Unterſchied zwiſchen beiden hat man aus bekannten Urſachen zu verwiſchen geſucht, ob er gleich unermeßlich groß iſt, denn in den erſtern verſchaffen Geiſt und Einſichten die nöthige Kraft zum Handeln, in den letztern aber handelt die rohe Kraft ohne Geiſt. In den erſtern wird verbeſſert, befeſtigt, vervollkommnet; in den letztern hingegen umgeſtürzt und zerſtört; dies war der Fall in Frankreich, als der Pöbel herrſchen wollte. Ferner gehören auch diejenigen Revolutionen nicht hieher, durch welche blos ein einzelner Mann, oder eine Parthei über die andere, die Obergewalt zu bekommen ſucht. — Die drei großen Revolutionen, welche wir meinen, ſind die in Nordamerika, in Frankreich und in dem Spaniſchen Amerika. Man hat den Urſprung der einen in der andern geſucht, und aus ihrem Aufeinanderfolgen die Abſtammung von einander erweiſen wollen. In dieſer Behauptung iſt zu gleicher Zeit etwas Wahres und etwas Falſches; beides wird man bei näherer Anſicht leicht erkennen.

Die Revolution in einem Lande erſchafft nicht erſt die Urſachen der Unzufriedenheit, die den Uebergang in einen andern Zuſtand wünſchenswerth machen, ſondern ſie bringt ſie nur allgemeiner zur Sprache und macht ſie fühlbarer. Die Revolution in Amerika hatte in Frankreich die Lehnsverfaſſung, die Privilegien, die übermäßigen, ungleich vertheilten Auflagen, die Zölle im Innern, die Baſtille, die lettres de cachet, und die vielen ſonſtigen Wirkungen des Despotismus und der ausſchließenden Vorrechte, durch welche ſich jeder Einzelne, ſo wie die Nation im Ganzen empört fühlen mußte, nicht hervorgebracht; eben ſo wenig hat auch die franzöſiſche Revolution den Druck und die zahlloſen Leiden verurſacht, worüber ſich die ſpaniſchen Colonien beklagen, und wegen deren ſie gegen das Mutterland aufgeſtanden ſind. Alle dieſe Revolutionen haben keine ähnliche in Rußland, Dänemark, Oeſterreich u. ſ. w. nach ſich gezogen, und es exiſtirt durchaus kein nothwendiger Verband zwiſchen ihnen und allen denjenigen Revolutionen, die in der Folge noch entſtehen können. Ob aber gleich jede von ihnen an dem Ausbruch der andern unſchuldig war, ſo können ſie dennoch durch die Vergleichungen und die Gelegenheiten, zu denen ſie Veranlaſſung gaben, einen indirecten Einfluß auf einander gehabt haben. So ſind gewiß viele Franzoſen, die nach Amerika gingen, nicht als die nämlichen, die ſie vorher waren, wieder zurückgekommen; ſie hatten dort andere Dinge geſehen und gehört. Auf die nämliche Art haben auch die ſpaniſchen Independenten ihr Licht an der neuen Sonne, die neben ihnen, in Nordamerika, leuchtete, anzünden können; auch hat der doppelte Krieg Spaniens gegen Frankreich und gegen England, obgleich in einem ganz entgegengeſetzten Sinne geführt, doch das gemeinſchaftliche Reſultat hervorbringen können, daß durch die lange Trennung von dem Mutterlande der Wunſch und das Gefühl der Möglichkeit, auf immer von ihm getrennt zu bleiben, rege geworden ſind. Allein der Keim der Revolution war in beiden Fällen ſchon vor dieſen zufälligen Einflüſſen vorhanden, und nur die Entwickelung deſſelben iſt durch ſie befördert worden.

Die franzöſiſche Revolution hat unermeßliche Wirkungen hervorgebracht; ſie iſt gerade ſo bekämpft worden, wie es geſchehen mußte, um ſie herrſchend zu machen. Sie war ihrem Ende nahe, und die große Frage des menſchlichen Geiſtes war durch ſie beinahe aufgelöſt, als Napoleon erſchien, ganz Europa eine ſchwankende Richtung gab und jenen Geiſt wieder zweifelhaft machte. Die Völker zwangen gewiſſermaßen die Fürſten, ſich ihrer Arme zur Abſchüttelung des gemeinſchaftlichen Joches zu bedienen. Die Völker, die keine Großkreuze, keine Penſionen und dergl. bekommen, boten denen, die dies alles beſaßen, an, ſie, die Souverains, zu befreien, unter der Bedingung, daß auch die Unterthanen frei würden. Die desfallſigen Tractaten brauchten nicht förmlich aufgeſetzt zu werden; die Maſſe der Völker warf die Maſſe um, die Napoleon ihnen entgegenſtellte, und der Ausgang dieſes Volkskampfes gegen einen einzelnen Mann war, wie er jedesmal ſeyn wird. Als aber die Gefahr vorüber war, als Europa wieder zur Beſinnung kam, fing man den Krieg gegen die Grundſätze an. Die obern Klaſſen ſuchten die Stufen, die ſie heruntergeſtiegen waren, wieder hinaufzuſteigen, und flößten zu dieſem Ende Furcht vor denjenigen ein, die ſo große Dienſte geleiſtet hatten. Die Macht in Europa iſt aber noch immer in den Händen der vornehmern Klaſſen, die ſich vor Einführung einer conſtitutionellen Gleichheit fürchten. Es iſt ein offenbarer Widerſpruch zwiſchen den Werkzeugen und den Händen, die ſie führen; die letztern gebrauchen die erſtern zu Dingen, die ihnen nichts nützen, und die ſie nicht wollen. Dieſe vornehmern Klaſſen haben durch Intereſſe, durch Neigungen, durch Rückerinnerungen einen Widerwillen gegen alles, was Veränderung heißt, und ſie verdammen alles, was darauf Bezug hat. Dadurch iſt der ſchwankende, retrograde Gang bewirkt worden, den man bei den Regierungen in Rückſicht der Völker bemerkt; es wird verſprochen, angekündigt, widerrufen, und man ſieht offenbar, daß man ſeine gewohnte Stellung verloren hat, ohne ſich noch eine neue, beſtimmte angeeignet zu haben. In dieſer ſchwankenden Lage brach nun die Revolution in Südamerika aus. Die franzöſiſche hatte den Regierungen ſo lange Zeit hindurch ſo viele Sorgen und Verlegenheiten verurſacht, und jetzt ſahen ſie dieſe in der amerikaniſchen wieder erneuert. Sie mußten über jeden Ausgang derſelben beſorgt ſeyn, denn ſie ſtanden zwiſchen ihren Neigungen, ihrem Intereſſe und dem Wunſch der Völker, drei Dinge, die ſehr von einander verſchieden waren, mitten inne.

(Der Beſchluß folgt)

Kleine literariſche Notizen.

In einer lateiniſchen Geſchichte der vornehmſten Reiche der Araber von Rasmuſſen iſt uns aufgefallen, daß gewiſſe arabiſche Völker, wenn ſie von Begebenheiten ſprechen wollen, die vor ihrer Zeitrechnung ſich zugetragen, zu ſagen pflegen: „das geſchah als die Steine „noch weich waren, als man die Steine noch wie Thon „kneten konnte" oder „als die Felſen noch aus aufgeweich„tem Koth beſtanden." Es iſt wohl kein Zweifel, daß es wirklich einmal eine Zeit gab, wo die Steine weich waren; aber ſehr merkwürdig ſcheint es uns, daß es jetzt noch Menſchen giebt, die durch Tradition dieſen Umſtand unter ihre gemeinen Redensarten aufgenommen haben. —

Von den mahleriſchen Anſichten zu Schreibers Handbuche für Reiſende am Rhein, nach der Natur gezeichnet und radirt von Roux, iſt nun ſchon das 3te Heft erſchienen, welches die Anſichten von Bingen bis Coblenz enthält, und wozu Herr Hofrath Schreiber auch einen kurzen Text geliefert hat. Die Reiſen haben, außer andern tauſend Annehmlichkeiten, auch die, daß ſie nach langer Zeit durch die Erinnerung noch oft neuen Genuß gewähren, und wie erwünſcht iſt es dann, wenn der Mahler und Zeichner der erlöſchenden Erinnerung zu Hülfe gekommen iſt. Niemand macht wohl die herrliche Rheinreiſe ohne Schreibers Handbuch, und Niemand ſollte dieſes Handbuch beſitzen ohne Roux Anſichten. —

Herr Doctor Zimmermann hat Abhandlungen über den Reſpirationsprozeß der Thiere und über andere wichtige Gegenſtände geliefert. Das Buch ſcheint uns merkwürdig, allein wir vermögen nicht es zu beurtheilen. Der Verfaſſer ſpricht unter andern auch über den Verkehr zwiſchen dem Phyſiſchen und Pſychiſchen, und ſagt bei dieſer Gelegenheit von dem ſogenannten Verſehn ſchwangerer Frauen: es ſey zwar oft bezweifelt worden, allein es bleibe dennoch eine, durch mehr als hundert E fahrungen beſtätigte, Thatſache, daß jedes Bild, welch ſich der Einbildungskraft der Mutter mit einer gewiſſen Le haftigkeit einpräge, auch dem Leibe des ſich bildenden Kin ſich aufdrücken könne. Boerhave, einer der größten Aer des vorigen Jahrhunderts, ein Mann, deſſen Zeugniß ga allen Glauben verdiene, habe ſelbſt ein Kind mit einer v kommenen Maulbeere auf der Naſe geſehn, die, wenn Maulbeeren reiften, ſich jederzeit veränderte und gr wurde. Es war der ſchwangern Mutter beim Spazier gehn eine Maulbeere auf die Naſenſpitze gefallen. — D Verfaſſer hat auch die Lehre von den Temperamenten z berichtigen geſucht. Temperament iſt nach ſeiner Anſi nichts [illegible] als das beſtimmte Verhältniß der phyſiſch Seite des Organismus zur pſychiſchen. —

Die altdeutſchen Volks- und Meiſterlieder au den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek, von Gö res, ſollen unſere Zeit „aus der Selbſtvertiefung u Selbſt-Abgötterey in die ferne Vergangenheit zurückführ in der ſie ihr beſſeres Selbſt wieder erkennen ſoll." D mögte mit andern Worten heiſſen: der reifer geword Mann ſoll ſein beſſeres Selbſt in ſeinen Studentenjahr wieder erkennen. Die Lieder ſind übrigens für die meiſt Leſer unverſtändlich und auch ungenießbar. —

In den freimüthigen Worten über die allerneu ſte deutſche Literatur von Doctor Wachler, enthaltend Betrachtungen über das Bücher-Verzeichniß der Leipziger Oſtermeſſe 1817, heißt es unter andern: „die ſchöne Literatur in Anſehung der Romane und Schauſpiele iſt arm, ſelbſt die gutmüthige Freude über Müllners Yngurd muß bereut werden." (?) —

Das Bücher-Verzeichniß von der Oſtermeſſe dieſes Jahres füllt einen dicken Band. Von den drittehalbtauſen fertig gewordenen Schriften, die es ungefähr enthält, be ſteht faſt ein ganzes Fünftel aus theologiſchen Werken, und unter dieſen vielleicht mehr als ein Fünftel aus Streitſchriften, deren allein über die Harmſchen Theſes nicht weniger als ſiebenzehn herausgekommen ſind. Wir ſchließen aus dem entſetzlich vielen Geſchreibe, daß es mit der Theologie ſelbſt nicht zum Beſten ſtehen muß; denn nur wenn man krank iſt, fühlt man ſich alle Augenblicke an den Puls. — Uebrigens wüßten wir in dem ganzen dicken Katalog nichts außerordentliches auszuzeichnen. Der wackere Mann mag wohl Recht haben, der neulich zu uns ſagte: Die deutſche Literatur hat bereits culminirt, jetzt iſt ſie im Herabſteigen. Das merkt man freilich ſchon am poetiſchen Schwulſt, der allemal, nach dem goldenen Zeitalter irgend einer Literatur, auf die Klarheit folgt, und eine Zeitlang für ſchön gilt. — Noch Eins! es ſcheint, daß die Deutſchen ſich jetzt ſtark aufs Rathen legen, denn es ſind eilf neue Räthſel-Sammlungen herausgekommen. — Hingegen haben die Franzoſen ein hölliſches Wörterbuch (Dictionnaire infernal) angekündigt, wo man alles finden wird, was jemals von Teufeln, Geſpenſtern, Alpen und Wehrwölfen, von Hexen, Gnomen und Sylphen, von Erſcheinungen, Träumen, Wundern, Bezauberungen u. ſ. w. geſchwatzt und geſchrieben worden. — Ferner hat eine gewiſſe Gabrielle Perenna de Salon, eine provençaliſche Sybille, die in grader Linie von Noſtradamus abſtammt, die Kunſt der Zigeuner in einem Büchlein gelehrt, welches den Titel führt: l'art de dire la bonne avanture dans la main,

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 43. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Politik.

Im dritten Stück der *Zeiten* ſtehn *Bemerkungen über neue Rangordnungen*, wo unter andern, bei Erwähnung der Sucht nach Titeln, Rang, bunten Bändergen und dgl., die ſpitzige Vermuthung geäußert wird, die Fürſten befriedigten dieſe Sucht nur deshalb ſo freigebig, um durch das ungeheure Uebermaaß von Orden, Titeln u. ſ. w., dieſe elende deutſche Sucht lächerlich und verächtlich zu machen. (Leider verbinden die Fürſten dieſe Idee nicht mit ihrer Freigebigkeit, und berauben ſich dadurch ſelbſt des herrlichſten Mittels, wahre, *ſeltene* Verdienſte zu belohnen.)

Eine Rangbeſtimmung zwiſchen Civil und Militär ſoll beſonders nothwendig ſeyn, aber von Geiſtesbeſchränktheit und Partheylichkeit ängſtlich vermieden werden. Das ruſſiſche Rangreglement ſey allerdings angemeſſen. Kein ehrliebender Staatsbürger könne eher ein ruhiges Leben führen, als bis er ſich nicht mehr verſtecken müſſe, um dem, faſt allenthalben nur zu leicht anmaßenden Militär aus dem Wege zu gehn. „Halts Maul!“ habe einmal in einem Wortwechſel ein hannöveriſcher Bürger zu einem Soldaten geſagt: „ich bin Bürger, und du biſt nur Soldat.“ In Frankreich hätten bei allgemeinen Angelegenheiten die Civil-Autoritäten den Vorrang vor dem Militär gehabt. (Es iſt wohl eine der ſchwerſten Aufgaben für die Regierung, das Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Claſſen der Staatsbürger zu erhalten, vielleicht noch ſchwerer als vormals das Gleichgewicht von Europa. Präponderirende Claſſen wird es immer geben, nach Maaßgabe ihrer relativen Nützlichkeit: in dem einen Staate das Militär, wenn er des Schutzes beſonders bedarf; in dem andern der Kaufmann, wenn der Handel beſonders den Staat nährt; ja es giebt eine Inſel, wo die beſten *Taucher* am meiſten geachtet werden, weil die Inſel in der Perlenfiſcherei ihren Wohlſtand ſucht. Sich auf Auszeichnung etwas einzubilden, ſie ſey verdient oder unverdient, iſt eine gewöhnliche Unart der Menſchen. Wenn man heute das Militär ganz abſchaffen könnte, ſo würden ſich morgen dieſelben Klagen über den Uebermuth einer andern Claſſe erheben, die nicht ermangeln würde, an die Stelle des Militärs zu treten; denn die Waage ſo zu halten, daß das Züngelgen immer mitten inne ſtehe, iſt ſehr ſchwer. Aber eine Rangordnung wie die ruſſiſche iſt allerdings ſehr geeignet, allen Klagen vorzubeugen.)

Am ſchlimmſten kommen in dieſem Aufſatze die Cammerherren weg, über welche der Verfaſſer ſich folgendermaßen vernehmen läßt.

„Eine der gräulichſten Anſtößigkeiten für die geſunde Vernunft in allen geſchriebenen und nicht geſchriebenen Rangordnungen, iſt der übermäßige Rang und Vorzug der Cammerherren oder, wie ſie in Suddeutſchland heißen, Cämmerer. Es iſt natürlich, daß in Verhältniß des Ranges des Herrn, auch *einigermaßen* der Rang ſeiner perſönlichen Bedienung ſteigt, da man wenigſtens vorausſetzt und annimmt, daß vornehmere Leute, welche bekanntlich auch immer die Gebildetern ſind, auch gebildete Bediente nöthig haben; und da für Vornehme auf den höchſten Stufen, auch eigene, eigentliche Prunkbedienung für unentbehrlich gehalten wird. Wenn man aber lieſt, daß Staatsdiener der höchſten Claſſen, Präſidenten, Miniſterialräthe, ja Miniſter und Generallieutenants, Cammerherrn — nicht etwa noch ſind von der Zeit her als ſie noch nichts waren, ſondern — es *neu werden*, und ſich dadurch geehrt und ausgezeichnet finden; wenn man lieſt, daß ein Mann, welcher alles zuſammen genommen, ſeines gleichen in Europa nicht hat, nach der merkwürdigſten, wiſſenſchaftlichſten, ſo lange Geſchichte dauert, unvergeßlichſten Reiſe zum — Cammerherrn ernannt wurde von einem Fürſten, welcher gleichwohl eine Academie der Wiſſenſchaften ohne Präſidenten hat; wenn man lieſt, daß von einem Menſchen, welcher denn doch nun einmal die Ehre hat, ein königlicher Regierungs-Rath zu ſeyn, in einer Zeitung geſagt wird, ein anderer König habe dem Cammerherrn, Grafen N. N. (Der Regierungsrath war alſo nicht nennenswerth!) einen (unbedeutenden) Orden ertheilt: ſo muß man die unglaubliche Verkehrtheit der Anſichten und den traurigen Mangel geſunder Begriffe bedauern; und ſich unwillkührlich des Ausſpruchs des einzigen Friedrichs erinnern, welcher einem Cammerjunker auf die Klage, ein Fähndrich habe an der Marſchallstafel den Platz vor ihm genommen, antwortete: das müßte auch ein ſchlechter Fähndrich ſeyn, welcher einem Cammerjunker den Rang ließe.

Von dem deutſchen Bundestage wird, bei einer Gelegenheit, wo derſelbe von Berathungsfällen geſprochen, bedauert, „daß man dieſes u. „ähnliches „undeutſches Deutſch, ſo oft aus „dem Munde des vorſitzenden Mitgliedes der deutſchen Bundesverſammlung vernehmen müſſe.“

Von dem preußiſchen Bundesgeſandten wird geſagt: „muß er ſich denn immer an eine Abſtimmung anſchließen? Sollte ſeine Abſtimmung „nicht vielmehr andern ſelbſtſtändig und kräftig voran gehn?“

Der ſächſiſche Geſandte hätte ſich des Ausdrucks: die öſtreichiſche vorſitzende Abſtimmung bedient, wobei der Herausgeber der Zeiten die Bemerkung macht: „Eine vorſitzende Abſtimmung! O arme deutſche Sprache! wie behandeln dich zum Theil die Repräſentanten deiner Nation!“ Auch fragt er, da das Präſidium einer überwiegenden Mehrheit erwähnt hat, ob es denn auch eine Mehrheit gebe, die nicht überwiegend ſey? und meint, der neu angeſtellte Druckkorrektor bei der Bundes-Canzley, könnte auch wohl mit unter Sprachkorrektor ſeyn.

Zuletzt macht er ſich darüber luſtig, daß ein Antrag, die Sitzungen wegen der bevorſtehenden Feyertage zu verſchieben, mit allgemeiner Zuſtimmung angenommen worden, und kein Einziger ſich das Protokoll offen gehalten habe.

Reiſen.

In Holland's Reiſen nach den joniſchen Inſeln wird erzählt, daß der ſeltſame Krieg mit den Sulioten die Aufmerkſamkeit und die Macht des Ali Paſcha während ganzer 17 Jahre ſehr oft beſchäftigt hat. Dieſe Gebirgsbewohner, urſprünglich Albaneſer, hatten in ihrer wilden iſolirten Lage einen eigenthümlichen, ſcharf gezeichneten Character angenommen. 10 bis 12 große Dörfer gehörten ihnen. Während ihre vormaligen Landsleute größtentheils Mahomedaner geworden, blieben ſie der chriſtlichen Religion getreu, obſchon unter rohen, ihrer Lebensweiſe angemeſſenen Formen. Ihrer mogten etwa 12000 ſeyn, deren ein Drittel fähig die Waffen zu führen. Durch bewundernswürdige Unerſchrockenheit zeichneten ſie ſich aus. Die Weiber der Sulioten theilten alle Gefahren und Mühſeligkeiten ihrer Männer. Es iſt höch merkwürdig, daß an einem Brunnen von Su die Weiber in einer beſtimmten Ordnung Waſſ ſchöpften, diejenigen zuerſt, deren Männer am tapferſten gefochten hatten.

Holland erwähnt des Vorurtheils, welche Türken und Griechen von einigem Range verbiete zu Fuß zu gehn. Als ein Spartaner, der, gleich unſerm Reiſenden, nach Zeitun wollte, aber weder Pferd noch Eſel zur Miethe bekommen konnte, in laute Klagen darüber ausbrach, zeigte ihm Holland in der Ferne die Thermopylen und fragte ihn, ob er meyne, daß ſeine Vorfahren unter Leonidas zu Pferde dahin gezogen wären? Dieſe Bemerkung machte ſichtbarlich tiefen Eindruck auf ihn, allein er kehrte doch lieber auf ſein Schiff zurück, als daß er ſich entſchloſſen hätte, ſeinem Range durch Fußgängerei etwas zu vergeben. (Sind nicht die Engländer eben ſolche Thoren?) —

Campbell erzählt in ſeinen Reiſen, daß ein Engländer Nahmens Brattie, vormals Schauſpieler in ſeinem Vaterlande, jetzt in Dienſten des Königs der Sandwich-Inſeln Tamahama ſteht, und ein Theater errichtet hat, auf welchem das Drama Oscar und Malwina geſpielt wird. Eine Eingeborne, an einen andern Engländer Nahmens Davies verheirathet, ſpielte die Rolle der Malwina in engliſcher Sprache; da ſie aber nichts weiter von dieſer Sprache wußte, als Yes und No, ſo half ſie ſich durch Gebehrdenſpiel und wurde gewaltig applaudirt. — Ein aus Neu-Süd-Wallis entſchlüpfter Verbrecher, hat ein größeres Verbrechen als jemals begangen, indem er die Sandwich-Inſulaner gelehrt hat, Branntwein zu brennen. Die Folgen werden nicht ausbleiben.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Inſulaner glauben, Gott (den ſie Etuah nennen) habe die Welt geſchaffen und dann durch eine allgemeine Sündfluth zerſtört. Nur eine Bergſpitze ſey verſchont geblieben; ein Mann mit einer Frau hätten ſich hierauf gerettet, und wären die Stamm-Eltern eines neuen Geſchlechts geworden. —

In den Fragmenten aus einem Gemählde von Indien (einem engliſchen Büchlein) wird von den Fakir'n berichtet: obſchon das Wort Fakir einen Bettler bedeutet, ſo muß man darum nicht glauben, daß die Fakirn nichts anders thäten als betteln. Viele derſelben ſind ſehr angeſehn und mächtig, beſitzen Geld und Landgüter. Es iſt gar nicht ſelten, daß wenn man auf dem Lande Häuſer und Gärten von ausgezeichneter Schönheit erblickt und fragt, wem ſie zugehören, man zur Antwort erhält: einem Fakir. Indeſſen gehn ſie aus Politik doch ſtets in Lumpen gekleidet, und werden grenzenlos verehrt. Nur iſt es nicht wahr, daß man auch freien Eintritt in die Harems ihnen erlaubt. Den geſtattet ſelbſt der Bruder dem Bruder nicht, und ehe er gar einen Fremden in ſeinen Harem ließe, würde er ihn lieber in Brand ſtecken.

Eben daſelbſt wird verſichert, daß der Löwe in Aſien gänzlich ausgeartet, und von allen Thieren das feigſte ſey, ſo daß die Löwenjagd nicht einmal ein Vergnügen gewähre. —

Es konnte nicht fehlen, daß Riley's Schickſale und Reiſen in Afrika, ſchnell aus dem Engliſchen überſetzt werden würden, denn ſie wimmeln von Abentheuern, die wir nicht Alle verbürgen mögten. Zweifel ſtoßen dem denkenden Leſer faſt auf jedem Blatte auf. Daß Leber und Eingeweide eines Schweins, friſch oder roh genoſſen, den Durſt einigermaßen löſchen könne, begreifen wir; daß aber auch der Urin als Getränk erquicke, iſt ſtets beſtritten worden. — Daß, auf Riley's Gebet, Gott dem Sturme geboten, auf einige Minuten nachzulaſſen, daß die furchtbaren Wellen ſogleich verſchwanden und ſich für das Boot eine Durchfahrt von 20 Ellen bildete, durch welche die Schiffbrüchigen ſo ruhig als bei einer Windſtille auf einem Fluſſe ruderten, während an jeder Seite, in einer Entfernung von nicht mehr als 10 Ellen, die Brandung immer fort 20 Fuß hoch ging, auch, ſobald ſie hindurch waren, die Stelle wieder einnahm — das iſt das erneuerte Wunder des rothen Meeres. — — Seinen Erretter, Wilſhire, hatte Riley lange vorher im Traum geſehen, und zwar in dem nemlichen hellfarbigen Frack, weißen Hut, mit dem Maale am Kinn, und ſogar das Pferd, das er ritt, hatte der gefällige Traum ihm gezeigt. (Das iſt Waſſer auf die magnetiſchen Mühlen.) — Daß er in den Monatstagen nicht irre wurde, weil er ſie durch Dornenritzen an den Beinen bezeichnete, iſt auch ſchwer zu glauben. Kurz, das Ganze iſt eine rohe Leinewand, die wohl würklich in Afrika gewebt ſeyn mag, auf welche aber nachher in England allerlei Figuren geſtickt und gemahlt worden, damit ſie beſſer in's Auge falle. —

John Mawe's Reiſen in's Innere von Braſilien, durch v. Zimmermann überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, ſind ohne Zweifel vielen Leſern ſchon bekannt, doch all'zu merkwürdig, um ihrer nicht auch hier zu erwähnen, denn noch nie iſt ein Reiſender unter ſo günſtigen Umſtänden ſo weit vorgedrungen. Wir begnügen uns, einiges Auffallende auszuheben. Unter den Peonen iſt das Material zur Feuerung ſo ſelten, daß man überflüſſige Mutter-Pferde ſchlachtet, und ihre Gerippe zur Feuerung braucht. — In St. Paul ſchien man noch nie zuvor Engländer geſehn zu haben. Jung und Alt drängte ſich herzu. Manche Kinder liefen furchtſam weg, andere zählten die Finger der Fremdlinge, und wunderten ſich ſehr, deren eben ſo viele zu finden, als an ihren eignen Händen. — Man pflegt zu erzählen, die Braſilianiſchen Damen würfen von ihren Balcons Blumen auf diejenigen herab, auf die ſie ein verliebtes Auge geworfen. Mawe läugnet das. Er ſagt, Blumen wären dort ein unentbehrlicher Theil des weiblichen Kopfputzes, und wenn ein Fremder bei einer Dame eingeführt werde, ſo ſey es blos eine gemeine Höflichkeit, daß ſie eine Blume aus ihrem Haar nehme und ſie ihm überreiche. Daher möge wohl das Gerücht von der Leichtfertigkeit der Braſilianerinnen entſtanden ſeyn. — In den beiden erſten Tagen der Faſtenzeit wirft man ſich mit künſtlichen Wachs-Früchten, die mit wohlriechendem Waſſer angefüllt ſind und durchnäßt einander oft dermaßen, daß man gezwungen iſt, ſich umzukleiden. Von dem Verfertigen und Verkaufen ſolcher Kunſtbälle nähren ſich eine Menge Menſchen. — Die Soldaten auf entfernten Poſten ſind ſo faul, daß ſie lieber Hungers ſterben würden, als eine Kuh halten, weil keiner ſich die Mühe geben will, ſie zu melken. — Es giebt langhaarige Affen, die, wenn ſie ſchlafen, ſo laut ſchnarchen, daß ſie die Reiſenden dadurch erſchrecken. — Der größte und unſchätzbare Diamant, der in Amerika gefunden worden, wiegt faſt eine Unze. Verbrecher waren ſo glücklich ihn zu finden, und lieferten ihn ehrlich ab und erhielten zum Lohn die Freiheit. — Als man noch gar nicht wußte, daß die Flüſſe Diamanten enthielten, galten ſie dem Gouverneur für glänzende Steinchen, und er bediente ſich ihrer als Spielmarken. — Die ſämmtlichen Diamanten, die der König jetzt beſitzt, ſollen drei Millionen Pfund Sterl. werth ſeyn. — Wir enthalten uns mit Fleiß längerer Notizen, verſichern aber, daß dieſes Buch jedem Liebhaber von Reiſebeſchreibungen eine eben ſo angenehme als inſtructive Unterhaltung gewähren wird. —

Die Reiſe durch Savoyen und Piemont nach Nizza und Genua, von Millin brauchen wir wenigſtens ſolchen Leſern nicht zu empfehlen, die ſich beſonders für Alterthümer und die ſchönen Künſte intereſſiren. Hingegen wollen wir für unglückliche Liebende ein Recept ausheben, deſſen Millin bei Gelegenheit des Pallaſtes erwähnt, welchen der berühmte Dichter Alfieri lange bewohnte. Sehr oft nemlich blickte Millin nach dem Fenſter, an welchem einſt Alfieri auf einem Stuhle ſich feſt binden ließ, um wenigſtens auf dieſe Weiſe der Verſuchung zu widerſtehn, die Marquiſe von Prie zu beſuchen, die eine boshafte und treuloſe Kokette, vielleicht nur in ſeinen Augen, war. Für ein Specificum gegen die Liebe mögten wir dieſes Mittel doch nicht halten. Spottvögel meinen, wenn man, ſtatt an einen Stuhl, ſich an die Geliebte ſelbſt feſt binde, ſo helfe das weit ſicherer. —

Aus des engliſchen General-Lieutenants Cokburn Bemerkungen über Portugal ſchöpfen wir: daß die Befeſtigungswerke von Gibraltar zwar ſeit 30 Jahren immer fort erweitert worden, daß aber erfahrne Officiere der Meinung ſind, daß ſelbige durch dieſe Erweiterungen an Stärke verlohren haben. — In Liſſabon ſollen die Männer ſo ſchmutzig als ihre Wohnungen, die Frauen hingegen ſehr reinlich gekleidet ſeyn, und ſelbſt die ärmſten immer in weißen Strümpfen erſcheinen. — General Junot, verhaßten Andenkens, wohnte in Liſſabon bei einem Baron Quintella, dem er befahl, Frühſtück, Abendeſſen und Mittagstafel täglich für 40 Perſonen mit Wein bereit zu halten, und dabei die Unverſchämtheit hatte, durch geſchriebene Einladungskarten den Baron ein paarmal in ſeinem eignen Hauſe zu Tiſche zu bitten. Das dauerte 8 Monate und koſtete dem Wirth 10000 Pf. Sterling ohne den Wein. — Die Franzoſen zerſtörten das ſchöne Kloſter Alcobaça und verbrannten Alles, ausgenommen die Bibliothek, über deſſen Thür ſie ſchrieben: Bonaparte protége les arts. —

Im neuſten Heft des Journals der Land- und See-Reiſen ſagt ein deutſcher Officier in einem Tagebuche aus Madrid: man werde dort von den Poſtofficianten nicht grob behandelt, „wie ſolches „doch auf den deutſchen Poſtbüreau's ſo häufig „der Fall ſey, wo dieſe Herren in der Grob„heit, ſo wie die Piraten im Kapern, privilegirt „zu ſeyn glauben." Der Herausgeber macht dazu eine Note, in welcher er den Verfaſſer erinnert, daß er ſeinen Landsleuten zu viel thue, und daß die Handlungsweiſe der jetzigen Deutſchthümler uns belehre, daß grob ſeyn ſoviel heiße als ächt deutſch ſeyn. — Derſelbe Officier erzählt, daß in Spanien nicht allein die Männer glühende Vaterlandsliebe und glühenden Haß gegen die Franzoſen bewieſen, ſondern daß ſogar die Freudenmädgen ſich keinem Franzoſen Preiß gaben, oder daß, wenn ſie es thaten, der getäuſchte Feind oft in ihren Armen den Tod fand. — Seltſam iſt die Gewohnheit, daß man in Spanien auf einem Kaffeehauſe mit jedem Fremden ſehr ſchnell ein Geſpräch anknüpfen kann, wenn man den angerauchten Cigarro aus dem Munde nimmt und ihm denſelben überreicht, ſo wie man bei uns eine Priſe Tabak zu präſentiren pflegt. Dann geht dieſer Cigarre, der nie ausgeſchlagen wird, traulich von Mund zu Mund durch die Reihe der Bekannten desjenigen, der ihn zuerſt empfing, man empfängt dagegen einen andern, und hat den Vortheil ſogleich mit allen denen bekannt zu werden, die zu dem rauchenden Kreiſe gehören. —

Jedes Kirchſpiel hat in Madrid einen öffentlichen Gemeindeſarg, der zu allen Begräbniſſen dient. Der Todte wird dann in die bloſe Erde gelegt, und dadurch eine Menge Holz erſpart. (Und auch eine Menge Tiſchler-Arbeit, die beſſer angewandt werden kann. Es wäre wohl der Mühe werth, ein Mal zu berechnen, wie viele Zeit jährlich in einem Staate durch Verfertigung der Särge verlohren geht; wir meinen, es würde ſich finden, daß unterdeſſen von denſelben Händen eine hübſche Menge Aecker für die Lebenden hätte beſtellt werden können.) —

Etikette.

(Beſchluß der Auszüge aus dem neueſten Werke der Frau v. Genlis)

Der Artikel Revolution iſt lang. Wir heben nur zwey Noten aus, durch welche die Verfaſſerin die göttlichen Strafgerichte beweiſt. Der Schauſpieler Monoel, der auf der Kanzel der Kirche notre Dame die Rolle des Oberprieſters der Göttin Vernunft ſpielte, wurde 8 Jahre nachher närriſch, lebte noch zwei Jahre und ſtarb völlig verrückt. — Mademoiſell Auory, Opernſängerin, wurde als Göttin der Vernunft faſt nackend auf den Hochaltar von notre Dame geſtellt, um die feyerliche Huldigung des Volkes zu empfangen, wobey ſie, nach dem Ausdrucke eines damaligen Journals, ſtolze und ſanfte Blicke herabwarf. Sieben Jahre nachher ſpielte ſie in einer Oper die Rolle der Minerva, (alſo auch der Göttin der Vernunft) und ſtieg in einer Flugmaſchiene auf. Da riſſen alle Stricke, ſie fiel herab, alle Zähne wurden ihr eingeſchlagen, ſie zerbrach eine Schulter und ein Bein, und ihr Geſicht wurde gräßlich entſtellt. Zwey kleine Kinder, welche zu ihren Füßen die Genien der Künſte darſtellen ſollten, wurden durch ein Gedränge in der Straße Lombard aufgehalten, und verweilten eine halbe Viertelſtunde in einem Laden. Die Göttin wollte ſie erwarten, allein das Publikum wurde unruhig, und ſo mußte ſie allein ausſteigen. Die Kinder kamen erſt im Augenblicke des Sturzes. Alſo der hohe Prieſter der Vernunft närriſch, die Göttin ſelbſt zerſchmettert — die unſchuldigen Kinder verſchont — welch ein Stoff zum Nachdenken! —

Spectacles dramatiques (Schauſpiele). Vormals gingen die Frauen weit ſeltener ins Theater, weil man eine ganze Loge miethen mußte, denn ſonſt lief man Gefahr, ſich neben ein Freudenmädchen zu ſetzen. Die Frauen waren damals weit häuslicher. Junge Perſonen zeigten ſich nur mit einer Kappe und meiſtens nur um Pflichten zu erfüllen. Im reifern Alter, und wenn ſie liebenswürdig waren, ſammelten ſie einen auserleſenen Cirkel um ſich, blos zur Unterhaltung durch Geſpräch. Das koſtete wenig, und ſie hatten nicht nöthig Muſik und Charaden zu verſprechen. Was man jetzt einen Abend nennt iſt ein Schauſpiel. Man findet da alles, nur nicht Unbefangenheit, Zutraulichkeit, Vergnügen, Geſpräch und Geiſt der Geſellſchaft. Die jungen Frauen legen jetzt viel zu großen Werth auf Modeſtaat, ſind gierig nach Einladungen und Schauſpielen, gefallen ſich nicht zu Hauſe, vergeſſen ganz, daß es kein wahrhaftes Lob für ſie giebt, wenn ſie ihr eigenes Haus nicht allen Zerſtreuungen vorziehn, um einſt jene ſchöne Grabſchrift zu verdienen: Casta vixit, lanam fecit, domum servavit.

Sucre (Zucker). Man ſollte es kaum glauben, daß die Theurung des Zuckers eine Art von Sitten-Umwälzung unter dem Volke hervor gebracht hat, und doch iſt es Thatſache. Vormals frühſtückten die Köchinnen und Weiber der Handwerker Milch-Kaffee. Als ſie dem entſagen mußten, weil der Zucker 6 Franken das Pfund koſtete, tranken ſie Wein, nach und nach viel Wein, und endlich Branntwein. Die Reſultate begreift man leicht. — Wie vorſichtig ſollten Geſetzgeber verfahren! es giebt Verordnungen, deren Nachtheile auf den erſten Blick ſo wenig in die Augen fallen und deren Folgen ſo ſchwer voraus zu ſehn ſind.

Tabac und Tabatières. Wir ſpotten über Völker die Betel kauen; das Taback-Schnupfen und Rauchen iſt nicht weniger biſarr. Allenfalls mag das Schnupfen den Augen wohl thun, wenigſtens ſagt man es. Chomel, in ſeinem Tractat von den Pflanzen, warnt mit Recht vor dem unmäßigen Gebrauch, verſichert auch, daß das Geſicht dadurch ſehr abmagere. Der Miniſter Louvois ſoll der erſte in Frankreich geweſen ſeyn, der eine ſchöne Doſe hatte. Frau von Genlis erbte dieſe Doſe, verlohr ſie aber in einem holländiſchen Wirthshauſe. Miniatur-Portraits wurden anfangs nur im Innern der Doſen angebracht, wo ſie bald gelb und ſchmutzig wurden. Der General-Pächter La Popeliniere war der erſte, der ein ſolches Bild auf ſeine Doſe ſetzen ließ. — Als der Graf von Guiche, verliebt in Henrietten von England, zur Armee reiſte, trug er ihr Bild in einer goldenen Doſe auf ſeiner Bruſt, wo eine Kugel es traf, doch nur die Kapſel zerbrach, und ſo das Bild ihm das Leben rettete.

Tables, usages de. (Tiſchgebräuche). Prinzen und Prinzeſſinnen ließen bei der Tafel immer zwey Frauen neben ſich ſitzen, denn beſonders für die letztern ſchien es unſchicklich, einen Mann anderthalb Stunden lang zum Nachbar zu haben. Wenn man zu Tiſche ging, ſo ſchoß der Herr vom Hauſe nicht auf die vornehmſte Dame in der Geſellſchaft zu, um ſie aus dem Hintergrunde des Zimmers hervor zu hohlen, gleichſam im Triumph vor allen übrigen vorbey zu führen und ſie mit Pomp an der Tafel neben ſich zu ſetzen. Auch die übrigen Männer fuhren nicht auf die Damen los, um ihnen die Hand zu reichen; Alles das geſchah nur in den Provinzen. In Paris gingen ſämmtliche Damen zuerſt in den Speiſeſaal, die Männer folgten. Man ſetzte ſich nach Gefallen. Gewöhnlich hatte man ſchon vorher Abrede genommen. Jetzt iſt das alles anders. Die vornehmſte Dame muß durchaus zwiſchen den beyden vornehmſten Herrn ſitzen, wenn auch der Herr General oder der Herr Marſchall von Frankreich ihr die gräßlichſte Langeweile machen ſollte. Nicht beſſer geht es den übrigen Frauen, welchen der deſpotiſche Wirth mit lauter Stimme die Nachbarn anweiſt. — Vormals verließ man nach Tiſche den Saal um ſich den Mund auszuſpülen; ſelbſt Prinzen von Geblüt begaben ſich deshalb in's Vorzimmer. Jetzt macht man in vielen Häuſern dieſe Art von Toilette bey Tiſche, und die Herrn waſchen ſich, neben den Damen ſitzend, die Hände, und ſpucken in den Napf. Dieſer Gebrauch kommt aus England. Franzöſiſch iſt er fürwahr nicht.

Talons rouges. (Rothe Abſätze). Am vormaligen Hofe trugen alle Höflinge rothe Abſätze. Es war Niemanden verboten auch dergleichen zu tragen, aber Niemand that es, ſelbſt kein Edelmann, wenn er nicht bei Hofe präſentirt war.

Ton des hommes avec les femmes. (Ton der Männer gegen die Frauen). Vormals wurden in guter Geſellſchaft die Frauen von den Männern faſt eben ſo ehrfurchtsvoll behandelt, als die Prinzeſſinnen von Geblüt. Man ſprach gewöhnlich nur in der dritten Perſon zu ihnen; man duzte ſich in ihrer Gegenwart nicht, und ſie hinwiederum nannten ſelbſt ihre Männer oder Brüder nicht blos kurzweg bey ihren Nahmen. Ein wohlgezogner Menſch ſagte einer Frau nie in's Geſicht, daß ſie ſchön ſey, denn das größte Lob war, daß man Beſcheidenheit bei ihr vorausſetzte. Redete man ſie an, ſo geſchah es immer mit etwas leiſerer Stimme als deren man gegen Männer ſich bediente. Niemand erſchien vor ihnen in Stiefeln.

Walse (Walzer.) Eine junge Perſon, die ſehr leicht drapirt, ſich in die Arme eines jungen Menſchen wirft, der ſie an ſeine Bruſt drückt und ſo ausgelaſſen mit ſich fort zieht, daß ihr bald das Herz heftig klopft und der Kopf ſchwindelt — das nennt man Walzen. Die alten Frauen behaupten, daß die zu ihrer Zeit Mode geweſenen Perigourdinen weit anſtändiger und auch weit luſtiger waren.

Verriers, gentils hommes (Glas-Edelleute.) Vor der Revolution gab es einen Stand, oder vielmehr ein Handwerk, welches, ſtatt herab zu ſetzen, ſogar eine Art von Adel erheiſchte, nemlich das Blaſen der Weinflaſchen. Die Eigenthümer ſolcher Manufacturen nannten ſich Glas-Edelleute. Alles was auf den Wein Bezug hatte, wurde in Frankreich beſonders hoch geachtet.

Voitures (Wagen.) Vor der Revolution gab es keine Mieth-Cabriolets, und das war gut, denn ſie haben ſchon viele unglückliche Zufälle veranlaßt. Man hat die Tragſeſſel und Kariolen (brouette) abgeſchafft, und das iſt ein Verluſt für diejenigen, die keinen Fiaker bezahlen können. — Vor 30 Jahren war die Form der Wagen viel angenehmer als jetzt. Die runden, kugelförmigen Wagen ſind vom ſchlechteſten Geſchmack. u. ſ. w.

Man ſieht, daß Frau v. Genlis noch ſehr am Alten hängt, wohl meiſtens mit Recht. Wenn aber ihre Beſchreibung der heutigen Sitten, und beſonders der Moralität der Franzoſen, nicht übertrieben iſt, ſo ſind unſere Nachbarn fürwahr nicht liebenswürdig.

In der Vorrede kündigt die Verfaſſerin einen neuen Roman an, an welchem ſie 18 Jahre gearbeitet hat, und der vermuthlich ihre letzte Arbeit ſeyn werde: Die Emporkömmlinge (les parvenus.) Sie geſteht ſchon vorläufig, daß Dinge darin vorkommen, die man boshaft nennen werde.

Ueber die Geſinnungen der Regierungen und der Völker Rückſicht auf die Unabhängigkeit von Süd-Amerika.

(Fortſetzung.)

Die Unabhängigkeit hat ſchon dem bloßen Namen nach keinen großen Reiz für die Regierungen und eine Ueberhandnehmung derſelben kann ih dieſen nicht geben. Niemals aber hat eine Unabhängigkeit einen größern Raum eingenommen, al die von Südamerika, und ſie muß daher durch ſich ſelbſt und durch ihre Ausdehnung manchen Ideen, Anſichten und Gewohnheiten zuwider ſeyn. Dennoch aber iſt es nicht zu ändern, denn ihre Entfernung macht ſie unerreichbar, ihre eigene Kraf beſchützt ſie, und man iſt zu ſchwach und zu arm, um ſie mit Erfolg angreifen zu können. Dagegen kann aber, was unangenehm iſt, doch ſehr einträglich ſeyn. Das unabhängige Amerika kann Widerwillen erregen, allein Amerika mit einem freien Handel kann bereichern. Es wäre empfindlich, ſich des Ertrags dieſes Handels ſelbſt zu berauben, oder ſich andere, weniger furchtſame, zuvorkommen zu laſſen, die aus ihren zuerſt eingehenden Verbindungen nothwendig auch den größten Nutzen ziehen würden. Zwiſchen dieſen verſchiedenartigen Anſichten ſtehen die Regierungen noch unentſchloſſen; ſie müſſen aber auf den Entſchluß, den dieſelben in Rückſicht Amerika's faſſen, nothwendig großen Einfluß haben.

Aber auch die Völker ſehen die Sache auf verſchiedene Art an. Sie haben kein Anſehen, keine Gewalt, keine Vorrechte zu vertheidigen, denn wenn auch andere freier ſind, ſo werden ſie es darum nicht weniger ſeyn; ein unabhängiges Land mehr droht ihnen keine größere Abhängigkeit. Ihr Urtheil iſt daher ganz frei von perſönlichem Intereſſe; ſie können nur gewinnen, während man auf der andern Seite zu verlieren fürchtet. Aber dieß iſt noch nicht alles; das ſtärkſte, weſentlichſte Intereſſe, das, ihren Wohlſtand zu befördern, ſtimmt die Völker zu dem lebhafteſten Wunſch für das Gedeihen der amerikaniſchen Unabhängigkeit. Dieß hat ſeinen Grund in dem allgemeinen Streben der Menſchen nach Reichthum, der in dem Handel ſeine Quelle hat. Ganz Europa gleicht vollkommen einem Handlungshaus, das beſtändig ſeine Verbindungen zu erweitern, und an allen Orten, wo es hinreichen kann, ſeine Vortheile zu benutzen ſucht. Daher muß ihm eine Veränderung, wodurch ihm vorher verſchloſſen geweſene Marktplätze, und unermeßliche, reiche Magazine, wie ganz Amerika eines iſt, geöffnet werden, nothwendig ſehr willkom men ſeyn, und die herrſchende Leidenſchaft des thätigen Theils ſeiner Bewohner, des Handelsſtandes mächtig aufregen. Was ſich zur Zeit der Entdeckung von Amerika zutrug, hat gegenwärtig aufs neue ſtatt, ſo wie damals alle Völker an Amerika Theil nehmen wollten, eben ſo wollen ſie alle heutzutage ſich der Früchte ſeiner Unabhängigkeit erfreuen, denn durch ſie wird dieſer Welttheil für alle Nationen, denen er vorher verſchloſſen war, geöffnet. Da nun die Menſchen ihre Neigungen nur nach ihrem Intereſſe berechnen, ſo muß die amerikaniſche Unabhängigkeit ihr allgemeiner, einſtimmiger Wunſch ſeyn. Der größte Theil der europäiſchen Länder beſitzt keine Colonien; aber durch die Befreiung von Amerika wird dieſem Nachtheil abgeholfen. Schweden, Dänemark, die ganze Küſte der Oſt- und der Nordſee, lauter Länder ohne oder mit unbedeutenden Colonien, erwerben deren unermeßliche durch dieſe Veränderung. Ihre Verbindungen mit dieſem Welttheile werden unmittelbar, und ſind nicht mehr zu dem Umweg über Cadix gezwungen. Schon ſeit mehreren Jahren hat England die Eröffnung der amerikaniſchen Häfen benutzt, um einen höchſt beträchtlichen Handel dahin zu treiben. Holland braucht, um mit Vortheil nach einem Lande zu handeln, nichts weiter, als daß es nicht aus demſelben ausgeſchloſſen iſt; ſobald nur der Holländer irgendwo zugelaſſen wird, ſo bringen ihn ſein Handelsgeiſt und ſeine Sparſamkeit bald ſehr weit. Frankreich, ſeiner Colonien beraubt, fühlt das größte Bedürfniß, dieſen Verluſt zu erſetzen, und kann dieſes nicht anders erlangen, als durch den Handel mit Amerika, denn der Beſitz von Colonien wäre ihm nur ein Scheinbeſitz, da England ſtets die Anwartſchaft darauf hätte. Beim erſten Ausbruch eines Krieges würde es den wahren Beſitzer kennen lernen; es würde erfahren, ob bei einer ſolchen Ungleichheit der Seemacht auch nur ein Zoll breit Landes außer dem Continent ihm eigenthümlich zugehören kann. — Der Wunſch aller Völker in Europa, ein Wunſch der nicht erkünſtelt iſt, ſondern ſich auf wahres Intereſſe gründet, ſpricht ſich alſo ganz beſtimmt für das Gedeihen der amerikaniſchen Unabhängigkeit aus. Dieſem allgemeinen Wunſche kann man aber auch ſeinen Beifall nicht verſagen, wenn man bedenkt, wie lange ſchon Europa ſich nach dem Zeitpunkte ſehnt, wo ſeine zweideutigen, eingeſchränkten, unſichern Verhältniſſe daſelbſt durch Freiheit, Sicherheit und gegenſeitiges Zutrauen, welche den wahren Handel allein aufrecht erhalten können, werden erſetzt werden. In dem jetzigen Zuſtande des Krieges iſt die Gefahr noch größer, denn die ſpaniſche Regierung beſteht mehr als jemals darauf, daß alle Verbindungen zwiſchen ſeinen Colonien und andern europäiſchen Nationen abgeſchnitten werden, und jeder ſeiner Generale, der einen momentanen Sieg erficht, läßt ſich nichts angelegener ſeyn, als die Erreichung dieſes Zwecks. Daher iſt heute verſchloſſen, was geſtern offen ſtand, und umgekehrt; wer kann es aber wagen, bei dieſem Hin- und Herſchwanken irgend einen Plan auszuführen? Dieſe zwangvolle Ungewißheit muß alſo nothwendig allen europäiſchen Völkern den lebhaften Wunſch einflößen, daß die Unabhängigkeit von Südamerika das völligſte und ſchnellſte Gedeihen haben möge!

(Der Beſchluß folgt)

Lotosblätter.

(Beſchluß.)

Es folgen nun einige Stellen, die wir nicht verſtehn, oder nicht billigen, oder belächeln müſſen; oder die uns wenigſtens affectirt ausgedrückt erſcheinen:

„Alle Sehnſucht iſt prophetiſch.“ —

„Wir ſind nicht, ſondern wir werden.“

„Das ganze Leben trägt das Gepräge der Einheit, der Zweiheit, der Dreiheit und der Vierheit in den mannichfaltigſten Verſchränkungen, Zuſammenſetzungen und Quadraturen u. ſ. w.“ —

„Sollte man nicht alle Zahlen als Brüche der übrigens unauflöslichen und iſolirten, betrachten?“

„Wer recht in ſich hinein kommen will, der muß aus ſich herausſchaffen.“ —

„Das Komiſche iſt das Kunſtwerk eines thieriſchen Zuſtands; es iſt über ſich ſelbſt zur Reflexion gekommene Thierheit.“ —

„Unverkennbar iſt ein ironiſcher Zug im Violoncell. — Von ſolcher guter und ironiſcher Laune iſt das Violoncelle z. B., wenn es ein wenig durch die Naſe ſpricht oder ſich von ferne zu räuſpern ſcheint, wenn es zwiſchen den Zähnen murmelt und vor ſich hin brummt u. ſ. w.“ —

„Alles deutet ein höheres Bedürfniß an, als der bisherige Proteſtantismus erfüllt hat. Ewig rührend wird das Mütterliche, Zugängliche und Poetiſche des Katholicismus bleiben, und das Gemüth daher ſtets eine Ruheſtelle in den ſtillen Kapellen, vor den ſüßen (?) Weihnachtskerzen, in der ſanften, läuternden Atmoſphäre des Weihrauchs, in den tragenden Armen der Muſik, und der himmliſchen Mutter finden, und vor dieſer in Kindlichkeit, Demuth und Beſchauung der Liebe des ſüßen

Heilands verſinken.“ „Es iſt ſehr wahr, daß gerade das Poetiſche vorzüglich an den katholiſchen Cultus feſſelt; er iſt ein im Lichte des Glaubens regſam ſpielender Diamant. Wer das Weſen der Poeſie ahnet — der fühlt ſich zum Katholicismus hingezogen und bringt ſelige Stunden in ſeinen Ruheſtätten zu.“ — „Was wir Unſchuldige nennen, ſind Engel, die an uns vorüber ziehen, wie fremde Vögel, die auf ihrer Reiſe gleich Sonnenklängen (?) unſere Luftregion berühren.“ —

„Gutmüthigkeit iſt geſteigerter Naturtrieb des Thieriſchen.“ —

„Das Mädchen iſt ein Geheimniß, das ſeine eigne Löſung leiſe fürchtet und leiſe ſucht.“ —

„Der Diamant ſymbolirt das männliche, die Perle das weibliche Gemüth.“ —

„Ein Mann, der im eigentlichen Sinne nur ſeine Frau liebt, hat ein wahres Frauenherz, ihm fehlt der Weltſinn. Anſtatt daß er in ſeiner Geliebten ein zartes Symbol ſeiner Welt erblicken ſollte, wird ihm die Welt zum Symbol ſeiner individuellen Liebe. Der Mann muß unabhängiger von ſeiner perſönlichen Liebe ſeyn als die Frau, ſie muß ihn in ihrer Anhänglichkeit für ihn übertreffen; u. ſ. w.“ —

„Wahrer Mariendienſt heißt Verehrung des mütterlichen Geheimniſſes der Gottheit.“ —

„Chriſtus iſt der große Magnetiſeur.“ (!) —

„Man legt einen ſo großen Accent auf das Sehen bei allen Geiſtererſcheinungen: man ſucht ſogar durch das Nichtſehen das Schauen zu vernichten. Iſt es denn aber nicht viel höher und beweiſender, daß man nicht ſehen kann, was man ſchaut? Wie wunderlich iſt aber überhaupt ſo manches hin und her Reden über eine Geiſterwelt, da wir ja ſelbſt eine ſolche ſind, die ſich geäußert hat, und da es ſchwerlich eine andere geben kann, als eine ſolche die ſich äußert. Darum könnte man wohl noch an der Superklugheit jenes Gemeinſatzes zweifeln: „Ein Geiſt hat keinen Körper.“ Die Lebensbedingung des Innern iſt ja, daß es ſich äußere; ein Geiſt erſcheint, das heißt, er iſt was wir auf unſere Weiſe ſind; wir erſcheinen uns ja ſelbſt auch, nämlich als Menſchen, unter denen immer noch ein Geiſt verborgen iſt. Wollten die Menſchen nur erſt über ſich nachdenken, ſo würden ihnen auch würklich Geiſter erſcheinen, nemlich ſie ſelbſt.“ —

Es bedarf wohl keiner weitern Proben um unſern Leſern darzuthun, daß der Verfaſſer auch ein Geiſt iſt der ſich äußert, und zwar ein ſchöner und guter Geiſt; der uns aber freylich darum nicht immer anſpricht, weil er gar zu oft ſchaut wo nicht ſieht, und auch mit unter ein gemeines Sehen für Schauen geben mögte.

Kleine literariſche Notizen.

Unter dem Titel: der Olympiſche Jupiter oder die alte Bildhauerkunſt hat (in franzöſiſcher Sprache) Quatremère de Quincy ein ſehr unterrichtendes Werk geliefert. Bis jetzt hatte man geglaubt, daß die Miſchung verſchiedener Farben oder auch verſchiedener Materien an Werken der Bildhauerkunſt, entweder die Kindheit oder die Ausgelebtheit derſelben verrathe; vermuthlich weil ſolche zuſammengeſetzte Kunſtwerke am erſten von der Zeit zerſtört wurden, wir alſo nur ſolche fanden, die ganz aus Marmor beſtanden. — Alſo — erkannte man — haben nur dieſe den Griechen gefallen, und alſo dürfen auch wir keine andere ſchön finden. — Der Verfaſſer glaubt, daß faſt kein einziges der zu ihrer Zeit berühmten Originale bis auf uns gekommen iſt, ſondern daß wir blos einige Copien beſitzen; denn jene beſtanden faſt alle, nach dem Zeugniß der Alten, aus Metall oder Elfenbein, oder aus beiden vereint, oder aus Marmor von verſchiedenen Farben. Er führt mehrere Beiſpiele an, welche beweiſen, daß dieſer Geſchmack der Griechen allgemein war. Oft miſchten ſie die Metalle, um an gewiſſen Stellen ihrer Kunſtwerke eine andere Farbe hervor zu bringen. So war die Schaam auf dem Geſichte des Athamas durch eine Miſchung von Eiſen und Kupfer, die Bläſſe des Todes auf den Wangen der Jocaſte durch eine Miſchung von Silber hervorgebracht. Das ganze Werk, welches oft die überraſchendſten neuen Anſichten und Erklärungen alter Schriftſteller liefert, iſt nicht blos Künſtlern und Kunſtfreunden, ſondern auch den Liebhabern der Geſchichte zu empfehlen. —

Ueber Japan iſt eine recht artige franzöſiſche Compilation von Breton in vier Duodezbändchen erſchienen. Der Verfaſſer hat alle die neueſten Reiſen, auch ſchon die Erzählung von Golownin's Gefangenſchaft benutzt. Nur den intereſſanten Rikord kannte er noch nicht. Was aber dieſes Werk am meiſten ſchmückt, ſind 52 ſehr artige, illuminirte Kupferſtiche, deren viele von zuvor unbekannten, japaniſchen Gemählden copirt ſind. In einer Damenbibliothek werden dieſe 4 Bändchen einen Platz verdienen. Auch für Kinder, die ſchon etwas franzöſiſch verſtehn, wäre es ein angenehmes Leſebuch. —

Es ſind Bemerkungen erſchienen, über das neue bayeriſche Concordat, verglichen mit dem neuen franzöſiſchen und dem frühern Bayriſchen, vom Jahr 1807. Das Reſultat fällt für das neue ſehr ungünſtig aus. Unter andern ſucht der Verfaſſer zu beweiſen, daß der XIII. Artikel deſſelben ſehr gefährlich für die Aufnahme der Wiſſenſchaften und für die Ruhe verdienſtvoller Männer werden kann. Er führt zwei Beiſpiele an: der Profeſſor Wiebel in Baden gab philoſophiſche Diſputirſätze heraus, die der Biſchof von Speyer verdammte und den Verfaſſer für unfähig erklärte ein Lehramt zu verwalten, da hingegen die philoſophiſche Facultät in Freiburg erklärte, jene Lehrſätze enthielten nichts anſtößiges. Eben ſo wurde der Profeſſor Sailer zu Ingolſtadt durch die leidenſchaftlichen Umtriebe eines Regensburger Mönchs verketzert. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 44. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Beſchluß der Proben aus Karamſin's ruſſiſcher Geſchichte.

Krankheit und Tod des Großfürſten Waſili. (1533.)

Die Chronikenſchreiber berichten, daß ein ſchreckliches Himmelszeichen ſchon am 29ſten Auguſt Waſili's Todt verkündet habe, denn um 1 Uhr ſey die Sonnenſcheibe oben gleichſam abgeſchnitten erſchienen, und habe am heitern Himmel ſich nach und nach verfinſtert, und viele Leute, mit Entſetzen es gewahrend, hätten irgend eine große Veränderung im Reiche erwartet. Waſili war 54 Jahr alt, munter an Leib und Geiſt, und fühlte noch keine Beſchwerde des Alters. Immer liebte er Thätigkeit [illegible] Bewegung. — Gegen Ende Septembers gi[illegible] auf die Jagd nach Wolok-Lamsky; dort befiel in einem Dorfe ihn eine Krankheit, die anfangs durchaus nicht gefährlich ſchien. Im Bug der linken Hüfte erſchien eine Blatter, wie ein Nadelknopf, die ſehr ſchmerzte, allein weder ſich erhob, noch vergrößerte. Er begab ſich mit Mühe nach Wolok, wohnte aber noch einem Gaſtmahl bei, gieng am andern Tage in die Badſtube und ſpeiſte mit den Bojaren. Es war ſehr ſchönes Jagdwetter, der Herr zog aus mit den Hunden, mußte aber heftiger Schmerzen halber, vom Felde in das Dorf Kolp ſich begeben, wo er ſich aufs Bett legte. Es wurden ſogleich Michael Glinsky und zwei deutſche Aerzte, Nikolaus Liujew und Theophilus, herbei gerufen; ſie verordneten ruſſiſche Arzneimittel: Mehl mit Honig, gekochte Zwiebel, Salben, Töpfchen*) und Leinſaat. Es entſtand Entzündung, ganze Taſſen voll Eiter floſſen aus dem Schwaren. Die Bojaren-Kinder trugen den Herrn nach Wolok-Lamsky. Die Eßluſt verließ ihn, er fühlte Druck auf der Bruſt und, nicht ſich ſelbſt, nur Andern die Gefahr verhehlend, ſandte er ſeinen Geheimſchreiber nach Moskau, um die Teſtamente ſeines Vaters und Großvaters zu holen, verbot ihm aber, weder der Großfürſtin, noch dem Metropoliten, noch den Bojaren etwas davon zu ſagen. Nur wenige Begleiter waren bei ihm, deren keiner das traurige Geheimniß ahnete. Sein Bruder Georg eilte herbei, allein er entließ ihn mit dem Troſte, er hoffe bald geſund zu ſeyn. Dann befahl er, ihn auf einem Schlitten, auf Betten liegend, Schritt vor Schritt nach Moskau zu führen. Als er das Joſefſche Kloſter erreichte, ruhte er auf einer Tragbahre in der Kirche, und während der Prediger Gebete für ſeine Herſtellung verlas, fielen Alle, Geiſtliche, Bojaren und Volk auf die Kniee und ſchluchzten laut. Waſili wünſchte verdeckt in Moskau einzufahren, damit die dort befindlichen fremden Geſandten ihn nicht in ſeiner Krankheit und Hinfälligkeit ſehen möchten. In Worobejew hielt er an, empfieng den Metropoliten, die Biſchöffe, Bojaren und Kriegshäupter, und unter Allen war er allein ſtandhaft. Geiſtliche und Weltliche, vornehme und geringe Bürger ſchwammen in Thränen. Es wurde eine Brücke über den Fluß geſchlagen und zu dieſem Behuf das dünne Eis zerhauen. Kaum aber hatte des Herrn Schlitten die Brücke berührt, als ſie entzwei brach; die Pferde fielen in's Waſſer, aber die Bojarenkinder ſchnitten die Stränge ab und hielten den Schlitten. Der Großfürſt verbot die Erbauer der Brücke zu ſtrafen. Im Kreml ließ er ſich in einem weiten Gemach auf das Bett legen und dictirte, in Gegenwart mehrerer deßhalb berufener Bojaren ein neues Teſtament, hiedurch das ältere, zu den Zeiten des Metropoliten Warlaam abgefaßte, vernichtend; ernannte ſeinen dreijährigen Sohn Johann zum Erben des Reichs, unter Vormundſchaft ſeiner Mutter und der Bojaren, bis er das 15te Jahr erreicht haben würde; beſtimmte dem jüngeren Sohne ein Leibgedinge, (apanage) ordnete Staat und Kirche, und, nach Verſicherung der Chroniken, wurde nichts von ihm vergeſſen; um ſo mehr iſt zu beklagen, daß dieſe wichtige Urkunde verloren gegangen, und wir die intereſſanten Einzelheiten derſelben nicht kennen.

Um ſeine Seele in dieſen feierlichen Augenblicken zu ſtärken, genoß der Großfürſt insgeheim das Abendmahl. Bis dahin hatte er unbeweglich auf dem Ruhebett gelegen, doch mit leichter Hülfe der Bojarin Sacharina ſtand er nun auf, und empfing die heilige Gabe mit Glauben und Thränen der Rührung. Dann legte er ſich wieder und verlangte den Metropoliten, ſeine Kinder und alle

---

*) Eine Art Moxa oder Schröpfköpfe.

Bojaren zu ſehen, die von ſeiner Krankheit unterrichtet, vom Lande nach der Hauptſtadt gekommen waren. Er ſagte ihnen, daß er den jungen Johann Gott, der Jungfrau Maria, den Heiligen und dem Metropoliten empfehle; daß er ihm das Reich, das Erbe ſeines großen Vaters, übergebe, und auf das Gewiſſen und die Ehre ſeiner Brüder zähle, daß ſie, eingedenk ihrer auf das Kreuz abgelegten Gelübde, dem Neffen ſowohl im Frieden, als im Kriege eifrig dienen würden, damit Ruhe im Innern herrſche und die Hand der Chriſten über die Ungläubigen erhöht werde. Nachdem er den Metropoliten und ſeine Brüder entlaſſen, ſprach er alſo zu den Bojaren: „Wiſſet, daß unſere Herrſchaft von dem Großfürſten von Kiew, dem heiligen Wladimir, herſtammt, weshalb wir Eure natürlichen Herren ſind, und Ihr unſere immerwährenden Bojaren. Dient meinem Sohne, wie Ihr mir gedient habt; ſeht ſtreng darauf, daß im Lande das Recht gehandhabt werde. Verlaßt meine Neffen, die Belskiſchen Fürſten nicht. Verlaßt Michael Glinski nicht, er iſt mir verwandt durch die Großfürſtin. Bleibt einig wie Brüder, und ſeyd eifrig zum Dienſt des Vaterlandes. Und Ihr, liebe Neffen; eifert für Euren jungen Herrn, wie in der Regierung, ſo im Felde Und du, Fürſt Michael, wirſt gern all dein Blut für meinen Sohn Johann und meine Gattin Helene vergießen, wirſt deinen Körper für ſie in Stücke hauen laſſen.“

Waſili wurde immer kränker. Er begehrte von den Aerzten, daß man ihm irgend etwas Starkes auf die Wunde legen ſollte, denn ſie eiterte und gab einen üblen Geruch. Sacharin tröſtete ihn mit der Wahrſcheinlichkeit einer baldigen Geneſung. Der Großfürſt ſagte zu dem deutſchen Arzt Linjew: „Freund und Bruder! Freiwillig biſt du aus deinem Vaterlande zu mir gekommen, und weißt, wie ich dich geliebt und belohnt habe; kannſt du mich heilen?“ — Linjew antwortete: „Herr! da ich von deiner Güte und Freundſchaft gegen gute Fremdlinge gehört hatte, verließ ich Vater und Mutter, um Dir zu dienen; deine Wohlthaten kann ich nicht zählen; aber Herr! Todte kann ich nicht erwecken, ich bin kein Gott!“ — Hierauf wendete ſich der Großfürſt zu den Bojaren-Kindern und ſprach lächelnd: „Freunde! hört ihr? ich bin ſchon nicht mehr der Eurige.“ — Sie weinten bitterlich, wollten ihn nicht zu heftig rühren, gingen hinaus und fielen wie todt zur Erde. Er ſchlummerte einige Augenblicke, ſchlug dann die Augen auf und ſprach mit ſtarker Stimme: „Gottes Wille geſchehe! Geſegnet ſey ſein Name alle Ewigkeit!“

Das geſchah am 3ten December. Der Tro kyſche Abt Joaſaf näherte ſich leiſe dem Kra kenlager. Da ſagte Waſili zu ihm: „Vate betet für das Reich, für meinen Sohn und deſſe arme Mutter. Bei Euch habe ich Johann ta ſen laſſen, ihn dem heiligen Sergei übergeben, i auf deſſen Sarg gelegt, Euch hab ich ihn beſonde anvertraut. Betet für den jungen Herrn!“ — Er erlaubte nicht, daß Joaſaf ſich aus Moska entfernte, und benutzte die letzten ſchwachen Ueber reſte des Lebens, um ſeine Räthe zu berufen, m welchen er von 3 bis 7 Uhr ſich unterhielt üb die künftige Regierung und über die Verhältniſſe der Bojaren zu der Großfürſtin Helene in allen wichtigen Angelegenheiten, wobei er eine bewun dernswürdige Standhaftigkeit, Kaltblütigkeit und Thätigkeit in Anordnung der von ihm zu hinterlaſſenden Gewalt bewieß. Seine Brüder kamen und baten unabläſſig, daß er durch Speiſe ſich ſtärken ſolle, allein er konnte nichts genießen, und ſagte: „Der Tod iſt mir nahe, ich wünſche meinen Sohn zu ſegnen, meine Frau noch einmal zu ſehen und Abſchied von ihnen zu nehmen. — Doch nein! ich fürchte ihren Schmerz, und mein Anblick wird den Knaben erſchrecken.“ Die Brüder und Bojaren beſtanden darauf, daß Helene gerufen würd Man gieng, ſie zu holen. Waſili legte das Kre des heiligen Peter des Metropoliten auf ſich, und wollte zuerſt ſeinen Sohn ſehen. Helenens Br der brachte ihn auf den Armen. Das Kreuz ha tend ſprach Waſili zu dem Knaben: „Gott ſe dir und deinen Kindern gnädig! Gleichwie d heilige Peter mit dieſem Kreuze unſern Ahnherren geſegnet hat, ſo ſegne ich dich, mein Sohn!“ Dann bat er deſſen Wärterin, wohl auf ihren Zögling Acht zu haben, und als er jetzt die Stimme ſeiner Gattin vernahm, ließ er das Kind wegbringen. Geſtützt auf den Fürſten Andrei und die Bojarin Tſcheládrina, erſchien Helene laut wehklagend und in Verzweiflung ſich auf den Boden werfend. Der Großfürſt ſuchte ſie aufzurichten, ſprechend: „mir iſt beſſer, ich fühle keinen Schmerz,“ und zärtlich bat er ſie, ſich zu beruhigen. Helene erholte ſich endlich und fragte: „wem ſind die arme Gattin und die Kinder anbefohlen?“ — Waſili antwortete: „Johann wird Herr ſeyn, und dir hab’ ich, nach Gewohnheit unſerer Väter, in meinem Teſtamente eine anſtändige Verſorgung beſtimmt.“ — Auf den Wunſch ſeiner Gemahlin, befahl er auch den jüngſten Sohn Georg zu bringen, ſegnete auch ihn mit dem Kreuze und ſagte: er habe ſeiner im Teſtamente nicht vergeſſen. Der rührende Abſchied von Helene war herzzerreißend! Alle weinten und ſtöhnten. Sie wollte ſich nicht entfernen. Waſili befahl ſie wegzuführen, und nachdem er ſo die letzte Schuld der Welt, dem Reiche und dem Gefühl abgetragen, dachte er nur noch an Gott.

Als er noch zu Wolok ſich befand, hatte er zu den Geiſtlichen geſagt: „übergebt meinen Leichnam nicht der Erde in weißer Kleidung! ſollte ich geneſen, ſo werde ich doch der Welt entſagen.“ Als nun Helene ihn verlaſſen hatte, ließ er ein Mönchsgewand bringen und forderte den Abt des Kirilowskiſchen Kloſters, in welchem er vorlängſt eingekleidet zu ſeyn gewünſcht hatte; allein dieſer Abt war nicht in Moskau. Man ſandte nach Joaſaf, dem Troizkiſchen Abt, und den Bildern der Wladimirſchen Mutter Gottes und des heiligen Nicolaus Goſtunsky. Der Geiſtliche Alexei kam mit den Sacramenten, um ſie dem Sterbenden im Augenblick des Verſcheidens zu reichen. „Tritt vor mich“, ſagte der Großfürſt, „und gieb Acht, daß du den Augenblick nicht verſäumeſt.“ Es wurden die Gebete beim Scheiden der Seele verleſen. Waſili lag ſchlummernd, dann rief er die Bojarin Woronzow herbei, umarmte ſie mit Innigkeit, und ſagte zu ſeinem Bruder Georg: „Erinnerſt du dich des Verſcheidens unſers Vaters? ſo ſterb' auch ich.“ Dann forderte er, unverzüglich eingekleidet zu werden, dazu ermahnt von dem Metropoliten und einigen Bojaren. Allein andere ſprachen: der heilige Wladimir ſey nicht als Mönch geſtorben, und werde dennoch der Apoſtelgleiche genannt; auch der Donſche Held habe als ein Weltlicher geendet und doch ohne Zweifel durch ſeine Tugenden das Himmelreich verdient. Während ſie ſo lärmten und ſich ſtritten, las Waſili Gebete und bezeichnete ſich mit dem Kreuze. Schon wurde ſeine Stimme ſchwach, ſein Auge dunkel, die Hand ſank herab. Er ſchaute auf das Bild der Mutter Gottes und küßte das Betttuch, mit ſichtbarer Ungeduld die heilige Ceremonie erwartend. Der Metropolit Daniel reichte das ſchwarze Gewand dem Abt Joaſaf; Fürſt Andrei und Woronzow wollten es ihm wegreißen. Da ſprach der Metropolit im Zorn die ſchrecklichen Worte: „Ich ſegne Euch nicht, weder für dieſe noch für jene Welt! Niemand ſoll mir ſeine Seele entreißen! ein ſilbernes Gefäß iſt gut, ein vergoldetes beſſer.“ — Waſili lag ſterbend. Man eilte mit der Ceremonie. Der Metropolit, dem Abte Joaſaf das Epitrachil*) anlegend, kleidete ſelbſt den Großfürſten ein und gab ihm den Nahmen Warlaam. In der Eil hatte man den Mantel für den neuen Mönch vergeſſen, der Troizkiſche Kellner Serapion gab den ſeinigen her. Das Evangelium und das ſogenannte Engelskleid wurden dem Sterbenden auf die Bruſt gelegt. Einige Minuten vergingen ſtill. Schigon, der neben dem Bette ſtand, rief zuerſt: „der Herr iſt verſchieden!“ und Alle ſchluchzten laut. Man hat geſchrieben, Waſili's Antlitz habe ſich plötzlich verklärt, und ſtatt des, zuvor unerträglichen, Geſtankes aus der Wunde, habe das Zimmer ſich mit Wohlgerüchen erfüllt. Der Metropolit wuſch den Körper, und trocknete ihn mit Baumwolle.

Es war Mitternacht. Niemand ſchlief in Moskau. Mit Angſt wurde Botſchaft erwartet. Das Volk haufte ſich auf den Straßen. Weinen und Seufzen erſcholl von der Hofburg bis auf den öffentlichen Platz. Vergebens ſuchten die ſelbſt weinenden Bojaren andere vom lauten Stöhnen abzuhalten, erinnernd, daß die Großfürſtin von dem Tode ihres Gemahls noch nicht unterrichtet ſey. Nachdem der Metropolit den Verſtorbenen mit voller Mönchskleidung angethan, führte er deſſen Brüder in das Vorzimmer und ließ ſie ſchwören, daß ſie Johann und deſſen Mutter treu dienen wollten, nicht die großfürſtliche Würde begehren, weder in Worten noch Werken ſich Verrath zu Schulden kommen laſſen. Hierauf nahm er auch den übrigen Großen des Reichs, den Beamten und Bojaren-Kindern den Eyd ab, und begab ſich dann mit den Vornehmſten zu Helenen, welche, ſie erblickend, in Ohnmacht fiel, und zwei Stunden lang die Augen nicht öffnete. Die Bojaren verſtummten. Nur der Metropolit ſprach im Nahmen der Religion, und tröſtete ſie mit Thränen.

Indeſſen ertönte die große Glocke. Man legte den Leichnam auf eine, aus dem Tſchudiſchen Kloſter gebrachte Bahre und öffnete die Pforten. Wehklagend ſtrömte das Volk herbei, die kalte Hand des Verſtorbenen zu küſſen. Waſili's Lieblings-Sänger ſangen das Chor: heiliger Gott! Niemand hörte auf ſie. Die Aebte trugen den Körper in die Michaels-Kirche. Helene konnte nicht gehn, Bojaren-Kinder mußten ſie tragen. Alle Bojaren umringten den Sarg. Ein prächtiges Begräbniß wurde veranſtaltet. Die Trauer des Volks war unbeſchreiblich. „Die Kinder begruben ihren Vater“ ſpricht der Chroniken-Schreiber; und mit dem tiefſten Gefühl wurde Waſili

---

*) Eine Art von Prieſterkragen.

der gute, der freundliche Herr genannt. Beſcheiden ſind dieſe Beiworte, aber rührend, und ihre Einfachheit verbürgt ihre Wahrheit.

Mit Ehren ſteht **Waſili** in unſerer Geſchichte zwiſchen zwei großen Charactern. **Johann** III. und IV., deren Glanz in den Augen des Beobachters ihn nicht verdunkelt. Wenn er auch an ſeltenen Naturgaben ihnen nachſtand — dem Erſten an umfaſſenden, fruchtbringenden Herrſchergeiſte, dem andern an Seelenſtärke, an beſonderer Lebendigkeit des Verſtandes und der Einbildungskraft, die doch ohne feſtes Tugendmaaß gefährlich ſind — ſo ging doch **Waſili** ſeine Bahn unabweichlich mit der vom Vater ihn gelehrten Weisheit, bewegte ſich nur mit von der Vernunft abgemeſſenen Schritten vorwärts; ohne Stürme der Leidenſchaft, nahte ſich dem Ziele, Rußlands Größe, ohne dem Nachfolger weder die Verbindlichkeit noch den Ruhm ſeine Fehler zu verbeſſern, zu hinterlaſſen. Er war kein Genie, aber ein guter Regent; er liebte das Reich mehr, als einen eignen großen Nahmen, und bleibt in dieſer Hinſicht wahren ewigen Ruhmes würdig, den wenige Kronenträger verdienen. Johann III. ſchuf, Johann IV. verherrlichte und verdarb nicht ſelten: **Waſili** erhielt und befeſtigte die Macht, und wurde ſolchen Völkern gegeben, deren dauerhaftes Daſeyn und Einheit der Vorſehung angenehm ſind. — —

Waſilis berühmte Zeitgenoſſen waren Maximilian, Carl V., Ludwig XII., Franz I., Heinrich VIII., Guſtav Waſa, Pabſt Leo X., die Sultane Selim und Solimann, und Rußlands Feind, Sigismund. Die Könige von Frankreich und England ausgenommen, iſt er mit Allen in Verhältniſſen geweſen, Alle zeichneten ſich aus durch Geiſt und Talente. Aber war Europa glücklich? — wir erblicken, wie gewöhnlich, unbezähmte Herrſchſucht, Neid, Hinterliſt, Krieg und Elend; denn nicht Vernunft allein, ſondern Vernunft und Leidenſchaften handeln auf der Weltbühne. —

Auch kirchlicher Zwiſt, der ſchnell in Herrſchergeiſt ausartete, erſchütterte damals Europa. Schon lange war die geiſtliche oder päbſtliche Macht durch viele Mißbräuche befleckt, in den weltlichen Reichen geſchwächt, allein hartnäckig beſtand ſie auf ihren übermüthigen Forderungen, und wollte nicht umkehren zu dem wahren Geiſte des Chriſtenthums, ſich ſtemmend gegen die Fortſchritte der Aufklärung. Da erſchien ein armer Mönch, Martin Luther, welcher, das klöſterliche Gewand abwerfend, mit dem Evangelium in der Hand den Pabſt den Antichriſt zu nennen wagte, ihn des Betrugs, des Eigennutzes, der Verunſtaltung des Heiligen überführt., und trotz kirchlicher Gelübde, Kirchenverſammlungen und dem Zorn Carl V., eine neue Religion begründete, zwar auf das Evangelium, doch mit Verwerfung vieler wichtiger, bedeutender Gebräuche, die zu Anfang des Chriſtenthums eingeführt und ohne Zweifel nützlich waren; denn die Menſchen beſitzen nicht blos Vernunft, ſondern auch Einbildungskraft, die nicht minder als jene auf das Herz würkt. — Luther zeigte mehr noch Haß gegen Rom, als Zions Eifer, und ob er gleich einzig auf Chriſtum und die Apoſtel verwieß, ſo ahmte er doch nicht deren Sanftmuth nach. —

Viele Ausleger der Weltbegebenheiten ſprechen von der lutheriſchen Religion als von einer großen, der Menſchheit erzeigten Wohlthat; auch hat ſie unſtreitig zu den Fortſchritten der Aufklärung und der mit dieſer verbundenen Verbeſſerung der Sitten beigetragen; doch ihre erſten Folgen waren Blutvergießen und neue chriſtliche Secten, die zum Theil den Regierungen ſelbſt und der bürgerlichen Ruhe ſchädlich wurden. —

(Es koſtet uns Ueberwindung, dieſe Auszüge nicht zu verlängern, zumal da wir verſichern können, daß wir gerade nicht die glänzendſten Stellen ausgehoben, ſondern daß jeder Bogen intereſſante Bruchſtücke liefern würde. Wir Deutſche werden vielleicht urtheilen, daß der Geſchichtſchreiber ſich hie und da zu lange aufgehalten, und zu ſehr in's Einzelne gegangen; allein die Ruſſen werden ihm dieſen Vorwurf gewiß nicht machen. Wir erwähnen noch, daß der Verfaſſer die, nach unſerer Ueberzeugung, beſte Methode befolgt hat, indem er die Erzählung ununterbrochen fort gehn läßt, und die ſehr zahlreichen hiſtoriſchen Belege in einem Anhange zu jedem Bande liefert. Im 8ten Bande geht die Geſchichte bis zum Jahr 1560.)

Der Bauer in Polen.

Monographie mit Andeutungen für die Geſetzgebung, von dem preußiſchen geheimen Juſtizrathe von **Grevenitz**, Eigenthümer im Großherzogthum Poſen.

Wir können die Anzeige dieſer Schrift nicht paſſender beginnen, als mit den Worten des Vorberichts derſelben: „dieſes kleine Buch iſt in der redlichſten Abſicht und auf den Grund einer durch fünfundzwanzig Jahre erworbenen Sachkenntniß geſchrieben.“ Wir ſetzen hinzu: Es iſt nicht möglich, Vernunft und Menſchenliebe inniger als hier geſchehen, zu vereinen. Der polniſche Bauer war nicht immer was er jetzt iſt. Nur als Auszeichmung für hohe Verdienſte um das Vaterland verliehen die Fürſten anfangs einzelnen Edelleuten die Gerichtsbarkeit über ihre Bauern, bis endlich Jeder ſich deren anmaßte und der hülfloſe Landmann nirgends mehr Erhörung fand. Es gab eine Zeit (1496) wo man wegen des überhandnehmenden Wohllebens der Bauern ſogar ein Polizeigeſetz machen mußte.

Haus und Hof durfte der Bauer ohne Willen des Herren nicht verlaſſen, aber die eigentliche perſönliche Leibeigenſchaft kennt das polniſche Geſetz nicht. Aus jedem Dorfe durften jährlich zwei Familien frey wegziehen. Verfiel der Herr in geiſtliche oder weltliche Strafen, worunter auch die Bauern leiden konnten, ſo hatte Jeder das Recht zum freyen Abzug. Nothzucht an einer Unterthanin verübt, berechtigte alle Einwohner des ganzen Dorfes zur freyen Auswanderung. Unter mehreren Söhnen durfte der Vater wenigſtens einen zum auswärtigen Dienſt oder zu den Wiſſenſchaften oder einem Handwerke frey beſtimmen. Ganz unbeſchränkt waren die Heyrathen der Töchter. Der mit der Geſchichte Unbekannte hat wohl nicht vermuthet, daß die polniſchen Geſetze in Betreff der Bauern einſt ſo milde waren. Von dieſer glücklichen Vorzeit trägt das Land, beſonders Groß-Polen, noch jetzt überall die Spuren; in alten Hochwaldungen erkennt man noch häufig den einſt gepflügten Boden; alte Urkunden bewahren das Andenken an zahlreiche, nun verſchwundene Dörfer und Wohnſtätte, und wo jetzt armſelige Hütten den Einſturz drohen, entdeckt man oft unter dem Raſen, Straßenpflaſter, Mauerwerk, verkohlte Balken, Münzen, Bruchſtücke feinen Geſchirrs, die Wurzel des Obſtbaums.

Der Umſturz der erblichen Thronfolge (1572) und die aufſtrebende Uebermacht des verblendeten Adels jener Zeit hat Polen zerſtört, und folgender furchtbarer Verfaſſungs-Grundſatz wurde aufgeſtellt: „Der Bauer ſoll vor keinem weltlichen Gerichte fortan gegen ſeinen Herrn Gehör finden, die Klage betreffe Gut, Ehre oder Leben“ Das tiefgeſunkene königliche Anſehn konnte nicht helfen. Selbſt der große Kaſimir ſoll einſt einem jammernden Bauer den verzweifelten Rath gegeben haben: „Halte dir mein Sohn einen guten Feuerſtahl in der Taſche, den Stein dazu findeſt du auf jedem Felde, damit ſchaffe dir ſelbſt Recht gegen deinen ungerechten Herrn.“

Den böſen Grundſatz: Die Luft macht eigen, dehnte der Adel auf jeden Fremdling aus, der ein Jahr in einem Dorfe verweilte. Nur Eigennutz, (denn der zu hart gedruckte Bauer entlief) oder Religion, oder hie und da perſönliche Milde, erleichterten den ſchweren Druck, bis endlich in dem, dem preußiſchen Scepter anheim gefallenen Theile Groß-Polens, durch Einführung des preußiſchen Geſetzbuches die Morgenröthe anbrach. Aber mit der Herrſchaft der Franzoſen trat auch deren Geſetzbuch (in welchem bekanntlich von Bauern gar nichts ſteht,) an die Stelle des preußiſchen Rechtes. Man hatte denken ſollen, nachdem Napoleon zu Johannes Müller geſagt hatte, er wolle durch Polen einen ewigen Damm zwiſchen Abend und Morgen aufrichten, daß er ſeine Blike auf den Bauer als die Mehrzahl und Stärke des Volkes werfen würde; allein er wollte nur ſo ſchnell als möglich über das Blut und die Schätze des Landes gebieten, und gab daher den Gutsbeſitzern die Geſetzgebung und Verwaltung der Rechtspflege zurück. Zwar ließ er mit Gepränge verkünden, es gäbe keine Leibeigenſchaft mehr, aber um den Erfolg bekümmerte er ſich weiter nicht. Einige Milderungen wurden doch beliebt, andere vorbereitet doch alles verhallte im Getös der Waffen und faſt Alles blieb wie es war.

„Gegen die polniſche Nation herrſchen Vorurtheile, die häufigſten bei der Deutſchen. Hoher kriegeriſcher Muth, heiße Liebe für den vaterländiſchen Boden, ächte Gaſtfreiheit, wahre Geſelligkeit von Rang und Titelkram ungetrübt, ſind Tugenden, die ihr Jeder, der länger unter ihr lebte, mit Verehrung zugeſtehen wird; eine Schattenſeite findet man überall.“

In der zweiten Abtheilung dieſer Schrift werden ſehr ſinnige Andeutungen für eine zu wünſchende Geſetzgebung mitgetheilt. Im Großherzogthum Poſen hält der Verfaſſer den polniſchen Bauer für vollkommen reif auf eine höhere Stufe gehoben zu werden, und thut dazu die beherzigenswertheſten Vorſchläge. Für Polens Fortſchritte in der Landwirthſchaft hält er für wichtig, neben der polniſchen Sprache der nachbarlichen deutſchen den möglichſten Eingang zu verſchaffen.

Wir enthalten uns fernerer Auszüge, können aber dieſes kleine, doch gewichtige durch 37 angehängte Urkunden-Extracte geharniſchte Buch Menſchen-Freunden nicht genug empfehlen. Zum Schluß wollen wir nur noch eines wohlhergebrachten Rechtsgebrauchs gedenken, deſſen der Verfaſſer in einer Note erwähnt, und der in einer niederdeutſchen Provinz wirklich exiſtiren ſoll: wenn nämlich ein Dorf wegen unmäßiger Dienſte ſich zu beſchweren hat, ſo wird deſſen Klage nicht eher angenommen, bis erweißlich in demſelben Dorfe drei der fleißigſten Bauern zu Grunde gegangen ſind. Das heißt mit der Grauſamkeit den unmenſchlichſten Hohn verbinden.

Suwarow.

Das Berliner **Militair-Wochenblatt** ſagt: „Wir geben hier unſern Leſern einige Bruchſtücke, die von einem hohen Officier des damaligen Hauptquartiers der italieniſchen Armee aufbewahrt worden ſind. Sie ſind von der höchſten Zuverläſſigkeit. Größtentheils wurden ſie von dem Feldmarſchall dieſem Officier ſelbſt in die Feder dictirt, und ſind ganz ſeine eignen Worte. Einige ſind auch von ſeiner eignen Hand aufgeſetzt, welches immer bemerkt iſt. Wir hoffen, daß dieſe Mittheilung allen Militairs willkommen ſeyn wird, die in Suwarow, wenn auch die äußere Form anfangs etwas überraſchte, und auch in der Folge immer etwas fremd blieb, doch einen großen Feldherrn verehren, und ſeinem Andenken die wohlverdiente Achtung weihen." —

„Mit dem Bajonet (ſagte Suwarow) kann der Mann drei erſtechen, wo nicht vier, aber hundert Kugeln gehen in die Luft. Die Koſacken müſſen beſtändig hinter der Kavallerie verbleiben. Ihre Geſchwindigkeit vervollkommnet den Sieg, und iſt der Feind geworfen, ſo kömmt keiner davon."

„Geſchwindigkeit und Nachdruck ſind die Seele des anbefohlenen Krieges. Fliehender Feind wird durch das Verfolgen allein vernichtet. — Großmuth gezieniet dem Siegenden. — Der fliehende Feind wird gern Pardon annehmen. — Todt oder gefangen iſt einerlei." —

„**Grimmelsburg.** Wo iſt's!? ich weiß es nicht. Es iſt mir nichts davon gemeldet worden. Nichts auf's Papier geſtrichen; nur eine Zweideutigkeit, — beſtimmt ſagen, — Unachtſamkeit, — Faulenzerei. —

„Haddick und Bellgarde ſind weit von uns, alſo wandelbare Inſtruktionen. Hauptaufträge müſſen zwar da ſeyn; aber wir können nicht in die mindeſten Details eingehen. Bis eine Anweiſung dort ankömmt, können ſich die Umſtände verſchiedentlich verändern. — Dieſe Herren ſind Generals; alſo müſſen ſie es ſelbſt beſſer verſtehen, als wir es ihnen auftragen können."

Diſpoſition zur Bataille von Novi am 14. Auguſt 1799.

(eigenhändig vom Feldmarſchall Suwarow geſchrieben, wovon die Kopie dem F. Z. M. Baron Kray als Befehl zur Bataille bei Novi zugeſchickt worden:)

Es lebe Säbel und Bajonett:
Keine garſtige Retraite!
Erſte Linie durchgeſtochen,
Andere umgeworfen,
Reſerve nicht hält,
Weil da **Bellgarde** und Kray der Held.
„Der Letzte hat Suwarow
„Den Weg zu denen Siegen
„Gebahnt.

Auf der einwärtsgeſchlagenen Ecke dieſes Kouverts ſtanden von Suwarow's eigener Hand, folgende gereimte Zeilen:

Am 20. ſind die Tragthiere bereit,
Den 21. zieht Roſenberg zum Streit,
Den 22. folgt Tierfeld zur Schlacht.
Den 24. iſt Gotthardsberg erobert durch Macht,
Dann haben wir durch Säbel und Bajonett
Die Schweiz von ihrem Untergang gerett't.

Politique du peuple (Politik des Volkes)

Unter dieſem Titel hat kürzlich in Paris ein Ungenannter (Fr. J. M) einen Fingerzeig (avis) drucken laſſen, über die Zauberworte der Revolutionen, deren man ſich bedient um das Volk aufzuregen, und durch die es aufgeregt wird, weil man die Kunſt verſteht, aus bekannten, trivialen Wahrheiten, falſche, gehäſſige Folgerungen zu ziehen. Der Verfaſſer geht nun die Redensarten dieſer Gattung durch, und begleitet ſie mit ſeinen Anmerkungen. Wir heben diejenigen heraus, deren man ſich auch in Deutſchland nur zu oft bedient.

„Die Könige ſind für die Völker gemacht und nicht die Völker für die Könige." Das iſt allerdings ſehr wahr; allein man kann eben ſo wohl ſagen: „Die Lehrer ſind für die Schüler gemacht und nicht die Schüler für die Lehrer." Wer wird aber daraus folgern, daß die Lehrer in Abhängigkeit von den Schülern ſeyn müſſen, und daß dieſe, wenn ihnen der Unterricht nicht behagt, oder nicht Freiheit genug verſtattet wird, das Recht haben die Lehrer zu meiſtern oder fort zu jagen, um ſich ſelbſt beſſer zu regieren. Das Gleichniß iſt allerdings paſſend, denn in Hinſicht auf Regierungs-Grundſätze werden die Völker ewig unmündig bleiben. „Es herrſcht jetzt in Frankreich (leider auch in Deutſchland) unter allen Claſſen, die Sucht ſich in die Politik zu miſchen, und über Dinge zu urtheilen, die gänzlich außer dem Geſichtskreis der Menge liegen. Der geringſte Schüler (oder Student) glaubt ſich durch ſeine Kenntniſſe dazu berechtigt, und jeder Bürger, der ein Journal hält, findet jeden Morgen in dieſem ſeinem Orakel, alle Weisheit und alle Geheimniſſe der Regierungskunſt.“

„Jeder Schriftſteller, der über Staatsverwaltung nach ſeinem Maaß von Einſichten urtheilt, (ein Maaß, deſſen Größe nur er ſelbſt beſtimmt) würde, wenn ich ihn über eine Krankheit zu Rathe zöge, mir antworten: ich habe die Arzneykunſt nicht ſtudiert; oder, wenn meine Uhr unrichtig ginge: ich bin kein Uhrmacher; aber ſobald es die Regierung betrifft, ſo weiß er Alles.“ —

„Die Völker ſind keine Viehheerden, welche von den Fürſten verkauft werden können.“ Sehr wahr. Allein der eigentliche Sinn dieſer Redensart iſt: Die Völker ſind nicht die Viehheerden der Fürſten, und ſie verkaufen ſie auch nicht, ſondern ſie ſind ihre Kinder und ſie verheyrathen ſie. Vermählen nicht die Väter ihre Töchter bisweilen ſelbſt gegen ihre Neigung? und billigt man es nicht, wenn dieſe Verbindungen den Kindern Vortheile gewähren, die ſie in ihrer Familie nicht finden würden?“ (Es bleibt aber doch immer hart, wenn Kinder gegen ihre Neigung verheirathet werden. Der Verfaſſer hat das ſelbſt gefühlt, indem er fortfährt:) „Der Fürſt betrauert ſtets die Nothwendigkeit, in der er ſich befindet, einen Theil ſeiner Staaten abzutreten, aber was ſoll er thun, wenn der Feind mächtiger iſt als er? und kann er mindeſtens einen Erſatz zum Vortheil ſeines Reichs erlangen, darf man ſagen: er habe ſeine Unterthanen verkauft? ſoll er dem Einzelnen das Ganze opfern? u. ſ. w.“

„Der Uebermuth des Adels“ eine dritte Redensart, die, nach des Verfaſſers Anſicht, nichts weiter heißt als: der Uebermuth der Gewalt. Es liegt leider in der menſchlichen Natur, die Macht zu mißbrauchen, und da größtentheils die Macht in der Hand des Adels lag, ſo traf denſelben oft mit Recht jener Vorwurf, nur nicht als Adel ſondern als Machthaber. Der Verfaſſer liefert Beiſpiele von dem bäuriſchen Uebermuth der Emporkömmlinge der Revolution, und ſtellt die Audienzen, welche ſie ertheilten, mit denen der Sartines, der Segur u. ſ. w. zuſammen. Er hätte auch noch ſagen können, daß z. B. der Geldſtolz eines reichen Kaufmannes weit unerträglicher iſt als der Ahnenſtolz. Nur kann man ihm mit Recht einwenden, daß der Haß gegen den Adel nicht ungerecht iſt, wenn er vorzugsweiſe, blos weil er Adel iſt, zu Machthabern befördert wird, und in dieſer Hinſicht könnte man den Uebermuth der Gewalt doch den Uebermuth des Adels nennen.

Conſtitution, eine vierte Redensart. „Es giebt Mißbräuche der Regierung. Das iſt nicht zu verwundern, es gab deren zu allen Zeiten, und wird deren ewig geben, weil nichts menſchliches vollkommen iſt. Man muß ſie ruhig nach und nach verbeſſern. Das wollte Ludwig XVI., das hat Ludwig XVIII. gethan. Aber die engliſche Conſtitution und die Trophäen des Miltiades ließen eine Menge kleine Themiſtocles nicht ſchlafen; ſie wollten auch Conſtitutionen machen, waren aber nur Philoſophen, nicht Staatsmänner; ſonſt würden ſie gewußt haben, daß Zeit und Gewohnheit die Conſtitutionen machen, und daß ſie längſt vorhanden ſind, ehe weiſe Männer ſie zum Vertrage formen. Alles ſchwatzte von der engliſchen Conſtitution, allein wie wenige wußten, daß ſie nur nach und nach in 1000 Jahren entſtanden iſt.

„Man muß die Vorurtheile ausrotten“ eine fünfte Redensart. „Allerdings wahr, in ſo fern ſie ſchädlich ſind. Es giebt deren aber auch nützliche, und ſogar Tugend befördernde, und die muß man erhalten. Andere ſind wegen ihres Alterthums nicht wohl zu entwurzeln, ohne die Säulen des Staates zu erſchüttern; von dieſen muß man die beſſeren ſtützen, und die übrigen nach und nach einſtürzen laſſen. Was iſt überhaupt ein Vorurtheil? ein, ohne vorhergehende Prüfung gefälltes Urtheil. Darum iſt nicht gerade nothwendig, daß es irrig ſey. Selbſt die Religion wird von den meiſten Menſchen ohne Prüfung angenommen, und iſt darum doch nicht irrig.“

„Die Mehrheit des Volkes“ (in Hinſicht auf Beſchlüſſe) eine ſechſte Redensart, und zwar eine ganz leere, welches zu beweiſen, dem Verfaſſer in Frankreich eben ſo leicht wird, als es uns in Deutſchland ſeyn würde.

Im Verfolge ſeiner Schrift kommt er auf den Mißbrauch der öffentlichen Meinung. Zwiſchen Vorurtheil und Meinung iſt gewöhnlich kein anderer Unterſchied, als daß jenes alt und dieſe neu iſt. Aber beide werden eingeflößt, jenes durch Gewohnheit, dieſe durch Begebenheiten und Menſchen, die ſie zu benutzen verſtehn. Dahin gehört z. B. die Meinung von dem Ruhm einer Nation, die ſo ſchwankend als die Mode, in der That nichts anders als eine Mode iſt. In Frankreich hat man ihn bald in Frömmigkeit, bald in Pracht, bald in Waffenthaten, bald in Philoſophie geſetzt, je nachdem es einzelne Menſchen gab, deren Vortheil es mit ſich brachte, dieſe oder jene Meinung dem Volke einzuhauchen. —

Von der Freiheit der Preſſe ſagt der Verfaſſer unter andern: „Es kann eben ſo wenig erlaubt ſeyn, alles zu ſagen, als alles zu thun; denn die Licenz der Schriften führt immer die Licenz der Handlungen herbei. Die Wirkungen jener laſſen ſich eben ſo wenig ungeſchehen machen, als die Wirkungen dieſer, folglich muß man dem Schädlichen verbauen. Eine Schmähſchrift zu drucken erlauben — wenn gleich auf die Verantwortlichkeit des Verfaſſers — heißt eben ſo viel, als das Durchprügeln auf der Straße förmlich erlauben, mit Vorbehalt nachher zu ſtrafen. In großen Städten ſind Policeywachen vertheilt, die denen, welche auf der Straße wandeln, Sicherheit gegen Angriffe gewähren. Etwas ähnliches muß vom Staate in Hinſicht auf Preßfreiheit geſchehn.

Zuletzt nimmt der Verfaſſer aus guten, aber meiſt bekannten Gründen, die Monarchie in Schutz, und fragt unter andern: „ſind nicht die Kinder weniger frei als ihre Väter? und ſind ſie darum weniger glücklich?“ Er zeigt ferner, daß wenn man Einen Stand nach dem andern fragen würde, welche Regierungsform er am meiſten wünſche? die Antwort in jedem Stande verſchieden ausfallen werde. Er fragt: „welcher König wird willkührlicher, grauſamer, ungeſtrafter uns mißhandeln, als eine Verſammlung, in welcher Niemand perſönlich verantwortlich iſt, und Jeder ſeine Wuth auslaſſen kann wie es ihm beliebt, wenn es nur im Namen des Vaterlandes geſchieht?“

Am Schluß liefert der Verfaſſer Lord Bolingbroke's Meinung über die engliſche Conſtitution, aus deſſen Briefen gezogen, und Raynal's Meinung über die franzöſiſche Conſtitution von 1791. In der erſten heißt es: „unter einer alten bekannten Form iſt der Staat ein räthſelhaftes Ungeheuer geworden, beſtehend aus einem Könige ohne monarchiſchen Glanz, einem Oberhauſe von Adlichen, ohne ariſtocratiſche Unabhängigkeit, und einem Unterhauſe ohne democratiſche Freiheit. — Wenige Menſchen kennen die brittiſche Conſtitution, und faſt Niemand reſpectirt ſie.“ —

Die letztere iſt ausgedrückt in jener bekannte Adreſſe, welche Raynal 1791 der conſtituirend Verſammlung übergab, worin er erklärte, daß e mit Entſetzen daran denke, vielleicht Einer von denen zu ſeyn, die durch ihre Schriften die herrſchende Zügelloſigkeit veranlaßten. — Es war zu ſpät! — Mögte mancher Ultra-Germane ſich an dieſem Exempel ſpiegeln, damit er nicht auch einſt ausrufen müſſe: Es iſt zu ſpät! —

Nachſchrift zu meiner Erklärung in Nr. 42.

Der Herr Obermedicinal-Rath v. Frorie hat in Nr. 88 des Oppoſitions-Blattes dem Umſtande widerſprochen, daß ich mich gegen ihn erboten habe, an den Herrn Hofrath Luden zu ſchreiben; allein ich kann ihn verſichern, daß in meiner Erklärung kein einziges Wort ſteht, was nicht der ſtrengſten Wahrheit gemäß, und ich vor jedem Richter zu beeidigen erbötig wäre. Er antwortete mir damals: es werde nichts helfen; da der Hr. Hofrath Luden zu gereizt wäre. Auch daß ich dieſe Antwort von dem Hr. v. F. empfangen, kann ich beeidigen. Es iſt ja auch nicht einmal wahrſcheinlich, daß ich in einem Nebenpunkte, der auf die Hauptſache wenig Einfluß hat, mir eine Erfindung erlauben ſollte. Weit wahrſcheinlicher iſt es, daß ein Geſpräch, welches dem Herrn v. F. weniger intereſſirte als mich, ſeinem Gedächtniſſe zum Theil entfallen iſt. — Warum ich mich gegen ihn zu dem Schreiben an Hr. H. R. L. erbot? fragt Hr. v. F., da ich es ja, ohne ihn zu fragen, nur gleich hätte thun können? — Auch hier hat er vergeſſen, daß ich nur unter der Bedingung ſchreiben wollte, wenn die Ausgabe der Nemeſis unterdeſſen ſuſpendirt würde. Da dieſe Bitte mir nicht zugeſtanden wurde, ſo konnte auch von dem Schreiben nicht weiter die Rede ſeyn. Alles übrige laſſe ich unbeantwortet, und mache dem Herrn v. F. nur noch mein Kompliment, über die, in ſeinen beiden Noten zum Text, bewieſene Diſcretion, von der ich freilich keine Ahndung (Ahnung) habe. Kotzebue.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 45. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Polen.

Mit ſtolzer Freude eilen wir, die, ſo eben bei uns eingegangenen, neuſten Druckſchriften eines wiedergebornen Landes anzuzeigen, und wir wollen lieber eine Nummer mehr als gewöhnlich von dieſem Blatte liefern, als uns in jenem angenehmen Geſchäfte durch irgend eine Zeitung zuvorkommen laſſen. Die erſte der Druckſchriften, welche wir erhalten haben, iſt die, von dem Kaiſer von Rußland als Könige von Polen bei Eröffnung des Reichstages am 27ſten März gehaltene Rede. Dieſe iſt ſchon aus mehreren Zeitungen bekannt. Aber ſie ſollte nicht bloß in den Zeitungen, ſie ſollte in Aller Herzen ſtehen. Wer kann Stellen, wie folgende, ohne Rührung leſen?

„Am Ende eines unſeligen Krieges hat Rußland, der chriſtlichen Moral gemäß, das Böſe mit Gutem vergolten, Euch brüderlich die Hand gereicht, und unter allen Vortheilen des Sieges nur den Einzigen ſich angeeignet: die Ehre, ein tapferes, achtungswerthes Volk zu erheben und aufzurichten. Indem ich dazu beitrug, gehorchte ich nur meiner innern Ueberzeugung, meiner Pflicht, die ſie allein mir vorſchrieb, und die eben darum meinem Herzen um ſo theurer war. Eure vormalige Verfaſſung vergönnte mir, alſobald jene liberalen Einrichtungen unter Euch einzuführen, welche unaufhörlich der Gegenſtand meines Strebens ſind, und deren wohlthätigen Einfluß ich mit Gottes Hülfe auf alle die, von der Vorſehung mir anvertrauten Länder, ausdehnen werde. *So habt Ihr mir die Mittel dargeboten, meinem Vaterlande zu zeigen, was ich ſchon längſt ihm bereite, und was es von mir empfangen wird, ſobald die Grundzüge eines ſo wichtigen Werkes ſich entwickelt haben werden.* — Trotz meiner Anſtrengungen ſind vielleicht noch nicht alle Spuren der Leiden verwiſcht, unter welchen Ihr geſeufzt habt. Das iſt der Gang der Natur. Das Gute reift nur langſam, und das Vollkommene bleibt der menſchlichen Schwachheit unerreichbar. — An Euch iſt es jetzt, den Zeitgenoſſen zu beweiſen, daß liberale Einrichtungen nicht gefahrbringend ſind, ſondern gar wohl mit der Ordnung beſtehen können, wenn ſie nur mit Treu und Glauben, mit Reinheit der Geſinnungen auf einen, der Menſchheit heilſamen, Zweck gerichtet werden, und ſo das wahre Glück der Völker ſchaffen. — Laßt uns Dem danken, der allein die Macht beſitzt, Monarchen aufzuklären, ein Bruderband um Völker zu ſchlingen, und die Gaben der Liebe und des Friedens auf ſie herab zu ſchütten. Er ſegne unſer Werk und ſchenke ihm Gedeihen.“

Dieſe goldnen Worte, von Millionen Stimmen jauchzend wiederholt, werden über Berge und Meere, ja ſie werden durch die Wolken dringen, und uns dünkt, wir ſehen die Schamröthe auf Napoleon's Wange, und die Freude auf Peter des Großen verklärtem Antlitz. Wer ſie hört und lieſt, kann ſich des menſchlichen Stolzes nicht erwehren; nur der, der ſie ausſprach, ſteht beſcheiden vor Gott.

Die zweite Druckſchrift iſt die Rede des Grafen *Stanislaus Potocky*, durch welche dieſer Stellvertretende Präſident des Senats, die Rede des Kaiſers beantwortete. Mit Recht heißt es da: daß die neue Polniſche Conſtitution den Stempel von *Alexanders* Herzen trägt; daß der erſtaunten Welt ein in ihren Annalen faſt unbekanntes Schauſpiel dargeſtellt worden: ein Feind, der Polen den ſiegenden Arm reicht, um deſſen Ruhe und Freiheit wieder herzuſtellen. „In der Schule des Unglücks unterrichtet, wie wäre es möglich, daß die Polen nicht den großherzigen Geſinnungen eines Monarchen entſprächen, dem ſie Alles, ſogar ihre Exiſtenz verdanken! — Sire! ruft der Redner, dieſes von Ihren Waffen beſetzte, aber von Ihren Tugenden eroberte Land, diene für immer ſiegreichen Monarchen zur Lehre, welche Mittel die edelſten ſind, Reiche zu erweitern, und Völker zu feſſeln. — Den Königen, wie den Völkern, möge dieß Gemählde beweiſen, daß Großmuth und Moral der wahre Grundſtein der Politik der Herrſcher ſind. Möge die Welt bekennen, daß der edle Gedanke Ew. Majeſtät, von deſſen Anwendung wir ein ſo glückliches Beiſpiel darſtellen, die wichtigſte Lehre iſt, die jemals ihr von einem Monarchen gegeben worden, deſſen Milde keine andern Schranken kennt, als die ſeines wiederherſtellenden

Geiſtes, der eben ſo weit umfaſſend, eben ſo mächtig iſt, als ſein unermeßliches Reich."

Es wäre möglich, daß es fühlloſe Menſchen gäbe, welche dieſe beiden Schriften mehr in die Annalen der Redekunſt, als in die Geſchichte zu ſetzen geneigt wären. Doch nun erſcheint der Graf **Moſtowski**, Polniſcher Miniſter des Innern, und beweiſt in einer **dritten Rede**, daß hier nicht Worte, ſondern Thatſachen ſprechen. Zuerſt wirft der Redner einen Blick auf den **vergangenen Zuſtand** des Reiches: Wie das Großherzogthum Warſchau, von ſeiner Regierung verlaſſen, bei Annäherung der Ruſſen zitterte; wie der Fürſt **Kutuſoff** am 8ten Januar 1813 es durch eine Proklamation beruhigte, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums verbürgte, die Obrigkeiten reſpektiren ließ, mit der möglichſten Schonung das zarte Verhältniß gegen den König von Sachſen behandelte, und die Ruſſiſchen Truppen ſo wenig als möglich in Polen, oder in der Hauptſtadt verweilen ließ. Wie ferner proviſoriſch aus redlichen Polen ein **höchſter Rath** errichtet wurde, deſſen Inſtruction ſchon die edeln Geſinnungen verrieth, welche ſie dictirt hatten, indem nicht allein die im Gange ſeyenden Geſetze und Einrichtungen, ſondern auch alle Beamte, und ſogar diejenigen beibehalten wurden, die, entwichen, zurückkehren wollten; denn, keine Verfolgung, keine Gewalt, keine willkührliche Handlung, keine Unterſuchung ſollte irgend Jemand treffen; und wie alle dieſe Verheißungen treulich erfüllt wurden. Wie erſchöpft und entvölkert das Land geweſen durch verderbliche Kriege, an welchen es, weit über ſeine Kräfte, Theil nehmen müſſen; wie es an Allem Mangel gelitten; ihm aber Salz geliefert, die Einfuhr fremder Waaren erlaubt, der ausländiſche Handel belebt, die Lieferungen von Fleiſch und Branntwein an die Ruſſen unterdrückt, die Reſerve-Armee aus Rußland verproviantirt, keine Requiſition irgend einer Art verſtattet, die Beitreibung der rückſtändigen Contributionen ſuspendirt, die Auflage auf Getraide, die Patente, die perſönliche Contribution, welche gegen acht Millionen Gulden eintrug, gänzlich abgeſchafft worden. Wie der Kaiſer ſelbſt, als er durch **Pulawy** gieng, die Auflage auf Schornſteine erließ, dem geſunkenen Ackerbau aufhalf, indem er das Zugvieh für die Armee ſelbſt lieferte, und gegen 5000 Pferde vertheilte. — Alle dieſe Wohlthaten erwieß der **Feind**! was durfte man nicht vom **Freunde** erwarten! —

Die polniſche Armee war in dem traurigſten Zuſtande, die Meiſten ihrer Tapfern waren Kriegsgefangene, der Kaiſer gab Allen die Freiheit, ließ ihnen ihren Sold, ihre Rangſtufen, ihre Auszeichnungen, und ſtellte ſeinen erhabnen Bruder an ihre Spitze. Als Europa von neuem zu den Waffen greifen mußte, bewieß er für Polen die zarte Schonung, es nicht zur Theilnahme an dieſem Kampfe aufzufodern, und als er König wurde, wählte er mit gleicher wohlwollender Umſicht die Mitglieder der proviſoriſchen Verwaltung, mit welcher er zuvor die des hohen Raths gewählt hatte.

Nun geht der Redner zu dem **jetzigen Zuſtand** von Polen über. Am 15ten November 1815 erſchien der Monarch ſelbſt in der Hauptſtadt und verlieh dem Reiche eine höchſt liberale Conſtitution, die alle Lücken ausfüllt, welche aus Nachläſſigkeit, oder mit Willen, in dem Statut des Großherzogthums gelaſſen waren. Die Sicherheit und den Frieden Polens verbürgte das große Reich, dem es angefügt wurde. Die Souverainität wurde beſchränkt; die Freiheit der Preſſe und der Perſonen geſichert; jedem Polen verſtattet, ſich und ſein Vermögen nach Belieben wo andershin zu verpflanzen; jedes Eigenthum für unverletzlich erklärt: nur Grundbeſitzern wurden die wichtigſten Aemter vorbehalten; jeder Fremde darf die Wohlthaten der polniſchen Verfaſſung theilen, Grundeigenthum erwerben, bleiben, gehen, wiederkommen. Die Nachfolger auf dem Throne ſchwören, die Verfaſſung aufrecht zu halten; die contraſignirenden Miniſter ſind dafür verantwortlich. Die Polen nehmen Theil an der Wahl der Verwaltungs-Mitglieder, und auch dieſe ſind verantwortlich mit ihrer Perſon und ihren Gütern für jede Verletzung der Conſtitution. Die Verordnungen der General-Verſammlungen, wenn ſie öffentliche Beamte dem Gericht überliefern, oder in Hinſicht auf ſtreitige Gerichtsbarkeit, werden exequirt ohne Zuſtimmung des Königs oder deſſen Statthalters. Sonſt währte die Sitzung des Reichstags nur 15 Tage, jetzt 30, und ſo lange ſie währt, ſind die Mitglieder deſſelben unverletzlich. Seine Berechtigungen ſind ausgedehnter als vormals. Die Mitglieder des Staats-Raths haben nicht das Recht auf dem Reichstage zu votiren, wenn ſie nicht Senatoren, Nuntien oder Deputirte ſind. Die Deputirten-Kammer darf die Miniſter, die Staatsräthe, die Requeten-Meiſter wegen Pflichtverletzungen anklagen, und der Senat entſcheidet, ob ſie in den Anklageſtand zu ſetzen ſind. Das Finanz-Budjet hat nach 4 Jahren keine geſetzliche Kraft mehr, wenn nicht während dieſer Zeit der Reichstag zuſammenberufen worden. Löſt der König ihn auf, ſo muß er in zwei Monaten neue Wahlen verordnen. Für erledigte Stellen im Senat wählt der König aus zwei, vom Senat ihm vorgeſtellten, Candidaten, die, um wahlfähig zu ſeyn, ein gewiſſes Alter erreicht haben, und eine beſtimmte Contribution zahlen müſſen. Die Gemeinde-Verſammlungen wählen die Mitglieder der Räthe der Woywodſchaften, ohne daß die Genehmigung des Monarchen vonnöthen wäre, und entwerfen die Liſte der Candidaten für die Verwaltungsſtellen. Jene Räthe wählen jezt die Richter der beiden erſten Inſtanzen, bilden und läutern die erwähnten Candidatenliſten. Die Zahl der Richterſtühle erſter Inſtanz, ſo wie die der Appellations-Gerichte, iſt vermehrt. Das höchſte Tribunal beſteht zum Theil aus Senatoren, dieſe bilden ſämmtlich den hohen National-Gerichtshof, der über Staatsverbrechen erkennt. Die bewaffnete Macht iſt dem Budget angemeſſen; die Einkünfte des Königs ſind auf deſſen Domanen und auf 3 Millionen Gulden aus dem öffentlichen Schatze beſchränkt. Die Strafe der Confiscation iſt für immer abgeſchafft. Nur mit Zuziehung beider Cammern kann der Souverain die Statuten und Geſetze ändern.

„Alſo — ruft der Redner aus — während ſiegreiche Völker und ihre Fürſten noch immer die conſtitutionelle, ihnen am heilſamſten Grundlage ſuchen, hat die Vorſehung gewollt, daß wir, ſchwach und erobert, faſt die Erſten, ſchon ſeit zwei Jahren einer Verfaſſung genießen, die Alles gewährt, was mit unſerer Lage verträglich iſt, gebaut auf die Vorſchriften der liberalſten Vernunft und die wichtigſten Lehren der Jahrhunderte. — Dieß große Beiſpiel eines der mächtigſten Monarchen, beweiſt unwiderruflich, daß der Sieg, weit entfernt die Tyrannei zu rechtfertigen, ſie wahrhaft zertrümmert hat, und daß eine aufgeklärte Macht ſelbſt das Reich der Vernunft, der Geſetze und der Freiheit zurückführt. Ja, der Freiheit! deren Nahme ſo oft in dieſen Hallen gehört, ſo oft mit Ausgelaſſenheit verwechſelt worden, die endlich unter den Streichen der Anarchie, unter der Laſt der Verſchwörungen erlag, ſie kehrt heute unter uns zurück, von Unglück und Erfahrung geleitet, und von demſelben großmüthigen Sieger auf unerſchütterliche Pfeiler der Ordnung und Gerechtigkeit gegründet, gegen den man unſern ohnmächtigen Muth zu verleiten verſucht hatte. Wir werden ſeine Wohlthaten zu würdigen und zu verdienen wiſſen, und die erſten Berathſchlagungen unſers wiedergebohrnen Vaterlandes, ſollen den Fürſten beweiſen, daß die repräſentative Regierungsform der ſicherſte Bürge ihrer Macht iſt; ſie ſollen den Völkern beweiſen, daß unſere Conſtitution die öffentliche Ruhe ohne Erſchlaffung, den Gehorſam ohne Erniedrigung und die Freiheit ohne Ausſchweifungen herbeiführen werde.“

Nun wendet ſich der Redner zu dem Cultus und öffentlichen Unterricht. Wegen deſſen, was in Anſehung der catholiſchen Geiſtlichkeit berathen worden, iſt auf Befehl des Monarchen eine Unterhandlung mit dem römiſchen Hofe angeſponnen, die einen befriedigenden Ausgang verſpricht. Den Geiſtlichen aller Glaubensbekenntniſſe ſind ihre Rechte und Einkünfte erhalten, die Zehnten in eine unveränderliche Rente verwandelt, wodurch alles vermieden wird, was die Abgabe des Zehnten bisher gehäſſiges und drückendes für den Ackerbau hatte. Seminarien ſind errichtet und dotirt worden, um würdige Geiſtliche zu bilden. Zu Erleichterung des öffentlichen Unterrichts hat man die Bibliotheken und verſchiedene Sammlungen geöffnet — Primair-Schulen errichtet (um vorzüglich dem Laſter der Trunkenheit entgegen zu arbeiten, aus welchem in Polen die meiſten Verbrechen entſpringen) — Schulen nach dem Muſter von Bell und Lancaſter in Warſchau und Lublin eingeführt — Zöglinge auf Koſten des Staates nach Hofwyl und Möglin geſandt — vorläufige Prüfungen für Alle verordnet, die ſich dem Staatsdienſte witmen wollen.

Die Unabhängigkeit der Rechtspflege iſt anerkannt und reſpectirt, kein beſtehendes Geſetz abgeändert oder verlezt worden, nur bei dem, vom Könige von Sachſen zugeſtandenen Moratorium die Zahlung der Kapitalien betreffend, hat eine Abänderung unvermeidlich geſchienen, doch iſt dem Reichstage vorbehalten worden, definitif darüber zu erkennen. An einer neuen Organiſation der Gerichtsordnung wird gearbeitet.

Hierauf richtete der Redner ſeinen Blick auf das Innere und die Polizey. Die Arbeiten waren zahlreich und mannichfaltig. Neue conſtitutionelle Gewalten wurden organiſirt; die Wahlen vorbereitet; 11000 Recruten ausgehoben; die Deſertion gebannt; Kaſernen und Ställe zu Schonung der Hauseigenthümer erbaut; die Rechnungen häufiger Magazine von Lebensmitteln geordnet; die Anſprüche der Unterthanen fremder Regierungen liquidirt und verificirt u. ſ. w. Seit 1810 war die Bevölkerung Polens von 3,300,000 auf 2,600,000 Seelen geſunken; ſeit den zwei Jahren der beſtehenden Conſtitution hat ſie ſich wieder anſehnlich gehoben, durch die Sicherheit der Perſo nen und des Eigenthums, durch die, zu Gunſten nothwendiger und nützlicher Bürgerklaſſen zugeſtandenen Ausnahmen von der Recrutirung; durch die freundliche Aufnahme mehrerer tauſend fremder Coloniſten. Der Ackerbau iſt geſtiegen durch Prämien, durch Gründung agronomiſcher Inſtitute, durch veredelte Schaafzucht, endlich durch eine Stuterei und durch eine Heerde Rindvieh von der ſchönſten Race, die Polen der Freigebigkeit des Monarchen verdankt.

Um die innere Communication zu erleichtern, hat man unternommen, mehrere Ströme ſchiffbar zu machen, und die angrenzenden Gegenden vor Ueberſchwemmungen zu ſchützen. Chauſſeen werden gebaut. Der Handel iſt aufgelebt, ſeitdem die Wiener Tractaten ihm Freiheit und Ausdehnung verbürgt haben. Die circulirenden Capitalien ſind vergrößert durch das Fehlende am Truppenſold, was der Monarch nach Polen geſchickt, und durch die anſehnliche Ausfuhr des Getraides. Zwei in Warſchau errichtete Freimärkte haben den beſten Erfolg und bereits die Preiſe ausländiſcher Waaren anſehnlich vermindert. Zu Wiederherſtellung der Gebäude auf dem Lande und in den Städten ſind beträchtliche Summen angewieſen. Die Einwohner der Vorſtadt Praga werden auf die liberalſte Weiſe von dem Monarchen entſchädigt und beim Bau unterſtützt, ohne eine andere Beſchränkung als die, nach einem gewiſſen Plane zu bauen, der Schönheit und Bequemlichkeit vereinigt. Die Feſtungswerke gehn ein, Grund und Boden wird vertheilt. Die Einkünfte der Städte ſind vermehrt, beſonders die der Hauptſtadt, wo ſie ſchnell Verſchönerungen bewürkt haben. Verſchiedene Manufacturen ſind errichtet; fremden Künſtlern und Fabrikanten Unterſtützungen gereicht; weiſe Verordnungen für Kaufleute, Handwerker und Domeſtiken gegeben; Handelskammern und eine öffentliche Börſe errichtet; Agenten angeſtellt; eine Brandaſſecuranz-Compagnie auf ſoliden Grund gebaut; das Nationaltheater aufgemuntert und deſſen Fortſchritte durch eine Schule für Declamation und Muſik geſichert; heilſame Geſundheits- und Polizei-Anſtalten eingeführt, zu welchen letztern eine gute Straßen-Beleuchtung zu rechnen iſt.

Die Verwaltung der Poſten iſt neu belebt worden und hat, da ihre Einnahmen vormals kaum die Ausgaben deckten, bereits in dieſem Jahre 150000 Gulden Ueberſchuß gehabt. — Eine neue Direction der reichhaltigen Bergwerke in Polen hat ſchon zahlreiche Fabriken, Eiſenhammer und Hammerwerke hervorgerufen, welche Eiſen, Steinkohlen, Kupfer, Zinn, Blei, Alaun u. ſ. w. liefern. Die Gebäude und Vorarbeiten zum Ausziehen des Silbers in den Bergwerken von Bialogony ſind vollendet, und die Förderung der Erze verſpricht ſchon ſeit 3 Monaten genügende Reſultate. — Um das Andenken der Ankunft des Monarchen in Polen zu verewigen, wurden durch freiwillige Unterſchriften 12000 Gulden für 2 wackere Bauern in jeder Woywodſchaft beſtimmt, um jeden zum Eigenthumer einer Meyerei zu machen. Man geht damit um, dieſe Handlung jährlich zu wiederholen, und auf dieſe Weiſe, durch Verbreitung des Syſtems kleiner Pachtungen, Bevölkerung, Cultur und Nacheiferung zu begünſtigen.

Den trefflichen Zuſtand, in welchem ſich die National-Armee befindet, verdankt man dem Großfürſten Conſtantin. Die, den Städten läſtigen und dem Ganzen wenig nützenden, Nationalgarden ſind abgeſchafft und zum Theil durch Linientruppen, zum Theil durch Veteranen und Gensd'armen erſetzt worden. Die Einquartierung iſt erleichtert. Die Officiere erhalten, für Beleuchtung und Heizung, Geldentſchädigungen. Außer den ſchon gebauten Kaſernen und Ställen, ſind noch andere im Bau begriffen, und eine Menge von Reitbahnen in mehreren Woywodſchaften eingerichtet. Der Ackerbau wird durch keine Requiſitionen von Fuhrwerk mehr gedrückt. Von der Recrutirung ſind ausgenommen Alle, die ſchon verheirathet waren, ehe ſie in die militairiſchen Liſten eingetragen wurden; Alle die ſich der Erziehung, den Wiſſenſchaften, Künſten und Manufakturen widmen, wie auch die älteſten Söhne jeder Familie. 14160 Mann, die ihre Dienſtzeit vollendet hatten, ſind ſeit 1814 zu ihrem väterlichen Heerd zurückgekehrt. — Die Naturallieferungen ſind in Geld verwandelt, und ihr Werth in Gelde noch unter dem Marktpreiſe angenommen worden, wodurch die Beitragenden vielen vormaligen Bedrückungen entgehen. — In der ganzen Militair-Oeconomie hat man viele Erſparniſſe gemacht, nur nicht auf Koſten der Tapferkeit und des Unglücks. Darum haben nicht angeſtellte Officiere, oder ſolche, die, nachdem ſie in fremden Corps gedient, in ihr Vaterland zurückgekehrt ſind u. ſ. w., ihren Sold behalten; die nicht mehr Dienſtfähigen ziehen Penſionen; die Wittwen der Gebliebenen lebenslängliche Renten. Selbſt ſolche Officiere, die gar kein Recht auf Penſionen hatten, empfingen Gratificationen, und in dem Corps der Invaliden und Veteranen fanden eine große Menge Officiere, Unterofficiere und Soldaten den Lohn ihrer Dienſte. Alles das hätte aus dem öffentlichen Schatze nicht beſtritten werden können, wenn nicht die freigebige Großmuth des Monarchen zu Hülfe gekommen wäre.

Das erſte *Finanz-Budget* konnte, aus Mangel an Zeit, noch nicht entworfen werden. Auch hier wird der Monarch nicht auf Vermehrung des Schatzes, ſondern blos auf Schonung der Beitragenden durch Gleichheit und Mäßigung ſein Augenmerk richten. Vor der Hand beſtätigt der Monarch die Einnahme, ſo wie ſie vorhanden war, allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß noch vor Eröffnung des nächſten Reichstages das allgemeine Budget vorgelegt werden wird. Unterdeſſen entſagt der Monarch großmüthig ſeiner Civil-Liſte, und ſelbſt die Einkünfte der Krons-Domänen hat er nicht nur nicht von den öffentlichen Einkünften, ſondern nicht einmal von den National-Gütern getrennt. Den ihm vorbehaltenen ſächſiſchen Pallaſt hat er zu irgend einem öffentlichen Gebrauch abgetreten.

Eine *milde* Erhebung der Auflagen findet ſtatt, und ſelbſt die im Rückſtand befindlichen werden ſo viel möglich geſchont. Dennoch hat man Grund zu hoffen, daß die Einnahme dieſes Jahres die Ausgabe decken und auch wohl einen Ueberſchuß liefern werde. — Eine große Menge Metalle ſind dem Münzhauſe zugeſtrömt. Das mäßige Stempelrecht, und die Fabricirung einer geringen Quantität nothwendig gewordener Scheidemünze, haben den Fond zu Errichtung eines Gebäudes geliefert, welches eine Zierde der Hauptſtadt ſeyn wird; gleichwie zu Einführung in Polen bisher unbekannter Maſchinen. Der Monarch ſelbſt hat mit dieſen Gegenſtänden ſich hülfreich beſchäftigt.

Einige Vorſchläge zu *neuen Geſetzen* werden dem Reichstage vorgelegt werden. Dahin gehört: ein neuer Strafcodex; Verordnungen, die Civil-Beamten, die Hypotheken, die Heirathen und Eheſcheidungen betreffend; die Aufhebung des Moratoriums; die Beſtimmung der Grenzen zwiſchen den Domainen.

Endlich wirft der Redner noch einen Blick in die *Zukunft* und findet die Bürgſchaft für einen langen, dauerhaften Frieden, für den ungeſtörten Genuß aller, den Polen zugeſtandenen, Vortheile, in der guten Nachbarſchaft der angrenzenden Staaten; in der Freundſchaft des Monarchen mit allen Mächten; in ſeiner religiöſen Ehrfurcht für Aufrechthaltung der Tractaten; in dem Charakter einer Politik, die keinen Ehrgeiz kennt, die nur dahin ſtrebt, die jetzige Ordnung der Dinge durch den Triumph der chriſtlichen Moral und Gerechtigkeit, und durch das Gefühl des Wohlſeyns und der Würde, die daher entſpringen, zu erhalten. Der Redner ſagt: es ſei ihm erlaubt hinzu zu fügen, das der Monarch um ſo mehr wünſche die den Polen verliehene Conſtitution gedeihen zu ſehen, da er hoffe, daß ſie ſeinen übrigen Provinzen zum Muſter dienen, und ihr Gedeihen ihm von der Erfahrung anerkannte Motive liefern werde, ſo heilſame Einrichtungen weiter zu verbreiten. Darum verweile ſein erhabener Bruder in der Hauptſtadt, und knüpfe das Band immer feſter und habe erſt kürzlich den National-Einrichtungen einen neuen Glanz verliehen, indem er ſeiner Senatoren-Würde für einige Zeit entſagt habe, um den von der Hauptſtadt ihm dargebotenen Platz eines Repräſentanten anzunehmen. Gleichergeſtalt ſei der jüngſte der Prinzen (Großfürſt *Michael*) in der erſten National-Verſammlung erſchienen, und habe daſelbſt die Functionen, welche die Charte ihm zueignet, ausgeübt, um ſich auf dieſe Weiſe von dem Geiſte der Conſtitution zu durchdringen. —

Nach Alle dem — in welcher Glorie ſteht der Kaiſer *Alexander* vor der Mit- und Nachwelt; welchem Monarchen könnte herrlicher das *europäiſche* Volkslied ertönen: *Heil dir im Siegerkranz!* und wer wird nicht in den Wunſch einſtimmen, mit welchem der Graf *Moſtowski* ſeine Rede beſchließt: sis melior Trajano, felicior Augusto!

Es ſei uns erlaubt, noch einige Betrachtungen hinzu zu fügen, von welchen wir überzeugt ſind, daß ſie im Geiſte dieſes trefflichen Monarchen gedacht und geſchrieben wurden.

Welches auch der Geſichtspunct ſeyn möge, aus welchem man die neue polniſche Conſtitution betrachtet, ſo wird man finden, daß ſie ſolche Bürgſchaften darbietet, die geeignet ſcheinen das wechſelſeitige Vertrauen der Kabinetter zu ſtärken, und zugleich die heilſamſte Wirkung auf die Völker hervor zu bringen, ſowohl auf die, welche bereits neue Conſtitutionen erhalten haben, als auch auf die, welche dieſe Wohlthat noch von der Liberalität ihrer Souveraine erbitten.

Man hat wohl bisweilen die Tractaten von Wien und Paris mit überſpanntem, oft übelwollendem Geiſte beurtheilt; man hat, bei dem thätigen und weſentlichen Antheil, den der Kaiſer daran genommen, ihm Abſichten untergeſchoben, die ihm nie in den Sinn gekommen. Man hat in dem, was die Gerechtigkeit und Weisheit der Souveraine ihnen eingab für ihre Völker zu thun, eine Erneuerung jener zerſtörenden Grundſätze finden wollen, die faſt die Welt der furchtbarſten Anarchie, oder der ſchimpflichſten Knechtſchaft Preis gegeben hätten. Hingegen wurde die Urkunde vom 14. (26.) September als ein Pactum angeſehn, welches den Despotismus gegen die Rechte der Nationen bewaffnete, oder auch als ein, zu dem ſchimäriſchen Syſtem einer Univerſal-Monarchie ſich hinneigendes Streben. Es war unter der Würde des Kaiſers, den Urſprung dieſes Uebelwollens zu enthüllen oder ſein Treiben zu verfolgen; es war unter ſeiner Würde es zu überraſchen und zu entlarven; der Zeit und Erfahrung hat er überlaſſen, die Irrthümer ſiegreich zu widerlegen, welchen Eingang zu verſchaffen man ſich bemüht hat. Die Zeit iſt nun gekommen! dieſe Erfahrung iſt gemacht! die Conſtitution des Königreichs Polen, die wirkliche Ausführung derſelben, die Vortheile, welche ſie dem Lande gewährt hat und noch verſchafft, das ſind die Thatſachen, die allein geeignet ſind, diejenigen Geſinnungen des Kaiſers unwiderſprechlich aufzuklären, die Er während der Unterhandlungen von Wien und Paris, im Jahr 1815, geäußert hat, ſammt den Grundſätzen, die unwandelbar bei Feſtſtellung des europäiſchen Syſtems ſeine Stimme geleitet haben, und den Reſultaten, welche ſeine Politik zu erſtreben ſucht.

Man kann es nicht genug wiederholen: die Grundſätze der chriſtlichen Moral — welchen allein der Kaiſer huldigt, und welche den Gang ſeines Kabinets, wie die innere Verwaltung ſeiner Staaten leiten — ſind keine leeren Abſtractionen, minder noch unbeſtimmte Ideen, aus welchen die Politik nach Belieben ein Werkzeug ungezähmten Ehrgeizes machen könnte. Die Anwendung dieſer Grundſätze iſt wirklich vorhanden; das mögen die zahlreichen Mittheilungen beweiſen, welche in der letzten Zeit zwiſchen den Cabinettern ſtatt gefunden; das mögen die ſo glücklich in Polen bewürkten Einrichtungen beweiſen. Nun liegt der Weisheit der hohen Alliirten des Kaiſers ob, die Wichtigkeit dieſes Beiſpiels zu würdigen; eines Beiſpiels, welches mit Nutzen zu den Völkern ſprechen wird, die man zu verleiten ſucht, indem man ihnen Mißtrauen gegen die liberalen Geſinnungen ihrer Souveraine, und gegen die Natur der beſtehenden Stipulationen einflößt. Eines Beiſpiels, welches den Staaten, die bereits liberale Einrichtungen genießen, fühlbar machen wird, daß es bloß der väterlichen Gewalt der Souveraine zuſteht, ſie ihnen zu bewilligen, und daß, wenn die Einrichtungen zur allgemeinen Wohlfahrt gelenkt werden, ſie ſich gar wohl mit der Ordnun vertragen, und ſogar deren ſicherſte Stütze werden. Eines Beiſpiels endlich, welches ſolchen Völkern, deren Macht und Ruhm aus ihren Fortſchritten auf der Bahn bürgerlicher Freiheit entſpringen, beweiſen wird, daß dieſe Bahn nunmehro allen Nationen eröffnet iſt, und daß die Souveraine ihnen gern, unter dem Schilde der Erfahrung und der Moral, ſie zu durchlaufen verſtatten.

Vielleicht wird man dieſe Bemerkungen abermals in die Zahl der Täuſchungen ſetzen? Immerhin! wenn wir nur ſelbſt uns bewußt bleiben, daß ſie nicht dahin gehören, und wenn wir uns nur bemühen, dieſe Ueberzeugung auch denjenigen einzuflößen, die Vertrauen zu uns hegen.

Criminal-Geſchichten.

Drei Bände von merkwürdigen Criminalfällen hat der Dr. Pfiſter, Stadt-Director zu Heidelberg geliefert, von welchen der dritte und letzte Band erſt vor kurzem erſchienen iſt. Er enthält, wie die vorigen, intereſſante Geſchichten, deren einige wir hier, nicht als Juriſten, ſondern als Liebhaber der Seelenkunde, anführen wollen; denn in der That iſt nichts geeigneter, den Weg in die Falten der Seele zu bahnen, als die Entwickelung der Entſtehung von Verbrechen oder alle ihre wurmförmigen Windungen beim Ableugnen derſelben.

Schnell aufeinander folgende Feuersbrünſte ſchreckten ſeit einiger Zeit die Bewohner des U. Thales. Am 3. May 1814 verlohren in einem ſolchen Brande 5 Menſchen das Leben. Es ſchien ausgemacht, daß alle dieſe Feuer angelegt worden. Der Verdacht fiel endlich auf Magdalene D, eine Dienſtmagd, welche, auf gerichtliches Befragen, ausſagte: ſie ſey 25 Jahr alt, wenig zur Schule gehalten, habe bis zu ihrem 15ten Jahre Ziegen und Schweine gehütet, in der Folge als Magd bei dem Hofbauer Lorenz gedient, dieſen Dienſt aber verlaſſen müſſen, weil der Knecht Anton ſie geſchwängert habe. Sie ſey mit Zwillingen niedergekommen und ſamt ihren Kindern zu ihren armen Eltern gezogen. Hier habe Anton ſeinen Umgang mit ihr fortgeſetzt, und ſie ihm oft geſagt, ſie werde nie von ihm laſſen, wenn ſie auch ihr Brod betteln ſollte. „Die Kinder ſtarben,“ fuhr ſie fort, „aber ſowohl vor als nach ihrem Tode verſprach mir Anton, mich zu heirathen. Doch am 1. May dieſes Jahres verließ er mich und zog der Wittwe M. nach, auch hörte ich von den Leuten, daß er dieſe heirathen wolle, und endlich ſagte er ſelbſtmir's ins Angeſicht, mit dem Beifügen: daß ich nun hingehen könne wohin ich wolle. Das ſchmerzte mich ſehr, und das iſt auch die Urſach meines Unglücks." Hier brach ſie in heiſſe Thränen aus. Nach dieſer ganzen Liebesgeſchichte hatte das Amt keineswegs gefragt, allein ihr Herz war ſo voll davon, daß ihre Lippen übergingen, und ſo verrieth ſie ſich ſelbſt. Dem Einen Bauer hatte ſie ſein Haus angeſteckt, weil ſie ihn für den Kuppler zwiſchen Anton und der Wittwe M. hielt, dem Andern, weil das nahe gelegene Haus dieſer Wittwe dadurch gleichfalls entzündet werden konnte, was auch geſchah. Eines Tages gieng ſie an einem Acker vorüber, auf welchem Anton arbeitete; da redete ſie ihn an und fragte: „Wie iſt es? willſt du die Wittwe M. noch heirathen?" worauf er ſie anfuhr: „Pack dich fort! ich will nichts mehr von dir wiſſen." Da nahm ſie ein Stück Schwamm, was ihr vom Anzünden der Düngerhaufen auf dem Acker übrig geblieben war, und ſteckte es beim Heimgehen brennend unter ein Strohdach — Ein andersmal gieng ſie an ihm vorbei, als er unter der Einfahrt des Hofes ſtand, auf welchem er diente. „Was machſt du Anton?" ſprach ſie ihn freundlich an. „Das wird dich wenig angehen" war ſeine Antwort. Da ſetzte ſie unterwegs ſich nieder, weinte ſich ſatt, und ſteckte dann eine Mühle in Brand — Ferner, als man ihr einſt erzählte: Anton habe den Kindern der Wittwe geſchmeichelt, warf ſie brennenden Schwamm in eine Kleiderkiſte, in welcher, wie ſie erfahren, ſeine und der Wittwe Kleider beiſammen aufbewahrt wurden. Von einer Magd, die, wegen der vielen Brände, bei einer Scheuer Wache halten mußte, und die ſie auch für eine Kupplerin hielt, ſagte ſie zu einer Bäuerin: „die ſteht dort Schildwach. Aber Euer Knecht, der Anton und die Wittwe M. kommen doch nicht als Eheleute zuſammen. Eure Magd wird als Kupplerin gewiß noch ein Leibgeding davon tragen." Kurz. die einzige Quelle ihrer Verbrechen war Liebe, Eiferſucht und Rache gegen diejenigen, welche das Herz ihres Geliebten von ihr abwendig gemacht hatten. Sie büßte durch 1 jährige Zuchthausſtrafe. Der Unmenſch aber, der ſie verführt, durch ſeine Schwüre getäuſcht und endlich ſo ſchnöde behandelt hatte, blieb ungeſtraft, obgleich vor dem Richterſtuhle des Gewiſſens er allein alle die Brandſtiftungen zu verantworten hatte. Wir begreifen freilich wohl, daß der Richter nicht ſtrafen konnte, wo das Geſetz ſchwieg, aber warum ſchweigt das Geſetz in ſolchen Fällen? warum darf der Mann das ſchwache verführte Weib ſeinem Schickſal überlaſſen? — Warlich! es würde weit weniger Beiſpiele von Verführung geben, wenn der Mann für die Folgen derſelben verantwortlich gemacht würde. So war es auch ſchon längſt unſere Meinung, daß, bei vorkommendem Kindermorde, der Vater des Kindes nie ungeſtraft bleiben ſollte; denn er allein wußte, daß die von ihm Verführte ſchwanger ſeyn konnte, ihm folglich lag es ob, ſie zu beobachten und auf alle Weiſe das Verbrechen zu verhüten. —

Daß auch die ſechſte Geſchichte, betitelt Bruder Lüderlich, Student, Schauſpieldirector, Betrüger, von allen Jünglingen geleſen und beherzigt werden mögte, wäre zu wünſchen. Dieſer Menſch nannte ſich als Student von Cronhelm, und kam zuerſt in gerichtliche Unterſuchung, weil er auf der Straße Händel angefangen und einen gewiſſen B. einen dummen Jungen geſchimpft hatte. Bei dieſer Gelegenheit wurde entdeckt, daß er zwei Jahre früher von einem Gaſtwirth ein Pferd geborgt und es verkauft hatte. Er wurde arretirt und man fand einen Paß bei ihm für den Schauſpieler Zwalina. So nannte er ſich nun auch, und wollte ſeinen Namen nicht angeben, weil ſein Vater ihn ſonſt enterben würde. Er ſagte, er habe zu Frankfurt an der Oder, Halle, Jena und Göttingen ſtudirt, und ſey dann Schauſpieldirektor in Offenburg geweſen; jetzt reiſe er auf Gaſtrollen. Nachdem er von ſeinen Studentenſtreichen, auch von Ordensverbindungen noch manches erzählt, und man ernſtlicher in ihn drang, ſeinen wahren Nahmen zu entdecken, behauptete er, von Prittwitz zu heißen, und ein Sohn des Königl. Preußiſchen General-Majors von Prittwitz zu ſeyn, der außer Dienſt in Schleſien lebe, und ſchmückte dieſes neue Mährchen weitläuftig aus. Unter andern wollte er Cornet in einem preußiſchen Dragoner-Regimente zu Ratibor geweſen ſeyn. Es fand ſich aber, daß gar kein Generalmajor v. Prittwitz exiſtirt, auch ſeit 1790 kein Cornet v. Prittwitz verabſchiedet worden ſey.

Man ſchrieb nun ſeinetwegen in ganz Deutſchland herum und brachte endlich heraus, daß er Franz Xaver T. heiße, und der Sohn eines Hofraths in R. ſey, der ihn, wegen ſeiner ſchlechten Streiche, längſt verſtoßen hatte. Er wurde zu 8monatlicher Arbeitshausſtrafe verurtheilt und dann des Landes verwieſen, welches letztere wir für ſehr zweckwidrig halten; denn ſicher wird der Hr. Franz Xaver T. ſich in den 8 Monaten nicht gebeſſert, ſondern, ſobald er über die Grenze kam, es wieder da angefangen haben, wo er es gelaſſen hatte. Wer weiß unter welchem Namen und auf welchem Theater er jetzt ſein Weſen treibt.

Doctor Markus.

Das Leben und Wirken dieſes ohnlängſt verſtorbenen berühmten Arztes iſt von ſeinem Neffen und von dem Doctor Speyer geſchildert worden, in einem Büchlein, welches beſonders Aerzten ohne Zweifel ein willkommenes Geſchenk ſeyn wird. Uns hat ſeine Krankengeſchichte am meiſten intereſſirt, und zwar wegen der guten Laune, die er trotz der heftigſten Schmerzen, die ihn faſt bis zu dem letzten Athemzuge nicht verließen, behauptete. Leider vernachläſſigte er im Anfang ſeinen Zuſtand, ſprechend: ein Doctor müſſe nicht gleich alles thun, was er ſeinen Kranken verordne. Ein anderesmal meinte er zwar, man müſſe die Apotheker auch etwas verdienen laſſen, und verſchrieb ſich wirklich 6 Pulver; aber am andern Morgen verſicherte er, die Pulver hätten herrlich genützt; denn ſie lägen noch alle ſechſe da. Wenn man ihn bat, doch auch bei Tage den Schweiß im Bette abzuwarten, ſo ſprang er gewöhnlich heraus, und erſuchte die Aerzte, ſich ſelbſt hinein zu legen und zu ſchwitzen. Als ſein Zuſtand immer bedenklicher wurde, und ſich deßhalb neun Aerzte zu einem Concilium bei ihm verſammelten, redete er ſie folgender Geſtalt an: „Einem franzöſiſchen Herzoge wurde einſt prophezeiht, daß er in einem Aufſtande umkommen würde. Es geſchah aber nicht. Endlich fiel er in eine gefährliche Krankheit; da wurden eine Menge Aerzte zu ihm gerufen, und als er ſie herein treten ſah, rief er aus: Ach lieber Gott! jetzt geht die Prophezeihung doch in Erfüllung.“

An einen Freund ſchrieb er: „Es iſt nicht ſo arg, wie ſie es machen. Ich habe dem Tode ſo manchen Spaß verdorben, daß er nun mir ſelbſt einen Streich zu verſetzen droht. An der Spitze von 10 Legionen (die conſultirenden Aerzte) die ſchon öfters mit mir ſiegreich gekämpft, werden wir uns mit Ruhm zu bedecken ſuchen. Vollenden Sie die Zeichnung der Kapelle, ich gebe mein Wort, ſie aufzubauen. Ich hoffe Sie bald zu ſehn.“

Als eine ſehr ſchmerzhafte Operation an ihm vorgenommen werden mußte, und man ihn deßhalb in ein anders Zimmer brachte, ſang er das Lied: Friſch auf Kameraden aufs Pferd u. ſ. w. Bei der Operation ſelbſt gab er keinen Laut von ſich. Wenn Jemand traurig an ſeinem Lager ſtand, ſo ſprach er: „Ihr Männer von Betrſaida, warum ſeht ihr ſo erbärmlich zum Himmel?“ nannte ſie auch wohl Haſenfüße. Eine zweite Operation wurde nothwendig, und kaum hörte er davon, als er ſein Lied: Friſch auf Kameraden wieder anſtimmte. In der Na vor ſeinem Tode glaubte man, er werde den nicht überleben, allein er erholte ſich doch no einmal, und ſagte am Morgen: „Heute Na habt Ihr Euch als rechte Haſenfüße gezeigt; w ich furchtſam, ſo hattet Ihr mich zum Narren chen können.“ Noch eine halbe Stunde vor ſei nem Ende verſicherte er, daß er in einigen Ta Victoria ſingen werde. —

Man hat vor 40 oder 50 Jahren ein ganz Buch von Leuten geſchrieben, die ſcherzend geſt ben ſind. Wir halten das für weniger ſchwer, eine viermonatliche, höchſt ſchmerzhafte, gichti Krankheit durch zu ſcherzen.

Kleine literariſche Notizen.

Ein franzöſiſches Archiv der Entdeckungen und neuen Erfindungen kann nur Solchen empfohlen werden, die dergleichen durchaus franzöſiſch leſen wollen; ſo haben wir mehrere deutſche, bekannte und geſchätzte Werk über dieſen Gegenſtand, und die deutſche Gründlichkeit läß vorausſetzen, daß ſie den Vorzug vor jenem behaupten. —

In einer Vorleſung, die Herr Doctor Seel zu Frankfurth am Main gehalten, wird erzählt, daß Klaudius, der Dichter des herrlichen Rheinweinliedes, einſt in Hamburg von Karoline Rudolphi mit altem Rheinwein bewirthet wurde. Er koſtete, verzog den Mund und ba ſich Zucker aus um den ſauern Wein genießbar zu machen. So wenig kannte er das, was ihn begeiſtert hatte. In Spaniſchen Süd-Amerika wird der beſte Rheinwein für Eſſig ausgegeben, weil Eſſig einen geringern Einfuhrzoll bezahlt, und die Eingebornen, die ihn koſten, zweifeln auch keinen Augenblick, daß es Eſſig ſey. —

Ein Mann, der ſich einen warmen Verehrer der Wahrheit nennt, der Pfarrer Veit von Schafhauſen, ha Winke der Wahrheitsliebe, die Frau von Krüdener betreffend, an ein Frauenzimmer geſchrieben, in welchen er jene Dame zwar milde beurtheilt, mit Recht aber auch rügt, daß ſie die Aermern unter dem Volke gegen die reichern Volksklaſſen einzunehmen ſuche. —

Im März-Hefte der Laren iſt ein Edict vom König Friedrich Wilhelm dem Erſten abgedruckt, in welchem allen Advokaten, Procuratoren u. ſ. w. verboten wird, Memoriale durch Soldaten übergeben zu laſſen, ſonſt werde man ſie ohne alle Gnade und Pardon — aufhängen, mit einem Hunde zur Seite. —

Im vierten Hefte der Kurioſitäten wird von einem 1740 verſtorbenen Schulmeiſter von Wattenwyl in der Schweiz, einem mit Mutterwitz reichlich begabten, aber in der Erziehung vernachläſſigten Manne, erzählt, daß er einſt einem Freunde die Frage vorgelegt habe: „ob er denn glaube, daß die alten Römer und Griechen, von denen man ſo viel Aufhebens mache, in der That exiſtirt haben? —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 46. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Der graue Mann (l'homme gris).

Das iſt der Titel einer ſogenannten kleinen Chronik, die ſeit einigen Monaten in Paris erſcheint, und ſehr beißig iſt, beſonders gegen die ultra Royaliſten, und überhaupt gegen alle, die an der Unbeſiegbarkeit und an der unbeſchreiblichen Großmuth der Franzoſen irgend einen Zweifel hegen. Wir wollen aus den ſechs vor uns liegenden Heften einige kleine Ergötzlichkeiten ausheben.

Im erſten Hefte wird, der Angabe zufolge, aus Weimar geſchrieben, daß alle deutſche Studenten ſich luſtig machen, weil Luther in ihrem Lande den Papismus zerſtört habe, und weil es den Ruſſen, den Schweden, und Gott weiß wie vielen andern Völkern, durch Vereinigung aller ihrer Kräfte endlich gelungen ſey, die Franzoſen zum Rückzug über den Rhein zu bringen. Daß ferner vormals kein Edelmann ſich mit dem Handel abgeben dürfen, was doch jetzt die Fürſten ſelbſt thäten, indem der Eine Kanonen, und der Andere Schiffe verkaufe. — Dann wird erzählt, daß ein Officier in Schleſien (notabene ein franzöſiſcher Officier) als er auf einer Charte den Weg ſuchte, den er zu nehmen hatte, einen Strom für eine Landſtraße anſah, und eine ganze Cavallerie-Diviſion in einen Moraſt führte. — Dann wird zur Verhöhnung der National-Garde folgende treue Copie einer Ordre du jour vom 14. Auguſt 1817 mitgetheilt:

„Wir begehen morgen eine große Feierlichkeit. Beim erſten Trommelſchlag wird ein Jeder ſich bewaffnet auf den Platz begeben, mit ſeiner Flinte, Patrontaſche; Säbel, Federbuſch, in weißen Pantalons, von wo wir uns nach der Kirche begeben werden. Niemand wird aus der Reihe treten, um soulaison (Betrinken?) zu vermeiden, wie auch ein unziemliches, unvermeidliches Hin- und Herlaufen (vas tu vienstu)." Nach der Ceremonie dankte man in folgenden Ausdrucken:

„Meine Herrn von der National-Garde! ich bin ſehr zufrieden mit Euch. Eure Uebung im Feuer war ſehr gut, mit Ausnahme einiger, deren Flinten nicht losgegangen ſind. Ich hätte auch gern geſehen, daß man den Kopf nicht zu viel wegdrehte. Ich habe bemerkt, daß einige in Euren Reihen noch bürgerliche Kleidung tragen, allein ich hoffe, daß künftigen Sonntag vor der Meſſe die ganze Truppe gekleidet ſeyn wird allgemein (en général, welches alſo auch heißt, gekleidet wie ein General) Jetzt könnt ihr gehn Faire vos besoins. (Das Letztere giebt bekanntlich einen drolligen Doppelſinn).

Im zweiten Heft wird dem Magiſtrat von Bern vorgeworfen, er habe in einem Anfall von Wahnſinn ſich erlaubt, die 6 Frankenthaler ſo zu ſtempeln, daß der Bär (bekanntlich das Stadtwappen) den Kopf des Königs von Frankreich unter ſeiner Tatze halte." Was war der Zweck, wird gefragt, von dieſer unverſchämten Verwegenheit? Was bedeutet dieſe lächerliche Allegorie? Wie! armſelige Bürger, die man für drei sous für den Tag kaufen kann, und deren Kinder, deren Brüder zu uns kommen, ihr Blut und ihre Freiheit zu verkaufen, wagen es, die Nation, von der ſie leben, und die ſie unaufhörlich um Beiſtand bitten, in der Perſon ihres Oberhaupts zu inſultiren. Für weniger ſchwere Injurien hat Holland das Gewicht der Rache Frankreichs gefühlt." (Das haben nun die guten Schweizer davon, daß ſie in franzöſiſche Dienſte gehen. Iſt es möglich, mit größerer Inſolenz einen Freiſtaat zu behandeln, weil er, Gott weiß, durch welches kleine Verſehn, einer Bären-Tatze nicht den rechten Platz angewieſen hat?)

Aus der Brieftaſche eines alten Adlichen wird ein drolliger Vers mitgetheilt, in welchem der liebe Gott erinnert wird, daß es Zeit ſey, ein Wunder zu thun, und welches? Den König zum Edelmann und den Pabſt zum Chriſten zu machen.

Dann wird gefragt: wodurch eine Franzöſin ſich von einer Engländerin unterſcheide? und geantwortet: Jene ſey eine duftende Roſe, dieſe eine geruchloſe Tulpe.

Von einem alt Adlichen heißt es in der That witzig: Das Genie des Ahnherrn ſeiner Familie ſey auf ihn gekommen, wie ein ſchöner Waſſerfall, der ſich von Felſen zu Felſen breche, und endlich am Boden als Dunſt anlange.

Im dritten Heft erzählt der graue Mann, wie er zu einem der jetzigen Emporkömmlinge gekommen, ihn von Schmeichlern umringt gefunden, und ihn alle Augenblick bald gnädiger Herr (monseigneur) bald Ew. Excellenz nennen hören. Der graue Mann, der ſeit mehr als 30 Jahren freundſchaftlich mit ihm umgegangen war, konnte ſich nicht entſchließen, dieſe Phraſen nachzulallen. Er ſtand und ſchwieg. Endlich verlief ſich die Menge, der Herr vom Hauſe kam freundſchaftlich auf ihn zu und lud ihn ein zu öftern Beſuchen. Gern, ſagte der graue Mann, aber ich bin verlegen, ihre neuen Titel ſo oft zu wiederholen, und doch ſehe ich ein, daß vor den Leuten es ſo ſeyn muß. — Vor den Leuten allerdings, antwortete der Emporkömmling, vor den Leuten bin ich Excellenz; aber wenn wir unter uns ſind, ſo iſt es ſchon genug, wenn ſie mich gnädiger Herr nennen.

Hier noch eine andere bittere Schilderung aus dem dritten Hefte. Herr E. kam nach Paris als Deputirter, und hatte von dem Project der Miniſter, die Preßfreiheit betreffend, gehört. „Es iſt abſcheulich, ſchrie er, es wird nicht durchgehn! ich werde donnern! ich werde fürchterlich dagegen losziehn!“ Einige Tage nachher ſpeißte er bei einem der Miniſter, und ſagte den andern Morgen: „das Project iſt nicht gut, ich werde dagegen reden.“ Tags darauf wurde er wieder zu einem Miniſter zu Gaſte geladen, und äußerte, als er heim kam: „daß Project iſt nicht von den Beſten, ich werde darüber ſprechen.“ — Ein dritter Miniſter lud ihn zur Tafel, worauf er erklärte: „Sprechen werde ich über das Project gar nicht, denn im Grunde, wozu nützt all das Reden? aber ich werde dagegen ſtimmen.“ — Endlich erſchien gar eine Einladung zu der Tafel des Polizei-Miniſters. Da ſagte Hr. E...: „Alles wohl überlegt, iſt doch das Project ſo übel nicht; ich habe drüber nachgedacht, ich ſtimme dafür.“ —

Ich weiß nicht, ſagt der graue Mann, warum der Abbé Sicard ſich ſo viele Mühe giebt, die Taubſtummen reden zu lehren; ſchweigen iſt ſelten ſchädlich, reden aber ſehr oft. —

Im vierten Heft wird erzählt, wie ein Miſſionair von der Kanzel gegen Voltaire und Rousseau gedonnert und ſeine erſchrockenen Zuhörer ermahnt habe, wenn ſie die Werke dieſer Verdammten beſäßen, ſie ihm zu bringen, er wolle ſie lehren, was man mit ſolchem Gifte thun müſſe. Eine zerknirſchte Dame eilte nach Hauſe, ihr Mann war eben auf dem Lande; ſie nahm Voltaire und Rousseau aus ſeiner Bibliothek, packte ſie eilig zuſammen und ſchickte ſie dem ſtrengen Prediger. Als der Mann nach Hauſe kam, gab es großen Lärm, allein die fromme Gattin ertrug alles mit chriſtlicher Geduld, denn ſie hatte ja ein verdienſtliches Werk gethan. Der Mann ergab ſich in den Verluſt, wollte ihn aber ſchnell erſetzen, und gieng deßhalb zu einem Büchertrödler. „Haben Sie die Werke von Voltaire und Rousseau?“ — O ja, war die Antwort, ſo eben habe ich ſie einem Geiſtlichen abgekauft, da ſtehen ſie — und ſiehe da, es waren dieſelben, welche die betrogene Frau hingeſchickt hatte. —

In demſelben Hefte rühmt der graue Mann, es ſey nach dem letzten Einrücken der alliirten Truppen dem Könige der Plan gemacht worden, ſich mit ſeiner ganzen Familie in die Arme der franzöſiſchen Armee hinter der Loire zu werfen, denn eigentlich ſey Frankreich damals hinter der Loire geweſen, und man hätte lieber dahin flüchten, als die ſchimpflichen Bedingungen eingehen ſollen, welche die Feinde, die man nicht Alliirte nennen könne, den Franzoſen auferlegt hätten. (Möchte man doch nie vergeſſen, daß dieß die wahren Geſinnungen von neunzehnteln der Franzoſen ſind.)

Daſſelbe beweißt auch ein Chanson im 5ten Hefte, wo unter andern geſungen wird:

Soldats morts aux champs de la gloire,
Apaisez vous dans vos tombeaux,
En chantant l'hymne de victoire
Vos fils finiront vos travaux.

Im 6ten Hefte macht der graue Mann den Ruſſen ſehr artige Complimente. Er meint, ſie ſchliefen in der dickſten Unwiſſenheit; ſie wären vollkommen roh, und hätten nicht einmal eine Ahnung von ihrer Herabwürdigung; eine unbeſonnene Politik habe ihnen den franzöſiſchen Bauer gezeigt, der Eigenthum und Rechte beſitze und die Früchte ſeiner Arbeit genieße. (Armer grauer Mann! Du haſt wohl nie einen ruſſiſchen Bauer in ſeiner Heimath geſehen. Wie viele Gegenden giebt es in Frankreich, wo die ruſſiſchen, oft nur dem Namen nach, Leibeigenen, den erbärmlichen Zuſtand der freien Franzoſen zu bemitleiden Gelegenheit finden würden.)

In demſelben Hefte macht der graue Mann die Bemerkung, daß zwar die franzöſiſche Conſtitution gegen den Mißbrauch der Gewalt Bürgſchaft leiſte, theils durch das Recht, Bittſchriften einzureichen, theis durch die hochgerühmte Verantwortlichkeit der Miniſter. Die Art und Weiſe jedoch, wie dieſe Letztere ſtattfinden ſolle, müſſe erſt noch durch ein Geſetz beſtimmt werden, dieſes Geſetz könnten aber nur die Miniſter ſelbſt vorſchlagen, und folglich würde es wohl bis zum jüngſten

Tage ausgeſetzt bleiben. Es bliebe alſo nur nur noch der Weg der Bittſchriften übrig, der aber auch, Dank ſey es den Verordnungen der Kammern, nur Gaukelſpiel geworden ſey. Denn, einige Mönche und Nonnen ausgenommen, was hätten die bittenden Schlachtopfer der Willkühr erlangt? Höchſtens daß man ihre Klagen verleſe, und dann einſtimmig ſchreie: Zur Tages-Ordnung! oder ſie an die Miniſter verweiſe. (Schon wieder ein Beweis, daß, wenn auch gute Conſtitutionen gegeben werden, die Menſchen doch nimmer zufrieden ſind.)

Am Schluß dieſes Heftes wird geſagt: der wahre Kriegsmann ehre den Feind; das habe Friedrich der Große und beſonders Prinz Heinrich gethan; Niemand habe ſo wie dieſe beiden großen Feldherrn, den franzöſiſchen Soldaten zu ſchätzen gewußt. Hingegen ſey der wilde Suwarof von blinder Wuth gegen die Franzoſen beſeſſen geweſen, und habe die Soldaten gelehrt, auf dreierlei Art ſich des Bajonets zu bedienen: gegen die Preußen ein gewöhnlicher Stoß, gegen die Polen das Bajonet zurückziehn, und noch einmal zu ſtoſten; gegen die abſcheulichen Franzoſen gleichfalls ein doppelter Stoß, und dann das Bajonet, wie einen Bohrer umwenden, um die Wunde zu vergrößern. (Wer doch dem grauen Manne das Mährchen aufgebunden hat?)

Politik.

Im zweiten Stücke der Nemeſis von Luden (XI. Band) wird den Deutſchen geſagt: das die jetzigen Miniſter ihrer Fürſten viel Geiſt und auch meiſtens (alſo nicht immer) redlichen Willen haben, aber daß die ältern unter ihnen in Friedrich des Einzigen Staaten-Syſteme und Napoleoniſchen Regierungs-Prinzipien befangen ſind; und deshalb mehr oder weniger zwiſchen Fürſten und Volke eine Kluft erkennen und zu erhalten ſtreben — (Beweiſe dieſer harten Behauptung finden ſich nicht —) ferner: das die Fürſten unberufene Volksväter ſind, die mit unvollkommenen Mittels-Perſonen (nämlich Miniſtern) bis zum Herzen ihrer Völker zu reichen hoffen; daß aber dieſe Mittelsperſonen - nur Sprachröhre und Hörmaſchinen ſind, die den Schall beliebig concentriren, aber die Sprache, die zum Herzen bringt, nimmer wieder geben können — (Gott bewahre doch jeden Menſchen vor dem Unglück ein Miniſter, d. h. ein herzloſes Sprachrohr und herzloſe Hörmaſchine zu werden!) — ferner daß die Nothwendigkeit einer Volksvertretung nur von ſolchen Staatsmännern bezweifelt werden könne, die unter dem Zauberbaume Napoleoniſcher Herrſcher-Künſte den unſeligen Lehren ihres Herrn und Meiſters für immer heimgefallen ſind, — (alſo Volksvertretung oder Napoleoniſche Regierung; einen Mittelweg giebt es nicht.) Ferner: daß alle diejenigen, welche dem edlen deutſchen Volke (ſollte heißen: überhaupt dem Volke) nicht mit dem höchſten Vertrauen ſich in die Arme werfen wollen, es verachten und erniedrigen; daß das tiefeingefreſſene Seelen-Gift des Napoleonism noch immer fort wuchert in den Adern und Gehirnkammern dieſes verderbten Geſchlechts, und das ſie das Volk ſchlecht und ſtrafbar wollen, um dem losgelaſſenen Sklaven, nachdem er den Tyger erlegen helfen, die Kette wieder an den Hals zu werfen. (Alſo das edle deutſche Volk iſt ein losgelaſſener Sklave. Wo exiſtirte denn dieſe Sklaverei? vermuthlich in ganz Deutſchland? wir hören das zum erſtenmale. Wer will denn dem Volke Ketten an den Hals werfen? und was für Ketten? es iſt doch wahrlich, als ob man eine franzöſiſche Broſchüre aus den 90ger Jahren läſe.)

In demſelben Heft erklärt der Herausgeber, daß der Ausdruck: „er zieht den bunten Rock an“ Statt: „er wird Officier“ durchaus nicht unanſtändig ſei, und daß, wenn der König den Rock trage, nun ſo trage er auch einen bunten Rock, was wär's denn nun weiter? — da der Herr Hofrath Luden verſichert: „er könne nicht zugeben, daß die Nemeſis etwas Unanſtändiges enthalte, und er müſſe darauf beſtehen, daß ihm darüber ſo gut ein Urtheil zukomme als irgend einem Andern“ ſo mögen wir nicht daran zweifeln, und ſind nur froh, daß er Andern auch noch ein Urtheil eingeräumt hat. Dem gemeinen Sprachgebrauch zufolge, hat man freilich bisher angenommen, daß der Ausdruck: „er zieht den bunten Rock an“ gleichbedeutend mit dem ſey: „er folgt dem Kalbfell“ und das man ſich beider nur im Scherz oder im Spott bediente. Nach dieſer Anſicht wäre in einer ſo ernſten Abhandlung, als die, von der hier die Rede iſt, der Ausdruck doch wohl unanſtändig geweſen: allein der Hofrath Luden kann es nicht zugeben, und folglich kann es auch nicht ſeyn. —

Ein Engländer, Leckie, hat über das Gleichgewicht von Europa geſchrieben, deſſen Geſchichte ſeit 1000 Jahren er durchgeht, und findet, daß das Recht eines jeden jetzt beſtehenden Regentenhauſes auf die Gewalt gegründet iſt.

(Da gäbe es doch wohl Ausnahmen. Die Familie **Romanow** z. B. iſt nicht durch Gewalt auf den Thron gehoben worden.) Wenn Rückſichten auf das Heil der Menſchheit, ſagt er, einen Beweggrund liefern, Raub und Uſurpation vergangener Zeiten mit dem Schleier der Vergeſſenheit zu bedecken, ſo gewähre, am Schluſſe jedes gerechten Krieges, derſelbe Beweggrund dem Sieger das Recht, ja, lege ihm ſogar die Pflicht auf, die Staatsverhältniſſe, nach Erforderniß des allgemeinen Wohls, auch allenfalls mit Gewalt umzugeſtalten. — Die Zahl der Regentenhäuſer und unabhängigen Staaten habe ſich ſeit 1000 Jahren ſehr vermindert und die Folge davon ſei geweſen, daß große Länder von den Verwüſtungen des Krieges verſchont geblieben. Das ſei Thatſache, und darum ſollte man in unſern Zeiten verſuchen, jene Zahl noch mehr einzuſchränken. — Italien müſſe unabhängig und nur von Einem Regenten beherrſcht werden, gleichviel ob er aus dem Serail von Conſtantinopel, oder aus einem deutſchen Dorfe abſtamme und nicht mächtiger ſei als **Voltaire's Baron Tonderdontronc**. Dann würden jene Kriege endlich einmal aufhören, die ſeit der ſpaniſchen Erbfolge, immer nur darum geführt worden, weil man über die Beſtimmung einzelner Theile von Italien und Deutſchland nicht einig geweſen. — Große Staaten bilden ſich nur, indem ſie kleine verſchlucken; das ſei heilſam für das allgemeine Wohl! müſſe darum auch ferner geſchehn. (Gefährliche Lehren!) Zu jeder Zeit, auch in der unſrigen, hätten die Staaten ihre Erwerbungen entweder der Gewalt und Uſurpation verdankt, oder ſie hätten das von den Vorfahren uſurpirte als Erben in Beſitz genommen. Wenn man folglich das Gleichgewicht von Europa ins Auge faſſe, ſo müſſe man, wenn man nicht ganz unbekannt mit der Geſchichte ſei, auf Gerechtigkeit keine Rückſicht nehmen; denn, um einige Familien zu ſchonen, könne man das Glück der Welt nicht hintanſetzen. Die Oberfläche der Erde gleiche der des Oceans. Nationen würden gleich Waſſerblaſen unaufhörlich ſteigen und fallen. Die Haupturſache der Kriege in den erſten 60 Jahren des 18ten Jahrhunderts ſeien Erbfolgeſtreitigkeiten geweſen, und blos für das perſönliche Intereſſe einiger Fürſten geführt worden, wobei Deutſchland und Italien ſtets der Schauplatz war und die kleinen Staaten gewöhnlich die Schlachtopfer wurden. Wenn aber nur **große** Staaten aneinander grenzten, ſo hielte gleichſam ein Schwerdt das andere in der Scheide. (Dem widerſpricht doch auch die Geſchichte.) — Man ſoll durch große gezogene Grenzlinien Europa in verhältnißmäßige, wenn auch nicht gleiche Theile abſondern, deren nie zwei unter Einer Herrſchaft ſtehen dürften, wodurch die Hauptquelle der Kriege verſtopft würde. Wenn dabei manche Fürſten in den Stand der Magnaten herabſteigen müßten, ſo ſei das eben ſo billig, als daß einem Privatmanne ſein Eigenthum genommen würde, wenn es offenbar dem allgemeinen Wohl hinderlich wäre. Bei Anlegung von Landſtraßen, Canälen und dergleichen, frage man keinen Gutsbeſitzer, ob er einwilligen wolle, ſie mitten durch ſeinen Boden zu führen; und dann müſſe man das ſaliſche Geſetz überall einführen, und den Töchtern kein Erbrecht zugeſtehen. — Die Theilung von Polen ſei gar nicht ohne Beiſpiel geweſen: die Zerſtückelung des Gebiets Heinrich des Löwen; die Erwerbungen Frankreichs im weſtphäliſchen Frieden; die Beraubungen der Grafen von Flandern, der Herzoge von Burgund u. ſ. w. waren lauter Theilungen durch Uſurpation, und die von Polen ſei eine Erfindung ſo alt als das trojaniſche Pferd. Im Baieriſchen Erbfolge-Kriege ſei das Benehmen des Königs von Preußen als ein Meiſterſtück der Politik betrachtet worden, allein die Folge ſei geweſen, daß weder Preußen noch Oeſterreich an Kraft gewonnen, daß aber die kleinen Staaten erhalten und Deutſchland dadurch eine Beute der Franzoſen geworden. Der Wiener Congreß habe das alte Syſtem mit allen ſeinen Mängeln wieder hergeſtellt, recht als ob er dem nächſten Eroberer die Bahn bereiten wolle. — Von **Neapel** ſagt der Verfaſſer: **Mürat** hätte das nämliche Recht darauf gehabt als **Don Carlos**, des jetzigen Königs Vater: namlich beide hätten es **erobert**. — In **Schweden** ſei, nach Carl XIII Tode, ein Erbfolge-Streit voraus zu ſehen; denn es könnten 4 Bewerber um die Krone auftreten: **Bernadotte**, **Guſtav**, **Dännemark** und **Rußland**. (Hier hat der Verfaſſer keine prophetiſche Gabe bewieſen. Eben ſo weitausſehend iſt die Vermuthung, daß Preußen einſt an Rußland Oſt- und Weſt-Preußen werde abtreten müſſen. Allein wahr iſt folgende Bemerkung:) Kleine Fürſten ſeyen nie zu Vertheidigung ihrer Länder bereit, ſondern nähmen die Flucht, ſobald der Feind ſich nähere, und kämen nicht eher zurück, als bis er das Feld verlaſſen. — Der Verfaſſer meint, der Wiener Tractat werde nicht dauerhafter ſeyn, als der Utrechter. Zu den Staats-Mängeln, die zu den Zeiten des weſtphäliſchen Friedens exiſtirten, wären noch einige neue hinzugekommen. Der Bundestag zu Frankfurt habe keine Macht. Der Kaiſer könne Allen trotz bieten. Fremde Einmiſchung werde, wie immer, die natürliche Folge ſeyn. Im Fall eines Krieges mit Frankreich werde Italien und der Oberrhein der Kriegsſchauplatz werden: Sachſen und Schleſien hingegen im Fall eines Krieges mit Rußland. Preußen müſſe Rußlands Werkzeug oder Schlachtopfer ſeyn. (Bis jetzt iſt es doch noch keines von beiden geweſen, und es iſt auch gar keine Ausſicht dazu vorhanden.) — Die Nachwelt werde erſtaunen, daß, nach kaum überſtandener Gefahr, der Congreß nicht eine einzige Urſache des Unglücks hinweggeräumt habe. Herr Leckie ſpricht ſogar Preußen den Rang einer erſten Macht ab (!) denn deſſen Grenze ſei vernichtet. Dem Wiener Tractat legt er die gehäſſigſten Motive unter. Wenn nicht Europa immerwährend das Opfer der Zerrüttung werden ſolle, ſo müſſen ohne alle Eiferſucht Oeſterreich, Preußen, Frankreich und England ſich vereinen, um ganz Europa politiſch und geographiſch zu theilen. (Das klingt faſt als ob ein Arzt zu einem Kranken ſpräche: wenn Ihr Magenkrampf aufhören ſoll, ſo müſſen Sie mit eignen Händen ſich ſeciren.) — Wie nun dieſe Theilung vollbracht werden ſoll, das möge man im Buche ſelbſt nachleſen. Der freigebige Verfaſſer giebt an Preußen unter andern auch Polen und ernennt es zu Europa's Pfalzgrafen. Italien käme unter Einen Herrn, und der Pabſt erhielte die baleariſchen Inſeln. Dänemark, Schweden und Norwegen ſollen gleichfalls unter einem Scepter vereinigt werden. — Dann kommt Herr Leckie wieder auf die fürſtlichen Vermählungen zurück, und lobt den Sultan, daß er nur aus Circaſſien und Georgien ſeine Weiber hole, denn, meint er, hätten die Sultane europäiſche Prinzeſſinnen heirathen können, ſo würde das zu eben ſolchen Erbfolge-Kriegen wie in Europa Veranlaſſungen gegeben, und die Hälfte der deutſchen Fürſten ſich berechtigt gehalten haben, Muhamedaner zu werden. Wäre das ſaliſche Geſetz vor dem Ende des 17ten Jahrhunderts eingeführt worden, ſo hätten drei Erbfolge-Kriege vermieden werden können. — Alle Kriege ausrotten zu wollen, ſei zwar eine Schimäre; allein die Türkey biete noch ein offenes Feld. Man ſolle Griechenland befreien u. ſ. w. Der Plan Heinrich IV. Europa in 4 große Erbmonarchien, 5 Wahlkreiſe und 4 Republiken zu theilen, die ſämmtlich ihre Streitigkeiten durch eine Verſammlung von Amphictyonen ſollen entſcheiden laſſen, ſei zu einer Zeit entworfen worden, wo viele jetzt vorhandene Vortheile gemangelt hätten. Was man etwa ungerecht und unmoraliſch in dem Theilungs-Plane des Verfaſſers finden möchte, ſucht er durch Hindeutung auf die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes über Polen, Sachſen u. ſ. w. zu rechtfertigen, und meint: daß die Liebe der Regenten zu ihren Unterthanen dem Weltbürger-Sinne weichen müſſe. In Hinſicht der (ſchimäriſchen) Vergrößerungs-Abſichten Rußlands führt er die Sprache des Herrn v. Pradt.

(Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſes Buch manche, oder wenn man will, viele Wahrheiten enthält, aber die Arzenei-Mittel des Verfaſſers gehören ſämmtlich in die Claſſe der heroiſchen, und wir glauben nicht, daß der europäiſche Staats-Körper die Kraft habe, ſie heilbringend zu verarbeiten.) —

Das dritte Stück des politiſchen Journals hat ſich mehrere auffallende Aeußerungen erlaubt. Z. E. es könne nicht geleugnet werden, daß mit der Uebergabe des linken Rheinufers an Preußen, zum Zwecke der National-Vertheidigung, ſehr ſchnell und vielleicht etwas übereilt verfahren worden ſei. — In Sachſen äußere ſich der alte Ariſtocratengeiſt nicht minder unverhohlen, als in mehreren andern deutſchen Ländern u. ſ. w. (Wir wollen einmal annehmen, das letztere ſei wahr, ſo ſollte man doch unterſuchen, wie es im Allgemeinen in ſolchen Ländern um das Volksglück ſtehe? und wenn ſich etwa fände, daß es gut damit ſtehe, (z. B. in Sachſen) ſo ſollte man doch daraus ſchließen, daß der, freilich böſe, Ariſtocratengeiſt nur ein kleineres Uebel ſei, welches gegen das beſtehende Gute nicht in Betrachtung komme. Aber es iſt und bleibt einer der niedrigen Kunſtgriffe unſerer Demagogen, nur immer dem Fehlerhaften nachzuſpüren, und das Gute mit Stillſchweigen zu übergeben. Kommt es einmal dahin, daß alle deutſche Staaten Conſtitutionen erhalten, dann wird man ſehen, wie ſie wieder an dieſen Conſtitutionen mäkeln werden; denn — um uns eines ſehr milden Gleichniſſes zu bedienen, — ſie gleichen den Künſtlern, die an einem ſchönen hiſtoriſchen Gemälde, welches Jedermann mit Entzücken betrachtet, den kleinſten Fehler aufſpüren und für die Compoſition des Ganzen den Sinn verloren haben. Der Herausgeber dieſer Blätter war einmal in Rom, und ſtand mit inniger Rührung vor einem ſehr großen und herrlichen Bilde von Camuccini, den Tod der Virginia vorſtellend; plötzlich ſagte ein ſolcher Kenner, der hinter ihm ſtand, der eine Arm der Virginia ſey doch etwas verzeichnet. (hat applicatio.)

Nachtrag zu Napoleons Lebens-Beſchreibung.

Der Schüler von Brienne oder der geſchwätzige Kammerherr.

So iſt ein neues Werkchen betitelt, deſſen Verfaſſer uns überreden möchte, er habe nicht nur zu Brienne in der größten Vertraulichkeit mit Bonaparte gelebt, ſondern auch lange nachher die merkwürdigſten Briefe von ihm erhalten, ja er liefert ſogar ein fac simile von Bonaparte's Handſchrift; allein das ſind nur ein paar unbedeutende Billets. Hätte der Verfaſſer ſtatt derſelben ein paar Stellen aus dem Briefe von Toulon vom 17ten December 1793, als fac simile beigefügt, ſo würde das Buch von großer Wichtigkeit ſeyn. Jetzt müſſen wir faſt davor warnen. Schon das iſt ein handgreifliches Märchen, daß Dangeais (der Verfaſſer) blos darum zu Brienne ſich von Napoleon nicht habe los machen können und wollen, weil er geahnt habe wie wichtig es ſei, deſſen Character zu ſtudiren. Ein junger Menſch von 16 Jahren, der Jahre lang ſich emſig damit beſchäftigt, den Character eines andern jungen Menſchen von 15 Jahren zu ſtudiren! und der deshalb Napoleon's Briefe an ſeine Eltern mauſt und ſich die Mühe giebt ſie abzuſchreiben, ohne irgend ein anderes Intereſſe, als weil ſie Characterzüge liefern!

Doch wir haben dieſem Machwerke ſchon zu viel Ehre erzeigt, und wollen nur noch einer Kleinigkeit erwähnen, welche es beweiſen mag, mit welcher Unverſchämtheit der Verfaſſer lügen kann. Gegen das Ende des Jahres 1805 nämlich ſoll ein deutſcher Baron Greebergg (ſic) eine Schilderung des Geizes der Madam Lätitia, nebſt mehreren ſkandalöſen Anecdoten an Kotzebue geſchrieben, und dieſer den Brief zu Anfang des Jahres 1806 publicirt, auch ein gewiſſer Obriſter Perrin ihn überſetzt haben. Ob ein ſolcher Brief jemals geſchrieben worden, kann Kotzebue nicht wiſſen; das er ihn aber nie empfangen, folglich auch nie publicirt, und daß er überhaupt nie einen Baron Greebergg gekannt hat, das iſt gewiß.

Im zweiten Bande kommen jedoch einige Anecdoten vor, die aus beſſerer Quelle geſchöpft zu ſeyn ſcheinen, und wenigſtens Napoleon's bekannten Character keinesweges widerſprechen. Da ſie überdieß unterhaltend ſind, ſo theilen wir ſie mit.

Barras hatte den damals außer Dienſt befindlichen Buonaparte ſeinen Collegen, Sieyes, Rewbel, Letourneur, Merlin und Rogerducos, die eben mit einer Revolution gegen die Nationalconvention umgiengen, als General ihrer Truppen vorgeſtellt, und auf dieſe Empfehlung war derſelbe auch von ihnen dafür angenommen worden. Den andern Morgen ſagte aber Rewbel zu Barras: „Wo zum Henker haben Sie denn dieſen Menſchen aufgetrieben? Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, es kommt mir vor, als wenn man eine ſehr koſtbare Ladung einem ſchwachen, zerbrechlichen Kahne anvertraute. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo ſehen Sie ſich nach einem bedeutendern Mann um." — „Laſſen Sie das gut ſeyn, gab ihm Barras zur Antwort, ich hätte auf der ganzen Welt keinen Menſchen finden können, der beſſer für uns paßte. Dieſer kleine Corſe iſt ganz wie wir ihn brauchen, klug, thätig, und ganz bereit, mit gleichen Fußen auf das Volk loszuſpringen. Wird in dem bevorſtehenden Aufſtand zu viel gethan, ſo übernehme ich ſelbſt das Commando, und dann iſt es leicht, die Schuld von allem, was geſchehen iſt, auf den General zu werfen, einen verlornen Sohn, den niemand vertheidigen wird, weil ihn Niemand kennt. Auf der andern Seite wird aber auch der Ruhm des Tages nur zum kleinſten Theil auf ihn fallen." Rewbel gab dieſen Gründen nach, war aber nicht verſchwiegen, und dieſe Unterredung, die Buonaparte zu Ohren kam, iſt eine der vorzüglichſten Urſachen von der Abneigung, die er in der Folge beſtändig gegen ſeinen Gönner gehegt hat. Murat hat ſogar ſeitdem geſtanden, daß Napoleon am 18. Brumaire lange Zeit unentſchloſſen geweſen iſt, ob er ſich an dem Herrn Directeur nicht auf eine andere Art, als durch bloße Verbannung rächen ſollte; nur häusliche Rückſichten hatten noch ſein Verfahren gegen ihn gemildert. —

Nach Einführung des Continentalſyſtems reichten mehrere Seeſtadte Vorſtellungen gegen dieſes verderbliche Syſtem, das weit nachtheiliger für ſie ſelbſt, als für England war, bei Napoleon ein. Einige Monarchen, und namentlich ſein eigner Bruder Ludwig, König von Holland, erklärten ihm gradezu, daß ſie ihre Unterthanen nicht mit Härte deswegen behandeln könnten. Buonaparte wurde endlich der vielen Beſchwerden, die von allen Seiten bei ihm einliefen, müde, aber da er in ſich feſt entſchloſſen war, ſeinen allgemeinen Prohibitionsplan gegen England durchaus in nichts abzuändern, ſo fiel er auf den Gedanken, die Reclamanten durch leere Verſprechungen zu täuſchen. In dieſer Abſicht erließ er an ſeinen Bruder Ludwig folgenden Brief: „Mein Bruder und König!

Ich habe das Schreiben, das Sie mir in Betreff des großen Verluſtes, den Ihrer Meinung nach das Continentalſyſtem Ihren Unterthanen zuziehen ſoll, durch Ihren Geſandten haben überreichen laſſen, in reifliche Ueberlegung gezogen. Es würde mir leicht ſeyn, Ihnen zu beweiſen, daß dieſer Verluſt höchſtens nur augenblicklich und vorübergehend iſt, und daß Ihre Unterthanen durch den tödtlichen Streich, den ich dadurch dem Handel von England verſetze, in Zukunft reichlich dafür werden entſchädigt werden. Allein da nun einmal die Völker einen eiſernen Kopf gegen große Wahrheiten haben, ſo will ich mein Prohibitivſyſtem nach einem weniger ſtrengen Plan und mehr zum Vortheil derer, die ſich jetzt dadurch für beeinträchtigt halten, umarbeiten laſſen. Ich bitte Gott, mein Bruder! daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme. Napoleon." — Dieſer Brief hatte, wie man leicht einſieht, keinen andern Zweck, als den König Ludwig, und ſeine unglücklichen Unterthanen zu beruhigen. Weil aber Napoleon recht gut wußte, daß ſein Bruder keinen Glauben in ſeine Verſprechungen ſetzte, ſo ſuchte er ihnen dadurch mehr Nachdruck zu geben, daß er in Gegenwart des holländiſchen und mehrerer andern Geſandten dem Grafen Regnault d'Angely einen beſtimmten Befehl deßhalb ertheilte. „Herr Graf, ſagte er zu ihm, mein Continentalſyſtem iſt zwar an und für ſich vortrefflich und völlig entſcheidend, aber in der Ausführung iſt es fehlerhaft. Nach der Verſicherung des Königs von Holland und einiger andrer Monarchen fällt ſein Nachtheil mehr auf die Völker, als auf England, gegen das es doch eigentlich allein gerichtet iſt. Sie müſſen genau unterſuchen, wo der Fehler liegt, und in einer eigenen Schrift alle möglichen Bedenken gegen das Syſtem zuſammenſtellen, ſo daß jedem Nachtheil auch zugleich das Mittel, ihm abzuhelfen, beigefügt iſt. Wenn nur das Weſentliche des Syſtems übrig bleibt, ſo laſſe ich Ihnen über die Mittel der Ausführung ganz freie Gewalt, ſollte auch ſeine jetzige Einrichtung ganz abgeändert werden. Es iſt ja nicht meine Abſicht, meinen Alliirten Schaden zuzufügen, ſondern ſie nur der engliſchen Herrſchaft zu entreißen; für alles, was ſie thun können, um dieſen Zweck zu erreichen, werde ich Ihnen dankbar ſeyn. Berathen ſie ſich darüber mit Sachverſtändigen, ſehen Sie alle in der Sache verhandelten Akten durch, und laſſen ſie es Sich angelegen ſeyn, mir Ihre Arbeit ſobald als möglich zuzuſtellen." Wer hätte nun auf die Vermuthung kommen können, daß dieſe ſo klar ausgeſprochene Geſinnung, dieſer in Gegenwart mehrerer Perſonen und namentlich einiger fremden Geſandten, ſo beſtimmt ertheilte Befehl, nichts weniger als ernſtlich gemeint war. Zu einem Verdacht war nicht der entfernteſte Grund vorhanden, und alle Anweſenden wurden auch würklich völlig getäuſcht. Die fremden Geſandten hatten nichts Eiligeres zu thun, als Couriere abzuſchicken, und ihren Höfen dieſe wichtige Nachricht zu melden. Man glaubte ſogar, Buonaparte habe billigere Geſinnungen gegen Europa angenommen, und würde zuletzt ſein Continentalſyſtem ganz aufgeben. Dieſer letztere Glaube gründete ſich beſonders auf die Unmöglichkeit, dieſes den geſammten europäiſchen Handel zu Grunde richtende Syſtem auf irgend eine Weiſe verbeſſern zu können. — Unter allen dieſen von Napoleon getäuſchten Perſonen, war jedoch Niemand glücklicher, als Herr Regnault d'Angely. Der Auftrag, den ihm Napoleon gegeben hatte, war wichtig nnd ehrenvoll; die Sache der Menſchheit war gewiſſermaßen in ſeine Hände gelegt. Mehrere fremde Geſandten überſchickten ihm ſogleich vortreffliche Abhandlungen über den befraglichen Gegenſtand; einige derſelben ſtatteten ſogar im Namen ihrer Monarchen einen Beſuch bei ihm ab, und forderten ihn auf, alles mögliche zu thun, um das Schickſal der dem Continentalſyſtem unterworfenen Völker zu erleichtern. Wer nun den Ehrgeiz kennt, den Herr Regnault d'Angely beſitzt, der kann ſich einen Begriff von dem Zuſtand ſeines Innern machen. Jetzt hielt er ſich mehr als jemals für einen großen Staatsmann, und dieſe Meinung von ſich ſelbſt wurde auch würklich einigermaßen durch den Vorzug gerechtfertigt, den er vor andern Perſonen, die noch weit größere Kenntniſſe als er beſaßen, erhielt. Er bot nunmehr alle ſeine Kenntniſſe und Talente auf, um dem erhaltenen Auftrag Ehre zu machen, und ſchon acht Tage, nachdem ihm Napoleon dieſen Auftrag gegeben hatte, überreichte er ihm ein vortreffliches, ſehr richtig durchdachtes Memoire. Ich habe es zwar, ſetzt der Erzähler dieſer Anecdote hinzu, nur flüchtig und gleichſam verſtohlener Weiſe geleſen, allein ich kann verſichern, daß wenn derjenige, für den es beſtimmt war, nicht der aller eigenſinnigſte und hartnäckigſte unter allen Sterblichen geweſen wäre, gewiß ſchon damals der größte Theil der Laſten, die den Handel nieder drückten, würde aufgehoben worden ſeyn. Es war anfänglich die Abſicht des Verfaſſers geweſen, ſein Memoire gedruckt zu überreichen, allein Napoleon hatte es ihm ausdrücklich unterſagt, indem er ſelbſt es vorerſt genau durchſehn wolle. Ich war gerade bei Napoleon, als Regnault ihm ſein Manuſcript überreichte, das nur mit zwei Streifen Papier kreuzweiſe umgeben, aber auf beiden Seiten verſiegelt war. Beide Perſonen hätte nur ein ſehr geſchickter Künſtler in dieſem Augenblick richtig mahlen können. In dem Geſicht des Herrn Staatsrathes war die Eigenliebe, die doch nicht hervorbrechen will, nicht zu verkennen; es war, als wollte er ſagen: „ich bringe Ihnen hier ein vollendetes Meiſterſtück; ich bin Ihr erſter Staatsmann; vergeſſen Sie es nicht.“ Buonaparte hingegen ſchien durch ein falſches, ſardoniſches, halb verbiſſenes Lächeln zu verſtehn zu geben, daß nur ein ſehr thörigter Menſch ihn für fähig halten könnte, Rathſchläge zu befolgen, die aus einem andern Kopfe und aus einer andern Feder gefloſſen ſind. — Regnault hätte ſehr gewünſcht, daß Buonaparte auf der Stelle ſeine Arbeit durchgeſehen und geprüft hätte, allein dieſer, dem es ganz und gar nicht einfiel, ſich nur im mindeſten auf die Sache einzulaſſen, nahm ihm das Memoire mit den Worten ab: „dieß iſt ohne Zweifel eine ſehr durchdachte, ſehr gründliche Arbeit; ich will ſie durchleſen, allein, und ſie Zeile für Zeile durchdenken; ich will dabei meine Bemerkungen an den Rand ſetzen, und alsdann wollen wir uns über die Mittel beſprechen, durch die die Sache am ſchnellſten ausgeführt werden kann. Aber vor allen Dingen, ſprechen Sie mit keinem Menſchen davon.“ Regnault nahm alſo doch wenigſtens den Troſt mit ſich, daß das Urtheil ſeines Gebieters über ſeine Arbeit nur aufgeſchoben wäre. Allein kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo ſagte Napoleon zu mir: „Der arme Menſch hätte auch etwas anders gewünſcht! Wie kann er mir aber auch ſchon nach acht Tagen eine Schrift zuſtellen, die ich ihm in zehn Jahren nicht abgefordert hätte? wirklich, alle dieſe Menſchen werden mich niemals kennen lernen; und deſto beſſer!“ — Man kann ſich denken, was für Gefühle dieſe verächtliche Gleichgültigkeit gegen den Dienſteifer ſeiner erſten Creaturen in mir erregen mußte; es war eine große Lehre für mich, die ich auch niemals vergeſſen habe. — (Die Fortſetzung folgt.)

Kurze, aber nothwendige Antworten.

Der Herr Conſiſtorial-Rath Schwarz in Heidelberg äußert in Nr. 96 des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen die Befürchtung, daß d Ehre des ſeligen Jung-Stilling, deſſen Schwiegerſohn er iſt, durch eine mißverſtandene Stelle i dem mir entwendeten Bülletin compromittirt ſe Jung habe nämlich nicht geſagt: (wie in de franzöſiſchen Ueberſetzung des Bülletins ſteht:)

„Es iſt eine durchaus richtige Bemerkung, daß die Unterthanen nie glücklicher ſeyn werden, als wenn ſie Leibeigene eines guten Herrn ſind;“

ſondern er habe geſagt:

„Es iſt eine durchaus richtige Bemerkung, daß Unterthanen nie glücklicher ſeyn können, als wenn ſie Leibeigene ſolcher vortrefflichen Herrſchaften ſind.“

Ich geſtehe, daß ich in dieſen beiden Phraſen keinen weſentlichen Unterſchied finde.

Der Herr Conſiſtorial-Rath iſt ungewiß, ob die Stelle überhaupt zu Jung's Ehre oder Herabſetzung angeführt worden? — ich kann demſelben heilig verſichern, daß es weder in der einen noch in der andern Abſicht geſchehen; ſondern daß blos bei Zuſammenſtellung der Aeußerungen verſchiedener Schriftſteller über die Leibeigenſchaft auch dieſe hinzugefügt worden, ohne irgen eine Bemerkung weder für noch wide Der Nahme des edlen Jung kommt, außer dieſen Zeilen, gar nicht mehr vor. Ich hoffe, daß dieſe Erklärung dem Herrn Conſiſtorial-Rath genügen werde. —

In der folgenden Nummer 97 deſſelben Anzeigers macht ein Herr Student und Turner zu Breslau, Nahmens Wilhelm Brockmann, bekannt, daß er auf ein, von mir ihm zugeſendetes Schreiben, mich auf Paſſow's Turnziel (eine neue Schrift) verweiſe. Dieſe Anzeige iſt dahin zu berichtigen, daß ein Schreiben von mir nach Breslau nicht zugeſendet, ſondern blos zurückgeſendet worden, und zwar ohne Beifügung einer einzigen Sylbe, und daß folglich das am Schluß gebrauchte Wort Correſpondenz hier nicht paſſend iſt, indem gar keine Correſpondenz zwiſchen mir und Herrn Brockmann Statt gefunden hat. Kotzebue.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 47. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Bruchſtück aus dem Tagebuche einer Reiſe mit der Ruſſiſchen Geſandtſchaft nach Perſien, im Jahre 1817. von Moritz von Kotzebue, Hauptmann im Ruſſiſch-Kaiſerl. Generalſtabe.

(Dieſes Tagebuch, welches der Verfaſſer mit Vorwiſſen des Geſandten, General Jermolow, drucken läßt, wird zur Michaelismeſſe im Verlage der Hoffmann'ſchen Buchhandlung erſcheinen.)

Am dritten Tage (nach Ankunft der Geſandtſchaft in der Grenzfeſte Eriwan) war ſchönes Wetter; Morgens um 10 Uhr ſtattete der Sardar (Statthalter in Eriwan) bei dem Geſandten einen Beſuch ab. Er pflanzte ſich ziemlich ungeſchickt auf den Stuhl, rauchte ſehr viel, ſprach wenig, nickte kaum mit dem Kopfe, als wir ihm vorgeſtellt wurden; ließ ſich aber den Liqueur, trotz dem Verbote Mahomed's recht gut ſchmecken. Das Beſte iſt, daß er kein Geheimniß daraus macht, ſondern öffentlich erklärt, daß er ohne Spiritus nicht leben kann. Nach einer guten Stunde empfahl er ſich, und bat uns alle zu Mittag. Um 12 Uhr zogen wir mit Pomp in die Feſtung, die der Sardar allein bewohnt. Zu Chardin's Zeiten ſollen dort ſehr viele Leute gewohnt haben, der Sardar hat ſie aber alle davon gejagt, und thront jetzt zwiſchen Kaſernen. Wir formirten einen hübſchen Zug; voraus gingen Koſacken, dann unſere Feldmuſik, dann der Geſandte, dem wir Alle folgten; darauf ſchloſſen wieder Koſacken. Das Volk hatte ſo etwas noch nie geſehen, und drängte ſich furchtbar von allen Seiten; die Polizei warf mit großen Steinen, ſchlug mit Knüppeln drein, und beſonders einer von ihr, der durchaus immer vor dem Geſandten nach der Muſik marſchieren wollte, war mit einem Knüppel von Metall verſehen, der fürchterlich über den Köpfen des Volks wirthſchaftete. Ich glaube, ſie hätten mehrere todtgeſchlagen, wenn nicht der Geſandte aus Mitleid gebeten hätte, aufzuhören. Bei der Feſtungspforte mußte uns das Volk verlaſſen; wir ritten durch enge Straßen, und ſtiegen beim Eingang ins Haus des Sardar's von den Pferden, worauf uns der Hofſtaat entgegen kam. Nachdem wir mehrere Höfe paſſirt, die ringsum mit bewaffneten Perſonen beſetzt waren, traten wir in einen Hof, in deſſen Mitte ein großes Marmor-Baſſin nebſt mehreren Fontainen ſich befanden; der Sardar kam uns bis zur Thür entgegen, und führte uns in einen geräumigen Saal, deſſen offene Seite auf dieſen Hof ging, in dem die vornehmſten Herren Eriwan's verſammelt ſtanden, und niemand außer dem Bruder des Sardar und unſerm Memandar*) Erlaubniß hatten, herein zu kommen. Es war keine geringe Aufmerkſamkeit von Seiten des Sardar's, daß er unſertwegen hatte Stühle machen laſſen, indem wir unmöglich nach ihrer Art ſitzen konnten, auch er ſelbſt auf einem Stuhle ſaß. Die Wände dieſes Saals waren mit kleinen Spiegeln verſchiedener Formen beſetzt, und die Zwiſchenräume mit bunten Blumen und kleinen Malereien ausſtaffirt. Dem Eingange gegenüber ſieht man das Bildniß des Schach, neben ihm das ſeines Sohnes, Abbas Mirza, und eine Jagdpartie, die ſo ohne alle Perſpective gemalt iſt, daß eine Figur über die andere wegläuft, und am Ende alles in der Luft ſchwebt. An den Wänden ſieht man auch einige weibliche Portraits, die ausſehen als hätte man ihnen den Hals umgedreht. Die Malereien ſind überhaupt ohne Schatten, die Farben aber außerordentlich lebhaft und von langer Dauer. Der offenen Seite des Saals gegenüber, bildet das Gebäude eine große Niſche, in der gleichfalls ein ſehr ſchönes Baſſin aus weißem Marmor nebſt Springbrunnen ſich befindet. Dieſe Seite läßt ſich auch öffnen, und man hat die ſchönſte Ausſicht auf einen neu angelegten Garten; der Sanga-Fluß rauſcht dicht unter dem Fenſter vorbei, die Ufer ſind mit ſchönen Bäumen beſetzt, eine ſchöne ſteinerne Brücke von mehreren Bogen führt auf die andere Seite, die am Horizont von dem Gebirge Ararat begränzt wird. Für einen Sommeraufenthalt kann wahrlich ein Haus nicht zweckmäßiger angelegt werden; man hat immer das friſche Waſſer der Fontainen, einen gelinden Zugwind, und ſelbſt der Anblick des ewigen Schnees auf dem Ararat muß Kühlung hervorbringen. Demohnerachtet ſoll es im Sommer in Eriwan ſo heiß ſeyn, daß nicht nur alle Einwohner die Stadt verlaſſen, um ſich auf die Höhen zu begeben, ſondern auch der Sardar ſelbſt gezwungen iſt, ins Lager zu ziehen. — Nachdem wir Alle Platz genommen hatten, wurde Kallion*) gereicht, darauf vor jeden ein kleiner Tiſch geſtellt, der mit Scherbet und Confect beſetzt wurde. Ich habe ſchon erwähnt, daß letzteres mit Schaaffett gemacht wird, man kann ſich alſo denken, mit wie vielem Appetit wir, beſonders vor Tiſche, davon aßen. Niemand konnte auch nur ein Stückchen hinunter bringen, und die Einleitung zum Mittage wurde wieder fortgetragen. Darauf erſchien gleich eine Menge von Bedienten mit Tiſchtüchern aus indianiſchem weißen Zeuge, hin und wieder mit Blumen beſetzt; in den Ecken waren ſehr paſſende Sprüche in perſiſcher Sprache ſchwarz gedruckt, als z. B. „Alles, was Euch hierauf von Frucht und Speiſe gereicht wird, iſt gut und kömmt von gutem Herzen.“ u. ſ. w. Es kam aber auch wahrlich ſo viel von gutem Herzen, daß tauſend Menſchen bequem hätten ſatt werden können Ich will nur ſagen, was allein auf dem Tiſche vor mir und dem Doctor Müller lag, und man ſchließe daraus auf das Uebrige. Ein großer Pfannkuchen, der nicht nur den ganzen Tiſch bedeckte, ſondern eine halbe Arſchine von allen Seiten überhing; die Perſer nennen ihn Tſchuruck, und bedienen ſich deſſen ſtatt Brod und Serviette. Ein halbes Schaaf, ein Ochſenſchenkel, zwei Schüſſeln verſchiedener Braten, fünf Schüſſeln verſchiedener Ragouts mit Saffran, zwei Schüſſeln voll gekochtem Reis, zwei dito mit gekochten Hühnern, zwei dito mit gebratenen Hühnern, zwei Schüſſeln gebratener Gänſe, zwei Schüſſeln Fiſche, zwei Schüſſeln ſaure Milch, eine große Schüſſel mit Scherbet und vier Krüge mit Wein; und zu alle dem kein Meſſer, keine Gabel, kein Löffel! — Alles dieſes wurde mit der größten Geſchwindigkeit eins über das andere gethürmt, ſo daß ich und Müller plötzlich hinter einer Bratenredoute ſaßen, die uns alle Ausſicht nach dem Hofe benahm, und wir unſere gegenüber ſitzenden Kammeraden nur durch kleine Oeffnungen, die die aufgethürmten Schüſſeln formirten, ſehen konnten. Ich ſuchte durch ein Loch in meiner Schüſſelwand zu bemerken, was der Sardar machte. Die linke Hand auf den Dolch geſtützt, weil die Perſer nie die linke Hand beim Eſſen gebrauchen; langt er gemächlich mit der Rechten in die Schüſſel voll fetten Reis, knetet ſich mit drei Fingern eine ordentliche Portion zuſammen, und ſchiebt dieſe mit vieler Geſchicklichkeit in den Mund, ſo daß Bart und Schnurrbart alle Spuren davon tragen. Nachdem er dieſes mehrere Mal wiederholt, reißt er ein Stück von dem gigantiſchen Pfannkuchen los, wiſcht daran ſeine Finger ab, und ſchluckt auch dieſes glücklich hinunter. Darauf fährt er hin und wieder nach Belieben in verſchiedene Schüſſeln, die ſeinen Gaum reizen, und macht jedesmal das nämliche Manöver; endlich greift er nach dem Scherbet, trinkt davon, und blinzt freundlich auf ſeine verblüfften Gäſte herab. Da beinah keiner von ſeinem Eſſen etwas angerührt hatte, denn vieles konnte man ohne Gefahr, den ganzen Haufen umzuſchmeißen, aus der Mitte gar nicht herausziehen, wurde das Signal zum Abnehmen gegeben, und die Bedienung nebſt den draußen ſtehenden uns hochbeneidenden Herren, haben uns für ſehr vornehm gehalten, denn in Perſien iſt's Sitte bei großen Diners deſto weniger zu eſſen, je vornehmer man iſt. Beim Abnehmen gab's auch Spectakel, denn der Teller voll Ragout wollte ſich gar nicht von dem Teller voll ſauren Rahm trennen, auf dem er ſo bequem geruht; die Butter hatte mit dem Pfannkuchen Freundſchaft geſchloſſen, und die Fiſche wollten von den gebratenen Hühnern durchaus nicht ſcheiden. Unbarmherzige Hände brachten am Ende doch die Scheidung zu Stande, und nun fiel man draußen über den noch unverzehrten Reſt her. Das iſt in Perſien ſo Sitte, daß die Ueberbleibſel der Bedienung, oder wer ſich ſonſt gerade da befindet, Preis gegeben werden; oft auch dem lauernden Volke. Drum wird in einem vornehmen Hauſe auch alle Tage dreimal mehr gebraten und gekocht, als ſie alle mit einander verzehren können, und der Reſt hungrigen Liebhabern hingeſchoben. Nachdem unſere Redouten alle glücklich zerſtört waren, konnte man nach friſcher Luft ſchnappen, und die Bedienung präſentirte Waſſer zum Waſchen, allein ohne Handtücher; die Perſer laſſen ihre Hände an der Luft trocknen, wir mußten ſie an unſern Schnupftüchern abwiſchen. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, als abermals furchtbare Schüſſeln zu unſerem Schrecken hereingetragen wurden; diesmal kamen wir aber beſſer ab, denn es waren Früchte und Confekt, und vor jedem ſtand glücklicher Weiſe nur eine Schüſſel, ſonſt hätten wir auch nichts von den Tänzern ſehen können, die eben herein gekommen waren, und ſich an der Thüre aufgeſtellt hatten. Zur Muſik gehörten eine Guitarre, eine Art Violine mit drei Saiten, und zwei Tambours nebſt einem Sänger, der unter fürchterlichen Grimaſſen und wahren Convulſionen aus vollem

---

*) Derjenige, dem die Sorge für die Geſandtſchaft übertragen iſt.

---

*) Die Tabackspfeife, die durch Waſſer geraucht wird.

Hülfe ſchrie; doch zum Glück nach ihrer Sitte öfters das Geſicht mit einem Papier bedeckte, um dem Publikum nicht ſeinen aufgeſperrten Rachen zu präſentiren. Die Muſik hatte zwar Tackt, allein das Ganze klang wie ein wahres Katzengeheul. Drei hübſche Knaben, die in langen Röcken waren, an denen ſeidene Bänder von verſchiedenen Farben hingen, wurden von dieſer kreiſchenden Muſik nebſt Geſchrei des Sängers ſo begeiſtert, daß ſie anfangs tanzten, und am Ende Burzelbäume ſchlugen. An den Händen hatten ſie kleine metallene Kaſtagnetten, mit denen ſie zu den Bewegungen des Tanzes Tackt ſchlugen. Ich glaube, daß zwei von ihnen Frauenzimmer vorſtellten, indem ihre Bewegungen weit langſamer und beſcheidener waren; aber der in der Mitte warf ſich raſend herum, und wand ſich wechſelsweiſe bald zu dem Einen, bald zum Anderen. Die komiſchſte Tour war die, wenn die Muſik plötzlich ſehr laut wurde, der Sänger ohne Barmherzigkeit anfing zu ſchreien, die drei Tänzer längs dem ganzen Saal in Burzelbäumen wegrollten, und am Ende von beiden Seiten in einer graziöſen Stellung ſtehen blieben, während der Mittelſte, auf dem Kopfe ſtehend, ſein Geſäß nebſt ein Paar bloßen Füßen präſentirte, welche letztere vorher durch die langen Beinkleider bedeckt waren. Eins machten dieſe Tänzer mit vieler Geſchicklichkeit, ſie konnten nämlich mehrere Mal, ohne mit den Händen oder dem Kopfe die Erde zu berühren, ſich in der Luft umdrehen. — Mit vollen Ohren und leerem Magen brachen wir endlich auf; der Geſandte empfahl ſich dem freigebigen Wirthe, und wir zogen in nämlicher Parade wieder nach Hauſe, um — zu Mittag zu eſſen. —

Ueber die Geſinnungen der Regierungen und der Völker in Rückſicht auf die Unabhängigkeit von Süd-Amerika.

(Beſchluß.)

Wir haben es bis zuletzt verſchoben, eine uns ſehr wichtig und faſt völlig entſcheidend ſcheinende Rückſicht anzuführen, warum dem ſchrecklichen Kampfe, der Amerika mit Blut überſchwemmt, baldigſt ein Ende gemacht werden muß. Dies iſt nämlich die dringende Nothwendigkeit, der Ueberlegenheit vorzubeugen, welche die Neger in den Ländern, wo der Kriegsſchauplatz iſt, täglich mehr und mehr gewinnen. Die Nothwendigkeit, ſeine Macht zu verſtärken, hat beide Theile zu der ſchrecklichen Maasregel gezwungen, die Sklaven frei zu laſſen und zu bewaffnen. Jetzt ſind die Waffen wirklich in ihren Händen. Dieſe Menſchen ſind aber bei ihrer ſtarken körperlichen Conſtitution weit mehr als die Europäer und die Amerikaner geeignet, die Beſchwerden des furchtbaren Krieges und die Nachtheile des mörderiſchen Clima's zu ertragen; ein großer Theil von den Uebeln, unter denen die Weißen und die Creolen erliegen, iſt für die Schwarzen eine bloße Kleinigkeit. Da nun hierdurch bei der Verlängerung des Krieges ein außerordentliches Mißverhältniß in dem Verluſt an Menſchen entſteht, den die verſchiedenen Farben erleiden, ſo bleibt diejenige Farbe, die in geringerm Verhältniß ein Opfer des Krieges wird, Herr des Landes. Dies ſind aber die Neger, die folglich auch hier, wie es auf St. Domingo der Fall war, im Beſitz der Waffen, der Obergewalt und des ganzen Landes bleiben werden. Was ſie aber für einen Gebrauch davon machen werden, iſt leicht vorauszuſehen. Dieſe Menſchen beſitzen eine furchtbare Wildheit, und ſind ſo grauſam, daß ſie alle, die ihnen nicht ähnlich ſehen, ohne Ausnahme ums Leben bringen werden. Ein neues St. Domingo wird man alſo durch die Fortſetzung des Krieges hervorrufen; alle Anſtrengungen werden dahin abzwecken, den Einwohnern Guinea's neue Beſitzungen zu verſchaffen. Der Gedanke an eine ſolche Gefahr ſollte allein, und ohne Rückſicht auf andere Gründe, ſchon hinreichen, um ſo ſchnell als möglich einem Kampfe ein Ende zu machen, der ein ſolches ſchreckliches Reſultat befürchten läßt. Wenn man eine lange Zeit hindurch die Ereigniſſe in Amerika blos beobachtet haben wird, ſo wird man, ehe man es ſich verſieht, einen Negerſtaat mehr in denſelben finden, und wenn man ſich alsdann überzeugt, daß es mit demſelben die nämliche Bewandnis wie mit dem auf St. Domingo hat, den man nicht anerkennen will und doch auch nicht wieder aufzulößen vermag, ſo wird man es zu ſpät bereuen, daß man der Entwickelung ſo vieler Elemente von Unordnung und Zerſtörung ſo ruhig zugeſehen hat. Es iſt unbegreiflich, daß man über dieſe gefahrvollen Reſultate ſo gefliſſentlich die Augen verſchließt. Die Militärperſonen, die vor Verlangen brennen, ſich mit den Independenten zu vereinigen, hält man mit Gewalt zurück; man ſollte ihnen im Gegentheil alle Thüren öffnen, ſie unterſtützen, und ſie noch mehr in ihrer Neigung beſtärken.

Da nun einmal Krieg in Amerika geführt werden ſoll, da Spanien es nicht verhindern kann, Feinde in dieſem Lande bekämpfen zu müſſen, ſo iſt es doch gewiß beſſer, daß Weiße auf dieſem

Kriegs-Schauplatze auftreten, als daß man ihn den Schwarzen in die Hände giebt, und ſie davon Beſitz nehmen läßt. Wenn das Schickſal dieſe Länder Spanien zu entreißen beſchloſſen hat, ſo iſt es doch weit angemeſſener, daß es darin Menſchen zu Nachfolgern erhält von europäiſchem Blute und an europäiſche Sitten und Lebensart gewöhnt, als ſolche, die durch alle dieſe Bande an Africa geknüpft ſind. Hierbei muß man aber nicht vergeſſen, daß von Amerika die Rede iſt, das heißt von einem Lande, deſſen Volksmaſſe aus mehrern Farben beſteht, und daß es überhaupt weit weniger darauf ankommt, welchem Theile von Europa dieſes Land zugehört, als daß es nur dem Blute und den Sitten und Gebräuchen von Europa eigenthümlich überlaſſen bleibe. Was verſchlug es der geſammten Volksmaſſe in Europa, ob St. Domingo eine engliſche oder eine franzöſiſche Beſitzung war? Beide Theile waren Europäer, und bei einer Reiſe dahin verließ man das ganze Gebiet von Europa nicht; daß aber dieſe Inſel jetzt den Negern zugehört, bringt ganz andere Anſichten und ein völlig verſchiedenes Intereſſe hervor. Derſelbe Fall wird auch bei dem amerikaniſchen Continent eintreten. Einige Theile deſſelben ſind mit Negern überfüllt; in Venezuela allein zählt man deren über 600,000. Gewinnen dieſe die Oberhand, bewaffnet wie ſie ſind, wer wird ſie ihnen wieder entreiſen?

Europa hat es ſich auf eine ehrenvolle Art angelegen ſeyn laſſen, die Vermehrung der Neger durch das Verbot einer Zufuhr von Sklaven zu verhindern; es iſt aber ſeiner Aufmerkſamkeit zum wenigſten eben ſo ſehr zu empfehlen, daß man auch die Vermehrung der Neger-Staaten, die jetzt bei den Vorfällen in Süd-Amerika allerdings zu befürchten iſt, auf das angelentlichſte zu hintertreiben ſuche. Aus dem nämlichen Grunde ſollte man aber auch die Auswanderung nach Amerika begünſtigen. Zwei mächtige Gründe fordern auf das Nachdrücklichſte dazu auf: 1) die Sicherheit für Europa, die aus der Zunahme der Europäiſchen Bevölkerung in Amerika entſtehen wird; und 2) die vermehrte Conſumtion der europäiſchen Handels-Artikel, die aus der Uebereinſtimmung des Geſchmacks und der Neigungen der Einwohner mit denen in Europa nothwendig erfolgen muß. In Venezuela befinden ſich, wie geſagt, über 600,000 Neger, in Braſilien über 1500.000, und in Mexico machen von einer aus ſechs Millionen beſtehenden Bevölkerung die Weißen bei weitem die geringſte Anzahl aus. Es iſt daher weſentlich nöthig, daß die Letztern daſelbſt vermehrt werden, um den erſtern das Gleichgewicht halten und ſich gegen ſie ſchützen zu können. Oft haben ſie ſich ſchon in der größten Gefahr dadurch befunden; dieſe Gefahr kann immer wieder von neuem entſtehen, beſonders wenn unter allen Claſſen von Einwohnern Gleichheit der politiſchen Rechte eingeführt ſeyn wird. Auch braucht Europa keinesweges zu fürchten, daß es durch die Abtretung einiger ſeiner Kinder ſelbſt arm werde. Jeder nach Amerika verpflanzte Menſch verbraucht europäiſche Producte, und macht folglich in Europa Producenten entſtehen und geboren werden. England iſt durch die Einwohner, die es an Nordamerica abgetreten hat, nicht entvölkert worden; wie viele ſeiner jetzigen Bewohner haben nicht vielmehr dem Letztern ihr Daſeyn zu verdanken! Boſton und Philadelphia tragen weſentlich zur Bevölkerung von London und Briſtol bei, indem ſie von daher beſtändig neue Waaren kommen laſſen, um ihre europäiſchen Neigungen und Bedürfniſſe zu befriedigen. Europa hat ein Uebermaaß von Einwohnern, das mit der Maſſe ſeiner rohen Producte und mit ſeinen vorhandenen Beſchäftigungsmitteln in ganz und gar keinem Verhältniß mehr ſteht. Dieſe überflüſſigen Menſchen ſind ihm aber ſehr gefährlich, weil ſie durch Müſſiggang, Armuth und das Gefühl, daß es ihnen ſchlecht in der Welt geht, verdorben und erbittert werden; hingegen würden ſie von dem größten Nutzen in Amerika ſeyn, das groß genug iſt, um ſie alle aufzunehmen, und wo ſie beſchäftigung fänden, um ſich wieder an Fleiß und Thätigkeit zu gewöhnen. Wenn man annehmen könnte, daß die Emigranten aus der Schweiz und von den Ufern des Rheins, die ihr Vaterland verlaſſen, weil ſie entweder zu gedrängt auf einander wohnen, oder weil ſie es endlich müde ſind, zu Kriegen, die ſie immer aufs neue zu Grunde richten, den Schauplatz zu liefern, die Krimm, wohin ſie Vorzugsweiſe wandern, endlich ganz zu bevölkern im Stande wären, wenn dieſe Europäiſche Bevölkerung an die Stelle der Tartariſchen getreten, und der tartariſche Geſchmack durch den Europäiſchen verdrängt worden wäre, würde alsdann Europa dieſe Einwohner, deren Auswanderung jetzt ſo ungern geſehen zu werden ſcheint, verloren haben? Würde es dabei verloren haben, daß eine europäiſche Krimm an die Stelle der Tartariſchen getreten iſt? Welche von beiden würde eine größere Menge von europäiſchen Producten verbrauchen? Wenn Rußland die Krimm mit Europäern bevölkert, ſo arbeitet es eben ſo gut für Europa als für ſich ſelbſt. Man vermehre nur die Staate

Petersburg und Moskau in den Einöden Rußlands, und man wird bald finden, daß dadurch auch die Anzahl der Handwerker zu London und Paris, die Winzer in der Champagne, die fleißigen und arbeitſamen Menſchen in allen Ländern vermehret hat. — Das Nämliche wird auch in Amerika der Fall ſeyn. Derjenige Europäer, der vorher ein Müſſiggänger, und aus Müſſiggang laſterhaft war, wird thätig und fleißig werden, ſobald er den Boden von Amerika betritt. Dies iſt das wahre Land der Arbeitſamkeit; alles fordert daſelbſt zur Arbeit auf, alles trägt dazu bei, thätige Menſchen aus ſonſtigen Faullenzern zu machen. Was kann denn nun Europa beſſeres thun, als denjenigen ſeiner Bewohner alle Thüren öffnen, die ihre bisherigen Wohnplätze verändern und mit dem europäiſchen Blut auch europäiſche Gewohnheiten und Neigungen in ſolche Länder verpflanzen wollen, in welche ſie noch niemals gekommen ſind, oder worin ſie doch wenigſtens den bei weitem geringſten Theil ausmachen? Ohne dieſe Emigranten müßten die Landesſtrecken, die ſie anfüllen ſollen, entweder ganz wüſte liegen bleiben, oder eine Bevölkerung erhalten, die Europa und ſeinen Neigungen und Gewohnheiten ganz fremd iſt. In beiden Fällen iſt es aber eben ſo viel, als wenn ſie für dieſen Welttheil gar nicht exiſtirten. Auch iſt es einer der weſentlichſten Grundſätzen der Colonial-Verfaſſung, daß man ſich nur mit ſolchen Völkerſchaften in Verbindung einläßt, die an Bedürfniſſe, welche Europa zu befriedigen im Stande iſt, gewöhnt ſind, weil außerdem dieſe Colonien dem Mutterlande keinen Nutzen gewähren. Dies iſt es nun aber gerade, was die Auswanderungen nach Amerika bewirken ſollen, und dies iſt der Grund, warum man dieſelben begünſtigen und alle diejenigen, die ſich in dieſen Welttheil verpflanzen wollen, möglichſt unterſtützen muß.

Franzöſiſche Impertinenz.

Im 7ten Heft des grauen Mannes, der ſo eben angekommen, ſagt dieſer graue Mann:

„Die Franzoſen waren des Krieges müde, (Seit wann?) und man ließ ſich lieber einmal ſchlagen, als daß man immer und ewig ſiegen mögte für den unerſättlichen Ehrgeiz eines Eroberers. (Wohl zu merken: ſie ließen ſich mit Fleiß ſchlagen, blos weil ſie des Krieges müde waren!) Ja, ſoll ich es ſagen? Dank ſey es der Occupations-Armee! dieſe Scheu vor dem Kriege fängt an nachzulaſſen; — man fühlt endlich, daß das größte Unglück eines Volkes darin beſteht, abhängig von andern Völkern zu ſeyn" (Fühlt ihr das? deſto beſſer! wir haben es weit länger gefühlt als ihr.) — „Man ſeufzt unter Laſten, die ein Sieger aufgelegt hat, der vorgab, er wolle Frankreich von einem Uſurpator befreien. Man iſt empört, ſehen zu müſſen, daß dieſe Befreiung durch 120000 Kerkermeiſter verbürgt wird, die ſich vom Schweiß der Einwohner nähren, um ſie unter dem Joch zu halten im Namen der Freundſchaft und der heiligen Bünde." (Redet doch nicht von ſolchen Kleinigkeiten! denket doch nur daran, wie ihr als Freunde in Spanien und Portugal einrücktet!) —

„Mylord Stanhope hat behauptet, Frankreich ſey zweimal erobert worden; allein wie darf man wagen von Eroberung zu ſprechen, da im Angeſicht von Europa erwieſen iſt, daß die Coaliſirten einem unvermeidlichen Untergange nur entſchlüpften, weil geſchickt erweckte Erinnerungen ſie begünſtigten. Sie ſtanden auf einem Vulkan, ſie fühlten es, das beweiſen ihre Ungeduld, ihre inſtändigen Bitten (sollicitations) um Unterhandlung. Welche Lage für Eroberer! Umgangen, getrennt von ihren Reſerve-Parks, ohne Lebensmittel, ohne Munition, ohne Rückweg, waren ſie verlohren, wenn die Nation einig mit ihrem Chef war. Aber der Ueberdruß am Kriege, der Nahme der Fürſten, welche ſich erboten die Wunden des Vaterlandes zu vernarben, das feyerliche Verſprechen, daß Frankreich groß und ſtark bleiben ſolle, wandelten das Glück, die Coaliſirten wurden die Schiedsrichter unſerer Schickſale in einem Augenblicke, wo ihr Schickſal in unſern Händen war. (!) Folglich, weit entfernt Eroberungen gemacht zu haben, verdanken ſie blos ihr Heil dem Fürſten, der uns regiert." (So iſt's recht! man muß die Unverſchämtheit auf's Höchſte treiben, denn ſo verblüfft man die ehrlichen Leute. O es kommt noch beſſer!) —

„Es iſt wahr, wir haben bisweilen die Rechte des Sieges übertrieben" — (Bisweilen nur?) — „das waren aber nur vorübergehende Uebel" — (freylich, 20 Jahre gehen auch vorüber.) — „und ſie wurden durch Wohlthaten aufgewogen." (Wohlthaten von Frankreich! Laßt doch hören!) — „Italien wurde von Räubern gereinigt." (Cede majori hieß es da.) — „Spanien und Rom von der Inquiſition befreit." (Eure geheime Polizey war tauſend Mal ſchlimmer als die Inquiſition.) „Die Polen ſahen ihre Ketten zerbrechen." (und das Mark wurde ihnen ausgeſaugt.) — „Alle, durch unſere Waffen unterworfene Völker, empfanden den bewundernswürdigen Einfluß unſerer Civil-Geſetze, und einer ſtetigen, großen und haſtigen Verwaltung. (Administration rapide. Ueberall haben wir die Keime einer geſellſchaftlichen Verbeſſerung ausgeſtreut." (Leider wuchert dieß ausgeſäete Unkraut noch immer fort.)

Die Feder verſagt uns den Dienſt, um alle die Schändlichkeiten zu überſetzen, mit welchen der graue Mann nunmehr die Alliirten begeifert. Es ſey genug zu verſichern, daß nichts ſo ehrlos und abſcheulich iſt, was er ihnen nicht Schuld gäbe. Abermals ein Beiſpiel der ungezügelteſten Preßfrechheit, die noch von ſo manchen vertheidigt wird. Verklagt den Verfaſſer, wird es heißen. Und wenn nun ſein Gift ſchon gewürkt hat, was liegt daran, ob er hinterdrein beſtraft wird? — Am Ende ſchließt er mit folgender merkwürdigen Tirade: „Wenn alſo die Regierungen durch Sophismen und Habſucht verleitet, Frankreichs Unglück noch vermehren wollten, ſo würden wir die Waffen auf's neue ergreifen, die wir 25 Jahre hindurch triumphirend oft bis in das Herz der Staaten unſerer unverſöhnlichen Feinde getragen haben! Wir würden unſerm Eiſen die Schärfe der Verzweiflung geben — und wer kann wiſſen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Völker, wo die Würkung eines ſolchen Anſtoßes aufhören würde?" (Da haben wir in wenigen drohenden Worten die innerſten franzöſiſchen Geſinnungen und Hoffnungen. Die Alliirten ſollen thun was ſie haben wollen, oder — man nehme ſich inacht! — Was die Franzoſen jetzt leiden, iſt Kinderſpiel gegen das, was die armen Deutſchen gelitten haben, die aber wahrlich nicht klagen, viel weniger drohen durften. Buonaparte hütete ſich aber wohl mit den Deutſchen umzugehn, wie ein Ehemann, der zwar Herr im Hauſe zu ſeyn verſichert, aber unter dem Pantoffel ſteht. Er würde, wenn wir es ihm gemacht hätten, wie die Franzoſen es uns jetzt machen, die Rolle des luſtigen Schuſters geſpielt haben.)

Bei Gelegenheit des an Wellington verſuchten Meuchelmordes ſagt der graue Mann: „Die Piſtole iſt gar zu gefällig geweſen (complaisant) als daß man noch davon ſprechen ſollte. Der General Wellington muß wiſſen, was er davon zu halten hat. Er muß die Franzoſen hinlänglich kennen, um überzeugt zu ſeyn, daß es nicht Einen unter ihnen giebt, der ehrlos genug wäre, um ſich mit einem feigen Meuchelmorde zu beſudeln. (Und doch war es, nach den neuſten Nachrichten, ein nunmehr ertappter Pariſer, der das ſaubere Stückchen unternahm.) Es iſt wahr, daß die Gegenwart der Fremden den Franzoſen zur Laſt iſt; (weit weniger als uns die der Franzoſen war) aber kann man ſich einbilden, daß Wellington's Tod eine Veränderung in Frankreichs politiſcher Lage hervorbringen würde? Ein General ſtirbt, ein General lebt." (Soll wohl ſo viel heißen: ein General mehr oder weniger, was liegt daran?)

Indeſſen muß man geſtehn, daß der graue Mann ſeine eigene Nation auch nicht ſchont. Er ſagt z. E. von den Deputirten, die im Geiſte der Miniſter ſtimmen: ſie thäten ja weiter nichts, als ihre Meinung aufopfern und die Stimme ihres Gewiſſens erſticken, wogegen ſie Gold und Ehrenſtellen empfingen. „Was — ruft er aus — ſoll die Nation davon denken? wird ſie der repräſentativen Verfaſſung nicht überdrüſſig werden, wenn ſie die Reſultate derſelben erblickt?" (Eine gute Lehre aus Feindes Munde für Alle diejenigen, welche glauben, durch eine ſolche Verfaſſung wäre mit Einem Streiche allem Uebel abgeholfen. Die Klagen, welche die Franzoſen oft gegen ihre Deputirten vorbringen, enthalten ſo bittere und gewichtige Vorwürfe, als man ſie jemals Fürſten oder Miniſtern gemacht hat. Sind nun dieſe Klagen gegründet, was iſt dann gewonnen worden?) —

Ein anderer franzöſiſcher Quidam kündigt militairiſche Ephemeriden an. (Man könnte ſie wohl in mancher Hinſicht militäriſche Hämorhoiden nennen) und in dieſer Ankündigung heißt es: „Unter allen Nationen glänzt die franzöſiſche allein im erſten Range. — Die ſtets gerecht richtende Nachwelt wird von unſerer Revolution ſagen: Stupete gentes! (Ja wohl! ſtaunt und ſchaudert!) — Was in 20 Jahren keine menſchliche Kraft vermogt hatte, das thaten die Elemente. Es bedurfte einer mehr als menſchlichen Kraft um die Franzoſen zu überwinden. (Wieder das alte Mährgen! Warum blieben ſie denn nicht in Moſcau und heizten ein?). — Die franzöſiſche Nation iſt zu reich an Lorbeeren, um ihre Feinde zu beneiden, wenn ſie da Nachleſe halten wo die Franzoſen geerndtet haben. (Die Nachleſe fiel bei Leipzig doch recht reichlich aus.) —

Ein Dritter will ein Paradies berühmter Männer herausgeben, ſpricht ſelbſt davon, als von einem Meiſterwerke, und fügt hinzu, der erſte Entwurf zu dieſem unſterblichen Werke ſey in der Baſtille gemacht worden, und zwar in dem nemlichen Zimmer wo einſt Voltaire gefangen ſaß.

Dieſer erbärmliche, den Franzoſen angebohrne Ton des Uebermuthes, läßt immer lauter ſich vernehmen, und hinter ihm verſteckt ſich die verbiſſene Wuth der tödtlich verwundeten National-Eitelkeit. Jeder Franzoſe ſcheint jetzt in der Stimmung zu ſeyn, in welcher Odoardo war, als er nach dem Dolche griff, um den Prinzen zu durchbohren. Mögten nur Wellingtons Trompeten ihnen noch recht lange zurufen: Faſſen Sie ſich meine Herren! Denn wir glauben fürwahr, man könnte mit Odoardo ſagen: Das ſprach der Engel der Deutſchen.

Gedanken über Orthodoxie.

(Eingeſandt)

Daß denkende Menſchen Gott als das höchſte Weſen, als die unendliche Liebe in allem was ſie umgiebt, erkennen und erkennen müſſen — daß ſein Wirken in der Natur und in der Geſchichte ganz ſonnenklar vor Augen liegen — daß, bei eigener Beobachtung, ſeine weiſe Fürſorge tief im Herzen empfunden werde und endlich, daß die Lehre Chriſti von der Liebe und von den Pflichten gegen unſern Nebenmenſchen eine göttliche Lehre ſei — Dies ſind Wahrheiten, welche kein denkender Menſch ſich nehmen oder erſt erweiſen läßt, es ſind diejenigen Wahrheiten, auf den einzig unſer Wohl und Heil beruhen. Warum wollen nun aber aufgeklärte Geiſtliche behaupten, ein denkender Menſch habe noch bei weitem nicht genug an dieſen Wahrheiten? Fürchten ſie nicht, daß ſie eben dadurch, daß ſie denkenden Menſchen ein mehreres aufnöthigen und das Göttliche zum Menſchlichen herabziehen wollen, gerade ihrem Berufe entgegen gearbeitet haben? Glauben ſie nicht, daß ſie eben dadurch einen großen Antheil an dem Verfall der Religion und an der Kälte und Gleichgültigkeit nehmen, womit jetzt ſelbſt die wichtigſten Lehren derſelben behandelt werden? Sind ſie nicht überzeugt, daß Menſchen, die von einem höheren Sinne ergriffen nur das Göttliche in dem höchſten Weſen und in der Lehre Chriſti erkennen, ſich nicht wieder herabziehen laſſen werden, um dem Menſchlichen den von ihnen geforderten Glauben beizumeſſen? Warum beſtehen ſie denn ſo ſehr auf dieſem Glauben? iſt ihnen denn das Göttliche nicht hinreichend, um den Geiſt der Menſchen zu erheben und das Herz zu veredeln und zu erwärmen? Wohl möge für die Schwachen und für die Kräftigen zugleich geſorgt werden; nur eben nicht für erſtere allein, ſonſt müſſen beide untergehen. Möchte doch der heilige Bund, wenn er wieder die Bruderliebe und Eintracht unter den Menſchen erwecken und befördern will, ſich dieſes für die Menſchheit ſo wichtigen Gegenſtandes beſonders annehmen!

(Uns deucht, er habe es ſchon gethan, indem er gerade die Grundſätze öffentlich bekannt hat, aus welchen Eintracht und Bruderliebe fließen.)

Denkzettel.

In einem merkwürdigen neuen Buche, betitelt: Spiegel eines wahrhaft chriſtlichen Kirchenaufſehers, vom Kanonikus und Bibliothekar Fabritius, ſtehen folgende Sätze:

„Aus der Machtfülle des Episcopats fließt alle Jurisdiction der Prieſter, bei Katholiſchen ſowohl als bei den Geiſtlichen in jenen proteſtantiſchen Ländern, die dieſes göttliche Inſtitut beibehalten haben. Hochgeachtet und tief verehrt iſt der Episcopat in England, Dänemark und Schweden, wo die gelehrteſten und frömmſten Prälaten nicht zugeben, daß Deiſten und Antichriſten in Prieſterröcken, eine andere Lehre predigen als die chriſtliche, und (welches ſehr merkwürdig iſt) im proteſtantiſchen Deutſchland ſind gerade die Länder dem evangeliſchen Lehrbegriff am treueſten geblieben, wo ſich der Stand der Prälaten erhalten hat.“ —

„Die Kirche hat das vollkommenſte Recht ſich ſelbſt zu konſtituiren, d. h. ihrer Gewalt und Jurisdiction diejenige Ausdehnung, Einſchränkung, Beſchäftigung und Form zu geben, wie es den Kirchen-Angelegenheiten und dem Seelenheil der Gläubigen am angemeſſenſten iſt. Ohne dieſe Befugniß hätte ſie den göttlichen Auftrag, die Religion Jeſu zur allgemeinen Weltreligion zu machen, nie, oder doch nur halb, nur mangelhaft ausführen können.“ (Leider hat ſie auch mit dieſem Befugniß ihn noch nicht halb ausgeführt, denn der bei weitem größere Theil der auf dem Erdboden zerſtreuten Menſchen iſt noch unbekehrt, daher dieſes Argument manchen nicht überzeugen wird.) —

„Die Schellingianer ſind zum Glück in der Praxis nicht ſo konſequent, als die Theorie dieſer philoſophiſchen Träumer und Fieberkranken.“ —

„Auch Plato kannte den Sündenfall und

das daraus herfließende allgemeine Verderben, und menſchliche Elend." (Der Verfaſſer führt die Stelle nicht an, wo *Plato* vom Sündenfall ſpricht.) —

„Leider haben unſere *deutſchen* Philoſophen vor allen übrigen in der Welt die ſchändliche Ehre, den *Atheismus*, der bei den Franzoſen nur plump und lüderlich war, ſchulgerecht zu läutern und in ein wiſſenſchaftliches Lehrgebäude zu bringen." —

„Der Menſch iſt und bleibt — ſelbſt in ſeinem abgewichenen Zuſtande — ein *Sehnen Gottes*." —

„Die *Thieropfer* wurden von Gott mit unendlicher Weisheit angeordnet." —

(Der Beſchluß folgt.)

An die Leſer.

Im nächſten Sommer wird wohl meiſtens nur *Eine Nummer* dieſes Blattes wöchentlich erſcheinen, da der Herausgeber mehrere Monate der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu widmen genöthigt iſt. Gegen den Herbſt hofft er mit erneuten Kräften auf dem Felde der Wahrheit zu arbeiten, wenn auch manches Unkraut unterdeſſen ein wenig überhand nehmen ſollte.

Das Blatt wird, nach wie vor, durch die Hoffmanniſche Buchhandlung allhier verſendet. An dieſe bittet der Herausgeber auch alle Briefe und Packete zu adreſſiren, die für die Redaktion des literariſchen Wochenblattes beſtimmt ſind. Daß ſolche Briefe und Packete frankirt werden, iſt ein billiger, bisher nicht immer erfüllter Wunſch.

Wenn manches Eingeſendete noch nicht angezeigt oder abgedruckt worden, ſo iſt daran theils die noch immer ſich häufende Menge der Materialien, theils die Kränklichkeit des Herausgebers Schuld, der jedoch hofft, ſo viel möglich Alles nachzuhohlen. Nur muß er bitten, daß die Herren Verleger oder Schriftſteller, welche die Güte haben, ihm anzuzeigende Werke zuzuſenden, nur ſolche wählen mögen, welche auch ein großes, gemiſchtes Publikum intereſſiren können. Dieſe Rückſicht iſt bisher von Manchen nicht beobachtet worden, weshalb er ſich genöthigt geſehn, Manches, was nur einen ſehr kleinen Theil ſeiner Leſer unterhalten konnte, ungenutzt zurück zu legen.

Schließlich danket er dem Publikum nochmals für den ausgezeichneten, ihm geſchenkten Beifall, indem nun auch die *zweite Auflage* dieſes Blattes *beinahe erſchöpft* iſt. Der Verleger erinnert daher, daß diejenigen, die noch vollſtändige Exemplare vom *erſten Bande* zu haben wünſchen, ſich nicht zu ſpät deshalb an ihn zu wenden belieben wollen.

Weimar, den 23. April 1818.

Erinnerung der Verlagshandlung.

Es wird uns von mehrern Seiten beſchwerend angezeigt, daß man unſern Handlungsfreunden, beſonders aber denen wohllöbl. Poſtämtern die Zahlung für den erſten Jahrgang des literariſchen Wochenblattes aus dem Grunde verweigert, weil doch kaum erſt ein Vierteljahr in dieſem Jahre 1818 verfloſſen ſey, und man folglich noch drei Vierteljahre erhalten müſſe.

Denenjenigen, welche dieſen Grund bei ſich unterhalten, ſind wahrſcheinlich die Bedingungen nicht mehr gegenwärtig, unter welchen dieſes literariſche Wochenblatt angekündigt und erſchienen iſt. Sie ſind ganz vernehmlich in No. 1 S. 8 angezeigt, wohin wir verweiſen. Es ſtehet daſelbſt, daß zwei und funfzig Nummern einen Jahrgang bilden, welcher vier Thaler ſächſiſch *Vorausbezahlung* koſtet. Daraus gehet deutlich hervor, daß, wenn 52 Nummern abgeliefert ſind, ein Jahrgang vollſtändig iſt, und daß derſelbe ſich keineswegs an das Jahr oder die Zeit überhaupt binde; wie denn auch nicht der Anfang mit dem erſten Januar 1818, ſondern mit dem erſten November 1817 gemacht worden iſt.

Damit indeß in der Folge die Benennung *Jahrgang*, nicht ferner irre leite, ſo ſoll dafür: *Band* geſetzt werden. Es heißt alſo jetzt: zwei und funfzig Stücke machen einen *Band*. In dieſer Art wird mit dem 52ſten Stücke zugleich ein Haupttitel ausgegeben werden.

Die reſp. Abnehmer können aber nunmehr um ſo weniger die Zahlung für die erſten 52 Stücke mit Billigkeit verweigern, als ſie dieſe in ein Paar Wochen vollſtändig in Händen haben werden, und *Vorausbezahlung* bedungen iſt.

Weimar, den 22. April 1818.

Hoffmanniſche Hofbuchhandlung.

Literariſches Wochenblatt
von Auguſt v. Kotzebue.

No. 48 Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Magnetiſmus.

Im Januarheft des Journals für die practiſche Heilkunde erklärt der biedere Herausgeber, warum er auch Wunderthaten der ſogenannten Wunderdoctoren und klugen Frauen (der ehemaligen Magier und Zauberer) in ſeine Unterſuchung aufgenommen habe, und legt dabei das folgende äußerſt merkwürdige Bekenntniß ab: „Ich wollte recht grell vor Augen ſtellen, wohin der Magnetiſmus führt, und was es ſagen will, ihn für wahr anzunehmen. Allerdings wird damit zugleich auch Hexerei, ſympathetiſche Kur, Exorciſmus, Geiſterſeherei u. ſ. w. proclamirt und wieder eingeführt.“ — Alſo alle in den finſterſten Zeiten des Aberglaubens ausgeheckten und ſeit Jahrhunderten zu den Grönländern verwieſenen Abſurditäten, müſſen wir im Gefolge des Magnetiſmus in Europa wieder aufnehmen! Wehe! Wehe! Wehe!

Der Herausgeber erzählt, er ſelbſt habe 20 Jahre lang an der Exiſtenz des Magnetiſmus gezweifelt, doch endlich eingeſehen, daß die wahre Geſundheit der Vernunft darin beſtehe, einzuſehen, daß ſie nicht alles begreifen könne, und daß auch etwas Unbegreifliches wahr ſeyn könne; zuletzt hätten ſeine eigenen Erfahrungen ihn überzeugt, und vor zehn Jahren habe er angefangen, an die Exiſtenz des Magnetiſmus zu glauben.

Daß es eine Menge Dinge giebt, welche die Vernunft nicht begreifen kann, iſt ſehr wahr; man darf ja nur einen Finger aufheben, um ſich davon zu überzeugen, denn wie es zugeht, daß der bloße Wille den Finger regiert, kann Niemand erklären. Aber alle die Erſcheinungen, welche die Vernunft als unbegreiflich und doch exiſtirend anerkennt, beſchränken ſich auf die Körperwelt; ſobald wir unſern Glauben auf das Ueberſinnliche ausdehnen, iſt er kein Vernunftglauben mehr, und der edle Hufeland kann alsdann nicht mehr ſagen: „die Vernunft ſieht ein, daß auch etwas Unbegreifliches wahr ſeyn könne.“ Nein, ſie ſieht das nicht ein, ſondern ſie cedirt in ſolchen Fällen ihren Platz dem blinden Glauben, und gleicht gewiſſermaßen einer Schildwache, die der ablöſenden ihren Mantel zurückläßt, in welchem nun dieſe auf und nieder ſpaziert, ſo daß man in der Ferne nicht unterſcheiden kann, ob es die alte oder die neue Schildwache iſt. Wir halten nicht allein für unvernünftig, ſondern ſogar für gottlos, die Schranken überſchreiten zu wollen, welche der Schöpfer hienieden dem durch den Körper befangenen Geiſte angewieſen hat. Wir können und ſollen auf Erden nicht über dieſe Schranken hinaus. Freilich liegt das Verlangen darnach in dem Menſchen und iſt ihm ein Bürge ſeiner Fortdauer; oft hat zu allen Zeiten eben dieſes Verlangen ihn zu Verſuchen verleitet, die ihn doch nie um einen Schritt weiter gebracht haben, und auch nie weiter bringen werden. Er glaubt nur, weil er wünſcht.

Wenn es wahr wäre, daß der Magnetiſmus der Körperwelt uns entreißen und in Gemeinſchaft mit Geiſtern bringen könnte, wenn es wahr wäre, daß wir durch ihn auf eine Stufe geiſtiger Vollkommenheit erhoben werden könnten, die unſern aus Raum und Zeit erbauten Kerker tief unter ſich läßt; ſo wagen wir zu behaupten, daß jener große Meiſter, der dem Menſchengeſchlecht Alles gelehrt hat, was zu ſeinem Heile dient, daß Chriſtus ſeine Jünger vor allen Dingen das Geheimniß des Magnetiſmus gelehrt haben würde. Davon iſt aber keine Spur in der Schrift zu finden.

Daß es dem rechtlichen Hufeland um Wahrheit zu thun iſt, ſpricht aus jeder Zeile ſeines Aufſatzes. Er erklärt, ſein Glaube ſey kein blinder oder Allglaube, noch weniger Aberglaube, ſondern ein kritiſcher Glaube, d. h. er nehme an: „es exiſtire ein Etwas, was wir Magnetiſmus nennen.“ — (Das kann man ihm gern zugeben. Man nannte dieſes Etwas vormals Einbildungskraft, und wir werden es ſo lange ſo nennen, bis man uns irgend eine erwieſene Wirkung des Magnetiſmus zeigt, die ſich nicht aus dieſer längſt bekannten Kraft erklären ließe.)

Dann geſteht er: „Magnetiſmus und Magie fallen in Eins zuſammen: Eines ſowohl, als das andere ſey nichts weiter, als ein Verkehr mit einer außerſinnlichen Naturwelt, welche ſehr nahe an das Geiſtige angrenze.“ (Folglich waren alle Hexenmeiſter Magnetiſeurs.) — Doch empfiehlt er, bei allem Glauben an die Sache, den größten Unglauben an die einzelnen Facta, ſchließt aber mit dem oben angeführten Bekenntniſſe, daß wir alle Hexereien, Geiſterſehereien u. ſ. w. für wahr annehmen müſſen, ſo bald wir an den Magnetismus glauben. Er ſelbſt nimmt alſo dergleichen für wahr an! ohne zu bedenken, wie unſäglich vielen, bald abgeſchmackten, bald gräßlichen Aberglauben er dadurch in der Welt wieder einführt. Man erlaube uns hier eine kleine Abſchweifung.

Wir leſen in Llorente's Geſchichte der Inquiſition im dritten Bande, daß im Jahr 1610 ein ganzer Hexenverein entdeckt und größtentheils verbrannt wurde. Dieſe Menſchen ſagten aus, daß ſie ihre Verſammlungen an der Grenze von Frankreich auf der Bockwieſe hielten, alſo genannt, weil der Teufel ſich dort in Geſtalt eines Bockes einfinde. Jedesmal, wenn ein neues Mitglied aufgenommen werde, nehme der Satan die Geſtalt eines ſchwarzen, häßlichen, düſter ausſehenden Mannes an, ſitze auf einer Art von Throne, trage eine Krone von kleinen Hörnern nebſt zwei großen Hörnern am Hinterkopfe und einem einzelnen auf der Stirne. Das letztere diene der Geſellſchaft als Leuchte, werfe ein ſtärkeres Licht als der Mond, doch ſchwächer als die Sonne. Der Teufel habe große runde feurige Augen, einen Ziegenbart, Menſchenhände und Füße, aber ſehr lange Nägel, die ganz ſpitz zuliefen, ſeine Finger wären gekrümmt wie die Klauen eines Raubvogels, die Füße breit wie Gänſefüße. Seine Stimme gleiche der eines Eſels und er ſpreche ſtotternd, belfernd, mit Uebermuth. Bei Eröffnung der Verſammlung kniee Jeder vor ihm nieder, und küſſe ihn hinten und vorne, wobei, weil er unten einem Bocke mehr ähnlich ſey als einem Menſchen, ein Zauberer ihm den zottigen Schweif aufhebe, worauf er alſobald dem Küſſenden einen peſtilentialiſchen Geruch entgegen hauche. Um das heilige Abendmal zu verſpotten, theile der Satan etwas ſchwarzes, rundes, einer Schuhſohle ähnliches aus, worauf ſein Bild geprägt ſey, und hinterdrein eine Flüſſigkeit, ſchwarz, bitter und eckelerregend. Sämtliche ſeine Jünger könnten ſich in allerlei Thiere verwandeln, und jeder trage eine Kröte bei ſich, nämlich den Teufel ſelbſt, der unter dieſer Geſtalt ſeinen Jüngern gehorche, und ihnen das Gift liefere, ſo oft ſie Schaden thun wollten. Dieſe Kröte ſtecke bis an den Hals in einem kleinen Sacke, werde von dem, der ſie trage, gefüttert und geliebkoſet und quäle ihn, wenn er ſie vernachläſſige. Mit dem Safte der Kröte reibe man ſich Füße, Hände u. ſ. w., wodurch man die Gabe zu fliegen erlange. Wir übergehen die Giftkocherei, die weitläuftig beſchrieben wird, wie auch die Leckerbiſſen des Teufels, beſtehend aus dem Gehirne der Leichen mit Kröten=Sauce u. ſ. w. Wir übergehen auch die ſchändlichen Ausſchweifungen, die auf der Bockwieſe begangen ſeyn ſollen, und noch eine Menge andere gräßliche Gemälde verbrannter Gehirne. Wer Luſt hat, möge es in dem genannten Buche nachleſen; genug, 19 Hexen ſagten alles dies einmüthig aus, und waren von der Wahrheit ihrer Ausſagen eben ſo überzeugt, als die Somnambülen von der Wahrheit der ihrigen, beſiegelten ſie auch zum Theil mit dem Tode in den Flammen.

Und dieſes Alles ſollen wir nun wieder glauben? das heißt doch wahrhaftig der armen menſchlichen Vernunft zu viel zumuthen. Man wird erinnern, Hufeland ſelbſt empfehle ja den größten Unglauben an die einzelnen Facta, und folglich brauche man an die Bockwieſe u. d. gl. doch nicht zu glauben? allein wir ſehen nicht ein, worin die Wunder des Magnetismus vor tauſend Hexengeſchichten einen Vorzug haben? Man kann von den letztern eben ſowohl als von den erſtern ſagen: es ſind unleugbare Thatſachen vorhanden. Denn was ſind die unleugbaren Thatſachen in beiden Fällen? Erſcheinungen, die eine Menge Menſchen entweder an ſich ſelbſt erfahren, oder an andern beobachtet, bezeugt, beſchworen haben; wobei noch der Vortheil auf der Seite der Hexen iſt, daß viele derſelben ihre Ausſagen ſogar mit dem Feuertode beſiegelt haben, wozu noch kein Magnetiſeur ſich entſchloſſen hat. Doch was brauchen wir weiter Zeugniß? Hufeland ſelbſt ſagt: Magnetiſeur und Magier fellen in Eins zuſammen, und es iſt folglich ausgemacht, daß jede Somnambüle eine Hexe iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht verbrannt wird.

In der That, die geſunde Vernunft ſcheint uns jetzt in der Lage zu ſeyn, wie Jeruſalem kurz vor ſeiner Zerſtörung, und gleichwie nach Erzählung des Joſephus, dort ein Menſch auf den Wällen herum lief, und wehe ſchrie, ſo ſchreien auch wir unſer wehe! ſo laut wir vermögen, und leider eben ſo vergebens!

Der, ſobald es nur Thatſachen betrifft, unpartheiiſche Hufeland macht am Schluſſe ſeines Aufſatzes eine Erzählung von Harles bekannt, wo gegen einen hartnäckigen melancholiſchen Irrſinn der Magnetismus vergebens angewendet, hingegen durch ungewöhnlich große Quantitäten ſtarker Reizmittel derſelbe geheilt wurde. Die Kranke hatte die fixe Idee, ſie könne nie ganz wieder geſund werden, und wollte ſich tödten, ſtürzte ſich auch wirklich einmal in einen tiefen Ziehbrunnen, aus dem ſie jedoch gerettet wurde. Zweifelnd am guten Erfolg fing Harles an, ſie zu magnetiſiren; denn, ſagt er: „er ſey überzeugt, daß der Werth des thieriſchen Magnetismus als Heilmittel nur ſehr beſchränkt, und durchaus nur durch Zeit-, Orts- und Individualitäts-Verhältniſſe bedingt ſey.“ Er half auch hier nicht. Endlich wurde der Kranken eine, hier angegebene, ſtarke Mixtur verſchrieben, von der ſie alle drei Stunden einen Eßlöffel voll nehmen ſollte; ſie nahm aber ſtatt deſſen jede Stunde drei Eßlöffel voll und wurde geſund. Ein gewiſſer Inſtinkt trieb ſie dazu; und dieſe Gottes-Gabe des Inſtinkts, die wir mit den Thieren gemein, aber längſt zu cultiviren aufgehört haben, dieſe Gabe, der wir ſicherlich die Entdeckung der beſten Heilmittel verdanken, iſt es, welche von den Aerzten mehr beachtet werden ſollte; denn durch ſie würden in Einem Jahre mehr Kranke geheilt werden, als durch Magnetismus in einem Jahrhunderte.

Es folgen noch zwey Vorſchläge des Herausgebers, von welchen man nicht recht weiß, ob ſie Spaß oder Ernſt ſind. Der Erſte: man ſolle ſchwangere Frauen magnetiſiren, dadurch erfahren, wie das Kind ſich befinde und an welchem Tage es zur Welt kommen werde, dann, beim Eintritt der Wehen, die Mutter in den magnetiſchen Schlaf verſetzen, wodurch vielleicht Aufhebung des erſten Fluchs: mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebähren, bewürkt werden, und wohl gar ein kleiner Somnambüle oder Clairvoyant zur Welt kommen würde; denn was ſey in der magnetiſchen Welt unmöglich? (ja wohl)! — Der Andere: man ſolle Taubſtumme magnetiſiren, und wenn dieſe nun durch die Herzgrube hörten, ſo ſey das Factum außer allen Zweifel geſetzt. (In dieſen Vorſchlag ſtimmen wir mit Freuden ein, zumal, wenn ein Subject dazu gewählt wird, welches ganz gewiß taubſtumm iſt. Nun ihr Herren Magnetiſeurs! Da habt Ihr Gelegenheit, Eure Wunder auch den Ungläubigſten zu beweiſen. Thut Ihr das nicht, ſo werdet Ihr uns erlauben, Eure Herzgruben in die Mondgruben zu verweiſen.)

Am Schluſſe des Hefts macht Hufeland noch eine ſkandalöſe Geſchichte bekannt, wo ein Student eine Weibsperſon magnetiſirte, die ſich krank und am Ende ſomnambül ſtellte, und in ihren vermeintlichen Criſen ihm alles weis machte, was ſie wollte, z. B. daß, wenn er aufhören würde, ſie zu magnetiſiren, ſie in 14 Tagen ſterben würde und er bald nachher; daß er ſie zu ſeiner Erbin einſetzen müſſe u. ſ. w. Endlich machte die Obrigkeit dem Unfug mit Gewalt ein Ende, wobei der Bethörte ſich noch durch ſein ungeſtümmes Betragen und ſeine ausgeſtoßenen Drohungen die Relegation zuzog.

Der Herr Prof. Wolfart hat nun auch das erſte Heft ſeiner Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus herausgegeben, wo dieſer Starkgläubige wiederum manches ernſthafte und manches komiſche Wunder mittheilt. Eine ſeiner Somnambülen beſaß die fatale Gabe, ihm den Tod ſeiner Patienten vorauszuſagen, wenn auch, nach gewöhnlicher Anſicht, noch gar nichts Schlimmes zu erwarten ſtand. Einſt prophezeihte ſie den Tod eines vornehmen (!) Kindes 7 Monate vorher. Ein andersmal ſagte ſie zu ihm, er werde gleich nach Tiſche zu einem entfernten Kranken geholt werden, und ſich bei ſeiner Rückkehr ſammt ſeinem Pferde in eine Höhle verſtecken müſſen; und ſiehe da, es kam ein Gewitter, und der Herr Profeſſor Wolfart kroch (zwar nicht in eine Höhle, aber doch) in eine Hütte und das Pferd kam hinterdrein.

Eine andere ſagte ihm voraus, er werde künftig in einem fernen, ganz fremden Lande, in einer bedeutenden Stadt an einem großen Fluſſe wohnen, das Land komme ihr vor wie Italien. Alles das traf pünktlich ein, denn er kam in ein fremdes Land, nach Warſchau an die Weichſel. Daß die Somnambüle Polen mit Italien verwechſelt hatte, iſt nicht zu verwundern, da beide Länder bekanntlich ſo viele Aehnlichkeit mit einander haben.

Der Herr Profeſſor klagt auch, daß unter den Anhängern des Magnetismus ein Schisma drohe, denn Einige ſähen in demſelben weiter nichts, als eine feine Einwirkung auf die Nerven; andere erwarteten blos in einzelnen Fällen noch Hülfe von ihm, wo ſchon alles durchverſucht ſey; noch andere endlich (und das ſind natürlich die rechten) wären von deſſen allgemein heilthätiger Würkung überzeugt, die Krankheitsform ſey welche ſie wolle. Gott bewahre uns wenigſtens vor der letzten Gattung!

Wie der Magnetismus künftig genannt werden ſolle, darüber werden vom Hrn. Doctor Fr. . . . . verſchiedene Meinungen angeführt. Einige haben ſogar das altdeutſche Wort Tarnen vorgeſchlagen, aus dem Niebelungenliede, wo der Tarn-Helkappe des ſtattlichen Siegfrieds öfter vorkommt, durch deren Hülfe man ſich unſichtbar machen konnte. Wir würden doch lieber rathen, ſich auch hier an das beliebte Turnen zu halten, und den Magnetismus das Seel-Turnen zu nennen, denn fürwahr, es werden dadurch Seelen-Kunſtſtücke beigebracht, die mit den Jahnſchen oder auch indianiſchen Körper-Kunſtſtückgen gar wohl zu vergleichen ſind. Hr. Doctor F. iſt aber nicht der Meinung: er will, man ſolle beim Mesmerismus bleiben, und höchſtens dem Worte eine deutſche Endung geben, nämlich das jetzt ſo beliebte Thum, alſo Mesmerthum. Dann ſchließt er gar poetiſch:

wie der deutſche Mann in deutſcher Zucht,
ſind' alle Welt ihr Eigenthum
in unſerm deutſchen Mesmerthum.

(Beſchluß folgt).

Der Schüler von Brienne, oder der geſchwätzige Kammerherr.

(Beſchluß.)

Drei Monate gingen vorüber, ohne daß Regnault wieder von ſeinem Memoire reden hörte, und dies ſezte ihn um ſo mehr in Verlegenheit, da man ihn täglich von allen Seiten mit Fragen deshalb beſtürmte. Endlich wagte er es eines Tages, als er ſich in Napoleons Cabinet befand, ihn zu fragen, was er von ſeiner Arbeit denke? „Sprechen Sie mir nicht davon, gab ihm dieſer zur Antwort; jede Seite ihres Memoires iſt ein Abgrund von Stoff zu Betrachtungen, und ich bringe ganze Tage damit zu, zwei oder drei Paragraphen daraus zu durchdenken. Auch ſchreibe ich ſehr viele Bemerkungen auf den Rand, aber dies erfordert freilich Zeit, denn ich will es ganz allein machen; Ihre vortreflichen Ideen werden dadurch noch gewinnen, und alsdann deſto leichter in der Ausführung ſeyn." Dieſe Worte flößten Regnault neues Leben ein, und er glaubte aufs neue, daß ihm ſein Memoire den Rang unter den erſten Staatsmännern Europa's verſchaffen würde. In dem nämlichen Augenblick wurden aber die Herren Boulay dela Meurthe und Montalivet angemeldet, und das Geſpräch kam bald auf Hannover, worüber damals mit Preußen unterhandelt wurde. „Ich habe darüber, ſagte Napoleon, eine Schrift vom Herrn Lombard erhalten, die ein großes Licht über die ganze Sache wirft. Seyen Sie ſo gut, Herr Regnault, und ſuchen Sie einmal unter den Papieren dort hinten; Sie werden ſie wohl finden." Der Staatsrath gehorcht und ſucht. Plötzlich ſpringt er aber zurück, als wenn eine Schlange ihn geſtochen hätte; er wird todesblaß, und hat kaum noch ſo viele Zeit, einen Stuhl zu erreichen. Boulay will Hülfe herbeiholen, aber der Staatsrath ſteht ſchon wieder auf, und verſichert, daß es nichts zu bedeuten habe; zuweilen wandelten ihn ſolche Schwachheiten an, ſagt er, aber es wäre ſchon wieder vorbei. Was hatte denn nun aber Herr Regnault wohl geſehen? Nichts weiter, als ſein Memoire, ganz noch in dem nämlichen Zuſtande, wie er es Napoleon überreicht hatte, d. h. mit den kreuzweiß darum geſchlagenen Papierſtreifen, und unverletzten Siegeln. Das koſtbare Manuſcript war noch gar nicht angerührt worden. Was that denn aber nun Napoleon, der, ſobald er das Memoire zu Geſicht bekam, die Urſache des Schreckens begriff? Er lächelte ſpöttiſch und ſagte zum Staatsrath: „Geht es Ihnen etwa wie unſern zarten Damen? Haben Sie Vapeurs, Graf? Eine ſo ſchwache Conſtitution darf ein Staatsmann nicht haben; er muß von Eiſen ſeyn." Ohne Zweifel fühlte Herr Regnault dieſe ſtechende Ironie; allein er war zu klug und zu ſehr Hofmann, um ſeine Unzufriedenheit zu äußern. Er ſprach jedoch niemals mehr von dem Memoire, und war nur froh, daß die beiden anweſenden Herren das Wahre dieſes ſonderbaren Vorfalls nicht erfuhren. —

Im Feldzug in Italien im Jahr 1796 zeichnete ſich die franzöſiſche Tapferkeit auf das glänzendſte aus. Aber wie viel Blut koſteten dieſe Siege? Wie viele Opfer? wie viele Verſtümmelungen? wie viele Leiden? Wir mußten unſere Lorbern bitter beweinen. Beſonders gilt dieſes von der berühmten Brücke bei Arcole! Ich glaube behaupten zu können, daß nur Franzoſen ſie paſſiren konnten, und daß nur ein General von Eiſen, ein Verſchwender von Menſchenblut, im Stande war zu befehlen, daß ein ſolcher Poſten am hellen Tage erſtürmt werden ſollte. Sogar Augereau war der Meinung, daß man damit bis auf die Nacht warten müſſe. „Nein, ſagte aber Buonaparte, man würde in der Dunkelheit das Feuer der Artillerie zu ſehr bemerken; es würde die Soldaten verblenden, und die Schatten der Nacht, auf dieſe Art erhellt, würden ihnen die Gefahr ganz ſehen laſſen wie ſie iſt. Laſſen Sie vorrücken! am Tage wird man getroffen, aber vorher ſieht man die

Flamme nicht, und dies' verdient beachtet zu werden." — Ein ähnlicher mörderiſcher Sieg wurde auch bei la Chiuſe erfochten, und hierbei fällt mir eine faſt gänzlich unbekannte Anecdote ein, die aber ſehr verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Die Schlacht war ihrem Ende nahe und der Sieg hatte ſich ſchon für uns entſchieden, als beim Herumreiten um die Krümmung eines Baches Buonaparte einen Soldaten erblickte, der mit ſeinem Säbel ein Grab grub; um ihn herum lagen drei todte feindliche Dragoner und ein todter franzöſiſcher Soldat. „Was machſt du hier, Grenadier?" rief ihm der General zu. — Ich leiſte meinem Bruder den letzten Dienſt. — Du könnteſt bei deiner Compagnie etwas Beſſeres thun! — Dieſe drei Dragoner, die mein Bruder und ich niedergeſtreckt haben, beweiſen, daß ich meine Schuld gegen das Vaterland abgetragen habe; jetzt will ich aber auch thun, was Natur und Freundſchaft fordern. — Was bedeutet dieß: ich will! rief der General, indem er auf ihn zuſprengte. — Daß du mich ruhig laſſen ſollſt," gab der Grenadier gelaſſen zur Antwort, indem er zugleich die Hand raſch ans Gewehr legte. Buonaparte ſtutzt, ſieht ihn einen Augenblick an und ſcheint nachzudenken. Plötzlich aber wirft er ſein Pferd herum, und reitet mit ſeinem Generalſtabe fort, ohne etwas anderes zu ſagen, als: „Ich ſah nicht gleich, daß der Unglückliche verwundet iſt." Wirklich hatte der Grenadier einen Säbelhieb über das Geſicht, der ihm ein furchtbares Ausſehen gab. Der General ritt ſtillſchweigend weiter, und erſt nach einigen Minuten ſagte er ganz laut: „Friedrich der Große hätte den Grenadier todt ſchießen laſſen." — Ich glaube es nicht, gab ihm mit einer edeln Freimüthigkeit der Capitain Froſſard zur Antwort; der König von Preußen war ebenfalls großmüthig; zudem iſt dieſer Soldat in dem Zuſtand, worin er ſich befindet, nicht erſchießbar (fusillable) — Capitain! dies Wort iſt nicht franzöſiſch! — Ich weiß es, aber es iſt menſchlich, und dies ſollte ſynonym ſeyn." — Der Vorfall hatte für den Grenadier keine weitern Folgen, aber acht Tage nachher war der Capitain Froſſard nicht mehr beim Generalſtab angeſtellt.

Schilderung Napoleon's.

„Napoleon Buonaparte", heißt es in Van der Palm's Denkſchrift der Wiederherſtellung Niederlands, „verdankte ſeine Erhebung mehr noch ſeinem Charakter, als ſeinen Talenten. Ohne glänzende Eigenſchaften jedoch, blos auf den Schultern Anderer getragen, oder durch blindes Glück begünſtigt, ſpielt man keine Rolle gleich der ſeinen. Er beſitzt vielleicht keine der ſeltenen Gaben, worin ihm Andere, jetzt oder ſonſt, nicht gleichgekommen wären, oder ihn übertroffen hätten; aber ſie bilden in ihm ein Ganzes ſo vollkommen, ſo harmoniſch — wenn dieſes Wort hierdurch nicht entweiht wird — wie man ſchwerlich ſeines gleichen wiederfinden dürfte. Seine Talente, ſein Charakter, und ſeine unbezwingbare Willenskraft, boten ſtets einander die Hand auf eine Weiſe, in Einklang und Stärke des Ausdrucks, welche einzig in ihm waren. Wer hatte gleich ihm die Gabe, über den Willen Anderer zu herrſchen, und ſich unbedingten Gehorſam zu verſchaffen? Wer verſtand wie er, die Kunſt, große Meinungen von ſich zu erregen, Muth und Vertrauen auf ſich einzuflößen? Er empfing von der Natur die ſtrengſte Zurückhaltung, die mehr von ſich vermuthen läßt als ſie vollbringen kann, und unerſchöpflich ſcheint, wo ſie nur reich an Hülfsquellen iſt. Seinem beleidigenden, finſteren Weſen wußte er das Gepräge zu geben, als ob niemand ſeine Gunſt verdiente. Er glich einer Gottheit, die man verſöhnen mußte, es koſte was es wolle, deren Ungnade der höchſte Fluch war. Er ſpendete Wohlthaten aus, nicht aus ſeinem Herzen, ſondern aus ſeiner unbegränzten Macht fließend; hohe Titel, Landgüter, Raub der Ueberwundenen, tauſende waren zu gering, Schätze, Millionen! aber kein Wohlwollen, keine Vertraulichkeit, die eine Idee der Gleichheit hätte erwecken können."

„Seine Entwürfe waren weniger groß als rieſenhaft, aber ſie glänzten und hatten den Schein des Uebermenſchlichen. Niemand konnte vollbringen, was er vollbrachte, der die drey mächtigſten Triebfedern des menſchlichen Willens und Handelns in Einen Punct zu vereinigen wußte: Furcht, Habſucht und Eitelkeit."

„Hinderniſſe der Moralität ſtanden ihm nie im Wege; kein Erbarmen drang in ſeine eiſerne Bruſt; es koſtete ihm nichts, durch Ströme Menſchenbluts nach ſeinem Ziele zu waten. Die Geſetze der Ehre und Treue waren nach ſeiner Meinung für alle, nur nicht für ihn gegeben; die Beobachtung derſelben verlangte er mit großer Strenge von Anderen in gleichem Maaße, als er ſie ſelbſt auf die ſchaamloſeſte Weiſe übertrat. Der Lügen und Verſtellung bediente er ſich bisweilen aus Schwäche, durchgehends aber aus Prahlerei und Eitelkeit, oder kraft des ihm angeborenen treuloſen Gemüths. Er verſprach den Völkern Glück zu derſelben Zeit, als er Befehle ertheilte, ihre Wohlfart zu zertreten; und während er ſie in Thränen und Verzweiflung ſtürzte, wollte er öffentlich als ihr Wohlthäter geprieſen ſeyn.“

Noch Einiges über Amerika. Aus dem Anhang zu de Pradts ſechs letztern Monaten von Amerika und Braſilien. (Eingeſandt.)

Vor unſern Augen entwickelt die Zeit immer mehrere einzelne Theile von den großen Begebenheiten, womit die Zukunft, in Amerika noch mehr als in Europa, ſchwanger iſt. Die Welt hat jetzt eben etwas geſehen, was noch niemals vorgekommen iſt; eine Erzherzogin von Oeſterreich durchſegelt das Weltmeer, um in Braſilien den erſten Thron zu beſteigen, den Amerika einer europäiſchen Prinzeſſin angeboten hat! Die Tochter der neuern Cäſarn iſt in eine Weltgegend verpflanzt, von deren Exiſtenz die ältern Cäſarn noch gar keine Ahndung hatten. Noch niemals hat der öſterreichiſche Adler ſeinen Flug im ſo weite Ferne genommen! Dieſe Verbindung eröffnet den Reihen von allen folgenden, welche die neue Welt in Zukunft mit der alten abſchließen wird; eine glückſelige Verbindung, heilbringend für beide Welttheile, weil ſie dadurch Gelegenheit bekommen, ſich näher kennen zu lernen, weil ſie gezwungen werden, gegenſeitig für einander zu arbeiten, und auf ihre gemeinſchaftliche Wohlfahrt bedacht zu ſeyn. Wer das eheliche Band, das eine Erzherzogin von Oeſterreich nach Braſilien gezogen hat, nur wie eine gewöhnliche Verbindung zwiſchen zwei ſouverainen Häuſern anſieht, der kennt in der That nur den kleinſten Theil von der hohen Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes!

Dieß iſt es aber nicht allein, was in den neueſten Zeiten unſere Augen auf Amerika ziehen muß. Von der Nachricht, daß Mina beſiegt worden iſt, wird viel Aufhebens gemacht, aber wenn man auch annimmt, daß ſie völlig gegründet iſt, ſo muß die Frage entſtehen, ob ſie denn auch ſo außerordentlich wichtig, ſo ganz entſcheidend iſt? Nach den richtigſten Grundſätzen hängt das Schickſal von Mexico nicht von einem einzelnen Ereigniß ab, ſondern von der allgemeinen Stimmung im Lande, und von den Verhältniſſen in ſeinen Nebenſtaaten. Wenn die Grundſätze der Unabhängigkeit und das Streben nach derſelben in Mexico eben ſo vorherrſchend und allgemein ſind, wie in dem ganzen übrigen Amerika, was doch kaum zu bezweifeln iſt, ſo thut ihr der Untergang Mina's und noch vieler andern nach ihm keinen Eintrag. Er wird Mexico nicht hindern, das zu erlangen, was das Schickſal ihm beſtimmt hat; er wird nicht verhindern, daß dieſes Land, das zwiſchen der doppelten Unabhängigkeit von Nord- und von Süd-Amerika mitten inne liegt, zuletzt ebenfalls in den nämlichen Wirbel hinein gezogen wird. Wie ſollte wohl das ausſchließende Handelsſyſtem in Mexico allein noch beibehalten werden können, wenn alle übrigen Theile von beiden Amerikas das drückende Joch deſſelben ſchon abgeſchüttelt haben? Es fällt klar in die Augen, daß eine ſolche Verſchiedenheit, wobei es auf das lebhafteſte Intereſſe der Menſchen ankommt, auf die Dauer unmöglich beſtehen kann. Man muß alſo immer wieder auf dasjenige zurückkommen, was ſchon vor vielen Jahren wiederholt geſagt worden iſt, daß nämlich Spanien keinen beſſern Gebrauch von dem letzten Schimmer von Macht, der ihm noch in Mexico übrig iſt. machen könnte, als wenn es, während es noch Zeit iſt, dieſes Land für einen ſpaniſchen Prinzen unter den für Spanien vortheilhafteſten Bedingungen in einen ſouveränen und unabhängigen Staat umwandelte.

Eine höchſt merkwürdige Erſcheinung war auch die Rede, die kürzlich der Präſident der vereinigten Staaten bei Eröffnung des Congreſſes gehalten hat. Es war nicht mehr blos eine Rede; es war eine Begebenheit! Wie reich an Stoff war ſie! Welche Gegenwart, welche Zukunft ſchilderte ſie! In ihr iſt das Schickſal der beiden Floridas und der Inſel Amelia völlig entſchieden, und auch die Natur des Kriegs zwiſchen Spanien und ſeinen Colonien beſtimmt angegeben. Nach der Geographie gehören beide Floridas zu den Vereinigten Staaten; durch den Krieg und die Diplomatik wird dieſe natürliche Beſtimmung realiſirt werden; dieſe beiden Punkte kann man für ſo gut als ausgemacht halten. Durch die Acquiſition der Floridas erſtrecken ſich aber die Vereinigten Staaten von Acadien an bis an die Grenzen von Mexico; eine unermeßliche Strecke Landes! Es iſt eine der allergrößten und umfaſſendſten geſellſchaftlichen Vereinigungen, die von den Menſchen jemals geſchloſſen worden ſind; wer vermag es, die Grenzen ihrer Bevölkerung, ihres Reichthums und ihrer Macht zu beſtimmen! In Zukunft aber können die Vereinigten Staaten ſich nicht mehr gegen Süden hin vergrößern, denn dort grenzen ſie an Mexico; wenn ihnen noch eine Ausdehnung vergönnt iſt, ſo kann ſie nur gegen Canada hin ſtatt haben, denn das Schickſal dieſes Landes hängt durchaus von der Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ab. Wird dieſe erſt auf 30 bis 40 Millionen Menſchen angewachſen ſeyn, ſo wird man ſehen, wem Canada gehört, England oder den Vereinigten Staaten? Die Rechte der Natur, hat der Präſident geſagt, verlangen dieſe Fortſchritte; ſie ſind das Zeichen eines reißend ſchnellen, gigantiſchen Wachsthums. — Auch von den Meinungen, denen man in Europa gegen die Südamerikaniſche Unabhängigkeit Eingang zu verſchaffen ſucht, hat ſich der Präſident weit entfernt gehalten. Nachdem er das Intereſſe der Vereinigten Staaten bei dieſem Kampfe entwickelt, und die von ihnen beobachtete Neutralität, ſo wie auch die in Folge des Krieges erlittenen Beeinträchtigungen dargelegt hat, ſo ſetzt das Oberhaupt des Amerikaniſchen Staates mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß „die Vereinigten Staaten dieſen Kampf keineswegs für eine Inſurrection oder eine gewöhnliche Empörung angeſehen haben, ſondern für einen bürgerlichen Krieg zwiſchen zwei einander ohngefehr gleichen Partheien, die auch beide auf gleiche Rechte bei den neutralen Mächten Anſprüche haben. Unſere Häfen,“ fährt er fort, „ſind beiden Flaggen offen geſtanden, und die Ausfuhr aller Producte unſers Bodens und unſerer Induſtrie, die der einen Parthei verſtattet war, iſt es in gleichem Maaße auch der andern geweſen.“ Dies heißt ſich klar und deutlich ausſprechen, und mit Verſtand und Freimüthigkeit der Art von Verſtellung ein Ende machen, nach welcher man anerkannt iſt, ohne anzuerkennen, und die jetzt bei allen denjenigen Völkern ſtatt hat, welche es für ſehr nützlich halten, mit Südamerika Handel zu treiben und Agenten zum Schutz dieſes Handels daſelbſt zu unterhalten, dagegen aber die Agenten der Independenten nicht bei ſich aufnehmen und ihre Flagge nicht anerkennen. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß dieſe Freimüthigkeit im Handeln und Sprechen zu einem Vorbild und Muſter für Europa dienen möge! — Die Vereinigten Staaten ſchicken Deputirte in alle einzelne Theile der unabhängigen Staaten, um den wahren Zuſtand derſelben gründlich zu erforſchen; wichtige Beſchlüſſe müſſen die nothwendige Folge von den Berichten dieſer Commiſſarien ſeyn. Auch hiervon wäre die Nachahmung ſehr zu wünſchen, um endlich einmal mit den Ideen und Planen in Betreff dieſer Länder zu einer feſten Beſtimmung zu gelangen. — Ferner entwirft der Präſident auch in ſeiner Rede das reizendſte und vollſtändigſte Gemälde, das von den Fortſchritten eines Volkes zu einem, bisher unter den Menſchen ganz unbekannten, Grade von Wohlſtand und Wohlergeben gefertigt werden kann. Schon drei Jahre nach dem Frieden iſt daſelbſt ein Theil der öffentlichen Abgaben nicht mehr erforderlich, und die Staatsſchuld durch einen Amortiſationsfond gedeckt, der faſt die Hälfte von den geſammten Staatseinkünften ausmacht. Die Amerikaniſche Schuldenlaſt beträgt nicht volle 500 Millionen Francs, und die jährliche Amortiſation beläuft ſich auf 50 Millionen, ſo daß folglich in 9 Jahren die Schulden ſämmtlich bezahlt ſeyn werden. Es iſt alſo den Vereinigten Staaten vorbehalten, durch die Verbindung der Moral und der Oekonomie endlich das große Problem aller geſellſchaftlichen Vereinigungen, wie nämlich ein Volk auf das beſte und wohlfeilſte regiert werden kann, aufzulöſen! — Wer könnte endlich der Erklärung ſeinen Beifall verſagen, womit der Präſident am Schluſſe ſeiner Rede feierlich bekannt macht, daß wenn die Independenten die Oberhand werden errungen haben, die Vereinigten Staaten allen vorläufig von ihnen erhaltenen Handelsvortheilen entſagen, und ſich auf die vollkommenſte Gleichſtellung mit allen andern Nationen einſchränken werden! Nein, niemals iſt ein edleres, uneigennützigeres, menſchlicheres Wort aus dem Munde irgend eines Staatsoberhauptes hervorgegangen! Es iſt das erſte Beiſpiel einer ſolchen Entſagung! Es iſt das Zernichtungsurtheil der bisherigen, ſo eiferſüchtig bewachten Vorrechte der am meiſten begünſtigten Nationen! In Zukunft wird es keine andere Begünſtigungen der Nationen mehr geben, als Kunſtfleiß und wohlfeile Preiße.

Denkzettel. (Beſchluß.)

„Niemals waren die Irrthümer, beſonders die philoſophiſchen, kraſſer, monſtröſer, nie war das Laſter frecher, ſchaamloſer, und das Elend allgemeiner und eingefreſſener als in unſern Tagen. Deß zeugen die überall nothwendig gewordene Erweiterung und Vermehrung der Zuchthäuſer, Krankenhäuſer, Tollhäuſer, die ſaubern Früchte moderner After-Aufklärung und Herzensverbildung.“

„Und an all' dieſem Unheile ſind manche derjenigen Schuld, die von Gott beſonders dazu aufgeſtellt waren, ſolches zu verhüten — Geiſtliche!“

„Die alten Chriſten ſchämten ſich des Kreuzes ihres Erlöſers nicht! Dieſe Schande war blos den neuern Nahmens-Chriſten aufbehalten, aber auch die Schuld und Strafe. In einem großen, von Gott ſchwer heim geſuchten Königreiche, wurde das ſo ſehr verachtete Zeichen des wiederhergeſtellten Menſchenheyls durch den eiſernen Kreuzorden wieder feyerlich geadelt. Gewiß keine blos zufällige oder unbedeutende Erſcheinung in unſern Verhängnißvollen Tagen!“ —

Manche dieſer Sätze werden ohne Zweifel auch bei Solchen, die nicht bloße Nahmens-

Chriſten ſind, Widerſpruch finden. Uns haben in dieſem Buche folgende Stellen am meiſten angeſprochen: „nicht der, welcher weiß, daß Jeſus Chriſtus für uns geſtorben iſt, ſondern der, welcher ſich ſo beträgt, daß ihm Jeſu Verſöhnungstod zu gute komme, wird durch ihn gerecht und ſelig.“ —

„Der Menſch muß ſich beſcheiden laſſen; er muß von den Geheimniſſen der Gottheit und Ewigkeit nicht mehr wiſſen wollen, als ihm ſein gegenwärtiger Zuſtand erlaubt, ſonſt haſcht er eine leere Wolke.“ u. ſ. w.

(Eine ſolche leere Wolke iſt, nach unſerer Ueberzeugung, die immer fortſchreitende Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, die, wenn ſie würklich wäre, uns am Ende den Himmel entbehrlich machen würde.)

(Eingeſandte Notiz.)

Bei Schmid u. Comp. in Jena iſt das 3te Heft des Landwirths — einer neuen ökonomiſchen Zeitſchrift — erſchienen. In demſelben zeichnet ſich beſonders

1) eine Abhandlung aus, deren Verf. eine ganz neue Quelle der in den letzten Jahren geherrſchten Theurung aufdeckt;

2) ein Vorſchlag zur Abſchaffung der Naturalzehnten und Fruchtzinſen, wobei Geber und Empfänger gewinnen. — Ein Gegenſtück zu dem im erſten Hefte vom ſchwarzen Becker gethanen Vorſchlage;

3) ein ſonnenklarer Beweis, daß es dem Staatswohl, der Kirche, der Geiſtlichkeit höchſt nachtheilig ſeyn würde, die Pfarrgüter zu ſäculariſiren! — Ein von allen Landſtänden jetzt allgemein beſprochener Gegenſtand;

4) eine männliche Zurechtweiſung des Staatsraths Thaer vom Hofrath Sturm.

Aphorismen aus den freimüthigen Blättern für Deutſche,

Wenn Gelehrte, und die ſchönen Geiſter über gewiſſe Dinge und Gegenſtände, die ihnen am bekannteſten ſind, nicht einig werden können — wenn dieſe ſich über die Dicht-, Malerei-, Tanz-, Muſik-Kunſt unaufhörlich zanken — nie eine und dieſelbe Idee über ein Schauſpiel, über ein Gemälde, über die Talente eines Schauſpielers, eines Tänzers — ſelbſt nicht über ein ſonſt bekanntes gutes Buch hegen und faſſen können — wie ſoll man hoffen und verlangen dürfen, daß ein Volk ſich jemals über das Gute, das Vernünftige, das Gerechte und das Nützliche werde vereinigen können? Das Volk wird ſtets das Werkzeug des Stolzes und Ehrgeizes desjenigen ſeyn, der ihm zu ſchmeicheln und es zu gewinnen weis — bis es ſeiner angeborenen Wankelmüthig- und Unbeſtändigkeit halber den Sinn ändert, mit dem Aelteren unzufrieden, wiederum etwas Neues wünſcht, oder ein anderer neuer, aufrühriſch-unruhiger Kopf es geſchickt auf ſeine Seite zu bringen weiß; — dann kann man gewiß ſeyn, daß es ſeine alten, aufgeſtellten, geliebten und verehrten Götzen in einem Nu herabwirft und zertrümmert. — Das Volk iſt gemacht um beherrſcht zu werden und nicht um ſelbſt zu herrſchen. Nur Ignoranten oder nichtswürdige, böſe Menſchen können eine Volksregierung wünſchen und verlangen — denn das Volk bleibt immer und ewig Volk — und die ſogenannten Volksfreunde — ſind nicht nur nicht ſelbſt das Volk, ſondern unwiderſprechlich die ärgſten und gefährlichſten Feinde des Volks.

Nie war eine Volksmaſſe vernünftig — nie wird ſie es ſeyn und nie wird ſie ihr wahres Intereſſe zu beurtheilen wiſſen — denn nie wird ſie die Stimme der Vernünftigen anhören — wohl aber das Geſchrei des leidenſchaftlichen Marktſchreiers. —

Litterariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 49. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Magnetiſmus.

(Beſchluß.)

Der Herr Conrector Richter in Deſſau hat auch Betrachtungen über den animaliſchen Magnetiſmus geliefert, und ſein Ziel iſt kein geringeres, als „viele Räthſel des menſchlichen Weſens und beſonders die Räthſel des Chriſtenthums zu löſen, (!) und die Entſtehung alles Offenbarungs-Glaubens zu erklären." Alles das iſt ihm gewiſſermaßen ſehr glücklich gelungen, und mit einem einzigen Worte zerhaut er alle Knoten. Bei ihm nämlich iſt alles, was man nicht begreifen kann, Wirkung des Magnetiſmus. Auf das Wie? Warum? Woher? u. ſ. w. läßt er ſich nicht ein, und ſo ſchafft er ſich alle läſtige Einwürfe mit ſeinem Zauberworte vom Halſe. Die Könige, die durch ihre Berührung Kröpfe heilten, haben magnetiſirt; die Frau in Schönborn in Sachſen, der ein Engel eine Nadel geſchenkt hat, und der Gaſtwirth Richter in Schleſien, dem ein Traum befahl, die Kranken zu heilen, haben magnetiſirt. Der Prophet Adam Müller, der dem Könige von Preußen Napoleons Untergang verkündigte, (?) war im Zuſtand des magnetiſchen Hellſehens. Geſpenſter-Erſcheinungen geſchehen durch den Rapport, in welchem die Seele des Verſtorbenen mit der Seele des Lebenden ſteht. Der Inſtinkt, der Kranke zuweilen durch eine, mit Heftigkeit von ihnen begehrte, Speiſe rettet, iſt ein magnetiſches Gefühl. Die ſonderbarſten Ahnungen erklären ſich aus magnetiſcher Naturkraft. Ja ſogar Napoleon iſt durch den Magnetiſmus geſtürzt worden, denn: „die Herzen der Völker erglühten im Gefühl der Schmach, die ſie erduldet, die poſitive Würkung des magnetiſchen Agens gieng auf ſie über, und bei Napoleon ward ſie negativ." — Die Wirkungen der Sympathie und Antipathie ſind magnetiſche Polar-Aeußerungen. Auch die Geſchlechtsliebe iſt nichts anders. Mann und Weib ſind gleichſam die ungleich namigen Pole. „Iſt ſeine Polarität gerade von der Art, daß ſie der ihrigen korreſpondirt, ſo bedarf es nur eines günſtigen Augenblicks, und beide Pole fliegen mit unwiderſtehlicher Gewalt zuſammen, und keine äußere Kraft vermag ſie mehr von einander zu trennen." — Alle Wunder der Propheten, alle Wunder Jeſu Chriſti ſogar hält der Herr Conrector für Würkungen der magnetiſchen Kraft, welche beſonders Chriſtus im höchſten Grade beſeſſen habe. Seine Todten-Erweckungen, ja ſelbſt ſeine eigne Auferſtehung laſſe ſich daraus erklären. Die Geſchichte der Erweckung des Lazarus ſey der höchſte Triumph jener Kraft. — Wenn die Apoſtel den neuen Chriſten durch Auflegen der Hände den heiligen Geiſt mittheilten, ſo verſetzten ſie dieſelben in den magnetiſchen Inſtinkt. Hingegen ſollen auch Bileam und alle Schamanen ihn beſeſſen haben. Moſes theilte ihn den 70 Aelteſten mit. Am Pfingſtfeſte „entſtand ein plötzlicher Gewitterſturm, und leuchtende Flämmchen, eine Wirkung der ſtarken Luftelectricität, erfüllten den Saal und ſtrahlten von den Körpern der Apoſtel, und nun ergriff ſie plötzlich die magnetiſche Begeiſterung und verſetzte ſie in die höhern Grade des Somnambuliſmus." Etwas Aehnliches ſoll öfter während der Proteſtanten-Verfolgungen unter Ludwig XIV. geſchehen ſeyn. — Unterricht im Chriſtenthum und Annahme deſſelben macht nicht des heiligen Geiſtes theilhaftig, ſondern es muß noch eine Manipulation, das Auflegen der Hände, hinzu kommen. — Der Engel, der dem Philipp befahl, nach Gaza zu gehen, (auf welchem Wege er eine Königin bekehrte) war eine magnetiſche Stimme. Auch Pauli Bekehrung iſt eine magnetiſche Erſcheinung. Ein heftiger Blitz erſchütterte ihn, wie einſt Luthern, dadurch gerieth er plötzlich in den magnetiſchen Inſtinkt u. ſ. w. — Allen Kranken und Scheintodten haben Chriſtus und die Apoſtel auch nicht helfen können (meint der Herr Conrector), denn vermuthlich werde es damals geweſen ſeyn, wie jetzt, d. h. man werde eine große Menge Kranke zu dem Wunderdoctor gebracht haben, von welchen aber nur wenige geheilt worden ſeyen, aus Mangel des magnetiſchen Rapports, des Glaubens.

Wer dem Herrn Conrector vorwirft, daß dieſer Rapport, der Glaube, ihm fehle, der thut ihm himmelſchreiendes Unrecht. Es iſt kein Traum, keine Ahnung, kein Geſpenſtergeſchichtgen ſo albern, daß er es nicht aufnähme und nach ſeiner Art natürlich erklärte, nämlich durch den Magnetiſmus. Daß von den 7 Augen- und Gehör-Kranken, die der Academie-Director Achard zu dem

Wunderdoctor Richter in Schleſien ſandte, um Gewißheit über deſſen Wundergabe zu erlangen, kein einziger geheilt wurde, hindert den Verfaſſer nicht zu ſagen: „daß an der wirklichen Heilkraft des Mannes gar nicht zu zweifeln ſey.“ Uebrigens wird in einem hier mitgetheilten Briefe eingeſtanden, daß Richter ſich geweigert, unter Aufſicht eines Arztes Kranke zu behandeln, und daß es hohe Zeit geweſen ſey, die Kuren zu unterſagen, denn die Vornehmſten des Landes hätten ſich glücklich gefühlt, wenn ſie nur den Saum von der Kleidung des neuen Heilandes anrühren konnten; man habe ihn den neuen Chriſtus genannt, und ſich nur in der demüthigſten betenden Stellung ihm genähert. Es ſey ferner gewiß, daß von 30000 Menſchen, die binnen 10 Wochen zu ihm gewallfahrtet,(!) viele ihren Tod beſchleunigt hätten u. ſ. w.

Der Herr Conrector hält nicht für unwahrſcheinlich, daß reines Gold oder ſchwarzes Seidenzeug einen Einfluß auf Krankheits-Zuſtände haben können, denn — die Julie des Hrn. v. Strombeck empfahl einen goldenen Ring, am Zeigefinger der linken Hand getragen, als Schutzmittel gegen Krankheiten, und eine Somnambüle in D. beſtellte ſich, zu gleichem Gebrauch, einen ſchwarzſeidenen Gürtel.

Der Herr Conrector will, daß man ihn nicht mißverſtehe, (nicht verſtehe miß, ſo drückt er ſehr drollig ſich aus) als ob er, gleich Jung, die Erſcheinung wirklicher Geiſter behaupten wolle. O nein! er behauptet nur Folgendes: Ein Prediger hatte einem andern Prediger, ſeinem Freunde, verſprochen, ihm zu erſcheinen, wenn er ſtürbe, um ihn von ſeinem Uebergange in ein beſſeres Leben zu benachrichtigen. Er hatte das Unglück zu ertrinken und hielt ſogleich Wort, indem er ſich dem Freunde als Geiſt darſtellte und die verſprochene Auskunft gab. Das ging nämlich ſo zu: beide hatten ſich innigſt geliebt, und ſtanden folglich im magnetiſchen Rapport. Der Sterbende dachte an ſeinen Freund, und dieſer Gedanke war der electriſche Funke, der vermöge des beſtehenden Rapports, auf die Seele des Andern einwürkte. Dieſes Abbild ſeines Seelenweſens brachte nun der andre unter ein ſinnliches Bild, und ſo entſtand die Erſcheinung, die keine Erſcheinung war, (und ſo entſtand eine Erklärung, die keine Erklärung iſt.)

Ein Mann, der nachher Profeſſor in Königsberg geweſen ſeyn ſoll, wird Landprediger, ſchläft zum Erſtenmale in dem Studierzimmer ſeines Vorgängers recht gut, erwacht als es ſchon Tag iſt, und erblickt mit Verwunderung einen alten Mann in Hauskleidung am Tiſche, und zwei Knaben neben ihm. Der Mann blättert in einem Buche, wirft von Zeit zu Zeit ſchwermüthige Blicke auf die Knaben, ſteht endlich auf; führt die Knaben hinter den Ofen und verſchwindet. Es war die Geſtalt ſeines Vorgängers. Beim nachmaligen Einheizen ſtinkt es gewaltig, und es findet ſich, daß zwey verbrannte Knaben im Ofen liegen, die der Vorgänger ſündlich erzeugt und umgebracht hatte. Das war aber auch keine Erſcheinung, ſondern das ging ſo zu: das Bewußtſeyn des Verbrechens beunruhigte das fortlebende Gemüth des Verſtorbenen, und zwiſchen ihm und ſeinem Nachfolger entſtand ein magnetiſcher Rapport, ein magnetiſcher Eindruck, den die Phantaſie des letztern vollends verarbeitete, ob er gleich von der ganzen Geſchichte zuvor nicht ein Wort wußte. Wer das nicht begreift, dem können wir nicht helfen!

Ein Geräuſch, ein Klopfen u. dgl zeigt ganz natürlich den Todt eines entfernten Verwandten an. Es hat eigentlich nichts geraüſcht noch geklopft, aber der magnetiſche Eindruck tritt in Form einer Senſation des Gehörs vor die Seele und wird als Geräuſch empfunden. (Das begreift jedes Kind).

Ein Sohn hat ſeine kranke Mutter auf einem Dorfe beſucht. Bei der Heimkehr in die Stadt paſſirt er durch einen Wald, und hört verſchiedene male ſeinen Namen rufen. Ihn deucht, es ſei die Stimme ſeiner Mutter. Dieſe war auch wirklich in dem Augenblicke geſtorben, und, durch den magnetiſchen Rapport, hatte der Sohn ihren letzten Gedanken an ihn unter die Form eines artikulirten Schalles gebracht. — Daſſelbe that auch ein Herr B., indem er in derſelben Minute, in welcher ein entfernter Freund A. ermordet wurde, deutlich rufen hörte: komm Freund und hilf mir! — und ſo wie der magnetiſche Eindruck die Form eines Schalles für das Ohr annehmen kann, ſo kann er auch für das Geſicht Geſtalten darſtellen. Das iſt ja Alles kinderleicht zu begreifen.

Der Herr Conrector war einſt mehrere Tage ſehr verdrüßlich, konnte Nachts nicht ſchlafen, und gab ſelbſt der Frau Conrectorin, die ihn zu beruhigen ſuchte, harte Antworten. Da betete ſie ganz ſtill für ihn. Er wußte nichts davon, aber er ſchlief gleich ein, und die Frau Conrectorin bemerkte bei hellem Mondſchein, daß ſein zuvor verdrüßliches Geſicht heiter und lächelnd geworden war. Das war gleichfalls eine rein-pſychiſch-magnetiſche Wirkung.

Ein andermal war die Frau Conrectorin ſchon zu Bette gegangen, der Herr Conrector las aber noch, ſchlief darüber ein, ſchlägt plötzlich ohne es zu wollen die Augen auf, und ſiehe da, die Frau Conrectorin ſitzt auch leſend ihm gegenüber am Tiſche. „Ey! ſagt er ganz unbefangen, ich denke du biſt ſchon zu Bette?“ Sie antwortet nicht, aber ſie ſieht ihn lächelnd an. Als er ſich vollkommen ermuntert, liegt ſie wirklich im Bette. Das ſoll aber kein objectiv magnetiſcher Eindruck geweſen ſeyn.

Ein junger Menſch von 18 Jahren geht (1817) ohne Licht auf ſein Studierzimmer, und ſieht ſich ſelbſt vor dem Bücherſchranke ſtehend, ein Buch beſehend, die Thüren des Schrankes offen und ein brennendes Licht vor demſelben. Das Entſetzen wirft ihn beinahe zu Boden nach einigen Minuten iſt aber Alles verſchwunden. In der dritten Nacht ſieht er ſich jedoch abermals auf dieſelbe Weiſe, erkennt auch ſein eignes Geſicht, und fällt ohnmächtig zu Boden. — Ein gewiſſer Oberförſter, der auf das Holzholen der armen Leute im Walde Acht geben mußte, und ſolches ſehr ſtreng zu thun pflegte, mußte einſt Krankheitshalber zu Hauſe bleiben, wurde aber dennoch von den Leuten im Walde geſehen, wie er unter ihnen herum wandelte. Alles das geht auch ſehr natürlich zu. Denn gewöhnlich ſieht man dergleichen an ſolchen Stellen, wo die doppelt Erſcheinenden ihr Geſchäft zu treiben pflegen; da bleibt nun in dem alles durchdringenden magnetiſchen Fluidum oder Aether ein Eindruck zurück, der unter gewiſſen Umſtänden von der Seele wahrgenommen, und von der Einbildungskraft in die Form eines Bildes gebracht wird. (Dieſe Erklärung iſt wiederum äußerſt einfach und begreiflich.)

Unter der Regierung Guſtavs III. beſaß ein Schwede die Kunſt, durch bloße Berührung jede verſchloſſene Thür zu öffnen. Der Herr Conrector geſteht, daß das zwar unerklärbar, aber doch unſtreitig durch magnetiſche Kraft geſchehen ſey.

Dieſelbe Kraft findet er auch in allen Geſchichten des Magazins der Erfahrungs-Seelenkunde, der Curioſitäten u. ſ. w., Bücher die er fleißig ausſchreibt. Was aber die Ahnung betrifft, die ein junges Frauenzimmer in Eiſenach kurz vor der Pulverexploſion gehabt haben ſoll, ſo iſt uns in Eiſenach ſelbſt nichts davon bekannt geworden, obgleich wir uns die Begebenheiten jenes fürchterlichen Tages umſtändlich an Ort und Stelle erzählen laſſen.

Wir würden uns bei dieſem Werke des Hrn. Conrector *Richter* in Deſſau nicht ſo lange aufgehalten haben, wenn wir nicht geglaubt hätten, unſere Leſer dadurch zu beluſtigen. Einen ſehr ernſthaften Nachtheil aber, der bisher noch nirgends gerügt worden, verurſachen die magnetiſchen Schwärmer durch ihren geiſtigen Stolz und Uebermuth, indem ſie ſich für Weſen höherer Art halten, und auf andere Menſchenkinder, die nicht ſolche große Glaubens-Portionen verzehrt haben, als auf arme Wichte herabſehen. Daß dieſe Anſchuldigung nicht zu hart ſey, mögen folgende Stellen der Schrift des Herrn Conrectors beweiſen:

„Von den, mit magnetiſchem Inſtinct Begabten kann man mit Recht ſagen, daß ſie den Funken der Gottheit, die Kraft aus der Höhe, in reinerm höherm Sinne als Andere von der ewigen Weisheit erhalten haben. Solche Menſchen ſind gleichſam die höchſte Blüte der Menſchheit. In ihnen ſchlägt der göttliche Funke zur höhern Flamme empor und bildet ſie zu jenen außerordentlichen Weſen, welche weit über die gemeinen Sterblichen erhaben ſcheinen. — Indem ihr Geiſtiges in die höhere Sphäre hinüber ſpielt, ſind ſie auch im Stande, Naturwürkungen hervorzubringen, die der gewöhnlichen Menſchenſphäre nicht möglich ſind u. ſ. w.“

Zuletzt liefert der Verfaſſer eine ganz vernünftige Anſicht von der Offenbarung, die aber im grellſten Widerſpruche mit den obigen Behauptungen ſteht; denn wenn, wie er ſagt, die Offenbarung nicht einem einzelnen Volke mitgetheilt werden konnte, weil man mit Recht fragen könnte: was haben die andern Völker verſchuldet, daß ſie eines ſolchen Glücks nicht gewürdigt werden? ſo kann auch „die ewige Weisheit den Funken der Gottheit und die Kraft aus der Höhe“ nicht vorzugsweiſe einzelnen Menſchen mitgetheilt haben. Oder umgekehrt: konnte Gott *einzelne Menſchen* begünſtigen, ſo ſehen wir gar nicht ein, warum er nicht auch ein einzelnes Volk ſo auszeichnen konnte? —

Der Herausgeber dieſer Blätter iſt und bleibt feſt überzeugt, daß der Magnetiſmus blos durch die Einbildungskraft wirkt, das heißt: durch diejenige Kraft unſerer Seele, welche oft wider unſern Willen das *Geſchehene* wie das *Mögliche* ſich lebhaft als *gegenwärtig* vorzuſtellen vermag, und durch dieſe Vorſtellung den Körper auf irgend eine Weiſe afficirt. Er iſt in dieſem Glauben noch neuerlich durch eine merkwürdige Erfahrung an ſich ſelbſt beſtärkt worden, und kann ſie leider noch täglich machen. Er litt ſeit vorigem Herbſt an Bruſtkrämpfen, und oft hatten ihn dieſe auf Spaziergängen im Weimariſchen Park befallen; zufällig einigemal in der Gegend des ſogenannten römiſchen Hauſes. Sein Zuſtand beſſerte ſich gegen das Frühjahr merklich; er begann ſeine Spaziergänge aufs neue; aber ſo oft er ſich *allein* jener Gegend nähert, überfallen ihn Aengſtlichkeit und Vorboten des Krampfes, wenn er ſich auch bis dahin vollkommen wohl befand. Er muß ſchnell umkehren, um den Ausbruch des Krampfes zu verhüten. Geht er aber nicht allein, ſondern in Begleitung einer andern Perſon, ſo kommt er ohne allen Anſtoß über die fatale Stelle hinweg. Woher kann das anders kommen, als daher, daß die Einbildungskraft ſich das Geſchehene und Mögliche ſchnell vergegenwärtigt, und dieſe Vergegenwärtigung den noch nicht erſtarkten Nerven mittheilt? — Auf gleiche Weiſe arbeitet die Einbildungskraft in dem Kranken, ſobald er die Finger des Magnetiſeurs nahen ſieht, und bringt dadurch in den Nerven einen Theil derjenigen Erſcheinungen würklich hervor, von welchen der Kranke hat erzählen hören.

Geſchichte.

In Pfiſter's Denkwürdigkeiten der würtembergiſchen und ſchwäbiſchen Reformationsgeſchichte finden wir einen eben ſo drolligen als wahrhaften Bericht des kaiſerlichen Raths Doctor Joſius an Herzog Chriſtoph, vom Jahr 1562, betreffend das Concilium von Trient und die Religionsbewegungen in Frankreich. Hier einige Stellen:

„Ich will Euer Fürſtlichen Gnaden in unterthänigem Vertrauen nit bergen, daß mich lauterlich gedenkt, man ſahe an, nicht allein zu Rom, ſondern auch zu Trient dieſes Concilii ziemlich müd' zu werden: dann neben dem, daß viele gutherzige Patres dem Pabſt und ſeiner Curiae Rom. gern rechtſchaffen in die Wollen griffen, alſo daß es auch der Pabſt ſpürt, und darüber nit zum beſten zufrieden, ſo will ihm auch des Unkoſtens zuviel werden."

„Item ſo ſehen die gutherzigen aus den patribus, daß dem römiſchen Hof gar nit Ernſt iſt zu Fortſetzung eines rechtſchaffenen freien Concilii, und eines ſolchen, bei dem absoluta potestas ſei, den Pabſt ſeine Cardinäl und den ganzen römiſchen Hof nit mit einem Fuchsſchwanz, ſondern mit einem ſtarken räſſen Kammp (?) wie's die Nothdurft vorlängſt wohl erfordert hat, zu reformiren."

„Etliche aber und deren viel, ſonderlich die armen welſchen Bettelbiſchöflein, liegen dort und verſaumen ihre Curtiſanerei zu Rom, freſſen zu Trient die Salatuzza und können ſich mit dem, das ihnen der Pabſt zur Unterhaltung giebt, kaum des Hungers erwehren, ſeind gleichwohl auch zu gutem Theil deſſelbigen kaum werth, weil viele darunter ungelehrte Leut und etliche gar Idioten ſeyn."

„Was dann die großen Mitrati ſeind, als die hohen Legaten, ꝛc. wie Mantua, Embß, und ihres gleichen, ſo delicati martyres und in voluptatibus herkommen, denen iſt das Trintiſch Lager ein Carcer, aus dem ſie auch ſchier gern wollten liberirt und der von Embß (als vermuthlich) viel lieber zu Coſtnitz, Merſpurg oder in der Reichenau ſeyn, bei dem luſtigen Bodenſee und den ſchönen Creaturen, ſo die Accolae deſſelben erzeugen." ꝛc.

Von den franzöſiſchen Angelegenheiten ſetzt Joſius noch hinzu: des Lampridii: quod Gallis peculiare sit ridendo fidem frangere (zu deutſch, daß den Franzoſen eigen, die Treue lachend zu brechen) ſei noch nicht erloſchen.

Ueber Avignon's Verhältniſſe zu Rom.

Bekanntlich hat der Pabſt ganz neuerlich gegen die in den Jahren 1814 und 1815 gefaßten Beſchlüſſe der europäiſchen Mächte, daß die ehemaligen Grafſchaften Avignon und Venaiſin auch in Zukunft mit Frankreich vereinigt bleiben ſollen, förmlich proteſtirt, und ſeine angeblich unveränderlichen Rechte auf dieſe Länder zu erweiſen geſucht. Gegen dieſe Proteſtation ſind nun ſo eben widerlegende Bemerkungen von einem gewiſſen Herrn Moureau erſchienen, durch welche der Ungrund aller dieſer päbſtlichen Anſprüche aus hiſtoriſchen Thatſachen gründlich dargethan wird. Der Verfaſſer führt bei dieſer Gelegenheit mancherlei Umſtände an, die unſern Leſern noch unbekannt und nicht unintereſſant ſeyn werden. — Vor uralten Zeiten hatte Avignon, wie es in allen römiſchen Colonien der Fall war, einen Senat und freie Volksverſammlungen, vor welchen die wichtigſten Angelegenheiten der Stadt entſchieden wurden. Ein großer Theil dieſer Vorrechte blieb auch der Stadt noch, nachdem ſie ſich ſchon der Oberherrſchaft der Grafen von Provence unterworfen hatte, und es mußte jährlich ein beſonderer Abgeordneter der Grafen die Aufrechthaltung dieſer Gerechtſame und Freiheiten vor verſammeltem Volke aufs neue beſchwören. Als beide Grafſchaften in der Folge (1348) an den Pabſt abgetreten wurden, ſo mußte dieſer das Nämliche feierlich angeloben. Es währte jedoch nicht lange, ſo wurde dieſe freie Verfaſſung abgeſchafft, und obgleich an dem Rathhauſe zu Avignon aus alten Zeiten her noch die pomphafte Inſchrift ſteht: Senatus populusque Avenionensis, ſo giebt es doch daſelbſt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten weder Volk noch Senat mehr. Vor den beiden Bürgermeiſtern gingen zwar noch vor kurzem vier Lictoren her, die mit ſilbernen Keulen bewaffnet waren, allein dieſe Bürgermeiſter wurden nicht mehr vom Volke erwählt, und hatten nichts weiter zu thun, als die äußerſt verſchuldeten Einkünfte der Stadt zu verwalten. Die Einwohner widerſetzten ſich zu wiederholtenmalen dieſer, den feierlichſt beſchwornen Verträgen zuwiderlaufenden Abſchaffung ihrer Verfaſſung, aber vergebens, denn ihr Oberherr ſprach im Namen des Himmels, war unfehlbar, und jeder Verwegene, der gegen ſeine Tyrannei zu ſprechen wagte, wurde mit dem Tode und ewiger Verdammniß beſtraft. Als ſpäterhin die Provence an Frankreich fiel, ſo beklagten es die Einwohner von Avignon noch ſchmerzlicher, daß ſie von dieſer Provinz getrennt waren, und lieſen keine Gelegenheit vorbeigehen, um ihren Wunſch ebenfalls mit Frankreich vereinigt zu werden, zu erkennen zu geben. Einzelne hieher gehörige Ereigniſſe verdienen bemerkt zu werden. Unter der Regierung Carls IX. kam ein angeſehener Einwohner von Avignon im Namen und Auftrag des größten Theils ſeiner Landsleute nach Paris, um es dahin zu bringen, daß Frankreich ſeine Anſprüche auf Avignon geltend machen möchte. Er wurde von dem Hofe ſehr gut aufgenommen, und mit der größten Auszeichnung behandelt; allein der Pabſt erfuhr den Zweck ſeiner Sendung, und brachte es bei Catharina von Medicis, italiäniſchen Andenkens (der wörtliche Ausdruck des Verfaſſers) dahin, daß er gefangen genommen und nach Avignon in das Gefängniß abgeliefert wurde. Hier klagte ihn der Procurator Sr. Heiligkeit des Proteſtantismus an, und er wurde zur Strafe des Schwerdes verurtheilt; weil er aber die allgemeine Achtung aller Einwohner beſaß, ſo wurde er, um unruhigen Auftritten vorzubeugen, des Nachts in dem Hofe des Gefängniſſes hingerichtet. — Heinrich III. wurde zu Avignon als rechtmäßiger Oberherr empfangen, und Heinrich IV. wie ein Vater von ſeinen Kindern. Bei der Durchreiſe des letztern hatte folgender noch ganz unbekannte Vorfall Statt. Wenn die Könige von Frankreich durch Avignon kamen, ſo pflegten ſie in dem Pallaſte der Grillon, als in ihrem eigenen abzutreten, allein Maria von Medicis war gegen den damaligen berühmten Grillon, der den Zunamen des Tapferſten unter den Tapfern (le brave des braves) führte, feindſelig geſinnt, und wahrſcheinlich aus Gefälligkeit gegen ſeine Gemahlin befahl Heinrich, daß er nicht in dieſem Pallaſte, ſondern in dem erſten Gaſthofe, den er im Hineinfahren in die Stadt antreffen würde, wohnen wolle. Hierauf ließ Grillon mit Genehmigung der Vorſteher der Stadt, die Schilder von allen Gaſthöfen wegnehmen, und an ſein eigenes Haus eines hängen mit einer Lilie und der Umſchrift: Gaſthof zur Lilie. Hier iſt gut wohnen. Der König ſtieg unbedenklich darin ab, und als er bald hernach die Liſt merkte, ſo lachte er darüber und umarmte ſeinen Freund Grillon auf das herzlichſte. — Auch unter Ludwig XIV. gaben die Einwohner von Avignon ihren Wunſch, mit Frankreich vereinigt zu werden, auf das lebhafteſte zu erkennen. Dieſer Monarch lebte eben damals mit Rom im Streit, und hätte nur befehlen dürfen, ſo war Avignon mit ſeiner Krone vereinigt, denn er kannte die Stimmung der Einwohner, und wußte, wie Freudetrunken er kurz vorher von ihnen empfangen worden war; allein er wollte ſich durchaus den Schein geben, als wenn er nur dem Wunſche der Einwohner nachgegeben hätte, und ſchickte deshalb geheime Emiſſarien dahin, um einen Aufſtand zu ſeinen Gunſten zu veranſtalten. Dieſer erfolgte auch ohne Schwierigkeiten; das Wappen Roms wurde überall abgenommen, die päbſtlichen Fahnen zerriſſen, und das Wappen des Königs unter allgemeinem Freudengeſchrei aufgeſteckt. Durch einen Parlementsſchluß wurde hierauf Avignon förmlich mit Frankreich vereinigt. Als aber der König ſpäterhin die von dem heiligen Stuhle geforderten Entſchädigungen wirklich erlangt hatte, ſo gab er demſelben dieſe unglückliche Stadt wieder zurück, und nun konnte es ihr der unerbittliche Vatican nicht verzeihen, daß ſie ſo viele Zuneigung zu Frankreich gezeigt hatte. Ueber 150 der angeſehenſten Einwohner wurden in Säcke geſteckt und in die Rhone geworfen. Der undankbare Ludwig ließ dieſe Schandthat ruhig geſchehen! — Der Verfaſſer zeigt hierauf, daß die Geſinnungen der Einwohner in neuern Zeiten noch ganz die nämlichen ſind; er führt die großen Männer an, die Avignon hervorgebracht hat, und die insgeſammt ſich nach Frankreich als ihrem wahren Vaterlande, gewendet haben, z. B. Vernet, Fléchier, Maury u. ſ. w. auch der Pater Montalte, nachmaliger Pabſt Sixtus V. war in einem Dorfe bei Avignon geboren. „Was würdet Ihr ſagen, Ihr geiſtvollen Männer!“ ruft hierbei der Verfaſſer aus, „wenn Ihr hörtet, daß kürzlich das Conseil général von dem Departement Vaucluse, der Gegend, wo der Courd'amour ſeinen Sitz hatte, von wo die Troubadours ausgingen, folgenden Beſchluß gefaßt hat: „das Conſeil wird mit allem Fleiß dem Syſtem entgegenarbeiten, nach welchem die untern Claſſen des Volks unterrichtet, und Kenntniſſe und Einſichten unter ihnen verbreitet werden ſollen; dieſes Syſtem hat die nachtheiligſten Folgen für den Ackerbau!“ (Moniteur 27. Nov. 1817.) — Avignon iſt jetzt voll von italieniſchen Prieſtern, die unter dem Scheine des Eifers für das Haus Bourbon Agenten des Pabſtes ſind und das Volk zu bearbeiten ſuchen. Ich habe ſelbſt gehört, wie einer von ihnen zu einer angeſehenen Frau, die bei einer feierlichen Gelegenheit: „es lebe der König!“ rief, ſagte: „Wart, Canaille! du ſollſt nicht lange mehr ſo rufen; denke an die Säcke!“ die Frau, eine eifrige Royaliſtin, frug mich ganz unbefangen, was der Mann mit den Worten: denk an die Säcke! ſagen wolle? Ich fand keinen Beruf, es ihr zu erklären; wenn ſie aber dieſes Werkchen lieſt, ſo wird ſie es aus der obigen Anecdote erfahren. — Die römiſchen Emiſſarien lauſchen auf jedes Wort, um die Geſinnungen der einzelnen Einwohner und ihre Anhänglichkeit an den Pabſt kennen zu lernen; es iſt nicht zu verkennen, daß ſeit zwei Jahren über allen denen, die ſich in frühern und ſpätern Zeiten als Anhänger von Frankreich gezeigt haben, das Schwerd der Rache hängt, und daß im Fall einer Wiedervereinigung von Avignon mit Rom die ſchrecklichſten Verfolgungen über ſie ergehen werden. Die Papiſten, geiſtliche und weltliche, bieten alle Beredſamkeit auf, um dem Volke begreiflich zu machen, wie wenige Abgaben ſie in einem ſolchen Falle gegen jetzt würden zu geben haben. Allein der römiſche Hof hat heut zu Tage nicht mehr die Hülfsquellen, die ihm ſonſt ſo reichlich floſſen; er erhebt nicht mehr von dem ganzen Erdboden Tribut; er muß von ſeinen Einkünften leben, und würde daher ohne allen Zweifel die Einkünfte, die er vorfände, fernerfort zu ſeinem Nutzen erheben. Ueberdies würden ſich die ehemaligen dreijährigen Vice-Legaten wieder einfinden, die zwar, aus den vornehmſten Familien Italiens und für ſich ſelbſt ſehr reich, ihre Stellen gewöhnlich nicht zu ihrer eigenen Bereicherung mißbrauchten; allein ſie brachten eine zahlloſe Schaar von tonſurirten Dienern mit, die insgeſammt bettelarm waren, aber nach drei Jahren mit beträchtlichem Vermögen und mit dem Marke des Volkes wohl gemäſtet wieder nach Italien zurückkehrten, um neuen Schaaren Platz zu machen. Nur allein die Buchhändler hätten in der That Urſache, eine ſolche Veränderung zu wünſchen, denn ſie würden alsdann ſogleich wieder wie ehemals die Erlaubniß erhalten, die beſten Bücher in allen Sprachen nachzudrucken, und die Länder Europa's damit zu überſchwemmen.

Proben
aus einem Catechismus des Naturrechts nach Fichte's Grundlage vom Pfarrer Eittig.

Wem kommt die Ausübung der Jagdgerechtigkeit zu? — Denen ſie von Obrigkeitswegen übertragen iſt, den Jägern. — Darf aber auch ein Landbauer ein Wildpret, das ihm Schaden zufügt, tödten? — Ja, aber er hat es an den Jäger abzuliefern, jedoch gegen Erſatz deſſen, das ihm geſchadet worden iſt. —

Iſt die Hinrichtung des Miſſethäters als Strafe anzuſehn? — Nein, als Nothgedrungenes Sicherungsmittel. — Wie ſollte daher die Hinrichtung verurtheilter Verbrecher geſchehn? — Wie alles Unehrbare, und doch Nothwendige, mit Schaam und insgeheim.

Was iſt alſo von dem Gepränge zu halten, das bei Hinrichtungen getrieben wird, von den Martern, durch welche man den Tod verbittert? — Es ſind Handlungen, die der Vernünftige auf keine Weiſe billigen kann, weil ſie der Menſchheit zur Schande gereichen. —

Hat der Staat heimlicher Auflaurer und Spionen ſich zu bedienen? — Nein, Verheimlichung iſt allemal klein, niedrig und unmoraliſch. —

Können Weiber auch zur Verwaltung öffentlicher Aemter angeſtellt werden? — Nein, weil der öffentliche Beamte dem, der ihn angeſtellt hat, verantwortlich bleibt, er aber nur in ſo fern verantwortlich ſeyn kann, als er frey und unabhängig in ſeinen Entſchließungen iſt.

Iſt denn das Weib nicht auch frey und unabhängig? — Ja, aber nur ſo lange als ſie unverheirathet iſt.

Unter welcher Bedingung könnte alſo der Staat einem Weibe ein Amt übertragen? — Daß ſie verſpreche, ſich nie verheirathen zu wollen.

Kann aber ein Weib vernünftiger Weiſe ein ſolches Verſprechen geben, oder der Staat es von ihr annehmen? — Nein, weil es der Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts an ſich ſelbſt zuwider wäre.

Läßt ſich wohl behaupten, daß das Weib an Geiſtestalenten unter dem Manne ſtehe? — Nein, aber es läßt ſich behaupten, daß der Geiſt beider von Natur einen ganz verſchiedenen Character habe.

Worin beſteht dieſer Unterſchied? Der Mann bringt Alles was in und für ihn iſt, auf deutliche Begriffe; er will Einſicht in die Gründe, Ueberzeugung, und ein blos hiſtoriſches Wiſſen befriedigt ihn nicht. Das Weib hat ein natürliches Unterſcheidungsgefühl für das Wahre, Schickliche und Gute, welchem zu Folge ſie — auch ohne Einſicht in die Gründe — leicht beurtheilen kann, ob etwas wahr und gut ſey, oder nicht.

Der Volksfreund aus Schwaben.

Ein Vaterlandsblatt für Sitte, Recht und Freyheit, verdient ausgezeichnet zu werden, iſt jedoch zunächſt nur für die würtembergiſchen Lande berechnet, und bringt dort viele arge Dinge ungehindert zur Publicität; ein Beweis für die liberalen Geſinnungen des Königs.

Hier einige Proben aus ſolchen Aufſätzen, die auch außer Würtemberg beifällige Leſer finden werden.

Man warnt öfters in der Welt, nicht gegen Verhältniſſe anzuſtoßen. Verſteht man hierunter nicht das Verhältniß des Volkes zur Majeſtät ſeines Regenten, der das Recht von Allen vorſtellt, und, weil er es heilig bewahren ſoll, zur geheiligten Perſon wird — verſteht man unter jenen Verhältniſſen etwas anderes, als das Verhältniß des Rechts zum Rechten, der Freiheit zur Sittlichkeit, der Wahrheit zur Religion, und des Erlaubten zum Schicklichen, ſo muß ich geſtehen, daß ich für jene Warnung keinen Sinn habe. Gegen Verhältniſſe der ſogenannten Convenienz anzuſtoßen, die weder recht noch ſittlichgut, weder religiös noch ſchicklich und ſchön ſind, halte ich für gar keine Sünde. Es giebt der ſchlechten Verhältniſſe gar viele, die ich umſtoßen möchte.

Halten Sie nicht auch dafür, daß manche Beamte ſich hinter eine Amtsehre verſtecken, weil ihnen die perſönliche fehlt? Viele wollen für ihre Perſon auch mehr ſeyn, als andere ehrliche Leute, und dieß macht den Umgang mit einem großen Theil der würtembergiſchen Beamten ſo unangenehm, ſo widrig, zumal für Fremde

Der Geiſt des Deſpotismus iſt derjenige Teufel, der ſich am ſchwerſten austreiben läßt. Urſprünglich ſind alle Menſchen von ihm beſeſſen; er iſt das Hauptſtück der Erbſünde; und wenn der Apoſtel Paulus ſagt, daß wir Kinder an Unſchuld, und Männer an Verſtand ſeyn ſollen, ſo hat er vielleicht nur die Unſträflichkeit der Kinder, die ohne weitere Abſicht miteinander ſpielen und ſich untereinander bekriegen, dem böſen Spiel entgegen ſetzen wollen, das ſo gewöhnlich die Erwachſenen miteinander treiben. Jeder will gewinnen, Jeder auf Koſten der Andern ſein Weſen treiben, und das Schlimmſte dabei iſt wohl dieß, daß ſo Viele ſich ſelbſt bereden, ſie ſeyen da, um die Karten auszutheilen, und die Andern, um mit ſich ſpielen zu laſſen. Zwar haben ſie das Geſetz und die Propheten, d. h. das Recht und die Lehre, und durch die Geſchichte die Erfahrung; aber von wenig Regenten und Regentengehülfen kann man mit Jeſus Sirach ſagen: „Sie haben ihre Königreiche wohl regiert, und löbliche Thaten gethan. Sie haben weislich gerathen und geweiſſagt. Sie haben Land und Leute regiert mit Rath und Verſtand der Schrift.“

Wo einer nun ſprechen ſoll für die Andern, da denkt er zunächſt an ſich, und weil er ſoll Wahrheit ſprechen, glaubt Mancher, er ſpreche nichts als Wahrheit. Hausväterlich prügelt Mancher Weib und Kind, und glaubt wohl zu thun; denn da iſt er ja von Rechtswegen Deſpot. Das Herrſchgefühl des lieben Ichs beſtimmt die Meinung, und Viele giebt's, die da keine Männer ſind am Verſtand, d. h. keine Herren über ſich ſelbſt. Nur wer Herr iſt über ſich ſelbſt, ſetzt ſich nicht über Andere, und nur wer ſich nicht **über** Andere ſetzt, ſetzt ſich den Andern **gleich**.

Gegen den Geiſt der Zeit arbeiten wollen, heißt die Sonne mit Eiszapfen reiben wollen, damit kein Frühling erſcheine. —

Je erträglicher **der** Herr, je unerträglicher **die** Herren. —

Einem, dem ein Bein im Halſe ſteckt, ſchlägt man mit dem wohlmeinendſten Geſichte den Buckel voll. Sollte man dieſe Operation nicht auch bei andern Verſtockungen in aller Liebe anwenden können? —

Eine Fabel.

Der Schuhu (ſich vornehm vielvermögend in die Bruſt werfend.) Wie geräuſchvoll der Tag, wie ruhig die Nacht. Das iſt mein Werk. Wer möchte leben bei Tag! Sagt an, ihr Vögel der Nacht?

Das Käuzlein. Nichts als Unglück bei Tag! Zwietracht! Zank und Streit! Mühe und Arbeit! nieder mit dem Tag!

Die Schaar der Fledermäuſe. Nieder mit dem Tag! Abgeſchafft den Tag von nun an!

Der Schuhe. Bravo! eine ewige Nacht

ſei beſchloſſen! Iſt einer unter euch, der andrer Meinung wäre? er trete heraus.

Die Schaar der Käuzlein und Fledermäuſe. Keiner! Keiner! Keiner!

Die Morgenſonne ſchielt unter ihrem Schleier hervor, die Nachtvögel verkriechen ſich mit eiligem Geflatter in ihre Löcher; — ſie lächelt über den Reichstagsbeſchluß der Nachtvögel.

Lopez de Vega.

Lord Holland hat kürzlich (in engliſcher Sprache) ein Werk über das Leben und die Schriften dieſes Dichters, wie auch des de Caſtro herausgegeben. Lopez de Vega genoß während ſeines Lebens eines ſo überſchwenglichen Ruhmes, daß in dieſer Hinſicht keiner der neuern, ſelbſt Voltaire oder Göthe, mit ihm zu vergleichen ſind. Er war 1568 geboren. Merkwürdig iſt, daß zu ſeiner Zeit auch eine Schule, wie die Schlegelſche exiſtirte und Beifall fand, die immer in ihren Werken nach myſtiſcher Dunkelheit ſtrebte. Gongora y Argote hieß der ſpaniſche Schlegel. Lopez perſiflirte ihn in einem ſeiner Stücke, indem er zu Einem aus jener Schule ſagen läßt: „Komm herein, ich will dir meine Geheimniſſe dictiren. Schreib ſie nur in deinem Styl, ſo wird ſie kein Menſch errathen.“

Lopez war doch ſo vernünftig, daß das Uebermaaß des Lobes, welches man ihm zollte, ihn ſelbſt mißtrauiſch dagegen machte, und er wagte eine kühne Probe, indem er unter erborgtem Namen ein Werk heraus gab. Ihm gelang es; allein wie mancher unſerer hoch gefeyerten Dichter würde ſchlecht in dieſer Probe beſtehn! — Ein Gedicht auf die unglückliche Maria Stuart überſandte er dem Pabſt Urban VIII., der ihm eigenhändig dafür dankte. — Der Enthuſiasmus der Spanier für ihn ging ſo weit, daß, ſo oft man im Geſpräch etwas vorzügliches bezeichnen wollte, man ſeinen Nahmen hinzufügte; zum Beiſpiel: ein Lopez-Diamant, ein Lopez-Frauenzimmer, ein Lopez-Wetter. — Als er ſtarb, ließ der Herzog von Seſa ihn auf das prächtigſte begraben, und nie gab es bei einem Todesfall ſo viel Trauerreden und Trauergedichte. — Seine Fruchtbarkeit als Dichter war unerſchöpflich. Es ſollen 21 Millionen 300000 Zeilen von ihm gedruckt ſeyn. Wenn man aber 500 Zeilen auf einen Bogen rechnet, ſo kämen über 40000 Bogen heraus, die ſchwerlich weniger als 2000 Bände ausmachen würden. (!) 800 ſeiner Schauſpiele ſind würklich aufgeführt worden. Er ſelbſt ſagt, er habe oft mehr als hundert Mal in 24 Stunden ein Stück gemacht und auch aufführen laſſen. (!) Die Zahl ſeiner Schauſpiele belief ſich über 2000. Er ſchrieb eben ſo ſchnell in Verſen als in Proſa. Gewöhnlich waren ſeine Stücke ſo reich an Handlung, daß ein Anderer viere daraus gemacht haben würde. Das gilt beſonders von der Fuerza Caſtimoza, welcher die ſeltene Ehre widerfuhr, in den Mauern des Serails von Conſtantinopel aufgeführt zu werden. Allzu häufig ſoll er ſich der Zweikämpfe und der Verkleidungen bedient haben. — In ſeinen geiſtlichen Dramen kommen viele Unſittlichkeiten und Gottloſigkeiten vor. In einem derſelben, das prophetiſche Thier genannt, ermordet der heilige Julian Vater und Mutter, will auch ſeine Frau ermorden, und diſputirt dann mit dem Teufel über die Möglichkeit, noch ſelig zu werden. Chriſtus ſteigt vom Himmel um dieſes Wunder zu bewirken, und nun erhebt ſich ein langer Streit zwiſchen Chriſtus und dem Teufel, worinn der letztere beweißt, daß Gott durch eine ſolche Barmherzigkeit, den mit ihm geſchloſſenen Contract breche. —

Der zweite ſpaniſche Dichter, über den Lord Holland geſchrieben, iſt Guilleo de Caſtro, der auch im 16ten Jahrhundert lebte, den Cervantes hoch ſchätzte, und aus dem Corneille ſeinen Cid ſchöpfte. Allein es finden ſich auch große Albernheiten in ſeinen Stücken. So zum Beiſpiel erſcheint in den Wundern von Babylon der beſtrafte Nebucadnezar mit Hörnern und geſpaltenen Klauen, geht auf die Weide und wiederkauet auch auf der Bühne.

Merkwürdige Aeuſſerungen.

Im dritten Heft der freymüthigen Blätter fragt der Herausgeber derſelben den Herrn Görres — der in ſeiner, dem Staatskanzler übergebenen Adreſſe von einer Reaction in Preußen und von Leuten geſprochen hatte, die unter franzöſiſcher Herrſchaft feurige Kohlen auf ihre Häupter geſammelt hätten — ob er nicht derſelbe Görres ſey, der unter franzöſiſcher Herrſchaft den Rübezahl und das rothe Blatt geſchrieben, und darinn alle altdeutſche, ehrwürdige Regierungsformen lächerlich gemacht, die Fürſten beſchimpft und 17 Jahre lang ein Unterthan und Diener Napoleons geweſen ſey? ob er, durch dieſe Sinnesänderung beim Abzug der Franzoſen, und durch den, von Gruner erhaltenen jährlichen Sold von 7000 Franken, alle, dem franzöſiſchen Weſen gehaltenen Lobreden wieder gut gemacht hätte? — (Wir finden dieſe Vorwürfe etwas ungerecht, denn die Güte einer Wetterfahne beſteht ja eben darinn, daß ſie ſich dreht, ſobald der Wind ſich ändert.)

Dem Herrn Wieland wird in demſelben Hefte vorgerückt: ſeine Aufſätze ſeyen voll von Perſönlichkeiten und leer an Gründen — oder ſeine Gründe wären rein theoretiſch, wie wir ſie ſeit 25 Jahren oft genug lehren und anpreiſen gehört, und Verſuche darnach machen geſehn haben — Herr Wieland bleibe nie in den Schranken der Beſcheidenheit, ſondern trete beſtändig, den Gegner perſönlich beleidigend, mit großer Anmaßung daraus hervor.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 50. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Rede und Gegenrede.

Wenn gleich die meiſten politiſchen Schreier unſerer Tage nur im Trüben fiſchen wollen, ſo giebt es doch auch mitunter ſehr brave und rechtliche Leute, die in allem Ernſte glauben, Deutſchland könne nicht glücklich ſeyn ohne repräſentative Verfaſſung, unbeſchränkte Preßfreiheit u. ſ. w. Wir ehren jede Ueberzeugung, auch wenn ſie der unſrigen widerſpricht, und darum waren uns auch die Briefe eines alten Freundes herzlich willkommen, der es unternahm, uns zu beweiſen, daß unſere Anſicht den Fortſchritten des wahren Guten widerſtrebe. Der Mann iſt ſo edel als klug, und hat bei etwaigen Neuerungen nichts zu gewinnen noch zu verlieren; er will und wünſcht durchaus nur das Gute, das Gerechte; folglich mußten ſeine Worte tiefern Eindruck auf uns machen, als ein ganzer Jahrgang des Oppoſitionsblattes. Er hat uns die Erlaubniß gegeben, ſie dem Publikum mitzutheilen, und wir thun es mit Vergnügen. Was wir etwa zu erwiedern finden, werden wir kurz und beſcheiden hinzufügen. Ihn wird das nicht kränken, denn auch er ehrt fremde Ueberzeugung, weiß die Perſon von der Meinung gar wohl zu trennen, und bleibt uns ergeben, ſo wie wir ihm von ganzem Herzen.

„Der Hauptunterſchied unſerer Anſichten ſcheint darin zu liegen," ſagt der Freund, „daß ich ſie tiefer nehme, da, wo ſie an das höchſte des Menſchengeſchlechts ſich anſchließen; du aber ſie nur nach ihren irdiſchen und zeitlichen Vortheilen und Nachtheilen abwiegeſt. Ich aber bin und bleibe der Meinung, daß, wer über Menſchen und Menſchenwohl urtheilen und rathen will, dieß nur richtig kann, wenn er ihre höchſte, ewige Beſtimmung zum Grunde legt und im Auge behält."

Gegenrede. Des Menſchen irdiſche Beſtimmung iſt Glückſeligkeit, und, wenn dieſe von der rechten Art iſt, ſo führt ſie ohne Zweifel auch zu der höheren und ewigen, uns verborgenen. Wer ſeine leiblichen und geiſtigen Kräfte ungehindert ausbilden darf, der iſt glücklich. Daß man aber ſolches auch in einer reinen Monarchie könne und dürfe, beweiſt die Geſchichte tauſendfach; beweiſt unſers Freundes eignes Beiſpiel, der unter einer ſolchen Regierungsform einer der ausgezeichneteſten Männer geworden. Auch ein wahrhaft frommer Mann iſt er, und nun fragen wir den frommen Mann: würde nicht Chriſtus irgendwo einen Wink darüber gegeben haben, daß die Menſchen für ihre höchſte ewige Beſtimmung, wenigſtens mit der Zeit, einer repräſentativen Verfaſſung bedürften, wenn eine ſolche zu dieſem Zwecke wirklich unentbehrlich wäre? Aber gerade umgekehrt, verweiſt Chriſtus überall auf den Gehorſam gegen eine Obrigkeit, die damals warlich nicht zu den liberalen gehörte. „Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt," ſpricht er, und dieſer Kaiſer war ein unumſchränkter Monarch. — —

„Du ſagſt: waren wir nicht glücklich in Deutſchland ohne Conſtitution? Es kommt nicht auf die Form, ſondern auf die Art der Verwaltung an. — Sehr wahr. Laßt's uns beſſer machen, dann wird's beſſer ſeyn. Aber eben darin liegt es, daß in der despotiſchen Form der Menſch immer ſchlechter wird, als in der repräſentativen. Kennten die Fürſten ihr wahres Heil, ſie würden ſelbſt darum bitten, denn nichts vermag den Menſchen ſo gewiß ſchlecht zu machen, als unumſchränkte Willkühr, ſowohl für den Thuenden als für den Leidenden. Auch der beſte, der auf ſolchem Platze ſteht, iſt dann nicht mehr ſicher für ſich ſelbſt. Die menſchliche Natur iſt zu ſchwach, ſo etwas zu ertragen. Dadurch allein ſind Nerone möglich geworden. — Daß wir eben jetzt gute Menſchen auf den Thronen haben, iſt ein glücklicher Zufall. Daß auch noch jetzt das Gegentheil möglich, hat Napoleon bewieſen. Du fürchteſt dich für Leute wie ** und ** als Volksrepräſentanten? ich will ſie doch lieber da, als auf dem Throne ſehen; und wer ſteht uns dafür, daß das eben ſo gut geſchehen könnte?"

Gegenrede. Es liegt allerdings viel Wahres in des Freundes Bemerkungen, aber ſie paſſen alle nur auf die Deſpotie und nicht auf die Monarchie. Daß dieſe leicht in Despotie ausarten könne, iſt freilich auch nicht zu läugnen; aber eben ſo leicht kann die repräſentative Verfaſſung zu einem Regierungs-Wirrwarr herabſinken, bei dem kein Menſch ſich wohl befindet. Es iſt ein ewiges Treiben und Reiben, ein ewiges Haſchen und Trachten nach Uebergewicht. Die Repräſentanten ſind Menſchen, ſo wie der Monarch ein Menſch iſt. Jene, wie dieſer, ſind der menſchlichen Schwachheit unterworfen, bald mehr bald weniger. Sind die Repräſentanten lauter edle Männer, ey! ſo iſt ohne Zweifel die repräſentative Verfaſſung die beſte. Iſt der Monarch ein edler Mann, ſo iſt es die monarchiſche. Es kann ein ſchlechter Fürſt auf ihn folgen, das iſt ſchlimm. Es können aber auch bei den Volkswahlen ſchlechte Repräſentanten auf gute folgen, und das iſt eben ſo ſchlimm. Es wird doch zum Exempel jetzt in Frankreich gar ſehr geklagt, daß die Deputirten ſo manche laut ſchreyende Ungerechtigkeit bald an Commiſſionen bald an die Miniſter verweiſen. Die von der Regierung ſelbſt und faſt von Jedermann anerkannte Nützlichkeit des Tranſits durch den Elſaß, wurde dennoch verworfen. Was hilft nun den leidenden Franzoſen ihre Deputirtenkammer? Bei ihrem guten Könige würden ſie vielleicht längſt Hülfe gefunden haben. Kurz, wir geben dem Freunde gern zu, daß Willkühr abſcheulich iſt, und wollen uns herzlich mit ihm freuen, wenn uns Gott eine Conſtitution offenbart, die alle Willkühr unmöglich macht; aber Gott ſelbſt muß ſie offenbaren, denn nur der Uebermuth unſerer Zeit kann ſich einbilden, daß er im Stande ſey ſie zu erfinden. Die Franzoſen haben deren nach und nach ein halbes Dutzend aufgeſtellt, und was iſt daraus hervor gegangen? — Napoleon. So wird es über lang oder kurz immer wieder gehen, denn die Menſchen ertragen die Macht noch weniger als Ein Menſch, aus der ſehr natürlichen Urſache, weil bei dem letztern die unaufhörliche Reibung wegfällt. — Der Freund giebt zu, daß jetzt gute Menſchen auf den Thronen ſitzen. Alſo um dieſer willen begehren wir die Conſtitutionen nicht? Warum wollen wir denn ſo mißtrauiſch gegen alle unſere Kronprinzen ſeyn, die wir doch großentheils auch ſchon als gut kennen? warum wollen wir uns lieber Demagogen in die Arme werfen, deren Geiſt uns leider auch aus ihren Schriften bekannt iſt? — Wir können uns des Gedankens nicht erwehren und halten es für Pflicht ihn auszuſprechen: wenn ganz Deutſchland Conſtitutionen bekommt, und es folglich ein Dutzend und mehr Deputirtenkammern giebt, ſo werden hundert verſchiedene Anſichten über Deutſchlands äußere Verhältniſſe durchgefochten werden, bei entſtehender Gefahr wird durchaus keine Einheit herrſchen, und man wird nur das Gute hemmen, was Ein kräftiger Fürſt in ſolchem Falle gethan haben würde. Wenn in England und Frankreich die Kammern gewonnen ſind, ſo kann der König mit Kraft auftreten. In Deutſchland wird das anders ſeyn. Die preußiſchen Deputirten werden anders urtheilen, als die ſächſiſchen oder bayeriſchen; Deutſchland wird ſich immer einzeln ſchlagen oder vertheidigen müſſen; drei Fürſten würden leicht eine Allianz ſchließen, drei Deputirtenkammern ſelten oder nie; und von ihnen — wenn ſie das Geld bewilligen ſollen — hienge doch alles ab. Die Erfahrung wird es lehren, daß ſolche Conſtitutionen, wie unſere Demagogen ſie wollen, Gefahr von außen herbeiführen werden, wenn ſie auch in Friedenszeiten ſehr erſprießlich ſeyn mögten. —

„Und, Lieber, ſind es denn die Fürſten, über die wir zu klagen haben? — Keineswegs, ſondern die Miniſter, die, unter Fürſtlicher Firma unumſchränkt herrſchenden, Miniſter ſind es. Eigentlich iſt es in den Staaten der guten Fürſten eine drückende Oligarchie, unter welcher das Volk leidet, alſo die ſchlechteſte von allen Regierungsformen. Ja, da die Hauptſtellen Alle durch den Adel beſetzt ſind, iſt es die Herrſchaft des Adels, unter welcher die Völker ſeufzen, und mit jedem Tage mehr. Der Adel bildet dem Fürſten ein, er ſey es, der regiere. Iſt denn etwa Gleichheit vor dem Geſetz? — Nein. — Noch immer hat der Adel ſeine eigene Gerichtsbarkeit; (?) noch immer wird eine, dem Edelmann zugefügte, Beleidigung härter beſtraft, als wenn ſie einem Nichtadlichen angethan worden u. ſ. w. — Noch immer iſt das Militär in den Händen des Adels, denn alle hohen Stellen werden durch ihn beſetzt. Und ſolches unumſchränktes Herrſchen der Miniſter kannſt du vertheidigen?“

Gegenrede. Da ſey Gott für! Alles was in dieſem Gemählde getroffen ſeyn mag, verabſcheuen wir gewiß eben ſo herzlich als der Freund; allein wir glauben nur, er habe die Farbe etwas zu dunkel aufgetragen. Warum ſollen denn die Miniſter in der Regel ſchlecht ſeyn? das iſt aus zwei Gründen unwahrſcheinlich: erſtens, weil ſich vorausſehen läßt, daß ein guter Fürſt ſein Vertrauen nicht leichtſinnig wegwerfen werde; und zweitens, weil der Miniſter, wenn er auch nichts weiter als ein kluger Mann iſt, um ſeines eignen Vortheils willen auch ein gerechter Mann ſeyn wird. Es giebt doch gewiß keinen Menſchen, der mit dem Vorſatz, Böſes zu thun, Miniſter wird? Alle wollen ſie das Gute, wenn auch nur aus Ehrgeiz, um ihres eignen Ruhmes willen. Sie können freilich irren in dem was ſie für gut halten, aber, wenn ſie kluge Männer ſind — wie wir doch wohl meiſtens vorausſetzen dürfen — ſo werden ſie ſich ſelten irren; vielleicht nur in der Wahl der Mittel, daß

Gute auszuführen, zu durchgreifend ſeyn; denn wir ſelbſt haben ſolche Männer gekannt, die würklich liberale Ideen despotiſch fortpflanzen wollten, und die immer ausſahen, als wollten ſie ſagen: wer ſich von mir nicht will glücklich machen laſſen, den ſoll der Teufel hohlen! — aber geſetzt nun auch, die Miniſter ließen ſich Willkühr zu Schulden kommen, glaubt denn der Freund, das werde aufhören, ſobald eine Conſtitution ihre Verantwortlichkeit ausgeſprochen habe? müſſen wir ihn an die neueſten Beiſpiele in dem geprieſenen England erinnern? Ein armer Buchhändler zu Lancaſter, Namens Buckley, hatte Hone's Litaney feil geboten, und wurde deshalb ſechs Monate lang in Ketten von Kerker zu Kerker geſchleppt und gemißhandelt. Gegen einen armen Weber, Vater von drei Kindern, verfuhr man mit ſolcher Grauſamkeit, daß Sir Francis Burdett im Unterhauſe ausrief: es ſcheine, man lebe unter der Regierung des Dey von Algier. Sir Romilly ſagte eben daſelbſt: um Mitternacht iſt man in Häuſer eingebrochen, hat alle Schränke umgekehrt, hat die Einwohner mit Ketten beladen fortgeſchleppt. Um Mitternacht brach man in das Haus eines gewiſſen Salston, der mit ſeiner hochſchwangern Frau im Bette lag. Alles wurde durchſucht, der Mann in Ketten fortgeſchleppt. Eine unzeitige Geburt war die Folge des Schreckens der Frau u. ſ. w." Es wurde ferner im Unterhauſe bewieſen, daß die Kron-Anwälde Zeugen hatten erkaufen wollen. Und was geſchah als die Miniſter wegen aller dieſer willkührlichen Grauſamkeiten angeklagt wurden? In beiden Häuſern paſſirte eine Indemnity-Bill, das heißt: ein Geſetz, daß die Vergehungen der Miniſter ſtraflos ſeyn ſollten. Viel Witz, viele Bitterkeiten wurden dabei den neugierigen Zuhörern zum beſten gegeben, das war aber auch alles. Wenn dergleichen von irgend einem andern Staate erzählt würde, ſo würde es heißen: da haben wirs! das kommt davon, wenn man keine Conſtitution hat! wenn die Miniſter nicht verantwortlich ſind! hätten wir nur Volks-Repräſentanten, die würden die Miniſter ſchon zur Rechenſchaft gezogen haben. — Nun, die Engländer haben recht derbe Volks-Repräſentanten, und dieſe haben die Miniſter — frei geſprochen. Es ſcheint folglich, daß Mißbrauch miniſterieller Gewalt unter allen Regierungsformen bisweilen vorkommt. Am erträglichſten mag er ſeyn, wenn er aus gutem Willen fließet, am unerträglichſten, wenn er aus Privat-Geiz und Habſucht entſpringt. Einen Miniſter, der reich wird, ohne daß bekannt iſt, durch welche rechtliche Mittel, den ſollte der Fürſt immer gleich ohne weitere Unterſuchung abſetzen; denn Beſtechlichkeit eines Miniſters oder ſeiner nächſten auf ihn einwirkenden Umgebung, iſt das dem Staate ſchädlichſte und ſchimpflichſte Laſter.

Was nun des Freundes Ausfall gegen den Adel betrifft, ſo mögen wir, was er rügt, fürwahr nicht in Schutz nehmen. Wo keine Gleichheit vor dem Geſetz iſt, da regiert kein Monarch wie wir ihn uns denken. Aber ein privilegirtes Forum macht dieſe Ungleichheit eben noch nicht; das hat ja auch die Geiſtlichkeit, das haben die Profeſſoren u. ſ. w. Verſteht jedoch der Freund unter eigner Gerichtsbarkeit die adlichen Patrimonial-Gerichte, ſo pflichten wir ihm vollkommen bei, und haben nur gemeint, die exiſtirten überall nicht mehr. Nun, wo ſie noch exiſtiren, wird ein gerechter Fürſt ſie ſchon abſchaffen; dazu bedarf es keiner Conſtitution. Dem allgemeinen Wohl muß Privatwohl weichen. — Gleichermaßen ſind wir ganz der Meinung des Freundes, daß es ungerecht iſt, die höhern Stellen im Militair und Civil in der Regel nur durch Edelleute zu beſetzen, da man doch fürwahr nicht ſagen kann, daß die verdienſtvollſten Männer nur unter Edelleuten zu finden wären. Man könnte einwenden, dem Fürſten ſei der Adel mehr bekannt, weil er ihm näher ſtehe, und darum ſei natürlich, daß er unter dieſem wähle. Aber dem Fürſten ſoll nur das Verdienſt und nicht der Adel bekannt ſeyn. Auch iſt nicht zu leugnen, daß es ſcheint, als hegten die Fürſten den Grundſatz, hohe Stellen müſſe ſtets ein Edelmann verwalten; denn ſobald ſie einen Bürgerlichen zu einer ſolchen Stelle erheben, pflegen ſie ihn zu adeln. Wozu das? — es iſt ein altes eingewurzeltes Vorurtheil. In Rußland, einer reinen Monarchie, herrſcht es gar nicht und es giebt dort keine Stelle, bei deren Beſetzung nach dem Adel gefragt wird. Es iſt folglich ein Vorurtheil, das nicht an der Monarchie klebt, und zu deſſen Vertilgung man eben keiner Conſtitution, ſondern nur eines aufgeklärten Fürſten bedarf. —

„Sage mir doch" fährt der Freund fort, „wie die Klagen des gedrückten, ungerecht behandelten Volkes zu den Ohren des guten Fürſten kommen ſollen, wenn keine Preßfreiheit, keine Volksrepräſentation exiſtirt, welche die Miniſter zur Verantwortung ziehen kann!"

Gegenrede: Wir meinen, es gebe, manches Mittel das zu bewirken, und wir wollen hier nur Eines anführen, welches wirklich ſchon exiſtirt, und von deſſen heilſamer Wirkung wir mehr als einmal Augenzeuge geweſen ſind. Zweimal wöchentlich ſteht der Kaiſer von Oeſterreich in einem kleinen Zimmer ſeiner Hofburg vom frühen Morgen bis zum ſpäten Mittag, und in einem großen Vorſal ſitzt ein Cammerherr, der einen Bogen Papier vor ſich liegen hat, auf welchem er die Namen aller Eintretenden verzeichnet, die eine geheime Audienz beim Kaiſer zu haben wünſchen, ſie mögen ſeyn wer ſie wollen. Was ſie anzubringen haben, darnach wird nicht gefragt. Sie werden in der Ordnung aufgeſchrieben, wie ſie ſich melden, ſie werden auch in derſelben Ordnung abgerufen; und wenn nun die Reihe ſie trifft, ſo öffnet der Cammerherr die Thür des Cabinets, und der Fürſt oder Bettler tritt herein zu dem Kaiſer von Oeſterreich, und iſt ganz allein mit dem Kaiſer von Oeſterreich, und kann Alles ſagen was ihm auf dem Herzen liegt, oder, wenn die Gabe zu ſprechen ihm mangelt, kann er dem Kaiſer ein Memoire überreichen. Wie freundlich und gutmüthig der Kaiſer zweimal wöchentlich den ganzen Vormittag Jeden anhört, er ſei wer er wolle, das haben wir ſelbſt mehr als Einmal dankbar erfahren, ja wir haben ſelbſt einmal die ſchnelle Gewährung einer gerechten Bitte, die der jetzt verſtorbene Miniſter, Fürſt Colloredo, nicht hören wollte, einer ſolchen Audienz verdankt. — Die ganze, wie uns ſcheint genügende Antwort auf des Freundes Frage wäre alſo: Zugänglichkeit des Fürſten. Die alten Könige von Juda ſetzten ſich unter das Stadtthor und hörten Jeden. Es braucht eben kein Stadtthor zu ſeyn; im Gegentheil, das Cabinet des Kaiſers von Oeſterreich hat den Vorzug, daß man da jede Klage nur von dem gehört ausſchütten kann, der ſie hören ſoll.

Kein fremder Mund ſoll zwiſchen uns ſich ſchieben.

Uns dünket, das ſei beſſer und weit leichter ausführbar als alle Volks-Repräſentation. Zwar, leicht mag es dem Kaiſer auch nicht werden, aber um ſo väterlicher iſt es. —

„Wie geht es zu, daß die herrlichſten Staaten nach dem glorreichen Siege von 1813 bis jetzt nicht wohlhabender, ſondern ärmer geworden? daß die Finanzen zerrüttet ſind? daß das Vermögen des Staats in den Händen der Juden iſt? — blos dadurch, daß die Miniſter mit dem Gelde ſchalten konnten wie ſie wollten; daß ſie nicht verbunden waren, jährlich dem Volke Rechenſchaft abzulegen.“

Gegenrede: Nein nicht dadurch. Sie mußten koſtſpielige Kriege führen; ſie mußten den Staat von den Franzoſen plündern und ausſaugen laſſen. Der verantwortlichſte Miniſter hätte, unter ſolchen Umſtänden, die Finanzen nicht retten können. —

„Aber du meinſt, die Völker wären glücklicher geweſen vor der Revolution und vor dem Conſtitutions-Weſen? — Ach Lieber! du täuſcheſt dich! In dieſer täuſchenden Ruhe eben trieben die Monarchen und Miniſter was ſie wollten. So erzeugte ſich allmälig durch Verſchwendung und Zügelloſigkeit jene ungeheuere Schuldenlaſt, die zuletzt den Staatsbanquerout herbeiführte, der eigentlich die Revolution verurſachte. Dadurch entſtand jene furchtbare Corruption, Sitten- und Gottloſigkeit der höhern Stände, jene drückende Arroganz und Tyrannei der Adels-Caſte, die in der unumſchränkten Deſpotie ihr Element fand — und dieß zuſammen brachte die Revolution hervor — während dieſer ſcheinbar glücklichen Zeiten.“

Gegenrede: Alles das iſt ſehr wahr, aber es gilt nur von Frankreich. In Deutſchland exiſtirte vor der Revolution keine Zerrüttung der Finanzen, Preußen hatte ſogar einen anſehnlichen Schatz geſammelt. Die franzöſiſche Revolution hat die deutſchen Finanzen zerrüttet, das iſt weltkundig; eben ſo weltkundig, als daß wir vorher nicht ſcheinbar, ſondern wahrhaft glücklich waren.

„Dies alles, und alſo Revolution, kann nur verhütet werden durch Conſtitution und Verantwortlichkeit. Nicht herbeiführen, ſondern verhüten ſoll und wird ſie die Revolution. Da hingegen, wenn man die Sache wieder den alten Schlendrian fortgehen läßt, die nämlichen Urſachen die nämlichen Wirkungen hervorbringen müſſen und werden. — Hätten die Franzoſen im Jahr 1789 eine conſtitutionelle Verfaſſung gehabt, es wäre nie eine Revolution erfolgt und Ludwig XVI. lebte noch.“

Gegenrede: Hätte Ludwig XVI. der Verſchwendung bei Zeiten geſteuert, ſo wäre auch keine Revolution erfolgt, und er lebte auch noch. Indeſſen haben wir nie geleugnet, daß eine gute Conſtitution viel treffliches gewährt. Und wäre ſie nur ſchon da, nur ſchon im Gange! aber ſie ſoll erſt gemacht werden! ſie iſt eine Arzeney, die auf dieſen Körper noch nicht angewendet wurde; man weiß noch nicht, welche Wirkung ſie in ihm hervorbringen wird. Hingegen kann ein guter Monarch alles was die Völker wünſchen, gewähren, ohne den gefährlichen Verſuch zu wagen: er kann ſein Ohr einem Jeden leihen; er kann ſeine Miniſter zu ſtrenger Verantwortung ziehen; er kann eine vernünftige Preßfreiheit einführen — und wenn das geſchieht, was bliebe dann noch zu wünſchen übrig? — freilich, daß er auch unſterblich ſei. Aber wenn der Baum in dieſem Jahre herrliche Früchte trägt, warum ſoll der Gärtner um das künftige Jahr ſich ängſtigen? der Apfel fällt ja doch gewöhnlich nicht weit vom Stamme.

(Der Beſchluß folgt.)

Eine Reiſe der Naſe nach.

Erſter Brief, (am 23ſten April.) Sie haben, liebſte Freundin, mir verboten, Ihnen von meinen Reiſeabenteuern Bericht zu erſtatten, und zwar weil ſie meinten, es werde doch nichts ergötzliches dabei herauskommen, denn ein Hypochondriſt ſehe alles ſchwarz; aber eben dadurch haben Sie mich dermaßen gegen die verdammte Hypochondrie geſpornt, daß ich mich plötzlich ermannt und feſt beſchloſſen habe, gleich dem Ehemann in Cumberlands Luſtſpiele, die eiferſüchtige Frau, mich nicht länger von dieſer Furie tyranniſiren zu laſſen, wenigſtens nicht, ſo oft ich die Feder ergreife, um an Sie zu ſchreiben. Ich gelobe Ihnen alſo feyerlich, daß ich nicht allein nichts ſchwarz, ſondern vielmehr Alles roſenroth ſehen, und wo das etwa gar nicht möglich iſt, wenigſtens Alles luſtig finden will. Dadurch hoffe ich nicht allein Ihr Verbot zu entkräften, ſondern auch meinem biedern, alten Freund Hufeland patientiſchen Gehorſam zu beweiſen, maßen er zu mir ſprach: Reiſe der Naſe nach und laſſe dir Leib und Seele brav durchſchütteln, ehe und bevor du der holden Nymphe des Heilquells in Ems dich zu nähern wageſt.

Nun ich habe bis hieher, nach Gotha, dieſen Befehl gewiſſenhaft erfüllt, denn ich weiß in dieſem Augenblicke fürwahr noch nicht, zu welchem Thore ich morgen wieder hinaus fahren werde; ſondern ſitze hier gemächlich im Mohren, (welches Einer von den Mohren iſt, die man nicht weiß zu waſchen braucht) und laſſe mir's wohl ſeyn bei dem Gedanken, daß da oben in dem ſchön gelegenen Schloſſe Einer der geiſtreichſten Fürſten, und unter ihm ein glückliches Völkchen wohnt, obgleich es die neuern Glückſeligkeitslehren der Jenaiſchen Demagogen nicht zu kennen, oder nicht zu beachten ſcheint.

„Aber“ höre ich Sie fragen, „wie ſind Sie denn nach Gotha gekommen? man muß eine Reiſebeſchreibung doch hübſch von forne anfangen.“ u. ſ. w. — Eine Reiſe der Naſe nach kann man eigentlich anfangen wo man will, und dann habe ich noch eine andere Urſach, über die Abreiſe von Weimar ſo ſchnell als möglich hinweg zu gleiten; denn wenn man eine alte Mutter und vier liebe Kinder zurückläßt, die man beim Abſchied mit heißen Thränen in die Arme geſchloſſen, ſo kann Einem nicht zugemuthet werden, den Punkt, von welchem die Reiſe anhebt, roſenroth oder luſtig zu finden. Alſo geſchwind zu den grünen Feldern und zu den ſingenden Lerchen, die vor dem Thore mich empfingen. Wollen Sie noch etwas luſtigeres? nun wohl, da haben Sie einen Bären, einen Eſel und drey Affen, die mir ſämmtlich unweit Erfurt begegneten, und hätten Sie geſehen, wie gravitätiſch der eine Affe auf dem Bären, die andern beiden auf dem Eſel ritten, Sie würden gleich mir auch gerufen haben: da reitet die Kunſt nach Brod! — In Erfurt ſah ich zum Erſtenmal in dieſem Jahre blühende Obſtbäume, eine Freude, in der mich blos das ſchlechte Straßenpflaſter, und noch mehr das Pflaſtergeld ſtörte, welches ich zum beſten der Nachwelt bezahlen mußte, die ohne Zweifel einſt den Vortheil davon genießen wird.

Am 24ſten April. Der Himmel ſcheint mich prüfen zu wollen, ob es mir auch Ernſt ſey mit der Luſtigkeit. Die ganze Nacht hindurch haben Hunde gebellt und Poſtillion's geblaſen, und der Nachtwächter ſchien ausdrücklich beſtellt zu ſeyn, mich alle halbe Stunden anzurufen, als ob ich ein wichtiger Staatsgefangener wäre, von dem man ſich überzeugen wolle, daß er nicht entwiſcht ſey. Als nun vollends der Tag graute, da fingen die lieben Nachbarn des Mohren, zwei ehrbare Schmiedemeiſter, ein von Tubalkain componirtes Duett an, welches auch jetzt noch fort dauert, nur iſt ein Terzett daraus geworden, denn meine liebe Frau, die noch ſchlafen mögte, brummt den Baß dazu. Giebt's einmal kleine Pauſen, ſo werden ſie ausgefüllt durch Fuhrleute, die ſich in Bewegung ſetzen, oder gar durch Züchtlinge, die mit ihren Ketten vorbei klirrend, ſich zur Arbeit ſchleppen.

Geſchwind von etwas luſtigerm. Man geht damit um, hier in Gotha ein neues Theater zu erbauen. Wenn Rouſſeau noch lebte, er würde die braven Gothaner warnen, ſich nicht dem Teufel zu verſchreiben. Was mich betrifft, ſo will ich lieber glauben, daß die Hypochondrie mir auch mein ehemaliges Lieblingsvergnügen, das Theater, verleidet hat, als daß meine Gedanken über unſere heutigen Schaubühnen wahr ſind. — Ey! werden Sie fragen: welche Gedanken hegen Sie denn darüber?

Je nun, ich denke, daß die deutſchen Bühnen jetzt wahre Schaubühnen, oder höchſtens Hörbühnen ſind Die Hauptperſonen auf unſerm Theater ſind: der Decorateur, die erſte Sängerin, der Schneider und der erſte Sänger; Alle übrigen ſind nur zum Ausfüllen da. Iſt nichts zu ſchauen und wird nicht getrillert, ſo geht niemand hin. Spaziert aber auch einmal Leſſing oder Schiller über die Bühne, ſo iſt's ein Jammer wie ſie zerriſſen werden. Ein paar ausgezeichnete Talente, mehr findet man nicht unter jeder Schauſpielergeſellſchaft; und auch dieſe zwei oder drei halten in der Regel das Auswendiglernen für überflüſſig, und meinen, was der Dichter mühſam nieder geſchrieben, das könnten ſie weit leichter und beſſer extemporiren. Sie beſitzen überdieß die Gabe, alle Rollen in gleicher Vollkommenheit zu ſpielen, und wehe dem, der eine gute Rolle ihnen entreiſſen wollte. Hingegen ſind ſie ſo großmüthig, jede kleine, wenn auch bedeutende Rolle einem Anfänger zu überlaſſen. Ferner zeichnen unſere heutigen Schauſpieler ſich dadurch aus, daß ſie gar nicht mehr alt werden. Die Kraft der Verjährung erkennen ſie nur in Hinſicht des Beſitzes ihrer jugendlichen Rollen, in und mit denen ſie aufgewachſen und gleichſam verwachſen ſind; es gehört ein Schnitt dazu, um ſie davon zu trennen, und ſo ein Schnitt geht ohne Schmerzgeſchrey nicht ab. Der arme Regiſſeur kann es niemanden recht machen. Kennt und thut er ſeine Pflicht, ſo beißen ihn die ſogenannten Künſtler; thut er ſie nicht, ſo beißt ihn das Publicum; iſt er vollends ſelbſt Schauſpieler, ſo fröhnt er der Eigenliebe, und hat er eine Frau oder Geliebte bei der Geſellſchaft, ſo regiert dieſe die Theaterwelt. Das Wort Gehorſam ſteht nicht in dem Wörterbuch der Schauſpieler, hingegen kommt das Wort Eigenwille unter jedem Buchſtaben vor. „Das Ganze mag immerhin erbärmlich gehn, wenn ich nur glänze" das iſt der allgemeine Wahlſpruch. Bekommt Einer nicht alle ihm beliebigen Rollen, ſo geht er fort. Steht etwa ein Contract im Wege, das hat nichts zu bedeuten; ein Schauſpieler braucht keinen Contract zu halten. Die verdammte Gaſtſpielerei erzieht Vagabunden. Heute hier, morgen dort, wie die Zigeuner; dabei kommen weder Kunſt noch Sittlichkeit auf einen grünen Zweig. — Kurz, unſer ganzes heutiges Theaterweſen iſt ſo luſtig, daß mir die Augen übergehn. Das ſchreibe ich in Gotha, wo Eckhofs und Ifflands Geiſter mich umſchweben. Viel Glück zum neuen Theater! Mein Wagen iſt angeſpannt. — —

Geſtern Abend hatte ich beſchloſſen, über Meiningen und Würzburg dem Neckar zuzueilen. In Meiningen wollte ich der trefflichen Fürſtin meine Verehrung bezeugen, wie auch der liebenswürdigen Braut eines engliſchen Prinzen, ehe ſie dem Vaterlande entriſſen wird. Dort war ich gewiß, Alles roſenroth zu ſehen; aber der neidiſche Himmel überzog ſich dieſen Morgen ſo ſchwarzgrau, und es hub ſo förmlich an zu regnen, daß ich bei ſolchem Wetter den langen böſen Weg nach Schmalkalden nicht anzutreten wagte; und ſo folgte ich denn nicht meinem Wunſche, ſondern abermals meiner Naſe, die mich nach Eiſenach führte. Auf der erſten Anhöhe hinter Gotha umgab mich ein dicker Nebel; man konnte kaum einige hundert Schritt weit vor ſich ſehen. Menſchen und Thiere in dieſer Entfernung, erſchienen als Rieſengeſtalten. So treten wir auch in's Leben. Ringsum Nebel. Wir ſuchen und finden einen Weg, und gehn drauf los, ohne zu wiſſen wohin er uns führen, wer oder was uns begegnen wird. Rieſengeſtalten ſehen wir auch wohl in der Ferne; aber wenn ſie näher kommen, ſind's gewöhnliche Menſchenkinder. Am Ende — doch halt! iſt das luſtig? — warum nicht? nachdem man's nimmt. Wer den frohen Glauben hegt, daß ein unſichtbarer, himmliſcher Führer ihn durchs Leben geleitet, dem iſt der Nebel nicht grau. Mir drang ſich bei Eiſenach auch ein ſichtbares Geleite auf, nemlich eine Schaar von Bettelbuben, die ich nirgend ſo zahlreich, nirgend ſo unverſchämt geſehn habe. Unermüdlich laufen ſie Viertelſtunden lang neben dem Wagen her, und geben gräßliche, monotone Laute von ſich, und kehren ſich durchaus nicht an die wiederhohlte Verſicherung, daß man ſolchen Tagedieben nichts gebe. Sie meinen, durch Unverſchämtheit die Ohren des Reiſenden eher zu ermüden, als ihre eigenen Beine, und wiſſen daß man, um ſie nur los zu werden, endlich doch einen Groſchen herauswerfen wird. Solche Wegelagerer, die den ganzen Tag an den Zäunen lauern, müſſen wohl am Ende Taugenichtſe und Spitzbuben werden. Doch das mögen die Bettelvögte verantworten, oder wer ſonſt helfen könnte und es nicht thut. — Von Eiſenach weiß ich Ihnen ſonſt gar nichts zu ſagen; denn als die Wartburg zum Vorſchein kam, drückte ich natürlich die Augen zu, eingedenk des Auto da ſe's, welches dort von den competenteſten Richtern, nemlich von Studenten, über mich gehalten worden. Der Gedanke, daß das Heil von Deutſchland jezt in den Armen und Beinen der edeln Turner ruht, verſcheuchte bald jede Grille, und in Markſuhl konnte ich bereits mit Vergnügen bemerken, daß alle junge Weiber Zähne wie Perlenſchnüre haben. Da ſteht auch eine ehrwürdige Linde, die wenigſtens zu Luthers Zeiten gepflanzt worden ſeyn mag, denn ihre äußerſten Zweige zu umkreißen, braucht man nicht weniger als 75 bis 80 Schritt. Wie manche Generation hat unter dieſer Linde getanzt! und wie freundlich mag die jetzige ihre weißen Zähne hier beim luſtigen Walzer zeigen. Die Linde iſt gewaltig hohl, ihr Stamm gleichſam zerriſſen; aber hätte man die alte deutſche Reichsverfaſſung geſtützt, wie die ſtarken Zweige dieſer Linde, ſo würde ſie auch noch Schatten geben, wie dieſe; und man hätte noch lange unter ihr tanzen können. —

Am 26ſten: Ich ſage Ihnen nichts vom geſtrigen Tage, weil ich ihn unangenehm verkränkelt habe. Der ſchönſte Sonnenſchein, und die blühenden Bäume, die nun immer häufiger werden, und der beſchnei'te Schleedorn und der gelbe Rübſaamen, der nun ſchon zwiſchen den grünen Gefilden hervorſticht, und der Gukuk, der mich zum erſtenmale begrüßte, — Alles das war nicht im Stande, mich zu erquicken, ſo lange ich mit Claudius ausrufen mußte:

> Gott! gieb mir nur ein wenig Luft!
> Du haſt der Luft ſo viel.

Das einzige, was meine Theilnahme erregte, aber freilich mir auch nicht luſtig erſchien, waren die Emigranten-Familien, die mir öfters begegneten, theils nach dem Norden ziehend, theils aus dem Norden zurückkommend, weil man ſie, ihrer Ausſage nach, ohne Geld nicht aufgenommen hatte. Eine Art von Zigeunerleben führen dieſe Leute. Von Kindern wimmelts bei ihnen. Ein kleiner mit Leinewand bedeckter Karren, den ein winzig kleiner Eſel zieht, enthält ihren ganzen Reichthum, faſt allein aus Kindern beſtehend, die aus der geflickten Leinewand hohläugig hervorſchauen. Ich ſah auch einen Vater, der es nicht bis zum Beſitz eines Eſels hatte bringen können, ſondern aus ſeinem Schubkarren eine Art von niedriger Laube gemacht hatte, unter welcher zwei kleine Kinder ſchlummerten, während er den Karren mühſelig fortſchob. Seine Frau mit einem ſäugenden Kinde an der Bruſt, ging neben ihm, und noch ein paar Buben, die ſchon laufen konnten, folgten ermüdet in verſchiedenen Zwiſchenräumen. Um die Mittagsſtunde ſah ich eine ganze Caravane ſolcher Leute (es mochten ihrer wohl 20 ſeyn) an einem kleinen Bache im Grünen gelagert; ſie kochten Kartoffeln in einem großen Keſſel. Nur wenige arbeitsfähige Männer ſah ich darunter, aber einen Greis, der ernſt auf einem Hügel ſaß; die Kinder lagen oder hüpften um ihn her, während ihre Mütter das Feuer ſchürten, die Töpfe ſchwenkten u. ſ. w. Gegen Abend erblickte ich eine ähnliche Caravane, die nahe am Wege unter einem Gebüſch ſich ein Nachtlager bereitete. Hätte ich Yorik's Feder, ſo könnte ich hier ein paar rührende Capitel liefern.

Ob wohl alle dieſe Leute ihr Vaterland verlaſſen hatten, um dem Hunger oder der Willkühr zu entgehen? Ich glaube es nicht. Die verdammte, allen Menſchen angeborne Unart, das Ferne, Ungewiſſe immer ſchöner ſich zu malen, als das, was ſie beſitzen, — die iſt es wohl meiſtens, welche ſie aus der Heimath lockt. —

Daß Kaiſer Friedrich Rothbart Sinn für ſchöne Gegenden hatte, kann ihm niemand abſprechen, der, gleich den Ruinen ſeiner Burg, von dem Berge bei Gelnhauſen in das herrliche Thal hinab ſchaut; und doch ließ er ſich auch verlocken, nach Paläſtina zu ziehen, wo er ſeinen Tod fand. Ueberhaupt, liebe Freundin, täuſcht ſich Jeder, der um Klima's oder ſchöner Gegenden willen, irgend wohin zieht, und meint, das werde viel zu ſeiner Glückſeligkeit beitragen. Etwas wohl; aber das geſündeſte Klima iſt und bleibt ein warmes, freundliches Haus, die ſchönſte Gegend ein helles, reinliches, bequem möblirtes Zimmer, und neben an noch ein paar dergleichen, wo eine gute Frau mit lieben Kindern ihre Wirthſchaft treibt. Wer ſolch ein Haus beſitzt, und läg' es auch mitten im Walde, der wird des Lebens froh; verſteht ſich, daß er nicht, gleich wir, mit Bruſtkrämpfen ſich herumſchlagen muß; obgleich auch die um vieles erträglicher werden, wenn eine gute Frau mit Blicken dabei ſteht, die deutlich ſagen: ach! könnt' ich dir helfen! — Das hilft wirklich ein wenig. Gott ſey Dank! ich weiß das aus Erfahrung, und ſo hab' ich denn heute — immer mit gleichem Vergnügen bald auf die blühenden Gefilde, bald auf den ſpiegelglatten Mayn, bald in den klaren Seelenſpiegel meiner Frau blickend — das ſchöne Frankfurt erreicht, bin alſo nun im ſüdlichen Deutſchland, wo die Menſchen wohl etwas neugieriger ſeyn müſſen als im nördlichen, denn ſchon in Hanau, und nun auch hier, ſah ich überall, nicht Seelen- ſondern gemeine Spiegel außerhalb der Fenſter angebracht, in welchen für den hinter der Gardine Lauſchenden, die Straße ſich abſpiegeln muß.

Das Einzige was, auf dem ſchönen Wege von Weimar bis hieher, die roſenrothe Laune bisweilen widerlich durchkreuzt, iſt die ungeheure Menge der Chauſſeegelder; nicht allein, weil deren wirklich über die Gebühr erhoben werden, (denn ich bezahlte für 3 Pferde über 12 Thaler) ſondern hauptſächlich, weil man gar zu oft dadurch aufgehalten wird. Extrapoſten ſollten wenigſtens berechtigt ſeyn, wie in Weimar und Gotha, das Chauſſeegeld gleich auf der Poſt mit zu entrichten, und vollends das Pflaſtergeld in kleinen Städten! wo man alle Augenblicke in Gefahr ſchwebt, den Wagen zu zerbrechen, und wo man lieber für die Luft als für das Pflaſter bezahlen möchte. Im Morgenlande erbauen fromme Seelen Karavanſerais, zur unentgeltlichen Aufnahme der Reiſenden. Noch iſt in Europa kein reicher Privatmann auf den Einfall gerathen, eine unzuverzollende Chauſſee zu erbauen, die immerhin ſeinen gewiß von allen Reiſenden geſegneten Namen führen mögte.

Es kömmt mir bisweilen vor, als ob der Menſch leichter ein Unglück als eine Plackerei vergäße, und ich ſchäme mich, noch an die Schlagbäume der Wegegeld-Einnehmer zu denken, während die Hanauer ſchon die Bomben faſt vergeſſen zu haben ſcheinen, die 1813 auf ſie herab regneten, und von welchen ich, hinter einem Ofen, noch einige recht derbe Stücke geſehen habe, die zum Andenken aufgehoben wurden, denn der Menſch vergißt alles, wenn er nicht, von Glück oder Unglück, ein materielles Stückchen aufbewahrt.

Obgleich keine Beſchreibungen von ſchönen Gegeden in dieſem Briefe vorkommen — die bekanntlich immer langweilig ſind — ſo fürchte ich doch faſt, liebe Freundin, er ſey zu lang gerathen, und trage noch hie und da Spuren meiner unſeligen Hypochondrie. Darum will ich Ihnen nur noch kurz erzählen, daß ich gleich am erſten Abend im Frankfurter Theater geweſen bin. Man gab die Oper Athalia. Eine herrliche Muſik von Poißell. Die erſte Sängerin, eine Madame Graff, hat das Unglück, ſtark zu lispeln und dadurch auch im Geſange zu ziſchen. Dennoch wurde ſie viel beklatſcht. Hingegen ſchien das Publikum mir ungerecht gegen Madame Urſpruch, die zweite Sängerin, die mit einer angenehmen Stimme ein paſſendes Spiel verbindet. Doch fern ſey es von mir, Sie mit Theater-Kriticken zu unterhalten, die zu Tauſenden heute geſchrieben und morgen mit Recht vergeſſen werden; ob ich gleich, als Fremder, noch den meiſten Anſpruch auf Vertrauen machen dürfte; denn unter den Einwohnern eines Ortes giebt es aus begreiflichen Urſachen, nie einen ganz unbefangenen Kriticker. Um mit etwas recht Luſtigem zu ſchließen, ſage ich Ihnen noch, daß die Truppen, welche Athalia commandirte, — Koſacken waren.

Hexen.

In dem Handbuche der Litteratur des Criminal-Rechts, vom Herrn Profeſſor Böhmer in Göttingen, (einem ſehr reichhaltigen, fleißig und ſinnig ausgearbeiteten Werke) findet man unter andern, wie finſter und grauſam noch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Hexerei betreffend, in Ungarn verfahren wurde.

„Da unlängſt, heißt es in einem Berichte aus Segedin, vom 26. Juli 1728 — allhier unterſchiedliche Perſonen beiderlei Geſchlechts in gefängliche Haft eingezogen worden, als iſt mit denſelben nicht nur ein ſcharfes Examen vorgenommen, ſondern auch . . . über ſie das Urtheil verbrannt zu werden, geſprochen worden. Ehe und bevor aber ſolches an ihnen vollzogen worden, hat man die Verurtheilten nach hieſigem Gebrauch zur Probe gebracht, nämlich mit zuſammengebundenen Händen und einem langen Strick um den Leib in das Waſſer gelaſſen, welche aber nach Hexenart gleich einem Pantoffelholz auf dem Waſſer geſchwommen. Nach dieſem wurden ſie ſogleich zur andern Probe gebracht, nämlich auf die Waage gelegt, um zu ſehen, wie ſchwer einer oder der andere ſey, dabei denn höchſt zu bewundern geweſen, daß ein großes und dickes Weib nicht mehr als 1 und 1/2 Quent, ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinſten war, nur 5 Quentlein, die übrigen aber durchgehends 1 Loth 3 Quentlein und noch weniger gewogen haben. Den 30. dieſes Monats wurde darauf das Urtheil an 13 Perſonen, nämlich 6 Hexenmeiſtern und 7 Hexen vollzogen, und ſie ſämtlich lebendig verbrannt, worunter auch der vorigen Jahrs geweſene, und von jedermann ſonſt geachtete Stadtrichter, ſeines Alters 82 Jahr, den Scheiterhaufen gezieret!!! Es iſt faſt nicht zu beſchreiben, wie entſetzlich dieſes Spectacul anzuſehen war; es wurden 3 Scheiterhaufen eine Stunde vor der Stadt aufgerichtet, allwo in der Mitte eines jeden ein großer Pfahl eingegraben ſtand. An dieſen Pfahl nun wurden auf einen jeden Haufen vier Maleficanten mit Stricken angebunden, alsdann eine Weibsperſon, welche den Brand noch nicht gehabt, decollirt . . . darauf wurden alle Haufen zugleich angezündet und in volle Flammen geſetzt . . . Es ſitzen noch achte in Verhaft, ſelbige ſind auch ſchon geſchwemmet und gewogen worden und halten die Hexenprobe u. ſ. w.“ —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 51. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Erſte und letzte Erklärung wegen der dem Unterzeichneten entwendeten Handſchrift. (Schluß.)

Vor meiner Abreiſe von Weimar legte ich dem Publikum in No. 42 dieſes Blattes eine einfach-wahre Erzählung der Thatſachen vor, unter welchen die Unterſchlagung eines Theils meines zweiten literariſchen Rapports an Sr. Ruſſiſch-Kaiſerliche Majeſtät, die Entdeckung dieſes Vergehens und die Unterſuchung gegen Herrn Geheime-Hofrath Luden in Jena und Genoſſen ſtatt hatte. Ich erklärte damals, daß ich den Spruch ruhig abwarten könne, in der Ueberzeugung des Unrechts meiner Gegner und des von mir bethätigten Wollens, die Sache ohne Hülfe des weltlichen Armes beizulegen.

Ich habe mich nicht getäuſcht, denn ich empfange ſo eben die Entſcheidung. Sie iſt der Schluß meiner frühern Darſtellung, und ich glaube es der Sache und mir ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, ſie hier **wörtlich** mitzutheilen.

Urtheil.

Als Uns die wider D. Ludwig Friedrich Auguſt Wieland, Lorenz Oken, D. Heinrich Luden, und mehrere zur Verantwortung gezogene Perſonen, vor dem Criminalgericht zu Weimar ergangenen und andre beigelegte Acten, in ſieben Stücken, nebſt einem Hefte der Zeitſchrift Iſis und einem nachgeſendeten gedruckten Blatte, auch einer Frage zu Abfaſſung eines rechtlichen Erkenntniſſes überſchickt worden; Demnach ſprechen Wir, Königl. Sächſiſche Schöppen zu Leipzig, darauf für Recht:

Daß D. Ludwig Friedrich Auguſt Wieland, Lorenz Oken und D. Heinrich Luden, wegen der ſich zu Schulden gebrachten Vergehungen, und zwar D. Wieland Vier Monate, D. Luden und Oken jeder Drei Monate lang mit Gefängniß zu belegen, oder erſterer um Achtzig und letztere beide jeder um Sechzig Thaler zu beſtrafen.

Würden hiernächſt Johann Friedrich Georg Mauke und Chriſtian Heinrich Wals die Richtigkeit ihres Anführens, „daß ſie und zwar Mauke" „zur Zeit des in deſſen Buchdruckerei geſchehenen „Drucks der 13. und 14. Nummer des Blatts der „Volksfreund und zur Zeit der Ablieferung der Auflage an den Herausgeber, D. Wieland" und Wals" zur „Zeit der Verſendung eben dieſer Stücke des Volksfreunds in das Ausland und deren Verkaufs in „Jena," davon, daß die öffentliche Bekanntmachung „des darinn enthaltenen franzöſiſchen Aufſatzes mit „der Aufſchrift: Extrait d'un manuscrit, intitulé „Deuxième Bulletin" écrit par Mr. Auguste de Kotzebue von Großherzogl. Regierung „unterſagt worden, keine Kenntnis gehabt haben" ſchwören; ſo iſt wider beide, nicht minder iſt wider Friedrich Juſtin Bertuch, Friedrich Alexander Bran und David Friedrich Ferdinand Lehmann theils geſtalten Sachen nach, theils in Mangel mehrern Verdachts weiter etwas nicht vorzunehmen, es ſind jedoch ſämmtliche zur Verantwortung gezogene Perſonen, die bei gegenwärtiger Unterſuchung aufgelaufenen Unkoſten, jeder zu ſeinem Antheile und ſo viel er deren verurſachet, abzuentrichten verbunden.

Im Uebrigen mag die Unterſuchung wider D. Lindner bei der Obrigkeit ſeines dermaligen Wohnorts wohl eingeleitet werden: Von Rechtswegen. Zu Urkund mit Unſerm Inſiegel verſiegelt.

Königliche Sächſiſche
Schöppen zu Leipzig.

M, April 1818.

Aufſchrift.

An
die Großherzogl. Sächſ. Landes-Regierung
zu
Weimar.

Die beigefügten „Entſcheidungsgründe" ſind zu umſtändlich für den Raum dieſer Blätter, um ſie ganz zu geben. Ich hebe daher nur die Hauptſtellen heraus, dieſe aber ebenfalls mit den Worten der Urſchrift.

Zuerſt wird in den Gründen die von Herren Luden und Oken vorgeſchützte Einrede der Inkompetenz des Gerichtsſtandes abgefertigt. Dann heißt es:

Dieweil ſo viel die Sache ſelbſt betrifft, Auguſt Friedrich Ferdinand von Kotzebue, welcher nach Inhalt der fol 1. Volum. I. Actor Regim.

befindlichen höchſten Verordnung mit Vorwiſſen und Genehmigung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs zu Sachſen — Weimar in Aufträgen des Ruſſiſch-Kaiſerl. Hofs in Weimar ſich aufhält, eidlich erhärtet hat, daß aus einem an Sr. Majeſtät den Kaiſer von Rußland in dem ihm übertragenen Geſchäfte von ihm erſtatteten Rapporte mit der Aufſchrift „Second Bulletin ꝛc. welchen er am 20ſten November 1817 in einem von dem Cancelliſt Koch in Weimar beſorgten Mundum nach Rußland abgeſchickt, ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen ein Auszug gemacht worden, welcher in den Bogen I. K. eines bei dem Induſtrie-Comtoir zu Weimar gedruckten, jedoch noch nicht erſchienenen Heftes der Zeitſchrift „Nemeſis" pag. 142 — 147 und aus dieſem bald darauf in No. 13 des in Jena herauskommenden Blattes „der Volksfreund" pag. 97 — 103 und zwar in beiden unter der Aufſchrift: „Extrait d'un manuscrit, intitulé: „Deuxième Bulletin, „écrit par Mr. Auguste de Kotzebue," abgedruckt zu befinden, dieſe Anzeige auch durch die glaubwürdig bezeugte Uebereinſtimmung des vom Denuncianten im Concepte eingereichten Rapports mit dem in die Nemeſis aufgenommenen Abdrucke ſich völlig beſtätiget hat; hiernächſt D. Heinrich Luden, als der Herausgeber der Nemeſis, die Handſchrift für die ſeinige, nach welcher in den drey Bogen I. K. L. gedachten Hefts jenes Bülletin und die demſelben theils vorausgehenden, theils nachfolgenden von ihm verfaßten Bemerkungen gedruckt worden, bei dem Verhör anerkannt und dabei eingeräumt, die auf einem ihm aus der Druckerei zur Reviſion geſchickten Bogen beſtellte Anzahl Exemplarien von gedachten drei Bogen empfangen und an Freunde und Bekannte vertheilt zu haben; ferner D. Ludwig Friedrich Auguſt Wieland, welcher den Volksfreund herausgegeben, zu dem in No. 13. 14. dieſes Blattes befindlichen Abdrucke des franzöſiſchen Bülletins und zu der beigefügten deutſchen Ueberſetzung, ſo wie zu den nachfolgenden Bemerkungen des D. Luden, ſo weit ſie aus den Bogen I. K. der Nemeſis daſelbſt abgedruckt ſind, auch den von ihm ſelbſt verfaßten Nachträgen bei dem Verhör ſich bekannt, auch daß er die dazu gebrauchten Bogen der Nemeſis I. K. auf ſein Erſuchen von D. Luden, welcher ihm beiſtimmt, erhalten, und daß von beiden Nummern des Volksfreunds eine Auflage von mehrern tauſend Exemplarien in Johann Friedrich Georg Maukens Buchdruckerei zu Jena erſchienen, welche theils durch D. Wielands Gehülfen Geißel, theils durch den Buchhändler Wals verſendet und öffentlich verkauft worden, zugeſtanden, womit die Ausſage Maukens Geißels und Wals übereinſtimmen; und nun, wenn ſchon die Verſicherung des D. Luden, es ſey ihm der Auszug des Bülletins nebſt einem anonymen Briefe in dem übergebenen Manuſcripte verſiegelt zugekommen, und zwar allem Vermuthen nach durch D. Lindner zu Weimar, welcher ihn eines Tags in Jena beſucht und ihm etwas intereſſantes, was ihn, D. Luden, betreffe, aus den geheimen Bülletins des von Kotzebue zu ſchicken verſprochen habe, völligen Glauben verdient, da die von ihm übergebene Handſchrift mit andern von Großherzoglicher Landesdirection mitgetheilten handſchriftlichen Aufſätzen des D. Lindner durch hierzu vereidete Sachverſtändige verglichen und mit ſelbigen für eine und eben dieſelbe Handſchrift erklärt worden, und da über die Art und Weiſe, wie D. Lindner zum Beſitz des Bülletins gelangt ſeyn kann, die Ausſage des Canzelliſten Koch, daß D. Lindner, welcher bis zu deſſen noch im verwichenen Jahre erfolgter Entfernung aus Weimar mit ihm in einem Hauſe gewohnt, ihm eines Tags auf ſein Verlangen eine ſchwer zu leſende Stelle des von ihm mundirten Kotzebueſchen Concepts erläutert, hierbey ihn um Mittheilung des Manuſcripts erſucht, und ſolches auf eine kurze Zeit an ſich genommen habe, hinreichenden Aufſchluß giebt, deſſen Richtigkeit durch die dem 93ſten Stücke des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen eingerückte öffentliche Erklärung des D. Lindner noch mehr beſtätigt, auch von dem von Kotzebue nicht bezweifelt worden iſt, demnach beide, D. Luden und D. Wieland durch die eingeräumte öffentliche Bekanntmachung eines von einem Geſchäftsträger eines auswärtigen Souverains an ſeinen hohen Committenden erſtatteten geheimen Rapports nicht nur eine an ſich widerrechtliche Beeinträchtigung fremden Eigenthums, ſondern auch und vornehmlich eine öffentliche Verletzung der ſchuldigen Ehrerbietung gegen das Oberhaupt eines fremden Staats ſich zu Schulden kommen laſſen, welche durch das Anführen des D. Luden, wie er daran gezweifelt, daß das Bülletin von dem von Kotzebue geſchrieben und noch weniger glauben können, daß es an die allerhöchſte Perſon des Kaiſers von Rußland gerichtet geweſen, nicht gemindert werden kann, da die in dem dem Abdrucke ſelbſt vorausgeſchickten anonymen Schreiben, über deſſen Verfaſſer aber D. Luden nach dem Obigen nicht zweifelhaft geweſen, im Anfange und am Schluſſe vorkommenden Stellen, „Herr von Kotzebue ſchicke Berichte ab unter dem Namen Bulletins“ und zwar wolle ihm Vorſicht bei dem Gebrauche des überſchickten Auszugs empfehlen,“ welche in dem bei den Acten befindlichen Original-Schreiben des D. Lindner fehlen, ferner die gleich darauf pag. 141 gezeigte Kenntniß eines über den Zweck des Aufenthalts des von Kotzebue in Deutſchland angeblich verbreiteten Gerüchts, vornämlich aber die in den nachfolgenden Bemerkungen pag. 147 — 166 gewählte Art und Weiſe der Darſtellung der Gründe, aus welchen die Freunde des D. Luden das Bülletin für ächt gehalten, und deren ſcheinbarer Widerlegung, die Ueberzeugung des Verfaſſers von der Aechtheit des Rapports und das Beſtreben, ſie den Leſern mitzutheilen, hinlänglich außer Zweifel ſetzen, hingegen die in der Eingabe vorgewendete Unbekanntſchaft mit der angeführten Qualität des von Kotzebue theils nach dem Vorausgeſchickten nicht glaublich, theils in Betracht der Gelegenheit hierüber Erkundigung einzuziehen, nur wenig erhebliches darbieten würde, eben ſo wenig auch die vom D. Wieland gebrauchte Entſchuldigung, wie er den nochmaligen Abdruck eines ſchon anderwärts gedruckten Aufſatzes für erlaubt gehalten habe, geeignet iſt, den Vorwurf der hauptſächlich durch den Volksfreund bewirkten Verbreitung des Rapports in Deutſchland von ihm abzulehnen, zumal er die Hemmung des Drucks deſſelben in Weimar erfahren hatte, wie er geſtändig und deſſen in No. 14 des Volksfreunds im Eingange ſelbſt Erwähnung gethan, wogegen das Anführen, daß nach ſeinem Dafürhalten dieſe Hemmung durch einen bloſen Civilanſpruch des von Kotzebue veranlaßt worden, ihm um ſo weniger zu Statten kommt, je weniger ihm die Berückſichtigung der außer dem Civilpuncte zugleich einſchlagenden beſondern Verhältniſſe entgehen können und ſollen; weiter Lorenz Oken zugeſtanden, daß er in dem den Acten beygelegten Hefte der von ihm herausgegebenen „Isis“ die Bemerkungen des D. Luden über das Bülletin des von Kotzebue ebenfals aus der Nemeſis abdrucken laſſen, und annoch eigne Zuſätze pag. 204. 214. 215. hinzugethan, ſo wie, daß die von dieſem Hefte veranſtaltete Auflage, bis auf wenige am 24. Januar bei ihm und dem Buchdrucker Bran in Beſchlag genommene Exemplarien verſendet und abgeſetzt worden, folglich derſelbe, ob er gleich den beabſichtigten nochmaligen Abdruck des Bülletins ſelbſt nicht zur Ausführung gebracht, als welches durch die unter dem 15ten Januar an die academiſchen Syndicatsgerichte zu Jena ergangene hohe Verordnung hintertrieben worden, dennoch einer gleich unbefugten Mitwirkung zur allgemeinen Bekanntmachung der Exiſtenz eines Rapports von dem angegebenen Inhalte und Zwecke ſich ſchuldig gemacht hat; im übrigen der von D. Luden dem Denuncianten gemachte Vorwurf gehäſſiger Entſtellung freimüthiger jedoch unverfänglicher öffentlicher Urtheile über auswärtige Regierungen und deren politiſche Handlungen, dafern er auch gegründet ſeyn ſollte, die gewählte widerrechtliche Art der Selbſtvertheidigung zu rechtfertigen nicht vermöchte;

anlangend ſodann die dem D. Wieland und genannten Oken zugleich zur Laſt gelegte Hintanſetzung ergangener hoher Verbote, ſelbige ſich dadurch bewährt, daß zufolge höchſten Befehls nicht blos in der Verlagshandlung der Nemeſis zu Weimar, das Fortdrucken und Ausgeben des mit Arreſt belegten Hefts am 12ten Januar, proviſoriſch inhibirt, ſondern auch mittelſt Reſcripts vom 15ten Januar ſo wie dem D. Luden jede weitere Kundmachung des fraglichen Aufſatzes, ſo auch genanntem Oken insbeſondere die vorgehabte öffentliche Bekanntmachung deſſelben in der Isis, woran zu eben dieſer Zeit gedruckt wurde, durch die academiſchen Syndicatsgerichte zu Jena unterſagt worden, gleichwohl letzterer nicht abredig, nach dieſem Verbote den Abdruck der Bemerkungen des D Luden aus der Nemeſis veranſtaltet und ſie mit eigenen Zuſätzen begleitet zu haben, nicht minder D. Wieland bekennt, das Gerücht einer Hemmung des Abdrucks in Weimar durch ein ergangenes Verbot vernommen zu haben, hingegen das Anführen Okens, wie er durch Weglaſſung des franzöſiſchen Bülletins dem erlaſſenen Verbote Gnüge zu thun geglaubt und D. Wielands, wie er durch ein in einer bloſen Civilſache und nicht an ihn ſelbſt ergangenes Verbot ſich nicht für verpflichtet gehalten habe, den Vorwurf gefliſſentlicher Umgehung höchſter Anordnungen von ihnen beiden abzuwenden nicht vermag, vielmehr das unbedachte Beharren D. Wielands bei den im Volksfreunde No. 14 pag. 111 vorkommenden irrigen rechtlichen Anſichten, und die im Volksfreunde pag. 111 bezeigte Freude über die Verborgenheit des Einſenders des Bülletins, welche er mit einem bey dieſem Gegenſtande ſeinerſeits ungeziemenden Scherze zu beſchönigen geſucht, ingleichen was Oken betrift, das in der Isis pag. 204 erſichtliche Beſtreben, die Leſer gegen ein auf allgemein kundigen Rechtsgründen beruhendes hohes Verbot einzunehmen, und ſogar die ausdrückliche Hinweiſung der Leſer auf den Volksfreund, als worinn das Bülletin bereits in alle

Welt verſandt worden ſey, den Mangel ſchuldiger Achtung gegen Geſetze und Gebote des Staats und die Geneigtheit, ſich den ſtaatsbürgerlichen Obliegenheiten zu entziehen, ſofern ſie mit dem Wirkungskreiſe des Schriftſtellers collidiren, um ſoviel weniger verkennen laſſen;

ſolchemnach vorgenannte drey Perſonen eine ihren Vergehungen angemeſſene Strafe, bei deren Beſtimmung auch die übrigen vielfachen Verunglimpfungen des von Kotzebue nicht außer Acht zu laſſen, verwirkt haben;

So iſt von Uns geſprochenermaaßen billig erkannt.

Für die Richtigkeit der Abſchrift bürgt,
Weimar, 3. Mai 1818.
Der Criminalgerichtsactuar Anton Szén.

Wovon ſich alſo die Herrn Profeſſoren und Doctoren nicht überzeugen wollten, daß ſie unrechtlich handelten in dieſer Sache, die ſie zu meinem Schaden bekannt zu machen ſtrebten und es blos zu dem ihrigen thaten, das erfahren ſie nun durch dieſen förmlichen Richterſpruch, verfaßt von einem der berühmteſten Spruchkollegien Deutſchlands, auf einem der berühmteſten Muſen-Sitze, von Männern die keine Verbindung mit dem Lande haben, wo verbrochen wurde, als das allgemeine Vaterland und die Pflicht, in ihm heilige Rechte des Eigenthums und Nahmens vor den verbrecheriſchen Eingriffen einer wüthigen Parthei zu ſchützen, und dieſe an die „Ehrerbietung“ zu erinnern, welche ſie „dem Oberhaupte eines Staates ſchuldig ſind,“ dem das geſammte Deutſchland in den Jahren der Befreiung ſo viel dankt, die ſie aber „verletzten.“ Dieſer Parthei wird ſonach jetzt wenigſtens der armſelige Behelf fehlen, die ſeichten und frechen Kriticken wiederhohlen zu können, womit ſie gegen frühere rechtliche Erkenntniſſe hervor getreten iſt. Denn ich möchte doch wiſſen, wie ſie auch dem Schöppenſtuhl in Leipzig in einer Sache Befangenheit andichten wollte, welche dieſe Richter objectiv wie ſubjectiv nicht intereſſiren konnte, die in einem andern Staate ſich ereignete.

Ich aber freue mich, daß ich mich in No. 42 nicht irrte, wenn ich das Benehmen der nun belehrten Herren für „ſtrafbar“ hielt und daß mir die Stelle des Urtheils, wo es heißt:

> „Bei Beſtimmung der Strafe ſeyen auch die vielfachen Verunglimpfungen gegen den von Kotzebue nicht außer Acht gelaſſen worden“

eine öffentliche Genugthuung giebt, die ich zu ſuchen mich nicht bemüht hatte.

Ich zweifle übrigens nicht an Berufungen und andern Verſuchen der Herren, dieſe Entſcheidung gleich der Okenſchen, zu verziehen; wie es aber auch komme, die im Urtheile ausgeſprochenen Rechts-Grundſätze bleiben deshalb feſt, und daß ſie nicht der Allgemeinheit entzogen würden, deshalb gebe ich ſie in dieſer Sache, wo ich keine Appellation nöthig habe, dem Publicum, auf das ich mich berufe, und das nebſt meinem Innern mir die höchſte Inſtanz iſt.

Rede und Gegenrede.

(Beſchluß.)

„Die Hauptſache aber iſt“ (ſo fährt der Freund fort) „die Fürſten haben feierlichſt, in der Noth, ihren Völkern ſolche conſtitutionelle Verfaſſungen verſprochen — ſiehe die Bundesacte — nun halte ich noch am alten Glauben: ein ehrlicher Mann hält ſein Wort. Darauf beruht der ganze Kredit und Vertrauen eines Privatmannes, und eben ſo eines Königs und Staats. Gott verhüte, daß die Fürſten nicht wortbrüchig werden, das rächt ſich furchtbar.“

Gegenrede: Gut, die Fürſten haben verſprochen; haben auch zum Theil ſchon angefangen, Wort zu halten, und diejenigen, die es noch nicht thaten, haben wenigſtens nicht widerrufen, ſondern vielmehr durch manche Aeußerungen bewieſen, daß ſie bedächtige Vorſchritte zu thun, noch immer geſonnen ſind. Kann der wackere Freund denn wohl die Art und Weiſe billigen, mit welcher unſere Zeitungs- und Pamphlet-Schreiber ſie unaufhörlich daran erinnern! Sind Bitterkeiten und Beiſſigkeiten der Weg zum Herzen? oder auch nur zum Verſtande? — Wohl mag man den König hier mit dem Privatmann vergleichen. Geſetzt, der Freund habe ſeinen Kindern etwas verſprochen, deſſen Ausführung er längere Zeit vorbereiten zu müſſen glaubte, würde es ihm gutes Blut machen, wenn auf allen ſeinen Tritten und Schritten ſeine Kinder ihn mit bitterer Naſeweisheit daran erinnerten? — Fürwahr, die unberufenen Erinnerer ſind ſelbſt Schuld daran, daß wir noch nicht weiter ſind; denn ihre Sprache erwecket zum wenigſten Unluſt, und ein Geſchäft, wobei man alte, wohlhergebrachte Rechte freiwillig aufgeben ſoll, muß mit Luſt betrieben werden. —

„Endlich noch ein hieher gehöriges Wort über die Unzufriedenheit der Völker, die ein

Hauptgrund des Geſchreies nach Conſtitutionen iſt. — Du kennſt mich, ich bin kein böſer Menſch, nicht ehr- noch geldſüchtig, überhaupt nicht ſelbſtſüchtig, liebe Ruhe, Friede, Sitte und Frömmigkeit; ich ſelbſt will gar nichts, ſondern nur das Wohl der Menſchheit. Kurz, ich bin der gerade Gegenſatz eines Jacobiners.“ —

(Eine Character-Schilderung, die wir und mit uns Alle, die den Freund kennen, aus vollem Herzen bekräftigen müſſen.) — „und dennoch muß dieſer Ich dir ſagen: daß er tiefen Kummer und Grimm im Herzen trägt, weil die armen Deutſchen ſo guten Grund haben, unzufrieden zu ſeyn, und weil ſie ſo wenig durch ihren Kampf und Sieg gewonnen haben.“

Gegenrede: Wir zweifeln an der Unzufriedenheit des Volks; wir ſehen und hören blos die Unzufriedenheit einiger mehr Gebildeten, und daher auch mehr Begehrlichen im Volke. Wir zweifeln, daß das Volk glaube, durch ſeinen Kampf und Sieg wenig gewonnen zu haben. Man frage nur den Erſten Beſten aus dem Volke (wenn er noch nicht bearbeitet iſt) was er gewonnen zu haben glaubt? er wird über die Frage lächeln und antworten: wir ſind vom franzöſiſchen Joche, und von allen den Gräueln, die es nach ſich zog, frei geworden. Dieſer Gräuel waren ſo unendlich viele, und ſie ſind noch in ſo friſchem Andenken, daß wir ſie wohl nicht aufzuzählen brauchen. —

„Auch ich bin der vollen Ueberzeugung, daß durch unſere glorreichen Siege, durch die Opfer unſers theuerſten Blutes, Niemand gewonnen hat als — die Edelleute, die Jeſuiten mit der heiligen Inquiſition und die barbariſchen Seeräuber. Dieſe allein ſind durch uns frei geworden, und dürfen wieder treiben, was ſie wollen, was ſie unter Napoleons Herrſchaft nicht durften.“ (Wehe, wenn das auch nur halb wahr iſt.) —

„Auch die Franzoſen und Engländer haben durch unſere Siege unendlich gewonnen. Erſtern haben wir eine conſtitutionelle Verfaſſung erkämpft, denn wie ordentlich geht es jetzt da zu — (?) — nicht einmal das ſchlechte Concordat mit dem Pabſte kann in Kraft treten, weil die Repräſentation dagegen iſt; da hingegen die Baiern ſich gutwillig das Seil des Pabſtes über den Kopf müſſen werfen laſſen, weil ſie keine Conſtitution und Repräſentation haben.“ — (Wir enthalten uns hier der Gegenrede, weil wir den Nutzen der Conſtitution in dieſem Falle als wahr erkennen. Es iſt aber nur ein einzelner Fall, dem man nicht minder wichtige Fälle entgegenſtellen könnte, wo der Nutzen der monarchiſchen Verfaſſung überwiegend ſeyn würde. Daß es übrigens bei den Franzoſen nicht ſo gar ordentlich zugeht, beweißt das ſchon angeführte Beiſpiel vom Elſaſſer Tranſito.) —

„Und nun vollends die Engländer! die haben wir durch unſere Siege zu Herren der Welt gemacht, und ſie völlig an die Stelle Napoleons geſetzt. Ja, ſie treiben es noch weiter. Nicht blos in diplomatiſchen Künſten und Schändlichkeiten, in tiefer Verachtung aller Völker außer ſich; ſondern durch ihren fortdauernden Waaren-Krieg — das iſt, durch das ſyſtematiſche Verſchleudern ihrer Waaren und die Occupation unſerer Hauptflüſſe und Küſten — machen ſie Deutſchland ſich tributair mit jedem Stück Zucker, ſaugen das Mark aus unſern Ländern, zerſtören alle unſere Fabriken, die unter Napoleons Continentalſyſtem blühten, und erzeugen unbeſchreibliche Noth und Verarmung unter den geringern Volks-Claſſen, die eigentlich die Majorität der Nation ſind, da unter Napoleon nur die Kaufleute, die Minorität, verarmten.“

Gegen alles das haben wir nichts zu ſagen; nur ſehen wir nicht recht ein, wie eine Conſtitution da Hülfe ſchaffen könnte. Ferner glauben wir, daß den Fürſten und ihren Miniſtern alle jene Bemerkungen des Freundes auch nicht entgangen ſind; und haben ſie ſie würklich gemacht, (wie ſich wohl mit Gewißheit vorausſetzen läßt) ſo iſt auch kein Zweifel, daß ſie auf Abhülfe denken; denn welcher Fürſt wird nicht lieber ein wohlhabendes, als ein verarmtes Volk beherrſchen? Die Mittel zur Abhülfe mögen aber nicht leicht zu finden ſeyn, der Krebsſchaden hat zu tief um ſich gefreſſen. —

„Ach theurer Freund! glaube mir, das iſt mein tiefſter Kummer, der mir zeither die Freude des Lebens verbittert hat, daß die armen Völker ſo gar nichts zum Lohne haben! daß ſo gar nichts zur wahren Verbeſſerung geſchehen iſt! ja, daß man es ihnen nicht verdenken könnte, wenn ſie Napoleon zurückwünſchten. (!) Denn — laß uns durchgehn — was war es, das ſie ſo ſehr drückte, daß es ihnen zuletzt unerträglich wurde? und laß uns nachſehn, was davon gebeſſert worden? — Das Continental-Syſtem? Das haben wir durch die Engländer von der See her, und noch weit drückender und zerſtörender, wieder erhalten. — Die Conſcription? Die haben wir behalten; nur daß ſie dadurch weit drückender geworden iſt, daß nicht mehr, wie bei Napoleon, Jeder ohne

Unterſchied des Standes zu den höchſten militäriſchen Ehrenſtellen gelangen kann. Alſo haben wir nur den Druck behalten, aber nicht den Troſt. — Die *Abgaben*? ſie ſind geblieben, wie ſie waren; nicht die mindeſte Erleichterung iſt darin den Völkern geworden. — Die *Unterdrückung der Geiſtes- und Denkfreiheit*? Die fängt man an, jetzt überall wieder einzuführen. Die Cenſur in Berlin iſt jetzt ſtrenger als vor dem Kriege. Die *Deſpotie und Büreaucratie*? ſie wird ganz auf franzöſiſchem Fuß fortgeſetzt. Der Stolz und die Herrſchſucht des Adels tritt an die Stelle des franzöſiſchen, und wird mit jedem Tage unleidlicher. Ja, die ſchlimmſte von allen, die hierarchiſche Deſpotie, wird wieder auf den Thron geſetzt. — Die *Lüge*? die *Schlechtigkeit*? die *diplomatiſche Unredlichkeit*? — ach! ganz dieſelbe! ja, manche Kabinette haben bei dem Wiener Congreß darin Napoleon völlig erreicht!"

Gegenrede: Dieß Gemälde iſt ſehr grell, und da es aus dem redlichſten Pinſel gefloſſen iſt, ſo müſſen wohl viele Züge deſſelben wahr ſeyn, wenn ſie auch durch ein angelaufenes Glas gezeichnet worden. Wir haben mit Fleiß kein Wort, auch das härteſte nicht weglaſſen mögen, denn es iſt nöthig, daß die Machthaber erfahren, daß nicht blos feile Schreier, ſondern auch die hochachtungswürdigſten Männer gewiſſe Dinge rügen; und ſolche *Rügen*, die aus dem edelſten Herzen fließen, werden nach dem Begriffe, den *wir* uns von unſern Fürſten machen, gewiß nicht überhört werden, auch keinen Unwillen erregen. Was übertrieben in jener Schilderung iſt, wird der Unterrichtete wohl herausfinden und beſeitigen. So z. B. iſt unſers Wiſſens die Bahn zu den höchſten militairiſchen Ehrenſtellen jetzt auch jedem Bürgerlichen eröffnet. Die Klage über die Nichtverminderung der Abgaben iſt vielleicht noch zu früh, weil die, *ohne deutſche Schuld*, zerrütteten Finanzen ſie noch nicht erlaubt haben. Die Unterdrückung der Geiſtes- und Denkfreiheit — wenn ſie exiſtirt — wird wohl nur durch die Furcht vor der Preßfrechheit veranlaßt. Mögen nur die Schriftſteller aufhören *frech* zu ſeyn, mögen ſie nur ſo *ſchreiben*, als ob ſie vor den Fürſten ſelbſt ſtünden und ihnen mündlich, wenn auch mit größter Freimüthigkeit, alle Mängel aufdeckten; ſo wird man bald ſehen, daß ein gutes Wort auch eine gute Statt findet. Die diplomatiſche Unredlichkeit findet hoffentlich ihr Grab in dem heiligen Bunde. Kurz, ſo arg iſt es wohl nicht, als der Freund es macht. Und *wäre* es wirklich ſo arg, *könnten* und *müßten* wir uns davon überzeugen, warlich! wir würden mit aller Kraft der Feder, die uns etwa verliehen iſt, unſere eigenen, bisher vertheidigten Grundſätze feurig bekämpfen; denn nicht um Rechthaberei, ſondern um das Glück der Fürſten und der Völker iſt es uns eben ſo redlich zu thun, als dem Freunde.

Wir wollen zum Schluß nur noch des Freundes Meinung über *Preßfreiheit* anführen: „du ſagſt, du habeſt ſie in Schutz genommen, und nur die Preßfrechheit verhüten wollen? — Aber, Lieber, das ſagen alle Cenſoren, und davon iſt eben die Rede, daß Niemand das Recht habe, zu entſcheiden, was Preßfrechheit iſt; denn wie willſt du den Mißbrauch dieſes Rechts und den Eingriff der Willkühr verhüten?"

Gegenrede: Es ſcheint uns ein falſcher Grundſatz, daß Niemand das Recht haben ſoll, *vorher* zu entſcheiden, *was* Preßfrechheit iſt. Wenn ein Menſch auf der Straße mit Koth nach uns werfen will, ſo hat die Polizei ſchon *vorher* das Recht, es zu verhindern, und ihm in den ſchon aufgehobenen Arm zu fallen. Warum ſoll denn die Ehre eines Staatsbürgers weniger geſchützt werden, als ſein Rock? für dieſen giebt es allerhand Fleckkugeln, für die einmal befleckte Ehre aber nicht; ſo ein Kothwurf hinterläßt immer Spuren. Iſt der Mißbrauch jenes Rechts und der Eingriff der Willkuhr nicht ganz zu verhüten, ſo iſt das, nach unſerer Meinung, ein geringeres Uebel, als der Mißbrauch der Preſſe, der auch nicht zu verhüten iſt. —

„Du haſt dazu einen recht gut gemeinten Plan entworfen, aber, ich bitte dich, die Sache liegt ja wieder in den Händen der Regierung, und du würdeſt bald ſehen, *wer* die Gelehrten *mit* Preßfreiheit ſeyn würden. Zuverläſſig blos Herren im Sinn und im Solde der Regierung, und was wäre denn da gewonnen? Ja ich möchte faſt fürchten, es gäbe einen neuen Orden, einen *Preßorden*."

Gegenrede: Wir können uns durchaus nicht an die Vorſtellung gewöhnen, daß alles, was von der *Regierung* ausgeht, immer darauf berechnet ſey, das Gute zu hemmen und zu unterdrücken. Wir können uns die Regierung nur als eine *ſchützende*, nicht als eine *feindſelige* Macht denken, und begreifen nicht, warum ſo viele Schriftſteller, ja ſelbſt der wackere Freund, ihr immer ſo argwöhniſch gerüſtet gegenüber treten. Kann man bei ſo beleidigendem Mißtrauen es den Regierungen wohl verdenken, wenn ſie gleichfalls mißtrauiſch werden? Immer ſetzen die Unterthanen feindliche Geſinnungen bei ihnen voraus, ſie aber ſollen bei den Unterthanen immer reine Geſinnungen vorausſetzen. Iſt das billig? — Vertrauen darf die Regierung fodern, kindliches Vertrauen, und nur das Unglück des ganzen Landes, nicht die unbefriedigten Wünſche Einzelner, können beweiſen, daß ſie dieſes Vertrauen täuſchte. —

„Abusus non tollit usum. Daß einmal gedruckt einige Lügen verbreitet, einige ehrliche Leute geſchimpft und verleumdet, pöbelhafte Dinge geſagt werden — was ſchadet das? Lügen und Verleumdungen können beſtraft werden; Grobheiten und Gemeinheiten werden verachtet, denn ſie fallen von ſelbſt auf den Verfaſſer zurück; der Nachtheil des Einzelnen kommt nicht in Betracht, wo das Ganze gewinnt, und das Gute iſt ſtärker als das Böſe, die Wahrheit ſtärker als die Lüge. Jene ſiegt doch, ſonſt ſtünde die Welt ſchon längſt nicht mehr, und der neueſte Sturz des allmächtigen Napoleoniſchen Reichs bezeugt es von neuem. — Iſt es nicht der freie Gedankenverkehr, der die großen Fortſchritte der neuern Zeit in den Wiſſenſchaften, den Sieg der Wahrheit in ihnen und in der Religion möglich gemacht hat? und der es unmöglich macht, daß je wieder Aberglaube und Pfafferei unſern Geiſt feſſeln? und wir ſollen uns dieſes heilige, dieſes einzige Schutzmittel gegen die politiſchen Feſſeln rauben laſſen? — Nimmermehr! Das kann mein Freund unmöglich wollen.“

Gegenrede: Nein, wahrhaftig, das will er nicht! Aber uns dünket, der Freund ſey in einem Irrthum befangen, den ſogar ſeine eigenen Behauptungen beweiſen. Denn wenn es wahr iſt, daß der freie Gedankenverkehr uns ſo herrliche Siege errungen hat, (und freilich iſt es wahr) ſo muß doch wohl, trotz mangelnder unbeſchränkter Preßfreiheit, dieſer freie Gedankenverkehr nicht gehemmt worden ſeyn? Eben unſere Fortſchritte in den Wiſſenſchaften u. ſ. w. beweiſen ja unwiderſprechlich, daß die Bekanntmachung alles nützlichen und guten nicht gehindert worden iſt. Folglich können die Regierungen gerade dieſen Grund für ſich anführen. Sie können ſagen: zeigt uns doch eine nützliche Wahrheit die wir unterdrückt; wir hingegen können euch deren hundert zeigen, die wir befördert haben. Hat hie und da ein Cenſor ſich etwas albernes oder willkührliches erlaubt, ſo gilt das Sprüchlein abusus non tollit usum auch für uns. Und wenn ihr ſprecht: was ſchadet es, wenn einmal Lügen verbreitet werden? ſo antworten wir: es ſchadet oft gar viel. Und wenn ihr behauptet: das Gute ſey ſtärker als das Böſe, die Wahrheit ſtärker als die Lüge; ſo behaupten wir: dem iſt nicht alſo. Ja, am Ende mag die Wahrheit wohl immer ſiegen, aber wo iſt das Ende? es kann viertel und halbe Jahrhunderte entfernt ſeyn, und das Napoleoniſche Lügenreich würde jetzt noch exiſtiren, wenn Napoleon nicht nach Rußland gegangen wäre. — Kurz, es müßte bewieſen werden, daß wir unbeſchränkte Preßfreiheit gehabt und verlohren haben, wenn des Freundes Gründe beweiſend ſeyn ſollten.

„Und, mein Freund, vergiß nicht, daß die Franzoſen dieſe Preßfreiheit haben, daß wir ſelbſt ſie ihnen durch unſer Blut erkämpft haben — und wir, die treuen Kämpfer, die ruhigere, gehorſamere Nation, ſollten den erkämpften Schatz dem Feinde laſſen, ſelbſt aber dieſes edlen Lohnes für unwürdig oder unfähig erkannt werden? So weit, hoffe ich, ſoll es mit den Deutſchen nicht kommen. Das wäre eine tiefere Erniedrigung wie zu Napoleons Zeiten, und könnte ähnliche Folgen haben.“

Nun wohl, wenn würklich Männer, wie dieſer Freund, die unbeſchränkte Preßfreiheit für unentbehrlich halten, ſo wünſchen auch wir, daß ein Verſuch damit gemacht werde, und wenn dieſer Verſuch heilbringend ausfällt, ſo werden wir gern die erſten ſeyn, dieſen Irrthum zu bekennen, und ſo den Schluß des Briefes zu verdienen, den wir aus mancher Urſache uns nicht entbrechen können, noch hieher zu ſetzen:

„Ich hoffe, wenigſtens den Hauptzweck erreicht zu haben, dir zu bezeugen, daß ich dich liebe, und daß ich dich von neuem ſchätzen und hochachten gelernt habe; trotz dem, daß ich noch immer glaube, daß du in deiner Anſicht irreſt, aber gewiß hoffe, daß ein Gemüth wie das Deinige zur wahren Anſicht kommen werde.“

So ſpricht ein edler, von ganz Deutſchland verehrter Mann, der ſeit einem halben Jahrhundert des Herausgebers Freund iſt, und der auch jetzt, trotz Verſchiedenheit der Meinungen, das Gemüth ſeines alten Freundes von dem Kopfe trennt, den er im Irrthum befangen glaubt. Welche Lehren für die Partheiwütigen! und welch ein Troſt für den Herausgeber bei allen den pöbelhaften Gemeinheiten, mit welchen man ihn überſchüttet, und bei allen den nichtswürdigen Andichtungen, durch welche man ſeinen Character zu verſchwärzen ſtrebt.

Habe Dank, geliebter Freund! du ſollſt des Gefährten deiner Kindheit, deiner Jugend und deiner männlichen Jahre dich nie zu ſchämen haben, und wenn es dem Troß der bübiſchen Verläumder gelingt, ihm die Herzen derer zu entfremden, die ihn nicht kennen; ſo wird er an deinen Buſen flüchten, denn du kennſt das Herz, das in dem ſeinigen ſchlägt.

Laou-seng-urh.

Das iſt chineſiſch, und heißt zu deutſch: der Alte der einen Sohn erlangt, und iſt ein chineſiſches Drama, welches von Davis in's engliſche kürzlich überſetzt worden. Bis jetzt kannte man nichts weiter vom chineſiſchen Theater, als die Waiſe aus dem Hauſe Tſchao, welche der Pater Premare aus einer Sammlung von 100 Stücken in's franzöſiſche überſetzte und Voltaire für die Bühne bearbeitete, aber ſo bearbeitete, daß ſein Trauerſpiel am Ende mit dem Original nicht viel mehr als den Titel gemein hatte. Jenes Original war aber auch bei weitem nicht das beſte und regelmäßigſte Stück in der Sammlung, und Laou-seng-urh iſt weit vorzüglicher. Davis, ein Sohn des Directors der oſtindiſchen Compagnie zu Canton, hat ſich bereits durch Ueberſetzung eines kleinen Romans, San — ju — lo vortheilhaft bekannt gemacht. Er hebt an mit einem Blick auf das chineſiſche Drama und die Bühne der Chineſen überhaupt. Die letztere verurſacht wenig Koſten. Man pflanzt einige Stangen von Bambusrohr in den Boden, die in einer Höhe von 6 bis 7 Fuß ein Dach von Matten tragen; gemahlte Leinwand umſchließt die Bühne von drei Seiten, und vor der vierten offenen ſtehen die Zuſchauer. Verwandlungen geſchehen nie. Ein Feldherr wird befehligt, ſich nach einer entfernten Provinz zu begeben; er beſteigt einen Stecken, klatſcht mit einer Peitſche, oder nimmt einen Zaum in die Hand, ſpringt beim Schall von Trommeln und Trompeten drei oder viermal auf der Bühne herum, ſteht dann plötzlich ſtill, und verkündigt den Zuſchauern, er ſey nun dort angekommen. Will man eine zu beſtürmende Stadt vorſtellen, ſo legen ſich drei oder vier Soldaten aufeinander, und das bedeutet eine Mauer u. ſ. w. Das iſt freilich lächerlich, aber Davis geſteht doch, daß das Sceniſche der Kunſt vor 200 Jahren in England noch nicht viel beſſer war. Ein gewiſſer Inigo Jones ſoll zuerſt zu Oxford im Jahr 1605 die zu verwandelnden Couliſſen eingeführt haben.

Wenn der Hof in Peking reſidirt, ſoll es mehrere hundert Schauſpieler-Geſellſchaften dort geben, die außerdem in den Provinzen herum reiſen. Jede beſteht aus 8 oder 10 Perſonen, die ganz eigentlich die Sklaven des Directors ſind. Sie reiſen in bedeckten Barken längs der Flüſſe und Kanäle, an welchen die großen Städte liegen. Auf dieſen Barken wohnen ſie und halten ihre Proben, und ſtudiren ihre Rollen ein. Seitdem der Kaiſer Kien-long, allen Geſetzen zum Trotz, eine Schauſpielerin geheirathet hat, müſſen die Frauenzimmer-Rollen von Männern geſpielt werden. Kaiſer, Kaiſerinnen, Prinzen, Miniſter und Feldherren darf der Schauſpieldichter nicht auf die Bühne bringen. Dieſe Verordnung wird aber oft übertreten. Merkwürdig iſt, daß, je vornehmer die Zuſchauer, je kindiſcher die Schauſpiele ſind. Bei Hofe ſieht man Gaukler, Seiltänzer und Marionetten am liebſten, ſo wie man zu den Zeiten der Königin Anna in England am liebſten in die puppet-shows ging, und es dem großen Haufen überließ, die Trauerſpiele von Shakespear und Otway zu applaudiren.

Nicht zu billigen iſt, daß Davis in ſeiner Ueberſetzung Alles, was ihm langweilig oder unſittlich geſchienen, weggelaſſen, wodurch das Werk zwar faſt um ein Drittel verkürzt worden, aber auch einen Theil ſeiner National-Phyſiognomie verlohren hat. Hier der Plan des Stücks:

Ein 60 Jahr alter, durch unerlaubten Handel reich gewordener Mann hat Gewiſſensbiſſe, und ſieht die Strafe des Himmels in der Entbehrung eines Sohnes. Seine Frau zählt auch ſchon 58 Jahr. Eine einzige Tochter iſt verheirathet. Ein Brudersſohn trägt zwar ſeinen Namen, wird aber von der ganzen Familie, beſonders von dem Eidam des Alten verfolgt, weil man fürchtet, er werde zum Erben eingeſetzt werden Auf Anſtiften der Frau wird er aus dem Hauſe geſtoßen, und ſelbſt von einer Summe Geldes, die ihm der Alte noch zahlen läßt, ſtiehlt ihm der Eidam einen Theil. Dieſem letztern übergiebt nun der Alte ſeine Schlüſſel, läßt ihn das ganze Vermögen verwalten, und Alle ſind zufrieden, nur der Neffe nicht, der im Elend lebt.

Der Alte geht aufs Land, unterrichtet zuvor ſeine Gattin, daß eine andere ſeiner Frauen bald werde entbunden werden, und empfiehlt ihr angelegentlich, ihn ſogleich von dem Geſchlecht des Kindes zu benachrichtigen. Alles das macht den Inhalt eines Prologs oder Vorſpiels aus, in welchem der Dialog lebendig und natürlich iſt, die ſchmutzigen Charactere der Hausfrau und des Eidams gut gezeichnet ſind, und die Freude des Alten, über den Sohn, den er zu erhalten hofft, und die Ungeduld der Frau, die dieſe Freude gar nicht theilt, ächt komiſche Züge liefern. (Beſchluß folgt.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 52. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Eine Reiſe der Naſe nach.

Zweiter Brief. (d. 28. April) Ich werde mich wohl hüten, liebe Freundin, Ihnen die Merkwürdigkeiten von Frankfurt aufzuzählen; die können Sie in hundert Büchern finden. Erwähnen will ich nur, daß Frankfurt, beſonders von außen, eine allerliebſte Phyſiognomie hat; ſo freundlich, ſo gaſtlich, ſo wohlhäbig — (vermuthlich ein Frankfurter Wort, weil Göthe es braucht) — und dabei ſo jugendlich — man ſieht der geputzten Dame ihre tauſend Jahre gar nicht an; ſie hat den alten, aus Wällen und Gräben zuſammen genähten Rock ausgezogen und ſtatt deſſen einen grünen Gürtel um den Leib geſchlungen, (wie ihre jüngere Schweſter die Frau Leipzig,) der beſonders jetzt gar anmuthig ins Auge fällt, weil er mit einer unendlichen Menge von duftenden Blüten geſtickt iſt. Die niedlichſten Landhäuſer im neuſten Geſchmack, mitten in reizenden Gärten erbaut, dienen der Dame zum Mantel, und ſo kokettirt ſie gleichſam mit jedem Reiſenden und keiner fährt ungerührt an ihr vorbei. Noch ſind zwar die grünen Umgebungen nicht zu der Vollkommenheit gediehen, wie die von Leipzig, aber in wenigen Jahren werden ſie dieſen nicht nachſtehen, ja, wenigſtens von einer Seite ſie weit übertreffen, da die Pleiße gegen den Main doch nur eine Dirne iſt. Fürwahr, das Vergnügen, welches eine Spazierfahrt um die Stadt mir gewährte, machte mich ganz vergeſſen, daß in dieſer ſchönen Stadt ſo manche Menſchen wohnen, die einen ehrlichen Mann um einer Meinung willen haſſen können. Indeſſen mag es damit auch ſo arg nicht ſeyn. Jener berühmte Antrag, mein Wochenblatt aus dem Muſeum zu verbannen, iſt eben ſo wenig hier als in Leipzig durchgegangen; man iſt auf das weit einfachere Mittel verfallen, es nach Belieben zu leſen oder nicht zu leſen, ihm aber das Plätzgen auf dem Tiſche zu gönnen: und ſo iſt an der ganzen Begebenheit nichts weiter merkwürdig, als daß die deutſchen Zeitungen zwar den Antrag ſogleich ausposaunten, allein von dem mißlungenen Erfolg deſſelben (die Leipziger Zeitung ausgenommen) nicht ein Wörtchen zu ſagen wagten, welche Furchtſamkeit allerdings ein Zeichen der Zeit iſt. Was mich betrifft, liebe Freundin, ſo kann ich Sie verſichern, daß ich, trotz meiner Hypochondrie, mit wohlwollendem Herzen von Frankfurt geſchieden bin. Möge der Bundestag, der bis jetzt dieſer Stadt allein Früchte getragen, noch lange durch ſeine ſchönen Equipagen ihre reinlichen Straßen verſchönern. Dieſe Equipagen ausgenommen, habe ich nichts von ihm geſehen, und gehört noch weniger. —

Ich fange an, dem Inſtinct meiner Naſe zu vertrauen, denn ſie führt mich geradenweges in die ſchöne Bergſtraße, von welcher Darmſtadt das Thor genannt werden kann. Hier habe ich heute den großherzoglichen Park beſucht, den ſie Herrengarten nennen, der aber an Schönheit, ſinniger Anlage und reinlicher Haltung mit dem weimariſchen Park nicht zu vergleichen iſt. Im Theater wurde zufällig mein Taſchenbuch gegeben, und dann das Reich der Schatten, eine melodramatiſche Scene von Koſegarten und Wagner, die ſchwerlich viel Glück machen wird. In einer ſchauerlichen Nacht ſpaziert Telynhard, der Kleidung nach ein eleganter griechiſcher Jüngling, im Walde herum und hat, vermuthlich um nicht zu frieren, ein kleines häßliches Schaaf-Fell um die Schultern geworfen. Da erſcheint ihm der kürzlich verſtorbene Ettwill und beantwortet ihm mehrere Fragen, den Zuſtand nach dem Tode betreffend, z. B. ob das was wir Tugend nennen auch dort noch Tugend ſey? ob man dort auch liebe? u. ſ. w. Dann fügt er noch einige gute Ermahnungen hinzu, nimmt Abſchied und ſchwebt aufwärts. Mir ſcheint das kein Stoff für ein Melodrama; wenigſtens hat die ſeltſame Scene, trotz einer geiſtreichen Compoſition, eines herrlichen Spiels auf der Harmonica und überhaupt eines vortrefflichen, höchſt präciſen Orcheſters, auf mich keinen Eindruck gemacht. Vielleicht war aber auch die unerträgliche Declamation des jungen Frauenzimmers Schuld daran, welche den Ettwill darſtellte. — Die Oper ſoll hier ſehr gut ſeyn. Ein Schauſpiel, wozu man blos Ohren braucht, und das übrige vom Kopfe zu Hauſe laſſen kann, behagt dem jetzt lebenden und Ton-angebenden Geſchlechte überall am meiſten, und darum gebt das eigentliche Schauſpiel zu Grunde. Ueber das Erregen ſchöner Gefühle durch ſanfte Rührung hat man ſo lange geſpottet, (weil man's nicht konnte) bis die junge Zuſchauer-Welt anfing ſich der Rührung zu ſchämen. Die Spötter bedachten nicht, wie manches, oft lange nachwirkende gute Gefühl ſie hemmten, um an deſſen Stelle — einen Triller zu ſezen. Unſere heutigen Opern erfüllen auch nicht einen einzigen der höhern Zwecke der Schauſpiel-Kunſt. Als Concerte, als Guckkaſten und als Marionetten-Spiele mögen ſie gelten. — Doch wo gerathe ich hin? Steinigt den Kezer! höre ich Tauſende rufen. Pardon! meine Herren! es iſt ja nur die Meinung eines Hypochondriſten, und zwar keine politiſche Meinung, die allein das Recht hat, Parthei-Wuth zu erregen. Uber das Theater darf man ſich Gott ſei Dank noch ausſprechen, ohne in ein Weſpen-Neſt zu ſtechen, denn die Kritiker ſind ſelbſt die Weſpen. Hier wird übrigens ein neues, wie man ſagt ſehr ſchönes, Theater erbaut, zu welchem der Großherzog vor einigen Tagen ſelbſt den Grundſtein gelegt hat.

Gern, liebe Freundin, mögte ich Ihnen noch von dem ſchönen Muſeum erzählen, deſſen Sammlung erſt der jezige Großherzog angefangen, und welches doch ſchon zum Erſtaunen reich an trefflichen Gemälden, Naturalien und Kunſtwerken aller Art iſt; aber Sie wiſſen, wie ein Menſch, der blos reiſt um Luft zu ſchöpfen, ſolche Dinge ſieht. Dieſe Flüchtigkeit verzeiht man einem Kranken allenfalls, nicht aber wenn er ſich beigehen ließe, dennoch eine Art von Beſchreibung liefern zu wollen. Vergönnen Sie mir daher, nur einer einzigen Natur-Merkwürdigkeit zu erwähnen, die mich tief ergriffen hat. In der Gegend von Darmſtadt (ich habe vergeſſen wo) hat man in großer Tiefe ein ſogenanntes Braunkohlen-Lager (verkohlte Bäume) gefunden, da bekanntlich in einer frühern Zeit, als unſere Schöpfungs-Periode, durch irgend eine große Umwälzung die damaligen Wälder tief unter der jezigen Erdrinde abgelagert worden, und bei Gelegenheit als eine Art von Kohle wieder zum Vorſchein kommen. Nun, das iſt keine Seltenheit mehr, obgleich eine große, nur alltäglich gewordene Merkwürdigkeit. Aber nun denken Sie ſich, daß ein Mann in ſeiner Küche zum Hausgebrauch einen ſolchen Braunkohlen-Kloz ſpaltet, und daß dieſer Mann — den Sie meinetwegen als einen unſerer älteſten Erdbewohner ſich vorſtellen mögen — ſich plözlich einem Geſchöpfe gegenüber befindet, welches vor vielen tauſend Jahren das Daſeyn empfangen und noch immer lebt! Ja, liebe Freundin, die Thatſache iſt unwiderſprechlich erwieſen. Der Hieb der Axt, der den Kloz trennte, machte eine kleine Höhle in dem Kloze ſichtbar, und in dieſer Höhle lag ein lebendiges, ſich munter bewegendes Inſect. Sobald der erſtaunte und verſtändige Mann das erblickte, fügte er die getrennten Theile ſchnell wieder zuſammen, bedeckelte das Ganze mit feuchtem Moos, und ſchickte es über Hals und Kopf nach Darmſtadt, wo der vortreffliche Director des Muſeums noch vor Eröffnung des Schazes mehrere Zeugen verſammelte, und ſammt dieſen das Glück hatte, das Inſect noch immer lebendig zu finden. Es wurde ſogleich von einem Maler nach dem Leben gezeichnet, überlebte wirklich auch dieſe lezte Ehre noch, und ſtarb endlich nach mehrern Stunden von Luft und Licht getödtet, iſt aber noch jezt in Spiritus zu ſchauen, und wird zugleich mit der Einſiedelei vorgezeigt, welche es tauſende von Jahren bewohnte.

Großer Gott! was iſt Leben? — denken Sie ſich einen Menſchen an die Stelle dieſes Inſects — (und ſind wir denn etwas beſſeres vor dem Auge des Allmächtigen? oder ſollte es der Natur mehr Aufwand koſten einen Menſchen zu erhalten?) denken Sie ſich das Erwachen eines ſolchen Präadamiten! — Freilich iſt unter allen verſteinerten Knochen von Thieren der Urwelt, die auch im Darmſtädtiſchen häufig ausgegraben und im Muſeum aufbewahrt werden, noch nie ein Menſchen-Ueberreſt gefunden worden, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der Menſch erſt ein Product der lezten Revolution des Erdballs iſt, der wenigſtens in der vorlezten Periode, größtentheils nur von Mamouths und dergleichen Rieſenthieren bewohnt wurde. Beſonders häufig waren damals auch zwei Gattungen von Pferden, deren eine an Größe unſere heutigen Pferde wenig übertraf, die andere hingegen nicht viel größer als ein großer Hund geweſen. Ich ſchaudere, wenn meine Einbildungskraft mich, als den einzigen Menſchen, zurück in dieſe Thier-Welt verſezt! — Aber vielleicht gab es doch ſchon Menſchen in einer noch frühern Epoche? Vielleicht gieng ihr Geſchlecht unter in der vorlezten Revolution? Vielleicht würden wir doch noch Spuren ihres Daſeyns finden, wenn wir nur beträchtlich tiefer, als bis jezt geſchehen, in den Erdboden dringen könnten?

oder — wenn über lang oder kurz eine neue Revolution den Erdball umgeſtaltet welche neue Geſchöpfe werden dann entſtehen? Läßt ſich nicht vermuthen, daß die [illegible] [illegible] vol ihrem letzten Kreiſen das vollkommnere Geſchöpf, den Menſchen, hervor zu bringen im Stande war, bei einer abermaligen Niederkunſt ein noch vollkommneres liefern werde? Und wenn zugleich das jetzige Geſchlecht fort beſtünde, würde es dann nicht den neuen Herren der Schöpfung auf derjenigen Stufe zu ſtehen ſcheinen, auf welcher für uns die Affen ſtehen? und immer ſo fort! bis wir nach Millionen Jahren, verglichen mit dann exiſtirenden Menſchen, nur noch für Inſecten gelten würden?

Doch wohin reißt mich die Einbildungskraft, die in der Schöpfung keine Grenzen findet! Geſchwind zurück auf unſre blutjunge Erde! auf der wir für einige Augenblicke die Ehre haben, die Rolle der vernünftigen Geſchöpfe zu ſpielen, wiewohl wir dieſe Rolle oft ſehr ſchlecht ſpielen. Unter denen jedoch, welche, vielſeitig unterrichtet und dabei äußerſt human, dem jetzt lebenden Geſchlechte Ehre machen, nenne ich Ihnen mit Vergnügen den Kabinets-Secretair Schleyermacher, den Director des Großherzoglichen Muſeums, an den ich ſtets mit dankbarer Hochachtung zurück denken werde. —

Daß die jetzige Welt vermuthlich weit ſchöner iſt, als die vom Mamouth einſt bewohnte, das wurde ich bald in der herrlichen Bergſtraße gewahr, wo ich, im eigentlichen Verſtande auf einem mit Blüthen beſchneiten Wege fuhr; wo das Korn heute, am 29. April, ſchon überall ſeine Aehren zeigte; wo die Maikäfer herum ſchwirrten und das rege Leben in den Weingärten bis an die Spitzen der Berge hinauf wimmelte. Ich fuhr bis nach dem freundlich gelegenen Weinheim, und fühlte mich ſo geſtärkt, daß ich es keck unternahm, die ſchönen Ruinen der nahen Burg zu erklettern. Aber dieſes Wageſtück war noch zu groß für Ihren athemarmen Freund! Zwar kam ich hoch genug, um das herrliche Thal zu überſchauen, hoch genug, um den üppigen Epheu an den alten Mauern zu bewundern; aber die letzten ſteilen Pfade konnte ich nicht mehr erklimmen, ſondern kehrte beſcheiden mit einem Strauße von Maiblumen zurück, den mein kleiner, galanter Führer nebenher für meine Frau gepflückt hatte. —

Auf dem Wege nach Heidelberg begegnete mir eine ſehr zahlreiche Karawane von Frühlings-luſtigen Damen und Herren auf einem halben Dutzend vollgepfropfter Stuhlwagen, vermuthlich durch die ſchöne Blüten-Schlittenbahn herausgelockt. Sie machten vielleicht einen Ausflug in das herrliche Thal von Birkenau, um in der Nähe zu ſehen wie brünſtig der Himmel in dieſem Jahre der Erde den Brautkuß giebt. — —

Wünſchen Sie mir Glück, liebe Freundin, ich habe in Heidelberg den Balcon des zerſtörten Schloſſes glücklich erſtiegen. Er iſt freilich nicht ſo hoch als die Burg Windeck bei Weinheim, aber bei einer ſo widerſpenſtigen Bruſt darf man ſchon der Heldenthat ſich rühmen. Sie wurde mir nicht allein durch die prächtige Decoration vergolten, welche, als ich nun oben ſtand, die üppige Natur vor mir aufrollte, ſondern auch durch den lieblichen Genuß des freundlichen, wohlunterhaltenen und zahlreich beſuchten Schloßgartens, wo ich oft mich fragen mußte: bin ich wirklich noch im Monat April? dieſe Bäume, die ihren Blüthenſchmuck ſchon abwerfen; dieſe Roſen, die zum Theil ſchon entblättert ſind; dieſe Nachtigall, die ſo liebevoll flötet; dieſe faſt drückende Wärme — gehören ſie wirklich dem eigenſinnigen, oft rauhen April an? — wenn der Himmel bei dieſer herrlichen Laune bleibt, ſo werden dieſe Gegenden nicht wiſſen wohin mit Gottes Segen, und allen Winzern wird nur der Wunſch übrig bleiben, Fäſſer zu beſitzen ſo groß als das Heidelberger, welches zu beſchauen meine liebe Frau in den Keller hinabſtieg, während mein Auge auf dem Balcon in der Ferne den Silberſtreif ſuchte, den Vater Rhein als Rahmen um die herrliche Landſchaft zieht. —

Nach Mannheim kam ich noch zeitig genug, um das Schauſpiel zu beſuchen, und wurde ſehr angenehm durch eine im Ganzen treffliche Vorſtellung überraſcht. Man ſoll zwar eine Geſellſchaft nicht nach einer Vorſtellung beurtheilen, wenn aber ein Stück, wie Oehlenſchlägers Correggio ſo dargeſtellt wird, wie ich es heute ſah, ſo darf man ſchon glauben, daß dieſe Bühne zu den vorzüglichſten in Deutſchland gehört. Beſonders wurden die äußerſt ſchweren Rollen des Antonio Allegri und des Michel Angelo durch die Herrn Kaibel und Brandt ſehr gut gegeben. Ich zähle ſie beide ohne Bedenken zu den ausgezeichneten deutſchen Künſtlern. Die Rollen waren trefflich memorirt — (welche Seltenheit!) alles griff rund und raſch ineinander; alles war ſo gut berechnet; auch hatte der Decorateur in Darſtellung des Bilder-Saales eine ausgezeichnete Kunſt bewieſen — kurz, ich wurde eines ſeltenen Genuſſes froh, den nicht einmal der Donner zu ſtören vermogte, der während der Vorſtellung über unſern Häuptern rollte. Schade, daß das treffliche Stück nicht mit dem dritten Acte ſchließt! denn der vierte und fünfte ſind widerlich. Doch würde ich um der braven Künſtler willen die Vorſtellung ganz ausgeſehen haben, wenn nicht die drückende Hitze und das Gedränge in meiner Loge mich nach dem Schluſſe des vierten Actes vertrieben hätten. —

Am 1. Mai haben wir den Vater Rhein begrüßt und den ſchönen Garten von Schwetzingen beſucht. Was in dieſem ſchönen Garten alles zu ſchauen iſt, überlaſſe ich Ihnen in Handbüchern für Reiſende nachzuſchlagen. Am beſten hat mir die türkiſche Moſchee mit ihren Minarets gefallen, auch wegen der vielen ſinnigen, an den Wänden angeſchriebenen Sprüche. Einer derſelben lautet: „Man muß die Dornen begießen, um der Roſe willen.“ Ich weiß nicht, durch welche Ideenverbindung ich an die Preßfreiheit dachte, deren Dornen wir ſo reichlich begießen. Die Roſe will noch nicht zum Vorſchein kommen, und, wenn ſie wirklich erblühen ſollte, ſo wird mancher, der ſie pflücken will, ſehr unſanft geſtochen werden. — Der Einfall, eine Moſchee zu erbauen, blos um den Reiſenden zu zeigen, wie eine Moſchee ausſieht, iſt doch curios. Ja, wenn eine Moſchee ein Kunſtwerk wäre, daß man, außer der Neugier, auch ſonſt noch einen Trieb dabei befriedigen könnte — oder wenn ſie ſich wenigſtens als einen Gartenſalon benutzen ließe! — Aber ein ſolches koſtbares Gebäude, das mit allen ſeinen Höfen und Vorhöfen den Raum eines großen Privatgartens einnimmt, und im Grunde nicht einmal die Neugier gnügend befriedigt — denn wer ſteht mir dafür, daß das Innere einer Moſchee wirklich ſo ausſieht? da bekanntlich kein Chriſt eine wirkliche Moſchee betreten, noch weniger eine Zeichnung davon machen darf. Die kleine Tempelherren-Kirche im Weimarſchen Park ſcheint mir weit ſinniger erbaut zu ſeyn:, das ſchöne Aeußere ergötzt das Auge des Kenners und das Innere iſt eine Orangerie. Doch ich wollte ja nicht kritteln. Wiſſen möchte ich aber wohl, ob je ein Sultan des Morgenlandes auf den Einfall gerathen iſt, in den Gärten ſeines Serails eine chriſtliche Kirche zu erbauen?

Man kann den ſchönen Garten von Schwetzingen doch nicht ohne eine Art von Wehmuth durchwandern, denn der Eigenthümer deſſelben beſucht ihn nie. Nicht einmal das freundliche Mannheim erfreut er durch ſeine Gegenwart. Natürlich ſchmerzt das die biedern Bewohner, die auf dem einſt ſo lebendigen Schloß-Platze nun Gras wachſen ſehen. Es wurde mir erzählt, der Großherzog habe einſt eine Heerſchau in der Nähe der Stadt gehalten, und nach Beendigung derſelben einen weiten Umweg um die Mauern gemacht, um nur die Stadt ſelbſt nicht zu betreten. Woher dieſer Widerwille rührt, wollten die wenigſten wiſſen. Einige meinten jedoch, die Mannheimer hätten in gewiſſen Zeiten mißfällige Geſinnungen bewieſen. Verzeihen und vergeſſen iſt fürſtlicher Schmuck. Ich geſtehe Ihnen aber, liebe Freundin, daß ich etwas partheyiſch für die Mannheimer bin, denn es kommt mir ſo vor, als ob die ſüdliche Offenheit der Sinne und des Geiſtes gegen die nördliche Klügelei und eckele Grübelei hier ſchon recht angenehm abſtäche.

Briefe an den Herrn von Pradt.

Es iſt bekannt, daß der fruchtbare Herr von Pradt ohnlängſt von den Colonieen oder der jetzigen Revolution in Amerika geſchrieben hat. Nun iſt ein Süd-Amerikaner aufgetreten, der ein Bändgen Briefe an ihn richtet, in welchen er nicht geſchont, oft gründlich widerlegt, und überhaupt mit Sachkenntniß geſprochen, aber auch eine große Parteilichkeit für Spanien gezeigt wird. Schon in der Vorrede beſchuldigt der Briefſteller den Hrn. v. P., daß er ſich die gröbſten Schmähungen erlaube, ſo oft er von Spanien rede. Im vierten Briefe weißt er ihm eine Menge Irrthümer nach, und meint: die Vortheile, welche die Colonieen Europa brächten, könne man unter drei Geſichtspunkten betrachten: als Philoſoph, als Oekonomiſt und — als Politiker. In der erſten Hinſicht würde es allerdings intereſſant ſeyn, zu erforſchen, welchen Einfluß die Entdeckung der neuen Welt auf die Vervollkommnung der Civiliſation in Europa gehabt. Der Herr Amerikaner iſt geneigt, ihr einen ſehr großen zuzuſchreiben, und meint ſogar, man würde ohne Columbus, Cortes und Pizarro keinen Newton, keinen Leibnitz und keinen Lavoiſier gehabt haben. Das klingt ein wenig parador. Indeſſen geſteht er ſelbſt, daß jenes Erforſchen um ſo ſchwüriger ſeyn würde, da fünf große Weltbegebenheiten in einer Zeit von kaum hundert Jahren vorgefallen wären, die wohl ſämmtlich Anſpruch auf die Ehre machen könnten, auf die Fortſchritte der Aufklärung gewirkt zu haben, als da ſind: die Erfindung der Buchdruckerkunſt 1436, die Einnahme von Conſtantinopel 1453, die Umſeglung des Cap's 1498, die Entdeckung von Amerika 1492 und Luthers Reformation 1520.

Die Einnahme von Conſtantinopel hat, nach des Briefſtellers Meinung, nicht auf die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften ſo viel gewürket, als man gemeiniglich glaubt. Es hätten uns im XV. Jahrhundert weder Sprachforſcher, noch Handſchriften gemangelt. Wenn Vasco de Gama nicht das Vorgebürge der guten Hoffnung umſegelt hätte, ſo würden es Magellan's Gefährten 20 Jahre ſpäter gethan haben. Und was die Reformation anlange, ſo habe ſie die Fortſchritte der Aufklärung mehr gehemmt als befördert; denn Luther habe, indem er den Fanatismus der ſogenannten Reformirten erweckt, den Fanatismus der Katholiken wieder aufs höchſte getrieben, der zuvor im milden ſüdlichen Klima ſeit Jahrhunderten geſchlummert hätte. Nicht durch Luthers Einfluß, ſondern vielmehr trotz ſeines Einfluſſes, habe die Fackel der Philoſophie die Welt erleuchtet. — Selbſt die Buchdruckerkunſt würde einige Jahre ſpäter aus China zu uns gebracht worden ſeyn, und folglich bliebe die Entdeckung von Amerika die einzige Weltbegebenheit, der wir Alles zu danken hätten. Man muß im Buche ſelbſt nachleſen, wie der Herr Amerikaner alle dieſe Sätze aufſtutzt.

Bei Erwähnung der Sklaverei ſagt er: Das Bild, welches man gewöhnlich davon entwerfe, paſſe nicht auf die Neger in Amerika, am wenigſten auf die in den ſpaniſchen Colonieen. Dort ſey der Sklave nicht Sache, ſondern Perſon; ſein Leben, ſeine Geſundheit, ſein ganzes phyſiſches und moraliſches Daſeyn ſtänden unter dem Schutz der Geſetze; eine grauſame Behandlung gebe ihm das Recht, ſich von den Tribunälen frei ſprechen zu laſſen, ohne daß der Herr eine Entſchädigung für den Kaufpreis erhalte; der Sklave könne Eigenthum erwerben, habe freie Tage, wo er für ſich arbeiten dürfe, und könne ſich loskaufen, ſobald er die vom Geſetz beſtimmte Summe erworben habe. Heirathen dürfe er auch, ohne daß der Herr es hindern könne; kurz er ſey eigentlich nur eine Art von Domeſtik, und unterſcheide ſich gar wenig von dem, was die engliſchen Geſetze und die der vereinigten Staaten von Nordamerika an apprentice (einen Lehrburſchen) nennten.

Dann fragt er gar: ob denn der Sklavenhandel ſo grauſam ſey, als man glauben machen wolle? Man kaufe doch nur Gefangene, die dem gewiſſen Tode geweiht wären, um ſie beim Leben zu erhalten, und ſie nachher in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen, als derjenige ſey, in welchem ſie in ihrem Vaterlande herum irrten.

Bei einer Berechnung, die er im 8. Briefe über die Fortſchritte der Bevölkerung anſtellt, behauptet er, daß nach dem Laufe der Natur, wenn zu Carls des Großen Zeiten auch nicht mehr als 50 Millionen Einwohner in Europa geweſen wären, deren jetzt 376 Milliarden ſeyn müßten, das heißt: 2000 mal mehr, als wirklich da ſind; und nun unterſucht er, wie das zugehe? und findet die Urſachen in dem Volks-Elend.

Der Raum vergönnt uns nicht, ihm in allen ſeinen Unterſuchungen zu folgen. Wir können blos verſichern, daß dieſe Briefe oft lehrreich ſind, und oft in dem Leſer neue Gedanken wecken, wenn auch nicht immer die, die der Verfaſſer erwecken wollte.

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit der Note des Briefſtellers, in welcher er erzählt, daß die Menſchenfreſſerei unter den Aſteken dermaßen im Schwange ging, daß nicht allein in Mexico und mehreren andern Städten ordentliche Fleiſchbänke waren, wo man Menſchenfleiſch kaufen konnte, ſondern daß man ſogar eigne Anſtalten (Menagerieen) hatte, wo die Gefangenen gemäſtet wurden, wie bei uns die Ochſen, um, ſobald ſie fett waren, ſie zu ſchlachten und zu freſſen.

Laou-seng urh. (Beſchluß.)

Im erſten Act klagen die drei Erbſchleicher einander ihr Leid; denn bringt die ſchwangere Gattin einen Sohn zur Welt, ſo gehört dem das ganze Vermögen, und iſt es eine Tochter, ſo bekommt ſie wenigſtens die Hälfte. Der Eidam iſt ſo delicat, ſeiner Frau zu verſichern, daß er ſie gar nicht geheirathet haben würde, wenn er das hätte voraus ſehen können. Alle drei verabreden nun ein neues Complott. Sie gehen nemlich aufs Land und machen dem Alten weis, die andere Frau ſei mit einem Liebhaber davon gelaufen. Er will es lange nicht glauben, und als er endlich überzeugt wird, iſt er in Verzweiflung, und will Almoſen austheilen, um des Himmels Zorn zu beſänftigen.

Im zweiten Act iſt der Eidam im Tempel, von Bettlern umringt, um die Almoſen ſeines Schwiegervaters zu ſpenden, eine Scene, die durch allerlei Spitzbübereien der Bettler erheitert wird. Unter dieſen meldet ſich auch der Neffe, wird aber mit Härte zurückgewieſen. Zwar erwacht die Zärtlichkeit des Alten einen Augenblick, allein man weiß ſein Herz doch wieder zu wenden, und er entläßt den Unglücklichen mit der kalten Ermahnung, ſeine Pflichten auf den Gräbern ſeiner Vorfahren getreulich wahrzunehmen.

Der Schauplatz des dritten Actes iſt zwiſchen dieſen Gräbern. Die Tochter des Alten erſcheint, um die gewöhnlichen Ceremonieen für die Verſtorbenen ihrer Familie zu beobachten, allein der Mann zieht ſie weg zu den Grabmälern der ſeinigen, und ſo wird auf eine ziemlich ſinnreiche Weiſe in Handlung geſetzt, daß eine verehlichte Tochter einer fremden Familie angehört. Der Neffe tritt auf und ſchildert in einem rührenden Monolog ſeinen Schmerz, aus Armuth die Gräber ſeiner Ahnen nicht ſo ſchmücken zu können, wie er es wünſche. Er entfernt ſich, und der Alte ſelbſt kommt mit ſeinem Weibe. Den Eidam und die Tochter hatte er mit den zum Opfer beſtimmten Kuchen, Opferthieren und Fäſſern Wein vorausgeſchickt, aber Alles das war nun auf ein fremdes Grab getragen worden. Das wenige, was der Neffe hingelegt, wird nicht bemerkt. Der Alte jammert und ſieht im Geiſt, daß einſt auch ſein Grabhügel ſo verlaſſen ſeyn wird. Nach und nach wird auch die Frau von dieſem Gedanken erſchüttert. Die ganze Scene iſt trefflich geſponnen und ausgeführt. Sie endigt damit, daß die Frau den Neffen liebevoll empfängt, als er zurückkehrt um die Ceremonie zu vollenden. Hingegen muß nun der Eidam die Schlüſſel wieder heraus geben und das Haus verlaſſen.

Im vierten Act wird des Alten Geburtstag gefeyert. Der Neffe, der nun das Haus verwaltet, vergilt ſeinem Vetter die ehemalige unfreundliche Aufnahme auf gleiche Weiſe und in denſelben Ausdrücken. Auch der Alte will nichts von ihm noch von ſeiner Tochter wiſſen, und ſchwört, daß er keinen ſehen wolle, der ihm näher verwandt ſey als ſein Neffe. Dadurch glaubt er ſowohl den Eidam als die Tochter verbannt zu haben, da letztere einer andern Familie nun näher angehöre. Allein die Tochter ergreift ein letztes Mittel, um ſich mit dem Vater auszuſöhnen; ſie bringt nämlich die, ſeit drei Jahren verborgene und Mutter eines Sohnes gewordene, zweite Frau zurück. Freilich entſchuldigt ſie ſich wegen dieſer Frevelthat ſehr ſchlecht, aber in der Freude, Vater eines Sohnes zu ſeyn, vergißt und verzeiht der Vater Alles, und theilt ſein Vermögen zu gleichen Theilen zwiſchen Sohn, Tochter und Neffen.

Dieſe trockne Skizze mag vielleicht nicht ſehr intereſſant ſcheinen, aber das iſt das Schickſal aller auch der beſten Schauſpiele, wenn man ſie als entfleiſchte Gerippe hinſtellt. Der Alte der einen Sohn erlangt, iſt aber in der That ein recht gutes und gut geſchriebenes Schauſpiel, deſſen Plan einfach, und deſſen Charactere ſehr wahr gezeichnet ſind. Die Ueberſetzung von Davis ſoll ſehr treu ſeyn.

Ueber unſere Strafgeſetzgebung.

Das Bedürfniß der Sicherheit für alle Güter des Lebens, wie für das Leben ſelbſt, liegt uns Allen ſo nahe, daß einige kurze Bemerkungen über die Mittel oder Strafanſtalten, wodurch uns die Vorfahren dieſe Sicherheit zu gewähren geſucht haben, und über deren Verbeſſerung, auch in dieſen Blättern an ihrem Platze ſeyn werden. Die nächſte Veranlaſſung hierzu giebt uns eine neue kleine Schrift: „über die authentiſchen Ausgaben der Carolina" womit der Herr D. Böhmer in Göttingen eine Ausgabe der letzten Hand ankündigt. Der Plan ſeiner Arbeit iſt nicht blos auf den eigentlichen Gelehrten und Staatsmann, ſondern auch auf gebildete Leſer anderer Stände berechnet, und ſoll, außer den durch vollſtändige Vergleichung aller zwölf bekannten Schöfferſchen Ausgaben, berichtigtem Text und einer geſchichtlichen Einleitung, die Erläuterung der einzelnen Artikel, und den Entwurf einer neuen Carolina, nach dem Bedürfniß unſerer Zeit, enthalten. Dieſe Arbeit gedenkt der, durch ſeine Literatur des Crim. Rechts bereits rühmlich bekannte, Verfaſſer in 4 Bänden zu liefern.

Die unter dem Namen der Carolina bekannte peinliche Gerichtsordnung, wovon hier die Rede iſt, wurde unter Kaiſer Carl V. 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg für Deutſchland bekannt gemacht. Der Hiſtoriker Schmidt findet es auffallend, daß Deutſchland in ſeiner barbariſchen Kindheit ohne Todesſtrafen habe beſtehen können, (denn nach altdeutſchen Geſetzen war faſt für alle Verbrechen eine Geldtaxe beſtimmt,) und daß dieſe Todesſtrafen in dem neuen Geſetze ſo ſehr vervielfältiget worden, nachdem wir uns einem höheren Grade der Cultur genähert gehabt hätten. Uns will aber einestheils ein großer Zweifel an der Cultur des ſechszehnten Jahrhunderts beigehen, da wir, aufrichtig geſtanden, ſelbſt jetzt noch reife Früchte derſelben bei mancher geſellſchaftlichen Einrichtung vermiſſen. Anderntheils läßt ſich die Strenge der Strafen in der Carolina leicht erklären, wenn man in dem Eingange des Geſetzes die Klagen über den äußerſt ſchlechten Zuſtand der damaligen Criminaljuſtiz nachlieſt, wo es heißt: „daß die ganz unwiſſenden Richter oftmals wider Recht und Vernunft gehandelt, und entweder die Unſchuldigen gepeinigt und getödet, oder aber die Schuldigen, durch unordentliche und verlängerliche Handlung gemeinem Nutz zu großem Nachtheil, gefriſtet, weggeſchoben und erledigt hätten." In dieſer Carolina nun, die noch h. z. T. das

Hauptgeſetz mehrerer deutſchen Länder iſt, kommt ein ganz Regiment gefährlicher Strafen, von Staupbeſen, Gliederabſchneiden, Köpfen, Hängen, Rädern, Verbrennen, Viertheilen u. ſ. w. vor. Auch das Säcken, wo der Verbrecher, z. E. eine Kindermörderin, in Geſellſchaft eines Hundes, Hahns und Affen, oder einer Katze und einer Schlange, (welches im Mangel einer natürlichen auch eine gemalte ſeyn kann) mit gebundenen Händen in einen großen, weiten Sack geſteckt, dann der Sack zugebunden und ins Waſſer geſtoßen wird. Unſers Wiſſens hat ein neuerer Rechtsgelehrter (Grolmann) zwar das Geſetz von dem Vorwurfe der Unwiſſenheit und Barbarei, den ihm die Philoſophen machen, zu reinigen geſucht; aber immer bleibt es auffallend, daß wir ein Geſetz in dieſer Geſtalt beſtehen laſſen, das die Urtheilsſprecher in häufigen Fällen anzuwenden bedenken tragen. Der heutige Grad unſerer Civiliſation hat uns allerdings zu der Ueberzeugung führen müſſen, daß wir einer mildern und vorſichtigen Strafgeſetzgebung ſehr bedürfen. Aber die Beobachtungen, die ſchon Mehreren im Laufe der Zeit aufgeſtoßen ſind, laſſen uns den Wunſch ausdrücken, daß wir ja nicht in das Extrem der Caroliniſchen Strafgerechtigkeit verfallen mögen, oder blos von der Schulweisheit erwarten, was die Erfahrung bewährter Richter ergänzen ſollte. Jene claſſificirt die Verbrechen ohne alle Rückſicht auf die Verbrecher, und auf die Rechte der Geſellſchaft, und kömmt dieſen mit ſubtilen Präſumtionen in concreten Fällen faſt leichter zu Hülfe, als dem unbeſcholtenen Richter. Wenn wir daher den praktiſchen Theil eines Geſetzes mehr auf ein abſtractes Fantom, „Menſch“ getauft, als auf eine juriſtiſche, in der Erfahrung gegründete, Anthropologie, und die Lage der Geſellſchaft baſiren, ſo dürften wir leicht in den Fall kommen, daß die Diebe und Straßenräuber ſich bei den Criminalgerichten beſſer ſtehen, als die ehrlichen Leute; und daß wir die Gewiſſenhaftigkeit gegen verdächtiges Geſindel auf Koſten eines ganzen unſchuldigen Publikums über alle Gränzen hinaustreiben, wenn uns der Stolz des philoſophirenden Verſtandes das Ziel juriſtiſcher Wahrheit zu hoch ſteckt. — Vielleicht läßt ſich aber manche paradoxe Losſprechung unſerer gelehrten Criminaliſten blos als ein Wink an die Regierungen erklären, daß wir auch mit der neueſten Criminalrechtsreform allein nicht ausreichen, nachdem die laxe Zeit, ſtatt der alten Wildheit und roher Laſter, eine [illegible] Selbſtſucht und vermehrte [illegible] geboren hat. Man ſagt alſo Gefangene gerne von Rechtswegen los und ledig, oder ſtraft nur zögernd, damit der Staat ernſtlichere Anſtalten für Erziehung und Unterricht, für Religion, für Belebung des Fleißes und der Induſtrie, mache, und damit in den obern Ständen immer aufrichtigere Beiſpiele der Achtung gegen Sitten und Geſetz zugleich zum Vorſchein kommen mögen?

Kurland.

Es giebt heutzutage eine ziemlich zahlreiche Claſſe von Schriftſtellern, die darin gewiſſen unſaubern Thieren gleichen, daß ſie überall nur Schmutz aufſuchen, um ſich davon zu nähren, und deshalb auch da, wo ſie ſonſt recht reinliche Straßen finden, die Naſe in jeden Winkel ſtecken, um vielleicht einen Kehrichthaufen zu entdecken. Wenn ſolche Spürer wirklich die Abſicht hätten, Mißbräuche oder Schlechtigkeiten zu enthüllen und dadurch zu deren Verbeſſerung mitzuwirken, ſo verdienten ſie nur Lob und Hochachtung; aber daß das nicht ihr eigentlicher Zweck iſt, beweiſt erſtens die Bitterkeit, der Hohn, mit dem ſie ſolches zu thun pflegen, obgleich ſie wohl wiſſen, daß ſie gerade durch Bitterkeit und Hohn das Gute hemmen, und ihren Beobachtungen den Eingang in die Herzen verſchließen; zweitens das gefliſſentliche Verſchweigen alles Löblichen, was ſo oft weit mehr in die Augen ſpringt, als das Tadelnswerthe, und was Anerkennung, Lohn und Aufmunterung findet.

Zu dieſen Betrachtungen veranlaßt uns ein, aus authentiſcher Quelle gefloſſenes, Schreiben aus Kurland, in welchem mit gerechter Empörung über einen (wohlbekannten) Anonymus geklagt wird, der in den Zeiten von Voß (Auguſtheft 1817) über die bäuerlichen Verhältniſſe in Kurland und Ehſtland, und über die Handlungsweiſe des Kurländiſchen Adels bei den Landtags-Verhandlungen bei Gelegenheit der aufzuhebenden Leibeigenſchaft, ein gehäſſiges Licht zu verbreiten geſtrebt hat. Auch die freimüthigen Blätter für Deutſche haben eine ſolche Darſtellung im Auszuge geliefert. Falſch aber iſt ſie, weil ſie geradezu den vor uns liegenden Acten widerſpricht.

Es würde, um den Kurländiſchen Adel auf das Glänzendſte zu rechtfertigen, nichts weiter nöthig ſeyn, als zu wiſſen, daß der Kaiſer, deſſen fromme und liberale Geſinnungen doch wohl hinlänglich bekannt ſind, der Kurländiſchen Ritterſchaft ſeine Zufriedenheit zu erkennen gegeben hat. Dieſe Zufriedenheit erlangt man aber nicht durch ein Betragen, wie ſolches der Anonymus der Ritterſchaft andichtet. Man hat aus einigen Aufſätzen im Oppoſitionsblatte den Einſender jener Erdichtungen wohl errathen. Er hielt ſich einige Zeit in Kurland auf, und lieferte ſchon damals lauter falſche oder verdrehte Nachrichten. Seitdem er vollends Kurland verlaſſen hat, ſind ihm die weiteren Verhandlungen wegen Aufhebung der Leibeigenſchaft gänzlich unbekannt geblieben. Zum unwiderſprechlichen Beweiſe mögen folgende, aus der Bauer-Verordnung entlehnte Paragraphen dienen:

> „Die Krone und die Kurländiſche Ritterſchaft entſagen allen ihren Rechten, auf die [illegible] und [illegible] des Bauern [illegible]“

„Die eigenbehörig geweſenen Kurländiſchen Bauern bilden einen **freyen** Bauernſtand.“

„Es folgt daraus ganz von ſelbſt, daß der freye Menſch nicht zum Gute gehört, mithin mit demſelben nicht verkauft werden kann, und am allerwenigſten einzeln.“

Dieſe wenigen Punkte mögen hinreichen, den Anonymus zu beſchämen, der übrigens in der bekannten Bülletins-Geſchichte eben nicht bewieſen hat, daß er der Schaam fähig iſt.

Auch ſogar in Kleinigkeiten hat er ſich grobe Unwahrheiten erlaubt, wenn er zum Beiſpiel behauptet: man habe dem Prediger, Herrn **Bitterling**, die Zahlung der 50 Thaler verweigert, welche aus der Ritterſchaftscaſſe für die Landtags-Predigt entrichtet zu werden pflegen. Die Quittung des Herrn **Bitterling** über dieſe 50 Thaler kann in der Ritterſchafts-Canzelei von Jedermann eingeſehen werden.

Nach alle dem bleibt nun dem Publikum wie der Ritterſchaft nichts anders übrig, als einen Menſchen zu verachten, der blos darauf ausgeht, alles Gute zu verkleinern, und überall Unfrieden zu ſtiften.

Notizen zur Geſundheitskunde.

In dem **Londner mediciniſchen Journal** ſchlägt ein Herr **Buſch** vor, die Kuhblattern zu größerer Sicherheit zwei auch drei Mal einzuimpfen, weil die Menſchenpocken doch bisweilen ein Individuum zweimal ergriffen, man aber kein Beiſpiel kenne, daß es dreimal geſchehen ſey. —

Das **franzöſiſche mediciniſche Journal** macht bekannt, daß der Apotheker Bojet zu Paris einen trefflichen blaſenziehenden Tafft verfertige, der keine Canthariden enthalte, folglich auch nicht diuretiſch würken könne, und da er ſich wie engliſches Pflaſter dicht an die Haut lege, ſo mache er ſtets eine gleichförmige Blaſe. Die Erfindung wird noch geheim gehalten, iſt aber allerdings bequem in vielen Fällen. —

Das **Hamburgiſche Magazin der Heilkunde** (Februar-Stück) unterwirft das Benehmen derjenigen Aerzte, welche bei der Entbindung der Prinzeſſin Charlotte von England zu Rathe gezogen worden, einer ſcharfen Kritik, und richtet an dieſelben manche bedenkliche Fragen, die, wenn ſie nicht gnügend beantwortet werden, doch wohl eine Vernachläſſigung beweiſen möchten. —

Der **deutſche Gewerbsfreund** liefert, aus einer in der Münchener Academie geleſenen Abhandlung des Profeſſors **Vogel**, einen Unterricht, wie die gefärbten Weine zu erkennen. Wenn ſie mit Heidelbeeren, Campeſche- oder Blauholz und Hollunderbeeren gefärbt ſind, ſo entdeckt man das ſogleich, wenn man ein wenig eſſigſaures Blei hinzuthut, worauf alſobald ein **indigoblauer** Niederſchlag entſteht. (In einigen italieniſchen Orten werden von Seiten der Regierung gar keine Hollunderſträuche geduldet, um zu verhüten, daß die Beeren nicht zum Weinfärben gebraucht werden.) Daſſelbe Mittel bewürkt einen **rothen** Niederſchlag, wenn Runkelrüben, Fernambuk oder Sandelholz dem Weine die Farbe geben. Auch des Kalkwaſſers kann man ſich mit Nutzen bedienen, denn in dem **ächten** rothen Weine entſteht immer dadurch ein gelblich brauner Niederſchlag. — Der Profeſſor **Vogel** hält es für ſehr möglich, daß der verſtorbene Wundermann **Beyreis** würklich an der herzoglichen Tafel zu Helmſtedt das Kunſtſtückgen gemacht hat, die Farbe ſeines Kleides, die nicht roth war, in roth zu verwandeln; denn man dürfe nur ein Stück Wollenzeug mit einer farbloſen Auflöſung des Runkelrüben-Pigmentes in Kalkwaſſer tränken, ſo werde es nach dem Trocknen roth, und zwar am ſchnellſten in Zimmern, wo ſich viel Kohlenſäure in der Luft befinde. —

Wir empfehlen die vortreffliche **Luftpreſſe** des Dr. **Romershauſen** zu Aken an der Elbe, vermittelſt welcher nicht nur alle Arzneyen bei weitem feiner und kräftiger extrahirt werden, ſondern die ſich auch für jeden Haushalt zu ſchneller und kräftiger Bereitung des Kaffee, der Liqueure, der Gelee's, der Kräutereſſige u. ſ. w. eignet. Eine **kleine** ſolche Preſſe zu 1/2 Berliner Maaß koſtet 4 thl. 12 gr., die größern ſind etwas theurer. Man kann ſie auch mit Bronze-Verzierung und ſauberm Fußgeſtelle für den Kaffeetiſch haben, wo nach einigen Pumpenzügen, der fertige Kaffee aus einem Hahne ſervirt wird. —

In den **ruſſiſchen Sammlungen** für Naturwiſſenſchaft und Heilkunſt von **Crichton**, **Rehmann** und **Burdach**, beſchreibt Hr. **Rehmann** die Turkinskiſchen heißen Mineralquellen am **Baikal**, die in dichten Wäldern liegen, wohin freilich die Wege nur im Winter zu paſſiren ſind, die von Bären mehr als von Menſchen beſucht werden, und nur von **einem** elenden bewohnten Hauſe und einigen unbewohnten Hütten umgeben ſind. Da ſprudeln die warmen Quellen mitten im tiefen Schnee und wurden, ſchon vor den Ruſſen, von Tunguſen und Mongolen benutzt. Im Winter ſind ſie am wärmſten. Eine Fürſtin der Kuräten war kurz vor dem Verfaſſer dort geweſen, mit einem zahlreichen Gefolge, hatte die Quelle mit Bäumchen umpflanzt, und an dieſe Bäumchen gewebte Bänder und Lappen, auch weiße Haſen, deren Ohren mit Bändern geſchmückt waren, aufgehängt. Die Bäder ſind ſehr würkſam in rheumatiſchen, gichtiſchen, veneriſchen Uebeln u. ſ. w. Man brüht ſich einige Minuten in denſelben. Da dieß aber im Winter geſchieht, ſo liegen die Badegäſte den ganzen Tag in Pelz gehüllt auf den Bänken umher.

Im Februarſtück des Hufelandiſchen Journals wird auf eine merkwürdige Thatſache eine Vermuthung gegründet, die wir zwar nicht näher hier bezeichnen können, die aber, nach dem Zeugniß des Herausgebers, nichts geringeres betrifft als die Frage: ob nicht unbewußt Jemand Vater von fremden, ſchon vor Jahren erzeugten Kindern werden könne? — Hufeland ſelbſt erklärt Kinder aus einer zweiten Ehe, von einer Frau die früherhin ſchon Mutter geweſen, für eine Art von Baſtarde. (!) —

Zur Nachricht.

Mit dieſer Nummer 52 ſchließt der erſte Band dieſes literariſchen Wochenblatts. Der 2te Band beginnt ohne alle Unterbrechung, und wir erſuchen alle löbl. Buchhandlungen und Poſtämter denſelben neu von uns zu verſchreiben, weil wir unverlangt kein Exemplar davon verſenden.

Weimar, d. 16ten Mai 1818.

Hoffmanniſche Hofbuchhandlung.

Verzeichniß aller Schriften

welche im Erſten Bande des literariſchen Wochenblatts angezeigt, oder aus welchen Auszüge geliefert worden, wie auch Anzeige der in demſelben vorkommenden Original-Aufſätze.

I. Arzneykunde.

Weibliche Aerzte (Luden's Handbuch der Politik) 12, 94.
Almanach für Scheidekünſtler 31, 248.
Arzt der Greiſe 3, 23.
Arzney-Mittel der Tartaren 6, 47.
Bauer's Erfahrungen von den Kuhpocken 12, 94.
Brechmittel heilt den Veitstanz und die Epilepſie 25, 195.
Dzondi Beiträge zur Vervollkommung der Heilkunde 12, 93.
Foderé über den Wahnſinn 25, 194. 31, 246.
Gallette Zahnarzt für das ſchöne Geſchlecht 12, 94.
Hencke Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin 12, 94.
Johnſon über die Blutigel 25, 196.
Kopp's Jahrbuch der Staats-Arzneykunde 12, 94.
Merkwürdige Krankengeſchichte 25, 195.
Ueber Kuhpocken 25, 194.
Löwenſtein's Anwendung der Weine in Krankheiten 31, 247.
Londner chirurgiſche Abhandlungen 31, 247.
Ueber die böſe Luft 3, 24.
Mittel gegen Blutſpeyen 25, 194.
Oſiander über die Entwickelungskrankheiten in den Blütenjahren 19, 147.
[illegible] der Arzt als Rathgeber und Hausfreund 12, 93.
[illegible] Verſuch über die mediciniſche Philoſophie 22, 176.
[illegible] pharmaceutiſche Erfahrungen 12, 93.
Scherer's nordiſche Blätter für die Chemie 12, 94.
Der Selterſer Brunnen 25, 195.
Stuten-Milch, Heilmittel gegen Lungenſucht 25, 195.
Verhütung des Croups 25, 195.
Weinhold's Mittel gegen rheumatiſche Krankheiten 12, 93.
Wirkungen des Mutterkorns 25, 195.
Young, über auszehrende Krankheiten 25, 196.
Zimmermanns Verſuch über Hypochondrie und Hyſterie 31, 247.
Miſcellen: Sicherheit der Kuhpocken, blaſenziehender Taft, Entbindung der Princeſſin von England, Unterricht gefärbte Weine zu erkennen, Römershauſens Luftpreſſe u. ſ. w. 52, 416.

II. Bekanntmachungen.

An die Leſer das Wochenblatt betreffend 1, 1. 47, 376.
An das Publicum die zweyte Auflage betreffend 16, 121.
An das Publicum das Bulletin betreffend 34, 272.
Antwort, die Herren Becker und Hennike betreffend 29, 232.
Antworten an Herrn C. R. Schwarz in Heidelberg und an den Studenten Brockmann in Breslau 46, 368.
Anzeige. Die Nichtaufnahme einiger Artikel betreffend 26, 204.
Bemerkung, das frankfurter Leſe-Muſeum betreffend 32, 256. 33, 264.
Berichtigung wegen Kurland 52, 415.
Erklärung wegen der entwendeten Handſchrift 42, 329.
Nachſchrift zu dieſer Erklärung 44, 352.
Höfliche Erwiederung auf unhöfliche Anſchuldigungen (im weimariſchen Oppoſitionsblatte) 34, 265.
Für Manche 23, 183.
Zur Nachricht, den Anzeiger der Deutſchen betreffend 19, 152.
— — an Freymund 13, 103.
— — den Paſtor Rößler betreffend 7, 56
— — das Oppoſitionsblatt betreffend 12, 95.
— — die Studenten in Jena betreffend 5, 38.
— — Dr. Wieland betreffend 14, 112.
— — die europäiſche Zeitung betreffend 38, 303.
Leipziger Urtheil in der Bulletinſache 51, 401.
Letztes Wort über den Gothaiſchen Zeitungsunfug 34, 271.

III. Biographien.

Authentiſche Particularitäten von dem Tode der Prinzeſſin Charlotte und ihres Kindes 17, 136.
Beſondre Umſtände aus Murats Leben 18, 137.
Don Carlos nach Llorente 37, 291.
Geſchichte Napoleon's Buonaparte 38, 299. 40, 313. 41, 321. 46, 366. 48, 380.
Göthe, aus meinem Leben 3, 18.
Staatsrath Boinsky 4, 31
Johnſon Leben und Thaten der berühmteſten Straßen- und Seeräuber 5, 36
Krämer's Dalberg 29, 231
Frau von Krüdener 37, 293. 39, 305
Das Leben und die Schriften Buchanans 2, 15.
Lopez de Vega 49, 392.
Magazin der Biographien 18, 139.
Doctor Markus 45, 360
Maſſena, Berthier, Mozart 29, 231.
Obriſt von Maſſenbach 37, 289.
Memoiren, Leben Sheridan's 26, 204.
Paſcal 31, 248.
Pianck's Leben des Johann Knez 20, 153.
Schütz über den Charakter und die Werke der Frau von Stael 18, 139.
Suworof 44, 350.
Voltaires Leben 30, 233.
Wismayr's Pantheon Italiens 21, 168.
Zeitgenoſſen 18, 144.
Züge von dem unglücklichen Dauphin, Ludwig XVII. 39, 308.

IV. Freymaurerey.

Beleuchtung des Sarſena 29, 228.
Gegen Mac-Benac 34, 270.
Mac-Benac 29, 228.

V. Gedichte.

Anakreon und Sappho von Gerhard 20, 157.
Burdach's Muſen-Almanach 9, 65.
Byron der Korſar 21, 161.
Byron's Gedichte 2, 14.
Caſtelli's poetiſche Kleinigkeiten 9, 67.
Döring's Weisheit-Regeln und Sittenſprüche 26, 204.
Döring's Hulda 30, 237.
Etui-Bibliothek 9, 65.
Förſters Sängerfahrt 14, 108. 109.
Fouqué's Gedichte aus dem Mannesalter 9, 68.
Gerhard Erinnerungsbüchlein 30, 237.
Herder's Gedichte 9, 68.
Horn's Gedichte 9, 67.
von Löben (Iſidorus) Lotosblätter 40, 314, 43, 343.
— — Cephalus und Procris 20, 157.
Leos Lieder der Wehmuth und der Trauer 39, 311.
Möllers Heldenkranz 30, 236.
Niemzewitſch's hiſtoriſche Geſänge 14, 112.
Oſſian von Rhode 9, 67.
Oehlenſchlägers Gedichte 20, 157.
Orhowsky polniſche Gedichte 10, 75.
Oswald's Wahrheiten in allegoriſchen-moraliſchen Gedichten 20, 157.
Petrarka's Gedichte von Förſter 20, 157.

Puſtkuchen's Poeſie der Jugend 9, 67.
Raßmann's Blumenleſe ſüdlicher Spiele 9, 66.
Roſenheyn's poetiſche Blätter 14, 109.
Schreibers Cornelia 39, 312.
Sendtner's Schlacht bey St. Jacob an der Birs 9, 65.
Solbrig's poetiſche Sagen der Vorzeit
— — Haus-Poet } 14, 108.
— — Monologen und Erzählungen
Stilling's Siegesfeyer, Scene aus der Geiſterwelt 9, 68.
Stöber's Gedichte 14, 107.
Suckow's Nachklang der Waffen 30, 237.
Vandyk's Landleben 26, 200.
Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder 42, 336.
Die alten Volkslieder des Kuhländgens 9, 66.
Leonhard Wächter's, deutſchen Knaben, Ulrich von Hutten 20, 157.
Wellentreters geſammelte Blätter 30, 236.
Winfried's poetiſche Blumenleſe 26, 200.
— — nordiſcher Muſen-Almanach 26, 200.

VI. Geſchichte.

Arnoldi's hiſtoriſche Denkwürdigkeiten 27, 205.
Ausfeld's Abriß der Reformations-Geſchichte 10, 77.
Avignon's Verhältniſſe zu Rom 49, 388.
Le Brun Geſchichte der Jungfrau von Orleans 40, 319.
Burney's Geſchichte der Entdeckungen in der Südſee 21, 168.
Delius Nachrichten zur Geſchichte der Landſtände von Wernigerode 22, 176.
v. Dohm's Denkwürdigkeiten 8, 59.
Eichhorn, das 19te Jahrhundert 10, 77.
Eichhorn's Geſchichte der drey letzten Jahrhunderte 40, 320.
Eichhorn, Urgeſchichte des Hauſes der Welfen 28, 219.
Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte 22, 175.
Gemählde der Begebenheiten vor und nach der Wiederherſtellung der Bourbons 19, 152.
Georgel's Denkwürdigkeiten 23, 177. 27, 212.
Geſchichte der Stadt Leipzig 42, 332.
Hallers Helvetien unter den Römern 3, 24.
Die chriſtlichen Helden oder die Märtyrer des Prieſterthums 24, 185.
Horn, Friedrich III., erſter König in Preuſſen 10, 76.
Jacob II. Memoiren 27, 216
Karamſin's ruſſiſche Geſchichte 41, 324. 44, 345.
Llorente Geſchichte der Inquiſition 10, 73. 25, 197. 39, 310.
Lüder's critiſche Geſchichte der Statiſtik 16, 128.
Meuſel's Staatengeſchichte 40, 320
Meuſel's vermiſchte Nachrichten und Bemerkungen 5, 40.
Michaud's Geſchichte der Kreuzzüge 40, 319.
P. F. J. Müllers Anſicht der Geſchichte 1, 4.
— — — die Urſprache 1, 4.
Noel's Widerlegung von Pradt's Werke über die Kolonien 25, 193.
Paſtoret's Geſchichte der Geſetzgebung 40, 318.
Pölitz Taſchenbuch der deutſchen Geſchichte 10, 77.
Pahl's Herda 10, 80.
Rennell, über die Expedition des Cyrus und den Rückzug der 10000 Griechen 41, 328.
Pfiſter's Denkwürdigkeiten 49, 388.
Pyker's Criminal-Geſchichten 45, 358.
Piert's chronologiſche Tabellen 40, 320.
Pölitz Geſchichte des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats 28, 219.
Raſmuſſen, Geſchichte der vornehmſten Reiche der Araber 42, 336.
Sammlung amerikaniſcher Urkunden 22, 175.
Schmidt's Geſchichte von Böhmen 29, 230.
Schulze über die Volksverſammlungen der Römer 10, 77.
Stanhope Erläuterung der Schlacht von Platäa 40, 319.
Tacitus Germanien von Sprengel 22, 176.
Venturini Chronik des 19ten Jahrhunderts 10, 78.
Visconti's römiſche Iconographie 39, 306.
Vogt's rheiniſche Geſchichten und Sagen 1, 1.
Wedekind's chronologiſches Handbuch 10, 76.
Zſchocke baieriſche Geſchichten 28, 219.

VII. Länder und Völkerkunde.

Geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der afrikaniſchen Seeräuberſtaaten 20, 159.
Breton's Japan 43, 344.
Choiseul über den Bosporus 21, 168.
Cokburn's Bemerkungen über Portugall 43, 340.
Erinnerungen aus London 28, 224.
Fragmente aus einem Gemählde von Indien 43, 338.
Gemählde von der Stadt Cincinati 21, 167
Gottſchalk's Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands 36, 288
Grevenitz Monographie. (Der Bauer in Polen) 44, 348.
Von den Juden des 19ten Jahrhunderts 22, 176.
Mitchell von den Ureinwohnern Aſiens und Amerika's 31, 248.
Tagebuch aus Madrid 43, 340.

VIII. Magnetismus.

Franzöſiſche Annalen des Magnetismus 36, 286.
Archiv für den thieriſchen Magnetismus 3, 19. 6, 47.
Baader über die Extaſe der magnetiſchen Schlafredner 28, 223.
Beleuchtung einer eingetroffenen Vorherſagung 35, 277.
Bird über die Heilkraft des Magnetismus 31, 247.
Gifte und Gegengifte 15, 116.
Hufeland's Glaube 48, 377.
Richters Betrachtungen über den animaliſchen Magnetismus 49, 385.
Somnambule des Dr. Heinecken in Bremen 36, 285
Wolfarts Jahrbücher für den Lebensmagnetismus 48, 379.
Zauber-Arzney-Kunſt 9, 70.

IX. Militäriſche Schriften.

Betrachtungen über die verſchiedenen Formen der bewaffneten Macht 12, 92
Bruchſtücke aus einer militäriſchen Brieftaſche 35, 273.
Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt 32, 254. 14, 109.
Ueber den Feldzug der Franzoſen nach Portugall 32, 251.
Ueber den Feldzug in Portugall 5, 39.
Göttlin, der Krieg in Deutſchland 14, 112.
Jones Tagebuch der Belagerungen in Spanien 11, 88.
Kerporter's Geſchichte des Feldzuges von 1812 22, 173.
Ueber die Kriegsgeſchichte der Baiern 19, 150.
Kriegsgeſchichtliche und kriegswiſſenſchaftliche Monographien 22, 174
Ausgezeichneter Muth 36, 282.
Rogniat's Anſichten über die Kriegführung im Geiſte der Zeit 8, 62.
Das Treffen von Hagelsberg 3, 21.
Hiſtoriſche Ueberſicht der Operationen der italieniſchen Armee, 1813 und 1814 17, 136.

X. Miscellen.

Abhandlung über Chriſtus-Köpfe 17, 134.
Ueber die coblenzer Adreſſe 36, 288.
An die lieben Deutſchen 3, 17
Anecdote von Claudius 45, 360.
Anecdote von Macdonald 36, 287.
Argand's Lampen 8, 64.
Ueber einige Bemerkungen im Oppoſitionsblatt 14, 105.

Seltſame chronologiſche Beobachtung 5, 40.
Feuerſpeyender Berg 5, 37.
Ueber das Bettlerweſen in England 17, 134. 18, 142.
Ein Brief von John Adams, Präſidenten der vereinigten Staaten 8, 64.
Buonaparte's Ruhme in der Wüſte 23, 184.
Der Dreyer Calender 33, 264.
Claſſifizirung der Verdienſte 30, 230.
Claſſiker der deutſchen Nation 2, 13.
Cook's Tod 5, 38.
Literariſche Curioſitäten 27, 215.
Des Herrn Doctor von Denn Hämorrhoiden 18, 136.
Thorheiten des Herrn von Denn 38, 304.
Eiſen im Blut und Kreislauf des Blutes 4, 32.
Ueber das Erbrechen der Briefe 12, 91.
Die Erfahrung, das Wiſſen und der Wiſſer 29, 231.
Die Ernonne 25, 19
Seltſamer Fall. Ein Pudelfell 4, 32.
Aufheben der uraliſchen Koſaken 19, 148.
Furcht vor Rußlands wachſender Macht 20, 160.
Gallerie von Originalen 11, 82.
Ein Gedanke 2, 16.
Ueber Geſinde und Arbeitslohn 27, 216.
Görres und Wieland 49, 392.
Grönlands Volkszahl 2, 15.
Franzöſiſche Impertinenz 47, 373.
Kamptz rechtliche Erwiederung über öffentliche Verbrennung von Druckſchriften 18, 143.
Johann Knox und Maria Stuart 20, 153.
Polniſche Lanzenritter 14, 112.
Los der Staatsgefangenen im Tempel zu Paris 13, 101.
Mädchen-Schule 5, 34.
Die Mädchen auf den Marquesas-Inſeln 23, 184.
Der Nachdrucker Mäken 24, 192.
Ueber das Manuſcript von St. Helena 5, 40.
Salzburgiſche Merkwürdigkeiten 1, 8.
Meß-Katalogus 42, 336.
Münzen mit Napoleonskopf 1814 20, 160.
Novalis, Gründer des heiligen Bundes 28, 217.
Parallele zwiſchen Friedrich II. und Carl III. von Spanien 19, 146.
Arabiſche Pferde-Racen 22, 176.
Eine merkwürdige Predigerfamilie 18, 136.
Preßfreiheit in Deutſchland 13, 104.
Proſaiſten-Macherey 2, 11.
Die Pudelinſel 26, 201.
Preußiſche Rangordnung 4, 32.
Raubgeſellſchaft in Indien 11, 88.
Vermummte Recenſenten 28, 218.
Ueber einige Redensarten 15, 113.
Oken, die Wartburgsgeſchichte 6, 48.
Nachrichten von dem Weltumſegler Otto von Kotzebue 13, 97.
Schauſpielhäuſer 2, 15.
Schilderung der Pachter im Mecklenburgiſchen 29, 232.
Schiller, Plagiarius 28, 217.
Ueber den Sclavenhandel 20, 160.
Ueber unſere Strafgeſetzgebung 52, 414.
Stolberg über den Zeitgeiſt 18, 136.
Streitſchriften für und gegen Schlegel 10, 75.
Das Studium der alten Literatur verworfen 33, 264.
Symmachus 5, 40.
Fanny Tarnow die Völkerrichterin 17, 134.
Ueberſetzung von Schlegels Werke über dramatiſche Literatur 33, 264.
Drolliger franzöſiſcher Ueberſetzungsfehler 8, 64.
Uneigennützigkeit eines Ruſſen 1, 8.
Unfug des allgemeinen Anzeigers 26, 202.
Unterſchied zwiſchen männlichen u. weiblichen Wahnſinn 2, 16.
Unterſuchung über das Mittelalter 29, 231.
Verbrennung einer hindoſtaniſchen Wittwe 19, 152.
Wellington und Philippon 2, 10.
Wunder 2, 9.
Schändlicher Zeitungs-Unfug 11, 81.
Züge aus der Geſchichte Dresdens 1813. 30, 237.

XI. Naturkunde.

Lebendige Amphibien 28, 217.
Ballenſtedt, die Urwelt 14, 110.
Bertrand, Bäder von Auvergne 5, 39.
Brandes Lehren der Aſtronomie 38, 303.
Chladny über Meteorſteine 14, 111.
Davy's Verſuche über das Blut 31, 247.
Eichhorn über die Wunder Moſes 21, 168.
Erdmann über die Strahlenbrechung 33, 264.
Helm's Erfahrungen über den Magen 39, 309.
Hellmann über den Taſtſinn der Schlangen 14, 110.
Horsfield, der Giftbaum 2, 15.
Korth's Zimmerflora 27, 210.
Marechal Bildung der Mondſteine 14, 110.
Das ſchwarze Meer 27, 216.
Ochſenheimer's Schmetterlinge 6, 48.
Parrot über das Gefrieren des Salzwaſſers 14, 111.
Parrot's Grundriß der Phyſik der Erde und Geologie 36, 288.
Die Pflanze Orchis als Salep benutzt 38, 303.
Die Phalänen 28, 223.
Raſchig über Sonnenflecken 33, 264.
Redouté, die Roſen 8, 64.
Ruſſiſche Sammlungen für Naturwiſſenſchaft und Heilkunde von Crichton, Rehmann und Burdach 52, 410.
Seel vom Weltuntergange 2, 13.
Serturier über die Mekonſäure 14, 111.
Die Spinnen 12, 90.
Taſchenbuch der Wunder und Seltenheiten 17, 136.
Ueber den Urſprung der Eismaſſen 21, 168.
Weinhold's Verſuche über das Leben 7, 51.
Wels Verſuch über den Thau 30, 240.
Werner's Mineral-Syſtem 24, 192.
Zimmermann's Abhandlung über den Reſpirations-Proceß der Thiere 42, 330.

XII. Philoſophie.

Eubios über das höchſte Gut 30, 236.
Grävell, der Menſch 19, 145.
Kant's Vorleſungen über die philoſophiſche Religionslehre 16, 128.
von Keyſerlingk's Vergleich zwiſchen Fichte's und Herbart's Syſtem 16, 128.
Lobethan's Determiniſt 33, 264.
Ueber die Philoſophie des Euripides 27, 216.
Sittig's Catechismus des Natur-Rechts 38, 300.

XIII. Politik.

Ancillon über Souveränität 5, 35.
Aphorismen 38, 302. 48, 383.
Auffallende Aeußerung des politiſchen Journals 46, 365.
Seltſame Behauptung der Nemeſis 46, 365.
Bemerkungen zu Haller's Reſtauration der Staatswiſſenſchaft 24, 191.
Bemerkungen über neue Rangordnungen 43, 337.
— — — das neue bayerſche Concordat 43, 344.
Blick auf den Wirtembergiſchen Landtag 33, 264.
Brendels Betrachtungen üb. den Werth der Preßfreiheit 25, 198.

Briefe an den Herrn von Pradt 52, 412.
Cobbets Sendſchreiben an ſeine Landsleute 13, 104.
v. Cölln's preußiſche Volksſtimmen 28, 219.
Crevel's Völkergeſchrey 21, 18.
Deutſchlands Zukunft in der Gegenwart 38, 302
Ueber die Freyheit der Preſſe 17, 130. 23, 108. 38, 208.
von Gagern über die Auswanderung der Deutſchen 30, 240.
Jenaiſche Meinung über Napoleon 30, 240
Krug's Entwurf zu einer Geſetzgebung über Preßfreyheit 33, 260
Leckie über das Gleichgewicht von Europa 46, 363.
Malchus über die Finanzen des Königreichs Weſtphalen; Würdigung dieſer Schrift 35, 276.
Ueber die Neutralität der Schweiz 33, 263.
Palms Denkſchrift der Wiederherſtellung der Niederlande 48, 381.
Polens neue Conſtitution 45, 353.
Politik des Volks 44, 350
v. Pradt über die Fortſchritte der Repräſentativ-Verfaſſung 17, 136.
— — — Amerika und Braſilien 42, 334. 43, 342. 47, 371. 48, 382.
Rede und Gegenrede 50, 393. 51, 404.
Ueber Republiken 20, 150.
Schmalz Staatswiſſenſchaftslehre 21, 165.
Skizzen der militäriſchen und polniſchen Macht Rußlands 13, 99.
Ueber Volks-Repräſentation 38, 301.
Hiſtoriſch-politiſche Ueberſicht des Jahres 1817 27, 211.
Welt und Zeit 26, 201.
Weſtenrieders neue diplomatiſche Grundſätze 30, 239.
Zeitgegenſtände 3, 33.
Zunahme der europäiſchen Bevölkerung 39, 308.

XIV. Reiſen.

Ali-Bey's Reiſen 8, 64.
Mahleriſche Anſichten zu Schreibers Handbuche 42, 336.
Bretſchneider's Reiſe nach London und Paris 6, 42.
Campbell's Reiſen 43, 338.
Chappels Reiſe nach der Hudſonsbay 13, 104.
Fagnani Briefe über Petersburg 10, 74.
Die letzte engliſche Geſandtſchaft nach China 26, 204.
Harriet's Reiſe-Abentheuer 31, 241.
Hollands Reiſen nach den joniſchen Inſeln 43, 338.
Hollands Reiſen nach Griechenland 8, 63.
Moritz von Kotzebue Reiſebericht aus Perſien 4, 25. 47, 369.
Legh's Reiſe nach Egypten 4, 32.
Luſtreiſe nach München 33, 262.
Graf Luſi Reiſe auf den Montblanc 10, 75.
Mariner's Reiſe in der Südſee 13, 104.
Matthiſon's Erinnerungen 16, 128.
Mawe's Reiſen in Braſilien 43, 330.
Millin's Reiſe durch Savoyen und Piemont 43, 339.
Lady Morgan Reiſe nach Frankreich 21, 167.
Quandt's Reiſe von Leipzig nach Italien 14, 109.
Reiſe aus Polen nach Petersburg 17, 131.
— eines franzöſiſchen Kriegs-Gefangenen durch Rußland 19, 148.
— eines Franzoſen nach England 6, 45. 8, 60. 10, 79.
Reiſen durch mehrere Provinzen Frankreichs 3, 24. 8, 57. 14, 112.
Eine Reiſe der Naſe nach 50, 397. 52, 400.
Riley's Schickſale und Reiſen in Africa 43, 339.
Saabye Bruchſtücke eines Tagebuchs, gehalten in Grönland 4, 30.
Schiffbruch der Fregatte Meduſa 41, 328.
Schilderung der Provinz Limouſin 8, 57.
Shillibeer's Anſichten von Peru 13, 104.
Madam Schoppenhauer Ausflucht an den Rhein 12,
Erinnerungen der Madam Schoppenhauer 4, 31.
Simond's Reiſen in England 17, 130.
v. Stürmer's Reiſe nach Conſtantinopel 8, 57.
Tagebuch einer Reiſe nach England 26, 204
Woß Skizze einer maleriſchen Reiſe durch die Schw 18, 112.

XV. Romane, Satyren.

Baczko's Legenden 22, 178.
Die Familie Barring von Carl Friedrich 12, 95.
Blombergs Satyren 20, 158.
Cäcilie von der Gräfin Choiseul Meuse 12, 95.
von Chezy, Emma 12, 96.
— — Aurikeln 39, 312.
— — neue auserleſene Schriften 39, 312.
Dörings Tugendſpiegel 29, 232.
Erinnerungen des Grafen Regnaud de St. Jean d'Angely 28, 192.
Folies du siecle 16, 123.
Friedrich's Feigen 39, 312.
Friedrich's Sardellen für ſatyriſche Näſcher 14, 106.
Die Geheimniſſe der Abtey von Santa Columba 12, 95.
Die Geiſter des Erzgebirges von Guſtav Schilling 12, 95.
Der Frau von Genlis Wörterbuch der Etikette 33, 257. 36, 281. 41, 326. 43, 340.
Ida von Hardenſtein, von Regiomontanus 12, 95.
Die Karfunkelweyhe 14, 107.
Kinds Lindenblüten 22, 175.
Der Oberförſter Krafft und ſeine Kinder 12, 95.
Kunigunde von Auſterlitz 12, 95.
Leiden und Freuden d. B. Semmelburg von Cramer 12, 95.
Levira 12, 95.
Mährchenſaal 5, 40.
Oldmortality ein engliſcher Roman 2, 15.
Rochlitz neue Erzählungen 12, 95.
Sehnſucht und Liebe von Gleich 12, 95.
Die Verſuchung von Friedrich 39, 311.
Der Waldmann 12, 95
Wörterbuch für Weltleute 24, 189.
Frau von Woltmann Maria und Walburgis 22, 175.

XVI. Schauſpiele.

Adalbert von Babenberg von Birnbaum 39, 311.
Die Ahnfrau von Grillparzer 39, 311.
Der Alte der einen Sohn erlangt. Chineſiſches Dram 51, 408. 52, 413
Demetrius von v. Maltitz 39, 311.
Ernſt, Herzog von Schwaben, von Uhland 18, 141.
Guſtav Adolph von Gehe 9, 66.
Judith und Holofernes 39, 311.
Liebes-Rache von Fouque 9, 66.
Luthers Entſcheidung von Schorch 6, 41.
Tick's deutſches Theater 30, 236.
Yngurd von Müllner 15, 114.

XVII. Theologie.

Ammon's Inbegriff der chriſtlichen Theologie 31, 246.
— — Predigt am Reformationsfeſte 17, 134.
— — — über die Läſterſucht 17, 134.
Ammon und Schleyermacher 35, 275. 38, 297.
Beſtlin's Leichenrede 23, 181.
Benſen 95 Antitheſen 31, 243.
Breiger's Predigt 11, 85.

Breitenſtein's Predigt 11, 86.
Breithaupt's Rede am Reformationsfeſte 38, 304.
Brokmann's Predigten 11, 85.
Brunnemann's Abhandlung über den Ablaß 24, 192.
Daſſel über den Verfall des Religions-Cultus 31, 245.
Delbrück's Predigten 11, 85.
Dietſch homiletiſches Handbuch 11 86.
Dräſeke's 25 Predigten 24, 189.
— — Predigten 11, 85.
Entwurf einer neuen Verfaſſung der deutſchen katholiſchen Kirche 7, 53.
Euſebius Wahrlieb 95 Sätze gegen Harms 23, 132.
Friederichſen, Jonas kritiſch überblickt 11, 87.
Fritſch über Herſtellung des öffentlichen Gottesdienſtes. 17, 132.
— — Handbuch der practiſchen Glaubenslehre 11, 86.
Gedanken über Orthodoxie 47, 375.
Die katholiſche Geiſtlichkeit im 19 Jahrhundert 7, 52.
Die Gemeine zu Joppe 7, 52.
Gersdorf über Sprachcharakteriſtik der Schriftſteller des neuen Teſtaments 17, 132.
Der lebendige Glaube des Evangeliums in dem Leben der Frau von Krüdener 17, 133.
Harm's Predigt 11, 86.
Hempel's Geſchichte der Reformation 11, 87.
Horſt, das Abendmahl 11, 87.
Kayſer's Syſtem der Paſtoraltheologie 11, 86.
Kelle, die heiligen Schriften in ihrer Urgeſtalt 31, 245.
Krauſe's Predigten 11, 85.
Krauſe's Reformations-Predigt 31, 244.
Krey's Predigt 11, 86.
Krummacher's Leiden, Sterben und Auferſtehung Chriſti, in 12 Bildern von Golzius 17, 134.
Luther und ſeine Zeitgenoſſen 11, 87.
Menken's Glaubens-Bekenntniß der chriſtlichen Kirche 11, 87.
Miſſionsberichte 29, 231.
Müller's kurzgefaßtes Lehrgebäude des Chriſtenthums 17, 132.
Adam Müller's Rede 17, 133.
Das neue Papſtthum 28, 221.
Precht's Antwort auf das Sendſchreiben Luthers 1, 3.
Das mildheimiſche Predigtbuch 24, 189.
Saupe Reformations-Predigt 36, 285.
Scheibler's Predigt 11, 86.
Schläger's Abhandlung über die Betſtunden 24, 188.
Schleyermacher über die Schriften des Lucas 17, 132.
Schuderoff's Grundzüge der Kirchenverfaſſung 19, 152.
— — Juriſten in der proteſtantiſchen Kirche 31, 244. 39, 308.
Sonntagsbuch für Chriſten 11, 87.
Spiegel eines wahrhaft chriſtlichen Kirchen-Aufſehers 47, 375. 48, 382.
Stolberg's Geſchichte der Religion Jeſu 7, 54. 11, 87.
Stolz vermiſchte kleine Schriften 7, 54.
Touchon Predigt 11, 86.
Ueber die Vereinigung der Proteſtanten mit den Katholiken 17, 133.
Freymüthige Widerlegung Frau von Krüdener betreffend 17, 133.

XVIII. Turnkunſt.

Allerley die Turnkunſt betreffend 3, 23 4, 28.
Bornemann Lehrbuch der Jahnſchen Gymnaſtik 1, 3.
Jahn und Eiſelen deutſche Turnkunſt 1, 3.
von Kohnen Leben und Turnen, Turnen und Leben 1, 4.
Lob der Turnkunſt 23, 184.
Scherer's Turnfehde 19, 152.

XIX. Vermiſchte Schriften.

Abhandlung über Vermögen und Reichthum 5, 40.
Ablaß im Jahr 1817 nebſt Deutung der Null 13, 104.
Allmanach der Ritterorden 36, 288.
Alterthümer des israelitiſchen Volks 4, 31.
Ueber die ſicherſte Art Fruchtmangel und Theurung zu verhüten 13, 104.
Aſcher's Wartburgs-Feyer 28, 223.
Beantwortung der Frage: was iſt von dem neuen Propheten Adam Müller zu halten 12, 89.
von Berlepſch Streitſchrift 7, 40.
von Berlepſch Schrift an den Bundestag 26, 204.
Kurze Beſchreibung der Merkwürdigkeiten in Eiſleben 27, 224.
Beſchreibung des Burſchenfeſtes auf der Wartburg 4, 20.
Beyſpiele kindlicher Liebe u. ſ. w. 21, 160.
Blicke auf die juriſtiſche Praxis in Beziehung auf das künftige Geſetzbuch für Deutſchland 40, 316.
Böhmer's Handbuch der Literatur des Criminal-Rechts 50, 400.
Bolk's freymüthige Aeußerungen über Schul- und Erziehungsweſen 22, 176.
Das Studenten Carovee Reden 7, 52.
Denkrede an Klopſtock's Grabe 2, 16.
Döbeling's Selbſtunterricht im Kleidermachen 31, 248.
Ebeling's Magazin 8, 64.
Ehrenberg's Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte 38, 304.
Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber 14, 112.
England's Induſtrie, das Verderben des feſten Landes 18, 144.
Franklin's Correſpondenz 1, 5.
Friedländer's Reden der Erbauung für gebildete Israeliten 17, 129.
Des Hofrath Fries Selbſtvertheidigung 37, 295.
Geſchichte der Amtsführung und Entlaſſung des Profeſſor Fiſcher 7, 50.
Das neue Geſetzbuch und die Kunſt 40, 316.
von Grävell's neuſte Behandlung eines preußiſchen Staatsbeamten 32, 249.
Haſſelbach's Geſpräch über Erziehung 16, 128.
Hirt's Hierodulen 33, 264. 39, 308.
Jouy's Einſiedler in der Provinz 22, 169.
Der olympiſche Jupiter oder die alte Bildhauerkunſt 43, 344.
Rede der Frau von Krüdener 28, 223.
Krug's Geſpräch mit Frau von Krudener 21, 168.
Kunſt die weibliche Schönheit zu erhalten 36, 288.
Lilawati 31, 248.
Lüder's ſtatiſtiſch-genealogiſches Taſchenbuch 19, 151.
Das chriſtliche Märtyrerthum 5, 39.
Mahnung an die Zeit 33 264.
Mandeville's Fabel von den Bienen 5, 40.
Meuſel's Lehrbuch der Statiſtik 40, 320.
Mosqua über den Wohllaut der deutſchen Sprache 24, 192.
Müller's Friedensbüchlein 16, 127.
Adam Müllers Etwas über Göthe's Etwas u. ſ. w. 10, 75.
Panorama von England 13, 103. 15, 120. 19, 126. 17, 135.
Ueber Poſt-Anſtalten. 5, 38.
Roſenhayn's Gedächtnißrede 23, 184.
Rotermund's Jöcherſches Gelehrten-Lexicon 22, 175.
Schah Name Heldenbuch 8, 64.
Schubart, zur Beurtheilung Göthe's 12, 96.
von Schütz ökonomiſcher Werth des geiſtlichen Grundeigenthums 18, 144.
Schütze Verſuch einer Theorie des Komiſchen 22, 176.

Schwartner an den Schultheißen in Ungarn 10, 78.
Des Grafen Segür moraliſch-politiſche Gallerie 29, 228.
Nauman Simonsſohn, das Buch Juda 21, 168.
Des Grafen Soden Staats-National-Wirthſchaft 12, 96.
Strauß, Glockentöne 29, 231.
Taſchenbuch für Jünglinge höherer Stände 5, 30.
Thalhofer gerichtliche Zweykämpfe im Mittelalter 5, 30.
Veits Winke der Wahrheitsliebe, Frau von Krüdener betreffend 45, 360.
Verfolgung der Juden 16, 127.
Ueber das Verhältniß der Juden zu den Chriſten 38, 303.
Wiehbeck's Nahmen der alten Deutſchen 19, 152.
Wachler's freymüthige Worte über die deutſche Literatur 42, 330.
Wagener's Spuren der Gottheit, im anſcheinenden Zufälle 21, 104.
von Wildungen Weidmanns Feyerabende 11, 88.
Engliſch hindoſtaniſches Wörterbuch 30, 240.
Wörterbuch der Mahlerzeichen 28, 224.
Chineſiſches Wörterbuch 3, 21.
Zimmermann über Sicherung gegen Unglücksfälle 30, 240.

XX. Zeitſchriften.

Ammon's Magazin für Prediger 17, 134.
Theologiſche Annalen 17, 132, 133, 134.
Europäiſche Annalen 33, 263. 36, 287.
Allgemeiner Anzeiger 12, 96. 25, 198. 26, 202. 38, 304.
Franzöſiſches Archiv der Entdeckungen und Erfindungen 45, 360.
Archiv für thieriſchen Magnetismus 36, 285.
— — der deutſchen Landwirthſchaft 27, 216.
Ethnographiſches Archiv 26, 204. 33, 261.
Bibliotheque universelle 5, 37. 12, 92. 26, 204.
Kieler Blätter 5, 33. 12, 91.
Freymüthige Blätter für Deutſche 38, 302. 40, 302.
Le Censeur Europeen 1, 0.
Crome, Deutſchlands und Europas Staats- und National-Intereſſe 38, 304.
Der Geſellſchafter 38, 298.
Der deutſche Gewerbsfreund 52, 416.
Gilbert's Annalen der Phyſik 4, 32. 14, 111. 33, 264.
Heſperus 5, 35. 28, 216. 39, 309.
Hufeland's Journal 9, 70. 25, 194. 48, 377. 52, 416.
Wiener Jahrbücher der Literatur 28, 223.
Jedidia, pädagogiſche Zeitſchrift 23, 184.
Der ruſſiſche Invalide 4, 32.
Franzöſiſches medic. Journal 52, 416.
Londner mediciniſches Journal 52, 416.
Journal der Land- und Seereiſen 43, 343.
Journal des Dames 39, 308.
Politiſches Journal 11, 88. 13, 104. 20, 160. 27, 218. 39, 308. 40, 366.
Journal der Vorzeit 9, 72.
Journal für Deutſchland 5, 39. 20, 150. 24, 191. 29, 231. 39, 308.
Kurioſitäten 45, 360.
Landſturmblatt 14, 112.
Der Landwirth 48, 384.
Die Laren 34, 272. 45, 360.
Jenaiſche Lit Zeitung 30, 240.
Hamburgiſches Magazin für die ausländ. Literatur u. Heilkunde 25, 194. 52, 416.
Magazin der Biographien 29, 231.
Der graue Mann 46, 301. 47, 373.
Minerva 33, 261.
Miſcellen aus der ausländiſchen Literatur 19, 151. 23, 184. 33, 262.
Monatroſen 2, 16.
Morgenſtern, Dörptſche Beiträge 12, 96.
Müller's Staats-Anzeigen 1, 2. 18, 143. 38, 301.
National-Zeitung der Deutſchen 38, 303.
Nemeſis 46, 363
Oken's Iſis 10, 76.
Schmidt Zeitſchrift: der deutſche Bund 16, 127.
Schuderoff's Jahrbücher für Kirchen- und Schulweſen 19, 152. 24, 188
Teutoburg, Zeitſchrift für Geſchichte und Bildung der deutſchen Sprache 16, 127.
Ueberlieferungen aus der neuen Welt 28, 224.
Der Volksfreund aus Schwaben 49, 391.
Wetterfahnen 2, 12.
Landwirthſchaftl. Wochenſchrift 30, 239.
Die Zeiten 4, 32. 5, 33. 24, 192. 36, 287. 43, 337.
Zeitſchrift für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit 30, 234.
Landwirthſchaftliche Zeitung 20, 257.
Zſchocke Ueberlieferungen 24, 192. 33, 262.
Der Zuſchauer (Pariſer) 25, 193.

Literariſches Wochenblatt

von

August von Kotzebue.

Zweyter Band.

Zweyte Auflage.

Weimar 1819
in der Hof-Buchhandlung der Gebrüder Hoffmann.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. I. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818. 2. Bd.

Die edle Turnkunſt.

Ein gewiſſer Herr Paſſow hat ein Turnziel für Turnfreunde und Turnfeinde aufgeſteckt; das heißt: die Freunde werden bis in die Wolken erhoben, und die Feinde werden mit Füßen getreten. Eine Mittelſtraße giebt es bekanntlich auf dem Turnfelde nicht. Wir aber wollen dieſe Mittelſtraße nicht verlaſſen, ſondern ganz ruhig erzählen, was Herr Paſſow meint.

Er meint: „daß die Fürſten ſeit Jahrhunderten ſchwere Verſchuldungen auf ſich geladen" welches, ihnen vorzurücken, er ſich berufen fühlt.

Er meynt: „das ſelbſtiſche Trachten und Treiben habe unter den Preußiſchen Fahnen begonnen", worüber die alten Preußiſchen Militairs ihm ihr Kompliment machen mögen.

Er meint: „Preußen ſey nur darum ſo tief gefallen, weil es, den erhabenſten Beruf verfehlend, von höherer Stufe geſtürzt ſey, als irgend eine Macht der neuern Zeit erſtiegen hatte." Die Preußiſche Regierung kann hier von Herrn Paſſow lernen, was ſie verfehlt hat.

„Die Schlechtigkeit der Menſchen" nennt der Verfaſſer eine „ſittliche Triebfeder."

„Rings umher, in minder als Preußen bedrängten Landen, hatte ſich allgemeiner Verfall ächter Bildung kund gegeben." Die Sachſen gehören auch zu dieſem Ringsumher und mögen ſich bedanken.

„Das geſammte Schulweſen, mit ſeltnen Ausnahmen, krankte entweder an eingeroſtetem Zunftzwange, oder an leichtfertiger, undeutſcher Seichtigkeit." Der Ausnahmen ſind nur zwei, die ſpäter nahmhaft gemacht werden, nemlich Kloſterbergen, wo vermuthlich der Verfaſſer erzogen worden, und Jenkau bei Danzig, wo er Lehrer war. Alle übrige Schulen, die nicht ſo glücklich waren, die werthe Perſon des Hrn. Paſſow zu beſitzen, gehören unter die erkrankten.

„Fichte trat auf wie von göttlichem Wahnſinn angehaucht und wurde den Zwingherren ſelbſt durch ſeine Furchtloſigkeit furchtbar." — Dieſe Furchtſamkeit hätten die Zwingherren ſich ſparen können, denn Fichte's philoſophiſche Speculationen haben keinen ihrer Schritte aufgehalten; auch hat, außer Hrn. Paſſow, Niemand bemerkt, daß die Franzoſen ſich vor Fichte gefürchtet.

„Eine zuſammengeſchmiedete Schaar von Knechten kann die erhabene Volksbegeiſterung nicht begreifen." — Es iſt ſehr ſchmeichelhaft für das deutſche Militair, (welches hier doch wohl nur gemeint ſeyn kann) daß es einer zuſammengeſchmiedeten Schaar von Knechten verglichen wird. —

„Alle Erziehung war mit einſeitiger Ungebühr auf das Innere zurückgezogen. Im unedlem Hintrachten nach einem Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft, vergaßen die Meiſten vor Allem Menſchen zu ſeyn und Deutſche. — Durch verächtliches, ungeſundes Jagen nach todtem Bücherwiſſen wurde man um Jugend und Friſche, um Würde und Ehre und wahre Brauchbarkeit ſchändlich betrogen." — Wie werden ſich die lieben Schüler freuen, zu vernehmen, daß das Jagen nach Bücherwiſſen verächtlich und ungeſund iſt! wer kann es ihnen nun verdenken, daß ſie lieber turnen, als um Jugend, Friſche u. ſ. w. ſich ſchändlich betrügen laſſen? —

„Das Bedürfniß eines tüchtigen Gegengewichts gegen verbildende Verflüchtigung des Menſchlichen im Menſchen war längſt gefühlt, aber nichts der Rede werthes geſchehen. Denn von einem deutſchen Volke wollten jene Erziehereien (von Baſedow, Campe und Salzmann) überall nichts wiſſen. Die (gymnaſtiſchen) Uebungen waren willkührlich zuſammengerafft und konnten keine tiefere Bedeutung gewinnen, weil ſie an nichts Dauerndes geknüpft waren; das Wort Gymnaſtik war ein ſinnloſer Fremdnahme — (ungefähr ſo wie Philoſophie?) — Ohne Verbreitung begann und beſchloß ſie ihr kümmerliches Daſeyn."

Die Macht der Wahrheit drängt uns hier, wenigſtens in Hinſicht auf Schnepfenthal, dem Verfaſſer ſehr beſtimmt zu widerſprechen. Der älteſte Sohn des Herausgebers, der durch die Erzieherei in Schnepfenthal zu einem der ausgezeichneteſten Jünglinge gebildet worden war, und der ſein Leben als ruſſiſcher Obriſter im Generalſtabe auf dem Felde der Ehre mit Ruhm bedeckt endete — dieſer junge Mann reiſete einſt, als die Franzoſen ihn mit ſeinem Haufen bei Preßburg über eine Brücke trieben, die er plötzlich in der Mitte abgeworfen fand, ſein Leben dadurch, daß er mit der größten Beſonnenheit, mitten unter einem feindlichen Kugelregen, an einem Brückenpfahl hinabkletterte, und dann durch die Donau ſchwamm. Dieſes Klettern, dieſes Schwimmen, dieſe Beſonnenheit, hatte er in Schnepfenthal gelernt, freilich nur in willkührlich zuſammengerafften gymnaſtiſchen Uebungen, und ohne die tiefere Bedeutung der edlen Turnkunſt zu verſtehn; aber genug, durch jenes verkehrte Erziehungsweſen wurde in dieſem verzweifelten Augenblicke ein junger Mann erhalten, den die Vorſehung beſtimmt hatte, bei Polozk eines der bedeutendſten Werkzeuge des tapfern Grafen Wittgenſtein zu werden, ja, der zu Riga mit dem Feldherrn der heran rückenden finnländiſchen Armee den Plan zu Vertreibung der Franzoſen von Polozk verabredete; der dieſen Plan noch gelingen und Petersburg gerettet ſah, wodurch Napoleon's Lage weit ſchwieriger und die erſte Hoffnung der Deutſchen gebohren wurde. Mögte doch die Turnkunſt, mit ihrer tiefen Bedeutung, recht viele ſolche Beiſpiele aufzuſtellen haben; bis jetzt iſt uns keines bekannt geworden. —

„Jahn durchzog ſein Vaterland ſcheinbar planlos, aber er faßte die beiden Endpunkte der Geſchichte ſeines Volks zuſammen“ und ſo entſtand die Turnkunſt. Hat der Leſer nun einen Begriff von ihrer Entſtehung?

„Erwachen des Gemeinſinn's war der erſte und höchſte Gewinn derſelben.“ — Viele werden bisher mit uns irrig geglaubt haben, dieſer Gemeinſinn ſey aus ganz andern Urſachen erwacht. —

Die waffenfähigen Turner haben mit gekämpft, „es war ihnen aber wenig Kriegsfreude beſchieden.“ — Ey nun, deſto mehr Friedensfreude haben ſie jetzt.

„Vom Niemen bis zum Rhein, von den Oſtſeeküſten bis zum Fuße der Schweizer-Alpen werden ſchon 60 gedeihende Turnplätze gezählt, die faſt alle unmittelbar aus der Berliner Mutteranſtalt hervorgeſproßt ſind.“ — Mögen ſie in Gottes Namen als gute gymnaſtiſche Anſtalten fort gedeihen, wenn auch das deutſche Volksheil, welches heraus geturnt werden ſoll, durch ſie eben ſo wenig erlangt werden wird, als durch die neue Fahrmaſchine des Hrn. v. Drais, von welcher ſich eben ſo leicht als vom Turnen beweiſen ließe, daß ſie eine tiefe Bedeutung hat; denn man denke nur, welch' ein ſchönes, öffentliches Zuſammenleben ſich dadurch bewürken läßt!

„Je klarer die Fürſten es erkennen, daß ſie ihres Volkes wegen eingeſetzt ſind von Gott — je kräftiger fördern ſie ſelbſt dieſe Pflanzſchulen der Freiheit und Stärke.“ — Allerdings werden ſie wohl thun, die gymnaſtiſchen Uebungen wie vormals zu begünſtigen, wenn ſie auch gerade nicht klar erkennen, daß ſie deshalb von Gott eingeſetzt ſind. —

Wer dagegen ſpricht, „iſt ein Marterknecht der Wahrheit, dem man um ſein Schergenhandwerk nicht zürnt.“ — Warum zürnt denn aber Hr. Paſſow ſo gewaltig? —

Weimar wird „an immer neuen Geſtaltungen unerſchöpflich“ genannt. Captatio benevolentiae, denn noch hat es keinen Turnplatz.

Die Franzoſen ſollen, bei Jahn's erſtem Hervortreten, gewaltig „durcheinander gelaufen und die Köpfe zuſammen geſteckt, am Ende jedoch der Sache als einer unſchädlichen, von deutſchen Gelehrten erſonnenen Lächerlichkeit, freien Gang gelaſſen haben.“ — Daran thaten ſie ſehr wohl. Hätte man überall dieſes Beiſpiel befolgt, ſo wäre wohl vom Turnen kaum mehr die Rede. So viel iſt gewiß, daß noch jetzt kein Franzoſe auf den Einfall gerathen iſt zu glauben, das Turnen habe zu ihrer Vertreibung mitgewürkt. —

„Nach abgewendeter dringendſter Noth“ ſollen nun manche gemeint haben, man bedürfe der Mittel nicht mehr „durch die das Gewonnene errungen worden, (als ob es durch Turnen und von Turnern errungen wäre!) ja, ſie ſollen viel Ungemach beſorgt haben von einer ſo geweckten, zu Männerleiſtungen (!) berufenen Jugend, mit der gleichen Schritt zu halten ſie theils zu geiſtesfaul (!) theils unfähig waren.“ — Alſo der Kletterbaum iſt eine Männerleiſtung, und wer nicht turnen mag, iſt geiſtesfaul! Man kann doch fürwahr bei ſolchen Behauptungen nur die Achſeln zucken. —

„Andere hatten ſich zur Zeit der Noth kaum entſchließen mögen, der allgemeinen Landesbewaffnung zu folgen, und ſollten nun, wo nichts zwang, ein ſolches Uebergewicht der Einſicht (!) durch die That anerkennen. Freilich iſt dieſe niedrige Eiferſucht die allerſchlechteſte u. ſ. w.“ — Eiferſucht auf das Turnen! welche Einbildung! — Am unverſöhnlichſten ſollen diejenigen das Turnweſen haſſen und verfolgen, die die Franzoſen nur zu vertreiben gewünſcht, um die Vorrechte des Verbrechens auf ſich ſelbſt überzutragen (welche gehäſſige, durch nichts auf der Welt bewieſene Anſchuldigungen!) — „Dieſe kennen jetzt nichts entſetzſicheres als durchgreifende, fortrückende Erhebung des geſammten Volkes zur höchſten Beſtimmung des Menſchen," (nemlich zum Turnen!) Vor dieſem allmächtigen Turnen ſollen nun auch alle heimliche Vergatterungen, lichtſcheue Plane u. ſ. w. zerſtieben. Und darum fürchten die Schmalzgeſellen, was das Volk zur Wiedergeburt führt, weil ſie wohl wiſſen, daß ſie ſich dem Teufel ergeben haben!" — (wie zart! wie menſchenfreundlich!) „Das Volk an ſeine Rechte und Kraft erinnern, das verſpart man lieber, bis man einmal wieder Schlachtopfer haben will für die Altäre der Selbſtſucht." (wie liebenswürdig dieſer Jugendlehrer der ihm anvertrauten Jugend die Regierungen zu ſchildern weiß! was für herrliche Wirkungen es in jugendlichen Gemüthern hervorbringen wird, wenn ſie ſo durch ihre Lehrer überzeugt werden, daß, wer dem Turnen nicht geneigt iſt, nothwendig ein ſelbſtſüchtiger Schmalzgeſelle ſeyn muß.)

„Die nichts dagegen hatte, daß alles Menſchliche in leerem Wiſſenſchafts- und Kunſtgeſchwätz unterging. Nun aber ſoll der große Bildungskreis dadurch beſchloſſen und vollendet werden, daß auch dem menſchlichen Leibe ſeine Ehre wird" — (nemlich durch das Turnen) — „es ſoll der Menſch endlich einmal etwas Ganzes ſeyn." (Es iſt doch zum Erſtaunen, was die bisherigen Halbmenſchen in den letzten Jahren vollbracht haben! was wird man nicht künftig von den ganzen Menſchen, nemlich von den Turnern, erwarten dürfen! —

„Da bäumt ſich denn die tauſendköpfige Otter auf, und ziſcht den Fürſten von Fürſtenrechten vor, um ſie der Fürſtenpflichten vergeſſen zu machen, und ſie zum Verrath gegen ihr Volk zu verlocken." (Herr Paſſow kämpft gegen Ottern, wie Don Quixotte gegen Rieſen)

Von den Zeitungen ſagt er: ſie ſollten das öffentlichſte ſeyn und wären das heimlichſte. Allein für ſchlimmer noch hält er „die verächtlichen Klatſchblätter für weibiſche Männer und mitſchwätzende Weiber, die unter allerley zierlichen und gefälligen Benennungen aller Orten wie die Pilze hervorſprießen zur Schande unſers Vaterlandes — die über Staats-Einrichtungen und bedeutende Männer ſo aburtheilen, wie es ihnen vorgeredet war." (Gerade ſo wie die Turner es machen, wenn Hr. Paſſow ihnen etwas vorredet.)

Diejenigen, die vor der Turnkunſt warnen (doch nur wenn ſie die Grenzen der Gymnaſtik überſchreitet?) ſind nur ein kläglicher Schwarm Krüppel an Leib und Seele." In etwanigen Flegeleyen der Turner, über die ſo häufig und mit Recht geklagt worden, ſieht Hr. Paſſow weiter nichts, „als daß einmal ein Knabe in frohem Muthe übermüthig ſeines Turnlebens ſich erfreut; darüber laute Worte machen, ſey ſo kleinlich als unverſtändig. Denn wenn zum Exempel ein rüſtiger Lehrling für den Homer zu ſehr begeiſtert werde, ſolle man deshalb die griechiſche Sprache aus den Schulen verjagen? u. ſ. w."

Alle Einwendungen gegen die Turnkunſt ſollen nur auf zufälligen Aeußerlichkeiten beruhen. Jahn's Einſeitigkeit ſtehe ihm wohl an. Welchen großen Mann der Vorzeit habe nicht die Halbheit unſerer Zeitgenoſſen angefeindet? Hier werden Carl der Große, Heinrich IV. und Guſtav Adolph neben — Jahn geſtellt. (!!!) Für die geiſtige Entwickelung der Jugend ſey nichts zu fürchten. Ueberhaupt ſey die vorgebliche Ueberſchätzung und Uebertreibung der Turnkunſt eben nur ein leeres Vorgeben. Das Turnen allein könne das kranke Geſchlecht ergreifen, umgeſtalten und zur Geneſung zurückführen. Die Knaben und Jünglinge wären die Reinſten der Zeit. (Solche Verſicherungen ſollen die Jugend nicht übermüthig machen!) Ehe ein Menſchenalter vergehe, würden Turnen und Leben, Leben und Turnen wahrhaft Eins ſeyn. (Wir beneiden unſere Nachkommen nicht um dieſe Turnwelt.) Ein Vater, der einſt ſein 9jähriges Söhnlein mit Schrecken auf der Spitze eines Kletterbaumes erblickte, und ſolches in den Zeitungen bekannt machte, bekommt hier eine derbe Zurechtweiſung. Er war ein unverſtändiger Mann, der noch obendrein ſeinen Sohn zum Ungehorſam gegen deſſen Lehrer verführt hat. Auch den Turnübungen ein Maaß zu wünſchen, iſt „vernunftloſe Willkühr, die nur von Unvernunft gewünſcht werden kann."

Hr. Paſſow meint auch, wenn etwa die Turner und Turnfreunde hier und da ungebührlich ſich benommen hätten, ſo wären nicht ſie, ſondern blos der zu überwältigende Widerſtand Schuld daran. Vom Knaben und Jüngling könne man nichts anders wünſchen, als daß er die unvernünftigen Gegenreden trotzig verachte. (Alſo der Knabe, der Jüngling ſoll beurtheilen, was unvernünftig iſt, und Trotz und Verachtung werden ihm von ſeinem Lehrer empfohlen, der noch hinzu fügt: „den Turnern gebühre Ehre und Lob, ihre gute Sache nicht aus feiger Mäßigkeit verrathen zu haben." Bravo! Mäßigkeit (ſoll wohl heißen Mäßigung) wird dem Knaben von ſeinem Lehrer als etwas Feiges dargeſtellt!!

Mit Seiltänzern will Hr. Paſſow die Turner durchaus nicht verglichen wiſſen. Alles was den Leib entwürdigt, ſoll vom Turnen ausgeſchloſſen bleiben. (Alſo das Aufhängen bei den Beinen entwürdigt den Leib nicht.) Der Teufel der Eitelkeit plage den Turner nicht, ſondern er fühle blos edlen Wetteifer, daß er ſtets bedenke, „wie er tadellos und ſeiner würdig da ſtehe vor dem Volke.“ (Gerade das bedenkt auch der Seiltänzer.) „Darum ſoll man es keinem Turner verargen, der ſich höher geſtellt fühlt, als der Nichtturner.“ (Wiederum eine ſaubere Lehre für die, ohnehin zum Uebermuth geneigte Jugend). Man ſoll nur nicht mehr dem Turnen entgegen ſtreben, ſo werde auch der kecke turneriſche Trotz verſchwinden, der jetzt nicht blos abwehre, ſondern auch nachhaue.“ (Schön!)

„Der einfachſte Turnplatz ſey herrlicher und ehrwürdiger, als (vormals) die prachtvollſte Turnierbahn, weil er von reiferer Volksentwicklung zeige.“ (?!)

Wer da verlange, daß der Turner nur zum Kriege abgerichtet werden ſoll, der „wolle nur Söldner und Miethlinge für die Blutbank der Willkühr.“

Der Staat ſoll die Eltern zwingen, ihre Söhne turnen zu laſſen. (!)

In früheſter Jugend ſoll das Turnen angefangen, und nur mit dem gänzlichen Erlöſchen der letzten Leibeskraft im höchſten Greiſenalter aufgegeben werden.

(Schluß folgt.)

Religion, Kirchenthum und Konkordate.

Drei Worte von ſolchem Gewichte verdienen nicht blos, weil ſie an der Tagesordnung ſind, ſondern auch, weil ſie auf Kultur überhaupt, und auf unſere Zukunft einen großen Einfluß haben, einer Erwähnung in unſerm Wochenblatte; und um ſo mehr, da wir uns ſchmeicheln, viele Leſer in den gebildeten Ständen zu haben.

Leider! müſſen wir eine bittere Wahrheit vorausſchicken, die aber aus der Tagesgeſchichte, wie aus dem Alterthume hervorleuchtet, daß nämlich unſere Bildung mehr intellectueller als moraliſcher Natur ſey; und daß alſo, bey dem alten Spiele, das Leidenſchaft und Egoismus mit uns treiben, die ſanguiniſche Hoffnung zu einem raſchen Fortſchritte, gerade bei den wichtigſten Intereſſen der Menſchheit, ſich am Ende mit der Frucht einer ſchalen Mittelmäßigkeit werde begnügen müſſen. Unſere Zeit führt ja den bündigſten Beweis gegen ſich ſelber, wenn die weltliche Macht einen Theil ihrer Rechte, und ſelbſt die Gewiſſensfreiheit, einer fremden, menſchlichen Autorität unterwirft, und Konkordate ſchließt, nachdem die gelehrteſten Katholiken, ſelbſt Kardinäle und Geiſtliche voriger Jahrhunderte, mit einer unſere Zeit beſchämenden Einſicht, Folianten und Quarkanten zu hunderten geſchrieben haben, die den Irrwahn aufdecken, die Verhältniſſe der Kirche zum Staate bibliſch, hiſtoriſch und philoſophiſch beleuchten, die den Papismus vom bibliſchen Katholicismus gründlich unterſcheiden, und die Unnöthigkeit aller Konkordate und monarchiſch geiſtlichen Primate darthun. Kaum wird die Nachwelt unſere Rückſchritte mit dem Ruhme unſerer Aufklärung vereinbaren können, wenn ſie den Schlüſſel dazu nicht in einer hinter der beſſern Einſicht zurückbleibenden, und nicht ſehr edeln Politik aufſucht.

Auf dieſe nicht eben erfreuliche Gedanken hat uns eine neuerlich zu Paris erſchienene kleine Schrift gebracht, die den Titel führt: „De la liberté des Cultes et des Concordats“ und die, wie uns dünkt, den Gegenſtand von einer öfters überſehenen Seite auffaßt. Die Anfangsworte nimmt der Verfaſſer aus Rouſſeau's Briefe an den Erzbiſchof von Paris; ſie lauten ſo: „Warum muß ich Ihnen was zu ſagen haben? welche gemeinſchaftliche Sprache können wir reden? wie können wir uns verſtändigen?“ Wir getrauen uns zu behaupten, daß die nämlichen Fragen gegen die Römiſche Curie ſtatt finden; daß alle Konkordate bis jetzt bittere Früchte einer intellectuellen Ueberlegenheit Roms, und blos auf Mißverſtand und Menſchenfurcht gebauet geweſen ſind, daß bis heute noch kein Laie die Kirchenſprache mit ihren Conſequenzen im ganzen Umfange verſtanden hat, daß eben darum die Regierungen immer den kürzern gezogen, und einer einſichtigern Nachwelt Rechte im voraus gekränkt haben, ohne es ſelbſt zu ahnden. Wie krebsartig iſt nicht z. B. mit den gallicaniſchen Kirchenfreiheiten, von der ſogenannten pragmatiſchen Sanction an bis bieher verfahren worden? Und doch zeigten die Franzoſen in vorigen Jahrhunderten mehr Energie und Kenntniß ihrer Rechte, wenn man das Benehmen der Parlamente, die Reden des gelehrten und beherzten Generaladvokaten Talon gegen den päpſtlichen Stuhl lieſt; wenn man lieſt, wie zu Paris im J. 1401. ein paar Römiſche Bulliſten, welche ſcharfe Cenſuren überbracht hatten, durch die Häſcher aus dem Gefängniß geholt, mit lächerlicher und bemalder Kleidung und närriſchen Prieſtermützen (mitris) verſehen, mit dem umgekehrten päpſtl. Wappen auf dem Karren verhöhnend herumgeführt worden ſind. — (v. Acta et regesta Parlamenti etc.) —

Unſer Autor zeigt vornämlich, daß die religiöſe Macht keine ſey, und nie das Recht habe, mit der weltlichen auf gleichen Fuß zu unterhandeln. In Anſehung ihrer rein geiſtlichen Zwecke ſey ſie unabhängig: aber in ihren äußern Mitteln ſtehe ſie unter dem Geſetz des Landes. Auch ein Kirchenoberhaupt ſey als Repräſentant der religiöſen Geſellſchaft nichts als ein Unterthan, und habe keine andere als geſellſchaftliche Rechte unter der Staatsregierung. Wenn der Staat nur eine moraliſche Perſon iſt, ſagt er weiter, deren Leben in der Einigung ihrer Glieder beſteht, ſo iſt die Religion nicht das Princip, weil man alle Hoffnung aufgeben muß, daß eine Uebereinſtimmung der religiöſen Meinungen je möglich ſey. (Sehr wahr; denn ſelbſt die Apoſtel und Kirchenväter ſtimmen nicht unter ſich überein.) Es gebe daher keine Staatsreligion, oder mit andern Worten, der Staat habe keine Religion. (Uns dünkt, es ſetze ſehr irrige, wo nicht unwürdige Begriffe von der äußern wie von der innern Kirche und Religion voraus, wenn man Verträge ſchließt, alſo einen Kriegsſtand mit dem Heiligſten vorausſetzt, wozu durch die Verträge ſelbſt wieder ein neuer Keim gelegt wird; denn wir dürfen prophezeihen, daß die jetzigen Konkordate nicht die letzten ſeyn werden, ſo lange es Päpſte giebt, da dieſe im Grunde immer ihr abweichendes Intereſſe über das Intereſſe jeder Landeskirche ſtellen müſſen. Uebrigens zweifeln wir ſehr, daß in katholiſchen Ländern, Jahrhunderte lang an Autorität, abgeſchloſſene Denkform und Schreckbilder blinden Glaubens gewöhnt, die Denkkraft ſich ſchon jetzt allgemein zu einem ſolchen richtigen Standpunkte erheben könne. Nicht einmal das Beiſpiel der proteſtantiſchen Länder wird überzeugend ſeyn; obgleich dort die Kirche bei aller Gewiſſensfreiheit in Glaubensſachen und ohne alles Supremat, ohne zwängende Concordienformeln, in und unter dem Staate recht gut fortbeſteht, und ſogar in ungezwungener Einigung über die wichtigſten Punkte herzerhebende Fortſchritte macht.) Der Verf. erwähnt noch eines frühern Beiſpiels, wie König Ludwig XI. ſelbſt, aus übelverſtandener Politik, den Staat (wir möchten lieber ſagen, die Civiliſation ſeines Volks) an den Papſt verrathen, und die gallicaniſchen Freiheiten heimlich mit untergraben habe. (Die vertriebenen Stuarte ſagten auch immer: „kein Biſchof; kein König"! und auf uns Deutſchen laſtet der Vorwurf der Neutralität zur Zeit des Basler Conciliums.)

Der Verfaſſer ſchließt mit den Worten: „Die Geſetze der Religionen ſind nichts als moraliſche Rathſchläge unter der Sanction eines andern Lebens (und einer würdigen Erkenntniß der Gottheit). Der Staat allein hat Geſetze, weil er allein Gewalt hat. Es kann alſo nicht zwei Gewalten im Staate geben." — Wir fügen noch einige Fragen für unſere Zeit bey. Wenn man ſieht, daß Pius VII. Triumphe feiert, die Innocenz XII. in Frankreich nicht erlangen konnte, ſo muß man fragen: in welchem Säculum leben wir denn? Man muß fragen: Wie kann ein Vertrag rechtsgültig ſeyn, wo nur ein Theil ein legitimer Contrahent iſt, und wo ſich beide Theile in den Grundbegriffen und Ausdrücken mißverſtehen, wo alſo die Nullität aus dem Irrthum über das Object entſpringt? Hat man die Römiſchen Mentalreſervationen, die Befugniß, ſich von Eid und Wort loszählen zu dürfen, vergeſſen? Hat man vergeſſen, was Papſt Calixtus II. dem Kaiſer ſchrieb: „Aus Freigebigkeit wollen wir die Konkordate gelten laſſen?"

Möge es denen, die jetzt Konkordate ſchließen, nie gereuen, die erſt neubefeſtigten Monarchien abermals in Dyarchien zu verwandeln, und außer den unvermeidlichen intellectuellen und moraliſchen Rückſchritten, auch politiſche Krebsſchäden auf die Nachwelt zu vererben!

Eine Reiſe der Naſe nach.

Dritter Brief. (Mainz den 3. Mai.) Man glaubt gewöhnlich — und vermuthlich, liebe Freundin, glauben Sie es auch — der nächſte Weg führe zum Ziele; allein ich möchte wohl wiſſen, ob, das Ziel beim Scheibenſchießen ausgenommen, noch jemals ein Ziel auf dem nächſten Wege erreicht worden iſt? — Von Natur beſitzt der Menſch nicht die Gabe, den nächſten Weg ſich vorzuzeichnen, wenn auch das Ziel nicht weiter als hundert Schritt vor ihm läge. Man bemerke nur jeden Fußſteig, der etwa nach einem Dorfe über eine Wieſe oder durch ein Feld führen ſoll: der Menſch, der ihn zuerſt austrat, wollte gewiß den geraden Weg gehen, und nun betrachten ſie das ewige Zickzack, was daraus geworden iſt. Eben ſo jede Landſtraße, der die Kunſt nicht nachgeholfen hat. Alle Naturwege der Menſchen ſind und bleiben krumm, führen aber eben darum bisweilen um ſo ſicherer zum Ziele. Der krumme Weg, zum Exempel, den Napoleon einſchlagen wollte, die Engländer zu ruiniren, (nämlich der Weg durch Rußland nach Indien) hätte ihn wahrſcheinlich zum Ziele geführt, wenn er nur nicht den geradeſten Weg nach Rußland eingeſchlagen hätte. — Lieber Gott! was muß man nicht meiſtens für Umwege machen, um eine ſchöne Frau, ein einträgliches Amt zu erhalten! Haben Sie mir nicht ſelbſt erzählt, Sie hätten ihren erſten Freier abgewieſen, weil er mit der Anwerbung, gleichſam wie mit der Thüre in's Haus gefallen wäre? — und ich ſelbſt in dieſem Augenblicke, mache ich nicht poſſierliche Umwege, um zu verhüten, daß Sie mich nicht auslachen ſollen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich von Frankfurt nach Maynz über Darmſtadt, Heidelberg, Mannheim und Worms gegangen bin? Da ich doch in gerader Linie über Höchſt in 4 Stunden hätte in Maynz ſeyn können? — Das macht, ich freie jetzt auch um eine ſchöne Braut, oder eigentlich um eine ſchöne Frau, die mir davon gelaufen iſt, ſie heißt Geſundheit; und ich glaube zu bemerken, daß ich auf dem freundlichen Umwege ihr beträchtlich näher gerückt bin. Gewiß gehört folgendes Heilmittel zu den wirkſamſten: Recipe einen bequemen Wagen mit Poſtpferden, täglich eine Portion in freier Luft in reizender Natur-Umgebung zu gebrauchen. Probatum est.

Und ſo bin ich denn geſtern den ſchönen Weg über Worms nach Maynz gefahren, und hab' ich gleich in Worms das Gemälde von Seekatz nicht geſehen, auf welchem Luther vor dem Reichstage ſteht, ſo hat doch Luther ſehr lebendig vor meiner Seele geſtanden, und ich habe verſucht, das Gefühl nachzufühlen, welches ihn ergriffen haben muß, als er, gleich mir, die Thürme von Worms erblickte. Dann habe ich auf der Ebene, unweit Guntersblum, wo Conrad II. vor 800 Jahren zum Kaiſer erwählt wurde, ſeiner und meiner Giſela gedacht, und einen dankbaren Blick auf meine Reiſegefährtin werfend mich gefreuet, daß auch mir eine der beſten deutſchen Frauen beſchieden worden; dann wieder mit den feuchten Augen in der paradieſiſchen Gegend umherſchweifend, hat es mich entzückt, daß dieſer Boden nun wieder ein deutſcher Boden iſt, und faſt wie ein Traum iſt es mir vorgekommen, daß ich, dem noch vor wenigen Jahren jede Hoffnung auf ewig benommen ſchien, jemals wieder das linke Rheinufer zu betreten, jetzt ſo frei und frank daher rollen durfte, ohne durch eine Franzöſelei in meinem Genuß geſtört zu werden. — Doch halt! eine Spur derſelben fand ich doch in Oggersheim. Während des Pferdewechſels vor dem Poſthauſe bemerkte ich lauſchende Köpfe hinter den mit Eiſen vergitterten Fenſtern eines Thurmes, und fragte die Frau Poſtmeiſterin, eine artige deutſche Frau, was für Leute es wären? da antwortete mir die deutſche Frau: „es ſind Prisoniers.“ Das klang recht widerlich. Auch die Bayriſchen Uniformen hatten mancherlei franzöſiſche Zierrathen. Ich dachte mir geſchwind den ächtdeutſchen Herzog von Bayern auf der Ebene von Guntersblum bei der Wahl Conrad des Zweiten, und ſo vergaß ich die franzöſiſchen Klunker-Mützen ſammt der undeutſchen Poſtmeiſterin. —

Wie verändert fand ich Mainz, das ich ſeit 27 Jahren nicht geſehen hatte! Dieſes verödete, ſogar zugemauerte Schloß, in welchem damals einer der älteſten und edelſten deutſchen Churfürſten wohnte — dieſe abgebrannten und abgeriſſenen Kirchen und Gebäude, die noch alle in ihrem Schutt liegen — jene prächtigen Alleen um die Stadt von majeſtätiſchen Bäumen, die mein Auge nun vergebens ſuchte — hingegen weit hinaus vermehrte Feſtungswerke aller Art, und ſtatt jener friedlichen Mainzer Heiden, Preußen und Oeſtreicher, die erſtaunt ſchienen, hier zuſammen zu treffen. — Die feiſten Domherren und ihre prunkenden Equipagen ſind verſchwunden — mit ihnen der Adels-Hochmuth, der damals die Feſtungswerke entbehrlich zu machen ſchien. — Kurz, liebe Freundin, gleichwie ein alter Bekannter nach einer ſchweren Krankheit bisweilen kaum wieder erkannt wird, ſo hatte ich Mühe das alte Mainz zu erkennen, wo ich einſt drei Monate zugebracht hatte. Nur der ehrwürdige Druſusſtein ſteht noch immer wie damals, und auch die ſchönen Ruinen der römiſchen Waſſerleitung ſind verſchont geblieben, indeſſen das weit jüngere deutſche Reich bis auf den letzten Pfeiler zu Grunde gieng. Wer weiß, wie manche Conſtitution jene Ruinen noch überdauern werden! — Man hat überall viele junge Bäume wieder angepflanzt. Möchten dieſe Pflanzungen wenigſtens ſo lange als die vorigen ungehindert wachſen! Aber iſt das zu hoffen? — Da haben wir den Hypochondriſten! höre ich Sie ausrufen. Nun, ja, es mag ſeyn, daß mein Blick noch trübe iſt. Ich will es glauben, daß die franzöſiſche Eitelkeit ihre Beſchämung uns verzeihen werde; ich will es glauben, daß die franzöſiſchen Marſchälle ihre Dotationen und die Soldaten die Fleiſchtöpfe des linken Rhein-Ufers vergeſſen werden; ja ich will es glauben, was auch verfloſſene Jahrhunderte mir zurufen, daß der ganze franzöſiſche National-Charakter, unſern Träumen zu Liebe, umgewandelt ſey, und, wenn etwa alle dieſe Wunder nicht geſchehen ſollten, ſo will ich wenigſtens glauben, daß die Deutſchen immer ſo einig ſeyn werden, wie in den letzten Jahren. Mehr können ſie doch nicht von mir fordern, als daß ich glauben wolle? ob ich es könne, das ſteht ja nicht in meiner Macht, am wenigſten hier in Mainz, wo mich Alles an die Zerſtörungs- und Plünderungs-Wuth, wie an den Uebermuth der Franzoſen erinnert, ſogar das Zollhäuschen an der Brücke, wo die Unverſchämten nicht blos Zöllner, ſondern auch Zöllnerinnen beſoldeten, die jedes, auf einem harmloſen Spaziergange begriffene Frauenzimmer ſchaamlos entblößen und entkleiden mußten, um vielleicht für einige Gulden Contrebande zu entdecken. Pfui! welche Schmach haben wir erlitten! und es giebt doch noch Menſchen, die fragen können: was wir gewonnen haben!

Mainz hat jetzt auch ein ſtehendes Theater. Ich habe ein paar Acte von Schillers Räubern ſpielen ſehen, kann Ihnen aber nichts weiter davon ſagen, als daß das Theater ſteht. Von den Füßen, auf welchen es ſteht, laſſen Sie mich lieber ſchweigen. —

Eine Spazierfahrt nach Wisbaden habe ich von hier aus gemacht. Das Wetter war aber den Weinſtöcken günſtiger als mir; denn ſchon das dritte Gewitter, ſeit drey Tagen, hatte der Himmel in der vorigen Nacht mit einem derben Regenguß herabgeſendet; nun kletterten die Wolken an den Bergen herum, oder lagerten ſich in den Schluchten, oder zogen graue Vorhänge vor die Bergſpitzen, theilten mir auch bisweilen von ihrem Waſſervorrath noch etwas mit; kurz der Himmel war hypochondriſch, und ich? — nun ich würde, trotz ſeines grämlichen Geſichts, ſeine graue Wange dochwohl für roſenroth gehalten haben, wenn nicht eine wehmüthige Erinnerung ſich mit mir in den Wagen geſetzt, und mich auf der ganzen Fahrt begleitet hätte. Schon einmal, vor 27 Jahren, fuhr ich von Mainz nach Wisbaden mit zwei der geiſtreichſten, liebenswürdigſten und gemüthlichſten Männern, mit Forſter und Huber. Ohne andere Geſellſchaft hielten wir drei ein fröhliches Mittagsmahl, und kehrten in der Dämmerung ſehr heiter in Forſter's Wohnung zu ſeiner geiſtvollen Gattin zurück, derſelben, die noch jetzt als Thereſe Huber, dem gebildeten Publikum lieb iſt, von der auch Sie, liebe Freundin, ſo manches und ſo gern geleſen haben. Es war ein froher Abend nach einem frohen Tage. Nun ſind Forſter und Huber beide todt! Jener, aus deſſen Hand ich noch eine ſchöne Ueberſetzung der Sacontola beſitze, wurde zu Pichegrü's Zeiten in die Begebenheiten der Revolution verwickelt. Er, mit dem wohlwollendſten Herzen, gewiß nur Volksglück wünſchend und befördern wollend, wurde ein thätiges Mitglied des Mainzer Jacobiner-Klubs, ſah ſich am Ende ſchmerzlich getäuſcht und ſtarb, vermuthlich ein Opfer dieſer Täuſchung. Welchem gutgearteten, lebhaft fühlenden Menſchen konnte damals nicht daſſelbe Schickſal treffen? Es hat wohl mancher höhnend einen Stein auf des edeln Forſter's Grab geworfen; mancher, der ihm den Schuhriemen aufzulöſen nicht werth war, und den vielleicht nur der Zufall oder eine eiskalte Vernunft vor Abwegen bewahrte. Nimmer ſoll mir das Andenken jenes redlichen Mannes darum minder heilig ſeyn, weil er in ſeinen letzten Tagen das ſtürmiſche Meer der Revolution nicht ſo glücklich durchſchiffte, als einſt mit Cook den ſtürmiſchen Ocean. — Und mein guter Huber! der helle Kopf, der gemüthliche Menſch! auch er iſt todt! Seine Freundſchaft, ſein offnes Herz, ſeine Geiſtesfülle haben manche Blumen auf meinen Weg geſtreut, Blumen, die mir nicht ganz verwelkt ſind, deren verblichene Farben ich gern noch heute durch eine Thräne wieder auffriſche. — O es iſt ein trauriges Gefühl, wenn die alten gleichgeſinnten Freunde uns nach und nach verlaſſen, und wir endlich allein in einer fremden Welt ſtehen bleiben, die ihre Begriffe wie die Kleidermoden gewechſelt hat, und mit der wir uns nicht mehr befreunden können! — Ruhet ſanft, ihr Edlen! auf deren Geiſt Deutſchland, ſo wie ich auf Eure Freundſchaft ſtolz ſeyn durfte!

In dieſer Stimmung, liebe Freundin, werden Sie nicht von mit erwarten, daß ich Ihnen den prächtigen Kurſaal in Wisbaden beſchreibe.

St. Helena.

Der geweſene Gouverneur dieſer Inſel, General Beatſon, der ſich fünf Jahre daſelbſt aufhielt und manches Gute dort ſtiftete, hat ſeine während dieſes Aufenthalts gemachten Bemerkungen in engliſcher Sprache herausgegeben. Die ungünſtigen Vorurtheile zu widerlegen, die ſo allgemein über die natürliche Beſchaffenheit von St.

Helena verbreitet worden, war der Hauptzweck des Verfaſſers, und es iſt ihm gelungen, auf eine unwiderlegliche Weiſe darzuthun, daß die Inſel nicht, wie man gewöhnlich glaubt, ein nackter Felſen, voller Ratten, ohne hinreichendes Waſſer und daher zur Cultur beinahe durchaus untauglich ſey, ſondern daß ihre bisherige geringe Fruchtbarkeit nur in der Trägheit und den Vorurtheilen der Einwohner ihren Grund gehabt habe. Der Verfaſſer gab ſich, während der fünf Jahre, die er als Statthalter auf der Inſel zubrachte, außerordentliche Mühe, durch Belehrung und Aufmunterungen jeder Art, die Einwohner zu größerer Betriebſamkeit zu vermögen, indem zugleich der Verkauf geiſtiger Getränke auf der ganzen Inſel durchaus unterſagt war, und dieß alles würkte ſo wohlthätig, daß am Ende des Jahres 1812 die Production, hauptſächlich durch Einführung des Pfluges, ſtatt der bisher gebräuchlichen Hacke und Schaufel, nicht nur außerordentlich zunahm, und dadurch die Hauptbeſtimmung der geſammten Niederlaſſung, die anlegenden Schiffe mit friſchen Lebensmitteln zu verſorgen, vollſtändig erreicht ward, ſondern daß auch die Ausgaben der oſtindiſchen Compagnie in gleichem Maaße ſich verminderten. Statt der gewöhnlichen Meinung, welche die Inſel für das Product irgend eines vulkaniſchen Ausbruchs erklärt, nimmt Beatſon die entgegengeſetzte Hypotheſe an, nämlich ſie ſey der Ueberreſt eines größeren Landes, welches durch einen ſolchen vulkaniſchen Ausbruch vom Meer verſchlungen worden. Aus manchen Aehnlichkeiten zwiſchen St. **Helena** und den Inſeln **Aſcenſion**, **Saxemberg**, **Triſtan d'Acunha** und **Grugh**, iſt er geneigt, den Schluß zu ziehen, daß alle dieſe Inſeln nur die höchſten Punkte eines und deſſelben verſunkenen Landes ſeyen; vielleicht der **Atlantis** der Alten. Der Boden von St. Helena ſelbſt iſt an den mehrſten Stellen äußerſt fruchtbar, ſo bald man ſich nur die Mühe giebt, ihn zu bearbeiten. Auch Waſſer iſt überflüſſig vorhanden, und könnte leicht durch angelegte Teiche über die ganze Inſel verbreitet werden. Das Clima fand der Verfaſſer der Geſundheit äußerſt zuträglich, wiewohl Regen und Nebel ſehr häufig ſind. Ratten dagegen giebt es, ſeiner Behauptung zufolge, auf St. Helena nicht mehr, als in England, ſo bald man ſich nur die Mühe nicht verdrießen laſſe, ihre zu große Vermehrung zu verhindern.

Papyrus.

In der Verſammlung der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften hat der Hofrath Tychſen eine intereſſante Abhandlung über den Gebrauch des **Papyrus** im Mittelalter vorgeleſen, aus welcher wir folgendes ausheben: Die Bemerkung, welchen vergänglichen Stoffen, ſowohl im Alterthum als jetzt, die edelſten Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes anvertraut werden, führt auf die Frage, ob der Papyrus der Alten, oder das unſrige dauerhafter ſei. Papyrus dauert unglaublich lange. Nicht zu gedenken der Urkunden des Mittelalters, die darauf geſchrieben ſind, zeigen das Borgia'ſche Fragment, die Herkulaniſchen Handſchriften und die aus den Catacomben bei Theben mitgebrachten Rollen, daß es 1500, 1700, ja gegen 3000 Jahre dauere. So lange dauern kaum Stein- und Metallſchriften. Unſere älteſten Bücher auf Papier ſind noch nicht 400 Jahr alt, und vielleicht iſt nach 1000 Jahren keines der jetzt gedruckten Bücher mehr vorhanden. In wärmern Gegenden wird das Papier durch Würmer zerſtört, und in den kältern durch Feuchtigkeit. Auf der andern Seite ſprechen die Alten von der Vergänglichkeit des Papyrus, und der Anblick zeigt, wie zerbrechlich es iſt. Dieſer Scheinwiderſpruch löſet ſich auf durch Beobachtung der Natur dieſer Maſſe. Papyrus iſt eine Sumpfpflanze, die ein poröſes Gewebe von weichen und härtern, holzigen Faſern hat, daher man daraus Stricke, Matten, Segel, ſogar Schiffchen verfertigte. Eine daraus zuſammengeſetzte Maſſe erträgt die Feuchtigkeit, und kann unter der Erde oder in Gewölben Jahrhunderte dauern; aber an der Luft wird ſie dürre und ſpröde, und durch den Gebrauch brüchig und mürb, ſo daß die Schrift abſpringt und vergeht. Auch in Bücherform gebunden bricht ſie, daher man im Mittelalter, um den Papyrus zu erhalten, Pergamentblätter dazwiſchen legte, dergleichen Handſchriften noch vorhanden ſind. Papyrus geht alſo durch den Gebrauch zu Grunde, den unſer Papier beſſer erträgt; nur leidet letzteres durch Näſſe und Feuchtigkeit. Vielleicht entdeckt unſere Chemie einſt ein Mittel, dem Papier eine längere Dauer zu geben, wie die Alten ihre Rollen mit Cedernöhl beſtrichen. Es wäre ſogar möglich, daß einſt der ägyptiſche Papyrus wieder hervorgeſucht und zum Schreiben bereitet würde, wozu vor einigen 30 Jahren der Ritter Landolina mit der ſicilianiſchen Papyruspflanze einen Verſuch machte.

Nachricht.

Der Preiß des zweiten Bandes dieſes literariſchen Wochenblatts iſt ebenfalls **Vier Thaler ſächſiſch Vorausbezahlung**, und man kann es durch alle Poſtämter und Buchhandlungen beziehen. Hauptverſendungen haben übernommen:

Das hieſige Großherzogl. Sächſ. Fürſtl. Thurn- und Taxiſche Poſtamt; das Königl. Preuß. Grenz-Poſtamt in Erfurth, und die Königl. Sächſ. Zeitungs-Expedition in Leipzig.

Defecte, welche nicht mit der erſten Poſt angezeigt werden, können wir künftig nicht gratis verabfolgen laſſen, vielmehr berechnen wir für jede Nummer zwei Groſchen.

Weimar, den 24. Mai 1818.

Hoffmanniſche Hofbuchhandlung.

(Hierbei ein Intelligenzblatt № 1.)

Intelligenz-Blatt No. I.

Neue Verlagsbücher,

welche bei Heinrich Remigius Sauerländer in Arau zur Leipziger Oſtermeſſe 1818 erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Candolle, A. P. de, Verſuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äußern Formen und der natürlichen Klaſſeneintheilung derſelben. Nach der zweiten franzöſiſchen Ausgabe überſetzt, und mit Zuſätzen begleitet von Prof. Dr. K. J. Perleb. gr. 8. 3 fl. oder 2 thlr.

Chriſt, der, vor Gott; Ermunterungen zur Andacht und Gottſeligkeit. Unveränderte wohlfeile Ausgabe. gr. 8. 3 fl. oder 2 thlr.

Erheiterungen; eine Monatsſchrift, herausgegeben von H. **Zſchokke**, achter Jahrgang 1818. 8. broſch. 8 fl. 15 kr. oder 4 thlr. 20 Gr.

Erzählungen, kleine, und **Gedichte** für Erholungsſtunden. Aus den beliebten Erheiterungen beſonders abgedruckt. 4 Bände. 8. 12 fl. oder 8 thlr.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige und wahrhafte Geſchichte, vom Verf. des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten. Zweite Auflage. 8. broſchirt. 48 kr. oder 12 Gr.

Handbuch der neuern deutſchen Literatur bis zum Ende des Jahrs 1817. Eine Auswahl der in den längſtverfloſſenen Jahrzehnten erſchienenen vorzüglichſten und beſten Werke, nach wiſſenſchaftlichen Fächern ſyſtematiſch geordnet. gr. 8. in Pappbd. 1 fl. oder 16 gr. netto.

Kaſthofer, K., Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Berneriſchen Hochgebirgs. Ein Beitrag zur Beſtimmung der Vegetationsgrenze ſchweizeriſcher Holzarten, des Einfluſſes der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirges, des Verhältniſſes der Forſtwiſſenſchaft zur Landwirthſchaft, und der Bedinge für Verbeſſerung der Alpenwirthſchaft; zweite vermehrte Aufl. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 thlr. 4 gr.

Kortüm, Fr., Kaiſer Friedrich der Erſte mit ſeinen Freunden und Feinden; ein geſchichtlicher Verſuch. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 thlr. 4 gr.

Starklof, von, die Prinzeſſinnen. Zwei Theile. 8. 4 fl. 12 kr. oder 2 thl. 18 gr.

Es iſt keine gewöhnliche Empfehlung, wenn ich hiermit verſichere, daß dieſe neue Erſcheinung zu einer der intereſſanteſten im belletriſtiſchen Fache gezählt zu werden verdient, die ganz beſondere Aufmerkſamkeit erregen wird. Man findet darin ein vollendetes und höchſt anziehendes Gemälde des Lebens und Wirkens in den höhern Ständen, und dabei ſcheint im Ganzen mehr Wahrheit als Dichtung zu liegen, ſo daß man ſich von der Lektüre dieſes im eigentlichen Sinne politiſchen Romans eine ungemein intereſſante Unterhaltung verſprechen darf.

Stunden der Andacht, zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung. 8 Bde. Dritte umgearbeitete und verbeſſerte Ausgabe. Ordinäre und gute Ausgabe, mit einem Kupfer. gr. 8.

Dieſes treffliche Buch wird in einer neuen zweckmäßigen Eintheilung binnen kurzer Zeit wieder vollſtändig und vermehrt zu haben ſeyn, und auch unter folgenden beſondern Titeln in verſchiedenen Abtheilungen erſcheinen:

Andachtsbuch einer chriſtlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes. Erſter bis vierter Band. gr. 8. Ordin. und gute Ausgabe, mit einem Kupfer.

Andachtsbuch für die erwachſene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch für Freunde und Freundinnen Jeſu in Betrachtungen der Werke des Schöpfers. Ordin. und gute Ausgabe. gr. 8.

Der Chriſt und die Ewigkeit. Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden und zur Befeſtigung im Glauben an Unſterblichkeit und Wiederſehen. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Das Reich Jeſu auf Erden. Betrachtungen über die Schickſale unſerer Religion, ſeit ihrer Stiftung bis zu unſern Zeiten. Ein Andachtsbuch zur Beförderung wahren Chriſtenthums. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Tacitus Agricola. Deutſch, nebſt Rechtfertigungen von Profeſſor Ludwig **Döderlein**. gr. 8. broſchirt. 32 kr. oder 8 gr.

Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit. Geſammelt von H. **Zſchokke**. Zweiter Jahrg. 1818. gr. 4. 11 fl. oder 7 thl.

Vogel, W., kleine dramatiſche Spiele für ſtehende Bühnen und Privattheater. 8. broſchirt. 2 fl. oder 1 thl. 6 gr.

Zeitung, Arauer. Fünfter Jahrgang 1818. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 thl. 20 gr.

Zſchokke, H., der Baieriſchen Geſchichten vierter Band. gr. 8.

Ueber die neuen Theorieen des Criminalrechts und der gerichtlichen Medicin, mit Vorſchlägen zur Verbeſſerung beider Disciplinen. Nebſt einem Anhange über den practiſchen Unwerth ſämmtlicher höheren ſpeculativen Theorieen von D. J. J. Kauſch. gr. 8. Züllichau. Darnmann.

Allerdings hat die Juſtizbehörde den gerichtlichen Aerzten zu beſtimmen, was ſie bei legalen Obductionen zu wiſſen verlangt, und welche Fragen die Aerzte zu beantworten haben. Da aber der Umfang des Wiſſens der Letzteren, ſeinem Terrain nach, beſchränkt iſt, ſo nimmt die Geſetzgebung, welche nur das Ausführbare im Auge haben kann, gern mit den Medicinalperſonen hierüber Rückſprache; ja ſie ertheilt auch wohl ihren Anträgen, wenn ſie ſolche der Sache angemeſſen findet, Kraft des Geſetzes. Des Herrn Regierungs Medicinalrath D. Kauſch, in ſeinem Journal: Geiſt und Kritik u. ſ. w., aufgeſtellten Vorſchläge zu beſonderen bei jeder Obduction vom Obducenten zu beantwortenden Fragen, wurden in der neuen Preuß. Criminal-Ordnung wirklich ſanctionirt, und unter einigen Modificationen iſt hierin auch die Baierſche Geſetzgebung nachgefolget.

Natürlich iſt dieſer Gegenſtand von den erleuchteſten Criminaliſten in ihren Schriften ventilirt worden; ſie haben nach der Individualität ihrer Theorieen neue Anſichten vorgeboten. Die gerichtlichen Aerzte haben zum Theil den letztern, nach dem Grundſatze, daß dem Juriſten hierüber die Beſtimmung allein zuſtehe, beigeſtimmt, ohngeachtet an eine Unanimität auf Seiten der Rechtslehrer noch gar nicht zu denken iſt. Es frägt ſich nun: iſt die Jurisprudenz als Wiſſenſchaft ſo weit vorgerückt, daß ſie unbedingt als Geſetzgeberin allein für ſich hier auftreten könne, welches von jenen Aerzten vorausgeſetzt worden? Nach neuen Studien über die Baſirung dieſes Theils der gerichtlichen Medizin auf jene Wiſſenſchaft, nach angeſtrengter Prüfung der Grundfeſten der heutigen Criminaljuſtiz, überzeugte ſich der gedachte Herr Reg. M. Rath Kauſch, daß jene Vorausſetzung in keiner Art hinreichend begründet ſey; dieſer Gegenſtand und vorzüglich die wechſelſeitige Beziehung der Criminalwiſſenſchaft und der gerichtlichen Medizin bedurfte alſo jetzo zu einer Zeit, wo die juriſtiſche Geſetzgebung in mehreren Staaten ſo ſehr mit Reformen beſchäftigt iſt, einer neuen Reviſion unterworfen zu werden, und dieſem Geſchäfte hat ſich der mehrgedachte Herr Reg. Med. R. Kauſch, aufgemuntert durch ſeinen bisherigen Erfolg, in dieſer Parthie, unterzogen. Ohngeachtet einiger Schüchternheit, mit welcher er als Laye den Tempel der Themis zu betreten ſcheint, können wir verſichern, daß er es nicht ohne Erfolg gethan hat, und ſo verdient es die vorliegende Schrift, empfohlen zu werden, welche den Juriſten eben ſo, wie den Arzt, intereſſiren wird.

Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneiwiſſenſchaft und Thierheilkunſt von D. J. J. Kauſch. 2r Bd. gr. 8. Züllichau. Darnmann. 1 thl. 12 gr.

Der Krieg hatte den Herrn Regierungs-Medicinalrath Kauſch an der frühern Herausgabe dieſes 2ten Bandes ſeiner Memorabilien verhindert, der ſich eben des Beifalls zu erfreuen haben wird, den der erſte in allen kritiſchen Blättern erhalten hat. Den Reihen der Aufſätze führt in vorliegendem Bande eine Anleitung zu Unterſuchungen des Gemüthszuſtandes, zu gerichtlichen und policeylichen Zwecken, an; hiernächſt folgen mehrere Konvolute von intereſſanten, kurzen practiſchen Erfahrungsnotizen aus Sanitätsberichten, nebſt mehreren practiſchen Ausarbeitungen von Aerzten und Wundärzten aus verſchiedenen Provinzen, worunter die Thierheilkunde und Medicinalpolicey, eben ſo wie im erſten Bändchen, reichlich bedacht ſind. Den Beſchluß machen Richteriana den Wunderdoctor von Royn in Schleſien betreffend, zu dem in wenig Monaten an funfzigtauſend Hülfeſuchende aus vielen Ländern gewallfahrtet ſind. Die Sache wird hier faktiſch und theoretiſch, in letzterer Beziehung im höheren Sinne der medicina magica, endlich auch mediciniſch-policeylich als Phänomen unſerer myſtiſchen Zeitepoche behandelt. Die Verhältniſſe des Herausgebers, welcher dieſen Gegenſtand, nach dem wichtigern Theile ſelbſt bearbeitet hat, und auch ſchon ſein Ruf berechtigen zu der Erwartung, daß man etwas Erſchöpfendes in mehr als einer Hinſicht über dieſen Gegenſtand finden werde, und man wird ſich bei Leſung des Aufſatzes gewiß nicht getäuſcht finden.

Für diejenigen, welche etwa mit dem erſten Bändchen der Memorabilien nicht bekannt ſind, dürfte es nicht unintereſſant ſeyn, die Hauptmomente ſeines Inhaltes hier anzuführen, ſie ſind: Knochenkaries, Opiſthotonik, Structura cranii, Arſenik im Wechſelfieber, die Flinsberger Mineralquelle, Bruſterſchütterung, Bruchoperation, Pferde-Organiſationen, Rinderpeſt von 1811, Schädlichkeit kupferner Ofentöpfe, Queckſilber im Wahnſinn, Todesfall auf geringe Veranlaſſung, Frühlingskuren, Milzbrand und Maskirung rheumatiſcher Krankheiten, nebſt einer Menge von praktiſchen Miscellen.

Der Preis des erſten Bändchens mit 1 Kupfertafel iſt 1 thl. 4 gr.

Nachrichten über vaterländiſche Feſtungen und Feſtungskriege von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg bis auf gegenwärtige Zeiten. Aufgeſetzt für jüngere Krieger vom Obriſt-Lieuten. Seydel. 1r Bd. gr. 8. Züllichau in der Darnmannſchen Buchhandlung. 1 thl. 16 gr.

In dieſem Werke finden angehende Krieger das, was der Titel anzeigt: Nachrichten über Feſtungen und Feſtungskriege; Gebildetere aber manche ſchöne Lehre, Meiſterwerke und Erfahrungen geachteter Vorgänger, zweckmäßig zu benutzen. Ob außer dem Ingenieur nicht auch der Taktiker und Stratege Materialien zur Erweiterung des bearbeiteten Feldes antreffen würde, mögen Kenner entſcheiden.

Bei Joh. Fr. Baerecke in Eiſenach iſt erſchienen:

Carové, Fr. W., Entwurf einer Burſchenſchafts-Ordnung und Verſuch einer Begründung derſelben. 8. 1 thl. 4 gr.

Die Burſchenfahrt auf die Wartburg am 18. Oct. 1817. Fol. Preis 8 gr.

Dies Kupfer ſtellt den merkwürdigen Zug der Studenten auf die ehrwürdige Wartburg dar. — Der Preis iſt gering geſtellt, damit ſich dieſes Denkmal auch Unbegüterte kaufen können. —

Harmloſe Einwendungen gegen die Harmſiſchen Behauptungen; oder: Auch 95 Gegenſätze. Von einem fränkiſchen Theologen. gr. 8. broſch. 8 gr.

Dieſe mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Gründlichkeit geſchriebene Widerlegung der bekannten 95 Sätze von Harms kann als Beſchluß des intereſſanten Streits angeſehen werden. Hier trifft Witz auf Witz, und Schlag auf Schlag.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 2. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Erklärung.

Das Oppoſitions-Blatt No. 106 beſchuldigt mich, durch den Hamburger Korreſpondenten, durch die Allgemeine Zeitung und durch den Freimüthigen Nachrichten in Umlauf geſetzt zu haben, durch welche Weimariſche Behörden in ein falſches Licht geſtellt, Se. Königl. Hoheit der Grosherzog zu compromittiren beabſichtigt worden u. ſ. w., und wundert ſich mit Recht um ſo mehr darüber, „da ich in Weimar großer Gnade und Nachſicht gewürdigt worden ſey.“ — Allerdings bin ich in Weimar mit großer Güte aufgenommen worden, (ob ich gleich der Nachſicht daſelbſt nie bedurft habe) ich genieße noch jetzt einer, nie unterbrochen geweſenen, ehrenvollen Aufnahme, und es wäre daher abſcheulich von mir, wenn ich alle dieſe Güte durch ſchnöden Undank zu vergelten im Stande wäre. Aber das Oppoſitionsblatt wird ohne Zweifel mit Schmerzen erfahren, daß es eine der nichtswürdigſten Verleumdungen gegen mich hat drucken laſſen.

Ich fodere die Herren Redactoren der Hamburger und Allgemeinen Zeitung auf, mich ohne Schonung öffentlich zu nennen, wenn ſie jemals ein Wort über Weimar von mir erhalten haben.

Aber das Oppoſitions-Blatt liefert ſogar einen Brief aus Weimar vom 12. Februar, der in No. 38 des Freimüthigen geſtanden haben ſoll, und fügt hinzu: „es ſey völlig klar und entſchieden, daß ich die Quelle dieſes Artikels ſey.“

Ich fordere den Herrn Redacteur des Freimüthigen auf, zu erklären, ob der Artikel von mir ſey? — Bis dieſe Erklärung erſcheint, wird das Publikum mir auf mein Ehrenwort glauben, daß er nicht von mir iſt, ob ich gleich die darin ſich ausſprechende Geſinnung recht gern unterſchreibe.

Doch das Oppoſitionsblatt hat ſich auch ſehr ſchlau eine Hinterthür offen gelaſſen, indem es mich nicht den Verfaſſer, ſondern die Quelle des Artikels nennt. Dieſe Quelle ſoll nun ein Brief von mir ſeyn, den Hr. Doctor Kuhn, der Herausgeber des Freimüthigen, ſelbſt geſehen hat, und die Frankfurter Zeitung bemerkt dabei in No. 139: man traue ihm zu, daß er meinen Brief nöthigenfalls werde aufweiſen können, da er ſonſt ſchwerlich dieſen Schritt gethan haben würde. Allein der Herr Doctor Kuhn kann meinen Brief nicht aufweiſen, aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil keiner an ihn geſchrieben worden. Vermuthlich iſt ihm aber ein Brief zu Geſicht gekommen, den ich ungefähr um jene Zeit an einen Correſpondenten in Berlin, der kein Zeitungsſchreiber iſt, habe abgehen laſſen. Und welches ſind denn nun die abſcheulichen Nachrichten, welche „die Weimariſchen Behörden in ein falſches Licht geſtellt, und Se. Königl. Hoheit den Grosherzog compromittirt haben?“ — Der Profeſſor Luden ſey beym Prorectorat übergangen worden — der Doctor Wieland habe Weimar verlaſſen — den Hrn. Bertuch und v. Froriep ſey der Hof verboten — die Preßfreiheit werde eingeſchränkt werden. Das iſt Alles, was Hr. Doctor Kuhn, mit dem beſten Willen mehr zu ſagen, gegen mich aufbringen kann; das ſind aber vier Neuigkeiten, die ſich damals in Weimar Jedermann erzählte, und die auch — die zweite ausgenommen — Alle recht guten Grund hatten, wenn ſie gleich nicht ganz ſich ſo verhielten, wie man anfangs glaubte.

Aber geſetzt auch den Fall, dieſe vier, in einem meiner Privatbriefe enthaltenen, Neuigkeiten wären alle viere falſch geweſen, in wiefern wären denn die Weimariſchen Behörden, und der Grosherzog dadurch angetaſtet worden? Was machen ſich denn dieſe Behörden daraus, ob Herr Luden Prorector iſt oder nicht? Was macht ſich der Grosherzog daraus, ob Herr Wieland in Weimar iſt oder nicht?

Ganz Weimar wird mir bezeugen, daß jene Gerüchte damals allgemein waren, warum hätte ich ſie denn nicht einem Correſpondenten mittheilen ſollen? warum hätte er nicht, wenn es ihm beliebte, für den Freimüthigen Gebrauch davon machen ſollen? — Man muß in der That gar nichts gegen einen Menſchen, den man haßt, aufzubringen wiſſen, wenn man genöthigt iſt, ein paar unbedeutende, größtentheils wahre Tagesneuigkeiten aus ſeinen Privatbriefen mit einem Pompe auszuheben, als ob von Hochverrath die Rede wäre. Die Herren möchten mich gar zu gern auf einem fahlen Pferde ertappen, aber es iſt vergebens! ich reite ſolche Pferde nun einmal nicht.

Ich wiederhole: daß ich nie in irgend eine Zeitung einen Artikel über Weimar eingeſandt, und überhaupt nie einen Artikel gegen Weimar geſchrieben habe, daß folglich alle Conjecturen des Oppoſitions-Blattes falſch und verleumderiſch ſind. Das ehrliebende Publikum, an welches jene Zeitung ſich wendet, und an welches auch ich dieſe Erklärung richte, möge nun entſcheiden, wer ſich zu ſchämen hat. Bad-Ems, den 19. Mai 1818. Kotzebue.

Die edle Turnkunſt. (Beſchluß.)

Nur Unverſtand und böſer Wille läſtern die Burſchenverſammlung auf der Wartburg, die ſtets ein Ehrentag der Deutſchen Jugend bleiben wird. (Nämlich in den Augen des Herrn Paſſow.) Die neumodiſche deutſche Tracht nimmt er natürlich auch in Schutz, und findet auch in ihr eine ſehr tiefe Bedeutung. Auch meint er, gerade die Jünglinge hätten den Beruf dazu, eine neue Tracht einzuführen, ſo wie es überhaupt Beziehungen und Angelegenheiten im Leben gebe, wo wir beſſer thun würden, von der Jugend zu lernen, (die auch ſehr erbötig iſt, unſer Lehrer zu werden) als ſie mit dem Dünkel unſrer Erfahrungen und Weltanſichten zu überſchütten. (Alſo den Dünkel der Erfahrung ſollen wir vertauſchen gegen den Dünkel der Unerfahrenheit! Ein Dünkel gegen den andern abgewogen, ſcheint uns doch immer der erſte noch etwas ſicherer.)

Vom Turnplatze ſoll auch die Reinigung der deutſchen Sprache ausgehen, kurz, Hr. Paſſow „geſteht gern, daß er von der Turnkunſt das Höchſte und Größte für das deutſche Volk erwarte.“ Wir wollen ihm das nicht verargen, denn wir haben ja ſelbſt manchen Tanzmeiſter und Fechtmeiſter gekannt, die da meinten, ihre Künſte wären die Angeln, um die ſich die Welt drehe.

Unſere Schaubühnen kommen auch ſehr übel weg. Es iſt nichts ſo ſchlechtes, was ſie nicht befördern ſollen, und Herr Paſſow hofft noch zu erleben: „daß das ganze Volk ſich ſchaamroth von jenen Tummelplätzen verlarvter Sünden wegkehren, und den höhern Genuß auf dem Turnplatze ſuchen wird.“ Wir fürchten doch, daß es noch ſehr lange Leute geben wird, die ein Schauſpiel von Göthe, Schiller, Leſſing u. ſ. w. lieber ſehen werden, als einen an den Beinen aufgehängten Knaben. Doch dieſe Heroen der Bühne meint er auch wohl nicht, denn er fügt in einer Note hinzu: für die Langeweile wäre Kotzebue, Müllner und Werner gut genug.

Auch gegen die Verlängerung der Flegeljahre, die man der Turnkunſt vorgeworfen, findet er gerade nur in ihr ein Mittel. Wer ſich überhaupt bei etwanigen Flegeleien der Turner ängſtige, der lege nur ein Bekenntniß ſeiner verzagten Schwäche ab. Der Turner trete freilich mit einem Nachdruck auf, von welchem der, durch franzöſiſche Tanzmeiſter verſchnirpelte (?) Zierbold nichts wiſſe. Dieſer Nachdruck könne auch wohl in Derbheit und Plumpheit ausarten, aber das ſey doch beſſer als glatte Leichtigkeit u. ſ. w. Denn nur die geſättigte Kraft kehre zur Anmuth zurück. (Es iſt nur fatal, immer mit Leuten zu leben, deren Kraft noch nicht geſättigt iſt.)

Uebrigens ſolle das Turnen mit der Schule eng verbunden werden, dann werde alles gut gehen. Man müſſe nur den Turnwart auch als Lehrer im Gebiete der Wiſſenſchaften anſtellen; man müſſe ihm den vollſtändigſten, unmittelbarſten Ueberblick über das ganze Schulweſen zugeſtehen — (Merkt nun der Leſer, wohin das Büchlein zielt?) — einen ſolchen Turnwart bilde der Turnplatz ſelbſt;(!) man ſolle nur damit anfangen, ſolche Männer ernſtlich zu fodern, ſo würden ſie bald gefunden ſeyn. (Uns dünket, Einer derſelben ſey bereits in Herrn Paſſow gefunden, wenn er nur erſt gefodert wird.)

Kurz, alles was gegen das Turnen geſagt wird, iſt „weibiſches Gewäſch, luſtige Schwindelei, nichtswürdige Läſterung von kleinen Seelen; denn Keiner könne leugnen, daß die Tugenden, die der Turnplatz entwickele, unerſchütterliche Stützen des Staates und des Thrones ſeyen;“ — Und ſelbſt jenes berüchtigte Jahnſche Turngeſetz, welches Klatſcherei empfiehlt, iſt vortrefflich, und nur von einem Sudler angegriffen worden; denn es macht die Gegner furchtſam. (Das müſſen auch erbärmliche Gegner ſeyn, die ſich vor dem Schimpf und Glimpf der Turner fürchten.) Dem Kotzebue wird geſagt, es ſey eine Lüge, daß der Krieg ohne die Turnkunſt geführt ſey, denn die waffenfähigen Turner wären mitgezogen. Eben ſo gut könnte man ſagen, der Krieg ſey auch nicht ohne die Tanzkunſt geführt worden, denn eine Menge guter Tänzer wäre mitgezogen. Daran haben wir nicht gezweifelt, wir meinten nur, daß weder die Turnkunſt, noch die Tanzkunſt den Feind geſchlagen habe.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die Seltſamkeiten, und noch weniger, alle die Derbheiten auszeichnen wollten, die Hr. Paſſow keck turneriſch ſich erlaubt hat. Schwerlich wird er auf dieſe Weiſe Proſeliten machen. Was uns betrifft, wir bleiben nach wie vor der Meinung, daß das Turnen, als gymnaſtiſche Uebung, recht erſprießlich ſeyn mag, daß aber Alles, was man ſonſt davon erwartet, entweder in das Reich der Träume gehört, oder eben ſo gut, auch wohl beſſer, wenigſtens gefahrloſer, auf andern Wegen erreicht werden kann und täglich erreicht wird. Die Herren Turner ſchwatzen gar viel vom öffentlichen Zuſammenleben, als einer zum Volksglück unerläßlichen Bedingung, und thun als ob dieß öffentliche Zuſammenleben nun zum Erſtenmale unter den Deutſchen geſehen würde. Die liebe Jugend hat aber längſt auf gleiche Weiſe, zum Exempel beym Ballſpiel, öffentlich zuſammengelebt, und fürwahr, in dieſer Hinſicht, wie auch in Hinſicht auf Schnelligkeit und Geſchwindigkeit, leiſtet das herrliche Ballſpiel Alles, was man nur immer vom Turnen erwarten kann, ohne irgend eine Gefahr zu veranlaſſen, oder eine Aufſicht, oder zweideutige Geſetze nöthig zu machen. Wir haben noch in dieſem Frühjahr täglich Hunderte von Knaben und Jünglingen Ball ſpielen ſehen, und wollten wetten, daß ſie Alle, wenn es gilt, den Glücksball des Vaterlandes zu werfen oder zu fangen, den Turnern nicht nachſtehen, nur vielleicht in der Virtuoſität des jugendlichen Uebermuthes ihnen weichen werden. Für Männer haben auch ſchon längſt die Schützen-Gilden u. dgl. ein öffentliches Zuſammenleben veranſtaltet.

Zum Schluß möchten wir Hrn. Paſſow noch fragen: ob er im Ernſt glaube, daß ſein pöbelhaftes Schimpfen der Turnkunſt und ſeiner eigenen Ehre förderlich ſeyn werde? Hat er denn gar nicht gefürchtet, den Verdacht zu erregen, daß er eine ſchlechte Sache vertheidige? weil gewöhnlich nur ſchlechte Sachen ſo vertheidigt werden? Hat er denn nicht bedacht, daß es einem Doctor und Profeſſor der alten Literatur, einem Director des philologiſchen Seminariums, einem Mitgliede der wiſſenſchaftlichen Prüfungs-Commiſſion keine Ehre bringt, ja daß es den gelehrten Stand überhaupt ſchändet, wenn er auf Männer wüthig ſchimpft, die ihm durchaus nichts weiter zu Leide gethan haben, als daß ſie über das edle Turnen nicht ſeiner Meinung ſind? Was kann wohl die Prüfungs-Commiſſion von einem ſo prüfenden Mitgliede erwarten? — oder hat er ſich blos das Vergnügen machen wollen, einen harmloſen Gegner des Turnens zu ärgern? Aber wie ſchwach müßte ein Menſch ſeyn, der ſich über Gemeinheiten ärgerte, die nur Mitleid und Verachtung einflößen können! — oder hat er die Leſer beluſtigen wollen? mit ſeinen Turnſchülern mag ihm das wohl gelungen ſeyn, denn ſie finden in dieſen rohen Kraft-Aeußerungen eine fertige Entſchuldigung für ihre eigenen Derb- und Plumpheiten; warum ſollten ſie nicht das Beiſpiel ihres Lehrers nachahmen? Aber die Eltern, die dem Herrn Paſſow die Erziehung ihrer Söhne vertrauten, werden die auch mit Vergnügen ſehen, welch' ein Geiſt den Jünglingen eingehaucht wird? und der Staat, der ihn als Lehrer an einer berühmten Univerſität anſtellte, wird es dem auch gleichgültig ſeyn, zu ſehen, wie dieſer Lehrer Anſtand und Schicklichkeit ſo gröblich verletzt? — Wir kennen Herrn Paſſow's gelehrte Verdienſte nicht, ſo wenig als er die unſrigen kennt, wir wollen aber gern glauben, daß ſie zu den ausgezeichneten gehören, und um ſo mehr wünſchen wir von Herzen, daß er künftig ſeine Galle der Vernunft unterordnen, und nicht ſo wüthig über Männer herfallen möge, die ihn nie beleidigt haben, auch jetzt noch ihm als einem, mit einer fixen Idee behafteten Geiſteskranken gern verzeihen. Der Himmel verleihe ihm Beſſerung! Wir ſind fertig mit ihm; und ob er gleich verſpricht, ſeine Meinungen auch künftig noch kräftigſt zu verfechten, ſo können wir doch, als ſolcher Kraft nicht gewachſen, mit einer Antwort ihm nicht weiter dienen.

Eine Reiſe der Naſe nach.

(Vierter Brief.) In den ſchönen Rheingau, liebe Freundin, würde meine Naſe mich geführt haben, wenn der Regen-Gott nicht alle ſeine Finger geſchüttelt, und aus jedem Finger einen Strom hätte herabſtürzen laſſen. Das niedliche Städtchen Ellfeld wollt' ich beſuchen, was ſo ruhig und freundlich im Rhein ſich ſpiegelt, und jedem Reiſenden lächelnd zuzuwinken ſcheint: komm, wenn du Ruhe ſuchſt, bewohne mich! — Hat es doch für mich, den Verehrer Ludwig des Baiern, noch einen beſondern Reiz, denn durch ihn wurde es zur Stadt erhoben. In Hattenheim wollte ich Markebrunner trinken; dann auf dem Johannisberge mich freuen, daß er ſeinen Herrn, den franzöſiſchen Marſchall, gegen einen Deutſchen und deutſchgeſinnten Fürſten vertauſcht hat; dann wollte ich, von ſeinem Labetrunk erfriſcht, nach Rüdesheim taumeln, und unterwegs das ehemalige Frauenkloſter Eubingen beſuchen, um mich dort einer gewiſſen Hildegard von Sponheim zu erinnern, einer Frau v. Krüdener ihrer Zeit, die auch vieles prophezeiht hat, was nicht eingetroffen iſt, und die einen Ring mit der Innſchrift trug: Ich leide gern. — Zu Rüdesheim wollte ich die Geſundheit des Konrad Brömſer trinken, der ſo geſcheit war ein Fräulein zu heiraten, welches im zehnten Jahrhundert Burg und Flecken ihm zum Heirathsgut brachte. Die Chronik ſchweigt von ihrer Schönheit. Vermuthlich war es damals wie jetzt: der Beſitz von Rüdesheim verlieh ihr unvergängliche Reitze; denn ſchon damals wuchſen hier die Trauben, welche Carl der Große aus Orleans dahin verpflanzen ließ, und die daher noch jetzt Orlänner heißen. — Was wollte ich nicht alles! wenigſtens auf drei Tage hatte meine Einbildungskraft mir eine reiche Tafel gedeckt, die nun der Regen überſchwemmte. Und wenn er auch, wie wirklich geſchah, nach zwei Tagen wieder aufhörte, ſo war doch an das Herumſpazieren zu Fuße vor vier oder fünf Tagen nicht zu denken. Darum ſetzte ich nunmehr meinen Reiſemarſchall, die Naſe, förmlich ab, und ſteuerte geradesweges nach Ems.

Da kam ich denn zuerſt nach Nieder-Ingelheim, dem Ajaccio des achten Jahrhunderts; wenigſtens behaupten manche Schriftſteller, Carl, der ſogenannte Große, ſey hier geboren worden — für mich eine ſchauderhafte Merkwürdigkeit! Schelten Sie nicht, liebe Freundin; ich bin ſchon genug darüber geſcholten worden, daß ich Carl dem Großen die eigentliche Größe nicht abmerken kann. Alle die Abſcheulichkeiten, die er begangen, entſchuldigt man kurz weg mit dem Geiſte der Zeit, in welcher er gelebt, und lächelt ſpöttiſch über meine Einfalt, daß ich das nicht begreifen kann. Aber ich kann mir nicht helfen: für mich iſt nur das Gerechte groß. Außerordentliche Thaten können Bewunderung verdienen, groß ſind ſie nur, wenn ſie auch gerecht waren, und es giebt zu allen Zeiten nur eine Gerechtigkeit. Oder es müßte zweierlei Größe geben: eine Mitwelts-Größe und eine Nachwelts-Größe, und die letztere müßte der Gerechtigkeit nicht mehr bedürfen. So meinen es vermuthlich die Herren, die Carln den Großen nennen. Was kümmert es ſie, was die Zeitgenoſſen dieſes Carls gelitten haben? Darum ſchmeckt ihnen ja keine Pfeife Toback ſchlechter. Manche weinen vielleicht über das Schickſal eines Romanhelden, der da hätte exiſtiren können; aber das ſchreckliche Schickſal eines Volkes, wie die Sachſen zum Exempel, welches wirklich exiſtirt hat, läßt ſie kalt, und der Mörder dieſes Volkes war ein großer Mann. Weil Carl auch manches gethan, was der Nachwelt Nutzen gebracht, war es ihm erlaubt, ja es war groß, die Mitwelt mit Füßen zu treten. Ich bitte Sie, liebe Freundin, leſen Sie doch Carl's Geſchichte, und fragen Sie ſich ſelbſt auf jeder Seite, ob Sie unter ſeiner Regierung gelebt haben möchten? und wenn Sie die Zeitgenoſſen noch befragen könnten, würden nicht von der Elbe bis zum Tajo Millionen Ihnen daſſelbe antworten, was ſie jetzt auf die Frage: ob ſie unter Napoleon glücklich waren? antworten würden? Iſt es nicht augenſcheinlich, daß, wer Carln den Großen nennt, auch Napoleon ſo nennen müſſe? — und was iſt denn damit gewonnen, daß man den Zeitgeiſt zum Sündenbocke macht? nichts weiter, als daß man allenfalls beweiſt, der Zeitgeiſt war ſchlecht. Ein wirklich großer Mann ſoll aber über den Geiſt ſeiner Zeit erhaben ſeyn, er ſoll ihm auch in der Sittlichkeit vorausſchreiten. Kurz, ohne Gerechtigkeit keine Größe, das können mir die Herren Carlianer mit allem Schelten und Spotten nicht widerlegen. — Und welch ein Beiſpiel hat dieſer Grauſame allen Tyrannen zu allzeit fertiger Beſchönigung hinterlaſſen! Napoleon würde nicht in Egypten 2000 Türken mit kaltem Blute niedergeſchoſſen haben, wenn Carl nicht an der Aller bei Verden 4500 Sachſen mit kaltem Blute niedergemetzelt hätte.

Doch wo gerathe ich hin! geſchwind zu der freundlichen Poſtmeiſterin in Nieder-Ingelheim, die unter allerlei pikanten Kupferſtichen die Reiſenden herzlich aufnimmt. Man ſchien hier mit dem neuen Herrn, dem Großherzog von Heſſen, ſehr zufrieden, nachdem man 20 Jahre lang das franzöſiſche Joch hatte tragen müſſen. Die Abgaben, hieß es, ſind zwar nicht verringert, aber es ſprechen doch keine Receveurs mehr bei uns ein, die von jeder Bouteille Wein ihren Theil haben mußten. Unwillkührlich dachte ich dabei wieder an die wunderliche Frage: „Was haben wir gewonnen?“ und doch waren die Receveurs nur Mücken gegen die großen Vampyren. —

Wer durch Bingen kommt, und ſeinen Beinen oder ſeiner Bruſt es nur irgend zumuthen darf, der unterlaſſe ja nicht, das ſogenannte Hans Klopp (eine herrliche Ruine) zu beſteigen, und er wird ſehen, wie die Nahe in den Rhein fällt, wie über dem Bingerloche ſich die Wellen kräuſeln, und am Fuße des Mäuſethurms ſich brechen, kurz er wird ſehen, was ſich nicht beſchreiben läßt. Und nebenher mag er noch recht ernſte Betrachtungen anſtellen, über die erbärmlichen Zufälligkeiten, von welchen der Nachruhm abhängig iſt. Es gab eine Zeit, wo das Bingerloch gefährlicher war als jetzt, weßhalb ein menſchenfreundlicher Biſchoff, Namens Hatto, einen Wartthurm daneben bauen ließ, wofür mancher, dem Schiffbruch Entronnene, ihn geſegnet haben wird. Weil aber derſelbe Biſchoff auch ſtreng auf klöſterliche Zucht hielt, ſo haßten ihn die Mönche und erſannen das alberne Mährgen von den Mäuſen, die ihn, ſeines Geizes halber, bis in dieſen Thurm verfolgt, und gefreſſen haben ſollen. Wenn auch die Nachwelt das Mährgen nicht geglaubt hat, ſo hat ſie doch den Biſchoff Hatto für keinen Ehrenmann gehalten. Und ſolche luſtige im Guten wie im Böſen leichtſinnig nachgeplapperte Urtheile ſind es, liebe Freundin, die zu erlangen oder zu vermeiden, man oft die ſchönſte Zeit des Lebens und die beſten Kräfte opfert! während man allein dem Richter in ſich zu genügen trachten ſollte; denn den eigentlichen Ruhm und Nachruhm nimmt man mit ins Grab, und er wird nicht eher leuchten, bis Gott das Grab öffnet, Gott, der allein die Motive und folglich den Werth der Handlungen kennt. Ich muß immer lachen, wenn wir Tages-Inſekten von Nachruhm ſprechen, weil wir Geſchichtsbücher haben, die ein paar tauſend Jahre hinauf reichen. Was ſind denn ein paar tauſend Jahre? thun wir noch ein paar tauſend dazu, ſo ſind alle unſere Helden nur noch fabelhafte Perſonen.

Herrlich iſt nun der Weg am Rhein von Bingen bis Coblenz. Man kann viel Schönes in der Welt geſehen haben, und man wird hier noch immer überraſcht werden. Die Menge der Ruinen zerſtörter Burgen, in welchen einſt die gemüthlichen Räuber wohnten (wie der Verfaſſer von Welt und Zeit ſie von einem modernen Handwerksburſchen ſehr drollig nennen läßt) trägt allerdings mit dazu bei, die, bald ſchauerlich wilden, bald freundlichen Anſichten noch maleriſcher zu machen. Alſo ſind wir dieſen Rittern Dank ſchuldig, denn ſie haben für das Vergnügen der Nachwelt geſorgt; und ihre Räubereien — je nun, die entſchuldigen wir mit dem Geiſte der damaligen Zeit. Sind wir doch ſicher vor ihnen.

Noch weit genußreicher würde dieſe herrliche Rheinreiſe zu Lande ſeyn, wenn die Chauſſee — eines von dem wenigen Guten, welches man den Franzoſen verdanket — beſſer unterhalten würde. Man hört überall klagen, daß läſtige franzöſiſche Einrichtungen beibehalten werden; nun ſo ſollte man wenigſtens auch die guten nicht eingehen laſſen. Es hatte kaum 24 Stunden geregnet, und ſchon waren die Wege abſcheulich. Dazu kommt noch, daß man faſt immer ſehr nahe am Strome her fährt und, während ſich linker Hand die Felſen wie eine Wand erheben, ſchaut man rechts in den Abgrund der Wellen, ohne daß auch nur ein gebrechlicher Stecken, als Geländer hingepflanzt, wenigſtens der ſchüchternen Einbildungskraft einen Anhalt gäbe. Es iſt jedoch in der Gegend von Coblenz jetzt der Anfang gemacht, ein recht ſolides Geländer aufzuſtellen, und ich höre, daß der ganze Weg ſo eingefaßt werden ſoll. Eine große Wohlthat, nicht allein für furchtſame Reiſende, ſondern für die Unglücklichen, die, ohne dieſelbe, gewiß von Zeit zu Zeit hinabgeſtürzt wären.

Wenn gleich Pabſt Pius II. (Aeneas Sylvius) ſich jährlich ein Fuder Bacharacher Wein hat nach Rom bringen laſſen, und wenn gleich Kaiſer Wenzel für 4 Fuder dieſes Weins der Stadt Nürnberg ihre Freiheit gegeben hat, ſo kann ich doch nicht viel Rühmliches davon ſagen; vermuthlich wurde aber ſowohl dem Pabſte als dem Kaiſer beſſerer Wein vorgeſetzt als mir. Auch zu St. Goar, wo ich abermals vom beſten dortigen Weine foderte, wurde ich an die Zöllner in Braſilien erinnert, die allen Rheinwein als Eſſig um geringen Zoll paſſiren laſſen. Dennoch rathe ich Ihnen, liebe Freundin, wenn Sie einmal des Weges kommen, in St. Goar zu übernachten; denn man wird, in einem freundlichen Wirthshauſe, Ihnen ein Zimmer mit der köſtlichen Ausſicht auf den Rhein geben; man wird ſie dabei nicht köſtlich, aber recht artig bewirthen, Sie auch nicht prellen, und ſo werden Sie am andern Morgen ſo vergnügt als ich weiter fahren. Wenn Sie dann, unweit St. Goar an der Landſtraße ſehen, was ich geſehen habe, ſo wird es Ihnen eben ſo neu ſeyn als es mir war. Es wurden nämlich preußiſche Rekruten, theils von Officiers theils von Unterofficiers, einexercirt, wobei man ſich zwar nicht des Stocks bediente, aber diejenigen, die es nicht recht machten, an den Ohren zupfte. Anfangs mußte ich lachen, denn es fiel mir ein: ob wohl jenes Volk, von dem die Alten erzählen, es habe ſo lange Ohren gehabt, daß es ſich in die Ohrenlappen wie in Mäntel gehüllt habe, nach und nach, durch vieles Zupfen und Zauſen es mit ſeinen Ohren ſo weit gebracht? und ob nach zehen oder zwanzig Generationen nicht auch unſere Ohren ſchon ziemlich lang ſeyn werden? Hernach wurde ich doch etwas verdrüßlich, als ich mich erinnerte, daß Napoleon die Gewohnheit hatte, die Leute bei den Ohren zu zupfen. Und wirklich habe ich nachher erfahren, daß dieſes neue Stock-Surrogat aus Frankreich herſtammt, wo man es ohne Zweifel als eine Galanterie für Napoleon eingeführt hat. Es thut mir aber weh, daß Deutſche es nachmachen: freilich nicht aus demſelben Grunde. Auch iſt nicht zu leugnen, daß das Ohrenzupfen große Vorzüge vor den Stockprügeln hat.

Hier, liebe Freundin, ſchließt mein Reiſejournal, welches vor den 10 Bänden der Nicolaiſchen Reiſe wenigſtens den Vorzug der Kürze behauptet. Am 6. May bin ich glücklich in Ems angekommen, und gebe mir alle Mühe, auch hier Alles roſenroth zu ſehen. Freilich iſt das Aeußere nicht mit unſerm lieben Liebenſtein zu vergleichen; die Natur iſt hier gar zu engherzig und die Kunſt hat gar zu wenig, oder eigentlich noch gar nicht nachgeholfen, denn außer einer Reihe Bäume am Ufer der Lahn, unter welchen ein Weg von 6 bis 7 Fuß Breite, den ſie hier Promenade nennen, 500 Schritte lang, ſich hinzieht, und außer einer krummen Allee, gleichfalls an der Lahn, die nicht viel über 200 Schritte lang iſt, giebt es hier durchaus gar keine Spaziergänge, Sie müßten denn die ſteilen Berge dahin rechnen, die zu erklettern nicht Jedermanns Sache iſt. Noch fühlbarer wird dieſer Mangel dadurch, daß der Brunnenarzt, der wackere Hofrath Thilenius, in ſeiner Beſchreibung von Ems ausdrücklich warnt, man ſolle vor 9 Uhr Morgens nicht am Ufer der Lahn luſtwandeln, wegen der kühlen feuchten Zugluft. Zugleich empfiehlt er aber auch das frühe Aufſtehen, Baden, Trinken und ſich bewegen. Nun giebt es aber durchaus keinen andern Platz, auf dem man ſich bewegen konnte, als eben dieſen einzigen Gang an der Lahn. Wer folglich, wie ich, um 6 Uhr den Brunnen trinkt, der muß entweder zu Hauſe bleiben, oder, wie ich, der Lahnluft zum Trotze, doch nicht ohne einige Aengſtlichkeit, längs dem Ufer auf und nieder traben.

Gleichviel! wenn nur die Nymphe der Emſer Quelle mir hold iſt! wenn ich nur nach 4 Wochen Ihnen aus freier Bruſt wiederholen kann, daß ich Sie herzlich liebe und hochſchätze.

Deutſchlands Magna Charta aus dem funfzehnten Jahrhundert. (Aber nur ein freundlicher Traum.)

Herr D. Böhmer in Göttingen hat ein urkundliches Denkmal unſerer Vorfahren wieder aufgefriſcht, das unſerm Reformations- und Verfaſſungsluſtigen Zeitalter eine intereſſante Erſcheinung ſeyn muß.

Weder die frühere deutſche Geſchichte ſeit Carl dem Großen, noch die ſpätere, haben etwas aufzuweiſen, das dem Entwurfe jener ſogenannten Reformation ähnlich wäre, welche im Namen des Kaiſers Friedrich (III.) dem Reichstage zu Mainz 1441 vorgelegt worden iſt. Sie unterſcheidet ſich beſonders dadurch: daß ſie nicht blos den geiſtlichen, ſondern auch den weltlichen Stand umfaßt, und für beide die Grundlinien einer Magna Charta enthält. Dieſe der Einſicht ihres kaiſerlichen Beförderers Ehre machende, und für uns belehrende Urkunde hat Herr D. Böhmer in lesbare Schreibart übergetragen, mit einer geſchichtlichen Einleitung und erläuternden Bemerkungen verſehen, und unter folgendem Titel herausgegeben: „Kaiſer Friedrichs III. Entwurf einer Magna Charta für Deutſchland, oder die Reformation dieſes Kaiſers vom Jahr 1441, mit einem Kupfer. (Friedrichs Bruſtbild.) Göttingen 1818. Auf Koſten des Verfaſſers. CXXVIII. und 366 S. 8.“ Ehe wir des Inhalts dieſer merkwürdigen Urkunde gedenken, dürfte es vielen unſerer Leſer angenehm ſeyn, etwas über des Kaiſers Friedrich Perſon und Zeitalter zu vernehmen. Friedrich ſtand 54 Jahre (von 1439 bis 1493) an der Spitze des deutſchen Reichs. Er bedachte ſich anfangs, die Regierung eines Reichs anzunehmen, das voller Verwirrung und Gebrechen war, das ſeine Lebenskraft in innern Befehdungen vergeudete, das von dem Schisma in der Kirche litt, und noch mehr durch den ärgerlichen Lebenswandel einer meiſt unwiſſenden Cleriſei, ſonach aber für Friedrichs Ruheliebenden Charakter abſchreckend war. Die Vorwürfe der Langſamkeit und Unthätigkeit, die man ihm bis dieſe Stunde macht, kommen daher wenigſtens zur Hälfte auf ſein Zeitalter, deſſen Hinderniſſe auch der feurige und thätige Geiſt ſeines Sohnes, des Kaiſers Maximilian, nicht gewältigen konnte. Für ſeine Erblande hat er dennoch mit ſtandhafter Klugheit und Umſicht, gleichſam zögernd, den Grund zur Macht der folgenden Zeiten gelegt. Er erhob Oeſterreich zum Erzherzogthum, und erwarb, durch die Vermählung ſeines Sohnes mit Maria von Burgund, jene anſehnlichen Lande, die ſoviel ſpätere Staatshändel von Europa veranlaßt haben. Unter ſeiner Regierung ſchien die Grenze des Mittelalters und der neuern Zeit ſichtbarer zu werden. Uns dünkt aber dabei am merkwürdigſten, daß ſein Reformations-Entwurf erſchien, ehe noch die Folgen einer mehr verbreiteten Aufklärung theils durch die zu ſeiner Zeit erfundene Buchdruckerkunſt, theils durch die aus dem Orient vertriebene Gelehrſamkeit darauf einwirken konnten. Rechts- und Wahrheitsgefühl iſt immer ein ſicherer Leitſtern. — Nun etwas von dem Inhalte des Reformations-Entwurfs, den Friedrich durch ſeine Räthe 1441 in Mainz vorlegen ließ.

Die Grundidee war, dem ächten Chriſtenthum einen mehrern Einfluß im Staate, nach vorgängiger Selbſtreformation der Geiſtlichkeit, dem Sinne ſeines Stifters gemäß, zu verſchaffen. Der Entwurf enthält ein Eingangsgebet, das als drei Hauptmittel, brüderliche Liebe, Gehorſam gegen die Obern und Feſthalten an guter Ordnung und Recht hervorhebt. Dann folgen 12 Haupt- und ein Schlußartikel, nebſt ſogenannten Declarationen. Wir heben nur Einige ganz, und von andern den ſummariſchen Inhalt aus, um die Leſer für das Ganze zu intereſſiren. „Erſter Hauptartikel geht dahin, daß Geiſtliche geiſtlich ſeyen, und ihre Anzahl auf die Nothdurft beſchränkt werde. Die Declaration hierzu enthält unter andern folgendes: „Das Uebermaaß der Mönche, Pfaffen und Nonnen, Nelharden *) und anderer Bettler, wollen unter einem geiſtlichen Schein die Welt betrügen, womit der arme Mann auf dem Lande ſo hart beſchwert wird, daß ihre Weiber und Kinder oft an ihrer täglichen Nahrung Mangel leiden, damit ſie das faule, müßiggehende Volk nähren mögen u. ſ. w." Zweiter Hauptartikel. „Alle Fürſten im Römiſchen Reich – mit andern Grafen, Freien, Herren, Rittern und Edlen, ſollen alle, ein jeder nach ſeinem Stande und Herkommen, ſeinen Stand und Weſen halten – damit ſich ein jeder in ſeinem Stand ſelbſt erkenne und der arme Mann auf dem Lande unbeſchwert bleibe und ihm ſeine menſchliche Freiheit auch erhalten werde." (Nach heutiger Sprache, damit er weder Sclav, Maſchine, noch alleiniger Steuerlaſtträger ſei.) Dritter Hauptartikel will, daß die Städte und Communen eine auf Vernunft und Freiheit gegründete Verfaſſung erhalten. In der Declaration ſteht: „Den Eigennutz will dieſer Zeit alle Welt für Weisheit achten, und des gemeinen Nutzens iſt ganz vergeſſen." (Wie ſiehts wohl damit jezt in den einzelnen Ländern und beim deutſchen Bunde aus?) Die Declaration tröſtet aber: „Doch kann er nicht erdrückt werden, er, (der gemeine Nutzen) muß wieder erſtehen." (Guter Friedrich! Gebe Gott, daß deine Prophezeihung wenigſtens nach 377 Jahren, und nach der neueſten Reformation Deutſchlandes, am Bundestage wahr werde! —) Vierter Hauptartikel. Ganz Deutſchland ſoll eine, auf das gemeinſchaftliche Wohl ſeiner Bewohner berechnete Verfaſſung erhalten, nämlich: „Alle Fürſten, vom Römiſchen Kaiſer an bis auf den niedrigſten u. ſ. w. ſollen mit rechter Ordnung — nach eines jeden Nothdurft verſehen werden, ohne männiglichs Beſchwerung." Im fünften Hauptartikel kommen die Doctoren der fremden (Römiſchen) Rechte ſchlimm weg. „Sie ſollen in keinem Fürſten- oder andern Rathe mehr gelitten, ſondern ganz abgethan werden; die fremden Rechte ſollen ganz ab und todt ſeyn, weil ſie, die Doctoren, nach der Declaration „Stiefväter und nicht die rechten Erben des (vaterländiſchen, deutſchen) Rechts ſind. Denn ſie nehmen ihm den Grund der Wahrheit und bringen durch ihren unordentlichen Geiz das Recht zu einem ſolchen Unglauben, daß kein frommer Mann mehr ſein Vertrauen darein ſetzen mag. — Sie ſind nicht anders Räthe, denn des Soldes und des Geizes." (Dieſe vorgeſchlagene Abthuung des Römiſchen Rechts iſt ſehr merkwürdig. *) Es war aber ſchon viel zu eingewurzelt und viel zu günſtig für Fiscalität und Regentengewalt, als daß der Vorſchlag durchgehen konnte, da über dieſes die deutſchen Schöffen den Verwickelungen einer vorſchreitenden Civiliſation nicht gewachſen ſeyn mochten, und es ſelbſt in ihren Weiſungen zu Hülfe nahmen. — Sollte man nicht h. z. T. den Vorwurf des Geizes in den Vorwurf einer zu ſubtilen Kritik der ſogenannten hiſtoriſchen Schule unſerer Doctoren verwandeln, woraus ſo viele ſubjective Varietäten und gelehrte Meinungen entſtehen, die irgend einer alten Pergamenthaut zu liebe das Recht oft ungewiſſer machen, als ein allbekannter Gerichtsbrauch? und woraus abermals ein Unglauben am Rechte entſtehen muß, der wichtiger für den Staat iſt, als der Stolz einer zu weit grübelnden Schultheorie?) Sechster Hauptartikel will weder in den Reichsräthen noch ſtändiſchen Verſammlungen Geiſtliche leiden. „Denn ihnen will nicht gebühren,

---

*) oder vielmehr Lollharden, eine Art myſtiſcher Schwärmer.

*) Durch das Röm. Recht wurden die deutſchen Staatsgeſchäfte Proceßmäßig, und mit dem heimlichen Geiſte der Chikane behandelt. —

in weltlichen Sachen zu handeln, wiewohl ſie ſich darum zeigen wollen, um merklich großer Urſachen willen." Declarationen: — Sie werden träge das Lob Gottes zu halten und verlaſſen ſich mehr auf die weltliche Ehre und Lob. — „Sie erfahren der Laien Heimlichkeit u. ſ. w. Aus ſolchen Heimlichkeiten haben die Biſchöfe ſich ſelbſt zu Herren gemacht, und die Fürſten, Grafen und Herren zu Knechten und Dienern u. ſ. w." *Achter Hauptartikel.* Gemeiner Nutze ſoll die Hauptrückſicht bei öffentlichen Abgaben ſeyn. — Die Stände ſollen ſich hüten, durch Mißbrauch und Eigennutz den Zorn der Völker nicht zu reizen. — Wie es jener Zeit zuging, entnehme man aus folgender Anrede an die Fürſten in den Declarationen: „Fürwahr, ihr Fürſten, ihr ſtellet ſehr nach unrechtem Gut, wollet dem Armen ſeinen Schweiß und Blut wieder recht ausſaugen. Es iſt wahrlich genug, ihr ſeid gewarnt. Wo ſind nun euere ehrbaren und tapfern Räthe, die euch dem gemeinen Nutzen zu Gute rathen?" (vergl. *Tapferkeit* iſt wohl immer ſelten geweſen, auch bei übrigens wohlmeinenden Räthen.) „Viel Schmeichler, Heuchler und *Suppeneſſer**) habt ihr an euern Höfen, denn ihr mögt die Wahrheit nicht leiden. Welcher euch aber euer Amt beſſert mit der Nutzung, das iſt ein geſchickter Geſell, niemand frägt, ob es *rechtlich* daher komme, ſo wir's nur haben. Als ob Gott die Seinen euch zu Narren geſchaffen habe! Hättet ihr ein recht chriſtlich Gemüth, ihr würdet die göttlichen Creaturen beſſer bedenken!" *9ter und 10ter Hauptartikel* will gleichförmiges Maaß und Gewicht einführen. (!) — Dem Beſchlußartikel folgen ausführliche Dispoſitionen über die Organiſation ſämtlicher Streitkräfte des Reichs. Allezeit 5 große Läger, 1 für das Innere, 4 für die Grenzen u. ſ. w. Dann folgt noch eine Anrede an alle edlen Chriſten hohen und niedern Standes, worin es heißt: „Es liegt am Tage, daß uns die *Geweihten* (Papſt und Geiſtlichkeit) um unſer recht Patrimonium gebracht haben, auch unſere Vorältern ſo verblendet, ſie ſollten mit ihrem väterlichen Erbe das Himmelreich erkaufen. — Ich wollte gern wiſſen, wem die großen Pfaffen nütz wären, denn daß ſie uns Weib und Kind zu ihrem Gefallen nehmen, und viel H — — n machen? Ich wollte gern hören, von einem der mir ſagen könnte, wo Chriſtus unſer Erlöſer, dieweil er auf Erden ging, je von Mönchen oder Nonnen geſagt hätte. Wem mag daſſelbige Volk nütz ſeyn? — *Gott wird euch nach* euern Verdienſt lohnen; denn wie ihr die ganze Gemeinde im Reich beſchwert habt, alſo wird ſie auch über euch aufſtehen, daß ihr keine bleibende Statt mehr wiſſet. *Nach dieſen Dingen werden erſt die* 12 Hauptartikel ihren Anfang nehmen mit einer rechtmäßigen Ordnung und Reformation." Wer muß nicht hier den tiefen und noch für uns lehrreichen Blick des Kaiſers oder ſeiner Räthe bewundern, wenn ſie merken laſſen, daß an jeder durchgreifenden Reformation zu zweifeln ſei, ſo lange die Geiſtlichkeit nicht *völlig* in ihre Schranken gewieſen worden! Wie ſcharfſinnig iſt Chriſtenthum und Kirchenthum geſchieden, und letzteres untergeordnet! Auch der Staat ſoll, Friedrichs chriſtlicher Grundidee ungeachtet, keine klöſterliche Zwangsanſtalt ſeyn. Aus Ordnung, Gerechtigkeit, als der Grundlage, ſoll vielmehr das Gedeihen des Chriſtenthums folgen, und wie der Beſchluß-Artik. ſagt: „der chriſtliche Glaube in recht brüderlicher Liebe erhalten und gemehrt werden." Leider war Friedrichs Zeitalter für eine Reformation dieſer Art nicht empfänglich; es blieb beim Entwurfe; wiewohl einzelne Punkte ſpäterhin allerdings zur Ausführung gekommen ſind.

Verdienſtlich genug dünkt uns nächſt dem hohen Willen, die offene und tapfere Kraftſprache. Wie weit ſteht unſer heutiges glattes und behutſames Diplomatenwort dahinter; *möge es nicht eben ſo matte oder halbe That erzeugen!* Die literariſchen Unterſuchungen des Hrn. D. Böhmer über die Urkunde und ihren Verfaſſer werden wißbegierige Leſer in dem Werke ſelbſt aufſuchen. Auch der Freund geſchichtlicher Unterhaltung wird in demſelben mannichfache Nahrung antreffen.

---

*) *Friedrich* ſpricht wohl aus eigner Erfahrung über den vergeblichen Aufwand für entbehrliches, vornehmes Hofgeſinde. Auch ſeinem Sohne, Kaiſer Maximilian, (von den Italienern Spottweiſe pocodenar genannt) ging es ſo, daß ihn die Hofſchranzen arm machten, wie uns ſein Beichtvater *Grünbeck* erzählt. — Sollte nicht auch heutiges Tages das unter Schulden verſinkende Staatsſchiff durch Ausladung des *entbehrlichen* Hofſtaats eine große Erleichterung erhalten? ſo wie der Oberſteuermann den heißen Dank der Mehrzahl und den edlen Lohn des Bewußtſeyns? — Die Herausſchneidung nur weniger Blätter aus jedem der vielen deutſchen Hof- und Staatskalender würde ſchon einen anſehnlichen Fonds für den *gemeinen Nutzen* liefern, der in unſers Friedrichs dritten und achten Hauptartikel mit Recht ſo hoch empfohlen wird.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 3. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Merkwürdige Prophezeihung.

Aus einem Schreiben des Herrn v. E. in D. an den Herausgeber.

Die Geſchichte der letztvergangenen Viertelhundert Jahren war ſo außerordentlich, und die Welt iſt nun in ihrer politiſchen Geſtalt ſo verändert, und ihr phyſiſches Weſen ſo in Bewegung, daß jeder denkende Menſch Neigung fühlt und Perſpective ſucht, in die fernere Zukunft zu ſchauen. Bibelforſcher nehmen, und das nicht ohne Grund, ihre Zuflucht zu den alten Propheten. Sie ſind freilich ſicherer, als unſere neueren; aber ſie ſind ſo dunkel, daß ihre Ausleger insgemein noch mehr ſchwärmen als unſere neueren Seher. Die Offenbarung Johannis ſchien mir immer noch die deutlichſte zu ſeyn und mehr in die neuere Zeit zu gehen. Ich nahm mir die Mühe, von der ungeheuern Zahl der Ausleger die meiſten und neueſten zu leſen, und hatte davon den Vortheil, daß, indem ich ihnen auf ihren Irrwegen nachſpürte, ich den zeither noch von keinem betretenen richtigen Gang und den wahren Sinn der Offenbarung entdeckte.

Ich warf nun alle bisherigen Ausleger auf die Seite, und, indem mich die neuere Weltgeſchichte zuerſt auf die Spur brachte, und ich nur in der Urkunde ſelbſt forſchte, auch dabei auf andere ſo deutlich einſtimmende Propheten zurückſahe, fand ich, daß die Offenbarung Johannis faſt ganz nur die Ereigniſſe unſerer neueren Zeit und der wenigen, welche nun noch folgen wird, und, ſo wie Daniel und andere, die endliche Wiederherſtellung des Israelitiſchen, des alten Bundes-Volkes und die Vereinigung ihrer Stämme mit den Nationen, Völkern, Heiden und Sprachen in einer gemeinſamen Chriſtlichen Heerde, verkündige.

Ferner fand ich, daß alle unſere Chronologen, und zwar zum Theil ſehr ſtark, und faſt bei allen Zeiträumen irren, daß aber die richtigſte Zeitrechnung bis zum Ende der Zeiten in den Propheten ſelbſt, ſo zuverläſſig und vollſtändig enthalten ſey, daß von der durch Moſes beſchriebenen neuen Schöpfung oder Weltumwandlung an bis zum Jahre der Welt 7000, Zeiten und Zeiträume ſich ſo genau treffend an einander anſchließen, daß darüber gar kein Zweifel mehr übrig bleiben kann, und alſo die richtigſte Chronologie ganz vollſtändig in der Offenbarung liege. Weiter, daß nicht die päpſtliche Hierarchie, wie allgemein behauptet wurde, — dann es iſt eines Menſchen Zahl, Offen. 13, 18. — ſondern, daß nur in dem Sinne Johannis, 1. Epiſt. 2, 18. ältere Päpſte, ſo wie auch künftig gegen die Zeit des wahren Antichriſtes geſchehen wird, widerchriſtlich gehandelt haben, daß aber der im Jahr 1823 unfehlbar, wie durch ein Wunderwerk wieder zum Vorſchein kommende **Napoleon** als König von Rom auftreten, die vormalige Römiſche Hauptmonarchie in Anſpruch nehmen, ſeine Herrſchaft, beſonders im Orient weit ausbreiten werde; daß von 1817 an, auf Veranlaſſung der Ukaſe des Kaiſers Alexander, die Juden anfangen werden, ſich zu Chriſto zu bekehren, daß endlich 2 Zeugen oder Propheten, 3.1/2 Jahr lang umherziehen, weiſſagen, Wunder thun, und einen gereinigten evangeliſchen Gottesdienſt lehren, hierauf gefangen, zu Rom getödtet, aber nach 3.1/2 Tag wieder werden belebet und ſichtbar in den Himmel aufſteigen werden, daß zu gleicher Zeit durch ein Erdbeben der zehnte Theil der Stadt Rom verwüſtet werden wird, 7000 Menſchen dabei umkommen und Napoleon hierauf im Jahr 1833 als erklärter Antichriſt auftreten, ſich mit Unterſtützung von einem unter dem Bild eines Lammthieres vorgeſtellten falſchen Propheten oder geiſtlichen Oberhauptes des Occidentes und Orientes, welcher an die Stelle der gefallenen Babel tritt, göttlich wird verehren laſſen, aber nach einer großen Niederlage bei Jeruſalem, zu Harmageddon nebſt dem falſchen Propheten wird ergriffen und in einen Feuerpfuhl geworfen werden. Off. 16, 16. Pſalm 110, 6. Joel 2. Dan. 11, 45. — Ende des Napoleon!

Durch Ausrechnungen mittelſt der prophetiſchen Schlüſſelzahlen — anderen als denen von **Jung-Stilling** und ſeinen beiden Vorgängern **Bengel** und **Cruſius** angegebenen, — fand ich folgende Hauptepochen:

1) Jahre vor der Geburt Chriſti	3940
2) Von da bis zum Untergange des Antichriſtes — — — —	1836
3) Das große Sabbathjahr, gleich	

dem vorbildlichen Ruhejahr alten Teſtam. 3. Moſ. 25, 8 — 10. — — 1000

4) Die fortgeſchobene kleine Zeit des Satans, da Gott um der Auserwählten willen die letzte äußerſt trübſelige Zeit der 6000 Werkejahre abkürzet und fortſchiebet, Matth. 24, 22. Marc. 13, 20. Off. 20, 3. 7. — — — 224

Sind die 6 großen Werktage — — 6000
Hierzu das große Sabbathjahr — — 1000
Beträgt die ganze Weltzeit — — 7000

Sowohl die Weltzeit, als das Jahr 1836 iſt durch mehr als 30 Ausrechnungen bewährt. Die Schlüſſelzahlen zu allen Berechnungen der Zeiten ſind die von den Propheten ſelbſt angegebenen Zahlen, der Zeitraum und das Jahr jedes wichtigen Ereigniſſes der Vergangenheit und der Zukunft iſt damit erwieſen. Nur die Zahl 666, wodurch der Antichriſt kennbar gemacht iſt, liegt in dem Schriftzeichen der Lateiniſchen, als der Römiſchen Curialſprache so wie auch in unſerer bis zu Ende der Zeiten lebendigen Teutſchen Sprache. Der Seher ſagt, Off. 13, 18.: Die Zahl 666 iſt eines Menſchen Zahl, wer den Verſtand hat, der rechne die Zahl des Thieres. Alſo:

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	20	30	40	50	60	70	80

s	t	u	v	w	x	y	z.
90	100	200	300	400	500	600	700.

Ganz natürlich bezeichnet ſich hiermit der

K	ö	n	i	g	v	o	n	R	o	m	
10	50	40	9	7	300	50	40	80	50	30	666.

K	a	i	ſ	e	r	A	l	e	x	a	n	d	e	r	d	e	r	E	r	ſ	t	e
10	1	600	90	5	80	1	20	5	500	1	40	4	5	80	4	5	80	5	80	90	100	5

1811

war es, welchen das Thier im Jahr 1811 zu verſchlingen drohete.

Nur noch, als Muſter, eine von den Berechnungen des Jahres 1817, welches in der jetzigen ſtillen halben Stunde im Himmel, merkwürdig wurde. Nehmen wir von den 490 Jahren, welche die 70 Wochen Daniels enthalten, nach welchen, auf Cyri Edict, das Jüdiſche Volk ſollte wieder hergeſtellt werden, und hergeſtellt wurde, die letzte 7 Jahre enthaltende prophetiſche Woche ab, ſo wie Daniel, C. 9, 25. ſie ſelbſt abgeſondert hat, ſo haben wir — — — 483
und ziehen wir dieſe ab von den — 2300
in welchen, nach Dan. 8, 14. neuer Aufruf, Stadt, Tempel und Gottesdienſt wieder herzuſtellen, erfolgen ſolle, ſo haben wir das Jahr — = — — = 1817.

Jenes Thier, welches im Jahr 1814 an ſeinem ſiebenden Haupt eine tödtliche Wunde vom Schwerd, Off. 13, 10. 14. empfing, nach 10 Jahren, 1823, aus ſeiner Gefangenſchaft wieder hervorbricht, deſſen Wunde alſo zum Erſtaunen der ganzen Welt wieder heil iſt, Off. 13.3, 13, 14, wird 10 Hörner haben (Statthalter und ihm untergeordnete Häupter) welche ihm ihre Macht und Gewalt übergeben, Off. 17, 13. bis ſie ſich endlich auch zu Chriſto bekehren, Off. 12, 14. ſich unabhängig machen, Rom plündern und verbrennen, und alſo zum zweitenmal zerſtören, Off. 17, 16. C. 18. 8. Daß nicht Jeruſalem, noch weniger Paris, ſondern Rom dieſe große Stadt, die Babel, die Jeſabel, die auf dem Thier reitende Hure ſey, habe ich vielfältig dargethan und außer allen Zweifel geſetzt.

Gehen wir dem Gange der Offenbarung genau nach, ſo finden wir, wie ich deutlich zeige, ſehr vielfach den Napoleon ganz unbezweifelt als den künftigen Antichriſt dargeſtellt. Vor 1814 hat dieſes Thier — das vierte Thier Daniels — 7 Häupter, die 7 Regierungsformen des Römiſchen Hauptreiches: Das ſiebende Haupt, Napoleon als König von Rom, erhält die tödliche Wunde vom Schwerdt, Off. 13, 10. 14. und nachdem das Thier nach 10 Jahren wieder geheilt zum Vorſchein kommt, als nunmehr rothes Thier, das da war und nicht iſt (von 1814 bis 1823) und doch iſt (von 1823 bis 1836) Off. 17, 8. 11. entſteht ſolchergeſtalt aus den 7 Häuptern ein Achtes. Off. 17, 11. Einige Zeit vor 1823 war er noch nicht gekommen; und in dieſer Zwiſchenzeit iſt der eine, Off. 17, 10., nämlich das Sechſte Haupt, die päpſtliche Regierung herrſchet inzwiſchen wieder. — Die Art der Befreiung des Napoleon von St. Helena iſt von den Propheten ſorgfältig verſchwiegen. Sie geſchiehet durch ein Wunder: das Wunder durch Erdbeben kommt ſonſt in der Offenbarung mehrmals vor. — Die 7 Poſaunen in derſelben verfolgen nur die Weltgeſchichte von 1733 an, und beſonders das Leben und die Kriege des Buonaparte, hernach Apollyon von 1796 an, wie auch die Geſchichte der Bekehrung vieler Iſraeliten und deren Verbindung mit Nationen, Völkern, Heiden und Sprachen zu einer gemeinſamen und einförmigen Chriſtlichen Gottesverehrung. Die 7 Siegel geben auch auf die ältere Zeit des neuen Teſtamentes und den Zuſtand des Jüdiſchen Volkes.

(Der Verfaſſer wird ſeine großen Entdeckungen nächſtens durch den Druck bekannt machen.)

Bonaparte auf St. Helena.

Das in England öffentlich zur Sprache gekommene Verfahren gegen den franzöſiſchen Exkaiſer auf der Inſel St. Helena, hat eine Schrift veranlaßt, welche unter folgendem Titel ins Teutſche überſetzt worden iſt: „Bemerkungen aus St. Helena über Lord Bathurſts Rede, gehalten im Oberhauſe am 18. März 1817. London 1818.“ Auf dem Titel befindet ſich zugleich folgende Note: „Ich billige dieſe Bemerkungen. Ich wünſche, daß ſie dem Beherrſcher und dem Volke von England vorgelegt werden. Longwood den 9. October 1817. (Unterz.) Napoleon.“ Der Inhalt beſteht aus vier Abtheilungen. Die Erſte enthält den Auszug aus Lord Bathurſts Rede und die (von Bonaparte gebilligten) Bemerkungen über dieſelbe. Die zweite beſteht aus (Gegen-) Bemerkungen. Die dritte füllt der Brief des Kaiſers an den Grafen Lascases. In der vierten Abtheilung ſind die amtlichen Beweisſtücke zur Erhärtung der Bemerkungen über die vom Lord Bathurſt gehaltene Rede. Bonaparte's oder ſeines Wortführers, Beſchwerden gehen eines Theils wider den Parlamentsſchluß vom 11. April 1816, andern Theils wider die von dem neuen Statthalter auf St. Helena, Sir Hudſon Lowe, unternommenen Beſchränkungen.

Was den Parlamentsſchluß betrifft, ſo wurde darin feſtgeſetzt: 1) Napoleon ſolle behandelt werden, als ſey er Kriegsgefangener. 2) Die Engliſche Regierung ſolle das Recht haben, alle die Beſchränkungen zu treffen, welche ſie für nothwendig erachte.

Dieſen Beſchluß beſtreitet der Exkaiſer, weil er weder als Geſetz noch als Urtheilsſpruch gelten könne, und weil die Perſon des Fürſten Englands erhabener Gaſt geweſen, er ſich freiwillig ergeben habe. (Wenn Bonaparte die Rolle des gefährlichſten aller Feinde Englands, aus äußerſter Noth plötzlich und ohne Unterhandlung, in die eines erhabenen Gaſtes verwandelte, konnte er wohl nicht auf die Einwilligung ſeiner Feinde rechnen, noch weniger auf ihre Verpflichtung, den dienſtfertigen Wirth bei einem ſolchen Gaſte zu machen. Es iſt merkwürdig, wie dieſer Mann alle Grundſätze der Moral jetzt in Anſpruch nimmt, nachdem ihn die factiſche Hintanſetzung derſelben bis zu dieſer Cataſtrophe gebracht hat.)

Die Beſchränkungen, die ſich in der Hauptſache auf die Haft in St. Helena, auf den Namen General Bonaparte, die Aufſicht beim Ausgehen und die Offenheit der Correſpondenz beziehen, ſollen, nach Napoleoniſcher Meinung, mit dem Völkerrechte ſtreiten, und nun durch den neuen Statthalter durch Zuſätze ſehr erſchwert, und für die Geſundheit und das Leben B. nachtheilig werden.

(Man kann nicht annehmen, daß Sir Hudſon Lowe ohne alle Veranlaſſung von Seiten B. und ohne alle Vorſchrift von Seiten der Engliſchen Regierung verfahren habe. Einigen Beſchwerden liegt ein großer Stolz zum Grunde, wodurch ſich B. ſelbſt ſchadet; andern aber der durchſcheinende Verdruß, beſonders über die bewachte und verhinderte heimliche Correſpondenz. Unſers Bedünkens iſt ſtrenge Aufſicht um ſo nöthiger, und B. kann blos verlangen, daß alle mit der Sicherheit ſonſt verträgliche Schonung ſeines Lebens und ſeiner Geſundheit auf St. Helena beobachtet werde.) — Eine Probe des den meiſten Franzoſen ſo eigenen gasconiſchen Styls glauben wir in unſern Blattern aufbehalten zu müſſen. In der Nachſchrift des im Namen B. an den Statthalter Lowe am 23. Aug. 1816 erlaſſenen, ſonſt ſchon bekannten Briefs, ſchreibt der Herr Graf Montholon: „Wußten Ihre Miniſter nicht, daß der Anblick eines mit dem Unglücke kämpfenden großen Mannes, (wir dächten, außerordentlichen, ſey das rechte Wort,) das erhabenſte Schauſpiel der Welt iſt; wußten ſie nicht, daß Napoleon in St. Helena — größer, (?) heiliger, (?) ehrwürdiger iſt, (?) als auf dem erſten Throne der Welt? u. ſ. w. Bene!

Polen.

Wir haben unſern Leſern mitgetheilt, was bei Eröffnung des Polniſchen Reichstages geſprochen und gefühlt worden, jetzt eilen wir auch den Schluß deſſelben anzuzeigen, der nicht weniger herzerhebend war, wie aus den drei kleinen Druckſchriften erhellt, die aus Warſchau uns zugeſandt worden. Die erſte iſt eine Adreſſe des Senates an S. M. den Kaiſer und König. Hier wird in den feurigſten Ausdrücken anerkannt, daß die Polen Alles, was ſie ſind und haben, dem Kaiſer Alexander verdanken; daß es in ſeiner Macht ſtand, eine edle, aber unglückliche Nation Preiß zu geben, daß er aber vorzog, ſie zu erheben und glücklich zu machen. „Er“ — ſo heißt es — „ſtellte ſie auf den höchſten Punkt, den zu erreichen, Menſchen, in Geſellſchaft vereinigt, vernünftigerweiſe begehren können. Indeſſen werde es ſeiner hohen Weisheit nicht entgangen ſeyn, daß nur durch Beharrlichkeit ein ſo großes, ſchwieriges Reſultat erlangt werden könne, und daß die liberalſten Einrichtungen nur durch ſtufenweiſe, ſyſtematiſche Entwickelung Feſtigkeit und Bürgſchaft gewinnen; daß nur das Reife wahrhaft nützlich ſey, daß man, um mit Erfolg vorzuſchreiten, mit der Zeit vorſchreiten müſſe; weshalb Se Majeſtät beſchloſſen habe, nur nach und nach diejenigen Abſichten zu enthüllen, deren gänzliches Vollbringen die Wünſche der Polen krönen ſolle. Die ſchönſten Theorien hätten in unſern Tagen großes Unglück herbei geführt; man nahe der Vollkommenheit nur mit Hülfe der Fackel der Erfahrung, und dieſe habe Alexander zu ſeinem Führer gewählt.“

Hierauf verbreiten ſich die Senatoren über das Glück, durch die natürlichen Geſinnungen des Monarchen in den Stand geſetzt zu ſeyn, ihm Wahrheit ſagen zu dürfen, Wahrheit, die ſonſt überall und zu allen Zeiten ſo viele Hinderniſſe zu überwinden hatte, um bis zu den Stufen des Thrones zu gelangen. Sie übergeben ihre Bemerkungen über den Gang, den das Gouvernement, ſeit Einführung der Conſtitution befolgt hat, und ihre Wünſche über den Gang, den es künftig befolgen möge. Sie fügen hinzu, daß, indem ſie dieſe Wünſche aufzeichnen, ſie nie aus den Augen verlohren haben, daß, ſelbſt zum Beſten der Einrichtungen, welche ihre Rechte verbürgen, die Entwickelung derſelben klüglich abgeſtuft werden müſſe (prudemment gradué.) Sie bekennen ſich glücklich durch das was ſie ſchon beſitzen und durch Alles was die Güte und Weisheit des Monarchen ſie noch hoffen läßt. Wohl galt Vielen bis jetzt ein Souverain wie Alexander, der nur für das Glück der Völker athmet, als ein ſchöner Traum der Menſchenliebe; Ihm war es aufbehalten, dieſen Traum in's Leben zu rufen; darum ſey es nun an der polniſchen Nation, zu beweiſen, daß er Sein Glück nicht in Gefahr geſetzt, indem er das ihrige ſo großmüthig begründet habe.

Die zweite Druckſchrift iſt eine Adreſſe der Deputirten-Kammer an den Monarchen, gleich der erſten von der feurigſten Dankbarkeit beſeelt. „Sire!“ heißt es da, „Sie haben ein Werk geſchaffen, würdig Ihres Nahmens und Ihres Jahrhunderts, ja wir glauben gern, würdig der Nation, der es beſtimmt iſt.“ Auch die Deputirten übergeben Bemerkungen über den, beiden Kammern vorgelegten, Rapport des Staatsrathes. Sie ſchwören feyerlich, all' ihr Blut für die Vertheidigung des Thrones, und die, ihrem alten Vaterlande geſchenkte, neue Beſtimmung zu vergießen. „Unverletzliche Dankbarkeit hat uns dieſen Schwur dictirt. Sie iſt unſterblich, Sire, denn ihre Dauer wird der Ihres Nahmens, Ihrer Thaten und Ihres Ruhmes gleich kommen.“

Die dritte Druckſchrift endlich theilt uns die beim Schluß des Reichstages gehaltene Rede des Monarchen ſelbſt mit, welche mehrere Zeitungen ſchon geliefert haben. Die erhabenſte Stelle in derſelben hat uns folgende geſchienen: „Unter den Geſetzentwürfen, die Euch beſchäftigt haben, war nur ein einziger, der die Zuſtimmung der Majorität der Kammern nicht erhalten hat. Ueberzeugung und Redlichkeit haben bei dieſem Reſultat den Vorſitz geführt. Ich habe ihm meinen Beifall gegeben, weil es die Unabhängigkeit Eurer Stimmen in ein helles Licht ſtellt. Frei wurdet Ihr erwählt, frei müßt Ihr auch berathſchlagen. An dieſe zwiefache Unverletzlichkeit wird der wahre Character einer National-Repräſentation ſtets gebunden ſeyn; jene habe ich vereinen wollen, um durch das Organ von dieſen, den freimüthigen, vollſtändigen Ausdruck der öffentlichen Meinung zu vernehmen. Eine ſo conſtituirte Verſammlung verbürgt allein der Regierung die Gewißheit, der Nation nur ſolche Geſetze zu geben, deren Nutzen das wahre Bedürfniß der Nation erheiſcht. Dieſe Aufgabe iſt übrigens nicht leicht. Nur mit der Zeit kann ſie durch vollſtändigern Erfolg gelöſt werden; denn die Zeit reinigt die Meinungen und bildet Obrigkeiten in der Schule der Erfahrung.“

Herrlich ſind die Ermahnungen, mit welchen der Monarch die Deputirten entläßt. „Mehr noch als in den öffentlichen Verſammlungen“ ſagt er, „müßt Ihr in Euren Privat- und häuslichen Verhältniſſen aufgeklärte Bürger, Freunde Eurer Brüder wie Eurer ſelbſt ſeyn, unabläſſig bemüht allen Claſſen, und beſonders derjenigen die das Staatsgebäude trägt, die Vortheile fühlbar zu machen, die mit einer conſtitutionellen Ordnung verbunden ſind. Aber dieſe Ordnung wird nur dann eine feſtgegründete Wohlthat für Euch ſeyn, wenn die Macht der Geſetze ihre Gewalt über Eure Herzen ausübt, noch ehe ſie Eure Handlungen beſtimmt. Das iſt die Höhe, zu welcher die Civiliſation den Aufflug nehmen ſoll, und dahin gelangt ſie, wenn ſie wahrhaft iſt, das heißt: wenn ſie vorzüglich auf Reinheit der Sitten ſich gründet."

Welch ein großes, erhabenes Beiſpiel! Wie ſiegreich hat der Monarch durch die That bewieſen, daß ſeine Weisheit eben ſo reich war als ſein Herz! Der ſchönſte Traum iſt in Würklichkeit übergegangen! Und was würde uns hindern, auch in Deutſchland ſolche erfreuliche Reſultate zu hoffen und zu erwarten, wenn die Deutſchen, gleich den Polen, nur Eine Nation ausmachten? wenn Deutſchland nicht einem zerſchnittenen Polypen gliche, deſſen Theile zwar Alle einzeln fortleben und Alle von Einem Körper getrennt wurden, aber nie wieder mit dieſem Körper zuſammen wachſen können.

Memoiren und Briefwechſel der Madame d'Epinay.

Dieſe intereſſante Frau war eine der berühmten, und auch galanten Damen des 18ten Jahrhunderts; ſie ſtand in Verbindung mit Duclos, Rouſſeau, Grimm, Diderot, St. Lambert u. ſ. w. und man findet in den drei vor Kurzem erſchienenen Bänden ihrer Memoiren noch viele ungedruckte Briefe von Grimm, Diderot und Rouſſeau, welche letztere beſonders zur Erläuterung ſeiner berühmten Confeſſionen und auch wohl zum Temperir-Mittel derſelben dienen. So wird wenigſtens auf dem Titelblatte verſichert. Die eigentlichen Memoiren der Madame d'Epinay enthalten freilich nur die kleinen Begebenheiten einer unglücklich verheiratheten, anfangs in ihren Mann verliebten, bald von ihm vernachläſſigten und zuletzt ihn verachtenden, auch ſich rächenden Pariſer Dame, allein alles das iſt ſo lebendig erzählt, und es ſind ſo viele bekannte Perſonen hinein verflochten, daß man das Werk mit großem Vergnügen lieſt; nur müſſe man nichts als Pariſer damalige Moral darinn erwarten.

Da unter allen den vorkommenden Perſonen ohne Zweifel an Rouſſeau unſere Leſer den meiſten Antheil nehmen, ſo wollen wir unſern Auszug blos auf einiges, was ihn betrifft, beſchränken. Er erſcheint hier zum Erſtenmale bei Gelegenheit eines Geſellſchaftstheaters, auf welchem ein neues Stück von ihm, l'engagement téméraire, aufgeführt wurde, und in welchem er ſelbſt mitſpielte. „Der Verfaſſer" ſchrieb Madame d'Epinay, „iſt ein geiſtreicher Mann und vielleicht ein Sonderling. Ich weiß nicht recht, ob Er oder ſein Stück mir dieſes Urtheil einflößen. Er macht viele Komplimente ohne doch höflich zu ſeyn, oder wenigſtens ohne höflich dabei auszuſehn. In den Weltgebräuchen ſcheint er unerfahren, aber daß er ſehr viel Geiſt hat, unterſcheidet man leicht. Seine Geſichtsfarbe iſt braun, und feurige Augen beleben ſeine Phyſiognomie. Wenn man ihn anſieht, indem er ſpricht, ſo ſcheint er hübſch zu ſeyn; aber wenn man abweſend an ihn denkt, ſo ſieht man ihn nur häßlich. Man ſagt, er ſey kränklich und leide an Gebrechen, die er aus einer Art von Eitelkeit ſorgfältig verberge; darum ſieht er auch wohl manchmal ſo wild aus."

In dem folgenden Briefe heißt es: „Wir haben das neue Stück wirklich aufgeführt, und Francueil (der gute Freund der Dame d'Epinay) hat den armen Teufel von Verfaſſer der Geſellſchaft vorgeſtellt. Arm iſt er wie Hiob, aber Geiſt und Eitelkeit beſitzt er für viere (comme quatre). Aus Armuth iſt er genöthigt geweſen, Francueil's Stiefmutter (Madame Dupin) einige Zeit als Schreiber zu dienen. Seine ganze Geſchichte ſoll ſo biſarr ſeyn, als ſeine Perſon, und das will viel ſagen. Ich hoffe, wir werden ſie einſt erfahren. Die kleine M. und ich vermaßen uns geſtern, ihn zu durchſchauen. Trotz ſeiner Geſtalt, ſagte ſie, (denn fürwahr er iſt häßlich, obgleich Emilie ihn hübſch findet) verrathen ſeine Augen, daß die Liebe eine große Rolle in ſeinem Romane ſpielt. Nein, antwortete ich, ſeine Naſe ſagt mir vielmehr, es ſey die Eitelkeit. — Immerhin! beides. — So weit waren wir, als Francueil hinzu trat, und uns belehrte, es ſey ein Menſch von großen Verdienſten. Das mag ſeyn, indeſſen — wahr iſt es, ſein Stück, ohne eben gut zu ſeyn, verräth keinen gemeinen Kopf u. ſ. w.

Es iſt intereſſant, die Urtheile einer geiſtreichen Geſellſchaft über Rouſſeau zu vernehmen, aus einer Zeit, wo er erſt in die Welt trat und noch Niemand ahnte, wie berühmt er ſich machen würde. Später räumte Madame d'Epinay ihm die aus ſeinen Confeſſionen bekannte Hermitage ein, und er gehörte zu ihrem engern Cirkel, erwarb ſich aber weder Liebe noch Achtung. Ein Brief, in welchem er einſt ſeine Grundſätze über Freundſchaft entwickelte, verdient ausgehoben zu werden. „Tadeln Sie freimüthig" ſagte er, „was Sie tadelnswerth darin finden, allein glauben Sie nicht, daß ich dieſen Grundſätzen leicht entſagen werde, denn ſie ſind aus meinem Character geſchöpft, den ich nicht zu ändern vermag."

„Erſtens" fuhr er fort, „verlange ich, daß meine Freunde nur meine Freunde und nicht meine

Herren ſeyen; daß ſie mir rathen ohne mich beherrſchen zu wollen; daß ſie jedes Recht auf mein Herz, aber keines auf meine Freiheit haben. Ich finde es ſehr ſonderbar, daß Menſchen, unter dem Titel von Freunden, ſich in meine Angelegenheiten miſchen, ohne mir die ihrigen mitzutheilen. — Sie mögen ſtets freimüthig zu mir reden; ſie können mir Alles ſagen; Verachtung ausgenommen, erlaube ich ihnen Alles. Die Verachtung eines Gleichgültigen iſt mir gleichgültig, aber wenn ich ſie von einem Freunde ertrüge, ſo hätte ich ſie verdient. Hat er das Unglück mich zu verachten, ſo ſage er mir es nicht, er verlaſſe mich, das iſt eine Pflicht, die ihm gegen ſich ſelbſt obliegt. Uebrigens, wenn er mir Erinnerungen macht, in welchem Ton es auch geſchehe, ſo bedient er ſich ſeines Rechts. Hab' ich ihn angehört, und thue doch was mir beliebt, ſo bediene ich mich des meinigen; und ich kann es nicht leiden, daß man geſchehene Dinge immer wieder aufwärmt. — Die Zudringlichkeit, mir eine Menge Dienſte zu erweiſen, die ich nicht begehre, iſt mir zur Laſt. Ich finde darin eine gewiſſe Superiorität, die mir mißfällt. Ich verlange nichts weiter, als daß meine Freunde mich lieben und ſich von mir lieben laſſen, das iſt alles was ſie thun können. — Vorzüglich empört es mich, wenn die erſte beſte neue Bekanntſchaft mich ihnen erſetzt, während ich nur mit ihnen mich beſchäftige. — Ihre Wohlthaten können mir nur durch ihre Liebkoſungen erträglich werden; aber wenn ich mich entſchließe, ſie anzunehmen, ſo verlange ich, daß ſie meinen Geſchmack dabei zu Rathe ziehen und nicht den ihrigen; denn wir denken über viele Dinge ſo verſchieden, daß oft das, was ſie hochſchätzen, mir ſchlecht vorkommt. — Entſteht ein Hader zwiſchen uns, ſo meine ich freilich, daß derjenige, der Unrecht hat, zuerſt wieder anknüpfen muß; weil aber Jedermann immer Recht zu haben glaubt, ſo werde darüber nicht geſtritten, ſondern der, der den Streit anfing, müſſe ihn auch endigen. — Nehme ich des Freundes Tadel übel auf, werde ich empfindlich ohne Urſache, gerathe ich in Hitze, wo es nicht ſeyn ſollte; ſo muß er nicht daſſelbe thun, oder er liebt mich nicht. Vielmehr muß er mich recht ſehr liebkoſen, und mich küſſen. Verſtehn Sie mich, Madame? Kurz, er muß damit anfangen, mich zu beſchwichtigen, wozu er nicht viel Zeit brauchen wird, denn im Grunde meines Herzens gab es noch nie einen Brand, den nicht eine Thräne ausgelöſcht hätte. Dann, wann ich gerührt, beruhigt, beſchämt, verwirrt da ſtehe, dann ſchelte er mich tüchtig aus, und ſicherlich wird er zufrieden mit mir ſeyn. Iſt aber die Rede von einer Lumperei, die nicht die Mühe verlohnt, ſich deshalb zu expliciren, ſo laſſe man ſie fallen. Der Angreifer ſpreche zuerſt, und ſuche nicht einen albernen Ehrenpunkt darin, immer Recht zu behalten. Das iſt das Betragen eines Freundes, wie ich es verlange, und wie ich es jederzeit zu erwiedern bereit bin."

Als Grimm einſt bedauert wurde, daß bei einem ihm zugeſtoßenen Unglücke ihn niemand tröſte, ſagte Rouſſeau: „Warlich! das Unglück macht nicht am unglücklichſten, ſondern die Wuth zu trotzen, die jedermann ergreift. Warum überläßt man ihn nicht ſich ſelbſt? was mich betrifft, ſo erkläre ich, daß, wenn mir ein Unglück wiederfahren ſollte, welches meine Freunde bemerken zu müſſen glauben, man die Gattung des Troſtes, die mir anſteht, meiner Wahl überlaſſen ſoll; denn ich muß am beſten wiſſen, was mir gefällt."

Madame d'Epinay ſchrieb an Rouſſeau: „Ich halte für ſehr ſchwer, in der Freundſchaft Regeln vorzuſchreiben; denn jeder macht ſie ganz natürlich nach ſeiner Art zu denken. Aber es giebt zwei weſentliche Erforderniſſe, deren Unentbehrlichkeit in der Freundſchaft Jedermann anerkennen muß: Nachſicht und Freiheit; ohne dieſe reißt endlich das ſtärkſte Band, und dieſe ſind es, auf die mein ganzer Codex ſich beſchränket. Ich kann nicht fodern, daß mein Freund mich heiß, zart, vernünftig oder offenherzig liebe, ſondern nur, daß er nach ſeiner Weiſe mich liebe, ſo viel er kann; denn all mein Wünſchen und Fodern wird ihn nicht umändern, wenn er nun einmal leichtſinnig oder ernſt oder verſchloſſen iſt; und wenn ich nun halsſtarrig immer nur diejenige Eigenſchaft bei ihm ſuche, die er nicht hat, die er aber nach meiner Anſicht durchaus haben ſoll, ſo wird er mir freilich am Ende unerträglich werden. Mich dünkt, man müſſe ſeine Freunde lieben, wie Dilettanten ihre Gemälde: ſie ſehen immer nur das Schöne und blicken über die Fehler hinweg."

„Ich weiß nicht, was das ſagen will: mein Freund hat ſich eines Unrechts gegen mich ſchuldig gemacht. In der Freundſchaft kenne ich nur Ein Unrecht: das Mißtrauen. Aber wenn Sie klagen: Er hat mir ein Geheimniß aus etwas gemacht — oder er hat dem Vergnügen bei mir zu ſeyn, das oder jenes vorgezogen — oder er hat eine Aufmerkſamkeit gegen mich vernachläſſigt — und nun wird geſchmollt — o lieber Freund! laſſen Sie dieſe Kleinlichkeitskrämerei leeren Herzen und Köpfen, gemeinen Liebeleien! Freundſchaft heiſcht ein unbefangenes Vertrauen u. ſ. w." —

Allein Rouſſeau befolgte dieſe goldene Regel nicht, verlohr vielmehr durch Mißtrauen, Zweizüngigkeit und Undankbarkeit nach und nach die Freundſchaft und Achtung von Madame d'Epinay, von Grimm, Diderot und St. Lambert. Die erſtere fand ſich endlich genöthigt, von ihm zu ſagen: „Seine Narrheit flößt mir Mitleid, aber ſeine Falſchheit die tiefſte Verachtung ein.“ Und nach allem, was man hier lieſt, hatte ſie ein Recht, ſo von ihm zu urtheilen. Mit ſeinen Confeſſionen ſtehen viele ſeiner eigenen, hier mitgetheilten Briefe im ſchneidendſten Widerſpruche.

Als Madame d'Epinay einige Zeit, ihrer Geſundheit wegen, in Genf zubrachte, lernte ſie auch Voltairen kennen, der ihr ſehr ſchmeichelte; auch gefiel es ihr ſehr wohl bei ihm. Dennoch ſchrieb ſie an Grimm: „Ich möchte doch nicht immer mit ihm leben. Er hat keinen einzigen feſten Grundſatz. Er verläßt ſich zu ſehr auf ſein Gedächtniß und mißbraucht es oft. Dadurch ſchadet er bisweilen der Unterhaltung. Er wiederholt mehr fremde Gedanken, als er eigne ſagt, und läßt andern nie etwas übrig. Er demüthigt die Eigenliebe, ſpricht pro und contra ſo viel man will, zwar immer mit neuer Grazie und Wahrheit, aber doch immer ſo als ob er über alles ſpottete, auch über ſich ſelbſt. In ſeinem Kopfe iſt keine Philoſophie; von kindiſchen Vorurtheilen iſt er vollgepfropft. Das ließe man ihm vielleicht hingehen, um ſeines Geiſtes und ſeiner Originalität willen, wenn er nicht immer die Miene annahme, als ob er ſie alle abgeſchüttelt hätte. Er macht drollige Inconſequenzen, und bei alle dem iſt es ſehr amüſant, ihn zu ſehen. Aber ich liebe die Menſchen nicht, die mich blos amüſiren. Was ſeine Frau Nichte anlangt, ſo iſt ſie durch und durch eine ſehr komiſche Perſon.“

Wir wollen dieſen Auszug mit einer Stelle über den berühmten Geſchichtſchreiber, David Hume, beſchließen. Madame d'Epinay erzählt von dem Sprüchwörterſpiel, welches damals in guten Geſellſchaften ſehr Mode war, und fährt alſo fort: „Der berühmte David Hume, großer und dicker Geſchichtſchreiber von England, hat nicht das Talent für dieſe Art von Unterhaltung, welches alle unſere hübſchen Weiber bei ihm zu finden vermutheten. Sein erſtes Probeſtück machte er bei Frau v. T., wo man ihm die Rolle eines Sultans zutheilte, der, zwiſchen zwei Sclavinnen ſitzend, alle ſeine Beredſamkeit aufbietet, um ihre Liebe zu gewinnen. Man wieß ihm ſeine Stelle auf einem Sofa an, und ſetzte zwei der ſchönſten Pariſen Damen neben ihn. Er ſah ſie beide mit großen Augen an, ſchlug ſich mehreremale auf den Bauch und auf die Kniee, konnte aber durchaus nichts anders hervorbringen als: Wohlan meine Damen — wohlan — da ſind Sie ja — und weiter kam er nicht. „Das dachte ich wohl“ ſagte Eine der Damen, indem ſie ungeduldig davon lief, „der Menſch taugt zu nichts als Roſtbeef zu eſſen.“ Seitdem iſt er unter die Zuſchauer verwieſen worden, wird aber darum nicht minder geliebkoſt und geehrt. Die Rolle, die er hier in Paris ſpielt, iſt in der That drollig. Zu ſeinem Unglück, oder vielmehr zum Unglück der philoſophiſchen Würde (denn was ihn ſelbſt betrifft, ſo ſcheint er ſich ganz gemüthlich in dieſe Lebensweiſe zu finden) gab es gerade bei ſeiner Ankunft keine herrſchende Narrheit in Paris, darum betrachtete man ihn als einen erwünſchten Fund, und unſer junges Volk brauſte ihm entgegen. Alle hübſche Frauen haben ſich ſeiner bemächtigt, er wird zu jedem Souper mit gebeten, und es giebt kein vollkommenes Feſt ohne ihn.“ — (Das hatte er denn auch wohl verdient, wenn er gleich nicht Sprüchwörter zu ſpielen verſtand. Selten iſt ein guter Schriftſteller in der Geſellſchaft das, was man von ihm erwartet. Oft fehlt ihm das Talent dazu, oft will er es auch nicht ſeyn.)

Der heilige Bund.

Als die katholiſchen Fürſten Deutſchlands im Jahr 1538 ein Bündniß wider die Proteſtanten ſchloſſen, nannten ſie es ein heiliges. Als in Frankreich die katholiſche Parthey mit erneuter Wuth wider die Huguenotten aufſtand, ſtiftete ſie eine heilige Ligue, und zwang den eignen König zum Beitritt. So wurde, und ſo wird noch jetzt ein Wort gemißbraucht, das wohl für alle menſchlichen Würden und Handlungen zu koſtbar iſt, und das durch die herabwürdigende Anwendung auf Titel u. ſ. w. das moraliſche Zartgefühl untergraben hilft. Ehrwürdige Worte verſchwenden, heißt den Glauben an die Tugend ſchwächen.

Wie erhebt ſich dagegen, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, Alexanders Stiftung über Alles Gemeine! Damals verbanden ſich Chriſten, um Chriſten zu würgen; jetzt reichen ſich die Monarchen aller chriſtlichen Confeſſionen die Bruderhand, und wollen Friede und freundſchaftliche Wechſeldienſte auf einem Grunde befeſtigen, den die alte Diplomatik der Kabinette zum Verderben der Völker ſo oft zu verhöhnen gewagt hat. *) Auch das dünkt uns merkwürdig, daß dieſe heilige Akte gleich nach den Tagen kriegeriſcher Triumphe entſtanden, und in einer Stadt unterzeichnet worden iſt, die die unheiligſten Frevel der öffentlichen Zerrüttung, wie lange vorher die frechſte Verſpottung alles Heiligen, in ihren Mauern gehegt hat. Nein! ein ſolches Werk kann kein Trugbild, keine Unternehmung ohne Erfolge ſeyn. Hier leſen wir ja ein offenes Anerkenntniß der alten diplomatiſchen Sünden gegen die Ruhe der Nationen; hier haben wir eine beſiegelte Bürgſchaft für eine künftige chriſtliche Staatsverwaltung, das iſt, für eine auf Gerechtigkeit, Menſchenliebe und äußern und innern Frieden gebaute.

In dieſer Rückſicht verdient der heilige Bund unſer Aller ſtete Aufmerkſamkeit, und eben deswegen halten wir es für eine verdienſtliche Idee, daß jüngſthin ein Paar ungenannte Freunde: „ein Archiv des heiligen Bundes, enthaltend die denſelben betreffenden Aktenſtücke, Literatur, Nachrichten und Urtheile“ angelegt haben. Das erſte Heft, das jetzt zu München erſchienen iſt, kündigt an, daß in dieſem Archive die Diplomatik und Geſchichte des Bundes, die Literatur deſſelben, und das ihn betreffende Ueber, Für und Wider abgehandelt werden ſoll. Im erſten Abſchnitte findet ſich die Urkunde ſelbſt, nebſt dem Manifeſt des Kaiſers von Rußland vom 25ſten Decbr. 1815. (Unſers Wiſſens zur Zeit das einzige, wodurch eine feyerliche Bekanntmachung des Bundes an eine Nation erfolgt iſt; es iſt in allen Kirchen des Reichs abgeleſen worden) Der Abſchnitt der Literatur enthält: Betrachtungen eines Staatsmannes über den heil. Bund. (ganz.) Robert Hindmarſch Bemerkung über den h. B. (aus dem Engl. Der gute Mann erblickt darinn das neue Jeruſalem.) Einige Anmerkungen dazu vom D. Conſ. Rath Hänlein in München, und Betrachtungen über das H. Bündniß. (im Auszuge.) Im dritten Abſchnitte ſind größere und kleinere Kritiken befindlich, worunter ſich beſonders ein Aufſatz des K. Baieriſchen Ober-Appellationsraths Liebeskind ſehr vortheilhaft auszeichnet, und mit Nachdenken geleſen zu werden verdient.

Das heilige Wort iſt ausgeſprochen, es iſt durch die ganze chriſtliche Welt gedrungen; möge die That überall bald nachfolgen, und immer im Geiſte der erſten Stiftung! Dann wird die Fortſetzung dieſes Archivs ſo willkommen, als lehrreich ſeyn. Wir würden hier wichtige Materialien für ein künftiges Völkerrecht erlangen, um das ſogenannte V. R., aber eigentliche Kabinetterrecht zu verdrängen, das bis jetzt in den Schriftſtellern zu finden war, und ſich auch dort gar lückenhaft und zweideutig ausnimmt, und das wenigſtens nicht immer um der Völker willen dazuſeyn ſcheint.

Luther an unſere Zeit.

Aus dieſer Schrift hat Hr. v. Cölln in den freimüthigen Blättern für Deutſche Sätze gezogen, und mit Anmerkungen begleitet, die wir gern weiter verbreiten. Luther ſagt

Zu Regenten und Obrigkeit.

„Ihr Amt iſt von Gott, darum ſollen ſie Gott fürchten. Dieſer Text iſt eine Wehr und Mauer der Regimente, und hat bisher Kaiſer, Könige und Fürſten geſchützt, ſonſt wären ſie lange erſchlagen.“

(Unſere Jacobiner arbeiten ſeit 25 Jahren daran, dieſen Spruch den Völkern auszureden, indem ſie ſagen, das Amt der Fürſten iſt vom Volk, ihm ſind ſie verantwortlich, und es kann ſie richten.)

„Daß weltliche Herrſchaften, Kaiſer- und Königthümer auf Erden ſtehen und gehen in ihrer Ordnung, das iſt nicht menſchlich Thun und Vermögen, ſondern Gottes Regiment; denn das ſehen wir vor Augen, daß allezeit der Haufen, der da regiert, iſt dem andern Haufen viel zu klein und zu ſchwach, und wenn die Menge oder Pöbel toll und thörigt würde, ſo wäre da kaum einer gegen tauſende, und wären bald alle erſchlagen.

(Das haben wir erfahren; giebt es aber nicht noch Nichtswürdige genug, die ſolche Bluthochzeit gern wiederhohlen ſähen!)

„Die Fürſten ſind Götter der Erde, ſollen aber auch göttlich handeln.“

(Allerdings. conſer. Hallers Reſtauration des Staatsrechts; aber es wäre zu wünſchen, daß ſie neben ihrer göttlichen Sanftmuth auch göttliche Gerechtigkeit und Strenge übten, damit ſie nicht Ludw. des 16ten Schickſal haben mögen, der doch ein guter Chriſt war.)

„Sie ſind um des Volkes willen da u. ſ. w.

(Ey freilich, je mehr ſie aber oft zu ſeinem Beſten handeln, je mehr ſind ſie verſchrien. Was müſſen Friedrichs Manen nicht jetzt von ſo vielen überklugen Volksrednern, Syſtematikern, Bonzen, Straßenpoeten und Narren dulden, welche den Leuten den Kopf verdrehen und keinen Hund aus dem Ofen locken können.)

„Sie ſollen nicht durch Furcht herrſchen, ſondern in ihrer Unterthanen Liebe ihre Sicherheit und ihr Glück ſuchen.“

(Die Zeit haben wir erlebt; in Deutſchland mögte dieß noch an der Zeit ſeyn, wenn die böſen Buben nicht wären, oder mit Ruthen geſtrichen würden; aber in Frankreich, da geht es nicht mehr ohne Furcht.)

„Sie ſollen ſich des Regiments ſelbſt annehmen u. ſ. w.

(Ja das will man [illegible] conſtitutionell ſollen ſie ſeyn, ſo wie ein todter Stempel von Metall, womit man Documente unterfertig [illegible]

„Sie ſollen Gnade und Recht handhaben u. ſ. w.“

(Gott bewahre! Gnade nicht; nur das Recht durch Rechtsverſtändige nach dem Geſetz; dieß weiß von keiner Gnade.)

„Fürſten ſollen Frieden lieben und Krieg meiden.“

(Sie haben jetzt durch die heilige Allianz erklärt, daß ſie dieß thun wollen; iſt es den böſen Leuten nicht zum Geſpött?)

---

*) Abſichtlich nennen wir die Kabinette. Denn wie oft waren, (und ſind,) die Fürſten unſchuldig an den ſelbſtſüchtigen Machinationen ihrer heimlichen Räthe.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 4. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Die Einnahme der Inſel Timor.

(Die folgende merkwürdige Erzählung theilte Herr Thurſton, Commandeur des Hesperus, eines engliſchen Kriegsfahrzeuges, dem Herausgeber der Bibliotheque universelle erſt mündlich und dann ſchriftlich mit. Wir ziehen ſie ſo viel möglich zuſammen.)

Im Herbſt 1810 mußte der holländiſche Gouverneur Janſon den Engländern die Inſel Java übergeben, und ſämmtliche holländiſche Beſitzungen in den indiſchen Meeren wurden in der Capitulation mit einbegriffen. Damals erhielt Thurſton das Commando der Corvette Hesperus, deren Mannſchaft durch Clima und ſauren Artilleriedienſt von 120 Mann auf 90 verringert war, und unter dieſen gab es 50 Kranke. Da aber Nachricht eingelaufen war, daß einige franzöſiſche Fregatten von Breſt Java zu Hülfe eilen wollten, ſo mußte er Geſunde und Geneſende zuſammenraffen, und ſich in die Meerenge von Bali poſtiren, um jenes Fregatten aufzulauren. Während er dort vor Anker lag, hatte er das Unglück, ſeinen einzigen erfahrnen Officier zu verlieren, der an einem Fieber ſtarb, welches er ſich in den Moräſten von Batavia zugezogen hatte. — Bald fing der Oſt-Paſſatwind mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit an zu wehen; der Ankergrund war ſicher, aber man ſollte kreuzen und das war freilich nicht angenehm, denn Thurſton verſichert, man könne ſich von dieſen Stürmen und von dieſen Regengüſſen keinen Begriff machen. Indeſſen hatte er die Ordre und gehorchte, ſobald er hinlänglichen Waſſervorrath eingenommen hatte. In der Mitte des Decembers hob er am Morgen die Anker, mit dem Vorſatz, am Abend auf denſelben Platz zurück zu kehren, wenn Wind und Ströme das Meer unhaltbar machen ſollten.

Kaum war er eine halbe Stunde unter Segel, als ein ſehr heftiger Windſtoß kam, und ein fürchterlicher Regenguß ihm das Land gänzlich verhüllte. Den ganzen Tag über waren die Wolken ſo dick und ſo nidrig, daß man höchſtens in der Entfernung von einer Viertel-engliſchen Meile vor ſich ſehen konnte. Indeſſen verließ ſich Thurſton auf ſeine nautiſche Berechnung, den Ankerplatz wieder zu gewinnen; auch legte ſich gegen Abend der Wind, man erblickte unweit das Ufer, und fing ſchon an, ſich zu beruhigen, als man plötzlich bemerkte, daß es nicht dieſelbe Küſte ſey. Ein weſtlicher Strom hatte das Schiff in die Meerenge von Lombo geführt, die eine einzige ſchlechte Charte, welche Thurſton beſaß, als ſehr gefährlich wegen der Ströme ſchilderte. Er wollte das Weite ſuchen, aber es war zu ſpät. Eine Windſtille trat ein, und eine Strömung führte ihn unwiderſtehlich mit reißender Schnelligkeit dem Untergange zu. Bald war das Meer glatt wie ein Spiegel, bald brachen ſich die Wellen fürchterlich zu beiden Seiten des Schiffs, welches ſchrecklich tanzte und ein Spielwerk der böſen Geiſter dieſes Abgrundes zu ſeyn ſchien. Einigemal war es der Brandung an der Küſte ſehr nahe; ſchon erwarteten die an Rettung Verzweifelnden den Stoß auf die Klippen, da warf plötzlich ein Gegenſtrom ſie an das jenſeitige Ufer, um dort dieſelbe Angſt auszuſtehen.

Die Charte, die Thurſton vor Augen hatte, gab, im Fall eines Schiffbruchs, ſchlechten Troſt für diejenigen, denen es etwa gelingen möchte, das Ufer zu erreichen; denn eine kleine Inſel am Eingang der Meerenge hieß die Räuber-Inſel, ein Cap die Mord-Spitze und eine benachbarte Bay die Meuchelmörder-Bay. Indeſſen kam das Schiff nach zwei Stunden doch glücklich hindurch, befand ſich nun in dem Meer von Java und kehrte am andern Morgen nördlich in die Meerenge von Bali zurück. —

Ein paar Tage lang war das Wetter erträglich, Thurſton wagte zum zweitenmal unter Segel zu gehen, und nahm denſelben Weg an einem ſchönen Morgen. Eine weſtliche Strömung achtete er nicht, vermeinend, er könne trotz derſelben laviren, ohne von ſeinem Strich abzuweichen. Aber Nachmittags verdunkelte ſich der Horizont und es überfiel ihn ein Sturm, der ſich in der Nacht in einen wahren Orkan verwandelte. Am Morgen ſah er Land, und glaubte nach ſeiner Rechnung, es ſey die Küſte von Sumbaya. Der Sturm währte fort, und Thurſton ſah wohl ein, es ſey unmöglich zu kreuzen, ſo lange dieſer Paſſat-Wind wehe; oder er hätte ſich entſchließen müſſen, die Linie zu paſſiren, und den entgegengeſetzten Paſſatwind zu benutzen, um Java zu erreichen. Alle ſeine Vorräthe waren faſt erſchöpft, und der erbärmliche Zuſtand ſeiner Mannſchaft nöthigte ihn, ſchnelle Hülfe zu ſuchen.

Die Inſel Timor war zu dieſem Behuf das nächſte Land. Thurſton kannte ſie nicht, und wußte weiter nichts von ihr, als daß ſie eine holländiſche Beſitzung ſey, die auf der Charte eine ziemliche Figur machte, woraus er ſchloß, daß die engliſche Regierung ohne Zweifel eine hinreichende Macht dahin geſchickt haben würde, um ſie in Beſitz zu nehmen. Er entſchied ſich alſo dafür, die Inſel Timor aufzuſuchen. Nach mancherlei vermiedenen Gefahren glaubte er eines Abends um 8 Uhr, nachdem ihm eine ziemlich ſichere Höhen-Berechnung gelungen war, nur noch 50 Meilen von einem Kanal entfernt zu ſeyn, den zwei kleine öſtlich von Timor gelegene Inſeln bilden; in dieſen wollte er einlaufen, und befahl daher, das Schiff für die Nacht beizulegen. Dieſer Befehl wurde ſo ungeſchickt ausgeführt, daß er durch einen plötzlichen Windſtoß die Fockſegelſtange verlor, und, um größere Gefahr zu vermeiden, mit dem Winde ſich dem Lande nähern mußte, denn es währte eine zeitlang, ehe er wieder beilegen konnte. Er berechnete nun, daß er etwa noch 20 Meilen vom Lande entfernt ſey, war deshalb in großer Unruhe, und brachte die ganze Nacht auf dem Verdeck zu. Das Wetter war ſehr ſchlecht, und das Schiff wich ſtark weſtlich von ſeiner Bahn.

Noch war es nicht Tag geworden, als das Geſchrei ertönte: „Klippen vorne und von der Seite!“ und gleich darauf: „Land vor uns!“ das Meer brach ſich gegen die Felſen mit ſchrecklichem Gebrüll. Thurſton hoffte, daß er ſich in dem Kanal befinde, aber um das Schiff zu retten, mußten viele glückliche Umſtände ſich vereinigen. Die Breite, unter welcher der Kanal liegt, mußte auf der Charte richtig angegeben, ſeine geſtrigen Beobachtungen vollkommen genau, und er, während der Nacht, von ſeiner Richtung nicht abgewichen ſeyn. War er im Kanal, ſo war er gerettet; aber nur 1/4 Meile nördlich oder ſüdlich, ſo war er ohne Rettung verlohren. Es wurde unaufhörlich gearbeitet, um die Brandungen zu vermeiden, denn der Kanal war keine halbe Meile breit. Tiefes Schweigen herrſchte auf dem Schiffe; die Ahnung naher Gefahr hatte jeden ergriffen; die raſche Ausführung aller Befehle, die ſchnell auf einander folgten, bewieß die überlegene Geſchicklichkeit engliſcher Matroſen in entſcheidenden Augenblicken. — Ein ſtürmiſcher Regenguß hatte den Anbruch des Tages verzögert; jetzt ließ er nach, und plötzlich rief die Wache im Maſtkorbe: „Wir ſind im Kanal!“ Wir hatten, ruft Thurſton aus, Paar oder Unpaar um das Leben geſpielt und gewonnen. Bald waren wir ganz in Sicherheit gegen die Heftigkeit des Paſſatwindes, aber noch nicht am Ende unſerer Prüfungen.“ — Seine Charte nämlich wieß keine Einzelheiten nach; ſie war im ächten Geiſte der holländiſchen Regierung entworfen, die ſtets fürchtete, genaue Kenntniſſe dieſer Meere zu verbreiten. Wo ſollte Thurſton einen Ankerplatz finden? Ein Tag verging mit vergeblichem Suchen. Auch kein Nachen ließ ſich ſehen; die Inſel ſchien unbewohnt. Am andern Morgen entdeckte er eine Bay, beſchaute die Küſte lange durch ſein Fernrohr, glaubte endlich zwiſchen den Bäumen ein röthliches Dach zu ſehen, umfuhr noch eine Bergſpitze, und ſah nun plötzlich die mahleriſch gelegene Stadt Copang vor ſich, ſammt der Batterie, die ſie beſchützt. Nun zog er die engliſche Flagge auf und ſchoß eine Kanone ab, nicht zweifelnd, auf dem Fort gleichfalls die engliſche Flagge wehen zu ſehen. Allein wie groß war ſeine Verlegenheit, als die holländiſche aufgezogen wurde! Da galt es einen raſchen Entſchluß. Er ſchickte ſogleich einen Parlementair mit einem Briefe an den Gouverneur, in welchem er ihn von dem, was zu Batavia geſchehen, unterrichtete, wie auch daß ſämmtliche holländiſche Beſitzungen in der Capitulation begriffen waren, weshalb er ihn auffoderte, ihm die Inſel ſogleich zu übergeben, und ſelbſt an Bord zu kommen. Die Antwort war: der Gouverneur habe ſeit 2 Jahren in keiner Verbindung mit Java geſtanden und erſuche Thurſton an's Land zu kommen, um ſich näher zu erklären.

Thurſton kam, mit einem weißen Fähnlein in der Hand, wurde mit allen militairiſchen Ehrenbezeugungen empfangen, und wiederholte dem Gouverneur das vorige Anſinnen. Man verlangte ſeine Ordre zu ſehen; er war genöthigt, die Wahrheit zu ſagen, wie er geglaubt, auf Timor bereits engliſche Beſatzung zu finden, da das aber nicht der Fall ſey, ſo erheiſche ſeine Pflicht als engliſcher Officier, die feindliche Flagge, überall wo er ſie antreffe, abnehmen zu laſſen. Er fügte hinzu: wenn der Gouverneur der Nachricht von der Capitulation nicht glaube, ſo fodere Thurſton ihn in ſeinem eigenen Namen auf; er habe 300 Mann, folglich eine überlegene Macht an Bord, die vor Begierde brennten zu landen und zu attakiren; dann aber müſſe der Gouverneur jeden engliſchen Blutstropfen, der vergoſſen werde, verantworten. Der arme Mann war augenſcheinlich in der größten Verlegenheit. Thurſton zog ſeine Uhr heraus und ſagte: „Mein Herr! ich gebe Ihnen 10 Minuten; wenn Sie dann noch nicht entſchloſſen ſind, ſo werde ich es ſeyn.“

Des Gouverneurs Beklemmung wurde immer ſtärker. Man ſah wohl, daß er geneigt war, zu gehorchen, aber nur fürchtete, es möchte ihm übel ausgelegt werden. Um der Sache ein Ende zu machen, flüſterte Thurſton ſeinem holländiſchen Dollmetſcher in's Ohr, er ſolle ſich auf das Fort begeben (welches man von dem Orte, wo die Unterredung vor ſich ging, ſehen konnte), und ſolle durch Liſt oder Gewalt die holländiſche Flagge herunter zu laſſen verſuchen. Das geſchah, noch ehe die 10 Minuten abgelaufen waren, und, während der Gouverneur noch ſchwankte, wehte ſchon die engliſche Flagge; worauf Thurſton ihn vorläufig als engliſchen Vice-Gouverneur begrüßte, und verſicherte, wenn er das ruhige Betragen der Einwohner verbürgen wolle, ſo ſolle nicht ein einziger engliſcher Soldat ausgeſchifft werden. Es war ein Glück, daß der Gouverneur keine Unruhen befürchtete, denn Soldaten auszuſchiffen gab es nicht, und eine Garniſon in das Fort legen, konnte Thurſton nicht, weil er kaum noch 30 geſunde Menſchen hatte, um das Schiff zu regieren.

Alles ging vortrefflich. Der ſchlaue und kühne Seemann machte und empfieng Ceremonienbeſuche bei und von den vornehmſten Einwohnern von Copang, wurde reichlich mit friſchen Proviſionen verſorgt, und ging in einer ſolchen Entfernung von der Stadt vor Anker, wo es leicht war alle Communicationen zu verhindern, und dadurch die Schwäche ſeiner Macht zu verſtecken. Uebrigens gab er ſich alle Mühe, auf dem Wege der Güte die Herzen und die Köpfe zu gewinnen. Mit dem Gouverneur gelang ihm das bald, weil er im täglichen Geſpräch ihm alle Umſtände mittheilen konnte, die von der Wahrheit ſeiner Ausſagen überzeugen mußten; diejenigen aber, mit welchen er ſich nicht auf gleiche Weiſe unterhalten konnte, waren weniger zutraulich und gläubig, und es entſtand nach und nach eine gefährliche Gährung in den Gemüthern. Denn als mehrere Wochen verliefen, und kein Schiff von Java ſeine Nachrichten beſtätigte, fing man an, ihn für einen bloßen Abentheurer zu halten. Durch einen ihm ſehr ergebenen malaviſchen Sklaven erfuhr er alles wieder. Schon ahnete man den jämmerlichen Zuſtand der Corvette, ſchon beſchuldigte man den Gouverneur laut der Feigheit, und endlich entſpann ſich eine förmliche Verſchwörung; in welche man auch die vier Raja's der Ureinwohner gezogen hatte, und die beim erſten Signal ausbrechen ſollte. Thurſtons Wohnung war ſogar ſchon einige Nächte hindurch von Sklaven und Ureinwohnern umringt, die ein Kriegsgeſchrei ausſtießen, und kaum von ſeiner Wache im Zaume gehalten wurden. Er ſah ein, daß es durchaus nothwendig ſey, eine entſcheidende Maßregel zu ergreifen.

Eines Morgens ſehr früh begab er ſich in aller Stille an Bord, und befahl, die Corvette ſo nahe als möglich an die Stadt zu bringen, und ſchlagfertig zu halten. Er ſelbſt kam in der Mittagsſtunde zurück, wo in jenen Gegenden ſich alles der Ruhe überläßt, und ſtieg vor der Hausthüre des Gouverneurs an's Land. Niemand regte ſich. Er ſtellte Schildwachen vor die Thüre und gieng hinein. Der Gouverneur erſchien ſehr verwirrt. Thurſton gab ihm die Verſchwörung auf den Kopf Schuld; er betheuerte ſeine Unſchuld, geſtand jedoch, daß er ſeit einigen Tagen mit dem Betragen ſeiner Untergebenen unzufrieden ſey. „Es ſcheint, ſagte Thurſton, daß man meine Höflichkeit der Schwäche beigemeſſen hat! Aber hören Sie den Kanonenſchuß? Das iſt ein Signal, welches mir verkündet, daß mein Schiff unter Ihren Mauern liegt. Die Einwohner müſſen ſich ſogleich verſammeln, um zu vernehmen, daß ſie morgen meinem Könige den Eid der Treue leiſten müſſen.“ — Die Verſammlung hatte ſogleich ſtatt. Thurſton erklärte, daß der Gouverneur ſein Gefangener und perſönlich für jede Unordnung verantwortlich ſey. Dieſe unerwartete Erklärung und das plötzliche Erſcheinen der Corvette in einer Entfernung von 150 Klaftern von der Stadt, thaten herrliche Wirkung, und erſtickten den Keim des Aufruhrs. Die Nacht verging ſtill. Am Morgen beſetzte Thurſton die Batterie mit ſeiner ganzen Mannſchaft, und ließ nur die Geneſenden und die Schiffsjungen zurück, mit dem Befehl, auf den erſten Wink Feuer auf die Stadt zu geben. Und ſo beſiegten, wie gewöhnlich, die Schnelligkeit und Entſchloſſenheit der Söhne des Nordens die aſiatiſche Indolenz. Die vier Raja's waren die Erſten welche gehorchten. Um 9 Uhr Morgens begann die Proceſſion aus dem Hauſe des Gouverneurs nach dem Fort. Der Gouverneur, ſein Sekretair und ſein Gefolge hatten ihre Staatskleider angelegt, und Thurſton konnte nur mit Mühe bei dieſer Feierlichkeit das Lachen unterdrücken. Es wurde im Fort ein Kreis geſchloſſen, der Gouverner las mit lauter Stimme den Eid der Treue ab, ſämmtliche Umſtehende wiederholten ihn, 21 Kanonenſchüſſe verkündeten ihn — als plötzlich der wahre Donner über ihren Häuptern rollte, und beſonders die abergläubigen Ur-Einwohner erſchreckte. Allein Thurſton eilte, jeden übeln Eindruck dieſes Zufalls zu vernichten, indem er ausrief: der Himmel ſelbſt gebe lauten Beifall! Ein allgemeines Vivat! war die Antwort.

Am Abend gab Thurſton auf dem Rathhauſe Ball und Gaſtmahl, bei welchem Freude und Eintracht herrſchten. Keiſar, der vornehmſte unter den Raja's, trennte ſich nicht von einer Flaſche Branntewein, die er vor ſich hatte, und ſeine Ergebenheit für den brittiſchen Monarchen wuchs mit jedem Glaſe. Er umarmte Thurſton, warf ſich zu deſſen Füßen und ſchwur, er werde ihm überall hin folgen. Die Wirkung des Göttertrankes ließ bei allen Anweſenden ſich ſpüren. Ein Feuerwerk, welches die Gäſte überraſchte, vollendete ihr Entzücken; nur die Ureinwohner und die Creolen warfen ſich dabei im erſten Augenblick erſchrocken platt auf die Erde, erholten ſich aber bald und genoſſen nunmehr das bisher ungekannte Vergnügen. Seitdem blieb alles ruhig. Nur einmal wurde noch dieſe Ruhe durch die Bewohner einer kleinen Inſel, Sawu, unterbrochen, die dem holländiſchen Gouvernement zinsbar ſind und jährlich eine gewiſſe Anzahl Menſchen brachten, welche bei den Hafen-Arbeiten gebraucht wurden. Ein Häuptling dieſer Inſulaner wollte einen engliſchen Matroſen, der ſich eben badete, umbringen; der Matroſe floh zu Thurſton und dieſer kam ſogleich beim Gouverneur mit dem Raja der Fremdlinge zuſammen. Es war ein Mann über 6 engliſche Fuß hoch, ſehr wohlgeſtaltet, und das wahre Modell einer Antike; ein römiſches Profil, große ſchöne Augen, und nicht krauſes aber gelocktes Haar. Sobald er erfuhr, wovon die Rede ſey, und daß die Engländer und Holländer jetzt Freunde wären, gerieth er in heftigen Zorn, ließ den Schuldigen herbei führen, ergriff ihn mit der Linken, warf ihn zu Boden, ſetzte ihm einen Fuß auf die Bruſt, erhob mit der Rechten den Dolch und rief, indem er ſich zu Thurſton wandte: „Soll ich zuſtoßen?“ — Thurſton verſichert, die Scene und die Stellung ſeyen ſo theatraliſch geweſen, daß er im Anſchauen ſich vergeſſen haben würde, wenn er nicht hätte eilen müſſen, dem Unglücklichen das Leben zu retten, der nun dankbar ſeine Füße umklammerte; worauf der Raja noch eine lebhafte Rede an ſeine Unterthanen hielt, und jeden mit dem Tode zu beſtrafen drohte, der es wagen würde, das gute Vernehmen zwiſchen ihm und ſeinen neuen Freunden zu ſtören. Thurſton ſchildert dieſen wilden Fürſten als einen der ausgezeichneteſten Menſchen, der alle Tugenden der Wilden ohne ihre Laſter beſaß, und von dem er ſich mit Schmerzen getrennt hat.

Als die beſſere Jahrszeit wieder eintrat, verließ Thurſton die Inſel, nachdem ſchon früher eine chineſiſche Jonke alle Nachrichten aus Batavia beſtätigt hatte. In Java erſtaunte man nicht wenig, die Corvette Heſperus wohlbehalten wieder erſcheinen zu ſehen. Man hatte ſie längſt verloren geglaubt.

Fromme Wünſche eines Katholiken.

Es iſt eine das Zeitalter ehrende Erſcheinung, daß auch bei dem katholiſchen Religionstheile die Sehnſucht nach Herſtellung der katholiſchen Kirche in einer gereinigten Form laut geworden, damit man die fleckenloſe, himmliſche Geſtalt endlich von ſo vielem widerſinnigen Putz und Lumpen der Vorzeit entkleidet ſehe und ihren eigenen Werth ſchätzen lerne. Leider, wer Menſchen und Geſchichte kennt, dem werden dieſe frommen Wünſche als ein flüchtiger Traum erſcheinen, der das Wenigſte von dem hält, was er verſpricht.

Ein Büchlein, das obigen Titel führt, und bei Gelegenheit der dritten Jubelfeier der Reformation Luthers herausgekommen iſt, zieht die Aufmerkſamkeit weniger durch den Text auf ſich, als durch die Anmerkungen. Jener enthält Wünſche und Rüge der Kirchengebrechen in ſechszeiligen Stanzen, an denen man, in äſthetiſcher Hinſicht, blos den guten Willen dieſes Katholiken zu loben weiß. Letztere laſſen uns einen Blick in den fortwährend gebrechlichen Zuſtand einer Kirche thun, die für das Heil ſo vieler Millionen Seelen, für die Bildung ſo vieler Millionen fleißiger und guter Unterthanen zu wirken, den großen Beruf hat. Welcher Beruf! welche Verantwortlichkeit für ſeine falſche Leitung! —

Kein Proteſtant, kein älterer Kirchenlehrer und Katholik ſoll hier ſeine Stimme erheben. Wir wollen jetzt blos an die wackern Katholiken der neuern Zeit, an die Reiter, Werkmeiſter, Schneider, und andere rechtſchaffene Männer der kathol. deutſchen, (nicht Römiſchen) Kirche erinnern. Ja, wir wollen den vom Verf. angeführten, vormaligen Erzbiſchof von Salzburg voranſtellen, aus deſſen bekanntem trefflichem Hirtenbriefe, (bei der Salzburgiſchen Jubelfeier 1782) in dem Büchlein goldne Worte ächter Religioſität angeführt ſind. So ſprach ein Oberhirte, und was iſt geſchehen? was verbeſſert? Wie ſprechen die Unterhirten noch dieſe Stunde? Wie Rom? In der Landshuter Litt. Zeit., und in den neueſten Bullen und Konkordaten ſteht die Antwort hierauf zu leſen. —

Kein Wort weiter, als ein paar Auszüge aus des Verf. Anmerkungen.

Unter des leider! zu früh verſtorbenen Kaiſers Joſeph II Regierung iſt bewieſen worden, daß innerhalb eines Zeitraums von wenigen Jahren mehrere Millionen, die für Meſſeleſen eingingen, aus den Klöſtern nach Rom geſchickt worden ſind, weil ſie es nicht ſelbſt beſtreiten und damit fertig werden konnten. — Darum wird nichts ſo gedankenlos oft binnen 5 – 7 Minuten hergeplappert, als die heilige Meſſe. Der Verf. weis einen Fall, wo 2 Geiſtliche, die auf zwei einander gegenüberſtehenden Altären zu gleicher Zeit die Meſſe anfingen, vorher in der Sakriſtei um 2 Maas Wein gewettet hatten, wer zuerſt fertig würde. Man hat einen beſondern Namen dafür, und nennt ſie Jagdmeſſen oder durſtige Meſſen. (Vortrefflich erklärt ſich der Salzb. Hirtenbrief gegen dieſen Meßunfug; aber vergeblich!) — Der Verf. bezeugte in der Jugend ſeine Verwunderung darüber, daß an Feſttagen der Heiligen weit mehr Kerzen brennen, als zu Oſtern, Pfingſten u. ſ. w. Ein Prieſter belehrte ihn, daß Gott alle Tage angebetet werde, und ihm zu Ehren alle Tage einige Lichter brennten; jeder Heilige aber komme das Jahr nur einmal daran, und es geſchehe das billig zu ſeiner Schadloshaltung. (Offenbar iſt der prunkende Heiligendienſt Rom nützlicher als der einfache Gottesdienſt. Daher wird die Beibehaltung aller Ceremonien u. dgl. in den Konkordaten unter allgemeinen Ausdrücken klüglich bedungen. Zufolge öffentlicher Nachrichten geht der heilige Vater auch mit einer neuen Bevölkerung des Himmels um, und hat alle Gläubigen im Monat Mai durch feierliche Verehrung eines in neuerer Zeit fertig gewordenen Seligen, Namens Alfonſo Maria di Liguori erbauet.) — Wie der unbefangene gemeine Mann über die Feſte der Heiligen urtheilt, erzählt der Verf. S. 55. „Ein Bauer, der eine der gewöhnlichen ausſchweifenden Lobpredigten angehört hatte, ſagte: Ich möchte nur wiſſen, welcher Heilige eigentlich der vornehmſte wäre. Bei jedem Feſte wird der, dem man das Feſt feiert, ſo herausgeſtrichen, daß man wirklich glauben ſollte, alle übrigen wären Bärenhäuter dagegen.“ (Uns dünkt der Ausdruck Bärenhäuter beſonders für die ſehr treffend, von denen ein beſchauliches Mönchsleben und Abſterben der Welt geprieſen wird.)

Daß der Heiligen-Dienſt, wenn auch gutgemeint, dennoch im feinern Sinne für die Menge verloren ſey, und durch Vorſchub eigennütziger Klöſter ſchädlich werde, wäre aus 1000 Exempeln zu erweiſen. Wo alſo ein Gebrauch ſo leicht in Mißbrauch übergeht, da iſt die Diſtinction zwiſchen Sache und Mißbrauch, eine armſelige Ausflucht. Ein paar tolle Beiſpiele erzählt der Verf. S. 47. Der heilige Florian, oder vielmehr ſein Bild, iſt für das Feuer probat, daher er mit einem Waſſereimer in der Hand gemalt wird. Ein tyroler Bauer hatte ſolches Bild an ſeinem Hauſe, mit der Unterſchrift: „O großer, heil. Florian! Verſchon mein Haus, zünd' andre an.“ — Die heil. Apolonia, der ihr Vater, Kaiſer Diocletian, weil ſie eine Chriſtin geworden, alle Zähne ausbrechen ließ, hilft ſeitdem für's Zahnweh. Unter ihrem Bilde in einer tyroler Kapelle ſtand 1790: „Kaiſer Diocletianus voller Wuth und Zorn, Reißt der Apolonia alle Zähne aus, ſo hint' wie vorn.“ — (Wir haben genug?)

Prieſterliche Herrſchſucht.

Der Herr Präſident v. Bülow hat über die gegenwärtigen Verhältniſſe des chriſtlich-evangeliſchen Kirchen-Weſens in Deutſchland geſchrieben, und ſeine Schrift möchte leicht das Beſte ſeyn, was über dieſen Gegenſtand bekannt geworden; denn ſie verbindet Sachkenntniß mit Unpartheylichkeit, geſunde Vernunft mit Frömmigkeit, Aufklarung und liberale Denkweiſe mit ſtrenger Rechtlichkeit, und iſt dabei in einem klaren, ungeſchmückten aber kräftigen Style abgefaßt, eben ſo fern von Flachheit als von Schwulſt. Hr. v. Bülow hat ſich durch dieſes Büchlein ein großes Verdienſt erworben, zunächſt freilich um den preußiſchen Staat, auf den es beſondere Rückſicht nimmt, aber lehrreich und beherzigenswerth für alle proteſtantiſche Staaten, in welchen die Geiſtlichkeit eine neue päpſtliche Hierarchie einzuführen ſtrebt.

Die erſte Abtheilung enthält eine kurze Kirchengeſchichte, für diejenigen, die nicht bekannt mit derſelben ſind. In der zweiten Abtheilung wird gezeigt, wie es kam, daß die evangeliſchen Landesherren Rechte in Religions- und Kirchenſachen erdieſen, welche, nach den Grundſätzen der katholiſchen Kirche, nur dem Papſte und den Biſchöfen zuſtanden, eigentlich aber unſtreitig Geſammtrechte der ganzen Kirche ſind. Daher rührt es auch, daß jene Rechte der Landesherren nicht in allen evangeliſchen Staaten gleich ſind, je nachdem ihnen viel oder wenig zugeſtanden worden, oder die Unterthanen es dulden mußten, daß ſie viel oder wenig ſich anmaßten.

Der Verfaſſer geht hierauf die einzelnen, der Kirchenregierung zuſtändigen Rechte durch und ſagt: die Gewiſſensfreiheit ſey nicht blos die Freiheit zu denken, ſondern auch zu reden und zu ſchreiben. Die Kirche, und nur dieſe, (alſo nicht die Regierung) habe das Recht, den kirchlichen Religionsbegriff zu beſtimmen, und allenfalls in der Folge nach ihrer Ueberzeugung zu reformiren. Dieſe Beſtimmung geſchehe aber blos vertragsweiſe, und mit der Vorſtellung der Möglichkeit, hierinn zu irren. — In der kirchlichen Aufſicht ſey auch das Cenſur-Recht der zum kirchlichen Gebrauche beſtimmten Bücher enthalten; auf andere erſtrecke ſich die Kirchengewalt nicht u. ſ. w.

In der dritten Abtheilung iſt der gegenwärtige Zuſtand der Religioſität in Preußen in Betrachtung gezogen, und es werden Vorſchläge ihn zu verbeſſern gemacht. Die ewigen Klagen über das Verderbniß der Kirche und über den Verfall der Religioſität ſeyen höchſt übertrieben. (Ja wohl!) Die Geſchichte lehre, daß zu allen Zeiten ſo geklagt worden, und es müßte längſt alle Religioſität und Sittlichkeit erloſchen ſeyn, wenn alle dieſe Klagen Grund gehabt hätten. Ueberhaupt genommen haben die Welt und das Menſchengeſchlecht ſich weder weſentlich verbeſſert noch verſchlimmert, und die chriſtliche Religion habe zu allen Zeiten bald mit unterjochender Hierarchie, bald mit Schwärmerey, bald mit Aberglauben, bald mit Unglauben, bald mit Verfolgungsſucht zu kämpfen gehabt, ohne daß darum die göttliche Wahrheit und die ächte Gottesverehrung zu Grunde gegangen. (ſehr wahr!) – Auch dieſe letztere werde gar nicht ſo vernachläſſigt, als man uns überreden wolle, und der Verfaſſer hat ſich überzeugt, daß auch in den kleinen Städten und auf dem platten Lande es einzig von den Eigenſchaften und der Art der Amtsführung der Geiſtlichen abhänge, ſelbſt aus verwilderten, unſittlichen Gemeinden religiöſe und ſittliche zu bilden. Befinde ſich die Religioſität nicht ganz auf dem Standpunkte, wo ſie ſtehen könnte und ſollte, ſo komme das erſtens daher: daß viel Geiſtliche den Lehrbegriff der evangeliſchen Kirche in ihren Vorträgen verlaſſen, umgehen, untergraben, und dadurch manche ihrer Zuhörer zweifelhaft und gleichgültig machen; auch daß ſie den Grundſatz geltend zu machen ſtreben: die Geiſtlichkeit ſey eigentlich die Kirche, oder wenigſtens der Repräſentant derſelben. Zweitens daher: daß manche Geiſtliche, beſonders auf dem Lande, durch ihr Betragen keine Achtung begründen; woran zum Theil ihre ſchlechte ökonomiſche Lage Schuld ſey, denn es gebe ganze Gegenden, in welchen die Pfarreyen mit 400 Thalern zu den guten, mit 200 bis 300 Thalern zu den mittelmäſſigen, und nur die von 80 bis 150 Thalern zu den ſchlechten gerechnet würden. (!!!) Da laſſe ſich freilich kaum der Hungertod abwenden. Die beſſeren Geiſtlichen erlägen dem Kummer, die ſchlechteren nähmen ihre Zuflucht zum Trunke oder zu zweideutigen Mitteln. — Unter 400 bis 500 thlr. könne kein Geiſtlicher anſtändig leben; was aber über 800 bis 1000 hinausgebe, überſchreite den Zweck. Darum ſchlägt der Verfaſſer vor, die Pfarreyen auf 400, 600 und 1000 thlr. zu ſetzen, und zwar ſo, daß verdiente Geiſtliche aus einer dieſer Claſſen in die andere fortſchritten. Der Staat könne und müſſe dazu beitragen, wozu die Einkünfte der aufgehobenen geiſtlichen Stifter und Klöſter, ſowohl geſetzlich als der Natur der Sache gemäß, die Fonds darböten. — Eine dritte Veranlaſſung der Irreligioſität liege in der großen Mangelhaftigkeit des Landſchulweſens, da es viele Schulmeiſter gäbe, die jährlich nicht mehr als 12 bis 24 thlr. einzunehmen hätten. (!) Die Schulſtube ſey in der Regel ein ungeräumiges, ſchmutziges Gemach, worin der Schullehrer mit ſeiner Familie wohne und nicht ſelten auch ſeine Werkſtatt habe. Ja, es gebe Gemeinden, die gar keine bleibenden Schulen hätten, ſondern um Michaelis jeden Jahres für 2 bis 4 thlr. einen Mann, der zur Nothdurft Gedrucktes und Geſchriebenes leſen könne, mietheten, um ihre Jugend bis zu Oſtern des folgenden Jahres zu unterrichten, vielleicht auch nur von Zeit zu Zeit abzubläuen. Ein ſolcher Miethling hieße in einigen Gegenden fliegender Schüler, ſchlafe und wohne bei den Mitgliedern der Gemeinde der Reihe nach herum, und müſſe auch noch außer den Schulſtunden in der Wirthſchaft helfen. (Ein trauriges Gemählde!) — Auch den Gehalt der Landſchullehrer will der Verfaſſer anſehnlich verbeſſert wiſſen, und ſchlägt zu dieſem Behuf eine allgemeine Schulſteuer vor. (Wir würden hinzufügen, daß alle Hageſtolzen dieſe Steuer doppelt bezahlen müßten.) —

Nun kommt Hr. v. Bülow auf die Synoden, und meint, blos von der Geiſtlichkeit gebildet, wären ſie die nächſte Veranlaſſung zur Hierarchie geweſen, hätten der Welt unlautere Lehrſätze aufgedrungen, hätten Verketzerung, Kirchen-Cenſuren, Excommunicationen, Interdicte geſchaffen, und redliche anders denkende zum Scheiterhaufen befördert. Daher General-Synoden für die proteſtantiſche Kirche höchſt gefährlich ſeyn mögten, wie ſchon Luther geſchrieben habe:

„Kirchen-Verſammlungen und ihre Sprüche führen zur Zwang u. ſ. w.

Was von den Synoden im Preuſſiſchen Staate zu erwarten? ſey eine zweifelhafte Frage, die in dem Schreiben eines Landgeiſtlichen an einen Staatsrath über Synoden und Synodal-Verfaſſung freimüthig und wahr abgehandelt ſey. Die, über den Verfall des Religionsweſens laut klagenden Geiſtlichen wollten, unter dem Vorwand der Wiedergeburt und Reinigung der Kirche, nur um ſich greifen, und zwar in ſo unbegrenztem Maaße, daß darüber nicht geſchwiegen werden könne und dürfe. Denn nicht allein hätten ſich mehrere Geiſtliche, (Küſter, Neumann, Tiebel, Köhler, Kirchner) in Druckſchriften darüber ausgeſprochen, ſondern auch die Reſultate verſchiedener ſchon gehaltener Kreisſynoden ließen über den Zweck keinen Zweifel übrig. Sogar drei Superintendenten in der Provinz Brandenburg hätten in der Schrift: Grundlinien einer künftigen Verfaſſung der proteſtantiſchen Kirche im Preußiſchen Staate, jene Grundſätze ſyſtematiſch entwickelt, und die Sätze aufgeſtellt: daß der Verfall der Religioſität blos daher rühre, daß die Kirche dem Staate untergeordnet ſey, der das blühende Leben der Kirche verſchlungen habe. Das Kirchenregiment müſſe allein von Geiſtlichen verwaltet werden, und, wo etwa Weltliche noch nöthig wären, müßten ſie unter der Leitung der Geiſtlichen ſtehen. Vor allen Dingen müßten die reformirten und lutheriſchen Kirchen ſich vereinigen. Dann ſollten Vorſteher der einzelnen Gemeinen, Kreisſynoden, Provinzial-Synoden und eine Oberſynode eingeſetzt, und deren Glieder ſtets von Geiſtlichen erwählt werden, wobei alle Patronat-Rechte aufhören ſollten. Die Vorſteher (Presbyterier) ſollten eine disciplinariſche Aufſicht über ſämtliche Mitglieder der Gemeinde führen, und Strafbare aus der Kirchen-Gemeinſchaft ausſchließen. Der Geächtete (das iſt der Ausdruck, deſſen die Herren ſich bedienen) ſoll kein Ehrenamt, weder in der Kirche noch in der Gemeinde, verwalten, nicht Taufzeuge ſeyn, keine Vormundſchaft führen, keinen Eyd leiſten, nicht einmal ein Teſtament machen können. (!) Wolle er heyrathen, ſo könne der Pfarrer das zwar nicht hindern, allein er müſſe die Braut ernſtlich abmahnen. (!) Endlich, wenn der Geächtete ſterbe, ſo ſolle er zwar auf den Kirchhof, aber ganz in der Stille begraben werden. (!)

Conſiſtorien ſind, nach den Anſichten dieſer Kirchenverbeſſerer, ganz unzuläſſig. An deren Stelle ſollen Provinzial-Synoden treten, deren Präſident Biſchoff ſeyn, und den Rang eines Oberpräſidenten haben ſoll. Endlich auch noch eine Ober- oder Reichsſynode und auch einen Oberbiſchoff, mit dem Range eines Miniſters. Dieſer ſolle im Staats-Rathe die Kirche repräſentiren, und dem Staate wird empfohlen, ihm einen beſondern Schmuck zu verleihen, wie auch die Herren Synodalräthe (lauter Geiſtliche) durch beſondern Schmuck auszuzeichnen; alle Geiſtliche aber ſollen ein weißes Kreuz auf der Bruſt tragen.

Die Synoden ſollen unter andern eine, dem Geiſte des Evangeliums, und der durch daſſelbe erleuchteten Zeit angemeſſene neue Confeſſion entwerfen. Erſt müſſe aber der Leib da ſeyn, und dem dieſer Form ein würdiger, heiliger, ächt chriſtlicher Sinn eingehaucht werden. (Hierbei macht Herr von Bülow die richtige Bemerkung: „es iſt alſo ſo weit mit einigen Geiſtlichen gekommen, daß ſie ſich nicht ſcheuten öffentlich anzudeuten, unſere gegenwärtige Confeſſion habe einen unwürdigen, unheiligen, nicht ächt chriſtlichen Geiſt!) —

Endlich ſollen auch alle Geiſtliche reichlich beſoldet, und das Geld dazu durch eine Vermögensſteuer — (eine der ſchwierigſten, verhaßteſten und in manchem Betrachte gefährlichſten aller Steuern) — beigetrieben werden. (Warum nicht auch den Zehnten wieder eingeführt?)

Man ſehe wohl, fährt Herr v. Bülow fort, daß hier Alles bedacht ſey, vom weißen Kreuze auf dem Rocke des Landgeiſtlichen an, bis zu den Orden, welche die Bruſt des Biſchoffs und Oberbiſchoffs zieren; vom Rang und Titel bis zu der Vermögensſteuer u. ſ. w. Religion ſey hier mit Prieſterthum verwechſelt, Kirchendienſt mit Kirchenregiment, Erhaltung reiner Lehre mit Glaubens- und Gewiſſenszwang, — gegen den Hauptgrundſatz des Proteſtantismus ſey überall angeſtoßen; — Kurz, das Ganze ſey nichts als ein Streben, die Kirche vom Staate zu trennen, die Geiſtlichkeit ſoviel möglich zu iſoliren, aus derſelben einen Staat im Staate zu bilden und ſie der Staatsgewalt gegenüber zu ſtellen — alſo eine noch ausgedehntere biſchöfliche Hierarchie uns aufzudringen, als die war, die ſich im dritten Jahrhundert unter Conſtantin dem Großen bildete, und in der Folge zur päpſtlichen Hierarchie überging. (Wofür uns Gott bewahre!) Kirchhof, in einer Schrift: Auch einige Gedanken über die Wiederherſtellung der proteſtantiſchen Kirche, verlange geradezu einen proteſtantiſchen Papſt, die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, die Ohrenbeichte, Excommunicationen, und daß man verſtockte Sünder durch geſalzene Speiſen ohne Trank, im Nahmen des Vaters der Liebe und mit höchſter Milde, zum Vorſchmack der Höllenſtrafen bringen ſolle. (Im Jahr 1817 geſchrieben!)

Herr v. Bülow beweiſt nun unwiderſprechlich, daß die evangeliſchen Geiſtlichen, weder einzeln noch vereint, jemals als die Repräſentanten der Kirche betrachtet werden können. — Nie habe Chriſtus, zu Ausbreitung und Beförderung ſeiner göttlichen Lehre, oder zum Schutz für dieſelbe, irgend eine Macht oder Gewalt verlangt oder verliehen. — Die Geiſtlichkeit müſſe ſich blos auf Unterricht und Lehre beſchränken; denn ſobald ſie über dieſe Grenze hinausgehe, werde ſie zwingend, greife in das Gebiet der bürgerlichen Geſetzgebung und Gewalt verderbend ein, lege der bürgerlichen Freiheit Feſſeln an und vernichte ſie. Ferner: wenn alle Geiſtliche durch die Geiſtlichkeit und aus deren Mitte erwählt werden ſollten, ſo müſſe ein wahrer Levitenſtamm entſtehen, ein geiſtlicher Nepotismus oder ein durchgreifendes Vettern und Baſenregiment; Kriecherey und Heucheley auf Seiten der Stellenſuchenden, Partheylichkeit, Arroganz und Unterdrückung auf Seiten der Stellvergebenden; Kurz, ein feſter Schlußſtein des hierarchiſchen Syſtems.

Der Verfaſſer erzählt allerlei Auffallendes von den vormaligen Kirchenbußen; wie z. B. im hanövriſchen Kirchenrecht ſogar „die hoffertigen und über ihren Stand in neuerlichen und prächtigen Kleidern herausbrechenden Gemüther“ ſich der Kirchenbuße unterwerfen mußten; und ſolche Diſciplin wollen die modernen Kirchenverbeſſerer nicht allein aus dem Grabe hervorrufen, ſondern noch erweitern! Am lächerlichſten ſey, daß der Geächtete nicht einmal ſolle teſtiren dürfen, als ob dadurch nicht öfter die unſchuldigen, vielleicht recht frommen Angehörigen, mehr geſtraft würden als Er. Oft würden auch Rückfälle eintreten und eintreten müſſen, welche nöthigen würden, die geiſtlichen Strafen in Geldbußen zu verwandeln, und da hätten wir denn gleich wieder die erſte Veranlaſſung zu dem verruchten Ablaßkram. Niemeyer habe ganz Recht zu ſagen: unvermeidlich werde die Kirchenzucht — im alten Sinne des Worts — zur Herrſchſucht, zu einer in das Innerſte des häuslichen Lebens eindringenden Späherey, zum liebloſen Richten, zur Heuchelei führen, ſo wie die Cenſur aller theologiſchen Schriften und die Aufſicht und Leitung ſämmtlicher Schulen zur Einſeitigkeit, Verfinſterung, Intoleranz, Verketzerung u. ſ. w. Das ſey gerade das Streben der Jeſuiten geweſen, ſich der Schulen zu bemächtigen; welches Geſchlecht würde aus ſolchen Schulen hervorgehen? — und nun vollends eine neue Confeſſion! Es wird gefragt, ob die proteſtantiſche Kirche ihre Unzufriedenheit mit der alten ſchon irgendwo zu erkennen gegeben? ob man Lehr- und Glaubensbegriffe wie Kleider aus- und anziehen könne? und ob man am Ende wohl gar glauben müſſe, was die Reichsſynode oder auch der Oberbiſchoff befehlen? u. ſ. w.

Am Schluß dieſer Schrift behauptet Herr v. Bülow: daß, nach Beſchaffenheit der jetzt beſtehenden Verhältniſſe, eine völlige Vereinigung der beiden chriſtlichen Kirchen, und ein daraus entſpringender Nutzen für das Religionsweſen, mit Wahrſcheinlichkeit nicht zu erwarten ſey.“

Wir bedauern, daß der Raum uns nicht verſtattet, noch mehrere Bruchſtücke aus einem Werke zu liefern, durch deſſen Bekanntmachung in dieſem Augenblicke der Herr Präſident v. Bülow ſich ein ſehr großes Verdienſt erworben hat. Es iſt unwiderſprechlich wahr, daß der Menſch die Erlangung von Macht und Gewalt ſelten zu tragen vermag, und daß ſie oft eine Klippe für den Character ſelbſt des ehrlichſten Mannes iſt. Das wußte Chriſtus, der größte Menſchenkenner, ſehr wohl; darum gebot er ausdrücklich, daß ſeine Jünger nicht darnach trachten ſollten, denn er ſah voraus, daß ſie ſeine Jünger in Päpſte verwandeln würde. Tauſendfach ſegnen ſollten ihn die Geiſtlichen dafür, daß er an dieſer gefährlichen Klippe ſie nicht vorüber führen wollte! und dennoch ſuchen ſie ſelbſt ſo begierig ſie auf! und ſteuern mit allen Kräften darauf los! gelingt es ihnen ſie zu erreichen — wie viele Tugenden werden Schiffbruch leiden!

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 5. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Ueber den Zuſtand der Proteſtanten in Frankreich haben wir neuerlich aus Paris eine gut geſchriebene Broſchüre erhalten. Der Verf. M. Aignan, ein Katholik und Mitglied der franzöſiſchen Akademie, verbreitet ſich über die Leiden der proteſtantiſchen Kirche unter der Nation, die ſich die große nennt, vom 16. Jahrhundert, bis auf unſere Zeiten. Er behauptet durchaus in keiner Verbindung mit den Proteſtanten zu ſtehen, und will unpartheiiſch zeigen, wie ihr Schickſal unter der willkührlichen Regierung geweſen ſey, und wie es nun unter einer conſtitutionellen ſeyn ſollte.

Wir verweilen bei dieſer Schrift, in der Ueberzeugung, daß ihr Gegenſtand nicht blos die Proteſtanten, ſondern daß er die Menſchen und Kirchen aller Länder, und die Katholiken vor allen Dingen angehe.

Aus der höchſt lehrreichen, und doch ſehr vernachläſſigten Kirchengeſchichte (wovon wir ein Handbuch für Gebildete vermiſſen), drängen ſich dem Nachdenken vorzüglich zwei Grundſätze auf. In der ganzen Reihe der Jahrhunderte, und ſelbſt durch die Nacht der Verwirrung und Barbarei, tritt das Bedürfniß, das Sehnen und Suchen der Menſchheit nach einer Religion für Geiſt und Herz, wie ein leuchtend Geſtirn hervor. Aber auch immer thürmt ſich eine Wolke verlarvter Leidenſchaften und toller Irrthümer daneben auf. Wir erblicken Kerker und Marterkeller, Leichenfelder und Todtenhügel, über denen eine ſogenannte chriſtliche Religion die blutige Siegesfahne aufpflanzt. Wir ſtoßen auf eine Prieſterſchaft, die der allerbarmenden Gottheit für das gelungene Würgen Hymnen in den Tempeln zu ſingen wagt. Wir zittern vor einem dreifach gekrönten Statthalter des Gottes der Liebe, der Ausrottungsbullen ausſtreuet, Könige in den Abgrund der Hölle verflucht, der Plätze in dem Himmel anweißt, der Unterthanen von Treue und Eidſchwur loszählt, und grauſame Fürſten mit chriſtlichen Titeln belohnt. —

Dieſe Blätter der Geſchichte darf kein edler Menſch, heiße er Katholik oder Proteſtant, ohne ſchaudernde Bewegung leſen. Wo iſt die Garantie, daß in dem Kreislaufe der Erdendinge nicht das Wildeſte zurückkehre, wenn wir die Ereigniſſe ſpäterer und der neuern Zeit aufmerkſam betrachten? Bis jetzt haben wir gerade bey dem wichtigſten Intereſſe der Menſchheit das Glück der Civiliſation, die züchtigende Ruthe langer Erfahrung, zu weiter nichts benutzt, als Manier und Form zu mildern, den finſtern Geiſt mit einigen Schranken zu umgeben, ſtatt das gefährliche Syſtem ſelbſt völlig zu verbannnen, ſtatt das Gold der Bibel von den Schlacken menſchlicher Zuſätze zu reinigen. Wie dieſer finſtere Geiſt, dieſes gefährliche Syſtem bisher fortgewirkt habe, darüber wollen wir verſchiedene Thatſachen aus der Schrift des Aignan ausheben, und daran unſere Warnung an die katholiſchen Glaubensgenoſſen knüpfen.

Unter Ludwig XIV. betrieben der Beichtvater la Chaise, der Kriegsminiſter Louvois (der die Pfalz verwüſten ließ), der ſchändliche Kanzler le Tellier, und die Mätreſſe Maintenon die Verfolgung der Reformirten vorzüglich, und es wurden viele Grauſamkeiten, ja ſelbſt Befehle auf des getäuſchten Königs Rechnung geſchrieben, von denen er nie etwas erfahren hat. Von jenem Kanzler aber entwirft der Duc de Grammont ein ſchauderhaftes Bild; er vergleicht ihn, wie er aus dem Rathe kömmt, wo das Verderben der Proteſtanten beſchloſſen war, mit einem Marder, der eben ſeine Jungen erwürgt hat, und ſich die blutige Schnauze leckt. — Nun, meine hochgeehrteſten Leſer! eben dieſem Kanzler hielt der gelehrte und berühmte Erzbiſchof Boßuet eine prunkende Leichenrede, in der er zugleich die Frömmigkeit des Königs erhebt, und rückſichtlich der Bekehrungswuth in die Worte ausbricht: „Unſer lauter Beifall müſſe bis in den Himmel erſchallen.“ Wer iſt hier mehr Chriſt: der Weltmann Grammont, oder der fromme Boßuet? — Ferner: Die Mätreſſe Maintenon ſchreibt in ihren Briefen: „Sie glaube wohl, daß die Bekehrung der Hugenotten Heucheley und erzwungen ſey; aber die Kinder würden doch Katholiken werden, und Gott bediene ſich allerlei Mittel zum Heil der Menſchen.“ (Eine ächt jeſuitiſche Gotteslaͤſterung, daß der Zweck die Mittel heilige!) Weiter: unter Ludwig den XV. ging das Edikt von 1724, vom Boudoir einer Mätreſſe, der Marquiſe de Prie, gegen die Proteſtanten aus. Zum Heil der Kirche wurde ſogar einmal dafür geſorgt, dem König Karl II. von England eine katholiſche Mätreſſe zuzugeben u. ſ. w. Endlich müſſen wir das Betragen des Papſtes Gregors XIII. zu rühmen nicht vergeſſen, der zur Ehre und Feier der Pariſer Bluthochzeit eine Medaille hat ſchlagen laſſen. Sie enthält auf der einen Seite des Papſtes Bild und Namen; auf der andern den Vertilgungs-Engel mit Kreuz und Schwert bewaffnet, mit der Umſchrift: Huguenotorum strages 1572. — Kann man nun ſagen: jetzt ſey es anders? — Unſere Zeit hat jenem Syſtem blos einen Stachel geknickt, aber das Gift gelaſſen, und ſogar die Hand zu einem verfeinerten Gebrauch geboten, der weniger Nachtheil für die Proteſtanten als für die Katholiſchen bringen dürfte. Man merke auf, es gilt ja ein hohes Intereſſe der Fürſten und der Völker!

Noch Ludwig XVI. mußte, wie der Verf. erzählt, die Ausrottung der Ketzer beſchwören, und beſchwor ſie, wider des weiſen Türgot Vorſtellung, alſo mit vermeinter Ueberlegung. Dem Malesherbes, Breteuil, La Fayette, koſtete es große Mühe, um es dahin zu bringen, daß die Proteſtanten Erlaubniß erhielten, gebohren zu werden, zu heirathen und zu ſterben, oder einen bürgerlichen Stand zu haben. Noch im 18. Saeculo erklärte ein Papſt die Beſchlüſſe des Königreichs wider die Jeſuiten für null, und entband Jedermann, auch von eidlich angelobtem Gehorſam; ſo wie man 1816 die geſchwornen Prieſter zum Widerruf des Eides auf die Conſtitution auffoderte. Im J. 1805 ſchrieb Pius VII. ſeinem Nuntius nach Wien, (nach der Saeculariſation der geiſtlichen Länder,) „daß Ketzer nach den Kirchengeſetzen keine Kirchengüter, ja gar keine beſitzen dürften, weil das Verbrechen der Ketzerei mit Einziehung der Güter zu beſtrafen ſey(!) Die Unterthanen eines ketzeriſchen Fürſten ſeyen von Eid und Treue losgeſprochen!“ — (S. 129.) Aehnliche Grundſätze ſpricht Pius VII. 1808 in einer Inſtruction nach Polen aus. „Die Kirche erkenne keinen bürgerlichen Stand der Nichtkatholiken an; ihre Ehe ſey ein Concubinat; ihre Kinder Baſtarte, die nicht erben können, u. ſ. w. Vieles andere und ſelbſt die Maſſacre im Depart. du Gard 1815 zu geſchweigen. — (S. Aignan S. 130.)

Wir wollen nun gar nicht fragen, was die Proteſtanten in Frankreich von ſolchen Grundſätzen, wornach man von Eiden und Verträgen loszählen kann, wie man eben Luſt und Zeit hat, zu gewarten haben. Wir fragen nur unſere katholiſchen Mitbrüder in Frankreich, in Deutſchland, und überall, was ſie ſich von dem permanenten Syſteme Roms aus dem eilften Jahrhundert verſprechen? Was ſie ſich von Konkordaten verſprechen, die nach einer richtigen Definition nichts ſind, als doppelſinnige Zwietrachts-Urkunden zwiſchen zwei zum Theil unlegitimirten Kontrahenten über die heiligſten Intereſſen dritter, und zwar ganzer Nationen, über deren Geſellſchaftsrechte und Gewiſſen Rom, wie über feile Waare, verfügt? was Verträge gelten ſollen, die gewiſſermaßen wider die heilige Schrift laufen? Die vom Verf. angeführten Beiſpiele zeigen, wie die Fürſten von der Kleriſei hintergangen und um ihren Ruhm gebracht werden. Sie zeigen, wie es in der Natur des Römiſchen Syſtems liegt, daß denen darin aufgewachſenen, gelehrteſten und geiſtreichſten Männern, (um ſo mehr auch den berühmten Frauen), doch eine gewiſſe ängſtliche Kurzſichtigkeit, eine Beſchränktheit des Kopfes anwandelt, ſobald es Kirchenſachen betrifft. Wenn alſo das Syſtem im Stande iſt, Prieſterthum und Genie über die Grenzen der Menſchheit herunter zu ziehen und die Urtheilskraft zu verwirren; welche Wirkung kann man von ſeiner Erneuerung, ſey ſie auch noch ſo modern und ſanft verkleidet, für die noch in dem Dunkel des kraſſen Aberglaubens ſeit Sekuln befangene Menge erwarten? Eine Menge, die noch in neuern Zeiten einem Glaubensgenoſſen in Brüſſel, wegen Reſpectsmangel gegen eine Capuziner-Prozeſſion, den Kopf abgeſägt hat! Eine Menge, die von ihrer Geiſtlichkeit vom Gehorſam gegen die Regenten entbunden werden kann? — Die ſchaale Ausflucht des Mißbrauchs ſchlägt nicht mehr an, wo die Sache ſelbſt ein Mißbrauch iſt, und die ſchwache menſchl. Natur ſo leicht zum Mißbrauch treibt. Katholiſche Regenten und Völker müſſen ſich nur wohl verſehen. Denn da Rom keine Proteſtanten mehr verbrennen laſſen kann, ſo wird es ſich nun deſto kräftiger auf die katholiſche Heerde ſelbſt werfen, alle Lichtlöcher möglichſt verſtopfen, und den weltlichen Arm auf eine höfliche Manier nach ſeinen Zwecken zu lenken nicht verſäumen.

Abime tout plutôt, c'est l'esprit de l'église.
Boileau.

Schöne Literatur.

Wir theilen herzlich die Trauer um den zu früh uns entriſſenen Dichter Ernſt Schulze, Verfaſſer der bezauberten Roſe in dem Taſchenbuch Urania; wir beklagen ſeinen Verluſt um ſo mehr, da er unter die, jetzt ſo ſelten gewordenen, Dichter gehörte, die nicht ſchwebelten und nebelten, auch die Verſe nicht verzwickten und verrenkten, ſondern gern an Wieland erinnerten. Auch die bezauberte Roſe, dieſes Preis-Gedicht haben wir mit großem Vergnügen geleſen, beſonders die beiden erſten Geſänge, und halten ſie eines Preiſes vollkommen würdig: nur erlaube man uns zu ſagen: es fehlt dieſem Gedichte doch an Kraft. Es wird dem Leſer endlich dabei zu Muthe, wie einem Hungrigen, den man an einer reich beſetzten Tafel bewirthet, aber vom Anfang bis zu Ende nur mit Confect. Mögen dieſe Confituren noch ſo trefflich zubereitet ſeyn, ſie widerſtehen doch bald. — Auch unter den übrigen poetiſchen Früchten, welche Urania uns bietet, ſind manche recht wohlſchmeckende. Thereſe Huber hat die Geſchichte eines Prieſters in Proſa gedichtet und wir empfangen hier aus den Händen einer geiſtreichen Frau mehr als Confect. — Da dieſes elegante, reich verzierte Taſchenbuch ſchon in ſo vielen Händen iſt, ſo enthalten wir uns, mehr davon zu ſagen. —

Wozu die Sentenzenſucht verleitet, hat ein Recenſent des Rheiniſchen Taſchenbuchs bei Gelegenheit einer Erzählung von Franz Horn: Bruno, der verlohrne Sohn, bemerkt. Dieſer Herr Franz Horn ſagt nämlich: „Ein laſterhafter Mann gleicht doch noch zuweilen einem Eisberge, auf den mitunter einige Strahlen der Sonne fallen; ein laſterhaftes Mädchen aber gleicht einem öden Eisfelde, auf dem nie etwas Gedeihliches wachſen kann.“ Mit Recht fragt der Recenſent: Wo iſt hier der Gegenſatz? ſoviel uns bekannt, wachſen auch auf Eisbergen keine Aprikoſen, und auf Eisfelder ſcheint die Sonne ſo gut, wie auf Eisberge, wenn ſie nämlich eben ſcheint. — Und doch iſt bekannt, daß dieſer Herr Horn überall ſehr entſcheidend abzuſprechen ſich anmaßt. Der ganze Bruno iſt eine langweilige Paraphraſe des ſchönen bibliſchen Gleichniſſes. Solche Kritiker ſollten ſich hüten, ſelbſt etwas zu Tage zu fördern, ſo blieben ſie bei Ehren. —

Der Herr Paſtor Schmiedel zu Neudorf bei Annaberg hat Verſuche in Gedichten nach der Zeitfolge geordnet drucken laſſen, die recht vernünftig, nur nicht poetiſch ſind. Iſt es z. B. nicht reine Proſa, wenn er, in einem Gedichte: Bevölkerung, von den Staatsmännern ſagt:

Wenn ich an ihrer Stelle wäre,
Ich ſucht' erſt Mittel auf, um denen, die da leben,
Zufriedenheit und Unterhalt zu geben u. ſ. w.

Friedrich den Zweiten nennt er der Fürſten Niegeweſenen. —

Aus den Gedichten von Kuffner, die Anlage verrathen, heben wir folgendes aus:

Frühling iſt Leben der Liebe, und Liebe Frühling des Lebens.
Lebſt du der Liebe, ſo lebt ewiger Frühling in dir. —

Herr Hofrath Reinbeck will ſeine ſämmtlichen dramatiſchen Werke herausgeben, und hat mit dem erſten Bande wirklich den Anfang gemacht; aber wenn die Stücke in den folgenden Bänden nicht beſſer ſind, ſo ſind es lauter todtgeborene Kinder. Herr Reinbeck gehört auch zu den Kunſtrichtern, die Alles beſſer wiſſen, aber nicht beſſer machen können. In der Vorrede meint er ganz beſcheiden, die Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke ſolle der Nachwelt den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Bühne und den Standpunct der deutſchen dramatiſchen Dichter bezeichnen. Hierin liegt eine doppelte, ungeheure Arroganz: Einmal die Vorausſetzung, daß ſeine Werke als ein Denkmal auf die Nachwelt kommen werden; und zweitens die Einbildung, daß dann gerade ſeine Werke den gegenwärtigen Standpunkt der deutſchen dramatiſchen Kunſt beſtimmen würden. Geſchähe beides wirklich, ſo könnte die Nachwelt uns nur bedauern. —

Nicht ſelten läßt ſich, ohne zu fehlen, ſchon aus dem Titel auf den Charakter einer Sammlung von Gedichten ſchließen; das iſt zum Beiſpiel der Fall bei folgendem, vom Herrn Doctor Brockmüller gewählten Titel: Dichteriſche Anklänge aus meinem Pilgerwallen durch Tyrol, Italien und die Schweiz. Wie geziert! dieſe Anklänge — dieſes Pilgerwallen! — Nicht Alles iſt darum dichteriſch, weil es mit ungewöhnlichen Worten geſagt wird. Vermuthlich iſt Hr. Brockmüller noch jung, denn in der Regel haſcht nur die Jugend nach ſolchen Abſonderlichkeiten, die den Leſer weder anſprechen, noch anklingen. Auch glauben wir, aus mehrern (nicht den mehrſten) Gedichten in dieſer Sammlung zu erkennen, daß ſeine Muſe künftig uns noch reife Früchte, ohne Affectation, liefern werde. Dann wird er auch nicht mehr Frühling und Liebling auf einander reimen.

Des Herrn Julius von Voß Geiſſel für Zeit-Thorheiten dürfen wir vielen Leſern empfehlen; viele werden ſich aber auch daran ärgern, denn der Titel bezeichnet ganz richtig den Inhalt. Manche werden auch nicht alles ergötzlich finden; manche werden hier und da am Ausdruck mäkeln; aber die meiſten werden herzlich lachen, und unter den Tadlern werden die wenigſten es beſſer zu machen verſtehen. —

Herr Chriſtiani hat uns eine gute Ueberſetzung aus dem Däniſchen von Oehlenſchläger's Trauerſpiel Hugo von Rheinberg geliefert. Herr Oehlenſchläger iſt ein trefflicher Dichter, der vor dem poetiſchen Zeit-Ungeiſte ſich ſo ziemlich verwahrt hat. Auch ein fruchtbarer Dichter iſt er, ob er gleich nicht im Stande ſeyn mag, ein gutes Preisſtück ſo ſchnell zu liefern, als die Bühne zu München vor kurzem begehrt hat. Dieſer Hugo von Rheinberg gehört freilich nicht unter ſeine verſprechendſten Stücke; denn eine Gattin, welche die erſte Geliebte ihres Mannes ſelbſt auf das Schloß kommen läßt, um ihm die Hypochondrie zu vertreiben, ſchwärmt gar zu unweiblich, und ein Mann, der, bei allen ſeinen großen Eigenſchaften, einer ſolchen Gattin den Giftbecher miſchen kann, empört jedes Gefühl. Aber das Ganze iſt aus des Dichters bekannter Fülle mit großen Schönheiten ausgeſtattet. —

Aus den Gedichten des ſächſiſchen Herrn Lieutenants Juncker wird es genug ſeyn, aus einem Erndteliede folgende Strophe auszuheben:

Hier ſchneiden mit ſchallender Sichel
das ſchöne Rösgen und Michel, —
Faſt neid' ich der Liebenden Glück! —
Dort mähet der Hans mit der Senſe,
Hier flechten die Kinder ſich Kränze;
Wie glücklich iſt Euer Geſchick! —

Die Bedrängten, ein komiſcher Roman von Guſtav Schilling, iſt kürzer als der Leſer wünſcht, und mitunter auch tragiſcher, als er vermuthet, doch überall ſo angenehm unterhaltend, als von dieſem Verfaſſer ſich erwarten läßt. —

Der Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen von 1817 zeichnet ſich vortheilhaft aus. Die kurzen Bemerkungen aus der Kinderſtube ſind allen Müttern mehr zu empfehlen, als manches dickleibige Buch. In den Briefen eines Arztes an eine Mutter über die wahre Urſache der in unſern Tagen ſo häufig vorkommenden, leiblichen und geiſtigen Kränklichkeit des weiblichen Geſchlechts, wird als Univerſalmedicin die Frömmigkeit empfohlen, und allerdings ziert, ſchmückt und beglückt ein Frauenzimmer nichts ſo ſehr, als ächte, prunkloſe Frömmigkeit; wenn aber der Verfaſſer hinzufügt: Religion, Humanität und Tugend wären leicht entbehrliche Worte, die alle durch das Wort Frömmigkeit erſetzt würden, ſo ſcheint uns das wenigſtens Mißdeutungen unterworfen zu ſeyn. —

Derſelbe Almanach von 1818 iſt nicht minder der Empfehlung werth. Beſonders hoffen wir, daß die Damen Wellentreters Rede über den Magnetismus, Glauben und Deutſchheit beherzigen werden. Von dem erſteren urtheilt der Redner: es ſey eines der leidigſten Vorurtheile, daß unſer gewöhnliches Wachen nur Spaß ſey, gegen die (angebliche) Sinnen- und Geiſtes-Vollkommenheit, gegen den (vermeintlich) ſeligen und engelreinen Zuſtand der Schlafſeher, daß ſich alſo jedermann bemühen müſſe, in dieſes Himmelreich zu dringen, und daß das Opfer eines geſunden Nervenſyſtems, welches freilich zu dieſem Behuf gebracht werden müſſe, gegen den Gewinn der Allwiſſenheit, Heiligkeit und Seligkeit, auf ſo leichtem Wege, gar nicht in Anſchlag zu bringen ſey. Der magnetiſche Zuſtand ſey überall kein natürlicher, ſondern ein krankhafter, und gleiche dem des Tauchers im Meer, der unten Dinge ſieht, die wir oben nicht gewahren, allein dafür den heitern Anblick der Welt entbehrt u. ſ. w. — In den Bemerkungen von Buehrlen heißt es: „Wenn Chriſtus noch einmal auf die Welt käme, man würde ihn abermals kreuzigen. So behauptete Jemand. Doch nein! man würde ihn mit Einladungen beſtürmen, ſeine Reden auffangen, recenſiren, verändern, entſtellt, dem Zeitgeiſt anbequemt, weiter geben. — Er gienge aus einer Welt, die ihn ſo herab zu ziehen ſuchte, mit tiefern Wunden zu ſeinem Vater, als das Erſtemal."

Schade, daß Fanny Tarnow ſich auch in dieſen Almanach verirrt hat.

Curioſitäten

aus der Bibliothèque Historique oder Recueil de materiaux pour servir a l'Histoire du tems. (So lautet der ganze Titel.)

1) Voltaire.

Ein Prieſter, der in einem Erziehungs-Inſtitute der Chauſſee d' Antin den Zöglingen Religions-Unterricht ertheilt, ſprach einſt auf der Kanzel von den ſchrecklichen Wundern, durch welche Gott die Gottloſen ſtrafe: „Wir haben ein Beiſpiel vor Augen" donnerte er „gewiß liebe Kinder, habt Ihr von den ſogenannten Philoſophen gehört, die durch ihre Schriften gegen die Religion berüchtigt ſind? Einer von ihnen, Voltaire, wurde gefährlich krank; ein Diener Gottes beſuchte ihn, um ihm die letzte Oelung zu geben. Voltaire widerrief feierlich in des frommen Mannes Gegenwarf alle ſeine Gottloſigkeiten. Als er aber wieder geſund wurde, leugnete er den Widerruf. Da traf ihn die Rache des Himmels! er erkrankte gefährlicher als das erſtemal. Noch Einmal berief er einen Prieſter zur Rettung ſeiner Seele, aber die zahlreich verſammelten Jünger des Philoſophen ließen den Mann Gottes nicht zu dem Krankenbette. Da fiel der verzweifelnde Voltaire in fürchterliche Convulſionen. Er ſah die Hölle offen und verfluchte die Menſchen. Sein Körper war ſo heiß, daß ein Scheſelhölzchen Feuer fing, als man es ihm an den Leib brachte. Mit Schaum vor dem Munde und Gottesläſterungen auf den Lippen ergriff er ſein Nachtgeſchirr und ſoff es aus. So wurden die Worte des Jeſaias erfüllt: Comedet Homo quod ex corpore Hominis exiit. —

2) Die Schweizer.

Aus der Geſchichte der Diplomatik von Flaſſan und der politiſchen Lage Europa's im 18. Jahrhundert von Favier (zwei merkwürdigen Büchern) wird folgendes angeführt:

Die Schweizer, die vormals eine ſo große Rolle in Italien ſpielten und die einſt ihre Thermopylen hatten, ſind längſt ohne allen politiſchen Einfluß, ſeitdem ſie Allerweltsfreunde geworden und ihr Blut für die europäiſchen Fürſten zum erſten Handels-Artikel gemacht haben. Ihr Land wird jetzt nur als ein großes Recruten-Depot betrachtet, wo Jeder für ſein Geld den rothen Menſchenhandel (im Gegenſatz des ſchwarzen in Amerika, vermuthlich von den rothen Uniformen der Schweizer ſo genannt) treiben kann. Nach der Schlacht von Marignan kaufte Franz I. das Recht, 6 bis 16000 Schweizer anzuwerben. Dieſer Tractat wurde von ſeinen Nachfolgern erneuert, aber um höhere Preiſe. Heinrich IV. verſchmähte nicht, auch auf dieſem Markte einzukaufen. Seine Schweizer koſteten ihm jährlich 25000 Thaler. Der Tractat wurde mit großer Feierlichkeit beſchworen, wobei der König ſtehend auf die Geſundheit ſeiner lieben Gevattern, Freunde und Alliirten trank, welchen er beim Abſchied jedem eine goldne Kette ſchenkte. (1602) — Ludwig XIII., ſey es nun, daß er die Allerweltsfreunde nicht liebte, ſey es, daß Richelieu ihn gelehrt hatte, ſie zu entbehren, verabſchiedete deren eine Menge ohne ſie zu bezahlen. Das erregte großen Unwillen in den Cantons. Nach Ludwigs Tode (1650) kam eine außerordentliche Geſandtſchaft nach Paris, die von nichts als von Gelde ſprach: man bezahle, hieß es, weder die verſprochenen Summen, noch die verheißenen Penſionen, noch die Gratificationen, die Einzelnen zugeſagt worden. Als man dennoch zögerte, befahlen die Geſandten der Schweizergarde der Regentin, aus dem Louvre abzuziehen. Um das zu hindern, mußte man zahlen und wieder goldne Ketten verehren. — [illegible]663 erneuerte Ludwig XIV. Heinrichs Tractat, trank gleichfalls auf die Geſundheit ſeiner ſehr lieben Alliirten und vergaß auch die goldnen Ketten nicht. Damals dachte er freilich noch nicht an das Edict von Nantes, nach deſſen Erſcheinen die proteſtantiſchen Cantons ſich weigerten, den Tractat zu erneuern, und faſt 100 Jahre blieben die Franzoſen von ihrem Menſchenmarkte ausgeſchloſſen. — Die neueren Begebenheiten ſind bekannt. Bonaparte fand die Schweizer dem kaiſerlichen Schatze eben ſo ergeben, als ſie dem Königlichen geweſen waren. Das einzige Ziel ihrer Politik iſt und bleibt — Geld. So wird das Sprüchwort: kein Geld kein Schweizer, hinlänglich gerechtfertigt.

In einem andern Hefte deſſelben Werkes ſteht ein Billet, welches die Marquiſe von Pompadour im Jahr 1756 an den franzöſiſchen Geſandten d'Afri in Holland geſchrieben:

„Die Schweizer ſind befehligt worden, ſich fertig zu halten nach Deutſchland zu marſchiren, und ſie murren darüber. Es iſt doch ſonderbar, daß ſie immer dieſelben Schikanen machen, wenn die Rede davon iſt, den Rhein zu paſſiren. Der letzte König (Ludwig XIV.) hatte ſie wohl daran gewöhnt, aber das haben ſie vergeſſen. Uebrigens, wenn ſie gut dienen, ſo bezahlt man ſie auch gut. Der Marſchall Noailles pflegte zu ſagen: ſie hätten im franzöſiſchen Dienſte mehr Louisd'or gewonnen als Blutstropfen vergoſſen. Sie, Herr Graf, der Sie ſelbſt ein Schweizer ſind, werden das nicht glauben. Aber ermahnen Sie doch Ihre Landsleute, billig zu ſeyn u. ſ. w.

3) Die Lanzen-Reiter.

Herr von Brack, ein Officier der Ex-Garde, hat es dem Hrn. v. St. Aulaire ſehr übel genommen, daß er in ſeiner Broſchüre, Cri de l'armeo, geſagt hatte: Bonaparte habe, als er nach Art der braven polniſchen Lanzen-Reiter, franzöſiſche Regimenter gebildet, vergeſſen, daß nur die nordiſchen Völker mit dieſer Waffe vertraut ſeyen; auch könne man nicht eine einzige Affaire nennen, bei welcher jene neuern Regimenter ſich beſonders ausgezeichnet hätten. Der antwortende Officier hingegen verſichert mit vieler Wärme und Bitterkeit: es ſei den franzöſiſchen Dragonern nur ein Kinderſpiel geweſen, das neue Manövre mit der Lanze zu erlernen: im ruſſiſchen Feldzuge hätten ſie bei Smolensk die ganze ruſſiſche Armee in Reſpect gehalten, und würden ohne Zweifel auch den Feldzug ruhmvoll beſchloſſen haben, wenn — — es nur nicht ſo kalt geweſen wäre! und wenn man nicht Leute, die 6 Fuß maßen, auf kleine Huſaren-Pferde geſetzt hätte. Am 5. Januar 1814 ſollen 25 Lanzenreiter 200 Koſacken zu Grunde gerichtet haben. (abimé) Bei der Belagerung von Antwerpen hätte der Lieutenant Reckinger mit 10 Lanzenreitern eine, mit beſiegten Preußen beſpannte Kanone in die Stadt gebracht. Bei Courtray habe der Herzog von Sachſen-Weimar mit 30000 Mann (!) es gewagt, den General Maiſon aufzufordern, aber, da dieſer die Lanzenreiter an der Spitze gehabt, ſo habe er die Preußen völlig geſchlagen und in einer Stunde 1400 Gefangene gemacht, Kanonen und Fahnen erobert. Kurz, wenn man dem Herrn von Brack glauben will, ſo haben die franzöſiſchen Lanzenreiter Wunderdinge verrichtet.

4) Gaſtfreundſchaft in Beziehung auf den heiligen Bund.

Unter dieſer Rubrik klagt der Herausgeber: die gerühmte Civiliſation verhüte nicht einmal Verbrechen, vor welchen ein Wilder ſchaudern würde. „Wozu, fragte er, ſo viele philantropiſche Einrichtungen, wenn Menſchen von Land zu Land, von Lager zu Lager, wie wilde Thiere verfolgt werden dürfen? was haben wir denn gewonnen ſeit der conſtitutionellen Epoche, die ſo viel Lärm macht? Wir haben politiſche Rechte, und das Natur-Recht wird verkannt. Wir haben Geſetze für die Geſellſchaft, und die Geſetze der Menſchlichkeit gelten nichts mehr. Wir haben Verfaſſungs-Urkunden, wo unſere Freiheiten Punct für Punct gar ſchön beſtimmt ſind, aber der Stärkere thut doch immer was er will, u. ſ. w. Wenn Athen ſeine Bürger verbannte, ſo fanden ſie eine Freiſtatt in den andern Staaten, und ſelbſt bei aſiatiſchen Deſpoten. Auch nach dem Frieden von 1815 gab es noch ſolche Beiſpiele, aber ſeit dem heiligen Bunde giebt es keine mehr. (!) Arnaud, J. B. Rouſſeau und Raynal wurden zu Brüſſel aufgenommen, Grotius zu Paris und Stockholm, Voltaire und Mirabeau im Haag, Descartes in Breda, Bayle in Rotterdam, J. J. Rouſſeau zu London u. ſ. w. — aber heutzutage ſind die Verbannten zu einer ewigen Landläuferei (Vagabondage) verurtheilt, haben keine andere Freiſtatt zu hoffen als das Grab, und die ſo lange entzweiten Regierungen haben ſich vereinigt, um gegen wehrloſe Ueberwundene Krieg zu führen u. ſ. w.“

(Der Kläger vergißt, daß alle die Beiſpiele, die er anführt, blos von ſolchen Männern hergenommen ſind, denen es nie eingefallen war, andere Völker zu unterjochen, und die niemals weder durch den ſchändlichſten Uebermuth noch durch niederträchtige Plünderungen diejenigen Völker empört hatten, bei welchen ſie eine Freiſtatt ſuchten und fanden; er vergißt endlich, daß keiner von ihnen durch fortwährende Intriguen zu Gunſten eines geſtürzten Eroberers gefährlich wurde.)

5) Lebewohl an mein Vaterland.

„In einem Aufſatz unter dieſem Titel hat der Generallieutenant Fraſſinet die Unverſchämtheit zu ſagen: „Ich habe dich, mein Vaterland, verlaſſen müſſen an dem Tage, wo ein Haufen Unterdrücker wie Geyer über dich herfiel, nachdem er durch Verrath Meiſter deines Bodens geworden. Nun haben ſie diejenigen verbannt, von welchen ſie ſo oft beſiegt worden, die ſo edel triumphirt hatten, (!) die blos die Sache der Völker muthig verfochten, (!!) und jedem denkenden Menſchen ſeine wahre Macht und wahre Würde enthüllt hatten.“ (!!!) —

„Ich verlaſſe Europa. Der freie Menſch hat da kein Vaterland mehr. (Alſo unter Bonaparte hatte er es?) Aber noch Einmal will ich das meinige erinnern an die ſchönen Tage, wo junge Krieger keinen andern Ehrgeiz kann'ten, als ihr Land zu vertheidigen, (!) und wo ſie großmüthig in ihren Triumphen den, jetzt ſo ſtolzen und grauſamen, Ueberwundenen, eine Mäßigung zeigten, würdig der Sache, um deren willen ſie zu den Waffen berufen worden.“ (Iſt es möglich, unverſchämter zu lügen?)

„Fern von uns ſind die denkwürdigen Zeiten, wo wir unſere beſiegten Feinde mit Achtung behandelten, ihnen Hülfe und großmüthigen Troſt gewährten.“ (Nämlich den Troſt zu betteln, nachdem ſie rein ausgeplündert worden.) Nun wäre die Reihe an ihnen, ſich auch groß zu zeigen, aber ich habe in ihnen nur unverſöhnliche Verfolger gefunden. — Mit Zuverſicht weiſſagen wir: die öffentliche Meinung wird diejenigen brandmarken, die vergeſſen konnten, daß der Sieg nur rühmlich iſt, wenn man ſich begnügt, den Feind zu bezwingen, aber daß er gehäſſig wird, wenn man Unglückliche unterdrückt.

(Dieſe Weiſſagung iſt an den Franzoſen eingetroffen.)

Wir könnten noch manche Curioſitäten aus dieſer hiſtoriſchen Bibliothek liefern, vermuthen aber, daß ohnehin das Ganze viele Leſer finden wird, da es faſt durchgängig ſehr *pikant* iſt.

Anecdote.

Der *graue Mann* (der, den Zeitungen zufolge, nunmehro ins Gefängniß hat wandern müſſen) erzählt in ſeinem 9ten Hefte folgende komiſche Anecdote:

Bei einem maskirten Opernball, zu welchem die Damen freien Eintritt haben, erſchien Madame G. nebſt einem andern Frauenzimmer im Domino. Der Controleur ließ ihre Gefährtin ohne Anſtand paſſiren, wollte ſie ſelbſt aber nicht durchlaſſen. — Warum nicht mein Herr? — weil mir verboten iſt, Mannsperſonen einzulaſſen. — Aber ich bin ja keine Mannsperſon. — Sie ſpaßen. — Madame G. zog ihren Handſchuh aus und zeigte ihre Hand, zum Beweiſe, daß ſie ein Frauenzimmer ſey. — Der Controleur meinte aber noch immer, daß ſie ihn zum beſten habe. — Nun zeigte ſie ihren Fuß; aber er blieb bei ſeiner Meinung. Endlich demaskirte ſie auch ihr Geſicht und glaubte dieß letzte Argument unwiderſtehlich — allein der Controleur drohte mit Wache, wenn ſie ihn länger für den Narren hielte. Zum Glück kam ein Bekannter dazu, der jedoch alle Mühe hatte, den Controleur zu überzeugen, daß Madame G. ein Frauenzimmer ſei.

Politik.

Ferrand, der Verfaſſer mehrerer geſchätzten franzöſiſchen Werke, unter welchen wir nur den *Geiſt der Geſchichte* nennen wollen, der vier Auflagen erlebte, hat nun auch eine *Theorie der Revolutionen* in 4 Bänden herausgegeben, in welcher er mit Kraft und Einſicht gegen jeden plötzlichen Umſturz beſtehender Staats-Verfaſſungen durch Volks-Aufwiegelung Abſcheu erregt. Schon früher hatte er ſo freimüthig geſprochen, als damals in Frankreich ſich kaum erwarten ließ, obwohl mit ſo vieler Schonung des damaligen Alleinherrſchers, als unumgänglich nothwendig war; nun aber, in dieſer Theorie, wird der Alles neben ſich verachtende, keine Grenzen anerkennende, mit dem Höchſten und Heiligſten ein ſinnloſes Spiel treibende *Corſe* (ſo nennt ihn gewöhnlich der Verfaſſer) ſo entlarvt und gezüchtigt, wie es vielleicht in und außer Frankreich noch Niemand gethan hat. Auch die Franzoſen nennt er eine zu dem Schimpf verdammte Nation, ſich einen Tyrannen zu wählen und dieſen Tyrannen ſelbſt durch ihre kriechende Knechtigkeit (basse servitude) in Erſtaunen zu ſetzen. Noch ſchlimmer kommen die revolutionairen Geſetzgeber weg, von der erſten National-Verſammlung an bis zu dem fünfköpfigen Directorium. „Die Revolution, ſagt er," konnte nur durch eine conſtitutionelle Anarchie bis zu der Republik gelangen, und um zu der Einheit der Gewalt zurück zu kommen, mußte ſie die Pentarchie durchwandern. Wenn das kein Beweis iſt, daß man 10 Jahre hindurch verrückt war, ſo iſt der geſunde Menſchenverſtand ein leeres Wort." Der officielle Moniteur liefert ihm die nöthigen Belege zu dem, was vielleicht jetzt ſchon manchen unglaublich ſcheinen kann. Aber auch die auswärtigen Mächte und ihr Betragen in jener Zeit werden nicht geſchont. — Von dem grundloſen, allen Erfahrungen widerſprechenden Vertrauen auf die Weisheit und den Nutzen großer Verſammlungen (grandes assemblées) ſagt er: „Die erſten Urheber öffentlichen Unheils ſind jederzeit in geringer Anzahl; aber in den großen Verſammlungen recrutiren ſie ſich, dort finden ſie Hülfstruppen. Ihre Tactik in dieſer Hinſicht beſchränkt ſich auf zwei Mittel: Erweckung des Enthuſiasmus und Verbannung des Nachdenkens." (Gerade ſo wie es jetzt unſere deutſchen Revolutionairs machen.) — Wenn aber Ferrand der katholiſchen Religion deshalb den Vorzug vor der proteſtantiſchen einräumt, weil ſie der Denkfreiheit engere Grenzen ſetzt, ſo können wir nicht ſeiner Meinung ſeyn; denn wenn die Denkfreiheit ſich nur nicht in *Wüſteneien*, oder gar in *Abgründe* verliert, ſo braucht ſie keine *Grenzen*. *Geregelt* muß ſie werden, *begrenzt* nicht. — Die Göttingiſche gelehrte Zeitung, die beſte, die wir haben, nimmt keinen Anſtand, Ferrand's Schriften mit denen eines *Montesquieu* und *Gibbon* zuſammenzuſtellen. —

Ueber den deutſchen Bund, über Alles was er bis jetzt nicht geleiſtet hat, und doch hätte leiſten ſollen; über Alles was er leiſten könnte oder was nicht in ſeiner Macht ſteht, wird gewaltig viel geredet, auch wohl getadelt, und Jeder glaubt das Ding beſſer zu verſtehen, und Jeder bringt ſeine Weisheit zu Markte, und wird verdrießlich, wenn ihm die Waare nicht abgekauft wird; denn den meiſten iſt es nur um das Verkaufen zu thun. Der *Profeſſor Lips* (*über den deutſchen*

Bund) iſt unzufrieden mit der geographiſchen und ſtaatsrechtlichen Form deſſelben, (womit freilich gar viele Menſchen unzufrieden ſind,) und theilt die ſämmtlichen deutſchen Länder zwiſchen Oeſterreich, Preußen und dem Bunde nach Meeren, großen Flüſſen und Bergrücken, um ſowohl jenen beiden Mächten, als dem neuen kaiſerlichen Wahlreiche, welches er beabſichtigt, geographiſche Selbſtſtändigkeit zu geben. Um das zu bewürken, müßte freilich erſt ein tüchtiger Krieg vorausgehen. — Ein verſtändiger Beurtheiler dieſer Schrift (in der Leipziger Literatur-Zeitung) findet blos in dem Föderalismus diejenige Form, die Gerechtigkeit und Frieden, als die große Aufgabe der Politik, am meiſten ſichert; denn alles politiſche Streben und Würken müßte, wenn es nicht revolutionair oder feindſelig gegen andere werden ſolle, immer nur darauf gerichtet ſeyn, zu benutzen was man hat, nicht aber zu nehmen was ein anderer beſitzt; die Keime zum Beſſern zu entwickeln, welche in jeder Verfaſſung liegen, nicht aber ein erträumtes Heil in neuen Verfaſſungen zu verſuchen. — Ein dritter ſtellt Deutſchlands (das heißt ſeine, des Verfaſſers) Forderungen an den deutſchen Bund auf, will die Lotterien abſchaffen, die Juden ausrotten, Büchernachdruck und Bettelei vernichten, beſſere Straßen bauen, eine gelehrte Geſellſchaft für die deutſche Sprache am Sitze des Bundestages errichten, ein allgemeines Geſetzbuch, einerlei Münze, Maas und Gewicht, auch eine Geſinde-Ordnung einführen, (da, was das letztere betrifft, es doch wohl nöthiger ſeyn möchte, auch einmal eine Herrſchafts-Ordnung zu entwerfen und zu handhaben;) er will die engliſchen Fabrikate durch hohe Zölle verbannen, die deutſchen Alterthümer an Burgen, Kirchen, Grabmälern u. ſ. w. erhalten wiſſen, und ſchließt mit dem Wunſche, daß aus rothen Steinen der Main-Gebirge ein Bundes-Pallaſt mit Doriſchen Säulen von deutſchem Marmor erbaut werde. — Ein vierter träumt Grundzüge zu einem Entwurfe der deutſchen Reichs-Verfaſſung, in welchem neue Reichsſtädte und Erzbeamte, eine Reichs-Univerſität, ein Reichs-Geſchichtſchreiber und ſogar ein Reichs-Zeitungsſchreiber figuriren. — Ein fünfter, (Reinhard) ſpricht über das ob, wann und wie deutſcher Landſtände, und geſteht, daß dem Unterthanen das Recht der Erwartung gegeben worden, welches nagelneue Recht Manche ein Recht zu Nichts nennen, oder ein ſolches, das Jeder ausüben könne, ohne daß vonnöthen ſei, ihm daſſelbe ausdrücklich zu verleihen. — Ein Sechſter betrachtet den 13. Artikel der Bundesacte aus dem doppelten Geſichtspuncte eines Vertrags zwiſchen den Fürſten und als eine Erklärung derſelben, deren beider Zweck geweſen ſei, das Wohl der Unterthanen durch Verhütung willkührlicher Beherrſchung zu befördern, und ſtellt den Satz auf: daß eine repräſentative Verfaſſung alle Vertheidigungs-Kriege erleichtere, hingegen alle Angriffs- und Eroberungs-Kriege erſchwere; (ein Satz, der ſehr leicht umzuſtoßen wäre.) — Ein Siebenter, Hr. v. Dreſch, in ſeinen Betrachtungen über die Hauptſtaaten des europäiſchen Staaten-Syſtems, will, daß die Landſtände auf dem Bundestage vertreten werden, und ſagt, Nordamerika, der vollkommenſte Bundesſtaat habe die Möglichkeit einer ſolchen Einrichtung gezeigt, und wo in einem monarchiſchen Bundes-Syſteme Stände wären, wie ſie denn in Deutſchland ſeyn ſollten, da ſei ſie eben ſo ausführbar und nicht unbilliger, weil ſie nur eine andere Form der ohnehin geſetzlichen Berathung wäre. Hätte ſie in den alten Zeiten des Reichs beſtanden, es wäre nicht auseinander gefallen; auch jetzt würden die Fürſten nur dann wahrhaft einig bleiben, wenn ihre Völker ſich als Eins begriffen. (In der Theorie wohlklingend, in der Ausführung faſt unmöglich.) — Ein Achter widmet der erhabenen Bundesverſammlung einige Blätter über die Reſtitution und Verfaſſung der größern Handelsſtädte Deutſchlands, reclamirt die Rechte von Nürnberg und Augsburg, und behauptet, die Gewerbſamkeit in Deutſchland werde durch Herſtellung mehrerer freien Städte befördert werden. — Kurz, wenn die hohe Bundesverſammlung Alles, was über ſie, gegen ſie und an ſie geſchrieben wird, leſen, prüfen, widerlegen oder beherzigen wollte, ſo würden einige hundert Sitzungen dazu nicht hinreichen. Indeſſen können wir uns Glück wünſchen, daß es in Deutſchland ſo viele, bisher verborgene Männer giebt, die im Stande ſind den deutſchen Bundestag zu berathen.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 6. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Die neue Glückſeligkeit der Franzoſen.

Es wird ſo viel davon geſprochen: wir hätten mit unſerm deutſchen Blute den Franzoſen ein Glück erkämpft, welches uns ſelbſt verſagt werde, daß es ſchon der Mühe werth iſt, dieſes Glück ein wenig näher zu betrachten. Vor allen Dingen verſichern wir Deutſche, von Willkühr habe der Franzoſe jetzt nichts mehr zu fürchten, dafür ſchützen ihn ſeine Conſtitution, ſeine Deputirten, ſeine Pairs-Kammer u. ſ. w. Vielleicht hat würklich mancher Deutſche noch über Willkühr zu klagen, und dieſem zum Troſte wollen wir aus der, in Paris erſcheinenden, hiſtoriſchen Bibliothek (von welcher bereits 3 Hefte gedruckt vor uns liegen) mehrere Beyſpiele ausheben, die den Neid, mit welchem wir auf die Franzoſen blicken, ein wenig dämpfen, und uns vielleicht an das alte Sprüchwort erinnern werden: es iſt nicht alles Gold was glänzt.

1. Schreiben an den Miniſter des Innern, Lainé.

Mein Herr. Im Jahr 1816 wurde mein Bruder, J. J. Marchand, angeklagt, den Vorſchlag zu einer Verſchwörung gegen die Regierung gemacht zu haben. Die Unterſuchung erwieß, daß er blos durch zwey elende Unterhändler der Polizey verleitet worden war. Indeſſen wurde er zu zehnjähriger Verbannung verurtheilt; das iſt das Maximum der Strafe. — Wahrſcheinlich, mein Herr, hielten Sie dieſelbe noch für zu gelinde, weil, zufolge Ihres Rapports, die zur Verbannung Verurtheilten, (eine Strafe, welche das Geſetz blos infamirend nennt) in das Gefängniß von Pierre Chatel geſchickt, und dort eingeſperrt wurden, eine Strafe, die nicht blos infamirend, ſondern auch körperlich iſt. Gegen dieſen gehäſſigen Mißbrauch der Gewalt, gegen dieſe abſcheuliche Willkühr habe ich nicht aufgehört zu reclamiren: ich habe alle nur mögliche Verſuche bei den Miniſtern gemacht, ich habe der Deputirten-Kammer eine Bittſchrift übergeben — umſonſt! meine Bittſchrift wurde an den Miniſter des Innern verwieſen. Die Polizey verbot den Journalen davon zu ſprechen, ja ſie durften nicht einmal erwähnen, daß ſie zum Beſten der unglücklichen Verurtheilten gedruckt zu haben ſey. Jede Hoffnung iſt mir nun entſchwunden! Nachdem mein unglücklicher Bruder in Ketten von Kerker zu Kerker 200 Meilen weit von ſeinem Geburtsort geſchleppt worden, iſt er an einer Krankheit geſtorben, die er im Gefängniß von Pierre Chatel ſich zugezogen! Wenn das Ihr Zweck war, mein Herr, ſo iſt er erreicht. Die Verſchuldung meines Bruders war das Werk der Polizey-Handlanger und ſein Tod — — ich wünſche, mein Herr, daß Ihr Gewiſſen Ihnen nichts vorwerfe, aber ich werde nie vergeſſen, daß auf Ihren Rapport mein Bruder zur Todesſtrafe verurtheilt worden, nachdem ſeine Richter, nach der ganzen Strenge der Geſetze, ihn nur zur Verbannung verurtheilt hatten — ich werde nie vergeſſen, daß Sie derſelbe Herr Lainé ſind, der 1817 am 6. December auf dem Rednerſtuhle die unerhörte Strenge zu rechtfertigen geſucht hat, die gegen die zum Exil Verurtheilten ausgeübt worden — ich werde nie vergeſſen, daß Herr Lainé es war, der, als er noch vor zwei Tagen flehentlich gebeten wurde, zu erlauben, daß mein ſterbender Bruder in ein Geſundheitshaus in Lyon gebracht werden dürfte, dieſe Gnade nur unter Bürgſchaft zugeſtehen wollte.

(Der Miniſter hat ſich damit entſchuldigt, daß die angrenzenden Mächte die Verbannten nicht hätten aufnehmen wollen.)

2. Klage zweyer Kinder wegen ihres ermordeten Vaters.

Claude Tabaret, unſer Vater, war in Verdacht gerathen, Theilnehmer an den Begebenheiten in Grenoble geweſen zu ſeyn. Er entzog ſich den gerichtlichen Nachforſchungen und verbarg ſich in einem Hauſe, welches plötzlich um 2 Uhr in der Nacht von Linientruppen und Nationalgarde umringt wurde, welche fürchterliche Drohungen ausſtießen. Als unſer Vater das hörte, ſtand er auf, ſteckte 5 oder 6000 Franken in Gold zu ſich, und da alle Ausgänge ſchon beſetzt weren, kletterte er auf das Dach. Allein hier erblickte man ihn ſehr bald, und nun ſchrie die lauernde Bande: „Schurke! komm herunter! verfluchter Bonopartiſt! wir haben dich! dein letztes Stündlein iſt gekommen! du wirſt uns nicht entwiſchen!" — Unſer alter Vater war unbewaffnet und erſchrocken. Er blieb wo er war, und bat in flehender Stellung um ſein Leben. Es wäre ſehr leicht geweſen, ſich ſeiner zu bemächtigen, das Dach war auf einer Seite nur 5 Fuß hoch vom Erdboden entfernt, es durften nur einige hinauf ſteigen, und den 60 jährigen wehrloſen Mann herunter holen — aber — unter dem Vorwand, daß er der Aufforderung herab zu kommen nicht gehorcht habe, wurde befohlen, ihn herunter zu ſchießen. Sogleich fielen mehrere Schüſſe, und das Geſchrey unſers unglücklichen Vaters verrieth, daß er getroffen ſey. Eine Kugel hatte ihm die Pulsader an der Lende zerſchnitten. Er bat mit erlöſchender Stimme, ihn in ſeine Wohnung zu bringen um ihn verbinden zu laſſen; allein man warf ihn auf einen Karren, um ihn nach dem Gefängniſſe von St. Marcellin zu bringen. Er klagte über die heftigen Schmerzen, welche das Stoßen des Fuhrwerkes ihm verurſachte, aber man fuhr darum nicht weniger ſchnell. Endlich bat er nur noch um die Tröſtungen der Religion — man gewährte ſie ihm nicht! und — ehe er noch das Gefängniß erreichte, hatte er ſeinen Geiſt ausgehaucht. Sein Gold und ſeine Kleider wurden ihm geraubt.

(Und was ſagte man in Frankreich zu dieſer ſchrecklichen Geſchichte? „Die Obrigkeit bedaure, daß die Gensd'armerie genöthigt geweſen ſey, auf den Flüchtling zu ſchießen, da er eigentlich nur durch ein geſetzliches Urtheil hätte beſtraft werden ſollen.)

3. Gefahren der Reinlichkeit.

Im April 1817 wollte Richard, ein Kornhändler, in einem Wirthshauſe der Stadt St. Mairant zu Mittag eſſen. Man brachte ihm einen ſchmutzigen Teller, er warf ihn gegen die Wand. Man brachte ihm einen zweiten, der eben ſo ſchmutzig war, und er that daſſelbe. Da bemerkte ein gegenwärtiger Trinkgaſt, daß auf dieſen Tellern die Buchſtaben V. L. R. (Vive le roi) zu leſen waren, und mehr bedurfte es nicht, um Richard aufrühreriſcher Geſinnungen zu beſchuldigen. Er wurde arretirt, dem Prevotal-Gericht abgeliefert, ſchmachtete mehrere Wochen im Gefängniß, und wurde nur gegen Bürgſchaft auf freien Fuß geſtellt. Sein Proceß wurde endlich im Monat July entſchieden und er — freigeſprochen. Aber vom Schaden-Erſatz für Alles, was er drey Monate lang gelitten, war keine Rede.

4. Der wollüſtige Prieſter.

Dem Maire von Availles war denuncirt worden, daß der Prieſter des Orts nächtliche Beſuche von der Tochter des Küſters empfange. Hierauf begab ſich der Maire eines Abends um 11 Uhr zu dem Küſter, und entdeckte ihm die, Scandal in der Gemeine verurſachende, Aufführung ſeiner Tochter. Der noch ungläubige Vater rannte ſogleich nach ihrer Schlafkammer, fand dieſe leer, und erſuchte nun den Maire, mit ihm zu dem Pfarrer zu gehen, um ſich ganz zu überzeugen und in dieſem Falle der ärgerlichen Geſchichte ein Ende zu machen. Sie gingen hin und klopften an. Der Pfarrer öffnete ſelbſt die Hausthür. Man ſagte ihm, weſſen er beſchuldigt werde, und daß der Vater gekommen ſei ſein Kind abzuholen. „Bey mir iſt Niemand“ ſagte der Pfarrer. „Gehen Sie ſelbſt hinein und ſuchen Sie.“ — Das Schlafzimmer war dunkel, man brachte Licht. Das Mädchen war nicht hier, wohl aber erblickte man ihre Kleider auf einem Stuhle neben dem Bette. Ein kleiner Keller in der Nähe des Bettes wurde geöffnet, und ſiehe, da ſtand ſie ſelbſt im Hemde. Der Vater wollte ſie mißhandeln, der Maire hielt ihn ab davon; es wurden ihr Kleider zugeworfen, und ihr befohlen nach Haus zu gehen. Zu dem Prieſter ſagte der Maire: „Sie können Ihr Unrecht gegen das arme Mädchen nicht wieder gut machen: Sie haben ihr die Ehre geraubt, das einzige was ſie beſaß. Statt ein Beyſpiel der Tugend zu geben predigt Ihr Wandel nur Verderbniß.“ Es koſtete Mühe des Vaters Wuth zu beſänftigen und ihn aus dem Zimmer des Pfarrers zu entfernen. Zu Hauſe umfaßte die Tochter ſeine Kniee, flehte um Vergebung und erklärte, der Pfarrer habe ſie durch die Drohung verführt, dem Vater die Küſterſtelle zu entziehen. — Der Maire machte ſeinen Rapport, und was meynet man was nun geſchah? Graf du Hamel, Präfect des Departements der Vienne, ſuſpendirte — den Pfarrer? — ach nein, den Maire! und verlangte vom Miniſter des Innern deſſen Abſetzung, weil derjenige, der ein unbekanntes Scandal bekannt mache, ſchuldiger ſey, als der, welcher es begangen habe, zumal wenn der letztere ein Diener der heiligen Religion ſey.

5 Das Pferd, Koſack genannt.

Im Frühjahr 1817 wurden eine Menge auf halben Sold geſetzte Officiere in Villefranche als verdächtig eingezogen. 16 derſelben blieben 27 Tage im Gefängniß und wurden endlich wieder auf freyen Fuß geſtellt, weil man ihnen durchaus nichts zur Laſt legen konnte. Der einzige Capitaine Vâlu mußte noch länger im Verhaft bleiben, weil man würklich ein Verbrechen entdeckt hatte, deſſen Wichtigkeit der Leſer beurtheilen möge.

„Haben Sie, fragte man im Verhör, Ihr Pferd nicht Koſack genannt?“ — Antwort: „das kann wohl ſeyn, ich erinnere mich deſſen nicht mehr.“ Frage: „wie haben Sie ihrem Pferde einen Namen beilegen können, der allen guten Franzoſen ſo theuer iſt?“ — Antwort: „ich habe es von einem ruſſiſchen Officier gekauft, und Koſack genannt, ſo wie ich es Normand genannt haben würde, wenn es aus der Normandie wäre.“

„Sie haben,“ hieß es nun, „ein Volk beleidigt, dem Frankreich zum Theil die Wiederherſtellung der rechtmäßigen Gewalt verdankt.“ — Als der Capitaine Vèin das hörte — verſtummte er. Man hatte beſchloſſen, ihn vor das Prevotalgericht zu ziehen, aber ehe es noch dahin kam — ſtarb er am Kerkerfieber. Der Mann hatte 20 Jahre lang brav gedient.

6. Muſterhafte Juſtiz.

Chambourdon — Allart, ein Handwerksmann, wohnhaft in Poitiers, hat Beſitzungen, und folglich auch bisweilen Geſchäfte in dem benachbarten Parthenay, wo er ſo bekannt iſt als in ſeiner Vaterſtadt. Am 21ſten July ſtieg er daſelbſt bei einem Freunde ab. Da kam nach 10 Uhr Abends der Adjunct des Maire mit zwei Gensd'armen und forderte ſeinen Paß. Er hatte keinen mitgenommen, wurde bei'm Kragen gepackt und in's Gefängniß geſchleppt, wobei den Gensd'armen befohlen wurde, ihm die Säbel durch den Leib zu ſtoßen, wenn er Widerſtand leiſte. Er ging alſo, der Adjunct hinter ihm her mit einem Stocke und ſchlug auf ihn. Seine Freunde wandten ſich ſogleich an eine höhere Behörde, und nach langem zaghaftem Schwanken wurde er frey gelaſſen, aber auch bei dieſer Gelegenheit auf's neue beſchimpft und aus Parthenay verjagt. Einige Tage nachher kam er zurück, um zu einer Klage über das barbariſche, ungeſetzliche Verfahren des Adjunct, Beweiſe zu ſammeln. Dießmal hatte er ſeinen Paß mitgenommen, allein man gab ihm dennoch einen Gensd'armen zur Aufſicht. Die höhere Behörde befreyte ihn bald auch von dieſem. Nun ließ der Adjunct eine verläumderiſche Anklage gegen ihn protocolliren. Er verlangte eine Abſchrift derſelben. Statt aller Antwort erhielt er den Befehl, in einer Viertelſtunde die Stadt zu verlaſſen, oder abermals in's Gefängniß zu wandern. „Alles das,“ ſo ſagte er ſelbſt, „geſchah im Namen des Königs, unter einer freyen Regierungsform; ich wurde behandelt wie ein Leibeigener aus der Grimm.“ (Man muß dem Handwerker aus Poitiers verzeihen, daß er ſo ſeltſame Begriffe von der Grimm hat.)

Nun wollte er förmlich gegen den Adjunct klagen, und erhielt zur Antwort: das könne nicht geſchehen ohne eine Autoriſation des Staatsrathes. Er bat um dieſe Autoriſation, ſie wurde ihm abgeſchlagen, weil der Miniſter des Innern entſchieden hatte: es ſchiene ihm nicht ſchicklich oder füglich (convenable) ſie zuzugeſtehen. Hierauf wandte er ſich mit einer Bittſchrift an die Deputirten-Kammer, (am 23ſten Januar dieſes Jahrs) die aber auch nichts in der Sache gethan hat.

7. Löbliche Vorſicht.

Ein gewiſſer Le Compte wurde zu Richelieu unter polizeyliche Aufſicht geſtellt. Vermuthlich aus langer Weile ging er oft in das Wirthshaus zum Faſan daſelbſt. Plötzlich erſchien eine Verordnung des Maire, die ihm verbot in den Faſan zu gehen, und dem Wirthe des Faſans, ihn dort aufzunehmen, aus keiner andern Urſache, als weil dieſe öftern Beſuche dem Maire verdächtig ſchienen.

8. Gütige Ermahnung.

Im vorigen Frühjahr reiſte ein Arzt des Hoſpitals von Belleville mit ſeiner Frau nach Lyon, und ſtieg daſelbſt, nach ſeiner Gewohnheit, in einem Gaſthofe ab. In derſelben Nacht wurde er im Bette arretirt, aus den Armen ſeiner weinenden Gattin geriſſen, und in den Rathskeller geſperrt, wo er 30 Stunden lang wie ein Staatsgefangener bewacht wurde. Erſt in der folgenden Nacht führte man ihn zum Verhör. Der Maire fragte: was er in Lyon gewollt habe? — „Wenn das die einzige Urſach meiner Verhaftung iſt, antwortete er, ſo hätte man die Frage früher thun ſollen.“ Er bewieß nun, daß er in Geldgeſchäfften gekommen ſey. Da der Herr Maire, Graf von Fargues, nichts dagegen einwenden konnte, ſo richtete er folgende Ermahnung an ihn: „Sie, mein Herr Doctor, leſen gewöhnlich philoſophiſche Werke, aus welchen Sie Grundſätze des Atheismus und des Aufruhrs gegen die rechtmäßige Gewalt ſchöpfen. Sie würden viel beſſer thun, Ihre Religion zu ſtudiren, und ſo die revolutionaire Erziehung zu verbeſſern, welche Sie erhalten haben. Sie ſind das Haupt einer Parthey und haben großen Einfluß auf Ihre Mitbürger. Aber wenn jemals die Ruhe in Ihrer Gemeinde unterbrochen wird, ſo ſollen Sie mir mit Ihrem Kopfe dafür büßen. Jetzt gehen Sie.“ —

9 Brüderliche Aufopferung.

Der Doctor Montain, der ältere, zu Lyon, wurde im Januar 1816 verhaftet, und ſieben Mowar nachher zu fünfjähriger Gefängnißſtrafe und einer Geldbuße von 2000 Franken verurtheilt, weil er bei ſeinen Kranken von einer Verſchwörung hatte reden hören, an der er zwar keinen Theil genommen, die auch überhaupt keinen Erfolg gehabt, die er aber nicht ſogleich angezeigt hatte. In den Kerkern von Lyon zog er ſich eine Gefahr drohende Krankheit zu, die ſeinen jüngern Bruder, auch ein Arzt, für ſein Leben fürchten ließ. Die verſchiedenen Appellationen waren verworfen worden, und Montain der ältere ſollte auf das Schloß If zu Marſeille gebracht werden, wo das ungeſunde Clima wahrſcheinlich ſeinen Tod beſchleunigt haben würde. Da würkte der jüngere Bruder es als eine Gnade aus, daß er den ältern auf eigene Koſten nach Paris in das Gefängniß St. Pelagie führen dürfe. Zu den Banden des Blutes geſellte ſich die lebhafteſte Dankbarkeit, denn der jüngere verdankte dem ältern ſeinen ganzen Wohlſtand. Er beſchloß, ihn zu befreyen, erhielt die Erlaubniß ihn auf der Reiſe zu begleiten, und trat am 10ten Januar 1817 dieſe Reiſe mit ihm an.

Die Gensd'armen hielten ſtrenge Wache. Bei jeder Ablöſung wurde das Signalement des Gefangenen ſehr genau aufgenommen; dennoch gelang es Montain dem Jüngern, am hellen Mittag auf der Landſtraße, mit ſeinem Bruder die Kleider zu wechſeln, und in ſeiner ganzen Haltung ſo viel möglich ihm ſich ähnlich zu machen. So waren ſie ſchon mehrere Stationen gefahren, als ſie zu Mittag in einem Städtchen ankamen, wo der vermeynte Gefangene abzuſteigen und auszuruhen begehrte. Die Gensd'armen folgten ihm in das Wirthshaus und wichen ihm nicht von der Seite. Unterdeſſen blieb der ältere Bruder bei dem Wagen, unter dem Vorwand ihn einſchieben zu laſſen, nahm aber, ſobald er ſich allein ſah, die Flucht, und kam glücklich über die Grenze.

Ein Gewitter verhinderte die Weiterreiſe des Gefangenen am ſelbigen Abend. Die Gensd'armen fragten wohl nach dem Bruder, allein der jüngere antwortete: er mache Beſuche in der Stadt. Auch als er am andern Morgen nicht erſchien, bekümmerten ſich die Gensd'armen weiter nicht um ihn, denn ſie hatten ja blos den Gefangenen zu bewachen, und der ſagte ihnen, ſein Bruder ſey voraus gegangen, um Quartier zu beſtellen. Bei der nächſten Ablöſung wurde gar nicht mehr gefragt, und Montain der jüngere vermehrte ſo viel möglich die Nachtlager und Anhaltpunkte, um ſeinem Bruder Zeit zu laſſen, ſich immer weiter zu entfernen. Nahe bei Paris wäre es ihm leicht geweſen, ſelbſt zu entſchlüpfen; er that es nicht, um die Gensd'armen nicht unglücklich zu machen. Derſelbe edle Grund hindert ihn noch jetzt zu erklären, an welchem Orte die Verwechſelung mit ſeinem Bruder vor ſich gegangen. Er blieb ſo lange unter deſſen Namen im Gefängniß, bis er mit Gewißheit erfuhr, daß ſein Bruder in Sicherheit ſey. Dann erklärte er dem Polizeypräfecten, er ſey nicht der rechte Gefangene. „Was hat ſie vermogt, Ihrem Bruder durchzuhelfen?“ wurde nun gefragt. Er antwortete: „die Stimme der Natur — die der Dankbarkeit — die Wahrſcheinlichkeit ſeines Todes, wenn er auf's neue eingeſperrt würde — der Kummer meiner Mutter und meiner Schweſtern — meine eigne Verzweiflung! ich habe weder Verführung noch Beſtechung angewandt, ich habe keine Mitſchuldigen. Ich verlange ſchleunig gerichtet zu werden.“

Nach den Geſetzen kann man dieſen edlen jungen Mann **höchſtens zu drei monatlichem** Gefängniß verurtheilen, man könnte ihn aber auch mit **ſechs Tagen** durchſchlüpfen laſſen. Allein er ſaß, als dieſes geſchrieben wurde, ſchon einen **Monat**, und noch war nicht einmal entſchieden, vor welchen Richterſtuhl ſeine Sache gehöre. (Seine brüderliche Handlung iſt ein Seitenſtück zu der der Frau von **Lavalette**.)

10. Atteſtat der Academie Bourges.

Wir, Rector der Academie, atteſtiren Kraft dieſes, daß Herr Heinrich Favarger von Neuſchatel, Schullehrer zu Argenton, dann zu Chateauroux, und endlich Penſionshalter zu Dun — le — roi geweſen, und in dieſen verſchiedenen Functionen jederzeit Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner Fähigkeiten gegeben hat; atteſtiren ferner, daß er **blos um ſeiner Religion willen abgeſetzt worden**, da er ein Proteſtant, hingegen die Stadt Dun — le — roi ganz katholiſch iſt.

11. Bittſchrift an die Pairs-Kammer.

— Erſt nachdem ich alle, durch die Geſetze vorgeſchriebene oder erlaubte Mittel erſchöpft habe, wende ich mich an Sie, meine Herren, um über betrogene, gemißbrauchte oder ungerechte Miniſter zu klagen. Es ſind nun **zwei Jahre**, daß die Geſetze in Rückſicht meiner verletzt worden, und ich vergebens Alles angewandt habe, um Gerechtigkeit zu erlangen.

Als Capitain einer Fregatte bin ich im Jahr 1815 von der Marine-Liſte ausgeſtrichen worden, ohne bis dieſen Augenblick erfahren zu können, warum. Mich verabſchieden **ohne Urtheil und**

Recht, mich, der ich durch meine Dienſte zur Ehre der Seemacht beigetragen, iſt ſchon an und für ſich eine der ungerechteſten Handlungen. Aber welchen Namen ſoll man vollends der hartnäckigen Weigerung beilegen, mir diejenige Penſion zu verwilligen, welche die Geſetze mir zuſprechen? — Ich begehre weder Gunſt noch Gnade, ich begehre nur ein unbeſtreitbares Recht. Man muß, nach den Geſetzen, mir die Penſion zahlen, ſobald man meine Dienſte nicht mehr verlangt; man iſt ſie mir ſchuldig, weil man bei jeder Zahlung mir Abzüge für die Invalidencaſſe der Marine gemacht hat. Und doch verweigert mir die Willkühr was der Staat mir zugeſagt.

Daß der Herr Seeminiſter in dieſen Fehler verfallen, iſt begreiflich, ſeitdem er erlaubt, daß es Angebereyen in ſeinem Miniſterium regnet; aber daß auch das Conſeil der Miniſter zum zweitenmal eine ſolche Unbill gut heißt, das muß jeden Freund der Ordnung und Gerechtigkeit in Erſtaunen ſetzen. Es hat erklärt, wie ich ſelbſt geleſen: „hier ſey nichts weiter zu thun.“ — Wie? nichts weiter zu thun! für einen Officier, den man ſeines Standes beraubt, und ihm die Penſion verſagt, ohne die er Hungers ſterben muß? nichts weiter zu thun, für oder wider einen Officier, der nichts begehrt als einen Urtheilsſpruch, oder die Penſion, die man ihm ſchuldig iſt? Oder bin ich ſelbſt der Schuldige? ſo ſtrafe man mich. Bin ich es nicht, warum geht man ſo mit mir um? Hat der Marineminiſter mir einen einzigen Grund anführen können? hat er mir auch nur einmal einen Vorwurf gemacht? — wer es auch ſey, ich fordere ihn auf, mir den mindeſten begründeten Vorwurf kund zu geben.

Ich habe mich an die Deputirten-Kammer gewandt. Sie ſchickte mir eine Reclamation an den Miniſter und empfahl ſie ihm — allein vergebens. Auch Ihre Empfehlung, meine Herren, würde ſchwerlich etwas fruchten, denn als ich den Grafen Molé fragte: ob mir nun kein Mittel mehr übrig bliebe? antwortete er mir: „an welches Tribunal können Sie ſich wenden, wenn das Conſeil der Miniſter einmal entſchieden hat?“ u. ſ. w.

unterzeichnet Decaen, Fregattencapitain, Ritter
des heil. Ludw. und der Ehrenlegion.

(Beſchluß folgt.)

Der Schönheitsfreund.

(Der ganze Titel iſt: der Schönheitsfreund, oder ärztlicher Rathgeber in der Kunſt, die Schönheit zu erhalten, zu erhöhen, die mangelhafte zu erſetzen, und die verlorne herzuſtellen. Ein Leſebuch für alle gebildeten Frauenzimmer, von D. Joh. Carl Lübeck, ausübendem Arzte. 2. Ausg. Peſt 1818. Ein zweiter Titel heißt: Toilette der Grazien. M. einer Vignette.)

Dieſer Freund von der letzten Oſtermeſſe bedarf wohl keiner beſondern Empfehlung, und dürfte das ſeltene Glück haben, mit allen Damen zugleich in Freundſchaft zu verbleiben. Wir wollen ihn jetzt, durch Mittheilung einer Ueberſicht ſeiner Rathſchläge, in nähere Bekanntſchaft zu bringen ſuchen.

Unſer Mann hat, der Vorrede zufolge, aus mehrern Werken über die Geſundheit und Schönheit des weiblichen Geſchlechts Auszüge gemacht, und ſie mit hinzugefügten Bemerkungen unter fünf Abſchnitte geordnet. Der erſte Abſchnitt ſpricht von der Schönheit im Allgemeinen und ihren Beſtandtheilen, und fügt den Troſt bei, daß die Männer nie darüber einig werden würden, worinn die Schönheit beſtehe. Der zweite, von der zweckmäßigen allgemeinen Schönheitspflege. Der dritte verbreitet ſich über die äußern Einflüſſe auf weibliche Schönheit, und über das Verhalten gegen dieſelben, z. B. Luft, Bekleidung, Nahrung u. ſ. w. Am weitläuftigſten iſt der vierte Abſchnitt, der von der Hautkultur im Allgemeinen, von der Schönheitspflege des Geſichts, der Augen, der Zähne, des Mundes, des Haupthaares, des Halſes und Buſens, der Arme, Hände und Füße handelt, und Waſchwaſſer-Pulver-Pomaden-Schminken-Rezepte und dergl. die Fülle angiebt. Der fünfte Abſchnitt nennt verſchiedene auf der Toilette einer Grazie nöthige Dinge an Wohlgerüchen u. ſ. w. Dann folgt ein Anhang über den Gebrauch der Bäder.

Das Büchlein hat allerdings eine Empfehlungswerthe Seite, indem es uns mit der Natur unſers Körpers und einer angemeſſenen Diätetik bekannt macht, auch mehrere erprobte, und meiſtens einfache Rathſchläge ertheilt. In ſo weit kann es dem weiblichen Geſchlechte überhaupt nützlich werden. Für den vornehmen Theil deſſelben, den das Schickſal drückender Sorge und ſchwerer Arbeit überhebt, enthält es außerdem eine Menge Hülfsmittel, um den belebenden Blick der Augen, den Purpur der Lippen, den Glanz der Zähne, die ringelnden Haarlocken gut zu erhalten. Man wird ſogar mehrere Mittel angegeben finden, die unwillkommenen Runzeln zu verhüten und zu vertreiben. Probatum est ſteht freilich nicht dabey.

Man erlaube uns, den Schönheitsfreund ſelbſt ein paar Worte ſprechen zu laſſen. S. 101 bemerkt er: daß ſtarke Sonnenhitze durch das Uebermaß des Lichtſtoffes mehr noch als durch ihren Wärmeſtoff nachtheilig auf die Haut wirke. Sie färbt eine derbe Haut braun; eine zartere entſtellt ſie durch Sommerſproßen. Die letztern bemerkt man ſogar auch im Pflanzenreiche, beſonders an Früchten z. B. Aepfeln, Birnen, Abrikoſen u. dergl. Dort entſtehen ſie, nach Joſeph Frank, wenn nach einem Regen ſchnell Sonnenſchein folgt, und die Lichtſtrahlen durch die Waſſertropfen auf den Früchten dem Brennpunkte näher gebracht werden, alſo heftiger wirken. Bey dem Menſchen entſpringen ſie aus dem Blute. Wenn nämlich die unzähligen kleinen Blutgefäße unter einer zarten Haut durch den Lichtſtoff zu ſehr gereizt werden, ſo ſondern ſie ein wenig Blut ab, das ſich mit dem Fette und der Lymphe des unter dem Oberhäutchen befindlichen Zellgewebes vermiſcht, und unter der Geſtalt von braunen Flecken erſcheint. Da nun jeder ungewöhnliche Reiz am heftigſten wirke, ſo müßten ſich unſere Damen beſonders vor der Frühlingsſonne, und vor der Einwirkung des Sonnenlichts auf das Geſicht, wann es ſchwitzt oder feucht iſt, in acht nehmen. Von den fünf Rezepten gegen die Sommerſproßen ſchreiben wir das einfachſte ab: „Man löſe zwey Eßlöffel voll Kochſalz in einem Glas Waſſer auf, waſche ſich damit fleißig beim Schlafengehen, ohne es jedoch abzutrocknen, ſondern reibe das zurückbleibende Salz erſt des Morgens trocken ab.“

Nun auch noch die Schönheitsmilch, lait virginal. „Man nimmt 2 Unzen feines Benzoe-Harz, 1 Unze Storax in Körnern, 2 Drachmen Zimmtrinde, 1 Drachme Muscatennüſſe. Man ſtößt alles zu Pulver, ſchüttet es in einen Kolben, zu 1 Maaß reinen Weingeiſt, thut noch 1 Quentchen der beſten Alkanawurzel hinzu, verbindet den Kolben oben mit naßgemachter Blaſe, durch die man eine Stecknadel ſteckt, ſtellt ihn in ein gelind erwärmtes Sandbad, digerirt es 3 Tage lang, während dem man das Gefäß von Zeit zu Zeit umſchüttelt. Dann wird die Flüſſigkeit abgegoſſen, der Rückſtand zwiſchen einer Leinwand gut ausgepreßt, die ganze Flüſſigkeit durch ungeleimtes Conceptpapier filtrirt und in verſchloſſenen Gefäßen aufbewahrt. Zum Gebrauch gießt man etwas davon in friſches Waſſer, das dadurch zu einer röthlichen Milch wird, die bei fortgeſetztem Gebrauche der Haut eine große Zartheit und feinere Farbe ertheilt.“

Wir wagen jetzt, noch eine kleine Zugabe auf die Toilette der Grazien zu legen. Nach unſrer Beobachtung erregt das größte Lob der Schönheit von Dichtern und Verliebten weit mehr die Phantaſie, als es den Geiſt beſchäftigt. Sie allein genügt alſo nicht, zumal wenn ihre Blüte nicht aus der Wurzel eines guten Herzens ſproßt, und ein geiſtiger Duft ſie gleichſam verklärt. Wir geben daher der vielgereiſeten Frau Friedericke Brun Beifall, wenn ſie in ihrer neuen Reiſe nach Neapel bemerkt: „Der Sirokko der Leidenſchaften dörrt die Knoſpe. Ruhe von innen, Stille von außen, iſt die unerläßliche Bedingung weiblicher innerer und äußerer Schönheit.“ Wir ſetzen noch hinzu, jede Schönheit hat, gleich der berühmten Helena, einen gefährlichen Räuber, die Zeit; wehe dann dem ſchönen Bilde, das nur unſern angezeigten Schönheitsfreund und ſeine Pomaden auf der Toilette, aber keine treuere Schönheitsfreunde weiter zu Rathe gezogen hat. Denn nicht die Schöne, ſondern die Gefallende, wird immer ſchön bleiben. Die Gewohnheit trägt hier viel bei, und deswegen rathen wir allen Damen, den Putz der Tugenden, die ſie mit in die Geſellſchaft bringen, auch zu Hauſe nicht bey Seite zu legen.

Reiſen.

In Ellis Journal der Geſandtſchaft nach China wird auch viel über die Inſel Java geſprochen und behauptet, der Marſchall Dändels habe dort ganz in Bonaparte's Geiſte geherrſcht. Freilich, wenn folgende Anecdote wahr iſt, ſo thut man ihm nicht zu viel. Er kam einſt ſpät in der Nacht in ein Dorf, wo er durchaus noch Eyer eſſen wollte. Der Vorſteher des Bezirks hatte die Kühnheit ihm zu ſagen: es ſeien um dieſe Stunde keine Eyer zu haben. Da griff Dändels nach einer Piſtole und ſchoß nach dem Frevler, ſo daß die Kugel ihm faſt das Ohr ſtreifte. „O! rief er aus, das Ziſchen der Kugel hat eine wunderſame Wirkung; alle Hennen im Dorfe werden ſogleich Eyer legen.“ Und allerdings wurden noch Eyer herbeigeſchafft. — Die Verwaltung von Java durch die holländiſche-oſtindiſche Compagnie ſoll äußerſt ſchlecht geweſen ſeyn, indem die Habſucht, nicht zufrieden mit wucherlichen Zinſen, jährlich einen Theil des Capitals dem Lande entzogen habe. Als roh und grauſam hatten die Holländer die Inſulaner verſchrieen, allein die Engländer haben es in fünf Jahren ganz anders gefunden. Sie nennen die Javaneſen verſtändig, freundlich und gefällig. Eine Regierung, die Gerechtigkeit mit Milde verbindet, wird alle Völker ſo finden.

In engliſcher Sprache iſt ein Bericht erſchienen über einen zehnjährigen Aufenthalt in Tripolis, aus einer Original-Correſpondenz der Schwägerin des dortigen engliſchen Conſuls Tully von 1783 bis 1795; Briefe die ſie an ihre Familie in der Heymath geſchrieben. Durch das gute Vernehmen mit dem Baſſa Ali Coromali und deſſen Gemahlin wurde die Familie des Conſuls mit den innern Verhältniſſen der mauriſchen großen Welt vertraut, ſo wie überhaupt durch den vieljährigen Aufenthalt mit der Lebensweiſe und Denkungsart der Bewohner; daher man hier lebendige Schilderungen findet. Fremde aus den übrigen Staaten der Barbarey, Prinzen aus Fezzan, Borun u. ſ. w. nahmen oft an den Abendunterhaltungen in dem Hauſe des Conſuls Theil; man kann ſich daher leicht vorſtellen, wie viel intereſſantes ein fein bemerkendes Frauenzimmer zu berichten fand. Unter andern erzählt ſie von einem Arzt, der ſeine Peſt-Kranken dadurch heilte, daß er die Peſtbeulen mit einer Lanzette öffnete, die er, an einen Stock gebunden, aus einer Ferne von 8 bis 10 Fuß, vermittelſt eines Vergrößerungs-Glaſes dirigirte. —

In Hollands (ſchon erwähnter) Reiſe nach den joniſchen Inſeln hat uns folgende Gräuelſcene beſonders merkwürdig geſchienen. Eine große Stadt, Gardiki, war von kriegeriſchen Türken und Albaneſern bewohnt, die, in Ali Paſcha's Jugendzeit, als ſeine heroiſche Mutter ihn noch leitete, dieſen jetzt ſo mächtigen Mann zu ſtürzen ſuchten. Einſt übernachtete er mit Mutter und Schweſter in einem unweit Gardiki gelegenen Dörfchen; die Einwohner der Stadt erfuhren es, wollten ihn überrumpeln und umbringen. Er ſelbſt entwiſchte zwar, obſchon mit genauer Noth, aber ſeine Mutter und Schweſter wurden gefangen und nach Gardiki gebracht, wo ſie 30 Tage lang Unverſchämtheiten ertragen mußten, die um ſo ſchmerzlicher empfunden wurden, da ſie ſo ſehr gegen die türkiſchen Sitten in Hinſicht der Weiber verſtießen. Endlich jagte man ſie mit Schimpf und Schande aus der Stadt. Dieſe ſchwere Beleidigung vergaß Ali Paſcha um ſo weniger, da ſeine Mutter, ſo lange ſie lebte, ihn zur Rache anfeuerte. Aber erſt im Jahr 1812 verſchaffte ihm die Eroberung von Argyro-Caſtro u. ſ. w. die Mittel, auch Gardiki plötzlich ſo zu umringen, daß kein Einwohner entſchlüpfen konnte. Auch ließ er unter der Hand, um ihre Flucht zu verhüten, ihnen Hoffnung machen, daß er ſie milde behandeln werde. Er nahm die Stadt in einer Nacht mit Sturm, und nun ſättigte er die, vierzig Jahre lang verhaltene Rache. 5 bis 6000 Einwohner wurden in die nächſten Städte vertheilt, 36 der Vornehmſten nach Joanina geſchickt, 800 blieben auserleſen, um in einen großen Hof eingeſperrt zu werden. Dieſen umringte Ali mit ſeinen Truppen am Morgen des 15. März. Nun ließ er noch mehrere der Gefangenen namentlich aufrufen, erlaubte ihnen den Hof zu verlaſſen, und geſellte ſie den Uebrigen zur Sklaverei Beſtimmten bei. 730 ungefähr blieben zurück und wurden mit Stricken gebunden. Es waren lauter Männer, und vermuthlich lauter ſolche, die Gardiki ſchon zu jener Zeit bewohnt hatten, als der Frevel an Ali's Mutter verübt worden war, oder doch deren Nachkommen. Hierauf mußten die Soldaten die Mauern erklimmen; Ali, in ſeinem Wagen, gab ſelbſt das Mord-Signal durch einen Flintenſchuß, und alſobald erhob ſich ein gräßliches Gemetzel. Einige der Unglücklichen flohen in einen Schoppen, der auf dem Hofe ſtand, wurden aber durch Feuer wieder heraus getrieben. Die Verzweiflung zerriß ihre Bande, mit Steinen fielen ſie ihre Mörder an und verwundeten deren einige; doch konnten ſie ihr Leben nicht lange friſten. Alle blieben auf dem Platze und die Leichname unbegraben. Die 36 vornehmen Gardikioten wurden gleichfalls hingerichtet, und ſogar Einige, die zur Zeit der Eroberung der Stadt abweſend geweſen waren, lockte man zurück, ermordete die Betrogenen, und warf ihre Leichname zu den übrigen. Lord Holland ſah ſelbſt dieſen Schlachthof, ſtieg ſelbſt auf die Mauer, und erblickte von allen Seiten die ſcheußlichen Ueberreſte der Erſchlagenen. Ueber der Thür war eine Inſchrift angebracht, welche die That der Nachwelt überliefern ſollte, mit angehängter Drohung, daß gleiches Schickſal einem Jeden bevorſtehe, der an Ali Paſcha's Familie zu freveln wage. In der That ſcheint er weit entfernt, ſeine Handlung für gehäſſig zu halten, denn, außer dieſer Inſchrift, iſt ſie noch in ſeiner poetiſchen Biographie lang und breit erzählt, und mit ſeiner Bewilligung iſt dieſe Biographie öffentlich bekannt gemacht worden. Auch würde er ſchwerlich Lord Holland's Reiſe-Bahn ſelbſt ſo beſtimmt haben, daß ſie den Schauplatz ſeiner Rache berühren mußte, wenn er geglaubt hätte, daß er dadurch in den Augen der Europäer verlieren könnte. — Ihm noch überlegen an Grauſamkeit iſt einer ſeiner Lieblinge, der Maure Yuſuf Aga, der in Tepelrai befehligt, ein blutdürſtiger Greis von 90 Jahren, der einen Menſchen lebendig röſten laſſen, und einen andern noch vor kurzem eigenhändig mit ſeinem Dolche niederſtieß.

Miß Spence erzählt, in ihren (engliſch geſchriebenen) Briefen aus Nord-Schottland: Mitten in dieſer Wüſte wohnt eine Nymphe, die berühmt geworden, nicht allein in der umlie-

[illegible] Gegend, ſondern in ganz Nord-Schottland. Sie heißt Iſabelle, es iſt die Tochter des Gaſtwirths von Alneß-Bridge. Die Reiſenden nehmen Umwege von mehrern hundert Meilen (?) um dieß Wunder von Schönheit zu ſehen; allein ſie verſteckt ſich ſo ſorgfältig, daß die meiſten Neugierigen mit langen Naſen abziehen müſſen. Sie wurde einſt nach Inverneß in Penſion geſchickt um dort unterrichtet zu werden, aber es entſtand jedesmal, wenn ſie ſich auf der Straße ſehen ließ, ein ſolcher Auflauf und ein ſolches Gedränge, daß ſie es nicht lange dort aushielt. Ihre außerordentliche Schüchternheit trieb ſie zurück in ihre Berge. — Miß Spence hat ſie geſehen, und verſichert, es ſey unmöglich weniger einer Bäuerin zu gleichen; ſie ſchiene vielmehr ein Weſen, das einer andern Welt angehöre. Sie habe ſchwarze Augen und ſey lilienweiß mit roſenrothen Wangen. Der Ton ihrer Stimme ſey beſonders melodiſch. Ueberall im ganzen Lande werde von ihrer Schönheit geſprochen, welches ihren Eltern viel Kummer und Unruhe verurſache. (?)

Zu Inverneß erlebte Miß Spence ein mitternächtliches Erdbeben bei ſehr ſtiller Luft, welches Häuſer zuſammenwarf und alle Einwohner hinaus aufs Feld jagte. Man glaubt dort, daß der benachbarte See Loch-Neß grundlos ſei und mit dem Central-Feuer der Erde zuſammenhänge. Als bei dem Erdbeben von Liſſabon die Bay dieſer Hauptſtadt plötzlich trocken wurde, ſoll der Loch-Neß 3 Fuß geſtiegen ſeyn. Er friert nie zu, ſelbſt da nicht, wo er nur einige Zoll Tiefe hat. Aber wenn ein Sturm ſeine Wellen an's Ufer wirft, ſo gefriert das zurückbleibende Waſſer ſehr ſchnell. Im härteſten Winter bemerkt man auf der Oberfläche des See's einen bläulichen Dunſt, der warm zu ſeyn ſcheint, denn der Schnee am Ufer ſchmilzt, ſobald dieſer Dunſt ihn berührt.

In Glasgow wünſchte Miß Spence den beliebten Prediger Chalmers zu hören, und fand die Kirche ſchon lange vor Anfang des Gottesdienſtes ſo voll, daß die vornehmſten Leute ſtehen mußten. Eine feierliche Stille herrſchte. Chalmers erſchien und übertraf die Erwartung der Reiſenden, obgleich die Natur ihm ſo ziemlich alles verſagt hatte; allein er erſetzte alles, was an Geſtalt, Grazie und Melodie der Stimme ihm mangelte, durch einen umfaſſenden Geiſt, der ſich herab zu laſſen wußte ohne gemein zu werden, der erhaben redete ohne Schwulſt, kurz der zugleich zu dem Herzen und zu dem Verſtande ſprach. Darum war ſeine Kirche immer voll, und daraus mögen unſere Geiſtlichen, die immer über Vernachläſſigung des Kirchengehens klagen, ſich die gute Lehre ziehen: daß es nicht an uns, ſondern an ihnen liegt, wenn ihre Kirchen leer ſind. Sie ſollen nur predigen wie Chalmers, ſo werden die vornehmſten Leute keine Plätze mehr finden, wenn ſie einige Minuten zu ſpät kommen. —

Koſter erzählt in ſeiner Reiſe nach Braſilien, daß man dort ſprüchwörtlich ſage: er iſt dumm, wie ein Ureinwohner; aber wenigſtens haben dieſe Wilden einen trefflichen Inſtinkt und ſcharfe Sinne. Sie gehen mitten durch einen völlig ungebahnten Wald gerade auf ihr Ziel los, und verfehlen es nie; Fußſteige wiſſen ſie noch zu unterſcheiden, wenn ſie auch ganz mit dürren Blättern bedeckt ſind. Die meiſten Boten, die aus einer Provinz in die andere Briefe tragen, ſind ſolche abgehärtete Indianer. Sie wandern ohne auszuruhen ganze Monate lang hinter einander, mit ihrem Mantelſack von Ziegenfell auf den Schultern, immer gleichen Schritt haltend, der Weg mag eben oder rauh ſeyn. Auf einer langen Reiſe kommt in den erſten Tagen ein Pferd ihnen zwar voraus, aber am Ende langt der Indianer doch immer zuerſt an.

Einſt wurde Koſter auf ſeiner Reiſe bei heftigem Regen von der Nacht überfallen, ehe er ein Dorf erreichen konnte. Er hatte einige Leute und Pferde bei ſich und wählte ein Gebüſch zum Nachtlager, in welchem die Bäume ſo weit auseinander ſtanden, daß er nur mit Mühe deren zwei fand, die ſtark genug und nahe genug beiſammen waren, um ſeine Hangematte an ihnen aufſpannen zu können. Sein Führer machte ihm noch ein Dach von Häuten, und da der Regen immer ſtärker wurde, ſo krochen ſie alle zuſammen unter dieſes Dach; aber die Häute waren bald ſo durchweicht, daß ſie herabfielen und die Feuer verloſchen. Koſter ermahnte ſeine Leute, doch ja das Schloß am Feuergewehr trocken zu erhalten, weil es vielleicht Jaguars (eine Art Tiger) in dieſem Gebüſche gäbe. Kaum hatte er ausgeredet, als auch ſchon das Brüllen dieſer Thiere ſich vernehmen ließ, und ein Trupp verſchüchterter Pferde im Galopp an der Lagerſtatt vorbei rannte. Ans Schlafen war natürlich nun weiter nicht zu denken. Die Reiſenden ſtellten ſich mit den Rücken gegen einander, und die Indianer erhoben ein Geheul, welches ſie fortſetzten bis es Tag wurde. Endlich ließ am Morgen die Sündfluth etwas nach, und ſie hatten auch das Glück, ihre zerſtreuten Pferde wieder zu finden, denn vermuthlich hatten die Jaguars die wilden wohlbeleibten Roſſe den zahmen magern Pferden vorgezogen. —

In No. 3 dieſes Wochenblatts haben ſich folgende Druckfehler eingeſchlichen; S. 20 Z. 27 lies väterlichen ſtatt natürlichen. S. 22 Z. 42 lies gerathe ſtatt gerade.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 7. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Napoleons Selbſtſchilderung.

Wer unter uns hat wohl mit freier Bruſt ein Frühlings- und Erndtefeſt, oder eine Weinleſe gefeiert, ſo lange Napoleons eiſerne Fauſt in den Zepter unſerer Fürſten griff, und ſein frecher Wille über Gut und Blut der Völker verfügte? Seine Erſcheinung war das furchtbarſte Gewitter, das je die moraliſche Welt in einer Periode verbreiteter Civiliſation betroffen hat; es hat Saaten verhagelt und Wogen aufgeregt, die noch nicht völlig beſänftigt ſind. Ein neues Aufblühen der Länder wird immer zum Theil ſein Werk, nur nicht ſein Verdienſt ſeyn. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, muß die Perſönlichkeit dieſes Mannes ein Intereſſe für uns behalten, und den Wunſch aufregen, ein Weſen näher kennen zu lernen, das wenig mehr als die menſchliche Geſtalt mit uns gemein zu haben ſcheint.

Wir haben daher auch begierig nach einer Schrift gegriffen, die der Verlagshandlung dieſes Wochenblatts kürzlich von London aus zugeſandt worden iſt. Sie führt folgenden Titel; Napoleon, peint par lui-même. Extraits du véritable Manuscrit de Napoleon Bonaparte par un Americain. Londres, chez Colburn, Libraire 1818. 108 S. 8. Einem Vorberichte zufolge hat das Manuſcript ſchon 1814 gedruckt werden ſollen; man habe aber Anſtand genommen, aus Beſorgniß Frankreich damals damit zu ſchaden. Ueber den Inhalt theilen wir unſern Leſern folgendes mit.

Ein ungenannter Amerikaner, der gleich nach dem erſten Falle Napoleons nach Europa gereiſt ſeyn will, erzählt, daß er der Verſuchung dieſen Mann zu ſehen, nicht habe wiederſtehen können, und deshalb ſelbſt nach dem ihm angewieſenen Aufenthalt, der Inſel Elba, gereiſt ſey. Dort habe er das Glück gehabt, nicht nur Napoleons Bekanntſchaft und einen Zutritt zu ihm auf mehrere Tage zu erlangen, ſondern auch deſſen Vertrauen in ſo weit zu gewinnen, daß ihm dieſer eine Skizze ſeines Lebenslaufs zum Leſen mitgetheilt habe. Er ſey in deſſen Kabinet eingeſchloſſen geweſen, und habe da die Zeit benutzt, um das Weſentliche in die Schreibtafel zu notiren.

Das iſt nun das Manuſcript, das hier mitgetheilt wird, und dem noch einige Geſpräche des Herausgebers mit dem Exkaiſer nachfolgen. In dem angeblichen Manuſcripte von Elba, mit dem bekannten von St. Helena verglichen, finden wir weit weniger Individualität dieſes originellen Charakters ausgedrückt; wir vermiſſen auch eine Angabe und Entwickelung unbekannter Thatſachen. Blos das bekannte iſt kurz zuſammengedrängt, und mit Ruhmredigkeit, Stolz, und Menſchenverachtung vorgetragen. Die Kriegskunſt ſeiner Feinde, und die Feigheit ſeiner Widerſacher im Senate erfährt gleichen Tadel. Nach allen Umſtänden kann man an die Aechtheit dieſes Manuſcripts nicht glauben, und ſollen wir die Speculation der Buchhandlung bei der Bekanntmachung, von der frühern Abſicht des Verf. trennen, ſo möchten wir, mehrern Spuren zufolge, die letztere in den durch die verhinderte zeitige Bekanntmachung vereitelten Verſuch ſetzen, den Exkaiſer, unter dem Schein einigen Tadels, doch durch Hervorhebung ſeiner überlegenen Talente, von neuem zu empfehlen, und auf dieſe Weiſe ſeinem Wiederauftritt — von Elba her eine günſtige Aufnahme verbreiten zu helfen. Und vielleicht wäre das die Urſache, warum die frühere Erſcheinung der Schrift verhindert wurde. Der Anfang des Manuſcripts lautet ſo: „Ich bin der mächtigſte Souverain in der Welt geweſen; ich bin nichts mehr. Ich will meine Aufführung nicht zu rechtfertigen ſuchen. Ich ſchreibe, wie ich davon denke. Die mich leſen, mögen über mich nach Belieben urtheilen; ihre Meinung iſt mir gleichgültig. Ich verachte die Menſchen.“ — Dieſe kalte vornehme Menſchenverachtung macht nur zu oft das Unglück der Welt; aber die halbe oder mangelhafte Menſchenkenntniß, das überſpannte Mistrauen, was eine nothwendige Folge davon iſt, hat ſich an dem berühmten Verächter fürchterlich gerächt. In unſerm Andenken möge er bleiben; aber nur, um wenigſtens die Hälfte ſeiner energiſchen Thätigkeit nunmehr, zum Beſten der Menſchheit, bey Heilung der ihr von ihm geſchlagenen Wunden, nachzuahmen.

Die Kröpfe und die Cretinen.

Ueber Beide hat der Doctor Iphoſen ein ſehr intereſſantes Werk geliefert, betittelt: der Cretinismus, philoſophiſch und mediciniſch unterſucht. —

Der König von Sachſen ſchickte den Verfaſſer in die Cretinen-Thäler, um wo möglich zu erforſchen, wie der Cretinismus entſtehe, und wie er zu heilen und zu vertilgen ſei. Herr Iphoſen hat der auf ihn gefallenen Wahl Ehre gemacht. — Nicht alle Cretinen haben Kröpfe, und nicht überall wo Kröpfe herrſchen, giebt es Cretinen; alſo hat der Verfaſſer mehr geleiſtet als von ihm gefodert wurde, indem er auch vom Kropf ausführlich handelte, und ſich gewiß dadurch den Dank mancher ſchönen, aber kröpfigen Dame, verdient. Man glaubt gewöhnlich, das Bergſteigen, Laſttragen, beſonders auf den Köpfen, ferner Kalkſtein haltige Waſſer, fette Speiſen, feuchte, warme, ſtillſtehende Luft, wie ſie in tiefen Thälern ſich findet, wären die Urſachen der Entſtehung der Kröpfe. Mitwürkend mag alles das wohl ſeyn, aber die unmittelbaren Gelegenheits-Urſachen hat der Verfaſſer entdeckt 1. in dem Mangel an atmoſphäriſch electriſcher Materie und 2. in dem Mangel an kohlenſaurem Gas in dem Waſſer, deſſen man ſich zum ökonomiſchen Gebrauche bedient. Arm an electriſcher Materie iſt die Luft in tiefen Thälern, oder in ſumpfigen, mit Waldung umgebenen Gegenden, oder auch da, wo ſie mit mineraliſchen Dämpfen geſchwängert iſt; daher giebt es ſo viele Kröpfe in Kärnthen, Steuermark u. ſ. w., oder zu Mannbach in Thüringen, in Lerbach am Harze, oder im Alaunwerke bei Düben in Sachſen. Waſſer, die über Granit, Mergel u. ſ. w. fließen, ermangeln der Kohlenſauren Luft, ſo wie auch die, welche gefroren waren, oder durch Feuer erwärmt worden ſind. Dem Waſſer iſt es zuzuſchreiben, daß es in Dresden und im Plauenſchen Grunde ſo viele Kröpfe giebt. Die beſten Mittel dagegen ſind: Waſſer mit vieler Kohlenſäure, gegohrene Getränke, trockne, geräumige, helle Wohnungen, nahrhafte, leicht verdauliche Speiſen und immerwährende Bedeckung des Halſes mit ſeidenen, wollenen oder baumwollenen Tüchern. Wo ſie aber einmal herrſchen, ſind ſie ſchwer zu heilen. Auch der geröſtete Meerſchwamm wird als ſehr wirkſam empfohlen, aber vor den Kropfmitteln, die als Arkana verkauft, oder in den Apotheken vorräthig gehalten werden, warnt der Verfaſſer. Man macht auch von Holz oder Meſſing ſogenannte Compreſſorien, elaſtiſch ausgepolſtert, die aber nur dann anwendbar ſind, wenn der Kropf noch keine feſte Konſiſtenz angenommen hat. Das Aufſchneiden deſſelben kann nur dann nützen, wenn der Inhalt noch flüſſig iſt. Das Ausſchälen ſetzt einen Meiſter in der Kunſt voraus, iſt aber unter andern Herrn Hedenus in Dresden mehrmals gelungen.

Im zweiten Bande kommt der Verfaſſer auf die Cretinen, deren Name bedeutet elendes Geſchöpf. Taubſtumm ſind ſie eigentlich nicht und erſcheinen nur ſo, theils wegen Unvollkommenheit der Organe, theils wegen Mangel des Verſtandes. Die Sterblichkeit iſt in den Gegenden, wo der Cretinismus herrſcht, ſo groß, daß die meiſten Familien mit der zweiten und dritten Generation ausſterben. Neu iſt aber die Krankheit nicht, man kann vielmehr annehmen, daß ſie in den neuern Zeiten ſich vermindert habe. Man hat behauptet, alle Cretinen brächten eine unförmliche Zunge, einen dicken Kopf und ſtarke Hände mit auf die Welt; der Verfaſſer hat aber gefunden, daß man durchaus keine zuverläſſigen Symptome angeben kann, durch welche ſich das Kind, welches Cretin wird, vor dem auszeichnet, welches geſund bleibt. Auch erblich iſt die Krankheit nicht; denn bringt man das, von Cretinen erzeugte, Kind aus dem Cretinen-Thale hinweg auf das Gebürge, ſo wird es ein vernünftiger Menſch; bringt man hingegen das, von geſunden Eltern erzeugte, Kind von den Gebürgen hinunter in das Cretinen-Thal, ſo wird es Cretin.

Die nächſte Urſache des Cretinismus iſt Mangel an Lebenskraft, nicht Härte des Gehirns und der Nerven, wie Einige geglaubt haben. Die entfernte Urſache iſt Armuth der Luft an electriſcher Materie; denn nirgends herrſcht der Cretinismus, wo die Luft hinlänglich electriſch iſt. Das iſt ſie aber nicht in eingeſchloſſenen Räumen, in tiefen Thälern, bei großer Kälte oder Wärme, oder wenn ſie mit feuchten Dünſten oder mineraliſchen Dämpfen geſchwängert iſt, und endlich in der Nähe von Nadelholz-Waldungen. So war Lerbach am Harze vormals wegen kröpfigen Einwohnern und Cretins berüchtigt! vor 15 Jahren aber wurde das Nadelholz in der Nähe umgehauen und ſeitdem haben ſich beide ſehr vermindert.

Ueber die Würkung der electriſchen Materie auf den Körper, macht der Verfaſſer neue, intereſſante Bemerkungen. Die Erſcheinungen z. E. welche an denen, die hohe Berge erſteigen, beobachtet werden, ſind nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Folge des verminderten Drucks der Luft, ſondern des größern Reichthums der höhern Regionen an electriſcher Materie, welche dadurch, daß ſie zu ſehr reizt, das Athmen und den Kreislauf des Bluts erſchwert. Daher auch die geiſtige Ohnmacht und das phyſiſche Unvermögen der Menſchen vor dem Ausbruch eines Gewitters, wo die Luft keinesweges, wie man faſt allgemein glaubt, mit electriſcher Materie überladen, ſondern höchſt arm an derſelben iſt; daher endlich die Würkungen des Samum, des Sampel, des Sirocco und anderer Winde.

Folgendes iſt das Reſultat der Unterſuchungen des Verfaſſers: der Cretinismus beſteht in Nichtentwickelung des Körpers und in Ohnmacht der Kräfte; der Cretin entwickelt ſich deshalb nicht, weil es ihm an Lebenskraft gebricht, und dieſe mangelt ihm, weil es der Atmosphäre, in welcher er lebt, an electriſcher Materie mangelt, nebenher auch dem Waſſer an Kohlenſäure. Der vollendete Cretinismus iſt unheilbar.

Neue wunderbare Entdeckung über das Innere der Erde.

Herr Steinhäuſer in Halle hat durch die Literaturzeitung bekannt gemacht, daß unſere Erde eine Hohlkugel ſey, deren Inneres vielleicht wieder ein kleines Sonnen=Syſtem in ſich ſchließe. Aus lange fortgeſetzten Beobachtungen der Abweichungen der Magnetnadel, ſcheint ihm unwiderſprechlich zu folgen, daß in einer Tiefe von 170 Meilen ein Weltkörper um den Mittelpunkt der Erde läuft, und zwar ſehr langſam, von Weſten nach Oſten, innerhalb 440 Jahren. Dieſer Weltkörper iſt mit beſonders ſtarker magnetiſcher Kraft begabt, und er iſt die Urſache der Abweichung der Magnetnadel. Die Rechnungen des Herrn Steinhäuſer ſollen mit den Erfahrungen genau zuſammentreffen, und er hat ſchon im Jahre 1805 vorausgeſagt, daß die Magnetnadel erſt ſtehen und dann um die jetzige Zeit nach Oſten zurückkehren würde, welches auch geſchehen iſt. Bis jetzt haben die Seefahrer nur empiriſch aus der Abweichung der Magnetnadel beurtheilt, ob ſie durch Strömungen zu weit oſt= oder weſtwärts getrieben worden, künftig aber werden ſie den Ort des unterirdiſchen Weltkörpers, Pluto genannt, beobachten, und dadurch ihre Lage eben ſo ſicher, als durch die ſeltenern himmliſchen Erſcheinungen beſtimmen. — Wir können über dieſe Entdeckung nicht urtheilen, ſind aber äußerſt begierig, das Urtheil eines Kenners darüber zu vernehmen. Auf jeden Fall giebt ſie der Einbildungskraft unendlich weiten Spielraum. Was hindert uns anzunehmen, daß in dem Pluto abermals ein noch kleinerer Planet, Namens Cerberus, herum läuft, und in dem Cerberus wieder einer, und ſo in's Unendliche. Was hindert uns ferner anzunehmen, daß die ganze Schöpfung aus ſolchen Einſchachtelungen beſteht, und daß wir ſelbſt mit allen unſern Sonnen nur im Innern eines Körpers herum laufen, der uns zur Rinde dient, aber auch wieder eine andere Rinde über ſich hat, und immer ſofort?

Ueber Sprach=Reinigung.

Der Doctor und königl. preußiſche Lieutenant Förſter, Ritter des eiſernen Kreuzes ꝛc. hat Beiträge zur neuen Kriegsgeſchichte geſammelt, in welchen er einen beſondern Werth auf die Sorgfalt legt, „nicht ein einziges Wort zu gebrauchen, welches nicht ächten deutſchen Urſprungs iſt.“ Der Recenſent in der Jenaiſchen Literatur=Zeitung macht dabei folgende treffende Bemerkungen:

„Warum aber nennt er ſich ſelbſt noch immer franzöſiſch und lateiniſch: Lieutenant und Doctor? Das erſte Wort iſt ja längſt verdeutſcht worden, ſollte das letzte unüberſetzbar ſeyn? — Es ſcheint überhaupt, als ob unſere neueſten Sprachreiniger das, woran es uns eigentlich gebricht, noch nicht recht ins Auge gefaßt hätten. Unſere herrliche Sprache leidet bei allem ihren Reichthum doch noch hie und da Mangel an dem Nothwendigen. So trefflich ſie für die Dichtkunſt und das Erhabene ſich vollendet hat; ſo fehlt es ihr doch noch oft an den Ausdrücken für den einfachen Vortrag in der mittlern Höhe, (?) und ſie ſieht ſich dann gezwungen, ihre Bezeichnungen von dem Auslande zu entlehnen. Auch wo wir ein deutſches Wort haben, iſt es zuweilen nicht edel genug, oder noch häufiger dichteriſch und daher für die ſchlichte Darſtellung nicht geeignet. Die meiſten unſerer Benennungen von Würden, Aemtern, Werkzeugen, unſere Kunſt= und Handwerks=Ausdrücke u. ſ. w. ſind fremden Urſprungs; manche von ihnen dürften jedoch durch Verjährung und Geſtaltung einen rechtmäßigen Anſpruch auf das Bürgerrecht gewonnen haben, und indem wir dieſe Anſäſſigen blos wegen ihrer Abſtammung verbannen, ſollten wir wenigſtens mit Vorſicht zu Werke gehen. Es giebt allerdings viele darunter, die wir entbehren können, andere aber, die unſern Einrichtungen ſich durchaus nicht fügen wollen, müſſen ohne Schonung ausgemerzt, und am wenigſten darf Fremdlingen erlaubt werden, ſich einzudrängen. Um die Stellen der aus unſerm Gebiet Verwieſenen wieder zu beſetzen, ſucht man in dem Sprachſchatze der vorigen Jahrhunderte nach; die Bemühung iſt löblich, aber jene Fundgrube hat bis jetzt mehr Benennungen für Sachen, als Bezeichnungen für Begriffe zur Ausbeute gegeben, und man ſollte ſich überhaupt die Ausführung nicht gar zu leicht machen. Wenn das aufgefundene Wort den Sinn des fremden nicht rein und beſtimmt, nicht vollſtändig und wo möglich ausſchließend wiedergiebt; *wenn man, um es zu verſtehen, ein Verdeutſch-Wörterbuch zu Hülfe nehmen muß*: dann iſt wenig dadurch gewonnen. Die gar zu ekle Unterſuchung des Stammbaums führt oft zu der Nothwendigkeit, die Ahnenprobe als Erſatz jeder anderen Eigenſchaft gelten zu laſſen, und erinnert an jene oft genug verlachten Geſellſchaftskreiſe aus der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts, in denen der Ungelenkige, der Flachkopf, der lächerlich Gezierte unter dem Schutze ſeiner Stiftsfähigkeit überall, der Mann von Verdienſt hingegen, dem dieſer Freibrief mangelte, nirgends Zutritt fand.“

Die neue Glückſeligkeit der Franzoſen. (Schluß.)

Willkühr! und abermals Willkühr!

Der Kaufmann Chedel wurde zu Lyon am 28ſten October arretirt, Kraft eines Geſetzes, welches erſt am 29. zu Paris gegeben wurde. Man unterſuchte ſeine Papiere, und nahm ſie weg. Er wendete ſich ſchriftlich an den Polizei-Miniſter. Während er die Antwort erwartete, legte man ihm 2 bis 5 Mann Wache in's Haus, und durchſtöberte eine Baumwollenſpinnerei, die er zu Montieul, 4 Meilen von Lyon, beſaß. Das letztere geſchah gewaltſam und mit der Drohung, die Thüren einzuſchlagen. KeineOrts-Behörde wurde dazu gerufen, überhaupt wurde weder dort noch in Lyon ein Protocoll aufgenommen. Man nahm weg, was man wollte. Endlich befahl der Miniſter, ihn vor Gericht zu ſtellen. Nun ſperrte man ihn in's Gefängniß, wo er drei Monate ſaß. Dann ließ man ihn wieder frei, ohne daß irgend eine gerichtliche Procedur wäre vorgenommen worden Er ſollte nun in Montieul unter Aufſicht leben, und nicht ohne beſondere Erlaubniß nach Lyon kommen. Aber Lyon war der einzige Ort, wo er ſeine Producte abſetzen konnte; er ſah ſich daher genöthigt, ſeine Arbeiter zu verabſchieden und ſeine Fabrik zuzuſchließen.

Nach zweimonatlichen Bitten erhielt er einen Paß nach Paris, wohin er zu ſeinem Bruder gieng. Aber auch hier wurde er auf Befehl des Grafen Anglès, von der Polizei überfallen, ſeine Papiere, unter welchen durchaus nichts Politiſches war, weggenommen, er ſelbſt auf einen der Böden der Polizei-Präfectur geſperrt, um 11 Uhr wieder hervorgeholt und 6 Stunden verhört, ohne daß er erfahren konnte, *warum* er verhaftet ſey. „Der Herr Präfect allein kann Ihnen das ſagen“, wurde ihm, auf ſeine Frage, deshalb geantwortet; und ſo führte man ihn zurück in's Gefängniß, und erſt nach 6 Tagen durfte er vor dem Präfect erſcheinen. Als er hier ſeine Frage erneuerte, hieß es: ſeine Freiheit hänge von dem Polizeiminiſter ab

Nach dieſem zweiten Verhör wurde er abermals als Staatsgefangener (au Secret) gehalten, bis endlich nach 11 Tagen, und nachdem er 60 Stunden lang verweigert hatte, Nahrung zu ſich zu nehmen, man ihm erlaubte, ſeinen Bruder zu ſehen, der auch während dieſer ganzen Zeit vergebens nach der Urſache der Verhaftung geforſcht, und vergebens alles aufgeboten hatte, den Bruder zu befreien. Dieſer wandte ſich an den Procureur général und klagte über Willkühr. Aber der Herr Procureur, ſtatt ſich die Acten vorlegen zu laſſen, that weiter nichts, als daß er den Präfectur-Secretair befragte, und auf deſſen Wort bezeugte er: es ſey nicht willkührlich verfahren worden. Der Präfect ließ ihn nun nach Lyon in ein anderes Gefängniß transportiren.

Da Chedel nirgends Gehör fand, ſo ergriff er das Mittel, den Kerkermeiſter ſeines neuen Gefängniſſes bei dem Civil-Tribunal zu belangen, auf daß ihm auferlegt werde, den Gefangenen, der wegen keiner einzigen im Criminal-Geſetzbuch bemerkten Handlung verhaftet ſey, los zu laſſen, bei der in demſelben Geſetzbuch angedrohten Strafe. Aber der Kerkermeiſter wollte ſich nicht ſtellen, weil, um ihn zu belangen, eine Special-Autoriſation des Staatsrathes nöthig ſey. „Alſo, ſagt Chedels Sachwalter, um in Frankreich Gerechtigkeit gegen einen Kerkermeiſter zu erhalten, bedarf es der Autoriſation Sr. Majeſtät in Dero Staats-Rathe.“

Nach 3 Monaten endlich wurde Chedel von dem Präfect der Seine ordentlich verhört, und darauf ſogleich in Freiheit geſetzt. *Alſo war er unſchuldig.* Er verklagte nun den Polizei-Miniſter, Grafen d'Anglès — wurde aber abgewieſen.

Dieſes Dutzend Beiſpiele könnten wir leicht mit noch ein paar Dutzenden vermehren. Die meiſten derſelben ſind durch Actenſtücke belegt. Wenn in Deutſchland aus irgend einem rein monarchiſchen Staate nur ein paar ſolche Beiſpiele anzuführen wären, hilf Himmel! wie würde geſchrieen werden: „das kommt davon, daß wir keine Volks-Repräſentanten haben!" — Darum bleibt es eine ewige, unwiderſprechliche Wahrheit: Jede Regierungsform iſt gut, wenn diejenigen gut ſind, die an der Spitze ſtehn; taugen aber dieſe nichts, ſo mögen die Engel vom Himmel eine Conſtitution entwerfen, und nach Belieben verklauſuliren, ſie wird dennoch durch Willkühr verletzt, oder auf tauſenderlei Weiſe umgangen werden.

Kleines Gemählde von Paris. (Petit Tableau de Paris pour 1818.)

Die Mahlerin iſt Frau von Sartory, Verfaſſerin mehrerer Romane. Eigentlich iſt es auch kein Gemählde, ſondern eine Stickerei, deren Grund auch nichts weiter als ein Roman iſt, und zwar mitunter ein ſehr ſeltſamer; denn der Held iſt ein eitler Mann, der ſich vorgenommen hat, nur das allerſchönſte Mädchen von Paris zu heyrathen, der endlich dieſes Wunder von Schönheit wirklich findet, heyrathet und — liebt, recht ſehr liebt — aber nur ſo lange, bis er erfährt, daß eine Gräfin Branicka in Paris erwartet wird, die noch ſchöner ſeyn ſoll als ſeine Frau. Alſobald iſt es um ſeine Ruhe geſchehen. Er wird melancholiſch und vernachläſſigt ſeine Frau, lange vorher ehe die Gräfin anlangt. Die Frau entreißt ihm endlich ſein Geheimniß, lacht ihn aus, und ſagt ihm: daß ſie nur in ſeinen Augen die Schönſte zu ſeyn wünſche. Aber die kokette Gräfin bezaubert ihn wirklich; doch nur ſo lange, bis ſeine Frau ihm entdeckt, daß ſie ein Pfand ihrer ehelichen Liebe unter dem Herzen trage. Da kommt er plötzlich wieder zu ſich, und hat den Muth, auf der berühmten Promenade von Long-Champ neben dem Wagen ſeiner Frau her zu reiten u. ſ. w. Wir fürchten nur, daß es im zweiten Theile wieder ſchief gehen werde.

Dieſer kleine Roman dient, wie geſagt, blos zum Vehikel, um eine Menge Geſpräche in allerlei Geſellſchaften herbeizuführen, über Allerlei ächt franzöſiſch zu raiſonniren, dem Könige und den Prinzen Complimente zu machen, und eine Menge, zum Theil recht ergötzliche, Anecdoten zu erzählen, von welchen letztern wir unſern Leſern einige mittheilen wollen; vor Allen die von Buonaparte, mit dem es uns geht wie mit den Geſpenſtern: wir fürchten ſie und hören doch gern von ihnen erzählen.

Zu der Vermählungs-Ceremonie mit der öſtreichiſchen Erzherzogin hatte man am Ende der Gallerie des Louvre eine Art von Kapelle erbaut, deren Verzierungen (blau und Roſa) Napoleon einen unpaſſenden Flitterſtaat nannte. Er hatte Recht, und es iſt eine von den Seltſamkeiten dieſes außerordentlichen Menſchen, daß er einen ſehr feinen Tact für alles Anſtändige hatte, und doch bei jeder Gelegenheit dagegen verſtieß. Schon knieete Napoleon mit der Kaiſerin auf dem Betſchemel; da wandte er ſich plötzlich mit einem finſtern Blicke zu ſeinem Allmoſenierer, dem bekannten Hrn. v. Pradt, und fragte: wo ſind die Kardinäle? — Herr v. Pardt zeigte ihm den Ort, wo ſie ſaßen. Zornig wiederholte er: wo ſind die Kardinäle? — Ich habe ſchon die Ehre gehabt, erwiederte Jener, ſie Ew. Majeſtät zu zeigen. — Die Narren! rief er aus: wie albern ſie ſind; und fügte noch einige Schimpfnahmen hinzu, weil von 23 Kardinälen, die ſich damals in Paris befanden, nur 13 gegenwärtig waren. — Nachdem er die prieſterliche Einſegnung empfangen, fragte er: warum hat mir die Kaiſerin keinen Ring gegeben? — Sire, in Frankreich iſt es gewöhnlich, daß nur der Bräutigam den Ring giebt. — Aha! das iſt gut, erwiederte er; und gleich darauf flüſterte er dem Hrn. v. Pradt in's Ohr: „wiſſen Sie auch warum die Frauen den Ring empfangen? es iſt ein, auf ein altes römiſches Geſetz gegründeter Gebrauch, ein Geſetz, welches verordnet, daß alle Sklaven Ringe tragen ſollen. Da nun die Weiber auch nur unſere Sklaven ſind, ſo gebührt ihnen dieſes Zeichen der Knechtſchaft."

Hr. v. Narbonne, einer der geiſtreichſten Geſellſchafter noch aus der alten Zeit, hatte auch Napoleons Gunſt erworben, und die erſte Stufe zu derſelben erſtieg er auf folgende Weiſe: er hatte eines Tages Buonaparte'n ein Papier zu überreichen, und that es, indem er es auf ſeinen Hut legte. (Eine vormalige Hofſitte.) Buonaparte, der einen großen Werth auf die alte Hofetikette legte, nahm das ſehr wohl auf. In einer Note wird bemerkt, man werde kaum glauben, daß, als Napoleon die Marſchälle von Frankreich wieder einführen wollte, man vergebens überall nach einem Muſter, oder auch nur nach einer genauen Beſchreibung eines Marſchallſtabes ſuchte. So ſchnell verlieren ſich Traditionen. Ja, als 1773 ein Franzoſe durch la

Flèche ging, wo das Herz des vielgeliebten Königs Heinrichs IV. in der Jeſuiten-Kirche aufbewahrt wurde, mußte der Küſter, der den Reiſenden führte, mehr als eine Stunde ſuchen, um die Kapſel zu finden, die er endlich in einem Winkel unter Staub und Moder entdeckte.

Aus den handſchriftlichen Memoiren des Generals Rapp wird erzählt, Napoleon habe in Schönbrunn bisweilen vingt et un geſpielt, und, als er eines Abends viel gewonnen, habe er mit einer Handvoll Napoleond'or geklappert und geſagt: „nicht wahr Rapp, die Deutſchen lieben dieſe kleinen Napoleons ſehr?“ worauf Rapp ſehr freimüthig geantwortet haben ſoll: „mehr als den Großen.“

Der unglückliche Naumburger Jüngling, der ſein Vaterland von einem Ungeheuer befreien wollte, ſoll, nachdem ſeine Hinrichtung ſchon beſchloſſen war, noch drei Tage ohne Speiſe und Trank in Ketten geſeſſen haben. Am vierten endlich, als man ihn erſchießen wollte, bot man ihm zu eſſen. „Ich habe noch Kraft genug“ ſoll er geantwortet haben, „um zum Tode zu gehen.“ Auf dem Richtplatze rief er mit ſtarker Stimme: „es lebe mein Vaterland!“ (Wäre das in Griechenland geſchehen, wir würden noch die Ruinen ſeines Ehrendenkmals bewundern.) Den Deutſchen wird bei dieſer Gelegenheit das Kompliment gemacht, daß ſie der erhabenſten patriotiſchen Geſinnungen fähig ſind.

Als der Gouverneur von St. Helena Buonaparten verkündigte, daß ein Deficit von 1200 Guineen in deſſen Ausgaben ſey, antwortete er hitzig: „Mein Herr Gouverneur, ich habe mich niemals in dieſe Details gemiſcht; nie iſt eine Klage von mir bis zu Ihnen herab geſtiegen. Ich befehle oder ich ſchweige. Laſſen Sie mir's aber am Nothwendigen fehlen, ſo werde ich bis in Ihr eignes Lager es ſuchen, und die braven Soldaten werden den erſten Soldaten von Europa nicht von ihrem hölzernen Napfe zurückweiſen.“ —

Merkwürdig iſt, was Mercier in ſeinem Gemählde von Paris ſchon 1788 ſchrieb: „der verſtorbene Herr von Choiſeul iſt Urſach, daß man in Paris Corſen findet; er war es, der die Eroberung ihres Vaterlandes befahl. Dieſe, ſo weit von ihnen entfernte Hauptſtadt iſt der Mittelpunkt ihrer Hoffnungen geworden. Corſen zu Paris! giebt es etwas wunderbareres? Es iſt intereſſant, mit dieſen Leuten ſich in ein Geſpräch einzulaſſen; ihr National-Character ſcheint bis jetzt unauslöſchlich zu ſeyn. Unter allen Fremden ſind die Corſen diejenigen, die zu allen unſern Begriffen am wenigſten paſſen.“ —

Auch der franzöſiſche National-Character verleugnet ſich nirgend. In Poitou auf einem Landgute hat man ſich vor kurzem mit einem Liebhabertheater die Zeit vertrieben — und man rathe, welches neue Stück vorgeſtellt worden? Die Ermordung des Fualdes!!! Schöne Fortſchritte der moraliſchen Vervollkommnung. —

In Paris iſt ein alter, geiziger Hageſtolz geſtorben, weil er, um geheilt zu werden, nothwendig eines Aderlaſſes bedurfte, aber mit dem Chirurgus ſo lange um den Preiß handelte, bis es zu ſpät war. —

Der Aberglaube hat jetzt ſeinen Thron in Paris aufgeſchlagen. Die Straße Tournon, wo eine Prophetin wohnt, iſt vom Morgen bis zum Abend durch Equipagen geſtopft. Bei Mademoiſelle le Normand, ſieht man nichts als Gold und Seide, und es wird verſichert, daß Staatsmänner und Freigeiſter insgeheim zu der modernen Sybille wallfahrten. Die Herzogin wie die Griſette wandeln da aus und ein, und es iſt kein anderer Unterſchied zwiſchen beiden, als daß die Eine das Orakel mit einem Louisd'or, die Andere mit 5 Franken bezahlt. (Wir haben in Deutſchland Gegenſtücke aufzuweiſen.)

Von England heißt es: kann man wirklich ein Land frei nennen, wo die Luft, die man einathmet, tarirt iſt? wo die Ungleichheit der Glücksgüter beiſpiellos und auffallender iſt als ſie ſelbſt zu Rom war? darf ein Volk ſich frei nennen, das keine andern Vertheidiger hat, als Menſchen, die damit anfangen es zu beſtechen, damit ſie gewählt werden, und die es oft nur darum erkauft haben, um es theurer wieder zu verkaufen? auch Franzoſen können gewonnen werden, aber niemals auf einer ſolchen Auction. —

Eine der ſinnreichſten Arten, deren man ſich bedient hat, um einer Privat-Audienz bei einem Miniſter beizuwohnen, iſt folgende: der Schlaukopf, der ſie zu haben wünſchte, fing damit an, daß er in einem Fiacre zu einer öffentlichen Audienz fuhr. Er ſtellte ſich, als fehle es ihm an kleiner Münze, um den Fiacre zu bezahlen, gab dem Schweizer einen Louisd'or, bat ihn, den Fiacre davon zu befriedigen, und ſagte, das übrige kleine Geld wolle er nachher abholen, wenn er vom Miniſter herunter komme. Nach einiger Zeit kam er zurück, ging aber, ins Geſpräch mit einem Andern verwickelt, an der Loge des Schweizers vorüber und foderte nichts zurück — und war nun ganz ſicher, bei der nächſten Privat-Audienz nicht angehalten zu werden.

Wir machen den Beſchluß dieſer Auszüge mit einem artigen Geſchichtgen, welches Valbrun, noch außer ſich, der Geſellſchaft erzählte. Geſtern Abend, hub er an, wollte ich die Danaiden ſehen, kam aber zu ſpät, und fand nur noch Platz in einer Seitenloge des dritten Ranges, in welcher vorne zwei Frauenzimmer ſaßen. Die außerordentliche Aufmerkſamkeit, mit der ſie ſchauten und hörten, die Ausrufungen der Ueberraſchung und Bewunderung, die ihnen alle Augenblicke entſchlüpften, ließen mich vermuthen, daß ſie ganz neuerlich aus der Provinz angekommen ſeyn müßten. Die ältere von ihnen that im Zwiſchenacte allerlei Fragen an mich, die dieſe Vermuthung noch beſtätigten. Die jüngere, mit ihrem großen Hut von Roſaatlas mit Blonden garnirt, war nicht allein ſehr hübſch, ſondern hatte auch eine ſo melodiſche Stimme, daß ich die Unterhaltung zu verlängern ſuchte, meinerſeits gleichfalls fragte und ſehr bald erfuhr: Madam Bline ſei die Witwe eines reichen Kaufmanns in Chalons ſur Marne, ſei Tags zuvor wegen wichtiger Geſchäfte in Paris angekommen, und habe der Begierde ihrer Tochter, die große Oper zu ſehen, nachgegeben. Ich bewunderte die Schnelligkeit, mit der Mademoiſelle Bline ſich nach der neuſten Pariſer Mode gekleidet hatte, denn ihr Anzug ſchien mir ſehr elegant zu ſeyn. Die Damen waren entzückt über meine Gefälligkeit, ihnen die Namen aller Schauſpieler zu nennen, und überhaupt ſie von allem zu unterrichten, was Fremde zu intereſſiren pflegt. Was ſie aber am meiſten für mich zu gewinnen ſchien, war das Anerbieten, ſie zu ihrem Wagen zu begleiten. Dieſer Wagen war nur ein Fiacre, und, da bekanntlich Fiacres erſt zuletzt vorfahren dürfen, ſo wollte ich meine Damen aus der Provinz durch die kleine Straße Louvois führen bis auf den Platz, wo die Fiacres zu halten pflegen, ohne mich übrigens darum zu bekümmern, was die Leute dazu ſagen würden, daß ich, bei einem glänzenden Gedränge aus der Oper, zwei fremde Damen am Arme hatte. Aber in dem Augenblicke, als wir die Breite der Straße durchkreuzen wollten, wurden wir durch einen Zank zwei beſoffener Kutſcher aufgehalten. Dieſer Zank gedieh bis zu Fauſtſchlägen; im Augenblick drängte ſich ein Haufen von Neugierigen herzu, die Polizei wollte Ordnung machen und verwirrte den Knauel noch mehr. Mitten in dieſem Gedränge verlohr ich den Arm einer meiner Begleiterinnen, und hatte von Glück zu ſagen, daß ich mit der andern einen nahen Kramladen erreichte. Es war die Tochter. Sobald ich ſie in Sicherheit gebracht hatte, lief ich die Straße zu beiden Seiten auf und nieder um die Mutter wieder zu finden, allein vergebens. Indeſſen war doch alles wieder ruhig und Niemand verwundet worden, es konnte folglich der Madame Bline kein Unglück zugeſtoßen ſeyn; das demonſtrirte ich der Demoiſelle Bline aus allen Kräften, und es gelang mir endlich, ihre tödtliche Unruhe zu beſchwichtigen.

Angſt und Schrecken hatten meine junge Fremde ſo verſchönert, daß ich anfing, mein Abentheuer ſehr angenehm zu finden. Ich ließ ſie in einen Wagen ſteigen, um ſie nach Hauſe zu bringen. Aber eine neue Verlegenheit! da ſie erſt Abends zuvor angekommen und ihrer Mutter gar nicht von der Seite gegangen war, ſo wußte ſie auch weder die Straße noch das Wirthshaus zu nennen, wo ſie wohnte. Nach manchem vergeblichen Verſuche, ſich deſſen zu erinnern, befahl ich dem Kutſcher, die Wagenthür zuzumachen, damit wir überlegen könnten was nun zu thun ſey. So ſpät am Abend war da nicht viel zu wählen: ſie mußte entweder die Nacht auf der Straße bleiben, oder ſich entſchließen mit zu mir zu kommen. Dieſer Entſchluß kam ihr ſehr ſchwer an, aber endlich ergab ſie ſich darein.

Als wir vor meiner Wohnung ausſtiegen, lehnte ſie ſich zitternd auf meinen Arm, und als wir mein Zimmer erreicht hatten, gaben ihre beſcheidene Verwirrung, und ihre ſo natürliche Verlegenheit ihr tauſend neue Reize. Sie vergoß ſogar einige Thränen. Doch ich, feſt entſchloſſen, ihre Jugend, ihre Unſchuld, und vor allen Dingen die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft zu reſpectiren, beruhigte ſie nach und nach und es gelang mir ſogar, ihr Vertrauen einzuflößen. Zufällig fragte ich: wie alt ſie ſey? 17 Jahr, war die Antwort, 3 Monat und 7 Tage. Ich hatte ſie für 20 bis 21 gehalten, aber bei einer ſo genauen Berechnung konnte mir kein Zweifel übrig bleiben. Ich wünſchte, auch ihren Taufnamen zu wiſſen. Das ſchien ſie in Verlegenheit zu ſetzen, und ſtotternd nannte ſie endlich den Namen Euphroſyne. Wir ſchwatzten am Kamin miteinander, ich hielt eine ihrer Hände, die ich von Zeit zu Zeit küßte. Meine innere Bewegung wurde mit jedem Augenblicke größer, und ich fühlte, das einzige Mittel, meinem frommen Entſchluß treu zu bleiben, ſey, ein ſo gefährliches tète a tète ſchnell abzubrechen. Ich befahl meinem Cammerdiener, mir in meinem Cabinet, welches an meinen Saal ſtößt, ein kleines Bett aufzuſchlagen, und die ſchöne Euphroſyne ſetzte ich in den Beſitz meines Schlafzimmers. Ich ſelbſt konnte nicht ſchlafen. Die ganze Nacht hindurch gaukelte das reizende Mädchen mir vor den geſchloſſenen Augen, und tauſend romantiſche Phantaſieen ſpazierten mir im Kopfe herum. Mit Anbruch des Tages ſtand ich auf, ſetzte mich in meinen Salon, heftete die Augen auf die Thür meines Schlafzimmers und bekam Herzklopfen ſo bald es mir vorkam, als ob ſich etwas rührte. Aber es währte ſehr lange. Alles blieb ſtill — endlich konnte ich meine Ungeduld nicht länger bemeiſtern, ich klopfte an — keine Antwort — ich klopfte zum zweiten — zum drittenmale — todtenſtille! — jetzt drehte ich den Schlüſſel um — die Thür iſt offen — das Zimmer leer — das Bett noch aufgemacht wie geſtern Abend — ich ſtehe verſteinert — die kleine Thür einer Winkeltreppe, die in den Hof führt, war geöffnet — meine Uhr und mehrere Kleinigkeiten von Werth, die auf dem Kamine gelegen hatten — verſchwunden. Alſo war ich angeführt! ſolche Creaturen hatten mich für den Narren gehalten! ich ſchämte mich ganz verzweifelt, und um das verfluchte Abentheuer zu vergeſſen, rannte ich auf die Straße. — Siehe da, beim Umbiegen aus der Straße Rameau in die Straße Richelieu, werde ich ein Frauenzimmer gewahr, das aus einem Parfumerieladen kommt, gegenüber an die Thür eines großen Hotels klopft und eingelaſſen wird. Es war Euphroſyne! ich hatte ſie erkannt, ob ſie gleich heute eine ganz verſchiedene Toilette gemacht hatte. Ich fragte den Thürſteher des Hotels, wer ſo eben hinein gegangen ſey? „die kleine Louiſe“ gab er mir zur Antwort, „die Cammerfrau der Frau Gräfin von Neuville.“ — Ich ſtaunte. Ein Geſchöpf, das ſo viel Anlage zur Intrigue hat, läßt ſich herab zu dienen? — vielleicht bloß, um dadurch den Augen der Polizei zu entgehen. Es giebt eine Menge artiger Kammermädchen in Paris, die ſich mit ganz andern Dingen beſchäftigen, als mit der Sorge ihre Herrſchaft zu bedienen. Sie fodern geringen Gehalt, aber dagegen viel Freiheit. Die gnädige Frau, zufrieden eine elegante Kammerjungfer zu haben, drückt ein Auge zu.

Die Zeitgenoſſen,

die jetzt in dem 10. Heft der bekannten Zeitſchrift vorgeführt werden, ſind folgende: Freiherr von Albini, Graf Neidhardt von Gneiſenau, Generallieutenant, Freiherr von Ochs, Charlotte, Prinzeſſin von Wallis, Leopold, Herzog von Coburg, Frau von Krüdener; nebſt ſogenannten Andeutungen zu Biographien und Charakteriſtiken der Zeitgenoſſen.

An Intereſſe in Auswahl der Perſonen fehlt es nicht; aber die Schwierigkeit, lebende Perſonen mit Unbefangenheit und treffend darzuſtellen, ſcheint uns nicht überwunden, vielmehr durch den öfters geſchraubten Vortrag und die jetzt ſo gewöhnlichen Tiraden politiſcher Abſtractionen, vermehrt zu ſeyn.

Ehe man daher flache Zeitungsnachrichten aufnimmt, um vollſtändig zu werden, ſollte man ſich lieber mit denjenigen Hauptzügen beſchäftigen, wodurch der Geſchilderte das allgemeine Intereſſe erregt, oder auf ſeine Zeit kräftig eingewirkt hat; zumal, da der Zweck einer ſolchen Sammlung kurzer Biographien, beim Mangel hinreichender Materialien nicht ſeyn kann, dem künftigen Biograph und Hiſtoriker vorzuarbeiten, ſondern nur den Leſern überhaupt eine lehrreiche Unterhaltung zu gewähren, und Jünglinge von Talent durch hohe Beiſpiele aufzuregen.

Was die einzelnen Lebensbeſchreibungen betrifft, ſo ſind die gewählten Perſonen, theils durch ihre Wirkſamkeit und ihre Eigenſchaften, theils durch ihre Schickſale geeignet, Geiſt und Gemüth der Leſer einzunehmen. In Franz Joſeph von Albini erblickt man einen Mann voll Kraft und unermüdlicher Thätigkeit, und Vaterlandsliebe. Ihm verdankt man vielleicht die erſte Idee des Landſturms, wenigſtens den praktiſchen Beweis ſeiner Brauchbarkeit für die Vertheidigung des eignen Heerdes, der nur an der Apathie der Zeit und dem Mangel deutſchen Gemeinſinns damals ſcheiterte. In unſers Gneiſenau viel zu kurzer Biographie erfahren wir wenig von dieſem merkwürdigen Manne, und hätten mehrere Gemeinplätze gern entbehrt. Das Leben des Freiherrn von Ochs zeigt die wechſelnden Schickſale von Männern dieſer wechſelvollen Zeit. Er iſt achtungswerth, in ſo fern er ſich ſeine Bahn ſelbſt gebrochen hat, und der Geburt nichts, den Umſtänden wenig verdankt; er iſt noch achtungswerther durch die Faſſung, mit der er ſeine Entfernung vom Schauplatz der Thätigkeit und des Einfluſſes erträgt. In dem frühen Hinwelken der viel verſprechenden Prinzeſſin Charlotte von Wales, in dem Schmerze ihres ritterlichen Gemahls, des Herzogs Leopold von Coburg, erhalten wir ein Bild des unbeſtändigen Glückes der Erdengötter, an deren hohe Paläſte der Tod eben ſo unbarmherzig anklopft, als an die Strohhütte des Elendes. Was von dem ſtillen Glück der Häuslichkeit dieſes Fürſtenpaares, von dem tiefen Schmerz des Herzogs, der in offener Feldſchlacht dem Tode unerſchrocken entgegen ſah, erzählt wird, macht der Menſchheit Ehre. (Schluß folgt.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 8. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Amerika, dargeſtellt durch ſich ſelbſt.

Unter dieſer Aufſchrift haben wir die beiden erſten Nummern der über dieſen merkwürdigen Welttheil angekündigten Zeitſchrift vor uns.

Wenn die Ausführung der glücklichen Idee entſpricht, ſo wird dieſe Zeitſchrift ein großes Intereſſe für die alte Welt haben; ja, die Selbſtſchilderung der neuen kann alsdann in mancher Rückſicht der alten zum Spiegel oder Maasſtab dienen.

Amerika, die große Rieſeninſel von wohl 300000 Quadratmeilen, die ſich durch alle Zonen nach beiden Polen hinſtreckt; die, bei ihrer Entdeckung von einem Prieſter in Rom verſchenkt, einſt der Schauplatz des Golddurſtes und blutiger Verbrechen der Europäer wurde, iſt gewiß für uns von hohem Intereſſe. Nordamerika, dieſer ſchnell aufblühende Freiſtaat einer Seits, und der Freiheitskampf im ſüdlichen Theile anderer Seits ziehen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſes Land, das uns früher mit ſeinem Golde überfüllte und mit allen Schätzen ſeiner Natur dienſtbar war; wie wird es ſich künftig zu uns verhalten? wie wird es durch den Contraſt ſeiner Conſtitutionen mit den unſrigen, durch ſeine ſteigende geiſtige und phyſiſche Macht auf uns zurückwirken? in welchen Laſtern und Thorheiten ahmt es uns nach? in welcher ſittlichen Cultur ſucht es uns zu übertreffen? wie wird es ſein wahres Intereſſe erkennen und feſt halten? welche Wirkung wird die große Mannichfaltigkeit der Abſtammung und Anſiedelungen hervorbringen? Von Nordamerika ſagt der unſterbliche Franklin: „Die Vorſehung iſt ſo wohlthätig gegen dieſes Land, das Clima iſt ſo günſtig hier, daß, die erſten drei bis vier Jahre der Niederlaſſung abgerechnet, wo unſere Väter viel Ungemach und Anſtrengung auszuſtehen hatten, man faſt niemals von Fruchtmangel hat reden hören: vielmehr haben wir ſelbſt in weniger fruchtbaren Jahren noch Vorräthe zum Ausführen neben unſerm Bedarf übrig behalten."

Welch' eine glückliche Baſis der Exiſtenz, ja der Moral ſelbſt iſt dieſes, während die Brodnoth z. B. der letztern Zeiten in Europa zu Verarmung und Verbrechen geführt, die Glücksgüter größtentheils in wenige Hände einer Volksklaſſe geführt, und dort Luxus, hier Neid und Rachſucht angeregt und ſo viele Keime der Unzufriedenheit verbreitet hat.

Durch dieſe Bemerkungen wollen wir blos auf jenen Welttheil und ſeinen wachſenden Einfluß auf uns aufmerkſam machen, und den Wunſch hinzufügen daß das oben erwähnte neue Zeitblatt des wichtigen Zweckes bei der Ausführung eingedenk bleibe. Die beiden erſten Nummern enthalten ſtatiſtiſche Notizen über Nordamerikaniſche Münzen, und deren Vergleichung mit einigen europäiſchen Geldſorten. Das Gold enthält 11/12 reines Gold, und von dieſem iſt das Pfund 15 Pfunden reinen Silbers gleich. Dann folgen Maaße und Gewichte in N. A. die gröſtentheils den Engliſchen gleich ſind. Dann 2 Briefe über die Conſtitution der Nordamerikaniſchen Staaten, und einige kürzere Nachrichten.

In Philadelphia, (der Schöpfung des fromm begeiſterten William Penn, wo vor ein paar 100 Jahren noch keine Hütte ſtand, und jetzt wohl nahe an 100000 Menſchen fröhlich wohnen,) wurde das 300 jährige Jubiläum der Reformation Dr. Luthers von verſchiedenen evangeliſchen Gemeinden prächtig gefeiert. — Auch iſt dort ein Frauenverein, der ſeine Arbeiten zum Beſten der Armen wohlfeil zum Verkauf ausgeboten hatte, damit ſie die Armen ſelbſt kaufen könnten. — In der Ontario-Manufaktur in Mancheſter wurde, auf eine Wette von 300 Dollars, die rohe Wolle aus dem Sacke binnen 9 Stunden 15 Minuten zu einem Rock verarbeitet, ſo daß ihn der gewinnende trug., Eine engl. Fabrik hatte früher das ähnliche binnen 13 Stunden 20 Minuten vollendet.

Ueber Deutſchland

hat ſo eben der Herr Doctor Merkel zu Riga zwei Bändchen herausgegeben. Daß er vor Kurzem in Deutſchland war, iſt, beſonders in Berlin, noch unvergeſſen; daß er aber auch vor 10 Jahren einmal da geweſen, möchte vielen Leſern entfallen ſeyn; darum war es gut, daß der Herr Doctor auf dem Titel die Worte hinzufügte: wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder ſand. Da der Verfaſſer zu den erklärteſten Feinden des Herausgebers dieſer Blätter gehört, ſo beſcheidet ſich der letztere, daß es ihm nicht zuſtehe, ein öffentliches Urtheil über die Schriften des erſtern zu fällen, weil jeder Tadel den Verdacht der Partheilichkeit erregen könnte. Wir begnügen uns daher, getreue Auszüge zu liefern, und zwar theils die Perſon theils den Character des Herrn Doctors betreffend, in ſo fern er beide ſelbſt auf allen Seiten darzuſtellen nicht unterlaſſen hat.

„Ehrenvoller, als hundert andere Schriftſteller 1806 in Deutſchland geblieben ſind, hat er ſich entfernt. Die verewigte Königin von Preußen hat ihm, „als der letzten muthigen Stimme Deutſchlands" danken laſſen. Der König iſt erkenntlich gegen ihn geweſen. Ein Staatsmann hat ihm mit einem Lobſpruch die Hand geſchüttelt. Der Gattin eines Kaufmanns hat er eine ganze Stunde lang verrathen, wie ſehr ſie ihn bezaubere, hat endlich ihre Hand ergriffen, und ſie glücklich zum Plaudern gebracht. Den jungen Doctor Witte hat er nicht allein im Freimüthigen in Protection genommen, ſondern auch wahrſcheinlich das Geld zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe ihm ausgewirkt, denn Herr Merkel war ſo glücklich, die Anſicht des Königs zu treffen. Der Dichter Werner hat ihm vor 12 Jahren ſeine Weihe der Kraft zur Durchſicht gebracht. Durch eine Theater-Chronik hat er ſehr nützlich gewirkt. Iffland war ſein Freund. (Ein bemerkenswerther Umſtand, da bisher alle diejenigen, die Iffland nur etwas genauer kannten, das Gegentheil zu wiſſen glaubten) Der Graf Brühl hat ihm höfliche Briefe ſchreiben, bald ſich rechtfertigen, bald ſich entſchuldigen laſſen. Von allen Seiten wurde er aufgefordert, der Anwald des Publikums bei der Bühne zu ſeyn. Aber auch zu Feſtſtellung und Verbreitung richtiger politiſcher Anſichten und zur Weckung patriotiſchen Sinnes hat Merkel rühmlich gewirkt. Er hat ſogar im Jahr 1806 dem Preußiſchen Staate aus bloßem Patriotismus ſein ganzes Vermögen, und was noch mehr iſt, alle ſeine Lebensverhältniſſe geopfert. Er iſt 1812 und 13 der erſte deutſche Schriftſteller geweſen, der zur Erhebung gegen den Uſurpator aufgerufen hat. Einmal iſt freilich der König, beim Theetiſch ſeiner Gemahlin, im höchſten Zorn gegen ihn geweſen, weil er drucken laſſen, der König habe Soldaten verſchenkt, hat aber doch nachher geſagt: Merkel habe es nicht böſe gemeint. Merkels Freimüthiger war ſo berühmt, daß ſelbſt die hochbrüſtigen Pariſer Kunſtrichter ihn als eine Autorität anſahen, und daß aus nahen und fernen Ländern Verwendungen ſeiner öffentlichen Stimme nachgeſucht wurden. Bei Einführung des Staatsrathes wollte man ihm die Redaction eines officiellen Blattes übertragen, allein er wollte keinen bewerbenden Schritt deshalb thun und — beſuchte den Herrn Miniſter v. Klewitz. Es war eine Auszeichnung, die eben ſowohl der Feſtigkeit ſeines Characters galt, als dem geiſtigen Vermögen, das man ihm zutraute. Die Stimme des Publicums entſchied für ihn, aber die Verzögerung langweilte ihn und er reiſte fort, ging auch auf dem Rückwege gar nicht einmal durch Berlin, denn unglücklicher Weiſe kamen Briefe zu ſpät in ſeine Hände, in welchen er zur ſchnellen Rückkehr aufgefordert wurde." — „Im Weimariſchen Park wurde er faſt weich. (Merkel weich! doch nur faſt.) — Beim Erſcheinen ſeiner erſten Schrift thaten ihm die literariſchen Sippſchaften viel Uebels, aber ſtatt ſich zu vertheidigen, griff er ſelbſt an mit Spott und mit Gründen, und das größere Publicum glaubte ſeinem kritiſchen Urtheile. Endlich verſtummten ſeine Feinde, und auch ſeine Freunde ſchwiegen, obſchon ſie meiſtentheils ſehr gereizt gegen ihn waren. Hernach aber ließen ſie, durch Kotzebue veranlaßt (?), ihren Groll gegen ihn aus, konnten aber doch nichts Nachtheiliges weder von ihm noch von ſeinen Schriften ſagen, ohne die Wahrheit allzu offen zu verletzen. Sie ignorirten alſo ſchlechthin was er geleiſtet hatte. Dagegen hatte er im vergangenen Sommer die Nebenabſicht, ſein Recht an ihnen zu üben. (Nämlich Rache.) Aber kaum hatte er die Fortſetzung des alten Freimüthigen angekündigt, ſo wurden ſie Alle ſehr gefällig und zuvorkommend; alſo begnügte er ſich, den Herren ein paarmal nebenher ſeine Meinung zu ſagen, was ſchweigend hingenommen wurde. (Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit die Delikateſſe des Herrn Doctor Merkel noch beſonders rühmen. Nicht allein über ſeine literariſchen Feinde, ſondern auch über das Publikum hätte er ſich bitterlich beklagen können; denn als er, nach Art berühmter Schriftſteller, eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke unternahm, mußte der Verleger aus Mangel an Abſatz es beim erſten Bande bewenden laſſen, und ſoll auch bei dieſem beträchtlichen Schaden erlitten haben; dennoch hat Herr Merkel dem Publikum dieſe ſtrafbare Gleichgültigkeit nicht vorgerückt, ſondern ſie ſchweigend hingenommen.) — Ein Schriftſteller von glänzenden Talenten hat Herrn Merkel gedankt, weil dieſer zuerſt durch ſein Lob ihm Vertrauen zu ſich ſelbſt eingeflößt. In Frankfurt an der Oder hat er mit dem verdienſtvollen Krug gemeinſchaftliche Sache gegen den Despotiſmus der alten Steinbart gemacht. Und alles das erzählt er keineswegs um ſeinetwillen, ſondern u. ſ. w."

Ohne Zweifel werden nun auch diejenigen, die bisher nicht ſo glücklich waren, vom Herrn Doctor Merkel etwas gehört zu haben, ſeinen Character kennen. Uns wenigſtens kommen alle dieſe Züge höchſt characteriſtiſch vor, und wenn ſie alle wahr ſind, woran wir nicht zweifeln, ſo giebt es gewiß in ganz Deutſchland keinen Schriftſteller von ſolcher enormen Wichtigkeit und ſo weit verbreitetem Einfluſſe. Wir hoffen daher, daß viele unſerer Leſer uns Dank wiſſen werden, daß wir ſie mit einem Manne bekannt gemacht, von dem ſie entweder gar nichts wußten, oder den ſie vergeſſen hatten. Nun wollen wir betrachten, wie er Deutſchland nach einer zehnjährigen Abweſenheit fand. Gewöhnlich erzählt er mehr als der Titel verheißt, vornämlich auch: wie er Deutſchland vor zehn Jahren verließ. Daß in ſeinem Buche „bisweilen von ſchiefen Naſen unter ſchönen Augen, vielleicht auch von krummen Fingern an zierlichen Händen die Rede ſeyn werde," ſagt er voraus.

„1806 hatte man ihm noch in den Wagen hinein Worte tiefen Grolls gegen das Militair zugerufen, dem alle Bürgerclaſſen das Unglück der Monarchie zuſchrieben, aber endlich — endlich war das Volk zur Theilnahme an dem Kriege aufgerufen worden. — Das hatte eine höhere Stimmung hervorgebracht, die aber in der Nähe der Reſidenz zu ſinken ſchien, die zwar in Berlin ſelbſt wieder lebendiger war, doch während ſeines Aufenthaltes daſelbſt ſichtlich abzunehmen ſchien. Daran ſoll zum Theil die allzugroße Zahl der Medaillen Schuld geweſen ſeyn, denn zwei Bediente, die Herr Merkel nach einander annahm, und der Barbierburſche, der ihn raſirte, hatten Medaillen. — Am linken Rheinufer, wo man ſich meiſtentheils bei der Verbindung mit Frankreich beſſer befunden haben mochte(!) als bei der jetzigen Trennung von ihm, ſah er faſt keine Spur beim Volke von dem angeblich ſo hochflammenden deutſchen Nationalgefühl, über das manche Schriftſteller ſo laut jubeln. — Von mehr als 100 Jünglingen aus Arndt's Vaterſtadt, die ſich freiwillig ſtellten, wußten ſehr wenige, daß ihr Landsmann etwas gegen die Franzoſen geſchrieben habe." (Nur was Herr Merkel ſchrieb, wirkte kräftig.)

„Sehr ärmlich gekleidet, kümmerlich genährt, mit ſchimpflicher Härte behandelt, ſoll ſonſt der größte Theil der preußiſchen Soldaten höchſt ſelten einige Ehre oder Vaterlandsliebe beſeſſen haben. (!!!) Jetzt aber habe ſich das geändert, weil, ſtatt 5 Ellen Tuch, jetzt 14 zu ſeiner Kleidung erforderlich wären. Aber ſchon im Anfange 1817 habe man wieder laute Klagen gehört: „die bürgerlichen Officiere würden zurückgeſetzt, und von 38 Millionen Thalern, die der Schatz jährlich einnähme, 34, wenigſtens 28, auf die Armee verwandt."

Herr Merkel fürchtet, „daß der alte Hang der Bürger der freien Städte, durchaus nichts weiter ſeyn zu wollen als reich, bald wieder erſticken werde, was der Gang der Begebenheiten ſo ſchön in ihnen aufleben laſſen.

„Große Schickſale, Erſchütterungen, die das völlige Verſchwinden manches Volkes zur Folge haben können, ſcheinen Deutſchland bevor zu ſtehen." — Der Adel kommt ſehr ſchlimm weg. Herr Merkel wünſcht eine Liſte zu ſehen „wie viele Edelleute in Preußen gemeine Soldaten ſind?" und fragt: „ob das etwa nicht möglich ſey?"

Herr Merkel „hält es faſt für unmöglich, daß Preußen je zu einiger Wohlhabenheit gelangen könne, ſo lange es ſeine jetzige geographiſche Geſtalt behalte." 1816 blühte alles, und doch wurde ſchon damals in Stettin und Königsberg jämmerlich geklagt. 1816 hatten ſich in Berlin die Kornhändler und Banquiers ſehr vermehrt, und das bewieß „für die Vortheile, welche das Ausland von hier zog." Die Edelleute verkauften Wolle, und 3 Edelleute waren Gaſtwirthe. Der Hof-Adel fragte auf den Bällen nach dem Preiſe der Faſanen und Rebhüner, und endigte damit, ſich eine Portion Schinken oder Wurſt geben zu laſſen."

„Einer Bürger-Deputation, die um Verbot gewiſſer engliſcher Fabrikate nachſuchte, ſoll ein vornehmer Beamter geantwortet haben: die Engländer wollen auch leben."

„Die Berliner Univerſität hat nicht einmal eine eigene kritiſche Zeitſchrift. — Unter den Profeſſoren ſollen manche ſeyn, die in einer kleinen Stadt ausgezeichnete Lehrer waren, nun aber in der großen ihre eigentliche Beſtimmung vergeſſen, in den Cirkeln der großen Welt zu glänzen ſuchen, ſich zu den Miniſtern drängen, nach politiſchem Einfluß, und ſelbſt nach Aemtern ſtreben." In der Geſchichte mit dem jungen Doctor Witte ſoll die Univerſität ſich auch nicht gut benommen haben.

Den jetzt herrſchenden Myſtizismus hat Schiller verſchuldet (!) durch ſeine Jungfrau von Orleans und Braut von Meſſina. „Berlin ſcheint allmälig wieder in daſſelbe Verhältniß zu treten, in dem es zur Zeit des Religionsedicts der vorigen Regierung ſtand, ſeinen Vorrang in Rückſicht der Freiheit und der Kraft des Geiſtes zu verlieren.“ — Das Theater iſt geſunken, ſehr geſunken. Der Graf Brühl ſoll das Rechte nicht in ſeiner Gewalt haben, zu Nothhülfen greifen, den Kritikern Freibillets geben und ſie zu Tiſche bitten. Ueberhaupt ſpiele der Herr Graf gegen das Publicum den Vornehmen und den Financier auf mannigfache Weiſe.“ (Ob wir uns gleich vorgenommen haben, den Behauptungen des Herrn Doctors keine Bemerkungen beizufügen, ſo können wir uns doch nicht enthalten, in Anſehung des jetzigen Intendanten des Berliner Theaters eine Ausnahme zu machen. Wenn einmal ein Hofmann Intendant ſeyn ſoll, (was wir gerade nicht vertheidigen wollen) ſo wüßten wir keinen, der geſchickter dazu wäre als der Graf Brühl. Er hat Kenntniſſe, er hat Geſchmack, er iſt human, er liebt die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, er war beſonders von Jugend auf ein Liebhaber der dramatiſchen Kunſt, er iſt, ſo viel wir ihn kennen, ein vorurtheilsfreier und rechtlicher Mann — was will man mehr? — Aber das Publicum iſt nicht mit ihm zufrieden? — iſt denn irgend ein Publicum jemals mit irgend einem Director zufrieden? — haben wir nicht hundertmal hören müſſen, wie auf Iffland geſchimpft wurde? — haben etwa Engel und Rammler es dem Publicum recht gemacht? fürwahr nicht! wer an die Spitze einer Bühne tritt, der bringt jederzeit ein großes Opfer. Vermuthlich hat Graf Brühl Herrn Merkel's Kritiken nicht gehorſam genug befolgt, und wenn dieſe Kritiken wirklich ſo heilſam geweſen, ſo hat er darin allerdings Unrecht gehabt. Aber vielleicht hat er ſich erinnert, daß dieſen Kritiken wenigſtens nicht immer zu trauen war; denn zu der Zeit als Herr Doctor Merkel eine gewiſſe junge Schauſpielerin in Protection genommen hatte, die fürwahr kein ausgezeichnetes Talent beſaß, war er, wie ganz Berlin weiß, nichts weniger als unpartheyiſch.) —

Auf den Staats-Rath Renfner in Berlin iſt Herr Merkel ſehr übel zu ſprechen. Er nennt ihn: „dieſer Herr Renfner,“ ſagt, er habe einmal die Gemahlin des Prinzen Regenten von England ausgeſtrichen, und ſtatt deſſen Prinzeſſin von Wales hingeſetzt, ſich aber vom Verleger ein Frei-Exemplar vom Freimüthigen ausgebeten. — Dann kommt der Herr Doctor auf ſeinen Proceß mit Herrn Niebuhr, den er ſehr cavalièrement abfertigt, und ſogar behauptet: „den Erfolg wiſſe er nicht, aber er könne nicht zweifelhaft ſeyn, da das Recht auf ſeiner Seite geweſen.“ (Da Herr Merkel den Erfolg noch nicht weiß, unerachtet er officiell nach Riga berichtet worden, ſo ermangeln wir nicht, ihm ſolchen aus guter Quelle bekannt zu machen. Er hat nämlich den Proceß verloren und iſt, ſo viel uns erinnerlich, zu abkäuflichem Arreſt, auch zum Erſatz der Koſten condemnirt worden. Sein Recht muß alſo doch wohl etwas zweifelhaft geweſen ſeyn. In Berlin ſagt man — (Herr M. weiß wie viel in Berlin geſagt wird) — er ſey deswegen ſo ſchnell abgereiſt, und habe deswegen ſeinen Rückweg nicht über Berlin genommen.) —

Von Herrn Kuhn's Freimüthigem behauptet Herr M. „er ſchwanke ewig zwiſchen Skurilität und Langweiligkeit, ſey zur tief claſſiſchen Erbärmlichkeit herabgeſunken.“

Von Herrn Kuhn auf Leſſing iſt freilich ein großer Sprung, aber wenn wir ihn thun, ſo finden wir, daß Herr Merkel auch Leſſing einen „unäſthetiſchen, unkritiſchen Fehlgriff“ Schuld giebt, „weil er den weiſen und edlen Nathan in einen Juden vermummte.“ Die Juden ſcheinen es mit Herr M. ganz verdorben zu haben, denn er ſpielt ihnen grimmig mit. Manches, worüber er ſich ausſpricht, mögen wir nicht beſtreiten, aber uns dünkt, der ewigen Klage, daß die Juden Fremde unter uns ſind, ließe ſich durch ein einges, einfaches Geſetz in wenigen Jahren abhelfen, nämlich: Kein Jude ſoll Staatsbürger werden können, oder irgend einen, mit dieſer Eigenſchaft verknüpften Vortheil genießen, wenn er nicht eine Chriſtin geheirathet hat. Was gilts, die künftige Generation würde wenig mehr von Juden wiſſen, wenigſtens nicht über ſie zu klagen haben! Was aus den Jüdinnen werden ſoll? — je nun, fürs Erſte alte Jungfern, oder ſie müſſen durch ihre Reitze Chriſten feſſeln.

„Das Conſiſtorial-Archiv zu Weimar“ behauptet Herr M. „iſt das Grabmal eines der glänzendſten Genies, die Deutſchland hervorgebracht“ nämlich Herder's. — Jahn wird ſüßſauer gelobt. — u. ſ. w.

„Jemand behauptete, die wirklich beſchäftigten Beamten des (preußiſchen) Staates ließen ſich aus ſeinen Beſoldeten tripliren. Das ſey zu viel geſagt, meint Herr M., aber das Dupliren ſey doch wohl möglich.“ —

„Jemand behauptete“ — (dieſer Jemand iſt nämlich der Sündenbock des Verfaſſers, wenn er einen witzigen Einfall nicht auf eigne Rechnung nehmen will) — alſo: „Jemand behauptete, wenn man in Kaſſel herzlich lachen höre, könne man ohne Gefahr 3 gegen 1 wetten, es ſey ein Fremder."

Herr M. mußte für eine Aufenthalts-Karte 1/4 Kronenthaler bezahlen und fragt: „iſt das etwas anders als die Ausdehnung des Leibzolls, den ſonſt nur durchwandernde Juden erlegten, auf alle Reiſende? und dieſe franzöſiſchen Gebräuche werden ſich in Deutſchland erhalten: man hat Sporteln daran geknüpft." —

In Frankfurt ſoll man „mit den Geſandten viel zufriedener als mit den Legations Secretairen ſeyn; ja man äußerte hier und dort den Vorſatz, blos um der letztern willen, die Bälle auf dem Caſino aufhören zu laſſen." — „In Berlin ſagten böſe Zungen, (wieder der Jemand) die meiſten Höfe hätten nur ſolche Männer her geſandt, deren Talente ſich mehr dazu eigneten vor dem Publicum zu glänzen, als wirklich wichtige Geſchäfte zu leiten." —

Die öffentliche Stimmung in Leipzig ſoll wund ſeyn. Herr M. „glaubte hin und wieder zu bemerken, man wäre lieber mit verloren geweſen, als ſo gerettet."

„Die Jenaiſche Literatur-Zeitung, der einſeitigen Gevattermacherei ihres Eigenthümers hingegeben, ſinkt täglich an Werth. Eichſtädt iſt offenbar der Redaction nicht gewachſen u. ſ. w.

Im Meckelnburgiſchen ſah der Reiſende auch allerlei, wobei ihm der Jemand dies und das ſagte. Allein fürwahr wir ſind es müde länger auszuſchreiben; denn derſelbe Jemand hat uns geſagt, das Buch komme ihm vor, wie eine vollſtändige Sammlung alles deſſen, was in 10 Jahren in Deutſchland geklatſcht und geträtſcht worden.

Beim zweiten Bande werden wir uns kürzer faſſen. Er enthält allerlei Raiſonnements, die man in hundert Schriften ſchon hundertmal geleſen hat, hie und da etwas ſchärfer gewürzt. Z. E. „ſollten die Wünſche der Völker ganz fehlſchlagen, ich fürchte, der nächſte auswärtige Krieg würde dann ein äſopiſches Fabelgen in Geſchichte verwandeln. Lauf Eſelgen, lauf! rief ein Bauer ſeinem Thiere zu, Räuber nahen. — Glaubſt du, erwiederte Jenes, daß ſie mich länger prügeln können als Tag und Nacht, wie du thuſt?" — (Eine ſaubere Inſinuation an die Völker.) —

Die auf heilige Ahnen ſtolze Juden fielen unter die andern Völker hinein, wie Staub in Waſſer. Staub bleibt Staub und Waſſer bleibt Waſſer, nur wird jener durch die Vermiſchung naß, und dieſes trübe, bis es ihn, in Schlamm verwandelt, zu Boden ſinken läßt. Das haben die chriſtlichen Völker immer von neuem gethan, ſo oft ſie auch durch das Emporſteigen der Juden — getrübt wurden. Ich glaube es wird in kurzem wieder geſchehen." — Die Juden mögen ſich mit England tröſten, dem Herr M. auch ein baldiges Ende prophezeiht. Südamerika hingegen wird frei werden, wenn es frei ſeyn will.

„Für die bei weitem größere Mehrzahl der Franzoſen giebt es keine religiöſe, ſittliche oder politiſche Autorität mehr, die ſie nicht wägeten, die ſie nicht hätten umſtoßen und verſpotten ſehen, und die ſie ſelber länger ſcheuten, als ihre Leidenſchaften ruhen, ihr perſönlicher Vortheil es vorſchreibt, oder überlegene Gewalt erzwingt." — „Die Schweiz hat kein politiſches Lebens-Prinzip, kann ſich alſo auch politiſch nicht fort bilden, ſondern nur fort dauern, bis ſie durch äußere Gewalt zerfällt, der die moraliſche Auflöſung im Innern ſeit lange vorgearbeitet hat." — „Nicht bedeutender iſt die Rolle Schwedens und Dänemarks und nicht hoffnungsreicher ihr Zuſtand." — „Ich fürchte faſt, das Beſtreben Deutſchlands, ſich vom Auslande unabhängig zu machen, ſey nur ein hoffnungsloſer Kampf gegen eine Naturnothwendigkeit." — „Oeſterreich wird in der Bundesverſammlung nie einem andern Zwecke nachſtreben, als zu verhindern, daß das übrige Deutſchland eine Geſtalt gewinne, oder eine Bahn verfolge, die Oeſterreichs Vortheil zuwider iſt."

Genug! — das ganze Werk iſt in demjenigen Tone geſchrieben, der einem Manne geziemt, welcher nicht gewohnt iſt ſich zu irren, auch gar keine Ahnung davon hat, daß er ſich jemals irren könne. Es wird nicht leicht eine Claſſe von Leſern geben, die nicht Unterhaltung darin finden ſollte, denn der Verfaſſer ſchwingt ſeine Geiſel von der Ceder bis zum Yſop, und verſchont keinen der an die Wand p —, indem er Jeden ſelbſt für eine Wand anſieht und ihm dieſelbe Ehre erzeigt. Es ſcheint, daß er den Gedanken, jemals nach Deutſchland zurück zu kommen, ganz aufgegeben hat.

Erinnerung an eine Deutung der Zahl 666.

(„Hie iſt Weisheit. Wer Verſtand hat, der überlege die Zahl des Thiers: denn es iſt eines Menſchen Zahl, und ſeine Zahl iſt ſechshundert und ſechs und ſechzig." Offenbarung Johannis Kap. 13. v. 18.)

Der neue Auslegungsverſuch über die Offenbarung Johannis in No. 3. unſers W. Bl. hat uns an einen frühern mühſamen Verſuch von Franz Potter, einem ſehr gelehrten Theologen in England, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts erinnert*) Er hat viel Aufſehen gemacht, und wir wollen ſeiner als Gegenſtück des vorigen kürzlich gedenken.

Es iſt bekannt, daß mehrere Ausleger in der obenangeführten Stelle den Papſt als Antichriſt haben finden wollen. Potter tadelt daran, daß ſie ſich dabei auf einzelne Namen, Perſonen, Zeiten u. ſ. w. beſchränkt, und dadurch ihrer Auslegung ſelbſt Schwierigkeiten zubereitet haben. Er tadelt ferner, daß man, wider die Vorſchrift der bibliſchen Stelle, den Namen des Thieres, oder die Zahlbuchſtaben des Namens berechnet habe, ſtatt über die Zahl des Thieres ſelbſt eine Rechnung anzuſtellen. Von dieſem in der Sache gegründeten Standpunkte ausgehend, findet er nun in der Zahl 666 das Bild und die ſymboliſche Repräſentation des ganzen Antichriſtiſchen Körpers, d. h. des ganzen Regiments, Staates und der ganzen Hierarchie des Antichriſts, und will aus der Betrachtung und Zuſammenſtellung der einzelnen Theile die Aehnlichkeit des Ganzen finden. Er bereitet ſeiner ſinnreichen Erklärung, wie uns dünkt, zugleich dadurch ein neues Licht vor, daß er der Zahl 666 die Zahl 144 entgegen ſtellt, letztere zuerſt beleuchtet, und als auf die wahre Kirche Chriſti deutend, darſtellt. Dieſer Zahl geſchiehet im Kap. XXI. v. 17. der Apokalypſe Erwähnung, als des Maaßes von der Mauer des himmliſchen Jeruſalems. Der Verfaſſer zeigt mit vielem Aufwand von Gründen, daß, ſo wie die Zahl 12 die Qudratwurzel von 144 ſey, ſo ſey auch die Kirche auf 12 Apoſtel gebauet, habe 12 Thore, 12 Engel u. ſ. w., und es komme überhaupt die Zahl 12 mehr als 144mal in Beziehung auf die Kirche in der Bibel vor. Er zeigt ferner, daß um die Zahl 666, wie die Bibel wolle, zu berechnen, keine andere Rechnungsweiſe denkbar ſey, als deren Quadratwurzel auszuziehen. Dieſe müſſe ſich im Gegenſatz von der Quadratwurzel 12, zunächſt auf den Antichriſt beziehen, und müſſe auf die Stiftung ſeiner Herrſchaft und andere Umſtände zunächſt paſſen.

So wie nun die Zahl der Kirche 144 eine vollkommene Quadratzahl, gebauet auf die Wurzel der 12 Apoſtel ſey, ſo ſey hingegen die Zahl 666 keine vollkommene Quadratzahl, weil das Gebäude des Antichriſts kein vollkommenes ſey. Auf dieſem Wege findet Potter den Antichriſt in der Römiſch-Papiſtiſchen Hierarchie. Er nimmt die Zahl 25 als die der Quadratzahl von 666 am allernächſten kommende an*), und macht die Anwendung auf ſehr viele, theils mehr, theils weniger weſentliche Eigenheiten des Papſtthums, z. B. auf die Quadratwurzel von 25, auf die bei den Papiſten ſo geheimnißvolle 5, (5 Wunden Chriſti ꝛc.) auf die 25 Glaubensartikel, (in der Bulle Pius IV. nach der Lehre des Concils von Trient,) auf die urſprügliche Zahl von 25 Kardinälen, 25 Kirchſpielen, 25 Altären, 25 Thoren von Rom u. ſ. w., welche Anwendung man bei dem Verf., nicht ohne alle Bewunderung ſeiner großen Umſicht, weiter nachleſen wird. Er ſchließt das Ganze mit einer ſorgfältigen Widerlegung aller Einwürfe. —

Man erlaube uns hiezu noch folgendes zu bemerken. Die vielen unberufenen Ausleger der Apokalypſe haben das Vorurtheil erregt, als ob dieſe Schrift ganz keinen geſunden Sinn habe. Unſers Herders Verſuch**) hat gezeigt, daß man einen ſehr beſtimmten Sinn herausfinden könne, wenn man nur nicht jeden Pinſelzug im Detail der Bilder ängſtlich deuten, und in jeder Zeile Anſpielung finden wolle. Da es einmal einen Beſtandtheil der jetzt durch die Bibelgeſellſchaften von neuem ſehr verbreiteten Bibel ausmacht; ſo iſt es doch wohl keine unnütze Arbeit, einen richtigen Sinn davon aufzuſuchen; nachdem die Thorheit in frühern Zeiten, mit Hülfe dieſes Buchs, gemordet, gebrannt, und ſich zum Mitglied eines 1000jährigen Reichs geträumt hat.

Mehrere Gelehrte haben in der Offenbarung vom 13. Kapitel an, den Sieg Chriſti über das Heidenthum gefunden, von welchem Rom, die Siebenhügelſtadt, als Hauptſtadt, das Bild iſt Dazu paßt, was der Kirchenvater Irenäus anführt, daß 666 Λατεινος bedeute. — Die Meinung unſers Potter überlaſſen wir gelehrtern Urtheilern, können aber nicht bergen, daß ſie etwas Anziehendes habe, wenn man Alles vergleicht, und wenn man die Menge von heidniſchmäßigen Einrichtungen, Ritualen und Ceremonien des Papiſmus erwägt, welche ein dickes Buch ausmachen würden, wenn man ſie mit höchſt ähnlichen des Politheismus der Römer und Griechen zuſammenſtellte. Die heutigen Römer dürfen uns das nicht ſo übel nehmen; hat es doch ihre eigene Kirchenverſammlung zu Piſa (im 15. Saec) für möglich gehalten, daß die Päpſte der Antichriſt ſeyen. Sie ſetzte deswegen Gregor den XII. und Benedikt XIII. ab, die einander ſelbſt mit den Namen, der windenden Schlange, des Mahomeds und des Antichriſts beehrt hatten.

---

*) Potters Schrift erſchien zuerſt in engl. Sprache zu Oxford 1642. Wir haben die lateiniſche Ueberſetzung vor uns, welche zu Amſterdam 1677 herausgekommen iſt.

*) Die arithmetiſche Demonſtration ſ. m. S. 56 und 59 beim Potter.

**) S. Deſſen Maranatha, oder das Buch von der Zukunft des Herrn.

Wir wollen auf alle Fälle wünſchen, daß das Kap. XIII. des ſinnig frommen Johannes den endlichen Sieg der Kirche Chriſti über das Heidenthum, alſo auch über jedes chriſtliche Heidenthum, bedeuten möge!

Die Zeitgenoſſen. (Schluß.)

Wir wenden uns nun noch zu der Schilderung der ſoviel Aufſehen machenden Frau von Krüdener. Wenn die Abſicht ihres Biographen war, den Leſern ein günſtiges Urtheil über ſie abzugewinnen, ſo möchte ſie durch das, was er hie und da in dieſer Abſicht, wie es ſcheint, angeführt hat, und vorzüglich durch die von ihr eingeſchalteten Aeußerungen und Briefſtellen, eher vereitelt als erreicht werden. Aus der oberflächlichen Lebensbeſchreibung geht nichts als die gewöhnliche Erſcheinung einer büßenden Magdalene hervor; und in ihren eigenen Aeußerungen zeigt ſich ein Uebergewicht dunkler Gefühle und kränklicher Vorſtellungen, wie man es bei den heutigen Myſtikern und Schwärmern ſchon gewohnt iſt, und ſich zum Theil in dem Krüdenerſchen ungenannten Biographen ſelbſt zu verrathen ſcheint. Die Beweiſe wird jeder nachdenkende Leſer ſehr leicht ſelbſt finden. Wir ſchreiben nur weniges hier ab. In einem Schreiben an Herrn von Bergheim, Miniſter des Innern zu Karlsruhe, ſagt ſie: „Es brauchte wohl ein Weib, groß gezogen in den Wohnungen des Luxus, um den Armen zu ſagen, daß es ſich glücklich fühle, wenn es ihnen diene. (Fr. v. Krüdener hätte nur Arme und Dürftige beſſer unterſcheiden ſollen. Wer die Erſtern der Selbſthülfe überhebt, macht Bettler und der öffentlichen Ruhe gefährliche Subjekte: nur der aller Selbſthülfe beraubte bedarf der fremden Hülfe.) „Es bedurfte eines Weibes, das gedemüthigt wäre durch ihre Sünden und Verirrungen, um zu bekennen, daß es der Sklave und der Narr der Eitelkeiten der Erde geweſen, und ſum Niemanden zu verachten; eines Weibes, einfältig und ungeblendet von falſchem Wiſſen, und das da könnte die Weiſen zu Schanden machen, indem es ihnen zeigte, es habe die tiefſten Geheimniſſe durch Lieben und Weinen zu den Füßen des Kreuzes gelernt (!) Zu den Füßen des Kreuzes habe ich gelernt, an meine Bruſt zu ſchlagen und ihn zu lieben. — Mag man demnach Aergerniß daran nehmen, oder nicht, daß der Herr große Thaten (!) durch ein Weib verrichtet u. ſ. w. Ja! ich beſitze alles, denn ich beſitze das Herz meines Gottes. (?)" Doch man muß ſelbſt nachleſen, in welchem beinahe jeſuitiſch katholiſchen Style Frau von Krüdener, vielleicht ihr ſelbſt unbewußt, redet und ſchreibt.

Wir wollen, bei noch mangelhaften Daten, weder über ihre Fehler richten, noch ihre Abſichten anſchuldigen. Aber darauf müſſen wir aufmerkſam machen, daß ſie mit ſolchen Mitteln den an ſich ehrwürdigen Zweck bei der Welt, wie ſie iſt, nicht erreichen — vielleicht eher untergraben werde. Einige werden ſich an ihre häufige, myſtiſche Empfehlung der Liebe ſtoßen, andere werden blos auf die gefährlichen Folgen von manchem ihrer Grundſätze ſehen; manche werden, um eigner Fehler willen, froh ſeyn, an unſerer neuen Heiligen den Fehler des geiſtlichen Stolzes und die Irrthümer ihres Kopfes gewahr zu werden, um nicht nöthig zu haben, das wahrhaft Gute auszuſcheiden und in eignen Nutz und Frommen zu verwenden. Und auf dieſe Weiſe haben Schwärmer und Myſtiker zu allen Zeiten die gute Sache nicht um einen Schritt weiter gebracht, und ſind blos in der Einbildungskraft und eigener geiſtlicher Eitelkeit glücklich geweſen. Eine Beſſerung ohne Schwärmerei thäte aber uns Allen Noth.

Kriegsſcenen

(aus dem militäriſchen Wochenblatte entlehnt.)

Die Belagerung von Limburg. Der Erzbiſchoff Albert von Mainz, der ſich (1114) in offener Fehde gegen Kaiſer Heinrich V. befand, belagerte, vereint mit ſeinen Verbündeten, dem Herzog Lothar von Sachſen und anderen Fürſten, die im Seeieriſchen gelegene Stadt Limburg. Die Bewohner, treu ihrem Kaiſer, widerſtanden den Angriffen der Rebellen mit ausharrender Entſchloſſenheit. Aber der Mangel, welcher durch die ſtrenge Sperre der Stadt einriß, und eine drückende Hungersnoth herbeiführte, fing an den Muth der Belagerten herabzuſtimmen. Die Bürger wurden eines Tages verſammelt. Sie ſollten ihren Verſtand zuſammennehmen, um Mittel auszufinden, dieſem innern fürchterlichen Feind zu widerſtehen. — Nachdem ſie ſich die Köpfe lange vergeblich zerbrochen, und keinen Ausweg in der bevorſtehenden Noth auszufinden vermochten, trat plötzlich Ulrich von Horningen mit dem Rathe auf: „Man könne ja auf den äußerſten Nothfall die feiſten Mönche des daſigen Kloſters ſchlachten und verzehren. Jedes Mittel wäre ja mit Recht anzuwenden, um nur die Stadt dem Kaiſer zu erhalten.“ — Die Verſammlung ſchien wirklich an dieſem klugen Einfall Vergnügen zu finden, und die Ausführung zu wünſchen. Da hörten nun auch die Mönche die fürchterliche Mähr, und erſtarrten vor Schreck. Doch bald faßten ſie ſich, und beſchloſſen, die reichen, in dem Innern des Kloſters aufgeſpeicherten Vorräthe lieber als die eigenen Leiber den verhungerten Mitbürgern preis zu geben. — Die Folge dieſes grosmüthigen Entſchluſſes war, daß die Noth gehoben, die Vertheidiger mit neuem Muthe befeuert, und dem Kaiſer und Reiche die treue Stadt erhalten wurde. — Bald erſchien Friedrich, Herzog von Schwaben, zum Entſatze, und verſcheuchte das beuteluſtige Raubgeſindel des Erzbiſchoffs.

Folgender Vorfall, ſo ſeltſam er klingt, iſt durch amtliche Berichte und die Erzählungen mehrerer Augenzeugen beglaubigt.

Im Jahre 1813 ſchickte die ſpaniſche Regierung von Cadix aus ihren hartbedrängten Truppen auf der Tierra Firma in Süd-Amerika eine Unterſtützung von etwa 2000 Mann, die größtentheils aus dem Infanterieregiment Granada beſtanden, und vom Obriſt Don Jose Salomon befehligt wurden. Sie waren auf mehreren Transportſchiffen, einer zur Bedeckung mitgegebenen Fregatte und einigen kleineren Kriegsfahrzeugen eingeſchifft; den Befehl über die ganze Ausrüſtung führte ein Marineoffizier, Namens Don Jose Prieto. Er hatte den Auftrag, zuvörderſt nach dem Hafen la Guayra zu ſegeln; da es aber bei der Entfernung möglich war, daß derſelbe unterdeſſen von den Inſurgenten eingenommen wäre, ſo ſollte er in dem Fall in Puerto Cabello einlaufen, oder, wenn auch dieſes vom Feinde beſetzt wäre, wurden ihm noch mehrere andere Häfen angegeben. Als Prieto vor la Guayra ankam, ſah er die ſpaniſche Flagge auf allen Forts und Batterien des Hafens und den Hauptgebäuden der Stadt aufgepflanzt; Lootſenböte und zahlreiche Fahrzeuge mit Lebensmitteln u. ſ. w. kamen an die Schiffe; alle waren einſtimmig in ihrer Ausſage, daß die Stadt für Spanien halte, und weit und breit keine Feinde zu finden ſeyen, indem die ſpaniſchen Truppen ſie tief in das Innere des Landes verfolgt hätten. Bevor er in den Hafen einlief, ſchickte Prieto jedoch einen Marine-Lieutenant, der mehrere Jahre hierſelbſt wohnhaft geweſen war, und Land und Leute ſehr wohl kannte, mit zehn bis funfzehn Mann und dem Auftrage in die Stadt, alles genau zu erkunden, und den geringſten Anlaß zum Verdacht, den er entdeckte, ſogleich zu berichten. Dieſer fand, als er ans Land ſtieg, das Ufer mit Leuten beſetzt, die ſpaniſche Kokarden trugen, und unaufhörlich riefen: Es lebe Ferdinand VII.; aus den Fenſtern wehten roth und gelbe Fahnen (die ſpaniſchen Farben), und mehrere der angeſehenſten Kaufleute der Stadt, die er aus alten Zeiten kannte, wie auch ein Obriſtlieutenant in ſpaniſcher Uniform (ein Eingeborner des Landes, den er ebenfalls kannte) traten ihm entgegen, und geleiteten ihn unter vielen Freundſchaftsbezeigungen auf das Rathhaus, wo die höhere Geiſtlichkeit und die Stadtbehörden verſammelt waren, das Bildniß des Königs von Spanien unter einem Thronhimmel aufgerichtet ſtand, und ihm umſtändliche Nachrichten von günſtigen Kriegsereigniſſen einhellig erzählt wurden. Mit dieſem Bericht kehrte er zu Prieto zurück, der nun mit ſeinen Schiffen im Hafen vor Anker ging, denſelben Marine-Lieutenant aber zur Beſorgung mancher Aufträge wieder an's Land ſchickte. Alsbald kamen die Behörden und angeſehenſten Einwohner der Stadt an Bord von Prietos Fregatte, und luden ihn unter den ausſchweifendſten Betheurungen ihrer Freude und Anhänglichkeit dringend ein, bis die nöthigen Vorkehrungen zu Ausſchiffung der Truppen getroffen wären, doch ſelbſt mit den Offizieren ans Land zu kommen, wo ſie ein Gaſtmahl und auf den Abend einen Ball zu ihrer Bewillkommung veranſtaltet hätten. Prieto entſchuldigte ſich, indem es dienſtwidrig ſey, die Offiziere eher als die Mannſchaft auszuſchiffen, und da ſie gar nicht aufhörten, in ihn zu dringen, ſo ſah er ſich endlich genöthigt, ſie bald unhöflich fortzuweiſen, um nur zu den Anordnungen auf den Schiffen Zeit und Raum zu gewinnen. Kaum waren ſie aber wieder ans Ufer geſtiegen, ſo erhob ſich plötzlich aus allen Forts und Batterien zugleich ein mörderiſches, konzentriſches Kartätſchenfeuer auf die Schiffe. Die Verdecke waren gerade vollgepfropft von Menſchen, da ſich alles, wie es nach langen Seereiſen gewöhnlich iſt, hinaufgedrängt hatte, um den neuen Welttheil zu beſchauen. Daher richtete das feindliche Feuer eine große Verwüſtung an; noch weit größer aber, das geſteht Prieto aufrichtig in ſeinem Bericht, ſey die Beſtürzung und Verwirrung geweſen. Er ſcheint jedoch den Kopf nicht dabei verloren zu haben. (Der Schluß folgt.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 9. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Kriegsſcenen, aus dem militairiſchen Wochenblatt entlehnt.

(Schluß.)

Daß alles eine tief angelegte Verſtellung geweſen, um ihn in die Falle zu locken, und daß die Inſurgenten Meiſter der Stadt wären, wurde ihm natürlich alsbald deutlich. Seine erſte Sorge war, die Fregatte, auf welcher er ſich ſelbſt befand, los zu machen. Da die Mannſchaft im erſten Schrecken ſich in den untern Raum des Schiffes geflüchtet hatte, und ſchwer wieder auf das Verdeck zu bringen war, ſo ſtellte er ſich mit den Offizieren ſelbſt an die Ankerwinde, und wand den Anker herauf, wodurch denn auch die Leute wieder ermuthigt wurden. Als ſo die Fregatte los war, legte er ſich mit derſelben dicht vor die Batterie, die den Eingang des Hafens am meiſten beherrſchte, deren, vermuthlich ſchlecht bedientes Geſchütz er durch das Seinige bald zum Schweigen brachte. Hier blieb er ſo lange liegen, bis ſämmtliche Schiffe den Hafen glücklich verlaſſen hatten, wo er dann folgte; doch war der Verluſt, ſowohl an Todten und Verwundeten, als an Beſchädigung der Schiffe höchſt bedeutend. Der ans Land geſchickte Marine-Lieutenant war gerade mit ſeiner Mannſchaft am Ufer beſchäftigt geweſen, Böte zuſammenzutreiben; als der erſte Schuß fiel, wurden ſie von einer wüthenden Menge angefallen, die unter raſendem Geſchrei die ſpaniſchen Abzeichen wegriß, und amerikaniſche aufſteckte. Doch wurden ſie, nach Prieto's Bericht, von den vorhin erwähnten Kaufleuten in Schutz genommen, nur verlangte man, ſie ſollten die ſpaniſchen Kokarden gleichfalls wegwerfen und rufen: Viva America! Sie verwarfen aber einſtimmig dieſen Antrag mit Abſcheu, und riefen, ſich gegen die Schiffe wendend: Viva Espanna! worauf ſie alle niedergemacht wurden, mit Ausnahme eines einzigen Matroſen, der von einem ehemaligen Gaſtfreunde gerettet, und ſogar bald darauf in Freiheit geſetzt wurde, wo er dann bei ſeiner Rückkehr den Vorgang erzählte.

Prieto wandte ſich nun, ſeinem Auftrag zufolge, nach Puerto Cabello; hier aber ſtand ihm ein neuer Strauß bevor. Der ſpaniſche General Monteverde war mit ſeiner geringen Macht von den Amerikanern geſchlagen worden, die die Stadt beſetzt hatten, und ihn ſchon ſeit 23 Tagen im Fort belagerten. Sie beſchoſſen es gerade, als Prieto ankam. Dieſer ließ die Transportfahrzeuge draußen, und lief mit den Kriegsſchiffen raſch in den Hafen ein, welches ihm, in dieſen Umſtänden, und nach ſolcher ſo eben gemachten Erfahrung, wohl als Entſchloſſenheit angerechnet werden kann, obgleich ihm auch bei dem ſchlechten Zuſtand der Schiffe, in der That nicht viel Wahl übrig bleiben mochte. Er beſchoß nun die gegen das Fort gerichteten Batterien der Inſurgenten in Rücken und Flanke. Eilig räumten ſie die Stadt, Geſchütz und Vorräthe im Stiche laſſend, welches von den Truppen aus dem Fort in Beſitz genommen wurde. Prieto zog nun alle ſeine Schiffe in den Hafen, und landete die Truppen, die auch ſogleich zur Verfolgung des Feindes mit marſchiren mußten. Er verlangte ſpäterhin ſelbſt über ſein Betragen ein Kriegsgericht, welches ihn ehrenvoll freiſprach; nur wurde bemerkt, da er einmal Mißtrauen gehegt, ſo hätte er dem ans Land geſchickten Offizier auch aufgeben müſſen, ihm gedruckte Zeitungen mitzubringen, von denen die Inſurgenten vermuthlich keine falſche in Bereitſchaft gehabt haben würden.

Die Glaubwürdigkeit dieſer Begebenheit im Ganzen wird, wie geſagt, durch mehrfache amtliche Berichte beſcheinigt. Bei ihrer Beurtheilung darf man wohl nicht vergeſſen, die tief verſchlagene Gemüthsart jener ſüdlichen Völker und die unbeſchreibliche Erbitterung dieſer amerikaniſchen Bürgerkriege mit in Anſchlag zu bringen.

Wenig bekannt, obwohl merkwürdig genug, iſt folgender Vorfall aus dem letzten ſpaniſchen Kriege.

Als nach Willingtons Siege bei Vittoria, der Marſchall Suchet das Königreich Valencia räumen mußte, zog er ſich nach Catalonien, und erhielt von Napoleon den vereinten Befehl über alle franzöſiſche Truppen dieſer Provinz und in Arragonien. Um dieſe Zeit ging einer ſeiner Adjudanten, der Kapt. Joh. van Halen, welcher, ungeachtet ſeines holländiſchen Namens, ein Pole von Geburt geweſen ſeyn ſoll, zu den Spaniern über, und brachte dem ſpaniſchen General Copons mehrere eigenhändige Unterſchriften des Marſchalls Suchet und deſſen Dienſtſiegel mit, welches alles ihm derſelbe zu Beſorgung der Dienſtgeſchäfte anvertraut hatte. Ueber dieſe Unterſchriften mußte nun van Halen ſogleich Befehle, in den gewöhnlichen franzöſiſchen Dienſtformeln abgefaßt, aufſetzen, worin den Kommandanten der drei von den Franzoſen beſetzten Feſtungen Lerida, Monzon und Mequinenza geboten wurde, augenblicklich mit allen ihren Truppen dieſe Feſtungen zu räumen, und ſich auf Wegen, die ihnen beſchrieben wurden, in Eilmärſchen nach der Gegend von Tarragona zu ziehen, wo ſich das Heer verſammle, um ſich gänzlich aus Spanien zurückzuziehen. Mit dieſen Befehlen eilte van Halen ſelbſt zu den drei Kommandanten, die keine Ahnung eines Betruges hatten, und ſogleich abmarſchirten; aber noch nicht weit gekommen waren, als ſie ſich, an drei verſchiedenen Orten, von ſpaniſchen Truppen umringt ſahen, und ſämmtlich das Gewehr ſtreckten. Auch die noch wichtigere Feſtung Barcelona ſollte ein ähnliches Schickſal haben; nur erfuhr van Halen auf dem Wege, daß die Nachricht von ſeiner Entweichung ſchon dahin gelangt ſey. Van Halen wurde als Hauptmann in ſpaniſche Dienſte aufgenommen, aber bald darauf nach Amerika geſchickt. Er iſt, den Zeitungen zufolge, vor kurzem auf Befehl des Königs Ferdinand VII. verhaftet worden.

Magnetismus.

Die Heidelberger Jahrbücher (bekanntlich eine unſerer verſtändigſten und unpartheyiſchſten Recenſiranſtalten) haben kürzlich eine Recenſion über die, ſchon in dieſen Blättern mit Ruhm angezeigte, Schrift des Profeſſor Pfaff in Kiel geliefert, aus welchen wir mit Vergnügen einige wackere Denkzettel abſchreiben:

„Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes lehrt, daß je rühmlicher die Anſtrengungen der Freunde des Lichts ſind, Wahrheit zu verbreiten, deſto mehr regt ſich der ewige Feind des Lichts, um durch Aberglauben und Schwärmerei Wolken und Nebel herbeizuführen, die den hellen Tag verdunkeln ſollen. So geſchieht es auch in unſern Tagen, daß viele blöde Augen den hellen Glanz der Aufklärung nicht zu ertragen vermögen, und daß, bei dem Unvermögen, ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen, ſie wenigſtens den Zeitgenoſſen eine blaue Dunſtwolke vor die Augen führen wollen, um eines ephemeren Ruhms gewiß zu ſeyn. Religiöſe und mediciniſche Schwärmerei, die erſtere durch weibliche und männliche Propheten geſtützt, die letztere, ſich in ihrer Trägheit immer auf Hamlets beliebte Rede an Horatio berufend, gewinnen unter Gelehrten und Ungelehrten immer mehr Anhänger, und nöthigen unſern Stammverwandten jenſeit des Meeres, deren Urtheil uns nie gleichgültig ſeyn ſollte, ein mitleidiges Lächeln ab.“

„So viel indeſſen nimmt der Recenſent, der mehrere durch natürliche und magnetiſche Kuren hervorgebrachte Schlafrednereien beobachtet hat, als unläugbar an, daß durch Unterdrückung und Abſpannung der Gehirnthätigkeit, und der Kraft der obern Sinne, der organiſche Sinn (?) erwacht; daß die vorher dunkeln Gefühle vom eigenen Zuſtande zu klaren Empfindungen werden, und auf ſolche Art ſelbſt ein gewiſſes Vorherſagen, aber immer nur der körperlichen Veränderungen, und oft genug getäuſcht, ſtatt finden kann. Ja, er glaubt mit Sicherheit bemerkt zu haben, wo gar kein Betrug denkbar war, daß der organiſche Sinn, deſſen Hauptſitz in dem Sennengeflecht iſt, die Stelle der obern Sinne vertrat, und daß eine gewiſſe Art des Sehens und Hörens eben ſo gut, ohne die gewöhnlichen Werkzeuge, bei den Hellſehenden vorhanden iſt, als bei eigentlichen Nachtwandlern, bei geblendeten Fledermäuſen und bei niedern Thieren. Dies iſt es, wovon der Rec. feſt überzeugt iſt: aber deſto eifriger verwahrt er ſich gegen alle Folgerungen, wie gegen die Annahme der tollen Prophezeihungen, der thörigten Erzählungen von Kenntniß entfernter Begebenheiten und beſonders gegen den Gebrauch des Magnetismus als eines Heilmittels. Denn Zerrüttung des Nervenſyſtems durch Vorherrſchen des organiſchen Sinns vor der Gehirnthätigkeit, war in allen von ihn beobachteten Fällen die Folge der magnetiſchen Kuren.“ —

„Bewieſen iſt übrigens durch unläugbare Erfahrungen, daß das Sennengeflecht im hohen Grad empfänglich wird, und, obgleich nicht eigentliches Sehen und Hören durch die Herzgrube erfolgen kann, dennoch bei völliger Unfähigkeit der obern Sinnwerkzeuge, der organiſche Sinn ſo ſehr an Wirkſamkeit zunimmt, daß er die Stelle der obern Sinne vertreten kann.“ —

„Hingegen ſtimmt der Rec. ganz mit dem Verfaſſer überein, daß die höhern Einſichten der Magnetiſirten, ihre Verzückung in die Geiſterwelt und ihre Ausſagen von den Verhältniſſen überſinnlicher Dinge, zu den Mährchen gehören, die nur in den Spinnſtuben Glauben verdienen.“ —

„Auch die mediciniſchen Kenntniſſe der Somnambülen ſind ſehr zu bezweifeln, da, nach des Rec. Erfahrungen, dieſe mediciniſchen Orakel überall nur der Wiederhall der Anſichten des Magnetiſten ſind.“

Bei Gelegenheit der Schrift: Beobachtungen über die Heilkraft des thieriſchen Magnetismus von Bakker, Woltjers und

Hendrikſz, aus dem Holländiſchen überſetzt von Bird, ſagen dieſelben Jahrbücher:

„Dieſe Schrift, deren Original 1814 erſchien, hat keinen günſtigen Eindruck auf uns gemacht. Gleich die erſten Perioden der Einleitung zeigen, weſſen man ſich bei den holländiſchen Beobachtern zu verſehen habe. „Die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus können nicht der Einbildungskraft oder der Selbſttäuſchung zugeſchrieben werden. Denn die Aerzte ſind mit der Wirkung der Einbildungskraft hinlänglich bekannt, um ſich nicht von ihr täuſchen zu laſſen, und alle deutſche Schriftſteller über thieriſchen Magnetismus ſtehen in dem Rufe wahrheitsliebender Männer.“ Wollte Gott, daß Rec. mit dieſem Urtheil aus Ueberzeugung übereinſtimmen könnte! Aber daß ein großer Theil der deutſchen Freunde des Magnetismus ſchlechte Beobachter ſind, davon iſt Rec. überzeugt.“

Noch ein Auszug aus des Capitän-Lieutenants Moritz von Kotzebue Tagebuch ſeiner Reiſe nach Perſien. S. N. 4 des 2ten Bandes dieſes Lit. Wochenbl.

Mirza Awdul-Wehab, der zweite Miniſter des Schachs, lud uns am folgenden Tage zum Mittagseſſen zu ſich ein, das aber wegen des Ramaſans (Faſten) nicht vor acht Uhr des Abends ſtatt haben konnte. Früh ſchickte er dem Geſandten ein koſtbares Geſchenk von Schiras-Wein, der etwas Aehnlichkeit vom Portewein hat, nur weit leichter iſt, und einen ganz beſondern, ſehr angenehmen, aromatiſchen Geſchmack hat. Der Miniſter hatte die Aufmerkſamkeit, Stühle und Tiſchgeräthe von uns zu leihen, um den Geſandten nicht in die Verlegenheit zu ſetzen, mit den Fingern zu eſſen. Die Tiſche waren auch ſehr niedlich gedeckt, und nicht, wie nach Perſiſcher Sitte, Hunderte von Schüſſeln auf einander gethürmt, ſondern die Speiſen wurden herumgetragen, welches abermals eine Aufmerkſamkeit von ſeiner Seite bewies. Als wir uns geſetzt hatten, wurde anfangs nichts angerührt, bis die Stimme des Mollah draußen erſchallte; hierauf wurde dem Miniſter eine Doſe gebracht, aus der er ein wenig Opium ſchluckte, das bei den Perſern den Schnaps erſetzt. Die mannichfaltigen Speiſen, ſüß und ſauer durcheinander, konnten uns freilich nicht ſchmecken, ſo wie das Brod, das ein Mehlkuchen iſt, der an der Sonne gebraten wird; allein der Wein war ſehr gut, und der Iſpahaner hatte viele Aehnlichkeit vom Madera. Nach Tiſche begaben wir uns in ein anderes Zelt, wo Kaffee ohne Zucker, und Tabackspfeifen, die in Perſien eine große Rolle ſpielen, herumgereicht wurden.

Der Geſandte war ſo gütig, mir den unverdienten Namen Aſtronom beizulegen, worauf der Miniſter mich bat, ihn Tags darauf zu beſuchen, indem er auch ein großer Liebhaber der Mathematik und Aſtronomie wäre. Den andern Tag alſo hatte der Rath der Geſandtſchaft, der wirkliche Staatsrath Negri, die Gewogenheit, mich zum Miniſter zu begleiten, weil die gewöhnlichen Dollmetſcher nicht im Stande geweſen waren, ähnliche Sachen zu überſetzen. Da die Perſer viel auf Sterndeutungen halten, ſo glaubte auch ich irgend eine aſtrologiſche Wendung der Ankunft unſerer Geſandtſchaft geben zu müſſen. Es fiel mir ein, daß der Jupiter jetzt gerade im Zeichen des Skorpions ſteht, und ich erklärte daher vor allen Dingen dem Miniſter, daß dieſer Planet an Größe und Glanz Rußland vorſtelle, und Aſien überhaupt in Europa unter dem Zeichen des Skorpions verſtanden würde; da nun dieſe jetzt gerade in Vereinigung wären, ſo ſey gar kein Zweifel, daß die Freundſchaft dieſer beiden Nationen im Himmel beſchloſſen und alſo Gott gefällig wäre. Der Miniſter bekräftigte meine Ausſage, und behauptete, daß auch die Perſiſchen Aſtronomen geſagt hätten, die Ruſſiſche Geſandſchaft wäre unter den günſtigſten Himmelszeichen angelangt. — Ein dicker Perſer, der einzige, der unſerer Unterredung mit beiwohnte, ſaß ſeitwärts vom Miniſter, hielt ein großes Buch vor ſich, in dem er beſtändig blätterte, und ſchielte von Zeit zu Zeit unter großen ſchwarzen Augenbraunen grimmig auf mich hin. Der Miniſter recommandirte ihn uns als einen großen Mathematiker; ich glaube aber, er war ein Aſtrolog, der mich examiniren ſollte. Er blätterte immer heftiger in dem Buche und murmelte dem Miniſter etwas vor, worauf dieſer mich frug, woher Finſterniſſe entſtehen? Ich ſtand auf und ſpazierte um den dicken Aſtrologen herum, der ſich grimmig und ängſtlich umſah, und anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wollte. Noch mehr erſchrack er aber, als ich mich hinter ihm niederbückte, und den Miniſter frug: ob er mich ſehen könne? der Aſtrolog war dicke genug, um mich ganz zu bedecken, und der Miniſter mußte daher wohl behend Nein ſagen. Darauf ſtand ich auf und bat, der Aſtrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle unſers Erdklumpens geſpielt habe; dem Miniſter aber ſagte ich, er ſtelle in dieſem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Procedur, von der ſich der Aſtrolog noch immer nicht erholen konnte, eine Mondfinſterniß. Hierauf trat ich zwiſchen den Miniſter und den Erdklumpen, und ſagte ihm, der Aſtrolog hätte nun nicht mehr das Glück die Sonne zu ſehen, es wäre alſo eine Sonnenfinſterniß auf der Erde; ich könnte ſie aber nicht total vorſtellen, weil der Herr Aſtrolog etwas zu corpulent wäre. Die Sonne lachte und die Erde brummte; ſo kann man's in der Welt nie allen Recht machen! — Nachdem die beiden Herren ſo ſchmeichelhafte Rollen geſpielt hatten, wurden ſie übermüthig, und behaupteten, alles was man am Himmel ſehe, wäre blos ein Glanz, denn Jupiter, Saturn und Venus wären die einzigen Sterne, die ſie für Körper anerkennten, und zwar wären dieſe weit glücklicher als unſere Erde, indem ſie alle der Sonne weit näher wären als wir, und es auch weit wärmer hätten. Was die Venus anbelangt, haben Sie Recht, erwiederte ich, die iſt der Sonne weit näher als wir, ſonſt könnten wir ſie nicht alle hundert Jahre einmal durch die Sonne gehen ſehen; allein Jupiter und Saturn ſind viel weiter von der Sonne entfernt als wir, und können aus dem nämlichen Grunde niemals zwiſchen uns und der Sonne erſcheinen. — Der Herr Aſtrolog, dem ſchon bange war, daß ich wieder eine Finſterniß-Ceremonie anfinge, war in allem einig, und ſchlug hierauf in ſeinem Buche ein großes Blatt auf, worauf ein großer Ziegenbock mit Hieroglyphen gemahlt ſtand; nachdem er dieſen einigemal freundlich angeſehen hatte, ſo frug er mich ganz ernſthaft, was denn nach unſerer Meinung hinter den Sternen läge? — Ich ſagte ihm, daß unſere Aſtronomen darüber noch nicht einig wären; wahrſcheinlich aber wären hinter den letzten Sternen noch Sterne ohne Ende, und wenn ja ein Ende ſtatt fände, ſo knüpfte ſich dieſes Ende an einen Anfang, der doch ohne Ende wäre! — Hier fiel ihm der Ziegenbock aus der Hand; er lachte, wie die triumphirende Weisheit, und meinte, ſolche Sachen wären doch für die Europäer noch zu rund. Sehr zufrieden hob er ſein großes Buch wieder auf, und ſagte, indem er lächelnd blätterte: „davon wollen wir nun nicht mehr reden!“ Wer war froher als ich, denn das: ohne Anfang und Ende, begreife ich gewiß noch weniger als er. — Seine Hand blieb auf einem Bogen liegen, der voller Punkte war, und Millionen kleine Teufelchen ſchienen dazwiſchen gemahlt; — er frug, was Wind wäre? Ich fing eine Erklärung von dünnern und dickern Luftſchichten an, die, mehr oder weniger an verſchiedenen Stellen von der Sonne erwärmt, in eine Art von Wallung gerathen könnten, welche wahrſcheinlich Wind hervorbringen würde, und daß dieſer ſehr glaubwürdig blos in unſerer Atmoſphäre entſtehe, indem weiterhin eine dünnere Luft ſey, die wir Aether nennten, und — „Was erzählen Sie da für einen Galimatias,“ ſchrie er laut auf; „ſo ſind die Europäer, ſie drehen ſich immer um Urſachen und Gründe herum, und verlieren dadurch den Gegenſtand ſelbſt aus den Augen; — Wind iſt eine Materie, die in ſich und für ſich ſelbſt exiſtirt, wirkt, und den ganzen Raum ausfüllt, der ſich zwiſchen allen ſichtbaren und unſichtbaren Körpern befindet, denn wie könnten ſonſt Kometen herausgeflogen kommen? dieß ſind die wahren Windreiniger, die fliegen herum und brennen alles weg, was die Kraft des Windes vermindern oder gar zerſtören könnte, denn der Wind iſt eine wohlthätige Gabe Gottes!“ — Dieſes letztere Urtheil war in dem heißen Perſien, wo ohne Wind die Einwohner alle umkommen müßten, ſehr natürlich. Unterdeſſen hatte er ſelbſt wie der Wind in ſeinem Buche gewirthſchaftet, und blieb mit Wohlgefallen an einem Blatte ſtehen, auf dem eine Menge von Kugeln gemahlt waren, und oben eine gräßliche Fratze. — „Was denken Sie von den Bewegungen der Körper? Steht die Sonne, oder geht ſie?“ — Sie ſteht, war meine Antwort. — „Da haben wirs! Kennen Sie denn die Wirkung der Naturkraft nicht, die einzig in ihrer Art iſt? Die Natur verleiht einer jeden Sache nur Eine Kraft, nie zwei auf einmal, ſonſt wäre ſie ungerecht und dies darf ſie nicht ſeyn; hat dieſe Kraft einmal gewirkt, ſo iſt nichts im Stande, die Wirkung zu vermehren oder zu vermindern, und noch weniger, eine zweite hinzuzufügen. Wenn Sie annehmen, daß die Erde ſich um ihre Achſe dreht, ſo iſt das ſchon eine Kraft, folglich kann ſie ſich nicht zugleich um die Sonne drehen; nehmen Sie aber an, daß die Sonne ſich um die Erde dreht, dann dreht die Erde ſich nicht um ihre Achſe.“ — Auf dieſe Art, ſagte ich, hat alſo die Natur unſerer Erde blos die Kraft des Stillſtehens verliehen! — „Richtig, das behaupten wir Perſer; Ihr behauptet es von der Sonne und habt Unrecht. Zur Freude der Menſchen und des Schachs iſt alles erſchaffen; wir ſtehen mit der Erde im Mittelpunkte und ſehen dankbar zu.“ — Hierauf ſchloß er ſein Buch zu und ſagte: dieſe Sachen wären hoher Natur, man müßte ſeinen Geiſt ſchonen auch für die Zukunft; unterdeſſen wolle er von minder Kopfbrechenden Dingen ſprechen, als z. B. von Mathematik. Nunmehr zeigte er mir, wie man die Entfernung hinter einem Fluſſe mißt, wie man die Höhe eines Gegenſtandes von weitem mißt u. ſ. w.; worauf der Miniſter verſicherte, der Schach hätte ihm einmal ſo eine Commiſſion gegeben, die er wundervoll erfüllt habe. — Er ſchien ſehr beſtürzt, als er erfuhr, daß in Europa die kleinen Knaben die Geometrie damit anfangen. Ich fing hierauf an, eine trigonometriſche Meſſung zu beweiſen, allein dies begriff der Aſtrolog nicht und ſchien überhaupt keinen Begriff von Logarithmen zu haben. — Zum Schluß mußte ich der verwunderten

Geſellſchaft allerlei von meiner Reiſe um die Welt erzählen, wobei ihnen zwei Sachen ganz unmöglich ſchienen, daß ich nämlich einſt ihr Antipode geweſen, und daß es ſchönere Länder in der Welt giebt als Perſien! — Der Miniſter bedankte ſich für die angenehme Unterhaltung, ließ Erfriſchungen geben, bat mich ihn öfters zu beſuchen, und wir ſchieden von dem dicken Aſtrologen als gute Freunde.

Das Kautzenland

Der ſatyriſche Verf. der Reiſe nach Hammelsburg hat jetzt eine Fortſetzung geliefert, die ſeine harten Schickſale im Kautzenland beſchreibt. Sie iſt angeblich zu München, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach, herausgekommen. Im Allgemeinen glauben wir ſoviel anmerken zu können, daß uns dieſes zweite Heft noch witziger und launiger geſchienen, als das Erſte; und daß es der Verf., ob er gleich rechts und links die Geiſſel ſchwingt, doch hauptſächlich auf manche Obſcuranten in Baiern gemünzt haben möge. Wir theilen dem Leſer Folgendes zur Unterhaltung mit: „Das Volk, unter das wir (aus Irrthum des Poſtillions) gerathen waren, führte den Namen Kautzen. Es war in vier Grosherzogthümer oder Vicekönigreiche eingetheilt, in das Vicekönigreich der reichen Kautzen, wo ſich die Reſidenz des Kautzenkaiſers befand, der wunderlichen Kautzen, der närriſchen Kautzen und der dummen Kautzen, welche letztern erſt durch Eroberung mit dem Hauptſtamme vereinigt, und alſo bei weitem noch nicht ſo klug und witzig waren, als die Altkautzen. Im Uebrigen aber galt die ſtrengſte Gleichheit der Rechte aller dieſer vier Völker, ſo daß in allen Collegien, Deputationen und hohen Aemtern immer zu gleicher Zeit ein reicher Kautz, ein wunderlicher Kautz, ein närriſcher Kautz und ein dummer Kautz, Sitz und Stimme haben, oder ſich folgen mußte. — Der Kaiſer hatte ſein Staatsminiſterium in vier Sectionen getheilt, die er im üblichen, etwas orientaliſchen Schwulſt, die allerhöchſten Elementar-Sectionen der Luft, des Waſſers, des Feuers und der Erde benannte. Alle Sachen, die ihm aus der Luft gegriffen ſchienen, z. B. große Verbeſſerungs- und Glückſeligkeits-Plane, allgemeine Steuer-Vermeſſungen, Kanalbauten u. ſ. w. verwieß er an die Luftſection; was man wieder zu Waſſer werden laſſen wollte, wie meiſtens die Execution mehrerer Conſtitutionen und Edicte, an die Waſſer-Section; was mit Feuer und Ernſt durchzuſetzen war, z. B. Steuern, Conſcription, an die Feuer-Section, und was nicht vorwärts und rückwärts wollte, z. B. alles, was Liquidation hieß, an die nied-, wand- und nagelfeſte Erd-Section.“ —

„In Abſicht der Religion betet jeder Kautze nur einen Gott an, nämlich ſich ſelbſt. — Am jüngſten Tage hätten alle Menſchen buchſtäblich von ihren kleinſten Handlungen Rechenſchaft zu geben, ausgenommen die Gensd'armen und Stadtgerichts-Aſſeſſoren, für welche dieſe Rechenſchaft vierteljährig in den Regierungsblättern ſchon zum Voraus geſchehe. (Und ausgenommen die vielen müſſigen Stunden der theuerbezahlten Gensd'armen in manchem Lande.) — „Stand und Rang der Menſchen iſt, wie es in allen vernünftigen Staaten ſeyn muß, durch die bloſe Geburt beſtimmt; nämlich die Kinder am Sonntag geboren, ſind magnatiſche, repräſentirende Kautzen, Innhaber von Orts- und Herrſchaftsgerichten, Hofmarſchälle, Kammerherren, und überhaupt ſolche glückliche Neſthummeln im Bienenkorb, die ſelber nichts zu thun haben; am Montag geborne, und zwar in der Finſterniß, werden Biſchöfe, (Kardinäle?) Domherren, Superintendenten, Conſiſtorialräthe; am Tage aber geborne, nur Landpfarrer, Kapläne, Conrectoren u. ſ. w.; die am Dienſtag gebornen werden Aerzte oder Beamte; am Mittwoch, Soldaten; am Donnerſtag, Kaufleute und Künſtler; am Freitage, Handwerker und Bauern; am Samſtag, Knechte, Mägde, Bettelleute und Schnurrjuden u. ſ. w. Man ſieht hieraus, wie klug und pflichtmäßig eine junge Ehefrau handelt, wenn ſie ihren neuen Ehegemahl ſchon um einige Monate früher mit einem Glücksſohn und Sonntagskind überraſcht.“ —

„Ein ganz beſonderer Umſtand iſt dieſer, daß die Kinder der Kautzen nicht als zarte, junge Pflänzlein auf die Welt kommen, die alle Tage älter werden, bis ſie mit 60, 70 oder 100 Jahren ſterben, ſondern daß dort jedes Kind ſogleich als 100 Jahre alt geboren wird, und nicht in einer Wiege, ſondern mit Brille, Krücke und Pelzſtiefeln in einen Grosvaterſtuhl geſetzt wird, und ſich von Jahr zu Jahr verjüngt. — Iſt der Kautze in ſein 40. oder 30. Jahr getreten, ſo kann er ſich nicht entbrechen, überall drein zu reden, und drein zu ſchlagen; man überträgt ihm, je jünger er wird, die wichtigſten Staatsämter,“ (was bei der heutigen Entbehrlichkeit der Erfahrung und Geiſtesmäßigung ſehr gut angeht.) „Leider beginnt der Kautzenmann immer mehr zu faſeln; es geht ſo weit, daß er ſogar in ſeine eigene Frau, welche nach einer 60-

jährigen Ehe in ihr 18. Jahr heruntergekommen, verliebt wird, und noch mehr in die andern. — So wird der Miniſter, Präſident, Rector, Magnifikus, der in der Zwiſchenzeit alles vergeſſen, oder noch nie etwas gelernt hat, endlich Student, kriegt Gefallen an närriſchen Kleidern, klettert auf die Turnſtangen, verbrennt Bücher — dann gehts tiefer in die Tölpeljahre — endlich werden die Exmarſchälle, Exſuperintendenten ꝛc. von den Kindermädchen auf dem Arm herumgetragen, und haben Klapper und Trommel ſtatt der alten Herrlichkeit. Man legt ſie in die Wiege, wo Ihre Excellenzen, Gnaden, Hochwürden und Wohlgebohrnen in den Todesſchlaf verfallen.“ — Unſer Reiſender wurde nun angeſtellt, das akademiſche Grillen-Kabinet in Ordnung zu bringen, wozu jeder Akademiker monatlich eine Anzahl Grillen einfangen muß. Alle Monate kommen ſämmtliche Herren Grillenfänger zuſammen, und ſuchen die ſchönſten und ſeltenſten Grillen aus, welche in Kupfer geſtochen werden. Die übrigen werden auf Nadeln geſpießt und kommen unter Glas. „Er fand das Kabinet in großer Unordnung. Die giftigen Grillen hatten einander zum Theil ſelbſt aufgefreſſen, ſo daß man oft nur Grillenfüße fand, die wie alte aſſyriſche Keilſchriften oder Geheimerathsunterſchriften ausſehen.“ — Nun wird der Reiſende Zeitungsſchreiber, und um nicht gegen die 754 geheimen Zenſur-Regeln anzuſtoßen, legte er ſein Blatt einem Ausſchuß von 13 Polizeicommiſſarien vor. Wir bemerken folgende Artikel: „Galiläa 10. Auguſt. Se. Excellenz, unſer hochgefeierter Herr Landpfleger Pontius Pilatus, ſind auf Dero Bereiſung der Provinzen auch in Galiläa eingetroffen, wo Ihnen alle Herzen der Unterthanen entgegen geflogen, einige ſogar, die ſich etwas zu weit verſchoſſen, von dem Vogelgeier erwiſcht und verſchluckt worden ſind.“ — „München, d. 31. Oct. Bei uns iſt eine herkuliſche Arbeit geſchehen, nämlich durch den Kardinal Herkules Conſalvi, das Baieriſche Concordat. So ſehr auch hier viele Widerſtreber ſind, die behaupten, unſere Köche hätte das Häſelein überlaufen laſſen, ſo ſicher werden wir uns doch rühmen dürfen, daß es dieſesmal uns Baiern Niemand nachmachen ſoll. Wie rüſtig und altgermaniſch-waldmänniſch ſteht unſer Concordat vom 8. Juni 1817 als das Erſtgeborne gegen den franzöſiſchen Schwächling vom 11. da. Hätten dieſe franzöſiſchen Voltairs-Affen nicht acht Tage früher von uns lernen können, wie man die Concordate machen muß? Einige, die bisher noch nicht katholiſch waren, fangen doch ſchon an, Kreuze zu machen, nämlich über das ſaubere Latein, über die Bona stabilia, circumstantias speciales, Ecclesiarum respectivarum, — Interesse habentibus etc.! Indeſſen ſetzen wir nichts darauf, lateiniſch-katholiſch, ſondern römiſch-katholiſch zu ſeyn. Das Leben, wenn es uns erfreuen ſoll, muß einem Carouſſel oder Ringelrennen gleichen; kommen wir gleich nicht vorwärts, gehts doch im Ring herum. (Das lehrt ja aber nicht blos die Geſchichte der neuern Concordate!) — „In Baiern hat Niemand zu fürchten, daß der Himmel einfalle. Unſer liebes, ganz reinkatholiſches Vaterland iſt mit hohen Bergen und Atlanten wohl geſteifet, als da ſind der heilige Berg Andechs, die Klöſter Beierberg, Gnadenberg, Windberg ꝛc. Manche ſtehen in der Einbildung, das Ganze werde keinen Beſtand haben, weil der Zeitgeiſt darwider ſey. Wir wiſſen nicht, wer der Zeitgeiſt ſey, oder was er drein zu reden habe. Im Baierſchen Adelbuche, wo er unter dem Buchſtaben Z. S. 604 gleich vor dem Hrn. v. Zentner oder S. 94. ſtehen müßte, haben wir ihn nicht gefunden. Die Hauptſache, verſteht ſich, iſt jetzt, daß nur der Glückshafen für die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Pröbſte, Dechanten bald aufgehen möge. Hernach kann das andere ſchon wieder langſamer gehen.“ — Unter dem Art. Nürnberg iſt eine drollige Erzählung, wie der heilige Sebaldus wieder lebendig geworden iſt, und alles anders antrifft, auch nirgend recht unterkömmt. „Als er dem Thürmer entdeckte, wie er nun geſonnen ſey, nach München zu gehen, und ſich um eine Biſchofsſtelle zu bewerben, rieth es ihm jener ernſtlich ab, weil er als ein urſprünglicher Knoblauchsbauer zwar bei Chriſti Zeiten zu einem Apoſtel für das Märtyrerthum getaucht haben möchte, nicht aber zu einem Biſchof, der 16 Ahnen haben müſſe, und dafür jährlich 8000 Fl., alſo für jeden Ahnen 100 Dukaten, bekomme.“

Dem Zeitungsſchreiben macht ein Miniſterial-Decret im Kautziſchen ſchwerfälligen Kanzleyſtyl ein Ende, und der Reiſende übernimmt eine Theaterdirection, verunglückt in der Wahl des Stücks, und findet, mit Gunſt einer Kaiſerl. Prinzeſſin einen Platz bei der Staatsverwaltung. Er beweiſt in einem Aufſatze, daß eine gewiſſe Poeſie in jeder Finanzregierung vorherrſchen müſſe. „Die Schuldenliquidation iſt das verlorne Paradies; in den Rechnungen der Hofintendanzen findet man das Mädchen von Orleans u. ſ. w. In der Elegie haben die Gläubiger von Littera D. etwas gethan. Blos zur Satyre ſey gar kein Stoff vorhanben.“ In Lebensgefahr gerieth unſer Reiſender als Geſetz-Erbbeamter, wegen ſeiner Geſetzſammlung, beſtehend in 3333 Haupt- und 6666 Supplement-Foliobänden, weil der Reichs- und Landtag einen Antheil an der Geſetzgewalt behauptete. Dieſer beſtand nicht nur aus einem Ober- und Unterhauſe, ſondern auch aus einem Hinterhauſe, in welchem ſich die Herrn Miniſter und Staatsräthe mit ihren Genoſſen aufhielten. Im Oberhaus ſaßen alle, die wie die Majora ohne eine eigne Meinung ſtimmten; ſie hießen daher vorzugsweiſe Majoratsherren. Wer eifern, poltern, predigen mochte, ließ ſich ein Billet in's Unterhaus geben; doch war, wie ſonſt bei der Kaiſerl. Königl. Thierhatze in Wien, die Vorſicht getroffen, daß, wenn es andem war, daß der Fuchs zu arg gebiſſen werden könnte, der Hatzmeiſter die Thiere wieder in ihren Stall brachte. —

Die Gunſt der Prinzeſſin verwandelte die Todesſtrafe des unglücklichen Geſetzſammlers in Deportation, und damit ſchließt dieſes zweite Reiſeheft.

Geſchichte.

In Rußland wird ſeit einigen Jahren dieſe Wiſſenſchaft mit beſonderm Eifer betrieben. Daß von Karamſin's Geſchichte Rußland's die erſten acht Bände würklich erſchienen ſind, iſt ſchon neulich berichtet worden. Der Profeſſor Kaidanow hat die Grundzüge der Univerſalhiſtorie geſchrieben, und der Profeſſor Orlow ein Bändereiches Werk, betittelt: Begebenheiten in der Kirche und im Vaterlande. Die Annalen der Moſcauiſchen Societät für Geſchichte und ruſſiſche Alterthümer enthalten wichtige Materialien für die ruſſiſche Geſchichte, zu welcher der, zu früh der gelehrten Welt entriſſene, Academiker Lehrberg einen der wichtigſten Beiträge geliefert hat. Auch von den hiſtoriſchen Schriften des verdienſtvollen Profeſſors Ewers in Dorpat iſt in dieſen Blättern bereits die Rede geweſen. Strejew hat einen Verſuch über die Mythologie der ruſſiſchen Slaven geſchrieben. Die Briefe eines ruſſiſchen Officiers, welche intereſſante Notizen zu der Geſchichte der Jahre 1812 bis 1814 liefern, ſind von Fedor Glinka. Hierher gehören auch noch Swinjin's Beſchreibung von Petersburg, mit artigen Kupfern verziert; des Capitain Golownin Werk über Japan, und des Verfaſſers Befreiung durch den Capitain Rickord, zwei Werke, die zu den wichtigſten Erſcheinungen gehören, weil ſie über Japan und deſſen Bewohner ein durchaus neues und ſehr günſtiges Licht verbreiten. Endlich dürfen wir auch des Bayriſchen Geſandten, de Bray, critiſchen Verſuch über die Liefländiſche Geſchichte, (in franzöſiſcher Sprache), hier nicht unberührt laſſen, nicht allein weil ein Mann von Geiſt in dieſem Werke ſich ausſpricht, ſondern auch weil er der Erſte iſt, der ſich jener handſchriftlichen Schätze aus dem geheimen Archiv zu Königsberg bedient hat, welche im Jahr 1805 von Kotzebue bey Ausarbeitung ſeiner Preußiſchen Geſchichte aufgefunden, und nachher durch den damaligen Paſtor nachmaligen Archivar Hennig für die Liefländiſche Ritterſchaft copirt wurden. Nur gegen Luther iſt Herr de Bray mehr als ungerecht, indem er die längſt widerlegte Sage wiederhohlt, daß Luther blos darum gegen den Ablaß gepredigt habe, weil ſein Orden es nicht war, der ihn verkaufte. Eben ſo wenig hätte der Verfaſſer ſich über den ſchnellen Uebergang Lieflands zu Luthers Lehre wundern ſollen, da es Wahrheiten giebt, welche einzuſehen man keine großen Kenntniſſe oder Philoſophie bedarf, und ſolche Wahrheiten ſind die, welche die Bibel lehrt. Aber der Verfaſſer ſchreibt nicht unbefangen, ſobald er vom Catholicismus ſpricht, der, nach ſeiner Meynung, von allen verwirrenden Zweifeln befreit; oder von der Reformation, die durch bloſſes Intereſſe beider Partheien in Lief- und Ehſtland befördert worden ſeyn ſoll. Die Voreltern der Bürger von Riga und Reval haben es fürwahr nicht verdient, daß ihre Aſche ſo unſanft berührt werde. —

Als der Geſchichte angehörig, dürfen wir ohne Zweifel auch die Parlaments-Reden von Fox betrachten, die Wright in 6 Bänden herausgegeben hat. Freylich ſind die Ueberlieferungen der Geſchwindſchreiber wohl die einzigen Quellen, aus welchen jene Reden geſchöpft ſind; denn da im Parlament niemand etwas ableſen darf, ſondern Jedermann aus dem Stegreife reden muß, ſo kann auch nicht einmal ein kurzer Entwurf, der etwa vorher zu Hauſe aufgeſetzt worden, nachher zum Leitfaden dienen, denn wie vieles ändert nicht die augenblickliche Eingebung. Die Geſchwindſchreiber aber ſind dem Irrthum unterworfen, und ungleich an Fertigkeit; die Zeitungen haben Parthey genommen, ziehen zuſammen oder verbreiten ſich nach Gunſt oder Ungunſt. Wollten die Redner ſelbſt nachher was ſie geſprochen aufzeichnen, ſo könnten ſie leicht dieß oder jenes mehr herausheben oder verwiſchen; daher iſt und bleibt die

Quelle trübe, aus welcher die Nachwelt ſchöpfen muß, und es iſt noch zu verwundern, daß die Parlaments-Glieder ſo ſelten gegen das proteſtiren, was die Zeitungen ihnen in den Mund legen. Alles das geſteht auch Lord Erskine in einem Schreiben an den Herausgeber, meint aber doch, daß der gewaltige Fox in dieſen Reden wohl zu erkennen ſey. Die Zeit des nordamerikaniſchen Krieges war wohl Fox's glänzendſte Epoche. 1782 ſiegte die Oppoſition, Lord North dankte ab, Fox und Burke kamen an das Ruder, aber Amerika war bereits unwiderbringlich verlohren. Hätte man früher der Oppoſition und den billigen Forderungen der Amerikaner Gehör gegeben, ſo wäre die Trennung nicht erfolgt, deren Folgen, bei dem ungemeinen Emporſtreben dieſes neuen Staates, für England und Europa und das geſammte Amerika nicht zu berechnen ſind. —

Ceylon.

Bertolacci, ein Corſe, der mit den Engländern aus ſeinem Vaterlande weg ging, als ſie ſolches in der Revolutions-Zeit zum letztenmale verließen, wurde auf der Inſel Ceylon bey dem Abgabe-Weſen angeſtellt, verweilte daſelbſt 16 Jahre, ſammelte treffliche Kenntniſſe, und hat nun in engliſcher Sprache eine Ueberſicht von Ceylon in Hinſicht auf Ackerbau, Handel und Finanzen heraus gegeben; ein wichtiges Werk, da dieſe Inſel, durch ihre Lage gegen Oſtindien, für England als Waffenplatz und Stapelland von hohem Werthe iſt. — Auch in Ceylon finden ſich viele Spuren, aus welchen man auf eine große Bevölkerung, auf einen hohen Grad der Cultur, auf den blühendſten Zuſtand des Landes in den entfernteſten Zeiten ſchließen kann. Es giebt da Ruinen einer ſehr großen Stadt, die wenigſtens ſchon ſeit 600 Jahren wüſte liegt. In der Nähe derſelben hatte die Kunſt einen Rieſenteich von 16 bis 18 Meilen im Umfange geſchaffen, aus welchem die Reisfelder bewäſſert wurden. Es giebt aus frühern Zeiten ungeheure Bauwerke, unter andern einen Tempel, von Steinen ohne Mörtel. Noch älter mögen die Ruinen ſeyn, die mit Characteren bezeichnet ſind, die jetzt Niemand mehr kennt und verſteht. In deren Zeitalter gehört der Staunen erregende See von Candely. Er hat 15 Meilen im Umfange, und iſt mit einer Mauer umgeben von Steinen, die 12 bis 14 Fuß lang, verhältnißmäßig breit und dick und ſo meiſterlich zuſammengefügt ſind, daß ſie einen Damm von unermeßlicher Stärke ausmachen, wovon ein Theil, der zwei Berge verbindet, unten 150 (!) und oben 30 Fuß ſtark iſt. Wie groß muß für ſolche Werke die Bevölkerung, wie cultivirt müſſen die Menſchen, wie mächtig die Regierung, was für ein Gemeingeiſt muß in der Nation geweſen ſeyn! Noch jetzt haben wir in Europa kein einziges ſolches Werk, und werden ſicher auch keines bekommen. — Mitten in einem Walde ſtößt man auf die Ruinen einer Pagode, die 1/4 Meile im Umfange gehabt hat, und der Sage nach, vor vielen tauſend Jahren zu Ehren der Todten von 10 Ellen hohen Rieſen aufgeführt ſeyn ſoll. Der Rieſenteich und die Ruinen jener großen Stadt liegen jetzt gerade in dem unfruchtbarſten Theile der Inſel. Der Verfaſſer glaubt, hier müſſe, vor Erfindung des Compaſſes, der Waaren-Stapelplatz für halb Aſien geweſen ſeyn. Nach dieſer Erfindung habe die Schiffahrt andere Wege genommen, und die große Stadt ſich nicht mehr erhalten können. — Es ſollen noch jetzt 1,1/2 Millionen Menſchen in Ceylon gezählt werden. Vormals richteten die Menſchenpocken große Verwüſtungen unter ihnen an, aber ſchon im Jahr 1802 führten die Engländer die Schutzpocken unter ihnen ein, und impften in 10 Jahren über 221000 Menſchen, weshalb nunmehr ein ſchnelles Steigen der Bevölkerung zu erwarten iſt. —

Bemerkung.

Das Oppoſitionsblatt No. 133 iſt ſo gerecht geweſen einzugeſtehen, daß ich den Artikel über Weimar, welchen geſchrieben zu haben es mich beſchuldigte, nicht geſchrieben habe; ja, es verſichert ſogar, es habe mich deſſen gar nicht beſchuldigt. (!) Damit bin ich zufrieden und habe nichts weiter darüber zu ſagen, zumal da ich den Ton dieſes Blattes nie nachahmen werde. Vielleicht hat auch der Herr Redacteur die Güte, ſich künftig mit meinen Privatbriefen nicht mehr zu befaſſen, da ſolches doch wirklich unter rechtlichen Leuten nicht gebräuchlich iſt.

Ich würde mir auch dieſe kurze Anzeige erſpart haben, wenn ich nicht für nöthig erachtet hätte, an das Publicum Ein für Allemal die Bitte gelangen zu laſſen, bei allem was das O. B. etwa künftig noch in ſeinem gewöhnlichen Tone gegen mich ſchreiben möchte, den Umſtand nicht aus den Augen zu verlieren, daß die unangenehme, zu Leipzig rechtlich entſchiedene Bülletins-Sache und alle deren Folgen, mir unſchuldigerweiſe die Feindſchaft der Herren Herausgeber jener Zeitung, (die zugleich Herausgeber der Nemeſis ſind) wie auch der übrigen, in die Sache verwickelten, Gelehrten zugezogen hat, wornach denn wohl der Werth ihrer Angriffe zu beurtheilen, und ich der Mühe überhoben ſeyn möchte, ferner darauf zu antworten.

Kotzebue.

Literariſches Wochenblatt
von Auguſt v. Kotzebue.

No. 10. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Die Stimme des Zeitgeiſtes an das deutſche Volk.

Schon wieder ein Schriftſteller, der ſich berufen glaubt, ſeine eigene Stimme als die Stimme des Zeitgeiſtes zu verkünden. In dem Vorwort zu dieſem Büchlein verſichert der Verfaſſer, „unſer Zeitalter habe den erhabenen Beruf erhalten, das Loos der Nachwelt auf Jahrhunderte hinaus feſtzuſtellen, und den Grund zu der Vervollkommnung der Menſchheit zu legen; weshalb uns von Gott ein Fingerzeig in den rieſenhaften Begebenheiten unſerer Tage gegeben worden. Es habe auch anfangs geſchienen, als ob wir's begriffen hätten, aber die ſchöne Flamme ſey nur zu bald verglommen u. ſ. w.“

Es iſt doch eine drollige Eitelkeit der Menſchen, daß ſie immer das für das Schönſte oder Wichtigſte halten, was ſie eben beſitzen. Sogar diejenige Zeit, in deren Beſitz das jetzt lebende Geſchlecht iſt, ſoll von Gott eine höhere Beſtimmung erhalten haben, als die Zeit unſerer ſeligen Väter. Mit andern Worten: Wir ſind beſſer, klüger, von Gott ausgezeichneter als unſere Väter, denn die Zeit an und für ſich iſt gar nichts; wir machen die Zeit, und ſo oft folglich von Zeit und Zeitgeiſt die Rede iſt, heißt das weiter nichts als: wir jetzt Sprechende, wir meinen dieß oder jenes, wir handeln ſo oder ſo, und begehren, daß Jedermann ſo ſpreche, meine und handle. Damit es aber nicht klingen möge, als ob wir gewaltig eitel wären, ſo laſſen wir das Wir weg, und ſetzen ſtatt deſſen: Zeitgeiſt. Im Grunde denken wir aber nichts anders dabei, als unſere eigene Meinung; jemehr es uns gelingt, dieſe auszubreiten, je lauter kakeln wir vom Zeitgeiſt; bis Einmal Einer kömmt, der uns an Kraft der Rede und Schrift überlegen iſt, und der folglich ſeine Meinung an die Stelle der unſrigen ſetzt, wodurch denn alſobald ein neuer Zeitgeiſt entſteht. Es hat folglich mit dem lieben Zeitgeiſt dieſelbe Bewandniß, die es mit allen andern Syſtemen hat. Wolff und Leibnitz wurden von Kant verdrängt, Kant von Fichte, Fichte von Schelling u. ſ. w.; aber ſo lange ein Syſtem am Brete iſt, ſo lange ſchwören die Jünger deſſelben Stein und Bein, es ſey das einzig Wahre und werde ewig das einzig Wahre bleiben. — Gott ſoll uns Zwergen einen Fingerzeig in rieſenhaften Begebenheiten ertheilt haben! — Als ob ſolche Begebenheiten nicht ſchon tauſendmal in der Welt vorgefallen wären? — Wir Zwerge ſollen das Loos der Nachwelt beſtimmen! — Welche Gotteslästerliche Eitelkeit! — Wir Zwerge ſollen den Grund zu Vervollkommnung der Menſchheit legen! — Dazu würde erforderlich ſeyn, daß wir ſelbſt ſchon eine gewiſſe höhere Stufe der Vollkommenheit erklimmt hätten, wovon uns aber nichts bewußt iſt; vielmehr ſagt der Verfaſſer: „Die ſchöne Flamme des heiligen Gefühls, die uns in jenen Tagen des Ruhmes begeiſterte, ſey verglommen, und die alte ſtarre Selbſtſucht bemeiſtere ſich unſer wieder, die ſo lange die Urſache unſers Unglücks und unſerer Schmach geweſen.“ — Ganz und gar nicht. Als Napoleon auftrat, waren wir um nichts ſtarrer und um nichts ſelbſtſüchtiger, als die Menſchen immer geweſen ſind und ewig ſeyn werden; allein dieſer Eroberer war uns am Geiſte, Willenskraft und moraliſcher Verderbtheit überlegen, und dadurch ſchmiedete er uns in Ketten. Dieſe Ketten drückten ſchwer, und darum ſchüttelten wir ſie ab, ſobald wir konnten, ohne an irgend etwas anders zu denken, oder irgend etwas anders zu wollen, als Befreiung vom fremden Joche. Man möge das immerhin ein „ſchönes heiliges Gefühl“ nennen; es könnte auch wohl natürlicher Inſtinkt des Menſchen heißen. Nun ſind die Ketten gebrochen, folglich muß ja wohl „das ſchöne heilige Gefühl“ nachlaſſen; der Gegendruck hört auf, wenn der Druck aufhört. Man fängt wieder an der Ruhe zu genießen, und das nennt der Verfaſſer eine ſtarre Selbſtſucht. Ihm iſt es nicht genug, daß die Kanonen ſchweigen; irgend etwas muß brüllen, und, wenn nichts anders da iſt, ſo ſetzt er ſelber das Sprachrohr an den Mund, und ruft in die vier Winde: „Ihr Völker horcht! der Zeitgeiſt redet! ich bin ſein Stimmführer!“ — O wie wird die Nachwelt über unſere Eitelkeit ſpotten!

Er ſagt auch, unſer Zeitalter litte an Characterloſigkeit. Er nenne uns doch ein Zeitalter, wo die Menſchen mehr Character gezeigt hätten, als in unſern Tagen? — Vor vier oder fünf Jahren wurde die Characterſtärke der Deutſchen bis in den Himmel erhoben; nun ſollen ſie auf einmal wieder characterlos ſeyn. Das geht ſo zu: Damals wollten die Schriftſteller noch weiter nichts, als Befreiung vom Joche, und da ſchien ihnen der Character der muthig kämpfenden Deutſchen aller Ehren werth. Jetzt aber wollen die Schriftſteller eine Rolle im Staate ſpielen, und, da die Deutſchen das Schwert nicht ziehen, um ihre Schriftſteller mit Gewalt um den Thron zu ſtellen, ſo ſind ſie characterlos.

Der Verfaſſer behauptet ferner: die Schuld des traurigen Rückſchrittes (von dem wir nichts gewahr werden), ſey mehr noch denen zuzumeſſen, die, um eigennützige Pläne auf Koſten des Ganzen durchzuſetzen, das Volk von der rechten Bahn abzulenken ſuchen. — Uns dünkt, der Verdacht des Eigennutzes treffe eher diejenigen, die durchaus das Neue wollen; denn bei dem Neuen läßt ſich gewinnen, bei dem Alten nicht. — Indeſſen wird doch auch gutmüthig zugeſtanden, daß manche nur aus Irrthum. irren — (es verſteht ſich, daß der Verfaſſer nicht irren kann). — „daß aber auch der Irrthum zu Mißgriffen verleite, die mit dem Zeitgeiſt in Widerſpruch ſtehen, der jedes Anſtreben gegen ſeinen Willen unerbittlich ſtraft, und das zermalmt, was ſeinem Wirken verhindernd in den Weg tritt.“ —

Wir haben ſchon geſehen, daß der Zeitgeiſt nichts anders iſt, als die Meinung der Mehrzahl — nicht der Menſchen überhaupt, ſondern der Sprechenden und Schreibenden; wenn folglich — wie es bis jetzt das Anſehn hat — die nicht Sprechenden und nicht Schreibenden ſich an jene Meinung nicht kehren, ſo wird ſie auch Niemanden zermalmen. Denn es giebt einen lauten und einen ſtillen Zeitgeiſt; in jenem wohnt die Speculation, in dieſem die Erfahrung. Da es nun glücklicherweiſe zu jeder Zeit mehr Menſchen giebt, die ſich an die Erfahrung halten, als ſolche, die ſich von der Speculation wächſerne Flügel anſetzen laſſen, ſo hat es auch mit dem Zermalmen nichts zu bedeuten; im Gegentheil, der ſogenannte Zeitgeiſt kann froh ſeyn, wenn er nicht plötzlich einmal zermalmt wird, denn er iſt, auf das gelindeſte ausgedrückt, ein ſehr unruhiger Geiſt. —

Der erſte Aufſatz des Verfaſſers betrifft die Frauen-Vereine, deren Errichtung aus dem Tugend-Bunde entſprungen ſeyn ſoll. Die Frauenvereine ſollen auch ihre Schattenſeite haben, da die Weiber, aus guten Gründen, vom öffentlichen Leben ausgeſchloſſen, auf Häuslichkeit beſchränkt ſeyn ſollten. Die feinen Handarbeiten, welche zum Beſten der Frauenvereine verkauft werden, ſolle der Staat verbieten, wenn er ſeinen Bürgern geſunde Gattinnen erhalten wolle; denn, nach dem Zeugniß der Aerzte, verurſachen jene Arbeiten Nervenſchwäche und ſchaden den Augen. Ferner würden um ihrentwillen auch die häuslichen Geſchäfte vernachläſſigt, denn, da ſie von einem großen Publikum beurtheilt würden, ſo ſetze jede Frau oder Jungfrau eine Ehre darein, ſie recht ſauber zu verfertigen, und dazu gehöre viel Zeit. Eitelkeit, Hochmuth, Neid, und alle kleinlichen, „in den Herzen der Frauenzimmer nur zu leicht wurzelnden Leidenſchaften“ (?) würden durch die Ausſtellung von dergleichen Kunſtſachen aufgeregt; verheirathete Männer könnten leicht eiferſüchtig werden, wenn ſie die Arbeiten ihrer Gattinnen in den Händen, oder gar auf dem Leibe anderer ſähen; (!) auch gebe es Gelegenheit zu Liebeleien, wenn Jungfrauen ihr Händewerk zu Kauf ſtellten; (!) dadurch werde auch ſolchen Perſonen ihr Brod genommen, die ſich von Nadelarbeiten ernähren, und dem Verfaſſer ſey ein Beyſpiel bekannt, wo die verwaiſte Tochter eines vornehmen Beamten, der ihr Unterhalt auf dieſe Weiſe entzogen worden, im wörtlichen Sinne den Hungertod geſtorben. (!) Durch die Bitten an das Publikum um Beiträge, u. ſ. w. würden die beſtehenden Armen-Anſtalten um ihre Einnahme gebracht, und feſte Beiträge der Mitglieder verleiteten manchen, über ſeine Kräfte beizuſteuern. — Weit nachtheiliger, als alles dieſes, ſey die Verſchlimmerung des weiblichen Charakters, die eine Folge der Frauen-Vereine ſey; denn alle Weiblichkeit gehe durch dieſe unnatürliche Wirkſamkeit verloren. (!) „Welch ein Spielraum für Herrſchſucht und Eitelkeit! Welch ein weites Feld für Neid, Streitſucht, Neugierde, Hochmuth, Eitelkeit u. ſ. w.“ — „Wie entwürdigen wir unſere Landesbehörden! Wie ſetzen wir unſer Geſchlecht ſelbſt herab, wenn wir, ohne Dazwiſchenkunft der Weiber, unſere Nothleidenden nicht verpflegen können.“ — „Die Weiber haben für das Große, Umfaſſende, Allgemeine keinen Sinn: ſie ſind nur für das Kleine, Beſchränkte, Einzelne.“ — „Die Unterſtützung der Hülfsbedürftigen einer ganzen Stadt iſt kein Geſchäft für Frauen, da hiebei nach einem vielumfaſſenden Plane verfahren werden muß. Entweder ſtehen Männer hinter dem Vorhange und leiten das Ganze, in welchem Falle die Rolle der Frauen eben nicht glänzend iſt, oder ſie ſind ſich ſelbſt überlaſſen, und dann entſteht heilloſe Verwirrung.“ (!) —

Auch auf die Geſellſchaft im Allgemeinen ſollen die Frauenvereine nachtheilig wirken, indem ſie arbeitsfähige Arme träge machen durch zuvorkommende Unterſtützung; indem ſie die Gefühle der Menſchheit und Wohlthätigkeit in den Herzln der wohlhabenden Claſſe ertödten, wenigſtens ſeltener machen,(!) durch die Oeffentlichkeit und das zur Schau tragen u. ſ. w. — Es ſoll auch Frauenvereine geben, die noch andere Zwecke haben, als da ſind: Verbreitung deutſchen Sinnes und deutſcher Sitte — (wo der Verfaſſer die altdeutſche Kleidertracht ſehr lächerlich findet, und meint: einem Volke durch veränderte Kleidertracht einen beſſern Sinn einflößen wollen, ſey um nichts klüger, als wenn Jemand ſein baufälliges Haus durch einen neuen Anſtrich haltbarer zu machen vermeine.) — Beförderung des deutſchen Kunſtfleißes, durch die ſorgfältig übernommene Verbindlichkeit, keine engliſchen Zeuge zu tragen. (Der Verfaſſer meint, wenn die deutſchen Waaren theurer und ſchlechter wären, ſo wäre das ein unnützes Opfer; wären ſie aber wohlfeiler und eben ſo gut als die engliſchen, ſo würde jede wirthſchaftliche Hausfrau ohnehin nur deutſche Waaren kaufen.) — Verbeſſerung der Sittlichkeit der Dienſtboten. — (Die Hausfrauen ſollten nur mit gutem Beyſpiel ſelbſt vorgehen, denn gewöhnlich nehme das Geſinde ſich die Herrſchaft zum Muſter.) Verbeſſerung der häuslichen Erziehung der Kinder. (Hier ſollten die Frauen blos ausführen, was die reifere Vernunft der Männer geprüft und als zweckmäßig befunden hat. Vor allen Dingen müßten die Frauen manchem Vorurtheil entſagen und ſich zu manchen kleinen Entbehrungen entſchließen; daran ſey aber in unſerm Zeitalter ſchwerlich zu denken, und am wenigſten könnten Frauenvereine ein Mittel dazu ſeyn.) —

So ſehr wir auch überzeugt ſind, daß der Verfaſſer vieles übertrieben, und das Kind mit dem Bade verſchüttet hat, ſo iſt doch auch viel Wahres in ſeinen Bemerkungen, und ganz wahr ſcheinen uns am Schluſſe der Abhandlung folgende Apoſtrophen:

„Denkt an jene Zeit zurück, Ihr Deutſchen! konnte man von Euch wohl ſagen, Ihr verdientet frey zu ſeyn? Nicht in ſtummer Trauer, nicht mit ſchweigendem Unmuth trugt Ihr Eure Bande, nicht etwa mit ruhiger Ergebung littet Ihr ſtill, was Ihr nicht ändern konntet; nein, mit Blumen umwandet Ihr Eure Ketten, warft Euch in den Staub vor Euren Unterdrückern, wetteifertet um ihren Beifall, buhltet um Ihre Gunſt, ſtürztet Euch in einen Strudel von Genüſſen und befandet Euch ganz wohl in Eurer Schmach. Hat nicht während jener Zeit ſich die Maſſe Eurer Genüſſe verdoppelt? Waren Euch nicht Eure Ueberwinder lieb geworden? waren ſie Euch nicht in Euren Geſellſchaften willkommen? nanntet Ihr ſie nicht herrliche, liebenswürdige Menſchen, und wart Ihr nicht bemüht, ihnen die ausgedehnteſte Gaſtfreyheit angedeihen zu laſſen, mehr als ſie erwarten oder verlangen konnten? Sind nicht alle deutſche Schriften aus den Jahren von 1805 bis 1812 voll des ekelhafteſten Lobes, voll der niedrigſten Schmeicheleien der großen Nation und ihres Beherrſchers? und fanden ſie nicht Abſatz, laſet Ihr ſie nicht gern? welches doch wohl nicht der Fall geweſen ſeyn würde, wenn Ihr die darinn ausgedrückten Geſinnungen nicht gebilligt hattet. Die Freudenfeſte, die wegen der Siege veranſtaltet wurden, welche der Mann der frechen Willkühr über die Fürſten erfocht, die, um ihr Recht und ihre Ehre zu vertheidigen, zu den Waffen gegriffen hatten, feyertet Ihr mit dem froheſten Herzen, mit dem lauteſten Jubel; in Euren Sälen drehten ſich deutſche Frauen mit Euren Zwingherren in wilden Tänzen bachantiſch herum; deutſche Sitte, deutſche Zucht wurde von Euch ſelbſt zum Geſpötte gemacht, und der regſte Wetteifer, wer es dem Andern in Nachahmung fränkiſcher Art und Weiſe zuvor thun konnte, war allgemein.“ —

„Nach allem dieſen ſoll nun unſer Sinn ſich ſo ſchnell geändert, unſer Character ohne alle Stufenfolge ſich ſo plötzlich von Schwäche in Selbſtſtändigkeit gewandelt haben, daß wir alle nun von rechter, reiner Deutſchheit beſeelt ſind und alles Unwürdige, Fremde, Unmännliche aus tiefſter Seele haſſen? Ohne Zauberei iſt dieſes wohl nicht gut möglich.“ —

„Nicht, was dem Ganzen frommt, iſt das Ziel nach dem wir ſtreben, ſondern jeder ſorgt für ſich, und hat nur den Vortheil ſeines Standes im Auge, wenn er von dem Wohl des Allgemeinen ſpricht. Die Gewalthaber wollen nicht ein Titelchen ihrer Hoheitsrechte aufgeben, der Adel will ſeine Privilegien hergeſtellt ſehen, die Geiſtlichkeit begehrt die ihr entriſſenen Schätze zurück, der Bürger will dem Landmann den größten Theil der Laſten zuwälzen, der Landmann fordert die ſtärkere Belaſtung des Bürgers, die Stände ihre alten Vorrechte, die Staatsdiener größere Unumſchränktheit. Wie das Alles zuſammen paſſe, und wie es mit dem allgemeinen Ziele, dem kräftigen Fortbeſtehen des Volkes, zu vereinbaren ſey, darum kümmert ſich Niemand, wenn nur für das liebe Ich geſorgt, wenn nur die Perſönlichkeit geborgen iſt. Dabei ſuchen

Oder alle den Schein zu behaupten, als wenn es ihnen nur allein um das Recht zu thun ſey, und nehmen bald Fürſten, bald Volksrechte zum Vorwande, um ihre Abſichten durchzuſetzen, und ihre Gegner in den Verdacht des übeln Willens zu bringen.“

„Doch auch diejenigen, welche gerade nichts für einen Stand oder eine Kaſte auszufechten hatten, mußten ja ihre Deutſchheit beweiſen, und in Ermangelung etwas anderm, hielten ſie das Schimpfen auf die Ausländer für einen gültigen Beweis ihrer Volksthümlichkeit. Da dieſes allein nicht die gehörige Würkung machen wollte, ſo wurde es mit der altdeutſchen Kleidung verſucht; allein auch dabei entſprach der Erfolg nicht der Erwartung. Nun fing man es mit der Sprachreinigung an und da gehet es ſchon beſſer.“ —

„Der eine wühlt in der Polterkammer des Mittelalters herum, um die veralteten Formen der Vorzeit hervorzuſuchen und uns darein zu zwängen; der andere will durchaus alle Glaubenspartheyen in den Schoos der Kirche zurückführen, und ladet ohne Rückſicht auf Denkart, Sitte und Handlungsweiſe alle Religionsſekten zur Vereinigung ein; der eine findet die Möglichkeit unſers Heils nur in der unumſchränkten Gewalt der Fürſten, der andere in einem, nach der Art der Britten, eingerichteten Parlament; jetzt will man Deutſchland in eine Republik, dann wieder in ein ſouveraines Kaiſerthum verwandeln. Hier will man Adelsketten, dort eine Prälatenbank; in Oſten verlangt man ein Douanenſyſtem, in Weſten Handelsfreyheit; bald wünſcht man die Grundſteuer, bald die Kopfſteuer; mit einem Wort, es herrſcht der widrigſte Kampf von Meinungen, von Perſonen aufgeregt und unterhalten, die unter dem Vorwande der Vaterlandsliebe und des Volkswohls nur ihre perſönlichen Abſichten befördern wollen, und jeder nimmt Parthey, nicht aus Ueberzeugung, ſondern von blinder Leidenſchaftsliebe geleitet. — Aus dieſen Thatſachen ergiebt ſich eine unſerm Volke beiwohnende Selbſtſucht, die bei weitem noch die unſerer weſtlichen Nachbaren übertrifft, und die bei uns von unendlich größern Folgen ſeyn muß, als bei jenen, deren leichter, heiterer Sinn, der einen Zug ihres Characters ausmacht, der uns abgeht, wenigſtens zum Theil die übeln Wirkungen aufhebt, die jene haſſenswerthe Eigenſchaft hervorbringt.“

„Wir wollen jetzt ſchon im Beſitze jeder Tugend, mit jeder guten Eigenſchaft begabt ſeyn; bauen uns ſelbſt unſere Ehrentempel, und zünden auf ſelbſt errichteten Altären dem Götzen unſerer Eigenliebe Weihrauch an, wovon der Dampf unſere Sinne benebelt und unſere Gebrechen uns verhüllt. Alle die unzähligen Laſter und Thorheiten, die gewöhnlich von der Selbſtſucht erzeugt werden oder in ihrem Gefolge ſind, als Hochmuth, Eitelkeit, Genußliebe, Fröhnung jeder Art von Sinnlichkeit, Fühlloſigkeit, ſchmutziger Wucher u. ſ. w. ſind auch bei uns herrſchend, und nehmen, wie der Augenſchein lehrt, täglich zu. Vergebens will man den Mangel der Sittlichkeit durch die Formen des Anſtandes erſetzen, umſonſt iſt man bemüht, unſer erſtorbenes Gefühl durch religiöſe Zeremonien zu beleben; es wird dadurch nichts mehr bewirkt, als ein höherer Grad von Verſtellung, eine kalte, heuchleriſche Frömmelei, und wir bleiben wie wir ſind.“ — (Beſchluß folgt.)

Die Franzoſen in Portugal.

Ueber die Feldzüge der Franzoſen in Portugal ſind neuerlich mehrere Schriften erſchienen, unter denen ſich die von dem General-Lieutenant Baron von Thiebaut vorzüglich auszeichnet. Wir haben deshalb auch in der 32. Nummer des 1. Bandes dieſes Lit. Wochenblatts mehrere Auszüge aus derſelben mitgetheilt. Nun iſt aber kürzlich von einem Ungenannten ein kleines Werkchen unter dem Titel: Neue Darſtellung der Feldzüge der Franzoſen in Portugal, herausgegeben worden, das eine ſcharfe Kritik der obigen Schrift enthält, und das Benehmen der Franzoſen in Portugal in einem ganz andern Lichte zeigt. Wir würden den Vorwurf der Partheilichkeit zu verdienen glauben, wenn wir unſere Leſer nicht auch mit dieſer Widerlegung kürzlich bekannt machten. Der Verfaſſer behauptet, daß, obgleich der General von Th.. ſelbſt eine bedeutende Rolle in dieſen Feldzügen geſpielt habe, ſo ſey dennoch ſeine Beſchreibung derſelben nicht nur ſehr unvollſtändig, ſondern auch voll von unrichtigen und ganz entſtellten Thatſachen, durch welche den Leſern der einzig wahre Geſichtspunct, woraus dieſer unglückſelige Krieg betrachtet werden müſſe, ganz aus den Augen gerückt würde. Der erſchlichene Ruhm, ſagt der Verfaſſer, iſt niemals dauerhaft; er glaubt daher durch eine der Wahrheit völlig treue Darſtellung der Begebenheiten dem Ruhm der franzöſiſchen Armeen ein weit unvergänglicheres Denkmal zu errichten! Er beſchreibt hierauf ausführlich die mannichfaltigen, großen Fehler, die in militairiſcher Hinſicht ſowohl von dem Ober-General, Junot, als von den Befehlshabern der einzelnen Corps in

Portugal begangen worden ſind. Die weſentlichſte Urſache von dem traurigen Ausgange dieſes Krieges glaubt er jedoch in der empörenden Behandlung zu finden, die man ſich gegen die Einwohner dieſes unglücklichen Landes erlaubt hat, und in den Erpreſſungen, Mishandlungen und Herabwürdigungen aller Art, die in den Städten und den Dörfern gegen Vornehme und Geringe, gegen Militair- und Civil-Perſonen auf die grauſamſte Art verübt worden ſind. Hierdurch wäre die Nation, die im Anfang den Franzoſen keinesweges abgeneigt war, ſondern ſie gutmüthigerweiſe für ihre Befreier von dem Joche der Engländer hielt, im höchſten Grad gegen ſie erbittert, und dahin gebracht worden, daß ſie mit Rache kochendem Herzen öffentlich und heimlich gegen ſie zu Felde zog. Es iſt in der That kaum begreiflich, wie die Franzoſen, denen an der Zuneigung und dem guten Willen des Portugieſiſchen Volkes ſo viel gelegen ſeyn mußte, dennoch Handlungen begeben konnten, die auch das kälteſte phlegmatiſchſte Volk entrüſtet haben würden. Von den vielen Vorfällen dieſer Art, die der Verfaſſer erzählt, wollen wir nur einen ausheben, weil er einen beſonders weſentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung gehabt, und in ſeinen Folgen den Franzoſen unendlich viel geſchadet haben ſoll.

Eine Abtheilung franzöſiſcher Soldaten, die mit ekelhaften Hautkrankheiten befallen waren, kam nach Caldas-da-Rainha, wo das Portugieſiſche Infanterie-Regiment de Porto in Garniſon lag, und machte, bis ſie einquartirt werden konnte, auf dem Platze vor dem Hoſpitale Halt. Hier kam einem franzöſiſchen Soldaten der unglückliche Einfall, eine Portugieſin, die Frau eines Soldaten vom Regiment Porto, der eben gegenwärtig war, zu küſſen; über welche Beſchimpfung dieſer aber ſo ſehr aufgebracht wurde, daß er den Franzoſen ſchlug. Der letztere ſetzte ſich zur Wehr, und aus dieſem Streit zwiſchen zwei Individuen entſtand ſehr bald eine allgemeine Schlägerei zwiſchen der ganzen Abtheilung von franzöſiſchen Soldaten und den herzuſtrömenden Portugieſiſchen Soldaten vom Regiment Porto. Beſonders ſchlug ein Cadet dieſes Regiments, der ſich durch eine außerordentliche körperliche Stärke auszeichnete, unbarmherzig unter den Franzoſen herum. Sobald jedoch der Oberſt des Regiments den Vorfall erfuhr, und zugleich auch, daß es unmöglich wäre die Streitenden auseinander zu bringen, ſo traf er das einzige Mittel, das ihm übrig war; er ließ nämlich den Generalmarſch ſchlagen, um ſein Regiment zu verſammeln. Dies glückte, und als alle ſeine Leute beiſammen waren, ſo ließ er die Caſerne zuſchließen und keinen Mann mehr hinausgeben. Die franzöſiſchen Soldaten wurden in das Hoſpital gebracht, und da nur zwei von ihnen leicht waren verwundet worden, ſo war von dem ganzen Vorfall bald nicht mehr die Rede.

Wer ſollte nun nicht glauben, daß der Portugieſiſche Oberſt wegen ſeines klugen Benehmens gelobt worden wäre? Allein keinesweges! Unglücklicherweiſe ſtattete der General Tomières, der in der Nähe von Caldas lag, auf das einſeitige Anbringen der franzöſiſchen Soldaten einige Tage nachher einen Rapport darüber an den Obergeneral ab, worin er behauptete, daß der Portugieſiſche Oberſt den Generalmarſch aus keiner andern Abſicht habe ſchlagen laſſen, als um die ſämmtlichen Franzoſen zu ermorden; obgleich ſein ganzes Betragen gerade das Gegentheil hiervon bewies. Der General Junot, der beſtändig die Furcht vor einer Sicilianiſchen Veſper im Kopfe hatte, ordnete ſogleich eine genaue Unterſuchung des Vorfalls an, und erklärte laut und öffentlich, daß die Sicherheit der Armee eine exemplariſche Beſtrafung erfordere. Der Cadet hatte das Glück, ſich durch die Flucht zu retten, und ſich auch ſo gut zu verbergen, daß während der Anweſenheit der Franzoſen nichts mehr von ihm gehört wurde; dagegen wählte man aber ſechs andere heraus, unter denen die meiſten völlig unſchuldig waren, und ſich ſogar bemüht hatten, die Streitenden auseinander zu bringen. Der General Loiſon bekam den traurigen Auftrag, das Urtheil zu vollziehen. Er kam an der Spitze einer ſtarken Colonne nach Caldas, ließ das Portugieſiſche Regiment umringen, und einen Lieutenant von demſelben, einen Tambour (nämlich denjenigen, der auf Befehl den Generalmarſch geſchlagen hatte,) und vier Soldaten todtſchießen. Hierauf wurde das ganze Regiment caſſirt, und auf die ſchimpflichſte Art entwaffnet; man ſpie den Soldaten ins Geſicht, gab ihnen Tritte von hinten, und rief ihnen einzeln zu: Pack dich, Schurke u. ſ. w.

Dieſe empörende Ungerechtigkeit wurde um ſo tiefer gefühlt, weil gerade dieſes Regiment ſich in Amerika einen großen militairiſchen Ruhm erworben, und auch noch ganz neuerlich in Rouſſillon zu Gunſten der Franzoſen mit ausgezeichneter, und anerkannter Tapferkeit gefochten hatte. Es war durch ganz Portugal Ein Geſchrei des Unwillens und der Entruſtung über dieſe grauſame und ſchändliche Handlung; ſie hat mehr als alles übrige dem General Junot, dem, wie man beſtimmt wußte, von allen Seiten her Gegenvorſtellungen, aber vergedens, gemacht worden waren, und den Franzoſen überhaupt in der öffentlichen Meinung geſchadet. Die Soldaten dieſes ſo ſchändlich mißhandelten Regiments, die faſt insgeſammt aus den nördlichen Provinzen des Reichs waren, kehrten mit Wuth im Herzen in ihre Heimath zurück, forderten ihre Familien und Landsleute zur Rache auf, und gelobten ganz öffentlich, den erlittenen Schimpf den Franzoſen blutig zu vergelten. Sie haben treulich Wort gehalten!

Durch dieſen und eine Reihe ähnlicher, eben ſo ſchändlicher als unkluger Vorfälle wurden die Portugieſen in die erbittertſten Feinde der Franzoſen, ihrer angeblichen Beſchützer, verwandelt. Es trat bald eine förmliche Sprach-Verwirrung ein, und die Worte veränderten ganz ihre Bedeutung. Beſchützen hieß im ganzen Reiche nichts mehr als Stehlen, Plündern, Mißhandeln, Unterdrücken, und die Jungen auf den Straßen, wenn ſie ihre Kammeraden prügelten, riefen aus: Ich beſchütze dich!

Blut und Fanatismus.

(M. ſ. Marseille, Nimes et ses Environs en 1815. 3ième et dernière Partie. Paris 1818.)

Wenn die politiſche Zwietracht nach dem Blute ihrer Feinde verlangt, ſo lechzet dagegen der Fanatismus nach Bürger- und Bruderblut; als ob der Leiden der Menſchheit ſonſt nicht genug wären! Soll es aber einmal beſſer mit uns werden, ſo darf uns das empörte Gefühl nicht abhalten, ſchauderhafte Scenen der letztern Art wiederholt vor das Tribunal des aufgeklärten Publicums zu bringen, ihre Entſtehung zu beleuchten, und ihrer Wirkung entgegen arbeiten zu helfen. Auch ſind jene Vorgänge weit wichtiger als der Mord des Fualdes und eine Madame Manſon, die uns ſo ſehr beſchäftigt. Der Verfaſſer obiger Schrift, der Advocat Charles Durand, hat die traurigen Ereigniſſe im ſüdlichen Frankreich, die die Jahrbücher eines ſich aufgeklärt dünkenden Zeitalters beſudeln, ſchon in einer frühern Schrift beſchrieben. In dem vor uns liegenden dritten Hefte erzählt er beſonders die Unruhen des Departements du Gard. Der Verfaſſer ſchreibt als Augenzeuge und Kenner der Localität, als ein vorſichtiger und ſeiner Feder mächtiger Advocat, der die allezeit bereite Preß-Anklage des Kronadvocaten Herrn de Marchangy zu fürchten hat, und legitimirt ſich in unſern Augen zur Genüge durch folgende Stelle: „Ich ſchreibe als Katholik zu Gunſten der Proteſtanten; ich führe die Sache derer, die in dieſen Unruhen elend geworden ſind, während ich nichts verlor. Ich handle ohne fremden Antrieb; nur das Intereſſe meines Landes leitet mich, und mein Verleger kann ſagen, ob ich aus Speculation ſchreibe.“

Jene Gegend des ehemaligen Languedoc und der Cevennen, ſchon in frühern Zeiten der Schauplatz blutiger Religionsauftritte, wird in der mittägigen und Morgengegend meiſtens von Katholiken, auf der Abend- und Mitternachtsſeite von Proteſtanten bewohnt. Die Stadt Nimes hat Bewohner beider Religionen; die reichſten Kaufleute ſind unter den Proteſtanten; die katholiſche Majorität iſt in der Klaſſe der Handelsleute vom 2ten Rang und unter den Arbeitern. Es iſt merkwürdig, daß die Proteſtanten ſeit dem Edict von 1787, und noch mehr ſeit der Anerkennung voller bürgerlicher Rechte unter Bonaparte, durch Einigkeit, Ausdauer, Induſtrie und unermüdliche Anſtrengung dem Range der Reichſten unter den katholiſchen Eigenthümern ſich gleich hoben, ja, eine Art von Uebergewicht erlangten. (Kein Wunder, da der überflüßige Ceremonien- Heiligen- und Feſttagsdienſt, die Wallfahrten u. ſ. w. dem katholiſchen Fleiße Zeit, Luſt und Hände rauben.) Hier mochte der Keim zu einer Eiferſucht entſtehen, der das Unkraut der Bedrückung hervortrieb, als nach Bonaparte's Sturz die Ultra's alles hofften, und die Proteſtanten aus Furcht bei ſeiner Rückkunft ihm zufielen. Dieſen politiſchen Irrthum nun haben ſie, nach ſeinem zweiten Sturze, theuer büßen müſſen. Die Ultra's, denen die conſtitutionelle Charte ein Greuel iſt, ſcheinen beſonders in dem Departement du Gard jene Eiferſucht benutzt zu haben, um den Fanatismus der unkundigen Menge zu entflammen. Es kam zu greuelvollen Handlungen der Rache gegen die Proteſtanten; man machte ſie nieder, man zerſtörte ihre Häuſer oder zündete ſie an; ja einige derſelben wurden ganz gemächlich, Stein für Stein abgetragen, was wenigſtens die Ohnmacht der Behörden, dem Unfug zu wehren, oder ihren ſchwachen Willen, ſchleunige Hülfe von der Regierung zu verlangen, beweiſt. Ein Geſang des Pöbels enthielt unter andern die Worte: „In dem Blute der Proteſtanten wollen wir unſere Hände waſchen“! — „Die Bourbons, oder der Todt“ — „Nieder mit den Unreinen!“ hieß die Looſung. Der Verfaſſer führt viele namentliche Beyſpiele an, um diejenigen zu beſchämen, welche dieſe Sache der Regierung in einem verſtellten Lichte zu zeigen bemüht geweſen ſind, und eine ungeheuere Rache für eine bloße Reaction ausgegeben haben. Das Toben der Rache iſt ſeitdem durch die Bemühung eines wachſamen Miniſters gehemmt worden; allein noch beſtehen die Misbräuche, die dadurch hervorgebracht worden, die die nach der Verfaſſung den Proteſtanten gebührenden Rechte beſchränken, und für die Ruhe der Zukunft wenig Sicherheit gewähren. Die Lage iſt ſo, daß man Mörder und Mordbrenner kennt, und ſie vor Gericht nicht zu verfolgen, keine Entſchädigung zu fordern wagt. Welche Lage, wo Furcht vor Rache mehr vermag, als der Schild des Geſetzes! — Am merkwürdigſten hat uns folgende Beobachtung des Herrn Dürand geſchienen. Er ſagt nämlich: „Der Geiſt des katholiſchen Volks in Nimes habe mehr Galle als Hitze, mehr Grauſamkeit als Zorn, mehr Freude als Verirrung bey dieſen Reactionen verrathen.“

So wirkt unter einem reinen Himmel in einem von der Natur beglückten und durch ſeine Induſtrie reichen Lande, der religiöſe Fanatismus auf eine beklagenswürdige Volksmenge, welche für die Religion zu ſtreiten glaubt, indem ſie dem kraſſen Papismus und dem unchriſtlichen Ketzerhaſſe fröhnt. Was kann beklagenswerther ſeyn?

Wohlthätige Anſtalten in Rußland.

Gleichwie man in einem ſchönen, wohlgepflanzten Garten nicht luſtwandeln kann, ohne an den Gärtner zu denken, deſſen Kunſt, Fleiß und Liebe ihn ſchuf; ſo kann man in Rußland die mancherley trefflichen Anſtalten der Wohlthätigkeit nicht ſehen, bewundern und ihrer ſich freuen, ohne ſich dankbar ihrer Schöpferin zu erinnern, der großen Frau, die, obſchon Mutter eines allgeliebten Kaiſers, obſchon Mutter und Großmutter ſo vieler von ihr gebildeten Fürſten und Fürſtinnen, der frohen Hoffnung ſo mancher Staaten, es doch nicht verſchmäht, auch Mutter der Armen zu ſeyn; denn wo wäre in dieſer Hinſicht etwas Vollendetes in Rußland, wobei ſie nicht thätig mitgewirkt hätte und immerfort mitwirkte?

„Wenn dieſe Frau nicht Kaiſerin wäre,“ ſagte einſt ein entzückter Fremdling, der in einer ihrer Anſtalten herumgeführt wurde, „ich würde ſie lieben wie meine Mutter.“ — „Das darfſt du, gab man ihm zur Antwort, denn du brauchſt dazu weder Rang noch Titel, du brauchſt nur arm zu ſeyn.“

Beſcheidenheit iſt immer mit wahren Verdienſten gepaart, und darum wird von den zahlloſen Wohlthaten, die Maria Feodorowna ſpendet, faſt allzuwenig geſprochen, und darum müſſen wir dem Herrn von Gouroff es doppelt Dank wiſſen, daß er uns ein Memoire über den jetzigen Zuſtand des Kaiſerlichen Krankenhoſpitals zu Petersburg, nebſt Nachrichten von der neuen Einrichtung der ſogenannten barmherzigen Wittwen (in franzöſiſcher Sprache) geliefert hat. Dieſes Hoſpital iſt freilich nur eine der vielen menſchenfreundlichen Anſtalten, welche die Kaiſerin ſelbſt leitet — wir wiederhohlen es: ſelbſt leitet; nicht etwa nur den Namen dazu hergiebt, wie in andern Ländern wohl geſchieht — es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß auch die übrigen einen eben ſo genauen Beſchreiber, als Herr v. Gouroff iſt, finden möchten. Wenn eine Kaiſerin jemals in den Fall kommen könnte, in dem jene edle Römerin ſich befand, als eine Beſuchende mit koſtbarem Schmuck gegen ſie prahlte, Maria Feodorowna, weit reicher als die Römerin, würde nicht allein mit eben dem edlen Stolze auf ihre Kinder, ſondern zugleich auf die Tauſende zeigen können, die eine wahrhafte Mutter in ihr verehren.

Da ſie bemerkt hatte, daß die für die Armen beſtimmten Hoſpitäler in Petersburg und Moſcau nicht hinreichten, ſo gründete ſie deren zwei neue in den beiden Reſidenzen. Das Petersburger, von welchem hier allein die Rede iſt, koſtete über 400000 Rubel zu erbauen, iſt aber auch ein herrliches Gebäude, mit einem ſehr großen Garten. 200 Kranke beiderlei Geſchlechts (die Geneſenden ungerechnet) finden Raum darinn. Alles was nur immer zur Geſundheit, Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Wartung dienen kann, iſt bei dieſem Bau mit dem menſchenfreundlichſten Scharfſinn beobachtet. 26 hohe, luftige Zimmer enthalten 242 Betten, von welchen doch nie mehr als etwa 220 beſetzt ſind; die übrigen können ſtets für ſolche Kranke abgeſondert werden, die allein liegen müſſen. Die höchſte Zahl der Betten in einem Zimmer iſt 15. Die ſämmtlichen Krankenzimmer ſind nicht durch Thüren mit einander verbunden, ſondern durch dicke Mauern geſchieden. Jeder Kranke genießt eines Raumes von 1606 engliſchen Kubikfuß, alſo über 900 Fuß mehr, als Sir Blane für nöthig hielt, da er im Parlament deshalb befragt wurde. Die Geneſenden haben ſogar 2401 Cubikfuß.

Nur ſolche Kranke werden aufgenommen, für welche es in der Stadt keine beſondere Anſtalt giebt. Sonſt bedürfen ſie keines andern Zeugniſſes, als das ihrer Armuth. Sie werden bei ihrer Ankunft von dem Arzte unterſucht, dann gereinigt oder gebadet, mit weißer Wäſche und zweckmäßiger Kleidung verſehen und zu Bett gebracht. Nahme, Stand, Alter, Wohnung, Krankheit werden in ein Buch getragen, und zugleich auf eine Schiefertafel geſchrieben, über dem Bette aufgehängt. Was der Kranke mitgebracht, wird gereinigt, verzeichnet und verwahrt. Auf Befehl der Kaiſerin wird die Inſchrift auf der Schiefertafel in lateiniſcher Sprache abgefaßt, damit die Kranken, im Fall etwa ihr Zuſtand gefährlich wäre, es nicht erfahren. Dieſe zarte Vorſicht allein beweiſt ſchon, welch ein Herz hier waltet. Die Betten ſind von Eiſen, die Matratzen mit Pferdehaaren geſtopft, Alles ſo ſauber und rein, daß auch die Wohlhabendſten kaum beſſer es ſich verſchaffen könnten. Die Koſt iſt einfach aber geſund. Zwölf Aerzte beſorgen die Kranken, und ihre Wartung iſt zehn barmherzigen Wittwen anvertraut, Glieder eines Inſtituts, welches die Kaiſerin erſt kürzlich für die Krankenpflege geſtiftet hat. Urſprünglich gehörten ſie zu dem, gleichfalls vorlängſt von der Kaiſerin geſtifteten Inſtitut für arme Officierswittwen. Das Bedürfniß guter Krankenwärterinnen brachte die Monarchin vor vier Jahren auf den Gedanken, 24 ſolcher Wittwen von untadelicher Führung gewiſſe Vortheile anzubieten, wenn ſie ſorgfältig der Krankenpflege ſich widmen wollten. Es fand ſich deren bald eine hinreichende Anzahl.

Nun bleiben ſie immer 8 Wochen im Hoſpitale und werden dann von Andern abgelöſt. Sie werden von den Aerzten gehörig in der Krankenpflege unterrichtet, auch unter religiöſen Ceremonien förmlich in Eyd und Pflicht genommen, und beſtehen ein Probejahr. Sie tragen eine eigne Kleidung und ein goldnes Kreuz um den Hals, auf deſſen einer Seite das Wort Barmherzigkeit, auf der andern die Worte: Troſt den Leidenden, ſtehn. Eine Hauptabſicht der Kaiſerin war, auf dieſe Weiſe auch Privathäuſern den Vortheil zu gewähren, ſich gute Krankenwärterinnen verſchaffen zu können. Man braucht ſich deshalb nur an den erſten Arzt des Hoſpitals zu wenden, der ſogleich eine von denen ſchickt, die eben entbehrt werden können. Wer jemals erfahren hat, wie unendlich viel gute Pflege zur Geneſung beiträgt, der kann leicht ermeſſen, wie oft und innig die Kaiſerin auch in Privathäuſern für dieſe Anſtalt geſegnet wird.

Geneſende werden gebadet, in einen andern Saal gebracht, mit nahrhafter Koſt geſtärkt, und ihnen der Spaziergang in den Garten geöffnet. Entläßt man ſie völlig hergeſtellt, ſo bekommen ſie alles zurück was ſie mitgebracht, und noch einen Zehrpfennig, der ſie vor Mangel ſchützt bis ſie wieder Arbeit finden. Geſtorbene werden ſogleich entfernt, doch in beſonders dazu beſtimmten Zimmern mit ſeidenen Fäden an den Fingern unter Aufſicht geſtellt, und nichts verabſäumt, um etwaigen Scheintodt zu entdecken. — Auch Kranke, die noch herumgehn können, dürfen täglich zu beſtimmten Stunden bei den Aerzten des Hoſpitals Rath und Arzneyen holen. Im Jahr 1816 ſtieg die Zahl ſolcher Kranken auf 29968. Die mittlere Zahl der würklich Aufgenommenen beläuft ſich jährlich über 2000. Freilich iſt das Verhältniß der Sterblichkeit wie 1 zu 4 1/2, allein man muß erwägen, daß faſt nur ſchwere Kranke hinein kommen, da der gemeine Mann, der die treffliche Anſtalt noch nicht kennt, ſich nur in größter Gefahr entſchließt, ſeine Zuflucht zum Hoſpital zu nehmen.

Zu den Zeiten des franzöſiſchen Raubzuges wurden auch viele verwundete Officiere aufgenommen und geheilt, wozu der Kaiſer und die kaiſerliche Familie anſehnliche Summen beitrugen. Zum gewöhnlichen Unterhalte des Hauſes ſind beſtimmt: die Zinſen eines Capitals von zwei Millionen; die Einkünfte eines Landhauſes in Peterhof, welches die Kaiſerin der Anſtalt ſchenkte, und eine Sparbüchſe für freiwillige Beiträge, die ſich 1816 über 12000 Rubel beliefen. Auch wohlthätige Privatleute unterhalten daſelbſt einige Betten. Herr von Gouroff hat ſeinem Werke 9 Tabellen beigefügt, in welchen man über alles ausführliche Nachweiſung findet.

Es heißt, die wohlthätige Monarchin würde in dieſem Jahre eine Reiſe nach Deutſchland machen; wenn jeder Segenswunſch, der in Rußland über ſie ausgeſprochen worden, ſich in eine Blume verwandeln könnte, ſo würde ſie von Petersburg bis Weimar, Stuttgart und Brüſſel nur auf Blumen fahren.

Vorſchlag.

Die Schreier unſerer Zeit nennen alle diejenigen Obſcuranten, die ihnen ihre Fackeln nicht abkaufen wollen, um ſie, gleich ihnen, bachantiſch über den Köpfen zu ſchwingen, ſondern die lieber ganz ſtill mit ihrem eignen Lichte, und wäre es auch nur ein Lämpchen, vorwärts ſchreiten, und auf dieſe Weiſe wenigſtens das Nächſte ziemlich deutlich ſehen. Das Nächſte iſt aber gerade das, was jene Fackelſchwinger vor lauter ſprühenden Funken nicht ſehen. Da ſie aber dennoch feſt überzeugt ſind, daß das Feuermeer der Sonne blos geſchaffen worden, damit ſie allein das Licht mit Eimern herausſchöpfen können, und daß der liebe Gott das Monopol des Lichtverkaufs ihnen allein verliehen hat; ſo ſchlagen wir, um ihre Höflichkeit zu erwidern, vor, ſie künftig Licht-Pachter zu nennen, und werden gelegentlich ſie immer mit dieſem Namen bezeichnen.

Literariſches Wochenblatt
von Auguſt v. Kotzebue.

No. 11. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Geſchichte.

Der engliſche Nationalcharacter.

Von des General-Feldzeugmeiſters von der Decken trefflichem Verſuche über den engliſchen National-Character, zeigen wir die zweite, ſehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage an, und begnügen uns, um die Aufmerkſamkeit zu erregen, folgende Stellen auszuheben:

„Ein Gemälde möchte ich entwerfen vom Geiſte eines der merkwürdigſten Völker, das jemals den Erdboden bewohnte. Ruhig von außen, im Innern ſtürmiſch, wie das Element, das es beherrſcht; durch die Lage ſeines Landes zum Frieden beſtimmt und immer Kriege führend; im Beſitze des größten Reichthums, verbunden mit großer Armuth, über das Gold und Silber der Welt gebietend, und keines aus eignen Mitteln beſitzend; ſich freyer als Griechen und Römer dünkend, ein Sclave ſeiner Geſetze, Sitten und Vorurtheile; über alles den Reichthum ſchätzend und doch wohlthätig und ehrlich; Egoiſt aus Grundſatz, menſchenfreundlich aus Drang des Gefühls, ſparſam aus Gewohnheit, verſchwenderiſch aus Laune; immer thätig und an Langeweile leidend; ſeinen Feinden nur bis zu einem gewiſſen Grade furchtbar, ſelbſt unüberwindlich, und der Gefahr des Fallens nur durch die Laſt ſeines eignen Gewichts ausgeſetzt; oft anſcheinend am Rande des Abgrunds, und eben ſo ſchnell hoch oben auf dem Gipfel des Glücks.“

„Es ſchadet den Engländern, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſelten mit dem Auslande bekannt iſt, und häufig wichtige Ereigniſſe zu ſpät erfährt. Die Geſandten ſind gewöhnlich der Staatsverhandlungskunſt nicht kundig, und halten ihre Erlernung nicht der Mühe werth. Ein neuer Miniſter wechſelt überdieß gewöhnlich die Geſandten. Bei alle dem gehen im Ganzen die auswärtigen Geſchäfte gut; denn kommt es auf Schifffarth und Handel an, ſo bewegt alles eine Seele. Daß die Engländer den Alleinhandel beſitzen, iſt ſchon an ſich ein Widerſpruch, daß ſie aber die Frachtfuhrleute und Mäkler von Europa ſind, demſelben eher vortheilhaft als nachtheilig, und der wichtigſte Umſtand von allen, daß die Reichthümer in den Händen der Engländer den übrigen Staaten weniger Gefahr drohen, als im Beſitz einer großen Landmacht.“ —

„Englands Heerführer muß mehr auf die Miniſter zu Haus, mit denen er ſteigt und fällt, als auf den Feind ſehen, und den größten Theil ſeiner Zeit mit Schreibereyen und Rechnungsſachen verlieren. Die Unterbefehlshaber, wenn ſie zu Haus höhere Verbindungen als Er haben, können ihm ſehr gefährlich werden. Ehe er den Feind ſchlägt, muß er die Eiferſüchtigen um ſich her beſiegen. Ein großer Feldherr hat dieſe Aufgabe gelöſt, und die Nation iſt militäriſch geworden. Sie hat einen hohen Sinn für perſönliche Tapferkeit, und der einzelne Engländer Vertrauen auf ſeine Kraft, welcher Lebensmittel, Erziehung, Spiele und Vergnügungen vortheilhaft ſind. Er iſt ein roher Sohn der Natur, weniger gebildet als der größte Theil der übrigen Europäer. Er hört überall vom Seeweſen ſprechen, und eben deswegen von Todesverachtung, woran er ſich gewöhnt, und womit er die Ausſicht auf reiche Beute verbindet.“

„Der geſellſchaftliche Verkehr der Engländer mit andern Völkern iſt ſehr beſchränkt. Wechſelheirathen gehören zu den Seltenheiten, und die Engländerin behält im Auslande ihre Sitten, die Ausländerin in England legt ſie ab. Fremde Schriften werden wenig geleſen, und von allen Ueberſetzungen haben Münchhauſens Lügen das meiſte Glück (in mehr als 20 Auflagen) gemacht.“ —

„Die Engländer, welche zum Vergnügen das Ausland beſuchen, leben dort unter ſich; nur durch die jungen Leute, welche dort erzogen worden, iſt manches von den Sitten des feſten Landes nach England übertragen. Die große Anzahl der Fremden, welche in England während des Kriegs einen Zufluchtsort fanden, haben keine Spur, als etwas mehr Verbreitung der franzöſiſchen Sprache hinterlaſſen. Die kalte Aufnahme, die Koſtbarkeit des Aufenthalts, und der Mangel von Vergnügungen verſcheucht die Fremden, welche Vergnügungen ſuchen, ſchnell wieder; und der fremde Gewerbarbeiter, der Erwerb ſucht, eilt gleichfalls mit dem erſten Sparpfennig zurück. So weit geht das Vorurtheil gegen Ausländer, daß man einen holländiſchen Miniſter zu haben klagte, als 1808 der Herzog von Portland, deſſen Vorfahr mit Wilhelm von Oranien nach England kam, dazu ernannt ward.“ —

„Eine ſolche Beſchränkung der ausübenden Gewalt wie in England, wird nur durch die äußere Sicherheit haltbar, die ſeine Inſularlage gewährt.“

„Das geringe Verhältniß, worin die jährlichen Verheirathungen zu der Volksclaſſe ſtehen, 1 zu 123 1/2, erklärt ſich daraus, daß Jeder gut leben, und daß ein Drittel des ganzen Volks keine Handarbeiten verrichten will.“

„Das Erwerben hat keine Grenzen, ſelbſt auf Gefahr das Erworbene zu verlieren.“

„Was man bekommen kann, das wird genommen, und wenn der Sohn des Lords ſich nicht bedenkt, Abſchreiber zu werden, ſo giebt es auch Beiſpiele, daß Frauen Forſtaufſeher geworden ſind, weil ihre Männer als Parlamentglieder es nicht werden konnten.“

„Damit ſind auch die Erſcheinungen verwandt, daß der reiche Handwerker Geſellſchaften giebt, an denen die Großen des Reichs Theil nehmen, und daß er wohl ſelbſt Herzog wird; daß der Oberkammerherr vielleicht eine Gewürzhandlung auf ſeine Rechnung treiben läßt, und daß Frauenzimmer von Stande in Heirathsabſichten nach Oſtindien reiſen.“

„Dagegen ſind die Engländerinnen gewöhnt, ihr Hausweſen in Ordnung und auf Reinlichkeit zu halten; viele bringen Jahre lang auf einſamem Landſitz zu, ohne auch nur den Wunſch nach Unterhaltung außer dem Hauſe zu äußern. Sie beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit der Erziehung ihrer Kinder, und ihr Putz unterſcheidet ſie kaum von dem Anzuge des Hausmädchens, das ſich außer dem Hauſe zeigt. Man hat gewöhnlich nicht mehr Silberzeug, Hausgeräth, Betten, Linnenzeug, als man nothwendig bedarf, und eben ſo wenig Ueberfluß an Kleidung und Zimmern; aber alles muß geſchmackvoll und insbeſondere bequem ſeyn. Selbſt bei Gaſtmahlen herrſcht kein Aufwand von vielen Gerichten, aber alles iſt kraftvoll zubereitet.“

„Der lebende Künſtler findet in London einen ſchlechten Marktplatz, und nicht leicht gelangt ein Engländer unter ihnen zur Meiſterſchaft. Eben ſo iſt es in der einzigen öffentlichen Muſikanſtalt zu London Geſetz, daß nichts gegeben wird, was nicht 25 Jahr alt iſt.“ —

„Der Ruf der Sonderbarkeit, worin die Engländer im Auslande ſtehen gründet ſich eigentlich darauf, daß ſie dort manches ſich erlauben, und gegen gute Bezahlung geſtattet finden, was ſie zu Haus weder ſich erlauben, noch geſtattet finden würden. — Unter den Stürmen der Zeit ſtand England unerſchütterlich; doch wird die Nation einſt aufhören zu ſeyn, aber ſpäter, als alle gleichzeitige Völker, weil der Character der Britten ſich auf phyſiſche und moraliſche Urprincipien ſtützt.“ —

Von Hannover ſagt Herr von der Decken: es ſey gleichgültig für England, ob es beſeſſen oder verlohren werde. So wenig der größte Krieg ſein Herz bedrohe, eben ſo wenig habe das feſte Land von ihm zu fürchten. (Von ſeiner Kriegsmacht freilich wohl nicht, aber —)

Die Urgeſchichte des Staats,

ein gelehrtes und ſinnreiches Werk des Herrn Profeſſor Hüllmann, iſt ſchon dadurch höchſt anziehend, daß es eine ganz neue Idee erfaßt hat, nämlich die: daß bei der urſprünglichen Einrichtung des Staats der Kalender zum Grunde liege. Der Verfaſſer beginnt mit der Deutung des Beinamens der Arkadier, Vormonder; Endymion nämlich berechnete zuerſt die Umläufe des Mondes. Früher rechnete man nach Fingern, daher wohl das griechiſche Fünfeln der erſte Ausdruck für Zählen iſt. Das älteſte Jahr, deſſen Heimath wahrſcheinlich Aegypten iſt, beſtand aus 300 Tagen. Anfänglich wurden blos drei Jahrszeiten unterſchieden, die aufſtebende, die blühende und die abſterbende. Wie nun die Grundzahlen 10 und 30 in die bürgerlichen Einrichtungen der Völker übergingen, muß man im Buche ſelbſt nachleſen. — Im dritten Abſchnitte, von Einrichtung der Geſellſchaft nach dem Vorbilde des Familien-Weſens, leugnet der Verfaſſer, daß alle bürgerliche Herrſchaft von der hausherrlichen Gewalt und der Fürſtenwürde ausgegangen ſey. Nicht Gewalt, ſondern Verträge ſollen den Staat geſchaffen haben. Haus- und Familien-Götter verwandelten ſich nach und nach in Stammes- und Volks-Götter. Die Ausübung der Regierungs-Gewalt lief nun im Kreiſe der verbundenen Stämme herum, bis endlich einzelne derſelben, beſonders prieſterliche, auch einzelne Geſchlechter, bald mit bald gegen den Willen der übrigen, zu Herrſchern ſich aufwarfen. — Das ganze ſinnreiche Werk vergleicht die Göttingiſche gelehrte Zeitung mit einem künſtlichen Moſaik aus lauter zerſtreut gefundenen Steinen des hohen Alterthums; meint aber auch, es würde gegen die Geſchichte ſtreiten, wenn man jeder Geſellſchaft den Vertrag zur Unterlage geben wollte. Nur von manchen Staaten läßt ſich behaupten; daß ſie ſchon in den älteſten Zeiten Spuren von Verabredungen zeigen. —

Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden, hat **Heinrich Steffens** in 2 Bänden mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland geſchrieben. Er iſt Einer von den glücklichen Schriftſtellern, die, wenn ſie die Augen zuthun, ſehen was ſie wollen. Er behauptet, daß die Zukunft nur aus der Vergangenheit gedeutet werden könne, daß die Hoffnung einer heitern Zukunft einzig auf Deutſchland beruhe, und daß folglich die Kenntniß der Geſchichte unſeres Volkes von der höchſten Wichtigkeit und Bedeutung ſey; denn Deutſchland ſey das Herz von Europa, (was vermuthlich am vielen Herzklopfen erkannt worden.) Die geſchichtliche Entwickelung der Deutſchen ſey bis auf dieſen Tag dadurch ausgezeichnet, daß ſie den tiefen Sinn des urſprünglichen Stammes vor allen andern in ſich erhalten hätten, wie auch die Fähigkeit, ſich, nach Art der Vorväter, feſt und mannhaft zu geſtalten, (leere Phraſen! dieſe Fähigkeit hat, unter gewiſſen Umſtänden, jedes Volk.) Die Idee perſönlicher Ehre trete im deutſchen Volks-Charakter beſonders hervor. (Vor 1813 ſtand dieſe Idee doch ziemlich im Hintergrunde.) Das Mittelalter preißt er ſophiſtiſch; wir hingegen tragen die Spuren allgemeiner Erſchlaffung, Stumpfheit und innerer Zerſplitterung. Man ſieht, daß ſeine Einbildungskraft nicht lebhaft genug war, ihn wirklich in's Mittelalter zu verſetzen. — Die Franzoſen ſollen mit zierlicher Gewandtheit immer in der Gegenwart gelebt haben, ohne, wie die Engländer, ſchwermüthig durch die Vergangenheit, oder wie die Deutſchen, mit Embryonen-mäßigem (?) Ungeſchick durch die Zukunft bewegt zu werden. (Wer verſteht das?) Der Welthandel, meint er, und die allgemeine europäiſche Wiſſenſchaft würden zuletzt alle Scheidewände der Völker aufheben, und Alles in ein allgemeines, bedeutungsloſes Weltleben auflöſen. (Wir begreifen nicht, warum ein ſolches Weltleben bedeutungslos ſeyn ſollte?) Der nordamerikaniſche Freyſtaat ſey ein Product des Zeitgeiſtes, der einſeitig vorwaltenden Verſtandesbildung, daher ohne großartigen Sinn, ohne Religioſität, ohne Wiſſenſchaft, ohne Kunſt, eine rohe Bildſäule, die noch nicht zum Leben erwacht ſey. (!) Rußland ſey ein gemachter Staat, geharniſcht aus dem Haupte Jupiters wie Pallas entſprungen, eine rohe Zuſammenhäufung von Ländern und Völkerſchaften u. ſ. w. Nur Dänemark, Schweden und Norwegen werden hoch geprieſen, denn — der Verfaſſer iſt aus Norwegen gebürtig. — Die franzöſiſche Revolution ſey eine nothwendige Erſcheinung der Zeit geweſen, die gerade in Frankreich, dem Hauptſitze der neuern Bildung, hervorbrechen mußte. — Doch wir ſind es müde, Phraſen abzuſchreiben, hinter welchen manche einen tiefen Sinn ſuchen und auch wohl finden werden. Was uns betrifft, wir glauben gefunden zu haben, daß ſowohl die gegenwärtige als die vergangene Zeit, ganz aus Herrn **Steffens** Kopfe zwar nicht geharniſcht, aber doch phantaſtiſch bekleidet hervorgegangen iſt. —

Blüthen aus Italien, von J. H. von Weſſenberg.

Unter dieſem Titel erhalten wir eine kleine Sammlung von Gedichten, die bei Gelegenheit der bekannten Reiſe des Verfaſſers nach Rom entſtanden ſind. Ein großer Theil bezieht ſich auf die alterthümlichen Gegenſtände, die das Auge dort erblickt, z. B. auf Taſſo's Eiche, das Pantheon, den Scherbenberg u. ſ. w.

Bei einem Manne, wie Weſſenberg, darf die Kritik nicht die ſtrengſten Forderungen machen; wer ihn achtet, will hier mehr den vielſeitig gebildeten und mit dem klaſſiſchen Alterthum vertrauten Geiſtlichen, als den Dichter kennen lernen. Jene Eigenſchaften, die mehr erworbenes Gut, als Geſchenk der Natur ſind, leuchten aus den Blüthen hervor, durch welche ſich der von Deutſchen verleumdete Deutſche für die bittern Früchte ſchadlos zu halten ſuchte, die ihm Roms blinder Verfolgungsgeiſt aus den Gemächern des Quirinals zuführte. Wer ſie koſten mag, und ſehen will, wie ſich Geſpenſter aus dem dunkeln Mittelalter im Tageslichte des 19. Jahrhunderts geberden und grimmige Kapriolen ſchneiden, der leſe die Römiſchen Noten in der Denkſchrift, die der furchtloſe Großherzog von Baden über das Verfahren des Römiſchen Hofes gegen den Freiherrn von Weſſenberg an den Bundestag gebracht hat. — Wir geben einige characteriſirende Proben von Weſſenbergs Blüthen:

Neapel.

Wie heißt das Land, wo ſtets das Aetherblau
Des Himmels ſtrahlend fließt um Meer und Au,
Um der Orangen Gold ihr Blühduft ſchwebt,
Die Reb' am Oel- und Feigenbaum ſich hebt,

Und, reich an Trauben; liebend ihn umwehet
Parthenope! Kein Land der Sonne
War einſt wie du der Griechen Wonne.

Wie heißt das Volk, das laut die Klage führt
Von tiefem Elend, doch die Hand nicht rührt
Zu ſchaffen das, woran es ihm gebricht — *)
Gewerb und Handel, Eigenthum und Licht,
Und Schutz der Unſchuld vor dem Böſewicht?
Neapel giebt dem Volk den Namen.
Wer löſt den Fluch von ſeinem Saamen?

O Weltengeiſt, der dieſes Eden ſchuf,
Gieb einem Genius den milden Ruf!
Er komm' erbarmend ſich des Zauberland's!
Sein Volk mit friſchem Geiſt durchathm' er ganz
Der Aſch' erſteh' es zum erloſchnen Glanz!
Das ſchönſte Land gleicht einem wilden,
Fehlt ihm ein Volk, um es zu bilden.

Folgende Strophen aus dem Gedicht: „Der Grundſtein der neuen Kirche" mögen als Gegenſtück zu dem päpſtl. Breve dienen, worin des von Weſſenbergs verderbter Sinn, verkehrte Lehre, ſchändliches Beiſpiel, ſchlimmer Ruf durch ganz Deutſchland, (wo mag dieſes Römiſche Deutſchland wohl liegen? vermuthlich auf einer Jeſ. . . Charte?) angeklagt wird.

— „Ein Grundſtein nur ſteht feſt, der, den du ſelbſt gegründet,
Die Lehre, die du uns durch deinen Sohn verkündet.
Sie ſey, Allvater! auch des neuen Tempels Grund!
Dein Wort ſoll hier die Bruſt mit Licht und Kraft durchdringen,
Zu ewger Wahrheit ſich vom Staub die Seele ſchwingen,
Damit die That bezeugt, was laut bekennt der Mund.

Mög ohne Hülle hier das Herz zu Dir ſich heben,
Der Bruderliebe Glut des Glaubens Kraft beleben,
Die Hoffnung Morgenglanz uns ſtreu'n ins Erdenthal!
Dann dient Dein Tempel hier zum Vorbild uns der Hallen,
Wo des Vergelters Thron die Seligen umwallen,
Wie um der Sonne Bahn die Sterne ſonder Zahl."

Theologiſche Notizen.

Es iſt in den Zeitungen viel vom Herrn von Weſſenberg und ſeiner Fehde mit dem römiſchen Hofe die Rede geweſen; wir erinnern uns aber nicht, irgendwo die Urſachen geleſen zu haben, die den römiſchen Hof gegen den Herrn von Weſſenberg ſo ſehr erbittern. Ein katholiſcher Pfarrer, **Huber**, hat uns dieſe Urſachen enthüllt, in einer Schrift, die den Titel führt: **Weſſenberg und das Päbſtliche Breve.** Die erſte iſt: daß er einem Layenbruder eines aufgehobenen Kapuzinerkloſters zu heirathen erlaubte, ohne erſt den Pabſt darum zu fragen. Die zweite: daß er beim Gottesdienſt die deutſche Sprache ſtatt der lateiniſchen einzuführen ſuchte. Die dritte: daß er jedem Geiſtlichen auf deſſen Verlangen verſtattete, ſtatt des lateiniſchen Breviers ein anderes deutſches Erbauungsbuch zu brauchen, namentlich das von **Dereſer**, welches ſchon der letzte Churfürſt von Cölln und die Fürſt-Biſchöffe von Würzburg und Bruchſal vor ihm gethan haben. Der Pfarrer **Huber**, der den Herrn von Weſſenberg muthig vertheidigt, mag ſich hüten vor einem römiſchen Ungewitter. —

Ein Pfarrer in der Gegend von Dürkheim, Nahmens **Müller**, hat Bußreden an das deutſche Volk geſchrieben, in welchen von **Protheus** und **Typhus**, von einem **verkalteten Herzen**, einem **überlautigen Tone**, einem **verblaßten Blute** u. ſ. w. die Rede iſt. Den Bewohnern des jenſeitigen Rheinufers wird geſagt: „Gott hat ſich gnädiger an dir, Volk am Rheinesſtrand, unter Bayerns Scepter bewieſen, als du nach deiner Verderbtheit verdienteſt. Unter Feſſeln, geſteh es nur, wollteſt du ſchon liegen, deine Glieder und Haupt in fremdem Joch geſchmiedet, wenn nur **dein Bauch** ſich wohlbefunden." —

Um auf eine auffallende, 1817 erſchienene Schrift, betitelt: **die Allgegenwart Gottes**, aufmerkſam zu machen, brauchen wir nur Folgendes auszuheben: „In Gottes Weſen, wie in dem des Menſchen, durch den er ſich offenbart, iſt eine Dreieinheit: Intelligenz, Geiſt und **Materie**(!) in unzertrennlicher Einheit. — Der Menſch kam urſprünglich rein aus dem Schooße des Allmächtigen. Auch in ihm wirkten Intelligenz, Geiſt und Materie harmoniſch. Noch hatte ihn weder der Begriff, noch das Bewußtſeyn vom Guten und Böſen ergriffen, er lebte im Stande der Unſchuld. Von Freiheit des Willens konnte da nicht die Rede ſeyn, weil die Intelligenz in dem Menſchen, welche allein wollen kann, noch nicht dem mit der Materie verbundenen Geiſte unterthan war. Weil aber das Göttliche in dem Menſchen durch die Form, durch die es ſich an ihm ausſpricht, beſchränkt iſt, liegt und lag auch in ihm die Möglichkeit der Freiheit. Dieſer Freiheit ſich urſprünglich unbewußt, hielt ſich der Menſch lediglich an die Geſetze und Forderungen ſeiner intelligenten, geiſtigen und materiellen Natur, die mit ſich ſelbſt und der Natur außer ihm im vollkommenſten Einverſtändniſſe ſtand. Sobald dieß Einverſtändniß gehoben wurde, der Menſch an der Natur zu meiſtern und zu künſteln anfing, ſich auf dieſe Art von ihr entfernte, ſobald er das Band zerriß, das ihn mit der Natur verknüpfte, ward er auch frei; was zuvor im Hintergrunde ſeines Weſens als möglich verborgen lag, trat hervor und wurde wirklich. Der Menſch wurde nun gewahr, daß er das Vermögen beſitze, in ſeinem Thun und Laſſen eine Wahl zu treffen, und entweder den Regungen des auf die Seite der Materie ſich neigenden Geiſtes, der Sinnlichkeit, oder den unmittelbaren Eingebungen ſeiner Intelligenz zu folgen. Das Bewußtſeyn der Freiheit erzeugte nach begangener freier That das Gewiſſen, jenen geheimen inſtinktmäßigen Tact, nach welchem die Intelligenz eine That und ihre Triebfeder billigt oder verwirft. Moral und Religion fallen in Eins zuſammen. —

---

*) Wo denken Sie hin, Herr v. Weſſenberg? Es giebt Nöthigeres zu ſchaffen: neue Biſthümer, neue Klöſter u. ſ. w.

In einer guten pädagogiſchen Schrift, betitelt: das Leben und Wirken unſerer Schulen, von ſeiner Licht- und Schattenſeite betrachtet, ſagt der wackere Lehrer Troll in Winterthur, über den dem weiblichen Geſchlechte zu gebenden Religions-Unterricht, folgende goldene Worte: „Man hüte ſich die Religion demſelben bloß zur Herzens- und nicht auch zugleich zur Verſtandesſache zu machen. Sie ſoll ein Licht ſeyn auf unſern Wegen; in ihrem Gebiete iſt alles klar und freundlich. Darum müſſen die Begriffe genau beſtimmt, die Ideen deutlich entwickelt, der Zuſammenhang der Lehren lichtvoll dargelegt werden. Eben weil das weibliche Geſchlecht reizbarer und für Empfindung empfänglicher iſt, muß man bei demſelben um ſo mehr auf deutliche Erkenntniß und richtige Begriffe dringen. Sonſt geht über der Weichheit der Empfindung die Gewißheit des Glaubens, die Feſtigkeit des Herzens und die innere lebendige Kraft der Religion verloren. Es heißt nicht: die Sittlichkeit befördern, wenn man ſich von dunkeln Gefühlen abhängig macht; man belebt den Sinn für das Göttliche darum noch nicht, wenn man das Herz durch fromme Rührungen bewegt.“ —

Die deutſchen Emigranten.

Unter dieſem Titel hat Hr. Adolph v. Schaden eine Skizze zur Characteriſtik der Zeit in ſatyriſch-romantiſch-dramatiſch-bizarren Formen entworfen. Der Schauplatz iſt auf dem Verdeck eines amerikaniſchen Kauffahrers, wo der Schiffs-Capitain ſich die Lebensgeſchichten ſeiner Paſſagiere erzählen läßt; eine bekanntlich ſchon oft benutzte Erfindung. Wir wollen einige Kraftſtellen ausheben, nach welchen man das Ganze beurtheilen möge.

Ein Heſſe, der den Anfang macht, rühmt ſeine für das Vaterland vollbrachten Heldenthaten und behauptet, er ſey verbannt worden, weil ein böſer Feind gelogen, er habe gelacht

„Als ſich der Haarzopf aus dem Grabe hob“

Nun will er in der neuen Welt verſuchen, ob man ihm erlaubt zu fechten,

„Wenn auch das dicke Haar zum Zopfe fehlt.“

Wir finden es höchſt unanſtändig, einen Fürſten wegen einer bloßen Sache des Geſchmacks ſo — wie ſollen wir es ausdrücken? ſo wartburgiſch zu behandeln. Wir geſtehen, daß uns die Mode, das Haar abgeſchnitten zu tragen, auch weit bequemer dünkt als die Zopf-Mode; aber wenn nun die letztere dem Churfürſten von Heſſen beſſer gefällt, wer hat ein Recht ſich öffentlich darüber aufzuhalten? Man werfe doch einen Blick auf hundert Privathäuſer; man wird in jedem etwas finden, was gerade unſerm Geſchmack nicht zuſagt, was aber der Herr des Hauſes, der Familien-Vater, nach ſeinem Belieben ſo eingerichtet hat; und wer hat ein Recht, ihn deshalb öffentlich zu verſpotten? die Herren Deutſchthümler nehmen es ſehr übel, wenn man nur im Allgemeinen ihre abſcheulichen Backenbärte antaſtet, und ſind denn die ſchöner als die heſſiſchen Zöpfe? würde man vollends einen Deutſchthümler namentlich wegen ſeines Backenbartes verunglimpfen, ſo bekäme man gewiß Händel. Der Churfürſt von Heſſen kann ſein Land glücklich machen, ſeine Garden mögen Zöpfe tragen oder nicht; und wenn er das thut, ſo wird einſt die Geſchichte ihm fürwahr nicht zurechnen, daß er der alten Mode treu blieb.) —

Nach dem Heſſen ſpricht ein Frankfurter äſthetiſch gebildeter Jude, nennt den Wiener Congreß ſehr witzig Confreß, und klagt, daß er aus der Stadt Frankfurt in die Vorſtadt verbannt worden; (vermuthlich weil die Frankfurter nicht Luſt haben, ſich, wie die Königsberger, in wenigen Jahren aus den beſten Straßen vertreiben zu laſſen.) Der Capitain meynt:

„daß der Jude verhungert in keinem Lande,
„verſteht ſich am Rande.“

Hierauf erzählt ein Oeſtreicher, der ein Prieſter iſt, der berühmte Ketzer Werner habe ihm die beſten Kunden weggeſchnappt, dürfe in der Schloßkapelle Unſinn ſchwatzen und Damen von Stande tröſten; darum wolle er, der Sprechende, in Amerika ein Klöſterlein ſtiften.

Ihn verhöhnt ein deutſcher Jüngling, der die Turner hoch preißt, und Werke ſchmalziger Widerſpenſtler verbrennt. Als er von der Wartburg zurückgekehrt war, mußte er in einer Brod-Wiſſenſchaft ſich prüfen laſſen und — erlag der Kabale; weshalb er nun in Amerika einen Genieſtreich machen will, den ein, gleichfalls mitreiſender, ſchöner Geiſt Viehſtreich nennt.

Ein leichtfertiges alterndes Mädchen erzählt von ihrem Leben bei Madame Schubitz in Berlin

„doch enden muß alles, auch das ſchönſte auf Erden,
„ſo mußte Dame Schubitz begraben auch werden.

Sie ging nun als Freywilliger mit zu Felde:

„bei Lafere ſchlug eine Kugel in meinen Popo,
„als mich ein Herr Doctor verband, da ſchrie er: hoho.“

Sie bekam den Abſchied, hieß der weibliche Held, und geht nun mit einem jungen leichtfertigen Mädchen, Teutolinde, auf gut Glück nach Amerika. Dieſe Teutolinde hat in Berlin Naturphiloſophie gehört und ſagt:

„weiß wohl, der Begriff von Tugend iſt parador,
„wer unbedingt ihr huldigt, iſt und bleibt ein Ochs.“

Ein Würtemberger, Hans Lämmerſchwänzel, iſt durch ſeine Baſe, eine Hof-Küchenmagd, Schreibergeſell, vom neuen Könige aber abgeſetzt worden; da hat man ihm den Rath gegeben, Geheimniſſe zu verrathen; er hätte es auch gern gethan, hat aber keine gewußt, und geht nach Amerika, weil ſeines Großvaters Bruder dort reich geworden.

Ein Rheinländer berichtet die Schickſale ſeines Vaterlandes in den letzten 30 Jahren; er hat ſich als Landwirth durch die neuen Theorien von Fellenberg, Hermſtädt, Fiſcher u. ſ. w. ruinirt, will nun in Amerika Bauer werden, aber an keinem großen Strome ſich anſiedeln, weil Flüſſe natürliche Grenzen ſind.

Madame Pimpernel, eine Gouvernante, klagt, daß ſchon in ihrer Kindheit ein finſterer Geiſt durch ihr Haus gewandelt ſey; ihre Mama nemlich war liederlich und ihr Papa immer beſoffen. Nach der Eltern Tode errichtete ſie ein Philantropin für die weibliche Jugend, welches der Frankfurter Jude einen großen Gänſeſtall nennt. Es kamen aber hübſche feindliche Officiere, und es paſſirten einige kleine Unglücksfälle, worauf die Eltern ihre Kinder zurücknahmen, und Madame Pimpernel Mitglied eines weiblichen Tugend-Vereins wurde, und ein Paar Dutzend grobe wollene Strümpfe auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, auch einen Ring von unſchätzbarem Werth zum Beſten blinder Helden wollte verlooſen laſſen. Nachdem die Looſe abgeſetzt worden, ging ſie mit zwei Zöglingen davon, deren Eine eine Gurli, die andere eine Jungfrau von Orleans iſt, und in Sonetten ſpricht.

Der ſchöne Geiſt iſt von ſieben Univerſitäten relegirt, hat im Examen ſchlecht beſtanden, iſt Hofmeiſter bei einem Junker geworden, den er in Häuſer geführt, wo man die Naſe einbüßt, iſt dann Modeſchriftſteller geworden, hat aber nirgend das Glück gefunden, welches er nun in Amerika ſuchen will. Daſſelbe will auch ein Sachſe, dem es mit der Staats-Wirthſchaft nicht gelungen iſt, und ein Schweizer, der das Glück hatte, der Frau von Krüdener zu gefallen, dieſer „Magd aller Mägde“ die von ihrer Umgebung Sonnenweib genannt werde. Er zog eine Weile mit ihr herum, verließ ſie aber in Leipzig, weil er es nicht leiden konnte, daß ſie Gelehrten und Dichtern Audienzen gab.

Einem Tyroler hat die Gemſenjagd nicht mehr gefallen wollen, weil die Tyroler Böcke jetzt gar zu hoch ſteigen. Ein Nachdrucker aus Carlsruh hat ſich gut geſtanden, nun aber ſey es vorbey damit, da die ältern guten Schriftſteller ſchon alle nachgedruckt wären, und die neuern nicht einmal den Original-Druck verlohnten. In Amerika will er ſein Handwerk fortſetzen.

Den Beſchluß macht ein Turnſpiel, welches durch den Ruf: Land! plötzlich unterbrochen wird. Dieſes Land iſt aber nur ein großer crepirter Fiſch, der entſetzlich ſtinckt.

(Wer die Geduld gehabt hat, dieſen Auszug ganz zu leſen,“ der hat das Beſte aus dem ganzen Büchlein geleſen.)

Schwärmerei.

Allerdings merkwürdig iſt das Buch: Leben und aus dem Leben erweckter Chriſten aus der proteſtantiſchen Kirche, von Herrn Profeſſor Kanne, aber noch merkwürdiger iſt der Köhler-Glaube des Verfaſſers. Die Sammlung beginnt mit Hemme Hayens Leben. Dieſe wunderbare Geſchichte „hat H. K. mit Fleiß vorangeſtellt. Wer ſich an dem Buche ſtoßen will“ ſagt er „und ſtoßen muß, der ſtoße ſich hier daran und gehe denn vorüber.“ Zu dieſem Hemme Hayen ſagt Gott unter andern: „Wenn jetzt dein dreijährig Söhnlein in's Feuer fiele, würdeſt du dich wohl unterſtehen, ihn (es) zu retten?“ — Nein, Herr! antwortete H. H., und übergab das Kind gänzlich Gott dem Herrn.“ Und als es wirklich fiel, und der Vater meinte, es müßte in's Feuer gefallen ſeyn, half er ihm nicht auf. Zum Glück war aber das Kind nicht ins Feuer gefallen, ſonſt möchte den guten Mann ſein Benehmen doch gereut haben. Denn ſogar ein Befehl Gottes, den er befolgte, ſicherte ihn nicht vor Reue, wie wir S. 21 leſen: „Nach Verlauf dieſer 9 Tage lagen mir meine Frau und Kinder ſehr an, daß ich doch etwas eſſen möchte. Ich bedurfte zwar keiner irdiſchen Speiſe, aber dem Herrn gefiel es, daß ich etwas genießen ſollte. Allein wie ichs gethan hatte, gereute es mich ſehr; ... denn ich fühlte, daß mein Gemüth dadurch gehindert wurde.“ Alſo befiehlt Gott auf eine außerordentliche Weiſe den frommen Seelen Etwas, das ihnen nicht nur unnöthig iſt, ſondern ſogar ihr Gemüth hindert, und Reue nach ſich zieht? Es mag wohl eine beſondere Erleuchtung dazu gehören, dieß denken zu können.

Schon als Schüler erwartete er vom Nachtwachen in einem Walde beſondere Erbauung. Einſt ſuchte er mit vorzüglichem Eifer die Nähe Chriſti, und fing mit einer Inbrunſt an zu beten, als müßte er den Himmel zu ſich herabziehen. Er fühlte, daß ſein Gebet durchdrang, und noch hatte er es nicht geendet, als auf einmal ein wunderbar helles Licht ſich rings um ihn her ausbreitete, u. ſ. w.

Einmal Abends im Bette, da er am Tage gebeichtet hatte, kam Jeſus, mit welchem er in ſtiller gelaſſener Sehnſucht ſprach, „mit einem vollen Becher aus der Lebensquelle und ſchüttete ihn über den Verfaſſer aus; ein himmelſüßer Hauch ſtrömte durch ſein Herz, er zitterte vor unbeſchreiblicher Freude, und mußte laut ſchreien.“ —

Von den meiſten hier aufgeführten Perſonen wird gerühmt, daß ihre Gebete ungemein wirkſam geweſen ſeyen. „Im Frühlinge 1727 fiel eine ungewöhnliche Kälte ein, die den ganzen diesjährigen Weinwachs zu verderben drohte; man meinte, in der erſten Aprilnacht würde Hoch- und Niederfeld erfrieren. Die Noth des armen Landmanns ließ der Jungfer Beata Sturm keinen Schlaf in die Augen kommen, und ſie flehte und betete bis Mitternacht. Ihr Flehen drang zum Himmel; denn ganz auf einmal änderte ſich das Wetter.“ Alſo wenn ſie nicht gebetet hätte, ſo würde ſich das Wetter nicht geändert haben? Woher wißt ihr das? Ihr ſchließt: Post hoc, ergo propter hoc. — Wir müſſen geſtehen, daß wir die Begriffe von dem Gebete, die hier zum Grunde liegen, und überall in dieſem Buche herrſchen, mit den erhabenen Gedanken von Gott und Vorſehung, zu welchen das Chriſtenthum leitet, nicht zu vereinigen wiſſen.

Von der Art, wie Beate St. betete, ſtehe hier eine Probe: „Ich bin nur ein ſchlechtes Weibsbild, aber wenn ich etwas verſpräche, ſo wollt ichs auch halten. Du aber biſt der große Gott, der nicht lügen kann. Du haſt verſprochen, wenn wir dich anrufen in der Noth, ſo wolleſt du uns erhören; es ſey gut und dir angenehm, Bitte, Gebet und Fürbitte zu thun. So gedenke denn an dieſe deine Worte; unſer Herz hält ſie dir vor. Willſt du ſie etwa nicht als deine Worte erkennen? Sind ſie aber wirklich deine Worte, ſo beweiſe ſie, ſo errette ſie, daß auch andere darauf trauen lernen! Oder willſt du uns nicht erhören, warum haſt du es denn in dein Wort ſetzen laſſen? Ich für mich habe keinen Nutzen davon, du magſt mich erhören oder nicht; aber es iſt mir um deinen Namen zu thun, daß der auch einmal wieder gerettet würde.“(!)

Ein anderer, Namens Gichtel, wollte vom Glauben leben, und die Veranlaſſungen, Aemter anzunehmen und nützliche Geſchäfte zu treiben, werden hier als Verſuchungen vorgeſtellt, welche zu überwinden das Chriſtenthum fordere. Wir halten es dagegen mit dem Apoſtel Paulus, der da will, daß jeder arbeite, und ſind der Meinung, daß das wahre Chriſtenthum ſich vornämlich in gewiſſenhafter Ausübung der Berufsgeſchäfte zeige, und daß es höchſt ungerecht ſey, Schulden zu machen, wie dieſer Gichtel, und dabei nichts zu thun, als zu beten, daß Gott doch die drängenden Gläubiger zur Geduld bringen, und ſie verhindern möge, den Schuldner zu treiben. (S. 48) Die Verachtung der Ehe und des ehelichen Umganges wird zwar nicht geradezu als muſterhaft vorgeſtellt, aber als größere Heilige werden doch diejenigen deutlich genug gerühmt, die ſich des Ehebettes enthalten, und denen der ſinnliche Genuß dieſer Art wahre Verſündigung und ein Greuel dünkt S. 86), wenn gleich H. K. „im Ganzen die Ehe" für „eine göttliche Anordnung auf Erden" bis jetzt noch gelten läßt.

Solche Bücher wurden vor 50 Jahren ausgepfiffen; in unſern Tagen darf man ſich kaum unterſtehen, darüber zu lächeln. Das ſind nun die gerühmten Fortſchritte in moraliſcher Vervollkommnung der Menſchheit.

Ein Recenſent in der Jenaiſchen Lit. Zeitung von Tittmann's Werke über Erkenntniß und Kunſt in der Geſchichte, ſagt wohl ſehr richtig: „Ob die Menſchheit wirklich allmählig zum Vollkommnern fortſchreite, läßt ſich aus Vergleichung der verſchiedenen Zeitalter nicht entſcheiden, da jedes Zeitalter ſeine eigenthümliche Schönheit und Werth, wie ſeine eigenthümlichen Mangel hat, weshalb denn aber auch die zu jeder Zeit neu angeſtimmten Klagen über die Verſchlimmerung des Zeitgeiſtes zurück zu weiſen ſind."

Literariſche Notizen.

Schlechte Menſchen grübeln immer nach ſchlechten Motiven für edle Handlungen, welche zu begehen ſie ſelbſt ſich unfähig fühlen. Das iſt eine uralte Wahrheit, die aber eine auffallende Beſtätigung durch einen urſprünglich engliſchen Aufſatz über den Sclavenhandel im vierten Heft der Miscellen aus der neuſten ausländiſchen Literatur erhält; denn da wird nichts geringers behauptet, als daß der Verein zu Abſchaffung des Sklavenhandels keineswegs aus Menſchlichkeit geſchloſſen ſey, ſondern um ſich nach und nach der Küſte von Afrika auf eine Strecke von 2000 Meilen zu bemächtigen, und dort ein Reich, gleich dem der Britten in Oſtindien, zu gründen. (!) —

Kotzebue's Geſchichtgen für ſeine Söhne ſind von Frieville in's Franzöſiſche überſetzt worden, vielleicht machen ſie nun im Auslande dasjenige Glück, welches ſie in Deutſchland zu machen verdient hätten; denn für Knaben von 10 bis 13 Jahren wird man ſchwerlich ein nützlicheres und anziehenderes Unterhaltungsbuch finden; das hat die Erfahrung dem Verfaſſer oft bewieſen. —

Für ein reiferes Jünglingsalter möchten wir Menſchenwürde von Sintenis empfehlen; nur dürften Stellen wie folgende, wo von unſerer mangelhaften Kenntniß der Geiſterwelt die Rede iſt, doch wohl zu mancher Mißdeutung Veranlaſſung geben: „Die Hauptſache iſt doch wohl nur, daß ich weder weiß was Ich eigentlich ſey, noch daß ich weiß was Gott eigentlich ſey. Ob ich hierüber in den ewigen Zukünften mehr Wiſſenſchaft erhalten werde? ich zweifle daran, ich glaube vielmehr, auch in den allerewigſten nicht." —

In dem Buche des Herrn Generals von Dierike: Ein Wort über den preußiſchen Adel, heißt es, in Beziehung auf das famöſe Jahnſche Turnzeug: „Ich finde es ſehr unweiſe gehandelt, Jünglinge und Knaben zu dem verächtlichen Geſchäfte der in Frankreich ſogenannten Mouchards — Fuchsſchwänzer — zu gebrauchen; ich finde es ſehr renommiſtiſch gedacht und gehandelt, einem Jeden den Fehdhandſchuh hinwerfen zu wollen, der ſo vermeſſen iſt die Beſorgniß zu äußern, daß das Turnen, wenn es über die Grenzen einer weiſen Mäßigung hinausgetrieben wird, ſowohl der Geſundheit als den guten Sitten nachtheilig werden könnte. Männern, die ſich ein ſolches zu äußern erlauben und für Pflicht halten, mit Schimpf begegnen zu wollen, dürfte Turnjünglinge und Knaben zu dem Wahne führen, das Recht zu beſitzen, eine Art von hoher Gerichtsbarkeit wider einen Jeden ausüben zu dürfen, der ſo unglücklich iſt, ihr Mißfallen erregt zu haben u. ſ. w. (O dieſen Wahn beſitzen ſie wirklich ſchon! und der Herr Profeſſor Paſſow in Breslau wird den Herrn General von Dierike belehren, daß ſolches an den Knaben gelobt werden muß.) — In demſelben Buche wird, zum Beweiſe der frugalen Lebensart des preußiſchen Adels, angeführt, daß adeliche Hausfrauen zu derſelben Zeit ihre Wäſche ſelbſt beſorgten, in welcher reiche Kaufmanns-Familien jährlich zweimal ihre unreine Wäſche nach Holland ſchickten, um ſie dort beſſer bleichen zu laſſen. (Hoffentlich hat es doch zu jeder Zeit nur einzelne ſolche Thoren gegeben [illegible] iſt übrigens ein neuer Beweis, daß der Geldſtolz [illegible] abgeſchmackter iſt als der Adelſtolz.) —

Drei Vorleſungen in engliſcher Sprache machen ſich über die Gall'ſche Schädellehre luſtig, die der Doctor Spurzheim jetzt in England verbreitet, und ſtatt der 27 Organe, die Gall in Deutſchland nachwieß, nunmehro 32 gefunden zu haben behauptet. Ein Herr Foſter hat noch ein drei und dreißigſtes hinzugefügt, nemlich das Organ des Glaubens an Geſpenſter, Aſtrologie und Craniologie, (warum nicht auch an Magnetismus und Hexen?) deſſen Ausbildung unſerem Zeitalter vorbehalten worden. —

Die Schrift von der engliſchen Geſetzgebung über Preßfreiheit von Montvéran, beweiſt, nach dem Urtheil eines verſtändigen Recenſenten, daß dieſe Geſetzgebung nichts weniger als muſterhaft, ſondern aus alten und neuen, theils abgeſchafften, theils gültigen, mehr oder weniger unbeſtimmten und ſchwankenden, bald harten und läſtigen, bald mildern und ſchonenden Rechten und Gewohnheiten zuſammengeſetzt iſt. Daher ſind auch die engliſchen Rechtsgelehrten ſelbſt über viele Punkte gar nicht einig, und der Schikane iſt eben dadurch in den Libell-Proceſſen Thür und Thor geöffnet. Hätten die Engländer nicht ihre Schwurgerichte, ſo würden ſie in der That mit ihrer Cenſurfreiheit ſchlimmer daran ſeyn, als wir mit unſerer Cenſurpflichtigkeit. Dieſes herrliche Inſtitut, die Jury, erſetzt das Mangelhafte und Fehlerhafte in jener Geſetzgebung und iſt das eigentliche Palladium der engliſchen Freiheit. Es iſt daher leicht voraus zu ſehen, daß die bloße Abſchaffung der Cenſur, ohne gleichzeitige Einführung der Schwurgerichte, uns keine wahre Preßfreiheit gewähren wird; wie auch Herr Profeſſor Krug in ſeiner, von uns ſchon angezeigten Schrift, bereits bemerkt hat. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 12. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Ein höchſt wichtiger Gegenſtand für die ganze Menſchheit.

Es iſt wohl lange kein ſo merkwürdiges Buch erſchienen, als der erſte Band der **Beiträge zur Criminal-Rechtswiſſenſchaft** von dem Ober-Appellations-Rath Doctor **Schmid** zu Jena, der **die öffentliche Vertheidigung** des Geh. Ob. Med. Raths **Kohlrauſch** gegen eine **öffentliche Verunglimpfung** enthält. Wen nur irgend Menſchen-Beobachtung, Menſchen-Kenntniß und Menſchen-Wohl intereſſiren, deſſen Geiſt wird hier volle Nahrung finden, deſſen Herz peinliche Wehmuth fühlen. Eine kurze Ueberſicht deſſen, was das Buch in ſich faßt, möge die Wahrheit dieſer Verſicherung beweiſen.

Man findet hier **erſtens** die höchſt rührende Geſchichte einer unglücklichen Wahnſinnigen; **zweitens**, die lehrreichſten Bemerkungen über den mangelhaften Zuſtand des Krankenhauſes in Berlin, Chari'e genannt. **Drittens**, eine Beſtätigung der traurigen Wahrheit, das auch gelehrte, verdiente und ſonſt rechtliche Männer durch Leidenſchaftlichkeit zu groben Verirrungen hingeriſſen werden. **Viertens**, einen actenmäßigen Beweis, daß auch einer, in den meiſten Fällen mit Recht hochgerühmten Juſtizbehörde, wie das Cammer-Gericht in Berlin iſt, bisweilen etwas Menſchliches wiederfahren kann. **Fünftens**, den Beweis, daß ſelbſt ein, die Gerechtigkeit liebender und übender Miniſter nicht immer gegen Widerſprüche in ſeinem Verfahren auf der Huth ſteht. Und endlich **ſechſtens** findet man noch in dem ganzen Werke das **Muſter** einer anſtändigen Art, **freimüthig die Wahrheit zu ſagen**.

Wir zweifeln nicht, daß der Herr Juſtiz-Miniſter und das Cammer-Gericht über den Inhalt dieſes Werkes, in ſo fern er ſie betrifft, ſich erklären werden, ja wir halten ſolches für unvermeidlich, wenn anders der Eindruck verlöſcht, oder wenigſtens gemildert werden ſoll, den es nothwendig bei jedem Leſer hervorbringen muß; es iſt daher möglich — aber auch nur **möglich**, kaum wahrſcheinlich — daß triftige Widerlegungen der Sache eine andere Geſtalt verleihen; bis dahin müſſen wir ſie ſo annehmen, wie **Schmid** aus den Acten ſie uns dargelegt hat, und wie wir jetzt in der Kürze, ohne juriſtiſchen Schmuck, dem Leſer ſie darzuſtellen uns bemühen wollen. Wenn wir dabei einer ganz andern Ordnung folgen, als der Hr. Ober-Appellations-Rath **Schmid**, ſo liegt das blos darin, daß unſere Zwecke ganz verſchieden ſind. Der ſeinige iſt Rechtfertigung des Herrn **Kohlrauſch**; der unſrige, eine zuſammenhängende Erzählung auch für ſolche Leſer zu liefern, welche, ſo wie uns ſelbſt, die handelnden Perſonen völlig gleichgültig ſind.

1) **Geſchichte der unglücklichen Wahnſinnigen.** **Louiſe Thiele** war die Tochter eines an Leib und Seele geſunden Mannes und einer bisweilen hyſteriſchen Mutter, die beſonders während der Schwangerſchaft mit dieſem Kinde einer immerwährenden Wehmuth ſich nicht erwehren konnte. Als Kind war **Louiſe** ſchwächlich, aber zeigte früh Anlagen des Geiſtes und ein Faſſungsvermögen, das den Eltern viel Freude machte. Sie wurde vom ſiebenten Jahre an in die Schule geſchickt und ergriff begierig jeden Zweig des Unterrichts, beſonders hatte die Religion den höchſten Reiz für ſie, ein Hang, den ihr Lehrer vielleicht zu eifrig in dem noch zu zarten Kinde nährete. Daher mochte es kommen, daß die eintretende Epoche der Mannbarkeit **Louiſen** ein Fieber brachte, welches bald in Geiſteszerrüttung überging, die ſich anfangs in der fixen Idee zeigte, ſie könne nicht kauen, und folglich keine feſten Speiſen genießen. Es wurde Jahre lang von wackern Aerzten nichts verabſäumt, um ſie wieder herzuſtellen, und endlich ſchien es auch, daß man eine dauerhafte Geneſung hoffen dürfe. Da ertrank ihr Bruder und — die vielgeliebte Königin von Preußen ſtarb. Es iſt wahrlich ein Beweis ihrer ſchönen aber getrübten Seele, daß beides ſo heftig auf ſie wirkte, daß ſie lange Zeit für alle Freuden abgeſtorben ſchien, nur die Einſamkeit ſuchte und einzig in der Kirche, oder beim Leſen eines religiöſen Buches einige Erheiterung fand. — Ihr Vater hatte einen einträglichen Poſten, verlohr ihn aber durch den Krieg, ſetzte das Erſparte zu, mußte ſich ſehr einſchränken, und ſeine Entbehrungen, ſeine Sorgen mehrten den ſtillen Gram der guten Tochter. Zuletzt wurde noch ihre Mutter krank, zwar nicht gefähr-

lich, aber Louiſens kindliche Angſt ſchuf Gefahren. Sie wollte der geliebten Kranken allerlei Mittel oder Erquickungen reichen, welche bei des Hauſes damaligen Umſtänden zu theuer waren. Die jüngere Schweſter erinnerte ſie einigemal daran, vielleicht nicht ſanft genug; und dieſer Kummer verurſachte eigentlich den Rückfall in Geiſteszerrüttung. Abermals ein ſchöner Zug eines kindlichen Gemüthes. Nur der edelſte Schmerz konnte dieſen Geiſt zerrütten.

Mehrere Aerzte unternahmen nun wieder die Heilung; weil aber die armen Eltern nicht alle dazu dienliche Mittel herbeiſchaffen konnten, ſo entſchloſſen ſie ſich endlich, auf vieles Zureden, ihr unglückliches Kind der Charité anzuvertrauen.

Sehr abgemagert und mit dem tiefſten Gram in ihren Zügen kam ſie in das Krankenhaus, jammerte, daß ihre Eingeweide zerriſſen, ihr Herz in den Kopf gefahren ſey u. ſ. w. Ihr immerwährendes Schreien und Wehklagen wurde, wie es ſcheint, nicht für ein Symptom der Krankheit, ſondern für die Krankheit ſelbſt gehalten, und die ganze Curart hauptſächlich darauf gerichtet, ſie ruhig zu machen. Die dazu angewendeten Mittel waren häufiges Begieſen mit kaltem Waſſer, zu 16 Eimern über den Kopf geſtürzt — Feſſeln — eine ſogenannte Zwangsweſte — ſchnelles Drehen in einer Art von [illegible] — Brechmittel — Haarſeile — ein Sack, in welchen ſie ganz eingeſteckt wurde, den man nachher zuband, ihn auf den Boden legte und an die Bettpfoſten befeſtigte — und endlich eine Megäre von Wärterin, Frau Voigt genannt, die, wenn das Schreien ſie incommodirte, die Unglückliche ſchimpfte, brav maulſchellirte, die Lippen derſelben mit ihren Habichtskrallen zuſammenpreßte, ihr den Kopf gegen die Wand, auch beide Fäuſte in den Mund ſtieß u. ſ. w. Alle dieſe ſanften Mittelchen wurden bei einem gänzlich entkräfteten, von Kindheit an ſchwachen jungen Mädchen in dem kurzen Zeitraum von 11 Tagen mehreremale angewandt. Es iſt begreiflich, daß die Patienten bei dieſer Behandlung ſich in der Charité nicht glücklicher fühlen konnte, als in dem Hauſe ihrer Eltern; es iſt begreiflich, daß ihre Wehklagen immer ſchneidender wurden, und daß ſie oft mit einer Stimme, welche, die Frau Voigt ausgenommen, jedes Tygers Herz zermalmt haben würde, ausrief: „Ach mein Gott! mein Heiland! meine gute Pflegerin! erbarmen Sie ſich meiner! meine Schweſter! mein Vater! u. ſ. w.“

Man könnte vermuthen, ihre Krankheit habe ſie ſo ganz zum Thier herabgewürdigt, daß es nothwendig geworden ſey, ſie auch nur als ein Stück Vieh zu behandeln; allein das war nicht der Fall. So oft eine ſie beſuchende Zeugin, Caroline Bühler, mit ihr ſprach, waren die Reden der Kranken vernünftig und zuſammenhängend; ſie ſprang nicht von einem Gegenſtande zum andern über, ſie beantwortete jede Frage und fragte auch ſelbſt manches, nur ſuchte ſie immer von religiöſen Gegenſtänden ſich zu unterhalten. Oft weinte und ſchluchzte ſie, und wenn Caroline Bühler ſie fragte, warum ſie ſo weine? antwortete ſie: „Ach! ich ſehne mich nach Hauſe zu meinen Freunden und Verwandten! ich werde hier ſo ſchlecht behandelt!“

Endlich, am 11. Tage ihres Aufenthalts in dieſer Hölle, wurde ſie abermals, mit einer Zwangsjacke bekleidet, in den Sack geſteckt, und über dieſen Sack noch ein zweiter Sack gezogen, und in dem erſten war vor dem Geſicht noch ein groſſes Stück ſchwarze Wachsleinwand angebracht, und ſo wurden die Säcke zugebunden, auf die Erde neben das Bett gelegt und an das Bett befeſtigt. Da lag nun die Unglückliche mehrere Stunden lang winſelnd, ſchreiend, bittend, verzweifelnd — während die vortreffliche Frau Voigt im Nebenzimmer eine Kaffeegeſellſchaft verſammelt hatte und mit Wohlbehagen ihre Taſſe ſchlürfte. Louiſens Geſchrei verwandelte ſich nach und nach in Aechzen und [illegible], auch dieſes wurde immer ſchwächer und endlich war ſie ganz ſtill.

Nunmehr ging die Kaffee-Geſellſchaft zu fernerer Recreation in die Kammer, die Säcke wurden geöffnet, abgeſtreift — und die arme Louiſe war todt! — freilich ſchrie nun die ſaubere Frau Voigt noch ärger, als zuvor die Kranke geſchrien hatte: „ich bin unglücklich! gebt mir ein Meſſer! ich muß mich erſtechen!“ aber Niemand war ſo gefällig, die Welt von dieſem Ungeheuer zu befreien; vielmehr riethen die Kaffeeſchweſtern, den Leichnam in das Bett zu legen und vorzugeben, daß Louiſe erſt im Bette geſtorben ſey. Das geſchah. Chirurgen wurden herbei gerufen, eine Menge Belebungsverſuche gemacht; allein die Glückliche hatte ausgelitten!

Wir fragen jeden Vater, der eine ſo unglückliche, und vielleicht darum nur noch mehr geliebte Tochter beſitzt, was er in der erſten Heftigkeit des Schmerzes thun würde, wenn er auf eine ſo ſchreckliche Weiſe ſie verlöhre? Der Herausgeber dieſer Blätter geſteht, daß nicht die Furcht vor Geſetz oder Strafe, ſondern allein die Religion ihn abhalten könnte, dem Urheber eines ſolchen Mordes einen Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, — und die liebe Frau Voigt iſt, ſo viel wir wiſſen, unbeſtraft geblieben! — Freilich konnte ſie einwenden: Herr Hofrath Horn, zweiter Arzt der Charité, hat dieſe Grauſamkeiten befohlen, nur auf ſeinen Befehl habe ich die Kranke in die Säcke geſteckt; aber hatte er denn auch befohlen, daß Frau Voigt indeſſen Kaffee ſchlürfen und ſich um die Unglückliche weiter nicht bekümmern ſollte? —

Und geſetzt den Fall, den Hofrath Horn träfe der gerechte Vorwurf, bei Anwendung eines ſo deſperaten Mittels, als der Sack ohne Zweifel iſt, die nöthige Vorſicht nicht beobachtet, keinen Penſionair-Chirurgus zur Aufſicht zugeordnet zu haben u. ſ. w. — nun ſo wäre es kein Wunder, wenn nichts ihn vor der Wuth des Vaters ſchützte, zumal da der Phyſikus von Könen, nach Unterſuchung des Leichnams, officiell erklärte: Louiſe Thiele ſey im Sacke erſtickt.

Ihr Vater war abweſend, ihre Mutter in Verzweiflung unfähig zu handeln, entferntere Verwandte zeigten den Todesfall, der einem Morde ſo ähnlich ſieht, der Obrigkeit an, das Criminal-Departement des Cammergerichts unterſuchte und — ſprach den Hofrath Horn frei — denn er behauptete: Louiſe ſey nicht erſtickt, ſondern am Schlagfluß geſtorben, und hatte ſich darüber ein leidenſchaftliches Zeugniß von dem ſeligen Reil zu verſchaffen gewußt. Der Sack, hieß es, ſey ſo grob geweſen, daß man ſehr bequem dadurch Athem holen können. Daß ein Stück ſchwarzes Wachstuch dieſe Bequemlichkeit vernichtet hatte, wurde weiter nicht berührt, ſo wenig als die Fragen: ob überhaupt körperliche Mißhandlungen in allen Fällen geeignet ſind, Wahnſinnige wieder herzuſtellen? ob nicht die Behandlungsweiſe der Gemüths-Kranken in der Charité einer völligen Reform bedürfe? ob nicht durchaus nothwendig ſey, daß ſowohl der Director der Anſtalt als die Untergebenen, außer den ſonſtigen erforderlichen Eigenſchaften, auch weiche Herzen haben müſſen? u. ſ. w.

2) Der mangelhafte Zuſtand der Charité überhaupt, und beſonders in Hinſicht der Wahnſinnigen. Schon ſeit Jahren hat der wackere Hufeland, als erſter Arzt der Charité, zu wiederholtenmalen darauf angetragen, die Direction der Anſtalt für Gemüthskranke von dem Uebrigen zu trennen, allein vergebens. Auch gegen die Anſtellung des Hofraths Horn hatte er, officiell dazu aufgefodert, das Bedenken geäußert, daß dieſer Mann noch zu wenig Erfahrung habe, und hatte auch dieſes Bedenken ihm ſelbſt ehrlich und offen mitgetheilt — allein vergebens! — Wie man verfuhr und noch verfährt, iſt beſonders aus der Schilderung erſichtlich, welche ein Prediger abgefaßt hat, den ſeine Verwandten als melancholiſch in die Charité brachten. Man hing eine ſchwarze Tafel mit ſeinem Nahmen und dem Worte melancholiſch bezeichnet über ſein Bett. (Fürwahr, wer noch nicht melancholiſch iſt, der muß es wohl werden, wenn eine Tafel in ſeinem Zimmer ihn deſſen verſichert, ſo oft er die Augen aufhebt.) — Man ſtürzte täglich im Bade 80 bis 100 Eymer kaltes Waſſer über ihn her, und zwar geſchah dieß gewöhnlich in Geſellſchaft eines andern Wahnſinnigen, der ſich oft den ganzen Körper mit ſeinen eignen Excrementen beſchmutzt hatte, und dadurch einen ekelhaften Geſtank verbreitete, oder gar eines Wütenden, der mit Stricken in der Wanne feſt gebunden werden mußte. Auch befand ſich immer noch daſſelbe Waſſer in der Wanne, in dem ſich kurz zuvor ein anderer Kranker gebadet hatte. Der Mann war an Beſchäftigung gewöhnt, allein man gab ihm weder Papier, noch Feder, noch Dinte, man ließ ihn blos grübeln. Er klagte ſeine Leiden beſuchenden Freunden, welche bewirkten, daß Manches abgeſtellt wurde; allein das hatte die Folge, daß Niemand mehr zu ihm durfte, (!) und daß ſein bisheriger gefälliger Aufwärter gegen einen ſtrengern vertauſcht wurde. (!) Jeden Morgen, früh um 7 Uhr, mußte er bei dem Hofrath Horn antichambriren, und deshalb eine förmliche Toilette machen, worauf ſtreng gehalten wurde. Nachmittags mußte er Vorleſungen der Kranken beiwohnen, die entweder nicht wußten was ſie laſen, und daher die Worte radebrechten, oder abſichtlich alles ſo unverſtändlich vortrugen, daß man nur die tödtlichſte Langeweile dabei empfinden konnte. Sonntags mußte er in die Kirche, unter Patienten, deren Geſichter vom Krebs zerfreſſen und bepflaſtert waren u. ſ. w. Seine Wohnung glich einem Kerker; man ſah da nicht mehr als ein Paar Schemel, einen größern, der die Stelle des Tiſches vertrat und einen Scherben von einem zerbrochenen Taſchenſpiegel. Dabei mußte er, an Schwäche des Unterleibes leidend, unverdauliches Brod aus der Beckerei des Armenhauſes genießen, und von rohen Aufwärtern ſich Tag und Nacht umgeben ſehen. Dieſe beſuchten ſich Abends wechſelsweiſe, dampften ſchlechten Taback, führten rohe Geſpräche und ließen für jeden kleinen Dienſt ſich noch

beſonders bezahlen. Die liederlichen Weibsperſonen waren blos durch eine verſchloſſene Gitterthür von ſeinem Zimmer getrennt. Am empfindlichſten war es dem wackern Manne, daß der Herr Hofrath Horn bei Fremdenbeſuchen die Anſtalt wie eine Menagerie zeigte, und bei einer ſolchen Gelegenheit einſt zu einem Fremden ſagte: dieſer (der Prediger) habe ſich ſeine Krankheit durch ein lockeres Leben zugezogen; welches weder ſchonend noch der Wahrheit gemäß war.

Wenn ſeine Beſchwerden bisweilen durch die Mauern der Charite drangen, ſo mußte er, in Gegenwart des Herrn Hofraths, einen Brief ſchreiben, in welchem er ſeine Zufriedenheit bezeugte. (!) Man kann denken, mit welchem Entzücken, nach vielem vergeblichen Anhalten, er die Charité verließ.

Wer Formey's und Falk's Schriften über die Berliner Charité kennt, der weis, daß ſie viele in ihrer erſten Einrichtung begründete Mängel hat, denen ſich ohne gänzliche Umwandlung nicht abhelfen läßt; allein Nahrung, Pflege, Reinlichkeit und ſorgfältige Behandlung könnten doch von den Vorſtehern einer ſolchen Anſtalt gefordert und geleiſtet werden. Hufeland ging mit redlichem Eifer an die Sache, aber es hieß, er wolle das Anſehn und den Einfluß ſeines Collegen, des alten Fritze, herabſetzen, und ſo ließ er nach. Das ſcheint uns jedoch durchaus keine gültige Entſchuldigung für ſeinen verminderten Eifer zu ſeyn. Er hätte kräftiger durchgreifen ſollen, Er um ſo mehr, da er den großen Vortheil hat, als königl. Leibarzt oft mit dem Könige ſelbſt ſprechen zu dürfen. Auch Horn ſoll die egoiſtiſche Anſicht haben (wie auch ſein Brief an Kohlrauſch beweiſt), daß Jeder, der ihn nicht nach Belieben ſchalten und walten läßt, ſein Anſehn ſchmälert. Unter Horns Direction vermehrte ſich die Sterblichkeit. Nach dem officiellen Bericht des Stadtphyſicus v. Könen, fanden ſich in der eben gerollten Wäſche Betttücher und Hemden mit großen gelben Flecken, die wahrſcheinlich von gebrauchten Salben und Einreibungen herrührten; die Wahnſinnigen mußten Fremden ihre Künſte vormachen; nicht Jeder hatte ſeinen beſondern Wärter, ja der Hofrath Horn gebrauchte ſogar einen Wärter als Kutſcher und nahm ihn mit auf Reiſen, obgleich einer der Kranken dieſen Mann aus ſeinem eignen Beutel bezahlte. Die Irren ließen nach Belieben umher, waren zu wenig beſchäftigt. Die krätzigen Waiſenknaben und Mädgen waren mit veneriſchen Frauen unter demſelben Verſchluß, und Gemeinſchaft zwiſchen jenen Mädgen und dieſen Huren nicht zu verhüten. Ein melancholiſcher, ſonſt geſunder Mann, war von Huren und krätzigen Mädgen umringt. Manche Zimmer waren mit Kranken überfüllt, indeſſen andere leer ſtanden. Die Aufwärterin einer Kranken wurde vom Hofrath Horn zu ſeinem Dienſt gebraucht, und eine andere Aufwärterin, die ſchon hinreichend beſchäftigt war, mußte jene verlaſſene Patientin mit bedienen. Zu Verſchickungen auf den Markt nahm Horn den Bedienten des wahnſinnigen Grafen D., und damit dieſer während der Abweſenheit ſeines Bedienten nicht zu Schaden käme, oder dumme Streiche machen könnte, ſo wurde er ſo lange in Ketten gelegt. Zu Wäſcherinnen gebrauchte man die kranken Huren. Der wahnſinnige Banquier W., der in der Charité alles bezahlte, lag auf Einem Flur mit einer krätzigen Winkelhure. Es kam ferner zur Sprache, daß Horn ſich von dem Oekonomen des Hauſes die Braten, aus der Apotheke des Hauſes die Seife u. ſ. w. liefern laſſe. Er war alles deſſen auch ſelbſt eingeſtändig, berief ſich aber auf ſein Recht dazu. Indeſſen zeigte er doch ſelbſt an, daß man ihm Heu und Stroh unter dem Marktpreiſe liefern wollen, welches er aber nicht angenommen. Auch der bloſe Verſuch möchte beweiſen, wie nothwendig es für den Direktor einer ſolchen Anſtalt iſt, die größte Delicateſſe ſelbſt in Annahme ſolcher Vortheile zu beobachten, zu welchen er ſich berechtigt glaubt.

Es iſt wohl kein Zweifel, daß nach allen obigen, aus Acten gezogenen Angaben, keiner unſerer Leſer jemals den Gedanken faſſen wird, den letzten ſeiner Bedienten, geſchweige ſein Kind oder einen Verwandten, der Charité anzuvertrauen, ſo lange dieſelbe in dem beſchriebenen Zuſtande ſich befindet.

(Der Beſchluß folgt.)

Almanach für die iſraëlitiſche Jugend, auf das Jahr der Welt 5579. *)

(Erſter Jahrgang in Taſchenformat, mit einem Titelkupfer.)

Nebſt einigen zeitgemäßen Anmerkungen über das Judenthum.

Dieſe unter der iſraëlitiſchen Nation neue Erſcheinung hat den Vorſteher der Erziehungs- und

---

*) Fängt nach dem Judenkalender mit dem 10. October (Tiſri) 1818 an.

Lehranſtalten für Iſraelitiſche Knaben und Mädchen. Herrn **Heinemann** in Berlin, zum Urheber. Es iſt der nemliche, der die religiöſe, moraliſche und pädagogiſche Zeitſchrift, unter dem Titel; Jedidja herausgiebt.

In dieſem Almanach finden ſich Gedichte und proſaiſche Aufſätze. Die, welche **von** Iſraeliten, **für** ſolche ausgegangen ſind, haben eine abſolut-nationale Tendenz; indeß die übrigen, um mit ſeinen Worten zu reden, „die Gegenſtände des Schönen und Wahren in erweiterten Formen umkreiſen." Man findet auch Beiträge beliebter chriſtlicher Schriftſteller, z. B. von **Langbein**, **Eliſa v. d. Recke**, **Müchler**, **Tiedge**, zum erfreulichen Beweis aufgeklärter Menſchenliebe. Wir geben einige Proben. Aus dem **Laubhüttenfeſt** von **Büſchenthal**:

„Schönes Gedächtniß entſchwundener Zeit! Dich feiert noch heute,
In dem bewahrenden Bild Iſraels frommes Geſchlecht.
Feſtlich prangt das Gemach, die Zweigengeflochtene Hütte;
Durch das grünliche Dach lächelt das freundliche Licht.
Heiliger fühlt ſich der Geiſt; ihm rufen die deutenden Bilder,
Hoher Erinnerung voll, die Kunden der Vorzeit zurück.
Aber die Freude auch, die irrdiſche, nahet dem Sinne;
Und mit zaubriſchen Stab breitet den Teppich ſie aus.
Feſtlich pranget das Mahl; es duftet aus goldener Schaale,
Manche köſtliche Frucht, Seegen des Baums und der Flur.
Becher kreiſen umher; und luſtig der Kelter entſprungen,
Schäumt der purpurne Wein in der Pokale Kriſtall.
Jubelnd erſchallet der Dank, es ertönen des Lobes Geſänge;
Mit der Freude Gefühl hat ſich die Andacht vermählt.
Alſo begehen wir treu der Hütten Feſt und der Erndte,
Wie das Geſetz es befiehlt, wie es dem Sinne genügt.
Und verkündigt kein Wunder die waltende Nähe Zebaoths,
Sinkt vom Himmel kein Brod, ſpringt aus dem Felſen kein Quell:
O ſo iſt er dem Herzen doch nah, das gläubig ihn ſuchet;
Nah dem frommen Gemüth, welches in Wahrheit ihn ruft."

Aus dem **Wochenfeſt** von Büſchenthal:

„Laßt uns froh die heil'ge Leier
Stimmen zu dem Feſtgeſang;
Und begehn des Tages Feier,
Da einſt, unter Blitz und Feuer,
Donner- und Poſaunenklang,
Gott der Herr, aus düſtrer Wolke,
Des Geſetzes hellen Strahl
Niederſandte ſeinem Volke,
Dem **Erkieſ'ten** ſeiner Wahl." (?)*)

Leſe-Früchte.

„Müſſiggang iſt ein Hausdieb. Des Faulen Werkeltag iſt immer Morgen; ſein Ruhetag: Heute" — **Achtung für ſich ſelbſt**, iſt die ſtärkſte Schwingfeder der Tugend. Laß ſie wachſen; ſie erhebt Dich, und die ſteigende Höhe wird Dich immer mehr ergötzen."

Sinnreiche Inſchrift auf eine Sonnenuhr in Paris: „**Ich zähle nur die heitern Stunden.**" —

„Derjenige iſt der beſte und vollkommenſte Menſch, der andern ſo verzeiht, als ob er ſelbſt täglich fehlte; und ſich vor Fehlern hütet, als ob er Niemanden etwas vergebe. (Plinius d. Jüngere.)"

Zweck der Tugend.

„In einer Wüſte, erzählt ein arabiſcher Weiſer, begegnete mir eine alte Frau von ſonderbarer Statur. In der einen Hand hielt ſie ein Gefäß voll glühender Kohlen; in der andern einen mit Waſſer gefüllten Krug. Geſchäftig ging ſie bey mir vorüber. Ich redete ſie an: „Wohin gehſt du? Und was willſt Du mit Feuer und Waſſer beginnen?" — „Mit dem Feuer das Paradies anzünden, und mit dem Waſſer die Hölle ausgießen, **damit auf Erden ferner kein Gutes geſchehe in Hoffnung des Lohns; kein Böſes unterbleibe aus bloßer Furcht der Strafe.**"

Perlenſchnur aus einem hebr. Werke des 12. Jahrhunderts — „Beſuche ſind dem Regen gleich, deſſen wir überdrüſſig werden, wenn er täglich kommt, den wir erbitten, wenn er ausbleibt." — „Iſt der kein Thor, der um Geld zu ſammeln, ſich ſelber wegwerfen muß?" — „Frage lieber zehnmal als ein Narr, eh du ein einziges Mal wie ein Narr antworteſt." — „Ein Menſch ohne Freunde iſt die linke Hand ohne die rechte." „Das Ohr gehört uns, — die Zunge Fremden." — „Ich liebe Dich, ſagte Jemand zu einem weiſen Manne. Und warum, entgegnete dieſer, ſollteſt Du mich nicht lieben? Du biſt nicht

---

*) Alſo hat **Iſrael** im J. 5579 noch immer ſeinen **ausſchließlichen Nationalgott**; wie **Rom** 1819 ſeine **allein ſeeligmachende Kirche**!

von meinen Glaubensbrüdern, nicht von meinen Vettern oder Nachbarn, und meine Nahrung habe ich auch nicht von Dir." — „Sey unter den Menſchen, ein Tauber der hören, ein Blinder der ſehen, ein Stummer der reden kann." — „Von Königen wird die Erde, von Weiſen der König gerichtet. Der ſchlechteſte Regent iſt der, welchen der Unſchuldige fürchten muß." — „Erzählſt Du Jemanden, daß er beleidigt worden, beleidigſt Du ihn ſelbſt." —

Dieſe Proben werden genügen, den löblichen Zweck des Herrn Heinemann zur Bildung der Juden beizutragen, zu bethätigen. Man kann ſich aber, bei den neuern Bemühungen um Verbeſſerung des Judenthums, nicht enthalten, auch einen abermaligen Blick auf die Kehrſeite zu werfen. Wenn wir auf ihre Vermehrung ſehen, ſo iſt dieſe im Steigen, und ſchon im Jahr 1737 hat ein Leipziger Profeſſor die Urſache in der Beſchneidung finden wollen.*) Sieht man auf den Einfluß ihres Wirkens in der bürgerl. Geſellſchaft, ſo iſt es eine faſt allgemeine Stimme der Staatswirthe, daß er durch den Schachergeiſt, durch das Bemächtigen der großen Geldgeſchäfte und mancher Staatsämter ſehr bedenklich zu werden anfange. Sieht man auf ihren Kultus und ihr Ceremonialgeſetz, wie kann man hoffen, daß der Kaufmann, der Handwerker, der Künſtler, der Landwirth, Lehrlinge annehmen wolle, die ſich wenigſtens noch einmal ſoviel Feiertage machen, als der Lehrherr, (man zählt an 280 halbe und ganze Judenfeſte) und deſſen Schüſſel oft für jene nicht koſcher iſt? Was kann unter dieſen Umſtänden die feinere Bildung einiger reichen Judenfamilien weiter wirken, als deren Uebertritt zum chriſtlichen Bekenntniß? Wer ſoll aber gerade die ſchädlichſte Menge, die Vieh- und Schacherjuden bilden, die die Plage der Landſtädte und Dörfer ſind? Doch nicht die Schullehrer und Rabbiner, denen wohl größtentheils die nöthige Sprach- und Schriftgelehrſamkeit, und die helle Geſchichtskenntniß mangelt, um ſich zuerſt ſelbſt von dem feſten Kleben an dem kleinſten Ceremonialgeſetz zu befreien, ihrem geiſtlichen Despotismus zu entſagen, und ſich zu der Anſicht zu erheben, daß nicht alle moſaiſchen Vorſchriften, noch weniger die ihres Talmuds für die gegenwärtige Zeit mitgegeben ſeyen. Wir wagen daher die vielleicht Einigen anſtößige Behauptung, daß ohne eine Art von Judenbekehrung keine bürgerliche Judenverbeſſerung ratſam, oder von dem gehofften Erfolg ſeyn werde. Wir meinen freilich keine gewaltſame, wie mehrere der Vorzeit, eines Pabſts Benedikt u. ſ. w., wo es hauptſächlich auf Gelderpreſſung abgeſehen war. Wir meinen aber, daß die Idee unſerer Vorfahren an ſich ſo verwerflich nicht war. Darum friſchen wir hier das Andenken an das fromme Inſtitut eines Calenberg zu Halle in dem erſten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf, wo dieſer, auf Veranlaſſung einer hohen Perſon, in einer Broſchüre vorſchlug, Kirchen und Colonien von bekehrten Juden zu bilden. Ein Paar Emiſſarien jenes Inſtituts*) haben nicht unmerkwürdige Nachrichten von ihren Bemühungen mitgetheilt. Den Bekehrten gefiel beſonders das Evangelium des Lucas, die Bergpredigt Chriſti und ein Buch, betitelt: „Die Leuchte zur Abendzeit." Folgende Anekdote giebt aber auch noch Stoff zu einer wichtigen Bemerkung: Ein Amſterdamer gelehrter Jude, der ſich mit den Vorſtellungen der Miſſionarien ſehr zufrieden bezeigt hatte, ſagte ihnen: „Er ſey es darum, weil ſie ihre Beweiſe auf die Zeugniſſe der Propheten geſtützt hätten, und weil ſie von Chriſtus geredet hätten, ohne bei ſeiner Mutter anzufangen." Unſers Bedünkens kann es kaum einen feinern Vorwurf der eignen Religions-Anhängſel, und einen beſſern Wink geben, warum unſere Bekehrungsverſuche ſcheitern. Nämlich das, was wir in die Schrift hineingetragen, was wir ihr als Tradition und Ceremoniel angehängt, was der Papismus alles hineingekünſtelt, das muß dem Scharfſinne eines ſo gewandten Geſchlechts wie die Juden ſind, nur um ſo anſtößiger werden, da ſie, was die Moral betrifft, unter den hohen und niedern Chriſten, mit denen ſie am öfterſten verkehren, unbeſchnittene Kinder Iſraels genug antreffen.

Da die Juden-Begünſtigung mit der gleichzeitigen Jeſuiten-Begünſtigung, Contraſte bildend, an der Tagesordnung iſt, ſo glauben wir den Uebergang von der Anzeige des Iſraëlitiſchen Almanachs auf die Bemerkungen über Judenthum in einem den Zeichen ſeiner Zeit gewidmeten Blatte verantworten zu können.

---

*) G. Bauer (eigentlich Hoffmann) Diſs. de causa Foecunditatis Gentis circumcisae in Circumcisione quaerenda. Das wäre ein Thema für die neuern Aerzte.

*) Calenbe[illegible]elt [illegible]it dem Winter 1730 etlichen [illegible] Studenten Vorleſ[illegible] über Judenthum, Judendeutſch u. ſ. w. um ſie durch dieſe Kenntniſſe zu einer Pflanzſchule für die Judenbekehrung zu bilden. Wie viele unſerer Geiſtlichen mögen H. z. T. ſo viel davon verſtehen, um mit einem erfahrenen Juden diſputiren zu können!

Schöne Literatur.

Ein guter Kopf iſt ohne Zweifel Herr Julius v. Voß; zwar ein etwas derber Satyriker, aber meiſtentheils originell, friſch und lebendig. Herr Friedrich macht bekanntlich auch Anſpruch auf den Titel eines Satyrikers, aber er iſt nicht derb, ſondern grob, und oft gemein. Wo Voß die ſcharfen Zähne weißt, da ſteckt Friedrich in Ermangelung der Zähne die Zunge heraus, und wo Voß ſeine Geſtalten bisweilen mit Löchern im Hemde auftreten läßt, da zieht Friedrich den ſeinigen das Hemde über den Kopf. Voß ſchwingt ſich auf und ſchaut von oben auf die Welt herunter; Friedrich ſieht ſich unten fleißig um und mahlt in die Breite chineſiſche Bilder ohne Perſpective. Voß hat oft Gedanken, die blitzgleich in den Leſer hineinſchlagen; ſo etwas wiederfährt Herrn Friedrich nie; ſeine Gedanken ſieht man immer von Weitem kommen. Voß läßt ſeine Späße fliegen, und überläßt dem Leſer, ſie im Fluge zu ſchießen; Friedrich hetzt die ſeinigen ſelbſt zu Tode. Kurz Voß iſt witzig, und Friedrich will witzig ſeyn. Schwerlich wird Voß jemals, ſo wie Friedrich, einen dramatiſchen Dichter zum Wettkampf herausfodern, aber wenn er es thut, ſo wird er ſicher kein ſo elendes Product liefern, als der Glücks-Pilz, durch welchen Friedrich ſich lächerlich gemacht hat. Wir wiſſen wohl, daß dieſes Urtheil uns wiederum einige grobe Späße und Gemeinheiten zuziehen wird, allein das ſoll uns nicht abhalten, unſerm Motto treu zu bleiben.

Ein Talent für die komiſche Bühne hat Hr. von Voß abermals in ſeinen neuen dramatiſchen Schwänken an den Tag gelegt, ſechs kleine Poſſen, davon jede mehr werth iſt, als ſechs jener Glücks-Pilze. Schade, daß ihre Derbheit ſie wahrſcheinlich größtentheils von der Darſtellung auf der Bühne ausſchließt, denn wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo man in Moliere's medecin malgre lui herzlich lachen durfte. (Wir nennen zwar den Ariſtophanes den Vater der komiſchen Bühne, doch rathen wir niemanden, die Zoten dieſes Vaters auf unſere Bühne zu bringen.) Aber die lebendige Auffaſſung der Situationen, die ſcharfe Characterzeichnung und die acht drolligen Einfälle werden ſicher die Stirn manches Leſers entrunzeln, wenn auch ein edler Geſchmack oder ein verſtimmtes Gemüth nicht immer befriedigt werden ſollte.

Daſſelbe gilt von der Geſchichte des Herrn von Lütterhof, oder das neugeſtiftete Theater von demſelben Verfaſſer. Ein etwas grelles Colorit ſticht auch hier hervor, wenn z. B. die Landfräuleins nur im Winter Schuhe und Strümpfe, und auch dann nur Holzſchuhe tragen. Man pflegt dem Verfaſſer vorzuwerfen, daß er bei allen menſchlichen Handlungen die verſteckte Triebfeder des Eigennutzes allzuemſig aufſuche; allein dieſes Beſtreben iſt nicht blos dem Satyriker erlaubt, ſondern es möchte bei dem Moraliſten ſogar löblich zu nennen ſeyn. Denn es iſt nun einmal unumſtößlich wahr, daß jeder menſchlichen Handlung irgend ein Eigennutz zum Grunde liegt, wenn gleich oft ein ſehr feiner oder edler Eigennutz; und es iſt recht gut, daß der Menſch bisweilen aufmerkſam darauf gemacht werde, damit er ſeinen eigenen moraliſchen Werth nicht zu hoch anſchlage. Jede Handlung hat irgend eine Art von eigenem Wohlbefinden des Handelnden zum Zwecke, und wenn Alceſte ſich für ihren Gatten opfert, ſo geſchieht es, weil ſie fühlt, daß der Tod ihr leichter wird, als ein Leben ohne ihn. Selbſt der wahrhaft Fromme, darf er ſich wohl vermeſſen zu behaupten, er werde, einzig um Gottes Gebot zu erfüllen, ſeinem Schöpfer eben ſo eifrig dienen, wenn auch die Frömmigkeit, ſtatt ihn durch beſeligende Gefühle zu belohnen, ihm unaufhörlich das Herz zerriſſe? — Eigennutz iſt die eigentliche Erbſünde, die bald mehr, bald weniger an uns haftet. Wenn grobe Naturen Gutes vollbringen, ſo trachten ſie nach ſinnlicher Vergeltung, die edleren nach Ruhm, die edelſten nach Bewußtſeyn; im Grunde alle nach äußerem oder innerem Wohlbehagen. — Der, ſonſt kräftige, Styl des Herrn von Voß iſt bisweilen barock, und es hat uns faſt geſchienen, daß er etwas darinn ſucht. —

Der wackere Zſchocke hat uns mit dem Goldmacherdorfe, einer anmuthigen und wahrhaften Geſchichte des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten beſchenkt. Anmuthig allerdings, und ſollte ſie auch nicht wahrhaft ſeyn, ſo iſt ſie doch ſehr nahrhaft für den Geiſt. Daß Reichthum das Herz verderbe, iſt ein alter Gemeinſpruch; aber daß Armuth dem Herzen nicht minder Gefahr drohe, wird hier gezeigt. Mit Recht kann man dieß Büchlein ein Seitenſtück zu Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud nennen.

Die poetiſchen Werke von Aloys Schreiber ſind in zwei Bänden erſchienen. Wir zweifeln nicht, daß unſere Leſer dieſen anmuthigen Dichter längſt kennen. Die Jenaiſche Literaturzeitung ſagt von ihm: „So wie, nach dem Ausſpruch eines geiſtreichen Mannes, jeder Menſch wenigſtens Einmal im Jahre ein Genie ſey, ſo möge es auch Herrn Schreiber mehr als Einmal im Jahre begegnen, ein Dichter zu ſeyn; im Ganzen müſſe man ihn aber mehr zu den gelernten als zu den gebohrnen Poëten zählen.“ Dieß Geſchwätz ſcheint uns ein wenig unverdauet zu ſeyn. Es giebt durchaus gar keine gelernte Poeten, alle ſind geborne, und folglich iſt Schreiber entweder ein Dichter oder keiner. Wenn er, im erſten Falle, es nicht das ganze Jahr hindurch iſt, ſo theilt er dieſes Loos mit allen Dichtern der Vor- und Mitwelt; denn wir könnten manche Stunde nachweiſen, in welcher ſelbſt Göthe kein Dichter war. — Schreiber ſoll, fährt jene Zeitung fort, ſich nur eine gewiſſe Kunſtfertigkeit angebildet haben; man glaube meiſtens in ſeinen Liedern nur den Wiederhall anderer Stimmen zu vernehmen. Dieß ſtrenge Urtheil mag wohl daher rühren, daß Schreiber ſich faſt zu ſehr in Schillerſche Formen einſtudiert hat; aber iſt der Canarien-Vogel darum kein lieblicher Singvogel, weil er fremde Weiſen nachahmt? — Man laſſe ſich daher nicht erſchrecken durch die harte Behauptung: verſtändige Nüchternheit ſey der Charakter der Schreiberſchen Gedichte; es wären meiſt Treibhaus-Gewächſe der Reflexion u. ſ. w., denn jedem Leſer von Geſchmack und Gefühl werden die meiſten dieſer Gedichte Genuß gewähren. —

Lieber als mit dem Jenaiſchen Recenſenten ſtimmen wir mit dem Leipziger überein, wenn er von den Schriften von Gubitz (in 2 Bänden) ſagt: „man begegnet überall einem Geiſte, der ſich die reinſten und würdigſten Anſichten von der Beſtimmung des Menſchen, von dem Glücke des Lebens, von ſeinen Hoffnungen und Anſichten gebildet hat; einem Geiſte, der ſich mit Ernſt beſtrebt, tiefer ins Innere der Menſchheit zu ſchauen, als der gemeine Blick zu dringen vermag; einem Herzen, das mit Wärme und Innigkeit das wahre Schöne und Gute umfaßt; einer Beredſamkeit, die, aus Liebe und Ueberzeugung ſtammend, und von einer nicht gewöhnlichen Gemüths-Kraft unterſtützt, anſprechend zu nennen iſt, ſo wie eine Phantaſie, die, wenn auch nicht vorzugsweiſe ſchöpferiſch, doch angenehm ſchmückend und verſchönernd ſich zeigt.“ — Aber auch darin müſſen wir dem Recenſenten Recht geben, daß Hr. Gubitz mehr Talent für die Erzählung als für das Drama beſitzt. Zwar iſt ſein kleines Luſtſpiel, die ſelige Frau, mit Recht überall gern geſehen worden, und auch der Beruf iſt ſehr angenehm und witzig unterhaltend; hingegen müſſen wir aufrichtig bekennen, daß ſein größeres dramatiſches Werk, die Prinzeſſin — obgleich ein Wettſtück — uns ganz verfehlt geſchienen. Ein Glück für Herrn Gubitz, daß der Glücks-Pilz ſeines Nebenbuhlers, Friedrich, eine ſo höchſt alberne Farce iſt. —

Ueber Luthers Entſcheidung, dramatiſches Gedicht von Schorch, haben wir ſchon in einem der erſten Blätter geſprochen, und kommen blos darauf zurück, um eine uns merkwürdig ſcheinende Aeußerung der Jenaiſchen Literaturzeitung auszuheben: „Was iſt denn nun das für ein wunderliches Gerede: Der Luther gehöre nicht auf die Bühne? ſteht denn die Poeſie im Gegenſatz mit dem Heiligen und Ehrwürdigen? Luther iſt ein Held der Menſchheit, ſeine That ein Weltereigniß. Warum ſollte der gewaltige Geiſt von den Bretern verbannt ſeyn, die die Welt bedeuten? Oder ſind Luther und das Heilige idealiſche Begriffe? Das möchte der demüthige Mann, der ſich einen armen ſtinkenden Madenſack hieß, der nicht werth ſey, daß man ſich nach ſeinem Namen nenne, das möchte Luther wohl ſelbſt verneinen. Er war ein Kämpfer des Heiligen, aber doch immer ein Menſch, menſchlichem Irrthum und Gebrechen unterworfen. Wer ſind aber die, die den Luther von der Bühne verweiſen? Iſts das Volk? wir zweifeln. Fragt doch beim gemeinen Manne nach, der hier, ſo wie auch ſonſt, einen richtigern Tact hat, als die Schriftgelehrten oder die Halbgebildeten, die zwiſchen Himmel und Erde ſchweben; fragt ihn, ob er an einer würdigen Darſtellung ſeines Glaubenshelden Anſtoß nehme? — Nur ein krankhaft überſpannter Sinn, mit dem Heiligen kokettirend, oder wenigſtens nur mit halbem Ernſt ihm anhängend, wird ſich durch eine Darſtellung von Gegenſtänden der Art verletzt — fühlen, ſo wie auch nur eine kränkliche oder verdorbene Seele an den derben Natürlichkeiten eines Shakeſpear ſich ärgern wird.“ — Was die letztere Behauptung anlangt, ſo iſt ſie falſch, und es gilt, in Hinſicht der Natürlichkeiten auf der Bühne, blos das alte lateiniſche Sprüchlein: wenn zwei daſſelbe thun, ſo iſts nicht einerlei. Wenn z. B. Kotzebue ſich nur ein Wort entſchlüpfen läßt, welches einer zweideutigen Auslegung fähig iſt, ſo wird er alſobald ſanftwürdig geſteinigt; wenn aber in Schillers Kabale und Liebe der Präſident geradezu fragt: ob ſein Sohn ſeine Hure auch jedesmal richtig bezahlt habe? ſo gilt Schiller darum nicht minder für einen keuſchen Dichter. Wenn Kotzebue in ſeinem Rehbock die ſchuldloſeſten Situationen ſo darſtellt, daß — nicht der Zuſchauer — ſondern allein der dumme Pachter Grauſchimmel auf der Bühne ſie anſtößig finden kann, ſo ſchreien die zarten Gemüther; wenn aber Göthe in ſeinen Mitſchuldigen durch wirklich ſündhafte Situationen Lachen erregt, ſo macht ihm das Niemand zum Vorwurf; und doch iſt der Rehbock, gegen die Mitſchuldigen gehalten, eines der keuſcheſten Luſtſpiele. Das Urtheil der Zeitgenoſſen iſt nie rein. Die nach uns kommen, werden das wieder ausgleichen. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 13. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Ein höchſt wichtiger Gegenſtand für die ganze Menſchheit.

(Beſchluß.)

3. **Leidenſchaftliche Verirrungen ſonſt ehrenwerther Männer.** Nach dem eigenen Wunſche des Hofraths Horn trat der Medicinalrath Kohlrauſch in die Charité, und wirkte ſogleich zur Abſtellung mancher Mißbräuche, beſonders des ſchlechten, naſſen, ſchimmlichen Brodes, bei welcher Gelegenheit ein Unterſchleif von 25 Procent Mehl entdeckt wurde. Horn blieb ſo lange ſein Freund, bis Kohlrauſch zum vortragenden Rath in der Medicinal-Section des Miniſteriums ernannt wurde. Da ſchrieb ihm Horn, dieſe Ernennung compromittire ſein Anſehn im Hauſe, wo Kabale und Partheiſucht ſich eingeſchlichen; Kohlrauſch habe dadurch Horns Ehre, Glück und Frieden mit Füßen getreten, ſey der Urheber ſeiner Schmach u. ſ. w., er könne daher nicht länger vereint mit Kohlrauſch in der Anſtalt bleiben, und erſuche ihn, freiwillig auszutreten, und ſich mit der neu erhaltenen Ehre zu begnügen, die er nicht ſeinen Verdienſten, ſondern der Gunſt eines vornehmen Gönners verdanke.

Der Fall, daß ein Mann ſeinen Abſchied nimmt, wenn er ſich durch die Beförderung eines andern gekrankt glaubt iſt ſehr häufig, aber der Fall, daß der Beförderte von jenem ermahnt wird, ſeinen Abſchied zu nehmen, iſt uns noch nicht vorgekommen. Auch fand Kohlrauſch nicht für gut zu gehorchen. Von dieſem Augenblicke an war die Feindſchaft erklärt, und darunter litt, wie gewöhnlich, die Anſtalt, der ſie beide vorſtanden, denn die Neckereien nahmen kein Ende. Die Abtheilung der äußerlich Kranken, welche Kohlrauſch beſorgte, war ſo überfüllt, daß Fäulniß und Brand überhand nahmen; in Horns Abtheilung der innerlichen Krankheiten war noch Raum genug, allein er gab ihn nicht her. Indeſſen erbot er ſich, manche von Kohlrauſch's Patienten unter ſeine Pflege zu nehmen, und wenn Jenem blos darum zu thun geweſen wäre, das Schickſal jener Unglücklichen zu erleichtern, ſo hätte er den Vorſchlag annehmen ſollen. Allein er fand das Anſinnen beleidigend, und, um eine ſolche Beleidigung abzuwenden, mußte vielleicht ein Vater von fünf unmündigen Kindern am Brande ſterben. Zugleich ſchrieb er einen ſehr empfindlichen Brief an Horn, in welchem er ihm zu verſtehen gab, daß er von Augenkrankheiten nichts verſtehe u. ſ. w. Dieſen Brief ſchickte Horn an die Behörde, und fragte: ob es ihm möglich ſey, mit einem ſolchen Manne gemeinſchaftlich zum Beſten der Anſtalt zu wirken? — Die Behörde forderte Erklärung von Kohlrauſch und dem General-Chirurgus Murſinna. Des Erſtern Rechtfertigung würde löblicher geweſen ſeyn, wenn er nicht in derſelben dem Hofrath Horn angerathen hätte, ſich kein Fleiſch und keinen Braten vom Hauslieferanten liefern zu laſſen; ein bitterer Vorwurf, der gar nicht zur Sache gehörte. Herr Murſinna bezeugte: wenn Horn nur etwas willfährig geweſen wäre, ſo würde er Kohlrauſch's Forderungen ohne allen Zwiſt zugeſtanden, und nicht immer ſpitzige abſchlägige Antworten gegeben, nicht die Kranken abſichtlich in den Zimmern weiter haben auseinander legen laſſen (!) um nur ſagen zu können, es ſey kein Raum da. Sogar ein Zimmer vor dem Operationsſaale, welches beim Bau der Charité ausdrücklich zur Verſammlung der ſtudirenden Aerzte und Wundärzte beſtimmt worden, habe Horn ohne Noth mit kranken Weibern angefüllt, die nun zuhören mußten, wenn die Operirten ſchrien, oder auch von dieſen unſittlich begafft wurden.

(Ihr armen Kranken! es iſt ſchrecklich, wenn Männer an der Spitze einer ſolchen Anſtalt ſtehen, welche nicht die Kranken, ſondern ſich ſelbſt für die Haupt-Perſonen halten.)

Der Hofrath Horn verantwortete ſich nicht allein, ſondern brachte auch Gegenanklagen vor, die hier übergangen ſind, die aber vermuthlich auch nicht grundlos geweſen ſeyn mögen; denn wie ſehr beide, Kohlrauſch ſowohl als Horn, von Leidenſchaft ſich hinreißen laſſen, erhellt zur Genüge ſelbſt aus dieſer Rechtfertigung des erſtern. Kohlrauſch machte ſpäter einige Verſuche zur Ausſöhnung, die, nach allem was vorgegangen, doch ſchwerlich von Herzen geſchehen konnte. Ja, der Brief, den er deshalb an Horn ſchrieb, erweckt keine ganz vortheilhafte Idee von dem Schreiber; denn er verſicherte in demſelben: „er erkenne Horns Redlichkeit ſehr gut und ehre ihn im Grunde der Seele.“ Wäre dieſe Verſicherung ungeheuchelt geweſen, ſo hätte er früher unmöglich ſo wegwerfend von Horn ſprechen können. Für ungeheuchelt konnte Horn ſie unmöglich nehmen, und es war daher kein Wunder, daß er eine bittere, abweiſende Antwort ſchrieb. Kohlrauſch wiederholte den Verſuch in Gegenwart des Präſidenten v. Schewe, des Staatsraths Hufeland und mehrerer anderen angeſehener Männer. Das bewirkte denn auch eine kühle Umarmung zwiſchen beiden; aber noch am ſelbigen Tage ſchrieb Horn an Kohlrauſch: als Menſch habe er ihm zwar verziehen, doch als Staatsdiener und öffentlicher Beamter müſſe er dabei beharren, eine öffentliche, entſchiedene Genugthuung zu verlangen; es bleibe alſo alles beim Alten. (Ihr armen Kranken!)

So ſtanden die Sachen, als ſich Luiſens ſchrecklicher Tod ereignete. Es war zu erwarten, daß Kohlrauſch dieſe Gelegenheit nicht vorbeilaſſen würde, ſeinen Feind anzuklagen. Er that ſolches in einem Schreiben an den Staatsrath Langermann, nannte die Hornſche Diagnoſtik ſchrecklich, behauptete, daß die Charite immer mehr um ihren Credit komme, daß die niedern Stände den Aufenthalt in derſelben als ein Urtheil des Elendes und des Todes anſähen u. ſ. w. Eigentlich Denunciant von Luiſens Tode war nicht Er, ſondern ein Verwandter der Erſtickten. Wenn indeſſen dieſer Verwandter nicht aufgetreten wäre, ſo hätte ohne Zweifel dieſer Brief eben ſowohl eine Unterſuchung gegen Horn herbeiführen müſſen, und wenn Horn nicht als Juriſt über die Sache urtheilte, ſo konnte er allerdings Kohlrauſch als Denuncianten betrachten, zumal da deſſen Schreiben vom 2. September, die gerichtliche Angabe des Verwandten hingegen vom 6. Sept. datirt iſt.

Wenn man nach alle dem das ganze Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Männern als ein partheiloſer Menſchenkenner beurtheilt, ſo ergiebt ſich — was bei ſolchen Streitigkeiten ſich beinahe immer ergiebt — daß beide Recht und Unrecht haben. Kohlrauſch behauptet, Horn ſey der alleinige Urheber des Zwiſtes, weil er nicht verdauen können, daß Kohlrauſch vortragender Rath geworden; allein wir fragen ihn auf ſein Gewiſſen, ob Er in gleicher Lage es verdaut haben würde? ſo wie er durchgehends hier erſcheint, müſſen wir es bezweifeln. Hingegen vergaß ſich Horn gewaltig, als er ihm ſchrieb, er habe den Poſten nicht ſeinem Verdienſt, ſondern der Gunſt eines Gönners zu verdanken. Kohlrauſch vergaß ſich hinwiederum, als er dem Horn ſpitzig verrückte, er verſtehe nichts von Augenkrankheiten, laſſe ſich Braten liefern u. ſ. w. Am allermeiſten vergaß er ſich, als er ein nicht an ihn gerichtetes Billet erbrach, eine Handlung, die ſich durchaus nicht rechtfertigen, auch nicht einmal entſchuldigen läßt. — Kurz, das Ganze war und blieb ein ſkandalöſer Zwiſt, der dem Publikum zur Beluſtigung gedient haben würde, wenn nicht die Krankenanſtalt dabei zu Grunde gegangen wäre. Dieſer unſelige Zwiſt beweiſt, daß man, bei der Wahl der Männer, welchen die Leitung ſolcher Anſtalten anvertraut werden ſoll, nicht allein auf Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, ſondern vielleicht vor allen Dingen auf gewiſſe moraliſche Eigenſchaften zu ſehen hat, die, bei übrigens braven Männern, ſelten gefunden werden, vorzüglich auf die Gabe der Selbſtverleugnung. Dem Troß der Schauſpieler mag immerhin vergönnt ſeyn, dem elenden Rollenneide zu fröhnen, und lieber ein gutes Stück zu verhunzen, als ein Tüttelgen von ihren Prätenſionen aufzugeben; wenn aber bei einer, dem Heil der Menſchheit gewidmeten Anſtalt der Rollenneid eine Rolle ſpielt, wenn die Vorſteher ſolcher Inſtitute nicht fähig ſind, ſich ſelbſt zum Beſten der ihnen anvertrauten Unglücklichen zu verleugnen, ſo mangelt ihnen durchaus ein Haupterforderniß; und wenn ſie dieſen Mangel bei ſich ſelbſt entdecken, ſo müſſen ſie, als gewiſſenhafte Männer, ſogleich ihren Poſten entſagen, wenn die Befriedigung perſönlicher Eitelkeit, oder gar das Kühlen eines Müthchens, nur durch vermehrtes Menſchenelend erkauft werden kann.

4. Das Verfahren des Kammer-Gerichts. Es iſt ſchon einmal vor mehrern Jahren in der Biene bewieſen worden, daß die Urtheile des Kammergerichts bisweilen ſo ſeltſam ausfallen, daß Leute, die ſonſt wohl mit geſunder Vernunft begabt, auch nicht fremd in juriſtiſchen Kenntniſſen ſind, ſich, ohne beſondere Vorausſetzungen, unmöglich darein finden können. Jene Sache war jedoch zu geringfügig, um hier umſtändlicher daran zu erinnern; ſie konnte nur Lachen erregen, hier iſt von Thränen die Rede. Nach dem Urtheil der ſachverſtändigſten Männer, (worunter wir nur den damaligen Chef der allgemeinen Policey, Staatsrath Sack, nennen wollen) handelte das Kammergericht nicht mit ſeiner gewohnten Unbefangenheit. Es richtete die vorläufige Unterſuchung beſonders auf Horns unerlaubten Eigennutz, berührte Luiſens Tod nur leicht, ließ auf die ganze barbariſche Behandlung der Wahnſinnigen ſich gar nicht ein, eben ſo wenig als auf die Frage: ob nicht Horn, durch Schlaffheit der Aufſicht über Aufwärter und Kranke, Unglücksfälle aller Art veranlaſſe; ſondern erklärte: daß zu einer peinlichen oder fiscaliſchen Unterſuchung kein Grund vorhanden ſey. Mit dieſer Erklärung war aber der Staatsrath Sack gar nicht zufrieden, ſondern hielt

ſich verpflichtet, beſonders um der großen Senſation willen, die Luiſens ſchrecklicher Tod im Publico gemacht hatte, nochmals auf förmlicher Unterſuchung zu beſtehn; wobei er als erwieſen annahm, daß Luiſe im Sack erſtickt ſey. Das Kammergericht wurde folglich angewieſen, die Unterſuchung vorzunehmen; beſchränkte dieſelbe jedoch blos auf den einzelnen Fall, nicht auf die Frage ſie ausdehnend: ob Horn überhaupt fähig, oder ob es überhaupt möglich ſey, einem ſo großen Geſchäftskreiſe vorzuſtehen? da doch Hufeland ſchon früher erklärt hatte, es ſey unmöglich, wenn man nicht die Irrenanſtalt von der Charité trenne. Es wurden ferner Gegenbeſchuldigungen gegen Kohlrauſch eingemengt, die gar nicht zur Sache gehörten; er wurde, dem offenbaren Inhalt der Acten zuwider, als Urheber der Anſchuldigungen gegen Horn betrachtet; es wurden blos ſolche Zeugen abgehört, die, nach ihren Verhältniſſen, für Horn zeugen mußten; es wurde, dem amtlichen Zeugniß des Phyſikus von Könen zuwider, ein Gutachten von Reil als vollgültig erkannt, in welchem dieſer geiſtreiche aber leidenſchaftliche Mann ſeinen eignen, ſonſt öffentlich gelehrten, Grundſätzen widerſprach; es wurden neue Ausſagen über Luiſens Tod als unerheblich bei Seite gelegt u. ſ. w. Kurz, Horn wurde nicht allein freigeſprochen, ſondern auch Kohlrauſch betreffend hinzugefügt: es entſtehe dringender Verdacht, daß er, nicht ohne Abſicht, Vorſatz und beſſeres Wiſſen, Thatſachen entſtellt und unrichtig vorgetragen, jedoch deſſen nicht für überführt zu achten ſey. Und durch dieſe ſchwere Injurie beſchimpfte man ihn öffentlich, ohne ihn zu hören, oder nur einmal zu fragen, welche Beweiſe er etwa noch zu Begründung ſeiner Anſchuldigung beibringen könne? ja, nachdem der factiſche Inhalt ſeiner Angaben ſich als durchaus wahr erwieſen hatte.

Mit Recht wird jeder Leſer, der jenen Fall aus der Biene nicht kennt, über ein ſolches Erkenntniß erſtaunen. Der Oberappellationsrath Schmid beweiſt deſſen dreifache Nichtigkeit aus der Unvollſtändigkeit der Unterſuchung, aus der Falſchheit der Beweismittel, und endlich in beſonderer Beziehung auf Kohlrauſch, dem freilich nicht verargt werden konnte, daß er ſeine Sache vor das Publikum brachte, nachdem er alle Mittel und Wege erſchöpft hatte, um ſeine gekränkte Ehre zu retten. Er wandte ſich zuerſt an den Miniſter von Schuckmann, der ihn zurückwieß; dann an den Herrn Staats-Canzler, der die Sache an den Juſtizminiſter verwieß. Dieſer befahl dem Kammergerichte damals, über die Frage zu entſcheiden: ob die Unterſuchung zu reaſſumiren ſey? er hielt alſo damals (1813) eine ſolche Reaſſumtion für ſehr möglich; hingegen erklärte er 1816, die Freiſprechung Horns ſey rechtskräftig, und es könne von einer Reaſſumtion gar nicht die Rede ſeyn.

Die vorliegende Schrift (die, zur Ehre der Preußiſchen Regierung ſey es geſagt, in Berlin nicht verboten worden) beſchuldigt außerdem den Hrn. Juſtizminiſter noch mancher Mängel in ſeinem Verfahren, und ſucht ſolche juriſtiſch zu erweiſen. Wir folgen ihr aber nicht weiter in dieſes Labyrinth menſchlicher Schwachheiten, in welchem vor allen Dingen jeder Pfad auf die Ueberzeugung führt, daß eine Reform der Charité höchſt nothwendig, und ein menſchenfreundlicher Director dieſer Anſtalt höchſt wünſchenswerth ſey.

Frau von Krüdener, ein Pendant zum Kometen von 1811.

Der Prediger Burdach ſtellt dieſe Dame, in einer unten benannten kleinen Schrift, als Schwanzgeſtirn am neueſten Kirchenhimmel dar. *) Er verſucht die Quellen, aus denen ſie ſchöpfte, näher zu beleuchten, ihr Wirken zu beobachten, und endlich über ihre Plane und Zwecke einige Winke und Fingerzeige zu geben. Es iſt wohl deſto verdienſtlicher, ſolche Nebelgeſtalten von allen Seiten zu beleuchten, da Manche wie z. B. der Verfaſſer der Krüdnerſchen Biographie in den Zeitgenoſſen, ſie mit einem glänzenden Schleier der chriſtlichen Nachſicht zu bedecken ſuchen. Als ob wir der verwirrenden Störungen in Kirche und Staat nicht genug haben könnten! Unſer Verf. ſetzt im erſten Abſchnitt den Urſprung und die Quellen der Krüdnerſchen Sektirerei gut auseinander. Er zeigt den gewöhnlichen Weltlauf des Ueberganges von dem Extrem des räſonirenden Unglaubens, (den Rom zu verantworten hat,) zu dem Extrem des ſchwärmenden Aberglaubens, zu welchem letztern die Frau von Krüdner, ihrer frühern Geſchichte und Individualität nach, ein Einflußreiches Werkzeug geworden iſt. Ihren wohlwollenden Geſinnungen gegen die Menſchheit liegt eine arge Selbſttäuſchung zum Grunde, die ſich immer da befindet, wo Jemand auf äußerliche Bußübungen einen zu großen Werth legt, und jede freiere Anſicht als Gottloſigkeit verdammt. Ihre Begleiter und Apoſtel, (ein Empeytas, Kellner und Lachenal,) ſind wohl eigentlich die Betrüger des Volks und lenken die arme Prophetin, ihrer unbewußt, die mit einem eiteln ſchwärmeriſchen Gemüthe und überreizten Nerven, ihrer anlockenden Huldigung unmöglich widerſtehen kann. Wie kann nun ein pietiſtiſches Floskelweſen, ohne innern Gehalt das reine Chriſtenthum ausmachen? — Sieht man auf die Art ihres Wirkens und die Beförderungsmittel, die der Verf. im zweiten Abſchnitte vornimmt, ſo ſucht ſie das Volk von ihrer eignen Religioſität und Menſchenliebe auf Koſten derer zu überzeugen, die ihren Meinungen nicht huldigen wollen. Iſt das auch reines Chriſtenthum und allgemeine Liebe, die Obrigkeiten „miſerable Stellvertreter Gottes“ zu nennen, und ihre Geſetze — „eitles menſchliches Machwerk, nicht werth, daß man ihnen gehorche?“ u. ſ. w.? Und gegen wen führt man ſolche Sprache? Gegen die einer richtigen Unterſcheidung unfähige, alle Wohlhabenden beneidende Menge. Warum Fleiß und Arbeitſamkeit in den Augen der Dürftigen und Bettler herabſetzen? Unſer gegenwärtiger kirchlicher und bürgerlicher Zuſtand, unſere Ordnung der Dinge erſcheint der guten Sonnenfrau, (ſo nennen ſie ihre Anhänger zuweilen,) auf ihrer Kometenbahn, als der Holofernes unſerer Zeit. Und nach einem Briefe des Herrn Kellner, der unſerm Verf. mitgetheilt worden iſt, fühlt ſich Fr. v. K. „als eine zweite Judith dazu berufen, dieſem Holofernes den Kopf abzuſchlagen.“ (Man denke!) Wenn daher (nach dem 3 Abſchn.) Plan und Zweck auf nichts geringers geht, als unſere Staats- und Kirchenformen fallen zu machen; wenn ein finſterer Geiſt ſich in das Gewand eines Engels oder Botſchafters des Lichts kleidet, um die edelſten Kräfte des Geiſtes in neue Feſſeln zu ſchlagen; ſo iſt es Zeit, daß jeder Helldenkende ſich dem Unweſen widerſetze. Dieſer nämliche Geiſt, der die Menge gegen die Reichen und Gewaltigen erbittert, macht den Fürſten und ihren Räthen wiederum die Denkenden verdächtig, und eine gewiſſe Allianz mit dem Papismus als Gängelband annehmlich; er möchte Regierende und Gehorchende von neuem zu ſeinen Drathpuppen machen. (Thuts auch ſchon zum Theil.) Der heimliche Mentor der Fr. v. K., Herr Kellner, iſt nach Hrn. Burdachs Meinung ein verkappter Jeſuit, der zum Scheine ihre Plane befolgt, im Grunde aber ſie ganz in ſeinen eignen Banden hält. Denn ein Mann ſeines Verſtandes, ſeiner Umgangs- und Weltklugheit kann durchaus kein Betrogener ſeyn. — Doch wir haben über dieſes merkwürdige Phänomen weniger urtheilen als referiren wollen, damit jeder ſelbſt wähle, ob er es mit Hrn. Burdach oder mit dem Biograph in den Zeitgenoſſen halten wolle. Wir ſetzen noch das nicht übel gewählte Motto der Burdachſchen Schrift aus der Ep. an die Coloſſer 2, 18. her. „Laſſet euch niemand das Ziel verändern, der nach eigner Wahl einher gehet, in Demuth und Andacht der Engel, daß er nie keines geſehen hat, und iſt ohne Sache aufgeblaſen in ſeinem fleiſchlichen Sinn.“

Arzenei-Kunde.

Die Jenaiſche Literatur-Zeitung meint; der Magnetismus werde das Menſchengeſchlecht um eine Stufe weiter fördern. (Auch höher?) Das Hellſehen im kranken Zuſtande werde vielleicht denen geſunden Hellſehern den Weg bahnen, ſo wie die entdeckte Kraft des Willens der Cultur dieſer Kraft, die bis jetzt nur als rohes Natur-Product vorgekommen ſey. (Wie es zugehen ſoll, daß das Product eines kranken Zuſtandes nach und nach das Product eines geſunden Zuſtandes werde, begreifen wir freilich nicht. Es kommt uns vor als könnte man mit eben dem Rechte ſagen: Der Veilchen-Geruch des Urins in der Honigruhr werde vielleicht den Weg dazu bahnen, daß nach und nach aller menſchliche Urin wie Veilchen riechen werde.)

Jeder kräftige, zur Zeugung fähige Mann (heißt es weiter) habe auch Willens-Kraft, Schöpfer-Kraft, Leben gebende Kraft, und könne magnetiſiren ſobald er wolle. (Alſo wäre die Zeugungs-Kraft doch mit im Spiele? und dann bleibt es immer ein gefährliches Spiel.)

Die, welche die Mannheit verloren haben, werden hier Weib-Männer genannt — (ein ſeltſamer, ſehr unpaſſender Ausdruck) — Sie ſollen leicht zu magnetiſiren ſeyn, können es aber ſelbſt nicht, ſo wenig als willenloſe Kinder und Greiſe. (Hat man die Verſuche ſchon gemacht?)

Auch Stubengelehrte, die ſich verſeſſen und mannigfaltig geſchwächt haben, ſollen nicht dazu geeignet ſeyn. (Nun, wir werden ja bald gar keine Stubengelehrten mehr haben, und in jedem Turner erwächſt uns ein kräftiger Magnetiſeur.)

„Hätte Mesmer keine überwiegende Mannheit gehabt, er wäre nicht einmal auf den Gedanken gekommen zu wollen.“ (Wir mögen die Gedanken nicht erwecken, die mancher Ehemann,

---

*) Der ganze Titel lautet: „Frau von Krüdener und der Geiſt der Zeit. Zur Beherzigung für Gläubige und Ungläubige, dargeſtellt von Hrn. Burdach, D. der Phil. und Prediger. Leipzig bei Hartmann 1818.“

deſſen Frau magnetiſirt wird, bei Leſung dieſer Sätze haben könnte. Allerdings erklärt ſich ſo am beſten die große Anhänglichkeit der Damen an ihre Magnetiſeurs. Es iſt, wenn jene Sätze wahr ſind, nunmehr ausgemacht, daß ein Frauenzimmer, welches zum Magnetismus ſeine Zuflucht nimmt, im Grunde blos fremde Zeugungskraft zu Hülfe ruft, und wenn dieſe gleich nicht auf die gewöhnliche grobe Weiſe wirkt, ſo muß ſie doch durchaus in den Körper der Kranken überſtrömen, und das geſchehe auf welche Weiſe es wolle, ſo haben doch nicht alle Männer oder Väter ihre Freude daran.)

Ein gediegenes Werk hat der Doctor Kreyſig geliefert: die Krankheiten des Herzens, ſyſtematiſch bearbeitet und durch eigne Beobachtungen erläutert. Ein wohl kundiger Recenſent ſagt von demſelben: es werde den Namen, und den unvergänglichen Ruhm des Verfaſſers ſo lange aufrecht erhalten, als die Erzeugniſſe des Genie's ein Gegenſtand der Verehrung der dankbaren Mit- und Nachwelt bleiben würden. — Von den moraliſchen Herzens-Krankheiten, und beſonders von der jetzigen Herz-Epidemie, Partheiwuth genannt, kommt freilich nichts darin vor, und wir fürchten, wenn auch ein zweiter Kreyſig dafür aufträte, die ſchwerſten Patienten würden nicht einmal curirt ſeyn wollen. —

Wir warnen vor den Milch- und Molken-Kuren des Herrn Doctor Dähne. Zwar hat er in ſeinem Büchlein ſo ziemlich alles zuſammengetragen, was über dieſen Gegenſtand zu wiſſen nöthig iſt, aber theils ſo geſchwätzig und ins Kleinliche gehend, daß es fade und lächerlich wird; theils hat der Verfaſſer ſeinen Kranken, außer Milch und Molken, immer auch andere Mittel nebenher verordnet, ſo daß es ſehr ungewiß bleibt, wovon ſie geſund geworden. Wenn z. B. im Hiſterie-Krampf Milch mit Egerwaſſer gebraucht wurde, ſo ſcheint das letztere allein ſchon hinreichend, die heilſame Wirkung zu erklären. —

In Reils Werke über die Erkenntniß und Kur der Fieber wird die große Wohlthat, die dem Menſchengeſchlecht durch Entdeckung der Kuhpocken-Impfung verliehen worden, ſehr lebhaft dargeſtellt. Es giebt, heißt es, auf dem Erdboden keine ſo mörderiſche Seuche als die Pocken. Nach einem mäßigen Durchſchnitt verlohr Deutſchland allein jährlich 7000, und Europa 400000 Menſchen an den Pocken.. So viele andere blieben entſtellt und verſtümmelt, oder wurden durch Nachkrankheiten früh oder ſpät weggerafft. Die Pocken zerriſſen das zarteſte Band der Herzen; ſie waren die herrſchende Geißel des Menſchengeſchlechts, und doch thaten die Regierungen nichts dagegen! Millionen Schlachtopfer fielen, und man ſah ruhig zu, minder ſchonend als die Diener des Moloch, die wenigſtens durch Trommeln und Pfeifen das Gefühl der beim Opfer Gegenwärtigen zu betäuben ſuchten. Endlich erſchien Jenner, und bald wird die Pocken-Peſt ganz verſchwunden ſeyn. Aber, meint Reil, nun entſtehe die Frage: wie alle die, auf ſolche Weiſe Erhaltenen künftig zu ernähren ſeyn möchten. Ohnehin überſteige die Zahl der Gebohrnen jetzt ſchon bei weitem die der Geſtorbenen, folglich würde die Natur das zu viel durch Laſter, Elend und Krankheiten vor der Reife wieder aufreiben müſſen. (So lange es noch kein Land ohne große unangebaute Strecken giebt, ſo lange iſt Mangel an Unterhalt für diejenigen, die arbeiten wollen, wohl nicht zu fürchten)

Reil iſt geneigt, die Kuhpocken für modificirte Menſchenblattern zu halten, deren Gift dadurch gutartiger geworden, daß es durch den Körper eines grasfreſſenden Thieres gegangen. Wenigſtens gehörten beide Gattungen von Pocken zu Einer Familie, und darin liege der Grund, daß Eine gegen die andere ſchütze. — Den Jägern und Jagdliebhabern melden wir, daß ſie durch die Kuhpocken-Impfung nicht blos ihre Kinder gegen die Menſchenblattern, ſondern auch ihre Hunde gegen die abſcheuliche Hundekrankheit ſichern können, die oft ſo große Verwüſtungen unter unſern vierbeinigen Freunden anrichtet. —

In Merkel's Archiv für die Phyſiologie handelt Naſſe vom Athmungs-Bedürfniß des Körpers zum Behuf der Geiſtesthätigkeit und beweißt, daß dieſe keinesweges, ſo wie die aufregenden Gemüthsbewegungen, Vermehrung, ſondern im Gegentheil Verminderung des Athmens erfordere und verurſache. Die Erfahrung lehrt, daß man bei Kopfarbeiten ſparſamer und ſchwächer athmet, ja, bei angeſtrengtem Denken ſelbſt auf kurze Zeit das Athmen abſichtlich ausſetzt. Es ſcheint alſo, daß zum Behuf der Geiſtesverrichtungen, das Bedürfniß Athem zu holen nur gering ſeyn möge.

Daſſelbe Archiv liefert die Ueberſetzung einer Abhandlung von Knox aus dem Edinburger Journal, über die Beziehung zwiſchen den Tageszeiten und verſchiedenen Functionen des menſchlichen Körpers. Des Verfaſſers Verſuchen zufolge, iſt der Puls des Morgens am ſchnellſten, und nimmt immer gegen Abend an Schnelligkeit ab, ſo daß er wohl von 72 auf 58 Schläge fällt. Gegen 3

Uhr Morgens ſoll der Puls anfangen ſchneller zu werden, man möge geſchlafen haben oder nicht. Aehnliche ſolche Perioden ſollen im ganzen Organismus herrſchen, und namentlich ſogar in der geiſtigen Thätigkeit. (?)

Klein hat eine Geſchichte vom ſogenannten **Verſehen** beigetragen, die, je nachdem man darüber denkt, Alles und nichts beweiſt. Eine im achten Monat ſchwangere Frau erſchrack über das zerprügelte, blauaufgeſchwollene Geſicht ihres Mannes, und gebahr nun ein Kind mit einem fürchterlichen Muttermaal an derſelben Stelle des Geſichts. —

Die Leipziger Literatur-Zeitung tadelt den Vorſchlag in **Franck's Syſtem einer vollſtändigen medicinischen Polizei**, die Landpfarrer als Landärzte zu benutzen, und meint, ſie blieben doch immer nur Halbwiſſer. Vom Halbwiſſen aber geſtehe der Verfaſſer ſelbſt, daß es eine Quelle größern Unglücks ſey, als ſich ſelbſt überlaſſene Krankheiten auf dem Lande je zu ſtiften im Stande ſind. Auch die Prieſter-Aerzte der Vorzeit, auf welche **Franck** ſich berufe, wären nur Halbwiſſer geweſen, da die Arzneikunſt jetzt unendlich mehr ſey als vormals. (Aber ſind denn unſere gewöhnlichen Landärzte in der Regel mehr als Halbwiſſer?) —

Zum Schluß dieſes Artikels machen wir noch dem Publikum bekannt, daß trotz der kräftigen Mahnung, welche **Hufeland** an die Brunnen-Direction zu **Selterſen** hat ergehen laſſen (und welche auch in dieſen Blättern wiederholt wurde) dennoch die Brunnen-Knechte daſelbſt fortfahren, aus **Einem** Korckſtöpſel **zwei** zu machen, mit ſolchen elenden Kork-**Stückchen** die Flaſchen zu verſchließen, und auf dieſe Weiſe dem herrlichen Waſſer einen großen Theil ſeiner Kraft zu rauben. Dieſe kleinliche, ſchmutzige Erſparniß iſt unverantwortlich, und kann den Behörden unmöglich bekannt ſeyn. Man ſollte jedem Brunnenknechte täglich nur **ſchaales** Bier zu trinken geben, bis er ſich entſchlöſſe, die Korcken nicht mehr entzwei zu ſchneiden.

Militair.

Aus den, im vorigen Jahre erſchienenen, **Memoiren über den Krieg in Spanien** von dem Garde-Officier de Naylès, heben wir folgende Bemerkungen über die berühmten und berüchtigten **Guerilla's** aus: Es war faſt unmöglich ſie zu einem ernſtlichen Gefecht zu bringen, ja es war ſchon ſchwer, ſie auch nur aufzufinden. Von jeder Bewegung unſerer Truppen wurden ſie durch die Landbewohner unterrichtet, und wußten immer vorher, wann wir ſie angreifen wollten. Dann zerſtreueten ſie ſich und ſammelten ſich wieder an beſtimmten Orten. Oft kamen ſie 14 und mehrere Meilen von dem Orte wieder zum Vorſchein, wo man zuletzt Nachricht von ihnen gehabt hatte. Nie wagten ſie einen Angriff, ohne große Ueberlegenheit von ihrer Seite. Das herumſchweifende Leben und die Ausſicht auf große Beute lockte immer mehrere herbei, und ihre Anzahl wuchs täglich. Ihr äußeres Anſehn war höchſt ſeltſam. Sie trugen an Kleidungsſtücken was ſie erbeutet hatten. Man ſah nicht ſelten eine franzöſiſche Marſchalls-Uniform und dabei den großen, ſpaniſchen runden Hut, oder einen Kerl in Lumpen gekleidet auf einem prächtig aufgezäumten Engländer. Wenn es keine Franzoſen zu plündern gab, ſo wurden gelegentlich auch die Freunde nicht verſchont, und in vielen Gegenden Spaniens fürchteten die Einwohner eben ſo ſehr die **Guerilla's** als den Feind. Deſerteurs von allen im Kriege begriffenen Nationen, die Franzoſen nicht ausgenommen, ſchloſſen ſich an ſie an. Wenn ein ſolcher Deſerteur genug erbeutet zu haben glaubte, ſo machte er ſich wieder davon. Man hat Beiſpiele, daß Franzoſen, nachdem ſie mehrere Jahre unter den **Guerilla's** gedient hatten, mit bedeutendem Vermögen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten und nachher wieder in der franzöſiſchen Armee dienten. — Der Krieg mit den **Guerilla's** wurde gegenſeitig mit großer Grauſamkeit geführt. In der Regel tödteten ſie jeden Franzoſen, der ihnen in die Hände fiel; die Franzoſen hingegen gaben keinem Gefangenen Pardon, wenn er nicht in völliger Uniform war, und ſich dadurch, als zu den regulairen Truppen gehörig, legitimirte." — Als der Verfaſſer 1811 Spanien verließ, hatte der Transport, mit dem er abging, eine Escorte von 500 Infanteriſten und 50 Officiers zu Pferde. Dennoch gelang es den **Guerilla's**, ſich mehrerer Wagen zu bemächtigen und auch Gefangene zu machen.

Von **Joſeph Buonaparte** ſagt Herr de Naylès: Dieſer König, ſtatt ſich an die Spitze der Armee zu ſtellen, verlebte ſeine Zeit in Madrid unter Maitreſſen, an der Tafel ſchwelgend oder im Theater ſich erluſtigend. Um aber doch auch bisweilen den König zu ſpielen, verfügte er Avancements bei ſeinen Truppen, die nur auf dem Papiere vorhanden waren, oder vergab Bißthümer, die er gar nicht beſaß. Die Schwäche ſeiner Regierung war ſo groß, daß die Guerilla's auf den Spaziergängen bei Madrid franzöſiſche Officiers aufhoben, und er ſelbſt lief mehrmals Gefahr ein gleiches Schickſal zu erfahren.

Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden

hat Göthe das dritte Heft herausgegeben, deſſen größeres Drittheil eine Abhandlung über Lenardo da Vinci's Abendmal einnimmt, folglich ganz eigentlich nur für Kunſtfreunde und Kunſtkenner geſchrieben iſt. Doch enthält es auch Herbſttage im Rheingau verlebt, die oft ſehr gemüthlich anſprechen. Gern begleiten wir den Verfaſſer in das zerſtörte Nonnenkloſter (Eibingen), welches jezt zu Montur-Kammern benuzt wird, wo im Chor Sättel, Gerath, in Sälen und Zimmern Torniſter liegen u. ſ. w., während die Wappen der ehemals hier beherbergten und ernährten Damen noch ſtolz herabſchauen; oder zu der alten großen Pappel, die am Hochzeitfeſte des vorlezten Greifenklau gepflanzt wurde; oder zu dem Gottesdienſte, wo gepuzte und bekränzte Kinder Blumen ſtreuten, aber ſie gleich wieder einſammelten, weil ſie zu verſchwenderiſch damit umgiengen, und doch für den feierlichſten Augenblick noch welche übrig behalten wollten; oder in die Kapelle des heiligen Rabanus, die jezt ein Winzerhaus iſt, wo aber die Erde, von der Stelle, wo der Altar geſtanden, Ratten und Mäuſe vertreiben ſoll; oder zu der Poſtmeiſterin in Ingelheim, Frau Glöckle, die beſonders von Engländern häufig beſucht wird. Es war uns neu, daß die Güte des Weines nicht blos von der Lage, ſondern auch von der ſpätern Leſe abhängt, und der Johannisberger wohl nur darum ſo vorzüglich iſt, weil man, im eingeſchloſſenen Bezirk, die Weinleſe ungehindert verſpäten kann.

Auch kleine Aufſätze liefert Göthe, unter dem Titel: Aus verſchiedenen Fächern Bemerkenswerthes. Hier warnt er unter andern (wie Ruckſtuhl in der Nemeſis) „vor dem unerſezlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, ſelbſt mit redlicher Ueberzeugung und aus beſter Abſicht eine falſche Richtung giebt, wie es jezt bei uns mit der Sprache geſchehen will.“ Dann meint er: „einer freiern Weltanſicht, die der Deutſche ſich zu verkümmern auf dem Wege ſey, werde es ſehr zu ſtatten kommen, wenn ein junger geiſtreicher Gelehrter das wahrhaft poetiſche Verdienſt zu würdigen unternähme, welches deutſche Dichter in der lateiniſchen Sprache ſeit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben.“

„So würde auch jezt ein kurzgefaßter Aufſaz willkommen ſeyn, der uns vor Augen ſtellte, wie ſeit 40 Jahren geiſt- und klangreiche Menſchen ſowohl franzöſiſchen als italieniſchen Opern deutſche Texte untergelegt und ſich dadurch um Sprache und Muſik großes, unbeachtetes Verdienſt erworben.“ —

„Der Deutſche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, ſobald er das ſchädliche Beſtreben aufgiebt, die Niebelungen der Ilias gleichzuſtellen.“ —

Folgender Saz enthält eine große, noch von niemanden beachtete Wahrheit: „Leider bedenkt man nicht, daß man in ſeiner Mutterſprache oft eben ſo dichtet als wenn es eine fremde wäre. — Dieſes iſt aber alſo zu verſtehen: wenn eine gewiſſe Epoche hindurch in einer Sprache viel geſchrieben, und in derſelben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menſchlicher Gefühle und Schickſale durchgearbeitet worden, ſo iſt der Zeitgehalt erſchöpft, und die Sprache zugleich, ſo daß nun jedes mäßige Talent ſich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phraſen mit Bequemlichkeit bedienen kann.“

Aus dem Abſchnitt: Bildende Kunſt wollen wie nur noch Eine Stelle ausheben: „Auf den heiligen Joſeph überhaupt haben es die Künſtler abgeſehen. Die Byzantiner, denen man es nicht nachſagen kann, daß ſie überflüſſigen Humor anbrächten, ſtellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrüßlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere ſchauen hinein, verwundert, ſtatt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmliſch-anmuthiges Geſchöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling, die Mutter ſizt ſtill dabei; St. Joſeph aber ſizt abgewendet, und kehrt unmuthig den Kopf nach der ſonderbaren Scene.“ —

Einen Unterricht in der Gerberei, (pag. 35) ſollte man hier bei Kunſt und Alterthum kaum ſuchen.

Eſchenmayer's Pſychologie

iſt ein reichhaltiges, originelles Werk, aus welchem unſer Blatt blos Andeutungen zu geben im Stande iſt. — Die Seele nennt der Verfaſſer „die alleinige Urkraft, von der unſer ganzes geiſtiges Daſeyn ausgeht.“ (Dieſe Definition hat das mit vielen andern gemein, daß ſie nichts er-

Kärt.) Durch den Leib, der ein ganz entgegengeſetztes Princip enthalte, ſey die Seele gebunden, und aus beiden zuſammen entſtehe als mittleres Product (?) das Leben. (Wie aber zwei entgegen geſetzte Principe zuſammen kommen? und wie ſie zuſammen halten? davon ſteht hier nichts.)

Außer unſern gewöhnlichen fünf Sinnen ſcheint der Verfaſſer auch einen Wärme-Sinn, einen Zeugungsſinn und einen Hautſinn anzunehmen, ja er behauptet ſogar, daß unter ſeltenen Bedingungen ſich eigne Sinne ausbilden. Dahin rechnet er die ſogenannten Waſſerſchnecken, die Wünſchelruthe, den thieriſchen Magnetismus. Natürlich nimmt er auch das Wahrſagungsvermögen in Schutz. Ein höherer Geiſt, meint er, laſſe uns in den Spiegel der Zukunft blicken. — Von den Ahnungen bei dem Tode geliebter Perſonen heißt es: „Sollte es zu gewagt ſeyn, zu ſagen, daß eine der irrdiſchen Hülle entbundene Seele noch einen Augenblick auf der Erde weilen und ſich ihren Lieben, gleichſam von ihnen Abſchied nehmend, durch Ahnungen, nur dem innern Auge der Phantaſie ſichtbar, mittheilen könne?“ (Ein recht angenehmer Glaube, aber dem Auge der Phantaſie iſt wenig zu trauen) — „Wenn wir hier ausgelernt haben“ heißt es ferner, „ſo fängt eine höhere Elementarſchule an, und davon unterrichtet uns die Myſtik, die uns im Schauen der Seele aufgeht.“ (Wer verſteht das? wir wetten, das hat der Profeſſor ſelbſt nicht verſtanden. Aber die Myſtik lehrt die Kunſt zu glauben, daß man verſtehe.)

„Das Gewiſſen“ ſagt der Verfaſſer, „löſt die Zweifel in einem Nu, welche Verſtand und Klugheit mit erſinnlicher Mühe zuſammen geklaubt haben. Die Stelle gebührt ihm daher über Vernunft und Wille innerhalb des religiöſen Verhältniſſes.“ (Wir meinen aber, es gebe kein Gewiſſen ohne Theilnahme der Vernunft; es ſey eigentlich nichts weiter als eine ſchnelle Rechtserkenntniß, die durch öfteres Ueben zum Gefühl geworden iſt.)

Ganz neu iſt die Hypotheſe von einem organiſchen Aether, der das Band zwiſchen Geiſt und Leib bilden ſoll. „Und wäre denn die Annahme zu gewagt, daß ein inneres, organiſches, ſelbſtzeugendes Licht das Gehirn durchleuchte, und, wie die phyſiſche Sonne ihre Strahlen ſammelt und wieder verſendet, als Lebensſonne das gleiche thue? — Hier iſt der Ort, wo zwei Welten ineinander ſcheinen, und aus den Strahlen beider bildet ſich eine dritte, und dieß iſt die Lebensſonne, die Gehirn und Nerven durchleuchtet. Dieſe Sphäre iſt das gemeinſchaftliche Band zwiſchen Geiſt und Leib, und wie Eines verändert wird, wird es im Andern gefühlt.“

(Eine Hypotheſe, die vor ſo vielen andern nichts voraus zu haben ſcheint.) —

Der Schlaf ſoll ſeyn: die aus den Polen in die Null zuſammengezogene Exiſtenz. (Wir wünſchen demjenigen Glück, der nun weis was Schlaf iſt.)

Eben ſo dunkel iſt uns der Begriff von Tugend geblieben, die der durch ſich ſelbſt potenzirte Wille, oder das Gute im Guten ſeyn ſoll. Alſo giebt es im Guten noch etwas außer dem Guten?

Ein ähnlicher Nebel ruht auf der Behauptung, daß das ganze Univerſum an ſich nichts ſey, ſondern nur ſo erſcheine im Reflex einer in das Zeitleben eingebildeten Seele; denn es ſey eine urbildliche und eine abbildliche Seele zu unterſcheiden u. ſ. w. Lauter Sätze, mit welchen man keinen Hund aus dem Ofen lockt.

Der Verfaſſer hat wohl gethan, bei vielen derſelben mit den Worten anzuheben: „ſollte es zu gewagt ſeyn?“ Allerdings ſind wohl die meiſten zu gewagt. Ueberall blickt das Beſtreben durch, ſich eine neue Bahn zu treten, und da der Verfaſſer ein mit vielen Kenntniſſen ausgerüſteter Denker iſt, ſo folgt man ihm ganz gern, wenn man auch alle die Wunderdinge nicht gewahr wird, die er auf ſeiner Wanderſchaft erblickt.

Bei uns iſt erſchienen:

Cotta Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächſen, mit vorzüglicher Hinſicht auf Holzpflanzen. Eine Preißſchrift. Mit 7 fein kolorirten Quartkupfern, g. 4. 4 Rthlr.

Steiners, J. F. R., Entwurf einer neuen durchaus feuerfeſten Bauart mit gewölbten Decken und Dachungen, zur Sicherheit und Wohlfahrt menſchlicher Wohnungen und anderer Gebäude, 2 Hefte. Mit 16 illuminirten Quartplatten. gr. 4. 5 thl. 18 gr.

Hoffmanniſche Hof-Buchhandlung.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 14. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Die Belagerung von Corinth. Gedicht von Lord Byron.

(Wir wiederholen den Verſuch, unſere, der engliſchen Sprache etwa unkundige Leſer, mit einem Dichter bekannt zu machen, der jetzt in England ſo hoch geprieſen und ſo hart angefeindet wird.)

Jahre und Jahrhunderte, Stürme und Schlachten ſind über Corinth hinweg gezogen, doch ſteht noch immer die der Freiheit errichtete Burgveſte! Orkane und Erdbeben verſchonten den alten Felſen, den eine tief geſunkene Welt noch jetzt mit Stolz betrachtet; dieſen Grenzſtein zwiſchen zwei Meeren, die zornig gegen einander rauſchen, aber am Fuße des Berges, ihm huldigend, ſich beſänftigen. Ha! wenn das, ſeit Timoleon's Opfer und der Flucht des perſiſchen Despoten, hier vergoſſene Blut aus der Erde hervorſchäumte, die es in Strömen verſchluckte, ſo würden blutige Wellen dieſe Landenge bedecken! wenn die Gebeine der hier Gefallenen auf einander gehäuft empor ſtiegen, ſie würden, der ſtolzen Acropolis gegenüber, zum Berge ſich thürmen und höher als ſie in den klaren Himmel hinauf reichen.

Tauſend Lanzen ſchimmern auf dem Gipfel des düſtern Cytheron. Von einem Meere zum andern breitet in der Ebene der Landenge das Lager der Muſelmänner ſich aus. Die ſchwarzen Haufen der Spahi's rütteln ſich überall. Hier beugt das arabiſche Kameel ſein Knie, dort tummelt der Tatar ſeinen Renner. Der Turkoman hat ſeine Heerden verlaſſen, um das Schlachtſchwerdt umzugürten. Der Schlachten Donner überbrüllt die Wogen — Feuerſchlünde ſprühen Tod. Pfeifende Kugeln ſtürzen Mauern. Aber von den Wällen blitzt nicht minder aus ſchwarzem Dampf das Feuer der Belagerten, und ſendet den Tod in das beſtaubte Lager der Ungläubigen.

An der Spitze der erbittertſten Feinde der Vertheidiger Corinth's ſteht Alpo, ein Abtrünniger aus Venedig. Erfahrner als alle Söhne Osmann's in der grauſamen Kunſt des Krieges, und tapferer als irgend ein ſieggewohnter Kriegsheld, fliegt er unermüdlich von Poſten zu Poſten und ſucht die Gefahr. Bald ſchlägt er einen Ausfall zurück, und flößt den überraſchten Muſelmannen friſchen Muth ein; bald ſpringt er vom Roſſe, eilt zu den Batterien, deren Feuer träge wird, belebt durch ſeine Heiterkeit die Ermüdenden, richtet ſelbſt die Stücke, ſchwingt Lanze und Schwerdt, leitet den Angriff, giebt überall das Beiſpiel des Muthes. — Kein Anführer im Heere darf ſich ihm vergleichen.

Einſt wurden ſeine Voreltern zu den erſten Bürgern Venedigs gezählt. Er ſelbſt lernte im Dienſte des Vaterlandes die Waffen führen, die er nun, verbannt, gegen daſſelbe kehrt. Mahomed's Turban windet ſich jetzt um ſein Haupt, ihn beſeelt die ganze Wuth eines Neubekehrten, der Tauſend unvergeſſene Beleidigungen zu rächen hat. Ihm iſt ſein Vaterland nicht mehr das glänzende, freye Venedig. Unbekannte Angeber hatten in den Löwenrachen des heil. Marcus Anklagen gegen ihn niedergelegt, von welchen er nicht rein zu waſchen ſich vermochte. Die Flucht entzog ihn der Verfolgung, er weihte ſein Leben den Schlachten, er ſuchte Rache oder Tod, und lehrte Venedig erkennen, was es an ihm verlohren. Ihm war vom Feldherrn die Vorhuth vertraut. Tod und Verwüſtung verbreitend huldigte er ſeinem neuen Glauben.

Immer ſchwächer wurden die heftig beſchoſſenen Mauern. Bomben zerſchmetterten und entflammten manchen Dohm. Rothe Feuerſäulen wirbeln in die Lüfte. Krachend ſtürzt das Gebäude zuſammen, zahlloſe Sterne ſteigen aus der Gluth, im Himmelsraume verlöſchend, Rauch und Qualm verhüllen die Strahlen der Sonne, und ſchauerlich gelb färbt ſich der ferne Horizont.

Doch nicht Rachſucht allein tobt in dem Abtrünnigen — die Mauern von Corinth umfangen ein holdes Mädchen, ſchon der Gegenſtand ſeiner Liebe und Hoffnungen zu einer Zeit, wo er, noch unbeſcholten, in friſcher Jugend und Fröhlichkeit, ihr zu Ehren um Mitternacht die ſüßeſten Lieder über das adriatiſche Meer hingleiten ließ. Ein unerbittlicher Vater hatte ſeine Wünſche vereitelt. — Auch Franceſca's Herz ſchien zärtliche Erinnerungen zu nähren, denn keiner der zahlreichen Bewerber konnte ſie gewinnen. Ihr Lächeln wurde ſeltener, ſie wankte träumend umher, und ihre Wangen erbleichten. Je mehr das Vergnügen zu gefallen in ihr erſtarb, je inniger wandte ſie ſich zu Gott, je emſiger verehrte ſie ihn.

Minotti, nach Corinth geſandt, um die neue-

Eroberung der Venetianer zu vertheidigen, nahm ſeine liebliche Tochter Franzeſca mit ſich, und ſeit die Gattin des Menelaus dieſe Ufern geflohen, hatte keine mit Franzeſca zu vergleichende Schönheit ſie geſchmückt.

Nun war die Mauer geſtürzt. Eine gähnende Breſche ermuthigte ſtürmende Wagehälſe, mit dem erſten Tagesſtrahl ſich über Trümmer einen Weg zu bahnen. Der Befehl iſt gegeben. Ein auserleſener Haufe von Tataren und Turkomannen ſoll die Bahn brechen. — Es iſt Mitternacht. Der Mond wirft ſein falbes Licht auf die ſchwärzlichen Gebürge. Das Meer ſtrahlt des Himmels Bild zurück. Er gleicht einem Ocean, der in den Lüften ſchwebt mit Lichtinſeln beſäet. An beiden Ufern iſt das Meer ruhig, murmelt kaum wie Quellen, bedeckt mit lichtem Schaum die Kieſel. Die Winde ſind entſchlummert auf den Wellen. Die Fahnen des halben Mondes hängen ſchlaff herab, als wären ſie geleimt an ihre Stäbe. Ueberall herrſcht tiefes Schweigen, nur unterbrochen durch das Rufen der Schildwachen, das Wiehern der Roſſe, oder durch ein Geſumſe, ähnlich dem Rauſchen eines bewegten Waldes, aus dem Lager aufſteigend. Da erhebt ſich die Stimme des Mollah, der die Gläubigen zum Gebete der Mitternacht rief. Sie glich den Tönen eines einſamen Geiſtes in der Wüſte; ſanft und melancholiſch wie die Töne einer vom Winde bewegten Harfe.

Alpo lag in ſeinem Zelte am Ufer des Meeres. Der fromme Geſang ſchwieg. Die Schildwachen waren abgelößt. Tiefe Stille umgab ihn wieder. „Die letzte ruheloſe Nacht“ rief er aus: „morgen erndten vielleicht meine Liebe, meine Rache den Lohn aller Mühſeligkeiten.“ Er bedarf der Ruhe, um ſeine Kräfte zum Werke der Zerſtörung zu ſtärken, allein er kann nicht ſchlafen, es wogt in ſeiner Seele, er fühlt ſich allein mitten unter dieſem Heere — Er allein — ein Verleugner ſeines Gottes! kein Herz, kein Arm, dem er vertrauen dürfte. Man folgte ihm, weil er tapfer war und reiche Beute vertheilte; man gehorchte ihm, weil er den Willen der Menge zu beherrſchen wuſte; aber nie verziehen ihm die Muſelmänner ſeine chriſtliche Geburt; ſie beneideten ihm ſeinen Rang und ſelbſt den falſchen Ruhm, den er unter Mahomed's Panier errungen. Sie wuſten nicht wie tief ein verwundeter Stolz herabſteigen wie ausſchweifend ein fühlbares Herz, vom Unglück verhärtet, haſſen kann. Böſewichter kann jeder beherrſchen, der ſein Leben an ihrer Spitze wagt.

Wie vom Fieber geſchüttelt lag er da. Krampfhafte Seufzer entſprachen dem ſchnellern Umlauf ſeines Blutes; vergebens warf er ſich hin und her um den Schlaf zu finden. Der Turban zwängte ſeine brennende Stirn, das Panzerhemd preßte wie Blei ſeine Bruſt. Doch hatte er ſonſt oft in Waffen geſchlafen, auf bloßer Erde unter dem Dache des Himmels. Er verließ ſein Zelt und ſchritt das Ufer entlang, wo Tauſende von Kriegern in den Armen des Schlafes lagen — er beneidete dieſe Ruhe, die ihn floh.

Die Kühle der Nacht erfriſchte ihn. Balſamiſcher Thau netzte ſeine Stirn. Hinter ihm ausgebreitet lag das muſelmanniſche Lager, vor ihm ließen die gekrümmten Ufer ſeinen Blick bis in den Golf von Lepanto, bis zu dem Schnee der Höhen von Delphos ſchweifen. Geſchlechter der Menſchen vergehen am Strahl der Sonne, nicht dieſer Schnee. Tyrannen und Sclaven fegt die Zeit hinweg, Bäume und Thürme ſtürzen zuſammen; aber auf jenen Felſenſpitzen ruht noch immer der leichte, weiße Schleier, den die fliehende Freyheit hier niedergelegt zu haben ſcheint. —

Abtrünnigkeit und Verbrechen hatten Alpo's beſſere Gefühle nicht ganz vernichten können. Die alte und neue Zeit ging an ihm vorüber. Schaamroth gedachte er der griechiſchen Helden, die für ihr Vaterland fielen und nicht ſtarben. Noch ſeufzen die Winde, noch murmeln die Gewäſſer ihre Namen, und jede graue Trümmer einer Säule erinnert an ihre Ueberreſte. Noch iſt Griechenland, trotz dem Joche unter dem es ſeufzt, das Land des Ruhmes, das Looſungswort der Vereinung für die ganze Welt. Der Mann, der über einer ſtarken, großen That brütet, wendet ſeinen Blick nach Griechenland, und packt einen Tyrannen; er heftet den Blick auf Griechenland und ſtürzt dahin, wo man Freiheit gegen Leben eintauſcht. Das Meer, welches dieſe Ufer beſpült, ſchwillt nicht höher an, fällt nicht tiefer, iſt der Gewalt des Mondes nicht unterworfen. Seit Jahrhunderten iſt die Grenze, wo es ſeinen Schaum abſetzt, dieſelbe, ſo wie die gelbe Sandbank, die das Meer vom grünen Raſen trennt.

Verſunken in ſolche Betrachtungen wandelte Alpo, ſich nahend der belagerten Stadt. Schon konnte man von den Mauern ihn erreichen — jene vorſpringende Befeſtigung ſchleudert ihr Feuer bis in's Meer — er vernimmt Rufen der Schildwachen auf den Wällen, er vernimmt den Wiederhall ſeiner eignen Tritte, aber kein Blei ziſcht um ſein Ohr. — Er ſieht am Fuße der äußern Mauer, wie hungrige Hunde Leichname verſchlingen, die ſie knurrend ſich aus den Zähnen reißen. Er ſieht den Schädel eines Tataren ſchälen wie eine Frucht. Aber, gierig auf das ekelhafte Mahl, bellt keiner dieſer Hunde ihn an.

Alpo wendet ſchaudernd den Blick. Unerſchüttert konnte er in Schlachten Sterbende in Blut gebadet ſehen, und doch hier nicht den Anblick der nicht mehr Leidenden ertragen. —

Unfern der Mauern von Corinth erheben ſich die Trümmer eines Tempels, von Menſchen erbaut, die längſt vergeſſen ſind. Drei Säulen ſtehen noch und große Marmorblöcke liegen umher, im Graſe faſt verſteckt. Ewig wird die nichts verſchonende Zeit uns ein Sehnen hinterlaſſen nach dem was war, und einen Schmerz über das was kommen ſoll. Alpo ſaß auf dem Fußgeſtell einer Säule, die Hand lag über den Augen, das Haupt neigte ſich auf die Bruſt, er ſeufzte — da ließ ein Klageton ſich vernehmen — war es der Wind, der zwiſchen dieſen Trümmern ſäuſelt? — er wirft den Blick hinaus aufs Meer, es iſt ſpiegelglatt. Die langen Grashalme um ihn her ſind ohne Bewegung, wie die Paniere des Lagers und die Blätter der Bäume auf den Höhen des Cytheron — woher denn dieſer Ton? — er wendet ſich — täuſcht ihn das Auge? — ein ſchönes Weib ſitzt hinter ihm. Er ſpringt auf, erſchrockener als habe ein feindlicher Krieger den drohenden Arm gegen ihn erhoben. „Gott meiner Väter! was ſeh ich? wer biſt du? was willſt du, ſo nahe dem Lager?“ — Plötzlich erwacht der alte Glaube. Er will das Zeichen des Kreuzes ſchlagen, aber ſein Gewiſſen raubt ihm die Kraft dazu — ſein Auge ſtarrt das ſchöne Weib an — er erkennt dieſe Züge — es iſt Franceska! aber blaß, ohne Lächeln auf den Lippen. Ihre großen blauen Augen ſind ruhig wie das Meer, ihr Blick ſtarr und kalt. Ein leichtes Gewand umſchwimmt ihre Geſtalt, ohne den Buſen von Marmor zu verhüllen. Ihr langes ſchwarzes Haar berührt den Boden, und theilt ſich, um den Arm von Schnee zu zeigen. Sie erhebt die Hand und dieſe Hand war aus Aether geformt, denn des Mondes Strahl ſchien durch zu leuchten. „Ich verlaſſe meinen Ort der Ruhe“ hub ſie an, „um mich dem zu nahen, den ich liebe, um ſein Glück und das meinige zu ſchaffen. Den Wachen, Thoren und Mauern bin ich entſchlüpft, mitten unter Feinden hab ich dich geſucht, denn ſelbſt der Löwe weicht ehrerbietig zurück vor einer reinen Jungfrau. — Ich komme zu dir, und wenn ich vergebens kam, ſo ſind wir auf ewig getrennt. Du haſt ſchwer geſündigt, indem du den Glauben deiner Väter verleugneteſt, aber noch iſt die Friſt der Reue nicht abgelaufen. Tritt dieſen Turban mit Füßen! mache das verehrte Zeichen der Chriſten, ſo wird der morgende Tag uns für immer vereinen.“

„Warum“ ſprach Alpo, „ſoll unſer Brautlager unter Sterbenden und Todten ſeyn? Morgen verzehren die Flammen alle Chriſten und ihre Altäre. Ich hab' es geſchworen und nur du und die deinigen ſollen dem Verderben entrinnen! ich werde dich an einen anmuthigen Ort führen, dort wirſt du als Gattin in meinen Armen ruhen, und aller Kummer wird vergeſſen ſeyn. Aber demüthigen muß ich zuvor Venedigs Uebermuth! es ſoll das Gewicht eines Armes fühlen, den es verachtet hat.“

Da legte Franceska ihre Hand auf Alpo's Hand. Die Berührung war nur leicht, aber ſie drang bis ins Innerſte. Froſt ergriff ſein Herz, doch fehlte ihm ſelbſt die Kraft zu ſchaudern. Nie hatte die Hand einer Geliebten das Blut in den Adern des Liebenden ſo erſtarrt. Er fühlt ſich einer Ohnmacht nahe, indem er ſein Auge auf das bleiche Geſicht heftet, dem jene Lebendigkeit der Züge fehlt, die ſonſt wie Wellen im Sonnenſtrahle ſpielten. Sie ſpricht, aber ihre Lippen ſind ſtarr wie der Tod, kein Hauch geht aus ihrem Munde, ihr Buſen hebt ſich nicht. Ihr Auge glänzt, aber ihre Augenlieder ſind unbeweglich. Ihr Blick iſt eiſig, wild, wie der Blick einer Nachtwandlerin.

„Wenn nicht die Liebe zu mir dich bewegt, ſo beſchwöre ich dich, denk' an dein ewiges Heil! dein Untergang iſt gewiß, wenn du nicht dieſen Turban von der meineidigen Stirn reißeſt, wenn du nicht ſchwörſt, die Söhne Venedigs zu ſchonen. Du wirſt die Erde nicht wieder ſehen, du wirſt nicht den Himmel ſchauen noch mich. Gehorchſt du meiner Stimme, ſo öffnen ſich dir die Pforten der Barmherzigkeit. Wankſt du, ſo trifft dich der Fluch deſſen, den du verleugneteſt! Schau auf zum drohenden Himmel! ſiehſt du die Wolke vor dem Monde? wenn dein Herz ſich nicht verwandelt, noch ehe des Mondes Scheibe ſich entwölkt, ſo rufen Gott und Menſchen Wehe über dich! und deiner harrt eine Ewigkeit des Jammers!“

Alpo ſchaute auf zum Himmel — er ſah die Wolke, die den Mond bedeckte — aber ſein Herz war voll Stolz, und der Strom dieſer Leidenſchaft verſchlang alle übrigen. Soll er um Gnade betteln? ſollen die Worte einer ſchüchternen Jungfrau ihn ſchrecken? ſoll er, der ſchwer Beleidigte, ſeine ungerechten Feinde retten? Nimmermehr! und wenn ein Blitz in dieſem Augenblick ihn zerſchmettern ſollte! —

Aufmerkſam verfolgte ſein Blick die vorüberziehende Wolke, und als der Mond nun wieder entwölkt da ſtand, rief er laut: „Was auch mein Schickſal ſey, ich wanke nicht! es iſt zu ſpät. Das Rohr beugt ſich vor dem Winde und erhebt ſich wieder; der Baum bricht. Ich bin, wozu Venedig mich gemacht hat — ſein Feind! — aber du, meine Franceska, dich werd' ich retten!“ — Er wandte ſich nach ihr — ſie war verſchwunden. Hat die Erde ſie verſchlungen? hat ſie in die Lüfte ſich erhoben?“

(Der Beſchluß folgt.)

Neapel und ſeine Umgebungen.

(M. ſ. Sitten- und Landſchaftsſtudien von Neapel und ſeinen Umgebungen, in den Jahren 1809 — 10, nebſt ſpäteren Zuſätzen von Friederike Brun, geb. Münter. Leipzig 1818.)

Es iſt der vierte Band von den Epiſoden aus Reiſen durch Italien, worin uns die rühmlich bekannte Reiſende Menſchen und Landſchaften des untern Italiens beſchreibt. Der Vorrede des Herrn Böttiger zufolge hat die freundliche Gaſtgeberin ihr Mahl nicht für kritiſche Köche, ſondern für unbefangene Genießer und fröhliche Gäſte zurichten wollen. Wir enthalten uns daher billig über die Landſchaftsmalerei mit Worten, über die Einkleidung in Briefe, und über die zuweilen ſehr poetiſche Proſa unſere Meinung zu ſagen, und theilen lieber einige Auszüge mit, die hoffentlich dem Geiſte eine Unterhaltung und dem Gemüth eine Freude gewähren. 1. Brief. — „Welch ein Contraſt, Rom und Neapel! Es iſt Vergangenheit und Gegenwart, durch das treffendſte Bild dargeſtellt. Dort im feierlich ſtillen Rom, ſpricht alles die Erinnerung an, und Mnemoſyne ſchwebt mit leiſem Flüſtern über den ſchauervollen Trümmern der höchſten Erdengröße. Die Pontiniſchen Sümpfe, von ihren dunkelnden, träge ruhenden Kanälen durchſchnitten, in deren unbewegten Gewäſſern finſtere Gehölze dumpfe Schatten werfen, ſchienen nur Stygiſche und Acherontiſche Tiefen! Der ſchweigende Liris (jetzt Gargiliano) ward als ſtillgleitender Lethe begrüßt, jenſeits demſelben öffnen ſich die Gefilde der Seligen! Leichthinſchattende Ulmen, feſtlich durch Rebengewinde zu Freudenlauben vereint; eine mildere weichere Luft und glänzendere Formen; es iſt dir, als ob hier, wie Virgil es ſo ſchön ſingt: „ein eigner Himmel und eigne Sterne leuchteten.“ (Aber leider! auch eine eigne Staffage von Straßenräubern und Banditen in der ſchönſten der Landſchaften; das haben die Papiſten jener Gegend vor den Heiden voraus.) — „Du verſinkſt in halbwache Träume ſchnell dahingezogen, und nun geweckt — durch das Brauſen der Menſchenmaſſen von Neapel. Hier iſt alles Gegenwart, nah dich umdrängende, lebenwimmelnde Gegenwart. Streben nach Erhaltung des Daſeyns, nach dem Genuſſe des Augenblicks: kein Gedanke weder vor- noch rückwärts. (Welch ein Charakterzug, den das neueſte Concordat gewiß nicht veredeln helfen wird.) Schönheit und Geſchmack in den Gebäuden ſey entflohen. — „Sie wollen erwerben, um zu genießen!“ — Wie ärmlich ſind hier die Umriſſe der weiblichen Geſtalten — wie braun, dürre und Sonneverbrannt — im Gegenſatz zu den Madonnenähnlichen Frauen von Rom mit ſchönen Kindern auf dem Arme.“ — Ueberhaupt hat die Verfaſſerin faſt nirgends Schönheit bei dem weiblichen Theile des Volkes im untern Italien gefunden, noch ſeltener als ehemals, wegen des erduldeten Elends der kriegeriſchen Zeit. Die jungen Dirnen waren an einem Madonnenfeſt faſt alle weiß angezogen, aber ſelten rein. Die Equipagen waren weder ſo glänzend noch zahlreich wie in Rom, und die ſchönen Pferde hatte der Krieg dünne gemacht. Die Cultur der Baumwolle und Zunahme der Schaafzucht gab einigen Erſatz für die geſtörte Schiffarth.

3. Brief. Herbſtfeſt des heil. Januarius. „Ich komme aus der Kathedralkirche zurück, herzlich wenig befriedigt. Als wir ankamen, ſtand ein Prieſter (denn der Erzbiſchof war krank) auf dem Hochaltare in höchſter Noth, und war angſtſchwitzend — die geheimnißvolle Phiole ängſtlich drehend und wendend. Es war ſchon über eine Stunde nach Mittag, und das Volksmurmeln ſtieg dumpf aus allen Tiefen der großen Kirche empor. Endlich als eben das Gedränge um den Altar etwas nachließ und viele ungeduldig weggingen, rief der Prieſter aus: „es ſey geſchehen,“ und wandte ſich ſogleich an uns, con rabbia et dispetto (über den Heiligen oder über die Ketzerin?) uns die Phiole mit der heil. Maſſe, an der durchaus nichts flüſſig war, an die Lippen zum Kuſſe ſtoßend und dann unzähligen Andächtigern, als wir waren. „Es iſt aber mit dieſem Flüſſigwerden des heiligen Blutes ein räthſelhaftes Hokuspokus, und bleibt ſelbſt denen, unter deren Händen das Wunder geſchiehet, ein Geheimniß. Selbſt der aufgeklärte Erzbiſchof von Neapel aus der Familie Filangieri verſicherte, daß er nicht dahinter kommen können, wie es mit dem Flüſſigwerden zugehe, das bald ſchnell, bald langſam, bald gar nicht erfolge. Der König von Spanien beſaß einen Theil des heiligen Blutes. Im nämlichen Augenblicke, wo das Wunder zu Neapel

geſchah, geſchah es auch zu Madrid. Kouriere in demſelben Moment von Madrid und Neapel abgefertigt, beglaubigten das. An dieſe Facta glauben hier ſelbſt die Verſtändigen."

(Verdiente nicht der partielle Blödſinn der Papiſten, nicht alle Katholiken ſind das, ſo gut wie die partielle Manier, in der Pſychologie mit vorgetragen zu werden? Jahrhunderte fließen dahin, ganze Völker eilen vorwärts, und — die Papiſten bleiben wie verzaubert ſtehen. Schon im J. 1700 erwähnte der berühmte Engländer Addiſon in ſeiner Reiſe dieſes heiligen Blutes, mit der Bemerkung, daß hier eine ſehr plumpe Täuſchung vorgehen müſſe. Er erinnert ſehr treffend an eine ähnliche Gaukelei zur Heidenzeit, deren Horaz mit dem bekannten Ausrufe erwähnt: Credat Iudaeus Apella, non ego. — (Sat. 5. L. 1.) wie denn offenbar mehrere alte Wunder aus heidniſchen in chriſtliche metamorphoſirt worden ſind. Er bemerkt eben ſo treffend, daß katholiſche Länder, welche in mehrerm Verkehr mit den Proteſtanten ſtehen, weniger Ceremonien und Aberglauben haben, daher z. B. die Franzoſen aufgeklärter als die Italiener und Spanier wären.) Was jeden Freund des Menſchengeſchlechts wieder verſöhnt, iſt die erfreuliche Schilderung, welche unſere beobachtende Reiſende von dem gutmüthigen Character der Italiener im Allgemeinen, an mehrern Stellen macht; vorzüglich in dem arbeitſamen Ländchen um Sorrento, das ſie einer gemahlten Idylle ähnlicher, als der Wirklichkeit findet. Sie ſagt zugleich: „fein iſt der Italiener bei aller Güte, aber auch Güte ſchnell erkennend; allein mißtrauiſche, den Nationalcharakter herabwürdigende Liſt vergilt er dem Fremden ſicherlich nicht. (Geiz findet Güte und Offenheit immer ſeines Gleichen. Wie um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß der Garten der Erde, das ſchöne Italien und ſeine Bewohner mit ſolchen Anlagen, durch Verfaſſungen und Verwaltungen und durch den Druck des hohen Adels im Unteritalien ſeit Jahrhunderten ſo verwahrloßt werden.) — Von dem Zuſtande zu ihrer Zeit (1810) ſagt ſie folgendes: „Die unterſten Volksklaſſen, von Abgaben erdrückt und durch ſtreng militariſche Polizei nur im Zügel gehalten, ſind durchaus für die alte Regierung, und ſchwören beim Namen der Königin Karoline von Oeſterreich. Der gebildete Mittelſtand und Mitteladel zittert vor der Rückkunft einer Regentin, welche ſchon einmal ihren Unterthanen wie eine Göttin der Rache erſchien. Der höhere Adel würde ſich wahrſcheinlich mit dem Volke vereinigen; allein man thut alles, um ihn zu erdrücken. „Durch ein eigenes Tribunal ohne Rechtsformen nimmt man ihm Güter ab, die viele Jahrhunderte bei der Familie waren, wenn die Documente fehlen. — „Der König Joachim iſt bei dem Allen doch nicht eigentlich gehaßt. Man weiß, daß er ſelbſt unter der Geißel des Tyrannen Napoleon ſeufzt und z. B. jährlich 21/2 Million Dukati Tribut an Frankreich bezahlen muß." — (Wie es mit der ſonſt eingeriſſenen, großen Prozeßwuth der Neapolitaner ſtehe, darüber berichtet die Verf. nichts. Neapel war immer ein Paradieß der zahlreichen Advokaten, beſonders zur Spaniſchen Zeit. Damals ſchrieb ein Vicekönig dem Papſt Innocenz: „Ew. Heiligkeit verlangen eine Lieferung von 20000 Schweinen von mir. Damit kann ich nicht dienen; aber leicht würde ich Ihnen eine gleiche Zahl Advokaten ſchaffen können.") Noch eine tröſtliche Stelle ſchreiben wir ab: „Ueber den Zuſtand der Sitten des Mittelſtandes in ganz Italien ſind die Ausländer oft in einem großen Irrthum und von blindem Vorurtheile befangen! Denn es ſind dieſe im Durchſchnitt von einer Reinheit, welche die der meiſten großen Städte unſererſeits der Alpen weit entfernt ſind erhalten zu haben. Im nördlichen Italien aber ſind dieſe im gebildeten Mittelſtande mit einem Grade von Litterariſcher Cultur vereinigt, von dem wir uns in unſerm ſelbſtgenügſamen Stolze noch weniger träumen laſſen." — Dieſes läßt auf eine Feinheit des geſelligen Tons ſchließen, den wir bei der Wuth zu politiſiren noch ganz verliehren werden: Wir müſſen unſere Leſer auf das intereſſante Buch ſelbſt verweiſen, wovon wir einen kleinen Vorſchmack gegeben haben.

Zu bemerken iſt noch das von dem Maler Hetſch gezeichnete Titelkupfer, das ein einladendes Impluvium oder Cortile im Styl der zu Pompeji aufgegrabenen Wohnungen vorſtellt; und ein Kupfer vom Grabmahl und Thurm des Cicero auf dem Berge Acervara, welche Gegend zum Landſitz des Prinzen Caposele de Ligny gehört, und die er für die Formianiſche Villa jenes berühmten Redners anſpricht. Die Verf. hat einen Auszug aus einem Briefe des Prinzen an ſie vom 30. Auguſt 1816 darüber mitgetheilt.

Schöne Literatur. Schluß.

Obgleich ein Recenſent von den geſammelten Blättern von Treumund Wellentreter (2 Bände) zu ſchwärmen beliebt: „ſey es nicht der Parnaß, welchen der Verfaſſer erſtrebt, ſo ſey es vielleicht der Aether ſelbſt, der über jenem ſtehe mit ſeinen ewigen Sternen," (!) und „der zweite Band enthalte Goldkörner eines ſpiegelreinen Fluſſes, der des Himmels Klarheit wiederſtrahle" — ſo können wir doch nicht leugnen, daß dieſe Blätter uns öfter gelangweilt als erbaut haben. Wer aber eine gewiſſe beſondere Stimmung zum Leſen derſelben mitbringt, dem mögen ſie allerdings einen ätheriſchen Genuß gewähren. —

Das Taſchenbuch Pythagoras empfiehlt, Sprüche der Weiſen zu ſammeln, und um damit einen Anfang zu machen, liefert der Verfaſſer — ſeine eignen Sprüche, die ſich ſelten über das Mittelgut erheben. Ein Vater, der ſeine Kinder ſchlecht erzieht, wird mit einem Schmetterling verglichen, der zwar ſelbſt unſchädlich ſey, aber eine um deſto ſchädlichere Brut hinterlaſſe. — Der reiche Dumme ſey mehr zu beklagen, als der arme Dumme. (Warum?) — Jeder habe ſeine Null, nur komme es darauf an, wo ſie ſtehe; ob ſie ihn zur ganzen Zahl oder zum Bruche mache. (Aber eine Null macht nur in ſeltnen Fällen zum Bruche.) — Den Böſewicht nennt der Verfaſſer eine Pauſe in der Symphonie des Lobes Gottes. (Aber eine Pauſe bringt oft eine ſchöne Würkung hervor. Einer falſchen Quinte möchte der Böſewicht eher zu vergleichen ſeyn, zumal da der große Componiſt ſie einſt kunſtgerecht auflöſen wird.) —

Wenn gleich die Schrift, welche wir zum Schluß dieſes Artickels anzeigen wollen, ſchon 1816 heraus gekommen iſt, ſo dürfen wir doch mit ihr eine Ausnahme machen, denn ſie gleicht dem Wein von einem guten Jahrgange, und möchte leicht, wie der gute Wein, mit jedem Jahre noch kräftiger werden. Wir meynen die Herbſtreiſe nach Venedig, von Friedrich v. Raumer. Hier ſind, bei lebendiger Darſtellung, Klarheit des Verſtandes, Tiefe des Gefühls, Originalität der Anſichten, Rechtlichkeit und Mäſſigung. Man muß den Verfaſſer lieb gewinnen, wenn man auch nicht überall ſeiner Meynung iſt. Wir heben einige Stellen aus und wählen — nicht etwa die beſten, die glänzendſten — ſondern nur die kürzeſten, weil der Raum uns beſchränkt.

„Wenn es weder an Zeit, noch an Gelde, noch an Geſundheit, nach an guter Laune fehlt, ſo ſtimme ich ſehr für die mit reiſenden Frauen; aber die allein und auf ihre eigene Hand reiſenden und reiſebeſchreibenden Frauen kommen mir unnatürlich und hermaphroditenartig vor. Fragſt du, warum ich der Weiber nicht erwähne, welche nicht reiſen, auch nicht mit reiſen, ſondern Männer mit ſich auf Reiſen nehmen, ſo antworte ich: weil dieß in die verkehrte Welt gehört, wo die Weiber in Männer und die Männer, ich weis nicht ob in junge oder alte Weiber verwandelt ſind." —

„Das Sprüchwort: unterm Krummſtabe iſt gut wohnen, hat kein einzelner Theoretiker erfunden, ſondern es war in dem Munde und dem Herzen von hunderttauſenden. Aber freilich, das iſt ja eine Haupt-Anklage unſerer Tage, daß ſich Länder und Städte, gegen und troz der a priori erwieſenen Grundſätze, zufrieden und glücklich befinden. Dieſe ſollen ſich glücklich, jene ſollen ſich unglücklich fühlen, und wer nicht gleich dem Commandowort folgt, gilt für einen Dummkopf oder Schurken. Warlich! nächſt der Tyranney, welche darauf ausging unglücklich zu machen, iſt diejenige die ärgſte, welche mit Gewalt glücklich machen will." —

„Erinnerſt du mich an das jetzige laute Schelten über den Komopolitismus, ſo entgegne ich, daß vor wenigen Jahren der Patriotismus eben ſo wegwerfend behandelt wurde. Beides iſt aber nur auf niederm Standpuncte möglich, während der höhere augenſcheinlich zeigt, daß zwiſchen ihnen kein wahrer Streit ſeyn kann und ſeyn ſoll, und daß ſie ſich ununterbrochen gegenſeitig bedingen und ſtärken müſſen, wenn das Rechte gedacht, gefühlt und gethan werden ſoll." —

„Das wunderlichſte Volk auf Erden iſt — wenn anders kein Schauſpiel-Director widerſpricht — ohne Zweifel das Volk der Gelehrten. Sie ſitzen wenigſtens ſo erhaben, wie Socrates in den Wolken des Ariſtophanes, und ſchreien laut auf, wenn ihnen die Behörde auch nur von weitem zu nahe kommt. Alle Verletzung der herkömmlichen Formen von ihrer Seite hingegen, werden mit dem wohlbekannten Genie entſchuldigt, oder mit ihren Verdienſten gerechtfertigt." —

Die eigentliche Reiſebeſchreibung verbindet den Vorzug der Treue mit dem der Lebendigkeit. Nur die Granatäpfel müſſen wir gegen den Verfaſſer in Schutz nehmen. Er ſagt: „wir ſahen hier (in Verona) zuerſt die ſchönen großen Granatäpfel, und machten im Kaffeehauſe Anſtalten Einen zu eſſen; allein der aufwartende Jüngling ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte lächelnd: zum Aufhängen in der Stube als Zierrath ſind ſie gut, aber nicht zum Eſſen; und er hatte vollkommen Recht."

Vermuthlich hat der aufwartende Jüngling nur gemeynt, ſie müßten noch eine Weile hängen, ehe ſie eßbar wären, ſo wie die Borſtdorfer Aepfel eine Weile liegen müſſen: denn wir können den Verfaſſer verſichern, daß ſie im October vortreflich ſchmecken. Es giebt deren zwey Gattungen, eine ſüße und eine ſäuerliche; die letztere ziehen wir vor und möchten ſie eine mildere, veredelte Citrone nennen. Sie kühlen und erfriſchen ungemein, erhalten ſich auch ſehr lange; denn als der Herausgeber dieſer Blätter im October zu Verona ſeinen Wagen mit Granatäpfeln vollgeſtopft hatte, fand ſich beim Auspacken in Rußland, im April des folgenden Jahres, noch ein vergeſſener Apfel und war noch ſehr gut. Wir begreifen daher nicht, warum die Granatäpfel nicht nach Deutſchland verführt werden?

Politik.

Es iſt ein Schreiben des Fürſten Metternich, vom 11. December 1817, an den öſterreichiſchen Geſchäftsträger zu München, Freiherrn von Hrubi, im Druck erſchienen, aber ohne Angabe des Verlegers oder Druckorts, weshalb deſſen Aechtheit noch großem Zweifel unterworfen iſt. Der Angabe nach iſt es geſchrieben, um den Bayriſchen Hof wegen der Beſorgniſſe zu beruhigen, die derſelbe über die Bundesverſammlung geäußert haben ſoll. Oeſtreich ſtimmte nicht für Wiederherſtellung der deutſchen Reichsverfaſſung, „weil es wenig gedeihlich ſey, alte, in ihren innern Beſtandtheilen zerrüttete Körper, mittelſt einem neuen Anſtrich als neue hinſtellen zu wollen.“ (Freilich, wenn es nur ein Anſtrich ſeyn ſollte. Man könnte ſich die Sache aber auch vorſtellen, als eine auseinandergenommene Uhr, die, wenn ſie von verſtändigen Händen wieder zuſammengeſetzt wird, noch recht gute Dienſte leiſten kann.)

Die Bundesverſammlung würde Oeſtreich nur dann für ſelbſtſtändig erkennen, wenn die verbündeten Fürſten in Perſon verſammelt wären; denn die Geſandten blieben denen verantwortlich, von welchen ſie geſchickt worden. Darum ſey von der Bundesverſammlung wohl nichts zu fürchten. Weniger Beruhigung gewähre der Gang mehrerer deutſchen Regierungen. Hier wird ein Beiſpiel angeführt, welches zu citiren wir uns nur dann erlauben würden, wenn wir von der Aechtheit des Schreibens überzeugt wären.

Das Recht, einer ſtändiſchen Verfaſſung zu genießen, erkennt Oeſtreich, nach Inhalt der Bundes-Acte, für alle deutſchen Staaten an, aber die Art dieſer Verfaſſungen und die Zeit ihrer Einführung müſſe gänzlich den einzelnen Regierungen überlaſſen bleiben, nach Maasgabe der Local-Verhältniſſe, der Bedürfniſſe des Volks und der Erwägung des Zeitgeiſtes. Werde damit gezögert, und deshalb Klage bei der Bundes-Verſammlung erhoben, ſo könne die ſich gar nicht darauf einlaſſen. Träte aber der Fall ein, daß die Stände zu Annahme vernünftiger Stipulationen nicht zu bewegen wären, ſo könnten freilich Unruhen daraus entſtehen, die aber in der Bundesglieder wechſelſeitiger Verpflichtung zum Beiſtande ein kräftiges Gegenmittel finden müßten.

(Wenn wir blos die innere, aus den geäußerten Geſinnungen hervorgehende, Wahrſcheinlichkeit in Betrachtung ziehen, ſo müſſen wir dieſes merkwürdige Schreiben allerdings für ächt halten, und uns freuen, daß das mächtigſte Bundesglied ohne alle politiſche Winkelzüge ſeine Anſicht rein ausgeſprochen hat, wodurch wenigſtens jedermann in den Stand geſetzt wird, ſeine Erwartungen von der Bundesverſammlung in die nöthigen Schranken zurück zu ziehen.)

Die Jenaiſche Lit. Zeitung, indem ſie die Betrachtungen über das heilige Bündniß, beſonders im Vergleich mit ähnlichen Ereigniſſen des XVI. Jahrhunderts, recenſirt, erlaubt ſich die Bemerkung, daß die Urkunde des heiligen Bundes nur Grundſätze, aber keine Anwendung auf das Einzelne äußerer Erſcheinungen enthalte, und gerade dadurch dem Mißtrauen und der Gleichgültigkeit Stoff und Nahrung gebe, dabei auch die Erwartung des Guten theils der Verzögerung, theils der Verhüllung überlaſſe.“ (Was heißt das: eine Erwartung, die der Verzögerung überlaſſen wird? iſt das deutſch?)

Am Schluſſe heißt es ferner: „Der gutmüthige Verfaſſer habe keine Ahndung (Ahnung) davon, wie viele Blätter dieſes goldenen Buches der Allianz, trotz des prächtigen Titels und der Inhalts-Anzeige, noch unbeſchrieben, wie viele beſchriebene es nicht ſeyen, wenn die Zeit es zu fodern ſcheine.“ (Es iſt nun einmal das Loos der Fürſten, es den Herren Jenenſern nicht recht machen zu können.)

Die politiſche Correſpondenz von Fiévée hat ſchon fünf Auflagen erlebt; wir dürfen folglich vorausſetzen, daß ſie auch in Deutſchland ſich in vielen Händen befindet, und wollen daher nur das ausheben, was der Verfaſſer über die in Frankreich (und auch in Deutſchland) ſchwärmende Idee ſagt, eine der engliſchen gleiche Verfaſſung haben zu wollen, deren wahre Beſchaffenheit und Bedingungen man doch nicht verſtehe; denn man wiſſe oder bedenke nicht, wie dort das Miniſterium ſich bilde, wie dort eine feſt ſtehende, politiſche Denkart bis in die unterſten Claſſen herrſche, wie dort die Kraft der beiden Gewalten, neben der Königlichen, auf Adel, Communen und Corporationen beruhe, die Alle ſehr begütert wären u. ſ. w. Er führt unter andern an, die franzöſiſchen Miniſter hätten ungleich mehr Stellen zu vergeben als die engliſchen, obgleich verhältnißmäßig der Volksvertreter in Frankreich weit weniger wären, nemlich nur 255, in England hingegen 658. Auch warnt er die franzöſiſchen Deputirten, ſie möchten ſich doch hüten, bisweilen Dinge zu ſagen, über welche in Deutſchland der letzte Schüler lächeln würde. — Folgende Stelle gereicht dem ſonſt gründlichen Politiker nicht zur Empfehlung: „Nie kann man den Prieſtern zu viel Anſehen (ascendant) einräumen! ſie ſind die wahre Miliz der Könige, das einzige Mittel den Landleuten den König kennen zu lehren, die Civiliſation unter ihnen zu erhalten, ſie zu den Sitten und zu einer nicht ſklaviſchen Unterwürfigkeit zurück zu führen.“ — Das folgende Compliment macht er ſeinem Vaterlande: „es giebt in Frankreich keinen Begriff mehr von Recht und Unrecht. Was dem Intereſſe einiger Einzelnen zuwider läuft, wird Unrecht genannt, und Recht, was das Intereſſe Aller kränkt.“ — Auch ein ſeltſames Finanzproject hat Herr Fiévée ausgeheckt. Für ihn giebt es nämlich der Orden noch nicht genug. Es ſoll ein neuer Orden de la Couronne geſtiftet werden, und jeder unbeſcholtene Mann, der wenigſtens 2500 Franken zahle, ſoll das Recht haben ihn zu tragen. Er empfiehlt dieſen Vorſchlag dem Schutze der Damen. Beſſer hätte er vielleicht gethan, wenn er noch ein Dutzend Damenorden unter gleichen Bedingungen vorgeſchlagen hätte, da dieſe ſo häufig noch nicht ſind. Was die Orden für Männer betrifft — freilich, abſchaffen oder zurücknehmen laſſen ſie ſich nicht mehr — aber wenn die Fürſten nicht bis auf eine geringe Zahl die Ritter ausſterben laſſen, und wenn das geſchehn, ihre Orden nicht mit weiſer Sparſamkeit vertheilen, ſo werden bald nur diejenigen ſich noch geehrt dadurch finden, die in der Bruſt die Ehre vermiſſen. Als die Holländer den Pfeffer im Preiſe erhalten wollten, rotteten ſie viele Tauſend Pfefferbäume auf den molukiſchen Inſeln aus. Ehrenzeichen ſind auch ein Gewürz am Brei der menſchlichen Geſellſchaft; man hüte ſich mit vollen Händen es zu ſtreuen. —

Das Panorama oder Bemerkungen über die neuern Grundſätze in der Staatswirthſchaft, von einem deutſchen Geſchäftsmanne, werden in der jenaiſchen Literaturzeitung ein unverdautes Gewäſch genannt. Am heftigſten eifert der Verfaſſer gegen die Einführung brittiſcher Fabrikate, und dabei wird von dem Recenſenten folgendes bemerkt: „Es iſt freilich traurig, daß die brittiſchen Fabrikate zum Theil die Fabrikate des Continents noch an Güte und Wohlfeilheit übertreffen. Aber abgeſehen davon, daß es, zumal ſeit der Aufhebung der Continental-Sperre, bei weitem damit nicht ſo arg iſt, als der Verfaſſer es macht: ſo beweiſt dieß weiter nichts, als daß die Fabrikanten des Continents diejenigen Fabrikationszweige aufgeben müſſen, in welchen ſie mit den Britten die Concurrenz nicht halten können. — Aber wovon ſollen dieſe Arbeiter leben? — ſie ſollen ſich dem Landbau widmen. Uns iſt in Europa kein einziges Land bekannt, wo der Landbau auf derjenigen Stufe ſtünde, auf der er ſtehen könnte, wenn alle Oedungen angebaut und das Grundeigenthum richtiger vertheilt wäre. Darinn liegt alſo der Grund des Uebels; darinn liegt es, daß die Fabricationsclaſſe auf dem Continent unverhältnißmäßig angewachſen iſt: ein Uebel, das ſich durch die weit größere Vermehrung der Fabrikanten-Familien im Verhältniß des Landbauers immer vergrößern muß. Der Verfaſſer behandelt auch den Staat nur als eine Menſchenfabrik; aber ſelbſt aus dieſem, offenbar irrigen, ja lächerlichen Geſichtspunkte betrachtet, was für ſchwächliche, kraftloſe Menſchen liefert nicht die Fabrikation! Die Hervorbringung der höchſt möglichen Maſſe von Natur-Erzeugniſſen iſt es alſo, welche der Staat begünſtigen muß; der Fabrikation muß er nur ihren freyen Lauf laſſen. Was an innern Producten vom Inländer, zu den nämlichen Preiſen und in der nämlichen Güte als vom Ausländer, verarbeitet werden kann, verarbeite er, und er wird dabei beſtehen können, weil er ja doppelte Commerz-Koſten erſpart. Derjenige Fabrikant aber, welchem durch Aus- und Einfuhr-Verbot das Recht eingeräumt wird, dem Inländer ſein Fabrikat theurer zu verkaufen, als dieſer es vom Ausland beziehen kann, erhält dadurch nur einen Panisbrief, iſt ein Köſtling ſeiner Mitbürger.“ — (Dieſe Betrachtungen haben uns ſehr vernünftig und beherzigenswerth geſchienen.) —

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung. In No 13. pag. 104 Zeile 12 iſt zu leſen: **Waſſerſchmecker**, ſtatt **Waſſerſchnecke**.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 15. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Die Stimme des Zeitgeiſtes.

(Beſchluß.)

Im zweiten Aufſatz unterſucht der Verfaſſer: ob die Auflöſung der Zünfte und Einführung der Gewerbfreiheit vortheilhaft oder nachtheilig für Deutſchland ſey, und nennt es mit Recht einen heilloſen Fehler, an dem wir noch jetzt laboriren, alles Alte für unpaſſend und mangelhaft zu halten, und darum abzuſchaffen; alt und fehlerhaft gelte bei uns einerlei; was in die Procruſtisbetten unſerer neuen Theorien nicht paſſen wolle, das werde ohne Gnade als unbrauchbar verworfen. Auf dieſe Weiſe haben wir uns um manche nützliche Inſtitute gebracht, deren Mangel uns jetzt ſchmerzlich fühlbar wird; und nicht ſelten ſind wir genöthigt, mit vielen Koſten und großer Mühe ſchlechter wieder herzuſtellen, was wir ſchon beſſer beſaßen. Auch die Klöſter rechnet der Verfaſſer dahin, weil viele derſelben ſehr nützlich waren; er läugnet ihre Mängel nicht, meint aber, man habe ſie verbeſſern nicht aufheben ſollen. Allein der Thätigkeitstrieb des Menſchen zerſtöre, wenn er nicht ſchaffen könne. Der Menſch baue lieber neu, als daß er das Beſtehende ausbeſſere; Schaffen mache ihm mehr Freude als Erhalten; darum werde vieles vernichtet, ohne vorher zu wiſſen, ob das Neue auch das Beſſere ſeyn werde. Der Menſch habe zwei Augen für fremde Fehler, und nur eines für fremde Vorzüge. Auch die Schattenſeite der Zünfte habe man hervorgehoben, ihre guten Seiten übergangen. Die Fürſten hätten die Gewerbfreiheit eingeführt, weil Zünfte willkührlich zu beherrſchen nicht immer leicht geweſen; weil der Staat reich gefüllte Kaſſen dadurch an ſich gezogen; weil man Vermehrung der Bevölkerung davon erwartet, ohne zu fragen ob ſie ſich auch ernähren könne; weil die Patentſteuer die Staatseinnahme vergrößerte, und endlich weil man dem Kunſtfleiße aufzuhelfen glaubte, was doch bis jetzt nicht geſchehen. Man fange an ſich zu überzeugen, daß man zu raſch verfahren, denn das Weſen der Zünfte ſey tief in dem Volkscharakter der Deutſchen begründet, bilde tüchtige Handwerker, habe durch eine Art von Sittengericht heilſam gewürkt, habe den Gemeingeiſt belebt und befördert, unglückliche Zunftgenoſſen unterſtützt u. ſ. w. Der Verfaſſer weiſt auch über die Nachtheile der Zünfte keinen Schleier, allein er findet die Vortheile überwiegend, zumal da die Gewerbfreiheit bis jetzt keine erfreulichen Reſultate geliefert hat, denn das Publicum klagt allgemein über ſchlechte und theure Arbeit u. ſ. w. Der Schluß lautet: „Wenn man die Innungsverfaſſungen von einigen mit dem Zeitgeiſte unverträglichen Gebräuchen reiniget, diejenigen Zwanggeſetze, die den Gewerbſtand zu ſehr beſchränken, und in den kleinſten Kreis des alten Herkommens bannen, aufhebt, das Aufblühen des Kunſtfleißes durch Einrichtung politechniſcher Schulen befördert, und den Erfindern nützlicher Handgriffe und Verbeſſerungen den Lohn ihres Fleißes und Nachdenkens durch Patente ſichert, ſo werden die Zünfte ſich nach wie vor als zweckmäßig bewähren, unſer Handwerksſtand wird künftig, wie früher, ſeines Fleißes, ſeiner Sitten, ſeiner Rechtlichkeit wegen durch die ganze Welt geachtet und geſchätzt werden; Wohlhabenheit wird wieder in die Mauern unſerer Städte zurückkehren, und der deutſche Bürgerſtand erhält die Würde wieder, die er zu unſerer Väter Zeit behauptete.“ (Uns ſcheint daß der Verfaſſer hier vollkommen Recht habe, nur nicht als Stimmführer des Zeitgeiſtes, das heißt: der Schreier; denn die erwarten noch immer gewaltige Vortheile von der Gewerbfreiheit.)

Der dritte Aufſatz raiſonirt über die begehrten Einfuhrverbote der engliſchen Waaren, von welchen im Scherz und Ernſt, in Proſa und Verſen, ja ſogar in Pasquillen ſo viel geſchwatzt worden. Im Grunde, ſagt der Verfaſſer, wären es blos die Baumwollenwaaren (und auch die nicht einmal alle) die von den Engländern beſſer und wohlfeiler geliefert würden, und Anlaß zu Beſchwerden gäben; denn unſere Stahl- und Eiſenfabriken wären im Zunehmen; das holländiſche, franzöſiſche und deutſche Tuch ſey beſſer als das engliſche; das Seidenzeug der Engländer ſey in Deutſchland nicht beliebt; nur ihr Wedgewood könne man nicht entbehren. Der Werth der bey uns eingeführten Baumwollenwaaren betrage höchſtens 11 Millionen rhein. Gulden, wovon der rohe Stoff mit 10 Procent abzuziehen; folglich verlöhren wir an Arbeitslohn höchſtens 5,1/2 Millionen, wovon ſich 100 Gulden auf den Kopf gerechnet, 55000 Menſchen ernähren könnten. Ob nun das Geſchrey der Fabrikanten nicht lächerlich ſey, dem zufolge hunderttauſende verhungern, hunderttauſende an den Bettelſtab gerathen, ganze Provinzen entvölkert werden und ganz Deutſchland verarmt? Deutſchland zahlt für Thee, Kaffee, Zucker und Gewürze jährlich mehr als zehnmal ſo viel, ohne deshalb zu verarmen. „Es iſt aber eine alte üble Gewohnheit der Deutſchen, alle Sachen zu übertreiben und ſich von dem Schein irre führen zu laſſen. Es bedarf dazu nichts weiter, als ein lautes wiederholtes Geſchrey, (Zeitgeiſt genannt) und der ganze helle Haufe ſtimmt ein und glaubt Wohlfarth und Leben in Gefahr. Am räthlichſten iſt dabey, die Menge ſich heiſer ſchreien zu laſſen – denn ehe der Vetter Michel ſich ausgeſchrieen hat, kommt er zu keiner Beſinnung und man predigt tauben Ohren.“ (Sehr wahr und vollkommen paſſend auch auf das Geſchrey um Conſtitutionen, Preßfreyheit u. ſ. w.)

„Alle erfahrne Staatswirthe ſind einſtimmig der Meinung, daß Fabriken, die allein durch Einfuhrverbote erhalten werden können, dem Lande keinen Nutzen bringen, und es iſt noch kein Fall eingetreten, der das Gegentheil bewieſen hätte.“

Der Verfaſſer will, daß die Brodloſen Fabrik-Arbeiter zum Pfluge greifen, da es in Deutſchland noch große wüſte Landſtrecken gebe, die angebaut werden könnten. Er beweißt, daß das Verbot der Einfuhr engliſcher Waaren nicht allein ungerecht, ſondern auch unthunlich ſey.

Der vierte Aufſatz enthält freymüthige Gedanken über den deutſchen Bund. Der natürlichſte Weg, Deutſchlands Selbſtſtändigkeit zu ſichern, ſey geweſen, ein gemeinſchaftliches Reichs-Oberhaupt zu wählen. „Aber damit ſtanden die Anſprüche der Fürſten des zweyten und dritten Ranges auf unbedingte Souverainität im Widerſpruch, und dieſe wollten lieber Deutſchlands Sicherheit noch einmal gefährdet ſehen, als einem Rechte entſagen, das größtentheils nur in der Einbildung beſteht; denn der Mindermächtige iſt doch nie ſelbſtſtändig; er muß ſtets dem Willen des Mächtigern folgen, ſey es als Vaſall oder als Bundesgenoſſe.“

Deutſchland, fährt der Verfaſſer fort, habe Opfer bringen müſſen, um ein neues Königreich (der Niederlande) als trennendes Zwiſchenreich, zu bilden; allein der Vorwand, Deutſchland werde dadurch beſſer geſchützt, ſey ſo gehaltlos, daß man durch eine Widerlegung deſſelben ſich lächerlich machen würde. (Dieſe Behauptung ſcheint ſehr ſeltſam. Daß ein Krieg zwiſchen zwei Reichen immer ſchwieriger wird, je mehr fremde Länder zwiſchen ihnen liegen, iſt doch wohl ſehr natürlich.) — Oeſtreich werde gelegentlich das Bundes-Intereſſe weniger berückſichtigen als ſein eigenes, und nichts leiſte die Gewähr, daß es in ſolchem Falle ſein Uebergewicht nie zum Nachtheil des Bundes anwenden werde. In Preuſſen würde der Bund einen Stütz-Punkt haben finden können, wenn man nicht alles gethan hätte, um dieſer Macht die Ausſicht zu benehmen, in dem Bunde Gewährleiſtung für eigne Sicherheit zu finden. Bayerns Intereſſe ſtehe in den meiſten Fällen mit dem des Bundes in gradem Widerſpruche, und könne dem Bunde nie aufrichtig zugethan ſeyn. Dänemark und die Niederlande wären, durch die Lage ihrer Hauptländer, gezwungen, bei England ihre Sicherheit zu ſuchen und deſſen Abſichten jederzeit zu befördern, ſo wie auch Hannover, und von daher ſey zu fürchten, daß der Bund in neue Kriege verwickelt werde. Sachſen, durch eine Theilung höchſt unglücklich, welche der Bund verewige, könne ſein Heil da nicht finden wollen.

Die freyen Städte nennt der Verfaſſer eine beſondere Erſcheinung im deutſchen Bunde. Sey ihre Wiederherſtellung blos ein Act der Gerechtigkeit geweſen, ſo ſey nicht abzuſehn, warum Augsburg, Nürnberg u. ſ. w. nicht ein gleiches Recht wiederfahren. Wolle man Entfaltung eines freyen deutſchen Sinnes durch die kleinen democratiſchen Staaten befördern, ſo ſey das wenigſtens keine Schmeicheley für die fürſtlichen Regierungen, unter denen ſolches alſo nicht geſchehen könne. Wäre die democratiſche Verfaſſung für die Deutſchen die paſſendſte, warum gäbe man ſie nicht Allen? und wäre ſie es nicht, warum ſäe man Unkraut unter den Waizen? halte man die freyen Städte für nothwendig zu Belebung des deutſchen Handels, ſo ſey das irrig, und widerlege ſich durch den blühenden Handel vieler monarchiſchen Staaten. Mit einem Worte, es laſſe ſich kein vernünftiger, auf Deutſchlands Wohl abzweckender Grund angeben, und ſie wären gewiß nur darum frey geworden, weil England, Frankreich und Rußland unabhängige Stapel-Plätze ſich hätten ſichern wollen. Dieſe Städte verhinderten alle gemeinſame Maasregeln des Bundes in Handelsangelegenheiten; machten Deutſchland auf immer von dem kaufmänniſchen Intereſſe der Ausländer abhängig; glichen Schwämmen, die die Säfte des

Vaterlandes aufſaugten; aller Reichthum werde ſich dahin ziehen und der deutſche Handel allein in ihre Hände kommen. Die Juden halte man für nachtheilig, weil ſie ſich ausſchließlich mit dem Handel beſchäftigen, und doch gründe man ganze Freyſtaaten, die daſſelbe thun. — Endlich wolle man auch den mediatiſirten Adel durch Kuriatſtimmen mit ſeinem Landesherrn in Oppoſition ſetzen u. ſ. w. Man habe alſo im deutſchen Bunde die widerſprechendſten Intereſſen einander gegenüber geſtellt. Nirgends entdecke man ein Mittel, die verſchiedenen Bundesſtaaten zu Einem Zwecke zu vereinigen; nirgend eine zuſammenhaltende Kraft, oder eine Macht, die Zwiſtigkeiten verhindern und ausgleichen könne; darum werde man die Zeit mit Declarationen und Proteſtationen hinbringen, und Deutſchland habe die Hoffnung, eine zweite Auflage des Regensburger Reichstages zu erleben. — In Hinſicht der Stimmen herrſche das größte denkbare Mißverhältniß, denn acht der kleinſten Bundesglieder, die zuſammen nicht über eine halbe Million Menſchen gebieten, könnten Oeſtreich und Preußen die Wage halten.

Der Verfaſſer berührt noch mehrere, ſchon oft beſprochene Mängel, und ſchlägt zu deren Beſeitigung vor: 1. eine fünfjährige, zwiſchen den acht großen Mächten wechſelnde Dictatur. 2. Belgien, das Königreich Preußen und die Schweiz ſollen, um die Grenzen der Bundeslande zu decken, in die Vertheidigungslinie gezogen werden. 3. Der Bund ſoll aus einem Furſtenbunde ſich in einen Völkerbund verwandeln; nemlich: Deputirte des geſammten deutſchen Volkes, nach der Seelenzahl ohne Rückſicht auf Landesgrenzen, ſollen die Rechte des Volkes vertreten, deſſen Wünſche zur Sprache bringen, während dieſer Zeit von ihren Fürſten unabhängig ſeyn, in volksthümlichen Angelegenheiten eine entſcheidende Stimme haben u. ſ. w. (Das würde einen ſchönen Wirrwarr geben! wir möchten doch wiſſen, welche Angelegenheit bei'm Bunde zur Sprache kommen könnte, die nicht, unter irgend einem Vorwande zu einer volksthümlichen zu machen wäre?)

Der fünfte Aufſatz beleuchtet die Anſprüche des deutſchen Adels auf Erhaltung und Wiederherſtellung ſeiner Vorrechte. Der Verfaſſer zählt zuerſt auf, was der Adel verlohren, und man muß geſtehn, es iſt ſehr viel. 1. Die Reichsunmittelbarkeit, die, weil ſie auf dem Grundbeſitz ruhte, von jedem Edelmann durch Ankauf von Gütern erworben werden konnte. 2. Die geiſtlichen Churfürſtenthümer, Bißthümer, Ritterorden u. ſ. w. und mit dieſen ein jährliches Einkommen von vielen Millionen Gulden. 3. Den eximirten Gerichtsſtand. 4. Die Steuerfreiheit. 5. Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit. 6. Den Beſitz leibeigener Bauern. 7. In mehreren Staaten die landſtändiſche Repräſentation als beſonderer Stand. 8. Den ausſchließlichen Beſitz der hohen Militär- und Civil-Aemter. Der Verfaſſer geht nun durch, auf welche Weiſe dieſe Vorrechte erworben worden, und verfährt dabei mit ziemlicher Unpartheylichkeit. Das Reſultat iſt: wenn der Adel als Stand fortbeſtehen wolle, ſo müſſe er allen denen Vorrechten entſagen, wodurch die andern Stände beeinträchtigt worden; nemlich Steuerfreiheit, Patrimonial-Gerichtsbarkeit und eximirten Gerichtsſtand, wogegen er in Gottesnahmen auf ſeinen Gütern die Polizeyinſpection verwalten, von der Conſkription befreyt ſeyn, einen Hirſch pürſchen möchte u. ſ. w. (Der Grundſatz, daß kein Stand ein Vorrecht beſitzen ſoll, wodurch andere Stände beeinträchtigt werden, mag vortrefflich ſeyn; nur ſollte der Verfaſſer ihn nicht aufſtellen, nachdem er kurz zuvor den Zünften das Wort geredet hat. Er wird doch nicht läugnen, daß durch die Vorrechte der Zünfte die übrigen Stände auch beeinträchtigt werden? das iſt und bleibt der Fall bei jedem Vorrecht; folglich muß man, wenn ein ſolches abgeſchafft werden ſoll, dieſen Machtſpruch nie durch den Grund rechtfertigen wollen: andere würden dadurch beeinträchtigt; ſondern blos durch den Beweis: daß jenes Vorrecht der Geſellſchaft keine Vortheile gewähre, durch welche jener Nachtheil aufgewogen oder überwogen werde. Dieſen Beweis gegen den Adel zu führen, überlaſſen wir dem Verfaſſer, und erinnern ihn blos an ſeine Worte: „es iſt ein heilloſer Fehler, alles Alte für unpaſſend und mangelhaft zu halten.“) —

Der ſechſte Aufſatz enthält Bemerkungen über den Kornwucher, der ſich gewöhnlich nur in gebürgigten Gegenden und in Ländern, wo der Weinbau getrieben wird, zeige. Der Verfaſſer meint, die rechten Blutigel treiben ihr Geſchäft weder unmittelbar noch an ihrem Wohnorte, ſondern bewieſen ſich in ihrer Heymath recht mildthätig gegen die Dürftigen, träten den Hülfsvereinen bei und ſteuerten Hunderte, ja wohl gar Tauſende zur Verpflegung der Nothleidenden. Dann erzählt er, welcher Kniffe und welcher Schleichwege ſie ſich bedienen, um die Getraide-Preiſe zu ſteigern. — Um dieſen Wucher zu hemmen, ſchlägt der Verfaſſer vielleicht würkſame, aber höchſt willkührliche Mittel vor: kein Gutsbeſitzer ſoll, bei ſchwerer Strafe, Brodgetraide kaufen, oder in ſeinem Hauſe verkauſen dürfen, ſondern Alles ſoll auf den Markt gebracht werden. (Welcher Zwang für den Landmann!) Zwiſchenhändler ſollen am Pranger ſtehn, und überhaupt Niemand mit Korn handeln, der nicht dazu verpflichtet iſt, ein hinlängliches Vermögen beſitzt, und Raum genug zu Aufbewahrung der Früchte nachweiſt. Dieſe Verfügungen nennt der Verfaſſer leicht ausführbar, und den Rechten keines Menſchen zu nahe tretend. (!) —

Den Beſchluß macht ein Mancherley. Hier wird allein dem Adel die Schuld beigemeſſen, daß noch keine Conſtitutionen in Deutſchland eingeführt worden; und den Staatsbeamten, daß der Cenſurzwang fortwährt; denn nach des Verfaſſers Meinung haben ſämmtliche Staatsbeamten ein böſes Gewiſſen. Was wir Deutſche in Zukunft für die Preßfreiheit zu erwarten hätten, ſehe man aus den Cenſuren der Preußiſchen und Frankfurter Zeitungen. Daher wären die preußiſchen Tageblätter zu der flachſten Erbärmlichkeit herabgeſunken, und die ſparſame Regierung laſſe lieber für ausländiſche Zeitungen vielleicht ſo viel ausgeben als für engliſche Manufacturwaaren. In Frankfurt ließen ſich mehrere Bundesgeſandten die Zeitungen regelmaßig vorlegen ehe ſie in die Preſſe kämen. Das Geſetz, welches die Bundesverſammlung über die Preßfreiheit abzufaſſen im Begriff ſtehe, werde vermuthlich dem Würtembergiſchen ähnlich ſeyn.

Auch über den Büchernachdruck möchten die deutſchen Schriftſteller und Buchhändler von dem Bundestage doch ja nichts eingreifendes erwarten; denn in Oeſtreich, Bayern, Würtemberg und Baden werde er gehegt und gepflegt, bewürke einen jährlichen Umſatz von 2 bis 3 Millionen Gulden, und folglich würden dieſe Staaten ihn wohl zu erhalten wiſſen. (Wir leben der Hoffnung, daß ein Spruch der Bundesverſammlung nächſtens dieſe hämiſche Vermuthung widerlegen werde. Wir wünſchen aber auch zugleich, daß man die Buchhändler ernſtlich warnen möge, ihre ungeheuern Bücherpreiſe herabzuſetzen; denn es iſt nicht zu leugnen, daß ſie durch dieſe den Freunden des Nachdrucks Waffen gegen ſich in die Hände geben. Z. B. noch vor wenig Tagen haben wir ein ſehr gangbares Buch von 23 Bogen, ohne Kupfer, auf gewöhnliches Papier gedruckt, mit 1 thl. 16 gr. bezahlen müſſen, und doch hat der Verleger, wie wir in Erfahrung gebracht, dem Verfaſſer nicht mehr als 3 Louisdors Honorar für den Bogen gezahlt. Die ganze Auflage von 1000 Exemplaren kann ihm höchſtens 500 thl. gekoſtet haben, wogegen er nun (ſelbſt nach Abzug von 33 Proc. Rabat) 1100 bis 1200 thl. einnimmt, indeſſen der Verfaſſer nicht viel über hundert empfangen hat. Iſt das ein chriſtlicher Gewinn? — fürwahr, ehe man auf der Leipziger Meſſe die Juden von der Buchhändler-Börſe ausſchließt, ſollte man zuvor ein Geſetz gegen ſolche Wucherer abfaſſen.) —

Den Damen zeigen wir noch an, daß der Verfaſſer auch gegen die Schnürbrüſte zu Felde zieht, und — es iſt in der That höchſt ſeltſam, daß wir ſolches auch zugleich den Herrn Officieren anzeigen müſſen. Der Verfaſſer ſagt: „der allgemeine Abſcheu gegen dieſe Unnatur ſpreche ſich ſo deutlich aus, daß zu erwarten ſtehe, dieſer läppiſche Unfug werde ein Ende nehmen, denn gegen eine ſo einſtimmig geäußerte Verachtung wage die Narrheit gewöhnlich nicht, ſich lange zu behaupten.“ —

Wir haben bei dieſer, in Mainz gedruckten Schrift, uns länger wie gewöhnlich aufgehalten, weil ſie viel merkwürdiges und bei manchem Schiefen auch viel Gutes enthält. Sie beweiſt zugleich unwiderſprechlich, was wir ſchon oft behauptet haben, daß nemlich jeder Schriftſteller ſeine eigne Stimme für die Stimme des Zeitgeiſtes ausgiebt. Denn man durchblättere einmal ein Paar hundert der neuſten Schriften; überall wird man finden: die Frauenvereine, die Gewerbfreiheit, der Haß gegen die engliſchen Waaren u. ſ. w. ſind Producte des Zeitgeiſtes. Und ſiehe da, nun tritt ein anderer auf, und erklärt abermals im Namen des Zeitgeiſtes: die Frauenvereine taugen nicht viel, die Gewerbfreiheit noch weniger und die engliſchen Waaren mögen immerhin paſſiren. Wem ſollen wir nun glauben! durch wen hat der Zeitgeiſt würklich geſprochen? —

Die Belagerung von Corinth.

(Beſchluß.)

Die Sonne gieng ſo glänzend auf, als wollte ſie einen glücklichen Tag verkünden. — Da erſcholl die Trompete, die Trommel wirbelte und das heulende Horn des Muſelmann's ertönte. Die Fahnen, die Roßſchweife rüttelten ſich. Die Roſſe wieherten, die Waffen klirrten, jauchzendes Geſchrei erhob ſich von allen Seiten. Die Haufen bilden ſich, die Säbel blitzen, und mit Ungeduld erwartet jeder den Wink zum Aufbruch.

Ihr reitenden Turkomannen, Spahi's und Tataren, fort zur Vorhut! fegt die Ebene rein, und umzingelt die Mauern, damit kein Chriſt dem Tode entrinne. Fußvolk vorwärts! Dir die Ehre, mit blutigen Fußtapfen die Breſche zu bezeichnen.

Die ſchäumenden Roſſe nagen den Zaum und ſcharren mit dem Hufe. — Die Reiter ſchütteln ihre Lanzen — die Lunte brennt. — Alpo ſteht an der Spitze der Janitſchaaren. Eine Feldſchlange ſoll das Zeichen der Vernichtung geben. Auf! nach Corinth! Das Blut der Prieſter ſoll an den Altären fließen, das Blut der Häupter in den Paläſten; kein Stein ſoll auf dem andern bleiben, und kein lebendes Weſen ſoll zwiſchen den Trümmern ächzen. — Gott und der Prophet! Allah! Hu! ſo ſchwirrt es gen Himmel. Dann ein Augenblick der Stille. Der Vezier will reden. „Dort iſt die Breſche, ruft er, die Stunde iſt gekommen! Nichts wird dem verweigert, der zuerſt das Kreuz der Chriſten herunterſchlagen wird.“ — Ein Raſſeln der Lanzen und Säbel, dann ein wüthiges Freudengeſchrei folgt dieſen Worten. Nun ſchweigt alles — man erwartet das Signal — der Schuß kracht.

Wie eine Heerde hungriger Wölfe den muthigen Büffel in der Wüſte angreift, der mit blitzendem Auge und zornigem Brüllen ſie erwartet; wie er die erſten, die es wagen, auf ihn zu ſtürzen, mit den Füßen zermalmet oder mit blutigen Hörnern in die Luft ſchleudert; ſo die kühnſten der Muſelmänner vor und zwiſchen den Mauern von Corinth. Zertrümmerte Harniſche fliegen umher, wie zerbrochenes Glas, Kugeln, Kartätſchen ackern den Boden ringsum locker. Ganze Reihen fallen, und liegen in derſelben Ordnung, wie ſie ſtanden, gleich den Grasſchwaden, die des Mähers Senſe niederlegt. Aber wie die Frühlings-Fluthen der Felſen Grundfeſten unterwühlen, und immer wiederkehrend, endlich ungeheuere Klumpen löſen, die gleich den Lavinen der Alpen mit Donnergebrüll ins Thal hinabrollen; ſo erlagen die ermüdeten Vertheidiger von Corinth der immer neu heranwachſenden Menge der Feinde. Sie fielen in großen Maſſen nach einem langen tapfern Streite. Die Waffen aller Kämpfenden waren mit Blut gefärbt. Nun iſt der Wall erſtiegen — der Kampf hat geendet — Mord und Plünderung ſollen nun beginnen. Schon dringt ein Gekreiſch aus dem Innern der Häuſer, und die Fliehenden mit Blut beſpritzt, ſuchen ihr Heil im ſchnellen Laufen auf ſchlüpfrigem Pflaſter. Hie und da kämpfen noch kleine Haufen, um wenigſtens fechtend zu fallen. Unter ihnen ein Greis mit Silberhaar, doch ſtarken Armes. Keiner hatte kräftiger, als er, des Kampfes Anſtrengung ertragen; die Leichname, um ihn gethürmet, bezeugen ſeine Tapferkeit. Noch blieb er heute unverändert, aber ſein Harniſch deckte der alten ehrenvollen Narben viele. Langſam zog er ſich zurück. Die Kühnſten fühlten das Gewicht ſeines eiſernen Armes und in Entfernung hielt er die Feinde, die zahlreicher waren als die Haare ſeines Hauptes. Seit dem Unglückstage bei den Dardanellen, der ſeinen einzigen Sohn ihm raubte, hatte ſeiner Rache ſchon mancher Feind geblutet, und dem Schatten des jungen Minotti waren ſchon mehr der Sühnopfer gebracht, als einſt dem Schatten des Patroclus.

Jetzt naht ſich mit Allah-Geſchrei ein Haufe der tapferſten Muſelmänner. Der nervigte Arm ihres Anführers läßt ſichere Streiche fallen, und ſchont nirgend. Andere fechten glänzender geſchmückt, und blanker ſchimmert ihr Säbel, doch kein Säbel trank ſo viel Menſchenblut, als der in der Fauſt des Abtrünnigen.

Nun ſteht er vor dem ſtehenden Greiſe. „Ergieb Dich, Minotti! um deiner Tochter willen ſchenke ich Dir das Leben!“

„Nimmer, Du Renegat! nimmermehr! und könnteſt du mir ein ewiges Leben auf Erden ſchenken, aus deiner Hand würd' ich's verſchmähen.“

„Will dein Hochmuth auch Francisca'n verderben? Ihr eignes Leben ſetzt dein Widerſtand in Gefahr.“

„Franciska iſt in Sicherheit.“ — „Wo?“ — „Im Himmel! in dem Himmel, aus welchem deine Verbrechen Dich ausſchließen. Sie hat ſich rein erhalten, ſie iſt deiner Macht entrückt.“

So ſprach der Greis mit bitterm Lächeln, und ſah den Abtrünnigen wanken, als habe ihn ein Keulenſchlag getroffen.

„Todt!“ rief er aus, „und wann iſt ſie geſtorben?“ —

„In der entwichenen Nacht. Ich weine nicht über ſie. Kein Sproſſe meines Stammes wird dein oder Mahomets Sclave ſeyn. Vertheidige Dich!“

Allein umſonſt fodert er ihn auf. — Alpo war ſchon nicht mehr. Aus den Hallen eines benachbarten Tempels, in dem die letzten Vertheidiger Corinths ſich vereinigt hatten, traf ihn das tödtliche Blei, ſeine Hirnſchaale zerſchmetternd. Nur einen Blitz ſprühten ſeine Augen, dann fiel er mit dem Geſicht auf den Boden. Ewige Finſterniß deckte ſein Auge, nur ſeine Glieder zuckten noch einmal. Man wandte ihn um, die beſtaubte Bruſt, das blutige Geſicht gegen den Himmel gekehrt — noch ſchäumte das Blut aus ſeinem Munde, doch der Athem war entflohen. So ſchnell war er in das Reich der Todten hinabgeſchleudert worden, daß kein Gedanke an Gott ihn mehr ergreifen konnte — keine Hoffnung der Barmherzigkeit — er blieb ein Abtrünniger bis zum letzten Athemzuge.

Geſchrei der Wuth und des Triumphes erhoben zu gleicher Zeit ſeine Gefährten und ſeine Feinde. Der Kampf erneuete ſich mit Erbitterung. Minotti mit einer Hand voll tapferer Männer wich nur Fuß für Fuß, jeden Schritt mit Feindesblut bezeichnend; und ſo erreicht er den Tempel, aus welchem zuvor ein Schuß Alpo's Verhängniß erfüllte, und wo der Ueberreſt der Chriſten ſich zuſammengedrängt hatte. Hier, hinter dicken Mauern, konnten ſie Athem ſchöpfen. — Ach! nur einen Augenblick! Denn das Gedränge der drohenden, Wuth ſchäumenden Muſelmänner iſt ſo heftig, daß ſie auch nicht mehr zurückweichen können; und die erſten, die bis zu dem engen Gange einmal hingeſchoben werden, müſſen tödten oder ſelbſt den Tod finden. Sie fanden ihn, doch ehe ihr Auge brach, ſtiegen ſchon Rächer auf ihre Körper. Reihen fallen und ſind augenblicklich erſetzt. Die Chriſten ermüden endlich, die Osmannen ſprengen des Tempels ſchwere eiſerne Pforten. Während dieſe noch widerſtehen, ſind jene den ſichern Schüſſen ausgeſetzt, die aus zertrümmerten Fenſtern, aus jeder kleinen Mauer-Lücke auf ſie gerichtet werden. Aber ſchon wanken die Pforten — kreiſchen auf ihren Angeln — neigen ſich und ſtürzen. — Corinth iſt verlohren!

Mit ernſter Stirn und tiefer Trauer im Blick hat Minotti den Altar beſtiegen. Er ſteht, die Augen erhoben zu dem Bilde der heiligen Jungfrau, welches mitten im Mordgetümmel ihn anzulächeln ſcheint. Er bezeichnet ſich mit dem Kreuze, ſeufzt, und ergreift eine der Fackeln, die auf dem Altar brennen. So ſteht er, die Fackel ſchwingend, als die Muſelmänner ſchaarenweis in den Tempel dringen. — Der Muſiv-Boden des Gebäudes bedeckt die Gräber derer, welche die Zeit gebähren und ſterben ſah. Ihre auf die Steine gegrabenen Namen hat das Blut faſt verwiſcht. Aber zwiſchen den langen Reihen der Särge in den düſtern Gewölben hatte der Krieg ſeine Schwefelſchätze, ſeine Werkzeuge der Vernichtung, in großen Maſſen niedergelegt, die letzte Zuflucht des Minotti, deſſen Vorſicht früher ſchon eine geheime Verbindung zwiſchen dem Altar und jenen Todſchwangern Maſſen bewerkſtelligt hatte.

Vergebens kämpften noch hie und da die wenigen letzten Chriſten. Selbſt an den Todten kühlten die Sieger ihre Wuth, verſtümmelten die Leichname, zertrümmerten die Bildſäulen, beraubten die Altäre, entweihten die heiligen Gefäße, taumelten brüllend bis zum Hochaltar, wo der Räuber gierige Blicke durch den goldnen Kelch gefeſſelt werden, aus dem noch vor Anbruch dieſes Tages die Anbeter Chriſti zur Stärkung ihrer Seele ſein Blut getrunken hatten, dieß koſtbare Blut, von dem noch einige Tropfen des Kelches Boden bedeckten; und um den Tiſch des Herrn ſchimmerten 12 güldene Lampen, die letzte, reichſte Beute. Schon ſtreckten die kühnſten ihre Arme nach dieſem Raube, als der Greis die Fackel an die Lunte hielt — mit furchtbarem Krachen fliegen das Gewölbe und der Altar in die Luft, zugleich mit ihnen Chriſten und Mahometaner, Lebende und Leichname! Die Stadtmauern ſtürzen zuſammen — die Meereswellen weichen zurück — die Berge erbeben, als habe die Erde gezittert — Wirbel von Rauch und Flammen ſchleudern die Trümmer umher — ein Aſchenregen bedeckt die Ebene — der Meerbuſen füllt ſich mit Leichen, die Ufer ſind mit Leichen beſät — Muſulmanen oder Chriſten? — mögen die Mütter ihre Söhne ſuchen und erkennen. Was im Umkreis dieſer Erſchütterung Leben athmete, iſt verſchwunden. Die Vögel flattern erſchrocken von dannen — die Stiere auf dem Felde zerſprengen ihr Joch — die Roſſe zerreißen ihre Zügel und rennen in die Ebene — die Wölfe heulen in den Höhlen der Gebürge — des Schakals Stimme ertönt, wie die Stimme wimmernder Kinder der Adler ſträubt ſein Gefieder, ſchwingt ſich vom Felſen in die Luft und kreiſcht über ſchwarzen Rauchwolken, die ihm folgen und ihn zwingen, höher noch zu ſteigen. — So das Ende der Belagerung von Corinth.

(Wir beſcheiden uns, in dieſem Umriß dem Leſer nur einen ſchwachen Begriff von der düſtern Phantaſie des Dichters, von der Kühnheit ſeiner Bilder und der Stärke ſeines Ausdrucks gegeben zu haben; doch wird dieſe Skizze hinreichen, diejenigen, die der engliſchen Sprache kundig ſind, zum Leſen des Ganzen einzuladen.)

Politik. (Schluß.)

Einen neuen Abriß der Staats-Wiſſenſchafts-Lehre, zum Gebrauch für Vorleſungen, hat Herr Profeſſor Behr zu Würzburg geliefert, auch den Grundriß einer Conſtitution für Monarchieen beigefügt. Der Verf. meint: nicht diejenige Staats-Form ſey die Beſte, in welcher die höchſte Gewalt am beſten verwaltet wird, ſondern diejenige, wo ſie am beſten verwalten werden muß. Das klingt recht hübſch, heißt aber im Grunde nichts; denn in der wirklichen Welt hat bis jetzt die Politik dieſe Aufgabe noch nirgend gelöſt, und es iſt ſehr zweifelhaft, ob es ihr je gelingen werde, ihr Genüge zu leiſten. — Nicht der todte Buchſtabe der Conſtitution führt die Völker in's Leben ein, ſondern das vermag nur der Sinn und Geiſt, der in der Wechſel-Wirkung zwiſchen Volk und Regierung herrſcht, beide auf einem Puncte vereint, und im herrlichen Einklange beide für das Gemein-Beſte beſeelt. Aber dieſer Sinn und Geiſt kann ſich erzeugen, nähren und ausbilden in jeder Staatsform, vorausgeſetzt, daß die Regierung gut iſt; dagegen kann und muß er, ſelbſt bei der am beſten ſcheinenden Staatsform, fehlen, wenn beide, Regierung und Volk, mißtrauiſch oder gar feindſelig geſinnt, einander gegenüberſtehen. Dieß zu vermeiden, jenes wohlwollende Zuſammenwirken zu erſtreben, iſt die höchſte Aufgabe der practiſchen Staats-Kunſt und des wirklichen Staatsmannes. — Das geſetzgebende Collegium beauftragt der Verfaſſer mit der Aufſicht und allenfalls mit der rechtlichen Unterſuchung der Geſchäftsführung des Regenten; dieſer ſoll ſich vor demſelben verantworten; es ſoll ihn ermahnen und, wenn das nicht fruchtet, ſuspendiren, einen Interimsverwalter aus ſeiner Mitte proclamiren, ſich nöthigenfalls der Perſon des Suspendirten verſichern, und am Ende, mit Berufung auf das Volk, ihn förmlich entſetzen oder einſperren. (? Wir zweifeln, daß, unter ſolchen Bedingungen, viele Fürſten Luſt haben werden, Regenten zu werden oder zu bleiben. Auch das Volk würde bei einer ſolchen Verfaſſung, in einem ewigen Fieber herum taumeln.) — Freilich iſt das Glück der Unterthanen, inſofern es auf die Güte der Regierung gebauet iſt, immer vom Zufall abhängig; aber auch bei der ſcheinbar beſten Verfaſſung wird dieſem Zufall ſtets ſein Antheil gebühren, wenn es dem Volke wohl geht. Für dieſes Wohlergehn kann keine Verfaſſung je Gewähr leiſten, am wenigſten die des Herrn Profeſſor Behr, durch welche der Regent der Eiferſucht des Volkes, und beide, Regent und Volk, einem Haufen herrſchſüchtiger Ariſtocraten hingegeben werden. —

Zu Volks-Repräſentanten ſollen, nach der Anſicht des Verfaſſers, auch die Staats-Beamten und der Militair-Stand Mitglieder liefern, und jeder Staatsbürger ſoll das Recht haben, ſchriftliche oder mündliche Anträge zu machen. Für ſo nothwendig man es auch halten möge, der Willkühr der Regierungen durch Stände Schranken zu ſetzen, eben ſo nothwendig iſt es gewiß, daß die Macht der Stände nicht zu ſehr ausgedehnt werde, damit nicht der Geiſt der Monarchie ausarte in die ſchädlichſte aller Regierungsformen, die Ariſtokratie. Aber ein ſolches Ausarten möchte leicht zu befürchten ſeyn, wenn die Stände ſich auf Privat-Petitionen einlaſſen dürfen.

Natürlich verſtattet der Raum dieſer Blätter nicht, ein Werk von ſolchem Umfange genügend anzuzeigen. Wer es nicht ſelbſt leſen, und doch mehr davon wiſſen will, dem empfehlen wir die treffliche Recenſion deſſelben in der Leipziger Lit. Zeitung.

Rhinoplaſtik.

Die Kunſt, Naſen zu drehen, iſt bekanntlich eine ſehr alte und jeder Zeit mit Glück geübte Kunſt, aber die Kunſt, Naſen zu machen, (Rhinoplaſtik) iſt neu und fürwahr nicht ſo leicht als jene. Wer bisher ſeine Naſe verlohr, war ein armer Menſch, und hätte er auch ſonſt im Golde bis über die Ohren geſteckt; denn der einzige Vortheil, daß man ihm keine Naſenſtüber mehr geben konnte, kam ſelten in Betrachtung gegen das Unglück, aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannt zu ſeyn; und wenn er ſich auch eine falſche Naſe anſetzen ließ, ſo raiſonirten die Leute darüber wie der Thorſchreiber und die Trompeters-Frau im Triſtram Shandy; auch konnte ihm wiederfahren, daß er ſich die Naſe begoß ohne es einmal zu fühlen, oder daß ſie ihm gar in der Hand blieb, wenn er ſich daran zupfen wollte.

Im Ernſt: der Verluſt der Naſe iſt ein ſo ſchrecklicher Verluſt, daß der Herr Geheimerath Gräfe in Berlin — der einzige bisjetzt, der dieſen Verluſt zu erſetzen weis — zu den ausgezeichneten Wohlthätern der Menſchheit gezählt werden muß. Von ihm iſt das merkwürdige Buch unter obigem Titel erſchienen, aus welchem wir, was auch Nichtärzte nothwendig intereſſiren muß, mittheilen wollen.

Seit undenklichen Zeiten bildeten die Braminen nur Naſen aus der Stirnhaut. In jenen Ländern, wo die Naſen ſo oft abgeſchnitten werden, war freilich dieſe Kunſt am nothwendigſten. Vermuthlich kam ſie durch die Araber aus dem Orient nach Italien, wo der ſicilianiſche Arzt Branca 1442 ſie mit Glück ausübte, und als ein Geheimniß auf ſeine Nachkommen vererbte, die, ſtatt der Stirnhaut, ſich des Armes bedienten, um den fehlenden Theil der Naſe zu erſetzen. Aber 1571 ſtarb der letzte dieſer Nachkommen, und erſt gegen Ende des 16. Jahrhunderts brachte Tagliacozzo die Kunſt nach ſeiner Vaterſtadt Bologna und hielt ſie länger nicht geheim. Leider ſtarb er früh, und mit ihm ging ſie faſt unter. Der letzte, der dieſe Operation zu Venedig im Anfang des 17. Jahrhunderts verrichtete, war Molinetti. Seitdem ſpotteten die meiſten Aerzte darüber, und die mediciniſche Facultät zu Paris entſchied ſogar, ſie ſey unmöglich. Unſern Tagen war es aufbehalten, theils durch die Engländer, größtentheils aber durch den verdienſtvollen Gräfe, die verlohrne Kunſt wieder aufleben zu ſehen. Den erſten Verſuch machte er an einem geſunden, noch jungen Manne, der bei Montmartre durch einen Säbelhieb die Naſe verlohren hatte. Er zuerſt vereinte die indiſche Operationsweiſe aus der Stirnhaut mit der italieniſchen aus dem Arme; denn jene bewirkte die Heilung bisweilen ſchon in 6 Wochen, hinterließ aber jederzeit eine entſtellende Stirnnarbe, und die Entblößung des Schädels konnte auch ſonſt nachtheilige Folgen haben; beiden wurde freilich durch die letztere ausgewichen, allein der Zweck oft erſt nach Verlauf eines Jahres erreicht. Die neue Methode, mit Recht die deutſche genannt, nimmt den Hautlappen aus dem Arme, befeſtigt ihn aber, nach indiſcher Weiſe, ohne alle Vorbereitung, unmittelbar an den Naſenſtumpf, und bewirkt ſchon in 4 bis 6 Wochen eine ſichere Heilung ohne Stirnnarbe oder Schädelentblößung.

(Hufeland erzählt in ſeinem Journal, daß reiche, der Naſe beraubte Indier, einem armen Teufel auch wohl ein Stück ſeines Sitzfleiſches abzukaufen pflegten, um ſich eine Naſe daraus zu ſchnitzeln. Dieſes Stück wurde aber nicht wie die Stirnhaut behandelt — vermuthlich weil ſonſt die kranke Naſe 6 Wochen lang in einer ſehr beſchwerlichen Nachbarſchaft hätte zubringen müſſen — ſondern man erhöhte durch Peitſchen den Lebensproceß in demjenigen Theile, der zu einer Naſe avancirt werden ſollte, ſchnitt ihn dann friſchweg aus dem Hintergeſichte und ſetzte ihn ohne weitere Umſtände an das Vordergeſicht.)

Herr Geheimrath Gräfe hat drei merkwürdige Krankengeſchichten mitgetheilt und in Kupferſtichen treue Abbildungen dazu geliefert. Bei allen drei Patienten gelang die Operation vollkommen, nur mit dem Unterſchied, daß bei dem erſten, einer Frau, die indiſche Methode, bei dem zweiten, einem jungen Manne, die italieniſche, und bei dem dritten einem jungen Mädchen, die deutſche Methode angewandt wurde. Früher iſt geglaubt worden, daß die ſo erſetzten Naſen, durch Kälte ſehr leicht wieder abſtürben; allein der zweite Fall beweiſt unwiderſprechlich das Gegentheil, denn im Januar 1818 arbeitete dieſer Mann mit der neuen Naſe bei 14 Grad Kälte in einer offenen Schmiede mit ganz entblößter Naſe, ohne alle nachtheilige Folgen.

Die deutſche Methode iſt nur anwendbar bei vollkommener, geſunder, nicht ſchlaffer Armhaut. Die nach dieſer Methode behandelte Patientin hieß Auguſte Wilhelmine Braun, war 24 Jahr alt, hübſch aber blaß, ſchlank und zart, etwas ſchwächlich, und hatte die Naſe durch ein bösartiges Flechtengeſchwüre verlohren. Das arme Mädchen iſt hier abgebildet, ein Mal, wie ſie vor der Operation ausſah und das andere Mal wie ſie jetzt ausſieht. Die neue Naſe hat eine ſehr gefällige Form und iſt der übrigen angenehmen Geſichtsbildung vollkommen entſprechend. Keine Narbe bezeichnet die Stelle wo ſie angeſetzt iſt, nur ein ſchwacher, etwas gerötheter Strich war noch bemerkbar, und auch dieſer verlohr ſich bald ganz.

Gräfe hat ſeinem Werke noch eine, zur Rhinoplaſtik gehörige Bandagenlehre beigefügt, nebſt genauen Abbildungen aller, zu dieſer Operation erforderlichen Dinge, und hat überhaupt alles ſo deutlich beſchrieben, daß wir nicht zweifeln, geſchickte Wundärzte werden ſich durch dieſes Buch in den Stand geſetzt ſehn, die Operation gelegentlich nachzumachen; auch iſt ſie bereits zweien Schülern des Geheimerath Gräfe vollkommen gelungen.

Der Verfaſſer iſt bereits mit fünf verſchiedenen Orden geziert, aber den eigentlichen großen Verdienſtorden hat er durch dieſe wiedergebohrne und ſehr verbeſſerte Erfindung ſich ſelbſt verliehen.

Proteſtation.

Ich finde in des Herrn Hofrath Winkler Tagebuch der deutſchen Bühnen, daß das Theater zu Hanau unter meinem Namen aufgeführt hat: Antonio der Fackeljunge von Cremona, ein romantiſches Schauſpiel in 4 Acten; ferner: Die Schlangeninſel, ein komiſches Singſpiel in 2 Acten. Da ich von beiden nicht der Verfaſſer bin, ſo muß ich für die Zukunft mir die Ehre verbitten, mich mit fremden Federn zu ſchmücken. Es iſt zwar nicht das erſte Mal, daß mir von Winkeltheatern eine ſolche Ehre angethan wird, aber eine Bühne, die ſich ein churfürſtliches Theater nennt, ſollte ſich doch auf meine Koſten dergleichen armſelige Behelfe nicht erlauben.

Weimar d. 12. July.

Kotzebue.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 16. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Romane.

In 2 Bänden iſt erſchienen: *Wahl und Führung oder Religion und Fanatismus in romantiſcher Darſtellung.* Der uns unbekannte Verfaſſer iſt gewiß ein Mann von Geiſt und Herz, auch fehlt ihm die Gabe, lebhaft darzuſtellen, nicht; aber er iſt noch viel zu *breit*. Die Zeiten ſind vorbei, in welchen der Deutſche gern einer ſolchen Ueberſchwemmung zuſah, die ihn oft hinderte, das eigentliche Bett des Stromes zu erkennen. Jetzt will er ſtets am Ufer wandeln, höchſtens einer Krümmung des Stromes mit nachgehn, aber ſobald er gewähr wird, daß das Waſſer ſich über die Wieſen verbreitet, ſucht er andere Wege. Doch wenn auch der Verfaſſer ſeine meiſt trefflichen Gedanken mehr concentrirt hätte, ſo ſcheint uns doch die Idee, die Vorzüge der proteſtantiſchen Religion vor der catholiſchen durch einen *Roman* beweiſen zu wollen, nicht glücklich. Dieſer (übrigens höchſt unwahrſcheinliche) Roman iſt freilich ein Gemälde, welches nur um des *Rahmens* willen da iſt, allein wir geſtehen, daß wir ſolche Gemälde nicht lieben. Nach unſerer Meinung hat der Verfaſſer auch viel zu viel bewieſen. Schwärmer giebt es in allen Religionen. Die Unthat ſeines *Leopold* hätte eben ſo gut, beſonders in unſern Tagen, auch ein Proteſtant begehen können. Der Mann, der in Frankfurt vor einigen Jahren Weib und Kinder ermordete, war ein Proteſtant. — Daß der Verfaſſer die Frauenzimmer ſtets *Bilder* nennt (das Bild, das Frauenbild, das holde Bild, u. ſ. w.) ſcheint uns etwas geziert. — Wer den Roman ganz überſchlagen und ſich blos an die Raiſonements des Verfaſſers halten will, wird oft befriedigt, doch ſchwerlich amüſirt werden. Es giebt wohl noch keinen Roman, in welchem die *Bibel* ſo fleißig benutzt worden wäre. —

Mit Vergnügen können wir hingegen den *Schulinſpector Heiſter oder die Elementar-Methode zu Süderhauſen*, einen pädagogiſchen Roman, empfehlen; denn er rügt auf eine höchſt ergötzliche Weiſe alle Uebertreibungen der Peſtalozziſchen Methode, ohne jedoch den wirklichen Verdienſten Peſtalozzi's zu nahe zu treten, obgleich deſſen ſogenannte *Anſchauungen* mit Recht unter die Nebel geſetzt werden.

„Wahrheit bleibt Wahrheit" ſagt *Sturmwald*, ein wackerer Schüler Peſtalozzi's, „ſelbſt wenn ein kühner Steuermann ihr Schiff in Gefahr brächte. Sie ſelbſt kann nicht untergehn. Daher wird Peſtalozzi's Verdienſt ſich ewig im Zeitenſtrom aufrecht erhalten." — Dem entgegnet ein Anderer: „Warum duldet aber Peſtalozzi, dieſer Mann der Wahrheit und der ungekünſtelten Einfalt der Natur, wie Alle ihn ſchildern, daß Fremde die ſchlichten Kinder ſeines Geiſtes und Herzens, angethan mit neuphiloſophiſchem Schmuck und die Sprache der Myſtiker lallend, in die Welt ſchicken?"

„Arme wollte er durch eine verbeſſerte Erziehung dem phyſiſchen und moraliſchen Verderben entreißen — und ſiehe es ſind die Söhne der Reichen, die er in Penſion nimmt — in die Hände der *Mütter* wollte er die Erziehung der Kinder legen — und ſiehe! er nimmt ſie ihnen vom Schooße (wie der conſequentere *Schmid* ſelber ihn anklagt) und ſchichtet ſie haufenweis in ſein Inſtitut."

Die Ausfälle in Peſtalozzi's Schriften, z. B. das platte Urtheil über *Niemeyer*, werden damit entſchuldigt, daß die in P's Reden eingewebten philoſophiſchen und literariſchen Auseinanderſetzungen nicht von ihm ſelbſt, ſondern von Hr. *Niederer* herrühren, folglich P's Schriften den Landſchaften des *van der Heyden* gleichen, der die Thiere durch *van der Velde* hinein mahlen ließ. Es wird ihm ferner vorgeworfen, daß er ſein Thun und Treiben im Poſaunenton der Welt verkünde und das von ſeinen Anhängern ihm gebrachte Lob in öffentlichen Blättern abdrucken laſſe, ja daß er ſogar ſeine Elementar-Methode mit dem *Chriſtenthum* vergleiche. — Seine meiſten Jünger wären nichts weiter als blinde Nachbeter, die den Leyerkaſten aborgeln, wenn ihn der Meiſter geſtellt hat. Sein *Buch der Mütter* wird kein Buch für Mütter genannt. Es hat dem Verfaſſer Veranlaſſung zu einer höchſtkomiſchen Scene gegeben, die wir als Probe des Ganzen ausheben wollen.

Der Schulinſpector *Heiſter* hatte nemlich, um ſich bei dem Conſiſtorio beliebt zu machen, eine *Schule der Mütter* errichtet, die an einem Mittwoch Nachmittag ſich zum erſtenmale verſammelte.

„*Heiſter* trat vor, das *Buch der Mütter*

Univ. Bibl.

in den Händen. Sie ſehen hier, geehrte Mütter und Frauen, redete er ſie an, ein Buch, das in ſeiner unſcheinbaren Hülle die köſtlichſten Schätze und den ſo lange vergeblich geſuchten Stein der Weiſen in der Erziehungskunſt enthält. Laſſen Sie ſich durch die Trockenheit nicht abſchrecken, worin Ihnen die erſten Uebungen erſcheinen werden. Wie aus der Hülle eines kaum ſichtbaren Saamenkorns die Rieſenlinde unſers Kirchhofes empor ſtieg, die jetzt die Hälfte ſeiner Gräber beſchattet, ſo tritt aus der Hülle des hier ausgeſtreuten, unſcheinbaren Saamenkorns die Geiſteskraft mächtig empor, die den Menſchen zur Gottheit erhebt. Wir wollen uns daher nicht ſchämen, Kinder zu werden, und die Uebungen durchmachen, wie ſie dieſelben, nach der Abſicht des Verfaſſers, als Mütter mit ihren Kindern zu betreiben haben, wenn ſich der Geiſt derſelben Naturgemäß entwickeln und kräftigen ſoll. Die Methode iſt dieſe: Eine von Ihnen ſey Mutter. Sie nehme das Buch, leſe nach der Reihe die vorgezeichneten Namen, und zeige zugleich mit der Hand auf die ſobenannten Theile des Leibes. Die übrigen ſeyen Kinder und zeigen zugleich mit der lehrenden Mutter das genannte Glied, indem ſie das Vorgeſagte in Einem Tone laut und verſtändlich nachſprechen. Wer will die Lehrerin ſeyn?"

„Frau v. Silas, als Landsmännin von Peſtalozzi glaubte, hiezu das nächſte Recht zu haben, nahm das Buch, fuhr von oben nach unten den Körper herab und ſagte: der Leib oder der Körper. Die übrigen ſprachen und machten es nach, jedoch die Frau Heiſtern und Meven nicht ohne Verdruß und verbiſſenes Lachen, denn es war ihnen als begiengen ſie eine Thorheit. Doch da, nach einem bekannten Sprüchwort, wer A ſagt auch B ſagen muß, ſo gieng die Uebung fort bis zum Hinterkopf oder Scheitel. Hier zeigte ſich eine unvorhergeſehene Schwierigkeit; denn die guten Frauen hatten die Zuſammenkunft bequem gefunden, zugleich ihre neueſten Hüte nach Bertuchs Modejournal einander zu zeigen. Nun aber waren dieſe Hüte (ſogenannte Italiäner) von einer ſo gewaltigen Bedackung, daß von dem ganzen Haupte nur das Kinn und ein kleines Stückgen des Mundes zu ſehen war. Als nun der Hinterkopf und die Stirn und die Scheitel an die Reihe kamen, da ſagte der gefällige Heiſter, um den Frauen alle Verlegenheit zu erſparen: laſſen Sie uns lieber den Kopf überſchlagen und beim Rumpfe fortfahren."

„Da gieng es aber noch ſchlimmer. Wer das Buch der Mütter kennt, der weis, daß die lückenloſe Reihe in den Lectionen des Rumpfes alſo lautet: der Rumpf — der obere Theil des Rumpfes oder der Oberleib — der untere Theil des Rumpfes oder der Unterleib — die Bruſt — die Herzgrube — der Bauch — der Nabel — die Schaamtheile u. ſ. w."

„Als Frau v. Silas bis an den Nabel gekommen war, und nun mit ihrem unwillkührlich vorwärts ſtrebenden Blicke auf das nächſtfolgende Wort traf, ſo ſtieß ſie einen gewaltigen Schrei des Entſetzens aus, warf das Buch an die Seite und ſtürzte mit lauten Verwünſchungen aus der Stube, ihr nach die Frau Stadträthin Mewe, die Frau Schnippel, die getaufte Jüdin, ja ſogar die Frau Schulinſpectorin Heiſter. Fräulein von Zerr (eine buckligte Penſionshalterin) gieng zuletzt, ſprechend: des Anſtandes halber darf ich allein nicht zurück bleiben, — wiewohl den Reinen alles rein und das natürliche nicht ſchändlich iſt." — —

„Du willſt das Kind mit dem Bade ausſchütten" ſprach ein Vertheidiger, „es wäre unrecht, die ganze Methode nach den Fehlgriffen, die hier geſchehen ſind, zu beurtheilen und zu verdammen."

„Als ob" erwiedert ein Tadler, „ſolche Lächerlichkeiten blos hier zum Vorſchein kämen! hat man nicht noch tolleres Zeug von Zeller in Königsberg gehört?" —

„Aus Allem dieſen" behauptet jener, „ſcheint das Reſultat hervor zu gehen, daß es mit der philoſophiſchen Begründung der Elementar-Methode, in ſofern ſie auf der Entdeckung einer vorher unbeachteten Uranlage des Menſchen unter dem Namen innerer Anſchauung beruhen ſoll, nichts iſt, und daß man, wenn man dieſen für die urſprünglichen Anlagen und Kräfte des Geiſtes unpaſſend gebrauchten Namen wegnimmt, ſich eben da befindet, wo man vorher war, welches mich unwillkührlich an die Anecdote von jenem Bauer erinnert, der Luſt bekam, ſich auch einmal in einer Sänfte tragen zu laſſen. Aber die Träger waren Schälke, ſie ſetzten ihn in eine alte Sänfte ohne Boden und ließen ihn auf eigenen Beinen forttraben, worauf er endlich ausrief: Holt ſtill, ju Lüde! wo is mi denn? mi is ja as wenn ick ginge." —

Den gelehrten Damen iſt der Verfaſſer auch nicht hold, denn ſein Sturmwald vergleicht ſie mit krähenden Hennen, die keine Eyer mehr legen, und welchen darum der Bauer den Hals umdreht.

Genug der Proben, um unſere Leſer zu bewegen, dies drollige aber auch lehrreiche Büchlein nicht unbeachtet zu laſſen. Der Verfaſſer iſt nicht blos mit Witz, ſondern auch mit allen den Kenntniſſen ausgerüſtet, die erforderlich waren, um die ſeltſamen Uebertreibungen der Peſtalozzianer zu züchtigen. Freiſich erſcheint Peſtalozzi ſelbſt dabei auch nicht immer in einer Glorie. —

Der Kurländiſche Freiherr von Schlippenbach, ein ſchon bekannter angenehmer Dichter, hat in 2 Bänden mit Lebensblüten aus Süden und Norden in Wahrheit und Traum uns beſchenkt. Man würde irren, wenn man aus dem etwas gezierten Titel auf den Inhalt ſchließen wollte. Das Ganze iſt ein Roman, der mit einer Beſchreibung von Petersburg und der umliegenden Gegend verflechten iſt, oder umgekehrt: eine Beſchreibung von Petersburg, durch einen Roman belebt. Der letztere hat uns weniger gefallen als die erſte, die recht lebendig und, wie wir bezeugen können, ſehr treu iſt. Die häufig eingeſtreuten Betrachtungen und geſchilderten Gefühle ſchöpfte der Verfaſſer aus einem hellen Geiſte und empfindſamen Herzen; nur ſcheint es uns, er habe ſich oft ein wenig zu ſehr gehen laſſen, und ſey dadurch etwas breit geworden. Hier eine Probe des Styls. Der Verfaſſer beſuchte die Feſtungskirche und ſtand bei den Särgen Peters des Großen und Catharina II.

„Wie darf hier Jeder den entſeelten Gebeinen ſo nahe treten, der voll ſcheuer Ehrfurcht zurück gewichen wäre, als noch ein lebendiger Wille ſie zu regen vermochte! wie verwiſcht der Tod den Glanz irdiſcher Macht! und ſelbſt das Gold ſcheint zu erblinden, das man zum Schmuck der Gräber brauchte. Rund um die Kaiſerlichen Gräber ſind an der ganzen innern Wand der Kirche, in dreifachen Reihen, eroberte Fahnen, Roßſchweife, Flaggen und Standarten von allen Nationen aufgeſtellt, mit welchen Rußland jemals Krieg geführt; ſo wie auch an einem niedrigen Gerüſte vor einer Fenſterblende eine große Anzahl Schlüſſel eroberter Feſtungen hängen, einige von Silber, andere in einer Form aus den älteſten Zeiten herſtammend. Auch das Brod, das man Suwarow, dem Stürmer Praga's, zum Zeichen der Uebergabe von Warſchau brachte, wird hier noch aufbewahrt. Welch' ein Entſetzen regt ſich bei dem Gedanken, wie viel des edlen Blutes um dieſe Paniere floß, und wie dieſe entwurzelten Stangen erſt in den Staub tauſend und tauſend niedergetretener Menſchen gepflanzt, die Lorbeerzweige treiben konnten, mit denen die Herrſcher und die Helden der Zeit ihre Stirn ſo lange umwanden, bis auch ſie einſanken; und die errungenen Trophäen verwittern da, wo jene verweſen.“ —

Bei Gelegenheit einer Maskerade bei Hofe, ſagt Hr. v. S. von der, eben anweſenden, Erbgrosherzogin von Weimar: „Im Coſtum der ruſſiſchen Nationaltracht, die offenbar von der alten morgenländiſchen abſtammt, oder ihr doch ſehr ähnlich iſt, wer dieſe Maria des Namens ihrer Schutzpatronin ſo würdig! — Ich hätte gewünſcht, ihr Bild von einem Meiſter ſo gemahlt zu ſehn; das Heilige, Himmliſche in dem Ideale zarter Weiblichkeit würde dann nach der Natur copirt erſchienen ſeyn.“ — (Hier ſtimmt gewiß jedes Herz mit dem Verfaſſer ein.) — Die Kaiſerin Mutter nennt der Verfaſſer mit Recht eine Kaiſerin der Mütter, eine mütterliche Kaiſerin. —

Von der Freundſchaft des Mannes für ein liebenswürdiges Weib behauptet er: ſie ſey wohl immer eine werdende, entſchwundene oder verzweifelnde Liebe. Er iſt überhaupt ein warmer Verehrer der Damen. Ein Herr von Holberg hingegen, ein entſchiedener Weiberfeind, wählte zu ſeinem Umgange nur ſolche Damen, deren treuloſer und leichtſinniger Character ganz unbezweifelt war, und zwar aus dem ſeltſamen Grunde: weil man in Italien, auf Reiſen in unſichern Gegenden, die ärgſten Banditen als Begleiter nehme, um ſich gegen die übrigen zu ſichern; daher auch auf der Lebensreiſe, unter dem weiblichen Raubvolke, das der beſte Rath ſey, indem man ſchon Alles gewonnen hätte, wenn man wenigſtens wüßte, daß man nicht betrogen werden könnte.

Warum der Verfaſſer immer wenn ſtatt wann, denn ſtatt dann ſchreibt, und warum er für Logis nicht lieber Wohnung ſagt, wiſſen wir nicht.

Erziehungsſchriften.

1. v. Guckenbergers, Ruß. Kaiſ. Collegien-Aſſeſſors Vernunftbüchlein für Mütter und Aerzte, oder Kunſt, die Abkürzung des Lebens zu verhindern.
2. Erziehungslehre für gebildete Eltern, herausgegeben von Joh. Fr. Weingart.

Der Verfaſſer von No. 1 hat die Abſicht den Eltern eine Anweiſung, zu einer vernunftgemäßen phyſiſchen Erziehung der Kinder vom erſten Lebenshauche an, mitzutheilen. Die Abſicht iſt an ſich löblich. So ausgemacht es iſt, daß die ſichere Grundlage eines heitern Sinnes, eines kräftigen Charakters auf der phyſiſchen Feſtigkeit beruhet, ſo häufig ſind noch immer die gröbſten Fehler gegen die phyſiſche Erziehung; öfters auch darum, weil wir es zu gut machen, die Kinderſtube nach dem Thermometer heizen u. ſ. w. Unſer Verfaſſer hat aber ſeinem Texte durch den gewählten Styl, welcher durch Laune und Späße anziehend werden ſoll, eine ſolche Breite gegeben, daß er weniges und meiſt bekanntes auf viele Blätter ausdehnt, und gerade dadurch vielleicht die beabſichtigte Wirkung verfehlt. Er hat alſo wenigſtens, was den Ton betrift, das eigne Motto des Titelblatts: veritas est amica simplicitati, nicht im Auge behalten. Wir geben nur einige Ueberſchriften der Abſchnitte ſeines Buchs an, die vorn alle auf zwei Seiten neben einander doppelt lauten: z. B. „I. das Paradies. Man kann wieder hineinkommen (oder) I. der geſunde Menſch, im Naturzuſtande, unter glücklichen Verhältniſſen. III. Der Sündenfall. Erhebe dich du ſchwacher Geiſt. III. Civiliſation. In Annäherung zu dem Naturzuſtande. XI. Aufgeſchaut! jetzt kömmt das wichtigſte. Einer oder der Andere bricht ein Bein. XI. Verſchiedenheit der Nationen. Hängt von der Ernährungsart ab. XV. Spektakel über Spektakel. Ohrfeigen! Hündelein! Gänſe! XV. Das Verdauungs- und Aneignungsgeſchäft, durch Schädlichkeiten und Ueberladungen geſtört.“ ꝛc. Wenn dieſe Doppelrubriken vernünftige Leſer von dem Vernunftbüchlein abſchrecken, ſo möge es der Verf. nicht übel nehmen.

2. Man will ſagen, die Gegend von Sondershauſen und im Eichsfelde ſey vor der Errichtung der Voigtiſchen Buchhandlung eine ziemliche Literariſche Oede geweſen. Dieſe Handlung hat wenigſtens die Leſewelt jener Gegend aufgeregt und vermehrt. Hier liefert ſie eine Art Speculationsartickel, eine ſogenannte Fünfteleſſenz aus den Erziehungsſchriften eines Salzmann, Campe, Ewald, Schwarz, Niemeyer, Peſtalozzi u. ſ. w. wozu der Herausgeber ſein Scherflein legt. Das Buch verbreitet ſich über phyſiſche, intellectuelle und moraliſche Erziehung, und giebt, damit nichts fehle, einen Anhang von pädagogiſcher Literatur, ſo daß das Ganze für manche Erzieher, als ein Noth- und Hülfsbüchlein oder Wegweiſer, ſeinen Nutzen haben kann. Der neueſte Kunſtgeſchmack der dortigen Gegend ſcheint ſich auf dem Titelkupfer auszudrücken. Ein Elternpaar ſehr elegant gekleidet hat zwei Kinder neben ſich, und in dem modern verzierten Zimmer ſchwebt ein Engel über ihnen an der Decke. Dieſem ſoll vermuthlich die Unterſchrift gelten: „Geleite du ſie die Pfade des Lebens hinab.“

Die blinde Miß Mac-Avoy in Liverpool.

Dieſe verſchmizte Dame erregt jetzt nicht weniger Aufſehen in England als die Stuttgarter Somnambüle in Deutſchland erregt hat, denn — ſie ſieht mit den Fingern. Ein würdiger Geiſtlicher, Glover, hat ſeine Ueberzeugung von dieſem Wunder ſehr beſtimmt ausgeſprochen, und dadurch dem jungen Frauenzimmer viele Anhänger verſchafft. Indeſſen ſind nun zwei ſich widerſprechende Zeugen aufgetreten, der Eine, Doktor Renwick ein Arzt, hat eine Erzählung der Krankheit der Miß Mac-Avoy in einem Quartanten in engliſcher Sprache geſchrieben; der Andere, Sandars, hat durch eine Broſchüre: Wink für die Leichtgläubigkeit große Zweifel gegen die Kranke erregt. Er iſt freylich nur ein Kaufmann in Liverpool und verſteht nichts von der Arzney-Kunde, aber er beobachtet ſcharf und hat geſunden Menſchenverſtand. Da unſer Blatt ganz eigentlich beſtimmt iſt, allen Alfanzereyen, Träumereyen und Betrügereyen entgegen zu arbeiten, ſo halten wir für Pflicht, auch dieſe Dame, wenn gleich eine Kranke, vor unſern Richterſtuhl zu ziehen.

Doctor Renwick erzählt: ſie hatte als Kind den Keich-Huſten, worauf eine bedenkliche Augenkrankheit folgte, die ihr das Licht unerträglich machte. Wenn man ihre Augenlieder aufhob, ſo erſchien der Augapfel wie eine Kugel von Blut. Nach gebrauchten Mitteln konnte ſie mit dem rechten Auge wieder ſehen, das linke blieb ſchwach und trübe. Im Juny 1815 beſuchte Renwick ſie zum Erſtenmale, ſie klagte über Schwindel, ſah mit dem linken Auge faſt nichts, und mit dem rechten entfernte Gegenſtände weiß, die näheren doppelt. Drey Tage nachher wurde ſie ganz blind. Die Pupille zog ſich, bei dicht vor dieſelbe gebrachtem Lichte, gar nicht mehr zuſammen. Auch konnte man ihr plötzlich mit der Spitze eines Federmeſſers gegen das Auge fahren, ohne daß ſie im mindeſten zwinkerte. Kurz, Renwick überzeugte ſich, daß ſie vollkommen blind ſey. Nun fieng ſie aber an mit den Fingern zu leſen, wenn ſie dieſelben über die Buchſtaben hinweg gleiten ließ. Man verband ihr die Augen mit einem Shawl, man legte ihr allerley Bücher vor, und immer konnte ſie, wenn ſie eben gut aufgelegt war, 25 bis 30 Worte in einer halben Minute leſen. Man wollte ſie durch weißes, unbedrucktes Papier täuſchen, aber ſie merkte es gleich. Die Farben verſchiedener Zeuge wußte ſie auch zu unterſcheiden, und je lebhafter die Farbe war, je angenehmer ihr Gefühl. Ferner bezeichnete ſie die Umriſſe von Gemählden. Doch anhaltend konnte ſie ihre Künſte nicht machen. Nach dem Leſen einiger Zeilen pflegte ſie zu erklären, nun erſcheine ihr alles ſchwarz, und dann wurden ihre Finger kalt, erhielten aber ihre Empfindlichkeit oft wieder, wenn ſie ſie erwärmte.

Im Januar 1817 gab ſie ſogar die Farben am Seidenzeug an, welches in ein Glas verſchloſſen war, auch die Farben von allerley Arzney-Mitteln in Gläſern. Von einer Flaſche mit Waſſer und einer andern mit Spiritus gefüllt, urtheilte ſie, beide Flüſſigkeiten wären farbelos, auch ſchien ihr die eine bey der Berührung wärmer zu ſeyn als die andere. Die Stunde auf der Uhr, und ſelbſt die Minute, zeigte ſie durch das Uhrglas richtig an, u. ſ. w. Bei allen dieſen Experimenten trug ſie eine Art von dichter Larve vor dem Geſicht. Endlich konnte ſie auch ſehen was auf der Straße vorgieng, wenn ſie ihre Finger an die Fenſterſcheiben legte, nur ſchienen ihr die Menſchen drauſſen ſehr klein und als ob ſie auf das Glas gemahlt wären. Der Herr Doctor Renwick glaubt alles das wie ein Evangelium, wagt aber nicht es zu erklären.

Der Kaufmann Sandars in Liverpool hingegen erzählt: er habe am 13. October vielen Experimenten beigewohnt, einige wären gelungen, andere ganz mißlungen. Waſſer und Spiritus unterſchied ſie richtig, die Gläſer waren aber nicht von gleicher Länge, auch nicht mit Wachs verſtopft, wie doch hätte geſchehen müſſen, um den Argwohn zu entfernen, daß ein feiner Geruch ihr den Spiritus verrathe. Einmal ließ ſie ſich ſogar die Augen mit Goldſchlägerhäutchen verkleben, und las dennoch einen Brief mit Leichtigkeit. Indeſſen iſt der Umſtand, daß ihre Kunſt nicht fortwährend ihr zu Gebote ſteht, ein bequemer Vorwand, deſſen ſie ſich auch jedesmal bedient, wenn man ihr das Geſicht recht vollſtändig verbindet. Bisweilen behauptet ſie, es ſey nothwendig, das ihr Hauch den Gegenſtand berühre, den ihre Finger ſehen ſollen; allein das Glas hemmt ja ganz die Berührung des Athems. Im Dunkeln kann ſie gar nicht leſen, welches man dadurch entſchuldigt, daß ja ſogar ein Sehender des Lichts bedürftig ſey, um zu leſen, um wie viel mehr ein Blinder. Unſere Somnambülen verſtehen das Ding beſſer.

Bradbony, Verfaſſer der Reiſen in Amerika, erſchien gleichfalls nebſt einem ſeiner Freunde, um das Wunder in Augenſchein zu nehmen. Um einen entſcheidenden Verſuch anzuſtellen, erſuchten ſie Miß Mac-Avoy, die Hände auf den Rücken zu legen, und ſo die Farbe eines Stückes Tuch zu beſtimmen, welches ſie zu dieſem Behuf mitgebracht hatten. Sie willigte ein, nannte aber eine unrechte Farbe, bat jedoch um Erlaubniß, die andere Hand gebrauchen zu dürfen, und als das ihr zugeſtanden wurde, fuhr ſie ſchnell mit dem Tuche forn herum, und that als wolle ſie es nur in die andere Hand legen, brachte es eben ſo ſchnell wieder auf den Rücken, und rieth nun richtig. Die beiden Freunde ertappten ſie noch bey einem andern Verſuche mit einer Uhr, und ſchieden mit der Ueberzeugung, daß ſie eine Betrügerin ſey. Aber eine ſehr geſchickte Betrügerin, und die, dem Anſchein nach, kein Motif dazu hat, wenigſtens nicht Gewinnſucht, denn ſie nimmt kein Geld. Wer aber die vom Profeſſer Pfaff in Kiel bekannt gemachte, merkwürdige Geſchichte geleſen hat, weiß, wozu bloße Eitelkeit ein junges Frauenzimmer fähig macht. — Um ſich leicht aus jeder Verlegenheit ziehen zu können, verſicherte Miß Mac-Avoy, daß bey gewiſſen Veränderungen in der Atmoſphäre ſie oft plötzlich die Gabe mit den Fingern zu ſehen verliere. Das iſt ſehr bequem, denn wer kann ihr beweiſen, daß nicht eben Veränderung in der Atmoſphäre vorgegangen ſey?

Der Zauber-Reigen.

Leander (vermuthlich ſchon wieder ein falſcher Nahme) hat Erzählungen für Winterabende geſchrieben, welche der beliebte Schriftſteller Laun herausgegeben hat. Vermuthlich würden ſie aber auch ohne den Nahmen dieſes Herausgebers Leſer gefunden haben, denn ſie ſind wunderſam abentheuerlich und der Styl iſt oft recht lebhaft, nur auch oft zu weitläuftig. Wir wollen zur Probe eine dieſer Erzählungen, doch ſehr abgekürzt, liefern,

Bey der Vermählungs-Feyer einer Prinzeſſin, hatten ſämmtliche Lehnsmänner des Herzogs mit ihren Frauen ſich eingefunden; nur Ritter Gunibald kam traurig allein, denn ſein geliebtes Weib, Engeltrud, hinterließ er krank, wiewohl nicht gefährlich, auch hatte ſie verſprochen ihm einen Boten zu ſenden, wenn es ſchlimmer mit ihr werden ſollte. Kein Bote war erſchienen, dennoch quälte er ſich mit trüben Vorſtellungen, wozu noch beſonders die Gegenwart Wulfhildens beitrug, einer argen Wittwe in Goldbrocat mit rothem Federſchmuck, in deren Herzen vormals die Liebesflamme für Gunibald gebrannt, und die, um ſeiner Gattin willen zurückgeſetzt, ihm Rache geſchworen hatte. Erſt vor kurzem hatte Engeltrud ihm das entdeckt und ihn ſcherzend gewarnt, ſich bei'm Feſte von Wulfhilden nicht wieder fangen zu laſſen. Dennoch konnte er jetzt ihrem ſchmeichelnden Zuvorkommen nicht ganz widerſtehen, konnte wenigſtens ihr nicht verſagen, um Mitternacht den großen Fackeltanz mit ihr zu tanzen. Der geſchickte Vortänzer, der ausdrücklich aus Mayland dazu verſchrieben worden, ſuchte darzuſtellen, wie ein Ritter ſich um die Gunſt ſeiner Dame bewerbe, und bei der letzten Tour mußte jeder Tänzer ſeine Tänzerin küſſen. Ob nun gleich Gunibald ſeine Gedanken mit feſter Treu auf Engeltrud heftete, ſo konnte er doch nicht umhin, alles nach zu thun, was der Vortänzer angab, folglich auch Wulfhilden zu küſſen, die einen ſo glühenden Kuß ihm auf die Lippen drückte, daß ihm der Odem ſtockte und ein nie gefühlter Schmerz ihn durch drang, als ſey ihm ein Dolch in's Herz geſtoßen worden. Da verwirrten ſich ſeine Sinne, und ihn dünkte plötzlich, er ſähe Engeltrud im Sarge und geleite mit ſeiner Fackel ſie zu Grabe. Als er wieder zu ſich kam, war Wulfhilde verſchwunden. — So bald der Morgen graute, ritt er heim, und je näher er der Heimath kam, je mehr fühlte er ſeine Bruſt erleichtert, da noch immer kein Todesbote ihm entgegen trat. Doch ehe er noch ſeine Burg erreichte, irrte er abwärts zu der Wald-Zelle eines Eremiten, der ſein und ſeiner Gattin Beichtiger war. Mit den Worten: Friede ſey mit dir! trat ihm der Einſiedler entgegen, und verkündete ihm den Tod des geliebten Weibes. Faſt ſchon geneſen war ſie umher gewandelt, und hatte die gewohnten häuslichen Geſchäfte verrichtet. Nur am Abend jenes Feſtes, mit welchem die Vermählungs-Feyerlichkeiten beſchloſſen wurden, hatte unerklärliche Bangigkeit ſie überfallen, und um Mitternacht plötzlich ein Schmerz ihr Herz durchzücket, ſie im Wahnſinn den Gemahl im Kampfe mit einem Drachen geſehen, deſſen Hauch ihr ſelbſt ein tödtendes Gift geweſen. — Gunibald wankte nach ſeiner Burg, und wollte den Leichnam der Entſchlafenen nicht aus ſeinen Armen laſſen, bis er in Erſtarrung verſank und man den Augenblick benutzte, ſie in der Schloßkapelle beyzuſetzen.

Sieben Tage wandelte der Verlaſſene einſam umher und verſchmähte jeden Troſt. Am Abend des ſiebenten Tages trat er in die Zelle des Einſiedlers und begehrte zu wiſſen, ob der Mann Gottes durch ſein Gebet ihm helfen könne? ob Gott, durch brünſtiges Flehen gerührt, wohl ſeine Gattin von den Todten wieder erwecken werde?

Der Prieſter mahnte ihn ab von ſolchem thörigten Beginnen, wodurch er nur die Ruhe der Seligen ſtöre. Aber Gunibald verließ ihn zornig, floh von ihm als von ſeinem Feinde, fluchte ihm in ſeinem Herzen, irrte lange in der Wildniß umher und gerieth endlich auf die Heerſtraße. Hier begegnete ihm Wulfhild mit großem Gefolge. Bey ihrem Anblick wurde der Schmerz auf's neue lebendig, den er bey ihrem Kuß empfunden. Raſch riß er das Schwerdt aus der Scheide und, auf ſie zuſtürzend, ſchrie er: „ſo ende dein verruchtes Leben, heilloſe Zauberin!" — Aber eben als er zuſtoßen wollte, ſank er ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu ſich kam, ſtand Wulfhild ruhig neben ihm, lächelte zu ſeinen Drohungen und meynte, ihm ſey ja wohl noch zu helfen, zwar nicht durch jenen unwiſſenden Prieſter, doch durch die Kräfte, die in der Erde Schooſe ſchlummern. Sie ſey keine Zauberin, gebrauche, um Engeltrud zu erwecken, nur ein Kraut das überall wachſe. Im Mondſchein müſſe es gepflücket werden, darum ſolle er nur getroſt ihr folgen. Er that es bis zu einem Kreuzwege, wo ſie ihm ſtille zu ſtehen gebot, während ſie in einiger Entfernung ſich nach dem Kraute bückte und im Kreiſe herum ging, auch kam es ihm vor als ſähe er eine Geſtalt im dunkeln flatternden Gewande neben ihr ſtehen. Schwer athmend kehrte ſie zurück, überreichte ihm die Springwurzel und ein Täflein, auf dem ein Spruch geſchrieben ſtand, den ſollte er ſprechen bei Engeltruds Sarge, dann das Kraut auf die Bruſt der Todten legen und ruhig nach Hauſe gehen um zu erwarten, was ſich begeben werde. Für die Würkſamkeit des Mittels erbot ſie mit ihrem Blute ſich zu verbürgen, nur müſſe er die Gemeinſchaft des Prieſters meiden, und vor allen Dingen ſich wohl hüten, die Wiederbelebte zu fragen, wo ſie geweſen, oder ihr zu vertrauen, auf welche Weiſe er ſie erweckt habe.

Nach manchem ſchweren Kampfe mit ſeinem Gewiſſen betrat er um Mitternacht die Kapelle und ſagte ſein Sprüchlein her:

Aus unten wird oben,
Aus Nacht wird Tag,
Zum Licht erhoben
Was im Grabe lag u. ſ. w.

Dann ſchob er zitternd das Kreuz von der Bruſt der Todten, legte die Wurzel an deſſen Stelle und eilte heim. Aber die Nacht verſtrich und der nächſte Tag, ohne daß Engeltrud erſchienen wäre. Verzweifelnd ſtieg er am Abend wieder in die Gruft hinab, — der Sarg war leer. Zwiſchen Hofnung und Zweifel ſchwebend rannte er auf die Burg, wo aus ſeinem Gemach ihm ein Licht entgegen ſchimmerte. Er riß die Thür auf, da trat Engeltrud in ihrem Leichengewande ihm entgegen und bot ihm den Gruß des Wiederſehns.

Nun verſchlang die Freude jede andere Empfindung; er vergaß Alles und genoß nur ſein Glück. Engeltrud trieb ihr Weſen wie vormals im Hauſe, war auch anzuſehen wie ſonſt, nur ihr Anblick bleich und ihre Mienen traurig, auch ſprach ſie faſt wenig. Wer es vernahm, daß ſie nach ſieben Tagen aus dem Todesſchlaf erwacht ſey, kam glückwünſchend, nur der Einſiedler nicht, dem auch Gunibald mit geheimer Scheu überall auswich. Oft drängte es ihn, die von Wulfhild verbotenen Fragen zu thun; oft kam es ihm auch vor, als ſey Alles nur ein grauſer Spuk, und eine andere Seele wohne in dem bleichen Körper ſeines Weibes. Zwar kniete ſie noch mit ihm, wie vormals, zum Gebete nieder, warf ſich aber ganz zur Erde, ſo daß ihre Stirn den Boden berührte, und lag ſtill, unbeweglich, bis er das Amen geſprochen. Ob alle dem wurde ihm nach und nach ſehr unheimlich und ſtarre Kälte faßte oft ſein Herz bei ihrem Anblick, ohne daß er wußte warum. Sie kam ihm vor wie ein Bild, das durch Kunſt bewegt der Menſchen Geberde nachahmt, und ihn ſchauerte, wenn ſie ihn umarmte. Einſt ſah er ſie im Traume, wie ſie von ſeinem Lager aufſtand, Hände ringend einige Mal auf und nieder wandelte, und endlich vor ihn ſich hinſtellte, klagend: „was nützt es dir, meinen Leib zu martern und ihm die Ruhe zu rauben?“ wobei er bemerkte, daß der Todtenſchleyer auf ihrer Bruſt glimmte und dampfte als ob er brenne. Auffahrend aus dem Traume, ergriff er die Hand der neben ihm Schlafenden — ſie war eiskalt. Da ritt er mit dem erſten Tagesſtrahl hinaus auf die Jagd, fand zwey müde Pilger, und lud ſie ein, in der Burg auszuruhen, die er ihnen von ferne zeigte. „Nein“ erwiederten ſie, „dort hauſt ein Ritter mit einem herumwandelnden Leichnam.“

Tief erſchüttert durch dieſe Rede nahm er endlich ſeine Zuflucht zu dem Einſiedler, den er zwar nicht in der Zelle, aber ein aufgeſchlagenes Buch fand, in welchem er eine alte Zauberhiſtorie las, die ihm die Augen öffnete. Heim eilend fand er Engeltrud vor ihrem Schrein mit Linnengeräth, trat feſt vor ſie hin und ſprach: „Ich beſchwöre dich mir zu ſagen, von wannen du kommen biſt, und ob der Geiſt Gottes in deinen Adern weht?“ Sie blieb ſtumm, aber ihre Augen rollten fürchterlich. Da riß Gunibald ſein Schwerdt aus der Scheide, hielt ihr den Griff deſſelben in Kreuzes-Geſtalt vor die Augen und ſchrie: „Falle nieder und bete das Zeichen an; kannſt du das nicht, ſo fleuch in den Abgrund von dannen du kommen biſt!“ Da verſchwand Engeltrud, und ließ ihre Kleider vor dem Schrein aufgerichtet ſtehn. Gunibald, mit verwirrtem Sinn, ſtürzte hinaus in den Wald, lebte noch drei Tage in der Zelle des frommen Einſiedlers, und ſtarb beruhigt nach reuiger Beichte. Wulfhild wurde auf einem Kreuzwege todt gefunden, ohne daß eine Spur des Mordes ſich zeigte. Ohne Zweifel hatte ihr der Teufel den Hals umgedreht.

Literariſche Notizen. *)

Von dem Herrn Doctor Börne in Frankfurt am Main iſt eine ſehr geiſtreiche Ankündigung einer neuen Zeitſchrift, die Wage, erſchienen, die mit dem Monat July ihren Anfang nehmen wird. Er meint, die Zahl der Tagesblätter zu vermehren, ſo groß ſie auch ſchon ſey, bleibe doch ſtets erſprießlich, denn wie die Menge der Straßen und Kanäle auf Wohlhabenheit eines Landes deute, ſo laſſe ſich aus der Menge der Zeitſchriften auf lebhaften Umtauſch der Gedanken ſchließen, und wenn ein Zeitſchriftſteller auch nur ein Fuhrmann der Wiſſenſchaft und der Geſchichte wäre, ſo bleibe er doch ein ehrenwerther Mann. — Für kleine tägliche Bedürfniſſe brauche man ausgemünztes Wiſſen, nicht Barren der Wahrheit, und das Kupfer, durch Tageblätter unter das Volk gebracht, ſey mehr werth, als alles Gold in Büchern. — Oft wäre zu wünſchen, daß die Tageblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört und verjähren würde. — Die Wage wird das bürgerliche Leben, die Wiſſenſchaft und die Kunſt beſprechen, und wenn es mit ſo vielem Geiſte geſchieht, als in der Ankündigung ſprudelt, ſo dürfen wir uns Glück zu einer neuen, trefflichen Zeitſchrift wünſchen. Um unſer Urtheil noch mehr zu belegen, ſchreiben wir folgende Stelle ab:

„Narren von Philoſophen hatten das Menſchengeſchöpf ganz drollig in ein dreiſtöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeiſter dieſen willkommenen Plan ſchnell und ſchadenfroh ausgeführt. Unten ſolle das Vieh wohnen, über ihm der Menſch, nächſt dem Dache der Bürger. Dieſe verſchiedenen Bewohner Eines Hauſes lebten lange in ſtiller Feindſchaft und offenem Hader. Wenn das Erdgeſchoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm ſich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke verſteckte ſich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die ſchlaue, immer wache und lauernde Zwingherrſchaft benutzte dieſen Streit, um jeden allein nach ſeiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab ſie zu eſſen, oder machte es durch Hunger zahm; den Menſchen umhüllte ſie mit den Wolken des Aberglaubens, dieſe für den Himmel erklärend; den Bürger ſchreckte ſie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Menſch mit ſich ſelbſt zerfallen war. Da geſchah es zu unſerer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauſes Feuer ausbrach, und deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und ſeitdem wohnen ſie zum Aerger der Böſen friedlich in einer Stube beiſammen.“

„Der Zwiſt der Hausgenoſſen iſt geſchlichtet, der Staatsbewohner aber dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte was ihm vorher gegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieſer Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird, es iſt ſonſt nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich beſänftigt fortfließen, iſt in der Ordnung der Dinge, und beſſer iſt's, daß die überſpannten Gemüther durch mäßige Anſtrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abſpannung überſpringen. —

---

*) Die erſte dieſer Notizen ſollte ſchon vor zwei Monaten erſcheinen, iſt aber durch Zufall verſpätet worden.

Der Leſer wird aus dieſer Stelle wohl gewahr werden, welches politiſchen Glaubens der Verfaſſer iſt, aber das gilt uns gleich; er iſt ein guter Kopf, und das freut uns. Auch mag er immerhin eine ſcharfe Feder haben, wenn er ſie nur nicht in Gift taucht, und das wird er nicht. —

Nach Shmitſon's Vorſchlage, in ſeiner Schrift über Wehr- und Schirmanſtalt, (die den Beifall der hohen Bundesverſammlung erhielt) ſoll die Armee künftig Streitmannſchaft heißen, die Infanterie Fußvolk, die Kavalerie Reitvolk, die Artillerie Geſchützvolk u. ſ. w. Eine Compagnie nennt er eine Manney, vier Manneyen bilden ein Battallion; denn dieſes Wort ſoll urſprünglich deutſch ſeyn, von dem veralteten Batten (ſchlagen) und ali abſtammen, auch die Endung on ſey in alten Hauptwörtern gewöhnlich geweſen. Zwei Battallione bilden nun ferner einen Zug, zwei Züge eine Schaar; dann giebt es Schaarenzüge, Schaarenmanney u. ſ. w. Officiere heißen Wehrebern, und theilen ſich in Leutmar, Hauptmann, Banner, Oberbanner, Hauptbanner, Urbanner, und der General en Chef wird Herzog genannt. — Welche unnütze Mühe der Verfaſſer ſich da gegeben hat! Nimmermehr werden die (freilich undeutſchen) Benennungen durch einen Schriftſteller abgeſchafft und umgewandelt werden. —

In Paris iſt eine Topographie aller bekannten Weinberge erſchienen, nebſt Anzeige der Gattung und Güte jedes Gewächſes, der Orte wo der größte Weinhandel getrieben wird, der üblichen Maaße, der gewöhnlichen Transportmittel u. ſ. w. von Jullien, dem Verfaſſer eines Handbuchs für Kellermeiſter. Dieſe Topographie iſt allen Liebhabern und Kennern von Weinen ſehr zu empfehlen, denn ſie iſt, beſonders was Frankreich betrifft, aus ſehr guten Quellen geſchöpft. In der Vorrede wird erwähnt, daß in der Baumſchule Luxemburg zu Paris, 1400 verſchiedene Sorten Weinſtöcke ſich befinden, welche Herr Boſc gegenwärtig beſchreibt und zeichnen läßt. In Frankreich werden jährlich faſt 13 Millionen Oxhofte Wein gewonnen, wovon nicht ganz die Hälfte im Lande conſumirt wird. —

Die Jenaiſche Literaturzeitung ſagt von einer Schrift über den thieriſchen Magnetismus: ſie verdiene keine weitere Anzeige, weil ſie ein bloſes Pasquill ſey. Da ſie aber eine Inauguralrede iſt, die zu Erlangung der Doctorwürde von Herrn Demſchik in München gehalten worden, ſo dürfen wir wohl vermuthen, obgleich wir die Schrift ſelbſt nicht kennen, daß ſie blos Unglauben an den göttlichen Magnetismus empfiehlt, und ein ſolcher Unglaube iſt in den Augen der Herrn Magnetiſeurs ſchon ein Pasquill. — Vermuthlich wäre ſie auch gar nicht angezeigt worden, wenn ſie würklich ein Pasquill wäre: aber es ſchien nur darum zu thun, ſie unter dieſem Nahmen kurz und ſchimpflich abzufertigen.

Der Verfaſſer des Theoſon, oder von dem Zuſtande nach dem Tode, hatte ſchon früher bei Gelegenheit den Ausſpruch gethan, „daß man an den Teufel glauben müſſe, um an Gott glauben zu können" im Theoſon aber ſucht er die junge Chriſtenwelt nicht blos zu überreden, daß es ein zahlloſes Heer von Teufeln giebt, die beſtändig zum Unheil der Menſchheit geſchäftig ſind, ſondern auch, daß die hölliſchen Quaalen ſchon im Grabe anfangen und empfunden werden, und daß es überhaupt weit wichtiger, für Tugend und Weisheit förderſamer ſey, an die Hölle, als an Gottes Liebe und des Himmels Seligkeit zu glauben. Ferner wird hier gelehrt, daß wir, wiſſentlich oder unwiſſentlich, mit einer uns umgebenden Geiſterwelt in ſteter Verbindung ſtehn; daß unſere lieben Verſtorbenen bei Gott für uns bitten können, und wir auch für ſie; daß ſchon hienieden dem Geiſte eine ſolche Ahnungs- und Weiſſagungskraft beiwohne, daß „der Menſch es vermag, in den Räumen der Schöpfung zu leſen, wie Gott in den Herzen der Menſchen lieſt." (!)

Ueber den ſogenannten Satyriker Friedrich in Berlin fällt ein Recenſent in der Jenaiſchen Litteraturzeitung folgendes wahre Urtheil: „Der Verfaſſer hat durch ſeine ſatyriſchen Feldzüge und andere dergleichen Schriften eine Art Celebrität erlangt. Wie viele Meſſen dieſe Celebrität noch erleben werde, wagen wir nicht zu beſtimmen. Herrn Friedrich gelingt allerdings manchmal ein Spas, aber von rechtem Kernwitz findet ſich doch ſelten eine Spur. Er weiß ſich an die Erſcheinungen des Tages zu hängen, und das macht ihn zum Liebling aller Politikaſter, die ſich über ſeine oft ſehr ſeichten und weit ausgeſponnenen Späße halb todt lachen wollen, weil ſie bei einem Glaſe Bier und einer Pfeiſe Tabak, dergleichen ſchnurrige Einfälle auch wohl zuweilen erſchwingen u. ſ. w."

In einem engliſchen, von dem unlängſt verſtorbenen Philologen Beloe nachgelaſſenen Werke, betitelt: der Sechzigjährige, eine Art von literariſchem Lebenslauf, finden ſich viele merkwürdige Erinnerungen an Perſonen, die in den letzten 40 Jahren Aufſehn gemacht haben, und zum Theil noch leben. Unter andern erzählt Beloe, daß in Oxford, wo ein Student noch im Jahr 1766 höchſtens 200 Pf. brauchte, jetzt die Schmauſereyen auf den Stuben, die Luſtreiſen nach London u. ſ. w. immer koſtſpieliger werden; daß die Studenten ſich nicht mehr mit dem gewöhnlichen Portwein begnügen, ſondern Champagner und Bordeauxwein haben müſſen. Er ſah eine drei monatliche Rechnung von 300 Pfund, blos für ſolche köſtliche Weine, die noch obendrein ein junger Herr ausgetrunken hatte, der keinen Pfennig im Vermögen beſaß, ſondern blos von der Güte ſeiner Verwandten leben mußte. Für Spazierritte wurden ſonſt jährlich ein Paar Pfund verzehrt, jetzt 50 bis 80, und die Pferdephiliſter borgen wie bei uns. Ehemals beſtand das Deſſert der Studenten aus Zwieback, Aepfeln und Nüſſen für einige Schillinge, jetzt reichen kaum 2 Pfund für Gefrornes, Zuckerwerk und theure eingemachte Früchte hin. Auf dieſe Weiſe vernaſchte ein junger Menſch 50 Pfund in einem Jahre, deſſen Eltern ſich daheim ſehr knapp behelfen mußten. —

Es iſt bekannt, daß der Dichter Auſonius den Kaiſer Gratian in's Feld begleitete, wo ihm, nach der Schlacht im Jahr 368, eine junge Allemannin als Beute zu Theil wurde, deren reizende Geſtalt ihn ſo feſſelte, daß er ſich um ihre Bildung bemühte, ſie mit ſich nach Rom führte, und in einer Reihe lieblicher Geſänge verherrlichte, von welchen noch mehrere Fragmente auf uns gekommen ſind. Dieſe hat kürzlich Herr Gebauer zu Meiſſen nicht unglücklich verdeutſcht. Er vermuthet, daß das hübſche Mädchen, welches unfern des Schwarzwaldes gebohren war, Pezela in ihrer Mutterſprache hieß, woraus der Römer, um des Wohlklanges willen, Biſſula machte. Leider fehlt uns gerade der Theil des Gedichts, wo er über des Mädchens Heimath, Schickſal und Bildung ſich verbreitet. Nur noch äußerlich, ſagt er, erſcheine ſie als eine Tochter des Rheins, durch ihr tief blaues Auge und ihre blonden Locken. —

Die Frage: wie können die Deutſchen ſich vom Joche des engliſchen Kunſtmonopols befreyen? hat Herr Servière mit gutem Willen aber ſchwacher Kraft abgehandelt. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 17. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Ueber Frau v. Krüdener und deren Aufenthalt in Mitau, iſt uns von einem beliebten, in jener Gegend wohnenden, Schriftſteller folgendes zum Einrücken mitgetheilt worden.

Den 29. März 1818. Eine Frau die, wie ſie ſagte, aus dem Glanze und aus der Sünde der Welt, von Gott ſelbſt geweckt und berufen worden, durch alle Länder zu ziehen, und den Glauben an das Evangelium zu verkünden, Fürſten und Völker aus dem Schlafe zu ſchrecken, indem ſie Strafgerichte vorherſagt, die bald einbrechen ſollen; eine ſolche Frau iſt auf jeden Fall eine pſychologiſche Merkwürdigkeit, und ſelbſt eine politiſche, wenn man bedenkt, daß ſie mit ängſtlichen Blicken von den Regierungen der Länder, die ſie durchzog, betrachtet, von den Polizeien derſelben umringt, dennoch ihren Weg ruhig hinzieht, um, wie ſie lehrt, als Geſandte Gottes ihre große Beſtimmung zu erfüllen.

Geſandte Gottes an die Welt, Verkünderin des reinen Glaubens, Begeiſterte, die mit kindlicher Einfalt die Schulen aller Weisheit verwirrt, indem ſie die rechte Wahrheit finden lehrt; welche hohe erhabene Begriffe müſſen ſich ſchon mit der Perſönlichkeit eines ſolchen Weibes verbinden, welche Wunder müſſen geſchehen, um das Wunder einer ſolchen Beſtimmung zu beurkunden. Das Wort Gottes, wie es der Chriſt in der Bibel erkennt, — ſoll es durch ein lebendes Weſen erhöhte Kraft, Erläuterung, neue Stärke erhalten, — wie groß und hoch und wunderbar muß dieſes Weſen ſeyn, in deſſen lebendiger Sprache erſt das lebendige Wort Gottes, wie es die Schrift lehrt, neue Kraft gewinnen ſoll. Es iſt alſo wohl der Mühe werth, die Geſandte Gottes an die Welt zu betrachten. Ihre Worte und Perſönlichkeit ſind das einzige Creditiv an die Menſchheit, und jeder Menſch hat alſo das Recht, es zu prüfen, das große Siegel deſſelben zu beſchauen, welches nichts anders ſeyn kann, als die Gewalt des Himmels ſelbſt, die ſich durch Wunder und Zeichen in Herz und Seelen prägt.

Ich erſchien bei Frau von Krüdener, und meldete mich als alter Bekannter aus Leipzig, wo ich ſie vor 20 Jahren, noch als Weltkind, oft geſprochen und geſehn hatte. Ein leichter Gruß mit der Hand unterbrach ihr Geſpräch mit mehreren anweſenden Herren nicht, in welchem ſie eben die Noth des Teutſchen Volks ſchilderte, und wo folgende Beobachtung mir treffend und richtig ſchien. In der Schweiz wäre die Hungers-Noth viel größer geweſen, als in Deutſchland; doch dort das Volk lange nicht ſo tief gebeugt und niedergedrückt — denn hier hätte die Tyrannei der Fürſten, (?) und Irreligioſität des äußeren Mangels drückende Laſt vermehrt. Eine gebildete Geſellſchaft fand ich vor mir, zu welcher Frau von Krüdener ſprach, doch jeder ſtand ebenſo wie ich, nur horchend der neuen Lehre, und es ſchien ihr unſer Glaube ſtark genug, um die Erzählung eines Wunders, ohne Schwierigkeit, tragen zu können, denn ſie berichtete ohngefähr mit folgenden Worten:

Noch lebt der alte Gott, der ehemals Wunder that, noch iſt ſeine Kraft nicht vermindert. Ich ſelbſt habe davon bei meiner Miſſion Beweis gehabt, als ich z. B. in Lucern mit 18 Broden 700 Menſchen ſpeiſte, und noch Brod übrig blieb; da ſagten auch Katholiſche Geiſtliche, es brauche nicht des äußern Cultus, mich als rechte Chriſtin zu erkennen.

Ich miſchte mich in's Geſpräch, als ſie von ihrem Beruf ſprach, wie einſt Judith den Kopf des Holofernes, ſo aller Schulweisheit den Kopf abzuſchneiden — und meinte, daß eine Weisheit, eine Wiſſenſchaft und Kunſt, die eben auch das Heilige offenbarte, die zum Ewigen, die zu Gott und zu ſeiner Erkenntniß führte, ſchon deßhalb wichtig wäre, weil ſie bewieſe, daß auf verſchiedenem Wege immer eine und dieſelbe lichte Höhe erreicht werden könnte, indem dies eben der Preis der rechten Wahrheit ſeyn müßte, daß, in alle Geſichtskreiſe geſtellt, ſie dennoch allenthalben eine und dieſelbe erſchiene. Ja! ſagte ſie, auch aus dem Miſte erzeugt ſich die Blume und Staude, die doch ſchöner und lieblicher in Gottes freiem Garten in der Natur gedeiht, indeß, was mühſam und ſchwierig die Schule lehrt, hat der Glaube lebendig empfangen.

Ich ſprach über einige literäriſche pſychologiſche Erſcheinungen der neuern Zeit, wie Kanne und Schubert, berühmte Geiſter des Forſchens, ſich nun auch dem unbedingten Glauben hingegeben. So iſt es recht, meinte Frau von Krüdner, und erzählte, wie ſie in Leipzig einen jungen Mann, den philoſophiſche Zweifel ſchon zum Selbſtmorde entſchloſſen gemacht, in 3 Tagen, wo er ihren Verſammlungen beiwohnen müſſen, zum gläubigen Chriſten gebildet, ihn ſeelig und glücklich gemacht. Der begleitende Apoſtel der Frau von Krüdener, Namens Keller, wechſelte mit ihr die Unterhaltung ab, und ſprach myſtiſche Commentare über Chriſtum, Religion und Glauben, in denen ich dennoch Geiſt und Bildung anerkennen muß. Die Unterhaltung wechſelte im Laufe des Geſprächs, und nur folgende myſtiſche Lehre iſt mir am deutlichſten erinnerlich. Sechs Wochen-Tage Gottes, von denen jeder ein Jahrtauſend umfaſſe, wären vorüber — der Abend des Sabbaths nahe heran, doch vor dem Sabbath ſelbſt, gehen Strafgerichte einher, denen nur die Gemeinde Gottes entgehe. Sie habe 7000 Menſchen verſammelt und jeder könne folgen, um unbeſchadet den Sabbath zu erleben.

Die Reſultate meines innern, mir nicht eigentlichen klaren Bewußtſeyns, als ich Frau v. Krüdener verließ, waren weſentlich folgende:

Die Eitelkeit der Welt hat ſich zur Eitelkeit des Himmels gewandelt. In dem blauen ſeelenvollen Auge der alten Frau ſpiegeln noch Strahlen ſchwärmeriſcher Liebe der Jugend. Sie wendet nun das Herz zu Gott, um ihn, der wahrhaft der Gott der Liebe iſt, mit begeiſterter, exzentriſcher Liebe zu umfaſſen, ihn, irdiſchen Augen ſichtbar, zu lieben, ihn nur zu preiſen, ihm nur zu leben. Die Valerie, deren Element der Seele nur Liebe iſt, ſah ich veraltet vor meinen Augen, doch immer der Eitelkeit und dem Ruhme nicht fremd.

Achtungswerth durch Geiſt und Bildung, ſelbſt durch dieſe hohe ſchwärmeriſche Liebe, die jedes Weſen zum Göttlichen erhebt, und eben deshalb leicht den Himmel an die Erde grenzen läßt, wenn dieſe ihre friſchen Blüthen verlor, doch von der andern Seite wieder tadelnswürdig durch dieſen Grad der Eitelkeit, in ſich die höchſte Beſtimmung, die Beſtimmung eines Gottes ſelbſt — eine Welt zu erleuchten und zu erwärmen, zu finden, ſah ich in Frau v. Krüdener, die irrende Sterbliche nur, und nirgends ein Wunder, und die Berichte von derſelben hätten mich lächeln laſſen, wenn nicht meine Seele halb Mitleiden, halb Achtung für den heiligen Gegenſtand ſelbſt, der dieſe Irrende bewältigt, zum Ernſt geſtimmt hätten.

Den 31. März 1818. Ich kann, nachdem ich abermals Frau v. Krüdener geſprochen und ſie zu einer großen Verſammlung Neugieriger aus allen Ständen reden gehört, mein früheres Urtheil nicht ändern. Doch erſcheint ſie mir als Schwärmerin nur; daß ſie aber für Zwecke wirke, die ſie nicht aus innerer Ueberzeugung ſelbſt erkennt, kann ich nicht glauben, doch eben ſo gewiß ſcheint mir von allen Sünden der Welt, Eitelkeit und Ruhmſucht am Herzens-Thor Wache zu halten, und nur vor dem Glauben und der Religion das Gewehr zu präſentiren.

Sie hatte ein Gedicht in Nidden; einer ſehr wüſten Gegend an der Oſt-Seeküſte in Preuſſen gemacht, das an ihre in der Schweiz lebende Tochter gerichtet iſt, und einzelne ſehr ſchöne Gedanken, obgleich manche Fehler gegen die Sprache und das Sylbenmaaß hat. Ich bat um die Abſchrift, erhielt aber zur Antwort, daß Gott ihr Verſe eingebe, aber ſie bekannt zu machen, noch nicht erlaubt habe, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, welche Eitelkeit dazu gehöre, ſolche ſprachwidrige Verſe für Eingebungen des Himmels zu halten, ſo ſchön auch einzelne Gedanken wären, z. B. wo von der Kraft des Glaubens geſprochen wird: Auch dem Felſen giebt er Flügel.

Nach einer mit Geſang begleiteten Bet-Stunde ſprach Frau v. Krüdener ſehr lange und ſehr viel, in einer an die Zuhörer gerichteten Rede. Was ſie ſagte, enthielt viel ſchones und viel Wahres, und der ruhige Vortrag hinderte nicht, die innere Begeiſterung zu erkennen, aus der ihre Gedanken und Bilder hervorgingen. Manche wirklich geniale Aeußerung zeigte von dem Geiſte der Frau, und eben ſo von einem durch Religion und Glauben erfüllten Herzen, und natürlich war es, daß Andacht in den meiſten Zuhörern erweckt ward, doch würde ich ſie, wenigſtens bey jeder andern feyerlichen gottesdienſtlichen Handlung eben ſo, und gewiß noch mehr empfunden haben, hätte ich ein altes Mütterchen ſtill und einſam in ihrer Kammer betend gefunden, oder hätte ein zartes Kind mit gefalteten Händchen, ſtammelnd, Worte des Glaubens zu Gott gerichtet. Mich wenigſtens erkältete dieſes Prunken mit Religion, und es war mir als ſuchte Frau v. Krüdener ſtatt der fortgeſchleuderten Juwelen und Perlen, ſtatt der jugendlichen Myrthen und Roſenkränze, die Glorie, um ſie als Schmuck zu tragen.

In einem Tempel, deſſen Beſtimmung Gottesdienſt iſt, vermiſſe ich nicht gern laute feſtliche Feyer. Aufſchwingen der Melodien und aller Künſte, mag die Seele ſich da erheben — dort verſchwindet die Perſönlichkeit aller Prieſter, und aller Beter. Die Menſchheit als ein Ganzes kömmt und betet vor dem Ewigen; daſſelbe beynahe iſt bei einer Privat-Andacht der Fall, wo Hausgenoſſen ſich verſammeln. Die Perſönlichkeit tritt auch da nirgends zwiſchen die Idee der Gottheit und die Bilder der Welt trennend und ſcheidend ein. Hier aber war es immer Frau v. Krüdener, die ſich nicht verlor, und die Heilige ſollte man nicht vergeſſen, wann Andacht die Seele zu Gott erhob.

Eben dieſes laute glänzende Gefolge des Glaubens gefällt mir nicht, da dieſer, wie der Hymnus, welchen die Natur in jeder ſternenhellen Nacht an die Gottheit richtet, am innigſten und ſchönſten ertönt, wenn ihn der Wohllaut, man kann wohl mit Grund ſagen, in melodiſchen Strahlen des Himmels umwiegt. Das Erhabene miſchte ſich mir mit dem Niedern der Erde, und ich ſah nicht die Flammen des Glaubens klar und hell, ſondern den Rauch, der jene Flamme mir aber verhüllte. Auch der Umſtand daß Frau v. Krüdener Chriſtum als das höchſte Prinzip der Liebe darſtellte, und doch von den Strafgerichten ſprach, die nahe bevorſtehen, ſchien mehr darauf berechnet, die Herzen zur Gottheit hinzuängſtigen, als ſie in hoher freudiger Begeiſterung liebend für den Glauben zu gewinnen. Strafend, tödtend, vernichtend kann ſich die Seele den Gott der höchſten Liebe nicht denken, ſo ſtellte ihn das alte Judenthum dar — den zürnenden gebieteriſchen Herrn; das Chriſtenthum aber kennt nur den liebenden ſchonenden Vater — und wenn, wie Frau v. Krüdener ſagt, das ſündige Leben nicht von der Hoffnung der Seeligkeit ausſchließt, ſo müßte alſo, nur ihre Stimme nicht zu hören, die einzige unverzeihliche Sünde ſeyn — denn wenn Strafgerichte einbrechen, wie ſie lehrt, ſollte der milde barmherzige Vater weniger für die empfinden, die zu ihm flehn, und in Schmerzen untergehn — als für die Wenigen, welche Frau v. Krüdener dem Himmel warb? — welch ein Widerſpruch in Lehre und Syſtem, groß genug, um den Irrthum zu finden, der in beyden ſich offenbaret. —

Später haben wir von eben daher noch folgendes Schreiben erhalten:

Die berühmte Prophetin Frau v. Krüdener, welche wir dem Auslande jung und liebenswürdig zugeſandt, uns aber alt und überheilig zurückgeſchickt worden, hat auch hier in Mitau Wunder verkündet, obgleich keine gethan. Ein Theil ihrer Begleitung mußte wegen mangelnder richtiger Päſſe über die Grenze zurück, wo man indeß Schwierigkeit machte, dieſe Rückgabe anzunehmen, und wie man von Mahomets Sarg fabelt, der von zwei gleichſtarken Magneten angezogen, mitten in der Luft ſchweben ſoll, ſo ſchwebte mehrere Tage das Caſtrum doloris der Frau v. Krüdener, und namentlich Hr Keller zwiſchen der ruſſiſchen und preuſſiſchen Grenze, indeß iſt neuerlich der Befehl erſchienen, dieſe prei[illegible] Begleitung nunmehro als gangbar durchzulaſſen. Frau v. Krüdener lebte einige Wochen in Mitau, predigte und ſang, hatte im Anfange viele, zuletzt nur ſehr wenige Zuhörer, von eigentlichen Bekehrungen bis zur Nachfolge iſt hier kein Beyſpiel bekannt geworden. Einen kranken Poſthalter in Doblen hat die Nordiſche Patriarchin, wie ſie die Betgeſellſchaft der Madame Blau aus Riga nennen ſoll, zwar durch ein Wunder heilen wollen, das Wunder iſt aber diesmal von der Pfanne gebrannt. Auf den Ruf: „ſtehe auf und wandle, künftig ſollſt du Johannes heißen", iſt der Kranke doch liegen geblieben, obgleich einige Begeiſterte momentane Beſſerung verſpürt haben wollen. Auch in Riga iſt Frau v. Krüdner ein paar Wochen geweſen, und hat auch dort eine Menge neugieriger Zuhörer gehabt, wirklich aber nur neugieriger, denn im Ganzen iſt es hier für den Myſticismus doch zu kalt, und es ſcheint das anſteckende Miasma im Wehen der Nordwinde ſich zu verlieren.

Oeſtreichiſche Literatur.

Von den erneuerten vaterländiſchen Blättern für den öſtreichiſchen Kaiſerſtaat ſind uns einige mitgetheilt worden, beſonders in der Abſicht, die Reſultate der Bemühungen der Naturforſcher, welche der Kaiſer im Gefolge ſeiner Tochter mit nach Braſilien geſchickt hat, auch dem norddeutſchen Publicum bekannt zu machen; denn in dieſen Blättern ſind die Berichte derſelben abgedruckt, unter welchen die des Zoologen **Natterer** uns am intereſſanteſten geſchienen. Bekanntlich koſtete ein Sturm, bald nach dem Auslaufen der Schiffe, der Fregatte Auſtria das Bogſpriet und der Auguſta alle Maſten, wodurch jene gezwungen wurde, in den Hafen von Pola, und dieſe, in den Hafen von Chiozza einzulaufen, um den Schaden auszubeſſern. Alſobald benutzten die Naturforſcher dieſen unangenehmen Zufall, um die Gegenden in der Nähe der Landungsplätze zu durchſtreifen und trugen manche ſchöne Beute davon. **Natterer** entdeckte neue Arten von **Möven**, **Eydechſen** u. ſ. w., der Botaniker **Schott** neue Pflanzen, der Leibjäger **Sochor** half ſammeln und fangen, und ſtopfte die Vögel aus. Aehnliche unermüdliche Beſtrebungen fanden ſtatt, während die Schiffe auf der Rhede von Gibraltar lagen und auf die Kron-Prinzeſſin warteten. Da ging **Natterer** oft nach **Algeſiras**, ob ſolches gleich mit mancherlei Schwürigkeiten und ſogar mit Gefahr verknüpft war, denn die dortigen Berge ſind noch' voll ſchlechten Geſindels, die den Profeſſor Mikan ſogar angefallen und beraubt haben ſollen. Natterer ließ ſich dadurch nicht abhalten, ſelbſt Nächte hindurch mit Sochor im Walde auf dem Anſtande zuzubringen, um eine neue Art von Ziegenmelkern zu ſchießen. Er vertraute beſonders ſeiner Kugelwindbüchſe, die in Spanien als ein Wunder betrachtet wurde. Auf dieſe Weiſe brachte er bald zwei an den Conſul abgelieferte Kiſten voll Säugthiere, Vögel, Inſecten, Eingeweidewürmer und Amphibien zuſammen. Aus Mangel an Zuckergläſern that er die letztern in blecherne Büchſen, deren Deckel er feſt löthen ließ und dann erſt mit Blaſeu verband. Bei'm Auspacken fand ſich, daß Alles vortrefflich erhalten worden. Die Kiſten für die ausgeſtopften Sachen ließ er inwendig ganz und von außen an den Fugen mit Schiffspech überſtreichen, ein Beiſpiel, welches mit gleichem Glücke der Botaniker Schott bei einer Kiſte mit Pflanzen nachahmte. Seine wenige Muſſe wandte Natterer dazu an, 124 oft neue Thierarten anatomiſch zu unterſuchen, und fand in ihnen 36 Arten von Eingeweidewürmern, wovon die meiſten bisher noch unbekannt waren. Unter den Säugthieren befand ſich auch eine neue Art von Feldhaſen. — Die Affen auf dem Felſen von Gibraltar hat er auch geſehn und als Simia inuus erkannt. Es iſt die einzige Affenart, die aus Afrika dahin verpflanzt, in Europa einheimiſch geworden. Sie ſind nicht ſcheu und kommen ziemlich tief gegen die Stadt herab.

Schott meldet, daß der Ackerbau in der Gegend von Algeſiras höchſt nachläſſig getrieben wird. Der dortige Pflug macht nur Riſſe, nicht Furchen; gedüngt wird gar nicht, und um die Saat bekümmert man ſich weiter nicht. Das reife Getraide wird von Pferden oder Ochſen auf freyem Felde ausgetreten.

Aus Braſilien ſchrieb der Profeſſor Mikan, das Zubereiten und Aufbewahren der geſammelten Gegenſtände koſte mehr Zeit als das Sammeln. Um die Sachen vor den Ameiſen und den noch weit ſchlimmern Termiten zu ſchützen, muß man ſie entweder aufhängen, oder die Tiſchfüße mit Theer beſtreichen, oder ſie in Waſſer ſtellen. Die Termiten fraßen unter andern einen ganzen Koffer voll Wäſche und Kleidungsſtücke. Man vertilgt ſie durch Arſenik. — Die Sandflöhe niſten ſich bei den Menſchen ein, aber wenn man ſie ſogleich gewahr wird, ehe ſie ihren Eyerſack gebildet haben, ſo zieht man ſie mit einer Nadel ziemlich leicht aus dem Fleiſche.

Die Herrn Naturforſcher fanden, daß man auf Mawe's und Koſter's (bei uns bisher ſehr geachtete) Reiſeberichte wenig trauen darf. Es iſt ein Zeitraum von zwei Jahren erforderlich, um nur eine der großen Capitaneien gehörig zu bereiſen. Sello, der als Botaniker mit dem Prinzen von Neuwid vereinigt war, nun aber für ſich reiſt, hat ſich einen Zeitraum von 10 Jahren zur Bereiſung Braſiliens beſtimmt.

Auch der König von Bayern hat zwei Naturforſcher mit geſandt. Die ganze Geſellſchaft, von der ſich unendlich viel erwarten läßt, beſteht nun, zwei Mahler und den Jäger mitgerechnet, aus 9 Perſonen.

Dieſe intereſſanten Nachrichten ſind nicht die einzigen, die wir den vaterländiſchen Blättern verdanken, obgleich uns nur wenige Nummern davon zu Geſicht gekommen ſind. Wir zeichnen noch einiges aus:

Der Freiherr von Liechtenſtern hat die geographiſche Literatur Oeſtreichs mit einem Handbuche der neuſten Geographie bereichert. Er zählt über 11 1/2 Millionen Slaven, 5 Millionen Italiäner, faſt 5 Millionen Deutſche, 4 Millioueu Ungarn, faſt 1 1/2 Million Walachen, 400000 Juden u. ſ. w. An Geiſtlichen 64000, Adliche 475000, Militair 800000, Beamte 280000, Handwerker 2 Millionen 333000, Bauern über 20 Millionen. Das Verhältniß Oeſtreichs zum deutſchen Bunde hat er in ſechs Zeilen abgefertigt. —

Herr v. Hammer, (längſt rühmlich bekannt) hat das Publikum mit einer Geſchichte der ſchönen Redekunſt Perſiens nebſt einer Blüthenleſe aus 200 perſiſchen Dichtern beſchenkt. Sie iſt das Reſultat 25 jähriger Studien, und handelt in der erſten Abtheilung von dem Beginnen perſiſcher Cultur, bis zum Umſturze des Reichs durch die Araber; und in der zweiten, von der Eroberung Perſiens durch die Araber bis auf unſere Zeit. Den Gegenſtand der dritten Abtheilung machen die Sagen und die Bilderlehre der perſiſchen Dichter aus. Bei der, längſt außer Zweifel geſetzten Verwandtſchaft der perſiſchen mit der deutſchen Sprache, muß dieſes gründliche Werk um ſo willkommener ſeyn. — Von dem großen Firduſſi ſang ein perſiſcher Dichter:

Vom Throne Gottes ſtieg das Wort zur Erde nieder,
Er hob's empor und ſetzt' es in den Himmel wieder.

Omar Chiam war der Dichter der Freygeiſter und Religionsſpötter. Man kann ihn den perſiſchen Voltaire nennen. —

(Im Ganzen müſſen wir jedoch bekennen, daß die, in den vaterländiſchen Blättern abgedruckten Proben perſiſcher Gedichte uns wenig angeſprochen haben. Man muß ſich erſt in eine gewiſſe künſtliche Art zu empfinden hinein ſtudiren, und die Künſtlichkeit in der Dichtkunſt war uns ſtets verhaßt. Doch das iſt Sache des Geſchmacks, und wir laſſen gern einem Jeden den ſeinigen.) —

Aus einem Ueberblick der Criminal-Proceſſe in den Militär-Grenzen ergiebt ſich, daß die Moralität in der croatiſchen Grenze am ſchlechteſten, in der ſiebenbürgiſchen beſſer, in der ſlawoniſch-banatiſchen am beſten iſt. In der erſtern iſt Raub, in den beiden letztern ſind Diebſtähle am häufigſten. Des beſten Rufes genießen die Sichelburger, wo alle jene Verbrechen unerhört ſind. Im Allgemeinen ſind die Nichtunirten unſittlicher als die Katholiken. Die wackere öſtreichiſche Regierung hat viel und mit Glück gethan, um die Moralität jener verwahrloſten Völkerſchaften zu verbeſſern. —

Bei der Anzeige einer Reiſe nach Dalmatien vom Doctor Germar, ſagt der Herausgeber: ſie laſſe ſich mit Vergnügen leſen, obſchon ſie manche Kleinigkeiten enthalte, die vielleicht nur für Sachſen, die ſolche Sächelchen ſehr zu lieben ſchienen, intereſſant ſeyn möchten. —

Der Freyherr von Hormayr hat Millot's allgemeine Weltgeſchichte fortgeſetzt, auch unter dem Titel: Allgemeine Geſchichte der neuſten Zeit, vom Tode Friedrich des Großen bis zum neuſten Pariſer Frieden. Es wird gerühmt, daß der Verfaſſer von einer noch ſo nahen Zeit mit anſtändiger Freymüthigkeit, ohne Verletzung der geſchichtlichen Würde und Treue geſprochen, kurz, daß er das Möglichſte geleiſtet habe. Des Menſchen eigentliche Beſtimmung iſt ihm eine unaufhörliche Veränderung und Zerſetzung, ein chemiſcher Proceß, den er das wahre Fortſchreiten mit dem Zeitgeiſte nennt. (Wir bekennen, daß wir ihn hier nicht ganz verſtehn.) — Die „glänzende diplomatiſche Laufbahn des Fürſten Mettereich" theilt er in vier ſucceſſive, zum großen Ziel der Weltbefreyung convergirende Epochen ein, und wendet eine horaziſche Ode des vierten Buches auf den Fürſten an. —

Ein Schreiben des durch ſeine Entdeckungen berühmten Angelo Mai, an den Herausgeber der vaterländiſchen Blätter, Herrn Doct. Sartori, iſt uns durch eine Klage intereſſant geworden, welche beweiſt, daß Herr Mai den widerhaarigen Geiſt gar nicht kennt, der jetzt unter den deutſchen Gelehrten herrſcht. „Man berichtet mir, ſagt er, daß verſchiedene deutſche Blätter, und beſonders das von Jena, gegen mich verſchiedene Ausfälle machen. Ich bin über dieſe Feindſeligkeit erſtaunt, da ich mir bewußt bin, in meinen Werken nie Jemanden beleidigt zu haben." (Guter Mai! das ſchützt dich nicht. Die meiſten deutſchen Recenſenten ſchreiben ja nur um zu beleidigen, und leben vom Beleidigen, und empfinden kein größeres Vergnügen, als wenn ſie, bei'm Niederlegen der Feder, zu ſich ſelbſt ſagen können: „da hab' ich einmal wieder Einen tüchtig zuſammen gehauen! Der wird ſich ärgern!" Dieſen vermeinten Aerger, (der oft gar nicht einmal verurſacht wird) ſchlürfen ſie gleichſam mit Wohlgefallen in ſich. Wenn ſie höflich und mit Anſtand ſchreiben müſten, wie die Göttinger, ſo würde das Recenſiren gar keinen Genuß gewähren. Die Jenenſer haben es freilich darinn am weiteſten gebracht.) —

In der Nürnberger Handelszeitung waren vor einiger Zeit Betrachtungen über der deutſchen Länder ſo verſchiedene Fruchtbarkeit an Büchern angeſtellt, wo denn z. B. Sachſen, wie auch früher, den erſten Platz einnahm, denn ſeine 82 Buchhandlungen hatten nicht weniger als 914 Artikel geliefert, hingegen der große öſtreichiſche Kaiſerſtaat, mit einer Bevölkerung von 28 Millionen Menſchen, nur 269 Artikel aus 25 Buchhandlungen, welches freylich auffallend klingt. Die vaterländiſchen Blätter erinnern aber mit Recht, daß unter jenen 28 Millionen nur 5 Millionen Deutſche ſind; daß viele öſtreichiſche Buchhändler es gar nicht als einen Vortheil anſehn, ihre Artikel in den Leipziger Meßcatalog zu ſetzen; daß es überhaupt deren wenige giebt, die mit dem Auslande Geſchäfte machen; daß die Communication mit Ungarn ſehr erſchwert iſt; daß von der großen Menge in Oeſtreich gedruckter Schul- und Gebetbücher, Kalender, Zeitſchriften u. ſ. w. im Meßcatalog nie Erwähnung geſchieht u. ſ. w. Wenn man alle dieſe Umſtände zuſammen nimmt, ſo möchte Oeſtreich auch in der Bucherproduction wohl wenig hinter andern deutſchen Ländern zurückbleiben. — An Zeitungen erſcheinen in der ganzen Monarchie 17 deutſche, 1 lateiniſche, 2 ungariſche, 1 böhmiſche, 1 polniſche, 1 griechiſche und 1 ſerbiſche. — In Wien hat ein Herr Paſſy jetzt auch eine theologiſche Leihbibliothek errichtet. —

Der Herr Docter Sartori erwirbt ſich, durch die Herausgabe der vaterländiſchen Blätter, ein wahres Verdienſt um die öſtreichiſche Literatur, mit welcher wir unſer Publikum künftig öfter unterhalten werden.

Auch Herr Andre fährt fort, in ſeinem Heſperus ein Nationalblatt für gebildete Leſer zu liefern. In dem vierten, vor uns liegenden Hefte ſteht ein Aufſatz über den großen Vorzug der magyariſchen Sprache, mit wenigen Worten viel ausdrücken zu können. Zum Beweis iſt ein arabiſcher Denkſpruch gewählt, der, von Wort zu Wort in's Deutſche überſetzt, alſo lautet:

Sohn! du weinteſt am Tag der Geburt: es lachten die Freunde:
Tracht' daß am Todestag, während ſie weinen, du lachſt.

Das arabiſche Original beſteht, gerade wie die deutſche Ueberſetzung, aus zwei Zeilen und 20 Worten. Hierauf that der Sammler (ein uns unbekanntes Journal) ſich etwas zu gute, und forderte alle übrigen Sprachen heraus, es an Kürze der Deutſchen gleich zu thun. Da traten drei Ungarn in die Schranken, kämpften und ſiegten. Der Erſte, Graf Deſöffy, brauchte nicht mehr als 13 Worte; der Andere, Kazinczy, in zwei Ueberſetzungen nur 11 und 6 Worte, und endlich der Dritte, ein Profeſſor Valyi-Nagy, 14 Worte. Ob die Herren ſich dabei ſolche unangenehme Freyheiten erlaubt haben, wie das Tracht' des Sammlers, wiſſen wir nicht. Im Fall ſolches nicht geſchehen iſt, ſo beſitzt die magyariſche Sprache allerdings einen außerordentlich großen Vorzug; denn es ſcheint uns ausgemacht, daß derjenige der beſte Schriftſteller iſt, dem es gelingt, in der möglichſt kürzeſten Zeit, die möglichſt größte Menge von Gedanken und Bildern auf eine ungezwungene, gefällige Weiſe in dem Leſer zu erwecken. In dieſen wenigen Worten liegt die ganze Kunſt gut zu ſchreiben, eine Kunſt, die freilich durch die Sprache, deren man ſich bedienen muß, bald erſchwert, bald erleichtert wird. Wir halten die Deutſche in dieſer Hinſicht für eine der erleichterndſten, wenn man ſie gehörig zu brauchen weiß. Wäre ſie nur auch eben ſo wohlklingend. —

Ein Aufſatz über den Magnetismus in demſelben Hefte iſt beluſtigend. Es wird darinn die ſogenannte Thatſache erwähnt, daß ein Magnetiſeur eine platt auf der Erde liegende Somnambüle, ganz leicht aufhob, indem er blos ſeine Daumen an die ihrigen hielt, alſo gerade ſo wie ein Magnet das Eiſen aufhebt. „Durchblättert Eure Protocolle“ redet der Verfaſſer die Richter an, „ihr werdet unter 20 Fällen 19 finden, wo zwei Perſonen ungleichen Geſchlechts auf die an ſie gerichtete verfängliche Frage geantwortet haben: ſie wiſſen nicht wie es zugegangen. Hier habt Ihr nun den Schlüſſel dazu in dem Magnetismus. Ihr habt aus Ignoranz beide geſtraft, und Ihr hättet doch nur den Anziehenden ſtrafen ſollen, weil von ihm gefordert werden kann, daß er die Stärke ſeiner Anziehungskraft kenne, und ſich in der gehörigen Entfernung halte.“ — Bei Erwähnung der feſten Kraft des Willens, durch welche unſere Magnetiſeurs ſo viele Wunder verrichten, wird an eine Gattung von Zauberern erinnert, die man vor 150 Jahren die Schützen nannte, und die, wenn ſie mit dem feſten Willen Jemanden zu tödten in die Luft ſchoſſen, dieſen Jemand immer richtig trafen, wenn er auch in weiter Ferne in der ſtärkſten Feſtung verſchloſſen war. Täglich drei Menſchen konnten ſie auf dieſe Weiſe tödten. (Daß ein tüchtiger Wolffarthianer auch wieder an dieſe Schützen glauben müſſe, iſt außer Zweifel.)

O Wunderſchlaf! o Zauberei!
Was Meiſter in der Arzeney
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranker Jungfern Phantaſie,
Gar durch die Wände ſehen ſie
Wohl mit verſchloſſenen Augen,
Kennen,
Nennen
Was geſchrieben,
Weil den lieben
Guten Dingern
Augen ſitzen an den Fingern.

Heutige dramatiſche Kunſt.

Ob wir gleich das harte Urtheil der Heidelberger Jahrbücher über Müllners Yngurd, nicht unterſchreiben mögen, ſo haben uns doch einige, die Kunſt überhaupt betreffende, Stellen dieſer Recenſion allzuwohl gefallen, als daß wir ſie unſern Blättern nicht einverleiben ſollten:

„Einem nur einigermaßen aufmerkſamen Beobachter deſſen, was die Kunſt — nennen wir ſie vor der Hand ſo — in den letzten Decennien hervorgebracht hat, kann es nicht entgangen ſeyn, daß ſie eine Menge von Anſichten, Begriffen und Ideen in Umlauf geſetzt, die, zwar den Namen von der Wirklichkeit erborgend, doch vermittelſt eines gewiſſen phantaſtiſchen Studiums, eine eigenthümliche Farbe gewonnen haben. Kindlichkeit, Liebe, Dichtungsgabe, Volks-Thümlichkeit und Königs-Würde, Schuld, Ahndungs-Vermögen, Religion ſind ſolche Begriffe, denen wir noch eine Menge anderer zufügen könnten. Iſt einmal der wahre gediegene

Grund der Wirklichkeit verlaſſen, ſo iſt es natürlich, daß Uebertreibung, Schwärmerey, Schwächlichkeit, Empfindeley ſich einſtellen mußten; wie denn ja in ſo vielen Gedichten unſerer Tage die Liebe ein ſinnlich-practiſch-religiöſes Spiel, die Schuld eine kraſſe Eingebung des Teufels, Volksthümlichkeit ein altes Spiel mit Worten, Sitten und Trachten, das Ahndungs-Vermögen eine aller Wahrheit und Erfahrung entblößte Geiſterſeherey, die Dichtungsgabe eine Fertigkeit, in ſchön klingenden Worten phantaſtiſche Begriffe auszuſprechen, und die Religion eine abgeſchmackte Tändeley mit ſogenannten Heiligen und einer halb neu- halb altmodigen Gottheit geworden iſt. — Daß man hiermit glücklich bey dem, was man Manier nennt, anlangte, fällt in die Augen; ebenſo, daß dieſe Manier eine äußerſt ſchwache, thörigte ſeyn mußte. Man kam ſchnell ſo weit, daß die Character, die in den meiſten Kunſt-Erzeugniſſen der letzten Zeit auftreten, ſtatt handelnde Perſonen zu ſeyn, als Repräſentanten der genannten und anderer Ideen erſcheinen. „Ich bin die Liebe, ich die Religion, ich die Poeſie" — ſo ſcheinen ſie mit dürren Worten zu ſagen; und ſo gleichen ſie jenen Figuren auf alten Bildern, denen beſchriebene Papiere aus dem Munde gehen, oder, noch ſchlimmer, den aus dem Don Quixote bekannten Malereyen des Orbanejá v. Ubeda. — Klar iſt es aus dem Geſagten, daß Dichtungen, in dieſem Sinn verfaßt, zumal dramatiſche, ihrer eigentlichen Wirkung durchaus verfehlen mußten. Da ſehen wir irgend eine große, oder zarte Natur, wie der Schöpfer derſelben ſie denn nennen mag, vor unſern Augen zu Grunde gehen; es iſt nicht der Lauf der Dinge, der ſie erdrückt; es iſt ein gewiſſer Begriff des Dichters, an dieſe oder jene Perſon geknüpft, dem ſie zum Opfer fällt. Es wird gekämpft, mit Worten oder in der That, — wir ſehen nur des Dramatikers phantaſtiſche Vorſtellungen ſtreiten. Dieſe werden uns in hochtrabenden, oder halben Worten und Vers-Geklingel wiederhohlt dargelegt: — und eine ſolche Spiegelfechterey ſoll dann eine Tragödie ſeyn."

Der Recenſent führt bey dieſer Gelegenheit den Ausſpruch eines heutigen Muſageten an: „Sey ein Dichter, das heißt, chriſtlich-tiefſinnig-fromm und hell-heiter, und liebe die Menſchen und dann ſchaue ſie ruhig an und ich gebe dir mein Wort, du wirſt ſie mitten durchſchauen." — Nun wiſſen wir doch, fügt der Recenſent hinzu, was ein Dichter iſt.

Aber ſo ein Nebel-Käppler iſt der brave Müllner doch fürwahr nicht. Er hat freylich auch hier und da der Mode nachgegeben — und das iſt Jammerſchade! — er hat, dem Zeitgeiſt zu gefallen, myſtiſche Zierrathen angebracht; aber auch Schiller hat ſchon daſſelbe gethan. Die Schuld wird doch immer ein treffliches Werk bleiben, und Yngurd hat herrliche Scenen und Einzelheiten. Die Heidelberger Jahrbücher wundern ſich, daß ein berühmter Critiker in irgend einem Journal behauptet hat, das Sujet des König Yngurd ſey noch gar nicht auf die Bühne gebracht worden; ſie machen aufmerkſam auf die mannigfaltigen Aehnlichkeiten mit Shakeſpears König Johann, Macbeth, Calderone's Leben ein Traum und Wallenſtein. Manche dieſer Aehnlichkeiten iſt aber weit hergehohlt, und geſetzt auch, ſie wären alle vorhanden, die Behandlung iſt doch neu; das myſtiſche ausgenommen, iſt alles bey Müllnern lebendig und klar; es ſcheint ihm blos, wenn er mit einem Kunſtwerk ſchwanger geht, bisweilen zu widerfahren, daß er, wie eine ſchwangere Frau ſich verſieht, nemlich an der Myſtik, woraus denn allerley Geburtsflecken entſtehen, für welche er aber ein Theoretiſches Mäntelchen in Bereitſchaft hält, wie es eben jetzt die Mode mit ſich bringt.

Literariſche Notizen.

Das hiſtoriſche Taſchenbuch auf das Jahr 1817 vom Doctor Köthe, enthält die Geſchichte des Jahres 1618, oder die Lage Europen's vor dem Beginn des dreyßigjährigen Krieges; eine vortreffliche Einleitung zu der Geſchichte dieſes Krieges, die ein lebendiges Gemählde von dem damaligen Intereſſe aller Parteyen aufſtellt, aus den beſten Quellen geſchöpft und in einem ſchönen einfachen Style geſchrieben iſt. —

In Hamburg beſteht, außer ſo manchem andern Guten und Vortrefflichen auch ein hanſeatiſcher Verein, und dieſer Verein hat einen Wohlthätigkeits-Schatz geſammelt, und zum Beſten dieſes Schatzes hat der Profeſſor Zimmermann eine treffliche Rede drucken laſſen, die am Tage der feyerlichen Erinnerung an den Aufruf zu den Waffen für die Befreiung des Vaterlandes, gehalten worden. Folgende Stellen haben uns vorzüglich angeſprochen:

„Es giebt ein junges Völklein im jetzigen Geſchlechte, das ſich brüſtet und bläbet, dem Spotte der Verſtändigen zum Trotz, als ſei aus ihm allein das Heil und die Rettung des Vaterlandes hervorgegangen. — Damit man uns mit ſolchen Burſchen nicht vermenge, laſſen Sie uns dieſen eitlen Dünkel fern von uns halten. — Wenn wir die Ereigniſſe der letzten Jahre mit reiner Seele würdigen wolſen, ſo laſſen Sie uns, was wir ſelbſt dabei gethan, vor allen Dingen nicht überſchätzen.“ (Was wird Herr Paſſow und Compagnie dazu ſagen!)

„Der alte und unbeſcholtenſte Ruhm des Deutſchen iſt ſeine Treue. Liebe zum Vaterlande, zu einheimiſcher Zucht und Sitte, achtende Ehrfurcht gegen Obrigkeit und Geſetz, ſtille, fleißige Beſorgung bürgerlicher Pflichten — das ſind die Tugenden der Treue, welche uns ziemen und zieren.“ —

„Der Schneider-Scherz, welcher in unſern Tagen mit altdeutſch und neudeutſch getrieben werden, iſt des wahrhaft deutſchen Ernſtes unwerth, und weit unter aller Beachtung. Mögen die, welche von dieſer großen Zeit kaum die Außenſeite kennen gelernt haben, dieſe Tändelei als Puppenſpiel für ſich behalten. Nicht viel beſſern Inhalts iſt das Spiel unſerer nachkommenden Jugend mit körperlicher Krafft und Uebung auf Koſten der geiſtigen Thätigkeit. — Weder wir ſelbſt, noch unſere Väter haben es gering geachtet, dem Körper Friſche und Geſundheit zu erhalten — aber nie iſt dieſe Beſchäfftigung vorherrſchendes Spiel geweſen. Wir haben indeſſen geſehen, daß gerade ſo viel Gewandtheit, die von geiſtiger Kraft und regem vaterländiſchem Gefühl bewegt wurde, hinreichte, den viel geſchmeidigern und in körperlichen Uebungen viel erfahrnern Feind nicht nur zu ſchlagen, ſondern zu entmuthigen; wie überall die geiſtige Krafft den körperlichen Stoff beherrſcht und regiert. Wir leben weder in der nackten Zeit des claſſiſchen Alterthums, noch in der rohen Raub-, Rauf-, und Turnierzeit des Mittelalters u. ſ. w.“ (Ei! ei! was wird Herr Paſſow und Compagnie dazu ſagen!)

Der Verfaſſer iſt übrigens dem Turnen, als einer vollſtändigen Ausbildung der Gymnaſtik, eben ſo wenig abhold, als wir es ſind, wenn nichts übertrieben und überſchätzt wird: allein er tadelt mit Recht die Abſonderung dieſer Uebungen von der geſammten Jugendbildung. Ferner ſagt er: „Schon darin liegt eine Uebertreibung, daß man den Namen Turner zu einer ſubjectiven Geſchlechts-Benennung erhoben und mit ſo vielem Nachdruk in's Leben eingeführt hat. Dadurch muß ein Zunftgeiſt entſtehen (iſt ſchon entſtanden) der immer beſchränkt iſt, und in der Beſchränktheit ſich ſelbſt überhebend hervortritt.“

„Man wird den Beweis fodern, daß einzelne Turner ihre übrigen Berufs-Geſchäffte als Nebendinge betrachten und üben: dieſen aber kann nichts als die Erfahrung geben. Ich kenne hieſige Vorſteher von Erziehungs-Anſtalten, welche ſolche Klagen längſt ſchon geführt haben: ich ſelbſt habe in meinem Wirkungskreiſe auch einzelne Erfahrungen gemacht, die dergleichen rechtfertigen.“

Jahn ſagt: „Ein Vater, der ſeinen Sohn liebt, muß ihm als Knaben kein Reitpferd halten. Das verfault und verlüdert den jungen Menſchen, ſetzt ihm den Dünkel von Erwachſenheit und Vornehmheit in den Kopf, verleitet ihn zu Verſchwendung und eitlen Lüſten und Laſtern.“ Aber dieß Verfaulen und Verlüdern iſt ſtets im Gefolge, wenn körperliche Uebungen und Vergnügungen vorherrſchend getrieben werden. — Der Dünkel von Vornehmigkeit wird dann beſonders bey unſern Turnern nicht länger ausbleiben, wenn man fortfährt (wie Hr. Paſſow) dieſen jungen Leute in den Kopf zu ſetzen, daß ſie der Kern des deutſchen Volkes, die Stütze und Hoffnung des Vaterlandes ſeyen, und was dergleichen ſchönklingende, aber nichts ſagende Worte mehr ſind.“ Der Profeſſor Zimmermann glaubt, daß das Turnweſen ſchlechterdings unter obrigkeitliche Aufſicht geſtellt werden müſſe. — (Es wird Niemanden gere[illegible] dieſe Rede gekauft zu haben, denn man kann ſie meh[illegible] Einmal mit Vergnügen leſen.) —

[illegible]n den Sprecher der Stadt und Landſchaft Coblenz erſchien in Müllers Staats-Anzeigen ein Schreiben, welches nun auch einzeln abgedruckt zu haben iſt. Hr. Müller ſagt dem Hrn Görres darinn mit vielen Complimenten, „daß das Leben eines wahren Staats-Gelehrten ohne ſolche Uebergänge, welche die Welt Abtrünnigkeiten zu nennen pflegt, nicht zu denken iſt“, und daß er ſich freue, auch Hrn Görres abtrünnig von ſeinen vormals behaupteten Grundſätzen zu ſehen, indem derſelbe nunmehr die ſtändiſche Verfaſſung gegen das vielbeliebte Kopf- und Geld-Repräſentations-Weſen, in Schutz genommen habe. Allein ganz recht hat er es ihm doch nicht gemacht. Hrn Müllers politiſche Grundſätze ſind bekannt. Gleichheit der Menſchen vor dem Geſetz giebt er nicht zu, ſondern nur Gleichheit der Menſchen vor Gott. Eine chriſtliche, auf urſprünglicher und geſetzlicher Ungleichheit der Stände beruhende Verfaſſung könne nie verſagen, (ein Ausdruck deſſen Hr. G. ſich bedient hatte) ſo lange ſie wahrhaft chriſtlich ſey. — „In heydniſchen Staaten gebe es nur Caſten, aber nicht Stände. Den Magen des Gemeinweſens wußte der wackere Römer anzuzeigen, aber nicht das wahre Haupt und Herz deſſelben.“ — „In chriſtlichen Staaten laſſe ſich nichts neues entdecken.“ — „Daß der Lehr-, Wehr- und Nährſtand die unzerlegbaren Wurzeln aller Staatsverfaſſungen wären, habe G. ſelbſt erklärt, und doch zerlege er ſelber wieder eine dieſer Wurzeln, indem er ſage, von der Geiſtlichkeit habe ſich der eigentliche gelehrte Stand geſchieden, und fordere als Stimmführer der öffentlichen Meinung alle Beachtung. Das wären aber nur Geld- und Vernunft-Philoſophen, ohne die nöthige handgreifliche Baſis von Grundeigenthum. Die geiſtige Induſtrie, die ſich dermalen im innern Zuſtande der Rohheit und Wildheit befinde, (ja wohl!) könne Beachtung fordern, und wehe dem Staatsmanne, der ſie nicht ernſtlich bedenke; aber Landſtandſchaft werde ihr nur der einräumen, der es mit dem Staate am allerübelſten meine. (Zumal da es mit den Stimmführern der öffentlichen Meinung oft ſehr windig ausſieht, indem die Herrn in der Regel nur ihre eigene Meinung ausſprechen). — Die Dotation des geiſtlichen Standes in Grundſtücken erklärt Herr A. Müller in allen europäiſchen Staaten für das erſte aller politiſchen Erforderniſſe. Wir wiederhohlen, was wir ſchon irgendwo geäußert haben, daß es nämlich keinen einzigen Grund dafür giebt, der nicht auch auf die Rechtspflege anwendbar wäre. Sollen die Geiſtlichen mit Grundſtücken dotirt werden, ſo können die Richter daſſelbe und mit demſelben Rechte fordern. — Der Verfall des geiſtlichen Weſens von Europa ſoll daher entſtanden ſeyn, daß ſich das Geiſtige gegen das Kirchliche, die Wiſſenſchaft gegen die Religion erklärt, (wo und wann hat ſie das gethan?) das Vaterhaus verlaſſen und bei den Trebern der gottentblößten Vernunft fortzuleben vermeint habe.

Vom dritten Stande behauptet Hr. M., er ſey eben nichts anders, als der Verſammlungsort aller bloſen Vernunft- und Geld-Intereſſen, eine beſtehende Verſchwörung gegen alles wahre, politiſche, ſtändiſche Leben. — Er richtet die Frage an Herr Görres: „Sollten Sie nicht wiſſen, wie viel unreife Begeiſterung, wie viel Begierlichkeit und Eigennutz, wie viel ſchlechte Sache Sie auf Ihre Schultern nehmen, indem ſie die Sache des Zeitgeiſtes vertreten? u. ſ. w.“ —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 18. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Lucian Buonaparte.

In London bei Colburn ſind vor Kurzem die geheimen Memoiren aus dem Leben Lucians Buonaparte erſchienen. (Mémoires secrets sur la vie privée, politique et litteraire de Lucien Buonaparte, prince de Canino) aus deſſen eigenen Briefwechſel und andern authentiſchen, ungedruckten Schriften gezogen, zwei Bände, mit Lucian's (wohlgetroffenem) Bildniß. Man vermenge dieſes Werk ja nicht mit den gewöhnlich zuſammengerafften Anecdoten-Sammlungen, die blos auf die Leichtgläubigkeit und auf den Beutel der Leſer berechnet ſind; es iſt klar, daß nur ein Augenzeuge es liefern konnte, (wie auch in der Vorrede verſichert wird) und die innern Kennzeichen der Wahrheit bieten auf jedem Blatte ſich dar; auch hat in einem Anhange ein Vertrauter von Lucian dem Herausgeber bezeugt, daß „die Memoiren ſehr exact ſind“ mit Ausnahme einiger, gegen Lucian's Gattin eingefloſſener Verleumdungen. Wir glauben, unſern Leſern ein Vergnügen zu machen, wenn wir bei dem Auszuge aus dieſem intereſſanten Werke, den Raum nicht ſparen. Im Anfang der Revolution beſchränkte ſich Lucians Ehrgeiz auf den Poſten eines Magazin-Aufſehers in St. Maximin, wo er Chriſtine Boyer, Tochter eines Gaſtwirths, kennen lernte, ein hübſches, ſanftes, ſchüchternes Mädchen, die er liebte, und wieder geliebt wurde, ohne jedoch Anſtalten zu einer ernſten Verbindung mit ihr zu treffen. Ihr Vater war ein ehrlicher grader Mann. Als nun eines Tages Lucian von der Rednerbühne die Gleichheit der Stände mit Wärme gepredigt hatte, trat Bayer zu ihm und ſprach: „Du haſt deinen Satz trefflich bewieſen, aber wenn wir alle gleich ſind, warum heratheſt du meine Tochter nicht? Du machſt ihr den Hof, Du ſchadeſt ihr dadurch. Wenn Du ein ehrlicher Kerl biſt, warum beſinneſt Du dich?“ — Dieſe Worte vor einer großen Verſammlung von Patrioten geſprochen, machten Lucian ſtutzig, er fühlte, daß er ein gutes Beiſpiel geben müſſe, ſchüttelte dem Gaſtwirth die Hand und ſagte: „Wohlan ich werde deine Tochter heirathen!“

Als er ſpäter Kriegscommiſſair wurde, erfüllte er ſein Verſprechen, obgleich ſeine Familie manches dagegen hatte, weniger weil ſie es für eine Mißheirath hielt, als weil Lucian noch zu jung, nämlich kaum 21 Jahr alt war. Uebrigens war die Aufführung der Demoiſelle Boyer untadelhaft, während die Töchter der Madame Lätitia ſchon große Anlagen zur Galanterie verriethen. Lucian gab ſich alle Mühe, ſeine Frau zu bilden, und in Kurzem konnte ſie mit Anſtand in ihrer neuen Familie erſcheinen. Indeſſen war ſie ſtets ſchüchtern, blaß und kränklich, hat alſo auch nie in der großen Welt geglänzt. Sie beſaß viel Sanftmuth und ein vortreffliches Herz. Sie liebte ihren Gemahl aufrichtig, ſeufzte über ſeine öftere Untreue, klagte jedoch nie, ſondern ſuchte ſtets nur durch Liebe ihn zurückzuführen. Sie ſtarb in Paris, während er Geſandter in Spanien war. Lucian, der trotz ſeiner vielen Intriguen, ihre Tugenden erkannt und ſie zärtlich geliebt hatte, war untröſtlich über ihren Tod. In dem Park von Pleſſis-Chamant ließ er ihr ein Denkmal von Bronze und Marmor errichten, mit der Inſchrift:

Tochter,
Gattin,
Mutter
ohne Tadel.
Chriſtine Boyer,
gebohren zu St. Maximin —
geſtorben zu Paris u. ſ. w.

Sollte man glauben, daß er genöthigt war, das Grabmahl mit einem Gitter umgeben zu laſſen, weil böſe Menſchen es beſchmutzt und kleine Münze darauf geworfen hatten? So oft er zu Pleſſis war, brachte er täglich einige Stunden dazu, führte auch ſeine Töchter bisweilen dahin. Jeden Abend vor Einbruch der Nacht mußte die Gouvernante die Kinder zu dem Grabe ihrer Mutter begleiten, auf welchem ſie beteten und es mit Blumen beſtreuten. Auch die Blumenſträußer, die ſie ihrem Vater an ſeinem Geburtstage brachten, mußten ſie dort pflücken. Aber die Lebhaftigkeit von Lucian's Character verſtattete ſeinem Schmerz keine lange Dauer.

Er galt in der Hauptſtadt für einen roué, (Bruder Lüderlich.) Einſt unterhielt er eine der hübſcheſten Schauſpielerinnen vom franzöſiſchen Theater, Mademoiſelle Mezeray, die ſehr habſüchtig und verſchwenderiſch war. Nachdem ſie ſchon viel Geld, eine Equipage, ein eingerichtetes Haus u. ſ. w. von ihm erhalten hatte, lüſterte ihr gewaltig nach einem Hòtel und nach Diamanten. Lucian miethete ihr ein Hòtel und überreichte ihr ein Paar prächtige Ohrgehänge; beides hielt ſie für Geſchenke; aber ſechs Wochen nachher nahm er ihr die Ohrgehänge wieder weg, unter dem Vorwande, ſie beſſer faſſen zu laſſen, und als bald darauf eine ihm zugeſtoßene Krankheit ihn veranlaßte, ganz mit ihr zu brechen, erfuhr ſie auch zu ſpät, daß ſie in ihrem ſchönen Hòtel nur zur Miethe wohne.

In Spanien beſtrebte ſich Lucian vorzüglich, die Neigung einer gewiſſen großen Fürſtin zu gewinnen, und es gelang ihm, wenigſtens rühmte er ſich deſſen in einer vertraulichen Depeſche, fügte aber hinzu, daß es ihm ſchwer ſeyn werde, es lange auszuhalten. Noch nach ſeiner Zurückkunft aus Spanien trug er eine goldene Kette um den Hals, an welcher das geſchmeichelte Bildniß jener Fürſtin, in Brillanten gefaßt, befindlich war. Die hohe Gunſt, in der er zu Madrid ſtand, ließ ihn ſchon im Jahre 1801 unternehmen, was Napoleon erſt nach der Unterjochung von Europa im Jahre 1810 wagte. Joſephine nämlich konnte nicht mehr Mutter werden, doch bedurfte Buonaparte eines Erben, um ſeine Macht zu befeſtigen. Lucian erſah ihm zur zweiten Gemahlin die junge ſchöne Infantin von Spanien, Iſabelle, des Königs zweite Tochter, 16 Jahr alt, jetzt Kronprinzeſſin von Neapel. Allerdings konnte eine Prinzeſſin aus dem Blute der Bourbons der neuen Dynaſtie eine Stütze verleihen; Napoleon begriff das wohl, und bevollmächtigte ſeinen Bruder zu der Unterhandlung. Der gute König Karl 4te ſetzte ſich über alle Bedenklichkeiten zu Gunſten des Uſurpators hinweg, den ſeine blinde Bewunderung nur den großen Mann zu nennen pflegte. Die befangene Königin gab gleichfalls nach. Napoleon ſollte den Titel Conſul beibehalten, aber ſeine Monarchie ſogleich für erblich erklären. So ſtanden die Sachen, als Joſephine, der man alles verheimlicht hatte, den Handel entdeckte. Sie bediente ſich der ganzen Gewalt, die ſie über Buonaparte erlangt hatte, ſie weinte, bat, ließ ihre Tochter Hortenſe für ſich bitten, flößte politiſche Beſorgniſſe ein und ſiegte endlich! Statt der letzten in Madrid erwarteten Unterſchrift empfing Lucian die gemeſſenſten Befehle, alles abzubrechen. Wüthend trug er auf der Stelle ſeine ganze Correſpondenz zum König und der Königin, die ihn ſchuldlos fanden und nur dem erſten Conſul es entgelten ließen. Bei Lucian's Zurückkunft nach Paris, ſagte Joſephine zu ihm: „Ei, ei, Hr. Bruder, Sie wollten mich von der Familie trennen?“ — „Ja, antwortete er, ich wollte unſere Neigung dem Wohl des Staates opfern.“ Dieſe Antwort entwaffnete Joſephinen nicht, und ſeit jener Zeit wurde die, zwiſchen der Familie Beauharnois und Lucian beſtehende Feindſchaft heftiger und ſichtbarer.

Die ſpaniſchen Damen, minder leichtſinnig als die Franzöſinnen, feuriger liebend und eiferſüchtiger, konnten ſich an Lucians Flatterhaftigkeit nicht gewöhnen. Ein ſpaniſcher Ehemann, der einen Liebeshandel zwiſchen ſeiner Frau und Lucian entdeckt hatte, nahm es im Ernſt übel, ſchickte ſeine Frau in's Kloſter und dem Herrn Geſandten eine Ausforderung. Lucian, von Natur brav, wollte ſich ſchlagen. Seine Freunde machten ihm begreiflich, daß es ſich in ſeiner Lage nicht gezieme, wegen einer ſolchen Lumperei ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen. Ein Mahler, Namens Lethiers, ſtellte ſich ſtatt ſeiner, allein der Spanier fragte: wo iſt mein Gegner? Ich bin es, antwortete Lethiers ſtolz — „Sie? ich kenne Sie nicht, und ein Edelmann meines Gleichen ſchlägt ſich nicht mit einem Menſchen Ihres Gleichen. Ich werde den Herrn Ambaſſadeur zu finden wiſſen.“ — Auf der Stelle kehrte er zurück nach Madrid, um ſeine eigene Schande auszupoſaunen; allein der Hof, der philoſophiſcher dachte, ſchickte ihn auf ſeine Güter, um friſche Luft zu ſchöpfen und ſein Blut abzukühlen.

Nach Lucians Zurückkunft aus Spanien führte ſeine älteſte Schweſter, Eliſe Bacciochi ſein Hausweſen. Ihre Schlafzimmer ſtießen an einander, ſie badeten ſogar in einem Saale zu derſelben Stunde. Man ſah ſie ſtets beiſammen, und während einem ganzen Monat blieben ſie auf das innigſte vereinigt. Aber die Schweſter war eben ſo flatterhaft als der Bruder, ihr Mann ein dummer Teufel, dem Napoleon ein Dragonerregiment gab, weil er nicht wußte, was er mit ihm anfangen ſollte. Er kratzte den ganzen Tag auf der Violine, und bekümmerte ſich wenig um die Aufführung ſeiner Frau. Dieſe lernte den, nachmals als Präſident des geſetzgebenden Corps, Großmeiſter der Univerſität, Senateur u. ſ. w. bekannt gewordenen Fontanes kennen, fand ihn nach ihrem Geſchmacke, verließ und plünderte zuvor das Haus ihres Bruders.

Der Verfaſſer kömmt nun auf Madam Jouberteau, Lucians zweite Frau, die er mit den gehäſſigſten Farben ſchildert. Wir mögen um ſo weniger die ſkandalöſen Geſchichten nachſchreiben, welche hier von ihr erzählt werden, da der wohl unterrichtete Correſpondent, welcher den Anhang zu dieſem Werke geliefert hat, ihnen größtentheils widerſpricht. Es ſcheint, daß der Verfaſſer perſönlich von Madam Jouberteau beleidigt worden. So viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie früher Lucians Maitreſſe war. Er wünſchte ſich einen Sohn, und als ſie ſchwanger wurde, verſprach er ihr in der Freude ſeines Herzens ſie zu heyrathen, wenn ſie einen Sohn gebähren würde. Das letztere geſchah, und Lucian war bereit Wort zu halten. Darüber gerieth er in heftigen Zwiſt mit Napoleon. „Wie!“ ſagte dieſer, ich will dich mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin, der Königin von Etrurien vermählen, und du verſchmähſt ſie wegen einer Straßenh.?“ — (gourgandine) — „Das mag ſie ſeyn“ antwortete Lucian, „aber ich folge nur deinem Beiſpiel, und du mußt wenigſtens bekennen, daß die Meinige jünger und hübſcher iſt, als die Deinige?“

Die Brüder trennten ſich im Grimm. Lucian machte auf der Stelle Anſtalten, ſeine Heyrath zu vollziehen, und als Napoleon ſolches in Paris zu verhindern wußte, fuhr er in der Nacht nach Pleſſis-Chamant und vollzog ſie dort. Die Wuth des erſten Conſuls kann man ſich denken. Er ließ ſogleich den Pfarrer hohlen, der die Ceremonie verrichtet hatte, und fuhr ihn an: „Elender! warum habt Ihr meinen Bruder copulirt?“ — „Er iſt mein Wohlthäter und der Wohlthäter meines armen Dörfchens“ antwortete der zitternde Pfarrer.

(Würklich genoß er von Lucian eine Penſion von 600 Livres, und die Armen in Pleſſis-Chamant, wie auch in der umliegenden Gegend, empfingen reiche Allmoſen. Der Pfarrer hatte eine Kuh; ſo oft nun Lucian's Töchter auf dem Schloſſe wohnten, kamen ſie zweimal wöchentlich, unter dem Vorwande warme Milch zu hohlen, in des Pfarrers Wohnung, brachten, als für ſich ſelbſt beſtimmt, eine Menge Lebensmittel mit, die ſie nie anrührten, und ließen bei'm Abſchied noch Geld zurück, um Meſſen für die Seele ihrer Mutter zu leſen.) Napoleon fand in dieſen Gründen keine Entſchuldigung, ſondern jagte den Pfarrer mit den Worten von dannen: „Elender! kehrt heim und erwartet die Folgen meines gerechten Zorns!“ —

Es iſt bekannt, daß dieſer Bruderzwiſt Lucian nöthigte, Paris zu verlaſſen, und ſich in Rom aufzuhalten, wo er ſehr ungern Franzoſen bei ſich ſah, hingegen ſehr gern mit dem preußiſchen Miniſter v. Humboldt Umgang pflog, ſelbſt in der Zeit, da Buonaparte den König von Preußen bis an die Grenzen ſeines Reichs getrieben hatte. Es war in der That ſeltſam, täglich zu ſehn, wie der Bruder des Eroberers die Charte vom Kriegstheater mit Stecknadeln beſteckte, in Geſellſchaft des feindlichen Geſandten jeder Bewegung der Armee folgte, und, wenn er an den Fortſchritten ſeines Bruders nicht mehr zweifeln konnte, wenigſtens ſie zu verkleinern ſtrebte und Unglücksfälle weiſſagte.

Im Jahr 1807 unterhandelte Napoleon die Abtretung von Sicilien, und es war ausbedungen, daß in dieſem Falle Lucian zwar auf den Rang eines franzöſiſchen Prinzen Verzicht leiſten, aber ſeine Frau und Kinder behalten, als Prinz von Geblüte der neapolitaniſchen Monarchie anerkannt werden, und in Sicilien als Vicekönig reſidiren ſolle. Allein die Engländer, im Beſitz von Malta, wußten das zu hindern.

Oefter ſchon hatte man von Lucian begehrt, ſeine Tochter erſter Ehe nach Paris zu ſchicken; im Jahr 1810 wurde dieſes Begehren erneuert, und er willigte ein, die Aelteſte ihrer Großmutter anzuvertrauen, in der ſichern Hoffnung, ſeiner Charlotte ein glänzendes Loos zu bereiten. Man ſprach bereits mit Gewißheit von Napoleons Eheſcheidung, und die Familie ſchmeichelte ſich, daß eine junge hübſche Nichte den mächtigen Oheim wohl feſſeln könne. Lucian ſelbſt ſchien es zu hoffen.

Charlotte kam und beugte das Knie, als ſie Napoleon zum erſtenmal vorgeſtellt wurde. Haſtig ſprach er: „ſtehn Sie auf, Prinzeſſin, und umarmen Sie Ihren Oheim.“ Sie war folglich als Prinzeſſin anerkannt, und von allen Seiten wurde ihr gehuldigt. Aber das währte nicht lange. Sie hatte ihrem Vater verſprechen müſſen, ihm Alles haarklein zu ſchreiben, was ſie ſehen, hören und ſogar was ſie denken würde. Sie that es unbefangen in einer Art von Tagebuch, und man meinte, die Correſpondenz ſey ſicher genug, wenn man die Briefe unter dem Couvert eines ſichern Freundes abgehn ließe. Der Oheim und die züchtigen Tanten waren in dieſem Tagebuche bisweilen nicht ſehr geſchont. Napoleon las alles, wurde mürriſch gegen ſeine Nichte, ließ ſich aber lange nicht merken warum, bis einſt Madam Mürat ſie lobte. „Du kennſt ſie nicht“ ſagte Napoleon, „man hat ihr ihre Rolle gut einſtudirt. Du bildeſt dir ein, ſie liebe dich? da! lies!“ und damit überreichte er ihr den letzten Brief, den Charlotte nach Italien geſchrieben. „Ich war nicht wenig überraſcht“ erzählte Madam Mürat 8 Monate nachher zu Neapel, „meine Nichte iſt freilich nur noch ein Kind, aber der Madam Lucian werde ich nie verzeihen, daß ſie meines Bruders Kinder nicht beſſer erzieht. Ich haſſe dieſe Frau!" ſezte ſie mit Heftigkeit hinzu: „ſie hat Zwietracht in unſere Familie gebracht."

Indeſſen hatte der gefangene König Ferdinand von Spanien um die Ehre gebeten, von Napoleon adoptirt zu werden, und eine franzöſiſche Prinzeſſin zu heyrathen. Joſeph's Töchter waren noch zu jung, alſo fiel die Wahl auf Charlotten, und ſchon wurde das Palais royal für ſie und ihren Gemahl in Stand geſezt. Alles das trieb man ſehr geheim, ſogar ohne Lucian um ſeine Einwilligung zu fragen. Als man ihn endlich davon unterrichtete, ließ er ſich durch die Ehre nicht blenden, den Erben Carl des fünften und Ludwig XIV. ſeinen Eidam zu nennen, ſondern ſchrieb an Napoleon: „Nein! Nie werde ich meine Kinder Deiner Politik aufopfern. Gott mag wiſſen, was Du mit Ferdinand vor haſt, ich aber weiß, daß du dieſen unglücklichen Fürſten zu ſchwer beleidigt haſt, als daß ich ihn jemals meinen Sohn nennen könnte."

Buonaparte's erſter Wuth bei'm Empfange dieſes Briefes verdanken wir die Kenntniß der Bedingungen, die er dem Könige von Spanien vorſchreiben wollte. Der Ebro ſollte die neue Grenze beider Staaten werden, Spanien durch Tractaten gefeſſelt, Frankreichs Schickſale theilen, und zahlreiche franzöſiſche Garniſonen in ſpaniſchen Feſtungen die Treue des tributairen Fürſten verbürgen. In dieſer Hinſicht ſollte Ferdinand bei Charlotten den Vorzug vor dem Grosherzog von Würzburg erhalten, an den Napoleon auch gedacht, gegen den aber die beſtimmte Braut, nachdem ſie ihn geſehn, eine kindiſche Abneigung bezeigt hatte.

Der Groll der Brüder wurde nun immer bitterer, und Lucian ſchrieb endlich an Napoleon: „Gieb mir meine Tochter wieder! oder, deinen Befehlen und meiner Verbannung zum Troz, werde ich bis in die Tuilerien dringen um ſie zu holen." — Napoleon ſchäumte und ſchrie: „Sie ſoll reiſen! ich will nichts weiter von ihr hören! in 24 Stunden ſoll ſie nicht mehr in Paris ſeyn!"

io Lucian ging ihr 20 Meilen weit entgegen, ſchloß ſie bewegt in ſeine Arme und rief: „mein Kind! ich hatte einen großen Fehler begangen, aber ich habe dich wieder, und Alles iſt vergeſſen!"

An dieſem ganzen Zwiſt nahm die Kaiſerin Marie Luiſe nicht den mindeſten Theil. Als Mademoiſell Lucian ihr präſentirt wurde, ſagte ſie: "ich bitte um ihre Freundſchaft." —

Nie war der Bruch zwiſchen beiden Brüdern ſo auffallend geweſen. Weder die Mutter noch die Schweſtern wagten mehr, Lucian's Namen zu nennen, und er ſelbſt war auf das äußerſte gefaßt. In der Hize hatte er an Napoleon geſchrieben: „ich weiß, daß deine Wuth dich bis zum Brudermorde treiben kann." Das hieß in der That, ſolche Gedanken bei Napoleon erwecken. Indeſſen erhielt er doch Päſſe, um nach Amerika zu gehen, machte ſchleunige Anſtalten, weil er immer noch daran gehindert zu werden fürchtete, und ſchiffte am 5. Auguſt 1810 in Civitavechia ſich ein. Außer ſeiner Frau, ſeinen Töchtern erſter Ehe, Charlotte und Amelie, ſeinem Sohne Carl, der 1803 vor der Vermählung gebohren worden war, ſeinen Töchtern zweiter Ehe, Lätitia und Johanna, und ſeinem jüngſten Sohne Paul, befanden ſich in ſeinem Gefolge: Anna Jouberteau, ſeine Stieftochter, die er wie ſeine eignen Töchter liebte; ein Arzt, ein Lehrer ſeiner Kinder, ein Muſikmeiſter, zugleich Kaplan, ein Secretair, ein Neffe ſeiner erſten Frau, und ungefähr 30 Bediente verſchiedener Gattung, alſo in der That ein fürſtliches Gefolge.

Das Schiff, Hercules, drauſſen auf der Rhede, hatte beygelegt, um die Familie zu erwarten. Die See gieng ſehr hohl, mit vieler Mühe reibten ſich die Böte längs dem Schiffe und es ſah gefährlich aus, beſonders für Reiſende, die nicht an den Anblick des Meeres gewöhnt waren. Mit Todes-Angſt ſah Lucian ſeine Kinder nach und nach die Fahrzeuge verlaſſen, die, auf den Wellen tanzend, bald einen Abgrund zwiſchen ſich und dem Schiffe ließen, bald gegen daſſelbe ſtoßend zerſchmettert zu werden drohten; er ſchauderte, da er ſie, eines nach dem andern, in den Armen eines Matroſen auf der ſchmalen Schiffsleiter ſah. In dieſer Angſt gedachte er der Verfolgung, die ihn zu fliehen zwang, ſeine Lippen bebten und man hörte ihn mit dem Tone der Verzweiflung den Vers aus dem Trauerſpiele Philoctet murmeln: Ils m'ont fait tous ces maux — que les dieux les leur rendent. (All dieß Unheil haben ſie mir zugefügt — mögen es die Götter mit Gleichem vergelten.) — Die Leſer werden bemerken, daß dieſe ganze lebendige Beſchreibung nur von einem Begleiter Lucian's herrühren kann.

Es iſt bekannt, daß ein Sturm ihn zwang in Cagliari einzulaufen; daß der König von Sardinien den kranken Flüchtlingen nicht zu landen erlaubte; daß der engliſche Miniſter den Paß verſagte: daß bald darauf der Hercules von einer engliſchen Fregatte genommen, und Lucian nach Malthe geführt wurde, wo man ihm, ſammt ſeiner Familie, troz der großen, für kranke Kinder ſchädlichen Hize, in das Fort Ricaſoli ſperrte, welches ganz unmöblirt war, und wo man das kleinſte Geräth in der Stadt miethen oder kaufen mußte. Schon 7 Stunden war er da, ehe der Gouverneur, General Dix, ihn beſuchte. Lucian ſprach nicht als Gefangener, ſondern mit dem Stolze eines beleidigten, drohenden Monarchen, woran ſich aber der General nicht kehrte, ſondern erklärte daß, ehe er nicht Inſtruktionen erhalte, er ihm keine andere Wohnung einräumen, auch ihn nicht auf ſein Ehrenwort frey auf der Inſel herumgehen gehen laſſen dürfe; indeſſen wolle er ſogleich nach Cagliari deßhalb ſchreiben. Die Antwort kam nach 28 Tagen; und nun durfte Lucian ein vormaliges Landhaus der Großmeiſter beziehen, welches aber auch unmöblirt war, und von 50 Mann bewacht wurde. Indeſſen erholten ſich die Kinder hier, und man wußte ſich die Zeit zu vertreiben. Lucian arbeitete an ſeinem Gedicht: Carl der Große; Abends wurde Muſik gemacht.

In dieſer Zeit kam die Marquiſe Minutolo auf einer Sicilianiſchen Fregatte nach Maltha, und wollte ganz insgeheim für die Königin Mürat 8 Millionen Ducaten von ihm borgen. Lucian antwortete, daß er nicht 8 Millionen Franken im Vermögen habe, wobey er noch ſeine Bildergallerie zu 2 Millionen, und die Diamanten ſeiner Frau eben ſo hoch anſchlagen müſſe. Bei dieſer Gelegenheit geht der Herausgeber ſehr in's Detail von Lucian's Einkünften, die ſich 1804 auf 200000 Livres beliefen, ungerechnet 65000 Franken, die er als Senateur, und 1500, die er als Mitglied des Inſtituts empfing. Beyde letztere wurden ihm 1810 geſtrichen, und ſowohl der Senat als das Inſtitut erhielten Befehl, ſeinen Nahmen aus ihren Liſten auszuſtreichen. In Italien hatte er zwar nicht verſchwendet, aber allerley, ſowohl Grundſtücke als Kunſtwerke gekauft, hatte mehr ausgegeben als eingenommen, ſeine Capitalien angegriffen, und endlich ſeine Zuflucht zu der Familie nehmen müſſen, ſo ſehr er auch unabhangig von ihr zu ſeyn ſtrebte. Louis und Joſeph halfen ihm einigemal, und ſelbſt Jerome, als König von Weſtphalen, lieh ihm 100000 Gulden, wurde aber bald ein ungeſtümer Mahner, und hatte die Unverſchämtheit zu ſagen: „hat mich Lucian für ſeinen Banquier gehalten?" Empört durch dieſe Undankbarkeit verſetzte Lucian die Diamanten ſeiner Frau und bezahlte den harten Gläubiger. Madame Lätitia hätte ihm freylich leicht helfen können, allein ſie that es nicht, und es iſt überhaupt irrig, wenn man glaubt, er habe der Zärtlichkeit ſeiner Mutter viel zu danken. Außer einigen unbedeutenden Geſchenken am Neujahrstage, gab ſie nichts als Einmal 100000 Franken bey der Trennung von ihrer Enkelin Charlotte.

Endlich wurde Lucian erlaubt, ſich nach England zu begeben, und dort als Kriegsgefangener auf ſein Ehrenwort zu leben. Das ſchöne Schiff, der Präſident, hohlte ihn ab. Er bewieß ſich ſehr freygebig gegen die Schiffsmannſchaft. Der Capitain Warren, der das Schiff führte, nahm eine Uhr mit Diamanten beſetzt von ihm an, und ſchenkte ihm dagegen eine herrliche Doppelflinte, die ſein Lieblingsgewehr wurde. Seit ſeiner Abreiſe aus Civitavechia bis zu ſeiner Ankunft in England, hatte er 200000 Franken ausgegeben.

Er wurde nun nach Ludlow, der Hauptſtadt von Wallis, gebracht, wo ihm der Lord, Graf Powis, mit vieler Höflichkeit ſein möblirtes Haus anbot. Er bezog es und gewann bald die Achtung der Einwohner, mit welchen er fleißig umging, durfte ſich aber nicht weiter als 11 Meilen von Ludlow entfernen. Nach ſechs Monaten ſchien es der engliſchen Regierung bedenklich, daß Lucian ſich zu viel Liebe erwerbe; denn ſie ſchwebte immer noch in dem Irrthum, der Bruderzwiſt ſey nur Spiegelfechterei und verhülle große Pläne; daher wünſchte ſie, daß er ſich von Ludlow entfernen möge. Er kaufte nun ein Landgut, und, bey ſeiner Abreiſe von Ludlow, ſchämte ſich Lord Powis nicht, 300 Guineen Mieth-Zins von ihm anzunehmen. Uebrigens hatte Lucian ſein Syſtem jetzt ganz verändert. So einfach und ſparſam er, Italien verlaſſend, zu leben ſich vorgenommen hatte, ſo glänzend lebte er in England, ſchaffte prächtige Equipagen an, gab ſeinen Leuten reiche Livreen, mit einem Worte, er wollte imponiren, und änderte auch dann nichts an ſeiner Lebensweiſe, als er durch den Banquerout eines Londner Banquiers 8000 Pfund Sterling verlohr.

Die engliſche Regierung wechſelte die Commiſſarien zu ſeiner Aufſicht oft. Der Strengſte unter denen war der Obriſte Layton, der alle Briefe von oder an Lucian erbrach. Indeſſen lebte dieſer ſehr regelmäßig auf ſeinem Landgute Torngrove. Morgens um 8 Uhr ſtand er auf, frühſtückte mit ſeiner Familie um 9 Uhr, und ging dann nach einer artigen Hütte, die er eine Meile von ſeiner Wohnung hatte erbauen laſſen, wo er bis 1 Uhr an ſeinem Heldengedichte arbeitete, doch dieſe Arbeit bisweilen unterbrach, um mit Warren's Flinte wildes Geflügel zu ſchießen. Um 2 Uhr kam er zum Mittagseſſen. Bey gutem Wetter jagte er auch noch Nachmittags bis 5 Uhr, und arbeitete dann wieder in ſeinem Kabinet bis 10. Dazwiſchen gab es manche Pauſe, in der er ſeiner Familie ſich widmete.

Schon früher hatte er einen Roman in zwey Bänden geſchrieben, in welchem ſowohl der Styl als die Begebenheiten orientaliſch, und etwas ſchlüpfrig waren. Dieß Werk ſeiner Jugend ließ er drucken, doch ohne ſich zu nennen, (der Titel iſt auch hier nicht einmal angegeben.) Das Publikum nahm wenig Notiz davon und er ſelbſt achtete es nicht mehr. Später überſezte er manche Stanze von Taſſo, und endlich erregte Chateaubriand's Genie des Chriſtenthums, ein Buch welches er liebte, den Gedanken in ihm, ſeinen Charlemagne zu ſchreiben. Schon 1807 waren drey Geſänge fertig, und als er Italien verließ, hatte er deren ſchon zehen vollendet. Das Ganze war auf 24 berechnet. In Malta und England beſchäftigte er ſich aufs neue damit, und 1813 erreichte er ſein Ziel. Das Gedicht wurde in England gedruckt, allein die franzöſiſchen Journale ſprachen nicht eher davon, bis Napoleon geſtürzt war. Lucian hatte ſogleich ein Exemplar an die franzöſiſche Academie geſchickt nebſt einem ſehr höflichen Schreiben. Sollte man glauben, daß viele Mitglieder derſelben nicht einmal zugeben wollten, ihm zu antworten? bis der, durch dieſe Schändlichkeit empörte Suard es mit Heftigkeit verlangte. Aber als Lucian 1815 nach Paris zurück kam, waren dieſelben Menſchen, die ihren Mitbruder ſo verächtlich behandelt hatten, die erſten, die darauf antrugen, daß man eine Deputation an ihn abſenden ſolle, und alle um die Wette machten ihm den Hof. Damals ließ Lucian ſein Werk bey Didot wieder auflegen, wollte auch eine Prachtausgabe davon veranſtalten; allein das Gedicht gefiel nicht und ſo unterblieb jene Prachtausgabe.

(Der Beſchluß folgt.)

Arzeneykunde.

Herr Profeſſor Kieſer zu Jena hat ein Syſtem der Medicin aufgeſtellt, und zwar nach höheren philoſophiſchen Anſichten, (o weh!) ein Syſtem, wie noch keines da geweſen, und welches mit unerſchütterlicher Conſequenz durchgeführt werden ſoll, (wobei natürlich wieder eine Menge Kranke ſyſtematiſch geopfert werden müſſen, wie ſolches jedesmal der Fall geweſen, wenn ein neues Syſtem graſſirte. Unbegreiflich iſt uns, daß Aerzte und Philoſophen, wenn ſie auch blos die Geſchichte ihrer Kunſt oder Wiſſenſchaft ſtudiert haben, nicht durch die Thatſache erſchüttert worden ſind, daß bis jezt noch kein Syſtem durch die Zeit als das einzig wahre bekräftigt worden, wenn gleich ein Jedes zu der Zeit, wo es geprieſen wurde, für das einzig wahre galt. Immer kam wieder ein anderer eitler Thor, und bildete ſich ein, er habe nun entdeckt was ewig gelten müſſe.) — Der Verfaſſer glaubt, (was ſchon mehrere vor ihm geglaubt haben) daß die gottesdienſtlichen Gebräuche in den alten Tempeln zu Erregung des thieriſchen Magnetismus gedient, und durch dieſen die Prieſter geheilt, auch die Griechen ihre Orakel darauf gegründet haben. Jezt kehre nun, eben durch den Magnetismus, die alte göttliche Kunſt der Medicin in ihrer reinſten Form zurück, und die weiſſagende Somnambüle ſey die wiedergebohrne verſchleyerte Iſis der alten Griechen. (Vor kurzem würde man es noch für einen Schimpf gehalten haben, die Arzeneykunſt von den Gaukeleyen der heydniſchen Prieſter abzuleiten. Vor kurzem glaubte man noch den Aſklepiaden in Knidos und Kos, und beſonders der Hippocratiſchen Familie, dankbar nachrühmen zu müſſen, daß ſie die Medicin den Prieſtern entriſſen und von Gaukeleyen gereinigt. Das iſt nun vorbei!)

Herr Kieſer entblödet ſich nicht zu verſichern: die eigentliche wahre ärztliche Kunſt beſtehe nicht blos in wiſſenſchaftlicher Kenntniß, ſondern in phyſiſch-körperlicher Kraft des Arztes, um vermöge ſeines Individuums unmittelbar, magnetiſch, die Krankheiten zu heilen. Im erſten Falle erſcheine er nur als Heilkünſtler der niedern Art, (!) im zweyten als Heilkraft der Natur ſelbſt! als der Gott der Alten, dem die Schlüſſel anvertraut ſeyen, mit welchen er die innerſten Geheimniſſe der Natur löſe und binde. (O du eitles Menſchenkind!) Beſprechungen, Beſchwörungen und andere magiſche Heilmethoden ſollen häufig auch von ungelehrten, aber pſychiſch und phyſiſch reinen Aerzten mit Glück geübt werden können, ſobald ſie nur an ſich, und die Kranken an ihre Kunſt glauben. (!)

Natürlich findet Hr. Kieſer, daß die Verdienſte des Hippocrates ſehr überſchäzt worden, — daß Friedrich Hoffmann ein Mann von untergeordnetem Geiſte war, ſelbſtgenügſam in der Beſchränktheit, Philiſterhaft ſammelnd, blos den gemeinen Verſtand befriedigend. (Wie kann Hr. Kieſer das leztere wiſſen, da ihm der gemeine Verſtand gänzlich fehlt und er noch obendrein ſtolz auf dieſen Mängel iſt? — Wir, mit unſerm gemeinen Verſtande, mögen unſern Leſern nicht zumuthen, in den Tempel des Kieſerſchen Syſtems noch tiefer einzudringen, ſondern wollen nur noch anführen, daß der Erbauer dieſes Tempels ſogar den armen Menſchen übel deutet, und es höchſt ungereimt findet, daß ſie ein Verlangen nach Unſterblichkeit haben.) (!)

Nach der neuſten Beobachtung über die Kuhpocken in England (durch Hufelands Journal mitgetheilt,) ereignete ſich in einer, aus 160 bis 170 Knaben beſtehenden Schule der Fall, daß Einer dieſer Knaben, der früher vaccinirt worden war, die Menſchenblattern bekam, und 8 Kinder anſteckte, die alle die Kuhpocken gehabt und deren Einer ſogar nachher mit Menſchenpocken inoculirt worden war. Alle 9 Knaben hatten zwar häufige Puſteln, übrigens aber die Krankheit ſehr mild. Die Engländer nennen dieſe Art Blattern die gemilderten Menſchenpocken, weil ſie ſchon am 6ten Tage abtrocknen, kein zweites Fieber ſich meldet, die Puſteln ſeltener und kleiner ſind u. ſ. w. Man glaubt, an dem jetzt häufigen Vorkommen dieſer Art Pocken ſey ſchuld, daß man bisher nur einen einzigen Stich mit der Impfnadel gemacht und die Erſcheinung einer einzigen Kuhpocke für hinreichend zur Sicherung gehalten habe, wobei man noch unbedenklich dieſe einzige Puſtel zerſtörte, um andere Kinder zu impfen, ohne die völlige Ausbildung derſelben abzuwarten. Man macht alſo nun zwey Stiche und läßt wenigſtens Eine Puſtel uneröffnet und ungeſtört abtrocknen. Man will auch an den Narben der Kuhpocken ein Kennzeichen gefunden haben, nach welchem man noch nach Jahren beſtimmen könne, ob das Individuum geſchützt ſey oder nicht. Es ſoll nemlich im erſten Falle die Narbe in ihrer Mitte mehrere kleine dunkle Punkte oder Tüpfgen haben, die im letzten Falle fehlen. —

Ueber die Träume des ſchlafenden und wachenden Zuſtandes hat Herr Profeſſor Grohmann in Hamburg in Hufelands Journal eine Abhandlung geliefert, die wohl mitunter ein Traum des wachenden Zuſtandes ſeyn möchte. Am beſten hat uns folgende Bemerkung gefallen: „Unſer Zeitalter iſt in dem Grade prophetiſch geworden, daß man es mit Recht das am hellen Tage träumende und ſchlafende nennen dürfte. Man höre doch nur die Wunder-Erſcheinungen von Offenbarungen und Viſionen, und bemerke in ihnen das Traum ähnliche in allen Formen und Farben, unter welchen ſich das Spiel der träumenden Seele einzukleiden pflegt. Alle weitere Bemerkung iſt aber freilich für den blinden Schwärmer unnütz.“ —

Der Doctor Haas ließ, in franzöſiſcher Sprache, ſeinen Beſuch des Alexander-Brunnens in den Jahren 1809 und 1810 drucken, (ma visite aux eaux d'Alexandre) aber die ganze Auflage vernichtete der Brand von Moſcau, und nur 3 Exemplare wurden gerettet. Alexanders-Bäder nennt der Verfaſſer ſämmtliche, am Caucaſus zerſtreuten Mineralwaſſer, die mehrentheils heiß ſind. Der Anſtalten zu Aufnahmen der Kranken giebt es noch wenige, in Conſtantinogorsk einige Häuſer, ſonſt lebt man unter Zelten und Kibitken. Ausgeſtellte Coſaken-Poſten ſichern vor Ueberfällen der wilden Völker des Caucaſus; doch darf man nach Sonnenuntergang nicht in's freie gehen, weil die Coſaken Befehl haben, auf jeden nächtlichen Wanderer Feuer zu geben. — Vom Elborus, dem höchſten unter den caucaſiſchen Bergen, wird behauptet, daß er noch von keinem Sterblichen erſtiegen worden, daß er aber gewiß höher als der Montblanc ſey. — Die einzige Unbequemlichkeit, und ſelbſt Gefahr, entſteht den Reiſenden in jener Gegend durch die Kameele, welche die Kalmücken dort auf die Weide treiben. Die Coſakenpferde ſcheuen ſich nemlich ſo ſehr vor den Kameelen, daß man, ſo oft ſich eines blicken läßt, nothwendig ausſteigen, und lieber die Pferde abſpannen muß, weil ſonſt leicht Unglück entſtehen kann. Auch haben die Kalmucken Befehl, die Kameele nie zu nahe an der Heerſtraße weiden zu laſſen. —

Von einem Nichtarzte, Graumann, iſt eine kurze Darſtellung der heilſamen Würkungen der Heilquellen in Kaiſer-Franzenbad (Eger) erſchienen, die wohl auch Aerzte nicht ohne Belehrung leſen werden. Wer das treffliche Egerwaſſer nicht an der Quelle trinkt, dem wird hier unter andern die Vorſicht empfohlen, jedesmal beim Eröffnen der Flaſche einen neuen Korkſtöpſel zur Hand zu haben, um ſich des durchbohrten nicht weiter bedienen zu dürfen. Allerdings iſt das von großem Nutzen — bey allen verſchickten Brunnenwaſſern, ſollte man glauben. Aber das Selterſer Waſſer macht doch hiervon eine Ausnahme, denn das wird gleich am Brunnen ſo ſchlecht verkorkt, daß der Brunnengeiſt längſt entflogen iſt, wenn es an Ort und Stelle kommt. Wir haben, auf Hufelands Veranlaſſung, ſchon im vorigen Herbſte öffentlich darüber geklagt, und verſprochen, das Publicum zu benachrichtigen, wenn der gerechten Klage nicht abgeholfen werden ſollte. Das letztere iſt leider nicht geſchehen und, wie wir hören, iſt das nicht die Schuld der Brunnen-Direction, ſondern der Domainen-Verwaltung, die bei einem Gegenſtande von ſolcher Bedeutung (denn es werden über eine halbe Million Krüge verſandt) es duldet, daß die ſchmutzigſte Habſucht ſich halber Korken bedient und dadurch die Kranken um die halbe Würkung beträgt. Solche Leute verdienen nicht halbe, ſondern ganze Verachtung. Wir werden von Zeit zu Zeit fortfahren, dieſen Unfug, und zwar immer derber, zu rügen, bis er abgeſtellt wird.

Literariſche Notizen.

Herr Criminal-Rath von Santen zu Bützow hat verſucht, die Größe der Criminal-Verbrechen und das Maaß der Strafe in jedem Falle nach einem ſichern Verhältniß zu beſtimmen. Wir beſcheiden uns gern, über dieſen Verſuch nicht urtheilen zu dürfen, allein dem geſunden Menſchenverſtande kommt es wunderlich vor. Man ſoll nämlich den Grad des Verbrechens mit dem Grade des verbrecheriſchen Willens multipliciren, von der Summe jedoch den Antrieb durch moraliſche Urheber abrechnen, dann die Grade der Extenſion, Protenſion und des geſtifteten Schadens addiren, und die Summe wiederum mit jener multipliciren, ſo ergebe ſich daraus die Größe der Verſchuldung. Dann folgt eine Rangordnung der Verbrecher, wobei die Zahl 10 als der allgemeine Nenner in den Brüchen angenommen wird. Wer den Verbrecher der Strafe zu entziehen ſucht, verſchuldet ein Zehntel; wer ihn zu dem Verbrechen auf irgend eine Weiſe gereizt hat, 2 Zehntel. Jede Handlung, wodurch Schmerz zugefügt wird, läßt der Verfaſſer einen halben Grad gelten, Verletzung eines Werkzeuges der Sinne 5000 Grad, Vernichtung eines Sinnes 10000 Grad, Veranlaſſung eines ſiechen Körpers 30000 Grad; bei Verbrechen gegen das Eigenthum rechnet er jeden Thaler zu 8 Grad u. ſ. w. Mit einem Worte: man findet hier eine juriſtiſche Mathematik, bei der der Criminalrichter weiter nichts zu thun hat, als ein bischen zu rechnen. Am lächerlichſten ſcheint uns die Sache zu werden, wenn von unvorſätzlichen Verbrechen die Rede iſt, denn da ſoll der 1000ſte Theil derjenigen Strafe angewandt werden, welche den Verbrecher getroffen haben würde, wenn er mit Vorſatz gehandelt hätte. Setzen wir nun den Fall, Einer habe durch unvorſichtiges Losdrücken einer Flinte den Andern im Arm verwundet, und die Wunde ſey in acht Tagen wieder geheilt. Wäre der Schuß mit Vorſatz geſchehn, ſo betrüge die Strafe, nach des Verfaſſers Rechnung, ein 12 tägiges Gefängniß, ohne Vorſatz alſo den tauſendſten Theil von 12 Tagen, etwas über eine Viertelſtunde!

Es ſind Betrachtungen über Freiheit der Preſſe und Cenſur bei Gelegenheit der Würtembergiſchen Verordnung erſchienen, welche letztere, wie der Verfaſſer meint, bei aller ſcheinbaren Anerkennung höherer Ideen, das Weſen der zu löſenden Aufgabe durch und durch mißverſtanden habe, und es ſcheine, ſie ſey nur darum erlaſſen worden, um durch ſcheinbares oder halbes Nachgeben den Zeitgeiſt einigermaßen zu beſchwichtigen, und den verhaßten Gegenſtand der künftigen Berathung der Stände Ein für Allemal zu entziehn; denn was die Verordnung mit einer Hand gebe, nehme ſie mit der andern. Das Gerede von der Ehre fremder Regierungen, welches man ſo oft hören müſſe, ſey genau betrachtet ein Schall ohne Bedeutung. (Und doch geſteht der Verfaſſer zu, daß dieſe Ehre von der öffentlichen Meinung abhänge, die doch wohl irre geleitet werden kann?) Das ewige Wittern von Beleidigungen verrathe ſchon bei Privatperſonen einen ſchwachen und kleinlichen Sinn — wer das Wahre erfahren wolle, müſſe auch das Falſche und halbwahre hören — (Warum denn?) — Wer hier einen Unterſchied mache, erfahre nichts, als was er eben hören wolle oder ſolle, und ſey der Täuſchung am meiſten ausgeſetzt. (Es ſcheint uns, daß der Verfaſſer einen Beitrag zu dem halbwahren geliefert habe.) —

In Millin's encyclopädiſchen Annalen wird von dem neuſten Band. von Göthe's Wahrheit und Dichtung geſagt: „Die franzöſiſchen Journale haben die erſten Bände dieſes Werks mit einem Tadel belegt, der nur in Frankreich gegründet iſt. Deutſchland allein kann die langen Details würdigen, in welche Göthe ſich über Materien einläßt, die in fremden Ländern gänzlich unbekannt ſind. (?) Man kann nicht zweifeln, daß Göthe uns weit intereſſanter ſcheinen würde, wenn wir mit der deutſchen ſchönen Literatur eben ſo vertraut wären, als mit der engliſchen.“

(Wenn dies von Göthe's Wahrheit und Dichtung die Rede iſt, ſo möchte Millin doch wohl irren, denn unter allen aufrichtigen Leſern von Geſchmack iſt wohl nur Eine Stimme darüber, daß dieſes Werk ein Schlafrock iſt, in dem ſich Göthe dem Publicum producirt. Aber auch der Schlafrock eines berühmten Mannes wird mit Vergnügen betrachtet.)

Profeſſor Plank hat ein gehaltreiches Schriftchen über den gegenwärtigen Zuſtand und die Bedürfniſſe der proteſtantiſchen Kirche herausgegeben. Da heißt es unter andern: „Der Neigung des Zeitgeiſtes zu einer bloſen Gefühls-Religion und Gefühls-Religioſität iſt aus allen Kräften entgegen zu würken; denn der unſeligſte Selbſtbetrug iſt nur allzuleicht damit verbunden, und es iſt leichter, aus der entſchiedenſten Irreligioſität in den Zuſtand der ächten Religioſität überzugehen, als aus dem Zuſtande jener Selbſttäuſchung. Offenbar hat man es mehrfach darauf angelegt, die Leute in dieß religiöſe Empfinden hineinzubringen, und dieſe Art von Religioſität iſt eine ordentliche Modeſache geworden; die neuere Aeſthetik erklärte ſogar das Religiöſe für einen Hauptbeſtandtheil des Romantiſchen; mit Sorgfalt iſt deswegen ein unzeitiger, ungemeſſener, unbedachtſamer Gebrauch der Mittel zu vermeiden, die in der Religion blos auf die Erregung von Gefühlen berechnet ſind, und die Religionslehrer dürfen es nicht ſo ſehr darauf anlegen, ihre Zuhörer in den Zuſtand eines behaglichen, erweichenden Empfindens zu verſetzen, als vielmehr den des feierlichen Ernſtes in ihnen hervor zu bringen; ſie in die Erfahrungen einer religiöſen Myſtik hineinführen zu wollen, wäre ebenſo wenig jetzt an der Zeit; ohnehin iſt die Myſtik keine Wiſſenſchaft, ſondern ein Gemüthszuſtand, in den man ſich am wenigſten abſichtlich hinein arbeiten kann, und durch die Erfahrungen einer unächten Myſtik würden ſie nur in die Labyrinthe der Schwärmerei hineingezogen werden.“

In einer andern Schrift deſſelben Verfaſſers: Ueber Offenbarung und Inſpiration, mit Beziehung auf Schleyermacher's neue Anſichten über Inſpiration, heißt es: „Offenbarung iſt der Augenblick der innigſten Berührung durch Gott, der weiteſten Trennung von der Welt, der höchſten innern Exaltation im Gebiet des überſinnlichen Erkennens und Ahnens.“ (Wer weiß denn nun was Offenbarung iſt? überhaupt giebt man dem Verfaſſer Schuld, daß ſeine Offenbarungs-Theorie ſich in offenbaren Widerſprüchen herum drehe.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 19. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Lucian Buonaparte (Beſchluß.)

So heftig auch ſein Groll gegen Napoleon war, ſo betrübte deſſen Sturz ihn dennoch tief, da er wohl einſah, daß ſolcher den Sturz der ganzen Familie nach ſich ziehen werde. Es war ihm peinlich zu denken, daß er die erſten Augenblicke ſeiner ſo lange entbehrten Freiheit nur der Entthronung ſeines Bruders und dem gänzlichen Umſturz des politiſchen Gebäudes verdanke, welches zu errichten er ſelbſt ſo thätig geweſen war. Er wollte durch Frankreich nach Italien gehen, es wurde ihm abgeſchlagen. Er ging durch Deutſchland und die Schweitz, ließ aber ſeine Familie in England zurück, um zuvor von einer guten Aufnahme des Pabſtes ſich zu vergewiſſern. Dieſe übertraf ſeine Erwartung. Der Pabſt erhob ihn zum römiſchen Prinzen. Er war nun Fürſt von Canino, Graf von Apollino, Herr von Nemori u. ſ. w. Auch ſeine, ihm bald nacheilende, Familie wurde vom Pabſte ſehr gütig empfangen.

Seines Bruders Unglück erweichte ſein Herz. Er näherte ſich jetzt dem Herrn der Inſel Elba, dem er als Kaiſer von Frankreich getrotzt hatte. Der erſte Briefwechſel wurde durch Mittelsperſonen geführt, welche durch das Unglück beiden Brüdern noch theurer geworden waren. (Der Verfaſſer nennt ſie nicht.) Die öftern Reiſen der Madam Lätitia und ihrer Tochter Pauline von Elba nach Rom brachten bald Napoleon und Lucian einander näher, ohne daß jedoch der letztere ſeine ſtets vertheidigten Grundſätze aufgab. Seine Briefe enthielten anfangs nichts als Critiken von Napoleon's unpolitiſchem Betragen, und dieſer buhlte jetzt um des, ſo lange von ihm verfolgten, Bruders Freundſchaft und Rathſchläge. Lucian gewährte beides, da er nicht allein eine perſönliche Ehre darinn ſah, das politiſche Wieder-Aufleben ſeiner Familie zu befördern, ſondern auch dadurch einige kleinliche Leidenſchaften befriedigen konnte. Denn die Weigerung, ihn in Frankreich aufzunehmen, das Mißtrauen, welches man ihm bewieſen, ja ſogar die Critiken franzöſiſcher Journaliſten über ſein Gedicht (obgleich es Stellen zum Ruhm der Bourbons enthielt) hatten ihn erbittert und der Wiederherſtellung der alten Monarchie abgeneigt gemacht. Auch Fouche hatte Emiſſarien nach Rom und Neapel geſchickt, um Lucian und Mürat zu bewegen einer Coalition aller revolutionären Elemente in Frankreich und Italien beyzutreten, und dieſe den verbündeten Monarchen entgegen zu ſtellen. Lucian hoffte die Herrſchaft zu theilen, und ſich ſo nothwendig zu machen, daß er Frankreich vor neuer Tyranney bewahren könne. Er verſprach alſo ſeinen Beiſtand. Gegen Ende Octobers 1814. kam Bertrand nach Rom, und hier wurden zwiſchen dieſem, (als Bevollmächtigtem Buonaparte's) Thibaudeau und Lucian die zu ergreifenden Maasregeln verabredet. Das Maifeld war ganz Lucian's Idee; er hatte ſie aus ſeinem eignen Gedichte geſchöpft. Indeſſen hinterging ihn der ſtets betrügeriſche Napoleon gleich anfangs durch die Verſicherung, daß Oeſtreich ihm beiſtehen und ſeine Gemahlin nebſt ihrem Sohn nach Paris kommen würden, ſobald er wieder Herr von Frankreich ſeyn werde.

Mit Ungeduld erwartete Lucian den Erfolg von Buonaparte's Landung. Den erſchrockenen Pabſt wußte er durch das Verſprechen ſeiner Vermittlung zu täuſchen, und ſo erlangte er die nöthigen Päſſe um nach Paris zu gehen, wo er, gleich nach ſeiner Ankunft, lange Conferenzen mit Napoleon hatte, und von dieſem den Auftrag zu einer Unterhandlung mit England erhielt. Würklich hatte er ſich auch ſchon zur Ueberfahrt an die Küſte begeben, allein die engliſche Regierung verweigerte ihm die Päſſe, worauf er den Weg nach der Schweitz einſchlug, und zu Verloix ſeine Familie erwartete. Dieſe Schweizerreiſe war mit Napoleon verabredet, denn die Ausſöhnung, ſo aufrichtig ſie auch war, durfte noch nicht bekannt werden, weil Lucian fürchtete, daß man ſeint Familie in Rom zurückhalten könnte, und auch um gewiſſen Leuten nicht verdächtig zu werden, die ſich der Zügel der Regierung bemächtigt hatten, und unter deren Vormundſchaft Napoleon ſelbſt gewiſſermaaßen noch ſtand. Aber die Begebenheiten drängten ſich; alle Hoffnung zum Frieden verſchwand; der geängſtete Napoleon gab dem Ge-

1818.

danken Raum, die Herrſchaft mit ſeinem Bruder zu theilen, und Lucian erſchien öffentlich zu Paris, wo Napoleon ihm das neumeublirte Palais Royal einräumte und ihm am Tage nach ſeiner Ankunft einen Theil ſeiner geſtickten Dienerſchaft (maison brodée) zuſchickte. Damals fabelte man, Lucian habe ſogleich auch die Uebergabe der, noch in den verſiegelten Kellern befindlichen, Weine verlangt, Er, dem Wein und jedes geiſtige Getränk ſo zuwider iſt, daß er es nicht einmal auf Reiſen gern ſieht, wenn ſeine Begleiter deſſen trinken, und der bei der Tafel ſtets zerſchnittene Citronen neben ſich liegen hat, um den, ihm unangenehmen, Geruch des Weins zu vertreiben.

Er geizte nun nach Berühmtheit als Fürſt, als Staatsmann und als Dichter. Alles machte ihm den Hof, und war entzückt von ihm, denn er verſtand weit beſſer als ſein Bruder, im Geſpräch oder Umgang die Herzen zu gewinnen. (Der Herausgeber dieſer Blätter muß ſolches aus eigener Erfahrung bekräftigen.) — Auch die kriechendſte Schmeichelei wurde nicht geſpart, und das Journal de Paris, welches nicht lange zuvor ſein Heldengedicht heruntergemacht hatte, erhob es jetzt bis in den Himmel.

Als Didot, der Drucker des Charlemagne, der neuen Kaiſerlichen Hoheit ſeine Aufwartung machte, fragte Lucian: „Nun, wie ſteht's um unſere Geſchäfte?" — „Sehr ſchlecht" antwortete Didot. „Die ganze Auflage iſt noch faſt unberührt in meinem Magazin." — „Ey, erwiederte Lucian, ich glaubte, man habe mich genug critiſirt, um die Luſt mich auch zu leſen zu erwecken. Aber ſeyn Sie unbeſorgt, jetzt wird man mein Gedicht dermaßen loben, daß es bald Käufer finden wird." Die Schlacht von Waterloo vernichtete jedoch alle Hoffnungen des Dichters und des Buchhändlers. Bis dahin hatte Lucian den größten Einfluß im Rath und in beiden Cammern. Unter allen Miniſtern bewieß Carnot ihm die meiſte Achtung.

Der fliehende Napoleon ſtieg zuerſt bei Lucian ab, den die Hiopspoſt zwar erſchütterte, doch ihm nichts von ſeiner revolutionairen Energie raubte. Er wollte, ſein Bruder ſolle ſich gar nicht in Paris zeigen, ſondern gleich zurückkehren und die Trümmer ſeiner Armee ſammeln. „Du giebſt das Spiel auf ehe es noch verlohren iſt!" rief er aus. Aber Napoleon's Kraft war geſunken. Vergebens ſprach Lucian im Rath: „es iſt doch nur eine verlohrne Schlacht; 30000 Mann mehr oder weniger werden das Schickſal Frankreichs nicht entſcheiden." Carnot allein unterſtützte ihn noch. In der Deputirten-Kammer bot Lucian ſeine ganze Beredſamkeit auf, und warnte endlich ſogar, man ſolle den Vorwurf des Leichtſinn's vermeiden, der ſo oft den Franzoſen gemacht werde. Aber das nahm man ihm gewaltig übel.

Lucian eilte zu ſeinem Bruder und fand ihn im Garten, wo er ihn nochmals aufzurütteln ſtrebte, allein umſonſt. Bei'm Weggehn ſagte Lucian zu einem Secretair: „Der Rauch von Mont St. Iean hat ihm den Kopf verdreht, er iſt ein verlohrner Menſch."

Das letzte Bret in dieſem Schiffbruch ergriff Lucian, indem er Napoleon den Zweiten zu proclamiren vorſchlug, wobei er die Hoffnung nährte, Regent zu werden. In der Deputirten-Kammer ſcheiterte er. Die Pairs-Kammer ſchien geneigter; aber Pontecoulant trat dazwiſchen und fragte mit Härte: „unter welchem Titel ſchlägt der Prinz von Canino dem franzöſiſchen Volke einen Souverain vor? iſt der Prinz von Canino ein Franzoſe? wer hat ihn für einen Franzoſen erklärt? nur als römiſcher Prinz iſt er anerkannt." Lucian rief, er ſey wenigſtens Franzoſe durch ſeine Geſinnungen; aber Fouche's Parthey ſiegte, und Lucian überzeugte ſich, daß kein anderes Heyl für Buonaparte ſey, als jenſeit des Meeres. Er ſelbſt wollte ihm folgen und zog ſich vor der Hand nach Neuilly, einem Landſitze ſeiner Schweſter Pauline zurück. Als die Gefahr größer wurde, ging er unter dem Nahmen eines Grafen von Chatillon nach Boulogne und miethete ein Packetboot, um nochmals eine Reiſe nach England zu wagen und dort Päſſe für ſich und ſeine Familie zur Ueberfahrt nach Amerika auszuwürken. Noch zu rechter Zeit erfuhr er aber, daß alle ſeine Bemühungen umſonſt ſeyn würden, ging daher wieder nach Paris, verweilte dort nicht, ſondern ſchlug den Weg nach Italien ein, unter dem Nahmen eines Grafen Caſali und nur von Wenigen begleitet. Immerwährende Angſt, ergriffen zu werden, folterte ihn. Es war nicht leicht, die Linie der öſtreichiſch-ſardiniſchen Armee zu umgehn. Nachdem er einige Zeit an den Grenzen Savoyens herumgeirrt war, und endlich gar fürchten mußte, den Royaliſten in die Hände zu fallen, faßte er den Entſchluß, ſich lieber dem öſtreichiſchen General Grafen Bubna zu vertrauen, der ſo eben Lyon eingenommen hatte. Er ſpeiſte bei dem Grafen, und wurde dann bis Turin von einem öſtreichiſchen Officier begleitet. Er wollte ſogleich weiter nach Rom, aber der Commandant von Turin ſetzte ihn als Gefangener in die Citadelle, wo mehrere Zimmer für ihn bereitet waren. Jetzt ſchien ihn ſein Muth zu verlaſſen. „Ich begreife nicht, rief er aus, warum man mich als Gefangenen behandelt? mich, der ich mich ſtets den ehrgeizigen Entwürfen meines Bruders widerſetzt habe, und auch zuletzt nur nach Frankreich gekommen bin, um ihm gemäßigtere Geſinnungen einzuflößen.“ Er bat um Erlaubniß, auf ſein Ehrenwort nach Rom zu gehn, wo ſeine Frau ſchwer krank läge. Der Turiner Hof verſprach, ſich deshalb an die verbündeten Mächte zu wenden, und ließ indeſſen den Gefangenen mit aller Achtung behandeln, vielleicht weil Lucian einſt dem Bruder des Königs von Sardinien zu Rom mit Geld ausgeholfen hatte.

Endlich, am 15. September 1815, durfte Lucian ſeine Reiſe fortſetzen, unter der Bedingung, in Rom unter Aufſicht des Pabſtes zu wohnen, und ſich aus den römiſchen Staaten nicht zu entfernen. Gegen das Ende des Jahres 1816 bat er dringend um Päſſe nach Amerika, allein die Miniſter der vier großen Mächte zu Paris entſchieden, daß er zu Rom bleiben ſolle.

Hier endigt vor der Hand das Leben dieſes merkwürdigen Mannes, der eine Reihe von Jahren hindurch einen feſten Charakter zu behaupten ſchien, und doch am Ende ſeinem Ehrgeiz unterlag. Angehängt ſind noch: eine Beurtheilung ſeines Heldengedichtes; ein Abdruck ſeiner, im Geſetzgebenden Corps gehaltenen Reden, und die ſchon erwähnten Berichtigungen eines ſeiner Vertrauten. Da heißt es unter andern: „bis zum 13. Vendemiaire lebte Madam Buonaparte, die Mutter, nebſt ihren drei Töchtern ſehr eingezogen zu Marſeille, faſt nur in einem einzigen Zimmer, und hatte keine andern Einkünfte, als die ſchwache Unterſtützung, welche die franzöſiſche Regierung den ausgewanderten Corſen angedeihen ließ. Der älteſte ihrer Söhne, Joſeph, nachmals König von Neapel und Spanien, hatte Demoiſell Clary, eine Kaufmannstochter, geheirathet. Ihr zweiter Sohn Napoleon, bewarb ſich um die Schweſter ſeiner Schwägerin, jetzt Königin von Schweden, die ihm unter dem Vorwand verweigert wurde, daß Ein Buonaparte in einer Familie ſchon genug ſey. Als Napoleon das Commando der italiäniſchen Armee übernahm, beſuchte er ſeine Mutter und fand ſie bei Tiſche, mit zinnernen Gabeln Eyer ohne Brod verzehrend. Er ſtand beſtürzt, ergriff ſeiner Mutter Hand und ſagte: „Mutter, eine beſſere Zukunft naht ſich. Haben Sie den Muth zu warten, ich werde ſie zu beſchleunigen wiſſen.“—

„Joſeph ſchlug die Krone von Italien und Lucian das Herzogthum Parma aus, weil beide einſahen, daß Napoleon die Thronfolge in Frankreich den Kindern ſeines Bruders Louis zuwenden wollte, ſie aber ihre Rechte nicht aufgeben mochten. Daher der Krieg mit Oeſtreich 1806, der, nach des Verfaſſers Behauptung, nicht würde ſtatt gefunden haben, wenn die Lombardey unter Joſeph ein unabhängiges Reich gebildet hätte.“

„Lucian vertraute nie der Dauer von ſeines Bruders Glücke; ſtets erwartete er die Nachricht, daß ein Zufall, eine Verſchwörung oder eine Kanonenkugel ſeinem Leben ein Ende gemacht habe. Darum glaubte er ſchon 1806, Ruhe für Frankreich und Europa nur in Wiederherſtellung der Bourbons zu finden, aber mit Beſeitigung der alten Mißbräuche. Er ſchickte ſogar einen Vertrauten von Paris ab, um mit den Bourbons zu unterhandeln; allein Napoleon, der etwas zu argwöhnen ſchien, ließ den Unterhändler zu Troyes in Champagne arretiren. Man fand zwar nichts verdächtiges bei ihm, (denn den Paß, den ihm Graf Cobenzl unter einem deutſchen Nahmen nach Wien ausgeſtellt und einen Creditbrief auf Wien, hatte man um Spielzeug für Lucian's Kinder gewickelt, weshalb Niemand darauf achtete,) aber dennoch wurde der Reiſende auf ſeine Güter verwieſen. Die Unterhandlung mußte nun über London geführt werden, wodurch die Zeit verlohren ging, bis der Bruderzwiſt Lucian nöthigte, eine Freiſtatt in Amerika zu ſuchen. Er begnügte ſich nunmehr, ſeine Geſinnungen gegen das Haus Bourbon in ſeinem Gedichte auszuſprechen, und zwar zu einer Zeit, wo Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtand. Wenn Lucian ſpäter keinen Vortheil davon ziehen mochte, ſo geſchah es, weil er zwar die Wiederherſtellung der Bourbons gewünſcht, aber nur durch ihn ſelbſt, und nicht um den Preiß des Glückes ſeiner Familie.“

Vermuthlich wiſſen die wenigſten unſerer Leſer, daß Napoleon einſt auf Raynal's Rath eine allgemeine Geſchichte von Corſika geſchrieben hat, die er dieſem Gelehrten durch ſeinen Bruder Joſeph zuſandte, mit einem Briefe, in welchem er Raynal erſucht, ſeinen Bruder Redlichkeit, und vor allen Dingen Menſchlichkeit zu lehren, als deren er ſehr bedürftig ſey. (de lui donner des leçons d'Honnêtété, et surtout d'Humanité, dont il a grand besoin.) Der ganze Brief ſoll merkwürdig ſeyn, und befindet ſich anjetzt im Original in der Gewahrſam des Herrn Francis Egerton zu Paris.

Wir ſchließen mit Ueberſetzung einer, Madam Lätitia betreffenden Note. Sie wußte, daß ſie vormals ſchön geweſen, pflegte ſich noch immer jung zu kleiden, und trug einen Blumenkranz auf dem Kopf. Schon verſchiedene Male hatte Napoleon ihr Vorſtellungen deswegen gemacht. Endlich trug er Madame Bacciochi auf, ſie zu dem berühmten Lenormand zu führen, um ihr zu kaufen, was ihrem Alter und ihrem Range angemeſſen ſey. Allein Lätitia fand Alles viel zu theuer, und als ihre Tochter dennoch für 1000 Thaler ſeidene Zeuge für ſie kaufte, war ſie länger als 14 Tage krank, aus Verdruß ſo viel verſchwendet zu haben. — Ihre drei Köche hatten gemeinſchaftlich nur Eine Küchenſchürze, Einen Scheuerwiſch und Ein Handtuch. — Sie kaufte täglich nicht mehr als drei halbpfündige Brode, die ſie mit einer alten Kammerfrau theilte, von welcher ſie ſeit 30 Jahren bedient wurde. Wenn ihre Töchter ſich einen Spaß machen wollten, ſo meldeten ſie ſich bei ihr zur Tafel, und lachten weil das Brod erſt vom Becker geholt werden mußte. Als ſie endlich genöthigt war, ein Haus zu machen, ſtellte ſich während der Tafel die alte Kammerfrau in den Vorſaal, nahm alle Speiſen weg, die gar nicht oder nur wenig berührt worden waren, und verſchloß ſie in eine Kammer, zu der ſie allein den Schlüſſel hatte, um ſie an den folgenden Tagen wieder auftragen zu laſſen. — Wenn Madame Lätitia gefragt wurde, warum ſie ſo ſparſam lebe? antwortete ſie: „Als ich meine 9 Kinder noch ernähren mußte, brauchte ich jährlich 100 Louisdor. Jetzt iſt mein Sohn Lucian nicht angeſtellt und braucht viel; darum muß ich ſeinen Töchtern ein Heirathsgut erſparen. Auch weiß man ja nicht, was geſchehen kann.“ — Nach dem ruſſiſchen Feldzuge erfuhr Napoleon, daß ſeine Mutter hinter einem gewiſſen Gemählde eine Summe von 5 Millionen verborgen habe. Er bat ſie, ihm Geld zu leihen, ſie verſicherte ſie habe nur eben ſo viel, als ſie brauche. Zwei Tage nachher ſpeiſte er bei ihr, und nach der Tafel ſtellte er ſich, als betrachte er die Gemählde. „Haben Sie die Güte, mir dieſes hier zu überlaſſen,“ hub er an. „Recht gern, mein Sohn, ich werde es dir ſchicken.“ Aber Napoleon ließ es ſogleich von der Wand nehmen, entdeckte den Schatz und trug ihn davon. Die Frau Mutter war indeſſen verſtummt.

Schöne Literatur.

Ein neuer Roman von Lafontaine in drei Bänden, Reinhold, iſt das abentheuerlichſte, weitſchichtigſte Gewebe, welches uns ſeit langer Zeit vorgekommen iſt. Gehäufte Unwahrſcheinlichkeiten vom Anfang bis zu Ende. Ungefähr ſieben verſchiedene Paare werden unausſprechlich glücklich, ſind aber auch lauter unausſprechlich ſchöne Mädchen und unausſprechlich herrliche Jünglinge. Unter den letztern befinden ſich ſogar verwechſelte Prinzen. Der Styl iſt ein wenig großmütterlich. Wenn es wahr iſt, daß man nur ſo lange Romane ſchreiben ſoll, als man deren allenfalls ſelbſt noch ſpielen kann; ſo iſt allerdings für den Verfaſſer (dem wir manchen ſehr angenehmen Roman verdanken) die Zeit gekommen, dieſer Dichtungsart zu entſagen. —

Drei Tage zu Pferde, eine Erzählung von Laun, unterhält recht angenehm. Es ſind die komiſchen Abentheuer eines jungen Mannes, der auf die Leipziger Meſſe reiſt, um ein Reitpferd und eine Frau zu bekommen. —

Der Aſtrolog, eine calcedoniſche Wunderſage nach Walter Scott, in drei Bänden von Lindau bearbeitet, liefert ein oft langweiliges Gewäſch von Zigeuner-, Schleichhändler- und ſchottiſchen Wirthshausſcenen, nebenher Natur- und Landſchafts-Gemählde, auch recht ausführliche Zuchthaus-Schilderungen. Eine treue Darſtellung ſchottiſcher Sitten möchte das Hauptverdienſt dieſes Romans ſeyn. —

Die Gedichte des Pfarrers Hanhart in Winterthur ſind hie und da recht artig. Mehr läßt ſich nicht davon ſagen. Wir wollen ein Beiſpiel aus der Einladung zur Molken-Cur anführen:

Wir gehen, wie kommen; es ſchwindet die Zeit;
Bald ſchlägt auch die Stunde die Jeden erfreut,
Wo frohe Geſellſchaft die Eßluſt erweckt,
Und munteres Scherzen die Nachbarin neckt.
Der Zufall vereint,
Was fern ſonſt erſcheint.
Es fühlt das Verwandte ſich näher gezogen;
Das Leben iſt milder, der Himmel gewogen.

Bisweilen ſind aber die Reime dem Ohre unerträglich, z. B. ſchienen, gewinnen. —

Die germaniſche Edda oder die deutſche Götterlehre in Gedichten von Steckling hat zwar uns nur wenig angeſprochen, mag aber leicht ein Publikum finden, welches ihr Geſchmack abgewinnt. Der Verfaſſer wagt manche neue Wortbildung und Form, ſucht auch, durch Einſchieben von Vocalen, unſere Sprache wohllaulender zu machen, ſagt z. E. nicht liebte, ſondern liebete, nicht manche, ſondern manige, nicht vollzog, ſondern vollzoh. Die verſchiedenen Beſchaffenheiten des Erdbodens bezeichnet er folgendergeſtalt: „Der finſtere Walding, der freundliche Halding, der bräunliche Heiding, der grünliche Weiding, der ärmliche Sanding, der üppige Landing.“ Die der Gewäſſer wie folgt: „Der liebliche Flieſſing, der mächtige Gieſſing, der lautere Klaring, der ſchlammige Maring, der tönende Halling, der ruhige Walling.“ Die Seejungfrauen heißen: Ebbina (von Ebbe) Schaumina (von Schaum) u ſ. w. In der Unterredung Gymar's mit ſeiner Gattin Orboda heißt es:

Weß Auge ſah jemalen ein ehliches Weib, das nie
Ein Dennoch oder ein Aber von galliger Zunge ſpie,
So bald es die Rede nur des weiſeren Mannes hörte,
Und welches die Weisheit nicht in Thorheit gern verkehrte? —

Bei Gelegenheit des Muſen-Almanachs Eos von Burdach (deſſen wir ſchon in dieſen Blättern erwähnt haben) macht die Halliſche Lit. Zeitung folgende ſehr wahre Bemerkung:

„Wenn unſere frühern Voß'ſchen, Bürger'ſchen, Schiller'ſchen u. a. Muſenalmanache alle eine mehr oder minder bedeutende Reihe von Jahren fortdauerten, und auch, abgeſehn von dem Aeſthetiſchen, ſelbſt eine hiſtoriſche Bedeutung in der Literatur noch jetzt behaupten, ſo gelingt es dagegen neuern Erzeugniſſen dieſer Art (wenn ſie nicht etwa die beliebtere Geſtalt der Taſchenbücher annehmen) ſelten ihre Dauer auf mehrere Jahre auszudehnen, und viele derſelben gehören unwiderſprechlich zu den matteſten und unbedeutendſten literariſchen Erſcheinungen. In jener frühern Zeit wurde aber auch die Herausgabe der Muſenalmanache von Männern beſorgt, die ſich bereits einen Ruf gegründet hatten, und dies mußte der Sache ſelbſt auf mehrfache Weiſe zum Vortheil gereichen, indem ſich von jenen nicht allein eine beſſere Auswahl erwarten ließ, und ihr Ruf dem Publikum den Inhalt empfahl und verbürgte, ſondern indem auf dieſe Weiſe zugleich der übertriebenen Vervielfältigung ſolcher Blumenleſen, die eben ſo ſehr dem Gehalt, als dem Intereſſe der einzelnen ſchadet, gewehrt wurde. Seit einem Menſchenalter ſchon iſt es nichts Ungewöhnliches mehr, wenig bekannte Namen (wie le Pique, Jördens, Chamisso u. a.) als Herausgeber von Muſenalmanachen auftreten zu ſehn; daß man aber mit einer ſolchen Herausgabe ſogar ſeine poetiſche Laufbahn beginnen könne, hat wohl erſt die neueſte Zeit gelehrt. Rec. glaubt ein zeitgemäßes Wort zu ſagen, wenn er dieſen Mißbrauch hier, ſo viel an ihm iſt, rügt und mit Ernſt darauf dringt, daß man den Begriff des Choragen wie der mit dem eines Herausgebers von Muſenalmanachen vereinige und Niemand der letztern Eigenſchaft auftrete, der ſich nicht auch in der erſten tüchtig erwieſen hat.“ —

Es iſt ein neuer Dichter aufgeſtanden, mit Namen Greverus, den wir mit Vergnügen in's Publicum einführen; nicht als ob die Sammlung vermiſchter Gedichte, welche er herausgegeben hat, eine beſondere Auszeichnung verdiente, ſondern weil wir ein ſchönes, nur oft noch rohes Talent in dem Dichter zu entdecken glauben, und künftig lauter reife Früchte von ihm erwarten. Wir wollen hier, zum Beleg unſers Urtheils, drei Sonetten von ihm liefern.

Hilf, Muſe, hilf nur ein Sonett mir ſingen!
Doch vierzehn Verſe — Götter, welche Zahl!
Und ſo viel Reime finden, welche Qual! —
Es wird mir nie und nimmermehr gelingen

Zu Ende die Quartette nur zu bringen!
Doch wie? das geht? es leuchtet mir ein Strahl
Von froher Hoffnung! glücken mir zumal
Noch die Terzette, ach! wie will ich ſpringen!

Hätt' ich das Werk nur niemals unternommen:
Es wird, ich fühl's, ein ſchmählich Ende nehmen!
Doch, da ich dran bin, bleibt mir keine Wahl.
O weh! nun weis ich nicht mehr fortzukommen!
Hilf, Muſe, hilf, ſonſt muß ich todt mich ſchämen —
Doch ſtill! Sind das nicht vierzehn? Zählt einmal!

Das Zweite.

Da iſt ja Eins! Nun mach ich mehr Sonette!
Schon wächſt für dieſe Versart mir der Muth;
An dieſem Liedchen kühl' ich meine Wuth;
Mit jedem Deutſchen reim ich in die Wette.

Die Form wähl' ich mir zum Gedankenbette:
Paßt der Gedanke? nun ſo iſt es gut!
Iſt er ein Tröpfchen? dehn' ich ihn zur Fluth;
Beſchneid' ihn, iſt er groß, nach ſeiner Stätte.

Doch wenn zum Unglück mir Gedanken fehlen?
Oho, wer kann im Dichten immer denken!
Das pflegt man deutſchen Dichtern ja zu ſchenken,

Wenn ſie den Reim nur wiſſen zu erquälen:
Und wenn es hundertmal an Sinn gebricht,
Das merkt der Deutſche vor dem Reimen nicht.

Das Dritte.

Wohl habt ihr, Neugebornen, Recht zu ſchrein,
Wenn die Natur gewaltſam aus der ſtillen
Behauſung, wo ihr ſchlieft, Euch wider Willen
In's Leben ſtieß, Euch zwinget, Menſch zu ſeyn!

Was giebt es ärmer als ein Menſchenherz?
Wie Ebb' und Fluth ſo ſteigt es auf und nieder;
Das längſt Empfundne kehrt zum Ekel wieder,
Es dauert nur getäuſchter Hoffnung Schmerz.

Doch iſt mit der Geburt noch nichts verlohren:
Nur weckt nie aus dem Schlummer Euren Geiſt;
O laßt den Löwen ſchlafen — er zerreißt
Des Lebens Glück — weh, wer für Höh'res brennt!
Staub ſeyd ihr; darum lebt fürs Element:
Dann iſt's ſo gut, als wär't Ihr nie gebohren.

Auch einige Epigramme ſind recht witzig. Zum Exempel das auf H — g (Haug):

Geh nach Sibirien, Haug, da kannſt du mit Epigrammen
Zobel ſchießen; was gilts? keinem verdirbſt du den Pelz. —

Hingegen unter aller Critik iſt das folgende:

Nimm, ſtatt des Morgenblattes, zu deinen Gedichten — den Nachttopf:
Fi! in ein öffentlich Blatt ſchlägt man ſein Waſſer nicht ab.

Fi! hätte hier der Dichter ſich ſelbſt zurufen ſollen. Eben ſo gemein und grob hat es uns geſchienen, wenn er von ſeinem eigenen Epigramm erklärt, es ſey beſtimmt, gleich Bremſen die Ochſen zu quälen. Bremſen quälen aber auch oft edle Roſſe. Zwei dieſer Bremſen ſind an Oken gerichtet, (den wir freilich nicht zu den edlen Roſſen zählen können) über einige Sätze aus deſſen Naturphiloſophie:

Satz 2436. „After iſt kopfentbehrender Mund“ ſo lehreſt du, Oken:
Hat er wohl Red-Organ? Lehreſt du etwa durch ihn? —

Satz 3435. „Wer errötben kann, iſt ein Menſch, und Mohr, wer es nicht kann.“
Oken, errötheſt du nicht? Sage dir ſelbſt, was du biſt. —

Mit einer Brunnen-Lectüre hat Sponagel durch Beſchreibung ſeiner viertägigen Leiden im Bade zu Pyrmont die Kurgäſte beſchenken wollen. Komiſch genug ſind dieſe Leiden, wenn ſie nur auch witzig erzählt wären. Des Verfaſſers Vorbild war Thümmel, aber er hat kein Seitenſtück zu Thümmels Reiſen geliefert. —

Der Amtmann zu Reinhauſen oder Franke's Geheimniſſe, ein neuer Roman von Haberland, ein ſehr verwickelter Zwirnsknaul, der größtentheils durch einen Bruder zerhauen wird, welcher blutarm nach Indien ging und ſteinreich zurückkam; denn daß man in Indien mit leichter Mühe ſteinreich wird, iſt nun einmal in Romanen und Schauſpielen eine ausgemachte Sache. Der Vorrede zufolge hat Hr. H. auch noch ein paar andere Romane geſchrieben: Die Familie Leblanc und den Verbannten, die wir beide nicht kennen; wenn ſie aber, wie er ſagt, „beifällig aufgenommen worden“ ſo iſt vermuthlich der Styl in denſelben weniger nüchtern als der in dem Amtmann zu Reinhauſen, wo übrigens Alles noch zu rechter Zeit entdeckt wird, wenn es eben die höchſte Zeit iſt; denn ſogar eine ſchon angefangene Traurede wird noch zu rechter Zeit unterbrochen. Fünf Minuten ſpäter wäre die Braut für ihren erſten Liebhaber verlohren geweſen.

Militair.

Die Göttingiſchen gelehrten Zeitungen liefern eine weitläuftige Anzeige von einer, dem Herrn Staats-Rath Ribbentropp zu verdankenden, vollſtändigen Sammlung aller Vorſchriften, welche auf die preuſſiſche Militair-Oeconomie Bezug haben. „Etwas hart ſcheint die Beſtimmung, daß, wenn ein Officier in Gefangenſchaft geräth, er gleich die Feld-Gage verliert, und, wenn er auf ſein Ehrenwort entlaſſen wird, nur den halben Sold erhält. Auch bleſſirte und kranke Officiere vom Capitain aufwärts, verlieren für die Zeit die Feld-Gage.“ (Das iſt alſo ein Fall, in welchem die Civil-Beamten mehr begünſtigt ſind. Ausgehobene und weggeführte Geißeln z. E. aus dem Civilſtande, oder Kranke, beziehen ihren unverkürzten Gehalt. Wir wünſchten wohl rationem legis zu kennen, warum ein Officier, der das Unglück hat, gefangen oder krank zu werden, nicht erleichtert, ſondern ihm zugleich noch ein zweytes Unglück aufgebürdet wird?) —

„Nach der Preuſſiſchen Einrichtung genießen die Freywilligen den Vortheil, daß ſie mit einjähriger Dienſtzeit abkommen, und der Staat, daß ſie ſich auf eigne Koſten montiren, equipiren und beritten machen müſſen. Wir erlauben uns hier folgende Bemerkung: es giebt, wie alle Erfahrungen lehren, ſehr viele Individuen in allen Ländern, die nicht die Mittel beſitzen eine lateiniſche Schule zu beſuchen und ſich auf eigne Koſten zu equipiren, die aber, ohne den äußerſten Nachtheil für ihre künftige Beſtimmung, für die Erhaltung ihrer Eltern und Angehörigen, ſelbſt auf die kurze Dienſtzeit von 3 Jahren ihren Berufsgeſchäften nicht entzogen werden dürfen. Dieſe Claſſe ſcheint eben ſo ſehr die Aufmerkſamkeit der Geſetzgebung zu erfordern, als die Gebildeteren und Reichern, wenn gleich der Staat von der ihr zugeſtehenden Begünſtigung keinen unmittelbaren Vortheil ziehen kann.“ —

„Es iſt der Wille der preuſſiſchen Regierung, daß die Caſernirung der Truppen in ihrer größtmöglichen Ausdehnung ſtatt finden ſoll. Wenn man die Koſten der Anlegung, Ausrüſtung und Unterhaltung von Caſernen in Betracht zieht, ſo muß man der Beſorgniß Raum geben, daß dieſer Plan wohl erſt nach einer langen Reihe von Jahren wird in Ausführung gebracht werden, und dann fragt es ſich, ob die militäriſchen Vortheile, welche, im Betreff der Diſciplin und Subordination, aus dem Leben in Caſernen entſtehen, den damit verbundenen Nachtheilen das Gleichgewicht halten? Der Soldat in Caſernen iſt ſchlecht ernährt, weil er auf ſeine Gage beſchränkt iſt; es fehlt ihm an Gelegenheit zu arbeiten, er ergiebt ſich nur zu leicht dem Trunke und dem Müßiggange; er tritt gleichſam aus dem bürgerlichen Leben heraus und iſt nach einiger Zeit, gleich dem Mönche, zu nichts als zum Soldatenſtande geſchickt. Es iſt eine auffallende Erſcheinung daß, während die ſtehenden Heere immer mehr Gegner finden, die Einrichtung der Caſernen überall empfohlen wird.“ (Dieſe Erſcheinung erklärt ſich wohl aus der großen Laſt der Natural=Einquartirung.)

Im Jahr 1811 ward in Glatz ein Verſuch angeſtellt, wie lange eingepöckeltes Rindfleiſch ſaftig und ſchmakhaft erhalten werden könne, aus welchem ſich ergab, daß Rindfleiſch mit ſeinen Knochen 4, 1/2 Jahr gegen die Fäulniß verwahrt und in einem ſolchen Zuſtande erhalten werden kann, daß es ein vollkommen geſundes Nahrungs=Mittel und beſonders auch einen brauchbaren Bouillon gewährt. —

Die Verordnungen über die Behandlung feindlicher Länder, „geben das Reſultat, daß die franzöſiſche Revolution auch auf die Behandlung der Unterthanen einen höchſt nachtheiligen Einfluß gehabt habe. Der Krieg ſoll den Krieg ernähren. Die Zeiten des 30jährigen Krieges ſind wieder eingetreten, nur verfahrt man jetzt methodiſcher.“ —

Als eine beſondere Einrichtung der Preuſſiſchen Armee erwähnen wir die, ſeit dem Jahre 1814 eingeführten, Compagnien, welche die Beſtimmung haben, die Verwundeten vom Schlachtfelde wegzubringen. Es werden dazu invalide, gut gediente Soldaten, Reconvalescenten, und überhaupt ſolche Leute ausgewählt, die zu den Strapatzen des Felddienſtes nicht mehr recht geeignet ſind. Jedes Armee=Corps erhielt eine ſolche Compagnie, die aus 120 Köpfen beſtand. Jeder trägt einen Beutel, worinn Charpie und Verbandſtücke befindlich ſind. Auf jede Compagnie werden 2 Kranken=Wagen gerechnet, deren jeder 12 Bleſſirte faßt. Außerdem giebt es noch 30 Kranken=Wagen und 60 Trageſeſſel. —

„Noch erlauben wir uns die Bemerkung, daß das jetzt beliebte Syſtem, die Armeen im Felde entweder cantonniren, oder bivouakiren zu laſſen, und die Zelte ganz zu verbannen, im nördlichen Deutſchland nicht immer angewandt werden kann. Eines Theils ſind viele Gegenden ſo arm an Wohnorten, daß man die Truppen nicht unterbringen kann, ohne ſie ſehr weitläufig auseinander zu legen, welches, wenn man es mit einem unternehmenden Feind zu thun hat, ſehr gefährlich iſt, wovon wir ein Beyſpiel im Jahr 1815 vor der Schlacht von Waterloo geſehen haben; andern Theils iſt das Clima in vielen Monaten zu rauh, um ohne Nachtheil für die Geſundheit der Soldaten, ſolche bivouakiren zu laſſen, zumal da es in vielen Gegenden an Materialien, Hütten zu bauen, oft auch an Zeit dazu fehlt. Man ſpart freylich Koſten, wenn man keine Zelter mit ſich führt, aber man verliert deſto mehr Menſchen in den Hoſpitälern.“ —

Naturlehre.

Es iſt bekannt, daß in unſern Tagen das Beſte nicht mehr gilt, wenn es alt iſt. Alles muß neu ſeyn; denn es wäre ja eine Schande für das jetzige Geſchlecht, wenn es nicht Alles beſſer verſtünde als die Väter und Großväter. Die bisher berühmteſten Nahmen ſchützen nicht vor unſerer Reformations=Wuth, und könnten wir dem lieben Gott nur beykommen, wir würden ihm wohl zeigen, wie er eigentlich die Welt hätte ſchaffen ſollen. Da hat man nun bis jetzt den Newton ſo hoch geprieſen, die ganze Welt hat an ſeine Theorie der Schwerkraft geglaubt, und ſiehe da, plötzlich vertauſcht der franzöſiſche Hr General Alix den Degen mit der Feder, und behauptet, daß die Himmels=Körper, weit entfernt ſich anzuziehen (wie der alberne Newton meinte) ſich vielmehr zurückſtoßen, und daß die Annahme eines leeren Raums falſch iſt. Das Waſſerſtoff-Gas allein bewürkt alle Bewegungen in der Natur und bildet die Sonnen. Freylich findet ſich im Waſſerſtoffgas auch Waſſerſtoff, und dieſer Waſſerſtoff iſt ſelbſt ſchwer, folglich dem newtoniſchen Geſetze unterworfen; aber das ſcheint dem Hrn. General keine Schwierigkeit. Eben ſo wenig ſtößt er ſich an die einfachen Geſetze des Falles und der Schwung-Bewegung ſchwerer Körper, die doch unmöglich auf das Waſſerſtoffgas zurückgebracht werden können. Er wollte ſich nun einmal, als wohlverdienter Napoleoniſcher General, eine Domaine ſchenken laſſen, und da es auf der Erde keine mehr zu verſchenken gab, ſo beſchloß er ohne Umſtände, den alten Newton von ſeinem überirrdiſchen Throne zu werfen. In wie fern ihm ſolches gelungen, mögen Weiſere als wir ſind, beurtheilen. Herr Hofrath Murhard hat durch eine Ueberſetzung des Werkes den Deutſchen ein Geſchenk zu machen geglaubt. Der Titel iſt: Neues Syſtem des Weltalls. —

Lieber verweilen wir bey den Grundzügen einer Naturgeſchichte von Voigt, die keinesweges einen phyſikaliſchen Roman, ſondern ein neues geogenetiſches Syſtem enthalten, welches ſehr anziehend iſt, wenn auch ſchon Mancher den Kopf dazu ſchütteln möchte. Die Erde, meynt der Verfaſſer, ſey zwar kein lebendes Thier, doch wohne allerdings in ihr ein gewiſſes Lebendiges, eine Kraft, wodurch Veränderungen hervorgebracht werden können. Der Kern der Erde beſtehe aus einem Metall zwiſchen Gold und Eiſen. Durch Oxydation ſey die Erdrinde erzeugt. Dann bildeten ſich organiſche Geſchöpfe, zuerſt die Pflanzen und niedere Seethiere. Schaffend und belebend würkte das Licht, obwohl noch nicht ausgemacht ſey, ob Licht und Wärme für einerley zu halten. Zwiſchen Pflanzen und Thieren, ſelbſt bis zum Menſchen hinauf, ſey der Unterſchied ſo groß nicht, daß man nicht noch nachweiſen könne, wie aus einer Hauptgattung die einzelnen Species entſtanden. Indeſſen hab es doch noch keine Menſchen gegeben, und ſchwerlich würde damals der Menſch die Herrſchaft über die Thiere errungen haben, da die Natur, bey größerer Wärme und ſtärkerer Schöpfungs-Kraft, lauter rieſenmäßige Geſtalten der Geſchöpfe hervorgebracht habe. (Das ſcheint uns kein Grund, die damalige Nichtexiſtenz der Menſchen anzunehmen, da dieſe ja auch, aus gleicher Urſach, Rieſen geweſen ſeyn würden.) Nun ſey die Sündfluth als letzter Uebergang und als die in geiſtiger Hinſicht vollendetſte Periode eingetreten. (Als letzter Uebergang? wir können uns ſehr gut noch manche vollendetere Periode denken, die auch wohl nicht ausbleiben wird.) Mit dieſer Sündfluth, deren Urſachen der Verfaſſer nicht zu beſtimmen wagt, ſoll nun die productive Kraft der Natur aufgehört, die Wärme ſich verlohren, Pflanzen und Thiere allmählig an das rauhere Clima ſich gewöhnt haben. — Urſprünglich ſollen alle Geſchlechter lebender Weſen aus dem Ocean hervorgegangen ſeyn. —

(Der Beſchluß folgt.)

Literariſche Notizen.

Bei Gelegenheit eines Schriftchens von Nicolai: Einige Worte zur Empfehlung des Turnweſens, ſagt ein Recenſent in der Leipziger Literaturzeitung. (und wir ſagen mit ihm) „der Werth und die Nothwendigkeit der körperlichen Erziehung braucht nicht erwieſen zu werden. Es fragt ſich nur, ob dazu alle die feierlichen Turnübungen nothwendig ſind, und ob ſie für alle Claſſen und künftige Lebensweiſen und Beſtimmungen der Jugend gleich ſeyn müſſen und dürfen? Schöne (und lächerliche) Phraſen ſind es, wenn der Verfaſſer ſagt: der Turnplatz iſt die Werkſtätte wahrer hiſtoriſcher Volks- und Bürgertugenden, (!) er befördert Glauben, Liebe, Hoffnung, Treue und Anhänglichkeit, die unmittelbare Verbrüderung eines Staatsgliedes mit dem andern zur Bildung eines großen Ganzen.“ (Risum teneatis amici!) — Ein Oberlehrer Ruckſtuhl hat einen Prolog auf die Errichtung eines Turnplatzes geliefert, und iſt in ſeiner Anpreiſung gemäßigter, aber den Wahlſpruch: mens sana in corpore sano, trägt auch Er durch einen raſchen Sprung auf die Turnkunſt über, und vergißt, daß wir weder Griechen ſind, noch wieder alte Germanen werden ſollen und können. — Zeller, in ſeinen Grundlinien der Turnkunſt, erlaubt ſich ſogar eine unziemliche Anwendung einer Rede Jeſu, auf die Schulmeiſter, welche die Turnkunſt verwerfen. Doch was erlauben ſich dieſe Herren nicht Alles! —

Ueber die Laufmaſchine des Freiherrn v. Drais iſt auch ein Schriftgen erſchienen, welches einem Tadler in der Halliſchen Lit. Zeitung in die Hände gefallen iſt. Berg auf, ſagt Hr. v. Drais, geht die Maſchine auf guten Landſtraßen ſo ſchnell, als ein Menſch in ſtarkem Schritt. Das erinnert den Recenſenten an jenen Handwerksburſchen, der von der Gelegenheit profitiren wollte, mit einem Schiffe ſtromaufwärts zu reiſen, und gegen ein Trinkgeld vom Schiffer die Erlaubniß erhielt mit zu fahren, unter der Bedingung, daß er an's Zugſeil gehen und ziehen helfen ſollte. Das that er wohlgemuth, und zahlte am Ende das Trinkgeld für die ihm verſchaffte Erleichterung. Eben ſo beweiſt der Recenſent, daß Hr. v. D. weit weniger Anſtrengung brauchen würde, wenn er ſein Fuhrwerk Berg auf zöge, ſo bald der Weg unter einem Winkel von 2 Grad zu ſteigen anfange. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 20. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Napoleon Buonaparte.

Nicht minder merkwürdig und unterhaltend als **Lucians Memoiren** ſind die, ſo eben bei Colburn in London erſchienenen, **Anekdoten vom Hofe und dem Innern der Familie Buonaparte's**, (Anecdotes sur la cour et l'intérieur de la Famille de Napoleon Buonaparte) denn die eine Hälfte derſelben iſt von einer Dame geſchrieben, welche den Pallaſt bewohnte, dem Hof auf deſſen Reiſen folgte, den Kaiſer, wenn er in Frankreich war, täglich ſah, und täglich Zeugin ſeines häuslichen Lebens war. Sie hat die Kaiſerin **Marie Luiſe**, zu deren Gefolge ſie gehörte, von der Stunde ihrer Ankunft in Frankreich bis zu ihrer Abreiſe nach Deutſchland, nicht einen Augenblick verlaſſen, und ihr Poſten brachte ſie mit Perſonen in Verbindung, welchen ſie Nachrichten verdankt, die ſonſt nicht in's Publikum kamen. Jetzt hat ſie nichts zu fürchten noch zu hoffen, folglich kein Motiv zu ſchmeicheln oder zu verläumden. Die zweite Hälfte des Buchs iſt von einem Manne, der in großer Vertraulichkeit mit bedeutenden Höflingen lebte, und er verſichert, nichts erzählt zu haben, was ihm nicht zuverläſſig geſchienen. Wir wollen zuerſt der Dame einige ihrer pikanteſten Anecdoten abborgen.

Bei den Heirathen, welche **Napoleon** ſtiftete, befragte er nie die Neigung der Partheyen, ſondern handelte herriſch blos nach Convenienz. Darum mußte ſein Bruder **Louis** Demoiſelle **Hortenſe** heyrathen, während er ſterblich verliebt in Demoiſelle **Taſcher** war, die hernach an den Fürſten von **Aremberg** vermählt wurde. Daher **Louis** Abneigung gegen eine Frau, deren Character liebenswürdig war, und die vergebens Alles aufbot ihn zu gewinnen. Nimmer verzieh **Louis** ſeinem Bruder die Gewalt, die er ſeinem Herzen angethan; Bitterkeit herrſchte ſeitdem zwiſchen beyden; und als der älteſte Sohn von **Louis** geſtorben war, wollte dieſer nie darein willigen, den zweyten von **Napoleon** adoptiren zu laſſen. -

Die Scheidung **Napoleon's** von **Joſephinen** war noch nicht feſt beſchloſſen, als ein kleiner Umſtand ſie entſchied. Er hatte, als er von Wien zurückkehrte, ihr ſagen laſſen, ſie ſolle ihm nach Fontainebleau entgegen kommen. Sie war gewöhnt an ſolche Rendezvous, betrachtete ſie als Befehle, und ermangelte nie, ſich zuerſt dabei einzufinden. Nur dieſes Mal kam Napoleon ſechs Stunden früher als ſie, und empfindlich auf ſie warten zu müſſen, machte er, als ſie endlich kam, ihr Vorwürfe in gemeinen Ausdrücken. Die gekränkte **Joſephine** erlaubte ſich nun gleichfalls einige harte Worte, und kurz, man ſagte ſich Dinge, die nie wieder vergeſſen und durch nichts wieder gut gemacht werden. Das Wort **Eheſcheidung** wurde ausgeſprochen. Seit dieſem Augenblick dachte **Napoleon** ernſtlich daran, vier Monate nachher hatte ſie würklich Statt, und war vielleicht der Grund ſeines Sturzes, da ſeine zweite Vermählung ſeine Ehrſucht immer höher ſchraubte. Nicht umſonſt hatte man **Joſephinen das gute Geſtirn** des Kaiſers genannt. —

„**Marie Luiſe** war damals 18 und ein halbes Jahr alt, majeſtätiſch gewachſen, ihr Gang edel, ihre Geſtalt ſehr blühend, ihr Haar blond, ihr Auge blau und belebt, ihre Hand, ihr Fuß konnten zum Modell dienen; vielleicht war ſie ein wenig zu wohlbeleibt, blieb es aber in Frankreich nicht lange. Unausſprechlich liebenswürdig erſchien ſie im vertrauten Cirkel und wenn ihr behaglich war; aber in der großen Welt gab ihre Schüchternheit, beſonders im Anfange, ihr eine gewiſſe Verlegenheit, die manche irrig für Stolz hielten. Sie hatte eine ſehr ſorgfältige Erziehung erhalten, ihr Geſchmack war einfach, ihr Geiſt cultivirt, das Franzöſiſche ſprach ſie faſt mit eben der Leichtigkeit als ihre Mutterſprache. Ruhig, bedächtig, gut und fühlbar, obſchon es wenig zeigend, beſaß ſie alle angenehme Talente, beſchäftigte ſich gern und kannte die Langeweile nicht. Sanft und friedliebend, blieb ſie aller Art von Intrigue fremd, miſchte ſich in keine öffentliche Sache, und erfuhr vieles erſt durch die Journäle. Um **Napoleon's** Glück vollkommen zu machen, wollte das Schickſal, daß dieſe junge Fürſtin, die in ihm nur den Verfolger ihrer Familie, nur den Mann erblicken konnte, der ſie zwei Mal gezwungen aus Wien zu fliehen, ſich geſchmeichelt fand, den Helden gefeſſelt zu haben, und ihm bald ihre ganze Zärtlichkeit ſchenkte. Als man ſie zu **Braunau** erwartete, hatte man gefürchtet ſie kummervoll zu ſehn, bei dem Gedanken, einen Thron zu theilen,

1818.

der mit dem Blute ihrer Tante beſprützt war; man war gefaßt, ein weinendes Opfer zu erblicken, allein ſie kam, war heiter und freundlich gegen Jederman, und gefiel allgemein.“ —

„Daß Caulaincourt beauftragt war, den Herzog von Enghien zu verhaften, iſt außer Zweifel, was er auch dagegen einwenden möge. Ein Beweis deſſen iſt, daß, als die Königin Hortenſe, Alles hervorſuchend um dem Prinzen das Leben zu retten, unter andern Napoleon darauf aufmerkſam machte, daß des Prinzen Tod Caulaincourt entehren werde, weil dieſer von Kindheit auf der Gefährte des Prinzen geweſen und dem Hauſe Condé alles verdanke; Buonaparte antwortete: „warum hat er mir das nicht früher geſagt? ſo würde ich einen andern beauftragt haben.“ —

Es iſt bekannt, daß wenn Napoleon bei guter Laune war, er diejenigen, welche er wohl leiden mochte, bei den Ohren zupfte, ſie in die Backen oder in die Ohren kniff, ihnen kleine Ohrfeigen gab und ſie Tölpel (butor) oder dummes Vieh (grosse bête) nannte. Duroc, Berthier, Savary und einige ſeiner Adjutanten genoſſen dieſer Ehre oft. Marie Luiſe fand jedoch eine ſolche Art von Vertraulichkeit ſehr ſeltſam, beſonders wenn ſie ſelbſt der Gegenſtand derſelben war. Der Kaiſer kam oft zu ihrer Toilette und ermangelte ſelten ihr ein ſolches Zeichen ſeiner Liebe zu geben. Einſt mochte er ſie wohl ein wenig ſtarker als er ſelbſt gewollt in den Arm gekniffen haben, denn ſie ſprang auf und ſchrie gewaltig. Doch ohne ſich irre machen zu laſſen, kniff er ſie auch in den andern Arm, nannte ſie dummes Vieh, umarmte ſie drei oder vier Mal, und der Friede war wieder hergeſtellt. Die Herzogin von Montebello war faſt die einzige Perſon am Hofe, die ſich unterſtand, ihn unwillig zurückzuſtoßen, wenn er ſich dergleichen Freiheiten bei ihr heraus nehmen wollte.

Eines Tages fand er eine junge Perſon bei der Kaiſerin, die ſitzend ihm den Rücken zugekehrt hatte. Er gab den Umſtehenden einen Wink zu ſchweigen, näherte ſich ihr leiſe und hielt ihr die Augen zu. Sie glaubte es wäre der alte Leibarzt Bourdier, weil ſie den für den einigen hielt, der ſich allenfalls eine ſolche Vertraulichkeit erlauben dürfe. „Laſſen Sie es gut ſeyn, Herr Bourdier, rief ſie, glauben Sie etwa ich erkennte Ihre großen häßlichen Hände nicht?“ — „Große häßliche Hände?“ wiederhohlte Napoleon, indem er ſie los ließ, „Sie ſind verzweifelt ekel.“ Die junge Perſon war ſo betreten, daß ſie in ein anderes Zimmer flüchten mußte. —

Eiferſüchtig war Napoleon nicht, und doch ſchien es ſo wenn man ſah, wie er ſeine junge Gemahlin gleichſam mit Mauern und Wällen umgeben hatte. Allein er kannte die lockern Sitten ſeines Hofes, und wollte, daß die Kaiſerin auch dem leiſeſten Argwohn unzugänglich ſeyn ſolle. Ungerechnet die Ehrendame und die Staatsdame, die allein das Recht hatten zu jeder Stunde zu ihr zu gehn, ungerechnet die Pallaſtdamen, die nur erſchienen wenn die Etikette es erforderte, waren da noch ſechs Damen, die anfangs von dem ihnen zugetheilten Geſchäft Anmeldedamen, nachher aber erſte Damen der Kaiſerin genannt wurden, weil ſie würklich den ganzen innern Dienſt verſahen. Die Eine hatte die Kleider unter ihrer Aufſicht, eine andere die Wäſche, eine dritte die Diamanten u. ſ. w. Folgender Zug macht Marie Luiſens Herzensgüte Ehre. Es war eines Tages großer Cirkel bei Hofe, und ſie forderte ihre Diamanten. Die Dame, unter deren Verſchluß ſie waren, konnte den Schlüſſel dazu durchaus nicht finden. „Wohlan, ſagte Marie Luiſe, mit ein wenig übler Laune, ſo geben Sie mir meine Perlen.“ Kaum war das geſchehn, als der Kaiſer kam, und ſogleich fragte: warum ſie ohne Diamanten erſchiene? Statt ihm die Urſach zu verrathen, ſagte ſie: „gefalle ich Ihnen denn ſo nicht?“ — „O Sie gefallen mir immer,“ antwortete Napoleon und ſprach von etwas anderm. Sie kannte ſchon ſeinen hochfahrenden, reizbaren Character, und wußte, daß es jener Dame ſehr übel bekommen ſeyn würde, wenn er, der die kleinſte Nachläſſigkeit nie verzieh, die wahre Urſach erfahren hätte. —

Unter jenen ſechs Damen ſtanden ſechs Kammerfrauen, die aber nur zu der Kaiſerin kamen wenn ſie klingelte, während jene, deren täglich vier zugleich den Dienſt hatten, ſchon zu ihr gingen noch ehe ſie aufgeſtanden war, ſie den ganzen Tag umgaben und nicht eher verließen, bis ſie wieder im Bette lag. Dann wurden alle Thüren zu ihrem Schlafzimmer verſchloſſen, eine einzige ausgenommen, die in ein Zimmer führte, wo eine der Damen ſchlief, und ohne da durchzugehn, konnte der Kaiſer ſelbſt ſeine Gemahlin nicht bei Nacht beſuchen. Die Aerzte ausgenommen, war jedem Manne der Zutritt zu Marie Luiſen verſagt, wenn Napoleon nicht ausdrücklich befohlen hatte ihn einzulaſſen. Eine der Damen begleitete die Kaiſerin überall hin, blieb auch gegenwärtig wenn ſie Muſikſtunden nahm oder zeichnete oder ſtickte. Wer auch bei ihr ſeyn mochte, eine Dame befand ſich ſtets in demſelben Zimmer. Aber auch jeder Schritt dieſer Damen wurde bewacht ihr Briefwechſel beobachtet, jedes ihrer Worte erfuhr der Herr, denn es gab im Schloſſe ein doppeltes Spionirungsſyſtem, eines vom Polizeyminiſter, das andere von Napoleon ſelbſt geleitet. Dieſelbe Etikette wurde auch auf Reiſen beobachtet, und immer ſchlief eine Dame in einem Zimmer, durch welches allein man in das der Kaiſerin gelangen konnte. Einſt, im Haag, hatte die Dame ihr Bett ſo ſtellen laſſen, daß der Kaiſer, wenn er wollte, ungehindert zu ſeiner Gemahlin kommen konnte. Er kam würklich. Die Dame (vermuthlich die Verfaſſerin ſelbſt) ſtellte ſich als ob ſie ſchliefe. Aus einigen Worten, die er murmelte, ſchloß ſie, daß er den Zugang für ſchlecht bewacht halte, darum ließ ſie in der folgenden Nacht zwei Matrazen quer vor die Thür legen, ſo daß Napoleon ſelbſt darüber hinweg ſchreiten mußte. Er ſchien ſehr zufrieden mit dieſer Einrichtung und befahl ſie auch künftig zu beobachten. —

Bekanntlich wurde Lätitia Frau Mutter (Madame mère) genannt. Einſt kam ein Präfect aus einem entfernten Departement in Geſchäften nach Paris, und erhielt ſogleich eine Einladung zum Mittagseſſen bei Cambaceres, deſſen Pallaſt an den der Lätitia grenzte. Aus Verſehn fuhr der Präfect in den letztern. Zufällig war bei Madame auch große Geſellſchaft. Er trat in den Saal, fand bereits eine zahlreiche Verſammlung, ſuchte mit den Augen Cambaceres und, da er ihn nicht erblickte, nahm er Platz im Kreiſe, ohne Jemanden anzureden. „Entſchuldigen Sie meine Freiheit“ ſagte Einer ſeiner Nachbarn, „aber es ſcheint mir, daß Sie Madam noch nicht gegrüßt haben.“ — „Welche Madam?“ erwiederte der Präfect, der da wußte, daß Cambaceres unverheirathet war. — „Madam Mutter“ antwortete Jener. — „Mutter? von wem?“ — „Ey, vom Kaiſer.“ — „Bin ich denn nicht bei Cambaceres?“ — „Nein, Sie ſind bei des Kaiſers Mutter.“ — Der arme, erſchrockene Präfect lief eilig davon, und hatte nicht einmal ſo viel Gegenwart des Geiſtes, eine Entſchuldigung zu ſtammeln. Seitdem nannte man ihn nur: der Herr Präfect Mutter von wem. —

Der Character der Herzogin von Montebello wird als ſehr häßlich geſchildert. Sie habe, heißt es, ſich der Liſt und Intrigue bedient, um Marie Luiſens Geiſt und Herz zu beherrſchen. Anfangs ſey ihr das nicht gelungen, aber als, einige Monate nach der Vermählung, Napoleon etwas lauer geworden, habe die Kaiſerin das Bedürfniß gefühlt, ihre Klagen in den Buſen einer Freundin auszuſchütten, und ſeitdem habe ſie nur für die ſchlaue Herzogin zu leben geſchienen, der es gelungen ſei ihr einzubilden, es ſei auch nicht Eine junge Frau am Hofe, deren Aufführung tadellos zu nennen ſei. Die Kaiſerin habe gewiſſermaßen der Herzogin den Hof gemacht, und dieſe, weit entfernt ſich zum Dank verpflichtet zu fühlen, habe ſtets über die Sclaverei geklagt, in der ſie ſchmachte, und die ſie nur um ihrer Kinder willen ertrage. — Als ſie einſt, ihrer Geſundheit wegen, mit Urlaub auf einige Zeit auf ihre Güter ging, ermangelte man nicht, ſich in die Ohren zu ziſcheln, ſie ſey ſchwanger von Napoleon. Gewiß ein Mährgen; denn unter den Seltſamkeiten, welche Napoleons Character auszeichneten, war auch die, daß er nicht blos, wie die meiſten Männer, gleichgültig gegen diejenigen Frauenzimmer wurde, deren Gunſt er genoſſen, ſondern daß er ſogar eine Abneigung gegen ſie empfand, die an Widerwillen grenzte. Man kennt nur zwei, die eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Regel machten. Iſt nun wohl glaublich, daß er, im Fall jene Sage gegründet wäre, der Herzogin von Montebello erlaubt haben würde, ihren Poſten bei der Kaiſerin wieder einzunehmen? er, der, als er ſie dazu ernannte, laut äußerte, er wähle ſie deshalb zur Ehrendame, weil ſie wirklich eine Dame von Ehre ſey? — Bei der ſchweren Niederkunft der Kaiſerin blieb ſie 9 ganzer Tage in deren Zimmer, und ſchlief auch da auf einem Sofa.

Manche behaupteten, die Kaiſerin ſei nie ſchwanger geweſen, und ihre Niederkunft nur eine Comödie, die geſpielt worden, damit Napoleon einen ſeiner natürlichen Söhne adoptiren konnte. Andere glauben, ſie ſey von einer todten Tochter entbunden worden, und man habe ihr ein anderes Kind untergeſchoben. Lauter lächerliche Mährgen. Die Verfaſſerin erzählt die ganze Begebenheit ſehr umſtändlich. — Als der Geburtshelfer Dubois fand, daß die Niederkunft bedenklich ſeyn werde, meldete er dem Kaiſer, der eben im Bade war, daß er zweifle, Mutter und Kind zugleich retten zu können. „Denken Sie nur an die Mutter!“ rief Napoleon lebhaft, „und thun Sie Ihr möglichſtes bei ihr.“ Kaum nahm er ſich die Zeit ſich abzutrocknen und eilte zu ſeiner Gemahlin, die er zärtlich umarmte und ihr Geduld und Muth empfahl. Das Kind kam mit den Füßen zuerſt auf die Welt, Dubois mußte ſich der Zange bedienen; es währte 26 Minuten; Napoleon konnte aber kaum 5 Minuten bleiben. Er ließ die Hand der Kaiſerin los, die er gehalten hatte, und ſtürzte in ſein Ankleidezimmer, bleich wie der Tod und wie es ſchien ganz außer ſich. Endlich war das Kind gebohren und ſobald er es erfuhr, flog er zu der Mutter, und ſchloß ſie aufs neue in ſeine Arme. Sieben Minuten lang gab das Kind kein Zeichen des Lebens und ſein Geſicht war faſt ſo ſchwarz als ein Hut. Napoleon warf einen Blick auf daſſelbe, glaubte es todt, ſprach kein Wort darüber, ſondern beſchäftigte ſich blos mit der Kaiſerin. Man flößte dem Kinde einige Tropfen Brandtwein in den Mund, man ſchlug es ſanft mit der flachen Hand, man bedeckte es mit warmen Servietten — endlich ſtieß es den erſten Schrei aus und Napoleon kam ſeinen Sohn zu umarmen. Alles das geſchah in Gegenwart von,22 Perſonen, welche Alle die Verfaſſerin nahmhaft macht. Ohne Zweifel war ſie ſelbſt gegenwärtig.

Das im Garten der Tuilerien ſehr zahlreich verſammelte Volk wußte, daß bei der Geburt einer Prinzeſſin 21 Kanonenſchüſſe, bei der eines Thronerben 101 erfolgen würden. Als nun der erſte Kanonenſchuß fiel, trat plötzlich unter der lärmenden Menſchenmenge eine tiefe Stille ein, und Alles zählte leiſe: 1, 2, 3 u. ſ. w. Aber beim 22ſten Kanonenſchuß wurde das Jauchzen faſt lauter als das Schießen. Napoleon, hinter dem Vorhange eines Fenſters der Kaiſerin lauſchend, ſchien gerührt. —

Zu den Wochenbeſuchen hatte man vor das Ruhebett der Kaiſerin drei Lehnſeſſel geſtellt, für Lätitien, und für die Königinnen von Spanien und Holland. Als Napoleon das gewahr wurde, ſagte er, ſeine Mutter ſey nicht Königin, dürfe folglich keinen Lehnſtuhl haben. Er ließ die Lehnſtühle ſämmtlich wegbringen und Tabourets an ihre Stelle ſetzen. Die drei Damen, die nicht wußten daß es auf ſeinen Befehl geſchehn, entfernten ſich ſogleich wieder mit Empfindlichkeit, und dieſe Begebenheit mehrte die Kälte, die bereits in der Familie herrſchte. — Der große Freund der Etikette, Napoleon, ließ in allen Archiven nachſchlagen, und beſtand darauf, daß Alles ſo gehalten werden ſolle, wie unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. Die Herzogin von Montebello bekam einſt einen derben Verweis von ihm, weil die Kaiſerin, gegen die Etikette, eine Arzney genommen hatte, ehe der Leibarzt erſchienen war ſie ihr zu reichen.

Kaum war Marie Luiſe aus den Wochen, als ſie darauf drang, Napoleon auf ſeiner Reiſe an die franzöſiſchen Küſten zu begleiten. Sie wurde während dieſer Reiſe ſehr mager und hat auch nie ihr vormaliges Embonpoint wieder erhalten. —

Die Spione im Innern des Pallaſtes hielt Napoleon nicht blos aus politiſchen Abſichten, ſondern auch zu ſeinem Spaß. Er mochte gar zu gern alle ſkandalöſe Anekdoten von ſeinen Höflingen wiſſen, und noch lieber die Ehemänner perſifliren, deren Frauen galante Abentheuer hatten. Einſt hatte er auf dieſe Weiſe eine Intrigue der Herzogin von Baſſano entdeckt, und ſagte zu ihrem Manne: „Nun, Herr Herzog? Ihre Frau hat einen Galan.“ — „Ich weis es, Sire.“ — „Wer hat es Ihnen geſagt?“ — „meine Frau ſelbſt, und eben darum glaube ich es nicht.“ — Napoleon, den dieſe Antwort etwas verwirrte, ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn und rief: „O die Weiber! die Weiber! wie fein, wie ſchlau ſie ſind!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Brückenbrüder.

Der gelehrte Biſchoff von Blois, M. Gregoire, hat in einer neuerlichen kleinen Schrift hiſtoriſche Unterſuchungen über dieſe Brüderſchaft angeſtellt, welche jedem Denkenden mancherley Unterhaltung gewähren.*) Die Unterſuchung ſchlägt in die kirchlichen Alterthümer ein, und führt unſern Blick in ein Zeitalter zurück, wo die Folgen der Völkerwanderung in der Willkühr ſichtbar wurden, welche über Eigenthum, Freiheit und Leben der Menſchen gebot. Gegen jenes Recht des Starkern war die chriſtliche Religion faſt die einzige Schutzwehre, und man darf das Verdienſt der damaligen Kleriſey und ihres Gefolges um die Zuſammenhaltung der geſellſchaftlichen Bande nicht verkennen. Zu dieſem Gefolge rechnen wir jene mancherley Congregationen, oder Brüderſchaften geiſtlicher Art, die mehr als ihre geiſtl. Herren ſelbſt, durch wohlthätige Stiftungen zum Beſten der Menſchheit gewirkt haben. Die faſt vergeſſene Congregation der Brückenbrüder machte ſich zuerſt im 12. Jahrhundert, durch den Bau der Brücke zu Avignon merkwürdig, wovon der heil. Benezel, (Benediktchen) Urheber ſeyn ſoll. Der Papſt Clemens III. ertheilte den Brüdern im Jahr 1188 eine Beſtätigungs-Urkunde, und die Vortheile, welche den Reiſenden durch die Brücke erwuchs, die Heiligkeit des Stifters, der Eifer und die Tugenden der Brüder verſchafften ihnen allgemeine Achtung und anſehnliche fromme Vermächtniſſe. Sie waren nämlich im edleren Sinne die erſten Hege-

---

*) Der Titel heißt: **Recherches historiques sur les congregations hospitaliéres des freres pontifes, ou constructeurs des ponts, par M. Gregoire. Paris 1818.**

und Geleits-Reiter, Herſteller des innern Handels und der Baukunſt. Gleich den Tempelherren und Johannitern waren ſie bemüht, Reiſende, krank oder geſund, zu verpflegen, ſie mit gewafneter Hand zu geleiten, und zu ihrem Dienſte Wege, Brücken und Fähren zu unterhalten, an die damals die Beſitzer der zerſtückelten Länder unter ſteten Befehdungen nicht dachten. Um dieſem Zwecke beſſer zu entſprechen, blieben ſie ehelos und legten das Gelübde der Armuth und des Gehorſams gegen ihre Obern ab. (Verbrüderungen dieſer Art können uns gewiſſermaßen mit jenen ſchwärmeriſchen und abergläubiſchen Geſellſchaften verſöhnen, von denen beſonders Italien unter den Namen der weißen, grauen, blauen, grünen und rothen Brüder, der Brüder des Todes u. ſ. w. wimmelte.) Selbſt die abergläubige Verehrung der Pilgrimſchaften diente der Gemeinnützigkeit, indem man ihnen Hoſpitäler erbaute, Wege und Stege bereitete, wie z. B. die 3 großen Straßen nach Spanien zum heil. Jacob von Compoſtella. (Bekanntlich iſt dieſer Heilige in einer noch vorhandenen, ſehr großen und ſchweren Büchſe von Stein zu Waſſer von Jeruſalem nach Compoſtella gereiſet.) Will man alſo die gute Seite der katholiſchen Lehre von den verdienſtlichen Werken betrachten, ſo muß man auf dergleichen Anlagen und Stiftungen ſehen, wodurch ſich das Mittelalter auszeichnet. So ließ z. B. Alvaro, ein Biſchoff von Loria in Spanien, ein Hoſpital und alle Brücken in ſeiner Diöces erbauen, und verkaufte ſeine Bibliothek und alles Hausgeräthe, um den Aufwand zu beſtreiten, während in jener Zeit Räuber und Ritter die Reiſenden um die Wette plünderten, und eher in's andere Leben als über die Flüſſe förderten. — Nachdem der Verf. nachgewieſen hat, wie ein ähnlicher Eifer für Brückenbau auch in Italien und Spanien aufgemuntert worden, erwähnt er der merkwürdigen Roſchilder Verbrüderung, die gegen das Jahr 1170 unter dem zweideutigen Namen die Roſchildiſche Piratengeſellſchaft, (Piratica-Roschildensis) bekannt geworden iſt, aber eigentlich gegen die nichtchriſtlichen Seeräuber gerichtet war. Die Mitglieder waren ſtrengen Regeln der Frömmigkeit und Aufopferung unterworfen, und wirkten ſehr wohlthätig, indem ſie den Seeräubern Einhalt thaten, die ihnen abgenommenen Gefangenen, neu bekleidet, ſicher in den Schooß ihrer Familien zurückführten u. ſ. w. Das allgemeine Zutrauen war der Preiß der ausgezeichneten Verdienſte dieſer Geſellſchaft, und man möchte wohl wünſchen, daß ſie h. z. T. gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten noch vorhanden wäre; wenigſtens ſo lange, bis der deutſche Bund, oder alle chriſtlichen Staaten Ernſt gegen die Korſaren machten, was noch keine große Eile zu haben ſcheint. Wann die Geſellſchaft der Brückenbrüder erloſchen iſt, darüber finden ſich keine vollſtändige Nachrichten. Sie haben uns aber großartige Denkmaler ihres Wirkens (z. B. die berühmte Brücke Pont St. Esprit Dept. du Gard) hinterlaſſen, zum Beweis, was der Eifer des Chriſtenthums, wo er ernſtlich war, vermochte. Möchte die Vaterlandsliebe, deren wir uns jetzt rühmen, ähnliche große Dinge auf die Nachwelt bringen!

Freimaurer Lexicon

(Herausgeg. von J. Ch. Gädike.)

In einer Zeit, wo faſt alle geheimen Staats-Papiere ins Publikum kommen, ehe die Dinte trocken iſt, kann es niemanden Wunder nehmen, wenn ſchon viele Hände an dem Vorhange gezerrt und gelüftet haben, hinter dem ſich die Freimaurerei zu ihren Arbeiten verſammelt. Hier liefert uns ein Freimaurer ſelbſt auf 528 Seiten eine ganze Menge maureriſche Nachrichten nach dem Alphabete. Das Lexicon umfaßt geheime Geſellſchaften älterer und neuerer Zeit, alle deutſchen Logenörter, kurze Darſtellung des Logenzuſtandes in den europäiſchen Staaten, kurze Biographien merkwürdiger Maurer, Afterarten von Maurerei u. ſ. w. Der Herausgeber will dabei von den Hieroglyphen, Symbolen und Gebräuchen der Freimaurer nur ſoviel verlautbaren, als ohne Pflichtverletzung entdeckt werden konnte.

Wir glauben, daß die Idee eines ſolchen Lexicons nicht übel iſt: man mag entweder blos auf eine augenblickliche Befriedigung der Neugier und Ueberſicht hiſtoriſcher Notizen ſehen, oder man mag einen philoſophiſchen Geſichtspunkt aufſuchen, und den Blick auf alle ältere und neuere geheime Geſellſchaften, auf die Egyptiſchen, Eleuſiniſchen Geheimniſſe, u. dergl. richten, und ihren Zuſammenhang mit der Geſchichte der Menſchheit überhaupt erforſchen wollen. Was die Ausführung betrifft, ſo wird ſie in erſterer Rückſicht und für den Maurerlehrling genügender erfunden werden, als in der letzten Rückſicht wo man ſowohl tiefern Blick, als gründliche hiſtoriſche Nachweiſung und Literatur vermiſſen dürfte. Auf Vollſtändigkeit kann man übrigens bei einem erſten Entwurfe keinen Anſpruch machen. Ungehörig ſcheint uns, die Aufnahme eines Artikels über die unbedeutenden Studentenorden. Intereſſant iſt, wenn man die Beſchützung und Verfolgung der Freimaurerey in den verſchiedenen Ländern nebeneinanderſtellt; und es iſt eben ſo merkwürdig, daß die ſogenannte königliche Kunſt, von Königen gefürchtet und verfolgt worden iſt, während große Könige ſie geübt, geſchützt und geehrt haben. So hat z. B. Friedrich der Große den Hammer ſelbſt geführt, und Carl XIII. der Maurerei zu Ehren noch 1811 einen Ritterorden in Schweden geſtiftet, wo es in der Einleitung zu den Statuten des Ordens heißt: „daß diejenigen, welche im Stillen Tugenden üben, eine äußere Ehre zu haben verdienen." In Baiern wurde die M. in einer Churfürſtl. Verordnung von 1785 ein ſchädliches **Handwerk** titulirt. Freilich war der Herr Exjeſuite Frank mit an der Spitze der Gegner. Es gab ſonſt Menſchen, die ſich nicht eher eine Meinung zu haben getraueten, bis ſie erfuhren, was man jenſeits der Alpen meinte. Daß die päpſtl. Staaten noch h. z. T. gegen die wehrloſen Freimaurer zu Felde ziehen, iſt bekannt genug geworden. Eine Bannbulle gegen die drei großen Lichter, (ſ. den Artikel **Lichter**) iſt für den geſunden Menſchenverſtand eine drolligte Erſcheinung; aber ſehr conſequent da, wo man das erſte der großen Lichter, die Bibel ſelbſt, ſchon längſt in Verbot legte.

Naturlehre. (Beſchluß.)

In der **americaniſchen Ornithologie** von **Wilſon** in Philadelphia (die bereits zu 9 Bänden angewachſen iſt) wird der ſogenannte Spottvogel ſehr intereſſant beſchrieben. Sein Gefieder hat nichts ausgezeichnetes, aber ſeine Geſtalt iſt ſchlank und graziös. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit ſeiner Bewegungen, das Feuer ſeiner Augen und das verſtändige, aufmerkſame Horchen auf den Geſang anderer Vögel, ſind bewundernswürdig. Seine Stimme iſt voll, wohlklingend, jeder Biegung fähig, und kann eben ſoleicht den weichen Ton der Wachtel als das kreiſchende Geſchrei des Habichts nachahmen. Aber ſeine Nachahmungen ſind jederzeit Verſchönerungen; wenn er ſingt, iſt er in ſteter Bewegung, breitet Flügel und Schweif aus, ſteigt in die Lüfte wie ein Pfeil, und ſenkt ſich wieder wenn ſein Geſang erſtirbt. Wer ihn hört, ohne ihn zu ſehen, ſollte glauben, alle Vögel des Waldes hatten ſich verſammelt um einen Wettgeſang anzuſtimmen. So täuſcht er auch oft den Jäger, der, durch die nachahmende Stimme verleitet, einem ganz andern Vogel nachzuſchleichen glaubt. Die Vögel ſelbſt werden oft durch ihn betrogen, glauben ſich von ihres Gleichen gelockt, und nähern ſich, oder fliehen weil ſie den Schrey eines Sperbers zu hören wähnen. Selbſt im Käſicht verliert er ſeine gute Laune nicht und man wird nicht müde ihm zuzuhören. Bald pfeift er dem Haus-Hund, der alſobald wedelnd herbeyeilt, weil er meynt, ſein Herr habe gepfiffen; bald ſchreyt er wie ein verwundetes Küchlein, und ſogleich flattert die Gluckhenne herzu mit geſträubtem Gefieder, um ihre Jungen zu beſchützen. Ein andresmal läßt er das Bellen eines Hundes, das Miauen einer Katze und das Knarren eines ungeſchmierten Rades ſchnell aufeinander folgen, und endigt mit dem ganzen Liede, welches ſein Herr ihm pfeifen gelehrt, es ſey ſo lang es wolle. Das Schmettern des Canarienvogels und die Flöten-Töne der virginiſchen Nachtigall ahmt er in gleicher Vollkommenheit nach. (Wie kommt es, daß man dieſen Vogel noch nicht nach Europa gebracht hat? zwar, wenn blos das Talent der Nachahmung in Betrachtung kommt, ſo brauchen wir ihn wenigſtens in Deutſchland nicht, denn die Deutſchen ſind die Spottvögel von Europa.)

Wilſon beſtreitet die allgemeine Meynung das die **Fliegen-Vögel** (eine Art Colibri) ſich blos vom Saft der Blumen nährten, weil ſie mit ihrer langen Zunge in den Blumenkelch dringen; man hat auch Ueberbleibſel von Inſecten in ihren Magen gefunden. Mühſam erhält man ſie im Käſicht, denn wenn ſie nicht faſt immer fort in der Sonne hängen, ſo erſtarren ſie. — Wenn dieſe Vögel auch ſchön ſängen, ſo würden ſie das treffendſte Bild der Dichter ſeyn. —

Der **Gingho**, urſprünglich ein Japaniſcher Baum, den **Kämpfer** 1712 zum Erſtenmale beſchrieben hat, wird ungefähr ſo groß als unſere Nußbäume und trägt Pflaumen ähnliche Früchte. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde er in Europa eingeführt, und 1754 ſchon in England cultivirt, wo der Botaniker **Smith**, um dem Botaniker **Saliſbury** ein unnützes Compliment zu machen, den japaniſchen, von Kämpfer und Linné angenommenen Nahmen in Saliſburya adianthifolia verwandelte; eine Schmeicheley, aus der die Unannehmlichkeit entſtanden iſt, daß nun mehrere Botaniker, z. B. **Wildenow**, ihn Saliſbury nennen, während andere, z. B. Juſſieu, Perſoon u. ſ. w., ſeinen urſprünglichen Nahmen beybehalten. Als er zuerſt bekannt wurde, hielt man ihn in Frankreich ſo hoch im Preiſe, daß er unter dem Volke nur der **Vierzig-Thaler-Baum** hieß. Vor einigen Jahren hat er zur

Rouen, Piſa und Montpellier geblüht, aber es waren lauter männliche Blüthen, und man glaubte ſchon, daß man in Europa kein weibliches Exemplar beſitze. Nun hat jedoch der Profeſſor de Candolle bekannt gemacht, daß allerdings zu Genf ein ſolches exiſtirt, aber taube Früchte trägt, weil es dort an einem männlichen Baume fehlt. Es ſind Ableger nach Frankreich und England geſchickt worden, und ſo wird vermuthlich bald in unſern Gärten ein neuer Fruchtbaum uns neue Genüſſe gewähren. —

Delambre hat in der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften, ein Memoire über den Ocean vom General Sauviac vorgeleſen, in welchem der Verfaſſer, mit eben ſo wenigem Glück als ſein Hr Waffenbruder Allix, ganz beſondere Meynungen aufſtellt, z. E. daß die, vermittelſt der Pflanzen ausgeübte, Decompoſition des Waſſers, nach einigen Tauſend Jahren die Meere austrocknen werde. Es gieng dieſem Memoire wie einem ſchlechten Schauſpiele, wo die Zuſchauer ſo lange pochen bis der Vorhang fällt — es wurde nicht bis zu Ende geleſen. —

Literariſche Notizen.

Herr Krieger, ein Verehrer Friedrich des Großen hat in mehr als 40 Jahren 887 Kupferſtiche und 58 Holzſchnitte von dieſem unvergeßlichen Könige zuſammen gebracht, und das Verzeichniß derſelben unter dem Titel: Leben und Thaten Friedrich des Einzigen, herausgegeben. Er hat, um der Vollſtändigkeit willen, auch die Bilder auf Tabaks-Briefen und Spiel-Karten nicht verſchmäht. Von dem Bilde zu Pferde, welches Chodowiecky geliefert, waren ſchon im Jahr 1805 dreiſſig Nachſtiche erſchienen. Von einem andern Kupferſtiche des Rector Berger in Berlin wurden über 6000 Exemplare verkauft und von den bunten Holzſchnitten von Zürngiebel über 4000. Ein Colporteur kaufte einſt eine mißlungene Platte für 10 thl. an ſich; und wurde noch dadurch zum wohlhabenden Manne. Aus alle dem iſt zu ſchließen, daß die Deutſchen damals der unbeſchränkten Monarchie noch nicht ſo abhold waren als jetzt. Doch das haben viele wohl auch ſpäter in der Verehrung Napoleons bewieſen, von dem man gewiß noch mehr als 887 Kupferſtiche zuſammen bringen könnte. —

Der Freyherr vom Seckendorf hat in einem Buche vom Fürſten nach antimachiavelliſchen Grundſätzen die Kunſt zu regieren nach natürlichen Empfindungen dargeſtellt. Der Gedanke iſt ſo neu, und ſo ſonderbar, daß er jeden Leſer wie uns auffallen wird. Nebenher meynet der Verfaſſer, daß die Völker die Kunſt zu regieren oft beſſer verſtänden als ihre Regierer. —

Von den ſchreibenden Zeitgenoſſen Alexander des Großen, deren viele deſſen Thaten geprieſen, iſt faſt nichts uns übrig geblieben, und wir leſen dieſe ſogenannten Heldenthaten nur in Schriftſtellern, die mehrere Jahrhunderte nach Alexander gelebt, und uns Bruchſtücke aus ſeinen erſten Biographen aufbehalten haben. Nicht allein mehrere ſeiner Generale hatten Denkſchriften aufgezeichnet, ſondern es befanden ſich auch Philoſophen in ſeinem Gefolge, die ausdrücklich damit beauftragt waren. Einige derſelben, wie Calliſthenes und Oneſicrites, ſchmeichelten ihrem Helden durch Fabeln, Andere konnten wenigſtens der Verſuchung nicht widerſtehen, wunderbares mit Wahrheit zu miſchen, was bei ſo fernen erſtaunenswürdigen Unternehmungen leicht war. Nur wenige waren ſtark genug, den ſolchen Flecken ſich rein zu erhalten. (Wir haben in unſern Tagen das ähnliche Beiſpiel vor Augen.) St. Croix, Fabricius u. a. m. haben mit vieler Gelehrſamkeit und geläuterter Critik jene Schriften beleuchtet. Doch keiner ſpricht von Alexanders Itinerarium, (Reiſebahn) welche vor kurzem Herr Mai in einer Handſchrift der ambroſianiſchen Bibliothek entdeckt und bekannt gemacht hat. Der Verfaſſer dieſes Itinerarium iſt unbekannt, lebte jedoch im vierten Jahrhundert, da er ſein Werk dem Kaiſer Conſtanz, dem Sohne Conſtantin des Großen gewidmet hat. Zu ſeiner Zeit waren die erſten Denkmäler der Geſchichte Alexanders noch nicht alle untergegangen, und ſeine Uebereinſtimmung mit Arrian ſcheint Herrn Mai ein Beweis ſeiner Wahrhaftigkeit. Doch weicht er auch in vielen Puncten von dieſem ab, und hat alſo nicht einen bloßen Auszug aus demſelben geliefert. Er drückt ſich beſcheidener als Arrian aus, und verſchmäht alle Fabeln. Alexanders Tod ſchreibt er nicht dem Gifte zu, ſondern deſſen Unmäſſigkeit bei einem Schmauſe, den Medius ihm gab, und wo er den Pokal des Hercules leerte. Das Manuſcript iſt übrigens unvollſtändig und endet mit Alexanders Wegzug von den Säulen des Hercules. Die Geſtalt des Helden beſchreibt der Verfaſſer wie folgt: „Er hatte einen durchdringenden Blick, eine etwas gebogene Naſe, eine offene Stirne, obgleich ſein Haar ſehr ſtark war, allein es hatte durch das heftige Reiten eine Richtung nach hinten genommen.“ (Die antiken Büſten Alexanders beſtätigen dieſe Beſchreibung. Ganz hat der Verfaſſer der Verſuchung zu ſchmeicheln doch nicht widerſtehen können, denn zuletzt behauptet er, Kaiſer Conſtanz habe eine auffallende Aehnlichkeit mit dem macedoniſchen Helden. Das Jupiter Ammon's Land ſchildert er ſehr romantiſch, vergißt auch nicht, der Quellen zu erwähnen, die in der Nacht warm, am Tage kühl ſind, und die noch jetzt, ſo wie das gleichfalls angeführte Salz, auf derjenigen Oaſe gefunden werden, welche die Araber im Mittelalter Santaryah nannten und welche jetzt Siouah heißt. Sie war ſtets berühmt durch ihre Palmen und Quellen, und diente, gleich den andern Oaſen, im vierten Jahrhundert zum Verbannungsorte. — Den Styl des Verfaſſers findet Hr. Mai nicht ſchlecht; er iſt es aber doch würklich, (denn im vierten Jahrhundert war die Sprache ſchon ſehr verderben.) Das Manuſcript wimmelt von Fehlern, und würde oft ganz barbariſch erſcheinen, wenn Mai nicht vieles verbeſſert hätte. —

Wir dürfen die, in engliſcher Sprache erſchienene, mit Charten und Kupferſtichen ſchön geſchmückte Geſchichte von Java in zwei Bänden empfehlen. Der Verfaſſer derſelben iſt Raffles, der fünf Jahre Statthalter auf dieſer Inſel war, und dem alle Mittel zu Gebote ſtanden, Thatſachen zu erfahren und zu prüfen. Mit dieſen Vortheilen verbindet er viel Einſicht und eine vorurtheilsfreye Denkart. Die holländiſche Verwaltung tadelt er freylich ſtreng, und entſchuldigt ſich deshalb in der Vorrede; man ſagt jedoch allgemein, daß die kleinliche Eyferſucht der vormaligen holländiſch-oſtindiſchen Compagnie nicht hart genug getadelt werden konne. Raffles meynet, ſie habe durch den Verluſt ihrer ſchönen Colonien im Grunde nichts eingebüßt, denn ihre Schulden hätten ſich 1790 auf 15 Millionen Gulden belaufen. Eine Commiſſion, die zur Unterſuchung ihrer Lage niedergeſetzt wurde, erklärte: die Vermehrung der Abgaben, das ſteigende Geldbedürfniß, die circulirende Maſſe von Papiergeld, die zahlloſen Erpreſſungen der Beamten, der Schleichhandel mit den Fremden, die Treuloſigkeit der eingebohrnen Fürſten, die Schwäche der Regierung, das Uebermaß der Militär-Bedürfniſſe — alle dieſe Mißbräuche wären zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß es faſt unmöglich ſchiene, den gänzlichen Ruin der Compagnie aufzuhalten — In keinem Lande der Welt finden ſich ſo viele gewaltige Ruinen von Tempeln die ſchwerlich von den Vätern der jetzigen einfachen Bewohner erbaut wurden. Ohne Zweifel waren ſie der Hindus-Religion gewidmet, und der Verfaſſer glaubt, daß künftige Entdeckungen beweiſen werden, Java und Sumatra ſeyen nicht allein das Taprobane der Alten, ſondern auch die heiligen Inſeln der Hindus. — Die reichſten und fruchtbarſten Theile der Inſel werden noch von zwei eingebornen Fürſten beſeſſen, davon einer Kaiſer, der andere Sultan genannt wird. — Unter den ungeheuren Bergen, die zum Theil Flammen ſpeiend waren und noch ſind, befand ſich auch der Vulkan Papandayang, der 1772 in der Nacht vom 11. auf den 12. Auguſt in eine weiße Wolke gehüllt erſchien. Die Einwohner durch dieſes Phänomen erſchreckt, nahmen die Flucht, allein ſie waren noch nicht weit gekommen, als der Berg plötzlich zuſammenſtürzte, und mit gräßlichem Donner das ganze ihn umgebende Land auf 15 Meilen in der Länge und 6 in der Breite mit ſich in den Abgrund hinabriß. Erſt 6 Wochen nachher durfte man wagen dieſem Schauplatz der Vernichtung ſich zu nähern. Drei Fuß hoch war die Erde mit vulkaniſchen Auswürfen bedeckt. 40 Dörfer gingen zu Grunde, faſt 3000 Menſchen kamen um nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl von Vieh. Die Pflanzungen von Baumwolle, Indigo, Caffee u. ſ. w. waren ringsum zerſtört. Die Würkungen dieſer ſchrecklichen Cataſtrophe ſind noch jetzt ſichtbar. — Dieſe Gefahren vergilt der üppigſte Boden. Das herrliche Pflanzenreich erregt Bewunderung. Die ſchönſten Früchte, Bananen, Orangen, Limonen u. ſ. w., wachſen in die Hand, die Ananas ſind ſo häufig, als die Erdbeeren in unſern Wäldern. Man athmet überall würzreichen Blumenduft. Im Schatten der zum Erſtaunen hohen Bäume rieſeln überall friſche Quellen. Aber freilich umziſchen auch Schlangen den Wanderer, Tyger heulen in den Wäldern, Büffel brüllen in den Moräſten, und der blutdürſtige Malaye zücket den Dolch gegen jeden, der ſeiner Wohnung ſich zu nahen wagt. — Mit Ausnahme der Stadt Batavia, iſt das Klima auf Java ſehr geſund, wie die Sterbeliſten beweiſen. Die holländiſche Compagnie iſt allein Schuld, daß in dieſer verpeſteten Hauptſtadt ſo viele Menſchen geopfert worden ſind. Sobald die Stadtmauern niedergeriſſen wurden, ſuchten die Einwohner geſundere Wohnplätze, fanden ſie ſchon in einer geringen Entfernung von einigen Meilen, und befinden ſich ſeitdem ſehr wohl. (Wir werden auf dieſes treffliche Werk vielleicht noch einmal zurückkommen.) —

Für die Wetterbeobachter hat der Engländer Thomas Forſter ein Werk über die Phänomene der Atmoſphäre geliefert, in welchem er die Wolken nach ihrer verſchiedenen Geſtalt in Cirrus, Cumulus, und Stratus abtheilt und aus ihnen prophezeiht. Wir gehören nicht zu den Meteorologen, und begnügen uns daher mit dieſer kurzen Anzeige. —

In einer Notiz über eine Tonnen-Fabrik zu Glasgow und eine Branntweinbrennerei zu Edinburgh (für Kenner ſehr merkwürdig) wird erzählt, daß die letztere täglich 3000 Galonen rectificirten Branntwein aus Spelz und Gerſte liefert. Die Taxe, die der Eigenthümer zahlt, beläuft ſich jährlich auf 300000 Pfund Sterling. (!)

A. v. Schlegels ſehr correcte, aber auch ſehr kalte Elegie, Rom, iſt von dem Profeſſor Fuß in's Lateiniſche überſetzt, und ſogar, nach Art klaſſiſcher Gedichte, durch Einleitung und Anmerkungen commentirt worden. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ein Verſuch, der wenigen beſſer, den Meiſten ſchlechter gerathen, und am Beſten ganz unterblieben ſeyn würde. Die Anmerkungen enthalten Parallelſtellen alter Dichter und antiquariſche Erläuterungen. —

Manſo's Leben Conſtantin des Großen iſt ein angenehmes Geſchenk. Ohne Gibbon's Verdienſte zu nahe zu treten, ſo ergiebt ſich doch, daß ſeine Forſchungsluſt ermüdete, und der, über ſein ganzes Werk (vom Verfall und Untergange des römiſchen Reichs) verbreitete äußere Glanz wird zuletzt unwirkſam, und paßt auch wohl nicht für dieſe längſte aller Krankheits-Geſchichten. Daher konnten Neander, Wilken u. ſ. w. mit Erfolg einzelne Theile der Byzantiniſchen Geſchichte neu bearbeiten, und an dieſe Reihe von Werken deutſchen Fleißes ſchließt ſich Manſo's Geſchichte auf eine würdige Weiſe an. Doch ihm gebührt nicht blos das halbe Lob des Fleißes, welches in Deutſchland gewöhnlich geſpendet wird, weil man nicht den Muth hat, das ganze zu ertheilen, oder zu verſagen; ſehr lobenswerth iſt hier die Form, die von Engländern und Franzoſen weit weniger vernachläſſigt wird, als von den Deutſchen, aus deren reichhaltigen aber unleßbaren Werken man die Goldſtücke wie aus einem zähen Moraſte herausſuchen muß. Der Verfaſſer hat ſich beſonders aller Wiederhohlungen von Wörtern und Wendungen enthalten, die immer auch auf den Inhalt langweilig und unangenehm würken. Sein Werk ſteht in einer ſo wohlgefälligen Reinlichkeit da, daß wir an Iſokrates erinnern würden, wenn nicht einige darin ein zu großes Lob, andere einen zu ſtarken Tadel finden möchten. — Durch eine falſche Nachäfferei gehen jetzt ſo manche, übrigens ganz verſtändige Leute in ſteifen Stiefeln und ſteifleinenen Röcken einher, daß man ihren tüchtigen natürlichen Wuchs kaum erkennen kann, und den einfachen Gang verſchmähend, ergötzen ſie ſich an wunderlichen Sprüngen und Capriolen. Nicht beſſer ſtehts mit vielen Leſern: ihrer Zunge ſchmeckt alles fade, was nicht mit Cayenne-Pfeffer gewürzt iſt, und ſie vergeſſen, daß ſolche ununterbrochene Ueberreizung um allen Geſchmack bringt. Des Verf. Einfachheit und Klarheit führen weit eher zum Ziele der ächten Geſchichtſchreibung, und, den Ausſpruch über Arioſt's Orlando umwandelnd, möchten wir ſagen: Wer nicht ſchreiben kann wie Thucydides, der ſchreibe lieber vernünftig. — Uebrigens behauptet der Verfaſſer, das Chriſtenthum habe in Conſtantins Tagen im Kampfe mit dem alten Glauben noch unterdrückt werden können; eine Behauptung, die wahrſcheinlich viele Gegner finden wird. —

Die höchſt intereſſanten Briefe der Frau v. Freygang über den Kaukaſus und Georgien — ein Seitenſtück zu der Reiſe der Lady Craven in die Krimm, zu den Briefen der Lady Montague über die Türkey und zu der Berufs-Reiſe der Generalin Riedeſel nach Nordamerika — iſt von dem ruſſiſchen Reſidenten zu Hamburg, Herrn v. Struve, ſo trefflich in's deutſche überſetzt worden, daß das franzöſiſche Original nichts von ſeinem lebhaften Colorit verlohren hat.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 22. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Napoleon Buonaparte (Beſchluß.)

Wenn **Napoleon** ſeine ehemaligen freundſchaftlichen Verhältniſſe abbrach, ſo geſchah es nur, weil ſeine alten Freunde zu oft vergaßen, was ſie ſeiner jetzigen Würde ſchuldig waren. Einſt war der Schauſpieler Dugazon bei ihm in St. Cloud; **Napoleon** glaubte zu bemerken, daß er ſtark zugenommen habe, klopfte ihm auf den Bauch und ſagte: „Sie arrondiren ſich.“ — „Weniger als Sie, kleiner Papa“ antwortete Dugazon und klopfte ihm gleichfalls auf den Bauch. Der kleine Papa erwiederte nichts, aber Dugazon durfte nicht mehr erſcheinen. — Ein andermal wurde zu Malmaiſon Saute mouton (Springhammel) geſpielt, wobei die Spielenden in einer Linie ſtehen, ſich bücken, und wechſelweiſe übereinander wegſpringen. Der Miniatür-Mahler Ysabey, der auch dabei war, bemerkte nicht, oder wollte nicht bemerken, daß die übrigen, wenn ſie an den erſten Conſul kamen, nicht über ihn wegſprangen ſondern an der Seite vorüber gingen; er aber ſprang friſch darauf los. **Buonaparte** ſchien es nicht übel zu nehmen, klatſchte ihn aber derb auf den H**. „Daraus mache ich mir nichts“ rief Ysabey, „er hat doch meinen H** küſſen müſſen.“ Natürlich durfte der unbeſcheidene Mahler nicht wiederkommen. Als Kaiſer verzieh **Napoleon** ihm zwar, und wählte ihn, um **Marien Luiſen** im Zeichnen zu unterrichten, aber wiederſehen wollte er ihn nie. — Auch **Talma** erlaubte ſich einige Freiheiten, die ihn aus **Buonaparte's** Geſellſchaft ausſchloſſen, doch zürnte der Kaiſer ihm ſonſt nicht und bezahlte oft deſſen Schulden. —

Keine Gattung von Menſchen, wenn man die Senatoren ausnimmt, war in der öffentlichen Meynung tiefer geſunken als die Kammerherren. — Es iſt bekannt, daß der Senat alles gut hieß und ſich dadurch allgemeine Verachtung zuzog. Einſt ſtellte Einer der Senatoren dem Kaiſer vor, es werde nöthig ſeyn, um das Anſehen des Senats wieder etwas zu heben, daß ihm ein Decret zugeſchickt werde, über deſſen Verwerfung man ſchon vorher überein gekommen. „Nein, nein“ antwortete **Napoleon**, „Ihr könntet Euch verwöhnen.“ — Die wiederaufgenommenen Emigranten krochen eben ſo demüthig vor ihm als die ſtolzen Söhne der Revolution. Viele machte er zu ſeinen Höflingen, blos um das eitle Vergnügen zu genießen, die berühmteſten Nahmen unter ſeiner **Dienerſchaft** nennen zu hören. Eines Morgens rief er einen ſolchen Kammerherrn herein, und forderte Holz von ihm. „Sire“ ſagte dieſer, „ich werde dem Bedienten klingeln.“ „Nicht von meinem Bedienten habe ich Holz begehrt“ erwiederte **Napoleon**, „ſondern von Ihnen. Welcher Unterſchied iſt zwiſchen Ihnen und meinen Bedienten? dieſe tragen eine grüne, mit Gold beſetzte, und Sie eine rothe, geſtickte **Livree**.“ Und dennoch, hätte er 300 Kammerherrn-Stellen zu vergeben gehabt, ſie würden nicht hingereicht haben, die Wünſche der Emigranten zu befriedigen. Einer jedoch, der Sohn eines vormaligen Herzogs und Pairs von Frankreich, ſchlug eine ſolche ihm angebotene Stelle aus. „Warum?“ fragte ihn der Polizey-Miniſter. — „Weil ich nicht Kammerherr ſeyn will.“ — „Sie wollen nicht? giebt es denn einen höhern Willen als den des Kaiſers?“ — „O ja, den eines Menſchen, der weder Verbannung noch Kerker noch Todt fürchtet.“ Mit dieſen Worten empfahl er ſich, reiſte auf eines ſeiner Güter, und wunderte ſich ſehr, daß er weder erſchoſſen, noch eingekerkert, auch nicht einmal exilirt wurde. —

Von dem vormaligen Könige von Weſtphalen werden hier viele häßliche Dinge erzählt. „Wenn es wahr iſt, daß die Könige den Stempel der Majeſtät auf ihrer Stirne tragen“ hat **Napoleon** einſt zu ihm geſagt, „ſo kannſt du incognito reiſen, Niemand wird dich erkennen.“ — Dieſer **Hieronymus** machte gern Späschen, die ſelten witzig waren. Eines Tages befand er ſich mit einigen Herren ſeines Gelichters incognito im Garten von Luxemburg, begegnete einer alten Dame, deren Kleidung noch aus dem Zeitalter Ludwig des XV. zu ſeyn ſchien, ſtellte ſich vor ſie hin und ſagte mit ſpöttiſcher Ehrfurcht: „verzeihen Sie Madam, ich bin ein großer Liebhaber von Antiquitäten, und habe folglich eine außerordentliche Begierde, Ihnen den Rock zu küſſen. Wollen Sie mir es wohl erlauben?" — „Recht gern" erwiederte ſie, „und wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, Morgen früh zu mir zu kommen, ſo können Sie auch meinen H** küſſen, der noch 40 Jahre älter iſt als mein Rock." —

Mürat ſoll, im Anfang ſeines Eheſtandes, ſeine Frau oft geprügelt, und dabei geſagt haben: die Weiber wären wie die Côtelettes, je mehr man ſie ſchlage, je zarter würden ſie. Die Zubereitung der Côtelettes mußte ihm freilich bekannt ſeyn, da er Kellner in einem Gaſthofe geweſen war. — Von Buonapart's Schweſtern erzählt der Verfaſſer eine Menge ſehr ſcandalöſe Anecdoten, die zum Theil nicht neu ſind. Die folgende, von dem aufgeblaſenen Cambacérès, ſchien uns weniger bekannt. In ſeinen Aſſembleen durften die Damen nur in Schleppkleidern erſcheinen. Doch eines Abends fand Frau von Rochefoucault, Joſephinens Ehrendame, in einem kurzen Kleide ſich ein. Cambacérès, empfindlich über dieſe Vernachläſſigung, machte es ihr bemerklich, wiewohl leiſe und in einem freundſchaftlichen Tone. Aber ſie verneigte ſich und antwortete laut: „Ew. Hoheit werden mich entſchuldigen, ich komme eben von der Kaiſerin und hatte keine Zeit, eine andere Toilette zu machen." —

Ein Möbel-Fabrikant brachte ihm eines Tages eine beſtellte Tafel für 60 Perſonen. Seine Hoheit befahlen, ſie im Speiſeſaale aufzuſchlagen, um zu beurtheilen, ob ſie die gehörige Größe habe, und als es geſchehen war, behaupteten Hochdieſelben — vermuthlich um vom Preiſe etwas abzudingen — ſie ſey zu klein. Nach langem Streiten ſollte eine entſcheidende Probe gemacht werden. 60 Maurergeſellen wurden herbeigerufen, die eben auf dem Carouſſelplatz beſchäftigt waren. Sie meinten, es ſey von einer Arbeit für Se. Hoheit die Rede, wuſchen ſich ſchnell Geſicht und Hände, eilten in den Pallaſt, wurden in den Speiſeſaal geführt und um die Tafel geſetzt. Vor jedem ſtand ein Teller, daher glaubten ſie, der gnädige Herr habe gute Nachrichten von der Armee erhalten und wolle ſie tractiren. Allein ſtatt deſſen commandirte der Herr Erzkanzler: „ſtellt Euch als ob ihr trinken wolltet! thut, als ob ihr etwas auf dem Teller zerſchnittet u. ſ. w." Die armen Teufel machten das Exercitium befohlnermaaßen, der gnädige Herr überzeugte ſich, daß die Tafel 60 Perſonen faſſe, und ſchickte die Maurer nüchtern wieder fort, ohne ihnen auch nur ein kleines Trinkgeld zu geben. —

Es iſt bekannt, daß der Kardinal Maury einen ſehr feinen Brief an Napoleon ſchrieb, dem er deſſen Gnade, ſeine Zurückberufung nach Frankreich und die Kardinals-Penſion von 36000 Franken verdankte. Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in Paris fand er bei einer ſehr geiſtreichen Dame ſein Bildniß in einem trefflichen Kupferſtich, und äußerte, wie ſehr er ſich geſchmeichelt fühle, an dieſem Orte ſein Bild zu finden. „Und Sie ſehen es, Monſeigneur," antwortete ſie: „ich hab' es avant la lettre gehabt." (Ein feiner, nicht zu überſetzender Doppelſinn, denn avant la lettre heißt Einer der erſten Abdrucke eines Kupferſtichs, heißt aber auch vor dem Briefe.) Als man ſpäter derſelben Dame anzeigte, der Kardinal habe eine Wohnung in der Höllen-Straße (rue d'enfer) bezogen, rief ſie aus: ſchon! —

Wie die Policey unter Savary verwaltet wurde, zeigt folgende Anecdote: während einer Mahlzeit, bei welcher zahlreiche Gäſte zugegen waren, erlaubten ſich ein paar Herrn um die Wette die kühnſten Ausfälle gegen die Regierung und ſchonten nicht einmal die Perſon des Kaiſers. Nach der Tafel entfernte ſich der Eine. Der Andere holte ihn ſogleich auf der Treppe ein und ſagte: „mein Herr, Ihre geführten Reden bezeichnen Sie als einen Uebelgeſinnten. Sie werden die Güte haben, mir ſogleich auf die Policei-Präfectur zu folgen. Machen Sie keine Umſtände, denn ich habe zwei Schritt von hier die Wache zu meiner Dispoſition." — „Sie kommen mir zuvor" antwortete Jener, „denn eben wollte ich die Wache hohlen um Sie zu arretiren." Beide waren nemlich Policei-Spione, beide trugen in ihren Taſchen eine Medaille als Erkennungszeichen, welches ſie nun einander vorwieſen; beide hatten nur auslocken wollen, und kehrten lachend in den Saal zurück, um ihr edles Handwerk fortzuſetzen. —

Ein Mann, der zwei Söhne in Rußland verlohren hatte, war ſehr übel auf Napoleon zu ſprechen, nahm ſich aber ſehr in acht, und ſchüttete ſein Herz blos vor einem zuverläſſigen Freunde aus, mit dem er eines Tages auf einer Bank im Garten Luxemburg ſaß. Da trat ein ſchönes, wohlgekleidetes Kind von 5 oder 6 Jahren weinend vor ſie und klagte, daß es ſeine Wärterin verlohren habe. Sie tröſteten es, ließen es neben ſich ſitzen und beruhigten es durch die Verſicherung, daß ſeine Wärterin es gewiß ſuchen werde, worauf ſie ihr Geſpräch fortſetzten. Nach einer Viertelſtunde ging wirklich eine Frau an ihnen vorbei, welche das Kind als ſeine Wärterin erkannte und zu ihr lief. Am andern Morgen wurden die beiden Freunde arretirt, und ihr ganzes gehaltenes Geſpräch ihnen vorgerückt. Das Kind hatte ſie verrathen; denn die Policey hatte wohl ein Dutzend frühkluge Kinder in ihrem Dienſte, (!) in deren Gegenwart ſich Niemand in acht nahm, und die Alles treulich berichteten. —

Als Maret zum Herzog ernannt wurde, ſagte ein witziger Kopf: „ich kenne in ganz Frankreich nur Einen Menſchen, der ein größerer Dummkopf iſt als Maret, nemlich der Herzog von Baſſano.“

Als einſt der Geburtstag der hübſchen Madam Regnault von St. Jean d'Angely gefeyert wurde, hatte man ihre mit Blumen bekränzte Büſte in einem Saale aufgeſtellt, und mit goldnen Buchſtaben ihren Vornamen, Laura, darunter geſchrieben. Ein Spasvogel fügte hinzu: qui voudra. Nun hieß es: L'aura qui voudra, zu deutſch: Wer will, kann ſie haben. — Einer der glücklichen Sterblichen, den ſie begünſtigte, war Mürat, der ihr einſt am Neujahrstage einen prächtigen Solitair ſchenkte. Um den Fragen ihres Mannes auszuweichen und zugleich eine Summe Geldes von ihm zu ziehen, (welches ſonſt nicht leicht war) zeigte ſie ihm den Diamant, vorgebend, ein Jude habe ihr denſelben für 500 Louisd'or verkauft; er ſey wenigſtens noch einmal ſo viel werth, weshalb ſie den Herrn Gemahl bitte, ihr das Geld zu dieſem Ratkauf nicht zu verweigern. Regnault betrachtete den Diamant, und fand ihn ſo ſchön, daß er meinte, es ſey unmöglich, ihn ſo wohlfeil zu verkaufen, wenn der Stein nicht falſch ſey. Das widerſtritt die Dame, ſich auf das herrliche Waſſer des Steins und auf ihre Kenntniſſe berufend. Um kurz und gut den Streit zu entſcheiden, fuhr der Gemahl zu dem Krons-Juwelier. Mit großer Ungeduld erwartete die Dame ſeine Zurückkunft. „Sie hatten doch Recht, meine Liebe,“ rief er heimkehrend, „der Stein iſt vortrefflich! der Kronsjuwelier hat mir ſo eben 1000 Louisd'ors dafür bezahlt. Dieſen guten Handel verdanke ich Ihnen, und es iſt billig, daß Sie 1000 Franken davon bekommen. Da, nehmen Sie, und wenn der Jude kommt, ſo ſchicken Sie ihn nur zu mir.“ Er wußte aber recht gut, daß der Jude nicht kommen würde, denn der Juwelier hatte ihm verrathen, daß er ſelbſt den Stein kürzlich für den König Mürat gefaßt habe, und folglich errieth der Herr Graf ſehr leicht, daß ſeine keuſche Ehehälfte ihn nicht umſonſt hatte. —

Als der ſcheusliche, leider auch unter uns zur Gnüge bekannte Vandamme im Norddepartement commandirte, führte man einen Emigranten vor ihn, der mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war. Er befahl ihn auf der Stelle zu erſchießen. Da ſtürzte die 10 bis 12 jährige Tochter des Unglücklichen zu des Generals Füßen und flehte um ihres Vaters Leben. „Wo warſt du, während dein Vater emigrirte?“ fragte das Ungeheuer. „Ich war mit ihm“ antwortete ſie mit kindlichem Vertrauen. Da ergriff Vandamme ein Piſtol und zerſchmetterte dem armen Kinde das Gehirn. Die ganze Stadt Lille kann dieſe Unthat bezeugen, wie auch, daß er ſich auf dem Markte das Vergnügen machte, die Emigrirten eigenhändig umzubringen. Der Elende machte ſich ſogar eine Ehre daraus, wie aus einem ſeiner eignen hier mitgetheilten Briefe erhellt, der am 26. October 1793 in den Moniteur gerückt wurde. —

Napoleon liebte die Schmeichelei, verachtete aber die Schmeichler. Von einem ſolchen ſeit 10 Jahren um ihn her kriechenden Höflinge ſagte er einſt: „Dieſer Menſch iſt um 6 Zoll größer als ich, und doch muß ich mich immer bücken, wenn ich ihn verſtehen will.“ —

Wie ſelten die Bittſchriften geleſen wurden, beweiſt folgende Anecdote: Joſephine hatte einem Emigrirten verſprochen, ſich für die Zurückgabe ſeines Hotels zu intereſſiren, weshalb er ihr eine Bittſchrift zu überreichen vermeinte, die ſie, ohne ſie zu entfalten, auf den Tiſch legte, die aber nichts weiter als eine Schneiderrechnung war, welche er aus Verſehen ſtatt jener zu ſich geſteckt hatte. Man denke ſich ſein Schrecken, als er zu Hauſe den Irrthum bemerkte. Indeſſen hatte Joſephine Einem ſeiner Freunde verſichert, ſie habe die Bittſchrift dem Kaiſer überreicht und ſie zugleich mit ihm geleſen; man durfte alſo nicht einmal von dem Irrthum ſprechen, weil man ſie dadurch überführt haben würde, daß ſie gelogen hatte. Es blieb nichts anders übrig als ihr zu ſagen, es ſey in der erſten Bittſchrift etwas vergeſſen worden, weshalb ſie die Gnade haben wolle, eine zweite zu überreichen. „Recht gern, ſagte ſie, aber es iſt überflüſſig, denn die Sache iſt ſchon gemacht.“ Und würklich erlangte der Emigrirte was er gebeten hatte, ohne daß man jemals erfahren, was aus der Schneiderrechnung geworden. Vermuthlich war ſie mit mehrern andern ungeleſenen Suppliken in's Feuer gewandert. —

Einige komiſche Beiſpiele von Dummheit: bei einer neuen Conſcription hatte der Obriſt dem Maire geſagt, er ſolle die Leute drei Mann hoch ſtellen, und war indeſſen zum Eſſen gegangen. Bald nachher folgte ihm der Maire mit Angſtſchweiß auf der Stirn, und entſchuldigte ſich, daß es ihm unmöglich ſey, die Leute höher als zwei Mann hoch zu ſtellen. Das begriff der Obriſt nicht, ging ſelbſt, und fand — eine einzige Doppellinie von Soldaten, deren Einer dem Andern auf den Schultern ſaß. — Ein Recrut hatte drei Patronen zugleich in ſeine Flinte geladen, die bei'm Abfeuern ihn zu Boden warf. Einer ſeiner Nebenmänner half ihm wieder auf, und ein anderer wollte die Flinte aufheben; da ſchrie der Recrut, „nimm dich inacht! es waren drei Schüſſe drinn und ich habe nur ein Mal losgedrückt." —

Madame Soult, Herzogin von Dalmatien, ſchrieb einſt ein Billet an die Schauſpielerinn Bourgoing, und unterzeichnete: Sophie von Dalmatien, Mademoiſelle Bourgoing antwortete und unterzeichnete: Iphigenie in Aulis. —

Seit der Ankunft Marie Luiſens in Frankreich wurde der Ton anſtändiger, denn ſie duldete kein freyes Wort. Das erfuhr der berühmte Modehändler le Roy, den man nur den König der Mode zu nennen pflegte. Eines Tages brachte er der Kaiſerin eine neue Robe, die ſie anprobiren wollte, und ihn deshalb in das nächſte Zimmer verwieß. Das war ihm ſchon ſehr auffallend, denn er mochte ſonſt wohl die vornehmſten Damen bei dieſem Geſchäft bedient haben. Endlich wurde er wieder gerufen, und die Kaiſerin ſagte ihm: die Robe ſey zu ſtark ausgeſchnitten. „Deſto beſſer! antwortete der Unverſchämte, um ſo mehr wird man Ew. Majeſtät ſchöne Achſeln ſehn." — „Werft ihn zur Thür hinaus!" ſagte die Kaiſerin kalt. Es geſchah, und der König der Mode durfte nie wieder vor ihr erſcheinen. —

Als Napoleon von Elba zurückkam, ſoll Fr. von Stael, damals zu Paris, ihm einen de- und wehmüthigen Brief geſchrieben haben, um die Erlaubniß zu erhalten in Paris bleiben zu dürfen, und Regnault ſoll dieſen Brief mehreren Perſonen mit der Bemerkung gezeigt haben, daß Napoleon einen Sieg über dieſe Frau davon getragen, die ſchwerer zu bändigen geweſen ſey, als vormals Preußen und Oeſtreich. —

Nicht immer konnte die Polizey die Carikaturen unterdrücken. Es gab eine auf den Runkelrübenzucker, wo der Miniſter Montalivet, auf einem Lehnſtuhle ſitzend, Runkelrüben von ſich gab, und der kleine König von Rom, ihm zur Seite ſtehend, an einer ſaugte. Fi! ſagte ſeine Hofmeiſterin — Das iſt Caca. – Das Kind antwortete: Papa ſagt, es wäre Zucker. —

Auf einer andern Caricatur, die in Italien und Frankreich viel Lärm gemacht hat, ſagte Pasquins berühmte Statüe zu der des Marforio: tutti i francoſi sano ladroni, und Marforio antwortete: no tutti, ma buona parte.

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitſchriften.

Das 4te Stück der Nemeſis, (XI Bandes) liefert einen ſogenannten Codex apocryphus von preuſſiſchen Geſetzen, welche theils gar nicht zur Ausführung gekommen, oder wenigſtens in kurzer Zeit wieder aufgehoben ſeyn ſollen. Da heißt es: in der Geſchäftsführung bei den Oberbehörden ſey in den letzten zehn Jahren wenigſtens eben ſo oft geändert worden, als in Frankreich während der Revolution die Conſtitutionen — die Maaß- und Gewicht-Ordnung von 1816 ſey noch immer nicht in Ausführung gebracht — die Verordnung wegen der Cenſur ſtatiſtiſcher Bücher ſey nicht vollſtändig befolgt, eben ſo wenig als die Landwehr-Ordnung von 1815 u. ſ. w. Man habe beſtimmt, daß nur 100 Perſonen den Luiſen-Orden tragen ſollten, allein die Zahl ſey ſchon bei weitem überſchritten, u. ſ. w. Eine Fortſetzung dieſer Liſte wird verſprochen. (Wir begreifen in der That nicht, welch ein Vergnügen es gewähren kann, einer Regierung unaufhörlich auf ſolche Weiſe nachzuſpüren. Es kommt uns vor als ob ein faullenzender Knabe neben einer tüchtigen Reiſe-Equipage herlieſe, und ohne Unterlaß ſchriee: „Da iſt ein Riemen losgegangen! dort iſt eine Schraube locker! hier ſteht ein Nagel hervor! und dort iſt Staub angeflogen!" — Ey! wenn nicht nahe Gefahr droht, ſo laßt den Wagen nur rollen bis zur nächſten Station, da wird der Eigenthümer ihn ſchon beſehen und beſſern was Noth thut. In der That, ſo ein Regierungs-Wagen hat auch ſeine Stationen, und kann nicht immer um jeder Kleinigkeit willen unterwegs ſich aufhalten.) —

Das Journal für Deutſchland von Buchholz fährt fort ſeinen innern Werth zu behaupten. Die durch mehrere Hefte fortgehenden Unterſuchungen über das Mittel-Alter ſind Geiſt- und Gedankenreich. Ueber Muhamed und ſeine Lehre enthält der 7te Heft neue treffliche Anſichten. Wir heben folgende Stelle aus: „Das Chriſtenthum hat ſich nur allmählich verbreiten können, der Islam hingegen hat in einem Jahrhundert ſo reißende Fortſchritte gemacht, daß er in dieſer Hinſicht mit erwieſenen Wahrheiten auf einer Linie ſteht. Erfolg mit Erfolg verglichen, würde der Vorzug auf Seiten des letztern ſeyn. Dennoch bleibt dieſer ganz unſtreitig dem Chriſtenthum; und in der Geſchichte deſſelben iſt es ein nicht unbedeutender Umſtand, daß es ſich Bahn brach zu einer Zeit, wo die Waffengewalt der Römer die ganze von ihnen eroberte Welt in Ordnung hielt, ohne dieſer Gewalt etwas anders entgegen zu ſetzen als die Lehre."

Im 6ten Stück der Europäiſchen Annalen hat Hr. v. Cölln einen Aufſatz über Preußens neu zu bildende oder zu erweiternde Verfaſſung abdrucken laſſen, deſſen Schluß abzuſchreiben wir uns nicht enthalten können:

„Ich fürchte nur, daß bei dieſem Kampf der Gelehrten (worinn jetzt unſere Zeitungen die Unwiſſenheit und den Pöbel einweihn, der nichts davon verſteht, zu allen Zeiten aber den Drang in ſich ſpürte, nicht gehorchen zu wollen und geſetzlos zu ſeyn deshalb das Schimpfen auf Fürſten und Obrigkeit gut heißt,) die Franzoſen von Neuem über uns herfallen, und uns unvorbereitet zur Vertheidigung finden und unſere Meynungs-Verſchiedenheit und Partheyſucht zu ihrem Vortheil benutzen werden. Ein ſchlechterer Zeitpunct konnte nicht gewählt werden, um, in Preußen ganz beſonders, eine ſolche Verfaſſung zu bilden, worinn den Ständen eine entſcheidende Stimme, in den wichtigſten Staatsangelegenheiten: Krieg und Frieden, Steuern u. ſ. w. zu bewilligen; ein Staat, dem neuerlich Provinzen einverleibt ſind, die jetzt unmöglich ſchon gut preußiſch ſeyn können, und deren Einwohner, hinge es von ihnen ab, ſich lieber in ihre ehemaligen Staats-Verhältniſſe zurück verſetzen möchten.“

„Es iſt auch nicht abzuſehen, was denn die Staats-Entwickelung durch die Anwendung jenes philoſophiſchen Syſtems eines geſellſchaftlichen Vertrags zwiſchen Fürſten und Volk gewinnen würde? Was iſt in Frankreich dadurch bewirkt worden? Brandſtätten, blutige Schaffotte und eine Verſetzung des Eigenthums; ſtatt eines legitimen Monarchen ein glücklicher Soldat auf dem Thron; ſtatt eines Friedens ewiger Krieg; ſtatt eines Erb- ein Geld-Adel: ſtatt einer milden ſouverainen Regierung, Militair-Despotie; und ſtatt der Tugend, Sittlichkeit, Gerechtigkeit, allgemeine Verdorbenheit, Laſterhaftigkeit, gleißneriſche leere Wortrednerey und geheime Polizey, endlich die Rückkehr zur legitimen Monarchie.“

„Was die Revolution Gutes hinterlaſſen hat, Vernichtung des Lehnweſens, das haben wir ohne blutige Opfer durch unſere Monarchen größtentheils auch gewonnen, und werden es im Lauf der Zeit noch mehr erhalten.“

„Eines Treibjagens für niedrige, gemeine Ehr- und Habſucht, Eitelkeit und Ruhmſucht bedürfen wir nicht; dazu würde die Comödie eines aufzurichtenden, geſellſchaftlichen Vertrags die Rennbahn öffnen.“ —

Im July-Heft der Minerva iſt die Erzählung von Macirone, Mürat's geweſenem Adjudanten, recht intereſſant, und bringt Licht in manche bisherige Dunkelheit. Mürat's aufrichtiger Entſchluß, gegen Napoleon zu fechten, wurde veranlaßt durch die Gewißheit, daß ſein Hr. Schwager ihn entthronen und Neapel mit dem Königreiche Italien vereinigen wollte. — Die Unterredung Macirone's mit dem General Gneiſenau, den er einen choleriſchen Kriegsmann nennt, iſt eine pſychologiſche Merkwürdigkeit. Macirone war an den Herzog Wellington geſchickt; da ſoll G. mit großer Heftigkeit ausgerufen haben: „Was? immer nur Wellington! und abermals Wellington? haben Sie vergeſſen, daß es einen Fürſten Blücher und eine preußiſche Armee giebt? Aber Sie ſollen es fühlen! Sie ſollen es noch einmal ſchmerzlich fühlen!“ —

Als Macirone an der Barriere von Paris Davouſt den Bericht erſtattete, daß nichts weiter zu thun ſey, als Ludwig XVIII zu proclamiren, rief jener Marterknecht der Deutſchen den Himmel zum Zeugen an, über die Treuloſigkeit, Anmaßung und Ungerechtigkeit des engliſchen Miniſteriums und der Alliirten. Ein Marſchall Buonapartes ſprach von Anmaaßung und Treuloſigkeit! — Macirone hoffte zur Ehre der Menſchheit und des Königthums, daß Ludwig XVIII. das vermuthlich ſehr rührende Schreiben nicht erhalten habe, welches Mürat an ihn gerichtet. —

Im 7ten Hefft der Miſcellen aus der ausländiſchen Literatur werden Züge aus dem Feldzuge in Oeſterreich im Jahr 1809 erzählt, von dem Wundarzt Cadet de Gaſſicourt, der überall Augenzeuge war. Der folgende Zug iſt gräßlich: Bei Ebersberg hatten die Oeſterreicher jenſeits einer Brücke Batterien errichtet, aus welchen ſie die Franzoſen ſo gut mit Kartätſchen-Feuer bedienten, daß ganze Compagnieen niedergeſtreckt wurden, und die Todten und Verwundeten den Marſch der Armee hemmten. Da befahl Maſſena, alle Verwundete, die ſich fortſchleppen konnten, aus dem Wege zu jagen, und alle Verſtümmelten, welche die Brücke verſperrten, in den Fluß zu werfen. Es war ein ſchreckliches Schauſpiel, ſagt der Verfaſſer, zu ſehen, wie jene Verſtümmelten ſich in den Armen ihrer Kameraden ſträubten, und wie die letzteren ſie dennoch ins Waſſer ſtürzten, aber in demſelben Augenblicke gleichfalls verſtümmelt niederſanken, und von den Folgenden nun auch in's Waſſer geſtürzt wurden. — Warlich! dieſen Befehl konnte nur ein Napoleoniſcher Marſchall ertheilen, und nur Soldaten Napoleons konnten ihn ausführen. —

In dem neuſten Stücke des Journals für Chemie und Phyſik von Schweigger werden die Verhandlungen der Münchner Academie mitgetheilt, und unter andern die Bemerkungen des Herrn von Leonhard über die bei Canſtadt ausgegrabene Mammouth-Zähne, die ihm, ihrer ſeltſamen Gruppirung ungeachtet, nicht durch Menſchenhände zuſammengetragen ſcheinen; er glaubt vielmehr, daß in jenen Gegenden eine Generation von Elephanten und andern jetzt verſchwundenen Thieren beſtanden haben müſſe, deren Reſte bei einer Ueberſchwemmung am Fuße des Berges begraben worden. —

Das 7te Stück von Gilberts Annalen der Phyſik liefert unter andern merkwürdige, doch unerklärte, Beobachtungen von leuchtendem Urin, in dem Augenblicke, da er gelaſſen wurde, ohne daß eine ungewöhnliche Empfindung dabei ſtatt gehabt hätte. —

Die allgemeine Handels-Zeitung vom Monat Juni, hat den ſeltſamen Aufruf abdrucken laſſen, den die Juden, welche die Leipziger Meſſe beſuchen, an ihre Glaubensgenoſſen gerichtet, um ſie zu einer Bitte an den König von Preußen zu vereinigen, daß derſelbe jährlich noch zwei Meſſen in Naumburg veranſtalten wolle; in welchem Falle ſie ſich anheiſchig machen, die Leipziger Meſſe gar nicht mehr zu beſuchen, weil man dort ſo intolerant ſey, ihnen in der ohnehin kleinen Stadt einen gewiſſen beſchränkten Raum zu Feilbietung ihrer Waaren anzuweiſen, da ſie doch diejenigen wären, die allein bis jetzt die Leipziger Meſſe glänzend gemacht hätten. Hierauf wird hier geantwortet: daß den Juden von Alters her in Leipzig nur ein gewiſſer Theil der Stadt, der aber nicht weniger als die Hälfte der ganzen Stadt ausmache, eingeräumt geweſen; daß nur während der kurzen Preußiſchen Regierung einigen Juden ſtillſchweigend verſtattet worden, auch in andern Straßen Wohnungen und Gewölbe zu miethen, und daß die Königl. Sächſiſche Regierung das alte Geſetz blos erneuert habe. (Nach den neuſten Zeitungsberichten hat der König von Sachſen zu Gunſten der Juden entſchieden.)

Dieſelbe Handlungs-Zeitung ſagt: „wenn die Rechtspflege keine andere Einrichtung erhält, ſo iſt es höchſt nothwendig, daß der Buchhandel in beſſere Hände komme, als er in den meiſten Fällen iſt. Da unter 500 (Käufern von Büchern) nur 50 ohne Dutzende von Erinnerungsbriefen und wiederholte Rechnungsauszüge bezahlen; ſo müſſen nothwendig die Preiſe der Bücher ſehr hoch ſeyn, (?) um an jenem Zehntheil das zu gewinnen, was von dieſen 9 Zehntheilen verloren geht." (Ein allerliebſter Grundſatz! weil der ehrliche Mann ordentlich bezahlt, iſt es billig, daß er um ſo mehr bezahle! Weil die Herren A bis K ſaumſelig ſind, ſo muß dem pünktlichen L die Haut über die Ohren gezogen werden! — Einen ähnlichen, albernen Vertheidigungsgrund pflegen die Buchhändler auch für ſich anzuführen, wenn ſie den Preis eines ihrer guten Verlagsartickel unmäßig hoch ſtellen. „Ja, ſagen ſie, wir haben an einem andern, der ſchlecht war, ſo viel verlohren." Ei, wer hieß Euch den Schlechten drucken? Verſteht ihr die Werke, die man Euch anbietet, nicht zu beurtheilen, ſo fragt Verſtändige um Rath, oder tragt den Verluſt im Stillen und laßt das Publikum Euren eigenen Unverſtand nicht entgelten.)

(Der Beſchluß folgt.)

Magnetismus.

Im fünften Stück des Hufelandſchen Journals hat der Doctor Fleiſchmann zu Erlangen, ein bekehrter Zweifler, die Geſchichte eines freiwillig, ohne alles Magnetiſiren entſtandenen Somnambulismus bekannt gemacht. Ein 19 jähriges Mädchen wußte, daß ſie den nächſten Montag in neuen Pelzſtiefeln ſpazieren gehen würde, obgleich ſie dieſelben bei dem ſaumſeligen Schuſter wieder abbeſtellt hatte — und ſiehe da, trotz dieſer Abbeſtellung brachte der Schuſter zu rechter Zeit die Stiefeln. — Sie wußte, wenn von einem Pulver, welches ſie einnehmen mußte, auch nur einige Stäubchen im Löffel zurückblieben, und wurde nicht eher ruhig bis ſie dieſe Pulverſtäubchen (wie der Dr. Fleiſcher ſelbſt ſie nennt) empfangen hatte. — Sie hatte, wenn ſie Kaffee trank, an einigen Stellen im Munde den reinen Milchgeſchmack, an andern den reinen Kaffeegeſchmack. — Sie ſprach viel von Vergangenheit und Zukunft mancher Perſonen, wovon auch manches ſchon in Erfüllung gegangen ſeyn ſoll, (vermuthlich das Vergangene) manches aber noch erwartet wird, (nemlich das Künftige.)

Noch viel merkwürdiger iſt folgendes, was wir mit des Erzählers eigenen Worten liefern: „Da ſie immer ſagte, ſie habe noch viel Gutes zu thun, ſo fragte die Dame: „warum biſt du denn auserſehen ſo viel Gutes zu ſtiften?“ und erhielt zur Antwort: „weil meine Vorfahren viel verſchuldet, viel verbrochen haben, darum muß ich jetzt leiden, (!) (ganz gegen den Ausſpruch der Bibel: der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat des Vaters —) ich muß ſie verſöhnen (!) noch viel, viel Gutes ſtiften, doch ob ich es kann? ob es mir gelingen wird? das iſt die Frage.“ Die bekannte brandenburgiſche weiße Frau, ſtand mit einemmale als ſchreckliche Geſtalt vor ihrer Phantaſie, und mit Zuſammenſchaudern führte ſie ungefähr folgendes Selbſtgeſpräch: „Was ſeh ich! biſt du ein Schatten oder ein ſterbliches Weſen? Ja ich erkenne ſie die Verbrecherin; was kann ich für deine Sünden und Verbrechen? warum beunruhigſt du und quäleſt mich, die ich ſo unſchuldig an Allem bin? Vor Menſchen haſt du gebüßt, ſie haben dich gerichtet, und Gott hat dir vergeben, allein noch iſt deine Schuld nicht verſöhnt, warum muß ich in dir mein eigenes Bild erblicken? Wärſt du nicht ſo ſtolz geweſen, wärſt du niedrig geblieben wie ich es bin, du würdeſt ſie nie begangen haben, dieſe ſchaudervolle That. Doch verzeih, verzeih, daß ich dich an dein Verbrechen erinnere ꝛc. — Kann ich dieſe Geſtalt nicht ſehen? fragte die Schlafgenoſſin. „Wünſchen Sie es nicht“ war die Antwort, „Sie werden zu ſehr erſchrecken.“ Die Frage, ob dieſe Geſtalt noch andere ſehen können? beantwortete ſie ſo: „es haben ſie andere geſehen, und es werden ſie noch andere ſehen.“ Frage. Wann wird dieſe Geſtalt von dir ſchwinden? Antwort. Erſt des Morgens um 6 Uhr. Bis dahin hatte ſie ſich auch unter tauſend Qualen mit dieſer Erſcheinung beſchäftigt, war dann ruhig geworden, und um 6 Uhr erwacht,*) nachdem ſie vorher folgende Worte gebetet hatte: Vater, Vater, ich danke dir für die Ruhe die du mir wieder ſendeſt. Gerne geduldig will ich Alles tragen, alles vollbringen, alles thun was du von mir verlangſt. Habe Dank für alle Leiden, ſo wie für die fröhlichen Stunden, die du mir noch ſchenkeſt, wenn der Schlaf, und mit ihm die Errinnerungen entfliehen.

Auf die Frage: Mit wem ſprachſt du? — antwortete ſie ein andermal: „Mit dem, den du nicht kennſt; ich kenne ihn, und doch auch nicht.“

Wiederum ein andermal rief ſie aus: „Wer iſt der graue Pilger dort mit dem Barte, der über Gräber unaufhaltſam, nichts achtend hinwandelt? — Ja ſo, das hätte ich wiſſen ſollen, es iſt die Zeit. Und wer iſt der ſchöne blondgelockte Jüngling, mit dem Stundenglas in der Hand? Ach es iſt der Todt. O ſchöner Gedanke, nicht vorgeſtellt, wie ein gräßliches Gerippe, nein wie ein ſchöner blondgelockter Jüngling.“ —

Nun nahm ſie eines um das Andere von den Umſtehenden vor, ſagte jedem ſeine Fehler ſehr genau, (nota bene ſie kannte die Perſonen ſchon früher), nahm ihnen das Verſprechen ab ſolche abzulegen, und bei einem jungen Mädchen ſagte ſie noch beſonders: „Lege dein Verſprechen in meine Hände, ich will es deiner Mutter dort oben bringen.“ Auf die Frage einiger dieſer Perſonen, ob ihre verſtorbenen Mütter wohl beiſammen wären? antwortete ſie: „Wohl ſind ſie beiſammen.“ Frage. Woher weißt du denn das? Antwort. Ich weiß es nicht, ein anderer ſpricht durch mich. Frage. Stehſt du denn in näherer Verbindung mit Gott? Antwort. Das frommt dir nicht zu wiſſen, halte feſt am Glauben. Frage. Kannſt du das nicht ſagen? Antwort. Ich könnte es ſagen, aber ich darf nicht; würde ich mehr ſagen, ſo würde ich ewig unglücklich ſeyn. —

Einmal begab ſich der Doctor Fleiſcher um Mitternacht, mit der Gräfin M. und G. in ein Zimmer, welches an das Schlafzimmer der Somnambüle ſtieß, ob ſie gleich ausdrücklich verboten hatte, bei ihr zu wachen. Was geſchah? „Gegen 1 Uhr vernahmen wir ein leiſes Geräuſch, bald darauf öffnete ſich die blos angelegte Thür ganz, und die Kranke trat in weißen Nachtkleidern, mit ganz geſchloſſenen Augen, leichenblaſſem, zuſammen gefallenem, lang gezogenem, todtenähnlichen Geſicht und bloſen Füßen herein. Ihr Schritt war ſo ſicher, daß ſie allem auswich was ihr im Wege war. Mit dieſem ſichern Tritte näherte ſie ſich dem Tiſche, an welchem wir ſaßen, ergriff, ohne zu ſuchen, mit ſicherer Hand das Licht, was auf demſelben ſich befand, und machte damit, daſſelbe in der rechten Hand haltend, eine winkende Bewegung ihr zu folgen. Hierauf ging ſie ruhig durch das ganze Zimmer, öffnete die in einen Vorſal führende Thür, (wir folgten ihr auf dem Fuß) führte uns, vorleuchtend, durch dieſen durch, öffnete eine zweite Thür, ging ſicher und ohne ſich aufzuhalten die Treppe in der Mitte herab. Bei einem Abſatze derſelben blieb ſie einen Augenblick mit ſteif ausgeſtrecktem rechten Arme und leuchtend ſtille ſtehn; und als wir folgten trat ſie die andere Hälfte der Treppe hinab und führte uns bis an das Zimmer der Gräfin M. Hier blieb ſie einen halben Schritt von der Thür mit ausgeſtrecktem rechten Arme und vorgeſetztem rechten Fuße, in einer ſchönen Stellung ruhig, wohl wiſſend, daß das Zimmer verſchloſſen ſey. Ich ließ mir von der Gräfin M. den Schlüſſel geben, und ſo wie ich vortrat, wich die Kranke etwas zur Seite aus um mir Platz zu machen. Ich ſteckte den Schlüſſel an, und zog mich zurück. In dem Augenblicke trat ſie vor, ſperrte auf, bewegte ſich wieder zur Seite zurück, und deutete uns durch eine Bewegung der Hand an, einzutreten. Die Gräfin M. und G. traten zuerſt in's Zimmer, ich machte der Kranken eine Höflichkeitsbewegung, vor mir in die Stube zu gehn, ſie that das nämliche und ich gehorchte. Nun folgte ſie mir, ſetzte das Licht mitten auf den Tiſch, und ging ohne Licht ſicher denſelben Weg wieder zurück, den ſie uns geführt hatte. Verwundert ſtanden wir einige Augenblick ſtille, ſahen uns an und fragten einander, was das bedeuten ſolle? Das natürlichſte Reſultat war: ſie will uns nicht haben, ſie bedarf keiner Wache, ſie hat es ja früher beſtimmt. Schnell eilte ich jetzt meiner Kranken nach, die ich ausgekleidet, ruhig, aber todtenbleich in ihrem Bette liegend fand. Sie war den übrigen Theil der Nacht, den wir im Vorzimmer zubrachten, einige Bewegung im Schlafe abgerechnet, ruhig geblieben.

---

*) Hierbei muß ich bemerken, daß meine Patientin dem Bilde der bekannten weißen Frau, in Jungs Geiſtertheorie, ungemein ähnlich, und dieſes ihr früher geſagt worden iſt, noch lange vorher ehe man ihren gegenwärtigen Zuſtand noch ahnen konnte.

Unſere Leſer werden fragen, wo denn das Wunderbare an dieſer Geſchichte iſt? — unſers Erachtens beſteht es darin, daß der Herr Doctor Fleiſcher ſo gutmüthig war zu glauben, die Kranke ſchlafe würklich. Daß er kein ruhiger Beobachter geweſen, läßt ſich ſchon aus ſeiner dichteriſchen Art zu beſchreiben ſchließen, wenn er, bei einer zweiten ähnlichen Nachtwandlung, alſo anhebt:

„Ehrbar und maleriſch in das weiße Betttuch eingehüllt, trat die Wandlerin im Geiſtergewand ein, hielt mit der linken Hand den ſchnell geregelten Faltenwurf deſſelben feſt, und ſichtbar vom ganzen Körper waren nur die bloſen Füße bis an die Knöchel, und der Hals mit dem Kopf nebſt den fliegenden Haaren u. ſ. w." Was gingen ihm die Knöchel und die fliegenden Haare an? nur auf die Augen hätte er merken ſollen, um ſich zu überzeugen, daß ſie würklich ſchlafe. Doch dieſe Ueberzeugung hatte er freilich ſchon noch ehe ſie erſchien, und das iſt eben das Schlimme. Er zweifelt auch gar nicht daran, daß ſeine Patientin mit verbundenen Augen eine Brille auf's Papier gezeichnet hat, u. ſ. w.

Daß er ſelbſt durch eine Brille ſieht, die ihm ein 19 jähriges, ſchlaues Mädchen auf die Naſe geſetzt hat, iſt gewiß.

Die Fortſetzung dieſer Krankengeſchichte, die bisjetzt durchaus nichts unerklärliches enthält, wird verſprochen, und ſo werden wir denn auch nicht ermangeln, noch einmal darauf zurück zu kommen.

Literariſche Notizen.

In einer ungedruckten Reiſe durch England, aus welcher die Bibliotheque universelle bisweilen Auszüge liefert, wird die Gas-Beleuchtung in einer der erſten Fabriken von Mancheſter beſchrieben, von deren Größe man ſich aus folgenden Angaben einen Begriff machen kann: Die Fabrik wird erleuchtet durch 633 Gas-Lichter, jedes zu 3 Lampen, und 271 Gas-Flammen die, gleich den Argandiſchen Lampen, aus gläſernen Röhren aufſteigen. Jedes Licht der erſten Art iſt vier Wachskerzen gleich zu achten und jedes der letztern, zwey und einer halben Wachskerze; alle zuſammen brennen folglich ſo hell als 2500 Wachskerzen. Stündlich verzehrt dieſes Licht 1250 Cubic-Fuß Gas, täglich 2500 Cubic-Fuß, wozu wöchentlich 2000 Centner Steinkohlen erforderlich ſind. Die Wachslichter würden jährlich 2000 Pf. Sterling koſten, die Gasbeleuchtung koſtet nur 600. —

Eben daſelbſt wird auch erzählt, daß der Italiäner Zanetti in Mancheſter wöchentlich 10 bis 12 Dutzend Thermometer bloß an die Fabriken daſelbſt verkauft, weil 300 Dampfmaſchienen immerwährend im Gange ſind. Dieſe Fabriken ſetzen unter andern auch eine große Menge Fuhrleute in Nahrung. Man zeigte dem Reiſenden das Haus eines ſolchen Fuhrmanns, der noch vor 18 Jahren faſt nichts beſaß, jetzt aber 30000 Pfd Sterling jährliche Einkünfte hat, (!) und im letzten Kriege der Regierung 1800 Pferde zu liefern ſich erbot. —

In Hunter's landwirthſchaftlichen Verſuchen wird angerathen, beym Melken der Kühe immer die erſte Milch abzuſondern, weil ſie dünner ſey und keinen reinen Geſchmack habe. Die letzte Milch enthalte 16mal mehr Rahm als die erſte, ſey auch gelber, und liefere eine weit wohlſchmeckendere Butter, als wenn man ſie mit der erſten vermiſcht laſſe. Man verliere zwar dadurch an der Quantität der Butter, doch nur ſehr wenig. Daher komme es, daß der Gebrauch der Berg-Schotten, das Kalb einige Augenblicke vor dem Melken ſaugen zu laſſen, ſehr vortheilhaft ſey. —

Eben daſelbſt wird ein ſicheres Mittel angezeigt, alte Birnbäume neu zu beleben. Man muß ſie nemlich dicht neben der Stelle, wo ſie gepfropft ſind, beſchneiden, worauf ſie kräftige neue Zweige treiben und reichlich tragen. —

Die Bibliotheque universelle macht bekannt, daß die am Kartoffelkraut wachſenden kleinen Früchte, wenn man ſie quetſcht und ein Zwanzigſtel eines Gährungsmittels hinzufügt, bei der Diſtillation eben ſo viel Brandtwein liefern als die Burgunder Trauben. In Nancy und S. Dizier iſt der Verſuch im Großen mit vielem Glücke gemacht worden, und die Herrn Cadet-Gaſſicourt und Deslauriers zu Paris haben ihn mit gleichem Erfolg nachgemacht. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 23. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Bedenklichkeiten.

Von der Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber iſt des erſten Theiles erſte Abtheilung von A bis Accolti, 33 Bogen ſtark, erſchienen. Ohne Zweifel haben manche ſehr würdige Männer daran gearbeitet, aber das iſt gewiß, daß bei dieſem Zuſchnitt weder die Käufer noch die Mitarbeiter die Vollendung des Werkes erleben werden. Faſt der längſte Artikel in dem vor uns liegenden Hefte iſt der Artikel Abtritt, heimliches Gemach, der mehr als zehn Spalten beträgt. Wir bitten um's Himmelswillen! wer hat Luſt, ſo viel vom Abtritt zu leſen? Derjenige etwa, der eben einen Abtritt bauen will? ey ja, der ſucht es aber nicht in der Encyclopädie, ſondern in einem Buche über die bürgerliche Baukunſt, oder er zieht einen Baumeiſter zu Rathe. Eine Encyclopädie ſoll und kann die Gegenſtände nicht erſchöpfen, ſie ſoll blos dem Unwiſſenden eine allgemeine Ueberſicht geben, und dem mehr Suchenden die Quellen nachweiſen, aus welchen er ſich gründlich unterrichten kann. Man vergleiche in dieſer deutſchen und in der franzöſiſchen Encyclopädie die Artikel Abtritt miteinander. In der letztern iſt er von Rechtswegen mit wenigen Worten abgefertigt. — Man vergleiche ferner den Artikel Abulfeda, der auch beinahe zehn Spalten füllt, mit demſelben Artikel im Converſationslexicon. Offenbar liefert dieſer letztere genug für den Liebhaber der Geſchichte; der Geſchichtsforſcher hingegen wird ſeine Befriedigung warlich nicht in der Encyclopädie ſuchen. — Der Artikel Abiponer füllt 12 Spalten, und liefert weiter nichts als einen Auszug aus des Miſſionairs Dobritzhofer Geſchichte der Abiponer, die der Gelehrte ſelbſt nachſchlägt, indeſſen der Ungelehrte den Auszug viel zu lang findet, beſonders wenn er hört, daß dieſe ganze ſüdamerikaniſche Völkerſchaft aus nicht mehr als 5000 Köpfen beſteht, und wenn er ſieht, daß die bald darauf folgende peruaniſche Völkerſchaft der Abisca's in drey Zeilen abgefertigt worden. Wenn ſchon den Abiponern eine ſolche Ehre wiederfährt, wie ſtark werden verhältnißmäßig die Artikel Griechen und Römer werden! Ganze Bände müſſen dieſe füllen, wenn anders eine feſte Norm angenommen iſt, und das muß man doch vorausſetzen. — So iſt ferner über das elende Wort Abracadabra viel zu viel und doch nicht Alles geſagt, denn wenn man ſich ſchon einmal die Mühe nahm, den unbedeutenden Gegenſtand erſchöpfen zu wollen, ſo hätte man auch anführen müſſen, daß Scaliger, Salmaſius und der Pater Kircher ſich über den Sinn jenes Wortes die Köpfe gewaltig zerbrochen haben; daß Deirio davon als von einer magiſchen Formel ſpricht u. ſ. w. Das Wort abſtract nimmt nicht mehr als 23 Zeilen ein, Abracadabra hingegen mehr als zwei Spalten. Iſt das ein Verhältniß? und wie kommt denn überhaupt Abracadabra in dieſe Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte? iſt Abracadabra eine Wiſſenſchaft? iſt es eine Kunſt?

Dieſelbe Frage kann man bei mehrern Artikeln wiederhohlen, z. B. bei Abgang, ein Ausdruck, deſſen ſich bekanntlich die Schauſpieler zum Spas bedienen, um in ihrer Rolle eine auffallende oder hochtönende Stelle zu bezeichnen, mit welcher ſie die Bühne verlaſſen. Was hat dieſer Spas mit der Kunſt gemein?

Wiederum giebt es Artikel, die confus und langweilig ausgedrückt ſind, und am Ende eigentlich gar nichts ſagen, zum Exempel der Artikel Abſcheu.

Auslaſſungen möchten ſich auch wohl in Menge nachweiſen laſſen. Wenn es z. B. der Mühe werth war, dem Abracadabra einen Platz einzuräumen, ſo müßte man wohl auch Aabam nicht vergebens ſuchen, ein Wort, wodurch manche Alchymiſten das Bley bezeichneten; oder Aaggi-Dogii, einen hohen ſteilen Berg auf der türkiſch-perſiſchen Grenze, den die Caravanen paſſiren müſſen, die von Conſtantinopel nach Iſpahan gehn; oder Aaggi-Sou, einen Fluß in Perſien, in dem keine Fiſche leben, u. ſ. w.

Uns will bedünken, daß das Converſationslexicon gerade ſo viel enthält, als neun Zehntheile derjenigen Leſer ſuchen und wiſſen mögen, für welche auch dieſe Encyclopädie berechnet zu ſeyn ſcheint, weshalb wir fürchten, daß ſie ſich verrechnet haben wird; zumal da das Converſationslexicon den gewaltigen Vorzug vor ihr be-

1818.

hauptet, daß es jetzt ſchon ein Ganzes iſt, was die Encyclopädie in den nächſten funfzig Jahren ſchwerlich ſeyn wird.

Nachdruck.

Wir machen aufmerkſam auf eine kleine Schrift, welche der Buchhändler Brockhaus gratis vertheilt. Sie betrifft einen Proceß gegen den Nachdrucker Maklot in Stuttgard, einen der ſtinkendſten dieſer Art, die jemals geführt worden. Hier kann man lernen, wie leicht und gern der Menſch (trotz ſeinem ewigen Fortſchreiten zur Vervollkommnung) alle Moralität mit Füßen tritt, ſobald er ungeſtraft dabei zu gewinnen glaubt. — Freilich hat Brockhaus Recht daran zu erinnern, daß ja Niemand dem Staate ſeine Spielkarten und Kalender, oder dem Könige von Portugall ſeine Gebetbücher nachdrucken darf, und daß jedes Eigenthumsrecht unverletzlich ſeyn ſollte, es möge dem Staate oder einem Privatmanne angehören. Es iſt doch in der That empörend, ſich einen Fürſten zu denken, der zu dem Buchhändler ſpricht: „meine Kalender ſollſt du mir nicht nachdrucken bei ſchwerer Strafe; wenn dir aber Eines deiner theuer erkauften Verlagswerke in meinen Staaten nachgedruckt wird, ſo ſollſt du nicht muckſen.“ Wenn nun vollends, wie hier der Fall iſt, der Fürſt ein Privilegium gegen den Nachdruck gegeben, und auch dieſes nicht einmal den rechtmäßigen Eigenthümer ſchützt — — wenn der Nachdrucker ſo unglaublich unverſchämt iſt, Pränumeration auf ein ganzes Werk zu ſammeln, welches im Original noch nicht einmal ganz erſchienen iſt — — wenn hohe Beamte mit ſprudelnder Beredſamkeit behaupten, die Nachdrucker wären die größten Wohlthäter eines Landes, und ihnen verdanke man die hohe Stufe der Cultur, auf welcher man (vermeintlich) ſtehe — — wenn hohe Beamte die unſinnige, höchſt unchriſtliche Meinung hegen, das Honorar für den Gelehrten (der durch ſaure Arbeit vielleicht eine zahlreiche Familie zu ernähren hat) ſey faſt für nichts zu rechnen — — wenn Fürſten bei andern Vorfällen an die öffentliche Meinung appelliren und nur in dieſem Falle ſich darüber hinweg ſetzen — — bei Gott, ſo ſteht einem ehrlichen Manne der Verſtand ſtill! — Sehr wahr bemerkt Brockhaus, daß, wenn das Princip, welches in Würtemberg gilt, in Deutſchland allgemein würde, es gar keinen Buchhandel und folglich auch keine Literatur mehr geben könnte. Und ſolch ein Princip ſollte Gnade finden, vor dem Throne eines ſo gerechten und aufgeklärten Monarchen? — Nimmermehr! — und auch Frankfurt, der Hauptſtapelplatz der Nachdrücke, ſchämt ſich nicht, einem ſo ehrloſen Handel Schutz zu verleihen? — wäre es denn nicht wenigſtens ſo natürlich als billig, wenn allen rechtlichen Buchhändlern von ihren rechtlichen Fürſten erlaubt würde, Alles das nachzudrucken, was aus einem Lande kommt, wo der Nachdruck gehegt wird? — Man möge es dem Herausgeber dieſer Blätter nicht verübeln, wenn er warm bei dieſer Materie wird. Er iſt Vater von dreizehn Kindern, und hat in ſeinem Leben wenigſtens funfzig Tauſend thaler durch den Nachdruck verlohren; denn wie oft hat er von ſeinen Verlegern hören müſſen: „Gern wollten wir Ihnen das Honorar verdoppeln, wenn Ihre Werke nicht augenblicklich nachgedruckt würden.“ Durch Hülfe dieſer, ihm geſtohlenen 50000 Thaler würden manche ſeiner Kinder, die er vielleicht als unerzogene Waiſen zurück laſſen muß, eine gute Erziehung ſich verſchafft haben. Und das wäre dem Staate nicht mehr werth als das Wohlleben eines diebiſchen Nachdruckers? und das alte Kernſprüchlein: was du nicht willt daß dir geſchicht, das thu auch keinem Andern nicht, ſoll gar nicht mehr gelten? —

Doch wir verweiſen auf die ganze, ebenſo gehaltvolle als anziehend geſchriebene Schrift, die jeder unſerer Leſer ſich leicht wird verſchaffen können. Den Ausgang des in jeder Hinſicht ſcandalöſen Proceſſes werden wir zu ſeiner Zeit berichten, und zweifeln keinen Augenblick, daß er der Würtembergiſchen Regierung zur Ehre gereichen werde.

Die Ermordung des Fualdes.

Ueber dieſen Mord und den dadurch entſtandenen Criminalproceß iſt in franzöſiſchen und deutſchen öffentlichen Blättern ſo viel und ſo umſtändlich geſprochen worden, daß wir uns bisher gänzlich enthalten haben, dieſer Angelegenheit auch in unſerm Blatte Erwähnung zu thun. Wir würden auch ferner darüber ſchweigen, ob ſie uns gleich nach keines Weges erſchöpft zu ſeyn ſcheint, wenn wir nicht in einem franzöſiſchen Journale, dem politiſchen und litterariſchen Zuſchauer 1ſte Lieferung, die nämlichen Bedenklichkeiten aufgeſtellt fänden, deren auch wir uns bei Durchleſung der mancherley Nachrichten über dieſen mit vollem Recht ſo höchſt merkwürdigen Proceß nicht haben enthalten können. Vielen von unſern Leſern wird es nicht beſſer gegangen ſeyn und deshalb glauben wir ihnen die in dem genannten

Journal angegebenen, zum Theil ſehr weſentlichen Umſtände, die der Aufmerkſamkeit der Richter und des an der Sache lebhaften Antheil nehmenden Publicums entgangen ſind, nicht vorenthalten zu dürfen.

„Acht Perſonen, (wenigſtens ſind bis jetzt noch nicht mehrere bekannt) ſagt der Verfaſſer jenes Aufſatzes, vereinigten ſich zum Morde des Hr. Fualdes; eine einzige wäre ohne Zweifel zur Vollziehung deſſelben hinreichend geweſen, und eine günſtige Gelegenheit dazu wäre leicht gefunden worden. Allein was für einen Plan finden die Mörder für rathſam auszuführen! Am Tage nach einem Jahrmarkt, der ſo viele Fremde herbei zieht, daß dadurch die Bevölkerung von Rodez faſt verdoppelt worden; in der beſuchteſten Straße dieſer Stadt; um acht Uhr Abends, wo die Nacht kaum völlig eingebrochen iſt, — wird Fualdes mit Gewalt entführt und in ein ziemlich entferntes Haus geſchleppt. Dieſes Haus wird von mehreren Miethleuten bewohnt, unter denen einige in dem beſten Rufe ſtehen; eine ſpaniſche Familie z. B., die aus fünf Perſonen beſteht, hat das Zimmer inne, das ſich unmittelbar über der Wohnſtube der Bancalſchen Eheleute befindet, und nur durch einen ſchlechten Fußboden von Bretern davon getrennt iſt, durch deſſen zahlreiche Spalten man ganz bequem hinunter und bis auf den Tiſch, auf welchen das Schlachtopfer geworfen wurde, ſehen kann.“

„Auch die Straße (des Hebdomadiers), worin das Verbrechen vollzogen wurde, iſt ſehr beſucht, und mehrere Perſonen erinnern ſich, daß ſie an dem nämlichen Abend zwiſchen acht und zehn Uhr durch dieſelbe hindurch in eine Geſellſchaft zu einem königlichen Beamten gegangen ſind, der in der Nähe dicht neben dem Kloſter des Annonciades wohnt, wohin Madame Manſon gebracht worden zu ſeyn vorgiebt. Die Häuſer, die dem Bancalſchen gegenüber liegen, ſind die bewohnteſten in der ganzen Straße, und die letztere iſt nicht nur ſo ſchmal, daß kaum ein Wagen hindurch fahren kann, ſondern ſie wird auch durch die über dem untern Stockwerke befindlichen Wetterdächer noch mehr verengt. Die Fenſter in der Bancalſchen Stube gehen auf die Straße, und folglich ſind ſowohl in der Höhe als in der Breite die Mörder nur durch einen Zwiſchenraum von höchſtens 6 bis 7 Fuß von ihren zahlreichen Nachbarn getrennt. Die Bancalſche Stube iſt klein und voll von alten, halb zerfallenen Geräthſchaften; es iſt daher kaum zu begreifen, wie in derſelben acht Perſonen Raum genug gehabt haben, um eine neunte, die ſich möglichſt wehrte, nieder zu werfen, und noch weit unbegreiflicher, ja faſt ſchlechterdings unmöglich iſt es, daß man den dadurch verurſachten Lärm nicht ſoll gehört haben.“

„Die Mörder zapfen ihrem Schlachtopfer ganz langſam das Blut aus den Adern ab, und keinem einzigen unter ihnen fallen die Folgen ein, die dieſe unmenſchliche Grauſamkeit für ſie ſelbſt haben muß. Es iſt nämlich erwieſen, daß das Gewicht des dem unglücklichen Fualdes entſtrömten Blutes hinreichend geweſen wäre, um ſeinen Leichnam nicht oben ſchwimmen zu laſſen; die Vorſehung hat alſo gewollt, daß der nämliche Umſtand, der der allerempörendſte bei dieſem Verbrechen war, auch zugleich die Veranlaſſung zu ſeiner Entdeckung geben ſollte.“

„Die Mörder waren geſchickter, das Blut und alle Spuren deſſelben wegzuſchaffen, als den Leichnam; anſtatt ihn an Ort und Stelle ſelbſt zu begraben, und ihn durch Kalk ſchnell verzehren zu laſſen, (was ihnen, da Bancal ein Mäurer war, etwas leichtes geweſen wäre) ſetzen ſie ſich lieber der Gefahr aus, auf dem Wege nach dem Aveyron mehreren Leuten zu begegnen, und um gleichſam der Gefahr Trotz zu bieten, ſchlagen ſie den breiteſten und beſuchteſten Weg dahin ein. Ihre faſt unglaubliche Unbeſonnenheit wird jedoch dadurch erſt recht vollſtändig, daß ſie einen Helfershelfer mit Gewalt anwerben; daß ſie ſchon um zehn Uhr den Weg an den Fluß antreten, wo es kaum anders möglich war als daß ſie Leuten begegnen mußten, und daß ſie gleichſam im Triumpf dahin ziehen. Mehrere unter ihnen ſind dabei bewaffnet, und Bousquier, deſſen unnütze Hülfe ihnen ſo verderblich werden ſollte, iſt der hinterſte im Zuge; die Verſchwiegenheit eines ſolchen Zeugen glauben ſie durch ein Geſchenk von zehn Franken erkauft zu haben! ſie machen auf dem Wege zu wiederholtenmalen Halt, ſprechen laut mit einander, und nennen ſich bei ihren Namen. Nach einem weiten Marſche gelangen ſie endlich an den Aveyron, und indem ſie den Leichnam hinein werfen, brauchen ſie nicht einmal die Vorſicht, daß ſie das Gewicht des ihm entzogenen Blutes durch Steine erſetzen!“

„Bei dieſem unbegreiflichen Gemiſch von Frechheit und Unbeſonnenheit, und bei dem günſtigen Erfolg, den die Unternehmung demohngeachtet gehabt hat, wäre man berechtigt, an der Wahrheit der eben angeführten Thatſachen zu zweifeln, wenn ſie nicht aus den an Ort und Stelle angeſtellten Unterſuchungen unwiderſprechlich hervorgingen, und durch die einſtimmige Ausſage aller Zeugen beſtätigt würden.

Der Stock des Fualdes, der am andern Morgen in der Straße Terral, dem Orte der Entführung, gefunden wurde, und ſein im Aveyron ſchwimmender Leichnam, ſind der Anfangs- und der End-Punct, zwiſchen welchen alle andere Vorfälle Platz greifen; ohne dieſen Stock wäre vielleicht der Ort, wo das abſcheuliche Verbrechen begangen wurde, niemals entdeckt worden.

Der am folgenden Tage verübte Diebſtahl zeichnet ſich durch ſchamloſe Keckheit und Unbeſonnenheit nicht weniger aus als der Mord ſelbſt. Dieſe unbegreiflichen Umſtände tragen aber zum mindeſten eben ſo viel als die ſeltſame Rolle, welche die Dame Manſon dabei ſpielte, dazu bei, um den ganzen ſchändlichen Vorfall höchſt merkwürdig, und den dadurch herbeigeführten Criminal-Proceß berühmt zu machen.“

Ditrich von Bülow.

Ein vertrauter Freund dieſes genialen, mitunter auch verrückten Mannes, hat im Heſperus manche noch unbekannte, ſehr unterhaltende Nachricht von ihm geliefert. Wir heben um ſo lieber einige derſelben aus, da das genannte Journal in Nord-Deutſchland weniger verbreitet iſt.

„So lebte ich“ ſagt der Erzähler, „einige Jahre mit ihm in der vertrauteſten Freundſchaft, von jeder ſeiner literariſchen Unternehmungen unterrichtet, bis ſein Werk: der Feldzug von 1805 erſchien. Die Senſation, welche dieſes machte, und die Beſorgniſſe, welche man mir für die perſönliche Sicherheit Bülows, von ſo manchen Seiten her insgeheim erregte, machten es mir zur Freundſchaftspflicht, ihn ernſtlich zu warnen. Mehrere Rathſchläge die ich ihm deshalb gab, blieben fruchtlos und wurden meiſtens verlacht. Eines Tages, wo die Gefahr ſchon am größten war, trat er mit den Worten in mein Zimmer: Me voilà encore la tête levee. Ich ermahnte ihn ernſtlich, es ſey jetzt die höchſte Zeit, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſeyn, und ſich zu entfernen. Er verlachte dieß abermals, und ich ſelbſt wußte nicht, daß es ſchon zu ſpät ſey; noch an demſelben Abend ward er arretirt. Am folgenden Morgen erfuhr ich von ſeinem Neffen, von Bülow, (damals Lieutenant unter einem Infanterieregimente, jetzt Feſtungs-Commandant von Cüſtrin) daß ſein Onkel, dem Vernehmen nach, des Hochverraths angeklagt werde, und Niemand zu ihm dürfe. Einen oder zwei Tage darauf wurde einer meiner von mir oben bezeichneten Freunde vor das Criminalgericht gefordert; dem anfänglich nicht wohl dabei zu Muthe war. Allein der Richter, ein höchſt gebildeter feiner Mann, eröffnete ihm mit dem liebreichſten Tone: „Es ſey der allerhöchſte Wille Sr. Majeſtät, den Gemüthszuſtand des Herrn v. Bülow zu unterſuchen; weil er aber den Medicum fori und alle Aerzte Berlins verworfen, und auf ihn provocirt hätte, ſo erſuche man ihn auf Pflicht und Gewiſſen, die Wahrheit zu Protokoll zu geben. „Ein großer Stein fiel meinem Freunde vom Herzen, nicht ſeinetwegen, denn was hatte er zu beſorgen, da er an allen politiſchen Publikationen Bülows keinen Theil genommen, aber um des letztern Willen. Man wollte wiſſen, daß er auf Requiſition eines fremden Hofes ſey verhaftet worden. Mein Freund erklärte im Protocoll Bülow für einen mit ungewöhnlichen Geiſtes-Gaben und Kenntniſſen ausgerüſteten, aber höchſt excentriſchen, oft an's Verrücktſeyn gränzenden Kopf. Für den letzten Punkt fehlte es glücklicherweiſe nicht an Beweiſen, zwar nur wenige, aber ſie reichten hin, Bülows Lage wenigſtens zu erleichtern. Dieſer Beweiſe waren hauptſächlich drei: 1) Daß Bülow zu wiederholtenmalen verſucht hätte, einen ſeiner Freunde zum Proſelyten der Swedenborgſchen Lehre zu machen. 2) daß er nach dieſer Lehre ſehr oft im Ernſte behauptet hätte, die Menſchen im Monde ſeyen kugelrund, und mit einem kleinen Kugelabſatze ſtatt des Kopfes, wälzten ſich kugelähnlich um ihre Axe und quackten wie die Fröſche; und 3) daß er mehrere gute Freunde im vollen Ernſt zu einer Eroberung Mexiko's zu engagiren ſuchte, wozu er die Subſidien herbeizuſchaffen ſich verpflichtet hätte. Dieſe Daten, die alle mit einem Eide erhärtet werden konnten, galten entſcheidend. Hätte aber Bülow gewußt, daß ihm ſein Freund auf dieſe Art den weſentlichen Dienſt geleiſtet, er würde ihn vielleicht — wenn nicht gehaßt, doch wenigſtens nicht wie vor geliebt haben. —

Er paßte für die gewöhnliche Welt nicht, und man mußte ſich ſehr hüten, mit ihm in öffentlicher Geſellſchaft zu erſcheinen. Es gab ſtets einen Punkt, wo er anſtieß, und wer mit ihm war, kam in Verlegenheit, entweder ihm zu entſagen, oder ſeiner Meinung mit äußerſter Gefahr beizupflichten. Eine Anekdote von ſo vielen zur Beſtätigung des hier geſagten, kann ich nicht unterdrücken. Er ging einſt zum Herrn von K. einem ſehr bedeutenden Manne. Dieſer redete ihn mit den Worten an: Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen? — Antw: Mit dem Verfaſſer des Geiſtes des neuen Kriegsſyſtems! — Verzeihen Sie, das habe ich nicht geleſen. — Antw. Dann habe ich mit Ihnen weiter nichts zu reden. Bülow nahm ſeinen Hut, empfahl ſich und ging. Dergleichen Scenen waren nichts Seltenes bei ihm. Seine militäriſchen Schriften kann ich nicht beurtheilen, ſie haben aber bei Männern von Kopf und Sachkenntniß, ſelbſt im Oeſterreichiſchen viel Verehrer und Anhänger gefunden. Auch hat ſich ſein militäriſches Talent ſchon hinlänglich dadurch bewährt, daß die unglückliche Kataſtrophe Preußens im Jahre 1816, von ihm ſeinen Freunden ein Jahr vorher verkündigt wurde: nur darin hatte er ſich, (der Energie Preußens noch mehr zutrauend,) geirrt, daß er den letzten Schlag bei Spandau ankündigte, bis dahin glaubte er, würden ſich die Preußen mit Ehren zurückziehen können, u. ſ. w. Eines ſeiner ruhigſten und gediegenſten Werke ſcheint mir ſein letztes, die Biographie des Prinzen Heinrichs von Preußen, zu ſeyn. Es iſt nicht frei von Ausfällen, aber ſie ſind gemäßigter und wenigſtens ſehr fein eingekleidet. Dieſes Werk trug ihm 3000 Thaler gutes Geld, (?) welche er in einem Jahre verbrauchte. Er arbeitete ſehr leicht und ſchnell, aber ſelten mehr als 4, höchſtens 6 Stunden des Tages. Ein Mann, ſagte er, der nicht Nachmittags um 4 Uhr frei über ſeine Zeit disponiren und nach ſeinem Gefallen leben kann, iſt ein erbärmlicher Menſch. — Auf die geheime Correſpondenz der Seelen, womit die Swedenborgianer viel zu ſchaffen haben, legte Bülow einen ſehr hohen Werth. Ob ich den Sinn recht gefaßt habe, weiß ich nicht, aber mir ſcheinen ſie die meiſte Aehnlichkeit mit den Rapports der Magnetiſirer zu haben. Durch ſie war es möglich Converſationen mit unſichtbaren Geiſtern, namentlich mit den Engeln zu halten, welches Swedenborg auch gethan haben ſoll. Vom Magnetiſmus hielt Bülow ſehr viel. Uebrigens will ich nicht in Abrede ſeyn, daß die Swedenborgſche Lehre eine reine moraliſche und fromme Tendenz haben mag, von Bülow war in einer Hinſicht auch ſehr religiös, aber nichts weniger als bigott, kopfhängeriſch oder pietiſtiſch. Er war vom Charakter ſehr bieder, hielt ſtreng aufs Wort, war Freund im ſtrengſten Sinne, ließ aber ſeinem Egoismus auch nicht zu nahe treten. In dieſem Punkte war ich der Einzige, der viel wagen durfte. „Ich kenne meine Fehler, pflegte er oft zu ſagen, aber ich will ſie mir von Niemand, am wenigſten von einem Dummkopf vorwerfen laſſen.“ Er iſt dreimal in Amerika *) geweſen, hat eine große Summe durch Handelsſpekulation dahin verlohren, auch dort, wie er mir ſagte, ein Kaffeehaus errichtet, wobei er natürlicherweiſe ſchrecklich betrogen wurde. Noch einen Zug aus ſeiner früheren Lebensperiode kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Bülow hatte es im Militärdienſt nicht weiter als bis zum Cornet gebracht, er diente bei der Cavallerie; hier ſah er aber ſo viel, was ſeiner Art zu denken nicht zuſagte, daß er um ſeinen Abſchied bat. Dieſer wurde ihm einige Mal höflich verweigert, allein er ſchrieb an den General: „Man könne ihm den Abſchied nicht verweigern, denn er ſey verrückt.“ Und ſo gab er mehrere Beweiſe von wahrer Excentricität mit viel Verſtand gepaart.

Reiſen.

Der Königl. Bibliothecar Spiker in Berlin hat eine Reiſe durch England, Wales und Schottland im Jahr 1816 geſchrieben, wir können nicht ſagen beſchrieben, denn ſie enthält eigentlich nur einen trockenen Catalog von dem was er geſehen, und zwar ſo umſtändlich, daß er nie vergißt anzugeben, wie viel Fuß lang und breit ein Gebäude oder ein Saal war. Wir wollen damit keinen Tadel ausſprechen, denn dieſe Umſtändlichkeit gehörte zu ſeinem in der Vorrede angegebenen Zwecke; (obgleich die Beſchreibung von Tellerwärmern auch in

---

*) Von den Jahren 1791 und 1792, wo er dort 10 Monate und von den Jahren 1795 und 96, wo er 11 Monate verweilte, iſt es bekannt. Er gab darüber heraus: Der Freiſtaat von Nordamerika in ſeinem neuſten Zuſtande, von D. von Bülow, 2 Theile. Berlin Unger, 1797, nachdem er zuvor in der Minerva Briefe über Amerika bekannt gemacht hatte. Auch hier zeigt ſich ſein bizarrer Geiſt. Als er 1792 Amerika verließ, galten ihm deſſen Bewohner für ein gutmüthiges unſchuldiges Volk. Nach drei Jahren ſeiner Abweſenheit aber hatte die moraliſche Verderbtheit dort ſo überhand genommen, daß er nun die nordamerikaniſche Republik als einen durchaus verdorbenen Körper beſchrieb, der in gar nichts Lob verdiene, und dem nur durch eine totale Revolution geholfen werden könne. Wer das nun nicht ſo findet, den nennt er einen läppiſchen Knaben, dem nicht weiter zu helfen ſtehe. Diejenigen, welche ſein Buch langweilen, verweiſt er zu der Leſung des Eulenſpiegels und des galanten Schinders. Dabei erklärte er alles, was wir bisher über Nordamerika hatten, für unzulänglich, richtige Begriffe davon zu erhalten. Darüber und über ſeine Ausfälle kam er mit Ebeling in Streit, der ihn in der Hamburger neuen Zeitung zurecht wieß, und gegen den er, ſo wie gegen alle ſeine Gegner im December der Minerva von 1796 zu Felde zog. Merkwürdig, und ſehr im Contraſt mit ſeinem nachherigen Swedenborgiſmus, iſt die hier vorkommende Perſiflage der Deiſten, die glauben, daß die Seele nach dem Tode Reiſen durch das Weltgebäude anſtelle.

dieſer Hinſicht wohl überflüſſig ſeyn möchte.) allein zur-Unterhaltung unſerer Leſer können wir freilich nur wenig ausheben.

In Oxford ſah Herr Spiker ein Altarblatt nach Carlo Dolce in Holz gebrannt. Dr. Griffiths hat nemlich eine neue Art der Bildnerey erfunden: er brennt mit einem Schüreiſen (Poker), das er, nachdem die Tinten dunkel oder hell werden ſollen, mehr oder weniger glühend macht, Gemählde in Holz, die in der Entfernung den mit dem Sepia ausgeführten, ähnlich ſehen. —

In England, welches wir uns immer ſo ganz bürgerlich zu denken pflegen, iſt es noch allgemeine Sitte bei den Großen, ihr Silbergeſchirr und ihr Porzelain überall mit ihren Wappen zu zieren, eine Sitte, über welche man bei dem alten deutſchen Adel ſo oft geſpottet, und ſie als einen Feudal-Sauerteig betrachtet hat. Viele Wappen führen auch noch franzöſiſche Motto's. So z. B. fand der Verfaſſer in Dernhill über der Thür des Gaſthofes das Wappen des Ortbeſitzers, mit dem Wahlſpruch: Avancez. — In einer Meſſerfabrik ſah er eine große Art von Vorlegemeſſern mit Griffen von Hirſchhorn, die den Nahmen Kutuſow führten; und ein beſonders ſchön gearbeitetes trug die damaszirte Inſchrift: Kutuſow und den unüberwindlichen Koſacken gewidmet. — Bei Mancheſter begegnete er einer Landkutſche, an der mit großen goldenen Buchſtaben Blüchers Name zu leſen war, den überhaupt in England Böte und Wagen, Gaſthöfe und Landhäuſer in Menge führen. — In einer Bell- und Lancaſterſchen Schule in der Provinz wurden die Befehle des Lehrers nicht wie in London mit der Glocke, ſondern durch die Pfeife ertheilt; auch waren gewiſſe telegraphiſche Zeichen eingeführt, welche nur dem Lehrer und den Aufſehern bekannt ſind, damit Fremde im Saale nicht wiſſen ſollen was befohlen wird. —

In England herrſcht jetzt, nach des Verfaſſers Ausdruck, eine ordentliche Wuth, Gefängniſſe mit größter Pracht zu erbauen; wozu? das wiſſen die Engländer wohl ſelbſt nicht. — In der Cathedrale zu Durham ſuchte der Reiſende das Grabmal des berühmten Beda lange vergebens, und fand es endlich, einfach ſchmucklos, mannshoch mit Linnenzeug bedeckt, welches zum Kirchengebrauch beſtimmt war. — In einem Schuppen ſah er zwei Dampfwagen müßig ſtehn, und erhielt auf ſeine Frage, warum man ſie nicht brauche, die Antwort: daß man es wohlfeiler finde, ſich der Pferde zu bedienen. — Im alten Pallaſt der ſchottiſchen Könige ſah er ein treffliches Bild von Maria Stuart. „Die Züge der Königin ſind regelmäßig, aber ohne im geringſten den romantiſchen Character zu haben, den man gewöhnlich in ſie legt, ja es liegt in ihnen ein gewiſſer kalter Ernſt, den man nur der Eliſabeth hätte zutrauen ſollen. Das Bild iſt wahrſcheinlich von Holbein oder einem ſeiner Schüler. Die Zimmer der Königin ſind noch ganz ſo erhalten, wie ſie waren, als ſie von ihr bewohnt wurden: ihr Pracht-Schlafzimmer, ihr gewöhnliches Schlafzimmer, in welchem, auf dem ſehr alltäglich ausſehenden Himmelbette, eine grobe wollene Decke, mit der Königskrone darin gewebt, liegt, ſowie auch das Cabinet, in welchem die Königin mit Rizzio ſaß, als die Verſchwornen hineindrangen. Die geheime Thür, durch welche ſie eintraten, und die mit einem Vorhange bedeckt iſt, wird ebenfalls gezeigt, und man machte uns beſonders auf einige Blutflecke auf dem Boden des Flures, in einem Winkel neben der Treppe aufmerkſam, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio von den Verſchwornen vollends umgebracht wurde, oder wie unſere Führerin ſich ausdrückte: wo ſie ihm den Reſt gaben. — Darnley's ungeheure Stiefel, Degengehenk und Waffenrüſtung zeigt man in einem Nebenzimmer. Er muß, danach zu urtheilen, ein koloſſaler Mann geweſen ſeyn."

Auf Hume's Grabſteine ſteht weiter nichts als ſein Name und das iſt auch genug. — Ein Mann aus der Familie Macnab hat nicht weniger als 31 natürliche Kinder hinterlaſſen. — Ein ſchottiſcher Fahrmann, ein ſehr verſtändiger Menſch, führte bittere Klage über die eingeriſſene Gewohnheit der Großen, die größere Hälfte des Jahres entfernt von ihren Beſitzungen zu leben, wodurch die Unterthanen der Willkühr der Verwalter Preiß gegeben würden. Dieß ſey die Urſache, daß ſo viele Einſaſſen nach Amerika auswandern. —

Unter den ſchottiſchen Inſeln iſt eine, Inch-Ervin genannt, wohin die Trunkenbolde aus allen Provinzen verbannt werden. (Ein nachahmungswürdiger Gebrauch.) —

In der Schule der Blinden zu Liverpool fand der Reiſende „die Frauen beſchäftigt, farbige, rauhe Camin-Teppiche zu weben, zu denen ihnen die Farben, wie ſie folgen ſollen, neben den Webſtuhl hingelegt werden, während die Männer auf ähnliche Art Tragrieme zu Waſſereimern verfertigten." — „In einem andern Zimmer wurde auf Maſchinen Schnur und Bindfaden gedreht. Ich hatte eine ähnliche Maſchine im Blinden-Inſtitute zu London geſehen, und fragte, da ich dieſe verſchieden fand, ob man jene auch anwende? worauf man mir ein Exemplar der Londoner zeigte, um daran die Fortſchritte der Kunſt bemerkbar zu machen. Die vollkommenere Maſchiene, deren man ſich hier bedient, iſt von einem Zögling der Anſtalt, Namens Watt, erfunden worden, und hat den Vorzug vor der Londoner, daß zwei Blinde zugleich daran arbeiten, und dieß im Stehen thun können, während an dieſer nur einer ſitzend arbeitet. Der Vorſteher erklärte ſich gegen mich bereit, Modelle dieſer Maſchine auf Verlangen nach Deutſchland ſenden zu wollen, wo ſie in den Blinden Schulen gewiß mit großem Vortheil angewandt werden könnte, da der Gebrauch derſelben mühlos und unterhaltend iſt.“

„Da wir ſo genau als möglich mit der Unterrichtsart, der man ſich in dem Inſtitut bedient, uns bekannt zu machen wünſchten, ſo folgten wir dem Lehrer der Blinden in das Muſikzimmer, wo ſie in der Muſik unterrichtet werden Hier ſtanden 8 große Flügel, an welche ſich 8, wahrſcheinlich der beſten, Zöglinge ſetzten. — Die Uebung ſchloß damit, daß die Blinden zuſammen das Hallelujah aus Händels Meßias vortrugen, das ſich bei der Präciſion, mit der es ausgeführt wurde, vortreflich ausnahm. Die Leitung dabei hatte ein blinder Zögling, Namens Platt, welcher ungemeine Talente für Muſik entwickelt. Er ſpielte uns nachher einige Variationen auf das Volkslied: God save the King vor, welche ein Sehender nicht genauer und ausdrucksvoller hätte vortragen können; er ſitzt, wie mir der Lehrer, Herr Hanford, (ebenfalls ein Blinder), erzählte, Stunden lang phantaſirend am Flügel. — Eigenthümlich iſt die Art des Unterrichts in der Notenkenntniß. Man hat zu dem Ende große, ungefähr 6 Fuß hohe und 3,1/2 Fuß breite Tafeln anfertigen laſſen, welche weiß angeſtrichen und auf welchen die Noten in erhabener Arbeit angebracht ſind, während man die Linien der Syſteme durch aufgezogenen Eiſendraht fühlbar gemacht hat. — Selbſt die Bezifferung von Accorden iſt in erhabenen Ziffern angegeben. Ueber die im Blinden-Inſtitut eingeführte Methode, die Blinden leſen zu lehren, hat ein Herr Lazon ein eigenes Werk herausgegeben.“ —

„Liverpool zählt bekanntlich unter ſeine berühmteſten Mitbürger William Roscoe, den Verfaſſer der Lebensbeſchreibungen Lorenzo's von Medici und Leo's des zehnten. Dieſe Meiſterwerke, überall bekannt, nach Würden geſchätzt und in mehrere Sprachen übertragen, rühren von einem Manne her, welcher früher die Rechtslaufbahn eingeſchlagen hatte und ſpäterhin Bankiersgeſchäfte trieb, Seinem eigenen Genius, ſeiner eigenen Thätigkeit hatte er die Erwerbung der Kenntniſſe, und namentlich der vertrauten Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur zu danken, welche ihn in den Stand ſetzte, die oben erwähnten Werke an das Licht treten zu laſſen. — Das Haus Roscoe, Clarke und Comp., dem er vorſtand, behauptete lange Zeit einen bedeutenden Rang unter den Liverpooler Häuſern, bis mißlungene Speculationen es zu einem Stillſtande in ſeinen Zahlungen nöthigten. Dieſer Unfall griff in das häusliche Leben Roscoe's ſehr ſtörend ein, und nöthigte ihn, ſeine koſtbaren Sammlungen von Büchern, Gemählden und Handzeichnungen öffentlich veräußern zu laſſen. Gerade als wir zu Liverpool waren, begann die Verſteigerung ſeiner Bibliothek; die Bücher gingen zu ſehr hohen Preiſen weg, und der Ruf des Namens hatte ſelbſt von London mehrere Bücherliebhaber herbeigelockt, welche durch ihre Gebote die Preiſe noch höher ſteigerten. Der Reichthum an älteren italieniſchen Werken zur Geſchichte der Literatur und Kunſt in Italien, welche dieſe Sammlung enthielt, war unbeſchreiblich, und es der reichen Stadt Liverpool nicht zu verzeihen, daß ſie dieſe treffliche Gelegenheit vorübergehn ließ, ihre ſo ausgezeichneten Sammlungen durch Ankauf dieſer Bibliothek zu vervollſtändigen, und zugleich einem verdienſtvollen Mitbürger dadurch einen Dienſt zu erzeigen.“

„Unter dieſen Umſtänden konnte ich kaum erwarten, von Herrn Roscoe mit mehr als der gewöhnlichen Höflichkeit, die man einem Fremden erweiſt, aufgenommen zu werden. Von allen dieſem geſchah indeß gerade das Gegentheil. Herr Roscoe empfing mich ſo freundlich und zuvorkommend, wie es nur jemand thun kann, der mit keinen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und ſprach namentlich über ſeine Lage mit einer Faſſung und einer Zuverſicht der baldigen Aenderung derſelben, die mir einen hohen Begriff von ſeinem männlichen Geiſte beibrachte. Mit philoſophiſcher Ruhe äußerte er ſich über die Entbehrung ſeiner literäriſchen und Kunſtſchätze, und las mir ſelbſt die Vorrede vor, die er zu dem Auctionsverzeichniſſe ſeiner Gemälde und Handzeichnungen geſchrieben hatte, worin er das kunſtliebende Publikum auf deren Werth und Eigenthümlichkeit aufmerkſam macht. Wie ich höre, ſind ſie indeß, wider Erwartung, um Spottpreiſe verkauft worden, während, wie oben erwähnt, die Bücher ſo hoch weggingen. — Ein Plan, den Roscoe noch auszuführen wünſchte, zu deſſen Ausführung es ihm aber, wie er ſagte, an Muſſe und

Jugend fehle, iſt, ein Leben des Erasmus von Rotterdam zu ſchreiben, da Jortin's Biographie deſſelben ihm nicht genügt. Nächſt Erasmus iſt Ulrich von Hutten ſein Held.

Juvenal in deutſchem Gewande.

Herr Graf Otto von Haugwitz hat jüngſt Juvenal's Satyren im Versmaaße des Originals überſetzt, und mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Eine vollſtändige und würdige Ueberſetzung dieſes ſtrengen Sittenrichters einer höchſt verdorbenen Zeit haben wir noch nicht in Deutſchland gehabt. Wer ihn nicht im Original leſen kann, für den muß die Ueberſetzung eines Dichters willkommen ſeyn, den ein Gelehrter (Scaliger) den Fürſten der lateiniſchen Satyriker genannt und der uns einen großen Beitrag zur Welt- und Menſchenkenntniß jenes Zeitalters geliefert hat. Eine Stelle in der ſiebenten Satyre machte ihn dem Kaiſer verdächtig, der ihn unter dem Scheine äußerer Ehre nach Egypten verbannte. Wenn man die Römiſche Geſchichte weiter verfolgt, ſo wird man eben nicht gewahr, daß er durch ſeine ſcharfe Geißel das Laſter gebeſſert, oder den Untergang des Römiſchen Reichs aufzuhalten geholfen habe.

Was die Ueberſetzung betrifft, ſo müſſen wir die genaue Prüfung derſelben der gelehrten Kritik überlaſſen, uns dünkt, die deutſche Conſtruktion ſey zuweilen ſehr gezwungen, und wir können uns nicht überzeugen, daß ein zu ängſtliches Anſchmiegen an das lateiniſche Original anlockender für den Leſer ſey, und den Grundgedanken faßlicher mache als die natürliche Art, wodurch uns z. B. Wielands Ueberſetzung der Briefe und Satyren des Horaz ſo ſehr anſpricht, und die Täuſchung hervorbringt, als läſen wir ein Original. Wir geben einige Proben von der Ueberſetzung aus den berühmten Satyren 3 u. 6.

Rom. (S. 118.) — „Was doch thät' ich in Rom? Kein Lügner bin ich, ein ſchlechtes
Buch lobpreiſen und fodern, ich kann's nicht; ganz unerfahren
Bin ich im Sternenlauf, den Tod verkünden des Vaters
Kann ich weder, noch will ich: der Krötlein Inneres ſchaut' ich
Nimmer auch an: dem vermähleten Weib hintragen, was Buhl ihr
Zuſchickt, was er beſtellt, mag ein andrer: nirgend ein Dieb, ſoll
Ich mithelfen —
Wer liebt andere noch denn allein Mitwiſſer, und jenen
Welchem die Bruſt heiß kocht von geheim zu haltenden Freveln?

(Welche Maſſe von Thorheit und Laſter in wenigen Zeilen!)

— Hier ſtrahlt über Vermögen der Anzug, über Bedarf wird
Einiges hier zuweilen aus anderer Beutel genommen.
Solch ein Feſt iſt gemein, wir ſind ehrſüchtige Bettler
Alle dahier, was weil' ich dich lang? Umſonſt in der Romſtadt
Nichts." —
Viel Aufwandes bedarfs, in der Stadt des Schlafes zu pflegen,
Daher der Krankheit Grund. Geroll der Räder an enger
Straßeneck' und das Schimpfen bei feſtgefahrenen Karren,
Störten Druſus ja, und des Meeres Kälber vom Schlaf auf.
Ruft ein Geſchäft, man träget durch Meng' ausweichend den Reichen,
Ueber die Köpf' hinſchwebt er, geſtützt auf ſtarke Liburner,
Während darin gemächlich er lieſt, ſchreibt oder auch einſchläft,
Denn Schlafförderend iſt geſchloſſenes Fenſters die Sänfte.
Dennoch kommt er zuvor: uns Eilenden ſtehet die vordre
Wog' entgegen, es drängt rückwärts ein mächtiger Volksſchwarm.
Hier ſtößt einer mit Arm, mit der Tragſtang' hart mich ein andrer,
Der rennt Balken dem Kopf, der and' ein Eimergefäß an.
Koth beſudelt das Bein, jetzt, rings her tritt mich ein Breitfuß
Und vom Soldatenſchuh ſitzt feſt ein Nagel im Zehen"

(Man kann damit Boileaus Schilderung des Lärmens in Paris vergleichen.)

Roms Weiber. (S. 17.)
Glauben will ich, da Saturn regierete, habe auf Erden
Keuſchheit geweilt, noch lange geſehen, als kühlende Bergluft
Enge Behauſung bot, und den Heerd zugleich und den Hausgott,
Vieh und Eigener auch dieſelbige Decke beſchirmte. —
Jetzt iſts alter Gebrauch, o Poſthumus, anderer Ehbett
Frech antaſten, und höhnen den Schutzgott heiligen Lagers.
— Hippia, die den Senator geehlicht, floh mit dem Tänzer
Ihr, vergeſſend das Haus, den Gatten zugleich und die Schweſter,
Dünkete Heimath nichts: die weinenden Kinder verließ ſie,
Frevlerin, und, o Wunder! des Circus Spiel und den Paris. —
Was ein bürgerlich Haus, was Hippia übte, bemerkſt du?
Schaue mit an die Götter der Erd' und höre, wie weiland
Claudius (der Kaiſer) litt. Wenn entſchlummert den Mann die Gattin gewahrte,
Keck vorziehend ſodann die Streu palatiniſchem Ehbett
Schlüpfte ſie weg, im Geleit von Sclavinnen allen nur Eine,
Uebergeworfen, die fürſtliche Metz', ein nächtliches Käpplein,
Aber im Haarputz bergend die ſchwärzliche Locke mit Blonder. (?)
Unter geflicktem Mantel betrat ſie das lauliche Schandneſt,
Und entweihte den Leib, der edler Britannicus dich trug.
Freundlich nahm ſie die Kommenden auf und verlangete Zahlung. —
— — — — zu noch weit ärgerem Frevel
Treibet Geſchlecht ſie an, der Wolluſt Sünd' iſt die kleinſte!

(Hierbei Intelligenzblatt No. 2.)

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 24. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Der Kaleidoſcop.

Herr Profeſſor Gilbert hat in ſeinen Annalen der Phyſik eine umſtändliche Nachricht von dieſem Schöngucker, und deſſen Einrichtung gegeben, aus welcher wir, da das artige Spielwerk jetzt in Jedermanns Händen iſt, dasjenige mittheilen, was wir ſonſt in öffentlichen Blättern geleſen zu haben uns nicht erinnern. Daß zwei ebene Spiegel unter einem Winkel an einander gelegt, einen Gegenſtand mehrmals darſtellen u. ſ. w. iſt eine längſt bekannte Sache. Schon die erfindſamen Jeſuiten Kircher und Schott, in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts Lehrer der Phyſik zu Rom und Würzburg, haben in ihren optiſchen Schriften viele Ergötzlichkeiten mit Winkelſpiegeln beſchrieben, weshalb Klügel in ſeiner Ueberſetzung von Prieſtley's Geſchichte der Optik, von jenen Schriften ſagt: „ſie ſtecken voll Spielwerke.“ Auch gehörte etwas Aehnliches ſchon lange zu dem phyſikaliſchen Apparat bei Vorleſungen. Noch näher kommt dem Kaleidoſcop das ſogenannte Nürnberger Strahlenkäſtchen. Engliſche Zeitungen haben uns belehrt, daß das erſtere ſchon 1710 erfunden und in einer eignen Schrift beſchrieben und angeprieſen worden, als ein Mittel in einer Stunde die mannigfaltigſten Gartenanlagen zu zeichnen. Nun hat D. Brewſter in Edinburg, (ein durch ſeine dioptriſchen Verſuche rühmlich bekannter Mann,) dieſe Erfindung wieder erweckt. — Der Anblick der, chaotiſch durch einander geworfenen, Kleinigkeiten (Glasſtückchen, Flor u. ſ. w.) würde kein Gefallen erregen, aber indem ſie ſich in derſelben Lage mehreremale, zum Beiſpiel zehnmal, wiederholen und in einen ſternartigen Kreis gefügt ſich darſtellen, entſteht Symmetrie, und wir werden uns des Gefühls der Schönheit bewußt, denn dieſe beſteht in ſymmetriſcher Aneinanderreihung, in dem ſich aufdringenden Bewußtſeyn der Einheit in der Mannichfaltigkeit, in dem zur Einheit verbundenen Mannichfaltigen. Dem Profeſſor Gilbert ſcheint daher, daß dieſes kleine Inſtrument eben ſo ſehr auf den Lehrſtuhl der Aeſthetik, als auf den der Phyſik gehöre, und er möchte es eben ſo gern Schönheitsrohr oder Schönſehrohr nennen, da es den Begriff der Schönheit zu entwickeln und zu demonſtriren recht ſehr geeignet ſey. Schade, daß es die Augen wirklich angreift, beſonders die der Weitſichtigen, weil die Gegenſtände zu nahe ſind, weshalb gerathen wird, die Kaleidoſcope von verſchiedener Länge zu machen, oder auch, wie die Fernröhre, mit Röhren, die ſich ein- und ausſchieben laſſen. — Die Annalen der Phyſik theilen auch das Patent mit, welches Brewſter über ſeine Erfindung erhalten und in welchem der Schöngucker ein Inſtrument genannt wird „zu Hervorbringung und Darſtellung ſchöner Formen und Muſter, die in allen Verzierungs-Künſten angewendet werden können.“ daher es zu empfehlen ſey allen Baukünſtlern, Zimmermahlern, Stuckatur-Arbeitern, Juwelirern, Bildhauern und Vergoldern, Kunſttiſchlern, Drathflechtern, Buchbindern, Kattundruckern, Teppich- und Porzellain-Fabrikanten u. ſ. w. Auch diene es zur bloßen Beluſtigung, und ſcheine die Idee jenes Farben-Claviers verwirklicht zu haben, welches Caſtillon einſt vorſchlug, aber einen Mißgriff that, indem er das Wohlgefallen des Beſchauers durch bloße Verbindung der Farben hervorbringen wollte, ohne regelmäßige ſchöne Formen.

Schon haben die Engländer den Kaleidoſcop vervollkommnet: Die Spiegel, welche auf ihrer Rückſeite mit ſchwarzem Firniß überzogen waren, werden jetzt nur matt gemacht, und unter Winkeln von 30 Graden gegen einander geneigt, vervielfältigen alſo 12mal. Brewſter hatte ihnen anfangs eine Neigung von 20 Graden gegeben, aber ſeine 18 Wiederholungen waren nicht hell. Man hat auch die Gegenſtände, ſammt dem Glaſe vor den Spiegeln, herausgenommen, und ſtatt des mattgeſchliffenen, ein convexes Linſenglas angebracht; auf dieſe Weiſe kann man auch die äußern Gegenſtände eben ſo vervielfältigt ſchauen.

In Frankreich werden die Spiegel unter Winkeln von 60 Graden geneigt, wodurch die Klarheit der reflectirten Gegenſtände ſehr gewinnt. In Paris ſollen jetzt täglich ſechzigtauſend Kaleidoſcope verfertigt werden. (Lange wird die Mode doch nicht dauern. Wir erinnern uns noch aus unſerer Jugend der beliebten Bilbouquets; man ſah ſie nicht allein in allen Häuſern, ſondern auf allen Straßen, und Frankreich ſandte uns deren Millionen. Die Schöngucker werden beſonders deswegen bald wieder vernachläſſigt werden, weil die würklich ſchön- und klar ſpiegelnden zu theuer, die wohlfeilen aber zu dunkel ſind. Schon im Jahre 1789 erfanden die Franzoſen ein großes Kaleidoſkop, in welches ſie, ſtatt der Glasſtückchen, Conſtitutionen thaten, und es nun immerfort drehten, wodurch gleichfalls immer neue Muſter ſich darſtellten. Buonaparte ſchlug es endlich entzwei. Jetzt haben die Deutſchen — bekanntlich zu allen Zeiten die Affen der Franzoſen — das große Inſtrument nachgemacht, und drehen noch immer luſtig darauf los; aber die Neigung ihrer Spiegel ſcheint nicht die rechte zu ſeyn, denn es präſentirt ſich alles noch ziemlich dunkel.)

Die Badenfahrt.

Baden im Canton Aargau in der Schweiz, hat warme Heilquellen, die ſchon zu Julius Cäſars Zeiten bekannt waren, und wo man noch Spuren marmorner Thermen aus der Römerzeit ausgräbt. Herr David Heß hat ſich jetzt das Verdienſt um dieſe Bäder durch eine Beſchreibung unter obigem Titel (Zürich 1818.) gemacht, in welcher, unter vielen Abſchnitten, unterhaltende Schilderungen der Einrichtung, der Gegend, und der Menſchen vorkommen, auch Blicke auf die Geſchichte gethan werden. Die Bearbeitung dünkt uns ſo gut gerathen, daß ſie nicht blos die dorthin reiſenden Badegäſte, ſondern auch entfernte Leſer befriedigen wird. Die Schrift iſt übrigens noch mit vielen radirten Kupfern ausgeſtattet, und mit einigen, zum Theil poetiſchen Zugaben, unter denen wir den Brief des bekannten Geognoſten Hr. D. Ebel*) über den Urſprung und den Erhitzungsheerd der Heilquellen zu Baden auszeichnen. Er iſt der Meinung, daß ſowohl dieſe, als auch die Heilquelle von Schinznach, in dem an die Limmat anſtoßenden, und bis zur Malzhalde, eine Stunde hoch anſteigenden Gyps- und Mergelgebilde herkommen, und da alle ihre Beſtandtheile und Wärme erhalten. Um hierüber nähere Auskunft zu gewinnen, hat er ſich zweier ſogenannter Waſſerriecher, Waſſerfühler bedient, die er bei mehrern Verſuchen bewährt gefunden hatte. Seiner Meinung nach giebt es allerdings Menſchen, welche die merkwürdige Eigenſchaft beſitzen, laufende unterirdiſche Quellen durch ihr Gefühl entdecken zu können, und die in der Schweiz ſehr häufig dazu gebraucht werden. Aus ſeinen ſehr vorſichtig angeſtellten Verſuchen zieht er praktiſche Folgerungen für den Anbau in der Gegend der Quellen, um alle Störung ihres Laufes zu verhüten. — Aus dem Buche ſelbſt theilen wir folgendes mit. Ueber die früheren Sitten und Lebensweiſe finden wir einen Brief des berühmten Gelehrten und Canzlers von Florenz, Poggio, aus dem Jahre 1417, welcher die ſinnliche und zwangloſe Lebensluſt jener Zeit ſehr ſtark ſchildert. Es heißt z. B.: „Auch Nonnen, oder richtiger zu reden, floraliſche Jungfrauen, Aebte, Mönche, Ordensbrüder leben hier in größerer Freiheit, als alle übrigen. Letztere baden ſich wohl gar mit dem Frauenzimmer, ſchmücken ihr Haar mit Kränzen und vergeſſen alles Zwanges ihrer Gelübde. Alle nämlich haben einerley Abſicht, Traurigkeit zu verbannen, Vergnügen zu ſuchen, keinen Gedanken zu haben, als wie ſie des Lebens und ſeiner Freuden genießen mögen. Keiner bemüht ſich dem Gemeinſchaftlichen etwas zu entziehen, vielmehr ſucht jeder, das Beſondere allgemein zu machen. (Er lobt die große Einigkeit der Gäſte und fährt fort:) Da ſehen Männer, wie mit ihren Weibern getändelt wird, und treffen ſie mit einem wildfremden Manne unter vier Augen an; das Alles bewegt ſie nicht, ſie wundern ſich über nichts, und glauben, daß alles auf die anſtändigſte Art geſchiehet. So iſt der Teufel der Eiferſucht, der anderswo bald alle Männer plagt, hier ein unerhörter Gaſt. — O Sitten, wie unähnlich den unſrigen! — Schon mehr als einmal hab' ich unſre verkehrte Denkart verwünſcht, die wir immer klagen, immer begehren, durch keinen Gewinn befriedigt, durch keinen Wucher geſättigt, Himmel und Erde umkehren wollen, um nur Geld zu erwerben.“ (Poggio, der Secretär von 8 bis 10 Päbſten geweſen war, erinnert uns hier an die Wahrheit des alten Sprichworts: Romae omnia venalia.) — „Dieſe Glücklichen hingegen, mit wenigem vergnügt, machen ſich jeden Tag zum Feſte und zittern nie vor der Zukunft.“ — Im 15. und 16. Jahrhundert war das zügelloſe Wohlleben, beſonders unter der Cleriſey, ſehr hoch geſtiegen. So erkauften ſich z. B. die Kloſterfrauen zu Töß für ſchweres Geld päbſtliche Bullen und Indulgenzen, um nach Baden zu fahren, weltliche Kleider unter dem Scapulier tragen zu dürfen u. ſ. w. Und bei manchem Zuge des damaligen Lebens wird man daran erinnert, daß der Sage nach,

---

*) Verfaſſer des Buchs: über den Bau der Erde u. a. m.

Schweine die Quellen zuerſt entdeckt und ſich darinn gewälzt haben. Nach dem Verf. ſind ſeit der Reformation die ſtrengern Sitten in der Schweiz eingetreten, welche auch auf Beobachtung des Anſtandes in Baden (das katholiſch iſt) Einfluß gehabt haben. Eine beſchwerliche Gewohnheit jener Zeit für die Regierung von Zürich waren die Geſchenke, die man den Herren Bürgermeiſtern und Schultheißen und auswärtigen großen Herren nach Baden zu ſenden pflegte, und die ſehr oft in großen Ochſen mit vergoldeten Hörnern und zierlichen Decken beſtanden. Gegen dergl. Schenkereien eiſerte zu Anfang des 17. Jahrhunderts der würdige Antiſtes Breitinger von Zürich. Dieſer predigte überhaupt oft ſehr derb gegen myne gnädige Herren, ſo daß ſie ihn einsmals, als er von dem Landvogt Felix gepredigt hatte, der vom Apoſtel Paulus Geld erpreſſen wollen, vor den Rath fordern ließen. Er ſagte ihnen aber gerade heraus: „Euch und nit ander Leuth hab' ich bei dem Beiſpiel des Landvogt Felix erinnern und berichten wollen, wie groß die Sünd ſey, wo Regenten und Obere mehr ſehend auf Geld-Geſchenk und Gaben, weder auf's billig und recht.“ „Wann ein jeder jetzt heim kommt, ſo ſtelle er ſich nur blos vor ſein Silbergeſchirr und erinnere ſich, woher, von wem, und was Sachen ein und anderes Stuck ihm in's Haus kommen ꝛc.“ Kurz, er ſchloß die Predigt noch ernſtlicher, als in der Kirche, mit Exemplieren. Daher berichteten die deputirten Herren dem Rathe: „Wir ſind beſtanden, wie ein Lauß auf dem Aermel.“ — „Wenn wir dieſe häßlichen Gebräuche betrachten, ſagt Herr Heß, und leſen, wie Töchter aus den vornehmſten Häuſern fremden Geſandten in Baden und anderswo nachgezogen, um goldne Ketten und Armſpangen von ihnen zu erbetteln, die ſie wohl nicht umſonſt gaben, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß jene ſogenannte gute alte Zeit, eine höchſt ſchmutzige Zeit war, und unſere Vorfahren in den höhern Ständen ſich einer Niederträchtigkeit ſchuldig machten, die jetzt kaum noch unter dem niedrigſten Pöbel anzutreffen iſt.“ — Wie der Verfaſſer die verſchiedenen und ſpätern Epochen und die Veränderungen des geſelligen Tons und der Lebensweiſe ſchildert, verdient bei ihm nachgeleſen zu werden.

Er bemerkt, daß ſo wie man ſonſt in Schweizerſtädten weniger öffentliche Luſtbarkeiten gehabt, und ſich von der ſtrengern Betreibung des Berufs in Baden habe erholen wollen, jetzt umgekehrt, man zu Hauſe reinlicher und bequemer wohne, und alſo nicht mehr nach Baden gehe, blos um ſich luſtig zu machen, oder, bei den Frauenzimmern, um Staat zu treiben, ſondern hauptſächlich der Geſundheit wegen, oder um ſich von einem anſtrengenden Geſchäfte auszuruhen. — Für Fremde, die durch das Leben in großen Bädern verwöhnt ſind, dient zur Nachricht, daß es an glänzenden und abwechſelnden Ergötzlichkeiten in Baden ermangele, wobei jedoch die geiſtigere Unterhaltung zwiſchen gleichartig geſinnten Menſchen eher gewinnen als verliehren dürfte. Faroliebhaber und — — Liebhaber brauchen ja nicht hinzureiſen.

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitſchriften.

Das Leipziger Kunſtblatt vom Profeſſor Wendt läßt oft in ſeiner Sphäre gediegene Worte vernehmen. Dahin gehört der Aufſatz von Oswald im 9. Hefte über das Phyſiſche des Schauſpielers, insbeſondere das Sprachorgan, den wir jeden Schauſpieler zu leſen und zu beherzigen bitten. Uns aus der Seele geſchrieben iſt die Behauptung: daß das Phyſiſche eine Grundbedingung des Schauſpielers zu nennen ſey, und daß das trefflichſte durchdachteſte Spiel ſeine Würkung verfehlt, wenn z. B. König Alf im Yngurd mit butterweicher Stimme, oder Eduard im Epigram im tiefen Baßtone ſpricht. Wahr iſt auch, daß Iffland, blos darum weil ſeinem Organ Wärme und der Ton des Gefühls mangelte, größer im Luſtſpiel als in ſentimentalen und Heldenrollen war. — Auch die Briefe des Herrn Profeſſor Schütz zu Halle, über den gegenwärtigen Zuſtand des Pariſer Theaterweſens, enthalten viel Treffendes und Treffliches. Er klagt, daß heutzutage in Deutſchland keine Bühne zu finden ſey, die in Hinſicht auf feſtgeſtellte kunſtwiſſenſchaftliche Grundſätze, über Claſſicität ihres Repertoirs u. ſ. w. mit dem Théatre français ſich vergleichen dürfe. Er klagt, daß in Berlin heute Racine's Phädra, morgen Frau Rußkachel und übermorgen der Hund des Aubry geſpielt werde. Wenn er blos die Theater von Wien und Berlin im Auge hat, ſo geben wir ihm Recht; in Städten von ſolcher Bevölkerung und Bildung läßt ſich das Beſſere verlangen. Daß aber bei andern Bühnen, wo die Kunſt immer nach Brod geht, ſeine Forderungen unerreichbar ſind, davon hat er ja ſelbſt als Director die Erfahrung gemacht.

Das neueſte Heft der Iſis ſchimpft ganz gewaltig auf die Freymaurer, allein der Herausgeber, Herr Oken, verſichert, er glaube nicht daß ſie ſo ſchlimm wären. Es bleibt nur noch zu beantworten übrig, warum er das alberne Pasquill abdrucken ließ? —

Das Journal der Land- und Seereiſen behilft ſich ſeit einiger Zeit mit Auszügen aus Büchern, die längſt in Jedermann's Händen ſind; z. B. Golownin's Gefangenſchaft bei den Japanern, Ellis Geſandtſchaftsreiſe nach China u. ſ. w. Bei der gierigen Jagd, welche in Deutſchland auf alle Reiſebeſchreibungen des Auslandes gemacht wird, muß ein ſolches Journal, wenn es Käufer locken will, Auszüge aus den Originalen liefern, ſo lange ſie noch unüberſetzt ſind, nicht aber die Ueberſetzungen plündern, die man ſeit Jahr und Tag in allen Buchläden und in allen Leſebibliotheken finden kann. —

Der ſechſte Heft der freymüthigen Blätter für Deutſche enthält abermals treffende Rückblicke auf die neueſte politiſche Literatur. Dem XI. Bande der Nemeſis wird vorgerückt, daß er wieder lauter Aufgewärmtes, zum Ekel Wiedergekäutes enthalte, und daß Herr Hofrath Luden der Verhältniſſe des Militair- und Civilſtandes in Preußen völlig unkundig ſey. — Bei Gelegenheit der Coblenzer Adreſſe wird geſagt: an dem Sprecher der Deputation ſey nichts zu bewundern als die Dreiſtigkeit, mit der dieſer zweideutige Menſch, als ehemaliger Jacobiner und Verfaſſer des rothen Blattes, dem Staatskanzler eine ſolche Adreſſe übergeben konnte. — Der D. Kieſer, der den wartburgiſchen Schriftenbrand einen unſchuldigen Spas genannt, wird gefragt, ob er es auch für Spas hinnehmen würde, wenn die Söhne der Geächteten ihm 50 Stockprügel beibrächten? —

Literariſche Notizen.

Ueber die Diſputationen des Arnobius (er war der Lehrer des Lactantius) haben ein Paar gelehrte Männer, Orellius und Heumann, ſeit kurzem ein neues Licht verbreitet. Aus der Anführung von Wundern, von denen wir in unſern Evangelien keine Nachricht finden, ergiebt ſich, wie wenig Uebereinſtimmung noch zu Arnobii Zeiten (am Ende des dritten Jahrhunderts), über dieſe Schriften geherrſcht haben muß. Von manchem, was Chriſtus nach der Behauptung des Arnobius gelehrt haben ſoll, weiß das neue Teſtament nichts, und wiederum läßt er manches aus, was doch zum chriſtlichen Lehrbegriff gerechnet würde.

Zwei wichtige Abhandlungen von dem Einfluſſe der Baukunſt auf das allgemeine Wohl und die Civiliſation hat Herr von Wiebeking geliefert. Er handelt zuerſt von Aegyptens Waſſerbau und Monumenten. — Denon glaubte den berühmten Coloß des Memnon unter coloſſalen Bruchſtücken gefunden zu haben; die gemeine Meynung hingegen bezeichnet als ſolchen eine noch aufrecht ſtehende, 61 Fuß hohe, 15000 Centner wiegende Statüe, deren Obertheil aus einigen Stücken zuſammengeſetzt iſt, auf welchen noch eine Menge griechiſcher und römiſcher Inſchriften, ſelbſt von Hadrian und ſeiner Gemahlin, vorhanden ſeyn und dieſes bezeugen ſollen. Zwar pflegten die Aegyptier alle coloſſale Statüen aus einem Stücke zu verfertigen, und das mag, nach des Verfaſſers Meinung, auch wohl mit dieſer der Fall geweſen ſeyn; allein einer griechiſchen Inſchrift zufolge, hat Cambyſes ſie umgeworfen und zerſtückelt, um die mechaniſche Einrichtung oder den Betrug der ägyptiſchen Prieſter zu entdecken. Vielleicht ſtand das Piedeſtal durch eine unterirdiſche Leitung mit einem nahen Gebäude in Verbindung, welches den Prieſtern diente, um den räthſelhaften Ton hervorzubringen. Vielleicht hatten auch die Aegyptier bei dieſer Statüe eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen Verfahren gemacht, und ſie aus fünf Stücken zuſammengeſetzt, um Zwiſchenräume anzubringen, durch welche bei hineindringendem Winde, ein Ton wie bei unſern Aeolsharfen entſtehen konnte. Einen ähnlichen Ton hörten bekanntlich die franzöſiſchen Ingenieure bei'm Aufgang der Sonne in den kleinen Granitgemächern des Pallaſtes zu Karnack, und Herr von W. meynt: da die ägyptiſchen Steine ſehr ausgetrocknet wären, ſo möchte wohl der Zug der Morgenluft und die bei'm Sonnenaufgange plötzlich veränderte Temperatur, Schwingungen in den Steintheilchen hervorgebracht haben.

Unter Theben's Ruinen und den ungeheuren Ueberreſten des Pallaſtes und Grabmals des Oſymandias, ſcheint uns beſonders der Coloß von roſenfarbenem Granit merkwürdig, deſſen Trümmer faſt den ganzen Hof bedecken, deſſen Zeigefinger 4 Fuß lang, deſſen Schultern 21 Fuß breit ſind, deſſen Inhalt faſt 12000 Cubikfuß und ſein Gewicht 22255 Centner betrug.

In der zweiten Abhandlung macht Herr v. W. den Vorſchlag zu einem Canale zwiſchen dem Euphrat und Mittelmeere, welcher den Weg von London nach Bombay um 1400 deutſche Meilen verkürzen würde. — Daß die Hetrusker und ihre Kunſt phöniziſchen Urſprungs geweſen ſeyen, macht er ſehr wahrſcheinlich.

In einer ſehr ſcharfſinnigen lateiniſchen Abhandlung von *Koreff*, *über die ungeſunde Luft in Italien*, wird die Bevölkerung Rom's noch 1790 zu 160000 angegeben, und 1812 beſtand ſie nur noch aus 80000. *Buonaparte* ſoll die Abſicht gehabt haben, ſie auf 30000 herab zu bringen, damit Rom deſto ruhiger ihm und dem künftigen Könige gehorche. Die Sterblichkeit nehme mit Rieſenſchritten auch darum zu, weil man die Todten aus den Särgen nehme, (wegen des koſtbaren Holzes) und ſie zum Theil in die Kirchen begrabe.

Herr Profeſſor *Erhardt* hat eine Antrittsrede *über den Begriff und Zweck der Philoſophie* gehalten, in welcher er bemerkt: daß das Problem der Philoſophie zuerſt als *Religionsfrage* unter den Menſchen erſchien. Die *Andacht* philoſophirt *vor dem Denken*, oder das *Denken* war als *ahnend* aequal *Andacht*, thätig, ehe es ſich ſelbſt als ſelbſtſtändige Denkkraft dachte.

Der Verfaſſer wirft die Frage auf: wozu denn noch Philoſophie, wenn ſchon die Religion alle, dem Menſchen wichtige Fragen beantwortet? — Hierauf erwiedert er: die einzelnen Geſchlechter ſind im Fortſchreiten begriffen; die Culturzuſtände ändern ſich; der menſchliche Geiſt, deſſen Element Freyheit iſt, ſtrebt allen Feſſeln ſich zu entwinden; ſo kann es kommen, daß die Vernunft jede Autorität verläßt, und ſich das Verhältniß Gottes zu den Dingen und der Dinge unter einander anders ſezt, als die, zur prieſterlichen Ueberlieferung übergegangene, Volksreligion u. ſ. w.

Nirgend ſollten die Nebelphraſen ſtrenger verbannt ſeyn, als aus Religionsſchriften, zumal aus ſolchen, die für die Jugend beſtimmt ſind. Was ſoll z. B. der Knabe dabei denken, wenn der Herr Prediger *Möllrich* in ſeinem Buche, betitelt: *die wichtigſten Lehren der chriſtlichen Religion in katechetiſcher Form*, die Frage aufwirft: *was iſt Religion?* und antworten läßt: *das Bewußtſeyn des Höhern im Menſchen?*

„Ein wichtiger Beytrag zur Kriegsgeſchichte des Jahres 1813 iſt das Büchlein: *Der Feldzug in Meklenburg und Holſtein*, denn: „So unbedeutend die Begebenheiten am äußerſten rechten Flügel waren, ſo wichtig und auf das Ganze den größten Einfluß habend, konnten ſie doch in jedem Augenblicke werden; daß ſie es nicht auf eine höchſt nachtheilige Weiſe wurden, liegt in den Fügungen der Vorſehung, deren Fingerzeig in den Jahren 1813 und 1814 ſo deutlich die Begebenheiten leitete, welche Napoleons Sturz hervorbrachten." — „Es iſt nicht zu leugnen, daß eine Diverſion des Kronprinzen von Schweden mit einem Theile ſeiner gelandeten Macht zu Gunſten Hamburgs den größten Vortheil gewährt hätte. Sie wurde ihm in der Art vorgeſchlagen, daß, während *Tettenborn* noch Hamburg beſetzt hielt, die Dänen noch unentſchloſſen waren, er, mit den leichten Truppen des Generals *Wallmoden* vereint, bei Beitzenburg einen Elbübergang machen, ja ſelbſt nur demonſtriren ſollte; denn Marſchall *Davouſt*, der damals etwa 16 bis 18000 Mann ſtark, in den Inſelkrieg bei Haarburg verwickelt war, hätte ihm Alles, was er hatte, entgegen ſtellen müſſen, und würde hierdurch in ſeinen Operationen wenigſtens um mehrere Wochen zurückgeſezt worden ſeyn. Der Kronprinz weigerte ſich jedoch, und beſchränkte, ſelbſt nach dem Falle Hamburgs, ſeine Mitwürkung blos darauf, dem General *Wallmoden* ſeinen Schutz *unter den Kanonen von Stralſund* anzubieten."

„Es iſt nicht wohl leicht zu beſtimmen, was den Kronprinzen von Schweden verleiten konnte, auf dieſem Punkte ſo vieles dem Ungefähr Preis zu geben, und es ließe ſich vielleicht nur aus ſeiner politiſchen Lage muthmaßen, daß es ihm nicht unangenehm geweſen wäre, durch irgend eine widrige Begebenheit auf dem äußerſten rechten Flügel auf dieſen Punkt abgerufen zu werden, um den ſich eigentlich ſein Hauptintereſſe in dieſem Kriege drehte." —

„Hätte *Davouſt* am 17. ſeine Operationen mit Nachdruck angefangen, ſo hätte er am 22. auf 2 bis 3 Märſche vor Berlin ſeyn können. Wäre dieß geſchehn, und hätte er ſeine Operationen mit General Girard, der von Magdeburg kam, verbunden — iſt wohl zu vermuthen, daß der Kronprinz die Schlacht bei Großbeeren hätte annehmen können? Stockte dieſes Eine Rad der Maſchine, ſo wäre ihr ganzer Gang aufgehalten worden, und *Napoleon* hätte *Luft bekommen*. (Nach dieſer Anſicht – welcher beizuſtimmen wir uns nicht erlauben — hätte folglich Napoleon dem Kronprinzen von Schweden große Verbindlichkeiten gehabt.

In einem hier angeführten ächten Schreiben *Napoleons* an *Davouſt*, nennt er die *Hanſeaten* und die Wallmodiſchen Truppen *Canaille*.

Im zweiten Abſchnitte dieſer Darſtellung wird gezeigt, daß der Feldzug des Kronprinzen in Holſtein und Schleswig blos für die ſchwediſche Sache unternommen wurde, daß aber alles Bedeutende durch das Walmodiſche Corps ausgeführt worden, und daß, außer dem unbedeutenden Gefechte bei Bornhörd, die Schweden mit ihrem Feinde in keine Berührung gekommen ſind. (Darum konnte ſich aber auch der Kronprinz in einer, auf dem ſchwediſchen Reichstage gehaltenen Rede rühmen, daß er alle ſeine Schweden wohlbehalten zurückgebracht habe.)

Auch in der vierten Ausgabe einer engliſchen *Aeſthetik* von *Archibald Aliſon* iſt, ob ſie gleich ein Vierteljahrhundert ſpäter erſcheint als die erſte, von uns Deutſchen keine Notiz genommen. Sehr wahr, nur zu umſtändlich durchgeführt, iſt der in dem Buche herrſchende Hauptgedanke: daß das *Schöne* keine *Eigenſchaft* der Dinge, ſondern ein *Verhältniß* der Dinge zu gewiſſen Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes ſey, und deshalb nothwendig in unſerer Vorſtellung nach der Verſchiedenheit der Gemüthszuſtände ſich richte. Von äſthetiſchen Betrachtungen dieſer Art hat wenigſtens die Critik mehr Gewinn, als von der ſpeculativen Aeſthetik einiger Deutſchen, die von der Höhe ihrer metaphyſiſchen, aus der Anſchauung des Unendlichen geſchöpften Principien, kaum noch wahrnehmen können, was in der Wirklichkeit den guten Geſchmack von dem ſchlechten unterſcheidet. —

In einer Recenſion der Jeanne d'Arc von Berriat St Prix (in der Göttingiſchen gelehrten Zeitung) wird bemerkt: noch immer gilt Ludwig XI. für den Einführer ſtehender Heere; da doch ſein Vater, Carl VII., nach beendigtem Kriege mit England, dergleichen beibehielt. Zwar laſſen keine königlichen Ordonnanzen darüber ſich aufweiſen, wohl aber erhellt es zur Genüge aus der, in den Archiven mehrerer landſtändigen Provinzen, noch vorhandenen Koſtenberechnung. Zu Wiederherſtellung der öffentlichen Sicherheit und Polizei leiſteten dieſe im Solde gebliebenen Kriegsleute die beſten Dienſte; wenn aber Ludwig XI. ſie in der Folge vermehrte, ſo geſchah dieß freilich nur in der Abſicht, um deſto willkührlicher herrſchen zu können. — Wie gegründet ſchon vor 400 Jahren in den damaligen Kriegen die Maxime geweſen, der Stadt Paris um jeden Preis ſich zu bemächtigen, hat, wie bekannt, auch in unſern Tagen ſich vollkommen beſtätigt. Ein Umſtand, der den Werth übermächtiger Hauptſtädte ſehr zweideutig machen könnte; denn das Beiſpiel Moskau's zu befolgen, hat der franzöſiſche Patriotismus doch noch nicht rathſam gefunden. —

Der Profeſſor *Kanngießer* in Greifswalde hat durch ein Werk, betitelt: *die alte komiſche Bühne in Athen*, uns eine kurze, treue Darſtellung derſelben, und zugleich eine Einleitung in die Stücke des Ariſtophanes liefern wollen; man macht aber dem Verfaſſer den Vorwurf, daß er ſich zu ſehr in Hypotheſen verſtiegen, ſeiner Phantaſie die Zügel ſchießen laſſen, und dabei einen breiten, oft gemeinen Vortrag habe. —

In der göttingiſchen gelehrten Zeitung wird, in einer Recenſion der Geſchichte Liefland's vom Grafen Bray, geſagt: einige politiſche Reflexionen des Verfaſſers wären, bei aller innern Wahrheit und der Urbanität, die ſie ausſpreche, gleichwohl ſo kühn, daß ihre Publicität in St. Petersburg nach vorgängiger Cenſur, kaum noch Preßfreiheit ohne alle Cenſur in Rußland wünſchen laſſe. (Das hatte übrigens ſchon früher Storch's Economie politique bewieſen.)

Von *Merkel's* Zuſchauer urtheilt der Graf Bray in ſeinem Werke: man könne ihm vorwerfen, daß man in demſelben nie klar weder den Geiſt Anderer, noch den des Verfaſſers erblicke. —

Es iſt erfreulich, daß ſich immer mehr vernünftige Menſchen finden, die den Unfug, welcher mit dem *Mittelalter* getrieben wird, mit Ernſt rügen. So ſagt z. B. Hr. D. *Karl von Rottek* in ſeiner *allgemeinen Geſchichte*, von dem Charakter dieſes Zeitraums: „Das Menſchengeſchlecht war *eine* verächtliche Heerde geworden, unwiderruflich an ihren Treiber veräußert, ein willenloſes Eigenthum des Herrn, nur phyſiſchen Genuß begehrend, ohne Sinn für Menſchengut und Menſchenwerth.“ —

Herr *Roſetti*, Edler von *Skander*, hat *Winkelmann's letzte Lebenswoche* aus Acten und guten Quellen geliefert, wodurch manches in der Geſchichte der Ermordung Winkelmanns durch ſeinen Koch, bisher Geglaubte berichtigt, auch der Ermordete gegen den Vorwurf der Unvorſichtigkeit vertheidigt wird. Die Vorrede vom Herrn Hofrath *Böttiger* in Dresden, enthält viel Treffliches. Hinzugefügt iſt auch ein fac simile eines noch ungedruckten Briefes von Winkelmann, in welchem er über *Leſſing* nachtheilig abſpricht. —

In *Tittmann's* trefflichem Werke über *Erkenntniß und Kunſt in der Geſchichte*, wird geſagt: ob die Menſchheit wirklich allmählig zum Vollkommnern fortſchreite, läßt ſich aus Vergleichung der verſchiedenen Zeitalter nicht entſcheiden, da jedes Zeitalter ſeine eigenthümliche Schönheit und Werth, wie ſeine eigenthümlichen Mängel hat; weshalb denn aber auch die zu jederzeit neu angeſtimmten Klagen, über die Verſchlimmerung des Zeitgeiſtes, zurückzuweiſen ſind. (Uns dünket, eben aus der Vergleichung der verſchiedenen Zeitalter laſſe ſich gar wohl entſcheiden, daß die Menſchheit, wenigſtens in der *Moral*, nicht fortſchreitet.) — Diejenigen, die vom Geſchichtſchreiber blos eine Darſtellung nackter Thatſachen ohne Einmiſchung eigenen Urtheils fodern, hält der Verfaſſer aus guten Gründen in offenbarer Täuſchung befangen. — Geſchichte und Poeſie ſind nahe verwandt, (Homer, Herodot.) Gleichwohl iſt auffallend, daß letztere in ungleich höherem Grade anzuziehen pflegt als jene. Die Urſache kann unmöglich in dem Weſen der Geſchichte ſelbſt liegen; denn genau und an ſich betrachtet kann die Geſchichte weder in Hinſicht ihres Gegenſtandes, noch des Zweckes ihrer Darſtellung, noch an Lebendigkeit und Anſchaulichkeit der Erzählung, im mindeſten der Poeſie nachſtehen. Die Schuld wird alſo immer, entweder an der Mangelhaftigkeit der darſtellenden Kunſt des Geſchichtſchreibers, oder am Leſer ſelbſt liegen. (Oft wohl auch an der Trockenheit des Stoffes; die durchaus keine lebendige Darſtellung zuläßt.) —

Im *Kronos*, einem *genealogiſch-hiſtoriſchen Taſchenbuche*, beweißt Hr. v. *Baſſe*, in einem Aufſatze über das engliſche Bauern-Weſen, daß der engliſche Bauern-Stand im Beſitz ſeiner Grundſtücke mit manchen Ueberbleibſeln von lehnherrlichen Verhältniſſen oft ſchwer genug belaſtet iſt, und daß die Geſetze, ihrem Buchſtaben nach, in der That mit Recht von ihm heillos genannt werden. —

Es iſt eine *Sammlung der Reden* herausgekommen, welche die Franzoſen in der Deputirten-Cammer über und für die Freiheit der Journale gehalten haben. Ein Redner ſagte unter andern: „die Journale *machen* nicht die öffentliche Meinung aber ſie *drücken ſie aus*. Dabei macht der Göttinger Recenſent die richtige Bemerkung, daß dieſer Satz doch nur *halb wahr* ſey. (Oft iſt er das nicht einmal.) —

Profeſſor *Meisner* und D. *Schinz* in *Zürch* haben die *Vögel der Schweiz* ſyſtematiſch geordnet und beſchrieben, mit Bemerkungen über ihre Lebensart und Aufenthalt. In dieſem nützlichen Buche ſteht unter andern eine Anekdote von einer ehebrüchigen *Störchin*, die mit ihrem Buhler ihr Männchen ermordete. Auch ſehr intereſſante Bemerkungen über einen zahmen Storch, der frei herumfliegt, und doch ſelbſt im härteſten Winter weder fortzieht, noch von der Kälte leidet, nicht niſtet, und auch mit andern Störchen ſich durchaus nicht abgiebt. —

In *Jäger's Werke über die Mißbildungen der Gewächſe* heißt es: „die Mißbildungen des Sallatblattes und der Peloria-Blumen, ſcheinen auf ähnliche Art zu erfolgen, wie die thieriſchen Mißbildungen, beide durch den Einfluß von Geſetzen, welche denen, die den *Würkungen des Magnetismus* zum Grunde liegen, analog ſind." (Das heißt doch wohl mit andern Worten: Geſetze, die Niemand kennt?) —

Die Predigten vom Diaconus *Rüdel* zu Leipzig würden noch ſchöner ſeyn, wenn ſie nicht ſo lang wären. Sie ſind übrigens großentheils für höher gebildete Leſer geſchrieben, das beweiſen Themata wie folgende:

„Ueber die Art, wie das Herz aus ſeinen Verirrungen oft ſich wieder findet." — „Friede mit der feindſeligen Welt iſt die ſchönſte Gewalt über die Welt." — „Der Menſch erſcheint in der Empfänglichkeit für Troſt größer als im Genuß der Freude." (Letzteres doch wohl nicht immer.) —

Wir machen auf eine *Synodal-Rede* aufmerkſam, die der Paſtor *Bobertag* in Schleſien über die Frage gehalten hat: „Wie kann der geſunkenen Religioſität wieder aufgeholfen werden?" Der Mann ſagt ſehr viel Gutes und Beherzigenswerthes. Zu den Urſachen der geſunkenen Religioſität zählt er erſtens: den einſeitigen Gang, den die Bildung der jetzigen Zeit nahm, indem ſie größtentheils nur auf das Wiſſen, und dieſes auf die Befriedigung einer feinern oder gröbern Selbſtſucht gerichtet war. Die zweite Urſach findet er *in den Geiſtlichen ſelbſt*, die, als Kinder der Zeit, in einem frivolen Zeitgeiſte gebildet ſind. Die dritte in der *Kirche*, der es an *Haltung* gefehlt hat, indem ſie ſich gefallen laſſen mußte, Nicht-Geiſtliche an ihrer Spitze zu ſehen, während man mit Recht geklagt haben würde, wenn Geiſtliche an die Spitze des Finanzweſens oder der Juſtiz geſtellt worden wären. Man muß die Ausführung dieſer Sätze bei ihm ſelbſt nachleſen. Er huldigt der wahren Toleranz, ſprechend: „Mögen auch die Anſichten des Supernaturalismus bei dem Einen, die des Rationalismus bey dem andern die vorherrſchenden ſeyn, wenn wir nur darin einig werden: Jeſus iſt unſer Heiland, der Erlöſer der Menſchen." Er glaubt, das einzige was vom Könige zu erbitten ſey, wären, für Univerſitäten und Gymnaſien, nicht blos gelehrte, ſondern auch fromme, chriſtliche Lehrer. Unter mancherlei ſinnigen Vorſchlägen, thut er auch den folgenden: „Jeder Geiſtliche bleibe gehalten, wenigſtens jährlich *ein* wiſſenſchaftliches Buch zu leſen und davon der Synode Rechenſchaft zu geben; denn *ein* wiſſenſchaftliches Buch mit der Feder in der Hand ſtudirt, iſt viel heilſamer für die weitere Bildung, als die gewöhnlichen Leſegeſellſchaften." (Sehr wahr!) Minder ausführbar und zu manchem Unheil führend ſcheint uns der Vorſchlag, daß jeder Geiſtliche auf ſeine benachbarten Brüder acht gebe, ſie warne, und, wenn ſie nicht hören, der Synode Anzeige machen ſoll. — Um die Beſoldungen der Geiſtlichen zu vermehren, ſoll der König gebeten werden, mehrere Stellen einzuziehen und je drei von Einem Geiſtlichen beſorgen zu laſſen. — Die noch unveräußerten, einſt der Kirche gehörigen Stiftungen (deren in Schleſien noch viele ſind) können, nach ſeiner Meinung, zurück gefordert werden. Bei Vertheilung der Stipendien ſolle man vorzüglich auf Söhne der Geiſtlichen Rückſicht nehmen. — Um einen obern Biſchoff des Landes ſolle man den König bitten u. ſ. w. Der Raum verſtattet uns nicht, die Gründe des Verfaſſers anzuführen, auch ſind wir oft nicht ſeiner Meinung, allein wir dürfen verſichern, daß die Schrift leſenswerth iſt. —

Koſter's Reiſe in Braſilien liefert ein empörendes Beyſpiel von dem alten — und hoffentlich bei uns veralteten — Adels-Uebermuthe. Ein gewiſſer Nogueira, Sohn einer Mulattin und eines vornehmen Weiſen, hatte junge Mädchen entführt und deren Verwandte ermordet. Man wollte ihn hinrichten, aber ſeine Familie wußte es zu hintertreiben. Man wollte ihn auspeitſchen, aber er berief ſich auf ſeine adeliche Herkunft, die einer ſolchen entehrenden Strafe nicht unterworfen ſey. Der gerechte Stadthalter that jedoch den Ausſpruch: Da er nur ein halber Edelmann (nämlich von väterlicher Seite) ſey, ſo ſolle er wenigſtens auf einer Seite gepeitſcht werden. (Alſo, wenn er ein ganzer Edelmann geweſen wäre, ſo wäre der Verbrecher ungepeitſcht geblieben! Gräßliches Vorrecht! Wenn der Adel nicht allen ähnlichen, das menſchliche Gefühl empörenden Rechten freiwillig entſagt, ſo muß er ſich auch nicht wundern, wenn er gehaßt wird; denn wir Europäer gleichen nicht mehr den Einwohnern von Tonga, von welchen Mariner erzählt, daß ſie nur ihren Häuptlingen eine unſterbliche Seele zuſchreiben, das Volk hingegen aus bloßer Materie erſchaffen wähnen.) —

Zur Beſchämung der Europäer hingegen, führt derſelbe Mariner an, daß, als die Miſſionaire nach jenen Inſeln kamen, man daſelbſt von Feſtungswerken noch gar keinen Begriff hatte, daß man aber, 10 Jahre ſpäter, ſchon gar keine Sicherheit mehr außer den Befeſtigungen fand. Das iſt das Glück, welches jene armen Inſulaner uns verdanken. —

Die Phyſiologie von Magendie, Profeſſor der Anatomie zu Paris, ſoll viele Berührungen der Wiſſenſchaft, aber auch viel Unverdautes enthalten. Den ſechſten Sinn leugnet der Verfaſſer. Derjenige Sinn, von welchem die Magnetiſeurs, beſonders in Deutſchland, viel ſprächen, der ſich bei Somnambülen äußere und ihnen die Gabe der Weiſſagung verleihe, habe ſeinen Sitz in den Knochen, Eingeweiden, Ganglien und Nervengeflechten. (Welcher Deutſche hat das jemals von den Knochen behauptet?) — Der Geiſt beſteht, dem Verfaſſer zufolge, aus Bewußtſeyn, Gedächtniß, Urtheilskraft und Willen. (Durch dieſe Aufzählung wird der Begriff von Geiſt um nichts klarer.) — Die Leidenſchaften ſoll man beobachten, mildern oder erſticken, aber nicht erklären wollen. (Das iſt auch nichts neues) Von der Bauchrednerkunſt ſagt er, ſie ſey in gewiſſer Beziehung für das Ohr, was die Mahlerey für das Auge. (Seltſam!) — Die Urſache des Hungers findet er im Nervenſyſtem, weil ein leerer Magen dazu gerade nicht nöthig ſey. — Unter 100 Studenten fand er 8 bis 10, welche die Fähigkeit beſaßen, Luft zu ſchlucken, ein Talent, welches man durch Uebung ſich aneignen, und vielleicht in gewiſſen Krankheiten Nutzen daraus ziehen könne. (Möchten unter 100 Studenten doch auch nur 8 die Fähigkeit beſitzen, academiſchen Wind zu ſchlucken!) —

Sarazin de Montferier hat (in franzöſiſcher Sprache) neue Erfahrungen über die Natur und die Verſchiedenheiten des Magnets bekannt gemacht, und für die Schiffarth einen neuen Magnetometer vorgeſchlagen. Er leugnet, daß die magnetiſchen Erſcheinungen von der Circulation einer feinen, von einem Pol zum andern ein- und ausſtrömenden Flüſſigkeit herrühren, ſondern hält ſie für das Reſultat des magnetiſchen Conflict's aller Sonnenſyſteme des Weltalls, und zunächſt der, zu unſerm Sonnenſyſteme gehörigen, planetariſchen Körper; eine Hypotheſe, die er doch auch nicht durch überzeugende Gründe zu unterſtützen vermag. —

Bitte.

Da der Unterzeichnete Weimar für einige Zeit verläßt, ſo erſucht er alle diejenigen, welche ihn, das literariſche Wochenblatt betreffend, mit Briefen beehren oder ihm Pakete zuſenden wollen, ſolche an die Hoffmanniſche Hof-Buchhandlung allhier zu adreſſiren, welche ſie ſogleich weiter befördern wird. Uebrigens wird dieſes Blatt nach wie vor in Weimar erſcheinen. Weimar den 1. Sept. 1818.

Kotzebue.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 25. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Anzeige mit Fragzeichen.

Die durch den ſächſiſchen Fanatiker Kloos veranlaßte ſchreckliche Mordgeſchichte ſteht in allen Zeitungen, wir dürfen ſie folglich als bekannt vorausſetzen. Es ſteht aber nicht in den Zeitungen, daß eine kleine Druckſchrift erſchienen iſt, unter dem Titel: Zuverläßige Nachricht von den Umſtänden eines jüngſt erfolgten ſchauderhaften und gräulichen Ereigniſſes, ein Beytrag zur Geſchichte der ſcenenvollen Zeit des 19. Jahrhunderts, zum Beſten der armen Hinterlaſſenen des unſchuldig Ermordeten, von einem Einwohner in Leißnig. Dieſe Schrift iſt, ſichern Nachrichten zufolge, verboten werden und darf nicht verkauft werden. Warum nicht? weil (ſo wird geſchrieben) die Nachläßigkeit der Polizey dadurch offenbar werden würde. Wir mögen ungern dieſem Grunde Glauben beimeſſen, obſchon wir uns auch keinen andern denken können. Iſt jedoch ein anderer und beſſerer vorhanden, ſo wird ohne Zweifel die Polizey eilen, ihn dem Publicum bekannt zu machen. Die Schrift ſelbſt erwähnt der Polizey gar nicht, ſondern erzählt ganz einfach: Kloos habe ſchon ſeit einigen Jahren unter freyem Himmel, in Familien und Häuſern gepredigt; in der Gegend von Leißnig kenne man ſchon mehr als 300 ſeiner Anhänger, und glaubhaften Nachrichten zufolge, ſey ſeine Lehre ſchon bis Grimma, Oſchatz und bis an die Elbe gedrungen. Die Hauptſätze dieſer Lehre ſollen ſeyn: Wiederherſtellung der Gebräuche des alten Teſtaments und der blutigen Opfer; Verwerfung der Lehre des Evangeliums von Jeſu Chriſto; Ausrottung Aller die anders denken. Wenn Kloos wirklich ſolche Greuel ſchon ſeit einigen Jahren, und gar unter freyem Himmel, gepredigt hat, ſo brauchte freylich dieſe Schrift der Polizey nicht nahmentlich zu erwähnen, um als eine harte Anklage gegen dieſelbe betrachtet zu werden. — Kloos hielt ſeine Predigten gewöhnlich von einem Stuhle herab, der auf einen Tiſch geſtellt war; eine Art von Klingelbeutel war ſein reichliches Honorar. Er legte ſeinen Jüngern mancherley Entbehrungen auf, und ſeine Gewalt war auch in dieſer Hinſicht ſo groß, daß z. B. Männer, welchen das Tabakrauchen oder Schnupfen zur andern Natur geworden war, ihre Pfeifen und Doſen in die Erde vergruben.

Die Anhänger dieſer ſchändlichen Secte lagen zwiſchen dem 15. und 19. July d. J. 24 Stunden auf den Knieen ohne die mindeſte Nahrung zu ſich zu nehmen, äfften das Oſterlamm nach, verſuchten Kinder lebendig zu begraben u. ſ. w. Auf den 17. July prophezeite Kloos den Untergang der Welt.

Schon vor der bekannt gewordenen Mordthat ſchoß der Müller Fiſcher nach drey Kindern, die mit ihrer Mutter in den Wald nach Himbeeren gehen wollten, traf jedoch nicht. Seine eigne Mutter wollte er opfern, die aber glücklich entrann. Doch ſtärker als dieſe gräßliche Schwärmerey ſcheint immer noch das Muttergefühl geweſen zu ſeyn; denn mehr als Einmal verſuchte die Müllerin Eins ihrer eigenen Kinder mit der Scheere zu erſtechen und fuhr ihm damit nach dem Leibe, doch ohne es zu beſchädigen. Auch der Leißniger Leineweber Schubert iſt in gleicher Gefahr geweſen, und alles dieß hat ſich eine ziemliche Zeit vor dem Morde des armen Bergmanns zugetragen, ohne daß man für nöthig gehalten hätte, die Verrückten zu arretiren. Hier ſtehen nun mit Recht die Fragezeichen. ? ? ? —

Die erwähnte Schrift behauptet auch, man vernehme Drohungen, nach welchen die Arreſtanten mit Gewalt befreyt werden ſollten, und fügt hinzu: manche wären der Meynung, daß eine gewiſſe Religions-Parthey doch wohl nicht ganz Unrecht habe, wenn ſie die Bibel den Layen entziehe.

Politik.

Im 7te Hefte der Zeiten von Voß wird die deutſche Bundesverſammlung wieder gewaltig angeſchielt und beſonders der Hr. v. Gagern etwas arg mitgenommen. Jedes Wort wird ihm aufgemuzt. Spricht er von practiſchem Gebrauch, ſo

1818.

fragt Hr. Voß: ob es auch einen unpractiſchen Gebrauch gebe? oder ob der Gebrauch ſelbſt nicht die Praxis ſey? (der Hr. Profeſſor hat vergeſſen, daß der Sprachgebrauch dem widerſpricht; denn man kann zum Beiſpiel des Gebrauchs der Peruaner erwähnen, ihre Geſchichte in Knoten zu faſſen, ohne ſagen zu können, daß dieſer Gebrauch practiſch ſey.) Spricht Hr. v. Gagern von einer weſentlichen Pflicht; ſo fragt der Hr. Profeſſor: ob es auch unweſentliche Pflichten gebe? (Relatif betrachtet allerdings.) Wenn Hr. v. Gagern der fremden Anglomanie erwähnt, ſo fragt Hr. V.: giebt es auch eine einheimiſche? (Ey warum denn nicht! die Anglomanie der Franzoſen zum Beiſpiel iſt eine fremde, und die der Deutſchen eine einheimiſche.) Wenn Hr. v. G. ſich einen königlich niederlandiſchen Geſandten nennt, ſo iſt das wieder nicht recht, denn er ſey nur ein Luxemburgiſcher. Ueberhaupt ſey alles nur Geſchwätz, entſtanden „aus der unſeligen Begierde", bei allen Gelegenheiten zu reden, und von ſich zu reden, und: „ſich reden zu hören." — Wir fühlen uns keinesweges berufen, den Herrn von Gagern zu vertheidigen, aber ſo viel glauben wir doch mit Recht bemerken zu müſſen, daß mancher brave Mann ſich bedanken wird, Geſandter am Bundestage zu werden, wenn er ſieht, wie jedes Wort hämiſch bekrittelt wird. —

Die Briefe des ruſſiſchen Kaiſers an den König von Preußen und an Lord Wellington haben des Herrn Profeſſors Beifall nicht erhalten. Zwar windet und krümmt er ſich in allerley Redensarten, um nicht anzuſtoßen; doch giebt er deutlich genug zu verſtehen, daß es dem ruſſiſchen Hofe nicht gebührt habe, ſich in Dinge zu miſchen, die ihn eigentlich nichts angiengen. Seltſam! als ob der ruſſiſche Hof nicht einer der vier großen contrahirenden Mächte wäre? —

Gänzliche Trennung von Rom predigt der Hr. Profeſſor bey jeder Gelegenheit mit großem Eyfer, und wir mögen ihm darinn nicht widerſprechen. —

Von dem neuen Herzog von Reichſtadt behauptet er, man habe ihm blos ein Etabliſſement als einem Edelmanne gegeben, vermuthlich weil man öſtreichiſcher Seits ihn als einen Sprößling einer Mesalliance betrachte, was er auch unſtreitig ſey. — So hat Hr. Voß vor einigen Jahren nicht geſprochen. —

Der Herausgeber des Journals für Deutſchland hat im 8ten Hefte deſſelben der neuen bayriſchen Conſtitution erſt Complimente gemacht, und dann erklärt: daß man vergebens Heil von ihr erwarte; daß ſie eine Maſchine ſey, die ihre eigne Reibung nicht überwinden könne; daß die getäuſchte Erwartung viel Unzufriedenheit in Gang bringen, und die Deputirten-Kammer ſehr bald die Entdeckung machen werde, daß ſie weder Gutes noch Böſes ſtiften könne; nichts ſey natürlicher als daß ſie, bei dem Gefühl verfehlter Beſtimmung, die erſte Gelegenheit ergreifen werde, ſich aus dieſem Zuſtande zu befreyen. Der große Stein des Anſtoßes iſt dem Verfaſſer: daß die Stände nur alle drey Jahr verſammelt werden, nur zwei Monate zuſammen bleiben, und doch die Steuern auf ſechs Jahre bewilligen ſollen. Dadurch werde im Grunde nichts mehr und nichts weniger verlangt, als daß die Verwaltung immer ſechs Jahre unbeſchränkt bleibe. Aus der ganzen Anordnung gehe hervor, daß der Geſetzgeber von der Nothwendigkeit der Vertretung keine rechte Ueberzeugung gehabt — weßhalb es das Anſehen gewinne, als habe man nur einer Grille des Jahrhunderts, Zeitgeiſt genannt, nachgeben wollen. „Woher — wird gefragt — ſoll die rege Theilnahme an dem Wohl und Weh des Vaterlandes kommen, wenn die Steuer auf ſechs Jahre bewilligt werden muß? wie iſt es möglich bei Abgeordneten, welche nur alle drey Jahre zuſammen treten, Kenntniß des Geſchäfftsganges und des Staatslebens vorauszuſetzen? wie iſt es endlich denkbar, daß eine Verſammlung, deren Sitzungen auf zwey Monate beſchränkt ſind, ſich in ihren Zuſtimmungen nicht übereilen werde, da dieß gewiſſermaaßen unvermeidlich geworden iſt? man hat eine neue Kraft entwickeln wollen, aber man hat den Anfang damit gemacht, daß man dieſe Kraft lähmte. Kein Talent kann ſich in ihr entwickeln, keine hochherzige Geſinnung in ihr aufkommen; und weit davon entfernt, daß die zweyte Kammer eine Pflanzſchule von Staatsmännern werden könnte, wird ſie immer nur der Sammelplatz von Höflingen oder Mißvergnügten ſeyn."

Eine ſolche Vertretung ſey in ſich ſelbſt durchaus werthlos — ſie ſtehe da wie ein überflüſſiges Rad, das nirgends eingreife. Auch ſey die bayriſche Deputirten-Kammer ſehr fehlerhaft zuſammen geſetzt; was die Geiſtlichkeit darinn ſolle, könne man nicht begreifen u. ſ. w. Das Einzige, was ſich dabey abſehen laſſe, ſey der leichte Sieg der Regierung über eine ſo zuſammengeſetzte Vertretung. Die Erfahrung werde zeigen, daß die bayriſche Deputirten-Kammer ein in der Geburt verunglücktes Kind ſey.

Ueberhaupt: „wozu Stände-Verſammlungen in dieſen Zeiten, die ihrer durchaus unfähig ſind? Nur das Wort hat uns bleiben können, die Sache iſt längſt todt für uns. — Jahrhunderte hindurch hat das Fürſtenthum gegen die Macht der Stände angekämpft, ehe es den Sieg davon tragen konnte; und jetzt, wo der Sieg vollendet iſt, will man die Miene annehmen, als bejammere man den Ausgang des hartnäckigen Kampfes? Rieſenſchritte hat die Verwaltung in der Ausbildung ihres Organismus gemacht; und doch will man das Anſehen gewinnen, als verdamme man dieſe Rieſenſchritte, und als ſehne man ſich nach dem alten Chaos zurück, aus welchem man hervorgegangen iſt?“ — (Wir haben ſchon einmal geweiſſagt, und wiederholen bei dieſer Gelegenheit, daß, ſo groß auch jetzt der Lärm um Conſtitutionen iſt, er doch erſt recht angehen wird, wenn die Conſtitutionen nun würklich da ſeyn werden. Wir ſagen mit der beſtimmteſten Gewißheit voraus, das auch nicht eine einzige den ungetheilten Beyfall der politiſchen Schriftſteller erhalten wird; denn — müßten ſie blos loben, womit ſollten ſie ihre Blätter füllen?) —

Im erſten Stück des 12. Bandes der Nemeſis ſteht ein gutgemeynter Entwurf eines Geſetzes über Preßfreyheit von Mallinckrodt. Die Cenſur ſoll aufgehoben ſeyn, eine Geſchwornen-Verſammlung entſcheiden. Finde jedoch das Gericht das Gutachten der Geſchwornen der Sache nicht angemeſſen, ſo ſoll ihm das Recht bleiben, eine zweyte ſolche Verſammlung zu ernennen, die dann inappellabel ſey. (Warum nicht noch eine Dritte? alle Gründe, die für eine Zweyte ſprechen, würden auch auf eine Dritte anwendbar ſeyn.) —

In einem andern Aufſatze derſelben wiederkäuenden Zeitſchrift, über Recht und Zweckmäßigkeit des Verlangens der Geiſtlichkeit nach Grundbeſitz, wird behauptet, es ſey beſonders die katholiſche Geiſtlichkeit, die dieſe Forderung aufſtelle. Dem iſt nicht alſo. Noch nirgend hat ein katholiſcher Geiſtlicher ſich ſo ungeberdig darüber ausgedrückt, als der Proteſtantiſche Superintendent (Pabſt in partibus) Schuderoff in Ronneburg.

Unter den hier mitgetheilten politiſchen Maximen vom ſel. Hamann, zeichnen wir folgende aus:

„Man kann mit Wahrheit von den Ehrenſtellen und Gütern ſagen, daß man, um beide zu verachten, nur diejenigen anſehen dürfe, die ſolche beſitzen.“ — „Wer durch ſchlechte Finanz-Operationen das öffentliche Vertrauen verdächtig macht, verdient härtere Strafe als derjenige, der ſich an einer öffentlichen, ihm anvertrauten Geld-Kaſſe vergreife.“ — „Bey uns wird die Freyheit zu denken nur Wahnſinnigen in Feſſeln erlaubt, und man möchte auch die Freyheit zu ſchreiben dem zunehmenden Unkraute vorzüglich zu danken haben.“ —

„Taugt unſere Dichtkunſt nicht, ſo wird unſere Hiſtorie noch magerer als Pharao's Kühe ausſehen; doch Feen-Mährchen und Hof-Zeitungen erſetzen den Mangel unſerer Geſchichtſchreiber.“ —

In einem Aufſatz über Bayern und Preußen, werden die Preußiſchen Zeitungen miſerable Papiere genannt, hingegen der Fränkiſche Merkur und die Speyerſche Zeitung hoch erhoben. In einem andern, über Legitimität, heißt es: wenn durch irgend ein Ereigniß der Sohn Napoleons auf den franzöſiſchen Thron gelangen ſollte, ſo könne ſich der Grundſatz der Legitimität wieder bewähren, indem dieſer Prinz durch ſeine Mutter von Ludwig XIV. abſtamme.

Ein Freimaurer vor dem Inquiſitions-Gericht.

Es iſt ſehr begreiflich, daß die Freimaurerei ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung der Inquiſition werden mußte. Schon im Jahr 1738 erließ der Pabſt Clemens XII. eine Bulle, wodurch er die Freimaurer in den Kirchenbann that, und zwei Jahre nachher erging in Spanien ein Königliches Edict gegen ſie, wodurch eine große Anzahl derſelben gefangen genommen und auf die Galeeren verurtheilt wurde. Die Inquiſition glaubte ſich hierdurch ebenfalls berechtigt, mit aller ihr eigenthümlichen Härte die Unglücklichen zu verfolgen, und ſchon im folgenden Jahre erkannte der Cardinal, Vicarius von Rom, im Namen des Gottes des Friedens und der Barmherzigkeit die Todesſtrafe gegen ſie. Im Jahr 1752 wurde auch das Königliche Edict gegen ſie durch Ferdinand VI. erneuert, und darin alle Freimaurer des Verbrechens der beleidigten Majeſtät erſter Claſſe für ſchuldig erklärt. Die ganze Sache war jedoch ein völlig neuer Gegenſtand für die Inquiſition, und es ergiebt ſich aus ihren gerichtlichen

Unterſuchungen, daß ſie die lächerlichſten und verwirrteſten Begriffe von der Freimaurerei hatte. Llorente in ſeiner kritiſchen Geſchichte der Spaniſchen Inquiſition, aus welchem merkwürdigen Werke wir in unſern frühern Blättern ſchon einmal einige Auszüge mitgetheilt haben, liefert in dem kürzlich erſchienenen 4. Bande auch die ausführliche, aus den Inquiſitions-Acten ſelbſt wörtlich ausgezogene Geſchichte eines ſolchen Proceſſes, die jetzt, wo man wenigſtens im nördlichen Europa eine verſtändigere Meinung von der Freimaurerei hat, unſern Leſern in einem gedrängten Auszuge gewiß intereſſant ſeyn wird.

Herr Tournon, ein geborner Franzoſe, wurde von der Regierung mit einem bedeutenden Gehalt nach Madrid berufen, um daſelbſt eine Fabrick von kupfernen Schnallen anzulegen, und den Spaniern Unterricht in dieſer Art von Arbeiten zu geben. Am 30. April 1757 wurde er aber durch einen ſeiner Lehrlinge, dem ſein Beichtvater bei der Oſter-Communion dieſe Handlung zur unerläßlichen Pflicht gemacht hatte, bei dem Inquiſitions-Gerichte als der Ketzerei verdächtig angeklagt. Er habe, hieß es in dieſer Klage, ſeine Lehrlinge aufgefordert, Freimaurer zu werden, und ihnen verſprochen, daß, wenn ſie ſich den erforderlichen Prüfungen unterwerfen wolten, der große Orient zu Paris ihm eine Vollmacht zu ihrer Aufnahme überſchicken werde; einige unter ihnen wären auch wirklich dazu geneigt geweſen, jedoch blos unter der Bedingung, daß er ſie vorher mit dem Zweck des Ordens bekannt mache. Um ihnen zu willfahren, habe ihnen Herr Tournon allerlei ſonderbare Dinge vorerzählt, und ihnen auch einen Kupferſtich gezeigt, worauf mehrere Inſtrumente der Baukunſt und der Aſtronomie abgebildet waren: dieſe Bilder hätten ſie nun um ſo viel mehr für Werkzeuge der Zauberei halten müſſen, als ihnen Herr Tournon geſagt habe, daß ſie bei ihrer Aufnahme mit einem furchtbaren Eid angeloben müſten, das unverbrüchlichſte Stillſchweigen über alles zu beobachten, was ſie in den Freimaurerlogen ſehen und hören würden.

Am 20. May wurde Herr Tournon gefangen genommen, und in die Kerker der Inquiſition geworfen. In den Acten befindet ſich ein ausführliches Protocoll über ſein erſtes Verhör, das man nicht ungern hier leſen wird: Der Inquiſitor: Schwören Sie bei Gott und dieſem heiligen Kreuze, daß Sie die Wahrheit ſagen wollen? Herr Tournon: Ja, ich ſchwöre. Frage: Wie heißen Sie? Antwort: Peter Tournon. Frage: Aus welchem Lande ſind Sie? Antwort: Aus Paris. Frage: Aus was für Gründen ſind Sie nach Spanien gekommen? Antwort: Um eine Fabrick von kupfernen Schnallen anzulegen. Frage: Seit wie lange ſind Sie in Madrid? Antwort: Seit drei Jahren. Frage: Wiſſen Sie, oder vermuthen Sie, warum Sie gefangen genommen, und in die Gefängniſſe des heiligen Gerichtes gebracht worden ſind? Antwort: Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe faſt, daß es geſchehen iſt, weil ich geſagt habe, ich ſey ein Freimaurer. Frage: Warum vermuthen Sie dieſes? Antwort: Weil ich meinen Lehrlingen wirklich geſagt habe, daß ich es bin, und fürchten muß, daß ſie mich deshalb angeklagt haben, denn ſeit einiger Zeit ſprechen ſie mit einer Art von Scheu mit mir, und aus allen ihren Reden muß ich ſchließen, daß ſie mich für einen Ketzer halten. Frage: Haben ſie ihnen die Wahrheit geſagt? Antwort: Ja. Frage: Sie ſind alſo ein Freimaurer? Antwort: Ja. Frage: Seit wann ſind Sie es? Antwort: Seit zwanzig Jahren. Frage: Haben Sie den Zuſammenkünften der Freimaurer beigewohnt? Antwort: Ja, ſo lange ich zu Paris wohnte. Frage: Nicht auch in Spanien? Antwort: Nein; ich weis nicht einmal, ob es Freimaurerlogen in dieſem Lande giebt. Frage: Wenn es welche gabe, würden Sie ſie beſucht haben? Antwort: Ja. Frage: Sind Sie ein Chriſt, und römiſch katholiſch? Antwort: Ja; ich bin in der St. Paulskirche zu Paris, der Pfarrkirche meiner Eltern, getauft worden. Frage: Wie haben ſie es als Chriſt über ſich gewinnen können, den Zuſammenkünften der Freimaurer beizuwohnen, da Sie wiſſen, oder doch wiſſen ſollten, daß ſie gegen die Religion ſind? Antwort: Dieß habe ich niemals gewußt, und auch jetzt noch nicht, denn ich habe nichts darin geſehen und gehört, was gegen die Religion wäre. Frage: Wie können Sie dieſes ſagen, da Sie wiſſen, daß man in der Freimaurerei den Indifferentismus in der Religion lehrt, der aber dem Glaubensartikel, daß die Menſchen nur allein in der römiſch katholiſchen apoſtoliſchen Religion ſelig werden können, geradezu entgegen iſt? Antwort: Man lehrt in der Freimaurerei den Indifferentismus in der Religion nicht. Wahr iſt es aber, daß um zum Freimaurer aufgenommen zu werden, es nicht darauf ankommt, ob man katholiſch ſey oder nicht. Frage: Folglich iſt die Freimaurerei ein antireligieuſes Inſtitut? Antw. Dies kann auch nicht der Fall ſeyn, denn es iſt ganz und gar nicht ihr Zweck, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Religion zu bekämpfen oder zu vertheidigen, ſondern blos Wohlthätigkeit gegen alle unglücklichen Nebenmenſchen, von welcher Religion ſie ſeyn mögen, vorzüglich aber wenn ſie Mitglieder der Geſellſchaft ſind, auszuüben. Fr.: Daß der Indifferentismus der religieuſe Character der Freimaurer iſt, erhellt daraus, weil man darin die heil. Dreieinigkeit Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes, als drei verſchiedene Perſonen und ein einziger wahrer Gott, nicht anerkennt, denn die Freimaurer glauben an einen Gott, den ſie den großen Baumeiſter aller Welten nennen, was mit der Meinung der ketzeriſchen Naturphiloſophen, die keine andere Religion anerkennen als die natürliche, völlig übereinſtimmt; nach dieſer glauben ſie nur an Gott als Schöpfer der Natur, und halten alles Uebrige für blos menſchliche Erfindungen. Da nun Hr. Tournon erklärt hat, daß er ſich zur katholiſchen Kirche bekennt, ſo fordert man ihn bei der Ehrfurcht, die er unſerm Herrn Jeſus Chriſtus, wahren Gott und wahren Menſch, und ſeiner gebenedeiten Mutter, der heil. Jungfrau Maria ſchuldig iſt, hierdurch auf, die Wahrheit zu ſagen, denn nur dadurch kann er ſich der Barmherzigkeit würdig machen, die von dem heiligen Gerichte den reuigen Sündern ſtets erwieſen wird; im Gegentheil aber wird er nach aller Strenge der geiſtlichen und weltlichen Geſetze gerichtet werden? Antw. In den Freimaurerlogen giebt man ſich nicht damit ab, das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit weder zu beſtreiten noch zu vertheidigen, und eben ſo wenig auch das Religions-Syſtem der Naturphiloſophen. Wenn man daſelbſt Gott den großen Baumeiſter aller Welten nennt, ſo iſt dieß blos eine von den vielen darin üblichen Allegorien auf die Baukunſt. Es iſt in den Logen durchaus keine Rede von irgend einem Religionsſyſtem, ſondern es wird darin von ganz andern Gegenſtänden gehandelt. Frage: Halten Sie es nicht als Katholik für eine Sünde des Aberglaubens, heilige und religiöſe Gegenſtände mit profanen zu vermiſchen? Antw. Ich bin nicht genug mit allen einzelnen Punkten bekannt, die als der Reinheit der chriſtlichen Religion zuwider, verboten ſind; allein ich habe bis jetzt allerdings dafür gehalten, daß wer aus Verachtung oder auch aus falſchen Meinungen beiderlei Gegenſtände mit einander vermiſcht, um durch dieſe Vermiſchung übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, ſich der Sünde des Aberglaubens ſchuldig macht. Frage: Iſt es wahr, daß bei der Aufnahme eines neuen Freimaurers das Bild unſers gekreuzigten Heilandes, und zugleich auch ein Todenkopf, ein menſchlicher Leichnam und andere dergleichen profane Dinge aufgeſtellt werden? Antw.: Die allgemeinen Statuten der Freimaurerei enthalten hierüber keine Vorſchriften und wenn dergleichen Dinge in einzelnen Logen angetroffen werden, ſo iſt es eine willkührliche Anordnung derjenigen Mitglieder, die mit den nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme des Candidaten beauftragt ſind, denn jede Loge hat ihre beſondern Gebräuche und Ceremonien. Frage: Dieß hat man Sie nicht gefragt; antworten Sie, ob es wahr iſt, daß dieß alles in den Freimaurerlogen ſtatt hat? Antw. Ja oder Nein, je nach den Anſtalten die von den zur Beſorgung der Aufnahme abgeordneten Mitgliedern getroffen werden. Frage: War es der Fall bei ihrer eigenen Aufnahme? Antw.: Nein. Frage: Was für einen Eid muß man ablegen, um als Freimaurer aufgenommen zu werden? Antw. Man muß ſchwören, Verſchwiegenheit zu beobachten. Frage: Ueber welche Gegenſtände? Antw. Ueber alle, deren Bekanntmachung zum Nachtheil gereichen könnte. Frage: Iſt dieſer Eid mit Verwünſchungen verbunden? und mit was für welchen? Antw.: Ja; man unterwirft ſich im Uebertretungsfall allen Strafen, die den Körper und den Geiſt treffen können. Frage: Aus welchem Grunde muß ein ſo ſchrecklicher Eid abgelegt werden? Antw.: Um in der Geſellſchaft Ordnung zu erhalten. Frage: Was wird in den Logen getrieben, wovon die Bekanntmachung ſo nachtheilig wirken könnte? Antw.: Nichts, wenn es ohne Vorurtheil angehört würde; da man aber hierüber allgemein im Irrthum iſt, ſo muß man es vermeiden, Veranlaſſung zu boshaften Auslegungen zu geben. Frage: Wozu braucht man in den Logen ein Crucifix, wenn die Aufnahme eines Freimaurers nicht für eine religiöſe Handlung gehalten wird? Antw.: Man will damit einen feierlichen Eindruck auf das Gemüth des Aufzunehmenden machen; auch hat dieſer Gebrauch nicht in allen Logen ſtatt. Frage: Warum hat man einen Todenkopf darin? Antw. Um durch den Gedanken an den Tod deſto mehr Abſcheu gegen den Meineid einzuflößen. Frage: Zu welchem Zweck iſt ein menſchlicher Leichnam darin? Antw.: Um einen deſto größern Abſcheu gegen Mord und überhaupt gegen alle unſern Nebenmenſchen nachtheilige Vergehungen einzuflößen, denn wir ſollen alle Menſchen mit Wohlwollen und als

Brüder behandeln. Frage: Iſt es wahr, daß das Feſt des heiligen Johannes in den Logen gefeiert wird, und daß die Freimaurer dieſen Heiligen zu ihrem Schutzpatron erwählt haben? Antw.: Ja. Frage: Welche Verehrung wird ihm bei der Feier ſeines Feſtes erwieſen? Antw.: Keine, um ſie nicht mit profanen Handlungen zu vermiſchen. Die ganze Feier ſchränkt ſich auf ein freundſchaftliches Zuſammenkommen ein, wobei die Anweſenden zur Wohlthatigkeit gegen ihre Nebenmenſchen, und zur Verehrung Gottes, des großen Baumeiſters, Schöpfers und Erhalters des Welt-Alls ermahnt werden. Frage: Iſt es wahr, daß in den Freimaurerlogen die Sonne, der Mond und die Sterne angebetet werden? Antw.: Nein. Frage: Iſt es wahr, daß die Bilder derſelben darin aufgeſtellt werden? Antw.: Ja. Frage: Warum? Antw.: Um die Allegorie von dem wahren Lichte, das die Logen von dem großen Baumeiſter aller Welten empfangen, deſto deutlicher darzuſtellen, und um von dieſen Abbildungen Gelegenheit zu nehmen, die Bruder zum allgemeinen Wohlwollen gegen ihre Mitmenſchen zu ermahnen. Frage: Man bemerkt dem Hrn. T., daß alle bis jetzt von ihm gegebenen Erklärungen über die Zwecke und Ceremonien der Freimaurerlogen falſch und völlig verſchieden von dem ſind, was er ſelbſt mehrmalen, freiwillig, in Gegenwart mehrerer glaubwürdigen Perſonen darüber geäußert hat. Er wird daher nochmals bei Gott und der heiligen Jungfrau aufgefordert, die Wahrheit zu ſagen, und zu bekennen, daß er ſich als Freimaurer der Ketzerei des Indifferentismus, der Sünde des Aberglaubens, womit er heilige mit profanen Dingen vermiſcht hat, und der Abgötterei, die in der Anbetung der Geſtirne liegt, ſchuldig gemacht hat; dieſes freie Geſtändniß iſt durchaus nöthig, wenn er hoffen will, von dem heiligen Gericht mit Mitleiden und Barmherzigkeit behandelt zu werden? Antw.: Ich habe in allen meinen Antworten die reine Wahrheit geſagt, und wenn Zeugen vorhanden ſind, die das Gegentheil ausſagen, ſo haben ſie ſich geirrt, und meine Worte falſch ausgelegt, denn niemals habe ich über den Gegenſtand, über den ich jetzt vernommen werde, mit jemand anders geſprochen als mit einigen Arbeitern in meiner Fabrick, und niemals in einem andern Sinn, als wie ich ihn jetzt eben angegeben habe. Frage: Es iſt nicht genug, daß Sie Freimaurer waren; Sie haben auch andere Perſonen zu bereden geſucht, ſich in den Orden aufnehmen zu laſſen, und die ketzeriſchen, abergläubigen und abgöttiſchen Irrthümer, in welchen Sie befangen ſind, ebenfalls anzunehmen? Antw.: Es iſt wahr, daß ich dieſe Perſonen veranlaßt habe, Freimaurer zu werden, weil ich glaubte, daß es ihnen ſehr nützlich werden könnte, wenn ſie in fremden Ländern reiſten, überall Bruder anzutreffen, die ſtets bereit wären ihnen in ſchwierigen Lagen, Hülfe und Beiſtand zu leiſten; aber unwahr iſt es, daß ich ſollte geſucht haben, ſie zu Irthümern zu verleiten, die dem katholiſchen Glauben zuwider ſind, denn es gibt keine ſolchen Irthümer in der Frmrei., indem man ſich darin mit gar keinen dogmatiſchen Gegenſtänden beſchäftigt. Fr.: Es iſt ſchon bewieſen worden, daß die Exiſtenz dieſer Irthümer keineswegs zweifelhaft iſt; Herr Tournon wird daher einſehen, daß er ein wirklicher Ketzer war, und wird es mit Demuth bekennen und um Verzeihung deshalb bitten, denn wenn er auf ſeinem Leugnen beharrt, ſo hat er ſich den Verluſt ſeines Leibes und ſeiner Seele ſelbſt zuzuſchreiben. Er wird hoffentlich über ſeine Lage reiflich nachdenken, um ſich in dem folgenden Verhör der Barmherzigkeit des heiligen Gerichts würdig zu bezeigen. —

Herr Tournon wurde hierauf wieder in ſein Gefängniß zurückgeführt, und beharrte auch in dem zweiten Verhör bei ſeinen frühern Antworten. Hierauf wurde ihm eröffnet, daß er ſich einen Advocat erwählen könnte, wenn er ſich vertheidigen wollte, und daß er auch die Perſonen, die als Zeugen gegen ihn aufgetreten wären, auf geführten Beweis, daß ſie aus Haß, aus Eigennutz, oder aus einem andern Privatintereſſe gegen ihn zu Werke gingen, verwerfen dürfe. Nunmehr hielt es aber Herr Tournon für höchſt rathſam, in dem dritten Verhör die Erklärung von ſich zu geben, daß ſein Unglück blos von der falſchen Deutung des Vorgefallenen herrühre; daß die Advocaten in Spanien durchaus nichts von Freimaurerei und Freimaurerlogen wüßten, ſondern in dieſem Stücke die nämlichen Vorurtheile wie die ganze Nation hätten und daher ſeine Sache unmöglich vertheidigen könnten; er ſey deshalb mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen und habe die Folgen überlegt, die ſeine jetzige Lage haben könnte; er hielte es demnach für das beſte, zu geſtehen, daß er Unrecht habe, und daß er ſich bisher in gänzlicher Unwiſſenheit in Betreff des in den Geſetzen und den Gebräuchen der Freimaurerei herrſchenden gefährlichen Geiſtes befunden habe; daß er ſeine frühern Antworten zwar nochmals wiederholen, aber dabei erklären müſſe, wie er niemals geglaubt habe, daß ſich in dem, was er als Freimaurer gethan, irgend etwas dem katholiſchen Glauben Widerſtreitendes befände; daß er ſich jedoch hierin habe irren können, aus Mangel an Kenntniß mancher beſondern Lehrſätze, und deshalb bereit ſey, alle Ketzereien, in die er vielleicht verfallen wäre, zu verabſcheuen; er verſpreche, die Buße, die ihm würde aufgelegt werden, getreu zu erfüllen, und er hoffe, daß ſeine Strafe in Rückſicht der Unbefangenheit, womit er die Freimaurerlogen beſucht, und weil er in denſelben keine Veranlaſſung zu Zweifeln bekommen, indem er blos die Wohlthätigkeit und Menſchenliebe habe empfehlen hören, ohne daß man ſich auf die Unterſuchung irgend eines katholiſchen Glaubensartikels eingelaſſen, nach Recht und Billigkeit werde gemildert werden.

Hierauf wurde ihm folgendes Urtheil geſprochen: — Herr Tournon ſey durch ſeine Verbindung mit den Freymaurern in die ketzeriſchen Irrthümer des Indifferentismus und Naturalismus verfallen; ferner in die Sünde des Aberglaubens, durch Vermiſchung des Heiligen mit dem Profanen; und endlich in die heidniſche Abgötterei, indem er den Bildern der Geſtirne göttliche Ehre erwieſen habe. Auch könne er das ſchwere Verbrechen nicht von ſich ablehnen, daß er alle dieſe ſündhaften Irrthümer für richtige Lehrſätze ausgegeben, und mehreren guten Katholiken den Rath ertheilt habe, ſie durch ihren Beitritt zur Freimaurerei ebenfalls anzunehmen. Für alle dieſe Verbrechen habe er nach geiſtlichen und weltlichen Geſetzen auf's Strengſte beſtraft zu werden verdient; allein in Rückſicht, daß er kein geborner Spanier ſey, daß er ſeine Irrthümer mit ſeiner Unwiſſenheit entſchuldigt, ſie eingeſehen, und in Demuth um Verzeihung und um eine gnädige Strafe gebeten habe: ſo verurtheile ihn das heilige Gericht aus Mitleiden und Barmherzigkeit blos zu einjähriger Gefangenſchaft in dem nemlichen Kerker, worin er ſich gegenwärtig befinde, nach welcher Zeit er durch die Diener des heiligen Gerichts an die Grenzen von Frankreich gebracht und auf ewig aus Spanien verbannt werden ſolle. Von ſeinem Vermögen ſoll ihm noch ſo viel zu gut kommen, als er bis dahin zu ſeiner Subſiſtenz und zur Reiſe bis an die Grenze brauchen wird; betrete er aber jemals wieder den ſpaniſchen Boden, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs und des heiligen Gerichts, ſo ſoll er nach der ganzen Strenge der Geſetze beſtraft werden. — Außerdem wurde ihm vorgeſchrieben, welche Bücher er das Jahr ſeiner Gefangenſchaft hindurch leſen, wie viele Roſenkränze er täglich beten, was für andere geiſtliche Uebungen er täglich verrichten, wie oft er beichten, und beſonders daß er den Katechismus des Paters Aſtete vollkommen auswendig lernen ſolle.

Dieſes Urtheil wurde auch ſeinem ganzen Inhalte nach vollzogen, und Herr Tournon unterwarf ſich allen Vorſchriften deſſelben auf's pünktlichſte. Nach Ablauf des Jahres brachte man ihn an die Grenze, und er kehrte mit dem Verluſt ſeines ganzen Vermögens nach Frankreich zurück. Er kam in der Folge niemals mehr nach Spanien, denn was ihm daſelbſt begegnet war, hatte ihm alle Luſt benommen, eine zweite Reiſe dahin zu machen.

Zweideutige Heldenthaten.

Je mehr man in der Welt erfährt oder lieſt, je zweifelſüchtiger wird man wider Willen, und der hiſtoriſche Glaube findet am Ende ſeinen Ankergrund blos in dem Pergamente einer Urkunde. In dem *Würtembergiſchen Jahrbuche*, herausgegeben von *Memminger*, ſteht folgendes unter dem Titel: *Entſchloſſenheit und Beſtürzung*:

„Am 28. April 1809 machte der Lieutenant *Heyd* vom Jägerregiment König zu Pferd mit 12 Jägern, die erſte Patrouille gegen Braunau. An den Ufern des Inn ließ er 4 Jäger mit den Pferden zurück, ſchiffte ſich mit den übrigen 8 auf einem Kahn, den er aufzutreiben wußte, ein, und ſetzte nach Braunau über. Da er hier keinen Feind fand, und erfuhr, daß ſolcher eine halbe Stunde vor der Stadt mit 3 bis 400 Mann ſtehe, ſo entſchloß er ſich ihn ſogleich aufzuſuchen, und ihm wo möglich einige Gefangene abzunehmen. Sein Unternehmen gelang bis zum Unglaublichen. Der Feind verlohr über ſeiner unerwarteten Erſcheinung, und durch ſein entſchloſſenes Benehmen ſo ſehr alle Faſſung, daß *Heyd*, ſtatt einiger Gefangenen, das ganze Corps mit 2 Hauptleuten, einem Lieutenant und 314 Mann nebſt 300 Feuergewehren zurückbrachte. Für dieſe kühne That wurde *Heyd* mit dem Militairverdienſtorden und Erhebung in den Freyherrnſtand unter Beilegung des Namens *Heydenſchwerdt* belohnt. Er war der Sohn des Unterpflegers bei Pfüllingen und ſtarb zu Poſen im Jänner 1813 auf dem Rückmarſch aus Rußland.“

Wer ſollte nicht, nachdem er dieſes geleſen, die Kühnheit des jungen Helden bewundern und ſeinen frühen Tod bedauern? — Nun kommt aber die *öſtreichiſche militäriſche Zeitſchrift* und fragt, in ihrem 7. Hefte: „wer waren dieſe Elenden, die vor einem Lieutenant und 8 Jägern das Gewehr ſtreckten? wie heißen die zwei Hauptleute? wie der Officier? ſind ſie noch in unſerer Mitte? welchem Regiment gehörten die 314 Feigen an?“ — Eine richtliche Unterſuchung hat die Antwort auf dieſe Fragen ergeben. Es waren Kranke und ſchwer Bleſſirte, die eine halbe Stunde von Braunau, in dem Stifte Ramshofen im Militair-Spitale lagen. Der Lieutenant Heyd wußte beſtimmt, daß er keinen einzigen Mann treffen würde, der im Stande wäre Widerſtand zu leiſten, und ſeine Leute kamen blos, um das Stift zu plündern. Er ſelbſt forderte 50 Louisdors, ließ ſich aber mit 300 Gulden abſpeiſen. Von Wegſchaffung der Kranken war gar die Rede nicht. (!)

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der zweiten Anecdote in demſelben Jahrbuche, betitelt: Die kühne Ueberraſchung:

„Während des, für die Würtemberger ſo ruhmvollen Treffens bei Linz am 17. Mai 1809 ſtanden die würtembergiſchen Jäger zu Pferd, Herzog Louis, in der Nähe des öſtreichiſchen Infanterieregiments Manfredini. Beide Theile hatten im Augenblick nichts anders zu thun als ſich zu beobachten. Dem Unteroffizier Weiß wurde die Zeit lang, er erbat ſich daher vom Regimentskommandanten die Erlaubniß, für ſeine Perſon ein kleines Unternehmen zu wagen. Als ein braver Soldat bekannt, wurde ihm dieſe auch gegeben. Das öſtreichiſche Regiment war ſo geſtellt, daß ein kleines Gehölz beide Bataillone trennte. Hinter dem Regiment hielt der Obriſt auf ſeinem Pferde. Schnell wußte Weiß das Gehölz zu erreichen, ritt durch daſſelbe durch, und ſprengte auf einmal auf den Obriſten mit der Erklärung an: „Sie ſind mein Gefangener.“ Der Obriſt, ſo unerwartet überraſcht, ſah ihn erſtaunt an. Aber Weiß faßte ihn feſt, und gebot ihm ſchleunig zu folgen. Ein Laut des Obriſten und Weiß wäre verlohren geweſen. Aber dafür hatte er geſorgt. Indem er dem Obriſten die Piſtole vorhielt, bedeutete er ihm, daß er bei dem geringſten Zeichen losdrücken werde. Der Obriſt folgt, und Weiß kehrt mit ihm durch daſſelbe Gehölz zurück, durch das er gekommen war. Aber jetzt erſcheint er mit ſeiner Beute im Angeſicht des Regiments, und dieſes, wie es ſeinen Obriſten in feindlicher Gewalt erblickt, ſchlägt an. Doch auch darauf gefaßt, ruft Weiß, indem er den Obriſten ſtets auf der Seite des Regiments hielt, dem Feinde unerſchrocken zu: „Schießt nur, wenn Ihr Euren Obriſten tödten wollt!“ und brachte ſo denſelben glücklich zu den Seinigen.

„So entſchloſſen ſich Weiß bei dieſer Unternehmung zeigte, ſo edel ſoll er ſich gegen ſeinen Gefangenen benommen haben. Da nach Kriegsgebrauch von dem Beſitzſtande die Rede war, und der Obriſt eine Rolle Goldes hervorzog, ſo ſprach Weiß zu ihm: „Theilen wir; was Jedem in der Hand bleibt, iſt ſein.“ Als daher der Obriſt von dem commandirenden General Vandamme, rühmlichen Andenkens, zur Tafel gezogen wurde, erklärte er über der Tafel: er würde den Kerl für einen Teufel halten, wenn er nicht wie ein Engel an ihm gehandelt hätte.“

„Weiß wurde nachher, wie ſo mancher Tapfere, ein Opfer des ruſſiſchen Feldzuges.“

Abermals eine Kriegsbegebenheit, bei der wir Layen bewundernd die Augen aufſperren. Aber gleich kommt wieder die fatale öſtreichiſche militairiſche Zeitſchrift; und meint, es ſey doch gar zu unwahrſcheinlich, daß Weiß zwiſchen zwei feindlichen Bataillonen unbemerkt das Gehölz erreicht, den Obriſten fängt, nicht auf demſelben Wege zurück reitet, ſondern längs der Fronte des öſtreichiſchen Regiments, welches er haranguirt und verzaubert. Die Sache, genau unterſucht, verhält ſich wie folgt:

Die Oeſtreicher waren ſchon verdrängt, die beiden Bataillone des Regiments Manfredini noch im Gefecht. Der Obriſte Winzian, welcher bemerkte, daß dieſe fechtenden Bataillone in Gefahr kommen würden abgeſchnitten zu werden, wenn der Feind eine gewiſſe Anhöhe beſetze, wollte dahin reiten, wo er noch drei Compagnien aufgeſtellt glaubte; allein noch ehe er dieſen Punkt erreichte, ſah er dort ſchon feindliche Truppen, und zugleich, auf dem Pfade, auf welchem er gekommen war, einen feindlichen Reiter der auf ihn losſprengte. Planken und Zäune verſperrten jeden andern Weg, und zur Wehre ſetzen konnte er ſich nicht, weil er einige Wochen früher in den rechten Arm bedeutend verwundet worden war. Alſo wurde er gefangen; aber kein einziger Mann des Regiments wußte, was mit ihm geſchehen; Weiß hatte keine Gelegenheit die Oeſtreicher zu haranguiren, und ſowohl die Theilungsgeſchichte des Geldes, als auch die an Vandamme's Tafel gehaltenen Reden ſind eitel Erdichtung.

Wenn das Würtembergiſche Jahrbuch den Ruhm ſeiner beiden Helden retten will, ſo wird es durch bündige Beweiſe die Behauptungen der öſtreichiſch-militäriſchen Zeitſchrift entkräften müſſen; und ſelbſt in dieſem Falle wird man nicht umhin können, der letztern beizuſtimmen, wenn ſie ſagt:

„Was Deutſche gegen Deutſche gethan, wäre beſſer mit den Wellen des Lethe zu bedecken. Eintracht thut uns vor Allem Noth; wir ſind ja durch Zwietracht an den Rand des Abgrundes gekommen.“

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 26. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Notizen aus der franzöſiſchen Literatur.

Eine Geſellſchaft von Militairs und Gelehrten giebt ſeit kurzem ein Werk heraus unter dem Titel: Eloquence militaire etc. (Militairiſche Beredſamkeit, oder die Kunſt die Soldaten zu bewegen) eine Sammlung von Proclamationen, Reden vor- während- und nach der Schlacht, Reden an überwundene Völker u. ſ. w. aus der alten und neuen Geſchichte zuſammengerafft, äußerſt einförmig und oft höchſt unbedeutend. Auch einzelne merkwürdige Worte ſind dem zweiten Bande angehängt; wie wenig zuverläſſig aber die meiſten dieſer Anecdoten ſeyn mögen, beweiſe die folgende: „Bei Auſterlitz hatte der Commandant der ruſſiſchen Garde-Artillerie ſein Geſchütz verloren. Ihm begegnete Napoleon. Sire! rief er aus, laſſen Sie mich tod ſchießen, meine Kanonen ſind fort! — Junger Menſch, antwortete Napoleon, ich ſchätze Ihre Thränen, allein man kann von meiner Armee geſchlagen werden, und doch noch Anſprüche auf Ehre haben.“ — Die Albernheit dieſer Erzählung ſpringt in die Augen. Ein Artillerie-Officier, der ſich weinend gegen den feindlichen Monarchen beklagt, daß er ſein Geſchütz verlohren habe — ein junger Menſch, der die Ruſſiſche Garde-Artillerie commandirt — ein Feldherr, der ihm eine Rodomontade in den Bart wirft — — abgeſchmacktes Mährchen! —

Die Chronique indiscrète wird vermuthlich in Paris viel geleſen, denn ſie wimmelt von ſcandalöſen Anecdoten, die jedoch für deutſche Leſer oft unverſtändlich ſind. Wir liefern hier ein paar der anſtändigſten.

Eine Creolin, die lange nichts von ihrem, nach Frankreich abgeſegelten, Manne gehört hatte, hielt ihn für todt, und nahm einen andern. Dieſer andere kam nach einiger Zeit auch nach Frankreich, war zum Erſtenmale in Paris, beſuchte zum Erſtenmale das Palaisroyal, und die erſte Perſon, die ihm da aufſtieß, war ſein Vorgänger im Ehebette. „Potz tauſend“ rief er aus, „Sie ſind nicht tod?“ — nein, wie Sie ſehen. — „Aber mein Gott, die ganze Welt hat es geglaubt, und ich ſelbſt bin ſo davon überzeugt geweſen, daß ich Ihre Frau geheirathet habe.“ — Das weis ich, mein Freund, aber es hat nichts zu bedeuten, ich gönne ſie Ihnen lieber als mir.

Ein Geiſtlicher predigte neulich gegen die Lotterieen und gab ſich alle Mühe, ſeine Rede dem gemeinen Manne recht eindringlich zu machen. „Worauf, meine lieben Freunde“ ſagte er unter andern „worauf gründet Ihr meiſtens Eure Hoffnungen? Auf falſche Berechnungen, auf irrige Vorausſetzungen, ja wohl gar auf lügenhafte Träume. Denn träumt ein altes Mütterchen von einem Hahne, gleich theilt ſie es am andern Morgen ihrer Frau Gevatterin mit, und die räth ihr zum Exempel, ſie ſoll Nummero 9 ſetzen. Hat ſie ein Kalb im Traume geſehen, ſo bedeutet das 36, ein Kohlkopf 57 u. ſ. w. Sind ſolche Weiſſagungen wohl jemals eingetroffen? Werdet Ihr denn ſolcher Albernheiten nie müde werden? — Seufzend hörte ein altes Mütterchen dieſe ſalbungsvolle Rede mit an, gelobte ſich im Stillen, dem Herrn Paſtor zu folgen; nur noch Einmal konnte ſie nicht widerſtehen; ſie ging hin, ſetzte auf die Nummern 9, 36 und 57. Die Lotterie wurde gezogen, die Nummern kamen wirklich heraus, und ſeitdem wird des Geiſtlichen Thüre von Leuten belagert, die ihn um Nummern bitten. (So ſtark iſt die Macht des Aberglaubens! und wir zweifeln keinen Augenblick, daß ſogar unter unſern Leſern ſich einige finden werden, welche eilen, die Nummern 9, 36 und 57 für das nächſtemal zu beſetzen. Wer es thut und eine Terne gewinnt, der bedenke die Armen mit dem Zehnten. Unter dieſer Bedingung wollen wir ihm jeden Monat drei Nummern zum Beſten geben.)

Von Madame Catalani wird erzählt: ſie habe einſt in Deutſchland in einem elenden Dorfe keine Poſtpferde bekommen können, folglich eine Nacht dort verweilen müſſen, und zwar in einem Hauſe, wo ihr erſter Blick auf einen epileptiſchen Menſchen fiel, an dem die Kunſt vieler Aerzte geſcheitert war, der ſeit mehrern Tagen keine Nahrung mehr zu ſich genommen, und deſſen letzten Augenblick man ſtündlich erwartete. Das verdarb der großen Sängerin die Laune noch mehr;

Indeſſen mußte ſie ſich in ihre Lage finden, ſetzte ſich an ein großes Feuer und ſing an zu ſingen. Ihre Stimme erſchallte durch das ganze Haus, und kaum hatte ſie das Präludium geendigt, als die Bewohner des Haußes bewundernd ſich herzudrängten, und ihr erzählten, der Sterbende ſey durch ihren Geſang ſo erſchüttert worden, daß eine wohlthätige Criſis eingetreten und er zu eſſen verlangt habe. Sie überzeugt ſich von dieſem Wunder mit eignen Augen; und als ſie deſſen gewiß iſt, beſchließt ſie ſogleich, den Ort nicht eher zu verlaſſen, bis ſie die Cur vollendet, ſetzt ſich an das Bett des Kranken, und ſingt in 6 Tagen weit mehr Arien, als in 6 ihrer glänzendſten Concerte, hat aber auch das Vergnügen, den Kranken gänzlich hergeſtellt zu ſehen, hinterläßt ihm noch Merkmale ihrer Freigebigkeit und reiſt geſegnet von dannen. (Wir ſollten glauben, wenn dieſe Begebenheit ſich wirklich in Deutſchland zugetragen hätte, daß ſie unſern Zeitungsſchreibern nicht entgangen ſeyn würde.) —

Der unerſchöpfliche Pigault le Brun hat, in ſeiner bekannten etwas ſchlüpfrigen Manier, einen neuen Roman geliefert, betitelt: er mengt ſich in Alles oder das Hochzeitgeſchenk. (L'officieux ou les presens de noces.) Der Held der Geſchichte kommt am Ende ſchlimmer weg als Jünger's Held in dem bekannten Luſtſpiele. Die Verwickelung iſt bei weitem nicht intereſſant genug, um unſern Leſern rathen zu können, ſich durch zwei Bände durchzuarbeiten. —

Der politiſche und literariſche Wächter (le surveillant politique et literaire) iſt auch Eine von den vielen periodiſchen Schriften, die ſich das hämiſche Vergnügen machen, der Regierung und allen Machthabern oder Obrigkeiten zu Leide zu geben. Dem Staatsrathe wird ganz höflich geſagt, er mache ſeine, durch die Conſtitution gar nicht begründete, Exiſtenz nur dadurch bemerklich, daß er der ſchreiendſten Willkühr der öffentlichen Beamten Strafloſigkeit zuſichere. Zum Beweiſe wird ein Herr Goyet angeführt, der am 25. November 1816 ſich mit einer Klage gegen einen Willkühr übenden Präfecten an den Großkanzler wandte, und am 31. October 1817 noch keine Antwort erhalten hatte. Die Sache betrifft unter andern einen Herrn Bazin, der ein Melodram geſchrieben, welches zu Mans geſpielt wurde. Der Verfaſſer hatte ſeine Schweſter und ſeine Nichte in eine Loge geführt, ſtand aber ſelbſt im Parterre. Ein gewiſſer Lieutenant Vauguyon mit einem ſeiner Freunde hatte gleichfalls in der Loge jener Damen Platz genommen, und rief Einmal über das andere: das Stück ſey erbärmlich! die klatſchenden Einwohner von Mans hätten keinen Geſchmack u. ſ. w. Endlich erblickte er den Verfaſſer im Parterre, ging hinunter, ſtellte ſich neben ihn, und wiederholte ſeine Redensarten, indem er ihn dabei auffallend fixirte. Da fragte Bazin ihn, ob er die Ehre habe, von ihm gekannt zu ſeyn? — Nein, antwortete Vauguyon. Hierauf ſchwieg Bazin und jener verließ ihn. Aber nach einiger Zeit mochte die Frage ihn gewurmt haben, oder er aufgehetzt worden ſeyn, denn er kam wieder und wollte wiſſen, aus welchem Grunde Bazin ſo gefragt habe? — Der Grund iſt nicht mehr vorhanden, erwiederte Bazin, und ich erſuche Sie, die Frage als nicht geſchehen zu betrachten. Trotz dieſer löblichen Mäßigung, fuhr Vauguyon heraus: „Nun ja, ich kenne Sie. Sie ſind ein — hier bediente er ſich eines ſehr unanſtändigen Ausdrucks, worauf der Beleidigte ihn impertinent nannte, und aufſtand, um hinaus zu gehn, damit das Aufſehn vermieden würde. Da verſetzte ihn V von hinten einen Hieb mit dem ſpaniſchen Rohre, welches B. ihm aus der Hand riß, und ihm gleichfalls einige Hiebe gab. Mehrere Officiere brachten die Streitenden auseinander. B. verlangte Genugthuung, die V. ihm anfangs mit den Worten weigerte: „ich würde mich entehren, wenn ich mich mit Ihnen ſchlüge." Es geſchah doch endlich und Bazin wurde erſchoſſen. Allerdings ein ſchändliches Beiſpiel von militairiſchem Uebermuthe, welches ungeſtraft geblieben. —

Mit ſchmerzlichen Gefühlen erwähnt beſagter Wächter auch eines Dienſtanerbietens, welches in einem Tagesblatte (petites affiges) alſo lautet: „Ein alter Cavallerie-Corporal, der 14 Jahre mit Ehre und Auszeichnung gedient hat, iſt nun ſo weit gekommen, daß er den Poſten eines Thürſtehers ſuchen muß. Er erbietet ſich, alle die alten Officiere ſeines Regiments als Bürgen für ſich zu ſtellen." —

Der General lube hat in einen Brief an Lord Stanhope (lettre d'un français à Lord Stanhope) folgendes einfließen laſſen: „Ja Mylord, die ganze Welt weis nunmehr, daß in der Nacht um 1 Uhr auf Wellington geſchoſſen wurde, und zwar ganz nahe, auf ſeinen Wagen, ohne daß eine Kugel weder dieſen Wagen, noch den darin Sitzenden, noch deſſen Leute, noch die Pferde und nicht einmal die Mauer getroffen hätte. Zwei Schildwachen, die Bedienten u. ſ. w. haben den Mörder vergebens verfolgt, und mit Erſtaunen hat man bemerkt, daß er ſich hinter dem Schilderhauſe verborgen hatte, welches gegen die Seite der Straße St Honore gerichtet iſt, anſtatt ſich des andern zu dieſem Zwecke zu bedienen, von welchem er leicht in die weiten Champs elysees entſpringen konnte, die ihm offenbar eine ſicherere Zuflucht gewährten, als Wellington's Hotel oder die Straße St. Honoré oder der Boulevard, wo ein großes Wachhaus ſich befindet. Wie dem auch ſey, man hat weder den Menſchen wiedergefunden, wenn es anders ein Menſch war, noch die Piſtole, wenn es eine Piſtole war, noch die Kugel, wenn es eine Kugel war." —

Im erſten Heft des dritten Bandes der Bibliotheque historique werden abermals manche, das heutige Glück der Franzoſen bezeichnende, Gewaltſtreiche zur Sprache gebracht. Einer derſelben, von welchem der Einſender Zeuge geweſen zu ſeyn verſichert, iſt in folgendem Schreiben eines Herrn lehenne an mehrere Excellenzen enthalten:

„Meine Herren. Ich beklage mich über eine Handlung der Willkühr. Heute, um 5 Uhr Morgens hat der Procureur des Königs, von gewaffneter Macht und einem Polizeicommiſſair begleitet, Hausſuchung bei mir angeſtellt. Meine Möbeln, meine Schränke, meine Wäche ſind durchwühlt worden; warum? das weis ich nicht. Bin ich ein Verbrecher? oder Mitſchuldiger eines Verbrechens? Der Herr Procureur hat mir nichts davon geſagt, er hat nicht einmal ein Protocoll aufgenommen. Es heißt, die Urſach dieſer öffentlichen Beſchimpfung liege darin, daß ich verdächtig ſey. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein friedlicher Bürger. Ich erwarte von den höhern Behörden Gerechtigkeit und Abſtellung ſolcher Mißbräuche." —

Der graue Mann (l'homme gris) verſichert in ſeiner zweiten Lieferung des zweiten Bandes, die Coalition der Obſkuranten in Deutſchland werde von dem Ertrage der Spiel- und H — Hauſer beſoldet. —

In der dritten Lieferung erzählt dieſer, eigentlich ſchwarze Mann die Schlacht von Waterloo, und behauptet: Einer von Napoleon's General-Staabs-Officieren habe deſſen Befehle dem Marſchall Blücher verrathen; denn bekanntlich können die Franzoſen nur durch Verrätherei geſchlagen werden. Dieſe Erzählung iſt überhaupt ein merkwürdiges Stück, welches wir allen Officieren, die bei jener Schlacht gegenwärtig geweſen, zur Gemüthsergötzlichkeit empfehlen. Die franzöſiſche Garde ſoll gerufen haben: Die Garde ſtirbt, aber ergiebt ſich nicht! und ihr Fall ſoll weit glorreicher ſeyn, als der Triumph des Feindes, „der nur durch einen unerhörten Zuſammenfluß von Umſtänden ſiegen konnte." Ein Artilleriſt, dem der Arm abgeſchoſſen wurde, nahm dieſen Arm in die andre Hand und rief: „So iſt es denn wahr, daß du dem Vaterlande nicht mehr dienen kannſt? immerhin! dein Gefährde bleibt mir doch noch, um die Lunde an die Kanone zu halten." — Der Marſchall Ney ſoll zu Fuße mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde herum gelaufen ſeyn, den Tod geſucht, und ſogar ſeine Stirn gegen eine Kanone geſtoßen haben. —

Dem ſchwarzen Manne iſt auch hinterbracht worden, daß man das, 1796 bei Coblenz einem General Marceau errichtete Denkmal zerſtört, und die Steine zum Feſtungsbau verwandt habe. Der Erzherzog Carl ſoll dieſen General auf das Prächtigſte haben begraben laſſen, und der ſchwarze Mann iſt der Meinung, ſein Denkmal würde noch ſtehen, wenn die Oeſtreicher, ſtatt der Preußen, in Beſitz des Landes gekommen wären. Er ſchließt mit den Worten: „So zeigen ſich die Rächer der Civiliſation als würdige Nacheiferer der Soldaten des Attila und Genſerich." — (Haben denn die Franzoſen vergeſſen, daß ſie die Säule auf dem Schlachtfelde von Roßbach zerſtörten? —)

Von einem Dictionnaire des batailles etc. (hiſtoriſchem Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen u. ſ. w., die während der franzöſiſchen Revolution ſtatt gefunden haben) ſind ſo eben in Paris zwei ſtarke Bände erſchienen, und zwei andere werden noch nachfolgen. Der Angabe nach wird dieſes Wörterbuch von einer Geſellſchaft von Militair's und Seeleuten herausgegeben. Die erſte Idee dazu ſoll ſchon der Marſchall von Sachſen geliefert haben; das mag ſeyn, aber ſchwerlich hat er gewollt, daß ein ſolches Werk in dem Geiſte verfaßt werden ſollte, der dieſes Wörterbuch beſeelt, und den unſere Leſer alſobald aus folgender einzigen Zeile der Vorrede erkennen werden: „Nie ſind die Franzoſen überwunden worden, außer durch ſich ſelbſt." Hiernach kann man ſich leicht vorſtellen, mit welcher hiſtoriſchen Treue die Schlachten beſchrieben ſind. Wir wählen zum Beweiß nur einige Stellen aus der Beſchreibung der Schlacht von Jena und der von Leipzig.

„Der engliſche Einfluß verblendete die europäiſchen Cabinette." — „Der Monarch von Rußland war der Einzige, der Frieden mit Frankreich aufrichtig zu wünſchen ſchien, und man ſchmeichelte ſich, daß ein Gefühl der Dankbarkeit(!) für einen großmüthigen Sieger(!!) ihn beſtimmen werde." —

„England ließ den König von Preußen eine Allianz mit Rußland hoffen, wenn er gegen eine Macht ſich bewaffnen wolle, welcher Preußen Vergrößerung und Frieden verdankte, während in ganz Europa die Kriegsflamme loderte. Man ſuchte den König zu ſpornen durch den alten Ruhm Friedrich des Großen; man ſagte ihm, ſeine Truppen waren zahlreich, trefflich exercirt, und er habe noch einige Generale aus dem ſiebenjährigen Kriege, deren Genie das bisher unbeſiegte Frankreich beſiegen werde; eine den Preußen vorbehaltene Ehre. Dieſe Sophismen wurden von der Königin ſelbſt ihrem Gemahl inſinuirt. Umſonſt machte dieſer bemerklich, daß er keinen ſcheinbaren Vorwand zum Kriege habe, (!) u. ſ. w." (Man ſieht, die Verfaſſer ſind nicht allein auf dem Schlachtfelde, ſondern auch in den feindlichen Kabinetten zu Hauſe.)

Ueber den Schlachtbericht ſelbſt mögen Kenner urtheilen. Die Haupturſache der Niederlage der Preußen ſoll der große Fehler geweſen ſeyn, daß ſie den Marſchällen Lannes und Augereau verſtatteten, ihre Hauptquartiere in Jena und Kahla aufzuſchlagen; auch hätten die Heerführer keinen beſtimmten Plan gehabt. In der Nacht vor dem Treffen ſollen die Schildwachen beider Heere einander ſo nahe geweſen ſeyn, daß ſie mit einander ſprechen konnten. Nach der Schlacht ſoll Napoleon die ganze Nacht damit zugebracht haben, Geld auszutheilen, und — die Verwundeten ſelbſt zu verbinden.

Die Beſchreibung der Schlacht bei Leipzig hebt folgendergeſtalt an: „Die franzöſiſche Armee, von Napoleon in Perſon kommandirt, wollte den Sieg benutzen, den ſie in der großen Schlacht von Wachau errungen hatte. Aber da Napoleon erkannte, daß die Stellung des Feindes ſehr ſtark ſey, ſo beſchloß er, ihn auf ein anderes Terrain zu locken, (!) ſetzte ſich deshalb am 17. October in Marſch und näherte ſich Leipzig am 18." (!) — „Endlich warfen die Franzoſen den Feind, und jagten ihn mit dem Bajonett, worauf er das Feld und den Sieg den Franzoſen überließ. Von der andern Seite hatte Napoleon ſeine Reſerve-Artillerie vorrücken laſſen, und — der Feind zog ſich bald auf eine Meile vom Schlachtfeld zurück. Der Sieg blieb den Franzoſen. Die alliirten Armeen mußten nothwendig den Rückzug antreten. Da — giengen die Sachſen über." (Alſo nicht eher als bis ſchon alles verlohren war? Man muß bekennen, daß in dieſem Falle die Sachſen mehr Muth als Klugheit zeigten. Weit natürlicher wäre es geweſen, überzugehen, als der Sieg ſich bereits für die Alliirten entſchieden hatte, und ſo glaubte man auch bis jetzt.)

„Aber trotz dem Abfall der Sachſen wußten die Franzoſen dennoch ihre Vortheile wieder zu erlangen und zu behaupten. Siegreich und Meiſter des Schlachtfeldes, hielten ſie den Feind durch ihr Artillerie-Feuer eine Meile weit im Reſpect, und bereiteten ſich auf den andern Morgen zu neuem Kampfe; aber, — da war keine Munition mehr vorräthig, und allein darum wurde der Rückzug beſchloſſen. Auch auf dieſem Rückzuge, der in beſter Ordnung vor ſich ging, geſchahen noch Wunder der Tapferkeit; nebenher auch noch ein anderes Wunder, nämlich die Sachſen ſchämten ſich nicht auf die Franzoſen zu ſchießen, und zwar von den Wällen um Leipzig, welches gar keine Wälle hat. — Der Fürſt Poniatowsky ſoll freiwillig ertrunken ſeyn.

(Es ſcheint faſt, daß in dieſem Werke die Seeleute die Landſchlachten beſchreiben, und die Land-Officiere die Seeſchlachten; immer werden ſie jedoch auf franzöſiſche Manier beſchrieben, d. h. mit den ekelhafteſten Großſprechereien. Wenn vor alten Zeiten die Römer ſich dergleichen erlaubten, ſo hatten ſie gut lügen, denn ihre Feinde laſen ſie nicht und ſchrieben auch nicht. Die Franzoſen hingegen ſollten bedenken, daß jede europäiſche Nation ihre Prahlereien prüfen und entlarven kann, und daß ſie folglich vor Mit- und Nachwelt ſich nur lächerlich machen.) —

Der zweite Heft des dritten Bandes der Bibliotheque Historique erzählt unter andern, daß ein toleranter Prieſter zu Montagny einer verſtorbenen ehrſamen Frau das Begräbniß verweigerte und ihren Tod ſeiner Gemeinde folgendergeſtalt ankündigte: „Eliſabeth Verjux, vermählte Demortiere, iſt geſtern geſtorben. Ihre Seele iſt in Ewigkeit verlohren, es giebt für ſie keine Vergebung. Hütet Euch für ſie zu beten! ich verbiete es euch ausdrücklich. Denn ſich für Verdammte verwenden, heißt einen Theil ihrer Schuld auf ſich laden und Gott erzürnen." — Man erfährt nicht warum Herr Leclere (ſo heißt der liebenswürdige Prieſter) ſo erbittert gegen die Verſtorbene war.

Der graue Mann berichtet in der vierten, ſo eben erſchienenen, Lieferung des zweiten Bandes eine drollige Anecdote, die ſich bei einem Feſt zugetragen, welches die Herzogin von Bedford dem Herzoge Wellington zu Verſailles gab. Der Capitain C. war eines Bedürfniſſes wegen aus dem Saale gegangen, und hatte in der Zerſtreuung den Schawl und den Beutel (Ridikül) ſeiner Frau mitgenommen. Als er zurückkam, hielt ihn die Wache für einen gemeinen Menſchen, und wollte ihn nicht einlaſſen. Der Gentleman verſtand kein Franzöſiſch, die Wache kein Engliſch. Zum Glück ſchlug ſich ein Bürger in's Mittel. „Der Herr gehört ja zur Geſellſchaft" ſagte er zu den Soldaten, „ſeht ihr es nicht am Ridikül?" (Ohne Zweifel verſtehen unſere Leſer den höhniſchen Doppelſinn.)

Zwei merkwürdige Proceſſe des Inquiſitions-Gerichts in Spanien.

Es iſt, ſo viel wir wiſſen, ganz unbekannt geblieben, daß früher einmal der Friedensfürſt in Spanien vor das Gericht der Inquiſition gezogen werden ſollte, und wir würden dieſe merkwürdige Thatſache noch jetzt nicht kennen, wenn ſie uns nicht Llorente in ſeiner Geſchichte der Spaniſchen Inquiſition mitgetheilt hätte. Es geſchah im Jahr 1796. daß man den Plan entwarf, dieſem mächtigen Manne, der durch ſeine Gemahlin Donna Maria Therese von Bourbon, Tochter des Infanten Don Louis, mit dem Könige und der Königin nahe verwandt war, von dem Inquiſitions-Gericht förmlich den Proceß machen zu laſſen. Es iſt leicht einzuſehen, wie viele Gewandtheit und heimliche Ränke erforderlich waren, um einen Mann, der ſo feſt in der Gnade des Königs ſtand, auf dieſe Art anzugreifen. Es wurden wirklich bei dem heiligen Gerichte drei Anklageſchriften gegen dieſen Principal-Miniſter, den Günſtling des Königs und der Königin, eingereicht, in welchen er beſchuldigt wurde, daß er des Atheismus verdächtig ſey, weil er ſeit acht Jahren am Oſterfeſte die gewöhnliche Beichte und Communion nicht verrichtet habe; daß er mit zwei Frauen zugleich verheurathet ſey; und endlich, daß das Leben, ſo er mit mehrern andern führe, zum größten Aergerniß gereiche. Die Ankläger waren drei Mönche, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie dabei zu Werkzeugen einer tiefen Hof-Intrigue dienten, deren Urheber die Abſicht hatten, dem Fürſten die Ungnade des Königs zuzuziehen, ſeine Verbannung aus dem Königreiche zu bewirken, und den unbeſchränkten Einfluß, den er bei der ganzen königlichen Familie beſaß, völlig zu zernichten.

An der Spitze der Inquiſition ſtand damals der Cardinal Lorenzana, Erzbiſchoff von Toledo, ein eingeſchränkter, leicht zu täuſchender Mann, der aber viel zu furchtſam war, um ſich nicht vor allem was dem König und der Königin mißfallen könnte, ſorgfaltig in Acht zu nehmen. Obgleich die Anklage ſchriftlich bei ihm war eingereicht worden, ſo wagte er es dennoch nicht, weder die Zeugen noch auch die Ankläger ſelbſt zu verhören, und die Unterſuchung der Sache zu verfügen. An der Spitze der gegen den Fürſten gerichteten Intrigue ſtanden Don Antonio Despuig, Erzbiſchoff von Sevilla (ſeitdem Cardinal) und Don Raphael de Musquiz, Beichtvater der Königin und Biſchoff von Avila; dieſe beiden gaben ſich alle mögliche Mühe und ließen kein Mittel unverſucht, um Lorenzana dahin zu bringen, daß er den Proceß förmlich eröffnen, die Gefangennehmung des Fürſten anbefehlen, und die Genehmigung des Königs zu erhalten ſuchen möchte; an der letztern glaubten ſie nicht zweifeln zu dürfen, ſobald man dem König beweiſen würde, daß ſich ſein Günſtling zum Atheismus bekenne. Ein ſo kühnes und gewagtes Unternehmen ſtimmte jedoch mit dem Character Lorenzana's ganz und gar nicht überein; auch merkten es die beiden Verſchwornen ſehr bald, und kamen deshalb mit einander überein, daß Despuig den Cardinal Vincenti, ſeinen Freund, ehemaligen Nuncius zu Madrid, und einen berühmten Intriguenmacher, auf's dringendſte auffordern ſollte, den Pabſt Pius VI. dahin zu vermögen, daß er ſelbſt an Lorenzana ſchreiben und ihm wegen der Gleichgiltigkeit, womit er ein der Reinheit der Religion, die noch in Spanien ſtatt habe, ſo äußerſt ſchädliches Aergerniß mit anſähe, Vorwürfe machen möchte. Vincenti wußte es auch wirklich dahin zu bringen, daß der Pabſt ein ſolches Schreiben abgeben ließ. Lorenzana ſcheint ſchon vorher davon benachrichtigt worden zu ſeyn, und deshalb verſprochen zu haben, daß, wenn der Pabſt die gegen den Fürſten zu treffenden Maaßregeln für nothwendig und ſeinen aufhabenden Pflichten durchaus angemeſſen erklärte, er thun wolle, was man von ihm verlangte. Gerade damals befand ſich Napoleon Buonaparte als General der franzöſiſchen Republik in Italien, und fing zu Genua einen Courier auf, der von Rom nach Spanien geſchickt wurde. Unter den Depeſchen deſſelben fand man auch den Brief, den der Cardinal Vincenti in dieſer Sache an Despuig ſchrieb, und welchem das Schreiben des Pabſtes an den Erzbiſchoff von Toledo beigeſchloſſen war. Buonaparte hielt es für zweckmaßig, und dem guten Vernehmen, das nur eben zwiſchen der franzöſiſchen Republik und der ſpaniſchen Regierung entſtanden war, für angemeſſen, den Friedensfürſten von der gegen ihn angezettelten Intrigue zu benachrichtigen. Er ertheilte dem General Perignon (jetzt Maréchal de France) der damals Geſandter zu Madrid war, den Auftrag, dieſe Briefe dem Friedensfürſten einzuhändigen. Man kann ſich denken, welch einen hohen Werth der Günſtling auf dieſe Entdeckung ſetzte. Er ſäumte nicht, ſogleich eine andere Intrigue der ſeiner Feinde entgegen zu ſtellen, und es glückte ihm nicht nur, ihre Plane gänzlich zu vereiteln, ſondern er brachte es auch dahin, daß Lorenzana, Despuig und Musquiz aus Spanien entfernt wurden. Der König ſchickte ſie alle drei nach Rom, um dem Pabſt ſein Beileid über den Einfall der franzöſiſchen Armee in das römiſche Gebiet zu bezeigen. Ihr desfallſiges Commiſſorium iſt vom 14ten März 1797 datirt. —

Unter den vielen ſchrecklichen Handlungen, deren ſich das Inquiſitions-Gericht im Namen Gottes ſchuldig gemacht hat, und deren Erzählung man nicht ohne Schaudern und innere Empörung leſen kann, theilt uns Llorente in ſeinem oben genannten, höchſt intereſſanten und wichtigen Werke auch einige wenige Proceſſe mit, die dieſem Gerichte zur Ehre gereichen. Von einem derſelben, der zugleich auch unſern Leſern einen Begriff von der religiöſen Stimmung und der geiſtigen Ausbildung des Spaniſchen Volkes geben kann, wollen wir hier einen kurzen Auszug beifügen.

Die Geſchichte einer Beate von Cuença hat zu ihrer Zeit in ganz Spanien einen großen Lärm gemacht. Sie war eine Bauernfrau aus dem Dorfe Villar del' Aguila. Unter mancherlei Erdichtungen, wodurch ſie ſich den Ruf einer Heiligen zu verſchaffen ſuchte, zeichnete ſich vorzüglich die aus, daß ihr von Jeſus Chriſtus wäre eröffnet worden, er habe ihren Leib zum Heiligthum geweihet, indem er ſein Fleiſch und ſein Blut in die Subſtanz ſelbſt ihres Körpers verwandelt habe, um deſto inniger in Liebe mit ihr vereinigt zu ſeyn. Der Wahnſinn dieſer Frau erregte die lebhafteſten theologiſchen Streitigkeiten unter den Geiſtlichen und Mönchen. Die einen behaupteten, nach der Art, wie Gott gewöhnlich zu Werke ginge, wäre die Sache ganz unmöglich, denn er hätte ſonſt in der Beate Vollkommenheiten entdecken müſſen, die alle diejenigen, welche die Jungfrau Maria beſäße, noch weit überträfen, und überdieß würde auch durch dieſe Verwandlung erwieſen ſeyn, daß das Brod und der Wein nicht die einzigen irrdiſchen Materien im Sacramente der Euchariſtie wären. Andere hingegen ſuchten zu beweiſen, daß die Sache keinesweges unmöglich wäre, wenn man an die unendliche Macht Gottes denken wollte; allein dennoch wollten ſie dieſem Wunder keinen völligen Glauben beimeſſen, weil die Beweiſe, die man dafür anführte, ſie nicht hinlänglich befriedigten. Noch andere aber glaubten durchaus alles, indem ſie ſich auf die Heiligkeit der Beate ſtützten, und waren ganz erſtaunt, daß man an ihren Erzählungen nur noch im mindeſten zweifeln könne, denn nach ihrer Verſicherung beſäße dieſe von Gott Begnadigte eine über alles erhabene Tugend, und könnte nicht das geringſte Intereſſe haben, die Unwahrheit zu ſagen. Endlich gab es auch noch Zeugen von dem ganzen Lebenswandel dieſer Frau, die theils vom erſten Anfang an Mitſchuldige ihres Betrugs geweſen waren, theils durch Leichtgläubigkeit getäuſcht, ſich zu blindem Vertrauen hatten hinreiſen laſſen, und jetzt wenigſtens dem Scheine nach fortfuhren, an ihren übernatürlichen Zuſtand zu glauben, weil ſie zu weit gegangen waren, um ohne zu erröthen wieder zurück kehren zu können. Unter der Anleitung der beiden letztern Claſſen von Geiſtlichen trieb das Volk die Thorheit ſo weit, daß dieſe Frau förmlich angebetet und als eine Perſon, in der die Gottheit weſentlich vorhanden wäre, verehrt wurde. Man führte ſie in zahlreichen Proceſſionen und mit brennenden Kerzen in den Händen durch die Straßen und in die Kirchen; man beräucherte ſie mit Weihrauch gleich der heiligen Hoſtie auf dem Altare; man warf ſich vor ihr auf die Knie, und beging noch eine Menge anderer nicht weniger gottesläſterlicher Handlungen. Dieß war in der That zu viel, als daß die Inquiſition nicht die letzte Scene dieſes anſtößigen Drama's hätte übernehmen ſollen. Sie ließ die vermeinte Heilige, nebſt mehrern ihrer Mitſchuldigen in ihre geheimen Kerker werfen. Zu ihrem großen Glücke ſtarb die Beate darin. Nach dem Urtheil, das in der Sache geſprochen wurde, ſollte ihr Bildniß auf einer Schleife zum Auto-da-fe gefahren, und daſelbſt verbrannt werden; der Pfarrer von Villar und zwei Mönche, die der Theilnahme an dem Betrug überwieſen wurden, ſollten dem Bildniß mit bloſen Füßen, in eine kurze Tunica gekleidet und den Strick um den Hals nachfolgen, alsdann aber ihrer geiſtlichen Würde entſetzt und auf immer in die Philippiniſchen Inſeln verbannt werden; einige andere Pfarrer ſollten auf ſechs Jahre ihrer Stellen entſetzt werden; zwey Männer aus der geringern Volksclaſſe, die ſich bei der göttlichen Verehrung dieſer Frau vorzüglich thätig bewieſen hatten, ſollten jeder zweihundert Peitſchenhiebe bekommen, und alsdann auf Lebenszeit eingeſperrt werden; ihre Magd endlich ſollte zehn Jahre unter ſtrengen Bußubungen in einem Kloſter zubringen. Ich kenne kein einziges Urtheil des Inquiſitions-Gerichtes, ſetzt Llorente hinzu, und wir ſagen es mit ihm, das billiger und gerechter wäre als dieſes.

Die Univerſität Freyburg.

Ob dieſe Univerſität erhalten werde oder nicht, iſt ein Gegenſtand, der die wenigſten unſerer Leſer intereſſiren wird. Der Herr Profeſſor v. Rotteck zu Freyburg hat, nach erhaltenem Auftrag, eine kleine Broſchüre darüber geſchrieben; auch dieſe kann, der Natur der Sache nach, nur wenige Leſer feſſeln; aber die halliſche Lit.-Zeitung liefert bei dieſer Gelegenheit Bemerkungen, die allgemeine Aufmerkſamkeit verdienen, und darum heben wir ſie aus:

„Es ſind im Bundesreich noch 19 Univerſitäten: Wien, Prag, Berlin, Breslau, Halle, Greifswalde, (Paderborn und Münſter haben einzelne Lehrſtühle) Landshut, Würzburg, Erlangen, Freyburg, Marburg, Gießen, Kiel, Jena, Roſtock. Sie mögen eine Million Gulden jährlicher Einkünfte haben, und im Durchſchnitt 9000 Jünglinge unterrichten, wovon jährlich 3000 ins bürgerliche Arbeitsleben treten, oder den Abgang der Lehr-Verwaltungs- und Geſundheitsbeamten ergänzen, die zu 120000 Köpfen für Deutſchland angeſchlagen ſind. Auf 3333 Deutſche mag daher ein Student kommen, und auf 3 Quad. Meilen die Unterhaltung von 4 Studenten gerechnet werden. Wenn ihrer 3000 den jährlichen Abgang unter 120000 Beamten ergänzen, ſo geht jährlich nur der 40ſte Beamte ab. Man ſieht aus dieſer ungefähren Berechnung, daß die Anzahl der Studenten nichts weniger als unverhältnißmäßig groß zu dem Ergänzungsbedarf der Beamten iſt, und daß ſie ſich in den Räumen und den Volksmengen Deutſchlands verlieren, daß alſo ihre jugendliche Schwärmerey wenig Einfluß haben kann. — Der Beruf, wofür ſie ſich auf Univerſitäten bilden, iſt nicht der einträglichſte, auch ſind ſie im Durchſchnitt nicht die Söhne der reichſten, ſondern nur wohlhabender Eltern, und das jährliche Einkommen eines Jeden auf der Univerſität läßt ſich nicht höher als 300 Gulden anſchlagen, mithin von 9000 Studenten zu 2700000 Gulden. Reiſen von mehr als 50 Meilen würden ein ſolches Einkommen erſchöpfen; dadurch läßt ſich ein Maßſtab für die Entfernung der Univerſitäten von einander auf Deutſchlands 12000 Quad. Meilen finden, und wenn man 600 Meilen, das Gevierte von 25, dafür annimmt, ſo erhält man als Sollanzahl der Univerſitäten 24, alſo 5 mehr, als jetzt vorhanden ſind. Dieſe ſind überdieß zwiſchen dem Süden und Norden ſehr ungleich vertheilt, und dieſe Ungleichheit hat ohne Zweifel jene auffallende Verſchiedenheit der wiſſenſchaftlichen Bildung in den einzelnen Ländern zur Wirkung. (?)

Doch weit nachtheiliger, als die geringe Anzahl der Univerſitäten, iſt die fehlerhafte Anlage und Einrichtung der Meiſten. Sie ſollen von den geſammten Wiſſenſchaften in ihrem jetzigen Zuſtande Rechenſchaft oder Belehrung geben, und ſie ſind großentheils in Städtchen, wo es kaum die nothwendigſten Handwerker, geſchweige die Künſtler giebt, deren Hilfsleiſtung bei den meiſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten unentbehrlich iſt, und wo die Heilkunde ohne Krankenſchau, die Kunſtgeſchichte ohne Kunſtſammlungen, die Bücherkunde ohne Bücher gelehrt wird. Es leuchtet ohne weitere Ausführung ein, daß Univerſitäten nur in wirklichen Städten gedeihen können, und eben ſo klar iſt es, daß ſie nicht in katholiſche und evangeliſche getheilt ſeyn ſollten, wenn auch die Bekenner beider Lehren nicht durch ganz Deutſchland vermiſcht wohnten.

Für Bücher-Sammler.

Ein Herr Peignot hat 1817 einen franzöſiſchen Tractat von der Wahl der Bücher geſchrieben, (traité du choix des livres) in welchem er beſonders viel auf das gleiche Format der Bücher zu halten ſcheint, denn er ſtellt z. B. eine hiſtoriſche Bibliothek ausdrücklich für ſolche Franzoſen zuſammen, die ſie von gleichem Format zu haben wünſchen, und wiederum empfiehlt er eine Sammlung von 154 Bänden theatre etranger von gleichem Formate. Dieſer einzige Umſtand möchte hinlänglich beweiſen, daß Hr. Peignot blos für Franzoſen geſchrieben hat, welchen überall die äußere Form Alles gilt. Aber ſeine Bemerkungen über die Erhaltung der Bücher, verdienen doch von manchem Bücherliebhaber beherzigt zu werden. Neu mögen ſie auch nicht ſeyn, doch wohl nicht allgemein bekannt. —

Der Standort einer Bibliothek darf weder feucht, noch den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſeyn. Die Bücherbreter werden am beſten aus Cedern- oder Eichenholz verfertigt, weil jenes durch ſeinen Geruch, dieſes durch ſeine Härte die Inſecten abhalten. — Gegen Würmer und Inſecten werden ferner die Bücher geſchützt, durch Reinlichkeit, Bewahrung vor Staub, Ausklopfen der Bücher, (wenigſtens einmal im Jahr) Vermeidung von Wolle. Nicht die Schaben (Motten) ſondern die Larven einiger Bohrkäfer thun den meiſten Schaden. Man muß die davon angegriffenen Bücher klopfen, der freien Luft ausſetzen und mit Schwefel räuchern, vorzüglich im März, weil die Inſecten dann erſt aus ihren Eyern ſchlüpfen, und vorher durch den Schwefel nicht getödtet werden. Auch im Sommer kann man ſolche Räucherungen vornehmen. Um den Kleiſter ſo zu bereiten, daß ihn die Würmer nicht angreifen, reichen blos bittere Mittel, wie Wermuth u. ſ. w. und vegetabiliſche Salze, wie Potaſche u. ſ. w. nicht hin, ſondern es müſſen mineraliſche Salze, wie Alaun, Vitriol ꝛc. dazu genommen werden. — Man könne pulveriſirten Alaun nebſt Pfeffer zwiſchen die Deckel und das Buch, ſo wie auch auf die Bücherbreter ſtreuen. Noch beſſer ſey es, wenn man jährlich im März, Julius und September die Bücher mittelſt eines mit gepulvertem Alaun beſtreuten Stückchens Zeug reibe. Ueberdies halte jeder ſtarke Geruch, wie der des Moſchus, Terpentins, die Inſecten ab. Daher könne man auch einige in Juchtenleder gebundene Bücher in der Sammlung vertheilen, und Abſchnitzel von dieſem Leder auf die Breter ſtreuen. Nach Villoison's Zeugniß richten die Würmer im Orient noch mehr Schaden unter den Büchern an, als in Europa. Zur Verhütung der Feuchtigkeit muß die Wand einer Bibliothek getäfelt und das Tafelwerk genau an einander gepaßt ſeyn; die Bücher müſſen etwas entfernt von der Mauer geſtellt werden, die Mauer könne man mit einem zwei- oder dreifachen Anwurf von ſiedendem Oele bekleiden. Zwiſchen jeder Reihe Bücher und dem Brete über ihr muß Raum genug ſeyn, um die Bücher leicht heraus nehmen zu können; auch dürfen ſie nicht hart zuſammen gepreßt ſtehen. Bei ſchöner Witterung giebt man ihnen friſche Luft, aber gegen Abend müſſen Fenſter und Schränke ſorgfältig wieder geſchloſſen werden. Auf Thierhaut gedruckte Bücher erfordern eine beſondere Behandlung. Man darf ſie erſt lange nach dem Druck binden laſſen, wenn die Haut und die Schwärze recht trocken ſind.

Beantwortung von Briefen.

Ein Herr G. hat uns aufgefordert, eine Anzeige in der Leipziger Zeitung tadelnd aufzumutzen, in welcher Herr Paſtor Küchler zu Auma dem Publicum die Nachricht mittheilt, daß ſeine beiden an einem Tage verheiratheten, Töchter auch beinahe in einer Stunde glückliche Mütter geworden ſind, und über dieſe Nachricht die Worte ſetzt: Bewunderung, Anbetung und Lob Gottes. Nun iſt zwar nicht zu leugnen, daß die gleichzeitige Niederkunft zweier Frauen, die an einem Tage verheirathet worden, eben keine Bewunderung verdient, und daß, um Gott anzubeten und zu loben, es keiner ſolchen ſehr natürlichen Wochenbetten bedarf; wir können aber auch recht gut begreifen, daß ein liebender Vater, der in einer Stunde Doppel-Groß-Papa wird, in der Freude ſeines Herzens der Begebenheit wohl eine größere Wichtigkeit beilegen kann, als ſie enthält, und wir finden uns daher ſehr geneigt, ſtatt ihn darum zu tadeln, ihm unſern Glückwunſch abzuſtatten. —

Ein anderer Correſpondent zeigt aus Pyrmont an, daß er ſich genöthigt ſehe, bittere Klage über zwei große Mängel dieſes Bades zu führen. Der Eingang des Schreibens iſt ſo pathetiſch, daß wir ſchon glaubten, die Pyrmonter-Quelle ſey abgeleitet worden. Am Ende beſtehen die gerügten Mängel blos im ſchlechten Straßenpflaſter und in der geringen Anzahl der Bänke in den Nebenalleen. Pyrmont muß ohne Zweifel ein trefflich eingerichteter Badeort ſeyn, weil man blos ſo geringfügige Dinge daran zu tadeln weiß. —

Literariſche Notizen.

Hr. v. Marte[illegible] hat von ſeinem vortrefflichen Recueil de traites d'alliance u. ſ. w., eine neue, mit vielen bisher ungedruckten Urkunden vermehrte Ausgabe in 11 Bänden veranſtaltet, ja auch eine Fortſetzung deſſelben unter dem Titel nouveau Recueil u. ſ. w. in 2 Bänden geliefert, eine Arbeit, durch welche er Diplomatiker, Geſchichtsforſcher und Liebhaber der neuſten Geſchichte zu hohem Danke verpflichtet hat, zumal da wir noch einen dritten Band zu erwarten haben, der die Staats-Urkunden von 1816 und 1817. nebſt allerley Zugaben enthalten wird. Dem Beobachter fürſtlicher Moralität wird es freylich ſchmerzlich ſeyn zu finden, daß die meiſten dieſer Verträge bald gebrochen werden, und er muß ſich mit der Hoffnung tröſten, daß durch den heiligen Bund auch die Heiligkeit der Verträge als wieder hergeſtellt zu betrachten iſt. Dem Deutſchen, und beſonders dem Deutſchthümler, wird es unangenehm ſeyn, die franzöſiſche Sprache überall vorherrſchen zu ſehen, auch da, wo es nur deutſches Intereſſe galt.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 27. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Schreiben des Nachdruckers Macklot an den Herausgeber.

(Die Aufnahme dieſes Schreibens hat der Herausgeber nicht verweigern wollen, da es hätte ſcheinen mögen, als ob er ſich ſcheue, die Gründe des Gegners, die nicht Alle verwerflich ſind, dem Publicum vorzulegen.)

„Mein Herr!"

„Sie haben mich in Ihrem literariſchen Wochenblatte hart mitgenommen, ob ich gleich Ihnen nichts nachgedruckt habe." (Antwort: Das iſt ein ſchlechter Grund. Wir haben ſchon oft gewiſſe Leute beim rechten Namen genannt, wenn ſie gleich uns nichts entwendet hatten.)

„Sie halten den Nachdrucker geradezu für einen Dieb." — (Antwort: Ja.) „Aber ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen: darf man denjenigen einen Dieb nennen, der eine von ſeinem Landesherrn erlaubte Handlung begeht? muß denn meine Regierung nicht beſſer verſtehn als ich, was zu erlauben und was zu verbieten iſt? und darf man wohl annehmen, daß eine Regierung Diebſtahl erlauben werde? oder erlaubt habe?"

(Annehmen? nein. Wohl aber ſagen wenn es geſchehen iſt.) —

„Worauf ſoll man denn einen ehrlichen Namen bauen, wenn ſogar die von der Obrigkeit zugeſtandenen Befugniſſe ihn beflecken?" — (Antwort: Dieſer Grund ließe für manches Schlechte ſich anführen. Die Obrigkeit bedient ſich zum Beiſpiel nicht ſelten der Spione, erklärt folglich dadurch das Spioniren für eine erlaubte Handlung, aber welcher rechtliche Mann möchte Spion werden?) —

„Sie ſehen, ich laſſe mich auf die Gründe für und wider den Nachdruck nicht ein," — (daran thut Hr. Macklot ſehr wohl) — „ſondern ich gebe Ihnen nur argumenta ad hominem, und frage Sie unter andern: drucken Sie denn nicht ſelbſt nach? Liefern Sie nicht in Ihrem Blatte eine Menge Auszüge aus fremden Schriften, folglich lauter Nachdrücke? Giebt es nicht eine Menge Sammlungen von Gedichten oder einzelnen kleinen Schriften, die Alle aus Nachdrücken beſtehen? iſt zum Exempel Herrn v. Matthiſſon's Anthologie nicht ein bändereicher Nachdruck? wo iſt denn die Grenze, wo das rechtliche Nachdrucken aufhört und das unrechtliche anfängt?" — (In der That, wir wiſſen in der Eile nicht erſchöpfend darauf zu antworten.) —

„Und nun eine Hauptfrage: was halten Sie für ſchlechter: ein entwendetes Manuſcript gegen des Verfaſſers Willen vor zu drucken? oder ein ſchon gedrucktes Werk nachzudrucken?" —

(Antwort: Das Erſtere iſt vielleicht noch ſchlechter, da allerdings noch mehr Motive vorhanden ſind, es zu unterlaſſen.)

„Wenn Ihre Antwort ſo ausfällt wie ich vermuthe, ſo frage ich ferner: warum ſchimpften Sie denn nicht auf den Vordrucker, der wider Ihren erklärten Willen Ihr Bülletin in's Publicum brachte? wie kommt es denn, daß ich ſo hart angelaſſen werde, während Jener, der ſogar mit an der Spitze derjenigen Buchhändler ſteht, die am Bundestage auf Abſchaffung des Nachdrucks dringen, bei Ehren bleibt? (?) und jener Gelehrte, der wiſſentlich die geſtohlne Schrift eines andern Gelehrten wider deſſen Willen zum Vordruck beförderte, wird er wohl jemals über Nachdruck klagen dürfen, wenn ich ihm auch alle ſeine Werke nachdruckte? und jener Verleger, der, trotz Ihrer ernſtlichen Proteſtation, ſeine Vordrucker-Preſſen in Bewegung ſetzte, darf er wohl künftig ſeine Stimme gegen den Nachdruck erheben? hat er ſich nicht an fremden Eigenthum vergriffen ſo gut wie ich? — Nicht wahr, ich habe Sie erwiſcht? nicht wahr, Sie können mir darauf nicht antworten?" — (Nein, fürwahr, wir haben darauf keine andere Antwort als die: wenn Einer etwas Schlechtes thut, ſo entſchuldigt das den andern nicht. Der Vordrucker und der Nachdrucker gehören in Eine Claſſe, ja der Erſtere behauptet noch den Rang vor dem Letztern; denn dieſer kann doch ſagen: er habe das Exemplar des nachzudruckenden Buches auf rechtmäßigem Wege gekauft, jener hingegen muß ſchon die Handſchrift auf unrechtmäßigem Wege ſich verſchafft haben; und wenn nun vollends der Verfaſſer dies zeitig erfährt, förmlich proteſtirt und dennoch verlacht wird, ſo iſt das allerdings eine der unverſchamteſten Beeinträchtigungen des Eigenthums-Rechtes.) —

„Ich fordere Sie auf, dieſe wenigen Zeilen Ihrem Blatte einzuverleiben. Thun Sie es nicht, ſo laſſe ich ſie in andern Blättern abdrucken. Thun Sie

1818.

es aber ohne genügende Antwort, ſo werden Sie natürlich finden, daß der Nachdrucker Macklot, trotz alles Schimpfens, ſeine Ehre für eben ſo unangetaſtet hält, als ſein Herr Mitbruder der Vordrucker, welchem er freundſchaftlich die Hand drückt. Dixi." —

(Da man bekanntlich die Mohren nicht weiß wäſcht, ſo wäre es überflüſſig, noch ein Wort weiter hinzuzufügen.)

Eine Kritik über Bayerns Conſtitution, nebſt einer kleinen Kritik über uns Alle.

Bayern zieht jetzt die Augen Deutſchlands in ſo vielerley Rückſichten auf ſich, daß die dortigen Erſcheinungen immer einer Erwähnung werth ſind. Herr v. Hornthal, oberſter Juſtizrath in Bamberg, hat Beyträge zur Kritik der Verfaſſungs-Urkunde des Königreichs Bayern herausgegeben. Er nimmt hauptſächlige Rückſicht auf das Verhältniß der Landſtände, und ſchickt eine hiſtoriſche Ueberſicht ihrer frühern Einrichtung voran, welcher die Beantwortung der beiden Fragen folgt: „Was iſt nun erzielt," und „Was ſoll noch erzielt werden?"

Die Kritik fängt S. 57. an, und iſt in einem beſcheidenen Tone abgefaßt, deſſen Mangel ſo vielen Kritiken ihre Wirkung benimmt. Wir wollen nur einiges ausheben, und uns eine nicht oft genug zu wiederholende Schluß-Anmerkung erlauben.

Es wird nur einer Kammer für die Stände der Vorzug gegeben. (Man kann entgegnen, daß die Berathung in einer Kammer bei der Menge der Deputirten ſtürmiſcher und ſchwerer werde; und daß die zweite Kammer, das Oberhaus, in einer alle Reformen auf einmal zu hitzig anpackenden Zeit, als Erhaltungs-Senat Dienſte der Mäßigung leiſten könne.) Getadelt wird die Erblichkeit gewiſſer Landſtände, die immer nach des Königs und der Miniſter Abſichten handeln dürften. (Wenn das Volk ſeine Repräſentanten verſtändig wählt, ſo bilden ſie doch wohl die Majorität?) Den Wünſchen für eine Geſetz-Reviſion und volle Offenheit über die Finanzen, wird wohl Jeder beiſtimmen. Eine halbe Offenheit bei letzterer kann gefährlicher werden, als das gänzliche Geheimhalten. Alte, ſchädliche Auflagen werden abzuändern gewünſcht, aber nicht nahmhaft gemacht. Das Prüfungsrecht der Ausgabe ſey nicht deutlich ausgeſprochen. (Uns dünkt, der Sinn erfordere es bei dieſer Art von Verfaſſung.) Es wird eine Civilliſte gewünſcht. (Ob ſie abſolut wünſchenswerth; ob ſie nicht eine nachtheilige Beſchränkung der Mittel wohlzuthun ſey; ob ſie nicht das Regenten-Intereſſe von dem für das gemeine Wohl zu ſehr trenne, ob ſie nicht das Daſeyn des Regenten in ein bloßes Symbol verwandle? Das möchte wohl noch näherer Prüfung bedürfen. Die Tendenz für die Civilliſten wird ſich übrigens noch öfterer in unſerer Zeit hervorthun. Um aber unpartheiiſch zu ſeyn, müſſen wir auch bemerken, daß mehr als eine deutſche Hofhaltung ſelber den Weg darauf hin zu nehmen, oder der Civilliſte nachzulaufen ſcheint, wenn ſie mit der Zahl der Schüſſeln, dem Luxus ſeiner Speiſen und Weine, dem überflüſſigen, ſtehlenden Hofgeſindel und den Hofſuppeneſſern, (wie ſie Kaiſer Friedrich III. nannte), ferner ſo crescendo fortſchreitet, während eine Menge nicht der Bettler, ſondern der Arbeitſamen, oft am Nöthigſten darbt, und Fonds für die erſten Grund-Anſtalten mangeln. Und meiſtens wirthſchaften die großen Höfe noch beſſer, als die Kleinen.) — Die Rüge, daß die an den König zu bringenden Anträge zu ſehr erſchwert worden, ſcheint uns nicht ungegründet zu ſeyn. —

So weit aus der Schrift des Verfaſſers; und nun unſere Anmerkung.

Wir leben in einer Periode der Reformen, deren Ende wir doch ja nicht vor der allgemeinen Einführung repreſentativer Verfaſſungen erwarten ſollen. Erſtlich wird jede Conſtitution der Kritik unterliegen, und noch manche Modification wird nöthig befunden werden, weil keine Verfaſſung rein objectiv zu Stande kömmt. Zum Andern können wir zwar in einer ſolchen Form das Mittel finden, der Verwaltung engere Grenzen bei dem Gebrauche der Regierungs-Gewalt zu ſtecken: aber immer muß ihr ein großer Spielraum bleiben, wenn nicht eine noch ſchädlichere Lähmung ihrer Thätigkeit überhaupt eintreten ſoll. Zum Dritten dünkt uns, als ob man jetzt immer nur auf zwey unerwieſene Vorausſetzungen baue, indem man die Präſumtion des bürgerlichen Rechts, die Jeder bis zum Erweis des Gegentheils für gut oder ehrlich annimmt,, beym Staatsrecht umkehrt. Man ſchreibt und handelt ja, als ob alle Regierenden nur gewaltthätig und unredlich, oder unwiſſend verführen, und als ob nur die Volks-Repräſentanten aus der reinſten Abſicht und mit einer überwiegenden Einſicht handeln müßten. Das läßt noch viel Reibung und Streit, auch nach eingeführten Conſtitutionen, erwarten, und muß uns auf ein Deficit in dem politiſchen Calcul aufmerkſam machen, das uns eben ſo ſehr, wo nicht ſtärker, drückt, als das Deficit im Caſſenſtande. Es iſt das Moraliſche; und dieſes dünkt uns nirgend unentbehrlicher, als bei den neuen Conſtitutionen, bei welchen, wie man es auch anfange, eine Art von Dyarchie eintritt. Hier iſts alſo der Geiſt der Tugend, der ſie beleben muß, der Geiſt der Fürſtenliebe einer und der Volksliebe andrerſeits. Sonſt wird die beſte Form zu dem alten Spiel der Ränke und Hinterliſten aller Art im Innern jedes Landes und zwiſchen Hof und Staat gemißbraucht werden; ein Spiel das ſonſt die Höfe unter ſich arg genug zu treiben pflegten. Und wären wir dann beſſer daran? – Endlich dünkt uns bey allen Gegenſtänden, die der Regierung ausſchließend bleiben müſſen, bey Dienſtbeſetzungen, Gnaden- und Ehrenbezeugungen, u. ſ. w., werde die Verantwortlichkeit der Miniſter nur ein ſchwacher Damm ſeyn. Es giebt nur zu viele Seitenwege, wie man die moraliſchen Gefühle der Nation und der Individuen verwunden kann, ohne der Juſtiz zu begegnen u. ſ. w.

Es giebt viel Willkühr, viel Menſchenverachtung, Vorzüge der Ausländer, die den Ehrgeiz im Lande erſticken, vornehme Beyſpiele im Böſen und dgl., die alle der Geſellſchaft ſchaden, ſelbſt die Form untergraben, aber nur dem Gewiſſensrichter überlaſſen werden müſſen. Soll uns alſo in den neuen Staats-Häuſern Freude und Zufriedenheit gewähren, ſo müſſen wir nicht bloß an den Formen beſſern und dann die Hände in den Schooß legen. Wir müſſen insgeſammt viel beſſer werden als wir ſind.

Das menſchliche Herz.

(S. Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte, 18. Heft 1818.)

Wir haben neulich in der Erzählung der Kohlrauſch-Horniſchen Streitſache eine Probe aufgeſtellt, was für eine Wirthſchaft die Empirie in der pſychiſchen Heilkunde treibe. Eine Zeit wie die unſrige, wo Schrecken und Zerrüttungen aller Art gewiß auf Vermehrung der Seelenkranken gewirkt haben, ſollte wohl zu einem ſorgfältigen Studium des naturgemäßen Verhältniſſes zwiſchen Leib und Seele auffordern, damit wir bei den unglücklichen Störungen deſſelben kräftigere Hülfe leiſten lernten. Pſychologie und Medicin in Verbindung, müſſen zu einer Anthropologie im weitern und höhern Sinne führen, die uns noth thut. Wenn wir nicht irren, wird dieſe Anſicht jetzt auch von Mehreren aufgefaßt, und einen ähnlichen Zweck hat ſich die obengenannte Zeitſchrift vorgeſetzt, bei welcher die Herren Haindorf Hayner, Heinroth, Henke, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Maaß, Pienitz, Ruer und Weiß genannt ſind. Hier ſoll bloß einer Abhandlung des Herausgebers Naſſe, „Von der pſychiſchen Beziehung des Herzens," Erwähnung geſchehen, weil er dieſem Organ eine unmittelbare Beziehung auf die Seele zuzueignen ſich bemüht, was die Aufmerkſamkeit der Sachverſtändigen verdienen möchte. Er ſucht dieſes unmittelbare, vom Gehirn unabhängige Verſtändniß zwiſchen dem leiblichen Herz und dem Geiſte, aus mehrern Thatſachen wahrſcheinlich zu machen, und führt auch mehrere Leichenöffnungen an, wo man bei Menſchen, die ſich im Leben durch zerſtörende, grauſame, gewaltthätige Handlungen ausgezeichnet hatten, auffallende Regelwidrigkeiten im Bau oder in der Lage des Herzens gefunden hat. Bei der Leiche eines Mädchens, das von Jugend auf zum Diebſtahl geneigt geweſen war, fand der Verf. an der Stelle, die ſonſt das Herz einnimmt, einen beträchtlichen Theil des erweiterten Magens, während das Herz, vom Magen verdrängt, doch in dem obern Theile der linken Bruſthöhle lag. Die Beſeitigung der Einwürfe gegen des Verf. Meynung, und wie er dem Gehirne das ihm ausſchließend zugetheilte Vermittelungsgeſchäft zwiſchen Leib und Seele abſtreitet, müſſen wir den Aerzten in der Zeitſchrift nachzuleſen überlaſſen. Die räthſelhafte Erſcheinung, daß die Gemüthsbewegungen das Herz ſo leicht zu erregen im Stande ſind, und dennoch alle mechaniſchen, chemiſchen und electriſchen Reitzungen des Gehirns einen nur geringen Einfluß auf das Herz äuſſern, erklärt Herr Naſſe dadurch, daß er annimmt, das Herz werde bei der Gemüthsbewegung nicht vom Gehirn aus mittelbar ergriffen, ſondern zufolge ſeiner unmittelbaren Beziehung zum Gefühlsvermögen. —

Er ſchlägt eine Sammlung von Thier- und Menſchenherzen vor, wie man ſie von Schädeln anlege. Was mag ſich einſt in der Bruſt des Einſiedlers von St. Helena bei deſſen Leichenöffnung finden? ruft der Verf. hiebei aus. — Wir erlauben uns noch folgende Bemerkungen. Die Beobachtungen unſers Innern und der Wechſelwirkung zwiſchen unſerm Geiſtigen und körperlichen Theil, können nur ſelten und nur unſicher ſeyn, ſo lange der gebildete Menſch die genaue Kenntniß unſerer wundervollen Organiſation nicht mit unter ſeine Studien aufnimmt, und die Philoſophen ſo wenig Phyſiologie treiben. Ein Organ, wie das Herz, durch das in jeder Viertelſtunde die ganze Blutmaſſe (12 — 15 Pfund) geht, das in 24 Stunden auf 100,000mal ſchlägt, und zum Blutsumtrieb binnen dieſer Zeit auf 16 Millionen Centner Kraft anwendet, iſt gewiß einer fortgeſetzten Beobachtung werth. Sollte es aber blos phyſiſch wichtig ſeyn? ſollte der Sprachgebrauch in mehr als einer Sprache, aus mehr als einem Zeitalter, nur eine Täuſchung ausdrücken, wenn er bei dem Worte Herz auch ein pſychiſches Gefühl auf das Organ bezieht, und eine Wechſelwirkung anzunehmen ſcheint? — Sey es übrigens damit, wie es wolle, wir müſſen den Sprachgebrauch und das gute, arme Herz ja in Ehren halten. Unſer Zeitalter ſchien oft dem Kopfe auf ſeine Koſten Complimente zu machen. Selten ließ ſich bey Hofe ein Herz ſehen; der Staat fragte blos nach Köpfen, und die falſchen, eigenſüchtigen Herzen, die er als Zugabe bekam, brachten ihn oft genug in ſchlechte Umſtände. Es fehlt weiter nichts, als daß auch unſere Jünglinge die Sprache des Herzens verlernen, und blos auf den Handel überall nach Geld und Rang ausgehen. Oder thun ſie's etwa ſchon?

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitſchriften.

Der Herausgeber des Hesperus ſagt im 5. Hefte: „Sollte denn gerade die franzöſiſche Revolution nicht es ſehr anſchaulich gemacht haben, daß die Stimmung des Volks das Ding ſey, was nicht iſt? Das Volk iſt, meines Erachtens, wenn nicht höchſte, allgemeine Calamitäten eintreten, nicht nur allezeit ohne Stimmung, ſondern eine träge ſchwerfällige Maſſe, die ſich dorthin neigt, wohin ihr ſchlaue, helle Köpfe, und energiſche Charactere den Impuls zu geben wiſſen; daher ſahn wir beim franzöſiſchen Volk, um beim Ausd[illegible] zu bleiben, ſchnell hintereinander die allerentgegengeſetzteſten Stimmungen. Ein Orleans und Conſorten wirkten mehr, als die ganze Volksſtimmung und alle Schriften. Letztere hätten, ohne Parthei-Häupter, die das Gift kochten, ſo wenig geſchadet, als die bitterſten Satyren und Schmähſchriften, gegen andere Regenten, die unter deren Augen herauskamen, und bald die allgemeine Indignation fanden. —

Das ſiebente Stück des Politiſchen Journals theilt aus der Minerve française einen Vers eines Kriegsliedes mit, der fürwahr die drohenden Geſinnungen des bei weitem größten Theils der Franzoſen ausſpricht:

Mais nos ennemis, gorgés d'or,
Paieront encore a boire,
Oui pour Vous doit briller encor
Le jour de la victoire.

(Aber unſere Feinde, mit Geld überfüllt, werden noch das Gelag bezahlen; ja uns wird noch der Tag des Sieges leuchten.) Ob die Deutſchen das Gelag wirklich bezahlen werden, iſt freilich noch ungewiß, aber daß man es ihnen abfodern werde, das ſcheint uns gewiß. —

Die Heidelberger Jahrbücher bemerken, bei Gelegenheit der Coblenzer Adreſſe: „Bei dem, was der Verfaſſer über die öffentliche Stimmung in Rhein-Preußen ſagt, wurde dem Recenſenten faſt unheimlich, ſo daß er wünſchte, es wäre dieſer Gegenſtand in dieſer Schrift unberührt geblieben, oder wenigſtens auf eine andere Weiſe behandelt werden“ Zum Schluß die ſehr wahre Bemerkung: „Will man ein recht anſchauliches Beiſpiel haben, wie ſchwer die Regierungskunſt bei aller Einfachheit ihrer Grundſätze in der Anwendung iſt, ſo leſe man dieſe Adreſſe. Kaum ein Anſpruch Eines Standes, der nicht — folgerecht durchgeführt — die Anſprüche oder das Intereſſe eines andern durchkreuzte!“ (Und was folgt daraus?) —

Die Ueberlieferungen von Zſchocke werden ſeit einiger Zeit matter. In einigen der letzten Hefte möchten die Notizen aus Rom das Intereſſanteſte ſeyn, und in ſo fern das Beſtreben des Römiſchen Hofes überall hervorleuchtet, den Roſt von den Ketten der päbſtlichen Hierarchie wieder abzuſchleifen. —

Im erſten Hefte der Miszellen 1818 wurde in den Nachrichten von der Inſel Novabeva geſagt: „Die Perſon des Königs iſt heilig.“ Der Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutſche fügt hinzu: „was werden die Jenaiſchen Staatslehrer dazu ſagen?“ —

Eine, für die Naturlehre wichtige, Zeitſchrift iſt das deutſche Archiv für die Phyſiologie, welches Meckel herausgiebt, und an welchem berühmte Männer, wie Autenrieth, Blumenbach, Sprengel u. ſ. w. mit arbeiten. Das erſte Heft des 4ten Bandes enthält unter andern eine Abhandlung des D. Carus über die verſchiedenen Begriffsbeſtimmungen des Lebens. (Sollte eigentlich wohl heißen: über die verſchiedenen Beſtimmungen des Begriffs vom Leben.) Der Verfaſſer hält jeden Verſuch, das Leben als eine, dem beſondern Organismus anhängende, ihm für ſich ſelbſt zukommende Kraft zu erklären, für gänzlich verfehlt. Eine Kraft ſey überhaupt nur denkbar als Wechſelwürkung zwiſchen mehreren, folglich ſetze eine vorhandene Kraft immer verſchiedene Körper voraus, folglich ſey ſie kein Attribut eines einzelnen Körpers. Selbſt die allgemeinſten Kräfte z. B. die Schwerkraft, beziehen ſich immer auf ein äußeres. Ein vollkommner einfacher und iſolirter Körper wäre todt, und könnte überhaupt gar nicht in der Wirklichkeit exiſtiren. Das Leben iſt alſo blos Wechſelwürkung, und lebendig iſt nur das, was im Zuſammenwürken ſich thätig beweißt. Da nun aber nichts in der Natur exiſtirt, was nicht mit einem Andern auf irgend eine Weiſe in Beziehung und in Austauſch von Thätigkeiten ſtünde — (ſelbſt Sonne, Mond und Erde, Waſſer und feſtes Land, Boden und Pflanzen, Pflanzen und Thiere) ſo lebet auch Alles nur in und durcheinander, und Keins von Allen wäre ohne das Uebrige lebendig, ja exiſtirte überhaupt nicht.

Hierauf fragt der Verfaſſer: Wo iſt denn nun die feſte Grenze zwiſchen Lebendigem und nicht Lebendigem? Wo iſt der Körper, der nicht zum allgemeinen Naturleben auf ſeine Weiſe beitrüge? Folglich iſt Alles lebendig, ſo lange es in jenen Kreis eingreift, und nichts iſt lebendig, ſo bald es aus jenem Kreiſe völlig heraustritt. Das letztere iſt unmöglich, folglich giebt es auch keinen wahren Tod, ſondern nur Stufenfolgen und Grade der Lebendigkeit, für welche uns der Maaßſtab fehlt und immer fehlen wird. — Man muß die weitere, ſinnreiche Ausführung dieſes Gegenſtandes bei dem Verfaſſer ſelbſt nachleſen. Allerdings ſcheint uns ſeine Definition vom Leben weit haltbarer, als z. B. die des Profeſſor Mayer, welche alſo lautet: „Das Leben eines Weſens beſteht in der Erhaltung ſeiner ſelbſt, durch Verwandlung ſeiner ſelbſt und der Außendinge vermittelſt Kräfte und Werkzeuge, und nach Geſetzen, welche in demſelben liegen.“ — Alles das paßt allenfalls auch auf ein Uhrwerk. —

Im Juliusheft des Journals der Land- und Seereiſen wird aus den Papieren des D. Hunt ein Beſuch des Berges Athos und der Klöſter auf demſelben mitgetheilt, wo unſere Leſerinnen über folgende Stelle ohne Zweifel ihre ſchönen Naſen rümpfen werde: „Kein Frauenzimmer darf je dieß oder irgend ein anderes Kloſter auf dem heiligen Berge betreten, ja es darf nicht einmal ein weibliches Thier in daſſelbe kommen. Selbſt die Türken bequemen ſich nach dieſem Vorurtheil, indem der Woiwode von Charieß während ſeiner Stadthalterſchaft keine Frau um ſich haben darf. Weder Kühe, Mutterlämmer noch Hühner dürfen auf die Halbinſel gebracht werden. Die Einwohner entbehren daher der Milch, der Butter, der Käſe und der Eier gänzlich, wenn dieſe Gegenſtände nicht von den Inſeln Thaſos und Lemnos oder von Macedonien eingeführt werden.

Aus dem erſten Hefte der Wage liefern wir einige pikante Sätze:

„Das bayriſche Edict über die Freiheit der Preſſe verleugnet ſtandhaft ſeinen eignen Namen; denn von Freiheit iſt darin nirgends, ſondern überall nur von Beſchränkung die Rede.“

„Ein witziger Piſiſtratus bedurfte nur eines Frankfurter Komödienzettels, um freyen Bürgern zu beweiſen, daß ſie leibeigen ſind und es immer waren.“

„Von allerunterthänigſten treugehorſamſten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünſche und Klagen Allerhöchſt Ihrer Huld und Gnade keuchend vorſchleppen, erwarte man nicht viel.“

„Bis zum 46. Jahre ſeines Alters war Gneiſenau Hauptmann in der preußiſchen Armee — ſo beginnt deſſen Lebensbeſchreibung; man könnte die neue Geſchichte der Deutſchen damit beginnen, in dieſen Worten läge ihre Quelle.“

„Die Hanſeſtädte, dieſe Parzen, welche den Lebensfaden des deutſchen Handels von engliſcher Wolle ſpinnen, können noch einmal Deutſchlands Furien in der Hölle der Armuth werden.“

„Was iſt die ſogenannte Freiheit der Preſſe? — Die Erlaubniß außerhalb der Feſtungsmauern ſpazieren zu gehn, einem Staatsgefangenen auf ſein Ehrenwort ertheilt.“

„Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von ſeinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es ſeine Herrſchaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihnen noch dienen müſſen.“

„Vielleicht iſt die Menſchheit beſtimmt, die vier Jahrszeiten ihres Daſeyns in den verſchiedenen Welttheilen auszuleben. Aſien war die Wiege des menſchlichen Geſchlechts; Europa ſah die Luſt, die Kraft, den Uebermuth ſeiner Jugend; in Amerika entwickelt ſich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters; und nach Jahrtauſenden erwärmt die greiſe Menſchheit ihre kalten zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und ſinkt endlich lebensſatt als Staub in Staub dahin.“ —

Arzneykunde.

Im neuſten Hefte des Archivs für mediciniſche Erfahrung unterſucht Hr. Dr. Böhr in

Berlin die wichtige Frage: ob einem Wahnſinnigen eine Handlung zugerechnet werden könne, die er in einem lucido intervallo (hellen Zwiſchenraum) begangen? — Er bejaht dieſelbe, ſo bald ſich beweiſen läßt, daß der Menſch, bei Vollziehung jener Handlung, wirklich im Beſitz der Freiheit ſeines Willens und des Bewußtſeyns der Strafbarkeit ſeiner Handlung war. Die, mit gelehrten Citaten reichlich durchſpickte Abhandlung iſt gegen drei Bogen ſtark, und wird von Criminal-Richtern wie von Philoſophen nicht unbeachtet bleiben. —

In den allgemeinen mediciniſchen Annalen, 6ter Heft, liefert der Dr. Krupp in Dortmund eine kurze phyſiologiſche Andeutung des Gegenſatzes zwiſchen Pflanze und Thier, Weib und Mann. Da der Verfaſſer ein Natur-Philoſoph iſt — das heißt, ein Nebel-Mann und Paradoxen-Jäger — ſo konnte es ihm auch bei ſo reichhaltigem Stoffe an Seltſamkeiten nicht fehlen. Hier eine Probe:

„Bei der gegenſeitigen Vergleichung beider Geſchlechter, ergiebt ſich, daß das Weib die Pflanze, die Vielheit; der Mann das Thier, die Einheit repräſentirt. Der Stoff, die Materie, herrſcht im Weibe; die Form, der Geiſt, herrſcht im Manne. So wie die Pythagoräer, die Monas, den Vater, die Dyas, die Mutter der Zahlen genannt haben, ſo kann man die Form den Vater, die Materie die Mutter der Dinge nennen.“

„Im Weibe herrſcht das Hautſyſtem, das Zellgewebe, die Fetterzeugung, und ſomit der Brennſtoff, die Productivität; im Manne herrſcht die Muskelbildung, der Oxygenpol, und ſomit die Irritabilität. Daher iſt die Bildung des weiblichen Körpers runder, voller, üppiger. Die Conturen fließen mehr in einander, als die des männlichen Körpers, der mehr eckige, ſchärfere Umriſſe hat und deſſen Geſtalt ausdrucksvoller, wahrhaft edler iſt. Das Weib iſt anmuthig, hübſch nach außen, der Mann iſt ſchön nach innen.“

„In der pſychiſchen Sphäre zeigt das Weib mehr Sinn als Verſtand, mehr Neigung fürs Partielle, als für Erkenntniß des allgemeinen, mehr Inſtinct als freien Willen. Die Religioſität des Weibes wird mehr durch das Gefühl, als durch die Intelligenz geleitet. Beym Manne verhält es ſich umgekehrt.“

In denſelben Annalen wird die Geſchichte eines Mädchens erzählt, welches 15 Jahre lang ſtumm und gelähmt war, aber in der Nacht vom 22ſten auf den 23ſten April eine Erſcheinung hatte — (es wird nicht geſagt wie die Erſcheinung ausſah) — welche ihr Geneſung ankündigte und ihr aufzuſtehen befahl. Am andern Morgen konnte ſie ſprechen und war geſund. Der Dr. Riedel in Reichenbach hält die Erſcheinung für eine magnetiſche, und die plötzliche Geneſung des Mädchens für eine Wirkung des angeſtrengten Willens auf die gelähmten Theile. (Wenn das letztere wahr iſt, wozu brauchen wir denn die magnetiſche Erſcheinung? oder giebt es keinen angeſtrengten Willen ohne Magnetismus?)

Die folgende Geſchichte hat uns eben ſo rührend als merkwürdig geſchienen:

„Regina G., welche gegenwärtig noch lebt, iſt die Tochter eines reformirten Geiſtlichen in der Pfalz. In ihrem dritten oder vierten Jahre bekam ſie einen Ausſchlag am ganzen Leibe, und eine alte Dorfdoctorin rieth ihrer Mutter, das Kind in einen ausgeleerten Mehlſack zu ſtecken, um dieſen Ausſchlag zu vertreiben. Geſagt, gethan, der Ausſchlag verging, aber der Krankheits-Stoff war zurück getrieben, und hatte ſich vermuthlich auf die Gehör- und Sprachorgane geſetzt; das Kind war und blieb nun ſtumm und taub, trotz aller angewandten ärztlichen Mittel und brachte nichts mehr hervor als ein ſchnarrendes ha — hä!

In ihrem 19ten oder 20ſten Jahre ſtarb ihre Mutter plötzlich am Schlage, welches die ſtumme Tochter ſo ſchmerzte, daß ſie beinah in Verzweiflung gerieth. Auf einmal rief ſie ganz laut und vernehmlich: „Ach meine Mamme, meine gute Mamme iſt geſtorben!“ und ihre haſtige Betrübniß ging nun in eine ſtille Trauer über, gerade als wenn der übergroße Schmerz, durch dieſe haſtige Anſtrengung der Natur zum Sprechen, entladen worden wäre.

Ihre älteſte Schweſter hatte einen würdigen Geiſtlichen über dem Rheine geheirathet, zu welchem Regina, nach dem Tode ihres Vaters in die Pflege gegeben wurde. Dieſe Schweſter hatte einige Kinder; unter dieſen war das älteſte der Liebling unſerer Stummen. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten rafften dieſe Kinder, kurz nach einander weg, worüber ſie große Betrübniß zeigte; als aber auch das älteſte, ein Mädchen von 10 Jahren zuletzt ſtarb, da gerieth ſie wieder in den nämlichen heftigen Zuſtand, wie bei dem Tode ihrer Mutter. Sie weinte ſehr und lief unaufhörlich händeringend im Hauſe herum; endlich blieb ſie ſtille ſtehn, breitete die Arme aus einander und rief ebenfalls ganz vernehmlich: „Ach nun haben wir ja gar kein Kind mehr!“

Von dieſem Augenblick an ward ſie ſtill und ruhig, ſprach aber ſeitdem nie wieder; allein ihren Liebling konnte ſie lange nicht vergeſſen. Sie brachte ihre meiſte Zeit in ſtiller Wehmuth auf deſſen Grabe zu, und man mußte ſie oft zur Tiſch- oder Nachtzeit mit Gewalt davon hinwegholen.

Die Erzählung dieſer Umſtände iſt aus dem Munde der Frau Pfarrerin B. in W., der Schweſter der Unglücklichen.

Dieſe Geſchichte ſcheint unwiderlegbar zu beweiſen, daß die Kraft des Willens hauptſächlich in einem ſtarken Affect, ſey er durch einen Traum, aufgeregte lebhafte Phantaſie, oder ſonſt eine andere äuſſere Veranlaſſung entſtanden, die mächtigſte erregende und belebende Potenz für den menſchlichen Organismus iſt, die weder durch Phosphor, Naphthen oder ſonſt ein Mittel aus der Scala der Reizmittel, erſetzt werden kann. —

In Leroux's Journal de Medicine hat Larrey einen merkwürdigen Fall erzählt, wie ein Herr v. Rampon beym Fechten mit dem Rappiere einen Stoß in den linken Naſenflügel erhielt, der bis in den linken Hirnlappen gedrungen zu ſeyn ſcheint. Alle Sinnorgane wurden dad[illegible] plötzlich auf einige Zeit gelähmt; das linke Au[illegible] einen Monat lang völlig blind, jetzt ſieht der K[illegible]e doppelt damit. Geruch und Geſchmack waren ganz verlohren, jetzt kann er Geiſtiges vom Geruchloſen unterſcheiden, und auf der rechten Seite der Zunge ſchmecken. Das linke, ganz taub geweſene Ohr vernimmt jetzt wieder ein Summen. Die Stimme war ganz weg, doch jetzt ſtammelt der Kranke wieder. Das Nahmen-Gedächtniß iſt völlig vernichtet, ſonſt aber das Erinnerungs-Vermögen unangetaſtet geblieben. Alles was ſich auf die Eigenliebe des Verwundeten bezieht, verſetzt ihn in tiefe Melancholie und Gemüths-Zerrüttung, hingegen Unterhaltungen ſeine Verwandte und Freunde betreffend verſcheuchen dieſe Zufälle. (Wir wünſchen über dieſen Fall den Doctor Gall raiſonniren zu hören.) —

Campbell hat, in Thomſons Annalen der Philoſophie, über das Sehen geſchrieben, und leugnet aus bündigen Gründen die von Keppler entdeckte Entſtehung eines Bildes auf der Netzhaut. Er hält das ſchon für eine, durch die Nerven erregte, Art von Gefühl. Wie er das erklärt, muß man bei ihm ſelber nachleſen, allein gewiß iſt, daß durch ſeine Anſicht das Problem des Sehens viel von ſeiner Schwierigkeit verliert. —

Tooper hat Verſuche über die Verdauung angeſtellt, um die auflöſende Kraft des Magenſaftes für gewiſſe Subſtanzen auszumitteln, und daraus Folgerungen für das diätetiſche Verfahren bei Magenſchwäche zu zeigen. Es geht unter andern daraus hervor, daß Hammelfleiſch am leichteſten, Schweinefleiſch am ſchwerſten zu verdauen, und daß, ganz gegen die bisherige Meynung, Kalbsbraten weniger verdaulich iſt als gekochtes Kalbfleiſch. —

Der deutſche Witz.

Wie mag es doch kommen, daß der deutſche Witz gewöhnlich ſo breit iſt? Wer einen witzigen Einfall hat, glaubt, ihn wie Spiritus nur mit vielem Waſſer gemiſcht zum Trinken reichen zu dürfen; oder man meint, der Witz ſey ſo theilbar, wie Karmin, von dem eine Meſſerſpitze eine ganze Wand röthlich färbt. Jede Geburt des Geiſtes gewinnt an Reiz durch Kürze, doch vor allen der Witz. Selbſt ein mittelmäßiger Einfall wird pikant, wenn er in wenige Worte gekleidet iſt, und ſelbſt der beßre Einfall geht verloren, wenn er, wie eine einzelne Roſine, in ein Pudding von Worten verklebt wird. Denn der Geiſt findet nur in ſo fern Gefallen an den Worten, als er ohne ſie den fremden Gedanken nicht erfaſſen kann; hat er ihn aber einmal erfaßt, ſo erregt jedes überflüſſige Wort ihm Eckel, und dadurch wird dem Gedanken ſelbſt ein Theil ſeines Reizes geraubt. Der beſte Schriftſteller wird immer derjenige ſeyn, der durch die wenigſten Worte in dem Geiſte des Leſers die meiſten Gedanken erwecken kann. Wie kommt es denn, daß ſo wenig deutſche Schriftſteller dieſe Kunſt verſtehn? — Faſt ſcheint es, daß ſie ſich einen zu geringen Begriff von der Fähigkeit des Leſers bilden, und glauben, man müſſe — um einer gemeinen Redensart uns zu bedienen — dem Leſer Alles in den Mund ſchmieren. Oder die Eitelkeit verleitet ſie anzunehmen, ihr Einfall ſey ſo reines Gold, daß man ihn ohne Verluſt in unendlich lange Fäden ziehen, und den Leſer damit umſpinnen könne.

Zu dieſen Betrachtungen ſind wir durch ein Product, der Schickſalsſtrumpf betitelt, veranlaßt worden, eine Parodie des mit Recht geprieſenen Trauerſpiels, die Schuld. An Witz fehlt es hier nicht, aber das Ganze iſt viel zu lang, die Maſchen dieſes Strumpfes ſind viel zu weitſchüchtig, und die Späßchen mit Fad-dum ſtatt Fatum, mit dem Bock und deſſen Hörnern u. ſ. w. erinnern zu ſehr an Friedrich in Berlin. Wir kennen nur eine deutſche, durchaus gelungene Parodie, nämlich Herodes vor Bethlehem, durch welche die Huſſiten vor Naumburg perſiſirt worden. Hier hat *Mahlmann* gezeigt, daß die Franzoſen nicht *allein* in dem Beſitz dieſer Dichtungsart ſind, hier iſt nirgends zu viel und nirgends zu wenig; der Leſer muß lächeln, bisweilen laut lachen von Anfang bis zu Ende. Auch der *Schickſalsſtrumpf* erregt nicht ſelten Lächeln; aber die wahrhaft witzigen Einfälle liegen weit aus einander wie die Salztümpfel in einer Steppe, und der Leſer gewinnt immer wieder Zeit, das Geſicht in Falten zu legen. Indeſſen, wem ſolche Sächelchen Vergnügen gewähren, der wird ſich eine halbe Stunde ganz angenehm unterhalten. Wir wählen zum Beleg eine Stanze, welche beweißt, daß der Verfaſſer mehr leiſten könnte, als er geleiſtet hat. *Roderich* — nachdem er ſeinen Wäſchkaſten in großer Unordnung und keinem einzigen Strumpf ganz gefunden, ſpricht:

Wie man klügelt und die Sache drehet,
Das Pedal bleibt ſtets des Menſchen Grund,
Wenn er auf dem Strumpf nicht feſt mehr ſtehet,
Steht er feſt nicht auf dem Erdenrund,
Drum ſey jedes Loch ſogleich genähet,
Daß er nicht den Fuß ſich drücke wund,
Schlimm iſts, wenn die Ferſen oder Zehen
So hinaus in's kalte Leben ſehen!

Von Herrn *Friedrichs ſatyriſchem Zeitſpiegel* iſt ſchon der ſechſte Heft erſchienen. Wir haben uns alle Mühe gegeben, dabei zu *lachen*, es wollte aber nicht gehn. Indeſſen haben wir doch zweimal *gelächelt*, und wollen treulich anzeigen, bei welchen Stellen. In der Tragikomödie: *Die Kornwucherer in der Schlinge*, kommt die Frau *Juſtitia* auf Krücken angehinkt. „Seht doch, ſie hinkt!“ ruft der Schulze, und ein Kornwucherer antwortet: „Mein! 's iſt ein alter Schade von Wezlar her.“ —

Das zweitemal haben wir lächeln müſſen über die Erklärung des Wortes *Freundſchaft*; es ſey nämlich aus *Freund* und *ſchaffen* zuſammengeſetzt: *Freund, ſchaft* Geld, wenn es Euch mit der *Freundſchaft* ein Ernſt iſt.“

Fragment eines Geſprächs zwiſchen zwei alten Freunden.

— — A. Ich muß dir geſtehen, lieber Freund — ob ich gleich deine orthodoxen Geſinnungen kenne — daß ich, in Hinſicht auf Religion, einige ketzeriſche Meinungen habe.

B. Je nun, wenn du nur ſonſt ein ehrlicher Mann bleibſt, wie bisher, ſo ſoll das unſere Freundſchaft nicht ſtören.

A. Ich bin ein Skeptiker im weiteſten Sinne des Wortes.

B. Je nun, es thut mir leid; aber da ich weiß, daß nicht Rechthaberei, ſondern Ueberzeugung aus dir ſpricht, ſo ſchätze ich dich darum nicht geringer. *Toleranz* halte ich für Pflicht: Meinungen weiß ich zu toleriren. Folglich bleibt es zwiſchen uns beim Alten.

A. Auch in der *Politik* bin ich gar nicht deiner Meinung.

B. (ſtutzt) Wie?

A. Auch in der Politik ſtatuire ich eben ſo wenig einen allein ſeligmachenden Glauben, als in der Religion.

B. Was?!

A. Ich meine, daß eine *Conſtitution*, wie du ſie begehrſt, nicht *durchaus nothwendig* ſey, um ein Volk zu beglücken.

B. Geh zum Teufel! ich habe nichts mehr mit dir zu ſchaffen!

A. Aber lieber Freund, du erkannteſt ja eben die *Toleranz* als *Pflicht*?

B. Ja in der Religion.

A. Iſt denn die minder wichtig, als der politiſche Glaube?

B. Pack dich fort! Du biſt ein ſchlechter Menſch. Wir ſind geſchiedne Leute! (Er entweicht mit Abſcheu.)

A. (allein) Sonderbar! ob ich ein Ketzer bin oder nicht, das iſt ihm gleichgültig; wenn ich aber in der Politik nicht ſeiner Meinung bin, ſo bin ich ein ſchlechter Menſch, und er ſchickt mich zum Teufel. (Geht ab und wundert ſich.)

(Ja, *ſo ſind* die Menſchen im erſten Viertel des 19ten Jahrhunderts. Das was ſie *glauben*, darf man immerhin antaſten, daraus machen ſie ſich nicht viel; aber das was ſie *meinen* — Gott bewahre! — O ihr eitlen Thoren!)

Wem daran gelegen iſt, — und wem ſollte nicht daran gelegen ſeyn? — Die Portraite von *Wieland* und *Göthe* in Lebensgröße, von Jagemann gemalt, und von dem wackern Kupferſtecher *Müller* in Weimar in Zeichnungs-Manier geſtochen, zu beſitzen, dem dürfen wir verſichern, daß er, für den geringen Preiß von zwei Thalern 16 Groſchen, *Zwey zum Sprechen getroffene* Bildniſſe dieſer Heroen unſerer Literatur erhalten wird. Herr *Müller* wird in derſelben Manier auch *Schiller*, *Herder* und vielleicht mehrere unſerer gelehrteſten Schriftſteller liefern, und wir zweifeln nicht, daß der beſcheidene Künſtler ein zahlreiches Publicum dadurch erfreuen werde. Man kann dieſe Portraits ſo wohl vom Künſtler ſelbſt, als auch durch die Verlagshandlung dieſes literariſchen Wochenblatts beziehen.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 28. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Magnetismus.

Das Archiv für den thieriſchen Magnetismus, 3ten Bandes erſtes Stück, enthalt wiederum eine *prächtige* Geſchichte, und es ſcheint in der That der Zweck des Herausgebers zu ſeyn, daß die geſunde Vernunft ſich todt lachen ſoll. Ein hellſehendes Mädchen, C. W., gab ihrem Arzte immer Aufträge an ihren Arzt. Natürlich fragte er, für wen ſie ihn denn halte? „Du biſt mein Schutzgeiſt“ ſagte ſie. *Wie heißt dieſer Schutzgeiſt?* — „Das darf ich nicht ſagen. Vielleicht erhalte ich noch die Erlaubniß dazu.“

Die arme Perſon konnte nicht ſchlafen, wenn aber der Arzt ihr ſein Kopfkiſſen gab, dann ſchlief ſie ganz ruhig. — Ferner ſagte ſie voraus, daß ſie 24 Stunden ſchlafen werde, und wenn ſie mit dem Ende der 24ſten Stunde nicht erwache, ſo ſterbe ſie in wenig Stunden. Uebrigens habe ſie in der Bruſt zwei Lappen mit ſchwarzen Flecken und würde auch ſchon früher daran geſtorben ſeyn, wenn ſie nicht magnetiſirt worden wäre. — Ihr todter Vater kam zu ihr und erzählte ihr allerley, was ſie aber vor Mittwochs Abend nicht entdecken dürfe. — Ihre verſtorbenen Geſchwiſter erſchienen auch, wollten ihr aber nicht gewiß verſprechen ſie mit zu nehmen, worüber ſie weinte. — Des Doctors *Portrait* mußte zu ihren Füßen auf das Bett geſtellt werden, dann war ſie vor Anfällen des Krampfes ſicher. (!) — Einen Herrn v. J. konnte ſie gar nicht leiden. „Wenn er unter die Hausthür kommt, ſagte ſie, ſo erſticke ich. Ach ich will ja gern ſterben, nur nicht ſo qualvoll.“ Endlich klatſchte ſie in die Hände und rief freudig: „J. kann nicht kommen, es hat ihm eben ein königlicher Läufer einen Befehl gebracht, er muß nach Ludwigsburg.“ Und das war ganz richtig. — Ein anderesmal erſchien abermals ihr Vater, und verſprach auf den Abend um 7 Uhr wieder zu kommen, um ihr zu ſagen, ob ſie mit ihm dürfe oder nicht. Warum er nicht die Güte hatte, es ihr ſogleich zu ſagen, wird nicht erwähnt. — Unterdeſſen las ſie fremde Briefe mit zugedrückten Augen ohne allen Anſtoß der Geſellſchaft vor.

Gegen die beſtimmte ſiebente Stunde war der Vater ſo gefällig, mit der ganzen verſtorbenen Familie ſich einzufinden, und nun ging das Bitten los, ſie doch mitzunehmen. Auch die geſpenſtiſchen Geſchwiſter halfen bitten. Nach 10 Minuten wurde die Kranke ſehr freudig und bat den Vater, die drei Schritte, die er noch von ihr entfernt wäre, etwas geſchwinder zu machen, denn ſobald ſie ihn umarmen könne, habe ſie auch die Erlaubniß mit ihm zu gehen. Bald waren es nur noch zwei Schritte, und endlich nur noch einer. Da fing der Herr Doctor an zu fürchten, daß die Umarmung würklich vor ſich gehen werde, und um das zu hindern, übernahm er ſchnell die Rolle des Vaters, und erklärte ihr, ſie ſey noch nicht reif für die Ewigkeit; worauf ſie ſtill wurde und weinte.

(Unſers Bedünkens war hierbei der Betrug handgreiflich, und der gutmüthige Herr Doctor hätte ſich die Furcht erſparen können. Denn wenn man mit Jemanden ſpricht, der drei Schritte entfernt ſteht, ſo erzählt man ihm das nicht, weil es ganz überflüſſig wäre; man erzählt ihm nicht, daß er nun wieder um einen Schritt näher gekommen, denn da er ſelbſt dieſen Schritt gethan, ſo braucht man's ihm auch nicht zu erzählen; ebenſo wenig konnte Mamſell W. dem Vater ſagen, daß ſie mit ihm gehen dürfe, ſobald ſie ihn umarmen könne; denn das wußte der Vater ſchon und ſie hatte es ohne Zweifel von ihm ſelbſt. Es iſt daher ganz klar, daß Mamſell W. eine der Scenen ſpielte, wie ſie in vielen Schauſpielen vorkommen, (eine ſogenannte Expoſitionsſcene im erſten Act) wo Einer dem Andern erzählt was er ſchon weiß, nicht damit dieſer Andere, ſondern damit der *Zuſchauer* es erfahre.) —

Ein anderesmal verſicherte ſie den Arzt, daß er ein von ihrem ſeligen Vater ihr zugegebener Schutzgeiſt ſey, den ſie aber nur ſterbend nennen dürfe. Uebrigens ſey der König böſe über ſein Magnetiſiren; worauf er denn auch eine königliche *Warnung* erhielt. Mamſell W. aber iſt nun von Krämpfen frey — (ohne Zweifel weil ſie ſelbſt keine m[illegible] haben will) — leert alle halbe Jahre ein Lungengeſchwüre aus, und magert dabei ſichtbarlich ab; iſt alſo durch den Magnetismus völlig hergeſtellt worden.

Wir würden uns lächerlich zu machen glauben, wenn wir noch ein einziges Wort um dieſes alberne Mährchen verlöhren. Der gläubige Herr Dokter heißt Lechler und wohnt in Leonberg.

Nicht minder abgeſchmackt ſind die Träumereyen, welche in den franzöſiſchen Annales du magnétisme animal zu Markte gebracht werden. Die Somnambülen, welche in Deutſchland bis jetzt nur Schutzgeiſter haben, ſind in Frankreich ſelbſt Schutzgeiſter. Einer derſelben hat verſichert, daß er vor 14 Jahren als ein Kind von 3 Jahren geſtorben ſey, ſich jetzt in der andern Welt befinde, und nun ſchon durch mehr als 200 Perſonen geredet habe. Er hat ferner ausgeſagt: „daß die Zeit des alten Teſtaments eigentlich die gute Zeit des Magnetismus geweſen ſey; daß nur gute, oder halb gute halb böſe Geiſter durch die Somnambülen reden können; daß Gebet zum Magnetiſiren nothwendig ſey, und auch Chriſtus auf ſolche Weiſe geheilt habe. Swedenborg befinde ſich in einem höhern Grade der Seligkeit, ſey aber bisweilen ſo gefällig, in die von der Somnambüle bewohnte Welt herabzuſteigen, um ſie von der göttlichen Weisheit zu unterrichten.

Ferner heißt es (um der Verrücktheit die Krone aufzuſetzen) der Gedanke könne ſich auch unorganiſchen Weſen mittheilen, (zum Exempel den Wänden, den Stühlen und Tiſchen) ſo daß, wenn am Morgen in einem Zimmer eine Materie heftig beſprochen worden, die Somnambüle, welche Abends in dieſes Zimmer geführt wird, gleich weiß wovon die Rede war. (Wir mußten dabei unwillkührlich an Münchhauſens gefrorne Waldhorntöne denken, die plötzlich im Frühjahre aufthauten und ein Concert hören ließen.) —

Von einer andern Somnambüle wird verſichert, daß ſie den Einzug der Alliirten in Paris, auf den 26. März voraus beſtimmt habe. Ein neuer Beweis wie nothwendig es iſt, unſern ſchon einmal gemachten Vorſchlag auszuführen, nemlich an jedem Hofe eine Hof- und Kabinets-Somnambüle zu unterhalten. — Eine Andere wurde befragt: ob Mesmer's Meinung Grund habe: daß man die Kinderblattern durch Unterbindung der Nabelſchnur verhüten könne? ſie erklärte das für eine Sottiſe mehr. — Auf die Frage: ob man Gold machen könne? antwortete ſie: ja, wie Kinder ohne Frau u. ſ. w.

Die in England längſt entlarvte Betrügerey der ſeyn wollenden Blinden Miß Mac Avoy zu Liverpool, wird in dem Archiv für den thieriſchen Magnetismus durch den Herrn Doctor Nees von Eſſenbeck abermals gläubig vorgetragen. —

Ein Büchlein, der Magnetismus in Hannover, iſt ſo eben als ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Aufklärung erſchienen. Ein Herr Doctor Ziermann hat ein magnetiſches Baquet in Hannover anlegen wollen, um die Kranken bei Dutzenden auf einmal zu magnetiſiren; das hat ihm die Regierung unterſagt, und nun ſchimpft er auf die Regierung und nebenher auf den Leibmedicus Stieglitz, den er im Verdacht hat das Verbot veranlaßt zu haben. Allerdings iſt dieſe Begebenheit ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Aufklärung, denn Gott ſey Dank, daß es Regierungen giebt, die ſo aufgeklärt ſind, an die Alfanzereyen des Magnetismus nicht zu glauben und dem Unweſen vorzubeugen. — Merkwürdig iſt der Vortheil, den Hr. Dr. Z. ſelbſt dem Baquet zuſchreibt: es verhüte nemlich „den zu engen Rapport (zwiſchen „dem Magnetiſeur und der Kranken) und folglich die moraliſchen und phyſiſchen Gefahren, „die aus der geiſtigen und körperlichen Annäherung etwa entſtehen könnten." (Dieſes entſtehen können wird alſo zugeſtanden.)

Die Parzen.

Unter dieſem Titel giebt Herr D. Stierling in Hamburg gemeinnützige Blätter zur Beförderung der Aufklärung, der Geſundheit und des Frohſinns heraus. Er will hier mit der körperlichen Geſundheitslehre auch Seelendiätetik verbinden, damit, wie er ſagt, „dieſes Panorama des Wohlbefindens und eines freien, heitern Lebensgenuſſes von jedem nicht ganz Unaufmerkſamen überblickt werden könne." Die Idee ſcheint von einer ähnlichen entnommen, die vormals Unzer in ſeiner ſehr beliebten Wochenſchrift „der Arzt" ausführte. Das Gelingen hängt von der Ausführung ab, welche uns keine leichte Aufgabe zu ſeyn dünkt. Eine trockne Aufſtellung von meiſtens ſchon bekannten Regeln, und eine Wiederholung moraliſcher Sätze thut es nicht. Will man aber Reiz der Neuheit, Intereſſe der Darſtellung hinein legen, ſo muß dem Verfaſſer ſolcher Blätter, außer den wiſſenſchaftl. Kenntniſſen, eine große Doſis von Laune und Lebensphiloſophie zu Gebote ſtehen. Es kömmt, wie ein berühmter franzöſiſcher Kritiker geſagt hat, nicht darauf an, daß man viele bekannte Ideen zuſammenhäuft, was weder ſchwer noch bedeutend iſt, ſondern darauf, daß man diejenigen auswähle, deren gut behandelte Darſtellung neue Reſultate oder neue Effecte gewähren kann. — An Abwechſelung des Inhalts hat es der Herausgeber der Parzen nicht fehlen laſſen. Außer den diätetiſchen Artickeln über die Bäder als Reinigungs- Verſchönerungs- Beruhigungs- Heil- Lebens- Verlangerungsmittel, über die Kultur der Zähne, über Wurmkrankheiten, Misbrauch des Tabakrauchens, Schädlichkeit der Cigarren, u. ſ. w. kommen mehrere pſychologiſche, ökonomiſche auch äſthetiſche vor. Dieſe Blätter können in einem gewiſſen Kreiſe ihren Nutzen haben, zumal da die meiſten Menſchen mit Zeit und Geſundheit umgehen, wie mit einem Kourierklepper. Aber an dem Vortrage vermiſſen wir einige Eigenſchaften, die zu den Zwecken des Verf. erforderlich wären.

Verrücktheit und lichte Augenblicke.

Vielen Leſern wird die Anecdote bekannt ſeyn, wo der Führer eines Reiſenden, in einem Irrenhauſe, nachdem er dieſem alle unglücklichen Bewohner deſſelben gezeigt, und ſich ſehr verſtändig über die Tollen ausgeſprochen hatte, an eine Zelle kam und, zum Erſtaunen des Reiſenden anfing: „Hier ſteckt ein Erznarr, der ſich für den Sohn „Gottes ausgiebt; das müßt ich doch am beſten „wiſſen, denn ich bin ja Gott der Vater.“ — Auf der Erde, dieſem großen Wirthshaus, wo die Irrthümer und Verirrungen ſo fleißig einkehren, giebt es gewiß Unzählige, die etwas Aehnliches von jenem Führer an ſich haben. Man erſchrickt, wenn man alle Arten und Grade von oft unbemerkten Verirrungen des menſchlichen Verſtandes durchmuſtert. Schwärmerey, Myſticismus, Aberglaube, Unglaube, Phantaſterey, Dummheit, Albernheit, Einfalt, Manie, Blödſinn, Wahnſinn, Wahnwitz, Narrheit, Melancholie, fixe Idee, Tollheit, Raſerey ſind lauter Schreckenswörter, die unſern Stolz demüthigen. Sie erſchöpfen aber nicht einmal alle Schattirungen; und in Beſtimmung der Begriffe ſind unſere Philoſophen noch lange nicht einig. Schlimm genug, daß wir die Sache haben. Es ſcheint ſogar, daß unſer Zeitalter vorzüglich an Zuſtänden und Erkrankungen pſychiſcher Art leiden müſſe, weil man, neben dem Flor der Univerſitäten, auch ziemlich für Erweiterung der Irrenhäuſer ſorgt, und weil jetzt auf einmal mancherlei Schriften über die Krankheiten der Seele herauskommen. Die Vermehrung der Seelenkranken iſt ſchon erklärbar, wenn man die lange Schreckenszeit bedenkt, wo tauſendfache Pfeile auf die Menſchheit abgedrückt wurden. Aber man muß auch die Aufregung der Geiſtigkeit und der heftigen Leidenſchaften mit in Rechnung bringen. Der faſt überſpannte Wetteifer in Kunſt und Wiſſenſchaft, der allgemeine Kampf in der Region der Politik, ſetzt h. z. T. den menſchlichen Verſtand auf eine gefährliche Probe, und wie ſo Manche dabei beſtehen, liegt vor Augen. Faſt in allen Fächern ſtößt man auf en gros Händler mit Seifenblaſen, und auf Baumeiſter von Kartenhäuſern. Und während manche Kathedermänner die Jugend mit Altklugheit und mit Weltkenntniß aus der Dachſtube ausrüſten, wetteifern Schriftſteller, um Beiträge zu einem vollſtändigen Wörterbuche der Thorheit, freilich in der Regel ohne ihre Abſicht, zu liefern, ſo daß man, (wie ein Engliſcher Schriftſteller ſagt,) bald ein Urtheil „über den Nutzen und die Vervollkommnung „der Verrücktheit im Staate“ wird fällen können. Wir möchten den Wunſch hinzufügen, daß ſich ſowohl die Regierungen als andere Menſchenfreunde, der Kunſt befleißigen ſollten, die lichten Augenblicke der politiſchen, theologiſchen, juriſtiſchen ꝛc. Irren, ſowohl vom größten als von gar keinem Range ſo zu benutzen, daß das Uebel nicht noch ärger werde. Denn ſeit uns die Eroberungsſucht verſalzen iſt, macht ſich die Syſtem- und Reformen-Sucht, nebſt der Myſtik, auf den Platz, die uns mit fieberkranken Schriften anſtecken, und im Handeln die ruhigen Functionen des Staatskörpers ſtören. Meiſtentheils, wenn der natürliche Verſtand durch allerlei Einfluß große Veränderungen erlitten hatte, kamen verkehrte Großthaten, oder ſonderbare Anſtalten, auf Koſten der Welt, zum Vorſchein. Man denke nur z. B. an den epileptiſchen Mohammed, an den heiligen Ordensſtifter Ignazius, an den Alexander auf St. Helena, an die Kreuzzüge, an die Einführung der Inquiſition u. ſ. w. Eigendünkel, Stolz und Selbſtſucht bleiben ewig die argen Feinde unſers Geiſtes, für denen wir um ſo mehr auf der Hut ſeyn ſollten, da die Narrheit kein Kopfweh macht, wodurch wir merken könnten, ob ſie bei uns einkehre; und da Einige ſogar glauben, es ſey nicht vornehm, immer recht zu wiſſen, was man thue; wiederum Andere, daß man durch Anſtrengung aller Kräfte der Seele, das höchſte und tiefſte erreiche; und es iſt eine traurige Bemerkung, daß auch hochgeiſtige und zartfühlende Menſchen dieſer Anſtrengung leicht erliegen. Unſers Bedünkens wirft das Licht des Geiſtes nur geradlinige Strahlen, bei denen uns die Kehrſeite des Objectes gar leicht verborgen bleibt. Unſer Verſtand wird daher mit allem Streben betteln gehen, wenn wir nicht das Gemüth durch Tugend bereichern und die tobenden Leidenſchaften beſſer mäßigen lernen, ſtatt ſie blos zu verſtecken. Wir ſind auf dieſe Betrachtung gekommen, indem wir mehrere neuere pſychologiſch-mediciniſche Schriften anſahen. Aus der jetzt angefangenen, und von Herrn D. Naſſe in Halle herausgegebenen „Zeitſchrift für pſychiſche „Aerzte“ (1ſtes Heft) wollen wir ein paar Beiſpiele von methodiſcher Verrücktheit anführen, die von dem Engliſchen Arzte Haslam beſchrieben worden ſind. 1. Ein gewiſſer Wahnſinniger R. Deverall erklärte aus der Stelle in Virgils Aeneide (Bch. 3 Vs. 176 ꝛc) mit großem Scharfſinne eine Beſchreibung der alten Art der Behandlung des gelben Fiebers. Das war alſo ein philologiſcher Narr.

2. Ein Bewohner des Bethlem-Hoſpitals **Matthews**, hielt ſich bald für den Weltkaiſer, bald für das Automat gewiſſer, von der Ferne auf ihn einwirkender Perſonen. Bey ihm, als ihn die Verwandten nachher für vernünftig erklärten, beſtätigte ſich die Trüglichkeit ärztlicher Urtheile und Zeugniſſe über Wahnſinn. Zwei Aerzte von London, nebſt dem Hoſpital-Arzte D. **Munro** gaben vor der King's-Bench das durch einen Eid erhärtete Zeugniß ab, Herr Matthews ſey bei völlig geſunden Geiſteskräften. Hierauf erklärte aber eine Commiſſion von Aerzten durch ein ebenfalls eidlich erhärtetes Zeugniß, Herr Matthews ſey im hohen Grade verrückt. D. Munro behauptete nachher, daß es ihm ſein Gefühl geſagt habe, als er bemerkte, daß der Unterſuchte ſeine Geneſung von einem Wahnſinn gar nicht habe anerkennen, noch ſich für die Wohlthaten im Hauſe habe bedanken wollen, auch den Arzt nicht habe leiden können. (lauter gewöhnliche Symptome der Irren.) Sein Wahnſinn iſt übrigens pſychologiſch merkwürdig, weil er einer mit Beſonnenheit erfundenen und ausgebildeten Dichtung ähnlich ſah. Er behauptete nämlich, daß eine Bande böſer Menſchen, in der Nähe der Stadtmauer von London aus, durch magnetiſche Strömungen auf mancherlei Weiſe auf ihn einwirke. Der Perſonen ſollen 7, 4 männliche und 3 weibliche ſeyn; alle dieſe Perſonen beſchreibt und characteriſirt Matthews nach Kleidung, Farbe, Geſinnung u. ſ. w. als ob ſie lebten. Ihre Einwirkungsarten ſind mehr oder weniger ſchrecklich, für jede hat Matthews ein beſondres Wort. Sie ſchnüren ihm die Zungenwurzel zuſammen, daß die Sprache ſtockt; ſie ſchneiden die Seele vom Gefühl ab, machen ihm Blaſenſteine, erregen eine Schenkelſprache, ziehen ihm das Gehirn in die Länge, ziehen dem Magen die Haut ab, machen ihn lachen, (das wäre ſo übel nicht.) u. ſ. w. Zu dem Verkehr zwiſchen Matthews und ſeinen Verfolgern dient ein gewiſſes, ſympathetiſches Gehirnflüſtern, wo ſich die fremden Gedanken einſchleichen, deren Fremdartiges man ſich aber bewuſt iſt. (Dieſe Art Bewußtſeyn fehlt wohl oft den Geſunden.) Den erſten Wink von der Möglichkeit eines ſolchen Gedankenverkehrs bekam Matthews, vor ſeiner Einſperrung, in Frankreich, wo ihn eines Tages ein gewiſſer Chavany fragte, ob ihm die Kunſt bekannt ſey, mit ſeinem Gehirn zu ſprechen, und ihm verſicherte, daß dieſes durch den Magnet möglich ſey. (!) — Dieſer Matthews nun hat ſogar die Zeichnung einer Maſchine entworfen, von der er behauptet, daß ſie von jenen Verfolgern zu den magnetiſchen Einwirkungen auf ihn gebraucht werde. Es iſt der Mühe werth, ſie in dem Kupferſtiche davon nachzuſehen, welcher der von uns genannten Zeitſchrift angehängt iſt. Das wäre alſo ein magnetiſcher Narr, von denen es uns wenigſtens nicht an Spielarten in ſchwächerm Grade fehlt, wie ebenfalls viele neuere Schriften beweiſen. — —

Irgend ein deutſcher Kaiſer ſoll geſagt haben, der Menſch müſſe ſieben Jahre ſeines Lebens hindurch ein Thor ſeyn; thue er in dieſer Zeit etwas kluges, ſo müſſe er die ſieben thörichten Jahre wieder von vorn anfangen. Wenn das wahr wäre, ſo ſollte man alle überſpannten Politiker, Syſtemmacher, und Theoretiker ꝛc. beſchwören, binnen ihrer Quarantaineperiode ja ſich ſelbſt treu zu bleiben, und keinem reuigen Gedanken Raum zu geben.

Nachſchrift.

Nachdem wir das Obige niedergeſchrieben hatten, findet ſich eine Beſtätigung der Bemerkungen in öffentlichen Blattern. Man ſchreibt aus Berlin, „daß der Selbſtmord und die Zahl der Wahnſinnigen in den Irrenhäuſern zunehme. Um ſo nöthiger möchte es werden, in die Urſachen dieſer merkwürdigen Erſcheinung einzudringen. Jene Nachricht ſucht ſie in der Unruhe und den Schrecken der Zeit, in dem Wechſel von Furcht und Hoffnung; zugleich aber auch in der heutigen Richtung des äſthetiſchen Geſchmacks, der ſich mit Geiſtergeſchichten und einer eben ſo gräßlichen als troſtloſen Schickſalslehre herumtreibt, und zum Theil einem übelverſtandenen Myſticismus in die Arme fällt, wozu einige Dichter von Talent, aber ohne rechten Kern und Grund des Gemüths, das ihrige beitragen. Mit ein paar Worten Anſtoß der ſchwankenden Zeit von Außen, und aufblähender Stolz und Genußſucht von Innen, thürmen die Klippen auf, an denen das arme ſchwache Ich ſcheitern geht; und es mag wohl jetzt Mancher den Weg durchs Komödienhaus und durchs Leihhaus in's Irrenhaus nehmen.

An junge Männer, die bald heirathen wollen.

Der Herausgeber dieſer Blätter hat zwar durchaus kein Talent zum Ehe-Procurator und will auch dem Herrn Slevogt zu Jena nicht in's Handwerk greifen; allein da er — Dank ſey es dem Heſperus — ein weibliches Weſen hat kennen lernen, welches ſeinen künftigen Gatten ganz gewiß glücklich machen wird, ſo hält er ſich für verpflichtet, ſolches öffentlich anzuzeigen, damit jeder junge, heirathsluſtige Mann eile ein Kleinod zu gewinnen, deſſen Werth man ſo ſelten vorher verbürgen kann.

In dem Tagebuche einer Reiſe in Siebenbürgen ſteht nämlich folgendes:

„Ich ſaß wie gewöhnlich in einem offenen Schuppen mir ſelbſt überlaſſen. Ein Zaun trennte mich von einem Grasanger, auf welchem ſich eine Legion Dorfkinder herrumtummelte. Da weckte mich vom Grasanger her ein durchdringendes Jammergeſchrei. In einem Satze war ich am Zaune. Ich ſchaute, und ſah einen Knaben bis über den Nabel im Sumpfe ſtecken. Dieſer Vorfall hatte die Bewegungen der Dorfjugend zum Theil gehemmt, zum Theil merklich verändert. Die Mädchen liefen, bis auf eins, heulend davon. Die Knaben ſtanden zum kleinern Theil verblüfft da, und ſtarrten den Sumpfmann an; zwei von dieſen liefen nun auch laut weinend von dannen. Die Mehrzahl brach in ein lautes Gelächter aus, jubelte, tanzte und neckte den Verunglückten auf hunderterlei Art und Weiſe. Zur Hülfsleiſtung ſah ich keine Anſtalt. Das zurückgebliebene Mädchen weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, verwies bald den Knaben ihren Muthwillen, bald bat ſie flehentlich um Hülfe. Der Ausgelaſſenſte ſtellte ſich vor das gute Kind hin, ſchnitt ihm Geſichter, weinte ihm ſpottend nach. Dem Mädchen riß die Geduld. Es gab dem Spötter eine derbe Maulſchelle. Dieſe war das Signal eines allgemeinen Angriffs auf die Angreiſende. Man packte ſie an, um ſie nach dem Sumpfe zu ſchleppen und hineinzuwerfen. Ich rief nun mit ſtarker Stimme eine Drohung über den Zaun. Die Köpfe drehten ſich ſammt und ſonders nach mir hin, ich drohte mit meinem ſpaniſchen Rohr. Dieſes wirkte ſo viel, daß ſie das Mädchen frei ließen, welches ſogleich im vollen Sprunge auf mich zurannte, mit dem wiederholten Rufe: O Herr! helfe! Der Sumpfmann focht mit den Armen wie ein Verzweifelter, aber je mehr er focht, deſto tiefer ſank er, ſo daß an der Nothwendigkeit einer ſchleunigen Hülfe nicht zu zweifeln war. Ich machte daher Anſtalt über den Zaun zu klettern. Das Hülfe flehende Mädchen war unterdeſſen angelangt, und riß mit einer außerordentlichen Kraft die Dornen aus dem Zaune, um mir Platz zu machen. In dem Momente, da ich hinüber ſprang, liefen alle Knaben davon. Ich zog den Sumpfmann heraus, und wäre er nicht ohnmächtig zu meinen Füßen geſunken, ich glaube, ich hätte ſelbſt über ſeine komiſche Figur lachen müſſen. Vater und Mutter kamen endlich angeſprengt, und rafften ihr Kind nach vielen Dankſagungen auf. Das Mädchen fiel über meine Hände her, küßte mir dankbar alle Finger, und rief immer dazwiſchen: O guter Herr! obſchon, wie ich erfuhr, der Knabe ſie gar nichts angieng.“

Schade, daß der Reiſende nicht ſagt, wie alt das Mädchen war. Aus dem Zuſammenhange geht indeſſen hervor, daß ſie 1815 noch ein Kind geweſen, etwa 10 — 11 Jahr alt, ſie wird folglich in dieſem Augenblicke faſt zur Jungfrau herangereift ſeyn. Und nun fragen wir jeden Leſer, ob es ihm irgend zweifelhaft ſcheine, daß dieſes Mädchen ſeinen Gatten innig lieben und glücklich machen werde? Dieſe Thränen, dieſes Angſtgeſchrei um Hülfe, dieſe rührenden Bitten, dieſes Wegreißen der Dornen, dieſes dankbare Küſſen der Hände und Finger — für einen Knaben, der ſie gar nichts anging, und während alle Uebrigen davon liefen — o warlich! ſie wird mit eben der Hefftigkeit die Dornen von dem Pfade ihres Lebensgefährten wegreißen! und darum eile irgend ein wackerer Jüngling nach Katona in Siebenbürgen, und führe die liebliche Braut heim; denn ihre ſeltne Ausſteuer iſt dieſe Anecdote.

Literariſche Notizen.

Der Engländer Cox hat das Leben unſers Melanchthon geſchrieben, deſſen Tugenden und Verdienſte er gebührend preißt, aber auch, obſchon mit Widerwillen, erzählt, daß er nicht allein an Sterndeuterey, an Ahnungen und Träume glaubte, ſondern auch in der bekannten Sache des Servet ein blutdürſtiges Gutachten gab, und es laut billigte, daß der Genfer hohe Rath den Servet zum Tode verurtheilte. „Freilich, ſagt Cox, glaubten damals noch alle Chriſten, daß es gewiſſe religiöſe Irrthümer gebe, welche durch die Obrigkeiten beſtraft zu werden verdienten. Aber iſt es nicht zum Erſtaunen, daß ſelbſt die Reformatoren, die unaufhörlich die Denkfreiheit reclamirten, und mit ihrem Blute zu vertheidigen bereit waren, ihren eignen Grundſätzen ſchnurſtracks entgegen handelten?“ (Guter Cox! wirf doch einen Blick auf die politiſchen Reformatoren unſerer Tage; machen ſie es nicht gerade ſo?)

Merkwürdig für Liebhaber der Mechanik iſt eine kleine Schrift: Ueber das ſogenannte Perpetuum mobile, beſonders über die Geiſeriſche, ſich ſelbſt im Gange erhaltende Pendeluhr, von ihrem Erfinder Selbſtbewegungsmaſchine genannt. Sie iſt würklich ein mechaniſches Perpetuum mobile, d. h. eine Maſchine, welche die Urſache ihrer Bewegung allezeit durch ihren eignen Mechanismus zu erneuern vermag. Auf Abnutzung des Materials und nöthige Reparatur kann hierbei keine Rückſicht genommen werden, denn ſonſt müßte es, nach der Zeit ihrer Dauer, eine unendliche Stufenfolge der perp. mob. geben, welches mit der Schärfe der mathematiſchen Begriffe im Widerſpruch ſtehen würde. Es wird hier ſehr ſinnreich auseinander geſetzt, durch welchen Ideengang der Erfinder zur Conſtruction ſeiner Pendeluhr gelangt iſt. Die Beſchreibung und Berechnung des Ganzen iſt ſehr deutlich, ſo daß jeder geübte Künſtler eine ähnliche Maſchine darnach bauen kann. —

Die Skizzen zu einem Geſetzbuche der Natur vom Grafen Buquoy enthalten großentheils Theorien, die nur die Phantaſie beſchäftigen, wobei auch die Ausdrücke zunächſt für die Phantaſie berechnet zu ſeyn ſcheinen. Hier nur Ein Beiſpiel. Kein vernünftiger Anhänger Newton's wird verkennen, daß durch ſeine unvergleichliche Conſtruction der Licht-Phänomene über das eigentliche Weſen der hiebei würkſamen, unbekannte Potenz gar nichts feſtgeſetzt ſey, wie der unerreichbare Forſcher ſelbſt beſtimmt erklärt hat; und vielleicht iſt hier die Grenze, wo der endliche Verſtand von der Einſicht des Unendlichen getrennt wird. Wenn nun aber der Verfaſſer das Leuchten eine Action nennt, „wodurch ein materieller Punct ſeinen Standpunct im Raum nach allen Seiten hin verkündet“ ſo giebt er doch wohl, ſtatt einer Erklärung des Weſens der Sache, blos einige Worte, die das Phänomen für die Phantaſie, nicht für den Verſtand, bezeichnen. —

Von Luthers ungedruckten Predigten, herausgegeben durch Bruns, iſt eine zweite vermehrte Ausgabe erſchienen. Sie enthält viele characteriſche Züge, welche theils den Geſchichtſchreiber und Sittenmahler intereſſiren müſſen, theils uns Entferntere lebhaft daran erinnern, von welch einem Weltzuſtande uns die Reformation befreit und gerettet hat. Schon Luthers Vater war ein Mann von ſehr geſundem Verſtande. „Mein Vater“ ſpricht Luther „war einmal zu Mannsfeld todt krank und da der Pfarrherr zu ihm kam, und ihn vermahnte, daß er der Geiſtlichkeit etwas beſcheiden ſollte; da antwortete er aus einfältigem Herzen: ich habe viel Kinder, denen will ich es laſſen, die bedürfen es beſſer.“ — Hingegen klagt auch Luther hier zu wiederholtenmalen:

„Man findet jetzt leicht einen Pfarrherrn, der mehr thut als alle Biſchöffe des Pabſtes; dem giebt man aber doch nur irgend ein 10 Gulden. Es will jetzt Niemand geben. Man nähme noch gerne zu ſich Alles, was die armen Pfarrherren einzukommen haben. An den Fürſten fehlt es nicht, ſondern die Edelleute und Amtleute, die nehmen den Pfarrherren auch noch die Rinden vom Brode, ſo noch übrig ſeyn. — Da iſt keiner, der bedächte, Haus und Acker ſind nicht ſein (des Pfarrers) und wenn er das Haupt gelegt, ſo iſt die Wittwe hinausgeſtoßen u. ſ w.“ — Was Luther hier von den Päpſtlern ſagt, ließe ſich heutzutage auf manches Concordat anwenden: „— haltens ſelbſt für verzweifelte Lügen, und wenn ſie zuſammenkommen, ſo rühmen ſie davon: Ei die Narren, die Deutſchen, daß ſie ſo grobe Knorren ſeyn.“—

Man hat oft über die unnützen Fragen gelacht, mit deren unnützer Beantwortung die Gelehrten ſich vormals beſchäfftigten, z. B. ob Adam einen Nabel gehabt habe? u. ſ. w. Aber noch heut zu Tage wird hie und da ein Gelehrter von dieſer Thorheit ergriffen. So hat erſt kürzlich, in den Acten der Societät der Wiſſenſchaften zu Upſala ein Profeſſor Proſperin ſich die undankbare Mühe gegeben, zu berechnen, welche Bahnen die Nebenplaneten um die Sonne beſchreiben würden, wenn ihre Hauptplaneten plötzlich verſchwänden. Eine mathematiſche Spielerei, die uns faſt ſo vorkommt, als ob man berechnen wollte, welchen Lauf das Blut eines Menſchen nehmen wird, nachdem ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen worden. —

Seit 17 Jahren iſt der bei Roſette gefundene Stein durch den hieroglyphiſchen Theil ſeiner Inſchrift für die Antiquarier ein wahrer Stein der Weiſen; nur war es den wenigſten von ihnen vergönnt, ſelbſt ihr Heil an ihm zu verſuchen, weil ihnen das brittiſche Muſeum und das fac simile des Steins unzugänglich war. Endlich hat Herr Director von Schlichtegroll zu München dieſer Noth durch den berühmten Münchner Steindruck abgeholfen. Auch hat er in der baierſchen Academie der Wiſſenſchaften eine Rede über jene dreifache Inſchrift gehalten, in welcher er Alles, was wir hiſtoriſches von dem Steine wiſſen, zuſammengeſtellt, auch die griechiſche Inſchrift in deutſcher Ueberſetzung geliefert hat. Eine zweite Abhandlung ſoll eine kritiſche Darſtellung deſſen enthalten, was bisher in Hinſicht auf dieſen merkwürdigen Stein geſchehen iſt. Folgende Prophezeyhung verkündet Hr. v. Schlichtegroll: „Hätte ſich der Napoleoniſche Heereszug mit der „Selbſtſtändigkeit dieſes merkwürdigen Landes (Ae„gyptens) endigen können, es würde ſchon jetzt „wieder einen hohen Platz in der Geſchichte einge„nommen, und eine mächtige Rückwürkung auf al„le drei Welttheile geäußert haben. Aber dieß wird „es — das kann man mit Sicherheit vorausſagen „— doch in kurzem thun, und ehe unſere Enkel ſich „da verſammeln, wo wir jetzt, wird dort wieder „das Größeſte und Wundervollſte geſchehen ſeyn, „und die Würkung davon in weiter Ferne verſpürt „werden.“ —

Von der, uns gröſtentheils unverſtändlichen, Schrift: die Deutung der Null, oder Flammenzüge in's Morgenroth der Wahrheit; iſt eine zweite Fortſetzung erſchienen, in der uns Manches recht wohl gefallen hat. Z. B. „Redner — dies war ſchon zu Lucian's Zeiten das Ziel, wornach Alle ſtrebten, als er den Rath der Redner ſchrieb. Und wer ſollte nicht eingeſtehen, daß dieſer Rath für unſer Zeitalter paßt, wenn man, ſtatt der dort empfohlenen Stiefeln, die jetzigen à la Souwarow u. ſ. w., vor allen Dingen aber die Brille auf der Naſe und den Glimmſtengel im Munde nicht vergißt. Die übrigen Eigenſchaften, beſonders die Unverſchämtheit, welche Lucian anempfiehlt und unſer Zeitalter ſo bedeutend ausgebildet hat, treffen alle ein.“

Von der Aſtronomie ſagt der Verfaſſer: „Erhaben, ſicher und beſcheiden bewegt ſie ſich vorwärts, und nie haben ihre Verehrer ſich ſolche Unanſtändigkeiten zu Schulden kommen laſſen, wie die Redner, Humaniſten und Natur-Philoſophen. Bei dieſen giebt es viel Worte und weniger Gehalt, bei jenen weniger Worte und viel Gehalt.“

In der Folge macht er ſich luſtig darüber, daß die Nordamerikaner in Waſhington ein Kapitol erbauet haben, da nicht die mindeſte Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und den Römern vorhanden ſey. In der Stadt Waſhington dürfe es nur ein Haus Waſhington's geben, denn auf einem Kapitol müſſe man ſich auch einen Jupiter fulminans denken, und vor dem müſſe jeder gute Nord-Amerikaner ſich fürchten.

Der Anfang des Endlichen, von dem wir zum Unendlichen zu gelangen verſuchen können, ſey nicht der Punct im Raume, noch der Augenblick in der Zeit, ſondern — die Null.

„Woher das Blindekuhſpiel mit den alten Sprachen? ſie gehören der Geſchichte an, aber nicht dem gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaften.“

„Ohne die Null giebt es keine Zahl, kein Wort, keinen Gedanken, keinen Schluß, kein Theil und kein Ganzes. Wo ſie nicht iſt, oder richtiger, wo man annimmt, daß ſie nicht ſey, da würde das Reich des Nichts ſeyn. Denn die Null iſt ein Merkmal des Endlichen im Unendlichen, und wer behaupten könnte, Er oder ſein Gedanke, ſein Wort oder Sinnbild wäre nicht im Unendlichen, von dem könnte man mit Recht ſagen, er ſey nicht zu Hauſe.“ — (Der Verfaſſer iſt ohne Zweifel zu Hauſe, allein wir bekennen, daß wir nicht wiſſen, wo er wohnt.) —

Auguſt Ehrenſtein hat Miniaturgemählde aus der Länder- und Völker-Kunde nach dem Franzöſiſchen des Breton bearbeitet, und bereits nicht weniger als neunzehn Bändchen mit vielen recht artigen Kupfern davon geliefert. Für Kinder ſind dieſe Gemählde wohl eigentlich nicht beſtimmt, dazu iſt die Sprache um einige Töne zu hoch gehalten. Aber Jünglinge oder gebildete Damen, welche die Merkwürdigkeiten aller Länder in einer angenehmen Beſchreibung leſen, und auch ſchauen wollen, werden keines dieſer Bändchen unbefriedigt aus der Hand legen. Wir geben aus dem letzten Bändchen (Spanien) eine kurze Probe des Styls in der Darſtellung.

„Vandaluzia (Andaluſien) iſt das Vaterland der Majo's, dieſer Art Stutzer des gemeinen Volkes, und ſchwerlich dürfte man wo anders eine ſo eigene Miſchung von feiner Lebensart und Wildheit finden. Ein ungeheuerer dreieckiger Hut und eine lange bis auf den Rücken herabhängende Reteſilla zieren das trotzig umherblickende Haupt dieſer Bramarbaſſe; eine kurze blaue Jacke mit einer Menge kleiner Metallknöpfe, eine bunte, grelle ſeidene Weſte, eine dicke, nachläſſig umgeworfene Schürze, mit langen herunter hängenden Quaſten, und ein Paar ſchwarz oder bunt manſcheſterne Hoſen vollenden den abſichtlich auffallend gewählten Putz, zu dem noch blaue, weiße oder melirte Strümpfe und weit ausgeſchnittene Schuhe mit ungeheuer blitzenden Schnallen kommen. Sein drohendes imponirendes Weſen ſcheint Jedermann herauszufordern; ſelbſt ſeiner Geliebten Gegenwart vermag nicht den wilden kecken Ton zu mildern. Ein Blick, eine Miene, eine Bewegung iſt hinreichend ihn zu reitzen, und ſogleich verkündet des Unwillens Geberde das feuerſprühende Auge, der Griff nach dem langen Stoßdegen, oder dem unterm weiten Mantel verborgenen Dolch. Man macht ſich nicht ungeſtraft mit ihm gemein; eine Beleidigung iſt immer das Geringſte, was einem mit dem Majo begegnen kann. Selbſt der Gerechtigkeit Diener wagen es kaum ſie anzugreifen, und von ihrem zurückſchreckenden Anblick eingeſchüchtert, erwarten die Spanierinnen mit Unterwerfung das Zeichen der Schäferſtunde von dieſen kleinen Sultans."

Ein artiges Bilderbuch ſind die Darſtellungen aus den Ritterzeiten mit 10 illuminirten Kupfern. Der hinzugefügte Text unterrichtet von Allem, was bei'm Ritterſchlag, Ritterſpiel u. ſ. w. vorging. Das Ganze iſt in kleine, unterhaltende Erzählungen gekleidet. Die Sprache iſt rein und prunklos. —

Im 67. Stücke der neuern Geſchichte der evangeliſchen Miſſionsanſtalten (einem Werke welches, neben wichtigen Nachrichten über die Bekehrung der Heiden in Oſtindien, auch viele ſehr langweilige Dinge enthält) wird die Bekehrungsgeſchichte eines Brachmaners, Ananda Rayer (Diener Gottes) erzählt, der vormals ſeine Zeit damit zubrachte, folgendes Gebet zu erlernen: Ohm Prohm Zrüm Klimm Bloom Ahm Hohm Crome Srüm Hum Paddoh Aram. Dieſes Gebet, 400000 Mal wiederhohlt, ſollte zeitlich und ewig glücklich machen. Das glaubte der gute Mann und vollbrachte das große Werk in 40 Tagen. Es muß ſehr drollig geweſen ſeyn, ihm ſein Ohm Prohm täglich herſagen zu hören. Er begnügte ſich aber nicht einmal, es 400000 Mal zu plappern, ſondern, um recht überſchwenglich glücklich zu werden, wiederhohlte er es eine Million Mal, lebte dabei nur von Milch und Reis mit Waſſer vermiſcht, beſchnitt weder Haar noch Nägel u. ſ. w. Da aber alles blieb wie zuvor, ſo verlohr er nach und nach das Vertrauen zu dem Ohm Prohm, und wandte ſich zur chriſt-catholiſchen Kirche, doch nicht ohne Zweifel über den Bilderdienſt, die ihm jedoch der Prieſter durch die Verſicherung benahm, daß man die Heiligenbilder nur um des gemeinen Volkes willen habe, damit es etwas ſehen und berühren könne. Ob der Prieſter dieſe Erklärung vor ſeinen Obern verantworten könne, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn.

Ein Miſſionair, Nahmens Schmid aus Jena, ſtellt uns hier, in einem übrigens höchſt unbedeutenden Lebenslaufe, ein Bild von den Engländern auf, welches mancher beſſer unterrichtete Leſer geſchmeichelt finden wird. „Neun Monate bin ich nun in London, und welche neue Welt iſt mir hier aufgegangen! Welche Andacht herrſcht in den Kirchen, die durch die unvergleichliche engliſche Liturgie ſo ſehr befördert wird. Welche ächte, ungeheuchelte Frömmigkeit iſt in ſo vielen Familien ſichtbar — welche genaue Kenntniß und Verehrung der heiligen Schrift iſt durch alle Claſſen des Volks verbreitet u. ſ. w." —

Buchhändler-Anzeige.

Neue Romane.

In der Schüppelſchen Buchhandlung in Berlin ſind kürzlich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Horn D. Franz, die Dichter, ein Roman in 3 Bänden. 8. 3 thl.

Laun, Fr., Geſpenſtergeſchichten 1r Bd. 8. 1 thl. 10 gr.

Derſelbe, Erzählungen und Schwänke, 1r Bd. 8. 1 thl. 10 gr.

Stein, Hofr. u. Prof. Carl, der Nothhelfer, ein komiſcher Roman. 8. 1 thl. 8 gr.

Derſelbe, Thalia, Beiträge für die deutſche Bühne. Enth. 1) der Frühlings-Abend, Schauſpiel in 4 Aufzügen. 2) Der goldene Löwe, Luſtſpiel in 4 Aufzügen. 3) Garrick, dramat. Gemälde in 1 Aufzuge. 8. 1 thl. 4 gr.

Voß, Julius von, die Flitterwochen, ein komiſcher Roman mit Prolog und Epilog. 8. 1 thl. 10 gr.

Derſelbe, Geſchichte des Miniſters Grafen Sternthal, der mit einem franzöſiſchen Haarbeutel anfing und mit einem altdeutſchen Barrett endete. 8. 1 thl. 10 gr.

Derſelbe, Gemählde der Verfinſterung in Abyſſinien. Seitenſtück zu Benjamin Noldmanns Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien, von Knigge. Ein ſatyriſcher Roman. 8. 1 thl. 8 gr.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 29. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Reiſen.

Mit großem Vergnügen zeigen wir dem Publicum eine jüngſt erſchienene Reiſe durch Italien und Sicilien in zwey Bänden von Auguſt Wilhelm Kephalides an. Hier findet der Leſer Treue und Lebendigkeit der Darſtellung in blühender, correcter Sprache; er findet – wenn auch ſelten Neues, (was ohnehin faſt unmöglich iſt.) — doch immer neue Anſichten, vielen Scharfſinn mit trefflichen Vorkenntniſſen, und, — was dem Ganzen die ſchönſte Würze verleiht, — eine höchſt anſprechende Gemüthlichkeit, die den Leſer ſchnell zum Freunde des Reiſenden macht. Der Nahme Kephalides iſt vermuthlich erborgt, aber möge er doch heißen wie er wolle, wir verdanken ihm großen Genuß. Ueberall ſpiegelt er ſich ſelbſt ab ohne es zu wollen, und ſo überzeugten wir uns bald, daß wir an der Hand eines eben ſo geiſtreichen als lebhaft fühlenden Mannes durch jene lieblichen Gefilde wandelten, wo die Citronen blühen und die Aloe das Feld umzäunt. Für manche Leſer hält er ſich wohl bisweilen zu lange bei gewiſſen antiquariſchen Unterſuchungen auf, und wir geſtehen, daß wir ſelbſt unter diejenigen gehören, denen es gleichgültig iſt, ob z. B. der Euryalus und das Hexapylon des alten Syrakus auf den Hügeln Belvedere und Mongibelleſi zu ſuchen ſeyen oder nicht, u. dergl. m.; aber ſolche gelehrte Forſchungen mag derjenige überſchlagen, für den ſie nicht geſchrieben ſind; es bleibt immer noch ein großer Reichthum übrig, aus dem jeder gebildete Leſer ſchöpfen kann. Um unſer Urtheil zu belegen, liefern wir einige Auszüge, die gewiß auch derjenige, der das Buch ſelbſt vielleicht ſchon geleſen hat, mit Vergnügen noch einmal leſen wird; wir aber haben uns oft Gewalt anthun müſſen, nicht mehr abzuſchreiben.

Venedig. Schon hier fängt die italiäniſche Unwiſſenheit in der Geographie an. Als wir von der ſehr höflichen Polizey unſere Päſſe nach Padua ſtellen ließen, hielt man erſt den Nahmen unſerer Vaterſtadt Breslau für den unſrigen und regiſtrirte ihn als ſolchen ein, dann verwechſelte man die ſchleſiſche Hauptſtadt wieder mit Barcelona in Spanien.

1818.

Mantua. Die Stadt thut ſich auf ihren Dichter, der übrigens bekanntermaßen aus einem nah gelegenen Dorfe gebürtig war, ungeheuer viel zu gute, und der dümmſte Straßenjunge, wenn er auf Virgils Exiſtenz blos durch den nach ihm benannten Platz kommt, behauptet, er ſey ein poeta stupendissimo geweſen. — In Carpi trafen wir mit einem modeneſer Studenten am Camin zuſammen, der, als er hörte, daß wir Preußen ſeyen, uns eiligſt frug, ob unſer König denn ein Chriſt ſey und an Gott und die heilige Jungfrau glaube?

Bologna. Wir fanden mehrere deutſche Dichter, wenigſtens die Koryphäen derſelben, auf der Univerſitäts-Bibliothek, wenn man auch freilich hin und wieder einige Irrthümer bemerken konnte, z. B. daß Abällino der große Bandit mit unter Schillers Werken aufgezählt war. Man behauptete indeſſen mit Zuverſicht, er ſey ein Product dieſes Dichters.

Der Biſchoff von Rimini. Der brave Herr hatte ſeltene Erfahrungen gemacht, z. B. Friedrich den Einzigen ganz genau als Herzog von Braunſchweig gekannt; auch gab er uns über ſeine Geſchichte allerlei Aufſchlüſſe, die uns in Erſtaunen ſetzten.

Römiſches Carnaval. Es iſt zu verwundern, daß Göthe der Gärtnermaſken nicht gedenket, und doch iſt nichts überraſchender und niedlicher anzuſehen, als wenn ſie mit einem Inſtrument, welches le scaline genannt wird, und einer Menge mit den Enden an einander gefügten Andreaskreuzen oder Scheeren gleicht, die ſich zuſammen ziehn, und weit hinaus ſchieben laſſen, ſchönen Frauen ſelbſt bis in den dritten Stock hinauf mit Blitzesſchnelle einen Blumenſtrauß überreichen. Wie eine Schlange ſchießt die Scheere hinauf und bringt gewöhnlich ein artiges Gegengeſchenk zurück.

Rom. In vielen Gegenden thut man keinen Schritt ohne auf tauſendjährigen Alterthümern herum zu treten. Einmal ſahn wir ein antikes Piedeſtal mit den halb zerbrochenen Füßen der Statüe als Eckſtein eingemauert; auf dem Platz der Pescaria liegen ſtinkende Fiſchtröge auf den zerſtückten Säulen eines Junotempels; am Forum des Nerva klebt zwiſchen der prächtigen Colonade eines Tempels der Minerva, ein jämmerlicher Schnapsladen, und im goldenen Hauſe des Nero werden Eſel mit Diſteln gefüttert. Im Coloſſeo, wo ſich ſonſt Menſchen und Thiere würgten, hält man mit Glöcklein und Rauchfaß heilige Umgänge, und noch vor kurzer Zeit blühten zwiſchen den Säulen des Concordientempels, wo der beredte Tullius gegen den nichtswürdigen Catilina donnerte, liebliche Blumen am Häuschen einer armen Familie, die ſich zwiſchen die Colonade eingeniſtelt hatte. Im Theater des Marcellus, ſo wie in Domitians Amphitheater zu Mailand, treibt man elenden Schacher, und in das Grabmahl des tugendhaften Cajus Publicius konnten wir nicht eintreten, weil es voll Würſte und Schinken hing.

Die öffentlichen Gebäude der Alten. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie Alle nach einem ſehr kleinen Maaßſtabe gebaut waren. Dieß beweiſen noch die übrigen Reſte von römiſchen Tempeln und ähnlichen Gebäuden. Die drei großen Hallen an der ehmaligen via sacra, ſie mögen nun dem Friedenstempel, den Vespaſian, nach Ausſage der alten Scribenten, zum größten und prächtigſten Roms machte, oder einem andern öffentlichen Gebäude angehört haben, bilden eine der größten Ruinen ihrer Art, und deſſen ungeachtet ſind ſie kaum ſo groß wie eine der Kapellen, die am St. Peter im Vatican hängen. Die Kirche des heil. Lorenzo in Miranda, eine der kleinſten und unbedeutendſten von ganz Rom, iſt dennoch ganz ſo groß als der berühmte Fauſtinentempel; die große Wirkung, die alle alten Gebäude auf Phantaſie und Auge machen, iſt wohl Urſache geweſen, daß man auch von ihren Maaßen eine viel zu hohe Idee verbreitet hat. Der Tempel des olympiſchen Jupiter in Girgenti, (Agrigentum) war der coloſſalſte des Alterthums, und ſo groß, daß er zwar nie fertig gebaut wurde, deſſen ungeachtet aber alles zuſammen ſtrömte ihn zu ſehen; und wie klein iſt er gegen die größeren Kirchen Europens! St. Peters gar nicht zu gedenken. Noch weit kleinlicher als die öffentlichen Gebäude müſſen die Wohnhäuſer geweſen ſeyn, welches wir bei Pompeji am deutlichſten ſehen. Die Alten müſſen zu Hauſe, ſo zu ſagen, wie Schweine übereinander gelegen haben. Man ſollte daher, vor Beſichtigung der Alterthümer, allen ausſchweifenden Ideen ſorgfältig die Flügel beſchneiden.

Tivoli. Es wäre Niemanden zu rathen, beſonders wer Sicilien oder die Umgebungen Neapels geſehn hat, mit boſonderer Hoffnung auf lehrreiche Alterthümer die kleine Reiſe von Rom nach Tivoli zu machen, da außer einigen Sälen der Villa des Mäcen, gar nichts zu ſehn iſt, als die, freilich höchſt maleriſchen, aber unendlich verworrenen Trümmer der ungeheuren Villa des Hadrian; von allen übrigen Villen aber, deren Mittelpunkt Tivoli war, kaum noch undeutliche Spuren. Dagegen wie über alle Begriffe reizend und lieblich iſt auf dieſem ſchönſten Fleckchen Italiens die Natur! Nie hat kaum die Phantaſie des Pouſſin oder Claude Lorrain ein ſo in ſich abgeſchloſſenes, ſanftes, mannichfaltiges und wunderſchönes Landſchaftsbild geträumt, als die Natur in Tivoli wirklich vor unſere Augen malt. Wo ſind die Oelbäume ſo friſch und grün, die Pinien und Cypreſſen ſo ſchlank und erhaben, die Berge ſo freundlich gerundet, ſo wild zerriſſen? Wo ſtürzen ſo die klaren Waſſer in milchweißen Bogen die Felſen herunter, an deren Stirne zweitauſendjährige Trümmer hängen? wo iſt der Himmel ſo blau und golden, die Lebensluft ſo balſamiſch, und das Abendroth ſo glühend? Keine theokritiſche Idylle gleicht der zauberreichen Dichtung dieſes kleinen heimiſchen Paradieſes.

Die ital. Geiſtlichkeit. Freilich können die Geiſtlichen, jene unglücklichen Maſchinen, ſelbſt nicht dafür, ſo elende Diener der Gottheit zu ſeyn. Die Theologie iſt in Italien keine Fakultätswiſſenſchaft, ihre Anhänger bilden ſich in den jammervollſten aller wiſſenſchaftlichen Inſtitute der Welt, der theologiſchen Seminarien. Verwahrloſet von Jugend auf, von Dummheit und Bigotterie wiſſenſchaftlich gebildet, und in Klöſter ſklaviſch eingeſperrt, muß natürlich die Lebendigkeit des italiäniſchen Geiſtes und ſüdlicher Leidenſchaft die verſchrobenſte und unnatürlichſte Richtung nehmen; daher ſind wiederum die Schulen, die ſie leider ebenfalls allein verwalten, in ganz Italien höchſt elend und, was ihr eigentliches Amt iſt, den Cultus, verſehn ſie albern und geſchmacklos. In Neapel giebt es ſchwerlich ein Laſter, worein ſie nicht verwickelt wären; ſie betrinken ſich ſogar, was wir ſelbſt geſehn haben, obſchon dieß bei den Italiänern für die höchſte Infamie und allerbeſtialiſchſte Gemeinheit gehalten wird. In Meſſina verſicherte man uns, daß ſie die gewandteſten Kuppler wären. Der Beichtſtuhl iſt ihr geheimes Büreau, in dem galante Intriguen angeſponnen werden, und hier vertauſcht, um der Vergebung vergangener Fehltritte willen, manch ſchönes Weib alte Sünden mit neuen.

Der römiſche Adel. Manche ſind entſetzlich durch den äußeren Druck der Zeit herabgekommen; ſo dankt Fürſt Roſpoli ſeinem Gott, Bürgermeiſter in Tivoli geworden zu ſeyn, er, ſonſt der Beſitzer eines Palaſtes, deſſen Treppe allein wohl eine halbe Million werth war. (Die Scala de'Gaetani.)

Das Verhängen der Gemählde. Man trifft es ſehr häufig, daß beſonders in den Kirchen die bewundernswürdigſten Gemählde verhangen ſind, um eine Zeit lang, (freilich iſt der Grund ein anderer,) nach Epopäenart den Schauplatz zu verlaſſen, und mit deſto größerer Kraft wieder zu erſcheinen. Hoch oben an den Gewölben rauſchen, von unbekannter Kraft bewegt, die ſeidenen Vorhänge auseinander, und hervordringt in unſterblicher Glorie eine Tropäe der Malerei. Das Auge naht ſich nicht erſt allmählig, ſondern ſchon früher auf den beſten Standpunkt geſtellt, faſt es ſogleich alles auf, was es ſoll. Niemals fühlten wir die unglaubliche Kraft dieſes plötzlichen Hervortretens mehr, als in dem Palaſte des **Lucian Buonaparte**. Dieſer Prinz hat eine große Menge Kunſtwerke des erſten Ranges aus jetzt zerſtückten Sammlungen, wie z. B. der des Fürſten Giuſtiniani, zuſammengekauft, und obgleich er ſonſt in Rom durch ſeinen Geiz und Scheinheiligkeit von jeher in ſchlechtem Anſehen ſtand, damals aber durch die letzten Begebenheiten alles noch übrige ſo durchaus verlohren hatte, daß die wilden Fraſcataner ungeſtraft ſeine Gemahlin ſogar gröblich beleidigten, ſo muß man doch ſeiner ächt italiäniſchen Liberalität, mit der er jedem Fremden ſeine Zimmer öffnet, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.*) Hier iſt es, wo die göttlichſte und vornehmſte Himmelskönigin Rafaels, die **Mutter Gottes von den Leuchtern** unvermuthet in großer Majeſtät ſich zeigte, begoſſen mit zartem Roſenlicht, daß durch die Gardinen ſtrömte.

Der Vatikan. Es wäre eine Kleinigkeit, die ganze preußiſche Armee ſelbſt zu 300000 angenommen, in der Reſidenz des Pabſtes aufzuſtellen, denn wenn auch unter den 11000 Gemächern des Vatikans viele kleine Winkel ſeyn mögen, ſo giebt es doch auch wiederum Säle von 250 Schritt. So pflegt der St. Peter bei plötzlich eintretendem Regenwetter die 80000, welche vor der Kirche in der Charwoche den päbſtlichen Seegen empfangen wollen, ohne Ueberfüllung, einzuſaugen.

Kunſtſinn der Engländer. — — Noch weniger läßt ſich von den Engländern ſagen; denn obgleich unzählig viele alljährlich nach Rom kommen, um dort Beefſteack zu eſſen, und mit ihren kleinen Pferdchen an den Alterthümern vorbei zu traben, ſo laſſen ſie ſich doch durchaus nie mit der Kunſt ein, und obgleich von Liſſabon bis an die Steppen der Kalmucken ſich aus allem Volke Kunſtliebende in Rom zum Studio verſammeln, (bekanntlich hat Feodor Iwanowitz, ein Kalmuck, (nicht Monſieur Kalruck, wie im Reichardſchen guide des voyageurs zu leſen ſteht,) die Thüring des Florentiniſchen Battiſteriums ſehr herrlich gezeichnet und geſtochen,) ſo finden ſich doch dermalen durchaus keine engliſchen Künſtler in Rom.

Das Kircherſche Muſeum zu Rom. In demſelben fanden wir unter andern Seltenheiten auch einen ſchlechten Schlittſchuh mit aufgehangen. Als wir hierüber unſere Verwunderung blicken ließen, hieß es: es ſey ein Inſtrument, deſſen ſich die Türken bedienten. — So wurde im Vatican ein Band deutſcher Gedichte, auf deſſen Titel Sternchen waren, als ein Buch über die Aſtronomie catalogiſirt.

Die Römer. Sie haben im Allgemeinen bei aller Freundlichkeit mehr, als die übrigen Italiäner, Hang zum Ernſt und Sinn fürs Schickliche, nur daß freylich ihre Anſichten bedeutend von den unſrigen abweichen. Als wir einſtmals des Sonntags am Coloſſeo herum ſtrichen, ſahen wir einen zierlichen römiſchen Stutzer mit einer fein gekleideten Dame auf der Via ſacra luſtwandeln; da jedoch dem jungen Manne ein natürliches Bedürfniß ankam, zog er ohne weiteres die Hoſen ab, und entledigte ſich deſſelben, während die Schöne mit der größten Kaltblütigkeit ſtehen blieb und ihm ſo gleichgültig zuſahe, als ob er ſich einen Schuhriemen ſchnallte. Unſere Wirthin erlaubte uns nicht, die Hand ihrer 12jährigen Tochter nach deutſcher Sitte zu drücken, während ſie ſelbſt ihr jüngſtes Kind ohne Bedenken in unſerer Gegenwart ſäugte; ja eine vornehme Dame that dieß ſogar während des Corſofahrens auf offenem Wagen, vielleicht aus Eitelkeit, denn ſie war wunderſchön, und wenn der kleine Säugling an ihrer Bruſt lag, glich ſie beinah einer Madonna. In den belletriſtiſchen Zirkeln hörten wir oft die argſten Zweideutigkeiten zu unſerem Erſtaunen in eleganten Gedichten ohne weiteres vortragen, und wir glaubten einſtmals in die Erde ſinken zu müſſen, als uns die Frau vom Hauſe, eine der ehrbarſten und gebildetſten Damen, die wir jemals haben kennen gelernt, den Unterſchied gewiſſer verfänglicher Worte der italiäniſchen Sprache, während alle übrigen Damen und Herren zuhörten, ſehr umſtändlich und ernſt auseinander ſetzte. Dies alles thun die Italiäner ohne etwas arges dabey zu denken, und man hört dagegen bey ihnen niemals, wie ſo häufig in deutſchen Männer-Geſellſchaften, rohe Zotenreißereyen. — Obgleich, wie ſchon bemerkt worden, die Römer mehr wie alle Italiäner an ſich halten, ſo können ſie doch bey irgend einem Anlaß ihre ſüdliche Lebhaftigkeit nicht verläugnen. Die Obſthändler z. B. pflegen ihre Waaren nicht blos beym Nahmen auszuſchreyen, ſondern halten ihnen jedesmal wenigſtens eine kleine Lobrede dabey: „Aber welche Feigen! O was für Portogallen!“ Dies hat unter andern zu einem kleinen Irrthum in der empfindſamen Reiſe einer bekannten Schriftſtellerinn Anlaß gegeben. Auf der ſpaniſchen Treppe, in deren Nähe die Dame wohnte, rief noch oft in ſpäter Nacht ein Waſſer-Melonenhändler die Vorübergehenden mit einem Schwall redneriſcher Floskeln laut an, Melonen zu kaufen, die er zum Beweiß ihrer Gründlichkeit auf ſeinem breternen Tiſch dumpf auftönen ließ; die wachſame Zofe, die ſich dieſe unverſtändlichen Laute nicht erklären konnte, hinterbrachte das Phänomen eiligſt ihrer harthörigen Gebieterinn und vermogte dieſe, in ihrer Reiſebeſchreibung anzumerken: „In Rom hört man auf der ſpani„ſchen Treppe, allnächtlich das Schreyen und Win„ſeln der Verwundeten und das dumpfe Hinſtür„zen der Gemeuchelmordeten.“

---

*) So hält er auf ſeinem Landgut, der Ruffinella, einen Kaſtellan, der in ſeiner Abweſenheit die Fremden aufnehmen und beſtens bewirthen muß.

Die Römerinnen. Schon früher haben wir die Behauptung aufzuſtellen gewagt, daß, bey billigen Forderungen, der weibliche Körper nirgends ſchöner anzutreffen ſey, als in Rom und dem römiſchen Gebiet. Doch nicht vorübergehend iſt etwa dieſe Schönheit; wir haben oftmals Frauen geſehen, die 6 bis 8 Kinder gehabt hatten, und die man für Mädchen halten konnte. Die männliche Kraft ihres Körpers äußert ſich bey ſehr vielen in ſchwarzen ſammtenen Schnurrbärtchen, die ſie Baffi nennen, und welche zu ihrem größten Verdruß aus der weichen Oberlippe keimen, aber nach unſerer Meinung den Reiz des blendend weiß und rothen Teints durch einen ſchwarzen Anflug, der blos ein leichter Hauch zu ſeyn ſcheint, noch erhöhn. Die Mädchen ſelbſt halten es für einen Fehler, mähen daher bei der Toilette das kleine Schnurrbärtchen ſorgfältig ab, und wenn man nicht genau acht giebt, bemerkt man den ſeidenen Stoppel gar nicht.

Das Coloſſeum. Ueber alles coloſſal und beinah zermalmend iſt der Anblick des Amphitheaters des Flavius Veſpaſianus. Die zerriſſenen Mauern ſtürmen den Nachthimmel, und der Mond ſcheint durch die Hallen des oberen Stocks hindurch, als wäre er nur wie eine Laterne mitten in dem ungeheuren Bau aufgehangen. Dieſer furchtbare Anblick zeigt mit einem Mal den Character und die Kraft aller römiſchen Jahrhunderte zuſammen, denn das Coloſſeum ſteigt mit ſo gewaltiger Majeſtät und ſchwarzer Wildheit aus ſeinem tiefen Grabe zu den Wolken hinauf, daß es die ganze Welt wie einen Zwerg zu zertreten droht. Ins Innere darf man eigentlich nach dem Ave Maria nicht mehr eingehn, und damit es nicht eine Niederlage von Räubern werde, ſind die Eingänge mit Schildwachen beſetzt. Ja als wir demſelben nur etwas nahe kamen, rief ſogleich der päbſtliche Kriegsknecht, indem er uns wahrſcheinlich nicht viel Gutes zutraute, angſtvoll: „Bleibt mir einen Steinwurf vom Leibe, oder ich gebe Feuer!“ und wirklich haben dieſe Schildwachen allemal ſcharf geladen.

Der ſicilianiſche Dialect war uns anfänglich ganz unverſtändlich, die außerordentlich lebhafte Zeichenſprache dagegen mußte uns aus der Noth helfen. Statt uns zu fragen, ob wir Maulthiere miethen wollten, ließ man zwei Finger ſchrittlings auf einem Dritten reiten; eben ſo frug man durch Aufheben der Finger, wie viel Maul-Eſel und Chriſten man nöthig habe; denn ein Chriſtiano heißt hier, wie auch in Unteritalien, immer ſo viel als irgend Einer.

Girgenti. In dieſer Stadt, wo ſonſt alle Schätze des Orients feil lagen, war es unmöglich ein Paar Handſchuh zu bekommen und in Caſtro Giovanni, dem alten Enna, einer Stadt von 11000 Einwohnern, kauften wir den ganzen Zimmt-Vorrath mit 9 Kreuzer auf. Seiſe aber z. B. war gar nicht zu haben.

Das Reiſen in Sicilien. Der vornehmſte Styl iſt, in einer ſogenannten Lettiga oder Sänfte zu reiſen, die von zwey ſchellenden Maulthieren getragen wird; auf einem dritten reitet der Führer neben her und treibt die Thiere an. Es koſtet dies täglich wenigſtens 3 Unzen, (etwa zehn Thaler) und da in dieſem unſanften Kaſten nur zwei Perſonen beengten Raum haben, die Mäuler hinten und vorne beſtändig mit den betäubenden Schellen klingeln, die Gegend aber dem eingeſperrten Reiſenden, gänzlich entflieht, ſo ſcheint die Bewegung in dieſen Tragſeſſeln weder wohlfeil noch bequem, noch zweckmäßig.

Gaſthöfe. Unſere Führer hatten verſprochen, uns in den allerſtupendeſten Gaſthof von ganz Modena zu führen, aber durch einen Pferdeſtall ſtiegen wir eine halsbrechende Treppe hinan in einen Hausflur, der zum Schweineſtall eingerichtet war, ſo daß uns dieſe Thiere die ganze Nacht vormuſicirten, und in unſerer Stube bereitete man uns ein Lager von faulem, mulmigtem Strohe und einigen ſtinkenden knotigen Matratzen, nicht viel beſſer als das welches die Aſturiſche Magd dem unglücklichen Don Quixote zurecht machte. Mit Hand und Fuß machten wir dem Wirth unſere geringen Bedürfniſſe verſtändlich, und am Ende bekamen wir doch nichts von dem was wir verlangten, auſſer Wein und Eyer, in einer Stadt von 17500 Einwohnern.

Kant. In der Bibliothek des Baron Fargione zu Noto, die für einen Privatmann recht anſtändig iſt, trafen wir einen rauhen Kapuziner, der zu unſerm Erſtaunen ſich ſehr angelegentlich nach dem großen Kant erkundigte, deſſen Philoſophie ihm aus einer franzöſiſchen Paraphraſe bekannt war. Wer ſollte glauben, daß der Nahme dieſes Mannes bis zu den Cyclopen gedrungen wäre?

Kriegsnachwehen.

Zu Offenbach am Mayn hat der vormalige Fürſtlich Oetting-Spielbergiſche Geheimerath und öſtreichiſche Hauptmann von Textor eine Darſtellung ſeiner 1813 erlittenen Drangſale drucken laſſen, wie auch ein Schreiben an den Kaiſer von Rußland und eine Bittſchrift an die Bundesverſammlung, um Entſchädigung zu erlangen. Seine merkwürdigen Schickſale waren kürzlich folgende:

Er wollte 1812 von Stuttgart nach Dresden und Berlin reiſen um eine Anſtellung zu ſuchen; ſtatt aber, wie andere Reiſende wohl zu thun pflegen, ſeine ehrenvollen Atteſtate und beſonders ſein Geld und ſeine Wechſel in die Taſche zu ſtecken, ſchickte er ſie mit einem Fuhrmann voraus nach Frankfurt, und folgte gemächlich mit ſeinem Bedienten nach; er ſagt nicht auf welche Weiſe, vermuthlich geſchah es zu Fuße, aber auch in dieſem Falle ſollten wir meinen, daß einige Wechſel in der Taſche ihn nicht beläſtigt haben würden. Manche dergleichen Dunkelheiten ſind uns aufgefallen, ohne daß wir deshalb nachtheilige Schlüſſe daraus zu ziehen uns erlauben.

Statt ſelbſt nach Frankfurt zu gehen, (in deſſen Nähe er ſich befand,) um dort die Sachen in Empfang zu nehmen, ſchickte er ſeinen Bedienten Nahmens Dähler dahin, und der Spitzbube kam nicht wieder. Man hätte glauben ſollen, nun wenigſtens werde Hr. v. Textor nach Frankfurt eilen, um dem Diebe nachzuſpüren und Steckbriefe auszuwürken, allein er begnügte ſich, mehrere Tage die Gegend von Frankfurt zu durchſtreifen. Endlich erblickte er zwiſchen Saalmünſter und Steinau den Spitzbuben auf dem Wagen eines Retour fahrenden Vorſpanns-Bauern und hielt ihn an. Allein der Böſewicht ſagte dem Bauer, Herr v. Textor wäre ein Räuberhauptmann, und ſo fuhren ſie drohend davon. Eigentlich hätten ſie ſich doch wundern ſollen, woher der Menſch den Räuberhauptmann kenne? oder ſie hätten den einzelnen, unbewehrten und keineswegs furchtbar ausſehenden Mann arretiren und abliefern ſollen, um ſo mehr, da Dähler ihm Schuld gab, er ſey es, der den Bauern in der Gegend die Pferde vom Wagen genommen; aber — ſie fuhren davon. Herr von Textor kam endlich nach Leipzig, mit erfrornen Händen und Füßen und heftig entzündeten Augen. Hier ſchrieb er um Hülfe an den berüchtigten Profeſſor Henri nach Jena. Freilich eine Bekanntſchaft, die ihm bei deutſch Geſinnten nicht zur Empfehlung gereichen konnte. Seiner Angabe zufolge hatte er dieſelbe durch den Herrn Hofrath Luden gemacht, der bekanntlich, wenigſtens in frühern Zeiten, ein ſehr eifriger Vertheidiger von Buonaparte war. Es ſcheint daher allerdings, daß gleich geſinnte Männer ſich zuſammen gefunden, obgleich daraus noch gar nicht folgt, daß Herr v. Textor ein Spion geweſen. Doch weder Henri noch Luden konnten oder wollten ihm helfen. Der menſchenfreundliche Doctor Ritterich in Leipzig curirte ihn, und die Königin von Bayern ſchickte ihm einen Wechſel. Wie er dazu kam, erzählt er nicht. Auf dem rechten Auge blieb er blind.

Dem Könige von Würtemberg gratulirte er ſchriftlich zu dem Mißlingen des Attentats auf deſſen Leben, bat um Anſtellung und ſchlug ihm vor, eine geheime Polizey zu errichten, zu deren Direction er ſich wohl qualificirt glaubte. Der Umſtand, daß ein Deutſcher einem deutſchen Fürſten eine ſolche franzöſiſche gehäſſige Maasregel vorſchlug, ſpricht nicht ſehr zu ſeinen Gunſten, mag aber wohl aus damaliger Ueberzeugung der Nothwendigkeit hervorgegangen ſeyn.

Im April 1813 erfuhr Herr v. Textor, daß ſein entwichener Bedienter in Altenburg geſehen worden ſey. Eigentlich hätte er ihn wohl gleich da ſuchen ſollen, da er wußte, daß der Menſch aus Altenburg gebürtig ſey. Unterdeſſen war er ſchon wieder fort und preußiſcher Uhlane geworden. Hr. von Textor folgte ihm nach Rochlitz, und gab dort auf dem Vorpoſten einem Unterofficiere ſeine ſämmtlichen Papiere verſiegelt ab, damit dieſer ſie bis zu ſeiner Zurückkunft in Verwahrung nehmen ſolle. Warum er das that, iſt eine von den vielen Unbegreiflichkeiten, die in ſeiner Geſchichte vorkommen.

Der ertappte Dähler gab nun, um ſich zu retten, den Herrn von Textor als Spion des rheiniſchen Bundes an, und verſicherte, ſelbſt in dergleichen Aufträgen von ihm gebraucht worden zu ſeyn. Hierauf wurde Hr. v. T. arretirt, auf das ſtrengſte viſitirt und nach Rochlitz zu dem General v. Röder gebracht, aber nicht verhört, ſondern bei'm Abmarſch deſſelben dem Rochlitzer Stadtmagiſtrat übergeben. Als hierauf die Ruſſen unter Graf Wittgenſtein einrückten, hatte der Gefangene zwar eine Unterredung mit dem General d'Auvray, mußte aber dennoch, in Geſellſchaft von 182 Zigeunern, Juden, Deſerteurs u. ſ. w. nach Bautzen mit marſchiren. Als auf dieſem Marſche der Schwindel ihm nicht erlaubte, auf Stangen über einen angelaufenen Bach zu gehn, warfen ihn die Ruſſen, wie er behauptet, auf der einen Seite in's Waſſer und ſtachen ihn auf der andern mit Piken wieder heraus, verwundeten ihn dabei in der rechten Seite und trieben ihn mit Flintenſtößen weiter. Eine Stunde von Bauzen wurde die ganze Geſellſchaft in eine kleine Waſchküche geſperrt, wo höchſtens 10 bis 12 Menſchen liegen konnten, auf die Gefahr von den übrigen Stehenden zertreten zu werden. Die, während 8 Stunden eingeathmete Ausdünſtung von faſt 200 unflätigen Menſchen, machte ihn ohnmächtig, allein der Kantſchu rief ihn wieder in's Leben. Nun ſperrte man die Gefangenen in eine Scheune, wo ſie auf dem Heuboden einen Theil der Schlacht mit anſehn konnten. Zwei Tage nachher wollte ein ruſſiſcher Hofrath einen gewiſſen Pfeifer in ihm erkennen, der ſchon in Königsberg als Spion entlarvt worden. Dieſer Mann nannte ihn eine Hundeſeele und drohte mit der Knute.

Nach der Schlacht von Bauzen mußte Hr. von Textor ſammt den übrigen Arreſtanten in Eilmärſchen unter Kolbenſtößen und Schimpfreden weiter, bekam faſt nichts zu eſſen, lag im freyen Felde ohne Stroh, bei Regenwetter im Kothe, wurde auch von vorbeimarſchirenden Preußen mit Koth geworfen, rheiniſcher Spitzbube und würtembergiſcher Spion geſchimpft, von Ruſſen in's Geſicht geſchlagen und angeſpieen, ja ein junger preußiſcher Unterofficier drückte ſogar ſein Gewehr auf ihn ab, welches verſagte. Ein hoher ruſſiſcher Officier, der ihn auch Spion Franzos nannte und ihm in's Geſicht ſpie, fragte ihn unter andern: warum er eine Brille trage? und Hr. v. T. hatte noch Geiſtesgegenwart genug um witzig zu ſeyn, indem er antwortete: er trage die Brille um Gerechtigkeit zu ſuchen. In Parentheſe bemerkte er, daß er die Brille noch immer nicht abgelegt habe. Der Ruſſe ſchien kein Liebhaber von witzigen Einfällen zu ſeyn, denn er ſchlug ihn zweimal mit geballter Fauſt in's Geſicht. Auf den erſten Schlag floß Blut aus der Naſe, der zweite koſtete ihm einen Vorderzahn. Wütend ballte der Gemißhandelte unwillkührlich die Fäuſte, allein er empfing noch 10 bis 12 Hiebe mit der Peitſche, und die Hände wurden ihm mit Stricken auf den Rücken gebunden. Zugleich deſertirte ein Arreſtant, der ihm ſein Reiſegepäck mitnahm.

Einſt, in einem ſchleſiſchen Städtchen, vertrauten ihm zwei Ruſſen, er werde am andern Tag erſchoſſen werden, allein es war nicht wahr, ſie hatten es nur erfunden, um ihm ſein noch übriges Geld abzulocken. Indeſſen ſtand er eine 16 ſtündige Todesangſt aus und bekam davon die Epilepſie. Dennoch wurde er nie auf einen Wagen geſetzt, ſondern, wenn er niederfiel, mit Flintenkolben- und Pikenſtößen weiter getrieben. Am meiſten aber verſchlimmerte ſich ſein Schickſal, als die Arreſtanten von der Armee getrennt und einem Koſackenpulk übergeben wurden; denn dieſe Koſacken wußten nicht anders, als er ſey ein überwieſener Spion und zum Tode reif. Die Pike und der Kantſchu waren nun faſt unzertrennlich von ſeinem zerfetzten Körper; er wurde rein ausgeplündert und ihm eine alte wollene Jacke gegeben, die von Ungeziefer wimmelte; dabei ſchrien die Koſacken unaufhörlich: Schelma! Franzuski! marſchir, marſchir! ſogar einige der mitgefangenen Zigeuner erlaubten ſich, ihm in's Geſicht zu ſpeyen, und ſtahlen ihm ſein einziges Schnupftuch, welches die Koſacken ſelbſt ihm wieder geſchenkt hatten. Die Geſellſchaft wurde noch durch einen arretirten Schlaukopf vermehrt, denſelben Herrn Pfeifer aus Königsberg, für welchen jener ruſſiſche Hofrath den Herrn v. Textor angeſehn hatte.

Kein Wunder, daß das Uebermaaß der Leiden den Letztern mehr als ein Mal zum Entſchluß des Selbſtmordes brachte. Hier iſt es, wo ein Fremdling in dieſe düſtre Geſchichte einen freundlichen Lichtſtrahl bringt, und dieſer Fremdling war — ein Jude von 60 Jahren, Marcus Cigeri aus Gallizien. Als er von Selbſtmord hörte, fragte er beſchämend: ob das Chriſtus gelehrt habe? — Er war es, der dem Herrn v. T. Muth einflößte, ſein Schickſal männlich zu ertragen. Er war es, der in Anfällen von Epilepſie ihm treulich beiſtand, in der Nacht ſeinen Mantel über ihn deckte, vor Kälte und Regen ihn ſchützte, ihn durch Kaffee erquickte und auch, als ein Mann von vielen Kenntniſſen, ſeinen Geiſt zu erheitern wußte. Er ſprach eben ſo gut Ruſſiſch als Deutſch, ſuchte daher dem Koſacken-Officier begreiflich zu machen, daß Hr. v. T. kein gemeiner Gefangener ſey und milder behandelt werden müſſe. Das half freylich wenig. Einſt machten ſich ſogar die Koſacken den Spas ihm zuzumuthen, daß er einen Baſchkiren raſieren ſollte. Seine erſte Weigerung zog ihm Peitſchenhiebe zu, er entſchloß ſich alſo an's Werk zu gehen; weil er aber weder in der Academie zu Stuttgardt, noch als Student zu Tübingen, noch als Geheimerath und Officier Balbieren gelernt hatte, ſo war es kein Wunder, daß er dem Baſchkiren-Geſichte einige Schnitte applicirte, wofür ein Paar Koſacken, die während der Operation ihm zur Seite ſtanden, ihn mit dem Kantſchu bedienten.

Endlich wurde er von dem Obriſten v. Heidegger verhört, menſchlich behandelt und ſeiner Eskorte zu anſtändiger Begegnung empfohlen. Von dieſem Augenblicke an hatte er nicht mehr über die Koſaken zu klagen. Indeſſen konnte der leutſelige Obriſte doch nichts für ihn thun, da ſeine Papiere ſich nicht fanden. Hingegen gewährte er ihm den Wunſch, ihn den Preußen wieder zu übergeben. Er wurde ſammt Pfeifer, (dem das gar nicht recht war) zu dem Herrn Staats-Canzler, Fürſten Hardenberg gebracht. Doch ehe er abreiſte, zeigten die Koſaken die bekannte kindliche Guthmüthigkeit ihres Characters; denn da ſie glaubten er ſey unſchuldig erfunden worden, waren ſie außer ſich vor Freuden, küßten ihm Hände und Füße, ſtreichelten ihm die Arme, reichten ihm Brantwein, und Einer derſelben zwang ihn ſogar unter tauſend Liebkoſungen ein Hemd von ihm anzunehmen; allerdings ein wichtiges Geſchenk für einen Gefangnen, der ſeyd drei Wochen kein Hemd auf dem Leibe gehabt hatte. Gerührt und verſöhnt gieng Hr. v. T. mit dem Ausruf: Gott erhalte Alexander! welches die Koſaken mit einem jauchzenden Hurrah! beantworteten, und nochmals auf ihn eindrangen, um ihm Hände und Füße zu küſſen.

Höchſt rührend war der Abſchied von dem treuen Iſraeliten, der ihn in ſeine Arme ſchloß, Thränen in ſeinen langen Bart träufeln ließ, ihn väterlich ſegnete, und ihm zwei Ducaten in die Hand drückte. So verließ Hr. v. T. die Ruſſen, unter welchen er, ſeiner Berechnung zufolge, mehr als vierhundert Peitſchenhiebe, Pikenſtöße und Maulſchellen empfangen hatte. Im Hauptquartier des Staats-Canzlers wurde er nun von dem Obriſten v. Fegeſack förmlich und liebreich verhört, in einem Wirthshauſe human behandelt und gut verpflegt. Das Reſultat war aber doch, daß er, nebſt Pfeifer, auf die Feſtung Neiſſe geſchickt wurde, wo der Commandant, General v. Raumer, ihn ſehr unfreundlich empfing, den Wunſch äußerte, ihn gleich todt ſchießen zu laſſen und in eine Caſematte ihn einſperrte, wo er drei Tage ohne Nahrung, ja ohne Stroh lag. Endlich wurden ihm zwar 4 Groſchen täglich zu ſeinem Unterhalte bewilligt, aber ihm verſagt, gleich den übrigen Gefangenen friſche Luft zu ſchöpfen.

Da lag er nun, nebſt Pfeifer und noch einem dritten, in der feuchten Caſematte, mit tiefen, vom Ungeziefer gefreſſenen Wunden in den Beinen; ſelbſt die natürlichen Bedürfniſſe mußten im Kerker befriedigt werden. Heftige Anfälle der Epilepſie erneuerten ſich, eine Bruſtentzündung brachte ihn dem Tode nahe. Indeſſen ſchlug Pfeifer, um ſich die Zeit zu verkürzen, täglich 250 Flöhe todt, und war nach 14 Tagen dennoch genöthigt, ſeine Kleider in ſiedendem Waſſer zu kochen.

Der menſchenfreundliche Platzmajor v. Schack bewog den Commandanten endlich, ihm auch friſche Luft zu erlauben, durch welche Wohlthat Hr. v. T. in ein Paradies verſetzt zu ſeyn glaubte. Allein vergebens bat er den General wiederhohlentlich um ein Verhör. Wie er behauptet, wurde es ihm abgeſchlagen, weil er kein Geld hatte. Indeſſen fand er doch Gelegenheit an den König von Preußen zu ſchreiben; das bewürkte einen Befehl an den Polizey-Director v. Stegmann, ſeine Sache ſogleich zu unterſuchen, und das Reſultat dieſer Unterſuchung war im März 1814 ſeine Befreiung, wobei ihm angekündigt wurde, daß er das Weitere zu Breslau von dem Militair-Gouvernement vernehmen werde. Ein edler Menſchenfreund ließ auf ſeine Koſten ihn neu kleiden, und er erhielt freie Poſt bis Breslau. Vor ſeiner Abreiſe aus der Feſtung zeigte ihm, auf ſein Begehren, der General v. **Raumer** die ſeinetwegen erhaltene Order; ſie lautete wie folgt „ſoll, „um der guten Sache nicht zu ſchaden, auf der „Feſtung **Neiſſe** in enger Verwahrung gehalten „werden.“

Hr. v. T. hatte den König um 4000 thlr. Entſchädigungsgelder gebeten, wurde aber zu Breslau mit dieſer Forderung an den Fürſten **Wittgenſtein** verwieſen, und erhielt blos einen freien Poſtſchein und 20 thlr. Reiſegeld.

Indeſſen hatte er in Geſellſchaften hie und da von ſeiner traurigen Lage geſprochen, und ſiehe da, kurz vor ſeiner Abreiſe brachte ihm ein alter Bedienter ein Paket, worinn ein Dutzend feine Hemden, Schnupftücher, Halstücher, Strümpfe, Weſten u. ſ. w., nebſt einem Billet, welches wir mit großem Vergnügen abſchreiben:

„Ihr trauriges Schickſal hat mich ſehr ge-
„rührt. Ich kenne Sie nicht und habe Sie
„auch nie geſehen. Ich ſchicke Ihnen hier
„die nöthigſten Bedürfniſſe zu Ihrer Reiſe.
„Der Krieg hat auch mich hart getroffen, und
„ich mußte beſonders viel von Ihren Lands-
„leuten ausſtehen. Ich würde daher gern ein
„mehreres thun, wenn es mir möglich wäre.
„Vertrauen Sie auf Gott und überzeugen
„Sie ſich, daß es in Schleſien auch gute
„Menſchen giebt. Gott begleite Sie! dieß
„wünſcht Ihnen eine ſchleſiſche Gräfin.“

(Der Himmel ſegne dieſe edle Frau! ſo ruft gewiß jeder Leſer mit uns.)

Hr. v. T. gieng nun nach Dresden, von da nach Würzburg, wo ihm ein öſtreichiſcher Soldat, **Joſeph Mudel**, alle die Geſchenke der ſchleſiſchen Gräfin wieder ſtahl; denn überall beſtohlen zu werden, ſcheint ſein Schickſal zu ſeyn. Lange kämpfte er nun mit Krankheit und Nahrungsſorgen, und abermals würde vielleicht ein Selbſtmord ſeinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn nicht **Frau v. Krüdener** und ihr Schwiegerſohn, Hr. v. **Bergheim**, ihm chriſtlichen Muth eingeflößet und ihn vom Kopf bis zu den Füßen neu gekleidet hätten.

Nochmals ſchilderte er dem Könige von Preußen ſeine Lage, und klagte über den General v. **Röder**, der ihn, unverhört, in all dies Elend geſtürzt habe. Hierauf wurde des Generals Vertheidigung mit der Bemerkung ihm mitgetheilt, „daß er durch eigene Schuld das erlittene Unge„mach ſich zugezogen habe.“ In der Vertheidigung des Generals kommen freylich allerley ſchwere Beſchuldigungen vor, die wir übergehen, weil Hr. v. T. ſie widerlegt.

Unterdeſſen wurde der Spitzbube **Dähler** in Altenburg verhaftet, und, ſeiner eingeräumten mancherley Vergehungen halber, ins Zuchthaus geſetzt. Unter andern geſtand er, daß er ſeinen Herrn fälſchlich als Spion denuncirt habe. Doch von den geſtohlnen Sachen bekam Hr. v. T., trotz aller angewandten Mühe, nichts zurück — als eine **leere Schatulle**. Wir wünſchen ihm von Herzen, daß dieſe, durch die Großmuth der Monarchen, an welche er ſich gewendet, recht bald wieder gefüllt werden, und er endlich die frohe Stunde erleben möge, in der er ſeine, Gerechtigkeit ſuchende, Brille ablegen könne.

Corneille.

Das **Taſchenbuch für deutſche Frauen** auf das Jahr 1819, von **Schreiber**, verdient auch dießmal um mancher angenehmen Gabe willen ausgezeichnet zu werden. Der Titel iſt etwas zu eng, denn wir ſehen nicht ein, warum das Büchlein nicht eben ſo wohl deutſchen Jungfrauen und deutſchen Männern Vergnügen gewähren ſollte. Dinge, die ſich blos auf deutſche **Frauen** bezögen, haben wir nicht darinn gefunden, wohl aber — wie es bei ſolchen Sammlungen zu gehen pflegt — manches was ſeines Platzes nicht ganz würdig iſt. Wir rechnen dahin die unbedeutenden Gedichte von **Reinbeck**, in welchen die alltäglichſten Gedanken ſehr alltäglich vorgetragen werden; eben ſo die von **Wieland** und einige andere. Hingegen wollen wir (auſſer denen des Herausgebers, die faſt durchgehends recht lieblich ſind) noch ein paar der kürzern ausheben, die uns vorzüglich gefallen haben. Das erſte derſelben iſt blos mit einem X, das andere **Meuſebach** unterzeichnet.

Troſt im Winter.

Die Schneewind' ziehn
Durchs Thal dahin,
Der Schäfer ſingt: ich ſcheide,
Ade, du liebe Weide!
Der Baum iſt kahl,
Der Raſen fahl,
Der Vogel ſingt: ich ſcheide,
Ade, du Baum der Haide!
Das Haar wird weiß,
Der Buſen Eis,
Und Amor ſingt: ich ſcheide,
Mir graut vor'm Winterkleide.
Das Herz ſo ſchwer!
Komm, Flaſche, her,
Du biſt mir noch geblieben
Und etwas muß man lieben.

Die müden Kinder.

Schläfrig dehnt im Sofa ſich Eins, an der Lehne des Stuhles
Schnarchet ein Anderes, am Tiſch ſitzet das Dritte und ſchnarcht.
„Kinderchen, kommt! ihr liegt ſo hart; ich bring' euch zu Bette.“ —
— „Laß uns, o Mütterchen noch! ſind ja kein Bißchen noch müde!“
Alſo, ermüdet vom Spiel des Lebens, ſo rufen wir all' einſt
Aber die Mutter Natur bringet uns freundlich zu Bett.

Der Erzählungen in Proſa ſind ſechs, unter welchen abermals die des Herausgebers das meiſte Intereſſe und die meiſte Lebendigkeit haben, beſonders **Peter von Staufenberg**, eine Sage, die der Ortenau angehört, die bereits im 15ten Jahrhunderte zu Straßburg im Druck erſchien, und aus welcher **Fouqué** ſeine liebliche **Undine** geſchöpft hat.

Die beigefügten Kupfer ſind größtentheils trefflich gearbeitet, beſonders das, welches die **Undine** auf dem Brunnen ſitzend darſtellt, eine der lieblichſten Geſtalten, die wir jemals erblickt haben.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 30. Rede wahr, ſcheu' Niemand. 2r Band.

Kephalides Reiſen. (Fortſetzung.)

Syrakus. Die Reſte des Dianen-Tempels, den uns Cicero als den wichtigſten nach dem der Minerva ſchildert, ſind ſo jämmerlich zuſammen geſchwunden, daß ſie ſich in die Butter- und Speiſe-Schränke des Herrn Advokaten Santoro verkrochen haben. Sie beſtehen in einigen Säulenreſten, welche ſich durch die Stockwerke im Hauſe jenes Rechtsgelehrten in aufrechter Stellung hindurch ziehen. Man eröffnete uns mit größter Freundlichkeit die Schränke, welche im zweiten Stockwerk um die Kapitäle, ſo wie die, welche zu ebener Erde um die Piedeſtale aus Bretern zuſammen geſchlagen ſind, während die kleinen Töchterchen des Herrn Santoro neugierig um uns herſprangen.

Don Maria Landolina. Der König hat ihm die ehrenvolle Würde ſeines Vaters, nämlich die Aufſicht über die Alterthümer Syracuſens übertragen, indeß bedauerte er nicht beſſer unterſtützt zu werden, indem der König ſelber, da Landolina den Müller, welcher ſeine Mühle auf die Sitzreihen des Theaters angelegt hat, fortgeſchaft wiſſen wollte, ihm einſtens ſehr gleichgültig antwortete: „è meglio un mulino che un gradino.“ (Beſſer eine Mühle als eine Treppen-Stufe.)

Die Syracuſaner. Wir hatten hierbey zum erſtenmal Gelegenheit, die ſeltene Schönheit der Syracuſanerinnen zu bewundern. Im Ganzen genommen waren uns bisher die Geſichtszüge des Sicilianers etwas verzerrt und mohrenartig vorgekommen; ſeine Farbe ziemlich dunkel, ſein Haar ſehr ſchwarz, ſein Anſehen ſüdlich und heiß, beſonders aber ſein Auge tief, feucht und brennend; der ganze Menſch konnte die große Nähe Afrika's, das nur dreißig Meilen entfernt iſt, nicht verleugnen. Hier in Syracus aber, und auch beſonders in Catanien, ſchien uns das Blut außerordentlich ſchön; die Geſichter, beſonders der Weiber, haben nicht ſelten erleſene griechiſche Profile, und ihre Farbe war Milch und Roſen. Ihre hohe und ſchlanke Geſtalt würde dieſe Reize nicht wenig vermehren, wäre ſie nicht durch eine geſchmacklos gefaltete Volkstracht äußerſt verſtellt. Ein ſchwarzer Mantel, der unter der rechten Schulter mit einem Knoten zuſammen geſchürzt und über den Kopf geſchlagen wird, ſo daß er den vollen Nacken leider ganz bedeckt, dient den meiſten zur Hülle, und macht daß man alle für bucklicht oder doch wenigſtens für ſchief gewachſen halten ſollte.

Feſt und Kirche der heiligen Lucia. Durch die weit geöffneten Thore ſtrömte die Menge ſchreyend und lärmend aus und ein, ohne dem Hauſe Gottes auch nur die geringſte Ehrerbietung zu bezeigen. Im Hintergrunde deſſelben wurde unter Schlagen, Hämmern, Fluchen und Schelten, die Heilige auf ein mit Tragbalken verſehenes Gerüſt geſetzt, um ſie flott zu machen; Straßenbuben jagten ſich dabei umher, oder lagen an den Altarſtufen auf dem Bauche, reckten die Beine gen Himmel und pfiffen ſich luſtige Weiſen. Die Kirchendiener machten die Toilette der Heiligen, und umhingen ſie auf's zierlichſte mit Schmuck und Koſtbarkeiten, denn ſie ſollte einen Beſuch bei ihrer Schweſter im Dom machen, daſelbſt einige Wochen verweilen, und dann mit demſelben Pomp ihre Rückkehr antreten. Bei dem allen gieng man ſehr plump mit ihr um, und entblödete ſich gar nicht, in ihrer Nähe Worte auszuſtoßen, welche den Wangen dieſer heiligen Jungfrau, wenn ſie nicht von Holz geweſen wären, ſicher einige Röthe abgenöthiget hätten. Indeß aber verſicherte uns ein gläubiger Syracuſaner „nichts ſey erſprießlicher „als eine ſo vortrefliche Schutzpatronin zu beſitzen; „noch neulich habe ſie, bei Gelegenheit einer Hun„gersnoth, vier Schiffe voll Getreide geſchickt.“ Endlich hatte man die heilige Lucia flott gemacht, und unter dem Läuten aller Glocken, dem Donner der Böller, und den zahlloſen Evviva's der Menge trat ſie ihre Reiſe nach dem Dom an. Glückſeelig wer die Schulter mit unter die Tragbalken des heiligen Bildes ſtellen konnte! Unter gleichem Lärmen und unerhörtem Scandal wurde die junge Heilige in der Domkirche abgeſetzt. Hierauf ſtellte ſich einer auf den Giebel der Kirche und ließ eine Menge Tauben fliegen, womit der erſte Act des Feſtes endigte. Wirklich die Italiäner glauben mit unendlicher Sorgloſigkeit, ſind niemals freigeiſtiſch und frivol.

Seltſame Landſtraße. Wir machten uns, auf das ſchöne Catanien hoffend, eilig auf den Weg, troß der faſt verzehrenden Hitze, die,

1818.

Nachdem wir eine blumige Wieſe vergnügt durchzogen hatten, und uns wiederum dem Meere näherten, in einer Sandwüſte, in deren beweglichen Dünen wir bei jedem Schritt mehr rückwärts glitten als vorwärts kamen, beinahe unerträglich wurde. Eine ſogenannte Fiumara oder Wildbach ergießt ſich hier ins Meer, und da über ihn, ſo wie allgemein in Sicilien, keine Brücke gebaut, ſein Bett aber tief und unſicher iſt: ſo führt die große Landſtraße, um ſeine Mündung herum lenkend, durch die Wellen des Meeres. Am Ufer ſteht eine Hütte, in welcher ſich zwei bis drei Piloten aufhalten, deren einziges Geſchäft es iſt, die Maulthiere der Reiſenden durch die Wellen zu leiten, oder wenn jene etwa vor dem Schäumen und Brauſen derſelben ſcheu werden ſollten, dieſe auf dem Rücken hindurch zu tragen; was vielleicht eine feine deutſche Dame in Verlegenheit bringen könnte, falls ſie genöthiget wäre, auf ſolch einem zweibeinigen Saumroß, das nicht mehr Bekleidung an ſich trägt, als ein vierbeiniges, durch das Meer zu reiten; die Sicilianerinnen müſſen es doch aber ſo genau nicht nehmen, da hier einmal die Heerſtraße geht. (Die Fortſetzung folgt.)

Die Turnkunſt.

Wir haben lange nicht von dieſer edlen Kunſt geſprochen, und ſprächen auch am liebſten gar nicht mehr davon, da wir ſchon zu oft die unangenehme Erfahrung gemacht haben, daß die Herren Turner jeden Mittelweg als einen Abweg, und jede Warnung vor Uebertreibung als Hochverrath ausſchreien; kurz, daß ſie wie Betrunkene durchaus nicht kühl über die Sache nachdenken und eben ſo wenig gelaſſen darüber ſprechen können. Indeſſen haben wir uns nun einmal gegen unſere Leſer verbindlich gemacht, treulich anzuzeigen, was über dieſen Gegenſtand pro und contra geſagt wird, und darum ermangeln wir nicht, die beiden neueſten Schriften zu beleuchten, deren Eine, für die Turnkunſt, betitelt iſt: Neueſte Schrift über das Turnweſen von einem Schulmanne; die andere, dagegen: Scheerer's Turnfehde oder wer hat Recht? zweiter Theil.

Der gelehrte Schulmann, Verfaſſer von Nr. 1, leitet das Wort Turnen aus dem griechiſchen τόρνος ab, und meint, wenn das Turnen in Deutſchland allgemein, und dadurch Einheit des Volkes, Nationalität befördert werde, ſo ſey der höchſte Zweck erreicht. (Ja, wenn!) Es ſey übrigens keine neue, ſondern nur eine aufgeneute Sache; ſchon der Apoſtel Paulus ſpreche im neuen Teſtamente ganz turnmäßig; (!) Kaiſer Heinrich der Vogler habe turnen laſſen, und dadurch die Ungarn beſiegt — auch die Kreuzzüge gehören in die Geſchichte des Turnens — und überhaupt hätten alle gebildete Nationen des Alterthums Leibesübungen gehabt und gut befunden — (wer hat daran gezweifelt?) — der Turnplatz habe Schranken des Anſtandes und der Zucht — ein trägte Schulknabe dürfe nicht turnen (?) und es werde nicht undienlich ſeyn, wenn die Schullehrer mit den Turnvorſtehern etwa alle Vierteljahre Zeugniſſe über ihre Scholaren wechſelten. Vieles was der Schüler aus den Kriegshiſtorikern oder Dichtern in der Schule höre, das übe er auf dem Turnplatze; (?) er lerne den Soldaten würdigen; er dringe durch eigene Verſuche in die Erzählung des Geſchichtſchreibers mit Leben ein — er begreife, ob und wie es möglich war, daß die Gallier, nach dem Zeugniß des Livius, das Kapitol erkletterten — (!) auf ſolche Weiſe gewinne der hiſtoriſche Glaube bei den jungen Studirenden Platz — (!!!) — auch bei Uebertreibungen der Dichter traue man die richtige Abſchätzung nur dem practiſchen Turner zu — (!!!) — denn der Turner beurtheile mit weit mehr Leben als der bloſe Buchſtäbler, ob die Männer würklich ſo große Steine, als der Dichter beſchreibt, haben werfen können, um ein Thor aufzuſprengen — (ein gewaltiger Vortheil!) — Kurz, nur der Turner verſtehe, wie weit Geſchichte, wie weit Fabel gehe — ob die griechiſchen und perſiſchen Tageläufer würklich in Einem Tage ſo weit haben laufen können u. ſ. w. (Bisweilen weiß man in der That nicht, ob der ehrliche Schulmann ſpaßt oder im Ernſte ſpricht.)

Den Vegetius über die römiſchen Waffenübungen, wird er künftig weit lieber leſen, wenn er die jungen Turner vor ſich hat, die ihn ſelbſt über manches belehren können. (Bravo! ſo weit ſind wir ſchon durch das Turnen gekommen, daß der Lehrer vom Schüler Belehrung erwartet.) — Vormals habe man den Tacitus kalt geleſen, (wer hat das gethan?) jetzt erſt komme durch das Turnen Leben in die alte Literatur. (!)

In Zukunft würden die Krankheiten der Gelehrten weichen, und kein Tiſſot brauche mehr darüber zu ſchreiben — man werde die geſunden, raſchen, beweglichen Knaben nicht mehr unruhige, muthwillige, böſe Buben ſchelten — (wenn ſie die Fenſter einwerfen) — der Präceptor werde eine ſchaafige Natur nicht mehr loben, weil es ihm bequemer ſey ſie zu hüten — man werde den

Menſchen nun auch von andern Seiten kennen lernen, denn er ſey noch lange nicht ausgelernt — es erſcheine nicht mehr entſetzlich wunderbar, daß Simſon einem Löwen den Rachen aufreiße — nun werde man aus der Zeit des Redens in die Zeit des Thuns gelangen, und der Lehrer die weinerliche, verweichlichte Jugend nicht mehr ertragen müſſen.

„Schon hatte ich einen Fall. Ich ſah in „meiner Schule neulich einen Knaben mit zwei „Wunden im Geſichte. Ich fragte ihn darnach. „Er antwortete mit Lächeln, er habe ſie auf dem „Turnplatze erhalten, weil Kinder Steingen dahin „geworfen hätten. Ich freute mich, wie unbedeutend der Knabe die Sache anſah.“

Die Anecdote von dem Pagen Alexanders des Großen, der eine glühende Kohle, die ihm auf die Hand fiel, tapfer fortbrennen ließ, habe mancher Weichling ſonſt für eine Fabel gehalten, ein Turner hingegen zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit. (Wir aber zweifeln, daß unter hundert Turnern auch nur Einer es dem Pagen nachmachen würde.) — „Die entſetzlichen Sprünge der Pajazzo's dürften in unſern Zeiten weniger angeſtaunt, wohl aber mehr nachgeahmt werden.“ (Ein köſtlicher Vortheil!) — Auch will der Schulmann wetten, daß Philadelphia's Geſchwindigkeit jetzt ſchneller als ſonſt von manchem Zuſchauer werde abgelernt werden. (Abermals ein köſtlicher Vortheil!)

Der Schneider, der Nagelſchmidt, würden den Oberkörper nicht mehr eingebuckelt vorbeugen, und der Stuben ſitzende Gelehrte Bruſt und Unterleib nicht mehr einwärts kehren. — Freilich könnte die Furcht, von der Jugend ausgelacht zu werden, manchen ältern Ehrenmann von der Turnbahn abſchrecken, aber „man denke ſich kaum, wie groß die Beſcheidenheit der jungen Leute ſey. (!!!) — Turnvereinigung ſey die ſchicklichſte Vorbereitung zur Waffenvereinigung. Nur Ein Aufgebot, und jeder turngeübte Deutſche werde ſich zum Panier ſtellen, wohin es ihn auch führe. (Ob die Turner würklich, wenn einmal wieder ein Krieg ausbrechen ſollte, ſich ſo freudig herzudrängen werden, das muß die Zeit lehren; wie auch ob ſie mehr Heldenthaten verrichten werden, als andere ehrliche Leute, die nicht geturnt haben. Vor der Hand iſt erlaubt daran zu zweifeln.) —

Durch die Turnübungen ſoll ferner eine gleichmäßige Eintheilung zwiſchen Geiſtes- und Körperbeſchäftigung der Jugend gewonnen werden. (Aber eben das Gegentheil iſt ja bis jetzt gerügt worden?) —

„Wir wollen erleben,“ ſagt der Schulmann, „daß ſich der Knabe von ſelbſt erinnert, von dem „Turnplatze nach Hauſe an ſein Buch zu gehn.“ (Daß der Verfaſſer es erleben will, iſt leichter zu glauben, als daß er es erleben werde.) — Endlich führe uns auch das Turnen auf die Fußtapfen der Alten in ihrer Lebensweiſe, denn — Kaiſer Veſpaſian habe ſich auf dem Ballplatze tactmäßige Bewegung zu ſeiner Geſundheit gemacht, und ſey auch, nach des Suetonius Zeugniß, ſehr geſund geweſen. (Der Kaiſer Veſpaſian hat aber nie geglaubt, daß ſein Ballſpielen die Stützen des römiſchen Reiches wären.) —

In der Folge fragt der Schulmann: ob die Turnplätze Hoffnung zu hohem deutſchem Muthe geben? und antwortet: es ſey ja wohl gewiß, daß hoher deutſcher Muth eben die Turnplatze eröffnet habe. (Wir geſtehen, daß wir nicht begreifen, warum eben Muth dazu gehören ſoll, einen Turnplatz zu eröffnen? daß übrigens ein ſolcher Turnplatz eine gewiſſe Keckheit und Wagehalſigkeit verleihe, daran zweifeln wir nicht; aber auch Muth? wahren Muth? wahrlich! eben ſo wenig, als ein Feldherr Talent auf dem Exercier-Platze erwerben wird. Das Wageſtückchen, die Fenſter einzuwerfen, iſt noch kein Muth.) —

Der Knabe, heißt es ferner, lerne jetzt ſich freuen, in den Krieg für's Vaterland zu ziehn, da hingegen vor nicht langer Zeit der lendenſtarke Mann vor dem Gedanken eines Heerzuges noch gezittert habe. So könnten 10 Jahre den Geiſt einer Nation verändern. (Sollte man nicht glauben, die Knaben hätten das Vaterland befreyt und die lendenſtarken Männer hätten zugeſehn?) —

Nachdem der wackere Schulmann auf ſolche Weiſe auf 64 Seiten das Turnen zum Kern aller Tugenden und Wiſſenſchaften erhoben hat, preßt ihm endlich die Macht der Wahrheit auf der 65ſten folgendes Bekenntniß ab:

„Die Wiſſenſchafts-Studien ſcheinen zwar jetzt von manchem jungen „Menſchen etwas ausgeſetzt zu werden; „es gehe aber nur der erſte Enthuſiasmus vorüber, „und wir werden die Schüler ebenſo eifrig nach ihren Schulſitzen eilen ſehen, als nach den Schranken der Rundbahn.“ (Es iſt nur ſchlimm, daß nach dieſem Geſtändniß eines Schullehrers, jenes Ausſetzen der Studien etwas Gewiſſes iſt, dieſes Vorübergehn aber noch zu erwarten ſteht.) — Eine Schattenſeite des Turnens aufzufinden, koſte Mühe. Was man etwa fürchten könne, wären Schadennehmungen am Körper, (Kleinigkeit!) wohl auch an der Geſundheit bei Einzelnen. (Abermals ein merkwürdiges Bekenntniß.) Der Schade des Einzelnen könne aber nicht gegen den Vortheil des Ganzen ſprechen. (Nur werden wenige Eltern Troſt in dieſer Wahrheit finden, wenn ihr Sohn zu den Einzelnen gehört, die am Körper Schaden genommen.) — Weniger zu fürchten ſey eine gewiſſe zu frühe Verbindung; denn wenn alle deutſche Turnplätze in Verbindung träten, ſo werde es Nationalverbindung, und der höchſte Zweck ſey erreicht. (Du lieber Gott, wie tief wären wir Deutſche geſunken, wenn wir eine Verbindung von ein Paar hundert ſpielenden Knaben eine Nationalverbindung nennen müßten!) — Eine entſtehende Anmaßlichkeit der jungen Leute ſey freilich eher zu beſorgen — (das dritte merkwürdige Bekenntniß.) — aber es ſey ja auch kein Wunder, da ſie ſehen, daß ſie oft mehr verſtehen als mancher Älter. (Bravo! wenn der Lehrer ſelbſt ſeinen Schülern das weiß macht, ſo iſt es freilich kein Wunder und ihnen ſehr zu verzeihen, wenn ſie anmaßlich werden.) — Daß übrigens das Turnen mancher Lebensart hinderlich ſey, werde nicht ohne Grund vermuthet, und die Erfahrung werde es noch beſtätigen — (das vierte merkwürdige Bekenntniß) — denn die Armmuſkeln würden zu ſtraff und überſtärkt, ſo daß z. E. ein Turner weder als Mahler den Pinſel führen, noch als Virtuos den Violinbogen regieren könne. Aber was ſchadet das? wenn auch die Mahler und Virtuoſen ausſterben, Vivant die Turner!

Es iſt uns bei'm Durchgehn dieſer Schrift mehr als Einmal ſo vorgekommen, als habe der Verfaſſer eine Satyre ſchreiben wollen; doch ſeine Lage als Schullehrer in Eiſenach, hat uns überzeugt, daß er es ehrlich meinte. Als höchſt löblich iſt an ihm zu rühmen, daß er der Erſte iſt, der für das Turnen ohne Leidenſchaft, ohne Schimpfen geſchrieben. Sicherlich hat er es aber auch ſeiner eignen Parthey nicht zu Danke gemacht. —

Wir kommen nunmehr auf den zweiten Theil der Turnfehde. Hier wird in der Vorrede aufmerkſam darauf gemacht, daß die revolutionären Spenceaner in England ebenfalls ein Schimpfbuch beſitzen, worin ihre Gegner aufgezeichnet werden. Seite 7 wird eine Art von Ausforderungsbrief mitgetheilt, den der Vorturner Maßmann aus Berlin, jetzt Burſch zu Jena, an den Verfaſſer geſchrieben, und weshalb dieſer ihn bei dem academiſchen Senat zu Jena belangt hat. Da die Herrn Mitglieder dieſes Senats ſämmtlich Glasfenſter haben, ſo werden ſie ohne Zweifel mit Vorſicht zu Werke gehn.

Wahrhaft empörend iſt, was Seite 19 der alte, wackere Profeſſor Wadzeck von ſeinen Schülern ſchreibt: „Mit Grimm erfülltem Blick, und „mit ſchneidender Kälte erwiederte Mancher den „freundlichen herzlichen Gruß, den der alte Lehrer „ihm bot, und wenn ich um Mitternacht im einſamen Zimmer mich vorbereitete zu dem, womit „ich am folgenden Tage zu nützen ſtrebte, dann „ſchwärmten vor meinem Fenſter die muntern Straßenjünglinge und riefen mir geifernde Worte zu. „Man ſchrie mir ſelbſt am Tage die gröbſten Injurien in's offene Fenſter und meinte mich dadurch zu entehren. Man nannte meinen Namen „mit Zuſätzen, die bis dahin ihm Gottlob fremd „waren. Man bemahlte einen Klotz mit einem „Fratzenkopfe, gab dieſem meinen unbeſcholtenen „Namen, und warf nun mit Stangen nach ihm, „und wer ihn getroffen, der war ein Held, und „recht kluge Menſchen munterten die Jünglinge „dazu auf und meinten ja: das ſey dem ſchuftigen Kerl ganz recht. Man nannte in Zeitungen, „Wochen- und Tagesblättern meine ehrlich dargelegte Anſicht und Warnung ein unerhörtes Verbrechen; nannte mich einen völlig unbekannten „Schreibmeiſter (obwohl unter den vielen mir fehlenden Vollkommenheiten das nützliche Schönſchreiben leider oben an ſteht) einen Idioten, „deſſen Verſtand viel zu umwölkt ſey, um das „Große und Erhabene der Seiltänzerkünſte zu ahnen; denn das mäßige Turnen unter guter „Aufſicht, in abgelegenen Gärten und Räumen, „ſo wie es die edlen Baſedow, Salzmann „und Gutsmuths geordnet, hatte ja der Mann „mit dem dicken Verſtande gut und löblich genannt, „u. ſ. w."

(Wahrlich! wer nach dem Leſen einer ſolchen Schilderung nicht mit Händen greift, daß durch das Turnen, ſo wie es jetzt getrieben wird, die jungen Gemüther verwildern, der hat keine Hände um zu greifen, oder er iſt blind.) —

Seite 28 wird gerügt, daß man, bei Unterſuchung der Nachtheile des Turnens in phyſiſcher Hinſicht, ſo oberflächlich, beſchönigend und ſchonend verfahren, und der Verfaſſer ſagt: „ich kenne ſelbſt zwei liebenswürdige Jünglinge, Söhne „angeſehener Kaufleute, die wohl in ihrem Leben „nicht weiter turnen werden, weil ſie — Krüppel ſind. Ich kenne den Bruder meiner Freunde, der fleißigen und thätigen Gebrüder G*, der „ſeiner Auflöſung ſchmerzhaft und wünſchend entgegen blickt." —

Beiſpiellos ſey es, daß bei der Unterſuchung nur Ein Theil gehört, und der Andere gar nicht beachtet worden. — Wer die moraliſchen Nachtheile zu überſehen im Stande ſey, der wiſſe weder was auf dem Turnplatze Berlins geſchehen, und noch täglich geſchehe, noch was die Sanscnlotten auf der Wartburg vorgenommen, und durch das heilige Liebesmahl beſtätigt haben. —

Lächerlich iſt eine mitgetheilte Bekanntmachung aus dem Wochenblatte für den Mühlhauſer Kreis, wo der Magiſtrat erklärt, daß der Turnplatz durch die bisher darauf gehaltenen Viehmärkte entweiht werde, und ſie deshalb auf einen andern Platz verlegt.

Mit Recht wird Seite 33 erinnert, es ſey freilich leichter, drei Stunden auf dem Turnplatze im fröhlichen Getümmel der Jünglinge ſich herum zu treiben, als in einer geordneten Schule 60 bis 80 muntere Knaben 3 bis 4 Stunden hintereinander in Ordnung, Aufmerkſamkeit und Spannung zu erhalten. — Das Tanzen werde von den Turnern für überflüſſig gehalten, daher auch manche auf den Straßen einhergingen wie Hamburger Rollwagenſchieber. — Was man ſonſt nur höchſtens auf Univerſitäten gefunden, das Austrommeln eines Profeſſors, erlauben ſich jetzt ſogar Schüler auf Gymnaſien u. ſ. w.

Seite 42 werden die Pariſer Turngeſetze angeführt, welche die Deutſchen beſchämen, und welche, wenn man ſie auch bei uns einführte, allen Klagen und Vorwürfen ein Ende machen würden. Nach dieſen Geſetzen darf z. B. kein Knabe vor dem vollendeten zehnten Jahre den Turnplatz betreten, und auch dann iſt noch ein ärztliches Zeugniß ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit erforderlich. Mit dem 14. Jahre hat das Turnen ein Ende. Keine altfranzöſiſche oder altburgundiſche Tracht darf eingeführt werden, keine beſondere Turnkleidung, kein langes Zottelhaar. Das Aufhangen bei den Beinen und die Genicksſtärkungsübungen müſſen gänzlich unterbleiben, dafür ſind die Lehrer den Eltern verantwortlich. Glimpf- und Schimpfbuhnen, wie bei den deutſchen Turnanſtalten, ſollen nicht ſtatt haben, hingegen ein Buch, worinn die Lehrer das ſittliche Betragen der Turner und ihre Fortſchritte in der Schule aufzeichnen, u. ſ. w.

Der Profeſſor Hillebrand, in ſeinem Werke über Deutſchlands Nationalbildung, giebt dem Turnweſen ſeinen Beifall nicht. Ein tüchtiges Streben will er bei Vielen nicht leugnen, doch kann er den Nutzen, ſo gern er möchte, nicht einſehn. Die ganze Turnanſtalt gehe nicht aus dem Volke und deſſen Leben hervor, ſondern ſey etwas methodiſch Aufgedrungenes und darum Verwerfliches. Das Hinſehen und Hinweiſen auf die Griechen ſey unpaſſend und beweislos. Die vorzüglichſte und natürlichſte Gymnaſtik bleibe ewig und ſicher das freye Verkehren und Reiben und Tummeln der Jugend unter ſich.

Auch der Superintendent Keber zu Bartenſtein ſchreibt: die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß Kinder in ihrer Körperkraft und deren Anwendung weiter kommen, wenn aller Zwang und alle pedantiſche Stufenfolge dabei wegfallen, wenn keine Kunſt daraus gemacht, vielmehr Alles der Natur überlaſſen wird. Ferner ſagt er: ſo manches Knäbchen habe er gekannt, welches auf dem Tanzboden vom Meiſter Beifall einerndtete und — nicht leſen konnte. Ganz unvermeidlich ſey es, daß ein Kind, welches bei den Turnübungen Beifall erhalte, dann gleichgültig, ja unwillig die Stunden hinſchleichen laſſe, die bei den Büchern zugebracht werden, indem es ſich bei dem Tadel der Lehrer damit tröſte, daß es bei'm Klettern u. ſ. w. deſto beſſer gehen werde. Auch ſey es gewiß, daß ſchwächliche Kinder, von Ehrgeiz verleitet, ihre Kräfte überſpannen, und dadurch den Keim zum Siechthum legen, auch wohl ſofort bedeutenden Schaden nehmen, wovon er Beiſpiele aus ſeiner Nähe aufſtellen könne. (hört!) — Er ſchließt mit dem Wunſche: „möchten unſere Nachkommen nur bei Gelegenheit das als Turnkundige leiſten, was unſere Jugend ohne Turnübungen geleiſtet hat! woran ich aus den angeführten Gründen zweifeln muß.“

Der Verfaſſer der Turnfehde führt am Schluß ſeines nützlichen Büchleins auch noch ein Turnlied an, in welchem unter andern geſungen wird:

Nicht zecken und nicht ſcheeren
Soll uns ein fauler Bauch.

Das iſt nemlich ein elendes Wortſpiel mit den Namen **Wadzeck** und Scheerer. Man ſieht daraus, daß die Turner auch im Witzmachen Unterricht erhalten, und daß, wenn einmal der alte Pasquino zu Rom ſterben ſollte, man unbedenklich einen Turner an ſeine Stelle empfehlen kann.

Naturgeſchichte.

Home hat, in den philoſophiſchen Transactionen, über die eßbaren Neſter der Javaſchwalbe und die Drüſen geſchrieben, welche den ſie zuſammenſetzenden Schleim abſondern. Manche haben geglaubt, dieſe Neſter beſtünden aus dem Schleim der Molluſken, welche von jenen Vögeln auf der See ergriffen werden, oder ſie wären aus Gattungen des Tang's (Meergraſes) gezogen, oder gar aus halb verdauten, ausgeworfenen Nahrungsmitteln. Allein Raffle (der geweſene Gouverneur von Java) hat dem Verfaſſer beſtimmt verſichert, daß die Schwalben dieſe Subſtanz aus ihrem Magen zurückbringen, und bisweilen mit ſolcher Anſtrengung, daß Blut darauf erfolgt. Sie ſind alſo den Bienen zu vergleichen, die das Wachs zu ihren Zellen auch ſelbſt abſondern. Uebrigens ſind nicht alle Schwalbenneſter auf Java aus dieſer Subſtanz gemacht, ſondern nur die in Höhlen, 10 Meilen von der Küſte angebauten, wo es an anderem Material fehlt; die Küſtenſchwalben hingegen erſchöpfen ihre Abſonderungsfeuchtigkeiten nicht, da ſie eher andere Materialien finden als jene Höhlenbewohner, die auch nicht wandern, ſondern Jahr aus Jahr ein auf Java bleiben. — Das Neſt ſelbſt ſcheint aus einer zwiſchen Gallert und Eiweiß ſchwebenden Subſtanz zu beſtehen, löſt in warmem Waſſer nach einigen Stunden ſich auf und dehnt ſich aus. Bekanntlich bezahlen die Chineſer dieſen etwas ekelhaften Leckerbiſſen theuer, weil ſie ihm dieſelbe Kraft zuſchreiben, welche die tatariſche Wurzel Ginſeng beſitzen ſoll. —

Aus dem Tagebuche einer Reiſe nach Siebenbürgen: „Wir langten gegen 6 Uhr Abends im Nachtquartier Szavata an. Hier machte ich eine Erfahrung, welche mich in das größte Erſtaunen ſetzte. Ich hatte meine Beamten gleich bei der Ankunft mit einem Auftrage verſchickt. Bei ihrer Rückkehr erzählten ſie mir, daß ſie in einem Kukuruzfelde (türkiſch Korn) mehrere Schlingen aufgeſtellt gefunden hätten, in deren einer ein Hund erdroſſelt geweſen ſey. Trotz dieſes erdroſſelten Hundes fiel mir dennoch nicht ein, die Hunde für den Zweck der Schlingen zu halten. Ich ließ alſo meinen Hauswirth rufen, um von ihm die nöthige Aufklärung zu erhalten. Ich erfuhr nun, daß die Schlingen allerdings für die Hunde geſtellt ſeyen, denn, ſagte der Bauer, ſo ungern wir unſere Hunde verlieren, ſo ſind wir dennoch zu dieſer Maßregel genöthigt, weil ſie uns ſonſt allen Kukuruz auffreſſen, und uns bleibt bis zur Reife nichts als der Stengel. Kein Land in der Welt iſt ſo wie Siebenbürgen (und die Türkei) mit Hunden geſegnet, und in keinem Lande leidet der Hund mehr Hunger. Von ſeinem Herrn erhält er durchaus nichts. Er muß ſich ſeine Nahrung auf allen Straßen, auf den Miſthaufen und in Pfützen ſuchen. Was er dort findet, iſt ſein, aber was kann er bei der großen Concurrenz finden? Auch iſt der ſiebenbürgiſche Haushund nichts anders als ein mit einer ſchmutzigen Haut überzogenes Skelet. Der Hund, ſich ſelbſt uberlaſſen, muß da wohl auf ſeine Erhaltung ſpeculiren, und nach der Entdeckung, welche er gemacht hat, iſt eine immer zunehmende Verwüſtung der Kukuruzfelder mit Gewißheit zu erwarten. Entweder ſind die Hunde entbehrlich, oder ſie ſind es nicht. Im erſten Falle giebt es kürzere Mittel, ihre Anzahl zu vermindern, als die armſeligen paar Schlingen; im andern Falle füttere man ſie bei Hauſe, und man wird nicht von Nöthen haben, ſie in den Kukuruzfeldern zu erwürgen. Aber da predigt man tauben Ohren. —

Folgende, der Aufmerkſamkeit höchſt würdige, Bemerkungen macht im Heſperus Hr. v. Guilleaume, Bergrath und Oberforſt-Inſpector in Siebenbürgen:

„Wenn man die Werke unſerer Naturforſcher nur ſo lieſt, ſo findet man alles recht ſcharmant, aber wenn man ſie ex professo vornimmt, und ſie kritiſch prüft, dann verlieren die Verfaſſer vieles von der Glorie, welche ihre Häupter umgiebt.

Ich verehre den Namen Linnée wie es ſich gebührt, das heißt innig aber ohne Abgötterei. Ich beuge mich vor ihm als Botaniker, und geſtehe ihm hier gern die Unſterblichkeit zu, als Ornitholog aber keineswegs. Daß ſeine Naturgeſchichte der Vögel außerſt unvollkommen iſt, wäre zwar gerade kein Grund zum Vorwurfe, aber ich meine, Linnée habe in dieſer Hinſicht würklich nicht das geleiſtet, was er wohl hätte leiſten können.

In der Zeit, wo ich die Naturgeſchichte eigentlich ſtudirte, war es natürlicherweiſe nichts Seltenes, daß ich einen Vogel ſchoß oder fing, den ich nicht kannte. Was war da anders zu thun, als die Zuflucht zum Linnée zu nehmen? Allein, und dieß iſt mir noch jetzt eine ärgerliche Erinnerung, nie war es mir möglich, den Vogel aus der alleinigen Beſchreibung ohne die Hülfe illuminirter Kupfer zu erkennen, denn immer fehlte etwas Weſentliches, was wenigſtens bei einheimiſchen Vögeln, die alle Tage zu haben ſind, der Fall nicht ſeyn ſollte.

Unſere Funke, Bertuche und ihre Nachdrucker mahlen Kupfer für baares Geld. Daraus lernen unſere Kinder groß und klein die Naturgeſchichte. Sie wiſſen genau jedes Individuum zu beſchreiben, und wenn man ihnen den würklichen Vogel unter die Naſe hält, ſo kennen ſie ihn nicht.

Wie Graf Büffon arbeitete, habe ich in einer

Zeit, wo ich ſeinem ehemaligen Würkungskreiſe ziemlich nahe war, und das Ding bei weitem beſſer verſtand als jetzt, Gelegenheit genug gehabt, zu erfahren. Es ſcheint, daß es hier mehr darum zu thun war, ein glänzendes als ein richtiges Werk zu ſchreiben. Was die Correſpondenten berichteten, blieb, wenn nicht gerade von Drachen mit zwölf Köpfen die Rede war, Dogm, und wurde als Glaubensartikel aufgeſtellt. Ohne Ungerechtigkeit kann man den Herrn von Büffon des Leichtſinns in ſeinen Behauptungen beſchuldigen. Hier gleich ein Exempel aus dem Kapitel Raubvögel:

„Eine andere Wirkung dieſer theils natürlichen, theils angenommenen Härte beſteht in der Abneigung von der Geſelligkeit. Niemals wird man ſehen, daß Raubvögel oder fleiſchfreſſende Raubthiere ſich mit einander vereinigen. Sie ſchweifen, gleich den Räubern, einſam herum. Blos das Bedürfniß des Vermehrungstriebes, welches nach dem Triebe der Selbſterhaltung unſtreitig das ſtärkſte ſeyn mag, unterhält noch eine Vereinigung zwiſchen den männlichen und weiblichen Raubthieren. Da ſie beide ſich ihren Unterhalt verſchaffen, und ſogar im Kampfe mit andern Thieren einander beiſtehen können, ſo pflegen ſie, auch nach der Befriedigung ihres Paarungstriebes, einander dennoch nicht zu verlaſſen. Man wird faſt allemal ein Paar ſolcher Vögel an einerlei Ort antreffen, faſt niemals aber wird man ſie Völker- oder Familienweiſe zuſammen vereinigt ſehen. Die Adler, als die größten unter ihnen, die eben deswegen auch den meiſten Unterhalt brauchen, laſſen es nicht einmal geſchehen, daß ihre Jungen, die ſie nun als ihre Nebenbuhler betrachten, ſich in der Nähe bei ihnen aufhalten dürfen, da doch alle Vögel und vierfüßige Thiere, welche ſich blos von den Früchten der Erde nähren, mit ihrer Familie zuſammen leben, Geſellſchaft von ihres Gleichen ſuchen, ſich in großen zahlreichen Truppen verſammeln, und von keinem andern Zank, von keiner andern Urſache des Streits wiſſen, als den der Vermehrungstrieb oder die Zärtlichkeit für ihre Jungen veranlaſſet. Denn faſt bei allen, ſogar bei den ſanftmüthigſten Thieren, pflegen zur Zeit ihrer Brunſt die Männchen eine Art von Muth und alle Weibchen zur Vertheidigung ihrer Nachkommenſchaft, eine ſonſt ungewöhnliche Wildheit anzunehmen."

Die Härte, von der hier geſprochen wird, ſoll darin beſtehen, daß die alten Adler ihre Kinder aus dem Horſte werfen, von ſich verſtoßen und in ihrem Revier nicht mehr dulden, eine Behauptung, die durchaus falſch iſt. Wie manchen Tag habe ich damit zugebracht, in einem verborgenen, natürlichen oder künſtlichen Schlupfwinkel die häusliche Wirthſchaft dieſer Thiere mit meinem Fernglaſe zu beobachten. Ich habe nicht das, ſondern ganz das Gegentheil geſehen. Wenn die Jungen flicke ſind, lockt ſie der Alte aus dem Horſte, und peitſcht ſie auch wohl, wenn ſie ſeine Lockungen nicht verſtehen wollen, mit Flügelſchlägen hinaus. Die Folge beweiſet aber offenbar, daß dieſes nicht geſchieht, um ſie zu verjagen, ſondern erſt, um ſie ſich ihrer Flügel bedienen zu lehren, und dann ſie zum Raube anzuführen; denn ſobald ſie ihr Penſum verrichtet haben, dürfen ſie zum Horſt zurückkehren, wo ſie dann den Tag über ungehudelt bleiben. Dieſes geht ſo fort, bis die Jungen eingeübt ſind. Aber auch dann trennen ſie ſich keineswegs und bleiben nicht ſelten nicht blos über Jahr und Tag beiſammen, ſondern fliegen auch gemeinſchaftlich auf Raub aus.

Hätte Büffon alle Jahre ein paar Monate auf dem Lande zugebracht, und alle Tage ein paarmal die Naſe zum Fenſter hinausgeſteckt, ſo hätte er ſicher mehr als einmal nicht ein Paar, ſondern mehrere zugleich über den mit Geflügel bevölkerten Höfen ſchweben geſehen. Dieſe ſind gewöhnlich die Alten mit ihren ausgewachſenen auch überjährigen Kindern. Und wenn ſie ſich endlich trennen, ſo geſchieht dies nicht im mindeſten aus Ungeſelligkeit, ſondern wegen Mangel an Aeſung.

Wer ſich davon überzeugen will, beliebe nur nach Siebenbürgen zu kommen, und er wird die Adler in zahlreichen Geſellſchaften beiſammen ſehen. Vor ein paar Jahren ſah ich bei Mühlenbach über zweihundert kleine Steinadler auf beiden Seiten der Heerſtraße ruhig ſitzen. Ich fuhr mitten durch ſie hin, ſie waren weniger ſcheu als es die Krähen und Elſtern gewöhnlich ſind, und blieben ſo nahe an meinem Wagen ſitzen, daß ich ſie nicht verkennen konnte. Zum Ueberfluſſe ſchoß ich jedoch einen, um volle Ueberzeugung zu haben. Daß dieſe Verſammlung einen Zweck hatte, iſt mir unbezweifelt, aber welchen? hatte ich nicht Zeit zu erforſchen. Eben ſo gewagt iſt die Meinung, welche Herr v. Büffon äußert, daß es keine Art weißer Adler gebe, daß dieſe Farbe vielmehr zufällig und eine Würkung ſtrenger Kälte ſey. Wahrſcheinlich iſt die Muthmaßung aus der Parität mit den weißen Füchſen, weißen Haaſen, weißen Wölfen u. ſ. w. hergenommen. Ich habe aber die Ehre, dem Schatten des Grafen und allen denen daran gelegen iſt, zu verſichern, daß es einen weiſſen Adler von beſtändigem Character, nicht im Norden, ſondern in unſerm gemäßigten Siebenbürgen ſtedt, vielleicht der ſtärkſte, grimmigſte und fürchterlichſte aller beſtehenden Raubvögel. Ich ſage dieſes nur im Vorbeigehen, bis die Umſtände reif ſind, um Alles zu ſagen.“

Literariſche Notizen.

Ein Correſpondent des Heſperus klagt, daß die Franzoſen ſich in Weſel eingeniſtet haben, in einer für Norddeutſchland ſo wichtigen Feſtung. „Ja, ſagt er, ſie blieben da und ſind noch da. „Schonung iſt eine Tugend, ſie kann aber auch „zur bereuenswerthen Thorheit werden. In einer „Feſtung von der Wichtigkeit wie Weſel, dürfen „vernünftigerweiſe keine Franzoſen ſeyn, es ſey „denn, daß ſie nicht Franzoſen im eigentlichen Sinne des Wortes wären; denn der würkliche „Franzoſe macht ſich eine Ehre daraus, „den Deutſchen überliſten und verrathen „zu können. Daß vielleicht in dieſem Augenblicke kein einziger dort verdächtig iſt, wollen „wir gern zugeben, daß ſie aber bei veränderten „politiſchen Umſtänden verdächtig werden, iſt notoriſch, und gewiß glauben wir nicht mit Unrecht, „daß ſie, ſobald ſich ihnen Gelegenheit darbietet, „auch gefährlich werden.“ —

Wir empfehlen allen Freimaurern eine belehrende Schrift des Freiherrn von Wedekind: Das Johannisfeſt in der Freimaurerei, mit Anmerkungen für nachdenkende Brüder. Da es blos als Manuſcript unter den Brüdern circuliren ſoll, ſo enthalten wir uns aller Auszüge in dieſem profanen Blatte, und erwähnen blos der ſehr wahren Bemerkung: daß der Unterricht vernachläſſigt wird, ſobald der Menſch aus den Jünglingsjahren tritt, da doch jede Stufe des Alters ihre eigene Beſtimmung habe, beſondere Anlagen entwickele, und einer eigenen Bildung bedürfe; weshalb nichts wünſchenswerther ſey als ein Inſtitut, welches den Unterricht über die allgemeine Beſtimmung des erwachſenen Menſchen dem Zufall entriſſe, und ihn jeder Lebensperiode anpaßte. —

Ein Herr Pfarrer **Blumhardt** hat Buchanan's neuſte Unterſuchungen über den gegenwärtigen Zuſtand des Chriſtenthums in Aſien aus dem Engliſchen überſetzt, und ſich dabei eine höchſt komiſche Nachläſſigkeit zu Schulden kommen laſſen. Im Original ſteht nämlich: Die Macht der Prieſter habe unter der verwittweten Königin (the queen dowager) wieder das Uebergewicht erhalten, allein Herr **Blumhard** macht daraus eine Königin dowager.

Nicht weniger als acht und zwanzig Sammlungen von allerley hiſtoriſchen Anecdoten aus der neuſten Zeit, ſind nun ſchon erſchienen, anfangs als Schlachtberichte, dann als Bemerkungen und Characterzüge, dann als Ameiſe, und nun als Echo aus den Sälen europäiſcher Höfe u. ſ. w. Lady Morgan, Buonaparte's Itineraire, des General Jomini Werk über den Feldzug von 1813 u. ſ. w., haben zu dem vor uns liegenden neuſten Hefte die Materialien geliefert; alſo würklich iſt das Ganze nur ein Echo, und nur für ſolche, die weder jene bekannten Schriften ſelbſt, noch in hundert Zeitſchriften Auszüge aus denſelben geleſen haben. Eine ſehr komiſche Nachläſſigkeit des Sammlers finden wir Seite 29 — daſelbſt wird erzählt, Napoleons Vater habe acht Kinder hinterlaſſen, worunter fünf Knaben und drei Mädchen waren. Alſo gab es, außer den fünf Knaben und drei Mädchen, unter jenen acht Kindern noch mehrere? —

Abraham, ein bibliſches Drama, hat unter vielen Fehlern den, daß es nicht bibliſch iſt. Der alte Erzvater unterhält ſich mit ſeiner Frau von der Liebe goldnen Myrthen und der Liebe goldnen Roſenzeit, und nennt den göttlichen Befehl, ſeinen Sohn zu opfern, eine unbekannte Stimme. Ey, wenn ſie ihm unbekannt war, warum gehorchte er ihr denn? Iſaak iſt ein frommer Knabe, allein die Herren Turner würden ſagen, er ſey von ſchaafiger Natur. Kurz, das Ganze ſieht aus, wie eins von den ſchwarzen, hölzernen, uralten Madonnenbildern, dem man eine heutige Robe angezogen. —

Es wird behauptet, die polniſche Literatur ſey jetzt ſehr lebendig, und liefere z. B. eine Menge Zeitſchriften, die den beſten deutſchen nicht nachſtünden. Wir können vor der Hand nur ihre Titel angeben. Im ruſſiſchen Pohlen erſcheint das Wilnaer Journal, ein Wilnaer literariſches Wochenblatt, Memoiren des Magnetismus, Neuigkeiten vom Straßenpflaſter und die Poloczker Monatsſchrift. Im Königreich Pohlen: die Warſchauer Memoiren, landwirthſchaftliche Memoiren, eine landwirthſchaftliche Zeitung, literariſche Uebungen, eine Warſchauer Monatsſchrift und eine Warſchauer Zeitung. In dem öſtreichiſchen Pohlen werden Lemberger Memoiren und eine Lemberger Zeitung gedruckt. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 31. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Kephalides Reiſen. (Fortſetzung.)

Ehre dem Ehre gebührt. Schon vor dem Jahre achtzehnhundert vier, baute Gemmellaro aus eignen Mitteln, in der Nähe des Philoſophenthurms, etwa dreiviertel Stunden unter dem hohen Krater des Aetna, ein kleines Häuschen zum Schutz der Reiſenden vor Schnee, Hagel und Ungewitter; als aber in demſelben Jahre ein Engliſcher Officier, Lord Forbes, die Wohlthätigkeit eines ſolchen Obdaches hatte einſehen lernen, bewog er den Don Gemmellaro, durch das Verſprechen bei ſeinen Landsleuten auf der Inſel eine Subſcription zu eröffnen, zum Aufbau eines bequemen Hauſes für die Reiſenden, nebſt einer Stallung für Saumroſſe und Maulthiere. Dieſer kleine Bau, der noch in demſelben Jahr beendigt wurde, wird jedem, der von Wind, Eis und Kälte bearbeitet am Kegel des Vulcans ankömmt, in ſeiner vollen Wichtigkeit erſcheinen. Obgleich nun der Beitrag des Herrn Gemmellaro ſelbſt den reichlichſten Engliſchen um das Dreifache überſtieg und obgleich er überdies noch die Mühe über ſich nahm, dem ſo ſchwierigen Bau, da alle Materialien weit herauf geſchleppt werden mußten, vorzuſtehen und, was noch mehr iſt, für die Unterhaltung des Hauſes und deſſen Reinigung von Schnee zu ſorgen: ſo pflegen die Engländer doch mit unbilliger Anmaßung dies kleine Aſyl „Haus der Engländer" zu nennen; die Bewohner des Aetna indeß nennen es billiger Weiſe „Haus des Gemmellaro" (Casa di Gemmellaro.) Jeder Reiſende erhält die Schlüſſel unentgeltlich dazu.

Das Thunfiſch-Netz. Eine Tonnara oder Thunfiſchnetz iſt höchſt ſinnreich zuſammengeſetzt, und gleicht einem ſchwimmenden Labyrinthe, (die Fiſcher nennen es Palazzino) aus welchem ſich der arme Fiſch, wenn er einmal bis in das letzte Gemach, die Todtenkammer genannt, gekommen iſt, nicht mehr heraus helfen kann. Ein Fiſcher ſteht mit unverwandtem Falkenauge beſtändig auf der Wache, und hat ſich dann die Todtenkammer gefüllt, ſo giebt er das Zeichen und ſeine Gefährten eilen herbei, um, unter dem Zuſchauen der verſammelten Menge, den Palazzino zu heben und die Thunfiſche grauſam zu tödten. Der Sägefiſch oder Schwertfiſch, ein großer Feind des Thunfiſches, verfolgt dieſen auf ſeinen Zügen und geräth daher oft in die Netze, welche eigentlich jenem bereitet ſind. Den Fiſchern aber iſt dieß ſehr unangenehm, da dieſer ſtarke Raubfiſch, mit ſeinem ſcharfen Gewehr, die Fäden des Netzes zerhaut und in dem Palazzino oftmals eine ſchreckliche Zerſtörung anrichtet; weshalb jene, ſobald ein ſolches Thier in die Tonnara eingetreten, dieſe den Augenblick heben müſſen.

See-Reiſe von Sicilien nach Neapel. Nachdem wir auch die lezten Anhängſel Siciliens aus den Augen verloren hatten, ſchwammen wir zwei Tage ohne eine Spur von Land zu ſehen, denn auch diesmal plagte uns der Gott der Winde, wie faſt immer, aufs boshafteſte, indem wir entweder gar keinen oder doch ſehr ſchlechten Wind hatten. Demohngeachtet war die Reiſe, theils um des herrlichen Wetters und milden Seehauches, theils um unſerer luſtigen zahlreichen Geſellſchaft willen, höchſt angenehm und vergnügt. Unſere Prinzeſſin, Signora Letizia, Marcheſa di Spacafora aus dem Hauſe der Commener entſproſſen, war ein ſehr liebenswürdiges, kluges und einſt vermuthlich bildſchönes Weib; ſie ließ ſich auf dem Verdeck ein Zelt aufſchlagen, und blieb deshalb in der geſunden Luft von der Seekrankheit verſchont, die die andern Frauen in der peſtilenzialiſchen Kajüte ſehr heftig bekamen. Wir machten dieſer Prinzeſſin abwechſelnd unſere Aufwartung, und ſie wußte uns herrlich zu unterhalten; leider nur litt ſie an der fallenden Sucht, einer Krankheit, die in Italien ſchrecklich häufig iſt, und dann gebärdeten ſich Ihre Durchlaucht ganz raſend. Oft zeigte ſie ſich indeß, auch ſelbſt wenn ſie bei Verſtande war, ziemlich eigenſinnig; als z. B. da ein Mal der Wind ein wenig friſch blies und das Schiff etwas ſchief auf die eine Seite hing, verlangte ſie durchaus, wir ſollten ſtill halten, nicht anders als ob ſie in ihrer Kutſche auf der Marina in Palermo ſpazieren führe, und doch mochte wohl dreiſſig deutſche Meilen in die Runde kein Land zu finden ſeyn. Als ihr jedoch der Hauptmann vorſtellte, daß, wenn wir die Segel einzögen und das Schiff dem Spiel der Wellen preis gäben, ſie ohne Zweifel die Eingeweide von ſich geben würde, ſo ließ ſie es ſich endlich gefallen, daß wir weiter fuhren. Die Officiersfrauen, unter denen ſich ein Paar erträgliche befanden, lagen auf Matratzen in der Kajüte, wie Heringe über einander geſchichtet, und waren ſchwach und jämmerlich krank, ſtöhnten, ſeufzten und ihr Uebelbefinden ſchuf dies kleine, nette Gemach zu einem Peſtloche um; gieng überdies das Schiff etwas ſchief auf der Seite, ſo kollerten ſie unter kläglichem Wimmern über einander hin. Eben ſo gräßlich ächzten ihre Zofen, von denen ihre Gebieterinnen umſonſt Hilfe erwarteten, am unruhigern Vordertheil, in der Matroſenkajüte, die unſere Seeleute aus Galanterie ihnen eingeräumt hatten; ſolchergeſtalt ſah es überall, außer auf dem Verdeck, wie in einem häßlichen Lazareth aus, alles brach ſich, ſeufzte, ſtöhnte und war blaß anzuſehn wie der Tod, ausgenommen ein wunderſchönes Mädchen von zehn Jahren, die Tochter eines Neapolitaniſchen Hauptmanns, eine blauäugige Blondine mit deutſchem Körper, vielleicht weil ihre Eltern Schweizer waren, aber mit völlig italiäniſcher Seele. Sie ſprang munter wie eine Gazelle umher, band mit jedem an, kümmerte ſich um keinen etwas, ſie pfiff und ſang ganz allerliebſt einem tanzenden Hunde vor, dem ſie bisweilen die Flöhe ablas, dann ſpielte ſie wieder mit ihrem Liebling, einer ägyptiſchen Ziege, und lief halb nackend im Schiffe umher, ohne daß ſie jemand zu halten im Stande war, und Queckſilber wäre ſchwerfälliges Bley gegen die kleine Conceltina zu nennen geweſen. Wir Männer waren alle ſehr wohl auf und ließen uns die Alici oder Sardellen, und das Rindfleiſch in dreierlei Geſtalt, womit uns der Patron täglich bewirthete, wohlſchmecken; nur des Nachts befanden wir uns etwas übel, denn wir lagen auf ſtinkenden Wolljäcken und Fellen im erſtickenden Schiffsraum aufgeſchichtet; wer Platz haben wollte, mußte ſich in dieſen unglücklichen Schlund bei Zeiten hinab begeben, dann aber fielen Millionen Flöhe mit unglaublicher Wuth dieſes vereinzelte Schlachtopfer an; ging man ſpäter hinab, wenn die Flöhe ſich ſchon ihre Beute gewählt hatten, ſo lief man Gefahr gar keinen Platz zu bekommen, oder höchſtens einen, wo jedes Gelenk des Körpers mit einer beſondern Unterlage von verſchiedenem Niveau zufrieden ſeyn mußte. Auf dieſen heilloſen Schiffslagern lernt man erſt Gott und ſeine Heiligen anrufen, und die Wonne, auf den harten Kiſten des Verdecks zu ſchlafen, muß man ſich, theils um der auf dem Mittelmeere höchſt gefährlichen Nachtluft willen, theils weil die Matroſen beim Bedienen der Segel einem den Bauch eintreten würden, verſagen. Uebrigens waren wir, beſonders an den göttlichen Abenden, wo über den unabſehbaren blauen Feldern der See die goldene Kugel des Mondes aufs lieblichſte ſchimmerte, ſehr froh. Die gute Prinzeſſin machte jeden Tag ihre Toilette aufs ſorgfältigſte, und ließ deshalb ihr Zelt mit Flören und Tüchern verhängen, die ſie aber nicht beſſer verbargen, als nach Arioſt's Worten, helles Glas Lilien und Roſen.

Die Lazzaroni. Nachdem in dem ungeheuren Wettrennen vom Po bis Neapel die Armee des Mürat ſich gänzlich aufgelößt hatte, das kaiſerliche Heer aber, trotz aller Anſtrengung, nicht im Stande geweſen war, jene einzuholen, und alſo in ſofern immer beſiegt wurde, fing natürlich auch in der Stadt ſelbſt die Regierung Joachims ſchrecklich zu ſchwanken an, und da ſie den meiſten wirklich verhaßt war, indem die Italiäner in jeder Abwechſelung Erleichterung ſuchen und wenigſtens Unterhaltung finden, den anders Geſinnten aber pflichtmäßig verhaßt ſeyn mußte: ſo ergriffen die Lazzaroni in dieſer Zwiſchenzeit, als Mürat ſchon geſtürzt, die Oeſtreicher aber noch nicht eingerückt waren, unter dem Vorwand, die Bourbonen auf den Thron einſetzen zu helfen, die vortreffliche Gelegenheit, Neapel in Brand zu ſtecken und ſoviel als ihre Arme vermögten zuſammen zu rauben. Sie verſammelten ſich deshalb unter ihren Häuptern, denn jedem der einzelnen Stadtviertel iſt ein Capolazzarone vorgeſetzt, mietheten im voraus Magazine für den Raub und vertheilten die Regionen der Stadt planmäßig zur Plünderung unter ſich. Außerdem verbanden ſie ſich, durch eine geheime Verſchwörung, mit den vielen tauſend Gefangenen, die aus dem ganzen Königreiche im Caſtell del Carmine verſammelt ſind, und wären dieſe Hunde los gekommen, ſo würden ſie das unglückliche Neapel gleichſam in Stücken zerriſſen haben. Die Bürger unterdeß bildeten ſogleich aus ihrer Mitte eine tüchtige Garde, zu der ſich eine Menge Officiere der zerſprengten Regimenter geſellten, und dieſe wurden damals die Retter der Stadt. Die Gefangenen im Caſtell del Carmine hatten durch die Treuloſigkeit eines Gefangenwärters ſich ihrer Bande entledigt und waren ſchon bis in den erſten Hofraum vorgedrungen, als die Burgergarde in der größten Eil einige Haubitzen auf dem Dach des nächſten Hauſes aufpflanzte, und theils von hier herab mit Granaten, theils durch die Gitter der Fenſter mit kleinem Gewehr ſo lange unter dieſe Geſellen ſchoß, bis die, welche nicht todt oder verwundet waren, ſich freiwillig in ihre Löcher zurückflüchteten. Ein eben ſo lebhafter als glücklicher Feldzug wurde gegen die Lazzaroni unternommen; wo man einige dieſer armen Teufel zuſammen fand, ſchoß man ſie ohne Umſtände nieder, und es iſt ſehr glaublich, daß viele dieſer Unglücklichen der Privatrache unſchuldig geopfert wurden; wiewohl ſie ſich auch ihrerſeits mit Steinen, Piſtolen und Dolchen zur Wehre ſetzten und manchem von der Bürgerwache in die Ewigkeit halfen. Endlich nach einer angſtvollen Woche rückten die Oeſtreicher, ſo breit wie der ganze Toledo, ein, ſchoben auf ſolche Weiſe alles Geſindel mit einem Male aus dieſer wichtigen Straße hinaus und vertheilten mehrere Pikets ungariſcher Huſaren an die Straßenecken, die noch eine erkleckliche Menge Lazzaronen zuſammen hieben, worauf es etwas ruhiger wurde. Demohngeachtet ſchützte vor den wüthenden Mishandlungen derſelben nichts als die Sicilianiſche oder Oeſtreichſche Cocarde, ſie riſſen z. B. allen Militärs franzöſiſche Orden ab, welche Unordnungen noch viele mit dem Tode büßen mußten; ihr Haupt-Anführer war ein fanatiſcher Pfaffe — Ueberhaupt iſt die Lebhaftigkeit dieſer Volksklaſſe außerordentlich; ſie legen jedem Dinge eine Seele bei und verfluchen auf die Weiſe die Seele der Citrone, des Brodes, des Tiſches, aber auch wohl ihrer Eltern und Chriſti ſelber.

Die Cicaden. Auf den dicht belaubten Bäumen ſchlagen zahlloſe Cicaden mit ungeheurem Geſchnatter, ſo daß ſie das Ohr faſt betäuben. Wenn dieſe ſchwirrenden Thiere wirklich die „[illegible]" des Theocrit und anderer ſind, ſo iſt ſchwer zu begreifen, warum dieſer Dichter ſo wohl, als auch unſer Anacreon ſie in dem Sinne, wie wir die Nachtigallen, preiſen, denn bei dem beſten Willen kann man in dem Schrillen dieſer Thiere nicht das geringſte Geſangähnliche oder nur überhaupt es angenehm finden. Sie ſitzen immer, wie die alten Dichter ſagen, auf Bäumen, ſelten im Graſe, und leider gelang es uns nie eins derſelben zu fangen.

Calabrien Wir haben freylich nur ein ſehr kleines Stück von Calabrien geſehen, allein ſchon dieſes war ſo anmuthig durch die ſanfteſten Farben und, was in Italien ſelten iſt, durch herrlich grünende Wälder, daß wir es von Herzen gern ganz durchreiſet hätten; beſonders da uns auch der Character ſeiner Bewohner, ſobald man ſich nur an ihre Schlagetodsmienen etwas gewöhnt hat, im beſten Lichte erſchien. Die Calabreſen gehen nie ohne Flinten aus, ſchießen vortrefflich, und da ſie überdies noch ſtark und gewandt ſind, ſo ſollten ſich aus ihnen gute Tirailleurs bilden laſſen. Der Pulcinell, eben jener bekannte, witzige Hanswurſt mit der ſchwarzen Maske, der ganz Italien von den Alpen bis Kap Spartivento hin beluſtiget, iſt offenbar aus einem Calabreſiſchen Bauer entſtanden, wie die ganze Tracht und beſonders der ſpitzige Hut beweiſet, den man ſonſt nirgends findet. Die Calabreſen, welchen wir begegneten, waren alle ſehr freundlich, grüßten immer aufs höflichſte, zeigten uns am Silarus oder Seln den Weg mit gröſter Gefälligkeit und unterhielten ſich mit uns traulich, wie biedere Deutſche; ja als wir im Büffelhaus an der Fahre des Silarus friſches Waſſer ziemlich weit herholen ließen, waren die Leute nicht einmal zu bewegen, ein kleines Trinkgeld anzunehmen, welches in Italien bekanntlich etwas Unerhörtes iſt; dazu kam vielleicht, daß ſie im Ganzen damals den Deutſchen wohlgewogen waren.

Gutmüthigkeit der Italiäner. Zu uns hatte ſich auf der Straße ein munterer Alter, der Holzhandel in Caſtellamara trieb, geſellt; er ließ ſich mit uns in lebhafte Geſpräche ein, erkundigte ſich nach allen Pflanzen und Thieren, nach allen Chriſten und deren Sitten in unſerem Himmelsſtrich, wie ſie lebten, was ſie äßen, und verwunderte ſich über die Maaßen, als er erfuhr, daß das Volk bei uns keine Maccaroni ſpeiſe; „aber mein Gott was eßt ihr denn?" frug er. Unvermerkt gewann er uns dabey, noch ehe wir Caſtellamare erreichten, ſo beſonders lieb, daß er hernach ſeinen Holzhandel gänzlich im Stich ließ und uns eine Barke für Sorrent miethete, deren Patron er uns mit den Worten „es ſind meine Angehörigen, lieber Bruder," ans Herz legte; hierauf faßte er uns am Arm und zeigte uns ehe wir abfuhren alle Merkwürdigkeiten von Caſtellamare. Wir mußten ihm unſere Vornahmen nennen; über den einen, Don Agoſtino, verwunderte er ſich laut! „Ach welcher ſchöne Heilige," und nun rief er uns alle Augenblicke: bald dahin bald dorthin „Don Guglielmo, Don Federigo, kommt hierher, ſeht hier den großen Markt von Caſtellamare, allwo man Kohl, Schoten, Orangen und alles, alles kauft." Höchſt ſonderbar und ausdrucksvoll waren zugleich die Geberden, welche der Alte dabey machte. Er führte uns zu den entfernten mineraliſchen Bädern, und ſogar an Bord eines Kriegsſchiffes von acht und ſechzig Kanonen, der Veſuv genannt, das eben erbaut wurde und ließ nicht ab, bis wir ganz Caſtellamare durchkrochen hatten. So thätige Freundlichkeit und Gefälligkeit, wie ſie uns von dieſem Manne, den wir ſeit einer Stunde kannten, zu Theil ward, würde kein Deutſcher einem andern erwieſen, er müßte ihn denn von innen und außen kennen; und darum iſt eben das Reiſen in Italien, wenn man gewiſſe Seiten dieſes Volkes zu behandeln verſteht, das angenehmſte, das man ſich denken kann. Selten wird der Reiſende durch ein grämliches, bleyernes Betragen beleidigt, dagegen begegnen ihm deſto häufiger ſcharf gezeichnete, lebendige Charactere mit Cervantiſchen Umriſſen, voll hoher Natur und Naivetät und wenn auch freylich dies Volk, wie manchmal geniale Leute, herunter gekommen iſt: ſo ſchien uns doch der Kern der Nation noch immer eigenthümlich, ſicher, voll Kraft und Tiefe und zu den größten Dingen geſchickt zu ſeyn. Um unſerm Alten wenigſtens eine kleine Höflichkeit zu erzeigen, wollten wir ihn im Kaffee-Haus bewirthen, allein er lehnte es mit hochmüthiger Miene und der Entſchuldigung ab, „es iſt jetzt nicht meine Stunde.“ Endlich ſchifften wir uns ein; der Alte ſegnete uns, zeichnete ein halbes Dutzend Kreuze über uns, empfahl uns dem ſorgfältigen Schutze der heiligen Jungfrau und verſprach zu warten, bis wir von Sorrent nach Caſtellamare zurückgekehrt ſeyn würden, damit er uns nach Torre dell' Annunziata begleiten könne, „denn er bemerke an uns caratteri sublimi.“

Sorrent. Nichts gleicht der Ausſicht von dem Balcon des Hauſes, das einſt dem Torquato Taſſo, jetzt alten Weibern als Spital, ein Obdach gewährte.

Der Eremit auf dem Veſuv. Da wir gern den Sonnenuntergang vom Veſuv herab angeſehen hätten, ſo machten wir uns Nachmittags um drei Uhr auf; die Sonne ſelbſt ſchien ſehr heiß, die Lavaaſche aber, in der wir wateten, glühete beinahe völlig, und wir müſſen aufrichtig geſtehen, daß wir bis zum Eremiten hinauf, in Geſellſchaft des Sadrach, Meſech und Abednego zu ſeyn vermeinten. In Strömen floß der Schweiß, als wir bei dieſem alten Gauner anlangten, der uns mit ſeiner Fior d'Olanda, d. h. holländiſchem Käſe, und ſeiner lagrima Christi, dem heilloſeſten Krätzer, der jemals unſere Zunge geätzt hatte, bei einem Haare die Peſtilenz in den Leib gejagt hätte. Selbſt die begehrlichſten Gaſtwirthe in Italien begnügten ſich doch höchſtens mit einigen hundert Procenten Gewinn. Dieſem Spitzbuben aber, den einige empfindſame Reiſende zu einem liebevollen einſiedleriſchen Alten und Pfleger aller Fremdlinge elegiſiren, waren ſelbſt mehrere tauſend Procente nicht recht genug. Der elende Landwein, vino nostrano, den er ſich aus Reſina heraufſchleppen läßt und mit ein paar Kreuzern bezahlt, trichtert er den unglücklichen Reiſenden, als Thränen unſers Herrn, für doppelt ſo viel Scudi ein, und fordert man eine Rechnung, ſo ſchlägt er vor Entſetzen die Hände zuſammen, verwirrt die beſcheidenen Fremden, und prellt ſie ärger als die Tuchkrempler in Segovien den Sancho Panſa. Da wir bei dieſem ehrlichen Manne viermal eingekehrt ſind, ſo haben wir hinlänglich Gelegenheit gehabt, ſeine Taktik zu ſtudiren. Das Fremdenbuch des Alten iſt, ganz eben ſo, wie alle ſolche Bücher, in denen ſich hohe und niedrige Gäſte Zeugniſſe über ihre Trivialität und Geſchmackloſigkeit auszuſtellen pflegen, voll Albernheiten, von denen nicht die kleinſten ein öſterreichiſcher Rittmeiſter ſo eben eingeſchrieben hatte. Er rühmte ſich, ſeine Tabackspfeife am Crater des Veſuvs angezündet zu haben, und ſetzte zum Schluß noch hinzu: „Vivat Gott und Toskana-Dragoner;“ ſo bringt auch ſelbſt der Donner eines Vulkans die Leute nicht zum Verſtande.

Stimmung der Neapolitaner bei den neueſten Kriegs-Angelegenheiten. Die Neapolitaner, ſo getheilt auch ihre Geſinnung hin und wieder ſeyn mochte, ſtrömten herbei, gaben die allerſeltſamſten Commentare zu den Armeeberichten Preis, ſchienen aber doch allemal eine große Meinung von der Tapferkeit der Deutſchen zum Nachtheil ihrer eigenen Landsleute gewonnen zu haben, was ſie ganz unverhehlen ausſprachen; denn als wir z. B. einſtens einer trefflichen Abendmuſik nachzogen, welche die Oeſterreicher ihrem General Neipperg in Begleitung einer Neapolitaniſchen Truppe brachten, ſchrie ein Weib aus dem Haufen der Zuſchauer, welche die Haltung der Oeſterreicher bewunderten, den Neapolitanern gerade unter die Naſe. „Jene ſind Soldaten, Ihr aber ſeyd Pinſel“ (cazzi). Sonſt waren innerhalb wenig Wochen die Neapolitaner ihrer Oeſterreichiſchen Beſchützer herzlich überdrüſſig; denn obgleich ſonſt ehrliche Guthmüthigkeit ein bekannter Zug der Oeſterreicher iſt, und ihnen die Neapolitaner die Herſtellung ihres Thrones und vielleicht die Erhaltung ihrer Stadt dankten, ſo fehlte es doch nicht an häufigen Reibungen. Der Neapolitaner nimmt ſich nichts übel, und läßt ſich ſehr ungern in die Feſſeln irgend einer Ordnung, geſchweige denn einer ſtreng militäriſchen, wie ſie die Oeſterreicher damals handhabten, ſchlagen, überdieß wurde ihnen oft mit ein wenig plumpem Stolze begegnet, wer etwa anderer Meinung war, an öffentlichen Orten oft gemißhandelt, und um ſie zu demüthigen, ſprachen die Oeſterreicher überall ſehr viel von den Thaten, die ſie im fernen Norden verrichtet hätten, und wir müſſen aufrichtig geſtehen, daß es auch uns wehe that, dies geniale Volk, das von ſelber ſpricht, wie Shakesſpeare ſchreibt, von roher Maſſenkraft etwas hudeln zu ſehen. Die Oeſterreicher erzählten uns eine Menge Kriegsanecdoten von Mürat und ſeinem Heere, welche aber keineswegs, wie ſie ſollten, die Feigheit und Elendigkeit des Neapolitaniſchen Volkes, ſondern nur die entſchiedene Auflöſung aller Zucht und Ordnung bewieſen, und der tapferſten Armee würde unter ähnlichen Umſtänden vermuthlich ganz daſſelbe begegnet ſeyn, und dazu kam noch, daß jene doch nur mit halbem Herzen an Mürat hing.

Der Pabſt. Unſer gefälliger Banquier wollte uns Gelegenheit verſchaffen, Sr. Heiligkeit zu ſprechen; da wir indeſſen Dieſelbe bei unſerer erſten Anweſenheit in Rom mehrere Male in ihrem völligen Glanze geſehen hatten, und wir in Rom die unſchätzbaren letzten Augenblicke nicht verſchwenden wollten, ſo lehnten wir das Anerbieten ab, obwohl damals bei der Anweſenheit ſo vieler Oeſterreichiſchen Militärs ſich täglich dem Pabſte ein halbes Dutzend Fremde vorſtellen ließen. Unter andern wünſchte auch ein Böhmiſcher Lieutenant, der, außer ſeiner Mutterſprache, kein anderes Wort verſtand, bei Sr. Heiligkeit Audienz zu erhalten. Man hatte den Pabſt, deſſen Gefälligkeit niemanden abweiſet, im Voraus unterrichtet, wie ſchwierig die Unterhaltung mit dieſem Stockböhmen ſeyn würde; als daher die Audienz eröffnet wurde, ſprach Sr. Heiligkeit etwas verlegen zu dem Lieutenant, indem Sie ihm freundlich auf die Schulter klopften, blos die Worte: „bravo guerriere, bravo guerriere.“ Der treuherzige Böhme faßte hierauf ſchnell die Hand Sr. Heiligkeit, ſchüttelte ſie derb und ſprach: „bravo Papa, bravo Papa,“ worüber der Pabſt herzlich lachen mußte, und ſo ſchieden beide von einander.

Patriotismus der Italiener. Die Italiener haben von dem in Deutſchland zu unſerer Zeit rege gewordenen, vielleicht oft etwas zu ideellen Patriotismus rein keine Vorſtellung, was wir unter andern in Neapel erfuhren: ein junger braver Oſtpreuße, der ſich ſeit langer Zeit dort aufhält, bedauerte es in Gegenwart eines Neapolitaners, daß es ihm die groſſe Entfernung unmöglich gemacht habe, ſich mit als Freiwilliger unter die preußiſchen Fahnen zu ſtellen, und führte, als der Neapolitaner dies nicht recht begreifen konnte, die Römer zum Beiſpiel auf, die gleichfalls, wenn es das Vaterland galt, keine Gefahr und Aufopferungen geſcheut hätten. Bei dieſen Worten fing der Römer an zu lächeln, mit der Zunge ſchnalzen, das Kinn zu ſtreichen und antwortete ganz ſpöttiſch: „Es iſt aber auch bekannt, wie abergläubiſch die Römer waren.“ Dieſe Antwort gäben wohl jetzt die meiſten Italiener.

Die Florentinerinnen. Die Frauen ſcheinen in Florenz, mit Ausnahme der Römerinnen, wohl die ſchönſten von ganz Italien zu ſeyn; in den Hallen der Uſizi ſahen wir alle Tage eine zahlreiche Menge artiger Damen auf und nieder wallen, darunter einige vollkommen tadelloſe Engelsgeſichter angetroffen wurden. Wahrlich die köſtliche Halbinſel ſchmückt ſich in Rom mit ſtrahlenden Diamanten, in Florenz mit lieblichen Perlen; die Florentinerinnen ſind zart, anmuthig und liebreizend, die Römerinnen ſiegreich ſchön, voll Huld, unwiderſtehlich.

Der katholiſche Gottesdienſt. Je öfter wir Gelegenheit gehabt haben, uns an dem würdevollen Anſtande und der erhabenen Feierlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes in unſerm Vaterlande zu erbauen, deſtomehr mußten wir uns wundern, daß er in Italien, ſeinem rechten Vaterlande, ſo ſehr entſtellt worden iſt; ja nicht einmal erträgliche Muſik erhebt unſere Seele in italieniſchen Kirchen, ſie trompeten und pfeifen ungebührlich, als ob es zur Oper ginge, und ſpielen auf der Orgel wie zum Tanze auf. In San Luigi de' Francesi zu Rom haben wir zur Ehre der Bourbonen eine völlige Opernmuſik aufführen hören, und da wir gerade in Italien das Höchſte der heiligen Muſik oftmals zu hören glaubten, iſt es uns beinahe nur ein einziges mal, freilich in faſt göttlicher Vollkommenheit, in der Sixtiniſchen Kapelle erſchienen. Der Papſt thut wirklich ganz recht, daß er die Blasinſtrumente aus den Kirchen auf die Tanzböden verbannt, und Gott allein durch die Kehlen trefflicher Sänger geprieſen haben will.

Dichter-Wettſtreit zu Piſa. An der Brücke, über welche das Volk hinausging, ſtand der Gefangenthurm; hinter dem Gitter des Gefängniſſes erſchien ein Soldat, den man um ſeiner Neigung für Buonaparte willen eingeſteckt hatte. Singend und im Recitativ improviſirend, rief er die Vorübergehenden an, daß ſie, die der Freiheit und Fröhlichkeit des ſchönen Tages genöſſen, ihm, dem traurigen Gefangenen ein kleines Allmoſen nicht verſagen möchten. Die Verſe, in welchen er ſeine Bitte abſang, waren beredt, und wir hörten ihm eine Weile mit Theilnahme zu. Als wir aber nach einigen Stunden wieder zurückkehrten, war der Auftritt ſehr unterhaltend geworden. Auf dem Geländer der Brücke ſaß ein ganz gemeiner Kerl, mit ziemlich lumpiger Drapperie angethan, mit dem gefangenen

Soldaten im lebhafteſten Wechſelgeſange begriffen, und umgeben von einem Haufen Volks, das dieſem Dichter-Wettſtreit mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhörte und, wahrſcheinlich aus reinem Kunſt-Intereſſe, denn neu war für die Piſaner dies Schauſpiel nicht, kein Wort fallen ließ. Mit ſanfter und durch das mehrſtündige Singen etwas gedämpfter Stimme beklagte der Gefangene in rührenden Worten ſein Schickſal, daß ihm nicht vergönnt ſey, wornach er ſich einzig ſehne, als tapfrer Soldat in der Schlacht zu ſterben. „Ach! rief er aus, voll Trauer und Schmerz iſt meine Bruſt! Meine Hände ſind von ſtarken Banden gefeſſelt!“ Dagegen tröſtete ihn der Sänger auf dem Brückengeländer: „Sey getroſt, lieber Bruder, bedenke, wie viel edle Helden ſchon Bande trugen, und du beſitzeſt noch überdies die göttliche Gabe der Dichtung, die dein Herz mit Freiheit und Wonne erfüllen muß, du ſcheinſt mir ein einſamer Petrarca und Torquato zu ſeyn.“ Lauter Beyfall tönte von allen Seiten, aber beſonders auf uns, die wir eine ähnliche Scene noch nicht erlebt hatten, fiel die ganze Gewalt dieſer aus dem Herzen quellenden Worte. Die beiden Sänger geriethen, durch den Beifall aufgemuntert, ins größte Feuer und, ohne daß ſie nur einen Augenblick geſtockt und ſich ein wenig beſonnen hätten, ſchufen ſie ihre Verſe, die faſt nie ohne Rundung und hin und wieder nicht ohne Dichteriſches Verdienſt waren, mit bewundernswürdiger Kraft der Phantaſie. Der Soldat beſonders träumte nur von Schlachten und Siegen, erhob die Tapferkeit des Agamemnon, Achilles, dagegen der Dichter auf der Brücke die Weisheit des Lycurgus, Minos und Homers erhob, und beide miſchten hernach den bunten Vorrath ihrer Ideen, Arioſtiſche und griechiſche Helden, auf das ſonderbarſte und erſtaunenswürdigſte unter einander. Da indeß der Soldat eine nicht recht dichteriſche Strophe geſungen hatte, ſtrafte ihn der andere und ſagte: „Wenn dein Reim nicht beredter iſt, ſo ſchweige; unmittelbar voll Kunſt aus begeiſtertem Herzen zu ſingen, das iſt Kraft, das iſt Tugend.“ Hierauf erſchallte wieder über dieſe, recht innig vom Volke gefühlte, Wahrheit lauter Beifall. Während der Zeit nahm ein altes Weib dem Sänger den Hut vom Kopfe, ohne daß ſich dieſer, da er eben voll Begeiſterung ſang, nur umgeſehen hätte, ging auf der Brücke herum und bat: „Gebt, Ihr Herren, etwas für den armen Poeten, er hat kein Maul voll Brod.“ Der Sänger, mit ausgeſtreckten Armen aufs Feurigſte zum Gefangenen hinauf redend, bemerkte wirklich kaum das Geſchenkte, ein Beweis, wie ſehr ſeine Seele hingeriſſen war, da ſonſt ein Italiener nicht leicht einen Heller überſieht, und läge er auch einen Büchſenſchuß von ihm entfernt. Andere ſammelten für den gefangenen Soldaten. Als das Avemariageläut ertönte, verlangte der Gefangenwärter, beide ſollten endigen, das Volk aber, dem dieſer Kampf unendlich gefiel, gab es nicht zu. Die Dichter ſetzten ihn deshalb noch lange fort; und, nachdem wir noch ein Paar Stunden zugehört hatten, verließen wir ſie im Dunkel der Nacht, von Zuſchauern reichlich umgeben, immer im Recitativ ſingend. — —

(Der Beſchluß folgt.)

Carl Friedrich von Baden.

Von des Freiherrn von Drais Geſchichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich vor der Revolution iſt jetzt der 2te und letzte Band heraus. Da ſie nach actenmäßigen Quellen bearbeitet iſt, ſo erhält ſie um ſo mehr Werth, als ſie das Bild einer Regierung liefert, der ein Regent über zwei Menſchenalter mit ſo viel Sorgfalt und inniger Theilnahme vorſtand. Es iſt wohl ſo ſelten nicht, daß Fürſten von lebhaftem Character nach Thätigkeit ſtreben, und oft mehr als zu viel ſelbſt regieren; aber wie theuer kömmt, bei großen Ländern, ihre Ruhmſucht den Völkern zu ſtehen; und wie oft ſieht man falſche Richtungen, die der Ehrgeiz kleiner Fürſten nimmt, wenn ſie das nach Außen glänzende, einer weniger bemerkten ſyſtematiſchen Wirkſamkeit im Innern vorziehen. Marggraf Carl Friedrich, nachher Grosherzog von Baden, fand ſeine ächte Fürſtengröße, und durch ſie den Ruhm der Mit- und Nachwelt, in der Beglückung ſeines Landes. Dieſer Zweck beſtimmte einzig und allein ſeine politiſchen Grundſätze und Schritte; und das Eigenthümliche ſeines Characters trieb ihn an, ſchöne Menſchlichkeit zu üben, wo ſich immer die Gelegenheit darbot. Wenn ſeine Geſchichte lehrt, daß es auch ſolchen Anſtrengungen ſchwer geworden, dem Ideal nahe zu kommen; wie viel weniger darf man ſich wundern, wenn in noch ſo emſig regierten Ländern das Ziel erreicht wird, wo mehr Ruhmſucht und Reformenwetteifer als reine Abſicht und Menſchenliebe die Triebfedern ſind. Aus der friedlichen Epoche der 1770r und 80r Jahre ſtammen eine Menge allmähliger und beſonnener Verbeſſerungen, wo der Wetteifer vieler kleinen Regierungen in Deutſchland für uns ſegenreich wurde. Damals ging Baden öfters mit gutem Beiſpiel voran, und andere Staaten ahmten nach. (S. 373.)

Herr von Drais geht in dieſer Schrift alle Verwaltungszweige einzeln durch, und ſtellt merkwürdige Reſultate von dem guten Erfolg der Verbeſſerungsverſuche und andern Regierungsanſtalten auf. Unter dieſen wollen wir hier nur der Aufhebung der Tortur, Einführung einer ſchonenden Executionsordnung, und die Aufhebung der Leibeigenſchaft erwähnen. Aus des Markgrafs Antwort auf die Dankſagungen des Landes (1783) dürfen wir wohl folgende goldene Worte in's Andenken bringen: „Daß das Wohl des Regenten „mit dem Wohl des Landes innig vereint ſey, ſo „daß beider Wohl- oder Uebelſtand in Eins zuſammen fließen, iſt bei mir, ſeitdem Ich meiner „Beſtimmung nachzudenken gewohnt bin, ein feſter Satz geweſen. Ich kann alſo, wenn Ich „etwas zum Beſten des Landes thun kann, dafür „keinen Dank erwarten noch annehmen. Was „Mich ſelbſt vergnügt und Mir Beruhigung giebt, „Mich der Erfüllung ein freies, opulentes, geſittetes, chriſtliches Volk zu regieren — nähert, dafür kann man Mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchſten dafür zu danken, der Mich die „Erfüllung meiner Wünſche hoffen läßt." Er ruft zuletzt (in dem eigenhändig verfaßten Aufſatz) „Menſchen aller Claſſen im Staat, Freunde, „Landsleute, freie deutſche Männer! — — vereiniget euere Kräfte mit den Meinigen, der Ich „nun bald 37 Jahre die Gnade von Gott habe, „unter ſeinem Seegen, jedoch nicht ohne Leiden, „Schmerz und Betrübniß, euch vorzuſtehen — vereinigt euch mit Mir zum allgemeinen Wohl! „Laßt mich den Troſt mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß Ich ein an Wohlſtand, Sittlichkeit „und Tugend wachſendes Volk zurückgelaſſen „habe."

Die Ordnung in der Verwaltung und ihren einzelnen Zweigen, verbunden mit einem mäßigen Hof- und Staatshaushalt, erhöhete den Flor des Landes, machte beträchtliche Cameral- und Fiscalaufopferungen und Erſparniſſe möglich, die ſich im Durchſchnitt der 70r und 80r Jahre, auf 200000 fl. jährlich belaufen haben, und dem Lande in den ſpäten Leidensjahren zu Gute kamen. — Man kann vermuthen, daß ein ſolcher Fürſt gut bedient war und gute Diener ſchätzte. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß er, ob er gleich ſo ſehr als möglich vermied, Diener zu entlaſſen, doch von der im Badiſchen hergebrachten vierteljährigen Dienſtaufkündigungs-Clauſel in den Anſtellungsdecreten nicht abging. Er glaubte, daß der Regent nie den Unarten von Individuen ausgeſetzt ſeyn dürfe, die darauf pochend, daß man ſie nur durch Urthel und Recht zu entlaſſen vermöchte, den innern vollen Trieb für den Dienſt ermatten laſſen könnten, daß aber kein Geſetz ſo viel beſtimmtes vorzuſchreiben vermöge, als der gute eifrige Diener ſich ſelbſt vorſchreibe. Trotz dieſer Clauſel drängte man ſich zu ſeinen Dienſten. Heut zu Tage ſcheint man von dem Satze auszugehen, daß die Regierungen nichts als Willkühr üben, und die Diener lauter fleißige und uneigennützige Engel wären. Nur durch Urthel und Recht ſoll eine Entlaſſung möglich werden. Da nun Urthel und Recht denjenigen böſen Willen verkehrter und launiger Diener, der ſich in tauſend kleinen drückenden, Menſchen und Geſchäfte verletzenden Unarten täglich äußern kann, nicht juriſtiſch zu erkennen im Stande iſt, ſo dürfen wir in unſern Tagen manche heimliche Seufzer und Klagen des Volks erwarten, wenn nicht wenigſtens durch wohlbedachte Dienſtinſtructionen und Disciplinar-Geſetze ein Damm gegen ſolche Beamten aufgerichtet wird, die auf ihre Rechte pochen, und ihre Pflichten bei Seite ſchieben.

Superlativ der Kunſt ein Buch anzupreiſen.

Unter dem Namen Timaleth iſt ein Jemand aufgetreten und hat ein Büchlein geſchrieben, betitelt: Pflicht-Befolgung das Seinige beizutragen, daß vier Schriften von Peſtalozzi gehörig — durchgedacht und beherzigt — wohl eigentlich verkauft werden. Kurze und lange Anpreiſungen von guten und ſchlechten Büchern waren wir längſt in unſern Zeitſchriften zu leſen gewohnt; aber daß Einer ein ganzes Buch ſchreibt, blos um mit dem aufgeblaſenſten Pathos einige Schriften eines Andern dem Publico zu empfehlen, das iſt wohl noch nicht da geweſen. Auch wir hegen hohe Achtung für Peſtalozzi, aber wenn wir ihn öfters unbändig rühmen hörten, wie hier geſchehn, ſo würden wir mißtrauiſch werden. Hat ſich doch der Verleger ſogar geſchämt, ſeinen Namen auf das Titelblatt zu ſetzen. Den Verfaſſer können wir mit vier Worten von Leſſing abfertigen: wer übertreibt ſagt nichts. Uns hat das Ding Ekel erregt, weil wir es ganz haben durchblättern müſſen; unſere Leſer ſollen wohlfeiler abkommen, wir wollen ihnen blos einige Proben auftiſchen, die ſie belächeln können. — „Welcher Machthaber ſich von Volks-Knackern bereden ließe, Peſtalozzi's heilige Schriften (!) nieder zu drücken, der würde ewig wachſende Reue in die Ewigkeit ſeines Bewuſtſeyns pflanzen, denn er hat das Gedeihen der Menſchheit gehemmt, und unter allen neuen Sonnen, auf allen neuen Sternen würde der Vorwurf fort wühlen und wachſen: ich habe, ſo viel an mir lag, das Gedeihen der Menſchheit gehemmt! ja, unter allen errungenen Seligkeiten, unter allen forcirten Anſtrengungen, das Geſchehene wieder gut zu machen, wird in ſeinem ewigen Gewiſſen dieſe unangenehme bleibende Vorſtellung fortwühlen und fortwachſen.“ — „Rühme ſich keiner, kein Mann, kein Jüngling, zumal kein Schriftſteller, er ſey mit dem Lichte ſeines Zeitalters wagerecht vorgerückt, wenn er von den vier heiligen Büchern Peſtalozzi's keine Notiz genommen hat.“ — „Ein fünftes (wie Gertrud ihre Kinder lehrt) erzählt, was von keinem Apoſtel und keinem Heiligen erzählt worden.“—

Der Verfaſſer geſteht zwar, daß „das ſublunariſche Reichsſiegel, die General-Unvollendung auch an dieſen heiligen Büchern haffte, dennoch ſollten alle Vernünftige ſie zum Eigenthum haben; denn — außer in Kant und Necker (?) — werde nirgends ſo viel Gediegenes, kräftig Heilſames beiſammen gefunden, u. ſ. w.“

Nebenher wird dem heiligen Bunde zu Gemüthe geführt, daß nunmehro aufhören müſſe, „die „Napoleoniſchen Quetſchungen des Correſpondirens „durch Schöpfungs-Widrige (?) Portolaſten — „das längere Dulden des See-Räuber-Unfugs, „der Barbaresken-Gräuel, der Schinderhanſe-Staaten in Nord-Afrika — das Napoleoniſche Prunken auf Koſten des Volks, unter dem Vorwande „wetteifernder Staats-Majeſtät mit andern Staats-Majeſtäten — die Lebens-Genüſſe, wodurch „andere Lebens-Genoſſen deſto mehr entbehren „müſſen — das Licht-Sperren — das Herrſchen „ſtatt zu Regieren — das geſetzloſe Belieben u. ſ. w.„

Bei einem Schwall von ſeltſamen neuen Worten, wie z. B. die umherſchleichende Filoſofismerey, wollen wir uns nicht aufhalten, ſondern lieber zur Erholung eine, gleichfalls hier angeführte, Stelle aus Engels Philoſoph für die Welt abſchreiben, welche im prophetiſchen Geiſte niedergeſchrieben wurde:

„Gerade dann, wenn die Sonne am klarſten „und ohne die mindeſten Dünſte aufgeht, iſt nicht „der beſte und heiterſte Abend zu erwarten; eben „der Nebelfreye, ſcheinbar reine Himmel geht „ſchwanger mit allen Schreckniſſen der Atmoſphäre, „mit Ungewitter, Platzregen, Stürmen, Schloſſen. „So wird auch nothwendig nach der vollkommenen, reinen Helligkeit des Unglaubens, aller „Unſinn, Wuſt, Gräuel des Aberglaubens wieder zum Vorſchein kommen.“ — (Wohl dir, braver Engel, daß du dieſen trüben Abend nicht erlebt haſt!)

Wer etwa zu wiſſen wünſcht, wo der Herr Timoleth zu ſuchen iſt, dem wollen wir deſſen eigne Anleitung dazu mittheilen. Er ladet nemlich den verehrungswürdigen Greis Peſtalozzi ein, hieher zu reiſen, und ſich zu freuen über den Einfluß einer lieberalen Regierung auf das Gedeihen der Menſchheit. „Hieher — fügt er in einer Note hinzu — Das gelobte Land iſt in Germanien, iſt in Europa ſo ausgezeichnet, daß es unter dieſem Rahmen leicht erkennbar iſt.“ Wir haben hin und her gedacht, wo dieſes gelobte Land zu ſuchen ſey, wir ſind aber nicht ſo glücklich geweſen es ausfindig zu machen. Vielleicht iſt es Einem unſerer Leſer vorbehalten.

Bemerkung.

Man hat uns erzählt, daß Jemand in der Zeitung für die elegante Welt ſich über unſere Weiſe im Plurali zu ſprechen luſtig gemacht hat. Dieſer Jemand iſt wohl kein Lateiner, ſonſt würde er ſchon aus Jani philoſophiſch-kritiſchem Schullexicon gewußt haben, daß die Römer ihr nos von ſich aus Beſcheidenheit gebrauchten, und ſo wollen auch wir es verſtanden haben.

Proteſtation.

Abermals ſieht der Unterzeichnete ſich genöthigt, gegen ein Schauſpiel zu proteſtiren, welches man am 13. Sept. dieſes Jahrs in Augsburg unter ſeinem Namen gegeben hat. Es iſt betitelt: Udalrich Markgraf von Mähren, oder die Räuber auf Eichhorn, großes, romantiſches Schauſpiel in 5 Acten von Auguſt von Kotzebue, (ſo ſteht auf dem Zettel) beſondere Vorſtellung bei aufgehobenem Abonnement. Es ſoll — wie man von Augsburg berichtet — das abgeſchmackteſte und ſinnloſeſte Machwerk ſeyn. Wie mag doch eine rechtliche Direction ſich dergleichen elende Behelfe erlauben? Kotzebue.

Druckfehler in No. 24. Pag. 183 Zeile 49, lies wird ſtatt würde.

Pag. 192 Z. 28, l. Statthalter ſt. Stadthalter.

Eben daſ. Z. 51, l. Bereicherungen ſt. Berührungen.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 32. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Kephaliſches Reiſen. (Beſchluß.)

Das Piſaniſche Schauſpiel will nicht viel zu bedeuten haben; dem ohngeachtet beſuchten wir es, denn eines Tages wurde auf einem ellenlangen Zettel angekündigt: „Federigo secondo Re di Prussia in Slesia o sia il gran legislatore nel campo.“ (Friedrich II. König von Preußen, in Schleſien, oder der große Geſetzgeber im Lager.) Darneben waren eine Menge Martern und Hinrichtungen abgebildet, man ſpießte, ſchund, verbrannte, henkte und köpfte, ſo daß wir ſehr neugierig waren, wie ſich dies mit der Geſetzgebung unſers großen Königs würde vereinigen laſſen. Im Stücke ſelbſt aber kam von alle dem nichts vor, es war nur der Köder für das Volk geweſen. Ein alter gedienter Colonello Storme übertrat, die Ehre ſeiner Tochter zu rächen, des Königs Duelmandat; die Tochter aber wußte den König, der eben aus der Schlacht ſiegreich nach Hauſe kehrte, dermaßen zu rühren, daß er einen Strom von Thränen vergoß, dem Vater verzieh, und den Verführer obendrein caſſirte. Der Schauſpieler, der den Friedrich ſpielte, führte die Eigenthümlichkeiten dieſes Monarchen, ſogar bis auf eine Menge Kleinigkeiten, ziemlich richtig durch, was uns in Piſa höchlich wunderte.

Sardiniſche Cenſur. Die Magra machte in der römiſchen Staatsgeographie die politiſche Grenze des römiſchen Nord-Italiens, heute iſt ſie die Zoll- und Mauthlinie des Königs von Sardinien. Die Sarzaneſiſchen Schiffer, die uns durch den Fluß gelootſet hatten, warnten uns ſogleich, alle Bücher, Kupferſtiche und dergleichen ſorgfältig zu verſtecken, wenn wir nicht derſelben fürs erſte beraubt werden wollten. Wir vermutheten hierunter einerſeits eine kleine Prellerey und zugleich glaubten wir nicht, daß man uns ein paar Landkarten oder Zeichnungen, einige lateiniſche und italiäniſche Klaſſiker, die man in allen Schulen lieſet und den unſchuldigen Guide — Voyageur wegnehmen würde; bald aber fanden wir, daß unſere Schiffer nur zu ehrlich mit uns umgegangen waren. Alles, was einem Buche ähnlich ſah, und wäre es vom heiligen Vater ſelbſt verfaßt geweſen, wurde, ohne daß man nur den Titel einer Anſicht gewürdiget hätte, im Namen Sr. Sardiniſchen Majeſtät eingezogen, ſollte zur Prüfung nach Genua an gewiſſe Jeſuiten geſandt, und von da, ein hundert und funfzig Meilen weit, auf unſere Koſten uns nach Hauſe nachgeſchickt werden, falls die frommen Väter nichts anſtößiges in einem Taſchenwörterbuch, dem Guide, dem Dante und dergleichen gefunden hätten. Dieſe impertinenten Grundſätze erfüllten uns mit Erſtaunen und Aerger; kaum waren wir im Stande, uns einiger verdrießlicher Worte in Bezug auf des Königs von Sardinien Majeſtät zu enthalten, erklärten, daß wir alle unſere kleinen papiernen Habſeligkeiten eher auf der Stelle verbrennen, als uns in dieſen ſeltſamen Befehl fügen würden, und verlangten die Vollmacht der Mauthbeamten, welche ſie zu dieſer Tollheit berechtigte, zu ſehen. Damit waren ſie ſogleich bei der Hand, denn ſie ſahen die große Unbilligkeit der Verordnung wohl ſelbſt ein. In dieſer Beſtallung war ihnen bei Strafe der Caſſation, einer Geldbuße von fünf hundert ſpaniſchen Thalern, und halbjährigem Gefängniß verboten, irgend ein Buch, welches es immer ſey, über die Grenze einbringen zu laſſen, daher ſie denn nun auch den Geiſtlichen das Brevier ohne Umſtände wegnehmen und an die Jeſuiten nach Genua zur Durchſicht ſchickten; ja die Gymnaſiaſten und Schulknaben, welche vom nördlichen Ufer der Magra ſich nach Sarzana, der Studien halber, verfugen, ſind genöthigt, wie uns nachher der brave Zolldirector von Sarzana verſicherte, ſich auf Umwegen zurück und nach Hauſe zu ſchleichen, weil, wenn ſie den Mauthbeamten in die Hände geriethen, dieſe ihnen den Cornelius Nepos, Phädri Fabeln und alle Abecebücher wegnehmen würden. In der That hatte der Grenz-Einnehmer, in deſſen Händen wir uns dermalen befanden, ſchon eine ganz artige Bibliothek von vielen Reiſenden aller Nationen zuſammen erbeutet, und wir mußten, trotz allem Verdruß, ein wenig lachen, da wir in dieſer Sammlung auch den Büchervorrath unſers lieben Sicilianiſchen Reiſegefährten, der zehn bis zwölf Tage früher als wir dieſe Cacus-Höhle paſſirt hatte, entdeckten. Da nun aus dieſer Höhle offenbar keine Erlöſung zu hoffen war, ſo begaben wir uns, von einer Zollwache begleitet in das Fegfeuer nach Sarzana zurück, wo wir um Mitternacht anlangten. Wir fanden des andern Tages an dem daſigen Obereinnehmer, oder wie man ihn nennen will, einen ſehr gefälligen, gütigen und gerechten Mann; er ſetzte uns noch einmal die Strenge des Geſetzes auseinander, und ſprach darüber mit großer Freimüthigkeit, konnte am Ende doch aber nur bedauern, das er nichts für uns zu thun im Stande ſey, dafern wir nicht einen Bürgen in Sarzana ſtellen könnten, der unter obiger Geld- und Gefängnißſtrafe dafür einzuſtehen ſich anheiſchig mache, daß kein Blatt von unſern Papieren, ehe wir Genua erreicht hätten, im Sardiniſchen Staate zerſtreuet würde. Nun denke ſich einer dieſe arge Forderung! wie ſollten wir, faſt ein paar hundert Meilen vom Hauſe, in einem kleinen Städtchen wie Sarzana, im Durchfluge einen Menſchen finden, der für einen Stockfremden eine ſo gefährliche Bürgſchaft zu übernehmen bereit wäre, die kaum ein Bruder für den andern einginge! Der ehrliche Accisrath der uns auf alle Weiſe gern geholfen hätte, wandte ſich an einen Schiffer, der uns ſchon früher ſeine Barke für Genua angeboten hatte, mit dem Vorſchlage, daß er unſere Sachen übernehmen und uns ſammt ihnen, in eigner Perſon, auf ſeiner Barke nach der alten Republik bringen ſollte; ſo konnte er die Bürgſchaft ohne Gefahr leiſten. Der Barcarol aber ſuchte anfänglich, da er unſere Verlegenheit wohl ſahe, dieſelbe zu benutzen, und verlangte das Doppelte des gewöhnlichen Ueberfahrgeldes; doch ließ er, als unſer Beſchützer ihm zuredete, ſehr bald von der Unbilligkeit ab, und wir haben nachher die größte Urſache gehabt, mit ihm zufrieden zu ſeyn.

Muſick. Es ſcheint als fühlten die Italiäner das Bedürfniß beſſerer Muſick und als verſtänden ſie ſie zu ſchätzen, wenn ſie ihnen geboten wird, wenigſtens hatte Mozart's Don Juan, als er einesmals, kurz vor unſerer Ankunft, in Neapel gegeben wurde, ſeine Wirkung auf das neapolitaniſche Volk gar nicht verfehlt: donnernde Eh viva's ertönten unaufhörlich dem braven Deutſchen zu Ehren. Denn das italiäniſche Volk hat die lobenswerthe Eigenthümlichkeit, ſich, bei gelungenen Stellen im Schauſpiel, ſehr bald des Dichters, noch leichter aber, bei ergreifender Muſick, des Componiſten zu erinnern und das unſterbliche Verdienſt der Erfindung nicht, wie bei uns wohl geſchieht, über dem geringern der bloßen Ausführung zu vergeſſen. Bekanntlich gilt der Ruf des Volkes: „Bravo Maëstro“ allein dem Componiſten.

Proſelyten. Jugendlich heiter und unumwunden zeigt ſich den Italienern das Leben in allen ſeinen Beziehungen, ſie kennen keine Myſtik und von unſerm neuerthümlichen Katholicismus haben ſie gleichfalls keine Vorſtellung, welches wir am deutlichſten aus dem Benehmen der Römer gegen deutſche Proſelyten erſehen konnten. Man findet nemlich in Rom eine große Anzahl junger Deutſcher, meiſtentheils Künſtler, die es, um zur wahren Anſchauung und innern Seele der Kunſt zu gelangen, für zweckmäßig erachtet haben, ſich der katholiſchen Lehre zu ergeben; ja einige derſelben haben ſich ſchon in mehrern Confeſſionen verſucht und an ſich ſelbſt die Kirchenhiſtorie compendiariſch durchgemacht. Ohne Zweifel meinten es die braven Jünglinge ſehr gut und man ſahe ſie überall eine erbauliche Frömmigkeit und Inbrunſt bezeigen. Die Römer aber wußten gar nicht recht, was ſie aus ihnen machen ſollten; beſonders fiel es ihnen auf, daß ſie ſich die Haare lang wachſen ließen, wie man es an Chriſtusköpfen zu ſehen gewohnt iſt; ſie gaben ihnen daher den Spitznamen: „Nazarener.“ Da nun aber dieſe Nazarener überdieß noch für dienlich fanden, aſcetiſche Verſammlungen zu halten, in denen ſie fromme und erbauliche Uebungen anſtellten, Inſtitute, an welche die Italiäner nicht von fern denken, ſo wurden die Römer wirklich aufmerkſam, traueten ihnen nicht viel Gutes zu und behaupteten wohl gar, dieſe Nazarener wären „una spezie di Frammassoni“ d. h. eine Gattung Freimaurer; ſo kamen dieſe ehrlichen Leute, ungeachtet ihrer frommen Beſtrebungen, in den ſchlimmſten Credit. Wir haben nachher gehört, daß die Nazarener ſich auch bis Florenz ausgebreitet und daſelbſt, zu nicht geringer Verwunderung der Florentiner, unſere neue ſlaviſch-deutſche Tracht angelegt haben.

Die Kloſterbrüder auf dem Bernhards-Berge. Bei Schneegeſtöber läuten ſie, zum Signal für arme Wanderer, beſtändig mit der Kloſterglocke, gehen mit Dienern und Hunden aus, um Verirrte zu ſuchen, niemals aber, behaupteten ſie, habe es Hunde gegeben, die dieß Geſchäft der Barmherzigkeit allein zu verrichten im Stande geweſen wären, mit Ausnahme eines einzigen, den ein Kloſterbruder mit vieler Mühe dahin gebracht hatte: es ſcheinen alſo die Erzählungen von den St. Bernhards-Hunden Apocryphen zu ſeyn.

Das Abendmahl von Lenardo da

Vinci. Mailands heiligſter Schatz iſt das unſterbliche Gemälde des Lenardo da Vinci, das große Abendmahl, welches uns bekanntlich durch den vortrefflichen Meißel des noch ſehr jungen Künſtlers, Herrn Paron in Rom, bei der großen Seltenheit und Koſtbarkeit des Morghenſchen Stiches, gleichſam auf's neue geſchenkt iſt. Das Gemälde iſt durchaus nicht ſo ganz verloſchen, als man gewöhnlich glaubt, beſonders mächtig tritt dieſes lebendige Drama hervor, wenn man ſich etwas entfernt von demſelben hält, ja es würde nicht einmal beſchädigt ſeyn, wenn man nicht in ganz neuern Zeiten auf eine unglaublich beſtialiſche Weiſe mit dieſem göttlichen Meiſterſtück umgegangen wäre. Der ſträfliche Leichtſinn der Dominikaner, in deren Speiſeſaal das Bild über dem Eingang gemalt iſt, und für deren pfäffiſche Eitelkeit die einfache Thür zu klein war, hat dem Bilde noch am wenigſten geſchadet und ihm blos einige untere Extremitäten geraubt, die ſich allenfalls entbehren ließen; allein nachher ſperrten die Franzoſen einmal einen Haufen öſterreichiſcher Kriegsgefangenen in dieſen Saal, welche, voll der äußerſten Brutalität, mit Steinen nach den einzelnen Köpfen warfen und beſonders den unnachahmlichen Kopf des Erlöſers, den noch kein Pinſel und kein Grabſtichel würdig abgebildet hat, auf's ſchmählichſte verletzten. Zu einer andern Zeit ließ man, mit der unverzeihlichſten Nachläſſigkeit, eine Menge Waſſers, das bei einer Ueberſchwemmung den Saal 3 bis 4 Fuß hoch angefüllt hatte, hier verdunſten, ſo daß die Kalkwände ſich ganz und gar mit einer Art von Tuff überzogen, die Farben des Bildes verwitterten, mehrere Figuren außerordentlich litten, und der heil. Bartholomäus, der ſtehende Apoſtel, welcher ſich am linken Ende der Tafel mit beiden Händen auflehnt, faſt ganz verſchwand. Der ehmalige Vice-König hat dieſe barbariſche Behandlung ſoviel als möglich dadurch wieder gut zu machen geſucht, daß er den feuchten Boden des Saales ganz heraus ſchaffen, trockenen hinein bringen und den nun, nach Aufhebung des Kloſters, öden Saal reinigen und verſchließen ließ, ſo daß man wenigſtens hoffen kann, das Gemälde werde nicht noch mehr verſchwinden.

Napoleons Circus. Napoleon hat den Mailändern, worauf ſie ſich nicht wenig einbilden, ein ſeltſames Schaugebäude nach antiker Art, von Raſen aufführen laſſen, eine wahre Zwittergeburt von Amphitheater und Circus, denn von jenem hat es die elliptiſche Form, von dieſem eine, freilich unförmige breite Spina erborgt; an den beiden Enden und in der Mitte ſind ſteinerne Gebäude errichtet, die Sitzreihen ſind von Raſen und ſehr breit, ſo daß ſie eher ſich zu lagern als ſich niederzuſetzen beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Das ganze Gebäude iſt für 10000 Zuſchauer nicht zu klein, und es wurden hier, wie in der olympiſchen Rennbahn, Wettrennen angeſtellt mit zweirädrigen Wagen, die auch ganz antike Form hatten; man zeigte uns deren einige in Remiſen, abgetakelt, ſie ſahn aber ganz aus wie Theater-Karren von gemahlter Pappe, überhaupt müſſen wir geſtehen, daß dieſe mißlungene Nachäffung des Alterthums uns ein wenig leichtfertig und Franzoſenhaft vorkam. Das Ganze iſt nun in ſo weit eine junge Antike, in wie fern es öde und verlaſſen daſteht, und ſeit der letzten Umwälzung der Dinge nicht mehr gebraucht wird. Die Öſterreicher hüten ſich wohl, 10000 ſchwierige Mailänder zu verſammeln.

Politiſcher Glaube. Es hat ſich in vielen Gemüthern edler Italiäner, die ſowohl die alte Herrlichkeit ihres Vaterlandes, als auch die jetzige Entwürdigung deſſelben gleich lebhaft fühlen, der entſchiedene Glaube feſtgeſetzt, daß nur in der Zurückführung des italiäniſchen Volks zu einer Form und Einheit, das Glück deſſelben zu ſuchen ſey; ſie verlangen, daß es fortan keine Lombarden, Toskaner, Piemonteſer, Römer, Calabrier u. ſ. w. ſondern nur Italiäner geben ſolle. Es kommt hier nicht darauf an zu unterſuchen, ob durch eine ſolche Verquickung dem Volke nicht, ſo wie unſerm Deutſchland, das heilloſeſte Unglück widerführe; aber wohl iſt es gewiß, daß dieſe patriotiſchen Italiäner ſich nach einem Heiland, der jene Verſchmeltzung bewürken könne, von Herzen ſehnen, weil ihre Eitelkeit eine Maſſenwirkung nach außen, der Bedeutſamkeit eines inneren Lebens vorziehn möchte, und die meiſten hofften, er ſolle in der Perſon Mürats von Neapel, als dem einzigen bedeutenden, nazionalen Staat der Halbinſel, ausgehn; daher denn der Untergang dieſes Königs, der ohne Zweifel ſehr gern die Stelle eines Vertheidigers aller Italiäner übernommen haben würde, einen brennenden Stachel im Herzen vieler Tauſende zurück gelaſſen hat. Auf dieſe Volkseinheit war auch ohne Zweifel das eifrige Beſtreben der italiäniſchen Freimaurer oder Carbonari im Geheim gerichtet, daher ſie alle Anhänger des Mürat, und von ihm eben ſo geſchützt waren, als ſie, nach ſeinem Falle, von den jetzigen Souverainen Italiens verfolgt und geächtet werden.

Zeichenſprache. Warlich die Italiäner

ſind unter allen Europäern dasjenige Volk, in dem die widerſprechendſten Extreme und Gegenſätze zuſammen fließen: oft gebärden ſie ſich bei den einfachſten Erzählungen ſo ſeltſam, daß ſie unſer Eins für toll halten ſollte, begleiten den gleichgültigſten Ausdruck mit einer Menge Bewegungen und Zeichen, die dieſer Nation ganz eigenthümlich ſind; wenn ſie z. B. an den Fingern zählen, ergreifen ſie die Fingerſpitzen einzeln mit der andern Hand, und ſchütteln ſie gewaltig; wollen ſie ſagen: „ich verſtehe ſchon“ ſo legen ſie den Zeigefinger auf das untere Augenlied; ſoll es heißen: „hüte dich“ ſo decken ſie mit demſelben Finger das Obere; bei den Worten: „ich ſcheere mich nichts darum“ greifen ſie mit dem rechten Arm nach dem Boden, und beſchreiben einen Halbkreiß, als ob ſie etwas aufraſten; deuten ſie völlige Vernichtung an, ſo ſchlagen ſie ſich mit der flachen Hand auf den Hinterkopf, und dergl. mehr, ſo daß ſie im Beſitz einer völligen Begriffsſprache durch lebendige Zeichen ſind, die dem Ausländer unverſtändlich bleiben.

Berühmter Prediger aus Como. Leider iſt uns ſein Nahme entfallen, obgleich wir ihn ein paar mal in Rom auf Santa Maria in Ara celi predigen hörten. Wirklich ſchien er eine ſehr geläufige Zunge zu beſitzen; die Römer ſtrömten in ſeine Predigten und ganz Italien war von ihm, wenigſtens damals, ſo begeiſtert, daß er ſchon auf mehrere Jahre für gewiſſe Städte in Beſchlag genommen war, als er mit aller Sicherheit zu leben hoffen konnte, denn er reißte wie ein Schauſpieler umher, debütirte überall, und gieng gleichſam mit Gottes Wort hauſiren. — —

Genug! aber gewiß nicht zuviel aus dieſer trefflichen Reiſebeſchreibung, die, in einer Beilage, noch eine kurze Nachricht über die Verfaſſung der Inſel Sicilien ſeit dem Jahr 1812, und außerdem verſchiedene zweckmäßige Grundriſſe und Karten liefert.

Ein Verſuch die Zauber-Opern zu verdrängen.

Herr Rath Oberthür zu Würzburg, ein in der gelehrten Welt längſt rühmlich bekannter Mann, hat einen Entwurf zu einem vaterländiſchen Geiſterdrama drucken laſſen, betitelt: Die Minne- und Meiſter-Sänger in Franken. Die Ruinen von Bodenlauben, die Trümmer des Bergſchloſſes Trimberg, das öde Kloſter Aura, die Erinnerung an die Sänger, welche einſt hier hauſten, haben ihn begeiſtert. In jenem Kloſter hat er ſogar gelobt, dem dort begrabenen Annaliſten Saxo ein Denkmal ſetzen zu laſſen. Gedenkend des berühmten Wettſtreits auf der Wartburg, freute er ſich, auch einen Landsmann, Walter von der Vogelweide, dabei zu finden, hingegen ſchmerzte es ihn, daß ſein Vaterland, ſonſt ſo günſtig dem Dichtergenius, und einen der trefflichſten deutſchen Weine erzeugend, in neuerer Zeit keinen Dichter hervorgebracht, deſſen es ſich laut rühmen und laut freuen dürfe. Der letzte war der unglückliche Eulogius Schneider, der zu Paris unter der Guillotine, ein blutiges Opfer ſeines Fanatismus, unbedauert fiel. Er ladet die Freunde der Dichtkunſt in Franken zu einer Verbindung ein, um das Andenken ſo vieler berühmten fränkiſchen Dichter der Vergeſſenheit zu entreißen und das Dichtertalent unter ihren Landsleuten wieder zu erwecken. Im Vorbeigehn bemerkt er, daß das kleine Dorf Wipfeld am Mayn zwei Dichter von Rang, den Conrad Celtes und Eulogius Schneider, auch den berühmten Humoriſten und Theologen Klüpfel hervorgebracht habe. — Eine Geſellſchaft von Meiſtern und Freunden der mechaniſchen Künſte zu ſtiften, die in kurzer Zeit ſchon manches Gute gewürkt, iſt dem Verfaſſer geglückt, aber mit ſeiner poetiſchen Geſellſchaft will es noch nicht recht gehn; doch zeige ſich in der Ferne eine günſtige Ausſicht dazu. — In dem glücklichen Weimar, meint er, werde ſich leicht wieder ein Dichter-Congreß, wie ehemals auf Herrmann's des Thüringers alter Wartburg veranſtalten laſſen. (Ja wenn die Blüten der Dichtkunſt dort nicht von den ſtürmiſchen Wellen der Politik verſchlungen würden!) — Der Verfaſſer geſteht, daß ſein Geiſterdrama wenig Handlung, keine Verwickelung noch Löſung eines Knotens, keine Kataſtrophe enthalte, hofft aber, daß es als muſikaliſches Drama gefallen und als Contraſt die elenden Producte unſerer Tage mit allen ihren Maſchinerien und Zaubereyen in ihrer Fadheit und Geſchmackloſigkeit darſtellen werde. (Er ſcheint vorauszuſetzen, daß wohl wieder eine Zeit kommen werde, wo das Publicum, wie vormals, im Theater denken und fühlen wolle; Gott gebe es! aber vor der Hand will es nur ſchauen und höchſtens hören.)

Alles obige, und noch weit mehr, enthält der ſogenannte Prolog. Dann folgt eine Liſte der handelnden Perſonen, lauter alte Dichter, nebſt einer kurzen Darſtellung ihrer Geſchichte und ihres Characters. So iſt lehrreich die Hälfte des Büchleins gefüllt. Endlich beginnt der erſte Act in Elyſium. Konrad und Johann von Würzburg und Walter von der Vogelweide ſingen das Glück der Dichter. Die übrigen ſchweben Arm in Arm herzu, ſtimmen Wechſelgeſänge an, und beſchließen endlich, das Vaterland am erſten Mai in der Heimath ſelbſt zu preiſen. Der Eine ſchlägt den alten Fürſtenſitz Marienburg dazu vor, der andere den Hayn an der Bettenburg; die Stimmen vereinen ſich für die Ruinen der Burg Bodenlauben. In dieſen ſpielt der zweite Act, wo bei Harfen-Wein geſungen wird. (Dieſen Wein haben wir erſt bei dieſer Gelegenheit kennen lernen. Er hat ſeinen Nahmen von der harfenförmigen Lage des Weinbergs, der dem Stifte Haug zugehörte, iſt bekannter unter dem Nahmen Greſſenwein und gehört unter die köſtlichſten, würzreichſten Weine des Frankenlandes. Er wurde an Proceſſionstagen den Stiftsherren ausgetheilt. Als das Stift ſäculariſirt wurde, verauctionirte man den durch Alter und Güte ausgezeichneten Vorrath. Jetzt findet man ihn nur in wenigen Kellern noch ganz ächt. Die Bouteille koſtet 4 Gulden.)

Solch ein Wein kann freilich auch Geiſter begeiſtern, und ſie beſingen die Vorzüge des Vaterlandes u. ſ. w. bis die Saalnixe erſcheint und in einer Bravourarie dem Aberglauben flucht. Konrad von Würzburg erhebt Frauentugend und Frauenehre. Ein Chor von Moor-Jungfern rückt heran und führt ſingend einen Kettentanz auf. — Im dritten Acte geſellen ſich, vor der vom Monde beleuchteten Kloſterkirche zu Aura, die Geiſter der bayriſchen, pfälziſchen, ſchwäbiſchen und tyroliſchen Dichter, zu denen der fränkiſchen; ferner ein Chor von Nonnen und Eins von Mönchen mit Echo, wobei das Innere der gothiſchen Kirche ſichtbar iſt. Nach und nach verlöſchen die Kerzen im Tempel, das Auge Gottes erſcheint über dem Altare, unter demſelben goldene Füllhörner mit Früchten und Blumen und der Umſchrift:

Fülle des Segens, Fülle der Freude
Ueber das Land der Franken!

Alle Geiſter wiederhohlen das. Das Auge Gottes verſchwindet. Die Morgenröthe bricht durch das Fenſter. Die Geiſter verſchweben leiſe. Man vernimmt in der Ferne ein dreifaches Echo. Der Hahn kräht. Die Glocke des Dorfkirchthurms ertönt, und unter ihrem Geläute fällt der Vorhang. — Der Verfaſſer ſelbſt erklärt beſcheiden das Ganze für ein Opus tumultuarium, entſtanden in Nebenſtunden zur Erhohlung von der Arbeit über Dogmatik. Wir wünſchen dem würdigen Greiſe, daß er für ſein Geiſterdrama einen Mozart finden, und ſich noch recht lange an den bunten, doch ehrwürdigen Geſtalten ſeiner Einbildungskraft ergötzen möge. — —

Die Spinnen als Wetterpropheten.

Der meteorologiſche Verein zu Brünn hat an ſämmtliche Mitglieder der mähriſch-ſchleſiſchen Geſellſchaft des Ackerbaues eine Aufforderung ergehen laſſen, zum Behuf der Witterungslehre die Spinnen zu ſtudieren, auch eine Inſtruction beigefügt, nebſt Bemerkungen, von welchen wir einige ausheben. Sie betreffen zuerſt die ſogenannte Kreuzſpinne. Je früher dieſe im Freyen zu weben beginnt, deſto früher tritt warme Witterung ein, beſonders wenn ſie ihre Scheibe gegen Norden oder Weſten ausſpannt. Anhaltend wird das ſchöne Wetter ſeyn, wenn ſie langſam, ordentlich webt, weniger wenn ſie ihre Arbeit gleichſam hinhudelt. Trockenes ſchwüles Wetter und Windſtille erfolgen, wenn ſie geſchäftig an ihrem Gewebe putzt. Zieht ſie aber mehrere Fäden ein um es zu lichten, ſo kommt Wind, und zwar noch an demſelben Tage wenn ſie es ſchnell thut. Sitzt ſie ruhig im Mittelpuncte mit an ſich gezogenen Füßen, ſo iſt dauernde gute Witterung zu hoffen, und bleibt ſie in dieſer Stellung ſelbſt bei Sprühregen, ſo wird ſich, trotz alles Anſcheins dagegen, das Wetter bald wieder aufheitern. Hat ſie aber die Füße nicht an ſich gezogen, ſondern ſprungfertig ausgebreitet, ſo iſt große Hitze und ein Gewitter nahe, das aber bald vorüber zieht. Verläßt ſie ihr Gewebe und nimmt Platz an einem Winkel der Hauptfäden; iſt überdieß das Gewebe ſchon gelüftet, wohl gar hie und da zerriſſen, ſo erfolgen Sturm und heftiger Regen und meiſtens läßt ſie nun die alte Wohnung ganz im Stiche. Kommt ſie aber wieder, um dieſe auszubeſſern, ſo iſt auf eine Reihe heiterer Tage zu zählen. Webt ſie mehrere Scheiben in einiger Entfernung von einander, ſo haben dieſe ſelten die nämliche Richtung; dann läßt ſich aus der jedesmaligen Wahl ihres Auffenthalts mit vieler Gewißheit nicht nur der gegenwärtige Luftzug, wäre er auch noch ſo leiſe, ſondern auch die Gegend beſtimmen, aus welcher der Wind zunächſt wehen wird.

Auch die Haus- und Winkelſpinnen ſind gute Wetterpropheten, und haben vor den Kreuzſpinnen noch den Vorzug, daß man ſie das ganze Jahr hindurch beobachten kann, während die Kreuzſpinnen nur in der wärmern Jahreszeit arbeiten. Wenn im Winter die Winkelſpinne ihr abgeriſſenes Gewebe an derſelben Stelle wieder baut, ſo iſt noch kein milderes Wetter zu erwarten. Webt ſie nicht fern vom Ofen, ſo folgt noch ſtrenge Kälte; wählt ſie aber die Seite des Fenſters, ſo kommt Thauwetter. Hat ſie im Spätwinter in ihrem Gewebe ſich nach Süden gekehrt, ſo iſt noch Kälte zu beſorgen, trotz ſonſtiger Gegenanzeigen. Verſchwinden plötzlich die Fäden, die wie ein Netz vor ihre eigentliche Kammer gewebt ſind, ſo deutet das auf baldige ſchöne Witterung. Sitzt ſie in ihrer Kammer den Kopf auswärts gekehrt, ſo iſt ſchlechtes Wetter noch fern, und um ſo mehr, je weiter ſie hervorragt. Sitzt ſie aber einwärts gekehrt, ohne eben einen Raub zu verzehren, ſo giebt es Regen und rauhe, kalte Tage. Daſſelbe iſt zu befürchten, wenn viele Fliegen unverſehrt zum künftigen Aufzehren eingeſponnen ſind. Manche dieſer Spinnen zeigen die Witterung oft mehrere Tage voraus an, manche kaum einen Tag.

Politik.

Der Geheimerath Willemer zu Frankfurt am Mayn — ein Mann, der ſeiner Vaterſtadt längſt wichtige Dienſte geleiſtet — Verfaſſer von drei kleinen Schriften: über Preßfreiheit; Deutſchlands Erwartungen und Deutſchlands Hoffnungen — hat ſo eben einen Nachtrag zu dieſen Schriften herausgegeben, betitelt: Wie verhält ſich die Zeit zum heiligen Bunde? worin (etwas zu wortreich) die große Wahrheit eingeprägt wird, daß die beſten Geſetze nicht beglücken werden, wenn das Volk nicht zuvor für die Geſetze erzogen wird; denn es ſey nicht genug, die Arzney auf den Tiſch zu ſtellen, man müſſe ſie auch einnehmen, und das Geſetz ſey nur ein Meilenzeiger, der dem Wanderer die Straße bezeichnet, aber nicht ihm Füße leihen kann. Der Eroberer ſchaffe ſich Bahn durch das Schwerdt, der Geſetzgeber durch Erziehung. Nicht neuer Geſetze, einer beſſern Erziehung ſeyen die Menſchen bedürftig. — Geiſt und Styl des Verfaſſers werden aus folgenden Stellen am beſten zu beurtheilen ſeyn:

„Vorurtheile ſind moraliſche Gängelbänder, die man Kindern (und wie viele Menſchen bleiben nicht ihr ganzes Leben hindurch Kinder!) nicht abnehmen darf, bevor ſie nicht allein zu gehn gelernt haben. Es giebt ehrwürdige Schwachheiten, ehrwürdige Vorurtheile, ja ſelbſt ehrwürdige Mißbräuche, die Schonung verdienen, und die es gefährlich iſt anzugreifen! und nicht ſelten ſind mit Thorheiten Tugenden verwebt, die, obgleich das ihnen beigemiſchte Thörigte darum nicht thörigt zu ſeyn aufhört, dem Guten dergeſtalt förderlich ſind, daß die Liebe die Augen niederſchlägt und der Thorheit nachbarlich die Hand reicht. Alte Sitten verdienen Achtung, nicht Geringſchätzung. Die Aufklärer der letzt verfloſſenen 30 Jahre, wußten das freilich nicht, aber dafür weiſt es ſich auch täglich mehr aus, daß ihre Weisheit keine Gabe von oben war, denn ſie ermangelte der Liebe, und ſuchte das ihre. Noch iſt die Neuerungsſucht jener Aufklärer nicht vorüber, und wie eine Seuche, wenn ſie lang genug an einem Ort gewüthet hat, an einem andern ausbricht, ſo ſcheint die Neuerungswuth, nachdem ſich in der Philoſophie nichts mehr für ſie zu thun findet, ſich der Geſetzgebung bemeiſtern zu wollen; und wie ſie vor 30 Jahren Vorurtheile, der Hölle zum Wohlgefallen, bekämpfte, Lehrgebäude ſtürzte und einriß, ebenſo nun Staatsgebäude ſtürzen und niederreißen zu wollen, damit auch in der Politik die Verſtandseitelkeit, und das Selbſtermeſſen der Nahrung nicht ermangle, das Alte vom Neuen verſchlungen werden möge, und die indeß leer ſtehenden Throne von Volksaufwieglern, wie vor 30 Jahren in Frankreich, beſetzt werden können, denen, außer ſich und ihrem Verſtande, nichts anders heilig iſt.“ —

„Das Schooßkind der neuern Zeit, der Wunſch allen Staaten eine ſtändiſche Verfaſſung zu Theil werden zu ſehn, iſt eine ſchöne Erſcheinung am politiſchen Horizont, ein mächtiger Schritt vorwärts, allein es iſt nicht genug, daß Fürſt und Volk es aufrichtig meinen, Fürſt wie Volk müſſen durch die Macht der Erziehung zuvor auf das, was geſchehen ſoll, vorbereitet werden. Der Fürſt, damit er hochherzig ſich entſchließe, einem Theil der von ſeinen Vorfahren auf ihn vererbten Rechte zu entſagen, das Volk, und abſonderlich deſſen Stellvertreter, damit ſie ihre Forderungen nicht zu weit treiben, die Grenzen der Ehrfurcht und Achtung nicht überſchreiten, die wohlgeſinnte Bürger ihrem Fürſten ſchuldig ſind. Daß eine repräſentative Verfaſſung ausführbar iſt, beweiſt der Vorgang in Pohlen, allein es ſind dazu 2 Dinge erforderlich, die Hochherzigkeit eines Alexander, ſo wie die Dankbarkeit eines Volkes, wie ſich der Pohlen Edelmuth zu Warſchau ausgeſprochen.“ —

Von der Religion ſprechend ſagt der Verfaſſer treffend und wahr: „Aberglaube führt nicht zur Seligkeit, aber Unglaube noch weniger. Etwas muß dem Menſchen heilig ſeyn, wenn er nicht in Verfall gerathen, nicht durch und durch verwildern ſoll; kann es die Wahrheit nicht ſeyn, ſo ſey es das Wahre. (?) Wer zu viel glaubt, iſt nicht was er ſeyn ſollte und könnte, aber wer nichts glaubt, iſt gar nichts.“ —

Von Rußland ſagt und beweiſt er, daß Geſetzgebung und Erziehung dort Hand in Hand gehen, denn der Kaiſer wiſſe, daß ein Gefäß rein ſeyn muß, wenn die hinein geſchüttete Milch nicht gerinnen ſoll.

Seite 110 erzählt er eine Anecdote, die dem ruſſiſchen Miniſter der Aufklärung, Fürſten Galizin, zu hoher Ehre gereicht. Ein frommer Ruſſe meinte in ſeiner Einfalt, es ſey nicht genug die Bibel zu verbreiten, man müſſe auch alle unheiligen, verführeriſchen Schriften dem Feuer übergeben, zu welchem Behuf er die ſeinigen der Regierung überſandte. Aber Fürſt Galizin antwortete ihm mit den Worten Chriſti: „Hütet Euch, daß ihr nicht den Waizen mit ausrauft, ſo ihr das Unkraut jätet. Laſſet beides mit einander wachſen bis zur Erndte u. ſ. w.“ —

In einem Anhange liefert dieſes Büchlein Denkſprüche von Ariſtoteles und Spinoza, die wir doch nicht alle blindlings unterſchreiben möchten, wenn jene Nahmen auch noch zehn Mal berühmter wären. Z. B. es ſey ſchädlich, wenn immer dieſelben Perſonen daſſelbe Amt verwalteten. (Es könnte wohl auch nützlich ſeyn.) Oder: ein Volk gebe es nur da, wo es Volksverſammlungen gebe. (Ein ſehr enger Begriff von dem Worte Volk.) Oder: das Viele ſey dem Verderben nicht ſo ausgeſetzt wie das Wenige — (falſch!) über den Einzelnen habe Leidenſchaft mehr Gewalt als über Viele. (Ganz falſch!) Hingegen hat Ariſtoteles wohl Recht zu ſagen: „Ob Einer, Einige oder die Menge regiert, kömmt dem Erfolge nach auf Eins heraus, wenn der Eine, die Wenigen oder die Menge nur ihre Regierung zum gemeinſchaftlichen Beſten Aller abzwecken laſſen; und Spinoza hat auch wohl Recht zu behaupten: „Am Ende iſt die monarchiſche Regierungsform die beſte, wenn das Reich unter dem Könige, der König unter dem Geſetze und das Geſetz nicht allein auf dem Papiere ſteht, ſondern auch gehandhabt wird.“ — Gern leſen wir von Ariſtoteles: „Das Mögliche, nicht das Beſte muß der Geſetzgeber im Auge haben“ und von Spinoza: „So wenig der kürzeſte Weg jederzeit der nächſte, ſo iſt auch allein was recht iſt nicht immer das Beſte. Darum daß Einer ſeinen Acker mit Recht beſtellt, geſchieht ſolches nicht immer auf das beſte. Sich mit Recht vertheidigen, iſt darum die beſte Vertheidigung nicht, ebenſo wenig als ein Fürſt darum auf das beſte regiert, weil er mit Recht regiert.“

Wahr ſpricht Ariſtoteles: „wie bei den Königen die Schmeichler, ſo vermögen bei dem Volke die Redner Alles.“ — „Die meiſten Tyrannen ſind zuvor Demagogen geweſen.“ —

Auch ein Wort über Conſtitution von einem Emeritus.

(Dieſer Aufſatz iſt von dem Herrn Prediger Krüger zu Sedezyn bei Züllichau eingeſandt und dankbar empfangen worden, obgleich der Raum nicht geſtattete, den Eingang zu demſelben mit abdrucken zu laſſen, der beſonders gegen den Herrn Hofrath Luden gerichtet war.)

„Der Herr Herausgeber des literariſchen Wochenblatts, No. 50, will ſich freuen, wenn uns Gott eine Conſtitution giebt, die alle Willkühr unmöglich macht — iſt hyperboliſch geſagt für möglichſt, auf die denkbarſte Weiſe, verhindert; eigentlich verſtanden wäre es wider des Menſchen ſittliche Natur — „denn nur der Uebermuth der Zeit könne ſich einbilden, daß er im Stande ſey, ſie zu finden, Gott ſelbſt müſſe ſie offenbaren.“ Allerdings muß — wenn wir mit Pope bedenken, was den vorigen Zeiten gedient hat, und den künftigen Zeiten dienen muß — eine feſtſtehende Conſtitution auf Religion gegründet, „ein Reich Gottes,“ ſeyn. Das erkannte der Geſetzgeber von Lokri, und überhaupt nahmen die Geſetzgeber des Alterthums, um ihren Conſtitutionen Autorität und Dauer zu verſchaffen, ihre Gottheiten zu Hülfe. Iſraels Seher, das Gemüth gänzlich auf practiſche Wahrheit, welche die Bibel ſchlechthin „die Wahrheit“ nennt, gerichtet, erſahen eine höhere Theokratie, als die damalige war, und verwieſen mit Zuverſicht auf „einen von Gott zu legenden köſtlichen, bewährten Grund- und Eckſtein, auf einen von Gott zu erweckenden einigen Hirten.“ — Haben wir aber die Conſtitution, die als von Gott geoffenbart ſich einzig legitimirt, nicht ſchon lange vor uns?

Das wahre Wohl des Volks beruht einmal weſentlich und ewig auf ſeiner Moralität, darauf: daß das Moralprinzip: „Handle ſo, daß du deinen Mitmenſchen nicht blos als Mittel, ſondern auch und am liebſten als Zweck betrachteſt!“ in dem gegenſeitigen Verhalten auf das ausgebreitetſte anerkannt werde; daß alſo der Obere, von dem Landesherrn an bis zum geringſten Familien-

Haupt dafür halte, er ſey, als Solcher, nur für ſeine Untergebene, wie der Hirte für die Schaafe iſt; und daß es Diſtinction gebe, und vornehme Sitte ſey, durch Beförderung der Ordnung, Biederkeit, Arbeitſamkeit und Genügſamkeit in den niedern Hütten, zur Veredlung der Menſchheit mitzuwürken. Denn in wiefern bei aller Verſchiedenheit der Stände, Geſchäfte, Einſichten, Kräfte, ein Jeder zu ſeiner Maxime hat: „Für meine Mitmenſchen!" ſo findet da eine unzweideutige Gleichheit und eine Befriedigung Aller Statt; und in der Vorausſetzung, daß der Obere ganz ſeiner Beſtimmung lebe, iſt zwiſchen dem unveräußerlichen Anſpruch auf Freiheit, welchen auch der geringſte Menſch hat, und dem ewigen Bedürfniß der Menge, geleitet zu werden, die ſchönſte Harmonie. Geſetzt nun noch — da die ſittlichen Eindrücke, welche auf die Menge durch ihre Obern gemacht werden, doch insgemein ſo tiefeindringend und ſo reinſittlich nicht ſind, als diejenigen, welche der gemeine Mann durch ſeines Gleichen bekommt — geſetzt noch, daß im gemeinen Leben ein Jeder des Andern moraliſcher Mithelfer, Erinnerer, Aufſeher, Tröſter zu ſeyn, auf's ſtärkſte verpflichtet ſey; was bliebe da noch zum Gedeihen der Moralität im Volk zu wünſchen übrig? Jenes alles aber iſt eben die Tendenz des wohlverſtandenen Chriſtenthums, als deſſen Bekenner durch ſeinen Stifter wir zu der treueſten moraliſchen Mithülfe unter einander, mit der durch ſich ſelbſt erweislichſten göttlichen Autorität, heilig verpflichtet und mit ſeinem Blut geweiht ſind. — Sonach wäre denn, ohne der Chriſtusreligion innigſt zu huldigen, nimmermehr an eine beſtehende und wahrhaft beglückende Reichsconſtitution zu denken.

Wenn das aber, nach den vielen vergeblichen Aufklärungsverſuchen, und nach ſo harten Prüfungen und herrlichen Errettungen durch die Hand der Vorſehung, noch nicht allgemein anerkannt war; ſo iſt es weniger auffallend, daß die Stiftung des heiligen Bundes unter unſern erhabenſten Fürſten größtentheils mit Gleichgültigkeit und Befremdung aufgenommen ward. Denn auch nach dieſem Act gehört zu einem Volksvertreter wahrer Hirtenſinn, Chriſtusſinn. — Ich beſcheide mich hier abzubrechen; nachdem ich glaube, bei dieſem Exhibito, welches die aus dem literariſchen Wochenblatt oben angeführte Stelle veranlaßte, für mich zu haben, daß, wenn von ſtändiſcher Verfaſſung die Rede iſt, dem geiſtlichen Stand auch eine Stimme pflegt verſtattet zu werden.

Kruger.

Folgendes Schreiben an den Herausgeber iſt eingegangen. (Das Original iſt bei den Verlegern dieſer Blätter einzuſehn.)

Einer Ihrer Verehrer theilt Ihnen Folgendes mit und erſucht ſie, daſſelbe in irgend einige ſtark geleſene Journale einrücken zu laſſen. Für die Wahrheit kann man Ihnen bürgen.

Obſchon den kleinern Höfen inſinuirt wurde, keine Geſandten nach dem Congreß von Aachen zu ſenden; ſo werden von denſelben doch politiſche Kundſchafter oder Auflaurer dahin geſchickt werden: ſo iſt von Seite B — — s. die Wahl wunderbar genug auf den durch das Entwenden der von Kotzebueſchen Papiere bekannten Dr. Lindner zu dieſem Geſchäfte gefallen. Seit er Weimar verlaſſen hat, hielt er ſich beinahe immer in Straßburg und Karlsruhe auf. Er hat ſich bereits auf den Weg nach Aachen begeben.

Carlsruhe, den 6. Sept. 1818.

P. M.

(Wir können dieſer Nachricht keinen Glauben beimeſſen. Es iſt möglich, daß Herr Dr. Lindner nach Aachen gegangen iſt, allein warum denn eben als Kundſchafter? (vulgo Spion!) Dieſer Mann giebt es wohlfeiler. Vielleicht hofft er, in Aachen wieder Gelegenheit zu finden, irgend ein fremdes Manuſcript zu entwenden. Indeſſen iſt freilich bekannt, daß er ſchon 1813 Talente verrathen hat, welche der ihm zugedachten Beſtimmung ihn würdig machen; denn damals wurde er nach der Schlacht bei Leipzig von den Alliirten als Gefangener, (nicht als Kriegsgefangener) nach Weimar gebracht, weil er, nach ſeiner Ausſage, für die Alliirten — thätig geweſen war.)

Druckfehler.

Nr. 26. S. 202, 2. Spalte, Z. 35 ſt. affiges l. affiches.
— 203, 1. — — 26 — Wäche l. Wäſche.
— 206, 2. — — 17 — Hinreiſen l. Hinreiſſen.
No. 27. — 211, 1. — — 27 — iſt nach dem Worte alſo ausgel. das Wohnen.
— 213, 1. — — 5 — vollkommener, l. vollkommen.
— 213, 2. — — 37 — ihnen l. ihm.
— 215, 2. — — 18 — beßre l. beſte.
— 216, 2. — — 43 — gelehrteſten l. geehrteſten.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 33. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Briefe an eine Dame.

Erſter Brief. Mit Vergnügen, gnädige Frau, erfülle ich Ihren Wunſch, Sie mit der neuſten theologiſchen Literatur bekannt zu machen, ein Wunſch, der aus dem Munde einer ſchönen jungen Frau mich ſehr überraſcht hat, und warum überraſcht? höre ich ſie fragen; iſt nicht Alles, was über Religion gedacht und geſchrieben wird, für Frauenzimmer eben ſo wichtig als für Männer? — Eben ſo wichtig allerdings, aber nicht eben ſo unterhaltend, und man giebt Ihrem Geſchlechte Schuld, daß es nur amüſirt ſeyn wolle. Doch Sie gehören zu den ſeltenen Frauen, die nicht blos mit den Blumen der Literatur tändeln, ſondern auch der Früchte ſich erfreuen wollen, wenn ſie gleich bisweilen in harten Schaalen ſtecken. Ich eile daher die Aufgabe zu löſen, ſo gut ich vermag. Mögten Sie nur den Befehl zurücknehmen, Ihnen vor allen Dingen zu berichten, was es mit den Theſen des Diaconus Harms in Kiel für eine Bewandniß habe, von welchen Sie ſo viel ſchwatzen hören, und über welche unter den Theologen ein ſo ärgerlicher Streit entſtanden. Eben um dieſes Skandals willen erlauben Sie mir, mich hierüber ſo kurz als möglich zu faſſen.

Sie wiſſen daß Luther, als er die Reformation begann, 95 Sätze an die Kirchthür ſchlug, in welchen er den Ablaßkram, die Lehre von einer, durch uns ſelbſt zu bewürkenden Genugthuung für unſere Sünden u. ſ. w. muthig angriff, allein die Oberherrlichkeit des Pabſtes noch nicht anzutaſten wagte, folglich ſelbſt noch keineswegs ahnte, wohin und wie weit ſein Beginnen führen werde. Dieſe Sätze waren der Keim, aus welchen der Baum der Reformation ſich entwickelte. Dieſe Sätze hat Hr. Harms wieder abdrucken laſſen, und das war vielleicht nicht wohlgethan, denn ſie enthalten ſelbſt noch manchen papiſtiſchen Sauerteig, dürfen blos im Geiſte jener Zeit beurtheilt werden, und ſind dem Volke unverſtändlich. Allein Hr. Harms ſuchte auch nur eine Zange, um die Kohlen aus dem Feuer zu holen; denn er hatte ſein eignes Schatzkäſtlein geöffnet, und 95 eigene Sätze hervorgezogen, um welche die von Luther nur als Umſchlag dienen ſollten. Ihm war darum zu thun, ſcharf und ſchneidend alle Mißbräuche und Irthümer aufzudecken, die, nach ſeiner Meinung, in die lutheriſche Kirche ſich eingeſchlichen und eingeniſtet haben. Gewiß ein löbliches Unternehmen, doch nicht ſo ausgeführt, daß es die Herzen gewinnen konnte, obgleich er allein auf die Herzen ſein Augenmerk gerichtet hat, denn die Vernunft iſt ihm ein Greuel. Alle Gebrechen ſeiner Kirche leitet er davon her, daß die Menſchen vom Glauben abgewichen. Die Vernunft iſt ihm der Antichriſt in Hinſicht auf den Glauben, und abermals der Antichriſt iſt ihm ſogar das Gewiſſen in Hinſicht auf die Handlungen. Er behauptet, das Gewiſſen ſey von dem Worte Gottes getrennt worden und habe deshalb von jeher nur zur Gewiſſenloſigkeit geführt. Er meint, im 16ten Jahrhundert habe die Sünden-Vergebung doch wenigſtens Geld gekoſtet, jetzt aber bediene man ſich ſelbſt gratis damit. Gleichermaßen habe ſich die Vernunft vom Worte Gottes getrennt, indem ſie alle Offenbarung verwerfe, wenn ſie mit der Vernunft nicht überein zu ſtimmen ſcheine.

Außerdem ſind ſeine Pfeile noch gegen den Paſtor Funk zu Altona, und gegen die Vereinigung der reformirten mit der lutheriſchen Kirche gerichtet. Jener Funk hat eine neue Bibelüberſetzung mit einer Erklärung verſehen, und Harms verwirft jede Erklärung. So hat er den Apfel der Zwietracht hingeſchleudert, und es haben leider der Theologen ſo viele ihn aufgenommen, daß man aus den für und wider Harms erſchienenen Schriften ſchon eine ganze Bibliothek formiren könnte. Sie werden nicht begehren, daß ich ſie Ihnen Alle nennen und deren Inhalt entwickeln ſoll, da ſie der Wiederhohlungen ſo viele enthalten. Eigentlich iſt die Harmſiſche Lehre ſelbſt nur eine Wiederhohlung deſſen, was Sie neulich in einem neuen franzöſiſchen Buche: Essai sur l'indifférence en matière de religion geleſen haben, wo der Verfaſſer — nachdem er unſern Luther herabgewürdigt und ihn beſchuldigt hat, er habe einen Theil von Europa gelehrt, daß die Souverainität beim Volke ſey, worauf bald nachher das Blut der Könige auf dem Schaffot gefloſſen — den Satz aufſtellt: man finde die Religion nur bei der Wiege der Völker, die Philoſophie bei ihren Gräbern — und es gebe nur Ein Mittel gegen Gleichgültigkeit in Religionsſachen, nemlich das Gefangennehmen der Vernunft.

Einer der gewichtigſten Gegner des Herrn

1818.

Harms iſt der Profeſſor Paulus in Heidelberg, ein Mann, der ein kindliches Gemüth und freundliche Klarheit mit großer Gelehrſamkeit verbindet. Er hat, in den Heidelberger Jahrbüchern, die Harmſiſchen Sätze abſprechend und parader genannt, und will vor allen Dingen wiſſen, was denn Harms eigentlich unter Glauben, Gewiſſen und Vernunft verſtehe? und in der That, gnädige Frau, da ſitzt der Knoten! der ganze Streit iſt ein Streit um Worte, mit welchen man keinen klaren Sinn verbindet.

Die Altonaer Bibel betreffend, ſo hatte Harms nicht die Vernunft, ſondern den Teufel darin gefunden. Indeſſen klagt er in einem andern ſeiner Sätze, daß man heutzutage den Teufel tod geſchlagen, und dieſen Widerſpruch ergreift Paulus ſchalkhaft, ihm Glückwünſchend, daß er den Teufel ſo ganz in ſeiner Nähe wieder gefunden.

Auch der Director des Gymnaſiums zu Hamburg, Herr Gurlitt, wirft (in einem index praelectionum) Herrn Harms Unwiſſenheit und Uebermuth vor, und man muß bekennen, daß er wenigſtens von dem letztern nicht frei zu ſprechen iſt.

Ein Ungenannter hat in den erſten 68 Theſen viel falſches aufgeſpürt, und verſichert, daß Harms nur gegen Schatten mit den ſtumpfen Waffen des Fanatismus kämpfe und daß er blos den Unglauben im Schlummer geſtört habe, der nun, erwachend, ihn verſpotten werde.

Einer, der ſich Euſebius Wahrlieb nennt, hat den Harmſiſchen Behauptungen 95 andere Sätze entgegengeſtellt, läßt zwar die löbliche Abſicht des Kieler Reformators gelten, rückt ihm aber ſeine Leidenſchaftlichkeit, ſeine Wortſpiele vor, und meint, er reiſſe den Waizen ſammt dem Unkraut aus.

In gleichen Sinn und in gleicher Form, nemlich auch in 95 Sätzen, hat der Conſiſtorialrath Boyſen gegen Harms in lateiniſcher Sprache geredet; dieſem Ehrenmanne wird aber von einem gewiſſen Chriſtomneſtes Eudorius vorgeworfen, er verſtehe weder Latein, noch die Auslegungskunſt, noch überhaupt das, worüber er zu ſprechen unternommen. In einem weit anſtändigeren Tone, und vielleicht mit mehr Tiefe, als die meiſten ſeiner Mitſtreiter, hat der Profeſſor Falk zu Kiel, in einem Schreiben an den Conſiſtorialrath Boyſen den Gegenſtand behandelt. Er giebt zu, daß diejenigen Theologen, die von den ſymboliſchen Büchern abweichen, zwar fromme und gelehrte Männer ſeyn können, behauptet aber, daß ſie nicht zu Lehrern in der Kirche taugen; denn ſobald einem Jeden erlaubt ſey, ſeine Ueberzeugung an die Stelle des Lehrſatzes (dogma) der Kirche zu ſetzen, ſobald höre alle Gewißheit für die Kirchenglieder auf, daß ihnen würklich die chriſtliche Religion gepredigt werde. Es iſt ſo als ob Sie, gnädige Frau, den Hofmeiſter Ihrer Kinder zu der Peſtalozziſchen Erziehungsmethode verpflichtet hätten, und er lehrte dennoch nach ſeinem eigenen Kopfe.

Der Paſtor Märtens in Halberſtadt proteſtirt feyerlich gegen den Bannſtrahl, den Harms auf Vernunft und Gewiſſen geſchleudert hat, behauptet, daß die Offenbarung durchaus nicht den Gebrauch der Vernunft unterſage, beklagt den Geiſt der Zeit, der ſich der Myſtik bediene um Herzen zu gewinnen, wo es ihm an Gründen fehle, und fürchtet, daß die Harmſiſchen Sätze uns auf die Schwelle des Papismus zurückführen werden.

Kein Wunder, daß der ungeziemende Ton, der faſt in allen dieſen Streitſchriften herrſcht, und den freilich Harms ſelbſt angeſtimmt hat, rechtliche Gemüther empört. Zu dieſen gehört Sothmann, der es verſucht, Mäßigung zu predigen, die heilige Schrift mit der Vernunft übereinſtimmend findet und einen Glauben lehrt, der religiös und vernünftig zugleich iſt.

Von dieſer Mäßigung weiß die Hallſche Literaturzeitung nichts. Sie nennt Harms einen blinden, intoleranten, eben ſo unwiſſenden als eingebildeten Zeloten, der zu Inquiſition und Scheiterhaufen uns zurückführen wolle, auch zu verſtehen gebe, daß man den Fürſten die oberſte Leitung der Kirche entziehen und dadurch einen aus Uebereilung begangenen Fehler wieder gut machen müſſe. Da zeige ſich der Wolf im Schaafskleide.

Hingegen nennt der Oberhofprediger Ammon in Dresden (in ſeinem Prediger-Magazin) die Harmſiſchen Sätze eine bittere aber heilſame Arzenei für die Schwäche unſerer Zeit, was ihm einen widerlichen Spottbrief von dem berühmten Schleyermacher in Berlin zugezogen hat. Leider hat Ammon in gleichem Tone darauf geantwortet, und Schleyermacher die anſtößige Correſpondenz fortgeſetzt, zu großem Aergerniß des Publicums, dem es peinlich iſt, zwei ſeiner größten Theologen um den Preiß der Ungebührlichkeit kämpfen zu ſehen. Beſonders iſt hier von der Vereinigung der reformirten mit der lutheriſchen Kirche die Rede, von welcher Harms geſagt hatte: man ſolle ſich hüten, dieſe Verbindung ſo nahe bei Luthers Gebeinen zu vollziehen, weil dieſer große Mann aufſtehen und Feuer und Flammen ſpeyen werde. — Auch Ammon nennt die Vernunft ein Schwerdt in der Hand des Kindes, und die Harmſiſchen Theſen eine

Wolke, die in ihrem Schooſe 95 alte Wahrheiten und eben ſo viele neue Blitze trage. Man hat das Vertrauen zu Ammon dadurch zu ſchwächen geſucht, daß man in ſeinen frühern Schriften Stellen aufgeſpürt, welche mit ſeiner jetzt geäußerten Denkungsart im Widerſpruche ſtehen. Indeſſen billigt er doch nicht Alles, was Harms uns überreden mögte, und wenn dieſer Eiferer ſogar das Volk bewaffnen will, um irrige Lehren auszurotten, ſo geſteht Ammon, daß die bittere Arzenei dadurch in ein Brechmittel verwandelt werde. Aber auch Er iſt der Meinung, daß die Vereinigung beider Kirchen nur zur Gleichgültigkeit (Indifferentismus) führen werde, was Schleyermacher ſpottend und ſiegreich widerlegt.

Der Paſtor Johanſen in Glückſtadt hat auch einen Verſuch geliefert, die Harmſiſchen Sätze zu entkräften, ſcheint zwar ſeinem Gegner nicht gewachſen, erzählt aber folgende auffallende Anecdote: Er predigte eines Vormittags zu Kiel von der Möglichkeit, daß auch die Heiden ſelig werden könnten, und Nachmittags trat Herr Harms auf dieſelbe Kanzel und verſicherte, außer der Kirche ſey kein Heil. Sie werden, gnädige Frau, mit mir die armen Zuhörer bedauern, die nun nicht wußten, ob ſie den Worten des Vormittags oder denen des Nachmittags Glauben beimeſſen ſollten.

Der Paſtor Meyer zu Hagenberg läßt blos den Menſchenverſtand gegen Harms in's Feld rücken und meint: Kinder möchten immerhin mit Seifenblaſen ſpielen, nur nicht mit congreviſchen Raketen. Um Harms lächerlich zu machen und ſeine Broſchüre zu würzen, rafft er eine Menge Stellen aus Taſſo, Voltaire und Virgil zuſammen, behauptet, daß alle Beſtrebungen der Zeloten nur dazu dienen werden, Zweifel und Unglauben zu vermehren, und fügt, die Altonaer Bibel betreffend, hinzu: wenn Luther das Recht gehabt habe die Bibel auszulegen, ſo ſtehe dieſes Recht noch heute unbezweifelt jedem Proteſtanten zu.

Ein gewiſſer Philalethes hat freimüthige Worte gegen Harms myſtiſche Lehre geſprochen, hält das von der Vernunft geleitete Gewiſſen für unfehlbar, und — da der Kieler Zelote ſeine Theſen Gott zu Ehren aufgeſtellt zu haben verſichert — ſo erinnert ihn Philalethes an alle die Gräuel, die von jeher unter gleichem Vorwande verübt worden. Dann nimmt er Kant's Moralſyſtem in Schutz, behauptend, daß der Guthandelnde, wenn gleich ein Ketzer, doch kein Böſewicht, kein Verworfener ſeyn könne. Den heiligen Auguſtin nennt er einen Finſterling, dem Harms blos nachgeſchwatzt. Die menſchliche Vernunft ſey nie im Widerſpruch mit der Offenbarung; die wahre Religion habe nichts von der Vernunft, aber alles von der Unvernunft zu fürchten.

Ein fränkiſcher Theolog (er nennt ſich nicht) macht, auf den Nahmen Harms anſpielend, harmloſe Einwürfe. Nach ihm giebt das Gewiſſen keine Geſetze, ſondern der Schöpfer des Gewiſſens durch daſſelbe und durch die Vernunft.

Seltſam hat der Paſtor Schütze durch Geſpräche im Bücherzimmer ſich in den Streit gemiſcht. Wenig eigene Ideen trägt er vor, ſondern ſtellt blos die verſchiedenen Meinungen einer Menge alter und neuer Schriftſteller zuſammen, von Plato und Ariſtoteles bis auf Kant, ja bis auf Ninon l'Enclos, Frau v. Stael und Ihren unterthänigen Diener. So hat er eine Art von Moſaik gebildet, von welchem jedes Steinchen Wehe zu Harms hinauf ſchreit.

Ein Anderer hat Friedensgloſſen entworfen, die ſeinem Herzen mehr Ehre machen als ſeinem Geiſte.

Noch ein Anderer, ein Laye — dem, wie er ſagt, Vernunft und Wahrheit heilig ſind — bemüht ſich, dem neuen Luther die Widerſprüche aufzudecken, in die er oft verfallen iſt.

Der Aufmerkſamkeit würdiger, als dieſe theologiſchen Tirailleurs, iſt der apologetiſche Verſuch von Thieß, einem Manne der mit Gelehrſamkeit große Klarheit, Beſcheidenheit und wahre chriſtliche Liebe verbindet. Sein Zweck iſt, den Character des Diaconus Harms zu rechtfertigen, und eine vollkommene Harmonie zwiſchen deſſen Ueberzeugung und der heiligen Schrift zu beweiſen.

Mit vieler Wärme wird Harms auch in den theologiſchen Annalen von Wachler vertheidigt. Dort heißt es: wenn das Gewiſſen aufhöre, ſich durch Gottes Wort gewiß machen zu laſſen, und die Vernunft aufhöre zu vernehmen, was Gott in ſeinem Worte ihr andeutet, ſo wären die Götzen da. Sie fühlen, gnädige Frau, daß das nur armſelige Wortſpielereyen ſind, ſo wie man überhaupt zu Herrn Wachler, als einem bekannten leidenſchaftlichen Manne, kein rechtes Vertrauen hegen kann. Indeſſen geſteht er ſelbſt, daß Harms die Worte Vernunft und Gewiſſen nicht hinreichend erklärt habe, und ſo über ſie abſpreche, daß er nicht ihren Mißbrauch, ſondern ſie ſelbſt anzuklagen ſcheine. Herr Wachler wagt nun zwar eine nähere Erklärung, aber auch in dieſer bleibt vieles dunkel und unerklärt, und es ſcheint ausgemacht, daß, ſo wie jeder Menſch ſeinen eignen Regenbogen hat, auch Jeder ſeinen eignen Begriff von Vernunft und Gewiſſen ſich bilde.

Ein ſogenannter freimüthiger Beobachter hat ſogenannte unpartheyiſche Bemerkungen von der Oberfläche geſchöpft, und — damit ja dieſer ſkandalöſe Streit in allen Formen wieder aufgewärmt werde — giebt er über die 95 Theſen ſogar Geſpräche zwiſchen einer Mutter und ihren Töchtern, in welchen das Geſchwätz gewiſſer Weiber, die über Gegenſtände plaudern, welche ſie nicht verſtehn, ziemlich gut nachgeahmt werden.

Ohne Zweifel, gnädige Frau, haben Sie an dieſen Proben genug, die übrigens ſich noch anſehnlich vermehren ließen. Harms ſelbſt hat lange zu alle dem geſchwiegen, und im Mittelpuncte ſeines Gewebes ſtill geſeſſen, ſelbſt wenn große Bremſen es bisweilen ganz zerriſſen. Endlich iſt er nun mit Briefen hervorgetreten, die beſtimmt ſind, mehrere Dunkelheiten ſeiner Theſen aufzuhellen. Im Ganzen hat er wohl ſeinen Zweck verfehlt, allein man muß geſtehn, daß er ſich mit Würde benommen. Er ſagt: ſeine Gegner hätten mit den Fingerſpitzen der Vernunft gefaßt, was nur mit der ganzen Hand des Glaubens ergriffen ſeyn wolle. Er ſtellt ein auffallendes Gemählde von dem Verfall der Holſteiniſchen Kirche dar, wo man z. B. die Taufe der neugebohrnen Kinder Jahre lang hinausſchiebt. Er wiederhohlt, daß die Vernunft, in Hinſicht auf den Glauben, der Lichtſchnuppe gleiche, die man abputzen müſſe, und daß ſie nur eine Kokette ſey, die bald mit dem Glauben, bald mit dem Verſtande buhle. Dem Menſchen ſey für göttliche Dinge ein beſonderer Sinn verliehen, der weder von der Natur allein, noch von der Gnade allein, ſondern von beiden zugleich erweckt werde; man nenne dieſen Sinn gewöhnlich Herz, in Religionsſachen heiße er Glaube. Die Vernunft ſey der Apfel, den Eva einſt vom verbotenen Baume gepflückt; freylich waren, nachdem ſie ihn gegeſſen, ihre Augen aufgethan, allein ihr Herz verengt worden u. ſ. w.

Am Ende, gnädige Frau, werden Sie mich fragen, was ich ſelbſt über dieſe Gegenſtände denke? Ich bin nur ein Laye, aber in chriſtlicher Einfalt bin ich der Meinung, daß man leeres Stroh dreſche, ſo lange man ſich nicht über klare Begriffe vereinigt, und das wird wohl nie geſchehn. Ich meine, daß es nicht gut ſey, wenn die Vernunft ungläubig, allein fürwahr auch nicht gut, wenn der Glaube unvernünftig iſt. Ich wette, daß Herr Harms ſelbſt nur dunkel ahnet, was Glaube, Vernunft und Gewiſſen ſey. Ich meine, daß er ſelbſt über die Vernunft vernünftelt. Endlich meine ich, daß es beſſer wäre, wenn über ſolche Dinge nicht geſchrieben und nicht geſtritten würde. Tauſende von guten Menſchen werden nur irre gemacht. Es iſt mit der Religion wie mit der Geſundheit: je mehr man nöthig findet davon zu ſprechen, je weniger beſitzt man davon. Religion iſt die Geſundheit der Seele. Kein Arzt ſoll ſich aufdringen. Gewiſſen Seelenärzten ſollte man zurufen: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt!

Politik.

Ein Hr. Lourdoueix ſagt im fünften Heft des spectateur politique et litteraire: es ſey bekannt, daß von allen Cabinetten in Europa das Wiener am wenigſten geſtimmt ſey, dem Zeitgeiſt nachzugeben. (Das heißt: einem Worte ohne Sinn oder auch mit tauſenderlei Sinn.) Öſterreich glaube, durch eine ſanfte wahrhaft väterliche Verwaltung alles das vergeſſen zu machen, was es den Ideen der Menſchen über Freiheit und Rechte verſagt. (Und wenn ihm das gelungen iſt, wer hat das beſte Theil erwählt?) Der Verfaſſer geſteht, es gebe wenig Monarchen, welche ſorgſamer als Kaiſer Franz zu dem Privat-Intereſſe ihrer Unterthanen herabſtiegen; es gebe Keinen, der wie er, zwei Tage in der Woche öffentliche Audienzen gebe, wo jedermann ſeine Beſchwerden vorbringen oder um Gnaden bitten könne; aber er meint, dieſer löbliche Gebrauch könne nur einzelnes Gutes hervorbringen, nicht aber das Böſe verhüten, welches aus einem ſchlechten Regierungsſyſtem entſpringe: nur an dem Orte, wo der Souverain ſelbſt ſich aufhalte, werde der Haß gegen die unumſchränkte Gewalt durch die Liebe gemäßigt, die man für die Perſon des Monarchen hege: die entfernten Völker hingegen ertrügen alle Ungemächlichkeiten einer Verwaltungs-Art, an der die Vernunft ein Aergerniß nehme, durch welche Perſonen und Eigenthum bedroht und die Bürger der Laune untergeordneter Agenten Preis gegeben würden. (Wir können Hrn. Lourdoueix verſichern, daß er wenigſtens in einem halben Dutzend von Irrthümern ſchwebt; daß es lächerlich iſt zu behaupten, dasjenige was man einem Monarchen in einer Privataudienz vorträgt, könne von demſelben nicht zum allgemeinen Beſten angewandt werden; daß Kaiſer Franz nicht blos in Wien, oder wo er ſich eben aufhält, ſondern in ganz Oeſterreich geliebt wird; daß die entfernten Völker keinesweges eine vernunftwidrige Verwaltung ſpüren; daß weder ihre Perſonen noch ihr Eigenthum im mindeſten bedroht werden, und daß kein öſterreichiſcher Staatsdiener ſich ſolche Willkührlichkeiten erlaubt, als die Herren Präfecten in Frankreich, trotz der Conſtitution noch jetzt thun, wovon wir in der bibliothique historique graußige Beiſpiele leſen.

Philoſophie.

Herr Hoëné Wronsky zu Paris, durch ſeinen Proceß gegen den armen Teufel Arſon in allen Zeitungen berüchtigt, hat die Einleitung zu einem Werke heraus gegeben, betitelt der Sphinx oder Nomothetique Sebélienne. Die ungelehrten Leſer werden erſchrecken über den ſchrecklichen Titel; wir eilen ihnen zu ſagen, daß das Wort nomothetique aus dem griechiſchen entlehnt iſt und ſoviel bedeutet als Einrichtung von Geſetzen oder Geſetzgebung; sehelenne aber iſt ein hebräiſches Wort und heißt Vernunftmäßig. Hr. Hoëné Wronsky iſt ein ehrlicher polniſcher Philoſoph, der griechiſch, hebräiſch und deutſch verſteht und franzöſiſche Bücher ſchreibt; der Sphinx endlich iſt ein Thier aus alter Zeit, welches gern moraliſche Logogriphen machte und auf einem Berge in Griechenland die Vorübergehenden neckte. Die nomothetique sehelienne iſt alſo eine Art von Räthſelſammlung, die der neue Sphinx Wronsky den Liebhabern zu rathen aufgiebt. Es iſt vor allen Dingen vom Abſoluten die Rede. Das Abſolute, ſagt Hr. Loyson im spectateur, iſt nicht polniſch wie man ziemlich allgemein glaubt; es iſt auch nicht deutſch, ſo große Verbindlichkeiten es auch dem Philoſophen Kant und deſſen Schülern Schelling und Fichte (welchen letztern Hr. Loyson, Fitche nennt,) ſchuldig iſt: es iſt weit älter als dieſe Philoſophen, es hat ſchon die Wunderwelt des Plato bewohnt, und ſelbſt die idealen Regionen von Descartes, Mallebranche und Leibnitz, bis es einen Augenblick durch Loke, Hume, Condillac und deren ſkeptiſche Schule verbannt wurde. Hr. Wronsky, der das Abſolute zum Gegenſtande ſeines Werkes macht, will uns das Vergangene erklären und die Zukunft weiſſagen. Wer ſich ein Herz faßt ihn zu leſen, muß ſich gefallen laſſen, eine Menge von Chimären, Träumereien und Abſurditäten zu verſchlucken, um von Zeit zu Zeit eine originelle Anſicht zu erhaſchen, die in einem Schwall von ſeltſamen Worten, hohlen Spekulationen und unverſtändlichen Weiſſagungen herum ſchwimmt. Hier nur ein Pröbchen von der Höhe der abſoluten Weisheit dieſes polniſchen Solon: In der Revolution hatten die Royaliſten Recht, weil ſie die Ahnung von dem hatten, was ſeyn ſoll, und die Republikaner hatten nicht Unrecht, weil ſie Kenntniß von dem hatten, was wirklich iſt; — die Ermordung Ludwig des XVI. iſt ein gräßliches Verbrechen, aber die Mörder ſind keine Verbrecher; — Ludwig brachte durch Annahme der Conſtitution ein großmüthiges Opfer ſeiner perſönlichen Gewalt und büßte mit Recht durch ſeinen Todt dieſes Hingeben ſeiner Macht, u. ſ. w. Der franzöſiſche Rezenſent meint, daß Herr Wronsky einen Platz in dem bekannten Buche, les folies du siecle verdiene. —

Das goldene Buch.

Eine Sammlung von Sentenzen, eigentlich aus dem engliſchen nach der eilften Ausgabe vom Doctor Michaelis überſetzt. Dies goldene Buch ſoll hohe und niedere Stände lehren, gut, klug und leicht durch die Welt zu kommen. Ja, wenn man das allein aus Büchern lernen könnte! — Indeſſen ſind wir allerdings überzeugt, daß durch Sentenzen viel Gutes zu bewirken wäre, allein erſtens müſſen es wirklich Sentenzen ſeyn, das heißt: ſinnvolle Sprüche, in wenige klare Worte gefaßt, ſo daß auch ungebildete Leſer ſie augenblicklich verſtehen, und daß ſie ſich dem Gedächtniß leicht anſchmiegen. Zweytens müſſen ihrer wenige ſeyn, denn es iſt eine ſtarke Speiſe, die der Geiſt nur in mäßigen Portionen verarbeitet. Drittens müſſen ſie nicht dicke Bücher füllen, die Niemand lieſt, ſondern einzeln ſo hingeſtellt werden, daß ſie zufällig in die Augen fallen. Die zehn Gebote ſind im Grunde eine ſolche Sentenzen-Tafel, und aus der griechiſchen Geſchichte erinnern wir uns, daß einſt an der Landſtraße nützliche Denkſprüche auf Hermen geſchrieben ſtanden.*) Das Letztere iſt nach unſerer

---

*) Hipparch ſoll der Erſte geweſen ſeyn, der die Hermen zu dieſem Zweck benutzte. Einige der Sprüche ſind uns aufbehalten, z. B. [illegible] — [illegible] — wandele Gerechtes denkend — Täuſche den Freund nicht — u. d. m.

Meynung die beſte Art, ſie dem Volke beyzubringen, und wir können uns nicht genug verwundern, daß es noch Niemanden eingefallen iſt, Gebrauch davon zu machen. In Deutſchland könnten die Meilenzeiger dazu dienen, in Rußland noch beſſer die Werſtpfähle. So würden die Sprüche von jedem Reiſenden, jedem Wanderer, und geſchähe es auch nur aus langer Weile, geleſen, und wenn bey hundert Reiſenden von hundert guten Lehren auch nur Eine im Gedächtniß hängen bliebe und bei Gelegenheit ſich wirkſam erzeigte, wer wäre im Stande, den jährlichen Gewinn an Moralität zu berechnen? Man bepflanzt ja die Landſtraßen mit Obſtbäumen zu leiblicher Nahrung, warum nicht auch mit Spruchbäumen für Geiſt und Herz? die Meiſten, oder auch alle dieſe Sprüche könnten aus der Bibel geſchöpft werden; auf ſolche Weiſe würde das Volk die bibliſchen Kernſprüche am leichteſten behalten. In den hannöveriſchen Dörfern ſieht man noch viele alte Häuſer, an welchen ſolche Sprüche, nicht angeſchrieben, ſondern in erhabener Arbeit eingehauen ſind, und ſchon ſeit mehreren hundert Jahren in manchem Leſer gute Gedanken erweckt haben; leider haben wir bemerkt, daß dieſe gute Sitte, die von der Obrigkeit erhalten werden ſollte, beim Bau neuer Häuſer entweder ganz vernachläſſiget wird, oder daß man die Sprüche nur anſchreibt, wovon nach einigen Jahren nichts mehr zu ſehen iſt.

Wir wünſchten, daß vornehmere Hausbeſitzer die treffliche Sitte im Innern ihrer Häuſer nachahmen und, ſtatt der gewöhnlichen unbedeutenden Superports von bunten Tapeten, gutgewählte Denkſprüche über ihre Thüren ſetzen mögten. Da wir einen ſolchen Verſuch ſelbſt einmal gemacht haben, ſo können wir verſichern, daß es ſich auch recht zierlich und beſſer ausnimmt als ein gekleckſter Blumenkorb oder etwas dergleichen. Man läßt z. B. eine hellblaue, ovale oder ſechseckigte Fläche von der Breite der Thür auf einen einfachen Rahmen ſpannen, einen kurzen Denkſpruch darauf mahlen, und das Ganze mit einer geſchmackvollen Einfaſſung von Tapeten umgeben, ſo hat man ein wohlfeiles, ſchmückendes und oft heilſam erinnerndes Superport. — Im Anfang der franzöſiſchen Revolution ahneten die Franzoſen den Nutzen ſolcher Sprüche, die überall ins Auge fallen, denn ſie hatten an alle Häuſer gekleckſt: la liberté ou la mort!

Doch wieder auf das goldne Buch zu kommen, ſo ſcheint es zu beweiſen, daß ſelbſt in dieſer Form die Sentenzen den Menſchen willkommen ſind, denn es hat bereits die zweyte Auflage erlebt, welches in Deutſchland ungefähr eben ſo viel ſagen will, als in England die eilfte. Die Griechen und Römer, die Engländer und Franzoſen haben ihre Sprüche dazu geliefert. Deutſche nicht. Wir haben an den Meiſten dieſer Sentenzen nur das auszuſetzen, daß ſie nicht ſententiös ſind. Manche nehmen halbe Seiten ein. Mit wenigen Worten viel zu ſagen, iſt hier eine unerläßliche Eigenſchaft; mit jeder Sylbe ſollte man kargen. Wenn es z. B. heißt: „Einige Menſchen ſind von Natur „ſo habſüchtig und filzig, daß eine Bemühung ihre „Herzen zu erweitern, eben ſo vergeblich ſeyn würde, „als die Felſen umher zu pflügen;“ — ſo hätten ſich dabey 18 Worte erſparen, und folglich das Ganze um 2 Drittel abkürzen laſſen, wenn der Gedanke ſo ausgedrückt wäre: vom Geiz beſeſſene Herzen öffnen wollen, heißt Felſen pflügen. Es giebt wenige Denkſprüche in dieſem goldenen Buche, die nicht auf gleiche Weiſe merklich zu verkürzen wären, eine Operation, wodurch ſie an Kraft gewinnen würden wie zuſammengepreßte Luft. Wir theilen noch einige mit, in welchen der Gedanke uns vorzüglich angeſprochen hat, und die wir gleich nach unſerer laconiſchen Weiſe ausdrücken wollen.

„Wir haben zwey Ohren, nur Eine Zunge, um „viel zu hören, wenig zu reden.“ —

„Wer ſeine Kinder lehrt mit wenigem auszukommen, hinterläßt ihnen mehr als Reichthum.“ —

„Des Glückes Tugend iſt Mäßigung, die des „Unglücks Standhaftigkeit.“ —

„Viel verliert wer Reichthum, mehr wer den „Freund, Alles wer den Muth verliert.“

„Wir verzeihen oft ſolchen die uns, nie ſolchen „die wir beleidigt haben.“ —

„Aergerniß wird mehr genommen als gegeben.“ —

„Geld und Dünger nutzen erſt, wenn ſie verbreitet werden.“ —

„Genuß, nicht Beſitz macht glücklich.“

„Wer im Glücke aufſchwillt, der ſchrumpft „im Unglück zuſammen.“ —

„Stolz geht lieber aus dem Wege als hinten „nach.“ —

„Wen Leiden nicht beſſern, den verſchlimmern ſie.“ —

„Wo es heilſam iſt zu reden, da iſt es Unrecht zu ſchweigen.“ (Eine goldene Regel, die leider von den beſten Menſchen aus Furchtſamkeit oder Bequemlichkeit nur zu oft nicht beobachtet wird. Sie ſetzen ihr freylich ein anderes Sprüchlein entgegen: „Was dich nicht brennt, das lö-

„ſche nicht," aber das iſt ein heilloſer egoiſtiſcher Grundſatz.) —

„Eine gute Geſchichte, ſchlecht erzählt, iſt eine ſchlechte Geſchichte." —

„Grabſchrift eines wohlthätigen Mannes: Was er beſaß, hinterließ er Andern, was er weggab, iſt ſein geblieben."

„Undankbarkeit verzeiht man Andern nie, und doch ſich ſelbſt ſo leicht." —

„Hat der Menſch getrunken, ſo kehrt er dem Brunnen den Rücken." —

„Gedenke ſtets der Wohlthaten die du empfangen, nie derer die du erwieſen." —

„Schlecht iſt, wer Beleidigungen in Marmor gräbt, Wohlthaten in Sand ſchreibt. —

„Ruhm bewahren iſt ſchwerer als ihn erwerben." —

„Beſſer ein Erbtheil in einer Gattin als mit einer Gattin zu beſitzen." —

„Wer einen guten Eydam findet, hat einen Sohn gewonnen, wer einen ſchlechten, hat eine Tochter verlohren." —

„Nichts iſt mehr zu verwundern, als daß alte Leute ſich noch über etwas wundern." —

„Höre das Böſe nicht, was man von deinem Freunde ſagt, und rede nichts Böſes von deinem Feinde. Glaube nicht alles was du hörſt, erzähle nicht alles was du glaubſt." —

Noch mögten wir an dieſem goldnen Buche tadeln, daß es auch manche unwahre Marimen enthält, z. B. „Streit entſpringt nur aus Stolz," — „Wer ſelbſt Verdienſt beſitzt, beneidet kein fremdes" — „Gewiß behauptet Niemand, es gebe keinen Gott, wenn er es nicht vorher gewünſcht hat." u. d. m. Tertullian ſoll geſagt haben: es gebe kein größeres Vergnügen in der Welt, als die Verachtung des Vergnügens. Da hat er, mit Reſpekt zu melden, etwas dummes geſagt. Wir verachten ein Vergnügen nur dann, wenn es für uns keines iſt.

Arzenei-Kunde.

Hr. Bering hat eine pſychiſche Heilkunde geſchrieben, auch betitelt: **Ueber die Wechſel-Wirkung zwiſchen Seele und Körper im Menſchen.** Bis jetzt iſt nur der erſte Band erſchienen, und da hat der Verfaſſer es nur mit den Phänomenen jener Wechſelwirkungen zu thun, die doch wohl nie ein menſchlicher Geiſt, am wenigſten der Beringſche, ergründen wird, wenn auch das Buch mit Stellen aus römiſchen Dichtern noch bunter aufgeſtutzt wäre als geſchehen iſt. — Was heißt das: „von den Empfindungen bleiben nicht allein Spuren im Gehirn, ſondern auch in der Seele zurück?" — Was heißt das: „die Einbildungskraft iſt das Vermögen, die Spuren ehemaliger Empfindungen wieder hervorzuziehn?" Dieſelbe Frage könnte noch oft wiederholt werden. — Den Kaffee zählt Hr. Bering zu den unſchädlichen Getränken. Einer ſeiner Rezenſenten meint aber, man müſſe den Kaffee nur als Arzenei gebrauchen und ja nicht täglich trinken; denn ſeitdem Kaffee und Thee Modegetränke geworden, hätten auch die Krankheiten einen andern Character angenommen. Thee ſey kein beruhigendes Getränk, wie Hr. Bering verſichere, ſondern erhöhe die Thätigkeit der Cirkulation und des Nervenſyſtems. — Hr. Bering glaubt, daß beim Magnetiſiren ein materieller Stoff dem Magnetiſeur entſtröme. —

Ein Hr. Doctor Wolf iſt aufgeſtanden, hat Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaftlichen Syſteme der Medizin geſchrieben, und verſpricht, die Aerzte über gar vieles beſſer zu belehren, was ſie bisher auf Treu und Glauben angenommen haben; denn er hat ein Einſaugungs- und Leitungs-Vermögen der Nerven entdeckt, er hat ein Lebensprincip erwieſen, und folglich wird eine neue Ordnung der Dinge hervorgehn, und die ganze Medizin wird ſich anders geſtalten. Wer mit ſolchem Uebermuth auftritt, kann ſchwerlich Vertrauen einflößen. Der Verfaſſer behauptet unter andern, jede Krankheit habe ihren eigenen Körperbau, ganz unabhängig von dem Körper, den ſie ergriffen; denn ſonſt könnten die Peſt, die Pocken, u. ſ. w. nicht für ſich beſtehn; auch hätten die Krankheiten ihr beſtimmtes Alter, ihr Abſterben, u. ſ. w., wären auch ſelbſt wieder, gleich Thieren und Pflanzen, Krankheiten unterworfen, (alſo Krankheiten die krank werden können,) ja ſie äußerten ſich durch Zu- und Abneigung, indem gewiſſe Krankheiten gewöhnlich zuſammen vorkämen, andere hingegen nur auf Koſten der Andern aufkommen können. (Es iſt Methode in dieſer Tollheit.) Einige Krankheiten, z. B. die Ruhr, die Hundswuth, u. ſ. w. ſollen durch Begattung irgend eines Organs entſtehn. (!) Das Leitungsvermögen der Nerven ſoll man bisher ganz überſehn haben. —

Zum Schulgebrauch iſt ein vollſtändiges Giftbuch erſchienen, welches alle Gifte kennen lehrt und gegen Vergiftung ſicher ſtellen ſoll, auch in illuminirten Kupfern die Giftpflanzen und giftigen Thiere darſtellt. Ein nützliches Buch, aber für Deutſchland wenigſtens viel zu breit; denn z. B. vor Klapperſchlangen und Curaſſao-Spinnen hat unſere deutſche Jugend ſich nicht zu hüten. Manche andere Gifte ſoll in der Regel wohl nur der Arzt und der Apotheker kennen; ſie auch dem Volke bekannt zu machen, wenn ſie nicht im täglichen Leben zu fürchten ſind, möchte nicht einmal rathſam ſeyn. —

Der in Paris erſcheinende Spectateur erzählt, daß Hr. Richerand, (vermuthlich ein großer Wundarzt) in der Akademie der Wiſſenſchaften eine ihm gelungene wundergleiche Operation angezeigt und erklärt hat. Herz und Lunge wurden dabei blos gelegt, zwei Ribben zerſchnitten und ohngefähr 8 Zoll in's Gevierte des verdickten und vom Krebs angefreſſenen Rückenfells herausgeſchnitten. Dieſe Operation ſoll noch einzig in ihrer Art ſeyn und die Grenze des Möglichen erreichen. Ohne Zweifel wird Hr. Richerand ſein Memoire drucken laſſen. Im moraliſchen iſt die Kunſt, die Herzen blos zu legen, eben ſo gefährlich, aber minder belohnend. —

Literariſche Notizen.

Der baieriſche Juſtizrath von **Hornthal** zu Bamberg — derſelbe der, ohne ein Wort von der Sache zu wiſſen, für den Herrn v. Maſſenbach an der Preuſſiſchen Regierung zum Ritter werden wollte — hat ſich über das weimariſche Strafurtheil gegen Oken vernehmen laſſen. Es verſteht ſich, daß die weimariſche Regierung Unrecht hat, wie gewöhnlich jetzt alle Regierungen immer Unrecht haben, ſie mögen es machen wie ſie wollen. Die ſymboliſche Verzierung durch Eſels-Köpfe u. ſ. w. erſcheint in dem — Kopfe des Herrn v. Hornthal als eine erlaubte Wiedervergeltung. Die Heidelberger Jahrbücher hingegen ſprechen: „die Fehde mit dem Roſtocker Senat iſt unverſtändig. Nichts entehrt die Preßfreiheit mehr, als wenn man ſie zu Privatzwecken, zu einer die Vertheidigung überſchreitenden groben Selbſthülfe leidenſchaftlich und gemein benutzt; und überhaupt kann man es denen nicht danken, die das Gute, was uns die Zeit als reifend darbot, dadurch welk und rückgängig machen, daß ſie den aufſproſſenden Baum mit ſcharfen Hieben an der Wurzel verletzen u. ſ. w."

Auch unpartheiiſche Bemerkungen zu der Weimariſchen Ober-Appellations-Gerichtsordnung ſind heraus gekommen, in welchen gezeigt wird, „daß das Oberappellationsgericht weder im Sinne der Bundesacte, noch nach dem wahren Zweck eines ſolchen Gerichtes, eine dritte höchſte Inſtanz genannt werden könne, daß vielmehr die Juſtizpflege und Rechts-Sicherheit durch deſſen Errichtung, durch das überall hervor leuchtende lahme Coordinations-Verhältniß zu den obergerichtlichen Landes-Regierungen u. ſ. w. nicht gewonnen, ſondern nur verlohren habe." Ein Proceß, der nach der neuern Manier geführt wird, kommt dem Verfaſſer vor wie ein Kranker, dem ſein Arzt recht ſchnell, aber unter die Erde hilft. — Die Heidelberger Jahrbücher machen dem Verfaſſer ein Kompliment, meinen aber doch, er ſey nicht frey von excentriſchen Ausſchweifungen. „Ernſt erwogen könne man nicht einmal wünſchen, daß ein Landesregent ſeinen Landesgerichten unbedingt und in allen ihn betreffenden Rechtsſachen ſich untergäbe. — Der Unterthan müſſe das Zutrauen zu ſeinem Fürſten haben, daß dieſer, um gerecht zu ſeyn, eines Gerichtszwanges nicht bedürfe — Die Regentenwürde erfordere eine äußere Unabhängigkeit; im Innern müſſe er ſich ſelbſt von Ehr- und Pflichtgefühl abhängig fühlen — ſey dieß nicht der Fall, ſo werde das Gemeinwohl und die Gerechtigkeit nichts gewonnen haben, wenn auch der Regent erklärt hätte, er wolle ſich in allen und jeden Rechtsſachen vor ſeinen Landesgerichten belangen laſſen und deren Ausſpruch erfüllen." — (Wir freuen uns, dieſelben Grundſätze, die wir in dieſen Blättern ſo oft vertheidigt haben, in einer unſerer beſten kritiſchen Zeitſchriften wieder zu finden; denn Conſtitution oder Gerichtszwang, das läuft hier ganz auf eins hinaus. Ja, der Unterthan muß das Zutrauen zu ſeinem Fürſten haben, daß dieſer, um gerecht zu regieren, einer Conſtitution nicht bedürfe.) —

Ein Schriftchen über den jetzt herrſchenden Geiſt der Unzufriedenheit und Unruhe unter den Völkern Europa's, ein Verſuch zu Beſchwichtigung dieſes Geiſtes, trägt ſchon auf dem Titelblatte ſeine Richtigkeit an der Stirn. Es iſt nemlich gar nicht wahr, was hier als entſchieden vorausgeſetzt wird, daß ein Geiſt der Unzufriedenheit unter Europa's Völkern herrſche. Man ſetze, ſtatt Völker, Schriftſteller oder auch Skribler, dann mag man Recht haben; dann iſt's aber auch nicht der Mühe werth darüber zu ſchreiben. Die Kunſt geht nach Brod, das iſt es Alles. Ein ganz zufriedenes Volk wird man freilich auch nie finden, es wird immer bald da bald dort etwas gewünſcht und verlangt, oder über etwas geklagt werden; allein das war immer ſo, nicht mehr und nicht weniger, und wird auch immer ſo bleiben. Man ſollte die Leute auf die Finger klopfen, die ſich ein Verdienſt daraus machen, Beſorgniſſe zu erregen. Mit großem Recht ſagt die Leipziger Literaturzeitung: die Furcht vor Unruhen war ſchon oft die einzige Urſache ihres Entſtehens. —

Es iſt zu Paris eine Sammlung der, in der Deputirten-Kammer gegen die Geſetz-Entwurfe, wegen perſönlicher Freiheit und Freyheit der Journale, gehaltenen Reden erſchienen. Da hat unter andern ein Redner den grundfalſchen Satz aufgeſtellt: les journaux ne font pas l'opinion, ils l'expriment. (Die Zeitſchriften machen die Meinung nicht, ſie drücken ſie aus.) Wir können verſichern, daß ſie keine andere Meinung weder machen noch ausdrücken, als die ihrer Verfaſſer. Man betrachte doch nur einmal ſo einen Herrn Redacteur, der in irgend einem kleinen Städtchen bei ſeiner Bouteille Bier und ſeinem Cigarro die Welt regiert. Woher ſoll er denn die öffentliche Meinung kennen? — Er correſpondirt vielleicht mit 10 oder 20 Menſchen, die auch hie und da Bier trinken und Cigarro's rauchen — er lieſt vielleicht ein halbes Dutzend Zeitungen, die nach Allem ſchnappen wie Fiſche nach Brodkrumen — und aus dieſen Ingredienzien ſetzt er ſich nun eine öffentliche Meinung zuſammen, wie ſie ſeinen Anſichten, ſeinen Zwecken zuſagt. Am Ende könnte man das Sprüchlein umkehren: „Die Zeitſchriften machen zwar die Meinung, aber ſie drücken ſie nicht aus. —

Eine gemeinfaßliche Darſtellung und Würdigung aller Beweisarten für Gott und für die Unſterblichkeit der Seele, hat Herr **Richmann** geliefert. Das Schriftchen enthält nichts weiter, als eine Aufſtellung und Empfehlung der Schellingſchen aufgewärmten Philoſopheme. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 34. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Göttingen.

Es iſt ein gedruckter Bogen erſchienen: *über die neuſten Vorfälle in Göttingen, ein Wort an die Unpartheyiſchen.* *Ganz* unpartheyiſch iſt der Verfaſſer wohl nicht, er neigt ſich ſehr auf die Seite der Studenten, doch, wie es ſcheint, nicht mit Unrecht; er geſteht aber auch ein, daß auf *beyden* Seiten gefehlt ſey. Genugthuung *gebührte* den Studenten, man verweigerte ſie ihnen, da wurde beſchloſſen, ſie ſelbſt zu nehmen. Im Hauſe eines Schlächters wurden Fenſter und Laden, auch einige Möbeln zerſchlagen, aber nicht das Dach abgedeckt, wie die Zeitungen ſagen. Eine ſolche, freylich ſtrafbare Begebenheit mußte ſich um ſo eher ereignen, da die Einwohner von Göttingen, obſchon ſie den Geldbeutel der Studenten ſtets zu finden wußten, doch ſonſt ſehr zurückſtoßend gegen ſie waren und ihren Umgang mieden. Der Fleiſcher hatte ſich überdieß ſchon mehrmals die gemeinſten Grobheiten gegen die bey ihm wohnenden Muſenſöhne erlaubt. Es wird ferner aufmerkſam gemacht, auf das ſeltſame Rechtsverhältniß zwiſchen Studenten und Bürgern auf deutſchen Univerſitäten. Wird der letztere von dem erſtern beleidigt, ſo weiß er ihn gleich beim academiſchen Gericht zu finden, und ihm wird gerechte Juſtiz. Beleidigt aber der Bürger den Studenten, ſo muß der letztere einen langwierigen Injurien-Proceß anfangen, deſſen Koſten zu tragen, und deſſen Ende auf der Univerſität abzuwarten, ihm wohl nicht zugemuthet werden kann.

Dieſesmal klagten die Bürger gleich zu Hannover, (mit Umgehung des academiſchen Senats) daß man auf den Straßen nicht mehr ſicher ſey angefallen zu werden u. ſ. w. Es ſollen allerley Kabalen dabey im Spiele geweſen ſeyn, die der Verfaſſer nicht aufdecken mag. Nun wurden die academiſchen Gerichte ſuspendirt; ein Königl. Commiſſarius kam nach Göttingen und brachte Huſaren mit. Das geſchah *zehn* Tage *nach* der Begebenheit, um, dem öffentlichen Anſchlag zufolge, *die Ruhe wieder herzuſtellen*, die ſchon am andern Morgen nach jener Fenſtermuſik wieder hergeſtellt war. Eigentlich ſchien er alſo gekommen zu ſeyn, um *die Unruhe wieder herzuſtellen*. Die Studenten fingen an auf den Straßen zu ſingen. Das wurde verboten, ja es wurde ſogar, wie bey einem Volksaufruhr, nicht allein das Zuſammenrottiren, ſondern ſogar das Zuſammenkommen auf den *Zimmern* verboten, bey Strafe arretirt zu werden. Das machte natürlich böſes Blut.

Indeſſen giengen doch Einige, die Einfluß auf ihre Mitbrüder hatten, zu dem Herrn Commiſſarius, und verſprachen alle Unruhen zu verhüten, wenn er nur die Huſaren entfernen wolle. Abgeſchlagen. Dennoch thaten jene wozu ſie ſich erboten, giengen, als es dunkel wurde, durch die Straßen und ermahnten zur Ruhe. Aber unter *zwölfhundert* Jünglingen gab es natürlich Einzelne, die ſich daran nicht kehrten, ſondern hie und da laut wurden. Die Huſaren hatten Befehl, die Haufen auseinander zu ſprengen und nöthigenfalls *flach einzuhauen*. Es waren aber auch zahlreiche *Fußpoſten* ausgeſtellt. Die drohenden Reiter ſollen von Einzelnen beleidigt, (vermuthlich geſchimpft) worden ſeyn. Andere ſangen gaudeamus igitur! und nun wurde plötzlich *eingehauen*, bisweilen flach, aber *meiſtens ſcharf*, und, da die Jahrmarkts-Buden eben das Herumſprengen zu Pferde hemmten, ſo verfolgten die tapfern *Fuß-Poſten* die wehrloſen Flüchtlinge *bis in die Häuſer*. Und doch war in dem Anſchlage nur von *Arretiren*, nicht von *Einhauen* geſprochen worden, die Studenten waren alſo nicht einmal *gewarnt*. Ueber *zwanzig* derſelben empfingen, theils ſehr bedeutende, Kopfhiebe, doch iſt glücklicherweiſe keiner geſtorben. Ein durch viele Hiebe ſchwer Verwundeter rettete ſich in das Haus eines Philiſters, und wurde barmherzig — wieder hinausgeſtoßen.

Da nun vollends für den folgenden Abend, wie man ſagte (aber hoffentlich nur *ſagte*) das Militair mit *Patronen* verſehen war, ſo zogen die Studenten aus, und erklärten die Univerſität in Verruf, von Michaelis an noch *auf zwey Jahre*, ſo daß kein Ausländer daſelbſt ſtudieren darf, worauf auch die Ausländer ſämmtlich Göttingen verließen, und dieſe ſonſt ſo lebendige Stadt in einen Kirchhof verwandelten.

Wir nehmen durchaus nicht Parthey in dieſer Sache und begreifen wohl, daß die Studenten ſich auch gar ſehr vergeſſen haben; allein wir können doch nicht umhin zu bemerken, daß jeder Vater, der einen Sohn auf die Univerſität ſchicken will, ungefähr folgendergeſtalt raiſonnirt: „Mein Sohn iſt „jung und feurig, vielleicht wird er dann und wann „dumme Streiche machen; was wird dann geſchehen? ey nun, dann wird man ihn beym Kopfe nehmen, „aufs Carcer ſetzen und allenfalls relegiren. Alles „das iſt freylich ſchlimm — aber an Leben und Geſundheit wird man ihm doch nicht kommen — Einhauen wird man doch nicht auf ihn — alſo in „Gottes Nahmen fahre hin!“ — Hingegen wetten wir, daß kein Vater Luſt hat, ſeinen Sohn auf eine Univerſität zu ſenden, wo eingehauen wird. Die ſchönen Göttinger Würſte machen das nicht wieder gut.

Wir erinnern uns einer ähnlichen, zu Jena vorgefallenen Begebenheit aus unſern Studentenjahren. Ein Müller auf einem Dorfe in der Nähe von Jena hatte, wie der Göttingiſche Fleiſcher, einige Muſenſöhne mißhandelt; mit der Genugthuung ſah es auch etwas weitläuftig aus; darum zogen die Studenten, gegen 300, als es dunkel geworden, hinaus auf die Vogelwieſe, und wählten dort einen Anführer, einen Herrn von Neidſchütz (einen Churſachſen, wo wir nicht nicht irren) der vielleicht noch lebt und die Wahrheit dieſer Erzählung bezeugen kann. Er übernahm die Anführer-Stelle nicht eher, bis der ganze Haufen ihm ſtrengen Gehorſam zugeſagt hatte. Nun wurde in aller Stille nach jenem Dorfe marſchiert, es war faſt Mitternacht, die Mühle wurde umringt, der Müller aus dem Bett gehohlt und im Schlafrock und Pantoffeln nach Jena auf die Hauptwache geliefert. Daß er auf dem Wege dahin geſchimpft, auch bisweilen angeſpuckt wurde, konnte nicht verhindert werden, ſonſt aber geſchah ihm kein Leides: allein der Herzog von Weimar ließ ihn auf 14 Tage ins Zuchthaus ſetzen und alles blieb ruhig. Was würde daraus geworden ſeyn, wenn der Herzog ſeine Huſaren geſchickt hätte! —

Die Herren Doctoren Horn und Kohlrauſch.

Es iſt uns eine, ſchon im Jahr 1812 erſchienene Rechtfertigungsſchrift für den Doctor Horn, verfaßt von dem Juſtizcommiſſarius Bartels, wie auch das gedruckte Erkenntniß des Kammergerichts in jenem berüchtigten Streite, zugeſandt worden, mit der gerechten Mahnung an unſere Unpartheylichkeit, beide Schriften nicht unbeachtet zu laſſen. Wir zeigen folglich an, daß der Vertheidiger des Herrn Doct. Horn ſeinen Clienten fleckenlos und glanzvoll gefunden, auch mit Beſcheidenheit geziert und weit entfernt von Arroganz. Er habe ſo unermüdet zum Beſten der Charité und zum Vortheil des Staates gewürkt, daß er ſich ſogar durch Anſtrengungen und Leiden eine ſchwere Krankheit zugezogen; er habe ſich ſeinen Dienſt ungleich mühevoller gemacht, als ſeine Inſtruction von ihm gefordert — er habe ein menſchenfreundlicheres Benehmen gegen die Kranken eingeführt — Vergehungen der Krankenwärter ſtreng gerügt — die Heilmethode ſo wie die Arzneymittel vereinfacht — von den letztern weit wohlfeilere gebraucht und dadurch dem Staate große Summen erſpart — ſelbſt neue, würkſame und zugleich ſehr wohlfeile Arzneymiſchungen erfunden und benutzt — neue Kurmethoden in Gang gebracht u. ſ. w. Der Herr Kammergerichtsrath Schalley, dem die Unterſuchung gegen Horn übertragen worden, ſey damals eben erſt nach Berlin gekommen, folglich fremd geweſen und habe in gar keinen Verhältniſſen geſtanden; (woraus jedoch noch nicht folgt, daß man nicht für oder wider eine Sache eingenommen ſeyn könne.) Den famöſen Sack betreffend, ſo hätten viele Kranke vor und nach der unglücklichen T. 10, 20 und 30 Stunden, ja ſogar 2 Tage darinn geſteckt, (!) noch obendrein mit der Zwangjacke bekleidet; der Sack ſey ſo ſackgrob, daß die Flöhe ſich durch ihn querdurch begatten können; er ſey ſchon längſt im Gebrauch und noch Niemand darinn erſtickt, im Gegentheil, es werde darinn geredet, geſungen, gelacht, geſchrieen und geſcherzt; zwar reiche die Wachsleinewand über das ganze Geſicht, allein das habe nichts zu bedeuten. Endlich ſey es auch unzuläſſig, einen Arzt, ſelbſt wegen Anwendung heroiſcher Mittel, gerichtlich zu belangen. Auch habe die Verſtorbene noch gelebt, als man den Sack aufgebunden, auf dem Bette noch gezuckt und ſey dann erſt geſtorben. (Von dieſer Behauptung hat aber eben der Doct. Kohlrauſch das Gegentheil bewieſen.)

Das Erkenntniß des Kammergerichts betreffend, ſo haben wir ſolches mit vieler Aufmerkſamkeit geleſen, können aber nicht leugnen, daß das Ganze denſelben Eindruck auf uns gemacht hat, welchen die Schrift des Herrn Bartels auf uns hervorbrachte; daß heißt, wir glaubten deutlich zu ſehen, daß Herr Horn fleckenlos und glanzvoll dargeſtellt werden ſollte. Natürlich ſind wir weit entfernt, dieſe unſere individuelle Anſicht als ſicher begründet aufzuſtellen; wir ſprechen nur von dem Totaleindruck, deſſen wir uns nicht erwehren konnten, und der oft durch kleine Züge verſtärkt wurde. Dahin gehört z. B. der Vorwurf: daß Kohlrauſch auch Butter und Eyer von den Lieferanten gekauft habe, auch Medicamente ſich habe liefern laſſen. War das unrecht, ſo entſchuldigt es Horn doch nicht, und es mochte nun recht oder unrecht ſeyn, ſo gehörte es doch ſchwerlich in das Urtheil, und nimmermehr konnte geſagt werden: „Da Kohlrauſch das auch gethan, ſo ſieht man auch nicht die mindeſte Veranlaſſung, dem Angeſchuldigten hierbei einen Vorwurf zu machen.“

Doch es gebührt uns nicht, in dieſer Sache abzuſprechen. Wir haben ſchon geäußert, daß wir beide Theile nicht für vorwurfsfrey halten, und daß beide, in ſteigender Erbitterung, ſich vergeſſen zu haben ſcheinen, ſo gern wir auch übrigens Beider Verdienſte anerkennen. Die Beachtung der obigen Schriften, die man von uns gefordert, glauben wir redlich erfüllt zu haben, und geſtehen gern, daß wir, im eignen Nothfalle, den Herrn Juſtizcommiſſarius Bartels zu unſerm Vertheidiger wählen würden.

Arndts Urtheil über Friedrich den Großen

iſt in einer, etwas zu weit ausgeſponnenen, Schrift von K. G. N. beleuchtet (und auch großentheils heim geleuchtet) worden. In der That, es iſt unbegreiflich wie ein Mann, der Carl'n den ſogenannten Großen oft ſo hoch geprieſen, Friedrich den meiſt wahrhaft Großen ſo hat herabwürdigen können. Dieſer Friedrich iſt blos ein Geſchöpf der Arndtiſchen Phantaſie, und zwar ein ſolcher Lumpen-Kerl, wie nur die giftigſte Phantaſie ihn erfinden konnte. Man urtheile ſelbſt: „Die Gabe der geiſtigen Freiheit, die König Friedrich gab, war keine reine Gabe: Nicht aus Begeiſterung für den hohen Adel des Geſchlechts, nicht aus tiefer Anbetung des Göttlichen und Unſterblichen, was in der menſchlichen Bruſt liegt, ſondern aus Modewuth durch frechen Witz das Höchſte zu erniedrigen und das Heiligſte zu beflecken und aus Eitelkeit, von franzöſiſchen Witzlingen und Wüſtlingen Philoſophen-König genannt zu werden.“

Woher weiß Herr Arndt das? wer giebt ihm das Recht, einer edlen Handlung die ſchändlichſten Motive unterzulegen? ja wer hat ihm die Kraft verliehen, gleich einem Gott in das Innere des Menſchen zu ſchauen? — iſt es nicht geradezu ſchlecht daß, wenn ein König etwas Großes, etwas Gutes thut, ein Mann, der Geſchichtſchreiber ſeyn will, auftritt und ſpricht: „es „iſt freilich wahr, das iſt groß, das iſt gut, „aber — die Beweggründe dazu waren heillos.“ — Wie wenn wir ſprächen: „Herr Arndt hat gut geſchrieben, aber — gegen ſeine Ueberzeugung: er hat nur auffallen, nur ſeine Eitelkeit kitzeln wollen?“ würde er das nicht übel nehmen und uns mit Recht antworten: woher weißt du das? — doch weiter! es kommt noch beſſer.

„Gott hat ſein Herz von dem Könige gewandt und er war verſtockt und erblindet und erkannte nie die Treue, den Glauben, den Tiefſinn ſeines Volkes, ſondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit: daher ward ſein Nahme Deutſchland zum Verderben, und ſein Gedächtniß ſeinem Volke zur Trauer.“

Friedrichs Nahme iſt Deutſchlands Stolz und ſein Gedächtniß ſeines Volkes Segen, wenn er gleich ein paar witzige Franzoſen zu Tiſchgenoſſen hatte, die ſeine Erholungs-Stunden würzten. Freylich am burſchikoſen Patriotismus fand er keinen Gefallen.

„Auch die größten Menſchen ſind nur eine Geburt der Zeit, worin ſie leben: alſo das Strenge, Scharfe, Zerſtöhrende und Gemüthloſe hatte Friedrich mit ſeinen Zeitgenoſſen gemein.“

Hier bemerkt der Beleuchtende ſehr wahr: „Das Wort Gemüthlos iſt eins von den Schiboleths, mit welchen in unſern Zeiten großer Mißbrauch getrieben wird. Für die Myſtiker ſchickt es ſich vortrefflich, denn es hat gar keinen beſtimmten Sinn; aber die Leute die nicht denken, meinen doch es hätte einen, und über die denkenden rufen die Harms das Anathema aus.“

Herr Arndt fährt fort: „das aber machte ſeine Natur völlig ſcharf, daß ſeine Jugendblüthe durch frühe Wolluſt befleckt war. Er hatte den höchſten Lebensreiz, die Luſt der Liebe, zu früh verlohren: als Mann liebte er die Weiber nicht mehr; der Menſch liebte bald auch die Menſchen nicht mehr.“

Das ſind nun abermals ſo niedrige Verunglimpfungen, wie ein Menſch kaum dann ſie ſich erlauben dürfte, wenn er dem, über welchen er ſo abſpricht, ſein ganzes Leben lang nie von der Seite gegangen wäre. Es iſt bekannt, daß Friedrichs Abneigung gegen die Weiber ein unaufgeklärtes Geheimniß geblieben iſt. Nur dieſem Herrn Arndt wurde es offenbart. Warlich! wenn das ſtrenge, ſcharfe und zerſtörende in einem Character beweißt, daß die Jugendblüthe durch frühe Wolluſt befleckt worden, was ſoll man dann von Arndt's Jugendblüthe denken?

Das Kleine — fährt Minos-Arndt fort — ſey zwar ordentlich, genau und löblich verwaltet worden. Und was nennt er klein? „die ſtrenge Verwaltung des Regiments, Beförderung nützlicher Arbeiten, Aufhelfung verarmter Unterthanen, Urbarmachung und Anbau wüſter Gegenden, Abdeichung von Moräſten, Verſchönerung von verfallenen Städten, u. dergl.

Das nennt Er klein. Ach! Gott gebe uns doch ſolcher kleiner Fürſten recht viele! — und was iſt denn das Große, von dem Friedrich nichts wußte? — er hat über die Menſchenrechte nicht ſo gedacht wie Herr A.; er hat die Leibeigenſchaft geduldet und war ein König, „der alle Abſcheulichkeit und Verruchtheit gegen die Sitten und gegen Gott frei ließ." — Sollte man nicht glauben, in Berlin und in ganz Preußen ſey es damals zugegangen, wie in Sodom und Gomortha? „Er ſtand doch da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unſeliger und von Gott verlaſſener Geiſt in der kalten Einſamkeit ſeines Gedankens (alſo der Satan!) Er, bei aller ſeiner Größe ein" — (pfui Herr Arndt!) der ſich von den elendeſten Witzbolden gängeln und necken ließ, der von ſeinem eigenen Volke nichts wiſſen wollte. (Wie? Hr. Arndt! der Mann, der ſein Volk erhob, ſelbſtſtändig und kräftig machte, der ihm Vater und Wohlthäter war, mehr als je ein König es ſeinem Volke wurde, der in einem halben Jahrhundert nicht einen einzigen Ausländer den Eingebohrenen vorzog, es ſey denn bei ſeinen Abendgeſellſchaften, an welchen jedoch alle Zeit auch Deutſche Theil nahmen; dieſer Mann wollte von ſeinem Volke nichts wiſſen? das hat noch kein Menſch außer Ihnen gewußt und geſagt. — Das iſt alſo die Dankbarkeit des deutſchen Volkes, daß es ſeine Herren, ſeine Beglücker und den Erſten unter ihnen, dem es ſein goldenes Alter verdankt, mit dem Satan vergleichen, verläumden und endlich gar verfluchen läßt! ſo weit vergeſſen ſich Schriftſteller, ſo ſprechen ſie von einem König, der ſelbſt Schriftſteller war, blos weil es dermalen Mode geworden iſt, ſich gegen den Verſtand zu empören. — — „Was die Franzoſen, dieſe herzloſen, ſeelenarmen, knechtiſchen und witzelnden Geſellen, Aufklärung und Freiheit nannten, das wollte er ſeinem Volke auch geben, damit wollte er das ſchwere und rohe Berlin (Berlin mag ſich bedanken!) verquecksilbern, die deutſche Finſterniß erleuchten, daß ſie über Gott und Unſterblichkeit und über alles was in Sitten Heiliges und Achtbares iſt, ſpötteln und hohnlächeln lernten." (Das hätte Friedrich gewollt? wenn man Ihnen aufgäbe zu beweiſen, was Sie ſagen?) „daß jeder heilige Wahn und jeder unergründliche Glaube zum Aberglauben geſtempeit" (muß der Wahn und der grundloſe Glaube erſt dazu geſtempelt werden? wir meynen das ſey eben Aberglaube) „und das ganze Leben zu einem leeren, platten und todten Nichts gedeutet würde." Alſo, wenn man heiligen Wahn, Pfaffenerfindung, und Grundleeren Glauben, Aberglauben nennt, ſo iſt das Leben leer, platt und ein todtes Nichts? „das däuchte jenem Zeitalter Erlöſung; es war die Losſprechung von aller Tugend und die frühe Vergötterung der nichtigſten Verruchtheit." O Herr Arndt, warum ſind Sie nicht Großinquiſitor? Sie würden den Verſtand zu Paaren treiben!

„Aus ſolchem Lichte der Aufklärung ſollten tapfere Helden und herrliche Männer kommen: nichts kam daraus als Aufgeblaſenheit, Elend und Schande. Die Männer, welche Friedrich groß machen halfen, waren aus einer beſſeren Zeit: er hat keine große Feldherren und Staatsmänner hinterlaſſen." — Alſo war Herzberg ein unfähiger Miniſter: nicht ein einziger Officier in der preußiſchen Armee verſtand den Krieg und überhaupt gab es in vollen 30 Jahren nach Friedrich keinen reſpectabeln Mann in Preußen, blos weil die Leute über Religionsbegriffe aufgeklärt dachten? Alle Fehler, die nach 1786 begangen wurden, hat Friedrich lediglich verſchuldet. Wöllner, Hermes und Hilmar — die haben uns noch gerettet. Ohne ſie, dieſe Göttlichen, wie hätte es einen Blücher, einen Hardenberg, einen Stein, einen Scharnhorſt, einen Gneiſenau gegeben! Und alle Männer, die Europa gerettet haben, danken wir nur ihnen.

Doch wir ſind es müde, noch mehr der preziöſen Albernheiten abzuſchreiben, und verweiſen auf das erwähnte Büchlein. Der preußiſche Hof hat zu allen dieſen Verleumdungen geſchwiegen, und wenigſtens wird Herr Arndt nicht in Abrede ſeyn können, daß Friedrich ſeinen Nachkommen das Beiſpiel hinterlaſſen hat, Pasquille zu verachten.

Reiſen.

Von **John Macdonald Kinnair**, Hauptmann in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie, iſt vor kurzem eine Reiſe durch Kleinaſien, Armenien und Kurdiſtan zu London im Druck erſchienen, welche größtentheils durch Länder geht, die ſeit der Zeit Alexander des Großen, von keinem Europäer betreten worden. Da nun noch überdieß Bemerkungen über Alexanders Heerzug und über den Rückzug der Zehntauſend dieſer Reiſe beigefügt ſind, ſo iſt ſie gewiß allen Liebhabern der Geographie und des claſſiſchen Alterthums ein willkommnes Geſchenk. Aber auch ſolche Leſer, die blos belehrende Unterhaltung ſuchen, werden ihre Rechnung finden. Ueber den jetzigen Zuſtand der Griechen und was aus ihnen zu machen wäre, hat der Verfaſſer durchgehends beachtungswerthe Winke gegeben. Wenn man den Griechen Freiheit und Unabhängigkeit verſpräche, wenn man ſie in einem Kampfe gegen die Türken unterſtützte, ſo würde ſich ihr niedergedrückter Muth gleich wieder erheben, und das türkiſche Reich bald ſtürzen. Die, welche in den Städten wohnen, ſind im Ganzen genommen, demüthig, muthlos und verzagt, gleich den Armeniern; aber die Griechen auf dem Lande ſind ein raſches, thätiges, liſtiges und rachſüchtiges Volk, dem es nicht an Muth mangelt, das tiefen Groll gegen ſeine Tyrannen hegt, und reif zum Aufſtande iſt, ſobald ſich eine gute Gelegenheit dazu zeigt. — K. bemerkt, daß wenn England Cypern beſäße, es im Mittelländiſchen, Meere die Oberhand haben, und über das Schickſal der Levante gebieten würde. Aegypten und Syrien müßten ſich bald unterwerfen, kurz die Vortheile würden unüberſehbar ſeyn. — Man fragte ihn überall nach Buonapartes Schickſal. Die Orientalen hielten ihn für einen Liebling des Himmels, weil ſie ſehr übertriebene Nachrichten von ihm erhalten hatten. Die vornehmen Türken glaubten, er werde in Zukunft, wider Rußlands feindliche Abſichten, ihr Beſchützer ſeyn. Der Aga zu Sever Hiſſar war, nach Art der jungen Türken, ſehr fragſelig und neugierig. „Warum wohl Kinnair alte Inſchriften abſchriebe? ob es denn Talismanne wären, oder ob ſie nur die Stellen anzeigen ſollten, wo ein Schatz begraben ſey? Was er, der Aga, wohl zu thun habe, um ſich jederzeit Krankheitsfrey zu erhalten?“ Solche Fragen thun die Türken beſtändig, weil ſie ſelbſt keine guten Aerzte haben und zu glauben ſcheinen, die Heilkunde ſey den Europäern gleichſam angebohren. Um den Arzt zu ſpielen, bedarf es in den aſiatiſchen Provinzen der Türkey weiter nichts, als daß der Fremdling ein Franke ſey. — Die Urſache der ſeidenartigen Haare der Angeriſchen Ziege, ſoll, den Einwohnern zu Folge, blos in der Beſchaffenheit des Bodens liegen. In der That, ſobald man dieſe Ziege an andere Orte verſetzt, verlieren die Haare ihre Feinheit. — Die katholiſchen Armenier dürfen ihre Kinder nicht vacciniren laſſen, weil der Pabſt in einer Bulle die Schutzpocken bei Strafe der Excommunication verboten hat. (!) —

Robert Southny hat, unter einem erborgten ſpaniſchen Nahmen, eine Reiſe durch England geſchrieben, welche drei Auflagen erlebt hat, vermuthlich weil ſie oft beißend iſt. Man hat dieſelbe unter dem Titel: England und die Engländer überſetzt, jedoch nicht aus dem engliſchen Original, ſondern aus einer franzöſiſchen Ueberſetzung, mit einigen aus dieſer geſchöpften Zuſätzen. Einige anziehende und anzügliche Bemerkungen werden unſere Leſer unterhalten.

„In England geſchieht nichts ohne Lärm, und dieſer Lärm iſt das Einzige, was der Gaſtwirth nicht auf die Rechnung ſetzt.“

„Das größte Vergnügen eines Engländers beſteht darin, daß er das Feuer im Kamin anſchürt.“

„Die Laſtwagen kriegen in England wie ein Leichenzug, führen aber den ſeltſamen Namen Flying waggons. (Fliegende Wagen.)“ —

Die Geſchichte des politiſchen Schriftſtellers **Wakefield** gereicht dem freyen England nicht zur Ehre. Ein dicker Biſchoff hatte ein dickes Buch geſchrieben, in welchem er vorſchlug, nicht blos den Zehnten vom Einkommen der Bürger, ſondern von ihrem ganzen Vermögen zu erheben, indem er behauptete, daß auf dieſe Weiſe das Vermögen Aller in dem nämlichen Verhältniſſe bleibe, folglich im Grunde dieſe Abgabe Niemanden treffe: denn — wenn ein großes Gebäude von allen Seiten zugleich einſänke, ſo litte es keinen Schaden, ſondern würde nur noch feſter. Hierauf antwortete **Wakefield** mit ſcharfer Feder: „Ew. Gnaden wohnen im obern Stockwerk, und wenn das Gebäude einſinkt, ſo können Sie noch immer aus dem Fenſter ſchauen; aber was ſoll aus uns im Erdgeſchoſſe werden?“ Er fügte dieſer Antwort eine bittere Fabel vom Eſel und ſeiner Laſt hinzu, wofür er zu zweijährigem Gefängniß in Dorcheſter verurtheilt wurde. Die öffentliche Meinung erhob ſich laut gegen dieſe grauſame Behandlung eines ſo ausgezeichneten Mannes. Man eröffnete eine Subſcription, welche über 15000 Thaler eintrug, und ſeiner Familie die Mittel verſchaffte, ſich gleichfalls in Dorcheſter niederzulaſſen, aber man verbot nicht allein den Seinigen bei ihm zu wohnen, ſondern ſogar ihn zu beſuchen; bisher war ſeine Lieblings-Beſchäftigung geweſen, ſeine Kinder zu unterrichten; auch dieſer mußte er nun entſagen. Die Kerkerluft machte ihn kränklich, und er ſtarb als der Zeitpunkt ſeiner Befreiung herannahte. (!) —

Der Reiſende bemerkt ſehr richtig, daß die älteſten Kirchen immer die ſchönſten ſind. Denn ſo wie der Glaube ſich vermindert, nimmt die Selbſtſucht zu, der Menſch hängt mehr an dieſer Welt als an jener, vernachläſſigt die Kirchen und baut lieber Palläſte. — Kürzlich verordnete Jemand in ſeinem Teſtamente, daß man ſein Pferd tödten und mit ihm begraben ſolle, damit er am Tage der Auferſtehung gen Himmel reiten und früher anlangen könne als die Uebrigen. Der Reiſende ſagt: zur Schande der Nation ſey das Teſtament pünctlich vollzogen werden. — Die Einwohner von London theilt er in zwey Claſſen, nemlich in die Sonnen- und in die Mond-Claſſe. Jene ſtehen auf, wenn dieſe ſich niederlegen. — Das engliſche Kriegsgericht ſoll das barbariſchſte in ganz Europa ſeyn. Der Schuldige werde bisweilen zu tauſend Ruthenhieben verurtheilt, und ein Wundarzt ſey bei der Hand, um an ſeinem Pulſe zu fühlen, wie viele Hiebe er noch ertragen könne. Das geſchehe in einem Lande, wo man ſo fleißig die Bibel und den Spruch aus dem fünften Buche Moſes leſe: „Wenn „man ihm 40 Schläge gegeben hat, ſo ſoll man „ihn nicht mehr ſchlagen, auf daß dein Bruder nicht „ſcheußlich vor deinen Augen ſey." —

Die Sitte, mehrere Stunden hintereinander bei den Weinflaſchen ſitzen zu bleiben, die noch vor wenigen Jahren ſo allgemein war, ſoll jetzt nach und nach außer Brauch kommen; hingegen die Grauſamkeit gegen Thiere, obſchon ein Strafgeſetz darüber vorhanden iſt, noch ſtark im Schwunge ſeyn, beſonders unter den Fleiſchern, die das Vieh nach der Hauptſtadt treiben, wo es mit Blut bedeckt anlangt, und die Ochſen nicht ſelten vor Müdigkeit umſinken und ſterben. Man tödtet ſie durch Schläge auf den Kopf, bewürkt aber oft durch dieſe Marter nur eine Geſchwulſt, und iſt am Ende doch genöthigt, ihnen den Hals abzuſchneiden. Frauenzimmer ziehen auf den Straßen lebendigen Aalen die Haut ab, die ſich noch unter dem Meſſer winden. Hummer und Krebſe werden lebendig gekocht und gebraten, und ſchon ausgeweidete Karpfen ſpringen noch bisweilen aus der Bratpfanne. —

Die Tafel eines Engländers brandſchatzt alle fünf Welttheile. Die Schildkröte aus Weſtindien kommt lebendig an, und die Zeitungen eilen, das Publicum von ihrem Geſundheitszuſtande zu unterrichten. Seit dem Frieden mit Frankreich giebt es keine Tafel ohne Paſteten von Perigord. Oſtindien liefert Gewürze und Saucen, Weſtphalen oder Portugall die Schinken, Rußland den Caviar, Bologna die Würſte, Neapel die Macaroni's, Florenz das Oel, Parma und die Schweiz den Käſe, Schottland die Fiſche in Eis gepackt, und kein Leckermaul äße Schöpſenfleiſch, wenn es nicht aus Wales genommen wäre. Ein Kaufmann ſchlug in der Zeitung eine Verbindung vor, um aus Frankreich, Norwegen und Rußland das Wildpret einzuführen. (Andere Nationen machen es nicht beſſer.) —

Ein ſchändlicher Gewerbszweig iſt die Ausſpäherey und Angeberey, wenn Jemand eine Abgabe nicht gehörig entrichtet. Ein ſolcher Spion wurde vor kurzem gaſtfreundlich zum Eſſen geladen, und bemerkte, daß zwei Bediente bei Tiſche aufwarteten, da der Wirth doch nur für Einen die Abgabe bezahlte. Sobald er ſich ſatt gegeſſen, ging er hin und gab ſeinen Wirth an, doch dieſes Mal ohne Erfolg, denn der Gärtner hatte an dieſem Tage mit aufgewartet. Ein Anderer lieh von einem Pachter ein Wagenpferd um darauf zu reiten. Der Pachter ſagte ihm zwar, es ſey nicht an den Sattel gewöhnt, ließ es aber doch geſchehn, und der Spion ritt würklich auf dem Pferde. Zum Dank ging er dann hin und gab den Pachter an, daß er ein Reitpferd halte wofür er keine Abgabe entrichte.

Der Geiſt des Widerſpruchs, behauptet der Reiſende, ſey ein Nationalzug der Engländer. Kein Volk hänge mehr an ſeinem Könige und deſſen Familie, und dennoch verſpotte man beide durch die frechſten Zerrbilder. Laut rühmten ſie ihre Preßfreiheit, und dennoch beſtraften ſie ihre freimüthigen Schriftſteller ſehr hart; Duldung werde von ihnen gepredigt, und dennoch ſteckten ſie die Häuſer der Ketzer in Brand. Freiheit werde doch erhoben, und dennoch wären ſie in ewiger Fehde mit den Amerikanern. Den Sclavenhandel in Afrika hätten ſie abgeſchafft, und dennoch hielten ſie in Indien viele Tauſend kupferfarbige Sclaven. Der Punſch ihr Lieblingsgetränk, ſey ein ächtes Sinnbild des engliſchen National-Characters, weil er eine Miſchung von entgegengeſetzten Beſtandtheilen enthalte. —

Im Schauſpiele ſah einſt der Reiſende mit Erſtaunen, daß Einer auf der Gallerie, nachdem er die Leute im Parterre mit Orangen geworfen, plötzlich anfing, auf dem Karnieß um den Saal herum zu gehen, unter dem Angſtgeſchrei der unten Stehenden, die alle Augenblicke fürchteten, daß er ihnen auf die Köpfe fallen werde. Vergebens rief die Polizey ihm drohend zu, er ſolle an ſeinen Platz zurückkehren; ſpottend antwortete er: kommt und hohlt mich. —

Von den Kirchenfeſten ſind die Engländer keine großen Liebhaber, hingegen haben ſie beſondere Speiſen für alle ſolche Feſttage im Jahre. Zu Faſtnacht eſſen ſie Pankakes (Pfannkuchen) oder Fritters mit Pflaumen und Corinthen; am Charfreitage Plumcakes (Pflaumenkuchen) ſo dick mit Zucker beſtreut, daß ſie Schneeklumpen ähnlich ſind; am grünen Donnerſtage Hot-Buns, (eine Art von warmen Brödchen, auf welchen ſich ein Kreuz befindet); zu Michaelis Gänſe, und zu Weyhnachten Chriſtmos-Pies (Chriſtpaſteten und welſche Hühner) worauf dann wieder die Kuchen am Drei-Königstage folgen. — Während des letzten Jahrhunderts ging der Ehrgeiz eines Bürgers dahin, Eines ſeiner Kinder in den geiſtlichen Stand treten zu laſſen, es mogte geſchickt dazu ſeyn oder nicht. Jetzt iſt aber das Loos eines Geiſtlichen zu wenig einladend, und Alle werden Kaufleute, daher dieſer Stand jetzt ſo überhäuft iſt, daß das Schickſal eines Kaufmannsdieners eben ſo wenig zu beneiden ſcheint, als das eines Geiſtlichen. —

Wenn ein Buch noch nicht beſchnitten iſt, ſo nennen die Engländer den Rand deſſelben Jungfern-Rand, und wenn ein Buch auch übrigens nichts taugt, ſo erhält es durch einen ſolchen Jungfernrand einen hohen Werth. —

Unter den curioſen Sammlungen, von welchen die Engländer große Liebhaber ſind, zeichnet ſich die eines Sonderlings aus, der die Stricke aller Gehängten in den drei Königreichen geſammelt, und in chronologiſcher Ordnung an ſeinen Wänden aufgehängt hat. Ueber denſelben lieſt man die Namen der Hingerichteten, ihre Verbrechen u. ſ. w.

Ein ſinnreicher Plan iſt entworfen worden, um das Nachmachen der Banconoten zu verhindern: jede Banknote ſoll nemlich durch zwei der geſchickteſten Künſtler mit einem Kupferſtich und einem Holzſchnitt geziert werden. In der That würden nur wenige im Stande ſeyn, ſolche Kunſtwerke nachzumachen; noch ſeltener würde der Fall eintreten, daß Ein Menſch allein das ausführen könnte, und es bliebe mehr als unwahrſcheinlich, daß zwei ausgezeichnete Künſtler ſich dazu vereinigen ſollten. Der jetzige Kupferſtich auf den engliſchen Banknoten kann von jedem Lehrling nachgepfuſcht werden. —

Wie kommt es, fragt der Reiſende, daß die braune Farbe der Haut und das braune Haar bei den Engländern ſo vorherrſchend ſind? ſie ſtammen ja doch von den Celten ab? ſollte das römiſche Blut mit dem der Eingebohrnen ſich ſo allgemein vermiſcht, oder ſollten ſpaniſche Colonien weiter ſich ausgebreitet haben, als man gewöhnlich glaubt? Im Clima darf man die Urſach nicht ſuchen, denn die engliſche Sonne iſt nicht kräftig genug, eine Weintraube zur Reife zu bringen, und warum hätten die Gebirgsbewohner von Wales noch immer ihre blonden Haare? —

Die Taufnahmen kürzen die Engländer oft höchſt ſonderbar ab. John wird in Jack verwandelt, William in Billy, Eduard in Jeddy und Neddy, Marie in Molly oder Polly, Margarethe in Meggy u. ſ. w. Ein Mann Nahmens Ball (Kugel) ließ ſeine drei Söhne Piſtole, Flinte und Kanone taufen. —

Woher mag es doch kommen, daß ſo manche Völker einen gewiſſen, und zwar verſchiedenen Tag in der Woche für einen Unglückstag halten? die Ruſſen den Montag, die Spanier den Dienſtag, die Engländer den Freitag u. ſ. w. Kein Engländer läßt ſich am Freitage trauen, kein Matroſe geht gern am Freitage unter Segel. —

Der König von England hat einen Hofbeamten, der den Titel Wanzentödter führt, vermuthlich aus den Zeiten der vormaligen Unreinlichkeit. Uebrigens iſt es das Schickſal dieſes Landes, der Mittelpunkt aller Arten von Ungeziefer zu ſeyn. Die Wanzen erhielt es aus Frankreich, eine Fliege, welche die Steckrüben verzehrt, aus Hannover, (weshalb ſie auch die hannöveriſche Fliege heißt,) ein Inſect auf den Apfelbäumen aus Amerika; einen Käfer, der in allen Häuſern an der Themſe und in allen Seehafen zu Hauſe iſt, aus Weſtindien; die Ratten aus Norwegen. (Dieſe letztern kamen ungefähr um die Zeit nach England, in welcher die jetzt regierende Familie den Thron beſtieg, weshalb die Anhänger der Stuarte ſie gewöhnlich Hannoveraner nannten.) In Friedenszeiten werden Füchſe aus Frankreich eingeführt, um zum Vergnügen der Jäger ihr Geſchlecht fortzupflanzen, und eine Engländerin, die Andaluſien bereiſte, gerieth einſt auf den ſeltſamen Einfall, dortige Heuſchrecken in ihr Vaterland zu verpflanzen. Der ſarcaſtiſche Reiſende vermuthet, daß, wenn ſie ihren Plan ausgeführt hatte, die Ackerbau-Geſellſchaft ihr eine Prämie würde zuerkannt haben. —

Wir ſchließen dieſe Auszüge mit der folgenden auffallenden Stelle: „Man ſpricht viel von der „Freiheit der Engländer, ſie ſelbſt ſprechen noch „weit mehr davon; allein in England giebt es für „den Armen keine Freiheit."

Berichtigung.

Von einem der berühmteſten Buchhändler Deutſchlands iſt ſchriftlich erinnert worden, daß die, in No. 15 dieſes Blattes aufgeſtellte Rechnung, den Druck eines Buches von 23 Bogen betreffend, falſch ſey. Die ganze Auslage, welche der Einſender ſpecificirt, betrage nicht 500, ſondern 657 Thaler, und der reine Gewinn am Ende von 6 Jahren nicht mehr als 339 Thaler. Wenn man nun noch rechne den Verluſt an ſchlechten Schuldnern, Commiſſionsgebühren, Handlungskoſten, ſo möchten wahl nicht mehr als 300 thl. übrig bleiben.

Allein hierbei ſey nicht in Anſchlag gebracht, daß nicht alle Verlagsartikel gangbar ſind; daß der gute den ſchlechten tragen, und daß eine Handlung ſchon ſehr vorzüglich ſeyn müſſe, wenn ſie den vierten Theil gangbarer Artikel beſitze und an den andern drei Vierteln nichts verliere. „Nehmen wir (ſo ſchließt der Einſender) dieß im „Calcül auf — und es gehört zum richtigen Ermeſſen — ſo würde es heißen: eine Handlung, die „etwa 2300 thl. auf Verlag verwendet, gewinnt „damit, nach Erſatz der Zinſen, innerhalb 6 Jahren noch 300 Thaler, alſo jährlich 2 Procent."

Das wäre freylich ſehr mäßig; aber — ſo gern wir auch bekennen, daß wir in unſerer Berechnung geirrt haben mögen, ſo findet ſich doch auch in dieſer ein ganz ungeheurer Irrthum, nemlich der: daß der gute Artikel den ſchlechten tragen, folglich der Bücherkäufer deswegen die hohen Preiſe bezahlen müſſe, weil der Herr Buchhändler ſo dumm war, ſich ſchlechte Verlagsartikel zuzulegen. Das kommt uns gerade ſo vor, als wenn ein Landmann Einen ſeiner Aecker mit guter Saat, und 10 andere mit ſchlechter beſäet hätte, die gar nicht aufgegangen wäre, und nun ſollte ihm der Käufer die Frucht des erſten Ackers zehnfach bezahlen, weil er mit der Saat der andern betrogen worden ſey. Ey wenn er es nicht beſſer verſtand, ſo trage er auch den Schaden, und begehre nicht, daß ein Unſchuldiger für ihn büße. Wer klug genug iſt, keinen Schofel zu drucken, der wird lauter gangbare Artikel haben, und wer lauter gangbare Artikel hat, der kann ſie auch wohlfeiler geben als gewöhnlich geſchieht, quod erat demonstrandum. Der Herr Einſender ſelbſt wird uns Recht geben müſſen, denn er gehört zu den ſehr verſtändigen Buchhändlern, die nichts ſchlechtes drucken.

Literariſche Notizen.

In No. 69 der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode klagt der Herausgeber, daß das Bertuchſche Modejournal ihn nicht allein plündere, ſondern den Raub auch ſo ungeſchickt anwende, daß z. B. im Märzheft aus zwei ganz verſchiedenen Bildern ein drittes, auf die barockeſte Weiſe zuſammengeſetzt worden, indem man einen Prunkhut mit einem Oberrocke verbunden, und dadurch den Geſchmack der Wiener Damen in üblen Ruf gebracht hat.

Einige Blätter unter dem anmaßenden Titel: Jede Religion was ſie ſeyn ſollte, hat ein Herr Brüning den Fürſten und Lehrern gewidmet, und beginnt, nach einer komiſchen Anrede, mit dem Satze: jede Religion ſey entweder für Menſchen, oder für höhere Weſen, oder für beide da, denn eine Religion, die ihrer ſelbſt wegen da ſey, gehe die Menſchen nichts an. Man wird, nach dieſem Pröbchen, uns erlauben, das übrige mit Stillſchweigen zu übergehn. Das Reſultat, welches der Verfaſſer mit großer Anſtrengung gefunden, iſt ſchon längſt weit kürzer und beſſer in Leſſings Nathan ausgeſprochen. —

Ein bayriſcher Stadtrath Schmidel hat uns mit Lebensphiloſophie in auserleſenen Maximen beſchenkt. Das klingt wie eine Einladung zu einer mit Leckerbiſſen beſetzten Tafel, man findet aber nur Kartoffeln darauf. Z. B. „Kein Sterblicher iſt frei von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten." (eine große Neuigkeit!) „So lange wir „auf dieſer Erde herumwandern, ſo ſind wir wie auf einer „Schaubühne, wo verſchiedene Abänderungen vorgehn; heute „reich, morgen arm, heute vergnügt, morgen traurig u. ſ. w." (Reich und vergnügt ſind wir wenigſtens nicht, wenn wir ſolche triviale Dinge leſen) Manche dieſer Maximen leiden auch große Ausnahmen; z. B. die, daß, wer Verſtand habe, ein einträgliches Ehrenamt bekomme; manche ſind gar zweideutig, z. B. folgende: „Schließe dich an die größten Geiſter an, ſo „lange du noch dein Glück machen willſt; haſt du es gemacht, „ſo gehe mit mittelmäßigen Köpfen um;" (!) manche ganz albern, z. B. „man muß allezeit ſo reden als ob man ſein „Teſtament machte." —

Bekanntlich hat Harms in ſeiner Jubelpredigt fliegende Wahrheiten aufgetiſcht, von welchen der Prediger Meyer, in ſeiner Schrift Menſchenverſtand, ſehr treffend bemerkt, ſie glichen den fliegenden Fiſchen, welche nur kurze Zeit im Fluge ſich erhalten, und dann in das dunkle Element zurück plumpen, aus welchen ſie nie hätten hervorkommen ſollen. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

Nr. 35. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Aus Marlboroughs Leben.

Bei dem kriegeriſchen Ruhm, den ſo viele Helden unſerer Tage erworben haben, iſt es nicht unintereſſant; auch wieder einmal einen Rückblick auf einen Feldherrn zu werfen, deſſen Andenken ob er gleich ein Ausländer iſt, doch immer noch in Deutſchland, wo er die meiſten und ſchönſten ſeiner Lorbern pflückte, von Hohen und Niedern hoch gefeiert wird, und deſſen Thaten durch prachtvolle Monumente ſo wie durch einfache Volkslieder der Vergeſſenheit entzogen worden ſind. Es exiſtiren zwar ſchon mehrere, zum Theil ſehr ſchätzbare Lebensbeſchreibungen von dem Herzog von Marlborough, allein den Vorzug vor allen wird doch diejenige erhalten, die jetzt in zwei Quartbänden (ein dritter und vielleicht auch ein vierter wird noch nachfolgen,) von einem gewiſſen William Coxe zu London erſchienen iſt. Sie hat den großen Vorzug, daß ſie gewiſſermaßen eine Selbſtbiographie iſt, denn ſie iſt ganz aus den noch vorhandenen vertrauten Briefen des Herzogs gezogen, die urſprünglich durchaus nicht beſtimmt waren, vor den Augen des Publicums zu erſcheinen. Bei allen nur einigermaßen merkwürdigen Ereigniſſen ſind ſolche eigenhändige Briefe wörtlich beigefügt, und machen die Grundlage von des Verfaſſers eigener Erzählung aus. Die ganze, ſo höchſt intereſſante Sammlung von Briefen war bisher in dem Archive zu Blenheim aufbewahrt worden, und ſeine Wittwe hatte ſie ſchon geordnet und zur Bekanntmachung beſtimmt. In ihrem letzten Willen vermachte ſie dem Schriftſteller, der mit Zugrundlegung derſelben eine vollſtändige Geſchichte des Herzogs verfertigen würde, die Summe von Tauſend Pf. St. und übertrug zugleich die Arbeit zwei damals lebenden berühmten Gelehrten. Allein ſie hatte die Bedingung beigefügt, daß das Werk zuvor von ihren Erben genehmigt werden, und daß vorzüglich kein einziger Vers darin vorkommen ſollte. Ob die beiden ernannten Gelehrten dieſe Bedingungen zu ſchwer fanden, oder ob andere Urſachen ſie abhielten, — genug, das Werk wurde nicht geſchrieben, und die wichtige Sammlung blieb unbenutzt zu Blenheim liegen. Durch günſtige Privat-Verbindungen iſt es endlich Herrn Coxe geglückt, ſich den uneingeſchränkten Gebrauch derſelben zu verſchaffen. Die vorzüglichſten unter dieſen Briefen ſind die von Marlborough an ſeine Gemahlin, an die Königin Anna, an den Prinzipal-Miniſter, Lord Godolphin, an ausländiſche Monarchen und Miniſter, nebſt den Antworten von allen dieſen Perſonen; endlich befanden ſich darunter auch ſeine geführten Tagebücher und ausführliche Erzählungen von einzelnen wichtigen Begebenheiten. Der Verfaſſer hatte auch das beſondere Glück, daß ihm durch Vermittlung des Erzherzogs Johann von Oeſterreich Abſchriften von Marlboroughs Briefen an die Kaiſer Leopold, Joſeph und Carl, den Prinzen Eugen, den Grafen von Zinzendorf und andere angeſehene Staatsmänner aus dem Archive zu Wien zugeſtellt wurden. Ferner verſchaffte ihm auch der bayeriſche Geſandte zu London, Herr von Pfeffel, die wichtigſten Mittheilungen aus dem königl. Archive zu München. Alle dieſe Briefe ſind mit gewiſſenhafter Treue abgedruckt, und nichts darin verändert als die Ortographie, die in vielen äußerſt fehlerhaft war, denn Marlborough lebte in einem Zeitalter, wo man, wie der Verfaſſer ſagt, ſich noch wenig mit dem Studium der Grammatick abgab, und er ſowohl als ſein Freund Eugen ſchrieben als Soldaten und nicht als Gelehrte. Endlich ſind dem Werke auch vier intereſſante Fac ſimile beigefügt, das eine von einem Billet der Königin an die Herzogin, das zweite von einem Briefe des Königs Wilhelm an den Herzog, das dritte von einem 4 Quartſeiten großen nach den mehreren darin befindlichen Correcturen und Tintenklecksen offenbar eilig niedergeſchriebenen Briefe des Herzogs an Lord Godolphin; und endlich ein Billet deſſelben, das er nach erfochtenem Sieg bei Blenheim, noch auf dem Schlachtfelde mit Bleiſtift an ſeine Gemahlin ſchrieb. — Aus dieſen vorläufigen Nachrichten ſieht man nun, wie hiſtoriſch wichtig und intereſſant das Werk ſeyn muß; aus dem reichen Inhalt deſſelben wollen wir jetzt ſuchen, für unſere Leſer eine kurze Auswahl zu treffen. — — Johann, Herzog von Marlborough, geb. 1650, ſtammte aus dem ſehr alten, aber nicht berühmten und noch weniger reichen Geſchlechte der Churchill her; alles was er in der Folge wurde, verdankte er allein ſeinen großen Talenten und ſeinen eigenen perſönlichen Verdienſten. Sein Vater war ein eifriger Anhänger des Königs Carl II. geweſen, und hatte durch deſſen Entthronung den gröſten Theil ſeines ohnehin geringen Vermögens verlohren. Nach der Wiederherſtellung wurde er jedoch ſo ziemlich dafür entſchädigt, und ſein Sohn Johann wurde unter andern auch als Page bei dem Herzog von York, nachherigen König Jacob II. angeſtellt. Mit dieſem trieb er ſich auf dem feſten Lande herum, und ſchwang ſich bis zum Oberſten empor, bis er im Jahr 1682 das Glück hatte, den Herzog von York auf ſeinem triumphirenden Rückzug aus Schottland nach England zu begleiten. Auf dieſer Reiſe ging jedoch das Schiff, auf dem ſich Jacob befand, zu Grunde, und eine Menge der angeſehenſten Perſonen kam dabei ums Leben; unter den ſehr wenigen, die gerettet wurden, befand ſich auch der Oberſt Churchill, dem Jacob noch zurief, daß er ſchnell in das Boot ſteigen ſollte, in dem er ſelbſt ſich mit genauer Noth rettete. Einige Jahre vorher hatte er ſich mit Sarah Jennings vermählt, die mit der Tochter des Herzogs von York, der Prinzeſſin Anna, von ihrem zwölften Jahre an erzogen worden war; ſie war nicht nur ſchön und äußerſt geiſtreich, ſondern zeichnete ſich auch an dem ausſchweifenden Hofe Carls durch die tadelloſeſte Reinheit der Sitten aus. Der Herzog von York benutzte die erſte Gelegenheit, um ſeinen treuen Anhänger zu belohnen, und außer einer beſſern Anſtellung wurde er zum Baron Churchill ernannt; auch wurde ſeine Gemahlin als Hofdame bei der Prinzeſſin Anna angeſtellt, als dieſe an den Prinzen von Dänemark verheurathet wurde; zwiſchen beiden Damen herrſchte gegenſeitig die wärmſte Zuneigung, und eine ſo zärtliche Freundſchaft, daß ſie wirklich ans Romanhafte gränzte. Ihre Briefe, die in zahlloſer Menge gewechſelt wurden, und von denen viele in dem gegenwärtigen Werke abgedruckt ſind, wurden unter fremden Namen geführt; die Prinzeſſin hieß Frau Morley, und ihre Freundin nannte ſich Frau Freeman; dieſe Benennungen behielten ſie bis in die ſpäteſten Zeiten ihres Lebens bei. Beide beſtärkten ſich auch gegenſeitig in dem Widerſtande gegen Annahme der katholiſchen Religion, als Jacob ſie vielfältig dazu aufforderte, und durch ſeinen blinden Eifer für dieſelbe die Nation gegen ſich ausbrachte und ſeinen Untergang bereitete. Dieſe papiſtiſchen Geſinnungen Jacobs, die ſich nach ſeiner Gelangung zum Throne immer deutlicher zeigten, und ſein offenbares Streben nach willkührlicher Herrſchaft entfremdete ihm auch nach und nach den Lord Churchill, und wenn die eigene Tochter über dieſes unkluge Benehmen ihres Vaters entrüſtet war, ſo iſt es weniger auffallend, daß Lord Churchill ohngeachtet der vielen Wohlthaten, die er und ſeine Familie von dem König genoſſen hatten, in gerechter Beſorgniß für die politiſche und religiöſe Freiheit ſeines Vaterlandes, einer der erſten war, die ſich mit dem Prinzen von Oranien in Unterhandlungen einlieſen. Dieſe Eröffnungen von einem durch Intereſſe und Dankbarkeit dem König anhängenden Mann, und der noch überdieß bei der Armee ſo allgemein beliebt war, gaben dem Prinzen einen neuen Beweiß, daß auch die treuſten Diener des Monarchen von demſelben abfielen, und beſtärkten ihn in ſeinen ſchon entworfenen Planen. Nach ſeiner Landung in England kommandirte Churchill eine Brigade gegen ihn, gieng aber mit derſelben und mit mehrern angeſehenen Officiren an dem entſcheidenden Tage zu ihm über. Nach erfolgter Thronbeſteigung Wilhelms, kam Churchill in den Geh. Rath, erhielt das ganze Vertrauen des Königs und wurde zur Würde eines Grafen von Marlborough erhoben.

Im höchſten Grade auffallend iſt es aber, daß ein Mann, der ſo weſentlich beigetragen hatte, Wilhelm auf den Thron zu ſetzen, ſchon wenige Monate nachher ſich wieder in einen geheimen Briefwechſel mit dem vertriebenen Monarchen einließ. Der Zuſtand der Staatsangelegenheiten war, wie nach jeder Revolution, noch ſehr ſchwankend, und es war allerdings die Frage, ob nicht abermals ein Regierungswechſel ſtatt haben könne? Eine ſolche politiſche Rückſicht, und die Abſicht, ſich auf den Fall einer Gegenrevolution den Rücken frei zu halten, kann jedoch dieſe abermalige Untreue keinesweges entſchuldigen; lieber wollen wir glauben, daß zwiſchen ſeiner jetzigen Pflicht und dem Gefühl der Dankbarkeit gegen Jacob ein lebhafter Streit in ſeinem Innern entſtund, wobei das letztere endlich den Sieg davon trug. So viel iſt jedoch gewiß, daß Jacob ſelbſt nicht feſt an die Aufrichtigkeit von Marlboroughs Geſinnungen glaubte, ſondern ſein Benehmen nur als ein Mittel anſah, ſich auf den damals noch ſehr möglichen Fall der Rückkehr des Königs für ſich, ſeine Gemahlin und einige Freunde Verzeihung zu ſichern. Dieß mag aber ſeyn, wie es wolle, ſo beweißt es doch abermals, daß auch bei den größten menſchlichen Vorzügen ſich die ſchwache Natur des armen Sterblichen nie ganz verleugnet!

Im Jahr 1691 machte M. einen Feldzug mit König Wilhelm in Flandern. Er zeichnete ſich in demſelben ſo vortheilhaft aus, daß ſeine künftige Größe ſchon damals von erprobten Kennern geweiſſagt wurde. Unter andern frug einmal der König den Prinzen von Vaudemont um ſeine Meinung über die engliſchen Generäle. „Kirk hat Feuer,“ gab ihm dieſer zur Antwort „Laneir Gedanken, Mackay Erfahrung, und Colcheſter Tapferkeit: aber alle dieſe Vorzüge ſind in dem einzigen Grafen von Marlborough vereinigt. Ich müßte mich gar nicht auf Menſchen verſtehen, wenn er nicht durch dieſe Vereinigung von glänzenden Vorzügen den höchſten militäriſchen Ruhm erlangen würde.“ Wilhelm fand dieſes Urtheil richtig und gab lächelnd zur Antwort: „Sie haben das Ihrige gethan, um meine Frage zu beantworten; ich hoffe Marlborough wird das Seinige thun, um Ihre Prophezeihung in Erfüllung zu bringen.“

Dieſe Gnade, worin er beim König ſtund, dauerte jedoch nicht lange, ſondern bei der offenen Disharmonie, die zwiſchen den beiden königlichen Schweſtern herrſchte, mußte M. bald ſeine und ſeiner Gemahlin Anhänglichkeit an die beſtimmte Thronfolgerin theuer büßen. Nachdem es zwiſchen beiden zu heftigen Ausbrüchen gekommen war, ſo wurde Marlb. plötzlich aller ſeiner Aemter und Würden entſetzt, und einige Monate nachher ſogar als Staatsverräther in den Tower gebracht. Er wurde jedoch durch das Parlement von allen gegen ihn angebrachten Beſchuldigungen freigeſprochen, und aus ſeiner Gefangenſchaft nach wenigen Monaten wieder entlaſſen. An der Spitze ſeiner Feinde ſtund der Herzog von Portland, der um ſo erbitterter auf ihn war, weil ihn Marlb. mündlich und ſchriftlich nicht anders als den Holzmann zu nennen pflegte. Wilhelm ſelbſt war wegen der Liebe und Anhänglichkeit der Nation und beſonders des Militärs für Marlb., eiferſüchtig auf ihn. Auch konnte ihm deſſen geheimer Verkehr mit dem vertriebenen Monarchen unmöglich unbekannt ſeyn, da ihm ſogar Briefe der Prinzeſſin Anna an ihren Vater in die Hände gefallen waren, und ein ſo eifriger Freund und Anhänger der letztern ohne allen Zweifel mit ihr in Denkungsart und Maasregeln übereinſtimmen mußte. In der damaligen Epoche aber, wo Wilhelm ſeinen neuen Thron noch von innen und außen erſchüttert ſah, und der fortdauernde Beſitz deſſelben zweifelhaft war, mußte ihn nothwendiger Weiſe ein ſolches zweideutiges Benehmen ſeiner allernächſten Umgebungen zur größten Vorſicht veranlaſſen. Man kann es ihm daher auch nicht verdenken, daß er Marlb. nach deſſen Losſprechung und Befreiung aus dem Tower nicht wieder in ſeine vorigen Aemter einſetzte, und ihn überhaupt von allen wichtigen Staatsgeſchäften zu entfernen ſuchte. Als nach dem Tode ſeiner Gemahlin Maria, die in offener Feindſchaft mit ihrer königlichen Schweſter, und ohne daß vorher eine Ausſöhnung zwiſchen ihnen ſtatt gefunden hätte, geſtorben war, das Anſehen und der Einfluß der Prinzeſſin Anna, als vermuthlicher Thronerbin, immer mehr ſtieg, und daher auch ihre vertrauteſten Freunde, der Graf und die Gräfin Marlb. öffentlich von ihr begünſtigt und ausgezeichnet wurden, ſo konnte Wilhelm es doch lange nicht mehr über ſich gewinnen, ihn anzuſtellen. Er äußerte ſelbſt ſehr häufig ſein lebhaftes Bedauern darüber, und rühmte mit der größten Wärme die ausgezeichneten Talente und den ſeltenen hohen Geiſt des Grafen. Erſt wenige Jahre vor ſeinem Tode beſiegte das Bewußtſeyn, daß ein ſolcher Mann nicht länger ohne Nachtheil dem Dienſt des Vaterlandes entzogen werden könnte, ſeine perſönlichen, freilich nicht ganz ungegründeten Vorurtheile gegen ihn, und von dieſem Zeitpuncte an war Marlb. eine der feſteſten Stützen des neuen Thrones. Im März 1702 ſtarb Wilhelm, im 52ten Lebensjahre und im 14ten Jahr ſeiner Regierung. Mit Anna's Thronbeſteigung fängt eine neue Epoche in Marlboroughs Leben an, und nunmehr ſehen wir ihn erſt als den Mann auftreten, von deſſen Ruhmvollen Thaten ganz Europa wiederhallte.

(Der Beſchluß folgt.)

Magnetismus.

Wir ſind dem Leſer noch die Fortſetzung der Wundergeſchichte ſchuldig, die der Doct. Fleiſchmann zu Erlangen gläubig erzählt. Seine Somnambüle, nachdem ſie ſich ganze Büſchel Haare aus dem Kopfe geriſſen, ſchrieb mit verbundenen Augen ein Dankſagungsſchreiben wegen ihrer Herſtellung, ſchauderte aber vor ihrer Nahmens-Unterſchrift, denn ſie wußte, daß der Nahme, den ſie führte, nicht [illegible]r Stammnahme iſt. — Zwei Herren, die ſie vorher nicht gekannt hatte, (in einer kleinen Stadt wie Erlangen!) kannte ſie jetzt gleich, und bewies es dadurch, daß ſie mit dem Finger nach der Gegend deutete, wo ſie wohnen. (Und in dieſem ſtummen Fingerdeuten fand der Herr D

Fleiſchmann würklich einen Beweis!) — Eine der vielen Unbegreiflichkeiten der Somnambülen iſt unter andern auch die, daß ſie an Stunden und Minuten ſo ſclaviſch gebunden ſind. Um 12 Uhr z. E. ſollten die Krampfe aufhören, und kaum ſchlug der Erſte der vier Viertel, als ſie bereits nachließen, und bei'm letzten Viertel war alles vorbei. Wir möchten wohl wiſſen, wie die Somnambülen ſich zu der Zeit, als es noch keine Uhren gab, beholfen haben? jetzt ſpielen die Uhren offenbar eine große Rolle in allen dieſen Wundergeſchichten. — Die Kranke hatte vorausgeſagt, daß ſie acht Wochen lang frey von Anfällen ſeyn würde, vermuthlich fand ſie aber nachher nothwendig oder ergötzlich, den Termin abzukürzen, und lieber ihre eigene Weiſſagung Lügen zu ſtrafen. Auf die Frage: wie das zugehe? wußte ſie nichts rechts zu antworten, aber zum Glück hatte ſie Leute vor ſich, denen jede Antwort genügte, und die einen pythiſchen Blick an ihr gewahr wurden; ja, der Herr Doctor führt als etwas ſchon bekanntes an, daß ſie in's Innere der Menſchen ſah und ihre Gedanken wußte. Eine Kraft und Macht, die bisher nur Gott allein zugeſchrieben wurde; Gott allein konnte bis jetzt Herzen und Nieren prüfen, nun aber wird dieſe Gewalt von jeder epileptiſchen Dirne ausgeübt.

Nun folgt ein allerliebſtes Kindermährchen, bei welchem der Herr Doctor eine ſehr komiſche Rolle ſpielte. Die Kranke ſah nehmlich wieder jene weiße Frau, der ſie die Ehre hatte ähnlich zu ſehen, entſetzte ſich, bat um Schutz, zeigte wo ſie ſtehe — und der Herr Doctor war ſo gütig, die Stellung eines Kämpfenden anzunehmen und zu rufen: „Erſcheinung, weiche! ich dulde es nicht, daß du länger dieſes Mädchen quälſt!" — Jedermann, den Herrn Doctor ausgenommen, mußte ſich entfernen, und nun erzählte die Somnambüle ein Geſchichtchen, welches ſie ſich aus Grillparzer's Ahnfrau und Oehlenſchläger's Ludlam's Höhle zuſammen geſetzt hatte: ihr Vater nämlich ſtamme aus höherem altem Geblüt, und habe einen falſchen Nahmen tragen müſſen; ihre Großmutter habe eine Schuld auf ſich geladen, ein Kind erdolcht, und davon müſſe ſie, die Kranke, noch jetzt die Merkmale unter der linken Bruſt tragen, nemlich drei [illegible] Streifen. Sie zeigte dieſe Bruſt einer Dame und ſprach: „Hier, „dieß ſind die Blutſtreifen, die Merkmale, die ſich „bis auf mich fortpflanzten! haſt du ſie geſehn die „Narben? hier, wo die grauſame Mutter den Stahl — u. ſ. w." Die Dame ſah aber nichts als ein Paar rothe Streifen, welche die Mamſell vermuthlich mit ihren Nägeln gekratzt hatte. Und ein ſo craſſes Geſpenſtergeſchichtchen glaubte der Herr D. Fleiſchmann! — Auch das Folgende erregte keinen Argwohn bei dem Starkgläubigen. Die Somnambüle beſuchte in der Nacht, wie ſie ſchon früher gethan, die um ihretwillen wachende Geſellſchaft, aber dieſes Mal mit offenen Augen und rothen Backen, lieblich anzuſehn. Auf die Frage: warum ſie heute ſo freundlich mit gefärbten Wangen erſcheine? antwortete ſie: ſie habe bemerkt, daß man ſich früher vor ihr entſetzt habe, und ſie wolle der Geſellſchaft nicht fürchterlich ſeyn. Alſo hing es von ihrem Wollen ab? ſie konnte erſcheinen wie es ihr beliebte? man fragte ſie, ob dem ſo ſey? und ſie erwiederte: Ja, ſie habe es in ihrer Gewalt; aber wie? darüber gab ſie weislich keinen weitern Aufſchluß. Uns dünkt, der entſchiedenſte Anhänger des Magnetismus müßte hier abermals den Betrug mit Händen greifen.

Man ſetzte in dieſer Nacht die Somnambüle noch auf einige Proben, betreffend ihre Gabe die Zukunft zu weiſſagen, aus welchen ſie ſich mit Klugheit zog. Man wollte wiſſen, wie der kranke Kronprinz ſich befinde? ſie ſagte, ſie wiſſe es nicht, ihr ſey ein Ziel geſteckt, über das hinaus ſie nichts wiſſe. Man fragte: ob die Wünſche der E* erfüllt werden würden? ſie antwortete: nicht ganz. Man verlangte, ſie ſolle einen auffallenden Diebſtahl erklären; ſie ſagte, ſie wiſſe es, könne aber nichts ſagen. Hingegen hatte ſie die Unverſchämtheit, von einem Prediger zu behaupten, er habe auf der Kanzel anders geſprochen als gedacht, ſie habe es ihm (als Geiſt) bemerklich gemacht, und er habe es auch gefühlt.

„Die Berührungen mehrerer Männer," erzählt der Herr Doctor, „würkten angenehm, andere widrig auf ſie, verurſachten ihr Schmerzen an „den berührten Theilen, noch andere, beſonders alte Sechzigjährige, brachten gar keine Würkung auf ſie hervor. Meine Nähe liebte ſie am „meiſten." Sie wußte, daß er zu Hauſe in der Nacht etwas über ihren Zuſtand aufgeſchrieben; als er aber wiſſen wollte wie viele Zeilen? erwiederte ſie: „quäle mich nicht mit Kleinigkeiten." Sie wußte auch daß er ſich gewünſcht, ſie möchte ihm auf ſeiner Stube erſcheinen, erklärte aber, das könne ſie nicht. Sie wußte — man denke! — daß die auf ihrer Herzgrube liegende Hand des Hofapothekers Martir ſchon manches für ſie bereitet habe. Sie wußte, wenn eine dicke Dame, deren Nähe ſie nicht leiden konnte, an der offenen Thür ſtand. Allein die Zukunft des Herrn Doctors wollte ſie klüglich nicht enthüllen, gab blos mit dem Zeigefinger einen warnenden Wink und verſchanzte ſich hinter den vieldeutigen Ausſpruch: „Du biſt zu gut und durch dieſe Schwäche wirſt du dir ſchaden.“ Daß der Herr Doctor Fleiſchmann zu gut und ſchwach iſt, geht freylich aus der ganzen Geſchichte hervor. — Sie behauptete, die Herzgrube habe die Function des Sehens und Hörens übernommen, im Gehirn ſey kein Leben mehr. Da überraſchte man ſie durch die Frage: wie es doch zugehe, daß ſie riechen könne? denn ſie hatte kurz zuvor Benzoe gerochen. Sie lachte, wußte aber nichts darauf zu antworten, und ſobald die Thurmuhr 11 anſchlug, erſtarb ihr das Wort auf den Lippen. Hingegen lehrte ſie den Doctor mit eignen Händen manches neue ſchöne Manöver, womit er ſie calmiren ſollte, beſonders mußte er mit der zugeſpitzten Hand auf der Herzgrube verweilen, ein Betaſten, welches ihr angenehm ſeyn mochte. Aus ſeinen Fingerſpitzen ſtrömte, nach ihrer Behauptung, ein vielfarbiger feiner Staub aus, hingegen gingen aus ihrem Körper lange zähe Fäden in ſeine Finger über und machten dieſe klebrig — und ſiehe da, ſogleich fühlte der Herr Doctor, daß ſeine Finger klebrig würden.

Bei'm Spazierenfahren mit ihm entblößte ſie ohne Umſtände ihre Herzgrube und verſicherte, das würde im wachenden Zuſtande ihre Schaamhaftigkeit nicht zulaſſen. Warum ließ ſie ihn aber die drei rothen Blutſtreifen unter der Bruſt nicht ſehen? damals ſchlief ſie doch auch? — Einen gewiſſen Walzer hörte ſie gern, weil er aus E Dur ging; E Dur bekam ihr am beſten. — Alle dicke Leute, beſonders dicke Männer, waren ihr abſtoßend; der D. Fleiſchmann wirkte am wohlthätigſten auf ſie, beſonders wenn er ſchwitzte. (!) Die Anatomie bereicherte ſie durch die Bemerkung, daß ein Häutchen unter dem Magen liege, welches Schluchzen verurſache, es ſey mehr lang als breit, werde bei ihr im 30. Jahre reißen und verſchwinden, ſey nur den Somnambülen angebohren, und noch mehr dergleichen dummes Zeug. — Gegen den Bandwurm verordnete ſie Sauerkraut und Wurmöl, es half aber nichts; einem Schwindſüchtigen verſchrieb ſie ſtarke Portionen von isländiſchem Moos, er ſtarb aber. — Auf die Frage: welche Männer ſich am beſten zu Magnetiſeurs ſchicken? gab die Erfahrne zur Antwort: die ihre Mannskraft nicht verſchwendet haben.

Die bekannte Sinnpflanze, welche ſie das Jungfernkräutchen nannte, ſoll ſchnell alle Krämpfe der Somnambülen beruhigen. — Die Sonnenſtrahlen ſollen magnetiſch würken, und der Herr Doctor verſichert, eine auffallende Erfahrung davon bei einer Kranken gemacht zu haben, deren Sexualtheile nicht eher beruhigt wurden, bis ſie die Sonne gerade hinein ſcheinen ließ.

Wenn die Mamſell gleich nicht ſagen wollte, wie der kranke Kronprinz ſich befinde, (weil das auf der Stelle ſich beſtätigen mußte) ſo war ihr hingegen wohl bekannt, daß eine Vereinigung der drei Religionen vor ſich gehen werde, aber — fügte ſie klüglich hinzu — wir werden es nicht erleben.

Das auffallendſte und unverſchämteſte Kunſtſtückchen machte ſie eines Tages, als der Doctor wie gewöhnlich ihre Krämpfe ſtillen wollte und ſie ihn mit beiden Händen zurückſchob, ſprechend: „mit deiner Macht iſt's heute nichts. Der Traum hat dir dieſe Nacht deine Kraft genommen.“ Und ſiehe da, ſo war es! Man möge das Uebrige bei dem erſtaunten Herrn Doctor ſelbſt nachleſen. Hier wurde es doch allzudeutlich, wes Geiſtes Kind dieſe Somnambüle iſt.

Wenn ſolche Züge empörend ſind, ſo muß man hingegen lächeln, wenn man lieſt, wie ſie ihre eignen Vorausſagungen zu umgehen wußte, wenn es ihr nicht mehr beliebte ſie zu erfüllen. Einmal ſagte ſie, ſie würde in zwei Tagen nichts eſſen, vermuthlich wurde ſie aber früher hungrig, aß ſchon am erſten Abend, und entſchuldigte es damit, daß die Luft ſie geſtärkt habe. Warum ſie dieſe Stärkung nicht auch vorausgeſehn? wurde nicht gefragt.

Eines Tages ſchlief die Kranke recht ſanft, vier Freundinnen ſaßen im Vorzimmer — da that es plötzlich in der Krankenſtube einen heftigen Knall, eine Viertelſtunde nachher erfolgte der zweite, und endlich der dritte Knall. Dieſe drei Knalle waren aber nur eine beſondere Art von Ritornell, denn jetzt hub ein Chorgeſang im Krankenzimmer an, „wie von mehreren tremulirenden Stimmen, in einer ganz eignen, tief ergreifenden, erſchütternden Melodie, welcher abwechſelnd in den höchſten und tiefſten Tönen, die ſich zuletzt immer langſam verlohren, dreimal hintereinander folgende Worte gab: Ja! ja! ja! ſie iſt erlöſt! ja! ja! ja! wir ſind erhört! danket Gott! danket Gott! danket Gott!“ Die Mamſell ſoll dabei ganz ruhig fortgeſchlafen haben, und endlich heiter erwacht ſeyn. Iſt es möglich, daß es einen vernünftigen Menſchen giebt, der ſolche Albernheiten glauben kann?! und iſt es möglich, daß der wackere Hufeland ſolch abgeſchmacktes Zeug in ſein Journal aufnehmen kann? — Die Mamſell deutete auf Befragen an, daß ſie recht gut um die drei Knalle wiſſe — (natürlich, es werden Springgläſergen geweſen ſeyn) und daß ſie von Geiſtern umgeben geweſen. Die fürchterliche Geſtalt werde nun nicht mehr erſcheinen; ihre Krämpfe würden aufhören; der Graf von M. habe die weiße Frau in Bayreuth nicht würklich geſehn, aber dem General d'Espagne ſey ſie erſchienen, u. ſ. w.

Neun Tage werde ſie noch krank ſeyn, hatte ſie verſichert; es traf aber nicht zu, ſie wußte nicht warum. Die Tochter eines gewiſſen Mannes ſey geſtorben, hatte ſie geſagt; das Mädchen lebte aber noch, und ſie meinte, man habe ſie falſch verſtanden. Es gebe fünf Gehirnſchlagadern hatte ſie behauptet, die fünfte konnte aber Niemand finden; indeſſen half ſich der Herr Doctor durch die Meinung: ſie möge wohl nur ſolchen Perſonen eigen ſeyn. Es giebt Rath für Alles. — Erſt morgen werde ſie wieder ſprechen können, hatte ſie vorausgeſagt: ſie ſprach aber ſchon heute. Das hatte ſie durch Gebet erlangt. Es giebt Rath für Alles. — Einer Dame prophezeyte ſie noch viele Leiden, und dieſe Dame wurde dadurch ſo gemüthskrank, daß ſie den Arzt mußte rufen laſſen. Schon für dieſes einzige heilloſe Kunſtſtückchen hätte die Polizey die Mamſell Prophetin mit Ruthen bedienen ſollen.

Leider iſt die Geſchichte hier noch nicht zu Ende. Wir werden die Geduld der Leſer noch einmal prüfen, und zugleich den Unwillen aller rechtlichen Menſchen noch einmal erregen müſſen.

Militair'ſche Gegenſtände.

In den Mittheilungen aus dem ruſſiſchen Feldzuge von dem Herrn Major Röder von Bomsdorf, erzählt der Verfaſſer, er habe zu Beſzenkowicz einen, wegen ſeiner Weisheit weit und breit berühmten, Juden kennen lernen, einen ehrwürdigen, freundlichen Greis, deſſen Stube Bücher und mathematiſche Inſtrumente zierten. Er habe ihn gefragt, ob der, bis dahin für die Franzoſen ſiegreiche, Krieg auch ſo glücklich enden werde? Da habe der Jude ihn eine Zeitlang bedenklich, aber mit Würde angeſehen, und dann geſprochen: „Ihr werdet nicht ſiegen ſondern verlieren, denn Eure Sache iſt nicht „gerecht.“ — Ueberhaupt verſichert Hr. v. Bomsdorf, daß ihm in Rußland kein Beyſpiel von der Treuloſigkeit der Juden bekannt geworden ſey. Nur als Spione hätten ſich manche brauchen laſſen, aber eben ſowohl für als gegen die Ruſſen. (Das war im Grunde nichts anders als eine doppelte Treuloſigkeit.)

Aus der Darſtellung des Verfaſſers geht hervor, daß Napoleon den Gewinn der Schlacht bey Borodino hauptſächlich der ſächſiſchen und polniſchen Reiterey zu verdanken hatte, indem dieſe eine große Schanze in der Mitte der ruſſiſchen Stellung eroberte, an welcher die franzöſiſche Infanterie und Cavalerie ſich zweymal die Köpfe zerſtoßen hatte. — Der Verfaſſer iſt auch der Meynung (die neulich von einigen Schriftſtellern beſtritten worden) daß die Ruſſen ſelbſt Moſcau angezündet haben. Kein unnützes Opfer ſey dadurch gebracht worden, denn ſicher würden „Napoleons „Genie und ſeine unermüdliche Thätigkeit neue „Mittel geſchafft haben, ſich aus der Verlegenheit „zu ziehen, wäre nicht das Unglaubliche geſchehen, „und wären nicht durch die Größe dieſer That, „alle Calcüls ſeines Talents und ſeiner vielfältigen Erfahrung auf Einen Schlag vernichtet „worden.“

Er ſchließt mit der Frage: „ob wohl die „Nachwelt es glauben wird, daß dieſer beyſpielloſe „Krieg eigentlich ein unglücklicher Kreuzzug gegen Zucker und Kaffe war?“ — Das war er nun wohl eigentlich nicht. Es galt einen höhern Zweck. Um die Weltherrſchaft wurde gerungen, wobey Zucker und Kaffee nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielten, höchſtens den Vorwand zum Kriege hergaben. —

Auf das deutſche Kriegsweſen und deſſen Verhältniſſe in älterer und in der neuſten Zeit, hat ein Ungenannter einen Blick geworfen, welchen Blick der Erzherzog Carl mit ſeinem Beyfall beehrt haben ſoll. Nachdem er die Mängel der ehemaligen Reichs-Armee gerügt, begehrt er daß künftig jeder Soldat den Ständen des Reichs, folglich der ganzen deutſchen Nation den Eyd der Treue ſchwören ſolle. Die erſte Ernennung zu Officieren ſoll den Ständen überlaſſen bleiben — jeder Fürſt ſein Contingent zwar im Lande behalten, aber von ſeinen übrigen Truppen trennen, indem es nicht ihm, ſondern dem Reich angehöre. Folglich darf er nicht einmal ſeine eigenen Feſtungen damit beſetzen. Ein curioſer Vorſchlag! welche Confuſion würde entſtehen, wenn ein Theil des Heeres dem Landesherrn, der andere nur dem

Ständen gehorchte, und wohl gar der Fall einträte, daß Ein Theil gegen den Andern zu Felde zöge.

Bis jetzt enthält die deutſche Bundesverfaſſung nichts als gewöhnliche Allianzen, und zwar eigentlich nur gegen Frankreich. Sie ſollte aber, der Natur der Sache gemäß, nicht bloß Angriffe auswärtiger Feinde, ſondern auch deutſcher großer Mächte auf die kleinern Staaten verhüten und abwehren können. Jetzt mögen dergleichen nicht zu befürchten ſeyn (Dank ſey es den Grundſätzen der jetzigen Regenten und ihrer Miniſter) allein vorübergehende Verhältniſſe können einer Verfaſſung nicht zur Grundlage dienen. So lange alſo jene Kraft dem Bunde nicht beywohnt, ſo lange wird die deutſche Reichsverfaſſung ihrem Zwecke nicht entſprechen, und welche Einrichtung man auch dem Bundes-Heere geben möge, ſo wird ſie in der Praxis ſtets eben ſo mangelhaft erſcheinen als die Verfaſſung iſt, von der ſie ausgeht. Wie aber der angegebene höhere Zweck erreicht werden könne? Dies, fürchten wir, wird ein unaufgelöſtes Problem bleiben, weil die Politik aller dabey intereſſirten Staaten nicht im Einklange ſteht.

Ein Recenſent in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen meynt: alle deutſche Staaten müßten den Eroberungs-Entwürfen entſagen, ſich den Status quo garantiren, und denjenigen für einen gemeinſchaftlichen Feind erklären und als ſolchen behandeln, der ſich eine Verletzung deſſelben erlaube. (Aber auch das iſt ja wiederum nur ein vorübergehendes Verhältniß, gegründet in der Perſönlichkeit der jetzigen Machthaber. Andere, die nach dieſen erſcheinen, werden nicht allein Eroberungs-Entwürfe machen und ausführen, ſondern ſich auch Verbündete unter den Ständen ſelbſt zu verſchaffen wiſſen, wodurch denn die ganze Garantie, trotz der ſechs Armeen, die der Recenſent ins Feld ſtellen will, wieder über den Haufen fällt.)

Bey dieſer Gelegenheit erwähnt der Recenſent, daß es zwar für die Unterthanen ſehr vortheilhaft ſey, wenn z. B. Sachſen-Weimar ſeine Kriegsmacht im Frieden bloß auf den Landſturm beſchränke, daß aber dieſe Einrichtung, in Verbindung mit dem deutſchen Körper, doch nur dann erlaubt ſeyn dürfe, wenn ein großer Staat dagegen das Contingent an Cavalerie und Artillerie, welches Weimar ſtellen müßte, unterhalte. —

Aus dem vierten Bande des Krieges gegen das verbündete Europa 1815 von Plotho, geht hervor, daß der Vorwurf, welchen zuerſt der Rheiniſche Mercur (den Hr. v. Cölln ein ſchmähſüchtiges Lügenblatt nennt) die Schlacht bey Ligny betreffend dem Herzoge von Wellington gemacht, als habe er den Fürſten Blücher im Stiche gelaſſen, und unterdeſſen auf einem Balle zu Brüſſel eine Frau verführt, eine ſchändliche Verleumdung geweſen.

Napoleons begangene Fehler in der Schlacht von Belle Alliance ſollen folgende geweſen ſeyn: daß er am 15. nicht ſchneller und überraſchender die Cantonnirungen des erſten preußiſchen Armee Corps angegriffen; daß er am 16. dem Marſchall Ney ein Armee-Corps entzogen; die Verfolgung der Preußen am Abend zu nachläſſig betrieben; den 17. ungenutzt vorüber gehen laſſen; am 18. die engliſche Armee in der Fronte durchbrechen wollen, ſtatt ſich auf ihre linke Flanke zu werfen; daß er das Terrain ſchlecht gekannt, und die Engpäſſe zu ſeiner Rechten vernachläſſigt; endlich daß er die Schlacht nicht abgebrochen habe, als die Preußiſche Armee erſchien. —

Im dritten Bande der Befreyungs-Kriege ſtreut Herr Venturini dem Volke Weyhrauch, ſo wie er ihn vormals Napoleon geſtreut hat. Geſiegt hat nur die Begeiſterung des deutſchen Volkes, dem die Fürſten ſich in die Arme warfen, viel verſprachen und nichts hielten. Alle die abgedroſchenen Redensarten der Demagogiſchen Blätter werden hier zum Ekel wieder aufgetiſcht. Nach der Leipziger Schlacht ſollen die Alliirten, (Bernadotte, des Verfaſſers Liebling, ausgenommen) gar keinen zuſammenhängenden Plan mehr gehabt haben, — blos die Tapferkeit der Soldaten, Talleyrands Verrath und Napoleons Verblendung hätten alles gethan, Fürſten und Feldherrn nichts. — Allerley Neues erfahren wir ſonſt noch, z. B. daß Napoleon in einem Cavalerie-Gefecht von einem Koſacken faſt erſtochen und vom General Girardin gerettet worden u. ſ. w. —

Der Baumeiſter Catel zu Berlin (ein ſehr geſchickter und talentvoller Mann) hat ein neues Syſtem der Vertheidigungs- und Befeſtigungs-Kunſt bekannt gemacht, in welchem Volks-Bewaffnung und natürliche Grenzen durch eine neue Art von Bollwerken verſtärkt werden ſollen, die, von weicher Beſchaffenheit, die Kraft der Kanonenkugeln durch entgegengeſetzte Sprödigkeit nicht vermehren, ſondern verſchlingen und unſchädlich machen ſollen. Wir wünſchen dem Verfaſſer Gelegenheit, practiſche Verſuche anzuſtellen. —

Schöne Literatur.

Die Kleinſtädtereyen von Laun, hat der Verfaſſer ſelbſt gerecht beurtheilt, indem er geſteht daß „die Schilderungen ſich hie und da in's Uebertriebene verlieren.“ Er hätte nur noch hinzufügen ſollen, daß er auch hie und da — z. B. bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Maſtochſen — ſich vor dem Platten und Gemeinen nicht immer gehütet habe. — Empfehlenswerther iſt das dritte Bändchen ſeiner Kleinigkeiten, oder die Reiſe zur Hinrichtung, die großentheils eine angenehme Unterhaltung gewährt. —

In dem Frauenzimmer-Almanach für 1818 ſteht unter andern eine Rede an wißbegierige Frauen über Magnetismus, Glauben und Deutſchheit von Wellentreter, die manches kräftige, zu rechter Zeit geſprochene Wort enthält. Der Verfaſſer hält die Somnambülen nicht für erhabene Naturen, ſondern für ſolche, die auf die Stufe der Thierheit des Inſtincts herabgeſetzt ſind. Auch über das moderne Maulchriſtenthum und das Buhlen mit dem Heiligen, das aufgeblaſene Deutſchthum u. ſ. w. macht er treffliche Bemerkungen. Das Letztere iſt eine neue Art von Judenthum, welches in ſeiner Nation das auserwählte Volk Gottes ſieht. — Auch die Bemerkungen von Buehrlen ſind größtentheils ſehr beherzigenswerth. „Jemand behauptete — ſo ſagt er unter andern — wenn der Herr Chriſtus noch einmal auf die Welt käme, man würde ihn abermals kreuzigen. Aber nein! man würde ihn mit Einladungen beſtürmen, ſeine Reden auffangen, recenſiren, verändern, entſtellen, dem Zeitgeiſt anbequemt weiter geben. Er ginge aus einer Welt, die ihn ſo herabzuziehn ſuchte, mit tiefern Wunden zu ſeinem Vater als das Erſtemal.“ —

Zum Spaziergang in einen Roſengarten ladet Graf Löben freundlich ein, derſelbe, den die Leſer aus den theils wunderlichen theils zu bewundernden Lotosblättern kennen. Seine Roſen ſind faſt alle ohne Dornen, und Eichbäume muß man im Roſengarten nicht ſuchen, wohl aber das Blümlein des Glaubens und der Liebe, welches überall im Schatten dieſer Roſen wächſt. Man pflegt ſonſt Kinder nicht gern mit in einen Blumengarten zu nehmen, hier aber müſſen wir rathen, nur Kinder hinein zu laſſen, denn Alles in demſelben iſt nicht allein kindlich, ſondern oft auch kindiſch. Siehe unter andern die Perle und die Maßblume. —

Die Witzfunken und Lichtleiter ſind eine neue Art von Vademecum, in welchem Alles und Neues, Gutes und Schlechtes, Witziges und Plattes auf gewöhnliche Weiſe zuſammen geleſen iſt, doch können wir im Ganzen wohl verſichern, daß der Leſer öfter lachen als gähnen wird. —

Glittes geſellige Abende von Laun liefern ein halbes Dutzend leicht und locker geſponnener Geſchichtchen, die zufrieden ſind, wenn ſie dem Leſer ein paar müßige Stunden weggeplaudert haben. —

Ferdinand von Felſenthal und Alwina Lindenhayn ſind „fröliche im Kraftgefühl ſchwelgende Menſchen“ die durch eine Reihe ziemlich unintereſſanter Begebenheiten „in die Schranken eines ruhigen häuslichen Glücks eingeführt werden“ wobei nebenher bogenlange Abſchweifungen über Erziehung, akademiſche Gerichtsbarkeit u. ſ. w. den Leſer zum Ueberſchlagen oder zum Gähnen nöthigen. —

Die Waldroſen von Ludwig von Germar blühen im kühlen Schatten, trotz der Geſchraubtheit, mit welcher er „die tiefblaue Veilchenpracht dem Rieſengeſchlecht der Bäume aufzuheben giebt.“ Einmal bleibt ihm auch die Liebe wie ein Mehlkloß im Magen liegen. —

Die feindlichen Stammhäupter oder Liebe und Ritterthum nach dem engliſchen der Miß Houghton ſind breit und bunt, redſelig und langweilig, preziös und geziert — aber anſtändig, wie es einer Dame geziemt. —

Wer Nachklänge aus der Schweiz, aus Neapel und aus Schottland liebt, der leſe die romantiſchen Accorde von Ernſt v. Houwald, herausgegeben von Conteſſa, welche drei recht artig erzählte Geſchichten enthalten; das Wiederſehen auf dem S. Bernhard, die Gräfin von Roſan, und Wahnſinn und Zeit. —

Das Münſterländiſche poetiſche Taſchenbuch für 1818, von Grete, iſt meiſt poetiſche Hausmannskoſt, meiſt von unbekannten, aber nicht ungenannten Dichtern. Uns hat gefallen:

Aus den Jahren der Schmach, von Beckering.

Die See iſt geſperret,
Das feſte Land gezerret;
Nur offen ſteht die Luft,
Und unter dir die Gruft.

Eine der erbärmlichſten Satyren auf den Adel, die jemals geſchrieben worden, ſind die ſogenannten Nobilitäten oder Scenen aus der höhern Welt, von Friedrich — dieſer Nahme iſt auf dem Titelblatte angegeben, wir hören aber, daß Herr Friedrich gegen dieſen aufgedrungenen Wechſelbalg proteſtirt hat. In der That, das wäre kaum nöthig geweſen, denn ſo wenig man auch ſeiner Satyre befreundet ſeyn mag, ſo wird ihm doch Niemand ein ſo elendes, in irgend einer Kneipe geſchriebenes Product zutrauen. In ſehr ſchlechten Knittelverſen wird unter andern ein Mittel bekannt gemacht, Bockleder ohne Lohe gahr zu machen. Das Mittel beſteht darinn, einen Edelmann, der der Braut eines Grobſchmidts etwas unrechtes zumuthe, tüchtig durch zu prügeln. Von gleichem Schlage iſt die Morgenſcene in einem adlichen Hauſe auf dem Lande. Der Verleger hat wohl gethan, ſeinen Nahmen nicht auf das Titelblatt zu ſetzen, oder, mit andern Worten, an den Pranger zu ſtellen.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 36. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Aus Marlboroughs Leben (Beſchluß.)

Es ließ ſich erwarten, daß bei Anna's Gelangung zum Thron ihre vieljährigen treuen Freunde und Anhänger, der Graf und die Gräfin von Marlborough, an ihrem Glücke weſentlichen Antheil nehmen würden. Sie beſtätigte den Grafen nicht nur in allen ſeinen Aemtern und Würden, ſondern ertheilte ihm auch den Orden vom Hoſenband und ernannte ihn zum General-Capitain über alle engliſchen Truppen. Auch ſeine Gemahlin und alle ſeine Verwandten wurden von der Königin mit Gnade überhäuft, denn noch dauerte die ſchwärmeriſche, wirklich romanhafte Freundſchaft fort, die ſchon eine lange Reihe von Jahren hindurch zwiſchen Frau Morley und Frau Freeman ſtatt hatte. Marlborough wurde nunmehr die Seele des engliſchen Kabinets, und hatte auf alle politiſche Angelegenheiten Europas den weſentlichſten Einfluß. Schon in dem nämlichen Jahre begab er ſich nach Flandern, wo er die vereinigten holländiſchen und engliſchen Truppen mit großem Ruhm gegen die Franzoſen kommandirte. Beinahe wäre er jedoch in dieſem Feldzuge gefangen genommen worden, denn als er in einem Boote auf der Maas hinab fuhr, wurde er von einer franzöſiſchen Streifparthei überfallen, und ob man ihn gleich nicht kannte, ſo wäre er dennoch, weil er keinen Paß hatte, in's franzöſiſche Hauptquartier abgeführt worden, wenn ihm nicht ſein Bedienter einen franzöſiſchen Paß, den er glücklicher Weiſe bei ſich hatte, heimlich zugeſteckt hätte. Für dieſen Dienſt gab er dem Bedienten und deſſen Sohne eine lebenslängliche, ſehr anſehnliche Penſion, woraus man ſieht, wie lebhaft er ſelbſt von der Größe der Gefahr, die er damals lief, durchdrungen war. Die Nachricht von ſeiner vermeinten Gefangennehmung verbreitete ſich jedoch durch ganz Holland, und verurſachte die höchſte Beſtürzung; die im Haag verſammelten General-Staaten beſchloſſen einſtimmig, ohne allen Verzug ihre ſämmtlichen Truppen nach Gueldern marſchiren zu laſſen, um ihn mit Gewalt wieder zu befreien. Deſto größer war aber die Freude, als er wider Verhoffen ſelbſt im Haag ankam; vor der jubelnden Volksmenge konnte er kaum in ſein Haus kommen, und ein Römiſcher Feldherr konnte kaum jemals einen herrlichern Triumpfzug auf's Kapitol gefeiert haben.

Nach geendigtem Feldzug gieng er nach England zurück, wo wegen des Glücks der engliſchen und holländiſchen Waffen eine allgemeine Dankſagung in der St. Paulskirche gehalten wurde, der die Königin und beide Kammern des Parlements beiwohnten. Er wurde für ſich und ſeine Nachkommen zum Marquis von Blandfort und Herzog von Marlborough ernannt, und weil die Königin glaubte, daß er noch nicht Vermögen genug beſitze, um den Glanz dieſer Würde behaupten zu können, ſo drang ſie auch bei dem Parlement darauf, daß ihm außer ſeinen ſonſtigen Einkünften noch eine jährliche Penſion von 5000 Pf. Sterling ausgeworfen wurde.

Allein in der ganzen Fülle dieſer Herrlichkeit, und während Marlborough die ernſtlichſten Anſtalten traf, in dem folgenden Feldzuge den franzöſiſchen Truppen mit Nachdruck zu begegnen, traf ihn das ſchrecklichſte häusliche Unglück, das die Vorſehung über einen Vater verhängen kann. Er verlohr ſeinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling von 17 Jahren, der zu Cambridge ſtudierte. Die ganze Nation nahm an dieſem ſchmerzlichen Verluſte Antheil, und außer den wärmſten Condolenzbriefen von der Königin und ſehr vielen Großen des Reichs, befindet ſich auch in dem Archiv zu Blenheim das Original von dem ſchönen Gedichte, das Congreve auf dieſen Todesfall unter dem Titel: *Amaryllis Thränen um Amyntas*, verfertigte, und das in deſſen gedruckten Werken zu finden iſt. — Marlborough hatte ſchon früher einen Sohn im zarten Alter verlohren, und es blieben ihm jetzt nur noch 4 Töchter übrig, die insgeſammt an die angeſehenſten Männer des Reichs verheurathet waren. Sein Augenwerk war nunmehr dahin gerichtet, daß er ſeine Titel und Würden, ſo wie auch ſeinen Namen, auf die männlichen Nachkommen ſeiner älteſten Tochter, Lady Godolphin, forterbte, was ihm auch in der Folge glückte; von dieſer ſtammen daher die jetzigen Herzoge von Marlborough ab.

Unſer Held hatte ſich von dem erſten heftigen

Schmerz über dieſen herben Verluſt kaum ein wenig erholt, ſo mußte er ſich auf das feſte Land begeben, um der immer mehr anwachſenden Macht der mit den Bayern verbundenen Franzoſen Widerſtand zu leiſten. Deutſchland ſchwebte damals in der größten Gefahr, von Ludwig XIV. unterjocht zu werden, und die Reichs-Armee war in einem ſo elenden Zuſtande, daß an einen ernſtlichen Widerſtand nicht zu denken war. Auch die Armee des Kaiſers und der übrigen Alliirten war theils anderwärts beſchäftigt, theils lange nicht ſtark genug, um den Feinden, die ſchon bis an die Thore von Wien vordrangen, die Spitze zu bieten. In einer ſolchen verzweifelten Lage zeigt ſich das Genie eines wirklich großen Mannes! Marlborough erkannte die gefährliche Criſis, in welcher ſich die Angelegenheiten von Europa befanden, und entwarf deshalb, in Einverſtändniß mit dem Prinzen Eugen, einen ſolchen Plan zu dem neuen Feldzuge, durch den allein noch Rettung zu hoffen war. Die militäriſchen Ereigniſſe ſind in dem vorliegenden Werke nach den Originalbriefen von Marlb. ausführlich beſchrieben, und keine Art von Leſern wird es ohne Genuß bei Seite legen. Wir enthalten uns jedoch, in die Einzelnheiten dieſer Beſchreibungen einzugehen, und führen blos an, daß Marlb. vorerſt einen entſcheidenden Sieg am Schellenberge bei Donauwörth über den Kurfürſten von Bayern davon trug, wodurch nicht nur Oeſterreich von der ihm drohenden Gefahr befreit wurde, ſondern auch ganz Bayern in die Hände der Alliirten fiel. Der Dienſt, den er dadurch dem Hauſe Oeſterreich erwieß, war ſo ausgezeichnet groß, und wurde in Wien ſo allgemein anerkannt, daß auch ſogar der kalte und phlegmatiſche Leopold, der ſich nicht hatte entſchließen können, über einige ceremonielle Förmlichkeiten hinaus zu gehen, um dem tapfern Sobieski, dem Retter von Wien, ſeinen Dank zu ſagen, jetzt in dem Uebermaas ſeiner Freude ein eigenhändiges Glückwünſchungsſchreiben an M. ergehen ließ; eine Ehre, die nur regierenden Fürſten zu Theil wurde. — Dieſer Sieg war jedoch nur das Vorſpiel von dem großen Ereigniß, wodurch dem franzöſiſchen Uebermuth ein Ziel geſteckt, und Deutſchland befreit wurde. Marlb. hatte ſich mit Eugen vereinigt, und ihre verbundenen Armeen beliefen ſich auf 52000 Mann. Ganz eben ſo ſtark war auch das franzöſiſch-bayeriſche Heer, das unter dem Marſchall Tallard gegen ihnen über ſtund. Am 10ten Aug. 1704 kam es zu der großen Schlacht bei Blenheim, (eigentlich Blindheim, einem Dorfe im Fürſtenthum Neuburg) wo von beiden Theilen den ganzen Tag hindurch mit der angeſtrengteſten Tapferkeit gefochten wurde. Zu wiederholtenmalen ſtund es für die Alliirten äußerſt ſchlimm, und nur dem Scharfblick und der ruhigen Beſonnenheit Marlboroughs iſt der glänzende Sieg zuzuſchreiben, der ihnen zuletzt zu Theil wurde. Der Prinz Eugen ſelbſt geſtund Marlb. die Ehre des Tages zu, und dieſer kann dagegen in ſeinen Briefen die großen Talente des erſtern nicht genug rühmen. Der Sieg war aber auch ſo vollſtändig als man ihn nur wünſchen konnte. Der Verluſt der Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief ſich auf 40000 Mann, und ihre ganze Artillerie nebſt dem Lager fiel in die Hände der Alliirten. Der Marſchall Tallard mit einer großen Anzahl der vornehmſten Officiere wurde gefangen genommen, und von ſeiner ganzen Armee kamen nur einzelne Haufen über den Rhein zurück; die übrigen giengen Regimenterweiß zu den Alliirten über. Sobald der Sieg entſchieden war, ſchrieb Marlb. mit Bleiſtift das ſchon oben erwähnte Billet an ſeine Gemahlin, von dem ein fac simile dieſem Werke beigefügt iſt. Es lautet folgendermaßen: „Ich habe nicht Zeit, Ihnen viel zu ſagen, ſondern „will Sie nur bitten, der Königin meine Ehrfurcht „zu bezeigen, und ihr zu melden, daß ihre Armee „einen glänzenden Sieg erfochten hat. Hr. v. Tallard mit zwei andern Generalen ſitzt eben in meiner Kutſche. Der Ueberbringer wird Ihnen den „Vorgang ausführlich erzählen, und ich will es „Morgen oder Uebermorgen in einem großen Briefe „thun.“ M. — Die Folgen dieſer Schlacht waren von der allergrößten Wichtigkeit; denn nicht nur hörte jetzt der Schrecken auf, den die vermeinte Unbeſiegbarkeit der franzöſiſchen Truppen verbreitete, ſondern der Ruhm derſelben gieng auch jetzt, nach aufgehobenem Zauber, auf die Alliirten über. In Frankreich folgte Kleinmuth auf den vorigen Uebermuth, und die übrigen Nationen Europa's dachten jetzt nur mit Schaam und Unwillen an ihre vorherige Furcht. Der Name Marlborough wurde in Frankreich das allgemeine Loſungswort des Schreckens, und dieß gieng ſo weit, daß man im ganzen Reiche lange Zeit hindurch die Kinder damit zu fürchten machte.

Für den ausgezeichneten Dienſt, den Marlb. ſeinem Vaterlande und ganz Europa geleiſtet hatte, wurden ihm aber auch die ehrenvollſten Belohnungen zu Theil. Das Parlament ſchenkte ihm und ſeinen Erben das Gut Woodſtock, und es wurde beſchloſſen, auf Koſten der Nation einen prächtigen Pallaſt daſelbſt aufzuführen, der zum Andenken an den erfochtenen Sieg das Schloß von Blenheim genannt werden ſollte. Dabei wurde dem jedesmaligen Beſitzer deſſelben zur Bedingung gemacht, daß er alljährlich am Tage der Schlacht der Königin und ihren Nachfolgern eine Fahne mit drei Lilien auf ſilbernem Felde, dem Wappenſchilde Frankreichs, überreichen ſollte. — Der Aufmerkſamkeit unſerer Landsleute, die eine Reiſe nach England gemacht haben, wird dieſes noch vorhandene prächtige Schloß, das ſo große Erinnerungen zurück ruft, nicht entgangen ſeyn. — Das Anſehen, das von dieſer Zeit an Marlb. in ſeinem Vaterlande genoß, war ſo groß, daß die Geſchichtſchreiber es nicht genug beſchreiben können. Smollet erzählt, daß, als er auf ein Darlehn von einer halben Mill. Pf. St. an den Kaiſer antrug, die ganze Summe in wenigen Tagen von den Kaufleuten zu London zuſammengebracht wurde. — England befand ſich zum erſtenmal wieder in einem völlig ruhigen Zuſtand; die Stürme der Revolution hatten ſich gelegt, die Königin war allgemein geliebt, und das ſo lange durch Factionen zerriſſene Land genoß wieder des tiefſten Friedens in ſeinem Innern.

Auch der Kaiſer hatte Marlb. für die ihm geleiſteten Dienſte zu belohnen geſucht, und daher das ihm ſchon früher gemachte Anerbieten, ihn in den Reichsfürſtenſtand zu erheben, erneuert. Marlb. hatte es vorher abgelehnt, wenn dieſe Würde nicht auch zugleich mit einem wirklichen Fürſtenthum verbunden ſeyn könnte. Deshalb übertrug ihm der Kaiſer jetzt als völliges Eigenthum für ſich und ſeine männlichen Erben die Herrſchaft Mindelheim in Bayern, die in ein Fürſtenthum verwandelt wurde. Er konnte es jedoch durch alle mögliche Mühe nicht dahin bringen, daß der Beſitz davon auch auf ſeine weibliche Nachkommenſchaft ausgedehnt wurde. Es iſt intereſſant zu leſen, wie er ſelbſt die Ceremonien ſeiner Einführung auf dem Reichstag zu Regensburg beſchreibt, und was er für ſtatiſtiſche und geographiſche Nachrichten von ſeinem neuen Fürſtenthum ſeiner Gemahlin mittheilt. Uebrigens nennen ſich ſeine Nachfolger bis auf den heutigen Tag noch immerfort Fürſten des heiligen Römiſchen Reichs, obgleich dieſes Reich nach mannichfaltigen ſeitdem erlittenen Schickſalen nicht mehr vorhanden iſt. Das Buch ſelbſt, von dem hier die Rede iſt, iſt dem jetzt lebenden Spencer Churchill, Herzog von Marlborough, Fürſten des heil. Röm. Reichs u. ſ. w. dedicirt.

Der Krieg auf dem feſten Lande dauerte jedoch noch immer fort. Im Jahre 1706 fiel die Schlacht bei Ramilies vor, die ſo entſcheidend war, daß Villeroy und der Kurfürſt nach ihrer Niederlage alle ihre bisherigen Eroberungen in den Niderlanden aufgeben und ſich bis an die Grenzen von Frankreich zurück ziehen mußten. Mehr aber als der errungene Lorbeer verherrlichte den ſiegreichen Feldherrn die Menſchenliebe, womit er die Verwundeten und Kranken behandelte: auch ſeine Feinde wurden gezwungen ihn zu bewundern, und Duclos ſagt in ſeinen Memoiren, „daß Marlb. durch dieſe Behandlung der Gefangenen und Verwundeten ein nachahmungswerthes Beiſpiel von der Menſchenliebe gegeben habe, durch die allein die Schrecken des Krieges gemildert werden können." In England erregte dieſer Sieg eine eben ſo große und enthuſiaſtiſche Freude als der bei Blenheim; bei den feierlichen Kirchgängen, in den zahlreichen Dankadreſſen, und bei allen veranſtalteten öffentlichen Gaſtmählern wurde der Name des hochverehrten Helden zugleich mit ſeiner königlichen Gebieterin genannt, und der Neid ſogar und die Bosheit waren zum Schweigen gebracht.

Auch im folgenden Jahre war M. wieder auf dem feſten Lande, wo er außer den militäriſchen Operationen ſich beſonders durch diplomatiſche Unterhandlungen, in denen er eben ſo viele Klugheit als Geiſt und Talente zeigte, berühmt machte. Vorzüglich merkwürdig iſt ſeine Reiſe nach Alt-Rannſtedt bei Leipzig, um den König Karl XII. von Schweden, der noch immer ſein Hauptquartier daſelbſt hatte, ob er gleich ſchon im vorigen Jahre den bekannten Frieden mit Auguſt von Sachſen abgeſchloſſen hatte, für das Intereſſe der Alliirten zu gewinnen und ihn von den mit Frankreich angeknüpften Verbindungen wieder abzubringen. Er wurde durch den Grafen Piper bei dem Könige eingeführt, und hielt eine kurze Rede an denſelben in engliſcher Sprache, die durch einen mitgebrachten Dollmetſcher ſogleich in's Schwediſche überſetzt wurde. „Ich überreiche Ew. Majeſtät" ſagte er darinn, „einen Brief, der nicht aus der Canzlei, ſondern aus dem Herzen der Königin, meiner Gebieterin, kommt, die ihn auch mit eigener Hand geſchrieben hat. Wenn ihr Geſchlecht ſie nicht abhielte, ſo würde ſie ſelbſt über das Meer herübergekommen ſeyn, um einen von der ganzen Welt ſo hoch bewunderten Fürſten perſönlich kennen zu lernen. Ich bin in dieſem Stücke weit glücklicher als meine Königin, und wünſche nichts lebhafter, als unter einem ſo großen General wie Ew. Majeſtät, einige Feldzüge machen zu können, um in der Kriegskunſt zu lernen was ich noch nicht verſtehe.“ Dieſe grobe Schmeichelei läßt ſich nur allenfalls dadurch entſchuldigen, daß ein geſchickter Unterhändler, dem es ſo ſehr daran gelegen war, ſeinen Zweck zu erreichen, nothwendig vorerſt den eitel-ruhmſüchtigen Monarchen für ſich zu gewinnen ſuchen mußte. Auch erreichte er dieſe Abſicht vollkommen; man konnte es dem Monarchen, dem nichts in der Welt über militäriſchen Ruhm gieng, an jeder Miene anſehen, wie angenehm ihm dieſes Lob aus dem Munde eines ſo großen Feldherrn war. In ſeiner Antwort gab er dieſes auch deutlich zu erkennen. Die fernere Unterredung wurde hierauf von Seiten des Herzogs in franzöſiſcher Sprache geführt, die der König verſtund, aber aus Vorurtheil oder Schüchternheit nicht ſprach; ſie erſtreckte ſich über militäriſche und politiſche Angelegenheiten, und dauerte bis um 12 Uhr, die gewöhnliche Stunde, wo der König zu Mittag ſpeißte. Er lud den Herzog ein, ſein Gaſt zu ſeyn, wieß ihm dabei den Platz neben ſich, zur rechten Hand an, und blieb auch ihm zu Ehren faſt eine halbe Stunde länger als gewöhnlich bei Tafel ſitzen. Nachher nahm er ihn abermals mit in ſein Cabinet, wo ſie bis ſpät auf den Abend und zwar bis die Trommel zu dem gewöhnlichen Abendgebet rief, ſich mit einander unterhielten. Der König hörte dem Herzog die ganze Zeit über mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und dieſer entwickelte ihm den Zweck ſeiner Sendung mit ſo viel Scharfſinn und einer ſo gründlichen Kenntniß aller Europäiſchen Staats-Verhältniſſe, daß er den König ganz für ſich gewann. Es war nur noch der Form wegen, daß der Herzog am andern Tage mit dem Graf Piper und den übrigen Miniſtern eine Conferenz hatte. In der Abſchieds-Audienz behandelte ihn der König mit noch größerm Wohlwollen und mit einer Achtung, die an Ehrfurcht gränzte. Es trat bei derſelben ein Umſtand ein, der auch den gewandteſten Diplomaticker in Verlegenheit hätte ſetzen können. Als ſich nämlich der Herzog eben wegbegeben wollte, wurde der König Stanislaus von Pohlen angemeldet, der ſich ſchon im Vorzimmer befand. Dieſer war aber von England noch keinesweges als König anerkannt; behandelte ihn daher Marlb. mit der ſeinem Rang ſchuldigen Ehrfurcht, ſo beleidigte er dadurch den König Auguſt, der mit ſeinem Hofe in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtund, und that er es nicht, ſo lief er Gefahr, dem Schwediſchen Monarchen vor den Kopf zu ſtoßen und alle vorherigen günſtigen Eindrücke wieder in ihm zu verlöſchen. Der König ſelbſt ſcheint die Schwierigkeit dieſes unverhofften Zuſammentreffens gefühlt zu haben, denn er ließ geſchwind durch den Grafen Piper den Herzog fragen, ob er bei dieſem Beſuche auf ihn rechnen könne? Als der letztere dieſes durch eine tiefe Verbeugung bejahet hatte, ſo machte der König ſelbſt die Thüre auf, und führte den Polniſchen Monarchen herein. Marlb. bezeigte ihm hierauf die ihm ſchuldige Ehrfurcht auf eine ſolche Art, daß er der Würde ſeiner eigenen Monarchin nicht das mindeſte dadurch vergab, und benahm ſich gegen ihn mit ſo viel Verſtand und mit einer ſolchen Gewandtheit, daß der König Karl ſeine Freude darüber nicht verbergen konnte. Er ſprach auch in der Folge niemals anders als mit der höchſten Bewunderung von dem Herzog.

In England ſtunden unterdeſſen die Angelegenheiten Marlboroughs und ſeiner Gemahlin weniger gut. Eine, in dieſem Werke ausführlich beſchriebene Cabale entfremdete beiden das Herz der Königin, und es iſt dabei nichts ſo auffallend, als daß dieſes geheime Triebwerk einem Manne, der die Geheimniſſe aller Höfe in Europa wuſte, bis auf den letzten Augenblick unbekannt geblieben iſt. Die Correſpondenz der Königin mit ihrer vormaligen Herzensfreundin dauerte zwar unter den angenommenen fremden Namen immer noch fort, aber in einem weit kältern Tone und von beiden Seiten miſchten ſich Bitterkeit und Stichelreden hinein. Es gieng ſo weit, daß Marlb. wirklich einmal im Sinne hatte, ſeine ſämmtlichen Stellen niederzulegen, und ſich mit ſeiner Gemahlin vom Hofe zu entfernen. Zuredungen ſeiner Freunde hielten ihn davon ab. Es iſt höchſt intereſſant, die Briefe zu leſen, die ſich in dieſem Zeitraume die beiden aufgebrachten Freundinnen ſchrieben; der Raum geſtattet jedoch nicht, unſern Leſern einige davon zum Beſten zu geben. Dieſer Zuſtand dauerte noch im Anfang des Jahres 1709 fort, während welcher Zeit ſich Marlb. in Kriegs- und politiſchen Geſchäften ſehr häufig auf dem feſten Lande aufhielt. In ſeinen und des Prinzen Eugens Händen lagen damals alle Angelegenheiten Europas, und es gewährt ein hohes Vergnügen, die Achtung und Neidloſe Freundſchaft zu ſehen, womit dieſe beiden wirklich großen Männer ſich gegenſeitig ununterbrochen behandelten. Ihren vereinten Talenten war es zu verdanken, daß die Waffen der Alliirten beſtändig glücklich waren, daß die franzöſiſche Uebermacht gebrochen wurde, und daß ſchon zu Ende dieſes Zeitraums Ludwig XIV. ſich genöthigt ſah, Friedens-Vorſchläge zu thun.

Mit dem Anfang des Jahres 1709 ſchließt ſich dann auch der 2te Theil dieſes höchſt intereſſanten Werkes, von dem eine baldige Ueberſetzung ins Deutſche recht ſehr zu wünſchen wäre. *)

Schilderung der Volks-Bewaffnung in der Vendée.

Im neuſten Hefte der öſtreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift, iſt der Vendee-Krieg nach la Roche Jaquelin erzählt. Wir heben das intereſſante Gemählde jener Volks-Bewaffnung aus:

Dem Landvolke im Umkreiſe des Boccage, das auf einem weit vertrauteren Fuße mit ſeinen Gutsbeſitzern und Edelleuten als in andern Gegenden Frankreichs lebte, das mit unbegränztem Glauben und Ehrfurcht an den geiſtlichen Vorſtehern ſeiner Gemeinden hing, waren die Neuerungen der Revolution, der Prieſtereid, die Verfolgung der Adelichen fremde Gräuel, die es mit Widerwillen und Haß gegen die neue Ordnung der Dinge erfüllten. Es zeigten ſich Zuſammenrottungen und einzelne Widerſetzlichkeiten gegen die Befehle der Obrigkeiten und die zur Aufrechthaltung der Regierungs-Befehle ausgeſandten Gensd'armen. Einzelne Beyſpiele von heldenmüthiger Aufopferung fingen an das Volk aufzuregen und zu begeiſtern. Ein Landmann aus dem Poitou, der ſich den Gensd'armen widerſetzte, und von dieſen mit Säbelhieben zerfleiſcht wurde, rief ihnen, von zwei und zwanzig Wunden ſchon halb entſeelt, da ſie ihn aufforderten ſich zu ergeben, zu: „Gebt ihr erſt meinen Gott mir wieder!“ — Es fehlte nur ein Anſtoß, um die ganze Maſſe auf einmal in Bewegung zu bringen. Die Vertreibung des Maire von Breſſine gab die Veranlaſſung; Nachrichten von den Fortſchritten der vereinigten Mächte, der Tod des Königs, und endlich eine für den März 1793 feſtgeſetzte Aushebung von 300,000 Mann, gaben zum allgemeinen Aufſtande im Boccage die Loſung. Ohne beſtimmten Zweck, ſelbſt ohne eine gegründete oder gewiſſe Hoffnung, focht man nur für die Aufrechthaltung ſeiner Meynung. Es war kein Plan, kein geheimes Einverſtändniß, keine Verſchwörung. Die Anführer der verſchiedenen Abtheilungen kannten ſich kaum. Das ganze Volk erhob ſich zugleich, weil der Wunſch des ganzen Volkes nur das erſte Beyſpiel dazu erwartet hatte. So wie ſie ſich nach den Diſtrikten ihrer Dorfſchaften, ihrer Pfarrorte zuſammen fanden, bildeten die Vendeer Haufen, und wählten einen Anführer, — einen Edelmann, einen gedienten Soldaten, einen etwas mehr unterrichteten Bürger, oder gradezu Einen aus ihrer Mitte. So zogen ſie gegen die Republikaner, die ſie verachtungsweiſe nur die Blauen nannten. Kamen ſie in deren Nähe, ſo hielten ſie ſich hinter den Hecken verborgen, bis die Truppen ihnen auf Schußweite genaht waren, nun feuerten ſie ihre Gewehre von allen Richtungen auf deren Abtheilungen los. So wie dieſe erſchüttert wurden oder wankten, brachen ſie aus dem Hinterhalte mit Geſchrei hervor, und warfen ſich zuerſt auf das Geſchütz. Gelang der Angriff, und wurden die Truppen geworfen und zerſtreut, ſo verirrten ſich die Flüchtigen in den unzähligen Kreuzwegen der Felder, und fielen den Bauern ſicher in die Hände. Wurden aber dieſe zurückgedrängt, ſo eilten ſie nach allen Richtungen auf den ihnen bekannten Wegen auseinander, und trafen bald wieder an einem beſtimmten Sammelplatze zuſammen. Nichts unterſchied den gewählten Führer in ſeiner Kleidung von dem Gemeinen; das Bild einen Herzens, auf ihre Röcke genäht, und ein Roſenkranz im Knopfloche waren die allgemeinen Kennzeichen Aller. Säbel, Piſtolen, Gewehre hingen an Schnüren, wie ſie jeder am bequemſten zu tragen glaubte. Kiſſen ſtatt Sätteln, Stricke ſtatt Steigriemen, machten die ganze Rüſtung der Pferde aus. Den unwiſſenden Haufen zu leiten, der kaum rechts von links zu unterſcheiden wußte, wies man einen Baum, ein Haus, oder ſonſt einen vorragenden Gegenſtand zum Richtungspunkte an. Nie vermochte man ihn dahin zu bringen, auf Patrulle zu gehen oder Schildwache zu ſtehen; die Führer mußten ſich entſchließen, dieſe Dienſte ſelbſt zu thun.

Aber ſonderbarer als Alles war die Art, wie das oft ſehr zahlreiche Heer zuſammengerufen, und

---

*) Ein Exemplar des prächtigen engliſchen Originalwerks unter dem Titel: Memoirs of John Duke of Marlborough; with his Original correspondance collected from the family records at Blenheim and other authentic sources. Illuſtrated with portraits, maps, and military plans. By Wm. Coxe 2 Volumes London 1818. — iſt bei uns für 50 thlr. ſächſ. zu haben.

Hoffmanniſche-Hof Buchhandlung
in Weimar.

wie der Krieg ſelbſt geführt wurde. Nie blieb Jenes mehr als drei oder vier Tage geſammelt. Die Schlacht mochte gewonnen oder verlohren, das Unternehmen gelungen oder mißlungen ſeyn, die Bauern kehrten zu ihrem Heerde zurück. Die Führer blieben dann allein, mit einigen Hunderten — Ueberläufern, Fremden oder ſolchen, die vom Hauſe vertrieben waren. Aber ſo wie ein neues Unternehmen ausgeführt werden ſollte, war auch ſogleich die Armee wieder gebildet. Man ſandte nach den Pfarrdörfern; die Sturmglocken wurden geläutet; die Bauern verſammelten ſich. Man las ihnen ein Aufgeboth vor, nach ungefähr folgender Formel. „Im heiligen Namen Gottes! „auf Befehl des Königs! die Pfarre N. N. iſt „aufgefordert, ſoviel Mannſchaft als möglich nach „dem Orte N., um jenen Tag, um jene Stunde „zu ſenden.“ — Der Befehlshaber in der benannten Gemeinde unterſchrieb die Aufforderung, und Jeder ohne Widerrede beeiferte ſich abzugehen. Der Gemeine brachte ſein Brod mit ſich, und die Generale ſorgten für einigen Vorrath. Fleiſch wurde vertheilt. Edelleute, Güterbeſitzer, und die Ländereyen der Ausgewanderten mußten Vieh und Korn liefern. Die Dörfer beeiferten ſich, freywillig zuzuführen, wo das Heer vorüberzog, und Weiber und Greiſe, mit Lebensmitteln für die Streitenden verſehen, lagerten längs dem Wege, wo ſie vorüberkommen mußten. Da übrigens die Verſammlungen ſo kurz dauerten, ſo fehlte es nie an Vorrath. Wägen und Gepäck machten auf ſolche Art keine Beſchwerden. Von Zelten war noch weniger die Rede.

War die Armee verſammelt, ſo wurden Kolonnen gebildet, um auf den beſtimmten Puncten anzugreifen. Es hieß dann: „Führer N. geht auf jenen Weg; wer will ihm folgen?“ Die Soldaten, die ihn kannten, traten bei ſeinem Haufen ein. — Waren ſchon genug in einer Schaar, ſo hieß man die Uebrigen nach einer andern Seite gehen. Eben ſo wurden, erſt auf den Angriffspunkten, die Kompagnien gebildet. Die Bauern beteten vor dem Angriffe, und kreuzigten ſich vor jedem Schuſſe, den ſie thaten. Hatten ſie den Sieg erfochten, ſo luden ſie Fahnen und Trommeln auf einen Karren, und zogen jubelnd nach Hauſe.

Ulrich Zwingli, und die Kirchen-Vereinigung der Proteſtanten.

Das Werk der Reformation, das wichtigſte Kirchen-Ereigniß ſeit der Einführung des Chriſtenthums, das ein armer Bergmannsſohn in Sachſen unternahm, wurde etliche Jahre ſpäter, und unabhängig von Jenem, durch einen armen Schultheißenſohn in der Schweiz ebenfalls ausgeführt. Martin Luther und Ulrich Zwingli, beide nur von ihrem Forſchungsgeiſte, ihrem Freimuth und Eifer für die Wahrheit unterſtützt, ſprengten die Ketten einer verjährten Prieſterherrſchaft, und zerriſſen das dichte Gewebe eines kraſſen Aberglaubens, den die geiſtliche, wie die weltliche Macht, zu ihrem Vortheil unterhielt und duldete. — Herr Prediger Müller in Wolmirsleben hat jetzt die verdienſtliche Arbeit unternommen, dem Reformator von Zürich, Ulrich Zwingli, ein kleines hiſtoriſches Denkmal zu ſetzen. Er bezweckt, der Vorrede zufolge, zugleich eine Einleitung zu der allgemeinen Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen, die nach ſeiner Meinung bei dem ſchweizeriſchen Reformationsjubiläum am ſchicklichſten zu Stande kommen dürfte. Was damals weder den Bemühungen des Landgrafen Philipp von Heſſen, noch bei dem Religionsgeſpräch der beiden Reformatoren in Marburg, gelang, das ſcheint unſerer vielfach merkwürdigen Zeit vorbehalten zu ſeyn. Schon ſind mehrere Schritte zu einer ſolchen Vereinigung geſchehen, welcher man in Rom, dem immer mehr in ſich ſelbſt zerfallenden Rom, (weil es ſeine Reformation an Haupt und Gliedern bis auf den heutigen Tag ſchuldig geblieben iſt,) vergeblich mit abgünſtigen Augen und ſtörenden Händen entgegen zu treten ſucht. — Zu einer ſolchen Zeit dürfen wir unſere Leſer wohl noch etwas länger mit der Erinnerung an den trefflichen Zwingli und ſein Unternehmen unterhalten, und durch einige Ergänzungen der Müllerſchen Schrift ihren löblichen Zweck mit zu fördern trachten.

Als in andern Ländern das Anſehen des Papſtes ſchon geſunken war, und man an die Unfehlbarkeit ſeiner Ausſprüche nicht mehr glaubte, noch die vielen kirchlichen Menſchenſatzungen für göttliches Gebot mehr hielt, da ließ man ſich noch von Rom die Küchenzeddel vorſchreiben und erkaufte ſich noch in der Schweiz die Erlaubniß, Milchſpeiſe in der Faſtenzeit eſſen zu dürfen! Die demüthigſte Ergebenheit fand damals der Pabſt insbeſondere in den jetzt proteſtantiſchen Cantons Zürich und Bern. Sie hießen ſeine tapfern Verfechter, weil ſie ihm öfters Truppen ſtellten, und in Zürich hatte, wie jetzt in Lucern, ein päpſtlicher Nuncius ſeinen Sitz. Dieſe Lage muß man im Auge haben, wenn man die große Schwierigkeit und das Verdienſt jenes einfachen, ohnmächtigen Mannes, unſers Reformators, gehörig würdigen will. Dieſe Reformation der Schweiz*) war das Werk der heil. Wahrheit, nicht der Politik und des Privatintereſſes, und ihrem Anführer Zwingli, der ſich durch Reinheit der Sitten, Kenntniſſe und Scharfſinn auszeichnete, konnte ſelbſt der Pater Maimburg nichts wichtigers vorwerfen, als daß er geheirathet und eine „(angeblich)" reiche Wittwe zur Frau genommen habe. Freilich hätte er nach damaliger Mode, gegen eine mäßige Abgabe, von den Herren Biſchöffen die Erlaubniß bekommen können, ſich eine Concubine zu halten. In einigen Cantons nöthigte man die katholiſchen Geiſtlichen ſogar dazu, aus dem nämlichen Grunde, wie man Dämme gegen reißende Ströme aufwirft, welche ſich außerdem gerne auf die benachbarten Felder ergießen. (Das war die ſchöne Frucht des Cölibats, deſſen ſich noch ganz neuerlich ein Leipziger Rec. erbaulich angenommen hat. ſ. L. L. Z. N. 225.**) — Unſer Zwingli war 1484 zu Wildenhaus in Ober-Tockenburg geboren. Er ſtudierte in Baſel, Bern und Wien. Der Prof. Wittenbach machte ihn zuerſt darauf aufmerkſam, daß die Seelen allein durch das Blut Chriſti gereinigt würden, und daß die päpſtlichen Abläſſe bloſe Menſchenkünſte wären. Zwingli's Verſtand durchdrang bald das ganze Römiſche Gewebe, allein, bei ſeiner Vorſicht und Beſcheidenheit, ſtudierte er zehn Jahre lang mit Emſigkeit die heil. Schrift in den Originalſprachen, und die Schriften der Kirchenväter, ehe er es unternahm, die papiſtiſchen Irrlehren und Gebräuche zu beſtreiten. Anfangs wollte er Luthers Schriften nicht einmal leſen, um ganz unbefangen der eignen Ueberzeugung zu folgen. Wie Tezel in Sachſen, ſo ſuchte ein gewiſſer Franziscaner-Mönch Samſon die Schweiz mit dem Unweſen der Ablaßhökerey heim. Zwingli trat mit Predigen gegen ihn auf, und ermahnte ſeine Zuhörer überall, ſich einzig an das Wort Gottes zu halten. Von dieſem Unfug führen wir nur folgendes an. Samſon hatte mit dem Sündenhandel viel Geld in Bern gewonnen; er ließ daher den Sonntag vor ſeiner Abreiſe drei unerhörte Gnaden in der Kirche publiciren. Die letzte beſtand darinn, daß Samſon, nachdem Jedermann 5 Paternoſter und 5 Ave knieend gebetet hatte, ausrief: „Jetzt, in dieſem Augenblick wären die „Seelen aller Berner, wo und wie ſie „auch geſtorben ſeyn möchten, nicht allein vom Fegefeuer, ſondern auch von „den Quaalen der Hölle befreiet, und „gen Himmel gefahren." — In Baden pflegte dieſer neue Erlöſer, oder römiſche Meſſias, alle Tage auf dem Kirchhofe einen Umgang zu halten, und die Todtenmeſſe zu ſingen, wobei er rief: „Da fliegen ſie" (Ecce volant.) Er wollte damit ſagen, daß die Seelen durch die Kraft der päbſtlichen Abläſſe aus dem Fegefeuer in den Himmel flögen. Ein ſpaßhafter Zuhörer parodirte ihn, indem er mit einem Federkiſſen auf den Thurm ſtieg, die Federn ausſchüttelte, und ebenfalls ſchrie: Ecce volant. So groß war übrigens die Unwiſſenheit jener Zeit, daß man nur griechiſch und hebräiſch zu verſtehen brauchte, um der Ketzerey verdächtig zu werden. Es gab Doctoren der Theologie, welche die heil. Schriften niemals geleſen hatten. Bei einer Verſammlung im Waadland wurde in einem Briefe von Zürich der heil. Schrift erwähnt, und es fand ſich nur eine Perſon, die das Buch vom Hörenſagen eines Gelehrten kannte. (!) Den kathol. Schweizern durfte man weiß machen, daß in der heil. Woche die Glocken nach Rom ſpazierten, um Vergebung vom Pabſt zu erbitten, und daß ſie während der Zeit keinen Ton von ſich gäben u. ſ. w. Dagegen gab es aber einzelne aufgeklärte Männer, die wohl noch heute manchen unter uns beſchämen. So erklärte z. B. der Abt von Maria Einſiedeln dem Zwingli: „daß, wenn Chriſtus ſich in der Hoſtie „befände, er als Menſch zu unwürdig ſey, ihn dem „Vater zum Opfer darzubieten; ſey Chriſtus aber „nicht darin, ſo wäre es ruchlos, dem Volke Brod „ſtatt Gott zur Anbetung vorzuhalten." Selbſt ein Cardinal Matthieu kam nach Einſiedeln, und geſtand dem Zwingli zu, „daß die Kirche eine Reform „höchſt nöthig habe." — Dieſe Reform nun ging mit vieler Ordnung und mit Anſtand in der Schweiz vor ſich, und es iſt merkwürdig, daß man über die Abſchaffung der Meſſe und dergl. die Abſtimmung der Gemeindeglieder hörte. Man verwarf den Kirchenbann, die Abläſſe und die Diſpenſationen. Denn, ſagte der Magiſtrat von Bern: „was für Geld „recht iſt, muß auch ohne Geld recht ſeyn." Furcht und Vorurtheil erlaubte damals den Proteſtanten nicht, ſich in dem 10ten Artikel der Augſp. Confeſſion völlig frei und unbefangen über das Abendmahl zu erklären. Zwingli that es, und ſandte ſein Bekenntniß an das teutſche Reich, worinn er mit aller Beſcheidenheit über die Kraft der Sacramente ſprach, aber alles Kauen des Leibes Chriſti mit dem Munde offenherzig leugnete. Wenn wir jetzt über die Natur und Wirkung der Sacramente richtigere Begriffe haben, oder hoffentlich noch annehmen, ſo haben wir es dieſem großen Manne zu danken. Er wurde ein Opfer ſeiner Pflicht, als er in dem Kriege der kleinen Cantons gegen Zürch, als Feldprieſter mit auszog, und im Treffen umkam (1531.) Den Tag hernach ſuchte man ſeine Leiche auf. Einige hohe Officiere der Katholiken wollten den Ueberreſt des großen Mannes geachtet wiſſen; allein die übrigen widerſprachen und verlangten ihm den Prozeß als Ketzer zu machen. Man hielt Kriegsrath, und verdammte den Körper geviertheilt und zu Aſche verbrannt zu werden, welches auch der Henker zu Lucern, dem Nunciaturſitz, vollzog. Zwei Zeitgenoſſen behaupten, man habe nachher das Herz unter der Aſche gefunden, und Myconius in Baſel, des getödteten Freund, habe den ihm vorgezeigten Theil in den Rhein geworfen, um jeden abergläubiſchen Gebrauch zu verhindern. — Möchte ſein Geiſt der Liebe und Wahrheit jetzt alle beſeelen, die an dem Vereinigungswerke der proteſtantiſchen Kirchen mit Ernſt und Reinheit arbeiten!

---

*) In dieſer Zeit wird es manchem Leſer angenehm ſeyn, wenn wir ihm ein lehrreich und gut geſchriebenes Werk darüber bekannt machen. Es iſt des Abrah. Ruchat Histoire de la Reformation de la Suisse, in 3 Theilen. Genf 1727. 1728.

**) Zu mehrerer Erbauung empfehlen wir dem Leipziger die hiſtoriſche kleine Schrift des Geh. Archivar v. Lang über die Knabenliebhaber in des Jeſuiten Morell und Conſ. Morelli Amores ꝛc. München 1815.

Kleiner Catechismus der Lehre vom Bücher-Nachdruck.

In dieſer Form iſt Nieswurz für alle Nachdrucker (reſpective Vordrucker) und deren Geſchäftsfreunde, erſchienen. Die Veranlaſſung dazu gab ein Quidam zu Halberſtadt, der Schillers nachgedruckte Werke aus Carlsruhe verſchrieb, (wo bekanntlich ein Erz-Nachdrucker wohnt) dieſe ſämmtlichen Werke für 12, ſage zwölf Gulden und die von Wieland für 24 Gulden erhielt, ſie nach beſten Kräften weiter abſetzte und verbreitete, und noch obendrein mit unorthographiſcher Grobheit ſich erboſte, als das Halberſtädter Büreau für Literatur und Kunſt ihn ganz höflich erinnerte, daß er ein Spitzbuben-Handwerck treibe. Der Catechismus beſteht meiſtens aus Stellen des allgemeinen Landrechts für die Preußiſchen Staaten. Nach dieſen iſt der Nachdruck eine ſehr verächtliche, ehrloſe, mit Betrug und mit der Abſicht des gemeinen Diebſtahls verknüpfte Handlung; denn man will mit dem Schaden eines Andern ſich Vortheil verſchaffen. Diebſtahl aber iſt „Entwendung einer „beweglichen Sache aus dem Beſitz eines Andern, „ohne deſſen Vorbewußt oder Einwilligung.“ (Eine Definition die vollkommen auch auf den Vordruck, z. B. eines Bülletins, paßt.) — Auf die Frage: ob eine Regierung das Recht habe, den Nachdruck zu geſtatten? oder gar zu privilegiren? wird geantwortet: „Der Staat hat nur „ein unbeſchränktes Recht auf größtmögliches „Recht; aber nicht das mindeſte Recht auf das „mindeſte Unrecht.“ — (Leider ſind alle Ohren taub, ſobald die Naſe den guten odor vom ſchmutzigen lucrum riecht.) —

Literariſche Notizen.

In den Grundzügen der Geſchichte des Preußiſchen Staates von Förſter (einem wackern Buche in 2 Bändchen) iſt der wahre Beſtand aller verbündeten Heere bei Erneuerung der Feindſeligkeiten im Auguſt 1813 angegeben. Hiernach zählte das Oeſterreichiſche Heer (mit Inbegriff der nach Italien, gegen Baiern und zur Reſerve beſtimmten Abtheilungen) 261000 Mann, das Ruſſiſche 249000 (?), das Preußiſche 277000, und das ſchwediſche 24000 Mann, in Summa die ungeheure Maſſe von 811000 Mann. Mit großer Freimüthigkeit beurtheilt der Verfaſſer verſchiedene Thatſachen, unter andern den Pariſer Frieden und den Wiener Congreß. —

Unter dem Titel: Goldne Aepfel in ſilbernen Schaalen, hat Hr. Gehrig eine Blumenleſe aus guten deutſchen Schriftſtellern zur Bildung des Geiſtes und des Herzens geliefert; aber die Aepfel ſind nicht immer von Gold und die Schaalen ſind nicht immer von Silber, und unter die Blumen hat ſich manches Unkraut gemiſcht. —

Ein ſeltnes Glück hat in Oeſterreich das Andachtsbuch für gebildete Familien vom Conſiſtorialrath Glatz gemacht; denn es ſind in drei Jahren über 8000 Exemplare abgeſetzt worden, es hat alle Religionspartheien befriedigt, und ſelbſt gekrönte Häupter haben dem Verfaſſer ihr Wohlgefallen zu erkennen gegeben. Nun iſt eine dritte etwas vermehrte Auflage erſchienen. —

An das Publicum.

Der Kunſthändler Jacobi in Berlin, verkauft in ſeinem Verlag ein Portrait von Goethe, Steindruck, angeblich nach einer Zeichnung von mir. Die durchaus verfehlte Aehnlichkeit dieſes Bildes, ſo wie der Umſtand, daß meine Originalzeichnung nie in die Hände des Herrn Jakobi gekommen iſt, machen mir zur Pflicht, dem Kunſt liebenden Publico hiermit anzuzeigen, daß dieſes unähnliche Portrait nicht nach einer Zeichnung von mir gefertigt, und fälſchlich mit meinem Nahmen verſehen iſt.“

Ich ſehe mich um ſo mehr zu dieſer Anzeige genöthigt, da zu wünſchen iſt, daß ein vom Kupferſtecher Müller allhier, ſeit kurzem eröffnetes, und von dem Publico bisjetzt mit Theilnahme aufgenommenes, rühmliches Unternehmen, die vorzüglichſten deutſchen Dichter und Gelehrten nach Originalzeichnungen von mir in Kupfer zu ſtechen, durch dieſen verfehlten Nachſtich nicht geſtöhrt werden möge.

Weimar, den 6. O[illegible] 1818.

Ferd. Jagemann,
Großh. Hofrath und Prof. [illegible] frey. Zeichenacademie.

Druckfehler.

In No. 29 Seite 229 Spalte 1 Z. 6 v. Modena lies Modica.
— — 30 — 237 — 1 — 40 — Schimpfbühnen l. Schimpfbücher.
— — [illegible] — [illegible] — 2 — 15 — u. f. Linco lies Linnä.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 37. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Darſtellungen aus dem Preußiſchen Rhein- und Moſel-Lande.

Zwey Bändchen mit Kupfern hat der Doctor Stork unter dieſem Titel geliefert, und viele Leſer werden mit uns wünſchen, es mögten nicht zwey, ſondern zwölf Bändchen ſeyn; denn dieſer Mann iſt gar ein wackerer, gründlich unterrichteter und, wo es hin gehört, auch gefühlvoller Reiſender, der — das übertriebene Lob des Nibelungenliedes und einige andere Kleinigkeiten ausgenommen — uns überall ſehr angezogen hat. Folgende Proben werden dieſe Zuneigung rechtfertigen.

Zu Oberweſel am Rhein beſuchte der Reiſende die Kirche und betrachtete deren Grabmäler. „Die liegenden Leichenſteine ſind mit hautreliefs, die Geſtorbenen vorſtellend, geziert, die freylich nur zu ſehr durch die Tritte der darauf Herumgehenden leiden mußten. Wie innig mag manch mütterliches Herz, das noch vom friſchen Verluſt verwundet iſt, dieſe drey holden Kinder, eins noch in der Wickelſchnur, die andern im Flügelkleidchen, mit zuſammengelegten Händchen, hier auf den Leichenſteinen abgebildet ſehn. Da dachten wir auch an das Grabmal zu Marienthal am Donnersberge, welches ein Graf von Falkenſtein in der dortigen gothiſchen Capelle errichten laſſen. Seine ſieben Kinder, die alle nicht ein Jahr alt wurden, ſind auf einem Sarkophag abgebildet, mit der herrlichen Inſchrift: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Himmelreich.“ — Iſt es nicht, als ob hier der Schmerz ſich ſelbſt beſiegte, und vertrauensvoll den ſcheidenden Kindlein auf ihrem Wege zu einem höhern Glück nachblickte? Gebeugt von dem noch ganz kürzlich erlittenen Verluſte eines einzigen geliebten Kindes, war es wohl möglich, daß unſere Augen bey dem Anblick dieſer 8 Unſchuldigen, über welchen vor Jahrhunderten auch betrübte Eltern weinten, ohne Thränen blieben? — Nur wer ſolchen Verluſt erlitten, weſſen Herz zwiſchen dem Dort und Hier ſchon getheilt iſt, mag dieß mitempfinden und den Werth ſolcher Denkmäler begreifen. Aber wie ſelten wird das Herz durch wirklich rührende Denkmäler und Inſchriften ergriffen! Die feinfühlenden Griechen waren auch hierin Meiſter. Die beſten Grabſchriften findet man doch auf den Gräbern der Kinder. Vater- und Mutterſchmerz iſt ſo durchaus ächt und natürlich und ohne alle Nebenrückſicht, daß ſein Ausdruck faſt immer rührend ſeyn muß. Aber was Eltern fühlen, iſt nie inniger geſagt worden, als in dieſem von dem innerſten Herzen herauf geſeufzten Liede unſers herrlichen Fouque.“

„Mutter geht durch ihre Kammern,
räumt die Schränke ein und aus,
ſucht, und weiß nicht was, mit Jammern,
findet nichts als leeres Haus.“

„Leeres Haus, o Wort der Klage,
dem, der einſt ein holdes Kind
drin gegängelt hat am Tage,
drin gewiegt in Nächten ſind.“

„Wieder grünen wohl die Buchen,
wieder kommt der Sonne Licht,
aber Mutter, laß dein Suchen,
wieder kommt dein Liebes nicht!“ —

Unter den altdeutſchen Gemälden dieſer Kirche fand der Reiſende manches Treffliche, doch freylich auch wichtige Fehler, welche, wie er hinzu fügt, „die bethörten, einſichtsloſen Verehrer der altdeutſchen Malerey nicht erkennen. Waltet nicht auch hier die Mode?“ (Ja wohl!) „Es wird den Kirchenvorſtehern am Rhein ſchwer fallen, ihre alten Altarblätter vor den Freunden der altdeutſchen Kunſt und ihrem Golde zu retten. Auch für einige ſchlechte Bilder in der Liebfrauenkirche zu Oberweſel war ſchweres Geld geboten. Welche Thorheit! Die Altäre verlieren ihr altes Heiligthum, vor dem Jahrhunderte hindurch ſo manches fromme Herz geweint, es geht über in die Zimmer eines oberflächlichen Liebhabers. Schon vielleicht nach fünf Jahren wird die Mode der altdeutſchen Bilder vorüber ſeyn; und das Altarbild wird unter alten Plunder geworfen, und von den Erben endlich verbrannt.“ —

Da, wo der Verfaſſer von den alten Bündniſſen der rheiniſchen Fürſten und dem daraus entſprungenen Nutzen redet, fügt er, ſowohl zur Be-

1818.

herzigung der Anbeter des Mittelalters wie auch der Neuerungs-Süchtigen, folgendes wahre Wort hinzu:

„Denn auch nach dem deutſchen Landfrieden übten die Mächtigen, die nicht in gegenſeitigen Verträgen ſtanden, dieſelbigen Gewaltthaten aus, wie vorher, und das unſichtbare Reich des Geſetzes war noch immer wenig geachtet. Daher das bekannte deutſche Sprichwort: Man kann dem Landfrieden nicht trauen. Ueberhaupt iſt es ausgemacht, daß es mit allem Guten in Deutſchland ſehr langſam voranging, und das Rechte ſich nur allmählig geſtaltete. Wie wenig müſſen diejenigen die Geſchichte kennen, welche verlangen und erwarten, daß in unſern Tagen eine philoſophiſch conſtruirte Verfaſſung auf einmal, wie eine fertig gerüſtete Minerva, aus dem Haupte Jupiters hervorſpringen müſſe und werde! Wenn das Vollkommene menſchlichem Willen nur überhaupt je erreichbar iſt, ſo kommt es doch gewiß nicht auf einmal.“ —

Die uralte Burg von Rüdesheim iſt ſeit einiger Zeit durch die Gräfin von Ingelheim mit vielem und paſſendem Geſchmack innwendig reſtaurirt worden, und wird jetzt häufig von Fremden beſehen und bewundert, die zuletzt ihre Nahmen dort in ein Buch ſchreiben, in welchem es (wie gewöhnlich in ſolchen Büchern) an erbärmlichen Reimereyen, aber auch an guten, witzigen Gedanken nicht fehlt. „Einige Tage vor unſerm Hierſeyn“ erzählt der Verfaſſer, „hatte eine große Geſellſchaft adlicher Damen das Unglück, nahe bey der Burg, durch Unvorſichtigkeit des Kutſchers, in den Rhein zu fallen. Sie erzählten in dem Stammbuch ihren Unfall und ihre glückliche Rettung. Ein Spaßvogel ſchrieb den Tag darauf folgende Parodie eines bekannten Schillerſchen Verſes darunter:

Sie ſanken in den Rhein, vom raſchen Zug der Pferde,
Das iſt das Loos der Schönen auf der Erde.“ —

Höchſt intereſſant iſt die Geſchichte des berühmten Abt Tritheim, den, als Student von Heidelberg kommend, ein Schneegeſtöber in das Kloſter Spanheim trieb, von welchem er ſchon acht Monate nachher Abt wurde, ohne daß er zuvor daran gedacht hatte in ein Kloſter zu gehen. Der Ruf von ſeiner Gelehrſamkeit erſcholl weit und breit, aus allen Gegenden ſtrömten Fürſten, Biſchöffe, Doctoren und Edelleute herbey, um ſeine Kenntniſſe oder auch die herrliche Kloſterbibliothek zu benutzen, die, als Er hin kam, kaum 48 Bände, und 23 Jahre ſpäter (1502) ſchon 1646 Bände, faſt lauter ſeltne Werke, zählte. Tritheim war ein friedliebender Mann, aber einem gelehrten Streite mit einem Frankfurter Geiſtlichen, Caupo, konnte er doch nicht entgehen; und worüber? — über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau. Endlich kam er auch in den Verdacht geheimer Künſte. „Ein gelehrter Carmeliter, Namens Boſt, hatte auf vertraulichem Fuß ſchriftlich bey ihm angefragt, mit welchen Werken er ſich jetzt beſchäftige. Der Abt antwortete, er habe ein großes Werk (die Steganographie) unter den Händen, welches von geheimen Sachen und Künſten handle, die Niemand vor ihm gekannt und gewußt. Es finden ſich darin Behauptungen, die unſern neuern Anhängern des Magnetismus nicht fremd ſind. Er ſagt: was in meinem entflammten Gemüthe ſich darſtellt, kann ich einem, hundert Meilen von mir entfernten, mittheilen, und zwar ohne Worte, Zeichen, Winke. Ich habe dazu eine Weltſprache, die aller Welt verſtändlich iſt, die ich nie gelernt noch gehört habe. — Als dieſer Brief ankam, war Boſt eben geſtorben. Der Prior des Kloſters brach denſelben auf, las ihn, wunderte ſich, ſprach öffentlich davon; Fürſten und Gelehrte in Frankreich und Deutſchland wurden aufmerkſam. Einer meinte, Tritheim müſſe ein ſehr gelehrter, der andere, ein gottbegeiſterter Mann ſeyn, und die Stumpfſinnigen erklärten ihn für einen Zauberer. War vorher der Zulauf im Kloſter groß geweſen, ſo war dieß jetzt noch weit mehr der Fall. Aus den äußerſten Gegenden Frankreichs kamen Neugierige herbey, andere, noch Entferntere, ſchickten Boten und Briefe. Das Jahr 1500 kündigte ſich durch bedenkliche Zeichen an. Im ganzen Nahgau, ja auch in Mainz, erſchienen auf leinenen Kleidern der Manns- und Frauensperſonen, auf Bett- und Tiſchleinewand, ſelbſt an derjenigen, die verſchloſſen war, Kreutze. Als einmal in Sobernheim das Salve in der Kirche geſungen wurde, fanden ſich zum Entſetzen des Volkes, plötzlich 30 Kreutze auf den Kleidern der Menſchen. Die Kreutze weren klein, von verſchiedener Farbe, wie Fettflecken im Gewande, konnten nicht ausgewaſchen werden, verſchwanden nach 9 Tagen von ſelbſt. Sie bedeuteten eine zweyjährige Peſt, die darauf folgte. Tritheim hat ein Werkchen über dieſe Erſcheinung geſchrieben: „de crucibus in hominum vestibus apparentibus.“ —

In ſpäteren Jahren, und als der Undank der Mönche zu Spanheim ihm ſo manche ſeiner herrlichen Schöpfungen dort verleidete, gieng er nach Berlin zu dem wißbegierigen Churfürſten

Joachim von Brandenburg, den er im lateiniſchen und griechiſchen, in Mathematik und Geſchichte, vielleicht auch in der damals ſo beliebten Alchymie unterwieß, und der nach ſeinem Rath die Univerſität zu Frankfurt an der Oder ſtiftete.

Tritheim kehrte nie wieder nach Spanheim zurück, ſondern wurde Abt von St. Jacob zu Würzburg. Sein trefflicher Charakter und ſeine aufgeklärte Denkart iſt in folgendem Briefe ausgedrückt, in welchem er über die Undankbarkeit der Spanheimer Mönche klagt und alſo fortfährt: „was mir zu leid geſchehen, will ich verachten, nicht rächen. Ich bin nicht ſo ſehr an den Ort gefeſſelt, daß ich nicht auch außerhalb Spanheim leben könnte. Wenn es ſeyn muß, ſo iſt die ganze Welt mein Vaterland. Ein Himmel wölbt ſich über eine Erde, meine Wallfahrt geht nicht nach Kloſter Spanheim, ſondern nach dem Himmel. Der allmächtige Gott iſt überall. Leicht gebe ich alſo mein Kloſter daran, wenn Gott es will, wo ich Armuth und Mühe viel, Freude und Ruhe wenig gefunden habe."

An einer andern Stelle: „Wohl hing ich mit ganzem Herzen an den 2000 Bänden ſchöner Handſchriften, die ich geſammelt, wenn ich aber bedachte, daß mir der Tod ohnehin auch dieſe Freude rauben würde, ſo beruhigte ich mich. Einmal hat mich freilich eitles Selbſtvertrauen getäuſcht; ich hielt das Lächeln der Mönche für Freundſchaft, das Schmeicheln der Vornehmen für Ehre, und was das lächelnde Glück bietet, für ewig. Ich werde mich nicht zum zweitenmal täuſchen laſſen." —

Der Churfürſt Joachim blieb ihm ſtets von Herzen ergeben, und, wie der Freund des Fürſten, ſo war der Fürſt des Freundes würdig. Wer mag folgende Zeilen, die der Churfürſt an ihn ſchrieb, ohne Rührung leſen?

„Vertraue mir zuverläſſig, ich werde nie der unter uns begonnenen Treue und Freundſchaft abtrünnig werden. Ich bin kein wankendes Rohr, und werde alles Gute, das du mir gethan, nie vergeſſen. Aufrichtig, redlich, liebevoll iſt mein Gemüth gegen dich, du wirſt es immer unverändert finden. Ich ſchicke dir, verehrteſter Lehrer, einen ſilbernen, inwendig und auswendig vergoldeten Becher, nicht als Geſchenk, ſondern als Zeichen meiner Liebe zu dir, und als Unterpfand unſerer bis zum Tode beſtändigen Freundſchaft. Nimm ihn geneigt an und bediene dich deſſen oft zu meinem Andenken. — Lebe wohl du Zierde Deutſchlands, du Arche geſammter Weisheit, ſey meiner gedenk bei Gott, liebe mich, wie ich dich innig liebe. Berlin, 9. Mai 1507."

Tritheim ſtarb zu Würzburg im Jahr 1516.

Sehr beherzigenswerth ſind folgende Aufklärungen, die dem Verfaſſer entſchlüpfen, da wo er von den vormaligen verworrenen Verhältniſſen der jetzt preußiſchen Rheingegenden ſpricht, durch welche die Bauern verarmten, der Staat nicht reich und die Staats-Kraft gelähmt wurde.

„Es war mir daher äußerſt auffallend und ich muß es bei dieſer Veranlaſſung ſagen, daß ich da, wo ſonſt Unzufriedenheit und Armuth geherrſcht, wo unerträglicher Schmutz den Druck des bitterſten Elends verrathen hatte, wo die Hütten der Weinbauer und Landleute verfallen waren, daß ich da, ſage ich, Zufriedenheit, Wohlſtand, viele neugebaute Häuſer, wenig verfallene Hütten, vergnügte Geſichter, wohl gebaute Felder und Weinberge, und bei weitem mehr Sauberkeit fand, als ich es in meiner Jugend geſehn habe. Dieſe Bemerkung machte ich am ganzen Rheinſtrome, vorzüglich aber auch in dem ganzen Diſtrict, den ich beſchreibe, und eben ſo an der Moſel. Die Urſachen ſind kurz dieſe: Als die Franzoſen dieſes Land in Beſitz nahmen, wurden die Zehnten förmlich aufgehoben, eine allgemeine, keinen privilegirten Stand ausnehmende, Beſteurung eingeführt, und alle beſondere Plackereyen, die ſich die vielen kleinen Herren gegen ihre Unterthanen erlaubt, fielen weg. So hatten z. B. die Miniſter Carls des 2ten, Herzogs von Zweybrücken, gefunden, daß die 500 großen Sauhetzer, die der jagdliebende Fürſt unterhielt, denn doch der herzoglichen Schatulle zu viel koſteten. Es fand ſich ein treffliches Auskunftsmittel. Müller und Hofverwalter mußten ja ohnehin Hunde halten um ihrer Sicherheit willen. Wie? wenn man nun dieſen die Sauhetzer in der Zeit wo die Jagd geſchloſſen war, zur Unterhaltung zutheilte? Die Sache klang landesväterlich genug. Geſagt, gethan; während der Jagdzeit konnten die Müller und Hofpächter ſelbſt ihre Hütten bewachen. Wenn ſie verfloſſen war, ſo brachte ein Jagd-Knecht die ungeheuren Koſtgänger, und allenfalls einen jungen Eleven dazu. Krepirte aber ein ſolcher Eleve, ſo zahlte der Erzieher und Ernährer ungefähr einen Louisd'or in die herzogliche Caſſe zur Strafe. Freylich um den Schein der Gerechtigkeit zu bewahren, wurde die Strafe erſt gefordert, wenn nach einer ſehr genauen Unterſuchung und Section des Hundes man ſich überzeugt hatte, daß er mißhandelt worden war. Die Müller, welche gar nicht einmal einſam wohnten, und für ihre Sicherheit gar nichts zu fürchten hatten, mußten dennoch Theilhaber der landesväterlichen Huld ſeyn. — So wie der Zehnte wegfiel, fiel auch eine ſehr drückende Beſteurung der Induſtrie weg. Der fleißige aufmerkſame Ackersmann brauchte nun nach Einführung der Grundſteuer nicht mehr größere Abgaben zu zahlen, als ſein fauler Nachbar, der ſein Feld ſchlecht, oder vielleicht gar nicht bearbeitete. Dadurch wurde die Induſtrie geweckt, viel Haide-Land urbar gemacht, der Ackerbau ſelbſt verbeſſert.“

Fernere Urſachen des Aufkommens der Rhein- und Moſel-Gegend war die geringe franzöſiſche Grundſteuer — das Remplacirungsſyſtem, wodurch eine Menge armer Familien, die einen Sohn als Stellvertreter gegen eine gute Summe Geldes lieferten, ſo wohlhabend wurden, daß ſie ein Häuschen, ein Gärtchen, ein Feld kaufen konnten — der ſpottwohlfeile Ankauf der Domainen — die fahrbaren Wege, die durch das ganze Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, angelegt wurden. —

„Leider, ſagt der Verfaſſer, fand ich manche dieſer Polizey-Wege ſchon ſehr verfallen und offenbar ſchlecht unterhalten. Verſtändige Leute ſagten: Man befehle nur unſern Bauern, wie die Franzoſen gethan und ſie werden die Wege unterhalten. Wird nicht befohlen, ſo geſchieht nichts. Oder vielmehr, man ſitze den Bürgermeiſtern ernſtlich auf dem Nacken, wie es der unermüdete Lezai-Marneſia that, der ſehr oft ganz unerwartet dergleichen Wege bereiſte, bloß um zu ſehn, wo es noch fehle. Beſonders traurig iſt es, daß die Mairie-Baumſchulen vernachläſſigt oder wohl gar nicht mehr beachtet werden. Es ſcheint auch hier an der gehörigen Aufſicht zu fehlen, indem diejenigen nur noch im Stande ſind, wo der Bürgermeiſter ſelbſt aus Neigung und Einſicht dafür ſorgt.

Wie ſchwer fällt es das Gute zu ſtiften, wie leicht iſt es, daſſelbe beyzubehalten und zu pflegen, und wie unverantwortlich iſt es, dieſe leichte Mühe nicht aufzuwenden!‘ —

Auch die Handelsſperre, die Gelegenheit durch Schmuggeln Vermögen zu erwerben gab, trug zur Aufnahme des Landes bey; vor Allem aber „die wahrhafft väterliche Regierung der Herren Chaban und Lezai-Marneſia, Präfecten zu Coblenz. Dieſe trefflichen Männer handelten nicht wie Miethlinge, ſondern als wahrhafte Väter des Volks. Ihre Pflicht als Beamten zu erfüllen, war ihnen zu wenig, ſie wollten das Volk glücklich machen. Es verlohnte der Mühe aufzuzählen, was dieſe Männer, beſonders doch der Letztere, zur Aufklärung, zur Bildung der Bewohner, zur Veredlung und Verbeſſerung des Bodens und des ſittlichen Zuſtandes des Volks in ihrem Departement gewürckt haben. Das Andenken der genannten Männer wird ewig in den Herzen der Moſel- und Rhein-Bewohner und der Hundsrücker leben. Ich habe ihre Nahmen bei Bürger und Bauer, bei Reichen und Armen, nie anders als mit Ehrfurcht nennen hören. Und wie einſichtsvoll, wie gerecht, wie gütig, wie ſich opfernd für gemeines Wohl muß der Mann ſeyn, dem allgemeiner Beyfall, allgemeine Liebe und Verehrung in einem hohen Poſten in dem Grade zu Theil werden kann! Ueberall findet man Denkmäler der wohlthätigen Geſinnungen Marneſia's; mogte eine Landſtraße zu erbauen, ein Brunnen, (wie der zwiſchen Coblenz und Boppard an der Straße mit der einfachen ſchönen Inſchrift „Victoribus“) ein Luſt-Hain oder eine Baumſchule zu errichten ſeyn.

Eine wichtige Lehre für die Preußiſchen, und warum nicht für alle Regierungsbeamten?

Wir heben aus dem erſten Bande dieſer trefflichen Darſtellungen noch eine Note aus, die in dieſem geſegneten Weinjahre doppeltes Intereſſe gewinnt:

„In dem Jahre 1484 wuchs an der Nahe ſo unermeßlich viel und guter Wein, wie nie bei Menſchengedenken. Es fehlte an Fäſſern und ein Fuderfaß, das im Einkauf 3 Gulden koſtete, enthielt nur für einen Gulden Wein. Manche Bauern gebrauchten nicht einmal Waſſer zur Bereitung des Mörtels zum Bauen, ſondern ſchütteten, der Bequemlichkeit halber, Wein dazu. Andere goſſen den alten Wein aus, um den neuen beſſern faſſen zu können, viele ließen des Ueberfluſſes wegen die Trauben am Stocke hängen. Das Kloſter Spanheim machte 100 Fuder Wein, im folgenden Jahre kaum eines. In dieſem letztern Jahre aber kaufte man 3 Malter Waizen für einen Gulden, und es waren mehr Verkäufer als Käufer. Ein Fuder Wein koſtete dagegen 20 Gulden.“

(Der Beſchluß folgt.)

Las Caſas und Napoleon.

Der zwölfte Heft der Zeitgenoſſen liefert uns eine biographiſche Skizze des Lebens des Grafen Las Caſas, dem rühmlich bekannten Verfaſſer des hiſtoriſchen Atlaſſes, von deſſen neuern bedrängten Schickſal jüngſt alle Zeitungen voll waren, und worüber auch deſſen Memoiren erſchienen ſind. Dieſe Darſtellung beſteht aus authentiſchen Mittheilungen, aus des Las Caſas merkwürdigen Sendſchreiben an Lucian Buonaparte, enthaltend einen genauen und authentiſchen Bericht über die Reiſe, den Aufenthalt und die Lebensweiſe Napoleons auf St. Helena, und endlich aus dem noch ungedruckten Schreiben des Grafen an den Lord Bathurſt in London, datirt aus Frankfurt a. M. im December 1817.

Las Caſas, einſt ein eifriger Royaliſt, als ein gutmüthiger, edler, treuer Menſch geſchildert, wird ein entſchiedener Anhänger Napoleons, und in ihm allein erblickt ein Mann, der den hiſtoriſchen Atlas ſchreiben konnte, den Ruhm Frankreichs. Ueber dieſes Problem nun findet man pſychologiſche Aufſchlüſſe in jenen Mittheilungen. Las Caſas ſtammte aus einem alten Geſchlechte. Einer ſeiner Ahnherren war Fahnenträger jenes Heinrichs von Burgund, der das Königreich Portugal im eilften Säc. gründete, und ſeine Wunderähnliche Tapferkeit entſchied in einer der 17 Schlachten wider die Ungläubigen den Sieg. Damals blieb von der Fahne nur ein einzelner Streif in der Hand des Tapfern zurück, und Graf Heinrich beſchloß, daß dieſes koſtbare Ueberbleibſel fortan die Farben zum Wappenſchilde deſſelben bilden ſolle. Er bewilligte ihm zugleich todas las casas, d. h. alle Wohnungen der Mauern im Angeſichte des Schlachtfeldes; daher die Wappenzeichen, der Wahlſpruch und ſelbſt der Nahme der Familie. Größer, oder doch verehrungswerther, erſcheint uns ein anderer Ahnherr des Grafen, nämlich jener Bartholomäus Las Caſas, Biſchoff von Chiapa, der muthvolle Vertheidiger der von den Spaniern gequälten Indianer; der Miſſionär europäiſcher Tugenden in der neuen Welt, und die ſeltene Zierde der Menſchheit. Unſer Graf bildete die ſiebenzehnte militäriſche Generation ſeines Geſchlechtes. Von ſolchen Ahnen ſtammend, entglühte er vom Rittergeiſte des Mittelalters; in der Militairſchule zu Paris unterrichtet, die der Revolution ſo viele Helden und Napoleon ſelbſt lieferte, ſah er Frankreich nur aus ſeinem Standpuncte, als franzöſiſcher Seeofficier, an. Er wanderte aus, weil es die Ehre gebot. (Diejenige „conventionelle" Ehre nämlich, die ſich nicht immer um die Moral kümmert, und die wohl gar ſo manchem Mitgliede des Adels, nebenher Schuldenmachen und Verſchwendung auf Koſten der Armuth und des Fleißes, Verführung der Unſchuld, Oeffentlichkeit ſchlechter Sitten u. ſ. w. erlaubt.) Das Bedürfniß im Exil machte ihn zum Lehrer der Geſchichte. So entſteht ſein hiſtoriſcher Atlas, aber ohne tiefere welthiſtoriſche Anſichten. Nur das Denkwürdige ergreift ihn, und wer viel thut, das die Geſchichte aufzeichnet, erſcheint ihm groß. Auf den Rückruf der Ausgewanderten, eilt er nach Paris zurück, um wieder ganz Franzoſe zu ſeyn; denn er lebt in der Ehre. In dem Wahne, Kraft könne nur mit Güte gepaart ſeyn, und geblendet von dem Glanze der Trophäen Frankreichs, fängt er an, den Emporkömmling aus Corſika zu bewundern. Er kömmt in deſſen Nähe, als er bei der Landung der Engländer freiwillig zu den Waffen greift, der Zauber ſeiner Perſönlichkeit ergreift ihn; er glaubt ihm Treue im Unglück ſchuldig, und als dem Gefallenen die Meiſten abtrünnig wurden, eilte er ihm von freien Stücken zu, und ward mit vielen Aufopferungen deſſen Begleiter nach St. Helena. In ſeiner Meinung iſt Napoleon wider Treu und Glauben gefangen, und dorthin geführt worden. Um deſto mehr klagt er über die ungerechte Behandlung des unglücklichen Freundes, und ſchreibt dieſes an deſſen Bruder Lucian. Eben darum wird er von ihm weggeriſſen, ſeiner Papiere beraubt, als Gefangener behandelt, unter harter Behandlung nach Europa transportirt, bis er ſich zu Frankfurt a. M. unter den großmüthigen Schutz des Kaiſers von Oeſterreich ſtellt. Dieſes iſt die kurze Ueberſicht von dem Lebenslauf des merkwürdigen Mannes. Ihm erſcheint ſein abgedankter Univerſal-Monarch unter allen Umſtänden groß; vielleicht weil ihm der höchſte Stolz und die kalte Unbeugſamkeit Größe dünkt; und wenn es möglich iſt, daß ein ſolches Despoten-Herz aufrichtige Erwiederung für unerhörte, uneigennützige Anhänglichkeit leiſten kann; ſo muß Napoleon um dieſes Grafen willen, einige Ausnahmen von ſeiner ſouverainen Menſchenverachtung machen. Darum hat er ihm auch in dem Abſchiedsbriefe unter andern, nicht ohne Selbſtgefühl, geſchrieben: „Wohin Sie immer gehen mögen, rühmen Sie ſich der Treue, welche Sie mir bewieſen, und der Liebe, welche ich zu Ihnen hege."

Von der Ueberſchiffung nach St. Helena und dem dortigen Aufenthalte heben wir folgendes kürzlich aus: Als Nap. nach Rochefort gekommen war, um ſich einzuſchiffen, ſollen viele Aufforderungen und auch Generale in Perſon gekommen ſeyn, um ihn flehentlich zu erſuchen, ſich nochmals an ihre Spitze zu ſtellen. Er habe es großmüthig ausgeſchlagen, um Frankreich nicht in einen Bürgerkrieg zu verwickeln, der nur ihm vortheilhafte Bedingungen bringen könne. (Wir zweifeln, daß die Umſtände ſo waren, um ſich großmüthiger Entſagung rühmen zu können. Napoleon hat vorher bewieſen, daß er bei einer Cataſtrophe ſein Leben der

Zukunft aufzuſparen ſuchte, und konnte wohl berechnen, daß es jetzt nur Tod oder Gefangenſchaft galt. Daher zog er vor, in die Hände der Engländer zu fallen, deren Großmuth er mit großen Worten zu beſtechen ſuchte. Er wollte nach Amerika, oder auch nach England gebracht ſeyn, blos um unter beſtimmten Geſetzen zu leben. Merkwürdig iſt die unwillkührliche Huldigung, die hier derjenige edlen Gefühlen und feſten Geſetzen darbringen muß, der beides ſo lange nur als Maske und Spiel despotiſcher Laune und Willkühr anſah, während er die Gewalt in den Händen hatte.)

Die 2 monatliche Ueberfahrt war ruhig. Das Schiff war mit Flugſchriften aller Art gegen Napoleon angefüllt, aber nichts ſtörte ſeine Ruhe und Heiterkeit. Bei der Ankunft auf St. Helena war die Wohnung für ihn im Innern nicht eingerichtet, er mußte daher in einem kleinen Luſthäuschen etl. Meilen von James-Town vorlieb nehmen. Nach 2 Monaten brachte man ihn nach Longwood, wo er nicht viel beſſer daran ſeyn ſoll. Die Bohlen, die zu einem hölzernen Pallaſt aus Europa gekommen, bleiben liegen und verfaulen, weil der Bau 8 — 10 Jahre und viel Geld koſten würde. Die Umgebungen ſind erbärmlich, am Waſſer iſt Mangel, nirgends Schatten, und mit Ratten und Mäuſen, ſtatt mit Soldaten, iſt jetzt der Exkaiſer und ſein Gefolge im eigentlichen Sinne des Worts ſtets im Kriege befangen, was freilich gegen den Aufenthalt in den Palläſten von Frankreich, und in den Luſtſchlöſſern königlicher Wirthe ſehr abſtechen muß. Die Inſel hat 25 — 30 Meilen im Umkreis, und Las Caſas, der den Mangel der gewohnten, ſtarken Bewegung für Napoleon bedauert, geſteht ſelbſt, daß derſelbe unter Aufſicht eines Engl. Officiers ſie überall durchreiſen könne. Sein ſtolzer Trotz zieht das Daheimbleiben vor. Wie der Graf meint, geſchieht es, weil er ſich dann übel am Geiſte befinden würde, und ſich ſeiner Umgebung nicht offen mittheilen könne. Denn weder Farbe des Kleides (Uniform) noch Nation ſey ihm übrigens ein Anſtoß: „Jeder, wer die Taufe des „Feuers erhalten, ſpricht Napoleon, ſey in ſeinem „Auge von derſelben Religion.“ (d. h. wohl die alle Despoten und Ruhmſüchtige in dieſem Leben alleinſeeligmachende Kanonen-Religion?) Beſchäftigungen ſind, Engliſchlernen, Beſchreibung der Feldzüge und vorzüglichſten Epochen ſeines Lebens. — Von der Ankunft des neuen Gouverneurs Sir Hudſon Lowe datirt ſich ein Heer von Beſchwerden über drückende und beleidigende Behandlung. Die nächſte Zukunft wird wohl nähern Aufſchluß darüber geben, in wie fern Sir Hudſon ſeine Inſtructionen wirklich überſchreitet, und zugleich, ob nicht Napoleon, oder ſeine Begleiter, durch unerlaubte Machinationen eine ſtrengere Aufſicht und Behandlung herbeigeführt habe? Wer von Elba entwiſchen und neues Unheil über die Erde bringen konnte, wird auf St. Helena auch nicht gutwillig kauzen bleiben. Der Gouverneur verſah es bei Napoleon beſonders dadurch, daß er ihm eröffnete: „Da die jährliche Ausgabe „der Haushaltung 20000 Pf. Sterling betrage, „der Gouverneur aber nur 8000 Pf. zu bewilligen „habe, ſo möge N. die fehlenden 12000 Pf. ihm „einhändigen laſſen.“ Napoleon, der noch immer den Kaiſer ſpielt, hält das für ſehr unwürdige Details, über die man gar nicht mit ihm reden dürfe, und nachher ſoll er genöthigt werden ſeyn, ſein Silbergeſchirr zu veräußern, um von Monat zu Monat die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. — (Was hat aber Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, Deutſchland, Polen, u. ſ. w. Jahre hindurch Alles veräußern müſſen, um die heilloſen Bedürfniſſe des Eroberers und ſeiner Hilfsräuber, eines Davouſt, Vandamme, R. ꝛc. zu befriedigen? Wir wollen hiermit übrigens keiner unnöthigen Grauſamkeit gegen den Kriegsgefangenen General Buonaparte das Wort hiermit geredet haben; aber aufmerkſam machen wollen wir die Leſer auf die rächende Nemeſis, die ſich eines Sir Hudſon Lowe und Untergebener bedient, um dieſem Gefallenen wenigſtens den Milliontauſendſten Theil derjenigen Kränkungen und des Drucks entgelten zu laſſen, den ſein Uebermuth einſt über die beſten Menſchen, ja über ſeine getreuen Krieger ſelbſt gebracht hat; die er, wenn ſie hülflos in Froſt und Blute erſtarrt lagen, höhnend ſeine Kröten nannte!

Zuletzt bemerken wir noch einen Widerſpruch in Las Caſas und die Dunkelheit in dem Umſtande, was Napoleons Vermögen betrifft. Wie konnte der Gouverneur 12000 Pf. Sterl. Zuſchuß fodern, wenn Las Caſas behauptet, daß man ihn bei der Ueberlieferung auf das Engliſche Schiff ausgeplündert, und daß N. Baarſchaft überhaupt nur in 4000 Dukaten beſtanden habe? — Sollte der umſichtige N. wirklich nicht noch Schätze bei ſich und überhaupt beſeſſen gehabt haben? Es verdient Beachtung! Sollte man Schätze bei ihm gefunden, oder ihm gehörige ausgemittelt haben, ſo ſind ſie doch wohl in die Hände der Engliſchen Regierung gefallen? So weiß auch wohl die Franzöſiſche und deren Buchhalterperſonal darum? Und auf ſolchen Fall wäre Englands Schonung Frankreichs bei den Reclamationen armer Unterthanen andrer Länder mehr erklärbar; erklärbarer auch das, dem Gerücht nach, ſehr kurz abfertigende Betragen des berühmten Wellingtons gegen mehrere alle Achtung verdienende Deputirten angeſehener Höfe, als ſie gegen das willkührliche Moderiren gerechter Anſprüche an Frankreich, beſcheidene Vorſtellungen thaten. Die Geſchichte wenigſtens muß einſt das Rühmliche oder Unrühmliche dieſer ganzen Procedur beſſer aufdecken. Bis jetzt hat es die öffentliche Meinung nicht loben wollen, wie es denn dem Geheimnißvollen meiſtens zu gehen pflegt.

Pudenda eines Geiſtlichen.

Doctor Saul Aſcher hat eine Broſchüre geſchrieben, betittelt: die Wartburgs-Feyer, mit Hinſicht auf Deutſchlands religiöſe und politiſche Stimmung. Wir haben ſie nicht geleſen, da wir über jenes berüchtigte Feſt nichts mehr leſen wollen; wir wiſſen alſo auch nicht was und wie Hr. Aſcher geſchrieben; aber eine Recenſion des Büchleins fanden wir, wo wir ſie nicht geſucht hätten, nemlich in Wachler's Theologiſchen Annalen, eine Recenſion, welche ſowohl den Theologen als die Annalen befleckt, und den Verfaſſer zwar im Lichte, aber im Schwefellichte darſtellt. Es iſt nicht möglich giftiger, hämiſcher, wüthiger, gemeiner und intoleranter zu ſchreiben, als — wir wollen hoffen, nicht Hr. Wachler, ſondern vermuthlich deſſen Schwiegerſohn, der in dieſer Art ſchon hinlänglich bekannte, große Roland des Turnens, Herr Paſſow — hier geſchrieben hat. Aber auch der iſt, wo wir nicht irren, ein Geiſtlicher!! — Warum klagen wir denn immer noch, daß die Achtung für den Stand der Geiſtlichen geſunken? daß die Kirchen leer bleiben? u. ſ. w. Warum fragen wir denn immer noch, woher das komme? — Die Antwort liegt vor uns. Wenn Geiſtliche den gemeinſten Leidenſchaften ſich hingeben, wenn ſie die Sprache vom Pöbel borgen, wenn ſie das Panier der Duldung mit Füßen treten, wenn ſie wüthig Parthey ergreifen in Modethorheiten des Zeitalters, wenn ſie ſchimpfen wie die Gaſſenbuben — wer kann ſie hochachten? Wer kann hoffen durch ihre Predigten erbaut zu werden?

Wie kommt denn Aſcher's Schrift in die theologiſchen Annalen und theologiſchen Nachrichten? Bei den Haaren mußte ſie herbei gezogen werden, weil — Aſcher auch einmal gegen das Turnen geſchrieben hat. Iſt das theologiſch? iſt das chriſtlich?

Herr Aſcher wird beſchuldigt, daß er Alles verhöhne, was rechtlichen Menſchen als heiliger Ernſt gelte, nemlich — unſer modernes Deutſchthum, das Turnen, die deutſche Tracht u. ſ. w. Solche Dinge ſollen rechtlichen Menſchen als heiliger Ernſt gelten! Ein Jude wird Hr. Aſcher genannt, deſſen ſchriftſtelleriſche Berühmtheit wurmſtichig und nur im bettelhaften Daſeyn vorhanden ſey — ein Jude, der wie ein Tollhäusler ſpreche — ein Jude, der über chriſtliche Angelegenheiten nicht mit ſprechen dürfe — er miſche ſich in Alles wie ein Jude, ſpreche und ſchreibe über Alles wie ein Jude, — das ſagt der Jude Aſcher, hört! hört! — Iſt das ein Ton für die theologiſchen Annalen? — Warum wird denn faſt in jeder Zeile, nicht Herr Aſcher, ſondern der Jude perſiſſirt? woher die erzalberne Behauptung, daß ein Jude in chriſtlichen Angelegenheiten nicht mit ſprechen dürfe? würde Herr Wachler (oder Herr Paſſow) dem Juden Moſes Mendelsſohn das auch in's Geſicht geſagt haben? — Ein vernünftiger Menſch ſoll nicht fragen, von welcher Religion der Verfaſſer eines Buches, ſondern ob das Buch gut oder ſchlecht ſey? wenn Herrn Aſcher's Buch ſchlecht iſt, ſo iſt es wenigſtens nicht deswegen ſchlecht, weil Herr Aſcher ein Jude iſt. Warum alſo ihm das in jeder Zeile vorrücken? pfuy! das ſteht nicht fein.

Es wird angeführt: Aſcher erblicke in unſerm Zeitalter einen proteſtantiſchen Papismus. Nun, fürwahr, er iſt nicht der Einzige der das ſieht. Aber gleichviel! er möge Unrecht haben; er möge „ein Kalb mit zwey Köpfen, ein „Huhn mit Hörnern" ſeyn; ſo bleibt doch unwiſprechlich wahr, daß die Herren Wachler und Paſſow ihre Hörner erſt ablaufen müſſen, ehe ſie auf Achtung und Vertrauen ihrer Leſer Anſpruch machen dürfen.

Literariſche Notizen.

Wir mußten lächeln, als wir in der allgemeinen Handelszeitung laſen, daß eigentlich ein deutſcher Artilleriehauptmann, Namens Michael Miethen, die congreviſchen Raketen erfunden hat; denn in ſeinem Werke in Folio, betitelt Geſchütz-Beſchreibung, ſollen ſie gar deutlich beſchrieden, ſogar Raketen genannt, und von ihm gegen die Türken beſtimmt geweſen ſeyn. Wir wollen die Wahrheit dieſer Angabe keineswegs bezweifeln; allein es wäre beſſer, man verſchwiege dergleichen lieber ganz und gar; denn wir arme Deutſche werden doch nur ausgelacht, weil wir immer erfinden, nie anwenden, aber — wenn eine andere Nation ſich die Erfindung zu Nutze macht — nicht ermangeln, hinterdrein zu hinken und noch zu ſchreien: das habt ihr von uns! —

Ein klares kräftiges Werk iſt: **Neumann von der Natur des Menſchen**, obgleich es den Herrn Magnetiſeurs nicht gefallen wird, denn es eifert gegen den Somnambulismus und das Leſen mit der Herzgrube. Bei Gelegenheit der Pflanzenkoſt, und der daher geleiteten friedlichen Geſinnungen der Bramahnen, ſagt der Verfaſſer: „Kampf erwecket Kräfte, und höchſte Erweckung der Kraft iſt die Beſtimmung des Menſchen. Zum Kampf iſt der Menſch auf der Erde. Kampf lehrt ihn die Ueberlegenheit des Verſtandes über die phyſiſche Kraft kennen. Kampf hat ihm den Sieg über die lebloſe und lebendige Schöpfung verſchafft, und kämpfend wird endlich die Vernunft ihr Herrſcherrecht geltend machen." Wir ſetzen hinzu was die Geſchichte lehrt, daß träge Waffenruhe und langer Friede von jeher alle Völker entnervt haben. Man preiſe alſo doch nicht den Frieden über Gebühr, ſondern laſſe auch dem Kriege ſeine Rechte, ſeine Vortheile. — Bewußtſeyn ſieht der Verfaſſer als allgemeinen Character der Thierwelt an. Die Auſter, ſagt er, konnte ihre Schaale nicht öffnen, um ihre Beute zu empfangen, wenn ſie nicht vermöchte, ſich ſelbſt von dieſer Beute zu unterſcheiden. —

Ein **türkiſches Buch** iſt in der Druckerei von **Skutari** erſchienen, das **Buch der Wallfahrts-Pflichten**, oder auch das **Pfand der Nationen**, ein Vademecum für Pilger, zugleich eine kurze Reiſebeſchreibung durch Kleinaſien und das gelobte Land der Chriſten nach dem gelobten Lande der Muhamedaner. Hier lernt man, welche acht Pflichten der Pilger zu erfüllen hat, ehe er vor Mekka den Pilgermantel umnimmt: er muß 1) ein tüchtiges Kameel, 2) einen gottesfürchtigen Gefährten wählen; 3) beten wenn er abreiſt; 4) beten wenn er aus dem Hauſe tritt; 5) beten wenn die Caravane aufbricht; 6) beten wenn ſie raſtet; 7) zum gegenſeitigen Schutz der Pilger beitragen; 8) beten ſo oft er eine Anhöhe erſteigt. Jeder Schritt, auf der Wallfahrt gethan, iſt 700 gute Werke werth. Zu den geſetzlichen Reinigungen darf er, wenn in der Wüſte Waſſer fehlt, ſich des Sandes bedienen. Ein Pilger darf kein Sclave, auch nicht verrückt, auch nicht blind, taub oder lahm, wohl aber muß er mannbar ſeyn, den Berg **Arafat** am vorgeſchriebenen Tage beſuchen, ſiebenmal um die **Caaba** gehn, kleine Steine gegen den Satan werfen, u. ſ. w. Die Weiber müſſen ſich verſchleiern, auch ihre Wittwen- oder Scheidungszeit vollendet haben. — Das ſogenannte **Affenthal** iſt ein großes, ſandiges, waſſerloſes Thal, wo der **Sand**, wie die See, **Wogen ſchlägt**. Er iſt fein wie Uhrenſand. — Zum Hin- und Herwege brauchen die Pilger für die ganze Wallfahrt [illegible] Tage.

Jemand in Kopenhagen hat **Dodds Schönheiten der Geſchichte** aus dem engliſchen überſetzt, eine Beiſpielſammlung von Tugenden und Laſtern aus der Geſchichte der Menſchheit gezogen. Außer Griechen und Römern figuriren hier beſonders Engländer, und die Erzählungen ſind nicht einmal Alle aus der Geſchichte entlehnt, ſondern zum Theil erfunden, und dürftig erfunden. —

In **Bode's aſtronomiſchem Jahrbuche** für das Jahr 1820 ſtehen unter andern Bemerkungen bei Gelegenheit der großen Sonnenfinſterniß vom 19. Novr. 1816. Da eine große Sonnenfinſterniß Eine von den ſeltnen Gelegenheiten iſt wo man erfährt was für Wetter an vielen Orten zu gleicher Zeit geweſen, ſo hatte **Bode** den glücklichen Gedanken, alle dieſe Orte zuſammen zu ſtellen, woraus ein ſehr buntes Witterungs-Gemälde entſtand, denn an Einem Orte ſchien die Sonne, am andern regnete es, am dritten war es bewölkt, am vierten neblicht u. ſ. w. woraus denn leider abermals hervorgeht, daß die Witterung in einem und demſelben Stücke Landes ſich an keine wahrnehmbaren Geſetze bindet, und daß die Wetterpropheten ein kitzliches Handwerk treiben. — 1820 den 7. Septemb. werden wir eine große ringförmige Sonnenfinſterniß haben. —

Ein Herr Kriegs-Commiſſair Fray hat in franzöſiſcher Sprache **über den Urſprung der organiſirten und unorganiſirten Körper** geſchrieben. Die Hauptſätze ſeines phyſiologiſchen und geologiſchen Syſtems ſind folgende: Alles organiſche beſteht aus Elementar-Kügelchen, die durch atmoſphäriſche Stoffe gebildet werden; dieſe Kügelchen ſind bei jedem organiſchen Weſen von eigener Art und mit eigenen Kräften verſehen; die nemlichen Stoffe, woraus ſie entſtanden ſind, dienen, während des Lebens, zum Unterhalt ihrer Eigenſchaften; bei den Thieren wird das bewürket durch einen Einfluß, den das Nerven-Syſtem auf jene Stoffe äußert; es bilden ſich, außer den organiſchen Elementen, immerfort auch mineraliſche Subſtanzen aus atmoſphäriſchen Stoffen; die ganze Erde iſt urſprünglich ein Niederſchlag aus dem Luftkreiſe; die Fortdauer dieſes Niederſchlags iſt es, welche in Myriaden von Jahrhunderten alle Revolutionen der Erde verurſacht hat, und noch immer die Oberfläche derſelben zu verändern fortfährt. — Ob dieſes Syſtem haltbar, oder auch nur ein **Niederſchlag aus der Luft** iſt, mögen Kenner beurtheilen. —

Hüte dich lieber Leſer, vor dem **Panorama oder Bemerkungen über die neuern Grundſätze in der Staatswirthſchaft** von einem deutſchen Geſchäftsmann. Es iſt ein unverdautes Gewäſch, wahrſcheinlich von einem Fabricanten, der auch den Staat nur als eine **Menſchen-Fabrick** behandelt, und nebenher gewaltig gegen die engliſchen Fabrickate eifert. —

Druckfehler.

No. 32 S. 255 Sp. 1 Z. 3, ſt. das **Wahre**, l: der **Wahn**.
— 33 — 260 — 1 — 12, ſt. er, lies: es.
— 33 — 260 — 1 — 17, ſt. **werden**, lies **worden**.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 38. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Storck's Darſtellungen aus dem Preußiſchen Rhein- und Moſel-Lande. (Beſchluß.)

„Bei der viermaligen Zerſtörung der Stadt Trier durch die Franken konnte von dem Amphitheater nicht viel ſtehen bleiben. Aber die Barbaren des Mittelalters thaten mitten im Frieden weit größern Schaden. Das Himmeroder-Kloſter hatte den Weinberg gekauft, in welchem die damals (im Jahre 1211) noch beträchtlichen Reſte des Amphitheaters ſtanden. Sie wandten ſich an den Erzbiſchoff Johann den Erſten um Ueberlaſſung des Mauerwerks zur Benutzung an ihren neuen Gebäuden.“ Und da wir bedenken, heißt es in des Erzbiſchoffs Genehmigung, daß dieß alte Mauerwerk in dem Weinberg, den man Catholdi Salium nennt, doch in Zukunft nichts nützen kann, ſo wie es bisher ſeit Jahrhunderten nichts genützt hat, ſo mögen ſie es, wo ſie es in ihrem Beſitzthum finden, nach Gutdünken benutzen. „Und die lieben Himmeroder Geiſtlichen ſorgten dafür, daß von dem Bauwerk, welches das böſe Heidenvolk, die Römer, zu ſeinem Vergnügen aufgeführt hatte, faſt keine Form mehr übrig blieb.“ —

Der Reiſende beſchreibt die Kirchen zu Trier. „Die alte Metropolitan-Kirche ward durch die merkwürdigſten Reliquien geheiligt, es war der fünf Schuh lange ungenähete Rock Chriſti mit weiten Aermeln, ein Theil der Dornenkrone, und ein beinahe ſechs Zoll langer Nagel vom Kreutz, womit die rechte Hand feſtgenagelt geweſen. Auf höchſt ſeltſame Art befindet ſich die Spitze dieſes Nagels in der Hauptkirche zu Toul. Als Erzbiſchoff Johann der Erſte am Ende des zwölften Jahrhunderts in S. Peter bauen und neue Altäre errichten ließ, fand man in einem alten Altar ein röthlich ſchimmerndes Gewand von ſeltſamem und eigenthümlichem Gewebe, an dem keine Nath und überhaupt kein Nadelſtich zu bemerken war. Es wurde nicht gezweifelt, es ſey der Rock Chriſti, den die Jungfrau mit eigenen Händen für den Knaben verfertigt habe, und der mit dem Körper gewachſen ſey. Dieſes, wie die Kirchenväter deuten, die einzige Kirche ſymboliſch darſtellende Gewand wurde in den neuen dem St. Petrus geweihten Altar verſchloſſen. Genauere Unterſuchung deſſelben wurde nicht angeſtellt, da einmal ein Kloſtergeiſtlicher bei ſorgfältiger Betrachtung blind geworden war. So wurde der Rock Chriſti nicht wieder geſehen, bis am Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts dieſes alte Heiligthum zu einem großen Feſte Veranlaſſung gab. Im April 1512 kam Kaiſer Maximilian mit glänzendem Gefolg nach Trier, um dort einen Reichstag zu halten. Bei verſchiedenen Privatunterredungen mit Kurfürſt Richard äußerte er unter andern den lebhafteſten Wunſch, jenen heiligen Rock, der wie die Sage und alte ſchriftliche Denkmäler verſicherten, in Trier verwahrt würde, zu ſehen und zu verehren. Umſonſt ſtellte Richard vor, der heilige Rock habe in eilfhundert Jahren das Tageslicht nicht geſehen, ja ſey auch ſeit Johann des Erſten Zeit, alſo ſeit drei Jahrhunderten, nicht beunruhigt worden, und es ſey gefährlich, dieſes alte Heiligthum in ſeiner Ruhe zu ſtören. Maximilian beſtand indeſſen auf ſeinem Willen, und der bedrängte Richard berief die Domherren zuſammen, und ſtellte ihnen ſeine Verlegenheit vor. Der einmüthige Beſchluß fiel dahin aus, daß man dem Kaiſer ſein Begehren nicht abſchlagen könne. Allgemeines Gebet wurde alſo dem Volke angeſagt, um allen Schaden abzuwenden. Indeſſen verſammelte ſich am vierzehnten April der Kurfürſt mit den Domherrn, es wurde am St. Peters Altar Gottesdienſt gefeiert, dann erwartete die heilige Verſammlung ſchweigend und bang den Erfolg, indeſſen mit gebührender Ehrfurcht ein Prieſter nach allen Seiten das Innere des Altars durchſuchte. Und ſiehe, nach einiger Zeit fanden ſich zwei ſehr alte, ſchön verzierte, hölzerne Kaſten, in dem einen war der Rock, der Würfel und ein altes verroſtetes Meſſer, in dem andern waren mancherley andere Reliquien. In der Mitte des Altars fand ſich ein Kaſten mit den Gebeinen des heiligen Maternus. Bald verbreitete ſich überall hin das Gerücht von den gefundenen Heiligthümern, und der öffentlichen Vorzeigung derſelben. Man rechnete an hundertauſend Menſchen, die damals im frommen Eifer nach Trier kamen, um den heiligen Rock zu ſehen. Und es floſſen Thränenſtröme der Andacht. Kurfürſt Richard erkannte was gut war, und erlangte vom Pabſt, daß der Rock alle ſieben Jahre öffentlich gezeigt werden dürfe. Das Breve (von Pabſt Leo vom Jahr 1514) ertheilte allen denen, die zu dem Rock wallfahrten würden, Indulgenz, und ſagt zugleich, Trier werde mit Recht ein zweites Rom und Herrſcherin der Provinzen und Kirchen Deutſchlands und Frankreichs genannt. Es fehlte nie daß Schaaren frommer Menſchen nach Trier wallfahrteten. Einige Jahre ſpäter kam Maximilian abermals dahin, blos um, wie man glaubte, den heiligen Rock wieder zu ſehen, den er ſich auch beſonders zeigen ließ. Man ſieht der Domkirche zu Trier, ſo wie den meiſten katholiſchen Kirchen jenſeits des Rheins und in Frankreich an, daß eine Zeit des Atheismus und der Verachtung alles Gottesdienſtes darüber gegangen iſt. Manche treffliche Arbeiten ſind abſichtlich verdorben, Figuren verſtümmelt, und wieviel mag ganz fortgekommen ſeyn!" —

„Die Bewohner der Trierſchen Klöſter beſchäftigten ſich in den erſten Jahrhunderten ſehr lebhaft mit gelehrten Arbeiten. Dieſe machten das Pergament zurecht, jene ſchrieben, andere corrigirten, andere illuminirten, kurz ihren Bemühungen hat man die Rettung mancher alten Autoren zu verdanken. Viele dieſer literariſchen Schätze wurden durch die Raubzüge der Hunnen und Normannen vernichtet, weit mehrere aber durch den Stumpfſinn, die Faulheit und die Unwiſſenheit der ſpätern Klöſterlinge. Als Hontheim in der uralten Abtei Metlach nach den Manuſcripten fragte, da erzählten ihm die Pfaffen mit großem Gleichmuth: die großen Blätter wären in der Küche von den Köchen um darauf zu backen und zu braten und zu andern Zwecken gebraucht worden. So war alſo nicht ein einziger Codex mehr vorhanden." —

In der Abtei Epternach herrſcht ein luſtiger Gebrauch. „Bald nach des heiligen Willibrordus Tode, verbreitete ſich das Gerücht ſeiner Wunder, die Sage davon ging über vom Vater auf den Sohn, und aus Frankreich wie aus Deutſchland ſtrömten die Pilger Schaarenweiſe zu ſeinem Grabe. Nun geſchah es einmal, daß das Vieh in dieſen Gegenden von einer ſeltſamen Krankheit befallen wurde, worinn es ſo lange und ſo heftig ſprang, bis es todt nieder ſtürzte. Da wurde eine förmliche Proceſſion beſchloſſen. Zu dieſer ſeltſamen Feierlichkeit erſchienen die Gemeinden aus der umliegenden Gegend, jede mit ihrer Fahne. Wenn ſie an die Brücke der Sur gekommen waren am Pfingſtdienſtag, ſo hielt der Prieſter eine Ermahnung. Dann ſtellten ſich die Frommen drei und drei, und begannen nach dem Klang der Inſtrumente ihre Sprünge, nemlich immer drei Sprünge vorwärts und zwei zurück, wie das liebe Vieh auch thun mußte. So brauchten ſie zwei Stunden ehe ſie in die Kirche kamen; dann warfen ſie ſich zur Erde, ſtanden wieder auf und die Ceremonie war zu Ende. Man glaubte endlich nach Verlauf geraumer Zeit, die Proceſſion ſey nicht mehr nöthig und unterließ ſie. Augenblicklich fing das Vieh ſein Springen wieder an, und es war nicht anders, wenn es geheilt werden ſollte, ſo mußte die Proceſſion wieder ſpringen. Uebrigens, ſagt Bertholet, der Geſchichtſchreiber des Herzogthums Luxemburg, muß man dieſe Andachtsübung nicht in's Lächerliche ziehen oder gar als Aberglauben anſehen. Gott mag gern auf allerlei Weiſe verherrlichet ſeyn in ſeinen Heiligen. Wurde doch Michal mit Unfruchtbarkeit heimgeſucht, weil ſie über ihren vor der Bundeslade tanzenden David geſpottet. So ging es einem Calviniſten, der hatte auch über die ſpringende Proceſſion gelacht und geſpottet, und iſt plötzlich todt zur Erde geſtürzt. Obſchon die Güter der Abtei Epternach verkauft ſind, ſo dauert doch die Andacht zum heiligen Willibrordus fort, und ſeitdem jenes Land nicht mehr franzöſiſch iſt, ſpringt die Proceſſion wieder mit erneuerten Kräften. Sie war in dieſem Jahr (1817) an die zehntauſend Menſchen ſtark. Die Art und Weiſe war nicht vergeſſen. Der Tag war heiß. Die Mannsperſonen hingen ihren Rock über die Schultern, ſtemmten die Hände in die Seite, und ſo ſchwitzend und keuchend vorwärts jeder nach dem Tacte. Fiel einer ohnmächtig oder ermattet zur Erde, (was häufig der Fall iſt, da viele Leute weit herkommen, und die Proceſſion nüchtern machen müſſen) ſo ward er ſtill aus dem Weg geſchafft, ohne daß Störung entſtand. Von den Muſikanten aus umliegender Gegend darf keiner fehlen, es würde ihm ſonſt nicht erlaubt ſeyn, in dem Jahr auf irgend einer Hochzeit zu ſpielen. — In der Abtei Prüm war eine beinahe ähnliche tanzende Proceſſion." —

„Ich bin, ſagt der Verfaſſer an einem andern Orte, kein Lobredner der Klöſter, wohl aber des Guten, was die Klöſter mit ſo vielen andern frommen Stiftungen gemein hatten. Sie haben auch mit dieſen das gemeinſame Schickſal getheilt, in einen unergründlichen Säckel zu fallen, aus welchem keine fromme Stiftung mehr hervorgehen wird." In unſern deutſchen freien Städten ladt ſich noch Aug und Herz an der Tugend der Vergangenheit wie der Gegenwart, jener die geſtiftet hat, dieſer, die fromm genug iſt, redlich zu verwalten und zu erhalten, ja auch neu zu ſtiften; man denke an *Städtl's* Stiftung für die Kunſt in Frankfurt!" —

Zum Schluß geben wir abgekürzt die Geſchichte der Gräfin *Lauretta von Starkenburg*, gebohrne Gräfin *Salm*, die uns beſonders merkwürdig geſchienen, und die beweißt, was auch der Schwache gegen den Uebermuth des Stärkern vermag, wenn er kühn den rechten Augenblick erfaßt. Jene heldenmüthige deutſche Frau, die im 14ten Jahrhundert lebte, war früh Wittwe geworden; drei unmündige Kinder, denen ſie ganz Mutter war, feſſelten ſie an das Leben. Aber der mächtige Churfürſt Balduin von Trier meynte, nun ſey es an der Zeit, auf Koſten der Wittwe und ihrer Wayſen ſein Erzſtift zu bereichern; darum baute er zu Birkenfeld auf Starkenburgiſchem Boden eine Burg, aus welcher ſeine Mannen die umliegende Gegend plünderten. Solchen Frevel ertrug die Gräfin nicht, ſie bot ihre Lehnsleute auf, und jagte die trierſchen in ihre Grenzen zurück. Freilich hatte ſie dabei mehr ihren gerechten Unwillen als die Klugheit zu Rathe gezogen, mochte auch wohl geglaubt haben, ein Erzbiſchoff werde ſich ſchämen, die Räuber öffentlich zu ſchützen oder gar zu rächen; aber der ergrimmte Balduin drohte, mit einem Heer die ganze Grafſchaft zu verwüſten. Da gab ſie klüglich nach, beſänftigte ihn durch ſchlaue Unterhändler und verſchob die Rache auf gelegene Zeit. Die kam ſchon im September deſſelben Jahres (1325). Balduin, nicht ahnend, daß es möglich ſey, an einem Manne wie Er ſich zu vergreifen, fuhr mit kleinem Gefolg die Moſel hinab gen Coblenz. Dieſen Augenblick ergriff *Laurette*. Am Fuße der Starkenburg liegt ein mit Buſch bewachſenes Vorland, eine Bucht aus welcher plötzlich ihre Böte hervorbrachen und den ſtolzen Churfürſten gefangen nahmen. Er wurde den ſteilen Felſenpfad hinauf in's Schloß gebracht, wo ihn die Gräfin mit großer Ehrerbietung empfing und als einen, durch Stand und Rang ausgezeichneten, Gaſt trefflich bewirthete; nur die Thore blieben ihm verſchloſſen. „Mir das!" mag er ausgerufen haben, „mir, dem Bruder Kaiſer Heinrich des Siebenten, dem Freunde des regierenden Kaiſers Ludwig, dem Oheim des Königs von Böhmen!" An alle dieſe Titel kehrte ſich die Gräfin eben ſo wenig, als an die Drohungen der trierſchen Geiſtlichkeit und die Verwendungen vieler Grafen und Fürſten. Balduin kam nicht eher los, bis er feierlich unter ſtattlicher Bürgſchaft gelobte, das Schloß Birkenfeld nicht zu vollenden und ein Löſegeld von 30000 Pfund Hellern zu bezahlen. Er ſchloß ſogar ein Bündniß mit der Gräfin, gegenſeitig gegen ihre Feinde ſich beizuſtehen, und Alles hat er treulich gehalten. Aus der Geſchichte iſt bekannt, daß er ein hochgeſinnter Mann war, alſo mochte es vielleicht ihm gefallen, daß er gleich hohen Sinn bei einem Weibe fand. Indeſſen mag es auch wohl ſeyn, daß Lauretten's *Perſönlichkeit* ſeinen Groll beſiegte, denn ſie war eine junge ſchlaue Wittwe und Er ein kräftiger Mann von 40 Jahren, zwar wegen ſeiner Keuſchheit gerühmt, aber ein unverwahrtes Herz trug er doch im Buſen. Wenigſtens erklärt es ſich ſo am leichteſten, daß er ſogar den Pabſt — der zürnend die kühne Frau in den Bann gethan hatte — zu Gunſten der Gräfin bewog, indem er ihm verſicherte, er ſey mit einigen ſeiner Geiſtlichen, nur durch ein *gewiſſes Ungefähr* (quodam casu fortuito) gefangen worden, und wirklich durch ſeine Fürſprache ſie vom Banne befreyte. Für das empfangene Löſegeld erbaute ſie eine der feſteſten Burgen in Deutſchland, man nannte ſie damals die *Frauenburg*. Jetzt liegt ſie in Trümmern und wird die *Gräfinburg* genannt.

Wir können uns nicht entbrechen, den *Geiſt* dieſer Geſchichte auf die neuere Zeit anzuwenden. Wie wenn der Churfürſt von Sachſen, als der tollkühne Schwede Carl in Dresden ihn beſuchte, den übermüthigen Gaſt ergriffen hätte? wie wenn der König von Sachſen, als *Napoleon* fliehend aus Rußland kam, den Peiniger der Deutſchen ergriffen und auf den Königſtein geſchleppt hätte? zu beidem gehörte kaum ſo viel Kühnheit, als 500 Jahre früher eine *Frau* bewieß. Wie vieler Jammer würde dem Sachſenlande, wie vieler Jammer ganz Deutſchland erſpart worden ſeyn! Laurette als verwittwete Churfürſtin oder Königin würde ſo gehandelt haben und von ganz Deutſchland als Erlöſerin geprieſen werden, obgleich ſie im Grunde *weniger* gethan haben würde, als die Gräfin *Salm von Starkenburg* vollbrachte. — Warlich! wo es darauf ankommt, in Gefahr durch Geiſtesgegenwart zu ſiegen, da wird ſtets der Mann dem Weibe nachſtehen müſſen.

Der Spaziergänger.

Ein Preuße und zwar ein Berliner, Herr *Bramſen*, iſt in den Jahren 1813, 14 und 15 in verſchiedenen Theilen von Europa, Aſia, und Afrika ſpazieren gegangen und hat dieſe ſeine Spaziergänge in franzöſiſcher Sprache (?) in Briefform beſchrieben, unter dem Titel: Promenade d'un voyageur prussien ꝛc. 2 Bände. Er reiſete mit einem jungen Engländer, einem Sohne Georg Marwell's, und war beſonders aufmerkſam auf die beſten Gaſthöfe. Die Strenge, mit der er bisweilen die Franzoſen beurtheilt, entſchuldigt er mit der Abſicht die Uebel zu ſchildern, die aus „einem unbegränzten Gehorſam für die Befehle einer unbegränzten Ehrſucht entſpringen."

Kleinigkeiten durch lebendige Darſtellung ein Intereſſe zu geben, verſteht Hr. Bramſen nicht; da nun aber ſein ganzes Buch aus lauter Kleinigkeiten, und oft aus den bekannteſten, beſteht, ſo folgt daraus, daß er wenige Leſer befriedigen wird.

In Berlin giebt er den Rath, in den vornehmſten Gaſthöfen den Preiß der Zimmer genau zu bedingen. Als er im Hotel de Russie (in der Sonne unter den Linden) wohnte, zeigte ihm ein junger Engländer eine ſehr überſetzte Rechnung; er ſprach darüber mit Madam Obermann, und es gelang ihm ein Anſehnliches abzudingen. Die Wittwe Obermann entſchuldigte ſich damit, daß die Franzoſen ihr ſo viele Pferde und andere Sachen von Werth genommen, daher ſie entſchloſſen ſey, ſich durch engliſche Reiſende entſchädigen zu laſſen. Sie ſoll das halb im Scherz geſagt haben, allein Herr Bramſen hat gute Gründe zu glauben, daß es ihr Ernſt geweſen. —

Als Buonaparte Berlin wegnahm, genügte es ihm nicht, im Pallaſt des Königs zu ſchlafen, (ſo erzählt Herr Bramſen) ſondern ſeine lächerliche Eitelkeit ging ſo weit, durchaus in dem königlichen Ehebett übernachten zu wollen. Im Nebenzimmer, (?) demjenigen, welches Kayſer Alexander bewohnte, wenn er nach Berlin kam, ſchlief der Mameluck Ruſtan gleichfalls in einem königlichen Bette. Die ſchönſten Gemählde wurden geraubt, und ſogar der Thron von ſeinen reichen, goldenen und ſilbernen Verzierungen entblößt (von alle dem haben wir in Berlin nichts gehört.) —

In Potsdam, wo der Spaziergänger (der kein Seume iſt) eine Menge der bekannteſten Anecdoten von Friedrich II. erzählt, verſichert er auch, daß der Leibarzt Zimmermann bey deſſen Tode gegenwärtig geweſen; was bekanntlich unwahr iſt. —

In Wien gab man ihm zu verſtehen, daß die Damen von gutem Ton daſelbſt ihre Höflichkeiten und Aufmerkſamkeiten gegen Fremde, nicht allein nach Kleidern, Bedienten und Equipagen abmeſſen, ſondern ſogar nach den Wohnungen in dem Quartier der Stadt oder der Straße, die am meiſten in der Mode ſind. Il faut donc bien prendre garde à tous ces points, fügt er hinzu. —

Die Geſellſchaft, ſagt er, ſey in Wien ſehr beſchrankt, (?) was er zum Theil der Oeconomie mancher wohlhabenden Familien zuſchreibt, die ſich um Fremde nur dann bekümmerten, wenn ihr Intereſſe es erheiſche, zum Theil dem Widerwillen, in ihrer gewohnten Lebensweiſe geſtört zu werden. (Wenn das wahr iſt, ſo muß Wien ſeit 15 Jahren ſich ſehr geändert haben.) —

Auf einem Balle bey dem Grafen Eſterhazy, bewunderte er die Grazie und Lebhaftigkeit, mit welcher der Fürſt Potocki mit der Fürſtin Bagration koſackiſch tanzte. Eine Engliſche junge Dame, Miß Fraſer, tanzte zwar auch Koſackiſch und zwar im kriegeriſchen Koſacken-Coſtüm, war auch wohl eben ſo lebhaft, aber bey weitem nicht ſo graziös als die ruſſiſche Fürſtin, und handhabte die Koſacken-Peitſche mit ſolcher Fertigkeit, daß viele Perſonen, die ihr nahe ſtanden, auf eine empfindliche Weiſe von ihrer Kraft überzeugt wurden. (Wozu ſolche alberne Anecdoten?) —

Doch wir müſſen wohl mit ſeinen eigenen Worten erzählen, damit der Leſer dieſen Herrn Bramſen ganz kennen lerne.

„Ich darf nicht vergeſſen zu ſagen, daß die „Gräfin Zichy, Tochter des Feldmarſchalls Ferrari, wöchentlich Partien giebt, welche nicht anders als angenehm ſeyn können, weil man daſelbſt „die Gräfin Julie Zichy, eine der ſchönſten, „und die Gräfin Sophie Zichy, eine der vollkommenſten Frauen in Wien findet. Würklich „beſitzen dieſe beiden Damen vorzügliche Talente; „die Erſte hat das Genie der Dichtkunſt, die Zweite excellirt in der Muſik. Der Fürſt Stahremberg, vormals Geſandter am engliſchen Hofe, „verſchwendet an die Fremden, und beſonders an „die Engländer, alle Arten von Aufmerkſamkeit. „Wir haben die Ehre gehabt bey ihm zu ſpeiſen, „und ſind von ſeiner artigen Familie bezaubert geweſen. Alle ſprachen ſehr gut engliſch, vor Allem die Gräfin ſeine Tochter, die es eben ſo geläufig als eine Engländerin ſpricht, und die, mit „den Reitzen der Schönheit, die dauerhafteren „Reitze des Geiſtes und Herzens verbindet. Ich „darf den guten und liebenswürdigen Grafen „Franz Palfy nicht mit Stillſchweigen überge-

„ben, der ſo bekannt iſt durch die glänzenden Feſte, welche er den Fremden giebt, unter denen die Engländer nicht die letzten ſind. Ich habe die Ehre gehabt mehreremale bei ihm zu ſpeiſen, und habe ſtets Engländer von einiger Bedeutung bey ihm angetroffen.“ (Alle die genannten Perſonen werden ſich ſchwerlich durch ſolche fade, dem Zucker-Waſſer ähnliche, Lob-Sudeleyen geſchmeichelt finden.) —

In dem nemlichen Zeitungs-Tone erzählt er auch, daß man einſt die Geſchichte der Diana und des Actäon pantomimiſch dargeſtellt, daß die ruſſiſche Fürſtin Sar—y die Rolle der Diana übernommen, und der Fürſt von Ligne die des Actäon mit vielem Feuer geſpielt habe. Beſonders habe er ſeine Verwandlung in einen Hirſch zum Erſtaunen executirt, und großen Effect dadurch hervorgebracht, indeſſen Herr Bramſen ſelbſt mit der beſcheidenen Rolle Eines der Hunde vorlieb nahm, auf allen Vieren ging, und, mit Hülfe dreyer anderer ſolcher Hunde, den Jäger zerriß unter lautem Gelächter der Geſellſchaft. —

Sein Banquier ſagte ihm einſt: „Es iſt wahr, wir ſind arm; indeſſen giebt es hier noch ſehr reiche Privatleute, aber keiner will ſeinem Vaterlande in der Noth beyſtehen; man zieht ſogar Nutzen aus dem jetzigen Zuſtande der Dinge, und ſehr vornehme Perſonen achten es nicht unter ihrer Würde, in den öffentlichen Fonds tüchtig zu ſpeculiren.“ Dieſer Banquier ſoll hinzu gefügt haben: die Ungarn wären Patrioten und gute Soldaten, aber die allgemeine Meynung ſey, daß in den Büreau's der Regierung zu viele Franzoſen und Italiäner angeſtellt wären. Es gebe viele franzöſiſche Spione in Wien, und eine Menge Häuſer gewiſſer Damen von hohem Range dienten dieſen Herren zum Sammelplatz, wo man Buonaparte's Betragen und Regierung öffentlich lobe. —

Der Verfaſſer iſt auch ein wenig nach Ungarn ſpaziert, und erzählt von der Stadt Kittſee, ſie habe den Deutſchen Kutſchen den Nahmen gegeben. (?)

In Corfu belauſchte er das Geſpräch zweier Soldaten. Der Eine klagte, er beſitze eine vortreffliche Frau, die nur einige kleine Fehler habe, unter andern den, ihn ganz raſend zu lieben. Deshalb wolle ſie auch nicht zurückbleiben, ſondern habe ihm erklärt, wenn er ſich einſchiffe und ſie nicht mitnehme, ſo werde ſie ihm ſchwimmend folgen. — Potz tauſend! erwiederte der Andere, du biſt ein zehnmal größerer Narr als ſie. Laß ſie ſchwimmen, ſie wird bald müde werden. —

Zu Roſette tragen die türkiſchen Damen eine weiße Berrette auf dem Kopfe, eine Art von goldgeſtickter Mütze, die auf der einen Seite befeſtigt wird. Die, gewöhnlich ſchwarzen, Haare hängen in langen Zöpfen faſt bis auf die Ferſen herunter, und am Ende jedes Zopfes ſind drey Zechinen eingeflochten. Es ſcheint, daß das ihr Lieblingsſchmuck iſt. Auch im Kopfputz bringen ſie phantaſtiſch eine Menge Münzen an. Wenn ſie gehen, ſo machen die Zechinen unten an den Zöpfen ein Geräuſch wie Glöcklein. Dieſer Gebrauch iſt ſehr alt, wie man ſchon aus der Beſchreibung ſehen kann, welche der Prophet Jeſaias von dem Luxus ſeiner Zeit macht. (Wir haben ihn auch unter den Wolſaten gefunden.) Sie tragen ferner Halsbänder von Zechinen und Perlen, reich geſtickte indiſche Muſſelins, gelbe weite Stiefelchen, mahlen die Nägel blau oder gelb u. ſ. w., ſind, aus Mangel an Bewegung ſehr zum Dickwerden geneigt, folglich meiſt ohne Grazie, aber mit lebhaften Augen, in welchen dennoch ein gewiſſes Schmachten den Kummer über ihre Gefangenſchaft ausdrückt. —

Ganz gegen alle bisherige Erfahrung räth Hr. Bramſen, wenn man nach Jeruſalem reiſe, das europäiſche Coſtüm nicht abzulegen, weil die Türken und Araber jeden Chriſten auf den erſten Blick unterſcheiden, er mögte ſich verkleidet haben wie er wolle, und dann wären ſie weit weniger geneigt ihn zu reſpectiren, als wenn er im Coſtüm ſeines Landes erſchiene. Es ſey auch klüger, das Feuergewehr im Kloſter zu Jaffa zurück zu laſſen, indem die Araber eher gereizt würden, einen Bewehrten als einen Unbewehrten anzugreifen. (?) —

Bey der Ankunft zu Jeruſalem wurde Herr Bramſen ſehr unſanft aus ſchönen Träumen geweckt.

„Nach Allem was wir von der Hitze des Tages gelitten hatten, (ſo erzählt er) bedurften wir der Ruhe. Ueberdieß waren unſere Seelen in unbeſchreiblicher Bewegung bey dem Gedanken, daß wir uns nun an den Orten befanden, welche zuerſt die Offenbarung empfangen und auch Zeugen von deren Erfüllung geweſen. Wir fühlten uns geneigt, jeden Stein unter unſern Füßen zu verehren, und waren in tiefes Nachdenken über den Contraſt verſunken, den die Vergangenheit hier mit der Gegenwart bildet, als wir, zu unſerem Erſtaunen und peinlicher Schaam, plötzlich durch einen Mönch aus der frommen Schwärmerey geweckt wurden, der ſo beſoffen war, daß er kaum auf den Beinen ſtehen konnte. Wir fragten, ob wir Zimmer im Kloſter haben könnten? und gaben unſern Brief

„für den Superior ab; er lachte uns in's Geſicht „und gab in ſchlechtem Italiäniſch einen Strom von „ſchlechten Späßen von ſich. Unwillig riefen wir „einen andern Mönch herbey, der aber eben ſo vollkommen beſoffen war als ſein Mitbruder. Sie „thaten nichts als Lachen, und es war nicht möglich ein vernünftiges Wort mit ihnen zu ſprechen. „Unſere Briefe riſſen wir ihnen wieder aus den Händen und ſchickten ſie durch unſern Dollmetſcher zu „dem Superior. Nun erſchien der Secretair, ein „Italiäner, ein unterrichteter und wohlgezogener „Mann, der, was wir geſehen, zu entſchuldigen hat, „indem der Superior ſehr krank ſey, und ſeine beiden Mönche ſich das zu Nutze gemacht hätten, um „ſich im Kloſter-Keller recht gütlich zu thun."

(Der Beſchluß folgt.)

Das Oſterfeſt und die Kalender-Reform.

Die Menſchen müſſen doch nicht ohne Streit leben können, weil ſie die Gelegenheit dazu nach dem alten Sprüchwort, vom Zaune brechen, und oft ſind die Herren Theologen die erſten auf dem Kampf-Platze. So ſtritten ſich denn auch, die Kinder Eines Vaters im Himmel ſeyn wollen, die orientaliſchen und occidentaliſchen Chriſten, ſeit der der Mitte des zweiten Jahrhunderts mehrere Male, und mit erneuter Heftigkeit, über die Zeit des Oſterfeſtes, das die Erſten mit den Juden zugleich feyerten. Der Streit darüber fiel einmal ſogar zwiſchen dem Kayſer Juſtinian und dem gemeinen Mann, vor, der darüber eine Woche länger zu faſten hatte, weil der Kayſer das Feſt ſpäter beſtimmte, was ihm noch 1000 Jahre nachher der Kardinal **Baronius** ſehr übel genommen hat. In der Folge wurden Katholiken und Proteſtanten 100 Jahre lang uneinig über den verbeſſerten Kalender, weil ihn (wie die Tübinger Theologen in einem Bedenken ſagten,) der Antichriſt (Pabſt Gregor XIII.) habe fertigen laſſen.

Als dieſer Kalender von den Proteſtanten am Schluß des 17. Jahrhunderts endlich angenommen wurde, blieb doch eine Abweichung in Berechnung des Oſterfeſtes übrig, weil dieſe ſich der aſtronomiſchen, die Katholiken der cykliſchen Rechnung bedienen, welche 1724 und 1744 um eine Woche von einander abwich. Dieſes chriſtliche Feſt hat, ſonderbar genug, einen heidniſchen Namen, indem bey unſern deutſchen Vorfahren die Göttin **Oſtera**, als Schöpferin des Wiederauflebens der organiſchen Natur ebenfalls im Frühlinge ihr Feſt hatte; wovon noch die **Oſtereier**, die Namen **Oſterwald**, **Oſterberge** u. ſ. w. herſtammen. — Zu dieſen Bemerkungen hat uns ein kleiner Aufſatz „**über Kalender-Formen und Reformen**" Veranlaſſung gegeben, der ſich am Schluſſe einer Sammlung von Schulreden des Herrn Directors **Vieth** befindet, die jetzt in Deſſau erſchienen iſt.

Er bemerkt, daß es wünſchenswerth ſey, den Zeitpunct von Oſtern, als den Anfangs-Punct ſo mancher Geſchäfts-Perioden, gleich andern unbeweglichen Feſten, feſt beſtimmt zu ſehen, da der Endpunct, Michaelis, immer auf einer Stelle bleibt, ſo wie umgekehrt im Winterhalbenjahre der Anfangs-Punct feſt bleibt, und der Endpunct hin und her rückt. Würde alſo für das bürgerliche Leben die Unbeweglichkeit von Oſtern nicht beſſer ſeyn, ohne dem Kirchenweſen Nachtheil zu bringen? Jene Berechnungs-Art iſt ohnehin bloß in einem Synodal-Briefe der zu Nicäa verſammelten Geiſtlichkeit beliebt worden, aus damaligem chriſtlichem Haß gegen Jüdiſche Ceremonien-Tage. Auch wäre es, wie Herr **Vieth** meint, für den Theil von Europa, wo noch der Julianiſche Kalender gilt, einmal Zeit, mit der Zeit fortzugehen, und nicht länger um eilf Tage zurückzubleiben. Bey der Reform eines Kalenders kämen beſonders folgende Stücke in Betrachtung: 1. **Die Epoche**, oder Jahrzählung ſeit Chriſti Geburt, die, wiewohl ſie chronologiſch nicht ganz unbeſtritten iſt, ſehr ſchicklich bleibt. 2. **Der Jahres-Anfang.** Herr **Vieth** möchte das für die nördliche Halb-Kugel Frühlingbringende Aequinoctium wählen, um den Geburts-Tag des Jahres zu feyern; doch meint er auch, um uns weniger von dem bisherigen Jahres-Anfang zu entfernen, könnte das Winterſolſtitium der nördlichen Halb-Kugel angenommen werden. 3. **Der Einſchaltungs-Punct**, bei dem er ſich am längſten verweilt. Nach der ſchärfſten Berechnung der neuern Aſtronomen beträgt die wahre Länge des tropiſchen Sonnenjahres, von der Frühlings-Nachtgleiche bis wieder dahin, 5 Stunden 48 Minuten 48 Secunden (und nach Zach noch, 016.) über 365 Tage, oder nach Secunden gerechnet, ein [illegible] Theil eines Tages; folglich hat die Julianiſche Kalender-Form in 450 Jahren $3\frac{1}{2}$ zu viel, oder in $128\frac{2}{3}$ Jahren 1 Tag zu viel. Eine ſchöne Einſchaltungs-Form, die ſo wenig in exceſſu fehlt, daß ſie erſt in 4950 Jahren 1 Tag zu viel hat, führte 1079 der Aſtronom Omar Cheyam unter Gelaleddin **Melikſchah** ein, ſie wurde aber nicht fortgeführt. Die Gregorianiſche Form ſey übrigens hinlänglich genau, leicht überſehbar und mache dem Erfinder Aloyſius Lilius alle Ehre; ſie fehlt in exceſſu, nämlich in 3600 Jahren 1 Tag zu viel. Durch eine Form, wonach in 900 Jahren nur 218 Schaltjahre bleiben, und nicht das 8te ſondern erſt das 9te Säcular-Jahr ein Schalt-Jahr wird, iſt dieſer kleine Fehler der Gregorianiſchen Form aufzuheben; oder auch dadurch, daß man bloß das 36ſte Säcular-Jahr, das ein Schalt-Jahr ſeyn müßte, zu einem Gemeinen Jahre macht. 4. Die Eintheilung des Jahres. Hiebey ſchlägt der Verf. folgendes vor: a) Unbeweglichkeit des Oſterfeſtes b) Abſchaffung der ſonderbaren Art die Sonntage zu zählen und zu benennen, ähnlich der bey den Monats-Tagen im Römiſchen Kalender, der ein Muſter eines ſchlechten Kalenders ſey. c) Verbeſſerung der jetzigen unſymmetriſchen Vertheilung der Tage unter die 12 Monate. d) Verlegung der hohen Feſte in die erſte Woche eines jeden Vierteljahres. —

Wir theilen dieſe, auch zum Theil von Andern früher gehegten, Ideen mit, weil wir beſonders das Feſtſtellen von Oſtern für das bürgerliche Leben für ſehr paſſend anſehen. Bey aller Reform-Luſt unſerer Zeit zweifeln wir aber doch, daß es hierinn zu einer Abänderung, die eine Verbeſſerung wäre, ſo leicht kommen werde. Sie könnte vielmehr wohl einen neuen geiſterbaulichen Kalender-Streit herbeyführen. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo jede Kirche, ohne Rom zu fragen, ihre Einrichtungen traf, und die Fürſten von Rom keine Befehle annahmen, oder ſich in Concordate einlaſſen mußten; auch nicht mehr in der Zeit, wo der heil. Cyprian, bey einer Anordnung des Concils von Afrika, die von der Römiſchen ganz abwich, den Biſchof **Stephan I.** von Rom „lieber Bruder" titulirte, und ihn unter andern alſo zurechtwieß: „Man „kann ein Herkommen oder einen Gebrauch in einer „Kirche gelten laſſen, ohne darum das Band des „Friedens und der Eintracht zu zerreißen. Hierin „thun wir Niemand Gewalt an, (wie nachher Rom „that,) oder ſchreiben Jemand vor, weil jeder „Biſchof den freyen Willen in der Verwaltung ſeiner Kirche hat, bloß mit „Vorbehalt der Verantwortung gegen „Gott." *) Jetzt iſt das freylich anders, wie die neueſten Sätze von Rom lehren, und es kann leicht ein zweiter Cardinal Muſſo aufſtehen, der den Pabſt über alle Kirchenväter und Heiligen, neben den lieben Gott erhebt. (Quem pro Deo habemus. S. Rivet de auct.p.) Nach Pſalm 8 iſt es auch außer allem Zweifel. Es wird alſo wohl noch beym Alten bleiben; Rom hat jetzt andere Kalender für ſich zu machen. —

Frauenwürde, ein Roman von Carol. Pichler.

Wir haben von dieſer ſo fleißigen als beliebten Schriftſtellerin den 20. und 21. Band ihrer ſämmtlichen Werke vor uns, die den Anfang eines Romans unter dem obenbemerkten Titel enthalten. Wenn, wie ein berühmter Schriftſteller ſagt, Geſinnungen und Begebenheiten für das Gebiet des Romans, (wie Character und That für das Drama,) gehören; ſo finden wir hier eine ſehr gute Anwendung dieſer Regel; zugleich aber eine Zugabe von treffenden Charakterſchilderungen, die von der Weltkenntniß und Beobachtungsgabe der Verfaſſerin zeugen. Die Begebenheiten erheben ſich nirgends in die Sphäre des Wunderbaren, ſie intereſſiren aber durch die Verknüpfung. Ein Ehepaar aus der Provinz, Ludwig und Leonore von Fahrnau, jung und wohlhabend, edel, häuslich und treu, machen eine Reiſe in ein Bad, und dort wird ihre ſtille Glückſeligkeit untergraben. Unter mehrern weiblichen Badegäſten glänzt eine Roſalie von Sarewsky hervor; eine räthſelhafte Perſon, die ſchon vom dritten Manne getrennt ſeyn ſoll. Wir wollen ſie von zwei Frauen ſchildern laſſen. Eine junge Gräfin Ida von Oborn, ſo ſchön als geiſtreich, und kalt und ſtolz, beſchreibt ſie, „als ein ſchönes Weib, vom beſten Ton, kränklich, „voll Affectationen, voll Zierereien, was ſie bei den „Männern trefflich geltend zu machen verſteht." Die beſcheidene und ſchonende Eleonore von Fahrnau ſchreibt: „Nicht vollendet ſchön, wie „Gräfin Ida, aber unendlich bedeutender iſt mir „die berühmte Dichterin Sarewsky. Ein feiner „Wuchs, ungemein viel Anmuth des Betragens, „ein Zug von ſtillem Kummer, machen ſie höchſt anziehend. — Sie ſcheint das nicht glauben, oder „nicht merken zu wollen; indeſſen meine ich doch, „ſie weiß es, und es liegt etwas in ihrem Benehmen, das mir nicht ganz einfach zu ſeyn ſcheint „— Sie und Gräfin Ida gelangen auf ganz entgegengeſetzten Wegen an daſſelbe Ziel, ſich bemerken und bewundern zu machen." Dieſe Roſalie nun verliebt ſich auf ihre Weiſe in den Herrn von Fahrnau, der endlich ſeiner Schwäche und ihren Verführungskünſten unterliegt, und die blendenden

---

*) Noch derber ſchrieb zugleich der Biſchof Firmilian zu Ceſarea an jenen Pabſt Stephan. Er behandelt ihn als einen anmaßlichen, verwegenen Thoren, und wirft ihm ſein Vorgeben, als ſäße er auf Petri Stuhl, tüchtig vor. Natürlich fehlt dieſe Epiſtel in gewiſſen Editionen z. B. des Latinus u. ſ. w.

Eigenſchaften dem ſtillen Verdienſte der Gattin vorzieht, wiewohl ihn dieſes noch immer mit halbem Herzen an ſie feſſelt. Wir verlaſſen ihn im zweiten Theile am Hofe, die Verhältniſſe mit Roſalien ſind ruchtbar geworden, und ſeine ſtill trauernde Gattin iſt mit den Kindern auf's Guth gezogen. Man ſieht aus der Anlage, daß Eleonore beſtimmt iſt, die Frauenwürde zu behaupten, und ſie auch, ſo weit wir laſen, ohne Uebertreibung behauptet. Offenbar aber iſt die Frauen-Unwürde, und wie uns dünkt, mit Recht, noch ſtärker ſowohl in jener Roſalie, als in der ſtolzen, von ihrer Mutter zum bloſen Verſtandes-Calcul erzogenen, (und eben dadurch nachher unglücklichen,) Ida hervorgehoben. Es ſind lehrreiche Charactere, und es ſcheint uns ein ſehr glücklicher Gedanke zur rechten Zeit, daß ſich die Unwürdigkeit an einer geiſtreichen Schriftſtellerin, mit Glücksgüthern verſehen, offenbaret. Giebt es je eine Klippe, woran Einfalt, Natur, Güte und Wahrheit des weiblichen Characters ſcheitert, ſo iſt es jene geiſtige Ueberbildung, jene Heraustretung aus dem ganzen Umfange des weiblichen Berufs, den die Weltordnung angewieſen hat. Stolz gilt für Vorzug, Herabſehen auf andere weibliche Weſen in engern Kreiſen für Größe, Sophiſterey und Grübeley für Philoſophie, verbunden öfters mit einer Gelehrſamkeit, die nicht über die eines Tertianers hinausgeht, und den Männern Ekel erregt. Weiber dieſer Art vom 2. Range,*) die nichts in Druck geben, fallen deſtomehr durch Schwatzen beſchwerlich, zumal, wenn ſie ſich rühmen, daß ſie nicht einmal wiſſen, wie ein Waſſer kocht. Wenn jenes witzigen Italiäners Behauptung, „daß ſich das ganze Weib durch Krankheit und „Schwäche erklären laſſe,“ eine wahre Seite hat, ſo trifft ſie an dieſen vielwiſſenden und literariſchen Frauen zu; wiewohl wir darunter manche ganz geſunde weibl. Huſaren, alte, verliebte Sappho's und dergl. kennen. Die Verf. hat Roſaliens Characterſchwäche nicht übel durch einige Kränklichkeit gemildert. Eine Probe ihrer Sophiſterey ſtehe hier: „Ich „kämpfe nicht gegen dieſes Gefühl, ſo ſehr es den „hergebrachten Formen zu widerſtreben ſcheint; ich „forſche nicht, ob Er es auch ſo klar, ſo unwiderſtehlich kennt, als ich. Fahrnau liebt ſein Weib, „das weis ich, und tadle es nicht, und fürchte es „nicht. Ihr kann er nur auf ihre Weiſe angehören, „Ich überlaſſe Alles der Leitung der Vorſicht, die „über uns in heiligen Finſterniſſen wandelt, und „ein geiſtiges Band, das ſie ſelbſt geknüpft und un„auflöslich gebunden hat, nicht wieder zerreiſſen „kann.“ (!) — Ueberall ſtößt man auf ſehr leſenswerthe Stellen, die unſere Ueberſpannung und Entfernung von der Einfalt und Richtigkeit der Gefühle anklagen, wie z. B. über unſere verkünſtelte Muſik, (Th. 2. S. 257) u. dergl.

Soweit wir das Treiben der heutigen ſogenannten feinen, oder gebildeten Welt beobachten, glaubten wir ein verdienſtliches Werk zu thun, bei Gelegenheit dieſer Schrift auf diejenige Frauen-Unwürde aufmerkſam zu machen, die ſich im ſchimmernden Gewande zeigt und daher leicht verkannt wird, weil die meiſten Männer eitel und ſchwach, wie Ludwig von Fahrnau ſind. Wieviel könnte aber nicht Frauenwürde auf das Wohl der Familien, und der Staaten wirken, wenn ſie mehr im Leben, als im Roman zu finden wäre.

Literariſche Notizen.

In den Betrachtungen über Theurung und Noth der Vergangenheit und Gegenwart (einer gekrönten Preisſchrift vom Staatsrath v. Hazzi) wird freyer Brodverkauf als das einzige bewährte Mittel gegen Theurung angegeben. Immer habe die Erfahrung bewieſen, daß Magazine den Getraidehandel, ſowie alle Getraidemärkte zerſtören, (?) daß die Producenten lieber ihre Vorräthe verſtecken als verkaufen, und daß man am Ende für Geld weder Getraide noch Brod mehr finde. Es ſey unvermeidlich, daß in den Magazinen, bei der gewöhnlich ſehr ſchlechten Behandlung, bedeutende Maſſen verderben, die außerdem das Volk conſumirt haben würde. —

Die neue, jüngſt erſchienene Ausgabe von Schubert's Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft unterſcheidet ſich von der frühern durch Aeuſſerungen, die einem gewiſſen religiöſen Myſticismus angehören, der auch wohl Martinismus genannt werden, da er in den Schriften St. Martin's, deren Eine Hr. Schubert bekanntlich überſetzte, vollſtändig zu finden, auch früher ſchon bei Jacob Böhm und Andern. — Von der Naturphiloſophie ſagt der Verfaſſer jetzt: ſie wolle reimen was ſich nicht reimen laſſe, und habe folglich ihr Weſen im Ungereimten. —

---

*) Die Unwürdigen vom 3. Range, die mit täglicher Spiel- und Kartenſucht befallen ſind, rechnen wir gar nicht mit.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 39. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Für Reiſende am Rhein.

Es ſind nun 40 Jahre und drüber, als der Herausgeber dieſer Blätter die Wonne genoß, von Maynz nach Cölln den Rhein hinab zu ſchwimmen. Daß er ſich dieſer Wonnefahrt noch heute mit Entzücken erinnert, iſt ſehr natürlich, aber höchſt undankbar würde es ſeyn, wenn er nicht zugleich eines alten Buches erwähnte, welches dem Schiffer zugehörte, und in ſeinem ſchweinsledernen Gewande aus Hand in Hand ging, denn es enthielt die Beſchreibung der am Rhein gelegenen Städte, Dörfer und Ruinen. Leider iſt der Titel dieſes Buches wie der Nahme des Verfaſſers uns entfallen, allein wir ſegnen ihn noch im Grabe, denn ohne ihn hätte es nach dem alten Sprüchwort geheißen: Eine Gans flog über den Rhein, und eine Gans kam wieder heim.

Wenn nun ſchon jener alte Tröſter, deſſen hundertjähriger Styl fürwahr nicht zum Leſen einlud, den Genuß des Reiſenden ſo herrlich würzte, um wie viel mehr Dank iſt man Herrn Aloys Schreiber ſchuldig, (den unſere Leſer gewiß als lieblichen Dichter kennen, wenn er auch als Grosherzoglich Badenſcher Hofrath und Hiſtoriograph ihnen unbekannt ſeyn ſollte) daß er uns in reinem gutem Deutſch, ja nicht ſelten in blühender Sprache, ein Handbuch für Reiſende am Rhein geliefert hat, in welchem Alles, Alles zu finden iſt, was einen gebildeten Reiſenden nur immer intereſſiren kann. Ohne dieſes Buch die Rheinreiſe machen, wäre eben ſo viel, als mit blöden Augen ohne Fernglas ſchöne Gegenden durchfahren; denn dieſes Buch iſt in der That ein Fernglas (und zwar Eins im geſchmackvollſten Gehäuſe) durch welches wir in die Vergangenheit ſchauen und an ihren Rieſengeſtalten uns ergötzen.

Wie ſehr von allen Gebildeten das Bedürfniß eines ſolchen bequemen Reiſegefährten gefühlt worden, beweiſt der Umſtand, daß die erſte Auflage von Schreibers Werke vergriffen worden, und eben darum liegt uns ob, dem Publicum die zweite, durchaus verbeſſerte und ſehr vermehrte Auflage anzukündigen. Um ihr die möglichſte Vollkommenheit zu geben, machte der Verfaſſer ſelbſt, im September des verfloſſenen Jahres, noch eine Reiſe in die beſchriebenen Gegenden, ſammelte auch viele ſchriftliche Beiträge von nicht weniger als 25 namentlich aufgeführten Ehrenmännern, ließ zwei neue Charten durch Profeſſor Brühl zeichnen und durch Heß ſchön in Kupfer ſtechen, fügte drei neue Sagen hinzu, kurz, er verabſäumte nichts, um den herzlichen Dank jedes Reiſenden zu verdienen, der zwiſchen Schafhauſen und Holland zu Waſſer oder zu Lande ſich wiegen läßt, und nebenher auch unterhaltende Abſtecher zu machen geſonnen iſt; wie z. B. von Mannheim nach Neuſtadt an der Haardt und dem Donnersberge, von Coblenz nach Trier, von Bonn nach Aachen und Spaa. Es verſteht ſich, daß die Bäder am Taunus nicht vergeſſen ſind. Ferner finden ſich in den Beilagen die Poſtrouten, Bemerkungen und Notizen, eine Zugabe für Freunde der Naturkunde, und ſogar ein Verzeichniß von Schriften, welche auf die Rheingegenden Bezug haben. Aus den Bemerkungen theilen wir folgende, höchſt verſtändige mit, die zugleich der angenehmen Schreibart des Verfaſſers das Wort reden mag:

„Noch eins muß der Reiſende, der nur angenehme Eindrücke nach Hauſe bringen will, ſtreng berückſichtigen: die gegenwärtige Zeit. Nach den großen Umwandlungen die wir erlebt, iſt noch an keine Beſänftigung der Gemüther zu denken. Viele Wünſche und Hoffnungen mögen getäuſcht worden ſeyn, und mancher Verluſt iſt noch zu neu und zu ſchmerzlich. Auch fügen ſich die meiſten Menſchen gar ſchwer in das Ungewohnte, und viele wägen ihre Forderungen nicht ab mit Klugheit und Mäßigung. Es iſt ſich darum nicht zu verwundern, wenn man in den Rheingegenden noch allenthalben einen Kampf der Meinungen findet, und einen innern Unfrieden, der als Folge des äußern Friedens betrachtet werden muß. Der Fremde wird oft, zumal an Wirthstafeln, in Kaffeehäuſern u. ſ. w. ſelbſt wider ſeinen Willen zur Theilnehmung an dergleichen Mißhelligkeiten der Meinung und Leidenſchaft gezogen, aber es wird ihm leicht ſeyn, ſeine Neutralität zu behaupten, oder ein mildes, beſänftigendes Wort in den Sturm zu reden. Läuft das Geſpräch über politiſche Mei-

1818.

nungen, ſo iſt es überhaupt der Klugheit angemeſſen, ſich an ſolchen Orten für keine zu erklären.“

In der Vorrede fertigt der Verfaſſer nach Gebühr einen Jenaiſchen Recenſenten ab, und wiederholt die alte Klage, daß die Jenaiſche Literaturzeitung ſich zu allerley Dingen hergebe, findet es aber beſonders luſtig, daß Herr Eichſtedt nun anfängt ſeine Recenſenten ſelbſt aufeinander zu hetzen. Da jedoch Herr Schreiber weder hetzen mag, noch ſich will hetzen laſſen, auch nicht zu den Recenſenten gehört, die Honorar geben, ſondern zu denen, die welches nehmen, ſo ſagt er ſich für die Zukunft von aller Mitarbeit an jener belobten Zeitung los.

Daß der Künſtler Roux mahleriſche Anſichten, nach der Natur gezeichnet und radirt, zu Schreibers Handbuche geliefert hat, iſt ſchon früher von uns erwähnt worden.

Hieher möchte auch noch gehören das Gemählde von Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale, welches Frau Helmina v. Chezy als Wegweiſer für Reiſende und Freunde dieſer Gegenden aufgeſtellt hat, und zu welchem kenntnißreiche Männer die hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Partien geliefert haben. Dieſe männlichen Beiträge geben wohl für viele Leſer dem Büchlein ſeinen größten Werth. Andere, die gern in dämmernden Gefühlen ſchwimmen, werden ihre Rechnung bei der weiblichen Darſtellung finden. Die Manier der Frau von Chezy iſt bekannt, und wem ſie noch nicht bekannt iſt, der wird ſie leicht aus den erſten beiden Perioden erkennen:

„Mit allen Lieblichkeiten einer ſüßen bedeutſamen (?) Natur begabt, (welche Natur iſt denn unbedeutſam?) ruft (rufen) Heidelbergs Lage und Gegend den Fremdling herbei, und aus jeder Ferne die Sehnſucht zurück. (Was ſoll denn die Sehnſucht in Heidelberg machen?) Sollte es dem Gemüthe möglich ſeyn, Liebe und Theilnahme der Menſchen zu entbehren, ſo könnte das hier nur ſeyn, wo die Natur mit ſo überreicher Huld dem Einſamen ihre Schönheit enthüllt, als wollte ſie ihn tröſten und erquicken.“

Bei Gelegenheit der Beſchreibung der Heidelberger Schloß-Ruine ſagt die Verfaſſerin:

Wenn man, dieſe Stelle verlaſſend, den Stückgarten wieder betritt, bemerkt man ein kleines, von einer andern Stelle hergeſetztes Denkmal eines ſeltſamen treffenden (?) Schuſſes (ſoll heißen: eines Schuſſes der getroffen hat) der Pfalzgrafen vom Schloßfenſter aus, und man geht ihn (wen? den Schuß?) nicht ohne Aufmerkſamkeit vorüber, wie denn jede ſprechende Erinnerung aus tiefer Vergangenheit die trennende Kluft der Entfernung wegrückt.“

In dieſen Paar Stellen ſpricht ſich der weibliche Geiſt des ganzen Büchleins aus.

Der Spaziergänger. (Beſchluß.)

In Griechenland, auf der Grenze der Mainotten, wurde dem Reiſenden zur Bedeckung ein türkiſcher Soldat mit Nahmen Haſſan gegeben, der vormals ſelbſt einer der gefürchtetſten Räuber des Landes geweſen war, und an der Spitze einer Räuberbande geſtanden hatte, welche ohne Unterſchied Fremde und Türken plünderte. Vergebens hatte die Türkiſche Regierung einen hohen Preiß auf Haſſan's Kopf geſetzt. Am Ende ſah ſie ſich gezwungen, einen förmlichen Frieden mit ihm zu machen, und ſeitdem gehört er zu der Garde des jedesmaligen Bey, und Niemand iſt geſchickter zum Escortiren, da er alle Schlupfwinkel der Räuber kennt; er iſt zwiſchen 30 und 40 Jahr alt, kleidet ſich Türkiſch und hat eine Phyſiognomie, die ſein vormaliges Handwerk vollkommen ausdrückt. Von dieſem Handwerke zu ſprechen, iſt ihm auch gar nicht zuwider und Herr Bramſen zweifelt nicht, daß, wenn die Reiſenden nur in ſeiner Sprache mit ihm hätten reden können, er ſie gern umſtändlich von ſeinen Helden-Thaten würde unterhalten haben. Sein Anſehn galt noch immer viel unter dem Raubgeſindel, und nur dieſem Anſehen verdankten es die Reiſenden, daß ſie in einem Dorfe nicht geplündert wurden. —

Ein luſtiges Abentheuer widerfuhr ihnen, nachdem ſie in Calabrien wiederum gelandet waren. Mürat herrſchte damals noch und ſeine Anhänger glaubten feſt, daß er mit der engliſchen Regierung im beſten Vernehmen ſtehe, oder wollten es wenigſtens die Calabreſen glauben machen. Da nun der engliſche Gouverneur von Corfu dem Herrn Maxwell Depeſchen für Sicilien anvertraut hatte, ſo ergriffen ſie dieſen Umſtand, um mit Blitzesſchnelle zu verbreiten, es ſey ein engliſcher Geſandter angekommen. Aus dem Scampavia (kleines Fahrzeug, mit welchem ſie die Ueberfahrt gemacht) wurde plötzlich ein Kriegsſchiff; Maxwell empfing den Titel General und Großbrittanniſcher Geſandter, die Herren Stanhope und Alloſon, ſeine Begleiter, ſollten die Legations-Secretaire, und Bramſen Obriſter und Adjutant ſeyn. Vergebens proteſtirten die Herren dagegen;

man bat ſie, doch kein Geheimniß aus einer Sache zu machen, die ſchon allgemein bekannt ſey. Als ſie von Otranto nach Lecce kamen, empfing ſie der Commandant der Militair-Diviſion ehrfurchtsvoll, und gab ihnen eine Eskorte bis nach Bari. Unterwegs ließ man ſie in keinem Wirthshauſe abſteigen, ſondern bewirthete ſie, auf höhern Befehl, in Privat-Häuſern oder bey den Obrigkeiten der Orte. In Bari wurden ſie geradeswegs in den Pallaſt des Gouverneurs, Prinzen P., geführt, troz dem beſcheidenen Veturino und den vier ſchlechten Mauleſeln, mit welchen ſie reiſten. Man ließ ſie in einen Saal treten, in welchem ſie eine große vornehme Geſellſchaft fanden, die größtentheils an Spieltiſchen beſchäftigt war; doch Alle ſprangen haſtig auf, um die Herren Engländer zu begrüßen. Der Prinz nahm Marwell'n bey der Hand, verſicherte ihn, wie glücklich die Nation ſich preiſe, ihn an dieſen Ufern willkommen zu heißen, und präſentirte ihn der Prinzeſſinn, die mit allen möglichen Ceremonien ihm den Ehrenplatz neben ſich auf dem Sofa anwieß. Natürlich waren die Reiſenden ſehr verlegen, denn ſie Alle, Sr. Excellenz den neuen Herrn Ambaſſadeur nicht ausgenommen, erſchienen in beſtaubten Reiſekleidern. Umſonſt verſicherten ſie, es müſſe hier ein Irrthum obwalten, umſonſt baten ſie, in einen Gaſthof ſich begeben zu dürfen; ſie mußten durchaus ihre Wohnung in dem Pallaſte des Prinzen nehmen, der die Farce ſo weit trieb, jede anweſende Dame einzeln vor den Sofa zu führen, und Sr. Excellenz zu präſentiren. Das Souper war in einem prächtigen Saale für mehr als 30 Perſonen veranſtaltet, und die Reiſenden, die Abends um 9 Uhr noch nicht zu Mittag gegeſſen hatten, folgten dahin mit großem Appetit, fanden aber nur eine Menge kleiner Schüſſeln, vermuthlich die Reſte vom Diner, und einen ſo ſtark gezwiebelten Eyerkuchen, daß nur der Hunger ihn eßbar machte. Erſt um 1 Uhr in der Nacht wurde der Herr Ambaſſadeur in ſein Schlafzimmer geführt; die übrigen Herren vertheilte man beym Commandanten und beym Biſchof, deſſen Wagen ſie abhohlte. Wo die Engländer ſich ſehen ließen, präſentirten die Schildwachen das Gewehr vor ihnen; kurz es war offenbar, daß Murat befohlen hatte, das Schauſpiel den Calabreſen zu Gefallen aufzuführen; denn ſobald ſie an der Grenze von Calabrien, in einem Dorfe nicht weit von Ponte di borino, angekommen waren, hatte die Comödie ein Ende, und ſie fanden überall eben ſo ſchlechte Nachtlager als Mahlzeiten. „Dieſe Anecdote, ſagt Bramſen, „möge beweiſen, zu welchen kleinen Kunſtgriffen „die Regierung ſich herabließ, um ihre Zwecke zu „erreichen." —

Die ſogenannte gute Geſellſchaft fand Herr Bramſen in Neapel nicht gut. Wenn ein Fremder in den Saal tritt, ſagt er, ſo glaubt er eher in einem Spielhauſe als in einer Aſſemblee zu ſeyn. In der Mitte ſteht ein großer Tiſch, um welchen franzöſiſch geputzte und ſtark geſchminkte Damen ſitzen; die Herren ſtehen hinter ihnen; wird getanzt, ſo ziehen doch die ältern Damen ſich ſogleich in das Spielzimmer zurück, und die jüngern folgen, ſobald ſie dem Tanz-Saal entſchlüpfen können, ſo, daß in Zeit von einer Stunde kaum noch zehn Tänzerinnen übrig bleiben. Selbſt dieſe laſſen ſich oft von Terpſichoren's Altare zu dem des Plutus locken, und die Muſikanten ſpielen für die leeren Wände. Manche Damen ſpielten ſehr hoch, aber lächeln mußte der Reiſende über den geringen Credit, den ſelbſt die Vornehmſten unter ihnen hatten. Es koſtete viele Mühe bis einer oder der andern vergönnt wurde, einen Napoleond'or auf Marken zu ſpielen. Den Engländern hingegen creditirte der Banquier ohne Umſtände 15 bis 30 Napoleons, wenn er ſie auch gar nicht kannte, und notirte die Summe bloß in ein offenes Büchelchen mit dem Zuſatz: Milordi inglesi. Manchmal ſtanden 5 bis 6 ſolcher engliſchen Mylords auf ſeiner Liſte, deren Nahmen zu buchſtabiren ihm unmöglich geweſen wäre, allein er fragte auch nicht darnach, ſo viel Vertrauen ſetzte er in ihre Ehre. —

Von Múrat erzählt Bramſen: um Popularität zu gewinnen, giebt er ſich den Schein, ſeine Unterthanen mit goldenem Scepter zu regieren, aber im Reich der Liebe herrſcht er mit eiſerner Ruthe; denn er knüpft und zerreißt Verbindungen mit gleicher Leichtigkeit. — Von Napoleon's Betragen ſprach er mit Verachtung, nannte es feig und eines Souverains unwürdig. Zu einem Engländer ſagte er: „Im Fall ich ſo unglücklich ſeyn ſollte, die Armee zu verlieren, auf die ich meine ganze Hoffnung ſetze, ſo habe ich beſchloſſen, die Krone ſo lange zu vertheidigen, als ein Tropfen Blut in meinen Adern flieſſen wird; denn ehe ich den Thron im Stiche laſſe, ſetze ich lieber Pulverfäſſer unter denſelben, ſtecke ſie ſelbſt an und verliere die Krone nur mit dem Leben." (Indeſſen lief er doch davon, als die Oeſterreicher kamen.) —

Herr Bramſen kennt einen braven Kavallerie-Officier, der auch in Amors Dienſten manchen Lorbeer erfochten, dem aber zu Neapel ein ſonderbares Abenteuer aufſtieß. Eines Morgens empfing er eine Einladung von einer gewiſſen Fürſtin, die ihn erſuchte, tête à tête mit ihr zu Mittag zu ſpeiſen. Er erſtaunte nicht wenig, da er von dieſer Fürſtin nichts weiter wußte, als daß ſie 65 Jahr alt und nie ſchön geweſen war. Indeſſen aus Neugierde ging er hin, wurde zwar ſehr artig empfangen, mußte aber mit Macaroni und gedämpftem Fleiſch mit vielen Zwiebeln vorlieb nehmen. Noch wußte er immer nicht, wie er zu der Ehre dieſer Einladung gekommen war, bis endlich nach dem Deſſert die Frau Fürſtin ihn erſuchte, ihr ein Dutzend Paar ſeidene Strümpfe abzukaufen, mit welchem Gelde ſie dem Bedürfniß einer Freundin abhelfen wolle. Natürlich konnte der galante Officier das nicht abſchlagen, und natürlich mußte er die Strümpfe noch einmal ſo theuer bezahlen, als er ſie in jeder Bude hätte kaufen können. —

In Rom beſuchte der Reiſende den preuß. Miniſter v. Ramdohr, der ſeine meiſte Zeit mit Mahlen zubringt, von dem aber ein deutſcher Künſtler geſagt haben ſoll: man bemerke in ſeinen Arbeiten mehr Fleiß als Talent. Die zu Rom befindlichen Engländer ſollen ihn nicht lieben, ja, ein boshafter Witzling ſoll ſogar ſeinen Nahmen Ramdohr in d-bore verwandelt haben. Bramſen meynt, der Widerwille gegen ihn rühre daher, daß er faſt von gar nichts Anderem ſpreche als vom Mahlen. —

Schauſpiele ſind zu Rom bloß im Carneval verſtattet, und der Zuſtand der Theater, ſagt der Reiſende, zeigt hinlänglich, daß das Publicum wenig Theil an ihnen nimmt. Die Decorationen ſind kleinlich und die Ausführung der Stücke bleibt unter dem Mittelmäßigen. Wenn aber auch alles beſſer wäre, ſo ſind doch die Polizey-Verordnungen für dieſe Zeit ſo willkührlich und werden mit ſolcher Strenge beobachtet, daß jeder Menſch, der nur noch einen Funken Freyheit im Herzen trägt, unmöglich Gefallen an einem, vom Despotismus ſo beſudelten Vergnügen finden kann. Zugleich kann man nicht umhin, die herabgewürdigten Einwohner des modernen Roms zu belachen und zu verachten, wenn man ſieht, wie gierig ſie alle die Komplimente aufhaſchen, die der Größe und Freyheit ihrer Stadt gemacht werden, und wie ſie ſich dabey brüſten, gleich als ob alles das jetzt noch paſſend wäre. — An einem andern Orte rügt der Spaziergänger mit Recht das grauſame Schauſpiel, die Körper der Miſſethäter in Stücke zu zerſchneiden. Er hat zugeſehen, wie der Henker ſich die Ermel aufſtreifte und, ſo gleichgültig als ein Fleiſcher, einen Hingerichteten tranſchirte, im Beyſeyn der Unglücklichen, die in der nächſten Minute ein gleiches Schickſal treffen ſollte. —

Eine ruſſiſche Fürſtin D. hatte den ſeltſamen Einfall, im Coliſeum ein Diner zu veranſtalten, und zwar in der Faſtenwoche. Da hörte man in dieſen ehrwürdigen Mauern, die vormals von dem Stöhnen der ſterbenden Fechter wiederhallten, eine luſtige Muſic. Da jedoch in der Faſtenwoche alle Muſic zu Rom auf das ſtrengſte verboten iſt, ſo wurde die ganze vornehme Geſellſchaft, als ſie beim gehen wollte, verhaftet. Sogleich gab aber der Geſandte einer gewiſſen Nation, der auch mit unter den Gäſten war, ſich der Polizey zu erkennen, bewürkte dadurch, daß die übrigen vor der Hand frey gelaſſen wurden, verfügte ſich auf der Stelle zum Papſte und beſchwerte ſich ſo laut, daß die Polizey Entſchuldigungen machen mußte, ihre Pflicht gethan zu haben. (Uns dünket, Fremde, und ſogar Geſandte, ſollten nie gegen die Gebräuche, am wenigſten gegen die religiöſen Gebräuche des Orts verſtoßen, wo ſie ſich aufhalten, und geſchieht es dennoch, ſo ſollten ſie die Folgen ohne Murren tragen. Wenn nun der römiſche Pöbel die ganze Geſellſchaft geſteinigt hätte? wer würde die Schuld getragen haben?) —

Auf Venedig iſt der Reiſende ſehr übel zu ſprechen. Die dortigen Vergnügungen beſtehen, nach ſeiner Behauptung, in einem ewigen Cirkel frivoler und lockerer Unterhaltungen, die bald Ekel und Langeweile einflößen. Dabey könnte man ſich nicht einmal an den Schönheiten der Natur erhohlen, denn es gebe keinen anderen Spaziergang als die lärmenden Straßen und den St. Marcusplatz, oder man müſſe in eine Gondel ſteigen, deren Bewegung ſchon Trägheit erzeuge, wo man nichts als unangenehme Gegenſtände erblicke, und die unerträglichen Dünſte einathmen müſſe, die durch die Ebbe entſtehen. Ein gewiſſer Autor habe zwar geſagt, die venetianiſchen Damen wären ſchön, geiſtreich ꝛc. Hr. Bramſen hat aber nirgends ein ſo biſarres Gemiſch von italiäniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Zügen gefunden, und trotz der vielen Schminke ſollen ſie krank ausſehen; auch ſeit der Revolution ſich Freyheiten erlauben, die in vielen andern Ländern für ſehr unſchicklich gelten würden. — Das Clima von Venedig ſey auch ſehr ungeſund, denn es regne oft und ſtark, und der beſtändige Nordweſtwind mache die Zimmer ſo feucht, daß man immer Feuer haben müſſe. Die Kälte ſey hart genug im Winter, die Hitze erdrückend im Sommer; dann ſey das Waſſer in den Kanälen ſo niedrig, daß ſie peſtilenzialiſche Dünſte aushauchten; bey Winterſtürmen hingegen werde der untere Theil der Stadt überſchwemmt. Das Trinkwaſſer ſchmecke ſchlecht und ſey ungeſund; kurz, die meiſten Reiſenden, die er angetroffen, wären ſeiner Meynung, und hätten ungern eine Woche in Venedig zugebracht, trotz aller Reize des St. Marcus-Platzes. —

Bey *Gießen* will Hr. *Bramſen* das Grabmal des „famöſen *Werther*“ geſehen haben, wie auch den Springbrunnen, der *Lotten* zu Ehren erbauet worden. (?) —

Die Göttinger Studenten ſollen ſich unter den Einwohnern einen guten Ruf erworben haben, und von denſelben, ihres *friedlichen Characters* wegen, ſehr geſchätzt werden. (fuimus Troes.) —

Copenhagen enthält, nach der Angabe des Reiſenden, ungefähr 100000 im Allgemeinen fleißige und thätige Einwohner; aber ein böſer Hang zu ſtarken Getränken ſoll in den untern Claſſen die Würkung dieſer Tugenden oft hemmen. Erziehung ſpüre man wenig. Ihr Betragen gegen Fremde entſpreche nicht dem, was man von einer civiliſirten Nation erwarten dürfe. Hierin wären ſie ſehr verſchieden von ihren Nachbarn, den Schweden. (Was wird der ſoidiſant *Däne* dazu ſagen, der im vorigen Jahre, wegen einer ähnlichen Behauptung in der halliſchen Literaturzeitung *uns* einen komiſchen Prozeß machte? wer ſteht uns dafür, daß er nicht auch dießmal, keineswegs den Spaziergänger *Bramſen*, ſondern *uns* attakiren werde? — Wir empfehlen ihm dazu das langweilige Oppoſitions-Blatt, deſſen er ſich ſchon einmal bediente, um uns zu begeifern. Doch nein! Wir wünſchen ihm von Herzen, daß er unterdeſſen Mittel gefunden haben möge, ſich auf andere Weiſe um ſein *vermeyntes* Vaterland verdient zu machen.) —

Herr Regierungs-Rath von Grävell.

Dieſer, als Menſch und Schriftſteller ſehr achtungswerthe, Mann hat das zweite Heft ſeiner Schrift: *neuſte Behandlung eines Preußiſchen Staats-Beamten*, herausgegeben, in welchem er actenmäßig erzählt, wie es zugegangen, daß er vom Amte ſuſpendirt und einer fiscaliſchen Unterſuchung unterworfen worden iſt. In der Einleitung berichtet er, daß der unangenehme Ausgang der Sache, welche zum erſten Hefte dieſer Schrift den Stoff geliefert, (und auch von uns angezeigt worden) ihm nicht allein in ſeiner Lage zu Merſeburg nichts geſchadet, ſondern ihn vielmehr auf eine Höhe der Meynung geſtellt hätte, die er ohnedem ſchwerlich erreicht haben würde. Natürlich nimmt das Publicum ſtets Parthey, nicht allein für das *Recht* gegen das *Unrecht*, ſondern auch für den *Schwachen* gegen den *Starken*, oft ſelbſt dann, wenn der Starke Recht hat; denn es ſcheint jedem Publicum eine Art von Kitzel der Eitelkeit zu gewähren, wenn es durch ſein Urtheil dem Mächtigen, deſſen phyſiſche Gewalt es nicht ſchmälern kann, wenigſtens von der moraliſchen Macht etwas entzieht, um ſo mehr, wenn, wie im damaligen Falle, ſo manches für den Beſtraften ſpricht, und dieſer vielleicht nur in der *Form* gefehlt hat. Eine trotzige *Form*, deren ſich der Schwache gegen den Starken bedient, iſt gerade das, was ein Publicum am leichteſten entſchuldigt, ja gut heißt, weil es den *Muth*, wenn er auch roh wäre, immer bewundert. Kurz, es ſah im Herrn von *Grävell* den Mann, deſſen „*Grundſätze* Achtung verdienten“ und „der ſich nicht beugen laſſen.“ Auch das Verhältniß zu ſeinen Collegen wurde immer freundlicher, und ſelbſt mit dem Herrn Chef Präſidenten war eine herzliche Ausſöhnung zu Stande gekommen. Bei einer, dem Verfaſſer zugeſtoßenen Lebensgefahr, zeigte ſich allgemeine lebhafte Theilnahme.

Daher war es ihm ſelbſt nicht angenehm, dieſe Einigkeit und wachſende Herzlichkeit durch Herausgabe der Actenſtücke ſtören zu müſſen, da er wohl einſah, das manches darinn ſtand, was die Empfindlichkeit reizen mußte. Aber ihm blieb nur die Wahl zwiſchen zweien Uebeln; er mußte entweder auf dieſe, kaum errungene Ruhe verzichten, oder auf die Aufhebung des Unrechtes, welches, nach ſeiner Meynung, das Miniſterium ihm angethan hatte; und da ſchien ihm jenes das kleinere Uebel; zumal da er ſich überredete, er beſtehe den Kampf ganz und gar nicht zu *ſeiner* Genugthuung, ſondern für die „Ehre, Zufriedenheit und „Lebensglück aller Staatsdiener.“ Wer das nicht fühlt, mit dem mag Hr. v. G. „nicht aus einer Schüſſel eſſen.“ Der Druck des Buches gieng alſo immer vorwärts, und endlich war er vollendet. Nun wurden ihm von allen Seiten (gewiß ſehr triftige) Gründe angegeben, die ihn bewegen ſollten, das Buch noch jetzt zu unterdrücken, da noch kein Exemplar in's Publicum gekommen war. Hr. v G. ließ ſich auch willig dazu finden, ſchickte blos ein Exemplar an den König, und Eins an den Herrn Staats-Canzler, und glaubte die *mögliche Mäſſigung* an den Tag zu legen, indem er, für Unterdrückung der übrigen, nichts weiter forderte, als Erſtens: Anerkennung des geſchehenen Unrechts, ohne Beziehung auf ſeine Perſon, und Zweitens: Vereinigung mit der Verlagshandlung ohne ſein Zuthun; mit andern Worten: der Hr. Staatskanzler ſollte alle Exemplare aufkaufen. Wenn das Erſtere auch von einer hochherzigen Regierung zugeſtanden werden konnte, (im Fall ſie wirklich ein Unrecht gethan zu haben erkannte), ſo war doch das letztere, nach unſerm Gefühl, eine Zumuthung, die ſelbſt ein ehrliebender Privatmann, vielmehr eine ehrliebende Regierung zurück weiſen mußte, denn es liegt ohne allen Zweifel etwas Erniedrigendes darinn. Herr v. G. ſagt Seite 111 von ſich ſelbſt: „er ſey ein „Menſch, der von jedem, der das Gute wolle, „ſich ohne Wiederſtand an einem Fädchen leiten „laſſe, der aber, wenn man ihn mit Stricken binden wolle, ſie gewiß zerreiſſe, und noch mit „den Stücken um ſich ſchlage“ (welches letztere eben nicht löblich genannt werden kann.) Wie mag er es denn der Regierung verargen, wenn ſie ſich nicht mit dem Stricke ſeines Buches wollte binden laſſen?

Der Herr Staats-Canzler empfing die Propoſition „mit nicht geringem Erſtaunen,“ führte dem Hr. v. G. zu Gemüthe, daß ſeine Injurien-Klage gegen die Miniſter blos deshalb von den Gerichten zurück gewieſen worden, weil ſie „nach „ihrem pflichtmäßigen Ermeſſen, die Injurie nicht „für begründet halten können“ — daß „ſeine Beſchwerde im verfaſſungsmäßigen Wege durch die „geordneten Inſtanzen geprüft und als unſtatthaft „verworfen worden“ — „daß die Regierung nicht „gleichgültig dabei ſeyn konnte, wenn ein Beamter den Geiſt der Inſubordination ſo weit treibe, „gegen die Verfügung einer vorgeſetzten Dienſtbehörde vor dem Publicum in die Schranken zu „treten, zumal in einer neuen Provinz, wo man „für Mißverſtändniſſe über den Staat nicht unempfänglich ſey — und wenn dieſer Beamte ſogar zu ſeiner vermeynten Rechtfertigung Acten „benutze, die nur das Dienſtvertrauen ihm in die „Hände gegeben“ — endlich „daß Hr. v. G. ſeine „Ehre wohl ganz ohne Grund für gekränkt halte, „und ſolche durch eine poſitiv ſtrafbare Pflichtverletzung wieder herſtellen wolle,“ darum warne er „ihn vor den Folgen, „da ſein Weg nicht zum „Märtyrerthum für das Gute, ſondern zur Strafe „für Verbrecher führe, die nach allen menſchlichen „Ordnungen dafür gelten.“ Der Staats-Canzler „verkenne übrigens nicht die Dienſte, welche Hr. v. „G. dem Staate ſchon geleiſtet, die Kenntniſſe und „Talente, womit er ihm noch ferner nützlich ſeyn „könne.“ Darum ſey auch „die ſchon jetzt verdiente Rüge noch verſchoben worden“ aber das Ausgeben der Schrift werde jede Nachſicht unmöglich machen u. ſ. w.

Alles, was der Staats-Canzler in ſeinem Schreiben geſagt, widerlegt Hr. v. G., in hinzugefügten langen Noten, Punct für Punct; er leugnet ſogar, daß der Staats-Canzler erſtaunt geweſen ſeyn könne, und behauptet, derſelbe habe keine Zeit gehabt, ſich ſelbſt von der Sache genau zu unterrichten, ſondern habe blos nach dem Vortrage und Gutachten des Referenten entſchieden; denn es ſey undenkbar, daß eben der Mann, der ſich des Hr. v. Berlepſch ſo edel angenommen, ſeinen Schutz einem ſeiner eigenen Officianten verſagen ſollte. Die Wiederherſtellung ſeines guten Nahmens ſtehe nicht in der Gewalt irgend einer Behörde, ſondern ſey nur durch Offenkundigkeit der Unwahrheit und Unrechtmäſſigkeit der gemachten Verunglimpfungen zu erlangen. Aus dem Zurückweiſen ſeiner Injurien-Klage folge nicht, daß dieſelbe wirklich unſtatthaft geweſen. Das Kammergericht habe Unrecht gehabt. Er habe, in einer beſondern Vorſtellung an den König, ausdrücklich erwähnt, daß er die Acten wolle drucken laſſen. Hätte man das nicht gewollt, ſo hätte man es ihm verbieten ſollen. Ein ſolcher Befehl würde freylich ungerecht geweſen ſeyn, allein dem hätte er ſich unterwerfen müſſen. Hingegen habe er gar keinen Beſcheid erhalten, und folglich vorausſetzen müſſen, daß man es ſtillſchweigend gut geheißen. Warum denn ein Beamter nicht vor dem Publicum in die Schranken treten dürfe? das Forum des Publicums ſey ja keine Inſtanz? Wäre dieß Forum incompetent, ſo gebühre es ihm ſelbſt, die Sache zurück zu weiſen. — (auf welche Art kann das Publicum eine Sache zurückweiſen? etwa durch laute Mißbilligung? dann hat es aber nicht zurückgewieſen, ſondern bereits entſchieden.) — Dieſe Urtheile und Mißverſtändniſſe verhüte man am ſicherſten durch Vorlegung der Acten, und die Benutzung öffentlicher Acten ſey nirgends unterſagt. Uebereilt habe er ſich nicht, und folglich —

ließ Hr. v. Grävell ſeine Schrift in's Publicum geben, obgleich auch der Geheime Legations-Rath Eichhorn ihm ſchrieb: „Sie ſtellten Bedingungen, daß keine ehrliebende Regierung darauf eingehen konnte, am wenigſten eine ſolche, „die, nach ihrer feſten Anſicht, Ihnen kein Un-

„recht gethan zu haben glaubte.“ Hr. v. G. meynet dagegen, eine ehrliebende Regierung dürfe wohl Rückſchritte thun, denn es gebe, nach dem Ausſpruch unſerer größten Philoſophen, keine größere Inconſequenz als die Conſequenz im Unrechte. — Hierauf erfolgte denn ſogleich die Suspenſion und Anordnung der fiscaliſchen Unterſuchung, doch wird dem Hr. v. G. ſein volles Gehalt fortgezahlt, damit, wie der Herr Staats-Canzler ſich ſehr human ausgedrückt, „er nicht über Härte klagen ſolle.“

Die Unterſuchung iſt unter andern auch darüber verhängt worden, daß Hr. v. G., als Regierungs-Commiſſarius auf den v. Schöningſchen Stiftsgütern, einem Manne von 67 Jahren, wegen ſeiner Widerſpenſtigkeit und Impertinenz, 15 Peitſchenhiebe geben laſſen, die ihm jedoch, da er ein ganz geſunder und rüſtiger Mann iſt, nach ärztlichem Zeugniß gar nicht geſchadet haben. Geſetzt aber auch, ſie hätten ihm geſchadet; geſetzt, Hr. v. G. habe ſich dadurch vergangen; ſo ſcheint uns doch daß er, um dieſer Urſache willen, keiner Unterſuchung vor dem Oberlandesgerichte unterworfen werden konnte. Denn ſein Commiſſorium lautete ausdrücklich dahin: „daß er die, eigentlich der Churmärkiſchen Regierung gebührende Oberaufſicht übernehmen und im allgemeinen deren Stelle vertreten, mithin auch deren Rechte und geſammte Pflichten ausüben ſolle.“ Wenn nun die Churmärkiſche Regierung das Recht hatte, den alten Aufwiegler durch Peitſchenhiebe zu züchtigen, ſo hatte offenbar Hr. v. G. dieſes Recht auch, und wenn es ſich finden ſollte, daß er zu weit gegangen wäre, ſo könnte ſolches blos der Regierung zur Laſt gelegt werden, daß ſie das Individuum nicht vorſichtiger gewählt, dem ſie ihre Macht anvertrauen wollte; ſie allein aber konnte und durfte den Irrenden zurechtweiſen. So wenigſtens ſcheint es dem ſchlichten Menſchenverſtande.

Die Farben, mit welchen der Verfaſſer den Herrn Juſtizminiſter von Kircheiſen ſchildert, ſind ſehr dunkel. Er habe — ſo heißt es — den Herrn von G. ſchon längſt nicht wohl leiden mögen, ohne daß zu erklären ſey, warum; er habe ihn für ein Genie gehalten und darum für nöthig erachtet, deſſen Aufflug zu hemmen; ferner: „wenn derſelbe ſich hinreiſſen laſſen, die königliche Cabinets-Ordre zu benutzen, um Hr. v. G. ſein Gewicht fühlen zu laſſen, ſo ſey dieſes Verfahren doppelt betrübend, da es unter dem Schein des Rechts und von dem Chef der Juſtiz-Verwaltung geſchehen ſey.“ Dieſe Anſchuldigungen ſind ſo hart, daß, wenn ſie gegründet wären, dem Hrn. v. Kircheiſen die Fähigkeit zum Juſtiz-Miniſter gänzlich fehlen würde; denn ein Mann, der ohne Urſach die Menſchen nicht leiden mag, und deſſen perſönliche Abneigung Einfluß auf ſein officielles Verfahren hat, ein Mann, welcher glaubt, es ſey nützlich für den Staat, Genie's zu unterdrücken; endlich ſogar ein Mann, der königliche Kabinetsordres benutzen könnte, um Jemanden ſein Gewicht fühlen zu laſſen — ein ſolcher Mann ſollte doch durchaus nicht Juſtizminiſter ſeyn. Herr von Kircheiſen iſt aber würklich Juſtizminiſter, folglich ſind auch jene Anſchuldigungen unglaublich, bis ſie ſcharf bewieſen werden. Nur ſo viel ſcheint wahr zu ſeyn, (ob wir gleich auch hierüber uns kein Urtheil anmaßen) daß Herr von Kircheiſen bisweilen in Widerſprüche verfällt. Man erinnere ſich, was in der Horaſchen Sache ihm vorgerückt wurde. Hier iſt es noch auffallender. Er hat nehmlich den Injurienproceß, den der gepeitſchte Alte gegen Herrn von Grävell angeſtellt, ganz rechtlich gefunden, obgleich dieſer blos von Amtswegen gehandelt, und obgleich der Herr Miniſter ſelbſt in einem frühern Reſcripte ausdrücklich erklärt hatte: „daß eine Mißhandlung, welche ein Policeyofficiant in Ausübung ſeines Amtes begangen, keine gerichtliche Unterſuchung begründe, weil das Vergehen von einem andern, der nicht mit öffentlicher Gewalt bekleidet geweſen, gar nicht hätte begangen werden können“ — und ob es begangen worden, das müſſe zunächſt deſſen Dienſtbehörde beurtheilen. Nun, das war hier geſchehen: die Dienſtbehörde des Herrn v. G. hatte deſſen Benehmen gebilligt; die Mißhandlung — wenn es ſo zu nennen — war in Ausübung des Amtes angethan worden; folglich begreifen wir nicht, wie der Herr Juſtizminiſter dennoch ſo verfügen konnte, wollen aber auch nicht zweifeln, daß er gute, Rechtsbeſtändige Gründe dazu gehabt haben möge.

Was ſchließlich noch den Druck dieſer Schrift anlangt, ſo glauben wir, Herr v. G. lege ein zu großes Gewicht auf den Umſtand, daß er ſein Vorhaben, ſie drucken zu laſſen, überall angekündigt, daß man aber auf dieſe Ankündigung nicht geachtet, dazu geſchwiegen, ihn folglich gewiſſermaßen berechtigt habe dieſes Vorhaben auszuführen. Dieſer Schluß iſt wohl irrig, denn geſetzt, er ſey nicht dazu befugt geweſen, ſo hat wohl noch Niemand eine unrechte Handlung damit entſchuldigen können, daß er bewieſen, ſie ſey zuvor von ihm angekündigt worden. Auch leugnen wir nicht, daß es einen widerlichen Eindruck auf uns machte, als wir S. 132 laſen, wie Herr von G. ein Evangelium auf ſich anwendet: „Sehet, wir gehen hinauf gen Jeruſalem, und es wird Alles vollendet werden, das geſchrieben iſt durch die Propheten von des Menſchen Sohn — Er aber ging getroſt.“

Höchſt wichtige Anzeige.

Es iſt in unſerm lieben Deutſchland ein Inſtitut zu Stande gekommen, deſſen ſich bis jetzt kein Volk auf dem Erdboden zu erfreuen hatte. Verſtand iſt gut Ding, aber wenn er nicht geordnet und geregelt wird, ſo geräth er leicht auf Abwege. Um dieß zu verhüten, iſt in dem Königreiche Hannover, und zwar zu Stade, eine Intelligenz=Redaction errichtet worden, wo Jedermann für die Gebühren ſeine Intelligenz kann redigiren laſſen. Wir haben aus dieſem vortrefflichen Inſtitut ein gedrucktes Blättchen vor uns liegen, in welchem über Inſertionsgebühren quittirt wird, und unter welchem mit gewaltig großen Buchſtaben gedruckt ſteht:

Intelligenz=Redaction.

Wir ſchämen uns, geſtehen zu müſſen, daß wir den Hrn. Intelligenz=Redacteur nicht kennen, obgleich er ohne Zweifel einer der erſten Köpfe Deutſchlands iſt. Von der hannövriſchen Regierung finden wir es hart, daß ſie es dem Zufall überlaſſen hat, die Exiſtenz dieſer in der Welt einzigen Anſtalt allgemein bekannt zu machen. Oder ſollte Stade ſich nur mit der hannövriſchen Intelligenz befaſſen?

Berichtigung.

In der Frankfurter Ober=Poſt=Amts=Zeitung, und vermuthlich in mehrern andern Zeitungen, ſteht: „Der, durch ſeinen Streit mit Kotzebue bekannte Profeſſor Lindner, ſey durch die Polizey aus Aachen gewieſen worden.“ — Einen Streit hat der Unterzeichnete nie mit dieſem Manne gehabt. Der ſogenannte Profeſſor Lindner hat dem Unterzeichneten heimlicherweiſe ein Manuſcript entwandt, das iſt kein Streit. Der Leipziger Schöppenſtuhl hat erkannt, daß der Unterzeichnete würklich das Recht habe, den ſogenannten Profeſſor Lindner wegen dieſes Diebſtahls zu belangen; das iſt kein Streit. Wenn ein Chevalier d'industrie ſich im Gedränge in die Taſche eines ehrlichen Mannes verirrt, kann man ſagen: der ehrliche Mann ſey mit dem Chevalier d'industrie in Streit gerathen?

Kotzebue.

Literariſche Notizen.

In den Warſchauer Jahrbüchern der Freunde der Wiſſenſchaften ſteht eine Abhandlung von Arnold über die Freygebigkeit der Könige von Polen für die Arzneikunde 1697. Ein gewiſſer Lorihöffel errichtete die erſte anatomiſche Schule in Warſchau 1736. Das Volk wollte ihn ſteinigen. Nur der Kronmarſchall konnte es noch im Zaume halten. — Als 1781 ein gewiſſer Czerwiakowsky in Cracau Leichen zu ſeciren anfing, wollten die Fleiſcher einen Aufſtand erregen. — In der Tiefe der Karpathiſchen Gebirge, die übrigens keine Spur einer allgemeinen Umgeſtaltung der Erde tragen, finden ſich Meermuſcheln aus den ſüdlichen Climaten. Die Berge werden immer niedriger. Das Clima war milder in den Thälern, als die Berge noch höher waren. — Der Doctor Wolf behauptet: der bekannte Weichſelzopf werde meiſtens künſtlich durch Zuſammenwachſen der Haare hervorgebracht, und ſey keine ſpecifiſche Eigenſchaft der Krankheit. Der Aberglaube verehrt ihn als ein Univerſalmittel gegen alle Krankheiten. Bei ſonſt geſunden Mannsperſonen ſoll das Abſchneiden des Weichſelzopfs mit keiner Gefahr verbunden ſeyn, dieſe Erfahrung habe man oft an Rekruten gemacht. Aber bei Frauenzimmern ſey es gefährlich. (Alles das ſtreitet ſehr gegen die bisherige Meinung.) —

Für die Klagelieder und Briefe unberühmter Perſonen, über Gegenſtände der Zeit möge folgendes Pröbchen den Maasſtab geben: „Wenn man einen König beliebt machen will, ſo miethe man 20000 wohl verpichte Kehlen „von Kolporteurs, Mouchards, Auctionairs, ſchmiere ſie mit Eau de vie, und laſſe ſie den Tag über umherziehn und ausrufen: es lebe der König!“ — „Wir befehlen unſern Miniſtern, den Gehalt der Juſtizbeamten ſo einzuſchränken, daß ſie noch eine Profeſſion, wie Schweinſchneider, Schornſteinfeger, daneben treiben können.“ —

Zur Nachricht.

Auch die zweite Auflage des Erſten Bandes dieſes literariſchen Wochenblatts iſt nunmehr vergriffen, und wir kündigen hierdurch die dritte unveränderte Auflage an. Bis zur Beendigung derſelben, ſoll es jedoch nicht an Exemplaren fehlen; weil wir mit Benutzung der übrig gebliebenen Defecte, diejenigen Stücke zuerſt drucken, welche zur Ergänzung vollſtändiger Exemplare nöthig ſind.

Weimar, den 18. Okt. 1818.

Hofbuchhandl. der Gebrüder Hoffmann.

Hierbei Intelligenzblatt No. 3.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 40. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Nachricht von einem Urtheil wider Herrn von Kotzebue.

Da ſich der Herausgeber dieſer Blätter anjetzo nicht hier in Weimar, als dem Druckorte derſelben, befindet, ſo haben einige Freunde deſſelben es für nöthig gehalten, das Folgende ſogleich ſelbſt im Publikum bekannt zu machen, um einer unrichtigen Verbreitung zuvor zu kommen. Der Herr Geh. Hofrath Luden in Jena, nachdem er wegen der literariſchen Bülletinſache in der Nemeſis die Selbſthülfe ausgeübt hatte, forderte auch die gerichtliche Hülfe der Grosherzoglichen Regierung in Weimar ſchon im April d. J. wider Herrn von Kotzebue auf; verzichtete aber — (wie wohl- und klugdenkende in delicaten Fällen zu thun pflegen,) — in ſeiner Denunciations- (alſo nicht Klag-) ſchrift ausdrücklich auf Privat-Genugthuung, und trug blos auf Beſtrafung und Bekanntmachung des Strafurtheils an das Ruß. Kaiſ. Staats-Miniſterium an. Hr. von Kotzebue gab hierauf die abgeforderte ſchriftliche Erklärung zu den Acten, des ohngefähren Innhalts: „daß dieſer Antrag des H. L. vorerſt von der definitiven Entſcheidung wegen Entwendung des Bülletins abhänge; daß H. L. unbefugt, leichtſinnig, und gegen die des Kaiſ. v. Rußland Maj. ſchuldige Ehrfurcht gehandelt habe; daß auch dieſe Behauptung, als ein Theil des anhängigen Criminal-Proceſſes gegen Hr. L... jetzt nicht zu einer Klage gegen K.. dienen könne; daß die gerügten Ausdrücke nicht gegen Hr. L.. gerichtet ſeyen, daß er überhaupt gegen deſſen Perſon nichts habe, und wenn er die Nemeſis für eine revolutionäre Schrift halte, ſo ſey dieſes ein literariſches Urtheil, das ſich Hr. L... auch gegen ihn erlaube *); daß er daher vielmehr ernſte Ahndung wegen der ihm von Hr. L.. zugefügten Injurien verlangen könne u. ſ. w." — Nach dieſer Eingabe erfolgte keine weitere Verhandlung. Die Acten wurden von der Grosherzogl. Regierung zum Spruch ins Ausland verſendet, und Hr. L.. hievon in Kenntniß geſetzt.

Nun lautet das jetzt bekannt gemachte Urtheil in der Sache, das von der Juriſtenfacultät in Würzburg gefällt worden iſt, — im weſentlichen alſo: „Herr v. Kotzebue ſoll erſtlich Ehrenerklärung thun, hernach Widerruf thun, hernach alle Koſten bezahlen, und hernach ſoll das Urtheil dem Kaiſerl. Ruſſ. Staats-Miniſterium auf gehörige Art bekannt gemacht werden." (Ob die gehörige Art auf gerichtlichem oder diplomatiſchem Wege ſchicklich geſchehen kann und ſoll, iſt nicht beſtimmt.) In wie ferne hier ein bischen viel auf ein Mal erkannt ſey, oder das Erkenntniß im richtigen Rechtsverhältniſſe mit der ganzen Sache ſtehe, muß dem Hn. v. K. umſtändlich zu beleuchten überlaſſen bleiben. Wir glauben, ohne alle perſönliche Zu- und Abneigung, folgendes bey dieſem, für das h. z. T. ſo ſehr anſchwellende literariſch-politiſche Injurienkapitel, intereſſanten Streite, äußern zu dürfen. Die Herren Urtheilfinder *) von Leipzig verurtheilten den Herrn Geh. Hofrath Luden, ſowohl wegen des bekannt gemachten, nicht auf dem reinſten Wege in ſeine Hände gekommenen Bülletins, als auch wegen der Injurien gegen Herrn Staatsrath v. Kotzebue, ohne vorherige Defenſion. Das war vielleicht zu früh. Die Herren Rechtſprecher von Würzburg verurtheilen, ehe jene Sache aus iſt, auf wenige Actenblätter den Hn. v. K., und ohne Rückſicht auf den Verzicht des Herrn L. Das war vielleicht zu früh und zu ſtreng oder unangemeſſen zugleich. So verſchieden ſind alſo die Anſichten der Herren Juriſten! Die Herren Schöppen ſprechen wider den Herrn Profeſſor; die Herren Profeſſoren für den Herrn Profeſſor. Das letzte Urtheil, ſo viel wir einſehen, ſteht mit den Acten, zu denen es gehört, und mit der Natur der Sache ſchwerlich im Einklange. Die Antwort des Hrn. v. K. auf Hrn. Ludens Denunciation enthalt eine Ehrenerklärung gegen des letztern Perſon und über des erſtern Behauptungen, die ſonſt im Gericht von weiterer Einlaſſung und Streit befreite. Sonſt war auch ein Verzicht auf

---

*) Dergleichen Urtheile geſteht ſelbſt Hr. Hofrath Genſler dem Herrn v. Kotzebue zu, indem er ſich Herrn Ludens annimmt.

*) Urtheilfinden ſagten die alten Deutſchen von ihren Schöppen, die eine Art von Jury waren. Dabey galt aber noch, wie jetzt, daß man das Urtheil nicht blindlings finden, ſondern mit ſcharfen Augen ſuchen ſoll.

1818.

Privatgenugthuung von rechtlicher Würkung. Machen denn nun die Herren Profeſſoren von Würzburg nicht eine freigebige Ausnahme, wenn ſie dem Hrn. Profeſſor in Jena dasjenige zuſprechen, was bereits geſchehen war, nämlich die Ehrenerklärung und worauf er ſchon im Voraus verzichtet hatte, nämlich den Widerruf?

Es iſt doch bekannt genug, daß im Antrage auf Widerruf die Abſicht einer tiefen Kränkung und Beſchimpfung liegt. So etwas Schlimmes wollte ſelbſt der ſich beleidigt achtende Hr. Luden nicht; warum erkannten es die Unbeleidigten? Es iſt ja ſelbſt in Webers berühmter Schrift über Injurien ausgeführt, (älterer Juriſten zu geſchweigen,) daß Widerruf zur Privatgenugthuung gehöre, und nur erkannt werden könne, wenn der Kläger ſie verlange. (Weber Th. 2 No. 14.) Herr Luden war — nur Denunciant, nicht Kläger, und hatte, wie geſagt, ſtatt Privatgenugthuung zu verlangen, darauf verzichtet. Um ſo mehr, dünkt uns, hätten die Urtheilſprecher, die Webers Schrift etlichemal für Hrn. L. anführen, deſſen Meinung vom Widerruf als Privatſtrafe auch wider Hr. L., ja deſſen eigener Abſicht gemäß, geltend machen, und den Widerruf mit mehrerm Rechtsgrunde unterdrücken ſollen, als vielleicht andere Urtheilsverfaſſer die Einrede des incompetenten Gerichtsſtandes zuweilen zu überhüpfen ſich kein Bedenken machen.

Doch wir müſſen, wie geſagt, dem H. v. Kotzebue überlaſſen, was er in Materie und Form gegen dieſen Rechtsſpruch einzuwenden haben möge. Dergleichen Fälle der neuern Zeit können wenigſtens den wiſſenſchaftlichen Gewinn haben, eine beſſere Injurien-Geſetzgebung zu veranlaſſen. Sonſt hing man, trotz des Tadels des ernſten Zaſius, von der Nachbeterei der gemeinen Meinung der Doctoren ab, und unſer Zaſius nennt ſie eine Peſt der Wahrheit, die aus einem favore conspirato entſtehe. Jetzt herrſchen abwechſelnd juriſtiſche Sectenführer, auch nicht ohne Nachbeterei u. ſ. w.; und darneben haben wir ſolche Bußformen für die Injurianten, welche nur zu geeignet ſind, Rachegeiſt und Rachefeuer der Staatsbürger und des reizbaren Geſchlechts der Literatoren unter einander, zu nähren. Hierinn hat das Preußiſche Landrecht, durch die Art die Injurien zu ahnden, und dem feindſeligen Verfolgungsgeiſte der ſogenannten Privatgenugthuung entgegen zu wirken, — ſchon einen Vorſchritt zum Beſſern gethan.

Ueber Conſtitutionen.

Wir ſind abermals wegen unſerer politiſchen Grundſätze zur Rede geſtellt worden, diesmal zwar nicht von einem lieben alten Freunde, aber doch auch von einem, wie es ſcheint, ſehr rechtlichen und verſtändigen, wenn gleich uns unbekannten Manne, dem wir folglich recht gern Rede ſtehen. Nur müſſen wir erinnern, daß eine längere Fortſetzung des Streites Vielen unſerer Leſer mißfällig ſeyn mögte, und wir alſo keine Duplik weiter aufnehmen können. Hingegen werden wir getreulich abdrucken laſſen, was uns vorgehalten worden und daſſelbe blos mit einigen beſcheidenen Anmerkungen begleiten.

In No. 42 Ihres literäriſchen Wochenblatts haben Sie, bei Gelegenheit der Erzählung Ihres bekannten Streites, über Ihr, Ihnen entwandtes Manuſcript, als Ihre Ueberzeugungen in Rückſicht auf ſtatiſtiſche Gegenſtände, manches mitgetheilt, was auffallen muß und hoffentlich nicht bei mir allein Widerſpruch findet. Weil Sie Freiheit der Meinungen einräumen, (worunter Sie die freie Aeußerung derſelben verſtehen müſſen, da ein bloßes Denken und Meinen, ohne Mittheilung des Gedachten, ja gar nicht gehindert, alſo auch nicht verboten werden kann, mithin nicht erſt einer Erlaubniß bedarf) ſo werden Sie mir erlauben, auch meine Meinung zu äußern, über die von Ihnen beſprochenen Punkte. Wann ich Ihnen nun geſtehe, daß ich mir nicht ſchmeichle, die Ueberzeugung eines Mannes, wie Sie ſind, rückgängig machen zu können, ſondern mich einzig zu dieſen Mittheilungen durch Ihre Aeußerungen gezwungen erkläre, ſo müſſen und werden Sie mir dieſe, von mir gefühlte Verpflichtung, meine Ueberzeugungen in Betreff obiger Punkte gleichfalls dem Publiko mitzutheilen, um ſo mehr zugeſtehn, da Sie ſelber das Verſchweigen Ihrer Ueberzeugungen ſogar für Verrath gehalten haben. Weil endlich Sie Ihr Wochenblatt ſowohl zum Herolde, als auch zu Archive freier Aeußerungen geſtempelt haben, ſo werden Sie hoffentlich geſtatten, daß ich zur Publicirung meiner Meinung Ihr Inſtitut benutze und dieß mag mein Erſuchen entſchuldigen, welches hiemittelſt an Sie ergeht, meinen ganzen Brief ſobald als möglich in Ihrem Blatte abdrucken zu laſſen, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß ich in Rückſicht der Koſten mich zu jeder billigen Erſtattung verpflichtet halte. -

(Es ſcheint doch faſt, der Herr Briefſteller ſetze eine Art von Mißtrauen in unſere Rechtlichkeit, weil er dieſen langen Eingang für nothwendig hielt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir ſein Recht anerkennen, nicht blos zu denken und zu meynen, ſondern auch das Gedachte laut zu äuſſern.

Von Erſtattung der Koſten kann übrigens nicht die Rede ſeyn; denn unbedeutende Artikel nehmen wir nicht auf, und für bedeutende, die wir aufnehmen, ſind wir den Verfaſſern zum Dank verpflichtet.) —

Ich will nun zur Beleuchtung Ihrer ausgeſprochenen Ueberzeugungen ſchreiten, und dieſe einzeln durchgehen, aus demſelben Grunde, welchen Friedrich der 2te in ſeinem Antimachiavell angiebt. Denn, ſo wie ich glaube, daß Ihre Ueberzeugungen aus der Quelle des Irrthums fließen, ſo halte ich auch dafür, daß die Promulgation ſolcher Ueberzeugungen ſchon Schaden bringend war oder werden könne, für die Staaten, in denen durch die Gerechtigkeit der Fürſten neuerdings Repräſentativ-Verfaſſungen eingeführt ſind, für diejenigen Staaten aber, wo die Fürſten eben im Begriff ſtehen ihre Völker mündig zu ſprechen, ſogar höchſt ſchädlich iſt.

(Wir glauben das Gegentheil, wir halten ſie für höchſt nüzlich, und würden, wenn jene Ueberzeugungen hie und da beachtet werden ſollten, auf den Glauben ſterben, daß wir etwas Gutes geſtiftet hätten. Uebrigens ſind wir der Meynung, daß kein Fürſt ſein Volk mündig ſprechen kann, wenn es nicht mündig iſt. Daß aber ein Volk nie mündig wird, und noch kein Volk auf der Welt mündig geweſen iſt, lehrt die Erfahrung aller Zeiten. Will man die Mündigkeit nach Jahren oder Jahrhunderten abmeſſen, ſo erinnern wir den Herrn Briefſteller, der ein Juriſt iſt, an die Frauenzimmer, die zwar auch mündig werden, aber doch, ſo lange ſie leben, eines Curators bedürfen; er gehe in Gedanken alle die Gründe durch, warum dieſe Beſchränkung nothwendig iſt, und er wird finden, daß ſie Alle auch auf die Völker paſſen; darum ſollte er den ſouverainen Fürſten wenigſtens als Curator ſeines Volkes gelten laſſen. Es giebt freylich auch ungetreue Curatoren, das beweißt aber nichts gegen ihren Nuzen im Ganzen.) —

Gleich Ihnen bin ich der Meinung, daß alle Leidenſchaftlichkeit aus Unterſuchungen zu verbannen ſey, und werde ſtreben, dieß durch die That zu zeigen; und um dieſer Verſicherung willen, bin ich Ihrerſeits gewärtig, daß Sie nicht Beleidigungen werden finden wollen, wo ich keine hineinlegte.

(Wir ſind weit davon entfernt, bezeigen vielmehr dem Verfaſſer unſere aufrichtige Hochachtung.) —

Nun zur Sache!

Wenn Sie in der citirten Stelle Ihres Blattes behaupten:

> „daß repräſentative Verfaſſungen zwar in vieler Hinſicht ſehr gut und wünſchenswerth, aber durchaus nicht der einzige Weg zum Volksglücke, und als ein neuer Weg immer bedenklich einzuführen ſind“

ſo habe ich hierbei zu erinnern, daß jezt in Europa die Frage nicht iſt, ob Repräſentativ-Verfaſſung der einzige Weg zum Völkerwohl ſey, ſondern ob er ein beſſerer Weg ſey, als diejenigen, welche bisher in Europa von den Fürſten und ihren Räthen eingeſchlagen ſind, und dieß iſt ſowohl zu bejahen, als es deutlich dargethan werden kann; ich muß weiter anmerken, daß der jezt beliebte Weg zum Staatenwohl keineswegs ein neuer iſt; wenn Sie bei dieſem Worte nicht einzig und allein die Zuſammenſtellung eines Erbfürſten als Staatsoberhauptes mit den Volksrepräſentanten gemeint haben; denn übrigens kennt, auch ohne republikaniſche Form, die Geſchichte gar viele Staaten in denen eine Volksvertretung ſtatt gefunden. Ich will nicht erwähnen der Lykurgiſchen Staatseinrichtungen, und ihrer theilweiſen Nachahmungen zu Athen, ich will hier nicht mich in Unterſuchungen über den Character der römiſchen Verfaſſung bis auf Auguſt verlieren, noch auch der Vorzeit aller germaniſchen und nordiſchen Völkerſtämme gedenken, wo ſich allenthalben eine mehr oder minder entwickelte Volksvertretung nachweiſen ließe;

(Daran zweifeln wir.) —

ſondern ich will Sie nur erinnern an die Verfaſſungen mancher lombardiſchen und deutſchen Städte,

(Wir haben mehreremale ausdrücklich erklärt, daß wir in einzelnen Städten die Volksvertretung für paſſend halten, weil jeder verſtändige Bürger von dem Gemeinweſen ſeiner Stadt wohl unterrichtet ſeyn kann; weil dieſes Gemeinweſen immer ſein eigener Kreis, und er folglich im Stande iſt, alle nöthige Erfahrungen zu ſammlen; es giebt da keine Peripherie, die aus dem Mittelpunkte regiert werden muß, und wozu eben Kenntniſſe gehören, die ein Volk nicht haben kann. Und doch wird ſelbſt in freien Städten monarchiſch verfahren, ſobald nach auſſen gewirkt werden ſoll. Eine ſolche Stadt iſt gleichſam ein Planet, der ſeine Bewohner ihr Weſen treiben läßt, ſo lange ſie ſich darauf beſchränken, ſeine eigene Oberfläche ſo oder anders zu geſtalten, der aber in ſeiner Kraft fort wandelt, anzieht oder abſtößt, leuchtet oder ſich verdunkelt, oder gar Steine nach andern Planeten ſchleudert, ohne von dem Notiz zu nehmen, was die Bewohner, die auf ihm herum krabbeln, davon meynen mögten.) —

— an die Verfaſſung der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, an ihre Nachahmung in den vereinigten Provinzen der Niederlande, an England, welches ſchon ſeit vielen Jahrhunderten und nicht ohne Succeß den Weg der Repräſentation gewandelt iſt, und endlich muß ich Ihnen Nordamerika's ſchönes Beiſpiel vor Augen halten, welches allein ſchon das jetzige Streben in Deutſchland nach ähnlichem Völkerglücke vollkommen rechtfertigen kann. —

(Des Verfaſſers Beyſpiele ſind nicht glücklich gewählt; aber freylich gab es keine andere. Was aus den Schweizern und Holländern, trotz ihren Verfaſſungen, geworden, iſt bekannt; was ſie geweſen, kann nicht in Anſchlag kommen, denn auch manche verwilderte Monarchieen ſind gut geweſen, und können weit leichter wieder gut werden, wenn ſie auch einmal herunter gekommen ſind. Hierin liegt einer der größten, bis jetzt von den politiſchen Schriftſtellern wenig oder gar nicht beachteten Vorzüge der Monarchieen, daß ſie plötzlich wieder aufſtehen und ihr Haupt ſtolz empor heben können, wenn auch, nach mehreren ſchlechten, nur wieder Ein guter Regent erſcheint. Republiken, Einmal gefallen, richten ſich ſelten oder nie wieder auf. Die Schweitzer und Holländer haben das bewieſen. Was die Engländer betrifft, ſo halten wir ihr Glück noch fur ſehr problematiſch; wenigſtens iſt ausgemacht, daß nirgend mehr drückende und empörende Armuth herrſcht als in England. Nord-Amerika iſt noch ein junger, aufſtrebender Staat, in dem der erſte Impuls noch fortwürckt. Das Lob, welches jetzt an Amerika — ſchwerlich immer mit Recht — ſo übermäßig verſchwendet wird, iſt ſicherlich auch den Schweizern und Holländern im Anbeginn ihrer Verfaſſungen eben ſo reichlich gezollt worden, und was ſind ſie jetzt? — Die öſterreichiſche Monarchie z. B., in der unbezweifelt Völker-Glück herſcht und faſt zu allen Zeiten geherrſcht hat, blühte immer fort, während jene Ephemeren aufſtiegen, leuchteten und verſchwanden.) —

— Die „Reibungen," welche Sie in einem Repräſentativ-Staate fürchten, ſind ſo furchtbar nicht, denn ſie beſtehen meiſtens nur aus Worten, die in den Debatten der Verſammlungen vorkommen und im Allgemeinen muß man dieſe Reibungen als etwas Wohlthätiges betrachten, da ſich durch ſie erſt jede Kraft des Geiſtes recht entwickelt, und ſtärkt, da ſich erſt durch Diſcuſſionen ein wahres Licht über manche Gegenſtände verbreitet, welche, ſo wichtig ſie auch manchmal ſeyn mögen, in Monarchien oft Jahrhunderte lang im Dunkel bleiben.

(Durch Reiben kann man freylich am Ende Licht hervorbringen, und es iſt noch jetzt die Art, wie manche wilde Völker ſich Feuer verſchaffen; aber die beſte und leichteſte Art iſt es nicht. Uebrigens haben die größten Genie's faſt immer in Monarchieen gelebt, ſelbſt die, welche Ideale der Geſetzgebung ſchufen; man denke an Montesquieu, Beccaria, Filangieri, Feuerbach u. ſ. w.) —

Unterſuchen Sie gefälligſt was eigentlich die gerühmte Ruhe in einer abſoluten Monarchie ſey! Sie werden finden, daß ſie meiſtens nur eine geduldige Stille indolenter oder durch die Macht der Umgebung und Gewohnheit ſchlaff gewordener Geiſter iſt. Sceletiſiren Sie die Europäiſchen Monarchien und Sie werden ſie meiſtens zuſammengeſetzt finden aus Producten einer Leidenſchaft; die Ehrſucht und den Geldgeiz werden Sie obenanſtehend finden, als producirende Kräfte. Nur ſelten wo, hat reine Vernunft ihr Scherflein beigetragen, nur hie und da finden Sie Einrichtungen aus reinem Patriotismus entſprungen oder aus ſonſt irgend einer Tugend.

(Lauter unerwieſene Beſchuldigungen.) —

Dieß Alles ſehen die Unterthanen, aber ſchweigen in feiger Geduld.

(Warum denn gerade in feiger Geduld? Die Vernünftigen wiſſen, daß keine irrdiſche Regierungs-Form vollkommen iſt, und deswegen ſchweigen ſie; die Unvernünftigen hingegen wollen immer etwas neues, weil ſie immer das Neue für das Vollkommenere halten, und deswegen ſchweigen ſie nicht.) —

Einen blinden Gehorſam verabſcheuen Sie gewiß, wenn ich nicht irre, als etwas, was der Menſchheit unwürdig iſt, weil es ihn erniedrigt zum abgerichteten Thiere. Dennoch iſt dieſer blinde Gehorſam, der für die Menſchheit das Verabſcheuungswertheſte iſt, für die abſolute Monarchie das Wünſchenswertheſte, weil er die größte Einheit hervorbringt und das Regieren am leichteſten macht.

(Von Deſpotieen mag das gelten, von Monarchien gilt es nicht. Auch iſt der Gehorſam nicht blind der, ohne weiter zu grübeln, ſich auf Ueberzeugung von der Ueberlegenheit und dem guten Willen des Regierenden gründet. Ein Sohn, der ſeinem Vater folgt weil er ihm mehr Erfahrung als ſich ſelbſt zutraut, gehorcht darum nicht blind.) —

Darum finden Sie auch in wahrhaft abſoluten Monarchien, wenn ihre Exiſtenz von einiger Dauer war, alle Geiſteskraft gelähmt oder gar getödtet, und ſtatt freier fröhlicher Bürger giebt's dort nur lebendige Maſchinen, die würklich ſind, was ſie unter Briefe ſchreiben: gehorſamer Diener! weshalb auch die ſtarke Aeußerung jenes großen Römers: liber in armis occubuisse potius quam regna videre, wohl zu entſchuldigen ſeyn möchte.

(Wenn der Verfaſſer unter wahrhaft abſoluten Monarchieen Deſpotieen verſteht, ſo hat er Recht; ſonſt nicht.) —

Welch' traurige Bilder zeigt Ihnen nicht die Geſchichte, da wo egoiſtiſche Alleinherrſchaft auf der einen, blinder Gehorſam auf der andern Seite den ganzen Organismus des Staats ausmachte?

Soll ich Ihnen erſt weitläuftig vorrechnen, wie hier Eiferſucht einer Fürſtin, dort Ruhm oder Ländersucht eines Fürſten, hier Rachſucht eines beleidigten Miniſters und dort gar, Mirabile visu! die Eitelkeit einer gekränkten Maitreſſe in verheerenden Schlachten Gut und Blut der Bürger opferte, oder in Hofintriguen und Kabalen die Gerechtigkeit verhöhnte? Wo irgend, was man nicht ſelten findet, in Geſchenken und Penſionen Tauſende von Thalern vergeudet wurden an Unwerthe männlichen und weiblichen Geſchlechts, wo irgend eine verkehrte Politik an ſchlechte oder kleinliche Zwecke Tauſende von Menſchenleben ſetzte, da wird man Salluſt's Ausſpruch nicht unpaſſend wiederholt finden: jam pridem nos vera rerum vocabula amisimus, quippe bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur; wie man denn überall ſeinen deutſchen Mitbrüdern wohl zurufen könnte, was einſt Cato ſeinen verweichlichten Mitbürgern an's Herz legte, nämlich dieß: inertia et mollitia animi alius alium exspectantes cunctamini, dis immortalibus confisi: ſed non votis neque suppliciis muliebribus deorum auxilia parantur; vigilanda agendo, bene consulendo, prospera omnia cedunt. —

(Sollen wir dem Verfaſſer erſt weitläuftig vorrechnen, wie oft in Republiken bald die Schönheit einer Dirne, bald Ehr- und Geldgeiz eines Volksredners, bald Familien-Haß u. ſ. w. den ganzen Staat umwälzen? nirgend treiben die Leidenſchaften ein freieres Spiel als in Republiken, oder überhaupt in repräſentativen Staaten, das iſt eine alte, noch von niemanden bezweifelte Wahrheit.) —

Die Verſtandesfähigkeiten eines Orangutang.

Hierüber hat der berühmte Anatom Cuvier Beobachtungen mitgetheilt, die der Herausgeber der pſychiſchen Zeitſchrift für Aerzte, aus den Annales du museum d'histoire naturelle, im 2ten Hefte aufgenommen hat. Sie ſcheinen uns in doppelter Rückſicht einer weitern Bekanntmachung werth. Einmal, wie ſehr ſich das Thier in der Entwickelung der Verſtandesfähigkeiten dem Menſchen nähert, und zum Andern, wie weſentlich es dennoch vom Menſchen verſchieden bleibt, was unſer Stolz doch wohl gerne hören wird. Der Orangutang, den Hr. Cuvier mit etlichen Freunden beobachtete, war etwa eilf Monate alt, als er im Winter 1808 aus dem Vaterlande dieſes Affengeſchlechts, der Inſel Borneo, nach Paris kam. Er hatte durch Kälte und anderes Ungemach der Reiſe ſo gelitten, daß ſeine Geſundheit nur durch die größte, beſonders auch pſychiſche, Pflege zum Theil hergeſtellt werden konnte. Einer hartnäckig bleibenden Verſtopfung konnte bis an ſeinen Tod nur durch Klyſtiere geholfen werden. Dieſes Thier verdankte weder einer beſonderen Erziehung noch Gewöhnung etwas: ſeine Handlungen, da es blos den Einfluß der Umſtände erfuhr, waren deſto unabhängiger und als bloße Willensäußerungen oder Naturtriebe anzuſehen. Es war weibl. Geſchlechts, und ziemlich ausgewachſen; ſeine Hände brauchte es, wie die Menſchen, zu allen Hauptbewegungen, und blos in Nebendingen nicht, wo die Erfahrung noch nicht gewirkt hatte. Der Daumen reichte nur bis an das erſte Glied des Zeigefingers. Bei der Nahrung, beſonders wenn es eine unbekannte war, zog es den Sinn des Geruchs immer ſorgfältig zu Rathe. Brod, Kaffee, Orangen liebte es ſehr, und konnte, wie die Kinder, zu jeder Stunde eſſen. Muſik machte, wie bei andern Säugethieren keinen Eindruck, weil kein Verhältniß des Lebens ſie zum natürlichen Bedürfniß macht; ein künſtliches iſt ſie dem Menſchen. Zur Vertheidigung biß er und ſchlug mit der Hand; doch zeigte er nur gegen Kinder einige Bosheit, mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Im Ganzen war er ſanft und liebte Geſellſchaft, und Liebkoſung, ſaugte auch gern an den Fingern derer, die ſich ihm näherten; niemals an ſeinen eignen. Wenn er aufgebracht war, wälzte er ſich auf der Erde, und ſein Hals ſchwoll ſonderbar an. Dieſe Thierart hat vielleicht, nächſt dem Menſchen, in ſeiner Organiſation die ſchwächſten Mittel gegen Angriff und Gefahr; aber weit mehr große Fertigkeit zum Klettern als der Menſch. Die Natur muß ihr daher viel Vorſicht gegeben haben, was man auch bei dieſem Affen bemerken konnte. Er war z. B.

anfangs bei dem ungewohnten Schwenken des Schiffs äußerſt behutſam im Gang, hielt ſich überall an u. ſ. w. Seine Vertheidigungsmittel waren Liſt und Vorſicht, die einen Grad von Urtheilskraft und eine Fähigkeit zu generaliſiren verriethen, die ihn gegen ſtärkere Feinde ſchützen konnte. Er ſaß gern ſicher auf den Bäumen, und wenn Jemand Miene machte, nachzuklettern, ſchüttelte er aus allen Kräften an den Zweigen, um den Nachfolgenden zum Fallen zu bringen. Kamen viele neugierige Fremde, ſo verſteckte er ſich gern unter ſeine Decke, bis ſie fort waren. In dieſe wickelte er ſich auch ſehr geſchickt gegen die Kälte. Unter der Gewalt der Menſchen nehmen die Bedürfniſſe eines Thieres zu, die es in der Freiheit leichter befriedigt. Daher entwickelt ſich ihr Verſtand in jenem Falle mehr, dieſer Befriedigung halber. Traurigkeit und Zorn drückte dieſer Affe auf eine dem Menſchen gewöhnliche Art aus. Während des Zürnens erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf von der Erde und hielt mit Schreien ein, um zu ſehen, ob es einige Wirkung gemacht habe, und ob man Anſtalt treffe, ihm zu willfahren: bemerkte er nichts Günſtiges, ſo ging das Schreien wieder an. Da er Geſellſchaft liebte, und er einſt einen Riegel an dem Zimmer vorgeſchoben fand, ſo war unſer Affe auf den Stuhl geſtiegen, um den Riegel erreichen und wegziehen zu können; was Cuvier für eine ſtarke Aeußerung von Urtheilskraft hält. (Wir haben eine Katze beobachtet, die an den Drücker einer Thüre in die Höhe ſpringt, und ſich dran zu hängen ſucht, um ſich die Thür zu öffnen.) Mit dem Tiſchgeräthe ging's ihm, wie den Wilden, er war unbeholfen damit. Konnte er die Speiſen nicht in den Löffel bringen, ſo gab er den Löffel dem Tiſchnachbar, um es für ihn zu thun; ein ſchief ſtehendes Glas ſuchte er mit der Hand zu ſtützen, u. ſ. w. Wir wünſchen mit Hr. Cuvier, daß man von jeder Gattung Säugethiere etliche Arten auf dieſe Weiſe näher zu beobachten ſuchte, um den anziehendſten Theil der Naturgeſchichte, nämlich die Geſetze für die intellectuellen Fähigkeiten, deren Gradation, und das Verhältniß zu den Sinnen und dergl. richtiger als bisher zu bearbeiten. — Die gelehrte Welt, die ſich oft gern mit paradoxen Sätzen traktirt, hat den Verſtand des Menſchen von der Beſchaffenheit ſeiner Hand und des Daumens abhängig machen wollen. Herr Cuvier ſagt wohl mit Recht: „Ein Orangutang würde auch mit „vollkommenen Händen und Zehen eben ſo wenig „ein Menſch ſeyn, als ein Menſch ohne Hände „ein Affe ſeyn würde." Auch den Einfluß der Sinneswerkzeuge auf die Verſtandesentwickelung haben diejenigen Natur-Philoſophen übertrieben, welche alle natürlichen Erſcheinungen, ohne Idee einer Zweckmäßigkeit und weiſen Urſache, aus einem ſich von innen herausentwickelnden organiſchen Leben erklaren, und uns — mit Worten abſpeiſen.

Feine Sinnen — (wie ſie der Orangutang beſſer als der Menſch beſitzt,) vermehren wohl die Menge der Vorſtellungen mehr oder weniger; ſie können auch der Urtheilskraft mehr Stoff vorhalten; aber können ſie irgend eine Veränderung in der Art und Weiſe der Benutzung dieſes Stoffs darbieten? Der geringſte Handarbeiter, der weder ſein Geſicht geübt, noch die Abſtufungen der Farben fein zu unterſcheiden gelernt hat, gehört dennoch mit dem Maler, der aller Farbenſpiele und Beleuchtung mächtig iſt, in Eine Claſſe von Geſchöpfen. — Cuvier entſcheidet ſich auch für innere Vorſtellungen, ohne Hülfe der Sinne, die er als angebohrne Ideen betrachtet. Der Hauptgrund unſrer pſychiſchen Verſchiedenheit liege daher nicht in Bildung der Organe und Entwickelung der Sinne. Diejenigen intellectuellen Operationen und Aeußerungen, die ein Merkmal des Menſchen ſind, müſſen daher aus höhern und mächtigern Urſachen entſpringen, und offenbaren ſich charakteriſtiſch und überthieriſch (wenn man ſo ſagen darf,) durch den Gebrauch der Wahrnehmungen, und durch die Reſultate, die ein Menſchweſen aus den Vorſtellungen zieht. — — —

Die Natur hat alſo Gottlob! eine ſichere Scheidewand zwiſchen dem Affen und Menſchen aufgerichtet. Das ſcheint indeß den letztern nicht zu hindern, daß er über dieſe aus Laune und Schwäche hinüber hüpft, und blos die Sprache beibehält. Der Deutſche ſpricht aber nach dem Affenſprung gewöhnlich lieber franzöſiſch. *) Daher es wohl auch der Mühe lohnte, dieſes quaſi Affengeſchlecht ſchärfer zu beobachten, und die Hof- und Staats-Affen, die Mode- und Möbel-Affen, die Zier-Affen u. ſ. w. vollſtändig zu charakteriſiren.

---

*) Wenn man daher z. B. ein paar deutſchen Frauen begegnet, die ſogar auf der Straße franzöſiſch plaudern, ſo kann man zehen gegen Eins wetten: „die haben ihren Affenſprung auch gemacht.„

Reiſen.

Ein engliſcher Geiſtlicher, Nahmens Scheppard, hat 1816 eine Reiſe durch Frankreich, Italien, die Schweitz und Deutſchland gemacht und 1817 zu Edinburg beſchreibende Briefe herausgegeben, aus welchen die Miſcellen aus der neuſten ausländiſchen Literatur einige Bruchſtücke liefern, unter andern folgendes:

In Stuttgard fand ich ein zu großes Mißverhältniß zwiſchen dem prachtvollen Königlichen Pallaſte und dem Geſammteindruck, den die Hauptſtadt gewährt. Die Königsſtraße iſt die einzig hübſche, und ſelbſt hier ſind die Häuſer nicht maſſiv, und die Hauptzierde derſelben iſt der Königliche Stall, ein ungeheures Gebäude, deſſen Beſtimmung durch die Pferde-Statüen auf dem Dache bezeichnet wird. Ein anderes in der nemlichen Straße liegendes öffentliche Gebäude führt die aus drey Sprachen gemiſchte vergoldete Aufſchrift: Auswärtiges Miniſterium. Rélations exétrieures. Sehr angemeſſen war es allerdings, bis zur jüngſten Umwandlung den Sitz der auswärtigen Verhältniſſe in franzöſiſcher Sprache zu verkündigen; denn daß ſie hauptſächlich franzöſiſch geweſen waren, zeigte ſich augenſcheinlich im Königlichen Pallaſte, wo ich das Schlafzimmer Napoleons noch immer mit einer Menge vergoldeter Adler, ruhend auf einer Gallerie in der Fronte des Prunkbetts, verziert, und die anſtoßenden Gemächer mit Abbildungen ſeiner Siege bedeckt fand.

Die (jetzt verwittwete) Königinn iſt allgemein beliebt und geachtet. Ich ſah ſie im Garten des Pallaſtes zu Ludwigsburg, wo ſie täglich in einem offenen Phäeton ganz allein und gewöhnlich leſend, eine Spazierfahrt machte. Ich fand ihre Züge im Laufe der 20 Jahre, ſeit ihrer Abreiſe aus England ſehr verändert. Ihre Liebe zur Zurückgezogenheit und ihre Melancholie ward von Perſonen, mit denen ich darüber ſprach, pro forma dem ſchlechten Geſundheits-Zuſtande ihres Vaters zugeſchrieben; aber es ſcheint, daß peinliche häusliche Verhältniſſe dieſe Stimmung hervorgebracht haben. (Warum ſcheint es denn dem Herrn Reiſenden ſo? und, wenn es nur ſo ſcheint, warum begeht er die Unſchicklichkeit davon zu ſprechen? jeder Privatmann würde ſolche Schnüffeleyen in ſeine häuslichen Verhältniſſe übel nehmen; nur die Fürſten ſollen ſich jetzt alles gefallen laſſen.) — —

Das Coſtüm der Studenten zu Heidelberg beſchreibt Scheppard ſehr drollig und meynt: ſchwerlich würde Philipp Melanchton, der einſt auch hier ſtudierte, in dieſem Coſtüm die Collegia beſucht haben. —

Beauford, in ſeiner Reiſe nach Karamanien, an die Süd-Küſte von Klein-Aſien, erzählt: er habe ſtets ſo viel möglich die Sitte des Orients vermieden, Geſchenke anzunehmen, wegen des Demüthigenden was für jeden Chriſten in der Annahme eines Geſchenks von Seiten eines Türken liege.

Wenn z. B. ein auswärtiger Miniſter am Ottomaniſchen Hofe eingeführt werde, laſſe man die Geſandtſchaft in den äuſſern Vorzimmern des Serails verweilen, und wenn ſie beim Deſpoten angemeldet worden, ſo ſey die herkömmliche Formel ſeiner Antwort: Nährt und kleidet dieſe Chriſtenhunde, und dann führt ſie vor mein Angeſicht." Dies alſo ſey der wahre Sinn der Collation und des Ehrenpelzes, womit man die Geſandten und ihr Gefolge empfange, und etwas ähnliches liege mehr oder weniger verſteckt in jedem Geſchenke. — —

Der Erzähler der Coloniſirung von Neu-Seeland, in den oben angeführten Miſcellen, liefert einen neuen Beweis zu dem alten lateiniſchen Sprüchworte: naturam si furca expellas et c.

Hier erhielten wir, ſo hebt er an, den Beſuch eines Häuptlings von Bream Head, begleitet von dem bekannten Moyhanger, welchen Hr. Savage vor etwa ſieben Jahren mit nach England brachte, wo er während ſeines dortigen Aufenthalts ſo große Aufmerkſamkeit erregte. Es war uns äuſſerſt anziehend, einen Mann zu ſehen, der das Leben in ſo auffallenden Verſchiedenheiten kennen gelernt, und den Wechſel des Schickſals in den Extremen der Rohheit und der Eleganz erfahren hatte. Hr. Savage ſpricht, in ſeinem kurzen Abriſſe von dieſer Inſel, mit großem Lobe von dem geſunden Menſchen-Verſtande und dem regelmäßigen Betragen dieſes Mannes; doch fand ich, nach allem was ich von ihm ſah und hörte, jene Darſtellung ſehr übertrieben. Hr. Savage ſtellte den Neu-Seeländer dem Könige, der Königlichen Familie, dem Grafen Fitzwilliam und mehreren andern Perſonen vom hohen Adel vor. Zwar fanden auch wir in ihm einen wohlgebauten verſtändigen Menſchen, doch ſchienen die Reize der gebildeten Geſellſchaft keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, um ein Verlangen nach dem Genuſſe derſelben zu erneuern. Vollkommen zufrieden mit ſeinem urſprünglichen Zuſtande zeigte er nicht die mindeſte Geneigtheit ihn aufzugeben; auch hatte der Roaſt-Beef Alt-Englands bey ihm keinen Widerwillen gegen das Neu-Seeländiſche Farrenkraut hervorgebracht. Lange unterhielten wir uns mit ihm, und unter andern erzählte ihm Hr. Marsden, ſein Freund, Hr. Savage ſey nach Indien gereiſt; allein mit anſcheinender Gleichgültigkeit vernahm er dieſe Nachricht, und ſchien überhaupt für ſeinen Wohlthäter nicht die mindeſte Theilnahme zu fühlen. Seine Ideen beſchränkten ſich vielmehr lediglich auf das, was er etwa von uns erbitten könnte. Wir gaben ihm einige Nägel, allein dieſe ſchienen ihn nicht zufrieden zu ſtellen, und er verlangte größere; auch fand er großes Wohlgefallen an einer Katze, die wir an Bord hatten; wir ſchenkten ſie ihm. Ich fragte ihn, ob er den König Georg geſehn habe? Er bejahete es und fügte hinzu: Georg ſey ein großer König, nicht aber der Gouverneur zu Port-Jackſon. Sehr dringend lud er uns ein, an Land zu gehen, wo ſein Häuptling, wie er ſagte, uns mit Vergnügen ſehen und uns eine Fülle von Schweinen und Kartoffeln verkaufen würde. Bedürften wir Bauholz, ſo könnten wir ſolches nahe am Dorfe in großem Ueberfluß erhalten. Auf unſer Verſprechen, ſeinen Häuptling noch im Laufe des Tages zu beſuchen, äußerte er große Freude und gab uns beim Abſchied die Zuſage, alle nöthigen Schiffs-Vorräthe für uns in Bereitſchaft zu halten. Meine Frage ob er nicht Luſt hätte, wieder eine Reiſe nach England zu machen, beantwortete er verneinend, und erklärte, er habe keine Neigung ſein Vaterland je wieder zu verlaſſen. —

Wirklich ſcheint Mayhangas Fahrt nach England weder für ihn noch für ſein Vaterland den mindeſten Nutzen gehabt zu haben; die Verbeſſerungen, welche er nach ſeiner Rückkehr ſeinen Landsleuten an die Hand gab, wollten ſie nicht annehmen und unglücklicher Weiſe beſaß er nicht Macht genug, ſeinen Vorſchlägen Nachdruck zu geben; denn da er nur ein gemeiner Mann (Cooken) war, ſo machten weder ſeine Erfahrungen noch ſeine Gründe Eindruck. Bey ſeiner Rückkehr ins Vaterland war er beladen mit koſtbaren Geſchenken, die aber nur, wenn er ein Häuptling geweſen wäre, ihm in den Augen ſeiner Landsleute eine große Wichtigkeit würden gegeben haben; jetzt hingegen konnte er ſein Eigenthum nicht beſchützen, ward deſſen in kurzer Zeit beraubt, und nun ſo arm als zuvor. Kein äuſſeres Merkmal unterſchied ihn von den übrigen Cookens, auch ſahen wir keinen Europäiſchen Artikel in ſeinem Beſitz. Mit Leidweſen erwähne ich eines Umſtandes, welcher Hr. Savage's vortheilhaftem Urtheil über ſeinen Character nicht entſpricht. Als er nemlich nach ſeiner Rückkehr aus England in der Inſel-Bay auf einem dort einkehrenden brittiſchen Schiffe, dem Ferret, am Bord ging, entwandte er daſelbſt eine Axt; eine That, worüber ſein damaliger Häuptling ſo aufgebracht war, daß er ihn heftig auspeitſchen ließ, und ihn bey Todesſtrafe, im Fall der Rückkehr, auf immer aus ſeinem Gebiete verbannte. Seit dieſer Zeit hatte der Vertriebene in dem Gebiete des Häuptlings, den wir zu beſuchen im Begriff waren, ſeine Wohnung aufgeſchlagen. — Später fiel es dieſem Wilden doch noch ein, daß er wohl wieder mit nach England fahren mögte; allein man war ſo klug, ihn daheim zu laſſen.

Ein paar franzöſiſche Anekdoten aus der Schlacht von Wagram, deren der berühmte Münchhauſen ſich nicht ſchämen würde.

Eine Haubitze trifft das Pferd eines Cüiraſſiers in die Seite und wirft es um. Der Soldat will, als er ſein Pferd todt ſieht, ihm wenigſtens den Sattel abſchnuren; allein die Haubitzen-Kugel ſpringt in dem Leibe des Pferdes und ſchlägt den Cuiraſſier todt. — Ein Jäger zu Fuß wird von einer Kugel fortgeriſſen, zehn Schritte von ihm fällt in demſelben Augenblicke ein Soldat am Schenkel verwundet. Man hebt ihn auf, unterſucht die Wunde und findet ein Meſſer darin, welches jener Jäger in der Hoſentaſche hatte, als ihn die Kugel traf.

Eben daſelbſt erzählt der Verfaſſer (ein Feldarzt):

Während der Schlacht von Wagram fand ich auf der Inſel Lobau den Wagen, in welchem Napoleon von Schönbrunn gekommen war. Aus Neugierde ſtieg ich hinein und ſah in der Seitentaſche ein broſchirtes, halb aufgeſchnittenes Buch, in welchem er augenſcheinlich auf dem Wege geleſen hatte — es waren die Memoiren des Schauſpielers Dazincourt!

Ferner heißt es: als der linke Flügel gewichen, habe ein junger ſächſiſcher Officier ſich vergebens bemüht, ſeine Truppen wieder zu ſammeln. Bitten, Drohungen, ja ſogar ſchlagen auf die Flüchtlinge, Alles ſey umſonſt geweſen. Da habe er endlich dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand geriſſen, und ſich damit in die Reihen der franzöſiſchen Grenadiere geſtürzt, rufend: „Euch vertraue ich ſie! ihr werdet ſie zu bewahren wiſſen!" Das habe electriſch gewürckt, die Sachſen hätten ſich wieder geſammelt und ſich tapfer geſchlagen. Den Nahmen dieſes Officiers hat der Herr Doctor nicht erfahren können. Dieſer Nahme ſollte doch in Sachſen nicht vergeſſen werden.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 41. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1818.

Ueber Conſtitutionen. (Fortſetzung.)

Und wahrlich, das iſt, mit einigen Ausnahmen, noch jezt ſo ziemlich der Zuſtand des ganzen Europäiſchen Continents. Es haben die Fürſten germaniſcher Abkunft, die in Wien den Congreß bildeten, es auch deutlich eingeſehen, daß der bisherige Europäiſche Begriff vom Bürgerglück einer ſtarken Berichtigung, die Einrichtung der Staaten einer großen Verbeſſerung bedürfen, und durch das Verſprechen einer ſtändiſchen Verfaſſung haben jene Fürſten zur Gnüge gezeigt, daß ſie eingeſehen, wo die Wurzel des Uebels ſäße, oder wenigſtens, daß ſie gemeint, man dürfe in dem, überall gehörten, Rufen unzähliger (?) Bürger nach Verbeſſerung des Staatsweſens, einen Beweis der Mangelhaftigkeit deſſelben finden, und ſo verhält es ſich auch in der That.

(Ständiſche Verfaſſungen haben die Mächte zugeſagt, aber keine Volks-Regierung; einen Finger haben ſie geben wollen, aber nicht die ganze Hand; denn wer dem Volke die ganze Hand giebt, der iſt gefeſſelt.) —

Wollen Sie hierzu einen Beleg, ſo wiederholen Sie ſich gefälligſt, was im May dieſes Jahres der Kaiſer Alexander den Polniſchen Reichsräthen ans Herz legte, wenn er ſagt: „beweiſet Euren Zeitgenoſſen, daß die liberalen Inſtitutionen, (deren auf immer geheiligte Grundſätze man mit den umſtürzenden Lehren, welche in unſern Tagen die geſellſchaftliche Ordnung mit einem fürchterlichen Umſturze bedroht haben, zu verwechſeln ſucht,) kein gefährliches Blendwerk ſind, ſondern ſich vollkommen mit der Ordnung vertragen und in Gemeinſchaft mit dieſer die wahre Wohlfahrt der Nationen bewirken" — Welche Inſtitute kann der Kaiſer hier anders meinen als: Theilnahme der Völker an der Geſetzgebung und Regierung durch Abgeordnete! Deutlich ſpricht er ſelber dieß aus, wenn er in ſeiner Rede ſo fortfährt: „ich hege das Vertrauen, daß Ihr Geſetze ſchaffen werdet, die koſtbarſten Güter: die Sicherheit Eurer Perſonen und Eures Eigenthums und die Freyheit Eurer Meinungen zu verbürgen." Freyſinniger und beſcheidener kann von keinem Fürſten geſprochen werden. Berührt er wohl ſeine Theilnahme an der Geſetzgebung? ſpricht er wohl von Gnade und Huld? fühlt Er nicht, daß Gerechtigkeit bloße Pflicht iſt? Wie beſcheiden vertraut er den Abgeordneten des Volks (?) das Wohl deſſelben an! Wie verſtändig warnt er vor den verführenden Einflüſſen der, in Vorurtheil und Wahn befangnen Irrlehrer! Mit welcher ſcharfen Einſicht hebt er heraus, was er für die koſtbarſten Güter der Menſchen hält, und legt die Sorge dafür in der Volksvertreter Hände. Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums ſind ihm nicht alleiniger Staatszweck, an die Sicherheit und Freyheit der Meinung knüpft er ebenſowohl das Glück des Volks, wohl wiſſend, daß Sclaverey des Geiſtes härter drückt, als die Knechtſchaft der Perſonen und des Eigenthums! Doch! was commentire ich erſt lange dieſe ſchönen Fürſten-Worte, welche eben ſo vielbedeutend ſind, als einfach und deutlich. — Wie contraſtiren gegen dieſe liberalen Aeußerungen des Monarchen Alexander's die einſeitigen engherzigen Lehren eines Profeſſors Dabelow und eines Tribunal-Raths von Wangenheim und Anderer (vid. Dabelow's Schrift über Souveranität und Staatsverfaſſung und die Idee der Staatsverfaſſung von v. Wangenheim.)

(Wir freuen uns der Anerkennung der hohen Verdienſte unſers vielgeliebten Monarchen, welcher Pohlen eine Conſtitution verliehen hat, wie ſie für Polen, und vielleicht auch für manche andere Staaten, paßt. Der Raum verſtattet uns aber nicht, zu zeigen, in wie vielen Stücken dieſe Conſtitution von den unbegrenzten Forderungen unſerer deutſchen Demagogen abweicht.) —

Nach dieſer Abſchweifung, von der eine Wiederholung zu unterlaſſen ich kaum verbürge, wegen der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Thema's, kehre ich zu Ihren Ueberzeugungen zurück, und komme zuerſt auf die: „daß, wo ein gerechter Fürſt monarchiſch regiert, man am ſicherſten gehe, wenn man ihn ruhig fortregieren läßt, weil das ſichere Gute, dem unſichern Beſſern vorzuziehen iſt." Ich bemerke hierbei, daß, ſo ſehr ich ein Freund einer liberalen Repräſentativ-Verfaſſung bin und ſo ſehr ich wünſchte, daß alle Europäiſchen Staaten ſie beſäßen, ich dennoch nie auf die Idee kommen könnte, irgend einen Fürſten ſo de facto ab- oder außer Thätigkeit geſetzt zu wünſchen, geſchweige gar einen gerechten. Glauben Sie denn in der That, daß, nach eingeführter Repräſentativ-Verfaſſung, der Fürſt aufhöre zu regieren? Er bleibt ja ein Theil der Regierung, und zwar der weſentlichſte, in ſoferne die Executiv-Gewalt gewiß in jeder Conſtitution dem Fürſten nach wie vor gelaſſen werden wird.

(Heißt das nicht mit andern Worten: er wird vom Regenten zum Executor degradiet?) —

Nur das iſt die ſchöne Folge einer guten Verfaſſung, daß ein ungerechter Fürſt Widerſpruch und Widerſetzlichkeit findet, wie das nicht mehr als Recht iſt. Ein gerechter Fürſt hingegen wird in ſeinen Geſetzvorſchlägen, wenn ſie würklich Gerechtigkeit und Menſchenliebe athmen, nie oder keinen erheblichen Widerſpruch haben,

(Das leugnen wir geradezu. Die Geſetz-Vorſchläge des Königs von Würtemberg athmeten doch würklich Gerechtigkeit und Menſchenliebe, und welchen hartnäckigen Widerſpruch fanden ſie nicht!) —

und auch an Achtung und Liebe wird's ihm ſo wenig als conſtitutioneller Fürſt, wie als ſouverainer fehlen. Endlich iſt ja jeder gerechte Fürſt ſterblich, und wollten Sie einen gleich gerechten Nachfolger garantiren?

(Dieſer ſcheinbare Grund wird ſo oft, und mit einer ſo triumphirenden Miene vorgetragen, daß wir ihn wohl einmal näher beleuchten müſſen. Alſo: es iſt allerdings wahr, daß man einem gerechten Fürſten den gleich gerechten Nachfolger nicht verbürgen kann; aber die Volksrepräſentanten wechſeln ja noch weit öfter? wer kann denn verbürgen, daß auf einen edlen Volks-Repräſentanten ein eben ſo edler folgen werde? wie hießen die Männer, die auf Lally Tolendal, Mounier, Bailly u. ſ. w. folgten? ſie hießen Robespierre und Marat. Ja, wird man einwenden, dafür giebt es eben der Volks-Repräſentanten viele; es möge immerhin ein Theil derſelben ſchlecht ſeyn, es iſt doch der kleinere, der von dem bey weitem größern im Zaume gehalten wird. Das iſt es aber eben was wir leugnen. Der kleinere Theil iſt der klügere und gängelt immer den größeren, ja oft iſt es ein einzelner, der ſie alle gängelt. Was iſt denn nun dadurch an Sicherheit der Zukunft gewonnen? Heute iſt der Leithammel ein Patriot, und Morgen tritt vielleicht der ſchmutzige Egoiſt an ſeine Stelle; ja es geſchieht auch oft, daß er ſelbſt ſeine Geſinnungen ändert, weil entweder der Hof ihn durch irgend ein Mittel zu ſich herüber gezogen hat, oder weil ſeine Anſichten, ſeine Zwecke durch aufgeregte Leidenſchaften mehr perſönlich wurden. Das Erſte kann den Fürſten gar nicht, das Letztere weit ſeltener widerfahren, da er auf einer Höhe ſteht, auf der wenig zu begehren übrig bleibt. Iſt es vollends kein einzelner Repräſentant, iſt es der kleinere Haufe, dem der größere nachtrabt, und wird jener kleinere von Herrſchſucht, Ehrgeiz oder Habſucht regiert, dann entſtehen daraus weit ſchlimmere Folgen für den Staat, als wenn die Fehler eines ſouverainen Fürſten auf ihm laſteten; denn bey dieſen murrt das Volk und bleibt gut, bey jenem ſtimmt es ein und wird ſchlecht. Fürwahr, die Moralität eines Volkes wird durch ſchlechte Repräſentanten weit mehr gefährdet als durch einen ſchlechten Fürſten; das hat Frankreich auch bewieſen. — Wodurch ſind denn ſo viele Republiken untergegangen? — weil, wird man antworten, die republicaniſchen Tugenden durch Laſter nach und nach verdrängt wurden. — Aber wodurch gewannen denn die Laſter die Oberhand? — doch nur dadurch, daß einzelne, Einfluß habende ſie in Schwang zu bringen wußten? Durch Beyſpiel, nicht wahr? — und wer gab dieß Beyſpiel? irgend ein Clodius oder Mirabeau. — Mit einem Worte: nichts gewinnt die Sicherheit der Zukunft durch Repräſentativ-Verfaſſungen. Die Wahlen werden entweder geleitet oder ganz freygelaſſen. Im erſten Falle concentrirt ſich wiederum Alles in der Regierung, in Einem Haupte; im letztern waltet der Zufall nicht weniger als bey der Geburt eines Fürſten.

Ueberhaupt ſollte man das Glück oder Unglück eines Volkes nie nach dem Glück oder Unglück einzelner Generationen beurtheilen, denn nach dieſem Maasſtabe findet man ſicherlich in allen Verfaſſungen eben ſo viel Glück als Unglück, je nachdem man gewiſſe Zeitpuncte heraushebt; je nachdem zu gewiſſen Zeiten treffliche oder verworfene Menſchen an der Spitze ſtanden. Aber man überblicke die ganze Exiſtenz eines ſouverain regierten Volkes und ſtelle ſie mit der ganzen Exiſtenz eines, in repräſentativer Verfaſſung ſich ſelig wähnenden, Volkes zuſammen, (z. B. Oeſterreich und England) und wir ſind überzeugt, daß die Maſſe von Volksglück in jenem überwiegend ſeyn wird. Wenn der Raum es verſtattete, könnten wir uns leicht anheiſchig machen, das angeführte Beyſpiel hiſtoriſch durchzuführen.) —

Doch weiter, „Sie nennen den jetzigen monarchiſchen Zuſtand ein ſicheres Gute, und im Vergleich hiemit, die für die Zukunft gewünſchte Repräſentativ-Verfaſſung zwar ein Unſicheres, aber dennoch ein Beſſeres.

(Das haben wir keinesweges gethan, wie der Zuſammenhang beweißt; ſondern wir haben blos ſagen wollen: es ſey doch ſicherer, die ſouveraine Regierung eines guten Fürſten nicht zu ſtören, ſelbſt wenn es ein beſſeres gäbe.) —

Ohne gerade Ihren Widerſpruch ſtark rügen zu wollen, will ich doch hier nach Advocaten Art, Ihr Geſtändniß acceptiren; nicht um jener Rüge willen, ſondern um bei dieſer Gelegenheit auch einmal in Uebereinſtimmung mit Ihnen meine Reflectionen darüber zu machen, warum wohl eine Repräſentativ-Verfaſſung das Beſſere ſey, wobei ich, außer dem Bewußtſeyn Ihres Beifalls, noch mir ſchmeichele, Sie auch in der Nebenſache zu überzeugen, nämlich darin, daß dieſes Beſſere ſo unſicher nicht ſey, als ſie bisher gefürchtet haben. — Erlauben ſie mir alſo eine 2te Digreſſion.

(Die Fortſetzung folgt.

Militäriſche Gegenſtände.

Es verſteht ſich, daß, wenn wir über ſolche Dinge ſprechen, wir nur deſſen erwähnen, was jedem gebildeten Leſer verſtändlich iſt, auch nicht ſelbſt urtheilen, ſondern nur die Urtheile kriegserfahrner Männer wiederhohlen.

Der preuſſiſche Herr Artillerie-Lieutenant Leiſſnig, hat eine neue Kriegslehre dem jetzigen Zeitgeiſte angepaßt, bey welcher wohl nichts gegen die Kriegslehre, aber viel gegen den jetzigen Zeitgeiſt einzuwenden ſeyn mag.

Der Behauptung, daß trotz alle dem, was Politiker und Philoſophen dagegen ſagen, die Sicherheit des Staates nur auf einer ſtehenden, ſtets ſchlagfertigen Armee beruhe, dieſe überdies ſo groß als nur immer möglich ſeyn müſſe, und zu deren Unterhalt keine Koſten geſchont werden dürften, tritt der Recenſent nicht bei; er glaubt vielmehr, die beſoldete Armee eines Staates müſſe zur Friedenszeit ſo ſchwach als immer möglich und vorzüglich beſtimmt ſeyn, der über das ganze Land zerſtreuten Miliz als Kriegsſchule zu dienen; übrigens alle zum Kriegsweſen nöthige Fächer in ſich ſelbſt enthalten, die bei eintretendem Krieg durch dieſe Miliz oder Landwehr ausgefüllt und vollzählig erhalten werden. Was haben Europens Herrſcher erreicht, indem ſie lange die Sicherheit ihrer Staaten auf ſtehende beſoldete Armeen gründeten, und dieſe, da es jeder dem andern hierin zuvor thun wollte, ſo groß als nur immer möglich machten? Sie lähmten Ackerbau und Gewerbe, da ſie ihnen die nöthigen Hände entzogen; belaſteten ihre Unterthanen mit ſchweren Auflagen; erſtickten allen kriegeriſchen Geiſt bei ihnen und führten unter ſich Kriege, die ſie meiſtens wegen erſchöpfter Kaſſe aufgeben mußten, ehe ſolche noch zu entſcheidenden Reſultaten geführt hatten. Allerdings ſind, wie der Verfaſſer wähnt, die heutigen Bewohner Europens keine Soldatenvölker, wie ehdem die Griechen, Römer und Gothen; allein waren es die Schweitzer, die Holländer, die Nordamerikaner, und noch in den neueſten Zeiten die Franzoſen und Spanier, als es ihnen gelang, geübten Kriegsheeren zu widerſtehen und ſelbſt die entſchiedenſten Siege über ſie zu erkämpfen? und war es nicht ſelbſt ein allgemeiner Volksaufſtand, wodurch es Europens Machthabern möglich wurde, ſich der uſurpirten Oberherrſchaft Napoleons zu entledigen? —

Den Vorſchlag, daß jeder, der ſich der Verpflichtung zum Kriegsdienſte zu entziehen ſuche, unnachläßlich mit dem Tode beſtraft, der aber, ſo ſich während ſeiner Dienſtzeit einer Niederträchtigkeit ſchuldig mache, aus der Armee verſtoßen, und zum lebenslänglichen Tragen eines Zeichens der Schande verdammt ſeyn ſolle, findet Recenſent etwas hart. Auch einige von Roms Kaiſern ſetzten Todesſtrafe auf Entziehung von Kriegsdienſten, allein dieß vermogte nicht, das Reich vom nahen Untergange zu retten. —

Die folgenden Stellen hat bloß der Zeitgeiſt dictirt:

„Mit einem gefühlvollen Herzen und ſtrenger Moral, läßt ſich wahrſcheinlich kein Krieg glücklich führen. Was nicht im Guten geleiſtet wird, nimmt ſich der Soldat mit Gewalt, denn wer will und wird ihn daran verhindern können? Wer vermag hier ſtrenge Befehle ausüben zu laſſen? Wer darf denn alles ſehen wollen? Wo vor'm Feind der Hunger herrſcht, ſchweigt das Geſetz.“

„Wo das Naturrecht der Selbſterhaltung laut wird, da hört das Eigenthumsrecht auf, gültig zu ſeyn, und dem Stärkeren gehört dann natürlich der Beſitz ohne Widerrede. Mag man dagegen einwenden was man will, es iſt nun einmal ſo, beſonders wenn der Feind eine Provinz erobert hat, und der ſiegende Soldat das fühlt.“

Ferner ſagt der Hr. Lieutenant: „Die drückenden Feſſeln des alten Herkommens ſind zerbrochen, das beſſere Neue tritt aus dieſen grauen Trümmern einer ſelbſtgnügenden Vergangenheit gebietend hervor;“ und was folgert er hieraus? nichts weiter, als daß der Soldat auch mitten im Frieden von den Städte- und Landbewohnern unentgeltlich beherbergt und ernährt, überdieß von den Capitaliſten, welche keine Häuſer beſitzen, noch beſonders Servisgeld an die Offiziere bezahlt werden müſſe. Bey einer überdieß ſo groß als immer möglichen Armee ſcheint der Verfaſſer allerdings den Grundſatz aufzuſtellen, daß ein Volk für dieſe, und dieſe nicht für jenes da ſey.

Das ganze einer Armee folgende Fuhrwerk ſoll ſich auf einige Wagen mit Fleiſchſuppentafeln beſchränken, der Officier und Gemeine wenig um die Erhaltung ſeiner Equipirung beſorgt ſeyn, und es jedem überlaſſen bleiben, ſich ſo gut zu helfen als er kann. — Der Plan zur Campagne ſoll von einem jugendlichen feurigen Genie, aber nie von einem bedachtſamen Alten, vielweniger von einem grämlichen Collegium entworfen werden ꝛc.

Bey Gelegenheit der folgenden Behauptung Labaume's, in deſſen Erzählung von dem ruſſiſchen Feldzuge:

„Was Menſchenkräfte nicht vermochten, was menſchliche Einſicht vergebens verſuchte, das richteten die Elemente der Natur aus. Die Kälte war der ärgſte Feind der Franzoſen, dann der Hunger, und endlich die Koſaken.“ macht das, zu Berlin erſcheinende, militairiſche Wochenblatt folgende treffende Bemerkung: „Wir ſind keinesweges dieſer Meinung, ſondern glauben vielmehr, daß die für die Franzoſen ſo ſchrecklichen Reſultate nur durch das ungereimte Vorwärtslaufen von Witepsk und Mohilow über Smolensk bis Moskwa, bei welchem man nichts eroberte als die Heerſtraße, und ſich um das nicht bekümmerte. was ſelbiger zur Seite und im Rücken der Armee vorfiel, entſtanden ſey. Als natürliche Folge hiervon riß ein allgemeiner Mangel an Lebensmitteln und Fourage ein, dadurch wurden bei der Armee, welche ſich nur durch Plündern nährte, wo beinahe jeder einzelne Soldat für ſich ſelber ſorgen mußte, der Indisciplin die Thore geöffnet, und die Cavallerie, welche früher durch überhäufte Anſtrengungen gelitten hatte, ward bald auf Nichts herabgeſetzt. Eben ſo traurig ging es der Artillerie. Der Kälte gebührt zwar nun hierauf endlich, nebſt den Koſacken, ihr Theil, aber beiden würde man widerſtanden haben, wenn die Armee wohl genährt, bewaffnet, folgſam und in gehöriger Ordnung geweſen wäre.“

In dieſes, ſehr ſchätzenswerthe militairiſche Wochenblatt iſt No. 107 eine Stelle eingefloſſen, bei welcher man die weiſe Regel außer Acht gelaſſen, daß nicht jede Wahrheit gut zu ſagen iſt; denn daß die folgende ſich eben ſowohl auf neue Preußiſche, und ſo manche andere neue Erwerbungen bei Gelegenheit anwenden ließe, wird wohl Niemand leugnen; „Der Krieg der Tyroler von ihrer Seite war an ſich (nach naturrechtlichen Grundſätzen, oder denen der geſunden Vernunft betrachtet) gerecht; ihre Unterthänigkeit unter Bayern war ihnen aufgezwungen, und der nothgedrungene Gehorſamsſchwur eines in Folge von Eroberungen abgetretenen Volks, kann nie den Anſpruch auf allgemein größtmögliches Wohl aufheben; dies fanden ſie beim neuen Herrn nicht, und ergriffen die erſte Gelegenheit dahin zurück zu kehren, wo ſie unverſchuldet gewaltſam weggeriſſen waren.“ —

Zur Ehre Ludwig XV. ſtehe hier noch folgende unbekannte Anecdote: Im ſiebenjährigen Krieg ſchlug der Marſchall von Belle-Isle mehrmals vor, das Hannöverſche Land gänzlich zu verwüſten, um die Operationslinie der franzöſiſchen Armee zu concentriren, und den Herzog Ferdinand in ſeinen Unternehmungen gegen den Rhein aufzuhalten, allein Ludwig XV. wollte niemals dazu ſeine Einwilligung geben.

Ein, in mancher Hinſicht, faſt möchten wir ſagen drolliges Werk hat der Freyherr von Hauſer geliefert unter dem Titel: Befeſtigung der Staaten nach den Grundſätzen der Strategie. Da behauptet er, unter dem Artikel Verpflegskunde, bey den römiſchen Heeren ſey nur Eſſig, Wein und Getraide ausgetheilt worden. Allein das iſt ein Irrthum, der um ſo mehr Berichtigung verdient, da man ſo ſehr geneigt iſt, den Römern alles nachzumachen. Kaiſer Conſtantin ließ an zweyen Tagen in der Woche Zwieback, am dritten Brodt, am vierten Wein, am fünften Eſſig und Speck, am ſechſten und ſiebenten Rindfleiſch vertheilen. Es iſt auch nicht wahr, daß das römiſche Heer nur durch den Krieg ernährt worden. Schon unter Kayſer Auguſtus empfing der Quäſtor Geld aus dem Schatze, um Magazine anzulegen. Diocletian errichtete feſte Plätze an den Grenzen des Reichs mit bedeutenden Magazinen. Die Lebensmittel für das Heer wurden zum Theil gekauft, zum Theil aus den Provinzen des Reichs geliefert. Es iſt ferner ein Irrthum, daß Guſtav Adolph täglich Fleiſchportionen habe austheilen laſſen; das gilt nur von Brodtportionen; den Gebrauch der Feldbeckereyen kannte er aber noch nicht. Fleiſch-Austheilungen geſchahen zuerſt bey der franzöſiſchen Armee unter Ludwig XIV. — Höchſt ſeltſam iſt die neue Theorie des Verfaſſers, wie man den Anſchlag machen ſolle, was ein Land einer feindlichen Armee liefern könne. „Die Bewohner eines Landes, meynt der Herr Baron, eſſen an den Wochentagen nur eben ſo viel als ſie zur Noth bedürfen, an Sonn- und Feſttagen hingegen verſchaffen ſie ſich Leckerbiſſen; Wein u. dgl. Die erſte Gattung des Unterhalts könne der Feind ihnen nicht wohl nehmen, hingegen die letztere ganz, und da nun z. E. in Belgien, als einem catholiſchen Lande, der ſechſte Theil des Jahres aus Sonn- und Feſttagen beſtehe, ſo könne den guten Leuten recht viel genommen werden.

Einen ähnlichen Maaßſtab proponirt der Herr Baron für die Transport-Pferde, welche nach dem Flächen-Inhalt eines Landes, z. B. aus Belgien, deſſen Flächen-Inhalt 676 Quadratmeilen beträgt, 190000 Paar, geliefert werden ſollen. Wie trüglich ſind alle dergleichen Berechnungen! Sowohl mit dem, was ein Land im Frieden erzeugt, als auch mit dem was es verzehrt, geht eine große Veränderung vor, wenn es Kriegstheater geworden. Dann wird weniger erzeugt, und in kurzer Zeit viel mehr verzehrt. 250000 Soldaten, die in einer Provinz auf Requiſition leben, conſumiren und verderben oft in einem Monate die Vorräthe, von welchen eine halbe Million Einwohner das ganze Jahr hindurch gelebt hätte. Es mögte ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn, mit mathematiſcher Gewißheit auszumitteln, wie viel man den Einwohnern abnehmen darf, wenn ſie nicht verhungern ſollen. Die göttingiſche gelehrte Zeitung ſagt: „der Feldherr, der „ſich mit dieſen Berechnungen abgiebt, kommt uns „vor wie der engliſche Straßenräuber, der großmüthig genug iſt, dem Beraubten aus der ihm genommenen Börſe das zur Fortſetzung ſeiner Reiſe benöthigte Geld wieder zu geben. So wie denn „überhaupt das Ganze, von den Franzoſen eingeführte, Requiſitions-Syſtem ſeiner ganzen Natur „nach, beſonders aber auch in ſeinen Folgen, ſowohl „für den Soldaten als den Bürger eine auffallende „Aehnlichkeit mit dem Handwerk des Räubers hat."

Kleine Denkwürdigkeiten aus Zeitſchriften.

Buchholz ſagt, im Septemberhefte des Journals für Deutſchland: „In der neueren Geſchichte giebt es nur zwey Charactere, die dem von Buonaparte zu vergleichen ſind: der Eine iſt Karl der Große, der Andere Gregor der Siebente. Beyde befanden ſich in gleicher Lage mit ihm, beyde handelten mit ihm nach gleichen Maximen; und eben deswegen muß man, im Urtheil, ihm Alles das zu gute kommen laſſen, was man ihnen bewilligt, obgleich ſein Schickſal anders gefallen iſt." — (Wir finden hier in andern Worten dieſelbe Behauptung, die wir ſo oft aufgeſtellt haben, und um deren willen wir ſo oft auf das bitterſte verunglimpft worden ſind, nehmlich die: daß Carl, der ſogenannte Große, ein verabſcheuungswürdiger Tyrann war, denn er handelte nach Buonapartiſchen Maximen. Wer dieſen Carl rühmt — da iſt kein Mittelweg — der rühmt auch Buonaparte, der iſt im Grunde ſeines Herzens ein Buonapartianer, das heißt: ein Menſch, der, wenn er die Macht dazu hat, alle ſeine Nebenmenſchen (müßte er ſie auch todt martern) nur als Mittel gebraucht, um ſeine Zwecke zu erreichen. —

Der graue Mann behauptet in ſeiner ſechſten Lieferung, zweyten Bandes, daß der 1815 in effigie hingerichtete Lavalette ein Schloß bey München bewohnt, und den, gleichfalls zum Todte verdammten General Drouet zum Gefährten hat. Er fügt hinzu: dieſe beyden Franzoſen hätten ſich nie beſſer befunden, als ſeit ihrem Todte. Wenn dieſe Nachricht wahr iſt, ſo dient ſie aufs neue zu beweiſen, daß verſchiedene Regierungen ſehr verſchieden denken über das, was man Verbrechen zu nennen pflegt. Die eine beſtimmt Kerker, wofür die andere Schlöſſer einräumt. —

Eben daſelbſt lieſt man folgende Bemerkung: „Jede Wahrheit iſt nicht gut zu ſagen; das meynte ſchon Fentenelle, und das meyn' ich auch. Für Einen, zufällig einmal gezüchtigten Lügner, findet man hundert ehrliche Leute, welche ein Opfer ihrer Freymüthigkeit geworden ſind. Tauſende von Wichten werden bezahlt, um die Wahrheit zu verrathen, Keiner um ſie zu ſagen. Auch iſt nichts ſeltener in der Welt als Wahrheit, Niemand weiß wo er ſie ſuchen ſoll. Die Poeten verſichern, ſie wohne in der Tiefe eines Brunnens. Wenn das ſich ſo verhält, ſo iſt die Lüge ſehr viel beſſer logirt. Der König Johann, der wohl ſo gut war als mancher andere, pflegte zu ſagen: Wenn Treu und Glaube von der Erde verbannt würden, ſo müßten ſie eine Zuflucht in den Herzen der Könige finden. Er verſtand unter Treu und Glaube die Achtung vor ſeinem gegebenen Worte, die pünctliche Erfüllung treuer Verſprechungen, und das iſt allerdings ſchon etwas. Es war aber gar nicht ſeine Meynung, dadurch ſeine Unterthanen zu berechtigen, frey und freymüthig über ihn zu urtheilen. Ich bin gewiß, er würde es ſehr übel empfunden haben, wenn man ihm Vorſtellungen gemacht hätte, als er den Grafen d'Eu, ſeinen Connetable ermorden ließ. = Wenn man behauptet, die Menſchen liebten die Wahrheit nicht, ſo heißt das nur: ſie mögen ſie nicht hören, aber ſagen mögen ſie ſie gar zu gern. Es iſt nur ſchlimm, daß Gefahren aller Art die Ausübung dieſer Tugend eben ſo peinlich machen als ſie ehrenvoll iſt. Nur von Todten darf man allenfalls ſagen, was man denkt; aber auch da muß ihre Aſche ſchon Zeit gehabt haben, recht kalt zu werden und ihre Gräber müſſen tüchtig bemooſt ſeyn. Man darf z. B. heutzutage ohne Gefahr verſichern, daß Nero und Caligula gekrönte Ungeheuer waren; man wagt auch nichts, wenn man die Laſter einer Fredegunde, einer Iſabelle von Bayern, einer Catharine von Medicis rügt. Allenfalls kann man ſich auch noch einige Freyheiten mit Ludwig XI und Ludwig XIII herausnehmen, (welcher letztere der Gerechte hieß, weil er im Zeichen der Waage gebohren war) höchſtens auch mit Ludwig XV, zubenahmt der Vielgeliebte, vermuthlich wegen ſeiner vielen Maitreſſen; aber ich wollte Niemanden rathen weiter zu gehen.

„Wie? ſo ſoll man denn nur ſchweigend die Laſter und Gebrechen der Zeitgenoſſen verabſcheuen? ſoll man die Wahrheit nur Schatten ſagen, welchen ſie nicht mehr nützt und die ſie vermuthlich auch nicht hören? — nein, gewiß nicht! auch haben kluge Leute ſchon längſt ein ſinnreiches Mittel gefunden, alles zu ſagen was ſie denken und doch alles zu vermeiden, was zu fürchten iſt; ſie denunciiren den Mißbrauch der Gewalt im Tone der Schmeicheley, und machen die Narrheiten lächerlich mit aller nur erſinnlichen Artigkeit. Das nennt man eine Gegen-Wahrheit (contre vérité) oder eine Antiphraſe, eine Art von rhetoriſcher Figur, welche darinn beſteht, einen Satz in Ausdrücken vorzutragen, die dem Sinne, welchen man ihm giebt, ſchnurſtracks zuwider ſind; ein prächtiges Kunſtſtückchen, wodurch man die Lüge zwingt, der Wahrheit zu dienen. Wenn z. B. die Alten die Furien Eumeniden nannten, (welches wohlwollende Gottheiten oder auch tröſtende Engel bedeutet) ſo war das eine Antiphraſe. Vermuthlich hat man auch durch Antiphraſe eine gewiſſe franzöſiſche Provinz franche comté (freye Grafſchaft) genannt, in welcher der größte Theil des Volkes aus Leibeigenen beſtand ꝛc. — Will man heutzutage die Schlechtigkeit eines Miniſters zu Sprache bringen, ſo ſage man nur von ihm, er ſey menſchlicher als l'Hospital, populärer als Sully, muthiger als Molé, rechtſchaffener als Malesherbes — und das Publicum wird ſchon verſtehen wie es gemeynt iſt. Seyd Ihr aber zu ſtolz, um die Wahrheit in irgend einen Schleyer zu verhüllen, ſo nehmt Euch in acht! es wird Euch wenigſtens 5 oder 6 Monate Gefängniß und ein paar tauſend Franken koſten. — Uebrigens ſind die Antiphraſen nur für die Großen der Erde; dem gemeinen Pack darf man die Wahrheit unter die Naſe ſagen: und wenn ſo ein plebs ſich auch darüber ärgert, ſo antwortet man ihm mit Figaro: „Biſt du ein Fürſt, daß man dir ſchmeicheln ſoll? dulde die Wahrheit, Schurke, weil du kein Geld haſt, um einen Lügner zu bezahlen.“ —

Derſelbe graue Mann zeigt an — was wir hinwiederum pflichtgemäß dem Herrn Grafen Stolberg anzeigen — daß ein gewiſſer Herr von Polter Betrachtungen über die Geſchichte der vornehmſten Concilien (Considérations ꝛc.) geſchrieben hat; ein Wort zu rechter Zeit, da eben jetzt der Papſt, dem allgemeinen Unwillen trotzend, ſeine rauhe meckernde Stimme (chevrotante) erhebe, um alte Anſprüche zu erneuern und vorgebliche Rechte geltend zu machen, über welche die Menſchheit ſchon zu lange erröthen mußte. In dieſem Buche wird der Urſprung, Grund und Wachsthum jener päbſtlichen Macht gezeigt, die Jahrhunderte hindurch auf Europa laſtend, ſo viele Thränen, ſo viel Blut gekoſtet hat. (Den Franzoſen mag das neu ſeyn, die proteſtantiſchen Theologen haben dieſe Materie längſt erſchöpft. Uns hat das Motto aus den Epiſteln des Gregorius von Nazianz am beſten gefallen; es lautet wie folgt:) „Ich geſtehe, wenn ich freymüthig ſprechen ſoll, daß ich jede Verſammlung „von Biſchöffen fliehen zu müſſen glaube, weil „mir kein Concilium bekannt iſt, deſſen Ende „glücklich abgelaufen wäre. Dieſe Verſammlungen „vermehren nur das Uebel, ſtatt es zu heilen.“ (Fürwahr, ein Grundſatz, der ſich auch auf politiſche Concilia anwenden ließe.) —

Das neunte Heft der Miſcellen aus der ausländiſchen Literatur liefert die intereſſante Erzählung von den Schickſalen und Abentheuern eines See-Mannes, John Irwitt, der, als die Wilden von Nootka-Sund die Mannſchaft des Schiffes Boſton ermordeten, als ein kunſtreicher Waffenſchmidt allein verſchont wurde, und faſt drey Jahre als Gefangener unter ihnen lebte. Natürlich hatte er die beſte Gelegenheit, manche auffallende Sitten zu bemerken. Dahin gehört z. B. der lächerliche Aberglaube bey der Geburt von Zwillingen. Die Eltern, die ſo glücklich oder unglücklich ſind, mit zwey Kindern auf ein Mal beſchenkt zu werden, müſſen eine einſame Hütte fern vom Dorfe beziehen, ſich zwey Jahre lang des Fleiſches und friſcher Fiſche enthalten, immer traurig ausſehen, eine Trauerbinde um das Haupt tragen und mit den übrigen Einwohnern in keine nähere Gemeinſchaft treten. Der Vater wird zu keinem Feſte eingeladen, wo mehr als gedörrte Fiſche gegeſſen werden. Hingegen wird er als ein Häuptling verehrt, zu welcher Volks-Claſſe er auch gehören möge. Täglich geht er in den Wald, mit einer Häuptlings-Klapper in der Hand, klappert den Göttern etwas vor, gilt für einen Heiligen, und curirt Krankheiten durch Zauberformeln. Es iſt fürwahr ein pſychologiſches Räthſel, wie der Glaube entſtanden ſeyn mag, daß ein Menſch plötzlich zum Heiligen wird, wenn er Zwillinge erzeugt hat. —

Eine Nootka-Dame, deren Körper die kleinſte Verunſtaltung trägt, darf nie heyrathen; darum verſtößt der Mann ſein treuloſes Weib nicht nur, ſondern er ſtraft ſie auch durch ein entſtellendes Merkzeichen. So geſchah es während John's Gefangenſchaft, daß des Königs Bruder zu ihm kam, und ihn erſuchte, ihm die Zähne ſcharf zu feilen, weil er ſeiner Frau die Naſe abbeiſſen wollte. Untreu war ſie ihm nicht, aber ſie mogte ihn nicht leiden und bewieß ihm das durch Verweigerung ihrer Pflicht. Noch Einen Verſuch machte er, als die Zähne ſchon geſchärft waren, ſie auf andere Gedanken zu bringen, und als auch dieſer vergeblich ablief, biß er ihr die Naſe wirklich ab. John Irwitt bemerkt, daß, um dieſer Urſach willen, die Weiber in Nootka-Sund eben ſo ſelten zu beſtrafen ſind, als in Europa.

Des Königs Schwager wurde wahnſinnig durch Gewiſſensbiſſe, die er, wegen Ermordung der Schiffs-Mannſchaft ſich machte. Als nun der König von John erfuhr, daß man in Europa ähnliche Krankheiten durch Einſperren und derbe Schläge heile, ſo ließ er dieſes Mittel auch an dem armen Tutuſch verſuchen. Als aber der gefeſſelte Krieger vor Wuth ſchäumend um ſich biß und nur kränker dadurch wurde, ſo ließ der König inne halten und erklärte, er wolle lieber, daß der Patient an der Krankheit als am Heilmittel ſterbe. Dieſer König Maquina taugt, wie man ſieht, nicht zum Vorſteher einer Irren-Anſtalt. Was würde er vollends zu dem Berliner Sacke geſagt haben! —

Literariſche Notizen

Herr von Calker hat über die Bedeutung der Philoſophie geſchrieben. Seiner Anſicht zufolge, iſt die wahre Bedeutung aller Lehren, welche den Inhalt der Philoſophie ausmachen, nichts anders als „die Selbſtſtändigkeit in unſerer geiſtigen Würde, und die Freiheit und Unabhängigkeit des ſich ſelbſt verſtehenden Geiſtes von fremder Meinung in den Grundbeurtheilungen der Wahrheit Güte und Schönheit, dieſe volle Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt und den ewigen Geſetzen unſers Weſens, welche uns die Geſundheit der Seele, die wahre Zufriedenheit, die innere Heiterkeit und Seelenruhe, das letzte und am meiſten erſehnte Ziel alles menſchlichen Strebens, Hoffens und Wünſchens bewahrt.“ Das iſt ganz vortrefflich! Nun wiſſen wir, was die Philoſophie iſt; wir wiſſen auch, was man durch ihren Beſitz erlangt; aber wie man zu ihrem Beſitz gelangt — das erfahren wir doch nicht, und es kann es auch Niemand lehren, denn das Talent ein Philoſoph zu werden, wird angebohren wie alle übrige Talente. —

Die Weinlehre, oder Grundzüge des Weinbaues von Ritter iſt ein empfehlungswerthes Buch, da der Verfaſſer Alles nach eigenen Anſichten und Erfahrungen auf vieljährigen Berufswegen geſammelt hat. Nur bei Claſſificirung der Rheinweine wirft man ihm vor, daß er nicht ganz gewiſſenhaft zu Werke gegangen, indem er z. B. unter den Rheingauer Weinen den Grafenberger über den Rüdesheimer ſetzt, ja ihn faſt noch dem Johannisberger vorzieht, da doch bekanntlich unter allen Rheinweinen dem Rüdesheimer nur vom Johannisberger der Rang ſtreitig gemacht wird. Indeſſen geſteht der Verfaſſer, daß er dieſes Urtheil bei einer vortrefflichen Flaſche Grafenberger von 1811 niedergeſchrieben, und da mußten freilich die abweſenden Weine Unrecht haben. Die auf der linken Rheinſeite wachſenden Pfälzerweine behandelt Herr Ritter auch ſehr unhöflich, indem er ihnen den Titel: Wein genannt; Brühe giebt. — Seine Vorſchläge, dem Weine durch Beimiſchung von feinen Gewürzen mehr Stärke und Lieblichkeit zu geben, möchten wenig Beifall finden. — Ueber den Genuß des Weines fällt er ein ſehr ungünſtiges Urtheil und behauptet geradezu: es wäre beſſer für die Menſchen, wenn es gar keinen Wein gäbe, macht auch dem Mahomet Complimente über das Verbot deſſelben. Er meint, wenn der liebe Gott hätte haben wollen, daß wir Wein trinken ſollten, ſo wäre es ihm ein Leichtes geweſen, den ganzen Rheinſtrom als Wein fließen zu laſſen. Allerdings, aber eben ſo gut könnte man ſagen: wenn der liebe Gott hätte haben wollen, daß wir Haſen eſſen ſollten, ſo wäre es ihm ein Leichtes geweſen, ſie gebraten und geſpickt herum laufen zu laſſen. Und wenn der Wein ſo ſchädlich iſt, warum ſchrieb denn Herr Ritter ein ganzes Buch über deſſen Anbau? ja, der wunderliche Kauz hat ſich ſogar einmal mit Fleiß betrunken, blos um erzählen zu können, wie einem Betrunkenen zu Muthe ſey. —

Notizen aus der franzöſiſchen Literatur.

Der graue Mann (in der fünften Lieferung des zweyten Bandes) erlaubt ſich zu ſagen — offenbar in Beziehung auf Wellington — „daß die Franzoſen knirſchen, wenn ſie die Ehrenbezeugungen ſehen, mit welchen ein Günſtling des Glückes ſeine aufgeblaſene Mittelmäßigkeit ſelbſt im Schooße ihrer Mauern mäſtet.“ —

Im dritten Hefte des dritten Bandes der bibliotheque historique wird erzählt: daß ein gewiſſer Fabricant Ladrière vor das Corrections-Tribunal von Cambray citirt worden, weil er öffentlich den Nahmen des Uſurpators angerufen. Er leugnete das, und behauptete, er habe gerufen: es lebe der Kayſer Alexander! allein man beſchuldigte ihn, er habe nach dem Worte Kaiſer eine Pauſe gemacht, folglich gerufen: es lebe der Kayſer! und der Nahme Alexander ſey viel zu ſpät gekommen. Er wurde zu einer Geldbuße von 200 Franken verurtheilt. —

Ein ungenannter Franzoſe hat in den Jahren 1813 und 14 eine Reiſe in die Länder zwiſchen der Moſel und dem Rhein gemacht und nun ſeine Bemerkungen in einen dicken Band geſammelt. Sie betreffen meiſtens Fabriken und andere Merkwürdigkeiten; deutſche Leſer werden wenig neues darin finden, man müßte denn dahin rechnen, daß es im Jülich'ſchen ſehr viele Hamſter und Feldmäuſe giebt, die von den Einwohnern auf allerley Weiſe vertilgt werden — daß in Erkelen auf dem Rathhauſe ein Gemählde von einer heroiſchen Jungfrau Erka aufbewahrt wird; daß zwar niemand weiß, welche Thaten ſie verrichtet hat, daß aber der Verfaſſer meynt, ſie habe den wilden Attila bekämpft — daß in der Schule zu Neuß ein Schneiders-Sohn von 12 Jahren, Nahmens Caſper, ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet — endlich, daß zu Horſt ein reicher Sonderling wohnt, der einſt an ein Mädchen ſchrieb, wenn ſie ihn heirathen wolle, ſo ſolle ſie mit einem grünen Bande im Haar in die Meſſe kommen, (welches auch geſchah) — der ſeine Tochter in einen Sack ſteckte, (als ob er Arzt in der Berliner Charité wäre) welcher Sack von den Gensdarmen als Conterbande ergriffen wurde — der bloß Kleider von der Wolle ſeiner Schaafe trägt, und ſich ſehr in acht nimmt, dieſe Schaafe durch Merino's zu veredeln — der ſeine Pferde das ganze Jahr auf der Weide läßt, und einen ſehr koſtbaren aber muthwilligen Hengſt in einem Moraſte umkommen ließ, weil er ein undankbarer Libertin ſey — der ſeine Kühe zur Strafe in einen Saal ſperrte, wenn ſie von der vorgeſchriebenen Weide ſich entfernten — der die Raben ſeine einzigen Freunde nannte und ſie zu ſchießen verbot — und was dergleichen mehr iſt. — Von der unglücklichen Fürſtin Schwarzenberg, die 1810 zu Paris in den Flammen eines Ballſaales umkam, erzählt der Verfaſſer: er ſey wenige Tage zuvor mit ihr auf dem Rathhauſe geweſen, wo ſie ohne ſeine Hülfe im Gedränge erſtickt ſeyn würde. Damals habe ſie geſagt: „Ich fürchte dieſe großen Zuſammenkünfte, und habe eine Ahnung, daß ſie mir ein Leben koſten werden, welches meinen Kindern ſo nothwendig iſt. Ich werde nach Wien zurück gehen. Der Geſandte mag mir verzeihen, wenn ich ſeinem Feſte nicht beywohne." Warum konnte ſie dieſen Vorſatz nicht ausführen! ruft der Verfaſſer, und wir mit ihm —

Ludwig XVI durch ſich ſelbſt geſchildert, enthält den Briefwechſel und andere Schriften dieſes unglücklichen Monarchen, nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung. Ludwig erſcheint hier, nicht bloß als ein höchſt wohlwollender, ſondern auch als ein ſehr unterrichteter Mann. Zum Beweiß diene folgende Stelle: Der enthuſiaſtiſche Turgot hatte ihm ein Project unterlegt, und dabey geſchrieben: „Nach einigen Jahren werden Ew. Majeſtät ein neues Volk, und zwar das erſte Volk haben. Statt der Verderbniß, der Feigheit, der Irreligion und der Keckheit, die Sie jetzt überall finden, werden Sie nun Tugend, Uneigennützigkeit, Ehre und Eifer antreffen." Der König machte dazu folgende Anmerkung: „Turgots Syſtem iſt ein ſchöner Traum, ein zweites Utopien, von einem Manne aufgeſtellt, der gute Abſichten hat, der aber den jetzigen Zuſtand der Dinge umſtürzen würde. Turgots Ideen ſind ſehr gefährlich, und das muß gegen ihre Neuheit waffnen." — Durdent hat eine Geſchichte Ludwigs des XVI. geſchrieben, ein fac simile von Ludwigs Teſtament, auch eine Liſte der Königsmörder und kurze Notizen über die Meiſten unter ihnen beygefügt. Das Buch enthält freilich viel bekanntes, doch wird ſchwerlich Jemand dieſe neue Darſtellung der empörendſten Greuelthaten und ſcheußlichen Charactere auf der einen, der ſchönen und erhabenen Züge des Märtyrers, ſeiner zu ſchonenden Gutmüthigkeit auf der andern Seite, ohne Thränen leſen. Jungen Franzoſen iſt das Buch gewidmet, und, wenn dieſe nur irgend unverdorben ſind, ſo muß es auf ſie wirken. —

Ein vormaliger Advocat, Eckard, hat auch hiſtoriſche Memoiren über Ludwig XVI herausgegeben, die bereits zwey Auflagen erlebt haben. Hier werden auch manche, von Anderen aufgeſtellte, ungegründete Behauptungen widerlegt, beſonders das Vorgeben, als habe Ludwig mit Robespierre verabredet, ihn zum Hofmeiſter des Dauphin anzunehmen. — Allein zu weit führt den Verfaſſer das Vertrauen zu ſeiner Nation, wenn er meynt: Ganz Frankreich werde gegen Napoleon aufſtehen, wenn er jemals wieder erſcheinen ſollte. —

Anzeige.

Der dritten Auflage des 1ſten Theils dieſes liter. Wochenbl. werden wir durch ein, bis jetzt noch fehlendes, vollſtändiges Sach-Regiſter einen größern Werth zu geben ſuchen, und dieſes auch den Abnehmern der erſten und zweiten Auflage gratis nachliefern. Der zweite Band ſoll gleichfalls damit verſehen werden, ſobald es die Zeit geſtattet, und überhaupt wird der Unterzeichnete, durch ſo anhaltenden und wachſenden Beifall aufgemuntert, nichts verabſäumen, um durch Mannigfaltigkeit, Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe ſeinen Leſern ihre Zuneigung zu vergelten. Nur wiederholt er bei dieſer Gelegenheit, daß man nicht mehr in dieſen Blättern ſuchen müſſe, als er geben will und kann. Viele Neider haben ihm Oberflächlichkeit vorgeworfen; allein er hat ja gleich anfangs erklärt, daß er gar nicht geſonnen ſey, das Feld um und durchzuwühlen, ſondern nur hie und da einzelne Blumen und Blüten abzupflücken. Der Leſer ſoll eigentlich nur das Daſeyn der intereſſanteſten Producte der Literatur aus dieſen Blättern kennen lernen, und kurze Proben ſollen ſeinen Entſchluß beſtimmen, mehr oder nicht mehr davon zu wiſſen. Ob er nebenher unſerer, ohne Zweifel oft irrigen, Anſicht vertrauen will, ſteht bei ihm.

Kotzebue.

Druckfehler in No. 34.

S. 268 Sp. 1 Z. 42 ſt. Herzen l. Heroen.
— 269 — 2 — 28 ſt. kriegen l. kriechen.
— 269 — 2 — 32 ſt. gereigt l. gereicht.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 42. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Ueber Conſtitutionen. (Fortſetzung.)

Seit ich Vorſtehendes ſchrieb fand ich mich bewogen in einem hieſigen Wochenblatte einige Bemerkungen (mit dem Motto: Unity, Community) über ſtändiſche oder Repräſentativ-Verfaſſung drucken zu laſſen. Um nun Zeit zu ſparen, rücke ich aus dieſem Aufſatze Einiges hier ein, welches, ſo wenig es auch die Sache erſchöpfen mag, doch vielleicht hier ausreicht.

„Man wird einräumen, daß, weil der Buchſtabe des Geſetzes keiner Schwäche, und keinem Irthum unterworfen iſt, wie dieß doch ſelbſt der vortrefflichſte Monarch, als Menſch, bleibt, eben deshalb ſchon es am beſten iſt, wenn Geſetze den Staat regieren; hiezu kommt noch Friedrich des Einzigen Grund: „gute Könige ſind ſterblich, gute Geſetze unſterblich.“ Darum muß in Geſetzen für das Wohl der Staatsbürger geſorgt werden; und bei der Gebung dieſer Geſetze muß der*) Bürger ſeine Stimmen haben, nicht blos deswegen, weil das eigne Wohl (welches von Wollen abzuleiten iſt) am beſten durch das Individuum ſelbſt beſtimmt wird, ſondern mehr, und hauptſächlich, aus folgenden Gründen:

— Wer über Staatsverfaſſung nachdenkt, (indeß etwas länger als ſtundenlang) wird gar bald die Ueberzeugung erlangen, daß die bisher ſo oft beliebte Vergleichung eines Staatsbürgers mit einem Hauskinde, im Gegenſatz des, einem Hausvater gleichgeſetzten, Fürſten ziemlich unpaſſend ſey, wenn nicht der einzige Vergleichspunct (tertium comparationis) in der Liebe liegt, mit welcher, einem Vater und ſeinem Kinde ähnlich, ſich Fürſt und Bürger gegenſeitig umfaſſen ſollten.

(Nicht allein in der Liebe, ſondern auch in der Ueberzeugung des Kindes oder Bürgers von den tiefern Einſichten, und der mehr gereiften Erfahrung des Vaters oder Fürſten. Unmöglich kann das geleugnet werden, ſobald man die Regierung wie ſich's gebührt — als eine moraliſche Perſon betrachtet, die nie ſtirbt und immer nur Einen Zweck verfolgt, nur Eine Wiſſenſchaft lernt, nemlich die Regierungs-Kunſt. Wie wenige ihrer Bürger beſchäftigen ſich damit? meiſtens noch nebenher! und ſelbſt dieſe wenigen Sterblichen, wie mögen ſie wähnen, tiefer einzudringen als die unſterbliche! die von Anbeginn ihrer Exiſtenz nichts anders gewollt hat; vor der die Erfahrungen von Jahrhunderten in ihren Archiven ausgebreitet liegen. Daher das Vertrauen der Bürger; daher das kindliche Verhältniß zwiſchen ihnen und dem Fürſten, welches fort und fort beſteht, wenn auch jenes Vertrauen bisweilen getäuſcht wird. Im Ganzen wird es nie getäuſcht, dafür bürgt der eigne Vortheil einer väterlichen Regierung.) —

Wenn man bisher den Staatsbürger einem Kinde gleich ſtellte, ſo that man dieß nur in Rückſicht der Staats-Angelegenheiten; im Uebrigen ließ man dem mündigen Manne die Verwaltung ſeines Eigenthums, wie ſie ihm auch gebührt. Aber zu dieſer gehört ja als weſentlicher Theil die Disponirung über ſeinen geleiſteten Antheil am Staatsvermögen, da das Ganze des Staats, aus den Bürgern, als einzelnen Theilen, zuſammengeſetzt iſt, und den, vom Privat-Vermögen geleiſteten, Beiträgen erſt das öffentliche Vermögen ſeine Exiſtenz verdankt. Daß es alſo ein Widerſpruch ſey, zu ſagen: der mündige Mann ſey tüchtig, ſein Eigenthum nach ſeinen Willen zu verwalten, und doch ohne ſeinen Willen ihn beſteuerte, und zwar dieſes manchmal in dem Maaße, daß ihm gar wenig privatim zu adminiſtriren übrig blieb, iſt wohl deutlich, ſo wenig man es auch bisher allgemein einſah. Nun aber, ſeit die in Wien verſammelt geweſenen Fürſten deutſchen Stammes, ihre Unterthanen emancipirt haben, welches die Nachwelt erſt gehörig zu preiſen wiſſen wird, nun muß man ſich, um das Humane in dieſem Fürſten-Entſchluſſe recht zu würdigen, es deutlich vergegenwärtigen, wie erſt jetzt, durch das Verſprechen ſtändiſcher Verfaſſung, das Eigenthum der Bürger frei geworden iſt.

Früher ſchon ward die Unfreiheit der Perſonen, weil ſie drückender war, als etwas, der Vernunft

---

*) Um ein Mißverſtändniß zu vermeiden, muß ich bitten, dieſen Satz nicht aus dem Ganzen des Aufſatzes herauszureiſſen.

Widerſprechendes betrachtet und aufgehoben; aber unſerm Zeitalter, in welchem die Humanität auf mehr als Einem Gebiete triumphirende Fortſchritte gemacht hat, mußte bald die Unfreiheit des Eigenthums eben ſo unvernünftig dünken als die der Perſonen, da Beide gleich ſehr dem Weſen und Zwecke eines Staats widerſprechen. Man ſah bei gehörigem Nachdenken bald ein, daß man ſich nicht für frei halten könne, ſo lange es von der Willkühr eines Dritten abhange, ſein Eigenthum in den ziemlich bodenloſen Abgrund einer tief verſchuldeten Staats-Caſſe zu werfen. Man bemerkte das Unvernünftige in dieſem Verhältniſſe und kam ſo von ſelbſt darauf, zu begreifen, daß ein Staat kein unfreiwillig zuſammenlebender Haufen von Kindern oder Sclaven ſey, ſondern ein Inbegriff freier mündiger Männer, vereinigt zum gegenſeitigen Schutze ihrer Perſonen, ihres Eigenthums und ihrer Rechte. In einem ſolchen Vereine iſt ein Erbfürſt, als Staats-Chef *) ganz an ſeiner Stelle, und nothwendig, welches hier nicht weiter auszuführen iſt. Nur wird es Jeder billig und zweckmäßig finden, daß der Fürſt nicht allein, und willkührlich, (welches die characteriſtiſchen Kennzeichen einer Souverainen Monarchie ſind,)

(Halt! das ſind ſie nicht. Immer verwechſelt der Verfaſſer die Despotie mit der Monarchie. Ein Monarch regiert allein (Souverain) aber nicht willkührlich, ſondern nach Geſetzen.) —

mit der Staatsbürger Eigenthum ſchalte; denn offenbar wird dann der Staats-Zweck nicht erreicht, und der Begriff eines Eigenthums verſchwindet ganz, weil ja der Souverain ſtets Miteigenthümer iſt. So lange es von Einem abhängt, wie es gehalten werden ſoll mit dem Eigenthum und den Rechten der Bürger, ſind dieſe ja nur, bedingt, geſichert durch den guten Willen und die Talente des Einen, alſo nicht auf alle Fälle geſchützt; denn Tibere und Nerone ſind ſo gut geſchichtliche Charactere als Tituſſe und Mark-Aurele, und unwiſſende und ſchlechtdenkende Günſtlinge hat es eben ſo gut und viel häufiger gegeben als Sullys und Colberts und Chathams und Bernſtorfe.

Darum, ſo gut jeder Bürger Freiheit ſeiner Perſon verlangen konnte, durfte er fordern, daß ſein Eigenthum frei ſey; welches nur der Fall iſt, ſo lange dem Eigner allein das Recht zuſteht darüber zu ſchalten, alſo auch das Recht der Steuerbewilligung. Indeß nicht bloß das Recht der Bewilligung der Steuern, darf nun der Staatsbürger für ſich vindiciren, ſondern das Recht der Diſpenirung über die Steuern können die Bürger gleichfalls fordern, weil ſie es allein ja ſind, die durch Abgaben von ihrem Vermögen alle Staatsausgaben beſtreiten, und ſie, billiger Weiſe, nicht bloß es wiſſen, ſondern auch es mitbeſtimmen möchten, wozu die Steuern verwandt werden ſollen.

(Ein nach unſerer Anſicht, durchaus irriger Satz. Ein kleines Beiſpiel wird hinreichen, die Unhaltbarkeit deſſelben zu beweiſen. Wer hat nicht mehr oder weniger zu den Einkünften der Frauenvereine beigeſteuert? und wem iſt jemals eingefallen zu begehren, daß er auch mit beſtimmen wolle, wozu die Summen verwandt werden ſollten? Jedem war genug zu wiſſen, ſie wurden zu guten Zwecken verwandt. Iſt es nicht ganz derſelbe Fall mit den Staats-Einkünften? Eine heilloſe Verwirrung wird daraus entſtehen, wenn künftig die Repräſentanten ſich anmaßen, über die Staats-Bedürfniſſe zu entſcheiden. Das Mitbeſtimmen heißt doch nichts anders als: ſo viel ſoll für dieſen Gegenſtand aufgewandt werden, und ſo viel für jenen, nicht mehr noch weniger. Wenn nun z. E. der Fürſt einen gerechten, das heißt einen Vertheidigungs-Krieg anfangen will, und deshalb eine Steuer ausſchreibt, ſo ſollen die Bürger nicht blos wiſſen, das, was die Steuer einbringen werde, ſey zu Führung des Krieges nothwendig, ſondern ſie ſollen auch mit über die Verwendung der Steuer beſtimmen. Noch Einmal, das wird eine heilloſe Verwirrung geben und eine totale Lähmung der executiven Gewalt. So viel haben ſich die Engländer nicht einmal herausgenommen; ſie votiren die Auflage, aber in die Verwendung derſelben miſchen ſie ſich nicht. Iſt es nicht überhaupt höchſt auffallend, daß die Völker heutzutage ihren Fürſten nicht ſo viel Vertrauen beweiſen, als ein Privatmann ſeinem Haushofmeiſter! — Die Völker, ſagten wir? nein, die Völker ſind es nicht, ſondern nur einige Schriftſteller, die ſich eigenmächtig zu Wortführern aufgeworfen haben, die ihre Privat-Meinungen den Völkern unterſchieben, und leider nach und nach, wenn ihnen nicht kräftig widerſprochen wird, es wohl dahin bringen können, die Völker zu überreden; denn es giebt ſo manches

---

*) Ich muß hier in's Gedächtniß rufen, daß jener Philoſoph zu Sansſouci den Fürſten, den erſten Diener, und erſten Beamten im Staate nannte.

was, einzeln herausgehoben, als wahr, in Verbindung mit dem Ganzen aber in einem ganz andern Lichte erſcheint. Dieſe Wortführer alſo ſind es, die unaufhörlich den Leuten verpredigen: „lieben Leute, „Ihr müßt Euch nie den ganzen Körper, ſondern jederzeit den Kopf getrennt vom Rumpfe denken; denn dieſer Kopf ſinnt auf nichts „anders, als wie er den Körper ausſaugen und allein für ſich leben will. Man ſollte freilich denken, ſein eignes Wohlbefinden hänge vom Wohlbefinden des Rumpfes ab, und er werde ſich daher „wohl hüten, dieſem mehr Nahrungsſäfte zu entziehen, als er nothwendig braucht um das edelſte „im ganzen Körper, den Sitz der Seele, geſund zu „erhalten; aber es iſt nicht ſo. Wenigſtens müßt „Ihr ſtets vorausſetzen, daß der Kopf böſe Gedanken gegen den Rumpf hegt, und in dieſer „Vorausſetzung müßt Ihr alle Kräfte des „Rumpfes aufbieten, den Kopf zu beſchränken. Laßt „ihm durchaus nichts zufließen, bevor er Euch angezeigt hat, für welche Drüſe im Gehirn es beſtimmt iſt, und dann trepanirt ihn und beſeht die „Drüſe von allen Seiten, ob ihr das Begehrte auch „zukommt?“) —

Soll nun gar von Staatswegen irgend eine Einrichtung durch ein Geſetz getroffen, irgend ein Inſtitut eingeführt werden, von dem ſich der Fürſt oder ein Miniſter großen Nutzen für die Unterthanen verſpricht, ſo iſt es hiebei doch ganz deutlich, daß es weit vernünftiger iſt, die Bürger auch darüber zu befragen, ob ſie gleichfalls von der Nützlichkeit überzeugt ſind, als einſeitig zu Werke zu gehn, wobei man außerdem den Satz der Juriſten ganz vergißt, beneficia non obtruduntur.

(Warum denn die Bürger? warum denn einſeitig? giebts denn da keinen Mittelweg? ein kluger, ſouverainer Fürſt befragt bei ſolchen Gelegenheiten die Kunſtverſtändigen, die Erfahrnen, die, welche ihre Studien dem wovon die Rede iſt gewidmet haben; die ſitzen aber nicht immer unter den Repräſentanten. — Das Sprüchlein: beneficia non obtruduntur — zu deutſch: Wohlthaten ſollen nicht aufgedrungen werden — iſt nicht immer wahr, iſt ſehr oft falſch, davon kann jeder Hausvater unter ſeinen Kindern die Erfahrung machen, und der Staat iſt nun einmal nichts anders als eine große Hausvaterey — (man erlaube uns den ungewöhnlichen Ausdruck) — ſo ſehr es auch jetzt Mode geworden, ihnen dieſe Grundeigenſchaft abzuſprechen, weil man das kindliche Gefühl der Völker, welches bei ſo manchen Gelegenheiten unaufhaltſam hervor bricht, ſo gern unterdrücken möchte, um den kalten Verſtand an deſſen Stelle zu ſetzen. Wenn der Staat z. E. die Schutz-Pocken-Impfung befiehlt, handelt er unrecht, dieß beneficium zu obtrudiren?) —

Deshalb iſt es in ſouverainen Monarchien auch weit häufiger der Fall, als bei ſtändiſcher Regierungsform, daß die Geſetze, welche ſolche Inſtitute einführen, aufgehoben oder der Vergeſſenheit übergeben werden, weil der Erfolg den ſanguiniſchen Hoffnungen nicht entſprach. Geſetze aber ſollten im Staate das Heiligſte ſeyn. Sie werden indeß, ſowohl durch die Leichtigkeit, mit der ſie in ſouverainen Monarchien verfaßt werden können, (wo ein augenblicklicher Gedanke des Fürſten oder eines Miniſters oft gleich nach ſeinem Entſtehen zum Geſetz geſtempelt wird.) als durch die Leichtigkeit, mit der ſie dort aufgehoben werden können, eben ſo ſtark profaniſirt, wie dieß durch ihre Vielheit geſchieht. —

(Man ſieht, der Verfaſſer hat durchaus keine andere Monarchie im Auge, und will keine andere im Ange haben, als Eine wo recht erbärmlich regiert wird. Wir kennen in Deutſchland keinen Furſten oder Miniſter, der ſeine augenblicklichen Gedanken zu Geſetzen ſtempelte.) —

Wir haben nun geſehen, warum es recht und billig iſt, daß bei der Geſetzgebung der Bürger ſeine Stimme habe; ich will nun nur kurz andeuten, warum man glauben muß, daß eine ſolche ſtändiſche Verfaſſung auch die beſte ſey.

Die bisher üblichen Regierungsformen, von denen jede einzeln ihren Lobredner, und ihr Zeitalter gehabt hat, ich meyne, die Monarchie (nämlich dem Worte gemäß, die Alleinherrſchaft) die Ariſtokratie und Demokratie, ſind, nach meinem Dafürhalten, alle, einzeln, ein Product menſchlicher Schwäche; ich achte es nämlich für Schwäche, wenn Einer verlangt, Millionen, die Menſchen ſind wie er, ſollen ſeine Diener ſeyn; ich achte es für Schwäche, wenn einige Wenige ſich durch die bloße Geburt, vermöge der ſie ſich zu Edeln ſtempeln, bevorzugt halten vor Tauſenden ihres Gleichen, und unedel genug ſind, ſich erträumter Berechtigungen unter dem Schutze grauer Vorurtheile zu bedienen; ich achte es endlich gleichfalls für Schwäche, wenn Jeder im Volke ein Votum verlangt bei den Beſtimmungen über den Staatshaushalt, und muß dieſe letzte Behauptung ſchon deshalb ein wenig weiter ausführen, damit man mich nicht des Widerſpruchs zeiht, indem ich oben für jeden Bürger das Recht vindicirte, Theil zu nehmen an der Geſetzgebung. Eigentlich kann jedem mündigen Staatsbürger ein ſolches Recht nicht ſtreitig gemacht werden, aber anders muß hier die Frage beantwortet werden, ob die Ausübung eines ſolchen Rechtes thunlich, und zweckmäßig ſey, welches ich verneine, und dabei die Geſchichte auf meiner Seite habe, nach welcher ſich faſt ſtets mit der Demokratie die Anarchie gepaart fand. Nachdem ich nun eine durch Stände beſchränkte, (ſogenannte) Monarchie für die beſte Regierungsform eines Staates erklärt habe, will ich nun einige Gründe für dieſe Erklärung angeben.

So wenig man auch jemals menſchliche Einrichtungen für unverbeſſerlich halten kann, ſo wird man mir doch darin beiſtimmen müſſen, daß dasjenige, was 100 Menſchen beſchlieſſen, die ſich verſammeln, um ausfindig zu machen, was das Beſte ſey, wahrſcheinlich beſſer ſey, als was Einer dagegen will. Mehr als dieſe Wahrſcheinlichkeit ſpricht nicht für eine ſtändiſche Verfaſſung, im Gegenſatz der abſoluten Monarchie; aber eine ſolche berechtigt nicht nur, ſondern verpflichtet ſogar den Menſchen zum Austauſch. Denn wo iſt wohl im Erdenleben eine, mathematiſch genau vorher zu beſtimmende Folge irgend einer Menſchenthat? Auch kommt hiezu, daß allein eine an der Geſetzgebung theilnehmende Stände-Verſammlung, (welcher, vom Premierminiſter an, jeder Beamte ſo gut verantwortlich iſt als dem Fürſten), die Bürger in den Stand ſetzt, die Beamten auf eine, nicht entehrende Weiſe, zu controlliren, und dabei auch einem guten Fürſten eine ſolche Controlle allein möglich macht; (?) denn ſonſt vermag dies nur ein von allen gefürchteter Deſpot. Eine ſtändiſche Verfaſſung nimmt den Anklagen der Beamten das Gehäſſige der Denunciation, wie man ſolche, oft nur gar zu wohlbegründete, Klagen in ſouverainen Monarchien nennt. Eine ſtändiſche Verfaſſung bildet den Staat mehr und ſchneller *) aus, verbreitet in den Debatten der Repräſentanten-Verſammlung die Kenntniſſe vom Inn- und Auslande, von Staats-Einrichtungen und allen menſchlichen Angelegenheiten. Eine ſtändiſche Verfaſſung verbannt, eben durch ihre Berathungen und Diſcuſſionen, alle Einſeitigkeit aus den Verwaltungs-Maaßregeln, ſetzt alle Claſſen der Staatsbürger in die nächſte Berührung und bringt ein regeres Leben in das Ganze. Und ſollten die tüchtigſten Bürger in einem Staate blos darum, weil ſie nicht Beamte ſind, unfähig ſeyn, Rathſchläge zu ertheilen, die für den Staat nützlich wären? Warum fürchten ſich denn Einige ſo ſehr vor einer ſtändiſchen Verfaſſung? Es bleiben ja darum doch Miniſter und andere Beamte im Staate. In den adminiſtrativen Behörden wird ja nichts geändert durch das Zuſammentreten von Ständen, und gute Beamten werden ſich ſtets, ſelbſt der heftigſten Oppoſition gegenüber, emporhalten, ja, die Beamten werden ſich aus mehreren Gründen vervollkommnen, ſobald eine Ständeverſammlung für das Wohl des Volks, mit dem Fürſten und ihnen vereint, wacht.

(Wir verkennen durchaus das Gute nicht, was eine ſtändiſche Verfaſſung mit ſich führen kann, und, beſonders im Anfang ihrer Errichtung, auch wohl meiſtens mit ſich führt; wir behaupten nur, daß es, gegen die Vortheile der monarchiſchen Regierung auf die Waage gelegt, zum wenigſten nicht ſchwerer wiegen wird, und daß darum das Geſchrey nach ihr blos den Wunſch, etwas Neues, nicht etwas Beſſeres zu haben, ausſpricht. Daß eine ſtändiſche Verfaſſung den Staat ſchneller bilde, mag wohl ſeyn; aber iſt denn die Schnelligkeit wünſchenswerth bey der Bildung eines Staates? wir möchten dieſe gerühmte Schnelligkeit vergleichen mit der neuerfundenen chemiſchen Art zu bleichen; freylich wird die Leinwand viel ſchneller weiß, aber ſie reißt auch ſchneller. Abermals muß hier, nicht auf eine Generation, ſondern auf die Geſammt-Exiſtenz des Volkes geſehen werden, und dieſer letztern iſt eine ſtufenweiſe Bildung weit erſprießlicher. — Das regere Leben, von dem der Briefſteller ſpricht, wird oft mit Recht von Andern Krampf genannt; und was Hunderte beſchließen, iſt, trotz aller Berathungen, oft einſeitiger, als was ein Fürſt oder Miniſter erſonnen hat; denn Hunderte beſchließen eigentlich nie, ſondern Einer, der Klügſte, beſchließt und die Andern ſagen Ja, wie ſchon oben bemerkt worden.) —

Das iſt das Prognoſtikon, welches ich dem Vaterlande bei der bevorſtehendem Veränderung ſtelle. Was ſchließlich das ſo oft als Beyſpiel aufgeſtellte England betrifft, ſo iſt's freylich wohl wahr, daß nicht Alles gut iſt, was engliſch iſt, und daß nicht jede in England mit großem Nutzen exiſtirende Einrichtung, darum auch unſerm Vaterlande fromme, alſo nachzuahmen ſey, und ſolches zu behaupten,

---

*) Dieſer Meinung war auch Friedrich der 2te, indem er ſagt: „Monarchieen gehen den Stufengang der Ausbildung langſamern Schrittes, als Freyſtaaten,“ und Friedrichs Meinungen führe ich an, weil ich ſie für ſehr gewichtvoll halte, da er ein tiefer Denker und ein wahrer Selbſtherrſcher zugleich war.

wie es doch wohl von Einigen geſchehn, iſt ein offenbarer Beweis der bornirteſten Einſeitigkeit. Auch vergißt man, daß es überall eine, wenn nicht gewagte, doch mit großer Vor- und Umſicht zu behandelnde Sache iſt: die Einrichtungen eines andern Staats, auch wenn ſie dort heilbringend ſind, gleich und unverändert im Vaterlande einzuführen!

(Fortſezung folgt.)

Politik.

Es giebt Leute, mit welchen man immer gern ſpazieren geht, ſie mögen nun gerade aus in die Welt hinein laufen, oder ſich der Kreuz und Quer darin herum treiben; denn man weiß, ſie wählen immer ſolche Gänge, wo es etwas zu finden giebt: ſeltene Kräuter oder Steine, Thiere oder Menſchen; und ſie haben Augen, die immer finden, wenn's auch verſteckt läge, wo andere oft gedankenlos vorüberſchweifen. Ein ſolcher tüchtiger Spaziergänger iſt der Hr. Profeſſor Krug in Leipzig, an dem das Sprüchwort vom Kruge, der zu Waſſer geht, nie wahr werden kann, weil er (verſteht ſich, bildlich geſprochen) nie zu Waſſer ſondern immer zu Weine geht. Nun hat er kürzlich Kreuz- und Querzüge eines Deutſchen auf den Steppen der Staatskunſt und Wiſſenſchaft herausgegeben, bei welchen wir mit großem Vergnügen überall hinter ihm hergezogen ſind, wenn wir ihn gleich nicht immer haben einholen können oder mögen. Steppen, ſagt er in der Vorrede, ſind keine Wüſten. Es ſind nur minder bebaute Gegenden, wo allerlei Unkraut und wildes Geſtrippe wächſt. Zum beſſern Anbau ſolcher Steppen will er beitragen und hält redlich Wort. Einen Deutſchen nennt er ſich, obgleich auch Weltbürger für alle Nationen, und Spießbürger für ſeine nächſten Landsleute, doch das deutſche Vaterland im Auge behaltend. Wir wollen die Punkte, wo der wackere Kreuz- und Querzügler anhält und abſteigt, flüchtig überſchauen und, wenn er ſchreibt, ihm über die Achſel gucken, bei welcher Gelegenheit wir manche Zeile ihm abzulauern gedenken.

Zuerſt fragt er: was iſt Politik? und was ſoll ſie ſeyn? — auf dieſer Steppe wollen wir ihn allein herum reiten laſſen und nur bemerken, daß er die vielen krummen Fußpfade in eine hübſche gerade Chauſſee zu vereinen ſtrebt. Auch auf die militairiſche Politik, von welcher der zweite Aufſatz handelt, laſſen wir uns nicht ein, denn wir wurden verdrüßlich über eine Note, die irgend ein Steppenmaulwurf geliefert zu haben ſcheint. Sie lautet wie folgt: „In einem großen Reiche ward unlängſt ein General zum Jaſtizminiſter ernannt, wahrſcheinlich um die Proceſſe kurzweg mit der Knute zu ſchlichten." Das klingt faſt hämiſch. Was hat denn ein General mit der Knute zu thun? wir wiſſen nicht, von welchem großen Reiche die Rede iſt, aber wetten wollen wir, daß Hr. Krug den General nicht kennt, den er hier ſo nebenher überreitet. Wie würde er darüber urtheilen, wenn man z. B. von Moreau ſprache: man hat einen Advocaten zum General gemacht, wahrſcheinlich um die Schlachten mit dem Kanzleibeſen abzuthun? – doch weiter. Der Gaul iſt nur ein wenig geſtolpert.

Die dritte Abhandlung redet über beſtehende Gewalt und Geſetzmäßigkeit in ſtaatsrechtlicher Beziehung. „Irgend einmal muß es doch einen Herrſcher gegeben haben, der die Herrſchaft nicht von ſeinen Vätern erbte, ſondern vom Volke oder durch ſich ſelbſt erlangte und dann ſeinen Kindern hinterließ. Wäre nun die Gewalt eines ſolchen ungeſetzmäßig, ſo wäre es ja auch die ſeiner Kinder? oder verliert die Ungeſetzmäßigkeit ihren Character, wenn ſie vererbt wird? ſo wäre ja der kleine Napoleon ein ganz geſetzmäßiger Regent geworden? oder, wenn Eine Erbfolge dazu nicht hinreicht, wie viele denn? und die wievielte iſt es eigentlich, bei welcher das ungeſetzmäßige auf Einmal geſetzmäßig wird?" — (Ach leider genießt auch Thronen-Raub des Vortheils der Verjährung, nur daß bald mehr bald weniger als 30 Jahre dazu gehören, je nachdem die Zahl der Kanonen ſteigt oder fällt.) —

„Es iſt nicht zu läugnen, daß Wahlſtaaten einen natürlichen Hang zur Anarchie und Erbſtaaten einen ſolchen zur Deſpotie haben. Je nachdem nun Jemand Anarchie oder Deſpotie für das größere Uebel hält, oder je nachdem er für ſeine Perſon bei dieſer oder jener ſeine Rechnung zu finden glaubt, wird er auch geneigt ſeyn, die Wählbarkeit oder Erblichkeit vorzuziehen." — (Wenn dieſer Satz immer wahr wäre, ſo müßte er ja auch auf den Verfaſſer anwendbar ſeyn. Allein dieſer geſteht ſelbſt:)

„Die Geſchichte lehrt unwiderſprechlich, daß Erbſtaaten und Wahlſtaaten ſowohl gut als ſchlecht regiert worden, ſowohl ſtark als ſchwach geweſen, ſowohl lang als kurz gedauert haben." — (Richtig! und eben darum beweiſt die Geſchichte unwiderſprechlich, daß jede Regierungsform gut iſt, wenn ſie gut gehandhabt wird, und umgekehrt.) —

Blind und engherzig nennt Hr. Krug in einer Note diejenigen Politiker, „welche unlängſt gerathen haben, der Schweiz einen deutſchen Erbherrſcher zu geben, um ſie feſter an Deutſchlands Intereſſe zu knüpfen; als wenn Gewaltthaten ein Mittel wären, die Zuneigung der Völker zu gewinnen, und als wenn nicht eben dadurch Napoleon alle Völker gegen ſich aufgebracht hätte, daß er ihnen Verfaſſungen und Herrſcher aufdrang, die ſie nicht wollten.“

In einer andern Note klagt er über die Verwirrung, welche fremdartige Worte in die Begriffe bringen können; das beweiſe recht deutlich das Wort Souverainität; denn Souverain bedeute urſprünglich nichts anders als einen regierenden Fürſten, gleichviel ob er mit beſchränkter Macht regiere, wie der König von England, oder mit unbeſchränkter wie der König von Dänemark. Folglich ſey ein Fürſt, der vor erlangter Souverainität von einem andern abhängig war, darum nicht befugt, ſofort unumſchränkt zu regieren, Landſtände aufzuheben u. ſ. w.

Aber die Bibel ſagt: es iſt keine Obrigkeit ohne von Gott, und hierauf baut der Verfaſſer den Satz, daß es ſogar frevelhaft ſeyn würde, über ihren Urſprung zu klügeln, um etwa den Gehorſam darnach beliebig abzumeſſen. Denn geſetzt, es laſſe ſich ſogar geſchichtlich nachweiſen, daß es beim Urſprung der eben beſtehenden Gewalt nicht ſo ganz mit rechten Dingen zugegangen, ſo gebiete die Vernunft, den Schleyer der Vergeſſenheit über dieſes Unrecht zu werfen, um größern Uebeln zu entgehen. (Um den unrechtmäßigen Urſprung der Gewalt bekümmern ſich auch die Völker in der Regel nicht, ſondern nur der Mißbrauch derſelben empört ſie.)

„Wo das Unrecht in ſeinen Folgen nicht aufgehoben werden kann, ohne neues, noch größeres Unrecht zu begehen, da legt die Vernunft Stillſchweigen auf, damit ſich das Unrecht nicht in's Unendliche fortpflanze.“ (Aber kann denn das bloße Stillſchweigen dieſe Fortpflanzung hemmen? Wir möchten des Verfaſſers Schleyer doch faſt einen Deckmantel nennen.)

„Darum“ fährt er fort, „müſſen auch die Güter, die während einer Staatsumwälzung verkauft und gekauft und wieder verkauft werden, den jezigen als rechtmäßig anzuſehenden Eigenthümern bleiben, wenn ſie auch den erſten Beſitzern unrechtmäßig entzogen worden. Denn der Erwerb war doch rechtlich. Die rechtlichen Folgen können nicht vernichtet werden, ohne neues Unrecht. Das alte Unrecht iſt gleichſam verwachſen mit dem Rechte, wie ein widernatürlich gebildeter Knochen mit dem übrigens geſunden Korper, den zu zerſtören, um nur jenen Knochen wegzuſchaffen, widerſinnig wäre. Nicht alles Unrecht kann wieder gut gemacht werden, man muß es als ein Unglück ertragen. Dieſelbe Maxime gilt in Bezug auf die mediatiſirten Fürſten ꝛc.“ —

(Alles das möchten wir gelten laſſen, ſobald erwieſen iſt, daß der Erwerb rechtlich war; dieſen Beweiß werden aber alle ſolche Güter-Käufer wohl ſchuldig bleiben müſſen, wenigſtens in moraliſcher Hinſicht. Denn daß das, was ſie kauften, dem erſten Beſitzer unrechtmäßig entzogen war, das wußten ſie doch? wer aber geraubte Dinge kauft und keine andere Entſchuldigung dafür hat als die, daß wahrſcheinlich der rechtmäßige Eigenthümer nicht wieder kommen, oder daß ja doch ein Anderer es kaufen werde, von dem können wir nicht ſagen, er habe rechtlich, wenigſtens nicht er habe ehrlich erworben.)

Auf die Frage: ob Napoleon ein geſetzmäßiger Herrſcher oder ein Thronräuber war? antwortet Hr. Krug: man müſſe auch dem Satan ſein Recht wiederfahren laſſen; Napoleon ſey, bis zu ſeiner Abdankung im Jahr 1814, von Rechtswegen und alſo auch von Gottes Gnaden Beherrſcher von Frankreich geweſen. Wolle man das Gegegentheil behaupten, ſo würde man alle Herrſcher von Europa auf das gröbſte beleidigen, die ihn anerkannt, ihm Geſandte geſchickt, Bündniſſe mit ihm geſchloſſen, mit ihm zu Tiſche und zu Rathe (?) geſeſſen, ſich ſogar mit ihm verſchwägert, und ihre Heere ſowohl für als gegen ihn hätten bluten laſſen, und dieſer Mann ſollte ein Uſurpator geweſen ſeyn? wahrlich! wenn das keine Beſchimpfung der Majeſtät wäre, ſo gäbe es gar keine.

(Alle dieſe Phraſen beweiſen nichts. Hr. Krug ſcheint zu vergeſſen, daß die europäiſchen Mächte zu alle dem durch Gewalt der Waffen gezwungen worden. Sicher würde er ſelbſt, wenn ein Räuberhauptmann ihm die Piſtole auf die Bruſt ſetzte, lieber mit dem Räuber ſpeiſen, als ſich von ihm erſchießen laſſen. Giebt es denn einen Herrſcher in Europa, der, ohne vorhergehenden unglücklichen Krieg, Napoleon erkannt hätte? ſind nicht auch an Cromwell Geſandte geſchickt, Bündniſſe mit ihm geſchloſſen worden ꝛc.?) —

„Nicht alſo der unrechtmaßige Urſprung, ſondern der unrechtmäßige Gebrauch ſeiner Herrſchaft war es, was Napoleon's Sturz bewürkte — und von Rechtswegen! oder meynſt du, daß man dem das Schwerdt laſſen ſolle, der es nur zum Verderben zu brauchen verſteht? daß man deſſen Recht achten ſolle, der ſelbſt keines achtet, ſondern frech und wild allem Rechte Hohn ſpricht, der keinen Vertrag hält, dem es Luſt und Freude, ja ein dringendes Bedürfniß iſt, was er geſtern gebaut, heute zu zerſtöhren, und ſich mindeſtens alle Jahre ein Mal im Blute von Tauſenden zu baden?“ (ſehr ſchön und wahr! aber wenn nun Napoleons Sturz nicht anders bewürkt werden konnte, als, indem viele rechtliche Folgen ſeines Unrechts vernichtet wurden, ſo geſchah ja doch, nach des Verfaſſers Grundſatz, ein neues Unrecht? alſo hätte man lieber ſein Unrecht als ein Unglück ertragen ſollen? war er nicht auch ein widernatürlich gebildeter Knochen?) —

Hr. Krug behauptet, bey Napoleon's Rückkehr von der Inſel Elba habe das franzöſiſche Volk ihn nicht anerkannt, denn das ſtehende Heer ſey kein Volk, und ein großer Theil Frankreichs habe keine Deputirte zum Mayfelde geſandt. (Wir haben jene Begebenheit auch beobachtet, und uns hat geſchienen, daß leider das franzöſiſche Volk ihn anerkannte, da es ſogar in den von den Alliirten beſetzten Provinzen in Maſſe für ihn aufſtand.) —

Der Verfaſſer glaubt, man habe mit Unrecht als inconſequent getadelt, daß die Alliirten dem Buonaparte nach ſeiner erſten Abdankung die Freyheit und ſogar ein unabhängiges Fürſtenthum ließen, nach der zweyten aber, die im Grunde nur ſcheinbar geweſen, ihn nach St. Helena verwieſen. Das erſte Mal hätten ſie nach den geſetzmäßigen Regenten in ihm geachtet, das zweyte Mal aber ihn nur als geächteten Friedensſtörer betrachten können. Eben ſo wenig hätten ſie ein Recht gehabt ihn hinzurichten. Auch ſey für einen Mann von Napoleon's Character die Gefangenſchaft auf St. Helena gewiß die peinlichſte Strafe. Möge er auch wieder entwiſchen, ſo würde die Welt doch gewiß nur etwas zu lachen, aber nichts zu fürchten haben. — (Wir nehmen uns nicht heraus, das Verfahren der Alliirten zu beurtheilen, aber wenn Hr. Krug fragt: „woher in aller Welt hätten ſie das „Recht bekommen ihn hinzurichten?“ ſo möchten wir antworten: wie in aller Welt kann Hr. Krug ſo fragen? ein Mann, der an jedem dieſer Alliirten die ungeheuerſten Verbrechen begangen — ein Mann, der Jeden derſelben vernichten wollte — ein Mann, der 1813 den König von Preußen und den Kron-Prinzen von Schweden gewiß hätte erſchießen laſſen, wenn ſie in ſeine Gewalt gerathen wären — dieſen millionenfachen Mörder, dieſes Europa verwüſtende Ungeheuer mit ſeinem eigenen Maaße zu meſſen und ihn vor ein Kriegs-Gericht zu ſtellen, dazu hätten die Alliirten kein Recht gehabt?) —

Die vierte Abhandlung unterſucht, welches der Grund und die Schranken des Eroberungs-Rechtes ſind. Der Krieg iſt ein Prozeß zwiſchen Völkern, der Sieg ein Gottes-Urtheil. Der Sieger, vorher Parthey, iſt nun Richter, ſoll alſo auch gerecht und billig ſeyn wie es einem Richter ziemt, nicht, wie Napoleon, nur den leidenſchaftlichen Eingebungen des Haſſes, der Rache, des Ehrgeizes, der Hab- und Herrſchſucht folgen. (Das iſt Alles wahr und ſchön; wenn aber der Sieger, als er noch Parthey war, den Prozeß nur von jenen Leidenſchaften getrieben anfing, was darf man von ihm erwarten, nachdem er Richter geworden? daß der Sieg übermüthig macht, iſt eine alte Erfahrung, — um ſo ſeltner die, daß der zuvor übermüthige Sieger aus dem Glück ſeiner Waffen Demuth ſchöpft.) —

Zuerſt zählt der Verfaſſer auf, was der Eroberer nicht darf. Er darf die Beſiegten nicht ausrotten; nicht in Gefangenſchaften ſchleppen oder ſich unterwürfig machen; nicht deren Staatsgebiet in einen Theil des eigenen verwandeln; nicht als Bundesgenoſſen ſie zu Knechten machen, wie Napoleon gethan — „und doch waren in neuern Zeiten“ fügt K. hinzu, „Einige recht ſtolz auf dieſe Bundesgenoſſenſchaft, und meynten, ſie hätten nun erſt die „wahre und volle Souverainität erlangt.“ —

Die Einverleibung fremden Staatsgebietes nennt er einen politiſchen Mord, zumal wenn eine Zertheilung damit verknüpft ſey. „Das in „ſeiner Integrität ſo weſentlich verletzte Volk behält „immer fort das Recht, das ihm entriſſene Gebiet „zurück zu fodern und dieſe Foderung bey der erſten „günſtigen Gelegenheit durch Waffengewalt geltend „zu machen. Wolle man das Aufruhr oder Treuloſigkeit nennen, ſo müſſe es auch Aufruhr und Treuloſigkeit heißen, als 1813 und 1814 die Hanſeeſtädte Frankreich den Gehorſam aufkündigten, und „Oeſterreich, Preußen und Deutſchland überhaupt die „ihnen früher entriſſenen Provinzen von Frankreich „zurück foderten.“ (Ey! ey! welchen gefährlichen Grundſatz predigt hier der Verfaſſer dem Volke; wo exiſtirt denn das Land, von dem nicht irgend ein Mal Theile erobert und zurückbehalten worden? wenn darum jede günſtige Gelegenheit das Volk berechtigt, die Waffen zu ergreifen, welches Beſitzthum in Europa iſt denn ſicher?) —

Nur bey den afrikaniſchen Raubſtaaten macht der Verfaſſer eine Ausnahme. Die können rechtlich erobert und behalten werden, ja er ſagt: „die übrigen Staaten ſind es ſich ſelbſt ſchuldig, jene Raubneſter ſo bald als möglich zu zerſtöhren, und dadurch einem öffentlichen Skandale in der politiſchen Welt ein Ende zu machen,“ (und darin hat er vollkommen Recht.) —

Ferner darf der Sieger dem Beſiegten keine andere Verfaſſung, keinen anderen Regenten aufdringen. „In dieſem Puncte hat das Recht der Völker niemand ſo arg verletzt als Napoleon, indem er jedem beſiegten Lande entweder ſich ſelbſt, oder irgend ein Subject aus ſeiner verworfenen Sippſchaft zum Herrſcher gab, oft auch, noch ehe das Land erobert war, auf ſeinem Zimmer decretirte ꝛc.“

Der Sieger darf das eroberte Land nicht ausplündern, die Bewohner nicht mißhandeln, um ihnen ihre Schätze abzupreſſen, literariſche und artiſtiſche Schätze nicht wegſchleppen, denn ſie ſind als Bildungsmittel ein unveräußerliches Eigenthum.

Was darf denn aber der Sieger? — er darf die gewöhnlichen Steuern und Abgaben einziehen, auch außerordentliche Leiſtungen, Kriegsſteuern, Contributionen fodern; ferner alles dasjenige thun und anordnen, was ihm den militairiſchen Beſitz des Landes bis zum Frieden ſichern kann, Befeſtigungen anlegen und die Einwohner auffodern, ihm dabey zu helfen, nicht aber ſie auch zu vertheidigen, oder überhaupt die Waffen für ihn zu ergreifen; denn eine grobe Verletzung des Völkerrechtes ſey es, wenn der Feind in dem eroberten Lande Recruten aushebe oder Gefangne zwinge unter ſeinen Fahnen zu dienen. Ein militairiſches Gouvernement dürfe er einſetzen, aber keinen Eyd der Treue fodern.

Er darf Entſchädigung für die Kriegs-Koſten und erlittenen Schaden verlangen, und braucht, bevor dieß geſchehen, das Land nicht zu räumen, denn wer in einem Prozeß unterliegt, muß auch die Koſten bezahlen. Hier tritt der Fall ein, daß auch Theile des eroberten Gebietes rechtlich erworben werden, wenn nämlich der Beſiegte nicht im Stande iſt, die billige Entſchädigung abzutragen, und darum das ſchmerzliche aber nothwendige Opfer bringt, Land abzutreten. (Wenn aber der Krieg ſelbſt widerrechtlich war, wie kann die Entſchädigung rechtlich werden? wird man ein Volk jemals überreden können, der Sieg ſey Gottes Urtheil? im Grunde glaubt der Verfaſſer das gewiß ſelbſt nicht, denn unmöglich könnte Gott ſo oft für Napoleon entſchieden haben; er ſagt das nur, weil hierüber nichts beſſeres zu ſagen iſt. Der Sieg des Ungerechten iſt ein Verhängniß Gottes aber nicht ſein Urtheil. Nimmermehr wird ein Volk ſich darum bloß verbunden glauben Länder abzutreten, weil ſeine gerechte Sache bloß durch den Sieg ungerecht geworden und es folglich die Koſten eines Proceſſes bezahlen muß, den es gar nicht angefangen hat. Alſo wird es ſich auch dann an den Ausſpruch des Verfaſſers halten daß es berechtigt ſey, bey der erſten günſtigen Gelegenheit die Waffen zu ergreifen, um das Abgetretene zurückzufodern, und ſo wird denn abermals das Reſultat die Unſicherheit jedes Länderbeſitzes ſeyn. Vollends, wie! wenn, ehe die günſtige Gelegenheit ſich findet, eine Menge rechtlicher Folgen aus dem ungerechten Beſitz entſprungen ſind, muß man alsdann über jenen, nach dem eignen Grundſatz des Verfaſſers, nicht den Schleyer der Vergeſſenheit werfen?

Freilich ſollen, wenn der Sieger nicht Maaß und Ziel hält, alle andern Mächte ſich in's Mittel ſchlagen, weil er ſonſt ſein Schwerdt auch gegen ſie kehren werde. „Aber“, fügt Hr. Krug hinzu, „leider vergeſſen oft die Staaten „ihr eigenes Intereſſe ſo ſehr, daß ſie bald aus Trägheit, „bald aus Haß, bald aus Feigheit geduldig zuſehn, wie ein „übermüthiger Sieger ſeinem Gegner den Gnadenſtoß verſetzt, bis an ſie ſelbſt die Reihe kommt und ſie dann auch „keinen Helfer in der Noth finden.“ (Sehr wahr!)

Der Verfaſſer meint, es ſollte zu einem Grundſatz des Völkerrechts erhoben werden, daß kein Friede ohne Vermittelung einer Macht geſchloſſen würde, die nicht mit im Kriege begriffen war; denn Alle wären dabei intereſſirt, daß der Sieger Maaß und Ziel halte, und wie werde er das, wenn der Beſiegte ganz allein ihm gegenüber ſtehe? (Das letztere Bekenntniß wirft abermals viele Stützen ſeines Gebäudes um. Wenn Maaß und Ziel ſich nie vom Sieger erwarten laſſen, und doch er von Rechtswegen der Richter iſt, der dem Gottesurtheile nur die Worte leiht, wie und was läßt ſich darauf bauen?) —

Abtretung, fährt der Verfaſſer fort, erſtreckt ſich nur auf Land, nicht auf Leute, denn Menſchen kann man ſo wenig erobern als abtreten. „Es iſt ein wahres Skandal, „daß man noch immer von Seelenzahl redet, als wolle „man recht gefliſſentlich das Edelſte und Höchſte im Menſchen als eine veräußerliche und ererbliche Sache darſtellen, „oder als wäre das Land das Principale und der Menſch „das Accessorium.“ (Sehr richtig in der Theorie; aber wenn auch jedesmal bei Abtretung von Land den Einwohnern erlaubt wird wegzuziehn, ſo iſt das im Grunde nur eine Spiegelfechterey, denn unter Tauſenden kann nicht Einer Gebrauch von der Erlaubniß machen.) —

Am Schluß dieſes Aufſatzes kommt der Verfaſſer auf eine kitzliche Materie, um deren willen vermuthlich der ganze Aufſatz geſchrieben wurde. „Was ſoll man nach ſolchen Prämiſſen von dem Frieden zwiſchen Preußen und Sachſen ſagen? Wie einſt die unpartheyiſch richtende Nachwelt darüber urtheilen werde, dürfte wohl um ſo weniger zweifelhaft ſeyn, da ſich das Urtheil unſerer Zeitgenoſſen ſchon „ziemlich laut und einhellig darüber ausgeſprochen. Sie wird „vorzüglich die beiſpielloſe Thatſache würdigen, daß man das „Eroberungsrecht gegen ein Volk geltend machte, nachdem „man daſſelbe förmlich in den Bund gegen Frankreich aufgenommen, und ihm mehr als einmal die Integrität feierlich zugeſichert hatte u. ſ. w.“ (Wir maßen uns ebenſo wenig ein Urtheil über dieſen Frieden an, als Herr Profeſſor Krug; wir ſind weder berufen ihn zu vertheidigen, noch möchten wir es; aber — wenn es uns dennoch auferlegt würde, ſo wollten wir uns wohl anheiſchig machen, das Rechtliche deſſelben aus des Verfaſſers eignen Grundſätzen zu erweiſen. Denn hatte Preußen den Proceß nicht durch ein Gottesurtheil gewonnen? war es nicht berechtigt Entſchädigung zu fordern? konnte Sachſen dieſe anders gewähren als durch Länder-Abtretung? hat Preußen dabei nicht Maaß und Ziel gehalten? hat es den Einwohnern gewehrt wegzuziehn? — So geht es meiſtens mit den Theorien in der Politik, man kann daraus machen was man will.) —

(Die Fortſetzung folgt.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 43. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r. Band.

Auszug

aus einem Schreiben des Hauptmanns vom Generalſtab, Moritz v. Kotzebue, aus Kutais am Rion, der Reſidenz der ehemaligen Zaare von Imeretien (vom 29ſten Juny d. J.)

—ſ— Ich beſchloß, im Frühjahre meine Arbeit anzufangen, und zwar am ſchwarzen Meere. Ich verließ Tiflis am 21. März, und legte in 11 Tagen den Weg über Kartalinien und Imeretien, bis Redut-Kale zurück. Von hier aus gieng ich nach zwölf Jahren zum erſten Male wieder zu Schiffe und ſegelte nach Sugum-Kale in der Provinz Aroſien, vollendete dort meinen Auftrag und kam im May abermals nach Redut-Kale, von wo ich mich nach Kutais begab. Hier hoffe ich auch bald fertig zu ſeyn, gehe dann an die Perſiſche Grenze, von dort nach dem caſpiſchen Meere, und künftiges Frühjahr iſt mit Gottes Hülfe der ganze Auftrag vollbracht.

Ich führe Zelte, nebſt einer ganzen Wirthſchaft bey mir, ſonſt muß man verbrennen, oder Hungers ſterben. Mein Küchenpferd verdiente von einem guten Mahler gezeichnet und in England geſtochen zu werden. Denke dir, auf und neben ihm ein Gebummel von Caſſerollen, Zwiebeln, Säckgen, Päckgen, lebendigen und abgeſchlachteten Hühnern, kurz, Alles was zur Küche gehört, und oben drauf einen beſoffenen Denſchick (ein Soldat zur Bedienung) der eine Mütze voll Eyer ſehr behutſam transportirt. Nicht ſelten entſtehen Revolutionen auf meinem Küchenpferde. Die lebendigen Capaunen, des Hängens müde, fangen an um ſich zu ſchlagen. Der Kerl predigt ihnen anfangs Geduld, am Ende kommt's zum Handgemenge, das Pferd erſchrickt, nimmt Reißaus, und man muß am Ende den Kerl, die Kapaunen und die ganze Küche ſtückweis wieder zuſammen ſuchen.

Imeretien, wo ich mich jetzt befinde, war vormals unter dem Nahmen Colchis bekannt. Der berühmte Fluß Phaſis, jetzt Rion, fließt zu meinen Füßen, nur führt er leider kein Gold mehr mit ſich, wie vor 2000 Jahren. Bekanntlich bewachte damals die ſchöne Medea das goldne Vließ, und Jaſon ſollte es berauben. Mit Menſchen und allenfalls mit Drachen hätte er es wohl aufgenommen, aber ſtatt eines feurigen Drachen fand er ein feuriges Mädchen, das ihn beſiegte. — Strabo zählte 180 ſteinerne Brücken über den Phaſis, jetzt ſteht nur Eine, und zwar eine hölzerne da. Strabo ſpricht von vielen Städten und Dörfern; davon iſt keine Spur mehr vorhanden. 2000 Jahre waren hinreichend, ganze Völker vom Erdboden wegzuwiſchen. Darum muß man unwillkührlich lächeln, wenn man 8 Werſte von Kutais, im Gelatſchen Kloſter eine eiſerne Pforte ſieht, durch welche ein ruhmſüchtiger Zaar von Imeretien ſeine Thaten zu verewigen glaubte, indem er ſie, bey der Eroberung von Derbent am caſpiſchen Meere, dort abbrach, hieher ſchleppte und ſich daneben begraben ließ. Armer Zaar! ſchon jetzt weiß man nicht recht, ob du David oder Salomo geheißen, und die Eine Hälfte deiner Trophäe hat ein ökonomiſcher Metropolit zu Nägeln ſchmieden laſſen. Dieſes Kloſter, ſo wie die Kirche in Kutais, ſind von ſchöner griechiſcher Architectur, und die einzigen Ueberreſte der vormaligen Herrlichkeiten von Colchis.

Der Rion, ein ſchöner, reißender Fluß, entſpringt im Caucaſus und ſchlängelt ſich durch ganz Colchis, ein Land, in dem man himmliſche Gegenden und viel Wald findet. Beſonders angenehm liegt Kutais, und wenn Medea wirklich das goldne Vließ bewachte, ſo iſt es gewiß hier geſchehen. Die Zaare von Imeretien waren auch ſo klug, den Ort zu ihrer Reſidenz zu wählen. Ueberhaupt hatten die Alten wohl Recht, Colonien hier anzulegen, denn aus dieſem Lande läßt ſich Alles machen, und — Dank ſey es dem jetzigen Hauptcommandeur, General Jermolow — es wird viel gemacht. Auf ſeinen Befehl hat man in dem Gebirge, welches Kartalinien von Imeretien trennt, und welches ſonſt nur zu Pferde zu paſſiren war, eine treffliche Chauſſee gebaut, die den beſten in Deutſchland nichts nachgiebt, wodurch ein neuer Handelsweg zwiſchen Gruſien und dem ſchwarzen Meere gebahnt worden. Redut-Kale, oder irgend ein anderer Hafen an dieſem Meere, kann nun bald eine blühende Handelsſtadt werden und dann hat Jermoloff's Thätigkeit das wahre goldne Vließ in Colchis wieder gefunden. Der ehrwürdige General-Major Kurnatoffsky, Gouverneur von Imeretien, hat in kurzer Zeit die Liebe und Achtung des ganzen Volkes gewonnen. — —

Ueber Conſtitutionen. (Fortſetzung.)

Dennoch aber iſt der Ditmarſer, in der 19ten Reiſe des Eyderſtädter Boten, (dies iſt der Name unſers Wochenblatts) wo er über Englands Lage ſein Raiſonnement zum Beſten giebt, weit befangener in der Tadelſucht, als Manche in den Elogen auf England ſind. Es iſt durchaus unwahr, daß die engliſche Nationalſchuld eine Folge der conſtitutionellen Monarchie ſey, und nicht exiſtiren würde, wenn Englands Könige ſouverain wären. Ehrgeizige Könige und Miniſter, die ſich in alle Europäiſchen und auſſereuropäiſchen Händel miſchten, ſind die Urheber dieſer großen Schuld, nicht das Volk, welches ſeine Repräſentanten im Parlamente hat.

(Aber warum hat denn das Volk durch ſeine Repräſentanten das nicht gehindert? entweder dieſe wollten es nicht hindern, oder ſie konnten nicht; was nützte denn in beiden Fällen die repräſentative Verfaſſung?) —

Kriege koſten allen Staaten, beſonders den handeltreibenden, das meiſte Geld, und wo findet man in der Geſchichte Kriege, die auf ausdrückliches Verlangen des Volks geführt wurden? (Die Befreyungs-Kriege ausgenommen, die ſich allemal durch ihren Zweck, die erzielte Freiheit, rechtfertigen!) Man forſche in der Geſchichte nach den motivirenden Urſachen der verheerenden Kriege, und es wird ſich ergeben, daß meiſtens Ehrſucht und andere Leidenſchaften eines Fürſten, oder eines Günſtlings, oder gar einer Maitreſſe das Blut und Vermögen der Staatsbürger vergeudete. Daß in England, wie überall in ganz Europa, ſich furchtbar ſchnell die Zahl der Armen vergrößert, hat ſeinen Grund in ganz andern Umſtänden, als in einer ſtändiſchen Verfaſſung, und ſo verhält es ſich mit allen andern in England ſich findenden Gebrechen. Denn darum, daß ſie dort exiſtiren neben einer Conſtitution, darf nicht gefolgert werden, daß ſie aus ihr entſpringen.

(Das zwar nicht, aber doch daß die Conſtitution ſie nicht verhüten konnte.) —

welches im Einzelnen hier weiter auszuführen der Raum der Blätter mir verbietet. — Wie ſich aus guten Einrichtungen in England viele Lehren ſchöpfen laſſen, für die Regierung anderer Länder, ſo mögen auch an den Gebrechen des engliſchen Staats-Haushalts, in Zukunft unſere Volks-Repräſentanten und Regierungs-Beamte lernen, welche Klippen und Abwege ſie, durch Englands vestigia gewarnt, zu vermeiden haben."

„Soviel über die Rechtlichkeit und Nützlichkeit einer conſtitutionellen Monarchie, wobei ich noch gar nicht einmal Vergleiche angeſtellt habe zwiſchen derjenigen Fähigkeit, dem Vaterlande durch Rath zu nützen, welche dem, unter höfiſcher Schmeicheley und Verführung auſwachſenden Fürſten und hohen Adel beiwohnen mag,

(Abermals eine Vorausſetzung des Schlimmſten.) —

und derjenigen, welche die, unter den nützlichen Beſchäftigungen des bürgerlichen Lebens erzogene Söhne des Mittelſtandes ſich gewiß erworben haben. Wenn meine Behauptungen und Schlüſſe richtig wären, und, wie ich hoffe, Sie Ihnen beypflichten, ſo bedarf es keiner weitern Auseinanderſetzung über die Sicherheit oder Unſicherheit des künftigen Glücks, und ich brauche nur in wenigen Worten die Frage zu abſolviren: ob wir Deutſche reif ſind für dieſe beglückende Veränderung. Denn wie Sie z. B., die Aufhebung der Leibeigenſchaft vorbereitet wiſſen wollen durch Verbeſſerung der Landſchulen, welcher Meynung ich vollkommen beipflichte, ſo müßten auch wohl der Verfaſſungs-Freiheit (sit venia verbo) vorbereitende Anſtalten vorhergehen? An ſich iſt dies allerdings zu bejahen; indeß, ſollte nicht Frankreichs Beyſpiel, ſollten nicht die darin liegenden, und auch bereits herausgehobenen, Lehren und Warnungen hinlänglich ſchon von unſern Deutſchen Mitbrüdern begriffen ſeyn? Ich glaube ja! Sollten die ſonſt ſcharf beobachtenden, und gerne Syſteme und Theorien bildenden Deutſchen dies hochwichtige Thema unbeachtet liegen gelaſſen haben? Sollten ſie nicht vielmehr ſich hinlängliche Lehren abſtrahirt haben, aus dem mehr als 20jährigen irregulären Ringen im Nachbarlande? Sollten ſie nicht gelernt haben ſich zu hüten vor revolutionärem Niederreißen, ſich in Acht zu nehmen vor jenem Wechſeln mit Conſtitutionen? Ich glaube Ja!

(Wir glauben Nein! weil es leider eine alte und ewige Wahrheit iſt, daß die geſchichtlichen Erfahrungen und Warnungen an Fürſten wie an Völkern verlohren gehen.) —

Dabei iſt noch in Anſchlag zu bringen, die ſchon ſeit beinahe 2 Jahrtauſenden berühmte Redlichkeit, wovon ſich gottlob auch jetzt noch Belege finden in deutſchen Landen! Dabei iſt endlich und am meiſten zu beachten unſere angeſtammte Bedachtſamkeit! Dies ſey hier genug zur etwa nöthigen Berichtigung, ich kehre nun post tot discrimina rerum abermals zu Ihrem Aufſatze zurück. — Sie „vermuthen nicht blos ſondern ſind faſt überzeugt, daß manche deutſche Schriftſteller eine Revolution wünſchen, um als Volksredner, Deputirte und Repräſentanten eine Rolle zu ſpielen!“ Wenn Sie zu Ihrer Ueberzeugung durch Erkennen gelangt ſind, dieſe alſo ein Wiſſen iſt, ſo habe ich weiter nichts zu ſagen, als mein Bedauern auszudrücken, daß würklich unter deutſchen Schriftſtellern manche ſind, die allein aus Egoismus Schriftſteller geworden! Wenn aber Ihre Ueberzeugung blos ein Dafürhalten in ſich ſchließt, blos ihre individuelle Meynung und Anſicht iſt, ſo muß ich doch bemerken, wie man ſich im Leben nie öfterer irrt, als bei Beſtimmung der Motiven fremder Handlungen,

(Sehr wahr!) —

wobei der Schein ſeine bekannte nachtheilige Wirkung ohne Zweifel am ſtärkſten äußert, es alſo die gewagteſte Sache von der Welt iſt, über die Gründe, welche die Schritte Anderer beſtimmten, aburtheilen zu wollen.

(Wir erkennen das und werden uns herzlich freuen, wenn die Zukunft uns zeigt, daß wir geirrt haben.) —

Auſſerdem laſſen Sie uns einmal auf einen Augenblick einen ſolchen Schriftſteller näher betrachten, der nun z. B. es laut äuſſerte, er wünſche eine Staatsveränderung und wünſche gleichfals in einer Deputirten-Kammer als Redner ſprechen zu können. Wenn Sie Revolution von revolvere ableiten und dadurch eine gänzliche Veränderung verſtehen, ſo ſind wir einig über dieſen Begriff, und werden es wohl auch darin ſeyn, daß, in ſo fern eine Repräſentativ-Verfaſſung den ganzen Organismus der Regierung (i. e. Art, wie regiert wird) ändert, und dies zwar ohne gewaltſame Mittel, die Einführung derſelben wohl mit dem Namen einer revolution im guten Sinne des Worts belegt werden darf. Im Vorſtehenden iſt nun hoffentlich zur Gnüge gezeigt, wie eine ſolche revolution oder Staatsverbeſſerung (denn eine Verbeſſerung wird bey jeder revolution, die mit Bedacht unternommen wird, gehofft) allerdings in allen deutſchen Ländern wünſchenswerth ſey; alſo, muß man dieſen Wunſch jedem Schriftſteller über ſtatiſche Gegenſtände auch erlauben. Ein ſolcher Schriftſteller hält ſich nun ſtets, wie jeder Schriftſteller in Rückſicht auf ſein Thema, befugt zur Aeuſſerung ſeiner Meynung; und kann dies laut ſeiner ſchon bekannten Einſichten wirklich ſeyn, oder aus Irrthum ſich nur dafür halten, welches man ihm wieder ſo gut als jedem Menſchen ſeine ſonſtige Meynung nicht verbieten kann. Wie ſollte nun ein ſolcher Mann, der ſich zum Schreiben, über Statiſtik hinlängliche Kenntniſſe und gehörige Urtheilskraft, auch Gewandheit genug, um Widerſpruch ertragen und beſeitigen zu können, zutrauet, nicht auch von ſich glauben, er ſey befugt über daſſelbe Thema zu ſprechen! Wie ſollte er, zumal, wenn ihm der mächtige Einfluß der lebendigen Rede auf alle menſchliche Gemüther nicht unbekannt iſt, wie ſollte er da nicht wünſchen ſich dieſes Einfluſſes auf einen nähern Kreis bedienen zu können, ſowie er bisher ungehindert das Recht ausübte. durch Schreiben auf einen gröſſern zu wirken? Wer. der hierin nur den Gang der Natur ſieht, kann ihm dieſen Wunſch verargen oder gar verbieten? So gut als Sie in einem ſolchen Wunſche nur allein Ruhmſucht finden, ſteht's mir frei, darin nur allein ſchönen Eifer für die gute Sache zu legen, der er bisher ſchon ſeine Feder lieh. Doch laſſen Sie uns lieber Beide etwas fallen laſſen, und das: in medio veritas, beherzigen, denn Sie werden mit mir darin einer Meynung ſeyn, daß ſich ein reinmenſchlicher wahrhaft chriſtlicher Character, (der eo ipso vollkommen, nämlich in ſeiner Art, wäre) welcher beſtändig aus chriſtlichen Motiven handelte, ſchwer finden, und trotz des: quilibet praesumitur bonus ꝛc., dennoch nicht präſumiren läßt.

(Beſchluß folgt.)

Politik (Fortſetzung.)

Die fünfte Abhandlung ſpricht über politiſches Gleichgewicht und Uebergewicht, Univerſal-Monarchien und Völkervereine, als Mittel zum ewigen Frieden, den der Verfaſſer keineswegs für eine Chimäre hält; wenigſtens könnte man, durch einen allgemeinen Staatenbund, dem Ziele ſich nähern, wenn auch nie es vollkommen erreichen. Dieſe Annäherung würde aber nicht anders möglich ſeyn, als durch allmählige Verbeſſerung des phyſiſchen, politiſchen und moraliſchen Zuſtandes der Völker; wohl hat ſchon Plato mit Recht geſagt: es wird mit dem Menſchengeſchlechte nicht eher beſſer werden, bis Weiſe an die Spitze der Völker treten, oder die Fürſten weiſe werden; denn in der Hand lerer Leg: endlich doch der Friede, die der Völker Angelegenheiten im Großen lenken. Viel hoft der Verfaſſer hier vom heiligen Bunde, behauptend: daß in ihm mehr Vernunft ſey, als in den meiſten bisher geſchloſſenen Friedensverträgen, und daß ſehr viele dieſer Verträge unnöthig geweſen ſeyn würden, wenn einige große Mächte in Europa ein Paar Jahrhunderte früher den glücklichen Gedanken gehabt hätten zu erklären, daß ihre Völker nur Glieder Einer chriſtlichen Familie ſeyen, und das die Vorſchriften des Chriſtenthums nicht auf das Privatleben allein, ſondern auch auf die Politik der Fürſten anwendbar ſeyn ſolle. Dann wäre, ſo meint der Verfaſſer, an einen 30jährigen Krieg und an die franzöſiſche Revolution ſchwerlich gedacht worden, und die Geſchichte würde viele mit Blut geſchriebene Blätter weniger aufzuweiſen haben. Freilich ſcheine die Welt noch immer wie verblüfft durch dieſe Begebenheit, und könne es gar nicht faſſen, wie es möglich, daß das Chriſtenthum endlich einmal würklich den Sieg über das böſe Princip unſers bisherigen politiſchen Thuns und Treibens erringe. (In jeder Bruſt würde der heilige Bund die ſüßeſten Hoffnungen erwecken, wenn nicht immer die Furcht dazwiſchen träte, daß ſeine Dauer nur an dem Leben ſeiner Stifter, vielleicht nur ſeines Stifters hängt. Förmlich aufgelöſt wird er zwar nie werden; aber Leidenſchaften ſind die Quecken in der Menſchenbruſt. Wenn der Pfad nicht immerfort betreten wird, ſo begraſt er ſich.) — Der Verfaſſer erwähnt noch, daß in Rußland durch Ukas befohlen worden, die Urkunde des heiligen Bundes jährlich Einmal von der Kanzel zu verleſen und darüber Vorträge an das Volk zu halten; das einzige Mittel, die göttliche Idee in die Würklichkeit einzuführen; denn nicht die Fürſten allein, ſondern auch die Völker ſollen von dieſem Bunde umſchlungen werden. „Wie geht es nun zu, daß man überall ſo lau in dieſer Hinſicht iſt, und ſich von dem halb barbariſchen Rußland beſchämen läßt?“ —

Wir übergehn den Beitrag zur Theorie des Geldes und wenden uns zu der Staats- und Völkerrechtlichen Anſicht vom deutſchen Bunde, dem Herr Krug keine lange, vielleicht nicht einmal eine ſo lange Dauer als die des frühern Bundesſtaats war, weiſſagt. Es hätten, ſagt er, bei mehrern Gelegenheiten ſich Stimmen hören laſſen, „die nichts anders zu verkünden ſchienen, als ein Streben, die Bundesglieder möglichſt auseinander zu halten, und die politiſche Wirkſamkeit der Bundesverſammlung möglichſt unbedeutend zu machen, ja bis zur Nullität herab zu bringen.“ Indeſſen, wenn wir nur Frieden behalten, „wenn nur keine, von argliſtigen Fremden hingeworfene Lockſpeiſe die einzelnen Bundesglieder nach verſchiedenen Richtungen zieht,“ ſo meint der Verfaſſer, es wäre doch wohl möglich, daß der Bund ſich nach und nach befeſtigte. —

Bei der Frage: wer ſoll das Haupt des deutſchen Bundes ſeyn? bemerkt Hr. Krug: Preußen ſolle Deutſchlands Hüter gegen Weſten ſeyn; aber ob denn von Oſten her gar keine Gefahr drohe? wo Preußen in ſeiner gegenwärtigen Lage bereits umgangen ſey, und böſes Spiel habe, wenn nicht eine andere, mit ihm verbundene Macht (Oeſterreich) ihm dieſe Flanke decke. Bräche vollends ein Ungewitter von Oſt und Weſt zugleich herein — was doch wohl möglich wäre — ſo könne Preußen allein Deutſchland nicht ſchützen. Preußen könne billigerweiſe nur fodern „unter den deutſchen Bundesſtaaten die zweite Stelle einzunehmen, die aber nicht minder ehrenvoll ſeyn würde als die erſte, wenn z. B. Oeſterreich die Würde eines Kaiſers, und Preußen die eines Erzkanzlers erhielte, beide Würden mit ſolchen Rechten verknüpft, „daß ſie fortan geſetzlich gegen „einander gravitirten.“ Dafür, meint Herr Krug, würde Deutſchland Preußen mehr Dank wiſſen, „und ihm das durch manche Umſtände, beſonders durch die unglückliche Theilung von Sachſen verlohrne Zutrauen, leichter wiederſchenken, als „wenn es, nach dem Wunſche der Boruſſomanen, „auch noch Oberhaupt des deutſchen Bundes werden „wollte.“

Daß es beſſer ſey, aus ganz Deutſchland nur Einen Staat zu bilden, bezweifelt der Verfaſſer. „An phyſiſcher Kraft möchte es allenfalls dadurch gewinnen, aber gewiß nicht an moraliſcher, nicht an vielſeitiger und ausgebreiteter Bildung, nicht an menſchlichem und weltbürgerlichem Sinne, der mit dem vaterländiſchen gar wohl beſtehen kann, auch nicht an Freiheit. Denn man wolle doch ja nicht vergeſſen, daß, wenn auch hin und wieder in Deutſchland eine deſpotiſche Regierung ſich zeigte, ihr Druck immer nur ein beſchränkter blieb; daß der Gedrückte in andern Gauen eine Freyſtätte, ja eine freundliche Aufnahme fand; daß ein freyer Gedanke, der an dem einen Orte nicht laut werden durfte, an einem andern durch Mund und Schrift ſich ungehindert ausſprechen konnte, und Gott ſey Dank! noch kann. Und dieſe unſchätzbare Wohlthat wollten wir aufgeben? wollten uns unbedingt hingeben an dieſe oder jene Regierung, die ſich eben als die deutſcheſte ankündigt? — Laſſet Euch nicht täuſchen, meine deutſchen Brüder, durch das Aushängeſchild der liberalen Ideen, der freyen Verfaſſungen! Es iſt nicht alles Gold was glänzt u. ſ. w." (Hier hat der Verfaſſer uns aus der Seele geſprochen, wird aber ohne Zweifel bei vielen hochgeehrten Ultra's damit anſtoßen, ſo wie es uns ſelbſt im Jahr 1812 mit einem von ganz Deutſchland hochgefeyerten Freyherrn erging, dem wir, auf ſeine Frage: ob Deutſchland unter Einem Herrn nicht glücklicher ſeyn werde? ungefähr dieſelbe Antwort gaben, und den leidenſchaftlichen Mann uns plötzlich dadurch zum Feinde machten.) —

Die neunte Abhandlung, über Einrichtung der oberſten Staatsbehörden, müſſen wir übergehn, ſo viel Gutes ſie auch enthält. Aus der zehnten: wer wird ſiegen? die ſchon 1815 in der Minerva abgedruckt wurde, heben wir eine Note aus, in welcher der Verfaſſer erklärt: „er habe den Wiener Congreß vor Augen gehabt, über welchen damals viele, zum Theil wohl gerechte, zum Theil aber auch ſehr ungerechte Klagen erhoben worden. Jetzt gelte daſſelbe von der deutſchen Bundesverſammlung. Wer die beſondern Verhältniſſe derſelben erwäge, wer da bedenke, daß die deutſche Bundesacte ſelbſt nur ein durch Napoleon's Erſcheinen übereiltes Werk geweſen, und den eigentlichen Organismus ſowohl des Bundes als der Verſammlung völlig unbeſtimmt gelaſſen; der werde auch, bei Beurtheilung deſſen, was von der letztern bisher gethan und nicht gethan worden, ſich zur Billigkeit geneigt fühlen."

Schon damals ſagte Herr Krug: Buonaparte's Rückkehr wünſchen, „hieße das Unglück von Millionen wünſchen, um aus den Händen eines Böſewichts einen kümmerlichen Erſatz für erlittenes Unrecht als Handgeld für künftig in ſeinem Dienſte auszuübendes Unrecht zu empfangen. Denn das iſt eben das Verderben, ſo von dieſem Manne ausgeht, daß man in ſeiner Atmoſphäre gar nicht leben, in ſeinem Bunde gar nicht würken kann, ohne auf allen eigenen Willen zu verzichten und ſich als blindes Werkzeug des Böſen, trotz aller beſſeren Regung des Herzens, mißbrauchen zu laſſen." (Große Beiſpiele lagen dem Verfaſſer in der Nähe.) —

Indeſſen meynt Hr. Krug: die Engländer brauchten ſich, wegen ſicherer Verwahrung dieſes Ungeheuers gar nicht ſo viele Mühe und Koſten zu machen; ja ſie könnten ihn geraden Weges ſeine Straße ziehen laſſen, ohne, daß die Welt jetzt noch etwas von ihm zu befahren hätte, denn ſeine Kraft ſey zerknickt, ſein Kredit durch zwiefache Niederlage, Flucht und Abdankung vernichtet. Es möchten vielleicht noch einige Wagehälſe, die nichts zu verlieren hätten, ſich an ihn hängen, aber wenn er es wagte, in Frankreich oder irgendwo in Europa mit ihnen zu landen, ſo würde es ihm ergehn wie ſeinem abenteuerlichen Schwager Mürat. (Das möchten wir doch nicht verbürgen.) —

Die eilfte Abhandlung ſpricht von der rückgängigen Bewegung unſers Zeitalters. Die Zeichen, die darin deuten, ſind, dem Verfaſſer zufolge, die unverſtändige Herabwürdigung des Verſtandes, die vorherrſchende Lobpreiſung der Einbildungskraft und des von ihr abhängigen Gefühles. Allerdings hemme einſeitige Verſtandesbildung den höhern Aufſchwung des Geiſtes zu den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, aber einſeitige Kultur der Einbildungskraft und des Gefühles, das beſtändige Hinneigen zum Unbeſtimmten, Unbegreiflichen und Geheimnißvollen, raube dem Menſchen die klare Anſicht des Lebens und ſeiner Verhältniſſe, ohne welche er doch ſeine Beſtimmung auf Erden nicht erreichen könne. Nur im natürlichen Gleichgewicht der Kräfte beruhe die wahre menſchliche Vollkommenheit. (Goldene Worte!) „Aber davon wollen jene Verſtandesverächter „nichts wiſſen. Trocken und nüchtern ſchaden ſie dem Verſtande, und reden verächtlich von „der leidigen Aufklärung, nicht bedenkend, daß Gott „ſelbſt im Lichte wohnt — nehmen ſogar den Aberglauben in Schutz, weil er Einbildungskraft und „Gefühl mehr anſpricht, als ein vernünftiger Glaube. Darum wollen ſie auch in der Religion nichts „als dunkle Gefühle, bilderreiche Reden, Geheimnißvolle Gebräuche, verabſcheuen das Forſchen und „Prüfen nach Gründen, fodern blinde Unterwerfung „unter die Autorität des Buchſtabens, predigen Myſtik und Schwärmerey von den Dächern, und würden ſich lieber zum prunkvollen Dienſte der olympiſchen Götter wenden, würden lieber das Knie „beugen vor heiligen Götzenbildern, als den Allerheiligſten im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. „Ja ſie verleumden ſogar das Denken ſelbſt als „ein gebrechliches Handwerk des Verſtandes, u. ſ. w." (Woher kommt das Alles? es iſt ſo bequem blos zu fühlen und nicht zu denken. Die Denkſcheu iſt die chroniſche Krankheit unſerer Zeit.) —

Ein zweites Zeichen der rückgängigen Bewegung iſt dem Verfaſſer der wieder emporſtrebende Jeſuitismus, und er bemerkt als auffallend, daß, während Rußland — welches einſt dem aufgehobenen Jeſuiter Orden eine Freyſtätte gab — ſich gezwungen ſah, deſſen Umtrieben und Anmaſſungen nachdrücklich zu ſteuern, diejenigen Mächte, welche jene Aufhebung am lebhafteſten betrieben hatten, der Wiederherſtellung gleichgültig zuſahen. Schon füllen ſich die Kerker der Heiligen (!) Inquiſition wieder in und außer Europa, und auf der Inſel Cuba wurden im Jahr 1815 ſechs angebliche Ketzer zur Ehre Gottes verbrannt!

Auch die weltliche Zwingherrſchaft, von der wir kaum durch Blutſtröme erlöſt werden, werde jetzt wieder von Vielen in Schutz genommen. (Wer thut das? wer iſt ſo verworfen? H. Krug ſoll nur nicht ſagen daß, wer einer geſetzlichen Monarchie das Wort redet, dem Deſpotismus huldige. Er ſelbſt erkennt den Verfaſſer der kleinen Schrift: puisse t-il se trouver! Rêve patriotique, für einen edlen Mann, obgleich er von Verfaſſungen nichts hält, ſondern ſagt: der Fürſt ſelbſt ſey die Verfaſſung, und Alles komme nur auf die Verwaltung an. Gleich als wenn, fügt Hr. Krug hinzu, der Kopf die Conſtitution des menſchlichen Körpers wäre, und dieſer keiner guten Conſtitution bedürfe, wenn nur der Kopf ſtark genug wäre, den Körper leidlich auf den Beinen zu erhalten, indem er ihm etwa eine gute Diät vorſchriebe. Dieß Gleichniß möchte leicht mehr für den Gegner als für den Verfaſſer ſprechen; denn allerdings iſt der Kopf die Hauptſache und weiß ſelbſt einen ſchwachen Körper zu erhalten. Umgekehrt lehrt die Erfahrung, daß ein wohlgepflegter Körper ſelten mit einem wohlgepflegten Haupte verſehen iſt. Ein völliges Gleichgewicht zwiſchen beiden wäre freilich die beſte Verfaſſung, allein das gehört unter die frommen Wünſche, wird wenigſtens nie von Dauer ſeyn, weil dieſe Dauer immer von der Lebensdauer Einzelner Führer abhängt.) —

Zu den Zeichen rückgängiger Bewegung zählt der Verfaſſer ferner: „die hie und da wieder keck „hervortretenden Anſprüche gewiſſer Leute (des Adels) auf die erſten Stellen im Staate und im Heere, „ohne eigenes Verdienſt und Würdigkeit." — (Wir möchten es gerade zu den Zeichen des Vorwärtsſchreitens zählen, daß ſolche Anſprüche verlacht werden; auch dächten wir, ſie würden nur noch von einzelnen Thoren gemacht, deren es immer geben wird.) — „Das kleinliche Streben unſerer Zeitgenoſſen, ſich mit Sternen, Kreuzen und Bändern „heraus zu putzen." — (Wer iſt ſchuld daran? ſo lange die deutſchen Fürſten ihre Bänder als Belohnung des Verdienſtes und — um der Wohlfeilheit willen — oft als die einzige Belohnung ſpenden, ſo lange wird ein Jeder darnach ſtreben; denn wer möchte nicht wünſchen, ſein Verdienſt öffentlich geehrt zu ſehen? wenn aber wahr iſt, [illegible] der Verfaſſer in einer Note ſagt: „Jetzt ſcheint es „eine wichtige Staatsangelegenheit zu ſeyn, neue „Orden und Ehrenzeichen auszuſinnen, um ſie mit „ſammt den alten haufenweiſe auszuſpenden und „eben dadurch verächtlich zu machen" ſo muß man die Verblendung ſolcher Fürſten beklagen die, weil das Band wohlfeil iſt, das koſtbarſte, die Idee verſchleudern, die vormals an dieſes Band geknüpft war. Wenn die Edelſteine ihren Werth behalten ſollen, ſo muß man nicht in Eldorado wohnen.) —

Ferner: „den Hochmuth, mit welchem die Männer vom ſtehenden Heer an manchen Orten ſchon wieder auf die ſchlichten Landwehrmänner und den ehrlichen Bürgers- und Bauersmann herabblicken" endlich „die blinde Wuth und den bittern Hohn, „womit man im Anfange des 19ten Jahrhunderts „ein erdrücktes und durch langen Druck entwürdigtes Volk (die Juden) noch mehr zu verſchlechtern „ſucht." Der Verfaſſer erinnert hier an Klopſtock, der in ſeiner Ode an den Kaiſer Joſeph ſang:

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er ſieht,
Wie unſer Pöbel Canaans Volk entmenſcht?
Und thut der's nicht, weil unſere Fürſten
Sie in zu eiſerne Feſſeln ſchmieden?

„Zu dieſem Pöbel geſellen ſich jetzt wieder deutſche und chriſtliche Gelehrte!" — Ein engliſcher Staabsofficier fand die Chriſten zu Roſette durch den Druck der Muſelmänner zur niedrigſten und verächtlichſten Menſchenklaſſe herabgeſunken; es galt von ihnen im höchſten Grade, was man anderwärts den Juden zur Laſt legt. Nachdem der Verfaſſer dieß geleſen, kann er auch beim Anblick des ſchlechteſten Trödeljuden nur über die menſchliche Thorheit ſeufzen, welche den Menſchen erſt ſchlecht macht, um hinterdrein über deſſen Schlechtigkeit klagen, oder die eigne Ungerechtigkeit beſchönigen zu können.

Das gehaltreiche Büchlein ſchließt mit Politiſchen Miſcellen. Da wird unter andern die Furcht vor Amerika ungegründet genannt, wenn man nur nicht ſo thöricht ſey, es zum Kampfe gegen Europa herauszufodern. Das aber würde geſchehn, wenn die europäiſchen Mächte ſich in den Kampf der ſpaniſchen Colonien mit dem Mutterlande miſchten, was doch zu nichts helfen würde, denn es ſey ein Naturgeſetz, daß Colonien eben ſo frey vom Mutterlande werden, als Kinder von ihren Eltern. Es ſey 100 gegen Eins zu wetten, daß der

Kampf in Südamerika eben ſo enden werde, als der in Nordamerika geendet hat, und Europa werde dabei gewinnen.“ Chateaubriands Meynung, daß Amerika einſt mit dem Schwerte in der Hand Europa republikaniſiren werde, ſey eine Schimäre, denn ſicher würden auch dort monarchiſche Staaten neben republikaniſchen ſich bilden. Selbſt der Präſident der Nordamerikaniſchen Freyſtaaten, was ſey er anders, als ein jedesmal auf 4 Jahre gewählter Monarch? —

Unter dem Artikel: die europäiſchen Finanzen, heißt es: „das Uebel des Militair-Etats hat ſich in unſern Zeiten durch die ungeheuern ſtehenden Heere dergeſtalt vermehrt, daß man wohl ſagen kann: die Sorge für äußere Sicherheit wird uns endlich dahin bringen, daß es innerlich nichts mehr geben wird, was der Sicherung noch bedürftig oder werth wäre.“

Und am Schluſſe: „wenn es den erhabenen Fürſten, die den heiligen Bund geſtiftet haben, ernſtlich um Ausführung dieſer ſchönen Idee zu thun iſt, wie ſich nicht anders erwarten läßt: ſo iſt unſtreitig eine der erſten Bedingungen davon die Verminderung der ſtehenden Heere, und des auf allen Völkern ſchwer laſtenden Militair-Etats.“ —

Unter dem Artikel: Behandlung neuerworbener Provinzen, ſagt der Verfaſſer: man begehe in dieſer Hinſicht Fehler, die faſt unglaublich ſeyn. Bei der Beſitznahme verſpreche man alles mögliche Glück, Heil und Seegen, mehr als man geben könne, wenn man nicht wie Gott allmächtig ſey; aber kaum wären die Patente angeſchlagen und die Proclamation vertheilt, ſo verändere ſich augenblicklich die Scene; da komme ein Heer von Beamten aus den alten Provinzen, weil man den Eingebohrnen nicht traue; dadurch erbittere man dieſe u. ſ. w. Jene Beamten fingen ſogleich mit dem ſogenannten Organiſiren an, was aber oft nur ein Desorganiſiren ſey, und wenn die Einwohner nicht ſogleich allem bisher Gewohnten entſagten und in die neue Ordnung der Dinge ſich fügten, ſo würden ſie bei der Regierung als Widerſpenſtige verklagt. Dann kämen neue Auflagen — Beſchwerden würden entweder gar nicht oder verweiſend beantwortet u. ſ. w. Es ſey daher kein Wunder, wenn in allen ſolchen neuen Provinzen Unzufriedenheit herrſche.

Unter dem Artikel: Auswanderungsverbote, heißt es: „Eine Regierung, welche ſolche ergeben läßt, macht nur ihre eigne Schande bekannt. Denn ſie geſteht vor aller Welt, daß ſie ihre Unterthanen mit nichts, als mit blinder Gewalt zu feſſeln verſtehe.“

Das Ganze ſchließt mit einigen Fragen zu beliebiger Beantwortung. Eine dieſer Fragen lautet:

„Iſt eine geheime Polizey wohl etwas anders, als das öffentliche Bekenntniß einer ſchlechten Regierung, daß ſie kein gutes Gewiſſen habe?“

Wir haben mit Fleiß den Raum dieſes Mal nicht geſpart, um unſern Leſern ein Werk bekannt zu machen, das ſo reichhaltig, ſo kühn, und großentheils ſo wahr, ſo trefflich iſt. Auch da wo man der Meynung des Verfaſſers nicht beiſtimmt wird man doch nie den redlichen Wahrheitsforſcher verkennen, und bei aller Stärke ſeines Ausdrucks den Anſtand nicht vermiſſen.

Urtheil eines Franzoſen über deutſche Bundes-Intereſſen.

(Eingeſandt, und als freymüthige Aeuſſerung eines wackern, und bekannten Mannes aufgenommen.)

Monſ. Bignon in Paris, ein den Deutſchen bekannter Geſchäftsmann und Schriftſteller, hat ein Coup d'oeil sur les démèles des Cours de Bavière et de Bade bei Delaunay herausgegeben. Dieſe Démèlés gehen Frieden und Recht im Vaterlande, Kopf und Herz jedes Deutſchen ſo nahe an, daß man wohl auch hören mag, was der Fremde von unſerer Art, das Bundes-Intereſſe und Länder-Wohl zu befördern, ſpricht. Der Mann wirfft drey Fragen auf, wovon die Erſte ſo lautet: „Hat die Verhandlung dritter, welche Bayern einen Theil der Erbfolge von Baden zutheilten, ohne daß der dabei intereſſirte Staat ſeine Zuſtimmung gab, Gültigkeit?“ Wir fragen dagegen, ob der Mann ſeine Frage an den Menſchenverſtand und das Vernunftrecht, oder an die herkömmiche Diplomatik richte? Die Antwort von beyden, erräth Jedermann leicht. Mr. Bignon ſeiner Seits antwortet, gleich einem Deutſchen, mit Nein! — Zweite Frage: „Macht die ungleiche Heyrath des letzten Gros-Herzogs von Baden die Kinder der Erbfolge unfähig?“ Mr. Bignon ſagt wieder: Nein, weil das Feudal-Geſetz nicht mehr gelte. Dieſer Grund dünkt uns nicht ausreichend; es giebt aber, ſoviel wir ſehen, ausreichende für das Nein. — Man hat z. B. in der allerletzten Kaiſ. Wahlcapitulation des ſeel. Deutſchen Reichs ſich noch nicht einmal zu ſagen getraut, was notoriſche Mißheirathen ſeyen. Die vorbehaltene Beſtimmung ſoll noch erfolgen. — Dritte Frage: „Wenn eine Hauptlinie ausſtirbt, dürfen Dritte über ihren Nachlaß verfügen?“ Auch hier nimmt ſich Monſ. Bignon erſt die Mühe mit Nein zu antworten. Das kömmt uns traurig vor, daß man das noch für nothwendig hält, ſo traurig, als was überhaupt in dieſer das Rechtsgefühl tief ergreifenden Sache geſchehen iſt, theils wohl noch geſchehen kann. — Man hat bisher geglaubt, Ludwigs, des ſogenannten Großen, Leibwort: l'Etat c'est moi, wäre aus dem Dictionnaire des öffentlichen Rechts verbannt; wenigſtens gilt jetzt bei unſern Nachbarn das: La Nation est quelque chose, und wohl etwas mehr, als Legitimität? Es iſt Zeit, daß man zwiſchen Länder- und Privat-Erbſchaften unterſcheide. Wir erwarten mit geſpannter Aufmerkſamkeit, was bei uns zu Sicherung des Volksglaubens an das Recht geſchehen werde; denn dieſer allein ſichert die Thronen und alle Erbfolgen dauerhaft. Ob das Volk in Baden für quelque chose gelte, ob es die Veränderung und Zerreiſſung wünſche, muß ſich zeigen. So viel man gehört, finden es viele grauſam, ihre neue Conſtitution an die von Bayern hinzuopfern; aufgeklärte Staatsdiener werden vollends den Bayeriſchen Preßzwang deſto ſclaviſcher finden, weil er hinter Freiheits-Worte verſteckt iſt. Das National-Ehrgefühl ſträubt ſich auch bey dem Gedanken, daß der deutſche Bund ſeine eignen Angelegenheiten nicht allein ſoll beſorgen können. Am Ende macht M. Bignon noch ein paar Nachbemerkungen; wir heben die Letzte als ſehr beachtenswerth aus. Er hat im XI. Theil der von Schöll herausgegebenen Geſchichte der Friedensſchlüſſe folgende Anmerkung gefunden. (S. 338.) „„Es hat nichts über die Art und Weiſe „verlautet, wie man über das eigentliche Marggrafthum Baden verfügt hat. Man kann aber muthmaßen, daß es dem König von Würtemberg beſtimmt iſt, der ſich, bei ſeiner Einklemmung zwiſchen der Schweiz und Bayern, nur durch Ausbreitung gegen Weſten vergrößern kann.“ Unſer Franzoſe ſagt nun: „Eine ſolche Vorausſetzung „muß alle regierenden Häuſer in Schrecken ſetzen, „die den Königstitel nicht haben, weil es ſcheint, „als gebe dieſer das Recht, ſich nach Belieben und „Gelegenheit zu vergrößern.“ Wir denken aber ſo: Sollte denn der deutſche Bund blos zum Beſten der regierenden Familien der Bundes-Länder, nicht auch für dieſe ſelbſt beſtehen? ſollte auf die Erſcheinung des heiligen Bundes irgend eine, Eintracht auflöſende und Furcht ähnlicher Schickſale verbreitende Erſcheinung folgen können? Sollten wir blos Buonaparte ausgetrieben, und ſeine Vergrößerungsſucht in Europa zurückbehalten haben? Wir wollen uns daher noch zur Zeit an den Troſt des Verf. halten, den er in ſeinen Schlußworten ausſpricht: „Es iſt beruhigend zu denken, daß die Zuſammenkunft in Aachen allen Beſorgniſſen ein Ende machen werde. Denn die vereinigten Herrſcher können einen ihrer würdigen Ruhm nur in der Beſchützung des Schwachen und in dem Triumph der Gerechtigkeit ſuchen.“

Erhebungen.

Unter dieſem Titel hat der Hofbuchdrucker Kaufmann zu Mannheim eine neue Ueberſetzung von den 4 Büchern des Thomas von Kempen, von der Nachfolge Chriſti überſetzt, prächtig in 2 Bänden gedruckt und mit einem ſchönen Bildniß von Chriſtus verziert, aber nur eine Auflage von 50 Exemplaren davon gemacht, von welchen er nicht mehr als 30 zu dem billigen Preiſe von 2 Ducaten verkaufen will. Wir zweifeln nicht, daß er ſehr bald 30 Käufer finden werde, nicht um des ſchönen Papiers und des herrlichen Druckes willen, (obgleich auch das Manchen reizen wird) ſondern weil die Ueberſetzung würklich ſehr brav iſt. Bekanntlich erwarb der fromme Thomas, der zu Ende des 14. Jahrhunderts in einem Kloſter bei Zwoll lebte, durch ſein lateiniſch geſchriebenes Werk ſo hohen Ruhm, daß in dem ganzen chriſtlichen Europa über Tauſend Ausgaben und Ueberſetzungen in allen Sprachen bis auf unſre Zeiten ſich erhalten haben, unter welchen die große Pracht-Ausgabe in Folio, welche Bodoni 1793 für den Prinzen von Parma druckte, eine der merkwürdigſten iſt. Mit Recht ſagt der jüngſte Ueberſetzer: „Alles was bis auf die neueſte Zeit über chriſtliche Lebensweisheit Eindringendes geſprochen und geſchrieben worden, hat der ehrliche Thomas lange vorher in einfacher, unerkünſtelter Sprache gegeben. Man wird dieſe hier wieder finden.“ Das letztere Zeugniß, welches er ſich ſelbſt beilegt, müſſen wir beſtätigen, und wollen zum Beweis nur Eine Stelle anführen, nicht auswählen, ſondern wie ſie uns beim Aufſchlagen des Buchs eben in die Hände fällt.

„So oft ich unter Menſchen geweſen, kam ich beim Heimgehen weniger Menſch.“ Eine viel umfaſſende Wahrheit, die wir faſt immer fühlen, wenn wir uns im Kreiſe der Welt müde ſchwatzen! „denn es iſt wohl tauſendmal leichter durch Schweigen klug ſeyn, als viel reden und dabei nicht fehlen! Es iſt leichter ſich verborgen halten, als von außen ſich herumtreiben und dabei tadellos bleiben. Wer alſo zum innern geiſtigen Leben gelangen will, wodurch ihm erhöhtere Einſichten im Reiche der Wahrheit zu Theil werden, der muß ſich, wie einſt Chriſtus, gleichfalls öfters von der Menge zu entfernen wiſſen, damit ihn das läſtige Gewühl der Menſchen bei großen Entſchlüſſen nicht zerſtöre. Denn es kann Niemand ſicherer unter dem Volke ſich ſehen laſſen, als der auch zuvor gern ungeſehen daheim lebte, und den nach dem öffentlichen Anſehn nicht geizet; Niemand öffnet ſicherer den Mund zum Reden, als der auch zu ſchweigen weiß; Niemand ſteht ſicherer oben an, als der gelernt hat mit weiſem Gleichmuth auf unterer Stufe ſich zu halten; Niemand endlich wird ſicherer zu befehlen wiſſen, als der es verſteht mit Vernunft zu gehorchen.“

(Hierbey das Intelligenz-Blatt No. 4.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 46. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r. Band.

Einige Bemerkungen über den Brief des Grafen Las Caſas an Lucian Buonaparte.

Dieſer, aus den Memoiren des Grafen Las Caſas bekannte, Brief, iſt ſo eben (im October) zu Heidelberg wieder abgedruckt worden, mit der Anzeige, daß von Allem, was ſeine Memoiren enthalten, nichts würklich von dem Grafen mitgetheilt worden, als eben der Brief an Lucian und der an Lord Bathurſt, und daß ſelbſt dieſe, indem ſie aus dem franzöſiſchen in's deutſche, aus dem deutſchen in's engliſche und aus dem engliſchen wieder zurück in's franzöſiſche überſetzt worden, faſt unkenntlich geworden ſind, weshalb man für nothwendig erachtet hat, eine neue, authentiſche Auflage davon zu veranſtalten.

Wir erlauben uns einige Bemerkungen: Erſtens kann unmöglich wahr ſeyn, daß Napoleon allen Bitten, ſich noch einmal an die Spitze der Truppen zu ſtellen, blos darum widerſtanden habe, weil ein Bürgerkrieg nur ihm nützlich ſeyn könne. Ein Mann, der die Franzoſen ſo lange blos als blinde Werkzeuge ſeiner Herrſchſucht betrachtet und bei Millionen auf die Schlachtbank geliefert hat, kann unmöglich ſo geſprochen, und noch weniger gefühlt haben.

Zweitens vergißt ſich der Hr. Graf ſo ſehr, Napoleon's Verhaftung an der engl. Küſte einen hinterliſtigen Streich (guet apens) zu nennen, und fügt hinzu: „ſind wir denn nicht mehr unter civiliſirten Nationen? wo bleiben denn Völker-Recht und öffentliche Moral? wir appelliren an Gott, den Rächer der Treuloſigkeit, wir nehmen ihn zum Zeugen des verrathenen Treu- und Glaubens. Es würde mir ſchwer werden, Ihnen den Sturm zu beſchreiben, den dieſer empörende Mißbrauch der Gewalt und der Lüge gegen unſere gutmüthige Leichtgläubigkeit in uns erregte. Noch jetzt, indem ich davon rede, wallet mein Blut.“ — Ey! ey! hatte denn der Herr Graf ganz vergeſſen, durch wen Treu und Glauben aus der Welt, und Mißbrauch der Gewalt in die Welt gekommen ſind? War nicht Napoleon, und nur Napoleon, der große Lehrmeiſter? ſollen wir ihn, unter tauſend gräßlichen Beyſpielen, nur an das Eine erinnern, wie ſein Abgott den jungen König von Spanien nach Bayonne lockte, und ihn dort, unter Androhung des Todes, zwang, ſeine Krone an den nichtswürdigen Joſeph abzutreten? bey Gott! wer ſo gehandelt hat, der iſt unverſchämt, wenn er Großmuth in Anſpruch nimmt. Haben denn die Engländer ihn nach Plymouth gelockt? — iſt er denn allein der Sterbliche, den man nicht mit dem Maaße meſſen darf, mit dem er gemeſſen hat? — iſt denn von ihm Moral und Völker-Recht nicht Tauſend Mal mit Füßen getreten worden? iſt das Blut des Herzogs von Enghien ſchon vertrocknet? — Fürwahr, der Hr. Graf hätte ſich über nichts wundern ſollen, als darüber, daß man ſeinen gräßlichen Helden nicht erſchoß.

„Welches Unheil“ ſo ruft der Hr. Graf aus, „bereiten ſolche ungeheure Verirrungen unſerm armen Europa! welche Leidenſchaften werden ſie wieder anzünden! — Seltſame Verblendung; Napoleon hatte die Revolution geendigt; man fängt ſie wieder an. Die Völker Europa's werden mehr als jemals in Gährung kommen“ — Wir ſehen hier keine andere Verblendung, als die des Hn. Grafen. Die Völker Europa's ſind bey Napoleon's Verhaftung nicht in Gährung gekommen, ſondern haben gejauchzt! und wenn ſie irgend Unzufriedenheit äußerten, ſo geſchah es darüber, daß man ihn nicht zum Tode verurtheilte, zum ſchmählichſten Tode, den er mehr als jemals irgend ein Sterblicher verdient hatte.

Drittens: Der Hr. Graf meynt, die engliſchen Miniſter ſollten eilen zu zeigen, daß Buonaparte's Verbannung nur ein Werk der Politik und nicht des Haſſes geweſen. Es ſcheint, er halte es für unedel, Buonaparte zu haſſen? Großer Gott! welches andere Gefühl könnte man gegen ein Ungeheuer hegen, das ſich nur von Völker-Blut nährte, Europa in eine Brandſtätte verwandelte und in ſeinen Klauen allen Völkern Ketten brachte? hat, außer Carl dem Großen, jemals ein Menſch auf Erden gelebt, der ſo viele Millionen geſchlachtet, ſo viele Millionen unglücklich gemacht hat? und den ſollte man nicht haſſen? und der darf ſich noch beklagen, wenn er nicht mehr als 8000 Pfund Sterling zu verzehren hat? und wenn das Oel auf ſeiner Tafel nicht Provencer-Jungfernöl iſt? — Warlich! man muß aller Schaam den Kopf abgebiſſen haben, um mit der Vertheidigung eines ſolchen Böſewichts noch zu prunken.

Wir haben vielfältig darüber nachgedacht, woher es kommen mag, daß Buonaparte noch immer einige ſo enragirte Anhänger zählt, wie den Grafen Las Caſas. Entweder ſie heucheln, oder ſie meynen es ehrlich. Im erſten Falle haben ſie einen falſchen Calcül gemacht und können nun nicht mehr zurück, oder hoffen auch noch immer, daß über lang oder kurz der Altar ihres Götzen werde wieder aufgerichtet werden. Im zweyten Falle, ſind ſie entweder ſo verblendet, daß ſie Napoleon's zahlloſe Greuelthaten gar nicht ſehen und nicht ſehen wollen, oder ſie ſind ſo verrückt und ſo verworfen, ſie für Großthaten zu halten. In allen dieſen angenommenen Fällen — (und fürwahr wir ſehen nicht, welchen andern Fall es noch geben könnte) — ſind ſie verächtliche Perſonen, Heuchler, oder Dummköpfe, oder Blinde oder Böſewichter. Wir wollen aus Menſchenliebe den Hn. Grafen, unter die Blinden zählen; er muß aber nur nicht glauben, daß er uns Sehenden Staub in die Augen ſtreuen könne. — Man hat Beyſpiele, daß kleine Hunde, die in den Käficht eines Löwen mit eingeſperrt und von demſelben verſchont wurden, der wilden Beſtie eine Anhänglichkeit bewieſen haben, welche die Hunde faſt nur für Menſchen zu empfinden pflegen. Geſetzt aber, ein ſolches Hündlein könnte reden, und verſicherte männiglich: der Löwe gehöre nicht zum Katzengeſchlecht, ſey kein Raubthier, das — wie jeder Naturkundige jetzt weiß — eben ſo feige als grauſam iſt, nur der Wärter deſſelben habe ſehr Unrecht ihn einzuſperren, auch ſey das Fleiſch, welches man ihm täglich vorwerfe, nicht immer ſo friſch und zart, als er es ſonſt gewohnt geweſen — was würden wir dem Hündlein antworten? —

Der Deutſche in Nordamerika.

Unter dieſem Titel hat der Freyh. von Gagern eine eben ſo merkwürdige als nützliche Schrift herausgegeben, durch die er einen neuen Zweig in den wohlverdienten Ehrenkranz ſeines Patriotiſmus flicht. Der Anblick der zahlreichen Auswanderungen im vorigen Jahre, und die Leiden, deren Augenzeuge er war, bewogen ihn, ſeinen Vetter, den Freyherrn Moritz v. Fürſtenwärther, mit einer höchſt ſinnigen Inſtruction nach Amerika zu ſenden, um an Ort und Stelle zu erforſchen, wie der Schiffer die Ausgewanderten behandelt habe; was bei der Landung derſelben geſchehe; welche Dienſt-Contracte man ſie einzugehen nöthige; ob der Deutſche dort gern geſehen ſey; ob er ſeine Gewohnheiten, Denkungsart und Sprache beybehalte; in welchem Zuſtande ſich die Schulen befinden; in welchem die Geſelligkeit; wie man das Eigenthum erwerbe; welchen Werth die Güter haben; in welchen Land- und unter welchen Himmelsſtrichen Ausgewanderte das vortheilhafteſte Unterkommen finden; ꝛc. Die ganze Inſtruction trägt das Gepräge ſowohl des zarten Menſchenfreundes als des umſichtigen Staatsmannes. Das Vertrauen des Herrn v. Gagern war auf den rechten Mann gefallen. Die Berichte des Hrn. v. Fürſtenwärther, welche nun folgen, und deren letzter vom 6. März dieſes Jahres datirt iſt, zeigen überall den aufmerkſamen und verſtändigen Beobachter. Es wäre ſehr intereſſant, ſie mit Bülow's Werke über Amerika zuſammen zuſtellen; da uns jedoch der Raum das nicht vergönnt, ſo begnügen wir uns, einzelne merkwürdige Stellen abzuſchreiben.

Am 3. July 1817 ſchrieb Hr. v. F. aus Amſterdam: Ich habe das Elend des größten Theils der Ausgewanderten größer, und die Lage Aller rath- und hülfloſer gefunden, als ich mir vorſtellen konnte. Wenn die Regierungen auch nicht die Verpflichtung fühlen, ſo fordern ſie Menſchlichkeit und die Ehre des deutſchen Nahmens auf, auf das ſchleunigſte ernſtliche Maaßregeln zu ergreifen, um dem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen, und für die Zukunft, wenn ſie fernere Auswanderungen zu geſtatten für gut finden ſollten, durch zweckmäßige Anſtalten für beſſere Ordnung zu ſorgen. Schon auf meiner Reiſe hierher begegnete ich auf allen Wegen ganzen Scharen zurückkehrender Familien, welche von allem entblößt ſich bettelnd forthalfen. — Diejenigen, welche ihre Fracht entweder gar nicht, oder nicht ganz bezahlen konnten, ſind dem Wucher und der ungeſtraften Willkühr der Schiffs-Mäckler Preiß gegeben, welche den ſchändlichſten Menſchenhandel mit ihnen treiben. — Die Schweitzer ſind um vieles beſſer dran. Die Regierung iſt mehr um ſie bekümmert. Sie verlieren nicht ihr Bürgerrecht, wie die Würtemberger, welche demſelben, in den Päſſen, die ſie erhalten, ausdrücklich entſagen müſſen. Sie erhalten einen ſogenannten Heimathsſchein und werden, wenn ſie in ihren Hoffnungen getäuſcht, wieder zurückkehren, väterlich wieder aufgenommen; ja ein jeder erhält in dieſem Falle von dem Conſul zwey Louisd'or auf den Weg; auch wird von demſelben für jeden Hospitaliſten wöchentlich drey Gulden vergütet. Aehnlicher Begünſtigungen erfreuen ſich die Lothringer und Elſaſſer. — Ich war dieſen Morgen auf einem ehemaligen ruſſiſchen Linienſchiffe, welches ein Holländer gekauft hat, und auf Rechnung von Rudolphi, mit Deutſchen am Bord nach Philadelphia geht. Es ſind bereits 4 bis 500 Köpfe, worunter eine Menge Weiber und Kinder, auf demſelben, und es wird nicht eher unter Segel gehen bis es ſeine volle Fracht haben wird, über welche Zögerung die Leute ſehr mißvergnügt waren; wider Erwarten hatten ſie ſonſt keine Klagen, da mir das Schiff doch in Amſterdam ſehr verſchrieen war. Deſto mehr hörte ich auf einem andern Schiff: der neue Seeflug, Capitain Mempelmann. Es ſind ungefähr 400 Würtemberger auf demſelben, die, wie ich mich ſelbſt überzeugt habe, ſehr ſchlecht behandelt werden; die Lebensmittel ſind von ſchlechter Qualität, und ſie erhalten nicht was ihnen gebührt; außerdem klagten ſie über grobe Begegnung von Seiten des Schiffs-Volkes. Es waren in 5 Wochen, wo ſie an Bord waren, 28 Menſchen, worunter 25 kleine noch ſäugende Kinder, geſtorben." (!)

Am 28. October 1817. ſchreibt er aus Philadelphia: „Ungerecht, hart, unmenſchlich iſt nur zu oft, man kann ſagen in der Regel, die Behandlung der Leute, ſobald ſie auf die Schiffe kommen. Sie werden ſchlecht verpflegt und liegen zu dicht aufeinander, indem man nicht darauf ſieht, daß die Geſetze, welche eine gewiſſe Proportion vorſchreiben, befolgt werden: Ein großer Theil ſtirbt unterwegs; die übrigen kommen in dem größten Elend und meiſtens mit zerrütteter Geſundheit hier an. Vor noch nicht einem Jahre kam ein preußiſches Schiff mit Paſſagiren, deſſen Capitain ſich die ſchändlichſten Mißhandlungen gegen dieſelben, unter andern einen Mißbrauch des andern Geſchlechts, hatte zu Schulden kommen laſſen, welches eine allgemeine Empörung hier in der Stadt erregt hatte. — Die deutſche Geſellſchaft hat bloß den Zweck, die nothleidenden Ankömmlinge zu unterſtützen und zu vertreten. Sie hat ſich große Verdienſte um ihre deutſchen Landsleute erworben. Allein der Ankommenden waren in dieſem Jahre zu viele, und ihre Mittel reichten kaum hin. Man giebt ihre Zahl auf 6000 an, und man erwartet ihrer noch eine große Menge. Auf einem Schiffe waren von 300 Perſonen 70 geſtorben. Ich hoffe, die hieſigen Frauen-Vereine ſollen ſich wenigſtens der Weiber und Kinder annehmen. — Zwei Familien wurden von freyen Negern, deren es eine Menge in Maryland giebt, gekauft. Dieſes empörte alle Deutſchen in Baltimore ſo ſehr, daß ſie auf der Stelle ſie wieder loskauften und ſich verbanden, ferner ſolche entehrende Mißbräuche zu verhüten. Ich habe durch Zufall die Bekanntſchaft eines Deutſchen gemacht, welcher ſchon lange in dem Staat Kentucky wohnt, und dort eine Zuckerfabrik etablirt hat. Er verſicherte mich, daß dieſen Sommer Speculanten hier Deutſche engagirt und in Kentucky öffentlich an den Meiſtbietenden wieder verkauft haben. Nach ſeiner Ausſage iſt dort Dutch oder white slaves (weiße Sclaven) ein gewöhnlicher Ausdruck."

In ſpäteren Berichten heißt es: „Man kann annehmen, daß bisher der zehnte Theil von denen, welche ſich einſchifften, unterwegs und noch nach der Landung ſtarben. Im vergangenen Jahre war es vielleicht der ſechſte Theil. — Mir iſt der Anblick des menſchlichen Elends nicht fremd, ich habe es in vielen Geſtalten geſehen; allein in keiner ſchauderhafteren iſt es mir vorgekommen, als auf den Schiffen, welche am Ende des letztverfloſſenen Jahres hier ankamen, und ich war noch nicht Zeuge während der Fahrt, noch kannte ich das Schlimmſte nicht anders als durch fremde Schilderung. — Junge Leute von 14 bis 20 Jahren von beyden Geſchlechtern werden am meiſten geſucht. Nicht ſelten übernehmen dieſe die ganze Fracht oder einen Theil derſelben von ihren Eltern, und verbinden ſich mit an ihrer Statt. Niemand der ledig und ohne Familie und über 50 Jahr alt iſt, ſollte ſein Vaterland verlaſſen, wenn er keine andere Mittel hat in dieſem Lande ein beſſeres Schickſal zu gründen als jene Art ſich zu verdingen. Bey Perſonen weiblichen Geſchlechts, wenn ſie unverheyrathet ſind, iſt das Alter von 30 Jahren beinah zu groß. Alter überhaupt iſt ein großes Hinderniß. Es iſt die größte Thorheit, wenn 80jährige Weiber herüber wandern, wovon es, kaum glaublich, voriges Jahr ein Beyſpiel gab. — Es war einer von den Mißbräuchen und Geſetzwidrigkeiten welche das größte Elend und die Unordnung im vorigen Jahre erzeugte und entſchuldigte, daß gewinnſüchtige Speculanten aus fernen, vorzüglich ſüdlichen Staaten, hier ganze Haufen von den Angekommenen kauften, mit ſich hinweg führten, ſie unterwegs ſehr mißhandelten, und dort wie Sclaven an den Meiſtbietenden öffentlich verkauften. — Der Deutſche Auswanderer iſt lieber geſehn als der Irrländer und Franzoſe. Mit letzterem vorzüglich kann ſich der Amerikaner nicht befreunden. Er iſt perſönlich nicht geliebt, wenn gleich man einſt mit dem Schickſale und den Grundſätzen der ganzen Nation ſympathiſirte. Allein dem ohngeachtet ſpricht ſich eine große Geringſchätzung der deutſchen Nation und ihres Nahmens aus. Die Amerikaner, obgleich ſelbſt noch zu neu, um den Nahmen einer Nation zu verdienen, beſitzen gleichwohl einen Nationalſtolz, wie keine andere Nation der alten Welt, und ſehen mit Verachtung auf diejenigen herab, von welchen die erſten Keime zu ihrer Bildung ſtammen. Von keiner aber haben ſie eine geringere Meynung, als von den Deutſchen. — Es zeigt ſich vorzüglich ſeit 10 Jahren ein Sinken der deutſchen Sprache und eine ſtarke Tendenz zur engliſchen. So allgemein auch jene jezt noch im Innern von Penſylvanien, in einzelnen Gemeinden und Familien ſeyn mag, ſie iſt nicht mehr die öffentliche, ſie iſt nicht die herrſchende. Der deutſche Auswanderer vergißt ſeine Mutterſprache nicht, ſo lange er lebt. Seine Kinder lernen ſie noch, aber ſelten vollkommen. Bey ihnen iſt der Widerwille für Alles was Deutſch iſt, gewöhnlich am größten. Sie kennen das Land ihrer Vorältern nicht, und ſchämen ſich nicht ſelten ihrer Abkunft. Bey den Enkeln geht ſie gewöhnlich gänzlich verlohren. Im Innern und vorzüglich auf dem Lande erhält ſich das Deutſche am längſten. Vieles in der häuslichen Einrichtung, in Lebensart, in Sitten und Tracht, trägt noch das deutſche Gepräge, erbt ſich länger fort und widerſteht länger der Einwirkung lokaler Formen. In den Städten, vorzüglich den Seeſtädten, iſt die Umwandlung raſcher. Die Gebildeten unter den Deutſchen daſelbſt, ſelbſt diejenigen ſo nicht da geboren, aber bei einem längeren Aufenthalt Glück und Wohlſtand daſelbſt gefunden, ſind ihr am abgeneigteſten. Die deutſche Geſellſchaft ſelbſt verdient in dieſer Hinſicht wenigſtens ihren Nahmen nicht. Ein großer Theil ihrer Mitglieder wünſcht ihre Verhandlungen ſogar in engliſcher Sprache gehalten zu ſehn, und es wird immer mehr nöthig, wenn ſich ihre Anzahl nicht verringern ſoll. Frauenzimmer, wenn ſie auch Deutſch verſtehen, mögen es nicht ſprechen. Und ſelbſt bei Kindern zeigt ſich ſchon ein Widerwillen dagegen. Doch giebt es Ausnahmen. — Außer den 19 deutſchen Zeitungen, welche in Penſylvanien allein herauskommen, und außer einigen Nachdrücken von Büchern populären und myſtiſch-pietiſtiſchen Inhalts, wird wenig oder gar nichts gedruckt. Die beſſere deutſche Literatur kennt man gar nicht, während alle Schätze der engliſchen unter den Gebildeten leichteren und allgemeinern Eingang finden. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn die deutſche Sprache auf einer ſo niedern Stufe und in ſo geringem Anſehen ſteht. Sie wird nicht mehr rein geſprochen und geſchrieben. Sie verwandelt ſich immer mehr in eine mit der engliſchen vermiſchte Mundart, und wird dereinſt mit einer progreſſiven Schnelligkeit in derſelben untergehn. Man nimmt jetzt ſchon viele Ausdrücke und Redensformen aus derſelben auf; die Endungen mancher engliſchen Worte ſind deutſch oder umgekehrt; ja die Amerika-Anglomanie geht ſo weit, daß hin und wieder, zumal in den Städten, deutſche Familiennahmen, welche einer gewiſſen Bedeutung entſprechen, z. B. Klein, Schneider, geradezu in das engliſche überſetzt werden. Der Dialekt auf dem Lande iſt, ſo viel ich bemerkt, im Ganzen mehr pfälziſch als ſchwäbiſch. — Es herrſcht überhaupt, ſo auch unter den Deutſchen, eine völlige Toleranz und Glaubens-Freyheit. Ein jeder kann glauben was er will, zu einer andern Kirche übergehn, ſeine Kinder in jeder beliebigen taufen laſſen. Alle Secten werden geduldet und geachtet. Man diſputirt, aber verfolgt und haßt ſich nicht wegen eines verſchiedenen Glaubens, und doch hängt ein jeder mit warmer Liebe an ſeinem eigenen. Alle chriſtlichen Secten zählen einzelne Deutſche unter ſich; allein im Ganzen halten ſie feſt an dem Glauben ihrer Väter, und mehr die Lutheraner als die Reformirten. — Alle Anhänglichkeit der Deutſchen an das Land ihrer Geburt oder Abſtammung erkaltet, alle vaterländiſche Erinnerungen verlöſchen. Mit der größten Gleichgültigkeit begegnen ſie dem neuankommenden Landsmann. Wenn in Europa außer ihrem Vaterlande ſich einzelne Deutſche treffen, ſo freuen ſie ſich deſſen, ein eigenes Gefühl kettet ſie an einander, das Vaterland iſt noch nahe, die Bande mit ihm ſind noch nicht gelößt. Aber hier iſt es anders, wer es verließ um hier zu leben, hat ihm gewöhnlich auf immer entſagt; er fand ſich dort nicht wohl und fand hier was er ſuchte. Wenn die Deutſchen hier zuſammen halten, ſo iſt es mehr aus einem äußeren Bedürfniß oder aus Nothwendigkeit, als aus einem Reſt von Vaterlandsliebe. Selbſt bei den Ehen zeigt ſich dieſe Anziehung nicht mehr, da wo bei geringerer Anzahl der bey einander wohnenden es nicht die Nothwendigkeit erheiſcht. Mißtrauen, Kälte und Entfernung herrſcht unter den Deutſchen in Amerika, vor andern unter den Gebildeten in den großen Städten. Der Deutſche, vorzüglich auf dem Lande, zeigt ſich von einer Seite, von welcher er in dem Lande ſeiner Abſtammung nicht gekannt iſt, und für welche man ihn dort nicht geſchaffen glaubt, er zeigt ſich als eifriger Demokrat und doch als ruhiger Bürger. Ich muß aber hinzuſetzen, daß dieſes neue Gepräge ſeines Characters bey der Fortdauer alter unvergänglicher Züge deſſelben, ihn nicht liebenswürdiger macht. Auf eine eigene Art ſollen ſich in dieſer Hinſicht die Heſſen, welche in dem Revolutions-Krieg in der engliſchen Armee dienten und deren größter Theil in Amerika blieb, neben einem vorzüglichen demokratiſchen Sinn, durch Derbheit, Härte und Halsſtarrigkeit auszeichnen. — Mit großen Mitteln und Erwartungen hat ſich im vorigen Sommer eine neue Colonie von Franzoſen in dem Alabamaterritorium zwiſchen dem Fluſſe gleichen Namens und dem Tonibigby gegründet. An der Spitze derſelben ſtehen der Marſchall Grouchy, der General Lefebre des Nouettes, Clauſel und die Gebrüder Lallemand. Mehrere bedeutende franzöſiſche Häuſer in Philadelphia haben Actien in dem Fond derſelben, ſie hat dort von dem Gouvernement eine ganze Townſhips von 100,000 Ackers theils baar, theils auf 15 jährigen Credit ohne Intereſſen gekauft, und ſich anheiſchig gemacht, Oel, Baumwolle und Wein zu bauen. In Rückſicht der Lage, zwiſchen zwei ſchiffbaren Flüſſen, welche ſich in den Mexicaniſchen Meerbuſen ergießen, und ſie mit den weſtindiſchen Inſeln in eine leichte Communikation ſetzen, in Rückſicht der Fruchtbarkeit des Bodens und der Geſundheit des Climas, iſt die Wahl der Gegend die vortheilhafteſte. Allein der größte Theil, ſowohl der Häupter als der Coloniſten, beſteht aus Soldaten, denen man weder große ökonomiſche Kenntniſſe, noch große Arbeitsluſt zutrauen kann. Sie haben dort eine völlige militäriſche Disciplin und Subordination und eine Vertheilung des Eigenthums und der Arbeit nach den verſchiedenen Abſtufungen des frühern Grades eingeführt. Es läßt ſich nicht viel von einer ſolchen Einrichtung erwarten, und ſchon jetzt ſollen Uneinigkeit und Unzufriedenheit unter ihnen herrſchen. — Alles trägt in Amerika noch das Gepräge der Neuheit. Bei großem Nationalgeiſt, bei aller Einförmigkeit in Leben, in Sitten, bei einem gewiſſen, alle Claſſen beherrſchenden und nivellirenden allgemeinen Ton, hat das Volk doch keinen diſtinktiven Character, keine ächt nationelle Bildung, keine von jenen großen hervorſtehenden Zügen, welche den Nationen der alten Welt ein eigenes Gepräge aufdrücken. Es verräth noch in allem ſeinen neuen und gemiſchten Urſprung. Es beſitzt nicht jenen Reiz, welchen Natur, Alterthum und Geſchichte einem Volke leihen. Es iſt ein Volk ohne Jugend; und was auch einſt ſeine hohen Beſtimmungen ſeyen mögen, unter welchen noch neuen Formen ſich in ihm die Menſchheit einſt ausbilden mag, dieſer Mangel muß ſich in allen ſeinen Beſtrebungen zeigen, in Politik, im Leben, Wiſſenſchaften und Kunſt, und allem Großen was dieſelbe ehrt und ziert.

Neue Schauſpiele.

Glück muß auch der beſte dramatiſche Dichter haben, wenn ihm ſein Recht wiederfahren ſoll. Lebt er nicht an einem Orte, wo ein gutes Theater iſt, werden ſeine Stücke entweder gar nicht, oder ſchlecht aufgeführt; trommeln die Tagesblätter ſeinen Nahmen nicht aus; gehört er zu keiner Klique; hat er keine Mäcene u. ſ. w., ſo werden ſeine Werke zwar in der Sündfluth, die jährlich zweimal von Leipzig aus uns überſchwemmt, nicht untergehn — denn das Gute geht nie unter — aber ſie werden doch lange auf den Wogen ſchwimmen, lange nur an einzelnen Inſeln aufgefiſcht werden, und der große Theater-Continent wird keine Notiz von ihnen nehmen. Dieſe Betrachtungen drangen ſich uns auf, da wir das ſo ſehr verſchiedene Loos von zweien unſerer neuſten und beſten dramatiſchen Dichter überſchauten; wir meynen Grillparzer und Raupach. Beide leben in Kayſerſtädten, der Eine in Wien, der Andere in Petersburg; aber Jener ſitzt im Schooſe eines deutſchen gebildeten Publicums und eine treffliche Bühne ſteht ihm zu Gebote; dieſer bewohnt eine Stadt, in welcher die deutſche Sprache ein Fremdling iſt, die zwar auch ein deutſches Theater beſitzt, allein gerade nicht ein ſolches, welches die höheren Kunſtſchöpfungen lebendig darſtellen könnte, und wenn auch Einige ſeiner Mitglieder das vermöchten, ſo würden ſie ſchwerlich ein Publicum finden, deſſen Geſchmacke jene Schöpfungen zuſagten. Wir kennen von Herrn Grillparzer noch weiter nichts als die Ahnfrau — allerdings ein vielverſprechender Debüt — ſeine Sappho ſoll, wie man ſagt, jene weit übertreffen, und die eigentliche Ahnfrau ſeines Ruhmes ſeyn. Wir glauben das gern. Indeſſen machte doch ſchon die Stammmutter des Hauſes Borotin großes Aufſehen, während Raupach's weit höher fliegende Kunſterzeugniſſe noch im Pulte ſchlummerten, und keine deutſche Bühne ſich damit zierte. So lange wir die Sappho nicht kennen, werden wir uns nicht herausnehmen, eine Parallele zwiſchen Grillparzer und Raupach zu ziehen, ſondern blos bemerken, daß es uns ſcheint, der Erſtere ſey dem Letzten vielleicht an Glut der Phantaſie, der letztere dem erſtern aber an Tiefe des Geiſtes u. Gemüths überlegen. Beider Sprache hat eigenthümliche Schönheiten. Raupach errinnert oft an Schiller — zum verwechſeln — mehr läßt ſich wohl nicht zu ſeinem Ruhme ſagen. Lebte Raupach in Wien, die guten beweglichen Wiener hätten ihn längſt bis in die Wolken erhoben.

Unter dem Titel Dramatiſche Dichtungen, ſind ſeine Werke nun kürzlich gedruckt worden. Sie enthalten: Timoleon, der Befreyer — Lorenzo und Cecilia — die Fürſten Chawansky. Timoleon iſt eine alte ehrwürdige Halle, Lorenzo eine herrliche aber düſtere Felſengegend, Chawansky eine rauchende Brandſtätte. Timoleon's antike Einfachheit eignet ſich nicht für unſere Bühne; der Verſuch, den griechiſchen Chor auf denſelben einzuführen, iſt doch im Grunde auch Schiller'n mißlungen, und würde im Timoleon nicht günſtiger aufgenommen werden, obgleich deſſen Chöre denen in der Braut von Meſſina wenig nachſtehn. Wir belegen unſer Urtheil durch einige Stellen:

Ewig herrſcht der Wechſel auf der Erde,
Eins zerſtäubt, damit das Andre werde;
Tödten muß was Leben bringt;
Raſtlos wirkt die Zeit von Licht zu Lichte,
Treibet immer Blüthen, reifet Früchte,
Die ſie gierig ſelbſt verſchlingt.
Doch von allem Wechſel abgeſchieden
Leben über uns die Uraniden.
Mag auch Helios die Erd' umkreiſen,
Nimmer, nimmer ſiebet er den Weiſen
Mit unwandelbarem Sinn;
Einmal lockt ihn von der Bahn des Rechten
Ehrſucht oder Sinnenluſt zum Schlechten,
Oder glänzender Gewinn.
Doch im Sternenzelt, dem Freudevollen,
Thronen die, die ewig Gutes wollen.
Darum ſoll der Menſch den Göttern trauen,
Wie Gewitter auch mit Nacht verbauen
Seines Lebens Sonnenlicht.
Standen wir doch ſchon an Hades Thore,
Wähnten nahe ſchon die düſtre Hore,
Die den Kranz aus Eppich flicht.
Aber herrlich hat es Zeus gewendet,
Und den muth'gen Retter uns geſendet.

Nicht minder ſchön hat uns der folgende Chor geſchienen:

Wohl glücklich iſt der Mann, dem reiche Haabe
Geſchenkt der Götter unverdiente Gunſt:
Denn was ſein Herz erfreut und ſeine Sinnen,
Das bringen ihm für Gold die Charitinnen,
Die Weisheit ſelber dient ihm und die Kunſt.
Wohl glücklich iſt der Mann, der ſeinen Nahmen
Durch kühne That ans Sterngewölbe ſchreibt:
Er lebt in der Bewund'rung Opferkreiſe,
Zur Lyra tönt von ihm des Sängers Weiſe;
Ob er auch hingeht, ſein Gedächtniß bleibt.
Wohl glücklich der, der auf dem Throne waltet:
Des Lebens bange Kleinheit endigt dort;
Gefeyert iſt er wie ein Gott auf Erden;
Was er erſinnt, ja träumt, kann Wahrheit werden,
Denn wie Kronions Donner wirkt ſein Wort.
Doch ſeeliger wer durch des Lebens Schönheit
Der Brüder Herzen hin zu Liebe riß:
Das Glück iſt unterthan den grauſen Mächten,
Die neidiſch lauren in des Orkus Nächten;
Der Liebe nur droht keine Nemeſis. —

Auch ſind zahlreich in dem Munde Timoleon's Stellen wie folgende:

— Denn der verdient des Lebens reichſten Kranz,
Der Großes thut in ſeinem Wirkungskreiſe;
Wer aus den Schranken tritt, wie Rieſenhaftes
Er auch beginnen mag, iſt niemals groß. —

Nur ſelten hat der Verfaſſer kleine Nachläſſigkeiten ſich zu Schulden kommen laſſen. Wir rechnen dahin den Reim denkt und hängt; das um des Reimes willen gebrauchte befohl ſtatt befahl; und die Zeilen: „geſprengt ſind unſere Bande und die Tyranney gefällt" wo offenbar ein Doppelſinn entſteht, weil das ſind nicht auf Tyranney bezogen werden kann, man folglich nicht an fällen ſondern an gefallen denken muß. Doch das ſind nur angeflogene Stäubchen.

Auch die Fürſten Chawansky eignen ſich ſchwerlich zur Darſtellung auf der Bühne, weil ſie von Anfang bis zu Ende das moraliſche Gefühl empören und zerreißen, weil man ſich für den Helden des Stückes nicht recht intereſſiren kann, und weil Sophia (die Schweſter Peter des Großen) wider des Dichters Willen, nur Abſcheu, nicht Mitleid einflößt. Auch iſt wohl vieles, wenigſtens für die Bühne, zu lang und zu breit. Aber an trefflichen Stellen fehlt es auch hier nicht. „Wie gier'ge Wölfe" ſpricht Sophia, als ſie ihre Gelangung zum Throne beſchreibt:

„Wie gier'ge Wölfe fielen ſie mich an.
Sich neben mich auf meinen Thron zu ſetzen
War, wie des Größten, ſo des Kleinſten Ziel.
Um eines Einz'gen Habſucht zu vergnügen
Hätt' ich mein ganzes Reich verpfänden müſſen;
Haß lohnte mich für jede meiner Gnaden:
Haß Aller, gab ich einem Einzelnen,
Haß jedes Einen, wenn ich Allen gab.
Des Ganzen Zweck fand jeder in ſich ſelbſt."

Der jüngere Chawansky, von ſeinem Vater abgemahnt, ſpricht:

— — Der muß nicht erndten wollen,
Der Großes unternimmt, denn groß iſt das,
Was ganz nur iſt in der Unendlichkeit.

Und als ſein ſtolzer Wahn ſchwindet, preßt ihm ſein Gewiſſen die große Wahrheit ab:

— Denn predigt nicht mit tauſend — tauſend Zungen

Die Weltgeſchichte, daß bis dieſen Tag
Noch jede Krone blutig ward errungen,
Die nicht ſchon auf des Trägers Wiege lag? —

Wir beſchränken uns ungern auf dieſe wenigen Stellen, um Raum für **Lorenzo** und **Cecilia** zu gewinnen, ein Gemählde, in welchem die Wuth ſinnlicher Leidenſchaft mit der Glorie himmliſcher Liebe im ſchneidendſten Contraſte erſcheint. Sicher wird dieſes Trauerſpiel, **gut beſetzt**, auch auf der Bühne alle Herzen erſchüttern, ſo wie es ſchon im Leſen unwiderſtehlich fortreißt. **Meiſterhaft** ſind die Scenen im zweiten und fünften Act zwiſchen Lorenzo und Cecilia. Das himmliſche Mädchen ſpricht:

Kennſt du das Land des ew'gen Frühlings nicht?
Das Mutterland der Geiſter und des Schönen,
Deß Harmonie kein Mißlaut unterbricht,
Wo ſelbſt die Lüfte wehn in Harfentönen;
Wo Palm- und Myrthenwald melodiſch rauſcht,
Wo jede Rebe ihre Ulme findet,
Wo jede Nachtigall ein Herz belauſcht,
Und Leben jeder Sonnenſtrahl entzündet;
Wo ew'ger Tag nur Glückliche beſcheint
Und jeder Erdenſchmerz ſich ausgeweint?
Dort wo den Seeligen der Freude Roſen,
Die unverwelklichen, die Dornenloſen
In immer heitrer Jugendfarbe blühn,
Wo Liebe ſich im Anſchaun Gottes reinigt,
Und Herzen rein wie junge Sonnen glühn;
Dort, in dem Lande überm Strom der Zeiten,
Wo Schweſter und Geliebte gleich bedeuten,
In neuer Kindesunſchuld heil'gem Seyn, —
Dort — dort Lorenzo bin ich ewig dein.

Für die Bühne müßte dieſes Stück freilich hie und da **abgekürzt** werden, denn der Dichter hat auch hier nicht immer Maaß und Ziel gehalten und manchen Gedanken **wiederhohlt**, manchen zu ſehr in die Breite gezogen. Auch wollen wir nicht leugnen, daß es uns geſchienen, Cecilie hätte früher den Todt wählen ſollen, ehe ſie den ſtürmiſchen Wünſchen des Geliebten als Gattin ſich hingab; denn ihren **Zweck** würde ſie auch durch den frühern Todt erreicht haben und noch makelloſer vor uns ſtehen. Doch es widert uns, an einem ſo trefflichen Gemählde den einzigen Flecken aufzuſuchen. Lieber wollen wir ſtatt deſſen noch das **Vaterunſer** mittheilen, welches Cecilia in ihrem Zufluchtsorte betet,

Vater unſer, Unendlicher!
Der du thronſt in himmliſcher Ferne,
Dein Nahme werde geheiligt, Herr,
Geheiligt von Sterne zu Sterne.
Zu uns komme dein Reich; jede Kreatur
In deiner prangenden Weltenflur
Erkenn' und ehre dich gerne.
Dein Wille geſchehe in der Sterblichkeit,
Ihn lehr' uns halten und lieben;
Wie erhaben über die Aengſte der Zeit
Die ſeeligen Geiſter ihn üben.
Was unſer irrdiſches Leben nährt,
Von deiner Güte ſey's uns beſcheert.
Vergieb uns des Herzens unſägliche Schuld;
Barmherziger Vater, habe Geduld
Mit deinen ſtrauchelnden Kindern.
Wir wollen auch, was er an uns verbricht,
Dem Bruder erlaſſen ſonder Gericht,
Nicht rechten Sünder mit Sündern.
Wann liſtig uns der Verſucher umſtrickt,
Laß unſre Kraft nicht erlahmen;
Vom Uebel das uns zu Boden drückt
Erlöß' uns Allmächtiger; Amen!

Wir zweifeln nicht, daß wenigſtens in dem kunſtreichen Berlin dieſes Trauerſpiel werde aufgeführt, und der hohe Rang, welcher Herrn **Raupach** unter den dramatiſchen Dichtern gebührt, laut anerkannt werden.

Naturkunde.

Georg Makenzie, derſelbe der eine berühmte **Reiſe nach Island** herausgegeben, ſchreibt in einem Briefe an den Profeſſor Pictet zu Genf: „Ich kenne kein Phänomen in der Naturgeſchichte, welches beweiſender für die ungeheuern Revolutionen unſers Erdballs wäre, als die verſteinerten (foſſilen) Ueberreſte organiſcher Körper, welche ſich auf der Oberfläche der Erde wie in deren Tiefe finden, ſo weit der Menſch hat dringen können. Unter den mannichfaltigen Thatſachen, welche die Mineralogie uns darbietet, giebt es Räthſel, die das Genie des Menſchen wohl nie auflöſen wird. Dahin gehört, was ich erſt ſeit kurzem erfahren und geſehen. Verſteinerungen aus dem Pflanzenreiche in tiefen Erdlagen zu finden, iſt nichts neues, doch nie habe ich gehört, daß man ſie anders als **aus ihrer urſprünglichen Lage verrückt**, und faſt immer nur in Bruchſtücken angetroffen hätte. Die, von der ich jetzt reden will, gehört nicht zu dieſer Gattung. Nicht weit von der Papiermühle des Dorfes Pennieuck, 10 Meilen von Edinburg, finden ſich in und an dem Strome, der **Nord-Esk** heißt, jene ſteinigen Erdlagen, welche in dieſem Theil von Schottland gewöhnlich Steinkohlen andeuten, und hier iſt es, wo am Ufer des Stromes ein dicker **Baumſtrunk** einige Fuß hoch ſich erhebt, der ſeine Wurzeln nach verſchiedenen Richtungen in jenen Boden getrieben hat, und folglich an dem Orte ſelbſt, wo er ſteht, gewachſen zu ſeyn ſcheint. Er hat ungefähr vier Fuß im Durchmeſſer, und dieſer vormalige Baum iſt jetzt ein Sandſtein. Was ihm von der Rinde übrig blieb, gleicht der Steinkohle. Der Eigenthümer von Pennicuck, Baronet Clark, ein Mann der die Wiſſenſchaften liebt, hat beſchloſſen, ihn gegen die Angriffe des Stromes zu ſchützen, und ich hoffe, daß kein Mineralogiſt, der dieſes außerordentliche Denkmal beſucht, ſeinen Hammer daran legen werde; denn jener Steinbaum gehört zu den Dingen, die nur an Ort und Stelle und in ihrer Ganzheit ihren Werth haben. Man wird nächſtens den Lauf der Wurzeln durch die Lagen von Schiefer ſo weit als möglich verfolgen und von dem Ganzen eine genaue Beſchreibung bekannt machen.“ — Vorläufig zeigen wir denen, die die Sache intereſſirt, an, daß im Julyheft der Genfer Bibliothek ſich eine Abbildung in Steindruck von dieſem merkwürdigen Ueberreſte grauer Vorzeit befindet. —

In dem engliſchen Philoſophiſchen Magazin hat Sir Joſeph Banks aus einer alten Schrift die Beſchreibung eines merkwürdigen Orkans mitgetheilt, der am 20. May 1729 in der Grafſchaft Suſſex wütete. Er begann am Meeresufer bei Bexhill und machte mit gleicher Heftigkeit einen Weg von ungefähr 12 Meilen, war aber in der Breite ſehr ſcharf begrenzt und nahm einen Raum von nicht mehr als 30 Rod's ein, den Rod zu etwas über 15 franzöſiſche Fuß gerechnet. In einer Secunde durchlief er 42 Fuß und fegte Bäume und Häuſer vor ſich her. Wunderſam anzuſchauen war es, als er ſeinen Weg durch einen Wald nahm, daß er gleichſam nur eine breite gradlinigte Straße bildete, auf der die ſtärkſten Bäume durch- und übereinander lagen, während die, welche dicht darneben ſtanden, nicht berührt wurden. Es gab dabei auch keinen andern Wind als den, der in dem Orkan ſelbſt ſich befand. Eine Hütte wurde unter andern durch einen dicken Apfelbaum umgeworfen, der über drei Hecken paſſirt war, und nun mit ſeinen Wurzeln und aller daran hängenden Erde die Hütte bedeckte. Manches riß der Sturm ſo weit mit ſich fort, daß man es nie wieder gefunden hat. (Wir erinnern uns in Ehſtland, auf dem Gute welches wir bewohnten, einſt einen ähnlichen Sturm erlebt zu haben, der in ſehr geringer Breite über unſer Feld hinwegzog und das Strohdach einer Scheune hoch in der Luft mit ſich fort führte, während auf der Landſtraße dicht darneben gänzliche Stille herrſchte und Gäſte, die uns eben verlaſſen hatten, nichts davon bemerkten.

Notizen aus der franzöſiſchen Literatur.

Eins der lehrreichſten und intereſſanteſten, von den vielen über Ludwig XVI. erſchienenen Werken, ſind die mémoires particuliers von Bertrand-Moleville, einem eben ſo geiſt- als kenntnißreichen und ſeinem Könige treu ergebenen Staatsmann. Schon 1797 kam in London eine engliſche, nach der franzöſiſchen Handſchrift gemachte Ueberſetzung heraus, die nun erſt vermehrt und verbeſſert, in der Urſprache mitgetheilt wird. Es iſt ein treffliches, in jeder Hinſicht nicht genug zu empfehlendes Werk. Der Verfaſſer, ein Vertrauter des unglücklichen Königs, zeigt, daß Ludwig durch ſein perſönliches Benehmen durchaus nicht Schuld an der franzöſiſchen Revolution, noch weniger an ihren ſchrecklichen Folgen war, ſondern daß der eigentliche Grund in dem fehlerhaften Benehmen der Parlamente, der états généraux und der Miniſter, beſonders Necker's und noch früher Maurepas, allein lag. —

Der Baron Gemingen hat ein verbündetes Deutſchland (allemagne federative) in ſeinen Beziehungen zu Europa betrachtet, geſchrieben, welchen Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand des Gemeingeiſtes in Deutſchland angehängt ſind. Hier ſticht die, vielleicht und leider nicht unwahre Behauptung hervor: daß, jetzt wie vormals, man ein öſterreichiſches, ein ruſſiſches, ein engliſches, aber nirgend ein verbündetes Deutſchland findet, wenn gleich der Nachſatz großem Zweifel unterworfen ſeyn möchte. Er lautet wie folgt: „Dieſer Zuſtand der Dinge ſetzt die Unabhängigkeit und das Glück von Deutſchland um ſo mehr in Gefahr, da Frankreich mit ſeinem erhaltenden Gewicht auf dieſem Schauplatz allgemeiner Entzweyung nicht mehr erſcheint, und nicht einmal ein gewiſſes Gleichgewicht unter die einander entgegen geſetzten Intereſſen zurückführen kann, indem es, durch Beſchützung eines Nachbars und natürlichen Alliirten, zugleich für ſeine eigene Unabhängigkeit eine Bürgſchaft erhält.“ (Das klingt recht ſchön, aber Frankreichs Schutz iſt uns ſo theuer zu ſtehn gekommen, daß wohl Niemand ſich nach Erneuerung deſſelben ſehnen wird.)

Der Verfaſſer meint: wenn überhaupt noch einiger Einklang in dem jetzigen politiſchen Syſtem von Europa zu bemerken ſey, ſo ſey es blos gegen Frankreich, und Deutſchland, ſein National-Intereſſe immerfort vergeſſend, ſey genöthigt, dieſem heilloſen Impuls zu folgen, da doch Frankreich der einzige Staat vom erſten Range ſey, deſſen jetziges Syſtem (ja wie lange wird es dauern?) Deutſchlands Bedürfniſſen zuſage. Letzteres begebe ſich auf ſolche Weiſe nicht allein in die Abhängigkeit von dem Stärkern, ſondern werde auch unter allen Umſtänden dem Sieger huldigen müſſen, dieſer möge aus Aſien oder Afrika kommen; ja, Deutſchland könne leicht ſogar der Feuerheerd einer neuen Unterdrückung von Europa werden, ſtatt, ſeiner natürlichen Beſtimmung gemäß, der Mittelpunkt und das Band aller europäiſchen Intereſſen zu ſeyn. — Von der berüchtigten Wartburgsfeyer ſagt der Verfaſſer: „ſie könne nicht anders betrachtet werden, als der unzweideutige Ausdruck des Nationalgeiſtes (!) und als ein Zeichen, daß dieſer Geiſt in dem politiſchen Syſtem von Europa gegenwärtig ſey.“ (!!!) — Dieſe wenigen Stellen werden hinreichen, den Geiſt eines Werkes zu characteriſiren, dem wir übrigens alle Verdienſte, die es ſonſt haben mag, keinesweges abſprechen wollen.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 47. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Reiſen.

So eben iſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen: des Abbé Georgel Reiſe nach Petersburg in den Jahren 1799 und 1800 mit der Geſandtſchaft des Maltheſer-Ordens an den Kayſer Paul. Der Verfaſſer, der noch als Greis von 70 Jahren dieſe Reiſe von 1600 (?) Meilen unternahm, hatte ſeine Brille nicht zu Hauſe gelaſſen, man wird aber finden, daß ſie nicht auf alle Naſen paßt. Die Nahmen aller Poſtſtationen abdrucken zu laſſen, hätte er (oder vielmehr der Neffe des Verſtorbenen) ſich wohl erſparen können, da Reichard ſie weit richtiger liefert, denn hier ſind ſie oft gewaltig verſtümmelt. So nennt er z. B. Hilchersfehr unweit Riga, Stilsgenſer, Engelhardshof, Enjelhandshof, Igafer, Igaſter, und macht Narva zur Hauptſtadt von Ehſtland. Wolmar iſt bei ihm Wolmery, und den Peipus-See verwandelt er in lac Piebus. —

Der Zweck der Reiſe iſt folgendergeſtalt kurz angegeben: „Die Einnahme von Malta zog unvermeidlich den Sturz des Ordens nach ſich. Das Schweigen des, nach Trieſt geflüchteten Grosmeiſters v. Hompeſch und ſeine halsſtarrige Weigerung ſein Betragen zu rechtfertigen, bewogen das Gros-Priorat von Rußland, dem Kayſer Paul die Grosmeiſter-Würde anzutragen, der, indem er ſie annahm, den ſeit Jahrhunderten mit Ruhm bedeckten Orden vom Schiffbruch rettete. Die Böhmiſchen, Bayeriſchen und Deutſchen Gros-Priorate befolgten das Beyſpiel des Ruſſiſchen und mit der Geſandtſchaft der letztern ging der Abbé Georgel, der bis dahin zu Freyburg ſtill gelebt hatte.

Eins ſeiner erſten falſchen Urtheile iſt das über den General Korſakoff (der bei Zürich von den Franzoſen geſchlagen wurde) den er einen unerfahrnen Höfling nennt, vermuthlich weil er ihn mit ſeinem Bruder verwechſelt —

Vom Grafen Montgelas erzählt er: derſelbe ſey als Haupt einer Illuminaten-Loge vom Churfürſten Carl Theodor aus Bayern vertrieben, und Secretair des Abbé Salabert, Miniſters des Herzogs von Zweybrücken, geworden. Während der Gefangenſchaft Salaberts bei den Oeſterreichern, die ihn beſchuldigten, die Einnahme von Mannheim durch Pichegrü begünſtigt zu haben, wurde Montgelas dem Herzog näher bekannt und, bey deſſen Nachfolge im Churfürſtenthum, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Hier regierte er unter Maximilians Nahmen. „Man hat mich verſichert, daß er den Illuminatismus wieder einführte, den Carl Theodor faſt ausgerottet hatte, indem er die abſcheulichen Grundſätze und die holliſchen Manövers dieſer zerſtörenden Secte aufdeckte.“ (?) — Vom Deutſchen Kayſer rühmt Georgel, er ſey ohne Widerrede der zugänglichſte Monarch in Europa; Güte und Leutſeligkeit wären von jeher das Erbtheil der öſterreichiſchen Prinzen geweſen. —

Die Reiſenden durch Polen warnt er folgendergeſtalt: „Wir hatten es in Wien nicht glauben wollen, aber jetzt wurden wir überzeugt, daß man, in einigen Städten ausgenommen, weder Zimmer, noch Betten, noch Brodt, noch Fleiſch, weder Tiſchwäſche noch Löffel, Gabeln und Teller, ja nicht einmal Gelegenheit findet, das Eſſen ſelbſt zu bereiten; daß es in ganz Polen, Litthauen und Samogitien weder Chauſſeen noch unterhaltene Wege giebt. Wir mußten uns in Cracau mit allem verſorgen. Unſer Tiſchgeſchirr und Kaffeetaſſen waren von Blech. Wir nahmen einen Vorrath von Suppentafeln, Kaffee, Zucker, Reis, Wein, Kalbfleiſch und gebratenem Geflügel mit uns. Man verſicherte uns, wir würden auch in den ſchlechteſten Wirthshäuſern wenigſtens Feuer, Hühner, Eyer und Milch finden, aber Niemand der kochen könne; wir würden mit ſämmtlichen Reiſenden untereinander auf der Erde, auf Stroh, ſelbſt auf dem Ofen ſchlafen müſſen. Leider hatte man uns nicht zu viel geſagt. Glücklicherweiſe hatte ich ein Rennthierfell bei mir, welches mir auf dem Stroh ſtatt einer Matratze diente; meinen Redingot und meine Kleider brauchte ich als Betttücher, und mein Muff, in eine Serviette gewickelt, war mein Ohrkiſſen. Dieſe verfluchten polniſchen Kneipen werden von Juden gehalten, die zwiſchen 50 und 100 Ducaten jährlich Miethe zahlen. Es giebt da nur Eine Stube, die den Reiſenden mit der Judenfamilie gemein iſt —

In Mietau wartete die Geſandtſchaft dem Könige Ludwig dem XVIII. auf, der damals in dem dortigen Schloſſe eine Freyſtatt gefunden hatte. Georgel erzählt, daß Kayſer Paul ſich den Lazarus-Orden vom Könige ausgebeten, und, nachdem er ihn empfangen, ihn einem ſeiner Vertrauten mit den Worten gezeigt: „Dieſer Orden iſt für mich ein beſtändiges Andenken an einen unglücklichen Freund." Eine Aeuſſerung, fügt der Reiſende mit Recht hinzu, die dem gefühlvollen Herzen Pauls I. Ehre macht. —

Von der griechiſchen Religion ſprechend, nennt der Verfaſſer als einen der Hauptirrthümer derſelben: daß ſie des Papſtes Ober-Herrlichkeit und allgemeine Juriſdiction über alle Kirchen nicht anerkenne. (Was hat denn das mit der Religion gemein?) — Bei Erwähnung der Faſten, die bekanntlich von den Ruſſen ſehr ſtreng beobachtet werden, erinnert der Herausgeber in einer Note: daß ſelbſt in Frankreich die ruſſiſchen Soldaten, zu großer Zufriedenheit ihrer Wirthe, regelmäßig gefaſtet haben. —

Bei dem Artikel: Sitten, hat der Verfaſſer ganz vorzüglich ſeiner Brille ſich bedient. Quid mores sine legibus? hebt er an, (als ob es in Rußland keine Geſetze gäbe? als ob Peter der Große nicht auch Geſetzgeber geweſen wäre? als ob die Geſetze, welche Catharina II. gegeben, nicht unter die vortrefflichſten gehörten? als ob Alexander I. nicht fortwährend, durch eine Geſetz-Commiſſion, mit dieſem wichtigen Zweige der Staatsverwaltung ſich beſchäftigte?) — „Wo ſoll man Sitten ſuchen, fährt er fort, unter einem Volke, das keinen Unterricht empfängt, und wo es keine Geſetze giebt, welche die Laſter des Herzens und der Seele unterdrücken? — Man darf ungeſtraft ein Säufer, ein Dieb, ein Lüderlicher ſeyn, wenn man nur vorſchriftmäßig gefaſtet und Kniebeugungen gemacht hat. (Gerade das, was man der katholiſchen Religion ſo oft mit Recht vorgeworfen, will der Herr Abbé hier auf die griechiſche anwenden, wobei er, wie ſo viele andere, immer nur nach dem urtheilt, was er vielleicht hie und da in der Hauptſtadt geſehen. In das Innere von Rußland muß derjenige reiſen, der die Ruſſen kennen, beobachten und lieben will, und wir verpfänden ihm Ehre und Leben, daß er dieſe Empfindungen mit zurückbringen werde.)

„Nach dem, was ich in Petersburg geſehen habe" heißt es weiter, „kann man ſagen, daß Trunkenheit, Diebſtahl und Lüderlichkeit National-Laſter ſind. (!!!) Die Weiber erröthen nicht, Schaamloſigkeit zu affichiren. Man gehe in die ruſſiſchen Bäder, man wird da beide Geſchlechter nackend unter einander finden." (Das lügt der Hr. Abbé. Vermuthlich iſt er ſelbſt nicht darinn geweſen.) — „Unter der Regierung Catharina II. war die Unenthaltſamkeit der Weiber eine Modeſache, und Frauen vom höchſten Range berühmten ſich damit" — (Wir ſind ſelbſt ſo glücklich geweſen, unter der ſanften Regierung Catharinens II. mehrere Jahre in Petersburg zuzubringen, wir haben viele Damen von hohem Range gekannt, und wir können verſichern, daß die Behauptung des Hrn. Abbé eine unverſchämte Lüge iſt. Freylich gab es der galanten Damen manche, der verliebten Abentheuer viele, auch der ſcandalöſen Beyſpiele einige, aber durchaus nicht mehr als an andern Höfen, und in andern großen Städten; und wenn wir vollends in dieſer Hinſicht Petersburg mit Paris unter Ludwig XIV und XV. vergleichen wollten — ! —

Was Georgel von den Damen unter Paul I. ſich zu ſagen erlaubt, mögen wir gar nicht wiederhohlen. Es wird nicht wieder gut gemacht durch das Lob der Gaſtfreiheit und Tapferkeit, welches er den Ruſſen beilegt. Die letztere betreffend geſteht er, es gebe kein Volk in Europa, welches tapferer wäre. Der Herausgeber macht eine ſpitzige Note dazu.

Einer von denen, gegen welche der Verfaſſer am heftigſten erbittert zu ſeyn ſcheint, iſt der Graf Roſtopſchin, und es iſt fürwahr nicht artig, daß man dieſes Buch in Paris erſcheinen laſſen, gerade zu der Zeit, wo auch der Graf ſich dort aufhält. Georgel geſteht ihm viel Feinheit und Liſt, aber wenige Kenntniſſe zu, und ſagt, er ſey blos durch Geſchmeidigkeit zu dem Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten gelangt, den er gar ſeltſam verwalte, indem er für die fremden Geſandten ſtets unſichtbar ſey, und ſie immer an den Vice-Kanzler verweiſe, vermuthlich weil er fühle, daß er einer ſolchen Unterhaltung nicht gewachſen ſey. Indeſſen beſitze er doch das große Talent, die Menſchen auszupumpen, um ihre Geheimniſſe zu erfahren, wobei er denn keine Verſtellung ſpare. Dieſe Erfahrung habe beſonders Dumourier gemacht, deſſen Vertrauter der Verfaſſer war, und deſſen Begebenheiten zu Petersburg er folgender Geſtalt erzählt:

„Das Ende des Feldzuges in der Schweitz 1799 war nicht glücklich geweſen; General Dumourier entwarf einen neuen Plan und bat den Kaiſer Paul ſchriftlich um Erlaubniß, ihm denſelben mitzutheilen. Er erhielt ſie. Roſtopſchin empfing ihn ſehr zuvorkommend und ſuchte auf alle Weiſe das Geheimniß ſeines Planes ihm zu entlocken, was ihm auch faſt gelungen wäre; doch zeitig gewarnt, gab ihm Dumourier nur im Allgemeinen eine Skizze ſeines Entwurfes. Indeſſen mochte

Roſtopſchin das übrige wohl errathen haben, und man bemerkte, daß er Dumourier's Einfluß und den Erfolg einer Audienz fürchtete. Das Syſtem des Miniſters war dem des fremden Generals gerade entgegen, denn es war Roſtopſchin gelungen, den Kaiſer gegen die Höfe von Wien und London aufzubringen, und er hoffte eine Annäherung an die Franzoſen zu bewirken, die Paul bisher verabſcheut hatte. Die ruſſiſchen Truppen zogen heim und der Kaiſer war entſchloſſen, ſich von der Coalition zu trennen. So gelang es derjenigen Parthey, die dieſer ſiegenden Meynung war, den Kaiſer zu bewegen, daß er Dumourier nicht ſah.

Sobald dieſer wichtige Punct erreicht war, wurde Dumourier vernachläſſigt; man lud ihn nicht mehr zum Eſſen, der Miniſter beantwortete ſeine Briefe nicht mehr, und nach zwey Monaten ſchickte er ihm tauſend Ducaten, mit der Anzeige: der Kaiſer wolle nicht, daß ein Mann der auf ſeinen Befehl nach Petersburg gekommen, Reiſe-Unkoſten tragen ſolle. Hierauf antwortete Dumourier mit größter Feinheit: er wünſche vor ſeiner Abreiſe nur noch Seiner Majeſtät vorgeſtellt zu werden, ohne von Politik mit dem Kaiſer zu ſprechen. Roſtopſchin, der Dumourier's Feder fürchten mochte, bewirkte dieſe Vorſtellung auf der Parade, die im Winter in einem großen Gebäude gehalten wird. Als Dumourier erſchien und der Kaiſer ihn erblickte, ging er auf ihn zu, ſagte ihm einige höfliche Worte, und ließ ihn wieder ſtehen. Der General meynte, damit ſey alles vorbei. Als aber der Gouverneur, Graf Pahlen, ihm den Wink gab, daß er näher zum Kaiſer treten dürfe, wagte er es, und bald rief ihn auch der Kaiſer und fragte ihn über ſeine Meynung von den Truppen. Nun entſpann ſich ein unterhaltendes Geſpräch, welches eine Stunde dauerte, und welches den Monarchen ſo für ihn einnahm, daß er ihn einlud, täglich auf die Parade zu kommen. Dümourier ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Alle ſeine Hoffnungen erwachten. Schon das Zweytemal ſprach der Kaiſer von ſeinem gerechten Mißvergnügen gegen die Höfe von Wien und London, Dumourier gab ihm zwar Recht, doch auch zu bedenken, daß Rußlands Unthätigkeit nicht die Folge davon ſeyn dürfe. Er ſetzte das Für und Wider ſo geſchickt auseinander, daß der Kaiſer ihn erſuchte, es auch ſchriftlich zu thun, und ihm ſelbſt dieſe Schrift zu ſchicken. An dieſem Tage ſprach er mit Enthuſiasmus von Dumourier, ſchrieb ihm auch ein eigenhändiges Billet, in welchem er unter andern ſagte: „Sie müſſen der Monk von Frankreich werden.“. Der General antwortete: „wenn Ew. Majeſtät mir die Mittel dazu geben, ſo werde ich denſelben Zweck erreichen.“ Ich habe (fügt Georgel hinzu) dieſe Correſpondenz ſelbſt geleſen. — Roſtopſchin, nicht wenig erſchrocken, ſetzte Alles in Bewegung, um Dumourier's Einfluß zu vernichten, während er ihn mit Liebkoſungen überhäufte.“

„Die dritte Periode ſchien noch günſtiger für Dumourier, der unterdeſſen die beiden erſten Paragraphen ſeines Für und Wider dem Kaiſer geſchickt hatte. Paul ließ die Trommeln ſchweigen, übergab die Leitung des Exercitiums dem Großfürſten Alexander, und ſprach länger als eine Stunde mit Dumourier. Die Einzelnheiten dieſer Unterhaltung ſind kaum glaublich. Trotz mancher Ungleichheiten im Betragen beſaß Paul eine ſchöne Seele, und entwickelte ein Genie und Tugenden, die des Thrones würdig machen. Dumourier hat mir geſtanden, daß er tief davon ergriffen wurde. Es war die Rede von dem jetzigen Zuſtande der Kriegführenden Mächte, von den unzuberechnenden Gefahren der franzöſiſchen Revolution, von den Fehlern des letzten Feldzuges und den Mitteln ſie zu verbeſſern. Der Kaiſer ſagte endlich: „Sie haben „mir Vertrauen eingeflößt, und ich bevollmächtige „Sie, mit England wegen der Subſidien zu unterhandeln, wozu Roſtopſchin Ihnen eine förmliche Autoriſation ausfertigen ſoll. Schicken Sie mir „nur ſo bald als möglich den dritten Paragraph.“ Dümourier kam nach Hauſe entzückt von den trefflichen Eigenſchaften des Monarchen, und von deſſen Herzensgüte. Ich war trotz des glänzenden Erfolgs nicht ganz ruhig, ſondern warnte den General, ſprechend: Sie gehn auf glühenden Kohlen. Ihre Feinde werden ihre Thätigkeit verdoppeln, und haben den großen Vortheil den Kaiſer täglich zu ſehen, den günſtigen Augenblick erlauſchen zu können. — Dumourier achtete dieſe Warnung nicht. Unglücklicher Weiſe war, wegen heftiger Kälte, drei Tage lang keine Parade. Wie ſchlau die Gegner dieſe Zeit benutzt hatten, wurde ſchon klar, als Roſtopſchin dem General erklärte, der Kaiſer habe, wegen der Begebenheit von Ancona, die Unterhandlung mit England verſchoben, bis eine categoriſche Antwort aus Wien erfolgt ſey, die in 14 Tagen eintreffen werde. Das ſchien ein ſchlimmes Zeichen. Indeſſen wurde der dritte Paragraph immer noch mit vieler Haſt begehrt, der General ſchickte ihn; er war vortrefflich geſchrieben. Allein der Kaiſer empfing ihn an demſelben Tage, wo er die Capitulation des Großveziers mit den Franzoſen in Egypten erfuhr. Er war äußerſt unzufrieden mit dieſem Tractat, glaubte, Sir Sidney Smith und der engliſche Mi niſter zu Conſtantinopel hätten ihn vorbereitet und begünſtigt, und in dieſem Augenblicke des Unwillens entſchied man ihn für das Abtreten von der Coalition. Der Miniſter ſchrieb an Dumourier: der Kaiſer habe den dritten Paragraphen geleſen, habe aber nichts darauf zu antworten, und, da die Gegenwart des Generals anderwärts nothwendig ſeyn könne, ſo fänden Sr. Majeſtät deſſen Aufenthalt in Petersburg von nun an überflüſſig. Das war das Ende dieſer vielverſprechenden Unterhandlung."

„Dumourier hat noch um eine Abſchiedsaudienz und Roſtopſchin gab ihm die ſchmeichelhafteſten Verſicherungen, allein er erlangte dieſe Audienz nicht, und wurde ſogar, um ſeine Abreiſe zu beſchleunigen, von der in Petersburg gewöhnlichen Förmlichkeit diſpenſirt, ſie dreimal in der Zeitung anzuzeigen. Vom Grafen Strogonoff erfuhr er jedoch, daß der Kaiſer ihn gelobt und geſagt habe: „er hatte „mich electriſirt; ich fühlte mich fortgezogen; aber „das Nachdenken hat mich zu dem Plane zurückgeführt, der mir in der jetzigen Lage der Dinge geziemt. Ich habe genug gethan, und würde noch „mehr gethan haben, ohne die Machiavelliſche Politik meiner Alliirten." — Graf Strogonoff ſelbſt hat dieſe Antwort dem Verfaſſer mitgetheilt.

„Roſtopſchin überhäufte den General noch vor ſeiner Abreiſe mit falſchen Liebkoſungen. Wenn aber jemals Dumourier ſeine Miſſion nach Petersburg herausgiebt, ſo wird er uns ohne Zweifel in ſeinem männlichen, kräftigen Style den Miniſter mit den ihm gebührenden Farben ſchildern. Dumourier's Plan war übrigens folgender: Die Ruſſen, ohne ſich von der Coalition zu trennen, ſollten abgeſondert operiren. Eine ruſſiſche Armee von 50000 Mann ſollte durch Franken vor Maynz rücken, während die Oeſterreicher in Italien, in der Schweiz und am Rhein die Franzoſen beſchäftigen würden. Unterdeſſen ſollten 24000 Ruſſen und 18000 Dänen in engliſchem Solde plötzlich in der Normandie landen, wo Alles für Ludwig XVIII. geſtimmt war, ſollten ſchnell nach Paris marſchiren und die Contrerevolution bewürken. Dumourier wollte nicht commandiren, ſondern nur Führer und Rathgeber ſeyn." (Welche andere Geſtalt würde jetzt die Welt haben, wenn dieſer Plan wäre ausgeführt worden!)

Den Vice-Kanzler, Grafen Panin, rühmt der Verfaſſer als einen graden, freimüthigen, rechtlichen, für den Ruhm ſeines Herrn höchſt eifrigen Mann, der oft einer andern Meinung war als Roſtopſchin, und der bei einer Gelegenheit, welche der Verfaſſer aus guter Quelle zu kennen verſichert, die ſeinige mit eben ſo viel Gradheit als Feinheit durch zu ſetzen wußte. Als Untergebener des Miniſters durfte er ſie dem Kaiſer nicht unmittelbar vortragen; allein er gab ſeinen Abſchied, trat dadurch in die Reihe der gewöhnlichen Unterthanen und erhielt ſo das Recht, an den Kaiſer zu ſchreiben. Auf dieſe Weiſe erfuhr der Monarch, was er wiſſen ſollte, wurde überzeugt, rühmte das gebrauchte Mittel und nahm den Abſchied nicht an.

Vom Grafen Pahlen ſagt Georgel: „Er behauptet auf ſeinem wichtigen Poſten den Ruhm eines rechtlichen Mannes, der jedes Unrecht lieber „verkleinert als vergrößert, und unfähig iſt, ſeinen „Credit zu mißbrauchen, um irgend Jemanden zu „ſchaden."

„Als ich zu Petersburg war, verlohr der Herzog von Richelieu ſein Küraſſier-Regiment und wurde des Dienſtes entlaſſen, weil er einem Befehl nicht gehorcht, den er gar nicht empfangen hatte. Der Sohn des Grafen Pahlen erhielt das Regiment. Jener Befehl hatte durch den Großfürſten Conſtantin überſandt werden ſollen, welcher hinwiederum glaubte, dem Grafen Pahlen den Auftrag gegeben zu haben, und auf dieſe Weiſe war er ganz vergeſſen worden. Der Graf nahm die Schuld auf ſich, bekannte dem Kaiſer ſeine Nachläſſigkeit, ſagte, er ſey der einzige Strafbare, und bat, dem Herzoge das Regiment wieder zu geben, weil er unmöglich zugeben könne, daß ſein Sohn von einer Ungnade Nutzen ziehe, die er, der Vater, allein veranlaßt habe. Der Kaiſer freute ſich über dieſen Schritt des Grafen, gab dem Herzoge das Regiment zurück, und entſchädigte den jungen Grafen Pahlen."

Georgel ſpricht mit Achtung von der ruſſiſchen Literatur. Er hat die große Aehnlichkeit bemerkt, die in den lateiniſchen und ruſſiſchen Conſtructionen herrſcht. „Ein Mann von Verdienſt, der beide Sprachen beſaß, hat mir viele Verſe eines ruſſiſchen Dichters Wort für Wort ins Lateiniſche überſetzt. Dieſe Ueberſetzung bildete, in reichen Ausdrücken, eine Conſtruction wie nur der vollendetſte Lateiner ſie hatte machen können" —

Die verwittwete Kaiſerin nennt der Verfaſſer: „eine durch ihre Tugenden und durch ihre Schönheit „intereſſante Fürſtin, eine von ihren Kindern angebetete Mutter, ſo wie von Allen, die ſo glücklich „ſind, ſich ihr zu nähern. — Der Großfürſt Alexander beſitzt ſeiner Mutter Wuchs, Schönheit, Sanftmuth und Wohlthätigkeit, auch iſt er in Petersburg „angebetet; aber weiſe Betrachtungen haben ihn bewogen, ſich wenig mitzutheilen."

Es iſt ein Irrthum, wie der Verfaſſer ſagt: der Balletmeiſter Chevalier (der gefällige Gatte der berüchtigten Madame Chevalier) ſey ruſſiſcher Major von der Infanterie, und Direktor des franzöſiſchen Theaters geweſen. Er hatte den Titel als Collegien-Aſſeſſor, der mit dem Range eines Majors verknüpft iſt: Auf dieſen Umſtand ſich ſtützend, mag er ſich wohl bisweilen für einen ruſſiſchen Major von der Infanterie ausgegeben haben. Freilich hat er mit ſeiner Infanterie große Dinge verrichtet, aber das ganze Regiment beſtand nur aus ſeiner Frau.

Folgende Stelle hat uns um ſo mehr angezogen, da wir von der Wahrheit derſelben innig überzeugt ſind: „Eine unzufriedene Feder hat, in den geheimen Memoiren über Rußland (von Maſſon) die Galle der Satyre und das Gift der Verleumdung über das Leben und die Handlungen Paul des Erſten ausgegoſſen. Dieſer Monarch hatte ſeine Fehler, und wer hat ſie nicht? aber das Talent, gut darzuſtellen, mißbrauchen, um ſich für eine Verfolgung zu rächen — ſelbſt wenn ſie ungerecht war — den Pinſel in gehäſſige Farben tauchen, um den Ruhm und die Regierung eines Fürſten zu verdunkeln, der, trotz jener Fehler, Epoche in den Annalen des Jahrhunderts machen wird, heißt die öffentliche Meinung inſultiren und die Majeſtät der Geſchichte herabwürdigen. Es iſt wahr, Paul ſcheint die Wiſſenſchaften und Künſte nicht zu lieben, aber die Regierungskunſt und das Geheimniß, ſeine Macht auf einen reſpectabeln Fuß zu ſetzen, beſchäftigen ihn ausſchließlich. Mäßig bey der Tafel und in ſeinen Vergnügungen, einfach in ſeiner Kleidung, kennt er Pracht und Luxus nur bey feyerlichen Gelegenheiten, wo die Kaiſerliche Majeſtät ſich in ihrem Glanze zeigen muß. Durch eine treffliche Erziehung hat er ſich Kenntniſſe erworben, die ihn in den Stand ſetzen, die Menſchen und den Gebrauch ihrer Talente richtig zu beurtheilen. In ſeinen vertrauten Geſellſchaften zeichnet er ſich durch Reiz und Lieblichkeit ſeiner Unterhaltung aus. Ich habe eigenhändige Briefe von ihm geleſen, in welchen Geiſt, Scharfſinn und edler Ausdruck herrſchten." (Mit wahrem Vergnügen haben wir dieſe Stelle überſetzt, und fügen, Pauls geiſtreiche und liebenswürdige Unterhaltung im kleinen Cirkel betreffend, noch das Zeugniß einer, leider verſtorbenen, ſehr geiſtreichen Dame, der Frau v. Schröder gebohrne v. Prizbuer, hinzu, die, als Hofdame der Prinzeſſin von Würtemberg (Mutter des jetzigen Königs) oft Gelegenheit hatte, ſolchen Cirkeln beizuwohnen, und die noch viele Jahre nachher mit Entzücken von des Kaiſers hinreiſſender Liebenswürdigkeit ſprach.) —

Das folgende Urtheil muß man dem royaliſtiſchen Franzoſen zu gute halten: „der Jacobinismus hat Mittel gefunden, ſich bis in die Häuſer der Großen zu ſchleichen. Der Illuminatismus iſt bis zu den Stufen des Thrones und in die Cabinette der Miniſter gedrungen. Ich glaube die Hand zu erblicken, welche den Ring dieſer fatalen Kette hält. Der Heerd des Illuminatismus, welchen Carl Theodor zerſtört zu haben glaubte, hat nach ſeinem Tode in Bayern ſich wieder entflammt; Graf Montgelas iſt Einer ſeiner eifrigſten Verbreiter. Mit Hülfe ſeiner officiellen Verbindungen mit dem Miniſterium zu Petersburg iſt es ihm gelungen, Funken dorthin zu werfen, die unter der Aſche glühen und einſt einen traurigen Brand verurſachen können."

Auf der Heimreiſe nennt der Herr Abbé die erſte Preuß. Station Nimmerſatz und bemerkt den Unterſchied zwiſchen bonne croche (ſoll heißen guter Groſchen) et croche ordinaire. In Memel wundert er ſich, daß Rußland, beſonders bey der letzten Theilung von Polen, Preußen keinen vortheilhaften Tauſch gegen Memel vorgeſchlagen habe, weil es dort für ſeine Flotten einen weit vortheilhaftern Hafen als den von Cronſtadt finden würde. (Sehr wahr.) — Dann empfiehlt er das Wirthshaus zum weißen Roß in Memel, warnet aber ſehr, bei Herrn Braun neben der Poſt abzuſteigen; wenigſtens ſoll man Alles zuvor bedingen, denn ihm und ſeiner kleinen Geſellſchaft, ſchlecht logirt und ſchlecht geſpeiſt, war am 5ten Tage eine Rechnung von 46 Ducaten präſentirt worden. Er nennt das mit Recht eine Schinderey, und es iſt wahr, daß die Klagen über dieſes Wirthshaus allgemein ſind.

Von dem preußiſchen Miniſterium ſagt der Reiſende: „man habe es ſtets für machiavelliſtiſch gehalten, trotz Friedrich des Zweiten Antimachiavel. Dieſer Monarch ſey in ſeinen Schriften rechtſchaffen und tugendhaft, aber in der Praxi ein Machiavelliſt geweſen. Das Berliner Cabinet kenne nur eine Berechnung, die ſeines Vortheils — (ein Cabinet ſoll auch keine andere kennen) der ſey das Ziel, auf welches alle Operationen, Bündniſſe, Intriguen und Kräfte gerichtet würden. (Wir wünſchten, der Verfaſſer hätte uns ein Beyſpiel von einem Cabinet geliefert, welches bei allem dieſem ſeinen Vortheil nicht im Auge gehabt hätte. In ſeinem Vaterlande würde er dieſes Beiſpiel wenigſtens nicht gefunden haben.)

Noch auffallender iſt uns geweſen, daß Georgel den jetzigen König der Sucht, Schätze zu ſammeln, beſchuldigt. Wo und wann hat Friedrich

Wilhelm Veranlaſſung gegeben, das von ihm zu glauben?

Von Berlin giebt der Verfaſſer folgende Beſchreibung: „Ein Fremder, wenn er keine intereſſanten Geſchäfte hat, wird ſich in Berlin nicht gefallen. Dieſe große und ſchöne Stadt iſt, was Geſellſchaft anlangt, gar nichts. In zwei oder drei Häuſern giebt es Aſſembleen, wo man ſich von 6 Uhr bis 8 Uhr Abends ſehr förmlich langweilt, ſpielt, Thee trinkt, und zum Abendeſſen traurig nach Hauſe ſchleicht. Man hat keine andere Zuflucht als das Schauſpiel, welches ſehr mittelmäßig ſeyn ſoll: (Wir verſichern dem 70 jährigen mürriſchen Reiſenden, daß nicht allein das Schauſpiel nicht mittelmäßig iſt, ſondern daß es auch zu derſelben Zeit Geſellſchaften in Berlin gab, die für geiſtreiche Unterhaltung nichts zu wünſchen übrig ließen. Hätte er zum Beyſpiel das Glück gehabt, in dem Hauſe des leider verſtorbenen Miniſters v. Schrötter eingeführt zu werden, ſo würde ſein Urtheil ganz anders ausgefallen ſeyn. Aber welche Brille er in Berlin trug, beweißt auch folgende Stelle:)

„Man kann, ohne Furcht widerſprochen zu werden, Berlin als ein Muſter von Immoralität darſtellen Die Geſetze begünſtigen (!) dort die Ausſchweifungen; Mädchen und unverheyrathete Mägde rühmen ſich ihrer Mutterſchaft, und werden für gute Bürgerinnen gehalten, wenn ſie dem Staate auf dieſe Weiſe Unterthanen verſchaffen. — Die Franzöſiſche Revolution wird dort laut geprieſen, und wenn der Wind derſelben auf dieſe Funken bläßt, ſo wird der Brand ſchnell und allgemein werden. Der Nahme, der Ruf des großen Friedrich, der leidende Gehorſam ſeiner zahlreichen Soldaten, unterdrückten die Gährung der erhitzten Köpfe. Seine Immoralität begünſtigte die Ausgelaſſenheit der Sitten; er konnte ungeſtraft der Freiheit zu denken und zu reden den Zügel ſchießen laſſen; da aber ſeine Nachfolger in ihren ſo anſehnlich vergrößerten Staaten weder ſein Uebergewicht noch ſeine Hülfsquellen haben, ſo ſollten ſie eilen die traurigen Grundſätze zu unterdrücken, und einer Seuche ein Ziel zu ſetzen, die, wie man mir ſagt, ſogar das Militär angeſteckt hat." (Wie würde der Herr Abbé ſich geſchämt haben, wenn er im Jahr 1813 noch gelebt hätte.)

In Wittenberg ſpricht er von dem Ketzer Luther und wiederhohlt das alte Mährchen von der Eiferſucht der Dominikaner und Auguſtiner, aus welcher die Reformation entſprungen ſeyn ſoll. Alſo habe ein abtrünniger Mönch die Welt mit Blut getränkt, indem er den Geiſtlichen die Pforten der Liederlichkeit geöffnet habe. (!)

Bei einer Schilderung des jetzigen Königs von Sachſen hat der Verfaſſer ſeinen Pinſel in treuere Farben getaucht, wenn gleich ſeine Triebfedern nicht die reinſten geweſen ſeyn mögen. „Dieſer Fürſt" ſagt er, „der durch ſeine Talente, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und die ſeltenen Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens, ſo wie durch ſeine Einkünfte und die Bevölkerung ſeiner Staaten berufen ſchien, eine ausgezeichnete Rolle in den Kriegen zu ſpielen, welche Europa ſeit 10 Jahren erſchüttert haben, hat eine dunkle Neutralität vorgezogen, blos beſchäftigt ſeinem Volke eine Ruhe zu erhalten, die es vor der Geißel ſchützt, welche Deutſchland verwüſtet. Auch iſt er der Gegenſtand der Verehrung und Liebe ſeiner Unterthanen, obgleich er eine andere Religion bekennt. Er iſt ein Muſter der Tugend und Erbauung mitten in ſeinen lutheriſchen Staaten. Es giebt keinen Sachſen, der nicht täglich für die Erhaltung des Lebens ſeines angebeteten Fürſten heiße Wünſche zum Himmel ſendete."

Magnetiſmus.

Uns ekelt fürwahr vor dieſer loſen Speiſe, die wir ſo oft aufzutiſchen gezwungen ſind; und wenn wir nicht überzeugt wären, Gutes dadurch zu ſtiften, indem doch hie und da ein vernünftiger Menſch unſere Warnungstafel beachten, auch wohl mancher ſchon Befangene ſeiner Leichtgläubigkeit ſich ſchämen wird, wir würden längſt die ganze Materie den Staubwolken überlaſſen haben, in welchen ſie ſich jetzt, zum Schaden ſo vieler ſonſt geſunden Augen, herum wirbelt. Nach unſerer innigſten Ueberzeugung iſt die Vernunft des Menſchen ſelten auf eine ſo tiefe Stufe herabgeſunken, als diejenige iſt, welche das magnetiſche Baquet bildet. Die Nachwelt wird es mit eben dem Erſtaunen und Mitleid leſen, welche wir Alle jetzt empfinden, wenn man uns die abgeſchmackten Geſpenſterhiſtörchen aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erzählt. Auch dieſe wurden damals eben ſo feſt geglaubt, als jetzt die Wunder des Magnetiſmus; auch die damaligen Augenzeugen waren ſehr oft eben ſo ehrenwerthe Männer, als diejenigen, auf deren Zeugniß man jetzt pocht, und faſt immer waren die Perſonen, welchen die Geſpenſter erſchienen, über allen Verdacht des Betrugs erhaben. Dennoch zweifelt nun kein Menſch mehr an der Albernheit der Geſpenſtermährchen. Warum legt man denn jetzt ſo hohen Werth auf ſolche Zeugniſſe? Wir erſtären im Rahmen der Nachwelt — und fürchten keinesweges, daß ſie uns einſt Lügen ſtrafen werde — daß alle die Gläubigen an die Wunder des Magnetismus partiell verrückt ſind, und wenn ſie auch übrigens die klügſten und redlichſten Männer wären. Will man dieſen harten, aber wahrhaften Ausſpruch widerlegen, ſo erkläre man uns zuvor, wie es zugegangen, daß die geſcheiteſten Leute vor 100 Jahren Geſpenſter geſehen haben? kann man das nicht, ſo bekenne man, daß Alles, was für die Wahrheit der Wunder des Magnetismus ſpricht, auch den Geſpenſtern zu gute kommt, und vollende dadurch die Thronbeſteigung des craſſeſten Aberglaubens.

Einer von den tollſten unter den vielen Tollen iſt Hr. von Ghert, nicht einmal ein Arzt, wie es ſcheint, ſondern Commiſſair des Königs von Holland im Departement des Cultus, der im neuſten Hefte des Archivs für den thieriſchen Magnetismus folgendes erzählt: Madam Millet, 19 Jahr alt, wurde von ihm magnetiſirt. Ihr ſchmeckte das magnetiſirte Waſſer „wie Seltſerwaſſer, aber noch „viel angenehmer; ſchöner als der beſte Kaffee,“ auch roch es wie Roſen, Nelken, Reſeda und Ro[illegible] um. Die Urſache ihrer Zufälle war ein kleines, blutrothes Knötchen oben am Herzen, welches in Folge eines Schreckens ſich gebildet haben ſollte. Hr. v. Ghert konnte dieſe Zufälle durch ſeinen bloßen Willen ſo ſtark hervorbringen, daß drey Menſchen die arme Frau kaum halten konnten. Seit zwey Jahren ſchon bedient er ſich der Manipulation nicht mehr, ſondern fixirt blos mit den Augen, muß aber dabey bisweilen ſeine Brille ablegen. Madam Millet ſagte voraus, daß ſie ſich an den rechten Arm ſtoßen und ihn vielleicht gar zerbrechen würde. Sie ſtieß ſich auch würklich, zerbrach aber den Arm nicht.

Das Knötchen am Herzen verſchwand ſehr bald, aber das rothe Fleckchen wurde größer, weil ſie ſich mit Jemanden gezankt hatte. — Ihre Schweſter ſah ſie, mit dem Magen, ſpazieren gehen in einem neuen gelben Kleide. Hr. v. G. nahm eine Priſe und Madame Millet nieſte. Er nahm ein Pfeffermünzkügelchen in den Mund, und alſobald ſaugte ſie daran und ſagte: das iſt ein angenehmes Pfeffermünzkügelchen. Er räuſperte ſich, ſie huſtete. Er trank ein Gläschen bittern Wachholderbranntwein, der ſchmeckte ihr ſchlecht. Sie ſah nicht bloß mit dem Magen, ſondern auch mit der Schulter. Er wurde beym Ohr gezogen, ſie klagte, daß man ſie in die Ohren kneife

Er ſetzte ihr die Spitzen der Finger auf beide Schultern, trieb ſeinen Willen bis in ihr Rückgrat, und ſiehe, nach zwey Minuten konnte ſie weder ſelbſt ſich rühren, noch der ſtärkſte Mann ſie vom Stuhle aufheben. Wollte er haben, daß ihr die Schweißtropfen von der Stirne träufeln ſollten, ſo durfte er ſeinen Willen nur auf ihre Schweißlöcher richten.

Ein anderes Frauenzimmer ſtellte ſich neben Madame Millet, roch viele Blumen und mußte ſchlafen. So ging es mehreren. Dann lagen ſie ſchlafend beyſammen, und alle rieben ſich die Naſen und klagten über Jucken, wenn Hr. v. G. Tabak ſchnupfte, (was ſehr komiſch ausgeſehen haben muß) und Alle ſchmeckten mit, was er verzehrte. — Trat ein Spötter unten ins Haus, ſo merkte Madame Millet es gleich oben auf dem Zimmer, ſchimpfte auf ihn und rief: „kommt er her, ſo bekommt er eins.“ (Man ſieht, mit dieſer Somnambüle war nicht zu ſpaßen.) — Die Mundklemme curirte Hr. v. G. augenblicklich durch Anhauchen. —

Muſik hörte Madame M., wenn eine Schnur von ihr zu dem ſpielenden Frauenzimmer lief, aber die Würkung des Magnetismus lief auch an der Schnur mit hinüber und der Spielenden wurde ſchlimm. Wenn hingegen eine Kranke die Schnur hielt, ſo konnte Madame M. auch ſagen was ihr fehle. Allein der Aerger über jenen Spötter verurſachte noch zwey Tage ſpäter eine Verminderung ihres Hellſehens — (ein ſehr ſchlechtes Zeugniß für die moraliſche Reinheit und Erhabenheit des Magnetismus, wenn er nicht einmal im Stande iſt, eine unbedeutende Spötterey zu ertragen und wenn ſie ſogar ihn ſeiner Kraft beraubt. Das muß eine miſerable Kraft geweſen ſeyn.) —

Einmal biß Madame Millet ein Glas in Stücken, ob es gleich magnetiſirtes Waſſer enthielt, welches wie der ſchönſte Kaffee ſchmeckte und wie die ſchönſten Blumen roch. Natürlich blutete ihr Mund, und es war gar nicht artig vom Hn. v. G. daß er in dieſem Augenblicke einen bittern Schnaps trank, der ſogleich in dem Munde der Madame M. die verwundeten Stellen gewaltig biß. Allein verdient hatte ſie reichlich dieſen Schmerz, denn die Gewiſſenloſe war bald nachher ſo unverſchämt, bey Gelegenheit einiger kleinen Diebſtähle, ein Dienſtmädchen als die Thäterin anzugeben, auch das Geſtohlene ſelbſt aus einem dunkeln Winkel des Kellers hervorzuholen, worüber männiglich erſtaunte, was uns aber blos beweiſt, daß ſie die Sachen vorher ſelbſt dahin gelegt hatte, um durch ein überraſchendes Kunſtſtückchen Staunen zu erregen. Das arme Dienſtmädchen, ſoll Theilweiſe bekannt haben, und kurz, ſie wurde aus dem Dienſt gejagt. Duldet die Obrigkeit ſolchen ſchändlichen Mißbrauch? die Erklärung dieſes Wunders iſt vollends lächerlich. Das geſtohlene Tuch nemlich war daſſelbe, womit Madame M. ſich die Augen verbunden hatte, folglich war ſie mit dem Tuche in Rapport getreten, und deswegen wußte ſie, was damit geſchehen war.

Als ſie guter Hoffnung geworden war, konnte Hr. v. G. ſie nicht mehr in Schlaf bringen, hingegen war gleich eine Demoiſell K. bey der Hand, die nicht minder artige Kunſtſtückchen machte, Perſonen in der Ferne ſah und beſchrieb, ſogar wußte wie ſie hießen, daß ſie Ringe am Finger trugen und luſtige Geſellen waren; die ferner eine Orgel auf der Straße hörte und dabei den Hn. v. G. für eine Orgel anſah u. dgl. m. Sie und Madame H. (auch eine Somnambüle) brauchten von einer fremden abweſenden Kranken nur ein Tuch in die Hand zu nehmen, ſo wußten ſie gleich, daß ſie 30 Jahr alt ſey, am Schwindel leide, in's Waſſer oder von einer Leiter gefallen ſey ꝛc. Bisweilen hatten ſie aber auch ihre Rollen nicht gut einſtudirt, gaben manches falſch an, und wenn man ihnen ſagte, das ſey nicht wahr, ſo antwortete Demoiſell K. „nicht? das wundert mich." Uebrigens mußte Madame H. Gurgelwaſſer gebrauchen, als Hr. v. G. Halsſchmerzen hatte.

Eine andere junge Dame hatte eine gelähmte Zunge. Als Hr. v. G. ſeine Gedanken auf ſie richtete, zogen ſich nach einigen Minuten ihre Augen krampfhaft zuſammen, die Zunge zitterte und ſchlug dermaßen an den Gaumen, daß man es in einiger Entfernung hören konnte, während Madame H. ganz ſprachlos wurde. (!) — So weit von dieſem ſchelmiſchen Kleeblatt, welches mit dem Hn. v. G. ſo lange ſeinen Spaß trieb.

Er hat aber auch noch andere, nicht minder gewaltige Dinge erlebt. Ein junger epileptiſcher Menſch konnte Andern die Kopf- und Magenſchmerzen mit der Hand wegnehmen, und in ſeinen Arm ziehen. Wenn nun der Arm ſich recht voll geſogen hatte, ſo ſchlenkerte er die Schmerzen wieder zu den Fingern hinaus. — Ein Bauermädchen war mit einem Knötchen am Kinne gebohren. Als Hr. v. G. ſeine Gedanken darauf richtete, gerieth das Knötchen in Bewegung, entzündete ſich, wurde mit magnetiſchem Waſſer befeuchtet und löſte ſich durch Eyterung gänzlich auf. (Ein neues Schönheitsmittel.) — Ein magnetiſirter Knabe gab 5 Nummern an, die im Lotto heraus kommen würden, es kam aber keine heraus. — Ein junger Menſch fühlte fremde Krankheiten, wenn ihm nur aus fernen Gegenden Tücher zugeſendet wurden, die der Kranke einige Tage lang auf dem bloßen Leibe getragen. Dadurch erfuhr er auch, daß der Kranke eine Brille gebrauchte, einen ſteifen Finger hatte u. dgl. — Bey einer gewiſſen Kranken konnte Hr. v. G. blos durch die Richtung ſeines Willens ein ſolches Jucken im rechten Arme bewürken, daß ſie ſich die Haut aufkratzte. — Ein anderer hatte ein krankes Bein, von welchem ſich eine Muskel tactmäßig bewegte, ſo oft in der Nachbarſchaft Muſik gemacht wurde. — Ein Anderer las mit der Herzgrube Gedrucktes, wenn es auch in eine Tabaksdoſe verſchloſſen war. —

Bey einer Kranken, die vermuthlich die Geduld verlohr, oder der längeren Alfanzerey ſich ſchämte, bemerkte Hr. v. G., daß ſie allmählig und abſichtlich ihren Schlaf abkürzte, ob ſie gleich während dieſes Schlafes immer verſichert hatte, der Magnetismus werde ſie heilen. Ein ſehr merkwürdiges Bekenntniß! Alſo können die Somnambülen ihren Schlaf allmählig und abſichtlich abkürzen? alſo iſt der ganze Schlaf Verſtellung oder Selbſtbetrug, den ſie, wenn ſie wollen, aufheben können? wo bleibt denn da die Herrſchaft des Magnetiſeurs? wo bleibt die Behauptung: die Kranke müſſe ſchlafen, könne ſich deſſen gar nicht erwehren? —

(Der Beſchluß folgt.)

Literariſche Notiz.

Der Soldat in Hinſicht ſeiner Pflichten und Moralität zu ſeiner beſſern Würdigung, von **Chriſtian Hahn**, iſt ein empfehlenswerthes Büchlein, deſſen Zweck ſich ſchon durch den Titel ausſpricht. Der Verfaſſer war ſelbſt Soldat und behauptet, aus Erfahrung zu wiſſen, daß der größte Theil der bürgerlichen Stände den Soldaten gering achte und ihn alle mögliche unverdiente Härte fühlen laſſe. Es gelang dem Verfaſſer, Einigen ſeiner Freunde beſſere Begriffe beyzubringen, und daſſelbe hofft er nun vom Leſer. — Uns iſt beſonders folgende Note aufgefallen: „Hier ſey es mir erlaubt, eine Strafe zu erwähnen, die bey den Franzoſen mit vielem Erfolg angewandt wurde. Sie hieß Coups do Savate, Schuhhiebe, und wurde bey kleinen Dienſtvergehungen, ſchlechtem Benehmen gegen den Wirth u. dgl. gebraucht, und auf folgende Art vollzogen: Die Compagnie marſchirte auf, der Strafbare ſtand vor der Fronte. Einer aus der Compagnie, der die ſchwerſten und ſtärkſten, mit Nägeln beſchlagenen Schuhe hatte, mußte ſie ausziehen, dann der zu Beſtrafende ſich auf den Bauch legen, und nun Mann für Mann mit jenem Schuh die Coups de Savate ihm auf den Hintern aufhauen, bisweilen 2, 3, auch 4 Hiebe. Ein Unterofficier ſtand dabey und gab Jedem, der nicht tüchtig aufhaute, einen derben Hieb. Dieſe Strafe machte ſolchen Eindruck, daß bey dem bloßen Nahmen derſelben die Soldaten erſchraken, und die Ungethümſten dadurch gebeſſert wurden." (Wir hatten nie zuvor davon gehört, können aber nicht begreifen, wie Leute, die unter ſolchen Schuhhieben ſtanden, die Stockprügel ehrenrührig finden konnten.) —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 48. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r. Band.

Magnetismus. (Beſchluß.)

Auch ein Bekenntniß des Herrn Kieſer, Mitherausgeber des Archivs, dürfen wir nicht übergehen. Es lautet wie folgt:

„Wir wiſſen recht gut, daß hier dem abſichtlichen Betruge und ſelbſt einem frevelhaften Mißbrauch ein weites Feld geöffnet iſt, und daß „Betrug und Mißbrauch hier auch häufig geſpielt „und vollführt werden, wovon wir ebenfalls furchtbare Beyſpiele angeben könnten." — Warum führt er ſie denn nicht an? was hält ihn zurück? wäre es nicht ſehr nützlich, auch dieſe bekannt zu machen? müſſen denn immer nur Beyſpiele, die in den Kram dienen, erzählt und die übrigen verſchwiegen werden? warum? — heißt das unpartheiiſch prüfen? heißt das jüngere Aerzte in den Stand ſetzen, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden? — Wir nennen eine ſolche Zurückhaltung Gewiſſenloſigkeit. Will Hr. Kieſer von ſeiner Redlichkeit uns überzeugen, ſo erzähle er in einem der folgenden Hefte die furchtbaren Beyſpiele mit den kleinſten Umſtänden. Thut er das nicht, ſo ſcheut er ſich, dem lieben Magnetismus Schaden zuzufügen, und dieſe Scheu würde beweiſen, daß die furchtbaren Beyſpiele von der Art ſind, eine Menge anderer Beyſpiele zu erklären, die man gern für ächt uns aufbinden möchte. Am Vornehm thun läßt es überhaupt Hr. Kieſer nicht fehlen. Er erklärt es „für eine höchſt „unnütze Arbeit, den Einwürfen der Gegner Rede zu „ſtehen." (Das iſt eine bequeme Art zu widerlegen) „Die That ſelber mache am leichteſten alle „Gegner zu Schanden." Wohlan! jene furchtbaren Beyſpiele ſind auch Thatſachen, machen dieſe auch die Gegner zu Schanden? — Er nennt die Gegner Wegelagerer, die nur auf ihren Beutel bedacht und Jedem feil wären. — Ey, ey, Hr. Kieſer, wer gewinnt denn bey dem Magnetismus? die, die ihm widerſprechen? oder die, die ihn treiben? — das ſind elende Fechterſtreiche! die treffen warlich nicht!

Zum Beſchluß noch ein herrliches Mittel gegen Schlafloſigkeit. Der engliſche Major Pittmann ließ, als er nach Calcutta ſchiffte, einem Frauenzimmer ein weißes magnetiſirtes Schnupftuch zurük, um jeden Abend zu ſchlafen, während er ſich in Gedanken mit ihr beſchäftigen werde, und ſiehe, obgleich der Hr. Major jetzt ſchon jenſeits des Vorgebirges der guten Hoffnung ſeyn muß, ſo ſchläft die Dame doch jeden Abend zwey Stunden, und befindet ſich ſehr wohl dabey. — Auch die wichtige Frage dürfen wir nicht übergehen: „ob ein Hund, der „ſeinen ſomnambülen Herrn anbellt, wohl von demſelben gehört werden würde?" Eine herrliche Preißfrage für irgend eine Academie. — —

Endlich hat der Hr. Doctor Fleiſchmann im Hufelandſchen Journal ſein Mährchen geendet, und wir wollen es denn auch ſo ſchnell als möglich enden, indem wir alle Wiederholungen übergehen, und nur noch einige Variationen anführen. Einmal wurde die Kranke ſehr heiter und ſprach drey Viertelſtunden lang das Wort Ja aus, dann eine halbe Stunde mit kindiſch fröhlicher Stimme: Ja, ich bin vergnügt, ja ja ich bin vergnügt, ich bin vergnügt! uns fiel dabey das Mädchen in einer Oper von Göthe ein, welches beſtändig ſingt: ich bin verdrüßlich, bin verdrüßlich, bin verdrüßlich.

Ein anderes Mal ſchrie ſie: mich hungert, mich hungert, mich hungert! gebt mir zu eſſen Preßſack und Bier! und dann fraß ſie ſo gierig, als wolle ſie die Haut von der Preßwurſt mit verſchlingen. Aber das hatte die üble Folge, das ſie behauptete, der Hr. Doctor Fleiſchmann ſey ein Jude.

Einmal erſchien ihr in der Nacht ein helles Licht, wobey es ringsum finſter blieb. Sie wollte es haſchen, aber es ſchwebte vor ihr her bis zum Fenſter, drang durch das Fenſter hinaus und als ſie ſolches öffnete, fand ſie, daß der Fenſterladen zu geweſen. Sie legte ſich wieder zu Bett, und da kam der Lichtſchein wieder, um Verſteckens mit ihr zu ſpielen. — Die Erſcheinung der weißen Frau erklärte ſie uns ſelbſt für Phantaſie, und ſagte: jede Somnambüle habe irgend eine ſolche Erſcheinung, ſonſt würde ſie nicht in die höhern Grade des magnetiſchen Schlafs übergehen können. (Ein ſehr merkwürdiges Bekenntniß, denn wenn das Eien

Phantaſie iſt, warum nicht auch das Andere?) Indeſſen blieb die Kranke doch bey der Unverſchämtheit zu behaupten: der Chorgeſang, den ihre Freundinnen gehört hatten, ſey würklich von Engeln geſungen worden, um ſie ſelbſt und jeden Andern zu überzeugen, daß ſie von Gott zu höhern Zwecken beſtimmt und Alles wahr ſey, was ſie geſprochen. (O du für die Ruthe überreiſe Gauklerin!)

Bekanntlich hatte ſie verſprochen, am 23. Fbr. große Dinge zu entdecken, als aber dieſer Tag ſich näherte, zog ſie ihr Wort zurück und verſicherte, Gott erlaube es ihr nicht; ſie könne zwar ſprechen, möchte ſprechen, wollte ſprechen, aber dürfe nicht.

Einmal, als ſie allein zu Hauſe war, wurde ſtark an die Hausthür geklopft. Es war ein Weib, welches vor ihr ſtehen blieb, ſie lange anſah und endlich ſagte: „Ja, du biſts, die ich geſehen, du „kannſt mir helfen. Ich habe an Gott verzweifelt ꝛc.“ Dann ging ſie mit den Worten: in zehn Jahren ſehe ich dich wieder; woraus der gläubige Hr. Doctor Fleiſchmann den Schluß zieht, daß vielleicht nach zehn Jahren die Zufälle der Kranken wiederkommen werden.

Der wackere Hufeland hat zu dieſer Geſchichte Bemerkungen geliefert, die von ſeiner hellen Anſicht zeugen, denn er erklärt die ganze Krankheit für nichts weiter als eine hyſteriſche Nerven-Krankheit, „wie man ſie ſchon hun„dertfältig beym weiblichen Geſchlechte beobachtet „hat und in den Schriften der Aerzte beſchrieben „findet.“ Wir wundern uns nur, daß er die innere Wahrheit und Glaubwürdigkeit der handelnden Perſonen gar nicht in Zweifel zieht: es wäre denn, daß er unter dem innern blos verſtünde, die Perſonen ſelbſt ſeyen von dem was ſie zu ſehen und zu hören glaubten, überzeugt geweſen. Das mag ſeyn, beweißt aber nichts für uns übrige, die wir nicht partiell verrückt ſind. Wir erinnern unſern edlen Freund an den verſtorbenen Kanzler Schmidt zu Weimar, der, als wir noch Knaben waren, ſo oft Geſpenſter ſah und hörte. War er nicht ein Gelehrter, ſehr verſtändiger und eben ſo braver, keiner Unwahrheit fähiger Mann? was ließe gegen ſein Zeugniß ſich einwenden? und doch hat ihm Niemand geglaubt. Eben ſo mag der Hr. D. Fleiſchmann ein ſehr gelehrter, verſtändiger, braver und Wahrheit liebender Mann ſeyn, allein warum ſollten wir als reiſe Männer ihm mehr glauben, als wir dem Kanzler Schmidt als Knaben geglaubt haben?

Hufeland beweißt nun an mehreren der angegebenen Wunder, daß ſie ſehr natürlich zugegangen ſeyn können; nur das ſcandalöſe Empfinden der dem Magnetiſeur durch einen nächtlichen Zufall entzogenen Kraft weiß er nicht zu erklären, und betrachtet es als einen andern Beweiß, daß die Zeugungskraft im Magnetismus eiue große Rolle ſpiele, (leider ja!) ſetzt jedoch mit ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit hinzu: man müſſe nicht Sinnlichkeit oder Geſchlechtsluſt darunter verſtehen, ſondern eine reine Potenz. Er zweifelt, daß ein Caſtrat magnetiſche Würkungen hervor zu bringen vermöchte, und ſchließt mit folgender trefflichen Bemerkung, die das ganze Geheimniß des Magnetismus enthält:

„Sehr lehrreich iſt das Geſtändniß der Kran„ken, daß Eigendünkel, Stolz und der Glaube einer „höhern göttlichen Auszeichnung — kurz Eitel„keit — ſich in ihre Seele eingeſchlichen habe. „Gewiß eine der gefährlichſten Klippen, beſonders „für das weibliche Gemüth, und ein Punkt, auf den „wir die Magnetiſirer nicht genug aufmerkſam ma„chen können. Ohne es zu wiſſen oder zu wollen, „erzeugt das durch dieſen Zuſtand erhöhte Selbſtge„fühl, das Intereſſe, das ſie andern einflößen, in „ihnen ſelbſt die Idee einer höhern Wichtigkeit und „Würde ihrer ſelbſt; dies fließt unvermerkt auf „ihre Denk- und Handlungsweiſe ein, und ohne „es zu wiſſen oder zu wollen (?) täuſchen ſie ſich „und andere — es wird eine Rolle daraus und „die Komödie iſt fertig, in der der Magne„tismus nur noch eine mitſpielende Perſon, wohl gar „nur das Theater iſt. — Nicht der Magnetiſeur „hat ſie, ſondern ſie haben ihn.“ Wir weichen von dieſer höchſt verſtändigen Erklärung nur in dem einzigen Puncte ab, daß wir auch glauben, ſie wollen ihn haben, und daß, wenn nur irgend ein Fürſt Zuchthausſtrafe auf ſolche Komödien ſetzte, in ſeinem Lande auch keine mehr geſpielt werden würde.

Politik.

Ueber Deutſchlands Zuſtand und Bundesverfaſſung hat der Freyherr von Gagern ein Bändchen drucken laſſen, aus welchem wir erfahren: daß er zu der Bundesacte und ihrer Entwickelung weſentlich beygetragen; daß er Kenntniſſe habe, die dahin gehören; daß die Herren zu Marburg ihn mit dem Doctorhute beſchenkt haben; daß er Glied und Vorſteher der Reichs-Ritterſchaft geweſen; daß er Frankreich und den franzöſiſchen Hof in der Nähe geſehen; daß er auf dem Congreß zu Wien die Kaiſerwürde auf das Nachdrücklichſte behauptet; daß er an den Grafen Münſter ein nicht ſanftes Sendſchreiden ergeben laſſen; daß er Preuſſen und Bayern angekündigt, ſie würden ihre natürliche Rolle und Haltung verlieren; daß er unter allen Deutſchen zur Beobachtung dem rheiniſchen Bunde am nächſten ſtand; daß, wenn er in vorgerückten Jahren ſich je wieder entſchließen könnte, Dienſtverhältniſſe einzugehen, er nirgends lieber dienen würde als in Preuſſen; daß er gleich anfangs ſich beſtrebt hat, eine Seele in den Bund zu bringen; daß er Glauben und Gehör verdiene, wenn er von unſern Fehlern, Anmaßungen ꝛc. ſpricht; daß er bey der Mediatiſirung mildernde Hände im Spiel hatte; ꝛc.

Alles das folgt nicht ſo auf einander, wie hier, ſondern iſt durch das ganze Büchlein zerſtreut, weshalb nicht geleugnet werden kann, daß das ganze Büchlein vor allen Dingen von dem Verfaſſer ſelbſt handelt. Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß es nicht außerdem noch viele merkwürdige Dinge enthielte. Wir wollen Einiges mittheilen:

„Wo immer Annalen ſind, ſächſiſche, böhmiſche, bayriſche, würtembergiſche, heſſiſche, man ſoll nachſehen, ob man nicht ehedem die Stände berief und hörte. — Es iſt die Frage, ob die Fürſten das Recht hatten, nach Franz des Zweyten Niederlegung der deutſchen Kayſerkrone und ohne die Völker zu befragen, die alten Formen dieſes Reichs ganz umzuändern?“ Hr. v. G. ſpricht Nein, und beruft ſich auf die Geſchichte. (Es möchte, bey Beantwortung dieſer Frage, blos darauf ankommen, aus welchem Geſichtspuncte man den Fürſtenſtand betrachtet? ſind und waren die Fürſten nicht bloß Regierer, ſondern auch Repräſentanten ihrer Völker, ſo mochten ſie jenes Recht wohl haben. Wir vermuthen, daß Hr. v. Gagern, nachdem er aufgehört hatte, Reichsritter zu ſeyn, die neuen Verhältniſſe ſeiner Güter wohl auch als Repräſentant ſeiner Unterthanen und ohne ſie zu fragen, beſtimmt haben wird. Betrachtet man aber die Fürſten als bloße Regierer — nun freylich, dann wären ſie Beamte, die nicht weiter gehen dürfen als ihre Inſtruction vorſchreibt.) —

„Wenn Oeſterreich und Preußen ſtandhaft, feſt und wahr bleiben — meynt der Verfaſſer — ſo begegnen wir ruhig jeder Gefahr. Nur muß man auch Andern freyen Spielraum laſſen. Nimmermehr wird es der Eiche und der Buche gelingen, der Birke, dem Ahorn, der Erle, dem wilden Roſenſtrauch zu beweiſen, daß ſie nicht gleiche Berechtigung haben, in der Waldung ihren Platz einzunehmen.“

Sehr war iſt folgendes: „Die öffentliche Meynung ſoll man ſicher niemals vernachläſſigen, ſondern ſorgfältig hören, aber eben ſo ſicher ihr niemals blindlings Weyhrauch ſtreuen.“ (Zumal wenn ſie blos durch einige Menſchen ſich ausſpricht, welchen man nicht einmal die Erziehung eines Kindes, viel weniger die Bevormündung eines Volkes anvertrauen möchte.) —

Nicht minder wahr iſt: „wenn ich höre, daß wir zu allem großen Politiſchen reif, tüchtig und rüſtig ſeyen, und beſonders von der Beſonnenheit der Nation, als ob das ſo natur- und weltkundig wäre, ſo bin ich nicht ſehr gläubig und vermiſſe das hiſtoriſche Fundament.“ (Ja wohl!) — „Und frage ich mich unpartheyiſch, ob welche unter uns zu revolutionären Greueln fähig wären? leider muß ich antworten: ganz und gar!“ — Ein merkwürdiges Bekenntniß eines der wärmſten Conſtitutions-Freunde. Er erinnert unter andern an Eulogius Schneider, der ein Dichter, angeblicher Weltweiſer und ſogar deutſcher Prieſter war. Er hätte die Beyſpiele auch unter lebenden auf gewiſſen Univerſitäten wählen können. —

Hr. v. G. beklagt, daß Elſaß nicht an Deutſchland zurückgegeben worden, und iſt überzeugt, daß der Herzog von Richelieu weit mehr Talente, Tugenden und perſönlichen Einfluß haben mußte, um Elſaß zu behaupten, als der Cardinal Richelieu deren bedurfte, es zu erwerben. —

Unter die Attribute der Bundesmacht zählt Hr. v. G. allerdings auch die Leitung derſelben, „aber nicht die zu Wien beabſichtete, auch nicht die durch Ohrengeflüſter, Argwohn, Verübeln der einen, wenn die andern ihr eigenthümliches Intereſſe verfolgen.“ Da er ſich über dieſe Aeußerungen nicht näher erklärt, ſo bleiben ſie räthſelhaft.

Zur Befeſtigung im Innern, heißt es weiter, ſey vor allen Dingen erforderlich Achtserklärung, wenn Eyd und Bund gebrochen würde, Entſetzung von Land und Leuten, Aenderung der Dynaſtie, Ausſtreichen des Volks aus unſerer Reyhe, wenn es an der Treuloſigkeit Theil genommen. Bey dieſer Frage ſey die Bundesverſammlung bisher leiſe und ſchonend aufgetreten, und habe wohl daran gethan, weil ſich alles das allmählig entwickeln müſſe. Wer den Bund nicht beſtändig zu halten vermöge, müſſe für immer davon entfernt werden. In Zeiten der Gefahr und Bedrängniß werde jenes Grundgeſetz die Fürſten ſelbſt gegen Zudringlichkeiten und Lamentationen ſicher ſtellen, wenn etwa in den Hauptſtädten Friedens- oder Neutralitäts-Tractate gegen das allgemeine Intereſſe, lärmend gefodert würden. Alles das iſt ſehr wahr allein mit der Execution gegen mächtige Abtrünnige wird es immer bedenklich ausſehen, zumal da ſolch ein Abfall immer während eines Krieges zu geſchehen pflegt, wo der Feind es hindert, den abtrünnigen Freund zu züchtigen.

Welche Gegenſtände ſoll der Bundestag verhandeln? „vor Allem alles was Deutſch iſt. Deutſche Sachen ſind ſicher erſt die unſrigen, ehe ſie europäiſche Gegenſtände werden. Ohne das kein Bundes-Syſtem, nicht Macht und nicht Reich, keine Gleichheit der Berechtigung, kein Vertrauen, ja kein Daſeyn und kein Deutſchland, ſondern ein Blendwerk und, was ärger iſt, eine Abhängigkeit vom fremden Willen ohne Erwiederung!“ Zu ſolchen deutſchen Gegenſtänden rechnet Hr. v. G. in dieſem Augenblicke die Fragen: „Iſt die deutſche Schifffarth ſicher? wer führt den Barbaresken Munition und Kriegsſchiffe zu? Wer iſt der Graf von Hochberg? was iſt in den Badenſchen Succeſſions-Angelegenheiten Drohendes? wer iſt der Papſt in Deutſchland? ſind die deutſchen Grenzen überall hin regulirt? und wie?

Bey Betrachtung der innern Ruhe bemerkt der Verfaſſer: „Verdrängung des Adels würde eine wahre und heftige Revolution hervorrufen, keineswegs aber eine Compoſition, denn der Adel ſey viel zu ſtark und eingewurzelt, als daß ohne blutigen Kampf entſchieden werden könnte. In England ſey der Adel mit großem Nutzen geblieben, in Frankreich wieder hergeſtellt worden, er ſey überall um uns her, gegen Oſten bey weitem der ſtärkſte. Hr. v. G. fragt: „ob es denn wahrſcheinlich ſey, daß unſere Kronprinzen, Erzherzoge ꝛc. ſich künftig Herr Habsburg, Herr Heſſen, Herr Sachſen nennen würden? Ob die Prinzeß Charlotte von Großbrittanien ſich mit dem Bürger Salfeld vermahlt habe? mit welcher Billigkeit man jene Opfer der Zeit, die Leiningen, die Hohenlohe, die Solms, die Schwarzenberg, ihrer Ebenbürtigkeit, ihrer Anſprüche auf gerechte und ſchonende Behandlung verluſtig erklären wolle? ob die unter uns aufgenommenen Herzoge von Reichſtadt und von Leuchtenberg, Herr Buonaparte und Herr Beauharnois heißen ſollen? ob Frankreich glücklich geweſen ſey, als der Herzog von Orleans Citoyen Egalité hieß? ob die Hardenberg, Metternich, Blücher und Wrede die fürſtliche Würde wieder ablegen ſollen, weil es einer Faction ſo beliebe? der Rang ſolcher Edlen ſey den Gewerben und Künſten förderlich; durch ihn würden die Gradationen hergeſtellt und ausgefüllt, ja man könne ſich nicht verbergen, daß der Adel am geeigneteſten ſey, im Fall der Noth der oberſten Gewalt nachdrücklich Widerpart zu halten.“

„Niemand werde leugnen, daß das allgemeine Staatsrecht in die höchſte Verwirrung gerathen ſey. Was hindere z. B. die Fürſten zu Waldeck und Reuß, Herzoge und Markgrafen zu creiren? wodurch werde ein Staat verpflichtet, Standeserhöhungen eines anderen anzuerkennen? was ſey die Ebenbürtigkeit? wo höre ſie auf? — Mit der Ritterſchafft — das ſey ihre alte ächte Benennung — habe es eine andere und eigene Bewandniß Das Wort Adel ſey neuer, und die Benennung niedrer Adel ſey den Ohren des Verfaſſers immer ſo übellautend und mißfällig geweſen wie alles was niedrig iſt. Zu Freyherren und Baronen hätten die Reichsritter ſich doch nur ſelbſt gemacht, und dürften auch eigentlich (?) nicht behaupten, von beſſerm Schroot zu ſeyn als andere Edelleute. — Was das Wort von auf ſich habe, könne man ſchon in Wien lernen. Und wo wären denn noch unleidliche Privilegien? oder worin beſtünden ſie? — Denn (ſo ſchließt der Verfaſſer) Alles was des Beſitzes überhaupt empfänglich iſt und dahin gehört, auch Jurisdiction und Patronat ſoll uns Niemand nehmen.“ —

„Dem Tanz der Mediatiſirung“ hat der Verfaſſer in Paris beygewohnt; er hat „die macbethſchen Damen ganz nahe ſingen hören;“ er wird vielleicht einſt, in den Denkwürdigkeiten der Zeit, „das Boudoir — jedoch nicht in Paris — nennen können, wo durch leichtfertiges Weibergeplauder die Sache zuerſt angeſponnen worden.“ Er wünſcht, daß man den Mediatiſirten eine Collectiv-Stimme bey der Bundesverſammlung einräumen möchte, da ja doch die ganze rheiniſche Bundesacte ein ununterbrochenes Spolium geweſen, durch welches kein Dominium übertragen werden könnte. Der Congreß zu Wien habe es freylich dabey gelaſſen, aber auch das ſey nur Gewalt geweſen. Hier liegt meine Börſe auf dem Tiſche“ ruft er aus; wenn irgend ein Richter ſie mir abſpricht, „aus Motiven und „Titeln, die das Dominium ergreifen können, ſo „werde ich mich dem ruhig unterwerfen. Wenn aber „alle Mächte der Erde entſcheiden: Sintemal dieſe „Börſe dein war, ſie dir aber durch die ſchreyende „Ungerechtigkeit, und ohne daß du im Mindeſten „widerſtehen konnteſt, genommen worden iſt — ſo „— ſoll ſie nun und nimmermehr dein ſeyn; — ſo „würde ich an Gott, Natur und Sittlichkeit appelliren. Und wenn es denkbar wäre, daß ſolch ein „Herr ſich nachdrücklich zur Wehre ſetzte, ſo würde „man ihn freylich einen Rebellen, Jacobiner und „eingefleiſchten Revolutionair nennen; wenn er aber

„etwa ſiegte und den mediatiſirten Staat ſelbſt „mediatiſirte, ſo würde die Geſchichte es den gerechteſten aller Kriege und Eroberungen nennen.“ —

„Es giebt kein leereres, unbeſtimmteres, mißbrauchbareres, dem Partheygeiſt und der Schmeicheley zugleich dienſameres Wort als Souverainität. Wir ſcheuen uns es zu überſetzen und zu commentiren, und laſſen es in ſeiner Dunkelheit. Entweder heißt es Allgewalt, das iſt baarer Despotismus, oder es heißt etwas weniger, dann kommt es auf den Grad an.“ —

„Iſt eine Conſtitution auch nur Geſchenk, Gabe und lautere Gnade des Fürſten, ſo kann ſie doch, ihrer Natur nach, nicht mehr einſeitig widerrufen werden; ſie nimmt nach der Entſtehung die Natur des Vertrags an.“ (Man könnte antworten, jede Conſtitution ſey ein Geſetz, und jedes Geſetz könne widerrufen werden. Warum hat denn der Kronprinz von Bayern die bayriſche Conſtitution bekräftigen müſſen, wenn ſie ohnehin unwiderruflich war?) —

Bey Erwähnung der gerechten Forderungen für vorige Lieferungen von Privat-Perſonen an das Reich, wundert ſich Hr. v. G. „daß die Kabinette nicht alſobald großmüthiger waren, und vor Allem wundert er ſich über die Herren zu Hannover, die in beſſerer politiſcher Schule gelernt haben ſollten. Es ſey eben ſo viel als wenn ein Handlungshaus Peter und Paul ſeine Zahlungen deshalb verſage, weil es eine andere Firma gewählt, und ſich künftig Paul und Peter und Compagnie nennen wolle. Ob auch nun ein Schatten von Politik darin ſey, diejenigen ſo zu behandeln, die in den böſeſten Momenten dem Reiche oder dem Bunde Hülfe geleiſtet? ob man nicht Andere dadurch warne, in künftigen Bedrängniſſen ſich wohl zu beſinnen?“ —

Ein paar drollige Ausdrücke müſſen wir noch in dieſer Schrift bemerken. Des Einen bediente ſich der Herzog von Danzig Lefebre, als er, auf Elſaſſiſch-deutſch, die Ideologen Itlocken nannte; des andern bedient Hr. v. Gagern ſich ſelbſt, indem er ſagt, der Graf v. Reigersberg habe den cammergerichtlichen Perſonen eine Hülfe geleiſtet, die ihnen zur Lebſucht nothwendig geweſen. Alſo hatten dieſe Perſonen eine Sucht zu leben? —

(Die Fortſetzung folgt.)

Nagelneuer Plan zur Umgeſtaltung von Europa.

Vor wenigen Tagen (im November) iſt eine dickleibige franzöſiſche Saalbaderey in Paris erſchienen unter dem vielverſprechenden Titel: Conſidérations u. ſ. w. (Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand der Geſellſchaften in Europa, nebſt Bemerkungen über die geheime Note, über das letzte Werk der Frau v. Stael und über das von Montloſier; nicht weniger als 486 Seiten groß Octav hat ein gewiſſer Hr. Masuyer hier voll geſchrieben. In der Vorrede macht er uns bekannt, daß er auch ſchon einen Verſuch über eine neue Polniſche Conſtitution und einen Curſus der philoſophiſchen und mediciniſchen Chemie geliefert hat, in welchem letztern er im Vorbeigehen bewieſen, „daß die Politik die Aufmerkſamkeit der Philoſophen nicht verdiene.“ Er muß alſo wohl kein Philoſoph ſeyn, denn er hat ſich dennoch ſtark damit abgegeben. Am merkwürdigſten iſt derjenige Paragraph, welcher die Ueberſchrift führt:

„Von den neuen Umgrenzungen der Staaten,
„die für die allgemeine Ruhe, oder das ſo
„eifrig geſuchte Gleichgewicht von Europa
„nothwendig ſind“

den wir unſern Leſern im Auszuge mittheilen wollen. Erſtens: Frankreich. Es kann den fremden Mächten keinen Argwohn mehr einflößen, denn es hat nie, weder vormals noch in unſern Tagen, Eroberungs- und Herrſcher-Projecte gegen ſeine Nachbarn genährt; (!) was geſchehen iſt, war immer nur das Verbrechen eines Einzelnen. (Sehr drollig! würde nicht (sans comparaison) eine Räuberbande mit demſelben Rechte ſagen können: wir haben nie einen Reiſenden berauben wollen: an Allem was geſchehen, iſt nur unſer Hauptmann ſchuld?)

„Die Franzoſen können Ausſchweifungen begehen, die ihr Herz einen Augenblick nachher mißbilligt; wie jener Grenadier, der in einem Hauſe 10 Thaler geraubt hatte, und ſie gleich darauf einer armen Frau ſchenkte, der man ihre Kuh genommen.“ (Ein herrlicher Troſt für den Beraubten!) „Manche haben es vielleicht noch ärger gemacht als dieſer Grenadier, aber nur wenige, (!) die von ihren Kameraden verachtet werden.“ (Sind Davouſt und Vandamme verachtet worden?) Aus alle dem wird nun gefolgert „daß die Franzoſen ſich nicht in die Angelegenheiten anderer Nationen miſchen werden, wenn man ſie nicht durch Ungerechtigkeiten dazu reizt. Ungerecht wäre es aber vor allen Dingen, ihnen alle ihre Eroberungen zu rauben, und ihnen den König von Preußen mit ſeinen überrheiniſchen Beſitzungen zum Nachbar zu laſſen. Die Nationen, gerechter gegen Frankreich, müſſen ihm wiedergeben, was im Geiſt der Plünderung, der Rache u. ſ. w. trotz aller hochtönenden Verſprechungen ihm entriſſen; ja, es iſt für die Sicherheit von Europa nothwendig, daß Frankreich das Land zwiſchen dem Rhein und der Moſel zurück erhalte. Nur wenn das geſchieht, wird es das Königreich Holland und der Niederlande gern anerkennen.“ (Das wurde zu Paris in dem nemlichen Augenblicke gedruckt, wo die alliirten Mächte die Occupationstruppen zurück zu ziehen beſchloſſen.)

Des Verfaſſers Drohungen gehen noch weiter: „wenn man Frankreich nicht eine, der Majorität beliebige, Conſtitution giebt, oder, wenn es der Minorität gelingt die jetzige Conſtitution mit Füßen zu treten, ſo wird vielleicht ein neuer Buonaparte auftreten und Europa noch mehr ſeufzen müſſen als zuvor. Das wird ſich beſonders dann ereignen, wenn man nicht an Frankreich zurück giebt, was es mit ſo vielem Rechte reclamirt. (Nemlich das Land zwiſchen dem Rhein und der Moſel.)

„Will man das Königreich Sardinien auf dem feſten Lande erhalten, und iſt Savoyen mit ſeinem Loos zufrieden, ſo wird Frankreich ſogar Verzicht thun (wie großmüthig!) auf den Theilungs-Punct der Gewäſſer, die gegen Weſten der Alpen in die Rhone und in den Var fließen. Soll jenes Königreich aber nicht beſtehen, ſo wird Frankreich gern Corſika an Sardinien abtreten als Erſatz für jene Alpengewäſſer. — Die Grenzen gegen Spanien bleiben dieſelben, aber die, zum Hohn der Proclamationen, ihm entriſſenen Feſtungen müſſen zurückgegeben werden.“

„2. Die vereinten Königreiche von Belgien und Holland ſind Frankreichs Alliirte, wegen der Colonien und des Handelsintereſſe. Belgien muß Luxenburg beſitzen und den Lauf der Moſel bis zum Rhein zur Grenze haben. Denn Herr v. Pradt hat ſchon bewieſen, daß es ein Unglück für Preußen wie für ganz Europa ſeyn würde, wenn es etwas jenſeits des Rheins beſäße. Die Ruhe und die Ehre Frankreichs hingegen erheiſchen, daß man ihm dieſen kleinen Theil ſeiner blutigen Arbeiten, das Land bis Coblenz, zurückgebe.“

3. „Das Land zwiſchen der Elbe und Oder bis Hamburg wird einen Staat ausmachen, der, wie man will, Sachſen oder Preußen zugehören wird. Unter ſeinem und Dänemarks Schutz bleibt Hamburg frey. Dänemark erhält das Land zwiſchen der Elbe und Weſer bis Magdeburg, als Erſatz für Norwegen und Schwediſch-Pommern. Holſteins Grenzen bleiben unangetaſtet.“

4. „Da England nichts auf dem feſten Lande beſitzen darf, ſo werden die Ueberreſte von Hannover, Berg, Heſſen, die andern kleinen, dort eingeſchloſſenen Staaten und Sachſen dieſſeits der Elbe vereinigt, an Preußen abgetreten, und aus den andern kleinen Fürſtenthümern bis zum Mayn wird ein neues Königreich Weſtphalen gebildet, welches entweder von Preußen, oder Sachſen, oder Heſſen beherrſcht wird. Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Danzig bleiben freye Städte.“

5. „Frankfurt muß aber den Kanal graben, den Carl der Große angefangen, um den Rhein mit der Donau zu vereinigen. Dafür erhält es die Abgaben und die Strandwege auf beiden Seiten des Kanals 100 Klafter breit. Frankfurt ſoll aber auch noch einen andern Kanal graben zu Vereinigung des Rheins mit der Elbe durch den Mayn und die Salza. Würtemberg und Baden ſollen die Länder zwiſchen dem Rhein und dem Mayn beſitzen bis zum Coſtanzer-See und bis in die Schweitz, zur linken der Donau. Beſſer wäre es aber, wenn Würtemberg und Baden vereinigt würden, was vielleicht bald geſchehen kann.“

6. „Das Land zwiſchen der Elbe und dem Mayn-Kanal, alſo ein großer Theil von Böhmen und Würzburg, erhält der Grosherzog von Würzburg, und Bayern wird entſchädigt durch das öſterreichiſche Tyrol bis zum Po, ſoll auch herrſchen bis Linz.“

7. „Italien, welches ſeine Unabhängigkeit nur durch ein tiefes Vergeſſen aller Schicklichkeiten, aller Gerechtigkeit und Billigkeit einbüßen konnte, wird in Nord-Süd-und Mittel-Italien getheilt. Nord-Italien, begreifend Venedig, Parma, Piacenza und den ganzen Lauf des Po bis Ravenna u. ſ. w. ſoll entweder die Königin von Hetrurien oder das Haus Savoyen beherrſchen. Geht aber dieſes nach Sardinien zurück, ſo bekommt es zur Entſchädigung Corſika und die Inſel Elba. Genua wird wieder frey. Mittel-Italien, bis zur Tiber und noch 3 Meilen weiter, iſt das Patrimonium Petri, wenn der heil. Petrus doch einmal ein Patrimonium haben ſoll, wird aber in eine Republick umgewandelt, deren Haupt der Pabſt mit einer Civilliſte ſeyn wird. — Neapel bleibt und behält Sicilien, bekommt auch Maltha. — Sollte die Königin von Hetrurien Nord-Italien nicht erhalten, ſo kann man ſie durch Portugal entſchädigen.“

8. „Für alle Abtretungen, welche Oeſterreich auf dieſe Weiſe gemacht haben wird, liefern ihm die übrigen europäiſchen Mächte ſo viele Truppen als nöthig ſind, um in einem einzigen Feldzuge, und

ohne einen Schuß zu thun, ſich des ganzen Laufes der Donau bis zum ſchwarzen Meere zu bemächtigen. Dazu können auch die 700 Millionen angewandt werden, welche Frankreich verurtheilt iſt derjenigen Armee zu zahlen, die es ſo mal à propos bewachen ſoll. Da aber dieſe 700 Millionen nicht in Einem Jahre bezahlt werden können, ſo müſſen die Fürſten das Geld ſo lange vorſchießen. Die Länder von der ſüdlichen Mündung der Donau bis Varna werden die Apanage der Erzherzogin Marie Luiſe und ihres Sohnes ausmachen, der gar nicht ſo genau bewacht zu werden braucht, da ſein Vater zu großes Unglück unter uns verurſacht hat. — Diejenigen Länder, deren Ströme nach dem mittelländiſchen Meere und nach Theſſalien ſich ergießen, von Conſtantinopel bis Illirien, folglich auch Griechenland und der Reſt der europäiſchen Türkey, bilden neue Staaten, deren Einen ein ruſſiſcher Prinz beherrſchen, und deſſen Hauptſtadt Conſtantinopel ſeyn wird. Das Haus Oeſterreich nimmt Griechenland, den claſſiſchen Boden der Freiheit in Beſitz. — Auf ſolche Weiſe wird die traurige Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England zerriſſen werden, welches letztere alle Quellen der Induſtrie des feſten Landes zerſtört; eine Lage der Sachen, die beſonders Rußland nicht dulden kann. — Ich weiß, daß es Leute giebt, welche ein ſolches Project mißbilligen, aber es iſt gerecht und für die Ruhe und Civiliſation von Europa unerläßlich, wird auch ſicherlich ausgeführt werden, ob ich gleich den Zeitpunct nicht beſtimme.“

9. „Dieſer Kreuzzug gegen die Türken iſt gerecht, denn erſtens kann Eroberung nie ein Recht verleihen.“ (Und doch nimmt Hr. Masuyer dieſes Recht der blutigen Arbeiten in Anſpruch, um das Land zwiſchen dem Rhein und der Moſel zu reclamiren.) „Zweitens ſind die Türken keine Europäer. Drittens unterdrücken ſie die Europäer. Viertens würde ſonſt das claſſiſche Land der Freiheit ſtets unterjocht bleiben. Fünftens muß Europa Land haben um Colonien anzulegen, und diejenigen zu entſchädigen, welche Opfer bringen. Der ganze Pelopones, nebſt Corinth und ſeiner Landenge, wird zurück behalten, um Lykurg's Geſetze mit einigen Modificationen wieder aufleben zu laſſen. Entweder wird daraus das Vaterland aller derer, welche die Republick lieben, oder der Prinz Eugen findet dort eine neue Quelle von Ruhm und Erſatz, wenn man ihn der Liebe der Italiener nicht wiederſchenken will.“

10. „Rußland bekommt ganz Polen, muß aber einen eignen Staat für Einen ſeiner Prinzen daraus bilden. Ein anderer ruſſiſcher Prinz wird in Conſtantinopel und in Thracien etablirt. Der Kaiſerthron bleibt aber jenſeits der Dwina, des Dnieper nud des Vereinigungs-Kanals zwiſchen dieſen beiden Flüſſen. Dorthin wird man eine Säule ſtellen, welche auf einer Seite die Inſchrift trägt: Hier endigt Europa; und auf der andern: Hier fängt Aſien und das mächtige Reich der Ruſſen an, welches ſo lange dauern ſoll, als die Gerechtigkeit in den Herzen der Menſchen herrſchen wird, weil es vor 100 Jahren noch barbariſch, nur in Europa erſchienen iſt, um daſſelbe auf den Gipfel der Civiliſation zu tragen, und weil es, nachdem es den Weſten durch die Gerechtigkeit und Mäſſigung Alexander des Erſten erobert hatte, ſich in dieſe Grenzen zurückzog, da ſein Fürſt überzeugt war, daß der Ruhm, Königreiche zu erlangen, durch den Ruhm, deren Grenzen zu beſtimmen, und Zufriedenheit und Frieden allen Herzen zu ſchenken, ausgelöſcht wird. (Ohne Zweifel hat der Verfaſſer ſich auf dieſe Phraſe recht viel zu gute gethan. Im Grunde will er durch Schmeicheley das nemliche erlangen, was Napoleon durch Gewalt der Waffen erlangen wollte.) — Herr Masuyer fährt fort: „unter dieſer Bedingung mag Rußland ſich gegen Oſten ausbreiten, fleißige Coloniſten von uns aufnehmen, und europäiſche Künſte und Civiliſation bis nach Thibet und China bringen. So wird auch der Fehler verbeſſert werden, den Oeſterreich und Preußen begingen, als ſie Rußland den Fuß über die Dwina und den Dnieper ſetzen ließen. Glücklicherweiſe befindet ſich Rußland in den Händen eines Fürſten, der, wenn er wollte, Europa eben ſo viel Böſes zufügen könnte als Buonaparte, der in einem einzigen Feldzuge Preußen und im zweiten Oeſterreich wegnehmen könnte, der aber den unſterblichen Ruhm vorzieht, allgemeines Glück, allgemeinen Frieden herzuſtellen. Denn ganz Europa könnte in dieſem Augenblicke kein Gegengewicht gegen Rußland bilden, u. ſ. w.“

11. „Schweden und Norwegen haben nichts zu wünſchen als die Freiheit der Meere, zu der ſie aus allen Kräften beitragen müſſen.“

12. „England muß durchaus ſein Univerſal-Monopol und ſeine Herrſchaft über die Meere aufgeben. Alle Nationen vereint müſſen es dazu zwingen.“

13. „Spanien muß einſehen lernen, daß

es gegen ſeine Colonien vergebens kämpft. Es hat vom übrigen Europa nichts zu fordern, als Achtung für ſeine Unabhängigkeit. **Portugal** darf weder von England noch von Braſilien ſich Geſetze vorſchreiben laſſen. Wenn die Königin von Hetrurien es nicht erhält, ſo kann es eine Appanage für den ſpaniſchen Prinzen werden, der die Prinzeſſin von Braſilien geheirathet hat."

14. „Die **Schweitz** kann bleiben wie ſie iſt; aber die Berner Ariſtocratie wird ſtets ein großes Hinderniß der Verbeſſerung ihrer Conſtitution ſeyn. — Ein Congreß ſoll von Zeit zu Zeit alle dieſe Verfügungen erneuern und bekräftigen, und wenn irgend einmal ein verblendeter Fürſt dagegen handeln wollte, ſo ſollen alle Hounètes gens denken: pro rege saepe, pro patria semper." (An dieſer Probe des Unſinns werden unſere Leſer ohne Zweifel genug haben.)

Aphorismen über Religion, Kirche und Staat.

Ein Rechtsgelehrter, Nahmens **Wilhelm Meier**, iſt der Verfaſſer derſelben. Ein Mann, der allen gebildeten Deutſchen längſt werth iſt, **Bouterweck**, hat ſie durch eine Vorrede in's Publicum eingeführt, und ſagt in derſelben, „daß er „die Reflexionen des Verfaſſers in jeder Hinſicht der „Mittheilung an das Publicum würdig halte, ob „er ſie gleich nicht alle unterſchreiben könne." Das wäre wohl ſchon genug um das Büchlein zu empfehlen. Wir wollen aber auch, um den **Ton** des Verfaſſers anklingen zu laſſen, einige ſeiner Aphorismen ausheben.

„Wer bloß verſtändig iſt, iſt nicht viel mehr, als ein lebendiges Ein=mal=eins. Wer nicht verſtändig iſt, nähert ſich, trotz aller ſeiner Anſchauungen, dem Wahnſinne. — Die Religion iſt die liebevolle Richtung des menſchlichen Gemüths zu dem lebendigen Gott. — Es iſt bemerkenswerth, daß unſere herrliche deutſche Sprache die **Andacht** von **Denken** benennt. Es wird bei uns alſo ſchon durch das Wort die Dumpfheit eines gedankenloſen Gefühls vom Begriffe der Andacht ausgeſchloſſen. Eine gute Lehre für gewiſſe Schwärmer, wenn ſie eine gute Lehre vernehmen könnten. — Die wahre Myſtik iſt das Vertrauen auf die Anſchauungen der Vernunft. Iſt nicht der Glaube an unſere Sinne eben ſo myſtiſch, als der an etwas Ueberſinnliches? — Die Kirche iſt ein Baum, deſſen Wurzeln auf einem dem Staate nicht gehörigen Boden ſtehen, und deſſen Krone in den Himmel reicht. Nur in der mittlern Region tritt ein Theil des Stammes und der Zweige in das Gebiet des Staats hinein. Mag der Staat um die ehrwürdige Eiche ſeine Bürger verſammeln, mag er Blätter und Blüthen, welche der lebendige Hauch der Luft herabwirft, ſich zueignen, mag er in ihrem Schatten Feſte feiern und zur Arbeit neue Kräfte ſammeln laſſen; allein er darf nicht die Aeſte auslichten, um Aecker und Höfe damit zu verwahren, oder den Stamm abhauen, um ſich Winters an ſeinem Feuer zu wärmen. — Die Duldung der Quäker, welche den Staat nicht nach außen durch die Gewalt der Waffen vertheidigen wollen, kann auf keine Weiſe vor der Philoſophie und Kritik des Rechts beſtehen. Eben ſo wenig die Duldung der Klöſter und der Eheloſigkeit der katholiſchen Geiſtlichen. Dieſe beiden Inſtitute ſind der Staatsabſicht durchaus entgegen. Wer ſich dem Staate entzieht, verdient deſſen Schutz nicht; er muß deſſen Gebiet alſo verlaſſen, oder zu ſeinen Zwecken beitragen."

Gemäßigte Meinung über die Turnkunſt

(gezogen aus dem Buche **Regent und Volk**.)

„Ob die körperliche Bildung der Nation ſo viele Rückſicht verdiene, als die eifrigen Anhänger des Turnweſens ihr gern gewidmet haben möchten, iſt eine Frage, die ſich mir hier aufdrängt. Die alten Nationen mußten dabei andere Rückſichten nehmen. Der Krieg beſtand vorzüglich in perſönlichem Handgemenge, wo Stärke und Gewandtheit mehr als jetzt den Sieg entſchieden. Das griechiſche und morgenländiſche Klima verlangten mehr Leibes=Uebungen, um nicht in Weichlichkeit zu erſchlaffen, gegen die uns ein rauheres Klima ſchon abhärtet. Die Strapazen, die unſere nicht in Turnübungen erzogene Jugend in den Jahren 1813 und 1814 ertrug, beweiſen, daß ſtarke und gewandte Krieger auch noch anders woher, als aus der Turnſchule, herkommen können; des künftigen Feldherrn Bildung insbeſondere muß eben ſo ſehr, wo nicht mehr auf geiſtige, als auf körperliche Eigenſchaften berechnet werden. Der lahme Tyrtäus verſchaffte durch die Begeiſterung ſeiner Lieder Karthago den Sieg, und Torſtenſohn, von der Gicht an ſeine Sänfte gefeſſelt, flog dennoch ſiegend in wenigen Monaten von der Donau bis an das baltiſche Meer. Die Turnſchulen erſcheinen mir daher **nicht** als ein ſo unerläßliches Erforderniß der National=Bildung für eine Nation, die durchaus zur Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Nationalität ſich geſchickt machen ſoll, daß ich ihren Beſuch, als einen weſentlichen Beſtandtheil der Nationalbildung feſtſetzen würde. Demohnerachtet halte ich ſie für ſo nützlich, daß ſie, wenn ſie auch Privatanſtalten bleiben, doch vom Staate Begünſtigung, Aufmunterung, Unterſtützung und **Aufſicht** verdienen. Von dieſer geleitet, werden ſie meines Bedünkens Vortheile hervorbringen, die die Arm= und Beinbrüche und Schwindſuchten, die daraus, aller Vorſicht des Lehrers ungeachtet, hervorgehen können, überwiegen, und die Vorſehung wird dieſen Stoff, wie die Philantropine und die Salzmann'ſchen Jeremiaden (?) dergeſtalt verarbeiten, daß zwar nicht die übertriebenen Erwartungen der erſten Jünger gerechtfertigt werden, wohl aber eine Ausbeute daraus hervorgehe, die den Urhebern Ehre und dem Staate Nutzen genug verſpricht."

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 4.

Herabſetzung des Preiſes
der
Geſchichte der europäiſchen Staaten,
ſeit dem Frieden von Wien,
von
F. Buchholz.

Ein geſchichtliches Werk, das, gleich nach ſeiner erſten [illegible] europäiſche Sprachen überſetzt wird, muß ſeine beſonderen Vorzüge haben und von den großen Forderungen, welche man in unſerer Zeit an Geſchichtſchreibung macht, nicht weſentlich abweichen. Dieſe ehrenvolle Anerkennung iſt der von mir verlegten **Geſchichte der europäiſchen Staaten, ſeit dem Frieden von Wien, von Fr. Buchholz**, zu Theil geworden. Vielleicht muß ſelbſt der Nachdruck, den dieſes Werk im deutſchen Vaterlande erfahren hat, als eine Auszeichnung deſſelben betrachtet werden. Indeß iſt mir, dem rechtmäßigen Verleger, dadurch ein nicht geringer Schaden zugefügt worden. Da es nun dem Einzelnen unmöglich iſt, ſich gegen einen Raub dieſer Art zu vertheidigen, ſo wähle ich, um nicht noch größern Schaden zu leiden, daſſelbe Mittel, zu welchem auch andere rechtmäßige Verleger ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt worden ſind: Herabſetzung des bisherigen Preiſes. Dieſen will ich für die bis jetzt erſchienenen ſechs Bände, welche im Ladenpreis 9 Thaler koſteten, von jetzt an auf 4 Thaler feſtſetzen, zu welchem Preis ſie durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen ſind. Einzelne Bände behalten ihren bisherigen Preis.

Ich benutze dieſe Gelegenheit um anzuzeigen, daß künftige Oſtermeſſe der ſiebente Band dieſes intereſſanten Werkes erſcheinen wird.

Berlin, den 22. October 1818.

L. W. Wittich.

Das Freimaurer Lexicon

nach vieljährigen Erfahrungen und den beſten Hülfsmitteln ausgearbeitet, herausgegeben von J. C. Gädike, 1818, iſt fortwährend eingebunden für 2 Thaler 16 Groſchen preuß. Cour. in allen Buchhandlungen zu haben. An ſolchen Orten wo man es nicht in den Buchhandlungen findet, oder wo keine Buchhandlung iſt, darf man um die Verſchreibung nur das daſige oder nächſte Poſtamt erſuchen, oder ſich geradewegs an die Verleger, Buchhändler Gebrüder Gädike in Berlin, wenden. Das Werk iſt wie bekannt jedem Freimaurer ſehr nützlich, und von zahlreichen unpartheiiſchen BBr. dafür anerkannt und gebilliget.

Anzeige,

das Fertigſeyn des 10. und letzten Bandes vom Converſations-Lexicon und die Erſcheinung einer fünften Auflage dieſes Werks betreffend.

Der 10. Band des Converſations-Lexicons iſt (in der Original-Auflage) beendigt und bereits hat die Expedition deſſelben begonnen. — Ich werde alles Mögliche thun, die weitere Abſendung zu beſchleunigen, indeſſen kann ich nicht allen Intereſſenten damit zugleich helfen. Wie einer der erſte ſeyn muß, muß auch einer der letzte ſeyn; ich bitte deshalb, mich mit allen Anmahnungen um zu beſchleunigende Abſendung zu verſchonen, da ich auch ohne dieſe alles thue, was ſich erzwingen läßt. **Wer übrigens noch mit Zahlungen an mich zurück iſt, erhält den Band erſt nach der Bezahlung.**

Zugleich zeige ich an, daß die ganze vierte Auflage vergriffen iſt, ich alſo keine completen Exemplare des Werks in dieſer weiter liefern kann. — Dagegen wird von einer fünften Auflage noch im Laufe dieſes Monats die erſte Lieferung von fünf Bänden in fünf verſchiedenen Ausgaben fertig, über welche dem 10. Bande bereits eine Ankündigung beigefügt iſt, die ich nächſtens auch abgeſondert bekannt machen werde.

Vorläufig bemerke ich hier darüber, daß der ſeitherige Pränumerationspreis, ungeachtet das Werk in ſämmtlichen 10 Bänden gegen 60 Bogen ſtärker wird als in der vierten Auflage, nicht erhöht werden ſoll. Die Papiere zu der gewöhnlichen Ausgabe habe ich zudem aus Franken und Bayern bezogen, wodurch dem Hauptvorwurfe eines geringen Papiers, den man ſeither der Originalauflage machte, begegnet iſt. — Für Liebhaber, die mehr anwenden wollen, giebt es Ausgaben in groß Median-Format auf dreierley Papierſorten; der Preis der neuen 5. Auflage iſt demnach

für No. 1 auf weiß Druckpapier in ord. 8. für alle 10 Bände 12 thl. 12 gr. oder 22 fl. 30 kr.
— No. 2 auf Schreibpapier in ord. 8. 18 thl. 18 gr. oder 33 fl. 45 kr.
— No. 3 auf fein weiß Druckpapier in Median-Format 22 thl. oder 39 fl. 36 kr.
— No. 4 auf ſupra fein Berliner Papier in Median-Format 28 thl. oder 50 fl. 24 kr.
— No. 5 auf engliſch Velinpapier in Medianformat 45 thl. oder 81 fl.

(Von No. 5 ſind jedoch nur 12 Exemplare gedruckt, von welchen ſchon 4 beſtellt ſind.)

Zu dieſen Preiſen kann jede Buchhandlung in ganz Deutſchland Exemplare der fünften Auflage liefern. — Privatperſonen, die ſich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, erhalten gegen baare Zahlung auf 6 das 7. Exemplar frey, oder können ein Siebentel des Betrags in Abzug bringen, wenn dieſer nicht unter 75 thl. oder 135 fl. beträgt.

Die zweite und letzte Lieferung der 5. Auflage von abermals 5 Bänden wird innerhalb 6 Monaten erſcheinen. Einzeln werden dieſe Bände nicht ausgegeben. So lange in Deutſchland die Geſetzloſigkeit über literariſches Eigenthum fortdauert und es den Würtembergiſchen Barbaresken geſetzlich erlaubt bleibt, auf das Eigenthum der Unterthanen anderer deutſchen Fürſten förmlich Jagd zu machen, kann der Unternehmer eines großen Werks dem Publikum nicht alle die Erleichterungen und Annehmlichkeiten zuwenden, wie er es bei einer deutſchen Nationalgeſetzgebung, die ihm Sicherheit gewährte, allerdings könnte.

Dieſe neue 5. Auflage erhält übrigens den Haupt-Titel: Allgemeine deutſche Real-Encyclopädie, und zur nähern Bezeichnung aus Calderons Eiferſucht u. ſ. w. nach der Griesſchen Ueberſetzung die Worte zum Motto:

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.

welche die Herren Nachdrucker vielleicht nicht mit nachdrucken werden, ob ſie es gleich in der Unverſchämtheit weit genug gebracht haben, und woran ſich dann die Original-Auflage leicht wird erkennen laſſen.

Für die innere Ausbildung dieſer 5. Auflage iſt übrigens von dem Unterzeichneten ſo viel geſchehen, daß er unbedenklich ſeine Ueberzeugung ausſpricht, daß keine Nation ein Werk aufweiſen könne, welches dieſem in angemeſſener encyclopädiſcher Behandlung der wichtigſten Gegenſtände, die den gebildeten Menſchen auf dem jetzigen Standpuncte der Cultur anſprechen; in Reichthum und Umfaſſung; in Brauchbarkeit fürs Leben; im Intereſſe für beide Geſchlechter und alle Stände und Lebensverhältniſſe, gleich komme. Man erwäge dabei, daß es wohl das wohlfeilſte Buch in der Welt kann genannt werden, da ſelbſt der diebiſche Nachdrucker, der die Hälfte aller Koſten, nämlich die Koſten und die Mühen der Ausarbeitung erſpart, und ganz gefahr- und ſorgenlos operirt, den Band nur um 15 Kr. oder 3 Gr. wohlfeiler erläßt, als er in der Original-Ausgabe koſtet.

Eine ganz neue Einleitung, welche an der Spitze des erſten Bandes ſteht, „über die Entwickelung des höhern geſelligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur in der neuern Zeit,“ ſtellt den Geſichtspunct, aus welchem das Werk näher zu beurtheilen iſt, genauer feſt.

Dieſe neue 5. Auflage wird über 2000 neue und ganz neu ausgearbeitete Artikel enthalten, ſo daß das Ganze als völlig neugeſtaltet zu betrachten iſt. Der Nachdruck Maklots iſt dagegen nach der 4. Auflage begonnen, und ob ſich gleich erwarten läßt, daß er gleich nach der Erſcheinung der 5. Auflage, unerachtet ſie mit dem Privilegium ſeines Königs verſehen iſt, darüber herfallen werde, ſo kann er ſeinem Nachdruck wenigſtens keine Harmonie geben, indem davon doch ein Paar Bände nach der alten Auflage nachgedruckt bleiben werden. Ich vertraue übrigens der Ehre des deutſchen Vaterlandes die Erhaltung meiner Rechte und meines Eigenthums an, da es bis jetzt in Deutſchland dafür noch keine andere allgemeine Gewährleiſtung giebt, und die Verheißungen der deutſchen Bundes-Acte darüber ſeither ohne Erfolg geblieben.

Es würde übrigens gegen die zahlreichen Beſitzer der vorherigen Auflagen ungerecht gehandelt ſeyn, wenn ich nicht dafür ſorgte, daß ihnen die reichen Verbeſſerungen, Zuſätze und neuen Artikel dieſer neuen Auflage zugänglich würden.

Daß ein Werk, wie das Converſationslexicon, welches von der Zeit abhängt und ſtets mit ihr fortſchreiten muß, nie einen feſtſtehenden Typus erhalten kann, begreift jeder. Eine neue Auflage darf alſo immer einer vorhergegangenen, wenn ſie löſen will was ſie löſen ſoll, in einer Menge von Artikeln, welche die neueſte Zeit betreffen, nicht mehr ähnlich ſeyn. Es kommt hiezu, daß die Redaction durch ihre fortdauernde Beſchäftigung mit dem Werke geſteigerte Anſichten erhält und ihr viele Artikel bei einer neuen Auflage nicht mehr in ihrer erſten Form genügen. Dieſen Inconvenienzen, wenn es ſo zu nennen, kann nur durch Supplementbände begegnet werden, die für die Beſitzer der ältern Auflagen das jedesmalige wichtigſte Neue einer neuen Auflage enthalten. Ein ſolcher Supplementband (den ich hier No. 1 nennen will, wornach er auch beſtellt werden kann) der das Neue der 4. Auflage enthält, iſt daher für die Beſitzer der 1. 2. und 3. Auflage auch bereits erſchienen, und (73 Bogen ſtark) zu 2 thl. (3 fl. 36 kr.) auf Druckpapier, und zu 2 thl. 16 gr. (4 fl. 48 kr.) auf Schreibpapier zu erhalten, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Dieſer Supplementband No. 1 war und iſt für die Beſitzer der 4. Auflage aber natürlich völlig entbehrlich, da er blos für die Beſitzer der 1., 2. und 3. Auflage entworfen worden. Jetzt wird nun ein neuer Supplementband gedruckt (den ich No. 2 nennen will, wornach er ebenfalls beſtellt werden kann), welcher für die Beſitzer der 1., 2., 3. und 4. Auflage beſtimmt, aber wieder für die Käufer der 5. Auflage ganz entbehrlich iſt, weil er blos das Neue der 5. Auflage enthalten wird. Der Preis wird derſelbe ſeyn, wie bei dem obengedachten Supplementband No. 1. Dieſe Supplementbände ſind übrigens auch für die Beſitzer der Nachdrücke brauchbar.

Auf dieſe Weiſe glaube ich allen billigen Anſprüchen an mich gerecht zu werden und empfehle mich dem geneigten Publikum freundlich.

Leipzig, den 15. Oct. 1818.

F. A. Brockhaus.

(Die Hoffmanniſche Buchhandlung in Weimar nimmt Beſtellung auf die 5. Auflage des C. Lex und der Supplementbände an; ein Gleiches thun alle ſolide Buchhandlungen in ganz Deutſchland.)

Es ist erschienen und an alle Buch- und Musikhandlungen versandt:

„Allgemeines *Commers- und Lieder-*
„*buch*, enthaltend ältere und neue Bur-
„schenlieder, Trinklieder, Vaterlandsge-
„sänge, Kriegs- und Turnlieder, *sämt-*
„*lich mit Melodien;* herausgegeben
„von *Albert Methfessel.* — Taschen-
„format, geheftet in farbigenm Umschlag
„Preis 1 Thaler.“

Gewiſs eine hochst erfreuliche Erscheinung für Studirende, Turner, gesellige Vereine, häusliche Cirkel und Singlustige überhaupt. Das Ganze enthält 95 ausgewählte Lieder, nach obigen Rubriken höchst bequem geordnet, jede Melodie ihrem Texte gegenüber und so eingerichtet, daſs man sie sehr leicht mehrstimmig singen, und auch eine Clavierbegleitung daraus ziehen kann. Das sehr elegante Aeuſsere entspricht dem innern Gehalte.

Rudolstadt, im October 1818.

F. S. R. priv. Hof Buch- und Kunsthandl.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 44. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Schreiben des Herausgebers an den Herrn Hofrath Luden in Jena.

Mein Herr!

Wir ſind in eine ſeltſame Fehde miteinander gerathen. Ich habe etwas über Ihre Nemeſis geſchrieben, was Sie beleidigt hat, und Sie haben etwas drucken laſſen, was mich beleidigt hat. Ich habe über Entwendung meines Bülletins geklagt, und der Leipziger Schöppenſtuhl hat Sie zu einem abkäuflichen Arreſt verurtheilt. Sie haben über Injurien geklagt, die ich ihnen angethan haben ſoll, und die Profeſſoren zu Würzburg haben mich zu einem Widerſpruch verurtheilt. Sie haben ſich in den Spruch der Leipziger Schöppen nicht fügen wollen, und ich werde nimmermehr thun, was die Würzburger Profeſſoren mir vorſchreiben. Sie haben die Leipziger Schöppen für partheyiſch gehalten, und ich halte die Würzburger Profeſſoren dafür. Sie haben appellirt und ich appellire auch. Was ſoll am Ende dabey herauskommen? Es ziemt weder mir noch Ihnen, dem Publicum länger ein ſolches Schauſpiel zu geben. Ich thue Ihnen daher einen Vorſchlag, um die Sache auf eine anſtändige und befriedigende Weiſe zu endigen:

Wir verzichten beyde auf fremde Urtheile und auf Appellation. Jeder von uns wählt zwei rechtſchaffene Männer, zu welchen er Vertrauen hat, dieſe vier wählen einen fünften zu ihrem Obmann, und dann entſcheiden ſie durch Mehrheit der Stimmen, was geſchehen ſoll. Ich erkläre hiermit öffentlich, daß ich dieſem Urtheil mich unterwerfen und es erfüllen will, wenn es auch ganz zu meinem Nachtheile ausfiele. Erklären Sie daſſelbe, ſo wird man uns beyde für Männer halten, die — wenn ſie auch menſchlich geirrt haben ſollten, — doch ein reines Gewiſſen haben. Um Zeit zu erſparen, wie auch um Ihrer Bequemlichkeit willen, werde ich meine Schiedsrichter in Weimar wählen, wählen Sie die Ihrigen in Jena, ſo wird die Zuſammenkunft leicht. Das Reſultat machen wir dem Publicum bekannt.

Ich erſuche Sie, Ihre Antwort auf dieſen Vorſchlag auf irgend eine Weiſe öffentlich zu verlautbaren.

Mannheim d. 3. Novbr. 1818.
Ihr
gehorſamer Diener
Kotzebue.

Ueber Conſtitutionen. (Beſchluß.)

Wenn ich meinem Schriftſteller auch etwas Eitelkeit beilege, ſo bleibt er darum doch ehrwürdig und es ſind auch die Grenzen der Ehrliebe und des Ehrgeizes, meines Wiſſens, noch von keinem Menſchen geſteckt. Wenn Sie nun weiter ſolche Schriftſteller nähmen, wie es deren Gottlob! doch in Deutſchland giebt, die außer ihren allgemein erkannten Talenten, bereits in der verfloſſenen Zeit, ſchon in Winken, Warnungen und offenbaren Lehren auf eine Staatsverbeſſerung hinarbeiteten, wobei ſie edel und kühn genug waren, der damals herrſchenden Deſpotie ungeachtet, ihr ganzes Erdenglück an die Erforſchung und Verbreitung der Wahrheit zu ſetzen, wenn, ſage ich, Sie Sich ſolche vorhielten, wollten Sie dieſe, die beinahe ſchon durch jene Kühnheit ihre Befugniß documentirt haben — nun nicht berechtigt halten, Prediger von Freiheitsgrundſätzen zu ſeyn, ſowohl ſchriftlich als mündlich? Auch das iſt an jetzigen Schriftſtellern nicht zu tadeln, daß ſie manche Wünſche, welche vor oder während der Revolution in Frankreich geäußert wurden, wiederholen, denn manche ſind wahrlich wohl der Wiederholung werth. Daß nun in „wohltönenden Phraſen" wie Sie es nennen, von Einigen geſchrieben wird, iſt, im guten Sinne genommen, ganz recht, und gut berechnet. Wo man überreden will, (was gewöhnlich die meiſten Schriftſteller wollen) und nicht bloße wiſſenſchaftliche Unterſuchungen ſchreibt, iſt ein einnehmendes Gewand paſſender als eine ſchwerfällige und ſchwerverſtändliche, alſo abſchreckende Rede. Hier iſt ein blühender, oratoriſcher Styl, hier ſind wohlklingende Worte ganz angemeſſen, und beneidenswerth iſt der, welcher dieß ſchöne Talent beſitzt. Ein Mißbrauch fände nur dann Statt, wenn beweislich für ſchlechte Zwecke gearbeitet würde. „Furcht" aber kann überall das ganze Heer deutſcher Schrift-

1818.

ſteller nicht einflößen, eben, weil ſie für Deutſche ſchreiben, über deren Bedachtſamkeit ich mich oben ſchon ausgeſprochen habe. Warum wollten Sie denn beſorgen, daß „die deutſchen Schriftſteller das Volk zu gefährlichen Schritten verleiten werden“ wie Sie ſich ausdrücken?

(Schriftſteller, wie der Verfaſſer ſie ſchildert, kennen wir nur ſehr wenige, haben auch ſolche nicht gemeint, denn gerade dieſe ſind in den meiſten Punkten mit uns gleich geſinnt. Unter den anders Geſinnten haben wir noch keinen gefunden, „der Widerſpruch ertragen und beſeitigen könnte;“ indeſſen ſind wir geneigt zu glauben, daß der Briefſteller ſelbſt ein ſolcher iſt; allein warlich! dann iſt er eine ſeltne Ausnahme.) —

Ich komme nun zu der Stelle in Ihrem Aufſatze, wo Sie ſagen: „meine Ueberzeugung iſt, daß es Katheder- und Stubengelehrten an der nöthigen Erfahrung und Weltkenntniß mangelt, um klar in die nächſte Zukunft zu ſchauen“ ꝛc. — haben Sie ſich wohl recht deutlich vor Augen geſtellt, über welche Klaſſe von Männern Sie in dieſen Worten abſprechen?

(Abſprechen? wenn man, bei übrigens verdienſtvollen Männern, nur diejenigen Eigenſchaften nicht vorausſetzt, die ſie, vermöge ihrer täglichen Beſchäftigungen, nicht wohl erwerben können, heißt das abſprechen?) —

Wer ſind Ihre Kathedergelehrte anders als alle Lehrer auf den Hochſchulen? Wer anders kann ein Stubengelehrter genannt werden als, der ſich ausſchließlich oder hauptſächlich dem Studium irgend einer Wiſſenſchaft widmet?

(Ganz recht. Aber eben darum, weil ſie ſich ausſchließlich oder hauptſächlich dem Studium einer Wiſſenſchaft widmen, eben darum mangelt es ihnen an Erfahrung und Weltkenntniß.)

Wollen Sie denn den ganzen Lehrſtand, ja was noch mehr iſt den Gelehrten jeder Wiſſenſchaft für unfähig erklären, über Menſchenwohl und Bürgerglück, über Staaten-Einrichtung und Verbeſſerung zu urtheilen?

(Bewahre der Himmel! vortreffliche theoretiſche Urtheile werden ſie liefern, aber in der Praxi alle Augenblicke mit den Köpfen gegen die Wand rennen.) —

Der Beamte jeder Art, der, nach vollendeten oft ſehr langweiligen Berufsgeſchäften, ſich in ſeine Studierſtube zurückzieht, und, wenn er etwa Jurisprudenz ſtudirt hat, über Völkerrecht und Staatsrecht, über Naturrecht und Civilrecht nachdenkt, ſollte der ganz unfähig ſeyn, nach jahrelangem Nachdenken, mit ſeinen Kenntniſſen für eine Staatsverbeſſerung zu wirken? und wenn er fähig iſt, iſt er dies geworden, in ſeinem, oft Geiſtlahmenden, Berufe, oder durch Nachdenken in ſeiner Bücherſtube, durch Studiren der unſterblichen Werke der großen Geiſter aller Zeiten? — Iſt überall aus Büchern nichts, was zu dem Glücke der Staatsbürger beitragen kann, zu lernen? Alle darſtellende Schriften, was ſchildern ſie anders als die Menſchen, und ihre Handlungs-Weiſe? Denken Sie an Ihre eignen, oder an die ganze Reihe dramatiſcher Schriftſteller, vom Aeſchylus an bis auf die Lebenden oder an alle Satyriker, welche vielleicht am beſten ihre Mitwelt begriffen oder an alle Länder- und Völker-Beſchreiber. Sollte das Studium eines Sophokles, eines Theophraſt's, eines Juvenal's, eines Tacitus, eines Bako's, eines Shakesſpear's, eines Cervantes, eines Pope's, eines Swift's, eines Moliere's, eines Boileau's, vor allen aber unſerer ehrwürdigen deutſchen Claſſiker, zu nichts frommen, als eine müſſige Stunde auszufüllen? keine Kenntniß des dargeſtellten Thema's des Menſchen, bewirken? Daß darſtellende Schriften etwas mehr bezwecken als Amüſement, glauben Sie gewiß ſelbſt, ſonſt wären Sie ſicherlich nicht Schriftſteller geworden. Seit nun in Europa ſich die Wiſſenſchaften in Fächer getheilt haben, ſchreiben viele Männer aus allen Fächern in ihren Schriften, über Statiſtik; und viele haben ſchöne Kenntniſſe entwickelt und verbreitet. Laſſen Sie dieſe Schriftſteller gelten? oder verwerfen Sie dieſe Männer als Stubengelehrte? Die klügſten Fürſten und Miniſter haben eigne Lehrſtühle der Statiſtik an den Hochſchulen des Landes errichtet; Fürſten und Miniſter haben ſich im Unterrichte ſolcher Lehrer der Statiſtik gebildet, und unzählige Verehrer der Wiſſenſchaften haben dies gleichfalls gethan; Fürſten und Miniſter haben dieſen, von Ihnen als Katheder-Geleheten verworfenen Männern die Kenntniſſe und Fähigkeiten eingeräumt über Staatseinrichtungen und Bürgerglück ihr Urtheil zu fällen, und thun dies noch Heut zu Tage. Es iſt ſogar erhört, daß ſolche Männer, vom Katheder unmittelbar zum Throne hin, oder in den Staatsrath ꝛc. verſetzt ſind. Wollen Sie dies Alles überſehn? Wollen Sie vergeſſen, daß Sie ſelbſt, gar häufig, die Worte noch lebender Gelehrten in Ihrem Wochenblatte allegiren, als treffend und entſcheidend für die, nun, bei den Staatsverbeſſerungen, in Frage ſtehenden, Punkte? z. B. den Heidelberger Paulus laut Nro. 7. Ihres Blattes? Haben Sie vergeſſen, was ein anderer Paulus, nämlich der geniale Jean Paul Richter ſchon 1809 über Schriftſteller, und beſonders Deutſche, in ſeinen Dämmerungen für Deutſchland ſchrieb? und was er in ſelbigem Buche von dem Stubenmenſchen John Clerck in London anführt?

(Wir wiederhohlen, daß der Herr Briefſteller unſerer Aeußerung eine viel zu weite Deutung gegeben hat. — Wir führen bei dieſer Gelegenheit eine Stelle aus dem Septemberhefte des Journals für Deutſchland an, deſſen Verfaſſer bekanntlich ein ſehr ſcharfſinniger Politiker iſt; da heißt es pag. 137: „Die gute Geſinnung und die eben ſo gute Einſicht „geben höchſtens den theoretiſchen Staatsmann, nicht den Staatsmann ſchlechtweg.“ (Es iſt von Necker die Rede.) „Zum Weſen des letztern wird, „außer der guten Geſinnung und der eben ſo guten „Einſicht, auch noch der practiſche Sinn erfordert, „vermöge deſſen man die Macht des Augenblicks erkennt u. ſ. w.“ Das war auch unſere Meinung, als wir, mit andern Worten, bei Katheder- und Stubengelehrten Erfahrung und Weltkenntniß, folglich practiſchen Sinn vermißten.) —

Doch, ich muß durchaus endigen, wenn nicht ein wahres Opus aus dieſem ſchon vielleicht über die Gebühr ausgedehnten brieflichen Aufſatze werden ſoll, ſo gerne ich auch ſonſt noch über das Thema der Preßfreiheit, und andere connexe, zu Ihnen geredet hätte.

Wenn ich mich wahrhaft verpflichtet gehalten habe zu dieſer brieflichen Mittheilung, ſo ſchließe ich ſie auch mit den Worten: dixi et salvavi animam.

Friedrichsſtadt, an der Eyder,
den 7. Sept. 1818.
L. Schütz, Advokat hieſelbſt.

(Die letztern Worte heißen zu Deutſch: Ich habe es geſagt und meine Seele bewahrt. Wir ehren jeden Menſchen, der ſeine Seele bewahrt, und beſonders Herrn Schütz, da er ſolches auf eine Art thut, die ihm die Hochachtung jedes rechtlichen Mannes erwerben muß. So wenig wir uns jemals entſchließen konnten, von burſchikoſen Ausſprudeleyen à la Wieland Notiz zu nehmen, ſo gern haben wir einem Manne Rede geſtanden, der nicht beleidigen, ſondern überzeugen will. Freilich iſt ihm nicht gelungen, unſern Glauben zu erſchüttern, denn alle ſeine Gründe ſind nicht neu, und wir hatten ſie längſt durchgedacht. Indeſſen gehören wir auch nicht zu den Leuten, die, wenn ſie das Sprüchlein: Irren iſt menſchlich, im Munde führen, immer in Gedanken ſich ſelbſt davon ausnehmen; wir bekennen folglich, daß wir vielleicht im Irrthum ſind — und wie entſetzlich arrogant muß auch derjenige ſeyn, der über eine Materie völlig im Klaren zu ſeyn glaubt, über welche die weiſeſten Männer ſeit Tauſenden von Jahren verſchiedener Meinung geweſen — aber kein Schriftſteller, ſondern einzig und allein die große Lehrmeiſterin Erfahrung wird uns überzeugen, daß wir im Irrthum waren. Haben wir doch auch in jüngern Jahren alle jenen ſchönen Theorien aufgebaut und uns daran ergötzt, bis wir die traurige Beobachtung machten, daß die ſchönſten Theorien an den Leidenſchaften der Menſchen ſcheitern. Es ging uns damit wie mit dem Acker, den wir in Ehſtland mehrere Jahre lang bauten; wir hatten Thaer's Werke geleſen und entbrannten für manche neue Methode, und verſchrieben neue Ackerwerkzeuge mit großen Koſten, z. E. einen ſogenannten Extirpator, der alles Unkraut ausrotten ſollte. Als wir uns zum Erſtenmale deſſelben bedienten, fand es ſich, daß die ehſtländiſchen Aecker noch viel zu ſteinig ſind; er mußte weggeworfen werden. Die repräſentative Verfaſſung iſt auch ein ſolcher Extirpator, eine treffliche Erfindung, aber — der Acker iſt des Menſchen Herz, die Steine ſind die Leidenſchaften.

Franzöſiſche Politiſche Literatur.

Im October dieſes Jahres iſt das erſte Heft des Conſervateur erſchienen, mit dem Motto: der König, die Charte und die ehrlichen Leute (Le Roi, la Charte et les honnêtes gens) ein Motto, welches bereits von Spaßvögeln folgendergeſtalt ausgelegt worden: Le roi comme nous le voulons, la Charte comme nous la faisons et les honnêtes gens comme nous l'entendons. (Der König, wie wir ihn wollen, die Charte, wie wir ſie machen, und die ehrlichen Leute, wie wir es verſtehen.) Chateaubriand und ſeine Freunde, die Grafen Montmorency, Polignac und der Marquis Talaru werden an dieſer Schrift fleiſſige Mitarbeiter ſeyn. Chateaubriand hat den Plan entworfen, der in dieſem erſten Hefte mitgetheilt wird und daſſelbe ganz füllt. Er rühmt das Unternehmen als nützlich, weil es der royaliſtiſchen Meynung ein Organ leihe, woran es bisher gefehlt habe. Alle andere Meynungen hätten Mittel gefunden, ſich vernehmbar zu machen; die Miniſterielle beherrſche die cenſirten Zeitungen; die Unabhängige habe ihr eigenes Journal, und manche andere, die ſich noch ſtärker ausſpreche, werde durch eigene Blätter fortgepflanzt; nur die Royaliſtiſche wiſſe nicht wohin ſie flüchten ſolle, obgleich ſie von einer mächtigen Minorität in beiden Kammern gehegt werde, daraus entſtehe, daß in den Zwiſchenräumen der Seſſionen die Oppoſition ganz vernichtet ſey; und doch müſſe man immer ſprechen, immer daſſelbe wiederhohlen, wenn man hoffen wolle gehört zu werden. Der Nutzen des Conſervateur ſey alſo erwieſen, und es frage ſich nur noch, in welcher Art er organiſirt ſeyn ſolle. Er glaube, daß die Kraft der Royaliſten in aufrichtiger Annahme der repräſentativen Monarchie beſtehe. Perſönliche Angriffe ſoll der Conſervateur vermeiden, aber ſich tüchtig wehren, wenn er angegriffen wird. Die Geſchichte der Royaliſten gleiche ſo ziemlich der des verliebten Löwen, zu welchem der Vater des Mädchens ſprach: „Meine Tochter iſt zart; wenn du ſie liebkoſen willſt, könnten deine Klauen ſie verwunden, „erlaube daher, daß man ſie beſchneide, und daß „man auch deine Zähne etwas abfeile.“ Man weiß was dem guten Löwen wiederfuhr, weil er zu naiv an die Aufrichtigkeit der Nägelbeſchneider und Zahnausreiſſer geglaubt hatte.

„Was die cenſirten Journale betrifft, ſo dürfen wohl manche gegen den Adel, die Prieſter ꝛc. ſchreiben, wenn ſie es nicht zu arg machen; bisweilen dürfen ſie auch ein literariſches Urtheil äußern; aber ein Redacteur, der ganz ſicher ſeyn will, muß ein Menſchen-Tarif mit den Variationen des Curſes vor ſich haben, ſo wie man einen Calender mit den Monds-Veränderungen hat. Oft ſind gewiſſe Namen proſcribirt; ſie nennen, gilt für Verſchwörung und Hochverrath. Politiſche Freiheit iſt ganz unterſagt. Auch giebt es zweierley Cenſuren. Will man drucken laſſen, daß es in Paris geregnet hat, ſo muß man ſich an die Polizey wenden; will man aber einen höhern Flug nehmen, und von der Witterung in London ſprechen, ſo muß erſt das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten Erlaubniß dazu ertheilen. Schämt man ſich gewiſſe Verläumdungen zu verbreiten, ſo muß man zu dieſem Behuf ſich der engliſchen, deutſchen und italiäniſchen Blätter bedienen; und oft applaudirt das Publicum in London gedruckten Artikeln, die in Frankreich geſchrieben worden.“

„Der Conſervateur darf nicht erwarten, mit Nachſicht behandelt zu werden. Das Miniſterium iſt zu grauſamlich ungerecht gegen die Meynung und gegen diejenigen geweſen, die ihre Stimme erhoben haben und ſchon Tacitus hat geſagt: man verzeiht das Unrecht und die Fehler welche man begangen, nimmermehr den Schlachtopfern derſelben.“

„Uebrigens iſt die Freyheit der politiſchen Meynungen uns zugeſtanden, und, da man lobt, ſo dürfen wir tadeln; denn wo das Lob erlaubt iſt, da iſt der Tadel geſetzlich.“

„Nichts iſt erbärmlicher als der Zuſtand, in welchem wir uns in Hinſicht der auswärtigen Politik befinden. Nur durch auswärtige Blätter erfahren wir nicht allein die Exiſtenz, ſondern auch den Inhalt unſerer Tractaten.“

„Der Conſervateur wird alſo die Leſer von den auswärtigen Verhältniſſen unterhalten, nur muß das im jetzigen Augenblicke noch mit Vorſicht geſchehen, und wir dürfen nicht eher ganz freymüthig ſprechen, bis die Alliirten Truppen ſich zurückgezogen haben.“ (Ein naives Bekenntniß. Da ſehen die Deutſchen was ſie zu erwarten haben.)

„Mit Kraft ſoll der Conſervateur ſich unter andern gegen den abſcheulichen Gebrauch erheben, Männer abzuſetzen, ohne ſie auf andere Weiſe als durch den Moniteur davon zu unterrichten. Wenn die Miniſter ihre Beamten verachten, ſo lehren ſie das Volk, ſie zu verachten. Dergleichen habe ich bei den Irokeſen nicht geſehen. Der Paſcha von Damas ließ in meiner Gegenwart einem Aga, der ihm unterthänige Vorſtellungen machte, 100 Stockprügel aufzählen, aber das war in der Türkey, wo die Charte wenig bekannt iſt.“ —

„Unſere Kinder werden nur proviſoriſch erzogen, aber beſitzen ſie auch eine proviſoriſche Religion, Unſchuld und Beſcheidenheit? Man lehre ſie, daß kleine Philoſophen, die aus Lebens-Ueberdruß Selbſtmörder werden, die in der Schule über Politik raiſonniren, die alte Zeit bemitleiden, die Kirchenväter verlachen ꝛc., ſelbſt ſehr lächerlich ſind.“ —

„Merkwürdig iſt auch der ſeltſame Contraſt, der zwiſchen unſern Begriffen und unſern Sitten exiſtirt. Jene ſind hoch erleuchtet und verwerfen jeden Zwang; durch dieſe hingegen ſind wir die ſclaviſchſten Menſchen. Das iſt das Reſultat unſerer Verderbniß und unſerer Unglücksfälle. — Wir ſollten, wie die Scythen, jeden Abend einen kleinen weißen oder ſchwarzen Stein in eine Urne werfen, um am Ende des Lebens die glücklichen Tage zu zählen. Um wie viel hat die Vervollkommnung, deren wir ſeit 30 Jahren genießen, die Zahl der weißen Steine vermehrt?“ (Eine wichtige Frage.) —

Es kommt ſonſt noch manches Merkwürdige und Auffallende in dieſem Plane vor. Die wenigen Bruchſtücke, die wir geliefert haben, werden hinreichen, die Aufmerkſamkeit der deutſchen Leſer auf dieſes neue Journal zu erregen. — —

Kaum möchte es nöthig ſeyn, von den Brieſen über den Aachener Congreß zu ſprechen, von welchen drey Hefte vor uns liegen, meiſt unbedeutendes Geſchwätz. Es wird erzählt, wie ſchon 1668, und dann wieder 1748, ein Congreß zu Aachen geweſen; es wird erinnert, daß England, Oeſterreich und Preuſſen halb officielle Zeitungen haben, nemlich den **Courier**, den **öſterreichiſchen Beobachter** und die **Berliner Zeitungen**, und was in dieſen Blättern ſtehe, dürfe eben ſo ſicher geglaubt werden, als ob Lord **Caſtlereagh**, oder Fürſt **Metternich**, oder Fürſt **Hardenberg** es unterzeichnet hätten. Auch das Journal de Francfort theile ſeit einiger Zeit dieſen diplomatiſchen Vorzug. Es wird behauptet: eine fatale Beweglichkeit (mobilité) führe ſeit mehreren Jahren in den europäiſchen Angelegenheiten den Vorſitz, und vor derſelben breite ſich der diplomatiſche Horizont grenzenlos, aber nicht wolkenlos aus. Alles ſcheine jeden Augenblick wieder von vorne anzufangen. „Ich weiß nicht“ ſagt der Verfaſſer, „welches Utopia man in Gedanken verfolgt; aber „die Charte von Europa — Dank ſey es dieſer „Unbeſtändigkeit — wird jedes Jahr anders eingetheilt, als ob man die Nationen eben ſo leicht verſchmelzen könnte, als man Flüſſe und Berge auf „einer Charte einander näher rückt.“ Indeſſen ſchloß der Verfaſſer, aus einem Artikel des Journal de Francfort, daß man zu Aachen zuſammen „kommen werde, „um Frankreich Ludwig dem Achtzehnten wieder zu geben, nachdem man Ludwig „XVIII. an Frankreich zurückgegeben hatte.“ Da kam plötzlich der **Courier** mit einem andern, zwar auch friedlich klingenden Artikel, der aber bei dem Verfaſſer allerley Beſorgniſſe erregte, und nun giebt er nicht weniger als **funfzehn** Artikel an, über welche, nach ſeiner Meynung, zu Aachen unterhandelt werden ſoll; unter andern die deutſchen Conſtitutionen; die Streitigkeiten zwiſchen Baden und Bayern; das Recht der Freyſtatt in Hinſicht Verbannter aus andern Ländern; die ſpaniſchen und portugieſiſchen Angelegenheiten; Buonaparte, Indien, Perſien, die Barbaresken, Italien, der Papſt und die Juden. — Die Occupations-Armee, heißt es zuletzt, habe bisher die Stelle einer Reihe von Feſtungen vertreten, die der **Geiſt des belgiſchen Volkes** ſehr nothwendig mache; darauf müſſe beym Rückzug der Armee Rückſicht genommen werden. Zwar hätten die Preuſſen Feſtungswerke angelegt, (zu Mezieres) aber ſo ſchlecht, daß ſie ſchon wieder eingefallen wären.

(Der Beſchluß folgt.)

Reiſen.

Ein Herr M. hat vor kurzem zu Paris **Erinnerungen von den antilliſchen Inſeln** aus den Jahren 1815 und 1816, (Souvenirs des Antilles) drucken laſſen. Nebenher hat er auch die Nordamerikaniſchen Freyſtaaten beſucht und liefert ſeine Anſichten von Philadelphia und Newyork. Die Nachrichten von ſeinen Seereiſen ſind ſehr trocken, was er in der Vorrede auf folgende Weiſe entſchuldigt:

„Da ich meine Fahrten faſt immer auf kleinen Schiffen gemacht habe, ſo können nur diejenigen von der Schwierigkeit, ſelbſt mit Bleyſtift zu ſchreiben, urtheilen, welche all das gehäufte Elend ſolcher gebrechlichen Fahrzeuge kennen, das Rütteln und Schütteln, das unglaubliche Verſperren alles Raumes durch Menſchen und Waaren, dem unaufhörlichen An- und Eindrang der Wellen, und endlich die unausſprechliche Marter der See-Krankheit, die vielleicht allein im Stande iſt, einen Menſchen dahin zu bringen, daß er ſeine Vernichtung verachtet.“ — Von dem Clima zu Philadelphia ſagt er in ſeiner lakoniſchen Weiſe: „Hart und ſchlecht, ſehr heiß, ſehr kalt, ſehr feucht, Alles in 24 Stunden. Langer ſtrenger Winter, abſcheulicher Frühling, regnicht und ungeſund, brennender Sommer. Der Herbſt ziemlich ſchön, mit Ausnahme der Orkane während der Tag- und Nachtgleiche. Ein ſolcher verurſachte erſt kürzlich, allein zu Boſton, einen Schaden von 3 Millionen Piaſter. Keine ſchönen Abende. Nicht möglich friſche Luft zu ſchöpfen, ſobald die Sonne untergegangen iſt.“ — Von den jungen Damen heißt es: „Sie gehen frey und allein aus zu jeder Stunde des Tages. Sind ſie von der Luſt zu reiſen beſeſſen, gleich ſitzen ſie in der Poſtkutſche wie Officiere die zu ihrem Regimente gehen. Gewöhnlich begnügen ſie ſich mit einer Spazierfahrt von 200 oder 300 Meilen. Ganz kalt kommen ſie wieder nach Hauſe und leben wie zuvor. Sie verblühen gleich nach dem 20. Jahre. Mager ſeyn gilt ihnen für ſchön, diejenigen, denen die Natur Fülle gegeben hat, ſuchen ſie durch Arzneyen zu vertreiben und auf dieſe Weiſe den Zweck ihres Ehrgeitzes, Haut und Knochen, zu erreichen. Die Sitte erlaubt ihnen, den Männern von ihrer Bekanntſchaft die Hände zu ſchütteln. In Gang und Haltung affectiren ſie das Männliche. Selten ſieht man welche mit kleinen Füßen und zarten Händen. Wenn ſie ſich untereinander zum Frühſtück oder zu irgend einer Luſtbarkeit einladen, ſo werden weder die Mütter, noch auch die verheyratheten Schweſtern, wenn ſie gleich unter Einem Dache mit ihnen wohnen, gefragt, ob ſie Theil daran nehmen wollen.“ — „In dem Sitten giebt es einen herrſchenden Maaßſtab, dem fremde Familien ſich wohl anfangs entziehen, aber ſchon bei der zweiten Generation nehmen ſie die Gewohnheiten und das mürriſche Weſen der Eingebornen an. Nach dem Golde, ihrer höchſten Gottheit, nimmt die Bibel den erſten Rang ein. Keine Familie, ſie ſey arm oder reich, die nicht eine Bibel beſäße. Dieſe wird Lebenslang geleſen, von welcher Secte man auch ſey. Nur die Zeitungen, und etwa einige Romane, machen hierin eine Abweichung. — Eine neue Gottheit fängt an ſich zu erheben, die Freymaurerey. — Was man Geſellſchaft nennt, giebt es nicht. Man kommt wenig zuſammen. Jede Familie bleibt zu Hauſe, in Einförmigkeit und Verſchloſſenheit begraben. Es hält ſchwer für Fremde, zugelaſſen zu werden. In den Städten vom erſten Range können die beſten Empfehlungen dem Fremden nicht mehr als zehn Minuten eine kühle Unterhaltung verſchaffen; der Kaufmann ladet auch höchſtens einmal zum Eſſen, aber nicht mehr als Einmal. Doch wenn auch Geſelligkeit exiſtirte, ſo würden ſchon die verſchiedenen politiſchen und religiöſen Meynungen alle Annehmlichkeit daraus verbannen. Die Männer haben ihre Geſchäfte, die Hausmütter ihre Wirthſchaft; wen beides nicht unterhält, der treibt ſich an Werktagen auf den Straßen herum und beſucht die Crämerbuden; am Sonntag geht Jedermann dreymal in die Kirche.“ —

Von St. Domingo ſagt der Verfaſſer, „es iſt das ſchönſte Land der Erde. Gottes Wille und die unermeßlichen Fehler der Franzoſen haben dieſes Paradies den Kindern Africa's und der noch tauſendmal ſchlimmern Raçe überliefert, welche aus der Miſchung des europäiſchen und afrikaniſchen Blutes entſtanden iſt. Nicht die Schwarzen ſind ſchwer zu überwinden; aber die rieſenhafte Macht, die ſie ſchützt, (der Verfaſſer meynt die Engländer) iſt ein unüberſteigliches Hinderniß, die Herrſchaft der Franzoſen wieder herzuſtellen.“ —

Schon im Jahr 1787 erlebte der Verfaſſer ein Abentheuer, welches wir um ſeiner Sonderbarkeit willen mittheilen wollen.

„Auf einer Reiſe von Bordeaux nach Paris machte ich auf dem Poſtwagen die Bekanntſchaft des Dom***, vormaligen Geſchäftsführers der Compagnie von Carracas in Süd-Amerika. Es war ein Mann von 60 Jahren, wohl ausſehend und von liebenswürdigem Character. Geſundheit, Freymuth, Güte mahlten ſich in ſeinen Zügen. Sein weißes Haar gab ihm ein ehrwürdiges Anſehn. In Kleidung und Sitten war er höchſt einfach, liebte zu ſchwatzen, ſprach aber nur ſpaniſch und war empfindlich, daß ſeine Reiſegefährten ſich von ihm kehrten und einſchliefen, wenn er ſie ſpaniſch anredete. So hatte er ſchon einige Meilen geſeſſen, als ich die Poſtkutſche beſtieg, und meinen Platz neben ihm einnahm. Er lächelte mir zu und ich war höflich gegen ihn, ohne zu ahnen welch' einen Mann ich vor mir hatte. Ich lernte damals das Spaniſche und wollte doch verſuchen, ob ich es in der Unterredung eben ſo gut verſtehen würde als bey'm Leſen; daher gab ich mir alle Mühe, mich mit meinem Nachbar zu unterhalten und gewann dadurch ſeine Freundſchaft in einem hohen Grade, wozu wohl auch der Reiz meiner unbefangenen Jugend beytragen mochte. Am dritten Tage der Reiſe öffnete er mir ſein Herz und erzählte folgendes: Er nenne ſich Dom***, wohne jetzt in St. Thomé an den Ufern des Oronoco im Spaniſchen Guyana, wo das ihm zugehörende Land ungefähr 20 Meilen einnehme. Er ſey nach Europa gekommen, erſtens um ſeine Tochter aus dem Kloſter, in welchem ſie erzogen worden, abzuholen, zweytens um Frankreich zu ſehen, da er ſich eben in der Nähe befunden, und bey dieſer Gelegenheit eine Summe von drey Millionen (vielleicht Realen?) einzucaſſiren, die der König ihm ſchuldig ſey, weil er ſie 1782 der Fregatte Iphigenia vorgeſchoſſen habe. Sein Wohnort in Amerika ſey ſehr geſund, er befinde ſich in ſeinem 60. Jahre vortrefflich, und werde ſich glücklich ſchätzen, ſein Leben in meiner Geſellſchaft zu endigen. Darum biete er mir die Hand ſeiner Tochter an, nebſt einer Strecke Landes ſo groß als ich ſie begehren möchte. Ich war äußerſt überraſcht von dieſem Anerbieten; da ich aber ſelbſt ein artiges Landgut und Alles beſaß was das Leben froh macht, ſo nahm ich es nicht an, ſuchte indeſſen durch verdoppelte Aufmerkſamkeit dem Alten meine Dankbarkeit zu beweiſen. Aber meine Weigerung verwundete ſein Herz, er wurde einſylbiger und verſchloſſener. Als wir zu Paris ankamen, verließ ich blindlings den, den das Glück mir zugewieſen hatte, um mich aus einem Schiffbruch zu retten, in welchem bald ſo viele Franzoſen ſcheitern ſollten. Nach vier oder fünf Jahren ſah ich, durch die Folgen der abſcheulichen Revolution, mich in ein fremdes Land geſchleudert, meines väterlichen Erbes beraubt, meiner Familie, meinen Freunden entriſſen, ohne Freiſtatt, ohne Beyſtand, ja ohne Hoffnung mein geliebtes Vaterland wieder zu ſehen. Als ich nach Trinidad ging, nahm ich mir vor, St. Thomé an den Ufern des Oronoco zu beſuchen. Ich war kaum zwey Tagereiſen davon entfernt, allein es war mir unmöglich, mein Vorhaben auszuführen.“ (Wenn die Tochter des Dom*** ein artiges, behagliches Mädchen war, ſo handelte er ſelbſt ſehr unbeſonnen, als er ſie dem erſten beſten Fremdling an den Hals werfen wollte, von dem er nichts weiter wußte, als daß er ein höflicher Reiſegefährte ſey. —)

Die folgende Beſchreibung hat uns lebendig geſchienen. „Es war 6 Uhr Abends. Das iſt die Stunde wo der Neger, der mit ſeinem Schweiß den Boden, 1500 Meilen von ſeinem Vaterlande entfernt, befeuchtet, der untergehenden Sonne lächelt, die ihm baldige Ruhe unter dem demüthigen Schilfdache verkündet, wo er eine zerbrochene Bank, eine Kürbisflaſche, den faden Cajavatrank und die Strohmatte findet, die ihm zum Ehebette dient, und wo der ſüße Schlaf ihm die Mühſeligkeiten des Tages und ſelbſt die Reize ſeiner Gefährtin vergeſſen macht. Das iſt die Stunde, wo die reichen Coloniſten von einem Schmauſe heimkehren, zu welchem Europa die Koſten geliefert hat. Farbige Weiber tragen Säuglinge auf dem Arm, und reichen größern Kindern die Hand. Der Herr reitet ein ſtattliches Roß, auf den Weiden von Maryland groß gezogen. Die junge Gattin wiegt ſich nachläſſig in einem Palankin, und lächelnd folgt ſie mit den Augen ihren Kindern. Eine Lieblings-Sclavin beſchattet ihr von Juwelen ſchweres Haupt, und ein ſäuſelnder Landwind läßt ihr ſchneeweißes indiſches Gewand mit Grazie auf und nieder wallen. Eine lange Reihe von Dienern folgt; die erſten ſteigen ſchon den Hügel herab, während die letzten noch den krummen Pfad ſich aufwärts winden; jene verſchwinden im Schatten der Dämmerung, während dieſe auf dem Gipfel des Hügels von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet werden.“ —

Während ſeines Aufenthaltes in Martinique erzählt der Verfaſſer unter andern vom 4. December 1815:

„Die Truppen waren heute ſehr früh unter den Waffen, alle Fenſter und Balcons voll Menſchen, denn — um 10 Uhr ſollten 12 Neger oder farbige Leute gehangen, drey Mulatten die Kniekehle durchgeſchnitten, eine Mulattin gepeitſcht und gebrandmarkt werden. Die Unglücklichen giengen zu Fuße zum Richtplatz, drey Prieſter und der Henker begleiteten ſie. Die verurtheilten Sclaven waren ſehr jung, Einer kaum 15 Jahr alt. Einer nach dem Andern beſtieg das Schaffot mit einer Ruhe, einem Muthe, einer Verachtung des Todes, die alle Beſchreibung übertreffen. Keiner brauchte Hülfe, alle ſprangen ſelbſt von der Leiter. Die Mulattin war die Hauptſchuldige, indem ſie ihren Sohn und mehrere Sclaven verleitet hatte, mit einer ſeinem Herrn zugehörigen Summe nach St. Domingo zu entweichen, wozu farbige Leute, die ſich im Beſitz von kleinen Fahrzeugen befinden, immer Gelegenheit darbieten.“ Der Verfaſſer klagt ſehr, daß die Herren ſelbſt die farbigen Leute mordeten, indem ſie dieſelben zu milde behandelten, und wohl ſogar in Europa erziehen laſſen, von wo ſie mit Begriffen, die aller Subordination zuwider laufen, zurückkehren und Schlangen im Buſen ihrer Wohlthäter werden. Man ſey blind gegen ſie, man vertraue ihnen Waffen, die Polizey in den Städten, die Bewachung der Poſten; man nähre die ungeheure Eitelkeit ihrer Weiber, und kurz, die Colonie ſey in einem Zuſtande der Criſis, die farbigen Leute würden ihr den Untergang bringen. —

Von Guadeloupe ſagt der Reiſende: „unter allen Ländern die ich jemals geſehen habe, iſt dieſes das Letzte, welches ich bewohnen möchte. Es iſt phyſiſch und moraliſch unbehaglich. Ein plattes Land, ohne Schatten, vom Sonnen-Feuer verſchlungen; man hat nichts als Regenwaſſer. Die Einwohner ſind gelb, mager und kränklich. Ein Europäer kann hier nur leben wenn er reich iſt, dann wiederfährt ihm nichts weiter, als daß er Langeweile hat, und eine Abſpannung der Nerven, die das Leben fade und läſtig macht. Diejenigen, welche hier ihr Glück machen wollen, ſtürzen ſich in einen Wirbel von Handelsgeſchäften und laſſen ihre Vernunft durch den Golddurſt dermaßen regieren, daß Entkräftung, Stuhlzwang, Gelbſucht und Leberkrankheiten daraus entſtehen. Die Letztern ſind auf den Antillen ſehr gemein.“ — „Es giebt hier, wie überall, ſchwarze engliſche Truppen. Dieſe Neger werden bey der kleinſten Veranlaſſung bis auf den Gürtel entblößt und gepeitſcht, während der Arzt ihnen an den Puls fühlt, um den Henker an der Grenze des Lebens zurückzuhalten.“

Bey dieſer Gelegenheit thut der Verfaſſer folgenden prophetiſchen Ausfall gegen die Engländer. „Darum hat man ſo für die Abſchaffung des Negerhandels geſtritten. Die Engländer wollten nicht bloß die Cultur der Colonien vernichten, ſondern auch dem Mutterlande den Menſchenverluſt erſparen, den es erleiden würde, wenn es Linien-Regimenter hinſchicken müßte. Dieſe ſchwarzen, jetzt ſo häufigen Regimenter ſind doch nur der Kern derjenigen Macht, die nächſtens exiſtiren wird, wenn der große Plan in Erfüllung gegangen, ſämmtliche Antillen England unterworfen, und die Freylaſſung der Neger zum Geſetz geworden. Dann werden die Engländer dieſe unermeßliche Bevölkerung — die von Sanct Domingo mitgerechnet — in Regimenter einpferchen, wie ſie die friedlichen Einwohner des Ganges und Indus eineregimentirt haben. Aber während ſie ſo ihre eigne Kraft in Europa ſich erhalten und dadurch um ſo leichter den Rang einer erſten Macht behaupten, den ſie Buonaparte's Geſchicklichkeit verdanken; während die Oſtſee ſchweigend zuſieht, wie ſie ein- und ausführen; während ſie dem Mittelmeere Geſetze vorſchreiben von Gibraltar bis nach Smyrna und Alexandrien: wird ein weit mehr umfaſſender Plan gegen beide America's ſich entwickeln. Die ſchwarzen Truppen, von Trinidad, Jamaica, St. Domingo ausgeſpien, werden nach dem feſten Lande von Südamerika überſchiffen, während ein anderer Schwarm den Süden der vereinigten Staaten angreifen wird, die von allen Seiten umzingelt, im Innern bewegt, im Weſten von den Indianern, im Norden von den Truppen aus Canada geneckt, zur See durch einen Schwarm engliſcher Schiffe blokirt, endlich ſehen werden, wie Albion von ſeinem Felſen herab mit ſtolzen Blicken den unterworfenen Erdball überſchaut! donec impleat orbem!“ (Wie doch die Anſichten der Menſchen verſchieden ſind! was hier von England gegen Amerika befürchtet wird, gerade das fürchten andere von Amerika gegen Europa. Vermuthlich wird beides nicht geſchehn.) —

„Die Damen auf Guadeloupe haben zwei Leidenſchaften, den Tanz und das Spiel. Die Tanzmuſik wird verſchlungen vom Klange des Geldes und überhört beim Anblick der Karten. Am Kartentiſche giebt es nur Ein Geſchlecht und nur Ein Gefühl: Golddurſt. Eſſen und Trinken wird vergeſſen, der Bruder ſpielt gegen die Schweſter, die Tochter gegen die Mutter, Alles iſt erlaubt, der Wahnſinn grenzenlos. Vor einigen Jahren verlohr eine Dame hier 600000 Franken auf ihr Wort. Sie beſaß eine Zuckerplantage, die noch einmal ſo viel werth war; ſie ſchlug vor, quitte à double zu ſpielen es geſchah und — ſie gewann.“ (Schade!) —

„Auf der Inſel Marie galante klagen ſelbſt reiche Frauen mit Recht über die Lebensweiſe, die ſie führen müſſen. Schon die nothwendige Thätigkeit würde ihrer angebohrnen Indolenz zuwider ſeyn, wenn auch ſo manche der Geſchäfte ſelbſt nicht ſo widerlich, und für ihr Geſchlecht, ihren Stand, ihre Erziehung, ihre Begriffe von Glückſeligkeit ſo unpaſſend wären. Eine Creolin auf dem Lande hat, außer der Erziehung ihrer Kinder, die ſie ſelbſt beſorgen muß, weil es keine Lehrer giebt, und außer der gewöhnlichen Hauswirthſchaft noch tauſenderlei Laſten zu tragen, deren Eine immer peinlicher iſt als die andere. Mit Tagesanbruch ſteht ſie auf, beſucht die Arbeits-Säle, die Zuckerfabrik, die Rumbrauerey u. ſ. w. Jeden Augenblick wird ſie in ihrer Ruhe geſtört. Hier klagt Einer, dort zeigt ein Anderer einen Diebſtahl an; hier hat ein Neger ſich verſtümmelt, er muß verbunden, oder eine Negerin gepeitſcht werden; hier prüft ein Knecht ihre Geduld durch ſeine Dummheit, dort ein anderer durch Faulheit und Spitzbüberey. Sie muß das Hoſpital beſuchen, oder einem ſterbenden Neger in einer ſtinkenden Hütte Arzneyen reichen. Hier iſt ein Pferd gefallen, dort ging ein Stück Vieh verlohren. Dann giebt es Zänkereyen über Wege und Grenzen, Citationen vor Gericht, Rechnungen zu bezahlen, Beſuche von Advocaten, Notarien u. ſ. w. Hier müſſen Lebensmittel an ein Heer von Negerkindern und Weibern vertheilt, dort ſchwangere Frauen oder Geneſende verpflegt werden — und überall muß die Herrin ſelbſt erſcheinen, hat Niemanden dem ſie vertrauen, der ſie vertreten könnte. Dieſe Einförmigkeit des Lebens, zu der ſich oft noch die Furcht geſellt, nie ſo viel ſammeln zu können, um ſich in Frankreich ein angenehmeres Loos zu bereiten, verurſacht ein Hinſchwinden und Hinwelken der Geſundheit. Nichts bietet ſich dem erloſchenen Blick als eine wilde Natur und der Menſch in Sclaverey.“ —

Auf St. Chriſtoph erzählt der Reiſende, wie er in einer Familie am Theetiſch geſeſſen, und ein junger Menſch ihn gefragt: was er von Buonaparte denke? — Nach erhaltener Antwort, die ihm nicht genügte, ſprach er begeiſtert mit Feuer im Blick: „Ich bin ein Engländer im Herzen, aber ich meine, Buonaparte ſey der größte Mann, den je die Erde getragen.“ — „Sie haben Recht ſo zu denken,“ erwiederte der Verfaſſer. „Ihre Landsleute ſollten ihm eine Bildſäule von Gold errichten, weil er die Quelle ihres Glücks geworden, und ſie vom Untergange errettet hat.“ — An einer andern Stelle ſucht er zu beweiſen, daß Napoleon in der Schlacht von Waterloo die Verblendung und die Raſerey bis auf die höchſte Stufe getrieben habe.

Auch auf St. Thomas fand er die Verehrer dieſes Ungeheuers ſehr zahlreich. „Der Grund, ſagt er, iſt nicht ſchwer zu entdecken. Dieſe Menſchen ſind hier um ihr Glück zu machen, das können ſie nicht ſchneller als im Kriege, darum iſt ihnen ein Menſch willkommen, der ewigen Krieg führt. Buonaparte iſt ihr Götze. Können ſie nur Geld gewinnen, ſo lächeln ſie freundlich zu Mord und Brand und weiden ihre Augen an Heeren von Wittwen und Waiſen, an Verzweiflung der Mütter u. ſ. w.“

Faſt am Schluſſe des zweiten Bandes findet ſich noch folgende merkwürdige Stelle: „Die Neger und farbigen Leute ſind vollkommen reif zur Inſurrection. Die Macht, die ſie unterdrücken konnte, iſt null. Ferdinands Spanier und Bolivar's Creolen werden ſich bei Nacht auf der ſandigen Küſte; die Dänen quäkern, die Amerikaner machen Beute; die Deportirten gewiſſer Länder wetteifern mit den nicht Deportirten, Verwünſchungen gegen jede Regierung auszuſpeien, welche Frieden und Ordnung liebt, und hoffen auf den Tag der Rache!“ — (Wenn ſich Jemand die Mühe nähme, aus den zwei Bänden dieſer Souvenirs Einen zu machen, ſo würde die Lectüre unterhaltend ſeyn. Jetzt enthält das Werk der Kleinigkeiten und Langweiligkeiten gar zu viele.)

Kleine literariſche Notiz.

Nach dem ſtatiſtiſchen Verſuch über den Canton Neufchatel (der in franzöſiſcher Sprache, und auch überſetzt unter dem Titel helvetiſche Almanach erſchienen iſt) bewürket die Lage dieſes Cantons drey verſchiedene Klimata, die man das Weinland, das Kornland und das Weidland nennen kann. Der Kunſtfleiß hat drei Hauptzweige, Spitzen, Cattun und Uhren. Es werden jährlich 130000 Uhren ausgeführt: nach Amerika, Holland und Norddeutſchland goldne, einfache, dauerhafte; nach Italien und Spanien, mit Perlen, Flittergold in Schmelz verzierte; nach der Türkey größere, mit Gehäuſen von vergoldetem Kupfer oder Silber, Futtern von Chagrin und türkiſchen Ziffern; die Schweden, die Dänen und die Ruſſen werden, wie die Franzoſen, mit leichter Arbeit befriedigt. — Die Franzoſen nennen die Neufchateler die Gaſcogner der Schweiz. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 45. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r. Band.

Arzeney-Kunde.

In Kopp's Jahrbuch der Staats-Arzeneykunde wird unter andern gegen die Quackſalberei geeifert, wobei ein verſtändiger Recenſent folgende Bemerkung macht:

„Daß die Quackſalberei kräftig unterdrückt werden müſſe, darin wollen wir dem Verf. Recht geben; aber glaubt er denn nicht, daß eigentlich außer den Aerzten faſt jeder Menſch ein Quackſalber iſt? vom König von England, der Kröpfe heilt, bis zum Miniſter Beſtuſcheff, der Tropfen erfindet? von dieſem bis zum Grafen Thun und bis zum Bettler weiß gewiß jeder Menſch ein Heilpflaſter oder ſonſt ein Mittelchen zu empfehlen.“

Ein ſehr beherzigenswerther Aufſatz im dritten Jahrgange iſt der über den Trödelhandel von D. Schneider zu Fulda. „Ich wenigſtens habe, ſagt der würdige Verf., ganze Häuſer bis auf Kinder und Bediente langſam ausſterben ſehen, wo ſichtbar der Kranke dem ſorgloſen Geſunden die wahre Schwindſucht mitgetheilt hatte, wo Perſonen von allen Altern Märtirer ihrer Geſelligkeit und ein Opfer der Krankheit geworden ſind.“ — Da ſagt nun der Recenſent: „Polizey-Geſetze giebt es dagegen genug, aber wie werden ſie ausgeführt? Der gemeine Mann in den Städten, der mittlere und niedere Bürger iſt bettelarm in Deutſchland; ein Bett iſt oft ſeine ganze Habe, ehe er es wegwirft ſtirbt er lieber: was iſt alſo zu thun? Schafft Wohlſtand herbei! Und wie kann das geſchehen? dadurch daß die Finanzminiſter das Volk nicht bis auf den letzten Tropfen ausquetſchen und die Armeen nicht die Völker auffreſſen. Armeen müſſen wir aber haben, die gegenſeitige Stellung von ganz Europa fordert ſie. Nun gut, ſo gebt aber auch den Gedanken auf, über glückliche, anſtändig lebende Menſchen zu herrſchen, und gewöhnt Euch daran, in Deutſchland Italiens Betteley einheimiſch werden zu ſehn.“ —

Derſelbe (vermuthlich ein grämlicher Mann mit einer bisweilen angelaufenen Brille) fährt, bei einer andern Veranlaſſung in demſelben Werke, alſo fort:

„Zu den nicht unwichtigen Quellen der ärztlichen Pfuſcherey rechnen die Herren Pfeufer und Rademacher die Aerzte ſelbſt, welche durch ihren ſchrecklichen Neid und ihre ſcheusliche Zwietracht ſich und die Kunſt lächerlich machen. Er iſt neidiſch wie ein Arzt, könnte ſogar zum Sprüchwort werden. Fürchterlicher noch als alles dieſes iſt ihre Sucht zu verläumden. „Sprich doch mit jedem Arzt über ſeinen Amtsbruder, gehe darauf durch die Häuſer, wo jene Aerzte accreditirt ſind, und wo der Herr gewöhnlich das Echo ſeines Hausarztes iſt, ſchreibe dir beyde Ausſagen auf, lies am Abend den Zettel, und ich ſetze mein Leben zum Pfande, du wirſt bekennen müſſen, daß in dem Orte, den du durchwanderſt, Hurer, Ehebrecher, Spieler, Trunkenbolde und Mörder Aerzte ſind.“ — Dieſe ſtarke Stelle hat der Recenſent aus jenen Jahrbüchern abgeſchrieben, allein er fügt hinzu, er müſſe ſie unterſchreiben und eingeſtehen, daß unter dem ſonſt ehrwürdigen Stande der Aerzte überhaupt ſich die größten Poſtenträger und Klätſcher finden, welche, wenn der üble Mund nicht zureicht, ſogar durch Briefe ihre Schlechtigkeiten zu verbreiten ſuchen. Unſittlichkeit und Characterloſigkeit ſcheinen die Hauptquellen dieſer Uebel zu ſeyn, und bekannt iſt es, daß diejenigen, in deren Gemüth ſich der Böſe einmal ein Haus gebaut, öfters einen Beſuch von ihm erhalten, wo ſie denn wie beſeſſen ſind, oder, im eigentlich wahren Sinne des Wortes, leicht des Teufels werden.“

In denſelben Jahrbüchern erzählt Wurzer unglückliche Fälle, welche aus Unterlaſſung der Viſitationen bei den Materialiſten entſtehen. Dem Recenſenten ſind auch einige Fälle bekannt, wo Leute, welche die Species zu dem bekannten Wiener Tränkchen bei Kaufleuten holten, elend um das Leben kamen. „Wie unvorſichtig gehen ſelbſt die Apotheker mit den Brechmitteln um; ſie geben ſie aus Gewinnſucht aus, ohne zu bedenken, daß ſie bei Männern, welche an Brüchen leiden, und bei Dirnen, welche ſchwanger ſind oder Scheidenvorfälle haben, nahmenloſen Schaden ſtiften können. Unſere Medizinalpolizey wird immer auf dem Papier gut gehandhabt, allein in der Ausführung ſieht es noch übel aus.“ —

Eine kleine, zwar nicht ganz neue, aber ſehr empfehlenswerthe Schrift iſt die des D. Göhlis: Vorſchläge zur Verbeſſerung der körperlichen Kinder-Erziehung in den erſten Lebens-Perioden.

Der Menſch lebt immer in Extremen und folglich auch immer in Verbeſſerungen. Die Thorheit, das menſchliche Geſchlecht in einer fortſchreitenden Schwäche zu glauben, führte die zweite Thorheit herbei, denſelben durch Kälte und eine abhärtende Methode Kraft und Stärke zu ertheilen. Es war Zeit dieſen Thorheiten Einhalt zu thun; es iſt aber auch Zeit von dem andern Extreme, die Kinder mit Wein, Fleiſch und Eyern zu Tode zu füttern, zurück zu kommen. Der Verf., ein erfahrener Kinderarzt, ſucht dahin mitzuwirken, aus den Kinderſtuben Salben, Säftchen, lange Wickelbänder, Zutzel, dicken Mehlbrei, Flaumfederbetten, Gluthpfannen, ſtinkende Nachtlichter, Räucherwerk, zu verbannen; über die Wirkung des Goldfadens bei der Gelbſucht, und des Krummſchnabels, (auch der Päonienkerne) bei dem Zahnen, (der Scharlachbändchen bei dem Scharlachfieber und mehrerer ſolcher Thorheiten) Lächeln zu erwecken; den Kinderleuten das zu feſte Anziehen, das zu viele Anſchoppen mit dickem pappichten Brey, das zu warme Verhalten zu verbieten, die Kleinen allmählig an die Elemente zu gewöhnen, ſie ſtufenweiſe alle Witterung ertragen zu lehren u. ſ. w. Mit ganzem Recht empfiehlt der Verf., die Kinder frühzeitig in lauwarmem Waſſer zu baden, und giebt dazu die nöthige Anweiſung. Wein, Kräuter, und andere mediciniſche Ingredienzien dürfen in der Regel nicht zum Bade genommen werden; das Waſchen hat nicht dieſelben Vortheile. Die mannigfaltigen mit vielen Zügen und Bändern (auch Nadeln) verſehenen Kleidungsſtücke ſind zu verwerfen. Unter unſern jungen Frauen herrſcht ein wahrer Luxus in den Kinderkleidungen, (ſagt der Verf.) welcher ſich faſt am ſtärkſten bei den unehelichen Kindern zeigt. Ueber die Kinderhäubchen hätte noch etwas angegeben werden können. Sie müſſen im Sommer anders ſeyn als im Winter. Die Fallhüte ſind ſchädlich, Strümpfe verwerflich, doch von **Wolle** zu erlauben, weil ſie auch durchnäßt nicht kälten, nur müſſen ſie oft gereinigt werden. Die Schuhe dürfen zwar nicht zu enge ſeyn, aber auch nicht allzu weit. Ein guter, zweckmäßiger Kinderſchuh iſt ein großes und ſeltenes Kunſtſtück; vor dem vierten Jahre ſollte man keine, und dann nur weite Pantalonshoſen (nach Art der Unterhoſen gemacht) anziehen laſſen. Die Wiegen verwirft der Verf. billigermaßen nur wegen des **Mißbrauchs** derſelben. Strenger iſt er aber gegen die Kinderſtühle, wo die armen kleinen Geſchöpfe ſtundenlang auf ihrem Nachttopfe ſitzen müſſen. Beim Anblick eines ſolchen beklagenswerthen Kindes muß, man an Karl von Karlsberg denken. Eine gute Kinderwarterin iſt ein großes Kleinod, ein mit tauſend Nullen umgebener großer Treffer im Glückstopfe, ſpricht der Verf. Von ihnen hängt oft das Glück oder Unglück des Kindes für ſein ganzes Leben ab. Beſonders gilt das von den höheren Ständen, bey denen der Regel nach das Kindermädchen mehr Mutter iſt, als dieſe ſelbſt.

Unter die nachtheiligſten Mißbräuche gehört, kleine Kinder auf den Händen in einer aufrechten Stellung ſitzend in die Höhe zu ſchaukeln und tanzen zu laſſen. Auch ſoll man Kinder nicht früher, als ſie es ſelbſt verlangen, auf die Füße treten laſſen. Noch iſt zu erinnern, daß man, beſonders weibliche Kinder, nicht immer auf einerley Arme trage, damit das Becken nicht verſchoben werde; männliche Kinder laſſe man nicht auf dem Knie reiten. —

„Der Fluch der Nachkommenſchaft treffe den Erneuerer der Schnürbrüſte! ruft zuletzt der eifrige Prediger in der Wüſte! — Noch iſt Sömmering nicht todt, und ſeine herrliche Abhandlung ſchon ſo vergeſſen! —

Gern haben wir das Andenken an dieſe kleine Schrift erneuert und wünſchen, daß ſie von recht vielen Müttern, zumal aus den höheren Ständen, die bey der Erziehung ihrer Kinder, auch manchmal bey einer wahren Affenliebe zu denſelben, doch die meiſten Fehler begehen, möge geleſen und beherzigt werden. —

Träumereyen.

Ein Herr Doctor Greiner hat über den Traum und das fieberhafte Irreſeyn — geträumt, auch in der Jenaiſchen Lit. Zeitung einen Recenſenten gefunden, der friſch mit ihm drauf los träumt, wiewohl auf ſeine Weiſe. Der Verfaſſer nennt das Ganglien-Syſtem den Sitz der Thierſeele. Der Recenſent hingegen ſagt:

Seiner Anſicht nach ſey das Gehirn- und Nervenſyſtem nicht der Sitz der Seele, ſondern der Sitz des Geiſtes zu nennen; ſo wie aber Feuer und Licht von einander unterſchieden ſind: ſo wären auch Seele und Geiſt von einander verſchieden. In dem Ganglienſyſtem beginne die Animaliſirung oder das Thieriſchwerden des Vegetabiliengeiſtes: in dem Hirn gelange dieſe Verthierung (Animaliſirung) zu ihrer Vollendung. Geiſt ſey die

Kraft des Animallichts, Seele aber die Potenz des Animalfeuers (?); das Organ dieſer Feuer-Kraft ſey das Herz eines Theils, und andern Theils die Leber. Das Herz ſey das Hauptorgan im höhern, gleichſam im himmliſchen Theile der Thierorganiſation; die Leber das Hauptorgan im niedern gleichſam irdiſchen Theile derſelben. So wie nun 2 Seelen im Thierleibe ſind, die höhere und niedere, oder die Pectoral- und die Abdominal-Seele, ſo ſind auch 2 Geiſter in demſelben, nämlich der Cerebralgeiſt und der Inteſtinalgeiſt: der Cerebralgeiſt wohne im Lichte, und ſey ſinnig an ſich; der Inteſtinalgeiſt wohne in Finſterniß und ſey unſinnig an ſich. (Lauter Dinge, die der Recenſent wahrſcheinlich mit ſeinem Inteſtinal-Geiſte hervorgebracht hat.)

Der Ideengang des Verf. iſt folgender: der Menſch beſteht aus 2 Seelen, der Thierſeele und der höhern Pſyche. Die Thierſeele iſt der Leib der Pſyche (Menſchenſeele) das Leben der Thierſeele iſt das Band, welches die Pſyche an das Irdiſche feſſelt. Durch dieſe innige Vereinigung der Menſchenſeele mit der Thierſeele iſt jene von dieſer ſehr abhängig. Daher wird die Pſyche ſo ſehr von den Gefühlen beherrſcht. Die in der Thierſeele befangene, mit ihr eins gewordene Pſyche hat ihr höheres Streben durch dieſe Einswürkung zunächſt eingebüßt, und ſie fühlt und iſt thätig mit der Thierſeele, geht in ihre Zwecke ein, fühlt die Luſt und Unluſt derſelben. Weil aber die Zwecke der Thierſeele oft mit denen der Pſyche im Widerſpruche ſtehen, ſo entſteht die Entzweyung und der Kampf zwiſchen beyden. (Die meiſten unſerer Leſer werden wohl an dieſem Pröbchen ſich gnügen laſſen. Alle Beſtimmungen des Weſens der Seele, von Plato bis auf Greiner, werden ewig ins Reich der Träume gehören.) —

Franzöſiſche politiſche Literatur. (Beſchluß)

Im dritten Hefte der Briefe über den Aachner Congreß, giebt ſich der Verfaſſer die Mühe zu beweiſen, daß die heilige Allianz und die Coalition gegen Frankreich zwey verſchiedene Dinge wären; darum würden auch die Occupations-Truppen nicht an den Grenzen bleiben, ſondern nach Hauſe gehen; zuviel Sorge um das Aeuſſere verurſache bisweilen große Verwirrung im Innern; nachdem die Fremden ſich ſo lange in Frankreich beſchäftigt hätten, möchte es gut ſeyn, wenn ſie ſich nun auch ein wenig mit ſich ſelbſt beſchäftigten; Mancheſter verdiene mehr als Cambray die Aufmerkſamkeit der Engländer; Preuſſen habe vielleicht mehr Urſache, an diejenigen Departements zu denken, die nicht mehr franzöſiſch ſeyen, als an die, die es noch wären. ꝛc.

Die Legitimität definirt der Verfaſſer durch: fortgeſetztes Erbrecht; denn ein Erbrecht, welches erſt jetzt durch Wahl errichtet werde, könne erſt für unſere Kinder Legitimität werden. Darum würde ſelbſt ein Abkömmling der Stuarte in England, oder der Carolinger in Frankreich, ein Uſurpator heiſſen müſſen, da ſein Erbrecht unterbrochen worden. (Dabey bleibt aber die wichtige Frage unbeantwortet: wie lange eine ſolche Unterbrechung dauern müſſe, um den Erben zum Uſurpator zu machen? wenn z. B. der Sohn Guſtavs nach Schweden zurückkäme, würde (ohne andere Umſtände in Erwägung zu ziehen) ſein Erbrecht noch gelten? oder würde er ſchon darum für einen Uſurpator zu halten ſeyn, weil es unterbrochen worden? wir fürchten, ſolche Fragen können nie genügend beantwortet werden.)

Der Verfaſſer glaubt daß, wenn über die ſpaniſchen Angelegenheiten zu Aachen unterhandelt würde, Frankreich, durch Familienbande und politiſches Intereſſe mit Spanien verbunden, auch unter die Vermittler treten müſſe, und erwähnt bei dieſer Gelegenheit, daß die Diplomatik jetzt keinen Vorrang eines Hofes oder Volkes zuläßt, ſondern daß in alphabetiſcher Ordnung unterzeichnet werde, weshalb England immer oben an ſtehe.

Von Madame Recamier wollte der Verfaſſer wiſſen, ſie ſey nach Aachen berufen worden — um in ihrem Hauſe einen Vereinigungs-Punct zu bilden, wo die Monarchen Thee trinken könnten. „Sollte wirklich" fährt er fort, „ein trauliches Verhältniß „zwiſchen den Intriguen der Kabinette und denen „der Boudoirs vorhanden ſeyn? ſo naiv frägt ein „Correſpondent, welcher bemerkt hat, daß keine di„plomatiſche Equipage in Aachen ankommt, ohne „daß eine galante Equipage irgend einer ſchönen „Dame ihr folgt. Bis jetzt haben die Pariſerinnen „den Preiß davon getragen; ein gutes Zeichen für „unſern Einfluß. Das ſaliſche Geſetz erſtreckt ſich „nicht nach Auſſen, und die Franzöſinnen herrſchen „überall wo ſie ſich zeigen." —

„Ohne die weiſe Politik und die innige Vereinigung der Einflußreichſten Höfe würde der Congreß vielleicht das Schauſpiel einer politiſchen Börſe darbieten, wo mehr über Inſcriptionen von Renten, Länder-Theilung und Verkauf in Amerika und Europa unterhandelt würde, als über politiſche Gegenſtände. In der That, man hätte ſo etwas befürchten müſſen, als man ſah, daß die erſten

Banquiers von Europa prunkend (avec ostentation) auf einem Congreß erſchienen, welchem ſouveraine Fürſten nur incognito beywohnen durften.“ —

Der Kayſer Alexander ſoll, dieſen Briefen zufolge, den von Heinrich IV. entworfenen Plan zu einem ewigen Frieden auszuführen ſtreben. Wenigſtens liegt in dieſer Nachricht nichts, was im Widerſpruche mit dem Character eines Monarchen ſtände, der — weit mehr als der macedoniſche Kriegsheld — Alexander der Große genannt zu werden verdient. —

Eine ſo eben erſchienene Schrift von Camille Jordan macht einiges Aufſehen. Sie iſt betitelt: die Seſſion vom 1817 und iſt gerichtet an die Bewohner des Ain und der Rhone, deren Deputirter der Verfaſſer iſt; eine Vertheidigungsſchrift ſeiner Art zu denken, zu ſprechen und zu handeln, zunächſt nur für Franzoſen intereſſant; auch iſt ihr faſt anzumerken, daß Camille Jordan ſich lange in Deutſchland aufgehalten, denn ſie iſt etwas breit geſchrieben. Tauſend hämiſche, in der letzten Zeit auf ſeine Perſon geſchehene Angriffe, widerlegt er am ſchönſten durch eine Ueberſicht ſeiner politiſchen Laufbahn. Zu Lyon von wackern Eltern gebohren und fromm erzogen, widmete er, ſchon in den erſten Tagen der Revolution, ſeine Jugendkraft der Vertheidigung der Religion und Ordnung, ſtrebte in der Schreckenszeit die revolutionäre Tyrannei zu hemmen; wurde zur Zeit des Directoriums einmüthig von ſeinen Mitbürgern zum Repräſentanten erwählt; und verdiente ſich die Ehre, in Geſellſchaft der größten Bürger verbannt zu werden; enthüllte unter dem Conſulat den Urſprung der Tyrannei des Mannes, dem das Volk damals zujauchzte und den es ſpäter verfluchen mußte; ſtieß, mitten im allgemeinen Rauſch, vergiftete Gunſtbezeugungen von ſich, und wagte es — als der Verleger ſchon in Feſſeln war — ſich als den Verfaſſer einer Schrift zu nennen, die gegen das aufkeimende Kaiſer-Reich gerichtet, und vielleicht in Frankreich der letzte Laut der ſterbenden Freiheit war; verließ, bei der Reſtauration, ſeinen von häuslichen Freuden umringten Zufluchtsort nur, um, auf Bitten ſeiner Mitbürger, ſie zu Dijon dem Wohlwollen der fremden Monarchen zu empfehlen; dann zu Paris ihre erſten Wünſche dem Statthalter des Reichs vorzutragen; dann zu London das Intereſſe ihrer unglücklichen Claſſen wahrzunehmen; kehrte zurück, um gegen Haß und Uebertreibung zu kämpfen und, Einer der erſten, den conſtitutionellen Royalismus zu vertheidigen; blieb, bei Annäherung des furchtbaren zwanzigſten März, einer der eifrigſten Höflinge eines unglücklichen Fürſten in deſſen ſchon verödetem Pallaſte, obgleich er vorher bei Feſten und Bewerbungen ſich nie vorgedrängt hatte; war ſo glücklich, mitten im allgemeinen Wirrwar, dem Könige ſo öffentliche Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit zu geben, daß ſie in den 100 Tagen ihn zugleich in Gefahr brachten und vor Gefahr ſchützten; denn wenn auf Einer Seite des Pöbels Wuth ihn bedrohte, ſo ſchützte ihn auf der andern die Achtung, welche ſeine Treue eingeflößt hatte. — Warlich! mehr als einer ſolchen Ueberſicht bedurfte es auch nicht, um für Camille Jordan die höchſte Achtung einzuflößen; deren er auch längſt in Deutſchland, wo wir ſelbſt ihn genauer gekannt haben, mit Recht genoß. —

Eine gewiſſe Claſſe von Royaliſten (Chateaubriand und ſeine Freunde) nennt er Bonapartiſten im Schooſe des Royalismus. — Die Ariſtocraten beſchuldigt er einer falſchen Ehre, eines falſchen religiöſen Gefühls, zwei Hebel, durch welche ſie Frankreich zu erſchüttern ſtreben. „Ihr Kränzchen nennen ſie die Welt; ihre Meinung die öffentliche; ſie allein ſind Royaliſten, ſie allein ſind ehrliche Leute. Jeder Lump, wenn er nur zu ihnen gehört, wird wichtig, und aller Schmutz, der ſeinem Rufe anklebt, iſt plötzlich verwiſcht.“ (Aber gilt das nicht von allen Partheyen? Glaubt nicht eine jede, ſie ſey die Welt? und ihre Meinung die öffentliche?).

Eine große National-Wunde findet der Verfaſſer in der Verderbtheit der Geiſtlichkeit, die an Rom hänge und in der Politik ſehr contrerevolutionair ſey; die jedes Hinderniß ihrer unbeſcheidenen Wünſche als Aufruhr und Gottloſigkeit verſchreie und kaum verſtatte, den religiöſen Glauben vom politiſchen Murren zu trennen. — Ueber die Beamten in den Provinzen klagt er, daß ſie zu gefällig gegen die Ultra's ſind, und gleichſam um deren Beifall buhlen. — Dann vertheidigt er ſehr gründlich, ſowohl das Recht der Deputirten, als auch das Recht der Privatperſonen, die von Gerichtshöfen oder von der Regierung begangenen Fehler und Irrthümer zur Sprache zu bringen. — Am Schluß unterſucht er die Vorwürfe, die man der Sitzung von 1817 gemacht hat, nemlich: daß ihr eine beſtimmte Majorität gefehlt habe; daß ihre Berathſchlagungen ſehr langſam, ihre Reſultate ſehr unfruchtbar geweſen ſeyen; und findet, daß im Grunde alle dieſe Vorwürfe Lobſprüche ſind. — Kurz, wir können das ganze Büchlein allen Conſtitutions-Freunden empfehlen, beſonders aber den Schreiern, die Materialien brauchen, um ihre langweiligen Blätter einmal wieder aufzufriſchen. Hier giebt es eine Menge Phraſen zu überſetzen, und ſie haben dabei den Vortheil, ſich auf die Autorität eines klugen und rechtſchaffenen Mannes ſtützen zu können. —

Der Gedanke an die nahe Befreiung Frankreichs von den Occupationstruppen erfüllt den Verfaſſer mit dithyrambiſchem Entzücken! er ſieht ſchon im Geiſte, wie Frankreich, unter dem vereinigten Einfluſſe der geſetzmäßigen Monarchie, der conſtitutionellen Freiheit und der öffentlichen und Privattugenden, alle Spuren ſeiner Leiden ſchnell verwiſchen, alle Quellen ſeines Glückes und — ſeines Ruhms ſchnell wieder öffnen wird! bei dem Worte Ruhm macht er einen Gedankenſtrich, und ſcheint dadurch uns Deutſchen anzudeuten, worin dieſer Ruhm beſtehen werde. —

Moden.

Es erſcheint ſeit kurzem in Paris ein recht artiger Beobachter der Moden (Observateur des Modes) der eine kleine, moraliſche und literariſche, Ueberſicht verheißt, und ein Motto aus dem Buche Enoch gewählt hat, worin geſagt wird, der Engel Azael habe zuerſt die jungen Madchen ſich zu putzen gelehrt. Aber wie hätte ſchon Eva ſich drey Jahrhunderte lang in der Gunſt ihres Gatten erhalten können, wenn ſie ſich nicht geputzt hätte? Sicherlich machte ſie oft eine andere Toilette und ihre Töchter ahmten ſie nach. Folglich exiſtirte ſchon damals die Mode. — Büffon, und ſogar mancher Kanzelredner haben gegen die Reifröcke gedonnert, die doch nur erfunden wurden, um das Uebermaaß der Fülle zu verbergen, welches die Natur den Damen jener Zeit verliehen hatte. So hat oft ein körperlicher Fehler zu klugen Erfindungen Veranlaſſung gegeben, die von Thoren nachgeahmt wurden. Heinrich II. war genöthigt, einen Unterrock ſtatt der Hoſen zu tragen, gleich trugen ſeine Söhne ihn auch, und bald der ganze Hof, die ganze Stadt. So erſchienen eine Zeitlang beyde Geſchlechter in einerley Kleidung. — Heinrich, Graf von Anjou, war der ſchönſte Prinz ſeiner Zeit, nur ein Fleiſch-Auswuchs am Fuße entſtellte ihn. Da ließ er ſich Schuh machen, die in eine Klaue ausliefen, und plötzlich trug Alles Klauenſchuhe, obgleich Carl V. ſie ſtreng verbot. — Wie oft hat irgend eine Begebenheit eine Mode erzeugt. 1692 wurden die Franzoſen bey Steinkirchen von den Engländern überfallen, und hatten nur eben ſo viel Zeit, ihre Halsbinden in einen einfachen Knoten zu ſchlingen. Sie ſiegten aber doch, und alſobald trugen die Pariſer Damen Fichus à la Steinkirchen. — Wie oft haben auch die fürſtlichen Ehebündniſſe auf die Mode gewürket. Ludwig des XII. Mutter war eine Italiänerin, man machte ihr die italiäniſchen Moden nach, und miſchte ſie in der Folge mit Spaniſchen, da Franz I. und Carl IX. ſich mit öſterreichiſchen Prinzeſſinnen vermahlten. Damals zeigten ſich die Damen zum Erſtenmal mit nackenden Schultern und entblößtem Rücken. — Seit dem 16. Jahrhundert und ſeit den Reiſen Carl des Achten, fingen die deutſchen Höfe an, (auch England und die Lombardey) alle ihre Moden aus Frankreich kommen zu laſſen, und unter Colbert verbreiteten ſich dieſe Moden ſo allgemein, daß ſie ein wichtiger Zweig der Induſtrie wurden. Wenn dem Lord Bolingbroke zu trauen iſt, ſo koſteten die Thorheiten und Frivolitäten des franzöſiſchen Luxus England jährlich 5 bis 600000 Pf. Sterling, das heißt: mehr als eilf Millionen jetziger Franken. Mercier erzählt in ſeinem Gemählde von Paris, daß jährlich eine Puppe, die in der Straße Vivienne angekleidet wurde, die Reiſe von Paris nach Berlin, Wien und Petersburg machte. —

Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo man die Frage aufwarf: ob die Weiber auch Seelen hätten? und wenn ſie deren hätten, ob es nicht geringere Seelen wären als die männlichen? Damals verdammte die Inquiſition ein ſolches, aus dem Spaniſchen überſetztes Buch, und zum größten Scandal gab es viele Italiänerinnen, die laut des Verfaſſers Parthey nahmen, weil der Seelen-Mangel zwar ihre Eigenliebe demüthigte, hingegen über ihre Sünden ſie beruhigte. Heut zu Tage ſind wir galanter geworden; wir geſtehen den Damen Seelen zu, und oft beſſere als die unſrigen. Darum iſt auch wohl erlaubt, hin und wieder eine ernſte Betrachtung oder eine geſchichtliche Anecdote in ein Modejournal zu ſtreuen.

Das Studium der Moden dient nicht blos um ſich putzen zu lernen. Man werfe einen Blick auf Poussin's Gemählde. Wie erfreulich iſt es, Bäume, Thiere, Monumente, Coſtüme, immer im Einklang mit Ort und Zeit zu finden. Wie gern erinnert ſich der Kunſtfreund, daß Lebrun nach Aleppo ſandte, um perſiſche Pferde zu zeichnen, damit man in ſeinen Schlachten Alexanders die griechiſche Reiterey von der Perſiſchen unterſcheiden möchte. Wie häßlich hingegen ſind die zahlloſen Anachronismen anderer Mahler! Auf der Abnahme vom Kreutz, von Rubens, ſteht ein Capuciner, (wofür freylich die Capuciner den Meiſter ausdrücklich bezahlten) und der gute Schächer wird von einem Prieſter mit dem Crucifix in der Hand ermahnt. Titian hat den Jüngern von Emaus Roſenkränze in die Hände gegeben. Albert Dürer kleidete alle Juden wie die Deutſchen in ſeiner Provinz. Paul Veroneſe, auf ſeiner Hochzeit zu Cana, ſtellte aus niedriger Schmeicheley die Gäſte im Coſtüm der Höflinge Carl des Fünften dar, und lieh ihnen ſogar die Geſichtszüge merkwürdiger, damals lebender Perſonen.

Auch auf der Bühne erhöht ein gut beobachtetes Coſtüm den Genuß. Vor Le Kain und Mlle. Clairon, ſagt Voltaire, erſchien Kayſer Auguſtus in einer gewaltigen Perücke und einem breiten Hute mit rothen Federbüſchen. Emilius im Reifrock, und Cinna in einer roth und grünen Jacke mit weiß gepuderten Haaren. —

Man ſollte in der That eine Gallerie von Puppen errichten, und jedesmal, wenn eine neue Mode aufkömmt, eine neue, dieſer Mode gemäß gekleidete Puppe in die Gallerie ſtellen, mit Bemerkung der Zeit, wann und wie lange die Mode geherrſcht. In künftigen Jahrhunderten würde dieſe Gallerie den Mahlern, Bildhauern, Schauſpielern ꝛc. von höchſter Wichtigkeit ſeyn. (Der Gedanke ſcheint uns ſehr gut. Er wäre ſo leicht, ſelbſt von einem nicht reichen Privatmann, auszuführen. — Auch der folgende Gedanke iſt einleuchtend:)

„Unſer Coſtüm iſt gar nicht in Harmonie mit unſern Umgebungen. Ein Römer in ſeiner Toga würde ſich unter dem Porticus unſers Pantheons weit beſſer ausnehmen, als wir in unſern Fracks à la Russe und unſern Hüten à l'independance. Man könnte ein ganzes Capitel unter dem Titel ſchreiben: von der Harmonie, welche zwiſchen den Monumenten eines Volkes und ſeinem Coſtüm herrſchen ſoll.“ — „Sogar die Baumeiſter haben, wie Montesquieu uns lehrt, das Maaß unſerer Zimmer nach der Kleider-Mode nehmen müſſen. Unter Ludwig XI. trug man ſo hohe Mützen, und bald darauf zwey Ellen breite Kopfzeuge, daß man die Thüren bald höher bald breiter machen mußte. Damals erſchienen Carricaturen, die in der königl. Bibliothek noch aufbewahrt werden. Da läßt z. E. ein Liebhaber, der ſeine Schöne in einen Garten führen will, eine Compagnie Pionnier voraus marſchiren, um die Pforte niederzureiſſen. Auf einer andern hat das hohe Kopfzeug Feuer gefangen, und alle Sprützen der Stadt ſind gegen daſſelbe gerichtet. Auf einer Dritten ſchießt ein Jäger einen Vogel von der Spitze einer Friſur herunter, während die Dame in einem Modejournal ließt und gar nichts davon merkt.“ —

(Dieſes Journal, von welchem wir jedoch nur die zwey erſten Hefte geſehen haben, iſt mit Geiſt in einem angenehmen Styl geſchrieben, enthält übrigens die neuſten Nachrichten von Moden, Schauſpielen, Romanen ꝛc., iſt auf Velin-Papier gedruckt, mit hübſchen illuminirten Kupfern verziert, und übertrifft in jeder Hinſicht bey weitem das trockene, faſt immer geiſtlos zuſammen geſtoppelte, Bertuchſche Modejournal.)

Von den Würkungen und Eigenſchaften der Kälte.

hat ein franzöſiſcher General-Chirurgus, Moricheau Beaupré, ein ziemlich dickes Buch geſchrieben, in welchem er auch eine hiſtoriſche und mediciniſche Ueberſicht des Feldzugs in Rußland giebt, dem er ſelbſt beygewohnt hat. Es war für uns das intereſſanteſte Capitel ſeines Werkes; doch übergehen wir, was den hiſtoriſchen Theil betrifft, alles ſchon bekannte. Der Verfaſſer iſt weit entfernt, der Kälte allein die Niederlage der Franzoſen zuzuſchreiben. Man weiß wie vieles zuſammen kam. Schon die Hitze in der letzten Hälfte des Juny, welcher anfangs July kalte Winde und Regengüſſe folgten, ſo daß die Barraken überſchwemmt waren und man kaum die Feuer unterhalten konnte, bevölkerten die Hoſpitäler von Kowno und Wilna mit Kranken, die an Catharral- und Gaſtriſchen Fiebern, an Durchläufen, Seitenſtechen und allgemeiner Schwäche darnieder lagen. Auch die Pferde fielen wie Fliegen und die Straße zwiſchen Wilna und dem Niemen war mit ihren Leichnamen beſäet. — Die forcirten Hin- und Hermärſche, der ſchwarze Staub, den man einſchlucken mußte, und eine Hitze im July und Auguſt, wie ſie nur in Neapel und Madrid gefunden wird, griffen das Heer gewaltig an. Oft gab es nur moraſtiges Waſſer zu trinken, die Tage waren heiß, die Nächte kalt. An Schlaf war ſelten zu denken. Schon ehe man Moſkau erreichte, waren die Regimenter eben ſo ſehr durch Krankheiten, als durch Feindes Schwerdt geſchwächt. Eine unendliche Menge konnte ſich kaum noch ſchleppen, blieb zurück und bedeckte die Wege. Der Mißbrauch des Kornbranntweins vermehrte das Uebel. Auch das Mehl, welches jeder in einem kleinen ledernen Sacke bey ſich trug, und welches mit ein wenig Fleiſchbrühe oder auch nur mit Waſſer angefeuchtet, und ſo roh in der Noth verſchluckt wurde. Magen und Eingeweide vertrugen es nicht. Es gab Wind-Coliken, ſchleimige Atonie ꝛc.

Als Moſkau brannte, und mit ihm alle geſunde Vorräthe vernichtet wurden, floſſen Bier, Wein und Brandwein in Strömen, die Soldaten betranken ſich, die Hoſpitäler füllten ſich. Der Rückzug wurde befohlen. Ein früher, harter Winter trat ein. Alles mangelte. Soldaten und Officiere, Aerzte und Commiſſaire warfen ſich auf die todten Pferde und verſchlangen das Fleiſch oft roh. In dem Walde von Wiasma waren wir gezwungen einen Kranken-Transport zurückzulaſſen. Alle kamen um durch Hunger und Kälte. Auf gefrornem Boden mußten wir campiren, hatten oft kein Holz um Feuer anzuzünden, und nur Lumpen um die Blöße zu decken. Man hatte bemerkt, daß man Todte nicht ganz kalt dürfe werden laſſen, um ihnen bequem die Kleider ausziehen zu können; daher wurden viele ſchon entkleidet, noch ehe ſie ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatten.

Wie wirkte das Alles auf die Menſchen? ihre Haut wurde trocken, farbelos oder erdfarbig, zuſammengezogen; die Geſichter fielen ein und verlängerten ſich. Der ſchreckliche Heißhunger raffte viele hin. Es gab keine Art von Erquickung. Es gab nicht einmal Stroh um Sterbende darauf zu legen. Mit ſtarren Augen mußte der Arzt das Alles ſehen und konnte nicht helfen. Viele wurden verrückt, beſonders die ſüdlichen Völker, Italiäner, Spanier, Portugieſen, vom Heimweh furchtbar ergriffen; dann unterlagen ſie den körperlichen Beſchwerden um ſo ſchneller. — Auch bey Krasnoe mußten wir die Verwundeten den Elementen Preiß geben, auf demſelben Schnee, den ſie mit ihrem Blute gefärbt hatten. Am 18. November ſahen wir Einige ſolcher Unglücklichen, die auf einem Felde zurückgeblieben waren, wo Tages vorher ein Gefecht ſtatt gefunden, ſie ſahen aus wie Geſpenſter, erhoben die gefalteten Hände und ſchrieen uns zu, ſie wären Franzoſen, wir ſollten ſie doch mitnehmen. Das Herz blutete den Vorübergehenden, aber helfen konnten ſie nicht. — Wie ſchnell der Froſt auf die geſchwächten Organe wirkte, mag man daraus abnehmen, daß Manche, die noch eben ziemlich friſch mit gewandert waren, vom Froſt ergriffen und gemordet wurden, indem ſie ein natürliches Bedürfniß befriedigten. Immer wurde das ſo lange als möglich aufgeſchoben, denn es war ein gefährlicher Augenblick, theils weil man ſich entblößen mußte, theils weil die Finger ſich ſo erſtarrten, daß man unvermögend war, die Kleidungsſtücke wieder in Ordnung zu bringen.

Viele wurden ein Opfer der Barbarey der Juden, die nirgend ſo verworfen ſind als in Polen. Sie plünderten die Sterbenden (nicht die Todten allein) auf den Straßen, nachdem ſie ihnen kaltes Waſſer auf den Leib gegoſſen, unter dem Vorwand ſie aufzuthauen. — In Litthauen entſtand der Typhus, der ſich bald bis Dresden verbreitete, und über welche Bertrand, Arzt bey der Armee, 1815 ein Memoire hat drucken laſſen.

In Kowno wurde ein Branntweins-Magazin geplündert und 800 beſoffene Soldaten ſtarben, weil ſie ſich auf den Schnee ſchlafen gelegt hatten

Die Kriegsgefangenen waren nicht viel beſſer daran. Kälte, Elend und Krankheiten rafften die meiſten hin, noch ehe ſie an den Ort ihrer Beſtimmung kamen, der zwey, drey, auch 400 Meilen weit entfernt war. Ich ſelbſt habe, als Gefangener, auf dem Wege nach Kursk in Dörfern große Haufen gefrorner Leichname geſehen. Allein ſobald die Gefangenen nur erſt jene, durch den Krieg verheerten Gegenden verlaſſen hatten, ſo wurden ſie gut verpflegt und bei den Bauern einquartirt. In den Gouvernements-Städten gab man ihnen Schaafpelze, haarige Mützen, Handſchuh und weite wollene Strümpfe; unſchätzbare Wohlthaten! ſo grotesk es auch ausſah. An den Orten, wo ſie bleiben mußten, wurde auch ihr Loos weit milder und Alle müſſen die ruſſiſche Gaſtfreyheit preiſen. (Der Verfaſſer rühmt vorzüglich die gute Behandlung, die ihm ſelbſt wiederfahren, theils vom Herzog von Richelieu, damals noch General-Gouverneur dreyer Provinzen, theils vom General Borosdin, Gouverneur in Taurien.)

Dann kommt er am Schluſſe noch einmal auf den allgemeinen Zuſtand der retirirenden Wanderer zurück und beſchreibt ihn folgendergeſtalt: „Bleich und erſchöpft fielen ſie in Ohnmacht und ſtreckten ſich ſterbend auf den Schnee. Andere, die wohl noch ſo viel zu Eſſen bey ſich hatten, um den Hunger zu ſtillen, wurden von einem Schauder ergriffen, auf den bald Erſchlaffung und Neigung zum Schlafe folgte. Andere marſchirten ganz ohne Bewußtſeyn, kaum konnte man einige Worte ihnen verſtändlich machen, ſie hatten den Gebrauch ihrer Sinne gänzlich verlohren. Endlich, wenn ſie nicht mehr marſchiren konnten, fielen ſie auf die Kniee. Die Muſkeln des Rumpfes waren die letzten, die noch Kraft hatten ſich zuſammen zu ziehen. Viele dieſer Unglücklichen blieben eine Zeitlang in jener Stellung und wehrten ſich gegen den Todt. Waren ſie aber einmal gefallen, ſo war es ihnen unmöglich wieder aufzuſtehen, ſo heftige Anſtrengungen ſie auch machten. Man hatte wohl bemerkt, wie gefährlich es war, ſich aufzuhalten, aber ach! die Gegenwart des Geiſtes und ein feſter Wille reichten nicht immer hin, um die Angriffe auf das elende Leben von allen Seiten abzuwehren.

Ich ſelbſt, in der ſchrecklichen Nacht, in der wir

Smolenſk verließen, war gegen 5 Uhr Morgens ſo ermüdet, daß ich mich auf einen Weidenſtrunk neben acht erfrorne Leichname ſetzte, und es währte nicht lange, ſo überließ ich mich dem Schlummer, der mir außerordentlich ſüß ſchien. Zu meinem Glücke wurde ich noch zu rechter Zeit durch das Geſchrey zweyer Soldaten erweckt, die ganz in meiner Nähe ein ermüdetes Pferd antrieben. Ich wurde gleichſam aufgerüttelt; das Schauſpiel an meiner Seite zeigte mir lebhaft die Gefahr, in der ich ſchwebte, ich nahm ein wenig Branntwein und rannte fort, um meine Beine wieder geſchmeidig zu machen, die mir gleichſam in ein Eisbad getaucht zu ſeyn ſchienen. — Drey oder viermal iſt es mir auch gelungen, durch ein wenig gezuckerten Branntwein Unglücklichen wieder auf die Beine zu helfen, aber ſie wieder in Gang zu bringen war vergebliche Mühe. Sie konnten weder vorwärts ſchreiten noch ſtehen, ſie fielen auf derſelben Stelle wieder nieder und ich mußte ſie ihrem Schickſale überlaſſen. Ihr Puls war klein, unmerklich, ihr Athemhohlen ſelten, bei manchen kaum zu bemerken, bei andern von Seufzen und Klagen begleitet; die Augen bald offen, ſtarr, trübe, wild, bald ſehr roth und in dieſem Falle war das Gehirn angegriffen. Einige ſtammelten unzuſammenhängende Worte, andere lächelten verzerrt und krampfhaft. Einigen floß Blut aus der Naſe, andern aus den Ohren; ſie bewegten ihre Glieder als ob ſie herum tappend etwas ſuchten. Allein ich zweifle, daß wahr ſey, was man behauptet hat, nemlich daß Manche in der Wuth ihre eigenen Hände und Arme benagt hätten. Ich habe die Menſchen, die der Froſt niedergeworfen hatte, beobachtet, ſie entblößten ſich die Bruſt und bewegten die Arme wie Fieberkranke, fühlten aber gewiß in dieſem Zuſtande keinen Hunger mehr. Bei den meiſten fand ſich überdieß das krampfhafte Klemmen des untern Kinnbackens gegen den obern. So ſtarben viele Tauſende, und wer das Glück hatte davon zu kommen, mußte doch in der Folge es noch hart büßen, durch Verluſt der Hände, der Füße, der Naſen, der Ohren, durch Augenſchwäche, Taubheit, Nervenſchwäche, Lähmungen, chroniſche Diarrhöen, Bruſtbeſchwerden u. ſ. w.

Kleine Literariſche Notizen.

Im 3ten Hefte des 3ten Bandes der Bibliotheque Hiſtorique, ſteht eine ſehr auffallende Proteſtation von Maubreuil, (bekannt durch den Diamantenraub) die er zu London in die Hände des Lordmajor niedergelegt, in welcher er unter andern ſagt: „Ich proteſtire, weil der Gerichtshof nicht allein die Sache wegen der Diamanten, „ſondern auch den Hauptgegenſtand meiner Miſſion, die „Ermordung Napoleon's und ſeines Sohnes, „übergangen hat, welche letztere gleich nach der Unterzeichnung des zu Fontainebleau mit Napoleon geſchloſſenen „Tractats befohlen wurde: (von Wem?) und weil man, „ehe man mich richtete, zuvor die Natur dieſer Miſſion von denjenigen mußte erklären laſſen, die ſie gegeben hatten." (!) Dieſer Maubreuil treibt die Unverſchämtheit ſo weit, alſo fortzufahren: „Dieſe Handlung „(Acte) die man ohne Englands Wiſſen vollbringen wollte, „muß England nicht unbekannt bleiben. Nur die franzöſiſche, Preußiſche und Rußiſche Regierung kannten dieſe geheime Miſſion von hoher Wichtigkeit (de haute importance) wie ſie in den mir ertheilten Befehlen genannt wird. England blieb groß, großmüthig und rein." (Wir wollen hoffen, daß England die Großmuth nicht ſo weit treiben werde, eine ſolche infame Verläumdung ungerügt zu laſſen. Die Abgeſchmacktheit der Anſchuldigung ſpringt übrigens in die Augen.) —

In demſelben Hefte wird auch ein gerichtliches Urtheil aus Dijon mitgetheilt, welches einen gewiſſen Notarius Piogey zu einjährigem Gefängniß condemnirt und ſeines Amtes entſetzt, weil er am 18. März 1815, als er nach Sombernon auf einem mit empörten Soldaten bedeckten Wege zurückkehren wollte, zu ſeiner Sicherheit die dreifarbige Cocarde aufſteckte. Es wird bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß am 15. März der Prinz von C., Verwandter oder Alliirter des Königs, Obriſter eines Huſarenregiments, welches zur Avantgarde des Marſchalls Ney gehörte, zwar mit der weißen Cocarde in Dijon eintritt, dort aber die dreifarbige von ſeinem Regimente aufſtecken ließ; und daß am 16. die Nationalgarde daſelbſt, Ehrenwache des Grafen Artois und von ihm decorirt, dieſelbe Cocarde aufſteckte, das Hotel des Marſchalls bewachte und ſeinem Adjutanten einen Schmauß gab, bei welchem auf Napoleons Geſundheit getrunken wurde. Jener Prinz iſt noch jetzt Obriſter, und drey Grenadiere von dieſer Garde, die alle drei auch mit geſchmauſt haben, bekleiden jetzt königliche Aemter, während Piogey 1818 in den Kerker geworfen und caſſirt wird! Die Sache erregte großen Lärm, und dieſer mag wohl mit bewürkt haben, daß das Appellationsgericht den Spruch der Richter zu Dijon vernichtet hat. —

Wer ſich die Kenntniß zu erwerben wünſcht, ſeine Uhren ſelbſt zu reguliren, zu repariren, ja ſogar ſie auseinander zu nehmen und wieder zuſammen zu ſetzen, der kaufe ſich das Taſchenbuch: die Wand-, Stand- und Taſchenuhren von Poppe, wo er klar und kurz, auch durch 4 Kupferſtiche erläutert, Alles finden wird, was in dieſer Hinſicht ihn intereſſiren kann. —

(Hierbey das Intelligenz-Blatt No. 5.)

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 5.

Litterariſche Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakſpeare's Schauſpiele, überſetzt von Johann Heinrich Voß, und deſſen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. Erſter Band. 3 thl. (5 fl. 24 kr.) Dieſer Band enthält: der Sturm; der Sommernachts-Traum; Romeo und Julia; (alle drey von Johann Heinrich Voß;) Viel Lärmen um Nichts (von Heinrich Voß).

Ueber die Erſcheinung einer neuen Verdeutſchung des Shakſpeare, ſo viel es auch ſchon verdienſtvolle Verſuche in Hinſicht dieſer höchſtſchwierigen Aufgabe der Ueberſetzungskunſt geben mag, kann man ſich ſchon an ſich ſelbſt wohl um ſo mehr freuen, je mehr von dem großen engliſchen Dichter dasjenige gilt, was die Portugieſen ihrem Camoens auf das Grabmal ſchrieben, es ſey erlaubt ihn zu überſetzen, aber vom Schickſal unerlaubt, ihn jemals ganz zu erreichen. — Allein noch größer muß ohne Zweifel das dieſem Unternehmen zuzuwendende Vertrauen ſeyn, da an der Spitze deſſelben ein Mann ſteht, der die Verdeutſchung klaſſiſcher Dichter zur höchſten Kunſt erhoben hat, und dabei den eigenen kräftigen Dichtergeiſt unter dem Geſetze wörtlicher und metriſcher Treue, ſo viel als möglich zu bewegen weiß. So iſt es ihm, unterſtützt von der Verwandtſchaft des Engliſchen mit dem Deutſchen auch hier in dieſem erſten Theile bei Ueberſetzung des Sturms, des Sommernachts-Traums, und von Romeo und Julie, gelungen, den großen Britten, nicht nur im Schwunge ſeiner kühnen humoriſtiſchen Phantaſie, ſondern auch in ſeiner ausdrucksvollen Wortſtellung, in ſeinem den Gedanken immer angemeſſenen Jambiſchen Gange, ja bis zu den Wort- Reim- und Sylbenſpielen und ſogar den Alliterationen hinab ſo hiſtoriſch treu darzuſtellen, als es in einer fremden Sprache vielleicht möglich ſeyn dürfte. Erſcheint hier auch Shakſpeare nun mitunter einmal rauh, ungeglättet, einem neu verfeinerten Geſchmacke nicht immer angemeſſen, ſo wird darin jeder Unterrichtete das von uns entferntere Zeitalter des Originalsgenies erkennen, gediegene Ueberſetzung von weitläufiger Umſchreibung oder Bearbeitung zu unterſcheiden wiſſen, und der geübte mit der wahren Poeſie des deutſchen Styls vertraute Leſer wird dabei noch mehr Leichtigkeit und Natürlichkeit im Ganzen genommen finden, als ſich bei ſo vielen zu überwindenden Schwierigkeiten erwarten ließ. Die jüngeren Herren Voß, ebenfalls als ſchon gewandte und mit Shakſpears Geiſte innig vertraute Shakſpearsüberſetzer bekannt, haben zwar ihrem Vater den erſten Platz in dieſem Felde der Ehre mit rühmlicher Beſcheidenheit überlaſſen, wie ſich denn in dieſem erſten Theile nur das Luſtſpiel: Viel Lärmen um Nichts, von Herrn Heinrich Voß dem jüngern befindet — indeſſen verbinden ſich ihre Bemühungen mit der väterlichen im Geiſte ihres würdigen Vaters. Herrn Heinrich Voßens des jüngern gehaltvolle Vorrede über die oft verkannte dichteriſche Kunſt des Shakespear trägt viel dazu bei, den Leſer auf den richtigen Standpunkt zu ſtellen, und eben deſſelben gelehrte kritiſche Erläuterungen geben Auskunft über die zum Verſtändniß des Originals zu wiſſen nöthigen antiquariſchen oder literariſchen Gegenſtände, über die oft von Malone abweichenden Lesarten, und nicht ſelten über manche bekannte Eigenheiten des außerdem hier noch mit alterthümlichen Ausdrücken und paſſenden Provinzialismen künſtlich bereicherten Styls der väterlichen Ueberſetzung.

In der jetzigen Michaelis-Meſſe erſcheint der zweite Band, welcher enthalten wird: Der Kaufmann von Venedig, von Johann Heinrich Voß; Maas für Maas, von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Joh. Heinr. Voß; der Liebe Mühe umſonſt, von Heinrich Voß.

Leipzig, im October 1818.

F. A. Brockhaus.

(Zu erhalten bei den Gebrüdern Hoffmann in Weimar und in allen Buchhandlungen in ganz Deutſchland.)

Bei C. G. Ackermann in Deſſau ſind ſo eben folgende zwei kleine Schriften erſchienen, und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Eißner, C. G. hiſtoriſch pſycholog. Bemerkungen über den in der Leißniger Gegend aufgetretenen Schwärmer Johann Gottl. Kloß, nebſt Nachrichten von den Vorfällen daſelbſt. 8. 6 gr.

De Marees, A. K. erſter Prediger in Ragluhn, gegen eine Tittmann'ſche Verunglimpfung in ſeiner Schrift an Herrn Doctor Schleyermacher. Zur Beherzigung weniger des Domherrn, Doctors und Profeſſors in Leipzig, Herrn Tittmanns, als des unpartheyiſchen Leſer, und zur gerechten Würdigung deſſelben. Gr. 8. 4 gr.

Bei C. A. Stuhr in Berlin iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Leitfaden der Geographie für Schulen und Gymnaſien, zunächſt für die mittlern und untern Claſſen, von J. S. F. Nieräſe. Dritte Ausgabe, umgearbeitet und vermehrt von F. P. Wilmſen. 8 16 Gr.

Wenn ein Lehrbuch der Geographie neben den trefflichen von Stein, Cannabich, Gaſpari u. a. ſeinen Platz behaupten ſoll, ſo muß es eigenthümliche Vorzüge in Rückſicht der Auswahl, der Vollſtändigkeit, Anordnung und Darſtellung aufzuweiſen haben, weil es nur dadurch ſeine Nützlichkeit bewähren kann. Der Verf. des hier anzuzeigenden hat es nicht an Fleiß und Sorgfalt fehlen laſſen, um einem Buche, welches ſchon in ſeiner erſten Geſtalt Beifall fand, jene Vorzüge zu erwerben, indem er alles ausſchloß, was Ueberladung hervorbringen muß, der phyſiſchen Geographie mehr Platz einräumte, als der politiſchen, alles ſorgfältig zuſammenſtellte, wodurch ein vollſtändiges Bild von der Eigenthümlichkeit eines Landes in der Seele des Schülers entſteht, bei der Aufzählung der Merkwürdigkeiten höchſt ſparſam zu Werke ging, und alles, wodurch die Natur in ihrer Größe, Schönheit und Kraft erſcheint, vorzüglich heraushob. Da es ihm vergönnt war, die Erdkunde von Ritter zu benutzen, ſo konnte die Beſchreibung von Aſien und Afrika in dieſem Lehrbuche eine beſondere Vollſtändigkeit, und das Buch dadurch einen bedeutenden Vorzug erhalten. Als Compendium wird dieſer Leitfaden in den Schulen gewiß ſehr gute Dienſte leiſten.

Schulanſtalten, die ſich unmittelbar an die Verlagshandlung ſelbſt wenden, erhalten bei 10 Exemplaren daſſelbe ſtatt 16 gr. für 12 gr.

Anzeige.

In allen Buchhandlungen iſt ſo eben angekommen:

Geheime Denkwürdigkeiten von Lucian Bonaparte. Neue ganz umgearbeitete und viel vermehrte Auflage. 1. Bändchen gr. 8. Preis 16 gr. (das 2. Bändchen folgt in vierzehn Tagen.)

Dieſe Ausgabe, welche Anfangs Septembers 1818 gedruckt und zugleich deutſch und franzöſiſch bearbeitet wurde, läßt die frühern von der Cenſur entſtellten Auflagen ſehr zurück. Alle diejenigen, ſo über die geheimen Triebfedern der franzöſiſchen Revolution und die Familie Bonaparte und ihres Einfluſſes eine wahre ungeſchminkte Aufklärung wünſchen, werden mit Vergnügen dieſe Blätter aus den Händen legen. Alle engliſchen Zeitungen ſind voll von Bewunderungen und bemerken mit Recht, nur erſt nach Leſung dieſes in ſeiner Art einzigen Werks hat man endlich Aufſchluß über dieſe wichtige Staatsumwälzung, dieſe Familie und der jetzt noch lebenden und fortwirkenden großen Männer Frankreichs und des franzöſiſchen Volks und ihrer Denkungsart.

Bei Joh. Fr. Baerecke in Eiſenach iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zur Rechtserlernung für Deutſche. Die Schul- und Univerſitätsſtudien umfaſſend. Von W. Mejer, Doct. der Rechte. gr. 8. 1 thl. 12 gr.

Wenn bis jetzt von der ſo großen Zahl der Rechtsbefliſſenen nur wenige ein würdiges Ziel erreichten, ſo iſt der Grund theils in dem Mangel der zweckmäßigen Vorbereitung zu den Rechtsſtudien, theils in der planloſen Art zu ſuchen, nach welcher die meiſten Jünglinge ihre Studien betrieben. Ein Buch, wie das gegenwärtige, welches dem ſtudierenden Jünglinge die Würde der Wiſſenſchaft begreiflich macht, welches ihm zeigt, welche Studien er auf Schulen betreiben muß, um ſich mit der nöthigen Kraft für die Univerſität auszurüſten, und welches ihm den Weg vorzeichnet, welchen er während ſeiner academiſchen Laufbahn zu verfolgen hat, war daher ſchon lange ein fühlbares Bedürfniß. Der achtungswerthe Verfaſſer dieſer Schrift hat ſich daher ein ausgezeichnetes Verdienſt um ſtudierende Jünglinge erworben, und jeder Vater, welcher ſeinen Sohn für das Studium der Rechtswiſſenſchaften beſtimmt, ſollte ſie ihm ein Paar Jahre vor dem Eintritt in das academiſche Leben in die Hände geben, damit dieſer durch ſie eine richtige Anſicht von der Würde, dem Umfange und den Schwierigkeiten der Wiſſenſchaft erhielt; damit er mit rüſtigem Eifer ſich in den Beſitz der Vorkenntniſſe ſetzte, ohne welche ſie entweder gar nicht, oder nur mit den größten Schwierigkeiten betrieben werden kann, und damit ihn auf ſeiner academiſchen Laufbahn ein treuer und einſichtsvoller Wegweiſer begleitet. Auch kann ſie mit Recht den Schulmännern empfohlen werden, welche die Schulbildung als eine Vorbereitung zu der künftigen Beſtimmung betrachten, weil ſie daraus am beſten lernen können, was ſie bei der Vorbereitung künftiger Juriſten vorzüglich zu berückſichtigen haben.

Anerbieten.

Das kleine Schauſpiel: **Der Leibkutſcher Peters des 3., von Auguſt von Kotzebue**, hat ein bekannter Dichter als **Liederſpiel** bearbeitet, und Unterzeichneter mit **ruſſiſchen National-Melodien** für das ganze Orcheſter begleitet. Das Ganze dürfte ſich beſonders, da die Muſik ohne große Schwierigkeit für die Sänger, das Stück ſelbſt mit wenig Aufwand für Garderobe und Decorationen verknüpft iſt, auch zum Gebrauch für Privatbühnen eignen. Die Partitur beſteht aus 30 eng geſchriebenen Bogen, und enthält nächſt der Ouverture, 9 Lieder Nummern, einen kleinen ruſſiſchen Volkstanz und Schlußchor. Theater-Directionen und Unternehmern von Privatbühnen, biete ich Abſchriften der **Partitur** und des **Dialogs** von dieſem kleinen Liederſpiel für den Preis von **acht Ducaten in Gold** an.

Weimar, im October 1818.

Carl Theodor Theuß.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 48. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r. Band.

Magnetismus. (Beſchluß.)

Auch ein Bekenntniß des Herrn Kieſer, Mitherausgeber des Archivs, dürfen wir nicht übergehen. Es lautet wie folgt:

„Wir wiſſen recht gut, daß hier dem abſichtlichen Betruge und ſelbſt einem frevelhaften Mißbrauch ein weites Feld geöffnet iſt, und daß „Betrug und Mißbrauch hier auch häufig geſpielt „und vollführt werden, wovon wir ebenfalls furchtbare Beyſpiele angeben könnten.“ — Warum führt er ſie denn nicht an? was hält ihn zurück? wäre es nicht ſehr nützlich, auch dieſe bekannt zu machen? müſſen denn immer nur Beyſpiele, die in den Kram dienen, erzählt und die übrigen verſchwiegen werden? warum? — heißt das unpartheyiſch prüfen? heißt das jüngere Aerzte in den Stand ſetzen, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden? — Wir nennen eine ſolche Zurückhaltung Gewiſſenloſigkeit. Will Hr. Kieſer von ſeiner Redlichkeit uns überzeugen, ſo erzähle er in einem der folgenden Hefte die furchtbaren Beyſpiele mit den kleinſten Umſtänden. Thut er das nicht, ſo ſcheut er ſich, dem lieben Magnetismus Schaden zuzufügen, und dieſe Scheu würde beweiſen, daß die furchtbaren Beyſpiele von der Art ſind, eine Menge anderer Beyſpiele zu erklären, die man gern für ächt uns aufbinden möchte. Am Vornehm thun läßt es überhaupt Hr. Kieſer nicht fehlen. Er erklärt es „für eine höchſt „unnütze Arbeit, den Einwürfen der Gegner Rede zu „ſtehen.“ (Das iſt eine bequeme Art zu widerlegen) „Die That ſelber mache am leichteſten alle „Gegner zu Schanden.“ Wohlan! jene furchtbaren Beyſpiele ſind auch Thatſachen, machen dieſe auch die Gegner zu Schanden? — Er nennt die Gegner Wegelagerer, die nur auf ihren Beutel bedacht und Jedem feil wären. — Ey, ey, Hr. Kieſer, wer gewinnt denn bey dem Magnetismus? die, die ihm widerſprechen? oder die, die ihn treiben? — das ſind elende Fechterſtreiche! die treffen warlich nicht!

Zum Beſchluß noch ein herrliches Mittel gegen Schlafloſigkeit. Der engliſche Major Pittmann ließ, als er nach Calcutta ſchiffte, einem Frauenzimmer ein weißes magnetiſirtes Schnupftuch zurück, um jeden Abend zu ſchlafen, während er ſich in Gedanken mit ihr beſchäftigen werde, und ſiehe, obgleich der Hr. Major jetzt ſchon jenſeits des Vorgebirges der guten Hoffnung ſeyn muß, ſo ſchläft die Dame doch jeden Abend zwey Stunden, und befindet ſich ſehr wohl dabey. — Auch die wichtige Frage dürfen wir nicht übergehen: „ob ein Hund, der „ſeinen ſomnambülen Herrn anbellt, wohl von demſelben gehört werden würde?“ Eine herrliche Preißfrage für irgend eine Academie. — —

Endlich hat der Hr. Doctor Fleiſchmann im Hufelandſchen Journal ſein Mährchen geendet, und wir wollen es denn auch ſo ſchnell als möglich enden, indem wir alle Wiederholungen übergehen, und nur noch einige Variationen anführen. Einmal wurde die Kranke ſehr heiter und ſprach drey Viertelſtunden lang das Wort Ja aus, dann eine halbe Stunde mit kindiſch fröhlicher Stimme: Ja, ich bin vergnügt, ja ja ich bin vergnügt, ich bin vergnügt! und fiel dabey das Märchen in einer Oper von Göthe ein, welches beſtändig ſingt: ich bin verdrüßlich, bin verdrüßlich, bin verdrüßlich.

Ein anderes Mal ſchrie ſie: mich hungert, mich hungert, mich hungert! gebt mir zu eſſen Preßſack und Bier! und dann fraß ſie ſo gierig, als wolle ſie die Haut von der Preßwurſt mit verſchlingen. Aber das hatte die üble Folge, das ſie behauptete, der Hr. Doctor Fleiſchmann ſey ein Jude.

Einmal erſchien ihr in der Nacht ein helles Licht, wobey es ringsum finſter blieb. Sie wollte es haſchen, aber es ſchwebte vor ihr her bis zum Fenſter, drang durch das Fenſter hinaus und als ſie ſolches öffnete, fand ſie, daß der Fenſterladen zu geweſen. Sie legte ſich wieder zu Bett, und da kam der Lichtſchein wieder, um Verſteckens mit ihr zu ſpielen. — Die Erſcheinung der weißen Frau erklärte ſie uns ſelbſt für Phantaſie, und ſagte: jede Somnambüle habe irgend eine ſolche Erſcheinung, ſonſt würde ſie nicht in die höhern Grade des magnetiſchen Schlafs übergehen können. (Ein ſehr merkwürdiges Bekenntniß, denn wenn das Eien

1818.

Phantaſie iſt, warum nicht auch das Andere?) Indeſſen blieb die Kranke doch bey der Unverſchämtheit zu behaupten: der Chorgeſang, den ihre Freundinnen gehört hatten, ſey würklich von Engeln geſungen worden, um ſie ſelbſt und jeden Andern zu überzeugen, daß ſie von Gott zu höhern Zwecken beſtimmt und Alles wahr ſey, was ſie geſprochen. (O du für die Ruthe überreiſe Gauklerin!)

Bekanntlich hatte ſie verſprochen, am 23. Fbr. große Dinge zu entdecken, als aber dieſer Tag ſich näherte, zog ſie ihr Wort zurück und verſicherte, Gott erlaube es ihr nicht; ſie könne zwar ſprechen, möchte ſprechen, wollte ſprechen, aber dürfe nicht.

Einmal, als ſie allein zu Hauſe war, wurde ſtark an die Hausthür geklopft. Es war ein Weib, welches vor ihr ſtehen blieb, ſie lange anſah und endlich ſagte: „Ja, du biſts, die ich geſehen, du „kannſt mir helfen. Ich habe an Gott verzweifelt ꝛc.“ Dann ging ſie mit den Worten: in zehn Jahren ſeh ich dich wieder; woraus der gläubige Hr. Doctor Fleiſchmann den Schluß zieht, daß vielleicht nach zehn Jahren die Zufälle der Kranken wiederkommen werden.

Der wackere Hufeland hat zu dieſer Geſchichte Bemerkungen geliefert, die von ſeiner hellen Anſicht zeugen, denn er erklärt die ganze Krankheit für nichts weiter als eine hyſteriſche Nerven-Krankheit, „wie man ſie ſchon hundertfältig beym weiblichen Geſchlechte beobachtet „hat und in den Schriften der Aerzte beſchrieben „findet.“ Wir wundern uns nur, daß er die innere Wahrheit und Glaubwürdigkeit der handelnden Perſonen gar nicht in Zweifel zieht: es wäre denn, daß er unter dem innern blos verſtünde, die Perſonen ſelbſt ſeyen von dem was ſie zu ſehen und zu hören glaubten, überzeugt geweſen. Das mag ſeyn, beweißt aber nichts für uns übrige, die wir nicht partiell verrückt ſind. Wir erinnern unſern edlen Freund an den verſtorbenen Kanzler Schmidt zu Weimar, der, als wir noch Knaben waren, ſo oft Geſpenſter ſah und hörte. War er nicht ein Gelehrter, ſehr verſtändiger und eben ſo braver, keiner Unwahrheit fähiger Mann? was ließe gegen ſein Zeugniß ſich einwenden? und doch hat ihm Niemand geglaubt. Eben ſo mag der Hr. D. Fleiſchmann ein ſehr gelehrter, verſtändiger, braver und Wahrheit liebender Mann ſeyn, allein warum ſollten wir als reife Männer ihm mehr glauben, als wir dem Kanzler Schmidt als Knaben geglaubt haben?

Hufeland beweißt nun an mehreren der angegebenen Wunder, daß ſie ſehr natürlich zugegangen ſeyn können; nur das ſcandalöſe Empfinden der dem Magnetiſeur durch einen nächtlichen Zufall entzogenen Kraft weiß er nicht zu erklären, und betrachtet es als einen andern Beweiß, daß die Zeugungskraft im Magnetismus eine große Rolle ſpiele, (leider ja!) ſetzt jedoch mit ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit hinzu: man müſſe nicht Sinnlichkeit oder Geſchlechtsluſt darunter verſtehen, ſondern eine reine Potenz. Er zweifelt, daß ein Caſtrat magnetiſche Würkungen hervor zu bringen vermöchte, und ſchließt mit folgender trefflichen Bemerkung, die das ganze Geheimniß des Magnetismus enthält:

„Sehr lehrreich iſt das Geſtändniß der Kranken, daß Eigendünkel, Stolz und der Glaube einer „höhern göttlichen Auszeichnung — kurz Eitelkeit — ſich in ihre Seele eingeſchlichen habe. „Gewiß eine der gefährlichſten Klippen, beſonders „für das weibliche Gemüth, und ein Punkt, auf den „wir die Magnetiſirer nicht genug aufmerkſam machen können. Ohne es zu wiſſen oder zu wollen, „erzeugt das durch dieſen Zuſtand erhöhte Selbſtgefühl, das Intereſſe, das ſie andern einflößen, in „ihnen ſelbſt die Idee einer höhern Wichtigkeit und „Würde ihrer ſelbſt; dies fließt unvermerkt auf „ihre Denk- und Handlungsweiſe ein, und ohne „es zu wiſſen oder zu wollen (?) täuſchen ſie ſich „und andere — es wird eine Rolle daraus und „die Komödie iſt fertig, in der der Magnetismus nur noch eine mitſpielende Perſon, wohl gar „nur das Theater iſt. — Nicht der Magnetiſeur „hat ſie, ſondern ſie haben ihn.“ Wir weichen von dieſer höchſt verſtändigen Erklärung nur in dem einzigen Puncte ab, daß wir auch glauben, ſie wollen ihn haben, und daß, wenn nur irgend ein Fürſt Zuchthausſtrafe auf ſolche Komödien ſetzte, in ſeinem Lande auch keine mehr geſpielt werden würde.

Politik.

Ueber Deutſchlands Zuſtand und Bundesverfaſſung hat der Freyherr von Gagern ein Bändchen drucken laſſen, aus welchem wir erfahren: daß er zu der Bundesacte und ihrer Entwicklung weſentlich beygetragen; daß er Kenntniſſe habe, die dahin gehören; daß die Herren zu Marburg ihn mit dem Doctorhute beſchenkt haben; daß er Glied und Vorſteher der Reichs-Ritterſchaft geweſen; daß er Frankreich und den franzöſiſchen Hof in der Nähe geſehen; daß er auf dem Congreß zu Wien die Kaiſerwürde auf das Nachdrücklichſte behauptet; daß er an den Grafen Münſter ein nicht ſanftes Sendſchreiden ergehen laſſen; daß er Preuſſen und Bayern angekündigt, ſie würden ihre natürliche Rolle und Haltung verlieren; daß er unter allen Deutſchen zur Beobachtung dem rheiniſchen Bunde am nächſten ſtand; daß, wenn er in vorgerückten Jahren ſich je wieder entſchließen könnte, Dienſtverhältniſſe einzugehen, er nirgends lieber dienen würde als in Preuſſen; daß er gleich anfangs ſich beſtrebt hat, eine Seele in den Bund zu bringen; daß er Glauben und Gehör verdiene, wenn er von unſern Fehlern, Anmaßungen ꝛc. ſpricht; daß er bey der Mediatiſirung mildernde Hände im Spiel hatte; ꝛc.

Alles das folgt nicht ſo auf einander, wie hier, ſondern iſt durch das ganze Büchlein zerſtreut, weshalb nicht geleugnet werden kann, daß das ganze Büchlein vor allen Dingen von dem Verfaſſer ſelbſt handelt. Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß es nicht außerdem noch viele merkwürdige Dinge enthielte. Wir wollen Einiges mittheilen:

„Wo immer Annalen ſind, ſächſiſche, böhmiſche, bayriſche, würtembergiſche, heſſiſche, man ſoll nachſehen, ob man nicht ehedem die Stände berief und hörte. — Es iſt die Frage, ob die Fürſten das Recht hatten, nach Franz des Zweyten Niederlegung der deutſchen Kayſerkrone und ohne die Völker zu befragen, die alten Formen dieſes Reichs ganz umzuändern?“ Hr. v. G. ſpricht Nein, und beruft ſich auf die Geſchichte. (Es möchte, bey Beantwortung dieſer Frage, blos darauf ankommen, aus welchem Geſichtspuncte man den Fürſtenſtand betrachtet? ſind und waren die Fürſten nicht bloß Regierer, ſondern auch Repräſentanten ihrer Völker, ſo mochten ſie jenes Recht wohl haben. Wir vermuthen, daß Hr. v. Gagern, nachdem er aufgehört hatte, Reichsritter zu ſeyn, die neuen Verhältniſſe ſeiner Güter wohl auch als Repräſentant ſeiner Unterthanen und ohne ſie zu fragen, beſtimmt haben wird. Betrachtet man aber die Fürſten als bloße Regierer — nun freylich, dann wären ſie Beamte, die nicht weiter gehen dürfen als ihre Inſtruction vorſchreibt.) —

„Wenn Oeſterreich und Preußen ſtandhaft, feſt und wahr bleiben — meynt der Verfaſſer — ſo begegnen wir ruhig jeder Gefahr. Nur muß man auch Andern freyen Spielraum laſſen. Nimmermehr wird es der Eiche und der Buche gelingen, der Birke, dem Ahorn, der Erle, dem wilden Roſenſtrauch zu beweiſen, daß ſie nicht gleiche Berechtigung haben, in der Waldung ihren Platz einzunehmen.“

Sehr wahr iſt folgendes: „Die öffentliche Meynung ſoll man ſicher niemals vernachläſſigen, ſondern ſorgfältig hören, aber eben ſo ſicher ihr niemals blindlings Weyhrauch ſtreuen.“ (Zumal wenn ſie blos durch einige Menſchen ſich ausſpricht, welchen man nicht einmal die Erziehung eines Kindes, viel weniger die Bevormündung eines Volkes anvertrauen möchte.) —

Nicht minder wahr iſt: „wenn ich höre, daß wir zu allem großen Politiſchen reif, tüchtig und rüſtig ſeyen, und beſonders von der Beſonnenheit der Nation, als ob das ſo natur- und weltkundig wäre, ſo bin ich nicht ſehr gläubig und vermiſſe das hiſtoriſche Fundament.“ (Ja wohl!) — „Und frage ich mich unpartheyiſch, ob welche unter uns zu revolutionären Greueln fähig wären? leider muß ich antworten: ganz und gar!“ — Ein merkwürdiges Bekenntniß eines der wärmſten Conſtitutions-Freunde. Er erinnert unter andern an Eulogius Schneider, der ein Dichter, angeblicher Weltweiſer und ſogar deutſcher Prieſter war. Er hätte die Beyſpiele auch unter lebenden auf gewiſſen Univerſitäten wählen können. —

Hr. v. G. beklagt, daß Elſaß nicht an Deutſchland zurückgegeben worden, und iſt überzeugt, daß der Herzog von Richelieu weit mehr Talente, Tugenden und perſönlichen Einfluß haben mußte, um Elſaß zu behaupten, als der Cardinal Richelieu deren bedurfte, es zu erwerben. —

Unter die Attribute der Bundesmacht zählt Hr. v. G. allerdings auch die Leitung derſelben, „aber nicht die zu Wien beabſichtete, auch nicht die durch Ohrengeflüſter, Argwohn, Verübeln der einen, wenn die andern ihr eigenthümliches Intereſſe verfolgen.“ Da er ſich über dieſe Aeußerungen nicht näher erklärt, ſo bleiben ſie räthſelhaft.

Zur Befeſtigung im Innern, heißt es weiter, ſey vor allen Dingen erforderlich Achterklärung, wenn Eyd und Bund gebrochen würde, Entſetzung von Land und Leuten, Aenderung der Dynaſtie, Ausſtreichen des Volks aus unſerer Reyhe, wenn es an der Treuloſigkeit Theil genommen. Bey dieſer Frage ſey die Bundesverſammlung bisher leiſe und ſchonend aufgetreten, und habe wohl daran gethan, weil ſich alles das allmählig entwickeln müſſe. Wer den Bund nicht beſtändig zu halten vermöge, müſſe für immer davon entfernt werden. In Zeiten der Gefahr und Bedrängniß werde jenes Grundgeſetz die Fürſten ſelbſt gegen Zudringlichkeiten und Lamentationen ſicher ſtellen, wenn etwa in den Hauptſtädten Friedens- oder Neutralitäts-Tractate gegen das allgemeine Intereſſe, larmend gefodert würden. Alles das iſt ſehr wahr allein mit der Execution gegen mächtige Abtrünnige wird es immer bedenklich ausſehen, zumal da ſolch ein Abfall immer während eines Krieges zu geſchehen pflegt, wo der Feind es hindert, den abtrünnigen Freund zu züchtigen.

Welche Gegenſtände ſoll der Bundestag verhandeln? „vor Allem alles was Deutſch iſt. Deutſche Sachen ſind ſicher erſt die unſrigen, ehe ſie europäiſche Gegenſtände werden. Ohne das kein Bundes-Syſtem, nicht Macht und nicht Reich, keine Gleichheit der Berechtigung, kein Vertrauen, ja kein Daſeyn und kein Deutſchland, ſondern ein Blendwerk und, was ärger iſt, eine Abhängigkeit vom fremden Willen ohne Erwiederung!“ Zu ſolchen deutſchen Gegenſtänden rechnet Hr. v. G. in dieſem Augenblicke die Fragen: „Iſt die deutſche Schifffarth ſicher? wer führt den Barbareſken Munition und Kriegsſchiffe zu? Wer iſt der Graf von Hochberg? was iſt in den Badeniſchen Succeſſions-Angelegenheiten Drohendes? wer iſt der Papſt in Deutſchland? ſind die deutſchen Grenzen überall hin regulirt? und wie?

Bey Betrachtung der innern Ruhe bemerkt der Verfaſſer: „Verdrängung des Adels würde eine wahre und heftige Revolution hervorrufen, keineswegs aber eine Compoſition, denn der Adel ſey viel zu ſtark und eingewurzelt, als daß ohne blutigen Kampf entſchieden werden könnte. In England ſey der Adel mit großem Nutzen geblieben, in Frankreich wieder hergeſtellt worden, er ſey überall um uns her, gegen Oſten bey weitem der ſtärkſte. Hr. v. G. fragt: „ob es denn wahrſcheinlich ſey, daß unſere Kronprinzen, Erzherzoge ꝛc. ſich künftig Herr Habsburg, Herr Heſſen, Herr Sachſen nennen würden? Ob die Prinzeß Charlotte von Großbrittanien ſich mit dem Bürger Salfeld vermählt habe? mit welcher Billigkeit man jene Opfer der Zeit, die Leiningen, die Hohenlohe, die Solms, die Schwarzenberg, ihrer Ebenbürtigkeit, ihrer Anſprüche auf gerechte und ſchonende Behandlung verluſtig erklären wolle? ob die unter uns aufgenommenen Herzoge von Reichſtadt und von Leuchtenberg, Herr Buonaparte und Herr Beauharnois heißen ſollen? ob Frankreich glücklich geweſen ſey, als der Herzog von Orleans Citoyen Egalité hieß? ob die Hardenberg, Metternich, Blücher und Wrede die fürſtliche Würde wieder ablegen ſollen, weil es einer Faction ſo beliebe? der Rang ſolcher Edlen ſey den Gewerben und Künſten förderlich; durch ihn würden die Gradationen hergeſtellt und ausgefüllt, ja man könne ſich nicht verbergen, daß der Adel am geeigneteſten ſey, im Fall der Noth der oberſten Gewalt nachdrücklich Widerpart zu halten.“

„Niemand werde leugnen, daß das allgemeine Staatsrecht in die höchſte Verwirrung gerathen ſey. Was hindere z. B. die Fürſten zu Waldeck und Reuß, Herzoge und Markgrafen zu creiren? wodurch werde ein Staat verpflichtet, Standeserhöhungen eines anderen anzuerkennen? was ſey die Ebenbürtigkeit? wo höre ſie auf? — Mit der Ritterſchafft — das ſey ihre alte ächte Benennung — habe es eine andere und eigene Bewandniß Das Wort Adel ſey neuer, und die Benennung niedrer Adel ſey den Ohren des Verfaſſers immer ſo übellautend und mißfällig geweſen wie alles was niedrig iſt. Zu Freyherren und Baronen hätten die Reichsritter ſich doch nur ſelbſt gemacht, und dürften auch eigentlich (?) nicht behaupten, von beſſerm Schroot zu ſeyn als andere Edelleute. — Was das Wort von auf ſich habe, könne man ſchon in Wien lernen. Und wo wären denn noch unleidliche Privilegien? oder worin beſtünden ſie? — Denn (ſo ſchließt der Verfaſſer) Alles was des Beſitzes überhaupt empfänglich iſt und dahin gehört, auch Jurisdiction und Patronat ſoll uns Niemand nehmen.“ —

„Dem Tanz der Mediatiſirung“ hat der Verfaſſer in Paris beygewohnt; er hat „die macbethſchen Damen ganz nahe ſingen hören;“ er wird vielleicht einſt, in den Denkwürdigkeiten der Zeit, „das Boudoir — jedoch nicht in Paris — nennen können, wo durch leichtfertiges Weibergeplauder die Sache zuerſt angeſponnen worden.“ Er wünſcht, daß man den Mediatiſirten eine Collectiv-Stimme bey der Bundesverſammlung einräumen möchte, da ja doch die ganze rheiniſche Bundesacte ein ununterbrochenes Spolium geweſen, durch welches kein Dominium übertragen werden könnte. Der Congreß zu Wien habe es freylich dabey gelaſſen, aber auch das ſey nur Gewalt geweſen. Hier liegt meine Börſe auf dem Tiſche“ ruft er aus; wenn irgend ein Richter ſie mir abſpricht, „aus Motiven und „Titeln, die das Dominium ergreifen können, ſo „werde ich mich dem ruhig unterwerfen. Wenn aber „alle Mächte der Erde entſcheiden: Sintemal dieſe „Börſe dein war, ſie dir aber durch die ſchreyendſte „Ungerechtigkeit, und ohne daß du im Mindeſten „widerſtehen konnteſt, genommen worden iſt — ſo „— ſoll ſie nun und nimmermehr dein ſeyn; — ſo „würde ich an Gott, Natur und Sittlichkeit appelliren. Und wenn es denkbar wäre, daß ſolch ein „Herr ſich nachdrücklich zur Wehre ſetzte, ſo würde „man ihn freylich einen Rebellen, Jacobiner und „eingefleiſchten Revolutionair nennen; wenn er aber

„etwa ſiegte und den mediatiſirten Staat ſelbſt „mediatiſirte, ſo würde die Geſchichte es den ge„rechteſten aller Kriege und Eroberungen nennen.“ —

„Es giebt kein leereres, unbeſtimmteres, mißbrauchbareres, dem Partheygeiſt und der Schmeicheley zugleich dienſameres Wort als Souverainität. Wir ſcheuen uns es zu überſetzen und zu commentiren, und laſſen es in ſeiner Dunkelheit. Entweder heißt es Allgewalt, das iſt baarer Despotismus, oder es heißt etwas weniger, dann kommt es auf den Grad an.“ —

„Iſt eine Conſtitution auch nur Geſchenk, Gabe und lautere Gnade des Fürſten, ſo kann ſie doch, ihrer Natur nach, nicht mehr einſeitig widerrufen werden; ſie nimmt nach der Entſtehung die Natur des Vertrags an.“ (Man könnte antworten, jede Conſtitution ſey ein Geſetz, und jedes Geſetz könne widerrufen werden. Warum hat denn der Kronprinz von Bayern die bayriſche Conſtitution bekräftigen müſſen, wenn ſie ohnehin unwiderruflich war?) —

Bey Erwähnung der gerechten Forderungen für vorige Lieferungen von Privat-Perſonen an das Reich, wundert ſich Hr. v. G. „daß die Kabinette nicht alſobald großmüthiger waren, und vor Allem wundert er ſich über die Herren zu Hannover, die in beſſerer politiſcher Schule gelernt haben ſollten. Es ſey eben ſo viel als wenn ein Handlungshaus Peter und Paul ſeine Zahlungen deshalb verſage, weil es eine andere Firma gewählt, und ſich künftig Paul und Peter und Compagnie nennen wolle. Ob auch nun ein Schatten von Politik darin ſey, diejenigen ſo zu behandeln, die in den böſeſten Momenten dem Reiche oder dem Bunde Hülfe geleiſtet? ob man nicht Andere dadurch warne, in künftigen Bedrängniſſen ſich wohl zu beſinnen?“ —

Ein paar drollige Ausdrücke müſſen wir noch in dieſer Schrift bemerken. Des Einen bediente ſich der Herzog von Danzig Lefebre, als er, auf Elſaſſiſch-deutſch, die Ideologen Itlocken nannte; des andern bedient Hr. v. Gagern ſich ſelbſt, indem er ſagt, der Graf v. Reigersberg habe den cammergerichtlichen Perſonen eine Hülfe geleiſtet, die ihnen zur Lebſucht nothwendig geweſen. Alſo hatten dieſe Perſonen eine Sucht zu leben? —

(Die Fortſetzung folgt.)

Nagelneuer Plan zur Umgeſtaltung von Europa.

Vor wenigen Tagen (im November) iſt eine dickleibige franzöſiſche Saalbaderey in Paris erſchienen unter dem vielverſprechenden Titel: Considérations u. ſ. w. (Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand der Geſellſchaften in Europa, nebſt Bemerkungen über die geheime Note, über das letzte Werk der Frau v. Stael und über das von Montloſier; nicht weniger als 486 Seiten groß Octav hat ein gewiſſer Hr. Masuyer hier voll geſchrieben. In der Vorrede macht er uns bekannt, daß er auch ſchon einen Verſuch über eine neue Polniſche Conſtitution und einen Curſus der philoſophiſchen und mediciniſchen Chemie geliefert hat, in welchem letztern er im Vorbeigehen bewieſen, „daß die Politik die Aufmerkſamkeit der Philoſophen nicht verdiene.“ Er muß alſo wohl kein Philoſoph ſeyn, denn er hat ſich dennoch ſtark damit abgegeben. Am merkwürdigſten iſt derjenige Paragraph, welcher die Ueberſchrift führt:

„Von den neuen Umgrenzungen der Staaten,
„die für die allgemeine Ruhe, oder das ſo
„eifrig geſuchte Gleichgewicht von Europa
„nothwendig ſind“

den wir unſern Leſern im Auszuge mittheilen wollen. Erſtens: Frankreich. Es kann den fremden Mächten keinen Argwohn mehr einflößen, denn es hat nie, weder vormals noch in unſern Tagen, Eroberungs- und Herrſcher-Projecte gegen ſeine Nachbarn genährt; (!) was geſchehen iſt, war immer nur das Verbrechen eines Einzelnen. (Sehr drollig! würde nicht (sans comparaison) eine Räuberbande mit demſelben Rechte ſagen können: wir haben nie einen Reiſenden berauben wollen: an Allem was geſchehen, iſt nur unſer Hauptmann ſchuld?)

„Die Franzoſen können Ausſchweifungen begehen, die ihr Herz einen Augenblick nachher mißbilligt; wie jener Grenadier, der in einem Hauſe 10 Thaler geraubt hatte, und ſie gleich darauf einer armen Frau ſchenkte, der man ihre Kuh genommen.“ (Ein herrlicher Troſt für den Beraubten!) „Manche haben es vielleicht noch ärger gemacht als dieſer Grenadier, aber nur wenige, (!) die von ihren Kameraden verachtet werden.“ (Sind Davouſt und Vandamme verachtet worden?) Aus alle dem wird nun gefolgert „daß die Franzoſen ſich nicht in die Angelegenheiten anderer Nationen miſchen werden, wenn man ſie nicht durch Ungerechtigkeiten dazu reizt. Ungerecht wäre es aber vor allen Dingen, ihnen alle ihre Eroberungen zu rauben, und ihnen den König von Preußen mit ſeinen überrheiniſchen Beſitzungen zum Nachbar zu laſſen. Die Nationen, gerechter gegen Frankreich, müſſen ihm wiedergeben, was im Geiſt der Plünderung, der Rache u. ſ. w. trotz aller hochtönenden Verſprechungen ihm entriſſen; ja, es iſt für die Sicherheit von Europa nothwendig, daß Frankreich das Land zwiſchen dem Rhein und der Moſel zurück erhalte. Nur wenn das geſchieht, wird es das Königreich Holland und der Niederlande gern anerkennen.“ (Das wurde zu Paris in dem nemlichen Augenblicke gedruckt, wo die alliirten Mächte die Occupationstruppen zurück zu ziehen beſchloſſen.)

Des Verfaſſers Drohungen gehen noch weiter: „wenn man Frankreich nicht eine, der Majorität beliebige, Conſtitution giebt, oder, wenn es der Minorität gelingt die jetzige Conſtitution mit Füßen zu treten, ſo wird vielleicht ein neuer Buonaparte auftreten und Europa noch mehr ſeufzen müſſen als zuvor. Das wird ſich beſonders dann ereignen, wenn man nicht an Frankreich zurück giebt, was es mit ſo vielem Rechte reclamirt. (Nemlich das Land zwiſchen dem Rhein und der Moſel.)

„Will man das Königreich Sardinien auf dem feſten Lande erhalten, und iſt Savoyen mit ſeinem Loos zufrieden, ſo wird Frankreich ſogar Verzicht thun (wie großmüthig!) auf den Theilungs-Punct der Gewäſſer, die gegen Weſten der Alpen in die Rhone und in den Var fließen. Soll jenes Königreich aber nicht beſtehen, ſo wird Frankreich gern Corſika an Sardinien abtreten als Erſatz für jene Alpengewäſſer. — Die Grenzen gegen Spanien bleiben dieſelben, aber die, zum Hohn der Proclamationen, ihm entriſſenen Feſtungen müſſen zurückgegeben werden.“

„2. Die vereinten Königreiche von Belgien und Holland ſind Frankreichs Alliirte, wegen der Colonien und des Handelsintereſſe. Belgien muß Luxenburg beſitzen und den Lauf der Moſel bis zum Rhein zur Grenze haben. Denn Herr v. Pradt hat ſchon bewieſen, daß es ein Unglück für Preußen wie für ganz Europa ſeyn würde, wenn es etwas jenſeits des Rheins beſäße. Die Ruhe und die Ehre Frankreichs hingegen erheiſchen, daß man ihm dieſen kleinen Theil ſeiner blutigen Arbeiten, das Land bis Coblenz zurückgebe.“

3. „Das Land zwiſchen der Elbe und Oder bis Hamburg wird einen Staat ausmachen, der, wie man will, Sachſen oder Preußen zugehören wird. Unter ſeinem und Dänemarks Schutz bleibt Hamburg frey. Dänemark erhält das Land zwiſchen der Elbe und Weſer bis Magdeburg, als Erſatz für Norwegen und Schwediſch-Pommern. Holſteins Grenzen bleiben unangetaſtet.“

4. „Da England nichts auf dem feſtem Lande beſitzen darf, ſo werden die Ueberreſte von Hannover, Berg, Heſſen, die andern kleinen, dort eingeſchloſſenen Staaten und Sachſen dieſſeits der Elbe vereinigt, an Preußen abgetreten, und aus den andern kleinen Fürſtenthümern bis zum Mayn wird ein neues Königreich Weſtphalen gebildet, welches entweder von Preußen, oder Sachſen, oder Heſſen beherrſcht wird. Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Danzig bleiben freye Städte.“

5. „Frankfurt muß aber den Kanal graben, den Carl der Große angefangen, um den Rhein mit der Donau zu vereinigen. Dafür erhält es die Abgaben und die Strandwege auf beiden Seiten des Kanals 100 Klafter breit. Frankfurt ſoll aber auch noch einen andern Kanal graben zu Vereinigung des Rheins mit der Elbe durch den Mayn und die Salza. Würtemberg und Baden ſollen die Länder zwiſchen dem Rhein und dem Mayn beſitzen bis zum Coſtanzer-See und bis in die Schweitz, zur linken der Donau. Beſſer wäre es aber, wenn Würtemberg und Baden vereinigt würden, was vielleicht bald geſchehen kann.“

6. „Das Land zwiſchen der Elbe und dem Mayn-Kanal, alſo ein großer Theil von Böhmen und Würzburg, erhält der Grosherzog von Würzburg, und Bayern wird entſchädigt durch das öſterreichiſche Tyrol bis zum Po, ſoll auch herrſchen bis Linz.“

7. „Italien, welches ſeine Unabhängigkeit nur durch ein tiefes Vergeſſen aller Schicklichkeiten, aller Gerechtigkeit und Billigkeit einbüßen konnte, wird in Nord-Süd- und Mittel-Italien getheilt. Nord-Italien, begreifend Venedig, Parma, Piacenza und den ganzen Lauf des Po bis Ravenna u. ſ. w. ſoll entweder die Königin von Hetrurien oder das Haus Savoyen beherrſchen. Geht aber dieſes nach Sardinien zurück, ſo bekommt es zur Entſchädigung Corſika und die Inſel Elba. Genua wird wieder frey. Mittel-Italien, bis zur Tiber und noch 3 Meilen weiter, iſt das Patrimonium Petri, wenn der heil. Petrus doch einmal ein Patrimonium haben ſoll, wird aber in eine Republick umgewandelt, deren Haupt der Pabſt mit einer Civilliſte ſeyn wird. — Neapel bleibt und behält Sicilien, bekommt auch Maltha. — Sollte die Königin von Hetrurien Nord-Italien nicht erhalten, ſo kann man ſie durch Portugal entſchädigen.“

8. „Für alle Abtretungen, welche Oeſterreich auf dieſe Weiſe gemacht haben wird, liefern ihm die übrigen europäiſchen Mächte ſo viele Truppen als nöthig ſind, um in einem einzigen Feldzuge, und

ohne einen Schuß zu thun, ſich des ganzen Laufes der Donau bis zum ſchwarzen Meere zu bemächtigen. Dazu können auch die 700 Millionen angewandt werden, welche Frankreich verurtheilt iſt derjenigen Armee zu zahlen, die es ſo mal à propos bewachen ſoll. Da aber dieſe 700 Millionen nicht in Einem Jahre bezahlt werden können, ſo müſſen die Fürſten das Geld ſo lange vorſchießen. Die Länder von der ſüdlichen Mündung der Donau bis Varna werden die Apanage der Erzherzogin Marie Luiſe und ihres Sohnes ausmachen, der gar nicht ſo genau bewacht zu werden braucht, da ſein Vater zu großes Unglück unter uns verurſacht hat. — Diejenigen Länder, deren Ströme nach dem mittelländiſchen Meere und nach Theſſalien ſich ergießen, von Conſtantinopel bis Illirien, folglich auch Griechenland und der Reſt der europäiſchen Türkey, bilden neue Staaten, deren Einen ein ruſſiſcher Prinz beherrſchen, und deſſen Hauptſtadt Conſtantinopel ſeyn wird. Das Haus Oeſterreich nimmt Griechenland, den claſſiſchen Boden der Freiheit in Beſitz. — Auf ſolche Weiſe wird die traurige Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England zerriſſen werden, welches letztere alle Quellen der Induſtrie des feſten Landes zerſtört; eine Lage der Sachen, die beſonders Rußland nicht dulden kann. — Ich weiß, daß es Leute giebt, welche ein ſolches Project mißbilligen, aber es iſt gerecht und für die Ruhe und Civiliſation von Europa unerläßlich, wird auch ſicherlich ausgeführt werden, ob ich gleich den Zeitpunct nicht beſtimme.“

9. „Dieſer Kreuzzug gegen die Türken iſt gerecht, denn erſtens kann Eroberung nie ein Recht verleihen.“ (Und doch nimmt Hr. Masuyer dieſes Recht der blutigen Arbeiten in Anſpruch, um das Land zwiſchen dem Rhein und der Moſel zu reclamiren.) „Zweitens ſind die Türken keine Europäer. Drittens unterdrücken ſie die Europäer. Viertens würde ſonſt das claſſiſche Land der Freiheit ſtets unterjocht bleiben. Fünftens muß Europa Land haben um Colonien anzulegen, und diejenigen zu entſchädigen, welche Opfer bringen. Der ganze Pelopones, nebſt Corinth und ſeiner Landenge, wird zurück behalten, um Lykurg's Geſetze mit einigen Modificationen wieder aufleben zu laſſen. Entweder wird daraus das Vaterland aller derer, welche die Republick lieben, oder der Prinz Eugen findet dort eine neue Quelle von Ruhm und Erſatz, wenn man ihn der Liebe der Italiäner nicht wiederſchenken will.“

10. „Rußland bekommt ganz Polen, muß aber einen eignen Staat für Einen ſeiner Prinzen daraus bilden. Ein anderer ruſſiſcher Prinz wird in Conſtantinopel und in Thracien etablirt. Der Kaiſerthron bleibt aber jenſeits der Dwina, des Dnieper und des Vereinigungs-Kanals zwiſchen dieſen beiden Flüſſen. Dorthin wird man eine Säule ſtellen, welche auf einer Seite die Inſchrift trägt: Hier endigt Europa; und auf der andern: Hier fängt Aſien und das mächtige Reich der Ruſſen an, welches ſo lange dauern ſoll, als die Gerechtigkeit in den Herzen der Menſchen herrſchen wird, weil es vor 100 Jahren noch barbariſch, nur in Europa erſchienen iſt, um daſſelbe auf den Gipfel der Civiliſation zu tragen, und weil es, nachdem es den Weſten durch die Gerechtigkeit und Mäſſigung Alexander des Erſten erobert hatte, ſich in dieſe Grenzen zurückzog, da ſein Fürſt überzeugt war, daß der Ruhm, Königreiche zu erlangen, durch den Ruhm, deren Grenzen zu beſtimmen, und Zufriedenheit und Frieden allen Herzen zu ſchenken, ausgelöſcht wird. (Ohne Zweifel hat der Verfaſſer ſich auf dieſe Phraſe recht viel zu gute gethan. Im Grunde will er durch Schmeicheley das nemliche erlangen, was Napoleon durch Gewalt der Waffen erlangen wollte.) — Herr Masuyor fährt fort: „unter dieſer Bedingung mag Rußland ſich gegen Oſten ausbreiten, fleißige Coloniſten von uns aufnehmen, und europäiſche Künſte und Civiliſation bis nach Thibet und China bringen. So wird auch der Fehler verbeſſert werden, den Oeſterreich und Preußen begingen, als ſie Rußland den Fuß über die Dwina und den Dnieper ſetzen ließen. Glücklicherweiſe befindet ſich Rußland in den Händen eines Fürſten, der, wenn er wollte, Europa eben ſo viel Böſes zufügen könnte als Buonaparte, der in einem einzigen Feldzuge Preußen und im zweiten Oeſterreich wegnehmen könnte, der aber den unſterblichen Ruhm vorzieht, allgemeines Glück, allgemeinen Frieden herzuſtellen. Denn ganz Europa könnte in dieſem Augenblicke kein Gegengewicht gegen Rußland bilden, u. ſ. w.“

11. „Schweden und Norwegen haben nichts zu wünſchen als die Freiheit der Meere, zu der ſie aus allen Kräften beitragen müſſen.“

12. „England muß durchaus ſein Univerſal-Monopol und ſeine Herrſchaft über die Meere aufgeben. Alle Nationen vereint müſſen es dazu zwingen.“

13. „Spanien muß einſehen lernen, daß

es gegen ſeine Colonien vergebens kämpft. Es hat vom übrigen Europa nichts zu fordern, als Achtung für ſeine Unabhängigkeit. Portugal darf weder von England noch von Braſilien ſich Geſetze vorſchreiben laſſen. Wenn die Königin von Hetrurien es nicht erhält, ſo kann es eine Appanage für den ſpaniſchen Prinzen werden, der die Prinzeſſin von Braſilien geheyrathet hat."

14. „Die Schweitz kann bleiben wie ſie iſt; aber die Berner Ariſtocratie wird ſtets ein großes Hinderniß der Verbeſſerung ihrer Conſtitution ſeyn. — Ein Congreß ſoll von Zeit zu Zeit alle dieſe Verfügungen erneuern und bekräftigen, und wenn irgend einmal ein verblendeter Fürſt dagegen handeln wollte, ſo ſollen alle Honnêtes gens denken: pro rege saepe, pro patria semper." (An dieſer Probe des Unſinns werden unſere Leſer ohne Zweifel genug haben.)

Aphorismen über Religion, Kirche und Staat.

Ein Rechtsgelehrter, Nahmens Wilhelm Meier, iſt der Verfaſſer derſelben. Ein Mann, der allen gebildeten Deutſchen längſt werth iſt, Bouterweck, hat ſie durch eine Vorrede in's Publicum eingeführt, und ſagt in derſelben, „daß er „die Reflexionen des Verfaſſers in jeder Hinſicht der „Mittheilung an das Publicum würdig halte, ob „er ſie gleich nicht alle unterſchreiben könne." Das wäre wohl ſchon genug um das Büchlein zu empfehlen. Wir wollen aber auch, um den Ton des Verfaſſers anklingen zu laſſen, einige ſeiner Aphorismen ausheben.

„Wer bloß verſtändig iſt, iſt nicht viel mehr, als ein lebendiges Ein=mal=eins. Wer nicht verſtändig iſt, nähert ſich, trotz aller ſeiner Anſchauungen, dem Wahnſinne. — Die Religion iſt die liebevolle Richtung des menſchlichen Gemüths zu dem lebendigen Gott. — Es iſt bemerkenswerth, daß unſere herrliche deutſche Sprache die Andacht von Denken benennt. Es wird bei uns alſo ſchon durch das Wort die Dumpfheit eines gedankenloſen Gefühls vom Begriffe der Andacht ausgeſchloſſen. Eine gute Lehre für gewiſſe Schwärmer, wenn ſie eine gute Lehre vernehmen könnten. — Die wahre Myſtik iſt das Vertrauen auf die Anſchauungen der Vernunft. Iſt nicht der Glaube an unſere Sinne eben ſo myſtiſch, als der an etwas Ueberſinnliches! — Die Kirche iſt ein Baum, deſſen Wurzeln auf einem dem Staate nicht gehörigen Boden ſtehen, und deſſen Krone in den Himmel reicht. Nur in der mittlern Region tritt ein Theil des Stammes und der Zweige in das Gebiet des Staats hinein. Mag der Staat um die ehrwürdige Eiche ſeine Bürger verſammeln, mag er Blätter und Blüthen, welche der lebendige Hauch der Luft herabwirft, ſich zueignen, mag er in ihrem Schatten Feſte feiern und zur Arbeit neue Kraft ſammeln laſſen; allein er darf nicht die Aeſte auslichten, um Aecker und Höfe damit zu verwahren, oder den Stamm abhauen, um ſich Winters an ſeinem Feuer zu wärmen. — Die Duldung der Quäker, welche den Staat nicht nach außen durch die Gewalt der Waffen vertheidigen wollen, kann auf keine Weiſe vor der Philoſophie und Critik des Rechts beſtehen. Eben ſo wenig die Duldung der Klöſter und der Eheloſigkeit der katholiſchen Geiſtlichen. Dieſe beiden Inſtitute ſind der Staatsabſicht durchaus entgegen. Wer ſich dem Staate entzieht, verdient deſſen Schutz nicht; er muß deſſen Gebiet alſo verlaſſen, oder zu ſeinen Zwecken beitragen."

Gemäßigte Meinung über die Turnkunſt

(gezogen aus dem Buche Regent und Volk.)

„Ob die körperliche Bildung der Nation ſo viele Rückſicht verdiene, als die eifrigen Anhänger des Turnweſens ihr gern gewidmet haben möchten, iſt eine Frage, die ſich mir hier aufdrängt. Die alten Nationen mußten dabei andere Rückſichten nehmen. Der Krieg beſtand vorzüglich in perſönlichem Handgemenge, wo Stärke und Gewandtheit mehr als jetzt den Sieg entſchieden. Das griechiſche und morgenländiſche Klima verlangten mehr Leibes=Uebungen, um nicht in Weichlichkeit zu erſchlaffen, gegen die uns ein rauheres Klima ſchon abhärtet. Die Strapazen, die unſere nicht in Turnübungen erzogene Jugend in den Jahren 1813 und 1814 ertrug, beweiſen, daß ſtarke und gewandte Krieger auch noch anders woher, als aus der Turnſchule, herkommen können; des künftigen Feldherrn Bildung insbeſondere muß eben ſo ſehr, wo nicht mehr auf geiſtige, als auf körperliche Eigenſchaften berechnet werden. Der lahme Tyrtäus verſchaffte durch die Begeiſterung ſeiner Lieder Karthago den Sieg, und Torſtenſohn, von der Gicht an ſeine Sänfte gefeſſelt, flog dennoch ſiegend in wenigen Monaten von der Donau bis an das baltiſche Meer. Die Turnſchulen erſcheinen mir daher nicht als ein ſo unerläßliches Erforderniß der National=Bildung für eine Nation, die durchaus zur Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Nationalität ſich geſchickt machen ſoll, daß ich ihren Beſuch, als einen weſentlichen Beſtandtheil der Nationalbildung feſtſetzen würde. Demohnerachtet halte ich ſie für ſo nützlich, daß ſie, wenn ſie auch Privatanſtalten bleiben, doch vom Staate Begünſtigung, Aufmunterung, Unterſtützung und Aufſicht verdienen. Von dieſer geleitet, werden ſie meines Bedünkens Vortheile hervorbringen, die die Arm= und Beinbrüche und Schwindſuchten, die daraus, aller Vorſicht des Lehrers unerachtet, hervorgehen können, überwiegen, und die Vorſehung wird dieſen Stoff, wie die Philantropine und die Salzmann'ſchen Jeremiaden (?) dergeſtalt verarbeiten, daß zwar nicht die übertriebenen Erwartungen der erſten Jünger gerechtfertigt werden, wohl aber eine Ausbeute daraus hervorgehe, die den Urhebern Ehre und dem Staate Nutzen genug verſpricht."

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 49. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Politik. (Fortſetzung.)

Unter dem Titel: Regent und Volk, oder welche Conſtitution muß der Preußiſche Staat haben? iſt ein Buch erſchienen, welches viel Gutes, aber wenig enthält, was nicht ſchon hundertmal theils behauptet, theils beſtritten worden wäre. Dabei iſt nicht zu leugnen, daß das ewig wiederhohlte: „ich würde das ſo machen; ich entſcheide ſo oder ſo; dieſe Frage muß durchaus bejaht oder verneint werden;“ oft ſehr anmaßlich klingt. Eine beſcheidene, mehr in Zweifel gehüllte Form würde der guten Abſicht des Verfaſſers förderlicher geweſen ſeyn, zumal da er, als ein Ungenannter, auf kein beſonderes Vertrauen Anſpruch machen darf.

Der Verfaſſer verſichert gleich in der Vorrede, er habe blos ſeine eigenen Meinungen vorgetragen, und in ſeiner iſolirten Lage nicht einmal geleſen, was die neuſten Schriftſteller geäußert haben; dieſe Verſicherung iſt aber unwahr, denn ſchon auf der 9. Seite nimmt er Parthey für das Oppoſitionsblatt gegen den Herausgeber dieſer Blätter, betreffend die Behauptung des letztern, daß der Wunſch nach Conſtitution gar nicht ſo allgemein ſey, als man vorgebe. Eine Abſtimmung über dieſen Gegenſtand würde (ſo meint der Verfaſſer) zum Nachtheil des Herausgebers ausfallen, „wenn man ſie auf diejenigen „Individuen beſchränke, die über dergleichen zu denken vermögen und alſo auch einzig und allein ein „Stimmrecht haben könnten.“ Das iſt freylich eine bequeme Manier, einem Jeden das Stimmrecht abzuſprechen, der anderer Meinung iſt, denn man darf immer nur ſagen: er vermag nicht über ſolche Gegenſtände zu denken. Das iſt eine Floſkel, deren ſich eben ſo wohl die eine als die andere Parthey bedienen kann.

Die Urſachen, warum der Wunſch nach Conſtitutionen jetzt mehr als jemals rege ſey, findet der Verfaſſer in der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution; in der Verarmung faſt aller Staaten und Vermehrung der Abgaben; endlich in dem Bewußtſeyn, durch Thaten Belohnung verdient zu haben. Uebrigens geſteht er ein, daß auch in uneingeſchränkten Monarchien Volksglück gedeihen, unabhängige Rechtspflege, Preßfreiheit, mäßige Abgaben, blühende Künſte und Wiſſenſchaften vorhanden ſeyn können, und zwar das letztere vielleicht noch mehr als in Republiken; aber es ſey doch nichts dauerndes ꝛc. Darum fordere die allgemeine Stimme aller Deutſchen, die in dieſer Hinſicht ſtimmfähig genannt zu werden verdienen, Repräſentation, Steuerbewilligung, Verantwortlichkeit der Miniſter, Unabhängigkeit der Gerichte und Preßfreiheit. (Da haben wir's, wer alles das nicht fodert, der verdient nicht ſtimmfähig genannt zu werden. Auf dieſe Art iſt freylich die allgemeine Stimme ſehr leicht zu erlangen.) — Daß Alles gut ablaufen, daß die Leidenſchaften kein ähnliches Unglück als in Frankreich nach ſich ziehen werden, dafür bürgen dem Verfaſſer der National-Character, der Zeitpunct und die Umſtände. (Lauter wurmſtichige Bürgſchaften.) Freilich würden anfangs Mißgriffe verſchiedener Art, ungerechte Angriffe auf Beamte, Gekrächze unberufener Politiker häufiger als nachher vorkommen, aber zu franzöſiſchen Freveln werde ſich der kältere Deutſche doch nicht hinreißen laſſen. (Sehr wohl! aber wenn wir auch nur anfangs die Mißgriffe und Angriffe zu fürchten haben, warum ſollen wir uns dem ausſetzen, wenn es uns ſonſt wohl geht?)

Durch Repräſentation, heißt es weiter, werde die Macht des Fürſten nicht beſchränkt; ſie diene wenigſtens dazu, ihm andere Anſichten als die ſeiner Räthe vorzuhalten. (Andere — aber auch beſſere? Gehört der Verfaſſer auch zu den albernen oder boshaften Menſchen, die immer vorausſetzen, die Räthe eines Fürſten müßten Schurken oder Dummköpfe ſeyn? Wir halten die Miniſter in der Regel wenigſtens für kluge Leute, und, wenn ſie auch nur klug ſind, ſo verdienen ſie, nach ihrer Stellung, mehr Vertrauen als ein Repräſentanten-Neuling, der auf dem Teiche ſeiner Theorien herum rudert, während der Miniſter auf dem Ocean der Erfahrung ſchwimmt. Andere Anſichten kann der Fürſt, wenn er will, auch auf andere Weiſe erlangen, und, wenn er nicht will, ſo wird er ſein Parlament auch eben ſo gut zu ſtimmen wiſſen, als der König von England.)

Der Verfaſſer ſelbſt geſteht ſchon auf der nächſten Seite zu, Einmal, daß die Repräſentation den

1818.

Vorſchlägen des Fürſten ſollen ihre Zuſtimmung verſage, und zweitens, daß der Fürſt auch auf andere Art die Stimme der Nation hören könne. Aber es ſey doch „ein unſchätzbares Glück für ein zartes Regentengewiſſen, keine Verantwortlichkeit auf ſich laden zu dürfen. Was die blinde Macht ſcheinbar verliere, gewinne die Ruhe der Seele doppelt und dreifach.“ (Uns dünkt, bei der Ueberzeugung, redlich gewollt und reiflich überlegt zu haben, könne das zarteſte Regentengewiſſen ſich beruhigen.)

Die Provincialſtände ſollen in Preußen aufhören, ſobald die allgemeine Ständeverſammlung eingerichtet iſt. Man ſoll aber, nach Frankreichs Beiſpiel, Departemental- Diſtricts- und Municipalräthe einführen, um die Laſten auf die Provinzen zu vertheilen. Die Conſtitution ſelbſt ſoll freylich vom Regenten ausgehen, weil es doch einmal nicht wohl möglich ſey, das Volk in Maſſe abſtimmen zu laſſen. (Welche ungeheure Inconſequenz! gegen den Fürſten und ſeine Räthe ſoll nur die Conſtitution ſchützen, dieſelbe Conſtitution, welche der Fürſt und ſeine Räthe machen ſollen. Entweder der Fürſt macht ſie ſo, wie das Volk es wünſcht — und dann würde er auch ohne Conſtitution eben ſo regiert haben, weil er doch wohl nur ſeine Grundſätze in derſelben ausſpricht — oder er macht ſie nicht nach Wunſche, und dann iſt auch nichts dadurch gewonnen.)

Jeder volljährige Bürger ſoll wahlfähig ſeyn. Auch die Juden will der Verfaſſer von keinem Bürgerrecht ausgeſchloſſen wiſſen, vorausgeſetzt, daß ſie ſich allen Verbindlichkeiten des Bürgers ohne alle Ausnahme unterziehen. — Der Staatsbeamte ſoll, ſo lange er Repräſentant iſt, vom Staatsdienſt diſpenſirt ſeyn. — Die Zahl ſämmtlicher Repräſentanten ſetzt der Verfaſſer in Preußen auf 135, nemlich 5 für jedes Regierungsdepartement. In das Oberhaus, welches halb ſo viel Mitglieder zählen ſoll als das Unterhaus, nimmt der Verfaſſer auf: die Königl. Prinzen, die Chefs der mediatiſirten Fürſtlichen Häuſer, und die vom Könige dazu ernannten Mitglieder, welche alle den Titel Pair führen, und wenigſtens 15000 Thaler Einkünfte haben ſollen. — Die Repräſentanten ſollen auch Beſoldungen empfangen, und zwar 10 Thaler Diäten und 2 Thaler für jede Poſtmeile der Entfernung von Berlin. — Abſtimmung durch Acclamation ſoll nicht geſtattet werden, denn — „die Repräſentanten ſollten freilich über alle Rückſichten erhaben ſeyn und blos von ihrem Gewiſſen und Ueberzeugung ſich leiten laſſen, aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil. (Hört ihn!) Beſorgniß die Gunſt des Hofes oder des Volkes zu verlieren u. ſ. w., reißt viele hin, eine Stimme zu geben, die ſie nie würden gegeben haben, wenn ſie nicht öffentlich ſie hätten geben müſſen.“ (Aber um's Himmelswillen! wie kann man ſo nach Repräſentanten ſchreien, und zugleich eingeſtehn, daß viele nichts taugen? daß ſie nicht ſo ſind wie ſie ſeyn ſollten? daß ſie um die Gunſt des Hofes oder des Volkes buhlen? und ſolche Menſchen ſollen die Miniſter controliren!) —

Der Preußiſche Herr Finanzminiſter ſoll vor allen Dingen die ganze Lage der Finanzen der Nation offen darlegen, damit man erfahre, wozu die ſo ſehr vermehrten Abgaben, die franzöſiſche Contribution, die engliſchen Subſidien verwendet werden. Dann legt der Verfaſſer einen Plan vor, wie die Preußiſche Staatsſchuld, vorausgeſetzt, daß ſie 400 Millionen Gulden groß ſey, in 36 Jahren getilgt werden könne. Wir müſſen die Beurtheilung dieſes Planes Kunſtverſtändigen überlaſſen. — Die jetzigen Abgaben, obgleich ſie manchem unerträglich ſcheinen, können — nach der Meinung des Verfaſſers, noch eine Zeitlang ertragen werden.

Wir übergehen was von der Preßfreiheit, der Juri u. ſ. w. geſagt wird; es enthält nichts neues. Für die Preußiſche Armee fodert der Verfaſſer 4 Procent der Bevölkerung, alſo von 11 Millionen 440000 Mann, die aber nicht immer beiſammen und beſoldet ſeyn dürfen. Auch die Hälfte der Officiere ſoll, außer der Exercierzeit, mit halbem Solde beurlaubt werden. Ob ſie vom halben Solde leben können, darum bekümmert ſich der Verfaſſer nicht. Jeder Bürger ſoll dienen, aber nur 3 Jahre im ſtehenden Heere und 3 Jahre in der Landwehr. Um die Verſchmelzung der Armee mit der Nation zu vollenden, ſoll kein Unterſchied mehr zwiſchen bürgerlicher und Militär-Jurisdiction ſtatt finden; die Bewaffneten ſollen ſich keine Brutalitäten gegen die Unbewaffneten erlauben, und die Ehre des Bürgers ſoll eben ſo viel gelten, als die des Soldaten.

(In dieſe frommen Wünſche wird wohl Jeder mit dem Verfaſſer einſtimmen, zumal da ziemlich allgemein verlautet, daß die Anſprüche des Militärs und die Art, wie es dieſelben durchſetzt, an vielen Orten ſchon wieder unleidlich geworden ſind.) —

Mit dem Adel ſoll wie in England verfahren, der Bauer nicht beſonders repräſentirt werden.

(Das Buch enthält ſonſt noch vieles, was beſonders den Preußen intereſſant ſeyn wird.) —

Das zweite und dritte Heft der Waage, (in der nicht ſelten das Züngelchen fehlt) ſind uns zugeſendet worden.“ Dieſe Schrift, deren Ankündigung mehr verſprach als gehalten wird, ſucht hie und da durch kecke Aeußerungen aufzufallen, und wird ihren Zweck, wenigſtens in Frankfurt, wo ſie erſcheint, nicht verfehlen. Für auswärtige Leſer möchte der lange, unbedeutende Theaterartikel abſchreckend ſeyn. Wir begnügen uns, einige von jenen Knallſtoibus mitzutheilen.

„Oeſterreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa.“ —

„Der Geiſt dieſes Staatskörpers iſt in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen. (So iſt's überall.) Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit worin der Geiſt der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sclaverey der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Anſicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verſtattet wird, oder die gänzliche Gedankenſperre ausländiſcher Erzeugniſſe — Alles dieß war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilſam — Daß das Oeſterreichiſche Volk mit innigerer Liebe an ſeinem Fürſten hängt, als irgend ein anderes, beweiſt nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfaſſung, ſondern die des Fürſten und der Verwaltung. — Oeſterreich iſt das europäiſche China, ein ſtill ſtehender ausgewachſener Staat. (Was Oeſterreich für Wiſſenſchaft und Kunſt geleiſtet hat, und noch immer leiſtet; welche ausgezeichnete Männer in allen Fächern es hervorgebracht hat, davon ſcheint der Verfaſſer nichts zu wiſſen oder nichts wiſſen zu wollen)

Im Streite des Kopfes mit dem Herzen, ſiegt das letztere; darum wird auch Oeſterreich, kalt, beſonnen und lieblos wie es iſt, dem Geiſte der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm ſtiftet. Aber ſo mußte Oeſtreich beſchaffen, und mit dieſen Fehlern mußte es begabt ſeyn, um Europa's Retter zu werden. In unſerer ſturmbewegten Zeit war dieſer Staat der einzige Felſen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere ſich vereinten. Die europäiſchen Fürſten erkennen es nicht genug, wie viel, ja daß ſie Oeſterreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte 25 Jahre für das Erbrecht der Fürſtengeſchlechter — man nannte es die Ruhe der Welt — und hat unter der Miene bequemen Thuns mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geſchäftigkeit. — Preußen kann in ſeinem lang geſtreckten Gebiete ſich nur mühſam bewegen; ſeine Gränzen ſchlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder, es muß und wird durch Wachſen ſein Kleid auszufüllen ſuchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen ſie einverleibt worden ſind, wohlthätig würken, indem ſie ihnen die unter der franzöſiſchen Herrſchaft errungenen neuen und heilſamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man ſich aber dieſer Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geiſt der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiſerlichen Regierung das franzöſiſche Volk der Gleichheit ſich erfreute, (freilich, weil Jedermann Sclave war) die man ſchmerzlicher vermißt, als ſelbſt die Freiheit. — Preußen iſt keine europäiſche Macht, aber Preußen iſt eine deutſche Macht, und da es die einzige reine iſt, ſo iſt Deutſchland nur in Preußen. Das deutſche Gemeinweſen findet allein im Preußiſchen Könige ſeinen aufrichtigen Freund; die andern Fürſten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil ſie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Indem man der Preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen, und der iſt es, der den Körper regiert. — Die Bande, welche die Herrſcherfamilien gegenſeitig knüpfen, ſind die einzigen, welche die europäiſchen Völker verbinden, und der europäiſche Staatenbund iſt kein Völkerbund, ſondern ein Herrſcherbund. Mehr in dem europäiſchen Staatenbunde zu ſuchen oder von demſelben zu erwarten, als ſeinem Weſen nach in ihm liegt oder aus ſeiner Conſtitution und Natur ſich ergiebt, müßte demnach ungereimt erſcheinen. Als Haupttendenz kann demſelben nur vorſchweben eine wechſelſeitige Garantie der herrſchenden Dynaſtien zur Erhaltung ihrer Rechte und zur Aufrechthaltung des politiſchen Syſtems, auf welches dieſe ſich gründen. — In dem Bunde unter Monarchen, erhielte derſelbe auch eine noch ſo heilige pragmatiſche Sanction, beruht alles in letzter Inſtanz auf der Perſönlichkeit der Monarchen, mit dieſen ſind auch die Anſichten der Wandelbarkeit dahin gegeben. Ein höherer Grad von Dauer und Feſtigkeit konnte nur in den europäiſchen Staatenbund kommen, wenn neben den monarchiſchen Herrſchern auch die Völker durch allgemeine Einführung eines der Cultur derſelben entſprechenden Repräſentativ-Syſtems an der Conföderation Theil zu nehmen berufen würden“ —

Die Göttinger Unruhen betreffend ſagt der Verfaſſer: „Die vaterländiſchen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunſt hinanſteigen, aber Göttingen darüber vergeſſen; aber darüber zu fordern verſäumen, daß die ausgewanderten Studierenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit ſo wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat beſtraft, und die durch franzöſiſch-weſtphäliſchen Witz nur gelenker gemachte ſteife Herrſchbegierde der hannövriſchen hochadelichen Beamtenſchaar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die ſechszehnendigen Hirſche, nachdem ſie lange ſich furchtſam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutſchen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr. Was eine Conſtitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Socrates auf dem Throne erſetzt werden könne, das mag Euch das hier beſprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein ſchlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach ſeinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt die Gewalt zu gebrauchen, gegen ſeine eignen Unterthanen, die er hier gegen ſchuldloſe Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.“ —

„Iſt es nicht möglich zu tadeln ohne zu ſpotten, und zu ſpotten ohne zu verwunden? Müſſen Aufklärer den Lichtſcheeren gleich ſeyn, die nur helle machen indem ſie ſchneiden? Verdriesliche Nothwendigkeit! — Der Leichtſinn iſt ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens. — Warum heißt eine Frau nehmen, d. h. ſeiner Freiheit entſagen wollen, mit einem das Gegentheil bezeichnenden Worte, freien? — Kanonen- und Flintenkugeln ſind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beſchmutzten Welt. — Der wahre Muth iſt nicht blos ein Luftball der Erhöhung, ſondern auch ein Fallſchirm des Herabſinkens. — Jean Paul, dieſes Harzgebürge und Potoſi voll der edelſten Metalle, würde, verarbeitet, die Bijouterieläden aller deutſchen Belletriſten verſehen, und zu Goldſchlägerplatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakesſpeare gethan. Er würde an einem Mammuthsknochen, einer ihm unbekannten Rieſengeiſterart, die zierliche Taille eines franzöſiſchen Marquis abgemeſſen, und das Uebermaaß des Erſtern lächerlich und unnatürlich gefunden haben.“ —

Aus dieſen wenigen Proben wird der Leſer, gleich uns, urtheilen, daß der Redacteur der Waage ein kluger und muthiger Mann iſt, der Alles ſagt, was ihm in den Mund läuft. Da kann es denn freylich nicht fehlen, daß, neben ſchönen und wahren Gedanken, auch allerley Barockes und Falſches zum Vorſchein kommt; aber in die Modefarben gekleidet, und folglich mit einem Paß verſehn.

Militair-Miſzellen.

Die Oeſterreichiſche militairiſche Zeitſchrift, wovon wir mehrere Hefte aus dieſem Jahre vor uns haben, liefert allerley, auch Nicht-Militairs intereſſirende, Aufſätze, und die Schreibart derſelben zeigt von den Fortſchritten der Sprachkultur. Wir theilen hier folgendes mit.

1. Im 7 und 8. Hefte beſchreibt ein damaliger Officier der ſpaniſchen Wallonen-Garde den Feldzug des ſpaniſchen Generals Blake im J. 1811, woraus wir wieder beſtätigt ſehen, wie ſehr die Uneinigkeit von Truppen verſchiedener Nationen und ihrer Anführer, (Engliſcher und Spaniſcher) den Erfolg der Kriegs-Unternehmungen hindere. Ueberdem wird der General Blake der Unfähigkeit, die oberſte Befehlshaberſtelle zu verwalten, ohne Hehl beſchuldigt. Durch ſeinen fehlerhaften Feldzug ging zuletzt auch die Stadt Valencia verlohren, die etliche Jahre früher (1808) entſchloſſene Bürger gegen ein Corps des Marſchall Moncey vertheidigt hatten. Sie waren durch die Geiſtlichkeit zur Vertheidigung ermuntert worden, und hatten die anrückenden Franzoſen mit Kanonenſchüſſen empfangen, wobey Mönche die Artilleriſten machten und den Marſchall verjagten. Auch im Jahr 1811. wurde der Muth der Belagerten in Valencia wenigſtens eine Zeitlang durch das wunderthätige Marienbild, Santa Maria nuestra Sennora de los desemperados unterhalten. Sie war die eigentliche Generalissima der Valencianer, war dafür durch den Capitain-General der Provinz, Marquis del Palacio, anerkannt, und führte in allen öffentlichen Blättern den Titel: Generalissima par mar y tierra; auch war ſie mit den Dekorationen des Capitain-Generals, und mit der rothen, goldbeſetzten Generals-Feldbinde geſchmückt(!) (Uns dünkt es ein großer Beweis von der Unfähigkeit des Generals Blake, daß er den craſſen Aberglauben ſeiner Spanier nicht zu einer Begeiſterung zu benutzen wußte.) Ein komiſches Ereigniß jenes Feldzugs beſtand in einer freiwilligen Schuh-Lieferung des Königreichs Mexico, wovon etliche 1000 auf die Armee von Valencia kamen. Wahrſcheinlich hatte man das Maaß von den Füßen der mexikaniſchen Damen genommen, denn ſie waren alle zu klein. (In Deutſchland machte man es hie und da mit den Commis-Hemden und andern Monturſtücken der armen Soldaten nicht beſſer, und entſchuldigte die Spitzbübereyen von

Seiten der Unter-Aufſeher wohl gar noch. (Das wird vermuthlich jetzt anders ſeyn?

2. Im ſechſten Heft befindet ſich eine Nachricht über zwey merkwürdige Verſuche zur Erfindung und Anwendung eines Steinpapiers, um die Unbehülflichkeit der Steinplatten und das Ausſpringen bey feinern Gravirungen, das mit dem Steindruck verbunden iſt, zu vermeiden. Ein gewiſſer Sennefelder in Wien hat eine Steinmaſſe erfunden, die er auf Papier trägt, um darauf die Lythographie anzuwenden, deren ſich die k. k. öſterreichiſche Armee bereits in den letzten Feldzügen mit Nutzen bedient hat. Auch hat ein ungenannter k. k. Officier zu dieſem Zwecke ein ähnliches Papier erfunden, das er Steinlack-Papier nennt, womit er bereits 30 bis 40 reine Abdrücke der Gravirung erlangt. Dieſe Erfindung verdient vervollkommnet zu werden, da das Transportiren ſchwerer Steinplatten oft nicht thunlich iſt.

3. Aus dem 7. Hefte. In Rußland zählt man über 150.000 Soldaten-Kinder, die auf Koſten der Regierung unterrichtet werden. Der Kaiſ. Ruſſiſche General-Major v. Sievers, ein Mann von gelehrter Bildung, der im letzten glorreichen Feldzuge das Ingenieur-Corps der erſten ruſſiſchen Armee leitete, hat ſpäterhin ſeine Zeit angewendet, um mehrere der vorzüglichſten Lehr- und Erziehungs-Anſtalten in Deutſchland, Frankreich und der Schweiz zu beſuchen. Bey ſeiner Rückkunft ſtattete er dem Kaiſer Alexander einen Bericht über dieſen wichtigen Gegenſtand des National-Wohles ab, in welchem er ſein Hauptaugenmerk auf Elementar-Unterricht und Berufs-Bildung der zahlreichen untern Volksklaſſe gerichtet hat. Auf Befehl des auf alles Gute ſo aufmerkſamen Monarchen, hat er ein neues Reglement für die Erziehung und den Unterricht der zu den koloniſirten Truppen gehörigen Soldaten-Kinder entwerfen müſſen, auch iſt zu dieſem Zweck eine Commiſſion in Petersburg niedergeſetzt worden. Wir ſind begierig die weitern Erfolge dieſes Vorhabens zu vernehmen und zu berichten. Es muß die nützlichſten Folgen für das Wohl kommender Geſchlechter vorbereiten; und iſt es nicht der edelſte Vorzug des Menſchen, daß er fähig iſt, für unbekannte Nachkommen guten Saamen auszuſtreuen?

Hagbarth und Signe,

ein Trauerſpiel von Oehlenſchläger.

Wir wollen dieſes ſchöne Gebilde nicht entfleiſchen; das heißt: wir wollen dem Leſer keine dürre Skizze von dieſem Schauſpiel liefern, wie Recenſenten wohl zu thun pflegen, und dadurch, ſo viel an ihnen iſt, auch die beſten Stücke ermorden. Zwar gehört Hagbarth und Signe zu den wenigen Schauſpielen, die ein ſolches Fleiſch-Ablöſen noch wohl vertragen können — (denn ſelbſt manches der Schillerſchen, z. B. die Jungfrau von Orleans, verträgt es nicht) aber es bleibt immer eine widerliche Operation, mit welcher der Recenſent weder beym Verfaſſer noch beim Leſer Dank verdient; denn Jener hat ſein Kind herausgeputzt mit einem ſelbſt gewobenen Kleide, das ſoll man ihm nicht abſtreifen; und dieſer iſt unwillig, daß man ihm die Ueberraſchung raubt. Alſo nur Ein Wort von der Fabel des Stückes: ſie iſt ächt-alt-nordiſch. Die Königin Bera von Seeland, ihre ſchöne Tochter Signe und der Seekönig Hagbarth von Drontheim treten darinn auf. Vieles hat uns ſehr wohl gefallen; Manches nicht. Von dem Letztern wollen wir zuerſt ſprechen.

Der häufige Gebrauch der nordiſchen Mythologie iſt freylich kein Fehler, mag ſogar als treue Farbe jener Zeit ein Verdienſt mehr ſeyn, ſtört auch im Leſen eben nicht, allein für die Bühne wird das ſchöne Stück dadurch, wo nicht unbrauchbar, doch weniger genießbar; denn was ſoll der Zuſchauer ſich bey den vielen Götter-Nahmen denken, die an ſeinem Ohr vorüber rauſchen, und die der Dichter oft durch Noten hat erklären müſſen? — Es iſt freylich eine Schande, daß wir die römiſche und griechiſche Mythologie in der Regel kennen, die nordiſche uns näher verwandte nicht, und mit Recht kann Oehlenſchläger ſagen: was kümmert mich Eure Schande? ich habe mich des Hebels bedient, den jene Zeit mir darbot; als ich die Leyer ergriff, konnte ich Eure Unwiſſenheit nicht im Auge haben. Dagegen läßt ſich nichts einwenden als — daß ein Botaniker, der die Blumen ſeines Straußes mit Linnéeiſchen Nahmen belegt, ihn nicht auf dem Markte verkaufen muß. Für das Schauſpiel iſt die Bühne der Markt. — Störend iſt es auch, und Lachen wirds erregen, wenn Bera zu dem Sohne ſpricht: „Jetzt zeige dich auf dem Dinge dem Volke.“ Welcher Zuſchauer wird ſich ſogleich erinnern, daß unter dem Dinge der Gerichtstag zu verſtehen iſt? hat doch der Dichter ſelbſt in einer Note es erklären müſſen. — Den oft ſehr nachläſſigen Versbau wollen wir nur im Vorbeygehen rügen, da er bei der Vorſtellung nicht auffallen wird. Hingegen wünſchten wir manchen unedlen Ausdruck, manches unedle Bild hinweg, z. B. „wo kriegt wohl Alger ſolche Waffen her?“ oder: der

„Schwur bei dem Roſte,“ der des Vaters Sporen in der Erde nagt;“ oder: „die Schönheit, die den Helden lockt, wie weiße Leinwand im Gras die Nachtigall“ oder: „der Kuckuck, der ſeine Eyer ins fremde Neſt legt“ — Ferner hat es uns geſchienen, daß, wenn das Koſtüm in der Mythologie faſt allzutreu beobachtet wurde, es hingegen in den Sitten jener Zeit bisweilen auffallend verletzt worden iſt. Sollte wohl Signe ſich in Seide gehüllt haben? und paßt es wohl in Hagbarths Mund, zu ſagen: Freya habe ihm keine Seide geſponnen? — und die empfindſame Liebe, die ein kleines Blatt von Signe's Kranze im Buſen bewahrt — die mit keinem Stricke, keiner Kette, aber mit einer Locke von Signe's Haar ſich binden läßt — ziemt ſie wohl dem Drontheimer Seekönige? — und die Mondſchein-Schwärmerey, ziemt ſie der nordiſchen Jungfrau?

Ein Verſtoß gegen die Sprache iſt es, wenn Hagbarth ſpricht: „ich hoffe Deiner Freundſchaft nie unwürdig mich je zu zeigen; und ein Verſtoß gegen die Naturkunde iſt es, wenn er ſein ſtill ſinkendes Leben mit einer Feuerkugel vergleicht, „die ſanft in feuchtem Nebel ſinkt und ſtirbt;“ denn Feuerkugeln platzen.

Doch genug der Kritteleyen über kleine Flecken, die durch große Schönheiten aufgewogen werden. Wir danken dem Dichter für den Genuß, den er uns geſchenkt hat; wir ſind überzeugt, daß dieſes Schauſpiel — (wenn die nordiſchen Götternahmen hier und da beſeitigt werden) — auf der Bühne treffliche Würkung thun wird, und um wenigſtens durch Eine Probe unſer Urtheil zu belegen, ſchreiben wir einen Theil der Scene ab, in welcher der liebende Hagbarth zu der liebenden Signe kommt, nachdem er ihren Bruder erſchlagen. Signe ſagt, ſie habe ihm, der die Sitte befolgt, nichts zu vergeben:

— — Nur ſchone mein mit deiner Gegenwart
und überlaſſe mich dem ſtillen Kummer.

Hagbarth.

Ja, Signe! du ſollſt nie mich wiederſehen,
warum beweinſt du aber deinen Bruder?
Er wünſchte ſich den Todt, und er iſt glücklich.
Ich hab' es ihm verſprochen, eine Lilie
aufs Grab zu pflanzen, ich bin in die Bucht
hinaus gewatet; faſt wär' ich ertrunken;
der weiße Blumenkelch im Schilfe winkte
ſo wunderſchön! Erlaube mir ſein Grab
damit zu ſchmücken! Gieb dann geh ich wieder
und nimmer ſiehſt du Hagbarth mehr.

Signe.

Verlaß uns!
Die Sorge meiner Mutter iſt gefährlich,
ſie haßt dich, ſie wird dich gewiß verfolgen. —
Geh auf dein Schiff und zieh nach Norweg wieder,
Bleib da bey deiner Mutter, Schweſter, Braut,
und mache Niemand mehr unglücklich.

Hagbarth.

Signe!
ich habe keine Mutter!

Signe.

Keine Mutter?

Hagbarth.

Und keine Schweſter.

Signe.

Nicht?

Hagbarth.

Und keine Braut.

Signe.

(erröthend.)
Auch nicht?

Hagbarth.

Ich ſteh allein wie eine Tanne,
in Herbſtes Sturm an Drontheims nackten Felſen,
in Krieg und Waffen ward ich auferzogen,
ich ſaß im dunklen ſtillen Balckenhaus,
und ſehnte mich nach Freuden in der Welt;
von Wallhalls Glück hört ich die Skalden ſingen,
Das wünſcht' ich ſehr, es drückte mich das Leben,
im Kampfe ſucht' ich oft es zu verlieren
um meinen ſchweren Buſen zu beflügeln.
Im Waffenſturm vergaß ich meine Sehnſucht,
und nur ein ſchöner Ruf ſchien mir der Tod
zu einer Seeligkeit, die ich entbehrte.

Signe.

(wehmüthig.)
So iſt es!

Hagbarth.

(mit ſteigendem Gefühle.)
Nein ich war ein blöder Träumer,
ein blinder unerfahrener Geſell,
der nur verachtete was er nicht kannte.
O Freya, ſollt' ich denn das Leben haſſen?
Gleich von der Wieg' in meine Gruft nur ſpringen,
Kein Glück genießen, keine Blumen pflücken?
Die Götter lieben, und ihr Werk verdammen?
In Wallhall' die Walkyrie mir wünſchen,
mit goldnem Trinkgeſchirr bey Odins Gaſtmahl,
und jeder ſchönen Wohnung auf der Erde
vorbeygehn, wo die Lieb' und Freude blühn?
Nein, wie die blinde Eule flog ich nur
in grauſe Finſterniß, die Sonne ſcheuend.
Jetzt ſchlag' ich tief die Flügel in dem Staube
vor dir, und haſſe meinen Knabenſtolz. — —

Beantwortung von Briefen.

1. Mehr als ein Dutzend Buchhändler, und unter ihnen die achtungswertheſten, haben uns mit Zuſchriften beehrt, in welchen, theils unſere Berechnung, theils unſere übrigen Bemerkungen, die hohen Bücherpreiſe betreffend, angefochten und beſtritten werden. Wenn dieſe Briefe in dem Tone eines gewiſſen Bremer Zeitungsartikels abgefaßt wären, ſo würden wir uns wohl hüten eine Sylbe darum zu

verlieren — (denn ein quidam, der im Stande iſt zu ſagen: der Buchhändler müſſe von dem kleinen Ueberſchuß ſich und ſeine Familie verſorgen, während das Honorar für Schriftſteller ein bloſer, oft leicht genug erlangter, Nebenerwerb ſey, da die meiſten beſoldet wären, und nebenher in eigenen oder fremden Klatſchbuden ſich ihre Klopffechtereyen bezahlen ließen — ein leicht zu errathender quidam, der auf dieſe Weiſe behauptet, das Schreiben eines Buches ſey der leichte, das Verpacken, Verkaufen, Rechnung darüber führen, der ſchwere Erwerb — ein ſo erbärmlicher Geſell verdient natürlich keine Antwort, und wir begreifen nur nicht, daß eine verſtändige Redaction, wie die der Bremer Zeitung, ſo albernes Gewäſch konnte drucken laſſen, auch nicht einmal die Lüge unterdrückte, daß 22 Bogen des literariſchen Wochenblattes 4,1/2 Thaler koſten) — aber es giebt Gott ſey Dank noch viele ſehr wackere Buchhändler, wie Kummer und andere mehr, deren rechtliches Betragen den Stand ehrt, und die Ungezogenheiten ihrer unwürdigen Mitbrüder vergeſſen macht, und da es lauter ſolche ſind, die an uns geſchrieben haben, und da wir durch dieſe Briefe auf neue Gründe aufmerkſam geworden ſind, die uns allerdings ſehr triftig ſcheinen, ſo wollen wir gern unſere vorgefaßte Meinung modificiren. Der Eine ſagt von den hohen Bücherpreiſen:

„Ganz Unrecht haben Sie freylich nicht; allein
„der beſſere Theil der Buchhändler thäte doch gewiß
„gerade das Gegentheil, davon bin ich überzeugt,
„wenn man jetzt nicht aus Furcht vor dem
„Nachdruck, hohe Preiſe machen müßte, um bei
„geringem Abſatz doch auf die Koſten zu kommen.
„Natürlich kann ein Verleger, der 3 Louisdor Hono-
„rar gezahlt hat, keine ſo geringen Preiſe machen,
„als der Nachdrucker, der nichts zahlt."

Dieſer Grund leuchtet uns vollkommen ein. So lange das ſchändliche Gewerbe des Nachdrucks geduldet wird, ſo lange darf Niemand über hohe Bücherpreiſe klagen, am wenigſten der, der Nachdrücke kauft. Es iſt in der That höchſt traurig, daß die Bundesverſammlung zu Frankfurt dieſe ganz Deutſchland drückende Bürde, und auf einem großen Theil von Deutſchland laſtende Schande, noch immer nicht von uns genommen hat.

Ein zweiter verſichert, „daß von einem Werke,
„von welchem man 1000 Exemplare abzuſetzen ge-
„denke, oft nur 2 bis 300 abgeſetzt würden; auch
„das beſte Buch könne nicht einſchlagen; die
„Haupturſache der theuren Preiſe liege an dem ge-
„ringen Debit und an dem höhern Honorar."

Allein woher rührt der geringe Debit? (wenn er nicht durch den Nachdruck verkümmert worden iſt) großentheils wieder von den theuren Preiſen. Ein hohes Honorar erhalten doch nur diejenigen Schriftſteller, deren Werke ſtark abgehen? und dann wird es durch den ſtarken Abſatz gedeckt. Das Honorar ſcheint uns nie zu hoch, wenn es zwei Drittheile des reinen Gewinnes beträgt; denn ſo viel hat der Verfaſſer eines Buches doch wohl billig verdient?

Ein dritter braver Mann verſichert, kein Buchhändler denke bei Calculirung des Preiſes an vorhergegangene Verluſte, am wenigſten ſchlage er einen erlittenen Verluſt auf eine neue Unternehmung; Erfahrung und gelehrte Kenntniſſe wären dem Buchhändler minder nöthig, als kaufmänniſche Kenntniſſe und Glück; die Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau habe groß angefangen, und nach einigen Jahren wieder aufhören müſſen, obgleich die Unternehmer Gelehrte waren; er ſelbſt habe bei Verlagsartikeln, die von allen Zeitungen herausgeſtrichen worden, Verluſt gehabt, hingegen von einem erbärmlichen, von allen Recenſiranſtalten herunter gehunzten Buche drei Auflagen machen müſſen. Das Calculiren der Preiſe gründe ſich blos auf die angenommene Wahrſcheinlichkeit des Abſatzes, wobei der Buchhändler ohne ſeine Schuld ſich oft täuſche, oft erſt im zweiten oder dritten Jahre auf die Koſten käme, oft auch gar nicht. In den 1770ger Jahren habe der ſeel. Wieland ſeine Gedichte in 3 Theilen, 50 Bogen ſtark, für einen Laubthaler Honorar per Bogen verkauft, ſie ſeyen auf Schreibpapier gedruckt worden, und haben nicht mehr als Einen Thaler gekoſtet, dennoch ſeyen davon ſeit 1770 viele Ballen zu Maculatur gemacht worden u. ſ. w.

Gleichermaßen macht ein anderer ſehr ehrenwerther Mann uns drei wichtige Werke nahmhaft, deren Titel wir nur nennen dürften, um allgemeine Verwunderung zu erregen, die zu drucken ihm 10000 Thaler koſteten und aus welchen er kaum 6000 wiederum gezogen hat. „Anjetzt," fügt er hinzu, „iſt
„der Abgang ſo, daß ich etwa jährlich die Intereſſen
„von den noch darinn ſteckenden 4000 Thalern ziehe,
„allein das Kapital iſt für immer verlohren." —

Wir geben alle dieſe Gründe blos mit der Bemerkung zu — die wir zu machen uns nie ſchämen — daß unſere geäußerte Meinung irrig ſeyn kann, daß aber, wie gewöhnlich, die Wahrheit vermuthlich in der Mitte liegt; und hiermit laſſen wir dieſen Streit fallen, in welchem wir keinem ehrliebenden Buchhändler haben zu nahe treten wollen. —

2. Viele Buchhändler haben uns ihre Verlagsartikel zugeſandt, mit dem Wunſche, ſie in dieſen

Blättern angezeigt zu finden. Wir danken ihnen Allen herzlich für das geäußerte Vertrauen, aber, indem wir uns nochmals auf dasjenige beziehen, was wir in No. 23 des erſten Bandes zu ſagen für nöthig gefunden haben, müſſen wir nur noch bitten, daß ſie uns nicht ſolche Schriften zuſenden, die für dieſes Blatt gar nicht paſſen; z. E. rein juriſtiſche oder mathematiſche, oder abſtract philoſophiſche u. dgl.; denn wenn wir auch im Stande wären ſie zu beurtheilen — welches der Fall nicht iſt — ſo würde ſchon die Furcht ſie ausſchließen, unſern Leſern Langeweile zu verurſachen.

3. Dieſelbe Antwort müſſen wir auch demjenigen braven Mann ertheilen, der uns ein Manuſcript zugeſandt hat, in welchem, wie er behauptet, ein tauſendjähriger mathematiſcher Irrthum berichtigt wird. Er mag vollkommen Recht haben, und ſeine Entdeckung ſehr beachtenswerth ſeyn, allein unſere Leſer nehmen keinen Theil daran.

4. Daſſelbe müſſen wir auch dem Herrn M. K. in A. erwiedern, ſo gern wir ihm auch Recht geben, und ihm unſere Hochachtung bezeigen.

5. Der ungenannte Ruſſe, der uns von Baden bei Wien mit einem Schreiben beehrt, und uns das Körnige der ruſſiſchen Sprache ſo trefflich bewieſen hat, empfange unſern herzlichen Dank. Wir bedauern nur, daß wir keinen öffentlichen Gebrauch von ſeiner ſchönen Ueberſetzung machen können, da unſere Leſer kein ruſſiſch verſtehn, und die Druckerei, in welcher dieſes Blatt gedruckt wird, auch nicht einmal ruſſiſche Lettern beſitzt.

6. Ein Correſpondent in D. in Bayern, hat ſeinen Nahmen zu unterzeichnen vergeſſen, weshalb wir dieſen Weg, ihm zu antworten wählen müſſen. Wir erinnern uns nicht, daß der Herr Dr. Pf. jemals mit uns von ihm geſprochen hat, ſind auch durchaus nicht im Stande, ſeinem ſchmeichelhaften Vertrauen zu entſprechen.

7. Derjenige Ungenannte, der ſich, von Charlottenburg aus, erboten hat, uns mit nachtheiligen Anecdoten vom Herrn Hofrath Horn zu verſorgen, hat ſich eine ganz falſche Vorſtellung von uns gemacht. Wir haben es in dieſem Blatte blos mit gedruckten Schriften zu thun, und wenn wir dann und wann ungedruckte aufnehmen, ſo ſind es doch gewiß nie ehrenrührige. Wir bitten folglich, uns künftig mit dergleichen Zumuthungen zu verſchonen.

Schließlich müſſen wir noch bitten, Briefe und Packete an uns — inſofern deren Empfang nur den Abſender intereſſirt — zu frankiren; denn es iſt uns ſchon öfter begegnet, daß wir zwei auch drei Mal ſo viel Porto für ein Büchlein haben geben müſſen, als daſſelbe uns gekoſtet haben würde, wenn wir es aus dem Buchladen gekauft hätten.

Literariſche Notizen.

In der Einleitung in das Nibelungenlied zum Schul- (!) und Selbſtgebrauch bearbeitet von Mone, heißt es: „Es liegt dem Nibelungen-Liede keine Geſchichte zum Grunde, und alle Nachweiſungen geben nur leere, oft noch bezweifelte Nahmen ohne Thaten, die doch die Hauptſache der Geſchichte ſind, und verleiten überdieß durch gewaltſame Vermuthungen zu unendlicher Verwirrung und Entſtellung der Sage und Geſchichte.“ (Es muß gerühmt werden, daß ein Mann, der ſo verblendet iſt, das Nibelungen-Lied zum Schulgebrauch zu empfehlen, doch wenigſtens geſteht, daß es keinen geſchichtlichen Werth hat.) —

In London kommen jetzt Verhandlungen einer Gartenbaugeſellſchaft heraus (Transactions of the Horticultural Society) welche wir der Aufmerkſamkeit der Gartenfreunde empfehlen. Im zweiten Bande zeichnet ſich beſonders eine Abhandlung vom Gärtner Brown über die Anwendung des Dampfes in Treibhäuſern aus. Brown hat ſich zwar vorzüglich des Dampfes bei der Pflege der Ananas bedient, allein die Oefen überhaupt werden in den engliſchen Treibhäuſern bald ganz abkommen, da der Dampf eine weit reinere Wärme giebt, die durch angebrachte Vorrichtungen erhöht oder gemäſſigt werden kann. Man hat zugleich den Vortheil der Dampf-Beleuchtung, wenn man will, die den Gewächſen unter gewiſſen Umſtänden ſehr heilſam iſt.

In demſelben Bande erzählt der Gärtner Macher, daß die Blüthen der Hoya Camosa (vormals Asclepias camosa) die merkwürdige Eigenſchaft beſitzen, die Inſecten vorzugsweiſe anzulocken, ſo, daß wenn z. B. die ſchönſten Trauben oder anderes Obſt darneben ſtehen, die Weſpen keines berühren, ſo lange jene Blüthen vorhanden ſind. Es wäre daher eine Art von Schutzpflanze für die Treibhäuſer. — Der Gartenfreund wird überhaupt hier noch viel lehrreiches finden. —

Von dem trefflichen Verſuche des gelehrten ruſſiſchen Staatsraths Uwaroff über die eleuſiniſchen Myſterien (in franzöſiſcher Sprache) iſt ſchon vor zwey Jahren in Paris die dritte Auflage. und nunmehro auch eine engliſche Ueberſetzung von Price mit Anmerkungen von Chriſtie erſchienen. Nach Hrn. v. Uwaroff's Hypotheſe, wie er ſeine Meynung nennt, ſind die eleuſiniſchen Myſterien aus Indien über Aegypten nach Griechenland gekommen. Folglich ſtammt auch die alte ägyptiſche Cultur und Religion aus Indien, ſo wie die Griechiſche zum Theil aus Aegypten. Die indiſche Religion wird für ein Bruchſtück der Urreligion gehalten, durch deren Ausartung die mancherley Religionen in der Welt entſtanden ſind. Hr. v. Uwaroff glaubt, daß die ſogenannten kleinen Myſterien nur einen vernünftigen Polytheismus, die großen aber die beyden Grundlehren der wahren Religion, Einheit Gottes und Unſterblichkeit der Seele, enthielten. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 50. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Briefe an eine Dame über Theologiſche Literatur.

Zweiter Brief.

Der Hofmeiſter Ihrer Kinder, gnädige Frau, hat ganz Recht gehabt zu ſagen, meine Anzeigen theologiſcher Schriften wären gar zu oberflächlich. Ihm, der ſelbſt ein Theologe iſt, müſſen ſie auch ſo vorkommen; ſie ſind aber auch gar nicht für ihn und ſeines Gleichen geſchrieben. Die Damen, und wohl neun Zehntheile der Herren, nehmen wenig Theil an der theologiſchen Literatur, und wollen höchſtens nur ſoviel davon wiſſen als hinreicht, um nicht ganz fremd darinn zu ſeyn, und um bey Gelegenheit, wenn Prediger in der Geſellſchaft ſind, ein Geſpräch zu unterhalten. Größer, und folglich ſeltener, iſt, liebe Freundin, Ihre Wißbegier; allein Sie haben auch gar nicht darauf gezählt, dieſelbe durch meine Briefe zu befriedigen; Sie ſuchen und finden hier blos Andeutungen, um die Wahl Ihrer theologiſchen Lectüre zu leiten, und darum fahre ich fort, trotz Ihrem und allen Hofmeiſtern in der Welt, das düſtere Gebiet der Gottesgelahrten Schreiberey, wie eine Biene die Cypreſſen-Bäume, zu umſchwirren. Damit Sie mich aber, bey der lakoniſchen Kürze, deren ich mich befleißigen werde, ganz verſtehen, muß ich Sie nothwendig erſt damit bekannt machen, daß unſere theologiſche Literatur jetzt kein Paradies-Garten, ſondern ein botaniſcher Garten iſt, in dem jede Pflanze zu einer gewiſſen Claſſe gehört und ihre eigne Benennung hat, übrigens eine jede von der Andern glaubt und behauptet, daß ſie in die giftige Claſſe der Nachtſchatten gehöre. Alſo, liebe Freundin, merken Sie ſich folgende kurze Characteriſtik:

Unſere Theologen heißen Orthodoxe, Rechtgläubige, wenn ſie die Bibel als unmittelbare göttliche Offenbarung erkennen, nicht weiter grübeln und keinen Buchſtaben derſelben verrücken. Die dogmatiſchen Schriften von Storr, Reinhard und Auguſti enthalten dieſe Lehre in ihrer Reinheit. —

Sie heißen Rationaliſten, wenn ſie annehmen, Gott habe ſich durch die Natur, ſowohl in als außer dem Menſchen offenbart; wenn ſie die Vernunft für das Gefäß halten, aus welchem der Menſch die Religion ſchöpft; wenn ſie nur den verſchiedenen Grad der menſchlichen Bildung als Grund der Verſchiedenheit der Religionen angeben; wenn ſie die begeiſterten Seher blos für ausgezeichnet kluge Männer halten, folglich auch den heidniſchen Weiſen den Titel der Geſandten Gottes nicht abſprechen, und daran erinnern, daß ſelbſt der Kirchenvater Clemens von Alexandrien erklärte: die chriſtlichen Weiſen glichen den Bienen, welche aus den Werken der Heyden und Juden den Honig zuſammentragen. Ich nenne Ihnen hier beſonders den verſtorbenen Löffler, der in ſeinem Verſuch über den Platonismus der Kirchenväter viele ſolche Stellen geſammelt, und in ſeinem Prediger-Magazin zu beweiſen geſucht hat, daß das Chriſtenthum den Glauben an unmittelbare Offenbarung entbehren könne. Ich nenne Ihnen Herder, Wegſcheider, de Wette ꝛc., kann Ihnen aber nicht den Verfaſſer der Briefe über den Rationalismus nennen, der zwar viel Aufſehen gemacht, aber ſeinen Nahmen verſchwiegen hat. Der Profeſſor Tittmann in Leipzig hat zu beweiſen geſucht, daß dieſe Lehre zum Atheismus führe. —

Sie heiſſen ferner Naturaliſten, wenn ſie noch weiter gehen, alle göttliche Mitwürkung bey Entſtehung der Religionen leugnen, dieſe blos im Zufall ſuchen, die Wahrheit der heiligen Geſchichte beſtreiten. Ich erinnere Sie an die berüchtigten Wolfenbüttelſchen Fragmente, an die Harm's und an Mauvillon's Syſtem des Chriſtenthums, welcher letztere ſogar behauptet, das Chriſtenthum habe die verderblichſten Folgen gehabt. Dieſe Gattung von Theologen ſcheint vor der Hand mit Paalzows Hierocles ausgeſtorben zu ſeyn. —

Noch andere heißen Philoſophen, wenn ſie die Religion als Poeſie betrachten, und jede Prüfung verwerfen; wenn ſie blos die Phantaſie für fähig halten, Religion zu erzeugen und aufzunehmen, darum durchaus kein Dogma, ſondern neue Symbole, und einen prächtigen, durch die Künſte verſchönerten Gottes-Dienſt begehren. Solche myſtiſche, zum Catholicismus führende Poeſie hat beſonders Schelling in ſeinem Buche: Philoſophie und Religion gelehrt, auch Horſt in ſeiner Myſtrioſophie ꝛc. Dieſe Herren haben ſiegreiche Widerſacher an Tſchirner, Krauſe und Planck gefunden. —

Sie mögen Fanatiker heißen, wenn ihre Myſtik noch gröber und folglich verderblicher iſt, wie die Secten von Hauge in Norwegen, von Pöſchl und Cloos bewieſen haben. Selbſt Geiſtliche und andere Gelehrte ſind in ſolche heilloſe Irrthümer verfallen. So ein gewiſſer Friedrich, der über Glauben und Hoffnung des Volkes Gottes zu den Zeiten des Antichriſts geſchrieben — ſo Henke, der die Geſchichte einer neuen Würtembergiſchen Prophetin geliefert — ſo Kanne, der die Lebensläufe erwachſener Chriſten herausgegeben — ſo das Baſeler Sonntagsblatt, welches unter andern behauptet: ein Menſch, dem ſich Gott offenbare, brauche nicht tugendhaft zu ſeyn.

Endlich giebt es noch eine ſechste Claſſe von Theologen, die ich die Schwankenden nennen möchte, weil ſie nicht recht wiſſen was ſie glauben ſollen, ſeitdem die ſogenannte Natur-Philoſophie die Welt als Gott, die Sünde als leeren Schein und die Menſchen ſelbſt als ein Zufälliges der großen Subſtanz darſtellet; ſeitdem man mit dem Chriſtenthum bald dieſes bald jenes philoſophiſche Syſtem zu verſchmelzen ſucht. In Ruperti's theologiſchen Miszellen finden Sie alle dieſe Syſteme kurz dargeſtellt, auch die poetiſche Myſtik gehörig gewürdigt. Ein Ungenannter hat geſchrieben: die neue Kirche oder die Vernunft im Bunde mit dem Glauben, eine achtungswerthe Schrift, in welcher der Einfluß der verſchiedenen theologiſchen Syſteme auf den Zeitgeiſt ſinnig entwickelt iſt.

Nachdem ich Sie auf dieſe Weiſe mit dem Boden, auf welchem wir ſtehen, bekannter gemacht habe, wende ich mich nun wieder zu der neueſten theologiſchen Literatur, und hebe an mit der Geſchichte.

In einem Büchlein: Der Werth der chriſtlichen Dogmen-Geſchichte, hat der Verfaſſer, Nahmens Illgen, ſämmtliche Partheyen gutmüthig miteinander zu verſöhnen getrachtet, was doch weder ihm noch Andern jemals gelingen wird. Er zeigt in einem klaren, nur oft zu gedehnten Vortrage, welchen Einfluß Klima, Volkscharacter, Zeitalter ꝛc., auf die Geſtalt der Dogmen hatten, und meynt, man werde am Ende den Unterſchied zwiſchen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung ganz aufgeben müſſen.

Der Profeſſor Tittmann zu Leipzig hat das Verhältniß des Chriſtenthums zur Entwickelung des Menſchen-Geſchlechts zu erforſchen geſucht, eine Aufgabe, die ſo ſchwer iſt, daß des Verfaſſers Streben Dank verdient, wenn er ſie auch nicht genügend gelöſt haben ſollte. Denn bedenken Sie, liebe Freundinn, was Alles erforderlich iſt um zu beſtimmen, wie viel das Chriſtenthum auf den geiſtigen und moraliſchen Zuſtand des Menſchen-Geſchlechts gewürkt hat! nicht allein die Geſchichte der Völker, ſondern, faſt möchte ich behaupten, die Geſchichte eines jeden einzelnen Menſchen muß man ſtudirt haben; nicht allein was das Chriſtenthum in ſeinem Entſtehen war, muß man wiſſen, ſondern auch was es nach und nach durch ſo mannichfaltige hinzu gekommene Mittel der Cultur geworden iſt. Der Verfaſſer betrachtet freilich die Staaten, die Völker und die Menſchen vor Chriſto durch ſeine eigene Brille, und findet überall Mängel, wo er ſie finden will. Sehr viele ſeiner Behauptungen widerſprechen geradezu der Geſchichte. Wenn er z. E. die Abſchaffung der Sclaverey und das Aufhören der Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts zu den Verdienſten des Chriſtenthums zählt, ſo weiß jeder Schüler, daß die Sclaverey Jahrhunderte lang, und ſogar bis auf unſere Zeit, neben dem Chriſtenthume beſtanden hat, und zum Theil noch beſteht; daß erſt im neunten Jahrhundert ein griechiſcher Mönch mit leiſer Stimme ſich darauf berief, der Sclave ſey auch nach Gottes Bilde geſchaffen; daß erſt im 13. Jahrhundert der Verfaſſer des Sachſenſpiegels ſeine Gründe gegen die Leibeigenſchaft aus der Bibel hernahm, und daß ſelbſt der Apoſtel Paulus die Sclaverey nicht geradezu verwarf, ſondern die Sclaven mit dem Gefühl ihrer innern Freyheit in Chriſto tröſtete. Eben ſo verhält es ſich hiſtoriſch mit dem Begriffe von der Würde des weiblichen Geſchlechts, die das Chriſtenthum, beſonders bey den germaniſchen Völkern, ſchon antraf. Sehr unhiſtoriſch verfährt Hr. Tittmann ferner, wenn er den geiſtigen und moraliſchen Zuſtand der Welt vor Chriſto als durchaus bejammernswerth, und den nach Chriſto als allgemein beneidenswerth darſtellt. — Er hat auch eine Offenbarungs-Theorie geſchrieben, mit der ſich aber ſeine hier geäuſſerten nachtheiligen Begriffe vom Judenthum nicht wohl vereinigen laſſen; denn wenn würklich Gott ſelbſt den Juden ihre Religions-Begriffe beygebracht hat, warum nennt er dieſe verderblich? und warum ſchildert er ſie ſo abſcheulich? — doch verzeihen Sie dieſen Seitenſprung. Ich will ja nur berichten, keineswegs richten.

Von Gieſeler's hiſtoriſch-kritiſchem Verſuch über die Entſtehung und die früheſten Schickſale unſerer Evangelien kann ich Ihnen eigentlich weiter nichts ſagen, als daß er nicht für Sie geſchrieben iſt. Dem Verfaſſer zufolge brauchte die erſte chriſtliche Kirche gar keine ſchriftlichen Evangelien, ſondern hielt ſich blos an die mündliche Ueberlieferung. Ich weiß nicht, ob Sie den bittern Vorwurf kennen, den Celſus den Chriſten machte, daß ſie nemlich wie Betrunkene ihre Evangelien drey, vier und mehrere male umgeändert hätten? Dieſer Vorwurf ſteht im Origenes, und Hr. Gieſeler ſucht ihn zu entkräften. Polykarp war der erſte, der in ſeiner Gemeinde zu Smyrna die heutigen vier Evangelien einführte, worauf ſie ſich ſchnell bis nach Rom verbreiteten. — Sie wollen auch etwas von des Grafen Stollberg Geſchichte der Religion Jeſu wiſſen? Sie kriecht langſam vorwärts, iſt im Dreyzehnten Bande erſt bis zum Jahr 395 vorgerückt, bleibt immer nur Chronik und wird ſich nie zum Range der Geſchichte erheben. Sie können unter andern aus dem letzten Bande lernen, daß der heilige Hieronymus gegen alle unſittliche Begierden das Studiren des Hebräiſchen und Chaldäiſchen empfahl; wir wiſſen aber daß ein unheiliger Hieronymus im Purpur ſich daran nicht kehrt. In unſern Tagen hat Timotheus Hermes zu demſelben Zwecke die Erlernung des Generalbaſſes empfohlen. Uebrigens half das Studium jener ſchweren Sprachen dem heil. Hieronymus auch nicht immer, obgleich ſeine Begierden, nach unſern Begriffen, keineswegs unſittlich waren; denn er las nur gern die Claſſiker, bis er einſt im Traume vor dem Throne des Weltenrichters ſtand, der, auf ſeine Behauptung, er ſey ein Chriſt, ihm antwortete: Du lügſt! Du biſt ein Ciceronianer! Da ermannte er ſich und warf die Heyden in den Winkel. —

Ein Buch, das halb und halb zur Religions-Geſchichte gehört, möchte ich Ihnen wohl empfehlen, denn ſie werden Unterhaltung und Belehrung darin finden. Es iſt die Dämonomagie oder Geſchichte des Glaubens an Zauberey ꝛc. auch nebenher vom Hexen-Proceß, und eine Beſchreibung des Hexenthurms zu Lindheim in der Wetterau. Der Verfaſſer iſt der heſſiſche Kirchenrath Horſt, der ſelbſt darauf rechnet, auch von gebildeten Frauen geleſen zu werden. Jener Thurm, in deſſen Nähe der Verfaſſer wohnt, hat das ganze Werk in zwey ſtarken Bänden veranlaßt, iſt auch in Kupfer geſtochen davor zu ſchauen, weil in der Mitte des 17 Jahrhunderts mehreremale Hexen darin ſaßen, auch wohl in demſelben hingerichtet wurden. Im erſten Theile finden Sie eine Parallele zwiſchen dem Zauberglauben der Heyden und dem der Chriſten, wobey keine Parthey der andern vorwerfen kann, daß ſie die tollſte wäre. Der zweite Band enthält die Geſchichte der eigentlichen Hexerey, und wenn Sie trotz ihres Reichthums an Geiſte, etwa noch Geiſter citiren wollen, ſo finden Sie hier auch Beſchwörungs-Formeln und Charactere und die ſogenannten 7 — 9 Siegel. Der Verfaſſer hat leider Recht zu glauben, daß ein ſolches Werk Zeitgemäß iſt, weil ſo viele Menſchen jetzt gleichſam nach Wundern ſchmachten; darum ſcheint mir aber auch die Verbreitung dieſes Buches in mancher Hinſicht bedenklich, ſo gut es der Verfaſſer auch immer gemeint hat; denn es wird ihm gehen wie jenem Prediger, von dem neulich im literariſchen Wochenblatte die Rede war, der über die geträumten Lotto-Nummern warnend und ſpottend predigte, beyſpielsweiſe einige Nummern nannte, und erfahren mußte, daß manche aus ſeiner Gemeine gleich nach der Predigt hingelaufen waren, ſie zu beſetzen. So möchte ich faſt darauf wetten, daß manche Leſer dieſes Buches die Kraft der Beſchwörungs-Formeln verſuchen werden, wenn ſie nicht etwa kurz zuvor des Predigers Cleymann erſten Unterricht im Chriſtenthum geleſen und beherzigt haben; denn da heißt es von den Dämonen: „die Juden glaubten (alſo die Chri„ſten nicht?) daß einige dieſer höhern Weſen geſün„digt haben und von Gott verſtoßen worden ſeyen. „Dieſe gefallenen Engel nannten ſie Teufel. Sol„che Teufel konnten, nach ihrer Meynung, die Men„ſchen zum Böſen verführen, und auf mancherley Weiſe „plagen. Sollte Gott, der gütige Vater, dies wohl „zugeben können?“ — Das Austreiben der Teufel erklärt der Verfaſſer: Jeſus habe die Menſchen von gewiſſen ſchrecklichen Krankheiten geheilt. Sie ſehen, der Mann iſt ein Rationaliſt, oder gar ein Naturaliſt. Der Glaube an die Dämonen ſtützt ſich doch immer auf die Bibel, und ſo möge mein Bericht hier einen ſchicklichen Uebergang von der Geſchichte zur Bibel finden.

Welche Anfechtungen die Altonaer Bibel erlitten, wiſſen Sie, obgleich der Paſtor Funk ſie mit Zuſtimmung des gelehrten Superintendenten Adler herausgegeben. Das wiſſen Sie aber nicht, daß ſchon 1808 Münſcher zu Marburg die lutheriſche Bibel berichtigte und erklärte, daß dieſe in ganz Kurheſſen verbreitet und geleſen worden, und daß weder Huhn noch Hahn darnach gekräht hat. Wieder einmal ein Beyſpiel von der unbegreiflichen Albernheit oder Bosheit der Menſchen, dieſelbe Sache verſchieden zu beurtheilen, weil ſie von verſchiedenen Perſonen herrührt. Der Paſtor Dirk hat belehrende Warnungen an die Leſer der Altonaer Bibel geſchrieben, und ſucht zu beweiſen, daß Funk Eine Bibel-Wahrheit nach der andern vertilgen wolle. Ich will Sie nicht mit dieſem Streite behelligen, obgleich Hr. Dirk die Königin von Dännemark damit behelligt hat, denn ihr iſt ſein Werk zugeeignet.

Die Bibel-Geſellſchaften bleiben auch nicht ohne Anfechtung. Schröter wünſcht, in zwey gedruckten Briefen, daß ſie auch bibliſche Geſellſchaften werden möchten, nemlich ſolche, die durch ihr Leben und Streben den Geiſt der Bibel, den Geiſt des Chriſtenthums unter den Menſchen verbreiten; wovon freylich, unter uns geſagt, noch wenig zu merken iſt. Im Ganzen werden noch viele Zweifel gegen die Bibel-Verbreitung aufgeworfen: ob ſie auch zu einem allgemeinen Hausbuche ſich eigne? ob ſie ohne Erklärung für Verſtand und Herz genießbar ſey? ob es nicht voreilig ſey anzunehmen, daß Mahomedaner, Perſer und Indianer durch das bloße Leſen der Bibel in ihrer Mutterſprache ſich zum Chriſtenthume neigen würden? ob nicht durch die Bibel-Geſellſchaften die Bibliolatrie befördert werde? Alle dieſe Zweifel hat der Antiſtes Heß in Zürich beantwortet in einer Schrift, welche den Titel führt: Das Vorſehungsvolle der immer weitern Bibel-Verbreitung in unſern Tagen, eine Schrift, die ſchon als das Wort eines denkenden und gelehrten Greiſes, der ſein ganzes Leben der Bibel gewidmet hat, der Aufmerkſamkeit würdig iſt. — Hingegen hat ein Ungenannter Luthers Geiſt zu den proteſtantiſchen Fürſten reden laſſen. Er äuſſert ſeinen Unwillen darüber, daß die Bibel-Geſellſchaften die unvollkommene lutheriſche Ueberſetzung aufs neue verbreiten, und verlangt, man ſolle die Bibel-Geſellſchaften ſiſtiren, bis eine beſſere Ueberſetzung vorhanden ſey. — In Wachlers theologiſchen Annalen ſteht eine freymüthige Erklärung, die Bibel-Anſtalt im Grosherzogthum Heſſen betreffend, in welcher es heißt: die Brod-Noth ſey größer als die Bibel-Noth; der gemeine Mann leſe ſelten in der Bibel, und wenn er ſie leſe, ſo verſtehe er ſie nicht; daraus entſtünden Schwärmer, Wundergläubige, Verrückte, deren der Verfaſſer in ſeiner 34jährigen Amtsführung viele gekannt haben will. Gute Lehr-Anſtalten fehlten mehr als Bibeln, und wir würden jezt ſchon nahe am Ziele ſtehen, wenn nicht ein Buchſtaben-Geiſt aus England herüber geweht wäre. — So verſchieden ſind die Anſichten der Geiſtlichen! —

Auch von Predigten und Erbauungs-Büchern halte ich mich verpflichtet Ihnen kurze Notizen vorzulegen. Wenn Sie über moraliſche Gegenſtände etwas recht ſinniges leſen wollen, ſo leſen Sie Löfflers nachgelaſſene Predigten. Vielleicht werden Sie ſich aber an ein Vielleicht des Verfaſſers ſtoßen, wenn er im zweiten Bande ſagt: Kaiphas war vielleicht ein wohlwollender aber irrender Patriot.

Das neuſte Magazin von Predigten, welches Hanſtein, Eylert und Dräſeke herausgeben, empfehle ich Ihnen beſonders wegen Dräſeke's herrlichen Gelegenheits-Reden. Derſelbe hat uns auch mit drey vortrefflichen Predigten beſchenkt, über die wichtige Frage: „Ordnet ſich das Leben nach unſerer Freyheit? oder nach höherer Beſtimmung?“ Da heißt es unter andern: „Kein Menſch kann weiter gehen als er ſoll. Die Ziele ſind geſteckt, die Schranken gemeſſen, die Kräfte gewogen, die Mittel verglichen. Der Ruf ertönt, wir treten ins Leben, und unſer Theil wird uns vom Herrn gegeben.“ Mit Recht verſichert dieſer treffliche Redner, wenn man ſeine Lehren wohl erwäge, „ſo werde Alles heilig was uns angehört, theuer was uns wohl thut, leicht was uns obliegt, ſanft was uns ſchmerzt, willkommen was uns erwartet.“ Was ſich nur immer über die ſchwierige Materie von der menſchlichen Freyheit von der Kanzel ſagen ließ, finden Sie hier auf die anziehendſte Weiſe vorgetragen.

Natter's Predigten über Todt und Grab werden Ihnen nichts neues darbieten. Der Gegenſtand iſt bekanntlich ſchon ſehr oft abgehandelt worden, unter den Katholiken von Feder und Werkmeiſter, unter den Proteſtanten von Ammon, Marezoll, Troſchel, Reinhard u. a. m. Allein auch dieſe Predigten verdienen einen Platz unter den genannten. Auch Uſeners Lehre und Troſt der heil. Schrift für Kranke und Sterbende iſt eines der beſſeren Erbauungs-Bücher. — (Fortſetzung folgt.)

Gedichte.

Herr von Laßberg hat eine Sammlung altdeutſcher Gedichte herausgegeben, welche ſehr verdienſtlich ſeyn ſoll, da keine deutſche Geſchichte, beſonders keine Bildungs- und Kunſtgeſchichte, möglich ſey, bevor nicht der unermeßliche Reichthum unſerer alten Dichtung gründlich erforſcht und bearbeitet worden. Wir bekennen in Demuth, daß der Himmel uns keinen Sinn für dieſen Reichthum verliehen hat, ſondern daß er uns vorkommt wie eine alte Plunder-Kammer von lauter abgelegten und abgenutzten Sachen. Wir haben auch noch keinen einzigen Mann von Geſchmack gefunden, der ſolche Sammlungen hätte leſen können oder mögen. Manche Eltern pflegen die kleinen Schreibereyen aufzubewahren, die ihre Söhne in der Kindheit verfertigt haben, aber nicht um ſie, wenn jene zu reifern Jahren gekommen, als köſtliche Machwerke anzupreiſen; ſondern zur angenehmen Erinnerung, und um zu zeigen, daß die Knaben auch damals ſchon Talent verriethen. So, meynen wir, ſollte man es auch mit den altdeutſchen Liedern machen, deren bey weitem größter Theil doch gar zu kindiſch iſt. Indeſſen, wer anders fühlt — oder vielmehr es dahin gebracht hat ſich einzubilden, daß er anders fühle — dem gönnen wir von Herzen ſein Vergnügen.

Der Doctor Schmitz, Lehrer der engliſchen Sprache zu Frankfurt am Mayn, hat die Stadt zum neuen Jahre mit Sinngedichten beſchenkt, in welchen er verſichert, daß auf Frankfurts göttlichen Fluren Kunſt und Natur ſich ein Eden erbaut habe. Die Hexameter und Pentameter fließen ihm dermaaßen, daß ſogar der Titel ſeines Werkleins auf ſeine Manier darinn abgefaßt iſt:

„Sinngedichte zum Neujahrs-Geſchenk für die freye
Stadt Frankfurt,
„von Doctor Bernhard (oder Blaſius)
Schmitz, Lehrer der engliſchen Sprach.“ —

Der Herr Profeſſor Rheſa in Königsberg hat das Jahr in vier Geſängen, ein ländliches Epos, aus dem Litthauiſchen des Chriſtian Donalritis in's Deutſche übertragen. Dieſer Donalritis wurde 1714 gebohren, und war ein Tauſend-Künſtler, denn er machte Thermometer und Barometer, ſchliff optiſche Gläſer, baute Fortepiano's, ſpielte auch darauf, war ein tüchtiger Gärtner und ein tüchtiger Poet. Er hat Gedichte in hebräiſcher, griechiſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache hinterlaſſen, correſpondirte auch mit ſeinen Freunden in Verſen und ſtarb 1780. Die, hier zum Erſtenmal abgedruckten, vier Jahreszeiten ſollen ſein Meiſterwerk ſeyn, ein bleibendes Denkmal der litthauiſchen Sprache, ein Muſter litthauiſcher Dichtkunſt und Beredſamkeit. Ueberdieß hat er in reinen Hexametern gedichtet, zu einer Zeit, als er von dem erſt aufblühenden Klopſtock gewiß noch nichts gehört hatte. Herr Rheſa hat ihm das in deutſcher Sprache nachgethan, aber nicht mit gleichem Glücke.

Kämpfe der Zeit in zwölf Gedichten von Ludwig Robert ſind erſchienen. Wenn wir mit einem alten Sprüchwort ſagen: ſie ſind nicht Fiſch nicht Fleiſch, ſo wollen wir damit eben noch keinen beſondern Tadel ausſprechen, denn etwas kann nicht Fiſch nicht Fleiſch, und doch eine recht gute Speiſe ſeyn; wir wollen nur dadurch andeuten, daß nichts eigentlich hervor ſchmeckt, nicht Ode, nicht Ballade, nicht Lehrgedicht ꝛc. Zur Ode rechnet z. B. der Verfaſſer ſeine Morgenglut, die den Brand von Moscau verherrlichen ſoll. Da heißt es:

Ja, ihr Völker, ja!
Staunet, jubelt! eine That,
Eine Wunderthat geſchah,
Wie die Welt ſie nimmer ſah,
Ja, die ſie unmöglich dachte,
Eh' in heiliger Leidenſchaft
Eines reinen Urvolks Kraft
Heldenmüthig ſie vollbrachte!
Wo beginnen?
Wie vollenden?
Welche Rednerblume ſpenden?
Welches Bild erſinnen?

Den Volks-Balladen-Ton hat der Verfaſſer folgendermaaßen zu treffen geglaubt:

Iſt es denn wahr, was man ſich ſagt,
Und was man nicht zu glauben wagt,
Weils gar zu glücklich wäre;
Nemlich, man ſpricht, Napoleon
Sey auf dem vollen Rückzug ſchon
Mit dem gewaltgen Heere. — —

Die Leipziger Literatur-Zeitung liefert eine intereſſante Ueberſicht der vaterländiſchen Dichtkunſt, aus der wir einiges pikante ausheben. Herr von Hundt (in ſeinen Gedichten Harfe und Speer) hat Buonaparte'n herausgefordert, und behauptet:

Hätte Gott noch keine Hölle,
Schaffen müßt er ſie für Dich!

Welche Hyperbel, ſo wie überhaupt das viele Rachegeſchrey und Fluchen auf anders meynende vom Recenſenten ihm verargt wird.

Aber Herr Müller in ſeinen Patriotiſchen Krieges- und Sieges-Liedern iſt auch ein wenig derb, wenn er St. Cyr einen Schuft nennt; wenigſtens iſt das keine Poeſie. Ueberhaupt findet der Recenſent, daß Italiäner und Franzoſen den Kriegeriſch-verhöhnenden Ton lange nicht ſo in ihrer Gewalt haben, als die Deutſchen; ein ſehr zweydeutiger Vorzug, um den uns Jene ſchwerlich beneiden werden. Das Ausland kennt weit weniger dieſe Aftergeburt politiſcher Poeſie, die im Schimpfen beſteht, und doch immer irgend einer Gewalt ſchmeichelt.

In des Grafen Stollberg vaterländiſche Gedichte hat ſich folgendes ſaubere Epigramm verirrt:

Du wähnſt, es hätten Freyheit die Franzoſen?
Kehr's um, die Freyheit jen'r Ohnehoſen
Hat die Franzoſen.

Ein Herr **Schröder**, der **zur Erinnerung für ſeine Waffenbrüder** gedichtet hat, giebt den Rath, alle franzöſiſch Geſinnte aus Deutſchland zu jagen, meynt aber, dann bliebe uns nichts übrig, als was auf **Vieren** krieche (Man könnte daraus folgern, daß der Dichter ſelbſt entweder franzöſiſch geſinnt iſt, oder auf Vieren krieche.) — Göthe wird arg von dieſem Dichterling mitgenommen. Götz von Berlichingen ſchreibt an Göthe eine Strafepiſtel, weil er nie auf die Franzoſen geſchimpft hat und ſagt unter andern:

— Mehr als todt, unwerth der Leyer
Iſt, wer zur Deutſchen Siegesfeyer
Ein Barde — nicht die Deutſchen ruft.

Dagegen hat ein Anderer gemeynt: ein **Welt-Friede** wäre zu theuer erkauft, wenn dadurch auch nur ein **Blättchen** von **Göthe's** Lorbern welken könnte. (Welche Extreme!)

Das neue Deutſche Commers- und Liederbuch liefert, neben manchen alten, guten und feinen, auch manches neue, ſchlechte und grobe, unter andern das ſogenannte **Verſchißlied**, womit die Jugend ſich anmaaßt einen Bannfluch über Burſche und Nicht-Burſche auszuſprechen, und welches vermuthlich bei der neuſten Göttinger Begebenheit geſungen worden iſt. Aber alles das wird heilig geſprochen durch ein **geſungenes** Fechten fürs Vaterland, durch „dem Deutſchen Treu, dem Franſchen Haß.“ Das iſt die Cardinal-Tugend, die alle Lüderlichkeit verſöhnt.

Ein beſſerer Geiſt, eine reinere Vaterlandsliebe webt in den **Poetiſchen Verſuchen** von **Wünning** und in den **Liedern aus der Fremde**, von ſächſiſchen Kriegern während ihrer Trennung vom Vaterlande geſungen.

Kaltſchmidts Gedichte ſind vorzüglich den Schickſalen der Hanſeeſtädte gewidmet.

Kanngieſſers Oden verherrlichen (oft ohne Ramlers Talent) die Kriegsthaten der letzten Jahre, laſſen den König von Preuſſen „fürchterlich aufſteigen und muthige Helden mit **Engelſeelen** (!) zur Schlacht führen.“

In **Max von Schenkendorfs Gedichten** finden ſich zwar auch alle Gemeinplätze der neudeutſchen Dichtkunſt, und manches durch übertriebenes Loben und Haſſen verſalzen, hingegen auch manches durch feine, dichteriſche Züge ausgezeichnet. Des leichten Reimes iſt der Dichter mächtig, und die Sprache ſinkt nie in's Unedle herab.

Wie viel' auch ſind der Stufen
Am Thron der Ewigkeit,
Ein Volk iſt hoch berufen
Vor Allen weit und breit:
Das iſt das Volk im Herzen
Der heilgen Chriſtenwelt,
Das feſter alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das iſt ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft,
Das iſt die Gottes-Weyhe,
Die Deutſchlands Würde ſchaft.

Von **Seume's Gedichten** dürfen wir nur erwähnen, daß **Clodius** die **vierte** Ausgabe beſorgt hat. Manche ältere würkſamere Lesart iſt wieder hergeſtellt, manche kleine Dunkelheit weggeſchaft worden.

Der Medicinal-Rath **Wendelſtadt** hat ein **Heldengedicht** in vier Geſängen, die **Völker-Schlacht von Leipzig** geſungen, hat ſich dazu in Kupfer ſtechen laſſen, und ein Profeſſor **Abel** hat Anmerkungen und Erläuterungen dazu geliefert. Dieſer Herr **Abel** erzählt: **Göthe** habe dem Wunſche nicht entſprochen, ein ſolches Gedicht zu ſchreiben, allein wir könnten uns kühn durch Hrn. **Wendelſtadt** dafür entſchädigt halten, denn wir hätten noch kein würdigeres Gegenſtück zu **Homer's Iliade** (ſage **Homers Iliade**) als dieſes Wendelſtädtiſche Werk, dieſe **Lipſiade**, gegen welche alle **Meſſiaden**, **Henriaden**, **Aeneiden** und **Noachiden** verſchwinden. Hier zur Probe eine Stelle, in welcher die bei Leipzig zuſammen gedrängten Völker aufgezählt werden:

Aus Tobolsk, Irkuzk, Belohamskoy, Jadinskoy Jeratſchin,
Tſchelſinska, Oſtrog, Jumeen, Humari, Naunkoten
Tetminsko, Conga, Küngusja Turuchan, Wilſchezk,
Tibazki, Gajanow, Uelly, Wekatum Woskreſenskoy.
Hörſt du die Nahmen gereiht, ſo hörſt du die Ruſſen auch reden.

(Die Ruſſen werden hier viele Orte finden, die ſie in ihrem Leben nicht haben nennen hören)

Bisweilen hat ſich auch **Satyre** in dieſes **Epos** gemiſcht, denn für etwas anders als **Satyre** kann der Herausgeber dieſer Blätter die folgenden Zeilen unmöglich halten:

„Lächelt uns doch, wie heitere Sonne, der Vorſchlag des Mannes,
Welcher das Herz der Deutſchen mit ihrem Geiſte gewonnen,
Sophokles huldigt er, wie Shakeſpear, der tragiſchen Muſe,
Ariſtophanes-Scarron wenn er den Komus verherrlicht,
Xenophon-Hume, wenn er im Tage ſchwelgt und der Vorzeit,
Kotzebue kennſt du und liebſt den launigen Dichter.“

Uebrigens erzählt uns Hr. **Abel**, daß Herr **Wendelſtadt** ſeine Hexameter mit platt auf den Tiſch gelegter Hand verfertigt, und dabei mit den

Fingern gleichſam die Taſten eines Klaviers eindrückt.

Auch der Prediger Schmidt im Rübenlande Teltow hat die Völkerſchlacht bei Leipzig, aber nur in Einem Heldengeſange, nach ſeiner bekannten Weiſe, rechtleicht verſifizirt.

Hingegen hat Hr. Hempel ſich den Spas gemacht, Napoleon den Großen in nicht weniger als 28 Barden-Geſängen zu ſchildern, die alſo ſchließen:

Er kam ſich Ruhm zu hohlen,
Doch das gelang ihm ſchlecht,
Der zweite Krieg in Polen
Hat uns an ihm gerächt.
Er kam uns heim zu ſuchen,
Von Stolz und Geitz geweckt,
Ihm wird noch Deutſchland fluchen,
Wenn Staub ihn längſt bedeckt

Zu rühmen iſt an dieſem Dichter, daß, wenn die Begeiſterung ihm etwa hinreißen will, er plötzlich ruft:

Doch Muſe ſchweig! du kommſt in Hitze.

Das Morgenlied der freyen Deutſchen in ſechs Geſängen von Oelsner, iſt gut gereymt und weiter nichts. Das Herrmannsfeſt von Förſter, iſt ein grüner Eichenzweig, auf Theodor Körner's Grab niedergelegt. Dieſes Grab findet man hier auch von Veith in Kupfer geſtochen.

Die alten Sagen zu Fallrum am Teuteburger Walde, die Herrmanns Schlacht betreffend, hat der Freyherr von Hammerſtein geſammelt und dadurch, obgleich in Proſa, mit einer wahren vaterländiſchen Poeſie uns beſchenkt. —

Der heilige Kilian und das Liebes-Paar iſt ein ſchlüpfriger, ſonſt aber mit Humor und Witz reich ausgeſtatteter Nachlaß von Thümmel, dem noch als 72 jährigen Epicuräer ſeine Muſe ein Schäferſtündchen verwilligte. Beym Erdbeben von Meſſina fanden Ritter Wolf und die ſchöne 15 jährige Agneſe ſich plötzlich in einem Weinkeller zuſammen, in den beide hinabgeſtürzt waren:

Wenn der Erſtaunten Wange brennt,
Die Bruſt ſich hebt, die Augen funkeln,
Sie dem Tyrann zuletzt bekennt
Was Er nur will — ſagt, welch Talent
Mahlt ſolche Scenen wohl — im Dunkeln?

Thümmel mahlt ſie aber doch, und — wie nicht zu leugnen iſt — mit den lebhafteſten Farben. — Vier ſchöne Kupfer zieren das Ganze, dem noch einige Jugendarbeiten Thümmels angehängt ſind, die wir gern entbehrt hätten. —

Mit typographiſchem Schmuck nicht minder reich verziert ſind die Gedichte von Melliſh, beſonders merkwürdig dadurch, daß der deutſche Dichter ein Engländer iſt, der aber zu Weimar im Umgange mit Wieland, Göthe, Herder und Schiller alle Geheimniſſe unſerer Sprache ihnen ablauſchte. Die zweite Hälfte des Büchleins füllen Ueberſetzungen aus dem Deutſchen in's Engliſche, nach Hölty, Matthiſon, Göthe, Schiller, Bürger, auch engliſche Originale, (die wir zu beurtheilen uns nicht herausnehmen) und Ueberſetzungen aus dem Deutſchen in's Lateiniſche u. ſ. w. Wir geben hier zwei Proben aus der erſten Hälfte, nemlich aus den urſprünglich in deutſcher Sprache verfaßten Gedichten:

Die drey Lehren. Freie Nachahmung von Schillers: drey Worte.

Drey Lehren nenn ich Euch inhaltsſchwer
Die ſinkende Menſchheit zu heben,
Von edlem Gemüthe rühren ſie her,
Sie zieren, beglücken das Leben;
Dem Menſchen iſt nimmer der Seegen geraubt,
So lang er noch an die drey Lehren glaubt.
Den geraden, muthigen Biederſinn,
Den Stempel der ewigen Tugend,
Der das Unrecht haßt und den ſchlechten Gewinn
O dieſen lehret der Jugend;
Denn die Lehre, die der Politiker lehrt
Die raubet dem Menſchen den ganzen Werth.
Die Bildung des Geiſtes, der edlen Vernunft,
Die Weisheit zeuget und Wahrheit,
Die den Menſchen trennet von der Thiere Zunft,
Die die Seele durchſtrömet mit Klarheit;
Sie breitet umher ein unſterbliches Licht,
Sie leuchtet der Welt und entzündet ſie nicht.
Und was iſt das dritte bedeutende Wort,
Die ſchönſte, die ſchwerſte der Lehren?
O pflanzt ſie von Munde zu Munde fort:
Die goldene Kunſt zu entbehren,
Denn wer das Unnütze entbehren kann,
Der bleibet der einzige freye Mann.
Die drei Lehren bewahret Euch inhaltsſchwer,
Vermacht ſie den ſpäteſten Erben;
Denn da ſie nicht ſtammen von außen her,
So können ſie nimmermehr ſterben.
Dem Menſchen iſt Seegen und Ehre geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Lehren glaubt.

Auf die ſogenannte Fichteſche Philoſophie.

Deine Lehre, o Fichte, hat manches Neue und Wahre;
Nur iſt das Wahre nicht neu, nur iſt das Neue nicht wahr.

Das Manuſcript von der Inſel Elba

iſt zu London im Druck erſchienen, ſoll durch Bertrand bekannt geworden ſeyn, und ſelbſt in Paris wird eine gewiſſe Authenticität ihm nicht abgeſprochen. Dieſe beſteht doch wahrſcheinlich nur in der Uebereinſtimmung der hier geäußerten Geſinnungen und Grundſätze mit denen, welche Buonaparte wirklich hegt. Der Herausgeber erzählt: Am 20ſten Februar 1815 um 2 Uhr Nachmittags habe Napoleon ihn rufen laſſen und ihm ein mit Bleyſtift geſchriebenes Blatt eingehändigt, um es in's Reine zu ſchreiben, wozu er drei Stunden gebraucht habe, weil vieles darin ausgekrazt geweſen. Dieſes Blatt habe die Inhaltsanzeige der hier gelieferten Kapitel enthalten. Am 22. um 2 Uhr Morgens ſey er geweckt und abermals zu Napoleon gerufen worden, den er im Schlafrock und Schlafmütze auf ſeiner Terraſſe gefunden, und der ihm bis 10 Uhr Morgens dieſe Schrift, ſo geſchwind als man ſpricht, dictirt habe. Drey Mal habe der Schreiber ſeinen Fingern Ruhe gönnen müſſen, denn Napoleon habe in jeder Stunde 20 Octavſeiten dictirt. Am 26ſten ſchiffte er ſich bekanntlich ein, vergaß das Manuſcript und es blieb in den Händen des Schreibers, der, indem er es drucken läßt, in Napoleons Sinn zu handeln glaubt.

Das erſte Kapitel beſagt: wie im XVI. Jahrhundert der Pabſt, Spanien und die Sechzehn vergebens verſuchten, eine vierte Dynaſtie auf den Thron von Frankreich zu erheben, wie Heinrich IV ihn beſtieg, die Ligue beſiegte, allein nur regieren konnte, indem er ſich ehrlich an die Majorität der Nation anſchloß. — II. Kapitel: die Rechte der dritten Dynaſtie waren 1800 erloſchen. Die Republik wurde eine geſetzliche Regierung durch den Volkswillen, die Religion, den Sieg und die Zuſtimmung der europäiſchen Mächte. — III Kapitel. Die Revolution machte aus Frankreich eine neue Nation und ſchuf eine neue Ordnung der Dinge. — IV Kapitel. Das Volk gründete den Kayſerthron. Dieſe vierte Dynaſtie ſuccedirte nicht unmittelbar der dritten, ſondern der Republik. Dreymal wurde Napoleon vom Volke proclamirt, er wurde vom Pabſte gekrönt und von den europäiſchen Mächten anerkannt. Er ſah unter ſeinen Befehlen die Armeen aller Mächte des feſten Landes marſchiren. — V Kapitel. Das Blut des Kayſerl. Hauſes miſchte ſich mit dem aller Mächte von Europa. — VI Kapitel. Das Bündniß von 1813 hatte das Intereſſe der Bourbons nicht zum Gegenſtande. Die Alliirten ſchoben den jetzigen König erſt dann vor, als Napoleon ſich weigerte, die Zerſtückelung und die Schande des Reichs zu unterzeichnen. Sie triumphirten durch die Verrätherei der Marſchälle Marmont und Augereau und des Prinzen von Benevent. Sie demüthigten und ſchwächten Frankreich. — VII. Kapitel. Die alliirten Mächte hatten und haben kein Recht auf Frankreich. Ludwig iſt illegitim. Hätte er ſeine Krone von der Nation empfangen und einen conſtitutionellen Vertrag mit ihr abgeſchloſſen, ſo würde er das legitime Haupt der fünften Dynaſtie geworden ſeyn. — VIII. Kapitel. Ludwig behauptet ſeit 1794 regiert zu haben. Er erkennt alſo nicht den Tractat von Fontainebleau; die Republik und die vierte Dynaſtie ſind ihm illegitime Regierungen. Folgen dieſes Grundſatzes ſind die Emigrirten, die alte Geiſtlichkeit und die alten Privilegien. — IX. Capitel. Fernere Folgen deſſelben für die Geſetzgebung, die neue Geiſtlichkeit, den neuen Adel, die Armee, das Volk. — X. Kapitel. Ludwig, indem er den Thron der dritten Dynaſtie beſteigen will, ſetzt ſich auf einen Aſchenhaufen, iſt der Nation fremd, iſt ohne Recht und ohne Gewalt. In den innern Gemächern der großen Pyramide fand ſeit mehreren Jahrhunderten die Mumie eines Abkömmlings von Seſoſtris, mit allen Zeichen der Königswürde geſchmückt; als aber die Prieſter von Memphis ſie der Verehrung der Aegyptier ausſetzen wollten, zerfiel ſie in Staub, weil ſie weder die Wärme der Luft noch das Licht der Sonne ertragen konnte. —

Das iſt der Hauptinhalt der 10 Kapitel, durch den ſich die ganze .muthige Tendenz des Büchleins ſchon genugſam ausſpricht. Der **europäiſche Cenſor** (im neueſten Bande) hat es nicht der Mühe werth gehalten, das Büchlein zu widerlegen, und „den Herrn Engländern zu beweiſen, daß Bo„naparte's Raiſonnements eben ſo wenig taugen „als ſeine Politik.“ Wir glauben daſſelbe, und wollen nur noch ein paar lächeln erregende Stellen anführen. In einer Note pag. 17 ſagt der Herausgeber:

„Ich bin Augenzeuge geweſen von dem Wider„willen, welchen Napoleon gegen den Krieg mit „Preußen hatte, und wie ungern er ihn anfing. Er „war geneigt, dieſer Macht Hannover zu laſſen, und „einen Norddeutſchen Bund anzuerkennen. Er „fühlte, daß Preußen, da es von Frankreich nie „weder geſchlagen noch gedemüthigt worden war, (auch „nicht bei Gelegenheit des Marſches durch das Anſpa„chiſche?) kein Intereſſe hatte, welches dem ſeinigen „zuwider lief. Aber Einmal überwunden mußte es „auch vernichtet werden.“

Die zweite Stelle: „Indem die Alliirten den „Franzoſen eine verhaßte Familie aufdrangen, zer„ſtörten ſie bis in ihre Quelle jene **großmüthi„gen Geſinnungen**, welche ſeit dreißig Jahren „die Franzoſen beſeelt hatten.“ (Unglaubliche Unverſchämtheit!)

Dem jetzigen König von Frankreich wird unter andern vorgeworfen, daß er das große Band der Ehrenlegion nie trage.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

No. 51. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r. Band.

Briefe an eine Dame über theologiſche Literatur.

Zweyter Brief (Beſchluß)

Ich weiß, Sie zürnen ſeit meinem letzten Briefe auf den Diaconus Harms in Kiel. Nun ja, er iſt ein Zelote, und meiſt ein blinder Zelote; allein Sie müſſen doch annehmen, daß er ſeine Ueberzeugung ausſpricht, folglich es ehrlich meynt, und eine ehrliche Meynung ſollte nie angefeindet werden. Der Mann hat zwey Reformations-Predigten drucken laſſen, die viel ſchönes enthalten, wenn gleich die erſte den ſo leicht zu mißbrauchenden Satz predigt, daß wir allein aus Gnaden ſeelig werden, und unſere Werke, folglich unſer Wandel, nichts dazu beitragen. Erfreulich war es mir zu finden, daß Hr. Harms doch nebenher auch der Vernunft mit einiger Achtung erwähnt, indem er behauptet: nicht ſie ſtehe im Wege um zum Glauben zu gelangen, ſie weiſe, treibe und dränge vielmehr da hinan, man ſolle ſie nur nicht ſelbſt in den Weg ſtellen. Wen und was er unter dem man verſteht, ſagt er nicht; allein bemerken Sie, liebe Freundin, das Drollige in den Darſtellungen ſolcher Eyferer: ſie haben es erſtens mit der Vernunft zu thun, und zweytens mit einem Jemand, der die Vernunft gebraucht oder mißbraucht. Dieſer Jemand kann aber wieder kein anderer ſeyn als die Vernunft ſelbſt, und darum hatten Sie nicht Unrecht, neulich zu ſagen: die guten Leute wiſſen nicht recht was ſie wollen.

Der Dom-Prediger Kottmeier in Bremen hat eine Säcular-Predigt gehalten, in welcher
„die Jubeltöne wie Geiſterſtimmen durch die Lüfte
„ziehen und die Seelen ſich in unſichtbare Strömun-
„gen deſ geiſtigen Lebens eintauchen." Trotz aller dieſer Jubeltöne und Strömungen ſucht der Mann durch dieſe Predigt die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen in Bremen zu hindern, weil Luther nur Einigkeit, nicht Einheit gewollt habe. Dräſeke hingegen hat, auch in Bremen, eine treffliche Predigt über den Confeſſions-Unterſchied gehalten, und — es iſt ihm von manchen Theologen verdacht worden, daß er dieſe Materie auf die Kanzel gebracht hat; ob auch von ſeiner Gemeine? weiß ich nicht.

1818.

Auch mehrere katholiſche Geiſtliche haben durch gute Vorträge ſich ausgezeichnet. Der Kreuz-Weg, vom Erzprieſter Müko gehört unter diejenigen katholiſchen Erbauungs-Bücher, die ſich fern von ſchwärmeriſchen, roh ſinnlichen, abergläubigen Vorſtellungen halten, und deren Sprache einfach, rein und edel iſt. So ſind auch Gebrig's, des katholiſchen Pfarrers zu Ingolſtadt, Predigten in einem ſo löblichen Geiſte der Duldung geſchrieben, daß man kaum merken würde, welcher Gemeinde der Verfaſſer angehört, wenn nicht einige dieſer Predigten an Feſten katholiſcher Heiligen wären gehalten worden. Leider nimmt Herr Gebrig mit dem 12ten Bande Abſchied für immer von ſeinen Leſern, doch nicht ohne manche treffliche Ermahnung für junge Prediger, wie ſie aus folgendem Beyſpiele ſchließen mögen:

„Geh mit offenen Augen durch die Welt. Ohne
„Welt- und Menſchen-Kenntniß würckeſt du mit
„wenig Vortheil. Du haſt die Welt um dich und
„die Menſchen vor dir. Lerne dich ſelbſt kennen, mit
„dir kennſt du auch die Menſchen. Sey Freund der
„Philoſophie; ſie iſt deinem Geiſte, was deinem
„Körper das rechte Auge iſt; ſie lehrt dich Schein
„von Wahrheit ſcheiden; ſie zeigt dir die Grenze
„des menſchlichen Wiſſens und macht dich demüthig.
„Durch ſie kommt Leben und Ordnung in deine Ver-
„träge; ohne ſie wirſt du nur ein fader Schwätzer.
„Beſſere täglich an dir; eine einzige Leidenſchaft
„giebt eine ſchiefe Richtung. Bilde deine Sprache; das
„Wahre, ſchön geſagt, würkt dreyfach. Die Men-
„ſchen kommen zu dir im Feyerkleide. Feyerlich ſey
„auch deine Rede; doch hüte dich vor dem Gezier-
„ten ꝛc." — Nicht wahr, Sie empfinden, gleich mir hohe Achtung für dieſen wackern Mann? — Seine Lehren hat Herr Zenger, auch ein Katholik, in ſeinen Homilien nicht befolgt. Der ſagt: die Wolken hätten den Herrn Chriſtus herabgeregnet und die Erde hätte die längſt gewünſchte Frucht, Chriſtum, hervorgetrieben — (Die Wolken müſſen alſo nicht herab, ſondern in die Erde hinein geregnet haben.) — Der ſieht zwey Wunder in der Geburt Chriſti, nemlich Erſtens: das Wunder der Liebe Gottes, und Zweytens das

Wunder der Blindheit der Menſchen. Der erzählt: „Weil Maria durch die Würkung des „Heil. Geiſtes empfangen hatte, ſo war ſie von dem „Fluche der Eva frey und den gemeinen Regeln „nicht unterworfen; ſie konnte darum, ſobald ihr „göttliches Kind gebohren war, demſelben ſogleich „alle mütterliche Dienſte ohne einen fremden Beyſtand erzeigen." Die unbefleckte Empfängniß Mariens erklärt Hr. Zenger durch das Bild eines Sonnenſtrahls, der durch ein Glas geht ohne es zu bemackeln. Ferner erzählt er: der Stall, in welchem Chriſtus gebohren worden, ſey halb zuſammen gefallen geweſen. Chriſtus habe in einer hölzernen Viehkrippe gelegen, in verächtlichen Windeln, zwey unvernünftige Thiere, nebſt Joſeph und Maria, hätten ſeinen ganzen Hofſtaat ausgemacht, Froſt und Kälte hätten ihn gepeinigt, Stroh und Stoppeln ſeine zarten Gliedmaaßen verlezt, die Viehkrippe ſelbſt ſey eine Art von Folter geweſen. Durch die beyden unvernünftigen Thiere ſeyen die zwey Mörder am Kreuze vorbedeutet worden, zwiſchen welchen Chriſtus habe hängen wollen. Sehr weitläuftig beſchreibt auch Hr. Zenger, wie Maria und Joſeph nach Bethlehem gekommen, aus einer Gaſſe in die andere gezogen, die Stadt auf und abgezogen, gebeten, geſucht und nirgend eingelaſſen, ſogar von ihren Freunden zurückgewieſen worden; wie die Nacht eingebrochen, das Getöſe der vielen Fremden ihre Verlegenheit vergrößert und ſie endlich in eine Berghöhle getrieben habe. Schade nur, daß von alle dem im neuen Teſtamente nicht ein Wort ſteht.

Ein würdiges Seitenſtück zu dieſen Homilien hat der Weltprieſter Münſter geliefert in ſeinem frommen Chriſten im Gemüthe, und Glauben zu Gott. Da heißt es unter andern: „Euch, ihr glücklichen Eltern, du heiliger Joachim „und du heilige Anna, die ihr wegen eures ſeeligen „Lebenswandels gewürdigt war, der Welt ihr Unſchätzbarſtes zu geben, empfiehlt mich Eurer „himmliſchen Tochter ꝛc." — Auch der Vicar Ganz mit ſeinen Predigten über freygewählte Texte gehöret hieher. Er war in ſeiner Jugend zum Schneiderhandwerk beſtimmt, und hätte in Gottes Nahmen ein Schneider werden ſollen. Statt deſſen zog er mit der Frau v. Krüdener herum, und ließ Predigten drucken, in welchen es heißt: die Apoſtel hätten verſucht, mit dem Dünger des Evangeliums Jeſu das jüdiſche Volk zu retten. So wurden einſt die Apoſtel mit Hunden verglichen, welche die Gewiſſensſchwären der armen Heyden leckten, gleichwie die Hunde die Schwären des Lazarus geleckt haben. — Dahin gehören ferner Jänigel's chriſtliche Reden, ſo wie ſeine vertrauten Reden an junge Diener der Kirche, wo von derben Fauſtſchlägen, die man der Wahrheit giebt, geſprochen wird, und wo Paulus, vor ſeiner Bekehrung, des Phariſäiſchen Hochmuths, des Brodtneides, der Mordſucht ꝛc. beſchuldigt wird; da Paulus doch von ſich ſelbſt ſagt: ich that es aus Unwiſſenheit. —

Damit Sie jedoch nicht glauben, ich ſpürte nur bey Katholiken dem Unſchicklichen nach, ſo eile ich, noch ein lutheriſches Bild in [illegible]ſer Gallerie aufzuſtellen. Die Däniſchen Predigten von Grundtwig haben einen Mann zum Verfaſſer, der mit Zeitalter und Zeitgenoſſen gewaltig unzufrieden iſt; der, wie er ſagt, ſeine Predigten fünf Jahre lang gehalten hat, ohne daß ein Einziger ſie ernſtlich zu Herzen genommen. Darum will er nun ſchweigen und zu Gott ſeufzen, denn es könne doch nichts nützen, wenn er wiederhohle, was Niemand hören wolle. „Was ſollte Gottes Reich dabey gewinnen, daß ich „alle meine Tage allein ſtehe und in die Wüſte rufe?" — Der Verfaſſer ſollte bedenken, daß die Leute wohl hören wollen, was gepredigt wird, daß es aber darauf ankommt, wie gepredigt wird. Ihm fehlt es an Paſtoral-Klugheit, Sanftmuth und Billigkeit; er übertreibt, und ſo verſcheucht er ſelbſt die Zuhörer aus der Kirche. Iſt es denn zum Beyſpiel wahr, daß Jeſus nie ſo verachtet und vergeſſen war als jezt? iſt es wahr, daß wir einer noch größern Reformation bedürfen, als in Luthers Tagen vorging? iſt es ſchicklich, iſt es klug, in einer Predigt gewiſſe Ausdrücke, durch welche Teufelszungen Chriſtum beſchimpft haben ſollen, auf der Kanzel zu wiederhohlen? Ausdrücke, die ſo entſetzlich blasphemiſch ſind, daß ich ſie in dieſem Briefe nicht einmal nachſchreiben mag. Würde Hr. Grundtwig ſolche gemeine Schimpfreden von der Kanzel zu wiederhohlen ſich erlauben, wenn ſie von dem Könige von Dänemark geſagt worden wären? und gilt Chriſtus ihm weniger als der König? —

Um den Artikel von Predigten und Erbauungsſchriften auf eine freundlichere Weiſe zu ſchließen, zeige ich ihnen an, daß von Ehrenberg's vortrefflichen Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlecht die dritte Auflage erſchienen iſt, die der Verfaſſer mit einer Rede über die, aus weiblicher Religioſität entſpringende Zuverſicht vermehrt hat. Um dieſer Rede willen, die das ſchöne, im ganzen Werke aufgeſtellte Ideal der Weiblichkeit vollendet, rathe ich Ihnen, die neue Ausgabe zu kaufen, und die ältere, welche Sie beſitzen, zu verſchenken.

Wenn Sie dieſes Geſchenk einer Frau machen, die das Buch nicht kaufen kann, ſo thun Sie ein gutes Werk an ſich und an ihr. Wenn auch gleich, wie Sie mir einmal ſagten, der Styl des Verfaſſers nicht zu den anziehendſten gehört, ſo kann man doch fürwahr ihn auch nicht unter die Abſtoßenden zählen. Die Frucht iſt ſo reif, ſo ſüß und ſo würzig, daß einige Flecken an der Schaale billig überſehn werden. —

Ich gehe nun zu theologiſchen Miſcellen über, und da ſtoße ich zuerſt auf den Papſt. Aus einer kleinen Schrift, des auch von Ihnen hochgeſchätzten Weſſenberg, über die Freyheiten der gallikaniſchen und deutſchen Kirche, hebe ich Ihnen folgende treffliche und treffende Stelle aus: „Freilich ſchleichen in unſerm Vaterlande römiſche Miethlinge umher, die ſich's zum ſchimpflichen Geſchäfte machen, die geachtetſten Männer unſerer Nation, die für die deutſche Kirchenfreyheit kämpfen, oder ſonſt durch edle Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe ſich auszeichnen, in Rom verdächtig zu machen; Sclavenſeelen, denen es nur in römiſchen Feſſeln wohl iſt. Man ſchreibt nicht nur, man läuft auch nach Rom; Mönche mit und ohne Mützen, Juden, Prinzen und Schwächlinge aller Art, die in ihrem Vaterlande nicht empor kommen können, ſuchen durch andächtige Grimaſſen, durch bösartige Denunciationen, ſich in Rom Gunſt und Anſehn zu verſchaffen.“

Auch Luthers Geiſt, in der oben erwähnten Schrift eines Ungenannten, begehrt ſehr ernſtlich, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſich mit den katholiſchen vereinigen ſollen, um die päpſtliche Macht zu ſchwächen, und nach dem Tode des jetzt lebenden Papſtes, das Papſtthum ganz aufzuheben, denn es ſey ein unverbeſſerliches Reich der Finſterniß. — Selbſt der katholiſche Pfarrer Frey in der Schweiz bekennt in einer Leichenrede: „Suchet keine Heilige in unſerm Stande, wir ſind auch Söhne Adams.“ Der Papſt wohl nicht minder. Hingegen wird in einem andern Schriftchen: Der Papſt im Verhältniß zum Katholicismus (welches die dritte Auflage erlebt hat!) der Papſt ein bleibendes Sprachorgan Gottes genannt. Freilich iſt dieß Organ bisweilen ſehr ſchmutzig geweſen, allein was ſchadet das? Kaiphas war auch ein böſer Bube, und prophezeyte dennoch. Das bleibende Sprachorgan Gottes war nicht ſelten ein Knabenſchänder, ein Giftmiſcher, ein Meyneidiger; aber was hat das zu bedeuten!

Geſchwind von etwas freundlicherem. In Ammon's Magazin für chriſtliche Prediger hat Dräſeke eine Auflöſung des Kriegs unternommen. Die Idee eines ewigen Friedens wird von ihm als keineswegs unerreichbar dargeſtellt. Wahrſcheinlich wird er alle Damen und beſonders alle Mütter auf ſeiner Seite haben; hingegen darf ich Ihnen auch nicht verhehlen, daß es ganz geſcheite Männer giebt, welche meinen, der Krieg laſſe ſich gar wohl mit dem Glauben an Gottes Walten und an die Vervollkommnungs-Fähigkeit des Menſchengeſchlechts verbinden. —

In einer ſogenannten Oppoſitionsſchrift für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit, von Schröter und Klein, beklagt der würdige Gabler mit tiefem Schmerz die Erſcheinung unſerer Tage, daß ſo viele, und meiſt junge Theologen ſich als hyperorthodoxe Eiferer geltend zu machen ſuchen, wie Calov und Quenſtädt zu ſprechen affectiren, und von einer verſtändigen Behandlung der Theologie zu einer wahrhaft unverſtändigen, von Vernunft zu Unvernunft übergehen. Der Grund davon liege entweder in der Sucht etwas Neues und Frappantes zu ſagen, oder in der Bequemlichkeit des blinden Glaubens, oder in einem verirrten religiöſen Bedürfniſſe nach Art der Quäker, Pietiſten u. ſ. w. Statt auf Gründe, ſtützen ſie ſich auf Machtſprüche, verachten oder laſtern die entſchlafenen großen Männer Erneſti, Semler, Jeruſalem, Herder u. ſ. w. Der wackere Gabler rühmt den lieberalen Geiſt, der ſeit 40 Jahren in Jena geherrſcht, die Halliſche Literaturzeitung fügt aber hinzu: es habe ſich dort jetzt auch ein Häuflein Finſterlinge eingeniſtet.

Merkwürdig iſt, daß ſelbſt in dieſer Zeitſchrift, gleich hinter Gabler, ein Mann auftritt, welchen, nach dieſen Prämiſſen, der Vorwurf, ein Finſterling zu ſeyn, nothwendig treffen muß. Es iſt der Profeſſor Baumgarten Cruſius, der bittere Bemerkungen über den berühmten (rationaliſtiſchen) Theologen Wegſcheider und ſeine Zeit geliefert hat, der aber mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſteht, indem er die Lehren von der Erbſünde und vom Satan für vernunftwidrig erklärt, ohne zu fühlen, daß er mit dieſem Bekenntniß das ganze alte Syſtem zu einem widervernünftigen macht. Doch ich verſchone Sie mit ſolchem eitlen Wortkram.

Der Prediger Lange, in ſeiner Würdigung einiger Gegenſtände in Hinſicht auf die proteſtantiſche Religion, behauptet, der hartnäckigſte Unglaube ſey der Geiſt unſerer Zeit. Gerade das Gegentheil wird von vielen andern, und vielleicht mit mehrerem Rechte behauptet. Der Verfaſſer meynt, im Vergleich mit der jetzigen Welt erſcheine Sodom und Gomorrha im goldenen Zeitalter; (!) Wer ſeinen Spott mit der Religion treibe, der gelte für einen Gelehrten; durch die neuen Schulverbeſſerungen würden die Menſchen nicht beſſer, ſondern von Jahr zu Jahre ſchlechter. Die Turnkunſt gebe Anleitung zum Stehlen, ſey ſogar eine Feindin der Religion; der Comödiant habe es beſſer als der Prediger, denn, ſagt er: „Iſt der Prediger Tabakraucher, ſo muß er ſich des ſchlechteſten Tabaks bedienen, anſtatt des Kaffee das wohlfeilſte Surrogat wählen u. ſ. w." — Daß dieſer zweite *Grundtwig*, den Sie mit mir bemitleiden werden, den Bannſtrahl in der evangeliſchen Kirche einzuführen anräth, iſt wenigſtens conſequent. — Ueber die Armuth der Geiſtlichen wird auch in einem zu Berlin gedruckten Hefte *über chriſtliches Kirchen- und Schulweſen* geklagt, und mit Recht bemerkt; es werde von großem Einfluß auf die Religion ſeyn, wenn die äußere Lage des Geiſtlichen ſo beſchaffen wäre, daß er auch uneigennützige Gaſtfreundſchaft üben könnte; durch die Operationen einer ſeelenloſen Finanz werde der Wohlſtand der Geiſtlichen zu Grunde gerichtet, und ihre Gaſtfreundſchaft werde ſich bald auf ein Kartoffelgericht, einen Krug ſchlechtes Bier und eine Pfeife Tabak reduciren müſſen. Mit Recht eifert der Verfaſſer auch gegen die weltlichen Publicanda auf der Kanzel, (die mir gerade ſo vorkommen, als ob man fürſtliche Decrete etwa mit angehängter Fleiſchtaxe publicirte) und gegen die Organiſten, welche die Orgel durch Tanz- und Opern-Muſik entweihen. Aber auffallen wird Ihnen folgende Stelle: „Man kann „ein rechtſchaffener Mann, kann tadellos im öffentlichen und Privatleben ſeyn, und iſt dennoch kein „Chriſt."

Vielleicht noch auffallender hat *Baden*, in ſeinem *Beweiſe, daß alles Kirchenregiment und Kirchenzucht gegen die ſanfte Lehre Jeſu ſtreite*, bezweifelt, ob Chriſtus daran gedacht habe, aus ſeinen Anhängern irgend eine religiöſe Geſellſchaft zu bilden, oder eine neue poſitive Religion zu ſtiften. Mit ähnlichen Geſinnungen hat ein Ungenannter *über den Glauben an Offenbarung*, in Form eines Briefwechſels, geſchrieben, und wie er ſich einbildet, bewieſen, daß wir im Felde des Ueberſinnlichen nichts erkennen, daß es gar keine ſichere Kennzeichen einer Offenbarung gebe u. ſ. w. Das Anſehn, welches ſie noch immer in ganzen Ländern behaupte, gereiche der Menſchheit zum größten Schaden — Jeſus ſelbſt habe nur eine Vernunftreligion ſtiften wollen — wer anders lehre, ſey ein Seelenmörder. Die Principien, welche der Verfaſſer zum Grunde legt, ſind die der kritiſchen Philoſophie; er bedenkt aber nicht, daß *Kant* ſelbſt es nicht auf ſich genommen hat, die abſolute Unmöglichkeit einer übernatürlichen, und noch weniger aller und jeder Offenbarung zu erweiſen.

Aber Sie wollen auch wiſſen, was ich über dieſen Gegenſtand glaube? — Ich glaube, daß Gott für ſolche Menſchen, die mit *kindlicher* Vernunft beobachten, ſich täglich in der Natur offenbart. Da es aber Millionen Menſchen giebt, die ihre Vernunft nicht *kindlich*, oder auch gar nicht gebrauchen, ſo möchte ich dieſe Menſchen mit *ſchwachen Augen* vergleichen, deren Pupille ſich erweitern oder zuſammenziehen muß, um da zu ſehen, wo das ganz *geſunde Auge* keiner Erweiterung oder Zuſammenziehung ſeiner Pupille bedarf. Mir, und Vielen gleich mir, ſcheint die Offenbarung in der Natur ſchon *übernatürlich*, und wir ahnen, ja wir *fühlen* die Gottheit; jene aber bedürfen der Lichtſtrahlen mehrere, um die Schrift der Natur zu leſen, und erbarmend hat Gott dieſes Licht ihnen geſendet, damit auch ſie, denen die Natur keine Wunder bietet, der Wohlthat des Wunderglaubens theilhaftig werden möchten. Auf welche Weiſe das geſchehen iſt? darüber liegt ein Schleier; genug, es iſt geſchehen, und — *wir glauben Alle an Einen Gott!* Können wir noch hinzufügen: *wir lieben uns untereinander*, ohne Rückſicht auf Stärke oder Schwäche der Augen, ſo haben wir Chriſti Gebot erfüllet. Dieſe Liebe kann aber nicht beſtehen, wenn nicht Einer des Andern *Ueberzeugung ehrt*. Wer *Beruhigung* in der *ſeinigen* gefunden, der iſt glücklich, und wer andere bei der *ihrigen* auch ruhig ſieht, der freue ſich des Glückes ſeiner Brüder und hüte ſich ihnen aufdringen zu wollen, was vielleicht ihre Ruhe nur ſtören würde.

Das iſt mein Glaube. — So ernſt mag ich aber dieſen Brief nicht ſchließen, und darum mache ich Sie nur noch mit *Felder's Gelehrtenlexicon der deutſchen katholiſchen Geiſtlichkeit* bekannt, aus welchem Sie lernen werden: daß der Pfarrer *Jung* ſeinen 9 Kindern 1200 Gulden hinterließ; daß der Prämonſtratenſer *Elier* einen *wohlgebohrnen* Amtsſchreiber zum Vater und eine *Baroneſſe von Hannakamb* zur Mutter hatte; daß der heilige Donatus ein Schutzpatron gegen die Gewitter iſt - daß der päpſtliche Nuntius in der Schweiz einen gewiſſen *Dereſer* abſetzen wollte, weil er ſeinen Schülern verbot, die Proteſtänten Ketzer zu ſchelten, und weil er das Unkraut in dem Evangelium Matthäi nicht auf die Proteſtanten, ſondern auf laſterhafte Menſchen aller Confeſſionen deutete. Sie finden da auch eine Lichtputze zur Beleuchtung des Uebergangs des Grafen Stolberg zur katholiſchen Religion. Von einem Geiſtlichen, Nahmens Monner, berichtet Felder, er habe vierzig Jahrgänge Predigten hinterlaſſen; und von der Kantiſchen Philoſophie ſagt er, ſie ſey keine Vernunftlehre, ſondern eine Teufelslehre.

Um die Seele des ehrlichen Kant aus dem Fegefeuer zu erlöſen, vereinigen Sie, liebe Freundin, Ihr Gebet mit dem

Ihres gehorſamen Dieners.

Ueber das Innere von Afrika.

Der ganze große Welttheil, von welchem der bei weitem kleinſte Theil, den wir kennen, die allerälteſten und bewundernswürdigſten Denkmäler des Menſchengeſchlechtes enthält, ſtellt noch jetzt, ſeinem ganzen übrigen, unermeßlichen Umfange nach, auf unſern Charten eine weiße Fläche dar, oder, was noch ärger iſt, große Strecken deſſelben ſind mit Flüſſen, Seen und Gebirgen angefüllt, die nirgends anders exiſtiren, als in der Phantaſie der Charten-Verfertiger. Unſere Kenntniſſe von dieſem Welttheile haben nicht nur nicht gleichen Schritt mit unſerer immer fortſchreitenden Bekanntſchaft mit den übrigen Welttheilen gehalten, ſondern man kann auch in der That ſagen, daß ſie rückwärts gegangen ſind. Den äußern Umriß der Küſten kennt man zwar heutzutage etwas genauer, (obgleich auch hierin noch große Lücken ſind:) als er den Egyptern, Griechen und Römern bekannt war, allein von dem Innern des Landes beſaßen die Letztern aller Wahrſcheinlichkeit nach weit größere Kenntniſſe; denn es kann nicht geleugnet werden, daß ſich unter den vielen fabelhaften Nachrichten, die von den Ländern jenſeits der großen Wüſten in Afrika verbreitet worden ſind, doch auch manche wichtige Thatſachen befinden, die ſich durch neuere Entdeckungen als völlig richtig beſtätigt haben. Man hat ſich in den neuern Zeiten zwar ſehr viele Mühe gegeben, den dichten Schleier zu lüften, der das Innere von Afrika bedeckt, und nähere Kenntniſſe von dieſem merkwürdigen Continent zu erlangen; allein alle bisherigen Anſtrengungen einzelner unternehmender Reiſenden, wovon ſogar die meiſten, z. B. Mungo Park, unſer Landsmann Hornemann u. a. ihre Wißbegierde mit dem Leben bezahlen mußten, haben nur ſehr unbedeutende Reſultate hervorgebracht, und die große volkreiche Stadt Tombuctu iſt uns immer noch ein Canaan, auf das wir hinblicken, ohne es betreten zu können.

Unter den Strömen, die aus dem Innern von Afrika herkommen, und ſich in den atlantiſchen Ocean ergießen, zeichnet ſich vor allen übrigen der Zaire oder Congo aus. Er hat einen ſolchen reißenden Fall, daß kein Schiff anders als dicht an der Küſte, wo die Strömung weniger ſtark iſt, auf demſelben hinauf fahren kann, und daß er noch auf 80 Seemeilen hin ſein ſüßes Waſſer beibehält, ohne den Salzgeſchmack des Oceans, zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit unter denſelben, anzunehmen. An ſeiner Mündung iſt er bei fünf teutſche Meilen breit und hundert Faden tief, und nach einer ſorgfältig angeſtellten Berechnung, ſoll er in jeder Secunde zwei Millionen Cubikfuß Waſſer ins Meer gießen. Hiernach übertrift er alſo, ob er gleich mit dem Amazonenfluß, dem Oronoko, dem Miſſiſiri und dem St. Lorenzfluß in Amerika noch nicht verglichen werden kann, doch alle Flüſſe in Afrika, ja ſogar auch den Indus und den Ganges, welcher letztere, als der größere von beiden, nicht viel mehr als ein Fünftheil von dieſer Waſſermaſſe in das Meer ergießt. Da nun auch der Congo in allen Jahreszeiten einen ſolchen hohen Waſſerſtand hat, ſo muß er ſchlechterdings nicht nur durch ſehr weite Länder hindurch fließen, in denen er eine Menge andere, mehr oder weniger große Flüſſe, die von verſchiedenen Seiten herkommen, in ſich aufnimmt, ſondern viele von dieſen müſſen auch durch Länder fließen, wo die ſonſt in Afrika herrſchende, alles vertrocknende Dürre nicht ſtatt hat, ſondern durch öftere Regen gemildert wird. Man hat ihn daher ſehr häufig mit dem Niger, deſſen Mündung, ſo wie deſſen Urſprung bis jetzt völlig unbekannt ſind, für einerlei Fluß gehalten, und ſo ſtarke Einwendungen auch hiergegen gemacht werden konnten, ſo hat man doch durch Thatſachen noch nicht zur völligen Ueberzeugung vom Gegentheil gelangen können.

Um nun dieſen wichtigen geographiſchen Gegenſtand möglichſt aufzuhellen, hat im Jahr 1816 die Admiralität von England, die ſich ſchon ſo viele und große Verdienſte um die Länder- und Völkerkunde erworben hat, mit allen möglichen Vorſichts-Maßregeln und mit einer ruhmwürdigen Freigebigkeit eine beſondere Unternehmung ausgerüſtet, die den Congo hinauffahren, unterwegs alle an beiden Ufern deſſelben wohnenden Völkerſchaften genau kennen lernen, und ſo weit als möglich ins Innere vordringen ſollte. Der Inſtruction zufolge war der Hauptzweck dabei, durch das Innerſte von Afrika bis an die Gebirge, welche die öſtliche Küſte dieſes Welttheils bedecken, zu gelangen, um dadurch eine Verbindung zwiſchen dem ſüdlichen atlantiſchen Ocean und dem Indiſchen oder öſtlichen Ocean zu eröffnen; ein Gegenſtand, der für den Welthandel von der höchſten Wichtigkeit geweſen wäre. An der Spitze der Unternehmung ſtand der Capitain Tuckey, ein vielfältig erprobter Seemann, der ſich durch ſeine Dienſte in allen Welttheilen rühmlichſt ausgezeichnet hatte. Außer ihm und einem Lieutenant beſtand die Mannſchaft des in dieſer Abſicht beſonders erbauten Schiffes aus 54 Perſonen, die größtentheils von dem Capitain ſelbſt als zuverläſſige und geſchickte Leute ausgewählt waren, und unter welchen ſich auch vier Gelehrte, Profeſſoren der Botanik, der Naturgeſchichte und der vergleichenden Anatomie, ſo wie auch ein königlicher Gärtner von Kew befanden. Aus den Papieren dieſer letztern, ſo wie aus dem Tagebuche des Capitains, iſt nun ganz neuerlich, auf Befehl der Admiralität, eine ſehr ausführliche Beſchreibung der ganzen Unternehmung, in einem dicken Quartbande mit vielen Charten und Kupfern zu London durch den Druck bekannt gemacht worden. Das Werk führt den Titel: Beſchreibung einer Reiſe zur Unterſuchung des Fluſſes Zaire, gewöhnlich Congo genannt, in Süd-Afrika, im Jahr 1816, unter Anführung des Capitains Tuckey; nebſt dem Tagebuche des Profeſſors Smith und einem Anhang über die Naturgeſchichte des Landes. Unglücklicherweiſe iſt es aber wie alle engliſche Reiſebeſchreibungen durch die Menge oft höchſt unbedeutender Bilderchen ſo theuer, daß es im Original ſchwerlich in Deutſchland ſehr bekannt werden wird, und deshalb eine baldige Ueberſetzung davon zu wünſchen iſt.

Das Reſultat dieſer unter ſo günſtigen Auſpicien unternommenen Reiſe war jedoch um nicht viel beſſer, als das aller frühern ähnlichen Unternehmungen, und endigte ebenfalls auf eine höchſt tragiſche Art. Der Capitain Tuckey ſegelte wohlgemuth den Congo hinauf, und gab ſich nebſt ſeinen Gefährten die lobenswertheſte Mühe, die Eingebornen, die auf beiden Ufern wohnen, nach ihrer politiſchen Verfaſſung, ihren Sitten und Gebräuchen aufs genaueſte kennen zu lernen, und auch in jeder andern Rückſicht den Zweck ſeiner Reiſe aufs vollſtändigſte erfüllen. Allein ein bösartiges Fieber, das unter der Mannſchaft ausbrach, vereitelte in kurzer Zeit alle mit ſo vielem Recht gehegten Hoffnungen, und ſchon nach drei Monaten waren 21 Perſonen eine Beute des Todes. Unter dieſen befand ſich der wackere Capitain Tuckey ſelbſt, ſein Lieutenant, der Prof. Smith, und die drei andern Gelehrten, und nur aus den von dieſen thätigen Männern geführten Tagebüchern iſt die vor uns liegende Reiſebeſchreibung zuſammengetragen worden. Dieſe große Sterblichkeit iſt aber um ſo auffallender, da nach dem Tagebuch des Capitains T. das Clima äußerſt angenehm und milde iſt; der Thermometer ſtand des Nachts niemals unter 60° Fahrenheit, und bei Tage ſelten höher als 76°; die Luft war auffallend trocken und während der ganzen Reiſe fiel nur einige wenigemal ein gelinder Regen; ja die Sonne ſchien zuweilen 3 bis 4 Tage hinter einander nicht helle genug, um aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen zu können. Der Schiffschirurgus hat jedoch mehrere Urſachen angegeben, denen dieſes verheerende Fieber zugeſchrieben werden müſſe, und unter dieſen nehmen die Ausſchweifungen mit dem andern Geſchlechte die oberſte Stelle ein. Es wurde nähmlich der Mannſchaft ſehr häufig erlaubt an's Land zu gehen, und ſich länger und kürzer daſelbſt aufzuhalten; bei allen dieſen Gelegenheiten beeiferten ſich aber die Eingebohrnen, den Leuten ihre Schweſtern, Töchter, ja ſogar ihre Weiber anzubieten, und gewiſſermaaßen aufzunöthigen, um nur von ihnen ein kleines Geſchenk von Brandewein dafür zu erhalten. Hierzu kam nun noch das ſchlechte Flußwaſſer und die fauligten Ausdünſtungen der mit Sümpfen und 12 Fuß hohem Schilfrohr bedeckten Ufer des Fluſſes.

Von den in dem Werke befindlichen zahlreichen Beſchreibungen und Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, wollen wir nunmehr einige im Auszuge mittheilen, die uns neu waren, und manche intereſſante Aufſchlüſſe über dieſe, durch den verworfenſten aller Handlungszweige ſo höchſt unglücklichen Völker enthalten. Zu Embomma, der Reſidenz eines eingebohrnen Fürſten, wird täglich ein Markt gehalten, auf dem ſich jedesmal wenigſtens 2 bis 300 Menſchen einfinden, und wo große Vorräthe von Ziegenfleiſch, Geflügel mancherlei Art, Eiern, Vegetabilien, Fiſchen, Salz ꝛc. zum Verkauf ausgeboten werden. Dieß iſt aber auch der Hauptſtapelort für den Sclavenhandel auf dem Congo, und dieſe Unglücklichen werden aus allen Gegenden im Innern Hauſenweiſe dahin gebracht. Die gewöhnliche Bevölkerung des Dorfes, belief ſich jedoch nicht über 600 Seelen, und der Fürſt war im Stande, 200 ſtreitbare Männer aufzuſtellen, wovon die Hälfte mit Flinten bewaffnet werden konnte; mit dieſer Macht hält er ſich aber für den Schrecken ſeiner Feinde. Die Würde aller dieſer kleinen Fürſten iſt erblich, jedoch nur in der weiblichen Linie;

weil nun viele Prinzeſſinnen an Privatperſonen verheurathet werden, die auf die Erbfolge Anſpruch machen, ſo giebt dieſes Veranlaſſung zu häufigen innern Kriegen, die ſich niemals anders als mit der gänzlichen Ausrottung der ſchwächern Parthei endigen. Dieſe Fürſtentöchter haben das ſonderbare Vorrecht, daß ſie ſich ſelbſt einen Ehemann wählen dürfen, und dem Manne, auf den ſie deshalb ihre Augen werfen, iſt es nicht verſtattet, die Ehre abzulehnen; dieß iſt aber eine ſehr gefahrvolle Ehre, denn die Prinzeſſin beſitzt auch das Recht, ihn ſpäterhin, wenn er ihrer Erwartung nicht entſpricht, als Sclaven zu verkaufen. Aus Furcht vor dieſem Schickſal ſucht er ihr nun häufig zuvorzukommen, und ſich durch ein Gift, auf deſſen Miſchung ſich die Einwohner von Congo ſehr gut verſtehn, von ſeiner Furcht und ſeiner Frau zugleich zu befreien. — Wenn ein Fürſt ſich auswärts ſehen läßt, ſo wird ihm ſtets von einem vornehmen Staatsbeamten ein Scepter vorgetragen, das in einem ohngefähr einen Fuß langen Stabe von ſchwarzem Holze, inwendig mit Blei oder Kupfer ausgefüllt, beſteht. Hier iſt alſo ein bleiernes Scepter wirklich das Emblem des Deſpotismus! Die Löwenhaut, worauf er ſich gewöhnlich zu ſetzen pflegt, iſt eine heilige Sache, und wer das Unglück hat, ſie mit dem Fuße oder ſonſt zu berühren, wird unausbleiblich als Sclave verkauft. Embomma iſt noch nicht der Ort, wo dieſer Menſchenhandel am ſtärkſten getrieben wird, und doch lagen, als unſere Reiſenden hinkamen, drei portugieſiſche Schoner und vier Pinaſſen in dieſer Abſicht daſelbſt. Auch mit ihnen waren der Fürſt und ſein Finanzminiſter, der übrigens faſt keine andere Finanzen zu verwalten hat, als die von dem ſehr einträglichen Sclavenhandel herrühren, gleich bereit ſich in ein Handels-Verkehr einzulaſſen, und auf das erſte Gerücht, das ihnen von der eigentlichen Abſicht der Unternehmung zu Ohren kam, konnten ſie ſich gar keinen Begriff davon machen. Als der Miniſter zum erſtenmal an Bord kam, ſo erkundigte er ſich ſehr genau, ob die Schiffe des Handels oder des Krieges wegen gekommen wären? und als man ihm beſtimmt verſicherte, daß weder das eine noch das andere die Abſicht wäre, ſo ſagte er: „Warum ſeyd Ihr denn gekommen? blos um ſpazieren zu fahren und ein Buch zu machen?" — Der Sclavenhandel iſt übrigens ſo tief auf die innerſte Verfaſſung aller dieſer Negerſtaaten gegründet, daß unſere Reiſenden die gänzliche Abſchaffung deſſelben für durchaus unmoglich halten, denn wenn auch alle Mächte in Europa und Amerika darin übereinſtimmten, ſo würden ohne allen Zweifel die Muhammedaniſchen Mächte in Egypten und dem nördlichen Afrika ihren Handel in das Innere dieſes Welttheils ſogleich weiter ausbreiten. Wirklich hat auch dieſer Handel während der bisherigen blos dem Namen nach ausgeführten Abſchaffung des Sclavenhandels ſchon auſſerordentlich zugenommen. Die inländiſchen Fürſten würden dieſe Sclavenhändler mit der größten Freude aufnehmen, und die ganze Sache würde keine andere Folgen haben, als daß die unglücklichen Sclaven auf dem unermeßlich weiten Marſch zu Lande durch die brennend heißen Sandwüſten von Afrika, und alsdann durch einen noch grauſamern und unmenſchlichern Transport über den atlantiſchen Ocean noch weit größere Qualen auszuſtehen haben würden.

Die Einwohner aller dieſer Länder im Innern von Afrika ſollen gute, fröliche, ſanfte, wohlwollende Menſchen ſeyn, und nicht eine Spur von dem grauſamen, rachſüchtigen Character beſitzen, der den Wilden auf den Inſeln der Südſee und beſonders denen auf Neu-Guinea eigenthümlich iſt. Sie ſind mit ſehr wenig Nahrung zufrieden, und ihr höchſtes Glück beſteht in einer gänzlichen körperlichen Unthätigkeit, aus der ſie jedoch durch den erſten Ton ihrer rauhen Muſik ſogleich herausgeriſſen werden, denn zum Tanzen ſind ſie zu jeder Stunde bereit. Indolenz iſt der Haupt-Fehler der Neger und wenn ſie nicht durch irgend eine ſtarke Erſchütterung daraus aufgeſchreckt, und von der Nützlichkeit der Arbeit zur Verbeſſerung ihres phyſiſchen Zuſtandes lebendig überzeugt werden, ſo iſt nicht die entfernteſte Hoffnung vorhanden, daß ſelbſt auch in dem Fall, wenn eine gänzliche radicale Abſchaffung des Negerhandels wirklich zu Stande gebracht würde, Afrika jemals civiliſirt werden könnte. Wie wenig die chriſtliche Religion dazu beygetragen hat, beweiſen die zahlloſen Schaaren von katholiſchen Miſſionarien, die im 16 und 17. Jahrhundert aus Italien, Spanien und Portugal, in mehrere von dieſen am Congo gelegene Länder gekommen ſind, und doch nicht um einen Schritt weit die Civiliſation der Eingebornen befördert haben. In den Ländern zunächſt an der Küſte trifft man eine empörende Miſchung von katholiſchem und heydniſchem Aberglauben an, und dies iſt die einzige Spur vom Chriſtenthum, die nach dreihundertjährigen Arbeiten dieſer frommen Väter daſelbſt bemerkt wird. Alle dieſe ſogenannten chriſtlichen Volksſtämme, ſind die ſchmuzigſten, geizigſten und in jeder Rückſicht ſchlechteſten am ganzen Fluſſe. Ein Prieſter unter ihnen, der von den Capucinern zu Loando ordinirt worden war und ſein deßfallſiges Certificat bei ſich führte, beſuchte unſere Reiſenden auf dem Schiffe. Er konnte gerade nur ſeinen Nahmen und den des heiligen Antonius ſchreiben und die lateiniſche Litaney leſen, ohne jedoch ein Wort davon zu verſtehn. Er war ſo wenig Katholik, daß er mit ſeinem Roſenkranze, ſeinen Reliquien und ſeinen Kreuzen zugleich auch ſeine Fetiſche oder Götzenbilder bei ſich trug; er war aber auch ſo wenig Chriſt, daß er ſich ſelbſt rühmte, nicht weniger als fünf Weiber zu haben. — Nur allein durch Anlegung und weiſe Verwaltung von Colonien, glaubt der Capitain Tuckey, könnte vielleicht der bürgerliche und moraliſche Zuſtand dieſer Völker verbeſſert werden. Ob, und wie weit er aber glücken werde, wäre noch ſehr die Frage, da die Erfahrung ſchon vielfältig gelehrt habe, daß der Anlegung von Colonien bei wilden und halb civiliſirten Völkern die Ausrottung der letztern auf dem Fuße nachgefolgt iſt. — Wir bedauern ſehr, daß wir des engen Raumes wegen nicht im Stande ſind, noch mehrere neue Anſichten und intereſſante Schilderungen aus dieſem empfehlungswerthen Buche mittheilen zu können; wir glauben aber unſern Zweck, die Leſer aufmerkſam auf daſſelbe gemacht zu haben, ſchon durch dieſe wenigen Auszüge erreicht zu haben.

Anzeige.

Die Herzogl. Naſſauiſche Brunnen-Verwaltung zu Selters hat es ſehr übel genommen, daß wir bekannt gemacht haben, ſie laſſe ihre Krüge ſchlecht verkorken. Die Korkſtöpſel, heißt es, werden nach Probe-Muſtern geliefert; das Verſtopfen der Krüge geſchieht durch verpflichtete Perſonen; die Korken wären von Cataloniſchem Holz, 14 Pariſer Linien lang, gegen 10 Linien dick, das ſey die durch Erfahrung erprobte Größe, um die Krüge hermetiſch (!) zu verſchlieſſen; ein weiteres Verſchneiden dieſer Korken ſey abſolut unmöglich (?) mehrmalige Viſitationen hätten Alles pünktlich und richtig befunden, auch ſteige der Abſatz jährlich, betrage jetzt anderthalb Millionen Krüge, und noch habe kein Käufer geklagt. Höchſtens könnte in alten Krügen, welche aufs neue zu füllen den Eigenthümern bisher erlaubt geweſen, das Waſſer ſchlechter ſeyn, weil, ſobald das nicht mit der gehörigen Vorſicht geſchehe, und z. B. nur ein Stückchen Stroh ſich beimiſche, Schwefelleber und Schwefelgas dadurch erzeugt werde. Solcher Krüge wären in dieſem Jahre über 220,000 Stück gefüllt worden. Daher könnte es wohl geſchehen, daß bei Zwiſchenhändlern und in Gaſthöfen Krüge mit verdorbenem Waſſer angetroffen würden, und man müſſe ſich daher, um des reinen, wohlverſchloſſenen Waſſers gewiß zu ſeyn, direct an die Brunnen-Verwaltung wenden; zumal da es am Rhein noch mehrere ähnliche Brunnen gebe, aus welchen Krüge mit dem Selterſer Brunnenzeichen verſehen, gefüllt und untergeſchoben werden könnten. Aus alle dem folge nunmehr, daß die Klage über ſchlechte Verkorkung des Selterſer-Waſſers eine der verächtlichſten Verleumdungen ſey, und ſich blos durch pöbelhafte Grobheit auszeichne.

Wir haben die Gründe ſowohl als den Geyfer der Herzogl. Naſſauiſchen Brunnen-Verwaltung getreulich mitgetheilt. Aus dem ganzen Aufſatz geht hervor und wird eingeſtanden: daß beynahe eine Viertel Million Krüge nicht unter Aufſicht der Brunnen-Verwaltung gefüllt werden, und daß zu vermuthen ſteht, daß viel anderes Waſſer von ähnlichem Geſchmack für Selterſer-Waſſer verkauft wird. Auf dieſe beyden Entſchuldigungs-Gründe hätte die Brunnenverwaltung ſich beſchränken, nicht aber von groben Verleumdungen ſprechen ſollen; denn — der Staatsrath und Leibarzt Hufeland hat zuerſt in ſeinem Journal eine bittere Klage über ſchlechte Verkorkung verlautbart, und der Herausgeber dieſer Blätter hat ſie wiederhohlt, weil er, einen ganzen Winter hindurch, wo er faſt täglich einen Krug Selterſer-Waſſer trank, durch die Erfahrung überzeugt wurde, daß der Staatsrath Hufeland eine ganz gerechte Klage erhoben.

Das Factum iſt und bleibt folglich wahr,

ſo übel ſich auch die Brunnenverwaltung geberden möge. Der Herausgeber hat ſeine Krüge aus keinem Gaſthofe, ſondern von einem ehrlichen Kaufmanne erhalten, und von dem Staatsrath Hufeland ſteht zu vermuthen, daß er, als Arzt, nicht allein in ſeinem eignen Hauſe, ſondern auch in den Häuſern vieler Kranken die Erfahrung wiederhohlentlich gemacht haben werde, ehe er ſich entſchloß, ſo eindringlich darüber zu klagen. Die Brunnen-Verwaltung kann folglich nichts beſſeres thun, als ſchweigen und ihre Krüge künftig ſorgfältiger verkorken, oder, wenn ſie durchaus nicht Schuld daran ſeyn will, keine alten Krüge ohne beſondere Aufſicht mehr füllen laſſen. Da dieſer Umſtand mit den alten Krügen dem Publikum bisher unbekannt war, ſo konnte daſſelbe den Grund der ſchlechten Verkorkung nur in ſchmutziger Habſucht finden.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

No. 52. Rede wahr, ſcheue Niemand. 2r Band.

Bayern und Baden.

Seitdem die bekannten Werke von Bignon, dem Staatsrath **Klüber** und dem Baron **Drais** erſchienen ſind, mehren ſich die Flugſchriften über einen Streit, auf welchen ganz Europa die Augen geheftet hat. Vor wenigen Tagen ſind uns anonym zwey in **Germanien** gedruckte Bogen zugeſandt worden, betitelt: **Bemerkungen** über Bignon's Coup d'oeil ꝛc.; auf einem beiliegenden Zettel ohne Unterſchrift war hinzugefügt: „Statt **Bemerkungen** ſies **Andeutungen** — weder aus dem longobardiſchen noch germaniſchen Lehnrecht, weder aus der Wahl-Capitulation noch aus der Lehre de matrimoniis ad morganat: ſondern aus dem Menſchenverſtande; und daß unſer Wiſſen — Mr. Bignon nicht ausgenommen — Stückwerk ſey; an's Licht geſtellt von Thaddäus Leimſieder, der weder Bayer noch Badenſer, nicht einmal Ritter vom Verdienſtorden in B iſt."

Ohngeachtet der vorgenommenen Maske der Unpartheylichkeit, iſt der Verfaſſer doch ein ſehr heftiger Gegner von **Baden**, ſagt, es habe ſich blos durch Napoleon, auf Unkoſten gleich berechtigter, von 400,000 Seelen bis zu einer vollen Million aufgeſchwungen, und, ſo wie der Großherzog jetzt an die öffentliche Meynung appellire, eben ſo hätten auch Breisgau und die Rheinpfalz, unfreywillig abgetreten, an dieſelbe appelliren können — die vier großen Mächte hätten das Recht gehabt, ihn eben ſo zu behandeln wie den Fürſten von Iſenburg, in deſſen Lande, trotz der ewigen Kriege, die Steuern nie erhöht worden — mit dem Untergange des Uſurpators und des Rheiniſchen Bundes wären auch alle **daraus** hergeleitete Rechte erloſchen. Wahr ſey freylich was Bignon ſage: „die ſchwachen Staaten wären ſehr zu beklagen, wenn, nachdem ſie durch den Zwiſt der großen Mächte gequetſcht worden, (froissés) ſie nun auch noch die Opfer der Vereinigung dieſer Mächte werden ſollten; „Ganz recht" — fügt der Verfaſſer hinzu: „ſo lange ſolche ſchwache Staaten ſich nicht in die Händel der Großen **miſchen**. Aber ſie führten ja Krieg gegen Alles, was nicht die Kniee vor ihrem Götzen gebeugt; und wärlich an ihnen lag es nicht, daß **Preuſſen** noch exiſtirt, **Rußland** nicht in die Steppen von **Sibirien** zurückgedrängt iſt; **Joſeph** nicht in **Spanien**, **Bacciochi** nicht in **Portugal**, **Hieronymus** nicht in **Caſſel** herrſcht, und hätten ſie Schiffe gefunden, ſo würde auch **John Bull** ſeine blauen Wunder erfahren haben." (Das iſt freylich nicht unwahr, ſo bitter es auch iſt, aber ſie waren ja doch nur Werkzeuge in Napoleon's Hand, und zwar Werkzeuge, die ſich dieſer Hand nicht entziehen **konnten**; wenigſtens nicht wenn die Fürſten in ihren Staaten Fürſten bleiben wollten. Freylich wäre es größer und hochherziger geweſen, die Staaten lieber zu verlaſſen, wie der Churfürſt von Heſſen, lieber dem Thron zu entſagen, als ſich der Nothwendigkeit auszuſetzen, ein Werkzeug der Unterdrückung zu werden; aber — iſt denn **Baden** allein in dieſem Falle? haben denn Bayern, Würtemberg, Darmſtadt ꝛc., anders gehandelt? was folglich dieſen nicht mehr zugerechnet wird, warum ſoll es **Baden** allein noch zugerechnet werden? Alle Vergrößerungen von Bayern und Würtemberg, fließen ſie nicht aus derſelben Quelle wie die Badenſchen? — Der Verfaſſer mag dieſe Einwürfe wohl ſelbſt voraus geſehen haben, darum faßt er plötzlich die Sache bey einem andern Ende, wie folgt:)

„Wenn bey der Vertheidigung Deutſchlands, gegen doch wohl mögliche Angriffe von Weſten her, Preußen am Unter-Rhein den rechten, Oeſterreich am Ober-Rhein den linken Flügel zu bilden hat, Bayern mit Landau im Centrum ſtehet — ſo fragt es ſich wahrlich nicht mehr um die Ebenbürtigkeit der Grafen von Hochberg, noch um die Erbfolge-Rechte der badenſchen Prinzeſſinnen, ſondern das Höchſte gilts, daß den Franzoſen, die mit minder mächtigen Staaten, wie Baden und Würtemberg, gar leichtes Spiel haben möchten, nicht die Brücke in den Süden von Deutſchland gebaut, und, da die Schweitz dem deutſchen Bunde entfremdet, mithin von dieſer Seite die Gefahr geſteigert worden, nicht das unſelige Divide et Impera recht con amore getrieben werde. Um dieſen Zweck mit Sicherheit zu erreichen, kann die Linie von Baſel bis Mannheim unmöglich einem Bundes-Staate anvertraut werben, der nicht Menſchen genug, um ein vollſtändiges Armee-Corps zu bilden, und keine einzige Feſtung zu befehligen hat, wohl aber dereinſt in die Verſuchung, ſtatt kräftigen Widerſtandes, mit dem Feinde zu capituliren und ſich zu neutraliſiren fallen und der Verſuchung unterliegen könnte. Dagegen wird, wenn Oeſterreich wieder ſein Breisgau mit Nellenburg, und den Gebieten am nördlichen Ufer des Conſtanzer Sees zurück erhält, an Bayern die Rheinpfalz wiederkehrt, der doppelte Zweck erreicht, daß nicht nur Baden und Würtemberg, ſondern auch Bayern, eingeengt zwiſchen Preußen und Oeſterreich, dem deutſchen Vereine als Genoſſen erhalten werden, die zur Vertheidigung des gemeinſchaftlichen Vaterlandes kräftig beyzutragen im Stande, aber doch nicht mächtig genug ſind, ſich zur Zeit der Noth zu iſoliren, und mit Frankreich in Negoziazionen einzulaſſen.“

Ob dieſe Anſicht die richtige ſey, mögen Militairs und Staatsmänner beurtheilen. — In einer Note wird der Großherzog von Baden gefragt: warum er nicht Deutſch geſchrieben habe? die franzöſiſche Antwort des Königs von Bayern klinge wenigſtens Deutſch. (Allerdings wäre ſehr zu wünſchen, daß, wenigſtens in deutſchen Unterhandlungen immer Deutſch geſchrieben würde. Denn wodurch kann es ein deutſcher Fürſt rechtfertigen, wenn er in ſolchen Fällen franzöſiſch ſchreibt? wird er ſagen: ich verſtehe dieſe Sprache am beſten? unmöglich! er iſt ja ein Deutſcher. Oder: man kann, was ich zu ſagen habe, beſſer in franzöſiſcher Sprache ausdrücken? unmöglich! unſere Mutter-Sprache iſt bekanntlich weit reicher als die franzöſiſche. Oder: ich verachte die Sprache? unmöglich! ein deutſcher Fürſt kann ſeine Mutter-Sprache nicht verachten.) —

Nach manchem herben Ausfall gegen die Bundesverſammlung und Seitenblicke auf die Juden, Patricier, Nachdrucker und auf Maſſenbach, ſchüttelt der Anonymus am Schluß den Herrn Bignon, weil er zu verſtehen gegeben, daß, wenn Frankreich ſich erholt habe, es ſich wiederum als großmüthiger Beſchützer der Schwächern, in die innern Angelegenheiten Deutſchlands miſchen werde. Die Prahlerey von Großmuth macht er in der That auffallend lächerlich, indem er aufzählt, was Frankreich nach und nach dabey gewonnen, nemlich — ohne zu rechnen was den Spaniern und Piemonteſern abgenommen worden und ſonſt noch, ſeit der Revolution, für geleiſtete und nicht geleiſtete Dienſte den Franzoſen verblieben — Metz, Toul, Verdün, Elſaß, Sundgau, Straßburg und Lothringen. „Wie übel würde es vom edlen Frankreich einem deutſchen Publiciſten gedeutet werden, „der, ſo wie Bignon in Bezug auf Deutſchland „thut, ſich erlauben wollte, in die innern Angelegenheiten von Frankreich ſich ſo vornehm zu „miſchen, und ſo unberufen zu hofmeiſtern.“ — „Wir, „dieſſeits des Rheins, dürfen es nicht wagen, unſer „Haus ſelbſt zu beſtellen — gleich kommt der Herr „Nachbar und weis Alles beſſer, was und wo es „uns Noth thut, und wie wir uns zu benehmen haben, damit, wenn dereinſt die Dictatur wieder an „Frankreich gekommen ꝛc.“ (Alles das iſt ſehr wahr, und, gleichwie Cato in jeder Verſammlung des Senats jede Rede mit den Worten ſchloß: Uebrigens bin ich der Meynung, Carthago ſey zu vertilgen; eben ſo ſollte jeder deutſche Schriftſteller, der es mit ſeinem Vaterlande redlich meynt, unaufhörlich wiederholen: Traut der franzöſiſchen Politik nicht! ſie war ſtets für Deutſchland verderblich.) —

Von der gehaltvollen Schrift des Freyherrn v. Drais: über den Badenſchen Beſitz der Rheinpfalz ꝛc., iſt ſchon eine zweyte, verbeſſerte Auflage erſchienen, in welcher eine neue Vorrede noch manches wichtige nachholt, und beſonders die, vom Staats-Rath Klüber mitgetheilte Urkunde gründlich beleuchtet. Uns ſcheint daß — wenn nicht die von jenem Anonymus für ganz Deutſchland wichtige Anſicht aufgeſtellt, und durch dieſe, allein durch dieſe, Bayern's Anſpruch gerechtfertigt wird — ſich gegen die Gründe des Hrn. v. Drais nichts erhebliches einwenden laſſe. —

Der Badenſche Hiſtoriograph, Hr. Hofrath Schreiber, hat auf indirecte Weiſe verſucht, Oeſterreich zu gewinnen, indem er deſſen Dankbarkeit in Anſpruch nimmt, in einer Schrift, betitelt: Die Verdienſte des Hauſes Baden um das Oeſterreichiſche Kayſerhaus. Schon 1316 focht ein Markgraf Otto von Hochberg in der berühmten Schlacht bey Sempach, und fiel an der Seite Leopolds von Oeſterreich. Im 15. Jahrhundert widmete Markgraf Wilhelm ſein ganzes thätiges Leben Oeſterreichs Angelegenheiten.

Fugger, im Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſterreich, ertheilt dem Markgraf von Baden, Friedrich II. folgendes rühmliche Zeugniß: „man pflegt im „Sprichwort zu ſagen: Freunde und Fliegen kommen im Sommer und fliegen davon im Winter. „Nachdem Kayſer Friedrich von Oeſterreich gegen „Ludwig den Bayern den Kriegern gezogen, da fielen alle Städte am Rhein von ihm zu Kayſer Ludwigen, ungeachtet Friedrich jetzt am meiſten Hülfe

„bedürfe; gleichwohl blieben noch beſtändig die Markgrafen von Baaden und Hochberg.“

So werden nun noch eine Menge dieſer wackern Ritter und Fürſten nahmhaft gemacht die, länger als ein halbes Jahrhundert, treu an Oeſterreich hingen und, im Felde wie im Kabinette, die wichtigſten Dienſte leiſteten. Wer kennt z. B. nicht den großen öſterreichiſchen Feldherrn Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baaden-Baaden? der 26 Feldzüge, 25 Belagerungen und 13 große ſiegreiche Feldſchlachten vollbrachte: er der den nachmals ſo berühmten Prinzen Eugen von Savoyen auf diejenige Bühne führte, auf der er, zu Oeſterreichs Glück, ſo herrlich glänzen ſollte.

Der Abbé Galiani.

Vielleicht erinnert ſich die vornehme Welt dieſes geiſtreichen Neapolitaners noch aus der Correſpondenz des Baron Grimm, worinnen einige witzige Briefe von ihm aufgenommen ſind. Da wir jetzt unſern Leſern die Nachricht von der Herausgabe ſeiner Correſpondenz mit Madam d'Epinay und andern berühmten Perſonen mittheilen wollen, ſo halten wir es nicht für überflüſſig, das Andenken an Galiani und ſeine Schriften überhaupt kürzlich zu erneuern. Galiani war 1728 zu Chieti im Königreich Neapel geboren u. ſt. 1787. Die Vorſorge ſeines Oheims, des Erzbiſchofs von Tarent, für ſeine Erziehung, der Aufenthalt in deſſen Hauſe, wo er mit einer großen Anzahl von Gelehrten bekannt wurde, trug viel zur frühzeitigen Ausbildung ſeines fähigen Kopfes bey. Ein großes Werk über das Geld (Sulla moneta) (1749.) deſſen Principien die Regierung annahm, verſchaffte ihm ſchon in jungen Jahren ein Anſehen. Er kam als Geſandſchafts-Secretär nach Paris, wo er die Bekanntſchaft mit den berühmteſten Männern und Frauen jener Zeit anknüpfte; zu deren Früchten auch dieſe Correſpondenz gehört. In Frankreich ſchrieb er die Dialogen über den Getraidehandel, die ſo viel Lärmen gemacht haben und deren wir unten beſonders gedenken wollen. Er bekam nachher anſehnliche Stellen und Pfründen im Vaterlande, aber man ſieht aus vielen Briefen, daß die reiche phyſiſche Nahrung im Vaterlande ihn nicht für den Verluſt der geiſtigen in Paris entſchädigen konnte. Er hat nachher einen Commentar über den Horaz, er hat über den Neapolitaniſchen Dialect, über die Pflichten neutraler Fürſten und anderes mehr geſchrieben, was großentheils noch ungedruckt iſt, und überall blickt Welt- und Menſchenkenntniß, (die er auf verſchiedenen Reiſen zu ſammeln Gelegenheit hatte,) hervor, verbunden mit gründlicher Gelehrſamkeit, Scharfſinn, Originalität und ſcherzhaftem Naturell. So ſandte er z. B. dem Pabſt Benedikt XIV eine gelehrte Abhandlung über den Veſuv, nebſt einer Sammlung der vulkaniſchen Produkte, der erſten in ihrer Art, und ſchrieb auf die eine Kiſte: „Heiliger Vater, ſchaffe, daß dieſe Steine Brodt werden!“ was ihm ein Canonicat zu Amalfi mit 400 Dukaten Einkünfte zuwege brachte. Die jetzt vor uns liegende Correſpondenz beſteht aus zwey Theilen, worin die allermeiſten Briefe an Madame d'Epinay, die übrigen an den Baron Holbach, den Baron Grimm und andere berühmte Perſonen gerichtet ſind. Im Anhange befindet ſich der nur wenig bekannt gewordene Dialog über die Weiber wieder abgedruckt*). Viele dieſer Briefe enthalten nicht bloß Schäkereien und Muthwillen; man ſtößt vielmehr oft auf tiefgehende Bemerkungen der Staatskunſt, auf weiſe Grundregeln der öffentlichen Verwaltung, und zuweilen auf eindringende Lehren der Moral. Selbſt in witzigen Paradoxien findet ſich reicher Stoff zum weitern Nachdenken.

Wir wollen unſern Leſern Einiges mittheilen, wie es uns aufſtößt. Zuerſt etwas Ernſthaftes, das auch jetzt noch nützen kann. Im J. 1773 erſchien von dem Verf. des famöſen Syſtems der Natur, dem Baron Holbach, ein Systeme social, worin er beweiſen wollte, daß eine Regierung nothwendig und unvermeidlich vollkommen werden, und alle Individuen glücklich machen muß, wenn die Nation von allen Irrthümern und Vorurtheilen entfeſſelt worden iſt. Hierüber theilt Galiani ſeine Kritik der Madame d'Epinay mit. Er ſagt: das ſehr gut geſchriebene Buch enthalte keine neue Idee, und wenn des Verfs. Ideen nicht falſch wären, ſo ſtünden ſie doch eine Linie unter der Richtigkeit und Genauigkeit; und ſelbſt eine wahre Idee, wenn man ſie gezwungen ausdehne, werde falſch. Das belegt er mit folgenden Sätzen aus der Holbachiſchen Schrift. „Man macht aus dem Menſchen, was man will.“ Wahr, von einer Maſſe Menſchen überhaupt genommen. Aber nachher heißt es: „Der größte Böſewicht hätte ein braver Mann werden können, wenn er von tugendhaften Eltern, unter einer aufgeklärten Regierung gebohren worden wäre ꝛc. Und der große Mann, deſſen Tugenden wir bewundern, würde ein

---

*) Der franz. Titel heißt: Correspondance inedita de l'abbé Ferdinand Galiani Conseiller du Roi de Naples etc. à Paris chez Treuttel et Würz 1818.

„Spitzbube, ein Räuber, ein Mörder geworden „ſeyn, wenn er keinen andern Umgang „gehabt hätte, als Leute dieſes Gelichters.“ Das iſt nicht mehr wahr, ſagt G. Der Menſch modificirt ſich unfehlbar, aber die Grundlage ſeiner Natur bleibt doch, und wenn ihn die Umſtände im Leben eine tugendhafte Richtung geben, ſo wird er abwechſelnd tugendhaft und laſterhaft ſeyn. Das iſt eben der Schlüſſel zu allen Inconſequenzen und Widerſprüchen, die man an der Menſchenart bemerkt, und wovon kein Individuum frei iſt. Das Naturell iſt im ſteten Kampfe mit den Modificationen der Umſtände. „Aus dem dummſten und feigſten „Bauertölpel läßt ſich in 6 Monaten ein „tapfrer Soldat machen, der dem Tode „heiter entgegen geht.“ Das iſt wieder nur im allgemeinen wahr; nicht in der Anwendung auf jedes Individuum; ſonſt gäbe es keinen Poltron mehr. Der Verf. des Syſtems ſcheint zu glauben, daß den Menſchen weiter nichts fehle, um vollkommen glücklich zu werden, als aufgeklärt zu ſeyn. Der Fehler kommt aus dem Generaliſiren der Ideen. Es iſt ſchon gut, daß man den Leuten predigt ſich von ihren Vorurtheilen und Irrthümern loszumachen, und die Erziehung zu vervollkommnen; allein zu glauben, daß die aufgeklärten Menſchen dadurch gleich beſſer und vollkommen werden, oder daß ſich die Leidenſchaften jedes Einzelnen blos durch den mächtigen Einfluß des Vernunftlichtes unter philoſophiſches Speculiren beugen würden, das iſt eine ſchöne Chimäre, gleich den Declamationen unſerer philoſophiſchen jungen Geſellen. Dieſe werden doch ſie beim Anfang anfangen. Hier kömmts drauf an, den Menſchen in ſeiner Natur zu prüfen, und ſich zu ſagen, ſo war er, ſo wird er ſeyn; und hernach die Natur einer Menſchenmaſſe, (d. h. das Reſultat alles deſſen, was den Nationalcharakter weſentlich beſtimmt, mit Einfluß des Locals ꝛc.) von der Natur des Individuums wohl zu unterſcheiden. — Sie aber machens wie jene Anwaldsfrau, die von ihrem Dorfe den Schluß auf Paris machte. — Will man von den Vorzügen einer Regierung reden, ſo muß man ſein Abſehen auf die oder jene Nation richten. Wer ſich herausnimmt, die vollkommenſte Regierung für die Menſchen überhaupt zu verfertigen, der ſpricht ins Blaue hinein, mit ſchwankenden Ideen, die nirgend hin paſſen. „Ja, geſetzt, ſie hätten das Kunſtſtück erfunden, ſo müßten ſie auch das Talent Joſua's haben, um den Lauf der Ereigniſſe, wie die Sonne, zum Stillſtand zu bringen. „Unſer Betragen, das gute oder ſchlimme, hängt immer von „den wahren oder falſchen Ideen ab, die „wir uns machen, oder die uns andere „beibringen.“ „Nein, ſagt G., unſer gutes oder ſchlimmes Betragen hängt vom Temperament und von dem mehr oder weniger ſtarken Anreiz ab, der uns zu etwas hinreißt; nur das Bewußtſeyn unſers Betragens hängt von jenen wahren oder falſchen Ideen ab.“ —

Ueber die Erziehung bemerkt G. folgendes: „Meine Abhandlung über die Erziehung iſt ganz fertig. Ich beweiſe, daß ſie für Menſchen und Thiere die nämliche ſey, und ſich auf die zwey Punkte zurückführen laſſe: die Ungerechtigkeit ertragen und die Langeweile ausſtehen lernen. Was läßt man dem Pferde in der Reitbahn machen? Von Natur geht es Schritt, Trott, Galopp, aber nur wenn und wie es ihm gefällt. Jetzt lehrt man ihm Gänge wider ſeinen Willen, wider ſeine Vernunft, (da haben wir die Ungerechtigkeit;) man läßt ſie ihm zwey Stunden lang fortſetzen, (da haben wir die Langeweile.) So gehts dem Knaben mit dem Latein, mit dem Griechiſchen. Iſt er daran gewöhnt, den Willen des Andern zu thun, alsdann iſt er abgerichtet, geſellig. Er tritt in die Welt, achtet die Behörden, die Miniſter, die Könige, (ohne ſich zu beklagen) Er treibt ſeinen Beruf, im Seſſionszimmer, oder auf der Hauptwache, oder auf dem Schloſſe; er gähnt, aber er hält aus und verdient ſein Brot. Wenn er das nicht thut, taugt er nichts für die Geſellſchaftsordnung. Mithin iſt die Erziehung nichts anders als das Ausmerzen der natürlichen Anlagen, um den geſellſchaftlichen Pflichten Platz zu machen. Wo ſie die Talente nicht beſchneidet und ausmerzt, da bekommen wir den Dichter, den Maler, den Luſtigmacher, das Original, das unterhält und Hungers ſtirbt.“ — Die moderne Theokratie fängt damit an, daß ſie die Menſchen durch Strenge und Quälereien reinigen will Iſt man an das Höchſte von Leiden und Langerweile gewöhnt, dann wird der Papſt, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeiſter, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem ſo zahmgemachten Weſen kann er alles machen, was er will. (Dieß iſt 1770 geſchrieben, aber 1818 noch ziemlich eben ſo; nur ſubtiler behandelt.) —

Nun etwas Scherzhaftes. „Bei Gelegenheit der Auflage auf den Branntewein in Rußland ſagt G.: Die Auflagen ſind die Schnupfen der Staaten, die Krankheit der alten nämlich; die jungen Nationen wiſſen davon nichts. Dieſe ſind heftigern Uebeln, Kriegen, Aufruhr, Feudalrechten, Sclaverey ꝛc. unterworfen. Das giebt ſich im Alter; nun kommt der Auflagefluß, man huſtet, huſtet wieder und ſpuckt Doppelſteuern. Stempelpapier, Fleiſch-Impoſt ꝛc. aus ꝛc. Schlechtes Geſpucke! Endlich wird der Huſten zur Gewöhnung und man huſtet ohne zu ſpucken, indem man die Auflagen vervielfältigt, ohne größere Einnahme davon zu erlangen: man ſtirbt vor Schwäche und Auszehrung." — Ferner: „Ich habe ein Buch im Kopfe, das meiner Einbildungskraft ziemlich warm macht. Es ſoll den Titel führen: „Moraliſcher und politiſcher Unterricht einer Katze für ihre Jungen. Aus der Katzenſprache ins Franzöſiſche überſetzt, von Herrn Kratze-Gern (d'Egratigny) Dollmetſcher der Katzenſprache an der Königl. Bibliothek. Da ich keine andere Geſellſchaft habe, als die meiner Katze, ſo denke ich den ganzen Tag an dieſes Originalwerk. Zuerſt lehrt die Katze ihren Jungen die Furcht der Gott-Menſchen *), dictirt ihnen die Moral, den Krieg gegen die Ratten, Sperlinge ꝛc. ſpricht von der himmliſchen Katzenſtadt im andern Leben, wo die Mauern aus Parmeſankäſe, die Säulen aus Aelen, die Dielen aus Schöpſenlunge beſtehen, und wo die Ratten zum Spielzeug dienen. Sie prägt ihren Kleinen Reſpect für die kaſtrirten Katzen ein, **) welches Katzen ſind, prädeſtinirt, in dieſer und jener Welt glücklich zu ſeyn, wie ihre Fettigkeit beweißt. Deswegen ſind ſie von der Arbeit des Mäuſefangens befreyt ꝛc. — Doch wir brechen ab, da unſer Blatt nur einige Proben der Fülle von Scherz und Ernſt geben kann. Nächſtens noch etwas über ſeine Dialogen.

Magnetismus.

Aus den Zeitungen iſt bekannt, daß der blinde Tüncher-Meiſter Auth in Heidelberg für ſeinen Magnetiſeur, den Doctor Schelver, ein lebendiges Arzneybuch geworden; daß er, durch Hühnerkoth (!) Urin (!) und dergleichen, wunderähnlich heilt, und nahmentlich durch ein ſolches medicamentum urinoso — excrementitium den Veitstanz geheilt hat; daß die jämmerlichſten Kranken haufenweis zu ihm ſtrömten, und daß endlich, auf Anzeige des Heidelberger Stadt-Phiſicat's das Großherzogl. Badenſche Miniſterium ſich bewogen fand, zu Unterſuchung der Sache eine Polizeiliche und Aerztliche Commiſſion zu ernennen. Dieſe Commiſſion fand denn auch, was jede vernünftige Commiſſion gefunden haben würde, daß die Geſchichte nur eine elende Gaukeley ſey — und alſobald proteſtirte Hr. Profeſſor Schelver gegen die ernannten Commiſſarien; und alſobald trat ein Hr. Doctor Göntgen, den wir die Ehre haben nicht zu kennen, in den Zeitungen für ihn auf, verſicherte, daß deſſen „liebevolle Gattin eine überraſchende Geſchicklichkeit beſitze" daß Schelver ſelbſt „uneigennützig wohlthätig würke;" daß die ſogenannte Dreckapotheke gar nicht zu verachten ſey; daß doch wohl Dinge „die hinter jedem Zau„ne und auf allen Gaſſen liegen, eine größere Heil„kraft enthalten könnten, als die hochweiſen Herren „Aerzte je zu ahnen vermöchten;" machte die Commiſſarien (lauter ehrenwerthe Männer und geachtete Aerzte) tüchtig herunter; warf dem Einen vor, er habe ſelbſt geſtanden, daß er nie magnetiſiren geſehen, (was dieſer gradezu Lügen ſtraft) dem andern, er ſey ſchon lange ein Feind des Magnetismus, dem dritten, er ſey Schelvers Schüler geweſen; berief ſich auf Friedrich Schlegel, der mit ſeinem Leben dafür bürgen wolle. Der Schlafredende ſey kein Betrüger: klagte, daß man den Kranken von ſeinem Magnetiſeur getrennt, in ſtrenge Verwahrung gebracht und dadurch großen Gefahren ausgeſetzt, ja wohl gar in Lebensgefahr gebracht habe; erzählte, daß Frau v. [illegible] Frau v. Oehlenſchläger aus [illegible] che Beſchwerde deshalb an das Miniſterium nach Karlsruhe geſandt, mit beigefügten Zeugniſſen bereits Geretteter; hoffte, daß auch Heidelberger Bürger kräftige Schritte deshalb bei der Stadtobrigkeit thun würden, und ſchloß mit einem Weheruf, wenn unterdeſſen ein Kranker, durch die Trennung von Auth, ſtürbe.

Dieſes Manifeſt ließ der berühmte Herr Dr. Göntgen am 9. Auguſt d. J. ergehen. Am 22. igte er hinzu: die Commiſſarien hätten den Som-ambulismus durch eine wahrhaft magnetiſche Fol-erung zerſtört, und zwar durch gewaltſames Ein-reifen eines, auf den Kranken nachtheilig und ge-ihrlich würkenden, fremden Magnetiſeurs. Schließlich überläßt er Sachkennern, das Benehmen dieſer deutſchen Aerzte mit dem ränkevollen, verkehrten Verfahren der franzöſiſchen Aerzte gegen Mesmer zu vergleichen. (Alſo Franklin, der an der Spitze jener Commiſſion ſtand, war ränkevoll und verkehrt! alſo Lavoiſier, ein Mitglied derſelben, war ränkevoll und verkehrt! Freilich iſt es ſehr bequem, alle diejenigen auf ſolche Weiſe abzufertigen, die nun einmal nicht mit Hühnerkoth curiren wollen.)

---

*) Es ſcheint die hohe Clериſey gemeint.

**) Die eheloſen Geiſtlichen und Mönche.

Am 25. Auguſt erſchien eine Antwort vom Dr. Grieſelich aus Schwetzingen, welcher zwar zugeſteht, daß Auth ſtockblind, aber nicht, daß er clairvoyant ſey; denn an dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes habe er vergeblich herumgerathen; die Rückkehr ſeiner Sehkraft habe er für den Monat May prophezeyt, und noch im Auguſt klage Herr Göntgen, daß Auth blind bleiben werde; der Frau v. Krüdener habe der Hellſeher am 30. April Geſundheit in 8 Tagen verkündet, und doch geſteht Hr. G., ſie ſey des Magnetiſirens noch immer bedürftig; Alles was Auth von Kranken ſage, habe man zuvor in ihn hinein geflüſtert; kurz Herr Grieſelich erbietet ſich, vor einer Commiſſion Sachkundiger Gelehrter an einer beliebigen Anzahl von Kranken zu beweiſen — daß Auth nichts ſehe, und vergebens bewarf Hr. Göntgen die Commiſſarien mit dem, in der Authſchen Dreckapotheke, angehäuften Kothe.

Der wackere Streiter Göntgen ließ ſich dennoch nicht abhalten den Kampf fortzuſetzen, und das verſtändige und umſichtige Verfahren der Commiſſarien als höchſt frevelhaft zu ſchildern. Indeſſen war es doch gerade dieß Verfahren, durch welches der kluge Hellſeher zu dem Bekenntniß gebracht wurde, es ſey aus mit ſeiner Kraft, weil der, zuvor bewußtloſe, Geiſt nun zum Bewußtſeyn gekommen ſey. (Armer Geiſt! der nur bewußtlos Gutes würken konnte!) Am Schluß fällt Hr. G. nochmals über die franzöſiſche Commiſſion in der Meſmerſchen Sache her, und ſagt, es ſey nun erwieſen, (wodurch denn?) „daß ſie durchaus mit vorgefaßter Meynung, auf „die verkehrteſte Art, ja mit niederträchtigen „Kabalen, ihren mißgünſtigen Bericht abgeſtattet „habe.“ (Liebes Publicum! hier ſtehen Franklin und der Doctor Göntgen gegen einander, und ein Franklin (!) wird von einem Göntgen (!) der niederträchtigen Kabale angeklagt! richte du!)

Hierauf wiederhohlte der Doctor Grieſelich, daß er, nachdem er den Auth beinahe ſechs Stunden beobachtet, ſehr deutlich bemerkt habe, wie man ihm auf die Spur geholfen, durch Einflüſterungen, Andeutungen, Sinn= und Wort=Erklärungen, Fragen, welche die Antwort auf die Zunge legten u. ſ. w., ja, daß er, (Grieſelich) ſchon im April und May vorausgeſehen, „daß die Authſche hellſehen„de Pſyche vor einer nüchternen rigoroſen Unterſu„chungs=Commiſſion ſich flüchtig machen werde.“

Die Commiſſion, die ſich durch alle jen wüthigen Angriffe nicht hatte irre machen laſſen, hielt, nachdem ſie ihr Geſchäft männlich vollendet, doch für nöthig, dem Grosherzogl. Miniſterium zu berichten, mit welchen Verleumdungen ſie heimgeſucht worden, und anzufragen, was dagegen geſchehen ſolle? — Das Miniſterium trug ihr auf, blos eine kurze Gegenerklärung in die Zeitungen rücken zu laſſen, mit dem Bemerken, „daß näch„ſtens eine ausführliche Darſtellung des ganzen „commiſſariſchen Benehmens, ſo wie auch des Er„fund's der Sache ſelbſt, öffentlich nachfolgen „werde.“

Dieſer Befehl erging am 17. September. Wir ſchreiben heute den 12. November, und Freunde und Feinde des Magnetismus hoffen noch immer vergebens auf die, nächſtens verſprochene, ausführliche Darſtellung. Möchte es dem Grosherzogl. Miniſterium gefallen, ſein Wort recht bald zu löſen, da ſowohl die Ehre der Commiſſarien als die Beruhigung ſo vieler Zweifler es zu fodern ſcheinen. Dieſer Wunſch iſt um ſo dringender, ſeitdem es bekannt geworden und niemand mehr zweifelt, daß auch die berühmte Stuttgarter Prophetin eine, vom Herrn v. *** gemißbrauchte, Betrügerin war. Die Vermuthungen, welche der Herausgeber dieſer Blätter über jenen Hergang geäußert hat, werden von einem großen Theile des dortigen Publicums für ſehr gegründet gehalten, und der ſogenannte Triumph des Magnetismus hat ſich in Geſtank aufgelöſt. Wenn nun auch dieſer Auth noch [illegible]kommen entlarvt würde, ſo ſollten wir meynen [illegible]ß, wenigſtens in Süd=Deutſchland der Wunderglaube nicht lange mehr eine bedeutende Rolle ſpielen könne.

Politik.

Wenn die alliirten Mächte zu Aachen mit alle dem ſich hätten beſchäftigen wollen, was man von allen Seiten, berufen und unberufen, ihnen zu unterlegen verſucht hat, ſo würde der Congreß ein ewiger geworden ſeyn. Da iſt z. B. eine franzöſiſche Broſchüre erſchienen, betitelt: Aachen, ſeine Reliquien und der Congreß, oder Regiſter der Materien, über welche die Monarchen zu Aachen hätten unterhandeln können; da heißt es: als vorläufige Grundſätze hätten ſie zu beſtimmen: 1) die Gleichheit vor dem Geſetz. 2) Alle Gattungen von Freiheit, nämlich des Glaubens, Gewiſſens, der Cultur, der Preſſe, der Perſon und des Eigenthums. 3) Einführung der Bell= und Lancaſterſchen Schulen. — 4) der Kuh=

pocken. — 5) Fortpflanzung der claſſiſchen Sprachen, beſonders der franzöſiſchen (!) — 6) Abfaſſung von Elementarwerken. — 7) Mitwürkung bei der Geſetzgebung 8) Auflegung und Vertheilung von Steuern. — 9) Das Recht Waffen zu tragen für jeden Bürger. 10) Errichtung von Nationalgarden, — 11) einer Jury. — 12) Einheit, Oberherrlichkeit (Suprématie) (nicht Souverainität). Neutralität und Unverletzlichkeit der executiven Gewalt, als königliche Gewalt betrachtet; aber Verantwortlichkeit aller miniſteriellen Gewalt. — 13) Feierliches Verzichtleiſten der Völker und ihrer Fürſten auf alle Eroberungen und alles Einmiſchen in innere Angelegenheiten eines Dritten. — Wenn nun die Monarchen mit allen dieſen Kleinigkeiten fertig geworden, dann kömmt es erſt an die großen politiſchen Fragen, von welchen wir nur einige, Deutſchland betreffend, ausheben wollen. — 1, Welche Glieder ſollen zum Deutſchen Bunde gehören! haben Holland, die Schweiz, Polen und Dännemark nicht gleichen Urſprung? (Polen?! gleichen Urſprung!) Verwandtſchaft der Sprache? (Polen! Verwandtſchaft der Sprache! drollige, aber ſehr gewöhnliche franzöſiſche Unwiſſenheit.) Gleichheit der Sitten? (!) und doch wäre es lächerlich, ſie dem Bunde einzuverleiben. — 2, Soll der Bund ein Ganzes bilden, und in Süd und Nord getheilt werden? — 3, ſoll nur Ein Protector ſeyn? oder zwey? oder ſoll das Protectorat wechſeln zwiſchen Preußen und Oeſterreich? — 4, wäre es nicht beſſer kein mächtiges Haus dazu zu wählen? und ſollte nicht die erſte Handlung der conföderirten Fürſten die ſeyn, Oeſterreich auszuſchließen? (!) — 5, wird Oeſterreich das nicht übelnehmen und des Bundes Feind werden? — 6, In jedem Falle wird nichts geſchehen ſeyn, wenn Deutſchland nicht zuvor zu religiöſer Einheit zurückgeführt wird. (Hört ihn!) Dieſes Land iſt der claſſiſche Boden der Secten, die Pflanzſchule der Ketzereyen, und aus ihren Banden recrutiren ſich die politiſchen Factionen ꝛc. — 7, wer wird alle die Hinderniſſe heben, die das Intereſſe von allen Seiten aufſtellt? Antwort: ein aufgeklärteres Intereſſe und die Zeit, die Alles an ihren Platz ſtellt ꝛc. — Eine Bundes-Armee findet der Hr. Verfaſſer unnöthig; im Frieden ſey ſie Null, und auf den Kriegsfuß beibehalten könne ſie gefährlich werden. (Hört den Franzoſen!) „Würde die Gräfin von der Lippe Feindſeligkeiten „gegen ihren Vetter, den Fürſten von Detmold angefangen haben, wenn nicht eine Armee von 127 „Mann ihr zu Gebote geſtanden hätte?" — Dann nimmt der Verfaſſer Parthey für Baden gegen Bayern — ſchwazt noch über manches andere, und geht dann auf England über, deſſen Patriotismus er eine permanente Conſpiration gegen Europa nennt, die unterdrückt werden muß. — Zwey Gefahren bedrohen Preuſſen: ſeine ungeheure Ausdehnung und die Gährung im Innern. Es ſollte ſich fein in ſeine natürlichen Grenzen zurückziehen, und eine Conſtitution geben. — Rußland wird, wie gewöhnlich, als Gefahr drohend dargeſtellt; wenn Polen und die Türken nicht unabhängig bleiben, ſo ſey es um Deutſchlands Freyheit geſchehen. — Italien könne unmöglich ruhig bleiben, da es, ſeit der Occupation der Franzoſen, einen entſchiedenen Hang zur Einheit behalten habe. — Aus dieſen Proben wird der Leſer hinlänglich erkennen, weß Geiſtes Kind der Verfaſſer iſt. —

Einige Curioſitäten.

Die Bibliotheque historique, indem ſie die Feyerlichkeiten erzählt, die zu Aachen am 18. October ſtatt gefunden, ſagt: „die Truppen ſchloſſen ein Viereck um einen Altar, auf dem ein Kreuz ſtand, zuwider den Gebräuchen der Proteſtanten." (Der gute Mann, der das berichtet, muß wohl nie in einer proteſtantiſchen Kirche geweſen ſeyn.) „Die Franzoſen, die ſich zu Aachen befanden, hatten die Stadt verlaſſen, ausgenommen der Herzog von Richelieu und die zu der Geſandtſchaft gehörigen Perſonen. Es iſt ein Greuel — ſchrieen die Franzoſen — unter den Augen des Repräſentanten von Frankreich einen Tag zu feyern, der die erſte Quelle ihres Unglücks war!"

„Einige behaupten," der Herzog von Richelieu habe ſelbſt der Ceremonie beygewohnt. Wenn das wahr iſt, ſo muß es ihm ſehr ſchmerzlich geweſen ſeyn, den Marſch von der Einnahme von Paris ſpielen zu hören."

„Fürſten, die ſämmtlich der proteſtantiſchen Religion zugethan ſind" — (alſo auch der Kayſer von Oeſterreich? alſo auch der Kayſer von Rußland?) — „ſtellen ſich um einen Altar, auf welchem ein Kreuz ſteht! — man muß bekennen, dieſes Schauſpiel bietet etwas Biſarres und Unerklärbares dar." (O du heilige franzöſiſche Unwiſſenheit!) — —

Ein Portrait von dem General la Salle iſt in Paris in Kupfer geſtochen worden, welches nicht allein deſſen Geſichtszüge, ſondern auch eine ſeiner Thaten verewigen ſoll, die unglaublich klingt. Er ſoll nämlich am 29. October 1806 blos mit zwey ſchwachen Huſaren-Regimentern Stettin aufgefodert, und Stettin ſoll ſich ihm mit 6000 Mann Garniſon und 100 Kanonen ergeben haben. Da ſteht er nun auf dem Kupferſtich, die linke Hand an den Säbel gelegt, mit der rechten die der Feſtung zugeſtandene Capitulation haltend, ihm zur Seite links die Deputation der Stadt, die ihm die Schlüſſel bringt, und rechts erblickt man die ſechshundert Braven, welchen Sechstauſend mit hundert Kanonen hinter tüchtigen Wällen ſich ergaben. — —

Aus Nantes wird geſchrieben, daß der Pfarrer von St. Nicolas und deſſen Geiſtlichkeit erklärte Feinde der Bell- und Lancaſterſchen Schulen ſind, und daß ſie den Kindern, welche dieſelben beſuchen, das heil. Abendmahl verweigern. Nur zwey Geiſtliche deſſelben Kirchſpiels, Eſtevan und Marechal machen eine Ausnahme, und wurden deshalb von den übrigen ſo lange geneckt, bis ſie ihren Abſchied verlangten. Nun legte ſich das Kapitel der Cathedrale ins Mittel, und veranſtaltete eine Zuſammenkunft der zwiſtigen Geiſtlichkeit, um die Gemüther zu beſänftigen. Allein hier kam es bald von Vorwürfen zum Schimpfen, vom Schimpfen zu Thätlichkeiten. Stühle, Meßbücher, Kappen wurden zu Waffen in den Händen der frommen Eiferer, die, weil ſie die zahlreichern waren, ihre gemäßigten Gegner dermaßen durchprügelten, daß Einer derſelben das Bett hüten muß. —

Ein Pair von Frankreich, Erbprinz und Beherrſcher einer unbeſchränkten Monarchie in einem kleinen Winkel von Europa, (vermuthlich iſt der Prinz von Monaco gemeynt) bedient ſich eines Wappens, welches von zwey Dominicanern gehalten wird, deren Jeder ein flammendes Schwerdt trägt, Sinnbild der Inquiſition und zugleich jener antiſocialen Lehre, die ſich auf die berüchtigte Allegorie von den zwey Schwerdtern gründet. Das ganze, ſchon zu klare Bild wird noch durch die Umſchrift deo juvante erklärt. Dieß Wappen fällt jedem auf, der den eleganten Wagen des Fürſten durch die Straßen von Paris rollen ſieht, oder das jetzt erſcheinende Wappenbuch der Pairs von Frankreich durchblättert. Mönche, die ſo ungeziemend zu Wappenhaltern gemißbraucht werden! ꝛc. (Es wird noch gewaltig viel darüber geſaalbadert, und ſogar den Fürſten, die den heiligen Bund geſchloſſen, zugemuthet, alle dergleichen Wappen zu verbieten.) —

Die Bibliotheque historique liefert einen Brief von Ludwig XVI an den Baron Breteuil, vom 17n December 1791, durch welchen er ihn bevollmächtigt, bey den auswärtigen Mächten Alles anzuwenden, was dazu dienen könne, die rechtmäßige königliche Gewalt wieder herzuſtellen — und einen andern an den König von Preußen, in demſelben Monate und Jahre geſchrieben, in welchem er klagt, daß die Aufrührer die Monarchie zertrümmern wollten, und einen, durch bewaffnete Macht unterſtützten, Congreß vorſchlägt. Der Redacteur macht dabey die Note: „es ſcheint, daß die erſte Idee einer Occupations-Armee nicht von den verbündeten Mächten ausgegangen iſt." —

Eine wenig bekannte Anecdote von Ludwig XIV. iſt aus Duclos Handſchriften gezogen. Zu St. Germain war eine große Jagdpartie. Einige Höflinge verirrten ſich, es wurde Nacht, ſie wußten nicht wo ſie waren. Endlich erblicken ſie ein Licht, reiten darauf zu, und kommen an eine Art von Schloß, wo ſie lärmend anklopfen, ihre Nahmen ſagen und um Gaſtfreundſchaft bitten. Es war im Herbſt, zwiſchen 10 und 11 Uhr Abends. Man thut ihnen auf, der Herr des Schloſſes empfängt ſie ſehr gaſtfrei, läßt ihre Pferde in den Stall ziehen, giebt ihnen warme Kleider, und macht ſchnell Anſtalten zu einem Abendeſſen, deſſen die Hungrigen ſehr bedürftig waren. Durch trefflichen Wein und ungezwungene Höflichkeit des Wirthes wurde dieſes Souper gewürzt. Die Herren erfuhren, daß er Fargues heiße und hier ſehr einſam lebe. Sie ſchliefen in guten Betten, frühſtückten reichlich, ſchwangen ſich auf wohlgefütterte Roſſe, waren entzückt von der gaſtfreien Aufnahme, und boten beim Wegreiten dankbarlich dem beſcheidenen Wirth ihre Dienſte an. Bei Hofe hatte ihr Ausbleiben Aufſehen erregt; Alle waren Günſtlinge des Königs, daher umringte man ſie bei ihrer Wiederkunft, es wurde viel gefragt, und ſie mußten dem Könige ſelbſt ihr Abentheuer erzählen. Als Ludwig den Nahmen Fargues hörte, ſagte er: wie? iſt der hier ſo nahe? weiter ließ er ſich nichts merken; aber mit der Königin Mutter ſprach er von der Kühnheit des Mannes, in ſolcher Nähe des Hofes ſeine Wohnung aufgeſchlagen zu haben; denn er war Einer von denen, der an allen Bewegungen in Paris zwiſchen dem Hofe und dem Cardinal Mazarin lebhaften Antheil genommen; man hätte ihn damals gern aufgeknüpft, allein er wurde von einer Parthey geſchützt, und in die Amneſtie förmlich einbegriffen, worauf er, um alles Unheil zu vermeiden und gar nicht mehr von ſich reden zu machen, Paris für immer verließ, ſich auf jenes Schloß zurückzog, und um ſo ruhiger lebte, da Mazarin todt, und von jenen Begebenheiten gar nicht mehr die Rede war. Allein der König und die Königin Mutter hatten ihm nur mit Widerwillen verziehen. Jetzt ließ der König den Präſidenten Lamoignon rufen, und trug ihm auf, irgend ein juriſtiſches Mittel ausfindig zu machen, um den verhaßten Fargues trotz der Amneſtie zu verderben. Lamoignon, ein gieriger Höfling, wußte ein ſolches Mittelchen bald zu finden, Fargues wurde arretirt, in den Kerker geworfen, und trotz der Amneſtie, trotz der Fürſprache ſeiner Gäſte — ſchnell enthauptet. Seine confiſcirten Güter erhielt der Herr Präſident. — —

Verzeichniß aller Schriften

welche im zweyten Bande des literariſchen Wochenblatts angezeigt, oder aus welchen Auszüge geliefert worden, wie auch Anzeige der in demſelben vorkommenden Original-Aufſätze.

Die erſte Zahl iſt die No. des Stücks, die zweite iſt die pagina.

1. Arzneikunde.

Allgemeine mediziniſche Annalen 27, 214.
Archiv für mediziniſche Erfahrung 27, 213.
Bartels Rechtfertigung des D. Horn gegen Kohlrauſch 34, 256.
Beobachtung über die Kuhpocken in England 18, 143.
Berliner Charite, mangelhafter Zuſtand derſelben 12, 91.
Coopers Verſuche über die Verdauung 27, 215.
Dähne's Milch- und Molkenkuren 13, 101.
Graumanns Wirkungen der Heilquellen zu Eger 18, 143.
Gräfe Rhinoplaſtik 15, 119.
Grohmann über die Träume des ſchlafenden und wachenden Zuſtandes 18, 143.
Dr. Greiner über den Traum und das fieberhafte Irreſeyn 45, 354.
Haas Beſuch des Alexanderbrunnens am Caucaſus 18, 143.
Iphofen, Cretinismus und Urſachen der Kröpfe 7, 50.
Kieſers Syſtem der Medicin nach philoſophiſcher Anſicht 18, 142.
Knox über den Puls nach den Tageszeiten 13, 101.
Kopp's Jahrbuch der Staatsarzneikunde 45, 353.
Kreyſigs Krankheiten des Herzens 13, 101.
Landpfarrer dürfen ſie auch Aerzte ſeyn 13, 102.
Leroux journal de medicine 27, 215.
Lübecks Schönheitsfreund oder die Toilette der Gracien 6, 43.
Merkel's Archiv für die Phyſiologie 13, 101.
Parzen, die, Blätter zur Beförderung der Aufklärung, der Geſundheit und des Frohſinns 28, 218.
Reil über die Erkenntniß und Kur der Fieber und Kuhpocken-Impfung 13, 101.
Richerand's wundergleiche Operation 33, 264.
Die Sackgeſchichte in der Berliner Charité 12, 89. 13, 97.
Vering, über die Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Körper im Menſchen 33, 263.
Verrücktheit und lichte Augenblicke 28, 219.
Ueber den Weichſelzopf 39, 312.
Dr. Wolf Anfangsgründe der naturwiſſenſchaftlichen Syſteme der Medicin 33, 263.
Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte 27, 211. 28, 220.

2. Bekanntmachungen.

Ankündigung der dritten Auflage dieſes literariſchen Wochenblatts 39, 312.
Anzeige neuer Romane 28, 224.
Anzeige einer Intelligenz-Redaction 39, 312.
Unpartheiiſche Bemerkungen zu der weimariſchen Ober-Appellations-Gerichtsordnung 33, 264.
Das Bertuchſche Modejournal und die Wiener Damen 34, 272.
v. Hornthal iſt für von Maſſenbach und Oken 33, 264.
Jagemann für Kupfer- und Stein-Nachdrucker 36, 288.
von Kotzebue, in welchem Verhältniſſe er mit Herrn Lindner ſtehe? 39, 312.
— — Nachricht von einem Urtheil wider ihn 40, 313.
— — vermittelnder Vorſchlag an Herrn Hofrath Luden 44, 345.
— — Proteſtation gegen Theaterſtücke, die unter ſeinem Nahmen gegeben werden, deren Verfaſſer er jedoch nicht iſt 15, 120. 31, 243.
von Kotzebue, über die hohen Preiſe der Bücher, 34, 272. 49, 390.
— — was er in dieſen Blättern liefern will 41, 323.
Kunſt Bücher im Superlativ bekannt zu machen 31, 247
Den Dr Lindner betreffend 32, 256.
Maubreuil's Proteſtation zu London 45, 360.
Müllers Portraite von Wieland und Göthe nach Jagemann 27, 216.
Poppe Wand-, Stand- und Taſchen-Uhren 45, 360.
Die Wage, eine neue Zeitſchrift 16, 127. 27, 213.

3. Biographie.

Alexanders des Gr. Itinerarium von Mai in der ambroſ. Bibliothek aufgefunden 20, 159.
Biographie des Prinzen Heinrichs von Preußen 23, 189.
Bonaparte, Lucian, geheime Memoiren aus dem Leben deſſelben. 2 Bde. 18, 137. 19, 145.
Bonaparte, Gregor VII. u. Karl der Große 41, 325.
— Mſcpt. von Elba 50, 399.
— Napoleon peint par lui même, par un Americain 7, 49.
— ſpielt vingt et un 7, 54.
— erklärt was Trauringe bedeuten 7, 53.
— legt großen Werth auf alle Hofetikette 7, 53.
— ein Naumburger Jüngling ſucht ſein Vaterland von ihm zu befreien 7, 54.
— anecdotes sur la cour et l'interieur de sa famille 20, 153. 21, 161. 22, 169.
von Bülow, Dietrich, Nachrichten von ihm 23, 188.
Las Caſas und Napoleon 37, 292. 46, 361.
Coxe aus Marlboroughs Leben 35, 273. 36, 281.
Cox Melanchtons Leben 28, 221.
Galiani Leben und Correspondance inedite 1818. 52, 411. Erziehung der Menſchen 52, 412.
Krieger, Leben und Thaten Friedrichs des großen in 887 Kupferſtichen 20, 159.
Lavalette und Drouet im Kerker 41, 325.
Ludwig XVI. durch ſich ſelbſt geſchildert und durch Eckard. 41, 328.
Manſo's Leben Conſtantin des Gr. 20, 160.
Müllers, (Prediger) Ulrich Zwingli, Zürchs Reformator 36, 286.

4. Freimaurerei.

Freimaurer-Lexicon von Bödicke herausgegeben 20, 157.
Freimaurer vor dem Inquiſitions-Gerichte 25, 195.
Aus Llorente Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition 4r Bd. Wörtlich ausgezogene Geſchichte eines ſolchen Proceſſes 25, 196. Noch zwey merkwürdige Proceſſe dieſer Inquiſition 26, 205.
Wedekind, das Johannisfeſt in der Freimaurerei, mit Anmerkungen für nachdenkende Brüder 30, 240.

5. Gedichte.

Almanach für die israelitiſche Jugend, von Heinemann 1819. 12, 92.
Boileau, Roms Weiber 23, 192.
Burdach Eos, Muſenalmanach 19, 149.

Brockmüllers dichteriſche Anklänge 5, 35.
Byrons, Lord, Belagerung von Corinth 14, 105. 15, 116.
Chriſtianis Ueberſetzung von Oehlenſchlägers Trauerſp. Hugo von Rheinberg 5, 36.
Das neue deutſche Commers- und Liederbuch 50, 398.
Cornelia Taſchenbuch für deutſche Frauen 29, 232.
Die germaniſche Edda oder deutſche Götterlehre in Gedichten 19, 148.
Frauenzimmer-Almanach von 1817 u. 1818. 5, 36.
Greverus Sammlung vermiſchter Gedichte 19, 149.
Gubitz, Schriften. 2 Bde. 12, 96.
Erſtes münſterländiſches poetiſches Taſchenbuch 35, 280.
von Hammerſteins alte Sagen die Hermanns-Schlacht betr. 50, 399.
Hanharts, Pfarrer in Winterthur, Gedichte 19, 148.
Hempel, Napoleon der Große in 28 Barden-Geſängen 50, 399.
Hundt's Harfe und Speer 50, 397.
Junkers Gedichte 5, 36.
Juvenal überſetzt von Otto v. Haugwitz 23, 192.
Kaltſchmidts Gedichte 50, 398.
Kannegießers Oden 50, 398.
Kuffners Gedichte 5, 35.
Laßberg Sammlung altdeutſcher Gedichte 50, 396.
von Melliſh Gedichte 50, 399.
Müllers patriotiſche Kriegs- und Siegslieder 50, 397.
Oelsner Morgenlied der freyen Deutſchen 50, 399.
Pythagoras Taſchenbuch 14, 110.
Rheſa, das Jahr, in 4 Geſängen aus dem Litthauiſchen 50, 397.
Rheiniſches Taſchenbuch 5, 35.
Robert's Kämpfe der Zeit, in 12 Gedichten 50, 397.
von Schenkendorfs Gedichte 50, 398.
Schmidt, (Pred. in Teltow) die Völkerſchlacht bey Leipzig 50, 399.
Schniebels Verſuche in Gedichten. 5, 35.
v. Schmitz Sinngedichte 50, 397.
Schorch, Luthers Entſcheidung, ein dramat. Gedicht 12, 96.
Schreibers (Aloys) poetiſche Werke 12, 95.
Schröder Erinnerung für ſeine Waffenbrüder 50, 398.
Seumes Gedichte von Clodius 4te Ausg. 50, 398.
Stollbergs vaterländiſche Gedichte 50, 397.
Thümmel, der heilige Kilian 50, 399.
Urania Taſchenbuch 5, 34.
Wellentreter, geſammlete Blätter 14, 109.
Wendelſtadt, die Völkerſchlacht bey Leipzig in 4 Geſängen 50, 398.
von Weſſenbergs Blüthen aus Italien 11, 83.
Wünning poetiſche Verſuche 50, 398.

6. Geſchichte.

de Bray's critiſcher Verſuch über die Liefländiſche Geſchichte 9, 71.
Buonaparte (Joſeph) ſein militäriſcher Character 13, 102.
Dards Schönheiten der Geſchichte 37, 296.
Fox, Parlaments-Reden in 6 Bdn. 9, 71.
Glinka's Briefe zur Geſchichte d. J. 1812 bis 1814. 9, 71.
Kaidanow's Grundzüge der Univerſalhiſtorie 9, 71.
Karamſins Geſchichte Rußlands 9, 71.
Kothe's hiſtoriſches Taſchenbuch, von 1817. Europa vor dem dreyßigjährigen Kriege 17, 135.
Millots allgemeine Weltgeſchichte, fortgeſetzt von Hormayr 17, 133.
Orlow's Begebenheiten in der Kirche und im Vaterlande 9, 71.
Strojew's Verſuch über die Mythologie der ruſſiſchen Slaven 9, 71.

7. Länder- und Völkerkunde.

Africa, mangelhafte Kenntniß von dem Innern dieſes Erdtheils. Unternehmung der Admiralität von England, dieſem Mangel abzuhelfen 51, 405.
Bertolacci's Ueberſicht von Ceylon. Wunder der Baukunſt und Induſtrie daſelbſt 9, 72.
Bramſens Spaziergänge durch Europa, Aſia und Afrika. Iſt kein Seume 38, 299. 39, 306 — 309.
Brun, Neapel, Sitten- und Landſchaftsſtudien von Neapel 14, 103.
Darſtellung aus den Ritterzeiten 28, 224.
Von der Decken, der engliſche Nationalcharacter 11, 81.
Von Freygang über den Kaukaſus und Georgien 20, 160.
Von Gagern, der Deutſche in Nordamerika 46, 362.
Neuere Geſchichte der evangeliſchen Miſſionsanſtalten 28, 224.
Golownin über Japan 9, 71.
Guerilla's in Spanien 13, 102.
St. Helena, Beſchaffenheit und Clima dieſer Inſel 1, 7.
— — Bonaparte daſelbſt 3, 19.
Heß, (Dav.) die Badenfahrt (die Heilquellen zu Baden in der Schweiz) 24, 186.
John Jrwitt, Nachricht von Noatka-Sund 41, 326.
Julien's Topographie aller bekannten Weinberge 16, 123.
von Kotzebue's (Moritz) Nachrichten von Imeretien 43, 337.
Miniaturgemählde aus der Länder- und Völkerkunde 28, 223.
Neu-Seeland, Coloniſirung deſſelben 40, 319.
Polen. Schluß des polniſchen Reichstages. Auszüge aus der Addreſſe des Senats an Kaiſer Alexander. Der Deputirten-Kammer und der Rede des Monarchen ſelbſt 3, 19.
Raffles über Java, Geſchichte dieſer Inſel 20, 159.
Rußland. Der Kaiſerin Mutter wohlthätige Anſtalten daſelbſt 10, 79.
Sartory, (Fr. v.) kleines Gemählde von Paris 1818. Einige Anecdoten daraus von Buonaparte 7, 53.
Schreibers, Aloys, Handbuch für Reiſende am Rhein. Mit Auszügen 39, 305.
Steffens die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden 11, 83.
Stork's Darſtellungen aus dem preußiſchen Rhein- und Moſellande 37, 289. 38, 297.
Swinjin's Beſchreibung von Petersburg 9, 71.
Timor, die Einnahme dieſer Inſel 4, 25.
Tuckey's Beſchreibung einer Reiſe zur Unterſuchung des Fluſſes Zaire oder Congo 1816. 51, 406.
Statiſtiſcher Verſuch über Neufſchatel 44, 352.

8. Magnetismus.

Annales du magnétisme animal 28, 218.
Archiv für den thieriſchen Magnetismus mit Auszügen luſtiger Geſchichten 28, 217.
Meiſter Auth, Magnetiſeur in Heidelberg, Doktor Gänigen vertheidigt ihn 52, 413.
Damen, warum ſie ſo große Anhänglichkeit zu ihren Magnetiſeurs haben? 13, 101.
Dennſchick über den thieriſchen Magnetismus 16, 123.
Dreckapotheke, der Magnetismus bringt ſie wieder zu Ehren 52, 413.
Dr. Fleiſchmann fernere Wundergeſchichte ſeiner Somnambüle 35, 275.
Von Ghert curirt eine gelähmte Zunge, durch ſeine Gedanken, die er darauf richtet 47, 376.

Eine Kranke las Gedrucktes in einer Tabacksdoſe mit der Herzgrube 47, 376.

Magnetismus, Urtheile darüber aus den Heidelberger Jahrbüchern 9, 66. Etwas Beluſtigendes davon 17, 134. 22, 174.

— — was er iſt nach der Jenaer Literatur-Zeitung 11, 100.

— — mit Geſpenſterglauben und Geſpenſterhiſtorie verglichen 47, 374.

— — der, als ein wichtiger Beytrag zur Geſchichte der Aufklärung 28, 218.

Madam Millet 19 Jahr alt, ſieht mit dem Magen auch mit der Schulter 47, 375.

Saravin de Montferier neue Hypotheſe über die Natur des Magnets 24, 192.

Wo der ſechſte Sinn der Magnetiſeurs zu ſuchen ſey? 24, 192.

Somnambüle: Unterſchied deutſcher und franzöſiſcher Somnambülen 28, 218.

— — alte ſechzigjährige Männer ſollen keine Wirkung auf ſie haben 35, 276.

— — ſtehen auf der Stufe des Inſtinkts 35, 280.

Tiſche und Stühle können Gedanken haben 28, 218.

Warnungstafel vor der Tollheit des Magnetismus 48, 377.

Wellentreter Rede über Magnetismus im Frauenzimmer-Almanach 1818 35, 280.

Daß die Zeugungskraft eine große Rolle im Magnetismus ſpiele 48, 378.

9. Militäriſche Schriften.

Ein Paar militäriſche Anecdoten à la Münchhauſen 40, 320.

Blick auf das deutſche Kriegsweſen 35, 278.

Bomsdorfs Mittheilungen aus dem ruſſiſchen Feldzuge 35, 278.

Catel's neue Vertheidigungs- und Befeſtigungs-Kunſt 35, 279.

Dictionnaire des batailles, die während der franzöſiſchen Revolution ſtatt gefunden haben 26, 205.

Eloquenze militaire, oder die Kunſt die Soldaten zu bewegen 26, 201.

Verſchiedene militäriſche Gegenſtände 41, 329.

Hahn's Soldat in Hinſicht ſeiner Pflichten. — Schubhiebe! 47, 376.

de Naylies Memoiren über den Krieg in Spanien 13, 102.

von Plotho's Krieg gegen das verbündete Europa 35, 279.

Ribbentrop's vollſtändige Sammlung aller Vorſchriften, welche auf die preußiſche Militärökonomie Bezug haben. 19, 150.

Emitſon Wehr- und Schirmanſtalt 16, 128.

von Thiebault Darſtellung der Feldzüge der Franzoſen in Portugall 10, 76—78.

Venturini's Befreiungskrieg 35, 279.

Volksbewaffnung in der Vendee 36, 285.

Oeſterreichiſche militäriſche Zeitſchrift 36, 285.

10. Miscellen.

Goldene Aepfel in ſilbernen Schaalen 36, 288.

Beantwortung von Briefen 26, 208.

Bemerkung des Herausgebers über das Oppoſ. Blatt No. 133. 9, 72.

Beobachter der Moden, wer ſie ſtudieren müſſe? 45, 357.

Berichtigung eines voreiligen Berichtes über Göthe und Kotzebue 21, 168.

Brockhaus gegen Maklot über Nachdruck 23, 186.

Kleiner Katechismus der Lehre vom Bücher-Nachdruck 36, 288.

Darf man jede Wahrheit ſagen? 41, 325.

Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber; Bedenklichkeiten bei dieſer herculiſchen Unternehmung 23, 185.

Herr Regierungs-Rath von Gräve? 39, 309.

Hazzi über Theurung und Noth der Vergangenheit und Gegenwart 38, 304.

Houwald und Conteſſa romantiſche Accorde 35, 280.

Kammermädchen (Pariſer) ihre Verſchwiegenheit 7, 56.

Kellner, Begleiter und Apoſtel der Frau von Krüdener iſt kein Betrogener 13, 100.

Klaglieder über Gegenſtände der Zeit 39, 312.

von Krüdener gute Handlung derſelben 29, 232.

Laun's geſellige Abende 35, 280.

Lenormand, (Madem.) Prophetin zu Paris erhält Beſuch von Staatsmännern und Freigeiſtern 7, 54.

Löben, Graf, Spaziergang in einem Roſengarten 35, 280.

Maklot, der Nachdrucker an den Herausgeber, mit einigen nicht verwerflichen Gründen 27, 209.

Ein ſiebenjähriges wundergutes Mädchen 28, 221.

Martens, Recueil de traites d'alliance — nouveau Recueil 26, 208.

Mone's Einleitung in das Niebelungenlied zum Schul- und Selbſtgebrauche 49, 392.

Ob Zeitſchriften die öffentliche Meinung machen und ausdrücken? 33, 264.

Orellius und Heumann über die Disputationen des Arnobius 24, 188.

Ueber das Perpetuum mobile 28, 222.

Schlichtegroll über eine ägyptiſche dreyfache Inſchrift 28, 223.

Selters, Unfug der dortigen Brunnenknechte 13, 102. Endlicher Beſcheid darüber 51, 408.

Ueber die Göttinger Studenten-Unruhen 34, 265.

von Textor's ſonderbare Schickſale 29, 229.

Ueber eine Tonnen-Fabrik 20, 160.

Ueber den jetzt herrſchenden Geiſt der Unzufriedenheit unter den Völkern Europas 33, 264.

Uwaroff über die eleuſiniſchen Myſterien 49, 392.

Verhandlungen einer Gartengeſellſchaft 49, 392.

Die Wallfahrtspflichten, zu Skutari gedruckt 37, 296.

Wer ſind Licht-Pachter? 10, 80.

Wibeking über den Einfluß der Baukunſt auf Civiliſation 24, 183.

Witzfunken und Lichtleuchter 31, 230.

11. Naturkunde.

Aliz neues Syſtem des Welt-Alls, überſetzt von Wernhard 19, 151.

Joſeph Bank (aus dem philoſoph. Magazin) merkwürdiger Orkan 46, 368.

Erneuerte vaterländiſche Blätter für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat 17, 131.

Bode's aſtronomiſches Jahrbuch 1820 37, 296.

Wichtige Fehler bei Erlernung der Naturgeſchichte 30, 238.

Thomas Förſter über die Phänomen der Atmoſphäre 20, 160.

Fray, über den Urſprung der organiſirten und unorganiſirten Körper 37, 296.

Gasbeleuchtung gegen Wachslichter berechnet 22, 176.

Hunters landwirthſchaftliche Verſuche 22, 176.

Kaleidoſkop (Schöngucker) Nachricht davon und Einrichtung deſſelben 24, 185.

Neumann von der Natur des Menſchen 37, 296.

Ueber die eßbaren Neſter der Java-Schwalbe 30, 237.

Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft 38, 304.

Die Spinnen als Wetterpropheten 32, 253.
Steinhäuſer über das Innere der Erde 7, 51.
Verſtandesfähigkeit eines Orangutang nach Kuvier in den Annales du musée d'histoire naturelle 40, 317.
Merkwürdige Verſteinerungen auf Island aus Gr. Makenzie's Reiſe 46, 367.
Vieth über Kalender-Formen und Reformen 38, 302.
Voigts Grundzüge einer Naturlehre 19, 152. 20, 158.
Ritter, die Weinlehre, oder Grundzüge des Weinbaues 41, 327.
Wirkungen und Eigenſchaften der Kälte 45, 353. Während des Feldzuges in Rußland 45, 359 — 360.

12. Philoſophie.

Das goldne Buch 33, 261.
Bugnon Skizzen zu einem Geſetzbuche der Natur 28, 222.
v. Calker über die Bedeutung der Philoſophie 41, 327.
Erhardts Antrittsrede über Begriff und Zweck der Philoſophie 24, 189.
Eſchenmayers Pſychologie 13, 103.
Tomſons Annalen der Philoſophie 27, 215.

13. Politik.

Ueber die Anſprüche des deutſchen Adels 15, 115.
Bayerns Conſtitution, nebſt einer Critik über uns Alle 27, 210.
Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand der Geſellſchaften in Europa 48, 331.
Bignon, Klüber und Drais Streit zwiſchen Baiern und Baden 52, 409.
Böhmer, Deutſchlands magna charta aus dem 15. Jahrhundert für den geiſtlichen und weltlichen Stand 2, 14.
Bund, der heilige, von K. Alexander geſtiftet 3, 23.
Ueber den deutſchen Bund 15, 114.
Ueber deutſche Bundes-Intereſſen 43, 343.
Conſtitutionen, ihr endliches Schickſal 25, 194.
Ueber Conſtitutionen pro und contra 40, 314. 41, 321. 42, 329. 43, 338. 44, 345.
von Drais Geſchichte der Regierung und Bildung von Baden 31, 246.
Ueber Einfuhrverbote der engliſchen Waaren 15, 113.
Ferrand's Theorie der Revolutionen entlarvt Bonaparte 5, 39.
Fragment eines Geſprächs zwiſchen zwei alten Freunden 27, 216.
Fievées politiſche Correſpondenz 14, 111.
Forſters Grundzüge der Geſchichte des preußiſ. Staates 36, 288.
von Gagern über Deutſchlands Zuſtand und Bundesverfaſſung 48, 373.
Neue franzöſiſche Glückſeligkeit 6, 41. 7, 52.
Hallmanns Urgeſchichte des Staates 11, 82.
Ueber den Kornwucher 15, 115.
Krugs Kreuz- und Querzüge eines Deutſchen auf den Steppen der Staatskunſt und Wiſſenſchaft 42, 333. 43, 339.
Krüger über Conſtitutionen 32, 255.
Lips, Profeſſor, über den deutſchen Bund und noch acht andere Rathgeber der deutſchen Bundesverſammlung 5, 39.
Lourdoueix über das Wiener Cabinet 33, 260.
Luther an unſere Zeit 3, 24.
Metternich, (Fürſt) Schreiben deſſelben 14, 111.
Müllers Staatsanzeigen (gegen Görres) 17, 136.
Panorama, oder Bemerkungen über die neuen Grundſätze der Staatswirthſchaft 14, 112. 15, 113. 37, 296.
Merkwürdige politiſche Prophezeihung nach Maasgabe der Apokalypſe und Daniels über Napoleon 3, 17.
Regent und Volk oder welche Conſtitution muß das preußiſche Volk haben? 49, 385.
von Seckendorfs Fürſt nach antimachiavelliſchen Grundſätzen 20, 159.
von Voß (in der Zeiten 7r Heft) rectifiziret von Gagern 25, 193. wie auch den ruſſiſchen Kaiſer 25, 194.
Was der Congreß zu Aachen alles hätte thun können? 52, 414.
Willemer, wie verhält ſich die Zeit zum heiligen Bunde? 32, 254.

14. Reiſen.

Bericht über einen zehnjährigen Aufenthalt in Tripolis 6, 46.
von Bulows, Freiſtaat von Nordamerika 23, 189.
Ellis Journal der Geſandtſchaft nach China 6, 46.
Erinnerungen von den antilliſchen Inſeln 44, 349.
Georgel's Reiſe nach Petersburg 47, 369.
Germar's Reiſe nach Dalmatien 17, 133.
Hollands Reiſe nach den joniſchen Inſeln, Gräuelſcene daraus 6, 47.
Kephalides Reiſe durch Italien und Sicilien 29, 225. 30, 233. 31, 241. 32, 249.
Kinair's (John Macdonald) Reiſe durch Kleinaſien, Armenien und Kurdiſtan 34, 269
Koſters Reiſe nach Braſilien 6, 48. 24, 192.
Kotzebue, (Aug. von) Reiſe der Naſe nach. Dritter Brief 1, 5. — Vierter Brief 2, 11.
von Kotzebue, (Moritz) Auszug aus deſſen Tagebuch ſeiner Reiſe nach Perſien 9, 67.
von Kotzebue, (Otto) Bericht von den Begebenheiten des dritten Jahres ſeiner Seefahrt 21, 165.
von Raumer, Herbſtreiſe nach Venedig 14, 110.
Reiſe in die Länder zwiſchen der Moſel und dem Rhein 41, 325.
Scheppards Reiſe durch Frankreich, Italien, Deutſchland und die Schweitz 40, 319.
Southey's, (Robert) Reiſe durch England 34, 269.
Spencer (Miß) Briefe aus Nord-Schottland 6, 47.
Spikers Reiſe durch England, Wales und Schottland 23, 189.
Tagebuch einer Reiſe nach Siebenbürgen, 30, 238.

15. Romane und Satyren.

Der Aſtrolog nach Walter Scott 19, 148.
Die Deutung der Null 28, 223
Ferdinand von Felſenthal und Alwine Lindenhain 35, 280.
Friedrichs ſatyr. Zeitſpiegel 27, 216.
von Germar Waldroſen 35, 280.
Haberlands Amtmann zu Rheinhauſen 19, 150.
Houghton, (Miß) die feindlichen Stammhäupter, 35, 280.
Lafontaine's neuer Roman, Reinhold 19, 148.
Laun, der Zauberreigen; in den Erzählungen für Winterabende 16, 125.
Laun's drei Tage zu Pferde 19, 148.
Laun, die Kleinſtädtereien 35, 279.
L'officieux ou les presens de noces 26, 202.
Schilling, die Bedrängten 5, 36.
von Schlippenbachs Lebensblüthen 16, 123.
Sponagel, Beſchreibung ſeiner Leiden zu Pyrmont 19, 150.
von Voß, Geſchichte des Herrn von Lütterhof 12, 95.
— — (Julius) und Friedrich parallelisirt 12, 95.
— — Jul., neue dramatiſche Schwänke 12, 95.
Drei Vorleſungen über Galls Schädellehre 11, 88.
Wahl und Führung, oder Religion und Fanatismus 16, 121.
Zſchocke, das Goldmacherdorf 12, 95.

16. Schauſpiele.

Abraham, ein bibliſches Drama 30, 240.
Fualdes auf einem Liebhabertheater 7, 54.
Gubitz, die ſelige Frau 12, 96.
Heutige dramatiſche Kunſt 17, 134.
Müllner iſt kein Nebelkäppler, 17, 135.
Oehlenſchlägers Hagbarth und Signe, ein Trauerſpiel, 49, 389. Darf die nordiſche Mythologie auf die Bühne gebracht werden? Schönheit dieſes Stücks mit Proben 49, 390.
Raupachs dramatiſche Dichtungen 46, 365.
Reinbecks dramatiſche Werke 5, 35.

17. Theologie.

M. Aignan, über den Zuſtand der Proteſtanten in Frankreich unter Ludwig XIV, XV, 5, 33. Was ſind Concordate 34.
Die Allgegenwart Gottes 11, 84.
Andachtsbuch für gebildete Familien 36, 288.
Bobertags Rede: wie kann der geſunkenen Religioſität wieder aufgeholfen werden? 24, 191.
Briefe an eine Dame die theolog. Literatur betreffend 1 Br. 33, 257. Harms und ſeine Streitſätze, die vorzüglichſten Gegner deſſelben 260. 2r Brief Orthodoxen, Rationaliſten, Naturaliſten, Philoſophen, Fanatiker, Schwankende 50, 393. Die Altonaer Bibel von Funk 395. Ueber theologiſche Literatur 2r Brief. (Beſchluß.) 51, 400.
Bruns, Luthers ungedruckte Predigten 28, 222.
Päbſtliche Hierarchie in proteſtantiſchen Staaten. 4, 29.
Kanne's Leben und aus dem Leben erweckter Chriſten aus der proteſtantiſchen Kirche 11, 87.
von Kempen, Thom., von der Nachfolge Chriſti, neueſte Ausgabe 43, 344.
Der ſächſiſche Fanatiker Kloes 25, 195.
Maier's Aphorismen über Religion, Kirche und Staat 48, 384.
Müllers, (Pfarrers) Bußreden 11, 84.
Offenb. Johannis, gedeutete Weiſſagung daraus 3, 19. 8, 61.
Plank über den gegenwärtigen Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche, über Offenbarung und Inſpiration 18, 144.
Religion, Kirchenthum, Concordate und Urtheile über: De la liberté des Cultes et des Concordates 1, 4.
Verwirrende Störungen in Kirche und Staat der Frau von Krüdener 13, 99. Ihr Aufenthalt in Mitau 17, 129.
Tzerſon, oder von dem Zuſtande nach dem Tode 16, 128.
Troll's Leben und Wirken unſrer Schulen, beſonders über den Religionsunterricht für das weibliche Geſchlecht 11, 85.
Urſache der Irreligioſität, Grenzen der proteſtantiſchen Geiſtlichen 4, 29.
von Weſſenberg und das päbſtliche Breve von Huber. Urſachen ſeiner Verfolgungen 11, 84.
Fromme Wünſche eines Catholiken zur dritten Jubelfeier Luthers mit Auszügen und Anmerkungen 4, 28.

18. Turnkunſt.

Aſcher, Dr. Saul, — Paſſow und Wachler! 37, 295.
von Diercke's Urtheil über die Turnkunſt 11, 88.
Drais, die Laufmaſchine, 19, 152.
Hillebrand über Deutſchlands Nationalbildung, 30, 237.
Meinung, gemäßigte, über das Turnen aus der Schrift: Regent und Volk 48, 384.
Nicolai, einige Worte zur Empfehlung des Turnweſens 19, 152.
Paſſow's Turnziel für Turnfreunde und Turnfeinde 1, 1. 2, 10.
Ruckſtuhls Prolog auf die Errichtung eines Turnplatzes 19, 152.
Scherers Turnfehde, oder: Wer hat Recht? 30, 234.
Neueſte Schrift über das Turnweſen von einem Schulmann 30, 234.
Turnkunſt nach Jahn und Paſſow, Einwendungen gegen dieſelbe 1, 3.
— Die Jugend ſoll das Alter lehren 2, 10.
— Das Turnen reinige die Sprache, kürze die Flegeljahre ab 2, 10.
— Der Turnwart müſſe Oberaufſeher der Schule und Stütze des Staates und der Thronen werden 2, 10.
— Urtheil des Herausgebers über dieſen Gegenſtand und über Herrn Paſſow insbeſondere 2, 11.
— Das Turnen iſt der Kern aller Tugenden und Wiſſenſchaften 30, 235.
— Unſchuldige aber merkwürdige Geſtändniſſe des Redners 30, 236.
— An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen 30, 236.
— Vorzüge der Pariſer Turngeſetze vor den Deutſchen 30, 236.
Zimmermanns Rede am Tage des Aufrufs zu den Waffen in Hamburg gehalten, das Turnen und Altdeutſchthum betreffend 17, 135.

19. Vermiſchte Schriften.

Empörender Adelsübermuth 24, 192.
Aiſons Aeſthetik 24, 190.
Archiv des heiligen Bundes. Erſtes Heft 3, 24.
Arndts Urtheil über Friedrich den Großen beleuchtet und auch größtentheils heim geleuchtet 34, 267.
Betrachtung über die Freiheit der Preſſe und Cenſur 18, 144.
Bibliothèque historique, Curioſitäten daraus: Voltaire 5, 36. Die Schweizer 37. Die Lanzen-Ritter 37. Gaſtfreundſchaft 38. Lebewohl an mein Vaterland 38. Anecdote 39. Schreiben an Laine 6, 41. Klage zweier Kinder wegen ihres ermordeten Vaters 6, 41. Gefahren der Reinlichkeit 42. Der wolluſtige Prieſter 42. Das Pferd Coſak genannt 42. Muſterhafte Juſtiz 43. Lobliche Vorſicht 43. Gütige Vermahnung 43. Brüderliche Aufopferung 43. Atteſtat der Akademie Bourges 44. Bittſchrift an die Pairs-Kammer 6, 44.
Bibliothèque universelle, Auszüge daraus, die Inſel Timor betreffend 4, 25.
von Bulow, über das Kirchenweſen in Deutſchland 4, 29. Urſache des Verfalls der Religioſität. Was von Generalſynoden zu erwarten ſey 4, 30.
Catalani curirt durch Geſang 26, 201.
Durand, Marseille, Nimes et ses Environs, Blut und Fanatismus 10, 78.
Der Feldzug in Meklenburg und Holſtein 24, 189.
Förſters Beiträge zur neuen Kriegsgeſchichte und über Sprachreinigung 7, 51.
Ueber Frauen-Vereine 10, 74.
Freiburg, die Univerſität 26, 207.
von Göthe, über Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden 3s Heft 13, 103.
Gregoire, die Brückenbrüder 20, 156.
von Guckenberger's Vernunftbüchlein für Mütter und Aerzte 16, 125.

Haman, einige Maximen deſſelben 25, 196.
von Hammers Gedichte der ſchönen Redekunſt Perſiens 17, 132.
Journale, ob ſie die öffentliche Meinung ausdrücken 24, 191.
Kannegießer, die alte komiſche Bühne zu Athen 24, 190.
von Kotzebue's Geſchichten für ſeine Söhne, ins Franzöſiſche überſetzt 11, 83.
Kirchhof über die Wiederherſtellung der proteſtantiſchen Kirche 4, 31.
Lamezan allemagne fédérative 46, 363.
Mai, Angelo, 17, 133.
Die blinde Mac-Avoy ſieht mit den Fingern 16, 124.
Memoiren der Mdm. d'Epinay 3, 21.
Menſchengeſchlecht, ob es fortſchreite; auch in der Moral? 24, 190.
Merkel über Deutſchland 8, 57.
Das Mittelalter, was es war? 24, 190.
de Moleville, Bertr., Memoires particulieres 46, 363.
Montvéran über engliſche Preßfreiheit 11, 88.
von Santen, die Größe der Criminal-Verbrechen zu beſtimmen 18, 144.
Sintenis Menſchenwürde 11, 88.
Sklavenhandel, neue Urſachen von der Abſchaffung deſſelben 11, 88.
Traité du choix des livres 26, 207.
Tychſen über den Gebrauch des Papyrus im Mittelalter. Unglaubliche Dauer deſſelben 1, 8.
Weingarts Erziehungslehre für gebildete Eltern 16, 123.
Winkelmanns letzte Lebenswoche 24, 190.
Zeitgeiſt, die Stimme deſſelben an das deutſche Volk. Was iſt Zeitgeiſt 10, 79. 15, 118.
Zuruf an Deutſchland 10, 75.

D. Zeitſchriften.

Amerika, dargeſtellt durch ſich ſelbſt 8, 57.
Andre, Hesperus, ein Nationalblatt 17, 133.
Europäiſche Annalen über Preußens Verfaſſung 22, 173.
Chronique indiscrete 26, 201.
Bucholz Journal für Deutſchland über das Mittelalter und über Mahomed 22, 172.
Cöllns freymüthige Blätter für Deutſche 22, 173.
Le conservateur 44, 347. 45, 355.
Nürnberger Handelszeitung über den Buchhandel 17, 133.
L'homme gris 26, 203.
Warſchauer Jahrbücher für Freunde der Wiſſenſchaften 39, 312.
Würtembergiſches Jahrbuch ſehr auffallend berichtiget durch die öſterreichiſche militäriſche Zeitſchrift 25, 199.
Das politiſche Journal 27, 212.
Journal der Land- und Seereiſen 24, 188.
Iſis von Oken 24, 187.
Leipziger Kunſtblatt über Theater und Schauſpieler 24, 187
Meckels deutſches Archiv für die Phyſiologie 27, 212.
Millins encyclopädiſche Annalen 18, 144.
Minerva über Macirea 22, 173.
Nemeſis Codex apocryphus von preußiſchen Geſetzen 22, 172.
Oppoſitionsblatt in Beziehung auf den Hamburger Correſpondenten, die Allgem. Zeitung und den Freymüthigen 2, 9.
Le surveillant politique et literaire 26, 202.
Militäriſches Wochenblatt, Kriegsſcenen 8, 63. 9, 65.
Die Zeitgenoſſen 7, 56. 8, 63.
Polniſche Zeitſchriften, ihre Titel 30, 240.
Oeſterreichiſche militäriſche Zeitſchrift 49, 388.
Göttinger gelehrte Zeitungen 24, 190.
Zſchocke, Ueberlieferungen 27, 212.
Politiſcher und literariſcher Zuſchauer. Die Ermordung des Fualdes 23, 186.

Literariſches Wochenblatt

von

Auguſt von Kotzebue.

Dritter Band.

112

Weimar 1819.
in der Hof-Buchhandlung der Gebrüder Hoffmann.

Universitäts-
München
Bibliothek

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 1. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Auszug aus einem Schreiben eines ſächſiſchen Patrioten.

(Wenn wir, ohne es zu wollen, einem braven Mann weh gethan haben, ſo haben wir zugleich uns ſelbſt weh gethan. Wenn wir aber mißverſtanden, oder einſeitig beurtheilt werden — wäre auch die Einſeitigkeit aus der edelſten Quelle entſprungen — ſo tröſten wir uns mit unſerm Bewußtſeyn.) Aus Dresden wird folgendes an uns geſchrieben:

„Ew. haben in No. 38 Ihres lit. Wochenbl. den Geiſt der Geſchichte einer Gräfin Laurette von Starkenburg auf Sachſen angewandt und es — verargt, daß man nicht im Winter 1812 den aus Rußland zurückkehrenden Napoleon ergriffen und auf den Königſtein geſchleppt habe. Dieſelbe Zumuthung iſt in einem frühern Blatte von Ihnen ausgeſprochen, und die Wiederholung dieſer Idee ſcheint anzudeuten, daß Sie ſolche ſehr lieb gewonnen haben. Ich gehöre nicht zu Ihren unzähligen Widerſachern, vielmehr ſchätze ich Sie als den Mann, der faſt allein es wagt, gegen falſches Deutſchthum (Deutſchthun möchte man es nennen) Turnen, Jeſuitismus, Myſticismus, Magnetismus ꝛc., mit den ſchärfſten Waffen zu Felde zu ziehen. Aber betrüben muß es mich, ſolche Behauptungen von Ihnen aufgeſtellt zu ſehen. — Warum finden Sie allein einen Vorwurf, wo noch kein Tadler einen zu finden ſich erdreiſtet hat? — Was man auch von übertriebener Anhänglichkeit an Napoleon geſagt haben mag, ſo hat doch noch kein Enragé eine ſolche Zumuthung geäußert Durch Verträge — nicht an Napoleon, ſondern an die franzöſiſche Regierung und an ihr Oberhaupt gebunden. (Das hieß doch wohl an Napoleon?) ſollte man, dieſe Verträge und die Heiligkeit des Gaſtrechts mit Füßen tretend, den Regenten einer damals übermächtigen Nation, den erſten General ſeiner Zeit, gefangen nehmen.“ —

(Warum nicht? von Heiligkeit des Gaſtrechts konnte bei *dieſem* Menſchen nicht die Rede ſeyn. Man mußte ihm mit gleichem Maaße meſſen. Hatte er etwa in Bayonne gegen Ferdinand VII. die Heiligkeit des Gaſtrechts beobachtet? nahm er ihn nicht ohne Umſtände gefangen, nachdem er ihn ſogar *eingeladen* hatte. Napoleon kam nicht als *Gaſt* nach Sachſen ſondern als *Flüchtling*, als entwaffneter Peiniger von Europa. Wir wiſſen wohl, daß *Franz dem Erſten* auch vorgeſchlagen wurde, *Carl den Fünften* zu arretiren, als er durch Frankreich zog, wir wiſſen auch, daß der ritterliche Franz den Vorſchlag mit Verachtung von ſich wieß; aber, wohl zu merken, Carl hatte ſich *angemeldet* und von Franz die Verſicherung einer guten Aufnahme erhalten; übrigens gab es fürwahr kein Recht auf der Welt, welches Napoleon nicht mit Füßen getreten und folglich ſich deſſen verluſtig gemacht hatte. Der Hr. Profeſſor *Krug* in Leipzig hat zwar neulich geſagt, man müſſe auch dem Teufel ſein Recht widerfahren laſſen, und dagegen wenden wir nichts ein: aber gegen *dieſen* Menſchen war der Teufel noch ein bon homme.) —

— „In dem Augenblicke, wo er eine zwar geſchlagene, aber nicht vernichtete Armee *hinter* ſich, ſeine eigene Nation *vor* und *für* ſich hatte? Warum nicht gar erdolchen oder erdroſſeln laſſen! wenigſtens war davon für das unglückliche Sachſen nicht ſo viel zu fürchten, als von einer Gefangennehmung, welche gewiß die Trümmer des immer noch furchtbaren Heeres herbey zog, um die Befreyung ihres Generals mit Verwüſtung des Landes durch Feuer und Schwerdt zu erzwingen.“

(Dieſes furchtbare Heer beſtand aber nur noch aus 10000 Mann, denn mehr waren nicht über den Niemen zurückgekommen, und dieſe elenden Trümmer waren nicht allein muthlos und vom Feinde verfolgt, ſondern auch gegen ihren eigenen großen Feldherrn höchſt erbittert.)

— „Nicht zu gedenken, daß der Hof ſelbſt ſich den ärgſten perſönlichen Mißhandlungen durch die Flucht hatte entziehen müſſen. Nicht zu gedenken, daß in jenem Augenblicke ein Abfall des öſterreichiſchen Kaiſers, Bayerns und Würtembergs noch nicht zu erwarten, vielmehr ihre Mißbilligung dieſes Coup de main zu beſorgen war. — Warum rechnen Sie denn nicht den Preußiſchen Autoritäten, durch deren Städte und Diſtrikte Napoleon reiſte, als Verbrechen oder doch als Zaghaftigkeit an, daß der ſcheinbare (?) Flüchtling nicht angehalten wurde?“ (weil ein ſolcher kühner Entſchluß nur von demjenigen genommen werden durfte, der ihn gegen Niemand zu verantworten hat.) — „Durfte ein *rechtlicher* Fürſt, ohne *ſeine Stände* zu fragen, ein Wageſtück, nur der Zeit des Mittelalters und Fauſtrechts würdig, unternehmen? ein Wageſtück, wobey ſeine und des Volkes Wohlfahrt auf dem Spiele ſtand? ohne daß der Erfolg, den Sie davon verſprechen, etwas mehr als möglich, und kaum wahrſcheinlich war?" —

(Der Erfolg, Deutſchlands Befreyung, war unbezweifelt gewiß: ſchon darum, weil Frankreich auf der Stelle ſo viel mit ſich ſelbſt würde zu thun gehabt haben, daß es warlich nicht daran hätte denken können, neue Armeen zu organiſiren.) —

„Aber geſetzt, jener Erfolg wäre zu hoffen geweſen, ſo frage ich Sie: war die Gefangennehmung recht? Hat ſelbſt Ihre Heldin, die Gräſin Laurette, recht gethan? Oder gehört nicht vielmehr ihre Handlung, ſo hoch ſie auch als Beyſpiel weiblichen Muthes ſteht, und ſo allerliebſt ſie ſich, beyläufig geſagt, in einem Schauſpiel von Ihnen ausnehmen würde, zu den Fauſt-Streichen des Mittelalters, das Sie ſonſt ſo richtig zu beurtheilen und ſeinen getäuſchten Anbetern zu entſchleyern verſtehen? Geſtehen Sie es nur, achtbarer Kämpfer für Recht und Wahrheit, geſtehen Sie es — nicht mir, ſondern — ſich ſelbſt, daß Ihre Lieblings-Idee Sie verführt hat. Daß dieſes geſchehen konnte — daß Ihr Blatt ſich mit ſolchen Verirrungen befleckt — das iſt es was mich Ihrenthalben betrübt." — (Es mag wohl ſeyn, daß dieſes Blatt ſich mit mancher Verirrung befleckt, wenn wir aber jetzt behaupten, es ſey recht geweſen, den fliehenden Napoleon gefangen zu nehmen, ſo glauben wir nicht, daß dieſe Behauptung unter unſere Verirrungen gehört. Gegen ein Raubthier iſt alles recht, man kann ſichs vom Halſe ſchaffen wie man will, und wir haben ja nichts weiter gefordert, als daß dieſem Auswurf der Hölle mit demſelben Maaße gemeſſen werde, mit dem er in Bayonne gemeſſen hat.) —

„Weit entfernt Ihnen einen Widerruf zuzumuthen, würde es mich dennoch freuen, wenn Sie in einem Ihrer nächſten Blätter wenigſtens erwähnten, daß ein Sachſe und Verehrer ſeines Königs ſich gegen jene Stelle aufgelehnt, und daß er nicht ganz unrecht haben möge." —

(Mit Vergnügen haben wir des Schreibers Wunſch erfüllt. Wer von uns beyden Recht habe, das hängt lediglich von der Anſicht ab, die ſich Jeder von der Sache macht. Nur der Erfolg konnte hier entſcheiden. Wäre 1812 geſchehen was wir gewünſcht, ſo würde dieſe kühne That jetzt und künftig hoch geprieſen werden. Es iſt nicht geſchehen und es bleibt daher nichts anders übrig, als ſie herabzuwürdigen. Es iſt freylich auch viel leichter, eine ſolche That hinter dem Schreibtiſche zu dictiren, als die Gelegenheit wirklich beym Schopf zu faſſen, wozu vielleicht jugendlicher Muth und ſogar jugendliche Keckheit erforderlich ſind. Darum wäre es eben ſo unbillig als unſchicklich, dem Könige einen Vorwurf daraus zu machen, daß er Napoleon nicht arretiren ließ — er beſitzt der hohen Vorzüge ſo viele, daß man den jugendlichen Muth wohl vermiſſen, und dennoch ſein aufrichtiger Verehrer ſeyn kann — aber der Meynung darf man immer zugethan bleiben, daß wenn er den Flüchtling ergriffen hätte, Deutſchland und Europa ihn geſegnet haben würden.) —

Notabene.

Es iſt uns (am 2. December) unter dem Poſtzeichen Maynz, ein ſchön gedruckter Bogen zugeſandt worden, betitelt le cri des Palatins — Das Geſchrey der Pfälzer — an die zu Aachen verſammelten Monarchen gerichtet. Wir wiſſen fürwahr nicht was wir damit machen ſollen. Mitſchreyen können wir nicht — den Inhalt anzeigen mögen wir nicht — ihn billigen dürfen wir nicht — ihn verdammen wollen wir nicht — und überhaupt müſſen wir bitten, daß Niemand uns zumuthe, in ſolche Händel uns zu miſchen.

Reiſen.

Sollte es unter unſern Leſern einige recht maliziöſe geben, denen es Freude gewährte, mehrere Fürſten am Rheinſtrom, und mitunter auch ſolche, die nicht am Rheinſtrom wohnen, auf das ſchändlichſte herunter gemacht zu ſehen, der kann ſich dieſen elenden Kitzel durch ein, der Angabe nach, aus dem engliſchen in's franzöſiſche überſetzte, Werk verſchaffen, welches den Titel führt: Reiſe auf die Rheinufer im Herbſt 1817, oder Skizze einiger Höfe und einiger Geſellſchaften in Deutſchland. Daß dieſes Werk urſprünglich engliſch geſchrieben worden ſey, daran zweifeln wir noch, denn wir halten einen Engländer einer ſo göttlichen Unverſchämtheit und einer ſo beſtialiſchen Undankbarkeit nicht fähig. Es wäre kein Wunder, wenn die deutſchen Fürſten allen Fremden ihre Höfe verſchlöſſen, denn es muß nothwendig die niedrigſten Gefühle erwecken, Gaſtfreundſchaft ſo hämiſch vergolten zu ſehen. Ein Menſch, der in zwei Monaten den Rhein auf und nieder, auch die nach Stuttgard reiſt, die Höfe von Würtemberg, Carlsruh und Darmſtadt beſucht, an einigen Hoffeſten Theil nimmt, doch überall nur einige Tage verweilt, und nun, trotz dieſer kurzen Friſt, nicht allein über die Sitten und Gebräuche jener Höfe, ſondern auch über deren Fürſten als Regenten, über die Mängel und Gebrechen der Regierungen, die Wünſche der Völker u. ſ. w. mit einer wahren Knaben-Petulanz abſpricht, ja gerade über denjenigen Hof, den er nicht beſuchte — den von Heſſen-Caſſel — am arroganteſten und nichtswürdigſten abſpricht — ein ſolcher [illegible] — je nun, wir wollen ſehen, was wir zu unſerer Beluſtigung aus ſeinem Buche ſchöpfen können; an dem eigentlichen Giftbrunnen gehen wir vorüber.

Mit den Preußen in Maynz fängt der Verfaſſer ſeine Händel an. Zwar kommen auch die Oeſterreicher übel weg. Die ganze Beſatzung, heißt es, überlaſſe ſich allen Ausſchweifungen und ſey von einer Inſolenz, die aller Geſetze ſpotte. Die Kaffeehäuſer, die Billards, die Spaziergänge wären voll von dieſen Barbaren, die ſtets die Pfeife im Munde und einen Fluch auf den Lippen hätten. Die Oeſterreicher wären gar zu dumm, die Preußen gar zu boshaft und übermüthig. Die Oeſterreicher ſehe man doch noch lieber in Maynz; aber Allen insgeſammt werfe man vor, daß ſie kein Geld zu verzehren hätten. Rede man von den Zeiten, wo franzöſiſche Garniſon in der Stadt war, ſo klärten ſich die Geſichter der Einwohner plötzlich auf. „Ja, das waren andere Zeiten, heiße es dann; wir wiſſen nicht wie es zugieng, aber das Brod war halb ſo theuer, und es wurden mehr Gulden als jetzt Kreuzer verzehrt. Sapperment! die Satan's hatten immer Geld.“ (Freylich, ſie raubten es ja aus allen Ländern zuſammen.) Ein Barbier, zugleich Küſter, ſagte: „die Franzoſen wußten ihr Geld auf gute Manier an den Mann zu bringen; aber dieſe Oeſterreicher ſind Filze, ſie kaufen nur Bier und Taback; und die Preußen ſind ſo übermüthig — (der Barbier oder der Herr Engländer bediente ſich des Wortes Faquin) — daß man nicht mit ihnen reden kann, ohne Gefahr zu laufen todgeſchlagen zu werden.“ So fuhr der Herr Bartputzer fort, über die Oeſterreicher zu ſpötteln und auf die Preußen zu ſchimpfen, das letztere jedoch ſtets mit großer Vorſicht und ſchüchtern um ſich ſchauend, ob nicht etwa ein preußiſcher Grenadier ihm auf dem Nacken ſitze. — Der Reiſende behauptet, der Preuße ſey eben ſo ſtolz als beiſend und behandle den ſchwerfälligen, leckermauligen Oeſterreicher mannichmal ohne viele Umſtände, wovon er folgendes Beiſpiel anführt:

Ein Preußiſcher Officier ſaß mit einigen Oeſterreichern zu Tiſche und nahm mit ziemlicher Artigkeit Theil an den Toaſts, welche dieſe ausbrachten. Um ihm etwas recht ſchmeichelhaftes zu ſagen, ſchlug der eine Oeſterreicher vor, auf die Schlacht von Waterloo zu trinken, und befahl dem Kellner, Eine Bouteille Champagner und ſechs Gläſer zu holen. Das ſchien dem Preußen eine Beſchimpfung. Verächtlich rief er aus: „Kellner! bring mir Ein Glas und ſechs Bouteillen Champagner!“ —

Die Oper zu Darmſtadt wird gerühmt. „Wenn gleich in London ein Ausſchuß von Gentlemen bewieſen hat, daß die Lords ſehr ſchlechte Schauſpiel-Directoren ſind, ſo iſt doch der Großherzog von Heſſen einer der beſten Directoren von Deutſchland. Die erſte Sängerin ſingt gut und iſt hübſch dabey. Der Großherzog, der Hof und die Stadt ſind jetzt ſo entzückt, als ob ſie eine neue Provinz erworben hätten, denn ſie haben einen der beſten Tenoriſten, Wild, von Berlin (?) engagirt, der wenigſtens ſo viel Gehalt bekommt als ein General.“ — „Die Frankfurter Kaufleute und die Darmſtädter Höflinge wetteifern, ihre Orcheſter zu rühmen. In dem von Frankfurt ſollen mehr einzelne große Talente gefunden werden, in dem von Darmſtadt mehr Enſemble. Indeſſen finden die Barons und die Kaufleute ihre wechſelſeitigen Prätenſionen lächerlich.“ —

„Im Gefolge der Großherzogin von Weimar lernte ich eine liebenswürdige, geiſtreiche Gräfin v. *** kennen, die meine Nachbarin bei der Tafel war. Ihr Freund Göthe, der Abgott der Deutſchen, war natürlich der Gegenſtand unſerer Unterhaltung. — Die Gräfin — wiewohl ſeine Freundin und ſelbſt Mitglied der literariſchen Cotterie zu Weimar — ſchien mir doch eben nicht zu ſeinen übertriebenen Bewunderern zu gehören. Die bittern und beißenden Edinburger Critiken über deſſen Werke ſind in einem deutſchen Journal überſetzt worden, welches zu Weimar gedruckt wird, und deſſen Herausgeber einen geheimen Groll gegen den großen Dichter nährte. In dieſem Falle hätte er kein würkſameres Mittel wählen können, ihm die Schuld mit Zinſen abzutragen, denn Göthe's Eitelkeit iſt vollendet und kann nicht dulden, daß man ſeinen Ruhm antaſte. Der Critiker entdeckte die ſchwache Seite des Dichters und richtete alle ſeine Angriffe auf dieſelbe. Der arme Barde hat nicht wenig gelitten durch die harte Züchtigung, die der ſchöne Critiker ihm angedeihen laſſen." (Welche lächerliche Darſtellung! In einer Note fügt der Verfaſſer hinzu: „Ich erfahre in dieſem Augenblicke, daß der beleidigte Dichter eine edle Rache genommen, indem er ſelbſt von den Satyren und Paſquillen, die man in Edinburg gegen ihn gedruckt, eine Ueberſetzung veranſtaltet, und ſelbiger nichts weiter als die Worte vorgeſetzt hat: *das nennen die Engländer eine Critick*" — wovon uns nichts zu Ohren gekommen.) — „Indeſſen" — ſo fährt der Reiſende im Texte fort — „indeſſen wird *Göthe* nicht ſo allgemein und ſo warm vertheidigt, als ich es erwartet hatte. Seine Anbeter vergöttern ihn, aber er wird nicht ſo allgemein *geliebt* als *Schiller*. Der war ein braver Mann, ein guter Deutſcher, einfach wie ein Kind, und doch der erhabenſten Geiſtesgeburten fähig. *Göthe* iſt der Götze eines *Cirkels*, aber *Schiller* wird von *allen* Deutſchen geliebt; ſolche Reize hat in unſern Augen das Genie, wenn es mit Einfachheit des Characters verbunden iſt." —

Ueber das niedrige Spiel bei Hofe macht der Reiſende ſich auch luſtig, und ſagt: man könne da einen ganzen *Schatz von Kreuzern* gewinnen. — Bei Erwähnung *Oſſian's* heißt es: „kein Prophet gilt im Vaterlande. Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie die Urtheile der Fremden und der Landsleute über Schriften und Schriftſteller verſchieden ausfallen. *Oſſian*, deſſen Ruf — ſeine Gedichte mögen nun wirklich von ihm oder von *Macpherſon* ſeyn — in England wenigſtens noch ſehr beſtritten wird, Oſſian entzückt in Deutſchland alle Liebhaber der Dichtkunſt — (*Alle*? keinesweges.) — Und er iſt der erſte, den alle empfindſame Damen ſtudieren, wenn ſie anfangen das engliſche zu verſuchen. Die Prinzeſſin von Heſſen machte mir Vorwürfe, als ich die Vermuthung wagte, daß die von ihr ſo ſehr bewunderten Gedichte doch wohl von *Macpherſon* ſeyn könnten. Eben ſo geht es mit *Schiller's Räubern*. Sie werden in Deutſchland als die Frucht eines jugendlichen Aufbrauſens betrachtet, die man wohl entſchuldigen aber nicht bewundern könne, während in England von allen ſeinen Werken die *Räuber* das einzige ſind, welches man lieſt und von welchem man ſpricht." — „Obgleich *Frankfurt* in den letzten Zeiten viel gelitten hat, ſo fand ich doch unter den dortigen Bürgern nicht jene Zufriedenheit, die ihre jetzige Ruhe ihnen einflößen ſollte, ja, manche verhehlten es nur ſchlecht, daß es ihnen leid ſey ohne Krieg zu leben, weil der Krieg ihnen viel eintrug. Damals hatten ſie einen Hof, Generale, einen Generalſtab und Truppen. Die franzöſiſche Armee war ſeit der Revolution faſt immer gut mit Gelde verſehen, vom General bis zum Soldaten. Die Franzoſen verzehrten viel und führten ſich ziemlich gut auf, das wiederhohlen die meiſten Frankfurter gar zu gern. In mehreren Städten Deutſchlands zog man die Franzoſen ſogar den eignen Truppen vor. Mit Aufmerkſamkeit und Höflichkeit war es leicht, den Franzoſen zu genügen; allein die Deutſchen waren nie zufrieden, brummten immer. — Kam Buonaparte ſelbſt, oder einer ſeiner Generale, ſo wurde das Geld mit vollen Händen verſtreut, und alle Stände zogen Nutzen davon. Jetzt klagt man überall: der Handel ſtocke, der Adel ſey dürftig, der Kaufmann verarmt, der Fabrikant durch die Engländer ruinirt, und der Geld-Umlauf werde keinesweges durch den Bundestag vermehrt, weil die Herren Bundesgeſandten, nach Art des Deutſchen Adels, mit kleinlicher Sparſamkeit groß thäten. Die reichſten und vornehmſten Bürger ſind nicht weniger unzufrieden. Sie geſtehen, daß ihre Lage für den Augenblick verbeſſert iſt, aber ſie hoffen keine Dauer dieſes Zuſtandes, und ſehen keinen Grund der Sicherheit. Unter dem Fürſt Primas gehörten ſie doch zu einem Syſtem, das ihnen Schutz gewähren konnte, ſie hatten im Grunde nur Einen Herrn. Jetzt ſind ſie von ehrgeizigen Souverainen umringt, ein einzelnes Atom mitten im Chaos des desorganiſirten Deutſchlands, ohne andern Schutz als ihr kleine Miliz und Ihre Excellenzen die Herren Bundestagsgeſandten. Maſſenbachs Geſchichte war eine Art von Probierſtein für die Kraft der Unabhängigkeit dieſer freyen Stadt. Sie *mußte* ihn ausliefern."

„Die Geſellſchaft in Frankfurt theilt ſich in zwei ſehr unterſcheidbare Zweige, nemlich in die Cirkel der Bundestagsgeſandten und in die der Bürger. Nur in öffentlichen Verſammlungen begegnen ſich dieſe beiden Claſſen, ſonſt ſind ſie ganz geſchieden, und Adel und Bürger vermeiden es gegenſeitig, ſich miteinander zu miſchen. Auf Bällen haben ſich bisweilen ſehr lebhafte Zänkereyen erhoben wegen Vorranges der Gemahlinnen und Töchter Ihrer Excellenzen der Miniſter und Ihrer Hochmögenden der Magiſtrats-Perſonen, allein ich glaube, daß zu Gunſten der letztern entſchieden worden iſt. Unterdeſſen ſind die reichen Banquiers, deren prächtige Häuſer oft die der Herrn Großbevollmächtigten verdunkeln, ſehr wichtige Freunde für die Diplomaten, Freunde die man ſchonen muß wegen ihrer Beutel und ihres Credits; und ihre hübſchen Mädchen und angenehme Erhohlungen für die jungen Edelleute, um ſo mehr da die Schönheit in ihrer eignen Claſſe verzweifelt ſelten iſt. Zu meiner Zeit war ein junger, zu einer Geſandtſchaft gehöriger Graf der erklärte Anbeter einer ſcharmanten Banquiers-Frau, und ein junger Kaufmann von meiner Bekanntſchaft wurde zu allen diplomatiſchen Bällen eingeladen und daſelbſt mit Artigkeiten überhäuft, einzig und allein weil er gut tanzte." —

Nachdem in Caſſel der Reiſende ſich in den ſchmählichſten Vorwürfen gegen den Churfürſten erſchöpft hat, geſteht er plötzlich ein, daß die Churheſſiſchen Bauern ſehr milde behandelt werden, und daß ihre Auflagen ſehr mäßig ſind. Fühlt er denn nicht, daß dieſer einzige Zug in der Regierung des Churfürſten gar viele von denen erheitert, die er zuvor ſo ſchwarz hingemahlt? Wie viele Fürſten giebt es denn in Deutſchland, welchen er nachrühmen könnte, daß ihre Bauern nicht unter dem Drucke unerſchwinglicher Auflagen ſeufzen? Geſetzt, die churheſſiſchen Bauern ſchrieben über ihren Churfürſten und ließen ihre Urtheile über ihn drucken, ſo würde er ja, nach der eignen Verſicherung des Reiſenden, in einem weit vortheilhaftern, durch die meiſten Stimmen ſeiner Unterthanen gegründeten Rufe ſtehen? und, uns will bedünken mit mehrerem Rechte, als wenn man ihn, wie hier geſchieht, wegen des knapphaltens ſeiner Officiere ſo ſehr gehäſſig zu machen ſucht. Wenn einer von beiden Theilen knapp gehalten werden muß, entweder die Bauern oder die Officiere, ſo möchten doch immer die erſten den letztern vorzuziehen ſeyn. Nach der Anſicht des Reiſenden ſoll der Churfürſt dieß aus Politik thun, um nicht alle Claſſen zugleich gegen ſich zu erbittern; allein wer hat denn dem Herrn Engländer das verrathen? Warum könnte es denn nicht Grundſatz des Churfürſten ſeyn, das Volk zu begünſtigen? und ein ſehr rechtlicher Grundſatz! — Wir wetten, wenn der Churfürſt glänzend lebte, Geld unter den höhern Claſſen ausſtreute, und übrigens das Volk eben ſo drückte, als manche ſeiner gerühmten Nachbarn, dann wäre er ein tüchtiger Fürſt. Warum bedenket er aber auch nicht, daß ſeine Bauern keine Schriftſteller ſind? man muß nur denen Gutes thun, die es ausposaunen können. — Wir ſind durchaus nicht berufen, den Churfürſten von Heſſen zu vertheidigen, und wollen es auch nicht, da wir viel zu unbekannt mit den Vorfällen ſeiner Regierung ſind; allein ſo viel bleibt doch unwiderſprechlich, daß ein Fürſt, dem ſelbſt von ſeinen Verkleinerern laut nachgerühmt werden muß, daß er ſeine Bauern nicht durch harte Auflagen drücket, während faſt ganz Deutſchland über harte Auflagen ſeufzt, unmöglich alle die Vorwürfe verdienen kann, mit welchen ihn zu überhäufen nun einmal zur Mode geworden zu ſeyn ſcheint. Uebrigens mißhandelt der Reiſende den Churprinzen noch ärger als deſſen Vater; ob mit mehrerem Rechte? wiſſen wir nicht. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Magnetismus.

Wenn wir nun nicht bald ganze Schaaren von Hellſeherinnen durch alle Straßen ziehen ſehen, ſo liegt es fürwahr nicht an den Herrn Magnetiſeurs, denn die haben ein probates Mittelchen erfunden, das Handwerk ſchnell auszubreiten. Es wird nemlich im rheiniſch-weſtphäliſchen Anzeiger in allem Ernſt der Vorſchlag gethan, einer gewiſſen Maria Rübel, durch Pränumeration auf ihre Geſchichte oder durch Unterſchrift der Gläubigen, eine reichliche Penſion zu verſchaffen, da ſie doch nun nicht wieder zu ihrem Waſchlappen und Kehrbeſen zurück kehren könne. — Nun ja, das fehlte noch! Bisher war größtentheils nur Eitelkeit die Triebfeder der magnetiſchen Comödien-Spielerey; kommt nun vollends noch der Eigennutz hinzu — laſſen ſich Penſionen damit verdienen — Potz tauſend! wie ſchnell wird die Zahl der Wunder-Mädchen anwachſen! Wir ſchlagen unmaaßgeblich vor, die Stipendien für arme Studirende einzuziehen, und ſie zu dem Penſions-Fond für Hellſeherinnen zu verwenden, vor allen Dingen aber die vortreffliche Perſon deren in No. 27. jenes Blattes erwähnt wird, mit einer guten Penſion zu bedenken, denn ſie hat ſich von ihrem Schutzgeiſt in die Sonne führen laſſen, wo der Genius der Sonne ihr im Lichtgewande entgegen getreten und verſichert hat, er wiſſe ſchon warum ſie komme, nemlich um ſein Urtheil über die Menſchen auf der Erde zu vernehmen. Hierauf hielt er ihr eine kleine aſtronomiſche Vorleſung über die Größe der Sonne, über die Beſtandtheile des Sonnen-Körpers, über die Sonnen-Menſchen, die viel feiner und beſſer ſind als wir. Dann zeigte er ihr ſchöne Städte und Tempel von Demant und Cryſtall, ließ ſie himmliſche Muſik vernehmen, und ſchimpfte nebenbey gewaltig auf uns Erden-Mücken, die wir das Unglück haben keine Sonnen-Menſchen zu ſeyn. Schade nur, daß, als die Hoch-Erleuchtete wieder herab ins Erdendunkel fuhr, der Genius der Sonne nicht vom erſten beſten Sonnen-Hauſe einen Demant abbrach, wäre er auch nur ſo groß als ein Ziegelſtein geweſen, und ihr ſelbigen mit auf den Weg gab, ſo hätte ſie fürs Erſte keine Penſion bedurft. —

— Der große Wolfart hat nun das zweyte dickleibige Heft von ſeinen Jahrbüchern für den Lebens-Magnetismus herausgegeben. Da kann man vollſtändig lernen, wie ein Mesmeriſches Leitungs-Behältniß (Baquet) auf das zierlichſte verfertigt wird, aus Glas-Flaſchen, Glas-Kugeln, Eiſenſchlacken, Eiſenfeile, Wolle, Roggenſaamen, aromatiſchen Kräutern und Waſſer, wobey er nicht allein aus ſeinen eigenen Ideen geſchöpft, ſondern auch die Anſchauungen einer Hellſeherin benutzt hat. Nun iſt er ſo glücklich geweſen, einen ovalrunden Saal zu miethen, in welchem ein altes und ein neues Baquet nebeneinander Platz haben, und durch eine große Spiegel-Kugel an der Decke miteinander verbunden, die Würkung verſtärken. Dieſe Kugel iſt zu vergleichen dem unſichtbaren Mädchen, welches vor einigen Jahren auch in einer Glaskugel Deutſchland durchzog und Orakel ſprach. Der ganze Apparat ſoll auch noch mit einem derben Baume in freyer Luft in Verbindung geſetzt werden und dann wollen wir doch ſehen, welche Krankheit noch widerſtehen wird. — Faſt hätten wir vergeſſen der Leitungs-Schnüre zu erwähnen; die müſſen von Wolle ſeyn, aber bei Entzündungen von Leinen, und zwar verſchiedenfarbig, denn roth wirkt auf das Blutſyſtem, grün auf das Drüſenſyſtem, gelb auf die Organe des Unterleibes, blau auf das Kapillar- und Hautſyſtem; kurz, Hr. Wolfart hat durchaus nichts unterlaſſen um zu beweiſen, daß ihm eine Reiſe nach dem Monde, um mit Roland ein Verſtandes-Fläſchchen zu ſuchen, höchſt nothwendig iſt. — Zum Kranklachen iſt die Inſtruction, die er dem Arzte ertheilt über das, was er an einem ſolchen Mesmeriſchen Narrenſchiff zu beobachten hat: er muß es täglich berühren, das heißt laden; er muß, wenn die Narren drum herum ſitzen, alle 5 bis 10 Minuten mit der Hand oder mit dem Stabe Kreis-Bewegungen machen ꝛc. Dabey muß die größte Stille herrſchen und eine ſanfte Choral-Muſik ertönen, wie weyland bey Graham's himmliſchem Bette. — Das Drollichſte iſt, daß die Leute auch bisweilen an nicht magnetiſirten Baquets ſchlafwachend werden, wenn ſie ſich nur einbilden, das Leitungs-Behältniß enthalte den gehörigen Krimskrams.

Wir ſchlagen Herrn Wolfart eine Probe vor, gegen die nichts einzuwenden ſeyn möchte. Er fülle einmal ſein zierliches Baquet, ſtatt mit Glas und Eiſen, mit Leder und Holz, und verbinde das Ganze, ſtatt durch Waſſer, durch Buttermilch oder Pflaumenmus. Dieſe Füllung muß aber ein tiefes Geheimniß bleiben; dann führe er ſeine Kranken an dieß Baquet, ſtelle ſich als ob er es lade, mache ſeine Kreis-Bewegungen, laſſe den ſanften Choral ertönen — und wenn das herum ſitzende Völkchen bei Leder, Holz und Buttermilch nicht alles das nemliche zu empfinden glaubt, was es bei Glas, Eiſen und Waſſer zu empfinden ſich einbildete, ſo wollen wir ſelbſt hinzu treten und ſprechen: Herr! wir haben an dir geſündigt. —

Außerdem iſt in dieſem Hefte noch mancherley zu finden, unter andern eine ſehr weitläuftige und tiefgedachte Abhandlung über Fußbekleidung, aus welcher die neue, große Wahrheit hervorgeht, daß man die Füße bequem und warm bekleiden muß. Ferner: eine Anzeige, daß der Doctor Hartmann in Frankfurt an der Oder ſo electriſch iſt, daß er, ſo oft er nur will, Funken aus ſich ziehen kann, welche kniſtern. „Hier können die Zweifler an der in „die Natur eingreifenden unmittelbaren Kraft-„Aeußerung des Willens und Gedankens es im Kni-„ſtern hören und im Feuerfunken ſehen! Nun, „ihr gewöhnlichen materialiſch-mechaniſch-phyſika-„liſch-chemiſchen Erklärer, erklärt dieſe Thatſache — „die etwas Handgreifliches aus dem menſchlichen „Geiſter-Reiche iſt, denn ihr bekommt einen Schlag „ꝛc." (Das iſt eben ſo als ſpräche man: erklärt mir einmal den Schlag, den der Zitter-Rochen giebt? Da habt ihr etwas Handgreifliches aus dem Fiſch-Geiſter-Reiche. Der Zitter-Rochen bringt auch dieſen Schlag blos durch ſeinen Willen hervor, und der Hr. Doctor Hartmann in Frankfurt an der Oder iſt nichts weiter als ein menſchlicher Zitter-Rochen.) —

Weit merkwürdiger iſt ein Bauerknabe in einem kleinen litthauiſchen Dorfe, der kleine Anton, der von dem großen Wolfart hier auch ins Publicum eingeführt, und Wunderarzt genannt wird, denn er curirt unheilbare Fußwunden mit Speck, Bier und Schwefel, vieljähriges Sodbrennen durch ein Glas Milch mit zwey Eyern, Kopfſchmerzen durch Erde aus Maulwurfs-Hügeln. Alles ſtrömt zu ihm hin, er iſt der größte Ignorant von der Welt und folglich, wie Hr. Wolfart ſagt, kein Zweifel, daß er ein natürlicher Hellſeher iſt. —

Ein Herr Doctor Ludwig Vogel hat ein ziemlich dickes Buch, betitelt: die Wunder des Magnetismus herausgegeben, es ſind aber lauter alte bekannte Wunder, die jetzt ſo alltäglich ſind, daß man um ihrentwillen nicht mehr an's Fenſter tritt. Wie es in dem Kopfe dieſes Vogels ausſieht, möge man aus ſeiner **Definition von der Seele des Menſchen** ſchließen. „Sie iſt das Vermögen, den „Odem der Gottheit, in welchem der göttliche Geiſt „beſteht, zu empfinden, ihn zu empfangen, aufzunehmen, zu faſſen und ſo von ihm erfüllt zu werden. „Sie iſt mehr als Anziehungs-Vermögen des Göttlich-Geiſtigen. Sie iſt das höchſte Reſpirations-„Vermögen und die Reſpiration des Höchſten ꝛc." (Hr. **Wolfart** wird gebeten, wenn er nach dem Monde reiſt, doch ja den Herrn Doctor **Vogel** mitzunehmen.) —

Die wackere Siebenbürger Sächſin.

Im Jahre 1809 hatten die Siebenbürger Sachſen ein ſchönes Feldjäger-Corps errichtet, das den Namen der (verſtorbenen) Kaiſerin Ludovica führte. Als der Bürgermeiſter zu Reps, Peter Falk, mit mehrern Freiwilligen nach dem benachbarten Dorfe Darocz (Draaß) zu gleichem Zwecke kam, fand er eben junge Leute beim Tanze verſammelt. Da trat ein ſchönes, kaum funfzehnjähriges Mädchen unter die Freiwilligen aus Reps und ſprach zu ihnen: „ihr „ſeyd brave Burſche; ihr zeigt, daß ihr Sachſen, „daß ihr Siebenbürger ſeyd. Schämt euch, ihr „Burſche von Draaß, wenn ihr nicht Muth habt, „für euern Kaiſer zu ſterben. Wäre ich ein Mann, „ich würde der Erſte ſeyn, der ſich anwerben ließe. „Hervor, wer Herz hat! Wer ſeinen Handſchlag „dazu giebt, der bekommt von mir einen Kuß. „Wer geht mit ſeinem Beiſpiel voran?" Dieſe Rede wirkte. Vier Jünglinge ſtürzten aus dem Kreiſe der Tänzer hervor, gaben ihren Handſchlag, und erhielten zum Lohne den verſprochenen Kuß. Dieſes hochherzige Mädchen war Catharina, Tochter eines vermögenden Bauers, Nahmens Matthias Knall. (Oeſterr. erneuerte vaterl. Blätter. Mon. Jul. N. 57.)

Literatur für den Magen.

Die Chronik der Oeſterreichiſchen Literatur ſagt, bei der Anzeige eines neuen Kochbuchs, daß Kochbücher in Oeſterreich immer Glück gehabt, und daß manche mehr Auflagen erlebt haben, als irgend ein Compendium eines berühmten Profeſſors. Das neue Werk heißt: „Theoretiſch-practiſche Anleitung zur Kochkunſt, in 2 Theilen, und ſoll nicht weniger als 16 Gulden koſten. Dafür ſoll es auf eine neue Theorie gebaut ſeyn, und wäre ſonach gleichſam eine Kritik der reinen Kochkunſt, oder Vernunftlehre für den Magen. Sein Verf. iſt der erſte Koch des reg. Herrn Fürſten von Schwarzenberg, Namens **Zenker**, ein in Paris gebildeter Künſtler, von deſſen Schrift ſich die gedachte Chronik eine neue Epoche für die Oeſterreichiſche Kochkunſt verſpricht. Die Originalität der Behandlung und die Popularität in der practiſchen Anweiſung wird es wohl auch außer Oeſterreich empfehlen, da das Barometer des Wohlſeyns, der Magen, und noch mehr der Gaumen, auch bei uns eine entſcheidende Stimme hat.

Für Leckermäuler fügen wir die Anzeige folgendes Werkchens hinzu:

> Der vollkommene Conditor, oder gründliche Anweiſung zur Bereitung aller Arten Bonbons, Stangenzucker, Conſerven, Zuckerkuchen, Eſſenz-Paſteten, Gefrornen, Crèmes, Gelées, Marmeladen, Compots ꝛc. wie auch zum Einmachen und Glaſiren der Früchte, nebſt Abhandlungen vom Zucker, den Graden beim Zuckerkochen ꝛc., zur Kunſtbäckerei, zu Torten, Makronen, Marzipan, Biscuit, Aufläufen, Pfefferkuchen, Hohlhippen ꝛc. zu den beliebteſten Arten künſtlicher Getränke und Chocoladen, Obſtweinen, Punſchen, Biſchoff, Vin brulé, Nicus, Limonade, Mandelmilch ꝛc., von J. C. Eupel, Conditor in Gotha.

Zur Romanen-Literatur.

Die Ruff'ſche Verlagshandlung liefert für das J. 1819 ſchon jetzt einen neuen Roman von A. Lafontaine: **Die beiden Freunde**, in 2 Theilen. Es iſt nicht möglich in der Kürze einen Abriß der abentheuerlich verwirrten Begebenheiten dieſer beiden Freunde und ihrer Verwandten, wozu ſogar Fürſten und Fürſtinnen gehören, zu liefern. Es iſt ein Märchen in Romanentracht, mit **gemachten** Menſchen ausſtaffirt. Die beſte Ausbeute ſind einige moraliſche Bemerkungen und Sentenzen, die Lafontaine's Feder ſehr beredt auszudrücken verſteht.

Z. B. bei einem Weinleſefeſte ruft einer der Romanhelden aus: „Das wäre das Leben? das „wäre ſein glorreiches Ziel, dieſe immer wiederkehrenden kleinen, holländiſchen Gemälde des Lachens „und der Freude? die der Sarg verſchlingt und die „Wiege wieder hervorbringt? nur dazu? Nein! o „nein! O du hoher Gott, nein, ſo ſchön das Schauſpiel auch iſt, ſo laß mich nicht glauben, daß dieſer Traum das Ziel deiner Allmacht ſey. — Wie „dort die Spitzen der Alpen in den Himmel emporragen, ſo muß das Menſchengeſchlecht zu Gott emporſteigen, durch eine Menſchlichkeit, die auf „Freude gegründet iſt. — Dieſem Ziel gehören „Wünſche, Kräfte, Thaten." — Und anderswo: „**Eine** große Handlung beweiſt für den Charakter-

„des Menſchen nichts. Der Rauſch, das Beiſpiel, „eine kurze Begeiſterung haben ihre Wunder. Das „Edle im Menſchen iſt kein Erdbeben, ſondern eine „reiche Erndte, die von der Saat an langſam keimt, „blüht, reift, wo jede kleine Aehre ihre Körner „giebt."

Endlich: „Es giebt nur eine Größe: die uneigennützige, gute That."

Einige Curioſitäten.

Ein Chevalier Salet iſt aufgetreten als Fürſprecher und Bevollmächtigter derjenigen tapfern Herren, die in Deutſchland und andern Ländern zu Belohnung ihrer Thaten Güter von Napoleon erhalten. In einem Schreiben an den Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten fodert er nicht allein alle rückſtändigen Einkünfte dieſer Güter, ſondern auch die Zurückgabe derſelben; denn Napoleon habe durch deren Verleyhung nur eine Staatsſchuld abgetragen, und ſich eines, von den fremden Mächten anerkannten, durch Tractaten geheiligten Rechtes bedient. Dieſe Güter wären auch garantirt durch den Tractat vom 30ſten May 1814, wo es im 16. Artikel heißt: „Niemand ſoll weder perſönlich noch „in ſeinem Eigenthum beunruhigt werden;" ferner werden im 17. Artikel eine Friſt von 6 Jahren zugeſtanden „um über das erworbene Eigenthum zu disponiren" und im 26. verordnet: „daß man die, „durch franzöſiſche Unterthanen erworbenen, National-Domainen reſpectiren ſolle." Folglich erwarte man wenigſtens, daß den Donatarien ein Termin bewilligt werde, um über die Güter zu disponiren. Man beruft ſich auf die Herzöge von Tarent und Reggio, welchen der König erlaubt hat, ihre, im Königreich Neapel gelegenen, Dotationen zu veräußern; folglich ſey das Recht auf ſolche Güter anerkannt, wenn ſie auch auf fremdem Gebiete lägen, und folglich müſſe der König die Donatarien entſchädigen, wenn die fremden Mächte es nicht thun wollten. Dieſe wären jedoch verbunden, eben das zu bewilligen, was der König von Neapel bewilligt habe. (Wir möchten wohl leſen, was die Franzoſen ſagen würden, wenn deutſche Generale auf ſolche Weiſe Güter in Frankreich erhalten hätten? Uns dünkt, was das Recht der Eroberung gegeben, das kann es auch wieder nehmen.) —

Warnung.

Der Preuſſiſche Lieutenant Schulze, der in dieſem Augenblicke zu militäriſchen Vermeſſungen am Rhein kommandirt iſt, warnt vor der in Weimar erſchienenen großen Charte von Deutſchland in 244 Blättern. Er ſagt, jeder Militär habe längſt das Bedürfniß einer ſolchen Charte gefühlt, und ſich daher gefreut, als ſie erſchienen ſey. Auch ſey man ſo klug geweſen, die erſten Sectionen aus Gegenden zu wählen, die theils ſehr bekannt, theils ſchon gut aufgenommen waren, und wo man folglich nur zu copiren brauchte. Allein ſpäter, wo dieſe Hilfsquellen weg fielen, hätte man, um den ſo leicht erworbenen Beyfall ſich zu erhalten, einige Koſten der Triangulirung nicht ſcheuen ſollen. Statt deſſen raffte man gutes und ſchlechtes zuſammen, wenn es nur wohlfeil zu haben war, und ſo entſtanden Sectionen, aus denen kein Reiſender, viel weniger ein Militär klug werden kann. In der 92. Section z. E. hat keine Stadt, kein Dorf die richtige Lage, kein Fluß, kein Bach, den richtigen Lauf, es wimmelt von verfälſchten Nahmen, und manche Orte ſind ganz ausgelaſſen. Die Charte iſt alſo, ſo wie ſie jetzt iſt, nach dem Zeugniſſe dieſes Kunſtverſtändigen, wenig brauchbar. —

Kleine Literariſche Notizen.

In Ellis Geſandtſchafts-Reiſe wird erzählt, daß in China der Kayſer ſogar die verſtorbenen Heiligen avancirt und zu einem höhern Range unter den Heiligen erhebt, wenn ſie ihre Sachen gut gemacht haben. —

Aus der in dieſen Blättern ſchon einmal erwähnten Geſchichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich lernen wir unter andern, daß dieſer treffliche Fürſt die Bäume in beſondern Schutz nahm, und verordnete: „Kein Unterthan ſoll heirathen, ohne drei junge Eichen gepflanzt zu haben." Eine ſehr verehrungswerthe Einrichtung, beſonders wenn die Eichen nicht blos gepflanzt, ſondern auch gepflegt werden müſſen. — Eine, ſchon 1750 ergangene, Hofordnung war wohl gar zu ſtreng. Wer unnöthig Schulden machte, ſollte entlaſſen werden. — (Das unnöthige iſt doch oft ſchwer zu beurtheilen). Wer 20 Gulden bei Hofe ſtahl, ſollte den Kopf verlieren; doch iſt wie billig dieſe Strafe nie vollzogen worden. —

Brackenwridge, in ſeiner Reiſe zum Miſſuri-Strome, (ein engliſches Werk) macht uns mit einer Sitte der Arikara-Indianer bekannt, die in einem ſeltſamen Contraſte die Tugend der Keuſchheit herabwürdigt und ehrt. Man bietet nämlich dem Fremden, wie auch unter andern Völkern geſchieht, eine Bettgenoſſin an, und nimmt es übel, wenn er in einzeln Fällen ſie ausſchlägt, achtet ihn aber um ſo höher, wenn er überall und zu jeder Zeit ſich deſſen weigert. — Um die ſehr ſcheue und flüchtige Antelope zum Schuſſe zu bringen, befeſtigt man in jenen Ländern ein Schnupftuch an eine Stange, die man hin und her bewegt. Dann umkreiſt die neugierige Antelope die Stange, immer näher und näher, bis der Schütze, der daneben platt auf der Erde liegt, den günſtigen Augenblick erlauert. Möchte doch jedes unſchuldige Mädchen bei lockender Verführung an dieſes Schnupftuch und an die arme blutende Antelope denken.

(Hierbey Intelligenz-Blatt No. 1.)

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band No. 2. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Geſchichte.

Eine der wichtigſten Erſcheinungen in dieſem Fache iſt Deutſchlands Ur-Geſchichte von dem Bayriſchen Regierungs-Rath Barth, die wohl in keiner guten Bibliothek fehlen darf, da ſie nicht allein ſehr gründlich, ſondern auch ſehr gut geſchrieben iſt. Alle Thatſachen ſind mit den Originalſtellen der Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller belegt, und folglich giebt es der Noten viele. Der erſte Band, der vor uns liegt, enthält die Geſchichte der erſten Zeit bis auf Armin's (Herrmann's) Todt. Alle Hypotheſen hat der fleiſſige Verfaſſer geſammelt, doch ſtets partheylos die Entſcheidung dem Leſer überlaſſen. Dahin gehört z. B. die Verwandtſchaft des germaniſchen Volksſtammes mit dem Thraciſchen. Daß manches, was die Alten von den Scythen erzählten, die Deutſchen angeht, wird aus einer berühmten Stelle des Plinius erwieſen. — In der früheſten Zeit drangen von Norden Volksſchwärme nach Italien, welche im Allgemeinen Galler, Gallier, d. h. Wandernde, Fremdlinge genannt wurden; ſie hatten aber eigene Nahmen, und es hat nie und nirgends ein Volk gegeben, welches urſprünglich Gallier geheißen hatte. Allein die Römer trugen dieſe ihnen furchtbare Benennung auf alle Völker jenſeits der Alpen über. Cäſar fand zwiſchen den Pyrenäen und dem Rhein ſehr verſchiedene Völker an Sprache, Sitten und Verfaſſung, nannte ſie aber Alle Gallier und, was er erobert hatte, Gallien. Nun erhielt ſich der Nahme, aber auch zugleich die Unbeſtimmtheit deſſelben. — Der Thraciſche Volksſtamm, vom Kaukaſus ausgehend, iſt der Urſtamm der weſtlichen Bewohner Europa's. Viele ſeiner Zweige finden ſich in Deutſchland ausdrücklich und nahmentlich wieder.

Sehr intereſſant ſind die Nachrichten von Deutſchland, ehe die Römer deſſen Grenzen betraten, denn ganz richtig bemerkt der Verfaſſer: das römiſche Germanien iſt nicht unſer Deutſchland, weder in politiſcher noch in nationaler Beziehung. Ihnen hieß Germanien, was jenſeits des Rheins und der Donau lag, bis weit hinein in die fabelhafteſten Länder.

Trefflich ſpricht der Verfaſſer über die alte Erd-Beſchreibung, die rechte Würdigung der Claſſiker, die Irrwege der Hypotheſen-Sucht ꝛc. Hier einige Proben, die gewiß Viele nach dem Ganzen lüſtern machen werden:

„So viel iſt aus den Trümmern mehrtauſendjähriger Vergangenheit auf uns gekommen; einzelne Nahmen die wie Felſenſpitzen über der Zeitfluth ragend geblieben, loſe Begebenheiten in dem Nebel-Meer der Urgeſchichte. Sie in ein Ganzes zu verflechten, treibt des Menſchen natürliches Verlangen; aber unter dem ſich überwachſenden Trieb nach Zuſammenhang erſtickt leicht der beſcheidene Wahrheitsſinn. Nicht für uns ſchrieben die Alten, nicht um nach 18 Jahrhunderten Deutſche über Deutſchlands Schickſal zu belehren, ſammelten ſie ihre Nachrichten. Darum nennen wir ſie nicht nachläſſig, wenn ſie übergingen, was uns das Wichtigere wäre; noch fordern wir, daß die Schriften der Einzelnen alles enthalten, was dieſe, was ihr Zeitalter wußte. Auch das Goldene war nicht eines des durchgängigen Fortſchreitens, und der ſpäter Schreibende nicht immer der Unterrichtetere. Ein Alter ſind nicht die Alten; unſer iſt der Fehler, vom Einzelnen als Allgemeinen zu ſprechen." — „Und woher kamen Deutſchlands erſte Bewohner? Nehmen wir einen Urmenſchen an, oder mehrere? Gerettete aus zertrümmerter Vorwelt, oder Erſtandene? Grub ſich ſo manche Ahndung aus jener Zeit in das Gemüth, während der einſame Menſch an der Bürde des dürftigen Lebens hinabgleitete zur Thierwelt; oder wurden ſie uns eingehaucht nach der göttlichen Fabel, welcher die Lebenden ſo gern ſich hingeben? Aus unendlicher Zeit keimt die Geſchichte, wir konnen nicht ihren erſten Tag, und wie tief wir ſie verfolgen, iſt ſchon früheres Leben. Der alte Deutſche weiß wie Aſiens Bewohner, nur in Gott ſeinen Vater, darum hieß er ſeine Stämme Brüder-Kinder, und obſchon im ungebändigten Trieb mancher Familienzwiſt aufloderte, ſo entbrannte er doch nicht zur grimmigen Gluth des National-Haſſes gebildeter Selbſtſucht. — Denkmale ſeltenſter Entſchloſſenheit und Freiheitsgluth ſind aus den Römer-Kriegen uns aufbewahrt. Als die Iſtrier ihre belagerte Hauptſtadt Neſartium nicht länger halten konnten, führten ſie Weiber und Kinder auf di

Mauer, tödteten ſie vor den Augen des ſtürmenden Feindes und fielen im Kampf, oder ihrem Fürſten gleich in ihre eigene Schwerter. Eben ſo die Euganer in Stones, (in Tyrol,) welche der Conſul Q. Marius Rex unvermuthet überfiel. Wie nun die Stoner ſich umringt und zur Abtreibung des Feindes zu ſchwach ſahen, tödteten ſie Weiber und Kinder, zündeten die Stadt an und ſtürzten ſich in die Flammen. Die aber bey der Hereinſtürmenden Andrang dazu nicht Zeit gewannen, tödteten ſich in der Gefangenſchaft mit dem erſten Eiſen, Strick, oder durch Hunger. Kein Knabe blieb übrig, der für das Leben die Knechtſchaft ertragen hätte.“ — Grauſen erregend iſt der Entſcheidungs-Kampf in den weiten raudiſchen Fluren, die nach dem Vf. bei Vercelli oder auch bei Verona geſucht werden. — „Zu Sieg und Tod verbunden hatten die in der erſten Reihe fechtenden Cimbrer, ſich bey den Gürteln an einander gekettet, keiner konnte weichen, Niemand ſich trennen. Das Morden endete die Schlacht ohne entſcheidenden Streich. Als die Tapferſten gefallen waren, floh der Hinterhaufe. Da ſtanden im ſchwarzen Trauerkleid die Weiber auf der Wagenburg, und mordeten die Fliehenden, Gatten, Brüder, Väter. Und ein Kampf erhub ſich gegen die Römer, nicht geringer als die Männerſchlacht, da ſie allenthalben von Wohn- und Laſt-Wägen wie von Thürmen hoch herab mit Speer und Lanze ſtritten. Und wie der Kampf ſo war ihr Ende groß. Nachdem die an Marius Geſendeten Freiheit und Prieſterſchaft nicht erhalten, würgten ſie ihre Kinder und warfen ſie unter die Hufe der Thiere. Alsdann tödtete eine die Andere, viele erdroſſelten ſich mit dem eigenen Haar. Eine Mutter fand man am Wagen hängen, ihre beyden Kinder an ihren Füßen. Denn ſie wußten der römiſchen Sclaverey Schmach und Schande. Viele Männer aber ergriff die Verzweiflung, ſie knüpften ſich an die Hörner und Beine der Stiere, ſo daß ſie todt geſchleift wurden, und wie nichts mehr lebte, wehrten noch die Hunde ſich aus den Fahrhütten ihrer Herren. — Die Uſipeten und Tenchtherren erlagen nur grobem Verrath. Cäſar der ihre Reiterey abweſend wußte, hielt die zur Unterhandlung gekommenen Vorſtände zurück, und überfiel das Volk im Lager. „So fielen deutſche Männer, ſchließt die Erzählung, durch des großen Cäſars Verrath. Nur wenige Römer waren verwundet. Cato aber im Senat, trug darauf an, Cäſarn, weil er ſchändliche That an Geſandten verübt, den Barbaren auszuliefern, damit der Verbrecher das Sühnopfer ſey, und nicht die Republik die Schmach verletzter Völkerrechte treffe.“

Genug der Proben aus dieſem trefflichen Werke, zu deſſen Verbreitung wir gern das unſerige beytragen mögten. Der Styl iſt im höchſten Grad gedrängt, zuweilen vielleicht zu kurz. Wenigſtens wird gewiß manche neue Idee, manche Andeutung überſehen werden, weil ſie oft nur durch ein Beywort, ja nur durch die Art der Wortſtellung ausgedrückt iſt, und alſo eigentlich jedes Wort erwogen werden müßte, um die ganze Gedanken-Reihe vollſtändig aufzufaſſen. Selbſt die Ueberſetzungen aus Tacitus. übertreffen zuweilen das Original an Kürze. Möge — ſo wünſchen wir mit dem Recenſenten in der Halliſchen Literatur-Zeitung — möge der würdige Verfaſſer uns recht bald mit dem zweyten Bande beſchenken und durch Vollendung des Ganzen ſich den Rang des erſten pragmatiſchen Geſchichtſchreibers der Deutſchen ſichern. —

Herr Haſſe hat die Geſtaltung Europa's ſeit dem Ende des Mittelalters bis auf die neuſte Zeit nach dem Wiener Congreſſe hiſtoriſch ſtatiſtiſch zu entwickeln verſucht. Sein Zweck iſt, zu zeigen, wie die fortſchreitende Bildung der Geiſtlichkeit, des Adels und des Bürgerſtandes während der letzten drey Jahrhunderte zur Einheit erwachſen iſt; wie alle nach Selbſtſtändigkeit geſtrebt haben; welche Reibungen und Anfeindungen, Begünſtigung und Ueberlegenheit Weniger, Verkennung der Rechte des Volkes ꝛc. daraus entſtanden ſind, und wie endlich in neuerer Zeit Annäherung zu wechſelſeitigem Verſtändniß hervorgegangen. Der Verfaſſer ſelbſt nennt ſein Werk nur einen Verſuch, und als ſolcher iſt er Achtungswerth. Manche kleine Unrichtigkeiten haben ſich eingeſchlichen. Wir bemerken, daß Peter der Große die Strelitzen ſchon 1699 aufhob, das Patriarchat im Jahr 1700 eingehen ließ, und die Synode 1721 errichtete. —

Von Wedekinds Handbuche der Welt- und Völker-Geſchichte iſt eine zweyte, umgearbeitete und ſtarck vermehrte Auflage erſchienen, welche Alles vereinigt, was ſie zum allgemeinen Gebrauch der Geſchicht-Liebhaber empfehlen kann. Der Geſchicht-Forſcher bedarf freylich mehr. Dieſes Bändchen geht bis zum weſtphäliſchen Frieden; ein zweytes wird die Geſchichte bis auf unſere Tage herabführen. —

Von Galetti's Allgemeiner Weltkunde (die eigentlich in die Geographie gehört) liegt die zweyte Lieferung von der vierten, nach dem neuſten Zuſtande umgearbeiteten, Auflage vor uns. Sie enthält 21 illuminirte Charten. Wir zählen dieſes Unternehmen ohne Bedenken zu den gelungenſten, wie auch ſchon die vierte Auflage beweißt. Von jedem Lande ſind die Lage, der Boden, die Gebirge, Flüſſe, Seen, Kanäle, der Flächen-Inhalt, die Volksmenge, das Klima, die Erzeugniſſe der drey Natur-Reiche, die Herkunft der Einwohner, ihre Stände und Gewerbe, die Manufacturen und Fabriken, der Handel, die Religion, die Künſte und Wiſſenſchaften, die Staatsverfaſſung und ſogar eine kurze Geſchichte angezeigt; kurz, wir wüßten nicht, was irgend ein Leſer hier vermiſſen könnte. —

In England iſt eine Skizze (Outline) der Revolution im Spaniſchen Amerika erſchienen, der Angabe nach von einem Süd-Amerikaner. Da die Zeitungs-Nachrichten ſo widerſprechend ſind, ſo wird dieſe Anſpruchloſe Erzählung jedem Leſer, der engliſch verſteht, willkommen ſeyn, indem ſie eine klare Ueberſicht liefert. Der Verfaſſer war zum Theil Augenzeuge der Begebenheiten, zum Theil benutzte er die Berichte ſehr glaubwürdiger Männer, und nennt bei dieſer Gelegenheit zwey Schriften, die in Deutſchland nicht bekannt geworden ſind, nemlich: D Joſe Guerra's Geſchichte der Revolution von Mexico, und Waltai's für den Prinz Regenten abgefaßtes Expose. Wir lernen aus dem Ganzen, daß die dermalige Lage der unermeßlichen Spaniſchen Colonial-Länder ſehr verſchieden iſt. Ihr ungeheurer Umfang macht einen gemeinſchaftlichen Operations-Plan unmöglich. Die beſondern Anſprüche jeder Hauptſtadt und jeder Provinz auf Souverainität erzeugten innere Zwiſte, die den Spaniern mehr nüzten als ihre Siege. Eine würckliche Ausſöhnung iſt nicht zu erwarten, da die Spanier hartnäckig auf ihren alten Einrichtungen beſtehen, den freyen Handel der Colonien, als dem Mutter-Lande verderblich, nicht dulden wollen, und nach jedem Siege mit wachſendem Stolze auf die Beherrſchten herabſehen. Könnten ſie aber auch die Herrſchaft wieder erringen, ſo wird es ihnen an Mitteln fehlen ſie zu behaupten. —

In der Halliſchen Literatur-Zeitung ſteht eine lobpreiſende Recenſion von den letzten Bänden von Venturini's bekannter Chronik des 19ten Jahrhunderts, die, wenn ſie nicht ſo dickleibig wäre, ſich trefflich zu einer Windfahne ſchicken würde. Da ſagt der Recenſent unter andern: „der „letzte Eindruck, den die merckwürdigen Jahre 1813 „und 1814 bei ihm zurückgelaſſen, ſey, daß man „ihre Arbeit über kurz oder lang werde wieder anfangen müſſen. Hr. v. Kotzebue ſage zwar, daß „werde nicht geſchehen, ſo lange der heilige Bund „beſtehe; das ſey aber ein ſchlechter Troſt, weil dieſe Wahrſagung, wenn ſie ſich nicht auf eine Offenbarung von der Wunderkraft des Bundes gründe, „nichts mehr ſage als: ſo lange man Frieden halte, „werde man nicht Krieg führen." (Ein abgeſchmackteres Raiſonnement iſt uns doch ſelten vorgekommen. Wenn nun zum Beyſpiel — um Kleines mit Großem zu vergleichen — die Mitarbeiter an einer Recenſir-Anſtalt ſich als ehrliche Männer feyerlich verbänden, unpartheyiſch zu recenſiren, ſo würde das nichts mehr ſagen als: ſo lange ſie Wort halten, werden wir unpartheyiſche Recenſionen leſen? uns dünckt, man müßte bei ehrlichen Männern vorausſetzen, daß ſie Wort halten werden, und daß dazu keine Wunderkraft vonnöthen ſey.)

Der Recenſent behauptet auch: „daß der Ruhm von einer gewonnenen Schlacht Jemanden oft mit nicht mehr Recht ertheilt würde, als das Lob über das richtige Gehen einer Uhr, dem der ſie trägt." (!) — Den Volksverſtand nennt er die höchſte Behörde, und den Wiener Congreß ein großes Freudenthor der Kabale, der Weiberliſt, der heimtückiſchen Aufpaſſerey und Zuträgerey, vielleicht auch der Beſtechung und des Seelen-Verkaufes." (Vermuthlich iſt der Verfaſſer dieſer Recenſion ein Student, der mit auf der Wartburg geweſen iſt.) —

Die Geſchichte Andreas Hofer's ſcheint von einem wohlunterrichteten Augenzeugen herzurühren, iſt gut dargeſtellt, ſollte aber wohl Geſchichte des Krieges in Tyrol heißen, denn von Hofer'n findet man wenig mehr als die Beſtätigung, daß er ein wackerer, aber höchſt unbedeutender Menſch, ein bloßes Inſtrument höherer Pläne geweſen, der am Ende ſo viele Gelegenheiten ſich zu retten unentſchloſſen von ſich gewieſen, durch Verrath gefangen, nach Mantua transportirt worden, und dort als ein chriſtlicher Held und Märtyrer den Tod gelitten hat. — Es läßt ſich übrigens aus dieſem Buche lernen, daß eine inſurgirende Macht den guten Willen der Völker zwar benutzt, aber ſelten vergilt und das Heil der Inſurgenten immer eigenen Kriegszwecken unterordnet. Ferner: daß auf die Reſultate ſolcher Volks-Bewegungen durchaus nicht in dem Maaße zu rechnen iſt, wie excentriſche Köpfe ſo gern glauben machen möchten. Denn wie ſchwer es ſey die Volksmaſſe durch Einen Willen zu beleben, und wie wenig man auf ein Planmäßiges Zuſammenwürcken bauen dürfe, geht deutlich aus dieſer Schrift hervor. Mehreremale wird das merkwürdige Bekenntniß wiederholt, daß man in Hofer'n „das mindeſte Uebel“ erwählt habe. —

In England iſt der große, hiſtoriſche und geographiſche Schatz, dem ähnlich kein anderer aus den mittleren Zeiten vorhanden iſt, das ſogenannte Domesday Buch, nun auch mit einem höchſt nöthigen und brauchbaren Regiſter verſehen worden. Dieſes Domesday Buch enthält das Land- und Grundbuch von England, welches Wilhelm der Eroberer zwiſchen den Jahren 1080 und 1083 hat abfaſſen laſſen. Der Druck deſſelben, auf Antrag des Parlaments vom Könige genehmigt, begann 1770, wurde aber erſt 1783 vollendet. Es wurden eigene, die Handſchrift genau nachahmende Schriften dazu gegoſſen, die im Jahr 1808 mit Nichols Officin verbrannten. Daher wäre ein zweyter Abdruck jetzt unmöglich. Der vorhandene in 2 Folianten läßt nichts zu wünſchen übrig, denn er ahmt auf das getreuſte alle Abkürzungen und Contractionen des Originals nach, und gleicht ganz einem wirklichen Codex. Er dient zunächſt freylich nur für Englands Geſchichte, Geographie und Alterthümer, würde aber auch von deutſchen Geſchichts-Forſchern für Rechts-Alterthümer, Sprache ꝛc., gewiß mit Nutzen gebraucht werden.

Das vormalige Mitglied der Petersburger Academie der Wiſſenſchaften, Julius Klaproth, hat zu Paris in franzöſiſcher Sprache die Memoiren des Johann Uosk-Herdjan, eines armeniſchen Prieſters, herausgegeben, zu Erläuterung der Begebenheiten, die in Armenien und Georgien am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts ſtatt gefunden haben. Der Verfaſſer, am Fuße des Berges Ararat gebohren und jetzt ein von dort geflüchteter Einwohner von Tiflis, ſchrieb dieſe Memoiren auf Erſuchen ſeines Zöglings Arutiun Aſtwatſatur, der im Jahr 1813 ſeine Reiſen und Abentheuer zu Petersburg hat drucken laſſen, ſich jetzt zu Paris aufhält, und dem Herrn Klaproth, (welcher kein armeniſch verſteht) mündlich die Memoiren von Wort zu Wort in's Ruſſiſche überſetzte, aus welcher Sprache ſie alsdann in's franzöſiſche übertragen wurden. Ob der erzählende Armenier ein glaubwürdiger Mann ſey, wiſſen wir nicht, und begnügen uns, folgende Nachricht auszuheben:

„Die Armenier, die, zur Zeit der, vom Fürſten Zizianoff commandirten, ruſſiſchen Expedition nach Eriwan, ihr Vaterland verließen, befinden ſich noch größtentheils zu Tiflis und in Georgien, und bleiben lieber da als zu Eriwan, wo ſie von den Perſern ſehr gedrückt wurden. Dieſe ihre Herren raubten die ſchönſten jungen Armenier, ſchickten ſie in entfernte Provinzen und zwangen ſie Muſelmänner zu werden. Die unglücklichen armeniſchen Väter waren oft genöthigt, ihre Töchter in einem Alter von 9 bis 11 Jahren zu verheurathen, um ſie nicht in einen perſiſchen Harem abliefern zu müſſen. Der Reiche mußte ſeine Schätze in die Erde vergraben und wagte oft nicht, ſeinem eigenen Sohne den Ort anzuzeigen wo ſie lagen, aus Furcht, daß ihn die Perſer ſo lange martern würden, bis er das Geheimniß verrieth. Auf dieſe Weiſe ſind viele Reichthümer durch den Todt ihrer Beſitzer verlohren gegangen. Hatte ein Armenier ein ſchönes Haus oder einen angenehmen Garten, ſo zwangen ihn die Gewaltthaten der Perſer ſehr bald, beydes zu verlaſſen. Auch die Anhänglichkeit an die chriſtliche Religion war und iſt dort eine unverſiegende Quelle von Neckereyen aller Art. Alles das iſt in Europa wie in Aſien bekannt, und daher lächerlich, daß David Dſatur, auch ein Armenier und vormals in Dienſten des engliſchen Conſuls zu Bagdad, uns überreden will, ſeine Landsleute wären glücklich unter der Regierung des jetzigen Schach. Er hat dieß verſucht in einem, zu Paris 1816 in perſiſcher, armeniſcher und franzöſiſcher Sprache erſchienenen, Gemählde von Perſien.“

Ueber das große Argument der Nothwendigkeit, welches zu allen Zeiten in Finanz-Angelegenheiten von den Regierungen angewandt wird.

So iſt ein Aufſatz in der Bibliotheque historique betitelt, der, der Angabe nach, aus einem noch ungedruckten Werke über den Radical-Fehler des Budgets gezogen ſeyn ſoll. Wir liefern einige Stellen daraus.

„Warum immer die Nothwendigkeit anrufen, ohne zu beſtimmen was Nothwendigkeit iſt? Unſere Könige, die, ſeit der Vernichtung des Feudal-Syſtems bis zum Sturze der unumſchränkten Gewalt, ſich als Eigenthümer des Vermögens der Franzoſen betrachteten, haben aus ihren Leidenſchaften und Launen immer eine Nothwendigkeit gemacht. Carl VIII, Franz I, Ludwig XII. erklärten für nothwendig, ſehr zweydeutige Rechte auf Italien geltend zu machen, und die Franzoſen, denen dieſe Rechte ſehr gleichgültig waren, mußten 60 Jahre lang ihr Geld und ihr Blut opfern. Die Guiſen unter Franz II. und Carl IX. hielten für nothwendig, daß Alles ihrer Ehrſucht geopfert werde. Heinrich III. fand nothwendig, ſeine Günſtlinge zu mäſten. Concini und die Großen am Hofe der Maria von Medicis verſchwendeten, weil es ihnen nothwendig ſchien, in zwey Jahren die von Heinrich IV. geſammelten Schätze. Aus Nothwendigkeit häufte der gierige Mazarin das Geld in ſeinen Seckel und bedeckte Emery's Plünderungen des Volks mit ſeinem Kardinals-Mantel. Eitle Ruhmſucht und Egoismus ſchufen für Ludwig XIV. die Nothwendigkeit immer Krieg zu führen, den empörendſten Luxus zu treiben, ꝛc. Ludwig XV. fand nothwendig, ſeine Maitreſſen zu bereichern, ſeine Baſtarde auszuſtatten. Unter Ludwig XVI rechtfertigten Calonne und Brienne die ruinirenden Anleihen und Verlegenheiten, welche die Revolution herbey führten, abermals durch die eiſerne Nothwendigkeit. Endlich kam Buonaparte, und mit ihm beſtieg auch wieder dieſe verdammte Nothwendigkeit den Thron. — Soll das ſo fortgehen unter einer conſtitutionellen Regierung? — hier kann die einzige Nothwendigkeit nur die ſeyn, Alles auf das Volk zu beziehen und das Volk zu ſchonen; denn das heißt dem Fürſten ſelbſt dienen, der vom Volke geliebt zu werden bedarf, damit er in der Noth auch auf deſſen Beyſtand zählen könne."

In demſelben Hefte der bibliotheque historique (es iſt das 4. des 3. Bandes) iſt auch eine Grabſchrift abgedruckt, die ſich in goldnen Buchſtaben auf einem Denkmal von weißem Marmor zu [illegible] Eveque befindet. Sie erzählt viel rühmli[illegible] einem gewiſſen Hr. v. T. und ſchließt mit [illegible]rten: „Wie ſeine Vorfahren wagte er für „[illegible] König Gut und Leben, wurde ein Opfer „ſeines Eifers und unterlag den Kriegsbeſchwer„den." Hiebey macht der Herausgeber die boshafte Bemerkung: Hr. v. T. trat in Dienſt 1814, reiſte nach Gent und kam von da zurück 1815, ſtarb an Kriegsbeſchwerden 1816.

Gedichte.

Herr Zacharias Werner, Verfaſſer von der Weyhe der Kraft und den Söhnen des Thales — Jugendſünden die er längſt in chriſtkatholiſcher Demuth abzubüßen ſein Haupt ſcheeren ließ — hat geiſtliche Uebungen für drey Tage gedichtet, deren Zweck gewiß ſehr löblich, deren Ausführung aber holprig, unverſtändlich, ja bisweilen etwas komiſch gerathen iſt. Dem Reime zu gefallen iſt viel geſchehen. Man findet da z. E. die Zeit, welche fleucht, — uns in die Ewigkeit zu verflechten — die Ewigkeit kann ſogar bezwungen werden (!) — man ſoll ſich aber zudem wenden was allein thut Noth, zum Blitz (?) der lang vergebens droht — ſonſt röchelt am Ende der Sterbende, und lacht,

Lacht, wie wer ſchon zerknöchelt
Durch's Rad nun wird zerkracht —

(hat Hr. Werner jemals einen ſchon Geräderten lachen hören?) — Um des Reimes willen hat Werner ſogar einen neuen Orden erfunden, als ob wir der Orden noch nicht genug hätten; das Wort iſt nemlich Licht und Fleiſch geworden, und Speiſe für den armen Menſchen — am Himmelsthore, wenn der Menſch Kampfgeübt ſich durch geſchlagen, wägen ihn Waagen. — Der verlorne Sohn ſehnet ſich nach des Vaters Hauſe, indeſſen er ſchmachtet in der Schweinen-Klauſe. Chriſtus am Kreuze iſt ein fünfgeröhrter Bronn, u. ſ. w.

Zu den uns völlig unverſtändlichen Stellen rechnen wir folgende:

Wenn der Tod naht
Bietet den gebrochnen Augen
Des Sünders Eins doch treu,
Deß', dem in letzter Laugen
Gereint (?) nicht hat die Reu!

Und im Vaterunſer:

Dein Wille geſcheh im Himmel und auf Erden!
Dies wir Chriſten und wir Engel werden
Durch dich, o Lieb', allmächtig und einträchtig,
Wir üben prächtig!

Und im Ave Maria:

Gegrüßet ſey, Maria, voller Gnaden,
Es ruhte, Stern des Meeres, das Schuldbeladen,
Der, der dich ſchuf, in deinem Tabernakel,
Das ſonder Makel.

Man ſieht, daß der Uebertritt zur katholiſchen Religion, wenn er auch ſonſt vielleicht den Menſchen gebeſſert, doch offenbar den Dichter verſchlechtert hat. Indeſſen könnte man uns den Vorwurf machen, daß wir Stellen aus dem Zuſammenhange geriſſen, darum ſchreiben wir noch zwei ganze Gedichte ab, das erſte zur Ergötzlichkeit des Leſers, das zweite aus Unpartheylichkeit, um zu beweiſen, daß Werner auch bisweilen noch der alte Werner iſt, das heißt: ein Mann, den die Muſen, um der Madonna willen, nicht immer verlaſſen.

Die ſieben Todſünden.

Hoffarth.

Ich fühle ſieben Teufel in mir brauſen,
Die mir im tiefſten Herzensdunkel hauſen;
Ihr Häuptling will, mich Gott gleich aufzuſpreizen,
Mich Frechen reizen.

Geiz.

Und weil der Gottheit Blitz am Himmelsrunde
Durch die Metalle ſtrahlt im Erdenſchlunde
Drum läßt der Geiz an Strahlen, welche ſtarben,
Mich ſaugend darben.

Unkeuſchheit.

Doch wieder auf reizt mich des dritten Wüthen,
Peitſcht mich, wie Sonnengluth, durch alle Blüthen,
Verſöhnung will ich im Entzwey'n erwühlen,
Den Durſt zu kühlen.

Neid.

Und immer dürſt' ich mehr — da läßt mich ſchauen
Der vierte Teufel Quellentanz auf Auen,
Und Roſen die im Sonnenglanz erröthen! —
Könnt' ich ſie tödten!

Völlerey.

Wenn der Gedanke dran mich macht verzweifeln,
Dann blökt mich an der fünfte von den Teufeln;
„Komm! laß uns Vieh ſeyn und beym Soff und Freſſen
„'s Denken vergeſſen!"

Zorn.

Und bin ich Vieh, dann grinſt der ſechſte: — „Höhnen
„will Jeſus dich, du mußt dich ſelbſt verſöhnen!" —
Dann raſ' ich auf, um im Vermaledeyen
Mich zu befreien.

Trägheit.

Und tauml' ich dann auf's Neue machtlos nieder,
So gähnt der ſiebente der Höllenbrüder:
„Komm ſchlafen! —" So mich ſtets im Kreiſe trieben
Die böſen Sieben. —

Nun das beſſere, überſchrieben:

Gericht der Verſtockung.

Verblendung des Ungerechten.

„Es giebt keinen Gott!
Es giebt keinen Teufel!"
So raßt der Verruchte
Mit frevelndem Muth.
„Mein Seyn iſt mein Blut,
Ich hab' was ich ſuchte;
Denn kommen mir Zweifel,
So glaub' ich dem Spott!

Für mich iſt die Welt;
Stets iſt ſie mir offen,
Ich brauche nur Lügen,
So wird ſie mir hold.
Ich ſtehle mir Gold,
Sie muß mich vergnügen,
Doch hab' ich mein Hoffen
Auf mich nur geſtellt.

Auch lieb ich nur mich;
Heut ſchwelg' ich auf Roſen,
Und morde dann Morgen,
So wie mirs behagt.
Der Dümmling verzagt,
Doch ich bin geborgen,
Der Donner mag toſen;
Mein Gott das bin ich! — —

Die Gemmen, gedeutet von Arthur von Nordſtern, ſind auf ſchönes, ſtarkes Papier gedruckt und mit 16 in Kupfer geſtochenen Gemmen verziert. Das iſt aber nicht ihr einziges Verdienſt; viele dieſer Gemmen ſind auch würklich ſehr ſinnreich ausgelegt, und die Verſe großentheils wohlklingend. Hier ein Beiſpiel: Auf der Gemme ſteht ein Hahn, der eine Aehre im Schnabel hält, hinter ihm erblickt man einen Schlangenſtab, vor ihm einen Krug. Dem allen giebt der Dichter folgende Deutung:

Wer iſt's?

Stolz, feſt, auf wohlbekannter Bahn,
Gemäſtet von der goldnen Aehre,
Geſättigt und doch ihre Schwere
Berechnend, ſchreitet vor der Hahn.
Der Schlangenſtab folgt ſeiner Spur
Von ſelbſt, und noch dazu beflügelt.
Wer keck ihn faßt, nicht lange klügelt,
Den ſegnet Plutus durch Merkur.
Zur Aehre ziemt der volle Krug;
Doch nicht der Andern Durſt zu ſtillen,
Ihn nur für eignen Vortheil füllen,
Erfahrung lehrts — nur das iſt klug.
Wer ſtellt in dieſem Bild ſich dar?
Wer ſchaut in ihm den Herzensſpiegel?
Wer führt es als ein redend Siegel?
Ein Kriegsverpflegungs-Commiſſar.

Ein Ibis, der eine Eydechſe im Schnabel hält, und einen Haſen umkrallt, wird von dem launigen Dichter gebeten, die ganze Nachdrucker-Compagnie zu vertilgen. (Mit der Vordrucker-Compagnie ſcheint er noch nicht in Berührung gekommen zu ſeyn.)

Auf manche Härten ſind wir freylich auch geſtoßen, z. E. Freud' und Luſt uns — bald naht auf — zum Nachdenken (ſtatt Nachdenken) — ein Geiſt den wir hier ahnen u. ſ. w.

Die Auslegung der dritten Gemme ſcheint uns ganz verfehlt. Der Amor, der da ſo gemüthlich ſeine Beinchen unter einen Bogen ſtreckt, iſt ſicher nicht an den Block gefeſſelt. — —

Jedermann weiß, daß Hr. v. Weſ[illegible] im vorigen Jahre nach Italien reiſte, um [illegible]gen unverſchämte Verläumdungen perſön[illegible] zu rechtfertigen, daß ſolches ihm aber nicht gelang, weil der Papſt nun einmal nicht haben wollte, daß er gerechtfertigt vor ſeinem Stuhle erſcheinen ſollte. Die Achtung von ganz Deutſchland hat den Hrn. v. W. dafür entſchädigt, und den Verdruß, den er etwa zu Rom während ſeiner dortigen Anweſenheit empfunden haben mag, haben ihm die Muſen verſüßt; das erfahren wir aus den Gedichten, die er unter dem Titel: Blüthen aus Italien herausgegeben hat. Das iſt aber auch das Beſte was ſich davon ſagen läßt; denn als Dichter ſteht Hr. v. W. nicht auf jener hohen Stufe, auf der wir als Menſch und als Geiſtlichen ihn verehren. Vieles iſt gut, auch gut ausgedrückt, doch Ergreifendes, wahrhaft Dichteriſches haben wir nichts gefunden. Hingegen könnten wir manches Matte, manches Incorrecte rügen. Wir wollen jedoch lieber einige Verſe aus dem Abſchied von Italien anführen, die uns wohl gefallen haben:

Land, wo Virgil und Flaccus ſang,
Petrarch empfand und Taſſo glühte,
Wo Dante's Geiſt durch Höll und Himmel drang,
Wo Raphael zum Ideal ſich ſchwang,
Das einſt der Griechen Bruſt entblühte;
Leb wohl, der Künſte Vaterland!
Lebt wohl, ihr ſchönen Heſperiden!
In Duft verglüht der Apenninen Rand,
Sanft, wie der Freunde letzter Wink der Hand,
Als von der Heymath ich geſchieden. —

Herr Clemens Brentano hat Victoria und ihre Geſchwiſter, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte gedichtet, und nennt es ein klingendes Spiel, vermuthlich weil er mit dem Geſchmack ſeiner Leſer ein heilloſes Spiel treibt. Da ſagt z. E. ein Chirurgus zu einem Koſacken:

In ſeiner Wunde iſt noch materia peccans,

und der Koſack antwortet:

Aber auf meiner Lanze iſt materia Spickgans.

Da ſagt ein Schulmeiſter:

Schweſter, ihr müßt nicht vergeſſen,
Allegorien niemals eſſen,

und eine Marketenderin antwortet:

Wohlan, ihr allegor'ſchen Gäſte,
Seyd höflichſt Alle eingeladen,
Auf Schimmermuß und Schattenbraten
In einem nirgenden Gelee,
Geſpickt mit Nun und Nimmermeh'.

Herr Brentano verſichert, daß er ſein Opus in vier Wochen geſchrieben habe. Manchem guten Chriſten wird ſchon bange, wenn er bedenkt, daß er einſt von jeder unnützen Stunde Rechenſchaft geben ſoll, Herr Brentano aber zittert nicht einmal vor dieſen vier Wochen. —

Die Gedichte Heilmann's, reformirten Predigers zu Crefeld, ſind von ſehr verſchiedenem Werthe. Manche, ja viele derſelben, ſprechen das Gefühl freundlich an, manche hingegen ſind leer und matt. Schiller war des Dichters überall unerreichtes Vorbild. Sollte die Gemeinde des Herrn Heilmann würklich ſingen:

Das Herz voll tiefer Rührung bebt,
Und ſtill, wie leiſe Dämmerung, webt
Uns Ahnung im Gemüthe;

ſo möchten wir wiſſen, was ſie ſich dabei denkt? — giebt es auch eine laute Dämmerung? — Aus der Taube, welche Johannes der Täufer auf Chriſtum niederfahren ſah, hat Herr Heilmann ein zartes Täublein gemacht —

Luiſe Brachmann hat uns mit romantiſchen Blüthen beſchenkt. Warum ſie dieſe Blüthen romantiſch nennt, wiſſen wir nicht, und wenn man ſtreng richten wollte, ſo könnte man wohl auch die Blüthen ihr abdiſputiren. Doch mit den Blüthen einer Dame nimmt man's nicht ſo genau, zumal wenn ſie, wie hier in einem Gedichte (oder vielmehr in Verſen) erzählt wird, ſich ſchon von der geliebten Kunſt, der Poeſie, hat losreißen wollen, die Himmliſche aber ſie verſichert hat, das vermöge ſie nicht. —

Müchler's Spiele müſſiger Stunden mögen in müſſigen Stunden wohl durchblättert werden, allein man wird oft lange blättern, ehe man inne hält. Dieſe Spiele ſind bereits zu acht Bänden angewachſen, und erregen oft Bedauren, daß der Verfaſſer der müſſigen Stunden ſo viele hat. Die dramatiſirte Poſſe, Seyn oder nicht ſeyn, perſifflirt einige philoſophiſche Thorheiten mit ziemlichem Glücke. —

Herr Auguſt Gebauer hat Lieder-Proben als Vorläufer einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Gedichte ausgeſchickt. Wir fürchten, es werde ihnen gehen wie Noah's erſten Tauben, ſie werden in den Fluthen der ſchönen Literatur kein Plätzchen finden, auf dem ſie feſten Fuß gewinnen könnten. Aus den Froſtblumen am Fenſter ſchließt der Dichter, daß Gott uns auch im Winter nicht ohne Blumen laſſen will. —

Blumen, und zwar Nachtviolen bietet uns Edwin Florinda: Die Nachtviolen dufften bekanntlich nur in der Nacht. Wir haben ſie am Tage geleſen, und folglich haben ſie uns nicht gedufftet. Einmal bekennt der Verfaſſer, daß er in einem Sonett den Dativ ſtatt des Accuſativs blos um des Reimes willen geſetzt habe. Hieraus möge man ſchließen, welch' ein Geiſt in dem Gärtner wohnet, der dieſe Violen gezogen. —

Herr Andreas Schellhorn hat leider dem Zureden ſeiner Freunde nicht widerſtehen können, ſeine Gedichte herauszugeben, in welchen der Kirchgang der Frau Landrichterin in *** mit dem Kirchgange der Mutter Jeſu verglichen wird, und aus welchen man auch erfährt, daß der Verfaſſer eine ſehr bedeutende Phyſiognomie hat. —

Herr Raßmann, der unſere Ohren bereits mit einer Sammlung von Sonetten und Trioletten vollgeklingelt hat, liefert nun auch eine Auswahl neuerer Balladen und Romanzen, die willkommener ſeyn würde als jene Sammlung, wenn ſie nur würklich eine Auswahl wäre. Es findet ſich aber des Gemeinen hier ſehr viel, und auch des zwar Ungemeinen aber Allbekannten von Göthe und Schiller. Das Ganze iſt im Grunde einer von den honetten Nachdrücken, an welche Macklot neulich erinnerte. —

Wir ſchließen zur Erholung mit den lyriſchen Gedichten und Briefen von Reiwold, der im Lehrgedicht ſich auszeichnet, den Flug der höhern Ode (z. B. im Gewitter) ſeltner doch kräftig wagt, Lebensweisheit in körniger Sprache ſpendet, des Volkstones nirgends Meiſter iſt, bisweilen durch Länge ermüdet, in den Epiſteln frohlaunig, oft in bequemen Reimen allzunachläſſig, im Ganzen eine willkommene Erſcheinung iſt. Alſo ſchildert er den Mutterwitz: (eigentlicher das Genie.)

Er kommt, ein Strahl des Aethers — kommt, ein Blitz,
Den ſie an keiner Stange fiengen,
Weil frey er ſich und ohne Leitung dreht.
Wer mag ihn je durch Kunſt entzünden?
Wer ſeine Cherubsflügel binden?
Und wer es faſſen, wer ergründen,
Woher er kommt, wohin er geht? —
Er iſt, was man dem Schulſtaub nicht entwindet,
In keiner Apotheke findet,
Das köſtlich reine Lebensnaß
Der Seelen, das von ſelbſt aus ihnen
Hervor mit Licht und Freude dringt.

Militairiſche Gegenſtände.

Ein verſtändiger Kritiker, der in den Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt von dem Werke des Hrn. C. v. W. über die Schlachten von Ligny und Belle-Alliance und von den Fehlern ſpricht, welche Buonaparten in dieſem Werke vorgeworfen werden, vertheidigt den Ex-Kaiſer, beſonders auch darüber, daß er den rechten und nicht den linken Flügel der engliſchen Armee angriff, und fügt folgende, auch für jeden Nicht-Militair intereſſante Betrachtung hinzu: „Nur mußte es mit mehr Plan und Ordnung geſchehen, als man in den meiſten ſeiner Schlachten und überhaupt in den meiſten Schlachten neuerer Kriege erblickt. Unſere Schlachten beſtehen in einem Verſuche und Anpacken überall, brutale Angriffe, oft planlos, wie die Colonnen zufällig ankommen. Man hält ſo lange als möglich Truppen in Reſerve, um das Gefechte zu nähren, welcher Ausdruck ſchon unſere Kriegskunſt characteriſirt. Wer die meiſten Menſchen zuzuſetzen hat oder durch geſchicktes Agiren ſein Weniges zu vervielfältigen weiß, wer alſo zuletzt noch eine Reſerve hat, der dringt da durch, wo er eine Blöſe oder Erſchlaffung ſeines Gegners findet, und gewinnt die Schlacht. Man kennt ja den Ausruf Bonapartes J'ai gagné la bataille! ils n'ont plus de reserve! — das Characteriſtiſche der Schlachten Friedrichs des Großen iſt ein ſchlagfertiges Zuſammenhalten der Armee bis in die Nähe des Feindes, ſchnelles Anſchauen ſeiner Stellung, und regelmäßiger Angriff auf die erſpähte ſchwache Seite. Seine Schlachten erſcheinen gegen die Unſrigen; wie die mit Ueberlegung hervorgebrachten Dichterwerke gegen die Werke des Humors. Wir wiſſen nicht vorher, was aus dem begonnenen Werke werden, wohin Laune und Zufall uns führen wird. Erſt in dem wilden Gefecht auf ganzen Fronten zeigt ſich das Genie des Feldherrn in ſchneller Benutzung des günſtigen Augenblicks, und dieſen zu erwarten, iſt oft das Einzige vorher Ueberlegte, das man bei unſerer Einleitung der Gefechte, d. h. bei dem ins Feuer bringen, erblicken kann. — On s'engage partout, et puis l'on voit.

Kleine Literariſche Notizen.

Der Procureur du roi hatte ſich geſchmeichelt, er habe den giftigen Homme gris endlich zum Schweigen gebracht; allein kaum war das alte graue Männlein verſchwunden, ſo iſt ein neuer grauer Mann wieder aufgetreten, als deſſen Herausgeber ſich ein Herr Cugnet de Montarlot bekennt; ein Ex-Kriegs-Commiſſair, der folglich ſehr gute Urſache hat unzufrieden zu ſeyn, und den einträglichen Krieg wenigſtens mit der Feder fortzuführen. Daß der Mann keck iſt, beweiſt ſchon die gewählte Titel-Vignette; denn da ſteigt er ſelbſt aus dem Grabe, deſſen Stein er mit dem Rücken aufhebt. Auf der Außenſeite dieſes Steins lieſt man oben hic jacet und unten das Datum ſeines Verdammungsurtheils. Den übrigen Raum bedeckt eine ſchwarze Gerichtsperſon, ohne Zweifel den Herrn Procureur bedeutend, der mit ſeinem rechten Fuße den Stein wieder niederzutreten ſtrebt. In der linken Hand hält er das Urtheil, in der rechten eine Art von Peitſche, auf welcher, ſo viel unſere ſchwachen Augen unterſcheiden können, argumens zu leſen iſt. Ihm gegenüber reicht eine geharniſchte Dame, Preßfreyheit genannt, dem aus der Gruft ſteigenden die linke Hand, indem ſie mit der rechten ein Schild, auf welchem Charte ſteht, über ihn ſtreckt. Dieſes Schild attakirt das ſchwarze Männlein mit ſeiner Peitſche und wird dabei von einer entſetzlich langen Naſe ſecundirt. Die Zeit wird lehren wer den Sieg davon trägt. Fürs erſte iſt der neue graue Mann weit vorſichtiger als der alte.

Im erſten Heft erzählt er, ein Deputirter habe 1815 vorgeſchlagen, im Saale der National-Verſammlung ein Crucifix aufzuſtellen, da habe Bougnet ausgerufen: vergieb ihnen, Herr, ſie wiſſen nicht was ſie thun; dieß bonmot habe Glück gemacht und das Crucifix ſey vergeſſen worden. Allerdings ſey es ungeziemend, das Bild eines Friedens-Gottes an einem Orte aufzuhängen, wo ſo viel Dinge gegen den Geiſt der Religion getrieben wurden, wohin der graue Mann z. B. das Amneſtie-Geſetz rechnet. Von den Ultra's müſſe man übrigens ſagen: Herr, vergieb ihnen nicht, denn ſie wiſſen ſehr wohl was ſie thun. —

Druckfehler in No. 44.

Seite 345 Sp. 1 Zeile 13 ſtatt Widerſpruch lies Widerruf.
Seite 349 — 2 — 17 — dem lies den
Seite 351 — 2 — 8 — mordeten lies verdürben.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 3. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Ritzebüttel und das Seebad zu Curhaven.

Ein Buch, welches wir der Herausgabe des Senators Abendroth verdanken; ein unterrichtendes, auch da, wo es unterhalten ſoll, unterhaltendes Buch; endlich ein Werk, woran der Verleger nichts geſpart hat, denn es iſt nicht allein ſchön gedruckt, ſondern auch mit einem Grundriß von Curhaven und Ritzebüttel, mit einer Charte des Amtes Ritzebüttel, und der dazu gehörigen Inſel Neuwerk, und mit mehrern Kupferſtichen verſehen, worunter die Karrenbäder zu Curhaven ſich am ſeltſamſten ausnehmen. Wer das neue Seebad zu Curhaven gebrauchen will, wird ſehr wohl thun, im Winter dieß Büchlein zu ſtudiren. Wer aber auch nicht geſonnen iſt, Curhaven ſelbſt zu beſuchen, der kann hier eine ſehr lebendige Vorſtellung erlangen von Allem was Zeit und Vorzeit dort geſchaffen haben.

Wie heben einige Stellen aus, um zu zeigen, daß auch der Styl, je nachdem der Inhalt es mit ſich brachte, meiſt einfach klar, bisweilen auch poetiſch iſt.

„Bey dem ſo großen Ruf, den die Gas-Erleuchtung hat, iſt man auch ſchon darauf bedacht geweſen, die Koſten nicht zu ſcheuen ſie auf den hieſigen Nachtſignalen zu gebrauchen, weil das Licht wohl 100 Procent heller, und weil dieß Feuer noch unabhängiger von der Aufmerkſamkeit der Wärter iſt als ein Lampenfeuer, wo die Lampen doch wenigſtens alle 4 Stunden aufgeſchroben und auch geputzt werden müſſen; allein da die Verſuche damit noch nicht beendigt, ſo kann noch nichts darüber beſtimmt werden; es iſt um ſo nöthiger hier mit der größten Vorſicht zu handeln, da, ungeachtet der großen Verbreitung dieſer Erleuchtung in England, noch auf keinem Leuchtthurme die Gas-Erleuchtung eingeführt worden iſt. — Bey allen dieſen Thürmen iſt noch eine Gefahr mit den wilden Enten und Gänſen zu beſtehen, die, durch den Schein des Lichts angezogen, mit großer Gewalt gegen die ſtarken Spiegelſcheiben anfliegen, zwar den Tod dabey finden, aber doch immer bey jeder durchbrochenen Scheibe einen Verluſt von 3 bis 4 Louisd'or veranlaſſen.“ —

„Häufig wird auch die 1, 1/2 Meilen von Curhaven gelegene Inſel Neuwerk zum Ziel der kleinen Reiſen gewählt, und zwar wird dieſe Reiſe zu Wagen gemacht, welches jedem der mit den Erſcheinungen der Ebbe und Fluth nicht bekannt iſt, unglaublich ſcheinen möchte. Ueber dieſelbe meilenlange Fläche, wo ſo eben noch ſchwerbeladene Schiffe majeſtätiſch ſegelten, rollet jetzt der Wagen leicht und raſch auf feſtem Sandgrunde dahin; aber ein kundiger Führer muß den Fremden leiten, und ſorgſam den richtigen Zeitpunkt der Ebbe in Acht nehmen, damit ihm die wiederkehrende Fluth unterwegs nicht überraſche. — Wer aber eine eigentliche vollkommene Seereiſe machen, und zugleich eine der merkwürdigſten Inſeln kennen lernen will, der muß ſich die, 10 Meilen von Curhaven, in der Nordſee gelegene Inſel Helgoland zum Ziele ſetzen. Freilich läßt ſich die Dauer der Reiſe niemals mit Gewißheit vorausſagen, und oft wird ſie durch widrige Winde vereitelt, aber ſehr oft wird auch die Fahrt in 5 bis 6 Stunden gemacht, und dann die ganze Reiſe in zwey Tagen vollendet. Am beſten iſt es auch hier, wenn ſich eine Geſellſchaft vereinigt, zu dieſem Zweck ein Schiff miethet, und ſich mit den nöthigen Lebensmitteln auf einige Tage verſieht. Fröhlich beſteigt ſie alsdann zum günſtigen Zeitpunkt das bereitete Schiff; die Wimpel flattern, die Segel ſchwellen, und raſch entfernt es ſich vom feſten ſichern Geſtade. Allmählich ſchwindet die Küſte dem ſpähenden Blick, höher gehen die Wogen, ſchwankend durchſchneidet das Schiff die Berge von Wellen. Da verwiſcht ſich der letzte Schimmer des theuren Landes in blauer Ferne; Himmel und Meer nur allein erſcheinen dem Auge, und auf den ſchäumenden Wellen das kleine Schiffchen, welches ſich auf der unermeßlichen Fläche faſt verliert. Doch muthig ſteuert der erfahrene Seemann ſie nach dem unſichtbaren Ziele; und ſiehe, da erhebt ſich fern aus der grünlichen Fluth ein feſter Punkt, und als das winkende Eyland zeiget er ihn der frohen Geſellſchaft. Ein hoher röthlicher Fels erſcheint es näher, hingeworfen in des Meeres endloſen Raum. Dann werden die Thürme ſichtbar darauf und die freundlichen Häuſer, und endlich ankert das Schiff an dem Vorland des gewaltigen Felſen. Eine breite Treppe führt im Wendelgang auf die 200 Fuß hohe Fläche deſſelben hinauf. Die Wände der Inſel ſind ſchroff abgeſchnitten, jährlich brechen ſie etwas mehr ab, und nach vielen Jahren muß endlich ein Zeitpunkt kommen, wo das letzte Häuſlein zuſammenſtürzt, und in den Schooß der Wellen verſinkt. Die Anſicht von Oben rings über das weite Meer hin iſt herrlich, der Sonnen Auf- und Untergang prachtvoll, und das Schauſpiel eines Sturmes über alles erhaben. Man befindet ſich hier mitten im Kampf der Elemente, und doch auf dem feſten Felſen unbeſchadet, rings umtoſet von den brauſenden Wellen, und doch ſo ganz ſicher vor ihrer Wuth. Bei ruhigem Meere iſt hingegen daſſelbe um die ganze Inſel herum mit unzähligen Fiſcherkähnen beſetzt und der Hummer und der Schellfiſch werden dann in Menge gefangen. Einen ſchönen hinreißenden Anblick gewähren ferner die vielen Grotten, Schluchten und Bogengänge, welche die Natur am Fuße des Felſens rings um denſelben gebildet hat; die ſchöne Anſicht davon hat man ſchon von oben herab, aber bei ruhigem Wetter kann man zur Ebbezeit ſelbſt unten am Fuß der Felſeninſel herumgehen und in den Höhlen und Grotten ſelbſt ihre Schönheit und Größe bewundern. Reiche Beute findet auch der Naturforſcher hier, indem die See täglich eine Menge von ihren zahlloſen mannigfachen Bewohnern an das Vorland auswirft, und der Fiſcher täglich ſeltene Stücke aus dem Grunde des Meeres heraufholt. Die zahlreichen Arten der Seegewächſe, unter denen manche an Feinheit und Pracht die Blumen des Landes übertreffen. die Korallen und Muſcheln und Schnecken mit ihren Gehäuſen, wechſelnd an Farbe und Form, die ſtrahligen Sterne der See und viele andere Naturſeltenheiten liegen immer am Strande, und werden von den Unachtſamen zertreten.“

Reiſen.

Als der berühmte Hr. v. Hammer zu Conſtantinopel bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft angeſtellt war, vereinigte er ſich im Auguſt 1804 mit dem Preußiſchen Geſchäftsträger und dem Engliſchen Miniſter zu einer Luſtreiſe nach Bruſſa und dem Olympos. Den Rückweg nahmen ſie über Nicäa und Nicomedien. Dieſe Luſtreiſe iſt es nun, die, unter dem Titel: Umblick, vor Kurzem im Druck erſchienen. Sie iſt mit Kupfern, Charten und Inſchriften ausgeſtattet, der Druck ſelbſt elegant und ſplendid. Das Werk verdiente aber auch dieſe Auszeichnung vor vielen, da es eben ſo gründlich als geſchmackvoll, kurz, des längſt rühmlichſt bekannten Verfaſſers würdig iſt. Hier einige Proben:

„Bekanntermaaßen liebt das Volk, ſo im Morgen- als Abendlande, runde oder merkwürdige Zahlen, um damit die Größe und den Umfang irgend eines Denkmahls der Baukunſt bedeutſam auszudrücken. Die beſcheidenſten ſind die Vierziger, die prahlendſten die Tauſend und einen, und zwiſchen beiden ſtehen die Dreihundert, fünf und ſechziger. Den erſten danken ihren Nahmen die Ruinen von Perſepolis Tschehel sutun, d. i. die 40 Säulen, die Stadt Saranda eklisie, d. i. die 40 Kirchen, und die Waſſerleitung Solimans des Großen zu Conſtantinopel Kirk tscheschme, d. i. die 40 Brunnen zu Conſtantinopel, ſo, daß der Perſer, Grieche und Türke, durch Tschehel, Saranda, und Kirk, einſtimmig den hohen Werth der Zahl 40 ehrt. Die phantaſtiſche Zahl der tauſend und einen Nacht, (welche die Franzoſen in Tauſend und einen Tag, Stunden und Viertelſtunden nachgebetet haben, welche aber auch aus dem perſiſchen Roman Elfie we schelfie, d. i. die Schöne mit tauſend und Einem Liebhaber, in Perſien ſehr berühmt iſt) haben die Türken als Ortsnahmen ſowohl der größten Ciſterne zu Conſtantinopel, welches ſie tauſend und Eine Säule nennen, als einer der ſchönſten und waſſerreichſten Alpen Kleinaſiens, welche Tauſend und Ein, oder auch öfters rund weg Tauſend Seen heißt, beigelegt. Die Zahl von 365 endlich, als die der Tage des Jahrs, diente von jeher ſowohl im Morgen- als Abendlande, um bei großen Paläſten und Städten die Zahl ihrer Fenſter und Kirchen zu bezeichnen. So nennet dieſelbe dem Beſucher bei uns der Führer durch die Palläſte Czernins und Herberſteins zu Prag, und Eggenbergs bei Grätz, und die Morgenländiſche Sage zählt in mehreren Städten, wie z. B. in Famagusta auf Cypern, und in Antiochien 365 Kirchen auf, und ſo auch in Bruſſa 365 Beluſtigungsorte und Spaziergänge.“ —

— „Die Einkerkerung der Frauen in Hareme iſt ganz gewiß, wenn nicht der Urſprung doch die Folge, des morgenländiſchen Despotismus. Denn das Knabenalter, bis 7 Jahre in dem verſchloſſenen Porte des Harems gehalten, ſchifft von hier durch die Herkules-Säulen des männlichen Despotismus und der weiblichen Sclaverei in das ſtürmiſche Weltmeer des Lebens hinaus.“ —

— „Die Hüter der Grabmahle zeigen hier in der Capelle, welche gerade im Winkel ſtehet, das darin befindliche Grabmahl, als das einer chriſtlichen Prinzeſſin, welche hier neben den Fürſten und Fürſtinnen der Moslimin begraben liegt. — Dieſes iſt ohne Zweifel die Serviſche Prinzeſſin, deren Hand Murad von ihrem Vater ſammt ſeinem Königreiche ſiegend erzwang, die aber, weder ihr Volk noch ihren Glauben verläugnend, ſelbſt im Harem des Sultans Chriſtin blieb, und als ſolche an der Seite ihrer Kinder und Nebenbuhlerinnen mitten in dem herrlichſten Gräberhaine des Islams ruht. Von 4 Sultaninnen fränkiſcher und chriſtlicher Abkunft, deren die osmaniſche Geſchichte als ſelbſtſtändiger und großer Frauen erwähnt, iſt die ſerviſche Prinzeſſin die Einzige, welche trotz der Verführungen des Harems, und trotz des Machtgebots des Despoten, ihrem Glauben nicht entſagte; die drei andern waren: die griechiſche Fürſtin Nilufer, d. i. Lotosblume, vom heimiſchen Hochzeitsfeſte und aus der väterlichen Veſte weg, für das Brautbett des Barbaren (Orchans) unter Waffen geraubt; die Franzöſin, welche unter Mohammeds II. Regierung zur See gekapert, dem Frauengemache einverleibt, und dann neben ihm in ſeinem Grabmahl zu Conſtantinopel beigeſetzt, die angebliche Verwandtſchaft der osmaniſchen Sultane mit den franzöſiſchen Königen, woraus dieſe ſo oft politiſchen Nutzen zogen, begründete; und endlich die Ruſſin Roxelane, die Gemahlin Suleimans des Großen, deren Ränken das Blut von mehr als einem Sohne ihrer Nebenbuhlerinnen floß.“ —

„Sonderbar iſt es, daß die morgenländiſche Sage auf die Gipfel mehrerer Berge Helden- und Rieſengräber verlegt, als ob ſich in denſelben eine Spur von dem Kampf der Titanen und Giganten, die Berge auf Berge thürmten, und unter denſelben ihr Grab fanden, erhalten hätte. Eine andere orientaliſche Sage, die mehreren Schneebergen gemein iſt und auch vom Olympos in voller Kraft beſteht, iſt die der wunderbaren Kräfte der purpurnen Schneewürmer, welche auf dem blendenden Weiß der Eisfelder, als rothe Linien, gleichſam als der Nahmenszug der Allmacht, auf dem Diplom der Natur erſcheinen. Solche Würmer befinden ſich bekanntermaßen auf allen Gletſchern, aber die Wunderkraft, womit ſie die erſtorbene der Zeugung beleben ſollen, und ihre Größe, welche die eines Hundes erreichen ſoll, (wie Kteſias von den indiſchen Ameiſen fabelt) iſt reines Product orientaliſcher Phantaſie.“ —

Schöne Litteratur.

Die romantiſchen Blätter von Carové bekunden allerdings ein ſchönes Talent des Verfaſſers; er hüte ſich nur vor einer Manier, die nicht einmal ſeine eigene wäre. —

Aus dem dritten Bande des Wintergartens von St. Schütze haben wir zur Probe ein Paar Blumen berochen; die eine war von der Gärtnerin Wilhelmine Wilmar gepflegt worden, aber auf dem langen Wege, aus [illegible] durch eine Menge deutſche und franzöſiſche Kinderſchriften, ſo verrochen, daß nicht einmal ein Crocodill in Kupfer geſtochen ihr wieder Reiz verleihen konnte. Die zweite Blume war auf des wackern Obergärtners eigenem Grund und Boden gewachſen; aber er muß es doch in der Miſchung des Erdreichs ein wenig verſehen haben, denn es war eine Art von Monſtroſo daraus geworden; und ihr Geruch war zu ſtark. Da ſind wir an den übrigen Blumen vorübergegangen, ohne unſere Naſe nach ihnen zu bücken; es mögen alſo deren noch recht liebliche darin zu finden ſeyn. —

— Jacob Schnerr, ein Buchbinder, hat uns mit einem Bändchen gereimter Gedanken beſchenkt, wie ſolche, nach ſeinem eignen Ausdruck, „vor der Heftlade entſtanden ſind.“ Er nennt ſie Gedichte, und widmet ſie ſogar dem Herzog von Gotha. Uebrigens iſt er ganz modern, d. h. er verbittet ſich zum Beiſpiel die Wahrheit ganz und gar, wenn etwa ſein Glaube dabei in Gefahr käme; man müſſe nicht in die Sonne ſehen wollen (nemlich die Wahrheit) ſondern ſich mit der Morgenröthe begnügen (nemlich dem Glauben), denn man ſolle nur einmal den Forſcher, der nach Wahrheit ringe, fragen, ob er ſo glücklich ſey wie der Gläubige?

„Will ein Starker dir den Schleier heben,
O ſo wende, wende deinen Blick!
Denn nur im Gefühle liegt das Leben,
Und die Täuſchung iſt des Menſchen Glück.“

Das mag wohl wahr ſeyn, allein man muß es doch nicht wiſſen, daß man getäuſcht wird? man muß doch nicht jedem Starken ſelbſt zurufen: bleib mir vom Leibe! heb mir den Schleyer nicht auf. — Daß Herr Schnerr zu den Modernen ſich zählt, erhellt auch aus ſeinem Turnliede, welches alſo ſchließt:

Wer, zu feig, mit uns nicht turnen kann,
Wird wohl kein tüchtiger deutſcher Mann. —

(Schöne Lehren für die liebe Jugend.) —

— Winfrieds nordiſcher Muſen-Almanach auf das Jahr 1819 ſteht ſeinen ältern Brüdern keineswegs nach, man kann aber auch nicht ſagen, daß er Anſtalt mache voraus zu hüpfen. Wenn wir aus den drey Dutzend Mitarbeitern uns ein paar Haus-Poeten herauswählen dürften, ſo wären es die Herren X und v. Ries, den erſten wegen eines Holzſchnittes: das Bübelein, den wir hier mittheilen:

Bin doch dem Stübelein
Jetzund ſo gut,
Hab drinn ein Bübelein
Wie Milch und Blut.
Bald wirds ein Jährchen ſchier,
Flachsköpſchen bald,
Chriſtnacht iſt vor die Thür,
Dann iſts ſo alt.
Weiſt ſchon ein Zähnelein,
Vorn gleich, recht ſpitz;
Kräht wie ein Hähnelein,
Rufen wir: Fritz!
Sitzt ſchon auf Vaters Schoos,
Reiter zu Pferd,
Zerrt mir die Knöpfe los,
Müſſen zur Erd;
Haſcht ſeinen Schatten ſchon,
Häſchen der Wand;
Reißt mir die Pfeif' von Thon
Keck aus der Hand;
Zieht ſchon den Schlüſſel ſein
Hier aus dem Schrank;
Steht wie ein Kerl allein
Dort an der Bank;
Wirft ſchon hold Züngelein
Wortſchwer im Mund! —
O dieß Goldjüngelein!
Gott ſpar's geſund!

Hrn. v. Ries um ſeiner ſchönen grauſigen Ballade willen: Herr Walter geht zur Schützengilde, und um der ſcharfen Zeilen willen: Als ein Prediger bei dem (Harmſiſchen) Avertiſſement von des Teufels Tode Thränen vergoß.

Aller guten Dinge ſind drey, darum fügen wir dieſen beyden noch C. A. Richter hinzu, deſſen Ueberraſchung unſere Leſer nicht unangenehm überraſchen wird:

Mit meiner Angelruthe ſaß
Ich Abends einſt im hohen Gras,
Wie auf dem weichſten Thron;
Ich ſtellte kleinen Fiſchen nach,
Und gütig gab der Schmerlenbach
Mir reichen Fang zum Lohn.
Da ſchwatzt' ich ſo — vielleicht zu laut, —
Mit meiner Wenigkeit vertraut,
Noch weiß ich es genau;
Es wär' ein königlicher Schmaus,
Käm' ich mit einem Fang nach Haus,
Zu einer jungen Frau.
Jetzt find' ich keine Seele da,
Wie meine Köchin Barbara,
Die brummt: „ſchon wieder Fiſch?
„Dazu iſt es jetzt viel zu ſpat;
„Beſtimmt ſind Eyer und Salat,
„Für Ihren Abendtiſch.“
Beugt endlich ſich ihr ſtarrer Sinn,
So ſetz' ich mich zum Eſſen hin,
Mir ſchmeckt es nicht allein.
Iſt alles um mich her ſo ſtill;
Ich weiß oft ſelbſt nicht was ich will, —
Frey'n will ich, ich will frey'n!
Beſchloſſen iſts, ſo wahr ich bin
Ich werbe bei Frau Nachbarinn
Um ihrer Tochter Hand.
Doch wenn ſie mir ein Körbchen flicht. —
Ein Körbchen? — Nein das fürcht' ich nicht;
Wir ſind ja längſt bekannt.
Dies kaum geſagt, ſo deckt im Nu
Ein Händchenpaar mein Auge zu,
Und eine Stimme ſpricht
Verſtellt: wer ſteht jetzt hinter dir?
Ohn' nachzuſinnen ſag es mir;
Gewiß du räthſt es nicht!
Nicht rathen? — O ich rath es doch!
Allein vorher beſtimmt man noch
Dem Rather ſeinen Lohn.
Nicht wahr es wird mir dann ein Kuß? —
Man fordert viel — nun wenn ich muß,
Erlaub' ich ihn dir ſchon.
Du biſt es, Doris, laß mich gehn,
Laß mich dein liebes Antlitz ſehn.
Nicht wahr ich rieth es? — wie? —
Schnell that ſie meine Augen auf;
Ich blickte zärtlich zu ihr auf,
O Glück! und küßte ſie.
Welch' einen ſeeligen Genuß
Gewährte mir der erſte Kuß!
Jetzt war das Mädchen mein;
Und eh' das Laub dem Baum entfällt
Das Eis den Bach gefeſſelt hält,
Soll ſie mein Weibchen ſeyn.

Eine vierfache Schnur hält deſto beſſer, ſagt der Wirth in Minna von Barnhelm: darum wollen wir wenigſtens von Präzel's ſchönem Gedichte: das Unvergängliche, noch einige Stanzen ausheben:

Was in der feyerlichen Todesſtunde
Dem Sterbenden Beruhigung vergönnt,
Wenn ſtill verlöſchend er mit bleichem Munde
Zum letztenmahl geliebte Nahmen nennt:
Iſt es die Ausſicht nur nach lichtern Zonen?
Der Glaube nur, befreyt von Schmerz und Pein,

Im Reich der Seeligen fortan zu wohnen,
Und der Genoſſe ihres Glücks zu ſeyn? — —
Nicht das Bewußtſeyn, daß nach beſſern Sphären
Der Tiefbetrauerte hinüberzieht.
Kann der verwaißten Bruſt Erſatz gewähren,
Die ſich ans Jrd'ſche noch gefeſſelt ſieht.
Gemeinſchaft will ſie mit dem theuren Schatten,
Nur des Entſchlafnen feſtgehaltenes Bild
Kann tröſtend noch, ihr den Verluſt erſtatten,
Der ſie mit Sehnſucht, Gram und Schmerz erfüllt. — —
Sie ſind uns nah, die ſchmerzlich wir beweinen,
Mit leiſem Liebesruf ſind ſie uns nah'
Es ſieht der Geiſt unſterblich ſie erſcheinen,
Wie ſterblich ſie der Blick auf Erden ſah'.
Ein kräftiger Magnet iſt uns verliehen,
Den Gram zu lindern, den der Buſen nährt,
Und ſie aus ihrer Gruft hervorzuziehen,
Die unſer Herz vermiſſet und entbehrt.
Die Sehnſucht iſt es, u. ſ. w. — —

— Die Blutbraut, ein Trauerſpiel in 4 Acten, von Wilhelm Smets. Lauter geronnes Blut im neueſten Geſchmacke. Wie herrlich hier die Sprache der Schuld von Müllner nachgeahmt worden, möge man aus wenigen Zeilen ſchließen, die wir gleich aus den erſten Scenen entlehnen, und verſichern, daß es ſo das ganze Stück durchgeht.

Alles wirket, Alles wanket,
Tauſend Freuden nah'n vereint,
Das erhörte Sehnen danket,
Daß ihm Ruhm und Größe ſcheint.

Und der Caſtellan ſagt von ſeinem verſtorbenen Herrn:

Ob er zwar mein Herr geweſen,
Drang ſich nicht die Thräne vor,
Als allmänniglich Verweſen
Ihn geführt in Grabesthor.

Die Sonne hat Nebelſtrahlen. — Der Todt beut kalt die Hände aus des Lebens Gleiſen. — Der Unhold glozt mit greller Lache. — Der Dolch nimmt ein Herz zur Scheide, — und was dergleichen ſchöne Sächelchen mehr ſind. —

— Dichtungen von Witthauer. Gern möchten wir den jungen Dichter aufmuntern, aber es iſt nicht möglich. Er ſingt

„Trotz heiſſerm Tagewerk und der Proſa Drohen."

Allein die Proſa hat es nicht beim Drohen bewenden laſſen. Er reimt Aether und röther: das möchte noch hingehen, wenn nur nicht überhaupt die Grabſchrift pag. 90 auf ihn bezogen werden kann, welche alſo anhebt:

Hier legt ein Jüngling ſeine Gebeine wieder
Hin in der mütterlichen Erde Schoos,
Dem niemals hier des Ruhmes ſtolz Gefieder
Vergönnet war; nie war dies hier ſein Loos u. ſ. w.

Sollte unſer Urtheil ihm zu hart dünken, ſo empfehlen wir ihm ſein eignes ſogenanntes Epigramm, an welchem wir dem Leſer zugleich eine Probe ſeines Witzes geben wollen:

Des Dichters Troſt.

Die Recenſenten loben nicht
Dein jüngſt verfertigtes Gedicht,
Das auf ſich ſchwingt in höhern Weiſen.(?)
Der Herrin Herrlichkeit zu preiſen.
— Die Recenſenten ſind wohl nie verliebt geweſen,
Als nur in ihrem Fegebeſen —

— Der Graf von Baudiſſin hat uns mit einer ſchönen Ueberſetzung von Shakeſpeare's König Heinrich dem Achten beſchenkt; ein Schauſpiel, welches auch auf der deutſchen Bühne gewiß Glück machen würde, wenn man den fünften Act wegließe; denn dieſer fünfte Act iſt offenbar nur für Shakeſpeare's damaliges Publicum geſchrieben: die Königin Eliſabeth, als Täufling auf die Bühne gebracht, und vom Erzbiſchof von Canterbury alles das ihr prophezeiht, was nachher, oder vielmehr vorher eingetroffen, mußte nothwendig am Schluß des Stücks einen Knalleffect machen. Jetzt wäre es ein Hors d'oeuvre. Das Stück muß mit dem Tode der Königin ſchließen. Die Ueberſetzung iſt ſehr anſprechend. Selten ſtößt man auf verzwickte Stellen wie folgende:

Wir nahn nicht auf dem Wege der Beſchuldigung
Dem Ruf zur Schmach, den alle Frommen ſegnen.

Auch hätte dem, ohnehin ſeltenen, Reime wohl nichts zu Gefallen geſchehen ſollen, wie in den beiden Zeilen:

Doch Ihr bleibt einig, wie ihr jetzt Euch zeigt,
Daß meine Macht, wie Eure Wohlfahrt ſteigt.
(ſtatt ſteige.)

Doch das ſind ſehr kleine Flecken, die man kaum gewahrt. — Schließlich ſind wir zwar weit entfernt, uns mit dem Cardinal Wolſey zu vergleichen; aber es paßt doch gar zu hübſch auf uns, was der König zu ihm ſagt:

— — Wohl lernt ihr nicht durch mich,

Wie viele Feind' ihr habt, die ſelbſt kaum wiſſen,
Weshalb ſie's ſind, und doch, Dorfhunden gleich,
Mitbellen wenn's die andern thun. —

— Der gemüthliche Theodor Hell hat am Jubelfeſte ſeines geliebten Königs einen heitern friedlichen Geſang angeſtimmt, betitelt: Dresden in Natur und Kunſt, eine dichteriſche Aufzählung aller der hohen Vorzüge, welche die Elbkönigin beſitzt, und unter welchen freilich der ſo ruhmvoll ergrauete Monarch der größte iſt. Wir wollen von den 55 Stanzen nur zwei auszeichnen:

Helden mögen ſich des Lorbeers freuen,
Mehr als Held war Er, im Unglück Mann!
Roſen mag man Neuvermählten ſtreuen,
O ein halb Jahrhundert faſt verrann,
Seit als Gatten-Muſter man die Treuen
Hohen Beide ſelig rühmen kann;
Erdenblumen können ihn nicht kränzen,
Da unſterblich ſeine Thaten glänzen.
Einen Kranz nur hat er ſich gewunden,
Der nie welkt, der ewig Blüthen trägt,
Goldreif ſind die Pflichtgeweihten Stunden,
Diamant, das Recht, das ruhig wägt;
Onix, was für Kunſt Er tief empfunden,
Hyacinth, die Glut die Gottwärts ſchlägt,
Perlen, zahllos, reiner ſtets und linder,
Jede Freudenzähre ſeiner Kinder. —

(Ungern haben wir, ſtatt Japan, Japan ſkandirt.) —

— Derſelbe Dichter hat eine ſchöne metriſche Ueberſetzung von dem franzöſiſchen Paradeſtück die Makkabäer geliefert. Wir zweifeln daß ſeine Mühe belohnt werden wird. —

— Von dem neuen Liederbuche für frohe Geſellſchaften iſt eine zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage erſchienen. Man wird ſo leicht ein gutes Lied, aber auch manches ſehr mittelmäßige, nicht vergebens darin ſuchen. Was uns an ſolchen Sammlungen beſonders mißfällt, iſt, daß die Lieder größtentheils viel zu lang ſind. Das beſte Geſellſchaftslied zerſtört unfehlbar ſeine eigne Wirkung, wenn der Strophen zu viele ſind. —

— Ein Herr Willmes hat uns im metriſchen Gewande ſeine Gedanken und Betrachtungen auf der Wanderung von Cölln am Rhein nach Göttingen mitgetheilt.

Was nur der Wanderer ſieht, ich hab' es alles geſehen,

nämlich Sonne, Mond und Sterne, vierfüßige und zweifüßige Thiere, Städte, Dörfer ꝛc. Der gute Wanderer ſieht manchmahl gar zu viel des Vielgeſehenen. Indeſſen wollen wir ihm die darſtellende Dichtergabe keineswegs abſprechen. Man urtheile nach folgender Stelle in dem Abſchied vom Dome:

Eisgrau ſtolpert ein Mütterchen dort auf kundigem Pfade,
Tief an dem Stabe gebückt, ſchüttelnd das ſilberne Haupt,
Alſo tief es neigend, als wollte ſie küſſen die Erde —
Achtzig Jahre ſchon ſahen die Sterne ſie wallen zum Dome,
Zog, halb taumelnd vor Schlaf, gähnend der Glöckner am Seil.
Und ſie wanket ſo lang' im Dienſte Gottes zum Dome,
Bis er zum ewigen Dom durch ſeinen Engel ſie ruft.
In der gerunzelten Hand trägt ſie die kleine Laterne,
Auf den gewaltigen Thurm wirft ſie nur ſparſamen Schein.
Wie ſo anders wenn dich des Mondes Laterne beleuchtet,
Und dein ſteinernes Kleid rings er umwallet im Licht!
O dann ſcheinſt du der Arm des verborgenen Rieſen der Erde —
Der zu dem Himmel ins Licht die gewaltige Rechte emporſtreckt,
Daß er dem gläubigen Sinn zeige ſein heimathlich Land.

Nicht wahr, man darf noch viel erfreuliches von dieſem jungen Dichter hoffen? Nur muß er den Zug der Kraniche am Himmel nicht für einen Roſenkranz anſehn, den die pilgernde Sonne vergeſſen hat, — nun muß er nicht glauben, daß jeder, auch der alltäglichſte Gedanke gleich zum Gedichte wird, wenn er ihn in ein paar Hexameter gezwängt hat. —

Deutſcher Witz.

Der Artickel iſt ſo ſelten, daß man's mit der Waare eben nicht ſehr genau nimmt. Die Hammelburger Reiſen hat wirklich ein witziger Kopf geſchrieben. Wir fürchten nur, der Deutſche werde ihn endlich doch in den Nacken ſchlagen, und er an ſeinem Witz ſo lange zerren, wie die Königin Dido an den Striemen ihrer Ochſenhaut, um nur recht viel Land, oder recht viel fruchtbares Papier damit einzugrenzen. Die dritte Fahrt iſt erſchienen, und wir ſuchen einiges Drollige für unſer Blatt zu erbeuten

„Schon längſt hatte man nicht ohne Bedenklichkeit bemerkt, welch ungeheure Papierberge ſich an den Grenzen von Deutſchland angelegt, den freien Durchzug des deutſchen Geiſtes und Athems geſperrt und über alles einen ſo traurigen finſtern Schatten geworfen, daß man denſelben ſcheinbar wieder in den vermeintlich erkalteten Sonnenflecken zu ſehen glaubte. Inſonderheit ragten als ganz entſetzliche Gletſcher hervor der Regensburger Reichstags-Papierberg, ein paar Congreßberge, der papierne deutſche Bund, der Rheinſchiffahrts-Pappendeckel, die papierne Wartburg mit den ſämmtlichen papiernen Reformations-Jubelfeſten und Deutſchthums-Vulkanen. Durch die naſſen Jahre 1816 und 17 im Grund erweicht, ſind dieſe Atlanten in's Meer hinein gerutſcht und uns geradezu entgegen geſchwommen. Wir ſahen noch recht deutlich am Fuße der Berge, umgeſtürzte Dintenfäſſer, Bierkrüge, und verlohrene Schlafhauben liegen; ja in den innern Schluchten gingen noch lebendige alte Publiziſten, Ritter, Orts-Conſulenten, und immatrikulirte Hofpfalzgrafen wie die Eisbären herum.“ —

„Es iſt unſerm jetzigen Geſchlecht gar wohl bekommen, daß man bei dem Untergang einer ſchon einmal dageweſenen, frühern und höhern Cultur ihre Ueberbleibſel, wie man jetzt weiß, in Afrika und Aegypten gerettet hat. Um ſo glücklicher iſt der Gedanke, wenn jetzt die Welt mit ihrer Aufklärung abermals Schiffbruch leiden ſollte, das edelſte und herrlichſte, beſonders aus unſerm gründlichen Deutſchland, zum Voraus auf irgend einen Platz des ſtillen Meeres in Sicherheit zu bringen. Dieß geſchieht wirklich auf der Mücken-Inſel, an der wir, um Waſſer zu ſchöpfen, 2 Tage lang angelandet hatten. Wir trafen hier einen herrlichen Stamm Einwohner, beſtehend aus Silbenſtechern, Linſenklaubern, Charade-Katalogus-Heftleins- und Gloſſenmachern, Geſetzgebern für Frauenvereine, A. B. C. Reformatoren, Wortableitern und Wortverfolgern, Guckkäſtleins-Erfindern, und teutoniſchen Schneidern, kurz außerordentlich wahre Geiſtes-Rieſen an, denen freilich an den andern Menſchenkindern alles klein erſcheinen mußte. Ideen, größer als eine Pyramide, mußten ſie ſo ſehr zu verkleinern, daß man ſie als adliches Pettſchaft an einer Uhrkette tragen konnte. An dem nördlichen Strand der Inſel wohnte der alte Urſtamm, die Recenſenten genannt, noch ein durchaus wildes und ungebildetes Volk, das weder leſen noch ſchreiben konnte. Zwei Botaniſten aus unſerer Schiffsgeſellſchaft, die ihnen in die Hände gefallen, wurden von ihnen grauſam zerriſſen und aufgefreſſen, ſo daß unſer Schiffsboot, das wir mit einer Antikritik zur Hülfe ſchickten, unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Da die Inſel unſäglich viel von Mücken auszuſtehen hat, ſo ſind vom Grosmogul eigene Lehen und Erbämter für die bedeutendſten Geſchlechter zu dem Ende geſtiftet worden, damit ſie als jederzeit gerüſtete Mückenratſcher den andern die Fliegen abwehren ſollten. Sie haben ſich aber im Verfolg der Zeit wenig darum bekümmert, und ſich mit ihren Roßſchweifen auf hohe Thürme begeben, wo ſie ſelber ſtich- und bißfrei bleiben.“ — „So wie das Wort Corſar aus ſeinem Munde ging, ſo ſtand leibhaftig zu unſerm kalten Erſchrecken ein Corſar vor unſerm Schiffe, der jedoch vorher noch mit uns zu parlamentiren verlangte. Wir vernahmen, daß er eine hohe Dame, aus Königsberg in Preußen gebürtig, zur Gefangenen gemacht, die wir nun auslöſen ſollten. Sie nannte ſich von ihrer Königsberger Domäne, die geſunde Vernunft, und war von ihrer andern Ehehälfte, dem Verſtand, der zu Münſter katholiſch geworden, böslich verlaſſen. Auf der Reiſe, um ihren theuren Gemahl zu verfolgen, nahm ſie die gewichtigſten Kantianer, Schellingianer und Fichtianer, nebſt einer Menge zukünftiger junger Aner, als Steuermänner, Wegweiſer und Ruderer mit, die ſich aber ſo unter einander entzweiten und verwirrten, verfuhren und verrannten, daß ſie endlich gar einem Algierer Seeräuber in die Hände fielen. Sie zeigte ſich uns auf dem Verdeck in einer ſchlichten altdeutſchen Weibertracht, und hatte in ihrem Ridikül Geiſtergeſchichten, magnetiſche Wunderhiſtorien, (die ſowie überhaupt der Magnet Eiſen, alſo auch einen eiſernen Glauben erfordern) Miſſionsberichte, talmudiſche Romanzen, Frauenalmanache, und das Augsburger paritätiſche katholiſch evangeliſche Kochbuch. Wir wußten lange nicht, was ſie immer im Munde käute, bis wir erfuhren, es ſey eine geringe Sorte Taback von Thorbeck in Zwoll, genannt der deutſche Bund. Plötzlich ſank ſie mitten auf dem Verdeck nieder in einen myſteriöſen Wunderſchlaf, und gab uns die herrlichſten Vernunft-Aufſchlüſſe, z. B. daß man ihr eine ungeſalzene Suppe wider die Hühneraugen machen ſollte, und daß nächſtens das Ende der Welt zu erwarten ſtehe, weil zu Siebenſee bei Landshut am 7. Sonntag nach Pfingſten 7 Schnecken mit Haus und Hof eiligſt davon gezogen, und vor 3 mal 3 Jahren zu Aachen im Dom 3 Katzen vor einem Mauſeloch geſeſſen.“ —

Das erſte was ich in Lindau unternehmen wollte, war, dem Hrn. Kurz in München meine Ankunft im Voraus zu melden, als ich, unglaublich! in ganz Lindau keinen Bogen Papier mehr auftreiben konnte. Die Gemeinde-Wahlen erforderten 2 Millionen, vier mal hunderttauſend Bogen Tabellen, ſo viel Papier, als zu Karls des 5. Zeiten, der 2 Welten zu regieren hatte, in ganz Europa nicht vorräthig geweſen war." — „Einige Herren von der Tafel wollten jedoch gar nicht zufrieden ſeyn, mit dem, was jetzt ſeit der Schlacht geſchehen, oder vielmehr nicht geſchehen, nicht gehalten, nicht erfüllt worden ſey. Ihnen war es nicht genug, daß der deutſche tapfere Simſon den Korſikaniſchen Löwen erlegt, jetzt ſollte auch noch Honig aus ſeinem Rachen wachſen. Darum fing noch heftiger ein Streit an, ob unſer Geſchlecht vorwärts oder rückwärts ſchreite, ob es ſtille ſtehe wie ein Studentengaul vor einer Schencke, oder ob es mit den Füßen hinausſchlage, wie das Roß auf den Braunſchweiger Goldſtücken mit der Umſchrift: Nein, nimmer umgekehrt, nunquam retrorsum! oder ob es wie die hüpfenden Heiligen in Trier, 2 Schritte vorwärts, dann aber wieder einen Schritt rückwärts mache, oder ob es wie die Kinderwelt, ſich ſpielend in Ringelreihen bewege"! — „Frage. Was verſteht der Herr eigentlich unter Polizey? — Antwort. Eurer Hochadelichen Herrlichkeit iſt zwar hierauf mit etwa 30 bis 40 verſchiedenen Erklärungen der Gelehrten zu dienen. Sie iſt aber wie der Wind im Evangelio, von dem man nicht weiß, woher er komme und wohin er fahre. So viel fängt man bereits an ſelber einzuſehen, daß für einen Staat, der mit tauglichen Gerichtshöfen, gut eingerichteten Bürger- und Gemeinde-Verfaſſungen, und einem zur Unterſtützung der Ordnung bereiten Kriegsſtand verſehen iſt, noch eine beſondere Extra-Polizey-Maſchine nicht erforderlich ſey. Ausgenommen etwa im Centralpunkt der Reſidenz iſt die Polizey für das übrige platte Land ein Fallhut für große Buben, eine Gouvernante für alte Weiber, und ein Bohnenſtecken um einen Eichbaum daran feſt zu binden, eine Stecknadel ſtatt einem Brückenpfeiler, und ein Guckuck, oder ein Guckauf, der kein Neſt hat."

So viel von dem Witze der dritten Fahrt der Hammelburger Reiſe. Es iſt aber auch noch ein Rückblick auf meine merkwürdige Reiſe über Hammelburg herausgekommen, und vor dieſem warnen wir, denn man kann dabei nicht lachen, und das Büchlein hat ſicherlich einen andern Verfaſſer als die Reiſen ſelbſt.

Kleine literariſche Notizen.

Der General Gourgaud hat, angeblich zu St. Helena, den Feldzug von 1815 geſchrieben, der ſo eben in London im Druck erſchienen. Wir erwarten jeden Augenblick ein Exemplar deſſelben, um unſern Leſern das Wichtigſte daraus mitzutheilen. Der neue graue Mann hat in ſeinem Novemberhefte das neue ſchwarze Werk ſchon angezeigt; in welchem Tone, das möge man aus folgender Bemerkung ſchließen: „dieſer Bericht wird vorzüglich dazu dienen, die fremden Generale zu beurtheilen, die weit mehr dem Glück, als ihrer Geſchicklichkeit, einen vorübergehenden Glanz verdankten, und deren Ruf mit jedem Tag durch die öffentliche Meinung zu jener Linie der Mittelmäßigkeit zurückgeführt wird, welche zu überſchreiten ſie nicht hoffen dürfen." —

— Das vierte Heft des 4. Bandes der Bibliotheque historique liefert ein Schauder erregendes Budget der öffentlichen Spiele und ihrer jährlichen Ausgaben. Es giebt jetzt in Paris 7 Tiſche Trente et un, 9 Roulette, 1 Passe dix, 2 Craps, 1 Creps, 1 Biribi. (Gott ſey Dank! wir ſind ſo glücklich unſern Leſern nicht einmal die verſchiedenen Nahmen erklären zu können, und wiſſen blos, daß Craps, Creps und dergleichen ſehr verdächtig klingen.) An dieſen 20 verſchiedenen Tiſchen, deren 11 allein im palais royal aufgeſchlagen ſind, werden für Trente et un 28 Tailleurs beſoldet, jeder mit 550 Franken monatlich, 28 Croupiers zu 380 Franken, 48 I. B. (wir wiſſen dieſe Buchſtaben nicht zu entziffern) mit 200 Franken; — für 9 Roulettes und 1 Passe dix, 80 Tailleurs zu 275 Franken monatlich; 60 I. B. zu 150 Franken. — Für Craps, Biribi und Creps 18 Tailleurs zu 500 Franken, 12 Inſpectoren zu 150 Franken, 10 Stellvertreter zu 100 Franken, 6 Partheyhäupter (chefs de partie) in den großen Häuſern zu 700 Fr. monatlich; 3 dergleichen für die Rouletten zu 500 Fr. 20 geheimen Inſpectoren zu 200 Fr. 1 General-Inſpector zu 1000 Fr., 130 Aufwärter zu 75 Fr. Carten monatlich für 1500 Fr., Erfriſchungen und Bier 3000 Fr., Beleuchtung 5500. Erfriſchungen für den großen Salon und wöchentlich zwei Mittageſſen, monatlich 12000 Fr. Die ganze monatliche Ausgabe beläuft ſich folglich auf 114,290 Franken. Dazu kommt noch die jährliche Miethe der Häuſer mit 150000 Fr., und die Büreau-Koſten 50000 Fr.; Totalſumme der jährlichen Unkoſten 1 Million 551480 Fr. Das Pachtgeld an die Krone beträgt 6 Millionen, und wenn der Pacht auf ſechs Jahre geſchloſſen wird, noch 1 Mill. mehr als Trinkgeld (pot de vin). Folglich iſt die ganze Auslage des Pachters 7 Millionen 718146 Fr. Hingegen nimmt er monatlich ein 800000 Fr. und jährlich 9 Millionen 600000 Fr.; es bleibt ihm alſo am Ende jedes Jahres 1 Million 881,854 Fr., und zu Ende der Pachtzeit nach ſechs Jahren, hat er reinen Gewinn 11 Millionen 291,124 Fr., lauter infames Sündengeld. Es iſt unbegreiflich, daß irgend Jemand dieſe authentiſche Berechnung leſen, und doch noch in ſolche Raubhöhlen ſich wagen kann. Und das duldet der Staat! dafür läßt er ſich noch bezahlen! — und nicht allein daß ſo mancher Hausvater, ſo mancher Jüngling von guten Anlagen ſich hier in's Verderben ſtürzt; es werden auch ſogleich zum Dienſt dieſer heilloſen Thunſicherey und ihrer Todtenkammern, 452 Menſchen geopfert als Tailleurs, Croupiers u. ſ. w., die, wenn ſie ſechs Jahre lang in ſolcher Nichtswürdigkeit gelebt haben, dann gewiß zu keinem ehrlichen Erwerb mehr tauglich ſind. Iſt es wohl zu vertheidigen, daß der Staat 452 ſeiner Unterthanen auf ſolche Weiſe ſelbſt zu Spitzbuben macht? —

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 4. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Reiſe am Rheinufer u. ſ. w. (Fortſetzung)

— „Ein belgiſcher Officier, Adjutant des General Excelmann's in der Schlacht bei Hanau, hat mir eine Idee von Buonaparte's Character gegeben. Dieſer zufolge gerieth der große Mann oft in die tollſte und lächerlichſte Wuth. Wenn etwas nicht ſo ging, wie er es haben wollte, ſo knirſchte er mit den Zähnen, ſtampfte mit den Füßen, ſchleuderte ſeinen Hut auf die Erde und ſtammelte unverſtändliche Worte, bis er plötzlich aus der Wuth in Ironie überging. Ein General, der ein Cavallerie-Corps commandirte, hatte einen Fehler gemacht; Buonaparte befahl, daß ein anderer Officier das Commando übernehmen, und der General ſogleich vor ihm erſcheinen ſolle. Sobald er ihn ſah, goß er Ströme der niedrigſten und derbſten Scheltworte über ihn aus, ſchloß aber ſeine Rede folgendergeſtalt: Indeſſen ſind Sie ein braver Mann — ich vertraue Ihnen — aber Sie ſind nicht 4 Sous werth, Sie ſind ein Lump — und nachdem er auf dieſe Weiſe dem armen General ſeine Unfähigkeit vorgeworfen, rühmte er ſeine Treue, und gab ihm auf der Stelle ein Garde-Commando bei ſeiner Perſon."

„Ein Franzoſe erzählte mir etwas ähnliches. Ein Diplomat, der in Ungnade gefallen war, erſchien eines Morgens bei'm lever, als ob ſein Credit noch derſelbe geweſen wäre. Da brach Buonaparte's Wuth ſchrecklich aus. Er ſtürzte auf ihn zu, ſpie die ſchrecklichſten Beſchimpfungen gegen ihn aus, und trieb ihn bis an die Thür. Den ganzen Tag über konnte man es ihm anmerken, daß er ſich am Morgen einem ſo heftigen Zorne überlaſſen hatte; er redete Jedermann mit einer Art von brutaler Höflichkeit an, und fragte mit einer Donnerſtimme den Einen, wie ſeine Frau ſich befände? den Andern, was er von einem Gemählde hielte?" — —

— „Wir begegneten der ſogenannten reitenden Poſt auf einem abſcheulichen Karren, gezogen von einem Pferde, welches Schritt vor Schritt der Wagengleiſe folgte. Das Gehölz ertönte nicht vom Klatſchen der Peitſche, ſondern vom Gelächter des jungen Poſtillions, der eine dicke Bäuerin mit aufgeladen hatte, um ſich die Zeit zu vertreiben. Daraus möge man ſchließen, daß die Briefe in Deutſchland nicht ſo ſchnell reiſen, als in Frankreich und England, und daß die Deutſchen keineswegs die Hauptvortheile jener glücklichen Erfindung genießen, die bei uns mit Blitzes Schnelligkeit Wechſelbriefe und Liebesbriefe befördert. Ein Brief von Hannover nach Frankfurt iſt bisweilen zehn Tage unterwegs. Wir hatten aus den Niederlanden an einige Freunde in Deutſchland geſchrieben, um ihnen unſere Ankunft zu melden. Dieſe Neuigkeit erfuhren ſie aber nicht eher, bis wir ſchon 14 Tage bei ihnen waren." (Leider ſind dieſe Klagen, wenn auch übertrieben, doch nicht ungegründet; aber das Uebel liegt nur zum Theil in der Langſamkeit, größtentheils hingegen darinn, daß die deutſchen Poſten dreißig bis vierzig verſchiedenen Herren zugehören, deren jeder die Briefe ſo lange als möglich in ſeinem Lande behalten will; oder die Poſten bleiben hie und da liegen, bis ſie mit ſolchen zuſammen treffen, die aus andern Gegenden erwartet werden. Indeſſen iſt zu hoffen, daß die lange Erfahrung der nun wieder eingeſetzten Turn- und Taxiſchen Poſten bald alles wieder in's rechte Gleis bringen wird.) —

— „Zu Auerbach iſt ein gutes Wirthshaus, wo an Sonn- und Feſttagen die Pflaſtertreter aus Darmſtadt und die Schönheiten aus der umliegenden Gegend ſich verſammeln. Tabackrauchen und Walzen ſind die Vergnügungen, die man ſicher iſt dort anzutreffen. Die Leidenſchaft für dieſe Gattung von Zuſammenkünften wird ſo weit getrieben, daß ſie ſogar bisweilen über den ariſtocratiſchen Stolz triumphirt, der die deutſchen vornehmen Herren auszeichnet, und man hat eine gewiſſe Prinzeſſin, die zu bekannt iſt, als daß man ſie zu nennen brauchte, (?) hier eben ſo luſtig walzen ſehn als die hübſchen Bürgermädchen." —

— „Das allgemein angenommene Coſtum der Schüler (zu Carlsruhe) beweiſt ihren Patriotismus. Ihre langen flatternden Haare, ihre braunen Kleider mit kurzen Schößen, die kleinen Mützen, die ihnen das Anſehn junger Taugenichtſe geben, wie ſie Albert Dürer auf Holz gemahlt hat, (?) alles das iſt eine genaue Nachahmung des Coſtüms auf Univerſitäten, wo man hoft, durch die altdeutſche Kleidung auch den guten altdeutſchen Geiſt zurück zu führen. Aber die Eltern würden nicht übel thun, ſolches Aufſprudeln des öffentlichen Geiſtes mit einem veto zu belegen, denn es kann ihren acht oder neun jährigen Patrioten ſchädlich werden, und ich fürchte, daß auf dieſe Weiſe man eher Poliſſon's, als Brutus oder Hampton aus ihnen machen wird.“ —

— Am Hofe der verwittweten Frau Markgräfin von Baden wurde der Reiſende durch eine junge Ruſſin, eine Hofdame der Prinzeſſin Amalie, gefeſſelt, von der er ſagt: ſie ſey zwar nicht ſchön, allein ſie habe die verführeriſchſten Manieren, und ihre naife Fröhlichkeit contraſtire ſehr mit dem Flegma der ſchönen Deutſchen; ſie ſey die Seele aller Geſellſchaften geweſen, habe auch ſehr gut engliſch geſprochen. Dann fährt er fort: „als die alte Fürſtin mit ihren Hofdamen ſich zurückzog, bemerkte ich, daß Einer der erſten Hofbeamten ſie jederzeit auf eine ganz beſondere Weiſe begrüßte, indem er den Fuß glitſchend zurückzog, mit dem Kopfe einen Anlauf nahm, um ihn bis zur Erde zu beugen, ihn aber ſogleich wieder erhob und dabei einige Schritte zurück wich. Anfangs glaubte ich, der Menſch benehme ſich linkiſch, ſey unbekannt mit der großen Welt; aber weit gefehlt — das war ein ruſſiſches Compliment im neuſten Geſchmack. (?) Ich habe dieſe Mode öfter in Deutſchland geſehn, und einer meiner Freunde behauptete boshaft, ſie ſey von gewiſſen vierfüßigen, reſpectabeln Thieren des großen Reichs entlehnt, die wir in England bisweilen einem Tanzmeiſter anvertrauen, die wir aber nie als Muſter der Grazie betrachten.“ (Welch ein elender Witz! und wer hat jemals ein ruſſiſches Compliment geſehen, wie dieſer Herr Engländer es beſchreibt? die ruſſiſchen Männer von Stande grüßen gerade wie alle andern Europäer; die ruſſiſchen Damen neigen das Haupt, und das iſt doch wohl unendlich viel graziöſer, als der ſkandalöſe Knix?) —

— „Franzöſiſch iſt die Sprache, die allgemein am Hofe zu Carlsruhe und in den beſten Geſellſchaften geſprochen wird, ſo wie an allen deutſchen Höfen, (!) jedoch mehr in Süd-Deutſchland, wo man Frankreich näher iſt, und durch den Rheinbund eng mit deſſen großmüthigen Protector verbunden war, als in Nord-Deutſchland, beſonders in den großen Handelsſtädten, wo viele Leute ſich weigern franzöſiſch zu reden, ſogar mit Fremden. Die Preußen vorzüglich ſind in dieſem Puncte lächerlich affectirt, und die Soldaten dieſer Nation, die ihr Uebermuth ſeit dem letzten gelungenen Feldzuge allgemein verhaßt gemacht hat, ſehen es als eine Beleidigung an, wenn ſie franzöſiſch reden hören, und halten ſich berechtigt, Händel deshalb anzufangen.“ (Es ſcheint, daß der Verfaſſer ganz beſonders gegen die Preußen erbittert iſt, von welchen man ſonſt nirgend dergleichen gehört hat, und überhaupt ſcheint dieſe und die folgende Stelle zu beweiſen, daß der Herr Engländer ein verkappter Franzoſe iſt. Er fährt fort:) „Das Deutſche iſt aber doch nicht ganz vom Hofe ausgeſchloßen, es ſchlüpft und ſchleicht ſich zuweilen in die Unterhaltung. Trauliche Fragen richten der Fürſt und die Fürſtin gewöhnlich in deutſcher Sprache an ihre Landsleute; dieſe iſt die Sprache der Vertraulichkeit, aber das Franzöſiſche die des guten Tones, gewiſſermaaßen ein Theil des Hofcoſtümes und eben ſo unentbehrlich als der Degen und die Schnallen. Die Nothwendigkeit dieſes Talent zu beſitzen, um in der guten Geſellſchaft zugelaſſen zu werden, wird ſo weit getrieben, daß ich einſt einen vornehmen Mann von einem geringern ſagen hörte: er beſitzt alle mögliche gute Eigenſchaften, ich wollte ihn gern in die große Welt einführen, aber — was ſoll man machen? — er ſpricht kein Franzöſiſch“ — (Leider iſt vieles von dem nur zu wahr. So auch das Folgende:)

„Wenn deutſche Edelleute allein beiſammen ſind, ſo machen ſie ſich's bequem und reden ihre Mutterſprache; aber ſobald ſie hören, es ſey Jemand in der Geſellſchaft, der kein franzöſiſch verſtehe, ſo erwacht ſogleich das Bewußtſeyn ihrer Würde, und ſie eilen ihre Kenntniſſe auszukramen, damit man ſie ja nicht mit dem Plebs vermiſche.“ —

Noch eine Stelle, aus welcher die Ohren des Franzoſen hervorgucken: „Die Gemahlin oder Tochter des franzöſiſchen Geſandten iſt gewöhnlich die intereſſanteſte Perſon im Hofcirkel. Wenn die Franzöſin in den Saal tritt eben ſo leicht als graziös, ſo trägt alles bei, vom eleganten Kopfzeug bis auf die niedlichen Schuhe, ihre kleinſten Vorzüge herauszuheben. Die deutſchen Damen ſind oft weit ſchöner, aber ſie haben weder ihren ſchlanken ungezwungenen Wuchs, noch ihren leichten Anſtand, in welchem man nicht die leiſeſte Spur von Zwang erblickt. Die deutſchen Damen ſind ſteif und ernſt; durch ein Lächeln würden ſie glauben ſich zu entehren; ſie ſetzen ſich gar nicht in Unkoſten um zu gefallen, ausgenommen an der Toilette, der ſie einzig und allein die Sorge, Eroberungen zu machen, anvertrauen. Indem ſie die Affectation bis in's Lächerliche treiben, verſchanzen ſie ſich hinter ihre Würde, und ſcheinen blos mit ihren Schwungfedern und ihren Atlas-Roben beſchäftigt. Die Franzöſin iſt liebenswürdig und munter; ſie ſcheint nicht an ihre

Toilette zu denken, obgleich ſie dieſelbe auch nicht vergißt; ſie genießt ganz ruhig ihres Triumphs mitten in einem Kreiſe von Anbetern, den ſie ſicher iſt anzulocken. Will ſie irgend ein Spiel oder ein Vergnügen der Geſellſchaft vorſchlagen, ſo geſchieht es mit einer ſo unwiderſtehlichen Grazie, daß ſie ſchon geſiegt hat, ehe die deutſchen Damen ſich noch beſinnen und ihre Würde und das Decorum um Rath fragen konnten. Uebrigens überſchreiten dieſe Damen unter ſich nimmermehr die Grenzen der gewöhnlichſten Höflichkeit; ein ſkrupulöſer Austauſch der Titel von beiden Seiten, ein boshaftes Lächeln der Franzöſin, ein Uebermaaß von Würde von Seiten der Deutſchen, ſcheinen für immer ein Hinterniß der Annäherung zu ſeyn. Die franzöſiſchen Damen ſind ſo leicht, ſagte mir ſchmachtend eine Deutſche, die in dem unſchuldigen Irrthum ſchwebte, Plumpheit ſey Würde u. ſ. w.“

— „Die Badenſchen Truppen ſind die ſchönſten und am beſten equipirteſten, die ich in Deutſchland geſehen habe. Die Großherzogl. Heſſiſchen ſind franzöſiſch gekleidet, aber in Baden verurſacht die Allianz mit Rußland, daß man die ruſſiſchen und preußiſchen Moden knechtiſch befolgt. Die langen Taillen und die ausgeſtopften Brüſte geben den Truppen das groteske oder weibiſche Anſehn eines ruſſiſchen oder preußiſchen Soldaten.“ (Sollte man glauben, das ſey im Herbſt 1817 geſchrieben?) — „Die Preußen treiben die Mode ſich auszuſtopfen, um ſich einen ſchönen Wuchs zu machen, bis zur höchſten Caricatur, und viele deutſche Elegants, die auf 100 Meilen von Berlin wohnen, laſſen ſich doch nur von einem Berliner Schneider kleiden.“ (Wir wetten, daß der Reiſende nicht ein einziges Beiſpiel anführen kann.) —

— „Zu Carlsruhe liebt man leidenſchaftlich Alles was aus dem Norden kommt. Die ruſſiſchen und polniſchen Tänze ſind ſehr beliebt; ſollen ſie aber vollkommen ausgeführt werden, ſo gehören wenigſtens mit Eiſen beſchlagene Schuhe dazu, denn der Lärm iſt ein ſo weſentlicher Beſtandtheil dieſer Tänze, daß eine Dame mir ſagte, indem ſie von einem berühmten Tänzer ſprach: Sie hätten ihn neulich ſehn ſollen, als er Stiefeln und Sporn trug.“ Den jetzt üblichen ſchnellen Walzer tadelt der Reiſende, und mit Recht. Die Mode ſoll aus Wien gekommen ſeyn. —

— „Die wichtigſten Poſten ſind jetzt mit Bürgerlichen beſetzt, brave Männer, tüchtige Arbeiter, gute Geheimeräthe, treffliche Staatsſecretaire, aber weniger geachtet als die Hofbeamten. Man kann einen ganzen Monat an einem deutſchen Hofe zubringen, ohne jemals von dem erſten Miniſter ſprechen zu hören. Eines Tages ſaß ich bei einem Hof-Diner neben einem Manne, der mir verlegen und gar nicht in die Geſellſchaft zu gehören ſchien, ob er gleich Stern und Ordensband trug — ich weiß nicht ob es der berühmte Orden vom blauen Hering war — ich fragte meine Nachbarin: wer iſt das? und ſie antwortete mir zerſtreut und obenhin: Das iſt der Miniſter des Fürſten. Hingegen kann man keinen einzigen Tag in der Hauptſtadt zubringen, ohne Sr. Excellenz den Herrn Obermarſchall, der die Diners anordnet, oder Sr. Excellenz den Herrn Oberſtallmeiſter, der die Herzoglichen Pferde jeden Morgen ſpazieren reitet, nennen zu hören. Das ſind die Großbeamten, und weil nicht viel dazu erforderlich iſt, ſo werden dieſe Stellen blos von Altadelichen verwaltet. Die Bürgerlichen, trotz ihrer wichtigen Poſten, ſind und bleiben aus den adelichen Geſellſchaften ausgeſchloſſen. Wenn das von ihnen fehlt, ſo mögen ſie übrigens die bedeutendſten Perſonen ſeyn, in den Hofſalons dürfen ſie doch nicht erſcheinen, wo der junge Adel ſich herum treibt.“ — „Bei einem Hof-Feſte war ich einſt zufällig der Nachbar von der neugeadelten Gattin eines Staatsminiſters, die ihr erſtes Debüt bei Hofe in dem intereſſanten Alter von 60 Jahren machte, und durch ihr Patent, ihr Atlaskleid und ihre Schminkkruſte dazu berechtigt war. Dieſe letzte Zierde iſt ſo unerläßlich, daß einſt der verſtorbene König von Würtemberg einer jungen hübſchen Baronin einen derben Verweiß gab, weil ſie die künſtlichen Reize verſchmäht hatte. Meine liebenswürdige Nachbarin ſchien ſehr verlegen mit ihrer werthen Perſon, und die ſchönen Argusaugen rings um ſie her machten ſie immer verlegener. Sie dauerte mich. Ich gab mir Mühe ſie zu unterhalten, was fürwahr nicht leicht war, da ſie, ihrer bürgerlichen Erziehung gemäß, blos ihre Mutterſprache verſtand. Die ahnenreichen Damen ſpotteten den ganzen Abend über meinen gutmüthigen Heroismus.“ — „An manchen Höfen iſt jetzt für Herren das von nicht mehr ſo nothwendig um zu erſcheinen, aber dieſe Nachſicht erſtreckt ſich nie bis auf die Damen. In Carlsruhe vermißte ich einſt in einer großen Geſellſchaft zwei ſehr liebenswürdige Damen von meiner Bekanntſchaft; allein man verſchloß mir den fragenden Mund durch die Bemerkung: Sie gehören nicht zu der Societé, es ſind Bürgerliche.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die vier Concordate.

Unter dieſem Titel hat der unerſchöpfliche Herr von Pradt ein neues Werk in drei ſtarken Bänden heraus gegeben, nebſt Betrachtungen über das Kirchen-Regiment im Allgemeinen und die franzöſiſche Kirche insbeſondere, ſeit 1515. Er hohlt ſehr weit aus, handelt von der Macht der Päpſte; deren Fortſchritten und Verhältniſſen zur Aufklärung; von der Miſchung des Geiſtlichen mit dem Weltlichen und den böſen daraus entſpringenden Folgen; vom heiligen Ludwig und der pragmatiſchen Sanction; von den Freyheiten der gallikaniſchen Kirche; dann kommt er auf das Concordat Franz des Erſten und auf Ludwig XI. als den wahren Urheber deſſelben; dann auf Ludwig XIV. und die Begebenheiten von da bis zur Revolution, wobei auch von der Philoſophie, ihrem Urſprung, ihrer Tendenz, ihren Feinden und Häuptern gehandelt wird. Im zweiten Bande ſtellt Hr. von Pradt die Geiſtlichkeit während der Revolution dar, geht vom 18. Brümaire auf das Concordat von 1801 über, unterſucht die Motive und Rechte des Papſtes, Bullen zu verweigern, erzählt alsdann den, zwiſchen dem Papſte und Napoleon entſtandenen Zwiſt und Alles was darauf erfolgt iſt. Der dritte Band hebt an mit dem Concordat von Fontainebleau; ſchreitet fort zu dem Concordat von 1817, beurtheilt daſſelbe, wirft die Frage auf: was iſt zu thun? ſchildert den Zuſtand der Religion in Frankreich und ſchließt mit der Zukunft des Chriſtenthums.

Mögen Andere dieſes intereſſante Werk critiſch beleuchten. Uns iſt beſonders an demſelben aufgefallen, daß der Verfaſſer überall auf eine geſchickte Weiſe, und unter der Larve der größten Unpartheylichkeit, Napoleon weiß zu brennen ſucht. Wir wollen einige Stellen ausheben, die ſowohl in dieſer als in mancher andern Hinſicht den meiſten unſerer Leſer Vergnügen machen werden.

Das ſechſte Capitel des erſten Bandes handelt von der Zahl und den Reichthümern der europäiſchen Geiſtlichkeit. In Europa giebt es etwas über 100 Millionen Katholiken, und vor der Revolution zählte die franzöſiſche Geiſtlichkeit 159936 Glieder, folglich, wenn man 25 Millionen katholiſche Franzoſen rechnet, den 168. Theil der ganzen katholiſchen Bevölkerung. In Spanien gab es 149376 Geiſtliche, das war der 71. Theil der ganzen Bevölkerung. Die Geiſtlichen im übrigen Europa hinzu gerechnet, zählt Hr. von Pradt in Allem keine volle Million, und meynt, es käme kaum Ein Geiſtlicher auf 100 katholiſche Einwohner. Daſſelbe Verhältniß beſtehe ja auch in Anſehung des Militärs; beide Stände zuſammen bilden den 55. Theil der ganzen Bevölkerung von Europa.

Die franzöſiſche Geiſtlichkeit beſaß vor der Revolution 300 Millionen Franken. Die Meſſen allein, deren täglich 50000 geleſen wurden, brachten zum Mittelpreiſe von 1 Franken, jährlich 18 Millionen ein. Eben ſo viel beſaß auch die ſpaniſche Geiſtlichkeit. Der katholiſche Clerus von ganz Europa verzehrte jährlich eine Billion und 800 Millionen Franken, eine Berechnung, bei welcher doch nur 2000 Franken auf die Perſon kommen. —

Gern würden wir aus dem Capitel über Philoſophie Einiges mittheilen, wenn der Raum es vergönnte. Hr. von Pradt ſpricht mit Achtung von Mably, Diderot, Dalembert, Raynal und Helvetius, allein er iſt der Meynung, es habe nur vier, von der Natur zu Häuptern der Philoſophie geſtempelte Männer gegeben, Voltaire, Büffon, Montesquieu und Rouſſeau. Den letztern redet er folgender Geſtalt an: „Unermeßlicher und launenhafter Menſch! ſage mir was du biſt. Noch nie iſt etwas dir ähnliches auf der Welt erſchienen. Unerhörte Miſchung von Größe und Niederträchtigkeit! aus welchem, der Menſchheit fremden, Thone wurdeſt du geknetet? in dir iſt faſt Alles was dem Menſchen angehört, niedrig, und Alles, was dem Genie angehört, erhaben. Deine Füße ſtehen in Koth getaucht, dein Haupt erhebt ſich faſt immer in die Wolken. Wie viele giebt es deiner Handlungen, die man ſich zueignen möchte? wie viele giebt es deiner Schriften (die letzte ausgenommen, weil ſie du ſelbſt iſt) die man nicht als einen Titel des Ruhmes in Anſpruch nehmen möchte? durch welches ſeltſame, alle bisherige Erfahrungen umſtürzende Vorſpiel hat die Jugend eines Herumſtreichers zu der Reiſe eines Weiſen geführt? und wie ſingſt du es an, Blätter, eines Epictet und Zeno würdig, neben der Tonne des Diogenes zu ſchreiben? Dir lauſchend würde Diogenes oft für überflüſſig gehalten haben, ſeine Laterne anzuzünden, um einen Weiſen zu ſuchen. Ja, in dir überſchreitet Alles die gewöhnlichen Verhältniſſe, die unter Menſchen gebräuchlichen Regeln. Du ſtützeſt deinen Hebel allein auf die Natur und findeſt ſo den Stützpunct, den Archimedes ſuchte um Himmel und Erde zu erſchüttern ꝛc.“

„Man darf nicht zweifeln: ein Menſch wie Rouſſeau, wie Napoleon, iſt eines der Geheimniſſe, deren Kenntniß die Natur ſich allein vorbehält.“ —

Der zweite Band dieſes Werkes iſt der intereſſanteſte und die Auswahl des Mitzutheilenden ſchwer. Das 29. Capitel, handelnd von der Reiſe des Papſtes nach Frankreich, hebt folgender Geſtalt an: „Napoleon entfernte ſich leicht vom betretenen Wege, und, um ihm zu begegnen, durfte man ihn nicht da ſuchen wo andere gingen. Alles erweiterte ſich in ſeinem Kopfe, Alles nahm eine neue, oft orientaliſche Farbe an. Auf den Thron erhoben durch einen der ſeltſamſten Glückswürfe, die das Schickſal jemals erlaubt hat, ergrübelte er eine, unter den Fürſten, deren Platz er einnahm, ungewöhnliche Weiſe, ſeinen neuen Character zu beſiegeln und ſtieg höher hinauf in der, für die Weyhe der Könige angenommenen Ordnung. Da der Titel, unter welchem er herrſchte, von dem der Könige von Frankreich verſchieden war, ſo wollte er auch auf andere Weiſe geſtempelt ſeyn. Die höchſte, auf der Erde bekannte Weyhe ſollte ſeine perſönlichen Neuheiten bedecken und in gleichem Verhältniß die Ehrfurcht der Völker heben. Statt der Straße nach Rheims, ſchlug er die nach Rom ein. Napoleon legte einen hohen Werth auf die päpſtliche Weyhe. Er bildete ſich feſt ein, dieſe Ceremonie habe ihn in den Augen der Franzoſen hoch erhoben. Sehr oft habe ich ihn ſeine Weyhe zu den Urſachen zählen hören, die ihn bei der Nation in Anſehen geſetzt. Ich habe ſtets geglaubt, das ſey nur eine Täuſchung, eine wahre Kinderei, ſeines Genie's unwürdig. Der Papſt war dadurch geſunken, er aber nicht geſtiegen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten ſolcher Blendwerke; die Völker verlangen etwas gründliches; ein gutes Geſetz macht ihnen mehr Freude und iſt dem Fürſten nützlicher als alle Weyhen der Welt. — Es giebt Dinge, die man nicht zerbrechen muß, ſo lange ſie noch ganz ſind, die man aber auch nicht aufheben muß, wenn ſie einmal am Boden liegen. Auf meinen Reiſen in verſchiedenen Theilen Frankreichs habe ich nie gefunden, daß dieſe Handlung für Napoleon günſtige Spuren hinterlaſſen hätte, wohl aber ungünſtige für den Papſt. Immer iſt Napoleon mir nur durch ſein Schwerdt geweyht erſchienen. Das ſagte ich ihm eines Tages, als er wiederum dieſes Gegenſtandes wohlgefällig erwähnte, und ſeitdem hat er nie wieder mit mir davon geſprochen." —

„Jetzt will ich von dem reden, was ich ſelbſt geſehen, und was einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, um mir je wieder aus dem Gedächtniß zu kommen. Napoleon hatte ſich nach Fontainebleau begeben, um dort den Papſt zu empfangen. Sie trafen ſich, wie verabredet war, in dem herrlichen Walde, der einen Ort verſchönert, welcher übrigens durch die Dürre des Bodens und den ſchwarzen Anblick der Gebäude ſehr düſter iſt. Nach den erſten Bezeugungen von Eifer und Herzlichkeit, die bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ſind, fuhren der Papſt und Napoleon in demſelben Wagen nach dem Pallaſte. Welcher Augenzeuge könnte dieſes Schauſpiel vergeſſen! Napoleon's Antlitz ſtrahlte von Freude und als er den Papſt an der Hand die Stufen hinauf führte, ſchien jeder ſeiner, mehr als gewöhnlich lebhaften, Blicke zu ſagen: ſehet da meine Eroberung. Durch eine ſeltſame Unachtſamkeit eröffneten die Mamelucken den Zug. Der Anblick dieſer Geſichter von Beſchnittenen verſetzte nach Mecca, und deutete faſt mehr auf die Gegenwart eines mahomedaniſchen Prieſters als eines Papſtes. Die Geſtalt des letztern war das Bild der Verlegenheit, die jeder empfindet, der in ein Land verſetzt wird, wo Alles neu für ihn iſt; man ſah, daß ſein Fuß, obſchon von Vielen geküßt, doch nicht ganz feſt auf dieſem Boden ſtand. Seltſam contraſtirte die Miſchung eines glänzenden militäriſchen mit einem geiſtlichen Hofe. Es war, als ob man in Japan einer Zuſammenkunft des geiſtlichen mit dem weltlichen Kayſer beiwohnte. Manches Jahr war verfloſſen, ſeitdem Prieſter und Soldaten nicht in Berührung mit einander gekommen waren, indeſſen kann ich verſichern, daß während dieſer ganzen Zeit die geſuchteſten Aufmerkſamkeiten und ununterbrochene Achtung von beiden Theilen herrſchten. Da ich beauftragt war, einem Theile des päpſtlichen Hofes die Honneurs des Pallaſtes zu machen, ſo habe ich Alles beobachten können, und was ich erzähle, das habe ich geſehen." —

„Von dem prächtigen Feſt der Weyhe werde ich nichts weiter ſagen, als daß ich jeden Ehrgeizigen an meine Stelle gewünſcht hätte. Als Ceremonien-Meiſter der Geiſtlichkeit verließ ich Napoleon keinen Schritt und bemerkte mit Erſtaunen, daß — möge es nun Ermüdung oder Unpäßlichkeit geweſen ſeyn — er während der ganzen Ceremonie nichts that als gähnen."

Es iſt bekannt, mit welchem Enthuſiasmus die Pariſer den Papſt aufnahmen; aber „ſeine Cardinäle und Geiſtlichen ſchienen nach Paris gekommen zu ſeyn, um ganz im Stillen zu leben. Vollends die von der geringern Claſſe konnten nicht imponiren, weil ſie eines Theils von der gewöhnlichen italiäniſchen Sorgloſigkeit, in Allem was die Reinlichkeit betrifft, ſtark angeſteckt waren, und andern Theils, altväteriſch und abgeſchmackt gekleidet, ihre Manieren ſehr vernachläſſigten. Als die römiſche und die franzöſiſche Geiſtlichkeit in der Kirche notre Dame zuſammen kamen, wurde jene augenblicklich verdunkeit, und, ſey es nun ſchlechter Geſchmack und Wunderlichkeit in den Zierrathen, oder der gänzliche Mangel an Würde bey Beobachtung der Ceremonien, ſie fiel ſogleich in der öffentlichen Meynung.“

Folgende Bemerkung hat ſich doch in unſern Tagen häufig widerlegt: „Es iſt ſelten, daß die Verlängerung des Aufenthaltes eines Hofes an einem andern Hofe die gegenſeitige Zuneigung vermehrt. Dieſe ſcharfſinnige Beobachtung hat Philipp von Commines gemacht bei Gelegenheit der Zuſammenkünfte einiger Fürſten ſeiner Zeit, von welchen er Zeuge geweſen war; wenn die erſten Augenblicke vorüber ſind, dann ſtellen ſich Vergleichungen, Eiferſüchteleien und Erbitterungen ein. Man trennt ſich mit weniger Freundſchaft als man ſich vorgeſetzt hatte und als man vor der perſönlichen Zuſammenkunft empfand. Dieſe gleicht bei Fürſten einer langen Reiſe in einem und demſelben Wagen, wo man jede Unannehmlichkeit, die der andere verurſacht, in ihrem ganzen Umfange fühlt. So war es auch mit dem Beſuch des Papſtes, der fünf Monate dauerte.“ — Daß der Papſt in ſeinen großen Hoffnungen ſich getäuſcht ſah, iſt bekannt, und Hr. v. Pradt bemerket: „was mit Napoleon nicht im erſten Anlauf gemacht, oder im Moniteur verzeichnet wurde, das lief große Gefahr zu ſcheitern. Irgend eine Anſicht ſtellte ſich ihm dar, er befolgte ſie, er gefiel ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen, ſie feſſelten ihn, er vergaß was vorher Eindruck auf ihn gemacht hatte, oder er zog ſeine letzte Anſicht der erſten vor; Denn, ſo lange er nicht unterzeichnet hatte, und bisweilen auch, wenn er es ſchon gethan hatte, hielt er ſich nicht für gebunden. In der erſten Regung that er die Hand weit auf, in der zweiten ſchloß er ſie wieder, nach Berechnung. Hundertmal habe ich ihn damit anfangen ſehen, gewiſſen Aemtern in Gedanken unermeßliche Vorrechte zu verleihen, wenn er aber unterzeichnen ſollte, da gab es immer etwas abzurechnen. Auch war nichts ſchwerer als ſich einige Zeit auf gleicher Linie bei ihm zu erhalten, ſpottend und durchdringend wie jene Subſtanzen, die ſich in die Adern der härteſten Metalle ſchleichen und dieſe auflöſen, eben ſo löſte er auf und zerſetzte Alles, was in ſeinen Bereich kam, durch Spöttereyen oder durch Gleichniſſe, die allen Zauber vernichteten. Der vornehmſte Mann, von ſeinen beiſſenden Reden getroffen, war bald nichts weiter als jener entfiederte Vogel, den der Philoſoph dem Sophiſten hinwarf mit den Worten: ſehet da, das iſt Euer Menſch! Napoleon liebte, der Größe die Federn auszupflücken, die Maſſen zu zerſetzen, die Menſchen nackend zu entkleiden, ſie einzeln zu nehmen und Alles auf die Individualität zurück zu führen. Dieſe Eigenſchaft, oder vielmehr dieſe Verkehrtheit des Geiſtes iſt in Geſchäften ſehr gefährlich. Sie iſt eine der Urſachen ſeines Sturzes geweſen, indem ſie ihn bewog, die Geſchäfte nach dem wahren oder falſchen Maasſtabe zuzuſchneiden, den er ſich von den Individuen gemacht hatte. Sie werden dieß oder jenes thun oder nicht thun, ſagte er zu ſich, und nach dieſer Vorausſetzung handelte er.“ — Weiterhin heißt es: „Der Eindruck des Augenblicks war der ſtärkſte bei ihm. Daher entſtanden plötzlich Stürme, die eben ſo plötzlich wieder verſchwanden. In ſolchen Fällen war der Schein gegen Napoleon, er ſchien falſch, wo er nur beweglich geweſen war. Man wurde nur von dem ergriffen, was äußerlich erſchien, und man gab nicht acht auf die beſondere Stimmung ſeines Geiſtes, durch welche ſeine Worte mit ſeinen Handlungen im Widerſpruch ſtanden. Das iſt ſonderbar, wird man ſagen. Aber iſt denn nicht Alles ſehr ſonderbar, was ſeit 30 Jahren geſchehen? und iſt denn Napoleon wie ein Anderer gemacht? unter allen hiſtoriſchen Perſonen iſt Er vielleicht derjenige, der am ſchlechteſten beobachtet und am wenigſten treu gezeichnet worden. Niemand hat ihn geſchildert, und Niemand wird ihn ſchildern; ſein immer angefangenes Bild wird nie vollendet werden, und vielleicht iſt es auch deſſen nicht fähig. Selbſt Frau von Stael hat kein treues Gemählde von ihm geliefert. Der bewegliche Theil ſeines Characters, der ſein Schickſal beſtimmt hat, iſt ihr ganz entſchlüpft. Sie hat immer nur einen Schauſpieler und Pläne geſehen, da wo oft keines von beiden war. Napoleon lachte ſelbſt über Alles was das Publikum ihm unterſchob. Man konnte ihn ſich nicht unthätig denken, und weil er gehandelt hatte, ſo lieh man ſeinem Schweigen Töne und ſeinem Schlummer Fallſtricke. Wie oft habe ich das bemerkt, wenn ich von ihm kam. Oft hatte er im eigentlichſten Verſtande blos die Zeit getödtet, aber ſtets vermuthete man die wichtigſten Dinge. Napoleon hat noch mehr Zeit verlohren als angewendet.“

„Ich erinnere mich, daß eines Tages, als ich lange von den Begebenheiten der Zeit geſprochen hatte, Napoleon zu mir ſagte: Vieles iſt geſchehen, weil einige Menſchen ſich zu wichtig geglaubt haben. Das iſt die Krankheit der Fürſten, ſie meinen, ſie wären nothwendig. Sehen Sie, ich zum Beiſpiel, man ſagt überall ich ſey nothwendig, und man wiſſe nicht was daraus werden ſolle, wenn ich nicht da wäre, (es war am 25. May 1806) Albernheit!

wenn ich nicht da wäre, ſo würde der Lauf der Natur darum nicht unterbrochen werden, die Sonne würde nach wie vor ſich mit der Erde vermählen und die Erndten reifen. Alexander und Cäſar ſind geſtorben, und die Welt iſt ihren Gang fortgegangen. — Mit dieſen Worten ſchlüpfte er plötzlich in ſein Cabinet. Gleich mir, würde damals wohl Niemand vermuthet haben, daß ſo viele Weisheit ſo viele Täuſchung verhüllte, und daß er ſchon im Voraus ſeine eigene Geſchichte entwarf." —

(Der Beſchluß folgt.)

Der Feldzug von 1815.

Wir haben die merkwürdige Schrift erhalten, die der General Gourgaud, ohne Zweifel aus dem Munde Napoleon's, niedergeſchrieben hat; allein zum Theil iſt ihr Inhalt ſo durchaus militäriſch, und zum Theil hat die Berliner Zeitung bereits ſo intereſſante Bruchſtücke daraus geliefert, daß wir natürlich uns bewogen finden, nur noch wenige ſolche Stellen mitzutheilen, die man verſtehen kann auch ohne Militär zu ſeyn, und die der allgemeinen Neubegier Befriedigung verſprechen. Zuerſt eine Note:

„Wenn man das Betragen des Königs von Neapel in den Jahren 1814 und 15 aufmerkſam betrachtet, ſo kann man nicht läugnen, daß dieſer unglückliche Fürſt durch ſeine ſchlechte Politik am meiſten beygetragen hat, Napoleon zweymal zu ſtürzen. Wenn er 1814 Frankreichs Sache nicht für die Sache Oeſterreichs verlaſſen hätte, ſo wäre Frankreich nicht überfallen worden: (envaghie) und wenn er 1815 nicht Oeſterreich den Krieg erklärt hätte, ſo würde Frankreich wahrſcheinlich nicht zum zweytenmale das fremde Joch erduldet haben. Als der Kaiſer von Oeſterreich ſeinen Schwiegerſohn aufs neue auf Frankreichs Throne erblickte, ſchien er geneigt mit ihm zu unterhandeln, bis er glauben mußte, Murat's Angriff ſey das Reſultat eines mit Napoleon verabredeten Plans; da brach er die Unterhandlung ab, ſprechend: „wie kann ich mit Napoleon mich einlaſſen, da er mich durch Murat angreifen läßt?" —

Schon am 15ten Juny befahl Napoleon dem Marſchall Ney, die Poſition von Quatrebras zu occupiren. „Sie kennen dieſe Poſition?" fragte er ihn. „Wie ſollte ich ſie nicht kennen!" antwortete der Marſchall, „ſeit 20 Jahren führe ich Krieg in dieſem Lande; die Poſition iſt der Schlüſſel von Allem. Verlaſſen Sie ſich auf mich! in zwey Stunden ſind wir zu Quatrebras, wenn nicht die ganze feindliche Armee dort iſt." Es waren aber nur wenige feindliche Truppen dort, und dennoch hielt Ney nicht Wort. Warum? wird gefragt. Die Antwort iſt: „es ſcheint, daß die Erinnerung an ſein Betragen 1814, und zuletzt wieder im May 1815, eine moraliſche Umwälzung bey ihm hervorgebracht hatte, die ihren Einfluß auf alle ſeine Handlungen bewieß; auch ließ er, ſonſt der Erſte der Braven im Feuer, ſich doch über Dispoſitionen im Felde leicht täuſchen." —

Weiterhin heißt es: „In dieſen Gefechten ſchlugen ſich die franzöſiſchen Soldaten mit demſelben Muthe, demſelben Vertrauen wie vormals in den ſchönſten Tagen; aber mehrere Generale, der Marſchall Ney ſelbſt, waren nicht mehr dieſelben Menſchen. Sie beſaßen nicht mehr jene Kraft, jene glänzende Kühnheit, die ſie ſonſt ſo oft gezeigt, und durch dieſelbe ſo große Erfolge bewürkt hatten. Sie waren in ihren Operationen furchtſam und bedächtig geworden, nur die perſönliche Bravour war ihnen geblieben. Sie ſchienen gleichſam zu wetteifern, wer ſich am wenigſten zu compromittiren verſtehe."

„Kein Zweifel, daß es in der franzöſiſchen Armee Leute gab, welche gern die Macht des Feindes übertrieben, alle Augenblicke ſchrien: wir ſind umgangen! u. ſ. w. Schon am 14ten Juny ging der General Bourmont nebſt einem Ingenieur-Obriſten zum Feinde über, und am 16ten während der Schlacht deſertirten mehrere Officiere. Als eben die Schlacht am heftigſten war, empfing Napoleon fünf oder ſechs beunruhigende Rapporte: ein General meldete, Vandamme ſey mit ſeinem ganzen Generalſtabe zum Feinde übergegangen; ein Anderer: man dürfe dem Marſchall Soult nicht trauen, denn er habe falſche Bewegungen anbefohlen. Ein Quartiermeiſter von den Dragonern ſtürzte herbey ganz außer ſich, ſchrie, er müſſe mit dem Kaiſer ſprechen und ſagte dieſem: „Sire, ich komme zu melden, daß ſo eben der General Henain die Officiere ſeiner Diviſion haranguirt, um ſie zur Deſertion zu verleiten." — „Woher weißt du das?" antwortete Napoleon, „wo iſt er? haſt du ihn ſelbſt gehört?" und ſiehe da, es fand ſich, daß er den General Henain weder geſehen noch gehört hatte, ſondern daß ein Officier ihm dieſen Rapport aufgetragen. Alles das war falſch. Vandamme hätte vielleicht kräftiger handeln können, allein an Verrath dachte er nicht — und Henain verlohr, in dem Augenblicke wo man ihn anklagte, ein Bein durch eine Kanonenkugel." —

Die Urſachen des Verluſtes der Schlacht von Waterloo ſollen folgende geweſen ſeyn: „1) die Ungewißheit, in welcher der Marſchall Grouchy am

17ten über die Bewegungen des Feindes war. 2) Theils mißverſtandene, theils nicht erhaltene Befehle. 3) Ein unzeitiger Angriff des Marſchalls Ney, zwey Stunden zu früh, trotz der wiederhohlten Befehle des Kaiſers. 4) Der Umſtand, daß die Garde keinen General-Commandanten hatte, denn der Herzog von Treviſo war Krankheits halber zurückgeblieben. Alle Corps-Commandanten hielten ſich brav, ihre Geſinnungen waren rechtlich und rein; aber, wie ſchon geſagt, es herrſchte eine Verſchiedenheit der Meynungen unter ihnen, die eine Folge der Begebenheiten von 1814 war, und die den traurigſten Einfluß hatte. Der Marſchall Ney, vielleicht in Folge ſeiner moraliſchen Lage, war in eine Geiſtes-Verirrung gefallen, aus der er nur mitten im Feuer erwachte, wo ſeine natürliche Bravour die Oberhand gewann und ihm ſeine Kräfte wieder gab. Es iſt Einer von den Fehlern, die der Kaiſer ſich vorwirft, dieſen Marſchall angeſtellt, oder doch ihm ein ſo wichtiges Commando gegeben zu haben."

„Als Napoleon ſah, daß es nicht möglich war, die Flüchtigen wieder zu ſammeln, und er faſt von Feinden umringt war, ließ er ein Gardebataillon ein Quarrée formiren und befahl Feuer zu geben. Er ſchien entſchloſſen, dieſen unglücklichen Tag nicht zu überleben, er wollte mit ſeinen Grenadieren ſterben, und war im Begriff in das Quarree zu gehen; allein der Marſchall Soult, der dicht neben ihm war, rief aus: Ach Sire! die Feinde ſind ſchon glücklich genug! und zugleich trieb er des Kaiſers Pferd auf den Weg von Charleroi." — (Wir meynen, der Marſchall Soult hätte ſich die Angſt erſparen können, denn Napoleon würde doch nicht in das Quarrée gegangen ſeyn!)

Seite 108 wird erzählt, der General Duhesme ſey am Tage nach der Schlacht als Gefangener auf der Landſtraße mit kaltem Blute maſſacrirt worden. (Sollte das wahr ſeyn?) —

In der Vorrede wirft der Verfaſſer die ſeltſame Frage auf: „hat die Schlacht von Waterloo „die Thronen befeſtigt oder erſchüttert? hat ſie die „Ruhe von Europa geſichert? oder hat ſie alle „Grundpfeiler derſelben untergraben? die Zukunft „wird antworten." Uns dünkt die Zeit habe ſchon geantwortet. Weit mehr Sinn als in dieſen wunderlichen Fragen, iſt in dem Ausruf, mit welchem Gourgaud ſeine Vorrede ſchließt: Ach Napoleon! warum haſt du bey Waterloo nicht den Todt gefunden!

Kleine Literariſche Notizen.

— In einem anonymen Schreiben an die Redaction dieſes Blattes iſt mit Recht erinnert worden, daß die Anzeige der, in Mannheim herausgekommenen, Erhebungen etwas flüchtig geweſen; daß dieſe neue Ueberſetzung der Nachfolge Chriſti mehr eine Umſchreibung, ja im Ganzen mehr eine für unſere Zeiten unternommene Umarbeitung, als eine buchſtäbliche Ueberſetzung ſey, und daß der neueſte Bearbeiter dieſes Erbauungsbuches die Abſicht hatte, das ächt Chriſtliche und Salbungsvolle des Asceten Thomas, mit möglichſter Wegſchneidung alles Mönchiſchen und Myſtiſchen, mehr herauszuheben und für das practiſche Leben anwendbar, ja durch eine reine Sprache für alle chriſtliche Confeſſionen Deutſchlands leſenswerth zu machen. Dieſe Tendenz-Anzeige, meynt der Correſpondent, würde das Publikum mehr aufgeklärt und zu Anſchaffung des Werkes gereizt haben. Darum eilen wir, das Verſäumte nachzuhohlen. Das ſchöne Chriſtusbild ſoll zu Paris von Menou's Meiſterhand nach ächten Antiken (wo giebt es deren?) geſtochen worden ſeyn. Am Schluſſe wünſchte der Correſpondent noch, und wir wünſchen es mit ihm, daß Hr. Kaufmann, um gemeinen Nutzens willen, auch recht bald eine wohlfeile Ausgabe veranſtalten möge. —

— Im 10. Bande des Cenſeur leſen wir folgende ſeltſame Geſchichte: Eine Wittwe zu Rennes ſtand in Verbindungen mit einem jungen Menſchen, die endlich ſo vertraut wurden, daß ſie ſich nothwendig heyrathen mußten. Aber eben weil es recht nothwendig war, verlangte die Kirche, ſie ſollten für 3 bis 500 Franken eine Diſpenſation erkaufen. So viel wollte und konnte der junge Menſch nicht zahlen; man ließ mit ſich handeln und verſprach ſie ihm für 60 Franken, doch unter der Bedingung, daß die Trauung erſt in 3 Monaten ſtatt finden ſollte. Eine harte Bedingung, beſonders für die Frau, allein man mußte ſich unterwerfen, da man nun einmal keine 300 Franken zu geben hatte. 6 Franken wurden für das Aufgebot bezahlt. Unterdeſſen vollzogen die Brautleute ihre Ehe vor der Civil-Obrigkeit. Allein das Gewiſſen der Frau machte ihr unaufhörliche Vorwürfe, daß ſie nicht nach den Gebräuchen ihrer Kirche vermählt ſey; ſie wurde gefährlich krank und gebahr Zwillinge. Als ihr Zuſtand immer bedenklicher wurde, ſchickte man nach dem Kirchſpiels Pfarrer, um ihr die letzten Sacramente zu reichen. Er kam, als er aber auf der Treppe hörte, die Sterbende ſey dieſelbe Frau, die nicht 300 Franken für Diſpenſation entrichtet habe, kehrte er wieder um. Man bat, man flehte, man wollte ihn nicht fortlaſſen; aber in dieſem Augenblicke erſchien der Arzt und endete allen Streit durch die Nachricht, ſeine Patientin ſey todt. — Neuer Lärm! man will ſie nicht mit den gewöhnlichen Ceremonien beerdigen, weil ſie ohne Beichte geſtorben. Die Verwandten wenden ſich an den Biſchoff, welcher die Autoriſation zur Beerdigung ertheilt; aber die Prieſter gehorchen dennoch nicht, ſie ſagen: Se. Eminenz der Biſchoff ſey überraſcht worden. Die Leiche muß alſo ohne alle Ceremonien begraben werden. Man behauptet ſogar, die Prieſter hätten ſich geweigert, die beiden Kinder zu taufen! —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 5. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Reiſe an die Ufer des Rheins. (Fortſetzung.)

Der Reiſende rühmt, daß man in Deutſchland in allen Wirthshäuſern Servietten, auch ſogar ſilberne Gabeln erhalte, und fügt hinzu: „Selbſt in den größten Häuſern reinigt man dieſe Gabeln ſelten, weil — wie eine Dame von Stande zu einem meiner Freunde ſagte — das Reiben ſie abnutzt und dünner macht.“ (Abgeſchmackte Lüge! geſetzt es gäbe eine Dame von Stande, die ſo dächte, ſo würde ſie es doch nicht ſagen.) „Bey einem deutſchen Mittags-Eſſen, ſelbſt bey Hofe, wo gewöhnlich Gold und Silber unter allen Formen glänzen, dienen ein einziges Meſſer und eine einzige Gabel unabänderlich für 20 oder 30 Schüſſeln.“ (Abermals unwahr. In jedem guten Hauſe, in welchem man ſpeiſt, werden bey jeder Schüſſel Meſſer und Gabel gewechſelt, wenn der Gaſt ſie auf den Teller legt. Thut er das nicht, ſo gilt das für einen Beweis, daß er ſie nicht wechſeln will, ſo wie es dann auch bey jeder Schüſſel ſehr überflüſſig wäre.) —

Von dem königlichen Pallaſt zu Stuttgard ſagt der krittelnde Reiſende: von außen würde man ihn in England kaum mit dem Schloſſe eines kleinen Herrn vergleichen, und er ſey fern von der maſſiven Pracht von Blenheim oder Arundel. Ueber dem Eingang ſey eine ungeheure Krone auf einem goldenen Kiſſen angebracht, die ſich gut zu einem Wirthshaus-Schilde ſchicken würde. Wir übergehen noch mehr dergleichen unſchickliche und impertinente Bemerkungen, die bei dieſer Gelegenheit gemacht werden. Der verſtorbene König ſoll die Gewohnheit gehabt haben, täglich die Menagerie zu beſuchen und die Thiere ſelbſt zu füttern; wobey der Reiſende behauptet, es ſey nicht zu berechnen, was dieſes Vergnügen dem Staate gekoſtet habe, und die Menge von friſchem Fleiſch, Heu und Gemüſe, welche dieſe Gäſte täglich verzehrt hätten, überſteige alle Einbildungskraft.

„Die Reitkunſt wird in Deutſchland weit höher getrieben als bey uns. Jeder Reiter meynt, er müſſe ſich üben als ob er Dragoner werden ſollte, und ſo müſſe auch ſein Pferd zugeritten ſeyn. Die jungen würtembergiſchen Herren lernten auf der königlichen Reitbahn reiten, und es wäre der Gipfel der Unwiſſenheit, wenn ſie ſich nicht eben ſo feſt und gerade in den Steigbügeln zu halten wüßten, als ob ſie, vom Kopf bis zu Fuß geharniſcht, ſo eben in ein Bataillon hinein ſprengen wollten. Ich habe zugeſehen, wie Se. Excellenz der Stallmeiſter des Fürſten länger als eine halbe Stunde mit Sporn und Peitſche ſein mit Schaum bedecktes Roß zuſammen arbeitete, um es eine Bewegung zu lehren, die es nicht vollkommen machte. Es giebt keinen Bürger in Würtemberg, deſſen Pferd nicht militäriſch aufgezäumt wäre, und unter ſeinem Herrn Sprünge machte, wie das Schlachtroß eines Generals.“ —

Am Schluß des 17. Briefes wird alles das alberne Geſchwätz aufgetiſcht, welches vor länger als Jahr und Tag über einen Gegenſtand im Schwange war, von dem doch Niemand etwas wiſſen konnte, nemlich über eine Neigung des Königs von Preußen, dem hier allerley Handlungen angedichtet werden, an die er vermuthlich nie gedacht hat; wenigſtens wird dieſe Vermuthung ſehr ſtark dadurch begründet, daß jene Gerüchte längſt wieder verſchwunden ſind. Allein fürwahr, das Loos der Fürſten iſt auch in ſolchen, wie in ſo manchen andern Fällen, nicht zu beneiden. Geſetzt, der König habe ein freundliches Wohlwollen empfunden — und in der That, die hier bezeichnete Perſon, die wir ſelbſt an einem Hofe zu ſehen und zu beobachten das Vergnügen gehabt haben — verdient die Huldigung jedes Mannes um ihrer Schönheit, Lieblichkeit, Sittſamkeit und Anſpruchloſigkeit willen — darf denn ein König ſein Wohlwollen gegen ein Frauenzimmer gar nicht äußern, ohne daß ganz Europa Maul und Naſe aufſperrt, flüſtert, ziſchelt, auslegt; erfindet? und ohne daß hundert vorwitzige Federn in Bewegung gerathen, die das unverdauteſte Geſchwätz auszuſchmücken und verbrämen? — Und geſetzt der König habe, wie hier behauptet wird, mehr als ein vorübergehendes Wohlgefallen empfunden, ſo hat doch nun die Zeit bewieſen, daß ſein ehrenfeſter Character ſtärker war. Die lauernden Zuſchauer in allen Ländern haben keine Veranlaſſung gefunden, ihre boshafte Neugier zu nähren, wohl aber Verlaſſung einen Monarchen zu bewundern, der ſich ſelbſt ſo treu blieb. Aber das Bewundern iſt dem Menſchen beſchwerlicher als das Verleumden, beſonders giebt unſer Reiſender ſich mit dem Bewundern ungern ab, wenn nicht etwa von Franzoſen die Rede iſt. Lieber wärmt er auch noch die Gerüchte von dem Haß der Sachſen auf ꝛc. —

Der Reiſende behauptet: Berlin, Wien, Dresden, München und Weimar, das kleine Athen, ausgenommen, gleichen die übrigen deutſchen Höfe ſich Alle. Die erſten vier nennt er Höfe in Folio, die folgenden in Octav, und wenn er vollends auf die kleinern kommt, die er Duodez-Höfe nennt, ſo ſpöttelt er über ihre Armeen von 50 oder 100 Mann, über ihre erſten Miniſter mit einem Gehalt von 200 Pfund Sterling, und über die einzige Hofdame, die auf einem Boden des Pallaſtes wohne, Excellenz heiſſe, jährlich 30 Pfund Sterling und freye Wachslichter habe. Die folgende Bemerkung iſt nicht unwahr:

„Die Geſellſchaften in den kleinen Hauptſtädten ſind bloße Abend-Cirkel; denn die Mittags-Mahlzeiten ſind in Privat-Häuſern eben ſo ſelten als ſie am Hofe häufig ſind. Das rührt beſonders von den beſchränkten Glücksumſtänden des Adels her, die ihm nicht erlauben in der Welt zu glänzen, ohne ſich große Entbehrungen im Innern des Hauſes aufzulegen. Der deutſche Edelmann ſeufzt, dazu gezwungen zu ſeyn, aber ſeine Wahl iſt nicht zweifelhaft, er zieht vor, zu Hauſe zu vegetiren, um ſich außer dem Hauſe mit Glanz zeigen zu können. Wenige ſchlürfen die Genüſſe der Tafel mit ſolcher Wonne als Er, das beweißt er augenſcheinlich bei den Hof-Diners; aber — um Equipage halten zu können, um ſeinen Bedienten eine ſchimmernde Livree zu geben, läßt er ſich auf ſeinem Tiſche Brodtſuppe und Kartoffeln gefallen.“ —

„Alles was mit dem Aberglauben zuſammenhängt, ſtimmt vollkommen mit dem deutſchen Character überein. (!) Ein ſehr ernſthafter Fürſt, den ich die Ehre habe zu kennen, kommt niemals nach Paris, ohne ſich von Mlle le Normand prophezeihen zu laſſen, und eine liebenswürdige Prinzeſſin, die alles Dunkelfarbige für Unglück weiſſagend hält, bat einſt den Kaiſer von Rußland, der eben ein Glas Burgunder auf ihre Geſundheit trinken wollte, er möge es doch lieber in Rheinwein thun.“ (?) —

„Die Deutſchen ſind eine literariſche Nation; aber in Deutſchland, wie überall, trifft man das Genie ſelten unter dem Adel an, und doch ſind Lorbeern, ohne Geburt, nur eine ſchlechte Empfehlung bey den Großen. Nur zu Weimar ſind die Dichter durch Patente (?) berechtigt, an der Tafel ihres neuen Auguſtus Platz zu nehmen, und ich weiß von einem meiner Freunde, daß der große Göthe und ſeine Herren Mitbrüder im Apoll den Degen und Haarbeutel mit eben ſo vieler Grazie zu handhaben wiſſen als die Feder. Aber in Süd-Deutſchland bleibt der Schriftſteller immer nur der erbärmliche Autor, den ſein Rock und ſein Benehmen für immer vom Salon ausſchließen. Die Damen, im Ganzen genommen, kennen nur die Titel einiger Werke von Schiller. Sie haben Thränen über Werthers Leiden vergoſſen, ſie kennen einiges von Kotzebue und bisweilen haben ſie die Dichtkunſt in den ſchönen Hof-Almanachs ſtudirt.“ —

„Zu Gunſten des Militairs wird gewöhnlich eine Ausnahme von der Regel in Anſehung der Geburt gemacht, und ein Officier, der Hauptmanns Rang hat, geht nach Hofe, er ſey von Adel oder nicht. Aber bey feſtlichen Bällen, die der Fürſt oder Einer ſeiner erſten Staatsdiener veranſtaltet, iſt der Mangel an Walzern, im Vergleich mit der Anzahl der ſchönen unermüdlichen Walzerinnen ſo groß, daß man oft alle tanzende Officiere eines Regiments einladet; die dann natürlich verbunden ſind, die Bedingung ihrer Aufnahme zu erfüllen, und folglich, ohne einen Augenblick aufzuhören, hüpfen und ſpringen müſſen, ſo lange es irgend einer Dame zu tanzen beliebt.“ — „Die meiſten Hofdamen, gute Perſonen von guten Familien, haben vielleicht nie die Grenzen des kleinen Staats überſchritten, außer etwa um im Gefolge ihrer Fürſtin irgend einen benachbarten fürſtlichen Couſin zu beſuchen; und die Fräuleins, die ſich beſtreben, von den Hofdamen Grazie und Geſchmack zu lernen, haben vielmehr das Anſehen und die Manieren der gezierten Engländerinnen (des Miſs guindées) in einer Provinz-Stadt, als der glänzenden Geſtirne eines Hof-Cirkels.“ —

— „Ich reiſte nach Heilbronn in der Diligence, einem Wagen, der an Unreinlichkeit, Langſamkeit und allen nur erſinnlichen Unannehmlichkeiten Alles übertrifft, was man ſich einbilden kann, nachdem man die franzöſiſchen und niederländiſchen Diligencen geſehen hat. Dieſer Poſtwagen bietet einen merkwürdigen Beweis dar von der eingewurzelten Neigung der Deutſchen für alle Förmlichkeiten und für die winzigſten Kleinigkeiten, was auch für Inkonvenienzen daraus entſtehen mögen. Da giebt es für die Diligence faſt eben ſo viele Verordnungen, als nöthig wäre um einen Staat zu regieren. Alle Plätze ſind genau numerirt, und der Herr Poſt-Secretair giebt dem Reiſenden eine gedruckte Karte, die ihm ſeine Nummer anweiſt, die aber gewöhnlich ſo beſchmuzt iſt, daß man nichts unterſcheiden kann, und die Paſſagiere ſich eine halbe Stunde lang hin und her ſchicken, ehe ſie endlich finden was ihnen zukommt. Das Gepäck muß zwey oder drey Stunden vorher auf die Poſt geſchickt werden, ſonſt nimmt ſich der Herr Conducteur nicht für ein Königreich die Mühe es aufzuladen. Es wird in einem großen Korb verſchloſſen und doch oft verlohren. Es giebt zwar eine Taxe für das Trinkgeld der Poſtillons, allein ſie murren doch immer, wenn man ihnen nicht mehr giebt. Mit einem Worte: Alles iſt eine ſyſtematiſche Confuſion und eine organiſirte Beſchwerde." —

— „Es giebt keinen auffallendern Contraſt, als den zwiſchen engliſchen und deutſchen Univerſitäten. Die gothiſchen Gebäude, die prächtigen Collegien, die ſchönen Bibliotheken, die Kapellen, die einſamen Spaziergänge, die einfache, edle Uniform, kurz alles erinnert auf jenen an das Alterthum und den Glanz ihrer Errichtung. Die Univerſität Heidelberg iſt eine der berühmteſten in Deutſchland, aber hier, wie auf allen deutſchen Univerſitäten, giebt es kein einziges Monument der Baukunſt, kein einziges, ihr gehöriges, merkwürdiges Gebäude. Das ſogenannte Univerſitäts-Gebäude iſt ein ſehr gewöhnliches Haus, welches eher einer Privat-Wohnung als einem Tempel der Weisheit gleicht. Ein Engländer kann ein Dutzendmal durch die Stadt gehen, ohne auch nur eine Spur dieſes Inſtituts zu erblicken, es wäre denn, daß er eine Bande junger Leute mit Schnurrbärten, flatternden Haaren, ohne Halsbinde, mit Pfeifen im Munde, begegnete, die ſo ein Schauſpiel auf den Straßen geben und ſich durch ihre Unverſchämtheit und Frechheit (impudence et effronterie) bemerklich machen. In Coſtüm und Character gleichen ſich die Studenten auf allen Univerſitäten." — Hierauf ſpöttelt der Reiſende wieder über die altdeutſche Kleidung und hebt die Vorzüge der engliſchen Univerſitäten heraus, wo die Studenten in großen Collegien wohnen müſſen und ſtrengen Geſetzen, ſowohl in Hinſicht des Lernens als der Aufführung unterworfen ſind. „Eine Deutſche Univerſität" ſo fährt er nicht grundlos fort, „iſt nichts weiter als ein Ort, wo eine gute Bibliothek und eine Vereinigung von Profeſſoren ſich befinden, die, für diejenigen, welche ihnen zuhören wollen, über verſchiedene Gegenſtände Collegia leſen. Nur Gelegenheit ſich zu unterrichten giebt es da, möge ſie benutzen wer Luſt hat. Kein Zwang, keine Zucht, keine Subordination. Der Profeſſor lieſt, und der Student bezahlt ihn dafür; ob er ihn aber hören will, das hängt ganz von dem Studenten ab; wenn dieſer den Hörſaal verläßt, ſo iſt er eben ſo unabhängig von dem Profeſſor, als ein Menſch es nach der Stunde von ſeinem Zeichenmeiſter iſt." Dieſe Diatribe gegen die deutſchen Univerſitäten geht noch 12 Seiten lang ſo fort, und enthält, wie geſagt, viel wahres, obſchon nichts neues. —

— „Man glaubt gewöhnlich, die deutſchen Frauen wären alle blond und hätten blaue Augen. Dieſe ſchmachtenden Schönheiten mögen ausſchließlich in Nord-Deutſchland herrſchend ſeyn, aber in Süd-Deutſchland giebt es auch viele Brünetten, zwar nicht lebhaft und pikant, auch ſelten von ganz ſchwarzem Haar oder mit ausgezeichneten Phyſiognomien begabt, ihre Haut bleich und gelb; aber der Hauptcharacter ihrer Geſtalt iſt Sanftmuth. Ihr Benehmen iſt oft ſteif und affectirt, aber eine ſanfte Stimme, ein rührendes Schmachten giebt ihnen einen beſondern Reiz. Man ſollte meynen, ſie wären aus Allem, was nur ſanft und zart in der Natur iſt, zuſammengeſetzt. Zärtlichkeit und Empfindſamkeit ſcheinen ihnen angebohren. Eine Deutſche iſt in allen Verhältniſſen ein Weib. Sie ſcheint lieber einnehmen als glänzen, lieber in die Herzen ſich ſchleichen als ſie mit Sturm erobern zu wollen. Indeſſen halte man das ja nicht für ein Zeichen eines tiefen Gefühls; es iſt blos das Reſultat jenes trägen, durch eine natürliche Apathie genährten, Schmachtens, bei welchem eine leere Seele in der Empfindſamkeit Erholung ſucht. Daraus entſteht aber eine Einförmigkeit, die ſehr bald unſere Bewunderung auslöſcht. — Erziehung und Sitten-Verderbniß ſind an allen Fehlern der deutſchen Frauen Schuld. Die Vornehmen ſtehen von der Wiege an unter der Leitung einer Art von erſter domeſtique, die man mit dem Titel Gouvernante beehrt, und die gewöhnlich zugleich Amme, Haushälterin und Kammerjungfer der gnädigen Frau iſt." (Mein Gott! wo hat der Reiſende das geſehen?) Die Fräuleins lernen walzen, ein wenig Muſik, ein wenig franzöſiſch um bei Hofe erſcheinen zu können, auch wohl ein Kleid, ein Kopfzeug, einen Turban machen. Ihre Kenntniß der Literatur erſtreckt ſich ſelten weiter als auf einige fade Romane, oder einige empfindſame Gedichte, und viele Damen von großem Ton können nicht correct ſchreiben, weder franzöſiſch noch ihre Mutterſprache. — Mit 16 Jahren beſuchen die Fräuleins den Hof, wornach ſie von Kindheit auf geſchmachtet haben. Die Mutter iſt oft eine ſtupide Perſon ohne Erziehung, oder, was noch ſchlimmer iſt, eine Kokette, die, in Gegenwart ihrer aufmerkſamen Töchter, von Intriguen ſchwazt Eine alte Baronin, vormals berühmt durch ihre Schönheit, und noch mehr durch ihre Liebeleyen, erzählte mir bei dem erſten Beſuche, im Beiſeyn zweier allerliebſter, noch nicht zwanzig jähriger Nichten, eine Liebesgeſchichte, die ſie mit einem meiner Landsleute gehabt hatte. Ein ſcharmanter Menſch! ſagte ſie, ich habe ihn lange nicht geſehen, — aber ich beſitze ſein Portrait — ich war lange in Correſpondenz mit ihm. — Alles das wurde ſo kaltblütig und unbefangen vorgetragen, und von den jungen Mädchen ſo ernſthaft angehört, daß man wohl ſah, wie gewöhnt ſie an dergleichen Anecdoten waren.“ — So geht das nun weiter noch 10 Seiten fort, und bei jeder Zeile bedauert man den armen Reiſenden, daß er überall auf die Hefen der Geſellſchaft gerathen, oder man verachtet ihn, weil er überall nur das Schlechte bemerkt. —

Im deutſchen Theater fand er auch kein Mittel gegen die Langeweile, aber, ſagt er, man muß dreimal wöchentlich hingehen, wenn man nicht für einen rohen Gothen gelten will. Die Beleuchtung ſey da eine ſichtbare Dunkelheit. Die Oper werde am meiſten beſucht. (Leider wahr!) Die Deutſchen liebten aber beſonders eine ſchwierige Muſik, wo das Orcheſter brav lärme; ſie wären mehr Kenner als Bewunderer u. ſ. w. Claſſiſche Stücke von Schiller, Goethe und Leſſing würden faſt nie aufgeführt, hingegen meiſtens Spectakelſtücke, ſo wie er denn in Mannheim ein Cavallerieſtück geſehen habe. Die Dramen kommen noch übler weg, außer denen von Kotzebue, welchen einige Vorzüge zugeſtanden werden. Die deutſche Sprache eigne ſich nicht für die Declamation, dieſe ſey eintönig und grob, ſey trivial, wenn ſie Leidenſchaften ſchildern, hart und rauh wenn ſie kräftig ſeyn wolle; eine proſaiſche Niedrigkeit herrſche in der deutſchen Ausſprache, die bloß für die Unterhaltung ſich eigne und allenfalls in dem Munde der Frauen von allen Ständen Grazie annehme, ſo, daß wenn eine dicke Bäuerin ohne Schuh und Strümpfe und derb wie ein Karrengaul, guten Abend ſage, ſolches mit der Zartheit einer Hirtenheldin geſchehe. „Der Schauſpieler“ heißt es, weiß keine Leidenſchaft zu mahlen und übertreibt ſie Alle; will er edel ſeyn, ſo iſt er affectirt, will er zärtlich ſeyn, ſo iſt er fade, will er lachen, ſo grimaßirt er, und will er in Zorn gerathen, ſo brüllt er.“ —

Im 25ſten Briefe will der Reiſende gehört haben, daß man in dem Feldzuge von 1813 mit dem ehmaligen Kron-Prinzen von Schweden nicht zufrieden geweſen ſey, und — daß man ihn den General Langſam genannt habe. Das Letztere war uns bisher nicht zu Ohren gekommen.

Das ſaubere Werk wäre nicht vollſtändig, wenn nicht auch unſere Geiſtlichen ihr Theil bekommen hätten. „Der größte Theil der deutſchen Paſtoren, heißt es, ſind Söhne von Krämern, Gaſtwirthen, Handwerkern u. ſ. w.; nicht nur der Adel, ſondern auch die Bürger der beiden erſten Claſſen halten ſich in jeder Hinſicht erhaben über ſie, und in Familien, wo ſie Erzieher ſind, haben ſie kaum den Rang vor den erſten Domeſtiken. Ihre Pfarren bringen ihnen ſelten mehr als 100 Pfund Sterling ein, oft auch nur 20 oder 30. Der Fürſt vergiebt ſie, und um ſie zu erlangen, muß man ſtudiert haben, und ſo viel hebräiſch verſtehen, als nöthig iſt um die Bibel zu überſetzen. Da die Geiſtlichen eine Erziehung, weit über dem Range den ſie in der Geſellſchaft einnehmen, genoſſen haben, ſo ſind ſie im Allgemeinen unzufrieden. Trotz ihrer Talente haben ſie keine Hoffnung jemals emporzuſteigen. Die Hofprediger und die Conſiſtorial-Räthe ſind die erſten Würdeträger der Kirche, alle, außer der Kanzel und ihrer Seſſionsſtube, doch nur Nullen in der Geſellſchaft. Der kleinſte Bürger läßt ſeinen Sohn lieber ein Handwerk lernen, als daß er ihn der Kirche widmete u. ſ. w.“ —

Im 27ſten Briefe kömmt der Gentleman noch einmal auf die Wirthshäuſer zurück, und verſichert, daß in den Beſten die Seife ein ganz unbekannter Luxus ſey. Man ſcheine aus den Wolken zu fallen, wenn nach Seife gefragt werde; beſtehe man darauf, ſo werde endlich ein kleines Stück einer klebrigen Subſtanz gebracht, die dem verdickten Mahleröl gleiche, und deren man ſich in der Küche bediene. (In welchen Wirthshäuſern mag der gute Mann eingekehrt ſeyn!) —

Im letzten Briefe verſprützt er ſeine Galle noch einmal gegen die Preußiſchen Truppen in Cöln, und erinnert nebenher, daß die deutſche Geſetzgebung ſehr durch die franzöſiſchen Geſetze verbeſſert worden ſey. — Doch wir ſind es herzlich müde, noch mehr aus dieſer trüben Quelle zu ſchöpfen, und verſichern, daß wir uns noch ſehr gehütet haben, den eigentlichen Koth aus der Tiefe heraus zu hohlen. Kein Stand iſt verſchont worden. Welche Begriffe mögen Engländer und Franzoſen nach ſolchen Schilderungen ſich von uns machen! Es mag wahr ſeyn, daß der Reiſende, in Wirthshäuſern und auf Poſtwagen viel Schmutz gefunden, allein er hat ſich tüchtig gerächt, indem er den widerlichſten Geſtank hinterlaſſen.

Franzöſiſche Literatur.

In einer zu Paris erſchienenen Flugſchrift unter dem Titel: Ein Heft über die Literär-Geſchichte, von einem gewiſſen Hrn. Feydel, werden uns mit einem künſtlichen Aufwand von Witz und Laune mancherlei literariſche Nachrichten, ſo wie auch nicht in die Literatur einſchlagende Anecdoten mitgetheilt. Ohne für deren Aechtheit zu bürgen, wollen wir doch einige der intereſſanteſten unſern Leſern mittheilen. Der Verfaſſer behauptet z. B., daß der hiſtoriſche Commentar über die Werke des Verfaſſers der Henriade, der ſich in allen Ausgaben von Voltaire's Werken als von ihm ſelbſt herrührend befindet, keineswegs von ihm geſchrieben worden ſeye, ſondern von ſeinem Sekretär, Hrn. Chriſtin. Dieſer habe die Abhandlung heimlicherweiße drucken laſſen, und ein Exemplar davon der Mad. Denis in einer Abendgeſellſchaft überreicht, ein anderes aber ſogleich hinauf an Voltaire gebracht. Die Geſellſchaft wäre neugierig über die Broſchüre hergefallen, bis Voltaire herunter kam, wo man ſie geſchwind bei Seite gelegt hatte. Er habe ſie aber dennoch erblickt und zu ſeiner Nichte in einem ſehr ernſten Tone geſagt: „Ich möchte nicht, daß man dieſe Broſchüre bei Ihnen fände; man könnte glauben, ſie wäre von mir!“ — Die Veranlaſſung, die Hrn. Chriſtin zu dieſer Vertheidigung Voltaire's gehabt habe, ſoll aber folgende geweſen ſeyn: Voltaire hatte noch einen zweiten Sekretär, einen Geiſtlichen, den er ſeiner Talente wegen ſehr hoch ſchätzte, und ihm auch in ſeiner Abweſenheit ſehr häufig die Schlüſſel zu ſeinem Cabinet und ſeinem Schreibtiſch anvertraute. Dieſen letztern durchwühlte nun der junge Mann, und fand unter andern ein mit vieler Sorgfalt eingepacktes und nach der ausdrücklichen Aufſchrift niemals zum Druck ſondern vielmehr zum Feuer beſtimmtes Manuſcript von V…, das eine, unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft aus Preußen in der höchſten Leidenſchaft geſchriebene, Erzählung von ſeinem ganzen Aufenthalt bei Friedrich dem Großen und von ſeinem mit dieſem Monarchen gehabten Streit enthielt. Dieſe ganze Geſchichte war damals noch ſehr wenig bekannt, und der junge Geiſtliche konnte daher der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich in den Beſitz eines ſo herrlichen literariſchen Schatzes zu ſetzen und das Mſpt. zu entwenden. Ueber zwei Jahre vergingen, ehe V… dieſen Raub merkte; er ſuchte hierauf das Manuſcript Wochen und Monate lang mit der ängſtlichſten Sorgfalt, und oft in Gegenwart des treuloſen Sekretärs, der beharrlich das tiefſte Stillſchweigen beobachtete. V… entdeckte ſich endlich Hrn. Chriſtin, und bat dieſen, alle ſeine Papiere einzeln zu durchſuchen, um das: Mein Aufenthalt zu Berlin überſchriebene Heft aufzufinden. Auch dieſer ſuchte vergebens, aber bei dieſer Gelegenheit kamen ihm ſo viele intereſſante Papiere in die Hände, daß er den Entſchluß faßte, den obigen Commentar über den Verfaſſer der Henriade zu ſchreiben, um dadurch, wenn allenfalls das geſtohlene Mſpt. dem Könige von Preußen vor die Augen käme, den gerechten Zorn des beleidigten Monarchen einigermaßen zu beſänftigen. Beide hörten nichts mehr von dem Mſpt; aber kaum hatten V… und der König die Augen zugethan, ſo verkaufte es der niederträchtige Geiſtliche an einen Buchhändler zu Paris, wo es ſogleich unter dem nämlichen Titel: Mein Aufenthalt zu Berlin, im Druck erſchien.

Originell iſt die Abneigung des Verfaſſers gegen alle vollſtändige Werke berühmter Schriftſteller, von denen er behauptet, daß ſie der gegenwärtigen Generation zum größten Nachtheil gereichten. Einen oder zwei Bände von einer ſolchen vollſtändigen Sammlung, ſagt er, darf man weder längerweiße an jemand verborgen, noch kann ſie ohne Unbeſcheidenheit jemand borgen wollen, und hierdurch bekommen die intereſſanteſten Schriften nur wenige Leſer. Ganz anders verhält es ſich mit unſern Enkeln und Ur-Enkeln, denn wenn erſt dieſe vollſtändigen Sammlungen alt, unſcheinbar und defect geworden ſind, ſo fallen ſie den Büchertrödlern in die Hände, die alsdann um einen Spottpreiß die noch übrigen Bände derſelben verkaufen. Unſere Enkel werden es alſo in dieſer Rückſicht weit beſſer haben als wir. —

Von dem großen Friedrich erzählt der Verfaſſer eine Anecdote, deren Beurtheilung wir unſern Leſern überlaſſen müſſen. Es wurde einmal auf ſeinen Befehl ein Gefangener, mit Stricken gebunden, von Berlin nach Potsdam gebracht, und gerade in ſein Kabinet geführt. Kennſt du die drei Briefe? redete ihn der König finſter an. — Ja, Ew. Majeſtät. — Wer hat ſie geſchrieben? — Ich. — An wen waren ſie gerichtet? — An den Dogen von Venedig, meinen Durchlauchtigſten Herrn. — Du erkennſt dich alſo für einen Spion? Du ſollſt gehängt werden. — Ew. Majeſtät! ich bin kein Spion, und ich kann mich nicht für etwas erkennen, was ich nicht bin. — Du mußt ſterben, oder mir ſagen, welcher von meinen Miniſtern dir die Geheimniſſe meines Cabinets verrathen hat? Wähle! — Ich kenne durchaus niemand in Berlin, niemand in Potsdam, niemand in Ew. Majeſtät ſämmtlichen

Staaten, außer dem Wirth, bei dem ich wohne. Ew. Majeſtät haben auch gewiß zu genaue Nachrichten von mir, weil Sie mich haben gefangen nehmen und vor Sie bringen laſſen, um nicht zu wiſſen, daß ich ſo wenig in meinem Gaſthofe als anderswo von Politik rede. — Demohngeachtet fuhr der erzürnte König noch eine gute Weile fort, den Gefangenen heftig anzufahren, bis endlich die Neugierde die Oberhand in ihm gewann. Gut, rief er ihm zu, nenne mir niemand! Du ſollſt frei ſeyn, ſo bald du ſagſt, durch was für ein Mittel es dir geglückt iſt, meine geheimſten Geheimniſſe zu erfahren. — Ich weiß ſie allein von Ew. Majeſtät ſelbſt. An dem und dem Tage haben Sie die und die Nachricht zu Berlin öffentlich anſchlagen laſſen; nicht lange hernach ſtund in der Nürnberger Zeitung dieſer und jener Artikel; ein wenig früher oder ſpäter las ich in der Frankfurter und der Wiener Zeitung dieſe und jene Bekanntmachung; da nun Ew. Majeſtät nichts vergebens zu thun pflegen, und ſtets ſehr richtig räſonniren, ſo habe ich geſucht dem Gang Ihrer Ideen zu folgen, und das Reſultat davon war, daß Ew. Majeſtät nothwendig den von mir angegebenen Plan entworfen haben müſſen. — Heilige Jungfrau, verzeihe mir! rief hier der erſtaunte Monarch aus; Und du, armer Leidender, wie iſt es möglich, daß deine hochadelichen Perrücken dich nicht beſſer zu brauchen wiſſen? (Auf teutſch zu der Wache: Bindet ihn los, und geht Eurer Wege:) Aus welchem Lande biſt du? — Aus dem Vaterlande des armen Homers, aus Cephalonien. — Ich nehme dich ſogleich in meine Dienſte. Ich ernenne dich zum Grafen, und ſobald du deine Entlaſſung von dem Doge erhalten haben wirſt, ſo gehſt du als Geſandter nach Petersburg. Bis dahin wollen wir uns von Literatur unterhalten. — Wer weiß nicht, daß der große Friedrich nichts vergebens zu thun pflegte. Der Graf Luß hat von dieſer Zeit an zwanzig Jahre als Geſandter zu Petersburg gelebt!

Eine Militär-Perſon, ſagt der Verfaſſer, erkennt man ſogleich an ihrem Gange, ſie mag gekleidet ſeyn, wie ſie wolle; wie will man es aber anfangen, um einen Mönch zu erkennen, der ſeine Kutte abgelegt hat und in gewöhnlicher Kleidung geht? Ich habe dies während der Schreckenszeit der Revolution auf eine merkwürdige Art ſelbſt gelernt. Als Geächteter, dem das Schwerd über dem Haupte ſchwebte, reiſte ich, in einen Stecknadelkrämer verkleidet, mit einem Pack auf dem Rücken von Paris zu Fuß nach Dijon, meiner Vaterſtadt. Eines Tages geſellte ſich auf der Heerſtraße ein anderer Reiſender zu mir, der deſſelben Weges ging. Er war ein großer, ſchöner Mann, allein in ſeinem Gang fand ich etwas ſo Sonderbares, daß ich lange nicht mit mir darüber eins werden konnte. Endlich bemerkte ich, daß er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, immer 10 bis 12 Schritte machte, während ich deren nur 7 bis 8 machte. Aus dieſem weibiſchen Gange zog ich nun den Schluß, daß er lange Jahre hindurch müßte gewohnt geweſen ſeyn, tief herabreichende Kleider zu tragen, und daß nur allein die Revolution ihn konnte vermocht haben, einen kurzen Rock anzuziehen. Bei näherer Bekanntſchaft zeigte es ſich, daß er ein flüchtiger Karthäuſer war; ſeine kurzen, geſchwinden Schritte ſetzten ihn aber dabei der größten Gefahr aus, und ich gab ihm bei unſerer Trennung den wohlgemeinten Rath, ſich den Gang der Weltleute beſſer zu eigen zu machen.

Bekanntermaßen hat Lyon in den erſten ſchrecklichen Zeiten der Revolution den Namen Commune affranchie erhalten. In einer gemiſchten Geſellſchaft kam die Rede darauf, und man unterſuchte nun mit vielen Gründen und Gegengründen, ob es für dieſe Stadt, und beſonders für die daſigen Fabriken vortheilhafter wäre, ihren bisherigen Namen beizubehalten oder einen andern anzunehmen. Alle Anweſenden, 8 bis 10 an der Zahl, ſagten ſo behutſam als möglich ihre Meinung; nur ein einziger ſchwieg immer ſtille. Man drang endlich in ihn, ſich ebenfalls zu erklären, und hierauf frug er ſeinen nächſten Nachbar, ob er in China geweſen wäre? Nein, war die Antwort. Die nämliche Frage that er nun an alle Anweſende, einen nach dem andern, und erhielt von jedem eine verneinende Antwort. Aber ich bin in China geweſen, ſagte er endlich zuletzt; in China weiß man nichts von Frankreich, aber der Name Lyon iſt daſelbſt recht gut bekannt. — Dies war kein Spartaner aus dem Zeitalter des Ageſilaus, ſondern ein ehrlicher Kaufmann, der mit Uhren handelte.

Die vier Concordate. (Beſchluß.)

„Ich habe Napoleon nie ohne die innigſte Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele ſprechen hören. (!) Einige machen ſich den Spaß zu behaupten, er ſey Fataliſt geweſen, ohne daß ſie eigentlich wiſſen was das iſt. Man könnte das eben ſo gut von Machiavell ſagen. Nein, er war nicht Fataliſt, er war nichts mehr und nichts weniger als Politiker. Ihm war es ſchon recht, wenn andere Fataliſten wären, denn nichts iſt dem Gehorſam förderlicher. Er ſah es nicht ungern, daß man an ſeinen Stern glaubte, allein er ſelbſt glaubte nur daran, wie Mahomed an ſeine Taube und wie Numa an ſeine Nymphe Egeria.“ —

„Von allen Männern, welche die ſouveraine Gewalt ausgeübt haben, hat keiner ſo ausſchließlich die Richtung gegeben als Napoleon. Ueberall leiten, das Haupt ſeyn, die Uebrigen zu Werkzeugen ſeiner Gedanken machen, darin beſtand ſein Weſen. Es war ihm eben ſo unmöglich, Andern nachzutreten, als es Andern unmöglich iſt, vorauszugehen. So hatte die Natur, die Vertheilerin der Gaben, ihn gemacht.“ — „Fragt man mich, was Napoleon eigentlich wollte? (in Hinſicht auf die Geiſtlichkeit) die Antwort iſt leicht: er wollte die Trennung des Geiſtlichen vom Zeitlichen; eine Miſchung die er nie hat begreifen können. Der Zweck war klar in ſeinem Geiſte, nicht ſo die Mittel.“ —

„Mangel an Treu' und Glauben gegen Napoleon war damals eine Art von Grundſatz ſowohl in als außer Frankreich. Ich ſchäme mich nicht zu wiederhohlen, daß, wenn Napoleon viel betrogen hat, man ihn noch weit mehr hat betrügen wollen.“ (Doch nicht eher als bis er unzählige Mal betrogen hatte? und bis man ſah, daß es thörigt geweſen wäre, mit einem ſolchen Menſchen immer wahrhaft zu ſeyn?)

Herr von Pradt führt eine Menge Beiſpiele an, wo, nach ſeiner Meinung, Buonaparte betrogen wurde oder werden ſollte, und ſchließt mit den Worten: „ich hatte alſo Recht zu ſagen, daß, was das Betrügen anbelangt, man ſich von beiden Theilen nichts vorzuwerfen habe. Die Begierde, Napoleon zu ſchaden, hatte die Einzelnen wie die Staaten demoraliſirt, und Gott weiß was daraus geworden wäre, wenn das noch länger ſo gedauert hätte!“ — (Herr von Pradt hätte die Frage aufwerfen ſollen: woher denn die allgemeine Begierde entſtand, Buonaparte'n zu ſchaden? da würde ſich bald gefunden haben, daß einzig und allein der Erhaltungstrieb ſie erzeugte. Ganz Europa glich einer Geſellſchaft von Coloniſten am Vorgebirge der guten Hoffnung, die vereint auf die Jagd ausziehen, um einen Löwen zu umſtellen, der in jeder Nacht ihre Heerden mordet. Man leſe in Vaillant's Reiſen die Beſchreibung einer ſolchen Jagd, man wird gewiß die Vergleichung treffend finden. Wäre es nun nicht höchſt lächerlich, wenn Einer ſpräche: es iſt wahr, der Löwe iſt oft recht tückiſch aus ſeinem Buſche hervor geſprungen, allein man muß bekennen, die Coloniſten haben ihm auch gewaltig nachgeſtellt; folglich haben ſie und der Löwe einander nichts vorzuwerfen.) —

Auf den Vorwurf, daß die Geiſtlichkeit Napoleon ausſchweifend gelobt habe, antwortet Herr von Pradt: „Hat die Geiſtlichkeit das allein gethan? hat ſie ihn mehr gelobt als das übrige Europa? als der Pabſt und der römiſche Hof? hat ſie eine andere Sprache geführt als die, welche zu allen Zeiten die Kirche zu den Fürſten redete? Ich berufe mich auf jeden ehrlichen Mann. In 16 Jahren hat Napoleon, außer dem Herzog von Baſſano, keinen beſondern Schmeichler gehabt; er hatte nur Einen, die Welt. Wo iſt der Potentat, das Corps, der Privatmann, der während dieſer 16 Jahre anders als mit der Sprache der Bewunderung, oder in einer andern Stellung als die der Unterwürfigkeit ſich ihm genähert hatte? Seit er fern iſt, hat man ſich aufgerichtet, aber lange Zeit übte man ſich blos gekrümmt vor ihm zu ſtehn. — Was auch die Geiſtlichkeit geſagt haben möge, keine ihrer Reden iſt doch ſo tief geſunken, als die Dedicationen von Corneille und Boileau, und jenes abgeſchmackte nec plus ultra der Schmeicheley: Gott ſchuf Buonaparte und ruhte aus, kam nicht aus dem Munde eines Geiſtlichen, ſondern eines Präfecten, der ein Edelmann war.“ —

„Etwas ſehr ſeltſames hat ſich mit Napoleons Feinden zugetragen, nemlich ſie benahmen ſich mit dem klarſehendſten Menſchen, als ob ſie einen Blinden vor ſich hätten; ſie handelten mit einem Menſchen, der leichter als irgend Einer in's Tragiſche verkehrte, als ob es genug wäre, ihm, mehr oder weniger deutlich, einige Entſchuldigungen vorzuſtammeln, um Alles wieder gut zu machen. Die Häupter der Nationen haben es in dieſer Hinſicht eben ſo gemacht, als die Privatperſonen. Man betrug ſich gegen Napoleon, als ob er da wäre um alles zu leiden, (!) als ob er ein unempfindlicher, zu Experimenten beſtimmter Körper wäre. (!!) Man fing Krieg mit ihm an, als ob der Krieg dem Starken keinen Vortheil und dem Schwachen keinen Verluſt brächte, als ob er nicht Eroberungen für den Einen und Entthronungen für den Andern nach ſich zöge. Hinterdrein, wenn man geſchlagen und davon gejagt war, ſo ſchrie man über Uſurpation, Ehrgeiz, Rechtsverletzung.“ (Weiter hat wohl noch kein Napoleoniſt die Unverſchämtheit getrieben, als dieſer Herr von Pradt. Wer hat mit Napoleon Krieg angefangen, ohne durch die ſogenannten grandes mesures dazu gezwungen zu ſeyn? doch man höre weiter:)

„Er hat ſich mit Rom benommen wie mit Preußen, und wie überhaupt mit allen denen, die durch heimliche Schliche ihn herausforderten;

[illegible] mit Spanien, welches anzugreifen ihm nie in den Sinn gekommen wäre, (!) wenn der erſte Angriff des Friedensfürſten ihm nicht gezeigt hätte, daß er mit unverſtändigen Menſchen ohne Treu' und Glauben zu thun habe, die immer bereit waren ihn zu erſticken, indem ſie ſich ſtellten als wollten ſie ihn umarmen."

(Alſo blos darum iſt der ſpaniſche Krieg angefangen worden? blos weil ein ſpaniſcher Miniſter ihm Falſchheit bewieſen? in ſolchen Fällen pflegte der Stärkere ſonſt wohl den Schwächern zu nöthigen, ſeinen Miniſter abzudanken, und Einen an deſſen Stelle zu ſetzen, dem jener Stärkere mehr vertraute; aber nie hat man gehört, daß, um einer verhaßten Maasregel eines fremden Miniſters willen, ſogleich beſchloſſen worden ſey, einen König vom Throne zu ſtürzen.)

Herr v. Pradt fährt fort: „Oft haben die Treuloſigkeiten Anderer ſeine eigene Treuloſigkeit in ſeinen Augen entſchuldigt." (Das mag ſeyn. Wir ſtellen uns vor, wie ein Spitzbube im Gedränge gewahr wird, daß ein vorſichtiger Mann ſeine Taſchen zuknöpft, und wir hören den Spitzbuben ſchreien: der Treuloſe! er knöpft ſeine Taſchen zu! bin ich nun nicht vollkommen entſchuldigt, wenn ich ihm die Knöpfe wegſchneide?) —

„Unaufhörlich hat man von Ehrgeiz, von gottloſer Verſtellung geſprochen. Es iſt bequemer anzuklagen als zu erklären, vorauszuſetzen als zu unterſuchen, denjenigen anzuſchwärzen, welchen zu bemakeln Gewohnheit und Bedürfniß iſt, als zu erforſchen, auf welche Weiſe die Handlungen, welche man ihm vorwirft, entſtanden ſind. Es giebt blos darum ſo viel Verleumder, weil die Verleumdung nichts koſtet. — Das iſt der Fall mit Allem, was über dieſe Frage geſchrieben worden. Das iſt gehäſſig! das iſt abſcheulich! das iſt bewundernswürdig! das iſt göttlich! Andere Bezeichnungen gab es nicht. — Es kommt nicht darauf an, Napoleon zu abſolviren, aber man ſoll ihm auch nicht das unterſchieben, was er nicht gethan hat, und aus ſeinen Gegnern überall nur Lämmer und Engel machen, um aus ihm deſto leichter ein Ungeheuer machen zu können. —

Des Papſtes ſchändliche Verhaftung erzählend, ſpricht der Advocat des Teufels: „Dem Scheine nach iſt dieſe Handlung Napoleon beizumeſſen. Crimen cui prodest, die Folgerung iſt richtig. Er war mit dem Papſte in Zwiſt, ſeine Truppen hatten Rom beſetzt, er hatte Rom weggenommen, er wußte, daß der Papſt in ſeinem Pallaſte gefangen war, er hat die Executionen weder gemißbilligt noch beſtraft, er hat auch den Gefangenen nicht wieder in ſeine Wohnung zurückgeführt; die moraliſchen Beweiſe ſcheinen vollſtändig — und dennoch — der Schein trügt. (!) Nur Joachim, damals König von Neapel, hat dieſen Streich entworfen und ausgeführt. Ihm waren große Vollmachten anvertraut. Er war ehrgeizig, wer iſt es denn nicht? er war nicht der Mann, ſich durch Achtung für den römiſchen Hof abhalten zu laſſen; ihn lüſterte nach der Mark Ancona u. ſ. w. Napoleon ſtand unter den Mauern von Wien, das gab Zuverſicht. Oefter ſchon hatte Joachim darauf beſtanden, den Papſt von Rom zu entfernen, es war nicht geſchehen. Da befahl er, und es geſchah. Auf der Straße, welche man den Papſt führte, waren durchaus keine Anſtalten getroffen. Die Großherzogin von Toskana, von nichts wiſſend, ließ ihn weiter nach Turin führen; der Gouverneur von Piemont, eben ſo unwiſſend, ſchickte ihn weiter nach Grenoble. Nirgends Anſtalten zu ſeinem Empfange. Das würde Napoleon gewiß nicht vernachläſſigt haben. Er erfuhr die ganze Sache erſt zu Schönbrunn, und gerieth in heftigen Zorn gegen Menſchen, die, wie er ſagte, Alles verdürben. Ich habe dieſe Umſtände vom Marſchall Beſſieres. Nun konnte er freilich nicht mehr zurück und genehmigte, was man ohne ſeinen Befehl gethan hatte. — Er befand ſich in einer unangenehmen Lage, und wußte nicht wie er ſich heraus ziehn ſollte. Er war in der nähmlichen Verlegenheit, wie zu Bayonne, wo er den Widerſtand des Prinzen von Aſturien durchaus nicht vermuthet, und ihm nicht mehr Kraft zugetraut hatte, als nöthig war, um die Krone von Spanien gegen die an Etrurien zu vertauſchen. — Viele Schriftſteller, unter ihnen auch Frau v. Stael, haben ſich eingebildet, Napoleon habe ſtets einen gewiſſen Zweck gehabt, alle ſeine Handlungen wären berechnet und vorbereitet geweſen, wie die Geberden und die Declamationen eines Schauſpielers auf der Bühne. Nichts iſt falſcher. Nie hat ein Menſch mehr dem Anſtoß des Augenblicks gehorcht, nie mehr dem Zufall überlaſſen. Er hat mehr Zeit verlohren als angewendet. (Auch eine der vielen Wiederhohlungen des Verfaſſers.) Plaudereyen verſchlangen einen Theil ſeiner Tage u. ſ. w." —

Im dritten Bande zieht Hr. v. Pradt heftig gegen Chateaubriant zu Felde, der in ſeiner Schrift: über Buonaparte und die Bourbons geſagt hat: der, welcher „zu Fontainebleau es wagte, mit eigner Hand den Papſt zu „ſchlagen, und den Vater der Kirche bey ſeinen weißen Haa„ren herum zu ſchleppen." Hr. v. Pradt verſichert, das ſey nicht wahr. Der Wortwechſel ſey zwar ſehr lebhaft geweſen, aber am Ende habe man von beyden Seiten die erhabenſten und freundſchaftlichſten Formen beobachtet.

Da die Tendenz dieſes Werkes aus dieſen wenigen Auszügen hinlänglich hervorgeht, ſo beſchließen wir dieſelben mit einer Stelle aus dem 44 Kapitel, die viel Wahres enthält. —

„An zwey Krankheiten liegt unſere Zeit darnieder: die Erſte iſt die Wuth Geſchäfte zu ordnen, (la manie d'arranger des affaires.) Die Zweyte, die Menge von Menſchen, die immer für jedes Geſchäft bereit ſind. Man verlange von ihnen, einen Triangel ohne drey Seiten zu machen, und ſie ſind gleich bey der Hand. Man begehre von ihnen am andern Morgen eine Sache gerade umgekehrt einzurichten, als geſtern geſchehen; ſie ſtehen ſogleich zu Dienſten."

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 6. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Noch etwas über die Herren Horn und Kohlrauſch.

Der Geheime Oberfinanzrath **Skalley** in Berlin hat ſo eben ein Werk unter folgendem Titel an's Licht treten laſſen: **Ueber die geſetzliche Zurechnung des Erfolgs eines Heilverfahrens** mit Bezug auf die Criminalgeſchichte des in der Irrenanſtalt der Charité zu Berlin gebräuchlichen Sackes. Zur Würdigung der Vertheidigungsſchrift von **Kohlrauſch**. — In der Vorrede ſagt der Verfaſſer: Bis jetzt haben die Behörden die von **Kohlrauſch** mitgetheilten Aufſchlüſſe keiner beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt, und dadurch dem ſchlichten Menſchenverſtande den Glauben an die Wahrhaftigkeit jenes Buches benommen; (?) Herr **Horn** ſey, ſogar wider ſeinen Willen, noch immer in der alten Thätigkeit, und das beweiſe ſchon, daß man ihm Unrecht gethan. Dann folgt eine Abhandlung über die geſetzliche Zurechnung des Erfolgs eines Heilverfahrens. Bey den Aegyptern mußten die Aerzte die, in einem Buche verzeichneten, Regeln der Arzneykunde buchſtäblich befolgen, ſonſt war Todesſtrafe ſelbſt dann ihr Loos, wenn ſie den Kranken wieder hergeſtellt hatten. Bey den Weſtgothen wurde der Arzt, der durch Aderlaſſen einen Menſchen tödtete, den Verwandten zu beliebiger Behandlung ausgeliefert. Noch im 13n und 14n Jahrhundert wurde den vornehmſten Univerſitäten, auch Heidelberg, vorgeſchrieben, in den Vorleſungen nicht im geringſten von Hippokrates und Galenus abzuweichen. Durch ſolche Maasregeln blieb die Arzneykunde zurück. Die neuere Geſetzgebung wurde klüger, obgleich noch der Berliner Scharfrichter **Coblenz** zum Hof- und Leibmedicus Friedrichs des erſten Königs von Preußen ernannt, und in Sachſen noch 1750 allen Scharfrichtern erlaubt wurde, äußerliche Schäden zu heilen. — Jetzt muß dem Arzt, um ihn ſtraffällig zu finden, eine **grobe Schuld** bewieſen werden. Die peinliche Halsgerichts-Ordnung unterwirft ihn der Strafe, wenn er aus **Unfleiß oder Unkunſt leichtfertiglich und verwegentlich unzuläſſige Arzney** gebraucht hat. Dieſes Geſetz aber (welches ebenfalls wohl auf den **Sack** anzuwenden wäre) iſt in der Brandenburgiſchen peinlichen Gerichtsordnung nicht aufgenommen, auch ſonſt kein Strafgeſetz auf dieſen Fall gegeben. Folglich, heißt es, habe der Geſetzgeber offenbar zu erkennen gegeben, daß dem Arzte der Erfolg ſeiner Cur nicht angerechnet werden könne. — Die weitere Ausführung dieſes Satzes müſſen wir aus Mangel an Raum übergehn. — Herr **Skalley** vertheidigt hierauf ſein eigenes Verfahren bey Unterſuchung der Sache, welches, in Beziehung auf das Gutachten des Doctor v. **Könen**, ganz der Vorſchrift des Kammergerichts gemäß, und völlig frey von Parteylichkeit war. Das merkwürdige Schreiben des Chefs der allgemeinen Polizey kannte Hr. **Skalley** gar nicht, da es vom Juſtizminiſter dem Kammergericht nicht mitgetheilt worden; hätte er es gekannt, ſo würde er die Führung der Unterſuchung abgelehnt haben. Er beſchuldigt den Verfaſſer deſſelben, daß er den Departements-Chef **irre geleitet habe**, indem einſeitige Anſichten und dem Richterausſpruch vorgreifende Urtheile darin herrſchten. — Den **Sack** müſſe übrigens der erſte dirigirende Arzt der Charité, **Hufeland**, vertreten, da er, wenn er ihn für ſchädlich halte, es längſt hätte anzeigen müſſen; er ſey aber durchaus nicht ſchädlich, und man könne nicht darin erſticken, welches durch viele Zeugniſſe erwieſen wird. Daß das arme Mädchen wirklich ſchon tod war, als ſie aus dem Sacke gezogen wurde, und nicht erſt nachher auf dem Bette ſtarb, davon wird hier nichts weiter erwähnt; in der dritten Abhandlung hingegen, **der Angeber** betitelt, wird den Augenzeugen die Kenntniß abgeſprochen, den Tod beurtheilen zu können. Die vierte Abhandlung berichtigt noch einige Behauptungen des **Kohlrauſch**, als: daß er ungehört verurtheilt ſey; daß **Horn's** Anträge auf Unterſuchung gegen **Kohlrauſch** durch ein Reſcript **zurückgewieſen** worden, (ſie ſeyen zurück **genommen**) ꝛc.

Uns dünkt, es bleibe, zur völligen Aufklärung dieſer Sache, nun nichts anders übrig, als ſich an einen tüchtigen Magnetiſeur zu wenden, damit er eine ſeiner Clairvoyanten mit dem famöſen Sacke in Rapport ſetze, worauf dieſelbe ohne Zweifel unwiderleglich erklären wird, wie und woran die Unglückliche geſtorben iſt.

Abermals eine neue Umgeſtaltung von Europa.

Was die Franzoſen vor der Hand durch die Waffen nicht erlangen können, ſuchen ſie durch ihre Federn zu bewürken, und da ſie ſelbſt Europa nicht mehr beherrſchen können, ſo ſoll es wenigſtens nach ihrer Phantaſie beherrſcht werden. Dieſesmal hat ein Herr Rey aus Grenoble ſich der Mühe unterzogen, die neue Geſtaltung von Europa vorzuzeichnen. Seine Schrift führt den Titel: Quelques vues ꝛc. Einige Anſichten vom Politiſchen Gleichgewicht der Völker und beſonders Europa's. Der Verfaſſer ſtellt mehrere Hypotheſen auf; erſtens die, daß der Reſtaurator von Europa durch keine Rückſichten gebunden wäre. In dieſem Falle vereint er Portugal mit Spanien; macht aus den italiäniſchen Staaten Ein Reich; errichtet ein neues Reich, beſtehend aus Ungarn, Illyrien und andern Provinzen, die an Polen und Aſien grenzen, ſtellt Polen ganz wieder her, vereint Dänemark mit Schweden und Norwegen. Dann kommt er auf Deutſchland, von dem er alſo ſpricht: „Im Mittelpuncte von Europa liegt Deutſchland, einſt bekannt unter dem Nahmen Germanien, damals von barbariſchen Horden bewohnt, jetzt von civiliſirten Völkern, die wegen ihrer Gaſtfreiheit berühmt ſind. (?) Die Deutſchen ſind ſchwer in Bewegung zu ſetzen, doch am Ende des höchſten Aufſchwunges fähig. Träge in ihren Unternehmungen verfolgen ſie dieſelben mit ruhmwürdiger Beharrlichkeit. Ihre Unfälle entmuthigen ſie nicht, ihre eigenen Fehler ſcheinen ihnen blos Mittel ſich zu belehren, und am Ende benutzen ſie ſehr geſchickt die Fehler ihrer Gegner." (Wir müſſen geſtehen, daß wir unſere lieben Landsleute in dieſem Bilde nicht erkennen.) —

Deutſchland unter Einem Herrn ſey zu gefährlich, allein durch das jetzige Bundesſyſtem ſey Deutſchland zu ſchwach; beſonders ſey die abſolute Unabhängigkeit jedes Staates ein Grundgebrechen, welches jeden Augenblick das allgemeine Intereſſe bedrohe und jeden Begriff eines wahrhaften Bundes-Syſtems ausſchlieſſe. (Da mag er wohl nicht Unrecht haben.) Wie aber der Bund organiſirt ſeyn ſoll, um alles Uebel zu vermeiden, das entwickelt Hr. Rey nicht näher. Holland ſoll zum deutſchen Bunde gezogen werden, Belgien und das linke Rheinufer hingegen — ey das verſteht ſich! — Frankreich angehören, „einer Macht, die allein beides ſchützen und nur durch die außerordentlichſten Umſtände vom Rhein verdrängt werden konnte." (Auſſerordentliche Umſtände können, der Natur gemäß, nicht lange dauern; da aber das linke Rheinufer ſo viele Jahrhunderte lang zu Deutſchland gehört hat, ſo ſchien es vielmehr ein außerordentlicher Umſtand zu ſeyn, daß es durch die Revolution auf einige Jahre davon losgeriſſen wurde, und eben weil das ein außerordentlicher Umſtand war, hat er auch nicht lange gedauert.) —

Die Schweitz will der Verfaſſer ſehr vergrößert wiſſen durch Tyrol, ſogar durch Steyermark bis an die Donau, und gegen Süden durch die ſavoyiſchen Gebirge und die franzöſiſchen Alpen bis zum Mittelmeer. Dann werde ſie der Alpen-Wächter ſeyn. — England, Schottland und Irland ſollen Großbritannien bleiben, allein durchaus jedem Uebergewicht entſagen. — Frankreich — das liebe Frankreich — wird in ſeine natürlichen Grenzen gewieſen: der Ocean, die Pyrenäen, die Alpen und — den Rhein. „Man bedenke es wohl!" ruft er drohend aus, „Frankreich, durch ein Uebermaaß von Vorſicht zu ſehr beengt, kann gefährlicher werden, als wenn man ihm ſeine billigen Grenzen wieder giebt. Die Art von politiſcher Unbehaglichkeit, die deſſen Entfernung vom Rhein ihm ſtets verurſachen wird — das Andenken an ein altes (?) Beſitzthum" (dieſes Andenken kann nur in den Deutſchen leben) „der laut ausgeſprochene Wunſch der meiſten Bewohner des linken Ufers, (?) kurz, mehrere Convenienzen, bilden einen Gährungsſtoff im Buſen von Europa, der nur verſchwinden wird, wenn man Frankreich ſeine natürlichen Grenzen wieder giebt."

„Der Verfaſſer begreift wohl, daß, nach Allem was bis jetzt geſchehen, ſeine Träume nur Schäume ſind; darum ſtellt er flugs eine zweite Hypotheſe auf, gemodelt nach der Lage von Europa bei Eröffnung des Wiener Congreſſes. Da ſollen nun Rußland und Oeſterreich, um ihres eigenen Vortheils willen, auf Polen und Italien ganz Verzicht leiſten. „Es war billig" heißt es, „Preußens Macht wieder herzuſtellen, ja zu vergrößern, um ein Gegengewicht gegen Oeſterreich zu bilden; allein dieſer Zweck iſt gänzlich verfehlt worden, und Preußen, welches an Flächeninhalt ſo viel gewonnen zu haben ſcheint, iſt im Grunde nur geſchwächt worden, oder iſt eine künſtliche Macht, die durch die geringſte Erſchütterung auf's neue geſtürzt werden kann." Das wird nun weiter ausgeführt und mit bekannten Gründen unterſtützt Sehr auffallend iſt folgende Stelle: „Man verzeihe mir eine Bemerkung, welche die Macht der Wahrheit mir entreißt: unter allen europäiſchen Nationen verſteht die preußiſche am wenigſten, ein neues Joch erträglich zu machen. Niemand läßt mehr als ich der edlen Hingebung, der patriotiſchen Energie und der Aufklärung der Preußen Gerechtigkeit wiederfahren; aber ein ganz eigener Character von unbedachtem Hochmuth, und von Unbeſonnenheit im Ausdruck ihrer ehrgeizigen Wünſche, machen ſie allen übrigen Völkern Deutſchlands verhaßt." — Woher weiß das Hr. Rey zu Kron? Warum trägt er den Haß der Franzoſen gegen ihre Sieger auf alle Deutſchen über? Wie ſchlecht er unterrichtet iſt, erhellt ſchon daraus, daß er in einer Note behauptet, man vergleiche in Deutſchland die Preußen mit den Gascognern, und die Vergleichung ſey ganz richtig, was die Gasconaden betreffe; aber die Jovialität und Bonhommie der Gascogner beſaßen die Preußen nicht. (Es iſt fürwahr zum Erſtenmale, daß wir hören, die Preußen würden in Deutſchland mit den Gascognern verglichen.) Der kecke Verfaſſer behauptet ferner: die Bayern könnten die Oeſterreicher, die Sachſen die Bayern, die Hannoveraner die Heſſen nicht leiden, aber alle vereinigten ſich in dem Haſſe gegen die Preußen. Darum hätte man Preußens neue Beſitzungen ſo wählen ſollen, daß wenigſtens die geographiſche Lage derſelben die Einwohner berechtigen könnte, ſich als Ein Volk zu betrachten und durch gemeinſchaftliches Intereſſe nach und nach den Widerwillen gegen das neue Vaterland zu überwinden. Da ſoll denn nun Preußen Hannover, Braunſchweig, und Mecklenburg erhalten, ſoll von der Weſer bis Königsberg herrſchen, ſoll eine Seemacht vom erſten Range werden, und die Herzoge von Mecklenburg, Lauenburg (?) ꝛc. ſoll man durch das Großherzogthum Berg und Heſſen-Caſſel entſchädigen. Daß Hannover abgetreten werde, ſey für England ſelbſt ſehr erſprießlich. — Sachſen ſolle man vielmehr vergrößern als verkleinern, und es an die Spitze der mindermächtigen Fürſten jener Gegenden ſtellen. — Wolle man aus den Niederlanden durchaus ein neues Reich bilden, und das linke Rheinufer den Franzoſen nicht wiedergeben, ſo müſſe dieſer neue Staat wenigſtens bis zur Moſel, oder wohl gar bis zum Elſaß ausgedehnt werden.

Weil nun aber der Wiener Congreß auch auf dieſe Rathſchläge keine Rückſicht genommen hat, ſo ſtellt Herr Rey ſeufzend noch eine dritte Hypotheſe auf, von der er meynt, daß ſie noch wohl jetzt zu verwürklichen wäre. Vor allen Dingen ſoll England der Ruhe und dem Glücke von Europa das Opfer ſeiner Beſitzungen in Deutſchland bringen, wornach ſich dann mit Preußen, Sachſen, Polen ꝛc. alles ganz leicht machen würde Zweytens ſey unerläßlich, die zeitliche Macht des Papſtes zu vernichten: in den Kirchenſtaat ſollen Oeſterreich und Neapel ſich theilen. Ferner fordert der Verfaſſer als unerläßlich die Freyheit der Meere, die Verminderung der ſtehenden Heere, und die allgemeine Einführung repräſentativer Verfaſſungen.

Im Ganzen wollen wir manche helle Anſicht und Einſicht ihm nicht abſprechen. Er meynt es mit ganz Europa herzlich gut, und daß er es mit Frankreich am beſten meynt, iſt ihm auch nicht zu verdenken.

Ueber Touſſaint-Louverture.

Ein Mulatte, Don Auguſtin Régis, Officier beim Generalſtaabe der ehemaligen Armee von St. Domingo, iſt in die Schranken getreten, um Touſſaint-Louverture, dieſen nach ſeiner Meinung grauſam mißhandelten und vielfältig angeſchwärzten Mann, gegen ſeine erbitterten Feinde zu vertheidigen und vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Er hat dieſes in einer ohngefähr drei Bogen ſtarken hiſtoriſchen Denkſchrift über T. L. gethan, aus welcher man die unmenſchliche und unpolitiſche Verfahrungsart der damaligen Machthaber in Frankreich gegen dieſe unglückliche Inſel und ihrer dahin geſchickten Helfershelfer in ihren ſchrecklichen Folgen ganz kennen lernen kann. Europa hat von jeher über dieſen Helden ſeines unterdrückten Volkes nicht ſo gedacht, wie es uns einige bei ſeiner Herabwürdigung intereſſirte Franzoſen haben glauben machen wollen, und da dieſe Vertheidigungsſchrift zum mindeſten eben ſo vielen Glauben verdient, als die darin hart angegriffenen Gegner, ſo iſt es gewiß erfreulich, hier abermals die Wahrheit zuletzt den Sieg davon tragen zu ſehen. Einer von dieſen Gegnern hat ſich ſo weit vergeſſen, daß er in einer zu dieſem Zwecke bekannt gemachten Schrift behauptet hat: „die Neger verdienten nicht frei zu ſeyn, ja nicht einmal einen Theil des geſellſchaftlichen Vereins der Menſchheit auszumachen, denn gerade dieſe Freiheit wäre die Urſache von dem traurigen Schickſal von St. Domingo geweſen." Hierauf antwortet nun unſer Verfaſſer; daß dieſe Freiheit die auf St. D... ausgebrochenen Unordnungen und Greuelſcenen keinesweges veranlaßt hätte, und daß ſie auch zuverläſſig nicht ſtatt gehabt haben würden, wenn die von der Regierung des Mutterlandes dahin abgeſchickten Agenten nicht dieſes heilige Wort dazu gemißbraucht hätten, um unter dem elenden Vorwande der Verſchiedenheit der Farben alle Schätze und Reichthümer der Inſel zu plündern und zu verſchleudern.

Die Neger auf St. Domingo, ſagt unſer Verſaſſer, ſo wie auch die urſprünglichen Eingebohrnen von Amerika, beſitzen zwar bei weitem noch nicht den hohen Grad von Cultur wie die Europäer, allein dieß iſt auch nicht möglich, weil man von jeher die Entwickelung ihrer Geiſteskräfte auf alle mögliche Art zu verhindern geſucht hat. Wenn man auf die Ausbildung der Schwarzen nur den hundertſten Theil von dem Geld und der Zeit verwendet hätte, die verbraucht worden ſind, um Millionen dieſer Unglücklichen, deren Blut gegen die Unterdrücker der Menſchheit um Rache ſchreit, zu mißhandeln und zu ermorden, ſo würde Europa ſchon jetzt die weſentlichſten Vortheile davon einerndten. Beſchränkte Einſichten haben überall ſtatt, wo es an Erziehung fehlt, und dies iſt bei allen Völkern, auch bei den allergebildetſten, der Fall. Touſſaint-Louverture war jedoch keineswegs ein ſo unwiſſender Menſch, wie ſeine Feinde ihn ſchildern; er beſaß vielmehr eine Menge nützlicher Kenntniſſe, und einen ſcharfen, umfaſſenden Verſtand. Unter andern war er auch ein ſehr guter Lateiner und unterhielt ſich mit allen aus Europa dahin gekommenen Geiſtlichen niemals anders als in lateiniſcher Sprache. In der Literaturgeſchichte der Schwarzen, die der Biſchof Gregoire herausgegeben hat, ſind mehrere Werke von T. L... verzeichnet, die mit vielem Geiſt geſchrieben ſind, und mehrere andere hat er hinterlaſſen, an deren gänzlichen Vollendung der Tod ihn hinderte. Er war, nach unſerm Verfaſſer, ein ſehr gefühlvoller Menſch, ein gründlicher Denker, ein vortrefflicher Militair, ein rechtſchaffener, unbeſtechlicher Staatsbeamter und nach allen blutigen Revolutionsgräueln der Wiederherſteller des Gottesdienſtes, des Ackerbaues und des Handels auf der Inſel.

Als T. L... ſeinen feierlichen Einzug in Port-an Prince hielt, kamen die ſtolzeſten Weißen, und ſogar die vornehmſten, aufs eleganteſte gekleideten weißen Damen ihm mit Kreuz, Fahnen und Weihrauchfäſſern entgegen, warfen ſich vor ihm auf die Knie und baten ihn, unter einem Thronhimmel, den vier der angeſehenſten Pflanzer trugen, zu Fuß zu gehen. Der General ſchlug es aber ab, indem, wie er ſagte, „nur für Gott ſich ein Thronhimmel ſchicke, und dem Herrn der Welt allein Weihrauch gebühre.“ — So ſprach ein Schwarzer! — Man überreichte ihm ſogar eine goldene Medaille, auf der ſich ſein Bildniß mit der Umſchrift: Nach Gott, Er! befand. Man machte ihm bemerklich, daß es der Gebrauch wäre, die Gouverneurs auf dieſe Art zu empfangen, aber er gab zur Antwort: „Mein Gebrauch iſt zu Pferd zu ſeyn.“ Wirklich machte er ſeinen Einzug in ſeinem gewöhnlichen blauen Rocke ohne alle Epauletten und Verzierungen, mit einem Tuche um den Kopf und ſeinem dreieckigten Hute darauf, wobei er von den Weißen, Herren und Damen, im höchſten Staate umringt war. Er war jedoch viel zu klug, um ſich durch alle dieſe Niederträchtigkeiten nur einen Augenblick täuſchen zu laſſen!

Schmerzlich muß es für jeden Leſer ſeyn, daß nach unſers Verfaſſers umſtändlichen Nachweiſungen, auch der ſonſt ſo verdienſtvolle General Rochambeau in dieſer Rückſicht nicht frei von den gerechteſten Vorwürfen ſeyn ſoll. Dieſer General war der erſte, der die allgemeine Freiheit auf der Inſel proclamirte; er war es, der bei einem Gaſtmahl, das ihm Toussaint gab, dieſen mit Lobſprüchen über die von ihm gehandhabte gute Ordnung, über die Wiederherſtellung des Ackerbaus, und über die gegen den Feind von ihm getroffenen höchſt zweckmäßigen Vertheidigungsmittel überſchüttete. Der nämliche General Rochambeau war jedoch kaum wieder nach Frankreich zurückgekehrt, ſo verbreitete er die ſchändlichſten und empörendſten Unwahrheiten gegen Toussaint, und wurde das thätigſte Werkzeug in der Hand ſeiner Feinde. Höchſtens nur die zahlloſen Unannehmlichkeiten, die er auf der Inſel von ſeinen Landsleuten erfahren hatte, und der gänzliche Mangel an Unterſtützung, der ihm von Frankreich aus zu Theil geworden war, können ihn einigermaaßen deshalb entſchuldigen; denn, ſagt der Verfaſſer, es iſt die eigenthümliche Würkung des Unglücks, daß es die Menſchen ungerecht macht!

Unglücklicherweiſe giebt es jetzt keinen T. L. mehr auf St. Domingo, fährt der Verfaſſer fort, und alle Nationen Europa's, auch ſolche, die ihn nur dem Nahmen nach kannten, ja auch ſogar die Pflanzer, ſeine unverſöhnlichſten Feinde ſelbſt, müſſen dieſes heut zu Tage ſchmerzlich bedauern. Durch die berüchtigte Expedition vom Jahr 10 iſt allein die ſchöne, blühende Inſel für Frankreich verlohren gegangen, denn nachdem T. * * die Engländer geſchlagen hatte, ſo hegte er die gegründetſte Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden, und gab oft ſeine Freude zu erkennen, daß er nunmehr bald hoffe, die Colonie in einem wieder völlig beruhigten Zuſtande an Frankreich zurückgeben zu können. Er fiel jedoch, ſobald die beſagte Expedition dort angekommen war, in die Schlingen der Bosheit, und endigte ſeine militäriſche und politiſche Laufbahn eben ſo, wie der ehrwürdige Montezuma. Durch ſchändlichen Verrath wurde er nemlich, auf ſeiner Pflanzung die er dem vorigen Beſitzer um baares Geld abgekauft hatte, und wo er, nach einem beſondern Vertrag mit dem bekannten Obergeneral der Expedition, Leclerc, mit ſeiner Familie ruhig lebte, gefangen genommen, und auf einer Fregatte nach Frankreich geſchickt. Bei ſeiner Ankunft zu Nantes wurde er als Staatsgefangener behandelt, und ſchon 24 Stunden nachher, auf Befehl des damaligen erſten Conſuls, unter einer ſtarken Bedeckung von Cavalerie nach dem Schloſſe Jouy, einem Staatsgefängniſſe in der Nähe von Besançon, abgeführt. Hier lebte er noch drei Monate, und ſtarb alsdann an Gift, im Jahr 1803. Er war 58 Jahr alt, und hinterließ eine in jeder Rückſicht vortreffliche Gattin und drei unerzogene Söhne, die in ihm einen zärtlichen Gatten und Vater ſchmerzlich beweinen. Der älteſte von dieſen Söhnen, Iſaac, wurde damals ſogleich nach Belle-Isle, einer kleinen Inſel an der Küſte vom ehemaligen Bretagne mit einer Citadelle, verbannt, und man weiß nicht, was aus ihm geworden iſt; der zweite, Saint-Jean, wird jetzt zu Paris im Prytanäum von England erzogen, und der dritte befindet ſich noch bei ſeiner Mutter zu Agen.

Der Verfaſſer hat dieſe Vertheidigungsſchrift mit manchen ſehr intereſſanten Bemerkungen durchwebt, und wir können es uns zum Schluß dieſer Anzeige nicht verſagen, eine derſelben anzuführen. Es iſt ſchwer, ſagt er, mit einiger Sicherheit voraus zu beſtimmen, was für Sitten eine Nation in künftigen Zeiten haben wird; ſo viel aber laßt ſich mit Gewißheit behaupten, daß ſie alle, früher oder ſpäter, in Luxus und Weichlichkeit verſinken werden. Man mag Geſetze geben, ſo viele und welche man will, ſo wird man dieſem Uebel dennoch nicht entgehen. Nur verſchieben läßt es ſich durch die Verſchiedenheit des Clima's, durch die Einwirkung der Religion, und, was von weit größerm Gewicht als alles dieſes iſt, durch das Beiſpiel der Regenten:

Regis ad exemplum totus componitur orbis.

Anti-Papismus.

Unter dieſe Rubrik ſtellen wir folgende drei uns zugeſandte kleine Schriften:

1) „Die Stimme eines Rufenden in der Wüſte.
„Matth. 3 Kap. 3 V. Oder: Was ſoll man von
„den Irrungen zwiſchen Papſt Pius VII. und dem
„Freiherrn von Weſſenberg denken? Auf dem Berg
„Sinai, mit Moſaiſchen Schriften 1818.

2) „Kopf und Herz-Seite des J. H. F. v.
„Weſſenberg, General-Vikar zu Konſtanz, als
„Antwort auf die Kehrſeite Weſſenbergs. Germanien, 1818.

3) „Geiſt der Römiſchen Curie. Deutſchland,
„1819.

Die beiden erſten ſind wider Rom und deſſen Anhänger, in der ruchbar genug gewordenen Weſſenbergiſchen Sache gerichtet. Der Verfaſſer ſchreibt ſehr derb, aber er bringt Gründe und Thatſachen vor, und zeiht unter andern den ſogenannten Carl Moſer, eigentlich Freiherrn von Maſtiaux, einer großen Achſelträgerei, und veränderlicher Geſinnung. Dieſer Freiherr von Maſtiaux hat nach Felders Tode die Fortſetzung der Landshuter Literatur-Zeitung für katholiſche Religionslehrer übernommen, welche weder ſeinen Ruhm noch ſeinen Zweck befördern wird. Sie beharrt in dem eben ſo matten als verderbten Geiſte des Ultramontanismus, und hat unter andern eine lobpreiſende Recenſion von der Schrift: die Kehrſeite Weſſenbergs, aufgenommen, gegen die No 2 gerichtet iſt. An dieſen polemiſchen Ephemeren nehmen wir weiter keinen Antheil: allein die Thatſache, die Veranlaſſung, bleibt für jeden denkenden Menſchen, wie viel mehr für den gutgeſinnten Chriſten, merkwürdig genug, und muß ihn bekümmert machen, was aus dem Cultus im Volke und aus ſeiner Moralität werden ſoll, wenn man in Rom hartnäckig fortfährt, durch den Papismus dem Katholicismus zu ſchaden, ſich vor der ganzen vernünftigen Welt ſo blos zu ſtellen, und durch die Römiſchen Grundſätze der Cleriſey, Kirche getauft, die wahre Kirche und die Religion ſelbſt in ein verdächtiges Licht zu ſtellen.

Was die Schrift No. 3 anlangt, ſo enthält dieſe eigentlich eine Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen zweier Abhandlungen eines päpſtlichen Geheimſchreibers Pauls IV. In der erſten wird erörtert, „ob Papſt Paul auf die Wiederherſtellung „des Conciliums von Trient bedacht ſeyn ſoll? In „der zweiten aber, ob der Papſt den Proteſtanten „die Dekrete dieſes Conciliums mit Gewalt der „Waffen aufdringen könne?“ Dieſe Erörterungen ſind mit jeſuitiſcher Schlauheit und Umſicht abgefaßt. Wenn man bedenkt, daß jenes Concilium von Trient, ſeinen heiligen Geiſt, (welcher bekanntlich in allen Concilien präſidirt.) blos mittelbar, nämlich von Rom empfangen hat, und daß man es in Rom gern für ein allgemeines ausgeben möchte, wogegen doch ſtarke Zweifel vorwalten; ſo iſt es eben nicht überflüſſig, durch Schriften aus jener Zeit zu zeigen, daß Rom im 16. und Rom im 19. Jahrhundert denſelben Ton anſtimmen, wo es auf

Prieſterherrſchaft und Gewiſſenszwang angeſehen iſt, wenn man auch allenfalls neuerer Zeit, ſtatt des Poſaunenbaſſes, ein ſanftes Flötenregiſter zieht. Intereſſant iſt es, hierbei an die Bemerkungen zu erinnern, die der aufrichtige und für das Wohl der Kirche beſſer als der Papſt beſorgte Kaiſer Ferdinand um jene Zeit (1560) dem Kardinal Hoſius*) zuſtellte, in welcher auf Reinigung der Cleriſey u ſ. w. gedrungen, und ſelbſt das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt wieder einzuführen für rathſam geachtet wurde. Es geht aus dieſen Kaiſerlich chriſtlichen monitis hervor, daß man damals in manchen Stücken vielleicht heller dachte als jetzt; und daß Rom von allem vorgeſchlagenen Guten — Nichts that. — Man leſe über alle dieſe Dinge blos katholiſche Schriftſteller von Redlichkeit und Kenntniß; die Bibliotheken wimmeln davon.

Zum Schluſſe noch folgende Anmerkung: Die oben erwähnten Schriften ſind mehreren Spuren zufolge in Baiern herausgekommen, wo es in dieſer Materie wieder zu tagen anfangen will. Wie dem hochherzigen Volke der Baiern von der Cleriſey mitgeſpielt worden, wiſſen wir. Wie ſelbſt der ſonſt kenntnißreiche Kurfürſt Carl Theodor in geiſtlichen Dingen von dem famöſen Beichtvater Frank mit Hülfe des Geh. Raths Lippert gemißleitet und gegängelt worden, hat ganz neuerlich Herr Zſchokke im 4. Band ſeiner documentirten Baierſchen Geſchichte offen dargelegt; neuere Fälle erfährt vielleicht die Nachwelt von dem geiſtlichen Einfluß in manchem Lande. Damals hatte man die politiſche Abſicht, Baiern von den fremden Erzbiſchöfen und Oberhirten unabhängig zu machen, und, wo nicht der Staat, doch die Kirche von Baiern, fiel darüber in die Abhängigkeit eines päpſtlichen Nuncius. Bei der heutigen Aufklärung werden die abgelebten Mittel der Nunciatur, der Jeſuiten, der Beichtväter u. ſ. w. ſchwerlich wieder ſo verderbend wirken. Baierns Geiſt lebt auf.

Merkwürdige Geſchichten, für deren Wahrheit wir nicht bürgen.

1. Joſeph Offner.

Die franzöſiſche Univerſal-Bibliothek begnügte ſich bisher, alle Häßlichkeiten ihres Vaterlandes auszuſpähen und zu entſchleiern; nunmehr erſtreckt ſie ihre Menſchenliebe auch auf Deutſchland, und liefert im dritten Hefte des vierten Bandes folgende gräßliche, aber der Beſtätigung höchſt bedürftige Geſchichte.

„Joſeph Offner, Königl. Bayriſcher Poſt-Director zu Kempten, empfing in den erſten Tagen des Auguſt 1812 von ſeinen Obern den Befehl, ſich nach Nürnberg zu verfügen, um dort eine neue Beſtimmung zu erhalten. Bei ſeiner Ankunft zu Nürnberg wurde er von ſeiner ihn begleitenden Familie getrennt, und in das Staats-Gefängniß Rothenberg geführt, ohne vorläufiges Verhör, und ohne Anzeige der Urſachen ſeines Verhafts. Der Commandant der Feſtung war nicht zuvor von ſeiner Ankunft benachrichtigt worden, allein der Führer der Escorte, welche Offner'n auf der Reiſe bewachen mußte, übergab dem Commandanten einen Befehl, den Gefangenen aufzunehmen und folgendergeſtalt in das Regiſter einzuſchreiben: Joſeph Offner, der Ruhe des Staats gefährlich.“

„Fünf Jahre lang erduldete er hier alles Elend eines Gefangenen in der Baſtille. Er durfte weder ſchreiben noch Briefe empfangen, noch Frau und Kinder ſehen, welche durchaus nicht wußten, was aus ihm geworden war. Trotz der Strenge, mit welcher man ihn behandelte, war es ihm gelungen, wahrend man ihn friſche Luft ſchöpfen ließ, durch Hülfe einiger Mitleidigen ſeine Klagen an die Ober-Poſtverwaltung gelangen zu laſſen. Von dieſer Zeit an ließ man ihn nicht mehr unbewacht im Hofe ſpazieren gehen. Dennoch wußte er zu ermitteln, daß ſeinen Obern ein Brief eingehändigt wurde; allein der Unterbeamte, der ihm dazu verholfen, wurde abgeſetzt. Man nahm ihm Papier, Dinte und Feder weg; er erſetzte das Alles durch ein Stück Holz, durch ſein Blut oder irgend eine ſchwarze Arzney und durch die weißen Blatter ſeiner Bücher. So gelang es ihm zum drittenmal Berichte nach München zu ſenden, die aber ſämmtlich dem Commandanten zurück geſchickt wurden, mit der Drohung ihn abzuſetzen, wenn Offner noch einmal ſchriebe. Seitdem war ihm nicht mehr vergönnt, ſeinen Kerker zu verlaſſen, und er ſah Niemand mehr als den Kerkermeiſter.“

„Er ſaß in einem dunkeln, feuchten Keller, deſſen Fenſter durch Eiſenſtäbe verwahrt war; nimmer drang ein Sonnenſtrahl hinein. 36 Kreuzer täglich waren für ſeinen Unterhalt ausgeſetzt. Indeſſen erprobte ſich auch an ihm die Wunderkraft der Liebe zur Freyheit; er zerbrach die Eiſenſtäbe und wollte an ſeinen Betttüchern ſich hinunter laſſen; allein ſie lößten ſich von dem Nagel, an welchen er ſie befeſtigt hatte, er ſtürzte in den Feſtungsgraben.

---

*) Dieſer Cardinal Hoſius pflegte das Wort im Munde zu führen: „Wer nicht Papiſt iſt, der iſt Sataniſt.“ Sehr wohl!

und lag da, während einer langen November-Nacht, mit einem zerbrochenen Beine und mehreren zerſchmetterten Ribben. Als er bei Tages Anbruch entdeckt wurde, ſchleppte man ihn in ein Gefängniß, welches noch finſterer und feuchter war als das vorige; es hatte gar keine Fenſter und die Luft drang nur durch die Thüre hinein. In dieſer gräßlichen Wohnung lebte er faſt 8 Monate, als ein höherer Poſtbeamter mit dem Befehl erſchien, ihn in Freyheit zu ſetzen. Verſtümmelt, krank und frühzeitig alt geworden, mußte Dreſner vor den Commiſſair, der ihm ſeine Freyheit ankündigte, getragen werden. Sein Geiſt hatte nicht minder gelitten als ſein Körper; er erkannte ſeine Lieben nicht, welche den Commiſſair begleiteten. Man zahlte ihm ſeinen rückſtändigen Gehalt, den er auch als Penſion auf Lebens-Zeit behielt, doch unter der Bedingung, in Ingolſtadt ihn zu verzehren, und zuvor in Nürnberg zu ſchwören, daß er nie klagen wolle, weder gegen den Staat noch gegen Einzelne, und daß er das tiefſte Geheimniß über Alles, was während ſeiner Gefangenſchaft ihm widerfahren, beobachten wolle."

„Man hat ihm Wort gehalten. Er lebt noch zu Ingolſtadt, wiewohl ſehr kränklich. Er ſchweigt gänzlich von ſeinem Schickſal, und was wir hier erzählt haben, kommt aus anderer Quelle. Uebrigens hat man von den Urſachen ſeiner Verhaftung noch immer nichts erfahren, und man behauptet ſogar, daß in ſeinen, 1812 ihm weggenommenen, Papieren nichts gefunden worden, was ihm nachtheilig ſeyn könnte."

(Wenn dieſe Geſchichte ganz ſo wahr iſt — woran wir ſehr zweifeln — ſo halten wir allerdings für nützlich, daß ſie bekannt gemacht werde, und ſelbſt wenn ſie nicht wahr iſt, wird es gut ſeyn, daß die bayerſche Regierung erfahre, weſſen ſie in Paris beſchuldigt werde. Vielleicht wird ein bayriſcher, von der Sache näher unterrichteter Beamter in dieſem deutſchen Blatte uns Auskunft geben. Lebte Schlözer noch, und ſchriebe er noch ſeine Staats-Anzeigen, ſo wäre die Geſchichte ohne Zweifel ſchon längſt allgemein bekannt, trotz der ewigen Klage über Mangel an Preßfreyheit, ein Mangel, der in Deutſchland eigentlich nie geſpürt wurde.)

2, Mathurin Louis Cohas.

Dieſelbe Bibliothek liefert einen Aufruf an die Freunde der Menſchheit, der Ordnung und der Geſetze, verfaßt von Aimé Cohas, welcher erzählt: ſein unglücklicher Bruder, der obengenannte Louis Cohas, habe durch Selbſtmord ſein Leben geendet. Am Tage ſeines Todes verfügten ſich zwey Freundinnen der Familie zu dem General-Vicar Boulard, und erſuchten ihn, in Abweſenheit des Pfarrers die gewöhnlichen Religions-Gebräuche bei der Beerdigung des Verſtorbenen zu veranſtalten. Es wurde abgeſchlagen. Eben ſo verfuhr Hr. Bourgneuf, Vicar von St Brieuc. Eine förmliche Requiſition von zwei Notarien hatte daſſelbe Schickſal. Beide Geiſtliche waren abweſend. Nun wurde an den Maire von St. Brieuc geſchrieben und er, mit Berufung auf die Geſetze, aufgefordert, einen katholiſchen Prieſter zu beauftragen, daß er die Beerdigungs-Ceremonien verrichte. Ohngeachtet nun wirklich das angeführte Geſetz ganz klar verordnet, daß, wenn ein Prieſter, unter welchem Vorwand es auch ſey, einem Verſtorbenen das Begräbniß verweigere, die Civil-Obrigkeit einen andern an ſeine Stelle ſchicken ſoll; ſo antwortete dennoch der Maire, (Nahmens Prudhomme) er könne den Herren Geiſtlichen keine Befehle geben und habe ſich auf keine Weiſe in die Religions-Gebräuche zu miſchen; jenes Geſetz könne hier nicht in Anwendung kommen, denn die Umſtände hätten ſich verändert; die damalige Regierung habe offenbar die Kirche unterjochen wollen, ein Unternehmen, an welchem ſie total geſcheitert, und die jetzige Regierung weit entfernt ſey, es erneuern zu wollen.

Vergebens fragte man den Herrn Maire: ſeit wann es zu den Berufs-Pflichten ſeines Amtes gehöre, diejenigen Geſetze, welche noch in Kraft bleiben ſollen, von denjenigen zu unterſcheiden, welche den Umſtänden zu unterwerfen ſind? vergebens führte man ihm zu Gemüthe, daß alle, nicht durch neuere Verordnungen abgeſchaffte, Geſetze gültig geblieben; er beharrte bei ſeiner Entſcheidung. Der Bruder des Verſtorbenen wünſchte nunmehr mit ſeinen Freunden im Tempel Gottes, dieſes Gottes der Verzeihung, für den unglücklichen Selbſtmörder, zu beten, und ſchrieb deßhalb an Herrn **Rais**, Pfarrer der Cathedral-Kirche, ihm die Bitte antragend, daß er eine Meſſe für die Ruhe der Seele ſeines Bruders leſen wolle. Der Pfarrer antwortete: „Das wäre ein Aergerniß für die Verſammlung der Gläubigen; die Geſetze dulden es nicht." Welche Geſetze? fragte man. Doch wohl die Staats-Geſetze? weil die Kirche im Staate, und nicht der Staat in der Kirche iſt. Dieſe verordnen aber ausdrücklich, daß die vormals gebräuchlichen Ceremonien wiederum ſtatt finden ſollen! — Alles vergebens! es blieb dem Bruder des Verſtorbenen nichts weiter übrig, als in einer Druckſchrift von 6 Seiten an das Publikum zu appelliren, welches die Achſeln zuckt. —

3. Der Shawl-Fabrikant Telle.

Gegen dieſen Mann, der ein Proteſtant iſt und zu Troisville wohnt, klagte der Pfarrer Navier folgendergeſtalt: „Ich hatte am 31. May eine Proceſſion des heil. Sacraments mit dem Kreuze und den Bildern des heil. Petrus und der heil. Jungfrau veranſtaltet; da begegnete uns der Telle, der ſeit zwey Jahren die Rolle eines Proteſtanten ſpielt, und ging in der Entfernung eines Schrittes nebenher, den Hut auf dem Kopfe, mit frechem Gang und Haltung, bis das heil. Sacrament kam, da nahm er den Hut ab, aber mit einem höniſchen Lächeln und ohne langſamer zu gehen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß ſein Betragen nicht ungeſtraft bleiben werde. Er machte eine, Verachtung andeutende, Bewegung mit dem Arme, und in ſtummer Sprache ſchien er auszudrücken, daß er ſich um mich nichts ſchere, (qu'il se f... de moi) vielleicht hat er es auch würcklich geſagt, allein ich habe es nicht gehört und übergehe es daher mit Stillſchweigen. Alle die dabei waren, haben meinen gerechten Unwillen getheilt; manche meynten, es ſey mit Fleiß geſchehen, und der Hr. Maire ſelbſt äußerte die Vermuthung, es möchte wohl gar eine Wette gegolten haben. Ich bitte, den Telle exemplariſch zu beſtrafen."

Hierauf wurde Telle vor das Corrections-Tribunal von Cambray gefordert. Hier wiederhohlte der Pfarrer, der Beklagte ſey das Kreuz vorbeigegangen mit dem Hute auf dem Kopfe; den heiligen Peter mit dem Hute auf dem Kopfe; die heil. Jungfrau mit dem Hute auf dem Kopfe. Endlich habe er zwar das heil. Sacrament begrüßt, aber ſich zu ſagen erlaubt: „wenn ich den Hut ziehe, ſo geſchieht es nicht um deines Gottes, ſondern um der Verſammlung willen." Indeſſen geſtand der Hr. Pfarrer ein, dieſe letzte Aeußerung ſey erſt mehrere Tage nachher in einer Geſellſchaft vorgekommen, wo man dem Telle den Vorſchlag gemacht habe, für eine Strafe von 30 Franken die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.

Noch zwey Zeugen wurden abgehört, deren Einer zwar den Hut auf dem Kopfe beſtätigte, allein weder unanſtändige Geberde geſehen, noch dergleichen Aeußerungen gehört hatte. Daſſelbe erklärte auch der Andere, blos hinzu fügend, Telle habe gelächelt als er den Hut abgenommen. Drey andere Zeugen für den Angeklagten, behaupteten, er habe gewöhnlich ausgeſehen, habe weder gelächelt, noch Geſichter geſchnitten, noch beleidigende Worte ausgeſtoßen. Gegangen ſey er wie ein Menſch, der ruhig ſeines Weges geht. — Hierauf bemerkte ſein Advocat, daß von der ganzen Anklage nichts erwieſen ſey, als daß er vor dem Kreuze und den heiligen Bildern den Hut nicht abgenommen; kein Geſetz verordne das Haupt zu entblößen, wenn eine Proceſſion vorübergehe; überdieß ſey Telle Proteſtant, glaube nicht an die heiligen Bilder; müſſe, ſeiner Religion zufolge, es für Götzendienſt halten ihnen Ehrfurcht zu bezeigen; Religions-Freyheit ſey durch die Conſtitution garantirt; ſie könne aber in nichts anderem beſtehen, als in der Erlaubniß, alle äußere Gebräuche des einen Cultus mitzumachen und zugleich aller äußeren Gebräuche des anderen Cultus ſich zu enthalten. Ueberdieß habe Telle würcklich den Hut abgenommen, nur nicht vor dem Kreuze, weil man Niemanden zumuthen könne jedes Kreuz zu grüßen, indem man ſonſt vor keiner Goldſchmiets-Bude und an keinem Frauenzimmer, welches etwa ein Kreuz am Halſe trüge, vorübergehen könnte, ohne das Haupt zu entblößen.

Trotz allen dieſen Gründen verurtheilte der Königl. Procureur den Angeklagten zu funfzehntägigem Gefängniß; das Tribunal verwandelte dieſe Strafe in gefängliche Haft von 24 Stunden und in Erlegung von 16 Franken. (Man ſollte fürwahr glauben, das Urtheil ſey zu Würzburg geſprochen worden.) —

(Die Fortſetzung folgt.)

Kleine Literariſche Notiz.

— Ein Herr Civique de Gastine hat geſchrieben: von der Freyheit der Völker und den Rechten der Monarchen. Er gründet ſein politiſches Syſtem auf zwei Vergleichungen. Ein Volk, groß oder klein, iſt ihm ein einzelner Menſch im Phyſiſchen wie im Moraliſchen; dann vergleicht er es auch wieder einer Familie, deren Vater der König iſt: daraus zieht er den Schluß, daß, wenn ein Volk mündig geworden, es keines Königs mehr bedarf. In ſeinem Syſtem iſt das Königthum anfangs unbeſchränkt und wird zuletzt conſtitutionell. Iſt es einmal dahin gekommen, ſagt er, ſo iſt nichts im Stande es vom Untergang zu retten, denn dem Alter folgt nothwendig der Tod. Weiterhin ſagt er: „Der Untergang des Königthums in Europa iſt unvermeidlich, wird aber nur nach den ewigen Geſetzen der Natur erfolgen, wird das Werk der Zeit ſeyn, die Alles zerſtört und der man vergebens widerſteht. Dieſer Tod, der ſtufenweiſe täglich wircket, iſt offenbar nahe, wenn man den Zuſtand des Kranken betrachtet, der widerſinnigen Mittel, deren er ſich bedient und das ihm ſchädliche Clima — wenn die Birne reif iſt, ſo fällt ſie ab." — Allein dem Verfaſſer zufolge erwartet die Völker ein ähnliches Schickſal. Ein Volk hat auch „ſeine Geburt, Kindheit, Jugend, Mannbarkeit, ſein Alter, ſeine Hinfälligkeit und ſeinen Tod." —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 7. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Schöne Literatur.

Aus der Geiſterwelt, Geſchichten, Sagen und Dichtungen, herausgegeben von Friedrich von Fouque und Friedrich Laun. Schon zu zwey Bänden angewachſen, als Fortſetzung des Geſpenſterbuches und Wunderbuches, von welchen beyden wir nichts geleſen haben. Wollte Gott, wir könnten das auch von dieſen Geſchichten aus der Geiſterwelt ſagen, (Dichtungen ſind nicht darunter) die wir mit angenehmen Erwartungen in die Hand nahmen, Erwartungen, zu welchen die Nahmen Fouqué und Laun uns zu berechtigen ſchienen; doch leider, haben wir uns getäuſcht! Dürftiger an Erfindung, matter an Ausführung und inconſequenter in der Zuſammenſtellung wird man ſchwerlich noch Geſpenſter-Mährchen finden. Bisweilen fangen ſie recht intereſſant an, man meynt es ſtecke etwas dahinter, aber keines derſelben erhält ſich bis an's Ende, keines befriedigt auch nur einmal den Geſpenſterglauben, der auch ſeine Geſetze hat, über die hinaus man ihm nichts zumuthen darf. Außer den beyden Herausgebern, haben Frau von Fouqué und Hr. v. Miltitz Beyträge geliefert, Hr. v. Fouque ſelbſt eine einzige, kurze Geſchichte, Burg Belmonte betitelt, und die iſt gerade die ſchlechteſte von allen; man meynt er habe ſie im Fieber geſchrieben. Die beſte, durchgeführteſte, ſind die zwölf Nächte von Miltitz, auch weniger breit als die übrigen. — Nur gemeinen Leſebibliotheken können wir dieſe Mährgen empfelen. —

— Die Verfaſſerin der (uns unbekannten) Werke: Guſtavs Verirrungen, die Honigmonate ꝛc. — Caroline Auguſte nennt ſie ſich — hat kleine Erzählungen und romantiſche Skizzen geſchrieben, von welchen wir die beyden erſten geleſen haben. Uns hat dieſe Lectüre nicht gefeſſelt. Wir haben das Buch weggeworfen, und wiſſen daher nicht, ob die folgenden Erzählungen anziehender ſind. —

— Ohne Zweifel wird man uns wieder verketzern, wenn wir in das Poſaunen-Lob nicht einzuſtimmen vermögen, welches jetzt von Vielen dem verſtorbenen jungen Dichter Ernſt Schulze ertheilt wird. Wir haben ſchon einmal, bey Gelegenheit ſeiner Zauber-Roſe, etwas über ihn geſagt. Jetzt liegt der erſte Band ſeiner Cäcilie vor uns, ein romantiſches Gedicht in nicht weniger als zwanzig Geſängen und ein Ehrenmann wie Bouterweck ſagt in einer Vorrede von dem Dichter: „ſein Nahme werde, wenn ihn (den Vorredner) nicht Alles trüge, ſo lange mit Auszeichnung genannt werden als unſere Sprache lebe." — Es iſt nicht zu leugnen, daß in der Mechanik des Versbaues der Verſtorbene es ſehr weit gebracht hatte, er macht mit großer Leichtigkeit allerliebſte Verſe; aber die eigentliche, unentbehrliche Dichtergabe, Phantaſie, beſaß er, nach ſeiner Zauber-Roſe und nach dieſer Cäcilie zu urtheilen, in ſehr geringem Maaße, und daher wird vermuthlich ſein Nahme nur ſo lange mit Auszeichnung genannt werden, als die jetzige Form unſerer Sprache lebt. Dabey iſt er ſo breit, ſo gewaltig breit, daß es nicht möglich iſt zwey Geſänge hinter einander zu leſen. Wir wollen ehrlich ſagen, welche Empfindung er in uns erweckt hat. Wir ſind einmal von Verona nach Bologna gereiſt, eine Reiſe von mehreren Tagen. Der Weg führt ohne alle Abwechſelung durch eine ſchöne Ebene, lauter Felder von Ulmen begrenzt, und Guirlanden von Weinreben verbinden dieſe Ulmen miteinander. Es ſieht gar lieblich aus. In der erſten Stunde iſt man entzückt, in der zweyten, dritten, vierten, fängt man ſchon an kühler zu werden, und wenn man dieſe mahleriſchen Guirlanden ſo zweymal vier und zwanzig Stunden mit angeſehen hat, ſo wünſcht man endlich von Herzen, irgend einen wilden Hügel oder Buſch zu erblicken. —

— Ein hiſtoriſches Drama, Heinrich der Finkler oder die Ungarn-Schlacht hat Hr. Krug v. Nidda geſchrieben, der ſeinen Helden einen Sachſen-Theſeus nennt. Die Sprache iſt ſehr modern. Ein Rottmeiſter im zehnten Jahrhundert hebt damit an, daß er erzählt: „roth wie Roſen blüht die Dämmerfrühe," findet es dann nicht wohl gethan „ſich auf Mayenblumen hin zu betten," ſchilt dann die Lanzenknechte Pfahlbürger, die damals noch gar nicht exiſtirten. Auf ſeltſame neue Worte ſtößt man auch bisweilen: Die Fähnlein ſtehen Gebotsſchall harrend, eng angeſchildet — der Pfeilnacht zu begegnen — die Scheitelmähne — ein ſchauerlicher Chor gehäufter Leichen — fluchtplündernd — ꝛc. Die Scanſion iſt durchgehends auf das allernachläſſigſte behandelt. Man ſkandire einmal Jamben wie folgende: „Zu ſeinem Nachfolger im Reich erkührt" (muß heißen gekührt.) — „Wichtiges, Herzog, habe ich zu berathen" — „iſt's vielleicht gut, wir ziehn die Schlingen dichter" — und hundert dergleichen Beyſpiele. Oft hat der Dichter, um ſeinen Vers zu runden, ſich des ſehr verwerflichen Mittels bedient, die Worte auseinander zu recken; da ſagt er: eine Abenteure — die Fremdlinginnen — Grafe ſtatt Graf ꝛc. Cacophonien, wie folgende, ſind auch nicht ſelten: noch unſerer Siegsſchlacht lachend — bisweilen wird die Poeſie plötzlich zur gemeinen Proſa: z. B. „mir kommt ein Einfall" — doch gern wollten wir Alles das überſehen, wenn nur das Ganze feſſelte!.. aber — obgleich König Heinrich zu Pferde erſcheint, und auf ſeinem Schilde ein Schwerdt führt, das den Halbmond ſchlägt, (wir begreifen nicht wie ein ſolches Schwerdt gemahlt werden ſoll) und obgleich derſelbe Heinrich mit det Hand dermaaßen auf einen Malſtein ſchlägt, „daß er ſichtbare Spuren ſeines Griffes zurückläßt" ſo ſind wir doch überzeugt, daß das Stück weder auf der Bühne noch bei dem Leſer Glück machen werde. Denn ein Schauſpiel, in welchem wir drey Acte hindurch Vorbereitungen zu einer Schlacht machen ſehen, und deſſen ganzes Intereſſe auf dem Erfolge dieſer Schlacht ruht, taugt nicht für die Bühne. Der Dichter hat freylich auch eine Liebesgeſchichte hinein gewebt, aber ſie ſteht im Hintergrunde und iſt aus lauter Großartigkeit ſehr ungemüthlich geworden. Uebrigens iſt das Büchlein ſehr ſchön verziert. — Trotz dieſer ſcharf tadelnden Anzeige, bekennen wir doch recht gern, daß ein nicht gemeines Talent in dem Dichter wohnt; aber es wird und muß zu Grunde gehen, wenn er nicht, ſo oft er die Feder eintaucht, alle Muſter, die ihm vorſchweben, gänzlich verſcheucht und ſich allein der Natur und ſeinem eigenen Genius überläßt. Er ſetze ſich einmal hin und ſchreibe ein Schauſpiel, als ob er der Erſte wäre, der die Kunſt erfinden ſollte; was gilts, dann wird er etwas recht lebendiges hervorbringen. —

Daſſelbe können wir nicht von Herrn C. D. M. ſagen, der durch ſein erſtes Bändchen Dramatiſcher Dichtungen bewieſen hat, daß er weder als Original noch als Nachahmer jemals viel leiſten wird. —

Original hingegen iſt der Declamator Solbrig, aber leider in der Erbärmlichkeit; denn erbärmlicher kann nichts gefunden werden, als die beyden, jüngſt von ihm dem Druck übergebenen Poſſen: die Judenſchaft in der Klemme und die Dorfſchule. In der erſten, die ein Seitenſtück zu: Unſer Verkehr ſeyn ſoll, zwingt ein Hr. Lieutenant einen Juden, den Wechſel aufzufreſſen, den er einzucaſſiren kam, dann giebt ein Unteroffizier einem Juden eine Ohrfeige und ſchimpft ihn Cujon; dann preßt der Hr. Lieutenant wieder auf eine ſpitzbübiſche Weiſe der ſämmtlichen Judenſchaft 200 Thaler ab; und alles das iſt mit ſo gemeinem Schimpfen verbrämt, daß es ſelbſt Juden-Feinde anekeln muß. — Die zweyte Poſſe, die Dorfſchule, iſt ein Moſaik von alten derben Späßchen. Die ſpielenden Perſonen ſind der Schulmeiſter und 8 Bauerjungen. Aus einer Anmerkung erſieht man, daß ſämmtliche Rollen auch von Einer Perſon hinter der Scene executirt werden können. Wenn der Buffo gut iſt, und die verſchiedenen Stimmen gut nachzumachen weiß, ſo begreifen wir wohl, daß man oft eben ſo laut wird lachen müſſen, als man vor einem Pulcinell-Theater lacht; aber wer kann ſolch Zeug leſen? warum alſo es drucken laſſen? —

— Unſer vicarirender Satirikus Friedrich hat einen dicken Band Dialogiſcher Turnſpiele herausgegeben, das iſt: erbauliche Geſpräche zwiſchen Spöttern und ernſthaften Leuten über allerley Dinge. Erbaulich mögen dieſe Geſpräche für manchen ſeyn — man weiß, daß die Aegypter ſich auch an — Zwiebeln erbauten — unterhaltend ſind ſie aber nicht. Wir können ſie nicht einmal mit Geſundheits-Chocolade vergleichen, als nur in ſo fern die Vanille fehlt. Der Leſer findet hier — ſehr weitläuftig gedruckt, um die Bogenzahl zu vermehren, um das, was nicht köſtlich iſt, wenigſtens koſtbar zu machen — wohl hundert kleine Geſpräche die witzig ſeyn ſollen, aber dieſe hundertfältige Erndte iſt auf magerm Boden gewachſen, den vielleicht der Verleger etwas gemergelt hat. Damit der Vorwurf uns nicht treffe, als beſchauten wir den vicarirenden Satyriker durch eine angelaufene Brille, ſo theilen wir hier ein Paar dieſer Turnſpiele mit — „Citra und Ultra — Ultra. Volksvertretung! — „heilloſer Unſinn! ein zweyſchneidiges Schwerdt in „der Hand eines Kindes! — ich ſtimme für unumſchränktes Königthum, man muß den Königen noch „mehr Macht geben als ſie ſchon haben. — Ich bin „Ultra mit Leib und Seele. — Citra. Pſt! — „Hörteſt du nicht ſo eben einen Ochſen brüllen? — „Ultra. Es war mir faſt ſo. — Citra. Was

„denkſt du dabey? — **Ultra.** Was läßt ſich bey dem „Gebrüll eines Ochſen denken? — **Citra.** O „gar Manches. — Ich zum Beyſpiel denke dabey: „wenn dieſer Ochs ſich nicht ſchon angewöhnt hätte, „du du zu brüllen, ſo würde er jetzt höchſt wahrſcheinlich — Ultra! Ultra! brüllen.“ (Künftig wird man bey dem Gebrüll eines Ochſen, auch an das dialogiſche Turnſpiel denken können.) — Hier Eins der witzigſten: „**Was iſt ein Habicht?** **Jakob und Eſau.** — **Jakob.** Accipere heißt alſo empfangen? — **Eſau.** Richtig. Jakob Accipiter alſo ein Empfänger? — **Eſau.** — So iſt's, zugleich aber ein Habicht. — **Jakob.** Dann iſt ja wohl ein Ober-Empfänger eine Art von Ober-Habicht? — **Eſau.** Wohl möglich, mitunter wenigſtens. Ich kenne mehr als Einen, der dieſen Titel verdient. — **Jakob.** Sollte der Nahme dieſes Raubvogels nicht vielleicht aus **haben** und **ich** zuſammengeſetzt ſeyn? — **Eſau.** Wahrſcheinlicher als aus **haben** und **nicht**.“ (Man ſieht, daß **Eſau** damals ſchon ſeinem Bruder **Jakob** das Linſen-Gericht weggefiſcht, und er etwas zu viel von den Hülſenfrüchten genoſſen hatte.) — In einem politiſchen Dialog, **über das Gleichgewicht von Europa**, ſitzt die alte Jungfrau Europa auf dem Rücken des Jupiter, der ſich in einen Ochſen verwandelt hat, und **Philon** ſpricht: „Beſſer wäre es, wenn der Ochs ſich in einen Jupiter verwandelt hätte, und auf dem Rücken der Europa ſäße.“ (An einem Ochſen kann Hr. **Friedrich** nun einmal nicht vorbey gehen, ohne ihn zum Turnen einzuladen.) — In einem Dialog: **Paroli!** oder die **drey Muſen und der Rehbock**, klagt er, daß er ſein Töchterchen mitgenommen, um das Luſtſpiel **der Rehbock** ſpielen zu ſehen; denn am Schluſſe des erſten Acts habe er es nach Hauſe ſchicken müſſen. Daran hat er ſehr wohl gethan. Vermuthlich hat das Töchterchen zu Hauſe in den Turnſpielen des Papa's folgende Stelle geleſen: „**Sempronius.** „Stelle dir vor, aus lauter Zerſtreuung verwechſelt meine Frau die Thüren und geräth in das Schlafzimmer meines Comtoir-Dieners, einen Stock höher. Wäre ich nicht dazu gekommen, beym Himmel! es, hätte ein Unglück geſchehen können.“ **Cajus** antwortete: „So? — Ey nun erkläre ich mir erſt „warum ſie ſich vor der Verherrathung mit dir „auf einmal in **mein** Schlafzimmer verirrt hat.“ (Wenn nur das liebe Töchterchen nicht aus dem Regen in die Traufe gerathen iſt.) —

Die kleinen Romane und Erzählungen von Heinrich Döring ſind ein Wieſenbächlein, welches in gar zu vielen Krümmungen fließt, und an deſſen niedrigem Ufer die allbekannten Blümlein wachſen. Indeſſen, das Waſſer iſt klar. —

Tielmann hat in Riga **Livona's Blumenkranz** herausgegeben. Die Blumen ſind ſehr verſchiedener Art, und wenn ſie auch nicht Alle riechen, ſo ergötzen ſie doch das Auge. Aber auch der lieblich duftenden ſind viele darunter. Sehr wohl hat es uns gefallen, daß proſaiſche, gehaltvolle Aufſätze mit Gedichten wechſeln. Die Schilderung des Luxus, der Sitten und Gebräuche der Lievländer zur Zeit der Ordensregierung iſt eben ſo unterhaltend als belehrend, und manche alte Verordnung könnte noch heute gelten, z. E.: „die „Jungfrauen ſollen mit den fremden Haaren eine „ſothane Maaſſe halten, daß ein Ehrbar Rath nicht „verurſacht werde, ein anderes dagegen vorzunehmen“ — „doch läßt ein ehrbar Rath die ſammtnen Frauenmützen, ſo itzo gebräuchlich, vor dießmal paſſiren, nur daß die gemeinen Bürgerfrauen „mit dem Beſticken eine Maaße halten.“ — „Der „Frauen und Jungfrauen Unterröcke ſollen mit keinen goldnen und ſilbernen Spitzen oder Galaunen beſetzt ſeyn, auch ſind die Oberröcke mit einem langen Schweif oder Schlepf, ſo ein ſchänd- „oder ärgerlicher Mißbrauch, verboten.“ — 1670 wurde den Schneidern befohlen, die Kleider nicht länger als eine Elle hoch von der Erde zu machen; alſo ungefähr wie jetzt die Altenburger Bäuerinnen ſie tragen. 1545 verfügten die Stände zu Wolmar, „der Adel möge, zum Beiſpiel für andere, alles „orgen und küſſen mit den Damen im Tanz unterlaſſen, die adlichen Jungfrauen ſollten ſich des „Gaffens und Scherzens enthalten, und die gemeinen Diener ſich nicht der unſchicklichen Handgriffe „mit den Fräulein bedienen.“ — Seltſam war der Gebrauch, daß eine Braut vor dem Altar wohl eine halbe Stunde auf das Jawort warten ließ. — Der Hochzeitſaal mußte mit Heu beſtreut werden, wenn man nicht in verſchüttetem Biere ſtehen wollte. Auch foderte die Sitte, daß die Braut dem Bräutigam einen Sohn oder Tochter zutrank. — Als die Perlen-Kragen an den Hemden verboten wurden, da wurde es Mode, allerley Reimſprüche in die Hemden zu nähen, die nach dem derben Geſchmack damaliger Zeit zu ſchließen, oft ſeltſam genug geweſen ſeyn mögen. —

Hier ein Vers aus einem alten Hochzeitsgedichte:

Geff her de ſchmücke Hand,
Der Lev tho enen Pand,
Myn trute leve Liesken,
Leve My

Wie Ick dy, Myn Zibbing un myn Zieſken.

(Küchlein und Zeiſig.)

Dieſer nordiſche Blumenkranz, aus welchem noch manches ſchöne Blümchen zu erbeuten und vorzuweiſen, der Raum leider nicht verſtattet, ſchließt mit ſehr artigen Geſchenken des Augenblicks für den Augenblick. In einer fröhlichen Geſellſchaft nehmlich wurde eine Art von Gedanken-Lotterie gebildet, indem man verſchiedene Worte auf Papierſtreifen ſchrieb, dieſe in einem Hute durcheinander miſchte, und dann Jeden einen Streifen ziehen ließ, worauf der, welcher gezogen, unter das vom Zufall ihm zugetheilte Wort, in Beziehung auf daſſelbe, etwas ſchreiben mußte, launig oder ernſt, wie es ihm beliebte. Die hier gedruckten Proben beweiſen, daß eine ſehr gebildete Geſellſchaft beiſammen war. Z. E. derjenige, der die Worte Vormals und jetzt ergriffen hatte, ſchrieb darunter: „Vormals entzückte die Hauptſtadt ein Kampfſpiel mit 600 Löwen — jetzt die Hauptſtädte das Poſſenſpiel eines Hundes.“ — Unter Jean Paul wurde geſchrieben: „Werde doch wieder ein Deutſcher Friedrich Richter, damit nicht der heutige Puerismus oder Purismus dich bewährten Wehrmann deutſcher Geiſtesfreiheit als Fremdling verbanne.“ — Unter Vaterlandsliebe: „Sie iſt die Dampfmaſchiene in der großen Staatsfabrik, die alle Federn und Hämmer in Bewegung ſetzen ſoll.“ — Unter Schaumünzen: „Höflinge ſind oft Schaumünzen, nur zum Staat, nicht für den Staat, ſauber und leicht geprägt, von wenig innerm Werth, und, außer der Cour, faſt überall außer Cours.“ — Unter Reiſe: „Jüngling! deine Reiſe durch die Welt gleiche der Reiſe um die Welt; verliere auch du nur Einen Tag — den letzten.“

Das Büchlein iſt durch einen guten Kupferſtich, das Bild des verſtorbenen Fürſten Barclay de Tolly, und durch die Darſtellung einiger Liefländiſchen Gegenden geziert, welche dem deutſchen Leſer beweiſen werden, daß Liefland nicht ein ſo flaches Sandland iſt als man gewöhnlich glaubt, ſo wie der Inhalt des Büchleins ihm bewieſen hat, daß die Muſen dort auch gern wohnen.

Der Freyherr von Berlepſch.

Dieſer muthige Mann hat eine neue Schrift an das deutſche Publicum herausgegeben, in welcher er ſein Mißgeſchick am Bundestage erzählt, und von dem preußiſchen Geſandten, Grafen v. der Golz, meint: „er ſey ein Obermarſchall, der mehr dazu geeignet ſeyn möchte, ein Hoffeſt anzuordnen, als dasjenige zu vertreten, was jedem deutſchen Staatsbürger wichtig ſey.“ Dieſe nicht ſüße Bemerkung gründet ſich nemlich darauf, daß dem Herrn v. Berlepſch die Verwendung der preußiſchen Geſandtſchaft am Bundestage ausdrücklich und ſchriftlich zugeſagt war, daß aber nichts für ihn geſchah; denn bekanntlich wieß der Bundestag ſeine Klage nicht nur ab, ſondern verwieß ihm auch in herben Ausdrücken ſein unehrerbietiges Benehmen, und der preußiſche Geſandte trat der Majorität bei, ohne ein Wort von Verwendung fallen zu laſſen. Das iſt allerdings nicht wohl zu erklären; denn da dem Herrn v. B. die Königl. preußiſche Verwendung verſprochen worden war, ſo hatte er wohl allerdings ein Recht ſie zu erwarten. — Nebenher beweiſt der Verfaſſer, daß das Weimariſche Oppoſitionsblatt leichtſinnig und unwiſſend ihn beurtheilt habe, da es doch auf Gründlichkeit und Kenntniß Anſpruch mache. Was das letztere betrifft, ſo glauben wir, daß er dem Oppoſitions-Blatte Unrecht thut; es iſt in dieſer Hinſicht anſpruchlos. —

Von dem Zutrauen auf deutſche Landſtände ſagt Herr v. B.: „ohne die Anweſenheit eines unabhängigen Bundesgerichts, und eine genauere Befolgung der Executionsordnung, als es in Deutſchland Sitte war, kann ich dieſe Hoffnung nicht hegen. Ich bin zu wahrhaft, um nicht geradezu zu behaupten, daß die Landſtände der neuern Zeit nichts anders als Zank und Unruhen bewürken werden, die den merkantilen Journaliſten nur Stoff zu manchen Artikeln ihrer Flugblätter geben werden, um etwas pikantes aufzutiſchen, da das Publicum daran Geſchmack findet.“ (Das ſagt ein wohlunterrichteter und in ſolchen Dingen ſehr erfahrener Mann.) —

Das ihn betreffende Protocoll der Bundestagsverſammlung liefert er wörtlich, mit dem herben Zuſatz: „da der Leſer dieſer Protocolle täglich weniger werden, weil ſie den Verſtand ſo wenig erleuchten, als das Herz zu patriotiſchen Geſinnungen erwärmen; mithin von eben ſo wenigem Nutzen ſind, als es die Verhandlungen des ehemaligen Regensburger Reichstages waren, die jeden irgend gebildeten Mann anekelten.“

Hr v. B. hat nun eine wichtige, ſeine Rechte beweiſende Druckſchrift, 149 Seiten ſtark, vollendet, unter dem Titel: Appellation an den geſunden ſchlichten Menſchenverſtand u. ſ. w., die aber zur Zeit noch nicht in den Buchhandel und in's Publicum getreten, weil er ſie zuvor an Se. Majeſtät den König von Preußen geſchickt hat. Sie bezieht ſich auf zwölf Vorgänge, die den Verfaſſer und ſeine Rechtsſache characteriſiren, ſie entwickelt ſieben Folgerungen und widerlegt in ſiebzehn Abfertigungen alle Beſchuldigungen gegen ihn. Wenn der König das Betragen ſeines Geſandten mißbilligen, und dieſe Mißbilligung in den Protocollen der Bundestagsverſammlung widerlegen laſſen will, ſo ſoll jene Druckſchrift vernichtet werden. Hr. v. B. fordert auch nicht, wie Hr. von Grävell, daß der König die Exemplare dem Verleger abkaufen ſoll, wohl aber ſetzt er ihm gleichſam einen Termin von zwei Monaten; bleibt die Königliche Antwort länger aus, ſo ſoll jener Schrift die ausgebreitetſte Publicität gegeben werden.

Der König antwortete ihm, er habe ſeine Eingabe an den Hrn. Staatskanzler gelangen laſſen, an welchen Hr. v. B. nun auch ein Schreiben ergehen ließ, welches mit den Worten anhebt: „Da es ſcheint, daß Ew. Durchlaucht nicht gern antworten.“

Was nun weiter in dieſer ſeltſamen Streitſache geſchehen wird, darüber wird Hr. v. B. ohne Zweifel das Publicum nicht in Unwiſſenheit laſſen. Er ſchließt mit folgenden Worten: „Bin ich, — wie dieſe Wahrheit klar zu Tage liegt — von der Bundesverſammlung auf ewige Zeiten öffentlich beſchimpft, ſo muß dieſe Beleidigung auch eben ſo öffentlich vernichtet werden, als ſie ſtatt gefunden hat; denn die Hrn. Geſandten in Frankfurt, und am wenigſten der Königl. Preußiſche, haben von dem deutſchen Volke keine Bevollmächtigung erhalten, einen Deutſchen in einer wahren National-Angelegenheit zu beleidigen.“

(Wir können uns der Bemerkung nicht enthalten, daß ſelbſt das Recht einnehmend oder zurückſtoßend erſcheint, je nachdem es vorgetragen wird, und daß derjenige, der durch die letztere Art des Vortrags Anerkennung ſeines Rechts erzwingen will, das menſchliche Herz nicht kennt.)

Sammlung von Beiträgen zur Geſchichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen. (Köln 1818)

(Mit fünf Abbildungen in Steindruck.)

Der ſich um vaterländiſche Specialgeſchichte verdient machende Herr Profeſſor Wallraf, hat unter dieſem Titel den erſten Band einer Sammlung für die Geſchichte von Köln herausgegeben, die er durch Zuſammenſtellung des zerſtreut vorhandenen und durch neue Beiträge fortzuſetzen gedenkt. Köln, das erſt neuerlich durch ſeinen Dom die Aufmerkſamkeit der Alterthums- und Kunſt-Kenner wieder auf ſich gezogen, iſt eine der älteſten Städte. Sie predigt uns in dem Verfall ihres Handels und Glanzes die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge. Das Intereſſe einer beſſern Zukunft liegt in den Händen ihrer neuen Regierung; vielleicht kann es der hiſtoriſche Rückblick verſtärken helfen.

Der Verf. der obigen Schrift geht auf ihren Urſprung zurück, ſoweit Nachrichten und Denkmäler reichen.

Agrippa, Kaiſer Auguſts Schwiegerſohn und Thatenführer, beſtimmte dieſen Boden zu einem römiſchen Standquartier. Seine Popularität, die römiſchen Feſte und die Sicherheit des Aufenthalts wurden bald ſehr anlockend für ein bereits Handel treibendes teutſches Volk, die Ubier, die am jenſeitigen Ufer von den ihnen gehäſſigen Sueven oft gedrängt wurden. Bald wurde der Ort der Hauptſitz der Ubier, und Agrippina die jüngere, die Mutter des Nero, die hier geboren ward, gab ihm den Namen ihrer Colonie — (Colonia agrippina) die Ubier verſchmolzen mit den Römern, und trugen Spott und Haß teutſchgeſinnter Stämme davon, als ſie, nur glücklich im Handelsgewinn, ſich Agrippinenſer zu nennen anfingen. In dem von Agrippa erbauten Marstempel (wo jetzt das Rathhaus ſteht,) hing das Siegerſchwert des Julius Cäſar, hier hingen die gemeinſchaftlichen Feldzeichen und Siegstrophäen der Römer und Ubier; der Dolch, womit ſich Kaiſer Otho entleibte u. ſ. w. — (Die Bemerkung Cäſars wollen wir nicht übergehen, daß das Anwohnen der Ubier am Rhein die größere Humanität, — (heißt wohl bei ihm Gefälligkeit gegen die Römer?) — verurſacht habe; und daß ſie durch Handel und Nachbarſchaft ſich an die Galliſchen Sitten gewöhnt hätten. In viel ſpätern Zeiten vergaßen ſich noch unſere teutſchen Großen und Reichen, auch ohne Handel und Nachbarſchaft, ſoweit, daß ſie die üppigen Sitten der Galliſchen Nachkömmlinge und hohle Phraſen aus Paris holten.) Um auf den Verf zurückzukommen, ſo behauptet er von der bekannten Legende der Eilftauſend Jungfrauen unter Anführung der heil. Urſula, daß allerdings die Ankunft einer anſehnlichen Geſellſchaft von etwa 100 Köpfen aus dem damals, (im dritten Jahrhundert) ſchon chriſtlichen Britannien wohl möglich geweſen. In verſchiedenen Stätten ſey das Andenken ihrer Reiſeroute übrig; man habe Namen davon in Gräbern und Särgen, auch weibliche Skelette mit Spuren von Verwundung gefunden. (Unter den vielen tauſend Knochen, womit die St. Urſula Kapelle, ſtatt einer Tapete, in allerley Figittern bekleidet iſt, mögen wohl viel Römiſche Soldatenknochen mit vermiſcht ſeyn, wenn dieſe ſeltſame Auszierung nicht aus einer ſpätern Zeit ſtammt.) — Im Jahr 1164 brachte der Erzbiſchof Reinald, allen Bewerbern glücklich zuvorkommend, die Leiber der heil. drei Könige aus Mailand nach Köln, die, wie man weiß, die am Grabmal mit Edelſteinen verzierten prächtigen Namen, Caspar, Melchior und Balzer führen, und von denen eine Dublette in Mailand zu ſchauen iſt. Damals fehlte wenig, daß ſich, um dieſer drei Gerippe willen, viele tauſend Menſchen ermordet hätten; denn Pfalzgraf Konrad wollte ſie mit Heeresmacht wegholen, zog aber ab, als er 100,000 gläubige Kölner und Bundesgenoſſen bereit ſah, den unermeßlichen Schatz von brauner Haut und Knochen mit ihrem Blute zu vertheidigen. Wichtiger waren die Zwiſte und Fehden der Bürger mit ihren Kurfürſten, die auf ihren, mit dem wachſenden Reichthum wachſenden Freiſinn oft erbittert geweſen ſind. Man hieß die Kölner in jenen Zeiten: „die Herren von Köln." — Außer den topographiſch hiſtoriſchen Antiquitäten theilt der Herausgeber auch einige Gebräuche der Vorzeit mit, die Abwaſchung im Fluſſe, eine alte Heirathsformel und die alte Gottestracht. — Die Reflexionen und Vorſchläge zum beſten Kölns (S. 68.) dürften eine Beachtung der Regierung verdienen. Der Raum dieſer Blätter erlaubt es übrigens nicht, von dieſer Localſchrift mehr zu erwähnen.

Merkwürdige Geſchichten, für deren Wahrheit wir nicht bürgen. (Beſchluß.)

4. Brissard.

Ein Miſſionair, der ſich einige Zeit in der kleinen Stadt Meuz-sur-Loire aufhielt und daſelbſt predigte, wollte die Wirkung ſeiner Buß-Predigten noch dadurch verſtärken, daß er die Leute mit Gewalt zur Beichte zwang. So fiel ihm eines Tages ein Herr Brissard in die Hände, den er mitten in der Kirche beym Kragen nahm und in die Sacriſtey ſchleppen wollte. Brissard, durch dieſes Betragen empört, machte ſich los von ihm und beichtete nicht. Einige Zeit nachher erſchoß ſich dieſer nemliche Brissard, in einem Anfall von hitzigem Fieber, mit einer Flinte die man unvorſichtiger Weiſe geladen in ſeinem Zimmer gelaſſen hatte. Da trat der Miſſionair auf die Kanzel und ſprach: „Meine Brüder! da habt ihr ein auffallend Beyſpiel des Schickſals, welches den unheilbaren Sünder erwartet. Vergebens habe ich alles verſucht, ihn auf den Weg des Heyls zu führen. Was iſt nun aus ihm geworden? Der Elende hat ſich umgebracht! er iſt in der Gottloſigkeit dahin gefahren! wo iſt er jetzt? in den Höllenflammen! er brennt! er brennt! meine Brüder! er brennt und ſchreyt: (hier ahmte er das Geſchrey des Verdammten nach) Wo iſt der gute Miſſionair? wo iſt er, daß ich ihm beichte? o warum kann ich, ſeinen chriſtlichen Ermahnungen folgend, meine Seele nicht mehr von der ewigen Verdammniß erretten!" Dieſe ſaubere Predigt wurde gehalten in Gegenwart der Wittwe des Verſtorbenen.

5. Anna Grandjean

Dieſe arme 92 jährige Frau, die wegen ſogenannter aufrühreriſcher Geſänge eine Zeitlang eingeſperrt war, lebte von der Unterſtützung ihres Sohnes und von Wohlthaten des Publicums, und wurde dabey nicht immer ſatt. Eines Tages, im July, pflückte ſie einige Kirſchen von einem fremden Baume um ihren Hunger zu ſtillen, wurde von dem Feldwächter dabey überraſcht, der Obrigkeit übergeben, und verurtheilt, zwey Tage im Gefängniß zu ſitzen, einen Franken Strafe und die Unkoſten zu bezahlen. Dieſer Spruch warf die Alte aufs Krankenlager, allein der Maire ließ ſie da wegreiſſen und, nicht in das gemeine Gefängniß, ſondern in einen Keller werfen, deſſen Luftloch durch ſtinkenden Miſt verſtopft war; einige faule Strohhalme gab man ihr zum Lager und einen Stein zum Kopfkiſſen. Bald hörten die Vorübergehenden ſie wimmern, keiner blieb ungerührt; ſelbſt der Feldwächter, der die Anzeige gemacht hatte, ging mit zum Maire; man bat und flehte um die Erlaubniß, ihr Hilfe bringen zu dürfen, ſie eine beſſere Luft athmen zu laſſen — vergebens! man ſtellte vor, ſie werde ſterben — Immerhin! ſagte der Maire, aber ſie ſoll bleiben bis ſie ihre Zeit ausgeſeſſen hat. Und meine arme Mutter ſtarb wirklich in dieſem Kerker! ſo ruft der Sohn in ſeinem Berichte. Der Obriſte Baron Gueret, der ſich zufällig an dem Orte befand (in Corny unweit Metz) überzeugte ſich durch den Augenſchein, war empört durch die Grauſamkeit des Maire, ſtellte ein ſchriftliches Zeugniß über die Sache aus, welches außer ihm noch 20 Zeugen unterſchrieben, und denunciirte perſönlich die That bey dem Präfecten des Moſel-Departements, einem Grafen Toqueville, welcher kühl antwortete: ich werde es unterſuchen laſſen. Allein der Maire ſoll eine Creatur von ihm ſeyn, und es iſt keine Unterſuchung, vielweniger eine Beſtrafung erfolgt. (Man muß ſich nur wundern, daß die wohlthätigen Wirkungen der Conſtitution noch immer in Frankreich nicht ſichtbarer werden.) —

Franzöſiſche Miſcellen.

Die hiſtoriſche Bibliothek (4r Band 5s Heft) liefert folgenden Auszug aus einer Cenſur über ein Portugieſiſches Werk:

Liſſabon, den 12. Septbr. 1818.

Sire!

Wenn die Freymaurer dächten und fühlten, wie ſie ſollten, ſo würden ſie ſich gebeſſert haben. Wenn ſie eine wahrhaft Portugieſiſche Erziehung empfangen hätten, ſo würden ſie vor Schaam erröthen. Aber ſo niedrige Seelen ſind nicht im Stande, edle Beſchlüſſe zu faſſen. Es bleibt kein anderes Mittel gegen ſie übrig, als der Schrecken. Man muß ſie aus den Taufregiſtern ausſtreichen, ſie von ihren Aemtern jagen, die bagno's (Sklavenbehälter) und die afrikaniſchen Wüſten durch ſie bevölkern — ſo muß man mit ihnen verfahren, unſere Ruhe heiſcht es. — Unterzeichnet: der königliche Cenſor, Marquis von Penalva — Derſelbe, der im Jahr 1808, nachdem er die Entthronung des Hauſes Braganza unterzeichnet hatte, nach Bayonne kam, um Napoleon zu bitten, Portugal einen König zu geben. —

— Folgende, eben daſelbſt actenmäßig erzählte Begebenheit hat ſich im Departement Calvados zugetragen. Ein Schuſter, Namens Feuillet, ließ ſein erſtes Kind bey dem Pfarrer Le Camus taufen, dem er 30 Sous bezahlte, und der von der Gevatterin, dem Gebrauche gemäß, eine Serviette zum Geſchenk empfing. Sechs Wochen nachher hielt die Wöchnerin ihren Kirchgang. Nach geendigtem Gottesdienſt ging ſie in die Sacriſtey und fragte den Herrn Pfarrer, was ſie ihm ſchuldig ſey? Er antwortete: zwey Franken und — wenn er Meſſe für ſie geleſen hätte — drey Franken. Sie hatte nur 20 Sous bey ſich und bat, ihr bis zum andern Morgen Credit zu geben, da fuhr er ſie an: „Gebt mir geſchwind Eure 20 Sous!“ Sie gab ſie. Nun ſtürzte er ſich plötzlich auf die Hebamme, ihre Begleiterin, griff ihr in die Taſche, die unter ihren Röcken hing, und wollte ihr mit Gewalt eine Serviette wegreißen, in der ſie ein Stück geweihtes Brod verwahrte. Die Wöchnerin trat herzu und wollte Gegenvorſtellungen machen, er ſtieß ſie gegen die Mauer, entriß der Hebamme die Serviette, behielt ſie, und warf das geweihte Brod mitten in die Kirche. Die Wöchnerin wurde durch dieſes viehiſche Betragen ſo angegriffen, daß ſowohl ſie als ihr Kind erkrankten. Der Schuſter klagte. Der ſaubere Pfarrer wurde verurtheilt, die Serviette zurückzugeben und 50 Franken zu bezahlen; allein das Friedensgericht ließ es bei Zurückgabe der Serviette bewenden. —

— Eben daſelbſt wird aus Straßburg berichtet, daß der Präfect, Graf Bouthilliers, zu dem Monument des General Kleber 50 Franken unterzeichnet, aber die Bedingung hinzugefügt habe, daß das Monument in einer katholiſchen Kirche aufgeſtellt werden ſolle. Hierauf unterzeichnete der Graf Dubreton, Generallieutenant, 150 Franken, und ſchrieb dazu: ohne Bedingung. —

— Es ſind geheime Memoiren über die Einſetzung der Bourbons in Spanien erſchienen, die aus der Correſpondenz des Marquis Louville gezogen ſind. Beſonders merkwürdig ſind die Vorſchriften, welche Ludwig XIV. dem neuen Könige ertheilt. Er ſoll die Janſeniſten verbannen, die päpſtliche Macht beſchränken, die Gewiſſensſcrupel vermeiden, denen er ſehr unterworfen ſey, immer einen Jeſuiten zum Beichtvater haben, keinen ungerechten Krieg beginnen, (alſo dem Lehrer nicht nachahmen) ſich nicht einfallen laſſen, ſich in die verwittwete junge Königin zu verlieben, nie eine Oeſterreichiſche Prinzeſſin heirathen, nicht ſo kalt und einſylbig ſeyn, nicht an Prophezeyungen glauben u. ſ. w. Dann folgen königliche Antworten auf merkwürdige Fragen, die Louville an Ludwig XIV. gerichtet hatte. „Achte Frage: Man erinnere ſich des Artikels vom Gift. Wäre es nicht gut, dem Könige einen franzöſiſchen Koch zu geben?“ „Neunte Frage: Wäre es nicht rathſam, daß zwei oder drei vertraute Perſonen immer Gegengift für den König bei ſich führten?“ (Armer König!) — „Dreizehnte Frage: Wäre es nicht gut dem Könige zu ſagen, daß er doch auch bisweilen ein Wort mit denen, die ihn bedienen, ſprechen, und überhaupt nicht ſo unempfindlich ſcheinen ſolle?“ — Vortrefflich iſt ein hier mitgetheiltes Schreiben des berühmten Fenelon an dieſen unempfindlichen Philipp. Jeder Fürſt möge es noch heute beherzigen. Da heißt es unter anderm: „Traut Eurer erſten und ſelbſt Eurer zweiten Anſicht nicht; ſchiebt Euer Urtheil auf, ergründet nach und nach. Thut Niemanden übles, aber traut nur wenig Menſchen. Erlaubt Euch keinen Scherz über eine Lächerlichkeit; werdet nicht ungeduldig über Verkehrtheiten. Sagt ſtets die Wahrheit, aber unterdrückt ſie, wenn ſie nichts nützen kann. Das Gift der Schmeichelei fürchte ich für den König. Die ſchlechteſten Fürſten werden am meiſten gelobt. Keine Kaiſer ſind ſo hoch geprieſen worden, als Caligula, Nero und Domitian. Ein König hat keine andere Ehre, kein anderes Intereſſe, als die der Nation, welche er beherrſcht. Von ſeiner Regierung wird man den Schluß auf ihn machen, ſo wie man von einer guten oder ſchlechten Uhr auf den Uhrmacher ſchließt. Ein Reich iſt gut regiert, wenn man ſtets darauf bedacht iſt, daß die Menſchen, wenn ſie arbeiten, gut zu leben haben; daß es keine Müſſiggänger und Vagabunden gebe; daß das Verdienſt belohnt werde; daß der König nie aus Uebermuth, Gewalt, Laune oder Schwäche gegen die Geſetze handle. So wird er ſeine Unterthanen gerecht, weiſe und glücklich machen. Er ſoll nur dann glauben, ſein Volk ſey gut regiert, wenn Jedermann arbeitet, ſich nährt und den Geſetzen gehorcht. Dieſen muß er ſelbſt gehorchen, muß das Beiſpiel geben, denn er iſt nur ein Menſch wie die andern, für deren Ruhe und Glück ſich zu opfern, ihm obliegt. Daß man den Geſetzen gehorche, nicht ihm, darauf muß er ſehen. Wenn er befiehlt, ſo geſchieht es nicht um ſeinetwillen, ſondern um derer willen, die er beherrſcht. Er ſoll nur der Mars der Geſetze ſeyn. — Er höre einen Jeden, er glaube aber nur klaren Beweiſen. Man gewinne nichts dabei, ob man zuerſt oder zuletzt mit ihm ſpreche. — Er ſtudire die Menſchen. Gute Eigenſchaften müſſen ihn nie blind für Fehler machen. Jeder Menſch hat ſeine Fehler; ſo lange man die nicht ſieht, kennt man ihn auch nicht. – Des kriegeriſchen Muthes bedarf ein König weit weniger als des Geſchäftsmuthes. Er bedarf eines wohlgeprüften Muthes gegen argliſtige Miniſter, Schmeichler und lockende Vergnügungen. Er muß muthig ſeyn zur Arbeit, muthig bei üblen Erfolgen, muthig gegen Zudringlichkeit. Der Kriegsmuth iſt glänzender, aber ſteht unendlich tief unter jenem Muth des ganzen Lebens und jeder Stunde. Franz I war ein Held in der Schlacht, aber dann die Schwäche ſelbſt. Schimpflich verſchwendete er an ſeinem Hofe allen Ruhm, den er bei Marignan erworben hatte." — (Uns will bedünken, dieſe Lehren enthalten die beſte Conſtitution, unter der wir leben möchten. Ja, wenn ſie befolgt werden? — ey, das kann man von jeder Conſtitution ſagen, denn eine jede lehrt was zu thun iſt.) —

Der neue graue Mann theilt in der ſechſten Lieferung eine Supplik mit, deren fünfter Punkt alſo lautet: „Man ſchicke die Schweizer nach Hauſe; denn ein Tractat, der Fremden mehr Sold zugeſteht als Einheimiſchen, und der dem Verbrechen Strafloſigkeit zuſichert, iſt entehrend für das franzöſiſche Volk, welches Sclaven zu feſtgeſetzten Preiſen zu Bewachung ſeines Souverains berufen ſieht, während alte Diener des Vaterlandes verkannt im Elend ſchmachten." —

Derſelbe graue Mann kündigt ein Journal ganz neuer Art an, das weder eines Redacteurs noch Cenſors bedarf, noch jemals von der Polizey angefochten werden kann. Eine Geſellſchaft von Damen nemlich, die aller lebenden Sprachen mächtig ſind, werden ein Journal Verbal quotidien, ein tägliches mündliches Journal herausgeben. Zu dieſem Zwecke werden in der Hauptſtadt zwölf Hörſäle eröffnet, deren Jedem eine Dame von erprobter Beredſamkeit, eine alte Marquiſe u. dergl. vorſteht. Täglich werden vier Sitzungen gehalten, in welchen die Vorſteherin mit vernehmlicher Stimme die Function einer Zeitung verwaltet, und Alles, was die Cenſur geſtrichen hat, mündlich vorträgt. —

Derſelbe graue Mann verkündet, daß der Herr Oberzolldirector, zufrieden mit dem trefflichen Zuſtande des franzöſiſchen Handels, jetzt beſchäftigt iſt, Verbindungen mit Cochin-China anzuknüpfen.

„Bei der erſten Vorſtellung des Wirthshauſes der vier Nationen (Auberge des quatre nations) eines Vaudeville's, welches zur Feyer des Abzugs unſerer Freunde, der Feinde, gegeben worden, hub die Ouverture mit dem Liede an: bon voyage, cher Dumollet. (Glückliche Reiſe, lieber Dumollet!) Alles klatſchte, aber auch zwey oder drei Pfeifen ließen ſich hören; es waren Schweizer-Officiere. Hinaus! rief Hr. V., ein angeſehener General-Stabs-Officier, hinaus! — mit welchem Recht? fragten die Schweizer. — Sackerment! mit dem Rechte des Stärkern. — Sie wurden würklich hinaus geſchoben und geſtoßen." (Es iſt wohl kein Zweifel daß, die Schweizer betreffend, nächſtens eine Exploſion erfolgen wird.)

— Auf den General Clarke, Herzog von Feltre, iſt eine ſatyriſche Leichenrede erſchienen, in der es z. E. heißt:

„Was iſt bewundernswürdiger, als das Leben eines großen Mannes, der in allen Partheyen der Revolution ſich auszuzeichnen wußte; der — die gemeinen Vorurtheile verachtend und der öffentlichen Meinung ſpottend, — in der Schreckenszeit Sansculotte, — im Kaiſer-Reich Buonapartiſt, und in der rechtmäßigen Monarchie Ultra-Royaliſt war! 1793 hätte er dem Brutus geglichen, wenn er Gefahren getrotzt hätte; 1804 war er ein Marc-Antonius, und 1815 ein Sejan, obgleich nicht Miniſter eines Tiberius."

„Clarke hatte in Amerika die Grundſätze der Freiheit eingeſogen: beim Ausbruch der Revolution verließ er die Sache der Könige und ſah ſein ganzes Regiment auswandern. Ein Officier deſſelben ſchlug ihm ein Darlehn von 25 Franken ab, und fügte hinzu: er würde gern 100 geben, wenn er ihn könne hängen ſehn. Ach! meine Herren! wenn dieſer unbeſcheidene Wunſch erhört worden wäre, ſo würden wir heute nicht den traurigen Troſt haben, Sie von den hohen Tugenden dieſes Mannes zu unterhalten u. ſ. w." — In dieſem Tone geht es immer fort. Von Buonaparte ſoll er Ohrfeigen empfangen, dagegen ihm gerathen haben, in Spanien zu beharren, wenn es ihm auch 2 Millionen Menſchen koſten ſollte; denn da er 12 Millionen Unterthanen dort wieder finden werde, ſo profitire er anſehnlich dabei. — Nach der Schlacht von Waterloo ſey Clarke den Siegern zu Hilfe geeilet. Die Rede ſchließt mit einem Gebet an Gott: Alle diejenigen in ſein himmliſches Freudenreich zu berufen die dem Herzog von Feltre gleichen.

Literariſche Bemerkung.

Ueber die in allen Zeitungen erwähnte Schrift: Mémoire sur l'etat actuel de l'Allemagne, erlauben wir uns nicht unſere Meinung zu ſagen, denn wir wiſſen, daß dieſe Schrift officiell iſt. Deſtomehr müſſen wir uns wundern, daß die Zeitungen dieſen Umſtand ignoriren, und daß ein Nachdruck derſelben mit dem Namen des Redacteurs erſchienen iſt, da nur 50 Exemplare zur confidentiellen Mittheilung an die verbündeten Mächte beſtimmt, in Aachen auf höhern Befehl gedruckt worden ſind.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 8. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Franzöſiſche Neuigkeiten.

Das erſte Heft des fünften Bandes der bibliotheque historique — deren Herausgeber nun auch in einen Proceß verwickelt ſind, jedoch verſichern, daß, er möge ausfallen wie er wolle, das Werk keine Unterbrechung leiden ſolle — erwähnt einer, in dem Departement der haute garonne erſchienenen, und in der Vendeé häufig vertheilten Schrift, betitelt: Unglückliche Begebenheit, die ſich 1817 in der Gemeinde von St. Pierre zugetragen. Der gute Pfarrer des Orts verließ am Himmelfahrtstage die Kirche, um einem Kranken den lieben Gott zu bringen. Sein Weg trug ihn vor 16 jungen Mädchen und 16 jungen Burſchen vorbey, die eben tanzten. Er gebot ihnen, den Tanz zu unterbrechen. Sie thaten es nicht, antworteten beleidigend, ſchlugen diejenigen die ſie auseinander treiben wollten, und ſpuckten dem guten Pfarrer in's Geſicht, ob er gleich die heilige Hoſtie trug. Aber was geſchah? Gott, um ſie zu ſtrafen, ließ ſie Alle zuſammen immer fort tanzen, bis ſie ſo ſchwarz waren wie ein Schornſtein, und man keinen von ihnen mehr erkennen konnte. Endlich, am 15. Auguſt, wurden ihre Leiden geendigt, denn in der Mittagsſtunde, während der Meſſe, als eben die Hoſtie aufgehoben wurde, that ſich die Erde weit auf, und verſchlang alle dieſe Unglücklichen, worauf ſie ſich wieder ſchloß. Das Büchlein verſichert, ſolches ſey ganz gewiß. —

Ueberhaupt ſteht das Tanzen jetzt in Frankreich in keinem guten Geruche. Eine Dame ſchreibt aus Montbrillard an die Herausgeber: „Herrliche Gewiſſensfreyheit! wenn nur der finſtere Fanatismus ſie nicht trübte. In dem ſchönen fruchtbaren Elſaß iſt die Natur ſo lachend; aber auch nur ſie, Spiel, Tanze und Fröhlichkeit, ſonſt hier zu Hauſe, ſind verbannt. Vormals, und ſchon in den älteſten Zeiten, war das Kirchweyhfeſt ſtets der Freude gewidmet: jetzt beſteigt der Pfarrer die Canzel und donnert gegen das Tanzen, und beſchreibt ſehr lebhaft die möglichen Folgen, die manches unſchuldige Mädchen durch ſeine Predigt erſt kennen lernt. Neulich habe ich auch einen ſolchen Pfarrer predigen hören, der, nachdem er weidlich auf Calvin und Luther geſchimpft, plötzlich auf Voltaire und Rouſſeau überging und ſie dermaaßen verfluchte, daß die ganze Verſammlung bebte. Eine alte Frau ſchien beſonders durch ihr wiederholtes beyfälliges Nicken dieſes Fluchen zu billigen. Als wir nun aus der Kirche giengen, machte ich mir den Spas ſie zu fragen, welcher Ketzereyen Voltaire und Rouſſeau ſich ſchuldig gemacht hätten? „Voltaire, ſagte ſie, war ein boshafter Hexenmeiſter, und — Rouſſeau — noch weit ſchlimmer — ein Philoſoph, der alle neugebohrnen Kinder opferte." — Bey dieſen Worten rief eine junge Mutter aus: Der abſcheuliche Menſch! und drückte ſchaudernd ihren Säugling an die Bruſt. Ich wurde gewahr, daß er nicht geſchnürt und gewickelt war, was ſonſt mit kleinen Kindern in elſaſſiſchen Dörfern zu geſchehen pflegt, und ich ſchloß daraus, daß eine ſo zärtliche Mutter, die aus bloßer Mutterliebe that, was Rouſſeau lehrte, nicht geſchaffen ſey um ihn zu haſſen. — Was glauben Sie, meine Herren? werden die Wohlthaten, die Frankreich ſeiner Conſtitution verdanken mag, ſich nie bis zu uns erſtrecken? —

— Zu Juſſey wurde eine alte Frau krank, die lange Zeit in der Bude des Kaufmann Mauillet Waaren verkaufte, und das Vertrauen des ganzen Hauſes genoß. Als ſie ihren Tod heran nahen fühlte, ließ ſie den Pfarrer Paillard zu ſich bitten und beichtete ihm, worauf er verſprach, ihr am andern Morgen die Sacramente zu reichen. Allein er kam nicht, und auf wiederhohlte ſchriftliche Einladung des Kaufmanns, weigerte er ſich deſſen auch ſchriftlich ſehr beſtimmt. Die Frau ſtarb. Nun erſchien der Pfarrer vor dem Hauſe mit ſeinen Chorknaben, aber nur, um mitten auf der Straße, in Gegenwart der Leidtragenden und des verſammelten Volkes, auszurufen: „Man bringe den Leichnam „weg! Jeder mag leben und ſterben wie es ihm be„liebt, allein die Kirche weiß auch, was ſie zu thun „hat. Ich werde mein Amt hier nicht verwalten. „Dieſe Frau hat in Laſtern gelebt, iſt in Laſtern „geſtorben, und in Laſtern wird ſie begraben werden. „Sie iſt bey ihren Lebzeiten nie in der Kirche gewe„ſen, ſie ſoll auch nach ihrem Tode nicht hinein„kommen, und ich werde kein Gebet für ſie verrichten."

„Folge mir wer Luſt hat!“ Mit dieſen Worten entfernte ſich der brave Mann und ließ die Verſammlung in der größten Beſtürzung. —

— Der Marquis d'Ecquevilly, der die Feldzüge des Condéiſchen Corps als General-Quartiermeiſter deſſelben beſchrieben hat, wird von Vielen, und beſonders von dem grauen Manne, gewaltig perſifflirt; vollends über ſeinen Bericht von dem Aufenthalte dieſes Corps in Rußland unter Paul I. Wahr iſts, daß der Herr Marquis ſich mit großer Behaglichkeit beym guten Eſſen und Trinken und bequemen Schlafen aufhält, und daß er in dieſer Hinſicht Dinge erzählt, die man in einem Werke, Campagnes betitelt, nicht ſuchen ſollte. So beſchreibt er z. B. ſeine Wohnung in Petersburg: „ſie beſtand aus 5 oder 6 Zimmern, deren Eines ein Gemählde-Cabinet war, und alle wurden durch eine Menge Wachslichter erleuchtet. Die Matratzen und der Strohſack meines Bettes waren mit roſenfarbenem Atlas überzogen.“ Und ein Gaſtmahl beym Grafen Besborodko: „Da gab es Bedienten, Heyducken, Läufer in rothen, auf allen Näthen mit Treſſen beſetzten Jacken, Cammerdiener in Kaſtanienbraunen Kleidern mit breiter Goldſtickerey. Die Pracht der Tafel entſprach der des Hauſes. Sie war im Ueberfluß für 70 Perſonen mit Geſchmack ſervirt: Das reichſte Silberzeug, die ſchönſten Cryſtalle, die auserleſenſte Wäſche und eine köſtliche Zurichtung der Speiſen fanden ſich vereinigt. Die ſeltenſten Fiſche, und beſonders der in Rußland ſo hoch geachtete Sterlet, waren da im Ueberfluß. Man ſpricht von einer Sterletſuppe, mit welcher der Fürſt Potemkin die Kayſerin Catharina bewirthet, und welche Tauſend Thaler gekoſtet haben ſoll.“ Hingegen ſchimpft der Hr. Marquis auf die Generale Suwaroff und Roſenberg. Von dem erſtern heißt es: „ſein Mittagsbrodt, wie ſein Frühſtück, beſtanden in Brandwein und einigen groben Speiſen“ und von dem letztern, der in Kiew die Honneurs machte: „ſeine Gaſtfreundſchaft beſchränkte ſich auf einige Bouteillen Bier und Käſe, die er Abends denen vorſetzte, welche kamen um Taback mit ihm zu rauchen.“ — Den polniſchen Adel rühmt der Hr. Marquis, von dem deutſchen hingegen ſagt er: „er ſtieß gewöhnlich unſre Edelleute zurück, mit einer Verachtung, welche ſie nicht geſtimmt waren zu ertragen.“ Indeſſen ſcheint es doch, daß viele derſelben würklich nichts beſſeres verdienten, denn ſie führten ſich in ihren ruſſiſch-polniſchen Quartieren ſo ſchlecht auf, daß Paul I. genöthigt war, an den Prinzen von Condé zu ſchreiben: er möge alles Ernſtes und ohne Anſehen der Perſon noch des Ranges diejenigen ſtrafen, welche den franzöſiſchen Mode-Grundſätzen zugethan wären; denn wenn er, der Kayſer, ſich unmittelbar darein miſche, ſo möchten die Maaßregeln vielleicht allzuwürckſam ſeyn. Das half aber auch nichts. Der Prinz ſah ſich genöthigt, mehrere auszuſchließen. Endlich ermordete ſogar Einer ſeinen Cammeraden, aus Verzweiflung weil er ſein Geld im Spiele verlohren hatte, wurde arretirt und bekam die Knute. —

— In einer ſatyriſchen Abhandlung über den Menſchenhandel ſagt der graue Mann: „Aber iſt dieſer Handel nicht abgeſchaft? hat nicht England, zum erſtenmale in Uebereinſtimmung mit der Menſchlichkeit, in allen ſeinen Tractaten ſtipulirt, er ſolle nicht mehr ſtatt finden? — Allerdings, allein man muß wohl unterſcheiden; um des Privilegiums, nicht verkauft werden zu dürfen, theilhaftig zu ſeyn, muß man eine Haut haben, ſchwarz wie Ebenholz, eine aufgeſtuzte Naſe und krauſe Welle auf dem Kopfe. Wer dieſe Vorzüge nicht beſitzt, der läuft Gefahr nach der Taxe verkauft zu werden wie ein Laſtthier. Wir ſprechen nicht von dem Sclavenhandel der Barbaresken, auch nicht von dem der orientaliſchen Frauen, die bey uns auch oft genug in den größten Familien verkauft werden; allein es giebt von Zeit zu Zeit in Europa Sklavenmärkte, wo, bei Geldmangel, die Seelen, als Scheidemünze, Städte und Dörfer als Trinkgelder dienen. Den erſten Rang unter den Handelshäuſern dieſer Art behauptet England ꝛc.“ —

„In den Niederlanden“ ſo geyfert der graue Mann ferner, „hat man ſeit 1816 Verbannte verkauft, und wenn vom Menſchenhandel die Rede iſt, ſo dürfen die guten Schweitzer ja nicht vergeſſen werden, die täglich ihre eigenen Söhne verkaufen, und bey Gelegenheit auch ſich ſelbſt verkaufen würden, ſo groß iſt ihre Gefälligkeit. Der Schweitzer iſt auf den europäiſchen Märkten jetzt die gangbarſte Waare ꝛc.“ — (Bey dieſer beliebten und belobten franzöſiſchen Preßfreyheit, welche beſonders nach allen Fremden mit Koth und Steinen werfen darf, können wir nicht umhin uns den Beſitzer eines Pallaſtes zu denken, der zwar nicht dulden will, daß ſeine Hausgenoſſen unter ſich einander ſchelten, der aber jedem derſelben erlaubt, den Kopf zum Fenſter hinaus zu ſtecken, um alle ſeine Nachbarn auf das Pöbelhafteſte zu beſchimpfen.) —

— Dahin gehört wohl auch ein neuer franzöſiſcher Kupferſtich, oder Steindruck. Auf demſelben ſind vorgeſtellt ein Oeſterreicher, ein Preuße, ein Ruſſe und ein Engländer, die eben abmarſchiren wollen. A.., der Schwelle des Hauſes, aus welchem ſie kommen, ſteht ein franzöſiſcher Soldat, der den Arm in der Binde trägt, und — der Verſicherung des grauen Mannes zufolge — mit Stolz und Verachtung (!) auf ſie herabſieht. Neben ihm fegt eine junge Frau zerbrochene Bouteillen und andere Trümmer aus, durch welche die Genüſſe angedeutet werden, denen die liebenswürdigen Fremdlinge vorzüglich ergeben waren. Der Oeſterreicher entfernt ſich ſchnell, mit geſenktem Haupte und einem Pack unter dem Arme. Der Preuße ſchaut noch einmal zurück um ſeine Wirthe zu bedrohen, allein der Ruſſe zieht ihn fort. Ein dicker, wohlgenährter Engländer betrachtet das Haus lachend, und trägt einen Korb voller Wein und Früchte mit fort. „Dieſer Engländer" fügt der graue Mann hinzu: „iſt ohne Zweifel nur ein gemeiner Soldat, und ſeine Beute ſteht im Verhältniß zu ſeinem Range. Hätte der Zeichner einen engliſchen General abgebildet, ſo würde er ihm ohne Zweifel einen Stern von Brillanten, 500000 Franken werth, auf die Bruſt gemahlt haben." —

Das Manuſcript von St. Helena.

Man hat uns oft widerſprochen, man hat uns wohl ſogar ausgelacht, wenn wir behauptet haben, das berüchtigte Manuſcript von St. Helena könne von Niemand anders herrühren, als von Buonaparte ſelbſt; weil es einem Dritten unmöglich ſey, Buonaparte's böſen Geiſt ſo aufzufaſſen. Wenn jemals innere Merkmale den Verfaſſer einer Schrift verrathen können, ſo war es hier der Fall; und doch gab es Leute, die ſogar den lächerlichen Einfall adoptirten, Fr. v. Stael habe das Büchlein zum Spas geſchrieben. Nun iſt endlich der Schleier zerriſſen und unſere Behauptung vollkommen beſtätigt worden. Der Graf Las Caſas macht in dem neueſten Heft der bibliotheque historique bekannt: er ſey nicht wenig erſtaunt, als er das Manuſcript zum Erſtenmale am Vorgebirge der guten Hoffnung geleſen habe. „Ich fand darin" ſo ſagt er, „eine große Menge Wahrheiten, die aus einem mir weggenommenen Papiere gezogen zu ſeyn ſchienen, aber auch eine Menge grober Irrthümer. Ich erkannte Fragmente, denen ähnlich, welche ich noch beſaß; ich fand hie und da den weſentlichen Inhalt ganzer Stellen meiner Handſchrift wieder, und oft meine eigenen Ausdrücke, oder vielmehr Napoleons eigene Ausdrücke, die ich täglich ohne ſein Wiſſen dem Papier vertraute. Meine Papiere ſind großentheils in den Händen der Engländer, es wird alſo leicht ſeyn, ſich von der Genauigkeit meiner Angabe zu vergewiſſern, nemlich davon: daß alle ſchönen und ſtarken Gedanken, alle großen politiſchen Anſichten, alle erhabenen und umfaſſenden Ideen, mit Einem Worte, daß Alles, was fähig iſt, Bewunderung und Staunen zu erregen, in dem Journale ſteht, wo ich die wörtlichen Mittheilungen, die Napoleon mir gemacht, und alle Unterredungen, die ich während 18 Monaten auf St. Helena mit ihm hatte, aufgezeichnet habe. — Wenn die Unterſuchung dieſer Schrift keine andere Betrachtung erzeugte als dieſe, ſo würde ich nicht anſtehen zu ſchließen, daß ſie gerade von Longwood gekommen. Die Genauigkeit einer Menge Thatſachen würde, dieſen Punkt betreffend, keinen Zweifel übrig laſſen. Allein wer iſt der Urheber der Miſchung in derſelben? woher kommen die Zuſätze, die ſo ſeltſam gegen das übrige abſtechen? in welcher Abſicht hat eine feindliche Autorität die Bekanntmachung eines Buchs begünſtigen können, welches, im Ganzen betrachtet, das Schlachtopfer des Oſtracismus der Könige nur noch ehrwürdiger machen muß? Das ſind Fragen, auf welche eine genügende Antwort zu finden mir unmöglich iſt, und welche nur die Zeit auflöſen kann."

Wir ſind neugierig zu erfahren, wie unſere Politiker dieſe Erklärung auslegen werden? Was uns betrifft, ſo ſind wir mehr als jemals überzeugt, daß das ganze Manuſcript, ſo wie es da iſt, von Napoleon herrühret, oder ihm nachgeſchrieben, und von ſeiner eigenen Parthei zum Druck befördert worden. Der Graf Las Caſas geſteht: es enthalte ganze Stellen ſeiner Handſchrift und Napoleons eigene Ausdrücke; er geſteht, daß eine Menge Thatſachen genau angegeben ſind; er geſteht, daß die Gedanken, Anſichten und Ideen, welche er ſchön, ſtark, erhaben, umfaſſend zu nennen beliebt, wirklich von Napoleon ſo ausgedrückt worden; er geſteht endlich, daß er glaube, ſein Held erſcheine dadurch noch ehrwürdiger. Wenn nun wirklich untergeſchobene Stellen darin wären, welchen möglichen Grund könnte er haben, dieſe Stellen nicht anzuzeigen? Stellen, die, nach ſeiner Meinung als große Irrthümer das Ganze verunzieren? und folglich den Eindruck der Ehrwürdigkeit ſchwächen, in deren Glanze Napoleon hier erſcheinen ſoll? — Ihm mußte ja nothwendig daran liegen, dieſe Flecken baldmöglichſt wegzuwiſchen? er durfte ja nur die eingeſchobenen Perioden mit wenigen Worten bezeichnen. — Und warum tritt er denn nun erſt mit ſeiner Erklärung auf? Seitdem er das Manuſcript am

Vorgebirge der guten Hoffnung geleſen, iſt doch ſchon eine geraume Zeit verſtrichen? warum fand er denn nun erſt nothwendig darüber zu ſprechen? — Wir erklären uns das ganz einfach. Die Schrift wurde, wie eine Bombe, von St. Helena nach Europa hinüber geſchleudert; ſie ſollte zünden, ſie ſollte wo möglich, einen allgemeinen Brand verurſachen, darauf war ſie berechnet. Als nun aber Napoleons Parthei gewahrte, daß das Gift, welches ſie enthielt, ein wenig zu ſtark ſey, und daß ſie, ſtatt Ehrfurcht, oft Abſcheu erregte; da gieng man zu Rathe, was nun zu thun? — ſie ganz abläugnen? das wollte man nicht; im Gegentheil, man fand für nöthig, da ſie anfing vergeſſen zu werden, die Aufmerkſamkeit aufs neue auf dieſelbe zu richten, und zugleich die unwillkommene Sage zu vernichten, als habe Fr. v. Stael, oder irgend ein Anderer, ſich nur einen Spas gemacht; die Welt ſollte erfahren, daß wirklich Napoleon der Urheber derſelben geweſen, und ſie folglich ein Codex für alle ſeine Anhänger ſey; zugleich aber auch ſollte vor der Hand der üble Eindruck entkräftet werden, den bei ehrlichen Leuten die gar zu ſchroffen Laſtermaximen hervorgebracht hatten; darum war obige (freilich ſehr verſpätete) Erklärung nothwendig, in der man jedoch ſich hüten mußte, beſtimmt anzugeben, was ächt und was unächt ſey. Nun kann jeder Buonapartiſt, wenn er auch das Unglück hat, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, [illegible] Büchlein zu ſeinem Catechismus machen, denn er braucht nur in Gedanken die Stellen, die ihm anſtößig geweſen, für untergeſchoben zu halten; dem Einen wird dieſe, dem Andern jene Stelle ſo vorkommen, und eben darum durfte keine bezeichnet werden. — Das iſt unſere Anſicht von der Sache, eine Anſicht, die uns auf jeden Fall ſehr viel wahrſcheinlicher vorkommt, als die höchſt ſeltſame Vermuthung: es habe Jemand das ächte Manuſcript in ſeine Gewalt bekommen, und, Gott weis warum! allerlei Fremdes hineingeſchoben. Was hätte dieſer Jemand wohl damit beabſichtigen können? —

Maubreuil.

Die bibliotheque historique (vierten Bandes ſechstes Heft) theilt noch eine andere merkwürdige Neuigkeit mit. Es iſt nemlich in London eine ſogenannte Adreſſe an den Congreß erſchienen, in welcher der berüchtigte Maubreuil, Marquis d'Orvault, über die beabſichtigte Ermordung Napoleons und ſeines Sohnes, folgendes erzählt oder fabelt:

— — — „Während ich Paris durchſtrich, ſchickte man ſechs Boten nach mir. Alle Briefe, die ſie mir gebracht haben, exiſtiren noch, und ich erkläre daß ich kein einziges Factum behaupte, welches ich nicht beweiſen konnte. — Um 8 Uhr Abends, als ich aus dem Wagen ſtieg, übergab mir mein Kammerdiener die ſechs Briefe von der proviſoriſchen Regierung, und ſagte, ich dürfe keinen Augenblick verlieren, mich bei ihr zu melden. Meine Pferde waren ſehr ermüdet, auch wollte ich mich erſt umkleiden; aber mein treuer Diener, der ſeit 17 Jahren in meinen Dienſten ſteht, auch von den Herren Laborie und Talleyrand gekannt iſt, ſagte mir, man verlangt, daß ich mich keine Minute zu Hauſe aufhalten möchte. Ich begab mich alſo eilig zu der proviſoriſchen Regierung. Man führte mich ſogleich in das Cabinet des Prinzen v. T . . ., der, zu meinem großen Erſtaunen, mir die abſcheulichen Entdeckungen machte, die ich meinen Leſern mittheilen will. Ich übergehe mit Stillſchweigen die Eidſchwüre, die man von mir forderte, ehe man jene gräßlichen Entdeckungen mir machte. Ich erfuhr endlich, es ſey die Rede davon, Buonaparte zu ermorden, und mich habe man erwählt, um dieſen Plan auszuführen. Soll ich auch der Belohnungen erwähnen, die mir verſprochen wurden? es wäre unnütz. Ich will nur ſagen, daß der Herzogstitel, das Gouvernement einer Provinz, ein Patent als Generallieutenant, und ein jährliches Einkommen von 200000 Franken mir zugeſagt wurden. Auch wollte man mir alles laſſen, was ich der Familie Buonaparte wegnehmen könnte. Sämmtliche Perſonen, die zum Gelingen des Plans beitragen würden, ſollten Obriſten-Rang erhalten. So hatte man es beſchloſſen vor Buonaparte's Abdankung. Nach derſelben, weit entfernt, den Plan aufzugeben, dehnte man ihn noch weiter aus auf ſeinen Sohn und alle Mitglieder ſeiner Familie. Der Herr Graf von A. kam am 12. April zu Paris an, und die proviſoriſche Regierung änderte ihren grauſamen Entſchluß dennoch nicht. Diejenigen, welche dieſe Facta unwahrſcheinlich finden möchten, haben ohne Zweifel alle die Mordverſuche vergeſſen, welche gegen Buonaparte als erſten Conſul, und gegen Napoleon als Kaiſer gerichtet worden. Sie haben ohne Zweifel den Proceß wegen der Höllenmaſchine und die Proceſſe von Georg Cadoudal, Picot, Rivière, Polignac u. ſ. w. vergeſſen."

Die bibliotheque historique liefert weiter keinen Auszug aus dieſer Greuelſchrift, die uns noch nicht zu Geſicht gekommen, ſondern ſchließt mit dem, was dem Hrn. v. Maubreuil in London wiederfahren:

„Der Marquis d'Osmond, franzöſiſcher Geſandter, lud mich zu ſich ein, und bearbeitete mich auf alle Weiſe, als er aber, nach zwei Monaten vergeblicher Verſuche, ſah, daß es unmöglich war, einen Menſchen zu imponiren, den eine ſchreckliche Gefangenſchaft, Todesfurcht und Lockungen aller Art nicht hatten erſchüttern können, wurde er mein tödlicher Feind. Zuerſt ſuchte er beim engliſchen Miniſterium zu bewirken, daß man mich, als unter der Alien-Bill begriffen, aus England entfernen ſolle; allein der Miniſter wieß beſtimmt alle deshalb gemachte Anträge zurück, und ich bezeige ihm dafür meinen lebhafteſten Dank."

Ohne Zweifel werden unſere Leſer eben ſo begierig als wir ſeyn, Aufſchluß über dieſes furchtbare Räthſel zu erhalten.

Der Marſchall Ney.

Die Glaubwürdigkeit des Generals Gourgaud, oder vielmehr Buonaparte's, als Geſchichtsſchreiber, hat plötzlich einen gewaltigen Stoß erhalten. Der neulich angezeigte Feldzug von 1815, der, Gourgaud's Verſicherung zufolge, aus Buonaparte's eigenem Munde gefloſſen, iſt ein Gewebe von Lügen, beſonders den Marſchall Ney betreffend, zu deſſen Vertheidigung ein gewiſſer, ſehr wohl unterrichteter Herr Gamot ſo eben eine Schrift herausgegeben, betitelt: Refutation ꝛc. (Widerlegung deſſen was in dem Werke, der Feldzug von 1815, dem Marſchall Ney aufgebürdet wird.) Wenn hier blos der General Gourgaud und der vormalige Präfect Gamot einander gegenüber ſtünden, ſo würde natürlich der erſtere, da er ſich auf Buonaparte ſelbſt ſtützt, den meiſten Glauben verdienen; aber zu ſeinem Unglück ſind alle die ſchriftlichen Befehle noch vorhanden, welche Ney an jenen denkwürdigen Tagen vom 16. und 17. Juny empfing. Gamot hat ſie ſämmtlich abdrucken laſſen, und die Lügen, durch welche Buonaparte das Unglück des ganzen Feldzugs auf Ney zu wälzen ſtrebte, ſtehen plötzlich in häßlicher Blöße da. Vermuthlich hatte er gehofft, daß jene Befehle im Wirrwarr der Flucht verlohren gegangen ſeyen. Aber Alles liegt nun klar am Tage: Buonaparte ganz allein hat die Schlacht bei Waterloo verlohren.

Man wird ſich erinnern, daß in Gourgaud's Schrift dem Marſchall Ney wiederhohlentlich vorgeworfen wird, er habe verabſäumt, die Poſition von Quatrebras am 15. in der Nacht zu beſetzen, wie ihm doch befohlen worden. Hingegen erzählt Gamot: Ney habe, bis zum 11. Abends, gar nicht gewußt, daß man in dieſem Feldzuge ihn beſchäftigen wolle, und als er, erſt dann, es erfahren, habe er ſich, obſchon ohne Pferde und ohne Equipage, ſogleich auf den Weg gemacht, und ſey am 15. Abends um 7 Uhr bei Charleroy zu Buonaparte gekommen. Die Poſition von Quatrebras habe er in derſelben Nacht nicht nehmen können, 1., weil die, ſeit 3 Uhr Morgens auf dem Marſche befindlichen Truppen um 8 Uhr Abends der Ruhe bedurft hätten; 2., weil er ſelbſt noch gar nicht wußte, wo die ihm anvertrauten Corps ſtanden, und man in der Nacht nicht wohl ſolche Erkundigungen einziehn kann; 3., weil man bei Fraßne ein Infanterie-Bataillon von Naſſau mit Kanonen antraf, daher zu vermuthen war, es werde durch ein Reſerve zu Quatrebras geſtützt, und es wäre nicht klug geweſen, ein Gefecht in der Nacht zu beginnen; 4., weil Buonaparte zwar 8 Diviſionen Infanterie unter Ney's Commando geſtellt hatte, die am weiteſten vorgerückte Diviſion aber nicht früher als um 9 Uhr Abends zu Quatrebras ankommen konnte, während die übrigen in großen Zwiſchenräumen zurückblieben; endlich fünftens, — weil er gar keinen Befehl dazu hatte. Das Letztere wird nun durch vier, am 16 Juni zu verſchiedenen Tageszeiten geſchriebene, und vom Herzog von Dalmatien unterzeichnete Ordres ſonnenklar bewieſen. Erſt in der dritten, bei Fleurus um 2 Uhr Nachmittags geſchriebenen, und um 6 Uhr Abends dem Marſchall überbrachten Ordre, befahl Buonaparte zu attackiren. In dem Augenblicke, wo dieſer Befehl eintraf, war Ney ſchon ernſtlich im Kampf begriffen; wußte ſchon, daß er auf keine Verſtärkung zählen durfte, focht mit 17000 Mann gegen 50000 Engländer, erhielt ſich mühſam in ſeiner Poſition, und konnte folglich weder den Feind zurückdrängen, noch mit Napoleon zuſammenwürken, um die Preußen zu umringen. Auch die Flankenbewegung des Grafen Erlon, von der Gourgaud ſagt, daß Napoleon ſie nicht habe begreifen können, war von ihm ausdrücklich befohlen. — Gleichermaaßen unwiderſprechlich beweiſt Gamot, daß Alles, was Gourgaud von dem was am 17. geſchehn, erzählt, unrichtig, verdreht, verworren, kurz, blos darauf angelegt iſt, den todten Marſchall Ney zum Sündenbock zu machen. Auch jedem Layen in der Kriegskunſt wird hier klar bewieſen, daß Ney nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat.

Den Verluſt der Schlacht von Waterloo ſoll er dadurch verſchuldet haben, daß er 2000 Mann

Cavalerie voreilig in's Gefecht gebracht. Man muß bekennen, ſagt Gamot, daß man unmöglich mit mehr Zuverſicht die falſcheſten Dinge behaupten kann. Hier werden nun wiederum nicht allein Ordres abgedruckt, ſondern Gamot erklärt auch, daß Generale, die gegenwärtig waren, und das Vertrauen der ganzen Armee beſitzen, ihn von den Details unterrichtet haben. Es geht daraus hervor, daß Ney ſehr beſonnen und weislich handelte; daß Napoleon ſelbſt die Garde-Cavalerie in Bewegung geſetzt; daß, wenn es ihm unzweckmäßig geſchienen hätte, er ſie ſehr leicht hätte zurückrufen können; daß aber im Gegentheil, nach dem Zeugniß der würdigſten Officiere, dieſes Manöver das ſchönſte des ganzen Tages war, und entſcheidend hätte werden können, wenn Napoleon damals die Gardeinfanterie hätte vorrücken laſſen. Es iſt merkwürdig, ſagt Gamot, daß dieſes Manöver bis halb 8 Uhr Abends für gut gehalten wurde, wie aus Gourgaud's eignem Bericht erhellet; denn da heißt es: bis dahin wären 115000 Feinde von 68000 Franzoſen geſchlagen geweſen — was man einzig jenem Manöver verdankte. — Kurz, das Bülow'ſche Corps hatte die Schlacht zweifelhaft gemacht, und das von Blücher, welches man eben ſo wenig erwartete, entſchied den Verluſt derſelben, indem nunmehr die ungeheure Uebermacht ſiegte, die hier als dreifach angegeben wird. Aber Ney entfloh nicht wie Napoleon — und was iſt ſein Lohn? (Hier laſſen wir den Verfaſſer ſelbſt endigen:)

„O Schande! Erhebt Euch, Soldaten von Waterloo, die an ſeiner Seite gefallen! berichtet, wie Er, nachdem 5 Pferde unter ihm getödtet worden, der letzte auf dem Schlachtfelde blieb; wie ſeine Kleider von Kugeln und Kartätſchen durchlöchert waren — wie er zu Fuß bis in die Nacht bei'm Licht des feindlichen Kanonenfeuers focht, umringt von euren aufgehäuften Leichen, die er nicht verlaſſen wollte — ſeht mit Unwillen, daß man es wagt, ſeine noch rauchende Aſche aufzuwühlen, um ſie dem Haß und der Verachtung Preiß zu geben. Und Ihr Alle, die ihr von den Ufern des Tajo bis zu den Ufern der Moskwa ſeine glorreichen Thaten getheilt habt, beſchützt ſein Grab! Duldet nicht, daß man das Andenken eines Kriegers bemakele, der 25 Jahre lang ſein Blut für ſein Vaterland vergoſſen, und der für Frankreichs Glück ſeinen letzten Wunſch, ſeinen letzten Seufzer ausſtieß!" —

In einer Schlußnote wird angezeigt, daß die Originale der mitgetheilten Befehle bei dem Notarius Batardy liegen, und daß Jedermann täglich von 10 bis 12 Uhr Vormittags 4 Wochen lang ſie da leſen kann.

Aus dieſem Beiſpiel müſſen wir leider den Schluß ziehn, daß die hiſtoriſchen Memoiren, die wir ohne Zweifel aus der Feder des Einſiedlers von St. Helena zu erwarten haben, nicht den mindeſten Glauben verdienen und für den Geſchichtſchreiber unbrauchbar ſeyn werden.

Der Conchylien-Sammler.

Die Menſchen ſind wie die Ameiſen, die ihren Haufen von Tannen-Nadeln ſchnell wieder ausbeſſern, wenn ein Fußtritt ihn zerſtört hat. Es giebt keinen Menſchen auf der Welt, der nicht irgend etwas ſammelte, wenn gleich die Erfahrung ihn lehrt, daß Alles, was auf der Welt geſammelt, oft wieder zerſtreut wird. Der Eine ſammelt Bücher, die in Auctionen verſchleudert werden; der Andere ſammelt Geld, von lachenden Erben verſchwendet; der Dritte ſammelt Lorbeern, die ſchon der Fluch der Zeitgenoſſen den vier Winden Preis giebt; ja es exiſtirt, wie wir neulich erzählten, in England ein Sonderling, der alle die Stricke ſammelt, an welche Diebe gehängt werden.

Unter allen Liebhabereien der Sammler, iſt eine der unſchuldigſten, und vermuthlich eben darum eine der ſeltenſten, das Muſcheln-Sammlen. In Gotha lebt ein braver Mann, er heißt Friedrich Chriſtian Schmidt, der in 14 Jahren eine der reichſten Sammlungen dieſer Art zuſammen gebracht, aber auch zugleich die dahin gehörigen Kenntniſſe in ebenſo reichem Maaße erworben hat. Dieſer wackre Mann hat ſo eben ein Buch herausgegeben: über die beſte Einrichtung zur Aufſtellung, Behandlung und Aufbewahrung der verſchiedenen Naturkörper und Gegenſtände der Kunſt, vorzüglich der Conchilienſammlungen. Er nennt es beſcheiden einen Verſuch; aber ein Schriftſteller, dem wir bereits vor vielen Jahren die mineralogiſche Beſchreibung der Gegend um Jena, den bürgerlichen Baumeiſter in 8 Foliobänden, und die kleinen Haushaltungsbücher oder die Kunſt Geld zu erhalten verdanken, läßt mit Recht mehr erwarten als einen Verſuch, und hat fürwahr nicht nöthig, ſich in der Vorrede zu entſchuldigen, daß er in ſeinem Alter noch etwas „über den Anputz des Steckenpferdes" ſchreibt, „welches er neben ſeinem Amtsklepper zur Abwechſelung reitet." Eben ſo wenig hätte er ſeine Liebhaberei zu vertheidigen gebraucht, denn warlich! Es iſt weit nützlicher und ehrenwerther, als die Liebhaberey Menſchen zu ſammeln und anzuputzen, um ſie auf ein Schlachtfeld zu führen. Wir verſtehen zwar nichts von Conchylien, aber ſeine herrliche, aus mehr als 3100 Species und mehr als 1300 Abänderungen beſtehende, trefflich erhaltene und geſchmackvoll aufgeſtellte Sammlung haben wir dennoch als Laye mit dem größten Vergnügen geſehn; auch ſind wir unterrichtet, daß nur die Sammlungen in Copenhagen, Wien, München und etwa Berlin, wahrſcheinlich höhern Werth haben; daß ſie der Rödingſchen in Hamburg völlig gleich zu ſtellen, die Pariſer aber nicht vorzüglicher iſt, weshalb es Jammerſchade wäre, wenn ſie nach dem Tode des Sammlers zerſtreut werden ſollte. Sein Buch, obſchon es nicht mehr als 252 Seiten beträgt, enthält einen Schatz von Kenntniſſen. Er lehrt wie verſchiedene Sammlungen überhaupt entſtehen, und warum ſie nicht immer den Nutzen ſtifften, den man davon erwartet; wie ſie einzurichten und aufzuſtellen ſind; er lehrt und beurtheilt die verſchiedenen Syſteme; er äußert, aus trifftigen Gründen, den Wunſch, daß man die Bewohner der Conchylienſchaalen in Abgüſſen verfertigen möge; er zeigt, wie Beſtellungen in fernen Welttheilen am vortheilhafteſten zu machen, und wie der Werth einer Sammlung zu beſtimmen ſey; er theilt ſinnreiche Gedanken mit, ſowohl über den Wachsthum der zweiſchaaligen Muſcheln, als auch über die Entſtehung der Zeichnung auf den Schaalen; er liefert ein Verzeichniß ſeiner Sammlung ſowohl nach dem Linnéiſchen als nach dem Lamarciſchen Syſtem, und endet mit dem Schlußſeufzer: daß derjenige, der ein neues, vollſtändiges Syſtem aufſtellen wolle, — deſſen man freilich noch immer bedürftig ſey — doch zuvor ſich wohl prüfen möge, ob er auch Kenntniſſe, Jugendkraft oder Geſundheit, Zeit, Geduld und Ausdauer hinreichend beſitze u. ſ. w. Damit nicht noch ein neues, unvollendetes, theures Werk zu den vielen ſchon vorhandenen hinzukomme.

Um auch von des Verfaſſers Style eine Probe zu liefern, ſchreiben wir, nach unſerer Weiſe, eine Stelle ab, und wählen dazu eine von den Vielen, deren Inhalt jeden gebildeten Leſer intereſſiren kann, wenn er auch keine Muſcheln ſammelt:

„Sehr ſelten iſt unter den Schaalen, welche das Meer ſchon ſeit längerer Zeit ausgeworfen hat, etwas Brauchbares, weil es entweder durch den Wellenſchlag zerbrochen und abgeſchliffen, oder von Seevögeln aufgepickt worden iſt, und es iſt daher nur ſogleich nach Beendigung eines Sturmes etwas zu finden. Die glänzenden Cypräen und Walzen ſind ſehr gemein, weil jeder danach zuerſt greift; die übrigen, durch ihre rauhe, ſchmutzige Oberhaut unſcheinbaren, Arten, ſind darum viel angenehmer. Die vollkommenſten Exemplare müſſen bei der Ebbe, oder wo das Meer ſehr niedrig iſt, auf deſſen Grunde lebendig aufgeleſen werden. Sehr viele Arten leben unter dem ſandigen, lehmigen Meergrunde verborgen, und verrathen ihr Daſeyn nur durch eine kleine Oeffnung, oder Löchlein, durch welches ſie das Waſſer einziehen, dieſe müſſen ausgegraben werden; viele ſitzen an, nur für geübte Leute zugänglichen, felſigen Ufern, halb über, halb unter dem Waſſer, und müſſen hier aufgeſucht werden, wobei Ueberraſchung nothwendig wird, weil ſich dieſe Thiere ſonſt ſo feſt und ſchnell auf den Grund aufzupreſſen verſtehen, daß die Schaale entzwei geht, wenn man ſolche mit Gewalt losreißen will; dahin gehören viele Patellenarten und die Chitanen. Manche Arten müſſen durch Taucher, tief unter dem Waſſer vom Felſen losgebrochen werden, wie die Klappmuſcheln und Chamen, davon haben die Inſelbewohner wahrſcheinlich ſchon Erfahrungen. Manches läßt ſich aus dem tiefen Meere durch ſtarke mit Fett überzogne Senkbleie an langen Schnuren hervorangeln. Ein hölzerner Kaſten, wie ein ſpitzwinklichter Triangel geformt, deſſen eine Wand ſchwerer iſt als die andere, und vorn am Rande einen eiſernen Rechen hat, an einem Seile in die Tiefe des Meeres herabgelaſſen, und vermittelſt eines Kahnes auf dem Grunde fortgeſchleppt, rafft allerlei Seekörper auf, worunter ſich oft etwas Seltenes befindet. Die oben ſchwimmenden Seepflanzen, haben oft auch kleine Schneckengehäuſe mit in die Höhe gehoben, welche darin entdeckt werden können. In dem Magen der großen Fiſche findet ſich oft etwas Brauchbares. Die Land- und Süßwaſſer-Schnecken, dürfen nicht als unbedeutend angeſehen, ſondern müſſen fleißig aufgeſucht werden, u. ſ. w."

Da haben wir, ſolchen unſerer Leſer, die am Meere wohnen, und Zeit und Gutmüthigkeit genug beſitzen, um einem braven alten Manne gern eine Freude zu machen, zugleich in dieſer Probe eine Anleitung gegeben, wie ſie auf allerlei Weiſe Muſcheln erhalten, und einen angenehmen Zeitvertreib damit verbinden können. Gelingt es ihnen, etwas bedeutendes zu fiſchen, ſo wird der nächſte Poſtwagen es recht gern nach Gotha führen. Möge der Verfaſſer, zufolge dieſer unſerer Aufforderung und Bitte, ſeine Sammlung von allen Seiten her vermehrt ſehen, und ſein niedliches Steckenpferd in guter Geſundheit noch recht lange reiten.

Engliſche Knickerey.

Aus dem zweiten Bande von Roſenwall's Mahleriſchen Anſichten und Bemerkungen, auf einer Reiſe durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg, heben wir ein paar Beyſpiele der neueſten engliſchen Knickerey aus, die bald eben ſo zum Sprüchwort werden wird, als vormals die engliſche Großmuth.

Das erſte Beyſpiel: „In Schleitheim traf ich mit einer engliſchen Dame zuſammen, einer Lady T., deren Benehmen meinen hohen Begriff von der brittiſchen Freygebigkeit ſehr herabſtimmte. Sie fuhr in einer großen ſchwer bepackten Kutſche, und hatte 2 weibliche und 2 männliche Bediente bei ſich, wovon der Eine ein Züricher war, den ſie, ihrer Unkunde in der deutſchen Sprache wegen, bis Frankfurt angenommen hatte. Dieſes ſtarken Gefolges ungeachtet, weigerte ſie ſich für drey Poſtpferde zu zahlen, und wollte durchaus nur mit 2 Pferden fortgebracht ſeyn. Alle Vorſtellungen des Poſthalters waren vergebens, der Züricher Bediente, der den Unterhändler machen mußte, gerieth über ihre Knauſerey in Verzweiflung, und verwünſchte den, mit ihr eingegangenen Vertrag; ſie blieb aber auf ihrem Stücke ſtehen und entſchloß ſich nur dann zur Bezahlung des 3. Pferdes, als ſie anderthalb Stunden hatte warten müſſen, und nun einſah, daß ſie anders nicht fort käme. Der Poſtillion der ſie bis dahin gebracht hatte, warf ihr das ihm dargebotene Trinkgeld vor die Füße, und in Tuttlingen wo ich wieder mit ihr zuſammen traf, bezahlte ſie dem Poſtmeiſter, in deſſen beſten Zimmer ſie die Nacht über geſchlafen hatte, keine Zimmermiethe, und dem Dienſtmädchen kein Trinkgeld, obgleich ſie nicht das mindeſte daſelbſt verzehrt hatte. Der Poſtmeiſter verſicherte, eine ſolche ſchmutzige Knickerey ſey unter den jetzt reiſenden Engländern etwas ganz gewöhnliches, und er habe ſchon mehrmals zu polizeylicher Hilfe ſeine Zuflucht nehmen müſſen, um ſeine Bezahlung von ihnen zu erhalten, und ſich gegen Mißhandlungen zu ſchützen."

Das zweite Beyſpiel. „Ich kam eben zu rechter Zeit nach Hauſe, (in Stuttgardt,) um einen Streit zwiſchen dem Wirth des rothen Hauſes und drey Engländern mit anzuhören, der mir abermals einen Beweis gab, wie wenig die Britten den Ruf der Großmuth und Freygebigkeit gegenwärtig verdienen. Sie fuhren vor den Gaſthof, ließen den Wirth herausrufen und frugen ihn, wie hoch die Zimmermiethe bey ihm ſey. Der Wirth antwortete: für Herren die dergleichen Fragen an ihn thäten, hätte er keine Zimmer, und ließ ſie ſtehen, worauf ſie mit einem God dam you! weiter fuhren. Sie mußten im römiſchen Kaiſer, und im König von England einen ähnlichen Beſcheid, und vielleicht in noch derbern Ausdrücken erhalten haben, denn ſie kamen nach etwa einer Viertelſtunde zurück, und forderten 2 Zimmer ohne nach dem Preiſe zu fragen; doch der Wirth wollte ſie nun unter keinem Beding aufnehmen. Er ließ ſich endlich durch die Fürſprache einiger anweſenden Gäſte, denen die Verlegenheit der Reiſenden jammerte, dazu bewegen, allein er hatte Urſache ſeine Nachgiebigkeit zu bereuen, denn nicht nur ſuchten ſie ihn dadurch zu ärgern, daß ſie alles was ſie ſich reichen ließen ſogleich baar bezahlten, ſondern ſie fingen auch wegen einigen Goldſtücken, die ſie bey ihm auswechſelten einen Streit mit ihm an, und behaupteten er betrüge ſie, obgleich er die Silbermünze in Gegenwart mehrerer Perſonen aufzahlte, die ihm alle das Zeugniß, richtig berechnet zu haben, gaben. Das Object des Streites waren 24 Kreuzer, und über dieſe Kleinigkeit, bey der ſie noch dazu offenbar Unrecht hatten, zankten ſie ſo unanſtändig, daß der Wirth im Begriff ſtand, polizeyliche Hilfe herbei zu rufen."

Aber woher kommt es denn, daß die Engländer jetzt ſo knickerig geworden ſind? haben ſie weniger Geld als vormals? oder ſind Knickerey und Freigebigkeit neue Moden bey ihnen, die ſie wechſeln wie die Oberröcke? —

Viel neues wird man übrigens aus Hr. Roſenwall's maleriſchen Anſichten nicht lernen; Alles iſt ſchon hundertmal angeſehen und gemahlt worden, ohne daß ſich behaupten ließe: Herrn Roſenwall's Augen oder Farben wären beſſer als die ſeiner Vorgänger. Geſchichtchen wie die, wo eine Fuhrmanns-Nymphe ſeiner Unſchuld Netze ſtellt — oder wo er dermaßen in den Heidelbeerbuſch fällt, daß ihm das Blut durch die Beinkleider ſickert und die Heidelbeer-Brühe um das Geſicht beſchmiert, worüber die Damen des ſeel. Jung Stilling das Lachen nicht verbeißen können — ſind eben nicht anlockend, — Schillers Tell las er immer auf dem Schauplatz der Begebenheiten, mußte aber bey der Stelle lachen, wo Stauffachers Gattin ſagt: „Ein Sprung von jener Brücke macht mich frey" denn nach des Reiſenden Verſicherung, hätte die gute Frau ſich höchſtens die Pantoffeln naß machen können. — Wenn Jean Paul irgendwo die Holländer: eine wohlfeile Ausgabe der Deutſchen auf Druckpapier ohne Kupfer nennt: ſo nennt Hr. Roſenwall hingegen die Schweizer-Landleute: eine verbeſſerte, von Druckfehlern gereinigte Ausgabe der Deutſchen. — Die Idee, den Rhein mit der Donau zu vereinigen, nennt er ein abgeſchmacktes Project. Nicht nur fließe der Rhein weit niedriger, ſondern man würde auch Berge von 1000 Fuß Höhe bis auf ihre Baſis durchſtechen müſſen. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 9. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Januar.

Gefühle, Bilder und Anſichten.

Das iſt der allgemeine Titel einer jüngſt erſchienenen Sammlung *Proſaiſcher Schriften* vom Baron *de la Motte Fouque*, dieſem beliebten, belobten und ſtets belebten Dichter. Das Wort *Proſaiſch* hätte er auf dem Titelblatte immer weglaſſen können; denn es findet ſich fürwahr hier auch manche ſchöne Dichtung, wenn gleich nicht in Reimen. Die folgenden paar Proben heben wir aus, nicht weil ſie zu den vorzüglichſten Aufſätzen der Sammlung gehören, ſondern weil ſie eben die kürzeſten ſind.

Der Klingentauſch.

Eine Anecdote aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Am Morgen der Schlacht von Hochkirchen, während das Donnern des Geſchützes und des kleinen Gewehrfeuers bereits die preußiſchen Krieger unter die Waffen gerufen hatte, hielt ein Küraſſierregiment, kampffertig und kampfluſtig vor der Fronte ſeines Lagers, ohne daß der brave Kommandeur deſſelben in dem dichten Nebel, zwiſchen dem verwirrten Geſchieß und Geſchrei von allen Seiten her, wahrnehmen mochte, wohin er ſeine tapfern Reiter führen ſolle und führen könne. — „Wenigſtens müſſen wir wiſſen, wen wir vor uns haben;" ſagte er, und befehligte einen jungen Lieutenant, vorauszuſprengen, und zu erkunden, wo Feinde dorten ſtänden, und welche. Der jagt alsbald kriegsfreudig in den Nebel hinein, aber weiß Gott, wie es kommt, dem ſonſt ſo gewandten Reiter geht diesmal ſein Pferd durch, vermuthlich in der Eile des Ausrückens ſchlecht gezäumt, und ſo ſeiner Gewalt entnommen. Er glaubt ſich verlohren auf ſeiner dunkeln, windſchnellen Fahrt, ganz allein, auf ungezügeltem Roß dem Feinde entgegen. Da war eben, wohl in gleicher Abſicht, von gegenüber ſtehenden ungariſchen Grenadieren ein Officier weit vor ſein Bataillon hinausgegangen, und wie ihm nun plötzlich aus dem Nebel der preußiſche Küraſſier entgegen ſprengt, im geſtreckten Lauf, den blanken Pallaſch in der Fauſt, kann er nicht anders denken, als es ſey mindeſtens ein Zug hinter ihm drein. Er ſieht ſich alſo übermannt, bietet dem Reiter ſein Säbelgefäß hin, und ruft: „Pardon, Kamerad!" Davor ſtutzt das unbändige Thier, der Preuße nimmt den Säbel, und reicht dagegen dem Ungar ſeinen Pallaſch hin, ſprechend: „Herr Kamerad, nehmen Sie den. Sie ſind mein Gefangner, aber ich Ihrer auch." — Und ſo wirft er ſein wieder geſammeltes Pferd herum, jagt zum Regimente zurück, und ſpricht, ſeinem Kommandeur den ungariſchen Säbel zeigend: „die ſind vor uns, Herr Oberſt!" Unverzüglich ging es drauf, und mit ſo rühmlichem Erfolg, daß vielleicht, wäre hier Unterſtützung geweſen, der Tag von Hochkirchen unter die Zahl der preußiſchen Siegstage gehörte. Daſſelbe Küraſſierregiment hat nachher in den Rheinfeldzügen und auch im jüngſtvergangenen Kriege ſeine alte Tapferkeit bewährt. Es trug zuletzt den Namen von Quitzow. —

Kriegsregel.

Ein alter ausgedienter Kriegsknecht ſagte zu ſeinem Sohne: Höre Fritz, du biſt nun auch ein Reiter geworden, wie ich war, und übermorgen marſchirt die Schwadron gegen den Feind. Da will ich dir was ſagen. Wenn wir ſonſt einhauen ſollten, pflegte unſer Rittmeiſter zu ſprechen: „haut die Hunde zuſammen, daß ſie die Schwerenoth kriegen!" — Der Herr Wachtmeiſter rief auch wohl: „D'rauf! Ins Teufels Namen!" — Ich habe mir aber nie was ſonderliches dabei denken können. Meine Manier war die, daß ich den Pallaſch recht feſt faßte, und ganz ſtille, aber recht inbrünſtig zu mir ſagte: „nun mit Gott." — Ich wollte, du thäteſt das auch, es haut ſich ganz prächtig darnach.

Von den Zeitgenoſſen,

(Eingeſandt.)

iſt das vierzehnte Heft erſchienen, das die Biographien folgender merkwürdigen Perſonen liefert: *Auguſt Ludwig von Schlözer. Frau Doctor Dorothea v. Rodde, geb. v. Schlözer. Jacob Necker*, und zwar: I. *Die Familie Necker*, II *Necker, der Staatsmann. Heinrich Steffens. Johann Friedrich Cotta. Madame Floriſſent, (Miſtreß Billington.)* Hier haben wir alſo eine kleine Gallerie von Männern, durch große Kenntniſſe, eigenthümlichen Geiſt, und vielſeitigen Einfluß ausgezeichnet, alle auf verſchiedenen Wegen nach einem gemeinnützigen Ziele ſtrebend. Unter ihnen ſteht die Tochter des gelehrten Geſchichtsforſchers, als eine Gelehrte, deren größtes Lob es iſt, daß ſie mit ihrer Verheirathung in den beſcheidenen Kreis der Weiblichkeit zurücktrat, und Vorzüge verbirgt, womit ſich manches Mannweib dieſer Zeit auf eine unleidliche Weiſe unter uns breit zu machen pflegt *). Als Folie mag die Skizze der ausſchweifenden und laſterhaften Billington betrachtet werden, deren Leben gegen das tugendhafte Wirken der Männer dieſes Heftes einen grellen Abſtich macht.

Es kann übrigens der Wunſch unſerer Leſer nicht ſeyn, Skizzen von Skizzen zu erhalten. Wir hoffen daher etwas nützlicheres zu thun, wenn wir einige Bemerkungen aufſtellen, die beim Leſen dieſes Heftes der Zeitgenoſſen als eine Zugabe dienen mögen. Unſere erſte Bemerkung betrifft die Vorwürfe, die Herr C—r Neckern, als Staatsmann macht. Sie ſind wohl zu ſehr auf den unglücklichen Erfolg der Maaßregeln gebaut, und es iſt dabey wenig oder gar keine Rückſicht auf die Lage der durch Immoralität ſchon in ſich ſelbſt aufgelößten Geſellſchaft, auf den laſterhaften und ränkevollen Hof, auf die Verdorbenheit höchſter Perſonen ꝛc. genommen worden. Necker mag manchen Fehler begangen haben; aber man irrt, wenn man glaubt, daß ohne ihn, oder durch irgend einen großen Staatsmann, die Revolution aufgehalten worden wäre. Frankreichs Zuſtand war überreif dazu; und weder Necker noch ſonſt Jemand konnte wiſſen, was er that, wenn er das große Mobil der aufgeregten Volkskraft ſo oder anders leitete, da es einmal in ſich ſelbſt aufgeregt war. Für eine neue ſittliche Bildung und Entwickelung des Menſchengeſchlechts war ſie allem Anſehen nach auch unentbehrlich, indem man es ſich nicht möglich denken kann, daß die allgemein verbreitete Selbſtſucht, die knechtiſche Abhängigkeit des Zeitalters von lebloſen Dingen, von Gold, von Glanz ꝛc. auf einem andern Wege zu einer Beſinnung und zur Einrichtung eines moraliſchen Gegengewichts in der Staats-Geſellſchaft gekommen ſeyn würde. Der Verſtand hatte ſich in Sophiſtereien eingelaſſen, die allen moraliſchen Gefühlen tödtlich waren. — Und da es übrigens ſo ſchwer, ja unmöglich iſt, in die innerſten Triebfedern der Handlungen mit einem ſterblichen Auge zu dringen, und da wir die Art des Zuſammenwirkens der reinen, und unreinen, nach Grad und Werth ſelten begreifen, ſo muß man es deſto härter finden, wenn der Biograph Neckers bey deſſen menſchlichen Tugenden und anerkannt moraliſcher Geſinnung, die eigennützige Seite hervorzuheben allzuſehr bemühet iſt. —

Die zweite Bemerkung dringt ſich bey dem Leſen der Biographie des Don Llorente auf. Ihm verdanken wir bekanntlich die neueſten, gründlichen, aus urkundlichen Quellen gefloſſenen Unterſuchungen über die Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition. Aus der von ihm ſelbſt verfaßten Lebensbeſchreibung, (woraus die Skizze in den Zeitgenoſſen gezogen iſt,) ergeben ſich nun neue Beweiſe — wenn es deren noch bedarf — von dem für alles öffentliche Leben in Geiſt und in der Wahrheit tödtlichen Einfluß der Prieſterherrſchaft und von der blinden Willkühr und den Ränken am Hofe. Bey Gelegenheit der Aufhebung mehrerer ſpaniſchen Univerſitäten ruft Llorente aus: „Wer ſollte es glauben, daß man zu „Anfange des 19ten Jahrhunderts die öffentlichen „Lehranſtalten in Spanien vermindert? Iſt dieß „nicht ein Beweiß, daß man die Spanier den Hottentotten gleich ſtellen wolle, um ſie in Sclaverey „zu halten? Es iſt um ſo merkwürdiger, wenn man „bedenkt, daß jene Lehranſtalten dem Staate nichts „koſteten, da die Lehrſtühle durch Privatſtiftungen „unterhalten wurden, um den Bewohnern der Umgegend das Beſuchen entfernter Lehranſtalten, wie „Valladolid, Alcala, Salamanca, zu erſparen.“ —

Llorente, der ſeinen erſten Unterricht von Geiſtlichen erhalten hatte, wurde auf eine hellere Anſicht der Dinge durch einen Fremden geleitet, und widerſtrebte nachher in ſeinen Schriften, auf hiſtoriſche Forſchungen gebauet, mancher päpſtlichen Uſurpation. Es iſt daher kein Wunder, daß ihn das heutige Spanien, aus dem er in den unruhigen Zeiten flüchtete, nicht wieder aufnehmen will. Man darf nur in ein paar Zeitungen blicken, um zu ſehen, daß Prieſterthum und Willkühr das unglückliche Land täglich unglücklicher machen. Vor beiden wolle uns Andere Gott behüten.

Literariſche Notizen.

Von des Baron Schlippenbach Erinnerungen von einer Reiſe nach St. Petersburg im Jahr 1814 iſt eine zweite, unveränderte Auflage erſchienen. Wir haben uns gefreut, die

---

*) Uns fällt Herders ſchönes Wort dabei ein: „Gieb mir „keinen fremden Reiz — Nur Selbſtvergeſſenheit iſt „meine Zier; Nur Demuth, Zucht und Einfalt iſt „mein Schmuck.“

anſprechende Gemüthlichkeit dieſes Schriftſtellers erkannt zu ſehen. Er hat in Briefen geſchrieben und jeder dieſer Briefe bietet ein abwechſelndes Intereſſe dar. Gleich der erſte zog uns an durch die Bemerkungen über den franzöſiſchen Feldzug. „Manche ſind ſchlecht genug" ſagt der Verfaſſer, „der Kälte den Sieg zuzuſchreiben, welchen Muth und Vaterlandsliebe gewann, da wir hier es doch wohl am beſten wiſſen, daß die Bereſina nicht einmal zugefroren war, als Napoleon über ſie floh; und ſo lange kein Strom ſtarrt, wird doch wohl auch ein franzöſiſches Heer nicht im Froſt erſtarren u.ſ.w." Lebhaft beſchreibt er als Augenzeuge, wie der Marquis Paulucci, Kriegs-Gouverneur von Lief- und Curland, zu Verfolgung des Feindes aufbrach; wie da die Guthsbeſitzer freiwillig eine ſolche Menge Fuhren ſandten, daß die Infanterie mit Vorſpann reiſte; wie die beſten Pferde des Adels, die bisher in Wäldern verſteckt waren, die Kanonen im raſchen Trabe dahin zogen; wie der ganze Weg von Liebau nach Memel mit Kaffeebohnen beſtreut war, und die Zuckerfäſſer ihre Süßigkeit in den Schnee [illegible]ſſen. — Sehr lebendig ſchildert der Ver[illegible] in einem andern Briefe den Wütrich Vandamme, mit dem er in Riga zu Mittag geſpeiſt. Man ſoll die Grauſamkeit und Wildheit ihm nur anſehen, wenn er heftig ſpricht, weil er dann die Zähne wie ein Tyger fletſche. — Nicht minder anziehend, den Pinſel in ſanftere Farben getaucht, ſind die Schilderungen religiöſer und fröhlicher Feſte, welchen der Verfaſſer in Petersburg beiwohnte, wohin er als Einer der Deputirten des curländiſchen Adels gezogen war, um dem Kaiſer bei ſeiner Zurückkunft Glück zu wünſchen. —

— Ohne Benennung des Druckorts, folglich mit einiger Furchtſamkeit, hat Jemand über das Grundeigenthum des Adels in Schwaben und die Maximen der Umwälzung geſchrieben. Es gab nemlich eine Art, die Güter auf Lebenszeit zu verpachten, ja dieſe Zeit auch wohl auf die Lebensdauer der Gattin des Pachters auszudehnen, oder ſie den Kindern deſſelben auf's Neue zuzuwenden, ohne deshalb das Eigenthumsrecht an die Güter aufzugeben. Man nannte ſie Falleben. Dieſe hat der König von Würtemberg aufgehoben. Zwar ſoll der Pachter hinterdrein den Kaufpreiß berechnen und zahlen, der Adel aber ihm dieſen Kaufpreiß ſo lange borgen bis er zahlen könne u. ſ. w. Der Verfaſſer betrachtet dieſe Verordnungen als offenbare Eingriffe in das Eigenthumsrecht, und freilich, ſo wie er die Sache darſtellt, erſcheint ſie auch ſo, obgleich die wohlthätigen Abſichten der Regierung nicht zu verkennen ſind. Es iſt auch Einer von den vielen Fällen, wo es unmöglich ſcheint, etwas allgemein nützliches zu vollbringen, ohne alte Privatrechte anzutaſten, die dem allgemeinen Beſten im Wege ſtehen. —

— In einem, durch Klarheit und Mäßigung ſich auszeichnenden Sendſchreiben des Superintendenten Greiling zu Aſchersleben, an die Synoden der preußiſchen Monarchie, iſt der Verfaſſer nicht der Meinung, daß es eben nothwendig ſey, bei dem Kirchenregiment blos Geiſtliche anzuſtellen, eine Behauptung, über welche der Ronneburger Pabſt und Conſorten ohne Zweifel aufſprudeln werden. Herr Greiling fügt in einer ſatyriſchen Note hinzu: die Geiſtlichen hätten auch keine Urſach mehr darüber zu klagen, ſeitdem auch ſie weltliche Geſchäfte trieben, und z. B. die Prediger Hebammenſteuereinnehmer geworden wären. Er ſagt nicht, wo das geſchehen iſt.

— Der Paſtor Metzke iſt auf den Einfall gerathen, Erzählungen für Hütekinder zu ſchreiben. Die Gegenſtände ſind gut gewählt, und der Vortrag der Faſſungskraft ſolcher Kinder wohl angemeſſen. Das Büchlein iſt ſo klein, und vermuthlich ſo wohlfeil, daß jedem Gutsbeſitzer wohl zu rathen wäre, es ſeinen Hütekindern zu ſchenken. Freilich wird vorausgeſetzt, daß dieſe geläufig leſen können, was wohl nicht überall gefunden werden möchte. Indeſſen ſind ſolche Schriften wohl geeignet, den Bauerkindern Geſchmack am Leſen beizubringen. —

— Gegen Ein Wort des Generals v. Dierike über den preußiſchen Adel hat Herr v. Hundt-Radowsky mehr als zehn Worte geſchrieben, die weder höflich noch witzig, wenn gleich oft wahr ſind. Uns dünkt, man konnte den Werth oder Unwerth der Meinung jenes alten braven Mannes recht gut auf ſich beruhen laſſen. Nährt er Vorurtheile, ſo iſt ſein Einfluß als Schriftſteller doch nicht ſo groß, daß man gleich ſo ungebührlich Feuer ſpeyen müßte. Ob der Erbadel wirklich ein zerbrechlicher Rohrſtab Egyptens ſey? iſt eine Frage, die oft ſchon gründlicher beantwortet worden, die Phraſen thun's hier nicht mehr. Daß wir Deutſche für die Preßfreiheit gekämpft hätten, iſt nicht wahr. Wir haben blos gekämpft um das franzöſiſche Joch los zu werden; kein Menſch dachte 1813 an die Preßfreiheit. Es thut uns leid, daß folgende Stelle aus der Feder eines Deutſchen gefloſſen iſt: „Wird der Deutſche auch noch ſo „ſehr gedrückt und gemartert, und laßt man ihm „nur die Freiheit, recht derbe auf ſeine Pei-

„niger und Bedrücker zu ſchimpfen — „ſo wird ihm dieß völlig genügen." Der Deutſche erſcheint in dieſem Bilde fürwahr recht jämmerlich. — In einer Note erzählt der Verfaſſer: ein Syndicus habe zu Wezlar mehrere Mark löthigen Silbers als Strafe erlegen müſſen, weil er ſich in einer Schrift des Ausdrucks bedient: unveräußerliche Menſchenrechte: und bald darauf habe er wieder geſtraft werden ſollen, weil er von einer unverletzlichen Pflicht des Fürſten geſprochen. Wenn wir dem Verfaſſer ſolche Anecdoten glauben ſollten, ſo hätte er ſie ſtreng beweiſen und die Nahmen nennen müſſen. Folgende Kraftphraſe möge noch hier Platz finden: „Wir Deutſche ſind ein freyes Volk, und brauchen uns ſo wenig unter ruſſiſche, als franzöſiſche geheime Polizey-Aufſicht ſtellen zu laſſen. Ob wir Sclaven Buonaparte's oder eines andern ſind, das iſt gleichgültig. Wir ſind mündig geworden, (wirklich?) und wollen keine Sclaven mehr ſeyn, ſo wenig wie die Einwohner von Hayti." (Man kann aber auch noch unmündig und darum doch kein Sclave ſeyn. Väterliche Hauszucht iſt keine Sclaverey.) —

— Der ſogenannte ſchwarze Becker hat eine Erſcheinung in der Nacht vom 18. zum 19. October gehabt, und ſolche dem Bunde der Wartburg gewidmet (Alſo exiſtirt doch ein ſolcher Bund?) Die Erfindung iſt äußerſt dürftig. Eine Geſtalt, die ſich Zephyr nannte, führte ihn über Planeten, Welten und Sonnen hinweg, in eine Myrthenlaube, die in einem Garten ſtand, wo das Feſt der Befreyung des Vaterlandes gefeyert werden ſollte. Der ſchwarze Becker wunderte ſich, daß in Elyſium, nach dem Trunk aus dem Lethe, nicht Alles vergeſſen werde, aber Zephyr berichtete ihn, daß, auf Herrmanns Vorbitte, die Schlacht bei Leipzig eine Ausnahme mache. Dann führt er ihn in's Fürſtengericht, wo jeder fürſtliche Schatten Rechnung ablegen muß, wenn er ſeinem Volke noch keine Conſtitution gegeben. Joſeph und Friedrich ſind die Richter. (!) — Im Philoſophenhain findet der ſchwarze Becker Bileams Eſel, den ein Hofcavalier, zur Strafe für begangene Schlingelſtreiche, mit Diſteln verſehen muß. — Dann ſtößt er auf Advocaten, die ſich Alle rechts drehen, weil ſie in der Unterwelt links gegangen ſind — dann gewahrt er drei Eichen, an der mittlern ſitzt Herrmann, links Schill, rechts der Herzog von Braunſchweig, auf der zweiten Stufe Scharnhorſt u. ſ. w. Der Sandwirth Hofer hat die Ehrenwache bei Herrmann. Theodor Körner declamirt die Völkerſchlacht bei Leipzig von Wendelſtedt, und alle Schatten ſchreien bravo! — Dann wird die Feuercenſur vorgenommen. Da kommt Merkur

mit ſeinen dünnen Waden,
ganz ſchwer beladen
mit lauter faden
Kotzebuaden.

Vermuthlich haben die Leſer genug. —

— Zu der Antwort eines Rheinpreußen auf des Herrn Julius von Voß Sendſchreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens, bekennt ſich der bekannte Schriftſteller Rehfues als Verfaſſer. Sie iſt in einem anſtändigen Tone geſchrieben. Merkwürdig iſt, was gleich anfangs von der berüchtigten Adreſſe geſagt wird: „Sie kann und darf in der That für nichts weiter gelten, als für den Einfall weniger Männer, denen das bekannte Talent ihres Wortführers eine Reihe von Unterſchriften gewonnen hat, welche, im Verhältniß zu der ſtimmfähigen Bevölkerung dieſer Provinzen, unbedeutend iſt. Der Inhalt wurde dem größern Theile nach von den Meiſten gemißbilligt. Die Klügern ohne Unterſchied waren der Meinung, daß es dem Wortführer (Görres) mit dieſem buntſcheckigen Verfaſſungsmantel gar kein Ernſt geweſen ſey, und daß er von jedem Stande nur darum einen Lappen auf denſelben geſtickt habe, um eine allgemeine Anregung zu bewirken. — Im Allgemeinen fand man dieſe eigenmächtige Vertretung eines ganzen Volks im höchſten Grade anſtößig und anmaßend." — Hierauf widerlegt Herr Rehfues Schritt vor Schritt die Vorwürfe, welche Herr v. Voß den Rheinpreußen gemacht hat, ſpöttelt über deſſen Hausmannskoſt von Gehirnen und Genialitäten im Volksrath, äußert ſich ſehr vernünftig über die Schwierigkeiten der Preßfreiheit u. ſ. w., und treibt am Ende ſeinen Gegner durch die ſocratiſche Methode in die Enge. —

— Herr Penzel hat den Zueignungs-Geſang des Horaz als Probe einer neuen kritiſchen Ausgabe aller römiſchen Lyriker, mit einer deutſchen Ueberſetzung, erklärenden Anmerkungen und Varianten herausgegeben. Unſere Kenntniſſe reichen nicht hin, um des Verfaſſers Werk zu beurtheilen, aber ſchon das aus dem Hagedorn gewählte Motto: Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter, nimmt für ihn ein. In zwei Punkten weicht Penzel von allen bisherigen Auslegern ab; er nimmt nemlich nach den Worten evitata votis, eine Lücke an, und erklärt den vorletzten Vers für untergeſchoben. Es iſt hier der Ort nicht, ſeine Gründe auseinander zu ſetzen. Der Plan des Ganzen hat uns ſehr angeſprochen, denn wir wüßten nicht, was der eigenſinnigſte Liebhaber der Alten hier noch vermiſſen könnte, und worüber er vergebens Belehrung ſuchen würde. Der Himmel ſchenke dem Verfaſſer ein langes heiteres Leben, um ſein ſchönes Vorhaben auszuführen; denn alle römiſche Lyriker ſo vollendet zu liefern, dazu möchten fürwahr die praeteriti anni gehören, die Horaz ſich zurück wünſcht. —

— Herr Demarées, Prediger im Deſſauiſchen, hat geſchrieben: gegen eine Tittmanniſche Verunglimpfung in ſeiner Schrift an Herrn Doctor Schleyermacher, zur Beherzigung, weniger des Domherrn, Doctor's und Profeſſors in Leipzig, Herrn Tittmann's, als der unpartheiiſchen Leſer, und zur gerechten Würdigung deſſelben. (Wenn die Herren Schriftſteller haben wollen, daß wir auch künftig die ganzen Titel ihrer Bücher anführen ſollen, ſo müſſen ſie dieſelben nicht ſo ungeheuer lang machen.) Die Verunglimpfung beſtand in folgender Stelle: „In einem kleinen Ländchen, deſſen Einwohner wenigſtens zu zwei Drittheilen lutheriſch, und zu Einem Drittheil reformirt ſind, wird das Unionswerk ſchon jetzt mit „wahrem Zelotengrimme getrieben; aber ſchon jetzt „ſieht auch der ſchlichteſte Bürgerverſtand ein, daß „es auf die weit fettern, lutheriſchen Pfründen abgeſehn iſt.“

Unter dem kleinen Ländchen ſoll nun offenbar das Anhalt-Deſſauiſche verſtanden, und der Zelotengrimm und die Lüſternheit nach fetten Pfründen auf Herrn de Marées gemünzt ſeyn. Es wird bewieſen, daß ſolches eine niedrige Verleumdung iſt. —

— Hiſtoriſch pſychologiſche Bemerkungen über den in der Leisniger Gegend aufgetretenen Schwärmer Johann Gottlieb Kloß hat der Paſtor Eißner geliefert, und der Sage nach, ſoll ſeine Schrift verboten worden ſeyn, warum? begreifen wir nicht. Kloß erſcheint auf den erſten Anblick als ein gewöhnlicher ſchlichter Landmann, mit kurzem gelblichen Haar, bläulichen Augen, und durchaus in Geſtalt und Haltung nichts fanatiſches verrathend. Im Verhör bejaht und verneint er ganz einfach. Die Bibel hatte ihn zuerſt exaltirt. Gott redet im Traume mit ihm. Bisweilen ſchwankte ſein Glaube, bis er jeden Sonntag zum Abendmahle ging. Der Pfarrer verwieß ihm das, ſprechend, ſelbſt Luther ſey nur alle 6 Wochen Einmal zum Abendmahl gegangen. Nun fing er an Vermahnungen an Andere zu halten, obgleich er oft verſpottet wurde. Nach und nach ſammelte er Jünger, läugnet aber, daß er Menſchenopfer habe einführen wollen, und daß er Theil an dem bekannten Morde habe. Auch einige hier mitgetheilte Lieder hat er gedichtet. Der Paſtor Eißner ſchildert ihn, als einen durchaus guthmüthigen Schwärmer. —

— Von der Reiſe der Madam Schopenhauer durch England und Schottland iſt eine neue, verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen. Die Vermehrungen und Verbeſſerungen können wir nicht angeben, da wir die erſte Auflage nicht geleſen haben. Eine zwar leichte, aber geiſtreiche Unterhaltung wird jeder gebildete Leſer hier finden. Auch hat die Verfaſſerin ſparſamer und kürzer als ſie ſonſt wohl pflegt, Gegenden und Gemählde beſchrieben. Gern würden wir unſer Blatt mit einigen Auszügen aus dieſer Reiſe geſchmückt haben, wenn ſie nicht ſchon zu bekannt wäre. —

— Alexander der Erſte zu Berlin im September des Jahres 1818, iſt nichts als eine, durch die Gelegenheit herbeigeführte, Speculation auf den Beutel. —

— Wir machen aufmerkſam auf das Volksthümliche Wörterbuch der deutſchen Sprache, mit Bezeichnung der Ausſprache und Betonung für die Geſchäfts- und Leſewelt, vom Profeſſor Heinſius. Was auch Adelung und Campe geleiſtet haben, ſo hat doch dieſe neue Arbeit Vorzüge, die jenen mangeln. Adelung ſchloß alles neue aus und ſuchte die ganze Sprache im Hochdeutſchen, daher fehlen ihm eine unglaubliche Menge von Wörtern und Bedeutungen, die jetzt in Rede und Schrift überall vorkommen. Campe leiſtete weit mehr, faſt zu viel, und ſchwellte dadurch ſein Wörterbuch zu 5 ſtarken, theuern Quartbänden an. Beide erwähnten der fremden, in unſere Sprache aufgenommenen Wörter faſt gar nicht. Doch ſind ſie unentbehrlich, da ſie überall in Schriften, Zeitungen, obrigkeitlichen Verordnungen ꝛc. gangbar ſind. Von der Ausſprache reden Adelung und Campe auch nur nebenher, ihre Wörterbücher ſind alſo für den Ausländer faſt nicht brauchbar, überhaupt überfüllt mit gelehrten Erklärungen und andern überflüſſigen Dingen. Darum kann ein neues Wörterbuch, welches auf die große Zahl der Geſchäftsmänner und Sprachunkundigen im In- und Auslande ganz beſondere Rückſicht nimmt, neben dem Adelung-Campeſchen ſehr wohl beſtehen, und iſt großen Dankes werth — Den Begriff von Neu wort beſtimmt der Verfaſſer ſchärfer als Campe gethan, viele Jahre ſind nicht immer nöthig um ein Wort einzuführen, wenn es nur durch Schriftſteller in's Leben gekommen iſt. Dahin gehört z. B. Jahn's Volksthum und Volksthümlichkeit. Das Wort Gepäck, ſtatt Bagage, iſt auch zuerſt im ſiebenjährigen Kriege von den Zeitungsſchreibern gebraucht worden; Heerſchau und Sternwarte ſind nicht älter. Klopſtock ſchuf 1747 den Weinlaubſtab für Thyrſus; das kann nie ein Volkswort werden, iſt aber ein Dichterwort, und als ſolches ſo oft nach Klopſtock gebraucht, daß man es kein Neuwort mehr nennen kann. Alle Wörter, die zu Ehren und Leben gekommen ſind, mögen ſie 10 oder 100 Jahre zählen, rechnet der Verfaſſer zu unſerm Sprachſchatze. Dahin gehören aber nicht Wolke's Sprach- und Schreibeigenthümlichkeiten, weil ſie nicht in das Volksleben eingedrungen ſind. — Auf gänzliche Vollſtändigkeit macht indeſſen der Verfaſſer keinen Anſpruch, denn ſchon als er zwei der neueſten Kochbücher aufſchlug, fand er eine Menge leckere Erfindungen und neue Namen, die ihn zur tiefſten Demuth und Ergebung zwangen. Eben ſo mögen ihm viele hundert Kunſtwörter in der Kriegskunſt entgangen ſeyn u. ſ. w. Die Aufnahme fremder Wörter rechtfertigt er genügend. Bei der Bezeichnung der Ausſprache betrat er einen ungebahnten Weg, und wählte die einfachſten Zeichen. — Die Orthographie oder Rechtſchreibung betreffend, fand er den Grundſaz am annehmlichſten: daß der Schreibgebrauch, oder ein herkömmliches Uebereinſtimmen der Menge in den meiſten Fällen das Recht am ſicherſten und dauerhafteſten begründe, wenn auch das Richtige nur aus dem Innern der Sprache ſelbſt erkannt und bewieſen werden kann. — Da dieſes neue Werk, auf 3 oder 4 Octavbände beſchränkt, ſeine Vorgänger an Wortreichthum übertreffen ſollte, ſo mußte auf Raumerſparniß gedacht werden, und man wird finden, auf welche ſinnreiche Weiſe dem Verfaſſer ſolches gelungen iſt. Vielleicht hätte er, zu dieſem Behuf, noch manche Wörter ganz weglaſſen können, z B Ausmaulen, aufhören zu maulen; ausmeckern, aufhören zu meckern; ausgrollen, aufhören zu grollen; ausgrünen, ausgurren u. ſ. w. Doch wir enthalten uns, bei einem ſo mühſamen, verdienſtlichen Werke aller kleinlichen Kritteleien, und ſehen dem, zur Oſtermeſſe verſprochenen, zweiten Bande mit Vergnügen entgegen —

— Ein ſehr nützliches Buch hat kürzlich der Profeſſor Crome zu Gießen geliefert: Allgemeine Ueberſicht der Staatskräfte von den ſämmtlichen europäiſchen Reichen und Ländern, mit einer Verhältniß-Charte von Europa zur Ueberſicht und Vergleichung des Flächenraums, der Bevölkerung, der Staatseinkünfte und der bewaffneten Macht. Dieſe illuminirte Verhältniß-Charte gleicht ähnlichen, ſchon vorhandenen, iſt aber durch neue, ſinnreiche Erfindungen ſehr vervollkommnet worden. Die Republik San Marino iſt der kleinſte Staat, auf ihn folgt Krakau, und Rußland beſchließt. Hier findet man nicht blos die Größe jedes Staats auf den erſten Blick, ſondern man kann auch eben ſo ſchnell deſſen Bevölkerung und Einkünfte finden; zum Nachſchlagen, nicht allein für den Gelehrten, ſondern auch für jeden gebildeten Weltmann, ſcheint dieſes Buch uns unentbehrlich. — Deutſchland nennt der Verfaſſer das einzige, nie ganz bezwungene Land von Europa, (auch nicht durch Napoleon?) den Mittelpunkt der Geiſtescultur, von welchem Aufklärung in die ſämmtlichen uns umgebenden Staaten ausging — (eine Behauptung, welcher manche dieſer Staaten wohl widerſprechen werden,) — welches den meiſten Staaten Europa's ſeine jetzigen Regenten gegeben — in welchem die Menſchen das glückliche Mittel zwiſchen franzöſiſcher Luſtigkeit, ſprühendem Feuer der Italiäner und Spanier, und launigem Starrſinn der ſtolzen Britten halten. Die Deutſchen ſind, nach Crome's Verſicherung, ernſt, bedachtſam, geradſinnig, redlich, gefühlvoll für Wahrheit und Recht, für Ehre und Sittlichkeit, für Gemeinnützigkeit und frohen Lebensgenuß, dabei arbeitſam, ausdauernd, tief eindringend, treu und tapfer. (Und das alles ſind ſie geworden — man denke! — unter ſouverainen Fürſten! wie war das möglich? und was wird nun erſt aus ihnen werden, wenn ſie Conſtitutionen erhalten? Ach! wenn ſie nur ſo bleiben wie der Verfaſſer ſie ſchildert. Erweiſen ließe ſich übrigens ganz leicht, daß Menſchen, die wirklich dieſem Bilde gleichen, durchaus im Ganzen gut regiert worden ſeyn müſſen.)

— Hr. v. Brömſen hat uns mit einem, ſehr fleißig geſammelten und verſtändig geſichteten geographiſchen Handbuche, Rußland und das Ruſſiſche Reich, beſchenkt, welches in zwei mäßigen Bänden alles enthält, was die Wißbegierde über Rußland zu finden begehren kann. Wir liefern eine Probe vom Styl des Verfaſſers: „Jene furchtbare Winterkälte fällt den eingebohrnen Sibiriern weit weniger hart, als wir uns vorſtellen mögen. Sie finden an ihrem rauhen Vaterlande eben ſo viel Wohlgefallen, als wir an dem unſrigen, und ſehnen ſich, nach einigem Aufenthalte in andern Ländern, mit ſchweizeriſchem Heimweh in ihre nordiſche Heimath zurück. Das gilt nicht allein von den halbwilden Ureinwohnern, ſondern auch von den hier gebornen Ruſſen, (ein ſchöner Schlag Menſchen, insgemein von anſehnlicher Länge, und in der Regel von biederm Character) und von andern europäiſchen Abkömmlingen. Ueberhaupt irren diejenigen ſehr, welche mit Sibirien die Vorſtellung eines abſchreckenden traurigen Aufenthalts verbinden. In den großen Städten herrſcht Geſchmack, angenehmer Umgang und geſellige Freude, die durch die ſchöne, reine Gemüthsſtimmung der Einwohner und die liebenswürdige Einfalt ihrer Sitten ſehr erhöht — (der Verfaſſer hätte noch hinzufügen können: auch durch die ungemeine Wohlfeilheit ſehr befördert) wird. Man iß gaſtfrey, und ſowohl in der Stadt als auf dem Lande gegen Fremde ſehr zuvorkommend. Arme Familien können vielleicht nirgends wohlfeiler, bequemer und zufriedner leben, als in Kolynaw, Tomsk und Irkuzk, und in der Nachbarſchaft dieſer Städte. Alle Lebensbedürfniſſe ſind äußerſt wohlfeil. Selbſt ausländiſche Waaren ſind häufig und für billige Preiſe zu haben, weil ſie zu Waſſer mit geringen Transportkoſten, theils aus Archangel, theils aus Petersburg hieher gebracht werden; denn die merkwürdige ſibiriſche Waſſerverbindung erſtreckt ſich von der chineſiſchen Grenze bis Petersburg u. ſ. w. (Man ſieht daß dieſes geographiſche Handbuch weit mehr leiſtet, als ſein trockner Titel verſpricht.) —

— Der dritte Theil der ſo eben erſchienenen geheimen Geſchichte des Hofes und Kabinets von St. Cloud, wird ſchwerlich ſo viel Aufſehn machen, als ſeine ältern Brüder unverdient erregten. Die erſte Hälfte deſſelben beſchäftigt ſich beſonders mit dem Königreich Weſtphalen, wo uns blos die Verſicherung neu war, daß Oeſtreich verſucht habe, Weſtphalen von Frankreich abzuziehen, indem es dem König Jerome verſprochen, ihm ſeine Herrſchaft zu beſtätigen, wenn er ſich ganz als deutſcher Fürſt betragen wolle. Jerome habe aber noch geſunden Menſchenverſtand genug gehabt, um einzuſehen, welches ſein letztes Schickſal ſeyn würde, wenn er ſich dieſem ungeheuren Anſinnen fügte, und folglich habe er den franzöſiſchen Geſandten von dieſer politiſchen Monſtruoſität unterrichtet. Indeſſen habe er doch eine große Abneigung, man möchte ſagen Haß, gegen ſeinen Zuchtmeiſter in St. Cloud empfunden. — Neu war uns auch folgende Behauptung: „wie kurzſichtig und „erbärmlich ſind diejenigen Europäer, die in Nordamerika die Freiheit blühen ſehen; es iſt die Freiheit der Sünde, indem Jeder ſo ſchnell wie „möglich quovis modo zu Gelde zu kommen die „Freiheit hat. Wie ſchnell wird dieſer Freiſtaat in „eine Geld-Ariſtocratie umgeſchaffen ſeyn, der jetzt „noch eine Plantagen-Ariſtocratie iſt." — Alles übrige hat uns alt oder unbedeutend geſchienen. —

(Der Beſchluß folgt.)

Naturkunde.

Zeitungsleſer werden ſich erinnern, daß vor einiger Zeit von einem, in der Gegend von Boſton angetroffenen, See-Ungeheuer die Rede war, und daß die ſeltſamen Berichte über daſſelbe zweifelhaft ließen, ob nicht die ganze Geſchichte ein Mährchen ſey. Nun hat im vorigen Jahre die Linneiſche Geſellſchaft von Neu-England in engliſcher Sprache einen Bericht herausgegeben, (Report of a Committee etc.) der eine ſehr gründliche Unterſuchung enthält. Als zu Boſton ſich das Gerücht verbreitete, daß im Hafen von Glouceſter, 30 engliſche Meilen von Boſton, ein Thier ſich habe ſehen laſſen, welches im Ganzen einer Schlange gleiche, aber rieſenmäßig groß und zum Erſtaunen ſchnell ſey, daß es ſich nur bey ſtillem Wetter auf der Oberfläche des Waſſers zeige, und aus lauter gegliederten Knoten zuſammen geſetzt ſcheine, ernannte die Linneiſche Geſellſchaft ſogleich eine Committee, die den Friedensrichter zu Glouceſter ſchriftlich erſuchte, von glaubwürdigen Perſonen eydliche Ausſagen aufzunehmen. Das geſchah, und wir liefern zur Probe hier Eine derſelben.

„Ich, Matthäus Goffney von Glouceſter, Schiffs-Zimmermann, ſage aus und bekräftige wie folgt: Am 14. Auguſt zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags, erblickte ich im Hafen ein ſeltſames See-Thier, das einer Schlange glich. Ich befand mich in einem Boote, etwa dreyßig engliſche Fuß davon. Sein Kopf ſchien ſo dick als ein Faß von 4 Gallonen, ſein Leib, als ein kleines Faß, und der Theil, den ich ſehen konnte, war wenigſtens 40 Fuß lang. Der Kopf war oben dunkelbraun, unten faſt weiß, ſo wie auch der untere Theil des Körpers, den ich gewahr werden konnte. Ich ſchoß nach ihm. Ich hatte eine gute Flinte und zielte richtig Sobald ich geſchoſſen hatte, drehte es ſich nach uns, und ich glaubte, es würde auf uns los gehen; allein es tauchte unter, paſſirte grade unter dem Boote, und kam ungefähr 100 Klafter weit davon wieder zum Vorſchein, wo wir es dann aus den Augen verlohren. Es tauchte nicht unter wie ein Fiſch, ſondern ſchien ſenkrecht wie ein Stein hinab zu ſteigen. Von den Kugeln, welche meine Flinte ſchießt, gehen 18 auf ein Pfund, und ich glaube nicht, daß in dieſer Stadt ein beſſerer Schütze iſt als ich. Ich habe dieſes Thier öfter geſehen, aber nie ſo deutlich als an jenem Tage. Seine Bewegung war wie die einer Raupe. In 2, höchſtens 3 Minuten, durchlief es eine Meile. Seine Haut ſchien glatt zu ſeyn. Furcht ließ es nach dem Schuſſe gar nicht blicken, ſondern ſpielte auf dem Waſſer wie zuvor.“ Dieſe Ausſage unterzeichnete und beſchwor **Goffney**.

Andere behaupteten, der Rücken des Thieres ſey mit Auswüchſen von 6 Zoll bis zu einem Fuß Höhe beſetzt, beſtimmten deſſen Länge von 40 bis zu 80 Fuß und die Dicke von einem halben Fäßchen, (Baril) der Kopf ſey ſtärker als der eines großen Hundes und gleiche ein wenig einem Pferdekopfe; er ſey oft unter dem Waſſer, und viele hatten den Rachen offen geſehen. Augen hatte man bemerkt, aber keine Ohren, Hörner, Kiemen oder Reſpirations-Löcher, auch keine Floſſen. Der Schweif ſchien ſpitzig zuzulaufen. Die Farbe der glatten Haut dunkelbraun. Vom 10. bis zum 23. Auguſt hat man es oft im Hafen, ſowohl in Ruhe als in Bewegung geſehen, ohne jemals einen Ton von ihm zu hören, und ohne, daß es Jemanden Schaden zugefügt hätte. Die Annäherung eines Bootes bewirkte nicht, daß es ſeinen Platz veränderte. — Andere machten den Kopf ſo dick als ein Faß von 10 Gallonen, gaben ihm kleine Buckel zu beyden Seiten der Augen, und eine ſchnellere Bewegung als die der Wallfiſche, das heißt 12 bis 14 Meilen in einer Stunde. Zwey Zeugen hatten es auch eine 2 Fuß lange Zunge herausſtrecken ſehen, die einer Harpune zu gleichen ſchien, vielleicht eine, durch die Bewegung hervorgebrachte, Täuſchung. — Endlich fügte der Friedensrichter auch ſeine eigenen Beobachtungen hinzu, die er mit und ohne Fernrohr gemacht hatte. Er taxirte die Länge des Thieres wenigſtens zu 70 Fuß, und ſchrieb, er werde ſich nicht wundern, wenn man es 100 Fuß lang fände. Die Geſchwindigkeit deſſelben ſchätzte er über dem Waſſer, auf eine Meile in 4 Minuten, und unter dem Waſſer, auf eine Meile in 2 bis 3 Minuten. Im erſten Falle hinterließ das Ungeheuer Furchen die wenigſtens eine halbe Meile lang waren, und auch im zweyten konnte man ſeine Spur wahrnehmen, woraus zu ſchließen, daß es in keiner großen Tiefe ſchwimmt.

Einige Wochen nach dem Empfang dieſer Ausſagen wurde eine beſonders geſtaltete Schlange nach Boſton gebracht und, als zu der Gattung jener ungeheuren Schlange gehörig, vorgezeigt. Sie war von einem Landmann, Nahmens **Norwood**, auf einem Felde dicht an der See getödtet worden; er verkaufte ſie, und der Käufer ſchenkte ſie der Linneiſchen Geſellſchaft, welche ſie öffnete, um ihren innern Bau zu unterſuchen. Ihre Länge betrug nur 2 Fuß 11, 1/2 Zoll, ihre Dicke etwas über 2 Zoll, aber ſie ſchien allerdings im Kleinen das Abbild jener Großen zu ſeyn. Sie wird weitläuftig beſchrieben. Giftzähne fand man nicht bey ihr; das Haupt war mit Platten und der Körper mit Schuppen bedeckt. Das Thier gleicht der Rieſenſchlange Boa, unterſcheidet ſich aber von ihr durch Farbe, Schweif, Zähne und Bewegung. Vermuthlich iſt es eine Amphibie. Man fand in ſeinem Magen eine Menge Schuppen, und ein Stück von der Haut und dem Schweife einer andern Schlange. Weder Herz noch Lunge konnte man entdecken. Die Committee ſchlägt vor, „die neue **Gattung** dieſes Thieres, Scoliophis, und das beobachtete, ungeheure Individuum Atlanticus zu nennen. Die Unterſcheidungs-Zeichen würden ſeyn: Platten auf dem Bauche, kleine Schuppen auf dem Schwanze und ein biegſames Rückgrat.“

Der Landmann **Norwood** ſagte endlich aus: daß er ſeine Schlange 150 Schritt vom Meere auf einer Wieſe gefunden, die bey Stürmen von den Wellen bedeckt wird, und wo man zuvor nie dergleichen geſehen; daß ſie ſich anders bewegte als andere Schlangen, nemlich ſenkrecht (?) und ziemlich langſam, und daß, als er ſie mit einer eiſernen Gabel durchſtach, ſie in heftigen Zorn gerieth, ſich ſelbſt mehreremale biß, und die Gabel mit dem Schwanze ſchlug, als ob dieſer eines ihrer Vertheidigungs-Werkzeuge ſey. Die Committee glaubt, troz dem großen Unterſchied in der Größe, daß ſie und jenes See-Ungeheuer zu einerley Gattung gehören, und nur im Alter verſchieden ſind.

Druckfehler in Nr. 48 des zweiten Bandes.

S. 377. Sp. 2. Z. 22 ſtatt Märgen lies Mädgen.
— — — — — 30 — das l. daß
— — — — — 40 — uns l. nun
— — — — — 44 — Eien l. Eine
— 378. — 1. — 52 — an l. von
— — — 2. — 5 — andern l. neuen
— 381. — 1. — 32 — nun l. nur

Nr. 49.

— 392. — 2. — 32 — Cemosa l. Carnosa
— — — — — 33 — dito.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 10. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Literariſche Notizen. (Beſchluß)

— Eine traurige Begebenheit, der plötzliche Todt einer geliebten Gattin, hat Herrn Friedrich Ehrenberg veranlaßt, ein Buch für Frohe und Trauernde zu ſchreiben, in welches er ſeinen Schmerz, ſeinen Troſt, ſeine Hoffnungen niedergelegt hat. Alle, die das Unglück haben, in gleicher Lage ſich zu befinden, mögen eilen das Buch zu leſen, denn es wird ſie gewiß anſprechen und vielleicht auch Troſt in ihre leidenden Herzen gießen. Andere nicht gleich Geſtimmte, werden ſich oft verſucht fühlen, das einförmige Buch aus der Hand zu legen. Um den Ton des Verfaſſers anzugeben, werden einige Stellen hinreichen: „In dem Zimmer, wo heute im feſtlichen Glanze die Hochzeitgäſte jauchzen, ſchweigt morgen der Todt; und an der Stelle, wo man heute die Braut ſchmücket, ſieht morgen ein Sarg." Aber: „das Weltall ſpiegelt ſich im Menſchen, er beherrſcht es gleichſam mit ſeinen Gedanken, er weiß die Bahn der Sterne; und er ſollte untergehen nach flüchtigen Augenblicken? während ſie Jahrtauſende unverrückbar ihren Weg wandeln? — Dringe mit deinen Gedanken unter die Erde; dort liegen die Leichen der Menſchen, die Leichen der Geſchlechter, die vor dir waren, Staub bei Staube; dazu wären dieſe alle gebohren geweſen, daß ſie Staub würden? dazu hätten die Weiſen nach Erkenntniß gerungen? die heldenmüthigen Zeugen der Wahrheit ihr Bekenntniß mit dem Tode beſiegelt? dazu ſo viele große Menſchen ſich für ihre Brüder geopfert? dazu hätte die Tugend ihre Verläugnung geübt, und ihre ſtillen Werke vollbracht?" —

„Ach! Tauſende, die in der Chriſtenheit gebohren und erzogen worden, haben kaum etwas von dem Erlöſer der Menſchen gehört! Dann fehlt es auch nicht an ſolchen, die ſich ein Geſchäfft daraus machen, den Unglauben zu verkündigen, — der Gatte der Gattin, der Vater dem Kinde, der Lehrer dem Schüler. Warum thun ſie das? Ob das, wovon ſie andere zu überreden ſuchen, ihre eigne feſte Ueberzeugung ſey, das mag Gott richten, — allein warum wollen ſie anderen einen Glauben nehmen, der der Menſchheit koſtbarſtes Gut iſt? einen Glauben welchen, wenn er auch ein Wahn wäre, gehabt und bis an ſein Ende bewahrt zu haben, Niemanden gereuen kann." —

Der Verfaſſer nährt die tröſtende Ueberzeugung, daß wir nicht allein fortleben, ſondern auch unſere Lieben dort wieder erkennen werden, „nicht blos an ihren Gedanken und Gefühlen, ſondern auch an ihren Körpern, die in ſeiner Verklärung, gewiß noch Aehnlichkeit mit ihrer Erdengeſtalt haben werden, beſonders in dem, was den Geiſt ausdrückte. (Wir möchten träumen, die beſſere Welt ſey blos von Augen bewohnt, in welchen dort die Seelen der Abgeſchiednen lebten, und jeder neue Ankömmling, ſelbſt ein Auge, ſuche und finde das Auge, aus welchem er hienieden ſeine reinſte Freuden ſog. — Ungern verſagen wir uns das Vergnügen, der ſchönen Stellen noch mehrere abzuſchreiben.) —

— Der originelle Profeſſor Lehmann in Königsberg hat Vorträge über unſere Zeit, Wünſche und den Menſchen drucken laſſen, in welchen wir ihn ganz wieder erkennen. Blitze und Irrlichter wechſeln in ſeiner Atmoſphäre, Fackeln und Johanniswürmchen läſſet er leuchten, aber etwas leuchtendes iſt doch immer in Allem was er ſchreibt, nur oft von einem ſeltſam gefärbten Hof umgeben. Wir liefern einige Beiſpiele: „Ein Alles wiſſender Menſch iſt wie ein unwiſſender Gott; wer aber auch nur Einer Sache auf das Leben ſehen könne, iſt ſchon halb Allwiſſend." — „Die Zweifelſucht iſt beliebt bei Gott, weil ſie von jeher eine große Wohlthäterin an der Religion war, und den Stolz des Wiſſens zur Demuth brachte." — „Mancher iſt treu und keuſch, der wohl anders wäre, wenn es nur anders wäre, und er kommt zu ſeiner Tugend, wie ein anderer zu einem Gewinne in der Lotterie." — „Hätte Gott dem Menſchen Kräfte gegeben, den Mond in das Meer zu tauchen, die Sonne anzuzünden und das Alpengebirge zwiſchen die Sterne zu ſchleudern, er müßte dieſe Kräfte verſuchen, weil Gott nichts umſonſt giebt." — „Die Ungleichheit hebt alle Sympathie auf, darum haben die Engel kein Erbarmen mit uns, oder ſie haben auch unſere Sünden und Leiden." — „Wer dem Irrthum kein Feuer anzündet, glüht auch für keine Wahrheit."

— „So nur Ein Menſch zu uns tritt, iſt es anders, und wir ſind anders als allein. Der Menſch in Geſellſchaft iſt ein zugemachtes Grab, wo aber die Todten ein geheimes Hauſen treiben, und den Keſſel verſtohlener Leidenſchaften in uns fortkochen, den wir mit Worten zudecken, (?) und iſt der Menſch allein, ſo öffnet ſich dies Grab, und die Todten treten vor und beſehen ſich.“ — „Die anſtändigen Tanzboden der Alten, ſind auf Bällen zu mörderiſchen Springſälen geworden.“ — „Wir ſprechen von einem Zeitgeiſte, das aber kann zu einer hochmüthigen Sprache werden. Denn der Zeitgeiſt liegt, wie jeder Geiſt, hinter einem Schleier den Niemand lüfften kann. Ob eine Zeit militairiſch oder philoſophiſch ſey, kann man ſagen. Wie aber dies zur allgemeinen Weltbildung ſtehe, iſt eben der Geiſt der Zeit; und dieſer kann auch wohl ein Nachtjahrhundert der Aufklärung fodern, iſt uns aber in alle Wege verſchloſſen.“ — „Rein aufbewahrt iſt die Liebe im Mutterherzen. Darum zeiget auch die Mutterliebe von des Weibes Liebe, und eine herzliche Mutter iſt auch wohl eine herzliche Gattin. Die ihr Kind nicht liebt, liebt auch den Mann nicht, liebt gar nicht. Kinderliebe überhaupt iſt eine Probe ehelicher Liebe, und die ſich gerne an Kindern weiden, tragen dem kommenden Manne ein ſchönes Herz entgegen.“ — „Warum klagt man denn ſo gerne über die Zeit? es kommt mit Jedem dahin, daß ihm ſeine Welt einmal mißfällt. Wir leben uns ab, und, die uns kannten von Jugend auf in unſern Geſinnungen und Schickſalen, ſterben uns ab; und ſo bleiben wir in einer fremden Welt, die uns nicht genügt, weil ſie nicht die unſrige iſt. Ein Greis iſt in der Welt wie in einer Kinderſtube. Faſt Jeder lobt die Vorzeit. War aber die Vorzeit immer beſſer, ſo muß es ſchon lange ſo ſchlecht geweſen ſeyn, daß es mich wundert, wenn die Welt nicht gleich in ihrem Anfange untergegangen iſt, und nicht alle Jahrhunderte eine neue Sündfluth kam.“ — „Es iſt ein alter Gedanke, daß die Geſchlechter ſteigen. Pflanzen werden einmal Gefühle lernen, die Lilie wird einmal lachen, das Veilchen wird einmal zärtlich thun und die alte Eiche wird brummen; Thiere werden die Aeſopiſchen Fabeln wahr machen, und aus Menſchen werden Engel. Vielleicht giebt es Welten, ſagt Bonnet, wo die Felſen organiſirt ſind, und die Thiere Vernunftſchlüſſe machen, die Menſchen Engel ſind.“ — „Gott iſt für uns gar nicht da, wenn er nicht in uns iſt. Nur der gute Menſch hat einen Gott; der ſchlechte iſt immer ein Gottesleugner, ſelbſt wenn er zum Abendmahl geht.“ — „Dem Gedanken ſind wir die Religion ſchuldig. Gott ſelbſt iſt todt, wenn kein Gedanke iſt; und die Engel im Himmel mit allen Geiſtern leben nur auf Erlaubniß der Gedanken.“ — „Keine Königin kann es mir verbieten, ſie in Gedanken zu küſſen, und jeder Menſch muß ſich gefallen laſſen, was ich im Gedanken mit ihm vornehme; den Einen laſſe ich hänken, den Andern mache ich zum Kaiſer, und gebe ihm Dieſe oder Jene zur Kaiſerin. Im Gedanken kann ich alle Fürſten vom Throne jagen. Ueber die Cenſur lacht mein Gedanke.“ — „Viele Arme können ſagen: ich habe nichts, aber ich bin etwas. Viele Reiche können das nicht ſagen. Etwas ſeyn iſt aber beſſer, als etwas haben.“ — „Verſöhnen wir uns mit den Reichen und Großen, denn ſie ſind die eigentlichen Laſtträger der Welt und zugleich ein Spielball des Schickſals“ — „Wer Alles ſo gehen läßt wie es geht, weil er allein nichts ändern kann, habe wenig moraliſches Gefühl, das Können oder nicht Können kümmert die Moral gar nicht, aber wohl das ſollen.“ — „Die große Glocke der Religion ſind die Leiden des Lebens. In dieſen mahnt uns die Natur an die innere Kirche und bringt uns an ihren Altar.“ — „Jede Kirche iſt gut, wenn ſie uns moraliſch bildet, das Herz erquickt und den Verſtand entwickelt; nur die taugt nicht, welche es an Einem von dieſen fehlen läßt.“ — Genug der Proben, um zu beweiſen, daß dieſes ſeltſam geformte Gefäß ein Schatzkäſtlein iſt, wo neben Perlen und Edelſteinen bisweilen auch wunderliche Muſcheln liegen.

Malesherbes.

Der Graf Boissy d'Anglas hat ſo eben in zwei Bänden einen Verſuch über das Leben, die Schriften und Meinungen des berühmten und rechtſchaffenen Malesherbes herausgegeben, ein Verſuch, den er anfangs nicht für das Publikum ſondern zum Unterricht ſeiner Kinder beſtimmt hatte; wir freuen uns, daß er ihn dem Publikum nicht vorenthalten.

„Nie war ein Mann von Malesherbes Verdienſten anſpruchloſer als er. Wenn man ihn zum erſtenmale ſah in ſeinem kaſtanienbraunen Rocke mit großen Taſchen und goldüberſponnenen Knöpfen, mit ſeinen Mouſelinmanſchetten, einer durch Tabak beſchmutzten Hemdkrauſe, in einer runden, ſchlecht friſirten ſchiefgeſetzten Perücke, und wenn man ihn ſo ungeſucht, ſo einfach, obwohl ſinnvoll und gelehrt, ſprechen hörte: ſo konnte man ſich unmöglich einbilden, daß er der Sohn eines Kanzlers von Frankreich ſey, der Abkömmling der berühmten Familie Lamoignon; daß er die erſten Magiſtratswürden bekleidet hatte; daß er Staatsminiſter und Mitglied dreier Academien geweſen, und daß er die höchſten Eigenſchaften beſaß, mit welchen der Himmel einen Sterblichen ausrüſten kann. Dennoch konnte man weder ſeiner anziehenden Kraft widerſtehen, noch ihm, vom erſten Augenblick an, das innigſte Vertrauen verſagen."

„Die folgende Anecdote, die ich ihn ſelbſt erzählen hörte, ſchildert treffend den Eindruck, den er anfangs machte. Er ging einſt am frühen Morgen durch die ſogenannten Hallen, und blieb von Zeit zu Zeit, mit der Aufmerkſamkeit eines Botanikers, bei den Leuten ſtehen, die dort Kräuter und Blumen feil haben. Zwei Weiber diſputirten miteinander über den Namen und die Eigenſchaften einer mediciniſchen Pflanze, welche eine der andern verkaufen wollte. „Frage ſie nur den Herrn da," ſagte die Krämerin, „der wird unſern Streit gleich ſchlichten." **Malesherbes** trat hinzu, nannte die Pflanze, erklärte ihre Eigenſchaften, beide Theile waren zufrieden, und er ging fröhlich weiter, ſtolz darauf, daß ſeine Berühmtheit bis in die Halle gedrungen ſey. Um jedoch einen leiſen Zweifel, der ihm aufſtieg, zu heben, kehrte er noch einmal um, und fragte die Kräuterfrau: warum ſie ſich gerade an **ihn** gewandt habe? — Ey! antwortete ſie, habe ich denn nicht gleich geſehen, daß Sie ein Apotheker ſind?" —

„In ſeiner Jugend gab man ihm den berühmten Marcel zum Tanzmeiſter, denſelben, der ſo große Dinge in einer Menuet ſah, und der ſich anmaß, die geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften eines Menſchen zu erkennen, wenn er ihn nur ſpazieren gehen oder in einen Salon treten ſähe. Mit ſeinem Lehrling, **Malesherbes**, war er ſehr unzufrieden, bat eines Tages um eine förmliche Audienz bei deſſen Vater und ſprach: „Mein Herr Präſident! ich bin „es dem Vertrauen, mit welchem Sie mich beehrt „haben, ſchuldig, Ihnen nicht nur zu erklären, daß „Ihr Herr Sohn niemals gut tanzen wird, ſondern „auch daß er weder für die Rechtspflege noch für die „Armee tauglich iſt, und daß, bei ſeiner Art zu gehen, Sie ihn vernünftigerweiſe blos dem geiſtlichen „Stande widmen können." — Was die Armee betrifft, pflegte **Malesherbes** zu ſagen, wenn er dieſe Anecdote erzählte — ſo hatte der Mann ganz recht; ich glaube ich würde mich vor den Kanonen gefürchtet haben. Vielleicht hatte er auch recht die Magiſtratur betreffend; doch ſo viel iſt gewiß, daß die lettres de cachet (Verhaftbefehle), welches die Kanonen ſind, deren man ſich gegen Gerichtsperſonen bedient, mich niemals ſehr geſchreckt haben. —

Hier eine Stelle, die ihn würdig ſchildert: „Die Schmeichler des Thrones wollten den Fürſten überreden, ſeine Macht, um ſicher zu ſeyn, müſſe unbegränzt ſeyn. Die Schmeichler des Volkes bildeten ihm ein, daß, um der Freiheit gewiß zu ſeyn, es jeden Zügel abwerfen müſſe. Irrthum auf beiden Seiten, doch war der letzte der traurigſte. **Malesherbes** fiel weder in dieſen noch in jenen; er war nie der Mitſchuldige irgend einer Gattung von Tyrannen. Er war eben ſo ſehr ein Feind des Königlichen als des Volksdeſpotismus. Weil er jenen bekämpft hatte, wurde er verbannt; weil er gegen dieſen ſich auflehnte, wurde er gemordet. In allen Lagen ſeines Lebens blieb er ſeinem Character, ſeinen Grundſätzen, ſeiner Tugend getreu, und nie wich er aus Furcht zurück, wenn es galt eine Pflicht zu erfüllen. Als das Volk unterdrückt wurde, vertheidigte er das Volk; als der König unterdrückt wurde, vertheidigte er den König."

Wie verdient er ſich um das Volk gemacht, beweiſt die treffliche, von ihm verfaßte Vorſtellung, welche er als Präſident eines Gerichtshofes (cour des aides) gegen die Edicte von 1770 und 1771 überreichte, und die La Harpe für „Muſter eines guten Geſchmacks in dem Phraſen-Jahrhundert und „für Denkmäler und Lehren der Jugend in einem „verderbten Jahrhundert" erklärte, und der Graf Boissy d'Anglas fügt hinzu: „es ſcheine, daß Quinctilian, als er den ächten Redner geſchildert, Malesherbes im Auge gehabt habe." Hier zur Probe eine Stelle aus dieſer Vorſtellung:

„Die Souverains können mehr oder weniger **Macht** beſitzen, doch überall haben ſie gleiche **Pflichten**. Giebt es deren, die ſo unglücklich ſind, über Völker zu herrſchen, welche keine Geſetze haben, ſo ſind ſie verpflichtet dieſen Mangel, ſo viel in ihren Kräften ſteht, durch perſönliche Gerechtigkeit und durch die Wahl ihrer Stellvertreter zu erſetzen. Aber wenn in einem Lande alte, reſpectirte Geſetze vorhanden ſind, wenn das Volk ſie als die Schutzwehr ſeiner Rechte und Freiheiten betrachtet, wenn ſie wirklich nutzen um den Mißbrauch der Gewalt zu zügeln — o ſo erlaſſen Sie uns, Sire, die Frage zu unterſuchen, ob in irgend einem Staate ein König befugt ſey, ſolche Geſetze abzuſchaffen? uns genügt, einem der Gerechtigkeit befreundeten Fürſten zu ſagen — daß er es nicht dürfe. Nach dieſen Grundſätzen ſeyn Sie nun ſelbſt Richter zwiſchen Ihrem Volke und Ihren Miniſtern." —

Die Noten zum erſten Bande enthalten eine Anecdote von dem Prinzen von **Beauvau**, die zu deſſen Ehre nie vergeſſen werden ſollte. Ihm verdankten die im Thurm von Conſtance zu Aigues morren eingeſperrten Proteſtantinnen ihre Freiheit. Die Eine ſaß dort, weil ſie eine Predigt mit angehört hatte; die Andere, weil ſie flüchtenden Pfarrern eine Freiſtatt verwilligt; die Dritte, weil ſie ihren Kindern keinen catholiſchen Unterricht ertheilen laſſen; die Vierte, weil ſie ihre Kinder proteſtantiſch taufen laſſen u. ſ. w. Aber Alle waren verurtheilt, ohne Beobachtung irgend einer Proceßform.

Als der Ritter von Boufflers in der franzöſiſchen Academie eine Lobrede auf ſeinen Oheim, den Marſchall Beauvau ſprach, erzählte er wie folgt:

„Ich war mit ihm, als er die Küſten von Languedoc beſuchte. Wir kamen nach Aigues mortes, wir ſtanden vor dem Thurme von Conſtance; wir fanden daſelbſt einen dienſtfertigen Kerkermeiſter, der uns finſtere Wendeltreppen hinaufführte, und mit großem Lärm eine gräßliche Pforte öffnete, auf welcher man die Inſchrift des Dante zu leſen glaubte; mir mangeln die Farben, um den abſcheulichen Anblick zu ſchildern, an den wir ſo wenig gewöhnt waren; ein Gemählde, eben ſo ſcheuslich als rührend, eben ſo ekelhaft als anziehend! in einem großen runden Saale, ohne Licht, ohne Luft, ſchmachteten vierzehn Frauen im Elend, Fäulniß und Thränen. Der Prinz vermochte kaum ſeine Rührung zu unterdrücken, und gewiß erblickten dieſe Unglücklichen zum Erſtenmale das Mitleid auf einem Geſicht. Ich ſehe ſie noch, wie ſie bei dieſer plötzlichen Erſcheinung Alle zugleich zu ſeinen Füßen ſtürzten, ſie mit Thränen benetzten, Worte ſuchten und nur ſchluchzen konnten, bis ſie endlich, durch unſer Zureden ermuthigt, Alle zugleich ihren gemeinſchaftlichen Jammer erzählten. Ach! ihr ganzes Verbrechen war, daß man ſie in derſelben Religion erzogen hatte, welche Heinrich IV. bekannte. Die jüngſte dieſer Märtyrerinnen war über funfzig Jahr alt; als ein Kind von acht Jahren hatte man ſie verhaftet, als ſie mit ihrer Mutter in die Predigt ging, und ihre Strafe dauerte noch fort!“

„Als der Prinz Verſailles verließ, hatte man ihm als eine ganz beſondere Gnade die Erlaubniß zugeſtanden, drei oder vier dieſer Schlachtopfer zu befreyen; er befreyte deren vierzehn, das heißt Alle — und ſchrieb an den Miniſter: „Gerechtigkeit und Menſchlichkeit ſprachen gleich ſtark für dieſe Unglücklichen, ich konnte unmöglich unter ihnen „wählen; ich habe ſie in Freiheit geſetzt und den „Thurm zuſchließen laſſen, in der Hoffnung, daß „man nie wieder um einer ſolchen Urſach willen „ihn öffnen werde.“ Der Miniſter erklärte ſein Benehmen für einen Mißbrauch des Vertrauens, und befahl ihm, was er gethan, ſogleich wieder gut zu machen, weil er ihm ſonſt nicht dafür ſtehen könne, daß er ſeinen Platz behalten werde. Der Prinz antwortete: „Der König iſt Herr, mir das Commando zu nehmen, allein ſo lange ich es führe „ſoll er mich nicht hindern, die Pflichten des Gewiſſens und der Menſchlichkeit zu erfüllen.“ — Der Graf Boissy d'Anglas fügt, zu ſeinen Kindern redend, hinzu: „ich habe dieſen Thurm auch geſehn, der Euch um ſo lebhafteres Intereſſe einflößen muß, weil die Aeltermutter Eurer Mutter um einer Predigt willen, die ſie mit angehört hatte, ſchwanger hineingeſperrt wurde, und in demſelben einer Tochter das Leben gab, von welcher ihr abſtammt. Ich war noch nicht ſieben Jahr alt, als meine Mutter mich dahin führte. Die Beſchreibung, die Boufflers von dieſem ſchrecklichen Aufenthalte macht, iſt leider nicht übertrieben. Es waren zwei Säle über einander, der untere empfing ſein Licht nur durch ein rundes Loch in dem obern, durch welches auch der Rauch hinauf zog, und der obere wurde durch ein ähnliches Loch in der Terraſſe beleuchtet, die das Dach bildete. Wind und Regen drangen häufiger durch dieſe Oeffnungen als Licht und Luft. Ich habe die Gefangene geſehen, die im achten Jahre eingeſperrt worden, ſie hieß Durand und war die Schweſter eines Predigers, den die Soldaten erſchoſſen hatten, unter dem Vorwand, er habe entwiſchen wollen. Ihre Mutter, mit ihr zugleich eingeſperrt, war in ihren Armen geſtorben.“ — —

Im zweyten Bande ſchien uns beſonders merkwürdig, daß Malesherbes, als er das Letztemal Miniſter war, dem Könige verſchiedene Memoiren überreicht hatte, in welchen er ihm gerathen, da eine Zuſammenberufung der Stände vorauszuſehen ſey, in dieſem Fall ja nicht die alte Form der Stände beſtehen zu laſſen, weil durch ſie eine, dem Könige wie der Nation gleichfeindliche Ariſtocratie aufgeſtellt werde, nemli[illegible] Ariſtocratie des Adels und der Geiſtlichkeit. Er [illegible] zu einer mehr nationalen Form. Dieſe damals nicht geleſenen Memoiren gaben, als der König ſchon gefangen im Tempel ſaß, zu folgender rührenden Anecdote Veranlaſſung.

Ludwig XVI. nemlich erinnerte ſich jener Memoiren und daß er ſie nicht beachtet, ſprach davon mit Malesherbes und wünſchte ſie zu leſen. Malesherbes, der wohl vorausſah, wie ſchmerzlich dieſe Lectüre ihm ſeyn würde, ſuchte ihn davon abzuwenden, allein der König beſtand darauf und M. brachte ſie ihm. Als er nachher das erſtemal wieder zum Könige kam, betrachtete dieſer ihn eine Zeitlang ſchweigend und mit Rührung, machte dann die Thür des Cabinets zu, warf ſich in ſeine Arme, faſt zu ſeinen Füßen und benetzte ihn mit Thränen. Dieſe, für beide Theile ſo ehrenvolle, aber auch ſo rührende Scene, hatte Malesherbes ſo angegriffen, daß er mehrere Tage krank davon war, und daß er ſie nie ohne Schluchzen erzählte. —

Ein Geſpräch, welches **Malesherbes** wenige Tage vor dem 10. Auguſt mit Molleville hatte, beweiſt, daß er damals ſchon lange außer aller Verbindung mit dem Hofe ſtand, und folglich keiner der zahlreichen Fehler ihm zur Laſt gelegt werden kann, die damals begangen wurden. „Der arme König" ſagte er, „ich beklage ihn ſehr! ich fürchte er werde Mühe haben, den Böſewichtern zu entſchlüpfen, und das iſt fürwahr Schade, denn er iſt wahrlich ein reſpectabler, würdiger Fürſt. — Sie, bei Ihrer Jugend, ſind glücklich, daß Sie ihm noch nützlich ſeyn können; ich bin leider zu alt dazu – aber, ſeit ich Gelegenheit hatte ſeine Eigenſchaften kennen zu lernen, bin ich ihm innigſt ergeben. — Ob ich mich gleich ſehr ungern ankleide, und beſonders den verfluchten Degen nicht gern anſtecke, der mir immer zwiſchen die Beine kommt, und mir noch einmal den Hals brechen wird, ſo gehe ich doch regelmäßig alle Sonntage zum Lever des Königs, weil es mir Freude macht zu ſehen, daß der wackere Mann ſich wohl befindet. Ich ſpreche ihn nie, doch gleichviel, wenn ich ihn nur geſehen habe; und ich meine, er ſieht mich auch recht gern." —

Ach! der Augenblick erſchien nur zu bald, wo er dem Könige ſeine ganze Anhänglichkeit durch die erhabenſte Aufopferung beweiſen konnte, indem er faſt allein bei einem Fürſten blieb, der noch vor kurzem von einem Höflingsſchwarm umringt, nun den Glanz von Verſailles gegen den finſtern Tempelthurm vertauſcht hatte. Zum drittenmale wurde **Malesherbes** ſein Rathgeber, als er ohne Krone und in Feſſeln, keine andere Belohnung konnte hoffen laſſen, als die Ehre, mit ihm auf demſelben Schaffot zu ſterben. **Malesherbes** war damals ein Greis von 72 Jahren, zweimal Miniſter des allgewaltigen Ludwig XVI geweſen, und hatte ſich in ſeine liebe, den Studien gewidmete Einſamkeit zurückgezogen, als er ſich überzeugte, daß die Grundſätze, welche man befolgte, zu ſehr im Widerſpruche mit den Seinigen ſtanden. — Es giebt in Frankreichs Annalen, und ſelbſt in denen der Revolution, der Beiſpiele genug, wo hoher Muth ſelbſt dem gewiſſen Tode trotzte; aber dieſe Handlungen gebot die Ehre, die Pflicht, die Gefahr — was **Malesherbes** that, entquoll einzig der Tugend. Er hätte, ohne undankbar zu ſeyn, ſich fern halten können, wie ſo manche andere, die dem Könige noch überdieß Wohlthaten verdankten: er hätte ſein Alter, ſeine Zurückgezogenheit vorſchützen, wenigſtens warten können, bis man ihn gerufen; aber der Held wartete nicht auf dieſen Ruf, um in den Kerker zu dringen und die Leiden ſeines Fürſten zu theilen. Er ſchrieb an den Präſidenten des Convents: „Ich weiß nicht ob man Ludwig XVI. einen Vertheidiger und die Wahl deſſelben zugeſtehen wird? im Fall ſolches geſchieht, wünſche ich, daß **Ludwig** erfahre daß, wenn er mich wählen ſollte, ich bereit bin; denn er hat mich zweimal in ſeinen Rath berufen, zu einer Zeit wo alle Welt nach ſolchen Poſten trachtete; ich bin ihm daher denſelben Dienſt ſchuldig zu einer Zeit, wo viele Leute ihn gefährlich finden." — —

Der edle Greis mußte an den Schranken des Convents Ludwigs Urtheil ſprechen hören. Er verſuchte noch einige, von Thränen und Schluchzen unterbrochene, Worte, um eine Appellation an das Volk zu unterſtützen, allein vergebens! er empfing den Auftrag, dem König das Urtheil anzukündigen, und er entledigte ſich dieſer letzten ſchrecklichen Pflicht mit eben ſo viel Muth als Schmerz. Dann zog er ſich tief erſchüttert in ſeine Einſamkeit zurück, wo die zarteſte Sorgfalt ſeiner Familie kaum vermögend war, ſeine Trauer zu mäßigen. In ſtiller Trauer lebte er, als neues Unglück auf ihn eindrang. Sein Schwiegerſohn, Hr. von **Roſanbo**, hatte, als Präſident eines Gerichtshofes, 1789 eine Proteſtation gegen die Decrete der conſtituirenden Verſammlung unterzeichnet, das gab jetzt den Vorwand, alle die Richter, welche mit unterſchrieben, und ſelbſt diejenigen, welche, ohne die Proteſtation zu kennen, ſich nicht förmlich von ihr losgeſagt hatten, in Anklagezuſtand zu verſetzen. Man riß aus den Armen des Greiſes ſeine ganze Familie, und zwei Tage nachher verhaftete man ihn ſelbſt und ſchleppte ihn nach Paris ins Gefängniß. Doch neuer Muth ſchien ihn zu beleben, ſobald die Tyrannei ſeine eigne Perſon traf. Seine alte Kraft war zurückgekehrt, ſelbſt die heitere Laune, die ihm eigen war, und er ſprach mit der größten Ruhe von der Cataſtrophe, die ihn bedrohte. So wird uns Socrates geſchildert. — Eine Zeitlang blieb er von ſeiner Familie getrennt, allein er erlangte die Vergünſtigung, daſſelbe Gefängniß mit ihr zu bewohnen. Der Augenblick, wo er mit ihr vereinigt wurde, war ſehr ſchmerzlich! doch bald ſprach er wiederſcherzend zu denen die ihn beſuchten: „Ich bin auf meine alten Tage ein Taugenichts (mauvais sujet) geworden, und da habe ich mich einſperren laſſen.“ — Er ſchrieb an den Convent mit edlem Stolze und begehrte den Grund ſeiner Verhafftung zu wiſſen, in einem Tone, wie er ihn nur hätte annehmen können, wenn er ſelbſt zu Gericht geſeſſen hätte. Doch was er verſchmähte für ſich ſelbſt zu thun, das that er für ſeinen Schwiegerſohn, Roſanbo, den er ſeinen vertrauteſten Freund nannte, für den er eine Rechtfertigungsſchrift abfaßte, und allen Conventgliedern den Gemahl ſeiner Tochter, den Vater ſeiner Enkel auf das rührendſte empfahl. Aber Roſanbo und 40 der würdigſten Parlamentsglieder wurden vor Gericht geſtellt, kaum gehört, und ſogleich zum Tode geführt. Am andern Morgen mußte Malesherbes ſelbſt, mit ſeiner Tochter, ſeiner Enkelin und deren jungen Gatten (einem älteren Bruder von dem jetzigen Pair Chateaubriant) vor den Schranken erſcheinen; man las ihm, der Form wegen, die Anklage-Acte vor; er wurde beſchuldigt, gegen die Einheit der Republik conſpirirt zu haben, kein Beweis, kein Zeuge wurde aufgeführt. Wenn doch nur noch Menſchenverſtand darin wäre, ſagte M., als man ihm die Acte übergab, und warf ſie mit Verachtung auf den Boden. Damals erblickte ſeine Tochter die Mademoiſelle Sombreuil, die am zweiten September ihre kindliche Liebe ſo muthig erprobt hatte, und ſprach zu ihr: „Sie waren ſo glücklich Ihrem Vater das Leben zu „retten, ich werde bald ſo glücklich ſeyn, mit dem „meinigen zu ſterben.“

Das einzige Actenſtück, auf welches man das Verdammungs-Urtheil des Greiſes gründete, war ein unter ſeinen Papieren gefundener Brief an Roland, vom 24. Juli 1790, in welchen er ſich weigerte, ſeine Meinung über gewiſſe Dinge zu ſagen, weil — ſo lauteten ſeine Worte — weil man, in Zeiten heftiger Leidenſchaften, ſich hüten muß die Vernunft ſprechen zu laſſen; man würde der Vernunft ſelbſt nur ſchaden, denn die Enthuſiaſten würden das Volk gegen dieſelben Wahrheiten empören, die, zu einer andern Zeit, mit allgemeinem Beifall würden aufgenommen werden. Wegen dieſen ſo unverfänglichen Worten, wurde Malesherbes zum Tode verdammt, mit ihm noch 30 Perſonen, die Alle eben ſo wenig verbrochen hatten als er, Menſchen ſogar von ganz verſchiednen Grundſätzen, unter ihnen eine Polniſche Fürſtin von 23 Jahren. M. empfing ſein Urtheil ohne Veränderung, ohne Schrecken, keine Klage entſchlüpfte ihm, er ſchwieg. In ſeiner Haltung war weder Prunck noch Schwäche ſichtbar; er trotzte dem Tode nicht, er ergab ſich ſtill. Er hatte gelebt wie Socrates, und ſollte ſterben wie er, doch weit ſchmerzlicher! denn man hatte die Grauſamkeit, erſt ſeine Familie vor ſeinen Augen hinzurichten. — So ſtarb ein Mann, der der Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen am würdigſten war, ja, der das Menſchengeſchlecht durch ſeine Tugenden ehrte.

Die Herren Dzondi und Mekel in Halle.

Eine merkwürdige, aber den deutſchen Univerſitäten eben nicht zur Ehre gereichende Begebenheit wird mitgetheilt in der kurzen Geſchichte des kliniſchen Inſtituts zu Halle vom Profeſſor Dzondi. Dieſes Werk eignet ſich nicht zur Anzeige für unſer Blatt, allein es enthält einen Anhang, aus dem wir den folgenden Auszug liefern:

Seit 1811 war Hr. Dzondi Director der chirurgiſchen Klinik, ſeine Vorgeſetzten waren zufrieden mit ihm, und noch 1815 ſchrieb man ihm officiel von Berlin: „er habe nicht zu beſorgen, daß ihm etwas von dem, was er zu genießen habe, werde entzogen werden.“ Zwar hatte ſchon 1813 das Preußiſche General-Gouvernement ihn, wegen vermutheter aber nicht erwieſener Anhänglichkeit an die franzöſiſche Regierung ſuſpendirt, und der Gnade des Königs für unwürdig erklärt; vergebens drang er auf Unterſuchung; ſeine Beſoldung blieb ihm zwar, allein er wurde bei vacanten Decanatsſtellen zweymal übergangen, ohne daß der Miniſter des Innern ihm Gründe dafür angeben wollte. Sein Gegner erhielt dadurch einen ſcheinbaren Vorwand, ihn bei den Studenten herabzuſetzen. Seine Vorſchläge, zu Vervollkommnung der chirurgiſchen Klinik wurden nicht beachtet, und der Herr Miniſter von Schuckmann war ſo unhöflich, ihm nicht einmal zu antworten, als er demſelben ſeine Aphorismen über die Lehre von der Entzündung dedicirte. Indeſſen blieb man dabey, es ſey keine Klage gegen ihn und es werde ihm nichts entzogen werden; darum ſchwieg er, bis plötzlich 1817 ihm befohlen wurde, die Direction der Klinik an den Profeſſor Weinhold abzugeben, ohne für dieſes willkührliche Verfahren den mindeſten Grund anzuführen. Sämmtliche Profeſſoren fühlten tief, daß ein ſolches Schickſal Jeden unter ihnen treffen könne, und unterſchrieben ſämmtlich eine nachdrückliche Vorſtellung, die nun endlich — im Widerſpruch mit vorigen Reſcripten, denen zufolge nichts gegen D. angezeigt war — eine Erklärung des Miniſters bewirkte, des

Inhalts: daß wiederhohlte Anzeigen des Profeſſors Mekel gegen D. und deſſen Fähigkeit die Direction zu verwalten, die auffallende Maaßregel veranlaßt hätten. Auch wurden nun erſt gegen die Vocation des Königs von Weſtphalen Einwendungen gemacht; wogegen aber der academiſche Senat ſich gründlich vernehmen ließ, während D. ſich erbot, ſeine Stelle freywillig niederzulegen, wenn er nicht von einer Commiſſion, oder von der ganzen Univerſität, den Ungrund von Mekel's Beſchuldigungen darzuthun im Stande wäre. Vergebens! Hr. v. Schuckmann beharrte auch dann auf ſeiner Willensäußerung, als die Univerſität eine dritte Vorſtellung deshalb an ihn machte, und befahl der Regierung zu Merſeburg, durch die ihr zu Gebote ſtehenden Mittel (alſo durch Gewalt) ſeinen Spruch zu vollziehen. Auf ſolche, allerdings befremdende, Weiſe, verlohr der Profeſſor Dzondi die Klinik, die Benutzung der Cadaver, des Bandagen-Kabinets, die ihm zuſtehenden Vorleſungen und die, der Anciennität und Vocation zufolge, ihm gebührende Decanatsſtelle. Durch alles dieſes wurde ſeine Einnahme um mehr als 1000 Thaler jährlich verkürzt.

Er geht nun die Geheimen Anklagen des Profeſſors Mekel durch — (Geheime Anklagen! es iſt wohl ſchlimm, wenn ein Miniſter ſich auf ſolche einläßt.) — beweißt ſeine Kenntniſſe, zeigt wie er ſie erworben, erzählt eine Menge ſeiner glücklich vollbrachten ſchwierigen Operationen, macht die Titel, ſeiner, mit Beyfall recenſirten, Schriften nahmhaft; erklärt Herrn Mekel öffentlich für einen Verläumder wegen der Behauptung daß er, Dzondi, in einem ſchlechten Ruf ſtehe; widerlegt dieſe Behauptung durch die Urtheile über ihn in öffentlichen Blättern, durch das Vertrauen mit welchem mehrere Aerzte ihn bey merkwürdigen Fällen zu Rathe gezogen, durch den Antrag des literariſchen Vereins deutſcher Aerzte, der unter dem Präſidio des Staatsraths Hufeland beſteht, ihn unter die Zahl der Directoren aufzunehmen, durch das Vertrauen, welches er als Arzt ſchon in Wittenberg genoß, und fordert Herrn M. auf, nur Eine Stimme zu nennen, die ſich zu ſeinem Nachtheil habe hören laſſen. Eben ſo ſiegreich beweiſt er, durch ein Zeugniß der Krankenwärter, die Unwahrheit der Mekelſchen Anſchuldigung, als habe er über ſeine Praxis die kliniſchen Uebungen oft verabſäumt. Boshafte Lügen nennt Hr. D. die Mekelſche Angabe, daß die beſſern Studirenden vergebliche Verſuche gemacht, ſeine Vorträge zu benutzen. Auch hier wird M. aufgefordert, Einen zu nennen. Das einzige Wahre an der Sache ſey, daß manche Studenten, durch M's Kunſtgriffe und Verleumdungen verleitet, ſeine kliniſchen Uebungen nicht beſucht hätten. Allein auch dieß, ſagt Hr. D., würde nicht erfolgt ſeyn, wenn das Miniſterium nicht durch ſein Verfahren den Verleumdungen einen Schein geliehen hätte. Eine Menge Beweiſe liefert D. für ſeine Behauptung, daß M. die Studenten gegen ihn aufgehezt, unter andern den Bericht des Seniors der mediciniſchen Facultät an den Miniſter, in welchem es ausdrücklich heißt: „Daß der Profeſſor Mekel eine Verſchwörung unter den Studirenden gegen D. veranlaßt habe, und daß die Beweiſe davon in des Berichterſtatters Händen ſeyen."

Den drolligſten Beweis von D's Unfähigkeit hat M. durch „die wiederhohlten Berichte der mediciniſchen Facultät gegen ihn" zu führen verſucht. Hier meynt Hr. D. man wiſſe nicht, ob man mehr die Dummheit bemitleiden oder ſich über die Unverſchämtheit entrüſten ſolle. Alle jene Berichte nemlich wurden einzig von M. ſelbſt gemacht. Die ganze Facultät beſtand nur aus zwei Gliedern, deren Verabredungen für Ausſprüche der Facultät galten. Der Unwahrheiten, Widerſprüche und Verleumdungen, die dem Hr. Profeſſor M. nachgewieſen werden, ſind ſo viele, daß wir ſie unmöglich alle nacherzählen können. Zu deſſen Behauptung: es fehle dem Profeſſor Dzondi an Kopf und Herz, macht der letztere folgende Anmerkung: „wer Jahre lang ununterbrochen die Ehre und den guten Nahmen ſeines Collegen zerfleiſcht und kein Mittel unverſucht läßt, ihn um Anſehen und Amt zu bringen; wer dabei ſo lange als möglich äußerlich freundſchaftliche Geſinnungen gegen ihn heuchelt, und, wenn er endlich entlarvt wird, nun durch eine Schmähſchrift denjenigen öffentlich zu beſchimpfen ſucht, den er bis jetzt im Geheim verleumdet hatte, von deſſen Herz und Character kann man mit Horaz ſagen: hic niger est, hunc tu Romano caveto."

Zuletzt fordert der Prof. D. den Prof. M. öffentlich auf, an einem oder mehreren zu beſtimmenden Tagen im großen akademiſchen Hörſaale zu erſcheinen, und in Gegenwart der geſammten Univerſität ſich mit ihm über arzneywiſſenſchaftliche Gegenſtände in lateiniſcher Sprache zu unterreden, damit Hr. D. auf dieſe Weiſe Gelegenheit erhalte, ſeinem Gegner Beweiſe von ſeinem Kopfe, und zugleich durch ein humanes Benehmen auch von ſeinem Herzen zu geben. Im Vorbeygehen wird angeführt, daß Hr. Garlieb Merkel in Riga „dem Nah-

„men und Character nach Herrn **Mekel** nahe verwandt ſey.“ —

Wir kennen den Herrn Profeſſor **Dzondi** nicht, eben ſo wenig als den Herrn Profeſſor **Mekel**, und werden, durch die einſeitige Darſtellung des erſtern, unſer Urtheil nicht beſtechen laſſen; denn die von ihm erwähnte Apologie, und was Hr. **Mekel** dagegen geſchrieben, haben wir nicht geleſen; wir laſſen folglich die gegenſeitigen Behauptungen auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen. Was aber durch die mitgetheilten Reſcripte unwiderſprechlich erwieſen iſt — daß nemlich Hr. Profeſſor **Mekel** ein **heimlicher Angeber** geweſen, und daß der Hr. Miniſter v. **Schuckmann** der **heimlichen Angeberey** ſein Ohr geliehen hat — darüber läßt ſich ein Wort mit ſprechen. Uns dünkt, wenn ein Profeſſor ſich nicht ſchämt, ſeinem Collegen hinterrücks ein Bein zu ſtellen, ſo wäre es der Würde des Miniſters gemäß, den leidenſchaftlichen Mann zu erinnern, daß, wenn ſein Gewiſſen ihn zu ſolcher Angabe nöthigt, ſein Gewiſſen ihm auch den Muth geben müſſe, die Wahrheit laut zu bekennen, damit der Angeklagte ſich vertheidigen möge. Die Behauptung, daß der Herr Miniſter auf dieſe einſeitige, heimliche Angeberey alle ſeine Verfügungen gegründet, und ſich durchaus auf kein audiatur et altera pars eingelaſſen habe, — dieſe Behauptung iſt ſo grell, und die Wahrheit derſelben wäre ſo empörend, daß Jedermann gewiß lieber glauben wird, Hr. Profeſſor **Dzondi** habe gelogen; obgleich aus den hier abgedruckten Reſcripten ihm keine Unwahrheit nachgewieſen werden kann.

Kleine Literariſche Notizen.

Herr Doctor **Hering** hat einen **täglichen hiſtoriſch-politiſchen Erinnerungs-Almanach** herausgegeben, eine Taſchenbibliothek der wiſſenswürdigſten Ereigniſſe aus 27 Jahrhunderten; in der That eine anſprechende Idee für manchen Liebhaber, der jeden Morgen beim Aufſtehen nur ſeinen Almanach aufſchlagen darf, um zu wiſſen, was an dieſem Tage irgendwo zu irgend einer Zeit Merkwürdiges vorgefallen. Wir wollen z. B. nur Einen Tag ausheben; es ſey der uns Allen ſo denkwürdige 18. October. An dieſem Tage wurde, im Jahr 31 nach Chriſti Geburt, der römiſche Miniſter **Sejan** hingerichtet — Der König von Dänemark, **Canut II.**, beſiegte den König Edmund von England, (1016) — Der deutſche Gegenkönig Rudolph ſtarb, (1080) — Der Herzog von Apulien, Robert Guiscard, ſchlug den griechiſchen Kaiſer (1081) — Papſt Pius II. wurde geboren (1405) — Papſt Gregor XII. ſtarb (1417) — Papſt Pius III. ſtarb (1503) — Wallenſtein beſiegte den Grafen von Thurn (1633) — Der polniſche Kron-Feldherr Czarnecky die Ruſſen (1660) — Prinz Eugen wurde geboren (1663) — Der Churfürſt von Sachſen Georg IV. kam zur Welt (1668) — Der Aachner Friede wurde geſchloſſen (1748) — Die Oeſtreicher eroberten das franzöſiſche Lager von Mannheim (1795) — Die Engländer und Ruſſen räumten Holland (1799) — Die Engländer eroberten Agra 1803. — Die Völkerſchlacht (1813) — Eine traurige Bemerkung iſt es, daß man keinen Tag im Jahre nachſchlagen kann, ohne zu finden, daß an dieſem Tage Blut vergoſſen worden. Der angeführten **Schlachten** ſind nicht weniger als 1062, der Capitulationen und Eroberungen 604, der Friedensſchlüſſe 252 u. ſ. w. Manche Geburts- und Todestage hätten, als zu unbedeutend, wohl übergangen werden mögen. —

Der, 300 Jahre zu ſpät gebohrne, Herr Superintendent in Ronneburg iſt abermals nach Gebühr abgefertigt worden, in einer kleinen Schrift, betitelt: **An Herrn Jonathan Schuderoff, Verfechter im Kirchenthume**, mit dem Motto aus Martin Luther: „Es iſt nicht unrecht, ja das höchſte Recht, daß man den Wolf aus dem „Schaafſtalle jage, und nicht anſehe, ob ſeinem Bauche das „mit Abbruch geſchehe.“ Der Schluß des Büchleins lautet alſo: „Sie ſind nun einmal Doctor und zu der erſten Würde erhoben, aber nicht verpflichtet und berufen, Staatsmitglieder **aufzuwiegeln und zur Empörung zu reizen**. Am rathſamſten wäre wohl: Sie beſorgten Ihre Amtsgeſchäfte, unterließen die unnützen und ſchädlichen Schreibereyen, und begnügten ſich mit den Einkünften Ihres Amtes. Amen!“ — So weit wären wir mit dem Verfaſſer ganz einig; aber befremdend war uns das folgende Urtheil über Luther: „Hätte Luther ſich nicht für infallibel (!) und beſſer wiſſend gehalten, und ſeiner Sentenzen, wie er es nennt, keine Art geſetzlicher Kraft beigelegt, (?) ſo würde er an den Grafen Mannsfeld entweder gar nicht, oder anders und mit Beſcheidenheit geſchrieben haben.“ — „Die Fürſten, der Staat und die Juriſten mit ihrem Handwerke waren ihm — und ſind Ihnen — Feinde und Gegner, welche zurückgetrieben und zu Boden geworfen werden müſſen, damit die Kleriſey den chriſtlichen Mitgliedern gebiete, und ſich auf den Thron mit unumſchränkter Macht ſetze.“ — (Das hätte Luther gewollt? nimmermehr!) —

— Wir warnen vor einem neuen franzöſiſchen Buche, betitelt: **Hiſtoriſche Reiſe nach Egypten**, während der Feldzüge der Generale **Buonaparte**, **Kleber** und **Menou**, von di Pietro. Es iſt nichts weiter als eine pomphafte, ſchon hundertmal wiederholte Erzählung der Heldenthaten, welche die Franzoſen in Egypten vollbracht haben.

— **Die Winter-Abende** (Soirées d'hyver) oder Unterhaltungen eines Vaters mit ſeinen Kindern, über das Genie, die Sitten und die Induſtrie der verſchiednen Völker des Erdbodens, von **Depping**, iſt ein ſehr nützliches Buch für die Jugend, von welchem ſo eben eine gänzlich umgearbeitete Auflage mit vielen Kupfern erſchienen iſt. Belehrung und Unterhaltung ſind hier vereint.

— Sollte es unter unſern Leſern Einige geben, die es intereſſirt zu wiſſen, was die Preußiſchen Landesgeſetze bei Criminal- und Fiscaliſchen Unterſuchungen über Verbrechen und Strafen feſtgeſetzt haben, der wird in einem, vom Juſtizrath **Hoffmann** herausgegebenen **Repertorium** in alphabetiſcher Ordnung Alles finden, was verſtändiger Fleiß zuſammen getragen. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 11. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Der Würtembergiſche Volksfreund.

Zum Beweiſe, daß wir einer vernünftigen Preßfreyheit keinesweges abhold ſind, loben wir von ganzem Herzen den Würtembergiſchen Volksfreund, der, außer vielem Gemeinnützigen, was er liefert, ſich beſonders angelegen ſeyn läßt, jede Willkühr der Beamten ꝛc. zur Sprache zu bringen, und deſſen ungeſtörtes Erſcheinen der Würtembergiſchen Regierung Ehre macht. Man hat uns mehrere der neuſten Nummern zugeſandt. In Nr. 41 wird ein Werk des Profeſſors Uebelen, von Entſtehung der Würtembergiſchen Landſtände weitläuftig angezeigt. Dieſer Darſtellung zufolge hat jene Landſtandſchaft ſich durchaus ganz anders geſtaltet als in Sachſen, Bayern, Heſſen ꝛc. Die Sache hat nicht Intereſſe genug für die meiſten unſerer Leſer, um ſie hier weiter zu verfolgen. Wir heben blos folgende Stelle aus: „unſere Zeit hängt gar zu ſehr an der Form und ſucht ihr Heyl nur in juridiſchen Clauſeln. Das Gemüth verſteht ſie nicht. — Was helfen alle Verträge zwiſchen der Gewalt und dem Recht, wenn jene ſie nicht halten will? — Die Geſchichte zeigt, daß das Formal-Recht nur da gegen den Willen des Pflichtigen gehandhabt wird, wo eine höhere Gewalt das Urtheil ſpricht; daß Verträge zwiſchen der Regenten-Gewalt und den Regierten, und unter unabhängigen Staaten, nur da gehalten werden, wo gegenſeitiger Nutzen die Bürgſchaft leiſtet.“ —

In Nr. 42 erzählt ein Hr Haldenwang, er ſey zugegen geweſen, als das Gensd'armerie-Inſtitut zu M. eingerichtet worden; da ſey ein alter, rechtſchaffener Schultheiß hervorgetreten, und habe geſagt: „Ey was, Herr Oberamtmann, ein Polizey, die Neuigkeite taugen all nix. Mein Vorfahrer iſcht 40 Jahr Schultheis geweſen, i bins ſchon über 40, und ſein Lebelang iſcht kaan Polizey in unſerm Ort geweſen. Das giebt nix als Unordnung. Die Bauern braucher kan Polizey. das iſcht nur für grauße Herren, aber nit für uns. . Das Ding koſchtet Geld, und meine Leute ſchlügen mi warlich taub, wenn i ſie rein ließ. Mein Vota iſcht: man ſchreib ſie gradeswiges ab, ſo meyn' i ſeys recht. Kurzum wie geſat, die Neuigkeite tauge all nix.“ —

In Nr. 44 wird aus den Zeiten der Angſt und Noth des 30 jährigen Krieges folgendes mitgetheilt: „Im Jahr 1639“ (ſo erzählte, nach völlig ſichern Quellen, noch in ſeinem Greiſen-Alter ein Biedermann, Magiſter Peter Drumling, ehemaliger hochfürſtlicher barreutiſcher Pfarrer und Senior in Burgbernheim) „als ich meine Pfarre bezog, und dem Vice-Decan Arzberger im Amt nachfolgte, habe ich und deſſen Sohn, nachmals Kaſtner, ſelbigen ganzen Sommer allhier Getraide eingeführt auf einem Karren, an welchem er ſtatt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeſchoben. So trübſelig waren dieſelben Zeiten, da ein Mann theurer war denn ſein Gold.“ —

— 1548 haben die Bauern im Balinger Oberamte eine Verordnung gemacht, kraft deren jeder Einwohner, wenn ihn die Reihe traf, die Schaafe hüten muſte, den Pfarrer nicht ausgenommen. Als der berühmte Gelehrte Friſchlin Pfarrer daſelbſt wurde, muſte auch er ſich der Verordnung fügen; weil ihn aber die Reihe gerade am Johannistage traf, und er doch auch an dieſem Tage predigen wollte, ſo führte er die Schaafe auf des Schultheißen grüne Saat, wo ſie ſich ſchnell ſatt fraßen und er ſie bald wieder heim treiben konnte. Er verlohr aber bald darauf ſeine Pfarre. (Wie würde Herr Jonathan Schuderoff ſprudeln, wenn er die Ronneburger vierbeinigen Schaafe hüten müſte!) —

Einen Aufſatz über den Bücher-Nachdruck in Nr. 51, können wir uns nicht enthalten ganz mitzutheilen.

„Es herrſchen bis jetzt über den Nachdruck noch ſehr verſchiedene Anſichten, und darum mag es dem Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes wohl vergönnt ſeyn, auch die ſeinige auszuſprechen. Sie iſt vielleicht die einfachſte und klarſte unter allen, die man bei uns über dieſen Gegenſtand gehabt hat.

Der Buchhandel iſt ein eben ſo rechtmäßiges als nothwendiges Gewerbe. Die Rechtmäßigkeit iſt von allen Regierungen anerkannt, und die Nothwendigkeit könnte nur geläugnet werden, wenn man behaupten wollte, der Staat habe ſich um die Fortbildung der Menſchheit nichts zu bekümmern, und man könne alle Schulen ohne weiteres ſchließen, und die Druckerpreſſen zerſchlagen.

Unſere geiſtige Kultur beruht jedoch hauptſächlich auf unſerer Literatur, und folglich auf unſerm **Buchhandel**. Dieſer iſt indeß undenkbar, ohne ein Recht des Schriftſtellers, über den Verlag ſeiner Werke zu kontrahiren. Erſt müſſen Schriften gedruckt werden, bevor man ſie verkaufen kann, und um Schriften zu drucken, muß man Handſchriften haben. Der, welcher Schriften drucken läßt, um ſie zu verkaufen, (der Buchhändler) kann aber nur auf viererley Weiſe zum Beſitz von Manuſcripten gelangen. Er verfertigt ſie ſelbſt, oder er läßt ſie ſich ſchenken, oder er kauft dergleichen, oder er ſtiehlt ſie. Die beiden erſten Fälle ſind höchſt ſelten, und es würde um unſere Literatur ſehr ſchlimm ausſehen, wenn ſchriftſtelleriſche Werke nur auf jenen beiden Wegen ins Publikum gelangen könnten. Den vierten Fall haben die Polizeien bis jetzt doch noch nicht den Muth gehabt, zu dulden, folglich bleibt nur der dritte übrig: der Verfaſſer verkauft und der Verleger kauft. Eine ſolche Uebereinkunft ſetzt jedoch ein ausſchließendes Eigenthumsrecht des Schriftſtellers an ſeinem Werke voraus; denn das Recht, ein Manuſcript zum Druck zu verkaufen, iſt eine bloße Täuſchung, wenn es nicht die Befugniß in ſich ſchließt, jeden andern als den Käufer von der Berechtigung zum Drucke auszuſchließen. Der ganze Kontrakt zwiſchen dem Buchhändler und dem Schriftſteller beruht auf dieſer Bedingung. Warum ſollte ſonſt auch jener kaufen und bezahlen? Etwa, damit es die andern nachher umſonſt hätten?

Erwägt man das bisher Geſagte, ſo ergiebt ſich ſonnenklar, daß man entweder den Buchhandel nicht mehr als bürgerliches Gewerbe betrachten, oder aber dem Schriftſteller und Verleger ihre ausſchließenden Eigenthumsrechte ſichern müßte.

Im Ganzen iſt dies allerdings von mehreren Regierungen anerkannt worden. Doch haben die meiſten für dienlich erachtet, das Eigenthumsrecht des Schriftſtellers und Verlegers auf eine Zeit zu beſchränken. Aber wie? heißt das nicht willkührlich in die Freyheit des Eigenthümers eingreifen? Iſt der Schriftſteller etwa nicht befugt, von ſeinem Manuſcript fürs erſte blos die erſte Auflage, oder dieſe und alle folgende Auflagen zugleich an einen Verleger zu veräußern? Wenn ein Geſetzgeber dieſe Frage mit Nein beantwortet, ſo möcht ich den Grund dieſer Verneinung kennen.

Im Großherzogthum Baden beſteht ein Geſetz, welches das Schriftſtelleriſche Eigenthumsrecht nur bis zum Ableben des Schriftſtellers gelten läßt. Der, welcher dieſes Geſetz gegeben, hat ohne Zweifel die Folgen deſſelben gar wenig erwogen, und eben ſo wenig den Widerſpruch eingeſehen, den es enthält. **Ein Kontrakt, der zur völligen Realiſirung eine beſtimmte Zeit nothwendig erheiſcht, und doch nur auf eine durchaus unbeſtimmbare Zeit geſchloſſen werden darf, iſt ein Unding.** Wenn z. B. eine Karlsruher Buchhandlung einem Schriftſteller die erſte Auflage ſeiner Werke für 1000 fl. abkauft, ſo kann ſie es doch wohl nur unter der Bedingung, daß keine andere Auflage gemacht werde, bevor die übrige verkauft iſt. Aber wie, wenn nun, nach kaum beendigtem Druck der Verfaſſer ſtirbt? das badiſche Geſetz erlaubt in dieſem Falle den Nachdruck auf der Stelle, folglich enthält es eine Beſtimmung, welche jeden Kontrakt zwiſchen Verleger und Schriftſteller zur wahren Nullität macht, wofern man nicht etwa in jenem Lande eine Lebens-Aſſecuranz zum Beſten der Schriftſteller und ihrer Verleger eingeführt hat.

Diejenigen deutſchen Regierungen, welche den Nachdruck erlauben, ſcheinen dabei außerdem etwas unbeachtet zu laſſen, was große Beachtung verdient. Kann es einem Gouvernement gleichgültig ſeyn, daß Einzelne ſeiner Bürger, die ein von ihm erlaubtes, vielleicht ſogar privilegirtes Gewerbe treiben, in andern deutſchen Nachbarſtaaten **öffentlich Schelmen und Diebe** genannt werden? Wird in einem ſolchen Falle nicht die Ehre des betreffenden Gouvernements ſelbſt angetaſtet? Wenn dem Bürger eines Staats in einem andern Staate eine Beleidigung widerfährt, ſo wendet er ſich an den Geſandten ſeines Hofs, und dieſem liegt es ob, dem Beleidigten Genugthuung zu verſchaffen. Unſere Nachdrucker dagegen, die ſich zum Theil auf Privilegien ſtützen können, müſſen ſich in öffentlichen Blättern als Diebe und Raubgeſindel bezeichnen laſſen, ja ſogar iſt ihre perſönliche Freyheit bedroht, wofern ſie den Wohnort eines auswärtigen Verlegers betreten, dem ſie etwas nachgedruckt, und Niemand läßt ihnen Schutz angedeihen.

Es iſt und bleibt ewig wahr: Jede, auch die mindeſte Abweichung von dem, was die öffentliche Meynung als Recht anerkennt, muß zu Inconſequenzen verleiten, und unter gewiſſen Umſtänden ſogar die Würde des Staats exponiren.

Verſuch über das Ideal einer Gerichtsordnung.

Ein treffliches Werk in zwey Bänden hat über dieſen Gegenſtand der Präſident v. **Reibnitz** geſchrieben. Ein ſolches Werk kann natürlich in dieſem Blatte nicht beurtheilt werden; nur aufmerkſam wollen wir darauf machen durch einige Auszüge, die den Geiſt des Ganzen ahnen laſſen und jeden, auch Nichtjuriſten, anſprechen werden.

„Ich kann mich von dem Nutzen der Friedensgerichte nicht überzeugen, und glaube vielmehr, daß das, was davon an mehreren Orten gerühmt werden, bey näherer Beleuchtung wenig Realität habe. Insbeſondere ſcheint mir der Anfang des Prozeſſes nicht der ſchickliche Zeitpunkt, um den Weg der Güte zu verſuchen. Die Parteien, beſonders der Kläger, ſind noch zu erhitzt gegen einander, von ihrem vermeinten Recht zu ſehr eingenommen, und von den läſtigen Formen des Rechtsganges noch zu wenig ermüdet, um der Stimme der Sanftmuth und Billigkeit Gehör zu geben. Der Friedensrichter aber, wenn er als ſolcher mitwirken ſoll, daß der Vergleich zu Stande komme, kann in dem Augenblicke des Entſtehens des Prozeſſes von allen Umſtänden, die auf deſſen Entſcheidung Einfluß haben können, unmöglich noch ſo genau unterrichtet ſeyn, um zweckmäßige Vorſchläge, aus der Natur der Sache hergeleitet, machen zu können, die auf die beiderſeitigen Rechtsgründe gehörige Rückſicht nehmen, und nicht den Gerechtſamen des einen oder des andern Theils offenbare Gewalt anthun. Als weſentlich nothwendige Rechtsform vor dem Anfang des Prozeſſes ſcheint mir daher der Gang zum Friedensrichter unzweckmäßig, und eine unnöthige Verlängerung des Rechtsganges. Der Verſuch der Sühne kann meines Erachtens nur ſpäterhin mit Nutzen gemacht werden.“ —

„Die Mitglieder der Jury ſind von ihren Mitbürgern durch eine freie Wahl auserſehen, das Heiligſte zu handhaben, was der bürgerliche Verein dem Urtheil eines Individuums anvertrauen kann, die bürgerliche Ehre des Gekränkten für fleckenlos zu erklären, oder die Schuld des Frevlers aufzudecken; ich habe zu dieſer Beſtimmung in meiner Gerichtsordnung die Sühnsverſuche hinzugefügt, und bin der Meinung, daß auch die Executionen ihnen anvertraut werden ſollen, und die permanentiſche Jury ſich dazu vorzüglich der fünf Aſſiſtenten bedienen müſſe, die ich für jede Gemeinheit von 2000 Seelen zu dieſem Behuf zu wählen vorgeſchlagen habe, und die ich die Lokaljury nennen würde.“ — —

„Der Krieg gehört zu den Trugbildern der Täuſchung, die der Attila der neuern Zeit dem durch ſeine Siege betäubten Europa als Humanität aufdringen wollte, wenn er in den Ländern, die er mit Heeresmacht überzog, alle gewöhnlichen Geſchäfte des bürgerlichen Lebens in dem bisherigen gewohnten Gange fortzuſetzen befahl, und ſich in pomphaften Ankündigungen damit brüſtete, daß die Kauf- und Handwerker ihre Läden und Werkſtätten nicht verſchloſſen, und die Autoritäten und Gerichtshöfe ihre Arbeiten fortgeſetzt hätten. Aber dieſe Grundſätze haben bey näherer Beleuchtung keine Haltbarkeit. Eines Theils kommen die Autoritäten ſelbſt in die drückendſte Verlegenheit. Sie ſchweben in der peinlichſten Ungewißheit über die Wahl zweyer Pflichten, deren eine mit der andern nicht wohl beſtehen kann, der Pflicht, ihrem Landesherrn und dem ihm geleiſteten Eide bis in den Tod unverbrüchlich treu zu ſeyn, und keinem andern zu dienen oder ſich durch Eidſchwüre verbindlich zu machen, bis jene gelöſt ſind; und der Pflicht, den ihnen anvertrauten Poſten, und die in dieſer Hinſicht ihrer Obhut anvertrauten Mitbürger gerade in dieſer Zeit der Noth nicht zu verlaſſen, wenn ſie ihn auch im Namen eines andern und zum Beſten eines andern Volkes zu verwalten gezwungen werden ſollten. Andern Theils wäre das Glück zwar außerordentlich zu ſchätzen, wenn es möglich wäre, den frommen Wunſch zu befriedigen, daß der Krieg nur unter Bewaffneten geführt werden könnte, daß dieſe die Stelle des Richters verträten, der die Rechtshändel zwiſchen den Völkern ſchlichtete, und die Verhältniſſe der übrigen nicht Waffen tragenden Bürger durch den Krieg gar nicht geſtört würden, ſondern bloß im Frieden diejenige Veränderung erlitten, die die Entſcheidung durch die Waffen nach ſich zieht. Dieß gehört aber unter die Unmöglichkeiten.“ —

„Ich würde daher nicht erſt den Krieg wirklich abwarten, und bey deſſen Ausbruch beſtimmen, wie es mit dem Stillſtand der Rechtspflege gehalten werden ſoll, ſondern ein für allemal in der Gerichtsordnung die Fälle voraus beſtimmen, in denen und mit welchen Maaßregeln er eintreten ſolle. Ich würde hierüber feſtſetzen, daß die Gerichtshöfe geſchloſſen werden ſollen, und der Gang der Civilrechtspflege in der Lage, worin ſich jede Sache befindet, ſuſpendirt bleibe, ſobald die feindliche Armee den Boden des Gerichtsbezirkes eines Appellationsgerichtes berührt hat, und daß bey dieſem Stillſtande bloß die Geſchäfte der Criminaljuſtiz ihren Fortgang behalten.“ — —

„Ich komme nun auf die Beſchaffenheit und die Zahl der Gefängniſſe. Es fällt in die Augen, daß es unzweckmäßig ſeyn würde, von einer übel berechneten Philanthropie ſich irre leiten zu laſſen, um dem Aufenthalt im Gefängniſſe ſo viel Annehmlichkeiten zu verſchaffen, daß er für Bürger aus den niedern Claſſen, die einen harten Kampf gegen das Bedürfniß kämpfen müſſen, und deren Ehrgefühl nicht ſo ſehr delicat iſt, wünſchenswerth werden könnte, welches doch je zuweilen der Fall ſeyn wird. Eine Reinlichkeit, die zwiſchen der holländiſchen und ſamojediſchen die Mitte hält, eine mäßige Koſt, eine geſunde Luft, ſind Anſprüche, die auch dem ſchwerſten Verbrecher nicht abgeſprochen werden können. Ich glaube, daß die möglichſte Sicherheit des Gefängniſſes zu erreichen ſey, ohne ſie in die Erde hinein zu bauen; wohl verwahrte eiſerne Gitterfenſter und die Wohnung des Gefangenwärters auf der Flur, wo die Gefängniſſe ſind, nebſt den nöthigen äußern Wachen, werden ſicherlich hinreichen. Je mehrere einzelne Behältniſſe zur Verwahrung der Gefangenen eingerichtet werden können, deſto zweckmäßiger iſt die Anlage des Gefängniſſes. Nicht allein die Abſicht, die Gefangenen von ſchädlichen Kolliſionen abzuhalten, ſondern auch die Strafe, die hauptſächlich in der Einſamkeit des Gefängniſſes beſteht, wird dadurch erreicht werden. Ich halte es daher für zweckmäßig, lauter kleine Zellen nebeneinander anzulegen, und ſie, zu Erſparung der Mühe und Koſten durch lauter fortlaufende Röhren zu heitzen. Die Arbeitsanſtalten, die gewöhnlich mit den Gefängniſſen verbunden werden, ſind zwar in finanzieller Rückſicht und auch für die Geſundheit der Gefangenen nützlich. Sie haben aber daneben den unverkennbaren Nachtheil, daß ſie die Verbrecher zuſammen in nahe Berührung bringen, und dadurch nicht allein ihre Strafe beinahe ganz aufheben, ſondern auch Gelegenheit geben, daß ſchädliche Verabredungen zwiſchen den Gefangenen getroffen werden können. Ich würde daher in der Regel bey einem Strafgefängniſſe keine Arbeitsanſtalt haben.“ — —

„Allgemein würde ich feſtſetzen, daß die Exekution unmittelbar der Eröffnung des Urtheils folgen und ſelbſt die Todesſtrafe nicht länger als drey Tage nach derſelben verſchoben werden müſſe. Es wäre grauſam, die vorherige Todesangſt des Büßenden, die ſeine Leiden in dem Augenblicke des Uebergangs ſelbſt bey weitem übertreffen kann, ohne alle Veranlaſſung verlängern zu wollen,“ (darum ſcheinen uns auch drey Tage noch zu viel.) —

„Ausgezeichnete Kleider für den Verbrecher bey der Hinrichtung würde ich eben ſo wenig, als die Beſuche der Neugierigen im Gefängniſſe kurz vorher zulaſſen. Man muß alles thun, um die unglückliche Celebrität, die der Verbrecher ohnedem ſchon durch den öffentlichen Act der Unterſuchung und Hinrichtung erlangt, nicht noch durch überflüſſige Nebenumſtände zu vermehren, weil es in den niedern Ständen ſchwache Gemüther geben kann und ſchon gegeben hat, für welche dieſe Celebrität, dieſes ephemeriſch erregte Aufſehen, ein Reiz werden könnte, nicht, das Verbrechen zu vermeiden, ſondern eines zu begehen.“ — —

Dieſe wenigen Proben werden hinreichen, unſere Leſer zu überzeugen, daß Herr v. **Reibnitz** nicht allein ein tüchtiger Oberlandesgerichts-Präſident, ſondern auch ein Philoſoph und Menſchenfreund iſt; daß alle ſeine verbeſſernden Vorſchläge durch Verſtand und Herz geläutert werden, und daß er nebenher einen klaren, geſunden Styl ſich zu eigen gemacht, der eben ſo fern von juriſtiſcher Trockenheit als von ſchöngeiſteriſcher Ziererey bleibt. Möchten doch viele ſeiner Gedanken nicht bloß in Preußen beherzigt werden! —

Biographie.

Der Staatsrath **Adelung** in Petersburg hat uns mit einer Schilderung des **Freyherrn von Herberſtein**, mit beſonderer Rückſicht auf deſſen Reiſen in Rußland, beſchenkt, und der Reichs-Kanzler, Graf **Romanzoff** — dieſer Beförderer der Wiſſenſchaften wie kein Zweiter in Europa gefunden wird — hat das Werk auf ſeine Koſten drucken und in ein ſehr anſtändiges Gewand kleiden laſſen. Als Herberſteins Schriften über Rußland zum erſtenmal erſchienen, wurden ſie nicht allein in Deutſchland verſchlungen, ſondern auch ins böhmiſche und italiäniſche überſetzt. dann aber blieben ſie, ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts faſt unbekannt, und es iſt wohl ſeltſam, daß auch jetzt, nicht in ſeinem Vaterlande, dem er ſo ausgezeichnet diente, ſondern in dem Lande, welches er zuerſt kennen lehrte, ſein Ruhm aufs neue in den ihm gebührenden, und ſchon durch Catharina II. ihm zuerkannten, Glanz geſtellt wird. **Herberſtein** wurde 1486 auf einem Schloſſe in Krain gebohren. Der Adel ſeiner Familie konnte nur bis ins 13. Jahrhundert nachgewieſen werden, und er ſelbſt war ſo klug ſich zu rühmen, daß ſeine Voreltern Ackersleute geweſen wären. „Hätte ich ſelbſt, ſprach er, oder mein Vater den „Pflug geführt, ſo würde ichs auch nicht verſchweigen, und lieber wollte ich ſelbſt der Erſte zum Edel„mann gemacht worden ſeyn, als daß ich meinen „Eltern ſollte ungleich befunden werden.“ Von ihnen hatte er auch vernommen, daß ſieben Ritter zu gleicher Zeit auf Herberſtein ſollten gewohnt haben, deren nur Einer Hoſen getragen, und daß neun Fräuleins Herberſtein „aus Einem Mantel verheyrathel worden." „Anjetzo, fügt er hinzu, iſt keiner „ohne 7 Paar Hoſen zufrieden, und keine will weniger „als 9 Mäntel haben. So wird unſer itziges Weſen auch nicht ewig beſtehen. Durch ſeinen gebildeten Geiſt (einer Seltenheit in jener Zeit) erhob er ſich zum erſten Freyherrn in ſeiner Familie. Außer der Deutſchen, lernte er auch die ſlaviſche Sprache, die in ſeiner Gegend geſprochen wurde, und die ihm ſpäter ſo nützlich war. Er ſtudierte ſo fleißig, daß er Baccalaureus wurde, ein Titel, auf den er ſich nicht wenig einbildete. Dennoch verſäumte er auch nicht zu thun, was ihm als Edelmann oblag, er zog nemlich fünf Jahre lang mit in den Krieg gegen die Venetianer, wurde von Maximilian zum Ritter geſchlagen und, in einem Alter von 28 Jahren in die diplomatiſche Laufbahn verſetzt, die er 40 Jahre lang ſo ehrenvoll durchlaufen hat. Man bedenke hiebey, daß es damals weder ſo leicht noch ſo angenehm als jetzt war, einen Geſandtſchafts-Poſten zu bekleiden. Die meiſten Länder, wohin Oeſterreich ihn ſchickte, waren noch halb barbariſch, nemlich Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Dännemark und am meiſten Rußland, welches er zweimal beſuchte. Das rauhe Klima; die ſchlechten Wege; die Gefahr bey Uebergängen über halbgefrorne Ströme; die Kriegs-Theater, die er zu einer Zeit paſſiren muſte, wo das Völker-Recht noch nicht immer reſpectirt wurde; der gänzliche Mangel an Polizey auf den Landſtraßen, wodurch er einſt bey Olmütz in Gefahr gerieth, von einem betrunkenen Edelmann ermordet zu werden; alles das waren keine Annehmlichkeiten ſeines Standes. Eine einzige Sendung nach Spanien ſchien angenehmer, allein er machte einen Theil der Reiſe zur See, und die Schiffarths-Kunde war damals noch ſo wenig vervollkommt, daß dieſe Reiſe vielleicht die angreifendſte und gefährlichſte von Allen war. Unter ſolchen unfreundlichen Umſtänden haben mehr als 30 Sendungen in die genannten Länder bis in ſein 70ſtes Jahr ihn beſchäftigt. Am intereſſanteſten für uns bleibt ſeine zweite Reiſe nach Rußland, weil ſie das erſte helle Licht über den Zuſtand verbreitet, in welchem ſich dieſes merkwürdige Reich im 16. Jahrhundert befand.

Wir laden zum leſen des ganzen Werkes ein, und begnügen uns, einige pikante Stellen auszuheben. (S 100) Wie ſehr die Begriffe von Delikateſſe ſeit Herberſteins Zeiten ſich erweitert haben, beweiſt folgendes: Der Kanzler von Litthauen, Radzivil, hatte den Geſandten auf ſeiner Reiſe köſtlich bewirthet, ſchenkte ihm auch beym Abſchied ein ſchönes Pferd und zwey Ducaten, mit der Bitte, ſich einen Ring davon machen zu laſſen, und, wenn er vor dem Kaiſer ſtünde, den Ring anzuſehen und ſeiner dabey zu gedenken. — Ein ſolches Geldgeſchenk wäre heutzutage eine Beleidigung für einen Mann wie Herberſtein. — (S. 105.) Die bekannte, und noch unſern Zeiten ſo oft wiederhohlte alberne Sage, als ob die ruſſiſchen Weiber die Liebe ihrer Männer noch in der Zahl und Stärke der von ihnen empfangenen Schläge beurtheilten, ſtammt von einem gewiſſen Jordan her, einem Waffenſchmidt aus Tyrol, den ein ruſſiſcher Geſandter nach Moskau geſchickt hatte, und von dem Herberſtein jenes Mährchen hörte. Vielleicht daß ſeine eigene Frau einen ſo ſeltſamen Geſchmack hatte; wenn das iſt, ſo iſt derſelbe in vollem Maaße befriedigt worden, denn Jordan ſchlug ihr bald darauf Arme und Beine entzwey. —

(S. 138.) Herberſtein war in Worms, als Luther ſich dort vor dem Kaiſer ſtellte, ſagt aber nichts weiter von ihm als: „ein wunderbarliches „Gelauf und Gedreng war da, von allermänniglichen den Menſchen zu ſehen." —

(S. 140.) Bey Gelegenheit der ungewöhnlichen Auszeichnung, die der Kaiſer ihm ertheilte — indem er ihm erlaubte, das öſterreichiſche und caſtiliſche Wappen dem Seinigen einzuverleiben, und die Bildniſſe des Kaiſers, des Königs von Spanien und des Zaars von Rußland als Helm-Verzierungen zu gebrauchen — erinnert der Beſcheidene: Das ſolle ſeinen Nachkommen eine Anreizung zum Dienſt ſeyn „daher der Adel komme, und nit daheim der Wolluſt obzuliegen." —

(S. 430.) Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Stadt Chlopigorod, deren Lage Herberſtein ziemlich genau angiebt, und wo noch zu ſeiner Zeit der größte Jahrmarkt in ganz Rußland gehalten wurde, ſonſt nirgends erwähnt wird, und daß ihr wirkliches Daſeyn beynahe nur aus Herberſteins Schriften zu erweiſen iſt. Vor ſieben Jahren zum Erſtenmale hat Graf Puſchkin eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand bekannt gemacht, und die Stelle, wo die Stadt geſtanden, näher zu beſtimmen geſucht. Herberſtein ſagt von derſelben, es wären da auf dem Markte mancherley Völker zuſammen gekommen: Deutſche, Moſcowiter, Tataren, Schweden, Lappländer; Gold und Silber hätten dort wenig gegolten, ſondern Zobel und Hermelin wären gegen Röcke, Hemden, Hüte, Meſſer, Nadeln, Spiegel ꝛc. vertauſcht worden. Und von dieſem merkwürdigen Orte iſt nach 300 Jahren weder der Nahme, noch ſonſt eine Spur mehr übrig! welche Lehre für den Stolz der Menſchen! —

Wenn Herberſteins zweite Sendung nach Rußland jetzt mit Recht uns die merkwürdigſte ſcheint, weil wir ſo mannichfaltige Belehrung aus ihr ſchöpfen, ſo war hingegen ſeine Geſandtſchaft an den Türkiſchen Kaiſer Soliman diejenige, die ihm als Diplomatendie meiſte Ehre machte, und ſeinem Vaterlande den meiſten Nutzen brachte. Nachdem Soliman des Kaiſers Heer an der Donau geſchlagen und Ungarn erobert hatte, ſchlug er ſein Lager vor Ofen auf, und bedrohte Wien mit einer zweiten Belagerung, die leicht gefährlicher als die erſte werden konnte. Schon hatte ſich der Schrecken in der Hauptſtadt und in der ganzen Monarchie verbreitet, als Ferdinand beſchloß, Herberſtein in's Türkiſche Lager zu ſchicken. Die kleinſte Gefahr bey dieſer Sendung eines chriſtlichen überwundenen Fürſten an einen ſiegreichen Muſelmann war ohne Zweifel die, die empörendſten Demüthigungen ertragen zu müſſen. Herberſtein war ſchon 55 Jahr alt, durch mühſamen Dienſt erſchöpft, und hatte kürzlich zwey Brüder verlohren; aber das Vaterland bedurfte ſeiner, er beſann ſich keinen Augenblick und es wurde durch ihn gerettet. Alle ſchriftliche Denkmäler jener Zeit bezeugen, daß die öſterreichiſche Monarchie damals ſeiner Beredſamkeit und ſeiner ſeltenen Gabe zu unterhandeln, ihr Heyl verdankte. — Erſt im 70. Jahre entſagte er den Geſandtſchafts-Reiſen, blieb aber thätig im Rath und als Schriftſteller, bis er, hochgeehrt und reich belohnt im 80. Jahre ſtarb. Die liebenswürdigen Seiten ſeines Privat-Characters waren: Frömmigkeit und Vertrauen auf die Vorſehung, der er alles Gelungene zuſchrieb; Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter; Anhänglichkeit an ſeine Familie; reger Sinn für Gerechtigkeit. Sein ganzes Leben war Zeuge von dem Beſitz dieſer ſchönen Eigenſchaften. Ueberall zeigte er jene Miſchung von Redlichkeit und Kraft, an Naivität und Geiſtesgegenwart, die ſeinem Jahrhundert eigen geweſen zu ſeyn ſcheint. Das Lateiniſche ſchrieb er ſehr gut, und, außer ſeine Mutterſprache, der deutſchen, verſtand er noch das italieniſche, ungariſche, böhmiſche, ſlavoniſche und ruſſiſche. So viel auch ſeine bewundernswürdige Geiſtesgegenwart zum Gelingen ſeiner Sendungen beitrug, ſo verdankte er ſolches doch hauptſächlich der Rednergabe, die er in einem hohen Grade beſaß. Der Schatten in dieſem Gemählde iſt nicht bedeutend. Er war hitzig aber verſöhnlich. Eitelkeit war ſeine Schwachheit. Nie hat wohl ein Menſch ſich mehr Mühe gegeben, in Proſa und in Verſen gelobt zu werden, ſich geſchmückt mit allen Ehrenzeichen in Kupfer ſtechen zu laſſen, und alle Einzelheiten ſeines Lebens auf die Nachwelt zu bringen; allein er erzählt alles das mit der größten Unbefangenheit. Vielleicht iſt er weniger ein guter Gatte, als ein guter Sohn und Bruder geweſen; denn dieſer Mann, der ſo gern von ſich ſelbſt den Leſer unterhält, begnügt ſich, im Vorbergehen anzuführen, daß er ſich mit Helena von Saurau verlobte und vermählte, und ſpricht nie wieder ein Wort von dieſer Gemahlin, von der er übrigens keine Kinder hatte. Seine hinterlaſſenen Schriften ſind zahlreich; ſein Biograph hat mit löblichem Fleiße Alles, und vielleicht mehr darüber geſammelt, als zu wiſſen nöthig war, auch in den häufig hinzu gefügten Noten ſehr achtungswerthe Kenntniſſe in der alten und neuen ruſſiſchen Geſchichte entwickelt. Eine Charte von Rußland, nach derjenigen, die Herberſtein zu Augsburg ſtechen ließ, und zwey Kupferſtiche zieren dieſes Werk. Der Erſte liefert Herberſteins Bildniß, als er 61 Jahr alt war; der Zweyte, illuminirte, ſtellt ihn dar in der ruſſiſchen Kleidung, welche der Zaar ihm geſchenkt hatte.

Neue Literaturblätter.

Es kann keinem Freunde des Lichts, das heißt bei uns, des Wiſſens und des Denkens, gleichgültig ſeyn, eine Nachricht von den neuen Bemühungen zur Beförderung der Literatur in Bayern und Oeſterreich zu vernehmen. Wir wiſſen alle, daß man beiden Ländern einen langen Stillſtand, wo nicht Rückſchritte in der intellectuellen Cultur, zum Vorwurf hat machen wollen. Man hat ſogar, aus dem vorigen Beſtreben einiger Beichtväter und Anderer Leute, die dieſe Länder vor dem Einfluß der Literatur unter eine Art von Sperre zu ſetzen, und ſie zu iſoliren wünſchten, ihnen das Schickſal der Juden und Chineſen prophezeihen wollen, die ſich jetzt wie Reiſende aus dem Monde unter der menſchlichen Geſellſchaft ausnehmen, und unſern vorgerückten Standpunkt kaum mehr erreichen würden. Noch Frau von Stael macht in dieſer Rückſicht, in ihrem Werke über Deutſchland, folgende Bemerkungen: „Das mittägige Deutſchland, in
„aller Abſicht gemäßigt, behauptet ſich in einem Zu-
„ſtand einer monotonen Behaglichkeit, die ſowohl
„für den Eifer in den Geſchäften, als für das Den-
„ken ganz beſonders ſchädlich iſt. Das lebhafteſte
„Verlangen der Einwohner dieſer friedlichen und
„fruchtbaren Gegend, beſteht in dem Wunſche: ſofort
„zu exiſtiren. Was macht man mit dieſem einzi-
„gen Verlangen? Es iſt nicht einmal hinreichend
„um das zu bewahren, womit man ſich begnügt.“ —

„Oeſterreich, fährt Fr. v. Stael fort, iſt ein ſo zahmes Land, ein Land, wo die Wohlhabenheit aller Claſſen der Bürger ſo ruhig geſichert iſt, daß man dort nicht viel an die intellectuellen Kräfte denkt. — Man findet da viele Dinge vortrefflich, aber wenig wahrhaft hochgebildete Männer. Denn es iſt dort nicht gerade nützlich, mehr werth zu ſeyn als ein Anderer: man wird eben nicht beneidet, aber vergeſſen, und das entmuthet noch mehr." — „Man kann vielleicht hohe Talente in ruhigen Zeiten entbehren, aber wie behilft man ſich ohne ſolche bey großen Kämpfen?" — „Es war demnach, wie mir dünkt, ein übles Syſtem, daß man das Einbringen fremder Bücher ſo erſchwerte. Könnte man in einem Lande die Energie des 13. und 14. Jahrhunderts dadurch feſthalten, daß man es vor den Schriften des 18. behütete, ſo möchte das vielleicht wohlgethan ſeyn: da aber die Meynungen und Einſichten der Zeit nothwendig in eine mitten in Europa liegende Monarchie eindringen, ſo bewirkt man durch ſolche Verbote nur, daß gerade die ſchlechteſten Bücher durchſchlüpfen." — Wir müſſen hierzu folgendes bemerken. Die Zufriedenheit der Oeſterreichiſchen Unterthanen, in ſoferne ſie, außer den mitwirkenden Local-Urſachen, in der Milde der Regierung mit gegründet iſt, muß eher für ein Lob, als für Tadel gelten; und wenn dieſe Regierung vorſichtig vorwärts ſchreitet, ſo bezeichnet ſie ihre Klugheit. Man bedenke, aus wieviel verſchiedenen und auf verſchiedenen Stufen der Cultur ſtehenden, Völkerſchaften dieſe Monarchie zuſammengeſetzt iſt; eine Lage, in welcher das conſervatoriſche Princip nicht außer Acht zu laſſen iſt, wiewohl man es vielleicht zu ſtrenge auf die Literatur ausgedehnt, und alle Anregung zu ängſtlich vermieden haben mochte. Wie vortheilhaft iſt aber nicht in dieſer Rückſicht der dortige Zuſtand jetzt verändert, wenn man auf die letzte Periode des vorigen Jahrhunderts, auf die dummen Mönchereien und boshaften Ränke wider Kaiſer Joſephs II. Toleranz-Edict und wider andere ſeiner Anſtalten zurückblickt. Kardinäle und vornehme Herren ſchämten ſich nicht, ihrem Monarchen entgegen zu wirken. Jetzt finden wir in den Vaterländiſchen Blättern, in der Militäriſchen Zeitſchrift und dergleichen mehr Beweiſe, daß ſich auch in jenen für den Leib geſegneten Gegenden der Geiſt zu fühlen anfängt, und ſeiner Beſtimmung entgegenſtrebt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird man uns weder dieſe etwas umſtändliche Einleitung zur Anzeige einer literariſchen Quartalſchrift verargen, noch dieſe Quartalſchrift ſelbſt für eine unbedeutende Erſcheinung anſehen. Wir haben nämlich eine ſolche, unter dem Titel:

„Jahrbücher der Literatur"

vor uns, wovon drey Bände bey Gerold in Wien, ſchön gedruckt, heraus ſind. Sie umfaſſen bis jetzt Werke aus allen Theilen der Wiſſenſchaft und Kunſt, auch ausländiſche. Es fällt in die Augen, daß bey einer ſolchen Einrichtung nur eine gewiſſe Anzahl Schriften recenſirt werden können; zumal da manche Recenſionen ſehr umſtändlich ausfallen. Dieſe Quartalſchrift ſcheint daher mehr für Fortbildung und Unterhaltung der bereits gebildeten Claſſe, als für größere Ausbreitung wiſſenſchaftlicher Bildung überhaupt berechnet, bei welchem letztern Zwecke einzelne, wöchentliche und mehr Schriften umfaſſende Blätter vorzuziehen ſeyn möchten. Die Recenſionen ſelbſt ſind in einem guten Styl und anſtändigem Tone gearbeitet. Aufgefallen iſt uns eine umſtändliche Recenſion etlicher Schriften über die Preßfreyheit. Sie iſt aber noch nicht vollendet, wie es viele wünſchen.

Man muß ſie leſen, wenn man eine ſorgfältige und hiſtoriſche Darſtellung der Preßfreyheit in England kennen lernen will. Da ſie aber blos darauf berechnet ſcheint, ſie von der Schattenſeite zu zeigen, ſo dürfte ſie alle Liebhaber der deutſchen Preßfreyheit zu Gegnern bekommen. Die meiſte Befangenheit des Urtheils und des Forſchungsgeiſtes, (eines der edelſten Triebe, den uns der Schöpfer gegeben,) glauben wir in Recenſionen theologiſcher Werke bemerkt zu haben. Man kann übrigens Oeſterreich, in jetziger Lage der Dinge, nur Glück zu ſolchen literariſchen Unternehmungen wünſchen, und die erlaubte Importation kräftiger Geiſtesnahrung kann der Monarchie auch im Reiche des Lichts die Achtung vergrößern, die man ihr als Reich der Erde und des redlichen Gemüths zollt. Wir wenden uns nun nach Bayern. Auch da ſind die Machinationen der Finſterlinge und Dümmlinge noch in friſchem Andenken. Zſchokke hat uns in ſeinem letzten Bande Bayerſcher Geſchichten manche — zu ihrer Schande — aufbewahrt. Ferner wie ging es dem guten ächtkatholiſchen Zaupſer und Andern; wie predigte man in München von den Kanzeln gegen ihn. „Im Himmel iſt keine Duldung, rief (1780.) ein Zelot in der Michaels-Kirche, folglich muß auch auf Erden keine ſeyn!" Wie zogen die ehrlichen Jeſuiten, beſonders in Bayern, auf die Freymaurer los. ꝛc. Aber welche große Fortſchritte hat dieſes Land unter Maximilian Joſeph in ſo vielen Zweigen der Verwaltung gemacht, ſo daß es ſich in Geiſteskraft und vordringender Thätigkeit mit großen Staaten volllange genährter Cultur meſſen darf. In einem Lande, wo ſich ein Geiſt kund gethan, der Deutſchlands Aufmerkſamkeit erregt, iſt die Beförderung der Literatur doppelt Achtungswerth. Und eben wieder um dieſes Geſichtspunkts willen, hielten wir es für gut:

„der literäriſchen Monatsberichte für bayerſche
„Staats- und Geſchäftsmänner“

in unſerm Blatte Erwähnung zu thun. Sie beſchäftigen ſich mit Auszügen und Recenſionen aus wiſſenſchaftlichen Schriften, und führen Zugaben zur Unterhaltung bei ſich, bei deren Aufnahme die Kritik wohl etwas ſtrenger ſeyn dürfte. Der Ton iſt ſo freymüthig als man wünſchen kann, und es iſt eine ſehr glückliche Idee, daß man beſonders Staas- und Geſchäftsmänner mit Gegenſtänden aus dem großen Reiche des Wiſſens in Bekanntſchaft zu bringen und zu erhalten ſucht. Der blos handwerksmäßige Geſchäftsmann füllt hier z. B. faſt nirgend mehr ſeinen Platz aus. —

Zum Schluße gedenken wir einer ganz neuen literariſchen Quartalſchrift, die Herr Brockhaus in Leipzig unter dem Titel:

Hermes

auftreten läßt. Für Nord-Deutſchland, wo das Treiben und Umſchauen in der Literatur ſo ausgebreitet geworden iſt, möchte eine ſolche Beſchränkung weder in merkantiler noch ſcientifiſcher Hinſicht recht gedeihen. Doch wir wollen uns gerne geirrt haben, wenn die Redaction das Wenigere von hoher Güte liefert, und die literariſchen Erſcheinungen nicht blos nach dem beſtehenden Grade der Cultur würdigt, ſondern auch dieſe ſelbſt durch ihre Kritik dem Ideal näher zu bringen ſtreben wird.

Kleine literariſche Notizen.

— Ein Ungenannter hat Gloſſen zu den geſetzlichen Vorſchriften des Oberappellations-Gerichtes in Zerbſt drucken laſſen; Gloſſen, von welchen uns nur diejenigen intereſſiren können, die nicht blos Zerbſt, ſondern das Allgemeine betreffen. Den deutſchen Bund nennt der Verfaſſer ein Band ohne Knoten. Die Verordnung des Wiener Congreſſes, daß überall, wo die Volkszahl nicht 300000 Seelen erreicht, mehrere Bundesglieder zuſammentreten und eine dritte Gerichtsinſtanz errichten ſollen, nennt er unbeſtimmt und mangelhaft; und wenn der Congreß erlaubt, daß die Akten an eine auswärtige deutſche Juriſtenfakultät geſchickt werden dürfen, ſo fügt er hinzu: „Die Erfahrung lehrt, daß die auswärtigen Urtheilſprüche ſehr oft weder Muſter und noch Beweiſe der Gelehrſamkeit und der Geſetzkunde liefern, ſondern daß dieſe Sprüche einen flüchtigen Bearbeiter verrathen.“ (Es gibt Leute, welche glauben, die Erfahrung habe das erſt kürzlich in Würzburg gelehrt.) „Der Referent, vielleicht ein Student, (vielleicht gar ein Turner) welcher Proben macht, entſcheidet allein, und ſowohl die Erwähnung der kollegialiſchen Erwägung und fleißigen Beleſung der Akten, als die Sprache der Mehrheit, ſind Formeln, welche nicht tauſchen dürfen.“ — In Gemäßheit der Wiener Bundesacte haben die Herzoge von Anhalt und die Fürſten von Schwarzburg ſich zu Errichtung eines gemeinſchaftlichen Oberſten Gerichts vereinigt, an deſſen Organiſation der Verfaſſer nun vieles lobt und manches tadelt. Wenn es z. B. heißt, daß im Schwarzburgiſchen die Beſtimmung wegen Dienſt-Entſetzungen ꝛc. ſich auf alle fürſtliche und Landes-Diener erſtrecken ſoll, ſo bemerkt er: „Alle Diener der Perſon des Fürſten, ſie mögen Cavaliers, Stallmeiſter, Mundköche, Reitknechte oder anders benannt ſeyn, gehören nie in die Kategorie der Staats-Diener.“ — daß das Herzogtum Anhalt-Bernburg ſeine Criminalſachen gänzlich von der Competenz des Oberſten Gerichtshofsweſens ausſchließt, findet er der Wiener Bundesacte widerſprechend, als welche keine Einſchränkung oder Ausnahmen geſtatte. —

— In den freundlichen Schriften für freundliche Leſer von Franz Horn, kommen allerley modiſche Verrücktheiten vor, z. B.: „Nur der wahre Chriſt „kann wahrhaft ſcherzen“ — (warum denn?) — „Wenn „der Dichter nicht bey weitem beſſer iſt, als ſeine Werke, „mögen ſie auch ſeyn als habe ſie ihm der ganze Olymp „ausarbeiten und feilen helfen, ſo hat er ſie eigentlich nicht „geſchrieben,“ (Warum denn nicht?) — „Nero's Streben, „bewußt oder bewußtlos, ging dahin, die Tyranney und die „frevelhafte Willkühr zur Poeſie zu erheben, und die „Sünde mit dem Purpur-Gewand der Romantik zu „umhüllen.“ (Lauter Wiſchiwaſchi, blos hingeſchrieben um etwas neues, auffallendes zu ſagen, womit aber der Verfaſſer durchaus keinen klaren Gedanken verbunden hat.) — Eine der tollſten Stellen iſt folgende, die innern Revolutionen betreffend, die Friedrich Schlegel durchging ehe er katholiſch wurde: „Zuerſt gräciſirender Terrorismus mit gewaltiger Hallkraft und Witz“ — (eine gewaltige Hallkraft!) — „Doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Chriſtenthums. Sodann reiner Haß, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philoſophiſch-äſthetiſche Oppoſition gegen alles herrſchende, und Bereitung des höchſten Dichter-Thrones für Göthe, weil dieſer damals nicht herrſchte. (?) Kecker philoſophiſcher Atheismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Beſitzer ſelbſt nicht genüge. Abgötterey mit dem Ich, das Gott und die Welt verſchlungen. Vollendete witzige Willkühr und geiſtreiche Auf den Kopfſtellung. (!) Myſtik, zuweilen nur Sehnſucht nach ihr. Vergeſſenheit des vaterländiſchen Bodens. Umhüllung mit ſüdlichen Formen, aus denen aber der tiefe nordiſche Geiſt herausſah. Dann der nicht mehr genügender iſolirter Südlichkeit. Anbildung jegliches Fremden; Umherſchauen nach allen Seiten; äſthetiſcher Kosmopolitismus. Pauſe. Wurzelung in ſich ſelbſt. Wiedergeburt. Ernſter, tiefer Katholicismus; Anerkennung der Grenzen und des nicht genügenden in der Philoſophie ꝛc.“ (Man muß bekennen, daß, wenn Hr. Friedrich Schlegel dieſem Bilde gliche — was wir nicht glauben — er den größten Theil ſeines Lebens hindurch ein Narr geweſen wäre; ſo wie Hr. Franz Horn — auf dem Kopfe ſteht.) —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 12. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Totale Verrücktheit.

Wir haben ſchon öfter erklärt, daß wir diejenigen, welche an die Wunder des Magnetismus glauben, für partiell verrückt halten, und wir müſſen um ſo mehr bey dieſer Meynung beharren, da wir leider ein Beyſpiel vor Augen ſehen, daß dieſe partielle Verrücktheit endlich zur totalen führt. Da leſe man einmal die Blätter für höhere Wahrheit, herausgegeben von Johann Friedrich von Meyer; man leſe ſie laut bey Leſſing's oder Engel's Grabe, und was gilt die Wette, bey jedesmaligem Blatt-Umwenden wird der Todte ſich auch mit umwenden. — Ey! was ſteht denn in dem Buche? — Da ſteht vor allen Dingen die Geſchichte eines 24jährigen Landmädchens in Baiern, welches ganz ordentlich vom Teufel beſeſſen war, obgleich die Somnambülen ſonſt ſo außerordentlich reine und tugendhafte Geſchöpfe ſind, daß man nicht begreift, wie der Satan ſich hat bey ihr einniſten können. Höchſt ungern gab ſie die Nahmen ihrer Plagegeiſter an, allein des Doctor U. ernſter Wille zwang ſie dazu, und dieſem Doctor U. verdanken wir nun eine ziemlich ausgebreitete Bekanntſchaft mit dreyzehn Honoratioren der Hölle. Sie heißen Luzifer, Anzian, Archian, Junian, Arcas, Mian, Moan, Achot, Nucas, Nugar, Jonan, Jochinſah Sacca und Recorduan. Ihre verſchiedenen Geſchäfte bey der Somnambüle waren: Zwicken, ſtechen, ſchneiden, kratzen, reißen, ſchnüren, raufen, zerfleiſchen, brennen, ſchrauben, Gedärme heraushaſpeln, und endlich Verſuchung zur Wolluſt, welcher zu widerſtehen, einer Perſon die alles Genannte eben ausgeſtanden, wohl nicht ſehr ſchwer fallen kann. Da man eine Erklärung der Teufels-Nahmen aus dem hebräiſchen oder chaldäiſchen zu erhalten wünſchte, ſo forſchte Hr. v. Meyer deshalb mit großem Ernſt im Talmud nach, und fand befriedigende Spuren. Nur mit dem Recorduan, der freylich gar nicht orientaliſch klingt, kann er nicht fertig werden, tröſtet ſich aber damit, daß es, zu folge eines Tractats, Gittin betitelt, einen böſen Geiſt Kordicus oder Cordiacus (Herzweh, Magenweh) gebe, und daß überhaupt die Zahl der Teufel Legion, und folglich gar nicht nöthig ſey, daß gerade die aus dem Talmud bekannten in dem Mädchen ſäßen.

Mit der vollſtändigen Geſchichte dieſer Beſeſſenen verſchonen wir unſere Leſer, da ſie ohnehin noch ausführlicher von ihrem Magnetiſeur bekannt gemacht werden ſoll. Wir wollen lieber aus demſelben Buche einen transparenten Gedanken mittheilen, den Hr. v. Meyer an eine Freundin ſchreibt: „Wolluſt im Mann iſt Mißbrauch des ſeeliſchen Willens, im Weibe Mißbrauch der ſeeliſchen Empfänglichkeit. Das Weib ergreift den Mann mittelſt der Empfindung die es umſchwebt; es wird durch eben dieſelbe gegen männliche Rohheit geſchützt. Der Mann iſt umzogen mit der Schutzwehr des Verſtandes, und deſſen Mißbrauch zu Fällung der Unſchuld iſt eine ſchändliche Sünde wider den Geiſt. Wenn der Nimbus der weiblichen Empfindung das ſchlummernde Gefühl des Mannes erwecket, und der männliche Nimbus des Verſtandes das inwohnende Geiſteslicht des Weibes anſpricht, ſo entſteht wechſelsweiſe Zuneigung." (Es iſt doch ein wahres Vergnügen, ſo klare Gedanken zu leſen. Der folgende iſt auf andere Weiſe anziehend:) „Der ſchnurrende Maykäfer und die Stubenfliege gehören gleichſam unter die Ehrbaren ihres Geſchlechts, und haben etwas Poſſirliches, beſonders die letztere, wenn ſie an den Fenſterſcheiben zugleich tanzt und muſicirt, oder ſich klug über die Naſe ſtreicht." — Das letztere thut der Verfaſſer ſelbſt in ſeinem Kapitel von Weiſſagungen, aus welchem wir erfahren, daß Chriſtoph Kotter, ein Weißgerber zu Sprottau in Schleſien, im Jahr 1662 ſchon alles prophezeiht hat, was 1813 geſchehen. Doch wir eilen über alles dieſes hinweg, um zu dem Wunderbüchlein des Hn. v. Meyer zu kommen, wo uns folgende intereſſante und, wie man auf den erſten Blick gewahr wird, höchſt wahrhafte Geſchichten mitgetheilt werden.

Das Söhnlein eines Zinngießers, 10 Jahr alt, lag im Bette und hatte ſein Abendgebet verrichtet, da kam eine leuchtende Kugel von außen herein durch das Fenſter vor ſein Bett, warf Strahlen wie die Sonne, und ſprach: „fürchte dich nicht

„dein Heiland, dein Erlöſer ſendet mich zu dir, „daß du ein frommes Kind werdeſt. Deine verſtorbene Mutter betet täglich für dich.“ Damit verſchwand die Erſcheinung. Am andern Abend blieb der Knabe aus Furcht bey der Stiefmutter, aber am dritten belehrte ihn der Vater, daß ſolche Erſcheinungen eine beſondere Gnade für ihn ſeyen, worauf er ſich ſelbſt darnach ſehnte. Die Nacht verging ruhig, vermuthlich war er ſchläfrig. Am andern Morgen aber ſtanden plötzlich ein paar rothbackige Kinder in himmliſcher Klarheit vor ihm, ſeine Schweſter und ſein Bruder, beyde längſt verſtorben; die erzählten ihm, die Kugel ſey ſeine Mutter geweſen, die auch heute mit herabgekommen ſey, und einen frommen Knaben hohle. Dann gab das eine Kind ihm einen Kuß, und beyde ſchwebten ſingend gegen Sonnen-Aufgang fort. Hr. v. Meyer zieht troſtreiche Folgen aus dieſer wahrhaften Begebenheit. Uns hat es erfreut zu hören, daß Geiſter auch rothe Backen haben, und daß man in jener Welt das Küſſen auch nicht verlernt.

Die zweyte Geſchichte iſt von einem Gottesfürchtigen lateiniſchen Präceptor in Weinsberg, der zu Weyhnachten ein Gepolter in einer Kammer hörte, und auf die Frage: wer iſt da? zur Antwort erhielt: Ich bin ein Geiſt, vormals ein Kiefer, der in Kriegszeiten Geld im Keller vergraben und darum nicht ruhen kann. Ich habe zwey Geiſter um mich, einen guten und einen böſen; wenn mich der gute zur Ruhe bringen will, ſo widerſteht ihm der böſe und hält mich bey meinem Gelde. Du ſollſt mich erlöſen, ſonſt kann es Niemand. — Hierauf fragte der Präceptor: Kannſt du Gott und Jeſum loben? — Antwort: Ja, von Herzen. – Frage: Darf ich mit dem Herrn Prälaten Oetinger darüber ſprechen? — Antwort: hm! Oetinger iſt ein rechtſchaffener Mann, ob er aber Einſicht in meine Sache hat, weis ich nicht. — Frage: willſt du mir 14 Tage Bedenkzeit laſſen? — Antwort. Ja, doch vergiß mein nicht. — Leider iſt von der Sache weiter nichts bekannt geworden.

Die dritte Geſchichte iſt von einem Würtembergiſchen Magiſter Theologiae, der als Miſſionair nach Indien gezogen, zuvor aber einem Freunde verſprochen, ihm zu erſcheinen wenn er ſterben ſollte. Und er hielt Wort. Eine weiße Figur ſtand plötzlich vor des Freundes Bette und ſprach: „Ich „bin Sch. Ich bin ſeelig, aber unſere Verabredung „hat mir viele Seufzer ausgepreßt.“ — Doch wir würden fürchten, die Geduld der Leſer zu mißbrauchen, wenn wir nicht abbrächen. Das ganze Buch iſt ein Geſpenſt aus dem 17. Jahrhundert. —

Das neuſte Heft des Archivs für den thieriſchen Magnetismus liefert Amoretti's Abhandlung über die Rhabdomantie, (die Wunſchelruthe) die auch mit dem Magnetismus in Beziehung ſtehen ſoll; denn was ſtünde mit dem jetzt nicht in Beziehung! — Wir lernen auch aus dieſem Hefte einleuchtende Wahrheiten, wie folgende: „wer ſich thieriſch dem Thiere naht, „geht auch als Thier in die Kirche. Das Thier iſt „ein unſchuldiger Sunder. Aber in ſo fern ſich auch „der Menſch als Thier erweiſt, iſt in ihm das Thier „ebenfalls zum Magnetiſeur geworden ꝛc.“

Solche ſchöne, klare Gedanken können nicht genug beherzigt werden. – Aber mit Vergnügen zeigen wir auch an, daß die Herren Kieſer und Eſenbeck lucida intervalla haben; denn der Erſtere läßt ſich alſo vernehmen:

„Wenn wir das Treiben unſerer Tage beden„ken, in welchem die Menſchen ſich mit völliger Er„tödtung ihrer Vernunft, blindlings den unbekann„ten Erdgeiſtern einer ſomnambülen Traum-Phantaſie „hingeben – Engel und Teufel zu erkennen wäh„nen — ſogar Nahmen und Zahl der Teufel tabella„riſch verzeichnen — ſo mögte eine fortgeſetzte ern„ſte Unterſuchung der Naturkräfte dringend noth„wendig und allein im Stande ſeyn dem Un- und „Wahnſinn Schranken zu ſetzen, der uns in die „finſtern Zeiten der Barbarey des Mönchsglaubens, „der Teufels-Beſchwörungen und Hexen-Verbin„dungen, zurückzuführen ſich beſtrebt.“

Der Zweyte ſagt: „der thieriſche Magnetismus „hat nur für das leibliche und weltliche Be„deutung und gehört der Phyſik.“ — Gott ſey D[illegible]enn die Herren Magnetiſeure nur erſt da[illegible]mmen, daß ſie in der Körperwelt bleiben, die Geiſterwelt ganz aus dem Spiele laſſen, und ſich einzig an die Naturkräfte halten, ſo wird noch alles gut gehen, und bald werden ſie ſelbſt über ihre Tauſend und ein Mährchen lächeln müſſen. —

Der berühmte Arzt Brandis zu Copenhagen hat auch über phyſiſche Heilmittel und Magnetismus ein Buch geſchrieben, aus welchem erhellt, daß auch recht kluge Leute an den Strudel gezogen werden können. Ob aber gleich der Verfaſſer recht luſtig mit herumwirbelt, ſo gehört er doch noch nicht zu den ganz verblendeten; denn er hält ganz richtig die Wirkung des Magnetismus für rein phyſiſch, (das heißt mit andern Worten für Wirkungen der Einbildungskraft) und meynt, daß ſie ſich vorzüglich auf Hochachtung und Zutrauen von Seiten des Magnetiſirten gründe. Von den Leitungen durch die famoſen

Baquets hält er nichts, und ſagt: ſie erinnern an die Tempelhöhlen und Tempelhallen, wo die Incubation geſchah.

Geſchichte der im Jahr 1800 aus Frankreich Verbannten.

Das Werk, welches die höchſt anziehende Erzählung von den Schickſalen jener Verbannten enthält, iſt ſo eben erſchienen und führt eigentlich den Titel: Geſchichte der doppelten Verſchwörung gegen die Conſular-Regierung im Jahr 1800, und der Deportation, welche im zweyten Jahre des Conſulats ſtatt fand, nebſt ächten und unterhaltenden Einzelheiten über die Höllenmaſchine und die Verbannten, von Fescourt. Der Verfaſſer hatte Gelegenheit, zwey der zurückgekehrten Verbannten, Lefranc und Saunois kennen zu lernen; er erhielt, beſonders von dem erſten, die umſtändlichſten Berichte; auch die Schiffs-Capitains, welche die Verurtheilten nach den Sechellen (kleine Inſeln jenſeits Isle de France und Bourbon) überführten, theilten ihnen, der Eine ſein Journal, der Andere ſeine Erinnerungen mit. Dieſe Nachrichten wurden noch vervollſtändigt durch das Reiſejournal eines dritten Deportirten, Vauverſin, der gleichfalls ſo glücklich war, ſein Vaterland wieder zu erreichen. Kurz, Hr. Fescourt hat nichts geſpart, um uns ein treues Gemählde erſchütternder Begebenheiten darzuſtellen.

Wir übergehen die bekannte Geſchichte der Verſchwörungen, und bemerken bloß, daß der Plan, Buonaparte durch eine Höllen-Maſchiene aus der Welt zu ſchaffen, von zwei ganz verſchiedenen Partheyen faſt zugleich entworfen wurde. Die erſte dieſer Maſchienen, von Chevalier zuſammengeſetzt, wurde von der Polizey gefunden noch ehe ſie gebraucht werden konnte. Sie hatte den großen Vorzug vor der zweyten, daß ſie durch einen Flintenlauf in Brand zu ſtecken war, deſſen Hahn man in der Ferne durch einen Bindfaden losdrücken konnte, da hingegen die zweyte vermittelſt einer Lunte angezündet wurde, bey der ſich ſchwer oder gar nicht berechnen ließ, ob ſie ihre Dienſte im rechten Augenblicke thun werde. Der ungünſtige Erfolg iſt bekannt. 46 Häuſer wurden erſchüttert und zum Theil zerſtört, 8 Perſonen getödtet, 28 ſchwer verwundet, und — Buonaparte entſchlüpfte. — Er ſoll damals zu Fouché geſagt haben: „wenn mir das als Polizey-Miniſter widerfahren ware, ich hätte mich aufgehängt." Aber Fouché hängte ſich nicht auf, und, nach dem zu urtheilen, was wir ſeitdem erlebt haben, würde ſich Buonaparte auch nicht aufgehängt haben.

130 Perſonen wurden verhaftet und, obgleich die Polizey ſelbſt eingeſtand, daß viele derſelben blos verdächtig ſeyen, ſo wurden ſie doch ſämmtlich zur Deportation verurtheilt, und ſollten nach Nantes transportirt werden, wo die Fregatte mit dem ſonderbaren Nahmen la Chiffonne, (die Lumpigſte, oder auch die Krummgewachſene) und die Corvette la Flèche (der Pfeil) bereit wären ſie aufzunehmen. Schon unterweges hatten ſie viel vom Volke zu leiden, weil die Polizey ſie alle ohne Ausnahme als Ungeheuer geſchildert hatte. Die Schiffe waren, auf Befehl des Marine-Miniſters, ſo bequem als möglich in eine Menge von Kämmerchen, die zwey Stockwerke bildeten, eingetheilt, denn man erwartete eine weit größere Anzahl Verbannte; es kamen aber nur 71, und es iſt irrig, wenn man bisher geglaubt und geſchrieben hat, Buonaparte habe die 130 Gefangenen wirklich Alle fortgeſchickt, auch jene 71 nährten, bis zum Tage der Einſchiffung, immer noch einige Hoffnung, aber nur ein Einziger, Leroy, wurde, zufolge eines Befehls den ein Courier brachte, ausgeſchloſſen, die übrigen mußten ſich in ihr Schickſal fügen. Einige ließen einer ohnmächtigen Wuth freyen Lauf; andere beobachteten ein finſteres Schweigen und der Jammer mahlte ſich in ihren Zügen. Noch andere — und es waren gerade die am wenigſten Schuldigen — hatten Frau und Kinder hinterlaſſen, die mit ihnen ihre einzige Stütze verlohren; bittere Thränen rollten über ihre Wangen und tiefe Seufzer entquollen ihrer Bruſt.

38 Perſonen wurden auf dem Pfeile eingeſchifft, welche Corvette, weil ſie leichter war, weit früher die Mündung der Loire erreichen konnte, als die Fregatte Chiffonne, die, mit 32 noch übrigen Verbannten, ſpäter folgte. Eine höchſt menſchenfreundliche Verordnung war auf derſelben angeſchlagen, kraft deren die Unglücklichen nach der Reihe täglich freye Luft genießen, gleiche Nahrungsmittel mit der übrigen Mannſchaft, auch, wenn ſie kränklich wären, beſſere erhalten, von einem Arzt täglich beſucht, ihre Wohnungen zweymal täglich gereinigt und durchräuchert, Jedem eine Matratze und eine Decke geliefert, und überhaupt alle, dem Unglück ſchuldige, Achtung für ſie gezeigt werden ſollte. Nur ſollten ſie mit Niemanden von der Mannſchaft ſprechen, wenn nicht der wachthabende Officier gegenwärtig wäre, und im Fall die Fregatte feindlich angegriffen würde, oder einen Feind verfolgte, ſollten ſie ſo lange eingeſchloſſen bleiben.

Ausdrücklich war verboten ſie zu beleidigen, bey ſchneller exemplariſcher Strafe, ꝛc.

Die Chiffonne war eine Fregatte von 36 Kanonen und 269 Mann Equipage. Niemand wußte, wohin ſie beſtimmt ſey, ſelbſt der Capitain nicht, der eine verſiegelte Ordre hatte, die er erſt beim Vorgebirge Finisterre eröffnen durfte. Es fand ſich dort, daß das Ziel der Fahrt die Inſel Mahé ſey, die vornehmſte der Sechellen, die im indiſchen Meere, 250 franzöſiſche Meilen nordweſtlich von Madagascar liegt. Aber auch jetzt noch durfte der Capitain, laut ſtrengen beygefügten Befehles, keinem Verbannten, und nicht einmal Einem ſeiner Officiere verrathen, wohin er ſegle. Die Verbannten erſchöpften ſich in Muthmaßungen, und beobachteten mit großer Aufmerkſamkeit den Lauf des Schiffes, konnten aber noch nichts errathen, weil die Richtung deſſelben ſie eben ſowohl nach Cayenne als nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung führen konnte. Lieber wären ſie nach Cayenne gezogen, ſo ungeſund das dortige Clima auch iſt, aber ſie konnten ſich doch eher Hoffnung machen, von dort einmal wieder nach Frankreich zu kommen. Endlich erkannten ſie, an der ſüdlichen Richtung, daß Cayenne nicht der Ort ihrer Beſtimmung ſey, und wurden ſehr niedergeſchlagen, betrugen ſich aber dennoch ſo, daß der Capitain kein einzigesmal Veranlaſſung fand, unzufrieden mit ihnen zu ſeyn.

Windſtille und Strömungen führten die Fregatte gegen die Küſte von Braſilien, wo ſie eine portugieſiſche Goelette wegnahm, doch nur einige Ballen Waare, nemlich leinene Tücher und dergl., davon zurückbehielt, welche der Capitain den Matroſen Preis gab, aber auch diejenigen Verbannten an der Beute Theil nehmen ließ, welche nicht mit Wäſche verſorgt waren. Er erwieß ihnen dadurch eine doppelte Wohlthat, denn ſie nahten ſich ſelbſt ihre Bedürfniſſe, und hatten alſo auch eine Art von Zeitvertreib, der ſie abhielt, ihrem Kummer nachzuhängen.

Auch einer engliſchen Corvette, der Schwalbe, begegnete die Chiffonne und griff ſie an. Während des Gefechts erboten ſich die Verbannten Theil daran zu nehmen; allein der Capitain, wiewohl erfreut durch dieſes Anerbieten, hielt doch fur rathſamer, keinen Gebrauch davon zu machen, ſondern ſie eingeſperrt zu halten. Die Schwalbe wurde erobert, einiger Anker und einiges Tauwerks, wie auch der Waffen und des Pulvers beraubt, ihre Kanonen ins Waſſer geworfen, dann aber freygelaſſen, nachdem 150 darauf befindliche Portugieſen, welche als Gefangene auf ſein Schiff zu nehmen der Capitain Bedenken trug, gelobt hatten, nicht gegen Frankreich zu dienen, bevor ſie ausgewechſelt wären. — Im Canal von Moſambique eroberte die Chiffonne einen engliſchen Oſtindienfahrer, die Bellona, mit einer ſehr reichen Ladung, der aber, bey ſtarkem Winde, an die Fregatte mit ſolcher Heftigkeit ſtieß, daß ſie ſehr beſchädigt wurde. Sobald der engliſche Capitain ſah, daß ſie für den Augenblick außer Stande ſey ihn zu verfolgen, nahm er die Gelegenheit wahr zu entſchlüpfen, und der franzöſiſche Lieutenant, der auf ſein Schiff geſchickt war, blieb ſein Gefangener. Aber die Chiffonne beſſerte ſich ſo ſchnell als möglich wieder aus, hohlte die Bellona zum zweitenmale ein, nahm ſie weg und ſandte ſie nach Isle de France.

Bey der Ankunft auf der Inſel Mahé geriethen die Einwohner derſelben in die größte Beſtürzung, als ſie hörten, daß die Verbannten bei ihnen bleiben ſollten; denn kraft einer Capitulation, die ſie 1794 mit den Engländern geſchloſſen hatten, genoſſen ſie einer, ihrem Handel ſehr vortheilhaften Neutralität, widerſetzten ſich daher der Landung aus allen Kräften. Sie geſchah dennoch, und mehrere Einwohner, welche die Neugierde herbeygezogen, nahmen einen Theil der Verbannten zu ſich; die übrigen blieben für Rechnung des Staats, und es wurden ihnen täglich im Ueberfluß Reis, Fiſche und Schildkröten geliefert. Die Colonie der Sechellen (welche Reis, Mais, Ananas, Pataten, Maniocwurzel, Citronen, Muscat-Nüſſe, Zimmt, Gewürz-Nelken, und treffliche Baumwolle hervorbringen, an Fiſchen und Schildkröten Ueberfluß haben; deren Wälder von unzähligem Geflügel, auch ſchwarzen [illegible] bevölkert ſind, und die, bey geſunder Luft, an gutem Waſſer keinen Mangel leiden) iſt von der Regierung auf Isle de France abhängig, hat nur Einen Befehlshaber, doch keinen einzigen Prieſter, keinen einzigen Richter, und die Einwohner müſſen, wenn ſie wichtige Proceſſe haben, auf Isle de France klagen, welches 300 Meilen weit entfernt iſt. Viele haben ſelbſt Schiffe und treiben Sklavenhandel. Die Inſel Mahe iſt 7 Meilen lang, und 4, 1/2 Meile breit.

Die Chiffonne wurde noch im Hafen ausgebeſſert, als die engliſche Fregatte, Sybille, kam und nach einem heftigen Gefecht, ſie wegnahm. Der Corvette, der Pfeil, ging es nicht beſſer. Schon unterweges hatten eine engliſche Brigg und ein engliſcher Cutter ſie häßlich zugerichtet, ſie mußte zweimal in ſpaniſchen Häfen einlaufen um ſich auszubeſſern; ſie hatte überdieß die unruhigſten und gefährlichſten der Verbannten am Bord, die eine, jedoch glücklich entdeckte Verſchwörung anzettelten;

und als ſie endlich im Hafen von Mahé anlangte, wurde ſie gleich darauf von der engliſchen Corvette Victor angegriffen, deren Feuer ſie dermaßen zurichtete, daß ſie, nachdem die Mannſchaft ſich kaum in Böten gerettet, verſank.

Einer der Deportirten, derſelbe der die Verſchwörung verrathen hatte, war auf der Corvette geſtorben. Die übrigen 69, nun wieder vereinigt, fragten bey der Regierung an, was aus ihnen werden ſolle? Die Antwort war: ſie wären neue Coloniſten, man werde ihnen Land und Ackerwerkzeuge geben; der erſte Conſul habe befohlen, ſie ſanft und menſchlich zu behandeln, damit ſie ihre Grundſätze ändern und von ihren Irrthümern zurück kommen möchten. — Manche fügten ſich und meynten, es ſey doch nicht ſo ſchlimm als ſie ſich eingebildet hätten; Andere ſahen in dieſer Inſtruction nur ein ewiges Verbannungs-Urtheil. Wenn gleich ein Theil der Einwohner, mit Genehmigung des Befehlshabers und um, bey Zutheilung der Ländereyen, Verluſt zu vermeiden, die Verbannten bey ſich aufnahmen, ſo gab es hingegen viele, die fortwährend Groll hegten, gegen ſie conſpirirten, und bey der Colonial-Verſammlung auf Isle de France bittre Klage führten. Es ſey unmöglich mit dieſen Leuten zu leben, hieß es: die Exiſtenz der Einwohner und ihrer Familien ſtehe auf dem Spiele; lieber wolle man auswandern als ſolche Menſchen dulden, durch deren Gegenwart ſogar Hungersnoth entſtehen werde.

Wirklich beſchloß die Colonial-Verſammlung, die 69 Unglücklichen an einen andern Ort bringen zu laſſen; aber um ein Schiff dazu auszurüſten, waren 60000 Franken erforderlich, und dieſer Umſtand verzögerte die Ausführung des Beſchluſſes. Und was thaten indeſſen die Deportirten? ſie ſuchten ſich denen nützlich zu machen, die ihnen Wohnung und Nahrung gaben; ſie theilten die Arbeiten derſelben; ſie ſchlugen die von der Regierung angebotenen Ländereyen aus; ſie hatten keinen andern Wunſch, als nach Frankreich zurück zu kehren. Da nun Manche unter ihnen ſich befanden, die noch Vermögen in Frankreich hatten, ſo ſchlugen die mißvergnügten Einwohner ihnen vor, ein Schiff zu kaufen, und drey derſelben verſprachen, ſie nach der Inſel Moſambique zu begleiten, wo man unter ſpaniſcher Flagge ſie aufnehmen werde. Mit beyden Händen ergriffen die Verbannten dieſen Vorſchlag; alles wurde verabredet, das Schiff gekauft, in Stand geſetzt, und freudig ſahen beide Theile den Tag heran nahen, an welchem es abſegeln ſollte. Da erſchien plötzlich die Corvette der Widder von Isle de France, der die Nachricht von dem, zwiſchen England und Frankreich geſchloſſenen, Frieden brachte. Alſobald brachen die Einwohner den Contract, und verlangten aufs neue, daß ſie ihrer Gäſte entledigt werden möchten, die ſie ſogar ſämmtlich gefangen nahmen. Alle 69 konnte der Widder nicht beherbergen, allein er nahm deren 33 auf, die ſämmtlich in eine Kammer von 18 Fuß Länge und 12 Fuß Breite geſperrt wurden, wo ſie ſich nicht rühren konnten, und von Hitze und Dunſt dermaßen litten, daß ſie laut den Tod verlangten. „Ich bin nicht Herr über euer Leben" antwortete der hartherzige Capitain. „Nun ſo laßt uns wenigſtens Athem ſchöpfen!" ſchrie ihr Wortführer, „und behandelt uns nicht wie infame Verbrecher!" — Das fruchtete wenigſtens ſo viel, daß ſie, jedesmal 6 zugleich, täglich eine Stunde auf dem Verdeck zubringen durften.

Aber man hatte es noch weit ſchlimmer mit ihnen im Sinne; denn bald darauf landete der Widder zu Anjuan, einer der comoriſchen Inſeln zwiſchen Afrika und Madagaſcar, und hier wurden die Verbannten bey der brennendſten Sonnenglut an ein verbranntes Ufer ausgeſetzt, wo kein Strauch ſie ſchützte, und wo ſie noch faſt eine Meile von der Stadt Anjuan entfernt waren, in welcher ein arabiſcher König herrſchte. Dieſem ſagte der Capitain, die franzöſiſche Regierung ſchicke ihm dieſe 33 Menſchen zum Zeichen ihrer Freundſchaft, damit ſie beytragen ſollten, ſeine Beſitzungen zu vertheidigen; es ſolle jährlich eine gewiſſe Summe für ihren Unterhalt bezahlt werden. Zugleich brachte er ihm ein Geſchenk von 3 Kanonen, 48 Flinten, 12 Fäßchen Pulver, 1000 Patronen, einigen Säcken mit Feuerſteinen, und einem Stück Scharlachtuch; worauf er luſtig ſeine Seegel aufſpannte und davon fuhr.

(Der Beſchluß folgt.)

Hiſtoriſche und litterariſche Unterhaltungen.

Mit dieſen hat uns ein würdiger Veteran, der Hr. Hofrath und Profeſſor Meuſel zu Erlangen beſchenkt! und wir können verſichern, daß ſie wirklich großentheils eine recht angenehme Unterhaltung gewähren, beſonders die Mittheilungen aus Bretſchneider's hinterlaſſenen Papieren. — „Friedrich II. wollte, in ſeiner bekannten Abhandlung sur la litterature Allemande, ein Beyſpiel der elenden Reimerey der deutſchen aus ſeinen Jugendjahren anführen, wo ein Poet ſeinen Patron alſo anredet:

Scheuß, großer Gönner, ſcheuß deine Strahlen
Armsdick auf deinen Knecht hernieder.

Eigentlich heißen dieſe Verſe, ſo wie ich in meiner Jugend gehört habe:

Scheuß, großer Gönner, ſcheuß von deinem Gnadenlichte
Doch einen kleinen Strahl mir Armen ins Geſichte.

So, oder wie ſie der König anführt, alles gleichviel. Der Miniſter von Herzberg, mit dem Friedrich über ſeine Abhandlung correſpondirte, fand etwas unanſtändiges in dieſen Zeilen, und bat den König, ſtatt derſelben, folgenden Reim von Gottſched einzuſchieben:

Deiner Augen blitzend Feuer
Schmelzte Rußlands tiefen Schnee,
Und das Eis wurd' endlich theuer
An der runden Caſperſee.

Dazu wollten ſich aber Sr. Majeſtät nicht verſtehen. Wenn man jedoch dieſe letzten Reime mit einer Stelle aus den Briefen Voltaire's an den König vergleicht, ſo ſcheint es, daß ihm das Eisſchmelzen nicht ſogar hyperboliſch vorgekommen ſey, denn Voltaire ſchrieb 1738: Ew. königl. Hoheit gehen Ihre nördlichen Völker zu beſuchen, aber Sie werden alle jene Climaten erwärmen." —

Folgende ſeltſame, in Dresden vorgefallene, von Bretſchneider erzählte Geſchichte iſt durch Original-Protocolle erwieſen:

Zwey Grenadiere ſtanden nach Mitternacht auf der Schildwacht vor dem Hauſe des Grafen Rutowsky. Zu ihnen geſellte ſich bey hellem Mondſchein ein Mann, der ſich beklagte daß ſein Quartier verſchloſſen, und Niemand heraus zu pochen ſey. Weiterhin brachte er eine Flaſche Aquavit zum Vorſchein, ließ die Schildwachen daran Theil nehmen, und fing endlich an, ſeine Abſicht vorzutragen und darüber zu negociiren. Er zeigte einen Pflaſterſtein auf der Gaſſe, zwar noch auf dem Bezirke der Schildwachen, aber doch mehr entfernt von dem Mittelpunkte, und gedeckt von der Ecke des Hauſes. Dieſen Stein gab er vor, zu einem chemiſchen Experiment nöthig zu haben, und bot jedem von den Schildwachen einen Louisd'or, wenn ſie ihm behülflich ſeyn und den Stein mit ihren Bajonetten herausgraben wollten. Man hielt ihn für einen Narren, nahm das Geld, und er erlangte was er wollte. Die 2 Louisd'or hatte er in Silbergeld bezahlt, bey der Theilung wurden die Grenadiere uneinig und zankten ſich in der Wachtſtube. Die ganze Geſchichte kam heraus, wurde durch den wachthabenden Officier weiter bis zum Gouvernement gemeldet, und machte großes Aufſehen, die Grenadiere wurden ſogleich verhaftet, u. ſ. w. Man glaubte damals, der Steindieb ſey ein verkleideter Italiener, der einen unſchätzbaren Brillanten hinweg führte. Er ward in allen Häuſern geſucht, die Beſchreibung ſeiner Perſon im ganzen Lande mit Steckbriefen herumgeſchickt, und ich zweifle nicht, daß die Grosmütter in Dresden noch immer dieſe Geſchichte ihren Enkeln mit Wundergeſchrey erzählen. Denn die Sage geht überhaupt in Sachſen, daß die wälſchen Mineralkrämer ſich in Mausfallen- und Hechelkrämer verkleiden, blos um die feinen Gold- und Silberſtufen, die im Erzgebürge und am Fichtelberge zu Tage liegen, unentdeckt hinweg zu fiſchen. — Wer ſollte glauben, daß mir der Zufall 22 Jahre nach der Zeit als ich dieſe Geſchichte gehört hatte, den vollkommenen Aufſchluß darüber zuführen würde. Ich war im Jahre 1774 in Wien, beredete mich mit einem guten Freunde, der bey einer Geſandtſchaft angeſtellt war, an einem gewiſſen Tage in einem Garten zuſammen zu kommen; ich kam eher als der andere, der durch die Ankunft einer Staffette aufgehalten ward, trank in einer Laube ein Glas Wein und wartete bis zur Dämmerung auf meinen Freund. Eine Geſellſchaft freundlicher luſtiger Menſchen pflanzte ſich inzwiſchen in die nämliche Laube, und beſetzte den Tiſch woran ich ſaß mit allerley Speiſen, die ganz lieblich anzuſchauen waren; beſonders befand ſich eine kalte Rebhüner-Paſtete dabei, die ich ſehr ungern unberührt würde verlaſſen haben. Es waren aber Weiber in der Geſellſchaft, mit denen ich gar bald bekannt wurde. Ich wurde eingeladen mit zu ſpeißen, und fand daß ich lauter Hausofficiere großer Häuſer in Wien um mich ſah, z. B. Lobkowitz, Schwarzenberg u. ſ. w. Die Herren Haushofmeiſter zierten die Tafel, ein jeder mit der Schüſſel, die er mit brachte, und ich kann den Herren das Zeugniß geben, daß keiner übel gewählt hatte. Unter dieſen Herren war ein alter Mann, der aus meiner Sprache mein Vaterland errieth, und mir ſagte, daß er auch in ſeiner Jugend mit einem Herren als Kammerdiener in Dresden geweſen ſey. Unter manchen andern Anecdoten ſeiner Zeit erzählte er mir auch, daß ſich ſein Herr damals in eine junge Gräfin verliebt habe, die von einem alten mürriſchen Ehemann ſehr ſcharf bewacht worden ſey. Die Verliebten wären ganz einig geweſen, aber die Gelegenheit zu einem tête à tête war faſt unmöglich. Zwar ſey ein Fenſter der Gräfin durch die Kammerjungfer ganz bequem zum Einſteigen bereitet geweſen, aber die Schildwachen des Grafen Rutowsky, ganz in der Nachbarſchaft, die dieſes Fenſter vor Augen hatten, hätten auch dieſen Weg vereitelt. Endlich habe ſein Herr, ein ſchlauer Savoyard, ein gutes Mittel ausgeſonnen. Er, als Kammerdiener, habe ſich verkleiden, in der Nacht zu den Schildwachen ſchleichen, und ſie durch den Pfiff mit einem Stein, ganz von der Seite ablenken müſſen, wo der damalige Herr des Mannes inzwiſchen ſo ſchnell durch das Fenſter geſchlüpft ſey, daß die Grenadiere, die ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den Stein gerichtet hatten, nichts davon gewahr wurden. Sein Herr ſey 2 Tage verborgen in dem Hauſe geblieben, und erſt am dritten als ein Weibsbild verkleidet durch die Kammerjungfer heraus geführt worden. — —

Eine Stelle S. 179 verdient Beherzigung: „In England, zumal in London, leben hundertmal mehr und plattere Journaliſten, als Oken, der ſeine Einfälle, wenn es ihnen an Geiſt fehlt, mit Unterlagen von Eſelsköpfen aufſtutzt. Aber man behandelt dergleichen Menſchen ſo, wie ſie es verdienen, man zuckt die Achſeln und läßt ſie bey ihrer Pöbeley.“ —

Aus einem Schreiben von Spittler theilen wir folgendes mit: In Wolfenbüttel war ich faſt drey Wochen, und es waren drey der glücklichſten und lehrreichſten meines Lebens, da mir Leſſing einen völlig freyen Zutritt in ſein Haus und einen eben ſo völlig ungehinderten Gebrauch der daſigen Bibliothek geſtattete. Ich weis nicht, ob Sie Leſſing perſönlich kennen. Ich darf Sie verſichern, daß er der größte Menſchenfreund, der thätigſte Beförderer aller Gelehrſamkeit, der hülfreichſte und der herablaſſendſte Gönner iſt. Man wird unvermerkt ſo vertraut mit ihm, daß man ſchlechterdings vergeſſen muß, mit welch' großem Manne man umgeht; und, wenn's möglich wäre, mehr Menſchenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgendwo anzutreffen, als bey Leſſing — ſo wärs bey Leſſing's Gattin. — Eine ſolche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unſtudierte Güte des Herzens; immer voll der göttlichen Seelenruhe, die ſie auch durch die bezauberndſte Sympathie allen mittheilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben. Das Beyſpiel dieſer großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geſchlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in W. geweſen, um ſie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen —

Ueber das Converſations-Lexicon macht der Herausgeber verſchiedene Bemerkungen, und unter andern folgende: v. Hardenberg (Friedrich), als Schriftſteller unter dem ſelbſtgewählten Namen Novalis bekannt, wird hier auf eine übertriebene, faſt möchte man ſagen unſtändige Art gelobt. „Wir möchten ihn faſt, ohne Mißverſtändniſſe zu befürchten, „einen poetiſchen Mittler zwiſchen Gott und der Menſchheit „nennen.“ (!) „Man kann ihn wie eine himmliſche Erſcheinung betrachten, wie einen göttlichen Jüngling, der nur „auf der Erde wandelte, um ſich bald wieder zu dem geliebten Lande ſeiner Sehnſucht hinaufzuſchwingen“ — „Er „wollte mit dem Geiſte der Poeſie die ganze Welt erobern.“ Die leibhafte Myſtik! —

Simon von Nantua.

Es exiſtirt in Paris eine Geſellſchaft, deren Zweck iſt, den erſten, oder Volks-Unterricht zu befördern, (societé pour l'instruction élémentaire.) Dieſer Geſellſchaft übergab ein Ungenannter 1000 Franken, mit der Bitte, ſie als Preis auf ein Elementarbuch für das Volk zu ſetzen, „welches „einfach, kurz und weiſe die Grundſätze der chriſtlichen Religion, der Moral und der Klugheit vorzeichnen, und lehren würde, wie die Menſchen in „allen Ständen ſich betragen ſollen. Welche Pflichten dem Vater, dem Sohne, dem Gatten, dem „Bürger, dem Unterthan, dem Handwerker, dem „Tagelöhner obliegen; welchen Einfluß auf ihr Glück „die Erfüllung dieſer Pflichten habe; ein Buch, welches auf gleiche Weiſe die Vortheile der Legitimität „für Frankreich und die Wohlthaten der conſtitutionellen Charte, ſo wie die Nothwendigkeit einprägen ſollte, ſich den Geſetzen zu unterwerfen, damit „ein Jeder ſeiner Freiheit und ſeines Eigenthums „völlig froh werden könne.“ Dieſes Buch ſollte nicht mehr als 250 und nicht weniger als 200 gedruckte Seiten betragen, und in kurze Capitel abgetheilt ſeyn. Die Geſellſchaft erfüllte den Wunſch des Ungenannten. Der Preis wurde am 28. Februar 1818 einſtimmig dem Büchlein, betitelt: Simon von Nantua, zuerkannt, und noch eine goldne Metaille von Seiten der Geſellſchaft beigefügt. Der Verfaſſer iſt Jussieu. Nach unſerer Meinung hat er den Preis redlich verdient. Sein Simon von Nantua iſt ein treffliches Büchlein. Möchten wir für das deutſche Volk ein ähnliches beſitzen! — Um unſern Leſern einen Begriff vom Ganzen zu geben, liefern wir den Anfang des erſten Kapitels:

„An einen Stein der gerollt wird, ſetzt ſich kein Moos, ſagt ein altes Sprüchwort, welches ich oft von meinem Großvater gehört habe. Dieß ſoll heißen: man wird nicht reich dabei wenn man in der Welt herumläuft. Auch war er eben nicht reich geworden, der Vater Simon von Nantua, der ſeit 40 Jahren, mit einem Pferde, welches zwei große Körbe voll Waaren trug, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt reiſte. Allein Erfahrung hatte er geſammelt, und die iſt Goldes werth. Er hatte gute Augen und gute Ohren, hatte viele Länder und viele Menſchen geſehn und viele Dinge gehört. Sein Gedächtniß war vortrefflich, er vergaß nichts. Die Natur hatte ihm geſunden Menſchenverſtand und Urtheilskraft verliehen, darum konnte er Jedem guten Rath ertheilen. Er war auch nicht karg damit und that nichts lieber als ſprechen; vielleicht konnte er auch für ein wenig geſchwätzig gelten. Indeſſen befanden ſich die, die ihm zuhörten, gar wohl dabei; denn man kann wohl ſagen, daß derjenige, welcher zuhört, ſeine Zeit oft beſſer anwendet, als der welcher ſpricht. Damit ſoll aber nicht zu verſtehen gegeben werden, als habe Simon ſprechend ſeine Zeit ſchlecht angewandt, im Gegentheil, er ſagte nur vernünftige Dinge, aus welchen ein Jeder Vortheil ziehen konnte, und überdieß, ehe er ſelbſt ſprach, ſah er ſich lange um und hörte lange zu.“

„Obſchon er nicht reich war, ſo hatte doch ſein kleiner Handel ihm ſo viel abgeworfen, daß er gemächlich leben und eine zahlreiche Familie erziehen konnte. Weiter erſtreckten ſeine Wünſche ſich nicht, folglich war er vollkommen glücklich, und man hörte ihn oft ſagen: es gäbe keinen wahren Armen, als den, der mehr begehre, als er erlangen könne. Er fuhr fort zu arbeiten und auf die Jahrmärkte zu ziehen, troz ſeines ſchon ziemlich hohen Alters, denn er pflegte auch zu ſagen: es gäbe keine größern Feinde des Glücks und der Geſundheit, als Müſſiggang und Faulheit. Auch befand Vater Simon ſich außerordentlich wohl bei ſeinem Kahlkopf und den Paar weißen Haaren, die ihm um die Ohren ſitzen geblieben waren. Sein Geſicht war immer lachend, und ſeine rothen, wohlgenährten Wangen zu ſehn, war eine Freude. Seinen dicken Bauch trug er mit vieler Leichtigkeit vor ſich her, und ging aufrecht, indem er ſich auf ſeinen Reiſeſtab ſtützte.“

Nun kennen unſere Leſer ohne Zweifel den Mann, durch deſſen Mund Jussieu das Volk unterrichtet. Damit ſie aber auch von ſeiner Art zu ſprechen und zu erzählen ſich einen Begriff machen mögen, theilen wir noch das 26. Capitel mit.

„Die Wirthstafel war gedeckt, man ſetzte ſich und ſchwatzte. Es ſchien, daß die Gäſte viele Menſchen in der Stadt kennten, denn ſie fingen an, einem Drittheil oder Viertheil der Einwohner ganz unbarmherzig Böſes nachzuſagen. Wenn das noch ein Weilchen ſo fortgedauert hätte, ſo würden wir bald die ſkandalöſe Chronik der ganzen Stadt gewußt haben. Je mehr Einer oder der Andere gemißhandelt wurde, je mehr lachte der ganze Tiſch — nur Simon von Nantua lachte nicht, ſondern zog ſeine weißen Augenbraunen zuſammen, was er immer thut, wenn er ungeduldig wird. Meine Herren, ſagte er endlich, wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen ein Geſchichtchen erzähle? — Alle ſahen ihn verwundert an, da er bisher noch nicht geſprochen hatte, ſchwiegen aber um ihm zuzuhören, und er hub an wie folgt:

„Bei mir daheim lebte eine gute ehrliche Haut, der Vater Paradis genannt; der konnte es nicht leiden, daß man Böſes von andern ſprach, und lange hatte er ſehr häufig in ſolchen Fällen die Abweſenden vertheidigt. Er hielt das Läſtern für eine ſehr häßliche und auch gefährliche Sache und pflegte zu ſagen: „wer weis ob Menſchen, die in meiner Gegenwart ſo von andern ſprechen, nicht wiederum in Gegenwart anderer ſo von mir ſprechen? Einem Menſchen, der gern Böſes von andern ſpricht, kann man nie trauen, denn nichts iſt ihm heilig und er iſt keines Menſchen Freund. Es iſt recht ſchlimm, daß diejenigen, die von dieſer Wuth angeſteckt ſind, immer Leute treffen, die ihnen zuhören, und das Geſagte ſpaßhaft finden.“ Aber der Vater Paradis hatte gut denken und reden, es gab doch immer Läſterzungen, die Zuhörer fanden. Das betrübte ihn, und da er ſah, daß ſeine Worte in den Wind geredet waren, ſo ſchwieg er von nun an ganz, ſo oft Jemanden übles nachgeredet wurde, und ſchloß die Augen als ob er ſchliefe. Nachdem er das eine Zeitlang getrieben, ſchlief er in ſolchen Fällen wirklich ein. Das war allgemein bekannt, und der Schlaf des Vater Paradis zum Sprüchwort geworden, ſo daß man zu ſagen pflegte, wenn man eine üble Nachrede hörte: **das iſt um den Vater Paradis einzuſchläfern.**“

„Eines Tages predigte der Pfarrer über das Evangelium, wo der Teufel den Herrn Chriſtum in Verſuchung führt, und ihm alle Reiche der Welt bietet, wenn er das Knie vor ihm beugen wolle. Nach der Kirche ſetzten ſich mehrere Perſonen, um zu ſchwatzen unter einen Baum, und der Vater Paradis ſaß auch unter ihnen. Man ſprach über die Predigt, die man eben gehört hatte, und Einer meinte: der Teufel wäre doch auch recht dumm geweſen, den Herrn Chriſtum ſo zu verſuchen; er hätte doch wiſſen ſollen, daß Alles was er anbot nicht ihm ſondern Gott zugehörte, und daß folglich der liebe Gott dadurch nicht verſucht werden konnte.“

Dieſe Bemerkung fand Jedermann ſehr richtig, und Jedermann wiederholte: das war recht dumm vom Satan. Der Vater Paradis ſagte kein Wort, ſondern ſchloß die Augen und war im Begriff einzuſchlafen. Da ſchüttelte ihn der, welcher zuerſt geredet hatte, bei'm Arm, fragend: nun Vater Paradis, was denkt Ihr davon? war der Teufel nicht recht dumm? — Je nun, antwortete Vater Paradis, wer ſagt Euch das? vielleicht wußte er nicht, daß er mit unſerm Herrn Chriſtus ſprach. — Bravo! ſchrie die ganze Verſammlung, nun vertheidigt er gar den Teufel! — Ey nun ja, ſagte die ehrliche Haut, warum muß man ihm denn Böſes nachreden. Ihr würdet eben ſo gut bei Gelegenheit einen Engel verläſtern, denn ihr habt Zungen die nichts verſchonen.“

„Hier ſchwieg Simon von Nantua und ſchloß die Augen wie der Vater Paradis. Die Gäſte, die ihn wohl verſtanden hatten, ſahen ſich eine Weile ſchweigend an, als ob ſie ſich ſchämten, und als das Geſpräch wieder anhub, betraf es andere Gegenſtände. So lange Simon zugegen war, wurde nicht mehr geläſtert; aber nach ſeiner Abreiſe wird man ſich wohl dafür entſchädigt haben, denn die Gewohnheit, ſeinen Nebenmenſchen Böſes nachzureden, iſt eins von den Laſtern, die ſehr ſchwer auszurotten ſind.“

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 13. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Geſchichte der im Jahr 1800 aus Frankreich Verbannten.

(Beſchluß.)

Die Inſel Anjuan iſt ſehr reizend und fruchtbar, hat aber für Europäer ein außerordentlich ungeſundes Clima. Zwey ſogenannte Könige reſidiren in zwey Städten, die nur eine deutſche Meile von einander entfernt liegen, aber zum Glücke durch eine Bergkette getrennt ſind, denn dieſe Monarchen bekriegen ſich unaufhörlich, obgleich die Zahl ihrer kupferfarbigen Unterthanen nicht mehr als 4 bis 5000 beträgt, lauter Mahometaner, deren Weiber es für eine beſondere Schönheit halten, wenn ihre Brüſte recht ſchlaff und tief herunter hängen, weshalb ſchon die Mädchen den obern Theil des Buſens ſtark zuſammen ſchnüren, auch täglich mit den Händen die Bruſt von oben nach unten ſtreichen.

Die Verbannten wurden nicht in die Stadt gelaſſen, ſondern mußten auf freiem Felde unter einem offenen Schuppen auf bloſer Erde ſchlafen. Zwar kauften ſie nach einigen Tagen ſich Betten, allein gegen den Wechſel von trockener Hitze am Tage und Feuchtigkeit bei Nacht konnten ſie ſich nicht ſchützen. Auf ihre wiederhohlten Klagen wurde ihnen erlaubt, ordentliche Hütten zu bauen, auch das Holz dazu geliefert, wobei Lefrance, ein Baumeiſter, gute Dienſte that. Sie arbeiteten an ihrer künftigen Wohnung mit angeſtrengtem Fleiße, und ſchon war dieſelbe ſoweit gediehen, daß mehrere bereits darin ſchliefen, als eine fürchterliche Epidemie unter ihnen ausbrach, die in weniger als 14 Tagen ihrer 21 wegraffte. Die noch übrigen flohen mit Entſetzen zu dem Bruder des Königs, der eben auf einem Fahrzeuge nach Comora ſegelte und ſie mitnahm. Es blieben alſo nur noch 4 Verbannte zurück, nebſt 3 Negern, welche die Colonialverſammlung von Isle do France den 33 Deportirten hatte geben laſſen, ſchon als ſie von den Sechellen weggebracht wurden, und die ihnen würklich treffliche Dienſte leiſteten, beſonders Einer derſelben, Fernando, der mehr ihr Freund als ihr Sklave war, und der durch Geiſt und Herz ſich vor vielen anders gefärbten Menſchen auszeichnete. Bedauernswürdig war die Lage jener vier Unglücklichen. Ein halb fertiges Haus ohne Thüren und Fenſter ſchützte ſie weder gegen Hitze noch Feuchtigkeit; ſie ſelbſt, durch lange Leiden abgezehrt, waren kaum dem Tode entronnen; die Leichen von 21 ihrer Unglücksgefährten lagen, kaum mit Erde bedeckt, wenige Schritte vor ihrer Wohnung von kreiſchenden Raubvögeln umſchwärmt. Lefranc raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen und ſchleppte ſich klagend zum Könige. Seine Jammer-Geſtalt rührte den Araber. Man gab ihm und ſeinen Kameraden endlich eine Wohnung in der Stadt und Beyſtand aller Art; der König ſelbſt beſuchte ſie oft, um nachzuſehen, ob ſeine Befehle pünktlich erfüllt würden. Dennoch konnten ſie ſich in dieſem Clima nicht recht erhohlen, und baten den König, ſie nach Moſambique zu ſchicken. Er ſchien abermals gerührt, und bewilligte ihre Bitte, doch mußten ſie zuvor eine Anweiſung von 1500 Piaſtern unterzeichnen, die er für ihren Unterhalt ſich auf Isle de France wollte bezahlen laſſen. Auch verweigerte er ihnen die Lebensmittel bis Moſambique, ſondern gab ihnen einen Brief an ſeinen Bruder nach Comora, der ſie dann weiter ſchaffen werde. Zum Glück hatte ein Einwohner, Nahmens Bombejack, Zuneigung für ſie gefaßt und warnte ſie, ja nicht nach Comora zu gehen, wo ſie ihr Grab finden würden; ſie ſollten vielmehr, wenn das Fahrzeug in See wäre, die Schwarzen, ihre Führer, zwingen, ſie nach Moſambique zu bringen, und hierzu verſah er ſie mit Waffen. Der Brief des Königs an ſeinen Bruder, den ein mitleidiger Befehlshaber ihnen vorlas, war in der That ein Urias-Brief, in welchem er ſeinen Bruder rieth, ſich ſo ſchnell als möglich der Franzoſen zu entledigen, denn ſie hätten nichts mehr. Die beyden freundſchaftlichen Araber gaben ihnen andere Briefe, auch einige Waaren, deren ſie bedürftig ſeyn konnten, um Lebensmittel einzutauſchen, mit welchen der König ſie ſehr karg verſehen hatte. Das Fahrzeug war nicht hinreichend bemannt, allein dieſer ſaubere König wußte ſich bald zu helfen. Er ließ gegen Abend alle Thore ſchließen, und ſo wie nach und nach die Neger von ihrer Feldarbeit heimkehrten, requirirte er die nöthige Anzahl, ohne zu fragen wem ſie zugehörten.

Die Verbannten gingen in See von ihren drey Schwarzen begleitet. Nach fünf Tagen zwang der widrige Wind in einer Bay der Inſel Comora vor

Anker zu gehen, wo ſie 36 Tage verweilten, und. 3 Neger von der Mannſchaft ausſandten, um quer durch die Inſel zu Backar, dem Bruder des Königs von Anjuan, zu gelangen, und ihm die Briefe ihrer Freunde zu übergeben. Sie kamen nach einigen Tagen mit acht andern Schwarzen zurück, die Backar ſandte, um die Zahl der Ruderer zu vermehren. Dennoch konnten, als man nun wieder in See ging, dieſe elenden Schiffarthskundigen das Fahrzeug nicht regieren, und als vollends ein Sturm hinzu kam, erfaßte derſelbe das Tauwerk und warf das Schiff um, ſo daß der Kiel dem Waſſer gleich ſtand. Es gelang Saunois und den drey ſchwarzen Begleitern der Franzoſen, nebſt 22 andern von der Mannſchaft, nach vieler Anſtrengung, den Kiel zu erklettern. Zwei andere Verbannte, Joly und Chretien, wurden von den Wellen verſchlungen, und es iſt merkwürdig daß der letztere, einer der ſtrafbarſten von Allen, ſchon ſeit 14 Tagen in Raſerey gefallen war, und nur in dieſen letzten ſchrecklichen Augenblicken wieder zur Beſinnung kam. Auch der Capitain und zwey Neger ertranken. Lefranc kämpfte gegen die Wellen, die ihn bereits eine Strecke weit fortgeführt hatten, als Fernando einen tüchtigen Schwimmer bewog ihn zu retten. Nun ſaßen im Sturm 27 Perſonen auf dem Schiffskiel, und die Wellen ſchlugen jeden Augenblick über ihre Häupter. Es war zu fürchten, das Fahrzeug werde ganz untergehen, ſobald es nur ein wenig eine andere Richtung nähme; daher bogen ſich, bey jeder Bewegung deſſelben, die Unglücklichen nach allen Seiten, um es im Gleichgewicht zu halten.

Nach drey Stunden legte ſich zwar der Sturm, aber dieſer Troſt war gering, denn ermattet und ohne Nahrungsmittel auf einem wenig beſuchten Meere, wie konnten ſie Rettung hoffen! Die Neger heulten und der Schrecken hatte ihre ſchwarzen Geſichter grünlich gefärbt. Nur Fernando bewahrte noch einige Kraft und erhielt ſich ſtehend auf dem Kiele, um in die Ferne nach Hülfe zu ſchauen. Zwey ſchreckliche Stunden verfloſſen ohne daß er etwas gewahr wurde. Endlich näherten ſich drey kleine Fiſcherböte, ein Freudengeſchrey erhob ſich. Als aber die Fiſcher zwey Weiße unter den Nothleidenden erblickten, ſchnitten ſie ſchreckliche Geſichter, denn ſie hatten noch nie einen Weißen geſehen, entfernten ſich ein wenig, und verlangten, man ſolle ſie ins Waſſer werfen, ſonſt würden ſie Niemanden retten. Die Neger waren gleich bereit dazu; allein Fernando zog ſein Meſſer, und drohte denjenigen zu durchbohren, der Hand an ſeine Herren und Freunde legen würde. Dann zog er eine baumwollene Weſte aus, zeigte ſie den Fiſchern, und verſprach ſie ihnen als Belohnung, wenn ſie ihren Widerwillen überwinden und auch die Weißen aufnehmen würden. Der Eigennutz ſiegte, die Fiſcher kamen. In jedem Kahne ſaßen ihrer Zwey, und mehr als noch zwey andere konnte ſo ein Nachen nicht faſſen, es mußten folglich mehrere Reiſen hin und her gemacht werden, um die Schiffbrüchigen ſämmtlich an's Land zu bringen, welches jetzt nicht mehr als 3 Meilen weit entfernt war, da die Wellen das Wrack beſtändig gegen das Ufer trieben. Die Neger von der Schiffsmannſchaft wollten zuerſt in die Böte ſpringen, aber auch das gab Fernando nicht zu; die Fiſcher mußten zuerſt ſeine Herren aufnehmen; er ſelbſt blieb der Letzte auf dem Kiele. Tief gerührt verſprachen Lefranc und Saunois ihm und den beyden andern die Freyheit zu ſchenken, noch ehe ſie die Inſel Comora verlaſſen würden.

Neue Gefahren warteten der Weißen am Ufer. Die bewaffneten Einwohner wollten ſie nicht dulden. In dieſer Noth erblickten ſie den Capitain des verunglückten Fahrzeuges, der ſich in dem Boote deſſelben gerettet hatte, ihn flehten ſie um Fürſprache an, und ihm gelang es, die Inſulaner zu beruhigen, indem er ihnen erzählte, der König von Anjuan ſende dieſe Weißen an ſeinen Bruder, und werde Rache üben, wenn man ſie mißhandle. Zwölf Bewaffnete führten Lefranc und Saunois, nebſt ihren getreuen Negern, noch an ſelbigem Tage in das Innere des Landes; ein langer, beſchwerlicher Marſch. Saunois hatte noch ſchlechte Schuhe, allein Lefranc war barfuß. Die Hüte hatten die Wellen ihnen genommen, ein Hemd und ein paar Pantalons war alles was ſie auf dem Leibe trugen. Um vor den ſtechenden Sonnenſtrahlen den Kopf nur ein wenig zu ſchützen, waren ſie genöthigt ihre Hemden über die Köpfe zu hängen, und den übrigen Körper Preis zu geben, der ſich ganz mit Blaſen bedeckte und bald nur aus einer einzigen Wunde beſtand.

In einer faſt wüſten Gegend wurden Anſtalten gemacht, die Nacht zu verweilen. Man gab den hungrigen und müden Verbannten nichts zu eſſen, ſondern ließ ſie von ferne zuſehen, wie ihre Peiniger zu Tiſche ſaßen. Zum Glück war Fernando mit eingeladen worden, und dieſer treue Neger ſteckte ſeinen Herren zu, was er bey Seite bringen konnte. Freylich war es zu wenig für Leute, die ſeit 24 Stunden nichts genoſſen hatten: aber auf ſeinen Rath riſſen ſie einige Fetzen von ihren Pantalons, und, da dieſe Inſulaner die kleinſten Stücke Leinwand ſehr hoch ſchätzen, weil ſie ſich kleine Beutelchen für ihren Betel und ihre Arka-Nüſſe daraus machen, ſo empfingen die Hungrigen wirklich dagegen eine kleine Proviſion von Pataten.

Die Nacht mußten ſie in einer alten großen Hütte mitten unter den Negern auf dem Boden liegen, glaubten aber, man ſey geſonnen ſie zu Backar zu führen, und man werde mit Tages-Anbruch die Reiſe fortſetzen. Das geſchah aber nicht; man verweilte den ganzen Tag an derſelben Stelle, und in der nächſten Nacht, wo ſie wieder, umringt von Schwarzen, auf der Erde lagen, fühlte Lefranc plötzlich eine Hand auf ſeiner Bruſt und rief erſchrocken: Wer da! — Stille! antwortete ihm Fernando's Stimme. Sein Geſchrey hatte mehrere Neger aufgeweckt, die ſich in die Höhe richteten; doch als ſie weiter nichts hörten, meynten ſie er habe geträumt, worauf ſie ſich wieder hinlegten. Fernando wartete, bis ſie wieder eingeſchlafen waren, entdeckte nun ſeinem Herrn, er habe erlauſcht, daß man um Mitternacht ihn und Saunois ermorden wolle; Saunois wurde auch ſogleich geweckt und von der nahen Gefahr unterrichtet, worauf ſie über die Schlafenden wegſtiegen, draußen in einiger Entfernung auch ihre andern beyden Neger fanden, und nun in finſterer Nacht über Hügel und auf Fußſteigen, die mit rollenden Steinen beſäet waren, ihre Flucht antraten. Als es Tag wurde, und der Hunger ihre Schritte hemmte, ernährte ſie Fernando mit Cocosnüſſen und Pataten, die er von zerſtreuten Einwohnern für einige Nähnadeln kaufte, deren er noch eine Anzahl in einem geretteten Etui bey ſich trug. Erſchöpft ruhten die Wanderer am zweiten Tage in einem kleinen Thale im Schatten einiger Bäume. Einer der Neger beſtieg einen Hügel, kam ſchleunig zurück und verkündete, daß ein Trupp Bewaffneter ſich nahe. Alle flüchteten in eine nahe Höhle, nur Fernando kauerte ſich hinter einen Buſch, und erkannte die Mordluſtigen. Sie beſtiegen denſelben Hügel, von welchem der Neger ſie entdeckt hatte; und, nachdem ſie eine Viertelſtunde ausgeruht hatten, verſchwanden ſie auf der andern Seite. Die Flüchtlinge ſetzten ihren Weg fort, fanden am dritten Tage keinen Fußſteig mehr; ihre Füße waren zerriſſen; beſonders die von Lefranc, deſſen Nägel gebrochen waren. Er konnte nicht weiter, ſetzte ſich und verlangte, man ſolle ihn verlaſſen, er wolle hier ſterben. Fernando, in Verzweiflung, verſuchte mehreremale ihn zu tragen, aber ſeine Kräfte reichten nicht hin.

In dieſer Noth begegnete ihnen ein mitleidiger Neger, der Lefrancs Nägel beſchnitt, ihm ſeine eigenen Sandalen gab, und ihn im Gehen ſtützte. Dadurch gewann er zwar ein wenig neue Kraft; allein noch hatten ſie ein, ſelbſt von den Eingebohrnen gefürchtetes und von ihnen Sonnen-Schlagbaum (barre de soleil) genanntes, Thal zu durchwandern, in welches kein Lüftchen drang, und wo die concentrirten Sonnenſtrahlen den Boden verkalchen. Hier ſchwollen Lefrancs Füße und die, von Palmenblätter gemachten ſehr harten, Riemen der Sandalen ſchnitten in das Fleiſch, das Blut rieſelte von allen Seiten. Der gutmüthige fremde Neger ſuchte einige, in dieſer dürren Gegend ſeltene, Pflanzen, kaute ſie, zerriß die Leinwand die ihm zum Gürtel diente, und umwickelte die leidenden Füße. So brachte er ſeine Gäſte endlich glücklich in einer kleinen Stadt zu ſeiner Hütte, wo ſein braves Weib ſie mit gleicher Freundlichkeit empfing, eine Matte zum Sitzen ausbreitete, mit Reis, Bananen, Cocosnüſſen und Zuckerrohr ſie bewirthete, und zu verſtehen gab, ihr Mann ſey zwar arm, allein er habe ein gutes Herz.

Gegen Abend rotteten ſich die Einwohner mit feindſeligen Geſinnungen vor ſeiner Hütte zuſammen, allein er ſprach lebhaft zu ihnen und zerſtreute ſie. Am andern Morgen wuſch und verband er Lefrancs Wunden, begleitete die Flüchtlinge noch weiter und trug ſogar Lefranc, wenn er nicht mehr gehen konnte. So kamen ſie zu der Hauptſtadt von Comora, wo der ſogenannte große König reſidirt, der ihnen nicht allein erlaubte, bis zum andern Morgen hier auszuruhen, ſondern ſie auch auf ſeinen eigenen Böten zu Backar bringen ließ.

Von dieſem wurden ſie aber ſehr übel empfangen, denn das im Sturm verlohrne Fahrzeug hatte ihm zugehört. Sie hofften hier die acht Gefährten wieder zu finden, die er von Anjuan mitgenommen hatte, allein ſie erfuhren, daß drey derſelben geſtorben, und die andern fünf nach der Inſel Zanzibar abgegangen waren. Unglücklicherweiſe hatten ſie auch im Schiffbruch ihre Empfehlungsſchreiben verlohren, und hingen folglich gänzlich von der Gnade dieſes Backar ab, der ihnen eine feuchte Kammer ohne Betten gab, in welcher ſie aufs neue erkrankten, und ihre Geneſung nur der Pflege ihrer drey Neger verdankten, die, obwohl nun freygelaſſen, dennoch von ihren Herren nicht ſcheiden wollten. Aber nach 2 Monaten raubte Backar den Verbannten auch dieſen Troſt, denn, müde 5 Perſonen zu ernähren, obgleich er ihnen nichts als Ignanen (eine Art von Pataten) gab, zwang er die Neger, zu ſeinem Bruder nach Anjuan zurück zu kehren; eine Trennung, ſchrecklich für Alle, die aber beſonders dem gefühlvollen Fernando faſt das

Leben koſtete. Hierauf bot Backar den Zurückgebliebenen eine Gelegenheit an, nach Moſcate zu kommen. Sie fürchteten, die gewünſchte Rückkehr nach Europa dadurch noch mehr zu verzögern, da Moſcate auf der arabiſchen Küſte am Eingang des perſiſchen Meerbuſens liegt; allein Backar's ſchlechte Behandlung ließ ihnen keine Wahl. Er verſprach, ſie mit Lebensmitteln zu der Ueberfahrt zu verſehen, wofür ſie ihm einen Wechſel von 300 Piaſtern, zahlbar auf Isle de France, unterſchreiben mußten. Dennoch fanden ſie, als ſie nun an das Schiff kamen, daß er nichts geliefert hatte, und ſtiegen, in größerer Verlegenheit als jemals, wieder an's Land, und überhäuften Backar mit Vorwürfen, der ihnen aber ganz trocken erklärte, daß wenn ſie in 4 Tagen nicht ſelbſt Mittel und Wege gefunden hätten abzureiſen, er ſie fortjagen würde. In dieſer Noth erſchien als ein rettender Engel ihr Freund Bombejack, jener Einwohner von Anjuan, der durch Fernando ihre traurige Lage erfahren hatte, auf einem Fahrzeuge herbey eilte, ſich in ihre Arme ſtürzte, die Jammergeſtalten kaum wieder erkannte, und ſie durch Arrack und Lebensmittel erquickte, ſie auch, nachdem ſie einen Monat auf Wiederherſtellung ihrer Geſundheit verwendet, mit Allem verſorgte, was zu einer Ueberfahrt nach Zanzibar erforderlich war. Hiezu fand ſich Gelegenheit, mittelſt einer Anweiſung auf 20 Piaſter, die der erſte franzöſiſche Schiffs-Capitain, der, um des Negerhandels willen, nach Zanzibar kommen würde, bezahlen ſollte.

Der Abſchied von Bombejack war herzlich und rührend. Nach 14 Tagen langten ſie glücklich in Zanzibar an, wo ſie ſogleich auf der Rhede zwey franzöſiſche Schiffe bemerkten, das Eine der kleine Adolph, Capitain Reyne, von Orient, das andere von den Sechellen, Capitain Calais, Einer jener Coloniſten von Mahé, die am heftigſten die Entfernung der Verbannten betrieben hatten. Von dem einen Dollmetſcher der Europäer erfuhren ſie, daß von den fünf Leidens-Gefährten, die vor ihnen hier angekommen waren, abermals drey geſtorben wären, die übrigen beyden, Gosset und Vauversin, wären nach Moſcate abgegangen. Capitain Reyne, an den ſie ſich wandten, bedauerte ſie, verſicherte aber, nichts für ſie thun zu können. Von Capitain Calais hofften ſie noch weniger, und hatten recht vermuthet, denn er vergönnte ihnen nicht einmal, wenn ſeine Matroſen Waſſer holten, ihre Krüge zu füllen, obgleich ſie ihm vorſtellten, daß ſie allein nicht an den Fluß gehen könnten, aus Furcht vor den vergifteten Pfeilen der Eingebohrnen. „Ey, ſagte er, wenn ſie Euch tödten, ſo erzeigen ſie Euch einen Dienſt." — Eben ſo wenig ließen beide Capitaine ſich darauf ein, die 20 Piaſter zu erlegen, auf welche der arabiſche Schiffer eine Anweiſung hatte. „Wir ſind nur gewohnt, unſre eigene Schulden zu bezahlen" ſagten beyde, und ſtießen den Araber zur Thür hinaus.

Der Capitain Reyne, dem es an Mannſchaft fehlte, entſchloß ſich endlich, ſie mit nach Isle de France zu nehmen, wenn ſie Matroſen-Dienſte thun wollten. Auch darein willigten ſie gern; allein Calais brachte ihn wieder auf andere Gedanken, und er reiſte ab, indem er ihnen blos drey kleine Säcke voll ſchlechten Reißes zurück ließ. Nur der wackere Dollmetſcher hatte Mitleid mit ihnen, nahm ſie in ſein Haus und verpflegte ſie aufs Beſte Bald nachher curirte Lefranc durch ein ſehr einfaches Mittel die Verkältung eines Arabiſchen Schiffs-Capitains, der aus Dankbarkeit ſie an Bord ſeines Fahrzeuges nahm, welches nach Moſambique beſtimmt war. Er warf Anker an der Küſte von Zanguebar auf der Inſel Dibo, wo die Verbannten abermals zwey franzöſiſche Schiffe antrafen, die Negerhandel trieben; das Eine von Marſeille, Capitain Mordrille, das Andere von den Sechellen, Capitain Wolf, auch einſt Einer ihrer grauſamſten Verfolger. Der Erſte, ein offener freundlicher Mann, von ihrem Unglücke gerührt, verſprach ſie nach dem Plataſtrome in eine ſpaniſche Beſitzung zu führen, und der Zweyte ſöhnte ſich reuig mit ihnen aus, lud ſie in ſeine Wohnung, tauſchte ihre Lumpen gegen neue Kleider aus, und ſuchte ſo viel möglich durch Wohlthaten ſein voriges Betragen vergeſſen zu machen.

Am vierten Tage meldete ihnen der Araber, mit dem ſie gekommen waren, er ſey wieder ſegelfertig, allein, ſich verlaſſend auf die verſprochene Ueberfahrt nach dem Plataſtrome, nahmen ſie dankbaren Abſchied von ihm, und er ſeegelte weiter. Wie groß war daher ihr Schrecken, und ihre Verzweiflung, als Capitain Mordrille unter allerley Vorwand ſein Wort zurückzog. In dieſer traurigen Lage erſchien eine Brigg von der Inſel Bourbon, deren Capitain, von ihrem Elend gerührt, ſie nach Moſambique mit nahm. Hier fanden ſie vier ihrer ehemaligen auf Mahé zurückgelaſſenen Unglücksgefährten, die auf einem Caper Gelegenheit gefunden hatten zu entwiſchen. Die Induſtrie von zweyen derſelben, hatte bereits einen Handel etablirt, ſie ſtanden ſich gut, und boten den Ankömmlingen Tiſch, Wohnung und Geldbeutel an.

Auf die Frage der Letztern, was aus den übrigen 36 Verbannten zu Mahé geworden ſey? wär die Antwort: viele ſeyen geſtorben, Einige hätten ſich verheyrathet, die meiſten lebten bey den Coloniſten, die nun verträglicher geworden wären.

Lefranc und Saunois hatten von dem Dollmetſcher auf Zanzibar ein Empfehlungsſchreiben an einen reichen portugieſiſchen Kaufmann erhalten; als ſie dieſes abgaben, näherte ſich ein Neger, der eine ſchwere Laſt trug, warf ſie plötzlich ab, ſtürzte zu den Füßen der Franzoſen, und ſie erkannten ihren getreuen Fernando. Er hatte auf Anjuan ſeinen Unterhalt nicht gefunden, und war, nebſt den beyden Andern, die auch herzu eilten, nach Moſambique gekommen, wo ſie ſich kümmerlich nährten und die Verbannten anflehten, ſie wieder als Sklaven aufzunehmen. Das ging nun nicht, denn die Weißen waren ſelbſt zu elend, aber ſie empfahlen die wackern Neger demſelben menſchenfreundlichen Capitain, der ſie hergebracht hatte, und welcher verſprach, jene mit nach der Inſel Bourbon zu nehmen, von wo ſie leicht wieder nach den Sechellen zurück kehren könnten, welches ihr Wunſch war. Durch Vermittlung dieſes wackern Capitains — er hieß Marchand — fanden auch Lefranc und Saunois Unterkunft auf einem amerikaniſchen Schiffe, welches nach St. Thomas, einer der antilliſchen Inſeln ſeegelte, unter der Bedingung, daß ſie Matroſen-Dienſte thun ſollten. Viel hatten ſie hier noch auszuſtehen durch die rauhe Behandlung und den ſauren Dienſt. In einem fürchterlichen Sturme beim Vorgebirge der guten Hoffnung, verurſachten ihre durchnäßten Kleider, die ſie nicht wieder trocknen konnten, daß beyde krank und zum Dienſt unfähig wurden. Nun bekamen ſie aber auch nichts mehr zu eſſen, und ohne das Erbarmen des Kochs, eines Negers, der ihnen heimlich Speiſe zuſteckte, hätten ſie verhungern müſſen.

Am 24. May 1803 erreichten ſie St. Thomas, damals eine Däniſche Beſitzung, wo ſie ein Schiff von Antwerpen fanden, welches eben nach Havre de Grace abſegeln wollte Der Capitain nahm ſie auf, unter der Bedingung, daß Saunois auch hier als Matroſe dienen, Lefranc aber ihm ſeinen kürzlich verſtorbenen Koch erſetzen ſollte. Obgleich Lefranc eben ſo wenig von der Kochkunſt verſtand als von der Arzneykunſt, die ihm auf Zanzibar ausgeholfen hatte, ſo ging er die Bedingung doch ein, band eine Küchenſchürze vor, und kochte ſo gut er konnte. Mit Ungeduld ſahen der neue Koch und der neue Matroſe dem Ende der Reiſe entgegen, als an der engliſchen Küſte ein amerikaniſches Schiff ihrem Capitain die Nachricht mittheilte, daß der Friede von Amiens gebrochen, und der Krieg zwiſchen Frankreich und England erneuert ſey. Beſtürzt gab er ſich alle Mühe, Cherbourg oder Havre zu erreichen, allein umſonſt! ein engliſcher Lugger nahm das Schiff weg, und einige Tage nachher wurden die beiden Franzoſen am Bord der engliſchen Fregatte Nemeſis gebracht, die dem Lugger begegnete und hierauf noch faſt 3 Monate kreuzte, bis ſie endlich in Portſmuth einlief, wo die Verbannten auf einem Gefangenſchiff eingeſperrt und übel behandelt wurden. Allein ſie blieben nur 3 Wochen in dieſer unangenehmen Lage, dann wurden ſie als Kriegsgefangene ausgewechſelt und im Hafen von Morlaix an's Land geſetzt. Gern wären ſie gleich nach Paris gegangen, allein ſie hatten kein Geld, und die Hoffnung, eine alte Schuld in Breſt einzutreiben, wurde auch zu Waſſer. Nun ſchrieben ſie in ihrer höchſten Noth an den See-Präfecten Caffarelli, dem ſie nichts verheimlichten und der, etwas ängſtlich, ihrentwegen an den Polizey-Miniſter ſchrieb. Unterdeſſen quartierten ſie ſich bei einem braven Manne ein, dem Lefranc auch ſein Reiſejournal anvertraute, damit er nicht, bey einer unvermutheten Durchſuchung, abermals in's Unglück gerathen möchte; denn es ſtanden natürlich derbe Ausfälle gegen Buonaparte darinn.

Ein junger wohlthätiger Mann, Saint Brice, deſſen Bekanntſchaft die Verbannten ſchon in England auf dem Gefangenſchiffe gemacht hatten, unterſtüzte ſie auch in Breſt, wie er ſchon zu Portſmouth gethan, und, da Lefranc Baumeiſter, Mechanikus, Mahler und Zeichner war, ſo verſchaffte er ihm Beſchäftigung und Erwerb bei einem Unternehmer von Gebäuden. Saunois, der nicht gleiche Hülfsquellen in ſich hatte, beſchloß zu Fuße nach Paris zu gehen. Schmerzlich war die Trennung zwiſchen zwei Männern, die ſo lange das höchſte Maaß des Unglücks miteinander getragen hatten.

Der Zurückbleibende, Lefranc, war fleißig und verdiente ſo viel er brauchte, als ein böſer Menſch, der nicht genannt wird, ihn der Polizey angab, nicht allein als Deportirten wegen der Höllenmaſchiene, nicht allein als Zurückgekommenen ohne Erlaubniß der Regierung, ſondern auch als Spion in engliſchem Solde und als Verwahrer einer Schrift die ſeine ſträflichen Geſinnungen bezeuge. Auf dieſe Angabe ließ der Präfect ihn arretiren und in einen Kerker der Breſter Citadelle werfen. Alle ſeine Papiere wurden weggenommen, allein das als ſtrafbar bezeichnete nicht gefunden; denn der wackere Seemann, dem es anvertraut war, beharrte mit dem kälteſten Blute darauf, daß er nichts davon wiſſe. Lefranc's Kerker war ſehr eng und feucht, Wind, Regen und Schnee drangen durch die eiſernen Stäbe des kleinen Fenſters, welches auf den Hof ging. Er ſchrieb mehrere Briefe, ſowohl an den erſten Conſul als an den Juſtiz-Miniſter und bat um ſeine Freyheit; aber erſt nach 45 Tagen kündigte der Präfect ihm an, daß er zwar frey ſey, doch ſich auf der Stelle nach Lünel begeben ſolle, um dort unter polizeylicher Aufſicht zu leben. Man gab ihm 100 Franken zur Reiſe und verſprach ihm monatlich 40 Franken zu ſeinem Unterhalte. Er ging aber nicht nach Lünel, weil er dort nicht hoffen durfte ſeine Talente geltend zu machen, ſondern nach Bordeaux, wo er mit Hülfe eines alten Freundes ſich den Nachforſchungen der Polizey zu entziehen, und Beſchäftigung zu finden hoffte. Aber dieſer Freund war ein falſcher hinterliſtiger Mann, der ihn der Polizey verrieth, und ſo wurde er dennoch gezwungen nach Lünel abzugehen, wo er auch Saunois ſchon vorfand, der gleichfalls 40 Tage eingeſperrt geweſen war, und am Ende die ähnliche Weiſung erhalten hatte, in Lünel unter Aufſicht zu leben. Lefranc blieb dort bis 1812, wo er ſeine gänzliche Freyheit erhielt; es ſcheint aber er habe ſie wiederum mißbraucht, denn 1816 iſt er ſowohl in die Sache der Patrioten als auch des dreyfarbigen Zwerges verwickelt, und abermals zur Deportation verdammt worden. Saunois wohnte noch 1815 zu Lünel.

Wir wenden uns nun zu den Schickſalen der acht Verbannten, welche ſchon früher als Lefranc und Saunois, nach Zanzibar gekommen waren. Drey derſelben ſtarben, wie oben erwähnt, zu Comora, die noch übrigen fünf waren in einem Puncte glücklicher als Lefranc und Saunois, ſie hatten nemlich noch Geld, Uhren und ungefähr für 10000 Franken Diamanten. Um dem mörderiſchen Clima von Comora zu entgehen, mietheten ſie ein arabiſches Schiff von Zanzibar, litten aber Schiffbruch an der Küſte von Afrika eine halbe Meile vom Ufer, welches Einige ſchwimmend, Einige durch Hülfe der Matroſen mittelſt Bezahlung von 50 Piaſtern erreichten. Das Leben hatten ſie gerettet, aber da ſtanden ſie nun an der unwirthbaren Küſte von Penbannemazi ohne Kleider, ohne Lebensmittel, den wilden Thieren und den noch wildern Menſchen Preiß gegeben. Die Nacht kam. Erſchöpft lagerten ſie ſich am Rande eines Waldes und entſchliefen. Gegen Mitternacht wurden ſie von 10 bewaffneten Negern geweckt, die ein in der Nähe befindlicher arabiſcher Befehlshaber abgeſchickt hatte, um ſie zu ihm zu führen, da er von ihrem Schiffbruch gehört hatte. Dieſer Mann, der ſogar etwas franzöſiſch radebrechte, verſprach ihnen Schutz und Hülfe, um ihre Sachen zu retten. Aber es fand ſich, daß das Koſtbarſte, nemlich das Geld, die Uhren und ein Theil der Diamanten, ſchon geſtohlen war. Abdallah, ſo hieß der Araber, ſtellte eine ſtrenge Unterſuchung an, und brachte bald heraus, daß der Schiffer ſelbſt und deſſen Matroſen den Diebſtahl verübt hatten. Ohne weitere Umſtände wollte er ihnen die Köpfe vor die Füße legen laſſen, und nur durch vieles Bitten retteten die Verbannten ihnen das Leben. In derſelben Nacht entwiſchten ſie. Von den geſtohlnen Sachen war nichts wieder gefunden worden.

Abdallah hatte den Verbannten zugeſagt, ſie nach Zanzibar zu ſchaffen, ſtatt deſſen ſchleppte er ſie mit in's Land der Caffern, wohin er mit großem Gefolge zog, um Elephanten-Zähne, Goldſtaub und dergleichen gegen Tücher, Glaswaaren und allerley Kleinigkeiten einzutauſchen. Hier ſtarb wiederum Einer der Verbannten nach ſchweren Leiden und im tiefſten Elend, ob er gleich zu Paris 2000 Franken jährliche Renten beſaß. Nun drangen die vier übrig gebliebenen aufs neue in Abdallah, ſie nach Zanzibar zu ſchicken. Er forderte 1000 Piaſter für dieſen Dienſt, und als ſie ſich darauf beriefen, daß ſie beſtohlen wären, antwortete er ganz gelaſſen: „habt ihr kein Geld ſo ſterbt hier."

Man mußte ſich entſchließen, mit dem habſüchtigen Araber zu handeln. Vauversin hatte noch in ſeinem Gürtel 67 Louisd'or verwahrt, von welchen er 57 aufopfern mußte, da Abdallah ſie nicht höher als zu 3 Piaſter annahm. Auf Zanzibar, wohin ſie nun endlich gelangten, erfuhren ſie, daß der Schiffer, der ſie beſtohlen, ſeinen Raub hier veräußert und Sklaven dagegen eingetauſcht habe. Vauversin klagte beim Gouverneur der Inſel, Mahomed, der, weil er ihn für einen Schiffs-Capitain hielt, ihn ſehr freundlich aufnahm, ihm ein angenehmes Haus zur Wohnung einräumte, ihm Neger zur Bedienung ſandte, und ihm auch einen kleinen Theil des Geraubten wieder ſchaffte; worüber in arabiſcher Sprache ein noch vorhandenes gerichtliches Zeugniß ausgeſtellt wurde, von welchem eine, durch den berühmten Sylvester de Sacy gemachte, Ueberſetzung beygefügt iſt.

Hier ſtarben wiederum zwey der Unglücklichen, nur Vauversin und Gosset blieben noch übrig, und ſehnten ſich in ein anderes Clima. Der Erſte gerieth in eine ſeltſame Verlegenheit, da der Gouverneur, immer in dem Wahne er ſey ein Schiffbrüchiger See-Capitain, ihm das Commando eines ſeiner Fahrzeuge anbot, um nach Moſcate zu ſegeln.

Indeſſen, um nur fortzukommen, nahm er es an, ſtellte ſich aber kränker als er war, um unter dieſem Vorwand einen arabiſchen Steuermann miethen zu können, der ſie auch glücklich nach Moſcate führte, wo der Sultan ſie gaſtfrey aufnahm und freygebig behandelte. Von hier gingen ſie auf einem engliſchen Schiffe nach Bombay, wo der kranke Gosset im Hoſpitale bleiben mußte, und wahrſcheinlich dort auch geſtorben iſt. Vauversin trennte ſich von ihm nach 33 Tagen, ein däniſches Schiff trug ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo er mit einer engliſchen Escadre nach Europa abſegelte, zwar in Portsmouth ebenfalls auf ein Gefangenſchiff gebracht, bald aber ausgewechſelt wurde, und England gerade zu der Zeit verließ, als Lefranc und Saunois dort ankamen. Er eilte nach Paris und lebte dort ſehr eingezogen, um der Aufmerkſamkeit der Polizey zu entgehen; allein ſie ſpürte ihn dennoch aus, und er mußte vor dem Großrichter erſcheinen, der von ſeinem Elend gerührt, ihm rieth, dem erſten Conſul auf der Parade eine Supplik zu überreichen. Das that er. Buonaparte fragte: was verlangſt du? — Die Erlaubniß in Paris zu leben. — Wer biſt du? — Einer der Deportirten vom Jahr IX. — Warum biſt du deportirt worden? — Ich weiß es nicht, man hat mich nie verhört. — Geh, Du biſt frey.

Das war die kurze Unterredung zwiſchen dem erſten Conſul und Vauversin. Der Letztere gab dem Großrichter Rechenſchaft davon und dieſer ſprach wie Buonaparte: Geh, Du biſt frey. So lebte er nun ſtill zu Paris bis die Verſchwörung von Georges entdeckt wurde, wo man auch gegen ihn Verdacht ſchöpfte, und ihn gefänglich einzog. Da jedoch gar keine Beweiſe gegen ihn vorhanden waren, ſo ſchickte man ihn nach Lyon, um dort unter Aufſicht zu bleiben. In der Folge wurde er Magazin-Aufſeher bey der Armee von Italien, ging mit nach Corfu, fiel abermals in engliſche Kriegs-Gefangenſchaft, wurde nach Malta, dann nach Gibraltar, endlich wieder nach England geſchleppt, von wo er erſt 1814 nach Frankreich zurückkehrte.

Obgleich die, auf den Sechellen zurückgebliebenen, Verbannten in freundlichere Verhältniſſe mit den Eingebornen traten, ſo konnten doch die meiſten die heftige Begierde, in ihr Vaterland zurück zu kehren, nicht überwinden. Aber viele ſtarben dort, viele im Hoſtal auf Isle de France, wohin ſich zu begeben ſie endlich die Erlaubniß erhalten hatten. Vor etwa zwei Jahren befanden ſich noch 18 derſelben am Leben, die von der Regierung die Gunſt erflehten, nach Frankreich zurück kehren zu dürfen. Sie wurde ihnen verwilligt, und wenigſtens nennt der Verfaſſer deren noch fünf, die ſo glücklich waren, ihr Vaterland wieder zu ſehen. Alſo 8 von 71! —

Aus dem erſten Hefte des dritten Bandes der ehrenwerthen Zeitſchrift Jedidja liefern wir folgendes:

Fragment eines Briefes von Mendelsſohn an den Münzdirector Leſſing wenige Wochen nach des großen Leſſing Tode, der den 15. Februar 1781 erfolgte.

Nicht ein Wort, mein Freund, von unſerm Verluſte, von der großen Niederlage die unſer Herz erlitten. Das Andenken des Mannes den wir verlohren, iſt mir jetzt zu heilig um es durch Klagen zu entweihen. Es erſcheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenſtande verbreitet. Nein, ich rechne nicht mehr, was ich durch ſeinen Hintritt verlohren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorſehung für die Wohlthat, daß ſie mich ſo früh, in der Blüthe meiner Jugend hat einen Mann kennen laſſen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung die ich vorhatte, bei jeder Zeile die ich ſchreiben ſollte, mir als Freund und Richter vorſtellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorſtellen werde, ſo oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. — Wenn ſich in dieſe Betrachtungen noch etwas melancholiſches mit einmiſcht, ſo iſt es vielleicht die Reue, daß ich ſeine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach ſeinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachläſſigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach ſeine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, von welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen ſchöpfen konnte, die er wie gemeines Waſſer von ſich ſprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er ſeine Gaben mittheilte, ſetzte mich zuweilen in Gefahr das Verdienſt zu verkennen, denn ſie ſchien ihn in keine Unkoſten zu ſetzen, und zuweilen ſchob er ſie den meinigen ſo mit unter, daß ich ſie nicht mehr unterſcheiden konnte. Ueberhaupt war ſeine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Almoſen ausſpenden, ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt mein Freund, iſt Ihr Bruder gerade zu rechter Zeit abgegangen. Nicht nur im Plane des Weltalls zu rechter Zeit, denn da geſchieht eigentlich nichts zur Unzeit, ſondern auch im unſerer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum

Durchmeſſer hat, zu rechter Zeit. Fontenelle ſagt von Kopernikus: er machte ſein neues Syſtem bekannt und ſtarb. — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anſtande ſagen können: er ſchrieb Nathan den Weiſen und ſtarb. Von einem Werke des Geiſtes, das eben ſo ſehr über Nathan hervorragte, als dieſes Stück in meinen Augen über Alles was er bis dahin geſchrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher ſteigen, ohne in eine Region zu kommen, die ſich unſern ſinnlichen Augen völlig entziehet — und dieß that er. — Nun ſtehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und ſtaunen den Ort an wo er in die Höhe fuhr und verſchwand. Noch einige Wochen vor ſeinem Hintritte hatte ich Gelegenheit ihm zu ſchreiben: er ſolle ſich nicht wundern, daß der große Hauſe ſeiner Zeitgenoſſen das Verdienſt dieſes Werkes verkenne; eine beſſere Nachwelt werde noch 50 Jahr nach ſeinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. — Er iſt in der That mehr als ein Menſchenalter ſeinem Jahrhunderte vorgeeilt. —

Franzöſiſche Romane.

Wir haben ſeit kurzem viele der neuſten durchblättert, aber auch nicht Einen gefunden, den wir beſonders empfehlen könnten. In allen war die Erfindung dürftig und die Ausführung gemein. Die guten Köpfe wenden ſich alle zur Politik.

Um unſer Urtheil doch wenigſtens durch ein Beiſpiel zu belegen, erwähnen wir der jüngſt erſchienenen Abentheuer einer hübſchen Frau oder Memoiren der Frau von *** (aventures recentes d'une jolie femme.) Dieſe hübſche Frau lebt auf dem Gute ihrer Eltern, welches an der Landſtraße liegt. Eines Tages geht ſie da ſpazieren, ſieht eine Staubwolke, erblickt gleich darauf einen Reiter, den ein andrer Bewaffneter einhohlt, ſie ſchlagen ſich, der Eine fällt, der Andere wirft ſich ihr zu Füßen und bittet um Rettung. Sie zeigt ihm ein Gewölbe, dort lebt er verborgen, ſie bringt ihm Eſſen und Trinken, und läuft endlich mit ihm davon, ohne ihn zu kennen. Das koſtet ihrer guten Mutter das Leben, und ihr wackerer Vater verjammert ſeine alten Tage in der Einſamkeit. Sie geht mit ihrem Entführer nach Paris und lebt dort ſtill aber glücklich, denn ſie liebt und wird geliebt, immer ohne zu wiſſen, wer ihr Gefährte iſt. Eines Tages geht er aus und kommt nicht wieder. Aber er ſchreibt ihr zärtliche Briefchen, während Ungenannte ſie ſchriftlich vor ihm warnen. Sie vertraut ihm jedoch und bleibt ihm treu, obgleich ihr auf mancherlei Weiſe nachgeſtellt wird; einſt ſogar in der Kirche und auf der Straße, wo ein gemeiner Mann ſich ihrer annimmt, und ſie in ſein Haus führt. Dort findet ſie eine Amme mit einem Kinde, deſſen Mutter geſtorben ſeyn ſoll, und deſſen Vater oft, aber ſtets heimlich, es zu beſuchen kommt. Das Kind ſieht dem Geliebten ſo ähnlich, daß ſie ihn für den Vater hält, und beſchließt ihm aufzulauern. Aber als ſie wieder kommt, iſt die Amme ausgezogen und jede Spur verlohren. — Endlich empfängt ſie unvermuthet einen Beſuch von einem jungen Manne, der dem Geliebten auch ſehr ähnlich ſieht, und kurz, der ſein Bruder iſt. Nun erfährt ſie, Alphons, der Geliebte, habe ſich höchſt edelmüthig mit einem ſchlechten Kerl geſchlagen, um eine, ſeiner Schwägerin zugefügte Beleidigung zu rächen. Der gezüchtigte Gegner iſt mächtig, und Alphons hat fliehen, ſich verbergen müſſen. Aber ſein Bruder ſchlagt ihr vor, binnen drei Tagen ſie zu ihm zu bringen, und ſie iſt auch gleich bereit, mit ihm in die weite Welt zu gehn. Das Kind, welches ſie geſehen, war dieſes Bruders Kind. Sie reiſt mit ihm ab, nach den Pyrenäen führt ihr Weg, und ein anderer Wagen folgt ihnen ſtets in einer gewiſſen Entfernung, doch ohne ſie jemals einzuhohlen. Sie kommt ohne Zufall an den Ort, wo man ihr den Geliebten zu finden verheißen hat. Er iſt nicht da, er kommt auch nicht, und nach einiger Zeit verläßt ſie auch der Bruder; nur einen Brief von der ſpaniſchen Grenze erhält ſie noch von ihm. Nun will ſie ſterben, übereilt ſich aber zum Glück nicht, denn Alphons erſcheint plötzlich treu und zärtlich. Der im Zweikampf Gefallene lebte noch, verfolgte den Sieger, klagte des Meuchelmordes ihn an, ließ ſelbſt durch Meuchelmörder ihm nachſtellen, und um dieſen zu entgehen, verließ Alphons die Geliebte, ging aber zu ihrem Vater, dem er alles entdeckte, der ihm verzieh und ihn bei ſich verbarg. Der unglücklichen Verlaſſenen wurde nichts geſagt, um ſie auf die Probe zu ſtellen, ob ſie auch in ihrer verzweiflungsvollen Lage der erſten Liebe treu bleiben werde. Die Warnungsbriefe, die ſie empfing, hatte Alphons ſelbſt geſchrieben. — Indeſſen wuchs die Gefahr entdeckt zu werden, und es wurde beſchloſſen, nach Spanien zu reiſen. Dahin führte ſie der Bruder, und der Wagen der ihnen folgte, trug den Geliebten und den Vater. Zu Bagnères finden ſich Alle wieder zuſammen; der Verfolger ſtirbt zu rechter Zeit und bekennt in ſeinem Teſtamente, daß Alphons unſchuldig iſt. In einer Kapelle auf der ſpaniſchen Grenze wird die hübſche Frau endlich getraut.

Dieſem faden Roman gleichen ſo ziemlich alle die neuern, die uns in die Hände gefallen, wenn ſie nicht nebenher noch durch größere Unſittlichkeiten aufgeſtutzt ſind, wie z. B. die von dem fruchtbaren Pignault le Brun.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 14. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Politik.

Vom Götzendienſte unſerer Zeit hat *Sebaſtian Theopluton* geſchrieben. Drey Götzen habe man bisher geopfert: dem *politiſchen Gleichgewicht*, den *Conſtitutionen* und der *Preßfreyheit*. Aha! wieder ein Finſterling! werden die Herren Licht-Pachter ſchreyen. Das iſt aber dieſer *Theopluton* keineswegs, er ſchaut nur die Dinge nicht blos von vorne an, ſondern auch von beyden Seiten, und bisweilen umkreiſt er ſie gar, um zu ſehen ob nicht das alte derbe Sprüchwort auf ſie anzuwenden ſey: *Vorne begliſſen und hinten* ꝛc. — Er geſteht, daß die drey genannten Gegenſtände, ſo lange man ſie weiſe anwendete, dem Ganzen heilſam waren, behauptet aber, daß ſie, durch den Mißbrauch unſerer Zeit, ihre wahre Natur verlohren und in Götzen umgewandelt worden, deren heilloſer Dienſt jeder Gemeinheit Gefahr bringe. Den erſten Bund für das *politiſche Gleichgewicht* habe nur die Tugend derer, die ihn ſchloſſen, zu einem Mittel allgemeiner Wohlfahrt gemacht; denn da habe man keinen andern Zweck erreichen wollen, als Erhaltung der Staaten durch Verhütung gefährlicher Uebermacht. Sobald dieſes Ziel durch Leidenſchaft verrückt worden, ſobald man nicht mehr den eigenen Beſitz nur *durch* den Bund zu erhalten, ſondern ein Recht auf andere Staaten *in* ihm zu erlangen ſuchte, wurde jener Bund ein furchtbares Werkzeug habſüchtiger Politik. Die Theilung Polens ſey der Beginn des unglücklichen Zeitraumes, wo die Gerechtigkeit von der Erde verbannt worden, und Gewalt und Willkühr der Mächtigen über das Schickſal der Staaten zu gebieten angefangen habe. — *Theopluton* verfolgt dieſe Spur bis zum Wiener Congreß, und ſchließt ſich eng an unſere Licht-Pachter an, indem er behauptet: es gebe keinen Friedensſchluß in der neuern Geſchichte, keinen Congreß, der ſo viele Länder ihrem alten Fürſtenhauſe entriſſen, oder ſo willkührlich ſie zertheilt hätte; mit Ausnahme der Napoleoniſchen Friedensſchlüſſe, die aber nicht hieher gehören, weil ſie blos Capitulationen des Beſiegten mit dem Sieger geweſen. Daß *Sachſen* hier nicht vergeſſen wird, kann man leicht denken. Dann warnt *Theopluton* vor dem Rieſen im Norden, der in furchtbarer Größe mit einem Fuße am euxiniſchen Pontus, mit dem andern am Eismeer ſtehe und den Nachbar faſt erdrücke. Vor dem ſolle Europa zittern, deſſen Uebermacht ſoll es zu vernichten ſtreben. Durch Oeſterreichs Vergrößerung in Italien und Preußens Vergrößerung am Rhein ſey die Macht beyder Staaten nur geſchwächt worden, denn während Preußen ſeine Macht an Frankreichs Grenze aufzuſtellen genöthigt ſey, und Oeſterreich ſeine Truppen über die Alpen ſchicken müſſe, ſtünden die öſtlichen Provinzen beyder Mächte dem Angriff des furchtbaren Feindes offen. — *Sachſen* ſey zwar klein und unbedeutend, aber man wiſſe auch, daß oft kleine Staaten ſtark werden, wenn ein kluger Mann in der Noth an ihre Spitze tritt; und wie werde dann Preußens Lage ſeyn, wenn es zugleich im Oſten durch Krieg bedrängt werde? es hätte *Sachſen* ganz an ſich reißen ſollen, oder nichts davon. Nun werde Rußland die Deutſchen durch innere Zwietracht ſchwächen ꝛc. Kurz Hr. *Theopluton* ſteht als ein Unglücks-Prophet am geſtürzten Altar des erſten Götzen

Den Zweyten, die *Conſtitutionen*, nimmt er in Schutz, beruft ſich auf die Verſprechungen der Monarchen, meynt ſogar, man könne ſie, wie der Hr. Profeſſor *Krug*, aus den Artikeln des heiligen Bundes folgern, „wenn man nicht Bedenken tragen „müßte, von einem *Verein zum Unvermöglichen* auch nur das *Mögliche* zu erwarten“ lehnt ſich aber kräftig gegen diejenigen auf, „die, „mit dem verſprochenen ſich nicht begnügend, heftig „und mit lärmendem Geſchrey gänzliche Vernichtung „des Alten begehren; gegen die „ſchreibenden „Schwärmer, die in unzähligen Blättern die Erzeugniſſe ihres Gehirns und die Gebilde ihrer Phantaſie aufſtellen ꝛc.“ — Man verachte die Geſchichte, als untauglich das Neue und Beſſere zu lehren: „allein, kann der Schneider auch Kleider machen für den, deſſen Geſtalt er nicht kennt und deſſen Maaß er nicht weiß? Könnt ihr alſo auch neue Conſtitutionen anziehen dem Volke, deſſen Denkart und Sitten und Verfaſſungsart ihr euch nur durch Phantaſie bildet; in der That aber euch unbekannt iſt? ſchafft das Neue nicht dann erſt Gutes, wenn es dem Zuſtand der Nationen angemeſſen iſt? und im Gegentheil Unheil und Verderben, wenn es dem National-Character widerſpricht? und wer anders iſt es, als die Geſchichte, die dieſen entwickelt, und dadurch den Grad der Empfänglichkeit eines Volks für das Neue und Beſſere darſtellt und erklärt?“ — Dann zeigt der Verfaſſer, „wie jene ſo verhaßten und als Urſach alles Uebels verfluchten Vorrechte (des Adels) einen Stand bilden, der die Grundſäule des ganzen monarchiſchen Gebäu's ausmacht und es aufrecht erhält. Nehmet ſie ihm, zertrümmert ihn, und ihr werdet ſehen, daß ihr die Monarchie ſelbſt vernichtet habt.“ (?)

Wenn wir gleich in ſo manche Behauptung des Verfaſſers nicht einſtimmen können, ſo müſſen wir hingegen ihm vollkommen Recht geben, wenn er ſagt: nicht die Aufklärung ſey es allein, die Moralität und Recht unter ganzen Völkern einführe, ſondern die einfache, unverderbene Sitte und die dadurch erzeugte Achtung des Geſetzes. „Im Gegentheil geht oft, um nicht zu ſagen gemeiniglich, die Menſchheit zurück, wenn Kunſt und Wiſſenſchaft vorwärts ſchreiten; ein Grundſatz, der leicht aus dem Gange menſchlicher Dinge ſich erklärt, und durch das Schickſal der alten Völker deutlich bewieſen wird. Denn welch ein verderbtes und elendes Volk war das griechiſche, als Plato, Ariſtoteles und Zeno in ihnen lebten und die Philoſophie begründeten! wie erniedrigt und entnervt lag Rom ſchon darnieder, da ſeine Redner, Weltweiſe, Dichter und Hiſtoriker erſt auftraten und glänzten?“ — „Darum berufe ſich Niemand auf die hohe Cultur unſers Zeitalters, als könne ſie unſere Moralität darthun, unſere Anſprüche auf neue Verfaſſungen und unſere Fähigkeit zur Freiheit und Gleichheit beweiſen, ſie möchte leicht vielmehr für das Gegentheil zeugen. Ein eitles Blendwerk nur iſt dieſe Berufung, durch welches die Lobredner der Zeit entweder ſich ſelbſt täuſchen, oder Andere beſchämen wollen. Auf das eigene Dichten und Trachten der Menſchen, auf ihr Leben im Haus und in der Geſellſchaft, laſſet uns merken, wie ſie denken und handeln in Geſchäften und Dingen des Staats, wie Gottesfurcht und Religion ihr Gemüth belebe und leite ꝛc. Da werden wir erkennen, daß alles Handelns Triebfeder der Eigennutz ſey.“ (Lauter goldne Worte!) —

Das Gemählde, welches Theopluton hierauf von dem Character unſerer Zeit entwirft, iſt ſehr ſchwarz: „Elend, ohne Muth und ohne Kraft, ohne Erhebung für das Vaterland, ohne Religion und Gottesfurcht ſtehen wir da. Die Form ſoll alſo helfen, wo die Materie nichts taugt? — oder meynt ihr, daß aus dem Verlangen nach neuen Verfaſſungen auch der Sinn für das allgemeine Beſte hervorgehe? mit nichten! denn auch hier ſprechen Eigennutz und Selbſtſucht ſich aus. Rechte nur will man in Menge, von Pflichten ſchweigt Jeder; der Fürſten Gewalt möchten Alle gern in enge Grenzen einſchlieſſen, um ſelbſt freyen Spielraum zu haben; aber Niemand mag ſich ſelber feſter an den Staat ketten durch übernommene Verbindlichkeiten, und iſt es denn wirklich das Volk, daß ſo ſtark und heftig nach neuen Verfaſſungen ſtrebt? fragt den Landmann und Bürger, fragt den Mann, der in Staats-Aemtern ſteht, und keiner ſchreyt nach Freyheit und Gleichheit wie ihr träumt. Der Steuern drückende Laſt und der Soldaten unzählige Menge, die höchſtens ſind es, über die er klagt und deren Verminderung er wünſcht; jene abſtracten Ideen verſteht er nicht, zu ihnen verſteigt er ſich nicht. Sie kommen von Niemand als von dem Geſchlecht der gelehrten Schreiber, deren unzählige Menge, in allen Winkeln auf neues lauernd und von Noth gedrängt, auch das Kleinſte ſchnell aufrafft und um des Brodtes willen ſeine Feder daran übt. Was der Eine geſagt, wiederhohlen viele; es läuft durch das ganze Land und gilt endlich für des Volks Verlangen und Wunſch, ſollte dieſes auch nie daran gedacht haben.“ (Rem acu tetigisti.) —

Bey Betrachtung des dritten Götzen, der Preßfreyheit, erblickt der Verfaſſer Alles in zwey Partheyen getrennt: „kalte Vernünftler und erhitzte Schwärmer, in deren Mitte nur wenige Gemäßigte noch ſtehen und das wahre behaupten.“ Daraus ſey viel Unheil, ſogar für Religion und Staat entſtanden, das beweißt er „damit offenbar werde, ob wir allgemeiner Preßfreyheit würdig ſind, oder ob wir ſie vielmehr zur Vergrößerung des Elends mißbrauchen würden.“ Aus dieſen Beweiſen geht hervor, daß „die Preſſe das ſtark und weit ertönende Horn des Aufruhrs gegen die alte Ordnung in Religion und Staat und des Aufruhrs zu Begründung neuer Dinge auf den Ruinen der alten Einrichtung iſt. Dieſe alſo ſollen wir ihnen frey zu unumſchränktem Gebrauch überlaſſen? nimmermehr! denn zu deutlich hat die Vernichtung der Religion (?) und die den Verfaſſungen drohende Gefahr gelehrt, daß Preßfreyheit ein Werkzeug des allgemeinen Verderbens in den Händen eines Geſchlechts iſt, welches tollkühn und die Folgen ſelbſt nicht ahnend im zügelloſen Mißbrauch alles Ehrwürdige und Heilige durch ſpitzfindige Sophiſterey unter dem Rahmen der Aufklärung angreiſt und zerſtört. Noch iſt zwar kein Aufruf zum Sturz der Staaten-Verfaſſungen nicht in die Gemüther des Volks gedrungen; aber geſtattet ihr ferner noch fortzufahren — ſo wird das Uebel am Ende unheilbar werden." —

„Man möge frey ſchreiben über Wiſſenſchaft und Kunſt, das kann nicht ſchädlich werden; aber was Religion und Staat zum Gegenſtand der Unterſuchung macht, das fordert ſtrenge Prüfung. Rathen dem gemeinſamen Wohl, und im beſcheidenen Ton Erfahrungen oder Lehren der Geſchichte vortragen, muß Jedem erlaubt ſeyn und von jedem guten Fürſten gebilligt und gelobt werden; aber im jetzigen Tageton mit unverſchämter Keckheit Alles in Kirche und Staat nach gewiſſen allgemeinen Principien reformiren und dieſe als unübertreffliche Univerſal-Medicin anpreiſen, Völker und Fürſten mit anmaßender Miene über ihre Rechte und Pflichten belehren — das iſt eben ſo unerträglich als gefährlich, und darf von keinem Fürſten geduldet werden. — Alles zu ſeiner Zeit. Erſt wenn Ihr reif geworden, gebührt Euch Preßfreyheit: So lange ihr ſie aber zu ausgelaſſener Zügelloſigkeit mißbraucht, iſt und bleibt ſie ein Götze, der zwar von Euch verehrt und angebetet wird, aber dem gemeinſamen Wohl Verderben bringend iſt, und darum unterdrückt werden muß." — (Der Raum hat uns nicht verſtattet, alle Gründe des Verfaſſers gehörig auseinander zu ſetzen; allein wir können die Herren Licht-Pachter verſichern, daß gute Zähne dazu gehören, um alle ſeine Nüſſe aufzuknacken.) —

In franzöſiſcher Sprache ſind politiſche Gedanken erſchienen, von Einem der keiner Parthey angehört. Der Verfaſſer meynt: Frankreich ſey von Auflagen und Contributionen hart bedrückt, und ſeufze zugleich unter der Sklaverey der Preſſe, (!) es werde, wie das alte Aegypten, von ſieben Plagen gemartert. — Es habe einen Fürſten, der, ſeit der Rückkehr in ſeine Staaten, bewieſen, daß er nichts gelernt und nichts vergeſſen habe. Jeder Fürſt, der nicht dem Geiſte ſeines Jahrhunderts folge, werde früh oder ſpät von demſelben erdrückt. (Wenn aber nun dieſer Geiſt nichts taugt? Geſetzt ein Fürſt im Mittelalter hätte erklärt: der Geiſt meines Jahrhunderts iſt das Fauſtrecht, ich will ihm aber nicht folgen; hätte er Unrecht gethan?) — Prophezeyung des Verfaſſers: „Der Süden wird bald keine Kraft mehr haben, ſich den Völkern des Nordens entgegen zu ſtemmen. Die Nationen, welche zwiſchen dem 55. und 60. Grad der Breite wohnen, werden ſich einſt auf Deutſchland, Frankreich, Italien und Spanien werfen und dieſe Länder verwüſten." — „Es iſt factiſch, daß alle Eroberungen, ſowohl in Aſien als in Europa, immer von Norden nach Süden gemacht worden ſind." (Das leidet große Ausnahmen, ſowohl in alten als neuen Zeiten. Selbſt Napoleon, iſt er immer nach Süden gezogen?) — „In einem 10jährigen Kriege läßt ſich immer wetten, daß die nördlichſten Völker ſiegen werden, wenn auch die Streit-Kräfte gleich ſind." — „Das Intereſſe aller Völker Europa's, und beſonders der Südlichen, fordert daß Frankreich ſeine Integrität behaupte." (Das alte Lied.) — „Während Napoleon die Deutſchen unterdrückte, ſtellten ſie ſich als ob ſie ſchliefen — (ach nein! wenigſtens knirſchten ſie im Schlaf mit den Zähnen) — aber der geheimnißvolle Tugend-Bund bereitete ihnen ein Erwachen, welches ihre Befreyung ſicherte." (Schwerlich hat der Tugend-Bund viel dazu gewirkt.) — „Machiavell, wenn er lebte, würde nicht anſtehen zu erklären, daß Europa verlohren, weil in zwei Drittheilen dieſes Welttheils das Recht der Nationen bloß auf das Recht des Stärkern gegründet iſt, und jeder Staat ſich nur auf Koſten ſeines Nachbars arrondiren will. So möchte Preußen, überzeugt daß es ſeine überrheiniſchen Beſitzungen nicht lange behalten werde, lieber gleich Hannover und einen Theil von Sachſen ſich zueignen." (?)

„Geſcheute Leute behaupten, Europa ſey noch nicht am Ende ſeiner politiſchen Fehler, und nur die Todten kämen nicht zurück! (verſtanden?) — Der folgende Satz, ſo einzeln und wankend hingeſtellt, kann gefährlich werden: „Jedes durch Tyranney unterdrückte Volk hat das Recht ſich zu befreyen, eine Pflicht welche die Natur ihm auflegt." (Wer entſcheidet aber zuvor, ob das Volk wirklich tyranniſch regiert werde? oder ob nur die Schreyer, die im Wirrwarr ſich aufſchwingen wollen, es ihm eingebildet haben? hat Ludwig XVI. tyranniſch regiert? haben die Franzoſen ihn mit Recht hingerichtet?) — „Es iſt merkwürdig, daß, wenn Napoleon's Sohn, oder Einer von deſſen Nachkommen einſt den Thron von Frankreich beſtiege, der Grundſatz der Legitimität nicht verletzt ſeyn würde, weil der junge Prinz von Parma von mütterlicher Seite in gerader Linie von Ludwig XVI. abſtammt." (Dergleichen unzeitige Bemerkungen verrathen bloß die Geſinnungen des Verfaſſers, von dem wir übrigens etwas ganz neues lernen, daß nemlich Napoleon, trotz ſeiner eigenen, oft wiederhohlten Aeuſſe-

[illegible], durch ſeinen Einfluß die ſchwediſche Nation bewogen habe Bernadette zum Kronprinzen zu wählen. — Wenn wir mit dem Verfaſſer in irgend etwas herzlich übereinſtimmen, ſo iſt es in dem gerechten Lobe des Großherzogs von Weimar, der ohne Zweifel alles Gute und Schöne warm und ernſtlich will, und dem jeder Biedermann von ganzen Herzen wünſchen muß, daß er nie Erfahrungen machen möge, die ſeinen ſchönen Glauben an die mündige Menſchheit erſchüttern könnten.

Populaire Arzneykunde.

Der Doctor Robbi hat merkwürdige Beobachtungen über den innern und äußern Gebrauch des Phosphors geliefert, deſſen Wirkungen er zwar ſehr rühmt, den er aber doch für ein höchſt heroiſches Mittel erklärt, welches nur mit größter Vorſicht in chroniſchen Krankheiten angewandt werden dürfe. Bei Lähmungen, Gicht und Typhus, äußerlich bei rheumatiſchen und arthritiſchen Schmerzen u. ſ. w. hat er ſich deſſen mit großem Nutzen bedient. In manchen Krankheiten rettete die Phosphorſäure oft noch vom Tode, wo alle andere Mittel fruchtlos angewandt wurden. Hier mitgetheilte Beobachtungen am Krankenbette bekräftigen dieſes Alles. —

— Man hüte ſich vor dem Almanach für Aerzte und Nichtärzte vom Doctor Maſius; denn er iſt eine olla potrida, ein Sammelſurium, größtentheils aus den Zeitungen zuſammen geleſen, ohne Auswahl, ohne Geſchmack. Gleich anfangs wird erzählt, daß im Jahr 1387 um Weihnachten zu Coſtanz die Bäume blühten, daß man Roſen und Veilchen pflückte, daß die Mädchen mit friſchen Blumen-Kränzen in die Kirche kamen, und daß die Knaben im Boden-See badeten. Eben ſo ſoll im Jahr 1289 der Weinſtock im Januar geblüht und die Bäume ihre alten Blätter erhalten haben, bis ſie friſche bekamen. Indeſſen, da ſolche Nachrichten wenig bekannt ſind, ſo möchten ſie noch hingehen; aber was ſollen uns die hundertmal geleſenen Berichte über Kuhpockenimpfung? Brunnen und Bäder? Magnetismus? ꝛc. Allenfalls Neuigkeiten für die Mondbürger. Wir nennen das eine heilloſe Buchmacherey.

— Faſt möchten wir auch die mediciniſchen Paragraphen für Aerzte und Nichtärzte zu dieſer Claſſe zählen; von einem C. St., der ſich ſelbſt einen Layen und Lehrling in der Wiſſenſchaft nennt, aber dennoch friſch drauf los ein Werkchen auf Löſchpapier zuſammenſchreibt, und ohne Scheu von Warzen wie von Bruſtbräune, von Schminke wie von Waſſerſucht handelt. Wir lernen hier unter andern, daß ein Borſtdorfer Apfel ſtopft und laxirt, je nachdem er entweder ſchief, in die Queere, oder gegen den Stiel, oder gegen den Kröbs zu geſchabt und genoſſen wird. Aus dieſem einzigen Beyſpiele möge man das Judicium des Verfaſſers beurtheilen. — Um der Hypochondriſten willen erwähnen wir eine Erſchütterungs- oder Motions-Maſchine, die hier in Erinnerung gebracht wird Der Bergmeiſter Löſcher in Freiberg hat ſie erfunden; Damen ſitzen darauf wie auf einem Sofa, für Herren iſt ſie zum reiten eingerichtet. Im erſten Falle koſtet ſie 15 thl. ſächſiſch, im zweyten 11 thl. 18 gr., Emballage und Gebrauchs-Beſchreibung mit eingerechnet. Sie kann bequem auf dem Poſtwagen verſendet werden, und, wenn ſie wirklich das leiſtet, was hier von ihr gerühmt wird, ſo verdient ſie ſehr empfohlen zu werden. —

— Völlig unbedeutend iſt eine kleine Schrift an Mütter, die ihre Kinder ohne Krankheiten erziehen und beym Leben erhalten wollen. Schon der Titel iſt ſehr drollig: Die Kunſt ein Kind ohne Krankheiten beym Leben zu erhalten! In einem preziöſen Style wird hier blos das hundertmal Geſagte wiederhohlt. —

— Ob die Vollſtändige und gemeinnützige Abhandlung über die in unſern Tagen ſo häufigen Verſchleimungen der Bruſt und des Magens, für Aerzte und Nichtärzte, vom Doctor Nonne, nebſt einigen Warten über die mögliche Heilung der Lungenſucht, viel neues und denkwürdiges enthalten, verſtehen wir nicht zu beurtheilen. Außer den allgemeinen Urſachen jener Verſchleimungen, giebt der Verfaſſer noch folgende, beſonders in unſern Zeit mitwirkende an: 1, häufigen Genuß von ſchwachem Thee, und überhaupt von warmen, erſchlaffenden Getränken. 2, Die ſeit drey Jahren häufigen Regengüſſe und Ueberſchwemmungen, mehr faſt noch die Süd- und Weſtwinde und die Seeluft. (!) 3, Der, ſelbſt bey jungen Perſonen, überhand nehmende Genuß geiſtiger Getränke. 4, Große Ausſchweifungen, die jetzt häufiger ſeyn ſollen wie vormals. (Woran wir zweifeln.) 5, Das frühe und häufige Tabackrauchen. 6, Die, ſeit 25 Jahren, wüthenden politiſchen Stürme, und die dadurch geſtörte Ruhe Endlich 7, ſoll auch ſchon ſeit mehrern Jahren ein Catarrhal-Miasma vorherrſchen — Nachdem der Verfaſſer nun eine Menge Recepte gegen die Verſchleimung mitgetheilt, kommt er auch auf die Diät, wo er den Thee und (außer Wermuths-Extract) alle Liqueure ganz verbietet. — Die Lungenſucht hält er für einzig heilbar durch Einathmen aromatiſch-balſamiſcher Dämpfe, beſonders des Dampfes der Benzoe. —

— Seit **Hufeland** die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, geſchrieben, haben ſchon manche Andere unter mancherley Titeln denſelben Gegenſtand bearbeitet, ganz neuerlich der mecklenburgiſche Obermedicinal-Rath **Wildberg**, in ſeiner **Hygiaſtik, oder die Kunſt die Geſundheit der Menſchen zu erhalten, zu befördern und die Lebensdauer zu verlängern.** Ob viel neues in dieſem Buche zu finden, mögen Aerzte beurtheilen, daß aber vieles von dem was darinn ſteht, ſehr heilſam zu befolgen ſey, glauben wir verſichern zu dürfen. Wir wollen einige **Meynungen** des Verfaſſers anführen. Er findet es albern, daß man dem Hunger und Durſt durch die **Glocke** Geſetze vorſchreibe; man ſolle eſſen und trinken wenn die Natur es verlangt. — Alle Kaffee-Surrogate nennt er **Nußwaſſer**, welches für keinen Menſchen ein dienliches Frühſtück abgeben könne. — „Das **Fechten**, das **Voltigiren**, und alle Seiltänzeriſche Leibes-Uebungen, dergleichen bei dem zur Mode gewordenen, als Mode ſich hoffentlich aber auch bald wieder verlierenden, **Turnen** vorkommen, ſind zu entbehren, ohne eben phyſiſche Vollkommenheiten (ſoll wohl heißen: die Gelegenheit ſolche zu erwerben) zu verlieren, und **ſetzen leicht Geſundheit und Leben in Gefahr.**" (Das ſagt ein **Arzt.**) — Dem **Walzen** ſagt Hr. Wildberg viel Böſes nach, und beklagt überhaupt, daß der Tanz, „dieſe für Geiſt und Körper ſo heilſame Bewegung" jetzt ſo ausgeartet ſey, daß er der Geſundheit mehr nachtheilig als zuträglich geachtet werden müſſe. — Das Tabackrauchen ſoll zuerſt ein gewiſſer **Lareigh**, aus Amerika zurückkehrend, die Engländer gelehrt haben. Der Taback ſey ein giftiges Gewächs, und auch zubereitet enthalte er ſtets ein ſcharfes Salz, ein öligtes narkotiſches Weſen, ſey alſo ſchädlich ſowohl vor als nach dem Eſſen, beſonders für Jünglinge und Knaben. Saftvolle Männer dürfen mäßig Taback rauchen, bey ihnen bringt es ſogar mehr heilſame Wirkung hervor. — Das Capitel von den Nachtheilen einer zu frühen geiſtigen Bildung der Kinder möchte ſehr zu beherzigen ſeyn. — Die **Wochenviſiten** und das Schicken von **Wochenſuppen** rügt der Verfaſſer ſtreng und mit großem Rechte. Er hat in ſeiner 26jährigen Praxis die Nachtheile von beyden oft erfahren. — Kurz, man wird nicht leicht über eine, in die Geſundheitspflege einſchlagende, Materie vergebens hier Belehrung ſuchen. —

— In Hufelands Journal werden Beweiſe von der Schutzkraft der Belladonna gegen das Scharlachfieber mitgetheilt, von dem Medicinal-Rath **Gumpert** in Poſen. Als das Scharlachfieber faſt in allen Häuſern war auf der Straße, in welcher er wohnt, ja ſelbſt im untern Stock ſeines Hauſes, gab er ſeinen eigenen Kindern von 13, 11, 7 und 2 Jahren, Morgens und Abends, den Aeltern einen Kaffeelöffel, den Jüngern einen halben Kaffeelöffel voll von einer Mixtur, zu welcher er das Recept hier liefert, und nicht allein ſie, ſondern auch die Kinder in mehr als 20 Familien, die er auf gleiche Weiſe behandelte, blieben frey von Anſteckung. — In einigen wenigen Fällen ſoll die Belladonna aber auch nicht geſchützt haben, doch nur, wenn ſie erſt eine, oder höchſtens zwey Wochen gebraucht worden war; ſpäter iſt ihm kein Fall der Anſteckung vorgekommen. Wir glauben allen Eltern, die wahrſcheinlich gleich uns oft in Angſt wegen dieſes böſen Fiebers ſind, einen Dienſt zu leiſten, indem wir ſie auf dieſes Vorbauungsmittel aufmerkſam machen, damit ſie hinwiederum ihren Haus-Arzt aufmerkſam machen mögen. Der Aufſatz ſteht im July-Heft pag. 117. Wir fürchten nur, daß die Belladonna auf der andern Seite durch ihre Nervenzerrüttende Wirkung mehr ſchaden als nutzen, die Kinder wohl gar ſtupid machen werde. —

— Ein Engländer, **Waller**, der ſeit 20 Jahren vom **Alp** gedrückt wird, hat über dieſen Gegenſtand geſchrieben. Neuere Aerzte ſcheinen die Krankheit ihres Nachdenkens unwerth zu achten, und darum bleiben die daran Leidenden ohne Hülfe. Manche meynen, ſie befalle die Leute nur, wenn ſie auf dem Rücken liegen, oder des Abends zu viel gegeſſen haben ꝛc. Das iſt aber durchaus falſch. Zu Rom iſt, nach der Erzählung des Cälius Aurelianus, dieſes Leiden einſt epidemiſch geweſen, und es ſind mehrere daran geſtorben. Auch dem Verfaſſer iſt ein Beyſpiel bekannt, wo der Paroxismus mit dem Tode endete. Wenn der Patient nicht erwacht, ſo ſtellen ſich bisweilen Täuſchungen ein, die ſelbſt bei gebildeten Leuten zu nächtlichen Erſcheinungen Anlaß geben. Hier ein merkwürdiges Beyſpiel:

H. B. zur Zeit ein Studioſus Medicinae zu London, wohnte einſt nahe beym St Thomas-Hoſpitale, und da er, wie er glaubte, einſt mitten in der Nacht erwachte, hörte er Fußtapfen ſich ſeiner Thür nahen, die ſchnell geöffnet wurde, und durch die er einen in einen blauen Rock mit weißen Knöpfen gekleideten Mann eintreten ſah; der Mond ſchien ge-

gerade ins Zimmer und er konnte daher alles deutlich wahrnehmen. Der Mann nahete ſich dem Bette, worauf Hr. B. ſich unter die Bettdecke zurückzog. In dieſer Lage hörte er deutlich das Schlagen der Uhr unter ſeinem Kiſſen, die er der Sicherheit halber immer da liegen hatte. Bald darauf fühlte er die das Kiſſen durchſuchende Hand des Mannes, als wenn ſie die Uhr faſſen wollte, worauf Hr. B. ſie vorſichtig zu ſich unters Bette zog und ſie daſelbſt verbarg. Er fühlte indeß immer noch die Hand des Mannes, und war in der größten Angſt, ſowohl wegen ſeiner perſönlichen Sicherheit, als wegen ſeiner Uhr, fing alſo an laut über Leibſchmerzen zu klagen, das genoſſene Abendbrod als die Urſache anklagend, um vielleicht unter dieſem Vorwande aus dem Bette und dem Zimmer kommen zu können, ohne den Mann, der wie er glaubte, immer noch neben dem Bette ſtand, auf die Vermuthung zu bringen, daß er die Urſache ſeines Leidens ſey. Endlich wagte er es auf der andern Seite des Bettes aus demſelben zu ſteigen, und der Thüre zuzueilen, worauf der Mann ihm gefolgt, und er verſichert, deutlich den Druck von deſſen Hand auf ſeiner Schulter, um ihn zurückzuhalten, gefühlt zu haben. Er lief ſogleich in das Schlafzimmer ſeines Wirths und machte Lärm. Dieſer ſtand ſogleich auf, rief die Nachtwache, man durchſuchte das Haus von oben bis unten, allein es war keine fremde Perſon zu finden, Thüren und Fenſter waren alle in guter Ordnung verſchloſſen, und man fand es unmöglich, daß jemand unbemerkt hätte ins Haus kommen können. Man konnte Hrn. B. indeſſen hierüber nicht zufrieden ſtellen, denn er hielt ſeine eigene Sinne als die kräftigſten Zeugen. Er verließ ſein Logis am folgenden Tage, und blieb feſt dabey, ſeine Erſcheinung ſey wirklich geweſen, bis er ohngefähr ein Jahr darauf zur See dieſelbe Erſcheinung hatte, ſie abermals wirklich glaubte, ſich aber jetzt aufs deutlichſte von dem Truge überzeugen konnte.“ —

„Die nächſte Urſache des Alpdrückens hat zu vielen Hypotheſen Anlaß gegeben, von denen wahrſcheinlich nicht eine einzige gegründet iſt. Soviel iſt ausgemacht, daß da wo die Anlage exiſtirt, keine Lage des Körpers dagegen ſichert, auch iſt ein leerer Magen eben ſo wenig ein Sicherungsmittel dagegen, als ein voller als die Urſache gelten kann.“

Da Hr. W. die gute Wirkung des flüchtigen Alkali bemerkt hatte, verſuchte er es gleichfalls, allein ſein Magen vertrug es nicht, er verſuchte andere Alkalia, aber mit nicht beſſerem Erfolge. Endlich verfiel er auf das kohlenſaure Mineralkali, welches er in Ale oder Porter aufgelößt, als ein ſehr angenehmes Getränk fand. Hiervon gebrauchte er im Durchſchnitte täglich eine Drachme, nahm aber jedesmal gleich eine große Doſis, ſobald er Spannung in den Präcordien, die er als Vorboten des Alps kannte, bemerkte, wobey er ſich auch recht wohl befand.“

„Unmäßigkeit aller Art, beſonders aber das Trinken ſchlechter Weine iſt ſchädlich. Fettes Fleiſch, die meiſten Vegetabilien, Früchte und Backwerk, müſſen vermieden, oder doch wenigſtens ſehr maßig genoſſen werden. Maßige Bewegung iſt ſehr zuträglich, hingegen eine ſitzende Lebensart, emſiges Studieren, und ſpätes Aufſitzen, ſind höchſt ſchädlich; allein auch fruher als gewöhnlich zu Bette gehen bringt Anfälle zu Wege, ſo wie auch zu langes im Bette Liegen des Morgens. Leute die an dieſer Krankheit leiden, ſollten jederzeit jemand bey ſich ſchlafen haben, der ſie ſogleich ächzen hören oder arbeiten fühlen könnte Je eher jemand aus dem Anfalle geweckt wird, deſto beſſer, denn ein heftiger Anfall iſt wenig von der Fallſucht verſchieden. Hat man keine Arzney bey der Hand, ſo diene auch ein Glas Brandwein, oder ein ſonſtiges Cardiacum die Blähungen abzutreiben, und den Alpanfall zu verhüten“ — —

— In Parry's Elemente der Pathologie und Therapeutic, einem engliſchen Werke, bemerkten wir folgende Stelle:

„Schlafloſigkeit entſteht durch auſſerordentliche Gegenſtande oder eine Reihe von glanzenden Gegenſtänden vor den Augen ꝛc. Sie iſt gewöhnlich mit kalten Füßen, vermehrter Thätigkeit des Herzens, und klopfen der Halsſchlagader verbunden. Unter ſolchen Umſtänden hat der Verfaſſer unzähligemale Schlaf zu Wege gebracht, wenn man den Patienten auf der Seite liegen ließ, und eine der Halsſchlagadern mit dem Daumen feſt zuſammen drückte.“ —

— Aus dem zweyten Bande der lobenswerthen Memorabilien der Heilkunde von Rauſch, die auch für Nicht-Aerzte ſehr viel merkwürdiges enthält, theilen wir einiges über die giftartigen Wirkungen des Brantweins mit. „Wir verwahren, ſagt der Verfaſſer, die directen Gifte feſt verſchloſſen in den Apotheken, und den Brantwein, dieſe wahre Aqua toffana, bieten wir im Uebermaße feil, ja wir dulden ſogar die Kunſt, den ohnehin giftigen Kornbrandtwein durch Zuſätze von Blauſäure für den Appetit reizender und für die Geſundheit noch verderblicher zu machen. Wer zählt die Opfer, die der Brandtwein jährlich mordet!“ Hierauf folgt eine Erzählung von mehreren ſchrecklichen Beyſpieſen. — Auch die Geſchichte des ſogenannten Wunder-Doctors Richter zu Royn in Schleſien wird hier mitgetheilt und erregt wechſelsweiſe Schaudern und Lachen. Das Abderiten-Fieber hatte zu einer gewiſſen Zeit nicht weniger als 47000 Kranke aus allen Ständen ergriffen. Am 21. July zählte man 1000 Wagen und 7000 gläubige Siechlinge, die Richter flüchtig an der Stirn berührte, oder auch blos ſegnend von ſich ließ, während ſein Sohn milde Gaben, angeblich zum Beſten der Armen, ſammelte. An dieſem Tage waren alle Mundvorräthe, Brodt und Bier, rein aufgezehrt; für ein Glas Waſſer gab man gern einen Groſchen, und es war zuletzt auch nicht mehr zu haben. Als Richter nach Liegnitz kam, begleitete ihn auf jedem Schritte ein Schwarm von Menſchen, und in jedes Haus, wo er einkehrte, drängte man ſich ihm gläubig nach, um ſeine Hand, oder auch nur ſeinen Rock zu berühren. (Das ſind die gerühmten mündigen Deutſchen.) Bekanntlich ſteuerte die Obrigkeit dem Unfug; wer aber den Betrüger ganz entlarvt ſehen will, der leſe dieſen unterhaltenden Aufſatz, von mehrern kundigen Augenzeugen zuſammen getragen.

— Der Doctor Menke hat eine neue Beſchreibung von Pyrmont geliefert, die doch wohl die Marcardiſche nicht verdrängen wird. Die erſten 4 Bogen ſcheinen uns ganz überflüſſig, denn die meiſten Leſer ſind doch wohl Kranke, die nach Pyrmont reiſen wollen, und die werden fürwahr hier keine Beſchreibung der Herrmanns-Schlacht und Unterſuchung, wo die Römer während der Schlacht geſtanden, auch eben ſo wenig eine Geſchichte der Grafen von Pyrmont hier ſuchen. Eben ſo wenig möchte die geographiſch-ſtatiſtiſche-topographiſche Beſchreibung von Pyrmont, ſammt deſſen Faune, Flora ꝛc. hier an ihrer Stelle ſeyn. Erſt nachdem mehr als zwey Drittheile des Buchs auf dieſe Weiſe gefüllt, und ohne Zweifel von den meiſten Leſern überſchlagen worden, findet man endlich von dem mediciniſchen Nutzen und Gebrauch des Pyrmonter-Waſſers gehandelt, doch ohne auf etwas neues zu ſtoßen, es wäre denn das Capitel von dem Gebrauch der Salzquellen, die zu Marcards Zeiten noch wenig benutzt wurden. Wir wollen übrigens dem Verfaſſer Fleiß und Kenntniſſe keinesweges abſprechen; ſein einziger Fehler, als Verfaſſer dieſes Werks iſt daß er Allen Alles ſeyn wollte, woraus gewöhnlich die Folge entſteht, daß man es keiner Gattung von Leſern recht macht. — Aus der Geſchichte des Brunnens führen wir an, daß ſchon 1556 der Zulauf aus ganz Europa ſo ſtark war, daß oft über 10000 Menſchen zugleich ſich verſammelt hatten. Außerdem wurde das Waſſer zu Kranken, die nicht ſelbſt kommen konnten, Fäſſer- und Tonnenweiſe 10 bis 100 Meilen weit gefahren. Mangel an Raum und Nahrungsmitteln trat natürlich ein. Unter den, ſchon damals gegebenen, Geſetzen war auch Eins, welches verbot, dem Brunnen göttliche Ehre zu erweiſen. — Im Jahr 1681 waren über 40 königliche und fürſtliche Perſonen in Pyrmont, unter ihnen auch der große Churfürſt von Brandenburg; 1716 Peter der Große; 1744 und 1746 Friedrich der Große ꝛc. — Der Verfaſſer wirft die Frage auf: woher mag wohl der übermäßige Zulauf in jener Periode (1556) entſtanden ſeyn? — Wir ſind der Meynung, der Ruf des trefflichen Pyrmonter-Waſſers werde immer von Zeit zu Zeit bald ſteigen bald fallen, je nachdem eine oder die andere Conſtitution unter den Zeitgenoſſen herrſchend iſt. Der jetzigen, an tiefverſteckten chroniſchen Krankheiten gequälten Generation, möchte die heroiſch wirkende Quelle wohl oft zu ſtark ſeyn. Es war ein anderer Schlag von Menſchen, der 1556 ſie beſuchte. —

— Es ſind uns Probeblätter aus einer Geſundheits-Zeitung für das Volk zu Geſichte gekommen, welche gemeinnützige Aufſätze, Ideen, Rathſchläge, und Erfindungen zum häuslichen Gebrauch liefern ſoll, und wirklich liefert.

In Haaſe's neuem Werke über die Erkenntniß und Cur der chroniſchen Krankheiten wird bemerkt: daß die Söhne des Vaters, die Töchter der Mutter Conſtitution zu erben pflegen. Das iſt wohl ſehr oft umgekehrt, und öfter vielleicht noch ſind Geſtalt und Conſtitution ein Erbtheil von den Groß-Eltern. — Das ganze gelehrte Werk eignet ſich nicht zu einer Anzeige für dieſes Blatt, doch möchten wir beſonders das Capitel von den Hämorrhoiden auch einem Nicht-Arzte zu leſen empfehlen, wenn er an dieſer Krankheit leidet.

Geſchichte.

Wenn wir hier zuerſt an ein Werk erinnern, welches ſchon vor einigen Jahren erſchienen iſt, ſo geſchieht es, weil wir oft befragt werden, wo man eine getreue, auf Actenſtücke gegründete Schilderung des großen, nun durch Gottes Gerechtigkeit entſchiedenen, Proceſſes zwiſchen Frankreich und Rußland finden könne? — Dieſen Fragern rathen wir, das Werk von Lüders zu kaufen: Frankreich und Rußland, oder Darſtellung des großen Kampfes, eine Sammlung der wichtigſten Materialien zur neuſten Geſchichte des europäiſchen Continents. Der erſte Band enthält 106 Beylagen, und iſt mit einem trefflichen Holzſchnitt von dem in dieſem Fache einzigen Künſtler, Gubitz geziert. Der zweite Band liefert abermals 79 B lagen, und ein Repertorium über den diplomatiſchen Codex beider Theile. Da das Werk nicht neu mehr iſt, ſo enthalten wir uns der Auszüge. Wer ſeiner bedarf — aus Wißbegier oder zum Behuf irgend einer Arbeit — wird die Belehrung nicht vermiſſen. — Der erſte Band der Geſchichte Carl Friedrichs von Baden, vom Freyherrn von Drais, iſt bereits in dieſen Blättern mit gebührendem Lobe angezeigt worden, und wer dieſes Lob durch ein gewichtiges Urtheil beſtätigt leſen will, den verweiſen wir auf die göttingiſche gelehrte Zeitung, die auch bereits den zweiten Band beurtheilt hat. Wir können uns jedoch nicht entbrechen, aus dieſem zweiten Bande noch einige Denkwürdigkeiten anzuführen. — Schon am Tage ſeines Regierungs-Antritts verordnete Carl Friedrich, daß Jeder ohne Ausnahme, der etwas erhebliches anzubringen habe, ſich an jedem Mittwoch Vormittag zwiſchen 8 und 10 Uhr bei ihm ſelbſt melden könne. Wieder ein Beyſpiel, wie unwahr die Behauptung iſt, nur durch repräſentative Verfaſſung und Preßfreyheit ſey zu erlangen, daß die Wahrheit bis zu dem Regenten durchdringe. Einem zugänglichen Regenten kann es nie ſchwer werden, die Wahrheit zu erforſchen; ein unzugänglicher belaſtet ſein Gewiſſen mit allem Böſen, was aus gehemmter Wahrheit entſpringt. — Carl Friedrich legte überall Chauſſeen an, ließ aber, zur Verwunderung der Reiſenden und Fuhrleute, gar kein Chauſſeegeld einfordern, überzeugt, daß der ungehinderte Verkehr ohnehin den größten wechſelſeitigen Vortheil bringe. Dieß ſchöne Beyſpiel iſt von keinem Fürſten befolgt worden, vielmehr ſcheint es, Alle hätten ſich das Wort gegeben, das im Badenſchen Verſäumte nachzuhohlen. — (Man ſollte glauben, ein Privatmann könne mit eben dem Rechte Thürgeld fodern, ſo oft Jemand durch ſeine Hausthür gehen will.) —

Im December 1777 wurde in Carl Friedrich die Frage lebendig: was iſt in dem verfloſſenen Jahre nun eigentlich geſchehen? dieſe Frage kleidete er in ein ausführliches Schreiben an ſeine Miniſter, in welchen er die trefflichſten Kenntniſſe und liebenswürdigſten Geſinnungen entwickelte. Sein eigenhändiger Entwurf dieſes Schreibens, und darneben eine Abſchrift von der Hand ſeines Sohnes und Thron-Erben, ſind noch vorhanden; der rührendſte Zeuge für eine gute monarchiſche Regierung. Ein Fürſt, der am Ende jedes Jahres dieſe Frage an ſich und ſeine Miniſter ſtellt, verdient warlich mehr Vertrauen, als eine unruhige Deputirten-Kammer.

Eine, anfangs glänzende, und auf jeden Fall ächt landesväterlich gemeynte Anſtalt war die Conſultations-Deputation, die Carl Friedrich 1782 errichtete, um den Partheyen, ehe ſie an das Hofgericht appellirten, unentgeldlich ein Gutachten auszuſtellen, über die wahrſcheinliche Hoffnung, die ſie ſich machen durften. Viel Gutes mußte daraus entſpringen; dennoch dauerte die Anſtalt nur 8 Jahre, aus Gründen, die der Verfaſſer ſcharfſinnig entwickelt. Die Deputation ſtellte im erſten Jahre 32 Gutachten und, im zweiten 24, in den folgenden immer weniger. — Wir verſagen uns ungern das Vergnügen, der Beweiſe noch mehrere anzuführen, daß dieſem Regenten nur ein großes Reich fehlte, um berühmt zu ſeyn wie Titus und Trajan. Es iſt dem zweiten Bande ein Fac Simile von Carl Friedrichs Handſchrift beigefügt, und dazu ſehr glücklich der Schluß der Rede gewählt worden, die er 1771 an ſein Geheimraths-Collegium gehalten; er lautet wie folgt: „Iſt dieſer Entzweck erreicht, ſo ſind meine Wünſche erfüllt, ſo genieße ich das Glück, über die Herzen meiner Unterthanen zu regieren; ſo vermehrt ſich das Anſehen und die Größe des Hauſes Baden; und es müſſe ein unumſtößlicher Grundſatz bei unſern ſpäteſten Nachkommen bleiben, daß das Glück des Regenten von der Wohlfahrt ſeines Landes unzertrennlich ſey." — Dieſe Worte hier von Carl Friedrichs eigener Hand zu leſen, und dabei im ganzen Buche die Beweiſe zu finden, daß er ſolche Grundſätze nicht blos niederſchrieb, um ſein Geheimraths-Collegium damit zu unterhalten, ſondern ſie auch übte länger als ein halbes Jahrhundert hindurch — iſt erquicklich für Jeden, der von den Vorzügen einer, die Geſetze achtenden, Monarchie durchdrungen iſt. Die Gegner werden vielleicht gerade hier erinnern, daß Carl Friedrich nicht unſterblich war; allein ſie mögen kommen und ſehen, ob nachmalige, vielleicht gegründete, Beſchwerden, vereint mit allem Ungemach des Krieges, im Stande geweſen, den Seegen ſeiner Regierung zu vernichten. Vorüberziehende Wolken rauben der Flur nicht die Fruchtbarkeit, die ſie lange aus milden Sonnenſtrahlen eingeſogen, und Carl Friedrich's Sohn verſpricht ſeit kurzem, ſeines Vaters Aſche auf's neue zu beleben. — Wenn einſt die Repräſentativ-Verfaſſung in irgend einem Staate, zwei Menſchenalter hindurch, wie Carl Friedrich's Regierung, gedauert haben wird, dann mögen unſere Nachkommen fragen: ob ſie eben ſo viele Seegens-Spuren hinterlaſſen hat? — (Beſchluß folgt.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 15. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Geſchichte. (Beſchluß.)

— Der Geſchichte der preußiſchen Monarchie von Pölitz wird vorgeworfen, daß ſie weniger eine Geſchichte des preußiſchen Volkes als der preußiſchen Regenten ſey. Umſtändlich werden blos die perſönlichen Verhältniſſe der Regenten, die auswärtigen des Staats, die Kriege, Erwerbungen u. ſ. w. erzählt, hingegen auf die innere Verwaltung, die Entwickelung der Verfaſſung, die Cultur und Bildung des Volkes gar wenig Rückſicht genommen.

— Möchte doch Raffles Geſchichte von Java recht bald in's Deutſche überſetzt werden! ſie würde jedem wißbegierigen Leſer hohen Genuß gewähren. Man befindet ſich da durchaus in einer neuen, nicht geahnten Welt. Auch Java hat vor mehr als Tauſend Jahren auf einer höhern Stufe der Civiliſation geſtanden. Seine alterthümlichen Denkmäler bilden, gegen die jetzige Periode, einen noch grellern Contraſt, als die Kunſtwelt der alten Griechen gegen die heutigen. Das ganze öſtliche Java iſt bedeckt mit Ruinen von Tempelgruppen, Tempelſtätten, Steingebäuden, Bildhauereyen im indiſchen Styl vom feinſten Geſchmack und größter Vollendung. So ſehr auch ſeit undenklichen Zeiten Vulcane, Erdbeben, um ſich greifende Dickholzwaldungen, Zerſtörungswuth Muhamedaniſcher Eroberer und Miſſionaire, ſo wie überhaupt die Vegetation der Tropenzone, an allen dieſen Denkmälern offene, ſchnelle Gewalt verübt, oder langſam ſtill genagt haben, ſo iſt doch noch eine zahlloſe Menge aller Art übrig geblieben, die den Wanderer bei jedem Schritte in Erſtaunen ſetzt. — Des Verfaſſers Lage als Geſchichtſchreiber war ſehr günſtig; denn theils regierte er als Gouverneur den größten Theil der Inſel, theils ſtand er mit dem einheimiſchen Landesfürſten in freundſchaftlichen Verhältniſſen, und wurde aus reichen Archiven mit vielen hiſtoriſchen Nachrichten unterſtützt. — Die einſt weit größere Volksmenge beträgt gegenwärtig 5 Millionen. — Die Rangordnung beſteht nicht blos in Ceremonien, ſondern erſtreckt ſich ſogar bis auf die Sprache, denn jeder Stand hat nicht nur ſeinen eignen Styl, ſondern eine ganz eigene Sprache, deren die untern Stände ſich bedienen müſſen, wenn ſie die Ehre haben wollen, mit den obern zu reden. Daher ſehr verwickelte Verhältniſſe der reich ausgebildeten Javaniſchen Literatur. Die gebildete Umgangsſprache heißt Baſa Krama; in ihr werden auch die Briefe geſchrieben. Kawi iſt die alte claſſiſche Sprache, in welcher alle Hauptwerke der ältern Literatur in Poeſie und Geſchichte verfaßt ſind. — In den Trümmern finden ſich noch viele Reſte von Götter-Statüen, und einzelne, vortreflich erhaltene Meiſterwerke, von welchen man in Batavia und England Sammlungen angelegt hat. Die zahlreichen Kupfer, die dieſes Werk ſehr ſchmücken, aber auch ſehr vertheuern, ſtellen viele dieſer Ueberreſte dar. —

— Der Herr Kirchenrath Genßler, hat unter dem Titel Wittekind, einen gründlichen Beweis zu liefern geſucht, „daß das hohe durchlauchtige Haus Sachſen aus dem Geſchlechte des älteſten ſächſiſchen Regenten, Wittekind des Großen, in gerader männlicher Linie abſtamme.“ Der Verfaſſer hat ſich freylich viele Mühe gegeben, aber gründlich kann ſolch ein Beweis doch nie ausfallen, und im Grunde iſt das auch völlig gleichgültig, denn das Haus Sachſen wird darum nicht weniger hoch noch weniger durchlauchtig bleiben, wenn es auch nicht von Wittekind abſtammte. Wir halten dergleichen Arbeiten für völlig verlohrne Zeit, wenigſtens was den Hauptzweck derſelben betrifft. Manche hiſtoriſche Perle kann nebenher wohl im Staube gefunden werden, und daß ſolches auch hier geſchehen, wollen wir gern zugeben.

— Bei ganzen Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, täuſcht der Ruf gar oft. Gleich wie viele, Einzelne ſowohl als Völker, mit Schillers Maria Stuart ſagen können: ich bin beſſer als mein Ruf; ebenſo müßten viele, wenn ſie aufrichtig ſeyn wollten, bekennen: ich bin ſchlechter als mein Ruf. Das letztere möchte unter andern wohl von den Schweizern gelten, unter denen es zwar viele Biedermänner geben mag, und gewiß immer gegeben hat, die man aber ja nicht, wie bisher geſchehn, für eine Nation von lauter Biedermännern halten darf. Auf dieſe Betrachtung führte uns ein Aufſatz im ſchweizeriſchen Geſchichtsforſcher, in welchem erzählt wird, wie ein einzelner Biedermann, Nahmens Schurmacher vor etwa 100 Jahren gegen den heilloſen Mißbrauch kämpfte, Penſionen von fremden Staaten zu beziehen. Vormals empfing der Canton Zug jährlich 600 Faß Salz dafür, daß er den Franzoſen die Werbungen verſtattete; aber 1715 wußten die Herren von Zug den franzöſiſchen Geſandten zu überreden, daß er, ſtatt dieſes Salzes, 10000 Franken an einzelne, Frankreich ergebene Familien zahlte, und dann noch 16000 Franken zu willkührlicher Vertheilung. Natürlich erregte das ein Murren, welches 12 Jahre ſpäter in Flammen ausbrach. Der Landammann zur Lauben wurde angeklagt, verlohr ſeine Güter und ſtarb zu Lucern in der Verbannung. An ſeiner Stelle wird Schurmacher Landammann, und das Volk theilte ſich in zwei Partheyen: die Harten, die gegen die Penſionen eiferten, und die Linden, (gelinden) die nichts Anſtößiges darinn ſahen. Jene verſchütteten freilich das Kind mit dem Bade, ſagten Frankreich den Bund ganz auf, wollten es Hochverrath nennen, wenn Jemand ſich damit befaßte, und ſtraften allzuſtreng jene Eigennützigen, welche Penſionen bezogen hatten; aber ſie meinten es doch ehrlich mit ihrem Vaterlande. Den Linden hingegen lüſterte vor wie nach, franzöſiſche Penſionen einzuſtreichen, oder fremde Uniformen zu tragen, und ihre Parthey gewann die Oberhand im Jahr 1735. Da wurde Schurmacher verhaftet und für ſeinen reinen Patriotismus auf drei Jahre zur Galeere verurtheilt, ſein Vermögen eingezogen, er ſelbſt dem Könige von Sardinien ausgeliefert, um das Urtheil an ihm zu vollziehn, weil man ſelbſt keine Galeeren hatte. Im Fall er die drei Jahre überlebte, ſollte er doch auf ewig aus der Schweitz verbannt ſeyn. Noch nicht genug! man führte ihn unter den Galgen, an den er die Nahmen und Bildniſſe der Penſionaire von Frankreich hatte annageln laſſen, der Scharfrichter löſte ſie wieder ab, warf ſie ihm vor die Füße, und er mußte ſie aufheben und auf das Rathhaus tragen. In Turin wurde er, gleich andern Galeerenſclaven, angeſchmiedet, doch bald von einem hitzigen Fieber überfallen, an welchem er ſo glücklich war zu ſterben. Daß er in ſeinem Privatleben ein ganz unbeſcholtener Mann geweſen, erkannten ſelbſt ſeine Widerſacher. Wie groß mußte die Mehrzahl der nicht biedern Schweizer ſeyn, um ſolch einen Mann ſo ſchändlich zu ermorden!

Eine artige Anecdote von Friedrich II. theilt daſſelbe Heft des ſchweitzeriſchen Geſchichtsforſchers aus dem Reiſejournal eines kürzlich verſtorbenen Berner Rathsherrn, Nahmens Effinger, mit. Dieſer Mann, der über 80 Jahre alt geworden, befand ſich in ſeiner Jugend mit mehrern jungen Bernern zu Berlin, und, da ſie ſämmtlich in vielen Häuſern Gaſtfreundſchaft und Höflichkeit genoſſen hatten, ſo luden ſie hinwiederum die Berliner zu einem Abendſchmauſe und Balle. Tags darauf ſchickte der König einen Kammerherrn zu ihnen, und ließ ihnen ſcherzhaft ſagen: als Fürſt von Neufchatel ſey er Bürger von Bern, und hätte daher erwartet, daß ſie von ihrem Feſte ihn nicht ausſchließen würden. —

— Von Simonde de Sismondi's Geſchichte der italiäniſchen Republiken (in franzöſiſcher Sprache) ſind die letzten 5 Bände erſchienen; dieß geiſtreiche Werk iſt beendigt. Die Ueberſetzung wird ohne Zweifel bald in Jedermanns Händen ſeyn. Wir begnügen uns zu bemerken, daß die Geſchichte Italiens um ſo unfruchtbarer wird, je mehr ſie ſich unſern Zeiten nähert. Das 17. Jahrhundert war eine Epoche des politiſchen und literariſchen Todes. Im 126. Kapitel handelt der Verfaſſer von der Freiheit der Italiäner während der Dauer ihrer Republiken. Die Fortſchritte der öffentlichen und Privat-Oekonomie bewirkten die ſtufenweiſe Abſchaffung der Sclaverey. Zu der bürgerlichen Freiheit, die in Ausübung der Bürgerrechte beſteht, zählt Sismondi auch die Freiheit der Preſſe, als ob derjenige, der z. B. ein Lehrbuch der Mathematik ſchreibt, ein Bürgerrecht ausübte? die Freiheit, ſeine Meinungen, ſelbſt über politiſche Gegenſtände, zu verlautbaren, war doch nie vom Stimmrecht des Bürgers abhängig. Wenn aber auch bis 1530 die Geſetze die Freiheit zu ſchreiben und zu drucken verſtattet hätten, ſo wäre es doch in den meiſten italiäniſchen Staaten immer ſehr gefährlich geweſen, ſich ihrer gegen die herrſchende Parthei, oder ſelbſt gegen eine Parthei, die wieder herrſchend werden konnte, zu bedienen. Gab es in der italiäniſchen Geſchichte im heftig bewegten Mittelalter irgend ein feſtes Geſetz, ſo war es das, daß in jeder Epoche der Wille des Siegers ſo Rechte als Pflichten beſtimmte, (wie immer und überall) und daß den Beſiegten nichts weiter übrig blieb, als auf ihre Gefahr zu verſuchen, die Oberhand wieder zu gewinnen. Nur Venedig möchte eine Ausnahme machen, weil da, ſelbſt mitten in den öffentlichen Unruhen, gewiſſe Geſetze, und gewiſſe Formen einige Kraft behielten.

Das letzte Kapitel hat der Verfaſſer der Erforſchung der Urſachen gewidmet, welche, ſeit der Unterjochung von Florenz, den Character der Italiäner verändert haben. Vielleicht hätte er zuvor beſtimmter anzeigen ſollen, welche Veränderungen in Gewohnheiten, Sitten und Geſinnungen eingetreten waren; denn indem er uns nicht deutlich erklärt, worinn die heutigen Italiäner von den vormaligen ſich unterſcheiden, läßt er ein unangenehmes Dunkel in dieſem Kapitel. Er theilt es in vier Theile, und handelt von dem Einfluß, welchen Religion, Geſetzgebung, Erziehung und Ehrenpunkt auf den Nationalcharacter bewieſen. Aber haben denn dieſe vier Urſachen nicht früher exiſtirt als die Einnahme von Florenz? oder haben ſie dann erſt angefangen ſich wirkſam zu zeigen? oder erhielten ſie dann erſt ſolche neue Formen und Richtungen, daß eine gänzliche Veränderung in den italiäniſchen Sitten daraus entſpringen mußte? und im Grunde, welche beſondere Umwälzung iſt denn im Jahre 1530 vorgefallen? Neapel, alſo ein Drittheil von Italien, blieb nach wie vor monarchiſch, ſeinen Geſetzen und Einrichtungen getreu. Was ſeit dem 12ten Jahrhundert unter Roms Herrſchaft fiel, verlohr ſeine Freiheit, und (nach Sismondi's eigenem Ausdruck) hörte gewiſſermaaßen auf für Italien zu exiſtiren. Venedig hat, bis auf unſere Zeit, an ſeiner ariſtocratiſchen Conſtitution nichts Weſentliches geändert. Seit dem 16ten Jahrhundert errang das minder mächtige Genua wieder einige Unabhängigkeit, und Piemont hat damals weder Geſetze noch Herren gewechſelt. Alles reducirt ſich folglich auf Mayland und Toſcana; Mayland, deſſen Carl V. ſich bemächtigte, und das, unter ſeinen Viſconti's und Sforza's, wie unter den Königen von Frankreich, wohl eben nicht freyer als ruhiger geweſen war; Toſcana, wo ſeit länger als einem Jahrhundert die Medicis, noch ehe ſie Herzoge wurden, mächtigen Einfluß hatten. Wahr bleibt nur, daß ſeit 1530 kein italiäniſcher Bund gegen fremde Macht mehr zu Stande kam, und daß viele jener Staaten von Wien, Madrid und Paris abhängig wurden, ſtatt daß ſie, vor 1530, bisweilen mit Glück gegen das Joch kämpften, wenn ſie nicht, wie oft geſchah, miteinander ſich aufrieben.

Doch die Meinungen des Verfaſſers haben nie Einfluß auf ſeine Erzählung der Begebenheiten, die ſtets aus den beſten Quellen geſchöpft, getreu vorgetragen ſind. — Manche neue, dunkele Worte zu gebrauchen hat er ſich erlaubt, z. B. abruptement, (ſtatt ex abrupto) droit international, (ſtatt droit public, Völkerrecht) aber im Ganzen iſt ſein Werk klar und mit Geſchmack geſchrieben. —

— Ein gelehrter Benedictiner, **Brial**, hat den 17ten Band der ſchon 1739 angefangenen Geſchichtſchreiber Frankreichs (Rerum gallicarum et Francicarum scriptores) herausgegeben, nachdem zweimal, von 1762 bis 1781, und dann wieder von 1787 bis auf unſere Zeit, dieß wichtige Werk unterbrochen worden. Dieſer neue Band begreift die Regierung Philipp Auguſts und ſeines Nachfolgers Ludwig VIII., alſo einen Zeitraum von nur 46 Jahren. Eine Abhandlung, die zugleich franzöſiſch und lateiniſch abgedruckt iſt, hat zum Gegenſtande den Urſprung der Pairie in Frankreich, die dadurch ſchwierig wird, daß man mit dieſem Worte ſo oft einen verſchiedenen Sinn verband. Die Pairs zu Carls des Großen Zeiten waren nur Leute von gleichem Stande. Unter der zweiten Dynaſtie bedeutete Pair bisweilen einen Vaſallen vom erſten Range. Bis zu dem Tode Philipp Auguſts war von Pairs nur dann die Rede, wenn ein Spruch zu fällen war, und dieſer Titel ſchien einem vorübergehenden Richteramte zu gebühren. Denn ſchon in den frühſten Zeiten der Monarchie genoß man das Recht, von ſeines gleichen gerichtet zu werden, und Brial bemerkt, daß die Júry's (geſchwornen Gerichte) keine heutige Neuerung ſind, ſondern zu den älteſten Einrichtungen gehörten. Zu Anfang der dritten Dynaſtie wurden die Feudal-Pairs von den Pairs der Gemeinden unterſchieden, welche letztere die Júry bildeten. Erſt als Hugo Capet auf den Thron kam, wurden 12 Pairs ernannt, 6 weltliche, (nemlich die franzöſiſchen, damals ſouverainen Herzoge von Normandie, Aquitanien, Burgund, und die ſouverainen Grafen von Toulouſe, Flandern und Vermandois) und 6 geiſtliche. Warum aber eben 12? Brial meint, man könne die Idee wohl aus dem Roman Turpin geſchöpft haben, wo Carl der Große von ſeinen 12 Pairs im Kampfe unterſtützt wird, ſowie Chriſtus mit Hülfe ſeiner 12 Apoſtel die Welt erobert hat. Bei Philipp Auguſts Krönung, 1179, findet man die Spuren der, von jedem Pair auszuübenden Ceremonien. Der Graf von Flandern trug des Königs Degen. Der junge König von England hielt, als Herzog von der Normandie, die Krone über des Königs Haupt. —

— Robert Walpole hat, vermittelſt einer ausgebreiteten Correſpondenz und perſönlicher Verbindungen mit neuern Reiſenden, eine Menge noch ungedruckte, oft nur fragmentariſche Berichte über die Türkey geſammelt, und unter dem Titel: Memoiren, betreffend die europäiſche und aſiatiſche Türkey, in engliſcher Sprache herausgegeben. Dieſe Memoiren bilden gleichſam ein

Supplement aller Reiſen, die ſeit 30 Jahren in ſeine Länder gemacht, und deren Reſultate gedruckt worden ſind. Sie beſtehen aus 40 verſchiedenen, kleinern und größern Artikeln. — Ein Schreiben des Profeſſors Carlisle enthält eine Beſchreibung der großherrlichen Bibliothek des Serail. „Die Zahl der meiſtens arabiſchen Manuſcripte iſt 1294, unter ihnen die beſten türkiſchen und perſiſchen Schriftſteller, aber ach! kein einziges hebräiſches, griechiſches oder lateiniſches Buch. 17 derſelben ſind Abſchriften des Koran, 143 Commentarien deſſelben, 182 Sammlungen Mahomed betreffend, 324 juriſtiſche Tractate, 95 logiſche, 47 myſtiſche, 86 philoſophiſche, 31 phyſiſche, 192 Grammatiken, 79 Dichter, 42 Geſchichtſchreiber, 56 Wörterbücher. Vormals gab es hier auch einige hundert griechiſche Handſchriften, allein ſie ſind verkauft worden. —

— Hiſtoriſche und geographiſche Memoiren über Armenien von dem Erzbiſchoff Orpelian, hat Saint Martin in's Franzöſiſche überſetzt und mit erklärenden Noten begleitet. Da das armeniſche Volk zu allen Zeiten keine unwichtige Rolle in der Geſchichte Aſiens geſpielt hat; da es eine Reihe von Jahrhunderten hindurch in unmittelbarer Berührung mit den Nachfolgern Alexanders, mit den Römern, den Parthern, den Griechen von Conſtantinopel, den Arabern, den Perſern, den Kreuzfahrern, den Türken und Mogolen geblieben, und ſelbſt noch jetzt Colonien in allen Theilen von Aſien und Europa hat, ſo kann ſeine Geſchichte uns nicht gleichgültig ſeyn. Schon vor der chriſtlichen Zeitrechnung war die griechiſche Literatur ihm nicht fremd. Nachdem es chriſtlich geworden, ſtand es in noch häufigerem Verkehr mit den griechiſch und ſyriſch redenden Völkern. Es ſtudierte im Original den Plato, Ariſtoteles, Homer, Hippocrates und Galenus, wie auch eine Menge Werke der griechiſchen und ſyriſchen Kirchenväter u. ſ. w. Folglich iſt auch ſeine Literatur uns von Wichtigkeit. Armenien hat viele Original-Schriftſteller hervorgebracht, die in ihrer Sprache faſt über alle Wiſſenſchaften, beſonders aber über die Geſchichte ihres Landes geſchrieben haben. Dieſer erſte Band enthält drei Memoiren, deren Eins ſich mit der Geographie, das zweite mit den verſchiedenen, Armenien beigelegten Nahmen, das dritte mit deſſen Geſchichte beſchäftigt. Eine ſehr niederſchlagende Bemerkung für die Zuverläſſigkeit der Geſchichte überhaupt, iſt folgende: Alles was uns römiſche und griechiſche Schriftſteller von Armenien, unter den Regierungen des Auguſtus, Tiberius, Claudius und Nero erzählen, iſt ſo gänzlich abweichend von dem, was die armeniſchen Geſchichtſchreiber berichten, daß die Rede von zwei ganz verſchiedenen Ländern zu ſeyn ſcheint. Saint Martins Erklärung hierüber iſt nicht genügend. — Armenien, faſt ganz aus hohen Bergen und tiefen Thälern beſtehend, war unter ſo viele kleine Fürſten getheilt, daß man im 4. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung nicht weniger als 170 ſouveraine Familien zählte. Natürlich konnten ſie, zwiſchen Römer und Parther eingeklemmt, keine wichtigen Rollen ſpielen.

— Der Nahme der Aſſaſſinen iſt gewiß keinem unbekannt, der in der Geſchichte des Mittelalters nur ein wenig bewandert iſt; dennoch kann man ſagen, daß der Urſprung, die Verfaſſung, die Religion und Geſchichte dieſer verworfenen Secte, die durch ihre ſchwarzen Verbrechen den Abſcheu des Orients und Occidents erregt hat, bis jetzt noch ziemlich im Dunkel lagen. Herr v. Hammer hat durch ſeine Geſchichte der Aſſaſſinen aus morgenländiſchen Quellen dieſes Dunkel aufgehellt. Man kann ſich nicht erwehren, auffallende Aehnlichkeiten zwiſchen ihr und den Tempelherren zu finden, ſowohl in der hierarchiſchen Organiſation, als in den Lehren, Gebräuchen, in der Art ſich auszudrücken u. ſ. w. Hr. v. Hammer bedient ſich ſogar der Benennungen Orden, Loge, Großmeiſter und dergleichen, und meint, die Aſſaſſinen hätten eine philoſophiſche Geſellſchaft geſtiftet, deren Zweck geweſen, den Thron der Vernunft auf den Trümmern der Religion zu errichten, jeden moraliſchen Zaum abzuſchütteln, und allen Leidenſchaften den Zügel ſchießen zu laſſen. Wie er aber auf den Einfall kommt, die Freimaurer, Jeſuiten, Illuminaten u. ſ. w. mit den Aſſaſſinen in eine Claſſe zu ſtellen, das möge er ſelbſt verantworten. —

Zur Jeſuiter-Literatur.

(Eingeſandt.)

Es gehört zu den puren Ruhmredigkeiten unſerer Eigenliebe, wenn wir einem Zeitalter den Ehrentitel der Aufklärung beilegen, der höchſtens einer nicht übergroßen Anzahl von Zeitgenoſſen gebührt. Dieſe Eitelkeit wird ihren Pfauenſchweif bald ſinken laſſen; man darf ihr nur unter andern die Auftritte in der Kirche vor Augen ſtellen, wo die Verwegenheit der frühern Zeit den thörichten Maasregeln der ſpätern Platz macht, und man von der Schwäche Stärke hofft. Verwegen nennen wir jenes Heidenthum im Chriſtenthume, das die erſte, duldende und republikaniſche Kirchenverfaſfang ſo ſorgfältig von ſich abzuthun ſuchte, und das die hierarchiſche Kirche, als ſie zu herrſchen anfing, unter anderm Namen in ſich aufnahm. Wie? das wäre kein Heidenthum, wenn man an die Stelle der Untergötter ſogenannte Heilige ſetzt, unter denen ſo mancher Böſewicht iſt, der von der Einfalt angerufen wird? *) Das wäre kein Heidenthum, wenn man noch jetzt die Wunderbilder nicht geradezu für falſch erklärt, zu deren Thaten doch die Parallelſtellen in den Heidniſchen Autoren zu finden ſind? Das wäre kein Heidenthum, wenn man den zweideutigen Ausdruck: „Mutter Gottes" von Ketzern erfunden, in die orthodoxe Kirche bringt? u. ſ. w. Nur gerade das beſte vergaß man nachzuahmen, nämlich mit den Heiden (wie Perſius von ihnen ſagt,) „in den Tempeln laut um Weisheit zu bitten." Es folgte vielmehr eine Reihe von Jahrhunderten, wo mens insana in corpore sano war. Dieſe Seelenkrankheit hat ſich deutlich genug durch die unbegreiflichen Widerſprüche offenbart, mit der ſich die Menſchen erſt Idole der Hierarchie ſchufen, dann ſie wechſelsweiſe mit Furcht und Zittern anbeteten, und wiederum über ihre Laſter und Willkühr ſchrien, ohne jedoch das Herz zu haben den Götzen, von Menſchenhänden gemacht, mit einemmale vom Altare zu ſtoßen. **) Das alles kömmt uns wenigſtens eben nicht aufgeklärt vor. Es verräth entweder ſchlechte Abſichten der Politik, oder ſtarke Unwiſſenheit in der Kirchengeſchichte, Dummheit des Volks und verſchobene Urtheilskraft. Gehen wir von der Verwegenheit zu den Thorheiten über, ſo laſſen ſich die wiederauferſtandenen Väter von der Geſellſchaft Jeſu ſchwerlich den erſten Platz nehmen, den ſie auch ſonſt ſo gern behauptet haben. Sollen ſie mit allen Maximen und Regeln der vorigen Zeit, mit dem blinden Gehorſam gegen Rom und ihre Obern, wieder aufleben: ſo erklärt man dadurch dem wahren Chriſtenthum und der geſunden Vernunft den Krieg. Sollen ſie aber in gereinigter Form als Lehrer und Beichtväter brauchbar werden: ſo verräth es eine große Schwäche und Unkenntniß des Zeitbedürfniſſes, nach keinem tüchtigern Mittel, als ein Mönchsorden wie dieſer war, zu greifen. Wie ſchwach muß es um eine Sache ſtehen, die ſich auf Strohhalme ſtützen will! Ein ſolcher Theatercoup bey Tageslichte kann am Ende die größte Spaltung in die Kirche bringen, weil er alle denkenden Chriſten wider ſich hat, und höchſtens von einer argliſtigen Politik, ſo lange es gehen will, begünſtigt wird. Dieſe Erſcheinung darf unſer Blatt nicht als ihm fremd bei Seite ſchieben, denn die Jeſuiten ſuchten immer auch einen Einfluß auf die Literatur zu gewinnen, und haben allerdings gelehrte Männer unter ſich gehabt. Vergeſſen dürfen wir nicht, daß der erzgelehrte Pater Hardouin unter ihnen war, der alles aufbot, um die Unächtheit der meiſten alten Autoren und Kirchenväter zu beweiſen. Das würde der bequemen Lehre von der Tradition allerdings ſehr förderlich geweſen ſeyn. Wie weit es ihre Philoſophen in einer nachgiebigen Moral gebracht haben, iſt auch noch nicht vergeſſen. Da wir nun nicht wiſſen können, welche Art von Dienſten dieſe neu montirte Vatican-Garde der Literatur künftig wird leiſten wollen: ſo dürfen wir ihre Schwenkungen und Manövres ſo wenig aus den Augen verlieren, als die Truppen, die ihnen der rege, und fataler Weiſe nicht mehr ſo leichtgläubige Geiſt der Zeit entgegen ſtellt. Jetzt erwähnen wir folgender Flugſchriften und Nachrichten über und wider den Orden:

1. „Ignaz von Loyola und Franz
„von Xavier, oder die wahre Denk- und
„Handelsweiſe der Jeſuiten. Heraus-
„gegeben von V. J. Dewora.

2. „Die Jeſuiten, eine Zeitſchrift,
„erſtes Heft; auch unter dem Titel: Ge-
„heime Vorſchriften der Väter der Ge-
„ſellſchaft Jeſu. Mit dem Druckort:
„Deutſchland.

3. „Der Jeſuitenfeind. Pendant zur
„Zeitſchrift die Jeſuiten. Ohne Druck-
„ort.

4. „J. M. Sailer an ſeine Schüler im
„J. 1794. n. Aufl. 1818.

5. „Lateiniſcher Brief eines Jeſui-
„ten, (Vanquikenborne, Soc. I. sacer-
„dos.) aus Georgetown in Nordameri-
„ka vom 16. Jan. 1818."

Ehe wir etwas über dieſe Schriften bemerken, müſſen wir den Leſern die zunehmende Wichtigkeit der Jeſuitiſchen Geſellſchaft ſelbſt noch bemerklicher machen. In einem katholiſchen Journal wird die

---

*) z. B. Ein paar ſehr ſchlechte Subjecte Theophilus von Alexandrien und ſein Vetter und Nachfolger Cyrillus ſind unter die Heiligen verſetzt worden; vieler Andern zu geſchweigen. Es war daher verſtändig, wiewohl vergeblich, daß der Kaiſ. Conſtantin VI. gebot, Niemand als die Apoſtel Heilige zu nennen. Das hätte aber der Curie kein Geld eingetragen.

**) Wie hat nicht z. B. Nicolaus von Clemanges, Secretär des meineidigen Pabſtes Benedikt XIII., den verderbten Zuſtand der Kirche beſchrieben.

Zahl der Mitglieder in den Collegien zu Rom auf 140 angegeben, die zu Viterbo, Reggio, Modena und Genua nicht gerechnet. Auch wird verſichert, daß ſich ihre Zahl und Wirkſamkeit in England und Nordamerika mit jedem Jahre mehre. Von Nordamerika erfahren wir aus dem Briefe (N. 5.) „daß „die Acatholici in der beſten Verfaſſung ſeyen, ſich „zu bekehren; es ſey eine faſt zu große (multa „nimis) und reife Erndte da. Vor 10 J. wären „in Washington nur 12 Communicanten geweſen; „jetzt eine hübſche Kirche mit 300 Communicanten. „In Georgetown, wo vor 20 J. kaum ein Katholik „geweſen, hätte die Geſellſchaft J. eine Kirche erbaut, ſo groß wie in Quitenburg, und kaum „noch groß genug, die Gläubigen alle zu faſſen. „Das Gouvernement ſey ihnen nirgend zuwider. (?) Dann gedenkt unſer Pater eines Landſtrichs von mehr als 150000 Seelen, meiſtens „Deutſche und Proteſtanten. Dieſe wären durch „die Gründe einiger katholiſchen Geiſtlichen beunruhigt worden, und hätten die Jeſuiten-Patres „um Belehrung gebeten, und mit ſolchem Erfolge, „daß ſchon drei ihre Ketzerey (!) abgeſchworen hätten, und ſich das Volk ſehr zur Bekehrung geneigt bezeige, beſonders weil es an Geiſtlichen „fehle. Bittet alſo den Herrn der Erndte, ſchreibt „er, daß er Arbeiter in ſeine Erndte ſende. Beſonders unter den Indianern wäre was zu machen, meint er, und führt das Beiſpiel eines in „der Gegend wohnenden Soldaten an. Als dieſer „gefangen worden war, und das Beil der Indianer über ſeinem Nacken ſchwebte, machte er das „Zeichen des Kreuzes, und man ſchenkte ihm das „Leben. Der Indianer ſagte ihm, ſie hätten ehemals ſchwarze Väter (Jeſuiten) bey ſich gehabt, „von denen ſie gehört, daß wer ein ſolches Zeichen „mache, ein Bruder der nämlichen Religion ſey. „Darauf verlangt das Oberhaupt der Wilden von „dem Soldaten, daß er ſie in der Religion unterrichten ſolle. Der Unwiſſende verſtand weiter nichts, „als den Roſenkranz abzubeten, und dazu verſammelten ſich die Indianer jeden Abend. Was für „Hoffnungen, ruft P. Vanquikenborne, wenn „dieſes Volk einen Prieſter hätte, er brauche eben „nicht ſchulgerecht zu ſeyn — und weiter unten: „man möge hübſch Geſchenke ſchicken, um Prieſterſchmuck, Glocken ꝛc. zu kaufen.“ „Man müſſe „nur die lieben Engel anrufen, daß ſich recht bald „viele Prieſter einfänden.“ — Ferner: Aus einer andern Nachricht erfahren wir, (aus dem Schematismus, gedruckt zu Polozk typis academ. societatis Jesu) daß vom J. 1816 bis 1817 in den verſchiedenen Collegien und Miſſionen im Ruſſiſchen Reiche 336 Jeſuiten waren. Auch hat ein Biſchoff in Ungarn den frommen Einfall gehabt, Sr. K. K. Majeſtät von Oeſterreich um ihre Wiederherſtellung zu bitten. Sollten ſich auch bei uns mehr ſolche eifrige Patrone finden, als der Freyherr von Mastiaux und Conſ. ſich erzeigt, ſo könnten wir wohl die Freude erleben, ſie wieder zu tauſenden unter uns, (die in Weltkleider verſteckten ungerechnet,) aufzuzählen. Im Anfang des vorigen Jahrh. zählte man über 8095, in Deutſchland.

Das wird hoffentlich genügen, um einer ſolchen welthiſtoriſchen Geſellſchaft einen Platz in unſerm Wochenblatte einzuräumen. Zuerſt tritt Herr Dewora auf (ſ. N. 1.) und ſtellt uns Ignaz von Loyola und Franz von Xavier als die Repräſentanten des ganzen Ordens in Denk- und Handelsweiſe vor. Man könnte beinahe zweifeln, ob es dem Verf. Ernſt ſey, da ſein Loyola ein myſtiſch fanatiſcher Schwärmer, und Xavier, wenn etwa ein eifriger Chriſt, doch ein ſehr unnatürlicher Sohn und grauſamer Menſch war, und ſich der Unterdrückung kindlicher Gefühle, als einer Entſagung der Welt noch rühmen konnte.*) N. 3 iſt gegen N. 2 gerichtet, worinn die bekanntlich beſtrittenen geheimen Vorſchriften des Ordens (monita secreta) überſetzt ſind. Uns dünkt, es komme bey dem ganzen Streite wenig darauf an, ob dieſe Vorſchriften wörtlich ächt oder unächt ſeyn; ſondern darauf, ob ſie, wenn auch nur zum Theil, im Geiſte des Jeſuitismus, geſchrieben ſeyen? Wer die Politik ihres Lainez, ihres Bellarmin, die Moral und Logik ihres Suarez, Sambez, Buſenbaum ꝛc. ꝛc. ꝛc. kennt; wer da weiß, daß ohne Genehmigung der Obern keine wichtige Aeußerung ſtatt fand: der wird auch kein Bedenken tragen dürfen, jene Frage zu bejahen. Man kann die Jeſuiten durch die Jeſuiten überführen; ihrer gefährlichen Schriftſteller giebt es eine Legion; und der bösartigen, fürſtlichen Beichtväter aus ihrem Orden eine Menge. Wieviel anſtößige Sätze ihrer Caſuiſten hat nicht ſelbſt Papſt Innocenz XI. (1679.) zu verdammen ſich genöthigt geſehen; Wie hat ihr Ordens-Egoismus die eignen Glaubensgenoſſen angefeindet; wie haben ſie nach Macht und Reichthum geſtrebt! Gleichwohl hat Se. Heiligkeit erſt noch im J. 1806 einem Jeſuiten das

---

*) Dieſer Xavier hatte das blutige Sprichwort: „Man „könne kein dauerhaftes Chriſtenthum unter den Heiden ſtiften, wenn man die Zuhörer nicht in die Nähe der Musketen ſtellte.“

Heiligen-Patent ausgeſtellt, und hat die Bulle: Dominus ac redemptor ꝛc. ſeines Vorfahren, durch öffentliche Herſtellung des Ordens umgeſtoßen, nachdem er ihn ſchon früher im Stillen begünſtigt hatte. Dieſes beweißt eines Theils, daß die klugen Väter die Gabe der Einſchmeichelung und die Macht des emſigen Wirkens noch nicht verlernt haben. Andern Theils ſollte man von der perſönlichen rühmlichen Geſinnung des Papſtes erwarten, daß er nicht die verderbten, ſondern die gereinigten Jeſuiten habe herſtellen wollen. Der einzige Scrupel bei der Sache iſt, daß die Welt bis jezt von einer Reform ihrer Regel, und von einer gemeinſchaftlichen öffentlichen Verwerfung aller der unzähligen antibibliſchen und verdammlichen Säze ihrer Caſuiſten, Moraliſten und Philoſophen noch nichts vernommen hat. Wie ſoll man aber ohne That, an ihre Reue glauben? Die neuern Ereigniſſe deuten auf das Gegentheil. Der gewandte Sailer ſtellt in No. 4. Säze auf, die mit Hülfe eines eben ſo gewandten Commentators, die Vernunft gar leicht auf eine galante Art in Ketten ſchlagen können; zumal wenn man ſich des Mannes früherer Schrift, der artigen „Vernunftlehre für Menſchen wie ſie ſind, „erinnert, die ein künſtliches Syſtem der Leichtgläubigkeit darbietet, in der guten Abſicht, „um „den Glauben an die Offenbarung zu verſtärken.“ —

In der nämlichen Zeit nun, da die ſchwarzen Männer wieder geſchäftig werden, arbeitet ihnen Herr von Maſtiaux in ſeinem Journal fleißig in die Hände, und für ihn und ſeine Gehülfen iſt Exegese, Geſchichte und Logik verlohren. Ihm giebt es noch immer nur Eine wahre, alleinbeſeeligende Kirche, (in der ſich aber doch manche tüchtige Böſewichter, als Heilige befinden.) Bey ihm wird der alte Stoßſeufzer wiederholt: daß Alles Eine Heerde unter Einem Hirten werde; (wobei die Jeſuiten (nach N. 4.) die Kunſt des Zuſammentreibens in Einen Stall wieder fleißig probiren.) Ja, es geht bis zur läſternden Vermeſſenheit, wenn in jener Zeitſchrift, die auf einer gelehrten Schule erſcheint, geſagt wird, die berüchtigten Päpſte Gregor VII. und Innocenz III. ſeyen von der Vorſehung für ihre Zeit als nöthig erkannt worden. *) — Kurz, es giebt keine Albernheit der Vorzeit und keine Irrlehre der Tradition und Kirche, die nicht von neuen mit den alten Gründen aufgewärmt würde. — Könnte dieſer Geiſt wieder verbreitet werden, (woran wir noch ſehr zweifeln) dann möchte es auch um die Literatur ſchlecht genug ſtehen. Man will ſogar behaupten, daß ſelbſt in Frankreich, dem Lande, wo oft das ärgſte wider die Jeſuiten geſchrieben worden, der Orden Hoffnung habe, wieder aufzukommen. Das erinnert uns an einen Kupferſtich, welcher 1754 in ganz Paris verbreitet war, und die damalige wilde Stimmung wider ſie bezeugte. Es war eine ganze Menge Teufel im Jeſuiter-Habit vorgeſtellt. Zwölfe davon hielten eine Decke, worauf eine Teufelin, in Jeſuiter Kutte, mit einem kleinen Jeſuitchen niederkam. Unten ſtand folgender Vers:

Sortez, Demons, rompes vos fers,
Et prenez promtement la fuite:
Proserpine, dans les Enfers
Est accouchée d'un J. . . .

In einem andern, noch frühern Epigramm auf ein Bild des Heilandes, das die Jeſuiten in ihrem Ordenskleide mahlen zu laſſen gewagt hatten, hieß es:

---

*) Doch wohl nur als zwey würdige Vorläufer von Bonaparte, deſſen Geißel wir ebenfalls die Aufregung ſo vieles Guten verdanken. Wenn aber jezt noch eine gewiſſe Clerisey Gregors VII. Plan der Weltherrſchaft und Kirchengewalt erneuern will, ſo erſcheint das in dieſer Zeit als eine wiſſentliche Sünde, was in jener vielleicht nur eine wohlgemeinte Verirrung des kräftigen Mannes war.

An den übermüthigen und mit Blutſchuld beladenen Innocenz III. ſollte man aber vollends nicht erinnern. Von ihm ſagt ein neuer katholiſcher Schriftſteller: „die einträgliche Lehre vom Fegefeuer machte „er zum Glaubensartikel; die Ohrenbeichte, den Schlüſſel zu allen Geheimniſſen und die Quelle des geiſtl. „Richteramtes, zur heiligſten Pflicht; die Transſubſtantiation zur allgemeinen Lehre. Er allein eignete „ſich das Dispenſationsrecht zu, und über die Kirchengüter und Aemter verfügte er in der ganzen Chriſtenheit als Herr.“

Er ſelbſt pflegte gleichſam höhniſch von ſich zu ſagen: „Als ich meine Heirath mit der römiſchen Kirche einging, ſo heirathete der „Sohn ſeine Mutter; und ſeitdem ich ſie „vollzogen habe, ſo hat der Vater die Tochter zur Frau.“ (S. Opera T. I. de conſ. Pont.) (Ein Kardinal, der Papſt wird, wird nämlich der Mann ſeiner Mutter, und der Mann ſeiner Tochter.) In der bürgerlichen Geſellſchaft iſt nichts abſcheulicher, als ſolche Ehen; in der Kirche iſt, wie man ſieht, nichts heiliger und erbaulicher. Ja die gute Mutter und Tochter hat zuweilen drey Söhne und drey Väter zu Männern gehabt — Zu ſolchen Albernheiten führt der in Rom ſehr häufige Misbrauch orientaliſcher Bilder und die falſche Anwendung bibliſcher Stellen.

Ils ont pillé mon nom, rejetté mon esprit.
— — — — —
Si J. Christ ressuscité
Sous cet habit eut pu paraitre
Thomas avec raison eut méconnu son maitre
— — — — —
Ils ont habillé dieu comme eux
Afin que chacun le baisse.

Wir billigen dieſe Ausfälle nicht; es bedarf ihrer nicht nach dem, was die Europäiſchen Regierungen dieſem Orden officiell nachgeſagt haben. Das Parlament in Paris war ſogar einmal ſo klug ihnen den Namen der Geſellſchaft Jeſu zu unterſagen; er iſt wirklich zu anmaßend. Sollten die Jeſuiten im 19. Jahrh. nicht wenigſtens eben ſo klug geweſen ſeyn, und, um mit weniger Anſtoß aufzutreten, nicht lieber den Namen Loyoliten nach ihrem Stifter angenommen haben. Dieſem würden ſie gewiß alle Ehre machen.

Literariſche Notizen.

— Da wir von den berühmten und berüchtigten 95 Theſen des Hrn. Harms nicht geſonnen ſind, weitere Notiz zu nehmen, ſo zeigen wir blos an, daß Hr. Rätze, Lehrer am Gymnaſio zu Zittau, eine kleine Schrift auf Löſchpapier drucken laſſen, betitelt: der Theſenſtreit oder Harms und ſeine Gegner, ein Beytrag zur Beendigung des Streites zwiſchen Vernunft, Religion und dem Offenbarungs-Glauben. Der Verfaſſer meynt: keine einzige der Gegenſchriften ſey in den eigentlichen Sinn der Theſen eingegangen, er ſey der erſte, der den wahren Sinn gefaßt habe. Das klingt freylich etwas anmaßend. Die ganze Schrift iſt gegen den Rationalismus gerichtet, doch mit löblicher Mäßigung geſchrieben. —

— In des berühmten, nun verſtorbenen Millin's Reiſe nach Mayland ꝛc. (die allen Kunſtliebhabern zu empfehlen iſt) wird erzählt, daß die Bernhardiner Mönche zu Chiaravelli die Gegend nicht allein ſehr verſchönert, ſondern auch durch ihren ökonomiſchen Kunſtfleiß es dahin gebracht haben, daß ihre Wieſen ſechs Mal im Jahr gemäht werden können. Wenn alle Mönche ſo einer ihrer urſprünglichen ehrwürdigen Beſtimmungen treu geblieben wären, wer könnte die Klöſter ſchmähen? —

— Aus den Annalen der Societät der Forſt- und Jagdkunde, von Laurop, heben wir folgende, auffallende Stellen aus: „Der reiniſche Bauer iſt erſt der „Anfang eines Menſchen, der ſich für ein Glas Branntwein „ſo lange prügeln läßt, als man Luſt hat.“ „In dem „neuacquirirten Sachſen waren die Oberforſtmeiſter-Di„ſtricte kaum ſo groß, als in Preußen gewöhnlich das Re„vier eines Oberförſters. Man hätte daher glauben ſollen, „die Forſten müßten ſehr gut bewirthſchaftet werden; allein „ſehr oft war dieß doch nicht der Fall, und die ſtrenge „Ahnenprobe, welche die Oberforſtmeiſter beſtehen muß„ten, hat nicht viel Gutes erzeugt.“ —

— Aus Schröters hermographiſchen Fragmenten zur genauern Kenntniß des Planeten Merkur, lernen wir, daß die Oberfläche des Merkur mit beträchtlichen Bergen beſetzt zu ſeyn ſcheint, deren Höhe nicht geringer ſeyn dürfte, als die auf dem Monde und der Venus. — Von dem wahren Durchmeſſer des neuen Planeten Veſta ſagt der Verfaſſer, dieſer Duodez-Planet halte, ſeiner genauen Meſſung zufolge, nicht mehr, und wahrſcheinlich ſogar noch weniger, als 74 geographiſche Meilen, ſey folglich der kleinſte von allen Haupt- und Neben-Planeten. Da Veſta jedoch bey dieſer Kleinheit ein flimmerndes Fixſtern-Licht zeigt, welches bey noch feinern Gegenſtänden auf dem Monde und an den Hornſpitzen der Venus ſich nicht findet, ſo iſt der Verfaſſer geneigt, ihr ein nicht blos zurückgeworfenes, ſondern zugleich eigenthümliches Licht zuzuſchreiben. —

— Ein Prieſter des Prediger-Ordens, Tabaroud, hat in franzöſiſcher Sprache eine Geſchichte des Cardinals Berulle geſchrieben, der unter Marie von Medicis Präſident des Conſeils war und Stifter der Congregation de l'Oratoire wurde. Uns ſcheint freylich der Mann nicht bedeutend genug, um zwey dicke Bände über ihn zu ſchreiben, und wir wollen blos von ſeinem katholiſchen Glaubenseyfer bemerken, daß er, bey den Verhandlungen wegen der Vermählung einer franzöſiſchen, alſo katholiſchen Prinzeſſin mit König Carl I von England es dahin brachte, daß der Bräutigam ſich bequemen mußte, ſeine Braut von abſchreibe acht und zwanzig Kaplänen begleitet zu ſehen, deren nicht weniger als 12 aus der neuen Congregation, die ihr Stifter, als Beichtvater der Prinzeſſin, ſelbſt dahin führte, und ohne Zweifel nur ſolche wählte, auf deren Bekehrungs-Eyfer er ſich verlaſſen konnte. Auch für eine katholiſche Amme wurde ſchon vor der Vermählung geſorgt, damit, wenn die künftige Königin beerbt würde, das arme Kind keine ketzeriſche Milch einſaugen möchte. Was Wunder, daß die Engländer laut murrten und die Pfaffen-Cohorte ihre Rechnung an der Themſe nicht fand. Ihr Anführer ſelbſt verlohr den Muth, ließ die Prinzeſſin ſammt ihren 28 Kaplänen im Stiche, und ſchiffte ſich heimlich wieder nach Frankreich ein.

— In des Königsberger Philoſophen Herbart Geſprächen über das Böſe heißt es: „das Böſe hat ſeinen Sitz in einer theilweiſen Verdunkelung gewiſſer Maxi„men, die man ſich immer noch vorhält; indem man ihnen „zuwider beſchließt und handelt.“ — Die Worte ſind klar, aber einen klaren Begriff geben ſie doch nicht.

Nachricht.

Die verehrten Abonnenten und Leſer dieſes literariſchen Wochenblatts, haben gewiß ſeit drey bis vier Wochen mißfällig wahrgenommen, daß das Papier zu dieſem Blatte nicht mehr ſo ſchön und weiß war, wie ſonſt. An uns liegt die Schuld nicht, ſondern an dem waſſerleeren Herbſt und Winter, der eine Menge Papiermühlen ſtill ſtehen ließ; ſo daß wir gezwungen waren, eine minder weiße Sorte Papier mit verdrucken zu laſſen. In einigen Wochen empfangen wir jedoch die vorherige ſchöne weiße Sorte wieder, und hoffen nicht, daß ſie uns in der Folge wieder ausgehen werde.

Weimar, den 21. Jan. 1819

Gebrüder Hoffmann.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 16. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Politik.

Wir erhalten in dieſem Augenblicke das neue Werk des Herrn von Pradt: Europa nach dem Congreß von Aachen, welches leicht unter ſeinen vielen Werken eines der bedeutendſten ſeyn möchte. Ohne uns auf eine Beurtheilung deſſelben einzulaſſen, befolgen wir unſere gewöhnliche Methode, den Leſer durch Auszüge in den Stand zu ſetzen, den Geiſt deſſelben zu erkennen und ſelbſt zu würdigen. Ohne unſer Erinnern wird man bald gewahr werden, daß „Herr von Pradt, wie er immer zu thun pflegt, viel Wahres und Falſches untereinander miſcht. Doch iſt des Wahren mehr, und das Falſche iſt wenigſtens pikant.

Schon in der Vorrede ſagt der Verfaſſer: „Frankreichs jetziges Syſtem iſt das einfachſte und harmloſeſte, welches nur immer erdacht werden kann: Friede mit Allen, eigne Unabhängigkeit und Vermeidung jeder Verbindung mit Andern. Wer Abweichung von dieſer Bahn ihm anräth, der giebt ihm eine falſche Richtung, und ſetzt deſſen theuerſtes Intereſſe auf das Spiel.“

„Frankreich iſt nunmehro als Mitglied einer Allianz zugelaſſen worden, deren Gegenſtand es bisher war. Aber dieſe Allianz, iſt ſie ganz? entſcheidend? und ſetzt ſie völlige Gleichheit zwiſchen Frankreich und ſeinen Alliirten feſt? haben die offenkundigen Artikel keine Kehrſeite, die man dem Auge entzieht, mit Vorbehalt ſie im Nothfall hervortreten zu laſſen? Folgt nicht etwa aus ihr, daß in gewiſſen Fällen Frankreich gegen ſich ſelbſt Parthey ergreifen würde? und iſt nicht etwa eine Pillnitzer Convention von 1792 hinter dem Aachner Congreß von 1818 verſteckt?“

Das erſte Capitel handelt: von Europa's Benehmen gegen Frankreich ſeit 1813 bis zum Aachner Congreß. „Im Jahr 1814 vertraute Europa vielleicht zu viel, 1815 zu wenig. Damals belegte es Frankreich mit Strafe für die zwiefache Unbeſonnenheit, die es ſich ſelbſt zu Schulden kommen laſſen, nämlich 1. daß es die Leitung ſeines eigenen Werkes Händen überließ, die es nur verderben konnten. 2. Daß es denjenigen vor den Thoren von Frankreich und im Angeſicht ſeiner alten Legionen ließ, der nothwendig durch unermeßliche Erinnerungen auf ſie wirken und unermeßliche Intereſſen anreizen mußte. Um dieſen Fehler zu büßen, hätte Europa die Hälfte der Contribution, die es Frankreich auferlegt, ſelbſt bezahlen ſollen. Man hatte den Feind weder zu entfernen noch zu bewachen verſtanden, und daher alles Uebel.“ —

„Die 1814 bewieſene Mäßigung machte harten Foderungen Platz. Die Soldaten von Waterloo mußten das Muſeum berauben helfen. Man hörte die Juſtus Gruner brüllen um die Trophäen von Frankreich, die Zierden der Hauptſtadt. Man foderte vom Erz die ruhmvollen Sinnbilder zurück, die man der Geſchichte doch nicht entreiſſen konnte u. ſ. w.“ Herr v. Pradt kann nicht begreifen, mit welchem Rechte man das gethan, und nennt es eine wahre Spoliation. Die Antwort iſt ſehr leicht: man nahm mit Gewalt wieder, was mit Gewalt entführt worden war. Wenn das Recht des Stärkern doch einmal gelten ſoll, ſo ſehen wir nicht ein, warum nicht eben ſowohl für die Alliirten als für Napoleon? — Herr von Pradt drückt bey dieſer Gelegenheit beſonders ſeine Pfeile gegen den ehrwürdigen Blücher ab, und ſagt: „die Blücher wären leichter zu ſchlagen, als ſich mit ihnen in Unterſuchungen einzulaſſen.“ — (!)

„Hüningen büßte mit ſeiner Zerſtörung die Unterbrechung des Schlafes der Einwohner von Baſel. Denn es gab keinen einzigen militäriſchen oder politiſchen Grund, dieſe Zerſtörung zu motiviren.“ (?) „Hätte man 1814 nur den zehnten Theil aller dieſer Vorſichtsmaaßregeln genommen, ſo hätte man ihrer im Jahr 1815 nicht bedurft.“ —

„Diejenigen, die aus Haß gegen die Revolution, dieſe als eine Schule des Machiavellismus, des Mißbrauchs der Gewalt, der unwürdigen oder niedrigen Vorwände um Treubruch zu beſchönigen, darſtellen, ſollten vielmehr rückwärts ſchauen: da würden ſie den wahren Grund in den Schlingen finden, die im ganzen Verlauf der Negociationen die Kabinette von Wien und Berlin durch Kaunitz und Friedrich ausgeſtellt haben. Schleſien hatte die öſterreichiſche und preußiſche Politik demoraliſirt; die Theilung von Polen; der Einbruch in Bayern, den Kaiſer Joſeph unternahm; der des Herzogs von Braunſchweig in Holland 1787; Joſephs Türkenkrieg; Englands Wegnahme von Canada und von 300 franzöſiſchen Kauffahrtheyſchiffen vor der Kriegs-Erklärung — das war die Schule der Verkehrtheit.“ —

Das zweite Capitel liefert Betrachtungen über die allgemeine politiſche Ordnung von Europa. „Die europäiſche Politik hat jetzt ganz ihren Sitz im Norden und in Deutſchland. Sie überſchreitet weder die Alpen noch die Pyrenäen; Alles was dieſſeits dieſer beiden Grenzlinien ſich befindet, iſt weder in der Lage noch vermögend, Einfluß darauf zu äußern. Das Uebergewicht (Suprématie) Rußlands iſt eine der Haupturſachen dieſer neuen feſten Beſtimmung der Politik. Es iſt natürlich, daß ſie dem mächtigſten unter den Staaten ſich nähert. Es war derſelbe Fall mit Frankreich, als es noch der mächtigſte war.“ — „Nach der neuen Ordnung der Dinge haben die meiſten europäiſchen Staaten jetzt eine doppelte Exiſtenz, indem ſie Vereinigungen von Nationen und Staaten in ſich faſſen: Rußland und Polen; Schweden und Norwegen; Holland und die Niederlande; Preußen und das rheiniſche Großherzogthum ſammt der Hälfte von Sachſen; Oeſterreich und Italien; Piemont und Genua. — Wenn in manchen dieſer Fälle die Vereinigung erwünſcht geweſen, ſo hat ſie doch in andern erzwungen werden müſſen, daher der Wunſch nach Trennung nicht ausbleiben konnte, und ſtets bereit ſeyn wird ſich zu erneuern. Je mehr die Civiliſation ihre Wohlthaten ausbreiten wird, je mehr wird auch dieſer Wunſch an Stärke gewinnen; denn die ſtets zunehmende Hauptwirkung der Civiliſation iſt: daß ſie alle Unförmlichkeiten ſowohl der politiſchen als der geſellſchaftlichen Ordnung hervorhebt.“

„Vor der Revolution gab es eine Menge Urſachen, welche die Wirkung des Uebergewichts einer Macht mäßigten und ihr Grenzen ſetzten; denn eine jede hatte gleichſam ihr Temperirmittel bey der Hand. Für Frankreich war es England. Durch die Niederlande wurde Oeſterreich von Frankreich im Zaume gehalten. Preußen that ſolches in Deutſchland. Die Türkey und Rußland bewachten es gegen Oſten. Rußland hatte eine gefährliche Nachbarſchaft an Finnland, und ein Gegengewicht an der Türkey. Dänemark hielt Schweden im Schach. Es gab alſo Gegengewichte von allen Seiten, und das Spiel des blinden Glücks, durch welche ſie gebildet worden, war Europa's Freiheit günſtiger, als die ergrübelten Fügungen (combinaisons) welche darauf gefolgt ſind. Die Revolution hat vieles an ſich geriſſen, und es iſt merkwürdig, daß gerade ſie, die ſich am meiſten gewaltſamen Eingriffen überließ, am Ende den wenigſten Nutzen davon gehabt hat. Diejenigen, die am meiſten verlohren hatten, am meiſten bedroht und beraubt waren, ſind am meiſten bereichert worden.“ — Die Herrſchaft ſoll nun von Frankreich an Rußland übergegangen ſeyn, und Hr. v. Pradt behauptet, Europa habe bei dieſem Wechſel eben ſo viel verlohren, als Frankreich ſelbſt — und der Wiener Congreß habe Jahrhunderte von Arbeit für Europa bereitet. „Man darf nicht zweifeln“ ſagt er, „daß in hundert Jahren Rußlands Bevölkerung die Zahl von 100 Millionen Menſchen überſteigen wird. Der Raum, ſie aufzunehmen, iſt bereit; die Erde bietet einen jungfräulichen Buſen um ſie zu ernähren; der Handel ladet ſie ein, die Induſtrie wird die Zöglinge liefern, die ihre Bedürfniſſe herbei ſchaffen werden; ein mannichfaltiges Clima wird jede Gattung von Cultur befördern; tauſend Ströme werden die Producte der Kunſt oder der Natur von Ufer zu Ufer tragen; es exiſtirt kein Mittel, das fähig wäre, dieſe Fortſchritte aufzuhalten, wohl aber giebt es deren tauſend, die ſie beſchleunigen werden“ — Unter die vorzüglichſten Lebens-Principe des Militär-Etats eines Landes rechnet der Verfaſſer die Pferde, und erinnert, daß Rußland deren in ungeheurer Menge und von allen Gattungen habe, jede Gattung vortrefflich in ihrer Art, folglich auch zu Preiſen, welche verſtatten, der Pferde nicht zu ſchonen, während im übrigen Europa die Bevölkerung und die Cultur den Raum zu deren Erziehung ſehr beengt haben, weshalb der Unterhalt einer ſtarken Cavalerie eine Laſt ſey, die in den meiſten Staaten mit den Einkünften nicht im Verhältniß ſtehe. Napoleon habe ſeine in Rußland verlohrne Cavalerie nie wieder herſtellen können, indeſſen ſolches für Rußland ein leichtes geweſen wäre.

Hr. v. Pradt fährt fort, die Gründe aufzuzählen, warum er die jetzige Stellung Rußlands für furchtbar hält, und fragt: „kann man dem Kaiſer Alexander eben ſowohl ein ewiges Daſeyn verbürgen, als die Unſterblichkeit?“ Hierauf folgt eine Phraſe, die — bei Rußlands bekannten großherzigen Geſinnungen und Enthaltung von aller Einmiſchung in fremde Angelegenheiten — nur ein Franzoſe zu ſchreiben unverſchämt genug ſeyn konnte: „Ohne Zweifel hat Europa — welches nach Napoleons Verderben ſchmachtete und es benutzte, um ſich zu befreyen —

Univ. Bibl.

das Joch nur vertauſcht. Mehr für Europa's Vortheil als für den ſeinigen hat Napoleon auf Rußland eingeſtürmt (!) und hüten wir uns, daß wir nicht einſt ſeine Niederlage beweinen müſſen!" (das kommt uns faſt ſo vor, als ob Einer zu dem Hirten ſpräche: du wirſt es noch bereuen müſſen, daß der Wolf tod geſchlagen worden, denn ſiehſt du nicht den Hund, der da heran wächſt?) — Auch von den großen, Polen erzeigten, Wohlthaten ſpricht er zweideutig.

Schweden ſchreibt er vor, ſeine Aufmerkſamkeit blos auf zwei Punkte zu richten: Befeſtigung des Vereins mit Norwegen und Feſthalten am Körper von Europa, wenn dieſes jemals in den Fall kommen ſollte, Rußlands Macht zu hemmen. Uebrigens ſoll Schweden Frieden halten, und die friedlichen Künſte und Gewerbe treiben. Norwegen habe die Trennung von Dänemark, Finnland die von Schweden bedauert, doch ſey dies in beiden Fällen nur eine Wirkung der Gewohnheit, nicht des Nachdenkens geweſen: „denn das heilſamſte, was beiden Ländern widerfahren konnte, war, zu werden was ſie ſind, und nicht mehr zu ſeyn was ſie waren."

Dänemark — deſſen friedlicher Beſitz nunmehr geſichert ſey — wird auf den Seehandel angewieſen als Quelle des Reichthums und der Bevölkerung. Seine Lage biete ihm dazu alle Mittel dar, und es werde zuerſt und vor Allem die Vortheile genießen, welche die Befreiung des ſüdlichen Amerika und der Colonien dem Norden von Europa verſpreche. Denn dieſe Befreiung werde den Ufern des baltiſchen Meeres Glück bringen, und beſonders Copenhagen der Stäpelort zwiſchen der Oſtſee und Amerika werden. Hingegen ſoll Dänemark mit Politik ſich gar nicht mehr befaſſen, damit es ihm nicht wieder ergehe, wie während ſeiner Allianz mit Napoleon.

Das Königreich der Niederlande hätte, nach des Verfaſſers Meinung, bis an den Rhein ausgedehnt werden ſollen. In ſeiner jetzigen Begrenzung ſey der ganze öſtliche Theil deſſelben durch nichts geſchützt, und ſtehe eben ſowohl Frankreich als Preußen offen.

„Das Intereſſe von Europa, einig mit der Vernunft, gab Sachſen an Preußen und errichtete dem Könige von Sachſen ein Reich an den Ufern des Rheins; Europa's böſer Genius hat es anders gewollt. Die höchſten Rückſichten politiſcher Ordnung auf ewige Sicherheit jenes Landes wurden abſtracten Grundſätzen geopfert, die jedoch in demſelben Augenblicke durch andere, ſehr feyerliche Handlungen Lügen geſtraft wurden. Europas böſer Genius hat gewollt, daß, während die Aufopferung republikaniſcher Staaten nicht einen Augenblick Ueberlegung koſtete, man beim Anblick einer Monarchie von geſtern ſcheu zurück wich, als ob die Rechte des Einen geringer wären, als die des andern, und als ob die Legitimität blos ein Erb- und Familiengut wäre. Venedig und Genua beſaßen mehr Legitimität als die ſächſiſche Monarchie; der Infant von Parma war legitimer zu Parma als Marie Luiſe von Oeſtreich; und da doch nun Einmal Jeder ſeinen Platz Kraft alten Beſitzes wieder einnahm, ſo begreift man nicht, warum das einigen ſo leicht gemacht wurde, während man andere ſo ſorgfältig bei Seite ſchob. Kann man wohl die Urſache angeben, warum der Doge von Genua und der Infant von Parma nicht dazu gelangen konnten, die Stellen wieder einzunehmen, welche die Revolution ihnen geraubt hatte? warum hingegen der König von Sardinien, der Herzog von Modena und der Papſt ohne Umſtände die ihrigen wieder erhielten?"

„Man hat für Preußen Entſchädigungen am Rheine ſuchen müſſen; es hat ſich dorthin begeben zum Nachtheil für Alle, wie für ſich ſelbſt, während es an der Elbe mit Vortheil für ſich und Andere geblieben wäre. Dieſer fatale Beſchluß des Wiener Congreſſes hat Alles verdorben, und der Politik des Continents eine falſche, nicht zu verbeſſernde Richtung gegeben. Preußen iſt Deutſchlands Citadelle gegen Rußland; man hat dieſe Citadelle in zwei Theile getheilt, die gar nicht zuſammenhängen, die an vielen Orten Mißtrauen erregen, aber nirgend Heil bringen können. Das iſt einer der größten Fehler, den die Politik jemals begangen hat; Jahrhunderte werden kaum hinreichen, um davon zurück zu kommen." — „Es iſt unmöglich, mehr Verlegenheiten aufzuhäufen, noch eine größere Anzahl verwundbarer Punkte zu vereinigen, als in Preußen geſchehen — ſeine Stellung iſt durchaus falſch in jeder Beziehung — und künftig kann es nur Krieg führen indem es Bündniſſe ſchließt: entweder mit dem übrigen Europa gegen Rußland, oder mit den Niederlanden gegen Frankreich, oder mit Rußland gegen Oeſtreich — aber — (fügt der politiſche Spötter hinzu) welcher von beiden wäre denn der gefährlichſte — der Feind? oder der Alliirte?" — „Frankreich wird es ewig zu bereuen haben, daß es bei dieſer Gelegenheit Sachſen vertrat; es hat die Folgen davon ſchon gefühlt, und wird ſie noch oft fühlen."

Hr v. Pradt will, daß Preußen ſich feſt an Oeſtreich ſchließe. Dieſen letztern Staat characteriſirt er folgendergeſtalt: „Dem Genie verdankt Oeſtreich nichts; es ſcheint ſolches noch mehr zu fürchten als aufzuſuchen. Die Einbildungskraft ſtützt Oeſtreich eben ſo wenig als ſie es quält; aber in ſtufenweiſer Bewegung, gleich der Zeit, ohne Erſchütterung wie ohne Glanz, ohne Uebereilung wie ohne Lärm, —

gleich einem Menſchen, der, wenn er jeden Tag nur einen beſtimmten Raum durchliefe, doch endlich damit aufhören würde, die ganze Welt durchlaufen zu haben — ſtrebt Oeſtreich, zwar langſam doch ununterbrochen handelnd, nach ſeinem Ziele, weicht nie von der Bahn dahin ab, und kommt endlich richtig an." — „Oeſtreich iſt ein Land der Ordnung, von der Gewohnheit gebildet. Die Sitten haben es geſchaffen, ſie erhalten es auch, und die Thätigkeit, mit welcher das Blut in dieſem Lande circulirt, bedroht daſſelbe nicht." Des Verfaſſers Groll gegen Rußland iſt ſo heftig, daß er ſogar zu ſagen ſich erlaubt: „künftig werde jede Verbindung mit Rußland einen Anſtrich von Verſchwörung gegen das übrige Europa haben."

Der Rheinbund würde, nach Hrn. v. Pradts Verſicherung, unter Napoleon ein glücklicheres Loos gehabt haben, als im neuen Syſtem ihnen zu Theil geworden. — Höchſt lächerlich iſt folgende Behauptung: „Napoleons Plane gegen England und Rußland waren noch mehr europäiſch als franzöſiſch; weder Ehrgeiz noch Haß trieben ihn nach Rußland, (!) er konnte perſönlich in dieſem Kriege nichts gewinnen, (!) er war von Rußland nicht beleidigt worden und hatte es nicht zu fürchten; er achtete den Beherrſcher deſſelben hoch, und war blos von dem europäiſchen Gefühl beſeelt, daß es nothwendig ſey, dieſen Strom zu dämmen." (Welch ein miſerables Geſchwätz!)

„Deutſchland iſt von der Natur zur ewigen Vormundſchaft beſtimmt; es braucht beſtändig einen Protector bald gegen dieſen bald gegen jenen. Schweden, Frankreich und Preußen haben dieſes Protectorat abwechſelnd geführt; Frankreich bemächtigte ſich deſſelben mit Uebermacht und Uebermuth, allein der letztere wurde durch die Zuverläſſigkeit ſeiner Protection aufgewogen, und wenn nun Deutſchland doch einmal zum ewigen Clienten-Stande verdammt iſt, ſo kann Frankreich wohl eben ſo gut der Patron ſeyn als jeder Andere." (Ein merkwürdiger Satz.)

Das dritte Capitel handelt von dem vormaligen Syſtem Frankreichs auf dem Continent und Allianz mit Preußen gegen Oeſterreich und Unterſtützung des deutſchen Reichs, Allianz mit den Schweden und Türken gegen Rußland. Durch den Tractat mit Oeſterreich von 1756 behauptet Herr v. Pradt, ſey die politiſche Ordnung von Europa zerrüttet worden, und dieſer Tractat habe vielleicht ſogar einen Theil der Revolution veranlaßt.

Ueber die Schweitz ſteht hier folgende Bemerkung: „Frankreich hat in der Schweitz geherrſcht; es hat die Macht entſchlüpfen laſſen; mehr bedurfte es nicht um die Pforten der Schweitz ſorgfältiger für Frankreich als für jeden andern Staat verſchloſſen zu ſehen. Das iſt die nothwendige Folge aller verlohrnen Herrſchaft. Die Furcht leyht der Undankbarkeit den Firniß der Klugheit."

Zwiſchen Frankreich und dem Königreich der Niederlande begehrt Herr v. Pradt zu Lande Neutralität, zu Waſſer nie Allianz; denn beyde, meynt er, verhielten ſich gegen England, wie Preußen und Oeſterreich gegen Rußland und aus demſelben Grunde, nemlich wegen der ungeheuern Macht von England und Rußland.

„Als das Kabinet von Verſailles den Tractat von 1756 ſchloß, der ihm ſeine Nachbaren zu Alliirten, und ſeine alten Alliirten jenſeit des Rheins zu Feinden gab, da that es der Natur Gewalt an und die ſchlimmen Folgen blieben nicht aus. Doch ungeſtraft darf man eben ſo wenig der Politik als der Natur Gewalt anthun. Dennoch hat hier der Wiener Congreß den Fehler von 1756 wiederhohlt, und eine der großen politiſchen Verirrungen Pitt's ſanctionirt, der, gegen die Natur der Dinge, Preußen näher an Frankreich bringen wollte, um beide feindlich einander gegenüber zu ſtellen." —

„Die Allianz zwiſchen Preußen und Frankreich iſt alſo zerriſſen. Sie ſind Nachbaren, ſie können nicht mehr Alliirte ſeyn. — Es giebt nur noch Einen Fall, wo Frankreich ſich auf Preußens Seite ſtellen würde, wenn nemlich deſſen Schranke (barriere) gegen Norden zu ſtark erſchüttert würde. In allen übrigen Fällen iſt Eheſcheidung zwiſchen beiden Staaten." — „Allein ſicherer wendet der Magnet ſich nicht gegen den Pol, als Frankreich zu den nordiſchen Mächten, die geringer ſind als Rußland." — Von Spanien heißt es: „aus Napoleons Beyſpiel hat man lernen müſſen, daß nichts leichter iſt als in Spanien einzubrechen, aber nichts ſchwerer als ſich dort zu erhalten, und nichts unmöglicher, als wieder heraus zu kommen. Napoleon hat es über ſich genommen zu beweiſen, daß es in Europa zwei unangreifbare Staaten giebt: Spanien und Rußland; dieſes geſchützt durch Clima und Ausdehnung, jenes durch die Sitten ſeiner Bewohner. Man mag eben ſo gut in die Türkey gehen als nach Spanien."

(Beſchluß folgt.)

Reiſen.

In italiäniſcher Sprache iſt eine gezwungene Reiſe an die afrikaniſche Küſte von Coronni erſchienen. Der Verfaſſer, ein Prieſter, der ein guter ehrlicher Mann zu ſeyn ſcheint, hatte ſich zu Palermo eingeſchifft, um nach Neapel zurückzukehren. Das Schiff war nicht lange in See, als ein Tuneſiſcher Seeräuber erſchien. Der Schrecken ergriff alle Gemüther. Die Schiffsmannſchaft und einige Paſſagiere ſprangen in die Schaluppe. Ein Matroſe, deſſen achtjähriger Sohn am Bord geblieben war, kehrte zurück, umfaßte ſein Kind und floh. Einige Reiſende ſtürzten ſich in's Meer und ſuchten die Schaluppe zu erreichen. Manchen gelang es, aber ſie wurden mit den Rudern zurückgeſtoßen, und mußten wieder an's Schiff kommen und ihrem Schickſal ſich unterwerfen. 18 Perſonen, worunter drei Frauen, waren noch übrig, die heulend den guten Prieſter umringten und um Hülfe flehten, als ob Hülfe in ſeiner Macht geſtanden hätte. Indeſſen hielt ihr Flehen ihn ab, ſeine eigene Rettung ſchwimmend zu verſuchen, die vielleicht gelungen wäre, da ſein Stand ihm Achtung verſchaffte, und man ihn ſchwerlich würde zurückgeſtoßen haben.

Jetzt näherte ſich der Corſar; mit aufgehobenem Säbel ſprang der Rais (Capitain) auf das Schiff und ſchrie, als er die neapolitaniſche Flagge erblickte: gute Priſe! In einem Augenblick waren die Gefangenen ihrer beſten Habſeligkeiten beraubt, und 17 derſelben wurden auf den Kaper geſchleppt, unter ihnen ein kleines Mädchen von drei Jahren, Roſalie! die man mit Gewalt aus Coronni's Armen riß, wohin ſie ſich geflüchtet hatte.

Coronni hätte, als Bürger der italiäniſchen Republik, in Freiheit geſetzt werden müſſen, allein zum Unglück hatte der entflohene Schiffer ſeinen Paß mitgenommen. Auf ſein bloſes Wort wollte man nicht trauen, indeſſen ließ man ihn doch auf dem Kauffartheyſchiffe mit 3 oder 4 Räubern. Nicht zu beſchreiben iſt die Habgier dieſer Barbaren, die Wuth, mit der ſie Alles verderben oder zerbrechen, was ſie nicht gleich öffnen können; die Gier, mit der ſie Schiff und Reiſende viſitiren; die Liſt, die ſie anwenden, um das Verſteckte zu entdecken. Auch Coronni wurde geplündert und entkleidet, mußte die härteſten Arbeiten verrichten, und bekam Schläge, von welchen ſein Körper lange die Spuren trug. Nach acht Tagen brachte man ihn auch auf das ohnehin überfüllte Kaperſchiff, wo Zwieback in Waſſer geweicht und einige rohe Zwiebeln die Nahrung der Gefangenen war. Am Tage durften ſie auf dem Verdeck ſeyn, aber mit Einbruch der Nacht wurden ſie in den Raum geſperrt, mußten jedoch zuvor, zu ihrer tiefſten Erniedrigung, vor den Rais treten, und ihm die Hand küſſen. Indeſſen war die Behandlung doch weniger empörend, als die, welche der bekannte Reiſende Pananti erduldete. Der Rais war ſelbſt zweimal ein Gefangener der Chriſten geweſen, und glücklicherweiſe, ſtatt nach Rache zu dürſten, hatte er eine lebhafte Erinnerung an die Leiden der Gefangenſchaft bewahrt, die ihn antrieb, ſo menſchlich zu ſeyn, als man von einem ſolchen Barbaren es erwarten konnte. Am meiſten war er es gegen Coronni, dem er einen alten Mantel zu ſeiner Bedeckung und ſogar einen Theil ſeiner Kleider zurückgab, ihm erlaubte, auf dem Verdeck zu ſchlafen, ſeine Mahlzeit und ſeinen Kaffee mit ihm theilte, und im gebrochenen Neapolitaniſchen oder Genueſiſchen ſich mit ihm unterhielt. Coronni's Sprachkenntniſſe flößten ihm Achtung ein, denn dieſer verſtand alle die verſchiedenen Päſſe zu leſen, auch ſeine nautiſchen und geographiſchen Kenntniſſe, die freilich unter dieſen Leuten eben nicht groß zu ſeyn brauchten. Sie nannten ihn den papasso milanese.

Nach einer langen und peinlichen Ueberfahrt und einem ausgeſtandenen Sturme, landete der Kaper an der afrikaniſchen Küſte bei dem Fort Gallikia. Während die Mannſchaft am Lande ſchwelgte, wurden die Gefangenen einige Kriegsſchiffe unter engliſcher Flagge gewahr, zeigten ſie dem Prieſter, und ſchlugen vor, ſich des Kapers zu bemächtigen, und jenen Schiffen zuzuſteuern; er ſolle nur eine Gebetsformel ſprechen, welche die Kraft habe, ihre Wächter auf eine Viertelſtunde zu verzaubern. Er ſtellte ihnen vor, daß er ſich, wegen einer ſolchen Formel, an den Teufel wenden müßte. Sie meinten, das habe nichts zu bedeuten, ſie würden ſich nachher zu Rom abſolviren laſſen. Allein Coronni belehrte ſie, es ſey beſſer ewig Sclaven zu bleiben, als ewig verdammt zu werden. Die koſtbaren Minuten verſtrichen; die Räuber hatten unterdeſſen jene Schiffe auch wahrgenommen, und ſchickten ihre Gefangenen zu Lande nach Tunis, wo die Männer Alle zuſammen in Eine Kammer, die Frauen aber und die kleine Roſalie in den Harem gebracht wurden.

Einige Tage nachher wurden ſie vor den Bey geführt, Coronni zuerſt. Er hatte ſich vorbereitet, ſeine Klage anzubringen, allein der Bey ließ ihm gar nicht zum Worte kommen, ſondern zeigte ihm eine Medaille, ein Reliquien-Käſtchen und eine Doſe mit einem Portrait, lauter Dinge, die man ihm abgenommen hatte, und fragte bei jedem: was iſt das? und ſobald Coronni es erklärt hatte, mußte er zurück hinter die Uebrigen treten, die nun Einer nach dem Andern vorgeſchoben wurden. Da der **Bey** kein Belieben fand, einen von dieſen Sclaven ſich ſelbſt zuzueignen, ſo wurden ſie Alle zurückgeführt.

Indeſſen war es **Coronni** gelungen, dem franzöſiſchen und öſterreichiſchen Conſul ſein Schickſal zu berichten, welche bewirkten, daß er unter ihre Bürgſchaft geſtellt wurde, bis ſeine Päſſe ankommen würden. Dieſe blieben nicht lange aus; **Coronni** mußte aber doch noch drei Monate zu Tunis verweilen, denn es waren unter der Zeit zwei Gefangene entwiſcht und hatten ſich am Bord eines italiäniſchen Kapers gerettet, worüber der **Bey** wütete und **Coronni** nicht eher frey geben wollte, bis für jene Sclaven Erſatz geleiſtet worden. Dem franzöſiſchen Conſul gelang es endlich, die Sache beizulegen. **Coronni** kehrte in ſein Vaterland zurück, aber ſeine Unglücksgefährten ſchmachten noch jetzt in der Gefangenſchaft, und nur die kleine **Roſalie** hat er mit dem Gelde einiger barmherzigen Chriſten losgekauft und ſie ihren Eltern wieder gegeben; eine Freude, um welche wir den guten Prieſter beneiden, zumal wenn er Zeuge des erſten Wiederſehens geweſen iſt.

Was nun **Coronni** während ſeines dreimonatlichen Aufenthaltes an Kenntniſſen über das Land und deſſen Bewohner geſammelt hat, iſt weder neu noch bedeutend. Einſt wohnte er einem großen Feſte bei, welches **Baſchi Amba**, ein Geheimrath oder Juſtizrath des **Bey**, bei Gelegenheit der Beſchneidung ſeiner beiden Söhne gab, deren Einer 13, der Andere 9 Jahr alt war. 7 bis 8 Ochſen und einige Schaafe wurden geſchlachtet. Auf der Straße loderten gegen hundert Feuer, um das Fleiſch zu kochen. Kuchen und Wohlgerüche wurden verſchwenderiſch dargeboten, den Verwandten und Nachbarn Geſchenke zugeſandt. Während der Mahlzeit ritten die beiden koſtbar gekleideten Knaben auf einem eben ſo reich geſchmückten Pferde auf und ab, unter dem Getöſe einer lärmenden Muſik von einer Art von Guitarren und ſehr ſchlechten Violinen. Alle üblichen Schauſpiele wurden gegeben, und unter andern eins, welches von Weibern (vermuthlich einer Art von Bayaderen) aufgeführt wurde. Sie ſangen ziemlich ſchlecht, tanzten aber beſſer, und wurden gut bezahlt. Außer dem gewöhnlichen Honorar, empfingen ſie noch ein Geſchenk an Goldſtücken auf eine ſehr ſeltſame Weiſe; nemlich ein Sclave klebte ſie ihnen mit Speigel in's Geſicht. Die Primadonna genoß die Auszeichnung, daß der Herr ſie ſelbſt bepflaſterte. — Bei dem Abendſchmauſe ſchenkte **Baſchi Ambra** dem mayländiſchen Prieſter aus einer Flaſche Madera fleißig ein, ſprechend: „Laß mir das Waſſer, für dich iſt der Wein.“ Einige Tage nachher wollte er ſeine Meinung über das Verbot des Weines wiſſen. „Ich glaube nicht,“ antwortete **Coronni**, „daß ein mäßiger Gebrauch des Weins eine Sünde ſey, da er ein Geſchenk Gottes iſt, und ich mache mir ebenſo wenig ein Gewiſſen daraus ihn zu trinken, als ihr, unſere Küſten zu berauben.“ Der Türke erwiederte keine Sylbe, aber er ſchien die Vertheidigung des Weintrinkens mit Vergnügen zu hören.

Die Mauren faſten ſtreng, enthalten ſich ſogar des Waſſers, und ſpotten über die Faſten der Chriſten, welche Kaffee, Sorbet und dergleichen genießen. — Manche laſſen aus Barmherzigkeit die Armen, ſelbſt Hunde, mit ſich eſſen; nur die Chriſten haſſen ſie, und würden denjenigen umbringen, [illegible] eine ihrer Moſcheen beträte, oder Eins ihrer Gebete nachſpräche, wäre es auch nur das tägliche Geſchrey vom Thurme: **Es iſt nur Ein Gott und Mahomet iſt ſein Prophet.** Einem jungen Manne vom öſterreichiſchen Conſulat, der eines Tages aus Unbeſonnenheit dieſe Worte wiederhohlen wollte, hielt **Baſchi Amba** ſchnell den Mund zu, ſprechend: „Stille! ſtille! ich muß es „ſonſt dem Bey rapportiren und du biſt verlohren.“

Der **Bey**, **Sidi Hamet**, war nach ſeiner Art ein ganz vernünftiger Mann. Als Einer ſeiner Chriſtenſclaven, den er wohl leiden mochte, den Vorſatz äußerte, ein Muſelmann zu werden, nahm der **Bey** dieſe Eröffnung ſehr kalt auf, und ſagte: „Ein Schwein bleibt immer ein Schwein, wenn „man ihm auch den Schwanz abhaut.“ — Eine ſeiner Frauen, eine coloſſale Schönheit, prügelte manche ihrer Sclavinnen ſo lange, bis ſie unter das Bett kroch und dort ihren letzten Seufzer aushauchte. Der Herr Gemahl verbot ihr jedoch dieſen Zeitvertreib.

In engliſcher Sprache iſt erſchienen, eine, im Jahr 1817 vom Obriſtlieutenant **Johnſon** vollbrachte **Reiſe aus Indien nach England**, durch Perſien, Georgien, Rußland, Polen und Preußen. Dieſe Straße ſcheint immer mehr gebahnt zu werden; allerdings ein Vortheil für Geographie, Geſchichte und Alterthümer. Man durchreiſt mit Leichtigkeit bewohnte, und ziemlich cultivirte Länder; das perſiſche Clima, beſonders im nördlichen Theile, iſt gemäßigt und ſagt den Europäern zu; man hat weder große Hinderniſſe zu überwinden, noch große Strapatzen auszuſtehn, noch ſtarke Ausgaben zu machen, und für einen unterrichteten Beobachter giebt es doch immer viel neues, intereſſantes zu ſehn, ein Vortheil, der auf dem gewöhnlichen Seewege um das Vorgebirge der guten Hoffnung wegfällt. Dieſe Gründe beſtimmten auch Johnſon, ſeinen Weg zu Lande, und faſt in gerader Linie von Bombay nach Hamburg zu nehmen. Doch begann er die Reiſe mit einer Seefahrt nach dem perſiſchen Meerbuſen auf einem Kauffartheyſchiffe, auf welchem ſich nicht weniger als 136 Paſſagiere, unter andern auch Muſelmänner mit ihren Weibern befanden, die von Carnate kamen und nach Mecca wallfahrteten. Die engliſchen Officiere fürchteten bei dieſer Ueberfahrt blos die Seeräuber, Aldſchiwaſan genannt, welche den Meerbuſen höchſt unſicher machen. Man weiß, daß ſie jedesmal, wenn ein Schiff in ihre Hände fällt, die ganze Mannſchaft ohne Ausnahme ermorden. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie unterhält zwar Kreuzer gegen ſie, auch ſind die Packetböte bewaffnet, welche Depeſchen von Bombay nach Baſſora bringen, aber alles das iſt nicht hinreichend, die Räuber im Zaume zu halten. 1809 lief eine Escadre von Bombay gegen ſie aus, und zerſtörte ihre Schlupfwinkel auf der arabiſchen Küſte, allein es währte nicht lange, ſo zeigten ſie ſich wieder, und Johnſon meint, es gebe kein anderes Mittel ſie zu vertilgen, als wenn man am Eingang des perſiſchen Meerbuſens einige Inſeln oder Punkte an der Küſte in Beſitz nähme; was doch nicht geſchehen kann, ohne die Erlaubniß und den Beiſtand des Iman von Maſcate.

Das Gemählde, welches Johnſon im Allgemeinen vom perſiſchen Reiche entwirft, die Thatſachen und Anecdoten, welche er erzählt, und von welchen er oft Augenzeuge war, beweiſen eben nicht, daß die Perſer unter Feth Ali Schach ſehr glücklich ſind, wie einige Neuere uns haben überreden wollen. Die Menge der Armen iſt ſo groß, daß drei Viertel der Nation betteln oder rauben und ſtehlen müſſen. Unbewaffnet kann man nicht von einem Dorfe zum andern reiſen, und oft plündert ein Kerl in Lumpen einen andern Lumpenkerl, weil deſſen Lumpen noch ein wenig mehr zuſammen halten.

Es ſcheint, daß dem Herrn Engländer noch vieles neu geweſen, was Jedermann längſt weiß, denn ſo ſpricht er unter andern von den Koſacken und ihrem Hetmann Platoff mit einer Weitläufigkeit, als ob von einer unbekannten Nation im Innern von Africa die Rede wäre. Eben ſo macht er es in Polen, und bis nach Hamburg. Dieſer Thorheit der Reiſebeſchreiber, nie zur rechten Zeit endigen zu können, verdanken wir ſo unzählige Beſchreibungen von Teneriffa, Madera u. ſ. w. aus welchen man nie etwas neues lernt. So finden ſich in dieſem Werke 100 Seiten über alte ruſſiſche Provinzen, die in 100 andern Werken zur Genüge beſchrieben ſind. Doch mag es von Nutzen ſeyn, daß der Verfaſſer ſeine Reiſeroute ſowohl als ſeine Ausgaben pünktlich aufgeſchrieben hat. Die Reiſe von Bombay bis nach London hat ihm, Alles in Allem, 220 Pfund Sterling gekoſtet. —

— Vom Grafen Andreoſſy iſt erſchienen: Reiſe an die Mündung des ſchwarzen Meeres, oder Verſuch über den Bosphorus u. ſ. w. mit Charten und Zeichnungen. Das erſte Buch, der thraciſche Bosphorus betitelt, iſt beſtimmt zu beweiſen, daß der Canal des ſchwarzen Meeres keinesweges ſeine Bildung einer außerordentlichen Begebenheit verdankt, ſondern daß er ſo alt iſt, als die beiden Meere, die durch ihn zuſammenhängen. Das zweite Buch beſchreibt den Lauf der Gewäſſer, die Conſtantinopel beſpülen.

In der flüchtigen Ueberſicht, welche die Vorrede liefert, zeigt der Verfaſſer ſowohl den Staatsmann als auch den geübten Schriftſteller. Von Sultan Mahmud II. erweckt er große Begriffe. Dieſer Monarch hat in zwei Jahren die Janitſcharen gänzlich gezügelt; die Geiſtlichkeit, die ſonſt bei Revolutionen im Serail immer auf der Seite der Janitſcharen ſtand, von dieſen getrennt; die Wechabis zerſtreut und die Wallfahrt nach Mecca wieder hergeſtellt; Widdin und Servien wieder erobert; die rebelliſchen Paſcha's und Aga's unterworfen oder hingerichtet. Um ſich ſelbſt das Regieren nicht bequem zu machen, hat er einen Vezier gewählt, der ein ſehr mittelmäßiger Kopf iſt. Der Sultan ſelbſt führt ſtrenge Aufſicht über den Divan, und läßt ihm nur einen Schatten von Macht. Er iſt thätig, arbeitſam, verſchloſſen, ein eifriger Beobachter der Religions-Pflichten, ſeinem Worte treu, mäßig und von ehrbaren Sitten. Kurz, der Verfaſſer hält ihn für ein Phänomen in der Türkey.

Die Officiere, mit deren Hülfe Graf Andreoſſy ſeine ſchöne Charte aufgenommen, werden dankbar genannt, und es wird hinzugefügt: „Während der fürchterlichen Peſt in den Jahren 1813 und 14 war es, als ich bald mit dieſem bald mit jenem dieſer Officiere die Gegenden um den Bosphorus und Conſtantinopel durchſtrich, gewiſſermaßen eine neue Eroberung für die Geographie, die Topographie und die Künſte. Vorzüglich im zweiten Jahre hatten wir ein freyes Feld für unſere Excurſionen; denn alle griechiſche Dörfer waren verödet, der Schrecken hatte die Bewohner derſelben in die Wälder getrieben. Selbſt die Türken, ſo ſehr ſie ſonſt dem Schickſal vertrauen, hielten ſich verſchloſſen in ihre Wohnungen. Tiefe Stille herrſchte überall, die nur, wenn man den Dörfern ſich nahte, durch das Geheul der hungernden, verlaſſenen Hunde unterbrochen wurde. —

— In engliſcher Sprache ſind die Reiſen des berühmten Venetianers Marco Polo neu aufgelegt, und von Marsden, dem bekannten Geſchichtſchreiber von Sumatra, mit Noten begleitet. Marco Polo's Ruhm hat durch die Fortſchritte der Geographie ſich nicht allein nicht vermindert, ſondern man hat vielmehr immer neuen Grund gefunden, ſeine Genauigkeit und Wahrheitsliebe zu bewundern. Seine Zeitgenoſſen meinten, er erzähle ihnen Mährchen, weil China damals noch ſo ganz unbekannt war; allein was er ſelbſt geſehn, iſt ſtets richtig erfunden, und wenn er eine Sache nur von Hörenſagen weiß, ſo zeigt er, wie Herodot, es immer treulich an. Marsden iſt lange auf der Inſel Sumatra geweſen, konnte folglich Marco Polo's Beſchreibung von dieſer Inſel beurtheilen, und fand ſie äußerſt genau. Sein mühſamer und gelehrter Commentar, der beſtimmt iſt, jedes Dunkel aufzuhellen, enthält nicht weniger als 1529 Bemerkungen, und liefert alle die Stellen der neuern Schriftſteller, in welchen von denſelben Gegenſtänden die Rede iſt, deren Marco Polo erwähnt hat.

— Ein Prachtwerk, welches ſchon vor zwei Jahren erſchien, iſt **Ayton's Reiſe rund um Großbritannien.** Wir wollen nur Einen auffallenden Gegenſtand ausheben: der Leuchtthurm auf einem Felſen unweit des ſüdlichen Vorgebirges von St. Bride's Bay hat eine fürchterliche Lage, ſteht 7 Meilen vom feſten Lande und iſt ganz dem atlantiſchen Ocean Preis gegeben. Der Fels ragt nur 6 Schuh über das Zeichen der höchſten Fluth hervor, ſo daß die See bei der geringſten Bewegung ganz darüber hinſchlägt, und bei heftigem Süd- oder Weſtwinde in ungeheuern Wogen 30 Schuh höher ſteigt. Und doch wohnen dort drey Menſchen! Im Jahr 1812 waren dieſe drei Wächter in einer ſchrecklichen Lage, denn einer der Eichbäume des Fundaments war vom Sturm zerbrochen, die übrigen locker gemacht, die Laternen herab geſchleudert, die Cajüte zerſplittert, und ſo litten ſie in gänzlicher Dunkelheit 15 Tage den Tod, ehe die erſeufzte Hülfe kam. — Bei dem großen weſtlichen Vorgebirge der Inſel zu Holyhead ſieht man ungeheure Abgründe, weite Höhlen, Leuchtthürmer und eine **Seilbrücke**, auf der man über einen Arm der See geht. Sie iſt aus einem Netz von ſtarken Stricken gemacht, die Seiten ſind etwa 4 Schuh hoch, und der Fußboden von Tannenbretern etwas über eine Elle breit. An beiden Enden iſt ſie mit eiſernen Bolzen in den Fels befeſtigt. In der Mitte beugt ſie ſich tief hinab, ſo daß ſie wie ein umgekehrter Bogen ausſieht. Sie iſt 80 Fuß lang, und der niedrigſte Theil ſteht 70 Fuß hoch über dem Meere. Man behauptet, die Befeſtigung ſey hinlänglich ſicher, aber die Brücke knarrt und beugt ſich beim Darübergehn dermaaßen, daß auch dem Herzhafteſten nicht wohl zu Muthe wird. Bei heftigem Winde kann man ſie gar nicht paſſiren, wegen der Gewalt des Windes und wegen des durchnäſſenden Seewaſſers, welches der Sturm hinaufſchleudert. Vor Errichtung derſelben war der Uebergang noch weit gräßlicher, denn er beſtand blos in einem Seile, zu beiden Seiten an die Felſen befeſtigt, und in einer Wiege die daran hing, in die der Reiſende ſich legen und dann, vermittelſt eines Strickes und Globens ſich auf die andere Seite ziehen mußte. —

— Gleichfalls in engliſcher Sprache hat ein Officier, in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie, ein Werk über den Urſprung der Pindaries herausgegeben, deren in den engliſchen Nachrichten aus Oſtindien ſo häufig erwähnt wird. Sie ſind ganz das, was in Europa die Koſacken zu jener Zeit waren, als ihre Setſcha noch beſtand; ſind Mahomedaner, nennen ſich Brüder untereinander; ihre Anzahl beläuft ſich höchſtens auf 40,000. In Friedenszeiten leben ſie vereint in kleinen Geſellſchaften von 100 bis 200 Mann, unter Anführern, die Morladar oder Tokdar heißen. Das Land, das ſie bewohnen, iſt äußerſt unfruchtbar und wild, und da ſie, bei ihrem Hang zum Kriege, auch keine Neigung haben es anzubauen, ſo iſt es jezuweilen bloſer Hunger, der ſie zum Kriege zwingt. Sie reiten, wie die Koſacken, eine kleine, ſchnelle, dauerhafte Art von Pferden, die ſie, wie die Koſacken, mit väterlicher Zärtlichkeit lieben. Im Kriege bleiben dieſe Pferde die ganze Nacht über geſattelt, und der Pindarie ſchläft nie anders als mit dem Zaume in der Hand. Doch ziehen ſie ſelbſt keine Pferde, ſondern, was ſie nicht erbeuten, kaufen ſie von den Mahratten. Ihre Waffen ſind Lanze und Schwerdt, nur wenige haben Flinten mit Luntenſchlöſſern, den meiſten ſind ſie zu ſchwer. Der geſchickteſte ihrer jetzigen Anführer iſt Bokſu, ein ſchöner Mann von 35 Jahren, athletiſch gebaut, und der es ſogar gewagt hat, die engliſchen Beſitzungen anzugreifen, aber bei dieſer Expedition ſeine zwei Pferde, Fahne, Trompete und Flinte verlohr, und kümmerlich zu Fuße ſein Leben rettete.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 17. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Politik. (Fortſetzung.)

„Wenn Frankreich, außerordentliche Fälle ausgenommen, von der Continental-Politik ausgeſchloſſen iſt, ſo erſcheint es hingegen berufen zu der eine große Rolle zu ſpielen, ja den Mittelpunct dieſer neuen Ordnung zu bilden. Von der Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere giebt es kein Schiff, welches nicht mit jedem franz. Schiffe in permanenter Allianz ſtünde; und es iſt merkwürdig, daß ſelbſt die Landſchlachten, zwiſchen den Armeen der verſchiedenen Mächte, ihre Vereinigung zur See nicht unterbrechen durften, weil, was auch zu Lande vorfallen möchte, der gemeinſchaftliche Feind doch immer auf dem Meere bliebe." (Es verſteht ſich, daß England gemeynt iſt.) — Das einzige neue Syſtem, welches Herr v. Pradt zu Lande Frankreich angemeſſen hält, iſt: Neutralität und Mäſſigung gegen Alle. Gebe Gott daß dieſer ſein Rath befolgt werden möge, ſo darf Europa einer langen Ruhe entgegen ſehen.) „Das europäiſche Syſtem, ſagt er, iſt in Hinſicht auf Frankreich gemacht. Ludwig XIV. und Napoleon haben es erzeugt. Sie wollten Frankreich durchaus furchtbar machen, und darum wurde es am Ende gar ausgeſchloſſen. — Jetzt iſt ſeine Sicherheit ihm als Preis ſeiner Vereinzelung garantirt worden; allein ſo bald es ein Symptom perſönlichen Ehrgeizes, oder das Verlangen, directen Einfluß wieder zu erlangen, blicken ließe, würde man begehrig (exigeant) gegen daſſelbe werden. Es bleibt ihm alſo nur dreierley zu beobachten übrig: 1. es erhalte ſeine Unabhängigkeit, indem es jede Allianz vermeide. 2. es verſtärke ſeine militäriſche Umgebung, und ſchaffe ſich eine innere Vertheidigung. 3. es bilde eine diplomatiſche Schule. — Seitdem Preußen vor den Thoren von Metz ſteht, und das Königreich der Niederlande an die Stelle einer ſchwachen Abtheilung der öſterreichiſchen Monarchie getreten iſt, ſeitdem giebt es keine Schutzmauer von dieſer Seite, und man muß durchaus neue Vertheidigungsmittel zu den ſchon vorhandenen fügen. Die Hauptſtadt von Frankreich iſt der Grenze zu nahe. — Die, vormals verlaſſene, Linie der Somme ſollte wieder hergeſtellt werden. Man muß die offenen Zugänge von Luxenburg nach Paris, von Baſel und Genf nach Lyon verſchließen; man muß im Innern Frankreichs feſte Puncte und Arſenale anlegen; denn von Arras bis Perpignan und Bayonne, das heißt, auf der ganzen Länge des Reichs giebt es nicht einen einzigen feſten Punct. Eine von der Grenze zurückgetriebene Armee weiß nicht wo ſie ſich anlehnen oder ein depot niederlegen ſoll." —

Das vierte Capitel betrachtet das ſüdliche Europa, Italien, Spanien und Portugall. Von Spanien ſagt Hr. v. Pradt: „dieſes unglückliche Land rennt ſichtbarlich einer unvermeidlichen Cataſtrophe entgegen. Es iſt offenbar, daß eine große Revolution Spanien bedroht, und, wenn man auf den National-Character der Spanier Rückſicht nimmt, ſo iſt klar, daß dieſe Revolution ſchrecklich ſeyn wird. Nie wurde mehr brennbarer Stoff geſammelt: Zwietracht im Innern, Krieg von außen, vertrockender Wohlſtand, Mißcredit der nicht höher ſteigen kann, herrſchende Plane und Ideen, die einem Lande nur verderblich werden können, Aberglaube, Abſonderung, Rache, Trennung der Kaſten — das iſt das aufgehäufte Geräth des Verderbens, in deſſen Mitte Spanien herum taumelt. Es hat kein Geld, und es bekriegt dasjenige Land, welches ihm Geld liefern würde, wenn man es in Ruhe ließe. Es hat keine Menſchen, und es ſchicket ſeine ſtärkſten Söhne nach Amerika. Der Handel iſt ihm unentbehrlich, und es giebt ihn den Corſaren Preiß. Nie gab es eine Lage dem Abgrunde näher." —

„Eigentlich hat England nur zwey große Intereſſen auf dem Continent, deren Eines in directer, das andere in indirecter Beziehung mit ihm ſteht: das von ihm geſchaffene Königreich der Niederlande, und Hanover, das Familien-Königreich ſeiner Beherrſcher. In allen übrigen, wenn das allgemeine Gleichgewicht nicht bedroht wird, iſt ſein Intereſſe faſt null. Es muß Frankreich und Rußland bewachen, Portugall und Neapel ſchützen, von Spanien Nutzen ziehen, übrigens aber auf die Erhaltung der gewöhnlichen Verhältniſſe zu den übrigen Staaten ſich beſchränken." —

Das fünfte Capitel vergleicht die alte

politiſche Ordnung mit der neuen. „Der Character der erſten war das politiſche Gleichgewicht. Der der jetzigen iſt Mangel jener Gleichheit, die Allen ſchützend war. Zwei Coloſſe haben ſich erhoben, England und Rußland. — Die Bürgſchaft der Ruhe iſt nicht mehr in den Sachen ſondern blos in den Menſchen, folglich iſt ſie gebrechlich, tauſend Urſachen können ſie vernichten. Sie beſteht eigentlich nur noch im heiligen Bunde. — Aber alle Mächte befinden ſich in einem Stande, den man den Zuſtand der eigenen Erhaltung nennen kann, und dieſer Zuſtand verhütet Kriege und vereinfacht ſehr die Räder der politiſchen Maſchine. Wenn man ſich erinnert, woher, ſeit dem ſpaniſchen Succeſſionskriege, die ewigen Kriege, welche Europa erſchüttert haben, entſtanden ſind, ſo findet man jezt nichts mehr von dem allen. Es giebt keinen ſpaniſchen Thron mehr zu vergeben, noch ſpaniſche Domanen zu theilen, keine ſpaniſchen Niederlande, kein Mayland noch Neapel, kein Sardinien noch Sicilien, die Alle damals lockten. Es giebt keine öſterreichiſche Erbſchaft, kein Schleſien mehr; es giebt kein Polen mehr zu theilen noch ein Bayern wegzunehmen. Der ſchwache halbe Mond wird friedlich regieren in den ihm vorgeſchriebenen Grenzen. Folglich mangeln alle Gegenſtände, die im 18. Jahrhundert Kriege verurſachten. — Aber eine andere Frage iſt: ob dieſe Ordnung der Dinge dem Intereſſe von Europa angemeſſener ſey, als die, welche Napoleon beabſichtigte? — Freylich lag in ſeinem Plane die Obergewalt (Suprématie) Frankreichs, allein ſo unangenehm jede Obergewalt auch iſt, ſo war dieſe doch weniger drohend (!) und eher abhülflich (remediable) als die von England. (!!) Napoleons Obergewalt würde ein Ziel gehabt haben, er ſelbſt wäre endlich abgeſtorben, und ſo hätte ſich alles wieder in's alte Gleis gefügt, (!) ſtatt daß jezt die Abhängigkeit durch die Natur der Sache beſtimmt iſt.“ (Gerade umgekehrt.) —

Das ſechſte Capitel ſoll den Geiſt der jetzigen Politik darſtellen. „Der Sturm iſt vorüber. Auf 25 jährige Erſchütterung werden lange Tage der Ruhe folgen. (das gebe Gott!) Denn nur zwey Urſachen veranlaſſen politiſche Stürme: 1. Politiſche Rechte und Berechnungen. 2. Perſönlicher Character der Lenker der Politik. Nun ſind aber jezt alle Rechte feſt beſtimmt; alle Staaten fühlen das Bedürfniß, das verlohrne Blut zu erſetzen; England trägt eine Schuldenlaſt von 20 Milliarden: Frankreich braucht, blos um jährlich 200 Millionen Intereſſen zu bezahlen, ein ganzes Drittel ſeiner Einkünfte; Preußen borgt: In Oeſterreichs Finanzen herrſcht Unordnung und Verwirrung — wir müſſen die Armuth ſegnen, welche die koſtbare Frucht des Friedens trägt. Was die perſönliche Stimmung der Machthaber anlangt, ſo iſt ſie feyerlich für den Frieden erklärt worden; und wenn Europa einmal zu einer Art von Vormundſchaft verurtheilt war, ſo iſt es doch tröſtlich, daß die Vormünder ſo friedlich geſinnt ſind.“

„Eine eigene Rolle in der Geſchichte ſcheint dem Kaiſer Alexander aufbewahrt zu ſeyn, dem zweiten Gründer des ruſſiſchen Reichs; er wurde es, indem er deſſen Grenzen ergänzte und feſt ſtellte. Ihm bleibt nichts weiter übrig, als das Innere des von ihm gebildeten Rahmens zu verzieren. Peter konnte nicht eigentlich die Ruſſen civiliſiren, ſondern ſie nur der Barbarey entreißen, und von den Sitten des Orients und der Tartarey ſie zu denen des Occidents und Europa's überführen; er konnte eigentlich nur andere Menſchen aus ihnen machen, als ſie zuvor waren, nicht aber Menſchen, die ſchon den übrigen glichen. Er kämpfte nur noch gegen die Barbarey und ſiegte, indem er, wie Friedrich ſich ſehr ſchön ausdrückte: auf ſein Volk wirkte wie Scheidewaſſer auf Eiſen. Durch dieſen Sieg wurde die Civiliſation eingeführt, jezt kommt es nur noch darauf an, ihr Ausdehnung zu geben, und das iſt es, woran der Kaiſer Alexander auf eine Art arbeitet, welche den Dank der Welt wie ſeines Volkes verdient.“

„Es giebt aber auch noch Nebenumſtände, welche den Frieden verbürgen. Unter den Monarchen, welche ihn proclamirt haben, herrſcht eine doppelte Gleichheit, die des Alters, und die der erlebten Schickſale. Drey derſelben ſtehen in der Mitte ihrer Laufbahn. Das lange Leben, welches ohne Zweifel der Himmel ihnen beſtimmt, und welches wir alle ſo herzlich wünſchen müſſen, wird beitragen ihr Werk zu befeſtigen. Dieſelbe Wirkung verdanken wir den beſtändigen Annäherungen, die ſeit fünf Jahren zwiſchen ihnen ſtatt gefunden haben. Je glorreicher und ſchwieriger das Werk war, je mehr werden ſie alles anwenden, um es dauerhaft zu machen. Sehr merkwürdig iſt auch daß, durch den auffallendſten Wandel des Glücks, vier dieſer Fürſten die Macht wieder erlangt haben, die ihnen entriſſen war, oder deren anſehnliche Verminderung ſie zu fürchten hatten. Ohne von Frankreich zu reden, hat man die Hauptſtädte Rußlands, Oeſterreichs und Preußens occupirt geſehen; man hat die Unglückſchwangern Wort ertönen hören: dieſes oder jenes Haus hat aufge-

hört zu regieren: man hat an mehr als einem Orte fürchten müſſen, nichts weiter zu behalten, als was der Sieger laſſen wollte. Selbſt England, obgleich von den Elementen geſchützt, war nicht immer ſicher. Welche Lehren der Mäſſigung! noch verſtärkt durch das Schickſal jenes Unmäſſigen! dergleichen hatte ſich noch nie vor den Augen der Menſchen zugetragen. Wer dem Sturm entgangen iſt, ſtellt ſich nur mit Vorſicht neuen Stürmen bloß. — Muthmaßlich werden die politiſchen Geſchäfte ſich lange Zeit auf ſchiedsrichterliche Ausſprüche und freundſchaftliche Vermittelungen beſchränken. — Was aber noch mehr als alles übrige einen langen Frieden verbürgt, das iſt das jetzige allgemeine Streben nach Handel und wechſelſeitigem Verkehr der Völker. — Europa gleicht jetzt einem Schiffe, auf welchem, nach dem Sturme, Jeder das ſeinige wieder zuſammen ſucht. Und ſo wird aus dem wüthendſten Kriege, den Europa jemals erfahren, der längſte Friede hervorgehen, den es jemals genoſſen hat. Auch die Einrichtung repräſentativer Verfaſſungen wird ein mächtiger Hebel ſeyn, den Frieden zwiſchen den Nationen zu erhalten.“

Das ſiebente Capitel handelt **von den allgemeinen Angelegenheiten der Zukunft.** Hier werden Amerika zwei Regeln vorgeſchrieben: 1. ſich aller Theilnahme an den europäiſchen Angelegenheiten zu enthalten, 2. nicht zu dulden, daß Europa ſich in die Seinigen miſche.

Von **Rom** ſagt Herr v. **Pradt**, es befinde ſich, ohne es zu wiſſen, mitten in einer Revolution, die es von allen Seiten umſpinne, deren Grund es nicht erkenne und deren Folgen es nicht ahne. Es habe die Religion an den Rand des Abgrundes geführt.

Das achte Capitel beſchäftigt ſich mit der **Erklärung des Aachner Congreſſes.** Hier fragt Hr. v. P., „was iſt das für ein neues Tribunal, welches ſich über Europa erhebt? ſind es Amphictronen? worauf gründet es ſeine Autorität? wo iſt die Grenze derſelben? wer wird ſie in Bewegung ſetzen? wem kommt es zu? auf wen kann dies Tribunal wirken, wenn nicht auf ſich ſelbſt? denn Europa iſt in ihm, alles übrige iſt nichts neben dieſen fünf Mächten. Wenn Zwiſtigkeiten zwiſchen ihnen ſelbſt entſtehen, wie werden die Getrennten ſich einigen, um **eines** Sinnes zu werden? und wie können ſie einig bleiben ohne **eines** Sinnes zu ſeyn? (unis sans accord) man ſieht, alles dies ermangelt der Genauigkeit und der Klarheit, dieſer beiden Elemente der diplomatiſchen Sprache.“

„Der Hauptartickel fehlt in jener Erklärung ganz, nemlich der, welcher die mögliche Zwiſchenkunft der Mächte bei innern Unruhen eines Landes betrifft. Bis zu welchem Grade geben ſolche Unruhen ein Recht ſich hinein zu miſchen? hat Ein Theil das Recht, an eine ſolche Zwiſchenkunft zu appelliren?“ (man ſieht, daß Herr v. P. beſonders Frankreich im Auge hat, wo er die Möglichkeit innerer Unruhen ahnet, ohne es ſagen zu wollen. Allein er mangelt nicht zu erinnern, daß Jeder im Innern unabhängig ſeyn müſſe, und ſonſt nichts unabhängiges exiſtiren würde, als das Recht des Stärkern.) „Wenn eine große Veränderung in der Regierungsform eines Landes vorginge, gäbe das ein Recht zur Zwiſchenkunft; würde man ein Volk zwingen, Einrichtungen, **oder auch Perſonen**, anzuhängen, mit welchen es erklärt hätte ſich nicht vertragen zu können?“ (hier hatte er offenbar die Bourbons im Auge.) „Zu ſolchen Fragen iſt man um ſo mehr berechtigt, da viele Phraſen der Aachner Erklärung an den **heiligen Bund** erinnern, den man bey ſeiner erſten Bekanntmachung, die **Apocalypſe der Diplomatik** genannt hat. — In dem ganzen Ton einiger diplomatiſchen Aktenſtücke hat man einen Hang zur Myſtik zu erkennen geglaubt, der in der Politik dieſelbe Wirkung hervorbringt, als der **Oſſianismus** in der Literatur. In beiden Fällen iſt die Gattung falſch. Den Hauptplatz der Welt muß man weder **hinter** Wolken noch **über** Wolken aufſchlagen. — Die großen Intereſſen der Nationen können nicht mit Fantomen behandelt werden. Die Politik liebt feſte Körper, und überläßt dem Ixion eine Wolke zu umarmen.“

Das neunte Capitel ſoll den **Geiſt der europäiſchen Völker** zeigen. Er ſoll ganz conſtitutionell ſeyn, das heißt: den willkührlichen Regierungen durch feſte Einrichtungen Schranken ſetzen, da jene den neuen Völkern unerträglich ſchienen, weil ſie mit der, von ihnen erklimmten, Stufe der Civiliſation unvereinbar ſind. — Aber es gilt gleichviel (meynt Hr. v. P.) ob die Völker gar keine Conſtitutionen haben, oder ob ſie ohne ihre Theilnahme gemacht worden ſind. Dieſe Theilnahme ſey durchaus nothwendig. — Täglich ſehe man neue, conſtitutionelle Staaten entſtehen. Dieſe Ordnung der Dinge habe die Majorität von Europa für ſich, denn von 150 Millionen Einwohnern, welche, die Türkey ausgenommen, Europa in ſich ſchließe, würden bereits 80 durch Conſtitutionen regiert. (Wir zweifeln an der Richtigkeit dieſer Rechnung, denn, außer England, Frankreich, der Schweitz, Polen und einigen kleinen deutſchen Staaten, kennen wir kein europäiſches Land, wo eine Conſtitution eingeführt wäre; dieſe haben aber alle zuſammen noch keine 60 Millionen Einwohner. Wäre aber auch die Rechnung richtig, nun ſo müßte man ja ſchon gar deutlich erkennen, welch' eine höhere Glückſeligkeit unter dieſen achtzig Millionen, mit jenen Siebzigen verglichen, zu finden ſey? davon iſt aber noch nichts zu merken, und wenn ein rechtlicher Mann, unter ſonſt gleichen Umſtänden, die Wahl hat, ob er lieber in Oeſterreich und Preußen, oder in Frankreich leben wolle? ſo wird keiner ſchwanken, das erſtere vorzuziehen. Denn man leſe nur die ſaubern Facta, die faſt täglich in der bibliotheque historique u. a. m. aufgeſtellt werden.) —

Daß die conſtitutionelle Verfaſſung bald allgemein ſeyn werde, daran zweifelt Hr. v. **Pradt** nicht, denn, ſagt er: „wie könnte die Eine Hälfte von Europa auf eine Weiſe regiert werden, die der der andern Hälfte gerade entgegen geſetzt wäre?“ (Der gute Mann vergißt, daß er in ſeinem Werke über die Colonien ausdrücklich geſagt hat: vermuthlich würden in Amerika neben den Republiken auch Monarchien entſtehen; denn die Natur liebe die Mannichfaltigkeit.) —

Blick auf die Oeſterreichiſche Literatur.

(Eingeſandt.)

Die Oeſterreicher bleiben doch unſere lieben Landsleute, wenn man gleich uns andere Deutſche in Wien nicht ſelten mit der Frage in Verlegenheit ſetzt: „Sie kommen halter aus Deutſchland?“ Als Deutſche und als fortſchreitende Mitmenſchen muß uns ihre Literatur intereſſiren, wovon oft die beſten Producte in Nord-Deutſchland wenig bekannt werden. Daher kömmt es wohl, daß man ihnen bald Stilleſtand in der Aufklärung, bald eine geiſtige, zu ſtrenge Gängelung nachſagt. Wir erlauben uns in dieſer Rückſicht einige vielleicht fortzuſetzende Mittheilungen, über die dortige neuere Literatur, wobei wir uns beſonders der in Wien erſcheinenden Chronik der Oeſterreichiſchen Literatur mit bedienen. Was zuerſt die literariſche Productivität anlangt, ſo hat man dieſe gegen frühere Jahre ergiebiger gefunden, und die Anzahl der im Leipziger Oſtermeßcatalog von 1818 angezeigten Oeſterreichiſchen Werke, beläuft ſich auf 217, worunter weder die Nachdrücke, (ſchreibe leider! **Nachdrücke**) Gebetbücher, noch Zeitſchriften, und andere Bücher aus Tyrol, Salzburg ꝛc. begriffen ſind. Der Verlagsorte ſind nur wenige: Wien, Prag, Grätz, Peſth und Linz.

Außer den früher bekannten Zeitſchriften, wie die Vaterländiſchen Blätter u. ſ. w. iſt im vorigen Jahr eine Kärntneriſche Zeitſchrift, und in Ofen eine dergl. unter dem Titel: „Zeitblätter für Freunde wahrer Menſchenbildung,“ erſchienen, an welcher letztern Catholiken und Proteſtanten mitarbeiten ſollen.

Denen, die ſich gern in das Mittelalter verſetzen, wird ein artiſtiſch-hiſtoriſches Werk willkommen ſeyn, das die Brüder Köpp von Felſenthal, unter dem Titel: „Hiſtoriſch-maleriſche Darſtellungen von Oeſterreich“ angefangen haben. Die erſchienenen 28 Blätter enthalten lauter Gegenden, Schlöſſer und Ruinen vom Herzogthum Oeſterreich, und die treffliche Ausführung wird ſehr gerühmt. Der hiſtoriſche Text iſt deutſch und franzöſiſch. Als dieſe und andere Schlöſſer in Deutſchland überall zu hunderten auf den Höhen thronten; wie mag es da in den Hütten der Armuth und des Frohndienſtes in den Thälern ausgeſehen haben. Ein mahleriſches Taſchenbuch für Freunde intereſſanter Gegenden der Oeſterreichiſchen Monarchie, mit Kupf. iſt jetzt bis zum 7. Jahrgang gediehen. Für die allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit, hat der Hiſtoriograph Herr von Hormayr einige Bände, als Fortſetzung von Millots allgemeinen Weltgeſchichte geliefert. (Keine leichte Aufgabe, wenn man die beengenden Verhältniſſe einer nahen Zeit, und ſeiner Vorgänger berückſichtigt, von dem ſein Freund d'Alembert ſagte, daß er bei dieſem Abbé die wenigſten Vorurtheile gefunden habe)

Ein Dr. Belteki hat in lateiniſcher Sprache eine ſyſtematiſch-praktiſche Ueberſicht der zahlreichen Mineralquellen von Siebenbürgen bekannt gemacht. Er klagt, daß die Siebenbürgen doch lieber andere Bäder, als ihre eigenen, beſuchen. Freilich giebt es dort nicht die Luxusreize der berühmten Bäder. Der Recenſ. bemerkt hiebei: „Glückliches Erdelyen, „das aus ſeinen Heilquellen bis jetzt nur noch Geſundheit ſtrömt, und nichts von alle dem kennt, „womit zu Spaa, zu Achen, zu X und Y mancher „vergiftet wird, der dort ſein verlohrnes Heil ſucht.“ Als Sonderbarkeit bemerken wir, daß der Verf. unter den Krankheiten auch eine Febris amatoria, Liebesfieber, anführt. Die es haben, wollen wohl ſelten kurirt ſeyn.

Für die Mineralogie, die ſeit 15 Jahren ſo viel Fortſchritte gemacht hat, iſt eine zweite Auflage von dem Mineralogiſchen Handlexicon des verdienten Studiendirectors Zapre erſchienen. Bei der Mühſamkeit ſolcher Werke erinnert der Rec. an das Bonmot des ketzeriſchen Lord Bolingbroke. Dieſer ſagte: ‚Wenn er der Schwachheit zu beten fähig wäre, ſo würde er Gott auf den Knien dafür danken, daß er Leute ſchuf, die ſich der Mühe unterziehen konnten, die Worte von vorne zuſammenzureimen, d. h. ein Wörterbuch zu compiliren.“

Für die Jugend hat ein Herr Knieſchek in Prag, (als erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch) „Fabeln und Erzählungen zur Bildung des Verſtandes und Beſſerung des Herzens herausgegeben. Wir ſchreiben folgende ab: **Der Wetterhahn und der Eisbock.** Bei einem ſtarken Eisſtoße klagte der Eisbock dem Wetterhahn auf einem Brückenthurme ſeinen elenden Zuſtand, daß er ſchon theilweiſe zertrümmert und beſchädigt ſey. Wem kannſt du dieſes Unglück wohl anders zuſchreiben, als dir ſelbſt? ſagte der Wetterhahn; denn würdeſt du früher ſchon dem ſtürmenden Eiſe nachgegeben haben, ſo wäre noch Hoffnung geweſen, daß du zu einer andern Beſtimmung als noch brauchbares Holz hätteſt verwendet werden können. Meine Art zu handeln beſtätigt ſchon ſeit 20 Jahren die Wahrheit meiner Rede. Nein, ſagte der Eisbock, ich will meiner Beſtimmung getreu, ſo lange ich Stärke und Feſtigkeit habe, ſtandhaft die Gefahren von der Brücke abwenden, wenn ich nur mit der Ueberzeugung ende, ſo lange ich war, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo geſchahen neue weit ſtärkere Stöße, welche ihn für immer zertrümmerten.“ (Die Idee iſt trefflicher als die Ausführung.)

Von Pelzels Geſchichte der Böhmen iſt die vierte bis zur neueſten Zeit fortgeſetzte Auflage erſchienen, bei der uns folgende Anmerkung des Rec. in der Chronik der Oeſterreichiſchen Literatur einer Anführung werth ſcheint. „Die böhmiſchen und öſterreichiſchen Erbländer waren reifer und eben darum empfänglicher für Joſephs weiſe Reformen; dagegen die Niederlande, Ungarn und Tyrol ſich wider dieſelben ſträubten. Die Zeit iſt noch nicht gekommen, wo der hiſtoriſche Pragmatismus Joſephs Regierung richtig würdigen kann. Seine Reformen hatten den Ländern der Oeſterreichiſchen Monarchie einer gewaltthätigen Umwälzung überhoben; denn Joſeph II. hatte beſſere Anerkennung und geſetzliche Sicherung bürgerlicher Rechte ſchon ſelbſt gegeben.“ (Dieſes Anerkenntniß der großen Verdienſte des hochherzigen Kaiſers iſt ſehr erfreulich. Aber dieſe Stelle giebt auch ſonſt noch viel zu denken. Warum war Tyrol, Ungarn, Belgien nicht empfänglich? Weiß man denn nicht, was für Aberglaube und Pfafferei noch dort herrſcht. – Warum ſoll es noch nicht Zeit ſeyn, Joſephs Regierung ganz zu würdigen? Giebt es dort noch immer Migazzismus und heimlichen Jeſuitismus? Giebt es dort noch Paters Faſt? Mazzioli! Pochlin? Schwerlich; wenigſtens in einer modernern Façon. Damit man aber wiſſe, wider was für Leute der große Kaiſer zu kämpfen hatte *), ſo wollen wir nur ein paar von den tollen Sätzen jenes Pater Faſt anführen: 1) Quodlibet corporis dominici, (Christi) membrum separatim adorandum est, ne illo quidem excepto, unde Praeputium desumtum est. (Cathol. Prüfung 12 Stück 10 S.) 2) In casu collisionis sanam rationem inter et revelationem, rationi renuntiandum est. Da es nur von den Prieſtern abhängt, was ſie als Offenbarung bezeichnen wollen, ſo müßte die geſunde Vernunft der Laien nach dieſem Satze tüchtig in die Klemme kommen. 3) Sancti, qui miraculis suis ipsum Deum excellunt, majori quoque candelarum accensarum numero jure optimo, quam ipse Deus, honorantur. (Cathol. Unter. 3. 24. S.) 4) Ad bella, quae relig. occasione exarsere, evitanda, inquisitionis sacrae rogi saluberrimi plurimum valent. (!) Wie froh muß man in Oeſterreich ſeyn, dieſe Zeiten überſtanden zu haben; und vielleicht iſt es Franz II. vorbehalten, zu den bürgerlichen Rechten Joſephs II., einige politiſche Rechte für ſeine dafür empfänglichen Länder beizufügen, und das erſte Geſchenk durch das zweite (noch mehr im Werthe zu heben.)

Für das Oeſterreichiſche bürgerliche Geſetzbuch, das neben andern, und unter andern in der Erbſchaftslehre einen ſo rühmlichen Platz verdient hat, iſt ein neuer nützlicher Commentar von Michael Schuſter erſchienen, der den frühern mehr theoretiſchen, den Rang im praktiſchen abgewinnen will. —

Für Verbreitung heller Ideen in jenen Ländern dünkt es uns überaus zuträglich, wenn Blumenleſen oder Chreſtomathien aus den beſten deutſchen Autoren über alle Intereſſen des Lebens immer häufiger werden, und wenn ſich viele Leſevereine bilden.

Eine Bildungsſchrift dieſer Art, iſt unter dem Titel angefangen worden: „Ausſprüche der

---

*) Das erſte Circular wollte kein Hofrath der Oeſterreichiſch=böhmiſchen Hofcanzlei unterſchreiben; und der ſchlaue Canzleiſtyl entſtellte des Kaiſers beſte Ideen und Abſichten.

„**Weiſen über Menſchenwohl.** Für gebildete lichtfähige Jünglinge. 1s Heft: Ueber Gott und Unſterblichkeit." Hier ſind Stellen aus den beſten proteſtantiſchen Schriftſtellern mit aufgenommen. —

Von des Conſiſtorialrathes Glaz in Wien: „Nachrichten über die Feier des dritten Jubelfeſtes der Reformation in den ſämmtlichen k. k. öſterreichiſchen Staaten" haben bei fünf Tauſend Exemplare gedruckt werden müſſen. — In Wien iſt eine theologiſche Leihbibliothek errichtet worden.

Im Innviertel ſcheint ſich durch mancherley Leſegeſellſchaften größere literariſche Cultur zu verbreiten. Die Leſegeſellſchaft in Ried ſoll ſich auszeichnen. Dieſer Ort rühmt ſich einer ausgezeichneten Dichterin Frau von Zuſan, geb. Salzer mit Namen, die in mehrere Journale Beiträge liefert. Möge Oeſterreich, dieſes ſchöne Land, im Literariſchen immer mehr jenem politiſchen Spruche nachſtreben: „Oeſterreich über Alles!"

Militairiſche Gegenſtände.

So eben iſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen: Geſchichte des Krieges, den die Franzoſen in Deutſchland im Jahr 1813 beſtanden haben, nebſt einem militairiſchen Atlas, vom General v. Vaudoncourt. Es verſteht ſich, daß die Beurtheilung militairiſcher Operationen ganz außer unſerm Kreiſe liegt. Ohne Zweifel wird das Buch unter dem deutſchen Militair viele geſchickte Beurtheiler und Widerleger finden. Wir halten uns blos an den Nationalgeiſt, der darin ſpukt.

„Mit dem Feldzuge von 1812" ſo hebt die Einleitung an, „hatte man den erſten Act des großen politiſchen Drama's ſpielen ſehen, in deſſen Einem Zwiſchenacte wir uns noch jezt befinden, und deſſen Ende vielleicht eben ſo ſchwer voraus zu ſehen iſt, als deſſen Entwickelung." (Herrlich! alſo höchſtens drei Acte ſind erſt geſpielt worden? und was der Herr General Vaudoncourt von den beiden letzten Acten hofft, giebt er oft deutlich genug zu verſtehen.) — „Eine mächtige Parthei in Deutſchland, die ihre Plane unter dem Mantel des Patriotismus zu verſtecken wußte, hatte Gährung in allen Claſſen der Geſellſchaft verbreitet. Dieſe Parthei, die ſich ſchon ein Jahr früher ſtark genug glaubte, um ein Bündniß gegen das franzöſiſche Kaiſerreich zu bewirken, war, durch die Erſcheinung der franzöſiſchen Armeen an der Oder, und beſonders durch die nach Moscau führenden Siege, für den Augenblick zum Schweigen gebracht worden. Aber die großen Verluſte, die Frankreich erlitt, und die übertriebene Einbildung von der Macht eines Feindes, (nemlich der Ruſſen) der ſein Glück durch Vorgaukeln von Siegen zu bedecken ſuchte — (bravo Herr Franzos!) — belebte den Tugendbund und deſſen Hoffnungen aufs neue. (Die geweſenen Mitglieder dieſes geweſenen Bundes werden lächeln, wenn ſie leſen, welchen gewaltigen Einfluß der Herr General ihnen zuſchreibt. In Deutſchland wiſſen wir nichts davon.) —

„Die politiſche Lage von Europa, und die Richtung, welche der Tugendbund dem öffentlichen Geiſte in Deutſchland gab, waren dem engliſchen Miniſterium nicht entgegen. Es hezte aus allen Kräften."

„Schon als unſere Armeen Preußen durchwanderten, war es leicht voraus zu ſehen, daß, wenn wir unglücklich wären, dieſe Macht von uns abfallen würde. Nicht als ob die öffentliche Meinung in dieſem Lande dem conſtitutionellen Frankreich zuwider geweſen wäre — (wo war denn damals das conſtitutionelle Frankreich?) — denn vernünftigerweiſe kann man doch nur diejenige Meinung die öffentliche nennen, welche die Maſſe der Bürger hegt." (und dieſe wäre Frankreich nicht zuwider geweſen!) — „Aber diejenigen beiden Klaſſen, die unter allen deſpotiſchen Regierungen — (Preußen eine deſpotiſche Regierung!) — den Titel Nation uſurpirt haben, der Adel und die Armee, hatten dem franzöſiſchen Namen unverſöhnlichen Haß gewidmet." (Und mit Recht.) — „Der Adel ſah in der Entwickelung des conſtitutionellen Syſtems den ſichern Vorboten des unvermeidlichen Sturzes des gothiſchen Feudalweſens." (Der Adel muß ein ganz beſonderes Fernrohr gehabt haben, wenn er unter Napoleon ein conſtitutionelles Syſtem ſich hat entwickeln ſehen.) „Die bei Jena zerſtreute Armee litt durch die Entlaſſung, zu welcher der Souverain nach dem Tilſiter Frieden ſich gezwungen geſehen hatte. Auch hatten dieſe beiden Claſſen ſchon 1811, im Verein mit dem, in ihrem Schooſe und unter ihrem Schilde entſtandenen, Tugendbunde die Regierung zu einem Bündniß mit Rußland verleiten wollen." —

„Während des ziemlich ruhig verfließenden Feldzuges (1812) ſetzte die antifranzöſiſche Parthei ihre Schleichwege durch ganz Deutſchland fort, und die Wirkung derſelben ließ ſich ſogar unter den mit uns fechtenden deutſchen Truppen ſpüren, wie jeder franzöſiſche Militair weiß, der damals mit ihnen in Verbindung geſtanden." (Ein ehrenvolles Zeugniß für die deutſchen Truppen.) „Woher dieß Mißvergnügen? in dem Widerwillen gegen einen in der Ferne geführten Krieg darf man es nicht ſuchen

(Die Urſache iſt ſehr leicht in der Nähe zu finden. Jeder rechtliche Mann fühlte das Drückende des franzöſiſchen Joches. Das iſt das ganze Geheimniß.) — „Der Tugendbund bot alles auf, um die Volksmaſſe zu bewaffnen. — Am meiſten ſchrie er über das Königreich Weſtphalen und über das franzöſiſch gewordene linke Rheinufer. — Man ſchämte ſich nicht, zu ſagen und zu ſchreiben, daß Frankreich jederzeit ~~fried~~lich gegen Deutſchland geſinnt geweſen." (und iſt es denn nicht wahr?) „Im Grunde konnte man Frankreich nur ſeine, ſeit 20 Jahren erfochtenen, glänzenden Siege nicht verzeihen." (Die Siege würde man ihm längſt verziehen haben, aber die Ketten, welche jene Siege brachten, die konnte man nicht verzeihen.) Der Herr General ſucht nun zu beweiſen, daß Deutſchland immer der angreifende Theil geweſen.

Bei Gelegenheit der ſchimpflichen Flucht aus Rußland, die der Herr General einen Rückzug nennt, heißt es: „Wenn einſt der Prinz Eugen diejenigen Jahre erreicht haben wird, wo der Menſch nur noch in ſeinen Erinnerungen lebt; wenn er ſich die Thaten in's Gedächtniß rufen wird, die ſeine, noch weit mehr rühmliche als glänzende Laufbahn bezeichnet haben; ſo darf er mit Bewußtſeyn und Wahrheit ſprechen: Die 20 Tage, welche ich zu Poſen zugebracht, gehören zu den ſchönſten meines Lebens; denn es ſind diejenigen, wo er dem Vaterlande am nützlichſten geweſen." (?)

Eine der größten Unverſchämtheiten befindet ſich Seite 28, denn da ſagt der Verfaſſer: „er habe erwieſen, daß die im Jahr 1813 in Preußen geſammelte Armee eben ſo wenig freiwillig geweſen, als die Requiſitionen des National-Convents und die darauf folgende Conſcription." (Beſter Herr General! waren Sie im Jahr 1813, ſo wie wir, in Preußen gegenwärtig geweſen, ſo würden Sie Ihren letzten Blutstropfen dazu verwenden, um noch ein wenig Schaamröthe auf ihre Wangen zu pinſeln.)

Seite 40 und folgende giebt der Verfaſſer ſich alle Mühe, das preußiſche Manifeſt Punkt für Punkt zu widerlegen, theils durch elende Sophiſtereyen, theils durch das Erinnern an Erpreſſungen, die man früher dem entwaffneten Preußen abgezwungen hatte.

Auch ſogar das ſchändliche Benehmen gegen das Lützowſche Corps weiß der Verfaſſer zu vertheidigen. Er ſagt, das Factum ſey auf die gehäſſigſte Weiſe von den Preußen verunſtaltet worden, und Blücher habe ſich deſſelben zum Vorwande bedient, um den Waffenſtillſtand 5 Tage vor deſſen Ablauf zu brechen, ob er ſchon recht gut die Wahrheit gewußt habe. Der Major Lützow habe am 29. May auf den verſchiedenen Straßen Thüringens kleine Convois aufgehoben, und über die Gefangenen, die er nicht mitnehmen konnte, diſponirt, das heißt: er habe ſie erwürgt (égorge). — (Infame Anſchuldigung, für welche der Herr General durch einen Corporal gezüchtigt zu werden verdiente.) Am 7. Juni ſey er mit Woronzow und Czerniſcheff vor Leipzig geweſen, dort habe er den Waffenſtillſtand erfahren, dem zufolge die beiden ruſſiſchen Generale ſich über die Elbe zurückgezogen hätten; er aber ſey dennoch mit ſeinem Corps bis Hof gegangen, und habe nach wie vor die Gefangenen beraubt. (dépouillé). Endlich habe er ſich von allen Seiten abgeſchnitten geſehn, und nun erſt habe er den Waffenſtillſtand zum Rückzug benutzen wollen u. ſ. w. Das ſey das Factum, welches man für die Franzoſen als ſchimpflich ausgeſchrien. Darauf gebe es nur Eine Antwort: Im Jahr 1806 hätten preußiſche Officiere, die auf ihr Ehrenwort Kriegsgefangene geweſen, im Rücken der Armee die Waffen ergriffen, und Einer derſelben ſey bei Uſedom getödtet worden, welches er überrumpeln wollen. „Man ſtelle uns dergleichen Thaten entgegen! Man citire uns militäriſche Conventionen und Capitulationen die wir gebrochen hätten?" (O ihr armen zwei Tauſend Türken von El Ariſch! die Napoleon niederſchießen ließ, nachdem er durch eine Capitulation ſich anheiſchig gemacht hatte, Euch ſicher zu geleiten, ſchreit herauf aus dem dürren Sande, wo die ſyriſchen Geyer Eure unbegrabenen Körper verzehrten!) —

Von der Schlacht an der Katzbach ſagt der Herr General: „ſie ſtellt das ziemlich ſeltene Reſultat der Verbindung zweier großen Fehler dar, die von beiden Feldherren begangen wurden. Der, welcher des größten, des unverzeihlichſten Fehlers ſich ſchuldig gemacht hatte, wurde geſchlagen, wie recht war. Der General Blücher hatte ſeinen Angriffsplan gegen alle ſtrategiſche Regeln entworfen. Bei der ſchiefen Stellung, welche die franzöſiſche Armee längs der Katzbach einnahm, war augenſcheinlich, daß deren Communication mit den Truppen in Sachſen von dem rechten Flügel ausging, der zu Goldberg ſtand. Dieſer hätte alſo angegriffen werden ſollen u. ſ. w. Aber der Erfolg hat dieſen Fehler bedeckt. Vielleicht wird der Partheygeiſt ihn leugnen, und nur die Nachwelt wird in letzter Inſtanz über die Lorbeeren des Fürſten von Wahlſtadt richten. Vom Herzog von Tarent hingegen bleibt es unbegreiflich, wie er ſeine Armee in einer Stellung hat in den Kampf verwickeln können, die, wenn man nur einen Blick auf die hier beigefügte Charte wirft, auf einem Flächenraum von 30 Quadratmeilen die einzige war, in der man es nie hätte wagen dürfen, ſich zu ſchlagen u. ſ. w.“ —

Auch der General Wrede kommt, wegen der Schlacht von Hanau, übel weg. „Sein Benehmen war weniger zu entſchuldigen, als das des Admiral Tzſchidſchaow an der Bereſina, denn dieſer hatte doch wenigſtens einen moraſtigen Fluß vor ſich, den der Feind paſſiren mußte.“ — „Es iſt jederzeit unklug, ſelbſt bei gleichen Streitkräften, wenn man ſich auf die einzige Rückzugslinie des Feindes ſtellt, um ſo mehr, wenn man um die Hälfte ſchwächer iſt.“ — „Es iſt unbegreiflich, daß der Kaiſer Napoleon ſeine ungeheuren Vortheile nicht entſcheidender benutzte. Hätte er, ſtatt zwei Bataillons, zwei Armeecorps nach Neuhof geſchickt, ſo mußte die öſterreichiſch-bayriſche Armee entweder die Waffen niederlegen, oder ſich in den Strom ſtürzen.“ —

Aus dieſen wenigen Proben wird man den Geiſt, der in dieſem Werke herrſcht, hinreichend erkennen. Das übrige müſſen wir der Beurtheilung verſtändiger Militärs überlaſſen.

Literariſche Notizen.

Der Doctor Schlettmann hat dem Congreß zu Aachen politiſche Aphorismen, zur Beherzigung empfohlen. In dem Vorwort zu dieſer Schrift wird Merkel eben ſo drollig als paſſend ein Politiſcher Muſterreuter genannt. Das Büchlein, wenn es gleich in Aachen nicht beachtet werden, enthält manches was Nachdenken erregt. So z. B. erinnert der Verfaſſer, daß Frankreich die Inſchriften ſeines großen Buches um 30 Millionen vermehrt hat, und dennoch der Börſenwerth dieſer Inſchriften beträchtlich in die Höhe gegangen ſey, da hingegen vor 30 Jahren die franzöſiſche Regierung in einem Deficit von 5½ Millionen zu Grunde gieng. Folglich werde die Lage eines Verſchuldeten dadurch beſſer, daß er Schulden auf Schulden häufe. — Dauerhafter Credit ſey nur allein von einer repräſentativen Verfaſſung zu hoffen. — Jedes Volk habe das Recht ſein Hausweſen nach Gutdünken einzurichten, vorausgeſetzt, daß es keine Grundſätze aufſtellt, die der allgemeinen Vernunft widerſprechen, und folglich unverträglich ſind mit der Sicherheit, der Ruhe, der Civiliſation ihrer Nachbarn. (Das heißt nichts geſagt. Was iſt denn allgemeine Vernunft? wer ſoll denn entſcheiden, ob irgend ein aufgeſtellter Grundſatz der allgemeinen Vernunft zuwider iſt? Wer darf ſich anmaßen, die allgemeine Vernunft am Schnürgen zu haben?) — Um dem Völkerrechte einen directen Bürgen zu geben, ſoll ein Ritterorden geſtiftet werden, deſſen Mitglieder das formelle Gelübde ablegen, über des Völker-Rechts Handhabung zu wachen. (Kurios!) Bey der unerſättlichen Lüſternheit unſers Zeitalters nach Beſſerungen und Veränderungen würde der Leben ſehr geſucht ſeyn. Man habe zwar ſchon alle Formen erſchöpft, aber wenn die Noth am größten ſey, ſey die Hülfe am nächſten. — Die Kaleidoſcope wurden erfunden. — Die wahre Geiſtlichkeit unſers Zeitalters ſollen die Schriftſteller ſeyn; dieſe wären die Prieſter der Mündigen, wie Pfarrer die Philoſophen der Unmündigen. Von ihnen gehe weſentlich die Meynung aus, welcher alle Stände früher oder ſpäter Gehorſam leiſten, und die in letzter Behörde die Welt regiere. — Es ſey voraus zu ſehen, daß diejenige Macht, welche die Gelehrten und die Schriftſteller zu freywilligen Bundesgenoſſen habe, den meiſten Einfluß auf Europa ausüben werde. Und welche Macht? verſteht ſich, diejenige, die repräſentative Verfaſſungen einführt. Es ſey zwar jetzt nirgends in Deutſchland Druck oder Gewalt zu ſpüren, auch werde der Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge unfehlbar mit Widerwärtigkeiten verknüpft ſeyn; aber — das junge Paar wolle ſich verheurathen, es koſte was es wolle. Daß das Menſchengeſchlecht immer neu geboren werde, ſey Geſetz der Natur; auf den Frieden der Ehe ſcheine es nicht gemeynt. (Alſo — möge es drunter und drüber gehen — nur immer Hochzeit gemacht!) — Die folgende, auch hier ausgeſprochene, Wahrheit, findet immer mehr Bekenner: Karls des Großen Völker-Recht war kaum gelinder als jenes der Kannibalen.“ —

— Bouterweck ſagt im zehnten Bande ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit von der Literatur des 17. Jahrhunderts: „Lange Perioden eines falſchen Geſchmackes, und mannichfaltige Beſtrebungen, durch die nichts gebeſſert wurde, kommen auch in der Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit anderer Nationen vor; aber von einem ſolchen, über ein Jahrhundert herrſchenden Enthuſiasmus für einen falſchen Geſchmack, von ſo viel Bewunderungswerthem und Trefflichem unter dem Trivialen und Schlechten, und von einer ſo unermüdeten Afterkritik, die das Schlechte durch Grundſätze zu befeſtigen befliſſen war, weiß die Literatur anderer Nationen nichts.“ (Der falſche Geſchmack und die Afterkritik ſind auch jetzt wieder im Schwange, und es könnte leicht kommen, daß ſie abermals über hundert Jahre herrſchten.)

Druckfehler.

No. 8.	Seite 57	Spalte 1	Zeile 32,	ſtatt Montbrillard lies Montbeillard.
— —	S. 61	S. 1	Z. 4,	ſt. einen l. einem.
No. 9	S. 67	S. 2	Z. 41,	ſtatt ſpeyen. l. ſchreyen.
— —	S. 72	S. 1	Z. 16,	ſt. unter l. über
No. 10	S. 76	S. 2	Z. 39	ſtatt gleichfriedliche l. gleichfeindliche.
— —	S. 79	S. 1	Z. 9	ſtatt zweymal von, l. zweimal vor
— —	S. 80	S. 2	Z. 30,	ſtatt Sentention l. Sententien.
No. 11	S. 85	S. 2	Z. 6,	ſtatt nach unſern l. noch in unſern.
— —	S. —	S. —	Z. 8,	ſtatt noch in l. nach.
— —	S. 86	S. 1	Z. 33,	ſt. ſeinen l. ſeine.
— —	S. —	S. —	Z. 38,	ſt. an l. von.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 18. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Februar.

Politik. (Beſchluß.)

Das zehnte Capitel handelt von den Armeen und von den öffentlichen Schulden. „Ich will von zwey großen Laſten, oder vielmehr von zwei großen Wunden reden, die Europa peinigen; Wunden, die den alten Völkern unbekannt waren: ich meyne die ſtehenden Heere, und die öffentlichen Schulden, die eben ſo ſtehend ſind als jene. Im Frieden wie im Kriege iſt Europa ein Lager, verderblich im Frieden wie im Kriege. Alles iſt mit Soldaten bedeckt im Frieden wie im Kriege. Kein anderer Unterſchied zwiſchen Frieden und Krieg, als daß man bei jenem in Caſernen, bei dieſem unter Zelten wohnt: aber in beiden Fällen bleibt der Abgrund für die Staaten offen ſtehen. — Daß ein Staat ſo viele Vertheidiger unterhalte, als er deren bedarf, iſt natürlich und billig; das Uebel liegt blos in der Uebertreibung, die vorhanden iſt, ſobald kein Nutzen, ſondern vielmehr Gefahr und Ueberlaſt herbei geführt werden. Unnütz ſind die großen Heere, ſo bald ſie überall nachgeahmt werden können. Von Xerxes an bis auf Napoleon, haben ſie ſtets deren vorgefunden, die ihnen gewachſen waren. Oder ſind etwa die großen Heere lenkſamer, hurtiger als die kleinen? gewiß nicht; ſind ſie entſcheidender? eben ſo wenig. 22000 Mann gaben auf den pharſaliſchen Gefilden Caſar'n die Herrſchaft der Welt, gegen die 44000 des Pompejus. Alexander beſiegte Aſien mit 33000 Mann, mit dieſer Hand voll Menſchen richtete er aus, was Tamerlan und Gengis-Chan nur bewirkten, indem ſie ganze Völker nach ſich ſchleppten. Zehntauſend Mann entſchieden bei Jvry zwiſchen Heinrich IV. und der Ligue. Cromwell commandirte nicht 30000 Mann, als er Herr von England blieb. Condé rettete Frankreich bei Rocroy und demüthigte Spanien mit weniger als 20000 Streitern. Türenne ſagte, er ſey verlegen, wenn er 30000 Mann zu befehligen habe. Die Anzahl der Soldaten giebt alſo nur eine relative Stärke. Kann man ihnen eben ſo viel entgegen ſtellen, wozu dient dann die Anzahl, als nur um ſich von beiden Theilen zu ruiniren? der Sieg wird alsdann dem letzten Thaler angehören, und ein ſolcher Sieg iſt nicht ſchmeichelhaft weder für den Muth noch für den Geiſt. Heinrich IV. hat nie mehr als 20000 Mann unterhalten, und er war von ganz Europa hochgeachtet, und er ſtand im Begriff, Europa eine neue politiſche Verfaſſung zu geben. Sully war Großmeiſter einer Artillerie, die weniger Kanonen zählte, als jetzt eine Diviſion. Ludwig XIII. ſtellte 80000 Mann, und ſeine Finanzen fühlten es empfindlich. Da trat endlich Ludwig XIV. auf, und zeigte dem erſchrockenen Europa Armeen von 4 bis 500000 Mann, ausgehoben aus einer Bevölkerung von 18 Millionen; entſetzliche Laſt! und anſehnlicher als die, welche Napoleon durch ſeine 800000 Mann auflegte, denn er zählte bis 42 Millionen Unterthanen. In den Kriegen von 1740 und 1756 hat Ludwig XV. Armeen von 400000 Mann auf den Beinen gehalten. Was iſt in beiden Zeiträumen daraus entſtanden? ein verhältnißmäßiger Zuwachs der Streitkräfte des Feindes; Sinken der Bevölkerung; Ruin der Finanzen und endlich ein Utrechter Friede und einer von 1763, beide vom Feinde vorgeſchrieben. Zu Ende des ſpaniſchen Succeſſionskrieges unter Ludwig XIV. mußten Weiber das Feld bearbeiten. In dem unſinnigen Kriege von 1756 unter Ludwig XV., wurde der ehrbare Rollin, Rector der Univerſität, von Werbern gekapert; denn man fing an die Armeen eben ſo zu recrutiren, wie man für Batavia Menſchen wirbt. Damals verwandelte ſich auch Preußen in eine Caſerne. Oeſtreich ermangelte nicht nachzufolgen, und Rußland formirte ſeine undiſciplinirten Horden in Bataillons, die einſtweilen Nebenbuhler derer von Europa ſeyn ſollten, bis die Zeit gekommen wäre, die Herren zu ſpielen. Napoleon hatte ſeine Macht auf Bajonette und Lanzen gegründet; ein Bajonettſturm aus Norden hat dieſe Grundpfeiler umgeſtürzt und zugleich den Thron, den ſie ſtützten. Wozu dienen denn nun dieſe Rieſenheere, die den Staat zermalmen ohne ihn vertheidigen zu können? — Wozu ſie dienen? ich will es euch ſagen; um den Fürſten, der über ſie gebietet, unternehmend, und die Völker zu Sclaven zu machen! Doch halt! das war ein Plagiat; denn nicht ich habe das geſagt, ſondern Friedrich II., der in ſeinen Werken — nachdem er ſpitzfindig die Urſachen angeführt, die ihn bewogen, ſich gegen Marien Thereſien zu erklären — am Ende geſteht: der Anblick ſeiner ſchönen Armee habe ihn beſtimmt; er habe doch auch auf dem Inſtrumente, welches er verfertigt, ſpielen wollen. Alſo betrat er die Laufbahn der Eroberunzen, weil er die Mittel zu erobern hatte. So beim Ausbruch der Revolution, wo die ganze Nation bewaffnet wurde, ſah man deutlich das Gewitter über Europa heraufziehn. Kennt ihr denn das menſchliche Herz nicht beſſer? ihr gebt die Mittel, und glaubt, der Anblick derſelben werde nicht reizen ſie zu gebrauchen, wißt ihr denn nicht, daß Waffen den Stolz, das Selbſtvertrauen, die Herrſchſucht wecken? Gebt einem Menſchen ein Schwerdt in die Hand, und ſeht zu, ob er glauben wird, es ſey geſchehen, damit er es in der Scheide halten ſolle. Und wie oft ſind nicht Könige von einer, des langen Friedens müden, Armee zum Kriege gezwungen worden? gleichwie ein General bisweilen gezwungen iſt, unkluge, durch die Gegenwart des Feindes gereizte Truppen in's Feuer zu führen. Im Jahr 1806 ging Preußen unter, weil die Regierung von der Armee hingeriſſen wurde. Von da aus, und nicht aus dem Kabinet, ging der Krieg hervor. (?) Die Politik wurde verhandelt in den Caſernen der Garde du Corps und der Gensd'armes." (!)

„Eben ſo hatte 1792 die bewaffnete Menge in Frankreich weit früher als die geſetzgebende Verſammlung den Krieg erklärt; die letztere diente jener nur als Herold. Die großen Heere ſind alſo nicht nur als unnütz tadelnswerth, ſondern auch weil ſie wirklich oft der Grund des Krieges ſind, durch den Anreiz den ſie mit ſich führen. Und was noch ſchlimmer iſt: wie ſehr feuern ſie nicht den Deſpotismus an! der Gebieter einer ſolchen Kraft, weſſen muß er ſich nicht fähig fühlen! und wenn es vollends ein junger raſcher Fürſt iſt, der den Zaum der Geſetze unluſtig trägt! Die Heere ſind von Natur in das Weſen des Deſpotismus verflochten. Einmal, weil ſie eine wirkliche Macht in die Hand des Fürſten geben, und zweitens, durch die Natur des Militairſtandes, die ganz aus Gehorſam gegen den Chef beſteht. Der Soldat iſt eine Maſchine unter den Waffen. Er hat nur gehorchen gelernt, und läßt ſich für Zwecke brauchen, die er nicht kennt; und wird vielleicht der Zerſtörer deſſen, was er zu beſchützen beſtimmt war. Der Soldat verſchlingt den Bürger. Wo ſind die Armeen zu finden, die das Vaterland gegen einen Uſurpator oder Ausdehner (extendeur) ſeine Gewalt vertheidigen würden? im Gegentheil, waren es nicht die Armeen, die, von Cäſar an bis auf den 18. Brumaire, in allen bürgerlichen Zwiſten den Ausſchlag gaben, und alle gordiſche Knoten der Politik zerhauten? Tauſend Heere ſind bekannt, die ſich auf die Seite ihrer Chefs gegen das Vaterland geſtellt haben, aber nur Eine, die engliſche Armee, die 1688 das Gegentheil that. In Schweden warf Guſtav mit einigen Regimentern die Conſtitution um. In England löſte Cromwell mit ſeinen ſogenannten rothen Brüdern das Parlement auf. — Der Himmel behüte England vor einem innern Zwiſt, der den König veranlaſſen könnte, ſich der Mitwirkung des Heeres zu bedienen; vielleicht würde es ein letztes und nicht wieder gut zu machendes Beiſpiel von der Gefahr der Heere liefern, und die Frau v. Stael — welche von einer, aus Söhnen der älteſten Verehrer der Freiheit gebildeten, Armee Wunderdinge des Patriotismus erwartet — auffallend Lügen ſtrafen. Denn immer ſchlug beim Wirbeln der Trommeln die letzte Stunde der öffentlichen Freiheit. An Einem Tage ſchlachteten die Prätorianer 20000 ihrer Mitbürger. Man hat bemerkt, daß zu allen Zeiten und in allen Ländern der Soldat erboſter und wütiger gegen den Bürger als gegen den Feind iſt, und daß, wenn er dieſen nur tödtet, er jenen mit Hohn maſſacrirt."

In den ſtehenden Heeren findet Hr. v. Pradt auch das Hinderniß einer guten Conſtitution. „Freilich, ſagt man, das paßt wohl auf England, welches einer großen ſtehenden Armee nicht bedarf; aber Frankreich, eine Landmacht, und eben dadurch gezwungen, viel Truppen zu unterhalten, kann nicht dieſelbe Regierungsform annehmen. Wohlan! iſt das nicht einer der ſtärkſten Einwürfe gegen die ſtehenden Heere, daß ſie die Völker zwingen dem zu entſagen, was ihnen am nothwendigſten wäre? Wie! ein Volk ſoll keine Conſtitution haben, weil es eine große Armee bezahlt? Darum ſoll es keine guten Geſetze haben? darum die Gebrechen ſeiner politiſchen Einrichtungen nicht ausrotten? es ſoll ſich ruiniren durch Beſoldung zahlreicher Truppen? es ſoll Sclave ſeyn, weil es eine Menge von Vertheidigern hat, die es auch ſind? — Nein! gerade weil man eine große Armee nicht entbehren kann, muß man auch eine kräftige Conſtitution haben; gerade weil der Fürſt ſo große Mittel beſitzt, ſich über die Geſetze zu erheben, muß man Schranken errichten, die er nicht überſpringen könne; das Heer iſt folglich kein Hinderniß, ſondern ein Grund mehr für die Conſtitutionen. Schon klagt England, daß die Verlängerung des Kriegs, die Vielheit der Rangſtufen, der Glanz der Waffen, die Gaukeleyen der militairiſchen Decorationen, nachtheilig auf den Volksgeiſt wirken; es fürchtet, er werde verlöſchen durch den Reiz, den Waffen ſtets für die Jugend haben; denn, gleich dem Achilles in der Fabel, werden junge Leute immer zuerſt nach den Waffen greifen."

„Hierzu kommt nun noch, daß die Maſſe der Auflagen und Schulden, welche alle Staaten zermalmen, ihren Urſprung hat: erſtens in der Unterhaltung zu zahlreicher Heere, und zweitens in den Kriegen, welche man mit dieſen zahlreichen Heeren führt. Wenn man die Penſionen hinzu rechnet, ſo verſchlingt überall das Militär faſt die Hälfte der Staatseinkünfte. In Frankreich geſchieht es; nun mache man die Anwendung auf die übrigen Staaten. Entſteht Krieg, ſo muß man die Koſten verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen! und woher ſie nehmen? die gewöhnlichen Einkünfte reichen nicht zu; man muß Anleihen machen; und welche Anleihen! großer Gott! ſo werden die kommenden Geſchlechter verhypothecirt und gleichſam im Voraus verſchlungen. Man betrachte den Zuſtand, in welchen dieſe Anleihen alle Staaten von Europa verſetzt haben. Im Kriege ſteigen die Preiſe aller Dinge ſo hoch, daß die Mehrzahl ſie nicht aufbringen kann, und man fängt damit an ſich zu ruiniren, in der Erwartung zu erobern, oder erobert oder vertheidigt zu werden. Das Vorſpiel des Tedeum's ſind Seufzer und Banqueroute. Sollten vernünftige Staaten die Zahl ihrer Bajonette nicht nach der ihrer Thaler beſtimmen? denn zuletzt muß man doch immer, in der Politik wie im Haushalt, auf dieſe zurückkommen."

„Sollte nicht die erſte Frucht des lang erſehnten Friedens die ſeyn, daß alle Mächte zugleich die Waffen niederlegten? wenn das zugleich geſchähe, ſo bliebe das Verhältniß unter ihnen daſſelbe; denn nicht aus der Bewaffnung, ſondern aus der relativen Kraft derſelben entſpringt die Macht. Geſchieht das nicht, wie ſoll man glauben, daß wir Frieden haben? Der Eine hält 300,000 Mann. Ich muß auch ſo viel haben, ſagt ſein Nachbar, nicht weil ich ſie brauche, ſondern weil Jener ſie hat. — Und recht als ob wir an den ſtehenden Heeren noch nicht genug hätten, hat man noch Milizen, Nationalgarden, Fencibles, Landwehr, Landſturm hinzugefügt; ganze Völker bilden nur Eine Armee! Das Reſultat des Friedens iſt folglich, daß ganz Europa Soldat geworden. Wo wird dieſer militäriſche Wahnſinn eine Grenze finden! und wohin wird er führen! Millionen Soldaten giebt es in Europa; ſie koſten auch täglich Millionen; ſie verſchlingen Alles, und überall muß des Volkes Schweiß und Arbeit dieſe Millionen Soldaten, obſchon kümmerlich genug, ernähren."

„Oeſterreich und Preußen werden ſo viele Truppen als möglich halten, weil Rußland eine große Armee hat, und überdieß wird ihre ganze Bevölkerung unter militäriſchen Vorſichts-Geſetzen leben. Der König der Niederlande wirft unruhige Blicke auf Frankreichs und Preußens ſtarke Bewaffnung, und thut es ihnen gleich ſo viel er vermag. Der deutſche Bund ſtellt furchtbare Streitkräfte auf. Bayern, Würtemberg, Baden werden große Anſtrengungen machen, um ſich eine Stellung zu geben, die einiger Aufmerkſamkeit würdig ſey. Selbſt Piemont, zwiſchen Frankreich und Oeſterreich gelegen, wird glauben, es müſſe durch ein Heer ſeine Lage ſichern, wie es die Gründer dieſes Staates nie gehabt. So bewirken Furcht, Vorſicht, Beiſpiel, daß Europa mitten in dem dauerhafteſten, laut verkündeten Frieden, eben ſo bewaffnet bleibt, als es in dem blutigſten der Kriege war. Es wie die Römer zu machen, die, aus dem Kriege heimkehrend, das Kriegskleid ablegten und wieder Bürger waren, das verſtehen die Europäer nicht. Man ſchläft zu Pferde, als ob der Feind vor den Thoren wäre. Man reicht die Eine Hand den Alliirten und ſtützt die andere auf den Degen."

An Alle dem ſoll nun wieder vorzüglich der Wiener Congreß Schuld ſeyn. „Zu ſo vielen Geißeln geſellt ſich noch Eine: nicht Garden ſind es mehr, die den Fürſten umgeben, ſondern Armeen. Von der Sicherheit ſeiner Perſon, oder von einer Regierung des Thrones, iſt nicht mehr die Rede. Hier ſind alle Grenzen überſchritten. Dieſer Dienſt hat große Reize: Annäherung an die Perſon des Fürſten, Aufenthalt in der Hauptſtadt, privilegirtes Avancement, größern Gehalt, ausgezeichnete Kleidung und Sorgfalt, Rang vor den übrigen Armeecorps, die mit Recht eiferſüchtig auf ſo viele Vorzüge ſind; Alles vereinigt ſich, um eine Anſtellung unter dieſen Truppen zum Gegenſtande des allgemeinen Ehrgeizes zu machen. Zwei Dinge ſind, dieſe Corps betreffend, noch zu bemerken: ihr Luxus und ihre Bedeutung. Dient ſolcher Luxus zur Sicherheit des Fürſten? oder nicht vielmehr zu Erweckung der Nacheiferung? kann jene nur durch eine Armee erreicht werden? und wie kann eine Armee einen einzelnen Menſchen vertheidigen? deutet das nicht auf Furcht und Mißtrauen? wenn aber die Nation aufgeregt wäre, was könnte eine Garde ſchützen? — Dieſen Schutz gewähren nur gute Geſetze, Liebe und Dankbarkeit der Völker für den Fürſten, der die Quelle ihres Glücks, der erſte Ring in der Kette ihrer eignen Vortheile iſt. Das ſind die eigentlichen Garden, die nichts erſchüttern kann."

„Hume bemerket, daß die Deſpotiſchſten der Beherrſcher Englands, die Tudor, keine Garde hatten. Auguſtus zeigte ſich in den Straßen von Rom einfach, wie ein gewöhnlicher Bürger. Seine drohenden Nachfolger, deren Bruſt das furchtbare Haupt der Gorgone bedeckte, endeten tragiſch. Der Dolch eines entſchloſſenen Menſchen wußte ſich bald einen Weg durch ihre Cohorten zu bahnen, während die Titus, die Antonine, ſich ruhig der Bewachung ihres Volks überlaſſen durften. Die Geſchichte weiß nichts von den Garden des heiligen Ludwig. Carl V., Ludwig XII. hatten deren nur eine kleine Anzahl. Erſt Ludwig XIV. trat mit dem Pompe orientaliſcher Deſpoten auf. Ihm verdankt Europa die doppelte Geißel des Luxus der Armeen und des der Höfe. Er hat mehr Unheil durch ſeinen Pomp als durch ſeine Kriege geſtiftet. — Oberflächliche Beobachter haben der Verminderung der Garde den Verluſt der Monarchie zugeſchrieben; als ob einige Tauſend Mann mehr oder weniger eine ganze Nation aufhalten könnten? als ob nicht die Lavine, ſammt dem was ſie vertheidigen ſollte, ſie würde verſchüttet haben? — Man weiß, welchen Eindruck auf den Zaar Peter der Anblick dieſer glänzenden Truppen machte, deren Stirne dem Feinde Trotz bot, deren Kleider aber keinen Regen vertragen konnten.“

„Napoleon hatte aus der Garde eine wahrhafte Armee gemacht, und eine tapfere, mit Ruhm bedeckte Armee. Sie hat die Lorbeeren ihres Anführers vermehrt, aber auch ſeine Gewalt. Ein ſo gehorſames Inſtrument iſt gefährlich für die Freiheit. Es mag noch hingehen, wenn während des Krieges die Garden in ſteter Bewegung bleiben und in der Ferne kämpfen; aber zu ihrem Heerd zurückgekehrt, von den Reizen der heutigen Capuas verlockt, werden ſie ſich bald, oft ſogar auf Antrieb ihrer Chefs, in bürgerliche Angelegenheiten miſchen, und immer die erſten ſeyn, welche dem übrigen Militär ein ſolches Beiſpiel geben.“ —

„Deutſchland verdanken wir noch eine andere Verirrung, nemlich das unter den Fürſten und Großen Deutſchlands allgemein gewordene militäriſche Coſtum, ſowie die militäriſchen Beſchäftigungen. Die Fürſten ſcheinen mehr Häupter des Militärs als des Civils zu ſeyn. Vor der Revolution bedienten ſich in Frankreich, wie im ganzen ſüdlichen Europa, Fürſten und Privatperſonen, nur des Militär-Coſtums zu gewiſſen Zeiten; die Civil-Formen wurden allein zugelaſſen; alle Bilder des Krieges vereinten ſich auf den Grenzen, alle Bilder des Friedens herrſchten im Innern und füllten es aus. Selbſt der Soldat legte die Zeichen ſeines Standes ab, wenn er zu ſeiner Familie zurückkehrte. Nur die Deutſchen und Nordländer ſtanden immer geharniſcht, wie die Bilder ihrer Ahnen. Das freie England hat dieſe kriegeriſche Thorheit nie gekannt. Nun aber haben die nordiſchen Sitten ganz Europa fortgeriſſen; Hof- und Privat-Wohnungen ſind eine Art von Zelten geworden, wo Alles militäriſch ausſieht. Ueberall ſieht man die Großen und die Behörden nur von Soldaten umringt. Ehre den Vaterlandsvertheidigern! aber was hat dieſe Ehre mit ſolchen Verirrungen gemein? — Die Ausbreitung des militäriſchen Geiſtes iſt dem europäiſchen Geiſte zuwider, der repräſentative Verfaſſungen begehrt. Gewalt iſt die Seele von jenem, Meinung die Seele von dieſem; leidender Gehorſam der Zweck des Militärs, Freiheit der Zweck der repräſentativen Verfaſſung. Es muß folglich ein harmoniſches Verhältniß zwiſchen beiden gefunden werden, und das iſt das ſchwierige Meiſterſtück der Regierungen. Nie war die Gelegenheit ſo günſtig, um einen Wunſch zu verwirklichen, den Vernunft und Menſchheit zugleich ausſprechen.“ (Wir haben bei dieſem Artikel uns langer aufgehalten, weil Alles was Herr v. P. darüber ſagt, uns ſehr beherzigenswerth ſcheint, und weil wir unſer Motto nicht beſſer rechtfertigen zu können glaubten, als indem wir auch in Deutſchland einen Gegenſtand zur Sprache bringen helfen, den berührt zu haben vielen nicht angenehm ſeyn wird. Aber es iſt nur zu wahr, daß die Fürſten den Schein geben, als ob das Militär ihnen mehr am Herzen liege, als das Civil. Es iſt nur zu wahr, daß viele Fürſten mehr Generale als Fürſten zu ſeyn ſcheinen; daß ſie, wenigſtens vor dem Volke, die militäriſchen Geſchäfte und Zeitvertreibe allen andern vorziehen, und eher hundertmal auf die Parade gehen, als Einmal einen Richterſtuhl oder eine Fabrik beſuchen. Was würde man von einem Gärtner ſagen, der ſeine Gartenmauer öfter betrachtete als ſeine bepflanzten Beete? — Möchten doch wenigſtens die Fürſten, wenn ſie ihre großen ſtehenden Heere nicht vermindern wollen oder können, ſie im Frieden, wie die Römer ihre Legionen, zu nützlichen Arbeiten, zum Bau der Landſtraßen verwenden, deren Beſſerung in Deutſchland noch ſo höchſt nothwendig iſt!) —

Zuletzt kommt Herr von Pradt auf die öffentlichen Schulden, vor welchen ihm ſchaudert, und über welche er ſehr viel Treffendes ſagt. — Die Schweizer in franzöſiſchen Dienſten ſind ihm, wie allen Franzoſen, höchſt anſtößig. — Auch da, wo er des Abmarſches der alliirten Truppen aus Frankreich erwähnt, ſchlägt ihn der Franzoſe noch einmal tüchtig in den Nacken, denn er giebt zu verſtehen: „die Klugheit ſey bisweilen ein guter Rathgeber für „die Großmuth, und geſcheite Leute eilten, von „ſelbſt anzubieten, was ſie ohne Gefahr doch nicht „länger behalten könnten.“

Göttingen.

Es iſt eine *Actenmäßige Darſtellung* der bekannten Vorfälle, die zu Göttingen ſtatt geſunden haben, im Druck erſchienen, und da gewinnt freilich die Sache ein ganz anderes Anſehen, als man ihr bisher zu geben bemüht war. Nicht um die Regierung zu rechtfertigen, iſt dieſe Darſtellung gedruckt worden, ſondern, „um den Geiſt, der jetzt auf Univerſitäten herrſcht, einem Jeden recht lebhaft vor die Augen zu führen, und daraus erkennen zu laſſen was Noth thut.“ – Es wird gezeigt, wie ſeit 1813 und 14 dieſer Geiſt entſtanden:

„Die große Zahl derer, welche den Feldzug mitgemacht, kamen mit Eindrücken und Gewöhnungen zu den Sitzen der Muſen, welche durchaus verſchieden waren von denen, die aus dem älterlichen Hauſe und Erziehungsanſtalten und von den Schülern mitgebracht wurden.“

„Jünglinge, die nie das älterliche Haus verlaſſen, nie von den Bänken ihrer Schulen gekommen waren, ſtellten ſich Jenen gleich, nahmen deren Aeußeres, Sitten und Gewohnheiten an, ohne daß bei ihnen irgend ein Gegengewicht vorhanden war, und auf dieſe Weiſe pflanzten ſie das Böſe ohne das Gute fort.“ — „Der Jüngling glaubte, er ſey ein ächter Deutſcher, und etwas rechtes, wenn er ein Bärtgen, ein lang herunterhängendes Haar u. ſ. w. trug, halb als Altdeutſcher halb als Koſack auftretend.“ — „Am verderblichſten war, daß die Idee aufkam und genährt wurde, als ſey es die Jugend, die Deutſchland gerettet habe. Manche Wortführer des Tages, denen es mit ihren überſpannten Ideen bei Männern nicht glücken wollte, ließen außerdem verlauten, daß auch die Erhaltung und Verbeſſerung der Welt in den Händen der Jugend liege und nur durch ſie bewirkt werden könne. Dadurch wurde der Standpunkt der jungen Leute, ihr Verhältniß zu Staat und Welt, in ihrer Idee gänzlich verrückt — ſie glaubten einen eignen feſten Punkt nicht *unter*, ſondern *neben* den übrigen Ständen einzunehmen, und in den großen Angelegenheiten der bürgerlichen Geſellſchaft, über welche die Mündigen, eben weil ſie mündig ſind, nur mit Schüchternheit etwas zu entſcheiden wagen, ſich eine ordnende Stimme anmaßen, auch, um, wenn es Noth thäte, *handeln* zu können, eine enge Verbindung unter ſich ſchließen und eine eigene Conſtitution einführen zu dürfen.“

Alles das beweiſt unter andern eine Schrift von einem studiosus juris in Göttingen, betitelt: *Welchen Standpunkt hat gegenwärtig die deutſche Burſchenſchaft zum deutſchen Volke einzunehmen?* „Hiezu kam noch das Turnweſen mit ſeinen Uebertreibungen, führte eine eigene Sprache, eigene Sitten ein, bekannte ſich zu gewiſſen Grundſätzen, die es in Liedern ausſprach, veranſtaltete Wanderungen und Zuſammenkünfte, und bildete vom Pregel bis über den Rhein hin eine zunftmäßige Genoſſenſchaft, die ſich, wo nicht widerſtrebend, doch mit einem gewiſſen Hochmuth und Dünkel andern gegenüber ſtellte, und dem Ganzen einen Character gab, der in keiner Anwendung etwas taugt, am wenigſten für die Jugend, die ohnehin ſo leicht am *Vorſtellen und äußerlich* Scheinen mehr Gefallen findet, als am *innern Seyn und ſtillen Werden*.“

Das wirkte nun mehr oder weniger auf allen Univerſitäten; in Göttingen kam noch manches nachtheilige hinzu; die große Anzahl der Studenten (1175) welche die Disciplin erſchwerte; die hohen Preiſe der Wohnungen, durch welche mehrere genöthigt wurden, ein Zimmer mit andern zu theilen, oder ſich bei geringern Bürgern einzumiethen, die an den Umgang mit Gebildeten nicht gewöhnt waren, daraus entſtanden mancherlei Klagen, und eine lebhafte Abneigung zwiſchen Studenten und Bürgern. — Die Anzahl der edlen, unverdorbenen Jünglinge ſey kleiner als vormals, und die Rohen ſeyen roher als zuvor. Daher ſey auch der Maasſtab, der *vor* jenen genannten Jahren galt, jetzt nicht mehr anwendbar. In Göttingen „wo ſich die Studenten ehedem ſo ſehr durch äußern Anſtand und Fleiß auszeichneten, fanden mehrere wirkliche Exceſſe ſtatt.“ Am 30. May 1815 ſtürmten ſie das Concilienhaus, wo die Jägerwache ſich befand, zerſchlugen die Gewehre u. ſ. w. Aus Mangel einer bewaffneten Macht mußte man damals nachgeben. Das hatte die Folge, daß noch im nemlichen Sommer ſehr grobe Unordnungen vorfielen. Die Landsmannſchaften nahmen wieder überhand. Im Jahr 1816 kam man ſieben derſelben auf die Spur und zerſtörte ſie. Da warf man dem Prorector die Fenſter ein. Kleine Zänkereien mit Bürgern fielen häufig vor. Einzelne wurden in Verruf erklärt und dadurch um ihre Nahrung gebracht. Am Ende ließen ſie ſich lieber Alles gefallen, ehe ſie ſich zu klagen entſchloſſen. Die Aelteſten der Landsmannſchaften hielten Verſammlungen, wo ſie über ſolche Verrufserklärungen berathſchlagten. Seit der Wartburgsſcene, und ſeit der Idee von einer allgemeinen *Burſchenſchaft*, wurden dieſe Verbindungen immer ſtärker. Die Dreiſtigkeit und Rohheit nahm beträchtlich zu: „Das Toben, Schreien und Singen des Abends und bis tief in die Nacht hinein, das Schlagen an Thüren und Fenſterladen, wodurch nicht ſelten die Fenſter zerſprangen und die Bewohner der Häuſer im Schlaf aufgeſchreckt wurden, u. ſ. w.“ — „Die Anmaßungen gegen die Bürger und die

Spannung zwiſchen beiden Theilen wurde mit jedem Tage größer. Die wenigen Policeijäger durften ſich kaum blicken laſſen, die Pedelle ſezten ſich Mißhandlungen aus, die Achtung gegen die academiſche Obrigkeit verminderte ſich ſichtbarlich." Die Garniſon ſcheuten die Studenten nicht, weil ſie in gutem Vernehmen mit ihr ſtanden. In Caſſel ſogar erlaubten ſie ſich bekannte Exceſſe. Im May zerſchlugen ſie, in einem einzelnen, auf dem Haynberge gelegenen, Hauſe die Fenſter am hellen Tage und beſchädigten durch Steinwürfe das Hausgerath, weil der Wirth, der keine eigentliche Wirthſchaft treibt, ihnen Bier und Milch verſagte. Am 18. Juni trieben ſie es noch ärger bei dem, vor der Stadt befindlichen, ſogenannten deutſchen Hauſe.

Die bekannte Begebenheit zwiſchen dem Studenten Ulrich und dem Metzger Kerſche ſtieß endlich dem Faſſe den Boden aus. Die Veranlaſſung dazu gab der Erſtere, indem er zu einer Zeit durch den Scharren ging, wo dieſer Weg beengt war, den Jungen auf die Seite ſchob, und, auf des Mezgers zwar nicht höfliche, doch auch nicht beleidigende Bemerkung: es gebe da kein Weg, gleich mit einem: Kerl! dich ſoll der Teufel hohlen! heraus fuhr. Da wurde freilich aus gleichem Tone und wohl gar handgreiflich geantwortet, doch dem Studenten alle Genugthuung verſchafft, die er, nach ſeinen eignen Angaben, nur immer begehren konnte; auch erklärte er ſelbſt, er wolle die Sache auf ſich beruhen laſſen, und man hielt ſie folglich für abgethan. Aber am 11. Juli wurden die Studenten durch einen Anſchlag aufgefordert, ſich Abends zahlreich zu verſammeln. Es geſchah. Mit Steinen und Stöcken bewaffnet zogen ſie, aus Mißverſtand, vor ein fremdes Haus und zerſtörten es. Zerſtückelten Fenſter, Fenſterladen, Thüren und Möbeln. Dann wollten ſie dem Senator Ulrich die Fenſter einwerfen, kreiſchten ihm ein Pereat! und zerſtreuten ſich nicht eher, bis der Prorector in Perſon erſchien.

Hieraus ergab ſich nun, „daß es in die Hände „der Studenten gegeben war, ungehindert nach Belieben die friedliche Ruhe eines Bürgers, gegen den „ſie eine Beſchwerde hatten, oder zu haben vermeinten zu ſtören, und die häusliche Sicherheit zu verletzen."

Auf die deshalb geführte Klage in Hannover, fand man natürlich dort ſehr nothwendig, ernſte Maasregeln zu ergreifen. Der Hof- und Kanzeley-Rath Falke, als königlicher Commiſſarius, kam mit einem Commando Huſaren nach Göttingen. Da warfen die Studenten dem Senator Ulrich, wie auch in dem Bibliotheksgebäude, die Fenſter ein, zerſchlugen auch den Huſaren die brennende Laterne und gingen endlich höhnend auseinander. — Nun ließ der Commiſſarius ein ernſtes Abmahnungsſchreiben an das ſchwarze Bret ſchlagen. Die Studenten verlangten, das Militär ſolle entfernt werden. Es wurde abgeſchlagen. Da verlautete, ſie wollten die Huſaren angreifen, und ſich dabei zum Schutz der eben aufgeſchlagenen Jahrmarktsbuden bedienen. Dem vorzubeugen wurden auch 25 Mann zu Fuß in die Buden vertheilt, Allen aber möglichſte Schonung der Studenten eingeſchärft. Um 9 Uhr Abends ging das Tumultuiren los. Erſt wurde geſungen, dann das Militär durch Hohn- und Schimpfreden geneckt, den Huſarenpferden in die Zügel gefallen, Stöcke vorgehalten, nach ihnen geſchlagen. Sehr lange ertrugen die Huſaren alles Unziemliche; als aber das Gedränge ſo zunahm, daß die Patrouillen nicht mehr durchkonnten, und keiner auf ſeinem Platze mehr ſicher war; als keine Ermahnung auseinander zu gehn half, ein Knall wie von einer Piſtole gehört wurde, und Alles einen wilden Ausbruch fürchten ließ; dann erſt erhielten die Huſaren Befehl, den Haufen zu zerſtreuen und nöthigenfalls ſich der flachen Klinge zu bedienen. (Das leztere war zwar allerdings gerecht, aber, wie uns ſcheint, doch nicht klug. Freilich, der nächſte Zweck, das Auseinandertreiben, wurde ſo am ſicherſten erreicht, allein der Hauptzweck, die Wiederherſtellung der Ruhe, weit, weit hinausgeſchoben. War denn ſchon Alles verſucht worden, um jenen nächſten Zweck auf glimpflichere Weiſe zu erreichen? wir finden nicht erwähnt, daß der Herr Commiſſarius in Perſon unter den Studenten erſchienen wäre, und das hätte doch wohl geſchehen ſollen, um ſo mehr, da die Erfahrung neulich gelehret hatte, daß das bloſe Erſcheinen des Prorectors hinreichend geweſen war, die Tumultuanten ruhig nach Hauſe zu ſchicken. Erſt dann, wenn der königliche Commiſſarius nicht geachtet, vielleicht mit Worten oder gar thätlich gemißhandelt worden wäre, erſt dann, ſo ſcheint es uns, war der Befehl zuzuhauen, völlig gerechtfertigt. Bis dahin konnten die Studenten ſagen: Ihr habt bei mehrern Gelegenheiten uns ſelbſt daran gewöhnt, nicht durch Militär gezwungen zu werden. Hättet ihr gleich das erſtemal nicht nachgegeben, ſondern Militär gegen uns anrücken laſſen, ſo würden wir unſer Beginnen reiflicher überlegt und wahrſcheinlich davon abgeſtanden haben. Allein ihr gabt nach. Daß es nur darum geſchah, weil ihr damals über kein Militär diſponiren konntet, das konnten wir nicht wiſſen, das habt Ihr uns nicht verrathen. Der lezte Tumult iſt alſo eine Folge Eurer eignen Nachſicht, und darum hättet ihr auch gegen uns nachſichtiger ſeyn, der Herr Commiſſarius hätte unter uns treten, auf das königliche Anſehen, welches er repräſentirte, ſich berufen, und uns förmlich anzeigen ſollen, daß, wenn wir nicht nach Hauſe gingen, die Huſaren nun einhauen würden; was gilt's, dann würden die meiſten ſich verlaufen haben. Aber am ſchwarzen Brete ſtand nichts davon; uns wurde blos mit Arreſt u. ſ. w. gedroht; dadurch wurden wir ſicher gemacht. Ihr geſteht ſelbſt, wir hätten uns darauf verlaſſen, daß man das Militär nicht ernſtlich gegen uns gebrauchen werde? nun, wenn ihr das wußtet, warum benahmt ihr uns dieſen Wahn nicht erſt durch Worte, ehe ihr zur That ſchrittet? — das, und mehr dergleichen, können die Studenten wohl nicht mit Unrecht gegen die Pag. 72 vorgebrachten Entſchuldigungsgründe einwenden. Doch weiter:)

Der Angriff geſchah. Die Studenten zerſtreuten ſich ſchnell als ſie Ernſt ſahen und manche ſogar verwundet wurden, dachten aber am folgenden Tage mit Schießgewehr wieder zu kommen. Der Verwundeten waren acht, (nicht zwanzig, wie behauptet worden). Einige derſelben ganz unſchuldig, bis auf die grobe Unvorſichtigkeit, ſich in die Nähe des tobenden Haufens gewagt zu haben, zumal da ſchon das gegen die Univerſitäts-Geſetze lief. Uebrigens iſt durch das visum repertum erwieſen, daß keine dieſer Wunden als die Wirkung eines ernſtlich geführten, ſcharfen Hiebes angeſehn werden konnte. (Schade nur, daß der Herr Commiſſarius ſich erſt nach dieſem Vorfalle auf die Straße begab.)

Die Studenten wanderten nunmehro aus, und machten die Entfernung der Huſaren zur Bedingung ihrer Rückkehr, eine Bedingung, welche, in dieſer Lage der Sachen, ihnen unmöglich zugeſtanden werden konnte. Man fand es vielmehr für den Augenblick recht gut, „wenn die erhitzten Köpfe ſich „auswärts abkühlten — denn die beſſere Claſſe fühlte ſehr wohl, daß die academiſche Freiheit, ſo wie „ſie von den jetzt herrſchenden Studirenden und ihrem Anhange gefodert und geſchützt wird, für die „Uebrigen nur Unterwerfung unter die willkührlichen „Beſchlüſſe einer kleinen Anzahl von Führern ſey." — Uebrigens macht die Schrift die Bemerkung: daß die Auswanderung beſonders dadurch ſo allgemein wurde, „daß ein Theil der Profeſſoren für „dienſam erachtete, die Vorleſungen für's erſte einzuſtellen. Hätten ſie alle fortgeleſen, ſo lange nur „ein einziger Zuhörer ſich eingefunden; hätten ſie „Alle, den Geiſt der getroffenen Maaßregeln und „den wohlthätigen höhern Zweck des Gouvernements „lebendig erkennend, ſich zuſammen gethan, und, „ſtatt Ferien zu machen, was ohnehin in Göttingen „ſonſt was unerhörtes war, öffentlich und einſtimmig „erklärt, ſie würden fortleſen, wenn auch nur ein einziger ſich einfinden ſollte — ſo würde wahrſcheinlich mancher zurückgeblieben — eine Trennung unter den Studenten entſtanden ſeyn u. ſ. w."

Nach verſchiedenen mißlungenen Verſuchen der Studenten, ihr Begehren durchzuſetzen, (wobei ſie ſich unter andern des Ausdrucks bedienten: ſie wären an ihren **heiligſten Rechten** gekränkt worden,) erklärten ſie bekanntlich Göttingen in Verruf und zogen davon. Dieſer Verruf ſollte die Folge haben, daß mit einem Göttinger Studenten Niemand umgehen dürfe und jede Beleidigung gegen ihn erlaubt ſey. Dieſe wirklich freche Anmaßung zu entkräften, geſchah was möglich war, doch nicht immer mit glücklichem Erfolg. Die Unterſuchung wurde beendigt, ein Student nach Hannover abgeführt, drei andere religirt, der Mezger Kriſche noch auf acht Tage in's Gefängniß geſetzt, der Commiſſarius abberufen, aber eine beſondere Commiſſion, aus den geachtetſten Profeſſoren beſtehend, zu weiterer Nachforſchung und Verhinderung alles Unziemlichen ernannt. Jeder Student, der jetzt nach Göttingen kommt, muß eine Erklärung unterſchreiben, die ihn verbindet, nichts vorzunehmen, was auf den Verruf Bezug hat.

Zuletzt wird die wichtige Frage aufgeworfen: „ob irgend eine Regierung einem Unweſen ruhig zuſehn könne, welches nicht nur in ſich ſelbſt ganz unerhört ſey, ſondern dadurch einen noch weit bedenklichern Character erhalte, daß es die Blüte der deutſchen Jugend iſt; ſie — aus deren Mitte Staatsbeamte und obrigkeitliche Perſonen jeder Art, Lehrer in Kirchen und Schulen, kurz, die künftigen „Führer der Völker hervorgehn, die ſich einen frevelhaften Eingriff in bürgerliche Ordnung und Sicherheit erlaubt, ihre Zwecke mit einer bis dahin „unerhörten Hartnäckigkeit verfolgt, durch Trotz die „Nachgiebigkeit der Regierung gegen ihre vermeinten Anſprüche erzwingen will, und, als ſie ſich darin getäuſcht ſieht, in Beſchlüſſen, die auf nichts „Geringeres als auf den Untergang einer Lehranſtalt „gerichtet ſind, und die ſie, als Geſetz für Alle, mit „Gewalt geltend machen zu wollen erklärt, ſich Rache zu verſchaffen ſucht. Was läßt ſich erwarten, „wenn dieſer Geiſt der Ungebundenheit und Widerſetzlichkeit tauſendfach in das wirkliche Leben übergeht? u. ſ. w. Was wird aus der Diſciplin auf „unſern Univerſitäten, was aus dem ganzen Univerſitätsweſen in Deutſchland werden, wenn es ohne „alle Folgen bleibt, daß ein verblendeter Haufen „Jünglinge, deswegen, weil man ihn nicht tumultuiren laſſen will, eine Univerſität ſchimpfen darf?

„— wohin wird es endlich mit der Ungebundenheit „der Jugend kommen, wenn ſie ſich ungeſtört im „Beſitz einer ſolchen Macht ſieht? — das mögen die „Führer der Völker erwägen, und die Sache nicht „für unbedeutend halten.“

„Wenn man in der Regel das Betragen der „jungen Leute auf Schulen und Univerſitäten ohne „Folgen für ihr künftiges Leben ſeyn läßt, „in ſo fern ſie ſich ſonſt nur die gehörige „Tüchtigkeit erworben haben, ſo muß dieſes billig eine „Ausnahme leiden, wenn die Vergehungen nicht als „Ausbrüche jugendlicher Leidenſchaften und jugend„lichen Leichtſinns zu betrachten ſind, ſondern da„durch einen ernſten Character gewinnen, daß ſie „ſich als Folgen überdachten Widerſtandes gegen die „Verfügungen des Staats darſtellen.“ — Dem Büchlein, welches ganz zu leſen wir empfehlen, ſind 14 Actenſtücke beygefügt. — Der Schlußperiode müſſen wir noch mißbilligend erwähnen. — Da heißt es:

„Ein unerſetzlicher Verluſt wäre es doch, wenn „wir unſer edles liberales Univerſitätsweſen, in „welchem Geiſt und Kraft des Jünglings ſo reichlich „Gelegenheit zu freyer Entwicklung finden, verlie„ren, und gegen einen Schutzzwang, vielleicht gegen „noch illiberalere Einrichtungen vertauſchen ſollten.“ — Wir bekennen, daß wir uns nicht überzeugen können, daß die ſogenannte academiſche Freyheit edel und liberal zu nennen ſey. Denn worinn beſteht ſie? — in nichts anderm, als in der gänzlichen Freyheit jedes Studenten, lüderlich zu leben oder nicht, die Collegia zu beſuchen oder nicht, folglich etwas zu lernen oder nicht; ſein Geld zu Rathe halten oder es zu verſchwenden; ſeine Schulden zu bezahlen oder die Philiſter zu prellen; ſich anſtändig oder närriſch zu kleiden; alles nach Belieben. Wo ſitzt denn da das Edle? — Warum ſchicken wir denn unſere Söhne auf Univerſitäten? nicht wahr, damit ſie etwas tüchtiges lernen ſollen? das iſt der Zweck, der einzige Zweck; für deſſen Erreichung aber durchaus weiter nichts gethan wird, als daß der Herr Profeſſor ſich hinſtellt und lieſt, ganz unbekümmert, ob man ihm zuhört oder nicht; auch nicht einmal berechtigt ſich darum zu bekümmern. Es hängt daher gänzlich von der erſten, guten oder ſchlechten Erziehung eines Jünglings, von ſeinem Temperament, von ſeinem Fleiße oder Hange zur Trägheit, von ſeiner Kraft Verführungen zu widerſtehen, u. ſ. w. ab, ob er die Hoffnungen ſeiner Eltern erfüllen werde oder nicht. Er gleicht der Flaſche mit Briefen, die der Schiffer ins Meer wirft, ohne zu wiſſen, ob ſie jemals an's Land getrieben, ob ſie nicht, das Spiel der Wellen, an irgend einem Corallenfelſen unterwegs ſich zerſchlagen würde? — Wahrlich! jeder Vater muß jetzt zittern, einen Sohn auf die Univerſität zu ſchicken; er muß gerade dann am meiſten zittern, wenn der junge Menſch lebhaft und geiſtreich iſt; denn die Corallenklippen der Landsmannſchaften, der Burſchenſchaften, der Turnkunſt, ja ſogar der Hörſäle, wo unverſtändige Profeſſoren ihm ſagen, daß er berufen iſt, ſein Vaterland zu reformiren — lauern überall auf ihn, und Niemand bürgt dem ſorgenden Vater für die rechte Anwendung der koſtbaren, nie wiederkehrenden Zeit ſeines Sohnes. Wäre es denn nun nicht vernünftig und zweckmäßig, wenn die Veranſtaltung getroffen würde, daß (mit Beſeitigung eines Schulzwanges, der nur für Knaben gehört) der Jüngling das thun müßte, weshalb er gekommen? daß er die Collegia beſuchen müßte? daß er ſittlich leben müßte?

Nichts iſt lächerlicher und alberner, als die Behauptung, daß durch Aufhebung der academiſchen Freyheit (wir nennen es Zugelloſigkeit) das Genie den Spielraum verliere, ſich frey zu entwickeln. Die Schulpforte bey Naumburg war dafür bekannt, daß eine faſt klöſterliche Zucht in ihr herrſche, und doch hat ſich Klopſtocks Genie in ihr entwickelt. Auf den engliſchen Univerſitäten müſſen die Studenten ſich großen Beſchränkungen unterwerfen, und doch ſind große Genie's häufig aus ihnen hervorgegangen. Die Militairſchulen, die Cadettencorps halten ihre Zöglinge unter ſtrenger Aufſicht, und liefern dennoch ſo manchen Helden, ſo manchen kräftigen, geiſtreichen Mann. Das Genie bricht überall aus ſeiner Knoſpe. Dünkelhafte Mittelmäſſigkeit hingegen thut beſſer unentwickelt zu bleiben, denn ſie ſchadet mehr als Dummheit.

Wahrlich! jeder Vater, der einen ſorgenvollen Blick auf heranwachſende Söhne wirft, würde es derjenigen Regierung herzlich danken, die den Anfang machte, von ihren Univerſitäten die Studenten-Willkühr zu verbannen; denn in dieſer ſogenannten academiſchen Freyheit gehen fürwahr mehr gute Köpfe (und gute Herzen) unter, als deren entwickelt werden. Ja, auch jeder kinderloſe, aber Ruhe und Ordnung liebende Bürger würde ſeinen Dank mit dem der Väter vereinigen; denn — bewahre uns Gott in Deutſchland vor irgend einer Revolution! — Aber — ſollte ſich eine ereignen, was durften wir, nach ſolchen Vorſpielen, von unſerer Jugend erwarten? — und das Schlimmſte wäre noch, daß ſie uns vorwerfen könnte: Ihr habt es ſelber nicht beſſer gewollt; denn — wer ein Bäumchen ziehen will, muß nicht damit anfangen, das ſchwache Reiß dem Sturmwinde Preis zu geben.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 19. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 März.

Letzte Antwort an die patriotiſchen Herren Sachſen.

Obgleich wir erſt neulich auf ein Schreiben eines dieſer wackern Männer ſo geantwortet haben, daß wir hoffen durften, man werde die Rechtlichkeit unſerer Geſinnung nicht verkennen: ſo haben wir doch abermals ein Schreiben von einem Dresdner Patrioten empfangen, welches uns abermals zu Gemüthe führt: „daß es ſich im Königreich Sachſen „behaglich lebt; daß ſich daſſelbe durch Wohlſtand „vor ſeinen Nachbarn auszeichnet; daß die Regie„rung eben ſo mild als weiſe iſt;“ lauter Dinge, an welchen wir gar nicht zweifeln wollen, obgleich ſchon 1792 oder 93 die kleinen Städte in Sachſen auf dem Landtage große, unbeachtet gebliebene Klagen gegen das behagliche Leben in Sachſen erhuben, und obgleich manche die Verwirrung und Ungleichheit des alten Steuerſyſtems mit allen ſeinen Varietäten — das Sportelweſen geiſtlicher und weltlicher Beamten — das weitläufige Proceſſiren, das lange Verzögern der Reſolutionen im Geſchäftsgange u. ſ. w. ſehr unbehaglich finden. Hingegen mehr als behaglich (ſo meinen manche) hätte es der Adel mit ſeinen Privilegien, Exemtionen von gemeiner Laſt, willkührliche Entlaſſung ſeiner Juſtitiarien, die dadurch von ihm abhängig werden, mit ſeinen Trift- und Frohnrechten u. ſ. w. Mehr als behaglich möchte es auch dem Juriſtenſtand vorkommen, weil die Richter es ſo bequem hätten, nicht ſelbſt ſprechen zu dürfen, ſondern Alles nach Leipzig, (vormals nach Wittenberg) zu ſenden — und für die Advocaten ſey Sachſen (nach Holland und England) ein wahres Paradies, wo man ſich durch alle Formen in optima forma reichlich bezahlt hindurch bewege. Daher ſey es nicht zu verwundern, daß das ganze Adels- und Beamten-Corps unisono jene Behaglichkeit preiſe. Das Reſultat von allem dieſem möchte wohl ſeyn, daß jedes Land ſeine beſondern Vorzüge und Gebrechen hat; wer jene genießt, der lobt; wer dieſe fühlt, der tadelt.

Der Herr Correſpondent beweiſt ferner, wie unklug und verderblich es geweſen ſeyn würde, wenn man es im Jahr 1812 gewagt hätte, Napoleon in Dresden zu arretiren. Seine Gründe ſind die bereits angeführten. Wir haben unſere Meinung hierüber ſchon geäußert. Geſetzt aber auch, ſie wäre irrig; ſo möchte doch ſchwerer zu beſtreiten ſeyn, daß — wenn im Frühjahr 1813 Sachſen ſich zu den Alliirten geſchlagen, und, gleich nach Napoleons Durchreiſe das Land auf alle Fälle durch Landwehr zum Waffenplatz gemacht hätte, ganz Sachſen aufgeſtanden ſeyn würde, um den geliebten König mit ſeiner Bruſt zu ſchützen. Möchte dann auch der Anfang des Feldzuges beängſtigend geweſen ſeyn, der Ausgang würde Sachſen mit Ruhm und Glück gekrönt haben. Die Maaßregeln, welche ſtatt deſſen ergriffen wurden, erinnern an Sachſens Benehmen im dreißigjährigen Kriege, deſſen Folgen bei'm weſtphäliſchen Frieden auch fühlbar wurden.

Ueberhaupt — da man doch verlangt, daß wir freimüthig ſprechen ſollen — blickt man auf die neueſte Geſchichte blos als pragmatiſcher Hiſtoriker, der kein Vaterland hat, ſo iſt eine Nemeſis unverkennbar. Denn —

auf welchem Wege entriß die Albertiniſche Linie der Erneſtiniſchen die Churwürde ſammt den Churlanden? war es ein gerechter? ein freundvetterlicher?

Welche Regierung brachte Sachſen um die Jülich-cleviſche große Erbſchaft? um die Erwerbung der Hauptſtadt von Thüringen? deſſen Landgrafen die ſächſiſchen Fürſten heißen?

Wer hat, wegen erlittenen Verluſtes von Außen, ſich im Innern an ſeinen erneſtiniſchen Vettern erhohlt, ſich z. B. in die Hennebergiſche Erbſchaft eingedrängt, und fünf Zwölftel derſelben ſich zugeeignet? wer hat das Kaiſerliche Document, während der Vormundſchaft über Weimar, aus dem Weimariſchen Archiv wegnehmen laſſen? iſt nicht bekannt, aus Schultes diplomatiſcher Geſchichte von Henneberg: daß, als ſpäter Friedrich Wilhelm von Altenburg Vormund in Dresden wurde, man jenes Document im Dresdner Archiv zerſchnitten wieder fand?

Wer hat für die Gothaiſchen Belagerungskoſten dem Erneſtiniſchen Hauſe vier ganze Aemter erſt in Beſchlag genommen und dann ſich abtreten laſſen?

Das zur Antwort auf die Klagen des Correſpondenten über den Frieden mit Preußen. Was die Albertiniſche Linie der Erneſtiniſchen Gutes erwieſen, das erfährt jene jetzt von dem jüngern Zweige der Hohenzollern, von welchem ein Franzos ſagte: voilà un cadet qui a fait fortune.

Uebrigens wiederhohlen wir von ganzem Herzen, daß wir, ſo gut als jeder Sachſe, die hohen Verdienſte ihres ehrwürdigen Königs anerkennen und preiſen, wenn wir gleich über einiges, was von warmen Patrioten vertheidigt wird, anderer Meinung ſind und bleiben.

Die Turnkunſt.

Es haben ſich in Breslau ärgerliche Auftritte ereignet, in welchen natürlich der hochfahrende (doch ſehr niedrig ſtehende) Herr Paſſow eine große Rolle geſpielt hat, und die das Schließen des Turnplatzes zur Folge hatten. Wir kennen eigentlich nur die Reſultate dieſer Begebenheiten, und enthalten uns folglich ſie zu erzählen oder zu beurtheilen. Nur ein paar Druckſchriften gehören vor unſer Forum, die wollen wir beleuchten. Die Eine führt den Titel: Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und meines Turnziels — die Andere: Turnziel von Heinrich Steffens. Es ſoll noch eine dritte herausgekommen ſeyn: Würdigung der Turnkunſt nach der Idee von Kayßler; ſie iſt uns aber nicht zu Geſicht gekommen. Was nun die erſte dieſer Broſchüren betrifft, ſo wiſſen wir nicht recht, wer der Verfaſſer derſelben iſt. Auf dem Titelblatte ſteht zwar noch unter einem Striche: Franz Paſſow, Profeſſor an der Königl. Univerſität, das heißt doch aber nicht, die Schrift ſey von Franz Paſſow? denn wozu möchte die ſprachwidrige Affectation dienen, das von wegzulaſſen?

Doch dem ſey wie ihm wolle: der Verfaſſer hat es beſonders mit dem Prorector Menzel zu thun, der ſich die Freiheit genommen hat, vom Katheder herab vor der Turnkunſt zu warnen. Der Verfaſſer geſteht, daß die Herren Turner ſich Aufwallungen zu Schulden kommen laſſen, die er ſehr begreiflich findet, die man aber für berechnete Schlechtigkeiten genommen und als ſolche beſtraft habe. Wie konnten auch die Richter glauben, daß ein Turner einer Schlechtigkeit fähig ſey? wie konnten ſie die Aufwallungen nicht ſehr begreiflich finden? wie konnten ſie den Reſpect gegen aufwallende Knaben vergeſſen, auf deren Schultern bekanntlich die künftige Wohlfarth von Deutſchland ruht? —

Auch der Director Ezler vergaß ſich ſo ſehr, in einem Programm anzukündigen, daß er über die Undeutſchheit der neuſten Deutſchheit ſprechen werde, und er ſprach wirklich — gegen das Turnen. Solche Frevel konnte der Verfaſſer nicht ungerügt laſſen. Zwar geſteht er nun ſelbſt, daß die Paſſowſche Schmähſchrift, Turnziel genannt, ſtellenweis zu leidenſchaftlich und ſtürmiſch ſey, und daß das Buch reifer daſtehen würde, wenn er die Erfahrungen des letzten Sommers und das Urtheil der Freunde dabei hätte benutzen können, kurz, daß Herr Paſſow eine unreife Schmähſchrift geliefert habe; allein der Ton derſelben hat ihm doch ſo wohl gefallen, daß er aus allen Kräften bemüht iſt, in dieſer Rechtfertigung ihm nachzuahmen, und Männern ſeine Verachtung an den Kopf zu werfen, welchen er nicht werth iſt die Schuhriemen aufzulöſen, uneingedenk der großen Wahrheit: daß Verachtung eines Verachteten nur ehren kann. — In gleichem Tone vertheidigt er die, vom Prorector Menzel angegriffenen, Stellen jener Paſſowſchen Schmähſchrift; wirft ihm Verfälſchung vor, deren er ſich erfrecht habe; wiederholt daß die franzöſiſche Sprache eine Gift- und Schmutzſprache ſey, u. ſ. w. Man muthe uns nicht zu, mit allem dieſem Gift und Schmutz uns weiter zu befaſſen. Wenn Hr. Paſſow nicht mit zunehmenden Jahren verſtändig wird, ſo iſt er unverbeſſerlich, und wir beklagen die Jugend, die den Händen eines ſolchen Renommiſten anvertraut wird. — Die Schrift iſt unterzeichnet: Breslau am 31. des Siegesmondes 1818. Wir wiſſen nicht, welcher unſerer Monate ſo getauft worden, und auf welchen Sieg die Benennung hindeuten ſoll; das wiſſen wir aber gewiß, daß ſie keinen Sieg bedeutet, den Hr. Paſſow über ſich ſelbſt erfochten hat. —

Die zweite Schrift: Turnziel von Steffens, iſt vortrefflich, ſtellt ſowohl philoſophiſch als populär das Turnziel in ſeiner ganzen Blöße dar, und iſt dabei mit einer Mäßigung, mit einem Anſtande, ja mit einer Sanftmuth geſchrieben, die jeden unbefangenen Leſer gewinnen muß. „Man ſoll von jetzt an nicht ſagen“ heißt es in der Vorrede, „daß nichts Gegründetes ſich habe hören laſſen; man ſoll ſich ſtellen, ſoll widerlegen, oder geſtehen, daß man es nicht vermag.“ (Das erſte kann, das andere wird nicht geſchehen.)

Der Verfaſſer fängt damit an, „den Verſuch-

(den Hr. Profeſſor **Kayßler** gemacht) die Unternehmungen der Turnfreunde philoſophiſch zu begründen, entſchieden abzuweiſen", wozu freilich Herr Steffens ganz der Mann war. Da das aber unmöglich auf eine populäre Weiſe geſchehen konnte, ſo räth er ſelbſt denjenigen, die an philoſophiſchen Unterſuchungen keinen Antheil nehmen, die erſten 50 Seiten zu überſchlagen. Allerdings bleibt auch noch genug übrig, um jeden denkenden Leſer zu befriedigen. Gern ſchrieben wir das ganze Büchlein ab, denn es enthält lauter goldne Worte, müſſen uns aber begnügen, den Leſer durch einige Stellen lüſtern darnach zu machen.

„Eine Anſtalt, die bei einem ganzen Volke alle Knaben und Jünglinge in ein Bündniß vereinigt, und für die phyſiſche Ausbildung durch Reize allerlei Art zu begeiſtern ſucht, hat, iſt die Richtung einmal gegeben, das Maas derſelben, welches ſich durch den Widerſtand, durch den Kampf von ſelber bildet, nicht in ſeiner Gewalt. Es entſteht ein Streben nach phyſiſcher Kraftausbildung, welches, die eigenthümliche Geſtaltung der Zeit überfliegend, in eine formloſe Unendlichkeit hineinſpielt. Spritzen kann man für mögliche Feuersbrünſte aufbewahren, mancherlei Geräthe für mögliche Gefahren; aber ein Magazin von phyſiſch ausgebildeten menſchlichen Kräften, die ſich mit Bewußtſeyn ausbilden, für einen zukünftigen möglichen Gebrauch aufzuhäufen, wäre ein gefährliches Experiment, denn ſie verhalten ſich nicht ſo ruhig, wie das Geräth.“ —

„Iſt es wahr, daß die Geſinnung der Familien ſo tief geſunken iſt, daß nur die Trennung von ihnen, die leibliche und geiſtige Geſundheit, die tüchtige moraliſche Kraft und die heiligen Gefühle der Vaterlandsliebe retten kann? dann muß man den Knaben von der Mutterbruſt reißen; das Erkennen, welches es wagt, poſitiv auf die Geſinnung aller Knaben zu wirken, muß den Muth haben, das Verderben an der Wurzel zu faſſen. Dieſes wäre eine nothwendige Conſequenz eurer Anſicht, wenn überhaupt von Conſequenz die Rede ſeyn könnte, bey einer Anſicht, die ſich lediglich in dunklen Gefühlen, in dem Formloſen und Unbeſtimmten herum treibt.“ —

„Giebt es nicht eine körperliche Stärke, die, in unbegrenzter und zerſtreuender Umgebung errungen der eigenthümlichen und geiſtigen Ausbildung ſchädlich werden kann? Ja, eine Art der rüſtigen Körperausbildung, die blos als ſolche den Geiſt in vielen Richtungen, ja in den tiefſten, hemmt? Woher ſeyd ihr über dieſen Punkt belehrt? Oder iſt es wieder eine Erfahrung, die man auf den Turnplätzen erlangt?“ Wahrlich, ſie müſſen reich ſeyn an tiefer Weisheit, welche die gründlichſten Forſcher, mit aller Anſtrengung auf andern Wegen nicht zu erlangen wußten. Wer tief über die Eigenthümlichkeiten der Menſchen nachgeforſcht hat, dem begegnen hier mancherley Räthſel von unergründlicher Art; er ſieht herrliche Talente mit körperlicher Schwäche verbunden, und wird ſich wohl hüten, den beliebten, durch nichts in der Welt begründeten, Behauptungen nachgebend, beydes von einander zu trennen: er weiß, daß ſelbſt frühzeitige Krankheit manche Talente entwickelte: und ſo thöricht wie es wäre, die Pflege für die Geſundheit zu verſäumen, um Talente zu nähren, ſo thöricht iſt auch eine mit großer, zerſtreuender Anſtrengung verbundene phyſiſche Bildung als ein Maas für alle Menſchen feſtzuſetzen.“ —

„Und ſo ſehen wir in der Behauptung, daß eine rüſtige, durch zerſtreuende Anſtrengung errungene Geſundheit durchaus zur Klarheit des Geiſtes nothwendig ſey, nur die kränkelnde Empfindung ſchwächlicher Gelehrten, die, im Bewußtſeyn eigener Unklarheit, ihre eigene Krankheitsgeſchichte in eine Geſchichte der Zeit verwandeln möchten. Man wird mich nicht ſo ſehr mißverſtehen, als wenn ich behauptete, es ſolle für die phyſiſche Erziehung und für ein freyes und naturgemäßes Leben gar nichts geſchehen; ich habe dieſes ausdrücklich zugeſtanden: aber daß dieſes Geſtändniß nicht die Nothwendigkeit der Turnplätze einſchließt, das folgt von ſelber. Denn mancherley andere Mittel ließen ſich denken; oder wo habt ihr bewieſen, daß eure Anſtalt das einzig Mögliche enthielte?“ —

„Laurend ſteht das Böſe, um in dieſes Feld von unbeſtimmten Gefühlen, in dieſes Meer von unreifen, verſchwimmenden, nirgends klar gefaßten Begriffen allerley Unkraut zu ſäen. Oder glaubt ihr, daß dieſem zu entgehen iſt, in einer Zeit, deren tiefſtes Verderben euch eben zu eurer Unternehmung beſtimmte? Und wie wollt ihr dieſen Einfluß abwehren? Nicht blos auf den kleinen Platz, wo ihr einige hundert Kinder derſelben Stadt wohlmeinend, wenn auch irregeleitet, verſammelt, wirkt ihr. Ein großes Bündniß, ein aufgeregter Geiſt hat in vielen Gegenden die Kinder, die Jünglinge ergriffen, ein jeder Turnplatz wirkt, durch das Beyſpiel, auf Alle, alle auf einen jeden ein; Kräfte habt ihr in Bewegung geſetzt, deren Maas, Gefühle, deren Grund, Begriffe, deren Umfang ihr nicht kennt; und wenn nun die heimtükiſch laurende Bosheit, in dieſe grundloſe Tiefe unbekannter, unbeſtimmter Gefühle hineinwühlt, wie wollt ihr es verhindern?“ —

„Wenn ihr bedächtet, wie leicht es iſt, die Maske turneriſcher Geſinnungen anzulegen, wie bequem, ſich die großen Werke ohne eigentlichen Inhalt zu merken, ihr würdet erſchrecken über den Haufen von Narren, Thoren, ja Buben, die ſich zudrängen müſſen; die ihr kaum aus eurer nächſten Umgebung, noch viel weniger aus dem grenzenloſen Umfange aller Turnplätze abzuhalten im Stande ſeyd.“ —

„Habt ihr den gefährlichen Reiz vergeſſen, der wohl leichtbewegliche Jünglinge und Knaben herbey ziehen, in ein ſcheinbar feſtes Bündniß, ſelbſt ohne allen poſitiven Grund verbinden kann? den Reiz der Neuheit und den Widerſtand? daß er da iſt, kann keiner läugnen; daß eine Sonderung ſelbſt in Manieren, in Sprache, in Kleidung, in lauter Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten dieſe Verbindung noch kenntlicher zu machen ſucht, iſt eben ſo unläugbar. Könnt ihr die Wirkung, die dieſe Sonderung hervorbringt, berechnen?“ —

„Eben das ſchnelle Gelingen eures Unternehmens hätte euch von der Oberflächlichkeit überzeugen ſollen; denn hättet ihr euch dem wahren Verderben in ſeiner tiefſten Wurzel entgegen geſtellt, euer Sieg wäre euch nicht ſo leicht geworden. Es war lange der größte Fehler der modernen Erziehung, das, was durch ſtrengen Ernſt nur langſam keimte, in den ſchnell wuchernden Boden des Spielens zu verſetzen, und dieſer Fehler hat für die geſammte Nation einen gemeinſamen Brennpunkt und den höchſten Gipfel erreicht durch die Turnplätze. Man wird vielleicht ſagen, daß ich ja ſelbſt an einem andern Ort, über die Ernſthaftigkeit der jungen Turner tadelnd geſprochen habe. Aber dieſer Ernſt iſt ſelbſt ein Spiel, und ein ſehr gefährliches. Man findet etwas ähnliches auch unter Männern, wenn der Arme reich, der Geringe vornehm wird, und die innere Hohlheit durch ein angethanes Weſen zuzudecken ſucht. Der wahre Ernſt iſt völlig unbefangen und bewußtlos, er iſt der äußere Ausdruck einer inneren Unendlichkeit, die ſich in tiefes Sinnen ausſpricht; der Scherz, der das blos Aeußere mit heiterer blos ſpielender Heiterkeit treibt, ſteht dem wahren Ernſt freundlich zur Seite. Wo aber das Spiel, die hohle Oberflächlichkeit, durch ſeichte Begriffe genährt, innerlich der Kern, der Ernſt aber mit Bewußtſeyn erzeugt wird, da entſteht jene leere Altklugheit, die das Unbedeutende mit ſchwerfälliger Ueberlegung treibt, und von dem eitlen Dünkel im Innern die offenbarſte Kunde giebt.“ —

„Ferner iſt dasjenige, was uns vorzüglich empört, die hohle Geiſtesarmuth, die ſeichte Anſicht des Lebens und ſeiner Bedeutung, die in leeren Behauptungen, in nichtsſagenden Anforderungen von Tugenden, als da ſind: die Turner ſollen ſein, züchtig und tüchtig, fromm, frey, fröhlich und friſch, ſich ergießen; ſo, daß wir euch kühnlich auffordern, eine einzige tiefe, geiſtreiche bedeutende Aeußerung von irgend einem, der an dieſer Unternehmung Theil nimmt, aufzuweiſen. Wir kennen keine. Endlich erſcheint euch ein jeder Angriff anders Geſinnter, als wollte man Vater und Mutter ermorden, nimmt gleich eine bloße Richtung auf die Sittlichkeit der Gegner, als wären ſie die Verräther des Vaterlandes, weil euch keine andere Waffen zu Gebote ſtehen.“ —

„Wie mit den Liedern insbeſondere, verhält es ſich mit der Sprache überhaupt — der eigentliche Ausdruck der innern Armſeligkeit eurer Anſichten. Wenn die manierirte Sprache, die auf den Turnplätzen gehört wird, die angethane Deutſchheit, die wahre innere Lüge, die ein Leben lügt, welches nicht da iſt; wenn die Nachahmung einer früheren Zeit, welche aus ſich ſelber ein eigenes Daſeyn auf eine eigene Weiſe ausſprach, dieſe Erbärmlichkeit, die die Jugend angeſteckt hat, wenn dieſes widerwärtige, in der Rohheit gezierte Zuſpitzen des altdeutſchen Schnabels, allgemein würde, wie würde es mit der lieblichen Schönheit und Anmuth unſerer Sprache ausſehen, ein Geſchenk Gottes, durch die herrlichſten Geiſter uns dargereicht? Welche hohltönende Einförmigkeit herrſcht in allen Turnreden. In der That, daß in einer geiſtig reichen Zeit, wie unſere, ein Rückfall möglich war wie dieſer, muß einen jeden mit Schauder ergreifen, und man muß die Hoffnung, daß ſo viel Herrliches und Großes nicht umſonſt dem Geſchlechte gegeben ward, in einem unerſchütterlichen Glauben feſthalten, um nicht für Wiſſenſchaft und Kunſt, einer Vernichtung drohenden Zeit entgegen zu ſehen.“ —

„Kanzler geſteht, daß er ſich einem deutſchen Kleide, das ein von ihm geachteter Mann trägt, gegenüber, mit ſeinem franzöſiſchen Frack ein wenig ſchäme. Wenig oder viel, ich geſtehe, daß, wenn ich mich in meinem Rocke beſchämt fühle, ich ihn ohne Bedenken gegen denjenigen, der mir ſchicklicher dünkte, vertauſchen würde. Aber mein guter Freund kann das nicht ſo ernſthaft meinen, und es iſt gewiß mehr ein Gefühl von Schaam, was ihn abhält, an etwas ſo Geringem Theil zu nehmen und eine Tracht zu wählen, die mit ſeinem Alter, ſeinem Stande und ſeinem übrigen ehrenfeſten Betragen einen wunderlichen Contraſt bilden würde.“ —

„Nicht blos reifere Jünglinge, was ſchon tadelswerth iſt, auch Knaben haben ſich kühn die Hoffnung des Vaterlandes genannt, und mit großen Worten verkündigt, welche Zukunft ſie uns zu ſchenken getrauten.“ —

„So lange aber der Widerſtand dauert, wird ein jeder Knabe es für eine Ehre anſehen, dieſer Tugendmanufactur anzugehören. In der Schule ſchon iſt das bloße Aufſteigen in eine höhere Klaſſe, obgleich er es mit Fleiß und Mühe erringen muß, hinlänglich, um den Knaben eitel zu machen, aber hier kann die Eitelkeit nicht lange dauern, der Tüchtigere unterſcheidet ſich von dem Untüchtigern, dieſer Vorzug hemmt die leere Eitelkeit, die ſich in einem hohlen Scheine wohlgefällt. Auf den Turnplätzen iſt es ein anderes u. ſ. w.

Schon dieſe wenigen Stellen werden zeigen, daß hier das Turnziel nicht flüchtig und oberflächlich, ſondern ernſt und gründlich zu Schanden gemacht worden. Wir wünſchen, das jeder Unbefangene, deſſen Urtheil über dieſe eben ſo närriſche als gefährliche Anſtalt noch ſchwankt, nicht unterlaſſen möge, das Büchlein von **Steffens** zu leſen, wenn er auch die erſten 50 Seiten überſchlagen müßte.

Nachſchrift. So eben erhalten wir noch **Menzel's Schrift über die Undeutſchheit des neuen Deutſchthums**, wodurch uns die Breslauer Vorfälle klar geworden ſind. Es ſoll etwas darüber im Weimariſchen Oppoſitionsblatte geſtanden haben. Da wir dieſes in der Regel nicht leſen, ſo waren uns jene Vorfälle ganz fremd geblieben. Aber auch die, welche es geleſen, haben aus unlauterer Quelle geſchöpft, und müſſen durchaus — wenn ihnen ſonſt an der Sache gelegen iſt — die Schrift des Herrn Prorector **Menzel** bedachtſam leſen und erwägen. Wem **hier** nicht die Augen aufgehen, der iſt blind gebohren. Wem hier nicht klar wird, wohin das Turnweſen führt, der wird ſich auch nicht eher vor einer Waſſerhoſe fürchten, bis ſie die Felder, über welche ſie zieht, verwüſtet hat. Die Schrift iſt mit mehreren Beilagen ausgerüſtet, deren zweite die ſaubere Geſchichte enthält, wie die Breslauiſche turnende Schuljugend ihrer alten verdienten Lehrer ſpottet; Einen ihrer Mitſchüler pasquillirt, weil er das Turnen nicht achtet, und **weil er der einzige Edelmann in ihrer Mitte iſt**; wie ſie den unbändigſten und zugleich lächerlichſten Uebermuth mit einem Trotz verbindet, der auf dem Turnplatze gebilligt, angefeuert und allen Turnplätzen in Schleſien ſchriftlich mitgetheilt wird u. ſ. w. Man muß die Schrift ſelbſt leſen, eines Auszuges iſt ſie nicht fähig. Was **Steffens** dem reifern Nachdenken bietet, das ſtellt **Menzel** in treuen Bildern auch dem ungeübteſten Verſtande dar. Wir empfehlen daher nochmals allen Männern, die ſich nicht von Knaben wollen unterjochen laſſen, das Büchlein:

Ueber die Undeutſchheit des neuen Deutſchthums

von Karl Adolph Menzel,

Prorector und Profeſſor am Eliſabetan zu Breslau.

Hoffentlich wird dies Wort zu ſeiner Zeit mehrere Auflagen erleben, und zu Hemmung des verderblichen Unweſens viel beitragen. Ein Glück für die Turner, daß gewöhnlich die Fürſten dergleichen nicht leſen; denn thäten ſie es, wahrlich! alle Turnplätze würden eben ſo ſchnell geſchloſſen werden als der zu Breslau.

Um einen Vorſchmack zu geben von dem was hier zu finden, heben wir nur folgende Stellen aus:

„Uns (Schullehrern) gebührt es, unſerer Jugend zu ſagen, daß dieſe Einmengung in Verhältniſſe, die ſie nicht beurtheilen kann, dieſe Zurüſtung auf eine äußere Staats- und Weltverbeſſerung, die ihr eingeredet, dieſe Abſichtlichkeit die in ihre Freuden und Spiele gebracht, dieſe Einbildung von einem hohen Ziele, die ihr in den Kopf geſetzt wird, dieſe Verſpiegelung von einem, an höchſt untergeordnete Fertigkeiten zu knüpfenden Geſammtverein der Nation, und einer dadurch zu bewerkſtelligenden Vereinigung und Rettung Deutſchlands — dieſe lächerliche, ihr eingeredete Aneignung der vom Volk und Heer erfochtenen Kriegslorbeern — die nächſten Wege zur **Verkehrtheit**, zur **Ueberzeitigung**, zum **Ueberreiz** und zur **Unnatur** ſind. — Das wahre Naturleben iſt ein unbefangenes, freies, kindliches Daſeyn, in welchem eben jeglicher nichts anders ſeyn will als er iſt. Das erkünſtelte Naturleben, die eingeimpfte Unbefangenheit, die erzwungene Freiheit, das Jungthun der Männer und das Altthun der Jugend, geben höchſt widerwärtige Zerrbilder u. ſ. w.“

Freilich: „nach einer ſchon herkömmlich gewordenen Tactik bezeichnen die Turner alle ihre Gegner als Finſterlinge und Deſpoten-Diener, und werfen ihnen die beſtimmteſten Anſchuldigungen von lichtſcheuen Planen zur Vernichtung der Menſchheit an den Kopf.“ Der Verfaſſer hingegen beweiſt klar, daß gerade die Turner es ſind, welche die Menſchheit in ein unleidliches Joch ſchmieden wollen. Er, der hochverdiente Schulmann und Gelehrte, erklärt öffentlich: „daß er die Richtung und Ausdehnung „des Turnens, welche in der gegenwärtigen Sache „als eine, auf dem Breslauer Turnplatze vorhandene, zu Tage gekommen iſt, für eine ſolche halte,

„welche die Jugend verführen, die Schule zerſtören und die Welt verkehren würde, wenn ſie ſich nicht durch ſich ſelbſt vernichtete." Aus Paſſow's berüchtigtem Turnziele hat er ſehr lehrreich alle die Aeußerungen zuſammen geſtellt, welche die gefährliche Tendenz des Turnweſens klar beweiſen, und die Herr Paſſow in ſeiner neueſten Schrift vergebens zu rechtfertigen verſucht hat. Auch die ſaubern, im ſchleſiſchen Provinzialblatte gedruckten Grundſätze eines Herrn Doctor Harniſch werden hier beleuchtet. Dieſer Hr. Doctor Harniſch behauptet zum Exempel: alle Eltern, die ihre Kinder nicht turnen laſſen, ſind hochmüthig, eitel, in das Narrenthum verliebt u. ſ. w. Die Kinder werden aufgefordert, ihre Eltern zu ermahnen! — Und eine ſolche Aufforderung, die jedes heilige und zarte Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern zerſtört, duldet die Obrigkeit! — Derſelbe Herr Doctor Harniſch ſagt: Kindern müſſe ſchon auf Erden der Himmel angewieſen werden, (nemlich der Turnplatz) und nicht dort oben, denn jene Himmelsanweiſungen wären nur Staatspapiere, die erſt nach dem Tode ausgezahlt würden. — Der Glaube, daß der Menſch das Paradies verſcherzt habe, ſey ein Sündenglaube, eine Sündendecke, eine Sündenſchuld. Das Kind werde, wie ohne Tugend, ſo ohne Sünde gebohren. (Ueber die Lehre von der Erbſünde wollen wir mit Herrn Harniſch nicht ſtreiten; aber fragen möchten wir ihn doch: in welcher Minute ſeines Lebens ein Kind zum Erſtenmale ſündigt? und machen uns anheiſchig ihm zu beweiſen, daß, nach ſeiner Anſicht, der Menſch überhaupt nie ſündigen kann.)

Von der Religion ſagt der Herr Doctor: „die Schlafrocksmoral und die Nachtmützen-Religion mit aller allgemeinen Menſchenliebe, mit allen Troſtgründen in Leiden, mag gut ſeyn für das Morgenland, aber nicht für unſere Zeiten." Auch hat bereits ein Herr Trautvetter in allem Ernſt empfohlen, das altdeutſche Heidenthum und die Edda wieder einzuführen, weil das Chriſtenthum nur jüdiſcher Wahn und jüdiſche Form ſey, die für die Deutſchen nicht tauge. —

Obgleich Herr Paſſow vom Staate verlangt, daß man die Eltern zwingen ſolle, ihre Kinder turnen zu laſſen, ſo ſind wir doch weit entfernt anzurathen, daß der Staat ſie zwingen ſolle, es nicht zu thun; aber das erklären wir mit voller Ueberzeugung: **Wer ſeine Knaben auf den Turnplatz ſchickt, ohne vorher Menzels Schrift geleſen zu haben, dem iſt es kein Ernſt um das Wohl ſeiner Kinder.** Hat er ſie aber geleſen und thut es doch — nun ſo thut er es wohl aus Ueberzeugung, und dann haben wir nichts weiter zu erinnern.

Zur antiken Münzkunde

können wir den Liebhabern der Numismatik ein neuerlich in Paris erſchienenes Werk empfehlen. Es führt den Titel: Numismatique du Voyage du jeune Anacharsis, ou Médailles des beaux tems de la Grèce, par Landon, accompagnés de Déscriptions et d'un Essai sur la Science des Médailles par Dumersan. 2 Tom. mit 90 Kupferblättern. Landon, Maler des Duc de Berry hat ſich mit Dumersan zu dieſem Werke verbunden, das Abbildungen und kurze Beſchreibungen aller bekannten griechiſchen Münzen der beſſern Zeit liefert. Damit man es neben der bekannten Reiſe des jungen Anacharſis von Barthelemy brauchen könne, haben die Herausgeber immer auf jenes zurückgewieſen. Uebrigens iſt es aber ganz unabhängig davon, und gewährt eine intereſſante Ueberſicht dieſer Denkmäler der ſchönen griechiſchen Zeit. Dem Liebhaber, der das Münzſtudium weiter treiben will, möchten wir, außer den bekannten Werken, auch alten Autoren, worauf ſich die Verfaſſer in ihren Noten häufig beziehen, zum beſſern Verſtändniß der Schrift, (Legenden) und Monogramme auf den Münzen, des Barthelemy Essai d'une paléographie numismatique empfehlen. Den früheſten Gebrauch geprägten oder gemünzten Metalls ſetzen die Verf. in die erſte Zeit der Olympiaden, (zwiſchen 700 — 800 Jahre vor Chriſti Geb.) Die Kupfer ſind ſauber geſtochen und auf Velinpapier abgedruckt. Es liefert im Ganzen einen neuen Beweis, daß die Franzoſen ſich darauf verſtehen, ein intereſſantes Buch für die Leſewelt zu machen. Vergleicht man mit dieſer Kunſt der Alten, die der Neuen, ſo würden wir ſchwerlich eine ähnliche artiſtiſchmerkwürdige Sammlung auf die Nachwelt bringen, und man würde manche Kupfertafeln coloriren müſſen, um dieſer und jener rothbäckigen Gold- und Silbermünze ihren Charakter nicht zu rauben. *)

Dafür haben wir es in der Kunſt, Geld aus Nichts zu machen, und nach und nach wieder in Nichts zu verwandeln, weiter gebracht als die Alten.

---

*) Auch die häufigen Löcher auf den 10 und 20 kr. Stücken und die beſchnittenen Dukaten dürften nicht vergeſſen werden, welche ein Zeugniß für unſere jüdiſche Erwerbſamkeit ablegen.

Man ſollte daher zeitig darauf bedacht ſeyn, in einem Folianten alles neuere Papiergeld zuſammen zu ſtellen, und mit einem hiſtoriſchen Commentar über ſeinen Einfluß auf Ehrlichkeit, Credit und Wohlfahrt zu begleiten.

Madame Catalani.

Da in dieſen Blättern noch wenig oder nichts von dieſer berühmten Frau vorgekommen, ſo nehmen wir gern ein paar kleine, ſie betreffende Artikel aus dem Heſperus auf, die ſich von den gewöhnlichen ſchalen Lobpreiſungen unterſcheiden, und deren erſter beſonders von einem eben ſo unpartheyiſchen als kenntnißreichen Mann in ſeinem Fache herzurühren ſcheint.

Wien den 20ten July 1818.

Endlich habe ich dieſe Hochgefeierte gehört. Eine ſchöne Frau, etwa 36 — 40 Jahre alt, voll Anſtand und verbindlichem Benehmen, was Alles noch einnehmender wird, wenn ſie ſingt, eine Reihe ſchneeweißer, wohl erhaltener Zähne zeigt, mit ungemein vieler Grazie und Anmuth grüßend und dankend. Das iſt aber auch Alles, was mir an ihr gefällt. Ihr Geſang iſt ſicher ſehr kunſtreich, doch nicht in ſolchem Grade, daß ſie Marcheſi, Creſcentini, Velluti, die Mara, Billington, Todi, die ich alle gehört, in einzelnen Vorzügen nicht noch übertroffen hätten. Ihre Stimme iſt ſchön und ſtark, aber — ihr Geſang geht nicht zum Herzen. Und was iſt Muſik, die nicht zum Innern dringt? Man wird verſucht, mit der Engländerin, die es zu Kozebue ſagte, auszurufen: Sonate, que me veux tu? Eine immerwährende Seiltänzerey der Stimme, welche den Verluſt ihrer ehemaligen Stärke nicht mehr verläugnen kann. Ein Cantabile oder eine ſonſtige, das Herz erweichende, ſchmelzende Sangweiſe der Italiener hörte ich nicht von ihr. Und welche Auswahl! Lauter alte, unzähligemal gehörte Stücke, und immer die nämlichen! Zudem muß ſie ihrer Stimme nicht mehr ſicher ſeyn. Denn erſt Abends, ja nicht ſelten im Augenblick der Aufführung, macht der Kapellmeiſter dem Orcheſter bekannt, ob das Stück in der urſprünglichen Tonart, oder um einen halben höher oder tiefer geſpielt werden ſoll. Unmöglich kann auf dieſe Art die höchſte Vollkommenheit in der Harmonie des Ganzen erreicht werden. Sollte Madame Catalani denn nicht die Aufmerkſamkeit fürs Publikum, fürs Orcheſter und für ihren eigenen Ruhm haben, lieber die Partituren dreymal nach den verſchiedenen Tonarten, in denen ſie zu ſingen ausgelegt iſt, abſchreiben zu laſſen? Das Orcheſter wenigſtens würde dann im Stande ſeyn, mit weniger Anſtrengung mehr zu leiſten. Madame Catalani ſoll ſelbſt einſehen, daß ſie nicht zum Herzen ſingt. „Aber mit den Kunſt-Paſſagen," ſagt ſie, „habe ich mir Millionen erworben und darum bleibe ich dabey."

Die Zahl ihrer Anbeter ſcheint ſich zu vermindern; ja einige ziehen ihr Madam Grünbaum vor, die ſchon zweymal hier aufgetreten iſt. Gegen die Ultra-Catalaniſten ſind hier verſchiedene Carrikaturen in Umlauf u. ſ. w.

Wien den 6ten Auguſt 1818.

Madame Catalani hatte die Gnade, vor Ihren Majeſtäten zu ſingen und kaiſerlich beſchenkt zu werden. Ueber die ſeltene Biegſamkeit ihres Organs und die Vortrefflichkeit ihres Geſanges iſt hier wohl nur Eine Stimme, und man hat daneben mit Vergnügen in Erfahrung gebracht, daß ſie ſich gegen viele Hülfsbedürftige ſehr mildthätig bewieſen; indeß hat doch ein großer Theil des Publikums mißliebig die Uebermäßigkeit der Ehrenbezeigungen beurtheilt, die ihr von mehreren Seiten zu Theil geworden ſind, und bemerkt, ſolch ein Uebermaß von Ehre würde kaum der höchſten Tugend und dem ſeltenſten moraliſchen Verdienſte zufließen.

Ein in den Geſetzen nicht bemerkter Grund zur Eheſcheidung.

Dichter haben die Haarflechten der Schönen öfters Feſſeln verglichen; ein Arzt erzählt uns von ihrer abſtoßenden Kraft, weil ſie die Natur freilich an dem unrechten Orte angebracht hatte. Ein Mann klagte nämlich gleich nach der Ehe auf Trennung derſelben, und die Urſache war keine andere, als weil er bei ſeiner Frau mehr als zuviel Haare gefunden hatte. Der Arzt D. Roggieri fand bei der Unterſuchung den ganzen Körper vorn an den Brüſten bis zu den Kniekehlen, und hinten von den Schulterblättern bis in die Kniekehlen, mit weichen, wolligen Haaren beſetzt, die denen der ſchwarzen Pudel glichen; auch die Haut darunter war ſchwarz. Dieſe Monſtroſität nennt R. Tricazoodes und hält ſie für eine ſchon in der Gebärmutter entſtandene Krankheit. Dieſes Mädchen war die Tochter einer geſunden, wohlgebildeten Frau, und übrigens ſelbſt nicht übel gebildet, mit lebhaften Augen, lebhaftem Geiſte und Fisionomia di Baccante, wie ſich D. Ruggieri in ſeiner Storia ragionata über den Fall ausdrückt. (Sie mag ſich wohl gehütet haben, die heutige Mode der auf dem Rücken ſo tief ausgeſchnittenen Frauenkleider mitzumachen. Es giebt da doch auch mitunter eine Ausſicht, wenn auch nicht auf Haare, die die Scheidungskoſten den ohnehin ſeltenen Freiern erſparen hilft.)

Eine höchſterfreuliche Begebenheit eilt der Herausgeber, ſeinen Leſern mitzutheilen. Kaiſer Alexanders Geburtstag iſt in Curland auf eine Weiſe gefeiert worden, die des Retters aus den Banden franzöſiſcher Knechtſchaft vollkommen würdig war. An dieſem Tage nemlich wurde die Freiheit der Letten in allen Kirchen der Provinz feierlich proclamirt. Freiwillig hat der curländiſche Adel dieſes ſchöne Opfer gebracht. Wer einen Stern auf der Bruſt trägt, der pflegt auch ſein Wappen auf dem Petſchaft in dieſen Stern zu ſetzen. Uns will bedünken, jeder Edelmann der Oſtſeeprovinzen, der zu Aufhebung der Leibeigenſchaft freiwillig und gern beigetragen, ſollte künftig das Recht haben, ſein Wappen in einen Stern zu ſetzen, wenn er auch keinen auf der Bruſt trägt. Doch gleichviel! das Bewußtſeyn in der Bruſt iſt wohl mehr werth, als der Stern auf der Bruſt, und ſo möge der jetztlebende curländiſche Adel ſich dieſes ſchönen Bewußtſeyns erfreuen, denn er hat gethan, was Jubel auf Erden und Wohlgefallen im Himmel erregt; mit andern Worten: er hat gethan, was Alexanders Herz wünſchte. Doch Ehre und Preiß gebührt vor Allen auch dem würdigen Stellvertreter eines ſolchen Monarchen! dem Marquis Paulucci, Oberbefehlshaber von Lief- und Curland, der ſchon ſo viel Gutes und Schönes, und nun auch dieſes Große thätig vorbereitet hat. Dieſer tüchtige Ehrenmann, ein Modeneſer von Geburt, (dem auch die Ehre zu Theil geworden, von Napoleon gehaßt, verfolgt und gemißhandelt zu werden,) begann die Laufbahn ſeines Ruhmes in Gruſien, wo noch heute die Perſer ihren Sieger in ihm bewundern, und die Ruſſen ihren Vater in ihm ſegnen. In dem verhängnißvollen Jahre 1812 trat er ſeinen jetzigen hohen Poſten an, und bewieß auch hier ſogleich ſeine kriegeriſche Thätigkeit, indem er die fliehenden Franzoſen verfolgte, und der Erſte, ſiegreich in Memel einzog. Nun aber, als die Kriegstrompeten in Rußland ſchwiegen, widmete er ſich ganz der innern Wohlfahrt der ihm anvertrauten Provinzen, und was er in den wenigen Jahren Gutes eingeleitet und vollbracht hat, würde Bände füllen. Dabei iſt der raſche Mann von der liebenswürdigſten Humanität, und verbindet ſtrenge Rechtlichkeit mit der zarteſten Bildung des Geiſtes; ja, ſchon ſeine Geſtalt, ſein offenes Geſicht flößen Vertrauen ein. Er hat aber auch in den nordiſchen Herzen ſeiner Pflegbefohlnen viel ſüdliche Wärme wieder gefunden, denn Alle lieben ihn als einen väterlichen Freund.

Die in Mietau ſtatt gehabte Feierlichkeit war eben ſo erhaben als rührend. Da jedoch der Zweck dieſer Blätter keine Beſchreibung derſelben, ſo wenig als die Mittheilung einiger, bei dieſer Gelegenheit erſchienenen, werthvollen Gedichte zuläßt, ſo haben wir die darüber erhaltenen Nachrichten der Redaction eines andern beliebten und vielgeleſenen Blattes zugeſendet.

Literariſche Notizen.

— Der vierte Theil des Geiſtes der Zeit enthält eine Sammlung von trefflichen Saalbadereien, über Alles was jetzt gewöhnlich beſaalbadert wird. Auch eine tüchtige Vertheidigung des Turnweſens iſt hier zu finden, aus der wir unter andern lernen, daß Jahn für das Gute gehungert und gedurſtet hat. — „Deutſche Art" geſteht der Verfaſſer, „hat es wohl immer gegeben. Hätte ſie nicht im tiefſten Grunde des Volks geruht, ſo wären wir ſicher noch „Knechte der Franzoſen, und Napoleon machte jetzt vielleicht „eine Luſtreiſe über Dresden, Berlin, Danzig, Riga, Petersburg, Smolensk und Kiew, und beſuchte ſeinen Vetter, den Großtürken in Conſtantinopel, ſtatt daß er in St. Helena ſitzen muß." (Dieß zugleich als Probe von des Verfaſſers Witz).

Zur Nachricht.

Es iſt in mehrern Zeitungen bekannt gemacht worden, der Herausgeber dieſer Blätter habe eine Veranlaſſung erhalten, nach Ehſtland zurück zu kehren. Da dieſe Art ſich auszudrücken allerlei Deutungen zuläßt, und vermuthlich auch darum gewählt worden iſt: ſo ſcheint es nothwendig, die Sache in wenig Worten ſo darzuſtellen, wie ſie ſich verhält.

Sr. Majeſtät, der Kaiſer von Rußland haben dem Herrn v. Kotzebue auf deſſen unterthänigſte Vorſtellung allergnädigſt erlaubt, ſowohl ſein bisheriges Berufsgeſchäft, als auch ſeine literariſchen Arbeiten, künftig in Reval fortzuſetzen, (inſofern ſolches ſein eigner Wunſch iſt, da Kinder, Verwandte und Jugend-Freunde ihn an dieſe Stadt feſſeln,) mit Beibehaltung ſeines Gehalts und ſonſtiger Emolumente, wie er ſolche im Auslande genoſſen. Das literariſche Wochenblatt wird daher ſeinen ungeſtörten Fortgang behalten, da der Beifall, den ſich daſſelbe erworben, ſo ausgebreitet, und das redliche Streben des Herausgebers von ſeinem Monarchen ſelbſt anerkannt iſt. Uebrigens iſt der Zeit-Punct, wann Hr. v. K. Deutſchland verlaſſen wird, noch unbeſtimmt, und hängt lediglich von deſſen Geſundheits-Umſtänden ab.

Hierbei ein Intelligenzblatt.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 20. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 März.

Sulamith empfiehlt die Juden zu Freimaurern und vollen Staatsbürgern.

In der Zeitſchrift dieſes Namens, welche Herr D. Fränkel in Deſſau zur Beförderung der Kultur und Humanität unter den Iſraeliten, herausgiebt, wird in einem der letztern Hefte, unter der Rubrik: Neueſte Literatur, folgende Schrift angeführt:

„Kurzgefaßte Charakteriſtik der heutigen Iſraeliten und ihrer Würdigung zur Freimaurerei. Ein Beitrag zur Geſchichte des Tages ꝛc. Von H. C. Albanus. Leipzig. 1818."

Der Referent empfiehlt ſie allen Menſchenfreunden und Freunden der Wahrheit; wir vermiſſen aber in den Auszügen Gründe, wodurch ſie ſich vornämlich für den Zweck, den Iſraeliten die Logen zu öffnen, von ſelbſt empföhle. Der Autor meint, nachdem er ihre beſſere Bildung und Induſtrie, (iſt dieſe maureriſcher Art?) gerühmt hat; es müſſe jeder große Geſchäfts- und Handelsmann ihnen wenigſtens im Stillen einen hohen Dank für die ſo ſchöne, als vortheilhafte Erfindung der Wechſel darbringen. — Gut! dafür kann man ſich baroniſiren laſſen, oder nützliche Geſchäfte mit vielbrauchenden Hofleuten machen. Was ſoll das aber der Freimaurerei helfen: wir haben nicht gehört, daß Wechſel- und Börſengeſchäfte in der Loge getrieben werden. Es wird ferner ihre Schmiegſamkeit, Dienſtfertigkeit und Erfindſamkeit gerühmt; „kein Volk, nach dem „Chriſtlichen, ſey mehr zum Freimaurer geeignet, „als das jüdiſche?" denn es ſey ja nach der Verſicherung der heiligen Schrift das Stammvolk aller übrigen Erdenbewohner, und der Gottheit näher gebracht; ihre Religion ſey die Mutter der Unſrigen; ſie, die lieben Söhne Gottes. — (Dieſe Gründe überlaſſen wir den Freimaurern zu würdigen. Man ſieht, daß die Iſraeliten viele gute Freunde haben. Hat ſich doch ihrer ſogar ein fremder Herr Geſandte am Bundestage, mehr als vielleicht diplomatiſch erlaubt war, angenommen. Wir bemerken blos im Allgemeinen noch folgendes. Erſtlich, ſo lange die Juden, der Maſſe nach, noch ſteif an einem Ceremonial- und Feiertagsgeſetz halten, können ſie nicht alle bürgerliche Pflichten übernehmen, mithin nicht alle bürgerliche Rechte erlangen. Uns wundert, daß man den Einfluß des jüdiſchen Ceremonial- und Ritualzwanges auf den Character, bei der politiſchen Beſtimmung ihrer Verhältniſſe, nicht ſchärfer ins Auge faßt, vielleicht weil man jenen nicht genug kennt. Moſes wollte ein in der ägyptiſchen Knechtſchaft verwildertes Volk durch eine Maſſe von Ceremonien und Gebräuchen binden, nichts aus eigner Bewegung, ſondern alles nach ſeiner Anordnung zu thun, damit aus ihrer innern und äußern Aufführung das Anerkenntniß einer höhern Autorität hervorgehe. Nicht einmal eſſen, trinken, bekleiden, haarabſchneiden, raſiren, ſich ergötzen konnten ſie ſich, als nach dem Geſetze. Nicht allein ihre Handlungen, auch ihre Hände, der Eintritt in ihre Häuſer, und ihre Stirn trugen das Zeichen der Knechtſchaft, und trieben ſie zum Gehorſam. Das war der Zweck ihrer Ceremonien. Hat nun ein Volk, das noch jetzt an zwecklosgewordenen Ceremonien von knechtiſcher Tendenz und an übermäßigen Feiertagen hängt, ſchon jetzt die Reife anderer Staatsbürger, und hat die Maſſe einen veredelten Sinn? — Zweitens, Männer, die ſie in unſere bürgerlichen Verhältniſſe verflechten wollen, müſſen ſich beſſer als bisher von den jüdiſchen Satzungen und Schriften unterrichten. Drittens, ſoll die Bildung der Juden vorwärts gehen, ſo muß es andere Maasregeln für den großen Haufen geben, als dieſe galanten Zeitſchriften für die wohlhabenden Juden, die es ohne ſie nur noch halb ſind, wenn ſie Gefallen daran finden.

Der Guthmüthige.

Unter dieſem Titel (le bon homme) iſt eine Art von Fortſetzung des bekannten Eremiten der Chausée d'Autin, (Bemerkungen über die neueſten Pariſer Sitten) erſchienen, aber nicht von Jouy, ſondern von Rougemont, der ein nicht weniger glücklicher Beobachter und angenehmer Erzähler iſt, als Jener. Gleich in der Vorrede finden wir folgende ſcharfſinnige, und auf alle große Städte paſſende Bemerkung: „Nirgend vergißt man ſo ſchnell als in Paris. Leichte Vergehen werden durch eine Redlichkeit von ein Paar Tagen ausgelöſcht, und größe-

Ausgegeben den 25. Febr.

re durch eine Abweſenheit von einigen Monaten. Es giebt manchen in Paris, der in ſeinem Stadtviertel übel berüchtigt, ſeinen guten Ruf blos dadurch wieder erlangte, daß er in ein anderes Quartier zog." —

Wir wollen einige intereſſante Nummern mittheilen. Die erſte: *das Haus des heiligen Lazarus*, bekanntlich ein Gefängniß für lüderliche Weibsbilder. Der bonhomme beſuchte dieſes Haus, welches urſprünglich ein Kloſter war. Er fand den Aufſeher, der eben ſeine gewöhnliche Runde machte, im Schlafſaal. — „Tiefes Schweigen herrſchte in dieſem Theile des Gebäudes. Wer hätte glauben ſollen, es werde von 860 Weibern bewohnt, die Laſters-Gewohnheit und Heftigkeit der Leidenſchaften zu Verbrechen hingeriſſen, und die nun, in kürzerer oder längerer Gefangenſchaft, eine vernachläſſigte Erziehung oder die Folgen der Faulheit und Lüderlichkeit büßten. — *Howard* hat die holländiſchen Gefängniſſe ſehr gerühmt, aber ſchwerlich ſind ſie denen von Paris zu vergleichen. Die Ordnung und Reinlichkeit, die zu Saint Lazare herrſchen, die Thätigkeit, die Sanftmuth der Aufſeher, die Fröhlichkeit der Arbeiterinnen, die Sorgfalt die man für ſie hegt — Alles das ließ mich faſt vergeſſen, daß es ein Gefängniß war, welches ich beſuchte. — Das am häufigſten vorkommende Verbrechen dieſer unglücklichen Weiber iſt der Diebſtahl, den ihr Elend bisweilen entſchuldigt. Ein ſehr menſchenfreundlicher Gedanke iſt es fürwahr, die Strafe des Verbrechens zum Vortheil der Gefangenen gereichen zu laſſen. Sie lernen dort ein Handwerk, ſie ſammeln dort Sparpfennige. Der Preis ihrer Arbeiten wird in drei Theile getheilt, den erſten behält die Verwaltung des Hauſes, der zweite wird gleich ausgezahlt, und der dritte zurückgelegt, bis die Gefangene das Haus verläßt. — Eine Bäuerin, die zu ſechsjähriger Einſperrung verurtheilt worden war, wußte gar nichts als ſie das Haus betrat. Eine Frau, die Shawls verfertigte, machte ſich ein Vergnügen daraus, ſie in dieſer Kunſt zu unterrichten. In kurzem übertraf die Schülerin den Meiſter. Sie war fleißig, fand Geſchmack an der Arbeit, verſagte ſich die gewöhnlichen Erhohlungen um ihren Gewinn zu vermehren, und beſaß, als ihre Strafzeit abgelaufen war, ein kleines Capital von 923 Franken, ließ ſich in einer Provinz nieder, erwarb ſich dort durch ihre gute Aufführung allgemeine Hochachtung, und verſäumte keine Gelegenheit, ihrem vormaligen menſchenfreundlichen Kerkermeiſter ihre Dankbarkeit zu beweiſen."

„Eben als er mir dieſe Anecdote erzählte, wurde er abgerufen, weil eine Frau verſucht habe ſich aufzuhängen, aber noch zu rechter Zeit daran gehindert worden ſey. Der Knabe, der dem Aufſeher dieß berichtete, nannte ſie die *Frau im Kerker*, und ich erwartete daher ein finſteres Loch zu ſehn; aber es war eine ſehr geräumige Kammer, mit einem 5 Fuß hohen Fenſter und der Ausſicht auf den Hof. Hier lag ſie auf Stroh, und die nehmliche Perſon, die, eine Viertelſtunde zuvor, ſich hatte aufhängen wollen, ſchlief jetzt ſo feſt, daß ſie uns nicht einmal hörte."

„Die Werkſtätten der Shawlfabriken, die Bearbeitung der Wolle, der Stickereyen, des Nähens und Strickens, waren Alle in voller Thätigkeit als ich ſie durchwanderte. Die Schönheit mehrerer von den Arbeiterinnen fiel mir auf. Man entwirft ſich ein ſo häßliches Bild von dem Verbrechen, daß man alle Mühe hat, die Spuren deſſelben auf einem hübſchen Geſichte zu entdecken. Unter den Nätherinnen wurde ich eine junge Perſon gewahr, deren ſanfte, angenehme Phyſiognomie durch das Launenhafte ihres Anzuges gewiſſermaaßen noch mehr hervorgehoben wurde; ſie hatte ihr Haar unter eine Leinwand-Mütze verſteckt, und ſobald ſie uns gewahr wurde, ſuchte ſie abgewendet ihr Geſicht zu verbergen. Die Weiße und Zartheit ihrer Hand bewieſen, daß ſie der Arbeit ungewohnt war. Ich wurde neugierig ihr in's Geſicht zu ſehn. Der Aufſeher rief ſie bei einem mir unbekannten Nahmen; allein kaum hatte ſie ſich zu uns gewandt, als ich ein junges Frauenzimmer erkannte, die, welches einſt im vorigen Winter mich faſt überfahren hätte, als es die Kaleſche des Lord K. kutſchierte. Damals lebte ſie mit dem jungen Lord auf einem großen Fuße, war mit Diamanten bedeckt, und eine zahlreiche Dienerſchaft reichte kaum hin, alle ihre Launen zu befriedigen; in glänzender Equipage fuhr ſie in alle Schauſpiele, ſie war ſtets von Gaffern umringt, und Alles beeiferte ſich ihr zu gefallen. — Und nun! — Mademoiſelle *Eliſe* (ſo nannte ſie der Aufſeher) hatte ein wenig zu raſch zwiſchen ſich und ihrem Freunde die Gemeinſchaft der Güter einführen wollen, und war zu fünfjähriger Einſperrung verurtheilt worden, ein Schickſal, welches ſie faſt mit Gleichgültigkeit ertrug. Sie iſt nicht die einzige hübſche Frau, die ich zu meinem Erſtaunen hier antraf."

„Mehrere Gefangene, die im großen Hofe ihre Erhohlungsſtunde feyerten, ſah ich tanzen und in ausſchweifender Luſtigkeit ſich herumtreiben. Ein Maurergeſell, der eben ein verfallenes Stück von einer Mauer wieder herzuſtellen beſchäftigt war, wurde von dieſer Luſtigkeit angeſteckt, verlohr darüber das Gleichgewicht, ſtürzte herab und verrenkte ſich die Schulter. — Ein gellendes Geſchrei unterbrach Spiele und Arbeiten, Alle ſtrömten herbei, Jede wollte dem Verwundeten beiſtehn, ſie ſtritten ſich um die Ehre, ihn in die Krankenſtube zu tragen, und als der Wundarzt erklärte, er werde einige Tage nicht arbeiten können, nahm eine der Munterſten ſeinen Hut, ging damit bei ihren Schickſalsgefährtinnen herum, und brachte dem Maurer nach einer Viertelſtunde 77 Franken 35 Centimen.“ —

„Ehe ich dieſes Haus verließ, war ich noch Zeuge von der Entlaſſung einer Gefangenen und der Aufnahme einer neuen. Jene lachte, dieſe weinte. Jene tröſtete ſie durch die Verſicherung, das Haus ſey zu trefflich, um nicht gern wieder hinein zu kommen. Sämmtliche Gefangene bewillkommten ihre neue Gefährtin, überhäuften ſie mit Fragen, ſammelten unter ſich ein kleines Geſchenk von Wein, Zucker und Schnupftabak, welches ſie ihr anboten, gaben der Abgehenden mit lächerlicher Wichtigkeit noch allerlei kleine Aufträge, und dieſe ermangelte nicht, bei'm Abſchied ihnen zuzurufen: auf Wiederſehn! Dieſe Miſchung von Gutmüthigkeit und Sorgloſigkeit, dieſes Vergeſſen eignen Unglücks um ſich nur mit fremden Leiden zu beſchäftigen, bildete einen Contraſt, von deſſen Seltſamkeit man ſich ſchwerlich einen Begriff zu machen im Stande iſt.“ —

— **Die Caſerne.** Ich habe einen Neffen unter der Garde, einen braven jungen Menſchen, der ſchon Unterofficier iſt. Seit zwei Monaten hatte er mich nicht beſucht, und das beunruhigte mich um ſo mehr, da ich von einem Duell zwiſchen zwei Gardeunterofficieren gehört hatte, und mir einbildete, mein hitziger Neffe habe ſich geſchlagen, ſey vermuthlich todt; denn — ſo raiſonnirte ich — wäre er blos verwundet, ſo hätte er mir ſicherlich Nachricht von ſich gegeben. Von dieſer Furcht gequält, näherte ich mich der Caſerne, und mußte mich zuſammen nehmen, als ich an die erſte Schildwache kam. Mit faſt bebender Stimme fragte ich dieſe: ob der Unterofficier Gratien gegenwärtig ſey? — Ich weiß nicht, war die Antwort, aber unſer Adjutant, der dort im Hofe herum ſpaziert, kann Ihnen das ſagen. Schon etwas ermuthigt, trat ich nun dem Adjutanten entgegen, der mir zu meiner Freude nicht allein verſicherte, mein Neffe werde in einer Stunde von der Wache abgelöſt, ſondern ihn auch ſehr rühmte. Jenen Zweikampf hatte er vielmehr zu verhindern geſucht. Die Veranlaſſung zu demſelben war folgende:“

„Einer von den alten Schnurrbärten hatte ſich an dem jüngſten Unterofficier gerieben, der kürzlich in das Regiment getreten war, und deſſen Muth Jener bezweifelte. Am Schluß einer im Wirthshauſe verzehrten Mahlzeit, ſchlug der Eiſenfreſſer vor, die Zeche um das erſte Blut zu ſpielen. Der junge Unterofficier bezeugte ſeinen Abſcheu dagegen, und erbot ſich, lieber die Zeche aus ſeinem Beutel zu bezahlen; aber man ſpöttelte ſo lange über ſeine Großmuth, bis er wohl begriff, er werde unaufhörliche Händel haben, wenn er dießmal nicht die Spitze böte. Er that es, und der Erſte der ſich ihm gegenüber ſtellte, war eben jener alte Schnurrbart. Seit 25 Jahren hatten die feindlichen Kanonen ihn verſchont, und hier wurde er ein Opfer ſeines rohen Scherzes. Er fiel. Sein Gegner wider Willen warf ſich auf ihn, ſeine eigne Geſchicklichkeit verfluchend, und gab ſich vergebens alle Mühe das Blut zu ſtillen. „Ich hatte Unrecht,“ ſagte der Schnurrbart zu den Umſtehenden, „zürnt ihm darum nicht; er hat ſich brav genommen, er verdient Euer Freund zu ſeyn.“ So ſtarb er in den Armen ſeines Mörders, deſſen Thränen auf ihn herab floſſen. Die Uebrigen nahmen ſich eine gute Lehre daraus und befolgten des Verſtorbenen letzten Willen.“

„Um bis zur Ankunft meines Neffen mir die Zeit zu vertreiben, durchſtrich ich die ganze Caſerne. In einem großen Saale, aus dem ich ſo eben einen Haufen Grenadiere hatte kommen ſehn, der ſich dort in den Waffen geübt hatte, fand ich an den Wänden eine Menge galante Sprüchlein und Liebesſchwüre mit Kohle angeſchrieben, die ſo lange gültig blieben, bis die Wand geweißt wurde. Es war zugleich ein Tanz- und Waffenſaal. An dem einen Ende deſſelben unterrichtete ein Fechtmeiſter einen jungen Soldaten, wie man ſeinen Feind zierlich tödten müſſe, und zwar durch einen geheimen Stoß, den ſchon das ganze Regiment von ihm gelernt hatte. Am andern Ende ertheilte ein alter Corporal mit Schmarren im Geſicht einem Füſelier von ſeiner Compagnie Unterricht im Tanzen, wozu er, ſtatt dem Kratzen auf einer Violine, ein Tralla derideri dera zwiſchen den Zähnen brummte. Der Schüler, ſehr zerſtreut durch des Fechtmeiſters Eins, zwei, Parirt! nachgeſtoßen! ſetzte die Geduld des Tanzmeiſters auf harte Proben, die er nur beſtand, indem er einige kräftige Soldatenflüche zu Hülfe nahm.“

„Im dritten Stock fand ich ein langes Zimmer mit etwa 30 Betten, neben jedem den Inhaber deſſelben mit ſeiner Toilette für den folgenden Tag beſchäftigt. Der Eine putzte ſeine Waffen, der Andere machte ſeine Patrontaſche blank, der Dritte ſtutzte ſeine Bärenmütze auf. Ich wandte mich an Einen der ſchon fertig war, deſſen feuriges Auge mich anblitzte, und deſſen braune, benarbte Wange, zuſammt den drei Streifen auf ſeinem rechten Rockermel, mich einen Veteran errathen ließen. Wie alt? fragte ich. — 45 Jahr — Seit wann dient ihr? — ſeit 1791 — Auch verwundet? — 17 Mal. Ich bekam einen Schuß bei Kehl, zwei Lanzenſtiche bei Marengo, einen Säbelhieb bei Auſterlitz, zwei dergleichen bei Jena — und wo habt ihr das Kreuz empfangen? — hier in Paris — Von wem? — vom Könige, mein Herr Commandant. — Vermuthlich war es ein dreieckiger Hut, der mir dieſen Titel eintrug.“

„Ich hörte in einem Nebenzimmer Kindergeſchrei. Ich öffnete es — da ſaß ein alter, mehr als 50 jähriger Soldat mit einem ungeheuren Schnurbart, der ihm ein furchtbares Anſehn gab; aber lachend wiegte er auf ſeinen Knien ein Kind von 10 Monaten, um deſſen Geſchrei zu ſtillen er ein deutſches Liedchen anſtimmte, welches er in den öſtreichiſchen Feldzügen gelernt hatte, während ſein älteſter Sohn, der Pfeifer des Bataillons, ſein kreiſchendes Inſtrument ertönen ließ und vor dem Schreibalg herum tanzte. Die Frau dieſes wackern Soldaten, die in keinem Feldzuge ihm von der Seite wich, war die Schweſter der Marketenderin, deren Wohnung ich unten an der Treppe bemerkt hatte. Bei dieſer hatten die Officiere, die nicht viel Aufwand machen konnten, ſich in die Koſt verdungen. — Eine andere hatte faſt eben ſo viele Feldzüge mitgemacht als der älteſte Soldat im Regiment, und hatte Bleſſuren aufzuweiſen, die den Kühnſten geziert haben würden. An Schlachttagen trotzte ſie munter den Kartätſchen, um den erſchöpften Kämpfern ein Gläschen Branntwein zu Belebung ihres Muthes zu reichen, vergaß oft in ſolchen Augenblicken Bezahlung zu heiſchen, verkaufte nicht mehr, ſondern gab, ſich belohnt fühlend durch den thätigen Antheil, den ſie an der Schlacht genommen. — Kein Sieg, hieß es, ohne die Marketenderin! — Ihre Bude war mit Früchten und Gemüſe reichlich verſehn. Wie ſtehſt du dich bei deinem Gewerbe? fragte ich ſie. — Sehr gut; ich möchte nie ein anderes. — Biſt du Wittwe? – geweſen. Jetzt habe ich wieder einen Mann. 22 Jahre bin ich im Militär verehlicht. Mein erſter Mann blieb in Italien. Er war, ohne daß ich Jemanden zu nahe treten will, der bravſte bei der ganzen Armee. Der zweite, dem es Gott ſey Dank, auch nicht an Courage fehlt, iſt dreimal an meiner Seite verwundet worden, jetzt Corporal, mit Ihrem Wohlnehmen. — Haſt du Kinder? — Einen Jungen von 10 Jahren, der das Trommeln lernt — er ſitzt jetzt auf der Polizei — ein verfluchter Junge, der das Unglück hat, Niemanden gehorchen zu wollen. Uebrigens brav wie Vater und Mutter.“ —

„In einem Corridor blieb ich vor zwei Figuren ſtehn, die auf die Mauer gezeichnet waren, und deren Bedeutung ich mir zu enträthſeln ſuchte. Ein junger Officier, der dieß bemerkte, erzählte mir: Man hatte vor einiger Zeit die Ueberreſte eines Cüraſſier- und eines Lancierregiments hier einquartiert, die ſo lange in traulicher Gemeinſchaft lebten, bis einſt einem Lanzenreiter einfiel, ein Vorpoſtengefecht hier auf die Mauer zu zeichnen, in welchem, wie Sie ſehn, die Lanciers vorne und die Cüraſſiers hinten ſind. Das nahmen die letztern ſo übel, daß ſie auf blutige Rache ſannen. Zum Glück ſchrieb ein anderer darunter: **der Blitz geht immer vor dem Donner her**, und dieſe Worte bewirkten einen ſchnellen Frieden, der durch einen gemeinſchaftlichen Schmauß beſiegelt wurde.“ —

(Der Beſchluß folgt.)

Sacre et Couronnement de Louis XVI.

(Eingeſandt.)

Wenn man Prunkfeſte und Ceremonien nicht als bloße Opfer der Eitelkeit, oder als politiſche Gaukelſpiele betrachtet, ſondern ſie in den vornehmern Standpunkt bringt und als eine ſymboliſche Beziehung auf die hohe Würde und die ſchweren Pflichten eines, nicht am Ende, ſondern gleich im Anfange ſeiner Laufbahn Gefeierten, anſieht, ſo iſt damit der Geſichtspunkt einer ſolchen Anordnung von Ceremonien gefunden, wie ſie die Würde des Zwecks und der hellere Geiſt der Zeit verlangt. Die bisher gewöhnlichen Einrichtungen ſolcher Feſte, in denen ſich das Thun und Meinen der Menſchen auf eine auszeichnende Art abſpiegelt, muß aber die Geſchichte billig aufbewahren. Sie deutet dadurch der Nachwelt an, was das Volk war, für welches das Schauſpiel aufgeführt wurde, oder doch, wofür es die Schauſpieler gehalten haben. Auf dieſe Betrachtung hat uns die Nachricht mehrerer Zeitungen geführt, worinn die Salbung des Königs von Frankreich zu Rheims für den dritten Mai d. J. angekündigt worden iſt; ſo daß es, ſtaatsrechtlich genommen, ſcheint, als ob man der Garantie der Charte noch die der Saint ampoule beifügen zu müſſen glaube, und das Neueſte an das Aelteſte anknüpfen wolle. Wir halten es daher in allem Betracht nicht unnütz, die heutige Leſewelt, die mehr als zuviel von der Gegenwart beſchäftigt wird, mit einem ſeltnen Prachtwerke über die ehemalige Salbung und Krönung des unglücklichen Ludwig XVI. bekannt zu machen, und einige hiſtoriſche Erläuterungen beizufügen. Es kann dadurch das Intereſſe des Denkers für die angekündigte Krönungsfeierlichkeit und ihre Einrichtung wohl nur erhöhet werden. Die Schrift iſt im Krönungsjahr 1775 zu Paris erſchienen, und macht einen ſtarken Quartband aus, mit einer Menge Kupfer verziert, welche theils die Hauptakte der Feierlichkeit ſelbſt, theils das Coſtume der einzelnen geiſtlichen und weltlichen Theilnehmer; des Königs dreifacher Anzug miteinbegriffen, theils endlich allegoriſche Bilder vorſtellen. Die erſte, kleinere Hälfte des Buchs, das den oben angeführten Titel hat, beſchreibt kürzlich die Krönungsfeierlichkeiten aller Könige von Frankreich von dem Merovinger Clodwig I. an, und enthält einige intereſſante hiſtoriſche Notizen. Der Verf. macht bei Erwähnung der Selbſtkrönung Ludwigs, die ſein Vater Carl der Große anordnete, die Bemerkung: daß die Maxime, „ein König von Frankreich erhalte ſeine Autorität vor allen andern Potentaten, blos von Gottes Gnaden,“ (nicht durch Päpſtliche Salbung) in das höchſte Alterthum hinaufreiche. Wir bemerken dagegen, daß jene alte Maxime zwar den Glanz, aber das neuere Staatsrecht die wahre und größere Macht verleihe. Man darf nur des Verf. hiſtoriſche Notizen von den alten Pairs und Großämtern des Reichs überblicken, um zu erkennen, wie zerſplittert die Regentenmacht der Vorzeit geweſen, und was ſie, durch Einziehung der großen Lehne und Würden geworden iſt. —

In der zweiten Hälfte der Schrift; iſt nun die Salbungs- und Krönungsfeierlichkeit Ludwigs XVI., welche den 11. Junius 1775 in Rheims erfolgte, mit allen Umſtänden beſchrieben. Wir heben nur folgendes aus:

Das Aufſtehen des Königs am Krönungstage. Die in der Hauptkirche verſammelten geiſtl. und weltl. Pairs ſchicken zwei Biſchöffe nach dem Erzbiſchöffl. Pallaſt ab, wo der König ſich befand. Auf zweimaliges Anklopfen fragte der Duc de Bouillon, Ober-Kammerherr: Was verlangen Sie? ohne die Thüre zu öffnen. Die Antwort war: den König, und der Duc erwiederte: „der König ſchläft.“ Beim dritten Klopfen ſprachen die Abgeordneten: Wir verlangen Ludwig XVI. den Gott uns zum König gegeben hat. Jetzt öffnete man das Zimmer und der Ober-Ceremonienmeiſter führte die Biſchöffe zu dem Königl. Paradebette, wo ſie Sr. Majeſtät Weihwaſſer präſentirten, und ihn aufſtehen halfen. Nun ging ein prächtiger Zug zur Kirche durch eine Gallerie mit 21 Arkaden von weißer Marmorfarbe, und 306 Fuß Länge. In der Kirche kniete der König vor dem Hauptaltare nieder, und nahm dann ſeinen Sitz vor demſelben mitten im Chore ein. Jetzt kam das heilige Oelfläſchchen aus der Abtey St. Remi unter einem Thronhimmel an, das vier vornehme geiſtliche Herren in großem Pomp dort abgeholt hatten. Sie müſſen allezeit in Gegenwart des Fiscalprocurators einen Schwur ablegen, daß dem heil. Fläſchchen kein Schade widerfahren ſoll, und daß ſie ihr Leben an deſſen Erhaltung wagen wollen. Der Großprior der Abtei übergab es dem Erzbiſchoff von Rheims mit den Worten: „Monſeigneur, ich übergebe Ihren Händen den koſtbaren Schatz, der dem großen Heiligen Remigius zur Salbung des Clodwig und der Könige ſeiner Nachfolger vom Himmel geſandt wurde; und bitte Sie, nach altem Herkommen, es mir nach der Salbung zurückzuſtellen;“ was der Erzbiſchoff verſprach. Nun forderte dieſer letztere Sr. Maj. vor allen Dingen ein Verſprechen ab; jedem Geiſtlichen und ihren Kirchen die canoniſchen Privilegien, Rechte und Gerichte zu ſchützen und zu bewahren, wie es des Königs Pflicht ſey Erſt nachdem der König das verſprochen hatte, fragten die Biſchöffe von Laon und Beauvais nach einer alten Förmlichkeit, (wie der Beſchreiber ſagt,) die umherſtehenden Großen und das Volk, ob ſie Ludwig XVI. zu ihrem König annehmen wollten? Als ein Ehrfurchtsvolles Stillſchweigen die Einwilligung ausgedrückt hatte, wurde Sr. Majeſtät ſitzend und mit bedecktem Haupte, folgender Schwur in lateiniſcher Sprache abgenommen: 1) der Kirche Gottes zu aller Zeit den Frieden durch das chriſtliche Volk zu erhalten; 2) Alle und Jede an Raub und Unrecht aller Art zu hindern; 3) Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in allen Urtheilen beobachten zu laſſen, damit der Gott der Gnade und Barmherzigkeit ſie auch auf mich und Euch ergießen; (Schön!) 4) Mich aus aller Macht zu befleißigen, in allen meiner Herrſchaft unterworfenen Ländern die von der Kirche ausdrücklich verdammten Ketzer auszurotten. (Das paßt vortrefflich zur Barmherzigkeit Gottes. Soll das Ludwig XVIII. auch wieder beſchwören?) — Noch ein Schwur als Haupt des heil. Geiſtordens in der katholiſch-apoſtoliſch-römiſchen *) Religion zu leben und zu ſterben und den Orden nie untergehen zu laſſen; dann ein Schwur als Großmeiſter des Ludwigerdens, und endlich ein Schwur auf Haltung der Edicte wider die Duelle. Nun erfolgte die Salbung, Krönung und Bekleidung mit den königl. Gewändern und Inſignien, durch den Erzbiſchoff von Rheims. Die Salbung geſchah ſiebenfach; nach geendigten Geſängen und Gebeten nahm der Erzbiſchoff ſeine Mitra ab, machte dem Könige eine tiefe Verbeugung und küßte ihn, und rief 3mal laut: Vivat rex in aeternum! Die weltlichen und geiſtlichen Pairs thaten desgleichen, und das herbeiſtrömende Volk rufte: Vive le Roi! während daß die Trompeten ſchmetterten, die Kanonen donnerten, die Königin weinte, und man eine Menge kleiner Vögel ins Freie fliegen ließ, um anzudeuten die Ausbreitung der Gnaden des Souverains über ſein Volk, und daß die Menſchen niemals wahrhaft freier ſind, als unter dem Regiment eines aufgeklärten, gerechten und wohlthätigen Königs. Die Auswerfung von Krönungsmünzen, Meſſehalten, die Ehrentafel mit ſteifſtem Ceremoniel, die Audienzen, Ordensfeſte, die Andacht bei einer Menge Reliquien und dergl. übergehen wir billig. Zuletzt folgte noch das Heilen oder Anrühren der Kröpfigen, deren nicht weniger als 2400 im Park der Abtei verſammelt waren. Der König berührt ſie mit ausgeſtreckter Hand, kreuzweiſe übers Geſicht von der Stirne zum Kinn, und von einem Backen zum andern und ſagt: „Gott heile dich; der König berührt dich.“ Den 16. Junius kehrte der König nach Verſailles zurück; gewiß ohne Ahndung der Zukunft und der ſchwachen Garantie ſolchen äußern Pompes aus alter Zeit. Von der, nach unſerer Meinung ſehr geſchmackloſen Pracht vieler Anzüge geben die Kupfer einen anſchaulichen Begriff.

---

*) Wie paßt aber Apoſtoliſch — und Römiſch zuſammen? Eins hebt das Andere auf, wie jetzt Jedermann weiß, der nur etwas weiß.

Nun wollen wir noch den Umſtand des heiligen Oelfläſchchens erläutern, aus dem Manche haben vermuthen wollen, daß es auch im Himmel Oelbäume geben müſſe. Der Verfaſſer des Sacre de Louis XVI. (der ein Benedictiner zu ſeyn ſcheint,) macht die Bemerkung: „daß nach dem Saliſchen „Geſetze die Geburt an ſich und allein das Recht zum „Throne gebe; daß alſo nur, um die Gelangung „dazu feierlich zu machen, das Salbungs- und Krönungsfeſt eingeführt worden, welches aber den „Völkern deſto koſtbarer ſeyn müſſe, weil da der „Souverain mit einem Schwure bekräftigt, daß er „ſie nach den weſentlichen Vorſchriften der Gerechtigkeit regieren wolle.“

Die früheſte Ceremonie dieſer Art nun ging bei der Taufe des vorhin heidniſchen Königs Clodwig I. vor. Der heilige Remigius verrichtete dieſe in Rheims, Weihnachten 496, im funfzehnten Jahre von Clodwigs Regierung. Durch ſeine Gemahlin, eine chriſtliche Prinzeſſin, mit ihrer Religion bekannt, verſprach er, wie man erzählt, in einer zweifelhaften Schlacht wieder die Allemannen dem lieben Gott, daß er ſich bekehren wolle, wenn er gewönne, und er errang den Sieg. Bei der Taufe ſelbſt fehlte es gerade an dem heil. Oel, womit man, der Gewohnheit nach, die Salbung vornehmen mußte. Was geſchah? Der heil. Remigius ließ ſichs ein Gebet koſten, und es kam eine Taube vom Himmel, die in ihrem Schnabel ein Fläſchlein himmliſchen Balſams brachte, welches die ſogenannte sainte ampoule iſt, die man noch heut zu Tage in Rheims verwahret, in der Stadt, die übrigens durch ihre guten Pfefferkuchen berühmt iſt; *) — hatte die Taube vorher gewußt, wie heidniſch ſich unſer neuer Chriſt nachher in ſeinen Handlungen erwieſen, ſie würde ſchwerlich den weiten Weg vom Himmel bis nach Rheims gemacht haben. Inzwiſchen kam Rheims dadurch zu hohen Ehren, und in der ſpätern Zeit wurde es zur feſten Gewohnheit, daß alle Könige von Frankreich von dem Erzbiſchof daſelbſt geſalbt und gekrönt wurden. Und das Fläſchchen giebt noch immer Oel her, wie man aus Ludwig XVI. Krönung geſehen hat. Dieſes Fläſchchen hat indeſſen auch viele Gegner gefunden, die ſeine Aechtheit anfechten, und es dürfte ihrer in jetziger Zeit in noch größerer Zahl bei den ſatyriſchen Franzoſen finden. Es iſt aber auch eben ſo geſchickt vertheidigt, als angegriffen worden, woraus man ſieht, daß Geſchicklichkeit und bon sens zuweilen verſchieden ſind. Freilich hat weder St. Remi ſelbſt noch Gregor von Tours von der Begebenheit etwas erwähnt, indeſſen weiß ſie doch der ſpätere Hincmar umſtändlich zu erzählen, und es iſt vielleicht ein Argument von Gewicht, daß in jenen Zeiten die Wunder häufiger waren, als jetzt die Satyren, und daß es der Heiligen ſo viele gab, daß ſie die Kirche kaum ſelbſt alle kennt, und man alle Armeen des Napoleons damit hätte überflügeln können. Es kann mithin auf ein Wunder mehr nicht ankommen, da das Fläſchchen einmal da iſt. Denn auch die große Menge der heiligen Reliquien, die ſonſt Wunder gethan haben, iſt ja in und um Rheims noch zu ſehen, und die Könige müſſen ihnen ihre Verehrung umſtändlich bezeigen.

Sollte alſo dennoch die hohe Geiſtlichkeit und Pärſchaft einige Zweifel empfinden, ſo werden ſie

---

*) Cette ville est particulièrement renommée pour ses manufactures de pain d'epice, ſagt der Marquis de Paulmy in den Melanges tirés d'une grande Bibl. Tom. 13.

doch wohl thun, wenn ſie das Anſehen der sainte ampoule, Rom und deren Anhängern und Miſſionären zu gefallen, (die jezt Frankreich mit Glauben überziehen, und das Alterthum predigen,) aufrecht erhalten, und die ernſthafteſte Miene von der Welt dabei machen. Ein treuer Staatsrath dürfte Sr. Maj. freilich anders rathen. Ein Fürſt von dieſer trefflichen Geſinnung wie Ludwig XVIII. und unter den jezigen Verhältniſſen, der das Rechte offen will und ſein königl. Wort zu löſen ſtrebt, iſt in den Augen aller braven Franzoſen ſchon von Rechtswegen ein Geſalbter des Herrn, und ſein Thron ruht auf feſten Stützen. Wenn alſo den 3. Mai ſogar eine zweite Taube geflogen käme; er dürfte es ohne Bedenken höflich bedauern, daß ſie ſich ohne alle Noth ſo viel Mühe machte. —

Schöne Literatur.

Cyane, ein epiſch-romantiſches Gedicht in 10 Geſängen, von Walther, ſcheint ganz überſehen zu werden. Wir wollen auch gerade nicht behaupten, daß es beſonders ausgezeichnet zu werden verdiene; es ſcheint ein jugendlicher Verſuch zu ſeyn; aber eben deswegen halten wir für Pflicht, dem jungen Dichter zu erkennen zu geben, daß wir keineswegs geſonnen ſind, die muthig und auch nicht ohne Glück begonnene Laufbahn ihm zu verleiden, daß wir aber noch mehr von ihm erwarten, als wir gefunden haben. —

— Unterhaltungen für gebildete Leſer, eine Monatsſchrift, herausgegeben von Schießler, erſcheint, dem Titelblatt zufolge, bei drei Verlegern in Wien, Leipzig und Prag. Schwerlich wird Ein Buchhändler, viel weniger drei, ſeinen Unterhalt bei dieſen Unterhaltungen finden. Am meiſten angezogen hat uns die Schlacht auf dem weißen Berge, Bruchſtück eines größern hiſtoriſchen Werkes: der böhmiſche Krieg, welches wir von Herrn Grieſel — zu erwarten haben.

— Auch mit einem Taſchenbuche des Scherzes und der guten Laune hat uns Herr Schießler beſchenkt. Es enthält lauter Epigramme. Fürwahr ein großes Wagſtück! Noch iſt es keinem Dichter gelungen, (Martial und Käſtner nicht ausgenommen) ein ganzes Bändchen lauter guter Epigrammen zu liefern. Hier Eins zur Probe:

Der kranke Vezier.

A. Er leidet entſetzlich am Sand und Stein,
man hört ſogar öfters ihn heftig ſchreyn.
Ach! was für ein Stein macht wohl ihm dieſen Schmerz?
B. Vermuthlich wird ihm ſein verſteinert Herz
hinab in die Blaſe geſunken ſeyn.

— Um das, bei Cotta erſchienene, Taſchenbuch für Damen 1819, zu empfehlen, brauchen wir nur die Namen der Gärtner zu nennen, welche die Blumen zu dieſem wohlriechenden Strauße geliefert haben: Göthe, Thereſe Huber, Caroline Pichler, Theodor Hell, Lafontaine, Langbein u. ſ. w. Es hat dabei den großen Vorzug, daß es nur wenige Verſe enthält, denn — wir wiſſen nicht wie es zugeht — es überfällt uns ein Grauen, ſo oft wir ein Verſebuch aufſchlagen, weil wir immer und immer nichts weiter finden, als ein paar hundert verſificirte Phraſen, die ſchon ein paar tauſendmal da geweſen ſind. Faſt thun wir es jezt in wäſſerigten Verſen den Franzoſen zuvor, und das will viel ſagen. —

— Ein Trauerſpiel von Lord Byron: Manfred, hat Adolph Wagner deutſch, mit daneben gedrucktem engliſchen Texte, geliefert. Das leztere hat uns beſonders lobenswerth geſchienen, da jeder Liebhaber der engliſchen Sprache, wenn er noch nicht ganz vertraut mit ihr iſt — (und fürwahr man muß ſehr vertraut mit ihr ſeyn, um Lord Byron immer zu verſtehn) — hier nicht allein genießen, ſondern auch lernen kann. Daß der Ueberſetzer nicht blos des Engliſchen, ſondern auch des Deutſchen ſehr mächtig iſt, möge die erſte beſte Stelle beweiſen. Der Gemſenjäger fragt Manfred: was meinſt du jezt vor dir zu ſehn? und Manfred antwortet:

Mich, und nun wieder dich, den Alpenlandmann
Demüthiger Jugend, edler Gaſtlichkeit,
Geduldgen Geiſtes, fromm und ſtolz und frey,
Voll Selbſtgefühls, geimpft auf Sinnes-Unſchuld,
Geſunde Tage, Schlaferquickte Nächte,
Schuldloſes Mühſal, durch Gefahr geadelt,
Hoffnung auf muntres Alter, ſtilles Grab,
Mit Kreuz und Kränzen auf dem Raſengrün,
Zulezt zur Grabſchrift deiner Enkel Liebe u. ſ. w.

Auf die Frage der Schickſalsſchweſter an die Nemeſis: Sag, wo warſt du? — antwortet dieſe:

Zerfallne Throne hatt' ich auszubeſſern,
Narr'n zu vermählen, Reiche herzuſtellen,
Menſchlein an Feinden nach Gelüſt zu rächen,
Reu' anzufachen dann in ihrer Bruſt.
Zum Wahnwitz trieb ich Weiſe; von dem Blödſinn
Ließ ich Orakel ausgehn zu der Welt
Umbildung, denn ſie hat ſich überlebt,
Und Menſchen wagten für ſich ſelbſt zu denken,
Die Fürſten abzuwägen, von der Freiheit
Verbotner Frucht zu ſprechen —

Wir verkennen die großen Schwierigkeiten einer ſolchen metriſchen Ueberſetzung nicht, und es wäre daher verdammliche Kritteley, einzelne wenige Stellen nachzuweiſen, wo ſie etwa verfehlt worden. Nur mit manchen neuen Worten des Ueberſetzers können wir uns nicht vertragen. Dahin gehört: Rack (?) Uebermuthbehr, eingeiſter, Zirk (ſtatt Zirkel). In den Schlußanmerkungen ſagt Hr. **Wagner**: „Auch in England iſt mancher verjährte, auf Hörenſagen hin eingeräumte Anſpruch auf Klaſſicität ab und zur Ruhe verwieſen, vielen im Beſitz Glücklichen ſind die welken Lorbeeren vom Haupte geriſſen, den Bewerbern aber ganz andere Beglaubigungen, Urkunden und Beweiſe, als die bisherigen, abgefordert worden.“ Daſſelbe wird einſt ein Engländer auch von Deutſchland ſagen, wo von manchem, der jetzt für claſſiſch gilt oder gelten möchte, nach funfzig Jahren kein Menſch mehr ſprechen wird. — (Die Fortſetzung folgt.)

Eine franzöſiſche Literatur-Zeitung.

Den meiſten Leſern iſt wohl der Prospectus einer Revue encyclopédique, ou Analyse raisonnée des Productions les plus remarquables dans la littérature, les Sciences et les arts, nicht zu Geſicht gekommen.

Es haben ſich eine Menge nahmhafter Gelehrten zu dieſer mit 1819 anfangenden Unternehmung verbunden, welche Frankreich bis jetzt gefehlt hat. Sie wollen analyſirende und kritiſch beleuchtete Auszüge von den beſten Werken geben, weniger ſelbſt urtheilen, als das Urtheil des Leſers vorbereiten, und dieſem das Mittel verſchaffen mit Zeitgewinn mehr und mit mehr Nutzen zu leſen. Es ſollen jährlich zwölf Hefte, jeder von ohngefähr 12 Blättern herauskommen. Das Abonnement für Paris beträgt 42 Franken. (Wenn beſonders der Geſichtspunct feſtgehalten wird, den Gang und die Fortſchritte der menſchlichen Kenntniſſe, und ihr Verhältniß zur bürgerlichen Ordnung und Vervollkommnung treulich und ohne Secten- und Partheigeiſt auszuzeichnen und gründlich darzuſtellen, ſo wird die Unternehmung ſehr verdienſtlich ſeyn, und manche andere Literaturzeitung beſchämen.)

Neue Erfindungen und Heilmittel.

Ein Inwohner von Pottendorf bei Wien hat eine Petinet- und eine Tricotmaſchiene erfunden, und ein Privilegium auf 10 Jahre dafür erhalten. Die letztere wird durch's Waſſer getrieben und wirkt auf zwei Seiten. Bei der Petinetmaſchiene wird blos auf jeder Seite ein Knabe zum Einlegen der etwa reißenden Fäden angeſtellt. Die Tricotmaſchiene verfertigt mit einem Geſellen auf 2 Stühlen mehr, als auf den gewöhnlichen Stühlen mit 4 Geſellen gewirkt werden könnte. —

Gegen die von Petersburg aus als unfehlbar geprieſene Kraft des Waſſerwegerich, Alisma plantago, zur Abwendung und Heilung der Waſſerſcheu nach dem Biß toller Hunde, hat der Medicinalrath bei'm Miniſterium der Volksaufklärung eine Warnung bekannt gemacht; die Heilkraft ſey keineswegs erwieſen. —

Eine neue Schwefelräucherungsanſtalt iſt in Wien von einem Doct. Fabera errichtet worden. Für jede Räucherung zahlt man 6 fl.

Literariſche Notiz.

— In engliſcher Sprache hat Thomas Maurice Beobachtungen über die, neulich von Rich beſuchten und beſchriebenen, Ruinen von Babylon herausgegeben, welche Ruinen freilich, da ſeit der Erbauung Babylons 4000 Jahre verfloſſen ſind, wenig ſichere Belehrung gewähren. Das ganze Land, Irak genannt, war im Alterthume ſehr fruchtbar und bevölkert, und enthielt mehrere große Städte, iſt aber jetzt eine, größtentheils ſumpfige, Wüſte, von wilden arabiſchen Horden bewohnt. — Der Verfaſſer legt großes Gewicht auf die Aehnlichkeit der Bauart des Tempels zu Babel mit dem zu Mexico, vergleicht auch einige Religionsgebräuche der Mexikaner mit denen der Chaldäer, und will dadurch wahrſcheinlich machen, daß Amerika in ſehr frühen Zeiten von phöniciſchen und carthaginenſiſchen Schiffen beſucht worden ſey, welche die Entdeckung den Aegyptern und Griechen mitgetheilt hätten. — Eine andere ſeiner unſichern Hypotheſen iſt, daß vor der Geſetzgebung auf dem Berge Sinai nichts mit Buchſtaben geſchrieben worden; er glaubt alſo, daß Gott uns die Buchſtabenſchrift unmittelbar offenbart habe. —

Berichtigung und Aufforderung.

Die Haude- und Spenerſche Zeitung in Berlin hat drucken laſſen, ich habe von Wien aus von meinem Monarchen den Befehl erhalten, Deutſchland zu verlaſſen, vermuthlich wegen einer unſchicklichen Aeußerung in dieſen Blättern. Wenn die Haude- und Spenerſche Zeitung künftig noch mehr ſolche Albernheiten und Lügen debitiren will, ſo wird ſie erſucht, ihre Quellen anzugeben, damit ich im Stande ſey, den verkappten Neidhammel zur Rechenſchaft zu ziehen.

Den 11. Febr. 1819. Kotzebue.

Bei uns iſt angekommen und zu haben:
Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte, avec les cours étrangères, les princes, les ministres et les généraux français et étrangers, en Italie, en Allemagne et en Egypte. Premiere Livraison Italie, Tom I. gr. 8 Paris chez Panckoucke 1819 3 thl. 4 gr.
Weimar, den 25. Febr. 1819. Gebr. Hoffmann.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 21. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 März.

Der Gutmüthige. (Beſchluß.)

Aller guten Dinge ſind drei, alſo werde auch eine dritte Nummer mitgetheilt, wobei uns nur die Wahl ſchwer fällt, denn anziehend ſind ſie Alle. Wir wählen den Lumpenſammler. (Le chiffonnier.)

„Um 2 Uhr Morgens verließ ich ein Feſt, welches Hr. v. Seval zur Verlobungsfeier ſeiner Tochter mit dem jungen Grafen Lostades gegeben hatte. Im Vorzimmer ſtanden eine Menge Bedienten in Galla-Livreen, oder ſchliefen auf Stühle hingeſtreckt, bis es ihren Herrſchaften gefällig ſeyn würde aufzubrechen. Der Hof war mit Equipagen angefüllt, deren Kutſcher die Wagenlaternen fleißig unterhielten, und bei ihrem Schimmer auch wohl gähnend Piquet ſpielten. Gähnend und halb ſchlafend zog der Schweitzer die Schnur an, ich ſelbſt mußte ihm helfen das Thor zu öffnen. Langſam wanderte ich nun durch die Straßen von Paris, in deren Mitte die Laternen ein bleiches, zweifelhaftes Licht verbreiteten, welches Verliebten und Spitzbuben gleich günſtig war. Patrouillen, Bauerwagen, die zu Markte fuhren, und das Raſſeln der Equipagen einiger für den Moment glücklichen, unterbrachen in langen Zwiſchenräumen das Schweigen der Nacht, und gaben der Hauptſtadt ein Leben, wie es manche Provinzſtadt an ihren Feſttagen ſich wünſchen würde.“

„Indem ich ſo ſchlenderte, ließ ich alle die Bilder an mir vorübergehn, die im Laufe des verfloſſenen Abends mich beſchäftigt hatten: Die ſtolze Zufriedenheit des Herrn v. Seval, der durch ein Heirathsgut von 500,000 Franken das Vergnügen erkauft hatte, ſeine Tochter Frau Gräfin zu nennen; die Unruhe ſeiner Gattin, die, wider Willen das Opfer bringend, mit ängſtlicher Zärtlichkeit jedem Blicke, jede Bewegung ihres künftigen Eydams nachſpürte, und bei der kleinſten, der Braut erwieſenen Artigkeit lächelte; die Beſcheidenheit und Unſchuld Erneſtinens, die weniger Freude an dem ihr zugedachten hohen Range, als Kummer zu haben ſchien, ihre Eltern verlaſſen zu müſſen. Sie hielt ſich faſt immer nahe bei ihrer Mutter, gab ihr die rührendſten Beweiſe kindlicher Liebe, und ſo oft ſie ſich in ihre Arme warf, wandte ſie ihr Geſicht nach dem Grafen, ihn gleichſam auffodernd an dieſen Liebkoſungen Theil zu nehmen, während ein faſt bittender Blick der Mutter zu ihm ſagte: mache ſie glücklich! und ſein Feuerblick antwortete: ich werde ſie ewig lieben!“

„Auch die Lächerlichkeiten, die ich bemerkt hatte, gingen auf's Neue an mir vorüber, ſammt der Pracht des Putzes. Ich berechnete in Gedanken den launenhaften Werth aller der glänzenden Sächelchen, die der Schönheit nichts leihen und nicht einmal das Privilegium haben, der Häßlichkeit etwas zu entziehn. Wie viele arme Familien, dachte ich, hätten Jahre lang von dieſem Kamme oder jenem Halsband leben können! und indem ich bei dieſem Gedanken die Achſeln zuckte, ſtieß ich an einen Mann, der mich mit den Worten anfuhr: Na! iſt der Herr blind? Er trug eine Stocklaterne und ſuchte etwas auf der Erde, was er, wie ich vermuthete, durch meinen Stoß verlohren hatte. Statt ihm zu antworten, hielt ich für ſchicklicher, ihm ſuchen zu helfen, und bückte mich deshalb. Das ſchien ihn aber nur noch mehr zu reizen. Treibt der Herr ſeinen Spaß mit mir? fragte er in einem Tone, den man fürwahr nicht höflich nennen konnte. Ich erwiederte gelaſſen: ich meinte Schuld daran zu ſeyn, daß Ihr etwas verlohren, und wollte Euch helfen es wieder zu finden. — Sie ſind ſehr gütig, antwortete er nun weit milder, aber ich treibe nur ein Handwerk, ich ſuche was andere verlohren haben. Wir richteten uns beide empor. Ein Blick auf ſeine elende Kleidung überzeugte mich, daß er wirklich nichts verlohren haben konnte. Er war mit einem eiſernen Haken bewaffnet, auf dem Kopfe trug er eine wollene Mütze, auf dem Rücken eine Butte oder Tragkorb, in der Hand ſeine unentbehrliche Stocklaterne. Jeder Andere an meiner Stelle würde geeilt haben die verdächtige Geſellſchaft los zu werden; ich benutzte die Gelegenheit, mich von den Leiden und Freuden eines Lumpenſammlers zu unterrichten. Auf mein Befragen hub er an: O es giebt ſchöne Nächte in unſerm Stande, dem freiſten den ich kenne und zugleich dem leichteſten in der Ausübung. Wir brau-

Ausgegeben den 25. Februar.

chen weder Patente, noch Aufwand, noch Kleiderputz; faſt Niemand kennt uns, und vor den wenigen Menſchen, die uns begegnen, ohne auf uns zu achten, brauchen wir unſers Elends uns nicht zu ſchämen. Von manchen Nachtintriguen ſind wir verſchwiegene Zeugen, die Tagesintriguen bleiben uns unbekannt und das ſind nicht die angenehmſten. Niemand bemerkt, Niemand beneidet uns, und doch iſt unſer Handwerk weder ſo läſtig noch ſo wenig einträglich, als der Herr vielleicht glaubt. Freilich, oft erhaſchen wir gar nichts, aber bisweilen iſt uns auch der Zufall günſtig.“ — „Ey! wie das?“

„Ich lebe nicht allein gemächlich,“ fuhr der Schlaukopf fort, „ſondern ich unterhalte auch einen ältern Bruder, der am Tage das in Ordnung bringt, was ich in der Nacht finde, und mir ſagt, wie ich meine Entdeckungen benutzen muß. So brachte ich neulich der Frau Baronin G. den Entwurf eines Briefchens, den ich an ihrer Hausthür gefunden hatte. Mein Bruder ſchloß aus der Feinheit des Papiers, aus der Frauenzimmerhand, aus einigen mehr als freundſchaftlichen Ausdrücken, und beſonders aus dem nicht ſchmeichelhaften Gemählde des Gatten, daß die Frau Baronin das Papierchen wohl gern wieder einlöſen würde. Ich zog meine Tageskleider an, und lauerte, bis der Herr Baron ausgegangen war. Dann ließ ich mich melden, als mit einem geheimen Auftrag geſendet. Man wollte mich anfangs nicht vorlaſſen, die Kammerjungfer wollte mir mein wohlriechendes Papierchen abnehmen, aber ich gab es nicht her, und wurde endlich in das Cabinet der Frau Baronin geführt. Potz Tauſend! ſie war ſchön, ich gaffte ſie an und vergaß mich faſt. Sie fragte lächelnd was ich wolle? ſchweigend überreichte ich ihr das wohl eingewickelte Briefchen. Kaum hatte ſie die Augen darauf geworfen, als ſie einen kleinen Schrei ausſtieß, und mich ſehr höflich fragte: wie ich dazu gekommen ſey? ich erklärte es ihr und fügte die Vermuthungen meines Bruders hinzu, den ſie einen geſcheiten Kerl zu nennen beliebte. Dann griff ſie in eine Art von Taſche von rothem Maroquin, gab mir ein Goldſtück, und dankte dabei ſo ſüß, daß ihr Dank mir mehr Vergnügen machte, als ihr Gold. — Ein anderesmal war das Glück mir noch günſtiger. Vor dem Hauſe eines dicken Banquiers hatte ich eine Menge zerriſſene Papiere in meinen Korb geworfen, unter welchen mein Bruder Eins fand, welches vierfach zuſammengefaltet, dadurch dem Zerreißen entgangen war. Oben ſtand: Entwurf einer Bilanz des Banquiers M. Herrlich! ſagte mein Bruder, indem er mich auf die Schulter klopfte, ſchnell das Papier abſchrieb und mich mit der Abſchrift und einer beigefügten Note zu M. ſchickte, der eben Geld empfangen hatte von einem Freunde, der ſich Glück wünſchte, es ſo gut untergebracht zu haben. M. erſchrak nicht wenig, als er das Papier ſammt der Note durchlief, und fragte mich wohl zwanzig Mal in einer Viertelſtunde, ob auch ſonſt Niemand es geſehn hätte? auf mein jedesmaliges Verneinen rieb er ſich vergnügt die Hände, ſchrieb ein Billet an meinen Bruder und ſteckte mir 10 Thaler in die Hand, wobei er ſagte, es ſolle ſchon beſſer kommen. Und wirklich kam mein Bruder nach einer Stunde von ihm zurück, einen Sack mit Thalern tragend. Wären wir nicht ſo ehrliche Leute geweſen, ſo hätten wir den Bilanz-Entwurf M's Gläubigern mitgetheilt; ſo aber konnte er in aller Ruhe zwei Tage nachher ſeinen Banquerout erklären.“

„O es iſt mir noch manches Merkwürdige bei meinem nächtlichen Umtreiben begegnet! ich habe Kleinodien, Manuſcripte, auch wohl Kinder gefunden; mit der Zeit fanden alle dieſe Dinge ihre Eigenthümer wieder, manche ſind auch noch in unſerm Magazine aufgehäuft. Aber ich merke, daß es anfängt zu ſchneien. An ſolches Wetter iſt der Herr nicht gewöhnt wie unſer Einer. Ich wünſche Ihm eine wärmere Nacht als die meinige. Iſt Er neugierig mehr von uns zu wiſſen, ſo beſuche Er uns; wir wohnen in der Straße Croule Barbe No. 11, er darf nur nach den Brüdern Jerome fragen.“

„Ich nahm die Einladung an, und fand am andern Morgen das kleine Haus, deſſen Aeußeres ſchon den Zuſtand der Bewohner verrieth. Von 12 Fenſterſcheiben in zwei Fenſtern waren nicht weniger als fünf; von Papier, und die Mauer, wiewohl überdüncht, hatte ſtarke Riſſe. Der ältere Jerome, ein großer, freundlicher Mann mit ſchwarzen durchdringenden Augen, öffnete mir die Thür. Das kleine niedrige Zimmer war möblirt mit vier Strohſtühlen, einem Tiſche von Fichtenholz und dem Bilde eines Parlamentsraths, welches der ältere Jerome in einer Auction gekauft hatte, weil es ſeinem verſtorbenen Vater, einem Bierfiedler, ähnlich ſah, und er wollte einen Mahler von ſeiner Bekanntſchaft bitten, den Herrn Parlamentsrath auszukleiden, und ihm den ſchlichten Caſtanienbraunen Rock anzuziehen, den ſein Vater getragen hatte. Dieſer ehrliche Muſicant war freilich im Hoſpital geſtorben, allein er hatte den Söhnen ſeine Rechtſchaffenheit und die Kunſt zu entbehren hinterlaſſen. Anfangs hatten ſie allerlei ohne Erfolg verſucht, bis eines Abends der Jüngere einen Diamantring fand, deſſen Eigenthümer ihm die ausgeſetzte Belohnung zahlte. Dieſer

Zufall brachte beide Brüder auf die Idee, verlohrnen Sachen nachzuſpüren."

„Ich war ſehr neugierig, ihre Magazine kennen zu lernen. Sie beſtanden aus alten Leinwandfetzen, Eiſen- und Glasſtücken, Anſchlagzetteln aller Art u. ſ. w., doch alles vom urſprünglichen Schmutz gereinigt, ſogar die Knochen, die aufgehäuft in einem Winkel lagen. An allen ſolchen Lumpereien, ſprach Jerome, geht wohl der Herr, gleich Tauſend andern, verachtend vorüber, und doch ſteckt noch ein großer Werth darinn. Aus den Glasſtücken werden Flaſchen; aus den Knochen Schachſpiele, Meſſerſtiele, Kinderklappern und dergleichen; aus dem alten Papier entſtehen Pappſchachteln, auch Kinderſpielzeug; aus den Leinwandlumpen ſchönes Papier, und, wenn der Zufall es will, ſo berechnet vielleicht einſt ein reicher Mann ſeine Millionen auf den Fetzen ſeines erſten Hemdes."

„Das Bureau des ältern Bruders war in der muſterhafteſten Ordnung. Sachen von einigem Werth befanden ſich in einem Kaſten, auf dem geſchrieben ſtand, wann und wo ſie gefunden worden. Nur wenn ſechs Monate lang keine Nachfrage darnach war, hielten ſich die Brüder für Eigenthümer derſelben. In einem Tagebuche ſtand genau verzeichnet, was jede Nacht abgeworfen hatte. Indem ich es durchblätterte, ſtieß ich auf folgende Zeilen: Am 19. Auguſt um 2 Uhr Morgens in der Straße Dauphin ein Kind gefunden in eine baumwollene Decke gewickelt und auf die Schwelle der Thür No. 15 niedergelegt. O das iſt nicht das einzige Kind, ſagte der ältere Jerome, welches wir ſo gefunden haben; mit dieſem hier ging es glücklich. Mein Bruder ſchob es ſanft in ſeinen Tragkorb und brachte es gleich nach Hauſe. Ich kleidete mich ſchnell an, eilte nach der Straße Dauphin und lauerte bei No. 15. Eine Stunde mochte ich wohl geſtanden haben, als die Thür ſich öffnete, und ein junges blaſſes Mädchen herauskam, welches ſchwankend und mit niedergeſchlagenen Augen ſich entfernen wollte, aber unwillkührlich nach dem Platze hinſchaute, den mein Bruder mir bezeichnet hatte. Sie ſtand einen Augenblick ſtill und trocknete ſich die Thränen. Nun zweifelte ich nicht, daß ſie die Mutter ſey. Raſch trat ich auf ſie zu. Sie erſchrak, faßte meine Hand, und bat ſchluchzend ſie nicht unglücklich zu machen. Ich flößte ihr Muth und Vertrauen ein. Noch am ſelbigen Abend erhielt das Kind eine Amme. Während der erſten Monate führte ich ſelbſt die Aufſicht. Einige Zeit nachher meldete mir die Mutter ihre Heirath. Gott ſey Dank! ſie iſt glücklich, und ihr kleiner Jerome — denn ich bin ſein Pathe — befindet ſich vortrefflich. Er beſucht mich bisweilen, und wenn ich ihn ſehe denke ich immer: den hab' ich gerettet!"

„Der jüngere Bruder ſtand eben im Begriff, eine Brieftaſche, welche eine anſehnliche Summe in Banknoten enthielt, auf die Polizey zu tragen, um den Eigenthümer auszumitteln. Das ſind aber auch die einzigen Dinge, ſagte der ältere, die wir der Polizey anvertrauen. Mein Bruder ſchläft bis Mittag, dann ordnet er ſeine Beute, oder durchwandert die Quartiere der Stadt, und zieht Nachricht ein, wo etwa ein Feſt gegeben werden ſoll. Dort geht er dann auf die Jagd, denn es iſt ſelten, daß bei einem Ball oder ſonſt einer großen Verſammlung nicht irgend etwas verlohren würde. Kommt er nach Hauſe, ſo ſteh' ich auf, und thue was mir zukömmt. Ich claſſificire die Gegenſtände, ſchätze ihren Werth, verkehre mit dem Lumpenhändler, dem Glaſer, dem Pappdeckelmacher u. ſ. w. Seit 10 Jahren treiben wir das ſaure Handwerk, leben anſtändig und haben auch noch etwas für unſere alten Tage geſpart."

Schöne Literatur. (Fortſetzung.)

— Herr Adolph von Schaden hat eine Parodie anzufertigen gewagt, betitelt: die Ahnfrau, ein muſikaliſches Quodlibet tragi-komiſcher Natur. Grillparzers Borotin iſt hier Hans v. Pferdefuß mit ſeiner Tochter Grete. Ein paar Pröbchen aus der erſten Scene werden hinreichen, dieſen Wechſelbalg zu characteriſiren:

Pferdefuß. Habe leider keinen Sohn,
Nicht einmal ein Hurenbalg. —
Grete. Vater, 's iſt erſchrecklich kalt!
Zu den wollnen dicken Hoſen
Mußt' ich armes Mädchen greifen.
Pferdefuß. Ach die wollnen dicken Hoſen
Machen leider nicht den Mann.
Grete. Immerhin das alte Lied
Vom verſoffenen Fahnenſchmidt.
Deine Schuld iſt's ja allein
Daß ich nicht ein Junge bin.
Pferdefuß. Meines Stammes Ahnfrau war
Eine Bettel. —
Grete. (Von ihrem Geliebten ſprechend:)
Muskulös war ſein Gebäude,
Speckfett auch der weiße Hals.
Glich er nicht dem Cherubim
Will ich eine Metze ſeyn.
Einen Kuß gab ich zum Lohne,
Hätte auch wohl mehr gegeben,
Wenn der Schwarze es verlangt.

Dann ſingt ſie zur Harfe:
O du lieber Großpapa,
Liegeſt wie ein Stockfiſch da.
Und Pferdefuß unterbricht ſie:
Willſt du ſchweigen junger Racker!

Das ſind Kraftſtellen von den erſten ſieben Seiten, und das Ganze hat deren 95. Schwerlich wird irgend Einer unſerer Leſer Luſt haben, mehr zu hören. —

— Auch einen franzöſiſchen Almanac des dames pour l'an 1819 hat der geſchmackreiche Cotta herausgegeben, und — obgleich das Büchlein recht viel anziehendes enthält — ſo wird es dem Herausgeber doch ſchwer werden, ſich gegen Herrn Paſſow in Breslau zu vertheidigen, daß er, ein ächter Deutſcher, in der Schmutz- und Giftſprache etwas hat drucken laſſen. Für diejenigen, welche dieſe Sprache nicht leſen können oder mögen, liefern wir hier auszugsweiſe ein Schreiben der Frau v. Krüdener aus Riga 1806 an Herrn Berenger in Lyon, merkwürdig für jeden Beobachter des ſtufenweis Emporkletterns einer Schwärmerin.

„Ich entſchädige mich für Trennung und Schweigen. Ich ſchreibe, ich ſchreibe ganze Bände. Meine Tochter hilft mir. So verleben wir reizende Nächte, wenn man anders eine leichte Verdunkelung von zwey Stunden, und wo es doch immer hell genug bleibt um unter freyen Himmel zu leſen, Nacht nennen kann." (In Parentheſe hat Frau v. Krüdener hinzugefügt, ſo ſey es 4 Monat im Jahr: dem müſſen wir aber widerſprechen; das Leſen unter freyem Himmel um Mitternacht möchte höchſtens einen Monat lang zu bewerkſtelligen ſeyn.) —

„Ach! dieſe hellen Nächte der Oſtſee haben einen unbeſchreiblichen Reiz! unſere Birken, vom Hauche des Windes bewegt, ſenden uns ihren Roſenduft; unſere Fichten, unſere Lerchenbäume (?) verbreiten am Morgen einen balſamiſchen geſunden Harzgeruch. Alle dieſe melancholiſchen Bäume, dieſe Freunde der Gräber ſpiegeln ſich in der Düna, welche die Alten Eridanus nennten; (?) ſie umdunkeln das Ufer ohne es düſter zu machen; denn man wandelt gern in dieſen kunſtloſen Gängen, unter dieſen Blättergewölben, wo eben jetzt Nachtigallen und Rothkehlchen ihre verliebten Klagen in das Murmeln der Wellen und der Zephyre miſchen. Mitten im Genuß dieſer ländlichen Freuden höre ich bisweilen durch Kanonenſchüſſe und die Glocke des Schloſſes ein vor unſerm Hafen ankommendes Schiff ankündigen. Ich horche — mein Herz klopft — fröhliches Geſchrey der Matroſen begrüßt die fremde Küſte. Dieſe, oft nächtlichen, Scenen bieten der Einbildungskraft eine düſtere melancholiſche Größe dar. — Man gedenkt der Verwegenheit des Seemannes, der weite Meere durchſchweift, bald um die Reichthümer der verſchiedenen Völker auszutauſchen, bald um ihnen Laſter zu bringen. — Indeſſen iſt es angenehm für die Nachbarn von Lappland, die nichts weiter haben als geſalzenen Fiſch, Flachs, Pech, Tannenbreter und etwas Bernſtein, dieſe elenden (?) Waaren, die Reichthümer der nordiſchen Natur, gegen die Früchte der ſchönen Provence vertauſchen zu können, gegen die herrlichen Stoffe von Lyon, die artigen Kleinigkeiten von Paris und die neuen Broſchüren, die man ſich hier aus den Händen reißt, die ſehr theuer verkauft werden, und die unter uns die Herrſchaft Ihrer Sprache, den Triumph Ihres Geſchmackes und vielleicht auch den Ihrer ewigen Revolutionen vollenden." (Mit der Wahrheit nimmt es Fr. v. K in dieſem Briefe nicht ſehr genau. Die Lerchenbäume, den Eridanus u. ſ. w. wollen wir ihr gern erlaſſen, ſo wie das ſehr mangelhafte Regiſter unſerer nordiſchen Waaren, wo ſogar das Eiſen fehlt; was aber die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache in den Provinzen der Oſtſee betrifft, ſo hat ſie nie, auch nur in einem gewiſſen Grade exiſtirt, und vollends ihr vielleicht! wenn gab es je einen Augenblick, wo unter Alexanders Regierung ein ſolches vielleicht dem Schreiber eines Briefes einfallen konnte?) — „Sie fragen, wie meine Mutter ſich befindet? Vollkommen wohl. Sie überhäuft mich mit Güte und Wohlthaten. Sie iſt ein Engelgleiches Weſen, wie ich es nie auf der Welt angetroffen habe. Ihr opfere ich meine Leidenſchaft für Frankreich und alle meine Gewohnheiten; denn freylich iſt das Leben, welches man hier führt, ganz das Gegentheil von dem, welches ich zu Lyon und Paris, zu Venedig und Neapel, und an den verſchiedenen Orten, wo mein Mann Geſandter war, führte. Meine Mutter hält ein ſehr großes Haus, und empfängt täglich viele Beſuche. Sie wiſſen vielleicht, daß Alles was der Luxus nur glänzendes, bequemes und auserleſenes bieten kann, in Rußland zu finden iſt. Aber die Art zu leben hindert mich am Schreiben, erſchöpft meine Kräfte (éteint mes moyens) und ſtört die Reyhenfolge meiner Gedanken. Ausgenommen das in ſich kehren, (le recueillement) die Zurückgezogenheit, ich möchte faſt ſagen die Einſamkeit, iſt Alles übrige im Leben frivol, unzuſammenhängend, kalt und übel; man iſt ein Märtyrer der Etikette, gemeinen Geſetzen unterwerfen, ſtets außer ſich ſelbſt und außer der Natur. — Für Perſonen aus der großen Welt iſt alles verlohren, ſobald ſie ſich nicht amüſiren, daher iſt Alles auf Zerſtreuung und Eitelkeit berechnet. Die Geheimniſſe von Glückſeligkeit, welche die Vorſehung einfachen Herzen gewährt, ſind ihnen unbekannt. Glück und Tugend, ſo wie alles Große und Erhabene auf der Erde, ſind einfach; will man etwas zuſammengeſetztes daraus machen, ſo entſchlüpfen ſie uns. O Mittelmäßigkeit! Mutter des guten Geiſtes! deine Träume umgaukeln mich. Du allein bewahrſt in deinem Buſen die Keime des wahren Glücks. Süße Mittelmäßigkeit! du biſt meinem Herzen tauſendmal theurer, als jener Prunk, jener Luxus, jenes eitle Aeußere, was nicht mir iſt, was nur vom Reichthum abhängt, den meiſtens Narren oder Laſterhafte beſitzen, um uns den wahren Werth deſſelben kennen zu lehren. — Leben Sie wohl, mein lieber Berenger, aber nicht für immer. Ich will die Ufer der Saone wieder ſehen und bewohnen; ich will wieder Abende genießen wie diejenigen, an welchen der Herzog von Weimar uns mit ſeiner Gegenwart beehrte."

In einer Nachſchrift empfiehlt Fr. v. K. dem Berenger ihre Valerie, ihre Chartreuse, ihren matelot pélerin, und fügt hinzu: „Fahren Sie fort in ihren Schriften den ſcheußlichen, beſtialiſchen Atheismus zu bekämpfen, der ſo ſehr um ſich greift, Alles austrocknet und verödet, und der bald mit Verwilderung und grenzenloſem Egoismus enden wird. Die Elenden! ſie ſehen den Himmel und glauben nicht an deſſen Baumeiſter! und was ſind ſie? Baumeiſter der Zerſtörung! ſie ſehen nichts jenſeits der Sterne. Ha! wenn dieſe Menſchen Geſetzgeber eines Reiches würden, ſo müßte man über die Säulen des Herkules hinaus fliehen; denn bald würde das geſellſchaftliche Gebäude mit ſchrecklichem Krachen zuſammen ſtürzen. Ja, dann müßte man ſich darauf einrichten am Nordpol zu ſterben."

Wir glauben unſern Leſern ein Vergnügen zu machen, indem wir eine Stelle aus einem Briefe der Frau v. Stael, von demſelben Jahre 1806, auf dieſen folgen laſſen. Er wurde zu Coppet geſchrieben, an wen? iſt nicht angegeben.

— — „Ich glaube nicht daß in meiner Delphine irgend etwas unmoraliſch iſt. Sie gehen ſehr hart mit ihr um. Der Partheygeiſt bemächtigte ſich dieſes Werkes als es erſchien, und, da ich die Grundſätze der Freyheit liebte und liebe, ſo rechnete man mir Alles, was einen Roman ausmacht, zum Verbrechen an. Aber ich bin mir bewußt und das Bewußtſeyn trügt nicht, — daß in der Delphine kein einziger Grundſatz, keine einzige Empfindung iſt, welche die reinſte Moral nicht anerkennen dürfte. Jetzt beſchäftige ich mich mit Deutſchland, aber ohne Rahmen; denn ich glaube, um ein Land zu ſchildern, welches mehr durch Philoſophie und Literatur, als durch ſein Klima und die ſchönen Künſte ſich auszeichnet, müſſe man den romantiſchen Rahmen vermeiden. Ich theile mein Werk in Capitel und in Briefe; dennoch hoffe ich, Sie werden auch die Einbildungskraft nicht vermiſſen: denn dieſes, dem Anſchein nach, ſchwerfällige Land iſt das Allerpoetiſchte im jetzigen Europa, das einzige wo es noch ſinnenden Enthuſiasmus giebt. (enthousiasme rêveur.) Dieſer Almanach bewahrt noch einen andern, ein Jahr früher geſchriebenen, Brief der Frau v. Krüdener, aus denen wir folgende Stellen ausheben: „O Franzoſen! die Natur behandelt Euch als verzärtelte Kinder. Fühlt ihr auch Euer ganzes Glück? welches Volk auf Erden iſt mehr Dank der göttlichen Vorſehung ſchuldig, die von Unſinnigen in ſtolzer Gottloſigkeit des Wahnſinnes geleugnet wird. — O mein Freund! halten Sie mich nicht für närriſch. Man iſt es nicht, wenn man Frankreich und die Franzoſen über allen Ausdruck liebt. (éperdument) — Meine Tochter, meine in Dänemark, wo ſie gebohren wurde, hinſterbende Juliette, wurde mir in Paris erhalten. In Lyon fand ich meine Geſundheit wieder und wahre Freunde. In Lyon vollendete ich meine Valerie, die ich zu Genf angefangen hatte, wo die melancholiſchen Schönheiten des Leman und der großen Carthauſe mich begeiſterten. Ich las Ihnen die Hälfte vor, auch B** und Camille Jordan vertraute ich mich. Man drang in mich, dieſes romantiſche aber ſehr treue Gemählde einer eben ſo beiſpiel- als ſchuldloſen Leidenſchaft zu vollenden. Nicht das Verlangen, Geiſt auszukramen, hat mir die Stellen dictirt, die ich für rührend halte, und die Ihre Journale einiges Lobes würdigten, nein gewiß nicht. Was Gutes in Valerie iſt, gehört den religiöſen Geſinnungen an, mit welchen der Himmel mich begabt hat. — Sie haben ohne Zweifel jenen andern Roman geleſen (Delphine), deſſen ſonſt gute und großmüthige Heldin ihr Geſchlecht ſo ſehr durch einen Selbſtmord entſetzt — trotz ſeiner Schönheiten wird er kein Glück machen — Die Religion erhebt ſich nun, eine Lehre zu verdammen, die um ſo ſchrecklicher erſcheint, je größer das Talent iſt, welches ſie fortzupflanzen ſtrebt. Uebrigens iſt eine Unbeſonnenheit noch kein Vorſatz.

Warum ſollte man glauben, Frau v. Stael habe ein gefährliches Buch ſchreiben wollen? ſie, die aus der Moral ſich ein Studium macht, und in dieſem ſeltſamen Jahrhundert ſo feſt an die Perfectibilität glaubt. — Ich ſehe in Delphinen nur das traurige Opfer einer ſtarken aber unglücklichen Leidenſchaft, und in ihren letzten Handlungen nur die Inconſequenz eines Kopfes, der nicht mehr räſonnirt." — Zuletzt ſpricht ſie von ihrer vielgeliebten Valerie, und von Thee und Roſeneſſenz, welche, ihrer Verſicherung zufolge, mit den Caravanen von Kaſchemir nach Rußland kommen. —

Unter den Gedichten, welche dieſer Almanach liefert, ſind manche recht allerliebſt, z. B. an Frau von Stael, das Liedchen der Ultra's, die Epiſtel an meine Hälfte u. ſ. w., und wenn wir wüßten, daß alle unſere Leſer franzöſiſch verſtünden, ſo würden wir gern einige abſchreiben. Doch dieſer Almanach wird ja wohl ohnehin von allen denen gekauft und geleſen werden, die über die franzöſiſche Sprache nicht à la Passow denken. Mit Vergnügen haben wir auch eine Ueberſetzung von Gellerts Hut darin gefunden. —

(Der Beſchluß folgt.)

Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber, von einem wackern und gelehrten Kriegsmanne.

Es kommt mir vor, wenn die Leute von Conſtitutionen reden, als ob ſie in der Mitte anfingen; denn ich glaube daß, weil der gegenwärtige Zuſtand eines Staats ſich nicht wegdenken läßt, man zuvörderſt an ganz andere Dinge als an Conſtitutionen denken ſollte, welche, wenn ſie wirklich ſind was ſie ſeyn ſollen, nur als das Siegel zu betrachten ſind, welches einer Verfaſſung aufgedruckt wird. Da eine Conſtitution ohne dieſe Procedur ohne Garantie bleibt, ſo muß, wie ſchon oft geſchehn, ſie durch weſentliche Abänderungen umgeſtaltet, und endlich ganz umgeworfen werden, als ein Geſetz, das den Zeitumſtänden angepaßt wird. Da aber eine Verfaſſungsurkunde, wenn ſie ſich der Vollkommenheit nähern ſoll, durch die Dauer als erprobt erſcheinen, und nur mit der Nation, für die ſie gegeben worden, aufhören ſollte: ſo ſcheint es gewiß zu ſeyn, daß man ſie auf einem ganz andern Wege ſuchen müſſe, als bisher geſchehen iſt. Erlauben Sie, meine Gedanken, jedoch ganz kurz, auseinanderzuſetzen. Schon Montesquieu behauptet, daß ein jeder Staat ein Ziel habe, nach deſſen Erreichung er ſtreben müſſe. Er führt uns die Römer an, welche einen kriegeriſchen Staat bildeten; die Juden, bei denen die Erhaltung der Religion ihrer Väter die Hauptſache war u. ſ. w. In der heutigen Europäiſchen Staatenrepublik iſt dies freilich ſchwerer zu ermitteln, aber ausgemacht iſt gewiß, daß es für einen Jeden ein Ziel gebe, nach dem er hinarbeiten müſſe, eine Grundidee, die als oberſte Staatsmaxime ihm eigenthümlich angehören müſſe. Hat doch das Leben der Menſchen überhaupt und für Jeden insbeſondere eine ihm zum Grunde, zum Leitſtern dienende Idee nöthig, wie ſich bei genauerer Unterſuchung findet, warum nicht auch die Staaten? Auf Beide finde ich anwendbar, was der Prof. Fiſcher in Berlin, in einer kleinen Abhandlung über den Sinn der höhern Mathematik ſagt: daß jeder Wiſſenſchaft eine Hauptidee zum Grund liegen müſſe, und daß jemehr ſie ſich von dieſer entfernt, ſie deſto mehr auf Abwege geräth, wovon die Alchimie für die Mineralogie, die Aſtrologie für die Aſtronomie, zum Theil auch der Somnambulismus für die mediciniſche Pſychologie Belege liefern.

Wenn dies nun ſeine Richtigkeit hat, ſo ſollte, dünkt mich, der Regent, von dem doch, wenn wir keine Revolution erleben wollen, die Conſtitution ausgehn muß, damit anfangen, über die Natur, Lage und Beſchaffenheit ſeines Staats in politiſcher, phyſiſcher und intellectueller Beziehung, ernſtliche Betrachtungen anzuſtellen, ſodann ſeine Miniſter zuſammen rufen, und ihnen das Hauptziel ihrer Beſtrebungen, die Grundidee, nach welcher der Staat regiert werden muß, und nach welcher hin, als nach einem einzigen Brennpuncte alle Organiſationen und Staatsgeſchäfte geleitet werden müſſen, angeben. Ich weiß nicht ob dies in irgend einem Cabinet geſchieht; aber ich bin überzeugt daß da, wo dies nicht ſtatt findet, vielleicht ein einzelner Verwaltungszweig, es ſei die Politik, oder das Innere, oder die Juſtiz ꝛc. ſehr vollkommen organiſirt ſeyn können, ohne jedoch irgend einem Zweck des Ganzen, geſchweige der eigentlichen Grundidee, die der Staat befolgen ſollte, angemeſſen zu ſeyn. Iſt dies der Fall, ſo kann es nicht fehlen, daß die verſchiedenen Miniſterien einander oft entgegen arbeiten, und daß das Ganze darunter leidet. Da überdem verſchiedene Zwecke in einem Staat die Regierung deſſelben zu einer äußerſt complicirten Maſchine machen, ſo erfindet man Surrogate für die Einheit, Controllen und dergl., was nichts hilft, ſondern nur noch mehr verwirrt. Wollte man einen feſten Endzweck, oder wüßte man was man wollte recht deutlich, ſo würde ſich gewiß dieß Chaos entwickeln, und man würde bald einſehn, daß die höchſte Vollkommenheit eines einzelnen Theils, nicht immer zweckmäßig iſt, wenn demſelben nicht eine Harmonie für das Ganze zum Grunde liegt.

Ich verſtehe mich nicht auf die höhere Staatskunſt, wohl aber etwas auf die Zwecke des Kriegs. Erlauben Sie mir alſo hierüber einiges zu ſagen. Ich nehme an, es gebe einen Staat, dem ſeine Erhaltung, die Unwandelbarkeit ſeiner Exiſtenz am nächſten liege, und welcher durch Intelligenz erſetzen müſſe, was ihm an ſpecifiſcher Schwere in der Waagſchaale der Politik abgeht. Dieſer Staat wird damit anfangen, ſeine eigne Kräfte genau kennen zu lernen, und ſie mit andern zu vergleichen. Er wird dieſe Kräfte zu erhöhen ſuchen, hauptſächlich in Beziehung auf ſeinen Zweck, er wird den Willen der Menſchen zu leiten bemüht ſeyn; er wird unaufhörlich das Leben des Staats im Auge haben, und für alles was dieſem gefährlich werden kann, ein Maas beſitzen. Er wird aber auch die mögliche Anſpannung aller Kräfte, ſowie die desorganiſirende Ueberſpannung kennen, und nie ohne Noth irgend eine Kraft in Bewegung ſetzen. — Hieraus ergiebt ſich beiläufig, daß man höchſt oberflächlich urtheilt, wenn man unter einem ſogenannten Militairſyſtem, nichts als Despotismus und Willkühr verſteht, da es doch ausgemacht iſt, daß eine wahrhaft kriegeriſche Verfaſſung die größte Ordnung und eine höchſte Sparſamkeit in Anwendung aller Staatskräfte vorausſetzt. Ein Militair-Staat wird ſeine Politik, ſeine Geſetzgebung, ſeine Adminiſtration, ſeine öffentliche Erziehung ſämmtlich zu einem Zwecke: dem Kriegs leiten. Er wird den Krieg als eine ſolche Angelegenheit betrachten, deren Wichtigkeit es nöthig macht, immer darauf gefaßt zu ſeyn, er wird in jedem möglichen Kriege eine Bedrohung ſeiner Exiſtenz, und keine bloße Klopfechterei ſehen, und er wird die Nation als ſeine Armee betrachten, in welcher alle für einen und einer für alle ſtehn.

Geſetzt nun, in einem ſolchen Staate ſchwebe die Grundidee den Regierern nicht klar und deutlich vor Augen, ſo kann es nicht fehlen, daß derjenige, der den Krieg für ein entferntes, ungewiſſes Uebel hält, und nur voll von dem iſt, womit er ſich alle Tage beſchäftigen muß, dieſen ihm anvertrauten Zweig als das Wichtigſte betrachtet, und je weiter er geht, ſich immer mehr und mehr von der Hauptidee entfernt. Hieraus müſſen Diſſonanzen entſtehn, welche die Regierungskunſt nicht aufzulöſen vermag, es ſey denn, daß ſie lernt, alle Staatsgewalten zu einem einzigen Zweck in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Ich beſcheide mich, dies Thema nicht weiter ausführen zu dürfen, und hoffe, daß Sie zugeben werden, daß für einen jeden Staat, es ſey in kriegeriſcher, oder merkantiliſcher u. ſ. w. Beziehung nur ein Weg vorhanden iſt, auf welchem derſelbe ſeinen individuellen Character ausbilden, und dadurch ſeine Bewohner zum Genuß der größtmöglichſten Ruhe und Glückſeligkeit führen kann. Ich weiß, wie viel ſich noch hierüber ſagen läßt; allein es iſt mir nur darum zu thun, den obigen Begriff etwas zu erläutern, damit ich mir ſchmeicheln darf, denſelben einigermaßen klar ausgedrückt zu haben.

Wenn nun eine Regierung in dieſem Sinne verführe, d. h. den höchſten Zweck des Staats deutlich vor Augen hätte, und die geſammte Organiſation deſſelben darnach einrichtete: ſo müßte hieraus ein ſolches harmoniſches Ganze werden, daß keine Abweichung von dem einmal eingeſchlagenen Wege möglich ſeyn könnte, je länger dieſe Verfaſſung durch die Dauer befeſtigt würde. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, daß, wenn alle Staatskräfte und alle Kräfte der Einwohner möglichſt durch gegenſeitige Uebereinſtimmung in einander greifen, und zu einem Endzweck vervollkommnet werden, der Wunſch nach einer andern Verfaſſung ſchwerlich Wurzel faſſen, ſondern Jedermann ſich in einem gewiſſen gewohnten Geleiſe finden dürfte, aus welchem er herauszutreten kein Intereſſe mehr haben möchte. Wenn es nun auch nicht nöthig und nicht möglich iſt, den höchſten Grad der Vervollkommnung einer ähnlichen Verfaſſung abzuwarten, ſo ſcheint es mir doch, daß eine Conſtitution nur alsdann ihre Garantie in der Nation ſelbſt findet, wenn dieſe bereits die zu einer ſolchen Gewährleiſtung erforderlichen Neigungen und Gewohnheiten erworben hat. Dieſen Zeitpunct nun, und keinen frühern, halte ich für den wahren, um dieſer Nation eine geſchriebene Conſtitutionsurkunde zu ertheilen. Es ſcheint mir daher, ich bekenne es freimüthig, ein großer Fehler zu ſeyn, wenn Regierungen, die eigentlich am beſten ſelbſt die Hauptzwecke ihres Volks kennen ſollten, ſich nicht darum bekümmern, ſondern, ohne die Nation für ihr wahres Intereſſe zu ſtimmen, geneigt zu machen, und mit einem Worte zu erziehn, die Entdeckung dieſer Haupthebel der Menge überlaſſen, welche, wie die Erfahrung lehrt, in ſolchen Dingen, und überhaupt da, wo es auf Belebung allgemeiner und abſtracter Begriffe ankommt, gar keinen deutlich ausgeſprochenen Willen hat und haben kann. Ich glaube vielmehr, daß es eigentlich die Regierungen ſeyn müßten, welche ihren Völkern den wahren Leitſtern zu ihrer Unabhängigkeit und Glückſeligkeit vorhalten ſollten, ſie, welche das Fatum einmal an das Steuerruder des Staatsſchiffs geſetzt, und im Grunde genommen, ihr wahres Intereſſe mit dem Intereſſe des Volks zu innig verbunden hat, als daß, wenn ſie nicht zu Grunde gehn wollen, ſich eine Theilung denken ließe.

Schreiben an den Herausgeber.

(Der ehrenwerthe Einſender hat ſich genannt, wünſcht aber nicht, daß ſein Nahme gedruckt werde.)

In No. 5. des diesjährigen literariſchen Wochenblatts haben Sie unter den Auszügen aus der Schrift des General Gourgaud über den Feldzug von 1815 die Behauptung deſſelben aufgenommen: „daß „der franz. General Duhesme, als Gefangener am „Tage nach der Schlacht von Belle Alliance von „Truppen der Alliirten mit kaltem Blute maſſacrirt „worden ſey," und die Frage hinzugefügt: „ſollte „dies wahr ſeyn?"

Als Augenzeuge der Gefangennehmung und ferneren Behandlung des gedachten Generals, glaube ich hierin eine Aufforderung zu finden, und halte es für meine Pflicht, eine Lüge zu berichtigen, die, ſo wenig glaubwürdig ſie auch iſt, doch zu beſchimpfend für die verbündeten Truppen bleiben würde, wenn man ihr nicht glaubhaft widerſpräche.

Es iſt notoriſch, daß am Abend des 18. Jun. 1815, zwiſchen 10 und 11 Uhr, der Fürſt Blücher mit den Generalen Gneiſenau und Grolmann und den übrigen Perſonen ſeines Hauptquartiers der erſte war, welcher die dem Schlachtfeld zunächſt liegende Stadt Genappe einnahm. Nur ein Officier und etwa 20 Mann des Dragoner-Regiments Prinz Wilhelm bildeten unſere Avantgarde. In der Stadt ward durchaus nicht mehr gefochten, und kein Schuß fiel. Man ſah auch keine Franzoſen als todte oder ſterbende, wer nur noch kriechen konnte, hatte die Flucht fortgeſetzt, oder ſich in den Gebäuden verborgen.

Der Fürſt nahm mit uns Allen ſein Hauptquartier in dem gleich vorn in der Stadt zur linken Hand gelegenen Gaſthof zum König von Spanien. Um 1 Uhr Nachts etwa hörten ich und mehrere Officiere des Generalſtabes, unter denen der Major Graf Blücher, Sohn und Adjutant des Fürſten ſich befand, ein Geräuſch und Gewimmer im Keller des Hauſes, der mit Franzoſen angefüllt ſeyn mußte. Wir öffneten die Thür und riefen den Eingeſperrten zu, dreiſt hervorzukommen; Sie könnten zwar der Gefangenſchaft nicht entgehn, würden aber verbunden und gut behandelt werden, um ſo mehr als das Hauptquartier im Hauſe ſey. Unter mehreren, die hierauf zum Vorſchein kamen, befand ſich auch der General Duhesme, den 2 junge Officiere, von denen einer ſein Neffe war, führten. Der General hatte einen Flintenſchuß, der ihm hinter den Augen durch den Kopf gegangen war, und den er, wie ſein Neffe uns erzählte, gegen das Ende der Schlacht erhalten hatte. Ich ſelbſt räumte ihm gern meine Matratze ein, und der Graf Blücher ſuchte den Leibarzt des Fürſten, Regiments-Chirurgus Bieske auf, der zwar verſicherte, daß die Wunde abſolut tödtlich ſey, aber doch gerne bereit war, ſein Möglichſtes zu thun. Wir holten Waſſer herbei, flößten dem General Wein ein, machten ihm ein bequemes Lager, und ſicherten ſeinen Begleitern, die nicht Worte finden konnten uns ihre Dankbarkeit auszudrücken, allen möglichen Schutz zu.

Das Hauptquartier ging am Morgen weiter, und ich reiſete als Courier mit der Siegesnachricht nach Berlin ab. Auf der Rückreiſe zum Hauptquartier kam ich Anfangs Juli wieder nach Genappe, und fragte den Wirth des Gaſthofes, dem wir die gute Pflege des Generals zur Pflicht gemacht hatten, nach dem ferneren Schickſale deſſelben. Er verſicherte mir, daß Duhesme noch bis zum Dienſtag, den 20. gelebt, von ihm auf's Beſte verpflegt, und von den ihn begleitenden Officieren beerdigt worden ſey, die man hiernächſt mit andern Gefangenen rückwärts transportirt habe.

So iſt der wahre Hergang der Sache, wie ihn alle Officiere des Hauptquartiers beſtätigen können. In der Berliner Zeitung vom 24 Juni 1815 iſt dieſes Factums mit wenigen Worten ebenſo gedacht.

(Alſo wiederum eine der frechſten Lügen, welche ſich die Franzoſen ſo gern erlauben, um ihre Sieger in ein gehäſſiges Licht zu ſtellen; und zugleich ein neuer Beweis, wie wenig dem Herrn General Gourgaud und ſeinem exkaiſerlichen Gewährsmanne zu trauen iſt. Aber ſollte man nicht meynen, die jungen Officiere, die den General Duhesme aus dem Keller führten, und beſonders ſein Neffe, würden es ſchon längſt für Pflicht gehalten haben, dem Verläumder Gourgaud öffentlich zu widerſprechen? — ja, wenn es nicht die Ehre der Deutſchen beträfe, die jedem Franzoſen ein Dorn im Auge und ein Pfeil im Herzen iſt.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 22. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 März.

Schöne Literatur. (Beſchluß.)

— Auch Urania, ein Taſchenbuch auf das Jahr 1819, mit Shakeſpeare's Bildniß und fünf Darſtellungen zu Romeo und Julie, darf in keiner eleganten Damenbibliothek fehlen. Ohne Zweifel ziert es auch ſchon die meiſten derſelben, und das überhebt uns, mehr davon zu ſagen. Die längſten Aufſätze ſind auch zugleich die vorzüglichſten. Das romantiſche Gedicht Saladdin in vier Geſängen hatte wohl mit Recht der bezauberten Roſe den Preis ſtreitig machen können. Unter den proſaiſchen Erzählungen athmet die Verkannte von Thereſe Huber den zarteſten Dufft, der nur einer ſo ſchönen, ſo tugendlich und minniglich ausgebildeten weiblichen Seele entſteigen konnte. — Auch der geniale Hoffmann hat ſich hier nicht verleugnet. —

— Ein in Wien und Prag erſchienenes Taſchenbuch des Scherzes und der Satyre für 1819 verräth des Verfaſſers Anlage zu einem guten Satyriker und ſicher werden die Leſer bei vielen Stellen herzlich lachen. Schon die Zueignung, an einen hoch- und wohl- eben zu rechter Zeit für ihn gebornen Herrn, iſt voll heitrer Laune. Die Erzählung: der junge Menſch der nicht lügen wollte, erinnert angenehm an Gilblas. Seine Mutter hatte ihm die Lehre eingeprägt: Lüge niemals! und ſie ſelbſt „hatte nur zweimal in ihrem ganzen Leben Jemanden etwas vorgelogen, und das war nur ihrem Manne.“ Der Sohn befolgte ihre Lehre und machte natürlich kein Glück damit. Die Tragödie Gaſparo Gaſparini perſiflirt unſere Schickſalstragödien ſehr treffend. Am Ende ſind zwei Recenſionen angehängt, wie man ſie wirklich täglich lieſt, deren Eine alles das lobt, was die Andere getadelt hat. Die Parodie eines Acts von Schillers Räubern, iſt, wenn man dieſe daneben lieſt, äußerſt beluſtigend. Die ſonſt gewöhnliche Breite unſerer deutſchen Satyriker iſt faſt überall glücklich vermieden worden. —

— Johannes Falk's auserleſene Werke, drei Bände, hat der Verleger auserleſen drucken und mit einem auserleſenen Einbande verſehen laſſen, aber die Werke ſelbſt ſind nichts weniger als auserleſen. Herr Adolph Wagner in Leipzig, derſelbe, der vor einiger Zeit die ſeltſame Schrift: Falks Liebe, Leben und Leiden in Gott bekannt machte, (eine Schrift, in welcher ſein Johannes dem Evangeliſten Johannes ſo ziemlich gleich geſtellt wird) hat auch dieſe Werke herausgegeben, und der Verfaſſer ſagt in der Vorrede: der Herausgeber werde überall wo es zuläſſig ſey, ihn ſelbſt ſprechen, und für das was er ſey oder nicht ſey, gelten laſſen. (Eine ſonderbare Vorerinnerung.) Hr. Adolph Wagner, der ſich Chorizont und Diaſkeuaſt nennt, hat eine lange Einleitung in ſeiner Manier geſchrieben. Fragt man uns, welches iſt ſeine Manier? ſo rathen wir dem Frager, von der Höhe einer engen Felſenſchlucht in die finſtere Tiefe hinab zu ſchauen, in welcher etwa ein Bach über Steine rauſcht; vernehmen wird er da allerlei ſeltſames Getös, aber ſehen wird er nichts. Es bleibt ſeiner Einbildungskraft überlaſſen, ſich irgend etwas zu denken, was da unten vorgeht. Herr W findet in Falk's Geiſtes-Producten eine Folge von Keim, Blüte und Frucht — auf des gutmüthigen Wieland Anſehen hin, habe man Falk wohl hie und da für eine ſatyriſche Fratze wie Boileau gehalten — während er doch nur den in der Tiefe ſeiner Natur gegebenen Gegenſatz habe hervor heben wollen — und er nur von den Gramanzen der Zeit als muthwilliger Jüngling angeſprochen worden — an der ſeufzenden Creatur ſey nur die höhere Lichtnatur ſich zu heben beſtimmt und geeignet — nun ſey die Liebesroſe wirklich durchgebrochen — er liefere hier das Liebesbüchlein, das Oſterbüchlein und das Narrenbüchlein — auch manche Liebesdramolete — Liebe ſey dem Verfaſſer Ideen-Erzeugung und Geburt — dieſe Liebe habe ihm Engelflügel ertheilt — das Weſen dieſes nämlichen Geiſtes ſey der heilige Liebesothem, der hohe Liebespuls — man ſolle ihm nur lauſchen, ſo werde man ſehen, wie ſein Wort ſich umwandeln werde in Fleiſch und Bein von des Leſers Fleiſch und Bein — das jugendlich Ungeſchlachte und blos Zeitliche habe der Herausgeber weggelaſſen — (alſo ein caſtrirter Falk) —

Ausgegeben den 4. März.

das Urleben erfahre allerley Entſtellungen, denn alſo räche ſich die Unſchuld an der verlohrnen Urunſchuld — der freymilde Verleger habe die Umſchläge gefördert, welche den Bildungscyclus des Verfaſſers verſinnbilden — ein Hauptlicht und Drucker von Falks Bildniß ſey das Gedicht: „Armes ausgeweintes Mutterherz — Gottesſchmerz — Engelſcherz — deins! meins! — Alle eins! — wo ich ſtehe — wo ich gehe ꝛc. — Die Kunſtrichter und Tageblätter ſollen freye Hand haben, zu thun was ſie nicht laſſen können, das heißt: mäkeln, feilen, putzen, ſchneidern und ſchniegeln wie ſie mögen — (das wäre warlich verlohrne Arbeit.) — Die Aufklärung ſey eine frevliche und dünkelhafte Nasweisheit, eine wahre Ultrakrepidamie — das tragiſche Schickſal, von neuern Dichtern mit ſchon aberwitziger Beſeſſenheit ausgebreitet, ſey eine Teufelsfratze — ꝛc. Hr. Adolph Wagner mag es uns nicht übel nehmen: unſere frevliche Nasweisheit hält ihn für einen der abgeſchmackteſten Ur-Myſtiker. — Im erſten Bande haben uns die Briefe des Johannes von der Oſtſee an ſeinen Vetter, ſeine Jugendgeſchichte betreffend, am beſten gefallen, obgleich wir nicht glauben, daß ſie in den angegebenen Jahren geſchrieben worden. Seine Muhme, die Frau Anna Martens, die an der heiligen Geiſt-Straße wohnt und mit Tuchen und engliſchen Waaren handelt, hat ihm ſegnend die Hand aufs Haupt gelegt und geſprochen: „ich weiß und bin deſſen in meinem Geiſte gewiß, daß dich der Herr zu ſeinem Dienſte erkohren hat.“ Es iſt doch ein Glück, wenn man ſolche Muhmen hat, die mit Tuchen und engliſchen Waaren handeln. — Hierauf folgen Seeſtücke, unter welchen manche recht artige, auch wohl kräftige, z. B. die Rache des Oceans, wohl alle ſchon längſt gedruckt und zu einer neuen Sammlung ſchwerlich geeignet. Es ſind deren viele mit untergelaufen, die kaum die Jahrmarktsbude eines Bänkelſängers zieren würden, z. B. das Schelmlied der heiligen drey Könige und wohl noch hundert andere. Der zweyte Band enthält die längſt bekannten heiligen Gräber, die eben ſo bekannte Reiſe des alten Braminen ꝛc. Das Gute iſt nicht neu und das Neue iſt nicht gut. Man leſe z. B. eines der neueſten Gedichte: Empfindungen auf einem Ritt nach Leipzig am Charfreytag 1818, welches anhebt: „Ich ritt von der Ilm — im Thale — der Saale — zu Charfreytag wie ſie's nennen — im Abendroth — war's todt — aus den Bächen — wollt' es nicht ſprechen — ꝛc.“ — Nun vollends der dritte Band! die auf allen Marionetten-Theatern abgedroſchene Prinzeſſin mit dem Zauberrüſſel, (vormals Saurüſſel), unſer Herr und der Schmidt von Apolda, kurz alles, wodurch Falk den in der Tiefe ſeiner Natur gegebenen Gegenſatz vor 20 und mehr Jahren hat hervorheben wollen. Einer der neueſten dieſer vortrefflichen Gegenſätze iſt betitelt: Napoleon, die Sirenen und die Parzen, der europäiſchen Schickſals-Tragödie erſter Theil, der Angabe nach 1811 geſchrieben, aber dem Inhalte nach, in der neueſten Zeit, — denn die Parzen ſingen unter andern: „horch! in Neapel iſt ein Schuß zu hören! — Ja, Mürat fiel! entthront ſind auch die Brüder — und Neufchatel ſtürzt aus dem Fenſter nieder.“ —

Wenn wir nach alle dem Herrn Falk's Muſe mit gutem Gewiſſen in den Cirkel unſerer Leſer nicht einführen können, ſo müſſen wir dagegen mit der höchſten Achtung Herrn Falks wohlthätiges Beſtreben für die Erziehung armer, ohne ihn verlohrner Kinder, anerkennen. Zugleich mit ſeinen nicht auserleſenen Werken, iſt ein Aufruf, zunächſt an die Weimariſchen Landſtände, im Druck erſchienen, über eine der ſchauderhafteſten Lücken unſerer Geſetzgebungen, die durch die traurige Verwechſelung von Volkserziehung und Volks-Unterricht entſtanden iſt, mit 19 Actenſtücken. Dies Büchlein wird Niemand ohne Rührung und ohne tiefgefühlte Hochachtung für den Verfaſſer aus der Hand legen, ja, es wird ſogar dazu dienen, ein milderes Urtheil über ſeine Liebes- Oſter- und Narrenbücher auszuſprechen, wenn man erfährt, daß, als ſeine Armencaſſe durch das Hungerjahr 1816 ein Deficit von 1905 Thaler hatte, er nicht allein ein, von der Fr. Großfürſtin ihm perſönlich zugedachtes Geſchenk von 637 Thalern in dieſe Caſſe legte, ſondern auch ein ſeit mehreren Jahren fertig zum Druck gelegenes Manuſcript, (vermuthlich die eben angezeigten drei Bande) an Herrn Buchhändler Brockhaus in Leipzig für 690 Thaler verkaufte, und auch mit dieſem Gelde das Deficit decken half. Nicht wahr, nun erſcheinen die auserleſenen Werke in einem ganz andern Lichte, da ſie blos gedruckt wurden, um eine auserleſene That vollbringen zu helfen? Schon ſeit mehrern Jahren hat Herr Legations-Rath Falk verwilderte Kinder aufgenommen, und ſie faſt Alle zu guten, nützlichen Menſchen erzogen. „Es iſt keine bloſe Idee mehr,“ ſagt er, „die ins Reich der Hirngeſpinnſte verwieſen werden kann, ſondern die Idee ſitzt leibhaftig in der Werkſtatt vom Meiſter Buchner am Graben zu Weimar, die Idee macht Schuh und Stiefeln bei Meiſter Zwickel, ſteht bei

Meiſter Neuß in der Gerbergaſſe zu Weimar, ſchürt das Feuer des Blaſebalgs u. ſ. w.“ Hr. **Falk** iſt nemlich von dem ſehr richtigen Grundſatz ausgegangen, daß nur **Arbeit, anhaltende Beſchäftigung** ein verwildertes Gemüth beſſern könne. „Was in aller Welt nützen oder frommen dem Staa„te Spitzbuben die leſen, Spitzbuben die ſchreiben, „Spitzbuben die rechnen können? Sie ſind ihm nur „um ſo gefährlicher. Ja, was lateiniſche, was grie„chiſche, was franzöſiſche Spitzbuben?“ Er bemerkt ganz richtig, daß man den Bau der Häuſer nicht unten im Keller mit Tapezierer und Vergolder anfangen muß. Er erinnert, wie viele Hausgottesdienſte von Familienvätern ſeit einem Menſchenalter untergegangen; wie viele neue Reſſourcen, Bäder, Schießhäuſer, Schenken entſtanden; wie viele neue Comödienhäuſer und Branntweinsladen; wie ungeheuer die Zahl der unehlichen Kinder zugenommen; wie viele Kirchen, Klöſter, Stiftungen eingezogen, und wohl gar, wie die alte Garniſonskirche zu Halle, in ein Comödienhaus verwandelt worden, andere in Malzdarren, Bier- und Branntweinbrennereyen, ſo daß ein reicher Jude in Norddeutſchland ſich lächelnd gerühmt, er habe **zwanzig** Kirchen und Klöſter auf dieſe Weiſe reformirt. Dieſen offen ſtehenden Krater Europa's könne keine magna charta allein zudecken. „Die Klagen über den Einfall „der Franzoſen, denen man ſo gern allein dieſe mo„raliſche Verſchlimmerung beimeſſen möchte, ſind „zwar ziemlich allgemein: aber leider war der keu„ſche Schnee auf unſern Bergen längſt geſchmolzen. „Nun kam freilich ein Waſſer zu dem andern: aber „die Fluth ſchlechter Leſebücher und ein durch alle „Stände verbreiteter Strudel, der Jung und Alt „zum Sinnengenuß dahin rafft, wüthet leider fort, „auch nachdem die Franzoſen längſt das Land ver„laſſen haben. Wie im Volke, ſo in den höhern „Ständen, denkt Alles nur auf den Tag und die „Gegenwart. — Was oben unter ſchlechten Beam„ten für Auſtern und Champagner, wird unten im „Volke für Semmel und Branntwein geopfert, Got„tesfurcht, Ehre und Religion! die Furcht vor dem „Unſichtbaren iſt hin, Genuß iſt das Looſungswort! „Durchſauſten Tagen folgen durchſchwärmte Nächte. „Fehlt Alles — eine Kugel vor den Kopf fehlt nie„mals! Selbſtmord iſt eine Kleinigkeit, das Jenſeit „eine Nebelküſte.“ — Herrn **Falk's** ſchöner Triumph iſt: daß 200 Werkſtätten im Weimariſchen Lande während der letzten ſchweren Jahre 200 arme, vaterloſe, zum Theil verwilderte Knaben geſpeiſt, getränket, mit Arbeit beſchäftigt, in Zucht und Aufſicht erhalten haben, und daß, bis Michaelis 1818 bereits 60 dieſer Knaben Geſellen geworden, und zum Theil auf die Wanderung gegangen waren. Unter dieſen war Einer, der ſiebenmal entlief, und als Hr. **Falk** ihn zum ſiebentenmale in die Werkſtatt zurückbrachte, ſich ſelbſt die Hand mit einem Beile abhauen wollte, um nur ſein Vagabundenleben fortſetzen zu können, der aber nun ein rechtſchaffener Leinweber iſt. Alle Jahre läßt Herr **Falk** 50 Knaben bei Meiſtern aufdingen und eben ſo viele losſprechen. Heil ihm! mit dieſem Bewußtſeyn im Buſen kann Recenſenten-Lob oder Tadel ihm ſehr gleichgültig ſeyn. — Der Raum verſtattet uns nicht, alle die trefflichen Vorſchläge zu berühren, die er den Landſtänden macht; nur wünſchen wollen wir von Herzen, daß er offene Ohren gefunden haben möge. „Der Augenblick iſt da,“ ſo ſchließt er, „wo es ſich, nach dem Vorgang von „Weimar, vor den Augen von ganz Deutſchland ent„ſcheiden muß, ob Hundert, von Blut rauchender „Schaffotte, die wir im Nahmen der ewigen Liebe „ſo gern einreißen möchten, im Nahmen Juſtinians, „oder ich weiß nicht was für eines andern blinden „Heiden, wieder aufgerichtet werden ſollen.“ — Nach dieſem **Aufruf** folgt die Geſchichte der Entſtehung und des Fortgangs der Weimariſchen **Geſellſchaft der Freunde in der Noth**, eine Erzählung alles deſſen, was bisher geſchehen, und eine Rechnungs-Ablegung. Wir zeichnen hier nur noch aus: **das Spinnrad, ein Mittel zur Seelenrettung armer und entblößter Mädchen.** 58 arme Familien ſpannen Intereſſen ab. Arme fleißige Kinder retteten im Hungerjahre die Häuſer und Grundſtücke ihrer Eltern vom gerichtlichen Verkauf, erhielten dieſelben gleichſam am Spinnfaden, und es läßt ſich actenmäßig nachweiſen, daß aus der Zahl ſolcher Häuſer ſich bequem ein artiges Dörfchen erbauen ließe. Nein! nicht mit den albernen Lobhudeleyen des Herrn **Wagner**, ſondern mit dieſem Büchlein in der Hand, wird **Falk** vor dem Richterſtuhle Gottes und der Nachwelt finden was er verdient. Um aber auch zu zeigen, welchen ſüßen Lohn er hier ſchon bisweilen erndet, ſchreiben wir nur noch Folgendes ab: **Carl Nuſſeck.** Den 22. September 1817 haben wir von unſerm erſten Lehrling, **Carl Nuſſeck**, gebürtig von Weimar, der bei dem ſeligen Böttgermeiſter **Birke** ausgelernt, einen Beſuch erhalten. Derſelbe iſt weit und breit in der Welt herum geweſen, anderthalb Jahre in Wien, in Ungarn, Elſaß, Böhmen, Baiern, und wo ſonſt Weinländer den Böttjigern Beſchäftigung gewähren. Er hat ſich ſehr ordentlich und brav gehalten und beſonders in Oeſtreich, auch in ſeiner Profeſſion bedeutende Fortſchritte gemacht. Er war vom Kopf zu Fuß nach Böttiger-Sitte in dunkelblauem Manteſier ſehr reinlich gekleidet, und es gewährte uns einen ſehr angenehmen Eindruck, daß dieß der ärmliche Knabe war, der damals in zerriſſenen Kleidern, nackt, blos und weinend an unſre Thür klopfte, und das chriſtliche Mitleid unſerer frommen Geſellſchaft in Anſpruch nahm. Nuſſeck verſicherte uns ſeine Liebe und Anhänglichkeit in den rührendſten ungekünſteltſten Worten. „Wenn ich, ſagte er unter andern, auf „meinen Wanderungen in der Fremde zuweilen an „eine Thür klopfte, und dieſelbe verſchloſſen fand, „ſo ſagte ich zu mir ſelbſt: da würden die edlen „Freunde in der Noth gewiß anders gehandelt und „dich eingelaſſen haben. Eröffneten mir aber gut„herzige Menſchenfreunde die Thür und nahmen mich „auf, ſo dacht ich ebenfalls an Weimar zurück, weil „mir daſelbſt die nemliche Güte widerfahren war, „u. ſ. w.“ Er iſt 4 Jahr in der Fremde geweſen.

Bemerkung.

Es iſt uns von Hamburg ein Blatt der ſogenannten Originalien zugeſandt worden, deren Herausgeber bekanntlich blind, aber nicht ſo blind iſt, als manche ſeiner Mitarbeiter. Zu dieſen Blinden gehört denn auch der angebliche Satyriker Friedrich, auf den man höchſt ſelten das alte Sprüchwort anwenden kann: ein blindes Huhn findet auch zuweilen ein Körnchen. Das lächerlichſte dabei iſt, daß er ſo poſſierlich kräht, als ob er alle Augenblicke Perlen fände. So hat er denn auch hier, in einem Aufſatz, über Preßfreyheit und academiſche Freyheit in Deutſchland, mit ſeiner gewöhnlichen Keckheit und Gemeinheit über die dem Congreß zu Aachen überreichte Schrift abgeſprochen, deren Redacteur (und nichts weiter) der Hr. Staatsrath von Stourdza geweſen. Da meynt denn Herr Friedrich: bald würden Koſacken und Baſchkiren Preßgeſetze und Studien-Plane für Deutſchland entwerfen. — Der Verfaſſer wolle Wiſſenſchaft und Kunſt in eine ruſſiſche Hornmuſik verwandeln, wo Jeder nur Einen a posteriori eingeübten Ton hervorbringe; und was dergleichen ekelhafte Gemeinheiten mehr ſind, deren Verantwortung von Rechtswegen die posteriora des Hrn. Friedrich übernehmen ſollten, wobei allerdings einige Koſacken und Baſchkiren nützliche Dienſte leiſten würden.

Iſt es aber Preß-Freyheit oder Preß-Frechheit zu nennen, wenn ein Quidam, der ein Witzbold ſeyn will, ſich herausnimmt, eine Schrift ſo wegwerfend zu caracteriſiren, die auf höhern Befehl gedruckt, in wenigen Exemplaren confidentiell an Mächte vertheilt worden, die Deutſchlands Heyl zu berathen verſammelt waren? eine Schrift, die große auf lauter Thatſachen geſtützte Wahrheiten enthält? Wahrheiten, die von dem liberalſten Herrſcher anerkannt werden? und wer ſind denn die Schreyer, die gegen das Memoire ſich aufgelehnt haben? lauter Menſchen, welche fühlen, daß wunde Flecke ein wenig unſanft berührt werden, und fürchten, von ihrem verderblichen Einfluß zu verlieren, wenn gewiſſe Gegenſtände ernſtlich zur Sprache kommen. Kein vernünftiger und rechtlicher Mann, der das jetzige Turn- und Studenten-Unweſen auch nur von ferne beobachtet, zweifelt an der Nothwendigkeit, die Jugend — und in ihr das Glück der kommenden Geſchlechter — dem Irrgarten zu entreißen, in welchem ſie jetzt herumſtolpert.

(Eingeſandt.)

Für die Geſchichte unſerer Zeit

und beſonders für die franzöſiſche Revolution, an deren Folgen wir noch Alle zu tragen haben, iſt eine Schrift merkwürdig, die der ehemalige Deputirte, J. Ch. Bailleul in 2 Bänden unter dem Titel: Examen critique de l'ouvrage posthume de Mme la Bnne de Staël, (Considerations etc.) herausgegeben hat. Da eine weitläuftige polemiſche Schrift dieſer Art für die meiſten Liebhaber keine Lectüre, ihr Inhalt aber in mehr als einer Beziehung wichtig, und in andern Zeitſchriften nur flüchtig berührt iſt, ſo glauben wir nichts Ueberflüſſiges zu thun, wenn wir nach und nach aus dieſem Werke Einiges zur Belehrung, Einiges für die Unterhaltung ausheben. Der Verf. findet in den Betrachtungen der Frau von Staël über die franzöſiſche Revolution folgendes zu unterſcheiden: die Grundſätze, die Anwendung der Grundſätze auf gewiſſe Thatſachen, hiſtoriſche Anſichten und ein ſchönes Talent. Den Grundſätzen und dem Talent will er Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, er glaubt aber öfters in der Anwendung Jener und in dem hiſtoriſchen Theile ſehr verderbliche Irrthümer entdeckt zu haben. Weniger, um Fr. v. St. zu widerliegen, als um für den redlichen Geſchichtſchreiber neben jeden Irrthum ein Licht der Wahrheit aufzuſtecken, will er geſchrieben haben. Wir glauben wohl, daß perſönliche Ab- und Zuneigungen und die Gewohnheiten der großen Welt, Einfluß auf die Anſichten der Fr. v. St. gehabt haben; vielleicht mag aber bey Herrn Bailleul das Syſtem, dem er anhängt, ähnliches wirken. Immer wird der künftige Hiſtoriker aus Vergleichung beider Schriften großen Nutzen ziehen. Für eine wahre Ausbeute halten wir zuerſt die Kritik unſers Verf. über die Anſicht, welche die Fr. v. St. über die frühere Geſchichte Frankreichs aufſtellt, wo ſie eine Epoche der Feudal-Freiheit annimmt, um daraus zu folgern, daß der Despotismus neuerer Abkunft ſey. Bailleul hat die Geſchichte auf ſeiner Seite, wenn er ſagt, daß der König in den erſten Zeiten der Monarchie nichts war, als der Oberſte unter den Eroberern, die allein die Nation vorſtellten, indem die übrigen Knechte oder Sclaven waren. Die Maſſe der Einwohner hatte ſoviel Herren als es Krieger oder Edle gab; alle übrigen entbehrten eines politiſchen und moraliſchen Werths. Der Adel war aber kein vermittelnder Zwiſchenkörper, und unter ſeinem Druck ſeufzten die Könige ſo ſehr, als die Völker. (Man darf nur Strubens Nebenſtunden aufſchlagen, wenn man Exempel finden will, wie noch in ziemlich ſpäter Zeit die Herren von Hardenberg und andere Ritter ihren Lehnherren und Fürſten auch in Deutſchland auflauerten, ſie gefangen nahmen, ſich gegen Kaiſer und Reich bey Kriegsſteuer ſetzten u. ſ. w.) Die Gerichtsbarkeit, (die der Adel ſpäterhin, ohne Beleihung auf die gefährliche Polizeigewalt ausgedehnt hat,) war eine mächtige Stütze ihrer Autorität gegen ein geſundes Staatsrecht. Es war alſo im Intereſſe der Nation, wenn Ludwig XI. und Richelieu die königliche Würde über die Gewalt des Feudaladels empor hoben; nur muß man Zweck und Reſultat nicht mit manchem grauſamen, aber durch die Stellung faſt unvermeidlichen, Mittel vermengen. Sie haben den Despotismus nicht gegründet, er war vorher da: aber ſie haben der rohen Maſſe der Nation zu einer Geſtaltung verholfen, das war ein Verdienſt, eine Anfangsſtufe einer politiſchen Civiliſation. Die großen Vaſallen, die man für Vermittler ausgiebt, haben die frühern Grauſamkeiten nie verhindert, aber oft die Hand der Könige zurückgehalten, wenn es einer Wohlthat für die Völker galt. Wenn Fr. v. St. behauptet: „Richelieu's Despotismus habe „die Originalität des franzöſiſchen Charakters, ſeine „Loyalität, ſeine Redlichkeit und Unabhängigkeit „zerſtört," ſo ſetzt ihr Bailleul folgende Antwort aus A. Jay Geſchichte des Miniſteriums des Cardinals Richelieu entgegen, welche einer Mittheilung werth ſcheint. Jay ſagt: „Zu jener Zeit bildeten „die Großen eine Claſſe, die dem Regenten und dem „Reſte der Nation ſchreckbar war. Der Zügelloſigkeit aus den bürgerl. Kriegen gewöhnt, ſtets auf „ihre Reichthümer, und von der Erinnerung an eine Feudalregierung erfüllt, unterwarfen ſie ſich kaum „der Gewalt des Monarchen; und mehrere warteten „nur auf eine Erſchlaffung der Obergewalt, um „Frankreich mit Herzogthümern und unabhängigen „Baronien zu bedecken, und ſo die Tyrannei zu vervielfältigen. Daher rührte jene Verſchwörung des „Marſchall von Biron, der ein tapferer Feldherr, „ein undankbarer Diener, und rebelliſcher Unterthan war." — „Nach dem Frieden von Montpellier (1622.) lagerte der Adel in ſeinen Schlöſſern, „ſtets zum Aufſtand bereit, und kannte kein „anderes Geſetz, als ſeine Launen oder ſein Intereſſe. „Die Landleute waren unterdrückt, die Städte ohne „Polizey, die Wege unfahrbar und voll Räuber „u. ſ. w." „Als nun Richelieu die Zügel der Regierung ergriff, war die Frechheit und die Unordnung auf das höchſte geſtiegen; keine Sicherheit „auf dem Lande, als für Soldaten und für die „Edelleute in ihren feſten Burgen. Die letztern erkannten kein anderes Recht an, als das des Stärkern, und unterdrückten ungeſtraft die Bauern. „Den Gerichten fehlte es an Macht gegen dieſe Räubereien. Die kleinen Edelleute folgten dem Beiſpiel der großen Herren, die ſich in ihren Beſitzungen als Souverains aufführten, und über Vermögen, „ja zuweilen über das Leben der Bürger, nach Belieben ſchalteten. Der privilegirte Theil der Nation erdrückte den arbeitſamen Theil, und hielt „ſich allein zu allen Ehrenſtellen, Belohnungen und „Sorgen von Seiten der Regierung berechtigt." (Wir glauben ebenfalls, daß aus der Geſchichte die Erfahrung zu ſchöpfen ſey, ein ſolcher Feu[illegible] Adel könne keine vermittelnde Zwiſchenmacht [illegible] ſchen Thron und Volk abgeben; wir glauben [illegible] daß die Erfahrung lehre, daß auch ein Ho[illegible] mit noch ſo galanten Sitten, weder eine ſolche [illegible] mittelung, noch eine Stütze der Thronen [illegible] Aber ſollte es nicht in einem gut organiſirten [illegible] eine dritte Art, einen Guts-Adel geben [illegible] dieſe Weiſe nützlich wirkte, ohne durch [illegible] Vorrechte feindſeelige Affecten aufzu[illegible] glauben das.) Allen dieſem Unweſen [illegible]

Richelieu mit kräftiger Hand. (Verlangt man einen Augenzeugen, ſo höre man den ehrwürdigen Canzler von Frankreich L'Hopital*), an deſſen Tugend auch der Neid keine Flecken fand. Er ſagt in einem ſeiner Briefe: „Was jene Großen betrifft, „die ſich einbilden von der Race des Priamus abzuſtammen, ſo iſt es ſehr ſchwer ſie zu regieren, und „unter das Joch der Vernunft zu bringen. Sie geben vor, daß ſie vor Andern verſchiedene Rechte „haben, und daß die Geſetze nicht für ſie gemacht „ſeyen. — Sie ſehen aber wohl, daß ſo lange ich „leben werde, ſie den Thron nicht umſtürzen, noch „ihre verderblichen Pläne ausführen ſollen.“ —)

Wenn dieſe Data Anlaß zu einer belehrenden Vergleichung der belobten Vorzeit mit unſern Tagen geben; ſo finden wir für unſere Leſer eine eben ſo wichtige Belehrung über einen andern Gegenſtand in Bailleuls Schrift. Frau v. St. hat über die demagogiſche Gewalt geklagt, dagegen bemerkt B. folgendes: „Es iſt ein Irrthum, wenn man klagt, „daß eine gewiſſe Anzahl von Menſchen, mit noch „ſo großen Talenten, einen großen Einfluß auf die „Leitung der öffentlichen Angelegenheiten haben „könne, blos aus dem Grunde, weil ihr Ehrgeiz „es begehrt. Dieſe Gewalt liegt lediglich in der am „allgemeinſten angenommenen Meinung, in den „Wünſchen und dem Willen eines Volks. Sie iſt „daher nichts in einem Staate, wo alles im Intereſſe der Nation geordnet iſt; ſie wird merkbar, „ſchwillt an, und wird fürchterlich, je nachdem „man dieſes Intereſſe verkennt.“ Er ſagt ferner: „Man kann gegen eine in der Gewalt der Umſtände „liegende Revolution keine bewaffnete Macht anwenden. Armeen können nur gegen Armeen marſchiren. Zuſammenrottirungen laſſen ſich wohl zerſtreuen; aber man kann dieſerhalb weder Alles niedermachen, noch Armeen im Kriegsſtande erhalten. „In Frankreich beſtand die Revolution nicht in den „Rottirungen; ſie war in der Meinung der Menſchen, in der Unvollkommenheit und dem Mangel „an Zuſammenhang der Dinge zu ſuchen. Man „nehme einen militäriſchen König und eine völlig „ergebene Armee an. Sollen dieſe einen Feldzug „gegen Ideen machen? Wird man auf die Dauer „durch Hülfe der Bajonette beweiſen können, daß „das Schlechte gut ſey? Es ſind das zwei Gewalten „verſchiedener Natur, die einander nicht berühren „können. Darum kann eine Truppen-Aufſtellung „nur reizen; ſie kann die Ereigniſſe nur beſchleunigen „und Unheilbringender machen.“ (Uns dünkt, man könne wenigſtens billige und allgemeine Wünſche einer Nation auf die Dauer nicht mit Säbel und Blei zur Ruhe bringen. Irrthümer bey ſolchen Gegenſtänden ſind ſo gefährlich, daß wir dieſe Stelle ausheben zu müſſen glaubten, damit man ſolche Sätze von allen Seiten erwäge. Es ſcheint das nicht überflüſſig, wenn die Anekdote aus dem Munde eines anſehnlichen Mannes wahr iſt. Ein großer Herr ſoll vor einiger Zeit gegen einen Diener ſeines Nachbars geäußert haben: „wenn die Leute dort „wegen des Verlangens von Ständen unruhig würden, ſo müſſe man marſchiren laſſen.“ Wo und von wem dieſe Aeußerung gefallen, wollte man uns nicht ſagen; das ſey künftigen Memoiren vorbehalten. Wir können die Großen nur bedauern, denen man ſolche Rathſchläge unbedingt zu geben wagt, ohne Pöbel und Libelliſten vom Volk, billige Wünſche von unverſchämten Anſprüchen, genau zu unterſcheiden.)

Ueber das Bayeriſche Concordat

ſind uns freimüthige Briefe zugeſandt worden, welche zugleich Rückſicht auf die der proteſtantiſchen Kirche in Baiern drohende Gefahr nehmen. Ironiſch oder ſatyriſch ſollen dieſe Briefe nicht ſeyn, denn Ironie und Satyre, meint der Verfaſſer, wären nur Papierdrachen, durch die man nur gemeine Thorheiten verſcheuchen könne, enthielten auch überdieß wenig Salz, und viel Pfeffer, um das Concordat noch bitterer zu machen, und die Regierung herabzuwürdigen. Dahin gehöre die Schrift, betitelt: die gegenwärtige Lage der Diöceſe Conſtanz, eine Schlange, aus deren Schwanze eitrige Dinte fließe; dahin gehöre Felders katholiſche Literaturzeitung, die an das Mittelalter erinnere. Zum Beweis wird folgende Stelle angeführt: „Jetzt iſt's ſonnenklar geworden, wie ausgegoſſenes Waſſer ſind ſie alle zerronnen, die ſich vom Schooße der Kirche trennten. Sie ſagen ſich nicht von unſerer, ſondern auch von jeder Kirche los, wenn nemlich außer der katholiſchen noch eine andere Kirche möglich wäre. Es iſt zerſtört das menſchliche Werk der ſogenannten Reformation. (?) es herrſcht unter ihnen eine ſolche Verwirrung, Zerſtreuung und Religions-Anarchie, daß keiner den andern verſteht, und keiner des andern Meinung iſt, außer in der zügelloſen Denkfreiheit, und im gemeinſamen Streben, die allein wahre Kirche beharrlich und aus allen Kräften zu bekämpfen.“ — Der Verfaſſer meint in ſeinem erſten Briefe, für die proteſtantiſche Kirche in Baiern ſey jetzt faſt keine andere Sicherheit vorhanden, als die Geſinnung des Königs. Im zweiten ſieht er das ganze Staatswohl durch dies Concordat gefährdet, da es dem Staate einen großen Theil ſeiner Einkünfte durch die Errichtung ſo vieler Biſthümer, Domkapitel u. ſ. w. entziehen wolle. 6 Biſchöffe und 2 Erzbiſchöffe ſey für Baiern viel zu viel. 4 Biſchöffe und Ein Erzbiſchoff wären genug. An Wiederherſtellung der unnöthigen, koſtſpieligen Pfründen könne dem Staate gar nichts gelegen ſeyn. Die Vicarien vertändelten nur das Leben; ſie und die ebenſo unnöthigen Pröbſte würden allein jährlich 21000 Guld. koſten. Im Ganzen belaufe ſich der Etat auf 270000 Gulden, woven der Staat, durch Abſchneidung der Auswüchſe, jährlich 114500 Gulden hätte erſparen können Dem Könige müſſe es äußerſt ſchwer und drückend ſeyn, in dieſen ohnehin magern Zeiten eine jährliche Summe von 270000 Gulden, und zwar in liegenden Gründen, auszumitteln. Was würden nicht noch die vielen anſehnlichen Gebäude koſten! unter andern die Klöſter! von welchen es in einer ungeſchickten Vertheidigung heiße: „daß dann eine büßende Magdalene ruhig wieder ihre Tage, fern von den Lockungen der Welt, zubringen, und der Wollüſtling, wenn ihm die Gnade Gottes die Augen öffnen wird, einen Hafen vor ſich ſehen und ſeine Fehler gut machen könne.“ — Alſo Himmels-Pforten für die büßenden Magdalenen und Wollüſtlinge! ruft der Verfaſſer aus. „Waren denn, fragt er, die Mönche je treue Fürſtendiener? Nur blinde Werkzeuge des römiſchen Ehrgeizes und der Geldbegierde, nur beeidete Leibgarden und Haustruppen, die gegen die Souveraine dienen mußten, nur Spione und Landesverräther ſind ſie geweſen.“ Zum Beweiſe führt er den Eid an, durch den alle Orden dem Pabſte huldigen und unter andern ſchwören müſſen: „ich will Alle, die wider unſern Herrn, den Pabſt, rebelliren, nach Vermögen verfolgen und beſtreiten.“ — Auch das Recht, neue Beſitzungen zu erwerben, ſolle die Kirche haben, und der Verkehr zwiſchen Rom und Bayern ſoll vollkommen frey ſeyn; da würden jährlich unermeßliche Summen für Annaten, Diſpenſationen, Indulgenzen und Rekurſe aus dem ärmlichen Volksvermögen in die römiſche Dataria fließen. — Im dritten Briefe zeigt der Verfaſſer, daß, während die katholiſche Kirche Dotationen aller Art empfangen ſolle, die proteſtantiſche nur allen Arten von Privationen ausgeſetzt ſey; die kirchlichen Gebäude ſeyen verfallen, und nicht einmal die nöthigſten Reparaturen könnten bewürkt werden; viele Pfarrwohnungen wären kaum noch bewohnbar, die Schulgebäude befänden ſich in einem noch ſchlimmern Zuſtande; die meiſten Pfarrſtellen wären blos von der Dürftigkeit ausgeſtattet; eine Unterſtützungsanſtalt für arme Geiſtliche ſey zwar errichtet, aber von wem? vom Staate? nein! die ärmſten Geiſtlichen müßten Procente von ihrem elenden Einkommen dazu geben; nach vielem Bitten und Flehen erhalte man aus dieſer Caſſe eine Lebensſtärkung, aber eine öffentliche Rechnung ſey nicht abgelegt worden. Eben ſo verhalte es ſich mit der Pfarrwittwen-Caſſe, zu der der Staat nichts contribuire. Nur auf 50 Gulden ſey die jährliche Penſion beſtimmt, und alte, kranke, vielleicht kinderreiche Wittwen erhalten eben nicht mehr als die jungen, vermöglichen. Unter den vorigen Regierungen ſey den Wittwen noch ein halbes oder ganzes Jahr der Einkünfte ihrer verſtorbenen Männer bewilligt worden, jetzt nur ein Vierteljahr, weil ſie eine Penſion von 50 fl. bezögen. Die Lehrer der Volksſchulen ſtünden noch tiefer, und wären meiſtens ſo ſchlecht beſoldet, daß ſie gern mit einem Tagelöhner tauſchen würden, wenn nur ihre Hände eben ſo abgehärtet wären als ihr Kopf. Die ſogenannten unſtändigen Schullehrer in den Dörfern, deren Zahl ſich zu denen in den Städten wie 4 zu 1 verhalte, müßten von den Landleuten ernährt werden, und beſtünden aus Viehhirten, verdorbenen Handwerksleuten, müßigen Tagelöhnern u. ſ. w. — Im vierten Briefe ſucht der Verfaſſer zu beweiſen, daß das Concordat auch alle politiſche, kirchliche und Geiſtesfreiheit mächtig zu beſchränken, oder wohl gar zu vernichten drohe. Den Kirchenſtrafen ſollen auch bürgerliche Wirkungen im Staate beigelegt werden, und, da ſie keine beſtimmten Grenzen haben, ſo könne man ſie nach Belieben ausdehnen. — Im fünften Briefe wird erinnert, daß der König die drei chriſtlichen Glaubensconfeſſionen mit gleichen Rechten anerkannt habe, daß aber das Concordat ſich ſehr bedenklicher Ausdrücke in dieſer Hinſicht bediene. — Im ſechſten Briefe wird gezeigt, wie die Preßfr[illegible]heit durch das Concordat gefährdet ſey, da di[illegible]gierung alle ſolche Schriften verbieten ſolle, di[illegible] Inhalt des (katholiſchen) Glaubens oder [illegible]chenzucht zuwider wären, folglich eine Me[illegible]teſtantiſche Schriften. Ferner werde durch [illegible]cordat offenbar darauf hingearbeitet, daß [illegible]ziehungsweſen in Hände zu ſpielen, in de[illegible] ſo wohl aufgehoben ſeyn möchte als jetzt. In einer Note wird bemerkt, daß vor mehreren Jahren ein Mann verfolgt worden, der Bayle's Dictionnaire für die Univerſitätsbibliothek habe anſchaffen wollen, und daß in der Landshuter Literaturzeitung ſich ſchon mächtig die Hildebrandiſchen Geiſter regen. — Punkt für Punkt zeigt der Verfaſſer, wie des Königs Majeſtätsrecht und höchſte Kirchengewalt durch das Concordat geſchmälert worden, und ruft endlich aus: „Ach! warum hat Baiern, ein Separat-Concordat vorziehend, nicht mit den deutſchen Fürſten vereinigt eine gemeinſame Unterhandlung begonnen? Die vereinigte Stimme Deutſchlands würde die Gewalt Roms gebrochen, und das Gewicht der deutſchen Souveraine die Waagſchaale auf die rechte Seite gelenkt haben." — Nach allen dieſen Klagen triumphirt der Verfaſſer im ſiebenten Briefe über die Erklärung des Königs vom 12. März, die ihn, in Hinſicht der proteſtantiſchen Kirche, vollkommen beruhigt hat. — Wie dieſes Religionsedict ſich mit dem Concordate vertragen werde und könne? iſt freilich eine andere Frage, die er im achten Briefe abhandelt. Er baut beſonders auf den ſtarken Damm, den Geiſt der Zeit, und auf den großen defensor pacis, den König.

---

*) Er ſtarb [illegible] Monate nach der greuelvollen Bartholomäusnacht 1573.

Kaiſer Friedrichs III. Entwurf einer magna charta für Deutſchland, v. J. 1441,

deren Herausgabe durch Herrn Böhmer, wir im vorigen Bande unſers Wochenblatts als eine deutſche Merkwürdigkeit angezeigt haben, wird in dem erſten Bande der Kieler Blätter von dieſem Jahre, (S. 235 f.) rückſichtlich ihrer Aechtheit bezweifelt, und für eine blos ſchriftſtelleriſche Arbeit, ſogar eines ſpätern Schriftſtellers gehalten. Man will aus den Stellen wider die Kaufleute, die Pfaffen und das Römiſche Recht auf Ulrich von Hutten ſchließen, der bekanntlich einen ſtarken Haß gegen dieſe hegte. Man ſieht, daß die Zweifel auf Gründen aus dem Inhalt der Urkunde beruhen. Gleichwohl gedenken ſowohl frühere Gelehrte, und zuletzt noch Schmidt, der Verf. der Geſchichte der Deutſchen, der Sache unter Friedrich III. Regierung, als eines Gegenſtandes von Reichstagsverhandlungen. In dieſem Falle bliebe es hiſtoriſch merkwürdig genug, wenn auch der erſte Entwurf aus einer Privatfeder gefloſſen ſeyn ſollte. Wir machen dieſe Zweifel bekannt, damit ein fleißiger Archivar Gelegenheit erhalte, uns weiteres Licht darüber zu geben. Denn, nicht blos Olenſchlager will die Urkunde in Archiven geſehen haben, ſondern Goldaſt verſichert ausdrücklich, daß ſie in dem Mainzer Reichsarchive und in der Kurfürſtl. Sächſ. und Pfälziſchen Canzley aufbewahrt werde. Da zwiſchen Gutes wollen und Gutes vollbringen eine ſo große Kluft liegt, ſo darf man kein Zeitalter, ohne genaue Unterſuchung ſogar um das Verdienſt des Erſtern bringen. Es wäre ja möglich, daß man nach etlichen 100 Jahren auch die Aechtheit unſerer neueſten Reformation vom J. 1813 bezweifelte. Sie ſteht ja aber doch auf dem Papier. (Müllers Reichstags Th. von 1440 — 1493. S. 57. ꝛc.)

Notizen aus dem grauen Manne, und der Bibliothèque historique.

— Alle Freunde des National-Ruhmes werden ſich freuen über einen neuen Kalender, betitelt: Ein Sieg täglich, (une victoire par jour.) Dieſer Titel zeigt ſchon an, daß man daſelbſt auf jeden Tag im Jahre eine franzöſiſche Waffenthat findet. Auch hat dieſer Kalender bereits zwei Auflagen erlebt. —

— In Chalons haben die vornehmſten Einwohner den Abzug der Alliirten durch einen Schmauß gefeyert, und ſich einander das Wort gegeben, abermals einen Schmauß zu veranſtalten, wenn auch die Schweitzer abziehen würden. —

— Offiziere auf halben Sold, an deren Spitze ein Oberſter ſteht, haben eine Chocoladenfabrik angelegt, und die Güte ihrer Waare durch ihr Ehrenwort verbürgt. Dieſe neue Fabrik ſoll auch ſchon großen Zulauf haben. —

— In dem Collegio von Montmorillon ſind am 27. Auguſt Preiſe vertheilt worden. Die Sitzung begann mit einer kleinen ſatyriſchen Comödie, deren Stachel gegen die Philoſophie des verfloſſenen Jahrhunderts, und beſonders gegen Voltaire und Rouſſeau gerichtet war. Die Hauptrollen waren: ein dem Tollhauſe entſprungener Narre, ein Wunderdoctor und ein Schüler von Rouſſeau, der ſich für la Mettrie's Menſch-Maſchine ausgab. Am Ende wurde der Narre wieder vernünftig, rühmte die alten guten Ritterzeiten und ſchimpfte auf die Philoſophie. —

— Von Belgien ſagt der graue Mann: Der Machiavellismus der Engländer habe es von Frankreich getrennt — allein vergebens verſchwende England ſein Geld um die Infamie zu bezahlen, (!) die Niederländer und Franzoſen würden doch nie auf den ſüßen Brudernamen Verzicht leiſten. — (Wenn, zur Zeit als das linke Rheinufer franzöſiſch war, ein deutſcher Schriftſteller ſich ſolche Aeußerungen in Beziehung auf die Rheinländer erlaubt hätte, ganz Frankreich hätte geſchrieen: kreuzigt ihn!) — (Die Fortſetzung folgt.)

Druckfehler.

No.	12	S.	90	Sp.	2	Zeile	43	ſtatt an l. in.
—	—	—	98	—	2	—	10	ſt. Dunſt l. Durſt.
No.	13	—	104	—	2	letzte	3.	ſt. Pignault l. Pigault.
No.	15	—	113	—	1	—	21	ſt. heutigen l. heutige.
—	—	—	114	—	1	—	16	ſt. wird l. wurde.
—	—	—	115	—	2	—	12	ſt. die l. der.
—	16	—	124	—	1	—	18	ſt. ihnen l. ihm.
—	—	—	124	—	2	—	11	ſt. nie l. eine.
—	—	—	128	—	1	—	15	ſt. erfunden l. befunden.

Literariſches Wochenblatt
von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 23. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 März.

Napoleon.

Die ſo eben erſchienenen Beiträge (Memoires pour servir etc.) zum Leben eines berühmten Mannes (Buonaparte's) von M. ſind nichts als eine elende Buchmacherey, denn ſie enthalten lauter, ſogar wörtlich abgedruckte Anecdoten, die wir ſchon in frühern Memoiren geleſen, und auch unſern Leſern mitgetheilt haben. Das wenige, was uns noch unbekannt war, wollen wir ausheben.

„In Betreff meiner (ehemaligen) Magerkeit" ſagt Buonaparte, der redend eingeführt iſt, „erinnere ich mich eines ganz artigen Scherzes von Frau von Stael. Dieſe politiſche Philaminte, (?) die nie mehr Republikanerin war, als ſeitdem man ſie zur Baronin gemacht, und nie mehr Engländerin, als ſeitdem ſie eine Schwedin geworden, ſaß, an der Tafel von Barras, zwiſchen Sieyes und mir. Jemand ſagte: ich glaube faſt, wir werden dieſes Jahr zweymal Herbſt haben. Ja, erwiederte Fr. v. Stael, indem ſie einen Blick auf Sieyes und dann auf mich warf: den Herbſt der Blätter und den der Früchte. Sieyes warf die Frage auf, ob der Herbſt im franzöſiſchen ein Maſculinum oder ein Femininum ſey? und behauptete, als Femininum ſey das Wort gebräuchlicher. Das kann wohl ſeyn, mein lieber Abbé, verſetzte Fr. v. Stael, wenn von dem Herbſt der Blätter die Rede iſt; was aber den Herbſt der Früchte betrifft, ſo iſt er entſchieden ein Maſculinum. Nicht wahr General?" —

Auch wird ein höchſt albernes Mährchen aufgetiſcht, Berthier's Tod betreffend. Napoleon's Gemahlin nemlich ſoll von einem todten Kinde entbunden worden ſeyn. Auf dieſen Fall habe man aber ſchon einen andern Knaben in Bereitſchaft gehalten, den Sohn eines Soldaten, der damals Adler-Träger in einem Garderegiment geweſen, und nachher ſehr ſchnell avancirt ſey. Dieſes Kind habe Berthier unter ſeinem Mantel herein gebracht, und es wird weitläuftig erzählt, wie ſein Napoleon und er ſich dabei benommen, und wie eine ungeſchickte Krankenwärterin bei einem Haar die ganze Comödie verdorben hätte. Nachher, als Berthier von Napoleon abgefallen, habe der vormalige Adlerträger, nunmehriger Obriſter, einen heftigen Brief an ihn geſchrieben, und gedroht, das Geheimniß zu enthüllen: dieſer Brief ſey nach ſeinem Tode gefunden worden, (ſolche Briefe hebt man auch auf) und erkläre die Urſache ſeiner Melancholie, ſeines Wahnſinnes und ſeines Todes. (!) —

— „Man hat geſagt, Napoleon habe ſich ſehr vor Vergiftung gehütet. Dem iſt nicht alſo. Er that es vielleicht zu wenig. An jedem Morgen wurde ſein Frühſtück im Vorzimmer hingeſetzt, wo eine Menge Menſchen ſich verſammelten, und ſtand daſelbſt oft lange, ehe er es begehrte. Mittags gingen die Schüſſeln aus Hand in Hand. Es wäre nichts leichter geweſen, als ihm Gift beyzubringen. — Die folgende Anecdote kann verbürgt werden. Buonaparte, ſchon als erſter Conſul ſehr an's Tabakſchnupfen gewöhnt, hatte zu ſeiner Bequemlichkeit nicht allein auf ſeinem Schreibtiſche, ſondern auch in mehreren der nächſten Zimmer auf den Kaminen gefüllte Doſen ſtehen, damit er zu Hauſe, ohne eine Doſe in der Taſche zu haben, dieſes Bedürfniß ſogleich befriedigen konnte. Eines Tages näherte er ſich im Audienz-Zimmer mechaniſch ſeiner Doſe, öffnete ſie, ſtutzte, machte ſie ſchnell wieder zu, und eilte in ſein Kabinet, wo eine Doſe ſtand, die der im Saale vollkommen ähnlich war. Dieſe letztere war vergiftet. Seitdem wurde der Gebrauch, überall Doſen hinzuſtellen, abgeſchafft, und Buonaparte ſchnupfte entweder aus ſeiner Weſtentaſche, oder aus einer Doſe, die ſein Kammerherr jeden Augenblick ihm zu präſentiren bereit ſtand." (Aber wenn es ſo leicht war, ſein Frühſtück oder Mittagseſſen zu vergiften, wozu denn der künſtliche Plan mit der Doſe?) —

— „Aus dem Ex-König von Weſtphalen machte Buonaparte ſich gar nichts, der figurirte blos als Höfling. Weit mehr ſchätzte er Murat als Cavallerie-General, wegen ſeines Muthes und ſeines durchdringenden Ueberblickes. Ihn und Ney gebrauchte er ſtets in den kritiſchſten Umſtänden, unterhielt ſich auch ſehr gern mit dem ſtets heitern Murat, der bey den ernſthafteſten Geſchäf-

Ausgegeben den 4. März

ten immer noch einen Scherz in Bereitſchaft hatte. Aber dieſes Vertrauens genoß er blos als Soldat: denn ſobald von politiſchen Dingen die Rede war, wandte Napoleon ihm den Rücken und ſprach mit Maret, Berthier oder Caulincourt. Dann entfernte ſich Mürat, und man ſah deutlich, daß er ſich darein nicht miſchen konnte oder wollte. — In Gefechten und während des Marſches war Mürat ſtets Napoleon zur linken und bildete einen auffallenden Contraſt mit ihm; denn was war N's kleine Figur mit dem großen Bauche, dem nachläſſigen Haar, dem kleinen dreieckigen Hute und dem grauen Mantel, neben ſeinem Schwager, der alle Blicke durch ſein glänzendes Coſtüm und ſein reichaufgezäumtes Roß auf ſich zog.“

Cadet de Gaſſicourt nennt die meiſten Adjutanten bei der franzöſiſchen Armee die Elſtern oder Häher, (geais) die, wenn ſie ein paar Briefe hin und her getragen hatten, ohne jemals den Feind zu ſehen, Orden und Majorate wegſchnappten, durch ihren Luxus arme wackere Officiere demüthigten, nur an ihre Toilette dachten, und im Felde eben ſolche Windbeutel waren, als im Boudoir ihrer Schönen. Er verſichert, Einen gekannt zu haben, der in ſeiner verſilberten Patrontaſche ein vollſtändiges ſogenanntes nécessaire mit ſich herum trug, enthaltend, ſtatt der Patronen, Riechfläſchchen, Bürſten, einen Spiegel, einen Zungenkratzer, Kamm u. ſ. w. Es fehlte blos ein Schminktöpfchen. —

Ein Augenzeuge, der aber nicht genannt iſt, erzählt von der merkwürdigen Nacht des 20. auf den 21. Juny 1815 folgendes: „Es ſchlug 9 Uhr. Ich war ſehr unruhig. Ein Brief meines Freundes D. ließ mich alles fürchten, und Napoleons letztes Wort, als er mich verließ, war geweſen: ich ſpiele quitte à double. Fünf Minuten nach 9 Uhr ſah ich einen grauen, beſtaubten Reiſewagen in den Hof fahren — ich eilte hinab — dem erſten Wagen folgte ein zweiter, und endlich ein dritter, hinter dem die Pforten ſtill verſchloſſen wurden. Mein Freund D. ſprang aus dem erſten, drückte mir die Hand und murmelte: es geht ſchlecht, wir ſind verlohren. — Im dritten Wagen ſaß ein bleicher Menſch, den ich anfangs für Napoleon hielt, allein es war Jerome, der eine verwundete Hand in der Binde trug. Er ſtieg doch langſam aus, als Napoleon ſelbſt ihn ſchon vor ſich her ſtieß, ihn vom Tritte herunter warf, die Treppen hinauf ſprang, und in ſein Zimmer eilte, ohne ein Wort zu ſagen und ohne Jemanden anzuſehen. Wir alle hinterdrein. Da wiederholte mein Freund die Worte leiſe: du ſiehſt, alles iſt verlohren. Aber Napoleon hörte ſie, wandte ſich, warf einen Blick auf D. und erwiederte ungeſtüm: nur die Ehre nicht! — Das iſt das erſte Wort, flüſterte D. mir zu, welches er ſeit 48 Stunden geſprochen. — Napoleon, in ſeinem Zimmer angelangt, ſetzte ſich einen Augenblick. Ich überreichte ihm Depeſchen, er warf ſie auf den Tiſch und ſuchte die kleinſte heraus. Es war ein wohlriechendes Briefchen, welches er zuerſt an die Naſe, oder auch wohl an den Mund drückte, denn das ließ ſich nicht unterſcheiden. Er las und erhob die Augen einigemale zum Himmel. Mitten im Leſen rief er: man bringe mir Bouillon! und gleich darauf: ein Schreibzeug! Er ſchrieb, legte den Brief zuſammen, und hieß mich niederſetzen, um die Adreſſe an die Prinzeſſin Hortense darauf zu ſchreiben. Die Depeſche ging ab, die Suppe kam, er aß die Hälfte. Dann mußte ich den Herzog von Baſſano und den Grafen Regnault v. St. Jean d'Angely ſchriftlich zu ihm fodern. Dann ließ er ſich die Stiefeln ausziehen, warf ſich angekleidet auf's Bett und ſchlief bald ein. Ein Kammerdiener hatte Befehl ihn zu wecken, wenn die beyden Miniſter kämen.“

„Als ich die kleine Treppe wieder zu meinem Zimmer hinauf ſtieg, da ſtieß ich an zwey Perſonen, die in einem Winkel ſo vertraulich mit einander converſirten, daß ſie mich kaum gewahr wurden, und ſich auch gar nicht ſtören ließen. Es war der Prinz Jerome, der, wie ich vermuthe, ſich von einem kleinen artigen Gärtnermädchen ſeine Wunde verbinden ließ. Aha! Georgette! ſagte ich, biſt du es? ich habe dieß Talent noch nicht an dir gekannt. — Ich konnte nicht ſchlafen. D. kam zu mir und erzählte kurz was vorgegangen, als der Kaiſer mich ſchon wieder rufen ließ.“

„Er ſah es mir an, daß ich erſchüttert war, und ſagte mit gewiſſem Ernſt: D. hat geplaudert? er iſt ein Furchtſamer. — Dann fügte er in einem mildern Tone hinzu: ein Uebel, das ſich wieder gut machen läßt, iſt ſo groß nicht. Und wäre es unabhelflich, nun ſo muß man ſich drein ergeben. Setzen Sie ſich und ſchreiben Sie.“ —

„Es war ſchon ſpät in der Nacht. Baſſano ſaß in einem Winkel mit eiskaltem Geſicht. Regnault ſtand vor einem Tiſche, und machte dann und wann Striche mit Bleyſtift auf einem beſchriebenen Papiere. Der Kaiſer ging auf und nieder, beſchnitt ſeine Nägel und nahm in jeder Secunde eine Priſe Tabak. Plötzlich ſtand er ſtill; ließ ſich das Bülletin vorleſen, welches nachder im Moniteur erſchienen iſt. Einmal unterbrach er dieſe Lectüre mit dem Fuße ſtampfend und ausrufend: die Schlacht war gewonnen! und als Regnault geendet hatte, ſagte Napoleon ſeufzend: ſie iſt verlohren! und — nach einer Pauſe — mein Ruhm mit ihr!" —

Später will der Erzähler in einem Kabinet, aus welchem ein, durch einen gefalteten Vorhang verhülltes, ſogenanntes Ochſenauge (runde Oeffnung) in Napoleons Zimmer ging, eine Unterredung zwiſchen ihm und Hortense belauſcht haben. „Sie ſaß mit dem Geſicht dem Lauſcher zugewendet, hielt in einer Hand ein Schnupftuch, mit welchem ſie ſich oft die Augen trocknete, in der andern ein Riechfläſchchen, an dem ſie roch. Sie war bleich und ſchien ſehr leidend. Der Kaiſer, bald ſtehend, bald ſich haſtig niederſetzend, ſprach ſo einſylbig und zerhackt, (entrecoupe) daß ich nur Töne vernahm, doch ohne den Sinn der Rede zu faſſen. Ihre Geberden, ihre thränenſchweren Blicke, ihr Schluchzen ließen wohl errathen, daß ſie um etwas bat, was ihr Stiefvater ihr abſchlug. Ich erfuhr nachher, daß ſie ihn gebeten Frieden zu machen. Auf Alles was ſie ſprach, vernahm ich von ihm nur die Worte: die Bourbons — die Engländer — Unehre; endlich ſtampfte er heftig mit dem Fuße, und drückte eben ſo heftig mit den Fäuſten einen Haufen Bücher zuſammen, die auf ſeinem Schreibtiſche aufgeſtapelt waren, ſo daß ſie umher flogen. Eins derſelben traf Hortensens Fuß, und ihre Thränen verdoppelten ſich. Napoleon ſtutzte, beruhigte ſich, trat lebhaft zu ihr, und aus ihrer wiederkehrenden Heiterkeit ſchloß ich, daß ſie die Gewährung ihrer Bitte zum Theil erlangt hatte. Die Unterredung ſchloß mit den, von Napoleon laut ausgeſprochenen Worten: ſchicken Sie mir Ihren Sohn; worauf er ihr die Hand mit Herzlichkeit küßte, und verſchwand." — —

„Nachdem bekanntlich Napoleon's Lage immer kritiſcher geworden, und Lucian ſchon das bittere Wort geſprochen hatte: der Rauch der Schlacht von St. Jean hat ihm den Kopf verdreht, er iſt ein verlohrner Menſch, ſaß er eine ganze Stunde in ſeinem hinterſten Kabinet hermetiſch verſchloſſen. Er hatte Fleiſchbrühe und Kaffee verlangt; beides ſchickte ihm der Kammerdiener durch einen Knaben, den er wohl leiden mochte. Dieſer fand ihn unbeweglich die Fäuſte auf die Augen gedrückt. Eſſen Sie, ſagt' der Knabe, das wird Ihnen wohl thun. — Biſt du nicht von Goneſſe? fragte Napoleon. — Nein, Sire, ich bin von Pierre fitte. — Wo deine Eltern ein Häuschen und einen Acker haben? — Ja, Sire. — Das iſt das wahre Glück!" (Sollte Napoleon wirklich einer ſolchen Empfindung fähig geweſen ſeyn?)

Wir verbinden mit der Anzeige dieſer Memoires den Entwurf einer Bittſchrift an das engliſche Parlament vom Grafen Las Caſes, lauter abgedroſchene Phraſen, darauf abzielend, dem Henker von Europa mehr Freiheit auf St. Helena zu verſchaffen. Der Hr. Graf verſichert, man ſey zu Longwood von der Unmöglichkeit einer Flucht überzeugt, und Buonaparte, der freywillig, auf Treu und Glauben ſich den Engländern in die Arme geworfen, verlange nichts, als ruhig in England oder Amerika unter dem Schutze der Geſetze zu leben. Man ſolle ihm wenigſtens eine geſundere Wohnung einräumen. Der Gouverneur geſtehe ſelbſt ein, daß das Leben des Gefangenen in Gefahr ſey, aber man bemerke kalt, das ſey Napoleons eigene Schuld. Warum beharre er ſo hartnäckig darauf, ſich keine körperliche Bewegung zu machen, weil ein Officier ihn begleiten ſolle? Was denn dieſe Formalität ſo anſtößiges habe? — Eine ſehr richtige Bemerkung, auf welche der Herr Graf blos antwortet: „Wer hat das „Recht die Empfindungen des erlauchten Opfers zu „beurtheilen?" — Alle Vorwürfe, welche die ganze Welt dem Ungeheuer, das ſie verwüſtet hat, mit ſo großem Rechte macht, fertigt der Herr Graf folgender Geſtalt ab: „Einſt wird man ſagen, daß die großen Handlungen, die großen „Wohlthaten nur von ihm herrührten, die Uebel „hingegen in der Zeit und im Schickſal lagen." (!) Ferner: „er ſey ja auch von der Inſel Elba mit „den beſten Vorſätzen zurück gekommen, und habe „blos ein Monarch der Conſtitution und des Friedens ſeyn wollen." (Geſetzt, er habe das wirklich ſeyn wollen, hätte ein Mann wie Napoleon es auch ſeyn können?)

Zuletzt beruft ſich der Herr Graf auf die reiſenden Engländer, ob ſie nicht überall in Frankreich gefunden, daß das Volk Napoleon anhänge? Das Bedauern eines großen Volkes! ruft er aus, welche Apotheoſe!

Die neueſten Entdeckungen haben bewieſen, wie nothwendig es iſt, daß Napoleon den Weyhrauch ſeiner Vergötterung nur auf St. Helena ſchlürfe. Möge er immerhin von ſeinem Felſen gen Himmel ſchweben; ſo lange er aber auf Erden wandelt, gebe der engliſche Officier ihm nicht von der Seite.

Buonaparte's ungedruckte Correſpondenz.

Von dieſem, für die Geſchichte äuſſerſt wichtigen Werke iſt ſo eben der erſte Band auf 518 Seiten erſchienen, unter dem Titel: Correspondance inédite, officielle et confidentielle, de Napoleon Bonaparte mit fremden Höfen, Fürſten, Miniſtern, franzöſiſchen und fremden Generalen in Italien, Deutſchland und Aegypten, mit dem Motto: Scripta manent. Die Aechtheit dieſer Briefe liegt klar zu Tage. Viele von denen, welche die Briefe empfangen oder geſchrieben, leben noch. Die ganze Correſpondenz war in Buonaparte's geheimen Kabinet niedergelegt, und iſt von den Originalen treu abgeſchrieben worden; von wem? iſt zwar nicht angeführt, allein, der Herausgeber ſagt mit Recht: die Aechtheit derſelben bedarf keines Beweiſes. Seiner Angabe zufolge, hat er nicht allein alles ſchon bekannte, ſondern auch dasjenige ausgemerzt, was nicht intereſſant genug war. Hierinn iſt er jedoch nicht ſtreng genug verfahren, denn eine Menge kleiner unbedeutender Rapporte von Generalen hätten wohl wegbleiben können. Hingegen ſind ſowohl die Inſtructionen des Directoriums als auch Buonaparte's Berichte an daſſelbe von dem höchſten Intereſſe. **Carnot** erſcheint hier als der General-Bolzen-Dreher.

Der erſte Band umfaßt **Italien** vom 28. März 1796 bis zum 23. Auguſt deſſelben Jahres. Die zweite Lieferung, die wir begierig erwarten, ſoll einen Theil der Correſpondenz in Aegypten enthalten. Wir begnügen uns, einige intereſſante Bruchſtücke mitzutheilen.

Am 28. März 1796 ſchrieb B. an das Directorium: „Die Regierung von Genua hat mehr Genie und Kraft als man glaubt. Es giebt nur zwei Wege mit ihr einzuſchlagen: entweder man muß Genua überrumpeln und wegnehmen — aber das wäre Ihren Abſichten und dem Völkerrechte zuwider — oder man muß in Freundſchaft mit ihr leben, und ihr kein Geld abzuzwacken ſuchen, denn Geld iſt das einzige was die Genueſer ſchätzen.“ — (**Buonaparte** ſpricht hier noch vom **Völkerrecht.**) —

Am 9. Mai ſchrieb er an **Carnot:** „Was wir dem Feinde abgenommen haben, iſt gar nicht zu berechnen. Je mehr Menſchen Sie mir ſchicken, je leichter werde ich ſie ernähren. — (Mit andern Worten: je leichter kann ich plündern.) Ich überſende Ihnen zwanzig Gemälde der erſten Meiſter, von Correggio und Michel Angelo. — Ich danke Ihnen beſonders für die Aufmerkſamkeit, welche Sie meiner Frau erweiſen. Ich empfehle ſie Ihnen. Sie iſt eine aufrichtige Patriotin, und ich liebe ſie zum närriſch werden. (Den Beweis dieſer Verſicherung iſt er ſchuldig geblieben.) — Ich habe keinen guten Cavalleriegeneral. Schicken Sie mir doch einige, die Feuer haben und feſt entſchloſſen ſind, niemals gelehrte Rückzüge zu machen.“ (des savantes retraites.) —

Am 7. Mai ſchrieb das Directorium an Buonaparte: „Wenn Rom uns entgegen kommt, (fait des avances) ſo iſt das Erſte, was wir fodern müſſen, daß der Pabſt ſogleich öffentliche Gebete für das Glück der franzöſiſchen Republik anordnen laſſe. Einige ſeiner ſchönen Denkmäler, ſeiner Statüen, Gemälde, Medaillen, Bibliotheken, Bronzen, ſilbernen Madonnen, ja ſogar ſeine **Glocken** (!) müſſen uns für die Koſten entſchädigen, die Ihr Beſuch in Rom verurſachen wird.“ (Man hat alſo doch Buonaparte'n Unrecht gethan, wenn man das Raubſyſtem ganz auf ſeine Rechnung geſchrieben hat.) —

Höchſt characteriſtiſch ſind B's. Schreiben an Carnot und an das Directorium vom 14. Mai, als man ihm den General **Kellermann** an die Seite ſetzen wollte. „**Kellermann**, ſchreibt er an Carnot, wird die Armee eben ſo gut commandiren, als ich, denn Niemand iſt mehr als ich überzeugt, daß nur dem Muth und der Verwegenheit der Armee der Sieg zuzuſchreiben iſt; aber mich und Kellermann in Italien vereinigen, heißt Alles verlieren wollen. Ich kann unmöglich gern mit einem Manne dienen wollen, der ſich für den erſten General in Europa hält, und überdies glaube ich, es ſey beſſer **einen** ſchlechten als **zwei** gute Generale zu haben. Der Krieg iſt, wie die Regierung, eine Sache des richtigen Gefühls (tact) Ob ich hier oder anderwärts Krieg führe, das gilt mir gleich. Dem Vaterlande dienen, meinem Nahmen ein Plätzchen in unſerer Geſchichte erwerben, der Regierung Beweiſe meiner Anhänglichkeit geben, das iſt all' mein Ehrgeiz. Aber es liegt mir ſehr am Herzen, nicht in 8 Tagen die Frucht zweier mühſeligen und gefahrvollen Monate zu verlieren, und mich nicht gehemmt zu ſehen. Ich habe mit einigem Ruhm angefangen, und wünſche auch ſo fortzuſchreiten.“ —

Und an das Directorium: „Wenn Sie mir Hinderniſſe aller Art in den Weg werfen; wenn ich den Regierungs-Commiſſairen jeden meiner Schritte berichten ſoll; wenn ſie das Recht haben, meine Bewegungen zu verändern, mir Truppen zu ſchicken oder wegzunehmen, ſo erwarten Sie nichts Gutes mehr. Wenn Sie Ihre Mittel ſchwächen, indem Sie Ihre Kräfte theilen, wenn Sie die Einheit des militairiſchen Gedankens in Italien unterbrechen; ſo ſage ich Ihnen mit Schmerzen, Sie werdeß die ſchönſte Gelegenheit verlieren, Italien Geſetze vorzuſchreiben. In der jetzigen Lage der Sachen, müſſen Sie durchaus einen General haben, der Ihr ganzes Zutrauen beſitzt. Bin ich der nicht, ſo werde ich nicht darüber murren, ſondern meinen Eifer verdoppeln, um Ihre Achtung zu verdienen. Jeder hat ſeine Weiſe Krieg zu führen. Der General Kellermann hat mehr Erfahrung als ich, und wird es beſſer machen als ich; aber wir beide zugleich werden unſere Sache ſchlecht machen. Ich kann dem Vaterlande keine weſentlichen Dienſte leiſten, wenn ich nicht Ihr Zutrauen ganz beſitze. Ich fühle, daß viel Muth dazu gehört, Ihnen dieſen Brief zu ſchreiben; es wäre ſo leicht, mich des Ehrgeizes und des Hochmuths anzuklagen, aber ich bin Ihnen den Ausdruck meiner innigſten Geſinnungen ſchuldig." —

Am 7. Juni gab er dem Directorium einen Beweiß von ſeiner feinen politiſchen Berechnungskunſt, da er mit Venedig Händel vom Zaune gebrochen hatte. „Wenn Sie, ſchrieb er, geſonnen ſind, 5 oder 6 Millionen von Venedig zu ziehen, ſo habe ich Ihnen mit Fleiß dieſe Art von Bruch zum Vorwande geliehen. Sie könnten ſie als Schadloshaltung für das Treffen von Borghetto fodern, welches ich liefern mußte, um dieſen Platz einzunehmen. Haben Sie aber beſtimmtere Abſichten, ſo glaube ich, man müſſe dieſen Gegenſtand des Gezänkes (brouillerie) unterhalten, mich von dem unterrichten, was Sie thun wollen, und dann den günſtigen Augenblick abwarten, den ich nach Umſtänden ergreifen werde; denn man muß nicht mit der ganzen Welt zugleich zu thun haben. Im Grunde hat Beaulieu die Venetianer hintergangen, (das wußte er alſo?) er hat freien Durchmarſch durch Peſchiera für 50 Mann gefodert, und ſich ſo des Ortes bemächtigt." (Alſo ohngefähr ſo wie Kaiſer Napoleon es in Spanien machte.) —

Am 20. Juli ſchrieb er an den Regierungs-Commiſſair Garrau wie folgt: „die Requiſition, die Sie, Bürger Commiſſair, an den General Vaubois haben gelangen laſſen, läuft meiner Inſtruction zuwider. Ich bitte Sie, ſich künftig in den Ihnen vorgeſchriebenen Grenzen zu halten, ſonſt werde ich genöthigt ſeyn, der Armee zu verbieten, Ihren Requiſitionen Folge zu leiſten; wir erkennen Alle nur durch das Geſetz. Derjenige, der [illegible] und Functionen uſurpiren will, die das Geſetz ihm nicht zugeſteht, iſt kein Republicaner. Als Sie noch Repräſentant des Volks waren, da beſaßen Sie unbegrenzte Gewalt, Jedermann hielt für Pflicht Ihnen zu gehorchen. Jetzt ſind Sie Regierungs-Commiſſair, ein hoher Poſten, aber mit beſtimmten Inſtructionen, daran halten Sie ſich. Ich weiß wohl, daß Sie das Geſchwätz wiederholen werden, ich würde es machen wie Dumouriez. Es iſt freilich klar, daß ein General, der ſich einbildet eine Armee zu commandiren, welche die Regierung ihm anvertraut hat, und Befehle zu geben, ohne ein Decret der Herrn Commiſſaire, nichts anderes als ein Verſchwörer ſeyn kann." —

Sehr merkwürdig iſt auch folgende ſataniſche Aeußerung des Directoriums vom 3. Juli: „Es geht ein Gerücht, daß der Kaiſer von Oeſterreich ſehr kränklich und dem Tode nahe iſt. Sie müſſen das wiſſen, um, wenn der Fall eintreten ſollte, mit der größten Schnelligkeit Nutzen davon zu ziehen. Unterhalten Sie deswegen Verſtändniſſe in Wien. Der Großherzog von Toscana, der Thronerbe, wird nicht ermangeln, gleich nach ſeines Bruders Tode nach Wien zu eilen. Dem muß man ſodann zuvorkommen, ihn entführen, als Feind der Republik, und Toscana militairiſch beſetzen." — (Der Himmel hat dieſes neue Verbrechen den Franzoſen erſpart.) —

In einem Schreiben vom 25. Auguſt, in welchem B. dem Directorium klagt, daß die Regierungs-Commiſſaire gewöhnlich Feige wären, obgleich ſie im Grunde des Muthes mehr bedürften als ſelbſt die Officiere, und daß man doch lieber künftig gediente Officiere zu ſolchen Poſten wählen möchte, fügte er das merkwürdige Bekenntniß hinzu: „Der Muth, deſſen ſie bedürfen, ſoll ganz moraliſch ſeyn, er iſt aber nie etwas anderes, als die Frucht der Gewohnheit der Gefahren." —

Am 13. Auguſt ſchickte er dem Directorium folgende Characteriſtik ſeiner Generale: „Ich halte für nützlich, Ihnen meine Meinung über die Generale zu ſagen, die unter mir dienen. Sie werden ſehen, daß nur wenige derſelben mir wirklich Dienſte leiſten können. Berthier: Talente, Thätigkeit, Muth, Character, Alles für ihn. (tout pour lui) — Augereau: viel Character, Muth, Feſtigkeit, Thätigkeit, Kriegs gewohnt, von den Soldaten geliebt, glücklich in ſeinen Unternehmungen. — Maſſena: thätig, unermüdlich, verwegen, hat einen richtigen Ueberblick und beſchließt ſchnell. — Serrurier: ſchlägt ſich wie ein Soldat, nimmt nichts auf ſich, iſt feſt, vertrauet ſeinen Truppen nicht genug, iſt krank. — Despinois: weichlich, ohne Thätigkeit, ohne Verwegenheit, nicht für den Krieg geſchaffen, von den Soldaten nicht geliebt, ſtellt ſich nicht an ihre Spitze; übrigens hochmüthig, geiſtreich, von guten politiſchen Grundſätzen; iſt gut im Innern zu commandiren. — Sauret: gut, guter Soldat, nicht gebildet genug, um General zu ſeyn, nicht glücklich. — Abattucci: taugt nicht um 50 Mann zu commandiren. — Garnier, Meunier, Caſabianca: unfähig, in einem ſo lebhaften, ernſten Kriege auch nur ein Bataillon zu commandiren. — Macquart: ein braver Mann, ohne Talente, hitzig. — Gauthier: gut für ein Bureau, hat den Krieg nie mitgemacht. — Vaubois und Sahuguet waren in feſten Plätzen angeſtellt, ich habe ſie zur Armee beſchieden, und werde ſie kennen lernen. Was ihnen bisher anvertraut war, haben ſie gut verwaltet. Aber das Beyſpiel von Deſpinois, der in Mailand ſehr gut war, und an der Spitze ſeiner Diviſion ſehr ſchlecht iſt, gebietet mir, die Menſchen nach ihren Handlungen zu beurtheilen.“ —

Schließlich wollen wir dem Leſer noch einen Begriff davon geben, wie damals die Franzoſen in Italien ſich betrugen. Der General Laharpe ſchreibt am 20. April: „Alle Agenten, Magazin-Wächter und andere, in allen Verwaltungszweigen, laſſen Requiſitionen der Kreuz und Quer ausgehen; die Bauern ſind durchaus ruinirt; die Soldaten ſind im Elend und die Chefs in Verzweiflung; nur die Spitzbuben bereichern ſich. Es iſt kein Augenblick zu verlieren, wenn man die Armee retten, und verhüten will, daß wir in Piemont nicht für ärger gelten, als Gothen und Vandalen. — Ums Himmelswillen, General, hemmen Sie dieſen Schwarm von ungeſetzlichen Requiſitionen; ſonſt wäre es beſſer, man verſammelte die Einwohner, ließe ſie alle todt ſchießen und vollendete die Verwüſtung nachher; denn Hungers ſterben müſſen ſie doch.“

Und der General Chambarlhac ſchrieb zu gleicher Zeit: „die Indiſciplin hat den Gipfel erreicht; alles was ich dagegen thue iſt vergebens. Es giebt keine Ausſchweifung, welcher der Soldat ſich nicht überließe. Ich bitte Sie daher, General, mir meinen Abſchied zu geben; denn ich kann mit Soldaten nicht länger dienen, die weder Subordination, noch Gehorſam, noch Geſetze kennen, und die alle Augenblicke ſelbſt ihre Offiziers und Chefs bedrohen.“

Und Maugras ſchrieb daſſelbe, und bat gleichfalls um ſeinen Abſchied.

Und Laharpe wiederholte am 22. April: „die Contributionen, von welchen wir, mit Mäßigung erhoben, würden leben können, werden unmöglich, da der Soldat in Einem Augenblicke alles das zerſtört, was uns, ohne die Einwohner zu ruiniren, acht Tage ernährt haben würde. Es giebt auch keinen Gott mehr, weil der rächende Blitz die Böſewichter nicht zerſchmettert.“

Und in einem andern Briefe erklärt derſelbe wackere General: es ſey nicht möglich, der Zügelloſigk[illegible]nhalt zu thun, da man nicht das Recht habe, [illegible] Schurken niederſchießen zu laſſen. Er könne das unmöglich länger dulden, bitte daher auch um ſeinen Abſchied; denn lieber wolle er den Acker pflügen, als Menſchen commandiren, die weit ſchlimmer als Vandalen wären.“

Und nach ſolchen Zeugniſſen konnte es Buonaparte noch ſehr übel nehmen, wenn die italiäniſchen Bauern jeden Einzelnen todt ſchlugen, der in ihre Hände fiel! -

Man weiß, wie ekelhaft prahlend die Franzoſen ſtets im Allgemeinen von ihrer Tapferkeit ſprechen. Aber in dieſer Sammlung befindet ſich ein Brief vom General Deſpinois, welcher beweiſt, daß in der franzöſ. Armee, eben ſo wohl als in allen übrigen Heeren, es eine Menge feige Menſchen giebt; denn alſo klagte der genannte General am 4. Auguſt: „Es iſt meine Pflicht, Ihnen die ganze Wahrheit zu ſagen. Von der achten Brigade iſt gar nichts zu erwarten. Sie iſt von der Feigheit ſo krebsartig angeſteckt, daß heute Morgen die Hälfte davon lief, als eine Schildwache ihre Flinte auf einen öſterreichiſchen Gefangenen abfeuerte, der ſich auf der Straße ſehen ließ.“

Voyage de Zurich à Zurich.

Unter dieſem Titel liefert ein, wie er ſagt, alter Einwohner von Zürich eine kurze, aber intereſſante Schilderung dieſer alten Stadt, ihrer Merkwürdigkeiten und Sitten, wovon die zweite Abtheilung eine Zugabe zum Beſten der Reiſenden enthält. Inhalt und Vortrag ſind ſo beſchaffen, daß wir dieſe kleine Schrift aus der Fluth von Local- und Gelegenheitsſchriften heraus zu angeln der Mühe werth geachtet haben, um ſie einer größern Leſewelt bekannt zu machen. Zürich muß jedem Freunde der Wiſſenſchaften werth ſeyn, in deren Gegend ſchon im 12. u. 13. Säc. das edle Maneßiſche Haus der Sammelplatz der berühmteſten Troubadours von dieſer frühern Morgenröthe der deutſchen Literatur wurde. Der großen Namen, Hottinger, Geßner, Lavater u. ſ. w. zu geſchweigen, ſo zählt dieſe Stadt von etwa 10,000 Seelen noch jetzt an die 70 Schriftſteller. „Man „kann ſich kaum vorſtellen,“ ſagt unſer Verf., „wie „anſteckend der Geſchmack für Wiſſenſchaften iſt, „und ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt, „wenn er erſt einmal tiefe Wurzeln geſchlagen hat.“ (Nicht, um zu beleidigen, um weitern Nachdenkens willen, bemerken wir, daß vielleicht ſelten Reſidenzen von einem Umfang wie Zürich; ſo viel literariſche und literaturliebende Männer aufzuweiſen haben." Lieben die Höfe etwa nur den augenblicklichen Genuß der ſeltenern Früchte, und kümmert die Köpfe von Rang die größere und herablaſſende Verbreitung der wiſſenſchaftlichen Kultur zu wenig, um ſie in dem engen Boden einheimiſch zu machen? Nur dadurch aber würde der Kleinſtädterey und Gemeinheit der Geſinnung weniger werden.) Der Verf. macht ferner die Bemerkung, daß ſelbſt einfache Kunſt- und Handwerksleute, die den Tag über grobe Arbeit verrichten, Geſchmack für das Leſen (nämlich kein fades) und für ihr Schulenlatein und Griechiſch behielten. Er findet den Grund in der Verfaſſung und in den politiſchen Rechten des Volks, vermöge welcher mancher Zunftgenoſſe zu obrigkeitl. Stellen zu gelangen hoffen durfte. Denn, ſo trotzig und übermüthig auch bisweilen der Zunftgeiſt ſich bewieſen habe, ſo habe er doch für einen hohen Grad von Unterricht und Einſicht eine tief gefühlte Achtung beibehalten. Seit der Revolution ſey das etwas verändert. H. z. T. fühlten ſich Bürger, Bauern und ehemalige Standesperſonen ſehr verſucht zu glauben, daß ſie alles wüßten, ohne jemals etwas gelernt zu haben. Wer dieſen edlen Geiſt in ein verbeſſertes Zunftweſen zu bringen und durch politiſche Inſtitutionen in Generalartikeln für alle Innungen oder Corporationen, Keime von Ehrbegier und Gemeinſinn zu legen verſtände, der würde den Ländern eine halbe Polizey erſparen, und den Dank der meiſten Reſidenzbewohner verdienen, wo man dem Betrug und der Beutelſchneiderey ſo vieler Handwerker ausgeſetzt iſt, die ſich aufgeklärt genug dünken, wenn ſie ihre Theater- und Weinkellerſucht auf Unkoſten ihrer Kunden zu befriedigen verſtehen. — Das Büchlein iſt mit mehrern radirten Kupfern ausgeſtattet.

Ein merkwürdiges Actenſtück.

Unter dem Titel: **Napoleons Entwürfe vor Anfang des Feldzugs von 1812**, macht das 4te Heft des 5ten Bandes der **hiſtoriſchen Bibliothek** Inſtructionen bekannt, welche der Baron ***** empfing, als er im April 1812 nach Polen geſchickt wurde. Hier einige Stellen aus dieſer Inſtruction:

„Mein Herr Baron. Der Kayſer zählt ſo ſicher auf ihre Ergebenheit und Geſchicklichkeit, daß er Ihnen eine Miſſion von dem größten politiſchen Intereſſe anvertraut, zu welcher Thätigkeit, Klugheit und Verſchwiegenheit erforderlich ſind. Sie werden nach Dresden ſich verfügen, unter dem Vorwande, dem König von Sachſen einen Brief einzuhändigen, den der Kayſer Ihnen morgen früh übergeben, und Ihnen mündlich ſagen wird, welche Eröffnungen Sie dem Könige zu machen haben. Der Kayſer will, daß dieſer Souverain mit aller der Achtung behandelt werde, die Se. Majeſtät für deſſen Perſon empfinden. Sie werden ſich daher, entweder mit ihm ſelbſt, oder mit ſeinen Miniſtern ganz freymüthig beſprechen. Sie werden den Notizen Glauben beymeſſen, die Ihnen der Graf Seflt-Pilſac (Senft-Pilſach) geben wird. Sachſen ſoll kein Opfer bringen ohne Erſatz. Sachſen macht ſich wenig aus der Souverainität über das Herzogthum Warſchau, welches, ſo wie es jetzt exiſtirt, immer nur einen zweifelhaften und läſtigen Beſitz gewährt. Die Herrſchaft über dieſes Bruchſtück von Polen bringt Sachſen in eine falſche Stellung gegen Preußen, Oeſtreich und Rußland. Sie werden dieſe Ideen in der Art entwickeln, wie ſolches am 17. in des Kaiſers Kabinet in Ihrer Gegenwart geſchehen iſt. Es iſt folglich von keiner Zerſtückelung der Staaten des Königs von Sachſen die Rede."

„Nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden werden Sie ſich nach Warſchau begeben, und dort neue Befehle des Kaiſers erwarten. Er wird den König von Sachſen bitten, Sie bei ſeinen polniſchen Miniſtern zu accreditiren. In Warſchau werden Sie Ihre Schritte mit dem Fürſten C., Kammerherrn des Kaiſers, und dem General Z. verabreden. Dieſe beiden, aus den erſten polniſchen Familien abſtammenden Perſonen, haben verſprochen, ihren Einfluß anzuwenden. — Die Polen ſollen die Franzoſen als mächtige Alliirte betrachten." —

„Freilich iſt das Unternehmen ein Wageſtück, und ein gefährliches ſogar, da Frankreich gegen Freunde und Feinde kämpfen muß." —

„Europa iſt in drei große Theile getheilt: Frankreich in Weſten, Deutſchland im Mittelpuncte, Rußland in Oſten. England kann auf dem feſten Lande keinen andern Einfluß haben, als den die Mächte ihm zugeſtehen wollen. Man muß durch eine ſtarke Organiſation des Mittelpunctes verhindern, daß Frankreich oder Rußland nicht einſt ſich weiter ausbreiten und das Oberlehnsrecht (suceraineté) von Europa ſich zueignen. (Als ob damals Frankreich das nicht ſchon würklich gethan hätte!) Frankreich genießt in dieſem Augenblicke der ganzen Kraft ſeiner Exiſtenz, und wenn es die politiſche Conſtitution von Europa nicht jetzt vollendet, ſo kann es morgen die Vortheile ſeiner Stellung wieder verlieren, und in ſeinen Unternehmungen ſcheitern."

„Die Errichtung eines militäriſchen Staates in Preußen, die Regierung und die Eroberungen des großen Friedrich, die in Umlauf gekommenen Ideen des Jahrhunderts und die der franzöſiſchen Revolution haben die alte deutſche Reichsverbindung vernichtet, (alſo nicht Napoleon). Der Rheinbund gründet ſich blos auf ein proviſoriſches Syſtem, deſſen Befeſtigung vielleicht von denjenigen Fürſten, die erworben haben, gewünſcht wird; aber diejenigen, die verloren, die Völker, die durch den Krieg gelitten haben, die Staaten, welche Frankreichs zu große Macht fürchten, werden der Erhaltung des Rheinbundes entgegen ſtreben, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu darbietet. Selbſt die gewinnenden Fürſten werden von dem neuen Syſteme ſich nach und nach entfernen, wenn die Zeit ihre neuen Beſitzungen befeſtigt hat. So würde Frankreich endlich ſich eines Protectorats beraubt ſehen, welches fürwahr durch zu viele Opfer erkauft worden." (?)

„Der Kaiſer glaubt, daß eine Zeit kommen wird, wo es ſchicklich ſeyn werde, dem Bunde der Mächte des Mittelpuncts von Europa ſeine Freiheit wieder zu geben. Oeſtreich, im Beſitz von drei großen Königreichen, muß, wegen der topographiſchen Lage ſeiner Staaten, die Seele dieſer Unabhängigkeit, aber nicht Beherrſcher derſelben ſeyn. Wenn im Fall eines Bruchs zwiſchen Frankreich und Rußland der Bund der Zwiſchenmächte durch einen und denſelben Anſtoß in Bewegung geſetzt würde, ſo würde das den Ruin einer der ſtreitenden Partheien nach ſich ziehen, und Frankreich wäre mehr ausgeſetzt als Rußland."

„Der Mittelpunct von Europa muß aus Staaten beſtehen, die an Macht ungleich ſind, und deren jeder ſeine eigne Politik hat; Staaten, die durch ihre Lage und politiſchen Verhältniſſe genöthigt ſind, auf das Protectorat einer der überwiegenden Mächte ſich zu ſtützen. Immer werden ſie die Erhaltung des Friedens wünſchen müſſen, weil ſie ſtets die Opfer des Krieges ſeyn würden. Zufolge dieſer Anſichten würde Europa, ohne Polens Wiederherſtellung, keine Grenzen von dieſen Seiten haben. Oeſtreich und Deutſchland würden dem mächtigſten Reiche der Welt gegenüber ſtehen. Der Kaiſer ſieht voraus, daß Polen wie Preußen in der Folge mit Rußland ſich vereinigen werden, aber dieſe Epoche iſt noch weit genug entfernt, um die einzuführende Ordnung Feſtigkeit gewinnen zu laſſen. Iſt Europa ſo organiſirt, ſo wird kein Grund zur Nebenbuhlerſchaft zwiſchen Frankreich und Rußland mehr vorhanden ſeyn; beide Reiche werden daſſelbe Handelsintereſſe haben, und nach denſelben Grundſätzen handeln."

„Vor der eingetretenen Spannung mit Preußen, war des Kaiſers erſter Gedanke, eine ſolide Allianz mit dem Könige von Preußen zu knüpfen, und die polniſche Krone auf deſſen Haupt zu ſetzen. Es waren weniger Schwierigkeiten zu überwinden, weil Preußen ſchon ein Drittel des Königreichs beſaß. Man würde das, was Rußland durchaus hätte behalten wollen, ihm gelaſſen, und Oeſtreich entſchädigt haben. Der Gang der Begebenheiten hat die Entwürfe des Kaiſers verändert. Er hat, zur Zeit der Tilſiter Unterhandlungen, gerührt durch die hochherzigen Geſinnungen des Kaiſers Alexander, und in Hinſicht der Schwierigkeiten, die Oeſtreich ihm erregte, ſeine Politik durch das Verlangen beherrſchen laſſen, einen Frieden zu unterzeichnen, welcher dauerhaft werden konnte, wenn, durch Oeſtreichs und Rußlands Einfluß England in den allgemeinen Frieden hätte willigen wollen."

„Preußen hatte aus ſeinen erlittenen Unfällen einen Haß gegen uns geſchöpft, der uns nöthigte, dieſer Macht Schranken zu ſetzen. In dieſer Hinſicht wurde das Großherzogthum Warſchau organiſirt, und dem Könige von Sachſen übergeben, deſſen ganzes Leben ſtets dem Glück ſeiner Unterthanen gewidmet war. Man ſuchte die Polen durch angenehmliche Einrichtungen zu befriedigen, die ihrem Character und ihren Sitten entſprachen. Aber man hat in jeder Hinſicht ſich übel benommen (mal agi). Sachſen, von ſeinen neuen Beſitzungen durch die preußiſchen Staaten geſchieden, konnte mit ihnen keinen mächtigen Körper bilden. Die Eröffnung einer Militairſtraße durch das preußiſche Gebiet, demüthigte zu ſehr die preußiſche Nation, und die Polen glaubten, ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht zu ſehen. Der Kaiſer ſtipulirte die Beſetzung der preußiſchen Feſtungen, um gewiß zu ſeyn, daß dieſe Macht ihm keinen neuen Krieg erregen würde. Der Feldzug von 1809 hat gezeigt, wie nützlich dieſe Vorſicht war. Der Kaiſer hat den feſten Entſchluß gefaßt, unermüdet an der Beendigung der europäiſchen Organiſation zu arbeiten, welche den unſeligen Kriegen ein Ziel ſetzen ſoll u. ſ. w." (Er wollte nemlich durch den unſeligſten aller Kriege den Kriegen ein Ziel ſetzen.)

Druckfehler.

Nr. 17 S. 129 Sp. 1 Z. 4 v. [illegible]
— — — 131 — 2 Z. 31 v. [illegible]
— — — 132 — 2 Z. 32 v. ſeine l. ſeinen.
— — — 134 — 2 Z. 13 v. [illegible] l. entzogen.
— — — 135 — 1 Z. 9 v. [illegible]
— — — 136 — 1 Z. 9 v. [illegible]
— — — 136 — 2 Z. 3 v. [illegible] l. würden ausbleiben.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 24. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 März.

Briefe an eine Dame über die neueſte theologiſche Literatur.

Dritter Brief. Ich wußte es wohl, verehrte Freundin, daß die Vereinigung der lutheriſchen und reformirten Kirchen auch Sie erfreuen würde. Im Grunde war dieſe Vereinigung ſchon längſt vorgegangen, nur nicht ausgeſprochen. Ließen doch die Wege der Lutheraner und Reformirten ſtets parallel und dicht neben einander, und, wenn ſie ſich auch nie ganz berührten, ſo konnten doch die darauf Wandernden in dieſer Nähe ſich freundlich begrüßen, und thaten es auch, bis ſie endlich gewahr wurden, daß ſie ſich ſogar die Hände reichen könnten; das haben ſie nun auch gethan, zur Freude und Erbauung aller Vernünftigen und Guten.

Aller ſagte ich? — ach leider nein! es giebt noch Männer, denen ich weder die Vernunft noch die Güte abſprechen mag, und die dennoch, wohl gar mit Heftigkeit, gegen die Vereinigung ſich auflehnen. Iſt es nicht höchſt ſeltſam, daß, wenn die Menſchen gefragt werden: ob ſie Alle Einen und denſelben Gott erkennen? ſie Alle mit Ja antworten; wenn man ſie aber erſucht, dieſen Gott gemeinſchaftlich zu verehren, dann ſagen ſie nein; dann diſputiren ſie über Lehrſätze, von welchen ſie ſelbſt bekennen, daß ſie unbegreiflich ſind, und über Ceremonien, von welchen ſie abermals bekennen, daß nur das Gefühl deſſen, der ſie beobachtet, ihnen Werth verleihe.

Der Profeſſor Tittmann in Leipzig hat ſich in einer Schrift gegen die Vereinigung erklärt, hält ſie ſogar für ſchädlich, meint, ſie werde Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt herbei führen, wenn man nicht zuvor die ſtreitigen dogmatiſchen Punkte in's Klare bringe; denn es könnte ja das große Unglück geſchehn, daß man eben dieſe Punkte für unbedeutend hielte! -- Im Vertrauen, liebe Freundin, ich glaube ſelbſt, das könnte daraus entſtehen, aber ich halte es nur für kein Unglück, und noch weniger der wahren Religioſität gefährlich, die doch wahrlich nicht bei'm Empfang des Abendmahls auf den Worten: „das iſt mein Leib" oder „das bedeutet mein Leib" beruht? — und was das Drolligſte iſt: Hr. Tittmann ſelbſt giebt das erſte Beiſpiel von dem, was er Gleichgültigkeit nennt, indem er ſeinem berühmten Gegner, Schleyermacher in Berlin, zugeſteht, es ſey billig und Recht, daß er (Schleyermacher) ſich eben ſo feſt an Calvin halte, als er (Tittmann) an Luther. Nun, wenn das billig und Recht iſt, ſo iſt es ja auch einerlei, an wen man ſich hält, es ſey der Papſt oder Moſes, Mahomet oder Confucius? in ſolche Widerſprüche verwickeln ſich die Herren. — Doch die möchte ich eher dem Herrn Profeſſor verzeihen, als die gehäſſigen Einliſpelungen: daß die Reformirten nur die fetten Pfründen der Lutheraner beneideten und dergleichen. Es ſteht fürwahr nicht fein, den guten Handlungen ſeines Nächſten ſchmutzige Motive unter zu ſchieben; man ſtellt dadurch den eignen Character in ein ſehr zweifelhaftes Licht. Nur erwieſene Thatſachen könnten das entſchuldigen.

Weit leidenſchaftlicher als Herr Tittmann hat ein ſogenannter Irenäus der Zweite ſich gegen die Vereinigung ausgeſprochen, in einem Büchlein, betitelt: Das neue Papſtthum. Er nennt ſie ein Papageyen-Spiel, ein blindes Nachbeten, ein Ungeheuer, in dem Gehirne einiger Fanatiker ausgebrütet; er nennt die Beförderer derſelben falſche Propheten im Schaafskleide u. ſ. w., glaubt jedoch, ſie könne nie zu Stande kommen, und hätte folglich alle dieſe Sprudeleyen ſich erſparen können. — Ein gewiſſer Beckedorff treibt den Unfug noch weiter, in einem Briefwechſel zwiſchen zwei Geiſtlichen, denn, ob er gleich ſelbſt ein Proteſtant iſt, und ſogar Hofmeiſter eines proteſtantiſchen Prinzen ſeyn ſoll, ſcheint er doch nur dahin zu trachten, alle Proteſtanten im Schooſe der katholiſchen Kirche zu verſammlen, nennt Luther's und Calvin's Lehren troſtlos, und macht uns die katholiſche Verwandlung des Brodes und Weines in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Chriſti auf eine ſehr drollige Weiſe anſchaulich; er vergleicht ſie nehmlich — rathen Sie womit? — mit dem Papiergelde! denn ſo wie das Papier zum Gelde wird, wenn der Staat ſeinen Stempel darauf drückt, ſo werden Brod und Wein zu Fleiſch und Blut, wenn die Kirche ihren Stempel darauf drückt, obgleich im erſten Falle das Papier und im zweiten das Brod nicht verſchwindet. Mich dünkt, ich ſehe den guten Mann, wie er entzückt an ſeinem

Ausgegeben den 11. März.

Schreibtiſche über das geſundene Gleichniß triumphirt. Im Vorbeigehn ſagt er: von den Rationaliſten könne gar nicht die Rede ſeyn, denn die wären nicht einmal Heiden, ſondern Atheiſten und nichts weiter. — O Geiſt der Liebe und Duldung! wohin biſt du geflohen! unter den geiſtlichen Schriftſtellern darf man dich wenigſtens nicht ſuchen.

Der berühmte Ammon in Dresden iſt auch kein Freund der Vereinigung, wie ſolches ſein Glückwünſchungsſchreiben an Heß in Zürich beweiſt; doch widerſtrebt er ihr auch nicht, wenn ſie einzig auf Chriſti Lehren gegründet, und wenn zuvor alle dogmatiſche Verſchiedenheit der Meinungen abgethan ſey. Das letztere wird nie geſchehn; aber meinen Sie nicht auch, das habe nichts zu bedeuten? ſind doch ſeit Jahrhunderten nicht einmal die Lehrer einer und derſelben Kirche über ſolche Punkte einig geworden, und haben darum doch keinen Anſtand genommen, miteinander zum Tiſch des Herrn zu gehen; warum wäre es denn durchaus erforderlich, daß die Reformirten und Lutheraner erſt Alle über Einen dogmatiſchen Leiſten geſchlagen werden müßten, ehe ſie vereint mit brüderlichen Herzen vor den Altar treten könnten?

Der Doctor Cramer zu Königsberg hat für die Vereinigung geſchrieben, und gründet ſie mit Recht vor allen Dingen auf das religiöſe Bedürfniß. Derſelben Meinung iſt Blanc in ſeiner Schrift: an meine Mitbürger, die beſonders den Wahn einer zu befürchtenden Gleichgültigkeit ſiegreich bekämpft, mit Recht hält er die Gegenwart Chriſti im Abendmahle für erwieſen, wenn ſie im Herzen des Genießenden ſich offenbart. — Ich könnte Ihnen noch manche Schriften für und wider die Vereinigung nahmhaft machen, doch eben nichts Neues Erhebliches daraus anführen. Leider würden Sie nur in den meiſten die traurige Wahrheit beſtätigt finden, daß heutzutage die Geiſtlichkeit im Ganzen intolerant iſt, die proteſtantiſche nicht weniger als die katholiſche; vor Allen jedoch diejenige, die den bequemen Glauben hoch über die Vernunft ſtellt, oder vielmehr die Vernunft als eine elende, feile Dirne behandelt. Der Stadtpfarrer Lehmus zu Rothenburg nennt in einer Predigt den Unglauben eine Liebgeburt des Vernünftelns über geheiligte Hoffnungen; und wie intolerant ſelbſt Männer wie Ammon ſind, mögen Sie aus folgender Stelle ſchließen, die in ſeinem Magazin für chriſtliche Prediger ſteht: „Wenn man die ſchaalen Deiſten, die nun auf chriſtlichen Canzeln ihre moraliſchen Chrieen ableſen, auf ein Katheder, oder, wie den Volksredner Hunt, in eine Taberne ſtellte, ſo würde auch ihre Schulweisheit bald in einem epikureiſchen Schattenſpiele endigen.“ Wie manchem Ehrenmanne, der die Wahrheit redlich ſucht, mag Herr Ammon dadurch weh gethan haben! Iſt ihm Alles ſo klar, nun ſo danke er Gott dafür, und habe herzliches Mitleid mit denen, die, ohne ihr Verſchulden, dieſer Wahrheit noch nicht theilhaftig geworden ſind. Das wäre wahrhaft chriſtlich. Meint er denn die Blinden auf den rechten Weg zu leiten, indem er ein Theaterfeuer von Colophonium um ihre Köpfe macht? —

Aber nicht blos intolerant iſt ein großer Theil unſerer Geiſtlichkeit, ſondern auch voll der hochmüthigſten Anſprüche, die ſie unter dem weiten Deckmantel des Heils der Kirche geltend zu machen ſucht. Die treffliche Schrift des Präſidenten v. Bülow, deren Anzeige Sie im literariſchen Wochenblatt des vorigen Jahres geleſen haben, iſt von dem, an Titeln reichen, an chriſtlicher Demuth armen Superintendenten und Oberpfarrer des kleinen Städtgens Ronneburg, Herrn Jonathan Schuderoff, mächtig angefochten, oder vielmehr angebelt worden. Ein Geiſtlicher, der, wenn man nicht ſeiner Meinung iſt, alſobald leidenſchaftlich und grob wird, ſollte ſich der Ronneburger Bäder etwas öfter bedienen, um ſein ungeiſtliches Blut zu beruhigen. Doch Sie kennen dieſen Mann ſchon, ſeine Hitze ſteckt nicht im Blute, ſondern im Kopfe; denn er hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß von Allem, was auf das Kirchenweſen Beziehung hat, jeder Nichtgeiſtliche ausgeſchloſſen ſeyn ſoll. Im Staate — ja da fodert er ſelbſt eine freie Repräſentation; aber in der Kirche ſoll die Gemeinde nichts zu ſagen haben; da ſollen nur Geiſtliche ariſtocratiſch herrſchen. Bedauern wir den armen Mann, an deſſen Leben der Geyer der geiſtlichen Herrſchſucht nagt. — Auch ein Archidiaconus zu Danzig, Namens Dragheim, hat in vier Predigten, die er Licht, Leben und Freiheit betitelt, viel von der Freiheit der Kirche geſchwatzt; denn Chriſtus habe dem Staate nicht aufgetragen, die Vormundſchaft über die Kirche zu führen; — (Sie wiſſen, liebe Freundin, daß Chriſtus keine Kirche hatte) — es ſey unrecht, daß die Kirche unter der Gewalt des Staates ſtehe; ja es ſey ſchädlich. denn dieſe Gewalt erſticke das Leben der Kirche, und hemme die Erreichung ihrer erhabenen Zwecke. — Ein ſchönes Kompliment für den Staat. Sie werden mit mir die Bemerkung machen, daß, nach dieſen Grundſätzen, die Kirche wohl nie lebendiger geweſen, und ihre Zwecke nie vollkommener erreicht hat, als unter den Pabſten. Im Grunde meinen es die Herren auch ſo. Jeder möchte ein kleiner Pabſt ſeyn. — Der Probſt Hanſtein klagt auch in vier Predigten, die er das Jubeljahr der evangeliſchen Kirche betitelt, daß die Tempel und Altäre leer ſtehen; denn daß von 170000 Einwohnern (in Berlin) an jedem Sonntage nicht mehr als 5 bis 6000 in die Kirche gehen, ſey doch wohl nicht zu rechnen. Gleichgültig laſſe man die Entheiligung der Sonn- und Feſttage zu; faſt jedes Werk der Werkeltage werde ohne Scheu getrieben, ſo wie jede Luſt der Welt.

Ewalds unmaaßgebliche Vorſchläge zur Verbeſſerung des evangeliſchen Kirchenweſens enthalten auch viel ſeltſames und widerliches. Die Predigten findet er zu lang, (das mag wahr ſeyn) die Zuhörer in den Kirchen zu wenig beſchäftigt. Die Verſammlung ſoll gefragt werden: „ob ſie glaube, ſich ſelbſt beſſern zu können!“ und ſoll antworten: „ſie fühle wohl, daß ſie das nicht vermöge.“ Am Charfreitage ſoll ein Crucifix vor dem Altare ſtehen, und am erſten Oſtertage ein offenes leeres Grab zu ſchauen ſeyn. (Eine Theater-Decoration.) Die Geiſtlichen ſollen ſich weiß kleiden, denn ſchwarz ſey unevangeliſch. (Das haben Sie auch wohl noch nicht gewußt, daß es evangeliſche und unevangeliſche Farben giebt?) — Die Leute ſollen gezwungen werden, wenigſtens alle Vierteljahre Einmal, und an hohen Feſttagen Einmal in die Kirche zu gehen, auch jährlich Einmal zu communiciren. Die Kirchenvorſteher ſollen Biſchöffe heißen, einen hohen Rang haben, und es ſoll ein eigner Orden mit einem Ordenskapitel für Geiſtliche geſtiftet werden. Die Conſiſtorien ſollen aus lauter Geiſtlichen beſtehen, (à la Schuderoff) und überhaupt ſollen die Geiſtlichen allen weltlichen Gerichten entzogen ſeyn.

In einer andern Schrift, betitelt: Anliegen, Wünſche und Bitten der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit an die Bundesverſammlung, (eine Schrift, die ſelbſt dem Pabſte Ehre machen würde) fodern die Herren nichts geringeres, als Steuerfreiheit, Immunitäten, Ausnahme ihrer Söhne vom Soldatenſtande, einen privilegirten Gerichtsſtand, Verwaltung der Kirchengüter u. ſ. w., denn die Kirche ſey ein Anhängſel (Pendant) des Staats geworden, und werde von dieſem wie eine Polizeyanſtalt umſchlungen. (?) Daß doch die Herren ihre werthen Perſonen immer und immer mit der Kirche verwechſeln. — Nun bitte ich Sie, liebe Freundin, denken Sie ſich einen Augenblick alle dieſe Anſprüche zugeſtanden, fügen Sie noch die oben erwieſene Intoleranz hinzu, und fragen Sie ſich: wie es in der Welt ausſehen, und ob ein ehrlicher Mann, der kein Geiſtlicher wäre, noch darin leben möchte? fürwahr, der militairiſche Uebermuth, über den man ſo oft klagen hört, würde gegen den geiſtlichen Uebermuth als ein ſanftes Joch erſcheinen. Die Herren laſſen ſich ſogar Seelenärzte nennen, warum ahmen ſie nicht den leiblichen Aerzten darin nach, daß ſie nur für die Kranken da zu ſeyn glauben, und ſich den Geſunden nicht aufdringen mögen? oder glauben ſie etwa, man könne, ohne Seelen-Leib-Arzt, keine geſunde Seele beſitzen?

Dieſes Glaubens iſt wenigſtens Herr Daſſel nicht, ob er gleich ſchon ſeit 20 Jahren Prediger zu ſeyn verſichert. Dieſer Herr Daſſel hat ein paradoxes Werk geſchrieben über den Verfall des öffentlichen Religions-Cultus, in welchem er behauptet: das Chriſtenthum ſey nur darum in die Welt gekommen, um den Menſchen nach und nach alle Religionsübungen und allen Cultuszwang entbehrlich zu machen. Das Chriſtenthum nemlich bediene ſich der Kirche, um den Menſchen immer höher zu heben; aber je höher er nun wirklich ſich erhebe, je tiefer müſſe die Kirche ſinken, bis ſie endlich in der allgemeinen Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit ſich ganz auflöſen und verlieren werde. Darum dürfe es auch die Kirche gar nicht übel nehmen, wenn ſie in Verfall gerathe; das gereiche ihr vielmehr zur Ehre, weil es ein Beweis ſey, daß ſie ihre Beſtimmung erfülle, und der menſchlichen Cultur einen höhern Schwung gebe. Alle Vorſchläge, dem geſunkenen Cultus aufzuhelfen, wären vergebens, denn die Hauptidee — durch äußere Religionsübungen Gott wohl zu gefallen und Frömmigkeit zu beweiſen — müſſe nun einmal mit zunehmender Aufklärung erſchüttert und vernichtet werden. Das werde freilich am Ende die Aufhebung des geiſtlichen Standes u. ſ. w. nach ſich ziehen, hingegen würden die Schullehrer Volkslehrer werden, und die Polizey für Anſtand und äußere Sitte ſorgen. — Vielleicht dachte der Verfaſſer bei dieſer ſeltſamen Hypotheſe an Fichte, der bekanntlich den Staat für eine Anſtalt hielt, den Staat überflüſſig zu machen. Er meynt übrigens, die Zeichen der Zeit verkündeten, daß das Aufhören alles Kirchenweſens ziemlich nahe ſey. — Sie erſchrecken! Beruhigen Sie ſich. Wir werden es nicht erleben, und wahrſcheinlich auch unſere Urenkel nicht. —

Zum Troſt kann ich Ihnen ſagen, daß, während Hr. Daſſel die Kirchen ganz zuſchließt, ein Ehrenmann in Felders Literaturzeitung für katholiſche Religionslehrer die Klöſter wieder einzuführen anräth, und daß der Senior Heydenreich zu Merſeburg über die Kirchenſcheu der Gelehrten derb gepredigt hat. Es iſt freilich wahr, dieſe Scheu iſt ziemlich allgemein; allein der Verfaſſer hat eine der Hauptquellen derſelben anzuführen unterlaſſen: die geiſtloſe, und doch anmaſſtride, polternde Weiſe, in welcher ſo manche Prediger von der Kanzel ſich vernehmen laſſen. Wie kann man gebildeten Gelehrten als Chriſtenpflicht zumuthen, ſolches Zeug mit anzuhören? es ließe ſich allenfalls beweiſen, daß man eine ſubtile Sünde begehe, indem man ſie anhört; denn in der Kirche ſoll man weder Langeweile haben, noch ſich ärgern, am wenigſten lachen, und alles das iſt oft unvermeidlich. Wollen Sie einen recht grellen Beweis? hier iſt er. Ein Geiſtlicher im Canton Unterwalden hat eine Ermahnungsrede gehalten, und auch drucken laſſen, wider die heutigen Moden, wider die Hoffarth und Kleiderpracht. Er will ſich, wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte, unter die vernarrten Modekinder wagen, und ihnen beweiſen, daß die Modeſucht geradeswegs zur Hölle führt. Er eifert beſonders gegen die, die ihren Leichnam in neumodiſche Kröße, Schmiſetten, Bänder und Lumpen hüllen, aber ihre Schulden nicht bezahlen. Die aufgeſchnittenen Schnürbrüſte, die entblößten Buſen, die nackten Arme kommen ſehr übel weg, und der Prediger will lieber in eine Hölle voll der häßlichſten Teufel hinein ſchauen, als ein gekräuſeltes, eitelgeziertes Modegeſchöpf nur eine Minute lang anſehen. Ja, er verſpricht am Ende, wenn die Modedamen in der Hölle heulen und jammern werden, mit Gott und ſeinen Heiligen über ſie zu lachen und zu ſpotten. Gerade wie Voltaire: O que je rirai, quand je vous verrai damnés! —

Geſchwind, werfen Sie ihren Modekram ins Feuer, und danken Sie meiner mittheilenden Freundſchaft die Rettung Ihrer Seele.

Die Nordpol-Expedition.

Das Edinburger Journal liefert zwei intereſſante Briefe engliſcher Seeofficiere, welche Theil an jener Expedition genommen haben. Der erſte, aus Deptford vom 4. November, lautet wie folgt:

„Als wir England verließen und ich Ihnen ſagte, Sie würden nicht früher als aus Kamtſchatka oder vom Columbia-Strome Nachricht von mir erhalten, da war ich weit entfernt zu glauben, daß mein nächſter Brief von der Themſe datirt ſeyn würde. Wir waren unſerer Sache ſo gewiß, daß wir ſogar den Vorſchlag der Mannſchaft der übrigen Schiffe verwarfen, die 25000 Pfund Sterling zu theilen, die das Parlament demjenigen Schiffe verheißen hat, welches zuerſt die Südſee erreichen würde. Jetzt haben jene freilich ein beſſeres Spiel als wir. Was uns aber noch mehr kränkt, ſind die abgeſchmackten Urtheile, die man hier über das Mißlingen unſerer Unternehmung fällt. Man behauptet ſogar, ſie ſey geſetzlos geweſen und man müſſe gar nicht einmal verſuchen, die Gränzen zu überſchreiten, welche die Vorſehung der Kühnheit der Menſchen geſetzt habe. Dieſe Grenzen nimmt man als unwandelbar an, und weiß nicht, daß mehrere Schiffe ſchon 3 bis 4 Grad nördlicher vorgedrungen ſind, als der Punkt, wo wir unſer Ziel fanden. Man weiß nicht, daß das Eis in jedem Jahre, ja in jedem Monate ſeine Lage verändert. In dieſem Jahre war ſie der Schifffahrt in jenem Meere äußerſt ungünſtig, weil die Süd- und Südweſtwinde unaufhörlich das Eis im Norden anhäuften und den engen Kanal verſtopften, der das alte Grönland von Spitzbergen trennt, während die nordöſtliche Strömung gleichfalls beitrug, die Eismaſſen an jenen Küſten aufzuthürmen. Ich erzähle aus dem Gedächtniſſe, denn alle unſere Papiere ſind der Admiralität abgeliefert worden, die vermuthlich Materialien zu einem Bericht an das Publikum ſammelt.

Mitten unter ſchwimmendem Eiſe kamen wir am 7. Juni auf die Höhe von Hakluyt unter dem 80. Grade 22 Minuten. Einige Wallfiſchjäger benachrichtigten uns, daß gegen Norden Alles verſchloſſen ſey. Der Wind war Nordoſt, weshalb wir hofften, öſtlich einen Weg um Spitzbergen zu finden, weil dieſer Wind eine große Menge ſchwimmendes Eis herbei führte, und es folglich ſchien, als müßten jene Küſten frei davon geworden ſeyn. Auch wurden wir einige Tage durch eine freiere See in dieſer Hoffnung unterhalten. Doch bald umringte uns das Eis von neuem und wir ſaßen völlig feſt. Ein heftiger Oſtwind befreite uns wieder und zerſtreute die Schollen. In den letzten Tagen des Juny warfen wir Anker bei Vogelſang und verweilten dort acht Tage. Mit Vergnügen ſahen wir, daß große Eismaſſen unaufhörlich nach Südweſt getrieben wurden, und endlich ſahen wir gegen Nordoſt das Meer frei. Dahin ſteuerten wir nun, wurden jedoch aufs Neue vom Eiſe eingeklemmt, und als wir nach einigen Tagen deſſen entledigt wurden, befanden wir uns unter dem 80. Grade 30 Minuten, der höchſten Breite, die zu erreichen uns möglich geweſen.

Am 29. July erhob ſich ein heftiger Südwind und nur mit Mühe konnte das Schiff dem Anprallen der ſchwimmenden Eisblöcke ausweichen; es wälzten ſich ſogar viele derſelben über uns hin. Am 30. wuchs der Sturm, das Barometer ſtand ſehr tief und der Himmel war bewölkt. Wir waren von dem feſtſtehenden Eiſe nicht mehr als 5 Meilen entfernt, ein Windſtoß konnte uns darauf ſchleudern — und das geſchah wirklich. Es kam ein Windſtoß, der uns nördlich trieb, ohne daß wir im Stan-

[illegible] es zu vermeiden. Es blieb uns nichts anders übrig, als der verzweifelte Verſuch, mit vollem Winde auf das Eis los zu fahren, denn wurden wir mit einer Seite des Schiffs an die Eismaſſe geworfen, ſo waren wir ohne Rettung verlohren. — Das war ein ſchrecklicher Augenblick! die Wellen thürmten ſich zu Bergen; der Sturm war zum Orkan geworden, und wir meinten Alle, unſre letzte Stunde ſey gekommen. Beide Schiffe ſtießen mit den Vordertheilen mit entſetzlichem Gekrache auf das Eis. Wären ſie nicht ſo außerordentlich feſt gebaut und mit Eiſen beſchlagen geweſen, ſo wären ſie unfehlbar zertrümmert worden. Die Heftigkeit des Windes ſchob ſie nach und nach immer ein wenig weiter, in das Eis hinein; das Wanken und Schwanken verminderte ſich, und, als wir etwa eine Viertelmeile vorgedrungen waren, hörte es faſt ganz auf. Indeſſen hatten beide Schiffe, ſowohl durch den erſten Stoß, als durch das Reiben der Eisblöcke, ſehr gelitten, beſonders ſchien die Dorothea die Bay von Smeermberg kaum erreichen zu können. — Am 31. July legte ſich der Wind, wandte ſich nach Norden, das Eis öffnete ſich und wir eilten nach jener Bay, wo wir den ganzen Monat Auguſt zubrachten, um uns auszubeſſern. Die Trent war bald wieder im Stande See zu halten, die Dorothea hingegen war ſo arg beſchädigt, daß, nachdem wir Alles nur irgend entbehrliche ausgeladen hatten, deutlich erkannt wurde, ſie könne nicht ohne Gefahr allein in See gehen, und dürfe nur unter dem Schutze der Trent ſich hinaus wagen. Es war daher unmöglich, in dieſem Jahre noch etwas zu unternehmen. Auf unſerer Rückfahrt haben wir vergebens verſucht, die Küſte von Grönland zu gewinnen. Nach jenem unglücklichen Tage ſchien das Meer gegen Oſten frei, und ich glaube, daß, wenn man jemals eine Durchfahrt über den Pol in's ſtille Meer entdeckt, ſolches zwiſchen Spitzbergen und Nowaja Semla geſchehn wird. Auch habe ich, ſeit unſrer Zurückkunft, in England erfahren, daß der Capitän wirklich inſtruirt war, dieſe Durchfahrt zu verſuchen.

Während wir in der Bay von Smeermberg vor Anker lagen, ſind wir nicht müſſig geweſen. Unſere aſtronomiſchen, geographiſchen und naturhiſtoriſchen Beobachtungen ſind merkwürdig und nützlich. Der Lieutenant Beenkey hat ſchöne Zeichnungen von beiden Schiffen entworfen, wie ſie eben in die feſte Eismaſſe eindringen. Auch unſere Beobachtungen über die Schwingungen der Pendel ſind intereſſant. Hätten wir unſern Hauptzweck nicht verfehlt, ſo dürften wir ſagen, daß wir 6 Monate recht angenehm zugebracht haben. Zu Lande und auf dem Waſſer, in der Gegend von Spitzbergen, fanden wir Wild in Menge, Bären, Füchſe, Wallroſſe, Seekälber und vor Allem Rennthiere, die uns treffliches Fleiſch im Ueberfluſſe lieferten, Fleiſch, welches drei bis vier Zoll hoch mit Fett bedeckt war. Wie es zugeht, daß dieſe Thiere ſo gedeihen, iſt unbegreiflich. Als wir dem Cap Hakluyt uns näherten, ſchienen die däniſchen Inſeln und die Inſel Amſterdam ganz mit Schnee bedeckt, aber als wir zurück kamen, um die Schiffe auszubeſſern, war der Schnee an vielen Orten verſchwunden, und man ſah hier und da ein wenig Moos zwiſchen den Felſen, von dem die Rennthiere ſich hauptſächlich ernähren. Eis gab es damals hier nicht, einen einzigen ungeheuren Block ausgenommen, der einem Berge glich und am Ufer ſich aufgethürmt hatte. Als wir eines Tages an dieſem Berge vorbei gingen, ſchoß der Caſſier von der Trent nach einem Vogel, und durch den Schall dieſes Schuſſes ſtürzte die ganze Maſſe mit entſetzlichem Gekrache zuſammen, und einen Augenblick nachher war das Meer auf eine Meile weit mit Eisſtücken bedeckt; es gerieth dadurch ſo ſehr in Bewegung, daß unſere Schaluppe auf den Sand geworfen wurde. Daraus kann man ſchließen, daß die Wegweiſer auf den Alpen ganz Recht haben, die Reiſenden in der Nähe der Gletſcher zur Stille zu ermahnen.

Sehr aufgefallen ſind uns am Ufer 3 bis 400 Gräber, meiſt holländiſche. Das nahm um ſo mehr uns Wunder, da der Ort einer der geſündeſten zu ſeyn ſcheint. Mehrere dieſer Gräber ſind ein Jahrhundert alt. In einem ſolchen hundertjährigen fanden wir noch auf dem Hirnſchädel eine Mütze, und auf den Beinknochen geſtrickte Strümpfe. Beydes ſo neu als ob es eben erſt gemacht wäre. — (Wer hat denn den Herren Engländern erlaubt, die Gräber aufzuwühlen?) — Wir haben Sammlungen von Allem was uns merkwürdig ſchien gemacht, die wir dem brittiſchen Muſeum ſchenken werden.

Geſetzgebung.

(Eingeſandt.)

a) „Königlich Preuß. Geſetz über den Zoll „und die Verbrauchsſteuer vom 26. Mai „1818. Vergl. mit Geſchäfts-Inſtruction für die Königl. Preuß. Regierungen vom 26. Dec. 1808."

b) „Freymüthige Beleuchtung der neueſten Zoll- und „Verbrauchsſteuer-Ordnung im Pr. Staate; ohne „Druckort. 1819." (Nordhauſen bei Happach.) Ein diebiſcher Nachdruck der Recenſion jenes Geſetzes im Novemberſtück der Jenaiſchen Literaturzeitung.

c) „Freimüthige Worte eines Deutſchen „in Anhalt über die Ausdehnung der „Preuß. Verbrauchsſteuer auf die Anhaltiſchen Staaten.“ Deutſchl. 1819.

d) Berl. Staatszeitung von dieſem Jahr.

(Le Gouvernement est le bras d'Hercule qui doit cultiver la tendre plante de l'industrie et du commerce. (Mirabeau.)

Was für ein Stimmengeräuſch erhebt ſich auf einmal in vielen Gegenden von Deutſchland, Alt- und Neupreußen mit eingerechnet? „Wie theuer „werden wir künftig eſſen und trinken, „rauchen und ſchnupfen, und uns kleiden?“ rufts von mehr als einer Seite. „Was „ſoll aus unſerer Fabrikation, aus unſerer Nahrung werden?“ ſchreien Andere. „Wie kommen wir am beſten um die Preuſſiſche Grenze herum?“ ziſcheln ſich die Fuhrleute zu. „Wie ſollen wir ſolche Vorſchrifte und Behandlung unſerer Unterthanen verſtehen?“ fragen mehrere Regierungen. „Was ſollen wir vom deutſchen Bunde „denken?“ ſchreien die Staatsklügler. „Fiat „pecunia et pereat probitas!“ ſeufzen die Moraliſten. Fürwahr! von einem Geſetz, das unter ſolchen Acclamationen in die Welt tritt, darf unſer Wochenblatt nicht ſchweigen, um ſo weniger, weil auch die literariſche Waare ihren derben Schlag mit wegnehmen muß, wie uns mehrere Buchhändler mit einem böſen Geſicht verſichert haben, die ſich in der erſten Hitze, Montgolfieren außer Kanonenſchußweite wünſchten. Aber eine Sache abzuurtheln, die aus höhern Geſichtspuncten der Völkermoral uns ſehr wichtig vorkömmt, kann nicht unſers Berufs ſeyn; und wir können uns blos auf den Verſuch beſchranken, (mit Rückſicht auf die oben angeführten Druckſchriften,) in die Seele einiger Hauptintereſſenten dasjenige anzuführen, was ſie für und wider die Sache zu ſagen haben möchten. Wir ſtellen uns zu dieſem Zwecke folgende drei Perſonen vor: den Entwerfer des Geſetzes, den Gegner aus Anhalt, gleichſam als Repräſentant mehrerer deutſcher Länder, und einen Preuß. Patrioten.

Der Entwerfer des Zollgeſetzes

beginnt ſeinen Spruch etwa folgendergeſtalt: Meine Frühlings-Geburt aus dem ſchönen Mai lag das ganze vorige Jahr vor den Augen des Publicums, das jetzt erſt ſo zu ſchreien anhebt. Will denn das Ausland Preußen verübeln, was es jedem kleinen Souverain einräumen muß, das Beſteuerungsrecht? oder will das Inland die Erleichterung verkennen, die eine geregelte Zollordnung an die Stelle des vorigen Wirrwars mitbringt? Eine Abgabe kann und ſoll an ſich keine Wohlthat ſeyn; denn das große Staatsbedürfniß iſt eine Noth, welcher abgeholfen werden muß, damit der Zufall nicht das Aergere herbei führe. Es kömmt alſo bei der Einrichtung nur auf mögliche Erleichterung der Gebenden an, und welche kann größer ſeyn, als die, wodurch man einen anſehnlichen Theil der Laſt auf fremde Schultern zu laden ſich bemühet; die Vortheile fremder Strafgelder und die Confiscation fremder Waaren in den nicht ausbleibenden Umgehungsfällen nicht einmal zu gedenken. Man überſehe auch einen andern Vortheil, der gelinden Tranſito-Anſätze nicht, die vieles Fuhrweſen durch das Land ziehen müſſen. Auch die Erſparniß an dem unvermeidlichen Einnahme- und Aufpaſſerperſonal gegen die vorige Anſtalt ſollte man loben, und die Idee des Ganzen überhaupt, wodurch die volle Freiheit des innern Verkehrs erreicht, und die eigene Fabrikation in ein regeres Leben verſetzt wird. An dieß innere Verkehr muß das äußere, und zwar der große Welthandel, nicht eigentlich das deutſche Verkehr angeknüpft werden. Verbergen wir uns nicht ſelbſt, um der Eiferſucht einiger Bundesſtaaten willen, worauf Preußen losſteuern muß. Waren wir es denn, die die Keime des Iſolirungsſyſtems in den Bund geſäet haben? oder waren es nicht fremde Mächte, die das Intereſſe eines zahlreichen Standes, des deutſchen Handelsſtandes, ſich zum Nutzen, von Deutſchlands Intereſſe losriſſen, als man völlig freie Handelsſtädte ſchuf, in denen das Geld, ohne Circulation im Innern, ſtets zu neuen Speculationen zuſammen fließt, und die vielleicht als chriſtliche Judencolonien, noch den ganzen Großhandel an ſich ziehen? Wir müſſen alſo die Vereinigung des Handels auf möglichſt große Maſſen im Lande ebenfalls bezwecken. Ich übergehe andere eben ſo zarte als bedenkliche Verhältniſſe: aber kurzum, alle machten es nothwendig, daß die Finanzoperation zu allernächſt eine politiſche Richtung durch Verſtärkung der innern Kraft bekäme. Eine zweite Verſtärkung, durch die kleinen Nachbarſtaaten, kann auf eine oder die andere Art nicht ausbleiben. Entweder ſie ſchließen ſich an unſer Syſtem durch Verträge an, die das Geſetz ſo freundlich anbietet; dann iſt ihr Intereſſe an das unſere gebunden: oder ſie ergreifen die Oppoſition, dann muß die Nachwirkung des Geſetzes auf ihre ſtockende Induſtrie ſie zu uns zurückführen. Alle größere europäiſche Staaten erheben Abgaben von Einfuhr, Abgaben von Ausfuhr, Abgaben von Durchfuhr. Sie mögen Recht oder Unrecht dabei haben; immer würde unſer Staat ohne dieſes Repreſſaliengeſe ſchwach und wehrlos gegen die Nachbarn da ſtehe. Und wie könnte man den Verbrauch inländiſcher Pducte, z. B. Salz, Branntwein, Taback u. ſ. w. mit Erfolg beſteuern, wenn man die eingehenden frei ließ; überdem iſt die Beſteuerung des Handels mit dem Auslande allenthalben eine bedeutende Finanzquelle. — Aber das Geſetz iſt überdem edler, als blos politiſch und finanziell gedacht. Die Krämerey, Hökerey u. dergl. ſoll ſich verlieren, und beſſerm Gewerbe, das Herumſchweifen der Hauſirer dem Fleiße des Hausvaters Platz machen. Der Geiſt unſers nach und nach reformirten Steuerſyſtems ſoll Keime eines edlern Lebens pflegen helfen, und ſich als dankenswerthes Mittel zu höhern Staatszwecken legitimiren. „Davon, meine Herren! gehe die „öffentliche Meinung aus, wenn ſie Men„ſchenwerke menſchlich richtet." *)

Gegen dieſe Rede thut aber

der Gegner aus Anhalt,

mit glühendem Geſichte, den Mund weit auf und ſpricht folgendes ziemlich derb **) heraus: Was ich da hören muß, kann mich nicht Wunder nehmen, ſeit ich leſe, was Berlin in den freimüthigen Blättern uns Deutſchen für- oder vorſchreibt, und was bei den Rheinzoll-Verhandlungen geäußert worden iſt. Aber dieſes literariſche Blatt ſagt der Welt alle Wochen: „Rede wahr, ſcheue Niemand." Darum kann ich weder das Zollgeſetz noch ſeine Ausführung preißen; ich muß vielmehr erwarten, daß unſere Regierungen gegen ſeinen Druck den Recurs an den Bundestag ergreifen werden. Bis dahin ſtelle ich vor dem Publicum folgendes entgegen. Die älteſte, rohe Zeit, kannte zwar die Wahrheit noch nicht: daß der Handel eine allgemeine Völkeranſtalt, ein das Menſchengeſchlecht umſchlingendes Band ſey, in Anſehung deſſen die Geſchloſſenheit der Gebiete keine Statt haben ſollte. Gleichwohl findet man bei den älteſten Zollſätzen z. B. von Byzanz und Babylon nur 10 Procent der Ladung. Sie, mein Herr, da Sie die Wahrheit des Satzes nicht in Abrede ſtellen können, wollen ſich hinter die traurige Nothwendigkeit von Repreſſalien verſtecken †), indem ja alle Welt die Hand an den „Handel zu legen pflege." Es ſey! ja, ich halte ſogar eine Abgabe vom Handel für billig, in ſo weit ſie zur Entſchädigung für die Unterhaltung der Häfen, der Ufer, der Straßen und dergl dienen ſoll; ich will auch, mit zugedrücktem Auge, noch einige Procente Ueberſchuß für billig halten, ſo lange die übrige Welt nicht größer und moraliſcher verfährt, als Sie da ſagen und ſo lange uns ſo viel Schulden als Sünden drücken. Wie wollen Sie aber Ihrem, die Taxe anderer Länder oft weit überſteigenden Tarif, das Wort reden? — Nach Verſicherung vieler Kaufleute und Fabrikanten nehmen Sie gerade von gröberen Wollen- und Baumwollenwaaren 30 — 40 pCt., von groben Kattunen 25 pCt., von geringem Taback 70 — 90 pCt. u. ſ. w. und die feinen Artikel der Engländer hingegen, die bei ihrem großen Handelscapital und wohlfeilen Bezug der rohen Producte ohnehin gute Preiße ſtellen kennen, werden vor den Deutſchen begünſtigt. Sie legen dem Tarif das Gewicht zum Grunde, während die Theorie auf Werth und Bedarf gehalten wiſſen will; daher ſoll denn bei einem gewiſſen Falle von einer nicht volle 300 thl. betragenden Waare 83 thl. Verbrauchsſteuer gefodert worden ſeyn! Die Waaren werden durch vermehrte Speditions- und Bureaukoſten, durch Verſäumniß und Umwege des Fuhrmanns, dem auf einmal mehrere Straßen gleichſam zugenagelt worden ſind, ohnehin vertheuert. (Beſchluß folgt.)

Notizen aus der Bibliothéque historique.

— Die hiſtoriſche Bibliothek (des 5. Bandes 2. Heft) liefert eine, im September 1818 zu Madrid erſchienene Ankündigung eines Journals, des einzigen, welches, die Zeitungen ausgenommen, in Spanien exiſtirt, und zwar — ein Journal der Stiergefechte, deren, vom Mai bis in den November, 18 gehalten werden. Während dieſer Monate ſoll wöchentlich ein Stück erſcheinen und enthalten: 1) Das Vaterland jedes Stiers, den Nahmen ſeines Eigenthümers und ſeiner Deviſe. 2) Die Zahl der Pikenſtöße, die jeder Stier empfangen, den Nahmen des Picador, wie oft dieſer umgeworfen worden, die Zahl der auf dem Platz gebliebenen Pferde, wie auch die ſterbenden, die man vollends abſchlachten müſſen, und der Verwundeten, welche, für ein neues Stiergefecht zu heilen, noch Hoffnung vorhanden iſt. 3) wie viele Banderilla's (Wurfſpieße mit Fähnlein) in den Stier gepflanzt worden; ob ſie mit Raketen verſehn waren oder nicht; ob es der Hunde bedurfte um den Stier zu reizen; wie viele Hunde todt geblieben oder verwundet worden. 4) Wie viele Stiche mit dem Stoßdegen der Stier erhalten — wie viele mit dem Dolche — welche Unglücksfälle ſich zugetragen u. ſ. w. — Man verſichert, daß der Infant von Spanien, Don Carlos, (aber nicht der Schillerſche) als ein großer Liebhaber von Stiergefechten, bei dem Entwurf zu dieſem Journale thätig geweſen. —

— Schreiben des Abée Dujardin, eines modernen Miſſionairs, an einen ſeiner Freunde, (vom 11. July 1818). „Die Gemeinde Salies zählt 8000 Einwohner, unter welchen 500 Calviniſten ſich befinden. Dieſe Bevölkerung iſt auf einen ſo kleinen Raum beſchränkt, daß in manchen Häuſern bis 50 Perſonen beiſammen wohnen, woraus gewaltige Unordnung und Verderben entſteht. Ganz allein kam ich am 16. Mai in dieſe Stadt, und am 17. eröffnete ich die Miſſion. Die Wunder der Gnade zeigten ſich bald. Zehn bis zwölf Weiber und Mädchen, die liederlichſten der ganzen Stadt, warfen ſich mir zu Füßen. Dieſe unvermutheten Bekehrungen machten ſolches Aufſehn in der Stadt, daß alſobald die Kirche die Herzuſtrömenden nicht mehr faſſen konnte. Selbſt die Proteſtanten kamen. Nach und nach ſtellten ſich Männer und Weiber von 40 bis 70 und ſogar von 80 Jahren ein, die noch nie zum Abendmahle gegangen waren. Das von uns angefertigte Verzeichniß derſelben, beträgt 174 Männer und 115 Weiber. Ihnen folgten eine Menge andere, welche begehrten ihre Ehe einzuſegnen. Als ich Salies verließ, zählte ich 233 Paare ſolcher Rehabilitirten. Die göttliche Barmherzigkeit erwies ſich auch an den Proteſtanten, deren wenigſtens 24 bekehrt wurden.“

---

*) Eigene Worte der Berliner Staatszeitung.

**) Da er für andere Länder mitſpricht, ſo faſſen wir die lautgewordenen deutſchen Stimmen in ſeiner zuſammen.

†) S. Berl. St. Zeitung.

„Mit dem Anfange der vierten Woche ließen wir zum erſten Male die Kinder communiciren, welchen 800 erwachſene Perſonen folgten. Denken Sie ſich 115 Hausmütter, ſchwarz gekleidet und verſchleiert, (denn ſie hielten der weißen Farbe ſich unwürdig) und 174 Familienväter, zum Theil alte Krieger mit grauen Haaren, Paarweis, mit Kerzen und Roſenkränzen in den Händen, beſcheiden das Miserere ſingend. Es ſchien, als ob ſie öffentliche Buße für allen Scandal thäten, deſſen ſie ſich ſchuldig gemacht. Es war ein höchſt rührendes Schauſpiel, u. ſ. w.“

Hingegen lautet ein anderes Schreiben aus Riom wie folgt: „Du würdeſt mein langes Stillſchweigen mir gewiß verzeihen, wenn du wüßteſt, in welcher Atmoſphäre wir ſeit einiger Zeit hier leben, und wie in dieſer neuen Welt alle ſonſt üblichen Gebräuche und Begriffe umgeſtürzt worden. Denke dir das Uebertriebendſte und du haſt immer nur ein ſchwaches Bild von dem Schwindel, der unſerer Stadt ſich bemächtigt hat, und von der Revolution, welche die Miſſionaire in derſelben bewirkt haben. Ich ſelbſt weiß nicht recht, ob ich nicht auch ein Heiliger geworden bin. Alle unſere Damen ſind jetzt tüchtige Betſchweſtern, und die ſelige Magdalene hat nicht ſtrenger gebüßt als unſere Koketten. Doch ich muß in der Ordnung erzählen.“

„Nicht weniger als 18 Miſſionaire kamen in unſere Gegend, 12 nach Clermont, und ſechs in unſere Stadt; unter ihnen ein vormaliger Kapellan Buonaparte's, ein Exadvocat und ein vormaliger Officier mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Dieſe drei, deren Beredſamkeit derb iſt, ſollen die Männer bekehren; für die Weiber hat man jüngere, elegantere ausgeſucht, die einen blühenden Vortrag haben; endlich giebt es auch Anbeller (aboyeurs) für das Volk.“

„Unter den ſechſen, die ſich hier befinden, iſt Guyon ein ſchlauer Fuchs. Er fing damit an, daß er, im Tone eines Gebieters, den Gerichtshof, die Nationalgarden und ſämmtliche Behörden der Stadt aufforderte, der Proceſſion beizuwohnen, durch welche die Miſſion eröffnet werden ſollte. Ebenſo gebieteriſch verlangte er, daß die jungen Herren und Frauenzimmer aus den erſten Familien ein Chor bilden ſollten, um die geiſtlichen Lieder zu ſingen. Die Melodien dieſer Lieder ſind großentheils die berüchtigſten aus der Revolution, die der Marſeiller Hymne u. ſ. w., deren infamer Text auf dieſe Weiſe gereinigt werden ſoll. Wir haben täglich zwei Predigten, die eine um 5 Uhr Morgens, die andere um 6 Uhr Abends, die bis 9 Uhr dauert. Anfangs ging man aus Neugierde hin, bald wurde es ein Mode-Zeitvertreib, die Kirchen waren immer voll. Es gab Leute, welche dieſe religiöſe Wuth zu einem ganz neuen Gewerbszweige benutzten, indem ſie die ganze Nacht in der Kirche blieben, und dann am Morgen ihre Plätze zunächſt dem Beichtſtuhle verkauften. Man hat einen Stuhl mit 12 Franken bezahlt. — — Als der Tag der allgemeinen Communion heran nahte, und die Herren Miſſionaire gewahr wurden, daß gewiſſe bedeutende Männer keine Anſtalt machten ſich gleichfalls einzufinden, ſchrieben ſie Ermahnungsbriefe an dieſelben, unter andern an einen Präſidenten und zwei berühmte Advocaten; allein vergebens. Der Gerichtshof hingegen berathſchlagte wirklich, ob er ſich in corpore in rothen Amtskleidern einfinden ſolle; die Majorität war jedoch dagegen, und es wurde beſchloſſen, Jeder ſolle einzeln als Privatperſon hingehen. Ueber 2000 Menſchen aller Claſſen communicirten an dieſem Tage, unter ihnen drei Präſidenten und 9 Mitglieder des Gerichtshofes, der Maire, der Unterpräfect, (alſo nicht der Präfect) der Commandant der Nationalgarde u. ſ. w. Das artet in eine wahrhafte Inquiſition aus. Vor einigen Tagen wurde eine ſogenannte feurige Capelle veranſtaltet, (chapelle ardente) wo Jeder mit ſeiner Kerze erſchien, um die Verbrechen abzubüßen, die er während der Revolution begangen. Später gab es wieder eine andere Ceremonie zur Erneuerung des Taufgelübdes, wo man ausdrücklich verſprach, keinen Ball und kein Schauſpiel mehr zu beſuchen. Die Miſſionaire laſſen ein prächtiges, ganz vergoldetes Kreuz machen, welches 12000 Franken koſten, und auf dem Platze ſtehen wird, wo vormals der Freiheitsbaum ſtand. Man eifert ſchon um die Ehre es zu tragen. 120 Mann in vier Abtheilungen ſind dazu auserleſen, und Guyon läßt ſie bereits in einem großen Hofe exerciren, und commandirt dabei auf eine Weiſe, die leicht errathen läßt, daß er nicht immer nur Kreuzträger commandirt hat.“

„Noch Eins, was nicht weniger merkwürdig iſt. Du ſollſt wiſſen, daß Jedermann unerläßlich eine Abbildung ſeines Herzens dieſem Kreuze opfern muß, und daß ſich eine Geſellſchaft gebildet hat, welche die Herzenslieferungen übernommen. Geſtern wurde von der Kanzel verkündet, daß drei Gattungen Herzen zu haben wären, große, mittlere und kleine; Jedermann könne in der Sacriſtey ſich ein Herz ausſuchen, und ſeinen Nahmen darauf ſtechen laſſen, worauf man ſelbiges an das Kreuz nageln werde, und zwar — um doch die Decenz in allen Stücken zu beobachten, die männlichen Herzen auf einer, die weiblichen auf der andern Seite. (Es iſt zu hoffen, daß mancher Gatte das verlohrne Herz ſeiner Gattin da wieder finden wird, und umgekehrt.) Ganze Wolken von Roſenkränzen, Reliquien und Medaillen hat es auf uns geregnet. Man ſieht überall nur härne Gewänder und Geißeln. — Fürwahr, mein Freund, ein Fremder der unſer Departement beſuchte, würde glauben es habe ſich um einige Hundert Jahre verjüngt. — Ich überlaſſe dich deinen Betrachtungen.“ (Und wir überlaſſen unſere Leſer den ihrigen.) —

Ein ähnlicher Brief wird aus Clermont mitgetheilt, und geklagt, daß die Miſſion Zwietracht in die Familien bringe, und Haß zwiſchen Freunden oder Perſonen, die einander zuvor gleichgültig geweſen, veranlaſſe; daß man auf diejenigen mit Fingern zeige, die ſich nicht hinreißen laſſen; daß die berüchtigſten Menſchen jetzt am eifrigſten an der Miſſion hängen, ohne deshalb ihre Lebensart zu ändern; daß aber auch die meiſten der hitzigſten Proſelyten ihre Unvernunft ſchon bereuen und nicht gern mehr davon reden hören, da weder ſie ſelbſt noch ihre Freunde ſich den übertriebenen Entbehrungen unterwerfen mögen, die ſie eidlich angelobt haben. —

Trotz dieſer, jetzt in Frankreich herrſchenden, ungeheuren Frömmigkeit, wurden in Paris, im Auguſt 1818, 23 Selbſtmörder gezählt, unter welchen doch nur Einer aus Liebe, 7 wegen häuslicher Zwiſtigkeiten, 3 durch das Spiel in Verzweiflung gebracht, 4 wegen Verluſtes ihrer Aemter. Und noch war der Auguſt nicht einmal ein ergiebiger Monat. Eins ins andere gerechnet, zählt man monatlich 35 bis 40 Selbſtmorde in Paris. Eine ganz neue Erſcheinung in Frankreich. Die Schlachtopfer mehren ſich täglich, und ſind häufiger als in dem mehr bevölkerten London. Der Herausgeber macht die verſtändige Bemerkung: daß vor der Revolution die Selbſtmorde darum ſeltener geweſen, weil Jeder von Jugend auf ſeine Beſtimmung gekannt habe, da hingegen jetzt ein Jeder unaufhörlich höher ſtrebe, und, wenn er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſehe, zur Piſtole greife.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 25. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 März.

Briefe an eine Dame über theologiſche Literatur.

Vierter Brief.

Erlauben Sie, liebe Freundin, daß ich Sie heute mit einigen kirchengeſchichtlichen Gegenſtänden unterhalte, ſo wie die neueſte theologiſche Literatur ſie mir ins Gedächtniß ruft. Die theologiſche Facultät zu Landshut hat ein merkwürdiges Gutachten drucken laſſen, betitelt: freymüthige Darſtellung der Urſachen des Mangels an katholiſchen Geiſtlichen nebſt den ſicherſten Mitteln zur Abhülfe. Der Urſachen werden ſechs angeführt: Mangel an Achtung gegen die Geiſtlichen, Raub der Kirchengüter u. ſ. w. Zuletzt auch der eheloſe Stand, und dieſe Urſache mögte leicht die erſte ſeyn. Denn ſo lange die katholiſche Geiſtlichkeit, der Natur und der Bibel zum Trotz, auf dieſer Barbarey beharrt; ſo lange ſie den Ausſpruch des Apoſtels: ein Biſchoff ſoll eines Weibes Mann ſeyn, geradezu verachtet; ſo lange kann ſie nicht begehren, Menſchen für ihren Stand zu gewinnen, die der Natur und der Bibel gehorchen wollen. Die theologiſche Facultät zu Landshut hatte ſich erinnern ſollen, was ſchon 1563 zu Wien, in einer Berathung über die Prieſter-Ehen, zur Sprache kam; wie ſchon damals der Trieriſche Geſandte bemerkte: die Prieſter-Ehe ſey nothwendig, wenn die Pfarreyen nicht leer ſtehen ſollten; wie Bayern mit den Worten einſtimmte: wenn man ſo continuire, ſo werde es zugehn zum Erbarmen; und wie endlich die kayſerlichen Commiſſarien erklärten: wenn der Kayſer alle verehelichte oder unkeuſche Prieſter aus ſeinem Lande treiben wollte, ſo würden die Kirchen öde ſtehen, denn unter hunderten ſey nicht Einer, der ſich der Keuſchheit rühmen dürfe. Dem allen ungeachtet nennen die Herren von Ingolſtadt den Eheſtand ein Band niederer Art; welches Gott, der den Eheſtand eingeſetzt, ihnen verzeihen möge.

Leider giebt es auch ſchon proteſtantiſche Myſtiker, welche noch neuerlich den Cölibat für wünſchenswerth erklärt haben. Der katholiſche Pfarrer Huber hingegen hat, durch kritiſche Anmerkungen, welche er jenem Gutachten beygefügt, ſowohl die Herren Ingolſtädter als dieſe Proteſtanten beſchämt. Jene heißen Schneider, Zimmer, Sailer, Moll und Roider, dieſe heißen Kirchhof, Küſter, Neumann und Zirbel. Der Himmel erleuchte ſie alle, und bediene ſich allenfalls dazu ſo frommer Augen als die Ihrigen ſind. — In Stäudlins und Tzſchirners Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte, beweiſt der Paſtor Worbs; daß in Polen und Schleſien die Prieſter-Ehe erſt in der Mitte des 13ten Jahrhunderts aufgehört hat.

Nicht einmal die Furcht, Zeitlebens an eine Xantippe geſchmiedet zu werden, ſollte die guten Leute abhalten ſich zu vermählen, denn ein gewiſſer Herr Frenzel hat kürzlich in einer lateiniſchen Diſſertation bewieſen, daß die Unauflösbarkeit der Ehe keine katholiſche Glaubenslehre ſey; daß viele chriſtliche Kayſer, ſo wie die fränkiſchen Könige, die Ehen oft getrennt und das Wiederheyrathen erlaubt haben, ohne Widerſpruch eines allgemeinen Conciliums; ja daß auch viele Kirchenväter und Synoden, vom 5ten bis zum 9ten Jahrhundert, von der Auflösbarkeit der Ehe überzeugt geweſen ſind. So haben auch hier ſpätere Zeloten zwar auf einer Seite manchen Leichtſinn verhütet, aber auch auf der andern manches ſchwere Joch bis zum Grabe zu ſchleppen, arme Leidende verdammt.

Nicht wahr, Sie verzeihen allenfalls noch eher die chriſtlichen Geißler-Geſellſchaften, deren Geſchichte kürzlich von Förſtermann geliefert worden. Im 14ten Jahrhundert brachte der ſpaniſche Dominicaner und Inquiſitor Vincenz Ferreri, das Geiſſeln recht in die Mode. Wehe dem der ſich davon hätte ausſchließen wollen! Aber man wußte ſich zu helfen; man zog nemlich unter den Sack, in welchem man Buße that, eine Weiberſchnürbruſt oder ein ledernes Wamms, oder wohl gar einen blechernen Küraß; und dann ſchlug man tüchtig auf den Sack los. Wenn der Reiſebeſchreibung einer ſchelmiſchen Dame, der Gräfin Aunoy, zu trauen iſt, ſo gab es damals in Spanien Geiſſel-Meiſter, die, gleich unſern heutigen Tanzmeiſtern, in der Kunſt unterrichteten, ſich mit Grazie zu geiſſeln. — In Thüringen gab es ſogenannte Flegeler, im Paderborniſchen Bengeler, wo-

Ausgegeben den 11. März.

ben Sie aber nicht an unſere heutigen Flegel und Bengel denken dürfen.

Des Grafen Stollberg Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti rückt langſam fort. Der neueſte Band derſelben, der 14te, umfaßt nur 16 Jahre. Es iſt übrigens keine prüfende, ſondern eine gläubige Geſchichte, und doch — was meynen Sie? — bin ich auf eine Stelle geſtoßen, die ich mit dem Dichterglauben des Verfaſſers nicht zuſammenreimen kann. Er wird mir ohne Zweifel zugeſtehen, daß er alles Philoſophiren über die heilige Schrift und jede menſchliche Auslegung derſelben mit Abſcheu verwirft? und dennoch hat er ſich ſelbſt eine dergleichen zu Schulden kommen laſſen, indem er, bey Erwähnung der Antropomorphiten, ſagt: ſie hätten, aus Mißverſtand der heiligen Schrift, Gott einen Leib und menſchliche Gliedmaßen beigelegt. Aber ſo ſteht es doch nun einmal würklich im alten Teſtament. Warum ſoll denn von dem klaren Buchſtaben abgegangen werden? etwa weil die menſchliche Vernunft ſich dagegen auflehnt? das wird der Herr Graf ſchwerlich zugeben, denn ſo wäre er ja ſelbſt ein Rationaliſt? und doch iſt es in dieſem Falle nicht anders. Seine Behauptung, die heilige Schrift ſey von den Antropomorphiten mißverſtanden worden, gründet ſich blos auf ſeine Vernunft. Da ſieht man, wie ſchwer es iſt, dieſe Feindin ganz los zu werden.

An rüſtigen Kämpfern gegen dies Ungethüm fehlt es freylich nicht, aber ſie iſt eine Hydra, der nicht blos die Köpfe immer wieder wachſen, ſondern der ſogar die Köpfe bisweilen von den Rittern, die ſie heruntergehauen, ſelbſt wieder aufgeſetzt werden. Da hat z. B. ein Ungenannter einen hiſtoriſch kritiſchen Verſuch zur Beleuchtung der Reformation Luthers geſchrieben; der ſo ziemlich alles enthält, was jemals gegen den Reformator, und folglich nebenher gegen die Vernunft, geſagt worden iſt. Allein bemerken Sie den drolligen Widerſpruch, in den der Verfaſſer mit ſich ſelbſt gerathen iſt. Er behauptet nemlich, Pabſt Paul III. habe ſelbſt bereits einen ſchönen Reformationsplan entworfen gehabt, und Luther habe es zu verantworten, daß dieſer Plan nicht ausgeführt worden. Der gute Mann hat nicht daran gedacht, daß er auf dieſe Weiſe ſelbſt das Bekenntniß ablegte, eine Reformation ſey doch nöthig geweſen; denn wenn ſie nicht nöthig war, warum bemühte ſich Paul III. mit ſeinem Plane? ja es folgt daraus, daß ſie noch jezt doch nöthig iſt, da nichts ſeitdem geſchehen, was eine Milderung der päbſtlichen Grundſätze beweiſe.

Es ſcheint beinahe, daß ein frommer Chriſt ſich in das Labyrinth der Geſchichte ſeines Glaubens gar nicht wagen ſollte, weil er mit dem beſten Willen Gefahr läuft, ſich zu verirren. So möchte es z. B. dem Verfaſſer des Buches vom Zwecke Jeſu ergangen ſeyn. Er nennt ſich einen innigen Freund Jeſu und ſeines heiligen Werkes, erſcheint auch würklich durchgehends als ein ſolcher, ja als ein Muſter gefühlvoller Frömmigkeit; aber — er behauptet, Lucas erkläre Jeſum für einen Sohn Eli's; Maria ſey mit dieſem Eli vermählt geweſen, eine Ehe, die durch einen leichtſinnig gegebenen Scheidebrief getrennt worden, weshalb es heiße: Maria ſchwanger mit heiligem Geiſte, welches ſo viel bedeute, als: mit vorwurfsfreyem Gewiſſen und bewahrter Unſchuld.

Er bemüht ſich ferner, das Wundervolle von Chriſti Sendung aus der Seelenkunde zu enträthſeln, ohne alle übernatürliche Beihülfe.

Laſſen Sie uns, liebe Freundin, aus dieſem Irrthume die milde Lehre ſchöpfen, daß Jeder, der Chriſti Gebote erfüllet, ein würdiges Glied der Gemeinde iſt, wenn auch ſeine Vorſtellung von der Perſon Chriſti uns nicht rechtgläubig ſcheinen ſollte.

Wir werden ſogleich Gelegenheit haben, dieſe Lehre auf den Conrector Richter in Deſſau anzuwenden, der ſo eben ein Buch: das Chriſtenthum und die älteſten Religionen des Orients, drucken laſſen, in welchem er beweiſt, daß die Hauptlehren des Chriſtenthums urſprünglich ſchon in Indien und Perſien ausgeſprochen waren. Von Indien aus, ſo ſagt er, gingen durch Aegypten, Perſien und Griechenland die Begriffe von Dreyeinigkeit, Erbſünde, Auferſtehung, Weltgericht, von guten und böſen Engeln, von einem Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen u. ſ. w. in das Chriſtenthum über. Chriſtus, mit den höchſten geiſtigen Talenten ausgerüſtet, habe den, in den Geheimlehren der Myſterien aufbewahrten, Schatz benutzt, auch durch den animaliſchen Magnetismus (!) Wunder verrichtet. Das Letztere giebt der Herr Conrector freilich nur für eine Hypotheſe, allein die Wanderung aller chriſtlichen Hauptlehren aus Indien bis zu uns, ſucht er mit vieler Beleſenheit und Gelehrſamkeit zu beweiſen. Vielleicht kennen Sie den Mann ſchon aus ſeinen Phantaſien des Alterthums von einer löblichen, und aus ſeinen Betrachtungen über den animaliſchen Magnetismus von einer unlöblichen Seite. Hier, in ſeinem neuſten Werke, ſpricht er auch von dem Glauben an das Göttliche, von welchem der Urmenſch in ſeinem ſomnambuliſtiſchen Zuſtande aufs Innigſte durchdrungen geweſen ſey, denn weder Noth noch Furcht habe zuerſt dieſen Glauben in der Bruſt des Menſchen geweckt. Am ſchwerſten möchte ihm der hiſtoriſche Beweis fallen, daß, als Chriſtus erſchien, „die Menſchheit größtentheils ſo weit heran gereift „geweſen, daß ſie nicht länger mit Phantaſien und „nutzloſen Zeremonien, ſich befriedigen laſſen.“ Wir wollen ihm den dritten Band von Gibbons Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Reichs zu leſen empfehlen, und übrigens uns nicht herausnehmen, den Stab über ihn zu brechen. —

Sie haben neulich den Wunſch geäußert, etwas Populäres über Luther zu leſen? ich empfehle Ihnen zu dieſem Behuf Luthers Leben und Thaten für den Bürger und Landmann beſchrieben vom Superintendenten Tiſcher zu Plauen. Sie ſind zwar weder Bürger noch Landmann, aber ich weiß, das Büchlein wird Ihnen gnügen, ſo wie es ſchon Tauſenden gegnügt hat, denn es iſt ſo eben die fünfte Auflage davon erſchienen.

Die Nordpol-Expedition.

Zweiter Brief. (Von einem Officier der Dorothea.) Es war am 27. Mai, als wir zum erſten Male Eis entdeckten, bei der ſeltſam geſtalteten Inſel Cherry, die aus lauter Felſenſpitzen beſteht, deren Eine durch ein Erdbeben geſpalten zu ſeyn ſcheint. Dieſe Inſel liegt, etwa 150 Meilen weit, ſüdweſtlich von Spitzbergen. Einige Tage früher ſpürten wir eine große Veränderung in der Temperatur der Luft. Das Thermometer fiel bis auf 32 Grad Fahrenheit; mehrere Tage ſtand es faſt auf 18 Grad, obſchon wir am Ende des Monats May waren. Schnee fiel oft und reichlich.

Wir entdeckten bald die hohen weißen Gebürge von Spitzbergen. Man kann ſich ſchwerlich von dem Anblick dieſer traurigen Wildniß einen Begriff machen. Wir ſchifften längs der Weſtſeite der Inſel, wurden aber bald durch Eis gehemmt, welches in allen Richtungen ſich erſtreckte, mit dem Lande zuſammen hing und die Häfen verſtopfte. Indeſſen erreichten wir dennoch den 80. Grad, wo ein Windſtoß von der Trent uns trennte, doch waren wir ſo glücklich, ſie am andern Morgen wieder anzutreffen. Wir fuhren in die Magdalenen-Bay, verließen ſie aber bald wieder, da wir die Unmöglichkeit gewahrten, an's Land zu kommen, und in Gefahr ſtanden, vom Eiſe umringt zu werden. Am Rande dieſes Eiſes, welches eine einzige ſolide Maſſe zu bilden ſchien, ſchifften wir weſtlich hin.

Am 10. Juni begegneten wir mehreren Wallfiſchjägern, die uns alle Hoffnung raubten, die weſtliche Richtung verfolgend, nach Norden vorzudringen. Die Steuerleute dieſer Fahrzeuge riethen uns einſtimmig, uns ſo nahe als möglich an Spitzbergen zu halten, wenn wir unſern Zweck erreichen wollten. Wir kehrten alſo um und ſahen uns bald ringsum durch feſtes Eis blockirt. Schwerlich kann man ſich einen Begriff von der Wirkung machen, die dieſes Eis auf den Zuſchauer hervorbringt. Sie iſt maleriſch und großartig. Man denke ſich zwei Schiffe mitten in einem unbegränzten Raume von feſtem Eiſe, welches aus Blöcken von allen Größen und allen Geſtalten beſteht. Die beiden Schiffe erſchienen wie zwei ſchwarze Flecken auf einer unermeßlichen, alabaſterweißen Ebene. Bei'm Schein der mitternächtlichen Sonne, deren Licht ſanfter war, gewann jene Ebene ein bläuliches Anſehn, und die ſteilen Gebürge von Spitzbergen bildeten den Hintergrund des ſchauerlichen Gemähldes. Der Gedanke, daß wir wohl für immer ſo ſtecken bleiben könnten, fuhr mir bisweilen durch den Kopf, und mehrte den Eindruck, den ein ſolches Schauſpiel auf mich machte. Zehn Tage blieben wir ſo unbeweglich. Nur die Strömungen brachten eine Veränderung in unſerer Lage hervor, die wir blos durch unſere, gegen Spitzbergen veränderte Richtung, erkannten. Wir waren damals 8 bis 10 Meilen von Spitzbergen entfernt. Endlich öffnete ſich das Eis ein wenig, und es gelang uns, ihm zu entkommen. —

Nun ſchifften wir wieder lange Zeit am Rande hin, ſtets vergebens hoffend, nach Norden durchzudringen. Am 26. Juni warfen wir Anker bei Fairhaven, zwiſchen den Inſeln Vogelſang und Clover Cliff, wo wir viele Rennthiere, und auf dem Küſteneiſe eine unglaubliche Menge von Wallroſſen fanden. In einiger Entfernung ſollte man ſie für eine Heerde Kühe halten. Wir tödteten einige, deren Gewicht uns in Erſtaunen ſetzte. Eins derſelben wog 20 Centner. In der Nachbarſchaft des Landes iſt Alles voll von ihnen, und in den Bayen ſieht man ſie bei Hunderten auf dem Sande ruhen. Wer dieſe Thiere zum Erſtenmale ſieht, für den haben ſie etwas Schreckliches. Wenn man ſie lange durch Flintenſchüſſe neckt, ſo gerathen ſie endlich in Zorn, vereinigen ſich zu 30, 40 und noch mehrern, und umringen die Schaluppe, als ob ſie dieſelbe angreifen wollten. Sie kommen dann ſo nahe, daß man ſie mit dem Flintenlauf berühren kann, und ziſchen oder bellen den Feind an. Schießt man auf ſie, ſo tauchen ſie einen Augenblick unter, kommen aber gleich wieder zum Vorſchein, um den

Angriff zu erneuern. Unſere Ruder ſind oft von ihnen zerbrochen werden. In der obern Kinnlade haben ſie zwei ſtarke Zähne, deren ſie ſich ſowohl zum Angriff als zur Vertheidigung, bisweilen auch als Stützpunkt bedienen, wenn ſie aus dem Waſſer auf das Eis ſteigen wollen. Sie ſtinken unerträglich, und wir mußten den Körper, ſobald wir ihm die Haut abgezogen hatten, geſchwind ins Waſſer werfen.

Die Rennthiere von Spitzbergen, von deren Fleiſche wir einen großen Vorrath ſammelten, ſcheinen mir nicht weſentlich von den engliſchen Dammhirſchen verſchieden zu ſeyn; nur werden ſie weiß im Winter, und ſelbſt einige, die wir am Ende des Juni ſchoſſen, trugen noch einen Theil ihres Winterpelzes. Wir ſahen auch viele weiße Bären, tödteten aber nur Einen. Als ich am 30. Juni mit dem Capitain Buchan und dem Caſſier auf der Jagd war, hatte ich das Unglück, durch die Unvorſichtigkeit des letztern, von einer Kugel getroffen zu werden, die mir die Knieſcheibe zerſchmetterte.

In den acht Tagen, die wir zu Fairhaven zubrachten, wurden ohngefähr 50 Rennthiere geſchoſſen, deren mittleres Gewicht 120 Pfund betrug.

Als wir wieder unter Seegel gingen, hofften wir, daß die vorgerückte Jahreszeit uns erlauben werde, nun auch nach Norden vorzurücken; auch kamen wir bis 80 Grad 32 Minuten, indem wir bisweilen mit Gewalt durch das Eis drangen. Wir kamen aber doch nicht weiter, ſondern blieben abermals im Eiſe völlig ſtecken, und zwar drei Wochen lang. Während dieſer ganzen Zeit war ich nicht im Stande, an irgend einer Beobachtung Theil zu nehmen. Endlich, am 29. Juli, brachten wir es mit unſäglicher Mühe dahin, wieder flott zu werden. Wir ahnten nicht, was uns am andern Tage bevorſtand. Am 30. Juli, als wir ungefähr 8 Meilen vom feſten Eiſe entfernt waren, erhub ſich ein heftiger Wind, der uns gerade darauf los trieb. In wenigen Stunden war unſere Lage ſchrecklich, denn wir konnten die Schiffe nicht mehr regieren, und kamen den Eisfelſen immer näher. Wir mußten uns endlich entſchließen, mit den Vordertheilen der Schiffe daran zu prallen. Das war ein entſetzlicher Augenblick. Es war 9 Uhr, Niemand zweifelte an unſerm Untergange, und Jedermann erwartete den Stoß in der ſchrecklichſten Angſt. Er war furchtbar. Die ungeheuren Wellen drohten uns zu verſchlingen. Das Schiff litt ſehr. Aber nach einer halben Stunde war es tief genug in das Eis eingedrungen, um die Gewalt der Stöße zu mildern, und nach und nach hörten ſie faſt ganz auf, je weiter wir vorwärts drangen, und je mehr die uns umringenden Eisgebirge uns vor der Wuth des Sturmes ſchützten.

Denken Sie ſich während dieſer ganzen Zeit das Schreckliche meiner Lage! Ausgeſtreckt auf ein Schmerzenslager, kaum im Stande den Kopf aufzuheben, wußte ich nicht was vorging, und hatte Niemanden mit dem ich ſprechen konnte; denn Jeder war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Jedermann wollte auf dem Verdecke ſelbſt ſehen, Niemand hatte Zeit an mich zu denken. Der erſte Stoß gegen das Eis hätte mich faſt aus dem Bette geworfen. Umſonſt verſuchte ich, mich hinaus zu ſchleppen und zu erfahren was uns drohe. Ich zweifelte nicht, daß wir auf eine Klippe gerathen wären. Wie froh war ich, als der Wundarzt endlich mir berichtete, wir ſäßen im Eiſe. Der Wind legte ſich, aber das Schiff hatte viel Waſſer gezogen, und die Pumpen konnten es nicht überwältigen. Am andern Morgen klärte ſich das Wetter auf; es gelang uns frei zu werden und die Bay von Smeermberg auf der Küſte von Spitzbergen zu erreichen. Unſer Schiff befand ſich in einem ſo kläglichen Zuſtande, daß wir gar nicht daran denken konnten, den Winter in dieſer Gegend zuzubringen; wir zweifelten ſogar, ob es möglich ſeyn werde, England zu erreichen. Indeſſen gelang es uns doch, es ſo weit wieder auszubeſſern, daß wir die Ueberfahrt wagen durften, und am 10. October ſahen wir die engliſche Küſte wieder.

Geſetzgebung. (Beſchluß.)

Unter dieſen hier nur flüchtig berührten Verhältniſſen thut es doppelt wehe, daß das Zollgeſetz ſich für etwas beſſeres ausgeben will, als es iſt. Denn laut und pomphaft verkündet der Eingang eine Handelsfreiheit, die doch der ganze mittlere Inhalt ſammt dem Tarif erſchwert, beſchränkt, ja vernichtet, um ein inneres Fabrikations-Monopol auf den Trümmern des Nachbarfleißes aufzurichten. Sehen wir noch dabey auf die Handhabung des Geſetzes, ſo treffen wir auf eine Adminiſtrations-Straf-Macht, *) die uns an die alte Acciſeverfaſſung erinnert, und deren gewöhnlicher Unfug in Frankreich aus des trefflichen Malesherbes Memoiren an ſeinen König mehr als zu bekannt iſt. — Solche hohe Sätze rufen aber zu-

---

*) Sie kann, ohne eigentlichen Juſtizgang, bis zu 10 Jahr Zuchthaus ſtrafen.

gleich, trotz aller Strenge der Strafen, bey denen kein Unterſchied des dürftigen und des Wucherſuchenden Defraudanten ſtatt findet, die Contrebande gleichſam von ſelbſt auf, und es iſt nicht abzuſehen, wie viel in die Caſſe fließen wird, wenn auf der einen Seite der Tranſito und die Einfuhre vermindert, die Contrebande vermehrt wird, auf der andern aber die Verwaltung mit vielen Koſten beſtritten werden muß. Es könnte daher leicht ein Fall eintreten dem ähnlich, von dem jener Perſer aus Frankreich ſchrieb: *) „die Finanzmänner erheben die Auflagen, die das Volk bezahlt; ſie „geben dem Könige etwas davon.“

Aber es ſoll einmal nichts thun, daß auf dem breiten Grunde der allgemeinen Handelsfreiheit eine partikuläre Handelsfeſtung aufgerichtet werde; dennoch verhält ſich die Sache ganz anders, wenn ſie England, oder auch das arrondirte ganz unabhängige Frankreich, und wenn ſie Preußen, als Bundesmitglied, aufrichtet und wenn dieſes ſogar die Verſchanzungen bis über den fremdherrlichen Boden hinaus erſtreckt. Meines Wiſſens ruht der deutſche Bund nicht blos auf Völkerrechtlichen, **) ſondern auch auf Staatsrechtlichen Verhältniſſen. Eine ſolche Anfeindung des Handels und Verkehrs unter ſeinen Gliedern verletzt alſo die im Art. 19 der Bundesacte verſprochene Begünſtigung deſſelben offenbar. Einrichtungen dieſer Art in Preußen, in Bayern u. ſ. w. müſſen Deutſchlands Erwartungen von einer Reformation des öffentlichen Geſammtzuſtandes gar ſehr herabſtimmen und vielmehr die völlige Spaltung zwiſchen Nord- und Süd-Deutſchland befürchten laſſen. War es doch ſogar bei unſerer verſchrieenen Reichsverfaſſung in dieſer und mancher andern Angelegenheit beſſer beſtellt, wo der Landeshoheit eine billige Schranke zum gemeinen Nutz und Frommen gezogen war, für welche die neue Souverainetät in dem lockern Verbande freilich keinen Reſpect zu haben braucht. †) Leider! wiſſen wir, daß in der letzten Congreß-Sitzung zu Wien (8 Jun. 1815.) die Stelle der Bundesakte wieder ausgeſtrichen wurde, wodurch der Bund auf der erſten Verſammlung für die Freiheit des Handels und Verkehrs zwiſchen den deutſchen Staaten zweckmäßige Anordnungen zu treffen verſprach; aber als ein gemeinſchaftlicher Gegenſtand iſt der Handel und Verkehr doch ſtehen geblieben. Aber kein Congreß in der Welt kann, bei der Civiliſation des Zeitalters, die Völkermoral und die Verbindlichkeiten ausſtreichen, die in der vorhandenen Bundesacte liegen. Sie wird doch nicht unſern Zuſtand haben ſchlimmer machen wollen, als ſelbſt zu den Reichszeiten, wo das Zollweſen, wie geſagt, ſeine verbandmäßige Grenze fand? Oder haben die Völker durch den Bund verlieren ſollen, was die Regenten in der Souverainetät gewannen? Wie ſchön hat aber nicht der Oeſterr. Bundes-Geſandte in ſeinem erſten Vortrage geſprochen: „der deutſche Bundestag kann das nicht von ſeinen Berathungen ausſchließen, was nach Eröffnung deſſelben im Strome „der Zeit ſich zu ſeiner Berückſichtigung eignen wird, „wie es der Augenblick, wie es die Pflicht erheiſcht, „in heiliger Beachtung der Grundfeſten des Bundes.“ Was würde nun dieſe Grundfeſten mehr erſchüttern, als das Iſolirungsſyſtem auf Koſten der Mitglieder? Was aber endlich die deutſchen Nachbarſtaaten hiebey mit dem größten Schmerze erfüllte, das iſt die Manier der Ausführung dieſes Zollgeſetzes. „Unſer „Weheruf und Schmerz muß laut verkündigt werden, „damit ihn Preußens erhabener König vernehme und „heile, damit die Welt ſehe, nicht Er habe dieſe „Ungerechtigkeit gewollt, oder gebilligt.“ *) Nein, ein Miniſterial-Reſcript, das die Bundesſtaaten, das Ausland und Enclaven nennt, hat verordnet, „daß die dahin durchgeführten Waaren eben ſo, als „blieben ſie im Preuß. Staate, angeſehen, und der „Verbrauchsſteuer unterworfen werden ſollen.“ Und dieſe Verfügung über fremde Unterthanen, dieſe Beſteuerung derſelben, iſt ohne alle vorgängige Anzeige an die betreffenden Regierungen geſchehen. Warum ſtand nun dieſes nicht gleich in dem Geſetz? Iſt das nicht ein Zeichen, daß der edle und gerechte König ſolches nicht gewollt hat? Liegt hierin nicht ein directer und indirecter Zwang, um die eigene, oft mit der Localität verwachſene, Finanz-Einrichtung anderer Länder weſentlich zu ſtören, damit ſie ſich durch abhängige Verträge an Preußen anſchließen, weil der Schlag doch einmal ſchon gefallen iſt? — Doch wir laſſen den Anhalter oder Deutſchen, der das Pr. Miniſterium bey des Königs Majeſtät verklagt, hier nicht weiter reden, da ſein Schriftchen verbreitet genug iſt, und wir ſeine heftige Partheyſprache zu wiederholen nicht gemeint ſind.

---

*) Montesquieu Lettres Persannes.

**) Baiern meint es freilich anders, ſ. Protoc. vom 14 Nov. 1816. Beilage, und in der Allemannia nennt man den Bund blos eine Allianz.

†) S. Pütters S. Recht. Bd. VIII. Th. 2. C. 1.

*) Worte aus der Anhaltiſchen Schrift.

Hören wir lieber noch an, was jener geſetzte, anſehnliche Mann mit der ſchwarzen Kokarde, nämlich:

der Preußiſche Patriot,

zu ſagen haben mag. Uns dünkt, er ſpräche alſo: Als Unterthan ehre ich meines Königes Gebot, und zweifle nicht an der guten Abſicht der Berather und Verfaſſer des neuen Zollweſens. Sie leuchtet mir ſogar zum Theil aus dem Geſetz hervor, und hat wenigſtens offenbare Vorzüge vor dem ältern Wirrwarr des Regie- und Accise-Inſtituts. Soll ich als Patriot davon ſprechen, ſo muß ich mir erſt ſelbſt von dem Grunde meines Patriotismus Rechenſchaft zu geben ſuchen. Auf Preußens Intelligenz und Kraft gründet ſich ſein Ruhm, und das hohe Ehrgefühl, die warme Anhänglichkeit ſeiner denkenden Bewohner. Dieſer Sinn erhöhet ſich, weil auch das Ausland und der deutſche Landsmann dieſer Kraft und Intelligenz und dem freien Worte in Preußen ſeinen Beifall immer ſchenkte. Unſer Stolz und ſeine Freude an uns floſſen aus einer Quelle. Laufen wir die Reihe unſerer Regenten von dem großen Kurfürſten an durch, ſo finden wir bei Jedem derſelben ein rühmliches Beſtreben, den Irrthum oder Mißgriff eines Vorgängers zu verbeſſern, und einen Geiſt, der durch Plan und That die Bewunderung und Neigung auch des Auslandes an ſich riß. Vorzüglich glänzt dem Ausländer unſer Friedrich II wenn er ſich in der Baierſchen Erbfolgeſache als Reichsmitſtand erzeigte; eben ſo vorzüglich mein tapfermüthiger Friedrich Wilhelm III, der Deutſchland die laute Unabhängigkeit erkämpfen half, und die ſtille oder völlige gewiß noch erringen helfen wird. Ich hoffe alſo ein guter Patriot zu ſeyn, wenn ich ein ſchonend Vorwort für das deutſche Land einlege, deſſen Beifall und Zuneigung Preußen weniger als je entbehren kann. Wie hat man uns in Wien geſtellt, wo England und andere Mächte uns entgegen wirkten, wo ſelbſt ein Talleyrand wohl mehr als der deutſche Geſandte galt. Der Congreß hat uns zwar größer aber ohnmächtiger gemacht, und uns, vielleicht in guter Abſicht, durch ſchwächende Ausdehnung ganz an das Intereſſe des Bundes feſſeln wollen. Rechnen wir die Verpflichtung jeden Bundesgliedes noch ſo gering an, ſo wird doch mein Vaterland bey ſeiner Lage in dieſem Bunde eine Art von Gewährleiſtung für ſeine Sicherheit zu gründen haben. Darum müſſen wir die alten Preußen ſeyn, die man einſt gerne ſah und lobte, an deſen Triumphen und Unglück Deutſchland einſt ſo warmen Antheil nahm; wir müſſen populär ſeyn, wir müſſen den Staatenbund einem Bundesſtaate näher bringen helfen. Das Zutrauen der Völker wird uns Gewinn ſeyn. Alſo um Preuſſens willen, darf ich den Nachbarn eine Modification des Zollgeſetzes wünſchen; nicht eine uneingeſchränkte Freiheit, ſondern eine ſolche, wo kein Theil dem andern geradezu zum Schaden lebe. Als Preuße muß ich ferner wünſchen, daß die Erleichterung des Inſtituts von uns ſelber ausgehe, ehe denn es Gegenſtand einer bündiſchen Diſcuſſion werde. Wie die Sachen jetzt ſtehen, ſcheint auch mein Vaterland von der Seite der Sitten und der Rechtlichkeit gar ſehr in Nachtheil zu gerathen. Die Douanenlinie bildet für das In- wie für das Nachbarland einen mehrere Meilen breiten Gürtel, auf welchem Betrug und Liſt, Meineid und Unmenſchlichkeit reichliche Saaten hervortreiben dürften. Der Verſtand allein, der ſich blos auf Zahlen verläßt, bringt dieſes freylich nicht in Rechnung, aber die Menſchlichkeit verlangt die möglichſte Rückſicht, und das edle Gemüth meines Königs wird auch mit dem Klugen, das Rechte, das Billige und das Bundesmäßige verbinden, und andern Separatiſten mit beſſerm Beiſpiel vorleuchten. Hierinn wird alsdann mein Preußen von dem verſtändigen Auslande ſeine Popularität ſicherlich wieder erobern. Es lebe mein Vaterland!

Ein neues wunderthätiges Bild.

Die hiſtoriſche Bibliothek theilt einen Brief aus Mirepoix in Languedoc mit, der an einen Profeſſor der Mathematik zu Bordeaux geſchrieben worden, und folgendes erzählt: „In dem Dorfe Teilles, anderthalb Stunden von hier, wurde vor zwei Jahren ein kleines achtjähriges Mädchen krank, und durch dieſe Krankheit völlig contract an allen Gliedern, ſo, daß ſie weder gehen noch ſich rühren konnte. In dieſem Zuſtande blieb ſie 18 Monate, wo endlich die Mutter ſich entſchloß, ihr Kind nach einer kleinen, nicht weit entfernten Kirche zu tragen, die der heiligen Jungfrau gewidmet, und unter dem Namen unſerer lieben Frauen von Vals bekannt iſt. Voll Vertrauen begab ſie ſich auf den Weg, von mehrern Frauen ihrer Bekanntſchaft begleitet. In der Kirche ließ ſie eine Meſſe leſen und communicirte dann ſehr andächtig. Während dieſer Zeit war das Kind neben ihr auf einem Stuhle, und ſtets unfähig ſich zu rühren. Nach der Meſſe betete die Mutter ihren Roſenkranz ab, und hatte die Geduld, ihn auch Wort für Wort von dem Kinde nachſprechen zu laſſen, worauf ſie ſelbſt in ihrem Gebete fortfahr, ohne vor der Hand weiter auf das Kind acht zu geben. Aber das hatte unterdeſſen gefühlt, daß ihm nichts mehr fehle, war vom Stuhle herunter geklettert, hinausgelaufen, und ſprang munter wie ein Reh mit andern Kindern herum. Wer es ſah, vergoß Freudenthränen über dieſes Wunder. Und als nun vollends die Mutter, ihr Kind vermiſſend, unruhig aus der Kirche eilend, es plötzlich friſch und geſund erblickte — wer mahlet ihr Entzücken und ihren heißen Dank gegen die heilige Jungfrau! Alle Einwohner des Dorfes waren Zeuge dieſes Wunders, und die Kapelle unſerer lieben Frauen von Vals iſt natürlich in großen Ruf gekommen. — Der Profeſſor Jabaud hat am 19. November 1818 ein förmliches Zeugniß über den Empfang dieſes Briefes ausgeſtellt, deſſen Schreiber ſich eben ſo, wie unſere Herren Magnetiſeurs, auf eine Menge unbeſcholtener Augenzeugen beruft.

Schöne Literatur.

Die nordiſchen Gäſte, oder der 9te Januar des Jahres 1814, ein Gedicht in 12 Geſängen von Georg von Gaal, liefert eine lebhafte, bisweilen an Voſſens Luiſe und Göthe's Dorothea erinnernde Darſtellung des häuslichen Lebens eines ehrlichen Küfers und ſeiner Familie in dem Dorfe Neuhauſen bey Schafhauſen, und wie ſolches durch den unvermutheten Beſuch des, von Beſichtigung des Rheinfalls zurückkehrenden ruſſiſchen Monarchen und ſeiner liebenswürdigen, leider nun verſtorbenen, Schweſter, der Königin von Würtemberg, auf das Angenehmſte unterbrochen wurde. Wir haben dieſes Gedicht mit Vergnügen geleſen, können jedoch nicht umhin zu bemerken, daß es viel zu lang iſt, und daß es eine weit größere Würkung hervorbringen würde, wenn eine verſtändige Hand es wenigſtens um ein Drittheil verkürzte. Die nordiſchen Gäſte erſcheinen erſt im neunten Geſange. Auch iſt es für einen Leſer, außer der Schweiz, ſehr ſtörend, alle Augenblicke auf Worte zu ſtoßen, deren man ſich nur in der Gegend von Schafhauſen bedient, die oft recht abſichtlich angebracht zu ſeyn ſcheinen, und deren Bedeutung man erſt in einem angehängten Wörterbuche aufſuchen muß.

Von der Art des Vortrags liefern wir eine Probe, indem wir eine Anecdote von einem Koſacken ausheben, der einen Franzoſen zum Gefangenen gemacht hatte. —

„Auf den Feldern von Sachſen, im jüngſt vergangenen Weinmond,
wo die tapfern Ruſſen beynah den feindlichen Kaiſer
ſelbſt gefangen, da war ein franzöſiſcher Schütz in die Hände
eines Koſacken gefallen, und ſollte in ſtiller Ergebung
ohne Waff' und zu Fuß, dem reitenden Sieger zur Seite
wandeln den traurigen Weg, bis hinan zum Lager der Reuſſen.
Was beginnen? — entlaufen? wie könnt' er es wagen? gehorchen
lehrt' ihn die Noth, drum folgt er gelaſſen dem bärtigen Reiter.
Als ſo ziehend die beyden wohl eine bedeutende Strecke
Weges vollbracht, doch immer noch weit von der Wanderung Ziele
ſich entfernt ſah'n, da begannen allmählig die Kräfte
des Gefangenen zu ſinken, mit Müh' nur folgt' er dem Führer,
wankte und ſchwankte, wie taumelnd einher, ihm verſagten die Beine.
Dieſes ſah mit Bedauerniß der Reiter: ſonder Bedenken
ſtieg er vom Pferd und bot dem Gefangnen Sattel und Zügel.
Ließ ſo fort ihn gewähren und ſchritt ihm geruhig zur Seite.
Leichter zogen ſie jetzo des Weges, und ſahen auch bald ſchon
näher die Heide, die weit ſich ums Lager der Reuſſen erdehnte;
aber noch eh' ſie die Gränze erreicht, verweilte die Wand'rung
plötzlich ein Bach, der rings von Geſtäude und Weiden umgränzet
ſteglos, ſchlammig und breit, in tiefem Bette dahinfloß.
Beyde ſollten hinüber, doch wie? das war nun die Frage: —
ſprang der Franzoſe zuerſt, ſo blieb der Koſacke zurücke,
und der gedoppelten Laſt verſagte der Rücken des Pferdes.
Zweifelnd ſtanden am Ufer die zwey, und ſannen nach Rathe,
mehr der Gefang'ne zu Pferd, als der Reiter zu Fuß, denn dieſer
kannte ſeit Jahren genau die Wunder der fränkiſchen Reitkunſt. —
Jetzo winkt er jenen herab, und hieß ihn verweilen,
ſchwang ſich behend in den Sattel, und ſprengte der Erſte hinüber
Und nun feuert er flink mit Worten und Hieben, den Gaul an,
wieder zurück zu ſetzen zum Dienſt des verzagten Geſellen.
Leicht entſchwang das gelehrige Thier ſich wieder dem Ufer,
und es ermuthigte laut der Koſack mit mahnendem Zuruf
jenen, und winkte und wieß mit Wort und Geberden ihm jede
Weiſe des Sprungs, die Haltung der Zügel und jeglichen Vortheil.
Mühſam erfaßt' und beſtieg der Franzoſe nun wieder das Pferdchen,
brach vom Geſtäu[illegible]rtchen ſich ab, und — tummelte raſtlos
Statt zum Sprung[illegible] in gewaltiger Eile zurücke.
Und dem folgenden Blicke des bethörten Feindes entfliehend,

drängte und trieb er mit Hieben das Thier zu verdoppelter Schnelle,
hielt an Sattel und Mähnen ſich feſt, und jagte ins Weite. —
Aber mit Lächeln ſah der Koſacke des Flüchtlings Bemühen,
maß mit ruhigem Auge des Wegs durchwandelte Strecke,
und als längſt in der Ferne der Reiter gerettet ſich wähnte,
da entſchallt' ein gewaltiger Pfiff dem Munde des Ruſſen,
und als triebe ein plötzlicher Blitz die Beeilten zurücke,
ſprengte, wie Pfeilesflug, dem gebietenden Rufe gehorchend,
wieder zum Bache das Pferd, und ſezte, noch ehe der Flüchtling
ſich verſeh'n, mit gewaltigem Sprung ihn von Ufer zu Ufer.“ —

Notizen aus dem grauen Mann. (Beſchluß.)

— Den braven Herzog von Richelieu, attakirt der graue Mann ſehr beißend. Zuerſt liefert er eine Stelle aus dem Journal **de Paris**, wo es heißt: „Eine lange, ehrenvolle Laufbahn in fremden Ländern erwarb ihm das Vertrauen eines großen Monarchen. Seine Rechtlichkeit machte dieß Vertrauen allgemein. Es iſt offenkundig, daß er der ſtärkſte Ring der Kette war, welche eine fremde Politik mit dem Intereſſe Frankreichs verknüpfte.“ — Hier hat nun der graue Mann nicht allein die Stelle: Ehrenvolle Laufbahn in fremden Ländern, ſehr groß drucken laſſen, ſondern dem Ganzen gleich folgende Anecdote beigefügt:

„Ein Engländer, ſeit langen Jahren aus ſeinem Vaterlande entfernt, hatte das Bürgerrecht verlohren. Er kam endlich zurück und benuzte ſeine Verbindungen mit dem Auslande, um ſeinem Vaterlande nüzlich zu ſeyn. Da wollte man ſeine Dienſte belohnen. Das iſt nicht ſchwer, ſagte ein Londoner Bürger, man darf ihm ja nur das Bürgerrecht wieder geben.“ — Aber auch dieſe beißende Verſpöttelung (wir glauben das ſey ein gutes Wort für persiflage) ſchien dem grauen Manne noch zu fein, darum hing er noch folgenden groben Artikel an: „Ein ruſſiſches Journal meldet, daß die Tataren von Odeſſa Seine Majeſtät den Kaiſer gebeten haben, eine Ehren-Knute votiren zu dürfen. Das Journal ſagt nicht, wem dieſer glänzende Beweis der öffentlichen Zufriedenheit zugedacht iſt.“ (Wir glauben in der That, der edle Herzog von Richelieu paſſe nicht mehr zu den heutigen Franzoſen. Eine Flaſche guten alten Weines in ein Faß voll verdorbenen Weines gegoſſen, iſt verlohren, und kann das Verderbene nicht verbeſſern.) —

Politiſche Notizen.

Von Willemer zu Frankfurt iſt eine Schrift erſchienen: Was war der geſezgebende Korper beſtimmt zu ſeyn? was ſollte und könnte er ſeyn? was iſt er? Wir lernen daraus, daß vormals die Bürger in Frankfurt noch etwas Beſſeres kannten wie reich zu ſeyn; (vormals — alſo jezt nicht mehr?) — daß man durch unnüze Reibungen der Obrigkeit das Regiment nicht erſchweren ſolle; — daß die Anhänglichkeit an den Kayſer in Deutſchland, in Frankfurt und der Umgegend noch keineswegs erloſchen iſt, wie der Triumphzug des Kayſers auf ſeiner Reiſe nach Aachen den Rhein hinab bewieſen habe; — daß Frankfurt, an Stelle des ehemaligen Reichshofraths, einer Austrägal-Inſtanz bedürfe, daß aber der geſezgebende Körper dazu nicht tauge, und daß der Senat, indem er jenen dazu vorſchlug, ſich am Staatswohl oder an der Staatseinſicht verſündigte; — daß, ohne dieſe Verſündigung, die Bürger nicht glauben würden, ſie wären mehr als der Senat, und der Senat nicht glauben würde, er ſey mehr als die Bürger; — (alſo iſt beides in Frankfurt der Fall?) — daß der geſezgebende Körper nur dem Namen nach iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet; — daß der Senat die Wiener Congreß-Acte falſch auslegt; — daß die ehemalige Anhänglichkeit der Bürger an ihre Obrigkeit in Mißtrauen, ihre Liebe in Unluſt und Abneigung verkehrt ſey, denn welcher Menſch laſſe gerne mit ſich ſpielen. — (In Frankfurt wird alſo mit den Menſchen geſpielt.) — Hierauf folgt eine gedrängte Darſtellung der auffallenden Art und Weiſe, wie der Senat ſein gegebenes Wort brechend, die Conſtitution, von den Bürgern ungeprüft, verliehen hat, weshalb von 13000 Steuern zahlenden Bürgern auch nur 2733 dafür, 47 dagegen geſtimmt und die übrigen zu ſtimmen verweigert haben, indem ſie die Art der Abſtimmung für gezwungen und widerrechtlich hielten.

Ehemals, heißt es ferner, habe Frankfurt eine bedingte Freiheit, aber eben deshalb eine wirkliche gehabt; jezt ſey man dem Worte nach unabhängiger, der That nach abhängiger als zuvor, denn Niemand ſchütze die Bürger, wenn ihre Rechte mit Füßen getreten würden. Man ſey in die Zeiten des Fauſtrechts zurück verſezt, man ſolle ſich ſelbſt helfen. Der Senat habe ſich geholfen. — Einzelne im Rath beherrſchten den Geſammtrath, einzelne Bürger zögen ihr Wohl dem Geſammtwohl vor, ſo, daß alle Einkünfte für Verwaltungskoſten oder Zinszahlungen drauf giengen, für Verbeſſerungen, Verſchönerungen, Kirchen und Schulen nichts übrig bliebe. — Der geſezgebende Körper könne mit einem Schiffe verglichen werden, in welchem die Ladung ungleich vertheilt ſey, oder mit einer unglücklichen Ehe, wo man nicht wiſſe, wer Herr im Hauſe ſey. Man ſolle lieber den Ballaſt, womit das Schiff beladen ſey, nemlich, Hoffarth, Eigendünkel, böſen Willen, Herrſch- und Habſucht über Bord werfen. Es ſey die Frage: ob ein hochedler Rath zu halten verbunden ſey oder nicht, was er zu vier verſchiedenmalen der Bürgerſchaft verſprochen und angelobt. Den Bürgern ſey blos die Rolle vornehmer Figuranten im Staate zu Theil geworden. Der geſezgebende Körper ſey eine leere Formalität. Aus alle dem gehe die Nothwendigkeit hervor, einen neuen Reichshofrath einzuſezen, eine Behörde außer Gemeinſchaft ſo wie mit dem Kläger, ſo mit dem Beklagten. Das Ganze ſchließt mit der Bemerkung der Frau v. Stael: „eine unvollkommene National-Repräſentation iſt weiter nichts, als ein Inſtrument mehr in der Hand des Tyrannen.“ (Alſo wiederum ein Beiſpiel, wo das Alte beſſer war, als das Neue iſt! Wir werden leider noch oft in den Fall kommen, ſolche Beiſpiele anzuführen.) —

Druckfehler:

No. 13. Seite 137 Spalte 1 Z. 38. ſt. wenn er 30000 Mann, l.: wenn er mehr als 30000.
— — — 138 Spalte 1 Z. 44. ſt. ſeine, l.: ſeiner.
— — — 139 — 2 — 22. ſt. Regierung, l.: Verzierung.
— — — 140 Spalte 1 Z. 31. ſt. in, l.: ſich in.
— — — 144 — 1 Z. 24. ſt. Schuzzwang, l.: Schulzwang.
— — — — Spalte 1 Z. 48. ſt. auch, l.: iſt auch.
— 19 — 142 — 1 Z. 5. ſt. Werke, l.: Worte
— 21 — 185 — 2 Z. 45. ſt. sucerainéte l.: suzerainéte.

Hierbei Intelligenz-Blatt No. 4.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 26. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 April.

Reiſen.

Der jetzige franzöſiſche Conſul auf der Inſel Candia, Tancoigne, vormals ein Begleiter des General Gardanne, der bekanntlich franzöſiſcher Geſandter in Perſien war, hat Briefe über Perſien und die aſiatiſche Türkey in 2 Bänden herausgegeben, welche wenig neues und viel langweiliges enthalten. Die Reiſe gieng von Conſtantinopel zu Lande, und die erſten 14 Briefe beſchäftigen ſich mit Aufzählung der Stationen. Was man vollends gar nicht hier ſucht, iſt die Ueberſetzung eines großen Theils des perſiſchen Gedichtes Guliſtan. Doch wir wollen, ſtatt zu kritteln, lieber ausheben, was uns intereſſant geſchienen.

In der Stadt Khoi fand die Geſandtſchaft 200 perſiſche Soldaten auf dem Marktplatze in Parade, die ruſſiſch organiſirt waren und von einem ruſſiſchen Major commandirt wurden(?) — Gleich nachher erwähnt der Verfaſſer abermals mehrerer ruſſiſcher Soldaten in perſiſchen Dienſten (?) — Nach ſeiner Verſicherung ſoll der Prinz Abbas Mirza „nach dem Augenblicke ſeufzen, wo „es ihm vergönnt ſeyn wird, die, von fremden Völkern abgeriſſenen, perſiſchen Provinzen zu befreyen."

In Iſpahan werden Säbel gemacht, welche die berühmten Damaſcener Klingen noch übertreffen. Eine geſchickte Fauſt kann leicht mit ſolch einem Säbel eine eiſerne Stange von der Dicke eines halben Zolls durchhauen, und ſelbſt einen ziemlich großen Ballen Baumwolle. —

Den National-Character der Perſer verſpricht Hr. Tancoigne unpartheyiſch zu beurtheilen, und thut es folgender geſtalt:

„Ich bin nicht der Meynung derjenigen, welche die Perſer die Franzoſen von Aſien nennen. Ich finde keine Aehnlichkeit zwiſchen einem Volke, welches den höchſten Gipfel der Civiliſation erreicht hat, ja, deſſen Ueberlegenheit durch ſeine Verleumder nur einen neuen Glanz erhält, und eine Nation, die in den Finſterniſſen der Unwiſſenheit und des Aberglaubens verſunken iſt. Auf den erſten flüchtigen Blick gewinnen die Perſer freilich durch ihre übermäſſige Höflichkeit, ihre zuvorkommenden Aufmerkſamkeiten gegen Fremde, und wahr iſt, daß ſie ſich vortheilhaft von den Türken unterſcheiden; daß ſie geiſtreich und liebenswürdig ſind; daß ſie jenen barbariſchen Fanatismus der Türken nicht kennen; daß der Chriſt, der Muſelmann, der Jude und der Guebre faſt gleicher Rechte in Perſien genießen; (?) daß kein erniedrigendes Abzeichen die verſchiedenen Secten beſchimpft, und daß es nicht ohne Beyſpiel iſt, einen Chriſten zu Ehrenſtellen gelangen und mit dem Titel Chan und Mirza geſchmückt zu ſehen; aber — unter einer glatten, verführeriſchen Außenſeite verbergen die Perſer ihren Mangel an Offenheit und Rechtlichkeit. Sie ſind Spitzbuben, Heuchler, Prahler und Lügner, und in alle dem ſehe ich nichts franzöſiſches." (Was die letzten beiden Eigenſchaften betrifft, ſo ſind ſie doch wohl nicht ganz antifranzöſiſch.) — „Das Lügen ſcheint einen Haupttheil ihrer Erziehung auszumachen. Sowohl in den ernſteſten Geſchäften als im gemeinen Leben ſcheinen ſie die Wahrheit zu verabſcheuen. Der Fremdling, wenn er nicht verachtet ſeyn will, muß immer beſtimmt zeigen, daß er ihnen nicht traut, ja einen Ton der Ueberlegenheit gegen ſie annehmen; das iſt das einzige Mittel ihnen zu imponiren. Von Natur ſind ſie kriechend gegen alle diejenigen, von welchen ſie einen Vortheil zu ziehen hoffen. Religiöſe Heucheley, Habſucht und Geiz gehören auch zu ihren Characterzügen. In einigen Provinzen ſind ſie feige, faul und unkriegeriſch. Nie habe ich Menſchen geſehen, die gleichgültiger gegen Beſchimpfungen und unempfindlicher gegen Prügel wären. Man prügle ſie halb todt, ſie werden es kaum zu fühlen ſcheinen. Sie boxen ſich untereinander wie die Engländer, ſuchen ſich den Bart auszureißen, und der Ueberwundene geht heulend davon." — Trotz dieſer häßlichen Schilderung meynt der Verfaſſer doch, daß, wenn ſie nur nicht ſo weit von Europa entfernt wären, ſie für eine ſchnelle Civiliſation empfänglich ſeyn würden.

Im zweiten Bande beſchreibt Tancoigne die verſchiedenen Spiele, durch welche man den Schah und die Geſandtſchaft zu beluſtigen ſuchte. „Einige lieſen auf Stelzen, die höher als zwanzig Fuß waren. (!) Andere machten Balancir-Künſte, ſchwenkten ſich auf dem Schlappſeile, oder trugen eine Säule von Töpfen auf dem Kopfe, die ſich in einem Blu-

Ausgegeben den 13. März.

mentopf endigte. [illegible] Wilden mußten miteinander kämpfen. Zwei junge Knaben tanzten auf dem Seile mit einer Geſchicklichkeit, welche unſere Seiltänzer noch lange nicht erreicht haben. Das Seil war von Pferdehaaren gemacht, und folglich härter und weniger geſchmeidig als ein gewöhnliches Seil. Es war auf zwei Böcke von mehr als 40 Fuß Höhe geſpannt und ſtieg aufwärts bis zu dem Gipfel von des Schachs Kiosk. Der Eine der Knaben, höchſtens 10 Jahr alt, gelangte bis zu einer Höhe von mehr als 80 Fuß und ſtieg auch wieder herunter. Wir bemerkten mit Vergnügen, daß mehrere Menſchen mit einer ausgebreiteten Decke ſorgſam jede ſeiner Bewegungen mit den Augen verfolgten, und bereit waren ihn aufzufangen, wenn er einen Fehltritt thun ſollte. Kaum hätten wir die Perſer einer ſolchen Aufmerkſamkeit fähig gehalten, beſonders in Gegenwart des Schachs. Man nennt dieſe Seiltänzer Dſchianbaß, das heißt: Einen der um ſeine Seele ſpielt. Sie liegen unter einer Art von Bannfluch, wie vormals unſere Comödianten. — Dann kamen gewaltig große Elephanten, deren Körper bunt bemahlt, deren Rüſſel, Zähne und Schweif vergoldet waren. Ein Kind regierte ſie, und, wenn es ihnen befohlen wurde, kauerten ſie ſich nieder gleich Kameelen, begrüßten den Schach mit ihrem Rüſſel, gaben Töne von ſich, ſchüttelten die Ohren, und erhoben ſich endlich ſogar auf den Hinterfüßen. Eine Gruppe von Springern ſchwang ſich mit Leichtigkeit auf den größten Elephanten des Schachs, und unſer junger Seiltänzer ließ uns noch einmal für ſein Leben zittern, indem er von dem Rücken des ungeheuern Thiers ſich rücklings überſchlug. — Zuletzt erſchienen Ringer und nackte, mit Keulen bewaffnete Männer, die den Wilden glichen. Sie ſchlugen ihre Keulen aneinander, thaten ſich aber nichts zu Leide, ſo wenig als die Ringer, deren Kampf ſehr widrig anzuſchauen war. Der Sieger, der ſeinen Gegner auf den Rücken legte, trat unter den Kiosk, und der Schach warf ihm ein Stück Geld zu.“ —

Der Verfaſſer meynt, die vielen Brunnen, welche die Frömmigkeit der Türken auf den Landſtraßen zum Behuf durſtiger Wanderer gräbt, hätten, außer andern mannigfaltigen Vortheilen, auch wohl noch den, daß ſie die Hundswuth verhüteten, eine Geißel, die man in der ganzen Türkey nicht kenne. (Hierin möchte er wohl irren. Die Hundswuth entſteht höchſt wahrſcheinlich aus dem unbefriedigten Geſchlechtstriebe. Da nun bekanntlich in der Türkey eine zahlloſe Menge von herrenloſen Hunden ſich herum treibt, ſo kann es wohl nie einem Hunde an Gelegenheit fehlen, dieſen Trieb zu befriedigen, und darum giebt es keine tollen Hunde in der Türkey.) —

Von den Armenianern zu Conſtantinopel ſagt der Verfaſſer: „Sie ſind Baumeiſter, Banquiers, Goldſchmiedte, u. ſ. w., ſind geduldig und friedlich, ſehr induſtriös und unerſchrockene Speculanten. Das Geld lieben ſie über Alles. Sie reden auch von nichts anderem, als von den Mitteln, Geld zu gewinnen. Ihre von Natur ſehr ernſten Geſichter ſtrahlen vor Freude, wenn ſie einen Para erblicken, und ſie ſind ſo daran gewöhnt, dieſe kleine Münze zu zählen, daß der Daumen und Zeigefinger ihrer rechten Hand krumm davon geworden ſind. Das mag unglaublich ſcheinen, aber es iſt wahr.“ (?)

Ein Erbeamter der franzöſiſchen Militair-Hoſpitäler hat einen Bericht von einer, neuerlich in die Provinzen von Laplata gemachten Reiſe herausgegeben, nebſt einer Beſchreibung von Buenos Ayres, deſſen Regierungsform, deſſen Unabhängigkeit der Truppen von Artigas, die der portugieſiſchen Armee von Montevideo entgegen geſtellt ſind, u. ſ. w. Alles hier Angeführte ſteht auf dem Titel, das ganze Büchlein iſt aber nur 61 Seiten ſtark. Der Verfaſſer wollte ſein Glück in Buenos-Ayres machen, fand ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht und ſchimpft nun gewaltig auf die dortige Regierung, die ſich eben ſo wenig um Männer, die ihr zu dienen gekommen, bekümmere, als ob es Reiſende wären, die in Paris von der Diligence abſtiegen; ja, der Herr Staatsdirector ſoll ſogar geſagt haben: „wir brauchen keine Fremden; wir können auch ohne ſie den Krieg gegen die ganze Welt aushalten.“

Uebrigens ſchildert der Verfaſſer Buenos Ayres als das jämmerlichſte Land, wo man faſt nichts als Rindfleiſch ſpeiſt; wo es wenig und ſchlechte Früchte, ausgeartetes Gemüſe und Kartoffeln giebt, die bitter und nur ſo groß als eine Nuß ſind. In großer Entfernung von der Stadt kann man die Ochſen noch immer zu zwei Piaſter das Stück, Pferde und Mauleſel zu einem Piaſter kaufen. Das Land iſt ſo ſparſam bevölkert, daß man einen Menſchen, der 100 Meilen weit wohnt, Herr Nachbar nennt. Der Reiſende findet keinen Baum, der ihm Schatten, keinen Hügel, der ihm eine freundliche Ausſicht gewährte. Vermuthlich hat üble Laune dem Verfaſſer den Pinſel geführt.

Die ganze Kriegsmacht beſteht aus 7000 Mann, die in zwei ſogenannte Armeen getheilt ſind.

Die folgende Stelle ſoll den Glücksjägern zur Warnung dienen: „Wenn man ſich in einem ſo vollkommen elenden Zuſtande befindet, ſo ſollte man

„nicht durch trügeriſche Berichte und allerley Schleichwege noch andere Unglückliche anzulocken ſuchen, um ſie nur noch unglücklicher zu machen. Wenn ein Land durch ſeinen bloßen Anblick ſo abſtoßend iſt, wenn man durchaus keine Annehmlichkeit, keine Gemächlichkeit des Lebens da findet, ſo ſollte man es nicht als eines der ſchönſten Länder der Welt ausſchreyen, — wenigſtens ſollten Sr. Excellenz der Herr Staatsverwalter die Officiere, die ſich blindlings dem Dienſte dieſes Landes widmen wollen, mit mehr Achtung empfangen."

Die folgende Erzählung verbürgt der Verfaſſer. (Wir verbürgen ſie nicht.) „Vier Tyger hatten ſich einſt bei Tagesanbruch bis in die Straßen von Montevideo gewagt. Zwei derſelben befanden ſich in der Nähe von Buden, und, als dieſe geöffnet wurden, verfügten ſie ſich hinein. Die Eine war eine pulperia, (eine Art von Schenke) in welcher der Tyger ganz gelaſſen ſich auf das Comptoir ſetzte, während der Aufwärter die Gläſer in einem Hinterzimmer ausſpülte. Man kann ſich ſein Schrecken denken, als er bei ſeiner Zurückkunft den fatalen Gaſt erblickte. Schnell ſchlug er die kaum geöffnete Thüre wieder zu und eilte zu einer nahen Wachtſtube, wo er einige europäiſche Soldaten hohlte. Dieſe fanden den Tyger noch auf derſelben Stelle, er rührte ſich auch nicht einmal beim Anblick ſeiner Feinde. Der Kühnſte der Soldaten, der die Kraft ſeines Gegners nicht kannte, trat vor und rief: „Wie könnt ihr euch vor einem ſolchen Beeſt fürchten? ich will wohl mit ihm fertig werden." Mit dieſen Worten ſtieß er mit dem Bajonette nach dem Tyger. Allein dieſer ergriff das Bajonett mit der Tatze und bog es zuſammen, als ob es von Bley geweſen wäre, doch immer, ohne vom Platze zu weichen. Man mußte ihn erſchießen."

„Der zweite Tyger war zu einem Barbier gerathen, der nicht lange verheirathet war. Die junge Frau erblickte ihn zuerſt, hielt ihn für einen großen Hund, und rief ihren Mann, um ihn wegzujagen. Der Mann kam; allein ſobald er das Thier erblickte, ſchlug er, ohne an ſeine Frau zu denken, die Thür wieder zu, und ſchrie aus Leibeskräften: Tyger! Tyger! Die erſchrockene Frau ſtürzte in ein kleines Nebenzimmer, wo ihr ſäugendes Kind lag, und wollte es mit ihrem Körper bedecken. Ihr folgte der Tyger und ſie ſchrie gräßlich. Dieſen Augenblick benutzte der Mann, um zu entſpringen und Hülfe zu ſuchen. Indeſſen warf der Tyger die Frau nieder, doch ohne alle Wuth, und ohne ihr ein Leides zuzufügen; er hielt ſie blos mit ſeiner Tatze auf dem Boden feſt. Zehnmal verſuchte ſie ſich aufzurichten und los zu machen, aber eben ſo oft drückte der Tyger ſie zurück, ohne daß ſie andere Wunden empfieng, als die ſie ſich ſelbſt dadurch machte, daß ſie von den Klauen ſich befreyen wollte. Dieſer Kampf währte ſehr lange, denn es waren ſo früh noch wenig Menſchen aufgeſtanden. Der Tyger ſah indeſſen auch das Kind, berührte es ſogar, that ihm aber nichts. Endlich kamen Leute, und ein beherzter, aber unbewaffneter Mann, wollte, da er die Frau in ſo großer Gefahr ſah, ſie den Klauen des Tygers entreißen. Allein der wandte ſich und mit einem einzigen Schlage ſeiner Tatze ſchund er ihm das ganze Geſicht, indeſſen er mit der andern Tatze ſeine Gefangene immer noch feſt hielt. Das kleine Schlafzimmer war von der Bude nur durch einen Verſchlag getrennt, der nicht bis an die Decke reichte. Hinter dieſem Verſchlage ſtieg man nun auf Tiſche und zielte mit der Flinte nach dem Ungeheuer. Die arme Frau verdoppelte ihr Geſchrei, als ſie ſich in Gefahr ſah, von ihren Rettern erſchoſſen zu werden. Aber es war doch nichts anderes zu thun; ein glücklicher Schuß ſtreckte den Tyger auf ſeine Beute. Der arme Mann, der zuerſt gewagt hatte, ihn anzugreifen, ſtarb drei Tage nachher. Die junge Frau, die ich ſelbſt auf dem Schauplatze dieſer Begebenheit kennen lernen, hatte 32 Wunden, doch keine gefährlich; ſie fuhr ſogar fort ihr Kind ſelbſt zu ſtillen. Die übrigen beiden Tyger wurden in den Straßen getödtet, ohne daß ſie Schaden angerichtet hatten."

„Man hatte einige Tage zuvor Ebenen von Schilf nahe bei der Stadt abgebrannt, in welchen die Tyger zu hauſen pflegen, und man hatte bei dieſer Gelegenheit kleine lebendige Tyger erhaſcht. Vielleicht waren es alſo Mütter, die ihre Kinder ſuchten. Indeſſen wagte ſeit dieſer Zeit ſich Niemand in Montevideo Abends ſpät oder Morgens früh auf die Straßen. Die beiden Buden heißen ſeitdem: Tyger-Schenke und Tyger-Barbierbude."

Satyre.

Nicht ſatyriſcher Kornfuſel oder Kartoffelbranntewein à la Friedrich, ſondern Kirſchgeiſt, den Jonathan Kurzrock im vierten Theile von Welt und Zeit uns kredenzt. Er beginnt mit einer Sammlung neuer deutſcher Heldengedichte aus der romantiſchen Urflegelwelt, von einer Geſellſchaft hungriger Poeten. „Es giebt Leute," ſagt er, „die den Homer für den größten Dichter der Welt anſehen. Ich ſelbſt bin weit entfernt, ihm alles Verdienſt abzuſprechen, aber in meinen Augen iſt Homer, an Kraft und Derbheit, ein armer Tropf gegen den Verfaſſer des Niebelungenliedes. Was ſind denn auch alle deſſen zarte und mattherzige Liebesſcenen gegen König Günthers Hochzeit-Nacht, wo der Bräutigam von der kräftigen Braut, wie eine Handquäle an der Wand aufgehängt wird, und der Braut ſelbſt von einem Dritten alle Knochen am Leibe zerbrochen werden müſſen, ehe der neue Eheherr glücklich ſeyn kann? Und was ſind alle griechiſche Helden gegen Hagenen von Troneck, der kalten Bluts beim Mittagseſſen den Kopf des ſchwächlichen Kindes abhaut, und ihn der Mutter auf den Teller wirft, und iſt nicht ſelbſt Achilles nur ein Pfuſcher im Würgen gegen dieſen Hagene, der gleichſam im Hunnenblute ſchwimmt? — Dieſe Poeſie unſerer Vorfahren müſſen wir wieder hervor rufen, und dem gegenwärtigen erbärmlichen äſthetiſchen Gezwitſcher ein Ende machen. Das Derbe und Tüchtige iſt auch immer das Schöne. Die Kultur macht keine großen Sprünge vor- oder rückwärts, ſondern ſteigt immer die Leiter langſam auf und nieder, wenn ſie nicht mit Gewalt zerſtört wird. Die Mutter des Mittelalters, das Urflegelthum, muß alſo erſtlich wieder erſcheinen und ſeine Ausſteuer geben, ehe wir uns mit der Tochter vermählen können.“

Hierauf wird der Inhalt eines Heldengedichtes in 24 Geſängen, die Micheliade, vom Schulmeiſter Lorenz Sauerwein, zu Hatzeport an der Moſel, geliefert. Dann beſingt „der talentvolle Jagdjunker, Baron Jonathan von Jammerblick aus Nimmerſatt, den Urſprung der legitimen Könige und Fürſten und die Geburt der Miniſter; der Magiſter Sebaſtian Striegel zu Grünmoosbach im Speſſart erfreuet das Publikum durch ein komiſches Heldengedicht in 12 Geſängen; betitelt: die Staatsbaukunſt der Spießbürger und die Republick der Knechte in punctirter Manier, und endlich mahlt Hr. Profeſſor Kleinwitz in Leipzig die Leiden und Freuden der Myſtiker alter und neuer Zeit, oder die empfindſame Reiſe des bileamiſchen Eſels in ſentimentalen Knittelverſen.“ — Proben aus der Micheliade:

— „Der Oſtſee Küſtenvolk mit Schnaps- und Heringsnaſen,
das, von [illegible] Stolz gar mächtig aufgeblaſen,
in langer Beine Schritt durch große Ebnen zieht,
und deſſen [illegible] Mund die fette Auſter flieht,
das mit dem Weſpenleib und aufgeſtopfter Bruſt
in [illegible] iſt ſeiner Mädchen Luſt.“ —

„Wo die Caſchuben Junker im Stalle nie verwelken,
und derbe Fräulein ſelbſt die fetten Kühe melken.“ —

„Auf [illegible] Heer, die, mäßig gleich den Fiſchen,
den Caffee wohl verdünnt den Freunden aufzutiſchen
und Blumen-Zucht verſtehn, die fette Kälber maſten,
in langer Weile ſind die Geißel ihren Gäſten,
wo grüne Fröſche keck die Nachtigallen ſpielen,
und in dem Tabacksdampf Perücken ſich abkühlen.
Der Heideſchnucken Herrn, die Bürgerſtand entehrt,
und Braunſchweigs feiſte Kork mit Bier und Wurſt genährt.“ —

„Der Diemel rauhen Grund, wo Niemand Geld erwirbt,
und von der Zwetſche Wurf der ſtärkſte Lümmel ſtirbt.
Des bittern Heſſen Zopf mit ſeinem langen Bande,
des Märkers ſchwerer Fuß, entwiſcht dem dürren Sande,
wo ſein beſchweißter Arm die kleine Rübe baut,
und die Familie ſtets an der Kartoffel kaut.
Des Schleſiers träger Bauch, ſtark im Kaldaunenſchlucken,
der, unbekümmert deß, was die Gelehrten drucken,
den Pflug und Weberſchiff auf ſeinem Boden treibt,
und dabei überall ſehr wohlbehalten bleibt.
Der Krampf von Höflichkeit, mit dem ſich Sachſen bücken,
Soll immer Maaßſtab ſeyn für deinen ſteifen Rücken.“ —

„Des Bayern ſtarke Bruſt, die Bier und Klöße mäſten,
Erſpäht man ohne Müh auch unter rothen Weſten.
Und wenn gleich Niemand mehr jetzt deſſen Herkunft kennt,
ſo hört ers doch nicht gern, daß man ihn Deutſchen nennt.
Was in dem Lande ſelbſt den feinen Ton beweiſt,
iſt, daß aus Liebe dich der Schatz: du Saufſchwanz! heißt.“ —

„Das fromme Schwabenland will ich dir auch noch zeigen,
wo immerhin [illegible] hängt der Himmel voller Geigen.
Ein langſam fleißig Volk, das ſich in Secten quält,
und ſeines Glaubens Ziel breitmäulig dir erzählt.
Der Schweizer feilen Leib, kannſt du auch ſchwerlich ehren,
doch für Tyroler Muth will ich dir ſelbſten ſchwören.“ —

„So wird im ſchönen Land, wo hoher Waizen ſteht,
der große Naſſauer, der fette Wieſen mäht,
ſich ſchwerlich für dein Wohl den Kopf ſehr ſtark zerbrechen,
und man in Darmſtadt ſelbſt viel lieber Spargel ſtechen.“ —

Hierauf folgen Reiſebeſchreibungen, und zwar erſtens: des Chirurgen Eleonor Hypolith Subiac aus Cognac in Gascogne, höchſt merkwürdige Reiſe in die Sonne, mehrere Planeten und den Mond.

„In den größten Mondstheilen iſt man ſeit drei Jahren noch nicht mit der Beſtimmung deſſen fertig, was allenfalls geſchehen könnte, aber niemals geſchehen wird. Den Völkern wird dort, wie Kindern, der Verſprechungen und Hoffnungen Sauglappen in den Mund geſteckt, und wenn ſie zu ſchreien anfangen, mehr oder weniger durch auf Schrauben geſtellte Erklärungen angefeuchtet. An dieſer Nahrung kauen ſie ruhig fort und die Regierungen gehen ebenfalls ihren Gang. Auch braucht man eine Art verkleideter Faſtnachts-Landſtände, die, wenn es anfängt am politiſchen Himmel trübe zu werden, wie die Männchen auf den Wettergläſern, augenblickſich zum Vorſchein kommen, aber bald wiederum verſchwinden, oder auch wie Drathpuppen langweilige Komödien ſpielen, die ſich immer mit ungeheuren Bücklingen gegen die Regenten und Miniſter endigen. Noch ſahen wir im Monde eine Gattung Gelehrte, welche anfangs ſehr ſtark gegen die Regierungen ſchreien, aber nachdem ſie mit dem Penſionsmeſſer caſtrirt worden, alles, was die Herrſcher thun, vortrefflich finden. Man nennt ſie, nach ihrer verſchiedenen Kraft und Größe, Staats-Wallachen oder Staats-Kapaunen, und die Letzteren verlieren gewöhnlich am Ende ganz die Stimme.“

Die zweite Reiſe, und zwar nach dem Nord-Pole, iſt die des Bärenführers Nepomuk Tollpatſch aus Münſter in Weſtphalen. — Die dritte: eine Reiſe nach Aachen vor dem Congreſſe, von dem Gutsbeſitzer Theodor Wurmſamen. Dieſe hebt folgendergeſtalt an:

„Das Reiſen iſt jetzt an der Tagesordnung. Seit Aurelian und Napoleon im Kriege die Meilen zu tauſenden zurücklegten, iſt uns auch im Frieden dieſer Geſchmack geblieben, ſcheint die ganze europäiſche Menſchheit gleichſam in das Treiben gerathen zu ſeyn, und vom Throne an bis zu den Studenten und Educationsräthen mit ihrer hoffnungsvollen Jugend, reiſt Alles was vornehm ſeyn will, Päſſe einlöſen, Poſt- und Chauſſee-Gelder bezahlen kann.“ —

„Ich war entſchloſſen mehrere Tage in Frankfurt zu verweilen. Das Geräuſch dieſer Stadt contraſtirte ſehr mit meiner gewohnten Einſamkeit, doch machte es mir viel Vergnügen, die Menſchen, wie Ameiſen ihre Eier, das Geld in Säcken, hin- und herſchleppen zu ſehen, und ich ging aus Neugierde auf die Börſe. Die geſpannten Geſichter der Papier-Speculanten, der Makler Thätigkeit und die wichtige Miene, mit welcher manche Handelsleute herumgingen, war für mich ein ganz neues Schauſpiel. Der eine Makler verſicherte: London ſey heute ſehr angenehm, Amſterdam, ſchlapp, aber Paris werde mit Laternen geſucht; ein anderer: der Caffee ſey flau, die Zucker überführt, und die Indigo lägen auf der Straße. Die Papierhändler täuſchten einander durch beſtellte Eſtafetten aus Wien und Amſterdam, und jeder ſuchte ſeinen Handelsfreund zu überliſten. Der eine hob die neuen Metalliquen (wie man ſie nannte) in Himmel; der andere ſagte: ſie müßten bald einen großen Purzelbaum machen, je nachdem ſie dabey intereſſirt waren. Dieſer ewige Kampf und Krampf der Habſucht gewährte für den ruhigen Beobachter wirklich den lächerlichſten Anblick, und es kam mir wirklich vor, als ſähe ich eine Menge in einem Topfe eingeſperrte Mäuſe, welche ſich einander aufzuzehren beſtimmt und entſchloſſen waren. — Als Bundesſtadt iſt dieſe ehemalige Krönungsſtadt gegenwärtig ein wahrer politiſcher Kirchhof, wo die tödtende Langeweile nur durch den Genuß der Tafel verſcheucht wird. In der Entfernung vom diplomatiſchen Zauberkreiſe leiht faſt ein jeder den Cabinetten große Projecte; wer aber dieſen Kreis in der Nähe geſehen, weiß auch, daß das Meiſte darinnen leerer Dunſt iſt, daß ſich die von Leichtſinn und Genuß geleiteten Höfe gewöhnlich nur mit den unbedeutendſten Dingen beſchäftigen, und in den meiſten Fällen Eigennutz, Familien-Rückſichten, perſönlicher Haß oder Liebe der Machthaber entſcheidender wirken, als die Fürſorge für das allgemeine Beſte.“ —

Der Reiſende fuhr mit der Waſſer-Diligence nach Coblenz. „Die Unterhaltung zweier neben mir ſitzender bejahrten Altpreußen, wovon der eine als Hauptmann bei der Landwehr und der andere im Civilfache zu Cöln angeſtellt war, feſſelte meine ganze Aufmerkſamkeit. „Nein, Herr Bruder, bei Ehre
„und Dienſtpflicht, ſprach der Hauptmann: dieſe
„Menſchen, es iſt die Möglichkeit, man kann ſie
„nicht belehren, nicht bändigen! Das iſt ein ewi-
„ges Geſchnacke von großen Formen und Liberalität,
„daß einem die Ohren wehe thun. Das Franzoſen-
„gros hat mank alle Subordination, allen Reſpect
„reine aufgehoben. Gott verdamme mir, ich ärgere
„mir noch zu Tode über das ewige raiſoniren. Haut
„man einen auf die Jacke, ſo iſt der Teufel los, und
„ſchreit alles Zeter und Mord; flucht man ſie ein
„Schock Donnerwetter oder auch nur Mohrenſchwe-
„renothe auf den Kopf, ſo lachen die Bengels laut
„auf und ſpotten des Kamaſchendienſtes, wie ſie es
„nennen! Ich weß oft, Gott ſtrafe mir, keinen Rath
„und habe es och dem Herrn Oberſten ſchon geklagt,
„der, unter uns geſagt, en bischen zu jung iſt und
„och manchmal gerne fünf grade ſeyn läßt. Die
„Latten ſind, Gott ſey Lob und Dank! noch das
„einz'ge, was ſie fürchten. Wenn aber der Anarchie
„nicht bald ein Ende gemacht wird, ſo geht der
„Staat offenbar zu Grunde.“ — „Mich geht es och
„nicht beſſer, ſagte der Civiliſt. Von Feder und
„Dinte wollen die Menſchen gar nichts hören und
„das Papier iſt ihnen ein wahrer Gräuel. Alles ſoll
„mit der Zunge ausgefochten werden! Wie kann das
„gehen. Ich habe mich aber eine Raiſon gemacht
„und bekümmere mir um nichts mehr, was nicht
„grade zu befohlen wird. Wäre das Leben hier ſonſt
„nicht gut; ſo hätte mir längſtens die Galle wieder

„nach Paſewalk zurückgetrieben, aber ſo mag es gehen wie es will.“ —

(Beſchluß folgt.)

Eine napoleoniſche Feyerlichkeit.

Der dritte Band der kriegsgeſchichtlichen und kriegswiſſenſchaftlichen Monographieen, (ein durch ſich ſelbſt empfehlendes Werk) enthält unter andern einen Umriß des Befreyungskrieges der ſpaniſchen Provinz Catalonien, der ſehr anziehend iſt, und aus welchem wir nur ein kleines Bruchſtück mittheilen wollen. „In Barcelona bereitete ſich unterdeſſen eine Feierlichkeit vor, die gerade jezt in einem übel gewählten Zeitpunkte ſtatt fand. Napoleon hatte, um ſich Spaniens zu verſichern, den Entſchluß gefaßt, Catalonien mit Frankreich zu vereinigen. Mehrere Proclamationen hatten ſchon darauf hingedeutet; eine von Napoleon ſelbſt unterzeichnete ſtellte den Cataloniern die Vortheile und das Glück vor, welches ihrer erwarte, erinnerte an Carl den Großen und andere Zeiten ihrer Vereinigung mit Frankreich und forderte ſie auf, nun keinen Antheil mehr an den unglückſeeligen Verirrungen zu nehmen, in denen Spanien ſich verderbe, da ihnen dieſe Sache jezt eine fremde ſey. Die Proclamation ſchloß mit dem Ausruf: „Venez! venez chers Catalans, que je vous embrasse dans mes bras paternels.“ — Der Sonntag am 7ten April 1810 war dazu beſtimmt, die Vereinigung Cataloniens mit Frankreich feierlich zu begehen, und die neuen Behörden ſchwören zu laſſen. Der Kanonendonner von allen Werken kündigte am Morgen das Feſt an; die ganze Garniſon, die Generalität und die ſämmtlichen Civilbehörden verſammelten ſich auf dem Platz am Pallaſt des Generalcapitains, von da gieng der feierliche Zug neben der Muralla del Mar, längs der großen ſchönen Promenade der Rambla hin, nach der Kathedrale. Die Geiſtlichkeit und die alten ſpaniſchen Behörden, die ſchon dem König Joſeph Napoleon geſchworen hatten, leiſteten nun dem Kaiſer Napoleon und Frankreich den Eid; auch Präfecten und Unterpräfecten, meiſt Franzoſen, ſchwuren für ihre Departements, in denen größtentheils kein Franzoſe mehr ſtand. Anſchlagzettel an den Straßenecken machten die Eintheilung des Landes, und die Ernennung der Beamten bekannt. Am Abend waren die Häuſer der Generalität, und der den Schwur geleiſteten Behörden, ſo wie die Börſe, erleuchtet; an lezterer war Merkur mit dem Frieden Hand in Hand dargeſtellt. Die Inſchrift: Mercurio y la paz, (Merkur und der Friede) laſen die Barceloneſer laut und wiederholt: Mercurio y el rapaz! (Merkur und der Räuber) Der Zulauf der Barceloneſen, um den Zug oder die große feierliche militäriſche Meſſe nach der Eidesleiſtung mit anzuſehen, war verhältnißmäßig ſehr gering. Die Begleiter des Zuges mußten mit Gewalt durch Gensd'armes zurück gehalten werden, um den auf einem Schimmel reitenden, auf das Aeußerſte herausgepuzten Marſchall Augereau nicht allgemein und laut mit dem Ruf: el tambor mayore, el tambor mayore! zu verfolgen, der nur einzeln wiederholt aus dem Gedränge erſcholl. Dieſer Ruf hatte ſeinen Doppelſinn: Augereau war wirklich früher Tambourmajor bei einem Schweizerregiment in ſpaniſchen Dienſten geweſen, und hatte einige Zeit als ſolcher zu Barcellona in Garniſon geſtanden.“ — Vier Tage nach dieſer Comödie mußte er ſchon wieder abmarſchieren.

Politiſche Notizen.

In den freimüthigen literariſchen Blättern des Hrn. v. Cölln No. 6 ſteht: „Das Geſchrei eines Häufleins überſpannter Geiſter, welche die Staaten in ihrem Hirnkaſten erbauen, wo dafür Plaz iſt. Ihr Geſchrei vernimmt das Volk gar nicht, und der Weiſe verachtet es. Werden dieſe Schreier nur nicht von den deutſchen Regierungen in hohen Staatsämtern angeſtellt, die da meinen, ſie ſeyen etwas, wo ſie Einfluß haben; ſondern etwa in einer Canzeley, um ſich im Sizen und Schreiben zu üben; werden ſtändiſche Verfaſſungen nur auf Volks-Intereſſen und nicht auf Schriftſteller-Ideen begründet, einer allmächtigen ſchreibenden Staatsdienerſchaft gegenüber, um dieſe zum Denken und Handeln zu zwingen, und mehr im Lande umzuſchauen wie im Bureau, dann werden wir keine Revolutionen haben.“

Und No. 5 wird von der ſogenannten Burſchenſchaft mit Recht geſagt: „die Zukunft, welche ſie im Herzen trägt, wollen wir ihr laſſen, aber die Gegenwart gehört denen an, die ausſtudiert haben.“

Im Januarſtük der Zeiten erklärt Hr. Voß (oder einer ſeiner Mitarbeiter), er ehre das Vorurtheil, nach welchem man, z. B. in Thüringen, vor jedem Schriftſteller eine beſondere Hochachtung hege — (davon wiſſen die Thüringer kein Wort). — wenn das gewöhnliche Cenſurgeſez, daß nichts gegen Religion, Staat und gute Sitten gedruckt werden ſolle, ſtreng gehandhabt werde, ſo dürfe gar nichts Geiſtreiches erſcheinen; (!) denn jeder geiſtreiche Schriftſteller werde eingeſtehn müſſen, daß, wenn er etwas geſchrieben habe, worin für ihn ein belohnendes Bewußtſeyn liege, ſolches gegen Kirche und Staat — nehmlich gegen deren Mißbräuche — gerichtet ſey. (Der Verfaſſer ſcheint bei dieſer Behauptung blos ſich ſelbſt im Auge gehabt zu haben, vermuthlich weil er ein belohnendes Bewußtſeyn in ſich fühlte, welches wir ihm nicht verkümmern wollen.)

Unter den Nahmen, welche er mit Verehrung ausſpricht: Luther, Leſſing, Kant, Klopſtock, Herder, Göthe, Schiller, findet ſich auch ein Carl Schmidt, den wir nicht die Ehre haben zu kennen, der wohl ein verdienſtvoller Mann ſeyn mag, deſſen Nahme jedoch wahrlich noch nicht neben jene Nahmen geſtellt werden durfte. Der Verfaſſer hat aber dieſen Carl Schmidt, der einen Zitterſtoff geſchrieben haben ſoll, dermaaßen in Protection genommen, daß er ihn, ſammt Tiedge, dem Staate empfiehlt, um beide nicht nur zu ehren, ſondern auch zu nähren. Wer weiß ob Göthe's Nahme unter den Verehrten des Verfaſſers ſtehen bleiben würde, wenn er wüßte, wie dieſer erfahrene Mann ſich über die Preßfreiheit ausgeſprochen hat. —

In der **Königswürde** findet der Verfaſſer etwas dichteriſches (?). — Wenn der Erbadel fortbeſtehen wolle, müſſe er nicht blos die Geldreichen, ſondern auch die Geiſtreichen unter ſich aufnehmen. (Es fragt ſich noch ob die Geiſtreichen das wollen?) — Alle gelehrte Stellen und Würden ſollen zugleich geiſtliche, kirchliche Stellen und Würden ſeyn. (!) Eine deutſche Kirche müſſe wieder hergeſtellt werden. (Alſo haben wir jetzt keine deutſche Kirche?) Auch Fürſtenkinder ſollen in den geiſtlichen Stand treten. (Das iſt nichts Neues.) —

Wo eine Judenſeele gebohren werde, müſſe ein deutſches Kind ungezeugt und ungebohren bleiben. (!) Wo jetzt ein Jude Bürger werde, müſſe ein deutſcher Bruder in die Fremde auswandern. (!) Der Hebräer, wenn er zehnmal ein Chriſt werde, bleibe uns bis in's tauſendſte Glied ein Undeutſcher und Fremder. (Alſo ſind die deutſchen Juden keine Deutſche? Alſo ſind auch die franzöſiſchen Refugiés in Berlin noch immer keine Deutſche?) — Die Hebräer habe Gott dazu aufbewahrt, daß durch den Kampf mit ihnen das Leben wieder erwachen ſolle, ſonſt wären wir alle verlohren. (!) Das Ganze ſchließt mit folgender liebenswürdigen Tirade: „Deutſcher Stamm! biſt du noch nicht ganz faul, wie weyland dein öſtlicher Nachbar, ſo erwehre dich des Ungeziefers! zum dritten Theile hat es dich ſchon aufgefreſſen!" — (Faſt ſcheint es, der Verfaſſer ſelbſt ſey ſchon zum dritten Theile aufgefreſſen worden, und zwar von oben herunter.) —

In einem Etwas über die gegenwärtige Einrichtung der Hannöveriſchen Aemter, wird gefragt: ob Adminiſtration, nebſt Polizey-, Juſtiz- und Domainen-Verwaltung, nicht wirklich unvereinbar ſeyen? die öffentliche Stimme habe dieſe Frage längſt beantwortet. Daher geſchehe es mitunter, daß alles ſtocke, weil die zuſammen fließenden Geſchäfte das Maaß menſchlicher Kräfte überſtiegen. Mit vielen der erſten Aemter wären beträchtliche Domainen-Pachtungen verbunden, worüber das Privatintereſſe mit dem öffentlichen Beruf in ſchlimme Colliſion gerathen müſſe. — (Allerdings ſehr wahr.) —

In einem Schreiben aus Bayern heißt es: der Reichstag ſey nun da, mit ſeiner faſt ganz adelichen Ver- oder Zertretung des Volkes, mit ſeiner unnützen Geiſtlichkeit u. ſ. w. — (Man ſollte, ſtatt des Adels und der Geiſtlichkeit, lauter Studenten zum Reichstag ſchicken.) —

Von den Freimaurern wird geſagt: ſie würden ihr Heimlichkeitsweſen nothwendig bald aufgeben müſſen, da es mit dem Zeitgeiſt im Widerſpruch ſtehe, und vielleicht ſey die Schrift Mac benac der Todtenvogel, der das letzte Stündlein der Freimaurerey verkünde. (?) —

In der Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages, wird gezweifelt, ob die heilige Allianz ganz befriedigend gefunden werden, da man wieder neue Verträge geſchloſſen, und das Völkerrecht zur Baſis des neuen politiſchen Syſtems erklärt habe. (Als ob das Völkerrecht nicht auch in der heiligen Allianz läge?) Hr. Voß nennt es aber eine wächſerne Naſe. — Dann dringt er auf Verminderung der ſtehenden Heere, findet es auffallend, daß Frankreich gerade in der Zeit, da der Friedenszuſtand mit ihm vollendet worden, ſeine Kriegsmacht wieder herſtelle, und zieht daraus den Schluß, daß auch von den übrigen großen Mächten noch nichts in dieſer Hinſicht zu erwarten ſey.

— Im erſten Stück des politiſchen Journals, wird verſichert: Baden habe, in ſeinem Zwiſt mit Bayern 30000 Mann zu Demonſtrationen aufgeſtellt; (wovon man im Badenſchen kein Wort weiß.) — Das neue preußiſche Zollweſen ſey äußerſt drückend, es verderbe die Moralität des Volks, und die Unzufriedenheit darüber ſey ſehr groß. — In Minden liege das brave Regiment Bülow von Dennewitz, dem dieſe Benennung auf ewige Zeiten beigelegt worden ſey, nun aber ſchon wieder den Nahmen des Prinzen von Oranien führen müſſe; welches von den Officieren tief gefühlt werde. (Und wohl mit Recht. Ohne Zweifel wird auch die Familie des wackern Bülow es tief fühlen.) — Die Verſammlung der hannöveriſchen Stände könne nicht folgenreich ſeyn, da ſie nicht wiſſen könnten, wie ſie zu reden, was und worüber ſie zu entſcheiden hätten. — Die Tortur könne nicht abgeſchafft werden, ſo lange in der Criminalverfaſſung die Beſtimmung gelte, daß, zu Beſtrafung des Verbrechers, das Geſtändniß deſſelben nöthig ſey. (Aber ein Geſtändniß durch Tortur! hat es denn irgend einen Werth? Warum giebt man nicht lieber dem Angeklagten ſo lange zu ſaufen, bis er dermaaßen beſoffen iſt, daß er Alles nachlallt was man ihm vorſagt? Hat denn der Wein mehr Gewalt über den Menſchen als die Furcht? und iſt die Ausſage eines Beſoffenen nicht eben ſo viel werth, als die eines durch Todesangſt Verrückten?) —

Literariſche Notizen.

In einer Rede, die der Profeſſor Jahn zu Berlin gehalten, verſichert derſelbe: „Schon durch Geburt von den Niedern geſchieden zu ſeyn, ſey ein Geſchenk, das immer mit Dank aus der Hand des Zufalls angenommen werden müſſe, auch habe er durch lange Erfahrung beſtätigt gefunden, daß die Jugend der Vornehmen meiſtens mit vortrefflichen Naturanlagen ausgeſtattet ſey." (!) —

— Auf dem Gymnaſium zu Freyburg iſt der Satz vertheidigt worden: „durch prieſterlichen Ablaß werde auch die ſchwerſte Sünde von Gott nachgelaſſen, und es ſey gar nicht vonnöthen, daß der, welcher die Sünde vergiebt, ſelbſt einen frommen Wandel führe." (Eine ſchöne Aufmunterung für die Theologie ſtudierende Jugend.) — Hingegen iſt daſelbſt auf das ſtrengſte befohlen worden, die neuern Ausgaben von Voltaire und Rouſſeau ja nicht über die Grenze zu laſſen, und nöthigenfalls Hausſuchungen bei den Buchhändlern zu veranſtalten. Auch iſt, um die brüderliche Einigkeit zu befördern, die Feyer der Schlacht von Villmergen erneuert worden, wo Schweizer auf Schweizerboden Schweizer mordeten zur Ehre der Religion. (!) —

— Wie doch die Leidenſchaft, wenn ſie Befriedigung ſucht, Alles zu drehen weiß! Wer ſollte in Wachler's theologiſchen Annalen ein Werk über das Turnen ſuchen? (de arte gymnastica). Dieſe offenbare Ungebührlichkeit entſchuldigt der Herausgeber folgendergeſtalt: „Das „Turnen greift in das, der Geiſtlichkeit mit Recht am Herzen liegende und ihrer Pflege mit anvertraute Geſammtweſen, zu tief ein, als daß nicht u. ſ. w." — Mit eben dem Rechte kann er künftig auch Bücher über die Geburtshülſe anzeigen, denn dieſe greift in das der Geiſtlichkeit zur Taufe anvertraute Geſammtweſen gleichfalls ſehr tief ein. Befriedigender würde Hr. Wachler ſich entſchuldigt haben, wenn er geradezu bekannt hätte: Der General-Vorturner Paſſow iſt mein Schwiegerſohn, dem zu gefallen mußte ich den Artikel aufnehmen, ſonſt hätte er mir die Ohren voll geturnt. — Der Herausgeber gehört übrigens zu den vernünftigen Turnfreunden, denn er ſagt ſelbſt: „Das Turnen ſey der Gefahr ausgeſezt, in ſchlechte Hände zu fallen, zur Abrichterei für die Abſichten gemeiner Selbſtſucht mißbraucht zu werden und zu knechtiſcher Dienſtleiſtung herab zu ſinken; alſo daß Gauklerey und roher Troz auf Körpergewandtheit daraus erwachſe.“ — Dieſer Gefahr waren die gymnaſtiſchen Uebungen in Deſſau, Schnepfenthal u. ſ. w. nicht ausgeſezt, folglich wird es wohl beſſer ſeyn, es beim Alten zu laſſen. —

— Wenn Recenſenten tadeln, ohne daß, nach ihrer Meinung, Beſſere nachzuweiſen, ſo kann der Leſer ſich einbilden, der Recenſent werde es beſſer gemacht haben. Sehr drollig vergaloppiren aber die Herren ſich bisweilen, wenn ſie mit vornehmer Miene zeigen, wie es hätte heißen ſollen. Dieſe Bemerkung iſt durch eine Recenſion von Weſſenbergs Bluten aus Italien veranlaßt worden, wo dem Dichter die beiden Zeilen:

Manch Denkmal, das die Schmeicheley erſann,
In Florenz ſah der Wandrer ſtaunend an,

als ſchwerfällig vorgerückt, und alſo verbeſſert worden:

Manch Denkmal, das die Schmeicheley erſann,
Sah ſtaunend zu Florenz der Wandrer an.

Nicht zu gedenken, daß die beiden Sylben ſann und ſah ſehr cacophoniſch auf einander folgen, muß man nun auch Florenz ſkandiren, welches falſch und ſprachwidrig iſt. Si tacuisses u. ſ. w. —

— Eine bedeutende neue Erſcheinung iſt das erſte Stück von Hermes oder kritiſches Jahrbuch der Literatur, deſſen Unternehmer Herr Brockhaus und deſſen Anordner Hr. Profeſſor Krug in Leipzig iſt. Dieſes Jahrbuch ſoll, der Ankündigung zufolge, nur das Neue und Wichtige aus jedem Zweige der Literatur dem Leſer vorführen, und darüber kritiſche Berichte erſtatten, die nicht blos das flüchtige Intereſſe des Augenblicks befriedigen, ſondern durch ihren ſelbſtſtändigen Gehalt dieſer Zeitſchrift einen höhern und dauerhaftern Werth ertheilen. Die beſten engliſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften dieſer Art ſchweben dabei als Muſter vor Augen, und es wird verſprochen, (was ohnehin von einem ſo gediegenen Manne als Hr. Prof. Krug zu erwarten war) daß keiner, weder literariſchen noch politiſchen Parthey gehuldigt werden, hingegen man die Rechte der geſunden Vernunft gegen böſe Geiſter aller Art, beſonders gegen die jezt mehr als je ſpukenden Schwarm-, Wirr- und Zwangsgeiſter freimüthig vertheidigen wird. Wenn auch, ſo ſpricht das Vorwort, in dieſem erſten Stücke das vorſchwebende Ideal noch nicht verwirklicht worden, ſo liege das in der Natur eines neuen, gemeinſchaftlichen Unternehmens u. ſ. w. — Wir haben dieſen erſten Band mit großem Vergnügen durchgeleſen, und alle die Erwartungen erfüllt gefunden, welche die Perſon des Anordners in uns erregt hatte; nur traf die Wahl nicht immer das Neue und Wichtige. Neu ſind z. B. nicht Nitzſch über das Heil der Welt, Fiſcher's Denkmale der Baukunſt, die Betrachtungen über die verſchiedenen Formen der bewaffneten Macht, Herbart's Geſpräche über das Böſe u. ſ. w. Wichtig ſcheinen uns nicht der Roman Wahl und Führung, Merkel über Deutſchland u. ſ. w., ja wir glauben ſogar, daß die Voſſiſche Ueberſezung von Shakeſpeare wenigſtens nicht ſo unverhältnißmäßig breit hätte angezeigt werden ſollen; denn ſie nimmt nicht weniger als 54 Seiten ein, und iſt bei weitem die längſte im ganzen Bande. Wir wetten, daß es unter Hundert Leſern kaum Einen geben wird, dem ſie nicht viel zu lang wäre. Merkels Deutſchland wird mit Recht zu den Flugſchriften gezählt, weil ſie im Fluge geſchrieben worden, und weil der Verfaſſer „neun Monate lang von Berlin aus, und dann auf einer flüchtigen Reiſe nur einen kleinen Theil von Deutſchland beobachtete.“ Bei der die Juden betreffenden Stelle: „Von Rechten kann bei Fremden im Staate gar keine Rede ſeyn“ macht der Recenſent die richtige Bemerkung: „Wie? ſind denn die Fremden nicht Menſchen? und was würde der Verfaſſer geſagt haben, wenn man ihm, der doch auch ein Fremder in Berlin war, gar keine Rechte hätte zugeſtehn wollen? Aber, ſagt er, die Juden ſind keine Chriſten, und unſere Staaten ſind chriſtliche. Freilich wohl! allein welche ſchreckliche Lehre, daß das Recht des Menſchen im Staate von der Art und Weiſe abhängt, wie der Menſch ſein Verhältniß zur Gottheit denkt und äußerlich darſtellt. Das iſt ja dieſelbe Lehre, nach welcher man in katholiſchen Ländern Kezer gerichtet und Scheiterhaufen errichtet u. ſ. w.“ Sehr unrecht hingegen hat der Recenſent gewiß, wenn er aus einer andern Stelle beweiſen will: „daß nicht blos die National-Ruſſen, ſondern auch die Deutſch-Ruſſen, bereits ziemlich lebhaft von einer neuen Univerſal-Monarchie träumen.“ Dies iſt ſicherlich weder Herrn Merkel noch ſonſt Jemanden eingefallen. — Uebrigens wird auch hier das zu ſtarke Hervortretenlaſſen ſeiner Ichheit Herrn Merkel mit Recht vorgeworfen und geſagt: „ſeine Schrift ſey „eine Herausforderung an die deutſchen Gelehrten, ihr Land und ihre Literatur gegen einen freibeuteriſchen Zugvogel zu vertheidigen.“ — Sehr leſenswerth iſt, was über den ſchändlichen Büchernachdruck und über des Regierungsraths Krauſe Vertheidigung deſſelben geſagt wird. Dieſer Herr Regierungsrath betrachtet ein Buch wie ein Paar Stiefeln, und deſſen Verfaſſer als den Schuſter. Mehr braucht man nicht von ihm zu wiſſen. Es ſcheint, er ſelbſt würde als Schuſter auf einem ihm angemeſſenern Standpunkte ſtehn.“ — Der Anhang, ausländiſche Literatur, iſt fürwahr nicht das mindeſt intereſſante in dieſer Sammlung, denn er liefert uns die gediegenen Recenſionen aus den beſten engliſchen Reviews über Religion und Sitten der Hindus, über Tuckey's africaniſche Reiſe, Wilſon's Werk über Rußland, über die verſchiedenen, für und wider die Nordpolexpedition erſchienenen Schriften u. ſ. w. —

Proteſtation.

Abermals ſieht ſich der Unterzeichnete genöthigt, gegen ein ſchlechtes Schauſpiel in 5 Acten zu proteſtiren, welches in Stettin unter ſeinem Namen aufgeführt wird, betitelt: die Kunſt wohlfeil zu leben. Ich kenne es nicht, es ſoll aber nicht allein ein elendes, ſondern auch in mancher Hinſicht anſtößiges Product ſeyn. Ich fodere hiedurch den Herrn Director des Stettiner Theaters, Adolph Schröder, öffentlich auf, zu erklären, wer ihn auf eine ſo grobe Weiſe mit dieſem Stücke betrogen hat? und wie er ſo ſchwach ſeyn konnte, den Betrug nicht zu ahnen? da ein Stück von mir doch wohl früher in Berlin, Wien, Hamburg u. ſ. w. erſcheinen würde, als in Stettin.

Es iſt in der That ſchändlich von manchen Theater-Directionen, daß ſie, entweder aus Eigennuz, oder aus unverzeihlicher Unwiſſenheit, einen Dichter auf ſolche Weiſe beſchimpfen, dem ſie, ſeit länger als einem Vierteljahrhundert, den größten Theil ihrer Einkünfte verdankt haben. Kozebue.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 27. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 April.

Satyre. (Beſchluß.)

Aus dem Allerley, welches nun folgt, wollen wir einige Sprüche auszeichnen: „5) als König oder Fürſt würde ich das Magnetiſiren an meinen Miniſtern und Geheimeräthen aus allen Kräften verſuchen, um doch endlich einen Hellſeher zu finden." — „9) Die Aermſten am Geiſte ſind die Reichſten an ſogenannten Heiligthümern des Gemüths." — „12) In Weimar wurde die Preßfreyheit wie Abälard caſtrirt, (?) nachdem dieſelbe vorher gewaltig philoſophirt hatte." — „23) In der Dummheit bringt es der Menſch viel weiter, als in der Vernunft." — „30) Die Herzen mancher Weiber ſind den Feſtungen gleich, welche in kurzer Zeit oft genommen und wieder genommen werden. Man kann ſich darin nicht mehr halten." — „34) Im 17ten Jahrhundert war die Preßfreyheit in Deutſchland größer als jetzo, denn Johannes Althauß, der Rechte Doctor, ſchrieb Anno 1703 ein Werk über die Politik, (politica methodice digeſta) in welchem er behauptet, daß die Herrſchaft im Staate dem Volke allein gehöre, man jeden Tyrannen abſetzen, durch einen beſſern Herrſcher erſetzen, und im Nothfall tödten könne. Freylich fielen die damaligen Hofpubliciſten gewaltig über ihn her, aber man ließ ihn doch perſönlich unangefochten. Heutzutage würde ein ſolcher Jacobiner wenigſtens auf der Stelle gemaſſenbacht." — „37) Es hat ſich in den neuern Zeiten ſchon mancher Conſtitutions-Macher über die Anordnung der Wahlen den Kopf zerbrochen, ohne daß noch irgendwo der ſehr unpartheyiſchen Bürgermeiſterwahl zu Hardenberg in Schweden Erwähnung geſchehen wäre. Dort verſammeln ſich (nach Huetius in itinere Suecico) alle Wahlfähigen des Orts in einem Saale und ſetzen ſich um einen Tiſch, den langen Bart auf ſelbigen geſtützt. Eine Laus wird mitten auf den Tiſch geſetzt, und derjenige, in deſſen Bart ſie läuft, iſt Bürgermeiſter." — „48) Souverainität und repräſentative Staatsform ſind ſo wenig vereinbar als Feuer und Waſſer." — „49) Die engliſche Geſchichte hat mit der jetzigen franzöſiſchen Geſchichte die größte Aehnlichkeit, und Bonaparte war doch im Grunde nur ein Cromwell am Ufer der Seine." — „53) Schiller war ein entſchiedener Republikaner, und doch ehren alle Alleinherrſcher ſeine Werke Das iſt der Zauber der Poeſie, welche der Meynung Schärfe bedeckt." — „62) die (deutſchen) Regierungen überbieten einander gegenwärtig in der Conſtitutions-Macherey, und Eine will immer dem Volke mehr Rechte einzuräumen ſcheinen, als die andere, doch aber keine einzige derſelben das wahre Recht hergeben. Was mit der rechten Hand gereicht wird, nimmt die linke wieder weg, und alle bisherige Producte ſind daher auch nur noch Blendwerke und Irrlichter, um den wahren Weg vergeſſen zu machen. Selbſt die Bewilligung der Abgaben, ein uraltes Recht der Völker in Deutſchland, iſt in den neuen Verfaſſungen überall ſo auf Schrauben geſtellt und mit Winkelzügen verwahrt, daß die Regierungen nur auf geringen Umwegen wiederum machen können, was ihnen beliebt, und die Völker offenbar zum Narren gehalten werden ſollen." (Uns dünkt vielmehr, die Völker halten ſich ſelbſt zum Narren, indem ſie Ideale verwirklichen wollen, daß der Künſtler ſein Meiſterſtük, die Venus, aus den Reizen von ſieben ſchönen Mädchen zuſammen ſetzte, die ihm als Modelle dienten, das war ſchon recht und löblich; hätte er ſich aber in den Kopf geſetzt, dieſe herrliche Venus ſolle nun auch durchaus lebendig werden und ihn umarmen, ſo wäre er ein Narr geweſen.) — „96) Las Caſes iſt ein eitler gutmüthiger Schwärmer im Geſchmack der Blondele, aber auch weiter nichts. Durch die Wichtigkeit, welche er in ſeinem Buche auf das Etui und die Sporen legt, die Napoleon in den Schlachten von Auſterlitz und Champaubert brauchte und nachher ihm ſchenkte, giebt uns dieſer gute Mann den richtigſten Maaßſtab ſeiner eigenen Geiſtesgröße. Doch zieht man mit großem Rechte ſolche dankbare Kammerdienerſeelen den Verräthern vor, welche ihren Wohlthäter den Engländern in die Hände ſpielten." — „100) die Hauptkrankheiten unſerer jetzigen Zeitungen ſind folgende: die Berliner Zeitung leidet an Obſtructionen; der öſterreichiſche beobachtende Volkseducationsrath an den heftigſten Devotionsdurchfällen; die allgemeine Zeitung an politiſcher Gallſucht und Gliedergeſchwulſt; die Frankfurter Ober-

Ausgegeben den 18. März

Poſtamts-Zeitung an Starrſucht; das Journal de Francfort an den Franzoſen; der Nürnberger Correſpondent iſt von Winden geplagt; der neue rheiniſche Merkur ſteif in den Gliedern und der Volksfreund verſtummt — die Bremer Zeitung iſt gewaltſam caſtrirt worden; die übrigen hat der Marasmus befallen, und alle Hofzeitungen ſtecken in den Lakayen-Livreen." — „107) Der Nebel und die myſtiſche Dunkelheit im Style entſtehen blos aus dem Nebel und der Finſterniß in den Köpfen der Schreibenden." — „Niemand wird den Iſraeliten überhaupt Geiſt, Witz und eine eigene Lebhaftigkeit abſprechen; Niemand läugnen, das es unter ihnen intereſſante, angenehme Menſchen giebt; aber die wiſſenſchaftliche Unterhaltung eines äſthetiſchen Handelsjuden erregt bei mir immer den nemlichen Widerwillen, als wenn ich in einen ſtark überzuckerten Schafkäſe beißen ſollte." — „125) In kleinen Staaten giebt es eben ſo wenig große Anſichten, als in tiefen Thälern herrliche Ausſichten. — Wenn ich von den Landſtänden eines kleinen monarchiſchen Staates höre, ſo meyne ich immer, den Puppenſpieldirector zu ſehen, welcher mit ſeinen hölzernen Figuren den Hamlet und Don Carlos aufführt." — Nach dieſer olla potrida, deren Ingredienzien, wie man ſieht, von ſehr verſchiedenem Geſchmacke ſind, doch faſt alle auf der Zunge beißen, folgt: die Unvernunft der gegenwärtigen Zeit, und zwar erſtens eine Fortſetzung von des deutſchen Michels Geſtändniſſen, Freuden, Leiden und Hoffnungen, wo der deutſche Michel unter andern ſagt: „der Einſeitigkeit darf mich gewiß Niemand beſchuldigen, denn vielſeitiger als ich giebt es nichts auf Erden. Alles kann man aus mir machen, nur nichts Ganzes und Tüchtiges." — „An nichts bin ich reicher als an leeren Titeln. Die Räthe habe ich zu tauſenden und doch nirgends gut n Rath. — Manche Regierungen halten mich für dumm, aber darin ſind ſie alle vollkommen einig, daß ich zu Bezahlung der höchſten Steuern reif und cultivirt genug ſey. — Uebrigens weiß ich nicht, wie ich mit ihnen daran bin, denn ſie wechſeln alle Augenblicke die Cocarden: bald ſind ſie napoleoniſch, bald preußiſch, bald öſtreichiſch, bald altdeutſch; wirklich deutſch iſt aber keine. Bald lachen, bald weinen, bald zittern, bald raſen ſie; bald machen ſie Fürſten-, bald rheiniſche, bald deutſche Bündniſſe; aber meine armen Glieder werden dadurch immer nicht verbunden; daher gleiche ich denn auch dem Aderlaß-Manne im Kalender, der von allen Seiten angebohrt wird, und immer ſtille halten muß." —

Nummer zwei der Unvernunft iſt ein freimüthiges Schreiben an Herrn v. Cölln, bei Gelegenheit ſeiner Abhandlung über Preußens Verfaſſung — aus dem wir nur die Eine Stelle ausheben wollen: „In Deutſchland, und alſo auch in Preußen, giebt es gegenwärtig nur Seufzende, Schwätzer und Schreyer, aber keine kräftigen Partheimänner. Auch ſind wir überhaupt wegen unſerer politiſchen Rechte niemals die Arme, ſondern blos die Kinnladen zu bewegen gewohnt."

Nummer drei iſt das Schreiben der Jungfer Liſette Bach (jener äſthetiſchen Kammerjungfer, die unſere Leſer ſchon kennen) an ihre Schweſter Kätchen, verheirathete Kiefer. Wir können uns nicht enthalten, einige der komiſchſten Stellen mitzutheilen:

„Ihr Eheleute lebt ein ruhiges Pflanzenleben, und jedes von Euch harmonirt für ſich. Nach deinem Gemüthe wärſt du ganz glücklich, hätte dein guter Mann nicht den romantiſchen Schmerz im Arme und den organiſtiſchen Fehler an der Leber, der ihn ſo oft quält. Ich war aber leider, wie du ſelbſt oft ſagteſt, von früher Jugend auf zu höherem Schwung gebohren, und bin auch jetzo das Opfer meiner größeren Dendenz. Du kennſt meine Gefühle für Sebaſtian Nagel. — Unſere Trennung war ſchrecklich, aber die Hoffnung baldigen Wiederſehens linderte der Schmerzen Fülle. Hätte ich damals denken ſollen, daß mich der traute Jüngling meines Herzens ſo ungerecht, ſo grauſam und hart behandeln und mich ſelbſt ein anderes Gefühl bald von ihm entfernen würde? Aber warum wurde auch der hartköpfige Nagel Jalousie? warum ſchrieb er mir als ich das Haus meiner vorigen Herrſchaft darum verlaſſen mußte, weil mich die gnädige Frau im unſchuldigen manetiſiren mit dem guten gnädigen Herrn überraſchte, (welche Begebenheit ihm ſein ſauberer Freund, der ſchmutzige Stiefel, gemeldet hatte,) die unerhörteſten Gröbungen und Verleimungen? warum wagt er zu ſagen: ich mögte wohl thieriſch und mannetoll ſeyn, aber manetiſch gewiß nicht? warum drohte mir der Dirann, wie Attila und Waßington, mit blutiger Rache, und warum ſchickte er mir die 10 Thaler nicht, um welche ich ſo dringend gebeten hatte? — O ihr Schandmänner, o ihr Barbaren mit eiſernen Herzen, wie wenig ſeyd Ihr der herrlichen Weiblichkeit werth! — Haben ihm die höhere Politik, der Ehrgeiz, die Ruhmſucht nach einer größeren Stelle im Staatenleben, das rege Streben nach Entwicklung des altdeutſchen Kunſtſinnes, der Anblick der ſchönen jugendlichen Madronengeſichtern in den Kirchen am Rheine etwa den Kopf verrückt, oder hat ihn die Mainzer Meiſterstochter mit ihren Korallen-Augen und Falkenlippen, wie er früher meldete, bezaubert! Hat er ganz vergeſſen, daß er wie ein Lappländer in Karderobe abgeriſſen hierher kam, und ich ihn in Zärtlichkeit kleidete; daß ich es bin, die ſich die ſilbernen Schuhſchnallen und den ſeidenen Berablic am Munde abzog und ihm zum Weinachtsgeſchenke gab? Der gnädige Herr machte in ſeiner Leutſeligkeit die Bemerkung, daß man von gemeinen Menſchen nur gemeine Geſinnungen erwarten könne, und ich für eine höhere Beſtimmung geſchaffen ſey. In Wahrheit dieſes fühle ich auch jetzo doppelt und dreifach, da ein würdigerer Geliebter mein Herz, meine volle Liebe beſitzt. Von ihm will ich dir reden und den grauſamen undankbaren Nagel vergeſſen. Er heißt Emanuel Liebich, und iſt Combanigiricus bey der Jarde. Schon ſein Nahme iſt hinreißend. Aber du mußt ihn nicht mit ſeinem Bruder, dem Gummi im H . . . ſchen Handelshauſe, dem Luitgavalier, welcher den Peter-mäder ſpielt, verwechſeln. Ich lernte ihn kennen, als er der gnädigen Frau Majorin die Hühneraugen ſchnitte. Welch eine edle Haltung, welcher männlich-kräftig-ſchöne Wucks! Sehen ſollteſt du ihn wie er mit ſeinen ſüßen Liebeleyen um mich herum phantaſirt, und im Uebermaße ſeines Strebens nach dem Herzensziele der Gegenliebe, mit meinen Wellenlocken ſpielt u. ſ. w.

Sebaſtian Nagel ſchreibt hingegen an ſeinen Freund **Balthaſar Stiefel**:

„Was iſt das weibliche Herz? eine Seifenblaſe die der erſte Wind verweht. — Sie wollte auch noch 10 Thaler geſchickt haben, aber Proſit die Mahlzeit! — Mein erſpartes Geld will ich auf Kunſtgegenſtände verwenden. Schon habe ich von einem unwiſſenden Juden ein herrliches Bild um 1 Reichsthaler 5 Groſchen erkauft, welchem man gleichſam den Rauch des Alterthums anriecht. Es iſt ein chriſtlicher Bachus auf dem Weinfaße, welcher ein heidniſches Rauchfaß in der Hand hält, wenigſtens ein Raphael, oder ſonſt das Werk eines großen deutſchen Meiſters. Mein Reiſekamerad, deſſen Vater Schreinermeiſter in Düſſeldorf iſt, und die Gallerie-Rahmen machte, behauptet, es ſey ein Lucas Cranach, ein Wansdick, ein von der Narr oder ein Seekatz. Nun ſtehe ich im Handel über ein paar eiſerne Sporen des tapfern Dumeorix von Trier, und den Dohm zu Cöln aus Korkenholz, noch aber ſind mir dieſe Gegenſtände zu theuer, denn ich ſoll dem nemlichen Juden, außer 3 Reichsthalern, ein Paar Stiefel vorſchuhen, die viel Leder wegfreſſen." —

„Verzeihe, liebſter Freund, die Länge meines Briefes. Mein Herz und Kopf ſind zu voll. Ich mußte mich ausſprechen gegen dich, den edlen Freund meiner harnloſen Jugend. Auch dich hat leider der Liebesgott ſchon ſchrecklich mißhandelt, als dir die ſchöne Zigeunerin in der Lauſitz das Felleiſen geſtohlen u. ſ. w. Du weißt alſo was Menſchen ſind und verſtehſt ganz deinen Freund." —

Den Beſchluß dieſes Bandes macht: die Staatsbaukunſt der Deutſchen im Jahr 1900, wo es dem Redner an ſcharfen Bemerkungen wiederum nicht fehlt, und er „aus voller Ueberzeugung „wiederholt, daß, ohne Einheit unſers Vaterlandes, „keine Ehre, kein Wohlſtand, keine Ruhe und keine „wahre Cultur für das deutſche Volk mehr denkbar ſey."

Der Verfaſſer möge uns verzeihen, daß wir ihn ein wenig geplündert haben. Wir wußten unſere Leſer nicht angenehmer zu unterhalten, wenn gleich ihnen bisweilen dabei zu Muthe geweſen ſeyn mag, als ob ſie ganz friſche Pfeffermünzküchlein im Munde hätten.

Einige franzöſiſche neue Schriften.

Das Feld der Freyſtatt. (Champ d'Asile.)

Unter dieſem Titel iſt ein topographiſches und hiſtoriſches Gemälde von der Provinz Texas erſchienen, enthaltend die Beſchreibung des Bodens, Climas und der Producte jener Gegenden, authentiſche Documente, die Organiſation der franzöſiſchen Flüchtlings-Colonie betreffend, Nachrichten von den Gründern derſelben, Auszüge aus ihren Proclamationen und Briefe der Coloniſten an einige ihrer Landsleute. Das Buch wird zum Vortheil jener Flüchtlinge verkauft, erzählt uns aber wenig oder nichts, was nicht ſchon in den Zeitungen, in der Minerve u. ſ. w. geſtanden, und was man nicht weit beſſer aus Humboldts Reiſen und ähnlichen Werken lernen könnte. Die Vorrede ſagt: das Buch ſey beſtimmt, Verläumdungen zu widerlegen, Zweifel und Vorurtheile zu zerſtreuen, die Flüchtlinge, als würdig der Theilnahme, kennen zu lehren, eine Beſchreibung des Landes zu liefern, und der Hülfsmittel, welche es darbietet; aber auch Leichtſinnigen, die ihr Vaterland verlaſſen wollen, die Schwierigkeiten zu enthüllen u. ſ. w. Alles das kommt wohl zu ſpät, da nach den neueſten Berichten, die ganze Colonie von den Spaniern auseinander geſprengt worden. Man muß geſtehen, daß die Spanier daran ganz recht gethan; denn Menſchen, welche ſich nicht entblöden, in öffentlichen Acten Spanien mit einem gefräßigen Thiere zu vergleichen, welches den Raub einſcharre, den es nicht freſſen könne; Menſchen, welche den Spaniern ihre Undankbarkeit zu Gemüthe führen; (vermuthlich weil ſie die Wohlthaten nicht erkennen, die ihnen Napoleon erzeigt hat) Menſchen, welche ſelbſt erklären, daß ſie, 600 an der Zahl, mit gewaffneter Hand in die ſpaniſche

Provinz Texas eingebrochen, und daß man ſie dort als Befreyer empfangen habe; Menſchen, welche ſelbſt erklären, daß ſie auf fremdem Boden zu ihrem Schutz eine militairiſche Colonie errichten und ſich deshalb in Cohorten theilen; ſolche Menſchen darf man doch wohl als Räuber behandeln? — Begierig ſind wir jedoch zu erfahren, welche Bewandniß es mit dem Schutz habe, den, wie ſie ſich rühmen, die vereinigten Staaten ihnen zugeſagt haben? und ob dieſer Schutz nun wirklich einen Krieg veranlaſſen werde?

Es wird übrigens in dieſem Buche behauptet: ein Einwohner von Mexico, wer er auch ſey, werde lebendig verbrannt, wenn man Pope's Verſuch über den Menſchen bei ihm finde, und im Jahr 1818 wären zwey Schiffsladungen confiſcirt worden, weil der Capitain des einen Schiffes eine Charte constitutionelle bey ſich gehabt, und der des andern eine Sammlung von Kupferſtichen, unter welchen ſich auch die Portraits von Voltaire und Rouſſeau befunden. Wenn das wahr iſt, ſo haben freylich die Spanier eben ſo wenig als die Franzoſen verdient, in Mexico zu herrſchen. —

Ueber die Conſtitution, die Civilliſte, und die Majorate hat der Graf Lanjuinais, Pair von Frankreich, ſo eben eine kleine Schrift drucken laſſen, in welcher er beweißt, daß — „wenn auch der ſo grauſam und ſchimpflich verſpätete, Abmarſch der alliirten Truppen ein glorreiches Ereigniß ſey, man daſſelbe doch durch eine Milliarde von Thalern und dreijährige zerreißende Leiden erkauft habe; auch wären der König des ſchönen Frankreichs und ſein tapferes Volk doch nicht ſo tief herunter gekommen, wögen nicht ſo leicht auf der Wagſchaale von Europa, daß man, um Frankreichs Schande zu hemmen, noch die perſönliche Hochachtung, die Geſchicklichkeit und Freymüthigkeit und das ſeltene Glück des Ex-Premier-Miniſters hinzufügen müſſe; — daß ferner — geſetzt auch es ſey alles erwieſen, und das ſeltene Glück des Tractats von 1818 übertreffe, das nicht weniger ſeltene Unglück des Tractats von 1815; — geſetzt auch, es ſey nicht genug daß man den Herzog von Richelieu ſeine confiſcirten Wälder wieder gegeben, und daß er, der Unvermählte, durch Inſcriptionen, Gehalt als Pair, als Staatsminiſter, als erſter Kammerherr, und als auswärtiger General ein ſehr anſtändiges Auskommen habe — geſetzt auch, das Geſchenk, welches man ihm machen wolle, ſey nicht als eine öffentliche Laſt für das ohnehin verſchuldete Frankreich zu betrachten — geſetzt auch, das ſo ſchlecht motivirte Beyſpiel werde nicht für künftige abziehende Miniſter anſteckend ſeyn u. ſ. w., ſo ſey das Vorhaben doch unverträglich mit der Conſtitution, da es die Civil-Liſte verringere und die Majorate zulaſſe. Jene ſey für die ganze Dauer der jetzigen Regierung feſt beſtimmt, und es könne nichts daran geändert werden. Dieſe, die Majorate, widerſprächen gleichfalls der Conſtitution, und wären überdieß äuſſerſt verderblich, wie ſchon Canthena 1791 in einer Schrift, und ſpäter auch Sismondi in ſeiner Geſchichte der italieniſchen Republiken bewieſen. Der Verfaſſer ſchließt mit den Worten: „Hüten wir uns, der Conſtitution neue Wunden zu ſchlagen! beeifern wir „uns vielmehr, die veralteten Wunden, von welchen „ſie bedeckt iſt, zu vernarben.“ (Ein merkwürdiges Bekenntniß! wozu nützt denn nun den Franzoſen ihre ſchöne Conſtitution, wenn ſie ſchon in den wenigen Jahren mit Wunden bedeckt erſcheint? — Was übrigens gegen die Majorate geſagt wird, hat uns ſehr wahr geſchienen; ſie ſind eine in jeder Hinſicht barbariſche Einrichtung.) —

— Nicht unintereſſant ſind die Anecdoten, welche als Folge der Memoiren der Madam d'Epinay erſchienen ſind. Es wird darin ziemlich klar bewieſen, daß nicht ſie, ſondern Grimm, der Verfaſſer jener Memoiren iſt. Folglich mußte, um keinen Widerſpruch zu erfahren, der Todt aller darin vorkommenden Perſonen abgewartet werden. Die letzte war Madam d'Houdetot, Rouſſeau's Geliebte, welche 83 Jahr alt wurde. — Als Rouſſeau ihr ihre Briefe zurückſandte, verlangte er auch die ſeinigen. Ich habe ſie verbrannt, war ihre Antwort. „Solche Briefe verbrennt man nicht!“ rief er aus, „man hat Juliens Briefe feurig gefunden, Himmel! was würde man erſt von dieſen geſagt haben!“ — Eine Freundin fragte Madam d'Houdetot, ob ſie ſie würklich verbrannt habe? — „ja, ſagte ſie, mit Ausnahme eines einzigen, den ich nicht den Muth hatte zu vernichten, weil er ein Meiſterſtück der Beredſamkeit und der Leidenſchaft war. Ich habe ihn St Lambert gegeben.“ — Auch bei dieſem erkundigte ſich die Freundin nach dem Briefe. Es hieß, er habe ihn beym Ausziehen aus ſeiner Wohnung verlegt, und könne ihn nicht wiederfinden. Freylich konnte er in keine üblern Hände fallen, als in die eines Nebenbuhlers, und wenn man bedenkt, wie ſchön Rouſſeau eine erkünſtelte Leidenſchaft ſchilderte, ſo muß man es für einen wahren Verluſt halten, daß der Brief verlohren ging, indem er eine wahrhafte Leidenſchaft ausdrückte. —

— Von dem, in Weimar begonnenen, franzöſiſchen Blatte, der nordiſche Erzähler oder Journal für die Schmollwinkel (boudoirs) der Damen ſind nur drey Blätter erſchienen, und der Herausgeber macht bekannt, daß er erſt zur Oſtermeſſe die Fortſetzung ununterbrochen liefern wird, und zwar nicht mehr in Form fliegender Blätter, ſondern in Heften, um, wie er ſich ausdrückt, den wiſſenſchaftlichen Artikeln mehr Ausbreitung, und den zur Unterhaltung beſtimmten mehr Mannichfaltigkeit zu geben. Wir mögten ihm rathen, die wiſſenſchaftlichen Artikel lieber zuſammen zu ziehen als auszudehnen. Gleich im erſten Blatte befindet ſich eine Abhandlung über die Vorzüge, das Genie und das Studium der franzöſiſchen Sprache, die ſchwerlich einer Dame in ihrem Schmollwinkel behagen wird Auch dem Artikel: Ueberſetzungen claſſiſcher Schriftſteller, mögte ſchwerlich eine Dame viel Geſchmack abgewinnen. Indeſſen beweiſen dieſe Artikel, wie günſtig der Herausgeber von der Bildung der deutſchen Damen denkt; denn den ſchönen Pariſerinnen würde er ſie wohl nicht dargeboten haben. Uebrigens empfehlen wir ihm, ſich vor Herrn Paſſow in Breslau zu hüten, denn der hat ſeiner Gift- und Schmutz-Sprache den Tod geſchworen. —

— Ein hiſtoriſch-politiſch-literariſches Moſaik in zwey Bänden hat du Saul Choiy herausgegeben, Gutes und Schlechtes durcheinander. Das Schlechte möge der etwanige deutſche Leſer ſelbſt herausfinden; vom Guten, oder wenigſtens Unterhaltenden, wollen wir ihm einige Proben liefern. — Schon 13 Jahre vor der Revolution hat der Pater Beauregard dieſelbe von der Kanzel prophezeiht, und 1789, als er zu Verſailles vor dem Könige predigte, plötzlich mitten in der Predigt inne gehalten, und nach einer Pauſe, in der ſich die lebhafteſten Gemüthsbewegungen auf ſeinem Geſichte mahlten, mit einer Donnerſtimme ausgerufen: Frankreich! deine Stunde naht! — Dieſer neue Jeremias wurde 1792 deportirt, floh nach London, nach Maſtricht, nach Cölln, und ſtarb 1804, 72 Jahr alt, auf dem Schloſſe Groning in Schwaben bey der Frau Fürſtin Sophie von Hohenlohe. — 7 Meilen von Paris liegt an der Marne die Stadt Lagny, deren ſchöne Damen im Jahr 1544 von einem brutalen General, Nahmens de Lorges, zu einem Balle eingeladen und, nach plötzlich ausgelöſchten Lichtern, der Wuth der Soldaten Preis gegeben wurden. Seitdem iſt in Lagny der Nahme de Lorges, welcher auch Gerſte bedeutet, ſo verhaßt, daß, wenn Einer, dem dieſe Anecdote unbekannt iſt, ihn ausſpricht, ohne zugleich einen Sack mit Gerſte vor ſich zu haben, ohne Erbarmen zum Brunnen geſchleppt und untergetaucht wird; eine Rache, die manchem das Leben gekoſtet hat. So ging es 1776 einer jungen hübſchen Dame, die auf dem Poſtwagen durch Lagny fuhr, und die von ihren neckenden Reiſegefährten verleitet wurde zu fragen: wie theuer die Gerſte? der Pöbel umringte ſogleich den Wagen, mit Mühe entrann die Dame in eine Kirche, aber auch da war ſie nicht ſicher, obgleich der Pfarrer die Kirchthüren zuſchloß, und den raſenden Pöbel zu beſänftigen verſuchte. Sie mußte endlich ausgeliefert werden, wurde in den eiskalten Brunnen getaucht, in fürchterlichen Krämpfen wieder herausgezogen, und ſtarb in wenigen Minuten. —

Baron D., Capitain der Schweitzergarde, einer von den wenigen, die den 10ten Auguſt überlebten, hatte bis Abends 5 Uhr gefochten und manchen Säbelhieb erhalten. Er kletterte endlich auf einen Baum im Garten der Tuillerieen und hoffte ſo der Wuth des Pöbels zu entkommen. Drey Stunden ſaß er auf dem Baume; da es nun ſtiller und auch dunkel geworden, ſo ſchmeichelte er ſich, eine bequemere Freyſtatt erreichen zu können. Auf dem Platze Vendome begegnete ihm ein Haufe, vor dem er ſich hinter die Statue Ludwig des XIV. verſteckte. Dort erblickte ihn der Bediente eines Finanziers und rief: Wer da! — er nannte ſich und ſagte: mein Leben iſt in deiner Gewalt. — „Ziehen Sie meinen Rock an“ erwiederte der ehrliche Kerl, ohne ſich lange zu bedenken, „und geben Sie mir ihre Uniform.“ Es geſchah. Die Uniform wurde in ein Schnupftuch gewickelt, der Bediente im Hemde und der Capitain in der Livree gelangten glücklich zu dem Hauſe des Finanziers, wo der Flüchtling 14 Tage in der Kammer ſeines Retters verborgen blieb. Endlich erfuhr es der Finanzier und jagte ſie beyde aus dem Hauſe. Da führte der Bediente den Gaſt zu ſeiner Mutter, einer Kohlenverkäuferin, bei welcher einige Tage nachher Hausdurchſuchung geſchah. Aber D. ſteckte hinter einem Dutzend Kohlenſäcken, und obgleich die Suchenden mit langen Piken in die Säcke ſtachen, fanden und trafen ſie ihn doch nicht. Mit einem falſchen Paſſe kam er glücklich in ſein Vaterland zurück, von wo er ſeinen Wohlthätern 20000 Livres, mit der dringenden Einladung ſandte, zu ihm in die Schweiz zu kommen. Sie kamen auch wirklich und erhielten ein Güthchen zum Geſchenk. Beyde Familien lebten noch im Jahr 1808. —

Man hat berechnet daß, wenn man die engliſche Nationalſchuld in Banknoten von einem Pfund Sterling nebeneinander legte, ſie 4516 Quadratmeilen bedecken würde. In Guineen würde die Linie über 10000 Meilen lang ſeyn; in Schillingen würde ſie faſt neunmal die ganze Erdkugel umwickeln; in Pfennigen würde dieſe Linie 17mal von der Erde bis zum Monde reichen, und nebenher noch zweymal um die Erde und fünfmal um den Mond geſchlungen werden können. Um die Nationalſchuld in baarem Gelde zu tragen, 40 Pfund auf jeden Träger gerechnet, würden 374531 Mann erforderlich ſeyn, wenn es Gold wäre; weit über 5 Millionen Menſchen, wenn es Silber wäre, und mehr als 262 Millionen, wenn es Kupfer wäre. Wollte man die Schuld auf Wagen transportiren, ſo würde man für das Gold 7401 Wagen, jeden zu 2000 Pfund, gebrauchen u. ſ. w. Oder zur See 9375 Schiffe zu 500 Laſten. Um ſie in Gold zu zählen, geſetzt man zählte 100 Goldſtücke in einer Minute und beſchäftigte ſich täglich 12 Stunden damit, ſo würden mehr als 27 Jahre dazu erforderlich ſeyn, und in Pfennigen faſt 7000 Jahre; ſo daß, wenn man bei Erſchaffung der Welt angefangen hätte, man jetzt noch nicht fertig wäre. — Wer ſollte nicht glauben, die Gerberey von Menſchenhaut zu Meudon ſey eine Fabel? und doch iſt nichts gewiſſer, als daß zu Anfang der Revolution ein gräßlicher Speculant ſie unternahm, und daß die Herren Mitglieder der Committee der öffentlichen Wohlfahrt die erſten waren, welche Stiefeln von Menſchenleder trugen. Robespierre ſchund alſo das Volk im eigentlichſten Verſtande, und vielleicht hat mancher franzöſiſche Soldat Schuh von der Haut ſeiner Anverwandten und Freunde getragen. —

In dem Schloſſe Saint Gratien im Thal von Montmorency ſteht noch jetzt auf dem Hofe ein ſehr alter Baum, unter welchem der Sieger bei Marſaille ſeinen Plutarch zu leſen pflegte. Der noch friſche Hauptzweig deſſelben ſoll gerade an dem Tage abgefallen ſeyn, an welchem die Alliirten zum erſtenmale in Frankreich einrückten, obgleich an dieſem Tage kein Lüftchen ſich regte. —

Unſere Damen wiſſen wohl ſchwerlich, woher die Iſabell-Farbe ihren Nahmen hat? Iſabelle, Tochter Philipp II. und Gemahlin des Erzherzogs Albert, that ein Gelübde, nicht eher ein reines Hemd anzuziehen, bis ſie Oſtende erobert haben werde. Zum Unglück für ihren Gemahl dauerte die Belagerung drey Jahre, und die Farbe, welche man nun bei jenem Hemde vorausſetzte, wurde eine Modefarbe. —

Aus einem Schreiben der Miß Anna Seward, eines berühmten Frauenzimmers, deren Briefe 1810 in London im Druck erſchienen. „Der berühmte Ritter, Mademoiſelle d'Eon, iſt jetzt hier in Lichfield, wo jedermann für 2 Schillinge ſein oder ihr Talent in der Fechtkunſt bewundern kann, denn ſie giebt öffentliche Fecht-Stunden. Welche Erniedrigung für die Adjutanten des Herzogs von Broglio! den franzöſiſchen Geſandten am ruſſiſchen und engliſchen Hofe! den vornehmſten Friedensunterhändler von 1782! der ſich nun durch Fechtſtunden ernähren muß. Fünf Jahre diente ſie rühmlich im deutſchen Kriege, ſechs Schlachten wohnte ſie in Amerika bei und öfter wurde ſie verwundet. Ich habe eine lange Unterredung mit ihr gehabt, ſie beſitzt einen edlen unabhängigen Geiſt. Sie ſelbſt hat mir erzählt, wie ihre Eltern, um den Verluſt einer Erbſchaft zu verhüten, ſie in einen Knaben verwandelt! Ihr kriegeriſches Ausſehen und ihre körperliche Stärke ſind erſtaunlich für eine Perſon von 69 Jahren. In franzöſiſcher Uniform vereint ſie das militairiſche mit der Grazie des Hofmannes; aber in Frauenzimmerkleidern iſt nichts ſo linkiſch als ſie.“

Briefe an eine Dame über theol. Literatur.

Fünfter Brief.

Sie klagen, liebe Freundin, daß meine beyden letzten Briefe Ihnen keine Erbauungsbücher genannt, da ich doch wohl wüßte, daß Ihrem Geſchlechte am meiſten um Erbauung zu thun ſey? — Ich eile, Ihren Wunſch zu erfüllen.

Ein Wort zur Ehre der Bibel hat der Paſtor Peterſen geſprochen, und beginnt mit einer Parabel: die Quelle der Väter. Ein Greis, obgleich von den Nachbarn verſpottet, ſchöpfte noch immer ſein Waſſer aus einer uralten, verſchmähten Quelle, und weiſſagt eine Zeit der Dürre, wo es den neugegrabenen Brunnen an Waſſer mangeln, und man die Quelle der Väter wieder aufſuchen werde; eine Weiſſagung, die bereits eingetroffen iſt. Sie finden hier, außer manchem Andern, was Ihr Herz anſprechen wird, auch eine gelungene Parodie des Göthiſchen Liedes: kennſt du das Land wo die Citronen blühen, angewendet auf das höhere Vaterland. — Derſelbe Paſtor Peterſen hat, in einem kleinen Andachtsbuche, Kernſprüche auf jeden Tag im Jahre geliefert, und in ſeinem Chriſten in der Einſamkeit fromme Klagen, Wünſche, Bitten und Dankſagungen bey verſchiedenen Veranlaſſungen geſammelt. Seine Schriften werden bey Vielen ihren Zweck erfüllen.

Ein Herr C. A. D. hat es herzlich gut gemeynt, indem er uns mit einer Schrift: Selige Hoffnung des Wiederſehens in jenem Leben, beſchenkte, aber außer dem Gutmeynen, iſt wenig daran zu loben. Zwar das Verweiſen auf Schriftſtellen iſt allerdings löblich, nur kommt es immer auf den Geiſt und auf das Herz an, mit welchen ſie geleſen werden. Dieſe zu *erwecken*, ſey des chriſtlichen Lehrers Beruf am Schreibtiſche wie auf der Kanzel. Schriften, wie die eben erwähnte, ſetzen die Erweckung ſchon voraus, und beſchränken ihren Nutzen folglich gerade auf ſolche Leſer, die deſſen am wenigſten bedürfen.

Ewalds chriſtliche Betrachtungen auf alle Abende im Jahre hätte ich Ihnen zuerſt nennen ſollen, da der Verfaſſer ſie beſonders chriſtlichen *Frauenzimmern* widmet, weil Ihr Geſchlecht, nach ſeiner Meynung, mehr religiöſe Bedürfniſſe hat als das unſrige. Daß Sie viel ausgezeichnetes in dieſem Buche finden werden, wage ich nicht zu behaupten. Wenigſtens ſeh' ich voraus, daß ein Unwille ſie ergreifen wird, wenn Sie den Schluß des ſchönen Stollbergiſchen Liedes, wo ein Kind Gott zu preiſen ermuntert wird:

Und wenn's nach ſeinem Namen fragt,
So drückt mit beyden Armen
Das Kind an Euer Herz und ſagt:
Sein Name heißt: *Erbarmen!*

alſo verbalhornt finden:

Und wenn's nach ſeinem Namen fragt,
Ihn fühlt in jeder *Ader*,
So drückt es feſt an's Herz, und ſagt:
Er nennt ſich deinen *Vater!* —

Hoppenſtedts Predigten darf ich Ihnen empfehlen. Sie gewinnen an Intereſſe noch durch den Umſtand, daß ſie in den Jahren der feindlichen Unterdrückung von 1805 bis 1813 in Harburg gehalten worden. Leſen Sie z. E. folgende Stelle, und geſtehen Sie, daß dieſer Mann das Herz anſpricht: „Wenn alle Freuden des Lebens zur Zeit „des großen Verhängniſſes ſo gut wie dahin ſind; „wenn Du, wohin Du nur blickeſt, auf zertretene „Blumen und zerſtörte Früchte des ſchönſten, vorhin beſtandnen Guten geräthſt; wenn ringsum die „Welt in Trauer und der Himmel in Wolken gehüllt iſt; dann trittſt Du, durch die Religion geleitet, in Dein Haus zurück, und baueſt Dir Deine „eigne Welt von Freuden, und Deinen eignen Himmel von Hoffnungen. Du knüpfeſt das Band feſter, das Dich mit den Deinigen verbindet. Du legſt „dein Herz näher an ihre Herzen. Du verweilſt bei „ihnen, und bringſt am liebſten Deine Zeit bei ihnen „zu. Du ſtrengſt Dich zur Arbeit, zu mancher ſonſt „kaum gekannten, oft verſchmähten Arbeit für ſie „an. Es gelingt Dir oft, mehr als zuvor zu erübrigen, und für die künftige Zeit zuſammen zu halten. Dein Auge iſt ſorgfältiger als je auf Deine „Kinder gerichtet. Du ſiehſt mehr als je die Nothwendigkeit ein, ſie gut zu erziehen, und das beſte, „was Gott in ihnen Dir gab, wohlbewahrt durch die „verwüſtende Zeit zu bringen. — Welche Ruhe haſt Du „dann für Dein Herz durch die *Hoffnungen!*" — Ueberhaupt ſind die Gegenſtände, mit welchen dieſe Predigten ſich beſchäftigen, nicht die alltäglichen. Sie ſprechen z. B. von der Nothwendigkeit, die äußern Bedürfniſſe des Lebens einzuſchränken — (eine ſehr heilſame Erinnerung in *ſolchen*, und auch in *unſern* Tagen, wo die äußern Bedürfniſſe der Fürſten ſo ungeheuer anwachſen, und jeder ihrer verſchwenderiſchen Genüſſe uns eine Entbehrung koſtet) — ſie ſprechen vom Hange zum Wohlleben — von der edlen Kühnheit im Bitten, wenn es das Wohl Anderer gilt u. ſ. w.

Die Predigten des Paſtor Tiede haben einzelne ſchöne Stellen, und was er am Pfingſtfeſte 1812 kühn gegen Napoleon geſprochen, bezeichnet ihn als einen wackern deutſchen Mann. „Warum „vertröſtet er die jammernden Zeitgenoſſen auf einen „Erdenhimmel für künftige Geſchlechter, die er doch „ſelbſt im Keime erſticket? Warum will der reiſſende „Wolf immer im Schaafskleide erſcheinen, und „ſpiegelt, indem er ſich mit Blut und Thränen „weidet, den Zerriſſenen goldne Berge der Zukunft „vor? — Wie in des Hochgebirges unzugänglicher „Kluft der Adler einſam, ſeinen Raub verzehrend, „azt, ſo ſitzt der mächtige Frevler, vom Menſchen abgeſchieden, am köſtlich beſetzten Tiſch, „kennt nicht die Freuden des geſelligen Maales, „und ihren Becherklang, und ißt aus einer fremden „Schüſſel. — Er iſt ſchon gerichtet!"

Und beim Ausbruche des Kriegs mit Rußland ſprach der Redner: „Iſt das kein Weltgericht? Wohin das Zünglein der Waage ſich neige, welche „Waagſchaale der Völker in der Hand des Weltenrichters ſchwerer wiege, Seufzer, Thränen, Blut und „Leichen hängen ſich an jede."

Doch ſicher war der Herr Paſtor im Irrthume, wenn er zu *Reichenbach* am 5. November 1812, an einem dunkeln Abende, einen Schimmer von dem Brande von Moskau zu ſehen wähnte.

Weigl's katholiſches Gebet- und Geſangbuch iſt allen Katholiken herzlich zu empfehlen. Und warum nicht auch den Proteſtanten? Jeder Leſer muß den Mann lieb gewinnen, der Geſänge wie folgende dichtet:

Der bis zum Tod die Menſchen liebte,
Und, was ſein Mund zu thun befahl,
Zuerſt als unſer Vorbild übte,
Der ſtiftete dieß heilge Mahl,
Daß wir in Liebe ſein gedächten,
Der Tugend jedes Opfer brächten,
Getreu dem Schöpfer der Natur,
Ein Herz und Eine Seele nur.
Der Liebe Band ſoll uns verbinden,
Wie Gottes Huld die Welt umfaßt:

Am Sünder ſeyn uns nur die Sünden,
Doch nie der Menſch in ihm verhaßt! —
An jenem ſchauervollen Tag',
Wo Herr wie Knecht vor Gott erſcheint,
Wägt Jeden ſo des Richters Wag,
Wie Er gerichtet Freund und Feind.

Hingegen werden Sie **Reinwellers chriſtkatholiſchem Erbauungs- und Andachtsbuche** ſchwerlich Geſchmack abgewinnen. Der gute Mann erzählt Ihnen unter andern, daß die Kayſerin Helena nicht blos das Kreuz Chriſti, ſondern auch die Kreuze der beyden Schächer, alle drey neben einander liegend, gefunden, und, um zu entſcheiden, welches von den dreyen das rechte ſey, habe man eines nach dem andern einem Kranken aufgelegt, der natürlich bey den Schächerkreuzen keine Beſſerung empfand, aber, ſobald er mit dem wahren Kreuze berührt wurde, aufſprang und davon lief.

Die bibliſchen Gemählde und Gedichte von Conz werden Sie, als eine Verehrerin religiöſer Dichtkunſt, gern empfangen; und an der rührenden Sitten-Einfalt, der kindlichen Unſchuld in den Familiengemählden aus dem alten Teſtamente ſich ergötzen. Auch der Verſuch, die Geſchichte Hiobs romantiſch zu bearbeiten, wird Sie freundlich anſprechen. Unter den ſogenannten **Gnomen** des Verfaſſers zeichnen ſich viele aus. Hier zur Probe die **Verſöhnlichkeit**:

Gern verzeihe dem Bruder, und gern verzeiht dir der Vater.
geben kannſt du wie Gott nicht, doch vergeben o Menſch!

Und dann der Schluß des Wunders am Pfingſtfeſte:

Nur die Liebe kann erkennen,
Kann den Ungeſehnen ſehn,
Fühlen ſeiner Liebe Wehn!
Er, den keine Sprachen nennen,
Hat dem Herzen, das entbrannt
Ihn erforſcht hat und erkannt,
Unausſprechlich ſich genannt
Wer ihn liebet, wird ihn ſchauen,
Wer ihn ſchauet, liebet ihn.
Wollt ihr in den weiten Auen,
Auf den Bergen, in den Gründen,
Drauſſen in der Welt ihn finden?
In dem Dunkel ſehn das Licht?
In dem Dunkel wohnt es nicht.
Auf den vielbetretnen Straßen
Wollt Ihr ſuchen Euern Freund?
O er wird allein Euch laſſen,
Der nur ſtiller Demuth ſich vereint.

Darf ich hoffen, ein heutiges Tagewerk zu Ihrer Zufriedenheit beendigt zu haben, wenn ich Ihnen nun noch **Deutſchlands Wiedergeburt von Dräſeke in einer Reihe evangeliſcher Reden gefeyert**, nenne? — Das Buch iſt Ihnen ohne Zweifel ſchon bekannt? beſitzen Sie es aber noch nicht, ſo kaufen Sie die eben erſchienene zweyte, von neuem durchgeſehene, auch wohlfeilere Auflage. Denkmale einer entſchwundenen Zeit, ſagt der Verfaſſer, dem es, wie vielen Tauſenden, längſt klar geworden, daß — unſere Hoffnungen zu ſchön waren. Sie wiſſen, ich gehöre nicht zu den vielen Tauſenden. Was ich gehofft habe, iſt glorreich erfüllt worden; das Frankenjoch iſt abgeſchüttelt. Auch ſcheint es in der That, der Verfaſſer habe erſt ſpäter ſich hinreißen laſſen, ſchimäriſche Hoffnungen zu hegen; denn nach dem Siege bey Waterloo ſprach er folgende kräftige Worte: „Trug nicht das ganze Volk deutſcher „Zunge und Sitte die Ketten der Knechtſchaft? „waren nicht die Fürſten und die Städte dem „Tyrannen zinsbar? Raubte er nicht in allen Gegenden den Eltern den Sohn und den Kindern „den Vater, ſobald ſeine heißhungrige Unterdrückungsluſt irgendwo eine neue Schlachtbank auserſehen hatte? Gab es noch einen Winkel, „Deutſchland, in deinen herrlichen Gauen, wo das „freye Wort den freyen Mann nicht achtete? — „Und ſie wurden zerſprengt dieſe ſchimpflichen „Banden vom Rheinſtrom bis zum baltiſchen „Meere. Müſſen wir denn nicht alle jauchzen „da wir Alle gerettet ſind?“ — Nun ja wir jauchzen, und fürchten nicht, wie es weiter heißt: „eine Sklaverey gegen die andere vertauſcht zu haben.“ Was der Verfaſſer von verblendeten Fürſten ſpricht, welche die Augen öffnen, und das Volk würden ſchätzen lernen, daß ihre Fehler wieder gut gemacht; ſo glaube ich, daß unſere Fürſten ſeitdem bewieſen haben, wie ſehr ein dauerhafter Friede, und folglich das Glück ihrer Völker, ihnen am Herzen liegt; und ich würde mich ſchämen mit dem Verfaſſer, in ſeiner, zur Feyer der Schlacht bey Leipzig gehaltenen, Predigt, auszurufen: „Es ſtehen Gewitter am vaterländiſchen Himmel! nicht neue, ſondern alte, die ſich noch immer nicht haben zertheilen und verziehen wollen.“ Und wenn er dann die Fürſten anklagt vor Gott, daß ſie die Fortſchritte in Rückſchritte verkehren. Ich geſtehe Ihnen, liebe Freundin, es hat mir weh gethan, daß ein Mann, den ich in vieler Hinſicht ſo ſehr verehre, in einem ſolchen Buche erklären konnte: daß die Beſchreibungen der Wartburgsſcenen ihn entzückt haben. Wie konnte ein Dräſeke ſich ſo vergeſſen! — Doch es iſt ja nur eine Meynung, die ich für irrig halte. Eben ſo irrig ſcheint ihm vermuthlich die meinige, und dennoch bin ich überzeugt, er wird mich darum nicht haſſen, ſo wenig als ich ihn, wenn wirs nur beyde ehrlich meynen. Und ſo wiederhohle ich von Herzen die Empfehlung dieſes Buches, das ſo viel herrliches, rührendes und erhabenes enthält.

Hierbei Intelligenzblatt No. 5

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue †

3r Band. No. 28. Rede wahr, ſchone Niemand. 1819 April.

Einige franzöſiſche neue Schriften. (Beſchluß.)

Dieſelbe Miß Seward hatte in einem Gedicht, Monody, den General Waſhington als den Urheber des Todes des unglücklichen Major André bezeichnet. Da ſandte er einen ſeiner Adjutanten, mit allen, auf jene Begebenheit Bezug habenden, Papieren zu ihr, um ihr zu beweiſen, wie unrecht ſie ihm gethan und wie ſchmerzlich dieſes Unrecht ihm geweſen. (Es iſt erfreulich zu ſehen, daß ein Held wie Waſhington, einen ſo hohen Werth auf die Aeuſſerung eines Dichters legte. Der Held unſerer Tage bekümmerte ſich nicht einmal um den Geſchichtſchreiber. Stillſchweigend bekennt er alle ſeine Mordthaten.) —

Im October 1812 wurde zu Paris der Catalog von den Büchern eines alten Staatsraths Clos gedruckt; unter den Manuſcripten befand ſich unter andern die Oper le devin du Village, ganz von Rouſſeau's eigner Hand geſchrieben, und Clos hatte eine Nachricht von ſeinen Verhältniſſen zu Rouſſeau beigefügt. Da heißt es: „Man hat ihn verläumdet, er heuchle nur Armuth und Genügſamkeit; von der Letztern bin ich oft Zeuge geweſen. Eines Tages hatten wir bis 2 Uhr miteinander geplaudert, als ſeine Frau kam, ihm zu ſagen, daß die Suppe auf dem Tiſche ſtehe. Wollen Sie mein philoſophiſches Mittagsmahl theilen? fragte er mich. Ich antwortete, ich ſey ſchon anderwärts eingeladen, aber wenn es ihn nicht genire, ſo wollt' ich mich noch ein Weilchen mit an den Tiſch ſetzen. Er hatte nichts dagegen. Da wurde in einem braunen irrdenen Geſchirr eine Suppe aufgetragen, in der ein kleines Stück Rindfleiſch lag. Dann hohlte ſeine Frau noch zwei gebratene Aepfel, und das war alles. So lebte er immer, und ſeine Mäßigkeit war eben ſo wenig Heuchelei als ſeine Uneigennützigkeit. Er war begieriger nach Ruhm als nach Gelde. — Von Voltaire glaubte er, daß er an der Spitze einer Verſchwörung gegen ihn ſtehe. Sein Verdacht war ungerecht wie ſein Haß. Als Voltaire 1778 zu Paris war, fiel mir ein, es müſſe höchſt intereſſant ſeyn, dieſe beiden berühmten Männer, die einander ſo oft und ſo grauſam gemißhandelt hatten, beim Glaſe Wein zu vereinigen. Der Umſtand, daß Voltaire [illegible] mir ſoupirte, und Rouſſeau mir ſchon längſt ve[illegible]chen hatte, einmal ein Kalbs-Rippchen (Côtelette) b[illegible] zu eſſen, ſchien mir günſtig. Als Voltaire in meiner Bibliothek Rouſſeau's Werke erblickte, erkundigte er ſich nach ihm mit einigem Intereſſe. Ich ergriff dieſe Gelegenheit, ihm zu ſagen, daß Rouſſeau bei mir ſpeiſen würde, und zu fragen, ob er der Dritte ſeyn wolle? Er nahm es an, ſagte, er werde Rouſſeau mit Vergnügen ſehen, und bat mich, ihn deſſen zu verſichern. Froh eilte ich zu Rouſſeau — aber der beſtand darauf, nicht eher bei mir zu eſſen, als bis Voltaire weg ſeyn würde; denn wenn dieſer ſo große Luſt habe, ihn zu ſehen, ſo ſey es nur um ihn beſſer zu beobachten, und nachher auf ſeine Manier zu ſchildern. Ich mogte wiederhohlen ſo oft ich wollte, daß Voltaire nichts gegen ihn habe, und daß zwei ſo berühmte Philoſophen einander nicht vermeiden ſollten; er antwortete mir mit Heftigkeit: „Voltaire iſt nach Paris gekommen, um ſich von „Hof und Stadt angaffen zu laſſen, ich hingegen be„gehre, daß man mich ungehudelt laſſe." —

Als Marville General-Polizei-Meiſter in Paris war, erhielt er von einem Polizei-Lieutenant in einer kleinen Stadt folgenden naifen Brief: „Mein „Herr und lieber Mitbruder! Geſtern, als ich Audienz „gab, hat mich ein unverſchämter Menſch einen „Schurken genannt. Ich habe keinen Lärm machen, „ſondern Sie zuvor fragen wollen, wie Sie es in „ſolchen Fällen zu halten pflegen?" —

Aus einem Schreiben über Volks-Aberglauben. „Als ich meine Tante auf dem Lande beſuchte, fand ich ſie, nebſt ihren beiden Töchtern beſchäftigt, ein Hufeiſen auf die Schwelle des Hauſes zu nageln, um die Zaubereien einer alten Hexe zu verhüten, welche gegen eine meiner Couſinen erbittert war, weil ſie ein paar Strohhalme kreuzweis gelegt, um zu ſehen, ob die Hexe werde drüber hinſchreiten können. Man hatte ſie das Vater Unſer rückwärts herſagen hören, auch hatte ſie öfter eine Stecknadel gefodert, aber keine erhalten, weil alle ſpitzige Inſtrumente zur Hexerei geeignet ſind. Eine meiner Couſinen war lange von Krämpfen geplagt, die ſie

Ausgegeben den 25. März.

nicht eher verlohr, bis meine Tante ein Meſſer nach einem alten Weibe warf. In einem Zimmer des Hauſes meiner Tante ſpukte eine verſtorbene Wäſcherin, die Geld vergraben, und nicht eher Ruhe finden konnte, bis ſie ihr Geheimniß mitgetheilt. Ein Bedienter des Hauſes hatte ſich aus Liebe erhenkt und ſo lange geſpukt, bis ihn der Pfarrer im rothen Meere erſäuft hatte. — In der Nacht heulte der Hofhund, das bedeutete einen Todesfall. Eine Henne krähte wie ein Hahn, das bedeutete auch ein Unglück. — Eine Magd war blos deshalb geſtorben, weil bei einem Leichenbegängniß der Zug vor dem Hauſe geruht hatte. — Wenn das Feuer Funken ſprüht, ſo verkündet das entweder einen Schatz oder einen Sarg. — Meine Ankunft war lange vorher in den Kohlen des Kamins geſehen worden. — Wenn ein Frauenzimmer das Kaminfeuer ſo zu ſchüren verſteht, daß es lebhaft brennt, ſo bekommt ſie einen freundlichen Mann, beſonders wenn ſie auch unglücklich im Spiele iſt. — Die Lichtſchnuppe iſt eine große und ſichere Wahrſagerin, beſonders kündigt ſie Briefe an. — Ein beſuchender Nachbar ſaß an der Seite, wo das Talg vom Lichte herablief, und brach am andern Morgen auf der Jagd den Hals. — Brennt das Licht mit blauer Flamme, ſo iſt ein Geiſt im Zimmer. — Wer ein verlöſchtes Licht wieder anblaſen kann, der iſt ſehr tugendhaft. — Wenn die Katze, auf der Erde liegend, ihren Schwanz gegen den Kamin ſtrecket, ſo bedeutet es Froſt; wenn ſie ihn leckt, Regen; wenn ſie ſich mit der Pfote putzt, ſo kommt ein Fremder; wenn ſie dreimal nieſt, ſo bekommt das ganze Haus den Schnupfen. Wenn der Kopf juckt, ſo regnet es; wenn die Stirn juckt, ſo kommt ein Gaſt; wenn das rechte Auge juckt, ſo wird man weinen, wenn das linke, ſo giebt es zu lachen; wenn die Naſe, ſo thut man einen Fehltritt; wenn die rechte Hand, ſo muß man Geld auszahlen, wenn die linke, ſo empfängt man Geld; wenn der Rücken, ſo wird die Butter im Preiſe fallen. — Wenn die Haut ſchaudert, ſo geht eben Einer über den Platz, wo man einſt begraben wird. u. ſ. w.“ (Man könnte die Liſte dieſer Albernheiten in Deutſchland noch anſehnlich vermehren, beſonders ſeitdem der Magnetismus ſpukt.) —

In der Straße des Victoires ſtieg neulich ein Spitzbube zu einem offenen Fenſter hinein. Da trat ihm der Herr des Hauſes entgegen, der ihn für einen Galan ſeiner Frau hielt, und ſprach: „Mein „Herr, ich könnte Sie zum Fenſter hinaus werfen, „allein ich erlaube Ihnen, ſich durch die Hausthür „hinweg zu begeben, erwarte Sie aber Morgen Früh „im Boulogner Hölzchen auf ein Paar Piſtolen.“ Der Spitzbube merkte das Mißverſtändniß, verſprach zu kommen, eilte durch die Zimmer nach der Treppe, ſteckte unterwegs eine Uhr ein und kam nicht in's Boulogner Hölzchen. Wüßte man ſeinen Namen, ſo wäre er ein entehrter Spitzbube. —

Stolz auf Verwandtſchaft. Eine Schweſter von Deſkartes ſprach ſtets mit Wohlgefallen von einem Bruder, der ein kleines Amt verwaltete, aber mit Bedauern von ihrem Bruder, dem Philoſophen, weil er der einzige ſey, der ihrer Familie keine Ehre mache. — Zwei Nonnen, die, ſo wie Molière, Pocquelin hießen, ſchämten ſich der Verwandtſchaft mit dem Verfaſſer des Tartüffe dermaßen, daß ſie jährlich an einem gewiſſen Tage faſteten, um die Schande abzubüßen. — Eine andere Nonne hingegen rühmte ſich einer weitläuftigen Verwandtſchaft mit Voltaire, ſchrieb auch einmal an ihn, und war ſehr ſtolz darauf, eine Antwort erhalten zu haben, die ſie Jedermann leſen ließ, obgleich er ſich einige Spöttereyen über den geiſtlichen Stand darinn erlaubt hatte. —

Franzöſiſche Prahlerey. Bei Zürich ſoll, im Jahr 8, ein Soldat, Namens Amand, ſich ganz allein mitten in ein feindliches Bataillon geſtürzt, drei Mann getödtet und eine Fahne genommen haben, dann mit vier ſeiner Kameraden zurückgekehrt ſeyn, und 14 Officiere nebſt 163 Soldaten gezwungen haben, die Waffen niederzulegen. (Vermuthlich hatte er Hüons Horn bei ſich.) — Ein Adjutant ſoll in der Schlacht bei Hohenlinden mit 130 Mann in einen Wald gedrungen ſeyn und 1100 ungariſche Grenadiere zu Gefangenen gemacht haben. — Im Jahr 6 ſoll ein dritter, mit nicht mehr als dreien ſeiner Kameraden, in der Schweiz eine Brücke erobert haben, die durch vier Bataillons und eine zahlreiche Artillerie vertheidigt wurde. Alle dieſe ſchönen Sächelgen werden in vollem Ernſte erzählt.

Im Jahr 1761 bewieß ein königlicher Procureur dem Parlamente, daß die Jeſuiten 22 Verſchwörungen in Europa angezettelt. Dann gieng er ihre Schriften durch, und es fand ſich, daß 2 Jeſuiten den Kirchenraub vertheidigt, 34 den Diebſtahl, 5 den Vatermord, 36 den Todtſchlag, 5 die Zauberei, 2 den Götzendienſt, 17 den Ehebruch, 29 den Meineid, 75 den Königsmord. Der Herausgeber fügt hinzu, dieſe Schrift werde noch jetzt in der königlichen Bibliothek unter der Nummer 1852 aufbewahrt. —

Unter Ludwig VIII. entführte ein Canonicus zu

Beauvais die Frau eines Bürgers und wurde, auf deſſen Anklage, verurtheilt — die Frau ſpäteſtens in 14 Tagen zurück zu geben. —

Ein Engländer, der zu Calais gelandet war, ließ einen Barbier kommen, legte eine Guinee und ein paar Piſtolen auf den Tiſch, und ſagte: „wenn du mich nicht ſchneideſt, ſo bekommſt du die Guinee, ſchneideſt du mich aber, ſo jage ich dir eine Kugel durch den Kopf.“ Sehr wohl, erwiederte der Barbier, raſirte den Engländer mit feſter Hand, und ſchnitt ihn nicht. „Wie war es möglich“, fragte nun der Engländer, „daß nach einer ſolchen Drohung „deine Hand nicht zitterte? wareſt du denn nicht „für dein Leben beſorgt?“ — Keineswegs, verſetzte der Barbier, denn hätte ich Sie geſchnitten, ſo hätte ich Ihnen auch gleich vollends den Hals abgeſchnitten. —

Zum Schluß liefern wir noch einen Auszug aus einem Briefe des Marquis d'Hamouville vom 30. December 1669 an einen ſeiner Freunde, als Beweis, daß das Urtheil über einen lebenden dramatiſchen Dichter nie rein iſt, und daß ſelbſt Perſonen, die durch Geiſt und Herz ſich auszeichnen, ſobald ſie über ein Schauſpiel urtheilen ſollen, die Vorurtheile ihrer Verhältniſſe, die Neigung oder den Widerwillen gegen den Verfaſſer, die Furcht, gegen eine Mode-Meinung anzuſtoßen, und die Stimmung guten Freunden oder Ton-Angebern nach dem Munde zu reden, mit in's Theater bringen, wo ſie, ohne ſich ſelbſt es zu geſtehen, ſich gegen jede angenehme Empfindung waffnen, die das Stück ihnen etwa entreißen könnte. Hier iſt von Racine und von der erſten Vorſtellung ſeines Britannicus die Rede.

„Einige von Racine's Lobrednern“ ſo ſchreibt der Herr Marquis, „hatten ſo viel Weſens von dem Stücke gemacht, daß ich mit Mühe noch einen Platz auf dem Theater fand. Ich unterließ nicht Frau von Sevigné in ihrer Loge die Hände zu küſſen, und fand daſelbſt die Damen v. Villars, Coulanges und Lafayette, ſammt Villars und Grignon; Sie können ſich daher leicht vorſtellen, wie Britannicus in dieſer Loge verarbeitet wurde. Frau v. Sevigné ſagte ſchon neulich, Racine würde aus der Mode kommen wie der Caffee. Man lachte viel über dieſes Witzwort, und Jedermann gab zu, daß es eben ſo paſſend als ſpaßhaft ſey. Ich erſtaune nur über die Einbildung dieſes tragiſchen Schülers, der ſich herausnimmt, nach Corneille, noch Römer ſprechen zu laſſen. — Die Verſammlung im Theater war ſehr glänzend, und wäre eines beſſern Stückes würdig geweſen. Man gähnte um die Wette im Parterre, und man ſchlief in den Logen. Despréaux, (Boileau) neben dem ich ſtand, war wüthend über die Kälte des Parterre's, und behauptete, Britannicus ſey Racine's beſtes Werk. Faſt wäre er und Subligny einander in die Haare gerathen, weil der letztere laut lachte, als Nero ſich hinter den Vorhang verbarg, um Junien zu belauſchen, und weil dieſes Lachen ſich über den ganzen Saal fortpflanzte. Außer Boileau und Ninon hat niemand das Stück vertheidigt, und ich bin neugierig zu ſehen, wie der kleine Nebenbuhler des großen Corneille ſeinen Fall (chûte) aufnehmen wird; denn ein Fall war es wirklich. — Floridor ſpielte vortrefflich. Es ſchien, als ob er darauf gewettet hätte, einer der ſchlechteſten Rollen, die er jemals geſpielt hat, Beifall zu erzwingen. — Ich erzähle Ihnen nichts von dem Plan des Trauerſpiels — wie hätte ich den gehörig faſſen können, da ich mich zwiſchen Ihrem Bruder und dem dicken Vicomte befand — aber daß das Ganze ſchlecht iſt, ſehr ſchlecht, darauf können Sie ſich verlaſſen, was auch der Satyriker (Boileau) davon ſagt. Die Entwickelung iſt das Lächerlichſte, was ich jemals geſehen habe. — Wenn die nouvelles à la main (ein damaliges Morgenblatt oder elegante Zeitung) bis zu Ihnen dringen, ſo werden Sie dieſen Racine von Meiſterhand verarbeitet finden u. ſ. w.“

(Sollte man nicht glauben, in dieſem, 150 Jahr altem Briefe ein heutiges, von Neid und kleinlichen Leidenſchaften eingegebenes, Urtheil zu leſen? — Dieſer Herr Marquis d'Hamouville mag vielleicht nur ein elender Pflaſtertreter geweſen ſeyn; aber auch die berühmte Frau v. Sevigné und ihre ſehr gebildete Umgebung, ja, Ninon und Boileau ausgenommen, die ganze, ohne Zweifel von Tonangebern irre geleitete Menge urtheilte eben ſo! und jetzt ſind die Franzoſen ſtolz auf ihren Racine! jetzt ſtellen ſie ihn nicht ſo weit hinter Corneille wie damals. Das macht: er lebt nicht mehr, und der Neid, die thätigſte aller Leidenſchaften, ſchweigt. — Wie viele unſerer heutigen Kunſtrichter werden nach 50 Jahren ausgelacht werden, ſo wie wir heute den Marquis d'Hamouville und die Frau von Sevigné auslachen! Fürwahr, jeder dramatiſche Dichter, von dem ein neues Stück aufgeführt wird, ſollte von den Zuſchauern nichts weiter erbitten, als: bildet Euch ein ich ſey todt.)

Briefe an eine Dame über theologiſche Literatur.

Sechſter Brief. Werden Sie mir erlauben, liebe Freundin, Sie heute zur Abwechſelung mit einigen theologiſchen Albernheiten zu unterhalten?

Der hypermyſtiſche Kanne hat einen Chriſtus im alten Teſtamente geſchrieben, ein Buch, ſo abgeſchmackt, als alle die er bisher geliefert hat. Sie wiſſen, ich bin kein Feind der ächten Myſtik, die ich für ein, zwar überſpanntes, doch immer ſchönes Gefühl halte. Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn ein Menſch ſich folgendergeſtalt vernehmen läßt: Der phyſiſche Bildungstrieb zeigt ſich bekanntlich am kräftigſten bei den drei niedrigſten Thierklaſſen, den Amphibien, Inſekten und Würmern. Alſo erſcheint auch der geiſtliche Bildungstrieb nicht in ſolchen Menſchen, die die Welt Genies und Männer von Kraft nennt, ſondern in den niedrigen, demüthigen, zerſchlagenen Herzen, den geiſtlichen Amphibien, Inſekten und Würmern. — Die Seele muß ihre männliche Natur aufgeben, und weiblich werden, um als Braut des Wurms empfangen zu können. — In Urias Weibe, Bathſeba, iſt die Vereinigung des Heidenthums mit dem Judenthume vollkommen vorgebildet, denn ſie iſt dem Könige vermählt worden, aus deſſen Stamme der Bräutigam entſpringen ſollte. Sie war freilich eine Ehebrecherin, aber das hat wohl nur eine verborgene Bedeutung. „Gerade die „Frucht einer blutſchänderiſchen und buhleriſchen Umarmung ſollte unter ſo vielen Enkeln Jacobs allein „derjenige werden, aus deſſen Nachkommenſchaft „David und der Meſſias hervorginge, damit Gott „Menſch würde in einem Geſchlechte, auf dem die „Unehre ruhte, (!) ſich alſo auf's Tiefſte erniedrigte, um Satans Hochmuth um ſo tiefer zu beſchämen, und dem niedrigſten Sünder Muth zu geben, „daß auch aus ihm noch ein Kind der Herrlichkeit „werden könne." — Giebt es wirklich menſchliche Köpfe, in denen ſo kraſſe Vorſtellungen ſich erzeugen können? — Vieles darf ich Ihnen nicht einmal wiederhohlen, denn alles Schlüpfrige erhebt Herr Kanne zu Vorbildern auf den himmliſchen Bräutigam und deſſen Braut. Der Teufel hat, nach ſeiner Behauptung, ein Recht auf dieſe Welt und macht es geltend. — Sie werden, nach Leſung ſolcher Stellen, vermuthlich zweifelhaft bleiben, ob der Verfaſſer zu den Amphibien oder zu den Inſecten oder zu den Würmern gezählt werden müſſe? unzweifelhaft iſt aber, daß er zu den vernünftigen Geſchöpfen nicht gehört — und unſäglich, welchen Schaden ſolche erbärmliche Myſtiker der wahren Religion zufügen.

Nicht viel beſſer als jener Kanneſche Chriſtus im alten Teſtamente iſt der Meſſias-Freund von Schuberth, der die alte Klage führt, daß die Welt im Argen liege; der ſich in myſtiſchen Herzensergießungen von allerley Art gefällt, und dem chriſtliche Duldung völlig fremd iſt; denn, wer nicht denkt wie er, den nennt er einen bösartigen, leichtſinnigen Schriftverdreher, einen Chriſtushaſſer, einen kalten Frevler, einen Lügenchriſten u. ſ. w. Der Satan iſt ihm der Urheber aller Sünden; des Satans Macht herrſcht, ihm zufolge, in jedem ſterblichen Leibe; woraus leicht, wider ſeine Abſicht, folgen möchte, daß dem Menſchen die Sünde nicht zuzurechnen ſey, zumal da, nach Kanne's Behauptung, der Satan ein Recht auf die Welt hat. Endlich ſchließt Hr. Schuberth mit der Verſicherung, daß er gern ein Narr um Chriſti willen werden wolle; ein Wunſch, den zu erreichen er auf gutem Wege iſt.

Ja, wenn es nur bei einzelnen Narren bliebe! aber dieſe Narren ſind Karkinomaten. Halt! Halt! höre ich ſie rufen, Karkinomaten? was ſind das für Geſchöpfe? — Ach! da ſtoßen wir ſchon wieder auf eine Albernheit! Karkinomaten ſind Krebsgeſchwüre. Einem Mitarbeiter an Schuderoffs neuem Journal hat beliebt, ſich ſo wunderlich auszudrücken.

Wollen Sie wiſſen wie Gott ausſieht? — In Wachlers Annalen erzählt ein Reiſender, er habe eine Schule beſucht, wo der Lehrer fragte: wie ſieht unſer Herr Gott aus? die Kinder ſchwiegen. Ey wißt ihr das nicht? fuhr er fort: wie ein Geſpenſt ſieht unſer Herr Gott aus. — Nicht wahr, in dieſe Schule ſchicken Sie Ihre Kinder nicht? aber auch Baumgartens erſten Religionsunterricht mag ich Ihnen nicht empfehlen. Zwar ſind Erzählungen und Denkſprüche wohl geeignet, jungen Gemüthern ſich einzuprägen, doch meine ich, ſie müſſen anders klingen, als z. B. der folgende:

Hat dir ein Kind Unrecht gethan,
So mußt du nicht gleich ſchimpfen, ſchlagen,
Du kleiner Menſch, kannſt Du nicht dann
Mit Sanftmuth ihm ſein Unrecht ſagen? —

Eben ſo wenig rathe ich Ihnen, die, vom Profeſſor Oertel zu Ansbach mit Anmerkungen begleitete Bibel ſich anzuſchaffen, ob gleich der Verfaſſer ſie als eine allgemein verſtändliche Hausbibel für Jedermann empfiehlt. Sie taugt aber ſchwerlich weder für Ihre Kinder, noch für Ihre Hausgenoſſen, denn ſie iſt gewaltig moderniſirt, und eine moderniſirte Bibel kommt mir vor wie ein geharniſchter Mann aus dem 14. Jahrhundert mit einem dreieckigten Hute auf dem Kopfe. Die Nahmen ſind geſchrieben wie ſie im Hebräiſchen ausgeſprochen werden: ſtatt Iſaac, Jizhak, ſtatt Rebecca, Ribca, ſtatt Syrien, Arram, ſtatt Aegypten, Mizraim u. ſ. w. Wozu das? werden Sie fragen. Ich weiß Ihnen nicht darauf zu antworten. Die poetiſchen Stücke ſind auch poetiſch überſetzt, das erſte Buch Moſes z. E. in Jamben! Manche Erläuterungen des Verfaſſers ſetzen ſehr reiſe Leſer voraus, und manche ſind ſehr überflüſſig. Wer ſucht z. E. bei dem Worte Paradies den Paradiesvogel, den Paradiesapfel und ſogar Arndt's Paradiesgärtlein? — Die Wunder Moſis nennt der Herr Profeſſor geheime Kunſtſtücke, phyſikaliſche Experimente, die derſelbe von den ägyptiſchen Prieſtern gelernt habe. Gehört das, und noch viel mehr dergleichen, in eine Hausbibel für Jedermann?

Lieber würde ich rathen, die vier neuen Feſttage einzuführen, die der Superintendent Nebe zu Eiſenach in einem Gutachten über die würdige Feyer des Jubelfeſtes vorgeſchlagen hat. Das Erſte, das Feſt der Apoſtel, ſoll am 29. Juny gefeyert werden. Ich erlaſſe Ihnen, ſich dabei einzufinden. Anſprechender iſt das Feſt des Vaterlandes am 18. October, das Todtenfeſt, und das Feſt der Saat im Frühling. Die beiden Letztern ſcheinen den Chineſern abgeborgt zu ſeyn. Sie ſtimmen wohl auch dem Verfaſſer bei, wenn er für Kirchen und Altäre Verſchönerung durch die Kunſt erheiſcht. Er hätte wohl noch hinzufügen ſollen, daß man alte prächtige Kirchen nicht aus Knauſerey verfallen laſſen, und endlich an den Meiſtbietenden zum Abbrechen verkaufen ſoll; eine Sünde, deren ſich beſonders Franzoſen, ſowohl franzöſiſche als deutſche Franzoſen, ſchuldig machen.

Aber es iſt nun einmal eine Unart der Menſchen, daß ſie nichts Altes beſtehen laſſen, es ſey auch noch ſo trefflich. Jeder denkt doch, er könne es beſſer machen. Alle Augenblicke ſtößt man auf ſolche Beiſpiele. Kennen Sie die ſchöne Liturgiſche Fürbitte für den König von Preußen? in der es vormals hieß: „Wolleſt deinem Knechte, „unſerm theuerſten Könige und Herrn, zu ſeiner Regierung verleihen ein weiſes Herz, königliche Gedanken, heilſame Rathſchläge, gerechte Worte, „tapfern Muth, ſtarken Arm.“ Das iſt nun in der Liturgie für die Hof- und Garniſonskirche zu Potsdam und Berlin folgendergeſtalt verbalhornt; „Laß deine Barmherzigkeit groß werden über die „Perſon unſers allergnädigſten Königs und „Herrn.“ —

Da dieſer Brief nun einmal beſtimmt iſt, Sie mit theologiſchen Verirrungen bekannt zu machen, ſo mögen hier zum Schluß noch ein Paar Beiſpiele von prieſterlicher Induſtrie eine Stelle finden, die Wachler's Annalen mir geliefert haben. Das Erſte: einige katholiſche Geiſtliche zwingen ihre armen Amtsbrüder, deren Vorgeſetzte ſie ſind, ſo wie auch die noch ärmern Schulmeiſter, auf ihre Werke zu ſubſcribiren, wenn ſie nicht bei etwaigen Beförderungen übergangen ſeyn wollen. — Das Zweite iſt noch drolliger, oder empörender, wie Sie wollen. Ein Superintendent J. überſendet ſeinem Freunde, dem Pfarrer W., (ſchade, daß die Nahmen nicht genannt ſind), eine Schrift, mit der Bitte, den Abſatz derſelben zu befördern. W. thut es, und empfängt zum Dank 12 Exemplare als Geſchenk. Was beginnt er nun? — er ſchneidet ſauber das Titelblatt weg, läßt ein anderes, mit ſeinem eignen werthen Nahmen drucken, und fügt den 12 Exemplaren 12 verſchiedene Dedicationen bei, an die Kaiſerin von Oeſtreich, die Kaiſerin von Rußland, die Königin von Dänemark u. ſ. w., ſchickt ſie auch richtig an die 12 hohen Perſonen ab. Vielleicht wäre der Betrug unentdeckt geblieben, wenn nicht in Oeſtreich ein Geſetz exiſtirte, welches der Kaiſerlichen Familie, ohne vorhergegangene Erlaubniß, ein Buch zu widmen verbietet. Man beſchwerte ſich alſo bei dem Geſandten in Wien über die Kühnheit des Paſter W.; der Geſandte zeigt es ſeiner Regierung an, dieſe unterſucht, entdeckt den ſaubern Kniff, und — was weiter geſchehen, iſt mir nicht bekannt.

Fortſetzung aus Bailleuls Kritik des nachgelaſſenen Werks der Frau von Staël.

(Eingeſandt.)

Die unbequeme Form dieſer meiſtens polemiſchen Kritik muß dem Verf. manchen Leſer abſpenſtig machen; aber wie wir ſchon neulich ſagten, für den Geſchichtſchreiber und den Staatsmann muß es von Intereſſe ſeyn, die Angaben und Behauptungen dieſes Kritikers zu hören. Er war Augenzeuge der großen Weltbegebenheit, war ein Deputirter, und ſchreibt mit vieler Einſicht und Ruhe, ſo daß er auch da belehrend wird, wo man ſeine Anſicht nicht theilen kann. Es iſt auch nicht gleichgültig, ob man ſich dem Eindruck unbedingt hingebe, den das vielgeleſene Werk der Frau von Staël durch den Zauber ihres Vortrags bewirken kann. Verbergen wir uns nicht, daß nur die wilde Criſe der Revolution, nicht die Revolution überhaupt, vorüber iſt, wenn ſich die letztere auch in der Ausführung mehr dem Charakter der Reform nähert. Demnach wird die Stellung der Thatſachen, die Beurtheilung der Maasregeln, die Folgerung aus den Ereigniſſen jener Zeit, immer mehr oder weniger unvermerkten Einfluß auf das Benehmen in dieſer Zeit haben, und es iſt von der höchſten Wichtigkeit für Staatsruhe und Hausfrieden, die Lehren der nächſten Vergangenheit weder mißzuverſtehen, noch ihnen gar entgegen arbeiten zu wollen. Von dieſem Standpunkte aus können Schriften dieſer Art ſehr nützlich ſeyn. Unſer Blatt kann nur noch wenige Auszüge liefern.

B. findet einen Grundfehler der Staëlſchen Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution darinn, daß ſie nach dem doppelten Zwecke hinſtreben, das öffentliche Betragen des Herrn Necker, als Staatsmann, überall vollkommen zu rechtfertigen, und ihre Vorliebe für England und für einige hiſtoriſche Familien zu rechtfertigen. Dieſes führe zu einem Durchkreuzen mit ihren liberalen Ideen, zu irrigen hiſtoriſchen Anſichten und Widerſprüchen mit ſich ſelbſt. Mehrere der letztern ſcheint B. in der That ſehr gut ins Licht geſetzt zu haben, ſo wie er auch die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maasregeln des Herrn Neckers in den kritiſchen Momenten unſers Bedünkens ziemlich einleuchtend gemacht hat, der beſonders irrte, daß er die Nation für eine Parthey hielt. Eben ſo triftige Bemerkungen macht B. gegen den Vorwurf des irreligiöſen Geiſtes, den die Fr. von St. dem 18ten Jahrhundert macht, indem ſie ihres Vaters Schrift „über die Wichtigkeit religiöſer Meinungen" erwähnt. Die Verirrung einiger Schriftſteller charakteriſirt den Geiſt der Maße nicht, daß man auf Reinigung der Religion von Menſchenzuſatz und Mißbrauch dringt, iſt vielmehr ein Beweis des Gegentheils. (Wer Frankreichs Kirchengeſchichte kennt, der muß die Cleriſey der Aergerniſſe ſchuldig finden, die Voltaire und einige Andere gaben. Welche Dogmen, welche Handlungen, welchen Unſinn gab Jene nicht für Religion aus? was für Tollheiten beging man über den Janſenismus! Wen verfolgten die Jeſuiten nicht alles unter dieſem Namen. Tauſend Schock Verhaftbriefe wurden gegen Janſeniſten ertheilt.!! Auch ganz neuerlich fängt ein Theil derſelben wieder mit Vorwürfen der Irreligioſität an, und will, unter dem Vorwande der Religion, ihre weltliche Wichtigkeit auf dem Boden der Schwärmerey und ſcheinheiliger Grimaſſen und mit Hülfe von Miſſionen wieder herſtellen. Es iſt daher unklug, durch ſolche bodenloſe Anklagen des Zeitgeiſtes, den Feinden der geſunden Vernunft und Denkkraft zur Stütze zu dienen. — Ueber Sieyes ſagt B. „Fr. v. St. hat „Recht, wenn ſie findet, daß Siéyes Charakter der „Laune unterworfen iſt; aber das habe ich nicht geſehen, „daß man viele Mühe hätte, ihm einige „Worte abzunöthigen, es ſey denn bei einer öffentlichen „Handlung Er ſpricht gern, und iſt der „Mann, der mehr als irgend Jemand die meiſten „Ideen in die wenigſten Worte drängt. Er beſitzt „einen Geiſt von erſter Stärke, das gebe ich der Fr. „v. St. zu, aber mehr um die Gebrechen von dem, „was vorhanden iſt, herauszuheben, als um zu entdecken, „wie es ſeyn ſollte. Er iſt ein großer Niederreißer; „man kann ihn als den Heraclit oder Jeremias „der Revolution betrachten. Ich ſollte nicht „glauben, daß es einen Menſchen, oder eine „Idee auf Erden gäbe, die er mit ſeinem Beifall „beehrte. Einige Züge von Genie haben ihm anfangs „einen großen Namen gemacht; nachher hat „er mehr durch ſeinen Namen als durch ſeine Arbeiten „gewirkt. Viele weniger gerühmte Männer der „conſtituirenden Verſammlung ſind nützlicher geweſen „als er." — Ueber Mirabeau ſagt B. folgendes: „Mirabeau war ein außergewöhnlicher „Menſch, und hinterließ große Erinnerungen. Unterdeſſen „iſt in meinen Augen unter allen Vorzügen „der heiligſte, die einfache Eigenſchaft als Menſch. „Ich wünſchte, daß dieſe der vornehmſte Gegenſtand „der Aufmerkſamkeit, der Achtung und Rückſichten „bei allen denen wäre, die ſich eines Urtheils „über ihres Gleichen anmaaßen; ſo verlangt es die „Billigkeit und eine geſunde Moral. Eine große „Berühmtheit iſt der Antheil Weniger; die Ehre iſt „das erſte Gut für Alle. Man ſollte demnach alle „Individuen unter dieſe gemeinſchaftliche Egide ſtellen, „ſelbſt die berühmteſten Namen. Denn ein „glänzender Ruf ſollte Niemanden ermächtigen, die „Rechte des Individuums, als Menſch und als Bürger, „in ihm zu kränken, noch die Leichtigkeit der „Urtheile auf ſeine Koſten entſchuldigen." Nach Vorausſchickung dieſer Regeln ſucht nun Bailleul den Charakter Mirabeau's gegen Fr. von St. in Schutz zu nehmen, die ihn bekanntlich das böſe Princip, den Catilina jener Epoche genennt hat. — B. leugnet auch, daß man irgend eine Spur nachweiſen könne, als ob Mirabeau eine democratiſche Regierung in Frankreich habe errichten wollen; Sein Zweck ſey eine auf poſitive Geſetze gegründete Regierung, und das Volk nur das Inſtrument geweſen, um den Widerſtand der Privilegirten gegen alle dauerhafte Verbeſſerung und geſetzmäßige Verfaſſung zu überwältigen. Die Idee eines democratiſchen Gouvernements ſey einzig durch den verlängerten Widerſtand dieſer Privilegirten entſtanden.*) — „B. behauptet, eine Oppoſition und Erörterung der „Regierungshandlungen ſey immer in Staate geweſen, theils von Seiten der Parlamente, Kleriſey „u. ſ. w., theils von Seiten der Privatperſonen. „Dieſe ſey aber gefährlicher, zerſtörender Art, weil „ſie hinterher komme und die Akte ſchwäche. Es ſey „eine unermeßliche Folge der Revolution, daß dieſe „Oppoſition nunmehr vorausgehe, daß die Prüfung „und Beſtreitung der Geſetze vor ihre Annahme und „Bekanntmachung geſtellt ſey; daß die Autorität „nichts promulgire, was nicht von der Mehrheit als „das Beſſere anerkannt ſey. In dieſer Organiſirung „liege eine ſtarke Garantie der Königl. Gewalt und „der Freiheit zugleich. (Dieſe Bemerkung ſcheint Aufmerkſamkeit zu verdienen.) — B. bemerkt ferner, daß nicht allein Ludwig XVI. ſeine Lage nicht gekannt habe, weil er ſtets von Feinden der Revolution umgeben geweſen, ſondern daß ſogar Bonaparte, mit ſeinem Kopf und ſtarren Willen, auf die Dauer dem Einfluß ſeiner Umgebung zu ſeinem Schaden nicht widerſtehen können. (Auf dieſe Art ſollten Regenten ihre Umgebung öfters miſchen und wechſeln, und mehr als einer Parthey angehören.) Am meiſten zufrieden bezeigt ſich B. mit der Fr. von St. da, wo ſie über Bonaparte ſchreibt, und läßt ihrem Talent alle Gerechtigkeit widerfahren. Er meint aber, daß von allen denkenden und ſprechenden Weſen, die er kenne, Fr. von St. gerade einem Bonaparte den meiſten Argwohn habe erregen müſſen. Sie habe das Uebergewicht eines ſeltnen Geiſtes mit dem Einfluß ihres Geſchlechts vereinigt, habe eine Geſchäftigkeit ohne Beiſpiel, ein lebendiges Streben für's Beſte beſeſſen. Dieſes Beſte hätte aber kein anderes ſeyn ſollen, als was und wie es ihr erſchiene. Es brauche nur zwey ſolcher Weiber, um das ruhigſte und beſtgeordnete Gouvernement umzuwerfen; (?) geſchweige eins, das unter ſolchen Unruhen entſtand. — Ueber die Invaſion der Schweiz ſtellt B. eigne Anſichten auf, und theilt über die Unterdrückungen des Waadlands durch die Berner Ariſtokratie Nachrichten mit, die man in vielen andern und frühern Schriften beſtätigt leſen kann. — Ueberhaupt werden auch entſchiedene Gegner des Verf. in ſeiner Schrift manche Belehrung finden.

Literariſche Notizen.

— Eine wahrhaft ſchreckliche Geſchichte, wie dem Stadtpfarrer Dereſer in Carlsruh, von einem Miniſter Nahmens Andlau mitgeſpielt worden, enthalten die Wachlerſchen Annalen Septemberheft. Sie iſt ſo empörend, daß wir ſie noch nicht glauben mögen. Sollte ſie aber wahr ſeyn, ſo wird der neue Großherzog dem ſo ſchmählich Unterdrückten gewiß alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Dereſer's ganzes Verbrechen beſtand darin, daß er in einer Leichenrede an des unvergeßlichen Carl Friedrichs Grabe deſſen Enkel vor Schlingen, das iſt, vor ſchlechten Miniſtern und Rathgebern warnte; weil er glaubte, nicht nur berechtigt, ſondern ſogar von Amtswegen verpflichtet zu ſeyn, die Wahrheit zu ſagen, ſie möge ſeinen Zuhörern ſüß oder bitter ſchmecken. Mehrere, an den Großherzog gerichtete Vorſtellungen, blieben ohne Erfolg. Die letzte derſelben iſt hier abgedruckt und allerdings ſehr ſtark; aber auch dieſe blieb ohne Antwort. Solche Willkühr der Miniſter muß freilich den Wunſch erregen, ſie zur Verantwortung ziehen zu können, und — vorausgeſezt die Anklage ſey wahr — wird jeder rechtliche Mann wünſchen, den Herrn von Andlau derb gezüchtigt zu ſehn. —

— Im Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger wird aus einem alten Buche ein Recept mitgetheilt, wie man es anzufangen habe, um in einer Entfernung von 100 oder 1000 Meilen ſich die Nachricht mitzutheilen, ob man geſund oder krank, lebendig oder todt ſey. Bei der Trennung zweier Freunde nehmlich, ritzt ſich der Eine am Arm, der Andere in den Finger, daß es blutet, und beide laſſen wechſelſeitig einige Tropfen von ihrem Blute in die Wunde des Freundes laufen, und legen dann ein Pflaſter darüber. Die Wunden heilen bald. Wenn aber der Eine mit einer Nadel ſeine Wunde berührt, oder gar ſticht, ſo fühlt es der Andere, er ſey wo er wolle, und ſtirbt der Eine, ſo fängt der Arm des Andern an zu faulen. Alle die an den Magnetismus glauben, werden auch hieran nicht zweifeln. —

— In demſelben Anzeiger wird erzählt, daß ein, mit der Clairvoyante Maria Rübel angeſtelltes Experiment, da ſie einen allzuwohl verwahrten Brief mit dem Magen leſen ſollen, ſehr übel für die Ehre der Kunſt abgelaufen, denn es fanden ſich an dem Briefe „ſo auffallende Spuren abſichtlicher Verletzung,“ daß der Betrug offenbar wurde, und Hr. Kettger, (vermuthlich der Magnetiſeur), zuletzt die Geſellſchaft dringend bat, die Sache mit Stillſchweigen zu bedecken, und im Publikum blos für einen mißrathenen Verſuch auszugeben. Es ſind auch Prediger als Zeugen dabei geweſen, und dieſe werden aufgefordert, die Wahrheit öffentlich zu erklären. — Später hingegen macht beſagter Hr. Kettger bekannt, „was in dieſer Begebenheit als Betrug erſcheine, ſey der ſtärkſte pſychologiſche Beweis für die Wahrheit aller frühern Beobachtungen.“ Das Räthſel jedoch zu erklären, behält er ſich noch vor. — Indeſſen liefert der Anzeiger ein Seitenſtück zu den magnetiſchen Manipulationen, das Meſſen bei der Abzehrung. Wer nehmlich den Appetit verliert und mager wird, von dem ſagen die ſchleſiſchen Landleute, er habe die Verzehrung. Da muß der Kranke zu einer Meſſerin gehn, deren jedes beträchtliche Dorf Eine hat, gewöhnlich ein altes Weib. Die läßt den

---

*) Der Verf. erzählt anderswo, er habe mehr als einmal vom Abbee de la Trimouille gehört, daß dieſer täglich einer Zuſammenkunft im Schloſſe beigewohnt habe, wo man ſich mit den Mitteln beſchäftigte, alles über den Haufen zu werfen. Dieſes verrathen auch die Memoiren von Leleville.

Patienten die Arme ausſpreiten, mißt ihn mit einem Faden von dem Scheitel zur Sohle, und wiederum von der einen Hand zur andern. Iſt die erſte Länge kurzer als die andere, ſo iſt die Abzehrung da, und reicht etwa der Faden nur noch bis zu dem Ellenbogen, ſo iſt keine Hulfe mehr. Dieſe Probe iſt auch zugleich die Cur. Der Kranke wird zu verſchiedenen Zeiten 6 bis 8 Mal immer wieder gemeſſen, wenn dann der Faden nach den Handſpitzen zu avancirt, ſo beſſert ſich der Patient, und mit Erreichung der Fingerſpitzen iſt die Cur vollendet. Dieſe Procedur iſt nicht um ein Haar lacherlicher oder unwirkſamer als der animaliſche Magnetismus. —

— Da halte man ſich doch lieber an **Hochheimers Haus- und Kunſtbuch**, von welchem kurzlich Hr. Profeſſor **Poppe** die vierte ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage herausgegeben hat. Dieſes Buch iſt in der That außerordentlich reichhaltig an Unterricht in allerlei nutzlichen Künſten, welche der Natur abgelauſcht werden, und entweder des Herausgebers eigne Erfahrung, oder die Erfahrung glaubwürdiger Schriftſteller, bürgt für das Gelingen. Jeder Haus- oder Landwirth, jeder Handwerker oder Kunſtler, ſo wie jeder Kunſtliebhaber, kann zum Nutzen und Vergnugen ſich Raths daraus erhohlen. —

— Eine Geſellſchaft von Gelehrten hat angefangen, **ein allgemeines Repertorium der neuſten in- und ausländiſchen Literatur** herauszugeben. Des erſten Bandes erſtes Stück zeigt auf 64 Seiten gegen 60 neue Werke an, die in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache erſchienen ſind. Die Beurtheilung iſt freilich kurz, auch wohl etwas trocken, und darum möchte zu fürchten ſeyn, daß, der Kürze halber, die Gelehrten, und der Trockenheit halber die Ungelehrten dieſe Literaturzeitung in nuce nicht leſen werden, die übrigens durch einen anſtändigen Ton ſich vortheilhaft auszeichnet. —

— Jemand hat eine **Kehrſeite Weſſenbergs** geſchrieben, die wir das Vergnügen haben nicht zu kennen. Ihm iſt geantwortet worden durch eine **Kopf- und Herz-Seite Weſſenbergs**, die wir vor uns liegen haben. Der Verfaſſer iſt ein hitziger Kämpfer, der den römiſchen Stuhl noch härter angreift als Weſſenbergs Gegner zu Schanden macht, ja der auch manches Kuhne, den Gläubigen **aller** chriſtlichen Religionen anſtößige Wort fliegen läßt, bald ſich über die katholiſchen Gebetbücher, das **Marianiſche Waldtrompetelein, die geiſtliche Kliſtierſpritze für verſtopfte Sünder** u. dgl. luſtig macht, bald auf Menſchen deutet, die **zwei linke Füße** an einen Heiligenleib verkaufen; bald erinnert, die römiſche Curia ziehe vom blinden Glauben mehr Vortheile als der himmliſche Vater, und Rom wolle durchaus kein Reis von der Ruthe herauszupfen laſſen, mit welcher ſtets herum gehauen worden. — Bisweilen haben wir den Verfaſſer durchaus nicht verſtanden. Z. E.: „verſteht der Arzt den Kranken hinzuhalten bis die Natur wirkt, ſo wird er berühmt, deren doch ein König **vierzig** überleben kann.“ Wie das zuſammen gehört, mag Gott wiſſen! Solcher Stellen finden ſich viele. —

— Von demſelben Verfaſſer iſt **Pantalon der Brillenſchleifer im Breisgau**, auch eine Ehrenrettung Weſſenbergs gegen den Verfaſſer einer Schrift: **über Weſſenbergs Aufenthalt im Breisgau**, die wir nicht kennen. Dieſer Pantalon iſt in demſelben Tone geſchrieben, der in der **Kopf- und Herzſeite** herrſcht. Hier ein Paar Proben: „Sie dürften es bereuen, ſich auf das frühere Zeitalter berufen zu haben. Nein, Lieber, dieſen Skandal mag ich nicht erleben, und laſſen Sie mich für dieſen Fall aus dem Spiele; denn ich wette, Alexander VI. ſteht mit ſeinen, aus dem römiſchen Schatze verſorgten, **vielen** Kindern gleich an der Spitze, wie der Viertelmeiſter Wolf in den Huſſiten vor Naumburg; ihm zur Seite rechts Leo X. mit dem Sünden-Taxregiſter, und links Johann XXII. mit der Reitpeitſche.“ — „Freilich haben alle Weichlinge, ſo wenig als der römiſche Hof, gewußt, daß den Deutſchen das Loch in der Bärennaſe zugewachſen ſey, in welchem ſonſt der römiſche Ring gelaufen iſt.“ — Der Verfaſſer erzählt auch, das bairiſche Concordat ſey von Rom aus ſämmtlichen Pfarrherrn mit einer **geheimen** Inſtruction zugeſandt worden, und eine geiſtliche Geſellſchaft in Baiern habe 1100 Unterſchriften für eine **geheime** Adreſſe an den heiligen Vater negociirt. Wenn das wahr iſt, und die Regierung es duldet, ſo möchte doch wohl das Loch in der Bärennaſe noch nicht zugewachſen ſeyn. —

— Eine merkwürdige Broſchüre iſt: **Willemer's vorjährige Erfahrungen in der geſetzgebenden Verſammlung** (zu Frankfurt am Mayn.) Aus dieſer lernen wir, wie bei der Wahl der Vice-Präſidenten der Senat nach Einfluß geizt; wie ein Hochedler Rath gegen einen, der Stadt nachtheiligen Beſchluß der Bundesverſammlung — nichts gethan, und auf erfolgte Anmahnung geantwortet: Moralien gehörten nicht in die geſetzgebende Verſammlung; wie derſelbe den Stadtwald von dem Communal-Vermögen zu trennen geſucht; wie keine Nachweiſung noch befriedigende Auskunft über den Ertrag der Staatsguter zur Sprache kommen; wie die Koſten der Verwaltung ſo hoch geſtiegen ſind, daß jede Seele jährlich 20 Gulden zu verwalten koſtet; wie die Staatsſchulden, ſtatt abzunehmen, jedes Jahr zugenommen, obgleich kein Feind vor den Thoren geweſen, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr ſind. Im Ganzen ein neuer Beweis, daß alle Regierungsformen gut oder ſchlecht ſind, jenachdem ſie gehandhabt werden. — **Frankfurt hat eine Conſtitution.** —

— Herr Profeſſor **Kayßler** hat eine **Würdigung der Turnkunſt nach der Idee** (nemlich nach ſeiner Idee) drucken laſſen, die von **Steffens** hinreichend widerlegt werden. Wir wollen aus dieſer Broſchüre blos anführen, daß die Turnkunſt „eigentlich Lebenskunſt, oder noch genauer, Erziehungskunſt zum gemeinſamen Leben nach der Natur und Wahrheit“ heißen ſollte; daß „der (ſüdamerikaniſche) Fieberbaum ein **chineſiſcher** Baum iſt; (?) daß Deutſchland vielleicht ſchon 10000 Turner zählt; daß der Staat künftig nur Turner brauchen ſoll, weil ſie die unerſchrockendſten, furchtloſeſten und abgehärteſten in den Gefahren des Krieges, ſo wie die unbeſtechlichſten in den Aemtern des Friedens ſeyn werden; (das muß die Zeit lehren,) daß die altdeutſche Kleidertracht keine Spielerey, ſondern blos gegen die Einfälle eines Pariſer Hofſchneiders gerichtet ſey u. ſ. w.“ (Wir könnten noch manches hinzu fügen, aber uns ekelt ſchon vor der loſen Speiſe.) —

— In einer Sitzung der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften, hat ein Herr von **Barennes**, veranlaßt durch den Brand des Theaters Odeon, vorgeſchlagen, ſtatt der Leinwand, ein von allem Fett wohl gereinigtes wollenes Zeug zu den Decorationen zu nehmen, es mit Alaun zu ſchwängern, und dann wohl zu glätten, um darauf mahlen zu können. Die Academie hat Commiſſarien ernannt, um dieſen Vorſchlag zu prüfen. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 29. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 April.

Zur Lectüre für weibliche Bildung.

1) Sympoſion. Von der Würde der weiblichen Natur und Beſtimmung. Von Chr. und Aug. Bernhard. 2te Aufl. 1817.
2) Weltkunde, ein Mittel höherer Geiſtesbildung für die ſpätere (erwachſene) weibliche Jugend, von L. A. Kähler. 1r Thl. mit Kpf. 1818.
3) Gemälde der phyſiſchen Welt, oder unterhaltende Darſtellung der Himmels- und Erdkunde, nach den beſten Quellen ꝛc. bearbeitet von J. G. Sommer. 4 Hefte. 1819.
4) Auswahl aus den Papieren einer Unbekannten, herausgegeben von Fr. Jacobs. 1r Band. Frauenſpiegel.
5) Lebensbilder von der Verf. der geſammelten Briefe von Julie.
6) Poetiſche Werke von Aloys Schreiber. 3r Band. Erzählungen in Proſa.
7) Gemeinnützige Waaren-Encyclopädie, oder allgemeiner Rathgeber beim Waareneinkauf, hauptſächlich zur richtigen Kenntniß und vortheilhafteſten Auswahl der Waaren, und zur Verhütung vor Betrug, als ein Handbuch für Hausväter, Hausmütter ꝛc. in Alph. Ord. von Poppe.

Wir ſtellen hier einige Schriften zuſammen, die dem ſchönen Geſchlecht Bildung, Unterhaltung und häuslichen Nutzen gewähren können. Weniger als je darf unſerm Zeitalter die Bildung einer Hälfte des Menſchengeſchlechts gleichgültig ſeyn, da auf ihr Familienglück und Länderwohlſtand mit beruhet. Es ſey uns vergönnt, zuerſt Einiges über die genannten Schriften im Einzelnen zu berichten, und ſodann etwas aus unſerm Beobachtungskreiſe über die heutige weibliche Bildung beizufügen.

Nro. 1. kündigt ſeinen Zweck im Titel an, und iſt das Erzeugniß eines zarten Sinnes, das eine Empfehlung verdient; ſich auch ſchon ſelbſt empfohlen hat, wie dieſe 2te Auflage beweiſt. Eine ernſte Belehrung finden die Leſerinnen in Nro. 2. und 3. Beide Schriften ſind in ihrer Art zweckmäßig bearbeitet, und indem ſie dem Blicke eine weite Ausſicht in die unermeßliche Werkſtatt der Schöpfung eröffnen, muß ſich die Neigung des jungfräulichen Herzens von faden, herzerſchlaffenden, geiſtlähmenden Halbdichtungen abwenden, und die Thätigkeit erlangen, an der Schönheit des wirklichen Lebens und ſeiner Umgebung, (von deren Größe und tiefen Bedeutung jede Dichtung nur ein ahnendes Bild iſt,) die Seele zu vergnügen.

Nro. 2. hat der rühmlich bekannte Verfaſſer des Herrmann von Löbeneck, der Theodore von Manſtein, und anderer Romane, bearbeitet; er iſt ein Geiſtlicher, der eine Unterrichtsanſtalt zur höhern Bildung für Töchter gegründet hat, und alſo in der Phantaſie- und wirklichen Welt zu Hauſe iſt. Sein Handbuch der Weltkunde iſt nach einem großen Plane angelegt, und ſoll eine anſchauliche und vollſtändige Belehrung über Sternkunde, Naturkunde, Länder- und Völkerkunde, Geſchichte und Religion für alle die enthalten, welchen Gelehrſamkeit entbehrlich iſt. Der vor uns liegende erſte Theil enthält I. die Sternkunde, als Lehre vom Weltumfange, alſo unſer Sonnengebiet mit Planeten und Kometen, und das Sterngebiet. II. die Naturlehre, ihre Kräfte und Wirkungen. Des Verf. Methode zeichnet ſich dadurch aus, daß er jeder Lehre einen Hauptgedanken zum Grunde legt, auf den er durch ein allmähliges Fortſchreiten vom Kleinen zum Großen, und vom Nahen zum Fernen kömmt; und den er bei der deutlichen und kräftigen Darſtellung der Naturkräfte verfolgt, um von der an ſich leeren und erdrückenden Anſchauung der Weltmaſſen und Welträume, in eine überſtrömende und erhebende Anſchauung voll mannigfaltigen Lebens überzugehen. Auf dieſe Weiſe ſucht er eine geordnete und gedankenweckende Reihe von Kenntniſſen in das junge Gedächtniß zu bringen, eine wiſſenſchaftlich-religiöſe Weltanſicht einzuprägen, und die gewählte Einkleidung des Vortrags wird der verdienſtlichen Abſicht des Verf. zu Hülfe kommen. Einen Theil dieſer Gegenſtände findet der Liebhaber in Nro. 3. noch ausführlicher behandelt. Man kann den Inhalt dieſer Hefte als eine populäre Aſtronomie in Verbindung mit mathematiſcher Geographie und Kalendereinrichtung betrachten, und der Vortrag iſt nach einem durchdachten Plane geordnet. Vielleicht theilen wir ein andermal einige Stellen daraus mit. Nro. 4 — 6 ſind mehr zur Unterhaltung und moraliſchen Meditation geeignet.

In Nro. 4. das vorzüglich für Stunden einer ſich ſammeln wollenden Seele paßt, erhalten wir

Ausgegeben den [illegible] März

den Nachlaß von Papieren einer liebenswürdigen Familie, die in beſchränkten Verhältniſſen ihr Glück in ſich ſelbſt, in Gott und in der Erfüllung ihrer Pflichten geſucht hat; die oft ein rauhes Schickſal anfeindete, und die dennoch, bei der feſten Richtung der Seele auf das Bleibende, mit Vertrauen und ruhigem Sinne, durch bedornte Lebenspfade zur Ruhe gieng. Sie enthält gediegene Worte für den, der für ein gediegenes Leben Sinn hat. Die Lebensbilder Nro. 5. enthalten ſechs kleine, gut vorgetragene Erzählungen, worunter wir die erſte: die literariſche Hausfrau nahmhaft machen. Dieſe hat für ihre Schriften, wie für ihr Leben, nur ein und daſſelbe Titelblatt: „Gute Frau und gute Mutter.“ Dieſe hat ſie nur überall gewollt; ſie ſchrieb gut, aber doch nur, um ihre Exiſtenz zu ſichern. Sie nennte ihre Schriftſtellerey nur ihre Schattenſeite. Darum merkte man ihr weder dieſe, noch eine gewiſſe Männerſucht, noch jene Frauen- und Wirthſchafts-Verachtung an, deren ſich zuweilen die gelehrten Damen von Ton ſogar öffentlich rühmen ſollen. — Wiewohl neuerlich eine Litt. Zeit. dem Verf. von Nro. 6 übel mitgeſpielt hat, die ihm alles poetiſche Talent abſpricht, ſo glauben wir doch, die oben genannten Erzählungen, vor vielen andern, zur Unterhaltung empfehlen zu dürfen. Endlich, da der Menſch, neben der Geiſtesnahrung, auch das bedenken muß, was ſeinen Leib angeht, ſo haben wir in Nro. 7 das praktiſche Handbuch zur Waarenkenntniß angefügt, da wir den lieben Hausfrauen doch gewöhnlich den Einkauf fürs Haus überlaſſen. Schon vom Anfange des vorigen Jahrh. hat man ein Betrugslexikon eines gewiſſen Paul Hönns, das wohl einer verbeſſerten und wahrſcheinlich zu erweiternden Ausgabe bedürfte. Der gegenwärtige Autor geht zum Theil mit auf die Waarenverfälſchung ein, beſchäftigt ſich aber hauptſächlich mit ihren natürlichen Eigenſchaften. Wir empfehlen es wirthſchaftlichen Frauen zum Nachſchlagen; zweifeln aber, daß ſich die Verkäufer manche der vorgeſchlagenen Waarenproben gefallen laſſen. Laſſen Sie uns nun den Vorhang von der heutigen weiblichen Erziehung ein wenig lüften. Dort, ſehen Sie, rathſchlagen ein paar junge Eltern ſehr ernſthaft darüber, welches Talent bei der kleinen Polyxena, oder Alwine zuerſt ausgebildet werden ſoll; denn das Ding kann ſchon Papa und Mama ſtammeln, iſt erſtaunlich klug, und ein frühzeitiger Erfolg trägt doch auch Zinſen auf dem Boden der Eigenliebe. Die Frucht einer guten Erziehung reift erſt am Ende derſelben; eine glänzende bezahlt die Mühe früher durch das Bewundern der Menge. Darum eilt jener treuherzige Oekonom, (ohne daran zu denken, ob auch das Korn oder die Wolle recht lange theuer bleiben werde,) um das Töchterchen nach der Reſidenz zu ſchaffen. Da lernt ſie ſingen, hüpfen, ſpielen, ſticken, Phraſen drechſeln, Schauſpiele beſuchen, Thee's arrangiren, daß es eine Freude iſt, zu ſehen, wie ſich das gute Kind vom Hauſe von den Ihrigen und von ihren Verhältniſſen entwöhnt. Nun tritt ſie in den Eheſtand und ſoll dem Manne beiſtehen, da ſtickt ſie; ſie ſoll das Geſinde in Ordnung halten, da ſingt ſie; ſie ſoll die Kinder beſorgen, da lieſt ſie. Kurz ſie kann viel mehr als ſie braucht, nur das nicht, was ſie braucht und was ihr wohl gar anekelt. Sie weiß Alles, außer was ſie ſelbſt iſt, und was ſie ſoll. Sie iſt mit mancherlei Anſprüchen erzogen und an die Genüſſe des Reichthums gewöhnt. Wie? wenn nun der Gatte nur ein mäßiges Auskommen zu ſchaffen vermag? wie? wenn der Eltern Habe durch eignen Luxus gemindert, oder durch den gerade jetzt dem Erwerb drohenden Wechſel der Dinge verzehrt wird? Und wenn alsdann Sorge und Verwirrung etwas mehr fodert, als eine trillernde Kehle und klimpernde Finger? wie dann? dann wird weder eine Opernarie, noch die Bekanntſchaft mit Calderons ſtandhaftem Prinzen u. ſ. w. aushelfen. — Man ſieht, wir beziehen unſere Bemerkungen hauptſächlich auf den Mittelſtand, worin jetzt eitle Mütter und ſchwache Väter Geiſtesputz mit Geiſtesbildung verwechſelnd, das junge Gemüth mit prunkenden Zierrathen ſo behängen, daß für die ſtillen Tugenden ihrer künftigen Verhältniſſe kein Raum bleibt. Sie ſind in der Mythologie bewandert, wiſſen aber von Hausgöttern nichts; ſie reden mit allerlei Zungen, aber das kluge Wort bei den Launen des Mannes, das tröſtende bei ſeinen Sorgen, das mild-ernſte für das Geſinde fehlt. Der Putz wird zum Alltagskleide gewählt, und das eitle Vergnügen des glänzenden Moments wird der Kunſt in allen Zuſtänden und Altern des Lebens zu gefallen vorgezogen.

Man bedenkt auch nicht, daß die Erziehung nur denen viel giebt, die ſchon die Natur reichlich begabte; man will aus jedem Klötzchen eine Huldgöttin ſchnitzen. Das giebt denn eine Menge verſchnitzter Grazien, die man häufig in die Modeladen eilen, aber deſto ſeltener zur Trauungskirche führen ſieht. — Aus ſolchen Rückſichten empfehlen wir allen wohlmeinenden Eltern etwas mehr Nachdenken über die Erziehung ihrer Töchter; denn ihr künftiges Glück und ihre Zufriedenheit beruht weniger auf Anfüllung des Gedächtniſſes und auf conventionellen Manieren, als auf der ſchönen Tugend der Hingebung an die Pflicht, die ihre Beſtimmung iſt und ihr Genuß ſeyn muß. Wo ſoll der kräftige Vorſatz der Entſagung, die Erhebung der Seele herkommen, wenn der Kitzel der Eitelkeit und die herrſchende Glanzſucht unſere Kraft, für Andere zu leben, ſchwächt, wo nicht gar zerſtört? Viel Leſenswerthes darüber und über das, was Bildung zu heißen verdient, wird man in der Vorrede zu Kadlers Weltkunde, (Nro. 2.) finden. Wir wollen zum Beſchluß folgende Stelle ausziehen: „Die gemeinſchaftliche Erziehung ſcheint an und für ſich ſo wenig, wie Koſterziehung, dem weiblichen Weſen zuzuſagen. Gerade die Gewohnheit und Neigung, ſich an das Nächſte mit aller Liebe eines warmen Herzens, und aller Kraft eines lebhaften Geiſtes zu heften, und eine damit verbundene, der jungfräulichen Schaam ähnliche Scheu gegen das Fremde, und gegen jenen geräuſchvollen Lebensmarkt, wo der Mann ſich zu tummeln berufen iſt, ſind Grundzüge dieſes Weſens, und das, was Jungfrauen liebenswürdig und Frauen ehrwürdig macht Wie wollen dieſe Grundzüge beſtehen, wenn die Jungfrau in früher Jugend von den Banden des Hauſes losgeriſſen, an eine erkaufte, (oft ſehr theuer bezahlte,) Mutterliebe, und eine von allen Ecken der Welt hergeſchneite Schweſternmenge gewöhnt wird? — Die wirklich beſten und edelſten Frauen tragen oft Zeit ihres Lebens, gleich einer Schnürbruſt, dieſe Sucht zu prunken, und ſinken oft, von der ſchauſpieleriſchen Anſtrengung, ihre Bildung zu zeigen, ermattet, insgeheim in krampfhafter Ohnmacht nieder; blos weil ſie das, was ſie lernten, nicht als Nahrungsſaft ihrer eignen innerſten, edelſten Natur, ſondern nur als einen in der Geſellſchaft nothwendigen und auszeichnenden Schmuck erlangten.“ — Wir wollen davon abſehen, daß die Koſt- und Pflegeeltern öfters mit ihrer eignen Bildung noch nicht recht fertig ſind, ohne es zu merken; in jedem Falle werden die meiſten, um doch für ihr Koſtgeld ein täuſchendes Kunſtſtückchen zu liefern, der Bildung des Pflegekindes eine ſolche Richtung geben, die deſſen Anſprüche ans Leben höher ſpannt, ſtatt es ihm unter allen Umſtänden leicht und klug tragen zu lehren. Das heißt aber ein junges Herz um ſeine künftige Zufriedenheit betrügen. Dazu ſind die Reſidenzen — wie gemacht.

Beſcheidene Fragen.

In Bayern hat die Armee, den neueſten Zeitungs-Nachrichten zufolge, ſich's verbeten, den Eyd der Treue auf die Conſtitution zu leiſten, da der König die vollziehende Gewalt ſich ausdrücklich vorbehalten habe; ein Vorbehalt, mit dem die Leiſtung des Eydes im Widerſpruch ſtehe. Dieſe, in dem jetzigen Augenblicke ſehr wichtige, Begebenheit, veranlaßt den geſunden Menſchenverſtand, allerley Fragen aufzuwerfen, deren genügende Beantwortung ihn erfreuen und beruhigen würde. Nur müſſen wir voraus erklären, daß wir bey dieſen Fragen nicht gerade Bayern im Auge haben, ſondern jedes conſtitutions-durſtige Land, in dem es eine Armee gibt.

Erſte Frage: Kann ein blindes Werkzeug einen Eyd ſchwören? — Man glaube ja nicht, als wollten wir der militäriſchen Ehre im mindeſten zu nahe treten, indem wir die Armee, in Hinſicht ihrer Beſtimmung, ein blindes Werkzeug nennen; nein! das Militair ſelbſt gibt ſich für nichts anders aus. Wie viele brave Officiere haben wir gekannt und kennen ſie noch, die, wenn von den ungerechten Kriegszügen nach Spanien und Rußland die Rede war, die Achſeln zuckten, die Abſcheulichkeit dieſer Expeditionen zugeſtanden, und ihre eigene tapfere Theilnahme an denſelben blos mit den Worten entſchuldigten: der Soldat muß gehorchen. Daſſelbe gilt von allen Kriegen. Der Soldat darf nie unterſuchen, ob ſie gerecht oder ungerecht ſind? er muß gehorchen. Folglich iſt er ein blindes Werkzeug.

Zweyte Frage: Wenn nun aber doch der Soldat den Eyd auf die Conſtitution leiſtet, heißt das nicht: nun will ich nicht mehr blind gehorchen! nun will ich, ſo oft mir etwas befohlen wird, erſt, meinem Eyde gemäß, unterſuchen, ob das Befohlene auch mit der Conſtitution übereinſtimmt? — Dieſe Unterſuchung kann ein Jeder nur nach dem eigenen Maaße ſeiner Einſichten anſtellen; dieſes Maaß iſt ſehr verſchieden, folglich werden auch die Reſultate der Unterſuchung ſehr verſchieden ſeyn, und nicht die Befehle des Fürſten, ſondern tauſend eigne Meynungen werden auf tauſenderley verſchiedene Weiſe die Armee in Bewegung ſetzen.

Dritte Frage: Wird in dieſem Falle das noch exiſtiren, was wir bisher unter dem Weſen einer Armee verſtanden haben?

Vierte Frage: Oder ſoll die Armee den Eyd leiſten und dennoch blind gehorchen wie zuvor?

Fünfte Frage: Kann man einem ehrlichen Manne zumuthen, einen Eyd zu leiſten und ſich hinterdrein, um dieſen Eyd gar nicht weiter zu bekümmern? oder

Sechſte Frage: Darf man vorausſetzen, daß ein Fürſt nie etwas anders befehlen werde, als was der Conſtitution gemäß iſt? — Von den jetzt lebenden Fürſten glauben wir ſolches gern; aber wird denn nie Einer auftreten, der anders geſinnt wäre? — Die Geſchichte möge antworten.

Siebente Frage: Geſetzt nun der Fall, es gäbe einmal einen ſolchen Fürſten: was ſoll die Armee thun? — Gehorchen? — Dann handelt ſie gegen ihren Conſtitutions-Eyd. — Nicht gehorchen? — dann handelt ſie gegen ihren Dienſt-Eyd.

Achte Frage: Wenn ſie gehorcht, was wird daraus entſtehen? — eine Revolution. (Siehe zum Beyſpiel Schweden unter Guſtav III.)

Neunte Frage: Wenn ſie nicht gehorcht, was wird daraus entſtehen? — eine Revolution. (Siehe zum Beyſpiel England unter Cromwell.)

Zehnte Frage: Hängt folglich nicht am Ende alles wieder an der Perſönlichkeit des Fürſten, die Conſtitution ſey welche ſie wolle? — Kann ein unternehmender, ihr abgeneigter Fürſt nicht in jedem Augenblicke durch Hülfe der Armee ſie umſtoßen?

Eilfte Frage: Wo bleibt denn nun der gerühmte Vortheil, das bey Repräſentativ-Verfaſſungen es gleichgültig ſey, ob ein ſchlechter Regent auf einen guten folge oder nicht? — Wo anders, als in der Perſönlichkeit des Fürſten liegt die Bürgſchaft für Erhaltung der Conſtitution?

Zwölfte Frage: Liegt ſie etwa in der Bundesverſammlung zu Frankfurt? — Aber geſetzt, der entſchloſſene Fürſt gehorche deren Ausſpruche nicht? wie machte ſie dieſen geltend?

Dreyzehnte Frage: Werden die übrigen Bundesglieder einen Krieg deshalb anfangen? werden ſie nicht erſt zu vermitteln ſuchen? — Und wenn jener Fürſt ihnen antwortet: „die Wiener Congreß-„Acte hat mir zwar die Verpflichtung auferlegt, eine „ſtändiſche Verfaſſung einzuführen, meiner Convenienz aber ganz überlaſſen, wie viele oder wie „wenige Rechte ich meinen Ständen zugeſtehen „wolle? ich habe es verſucht mit vielen, allein der „Verſuch iſt mißlungen, und folglich ſteht es nun in „meiner Macht, die vielen Rechte auf wenige „zu beſchränken. Ich thue ſolches zum Heyl meines „Landes.“ — Was wird man ihm antworten?

Vierzehnte Frage: Aber geſetzt, man bekriegt ihn, wird man ſiegen? und geſetzt, man ſiege, wird es nicht Blutſtröme koſten? — und wird die Armee des widerſpenſtigen Fürſten nicht gezwungen ſeyn, mit ihm zu ſtehen oder zu fallen? und folglich gegen ihr Vaterland zu fechten? — und werden die übrigen Fürſten gern gegen Grundſätze kämpfen, die ſie vielleicht heute oder morgen zu den ihrigen machen müſſen, wenn anmaßliche Leidenſchaften ſie dazu zwingen?

Funfzehnte Frage: Da in jedem Falle der Sieg nur durch Armeen erfochten werden kann, ſo entſteht nun wieder die Frage: ob dieſe Armeen die Conſtitutionen ihrer Länder beſchworen haben oder nicht? — haben ſie ſie beſchworen, ſo brauchen ſie nicht blind zu gehorchen, und wird dann nicht ein Theil derſelben nach andern Anſichten handeln wollen? — haben ſie ſie nicht beſchworen, wo iſt dann die Bürgſchaft für die Conſtitutionen ihrer eignen Vaterländer?

Sechzehnte Frage: Muß man nicht unterſcheiden zwiſchen executiver Macht und executiver Gewalt? iſt nicht die Macht das Geiſtige, die Gewalt das Körperliche? ruht jene nicht im Fürſten? dieſe in der Armee? und muß der Geiſt den Körper nicht regieren? kann man einem Arme vorſchreiben, ſich anders zu bewegen als der Kopf es will?

Siebenzehnte Frage: Scheint nicht aus alle dem hervorzugehen, daß ſtehende Heere und Conſtitutionen — ſo wie wir ſie jetzt verlangen — entweder nicht vereinbar mit einander ſind? oder daß die letzteren keine Sicherheit gewähren? — wie kann man der Willkühr Schranken ſetzen, ſo lange die Armee, ohne unterſuchen zu dürfen, was Willkühr iſt, ihr gehorchen muß? oder wie kann man der Armee einen andern Standpunct anweiſen als ihre Fahnen?

Wer alle dieſe Fragen genügend löſt, Magnus mihi erit Apollo.

Verantwortlichkeit der Miniſter.

Bekanntlich iſt eben jetzt in Frankreich über dieſen Gegenſtand ein Geſetz in Vorſchlag, worüber der europäiſche Cenſor, in ſeinem neueſten (eilften) Bande ſich folgendergeſtalt äußert: „Sobald in Frankreich die Grundſätze einer repräſentativen Verfaſſung wiederum zur Sprache kamen, begehrte man dringend jenes Geſetz; ſeitdem aber iſt dieſes Verlangen immer ſchwächer geworden, und jetzt giebt es kein Geſetz, deſſen Bedürfniß man weniger fühlte. Das iſt keine Folge einer rückgängigen Bewegung, ſondern das Reſultat der Erfahrung. Man hat ſich nemlich überzeugt, daß Unfähigkeit, Unwiſſenheit und Bosheit der Unterbeamten weit mehr ſchreyende Mißbräuche erzeugen, als die, welche von den Miniſtern ſelbſt herrühren. Man hat gefühlt, daß es lächerlich wäre, den Miniſtern zu Leibe gehn zu wollen, in einem Lande, wo die Präfecten, die Unterpräfecten, die Maire's, die Policey-Commiſſaire, die Gensd'armen, und ſogar die Feldwächter unantaſtbar ſind."

„Man iſt noch weiter gegangen. Man hat eingeſehen, daß ſelbſt die Verantwortlichkeit der Unterbeamten nur ein ſchwacher Damm gegen Unterſchleife ſey. Es iſt beſſer, hat man geſagt, die Macht ſo zu organiſiren, daß kein Mißbrauch entſtehen könne, als Mittel gegen den Mißbrauch zu ſuchen. Man gebe den Gemeinden und Departements die Berechtigung wieder, ihre Verwalter ſelbſt zu wählen, den Nationalgarden die, ihre Officiere zu ernennen; man organiſire die Tribunale, und beſonders die Jüry's, ſo, daß ſie nicht blos Beauftragte der vollziehenden Gewalt ſind; und man wird der Verantwortlichkeit der Beamten wenig bedürfen; man wird ſich wenigſtens nicht beklagen können, da alles böſe, was uns zuſtoßen könnte, alsdenn größtentheils von uns ſelbſt ausgehen würde."

„Es gehört bei einem armen Teufel ſchon eine große Doſis von Muth dazu, wenn er es wagen ſoll, wir wollen nicht einmal ſagen, gegen einen Präfecten, oder Unterpräfecten, ſondern nur gegen einen Maire oder Gensd'armen zu klagen. Spottet man folglich ſeiner nicht noch obendrein, wenn man ihm die Berechtigung, die Miniſter ſelbſt anzugreifen, als eine Bürgſchaft vorgaukelt? es giebt vielleicht in Frankreich nicht hundert Perſonen, welche es wagen würden, nicht die Sache wirklich zu unternehmen, ſondern auch nur den kühnen Gedanken zu faſſen."

„Der neue Geſetzesvorſchlag iſt folglich nichts, oder blutwenig. Die Cammern mögen ihn annehmen oder verwerfen, ihn modificiren oder laſſen wie er iſt, ihn verſchieben oder gleich vornehmen; alles das kann uns gleichgültig ſeyn; wir werden deshalb keinen Mißbrauch mehr oder weniger ſehn. Wird das Geſetz angenommen, ſo wird es in das Bülletin der Geſetze begraben, und vielleicht werden Jahrhunderte verfließen, ehe es Jemanden einfällt, es da aufzuſuchen. Wahrhaft wichtig aber für Frankreich iſt eine neue Organiſation der Verwaltung, welche die Mißbräuche an der Wurzel abſchneidet; und dann: eine Reform der Gerichtsordnung. Zum dritten die Verantwortlichkeit der Unteragenten der Gewalt. Die Verantwortlichkeit der Miniſter hingegen kommt erſt in die vierte Reihe, und vielleicht wäre wenig Gefahr dabei, ſie ganz für unverletzlich zu erklären, wenn ſie nur von Herzen darein willigen wollten, die ihnen Untergeordneten einer tüchtigen Verantwortlichkeit unterworfen zu ſehn."

„Wir werden uns alſo über dieſes Geſetz weiter nicht heraus laſſen. Sobald ein Entwurf gar kein Reſultat liefern kann, ſo liegt wenig daran, ob er gut oder ſchlecht redigirt ſey. Die Zeit iſt zu koſtbar, um ſie mit ſolchen Unterſuchungen zu verlieren. Wir brauchen Geſetze, die gleich angewandt werden; die, deren Anwendung der Nachwelt vermacht wird, betreffen uns nicht, und unſere Deputirten ſitzen nicht da, um künftige Geſchlechter zu repräſentiren."

„Man verſichert übrigens, das Miniſterium habe verſchiedene Geſetzesentwürfe für mancherlei Reformen, Verantwortlichkeit der Beamten aller Claſſen, Verminderung der Gehalte, Abſchaffung unnützer Aemter, Einſchränkung gewiſſer Gewalten, gemacht. Aber als es die Augen auf die Liſte der Mitglieder der Deputirten-Cammer warf, und als es gewahr wurde, daß ſo gewaltig viele königliche Procureure, General-Procureure, Präfecten, Requeſtenmeiſter, Staatsräthe, Einnehmer, Directoren und Staatsminiſter darin ſitzen, die alle gemeiniglich ſehr geſchickt ſind, ihre Macht und ihren Gehalt zu vertheidigen, ſo hat es, wie man ſagt, gefürchtet, die Majorität zu verlieren, oder wohl gar des Verraths angeklagt zu werden. Darum hat das Miniſterium die Mittheilung ſeiner Entwürfe auf eine Zeit verſchoben, wo aufgeklärtere Wahlmänner nur ſolche Deputirte in die Cammer ſchicken werden, die nicht perſönlich dabei intereſſirt ſind, ſich der Verminderung der Auflagen und der Errichtung neuer Bürgſchaften zu widerſetzen."

(Abermals ein augenſcheinlicher Beweis, daß auch die beſte Conſtitution ein Volk nicht glücklicher macht, wenn ſie nicht treulich gehandhabt wird — und wo wird ſie das? — Man denke nur immer an das alte gemeine Sprüchwort: Viele Köche verſalzen den Brey.)

Derſelbe Censeur liefert auch ein Schreiben aus Paris, aus welchem recht klar hervorgeht, auf welche erbärmliche Weiſe die Wahlen der Deputirten geleitet werden — denn da ſchreibt ein Präſident an ſeinen Freund: er habe den König, die Prinzen und die Miniſter geſprochen, Alle wären einſtimmig dagegen, daß ein gewiſſer Mann zum Deputirten gewählt werde. Zwar ſey er, der Herr Präſident, überzeugt, daß man dem Manne Unrecht thue, aber die Geſinnungen der Regierung müſſe man doch reſpectiren; er wenigſtens wolle ſo vielen vornehmen Leuten nicht entgegen handeln. Man müſſe diejenigen wählen, die die Regierung wünſche.

Zum Exempel Hr. X. habe zwar bis jetzt ſich wenig ausgezeichnet, auch wenig Einfluß gehabt, aber nun heyrathe der Polizeyminiſter deſſen Nichte, der Polizeyminiſter ſey allmächtig, und folglich — Ein anderer, Hr. S., ſey von Natur außerordentlich *gefällig*. Man könnte freilich leicht einen Mann finden, der beredter und unterrichteter ſey als Er, aber ſchwerlich Einen der *gefälliger* ſeyn würde.

(Iſt es möglich, nach ſolchen Bekenntniſſen die Repräſentativ-Verfaſſung noch als eine ſolche anzupreiſen, die *allein* fähig ſey die Völker zu beglücken? — Daß ſie, *redlich* in Ausübung gebracht, heilbringend ſeyn *könne*, haben wir nie geleugnet, daß ſie aber, ſchon ihrer Natur nach, *mehr* dazu geeignet ſey als die monarchiſche, dem widerſprechen Vernunft und Erfahrung die beiden Lehren, daß *Einheit* kräftiger als *Vielheit* das Gute wirkt, und weniger dem Verderben ausgeſetzt iſt.) —

Eine Religions-Veränderung ſeltener Art.

„*In meines Vaters Hauſe ſind der Wohnungen viele.*" Das mag ein Troſtſprüchlein für alle ſeyn, die *äußerer* Beweggründe halber von einer Kirche zur andern übertreten, wenn es etwa einen Thron, eine vornehme Heirath, eine glänzende Verſorgung gilt. Einer Kirche, der es mehr um das *Bekennen* als um das *Erkennen* zu thun iſt, werden auch ſolche Gäſte immer willkommen ſeyn. Es giebt aber auch *innere* Antriebe zu ſolchen Religionsänderungen; entweder aus Hang zu Schwärmerey und heißer Phantaſie, oder aus Bedürfniß eines neuen Nervenreizes, wie etwa bey den Poeten und Weibern von einem gewiſſen Alter, oder aus Reflexion und wahrer Ueberzeugung. Von der letztern Art zählt die proteſtantiſche Kirche, die nichts auf Proſelytenmacherey hält, nur wenige, aber deſto achtungswerthere, Beyſpiele. Eins dieſer Art erfahren wir jetzt durch eine Schrift, die ein Hr. D. Hebenſtreit aus dem Spaniſchen Manuſcript überſetzt hat, und die den Titel führt: „*Manuel Mendoza y Rios Geſchichte meines ſegensvollen Uebertritts zur evangeliſchen Kirche. Leipzig 1819.*" Der Ueberſetzer erzählt in der Vorrede, daß er den Vf. mit ſeiner liebenswürdigen Familie auf einer Schweizer Reiſe im Waadlande habe kennen lernen, wo ſich derſelbe niedergelaſſen hatte. Er iſt im ſpaniſchen Südamerika zu *Caracas*, der Hauptſtadt der Provinz Venezuela gebohren, wo ſeine Eltern etliche große Pflanzungen beſeſſen haben. Bey einer Handelsreiſe nach St. *Euſtache* machte er im 18. Jahre Bekanntſchaft mit einem jungen Engländer, Namens *John Saunderſon*, die zu einer ſtarken Freundſchaft wurde, und den erſten Grund zu einer unbefangenen Anſicht und Prüfung der römiſch-katholiſchen Religion legte. In welchen Feſſeln jene Cleriſey die jungen Gemüther hält, kann man ſchon daraus ſehen, daß ſich Mendoza, als er einſt mit dem Engländer in eine evangeliſche Kirche gegangen war, vornahm, dieſes Vergehen ſogleich nach ſeiner Zurückkunft nach Caracas zu beichten. Ein Geſpräch über die vielerley Bullen und Indulgenzen, die jeder Katholik nehmen muß, wenn er ſich nicht der Ketzerey verdächtig machen will, erregte ſein Nachdenken über die geiſtliche, käufliche Waare. „Glauben und zahlen, beten und zahlen, arbeiten und zahlen, blindlingsgehorchen und zahlen." Dazu gehört freilich ein ſichtbares Oberhaupt, das der Garant einer ſolchen geiſtlichen Handelsgeſellſchaft ſey. Später lernte Mendoza in Kingſton einen würdigen Geiſtlichen, in dem Hauptprediger Mr. *Brownley* und durch ihn die beſten theologiſchen Schriften kennen. Er trat 1796 zur proteſtantiſchen Kirche über, verheirathete ſich auf St. Thomas mit einer Dänin, zog nach England und von da nach der ſüdlichen Schweiz, wo ihn der Ueberſetzer kennen lernte. Die einfache Schilderung ſeiner wachſenden Einſicht in die Mißbräuche des Papismus *), die Aufzählung mehrerer ſolcher Mißbräuche und Vernunftfeſſeln, die Gottlob den meiſten Proteſtanten unbekannt ſeyn werden, der ruhige Ausdruck, der den redlichen Forſcher nach Wahrheit bezeichnet, verdienen, daß dieſe kleine Schrift von guten Menſchen geleſen werde, um den Werth eines vernünftigen Glaubens gegen den zitternden Gehorſam für eine fremde Autorität abzuwägen.

Literariſche Notizen.

— Ein deutſcher Correſpondent aus Paris meldet, er habe in einem unſerer Blätter geleſen, daß wir uns gewundert, daß ein Franzoſe eine Bücherſammlung nach der Größe des Formats aufzuſtellen empfohlen, wir würden aber wohl noch mehr erſtaunen, wenn wir vernähmen, daß die große Königl. Bibliothek in Paris keineswegs nach wiſſenſchaftlichen Fächern ſondern einzig und allein nach der Größe und Dicke der Bände aufgeſtellt ſey. Der Correſpondent erfuhr ſolches, als er nach militairiſchen Büchern fragte, und man ihm antwortete: ſie wären in der ganzen Bibliothek zerſtreut, man könne aber, nach dem Catalog, jedes Buch ſogleich finden. Als er ſein Befremden über dieſe ſonderbare Einrichtung äußerte, erwiederte man: dieſe Methode ſey zu Erſparung des Raumes durchaus nothwendig, und es ſähe ſo auch ſchöner aus. —

---

*) Von einem gereinigten Katholicismus, wie ihn jetzt viele von uns verehrte, würdige Glieder dieſer Kirche, und ſelbſt viele Geiſtliche, ein Werkmeiſter, Bronner, von Weſſenberg u. A. bekennen, iſt hier die Rede nicht. Aber Papismus iſt nicht Katholicismus, am wenigſten evangeliſch-apoſtoliſcher.

— Wir pflegen der fliegenden Unterhaltungsblätter zwar nie zu erwähnen, (am wenigſten derer, deren Ruf ſchon längſt gegründet iſt, z. E. Morgenblatt, elegante Zeitung, Geſellſchafter u. ſ. w.) wir glauben aber doch zu Gunſten des Dresdner Abendblattes eine Ausnahme machen zu müſſen. Wer mit Vergnügen das Morgenblatt am Morgen las, wird am Abend mit Vergnügen nach dem Abendblatte greifen; denn es gehört offenbar unter die Blätter von gutem Ton, deren Zahl fürwahr nicht häufig iſt. Findet man gleich ſelten etwas Ungemeines, ſo findet man doch auch nie etwas Gemeines darin. —

— Der dießjährige Berliner Genealogiſche und Poſt-Calender iſt mit einer ſehr wohl gerathenen Anſicht des Berliner Opernhauſes und der Lindenallee, wie auch mit trefflich gezeichneten und geſtochenen Scenen aus Hamlet, Germanicus, Giſela, der gerade Weg der beſte, das Blatt hat ſich gewendet und die Drillinge verziert. Bei'm Blättern ſtießen wir auf das Extra-Poſtweſen und ſahen mit Bedauern, daß das Harte, oft in ſeiner Anwendung widerſinnige Geſetz noch immer in Preußen exiſtirt, kraft deſſen derjenige, der ganz allein in einem leichten halben Wagen mit ſeinem Bedienten und einem einzigen Koffer reiſe, gezwungen iſt, drei Pferde zu bezahlen; hat er vollends ſeine Frau bei ſich, ſo muß er 4 Pferde nehmen, und ſo für jede Perſon ein Pferd mehr, ohne alle Rückſicht auf Schwere oder Leichtigkeit des Wagens oder des Gepäcks, ohne Rückſicht auf guten oder ſchlechten Weg. Freilich ſind die Wege in Preußen faſt überall ſchlecht, aber es giebt doch hie und da Strecken, die chauſſirt ſind. — Wenn man dagegen im ſüdlichen Deutſchland einem ſogenannten Hauderer oder Miethkutſcher begegnet, der mit ſeinen zwei Pferden einen vierſitzigen, ganz verdeckten, ſchwer bepackten und mit Menſchen vollgepfropften Wagen ſo luſtig dahin fährt, als ob es ein Cabriolet wäre, ſo kann man nicht ohne Unwillen an die preußiſchen Extra-Poſten denken. —

— Der Verleger der Zeitung für die elegante Welt, Hr. Voß in Leipzig, hat nun auch ein Kochbuch für die elegante Welt geliefert, auf ſo ſchönes glattes Papier gedruckt, daß kein zartes Händchen ſich ſcheuen darf darin zu blättern. Es iſt die Frage aufgeworfen worden: ob die Zeitung oder das Kochbuch der eleganten Welt mehr Nutzen und Vergnügen gewähret. Jedes Ding hat ſeine Zeit, ſagt der weiſe König Salomo. Man ſchmauſe nach dieſem Kochbuche, und leſe dann die Zeitung im Verdauungsſtündchen. Uebrigens verſichert unſere Hausehre von jenem, daß die Zurichtung der Speiſen wirklich ſehr elegant, aber freilich auch etwas theuer iſt. —

— Faſt hätten wir im weſtphäliſchen Anzeiger eine Merkwürdigkeit überſehn! Im Septemberheft dieſes Blattes, und zwar in der Beilage Nro. 25. ſchließt die Wundermanniſche Buchhandlung eine Ankündigung einer neuen Auflage des Converſations-Lexikon mit folgenden Worten: „Wer jetzt pränumerirt und ſeine Beſtellung macht, hat den Vortheil, die erſten und beſſern Abdrücke zu erhalten.“ Alſo wohl gar Abdrücke avant la lettre? Wir wetten, daß der Artikel Bücher avant la lettre, in dem ſonſt ſehr vollſtändigen Converſations-Lexikon fehlt, ob es gleich ſelbſt das erſte Beiſpiel davon aufſtellt. Wir glauben aber auch nicht, daß ein Buch dadurch empfohlen wird, wenn man dem Publikum ſagt, die erſten Abdrücke deſſelben wären beſſer als die letzten; denn wenn das wahr wäre, ſo würde Niemand nach Jahr und Tag die ſchlechten Abdrücke kaufen wollen. Ey! ey! Herr Wundermann! —

— Ein Ungenannter hat eine franzöſiſche Epiſtel Heinrichs des Vierten gegen die Jeſuiten an die Einwohner von Freyburg in der Schweiz gerichtet. Die Epiſtel ſelbſt iſt in Verſen, allein ihr ſind eine Menge philoſophiſche, theologiſche, hiſtoriſche, politiſche, moraliſche und literariſche Noten beigefügt, welche ſämmtlich beweiſen — was wir ſchon längſt wiſſen, und zum Theil glauben — daß es nie größere Verbrecher aller Art auf der Welt gab, als die Jeſuiten. Unterrichtete Deutſche werden nichts Neues daraus lernen. Nur die Franzoſen ſind bekanntlich in der Geſchichte unwiſſend, daß ſie ohne Zweifel in dieſen Noten viel Neues entdecken werden. Wir begnügen uns, eine auszuheben, die nicht die Jeſuiten, ſondern die Franzoſen ſelbſt betrifft: „Es giebt vielleicht in Frankreich keinen einzigen Republikaner, deſſen Grundſätze gegen eine Elle gewäſſertes Band (nemlich Ordensband) aushielten.“ —

— Frau von Sartory hat ein kleines Gemählde von Paris im Jahr 1818 ausgeſtellt, welches der neue graue Mann in ſeiner 9. Lieferung ſehr ſpöttiſch beurtheilt. Vor allen Dingen eilt er uns zu erzählen, es ſey dieſelbe Frau von Sartory, welche 1792 als Bäuerin verkleidet nach Landau geſchlichen und verſucht habe, durch eine honette Verrätherei dieſe Feſtung in die Hände der Oeſtreicher und Emigrirten zu ſpielen. Dann lächelt er über die Anecdote: daß Napoleon im Lager von Boulogne blos zum Zeitvertreib ein ſuperbes Regiment Cüraſſier auf platten Böten habe einſchiffen und manövriren laſſen, die Alle erſoffen wären. Tags darauf habe Napoleon bei dem Admiral Bruix geſpeiſt, und ſich über die außerordentliche Größe einer auf der Tafel ſtehenden Steinbutte gewundert, worauf der Admiral geſagt habe: „Sire, das geht ſehr natürlich zu, da Sie die Steinbutten mit Cüraſſiers füttern.“ — Dann ſpöttelt er wieder über die, allerdings komiſche, Bemerkung der Frau v. Sartory, daß der Buchſtabe C mit dem Schickſale der verſtorbenen Kron-Erbin von England in ſeltſamer Verbindung geſtanden habe, denn: „ihre Mutter hieß Caroline, ſie ſelbſt Charlotte, ihr Gemahl Coburg. Sie wurde vermählt zu Carltonhouſe, in London wohnte ſie im Cambforthouſe, deſſen letzter Eigenthümer, Lord Cambfort, im Zweikampfe blieb. Ihr Landhaus hieß Clarmont, welches zuvor einem Lord Clear zugehörte, der ſich ſelbſt umbrachte. Sie ſtarb in den Wochen (Couches) und ihr Geburtshelfer hieß Croft.“

Da bei dieſer Spielerei nur die franzöſiſche Sprache gilt, ſo hätte Frau von S. auch noch hinzufügen können, daß die Prinzeſſin in einem Sarge (cercueil) begraben wurde, und daß dabei eine Menge coups de canon zu hören geweſen. — Uebrigens erfährt man aus dieſem Buche, daß ein Sträußermädchen zu Paris im Januar einen großen Veilchenſtrauß für 30 Sous verkauft, und daß ein gewiſſer Reſtaurateur in einem niedlichen Garten Auſtern auftiſcht, die eben ſo friſch ſind als die, welche man in dem berühmten Rocher de Cancale ſchlürft. — Eine kleine galante Intrigue hält das Ganze zuſammen. Fr. v. S. iſt gelehrt, und, um ſolches anzubringen, in Uebergängen beſonders ſtark. Will ſie z. B. zu erkennen geben, daß ſie die Aeneide geleſen, ſo läßt ſie ihre handelnden Perſonen ſagen: wir wollen in's Theater gehen. Da wird denn zufällig **Andromache** geſpielt, und was iſt nun natürlicher als auf das dritte Buch der Aeneide überzuſpringen, in welchem von Andromachen die Rede iſt? — Will ſie ihre botaniſchen Kenntniſſe auskramen, ſo ſprechen ihre Perſonen: wir wollen auf den Blumenmarkt gehen; u. ſ. w. —

— In demſelben Hefte ſpöttelt der graue Mann über das **Paradies berühmter Männer**, welches ein Ungenannter in nicht weniger als 24 Bänden herausgiebt, und ſich nicht wenig darauf einbildet. 7574 berühmte Männer aus allen Völkern wandeln in dieſem Paradieſe, und man ſucht darin nicht vergebens die berühmten Namen Arrpharad, Cainan, Chodorlahomer, Andonibeſec, Chuſan Roſathaim, u. ſ. w. Wie gelehrt der Verfaſſer iſt, möge man daraus ſchließen, daß er 7574 eigne Anmerkungen hinzugefügt hat, von welchen z. B. die über Simſon folgendergeſtalt lautet: „ich begreife nicht wie 300 „Füchſe ſich haben Feuer in den Hintern ſtecken laſſen, denn „in meinem Leben habe ich keinen Fuchs nicht einmal von „ferne gefangen.“ —

— Der graue Mann erzählt: ein neuernannter Feldprediger hielt Umfrage in ſeinem Regiment: von welcher Religion biſt du? — catholiſch — und du? — reformirt — und du? — lutheriſch. — Endlich kam er auch an einen Grenadier, der, ohne viel auf ihn zu achten, ſein Pfeifchen ſchmauchte, und du alter Schnurbart, von welcher Religion biſt du? — von der alten Garde. — Auch erinnert der graue Mann, daß die Franzoſen ſeit 25 Jahren Königreiche geſpeiſt und Ruhm getrunken haben, daß dieſe Schwelgerei (bombance) ihre Kräfte verhundertfältigt hat, und — daß Bewegung ihnen nothwendig geworden iſt. (Avis au lecteur.)

— Gegen den General Gourgaud iſt ſchon wieder eine neue Schrift erſchienen, ein Brief eines Ungenannten, der ſich auf den militairiſchen Inhalt von Gourgaud's Schrift nicht einläßt, hingegen an dem Uebrigen ſehr viel mäkelt. Z. B. es müſſe nicht heißen: der Kayſer Napoleon ſey am 20ſten März zu Paris angekommen, ſondern der Ex-Kayſer; den Beſchluß, ſich zum Dictator zu machen, habe Napoleon gleich bei ſeiner Ankunft in Paris gefaßt; ſeine Abdankung ſey keineswegs das Reſultat einer freien und reifen Ueberlegung, ſondern eine Folge der Begebenheiten geweſen; eben ſo habe, bei der Nachricht von dieſer Abdankung, ſich keineswegs Beſtürzung und Verzweiflung in der Armee verbreitet, ſondern dieſe habe einen Menſchen und ihr Vaterland ſehr wohl zu unterſcheiden gewußt u. ſ. w. Das Ganze bedeutet ſehr wenig.

Notizen aus periodiſchen Schriften.

Die Bibliotheque historique liefert ein Schreiben aus Rom von einem reiſenden Engländer, der ſeinen Aufenthalt in Italien nicht ſo reizend findet als er ſich vorgeſtellt hatte. „Nach Allem, was man in Paris mir geſagt, glaubte ich, die franzöſiſche Revolution habe einen großen und heilſamen Einfluß auf Italien gehabt; es ſey aus dem langen Schlummer erwacht, in dem es gelegen, ſeit Carl V es in Feſſeln ſchmiedete; die Einwohner wären freymüthiger, geſelliger, thätiger geworden, ja, es habe ſich ſogar ein gewiſſer öffentlicher Geiſt, eine Art von Patriotismus gebildet; die Wohlthaten der Revolution (?!) ließen ſich bis in das Innere der Familien ſpüren: die franzöſiſchen Damen, die ihren Männern über die Alpen folgten, wären in ihren reizenden Manieren und in der Decenz (?) ihres Betragens, von den Damen in Turin, Mayland und Florenz nachgeahmt worden. — Alles das mag vor einigen Jahren der Fall geweſen ſeyn, allein die Spuren davon verwiſchen ſich täglich mehr, und zugleich mit den alten Regierungen ſind auch die alten Sitten wieder erſchienen. Da die Franzoſen in den päpſtlichen Staaten kürzere Zeit verweilt haben, als in dem übrigen Italien, ſo ſind auch ihre Wohlthaten (?!) dort am wenigſten fühlbar. Die **römiſchen Italiäner** haben alle Laſter ihrer Schwäche beybehalten, ſind noch immer mißtrauiſch, argliſtig und voll Verſtellung; nichts erinnert an ihren edlen Urſprung; nur Trümmer, nicht Character, haben ſie von ihren Vorfahren geerbt. Die Volksmaſſe iſt den Prieſtern unterthänig wie in den blühendſten Zeiten der Hierarchie; den dritten Theil des Tages bringt der Römer mit Beobachtung alberner Ceremonien zu. Ich kann nicht an mein Fenſter treten, ohne irgend eine Proceſſion von grauen, weißen oder ſchwarzen Brüdern oder einen Haufen junger Seminariſten zu erblicken. Meine Thür iſt belagert von Bettelbrüdern, die nicht ſelten die berühmteſten Nahmen des Mittelalters tragen. Im Allgemeinen ſind ſie von ſanftem und leicht zu befriedigendem Humor, aber das immerwährende Schauſpiel dieſer Herabwürdigung des menſchlichen Geſchlechtes beklemmt das Herz.“

„Napoleon trägt hier wie in Frankreich die Schuld, nicht alles das Gute gethan zu haben, was er hätte thun können. In demſelben Augenblicke, als ſeine Gewaltthaten gegen den Papſt Europa entſetzten, ſchonte er der Prieſter weit mehr als man zu glauben ſcheint; gewiß nicht aus Frömmigkeit, ſondern aus Beweggründen, die denen glichen, welche ihn beſtimmten, in Frankreich den alten Ariſtocraten zu liebkoſen, und ihnen ſo viel möglich ihre vormaligen Gaukeleyen wieder zu geben. Gern hätte er den Prieſtern allen ihren Einfluß gelaſſen, wenn ſie ihn nur dem ſeinigen hätten unterordnen, ſeine Macht ausbreiten und befeſtigen wollen.“

„In Rom glaubt man allgemein, Oeſtreich habe Napoleons Pläne auf Italien betreffend geerbt; es zittre vor der gefährlichen Möglichkeit, daß der Zufall einſt auf Rußlands Thron einen Mann von wilder Größe und Energie ſetzen könne, und auf dieſen Fall wolle es ſeine Macht in Italien ausbreiten und befeſtigen, um dem durch Polen erlangten Zuwachs der ruſſiſchen Macht ein Gleichgewicht zu geben. Man verſichert, Oeſtreich wünſche, wie Napoleon, den Pabſt in einen bloßen Patriarchen, gleich dem griechiſchen zu Conſtantinopel, zu verwandeln und ſeine Staaten mit der Lombardey zu vereinigen; es wolle nur den Tod des jetzigen Pabſtes abwarten, deſſen hohes Alter und ausgeſtandene Mühſeligkeiten kein langes Leben mehr prophezeyhten.“

„Der Erzherzog Joſeph iſt immer noch hier, und ſeine langen Conferenzen mit dem Cardinal **Conſalvi** ſollen jenen Plan zum Gegenſtande haben. Käme er zu Stande, ſo möchte ſchwerlich dem Kirchenſtaate Glück zu wünſchen ſeyn, da Oeſtreich nicht ermangeln würde, ihn durch Auflagen zu erſchöpfen, wie es die Lombarden und ſeine übrigen Staaten jenſeits der Alpen erſchöpft.“ (Freylich, unter den Franzoſen ſind ſie glücklicher geweſen!!!) —

(Die Fortſetzung folgt.)

Druckfehler.

Nro. 20. pag. 154. Sp. 2. Z. 31. fällt d. Wort: die weg.
— 21. — 165. — 1. — 16. ſt. mit: lies ich.
— — — — — 2. — 18. — denen: l. dem.
— 25. — 200 — 2. letzte Zeile ſt. ſubordinnete l. ſubordinete.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 30. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 April.

Die beiden Belagerungen von Saragoſſa.

In dem ganzen, höchſt merkwürdigen und an ächt dramatiſchen Ereigniſſen ſo reichen Kriege, den Napoleon gegen Spanien führte, zeichnet ſich die zweimalige Belagerung von Saragoſſa vorzüglich aus, und verdient in allen ihren Einzelnheiten dem künftigen Geſchichtſchreiber aufbewahrt zu werden. Schwerlich wird irgend ein Volk des Alterthums, ſelbſt in der Epoche ſeines höchſten, glänzendſten Ruhmes, ein Beiſpiel von Tapferkeit und Patriotismus aufſtellen können, das nicht von Saragoſſa's Bewohnern erreicht und übertroffen werden wäre. Es würde daher ein Verbrechen gegen die Nachwelt ſeyn, wenn man ihr nicht die allerumſtändlichſten Beſchreibungen von dieſer herzzerreißenden Epiſode des genannten Krieges zu überliefern ſuchte, und es hat uns Vergnügen gemacht, einen abermaligen Beitrag zu einem künftigen vollſtändigen Gemählde derſelben in einer vor kurzem erſchienenen *Geſchichte des Krieges in Spanien und Portugal in den Jahren 1807 bis 1814 von dem engliſchen Oberſt John Jones und ins Franzöſiſche überſetzt von Beauchamp* zu finden. Unſere Leſer werden es nicht ungern ſehen, wenn wir ihnen aus dieſer Darſtellung einer ſo höchſtmerkwürdigen Begebenheit, die allen Völkern der Erde zum nachahmungswerthen Beiſpiele dienen kann, hier einen kurzen, unſerm beſchränkten Raume angemeſſenen Auszug mittheilen.

Saragoſſa liegt in einem Thale am Fluſſe Ebro, auf deſſen jenſeitigem Ufer ſich eine Vorſtadt befindet, die durch eine ſteinerne Brücke mit der Stadt zuſammenhängt. Die Umgegend iſt ſehr fruchtbar und, ſo weit das Auge reicht, mit Olivenbäumen bedeckt. Die Stadt wird von einer nahen Anhöhe beherrſcht, die den Namen Torrero führt, und auf welcher ein Kloſter nebſt mehrern andern Gebäuden ſtehen. Die Mauern der Stadt ſcheinen keine andere Beſtimmung zu haben, als die Erhebung der Abgaben von den hineingebrachten Waaren zu erleichtern, denn an mehreren Stellen ſind ſie blos durch die Mauern von Gärten, und von großen Gebäuden ausgefüllt; eben ſo unbedeutend ſind auch die neun Stadtthore. Die Straßen ſind eng und krumm, mit Ausnahme einer einzigen, die der Coſo heißt und faſt in der Mitte der Stadt liegt. Die Anzahl der Einwohner beläuft ſich ohngefähr auf 50 tauſend Seelen.

Gegen Ende des Mays 1808, ſtunden die Bewohner dieſer ganz vertheidigungsloſen Stadt, nebſt den Bauern in der Umgegend in Maſſe auf, um ſich gegen den ihnen drohenden Angriff der Franzoſen zu vertheidigen. Als der damalige General-Gouverneur von Arragonien ſie daran verhindern wollte, und die Abſicht verrieth, ſich dem Vaterlandsfeinde zu ergeben, ſo nahmen ſie ihn gefangen, warfen ihn ins Gefängniß, und erwählten einſtimmig Don Joseph Palafox, der zwar früher unter der Königl. Garde gedient aber ſich noch nicht durch wirkliche Kriegsdienſte berühmt gemacht hatte, zu ihrem Anführer. Die Franzoſen näherten ſich bald nachher von allen Seiten der Stadt, die Beſatzung beſtund in 220 Mann regulärer Truppen, und in dem öffentlichen Schatze befanden ſich nicht volle 100 Thlr. Unſchätzbar waren aber der Muth und der Patriotismus der Einwohner, und im feſten Vertrauen auf dieſe traf Palafox ſogleich Anſtalten zum nachdrücklichſten Widerſtand. Hierzu blieb ihm jedoch wenige Zeit, denn ſchon in der Mitte des Juny rückten die Franzoſen mit 9000 M. Infanterie und 900 Pferden heran. Die Ausfälle der Einwohner waren fruchtlos, denn ſie konnten natürlicherweiſe den geübten Truppen nicht widerſtehen, aber ſie bewieſen dabei ſo viele Feſtigkeit und Muth, daß die Feinde ſelbſt ſie bewundern mußten Dieſe glaubten ohne weitere Schwierigkeit in die Stadt ſelbſt eindringen zu können, allein zu ihrem großen Erſtaunen, fanden ſie einen ſolchen verzweifelten Widerſtand, daß alle ihre Verſuche vergeblich waren. Die Einwohner fochten zwar ohne alle Ordnung; ihre wenige Artillerie wurde von Leuten bedient, die der bloße Zufall zu den Kanonen führte, und jeder Einwohner ertheilte und empfing Befehle; allein Ein gemeinſchaftlicher Geiſt beſeelte ſie alle, und nach einer bewundernswürdigen Gegenwehr ſchlug ſich der Sieg auf ihre Seite. Zu zweien malen waren einzelne Abtheilungen von Franzoſen in die Stadt eingedrungen, aber jedesmal wurden ſie bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Der feindliche General beſchloß daher, die Stadt förmlich zu belagern,

Ausgegeben den 1. April.

und zog deshalb eine beträchtliche Verſtärkung von Truppen und Artillerie an ſich. Ohne andere Feſtungswerke als ihre ſchwachen Mauern, ohne Truppen und grobes Geſchütz, um Ausfälle zu thun und die Werke der Feinde zu zerſtören, verließen ſich die Einwohner auf Gott, ihren Muth und ihre gerechte Sache, und faßten den einſtimmigen Beſchluß, die Straßen der Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Gegen Ende des Monats wurden die Franzoſen Meiſter von Torrero, und der benachbarten Batterie, der einzigen, die von einem wirklichen Artillerie-Officier befehligt wurde; weil er nicht alles gethan hatte, was in ſeinen Kräften ſtund, um dieſen wichtigen Poſten zu vertheidigen, ſo wurde er für einen Vaterlands-Verräther erklärt, und bey ſeiner Zurückkunft in die Stadt ſogleich aufgehängt. Die Einwohner trafen jetzt alle Vertheidigungsanſtalten, die nach ihren ſchwachen Mitteln möglich waren. Aus den leinenen Schirmdächern vor den Fenſtern machte jeder Hausbeſitzer Säcke, füllte ſie mit Sand, legte ſie vor der Hausthüre in Form einer Batterie über einander und umzog das ganze mit einem tiefen Graben. In die Mauern der Häuſer wurden überall Löcher angebracht, um durchſchießen zu können, und wo es angieng, auch Kanonen darin aufgeſtellt. Die ſchönſten Gärten, die der Vertheidigung nur einigermaßen hinderlich ſeyn konnten, wurden von den Eigenthümern ſelbſt zerſtört. Das weibliche Geſchlecht munterte die Männer zur Tapferkeit auf, übernahm die Pflege der Verwundeten, und trug Waſſer und Lebensmittel in die Batterien und an die Thore; die Kinder trugen eben dahin die Patronen, die von den Mönchen verfertigt wurden.

Um dieſe Zeit kamen ohngefehr 1000 Mann von mehrern geſprengten ſpaniſchen Regimentern in die Stadt; aber dieſe wurde auch von nun an von den Franzoſen immer enger und enger eingeſchloſſen, und es vergING ſelten mehr ein Tag, wo nicht dicht vor den Stadtthoren die blutigſten Gefechte vorfielen. Am letzten Juny wurde durch eine franzöſiſche Bombe ein ſehr beträchtliches Pulvermagazin in die Luft geſprengt, und dadurch faſt eine ganze Straße der Stadt zerſtört. Kaum aber hatten ſich die Einwohner von dem erſten Schrecken erholt, und die Leichname ihrer Mitbürger unter den Ruinen hervorgeſucht, ſo fingen die Feinde, die unterdeſſen eine beträchtliche Verſtärkung von ſchwerem Geſchütz erhalten, an, die Stadt von allen Seiten auf das furchtbarſte zu beſchießen, und man rechnet, daß allein an einem Tage mehr als 1200 Bomben hineinflogen. Die Feinde richteten ihre Angriffe hauptſächlich gegen den Portillo, ein großes, viereckigtes, mit einem breiten Graben umringtes Gebäude, das zum Gefängniß diente. Hier ſtund eine mit Sandſäcken umgebene Batterie, die mehrmals zerſtört und von den Einwohnern immer aufs neue aufgeführt wurde. Täglich hatte hier das furchtbarſte Blutvergießen ſtatt, und hier war es auch, wo eine Frau ein merkwürdiges Beiſpiel des ſeltenſten Heldenmuthes gab. Die ſchöne, 22jährige Auguſte Zarago brachte eben Lebensmittel in die Batterie, als die ſämmtlichen Vertheidiger derſelben gefallen waren, und die Bürger ihre Abneigung das Feuer wieder aufs neue anzufangen, zu erkennen gaben. Auguſte aber dringt zwiſchen Todten und Sterbenden hindurch, reißt einem ſchwer verwundeten Artilleriſten eine brennende Lunte aus der Hand, feuert ſogleich eine Kanone ab, ſetzt ſich alsdann auf dieſelbe, und ſchwört den feierlichſten Eid, daß ſie, ſo lange die Belagerung dauern werde, auf ihr bleiben wolle. Dieſes Beiſpiel von Unerſchrockenheit flöſte den Einwohnern neuen Muth ein; ſie ſtrömten in die Batterie, und vertheidigten ſie mit einer ſolchen Tapferkeit, daß die Feinde nicht im Stande waren, ſich ihrer zu bemächtigen. Der Verfaſſer dieſer Erzählung ſah die ſchöne Auguſte ſpäterhin zu Saragoſſa; ſie hatte von ihren Mitbürgern zum Beweis ihrer Dankbarkeit das Recht erhalten, auf dem Ermel ihres Kleides einen kleinen geſtickten Schild mit der Inſchrift: Saragoſſa, zu tragen.

Die Franzoſen griffen hierauf nicht nur dieſen Poſten zu wiederholten malen, ſondern auch mehrere Thore an, wurden aber immer mit dem größten Verluſt zurückgeſchlagen, man ſah allen dieſen Operationen an, daß ſie ſich feſt einbildeten, die Einwohner wären durch das vorhergegangene Bombardement überzeugt worden, daß die Stadt ſich nicht halten könne, und ſich der erſten Abtheilung von Truppen, die hinein dränge, ergeben müſſe. Der Erfolg hat jedoch bewieſen, wie wenig die Franzoſen den Character und die Energie der Einwohner zu würdigen verſtunden. Je enger ſie der Stadt zuſetzten, deſto mehr verwandelte ſich der Muth der Bürger in wüthende Verzweiflung. Es fehlte ihnen ſchon ſehr an Lebensmitteln, und auf eine Hülfe von außen war gar nicht zu rechnen. Nach einer ſchon 40tägigen Anſtrengung waren ihre körperlichen Kräfte erſchöpft, und nirgends hatten ſie mehr einen Zufluchtsort für ihre Kranken und ihre Kinder. In jedem Augenblick mußten ſie ein noch ſtärkeres Bombardement befürchten, als das frühere geweſen war, und ſchon lagen alle Straßen mit Todten und Verwundeten bedeckt, die nicht mehr weggeſchafft werden konnten. Noch einmal machten die Unglücklichen einen blutigen

Verſuch, ſich des Torrero's wieder zu bemächtigen, und als auch dieſer fehlſchlug, ſo faßten ſie den einmüthigen Entſchluß, entweder zu ſiegen oder insgeſammt in den Ringmauern ihrer Stadt umzukommen.

Das Bombardement fing wirklich wieder von neuem an, und am 2ten Auguſt ſteckte eine Bombe das Findlingshaus in Brand, in welches man eine Menge von Kranken und Verwundeten gebracht hatte. Mit Nichtachtung ihres ebenfalls in Gefahr befindlichen Eigenthums eilten die Einwohner zur Rettung dieſer Unglücklichen, ſo wie der Findlingskinder herbei, und beſonders zeichneten ſich hierbei die Frauensperſonen durch die Menſchenliebe aus, mit der ſie dem feindlichen Feuer, den Bomben, die von allen Seiten nieder fielen, und den alles verzehrenden Flammen der brennenden Gebäude trotz boten. Am 3ten Aug. ſtürzten durch den Donner der feindlichen Artillerie ein großer Theil der ſchwachen Stadtmauern bei dem Thore Santa-Engracia ein, und das ſchöne, dicht daneben liegende Kloſter dieſes Namens ging zu gleicher Zeit in Flammen auf. Sogleich rückten die franzöſiſchen Colonnen in die Stadt ein, und drangen unter einem mörderiſchen Gefechte bis auf den Cozo, d. h. bis faſt mitten in die Stadt, ſo daß ſie vor Abend beinahe die Hälfte der Stadt in Beſitz hatten. Der franzöſiſche General forderte ſogleich in folgenden Ausdrücken zur Capitulation auf: „Haupt-Quartier Santa-Engracia: die Capitulation." Die Antwort, die ohne allen Verzug erfolgte, war: „Haupt-Quartier Saragoſſa: Krieg bis zum Meſſer."

In der ſehr breiten Straße Cozo ſtunden nun auf der einen Seite die Franzoſen, und gegen ihnen über auf der andern Seite hatten die Einwohner in der Geſchwindigkeit vor allen Eingängen in andere Straßen Batterien aufgeworfen, die nur wenige Schritte von den franzöſiſchen Batterien entfernt waren. Der Raum zwiſchen beiden wurde bald durch Haufen von Leichnamen ausgefüllt, und dies war es, was Palafox am meiſten Sorge machte, denn er fürchtete mit Recht, daß anſteckende Krankheiten daraus entſtehen möchten. Weil aber die Einwohner es nicht wagen durften, ſich in der Straße ſehen zu laſſen, ohne ſogleich niedergeſchoſſen zu werden, ſo warfen ſie die franzöſiſchen Gefangenen, deren ſich in dieſen Häuſern viele befanden, mit Stricken feſtgebunden, vor die Thüren unter die Todten und Sterbenden, um tiefe Gruben zu graben und die Leichname hineinzuwerfen. Theils nun wegen der Art ihres Geſchäftes, theils aus Mitleiden mit ihnen ſelbſt, fügten ihnen größtentheils ihre Landsleute keinen Schaden zu, und durch dieſes Mittel wurde wenigſtens einigermaßen dem Greuel; den das Verweſen der Leichname verurſachte, abgeholfen. Die Nacht war die Zeit, wo in dieſem ſeltſamen Kriege gefochten wurde. In der Dunkelheit drangen beide Theile in die Mitte der Straße vor, und griffen die gegenſeitigen Batterien mit einem unbeſchreiblichen Muthe an; das Gefecht, das bei den Batterien anfing, zog ſich gewöhnlich in die Häuſer, und in allen Stockwerken derſelben wurde mit Wuth und Verzweiflung gekämpft.

Am 3. Aug., als die Franzoſen eben anfingen, neue Anſtalten zu treffen, um ſich auch der andern Hälfte der Stadt zu bemächtigen, wurden die Einwohner mit Entſetzen inne, daß ihre Munition ſehr ſtark auf die Neige ging. Dies ſchlug jedoch ihren Muth keinesweges nieder, und es fiel keinem ein, kapituliren zu wollen; überall wo ſich der General ſehen ließ, ſchallte ihm der einſtimmige Ruf entgegen, daß, wenn es an Munition fehle, man den Feind mit Meſſern angreifen müſſe. Allein — wo die Noth am höchſten iſt, da iſt auch die Hülfe am nächſten! In dieſer furchtbaren Criſis rückte ganz unerwarteter Weiſe eine ſehr anſehnliche Zufuhr von Lebensmitteln und Munition in die Stadt, nebſt einer Verſtärkung von 3tauſend Mann ſpaniſcher und ſchweizer Garden, die Don Francisco Palafox, Bruder des Generals, herbeyführte. Zwei Tage nachher wurde in einer allgemeinen Verſammlung der merkwürdige Beſchluß gefaßt, daß die Einwohner den Theil der Stadt, den ſie noch inne hatten, ferner aufs tapferſte vertheidigen ſollten, daß ſie aber, wenn der Feind dennoch den Sieg davon tragen würde, ſich insgeſammt auf der Brücke über den Ebro in die Vorſtadt zurück ziehen, die Brücke hinter ſich abſchlagen, und die Vorſtadt bis auf den letzten Mann vertheidigen ſollten. Elf Tage lang dauerte dieſer blutige Kampf von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer ununterbrochen fort, bis es endlich den Einwohnern nach und nach glückte, die disciplinirten feindlichen Truppen immer mehr zurück zu drücken, ſo daß ſie zuletzt nur noch ohngefehr den achten Theil der Stadt inne hatten. Es fielen dabei ſehr viele Handlungen der heldenmüthigſten Tapferkeit vor, und auch das weibliche Geſchlecht nahm an dem blutigen Ruhm dieſer Tage den thätigſten Antheil. Die Gräfin Burita, eine der vornehmſten Damen des Landes, errichtete ein beſonderes Corps von Frauensperſonen, das beſtimmt war, den Verwundeten beyzuſtehen, und den Soldaten Wein und Lebensmittel zuzutragen. Dieſe ſehr junge, ſchöne und zartgebildete Dame erfüllte mit dem kälteſten Blute die Pflichten, die ſie ſich ſelbſt auferlegt hatte, unter dem heftigſten Kanonen-Kartätſchen- und kleinen Gewehr-Feuer, und niemals hielt ſie der Gedanke an perſönliche Gefahr von ihrer patriotiſchen Thätigkeit ab. Es kamen dabei ſehr viele Frauen ums Leben, ſo wie überhaupt während der ganzen Belagerung, und die Anzahl derſelben kommt der von den getödeten Mannsperſonen beinahe gleich; denn ſie begaben ſich beſtändig ohne alle Ueberlegung in die augenſcheinlichſte Gefahr, und es koſtete die größte Mühe, ehe man ſie nur einigermaßen daran gewöhnen konnte, mit Beſonnenheit, Klugheit und Ueberlegung zu Werke zu gehen.

Am 14. Aug. bot ſich den Einwohnern das belohnende Schauſpiel dar, daß ſich die Franzoſen aus der Stadt zurückzogen, und den Weg nach Pampelona einſchlugen. Wahrſcheinlich waren ſie zu dieſem Entſchluß durch die falſche Nachricht gebracht worden, daß 6000 Mann heranrückten, die die Junta von Valencia der Stadt zu Hülfe ſchickte. Hiermit endigte ſich die erſte Belagerung von Saragoſſa, die in Rückſicht der glühenden Vaterlandsliebe und der von beiden Geſchlechtern und allen Ständen bewieſenen heldenmüthigen Tapferkeit gewiß einzig iſt in den Annalen der Weltgeſchichte.

(Der Beſchluß folgt.)

Minerva und europäiſche Annalen. (Januar.)

In der Minerva zeichnen ſich die kecken Meynungen und Anſichten aus, die bei Leitung des Befreyungs-Kriegs von Venturini entſtanden ſind, eines Schriftſtellers, der bekanntlich in das Wörterbuch der Wetterfahnen (dictionnaire des girouettes) gehört; denn nachdem er den Franzoſen lange genug Weyhrauch geſtreut, nennt er ſie nun lumpige Theaterhelden, und mit Recht bemerkt der Sprecher, daß ſie die erſten Heldenrollen in unſern Trauerſpielen zu lange und mit zu vielem Erfolg gegeben haben, um dieſen Titel zu verdienen. — Dann geräth er in Erſtaunen über die Theilung von Sachſen, nachdem deſſen Integrität ſo heilig zugeſagt worden. — Dann meynt er, man müſſe das Lützowſche Corps gekannt haben, und mit ihm in Verbindung geweſen ſeyn, um die unbedingte Beylegung des Prädicats Heldenſchaar beherzigen zu können. — Dann ſchiebt er auf Rußland die Schuld, daß Preußen, trotz der erhaltnen weitläuftigen Beſitzungen, doch nichts Ganzes geworden, ja ſogar in der öffentlichen Meynung geſunken ſey — Oeſtreich habe Preußen ganz Polen garantiren ſollen, um Rußland in ſeinen alten Grenzen zu halten — Preußen, und überhaupt Deutſchland, würden Rußlands Freundſchaft vielleicht noch theuer bezahlen müſſen. (Solche Vielleicht's ſcheinen uns ſehr unzeitig. Sie gleichen der Warnung von einem Arzte, der den Patienten aus einer ſchweren Krankheit gerettet, deſſen Freundſchaft der Patient aber meiden ſoll, weil es doch wohl möglich ſey, daß bei einer andern Gelegenheit derſelbe Arzt ihm Schaden zufügen könne. Aber daß er ſchon todt wäre, mauſetodt, wenn der Arzt ihn nicht gerettet hätte, davon wird nichts erwähnt.) —

Auf den König von Sachſen ſey von den Verbündeten nicht kräftig genug gewirkt worden (!) Der König von Preußen habe zwar liebevoll und freundlich an ihn geſchrieben, aber leider nicht kräftig genug. (!) (Dieſes Kräftige ſoll doch wohl Drohungen bedeuten? — Der Sprecher macht da dem König von Sachſen ein ſchlechtes Compliment, indem er zu verſtehen giebt, daß Liebe und Freundſchaft weniger auf ihn wirkten, als Drohungen gethan haben würden.) — Obgleich, nach des Sprechers eigenem Bekenntniſſe, das ſächſiſche Cabinet ſich „übermüthige Neckereyen und Plackereyen gegen Preußen erlaubt hat, als dieſes geſunken, Sachſen aber unter dem Schutze Frankreichs geſtiegen war“ ſo habe doch der König von Preußen, als er erfahren, daß der König von Sachſen ſich auf dem Wege nach Prag befinde, die merkwürdigen Worte geſprochen: „Prag iſt nicht Dresden. Ihr König „ſollte hier ſeyn. Es iſt nicht die Zeit, wo die Fürſten ihre Völker verlaſſen, ſondern die, wo ſie in „ihre Mitte treten und ſie auch um ſich verſammeln „ſollten. Ich habe Alles vergeſſen, habe das Meinige gethan, meine Hand zur Verſöhnung geboten; „aber ich bin zurück gewieſen worden. Es iſt traurig, daß in ſo großen Momenten noch Mißverſtändniſſe zwiſchen deutſchen Fürſten obwalten können“ Und dieſe letzten Worte habe der redliche Mann mit thränenden Augen geſprochen. (Fürwahr, dieſe Aeußerung gereicht dem Könige von Preußen zum höchſten Ruhme, und beſchämt die Sachſen, welche noch immer vorgeben, die Theilung ſey ſchon zu Kaliſch beſchloſſen worden, während ſie doch nur in der — Standhaftigkeit ihres eignen Königs den Grund davon aufſuchen ſollten.)

Wir erfahren hier ferner, daß ſächſiſche Patrioten, nachdem, bei der Handlungsweiſe des Königs, für dieſen nichts mehr zu thun war, wenigſtens für die Ehre des Volks und für das Vaterland noch zu retten ſuchten, was zu retten war: daß der jetzige General Miltitz die Commandanten der Regimenter [illegible]tergarde und Zaſtrow, als ſie noch in Böhmen ſtanden, zum Uebertritt zu den Verbündeten beredete, daß aber die Ausführung mißglückte; daß ein anderer Officier, der ſein Ehrenwort gegeben hatte, nur für, nicht aber gegen die Verbündeten zu dienen, dieſes Ehrenwort brach, und daß zu ſeinem Glücke ſein altſächſiſcher, dadurch gebrandmarkter Nahme den Geſchichtſchreibern entwiſcht ſey. — Wir erfahren, daß Frau von Thilau auf ihrem Schloſſe den Kayſer Alexander und das ganze ruſſiſche Hauptquartier mehrere Tage nach Möglichkeit bewirthet, aber keine Bezahlung, auch kein Andenken oder Geſchenk dafür erhalten hat und faſt verarmt ſey. (Iſt dieſer Umſtand wahr, ſo darf ſicherlich der eben ſo großmüthige als freigebige Kayſer ihn nur erfahren, um die Frau v. Thilau reichlich zu entſchädigen.) —

Die Zuſammenſtellung Jomini's mit Moreau findet der Sprecher ſehr unpaſſend. Jomini ſey nie Heerführer geweſen, und blos als ein gewandter militäriſcher Schriftſteller bekannt. — In dem öſterreichiſchen Manifeſte wegen des Beitritts zur großen Verbindung, erſcheine weder eine Volksanſicht noch Volksſtimme, ſondern vielmehr eine furchtſame Natur. (!) — In Venturini's Erzählung von der Schlacht bei Dresden ſey Wahres und Falſches ſo gemiſcht, daß, um Alles zu widerlegen, eine beſondere Relation erforderlich ſeyn würde. Beiſpiele werden angeführt. — Moreau, nur angekommen, habe den Plan zum Angriff auf Dresden gewiß nicht entworfen, ſondern ihm nur nicht widerſprochen. Dieſer Plan verrathe eine engſinnige Strategie und ſey auch ſchlecht ausgeführt worden.

Den ſächſiſchen Truppen wird vorgeworfen, daß ſie die franzöſiſchen Adler während der Schlacht, und nicht früher, verlaſſen; daß ſie noch in den beiden erſten Tagen der Schlacht bei Leipzig mit auffallender Erbitterung und ſo zu ſagen con amore gegen die Verbündeten gefochten, obgleich mehrere Truppen-Anführer das Gegentheil verſprochen hatten; daß ſie noch während des Waffenſtillſtandes in ihren Lagern den Geburtstag Napoleons durch freiwillige Beiträge recht glänzend zu begehen geſtrebt; und daß ſie erſt am dritten Tage der Schlacht bei Leipzig, als Alles für die Franzoſen ſchon verlohren geweſen, zu ihrer eigenen Rettung übergegangen, was nicht edel, und vielmehr gegen alle ritterliche Sitte geweſen. In einer Note wird hinzugefügt: „Iſt wohl ein Sachſe, der mit offner Stirn behaupten kann, er wäre auch übergegangen, wenn die „Schlacht bei Leipzig zu Napoleons Vortheil ausgefallen wäre?" Uebrigens wäre die Schlacht auch ohne den Uebertritt der Sachſen gewonnen worden, woran jedoch der Redacteur in einer Note zweifelt; denn der größte Theil der franzöſiſchen Cavallerie habe nun eiligſt vom rechten Flügel auf den linken ſich begeben müſſen, wodurch das Vordringen der Alliirten gegen Probſtheyda ſehr erleichtert worden ſey.

Es ſey auffallend, fährt der Sprecher fort, daß ſchon in einem der Rheinfeldzüge der ſächſiſche General Lindt Oeſterreich heimlich verlaſſen habe, um ſich an Preußen anzuſchließen, und daß dieſelben Sachſen, im Jahre 1806, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, die Preußen wieder verlaſſen hätten. „Hätte Sachſen die ihm einzige heilſame, „natürliche Politik, nie verlaſſen, wäre es mit Preuſſen geſtanden, gegangen und gefallen: ſo wäre es „auch jezt, nach einer Prüfungszeit, wieder mit „Preußen erſtanden u. ſ. w."

Bei dem Zuſammentreffen der Monarchen vor der Wohnung des Königs von Sachſen zu Leipzig, meynt der Sprecher, wenn der Letztere damals nur einen recht kräftigen Rathgeber gehabt hätte, der ihn über die Barriere der Etikette, d. h. über die Hausflur und Schwelle, auf die Gaſſe hinausgetrieben hätte, ſo würde das Erſcheinen des ehrwürdigen Königs auf die, durch den Sieg zur Freude geſtimmten, Verbündeten den gewünſchten Eindruck nicht verfehlt haben. —

Franzöſiſche Gefangene, in den Johanniskirchhof eingeſperrt und vergeſſen, ſollen den, in jenen Tagen beerdigten Profeſſor E. ausgegraben, angeſchnitten, ſeine Theile an dem angezündeten Sarge gebraten und geſpeiſt haben. —

Als Napoleon auf ſeinem Rückzuge geſehen, daß man die Päſſe von Köſen und Freyburg kräftig zu beſetzen unterlaſſen, ſoll er geſagt haben: Voyez vous, ils ne sçavent pour faire la guerre.

Dem General Wrede wird vorgeworfen, daß er, nachdem Napoleon ſich bei Hanau durchgeſchlagen, nicht wenigſtens den franzöſiſchen Nachtrab von 14000 Mann unter Mortier aufgehalten — dem General Tauenzien, daß er die Kreiſe Torgau und Wittenberg als feindliches Land behandelt, die Forſte ruinirt und z. B. 6000 Klafter Holz für 1500 Thaler verkauft, ein altes Erziehungsinſtitut in Annaberg aufgehoben, und die Zöglinge, Söhne braver Krieger, verjagt habe, deren ein Theil elend geſtorben, u. ſ. w. (Ohne Zweifel wird der kecke Sprecher, deſſen Berichtigungen durch keine Nahmens-Unterſchrift verbürgt ſind, lebhaften Widerſpruch finden.) —

Die europäiſchen Annalen liefern dieſesmal blos Ueberſetzungen ſchon allgemein bekann-

ter Schriften: des Memoire's von Stourdza, des Feldzugs von Gourgaud, und Auszüge aus Pradt's Werke über die Concordate.

Franzöſiſche periodiſche Schriften.

Das erſte Heft des 6. Bandes der Bibliothéque historique liefert Briefe aus Madrid, in welchen der Gouverneur von Valencia, Ellio, als der abſcheulichſte Unmenſch erſcheint, und behauptet wird, ſelbſt der König, der doch eben nicht zur Gnade geneigt ſey, habe ſein Verfahren gemißbilligt, und Befehl geſandt, die Execution der dreizehn von Ellio verurtheilten Verſchwörer aufzuſchieben, allein dieſer Befehl ſey zu ſpät gekommen. — Eine neue Königin ſey auf der Wahl, eine öſterreichiſche oder ſächſiſche Prinzeſſin, denn catholiſch müſſe ſie vor allen Dingen ſeyn. Vermuthlich werde die öſterreichiſche den Vorzug behalten, weil man auf dieſe Weiſe ſich einen Freund gegen Portugall zu machen hoffe. — Ein Regiment, welches aus Saragoſſa nach Valencia beordert worden, habe auf dem Marſche rebellirt, und ſey auseinander gelaufen, weil es nicht dazu beitragen wolle, ſeine Mitbürger in der Sclaverey zu erhalten. —

Dann theilt die Bibliothek einige Actenſtücke mit, betreffend die in Montpellier ſich erneuert habenden Göttingiſchen Auftritte: zuerſt den Beſchluß des Präfects, der den Studenten auf Einen Monat das Theater unterſagt, weil ſie ſchon ſeit längerer Zeit die Vorſtellungen geſtört, in den Zwiſchenacten ſich ſehr unanſtändig betragen, und nun ſogar, als man einen ſolchen Unruhſtifter arretirt, geſchrieen haben: Studenten in's Parterre! u. ſ. w. — Hierauf folgt eine, an die Profeſſoren gerichtete Supplik der Studenten, in welcher ſie um Schutz bitten — eine Verabredung unter ſich, den Befehlen der Obrigkeit vor der Hand ſtrenge Folge zu leiſten — und endlich ein Memoire an den Miniſter des Innern, in welchem ſie ſich weiß brennen und zu verſtehen geben, die Strenge des Präfecten rühre blos daher, daß er ſelbſt Verfaſſer des ausgepfiffenen Stückes geweſen. Dieſes Memoire iſt vom 4. Februar, der Erfolg noch unbekannt. Indeſſen erwarten die Einwohner von Montpellier mit großem Verlangen die Entſcheidung des Miniſters, denn 1100 Studenten ſind wirklich ausgezogen, und zwar in der ſchönſten Ordnung, indem ſie zuvor überlegt und verabredet, welche Straßen man zu wählen, an welchen Orten zu verweilen, wie viele an einem Tage ausziehn ſollten, damit die Straßen und Wirthshäuſer nicht geſtopft würden u. ſ. w. — Wie groß indeſſen auch in Montpellier die academiſche, zugeſtandene oder ſelbſt herausgenommene, Freiheit ſey, erhellt ſchon daraus, daß die Studenten erſt noch darüber deliberiren durften, ob ſie den Befehlen der Obrigkeit gehorchen wollten oder nicht? wir übrigen Philiſter müſſen gehorchen ohne zu deliberiren. —

Merkwürdige Beiſpiele von Mißbrauch der Gewalt der Präfecten, Unterpräfecten und Maire's kommen auch in dieſem Hefte der Bibliothek vor, und beweiſen, daß die Präfecten in Frankreich ganz dieſelbe, bisweilen mit Recht, bisweilen mit Unrecht angefeindete Gewalt ausüben, die man oft den Gouverneur's in den entfernten Provinzen Rußlands vorgeworfen hat. —

Aus einem politiſchen Journal vom Jahr 1789 hat der Herausgeber in Erinnerung gebracht, daß Ludwig XVI. damals bei dem Tode des erſten Präſidenten Ormeſſon, der Familie des Verſtorbenen 400,000 Livres anwieß, um deſſen Schulden zu bezahlen, und noch überdieß eine Penſion von 20000 Livres, daß aber die Familie beides nicht annahm, und als Grund ihrer ehrerbietigen Weigerung angab: daß der Zuſtand der Finanzen ihr die Annahme nicht verſtatte. Dieſer Zug des Patriotismus wird natürlich ſehr geprieſen, und nicht allein erwähnt, daß der Herzog von Richelieu in unſern Tagen gleich uneigennützig gehandelt, indem er die ihm beſtimmte National-Belohnung den Hoſpitälern von Bordeaux überlaſſen; ſondern es werden auch alle wohlhabende Penſionairs aufgefordert, ihren ſtarken Penſionen zu entſagen, damit die von 4 bis 500 Franken, bei welchen alte gediente Officiere kaum das liebe Brod haben, auf 800 bis 1000 erhöht werden könnten. —

Ein ſogenanntes Mandement eines Vicarius wird ſcharf mitgenommen und in der That enthält es die Grundſätze der empörendſten Unduldſamkeit. Es wird darin geklagt „daß die einzige wahre Religion gezwungen werde, die Irrthümer, welche „ſie ſo ſorgſam auszurotten ſuche, nicht allein zu „dulden, ſondern auch in ihrem Schooſe diejenigen „zu toleriren, die ſie inſultiren und zerreißen.“ Hie und da gebe es zwar „einige Züge von Religion, „Tugend, Weisheit und Anhänglichkeit an den Beſten der Könige und an ſeine erhabene Dynaſtie, „hingegen aber eine große Menge (foule) von Beiſpielen einer außerordentlichen Verderbniß und eines Wahnſinns in den politiſchen Meinungen.“ — Der Herr Vicarius liebt auch den Luxus in den Kenntniſſen eben ſo wenig als den der Reichthümer; diejenigen Talente, die zum Vergnügen der Geſellſchaft dienen, ſcheinen ihm ein unnützer Zierrath, und was die nützlichen Künſte betrifft, ſo meint er, es ſey ſehr gleichgültig, ob diejenigen, die ſie ausüben, ein wenig früher oder ſpäter leſen, ſchreiben und rechnen lernen. Er zielt damit auf die Bell- und Lancaſterſchen Schulen, deren Vorſteher, nach ſeiner Behauptung, bei vielem Uebermuth doch noch ſelbſt des religiöſen Unterrichts bedürftig ſeyn ſollen. — Indeſſen hat das Miniſterium befohlen, den Catechismus von Beſançon zu cartonniren (ein umgedrucktes Blatt einzulegen) weil er folgende beide Vorſchriften enthält: „Du ſollſt, außer der vorgeſchriebenen Zeit, keine eheliche Verbindung eingehn — Du ſollſt die Excommunicirten meiden, und ſie ausdrücklich angeben.“ —

In *Poitiers* haben die ſogenannten frères ignorantins Schulen eröffnet, ohne, wie ſich's gebührt, von dem Rector der Academie dazu autoriſirt zu ſeyn. Auf die deshalb erhobene Klage, haben ſie geantwortet: ſie hingen nur von ihrem Generalſuperior ab — ſie richteten ſich nur nach einer vom Pabſt Benedict XIII. ihnen verliehenen Vorſchrift — ſie würden an die, für ſie competenten Behörden, darüber rapportiren und nur nach Beſchaffenheit der erfolgten Antwort ſich fügen oder nicht fügen.

Zuletzt zeigt die Bibliothek noch eine neue Schrift an: *Die Gelehrten und das Militär* (les hommes de lettres et les hommes d'Epée) *von ihres Gleichen gerichtet*, oder Project, zwei Jury's zu beſtellen, die Eine für Ehrenſachen, die andere um literariſches Eigenthum zu ſichern. Jene ſoll beſonders die Zweikämpfe ſeltener machen, indem ſie dieſelben gewiſſen Regeln und Geſetzen unterwirft. Aber der Herausgeber meint: ein Verbrechen könne nicht durch ſolche Einrichtungen geſetzlich werden; der Mord verhülle ſich im Zweikampf in den Mantel der Ehre; dieſe Ehre ſey nichts weiter als das Recht des Stärkern, und die Ausübung dieſes Rechtes führe uns in's Mittelalter zurück. — Unter freien Völkern ſey nie erlaubt geweſen, in Friedenszeiten Waffen zu tragen; das Vaterland erkenne nur diejenigen für ſeine Kinder, die ihr Blut für daſſelbe vergöſſen; unter Ludwig XV. habe es ſicherlich nicht mehr Patriotismus in Frankreich gegeben als jetzt, und doch ſeyen die Zweikämpfe eben ſo häufig geweſen, weil — hommes d'épée, Soldaten, vorhanden waren; ſobald nur eine einzige Claſſe der Staatsbürger berechtigt ſey, Waffen zu tragen, ſobald wären alle übrige unterjocht, u. ſ. w. „Ums Himmelswillen errichte man kein Tribunal für Stolz und Müſſiggang! Der ehrliche Handwerker ſchlägt ſich nicht, und die Gerechtigkeit muß für Alle dieſelbe ſeyn. Man berufe nur *Alle* Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes, die ein heiliges Recht für Alle iſt, und man wird bald die Einzelnen wie die Völker in Ruhe ſehn.“

Der zweite Vorſchlag betrifft eigentlich nur die Theaterdichter, über deren Werke eine *vorbereitende Jury* richten ſoll, damit kein aufkeimendes Genie erſtickt werde.

Notizen aus periodiſchen Schriften.

(Fortſetzung von Nro. 29.)

„Uebrigens, ſagt die Bibliothéque historique, iſt die päbſtliche Regierung nur dann ſanft, wenn ſie keinen Widerſtand findet, aber unbarmherzig wenn auch nur Verdacht ſie reizt. Das beweiſen die unglücklichen Carbonari, eine Art von freymaureriſcher Verbindung (?) deren Häupter zum Tode verurtheilt worden. Fremde Zeitungen und Journale werden in Rom nicht zugelaſſen, das diario romano handelt blos von religiöſen Feyerlichkeiten; daher befindet dieſe alte Hauptſtadt der Welt ſich in der tiefſten Unwiſſenheit über Alles was in der Welt vorgeht.“

„*Montesquieu* iſt zu leſen verboten. Selbſt *Boſſuet*, wenigſtens ſeine *Politik der heiligen Schrift*, die doch ſehr unſchuldig iſt. Was in Rom ſelbſt gedruckt wird, unterliegt einer doppelten Cenſur, zuerſt in der Handſchrift und dann im Correcturbogen. Indeſſen iſt man doch gefällig gegen fremde Ketzer, welchen die Buchhändler, gegen Vorzeigung der Päſſe, verbotene Bücher verkaufen dürfen. Man behandelt ſie als unheilbare Kranke, denen man alles erlaubt, weil ſie doch auf keinen Fall ſelig werden können.“

„Die Familie *Buonaparte* genießt eines ausgezeichneten päbſtlichen Schutzes, und würde, ohne die Neckereyen des franzöſiſchen Geſandten, ſehr ruhig leben. *Lucian* und der Cardinal *Feſch* wenden einen großen Theil ihrer Einkünfte dazu an, Künſtler arbeiten zu laſſen. Mir ſcheint, der letztere ſey in Frankreich nicht genug geſchätzt worden; er iſt ein Mann von feinem Geiſt, von Geſchmack und Gefühl für die Künſte. — Der vormalige König von Holland lebt in der größten Eingezogenheit und erzieht ſeinen Sohn. Die Prinzeſſin Borgheſe hingegen macht ein großes Haus. Trotz ihrer ausgeſtandenen Leiden, hat ſie alle Grazie und einen Theil der Anmuth ihrer erſten Jugend behalten. Ihr Haus wird häufig von Engländern beſucht, und beſonders von dem Marquis *Douglas*, demſelben ſchottiſchen Pair, der nach der Inſel Elba ging um Napoleon zu ſehen, und der, zu einer Zeit, wo alle Verbindung zwiſchen Frankreich und Großbrittannien abgebrochen war, ihn ſchriftlich um ſein Portrait bat. Dieſe Huldigung eines Feindes ſchmeichelte Napoleon und er ſchickte ihm ſein Bild von David gemahlt. — Hingegen hat der franzöſiſche Geſandte, Hr. v. *Blacas*, ihm hier ſein Haus unterſagt, und als Lord *Douglas* an einem dritten Orte ihn um die Urſach fragte, antworteten Sr. Excellenz: daß ein Betragen, welches bei jedem andern vielleicht zu entſchuldigen wäre, dem Sohne eines Pairs von Frankreich nicht gezieme. Die Familie *Douglas* nemlich iſt ſeit dem 16ten Jahrhunderte berechtigt, in Frankreich den Titel der Herzöge von Chatellerault zu führen. Ohne Zweifel wird Hr. v. *Blacas* wegen dieſer wichtigen Angelegenheit eine Depeſche an ſeinen Hof abgefertigt haben, denn außerdem iſt er hier ſehr wenig beſchäftigt. Vom Concordat iſt nicht mehr die Rede. Der Pabſt will von keiner Modification hören, und hat den Herrn Paſtoret und Portalis, welche dem Hr. v. Blacas zu Hülfe geſchickt wurden, ſtets geantwortet: er begehre das Concordat von Franz dem Erſten oder das von 1801." u. ſ. w. — —

— Am 1ten Januar 1819 wollte des Chaumes, der Inhaber eines Kaffeehauſes, ſein Kind taufen laſſen. Der Prieſter, Delonnay, erkundigte ſich vor allen Dingen, ob die beſtimmten Pathen auch zu Oſtern zum Abendmahle gegangen wären? — Das weiß ich nicht, erwiederte der Kaffeewirth, meyne auch es ſey unſchicklich, ſie darum zu befragen, da von dergleichen Dingen Jeder nur ſich ſelbſt und Gott Rechenſchaft zu geben hat. — Die Pathen waren ein Jüngling von 19 Jahren und ein Mädchen von 16. Als ſie in der Kirche erſchienen, wurde obige Frage an ſie geſtellt. Auf ihre Antwort, daß ſie katholiſche Chriſten wären, und weiter nichts zu ſagen hätten, verweigerte der Prieſter die Taufe, und wollte eigenmächtig andere Pathen wählen. Der Vater des Kindes litt nicht, daß man die jungen Leute ſo beſchimpfe. Das Kind blieb vor der Hand ungetauft, und nur als eine ſehr ernſthafte gerichtliche Procedur gegen den Prieſter anhängig gemacht wurde, entſchloß er ſich endlich nachzugeben. —

Noch empörender iſt die folgende Begebenheit: Ein gewiſſer Clozais bat auf dem Todbette um die Sacramente. Der Prieſter verweigerte ſie unter dem Vorwande, daß Clozais Nationalgüter gekauft habe. Der Kranke ſtarb ohne Sacramente. Der Prieſter verbot den Schreinern einen Sarg zu machen, den Todtengräbern ein Grab zu graben; er ließ die Stricke von den Glocken, die Zierrathen aus der Kirche, die heiligen Steine (?) vom Altar wegnehmen und die Kirchenthüren verſchließen. Den Pächtern des Verſtorbenen unterſagte er, der Familie deſſelben irgend einen Beyſtand zu leiſten. Der Sohn hohlte Arbeiter herbei, die in einem benachbarten Walde Holz fällten. Sie kamen; aber in dem Augenblicke als ſie die Leiche wegtragen wollten, erſchien der Prieſter in ſeiner Amtskleidung und ſprach den Bannfluch über die Träger aus, die erſchrocken davon liefen. Der Unterpräfect mußte endlich requirirt werden, kam mit einer Brigade von Gensdarmen, ließ die Kirchthüren ſprengen und die Leiche auf dem gewöhnlichen Gottesacker begraben. —

— Ein proteſtantiſcher Franzoſe reiſte, um ſeiner Geſundheit willen, mit ſeiner Frau und Tochter nach Montpellier, ſtarb aber unterwegs in St. Vallier, wo die Civilobrigkeit die Erlaubniß verſagte, ihn auf dem dortigen Kirchhofe zu begraben, obgleich die Wittwe ſich ſogar erbot, das Plätzchen zu kaufen und mit einer Mauer zu umgeben. Die Landſtraße wurde ihr als der einzige Ort angewieſen, wo ſie die Leiche ihres Mannes verſcharren könne. Vier Tage ſah die troſtloſe Familie ihn unbegraben, bis endlich ein Reiſender ihr rieth, ihn nach Annonay zu führen, wo eine proteſtantiſche Gemeinde ihn aufnahm. (Solche Geſchichten fallen jetzt täglich in dem aufgeklärten conſtitutionellen Frankreich vor.) —

— Im 6. Hefte des 5. Bandes ſteht ein Brief aus Madrid, in welchem unter andern folgende Betrachtungen angeſtellt werden: „Eine Art von Epidemie ſcheint die regierenden Häuſer ergriffen zu haben. Unlängſt ſtarb ein König von Schweden, dann eine Königin von Portugal, dann die Erbin des engliſchen Thrones, und Gott weiß wie viele kleine deutſche Fürſten, die Alle ſehr legitim waren." (Auſſer dem Grosherzog von Baden wüßten wir keinen deutſchen Fürſten, der kürzlich geſtorben wäre.) „Hierauf folgte der Tod der Königin von England, der Königin von Würtenberg, und zweier Königinnen von Spanien. Und merkwürdig iſt, daß auf allen dieſen Familien der Fluch der Unfruchtbarkeit zu ruhen ſcheint. Ich glaube, daß von allen ſeit einigen Jahren gefeierten hohen Vermählungen, nur die des Prinzen der Niederlande Erfolg gehabt hat." (Hat denn nicht die preußiſche Prinzeſſin einen Grosfürſten in Rußland gebohren?) „Die Verbindungen der engliſchen Prinzen ſind unfruchtbar geblieben." (Seltſam! alle drei Gemahlinnen der engliſchen Prinzen ſind guter Hoffnung.) „Die Herzogin von Berry hat zweimal die Hoffnungen der Bourbons getäuſcht, und der Tod der Königin von Spanien, welche ſchwanger war, (?) zerſtört auch die Ausſichten der ſpaniſchen Bourbons."

Derſelbe, wie man ſieht, ſchlecht unterrichtete, Briefſteller behauptet auch, die letzte Verſchwörung in Spanien habe den König für einen Verräther des Vaterlandes erklären und einen großen Preiß auf ſeinen Kopf ſetzen wollen. —

— In demſelben Hefte wird erzählt: „während der Occupation der Alliirten verliebte ſich Hr. v. Bühler, würtembergiſcher Kriegs-Commiſſair und Neffe des Finanz-Miniſters, in die Tochter ſeines Wirtes zu Sarreguemines; allein der Prieſter dieſes Orts wollte ihn durchaus nicht mit ihr verheirathen, weil er ein Proteſtant iſt. Endlich entſchloß ſich der Prieſter unter der Bedingung, daß Hr. v. Bühler ein ſchriftliches Verſprechen ausſtellen ſolle, ſeine Kinder in der catholiſchen Religion erziehen zu laſſen. Das wollte er nicht, und gieng mit ſeiner Braut nach Weiſſenburg in das würtembergiſche Hauptquartier, wo er nun zwar proteſtantiſch, aber noch immer nicht catholiſch getraut wurde, denn der Pfarrer bedurfte dazu eine Erlaubniß des Biſchofs; kurz, Hr. v. B. mußte halb verheirathet abreiſen." (Uns ſcheint, er ſey ganz verheirathet.) —

(Beſchluß folgt.)

Antwort auf ein Schreiben aus Berlin.

Die gütigen Geſinnungen, welche das, im Namen einer großen Anzahl mir befreundeter Männer unterzeichnete, Schreiben vom 4. März für mich ausdrückt, habe ich mit Vergnügen und Dankbarkeit geleſen, und in dieſer Hinſicht war jenes Schreiben mir ſehr willkommen. Was aber die Nachricht anbelangt, daß ein gewiſſer Herr S—i, den ich die Ehre habe nicht zu kennen, „an allen öffentlichen Orten die gemeinſten und gröbſten Schmähungen gegen mich ausſpricht," ſo iſt mir das völlig gleichgültig; und wenn er gar ſich rühmt, Papiere von meiner Hand zu beſitzen, die er bekannt machen könne; ſo iſt das blos lächerlich. Man laſſe ihn folglich in Gottes Namen läſtern, wenn's ihm Vergnügen macht.

Kotzebue.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 31. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 April

Die beiden Belagerungen von Saragoſſa. (Beſchluß.)

So wohlverdient die Befreiung der Stadt nach ſo zahlloſen Leiden und nach der ſo heldenmäßigen Vertheidigung von Seiten der Einwohner war, ſo hatte doch die Vorſehung beſchloſſen, daß alle dieſe Scenen des Jammers und des Entſetzens ſich nochmals, und in weit höherm Grade erneuern, und erſt mit dem Falle der Stadt ſich endigen ſollten. Sogleich nach dem Abzuge der Franzoſen hatte Palafox Anſtalten getroffen, mehrere Vertheidigungswerke, woran es der Stadt gänzlich fehlte, anzulegen; allein unglücklicherweiſe geſchah dieſes mit mehr Eifer, als mit Sachkenntniß und Ueberlegung, ſo daß durch alle dieſe neuen Werke die Stadt nur ſcheinbar verſtärkt wurde. Die Zeit rückte unterdeſſen immer näher heran, wo dieſer Held ſeines Vaterlandes neue Lorbeeren einerndten ſollte, denn die zweite Belagerung, ſo unglücklich ſie auch endete, war noch weit ſchrecklicher, als die erſtere. Schon gegen das Ende des nämlichen Jahres rückte eine franzöſiſche Armee von 36000 Mann mit einer ſolchen Menge von Artillerie und Munition gegen die Stadt, daß das Schickſal derſelben dieſesmal nicht zu bezweifeln war. Am 20. Dec. 1808 nahm die Belagerung mit dem Sturm auf den Torrero und dem Verſuch der Feinde, ſich in der Vorſtadt jenſeits des Ebro feſtzuſetzen, ihren Anfang; allein nach einem mehrtägigen Kampfe und einem fürchterlichen Blutvergießen wurden endlich die Franzoſen zurückgeſchlagen. Dieſe ſchränkten ſich nun vorerſt auf die Bombardirung der Stadt ein, die ſo heftig war, daß vom 10. Jänner an oft über 3000 Bomben innerhalb 24 Stunden in die Stadt fielen. Am 26. feuerten 53 Kanonen vom groben Kaliber auf die innerhalb der Stadtmauern aufgeführten neuen Werke und bewirkten darin bald eine brauchbare Breſche. Am andern Morgen rückten die Franzoſen mit Sturmſchritt hinein; allein ſie fanden einen ſo furchtbaren Widerſtand, daß ſie ſich nicht darin halten konnten. Die Bürger unterhielten nicht nur ein unaufhörliches Feuer, ſondern hörten auch nicht auf, Ausfälle zu machen, wobei ſie beſtändig Mann für Mann mit den Franzoſen fochten. Bei dieſen blutigen Gefechten befanden ſich beſtändig Frauen und Mönche im vorderſten Gliede, die insgeſammt mit dem größten Muthe kämpften. Die Belagerer gaben nunmehr die Hoffnung auf, durch eine Breſche in die Stadt eindringen zu können. Sie ſchränkten ſich daher blos auf das Sappiren ein, und ſuchten ſich unter der Erde einen Weg in die Stadt zu öffnen, was zwar ein langſames, aber ſicheres Mittel iſt. Es glückte ihnen auch jetzt ſo gut, daß ſie ſchon am 6. Febr. in die Hauptſtraße der Stadt, Cozo genannt, eindrangen, und von jetzt an nahm der Kampf eine andere, furchtbare Wendung. Jedes von den daſelbſt gelegenen großen und feſten Häuſern wurde eine Citadelle, die beſonders angegriffen werden mußte. Auch hierbei bediente man ſich vorzüglich der Kunſt des Minirens, und der Heldenmuth der unwiſſenden Spanier erlag gegen die Geſchicklichkeit ihrer Feinde. Allein wenn auch dieſe durch den Erdboden in ein Haus eingedrungen waren, ſo leiſteten dennoch die Bewohner deſſelben noch immerfort den lebhafteſten Widerſtand; wenn ſie in dem einen Zimmer ſich nicht mehr halten konnten, ſo fieng der Kampf in dem folgenden wieder von vorn an, und wenn ſie ganz aus dem Hauſe vertrieben waren, denn in jedem befanden ſich Communicationen mit den Nachbarshäuſern, ſo ſetzte ſich Palafox oft durch einen kühnen und verzweifelten Angriff von außen wieder in den Beſitz deſſelben, und der Feind mußte es nun zum zweitenmale und mit dem nämlichen Widerſtande erobern. Was vermag aber der Muth allein gegen den Muth, mit Kenntniſſen verbunden! Täglich, ja ſtündlich machten die Franzoſen Fortſchritte, und als eben neue, kräftige Anſtrengungen erforderlich geweſen wären, ſo brach eine peſtartige Krankheit, durch die außerordentlich große Menge von unbegrabenen, halb verweſeten Leichname verurſacht, unter den Einwohnern aus, und wurde ihnen noch weit verderblicher als das Schwerd der Feinde. Sie konnten dieſer furchtbaren Seuche um ſo weniger widerſtehen, weil ihre körperlichen Kräfte durch Mangel und Entbehrungen aller Art, ſo wie durch die ſchon ſo lange Tag und Nacht fortdauernden Anſtrengungen erſchöpft waren. Endlich wurde auch der furchtloſe Palafox ſelbſt von dieſer Krankheit befallen, und nunmehr war an keine Rettung mehr zu denken.

Ausgegeben den 1. April.

Noch wurde zwar der kühne Muth der Spanier nicht niedergeſchlagen, und ein Geiſtlicher, Namens Rio. der ſich an ihre Spitze ſtellte, vertheidigte noch mit einer unbeſchreiblichen Tapferkeit die wenigen noch übrigen Straßen. Dies dauerte bis zum 20. Febr. ununterbrochen fort; an dieſem Tage ließ aber der Marſchall Lannes, von Bewunderung für dieſen unerhört heldenmüthigen Widerſtand durchdrungen, den noch übrigen Spaniern die vollkommenſte Sicherheit und ehrenvolle Bedingungen zuſichern. Nach einer 52tägigen Belagerung, wovon 23 Tage ein Häuſerkrieg waren, ſtreckten die Ueberbleibſel der Beſatzung das Gewehr und verließen die Stadt. Dreißig tauſend Bürger waren unter den Ruinen ihrer Häuſer begraben worden, und mehr als 24 tauſend Soldaten waren umgekommen; die Franzoſen ſelbſt konnten den ſchrecklichen Anblick, der ſich ihnen überall darbot, nicht aushalten. Ganze Quartiere waren durch Minen in die Luft geſprengt, und ſtellten nichts mehr als einen Haufen Ruinen dar, zwiſchen denen eine Menge von Leichnamen und einzelnen verſtümmelten Gliedern zerſtreut lagen; alle übrige Häuſer waren von Kugeln und Bomben ganz durchlöchert, die Thüren und Straßen noch überall verſperrt, und mit Leichnamen bedeckt. Unter dieſen Ruinen und Leichnamen irrten hin und wieder einige blaſſe, abgemagerte, geſpenſterartige Einwohner herum, die in jedem Augenblicke ihren umgekommenen Mitbürgern folgen zu wollen ſchienen. Die Feinde brachen auch bald wieder auf, und rückten zu neuen Blutbädern vor.

(Eingeſandt.)

Petit Cours de Jurisprudence litteraire, aus dem bald überfließenden und doch gehaltleeren Kapitel von Injurien und Schmähſchriften.

Unter dieſem Titel giebt ein Herr Jouslin de la Salle in Paris eine Schrift Heftweiſe heraus, die er auch Repertoire de Police correctionnelle à l'usage des gens de lettres nennt, und wobei er den, wie es ſcheint, ſpöttiſchen Zuſatz macht, selon M. M. Hua, Vatismenil, Marchangy etc. (bisherige Kron-Sachwalter.) Wir haben den zweiten Theil des zweiten Bandes von d. J. vor uns, der den aus den Zeitungen bekannten Proceß der Herausgeber des Censeur Europeen, der Herren Comte und Dunoyer enthält. Soll dieſer Gegenſtand für die Leſer des lit. Wochenbl. ein erhöhtes Intereſſe gewinnen, ſo werden ſie erlauben, daß wir an einen kurzlichen Bericht von der Sache einige allgemeinere Bemerkungen anknüpfen. Der Hergang dieſer Sache, die in das Kapitel von Injurien und Schmähſchriften einſchlägt, iſt folgender. Die Herren Comte und Dunoyer hatten in den dritten Band ihres jetzt bis zum XI. Bande gediehenen Censeur einen Abdruck des ſogenannten Manuscrit de St. Hélène aufgenommen, und mit widerlegenden Bemerkungen begleitet. Sie reichten von dieſem am 11. Mai 1817 der Generalpolizei als zum Druck fertig gemeldeten Bande, durch den Drucker, die im Geſetze vorgeſchriebenen fünf Exemplare, den 5. Junius ein, und den Tag darauf verordnete der Inſtructionsrichter M. Reverdin die Beſchlagnahme dieſes Buchs. Weil aber die Benachrichtigung hievon nicht auf legale Art binnen 24 Stunden erfolgt war, wurde dieſer Arreſt für nichtig erklart. Er wurde aber hierauf mit den nöthigen Formen wiederholt, die Herausgeber C. und D. wurden von dem Hr. Reverdin über den Inhalt dieſes 3. Bandes, rückſichtlich mehrerer als unerlaubt angeſehenen Stellen vernommen und dann auch für ihre Perſon zu Arreſt gebracht. Der richterliche Haftbefehl bezog ſich blos im Allgemeinen auf etliche Artikel eines Geſetzes von 1815, die von einer ganzen Menge Verbrechen handeln; ein beſtimmtes Vergehen war nicht bemerkt.

Die Arreſtanten kamen dagegen ein, wurden aber durch einen Spruch bei verſchloſſenen Thüren, alſo nicht vorſchriftmäßig, abgewieſen, und appellirten an den königl. Gerichtshof in Paris. Sie legten mehrere Nichtigkeitsbeſchwerden wegen der Procedur vor. Abermals abgewieſen: in der Hauptſache jedoch wurde, in Rückſicht des ſchon erlittenen Arreſtes und anderer (ungenannten!) Umſtande bei der Sache, die Gefängnißſtrafe von einem Jahr auf drei Monate beſchränkt, die Geldbuße von 3000 Franken auf 1/3 ermäßigt, und die wider ſie ausgeſprochene Beraubung der Bürgerrechte auf fünf Jahre, ſo wie der verordnete öffentliche Anſchlag des erſten, harten Urtheils unterdrückt. Der Caſſationshof beſtätigte das Urtheil und verurtheilte die Reclamanten zu 150 Franken Buße. Fragt man, was eigentlich in dieſer Schrift als ſtrafbar befunden worden, ſo ſind darüber der Inſtructionsrichter, der Staatsanwald, (ministère public) und das Gericht nicht übereinſtimmend. M Reverdin glaubte, wie man aus den abgedruckten Verhören ſieht, eine ganze Menge gefährlicher Stellen im Censeur zu finden; er fand ſogar ſchon unrecht, daß man Vorſicht in den Wahlen der Deputirten empfehle (!) daß man ohne Vorwiſſen und Willen des Hofs das Manuſcript von St. Helene, widerlege (!) daß den

Deputirten Mangel an Eifer für die Steuerbaren nachgeſagt ſey, wodurch ſich ja die Herausgeber zu Cenſoren der Arbeiten der Deputirten aufgeworfen hätten (!) ꝛc. ꝛc. (Das nennen wir einen Correctionsrichter; er verdiente an eine gewiſſe Cenſur-Anſtalt in Deutſchland berufen zu werden.) Das Ministére public wollte mehrere Stellen für die Autorität und Majeſtät des Königs ſtrafbar finden. Endlich beſchränkte es ſich nebſt dem Gerichte darauf, daß der Abdruck des Mſcpt. von St. Helene ſtrafbar, und die Widerlegung deſſelben, die Injurien jenes Mſcpts. gegen den Souverain und deſſen Familie nicht entſchuldige. Der Herr Generaladvocat Hua, (deſſen Namen hier an Huée erinnert,) hatte das Geſuch der Beklagten erſt lächerlich gefunden, hernach aber ſeine Anklage ſelbſt auf die Stelle beſchränkt, die in dem Mſcpt. den Sohn Bonaparte's betrifft. — Man ſieht nun wohl, daß die Procedur und das Urtheil bei den Unbefangenen manche Zweifel erregen müſſe. Kläger und Richter ſind in nichts einig geweſen, als die Herren C und D. ſtrafbar zu finden, das Obergericht war übrigens doch noch um 2/3 billiger als die erſte Inſtanz, und auf dieſe Weiſe ſcheint die Vermuthung des Herausgebers des Petit Cours nicht ungegründet, daß die angefochtenen Stellen nur der Vorwand ſeyen, um die Unterdrückung anderer Stellen des Werks zu bewirken, die den Miniſtern mißfielen, über die ſie ſich aber nicht zu beklagen gewagt haben. Deſto ſchwerer war die Vertheidigung gegen ſolche wechſelnde und unbeſtimmte Vorwürfe. So weit wir den Inhalt des Censeur Européen bis jetzt kennen, ſcheint die herrſchende Idee darin, die neuern Grundſätze der Staatswirthſchaft im Sinne eines Turgot geltend zu machen, ohne eine gefährliche Abſicht zu verrathen. Ein ſolches Werk, das obendrein nur eine beſchränkte Zahl ernſthafter Leſer findet, würde bei uns ſeinen Weg ruhig machen können. —

Was ſagen nun unſere deutſchen Leſer zu der belobten franzöſiſchen Preßfreiheit, und den Gerichts-Anſtalten?*) Wollen ſie mehr ähnliche Fälle erfahren, ſo verweiſen wir ſie auf S. 90 unſers Petit Cours, wo dergl. genug aufgezählt ſind, wie es wackern Männern ergangen iſt. Ferner empfehlen wir die ältere erbärmliche Cenſur-Geſchichte, z. B. in d'Alemberts Briefen an Friedrich d. Gr.; ferner die Anfechtungen des großen Büffon, wegen einiger ſehr unſchuldigen Stellen ſeiner Nat. Geſchichte; ferner die Dummheiten, die die Sorbonne gegen die franzöſiſchen Gelehrten hat ausgehen laſſen, nachzuleſen; endlich darf man nur auf das Geſchrey hinhorchen, das die Cleriſey jetzt wieder gegen die neuen Auflagen der Werke eines Voltaire, Rousseau etc. erhebt; kurz, es ſind immer die alten Franzoſen; es iſt die große Nation, die mitunter rechte kleine Streiche macht. Gegen ſie ſtehen unſere Cenſur-Anſtalten, wenigſtens, um richtig zu reden, ein guter Theil derſelben mit großen Ehren da, und eine Menge Schriften, gegen die in Frankreich die Herren Hua, Reverdin und Marchangy alle ihre Frag- und Verdammungskunſt aufbieten würden, wandern bei uns frank und frei im Publikum herum, und zeugen von einem ſtolzen Bewußtſeyn tüchtiger Regierungen; erhaben über kleinliche Empfindlichkeit, und frei von dem leidenſchaftlichen Argwohn, der jenes phraſenmachende Volk zur gerichtlich-fiſcaliſchen Phraſenjagd reizt. Unerhört ſind bei uns ſolche Perſonalverhafte um ſolcher Urſachen und ſolcher armen paar Worte willen; unerhörter noch ſolche harte Strafen in einem Falle, wie der erzählte. Das ſollten unſere deutſchen Schriftſteller anerkennen, und ihnen zu Liebe halten wir die heutige Mittheilung nicht für überflüſſig. Sie kann uns mit dieſer oder jener kleinen Anfechtung ausſöhnen, wo, bald wir Autoren, bald die Cenſur, ſich was Menſchliches hat zu Schulden kommen laſſen. Den Character der Grauſamkeit wird nicht einmal unſere Polizey, geſchweige unſere Juſtiz dabei verſchulden. Ja, wir ſtehen vor der Ausſicht einer noch liberalern, feſtern Beſtimmung der Literar-Jurisprudenz, auf eine oder die andere Art, während unſere Nachbarn vielleicht noch lange auf eine Ordre des Herrn Reverdin, (die uns nicht viel beſſer als die alte Lettre de cachet dünkt,) in den Thurm kriechen müſſen. — Aber nun noch ein paar Worte von der Kehrſeite. Daß die ehrenwerthen Schöppenſtühle und Facultäten auch bei uns über das weitläuftige Kapitel von Injurien und Schmähſchriften noch lange nicht einig ſind, haben wir in der neueſten Zeit erfahren. Daß die Partheyen nicht immer gehörige Nachricht von den ſie etwas angehenden Actenverſendungen erhalten, daß mitunter die Acten etwas unreif fortgeſchickt werden, um ein unreifes Urtheil von einigen für den Fall verwerfbaren Düngſtühlen heimlich*) zu erholen, das dürfte wohl auch vorfallen. In dieſer Rückſicht dürften Schriftſteller und Gelehrte wohl nicht ſchlimmer fahren, wenn ſie ſich unter einander über Schiedsrichter vereinigten, und ſo ihre Irrungen abzumachen ſuchten.

---

*) Man vergleiche dagegen die freimüthigen Schriften unſers Möſer, Schlözer, v. Bibra und Anderer ſchon vor 40 Jahren.

*) Wenn ein Landesgericht ſelbſt ſpricht, ſo weiß es jede Parthey, ohne daß man Beſtechung in der Nähe arg-

* * *

Kehren wir noch einmal zu unſerm Petit Cours de Jurisprudence litteraire zurück. Die erſten zwei Abtheilungen des erſten Theils liefern die Proceſſe gegen die Schriftſteller Patris, Rioust, Chevallier und Dentu, Scheffer und Gille, und gegen Esneaux. Die erſte Abtheilung des 2ten Bandes, 385 Seiten ſtark, enthält den Anfang und die umſtändlichen Verhandlungen gegen Comte und Dunoyer. Ueberall ein ähnlicher Juſtizgang, eine hämiſche Wortklauberey, eine übertriebene Strenge im Strafen. Nur eine kleine Probe noch. Rioust, der ſich rühmen darf, Anhänger des unglücklichen Ludwig XVI. geweſen zu ſeyn, der in der Revolution nicht reich, ſondern arm geworden iſt, giebt zu Gunſten des vertriebenen Carnot eine Lobſchrift auf ihn heraus. M Huee, der Kron-Advocat, der ſchon das Motto: Fruitur famâ suâ als inſolent angreift, klaubt ein Packet Phraſen aus der Schrift, knetet einen aufrühreriſchen Teig daraus; die Richter verſchlucken ihn devoteſt, und geben nun das Urtheil von ſich: „daß Rioust zwei Jahre Gefängniß- und 10,000 Franken Geldſtrafe leiden, 10 Jahre der bürgerlichen Rechte verluſtig ſeyn, und nach dem Arreſt 5 Jahre unter der geheimen Polizey mit 10,000 Fr. Caution ſtehen; *) daß das Werk durch den Blutſchreiber zerriſſen und vernichtet werden ſoll." Das famöſe Geſetz vom 9. Nov. 1815, das man zum Deckmantel ſolcher Händel braucht, enthält im betreffenden Art. 5. nichts als „Strafe gegen diejenigen, welche durch Injurien und Verleumdungen, die Ehrfurcht und Autorität des Königs zu ſchwächen ſich bemühen." Soviel wir aus ziemlich langer Erfahrung von dem Juſtizfache kennen, haben wir in allen angefochtenen Stellen nichts gegen dieſen Artikel anſtoßendes entdecken können. Rioust Schrift war noch nicht ausgegeben, vor der Behörde vorgelegt geweſen: das ſogenannte Verbrechen alſo noch gar nicht ausgeführt. Das ſtrengſte deutſche Gericht durfte höchſtens einen Verweiß oder eine Warnung ſich erlaubt haben. Laßt uns doch ja Gott danken, daß wir in Deutſchland und unter deutſchen Gerichtshöfen wohnen! — Aber die Sache hat eine ernſthafte Seite, welche Deutſchland wohl ſo nahe angeht, als Frankreich ſelbſt, und die dieſes Blatt bemerklich machen ſoll. Warum wird ſogar kein Unterſchied zwiſchen wirklich aufrühreriſchen, läſternden und ehrverletzenden Schriften, und zwiſchen hiſtoriſchen Bemerkungen, Irrthum des Urtheils und unbedeutenden Ausfällen gemacht? Warum reizt man dadurch ein jetzt doppelt reizbares Volk, wie die Franzoſen? Warum beleidigt man die Maſſe der Leſer in ihren Schriftſtellern mit blinder Hitze und offenbarer Leidenſchaftlichkeit, welche den Kron-Advocaten, wie den Richtern, gleich übel anſteht? Ein Volk von Scharfblick, ein Volk ſo reizbar und ehrſüchtig, um etlicher Phraſen willen hudeln, ihm, wie den Kindern ſolche wenig gefährliche, und ſchwerlich vielgeleſene Schriften vor der Naſe wegnehmen, und jetzt? wozu kann das führen? werden ſie nicht ſchließen, wenn das unter des guten Ludwig XVIII. Augen geſchehen darf; was wird uns geſchehen, wenn dieſe wohlwollenden Augen geſchloſſen ſeyn werden? — Läßt ſich nicht ſchon die jetzige unruhige Stimmung in Frankreich mit aus dieſer höchſtunpolitiſchen Papier-Verfolgung und aus der zweideutigen Behandlung der Charte erklären? Und wenn die Herren Marchangy und Conſorten und ihre vornehmen Aufhetzer ſo ohne richtige Unterſcheidung und ohne kluge Nachſicht mancher Fälle fortfahren: was kann werden? — Wie ſollen denn wir Deutſchen dazu kommen, noch einmal mit unſerm edelſten Blute Feuer zu löſchen, das die Gewaltſchritte jener Unvorſichtigen ſichtbar anſchüren? — Die Sache der Literatur gehört von dieſer Seite der Politik nahe genug an. —

---

wohnt. Der Verdacht für entfernte Spruch-Collegien, der die Heimlichkeit der Verſendung veranlaßt, iſt alſo deſto beleidigender für dieſe. Aber ungerecht iſt es gar gegen die Partheien, denen man die Verſendung vorher nicht einmal meldet, damit ſie wider dieſe oder jene Univerſität proteſtiren konnten, oder unreife Acten erſt ergänzen u. ſ. w. Ein Gericht muß keine Myſterien haben: ein Gericht muß Injurienproceſſe der Gelehrten und Männer von Ruf nicht wie geringfügige Händel mit beliebter Formloſigkeit, oder nach der Kunſtſprache ſummariſch behandeln. Dem Mann von Ehrgefühl iſt die Sache oft wichtiger, als wenn ein Klumpen Geld auf dem Spiele ſteht.

*) Haute Police iſt wohl nichts viel beſſeres als geheime Polizey?

Franzöſiſcher Hof-Kalender.

Der Pariſer Königliche Kalender (Almanach royal) für 1819 iſt erſchienen, und enthält nicht weniger als 936 Seiten. Man muß aber auch bekennen, daß man Alles, Alles darin findet von der Ceder bis zum Yſop. Wir wollen einiges anmerken, was uns aufgefallen iſt.

Unter der Kayſerlichen Familie von Oeſterreich, iſt die Erzherzogin Marie Luiſe als Herzogin von Parma aufgeführt; ihres Sohnes wird gar nicht erwähnt; eben ſo wenig, daß ſie vermählt geweſen oder es noch iſt. — Von der, an Jerome Buonaparte vermählten würtembergiſchen Prinzeſſin iſt gar nicht die Rede, indeſſen die Verbindung der bayeriſchen Prinzeſſin mit Eugene Beauharnois nicht übergangen iſt. Uns dünkt, es wäre weit ſchicklicher geweſen zu ſagen: vermählt mit dem vormaligen Kayſer von Frankreich, vermählt mit dem vormaligen Könige von Weſtphalen ꝛc.; denn die Geſchichte wird doch nicht vergeſſen, daß dieſe Prinzeſſinnen Männer hatten, und wir begreifen nicht, welches Uebel daraus entſtehen könnte, wenn man im Kalender ſie ihnen gelaſſen hätte? — Eben ſo ſcheint es uns eine alberne Affectation zu ſeyn, daß man die Familien-Namen der Königin von Schweden und der Großherzogin von Baden verſchwiegen hat, während man alle andere Familien-Nahmen der vermählten Fürſtinnen nennt, ob ſie gleich auch nicht alle fürſtlich ſind. —

Zu der ſogenannten Maison du roi gehören auch drey Kammer- und Kabinets-Vorleſer. —

Der Erhalter (Conservateur) der öffentlichen Monumente heißt — Narrheit, Lafolie. —

Wenn es kein Druckfehler iſt, daß Talleyrand den Orden des heil. Geiſtes im Jahr 1808 erhalten, ſo gäbe das Stoff zum Nachdenken. — Unter den Ludwigsrittern ſind mehrere Fremde genannt, deren Tod man auch in Frankreich aus den Zeitungen recht gut hätte wiſſen können, z. B. Fürſt Barclay de Tolly, Graf Bülow von Dennewitz ꝛc. Den letzten nennt dieſer Kalender Bülow-Dönitz, vermuthlich weil das Dennewitz den Franzoſen im Halſe ſtecken bleibt. —

Zu dem Departement des Großmeiſters von Frankreich gehören auch zwey Becher-Controleurs (Contrôleurs de gobelet) und zwey Mundthürſteher (Huissiers de la bouche.)

Der Oberkammerherr reicht dem Könige das Hemd und tritt dieſe Ehre nur den Prinzen von Geblüt oder den legitimirten Prinzen ab. (Wer mag doch wohl zuerſt auf den wunderlichen Einfall gerathen ſeyn, das Ueberreichen eines Hemdes für eine hohe Ehre zu erklären?) — Bey der Königlichen Salbung (Sacre) hat der Oberkammerherr auch die hohe Ehre, dem Könige die Stiefeln anzuziehen. Bey feyerlichen Audienzen ſteht er hinter dem Lehnſtuhle des Königs; bey andern Ceremonien ſtellt man ihm einen Feldſtuhl (Siége pliant) hinter den königlichen Lehnſtuhl, und wenn der König ſtirbt, ſo begräbt ihn der Oberkammerherr — und das iſt nun Alles was er zu thun hat! und dafür bekommt er jährlich 100000 Franken! —

Es iſt unglaublich, welch' eine Menge unnützer Menſchen zu der ſogenannten Kammer des Königs gehören. Da ſind z. E. vier erſte Kammerdiener — zwölf Kammerdiener par quartier — drey ordinaire Kammerdiener — zwey Balbier-Kammerdiener — zwey Tapezier-Kammerdiener — zwey Uhren-Kammerdiener — und noch überdieß ſechs Kammerjungen und drey Toilett-Jungen — zwey Kabinets-Thürſteher — dreyzehn Kammer-Thürſteher — vier Vorzimmer-Thürſteher — ſechs Mantelträger und zwey Büchſenſpanner (Portes-Arquebuse). Wenn wir nun noch acht Pagen dazu rechnen, ſo braucht der König (die gemeinen Bedienten ungezählt) neun und ſechzig Menſchen zu ſeiner Kammerbedienung. —

Der Obergarderobe-Meiſter hat auch ſo ein Aemtgen wie der Oberkammerherr, hängt an feyerlichen Tagen dem Könige den Mantel um und läßt alle Kleider machen. Unter ihm ſteht abermals ein Heer von Garderobe-Dienern, unter welchen ſich auch ein Halsbindenmacher befindet. (Cravatier.) —

Auch das Perſonal der vornehmſten Theater iſt in dieſem Almanach verzeichnet, und die geringe Zahl deſſelben bildet einen gewaltigen Contraſt mit dem unſerer deutſchen Bühnen, auf welchen — Dank ſey es unſern Spectakelſtücken — die kleinſte Geſellſchaft in der Provinz nicht unter 30 bis 40 Mitgliedern beſtehen kann. Das theatre français, bekanntlich das Erſte in Paris für Trauer- und Luſtſpiele, zählt nicht mehr als 16 Männer und 10 Frauen. Noch Einige ſind, unter dem Titel Comédiens à l'essai (Schauſpieler auf die Probe) beygefügt. Das theatre Odeon hat gar nur 12 Männer und 7 Frauen; das theatre Feydeau nur 10 Männer und 6 Frauen. —

Unter dem Artikel Academie française haben wir mit Verwunderung bemerkt, daß unter den 6 auswärtigen Mitgliedern der Academie des inscriptions et belles lettres ſich kein Deutſcher befindet. Jene 6 ſind Jefferſen zu Philadelphia, Rennel zu London, Wildfort zu Calcutta, Wyttenbach zu Leyden, Wilkins zu Hertfort und Morelli zu Venedig. Auch unter den acht auswärtigen Mitgliedern der Academie der Wiſſenſchaften iſt nur ein einziger Deutſcher, Humboldt zu Berlin. Die übrigen 7 ſind Banks, Herſchel, Jenner und Watt in London, Volta und Scarpa in Pavia und Piazzi in Palermo. — Die deutſchen gelehrten Geſellſchaften ſind weit zuvorkommender. Man wird keine finden, in der nicht eine Menge Franzoſen als auswärtige Mitglieder figurirten. —

In dem Collége royal de france kann man nicht allein hebräiſch, chaldäiſch und ſyriſch lernen, ſondern auch arabiſch bey Cauſſin, türkiſch bey Rüffin und Kieffer, perſiſch bey Sylveſter de Sacy, chineſiſch und mandſchu-tartariſch bey Abel-Remüſat, ſanskrit bey Chezy; in der Ecole royale perſiſch und maleiſch bey Langlés, armenianiſch bey Cerbied, neugriechiſch bey Haſe ꝛc. —

Zum Erſtaunen groß iſt die Zahl der wohlthätigen Einrichtungen, von welchen wir eine kurze Ueberſicht geben wollen. 1) Das Hotel dieu nimmt Verwundete und Kranke auf, doch keine Kinder, keine Unheilbaren, keine Verruckten, keine Frauen in den Wochen und keine veneriſch Angeſteckten. Die Nonnen von St. Auguſtin bedienen es. — 2) Das Hoſpital des Erbarmens (Hôpital de la pitié) hat ganz die Einrichtung von Nummer Eins, und iſt denſelben Nonnen anvertraut. — 3) Das Hoſpital der chriſtlichen Liebe (Charite) iſt gleichfalls wie Nummer Eins organiſirt und wird beſorgt von den Schweſtern von St. Vincent de Paula. — 4 u. 5) Eben ſo die Hoſpitäler der Vorſtadt St. Antoine, und Cochin, welchen die Schweſtern der heiligen Marthe vorſtehen. — 6) Eben ſo das Hoſpital der Madame Necker und 7) das Hoſpital Beaujon. — 8) das Kinderhoſpital, in welchem blos kranke Kinder aufgenommen und durch die Nonnen von St. Thomas gepflegt werden. — 9) Das Hoſpital des heiligen Ludwig iſt der Heilung chroniſcher Krankheiten gewidmet, wie auch den Geſchwüren, Skropheln, Flechten, Krätze ꝛc. unter Aufſicht der Nonnen von St. Auguſtin. — 10) Das Hoſpital für veneriſche Kranke. — 11) Das Geſundheitshaus. (Maison de Santé.) Hier ſtehen 60 Betten bereit, um Männer aufzunehmen, die veneriſch angeſteckt worden, und die ein Gewiſſes täglich dafür bezahlen. — 12) Das Königliche Geſundheitshaus, wo man für geringen Preis eigne Zimmer erhält, und, wenn man in den gemeinſchaftlichen Sälen liegen will, noch weniger bezahlt. — 13) Das Accouchir-Haus, ſowohl für ſchwangere, als auch für ſchon entbundene Frauen. Es iſt mit einer Hebammenſchule verbunden. — 14) Das Findelhaus, unter Aufſicht der barmherzigen Schweſtern. — 15) Die ſogenannte Salpetriere, wo arme, kränkliche alte Frauen, auch Wahnſinnige aufgenommen werden. — 16) Bicêtre leiſtet daſſelbe für Männer. — 17 und 18) Hoſpital der Unheilbaren, Eins für Frauen, das Andere für Männer, beyde von den barmherzigen Schweſtern bedient. — 19) Zufluchts-Haus (Maison de retraite) für alte abgelebte Beamte der verſchiedenen Hoſpitäler, wie auch für arme, kränkliche Perſonen beyderley Geſchlechts, die entweder ein Jahrgeld, oder ein für allemal eine gewiſſe Summe bezahlen. — 20) Das Waiſenhaus, unter Obhuth der barmherzigen Schweſtern. — 21) Das Inſtitut der heiligen Perine; die Einrichtung iſt wie im Zufluchtshauſe. Die Schweſtern der Weisheit (Soeurs de la Sagesse) bedienen es. — 22) Das Hoſpital der Haushaltungen, (Hospice des menages) iſt armen Eheleuten gewidmet, die aber wenigſtens 70 und 60 Jahr alt ſeyn müſſen. Es ſind abermals die barmherzigen Schweſtern, die ihm vorſtehen. (Wir haben bei dieſer Gelegenheit mit wahrem Vergnügen ſo viele Gattungen verehrungswürdiger Nonnen kennen lernen.) — 23) Hoſpital der unentgeldlichen Schutz-Blattern-Impfung — 24) Die Spinnerey (Filature) wo dürftige Frauen Arbeit erhalten. — 25) Die zwölf Büreau's, die in den verſchiedenen Stadttheilen den Armen in ihre Wohnungen Hülfe bringen — 26) Charenton, ein Tollhaus. — 27) Ein Haus für verwundete die arm ſind. — 28) Ein Leyhhaus für Arme, (mont de piété) — 29) Ein Etabliſſement zu Erquickung und Befreyung der Gefangenen. Es wurde ſchon 1597 von der Präſidentin v. Lamoignon geſtiftet, iſt ohnlängſt wieder hergeſtellt, und wird durch Beyträge der Mildthätigkeit unterhalten. — 30) Die Philantropiſche Geſellſchaft, die 1780 unter beſonderer Protection Ludwig XVI. geſtiftet wurde, und auf allerley Weiſe für die leidende Menſchheit thätig iſt. Die Mitglieder zahlen jährlich wenigſtens 30 Franken. — 31) Königliche Freyſtatt der Vorſehung (Asile royal de la providence) eine Zuflucht für 60 alte kränkliche Perſonen beiderley Geſchlechts. Zwölf Plätze in dieſer Freyſtatt ſind ganz frey, die übrigen zahlen ein ſehr mäßiges Jahrgeld. (Man muß geſtehn daß, wenn die Franzoſen in fremden Ländern Millionen Arme und Unglückliche gemacht haben, ſie wenigſtens in Paris an einigen Tauſenden es wieder gut zu machen ſtreben.) — Aus einem der letzten Artikel in dieſem reichhaltigen Werke, dem von der Hoftrauer haben wir gelernt, daß der König, wenn er trauert, vom Haupt bis zu den Füßen violet gekleidet iſt, ſogar Schuh und Handſchuh nicht ausgenommen. — Sehr aufgefallen iſt es uns, daß eine Wittwe um ihren verſtorbenen Gatten ein Jahr und 6 Monate, ein Wittwer hingegen um ſeine Frau nur 6 Monate trauert. Iſt das nicht ein ſchmähliches Bekenntniß, daß die Männer ihre Frauen weniger lieben, als ſie von ihnen geliebt werden? —

Allgemeine Erd- und Oceanskunde.

1) „Einleitung in die allgemeine Erdkunde, mit einer Vorſchule der Feldkunde, von D. Friedrich Förſter ꝛc.“ Berlin 1818. Steindruck. 4.

2) „Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane, als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreiſes, nach Mercators Projection, vom Seecapitain von Kruſenſtern.“ Leipzig 1819. 4.

Seit Gatterer haben nach dem Verf. von No. 1. nur wenige verſucht, in dem ſtarren Boden die Bedingungen des Lebens aufzuſuchen, oder die Erdkunde aus einem fruchtbaren Standpuncte zu bearbeiten. Die Meiſten haben ſich auf politiſche und ſtatiſtiſche Geographie beſchränkt. Gleichwohl iſt dieſes ein reiches Feld und daher wird auch dieſe Bearbeitung des Herrn Förſter den Liebhabern willkommen ſeyn. Er hat ſie zunächſt für ſeine Zuhörer beſtimmt, und daher enthält ſie mehr Andeutungen und Grundzüge, als Ausführung, die dem mündlichen Vortrage vorbehalten bleibt. Aber auch ſo hat dieſe vielen Fleiß vorausſetzende Zuſammenſtellung, die Nachweiſung der Literatur u. dergl. ihren Werth, und kann die Grundlage zum Studium für ſolche bilden, die ſich von dieſer Seite mit unſerm Wohnplatze noch wenig oder nicht bekannt gemacht haben. Der Inhalt hat folgende Haupt-Rubriken. „Geſchichte der Erdkunde nach 3 Zeiträumen. Vom Verhältniß der Erde im „Weltgebäude. Von der Beſchaffenheit „der Erde. Vom Waſſer. Vom feſten „Lande. Innere und äußere Gebirgskunde. Anwendung des Höhen- und „Tiefen-Verhältniſſes auf die Kriegführung,“ was der Verf. Feldkunde nennt, und in der zweiten Abtheilung umſtändlicher abgehandelt iſt. Das Buch erſcheint als geſchriebener Steindruck mit den nöthigen Zeichnungen. Die Handſchrift läßt ſich ganz gut leſen.

In Nr. 2 erhalten wir von dem rühmlich bekannten Weltumſegler von Kruſenſtern einen ſchätzbaren Beitrag zur Berichtigung und Ergänzung der Charten in Anſehung dieſer Gegenſtände. Wir bemerken gleich hierbei, daß des Verf. Charte vom ganzen Erdkreiſe, die 1815 in London herauskam, 1817 von ihm noch weiter berichtigt worden ſey, und man ſich alſo dieſe anſchaffen müſſe. Der Inhalt der vorliegenden Hydrographie erſtreckt ſich über die 3 Haupt-Meere: Den Atlandiſchen Ocean, den Indiſchen Ocean und das Südmeer oder den großen Ocean. Das Detail enthält die Zeugniſſe von den fleißigen Bemühungen des Verfaſſers.

Notizen aus periodiſchen Schriften.
(Fortſetzung.)

— Die Bibliothèque historique zeigt ein ſeltſames neues Werk an, betitelt: Literariſche Gewiſſen unſerer Zeit, verfaßt von einer Jury wahrhafter Liberalen, mit einer dreifachen Tabelle für das Gewiſſen, den Geiſt und das Talent jedes Schriftſtellers. Der Plan erinnert ein wenig an den Almanach der großen Männer. Es kommen in dieſer Gallerie eine Menge von Schriftſtellern vor, die man bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male nennen hört. Die Bibliothek vermuthet, die Jury habe in ihren Urtheilen Gewiſſen, Geiſt und Talent bewieſen. Der Censeur européen hingegen behauptet, dieß Werk ſey das ſcandalöſeſte, was jemals geſchrieben worden. Ein Talent- und Gewiſſensmaaß aller Schriftſteller zu liefern, ſey eine ſehr verwegene Unternehmung. Auch hatten ſchon alle diejenigen, die man im Verdacht der Theilnahme gehabt, öffentlich dagegen proteſtirt. — Eine andere neue Schrift iſt betitelt: Das ſechzehnte Jahrhundert im Jahr 1817, von dem Verfaſſer eines andern uns unbekannten Werkes: Der Bauer und der Edelmann. Ein Baron von Kerkakerederer hat erfahren, daß täglich in Paris junge Leute verſorgt werden, die keinen andern Anſpruch haben als ihre Geburt, kein anderes Verdienſt als ihre Albernheit, und keine andern Dienſte leiſten als durch Müßiggang. Er meint, ſein Sohn habe wohl daſſelbe Recht, und beſchließt ihn nach Paris zu ſchicken: allein der junge Menſch, ein großer Bewunderer des heroiſchen Zeitalters Franz des Erſten, ſchaudert vor der dortigen Verderbtheit und will lieber auf dem Schloſſe Kerkakerederer alt werden. Doch als ſein Hofmeiſter ihn verſichert, daß man die ſchönſten Rückſchritte zu jener alten Zeit mache; daß Geburt und Gunſt noch nichts von ihrem Einfluß verkehren haben; daß Geſetze und Gerechtigkeit ſich vor ihnen beugen u. ſ. w., ſo giebt er nach, geht nach Paris, zeichnet Alles auf was er ſieht, und überzeugt ſich wirklich, daß in Frankreich ſich Alles vereinigt, um eine rückgängige Bewegung des menſchlichen Geiſtes zu bewirken. Das Büchlein ſoll bisweilen an Voltaire's Candide erinnern, (ein großes Lob!) und es ſoll leichter ſeyn, es zu verdammen als zu widerlegen. Der europäiſche Cenſor fällt ein ähnliches Urtheil, und nennt Chatelain als Verfaſſer. —

— Die 13. Lieferung des neuen grauen Mannes zeigt die Erſcheinung einer Auswahl von Rapporten, Meinungen und Reden an, die ſeit 1789 bis jetzt auf der National-Tribune vorgetragen worden, in chronologiſcher und hiſtoriſcher Ordnung geſammelt, und jeder Band durch 6 Bildniſſe der berühmteſten Redner geziert. Allerdings ein intereſſantes Werk, von welchem im Januar ſchon der vierte Band herauskommen ſollte. Im dritten Bande findet ſich unter andern Mirabeau's Schwanengeſang. Talleyrand war es, der Mirabeau's letzte Worte der Verſammlung überbrachte und der Dollmetſcher des allgemeinen Schmerzes war. Alle Deputirte ohne Ausnahme beſchloſſen, ſeine Leiche zu begleiten. — Mehrere Verhandlungen in dieſem Bande berühren wiederum das jetzige Zeitintereſſe, z. B. die über das literariſche Eigenthum, über die Einführung der Jurys u. ſ. w. —

— Die 14. Lieferung theilt einen Auszug aus einer Rede von Argenſon mit, die bei Gelegenheit der Debatten über Richelieus Majorat gehalten worden; ein finſteres Gemählde des durch ſeine Conſtitution ſo glücklichen Frankreichs! „Sind nicht faſt alle unſere Einkünfte" ſagt der Redner, „auf eine geſchickte Weiſe dem Zwecke gewidmet, die Unterdrückung zu unterhalten? durch ſie wird mit großen Koſten ein Verwaltungsſyſtem geſtützt, welches ein knechtiſcher Geiſt erfunden, der ſein Ziel ſo vollkommen erreicht, und der bis jetzt dem einſtimmigen Verlangen nach einer liberalen und ökonomiſchen Verwaltung der Auserwählten des Volks widerſteht. Unſere Finanzen erſchöpfen ſich, eine Menge von Officieren ohne Truppen zu beſolden, eine incomplette Armee, fremde Truppen und eine zahlreiche Gensd'armerie, ſtatt daß man gegen alte Militärs die Schuld der National-Erkenntlichkeit entrichten und diejenigen unter ihnen anſtellen ſollte, deren Dienſte wir zu reclamiren fortfahren werden: ſtatt daß man eine, ganz aus freyen, dem Vaterlande ergebenen, Männern beſtehende Nationalgarde unterrichten und leiten ſollte. Wir verſchwenden Millionen an einen Seeminiſter, der mehr Beamte als Segel und Matroſen hat; an frivole, prunkende Geſandtſchaften, die geheime diplomatiſche Dienſte leiſten; wir vermeiden hingegen die Verhältniſſe, aus welchen allein Freiheit und Unabhängigkeit des Handels Nutzen ſchöpfen können. Die Regierung braucht beſoldete Directoren, Schwärme von Beamten, Regiſſeurs, Inſpecteurs; überall ſtoßen wir auf Monopole, da wo Handel und Induſtrie Freiheit fordern und von einer verderblichen Protection ſich gern loskaufen möchten. Und endlich — weit entfernt das Beiſpiel eines Volks nachzuahmen, welches ſeiner Civilliſte überläßt, für den Prunk und die Bewachung des Hofes zu ſorgen — belaſtigen wir den Nationalſchatz mit einer Menge von Ausgaben, die kaum einen andern Zweck haben. Wenn wir die Dienſtbarkeit ſo theuer erkaufen, warum beklagen wir uns über den kleinen Zuwachs von Verſchwendung?" — (Da haben wir nun einen Volksdeputirten, einen Volksrepräſentanten, der öffentlich auf der Rednerbühne geſteht, daß man jetzt in Frankreich, trotz deſſen geprieſener Conſtitution, nicht allein dienſtbar iſt, ſondern daß man ſogar die Dienſtbarkeit theuer erkaufen muß!) — Noch eine wichtige Lehre können wir aus dieſer Debatte ziehn, an deren Schluß die Miniſter mit 124 weißen Ballen gegen 95 ſchwarze ſiegten, nemlich die: daß Volksdeputirte, aus Rückſichten, ihre eigentliche Ueberzeugung ſelten ausſprechen: denn — ſo oft durch Sitzenbleiben oder durch Aufſtehen geſtimmt wurde, wagten es kaum vierzig derſelben ſich auf dieſe Weiſe für Verwerfung des Antrags zu erklären, und doch fanden ſich nachher fünf und neunzig ſchwarze Ballen? Der graue Mann zieht daraus den Schluß: daß es in der Cammer noch viel Menſchen giebt, die nicht offen ein Gewiſſen zu haben wagen. (Und ſo wird es immer und in allen ſolchen Verſammlungen ſeyn.) —

Das erſte Heft der Miſcellen aus der neueſten ausländiſchen Literatur beginnt mit einem höchſt drolligen quid pro quo. Der Herausgeber dieſer Blätter nemlich, hat vor mehreren Jahren zum Scherz Briefe der Generalin Bertrand von der Inſel St. Helena geſchrieben, die in deſſen politiſchen Flugblättern gedruckt erſchienen ſind. Dieſe Briefe ſind, wir wiſſen nicht wann und wo, einem Franzoſen in die Hände gefallen, der eine franzöſiſche Ueberſetzung davon geliefert hat, und die Miſcellen liefern nun abermals eine Ueberſetzung aus dieſer Ueberſetzung, und meinen, die Briefe enthielten manche Notizen, die nur aus ächten Quellen gefloſſen ſeyn könnten, u. ſ. w. Sie ſollen bei der auswärtigen Leſewelt Intereſſe erregt haben. Das freut uns. Es wäre nur zu wünſchen, daß ſie auch im Original bei dem Redacteur der Miſcellen Intereſſe erregt hätten, ſo würde er uns jetzt nicht eine Ueberſetzung aus einer ziemlich franzöſirten Ueberſetzung aufgetiſcht haben. —

Berichtigung.

Herr Doctor Pfeilſchifter, Herausgeber der Zeitſchwingen, hat uns darauf aufmerkſam gemacht, daß die, von uns aus der Bibliotheque historique entlehnten Anſichten des Grafen Las Caſas über das berüchtigte Manuſcript von St. Helena, zuerſt ihm mitgetheilt und zuerſt in den Zeitſchwingen erſchienen ſind, aus welchen ſie in die engliſchen Times übergegangen, und aus dieſen wiederum in die Bibliotheque historique, die ihre Quelle nicht nannte. Uns war das unbekannt, und wir eilen daher, das Suum cuique zu beobachten.

Druckfehler.

No. 24 S. 186 Sp. 2 Z. 34, ſt. Leben l. Leber.
— 24 — 187 — 2 Z. 2, ſt. ſogar l. ſo gern.
— 24 — 189 — 1 Z. 17, ſt. Mile l. Meile.
— 24 — 189 — 1 Z. 21, ſt. Smeermberg lies Smeerenberg
— 24 — 189 — 2 Z. 8, ſt. Amſtadem l. Amſterdam.
— 24 — 191 — 2 Z. 29, ſt. feiner l. feine.
— 24 — 191 — 2 Z. 32, ſt. die l. der.
No. 25 S. 194 Sp. 1 Z. 9, ſt. Dichterglauben lies Köhlerglauben.
— 25 — 195 — 1 Z. 31 faſt l. feſt.
— 25 — 199 — 1 Z. 14 ſt. Jabaud l. Chabaud.

Litterariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 32. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 April.

Politik.

Stößig und anſtößig ſind die freimüthig-patriotiſchen Beobachtungen und Bemerkungen, über die gegenwärtigen öffentlichen Angelegenheiten in Deutſchland, die größtentheils ein Land betreffen, welches, durch die Verhandlungen ſeiner Volksvertreter, jetzt aller Augen auf ſich zieht, nemlich Baiern.

Seite 40 wird behauptet: „die Illuminanten-Brüder waren ſo ſchlecht und ſo verdorben, daß ſie, ihres gegebenen Ehrenworts und ihres geleiſteten Eides ungeachtet, als heimliche Ankläger ihren Orden und ihre Freunde verriethen, und zwar um ſchnöden, ſo reichlichen Lohn, daß noch jetzt mancher Angeber die großen, dadurch erworbenen Reichthümer, Aemter und Ehrenſtellen genießt.“ —

Seite 47. „Noch bis auf dieſe Stunde ſieht eine gewiſſe Claſſe von Menſchen in Bayern in einem Napoleoniſch-Geſinnten zugleich einen klugen und aufgeklärten bayriſchen Patrioten“ — und dieſe will der Verfaſſer (ein Franke) vorzüglich gemeint haben, wenn er ſich über Ungerechtigkeiten von Seiten der Bayern gegen Franken beſchwert. Seine, ohne Zweifel übertriebenen Klagen, ſind in Folgendem enthalten:

„Der Franke konnte ein- und auswandern, wohin er wollte. Der Vater konnte ſeinen Sohn erziehn, wie er wollte, und ihn für ein Fach beſtimmen, wozu er ihn tauglich fand, oder Gelegenheit ſich für ihn zeigte. Jetzt iſt es ein anderes! Winket dir, baieriſcher Unterthan, ein Glücksſtern in einem andern deutſchen Lande freundlich zu; — du darfſt nicht folgen den Winken des Schickſals, ohne erſt, durch eine Menge geld- und zeitverſchwendende Formalitäten, die allerhöchſte Gnade erhalten zu haben, in einem andern deutſchen Lande dir Brod und Unterhalt verſchaffen zu dürfen. Selbſt das anſpruchloſe, für Häuslichkeit nur lebende Mädchen, darf ihr Herz und ihre Hand nicht einem benachbarten deutſchen Manne geben, wenn nicht bei Land- oder Stadtgericht vorher mehrere Bogen voll protocollirt, recherchirt, begutachtet, und dann von der höhern Behörde Allergnädigſte Erlaubniß dazu ertheilt worden wäre.“ —

„Frei und ungehindert war der Handel in Franken, — und was iſt er jetzt? — jetzt haben wir die liebenswürdige Mauth, die ſtrengſten Geſetze, zufolge deren wir uns nur baieriſchen Salzes, nur baieriſchen Tabaks bedienen dürfen.“ —

„Als Franken noch Franken war, hatte der fränkiſche Unterthan äußerſt mäßige und geringe Steuern und Abgaben zu entrichten — jetzt da es zu Baiern umgeſchaffen worden, haben ſich Steuern und Abgaben ſo in's Unendliche vermehrt und erhöht, daß ſie kaum mehr zu erſchwingen ſind, und das ſonſt ſo glückliche und wohlhabende Franken wird ſeiner Verarmung und ſeinem Untergange nun Preis gegeben. Viele der neuen baieriſchen Abgaben ſind dem Franken gänzlich fremd, wie z. B. der Malz-Aufſchlag, welcher durch ſeine ungeheuere Erhöhung eine ſehr drückende Laſt für ſämmtliche Unterthanen iſt.“ —

„Ferner Wein- und Moſt-Acciſe, die abſichtlich ſehr erhöht wurden, um das Biertrinken, und dadurch den Malzaufſchlag zu befördern — eine Maaßregel, die vielleicht für Baiern, nie aber für Franken, als Weinland, entſchuldigt werden kann.“ —

„Eine wahrhaft ſchädliche Giftpflanze iſt gewaltſam in unſer Vaterland verpflanzt worden, ſie heißt: Lotto und Lotterie.“

„Statt das Poſtweſen blos als eine öffentliche, wohlthätige Anſtalt, für National-Induſtrie, geiſtigen Verkehr, für Familien- und Staatswohl zu betrachten, wird es nicht ſelten zu einem geldeintragenden Finanz-Regal umgeſchaffen, (leider überall!) um unter der Firma einer polizeilichen Anſtalt, das Publicum zwar masquirt, dennoch aber fühlbar zu beſteuern. Dieſe, wie uns ſcheint, nicht wohl zu rechtfertigende verkappte Steuer, wird vorzüglich erhoben:

1) durch übermäßig hohes Poſtporto.

2) Dadurch, daß man abſichtlich dem Poſtlauf eine ſolche verlängerte Richtung giebt, daß Briefe und Paquete, ſtatt ſie möglichſt ſchnell an den Ort ihrer Beſtimmung zu befördern, oft viele Meilen

Ausgegeben den 8. April.

innerhalb der Gränzen des Landes, eine durchaus vergebliche Spazierreiſe machen müſſen, wodurch ſehr häufig wichtigen und preſſanten Geſchäften weſentlich geſchadet wird — und dies blos, damit das Poſtgeld um einige Kreuzer oder Groſchen erhöht werden könne!“ —

„Uns ſcheint, daß es in der Natur und Eigenſchaft, im Zweck einer Poſtanſtalt liege, nur ſo viel zu erheben, als die Verwaltungskoſten betragen. Jedes deſsfallſige Plus ſcheint uns wahre Plusmacherei zu ſeyn, und der Idee einer gut eingerichteten Poſtanſtalt ganz zu widerſprechen.“ — (Sehr wahr, aber man braucht Geld!)

„Frankens Vereinigungsperiode mit Baiern führte eine recht empfindliche, faſt möchte man ſagen, eine Landplage herbei. Es iſt die zu große Begünſtigung, deren ſich die Juden dermalen zu erfreuen haben. — Daß Juden gutsherrliche Rechte, ganze geſchloſſene adliche Beſitzungen, mit Patrimonial-Gerichtsbarkeit, chriſtlichen Kirchen- und Schul-Patronaten, kaufen und beſitzen, iſt factiſch. Eben ſo factiſch und notoriſch iſt es, daß die Juden bei der Conſcription zum Kriegsdienſt ſo auffallend begünſtigt werden, daß man zweifelhaft werden muß, ob nicht das Blut der Kinder Iſraels reiner, beſſer und koſtbarer ſey, als jenes der Chriſten, weil nur letzteres auf den Schlachtfeldern vergoſſen, erſteres aber möglichſt geſchont werden ſoll. Bei Magazin- und andern öffentlichen Lieferungen, ſo wie bei'm Verkauf von Staatsdomainen, u. dgl. mehr, werden die Juden ſo auffallend begünſtigt, daß es faſt wie ausgemacht anzunehmen iſt, daß bei dieſen und ähnlichen Geſchäften, ſelten ein Chriſt einen Accord oder Kauf machen kann, wenn ſich Juden dabei einfinden.“ —

„Dieſe Begünſtigung, und die auffallende Bemerkung, daß faſt alle Juden in Franken, Schwaben und Baiern, eben ſo eifrige baieriſche Patrioten, als treue Anhänger und Verehrer von Napoleon Buonaparte ſind, laſſen vermuthen, daß eine nähere Verbindung der in Baiern herrſchenden, von uns oben genau bezeichneten Faction, mit den Hebräern vorhanden ſeyn müſſe.“ —

„Statt wohlgeordneter Landes-Collegien, haben wir in der Perſon der General- und Hof Commiſſaire, franzöſiſche Präfecten. Und das unſelige Büreau-Weſen iſt in Baiern wie in Frankreich an der Tages-Ordnung.“ —

„Franken muß mit den bitterſten Gefühlen zuſehen, wie die Privat- und National-Reichthümer, unter der ſcheinbaren und gleißneriſchen Firma einer Oberaufſicht des Staats, ganz an fremde Hände geriſſen, alle Mitwirkung und Mitaufſicht der Privat-Familien und der Nation, denen ſie von Gott und Rechtswegen gehören, gewaltſam entzogen werden. Man muß mit blutendem Herzen ſehen, wie die trefflichſten und einträglichſten Güter, an Miniſterial-Günſtlinge, Juden und Judengenoſſen, oft um den halben Preis verkauft werden, wie der Erlöß hiervon, nebſt dem großen Schatze von Stiftungs-Capitalien, mithin der Betrag von mehreren Millionen, nach München geſchleppt, dort in den großen Schlund, (deſſen Ausgang der Nation völlig fremd iſt.) in die Staatscaſſe geworfen, und mit dem übrigen ſauern Schweiß der Unterthanen, auf eine Art verwaltet wird, über welche nur eine Stimme in der geſammten Nation, nemlich jene des Zweifels und der Unzufriedenheit vorhanden iſt. — Der Menſchenfreund und Patriot muß ferner mit den bitterſten Gefühlen zuſehen, wie die Staats-Caſſe für das an ſich geriſſene, große und bedeutende Stiftungs-Vermögen, Staats-Papiere dagegen giebt, die meiſt unter dem halben Nominal-Werth im Kurſe ſtehen, und muß endlich mit Wehmuth ſehen, wie die Adminiſtration des, jedem rechtlichen Manne heilig bleibenden Vermögens der Stiftungen für Kultus, Unterricht und für Wohlthätigkeit, Unter- und Oberadminiſtratoren anvertraut iſt, unter welchen viele zu finden ſind, die ſich durch den auffallendſten Luxus und die größte Verſchwendung, oder durch ſchleuniges, ungewöhnliches Reichwerden, bei dem ganzen Publikum verdächtig machen, während ſehr häufig nicht ſo viel Geld in den Caſſen iſt, um die Beſoldungen der Geiſtlichen und Lehrer zu gehöriger Zeit zahlen zu können; während es den ſonſt reich dotirten Schulen, Univerſitäten und öffentlichen Bibliotheken, an den gebührenden jährlichen Zuſchüſſen mangelt, während den Armen das Almoſen verkleinert, und unter dem ſchamloſen Vorwande, es ſey kein Geld in Caſſa, nicht ſelten ganz entzogen wird.“ —

„Während man in Frankreich doch noch einen Theil der National-Güter gerettet hat, befinden ſich in Franken, Schwaben und Baiern, mit Ausnahme einiger, verhältnißmäßig ſehr weniger, faſt alle Staatsgüter in den Händen der Juden und Judengenoſſen, die ſie größtentheils um die Hälfte des Werths erhalten, und größtentheils mit baieriſchen Staats-Papieren (die bekanntlich die Hälfte ihres Nominal-Werths damals verlohren hatten) al pari bezahlt haben.“

„Alles das findet gleichmäßig bei dem Gemeinde- (Communal-) Vermögen ſtatt.“ —

„Der unbefangene Wahrheitsfreund findet, daß es nicht blos die Anmaßungen des Adels ſind, die bekämpft werden müſſen, ſondern daß es außer dieſem noch einen weit ſtärkern, mächtigern und der Volksfreiheit weit furchtbareren Feind giebt, den zu bekämpfen und zu beſiegen es heilige Pflicht für jeden Wahrheits- und Volksfreund iſt. Er heißt: Beſoldeter Staatsdiener- oder auch Amts-Ariſtocratismus. Dieſer hat ſich in Baiern zu einem ſtarken furchtbaren, coloſſaliſchen Rieſen gebildet, gegen welchen der Adels-Ariſtocratismus wahrlich nur ein Zwerg iſt." —

„Dies mag auch erklären, warum die bairiſchen beſoldeten Staatsdiener in der Regel, zwar mit Ausnahme, aber der Mehrheit nach, vor Napoleons Fall, leidenſchaftliche Verehrer von Buonaparte und treue Anhänger ſeiner Grundſätze waren, und heimlich manche derſelben es noch ſind." —

„Viele, ja recht viele, die als Volksfreunde, als reine ächte Patrioten, nicht ſelten als Democratiſchgeſinnte, allgemein bekannt waren und die laut über Willkühr, Mißbräuche und Despotismus declamirten, — waren von dem Augenblicke an, als ſie ein einträgliches oder ehrenvolles Aemtchen im Staatsdienſt erhielten, wie eine Windfahne umgedreht." —

„Zum Schluſſe führen wir die allgemein und immer lauter werdende Klage noch an: daß ein Schwarm oft unnütz beſchäftigter Beamten das Mark des Staats aufzehre. Man entſchuldigt zwar dieſes mit der Nothwendigkeit. Wie, wenn nun aber gefragt würde: Warum es nothwendig ſey? und wie, wenn man darauf antworten würde: deswegen, weil man den Bürgern und Bauern ihre Gemeinden- und Communal-Angelegenheiten nicht ſelbſt beſorgen laſſen will, was ſie gern umſonſt thun würden, — und weil man keinen Gemeingeiſt will, durch den die Menſchen beſſer, kräftiger und weiſer werden, vielmehr nach allen Kräften, ihn zu unterdrücken bemüht iſt." —

(Wir haben um ſo mehr für Pflicht gehalten, alle dieſe Klagen zu verlautbaren, da eben jetzt die bairiſchen Volksvertreter verſammelt ſind, und folglich ohne Zweifel der Ungrund derſelben dargethan, oder ihnen abgeholfen werden wird. Uebrigens ſind wir weit entfernt, den leidenſchaftlichen Ton zu billigen, der in dem Ganzen herrſcht und der der guten Sache — wenn es eine ſolche iſt — nur ſchaden kann, obgleich die dem Könige ſchuldige Ehrfurcht nirgend verletzt worden.)

Das Buch enthält noch manches andere, was Beachtung verdient, z. B. eine Abhandlung über den deutſchen Adel, den der Verfaſſer in Schutz nimmt, und meynt, weder Bauern, noch Fabrikanten, noch Kaufleute und Künſtler wünſchten deſſen Zerſtörung, ſondern blos die nicht adelichen beſoldeten Staatsdiener und die Stubengelehrten, mit Einſchluß der Journaliſten.

Dann ein Aufſatz über die öffentliche Meynung in Deutſchland, wo es ſehr wahr heißt: die öffentliche Meynung über die öffentliche Meynung (über das, was ſie eigentlich iſt) ſey eben ſo getheilt und widerſprechend, als die öffentliche Meynung ſelbſt. Es gebe Unwiſſende, Gleichgültige, Egoiſten, Furchtſame, Zweifler, Schreyer, Tadler, Widerſprecher, Oppoſitionsmänner, Hof- und Miniſterial-Parthey, Ariſtocraten, Democraten, Royaliſten, Ultra's, Jacobiner, Revolutionsmänner, (die Schandbuben genannt werden) Obſcuranten, Schmalzgeſellen, und endlich Patrioten.

In einer Perſpective der zweifelnden und hoffenden Rheinländer wird behauptet: ſie hätten den Glauben an eine deutſche Conſtitution verlohren, die mehr ſey als die Kriegs-Artikel in einem Heere — ſie hätten den Glauben verlohren, daß das Heil des Vaterlandes vom deutſchen Bundestage ausgehen werde, u. ſ. w.

Der Verfaſſer verlangt von den Fürſten ein Opfer: Einſchränkung der Souverainität. Bis jetzt hätten die Fürſten, während die ganze Nation gelitten und noch leide, Opfer gebracht habe, und noch bringe, nie aufgehört die Schaale der Lebensfreuden voll auszutrinken, ja ſich damit zu ſättigen; nun ſey es hohe Zeit, daß auch ſie der Nation, dem Vaterlande und der Menſchheit ein Opfer brächten.

Noch Einen patriotiſchen Wunſch ſpricht er aus, nemlich den, daß die deutſchen Höfe ſich entſchließen möchten, die Mutterſprache als Hofſprache zu erklären, und daß patriotiſche Vereine, Preiſe auf die beſten, beſonders dramatiſchen, Satyren ſetzen möchten, um den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache lächerlich zu machen.

Baiern ſoll, nach ſeiner Anſicht, künftig heißen: das ſüddeutſche Königreich, oder Königreich der vereinigten ſüddeutſchen Völker, oder Königreich der vereinigten Baiern, Franken, Schwaben und Rheinländer, oder allemanniſches Königreich.

Wilſon und Partreus.

Es ſind im vorigen Jahre zu London die Erzählungen eines Wirths (tales of my Landlord) in vier Bänden erſchienen, aus welchen wir die folgende, zu Edimburg vorgefallene, intereſſante Begebenheit aus dem Jahr 1736 entlehnen.

Wilſon, vormals ein Bäcker, war einer der kühnſten Schleichhändler, hatte endlich, mit Hülfe eines gewiſſen Robertſon, einen Zolleinnehmer beraubt, war ſammt ſeinem Gefährten ergriffen und zum Todte verurtheilt worden. Bekanntlich haben die Zollbeamten nirgend Freunde, die ausgenommen, die ſie mit dem ungerechten Mammon ſich zu machen wiſſen. Wilſon und Robertſon wurden allgemein bedauert, man ſteckte ihnen Feilen zu, es gelang ihnen, einen der eiſernen Fenſterſtäbe ihres Kerkers zu durchfeilen, und ohne Wilſons Eigenſinn würden ſie glücklich entſchlüpft ſeyn. Für den ſchlanken Robertſon nehmlich war die Oeffnung groß genug, er wollte zuerſt hinaus, und verſprach dann draußen die Oeffnung zu vergrößern, damit der dickere Wilſon bequemer nachfolgen könne. Allein dieſer beſtand darauf, der Erſte zu ſeyn, meynte, das Loch ſey auch für ihn groß genug, drängte und zwängte ſich mit Gewalt zwiſchen die eiſernen Stäbe, konnte am Ende weder rück- noch vorwärts, wurde in dieſer Stellung von dem Kerkermeiſter ergriffen, und natürlich nunmehr durch kräftige Vorkehrungen aller Hoffnung zur Flucht beraubt. Dennoch ließ Robertſon nicht ein Wort des Vorwurfes ſich entſchlüpfen. Wilſon fühlte dieſe Großmuth tief. Ohne ſeine Hartnäckigkeit war ſein Freund gerettet, das ſchrie ihm ſein Gewiſſen unaufhörlich zu; er vergaß ſich ſelbſt, und ſann von nun an auf nichts anderes, als wie er den Freund in Freyheit ſetzen könne.

Die Kirche von Tolbooth ſtieß an das Gefängniß. Es war Sitte, alle Verurtheilte am Tage vor der Hinrichtung wohl bewacht in dieſe Kirche zu führen, weil man vorausſetzte, daß auch die Verſtockteſten in ſolchen Augenblicken erſchüttert werden würden. Wilſon und Robertſon wurden der Kanzel gegenüber geſtellt, Jeder zwiſchen zwey Soldaten. Der Geiſtliche hielt eine rührende Anrede an ſie. Er erinnerte unter andern, daß alle die zahlreich dort Anweſenden ſchon durch die Natur zum Todte verurtheilt wären, daß aber ſie, die Verbrecher, den Vortheil vor jenen voraus hätten, den Augenblick ihres Todes zu wiſſen, um ſich darauf vorbereiten zu können: und dieſe Vorbereitung übernahm er mit aller Kraft der Beredſamkeit. Robertſon vergoß Thränen, aber Wilſon ſchien ihn kaum zu hören. Er war zerſtreut oder in Gedanken verſunken.

Als nach geſprochenem Seegen die Verſammlung ſich nach und nach entfernte, nicht ohne im Vorübergehen theilnehmende Blicke auf die beyden Verurtheilten zu werfen, ergriff der herkuliſch gebaute Wilſon plötzlich mit jeder Fauſt einen der Soldaten, ſchrie ſeinem Gefährten zu: Rette dich! und warf ſich auf den dritten Soldaten, den er mit ſeinen Zähnen beym Kragen faßte. Robertſon, der von ſeinem Vorhaben nichts wußte, ſtand einen Augenblick unentſchloſſen; als aber das Volk um ihn her das Geſchrey, rette dich! wiederhohlte, gab er dem letzten Soldaten einen derben Stoß und entſchlüpfte unter die Menge. Jeder machte ihm Platz, er erreichte die Kirchthür und verſchwand.

Natürlich verdoppelte Wilſons großmüthige That den Antheil, den das Volk an ihm nahm. Man ſprach davon, daß ſeine Hinrichtung wohl aufgeſchoben werden könnte, oder daß der Kühne vielleicht noch im letzten Augenblicke Mittel finden würde ſich zu befreyen. Die Obrigkeit glaubte daher, alle nur möglichen Verſichtsmaaßregeln nehmen zu müſſen, damit die Execution auf keine Weiſe geſtört oder gehemmt würde. Eine zahlreiche Wache, unter dem Commando des Capitain Partrous, wurde befehligt, die Polizey zu unterſtützen. Dieſer, in Schottland berüchtigt gewordene, Capitain Partrous, war der Sohn eines Handwerkers zu Edimburg, und vergebens angehalten worden, ſeines Vaters Handwerk zu erlernen. Der Vater entſchloß ſich endlich, den lüderlichen Burſchen nach Holland zu ſchicken, um unter dem ſchottiſchen Corps zu dienen, welches damals von den Generalſtaaten gehalten wurde. Nach ſeiner Zurückkunft, 1713, gebrauchte ihn der Magiſtrat von Edimburg, um die Stadtſoldaten zu exercieren und diſcipliniren und machte ihn zum Chef derſelben. Dieſe Stelle verdankte er ſeinem militäriſchen Talent und ſeinem Rufe der Entſchloſſenheit und des Muthes, denn übrigens war er in jeder Hinſicht ein nichtswürdiger Menſch. Er leiſtete oft gute Dienſte, unterdrückte manchen Auflauf, und hatte ſich allen Unruhſtiftern furchtbar gemacht. Seine Stadtwache beſtand aus 120 Mann, die gut bewaffnet und diſciplinirt waren. Man recrutirte ſie aus Veteranen und aus Bergſchotten, die ohnehin die Städter nicht leiden konnten, und daher die Polizey oft rauh verwalteten.

Robertſon's glückliche Entweichung hatte dieſen Partrous tief gedemüthigt: er fand ſich und ſeine Soldaten dadurch beſchimpft. Er fuhr Wilſon deshalb ſehr hart an, und ſchwur, daß er dem Galgen nicht entrinnen ſolle, was auch deſſen Freunde unternehmen möchten. Der Spott des Pöbels, der ſeitdem ſich oft äußerte, hatte dieſen Partrous endlich ſo giftig gemacht, daß er in der That einem perſönlichen Haß gegen Wilſon den Zügel ſchießen ließ. Dieſe gehäſſige Stimmung vermehrte ſich noch, als der Magiſtrat ihm zwar mit 80 Mann die Polizey bey der Hinrichtung übertrug, allein aus Vorſicht noch ein Detaſchement königlicher Truppen requirirte, um die Zugänge zu dem Markte zu beſetzen, auf welchem der Galgen errichtet zu werden pflegte. Das kränkte den tapfern Partrous gewaltig. Als daher der Kerkermeiſter ihm den Gefangnen übergab, um ihn zum Richtplatze zu führen, ließ er ihm Handſchellen anlegen, und als dieſe für Wilſon's ſtarke Fauſt zu eng waren, zwängte und preßte er ihm die Hände mit ſolcher Gewalt hinein, daß der Unglückliche laut ſchrie und ſich beklagte, der Schmerz erlaube ihm nicht, ſich zum Tode zu bereiten. „Du wirſt ſogleich expedirt ſeyn“ ſagte Partrous höhniſch, und Wilſon antwortete: „Sie ſind ſehr grauſam! wer weiß, ob Sie nicht ſelbſt „bald in die Lage kommen werden, das Mitleid anzuſprechen, welches Sie mir verweigern. Aber Gott „vergebe es Ihnen!“

Dieſe Worte liefen alſobald von Munde zu Munde, und vermehrten die allgemeine Theilnahme an Wilſon, ſo wie den Haß gegen Partrous. Indeſſen zeigte ſich doch kein Merkmal von Widerſetzlichkeit, während des Hinganges zum Galgen, und während der Vorbereitungen zur Hinrichtung. Das Volk ſtand finſter ſchweigend. Wilſon beſtieg die Leiter, und litt den Tod mit ruhiger Ergebung.

Aber kaum hatte der Körper einige Augenblicke am Galgen gehangen, und gab kein Lebenszeichen mehr von ſich, als plötzlich ein Tumult entſtand. Partrous und ſeine Soldaten wurden mit Schmähungen und Drohungen überhäuft; Steine flogen, man drängte ſie von allen Seiten. Ein junger Menſch, in eine Matroſenmütze vermummt, ſprang aufs Schaffot und ſchnitt den Strick ab, während andere den Leichnam auffingen und mit ihm verſchwanden, entweder um ihn zu begraben, oder um zu verſuchen ihn wieder ins Leben zu bringen.

Der wütende Partrous vergaß, daß er hier nichts mehr zu thun hatte, und daß er mit ſeinem Detaſchement ſich hätte zurückziehen ſollen. Er riß einem ſeiner Leute die Flinte aus der Hand, er commandirte, Feuer auf das Volk zu geben, und Zeugen ſagten nachher gegen ihn aus, er habe ſelbſt einen Menſchen erſchoſſen. Sechs Todte und mehrere Verwundete blieben auf dem Platze.

Nach dieſer Heldenthat wollte Partrous ſich nach der Caſerne zurückziehen, allein der Pöbel, mehr gereizt als in Furcht geſetzt, verfolgte ihn und ſeinen Trupp mit Steinen und Flüchen. Die hinterſten Soldaten, die am meiſten ins Gedränge geriethen, feuerten zum zweyten Male. Es iſt zwar nicht erwieſen, daß es auf Befehl ihres Capitäns geſchehen, allein der allgemeine Haß bürdete auch das ihm auf. Als er nun dem Magiſtrat Rechenſchaft ablegen ſollte, ſchien er die Folgen ſeiner Wuth zu fürchten, leugnete, Feuer commandirt und ſelbſt geſchoſſen zu haben.

Indeſſen befanden ſich unter den Getödteten und Verwundeten Leute, die nicht zum Pöbel gehörten, denn die Soldaten hatten, um das Volk blos zu ſchrecken, zu hoch, und folglich in die Fenſter geſchoſſen, die mit neugierigen Zuſchauern beſetzt waren. Der Unwille war allgemein, und Partrous wurde gerichtet, ehe noch der Sturm der Leidenſchaften Zeit gehabt hatte ſich zu legen. Doch ſtimmten die abgehörten Zeugen gar nicht überein; manche beſtätigten ſeine Ausſage. Allein die Jüry entſchied, er habe ſelbſt geſchoſſen, und Feuer auf das Volk zu geben commandirt, folglich einen freywilligen Todſchlag begangen, worauf er verurtheilt wurde, am 7. September 1736 auf dem gewöhnlichen Richtplatze gehangen zu werden. An dieſem Tage ſtrömte das Volk in aller Frühe zuſammen und alle Fenſter waren mit Zuſchauern gefüllt. Der ganze Markt ſchien ein wogendes Meer, aus welchen zahlloſe Köpfe hervorragten, und im Mittelpunkte erhob ſich der ſchwarz angeſtrichene Galgen, an welchem der Strick flatterte. Man vernahm nichts als ein dumpfes Gemurmel. Die Gewißheit einer nahen Befriedigung der Rache ließ keine Ungeduld aufkommen; ruhig bereitete ſich das Volk, das Schauſpiel einer gerechten Vergeltung zu genießen. Aller Lippen waren geſchloſſen, Aller Augenbraunen zuſammen gezogen, Aller Blicke finſter und drohend. Vielleicht hätte der Anblick des armen Sünders dieſe menſchenfeindliche Stimmung gemäßigt, vielleicht ſogar in Mitleid verwandelt; aber die Stunde der Hinrichtung ſchlug, und er kam nicht — noch einige Minuten verfloſſen — und er kam nicht. Nun entſtand ein lautes Murren. Der Magiſtrat, hieß es, hat dieſen Menſchen immer als eine treffliche Stütze der Polizey betrachtet, wird wohl von dieſer Seite dem Miniſter die Sache vorgeſtellt haben und der betrogene König hat ihn begnadigt. Wirklich ſchien es ein gefährliches Beiſpiel, einen Officier hinzurichten, der ſich gegen den Pöbel ſtets mit ſolcher Kraft benommen; hieß das nicht, ſeinen Nachfolgern ihr Amt erſchweren? hieß das nicht gewiſſermaaßen dem Pöbel Recht geben? Wer würde es künftig übernehmen wollen, in ſolchem Berufe mit Kraft zu handeln? Auch waren ja die Beweiſe zweideutig; und geſetzt, Partrous hatte zu ſchießen befohlen, war er nicht in Ausübung ſeines Dienſtes angegriffen worden? hatte er nicht blos zu ſeiner Selbſtvertheidigung gehandelt? — So raiſonnirten die Vernünftigen, Leidenſchaftloſen. Allein der Pöbel behauptete, Partrous habe ſtets die Ausſchweifungen des jungen Edimburger Adels begünſtigt, und dieſer habe ihn nun unterſtützt. Alle dieſe Hin- und Widerreden verurſachten ein Getöſe, dem der Brandung des Meeres gleich, ein Sauſen, wie vor dem Ausbruch eines ſchweren Gewitters. — Lange hatte der Magiſtrat angeſtanden, die Proclamation anſchlagen zu laſſen: endlich lief ſie mit Blitzesſchnelle von Munde zu Munde: Die Königin Caroline hatte, in Abweſenheit ihres Gemahls, Georg des Zweiten, einen Aufſchub von 6 Wochen bewilligt. Plötzlich entſtand ein Geheul, wie von einem Tyger, dem man ſeinen Raub entriſſen. Der Magiſtrat, Aufruhr befürchtend, hatte ſeine Maaßregeln genommen. Indeſſen ging dieſesmal Alles ſtille vorüber. Nur als der Galgen niedergeriſſen wurde, erhub ſich ein neuer Schrei des Unwillens, worauf das Volk ſich zerſtreute.

Aber die Wuth kochte im Innern jedes Buſens. Eine Verſchwörung entſpann ſich auf dem Lande, den verhaßten Partrous bei Nacht zu entführen und hinzurichten. Ein zahlloſer Haufe überwältigte die Thore von Edimburg, überrumpelte die Caſerne, bewaffnete ſich mit den geraubten Gewehren, durchzog die Vorſtadt, und ein junger Geiſtlicher, Namens Buttler, der das Unglück hatte, den Meuterern zu begegnen, wurde gezwungen ſie zu begleiten. An den Zugängen des Gefängniſſes wurden Wachen ausgeſtellt, Alle Uebrigen ſtürmten auf das Gefängniß los und begehrten eingelaſſen zu werden. Niemand antwortete, denn bei Annäherung des Ungewitters hatte der Kerkermeiſter ſich aus dem Staube gemacht. Nun wollten die Verſchwornen die Pforte mit Hämmern, Beilen und Hebebäumen aufſprengen, allein ſie war mit Eiſen ſtark beſchlagen und widerſtand allen Angriffen. Als Buttler das ſah, hoffte er, der Magiſtrat werde Zeit gewinnen, mit bewaffneten Bürgern herbei zu eilen. Wirklich geſchah das auch. Ein Bürgercorps, von Gerichtsdienern begleitet, erſchien mit Fackeln, um das Kriegsgeſetz abzuleſen. Die Vorpoſten zerſtreuten ſich ſchnell; als aber die Bürger dem Kerker ſelbſt ſich näherten, fanden ſie alle Zugänge verrammelt, wurden mit einem Steinhagel und vorgeſtreckten Bajonetten empfangen. Ein junger, muthvoller Officier ſtürzte ſich mitten unter die Aufrührer, und entwaffnete den Erſten, der ihm aufſtieß. Da aber Niemand ihm folgte, unterlag er der Menge, wurde ſelbſt entwaffnet, und man ließ ihn laufen, ohne ihm das geringſte Uebel zuzufügen; ein merkwürdiger Umſtand, welcher beweiſt, daß mit einer Art von kaltem Blut und Mäßigung verfahren wurde, und man durchaus nur das beſtimmte Opfer heraus haben wollte. Als der Magiſtrat ſah, daß er nichts ausrichten konnte, zog er ſich zurück, verhöhnt und von Steinwürfen begleitet.

In der Citadelle lagen zwei Bataillons regelmäßiger Truppen, an den Commandanten derſelben erging eine dringende Aufforderung zu helfen, allein nur mündlich, denn der Bote hatte, aus Furcht den Verſchwornen in die Hände zu fallen, ſich geweigert, einen Brief zu beſtellen, der, wenn er bei ihm gefunden worden wäre, ihm das Leben gekoſtet haben würde. Der Commandant wollte nicht ausrücken, weil er nicht vorſchriftmäßig requirirt worden war, und weil er ſich erinnerte, wie gefährlich es für einen Officier ſey, mehr zu thun, als ſeine ſtrenge Pflicht ihm vorſchreibt. Indeſſen fürchteten die Empörer ſein Erſcheinen. Schon verbreitete ſich das Gerücht, die Garniſon marſchiere, und man werde Bomben unter ſie werfen. Die eiſerne Pforte wich noch immer nicht, und Viele wurden muthlos. Da ſchrie plötzlich eine Stimme: Verſucht's mit Feuer! und tauſend Stimmen wiederhallten: Schafft Pech herbei!

Sogleich brachte man Tonnen mit Pech und andern brennbaren Materien angefüllt, man thürmte ſie an der Pforte auf, man ſteckte ſie in Brand. Dicke Rauchwolken verbreiteten ſich alſobald. Die Flamme wirbelte an dem Gebäude empor, und erleuchtete die wilden Geſichter der Rachedurſtigen, ſo wie die bleichen Geſichter der ängſtlichen Zuſchauer von den benachbarten Fenſtern. Die brennende Pforte krachte. Ein fürchterliches Jubelgeſchrei erhob ſich, als eine Breſche ſichtbar wurde. Die Hitzigſten warteten nicht, bis die Gefahr vorüber war; auf den Schultern ihrer Gefährten drangen ſie über glühende Kohlen mitten durch Rauch und Flammen. Der Kerker war erobert.

Nur wenige Stunden früher hatte man dem Gefangenen verkündigt, daß ihm das Leben geſchenkt ſey; was er, bey dem allgemeinen Haß, kaum zu hoffen gewagt hatte. Er überließ ſich einer ausgelaſſenen Freude, ſaß eben mit einigen Freunden bey der Tafel, zechte und ſang luſtige Lieder, als das Volksgekreiſch und der erſchrockene Kerkermeiſter das frohe Gelag unterbrachen. Hätte Partrous nicht in dieſem Augenblicke den Kopf verloren, ſo hätte er ſich wahrſcheinlich retten können, ſo gut als ſeine Freunde, welche ihn im Stich ließen und entſchlüpften. Er blieb in ſeiner Kammer in einer Art von Betäubung, bis die Helligkeit, welche die Flamme verbreitete, ihn glauben machte, das Gefängniß ſey in Brand gerathen; dann erſt kam er auf den Gedanken, ſich durch den Schornſtein zu retten. Mühſam klimmte er bis zu einer gewiſſen Höhe, wo er aber eiſerne Stangen vorfand, die mit der Mauer verbunden waren, um die Entweichung der Gefangenen zu verhüten. Er klammerte ſich an dieſe Stangen und blieb in einer ſehr peinlichen Lage an ihnen hangen.

In dem Augenblicke, wo das Freudengeſchrey der Aufrührer verkündete, daß ſie alle Hinderniſſe überwunden hätten, und nun in dem ganzen Gefängniſſe ſich ausbreiteten, jauchzten von allen Seiten die übrigen Eingekerkerten ihren Befreyern entgegen. Alle wurden während des Tumultes in Freiheit geſetzt. Durch ſie erfuhr der Pöbel, in welcher Kammer Partrous ſich befinde, drang in dieſelbe und entdeckte bald ſeinen Schlupfwinkel. Er wurde mit einer ſolchen Haſtigkeit heruntergeriſſen, daß es ſchien, man werde ihn auf der Stelle ermorden; aber Einer der Verſchwornen, in Weibskleidern, ſchrie: „Verderbt unſer Spiel nicht! Gerechtigkeit „wollen wir ausüben, nicht morden!“ — „Recht „ſo!“ riefen Andere, „er muß gehängt werden! „auf den Markt mit ihm! zum Galgen!“ — „Thut „ihm nichts zu Leide“ hub der Erſte wieder an, „laßt ihn ſeinen Frieden mit Gott machen, wenn „das möglich iſt; wir wollen ſeine Seele nicht tödten.“ — Dem widerſetzten ſich Einige, erinnernd, man müſſe ihn behandeln, wie er andere, die beſſer geweſen als er, behandelt habe. Indeſſen blieb es doch bey dem, was der Erſte geſagt; man erlaubte ihm, über ſein Geld nach Gefallen zu disponiren, und ſchleppte ihn auf die Straße. Wildfeuer (ſo nannte man den Anführer des Haufens) hielt Partrous unter einem Arme. „500 Pfund Sterling für mein Leben“ flüſterte dieſer ihm zu. — „500 Pfund Gold können dich nicht „retten!“ war die Antwort: „denke an Wilſon! „mache deinen Frieden mit Gott. He da! wo iſt „der Prieſter?“

Buttler hatte ſich bisher in einiger Entfernung gehalten; jetzt näherte er ſich und beſchwor die Meuterer, zu bedenken was ſie thaten. Wenn auch dieſer Menſch das Leben verwirkt habe, ſo hätten doch ſie kein Recht es ihm zu rauben. Im Namen des Allbarmherzigen foderte er ſie auf, Barmherzigkeit zu üben, ihre Hände nicht mit Blut zu beflecken und nicht daſſelbe Verbrechen zu begehn, welches ſie angeblich rächen wollten. — „Faßt Eure „Predigt kürzer“ ſchrie Einer, „Ihr ſteht hier nicht „auf der Kanzel.“ — „Habt Ihr etwa Luſt, neben „ihm gehangen zu werden!“ rief ein Anderer.

„Schweigt!“ donnerte Wildfeuer dazwiſchen. „Beleidigt den ehrlichen Mann nicht, er ſpricht „nach ſeinem Gewiſſen, und das liebe ich. Ihr „habt Eure Gründe geſagt, Herr Pfarrer, hört nun „auch die unſrigen. Blut fodert Blut. Wir haben „uns Alle durch einen Eyd verbunden. Er muß daran, „da hilft nichts! alſo macht fort, und bereitet ihn „zum Tode.“

Partrous war in einer Weſte ohne Ermel ergriffen worden, auch ohne Schuh, denn er hatte Kleid und Schuhe ausgezogen, um in den Kamin zu ſteigen. Man hatte ihm erlaubt, einen Schlafrock überzuwerfen und Pantoffeln anzuziehen. So angethan wurde er auf den gekreuzten Armen zweier Verſchwornen getragen und Buttler gieng neben ihm her. Anfangs hatte er verſucht, Gnade von ſeinen Henkern zu erlangen, als er aber ſah, daß alle Bitten vergebens waren, ergriff er ſeine Partey als ein Mann, der dem Tode ſchon oft getrotzt hatte.

Buttler ermahnte ihn, ſeine Seele zu Gott zu erheben. „Wenn dieſe Menſchen“ antwortete er, „mir nicht Zeit laſſen, mich zum Todte zu bereiten, „ſo mögen meine Sünden auf ihr Haupt fallen!“ —

„Haſt du“ unterbrach ihn Wildfeuer „an „Wilſon's Seele gedacht, als er zum Tode gieng „und du ihm die Handſchellen anpreßteſt? man hat „noch mehr Mitleid mit dir, als du ſelbſt gezeigt „haſt.“

Langſam ſchritt der Zug vorwärts von Fackeln erleuchtet und eine Art von Ordnung beobachtend, denn rechts und links zog eine Reyhe Bewaffneter, die das Gedränge von dem armen Sünder abhielten. Die Fenſter aller Häuſer waren voller Neugieriger, die aber, vor Entſetzen ergriffen, kein Wort laut werden ließen. Endlich gelangte der Zug auf den Markt, und, während Einige der Verſchwornen ein Gerüſt zur Hinrichtung aufrichteten, verſuchte Buttler noch Einmal, ſich an die Menge wendend, den Elenden zu retten. „Um Gottes willen! „rief er, bedenkt daß dieſer Menſch ein Chriſt iſt, „daß er ein Recht an die Verheiſſungen der heiligen „Schrift hat. Gebt ihm Zeit zu Reue und „Buße!“ — „Er hat Andern keine Zeit verſtattet“ erwiderte eine Stimme aus dem Volke. — „Aber, „Freunde!“ hub Buttler wieder an, „Ihr ſeyd „nicht ſeine Richter.“ — „Nein“ verſetzte dieſelbe Stimme, „allein er iſt geſetzlich verurtheilt, wir

„vollſtrecken das Urtheil nur, weil eine verderbte „Regierung einen Mörder retten will."

„Ich bin kein Mörder!" rief Partrous, „ich „habe nur im Dienſt gehandelt, und zu meiner eignen Vertheidigung."

Nieder mit dem Mörder! erſcholl es von allen Seiten. „Wir verlieren nur unſere Zeit damit, einen Galgen zu errichten. Das Gerüſt des Färbers hier in der Nähe iſt gut genug für einen Meuchelmörder!" — Die Menge brüllte Beyfall. Partrous wurde fortgeſchleppt und dadurch von Buttler getrennt. Dieſer entfernte ſich tief erſchüttert und halb bewußtlos. Als er an die Straßen-Ecke kam, ſah er ſich noch einmal um, und erblickte, beym gräßlichen Schein der Fackeln, eine Geſtalt, die in der Luft über den Köpfen der Menge zappelte

---

Notizen aus periodiſchen Schriften.

(Fortſetzung von Nro. 31.)

— (Eben daſelbſt, nehmlich in den Miszellen der neueſten ausländiſchen Literatur.) Der reiſende Franzoſe, welcher Skizzen von den Antillen geliefert hat, erzählt: „Bei meiner Anweſenheit auf St. Thomas erſchien der Capitän einer weißen Compagnie auf dem Exercierplatze in bürgerlicher Kleidung, mit der Reitpeitſche in der Hand, und wollte in dieſem Anzuge die Compagnie commandiren. Der Lieutenant Seymour hielt ihm lebhaft dieſe Unſchicklichkeit vor, und erklärte, daß weder Er noch ſeine Soldaten ihm gehorchen würden, wenn er nicht vorſchriftmäßig in Uniform erſchiene. Aus dieſem Zwiſte entſtand ein Zweikampf, in welchem der Lieutenant blieb. Die Obrigkeit nahm keine Notiz davon, denn die Kämpfer hatten ſich auf eine kleine engliſche Inſel in der Nachbarſchaft begeben. — Es giebt auf St. Thomas eine große Anzahl geflüchteter ſpaniſcher Familien von beiden ſtreitenden Partheyen: die Landesgeſetze ſchützen jede Parthey, allein bei ihrer Ankunft bedeutet man einer jeden, ihren Zwiſt vor der Hand zu vergeſſen und ſich ruhig zu verhalten. Je nachdem nun das Kriegsglück wechſelt, ſieht man bald dieſe bald jene heim eilen. (Vielleicht um bald wieder zu kommen.) Den Amerikanern von Baltimore wird vorgeworfen, daß ſie, unter dem Vorwande des Handels, Kaperſchiffe ausrüſten und mit Kaperbriefen der Inſurgenten verſehn, im Trüben oder vielmehr im Schlamme fiſchen. — Die Beſitzungen auf St. Croix liefern ungeheuern Ertrag. Der Reiſende ſah eine Pflanzung, die jährlich 1000 Fäſſer Zucker, jedes Faß zu 13 Centner lieferte, im Durchſchnitt am Werth 650000 Franken. Und das war noch bei weitem nicht die einträglichſte Beſitzung auf der Inſel. — Die Neger auf St. Croix ſollen ſehr verdorben ſeyn, und zwar vorzüglich durch die übel verſtandene Philantropie des ehemaligen Gouverneurs Oxholm, der zugleich Landbeſitzer war, und durch ſeine Milde den Sclaven Grundſätze einflößte, die der guten Ordnung und den Rechten der Eigenthümer zuwider liefen. Klagte man bei ihm gegen einen Schwarzen, ſo pflegte er, ohne Unterſuchung, die Schuld dem Herrn beizumeſſen. (Und hatte auch wohl in der Regel Recht?) Seine eignen, auf dieſe Weiſe entzügelten Neger, ſollen ihm davon gelaufen ſeyn, und er dadurch viel eingebüßt haben. (Das mag ſeyn, aber die Achtung aller Rechtlichen und ſein eignes Bewußtſeyn haben ſicher dieſen Verluſt ihm zehnfach erſetzt.) —

— In dem Beſuch des Kloſters Latrappe im Jahr 1817 (in eben dieſem Journal) wird von der höchſt intereſſanten Vendée ein anſchauliches Gemählde geliefert. In dieſem ganzen Landſtrich giebt es nur zwey Straßen, die eine führt von Nantes nach Rochelle, die andere von Bordeaux nach Tours. Alles übrige iſt ein förmliches Labyrinth, Fußpfade genug, aber ſo eng und verſchlungen, daß ſie den Reiſenden nur verwirren und ermüden. Die hohen Hecken zu beiden Seiten bilden Lauben, machen die Wege dunkel; im Sommer ſind dieſe rauh und unerträglich heiß, im Winter tief und moraſtig. Oft giebt es keinen andern Weg als das Bett eines Baches. Hat der Reiſende ſich endlich bis zu einer Stadt oder einem Dorfe durchgearbeitet, ſo muß er auf unregelmäßigen, in den Felſen gehauenen Stufen hinauf klimmen. Die Einwohner ſelbſt verirren ſich oft. Die vielen Hecken und ſchmale Plätze geben dem Ganzen das Anſehen eines einzigen dicken Waldes. — Während der Revolution nahmen die Vendeer oft ihre Gewehre zum Pfluge mit, und wo ſie einen Blaurock (Soldaten der Republik) gewahr wurden, ſchoſſen ſie ihn weg. Auf dieſe Weiſe geſchah einſt das Schreckliche, daß ein Vater unwiſſend ſeinen eignen Sohn erſchoß, der gezwungen geweſen war, unter den Republikanern zu dienen, aber Mittel gefunden hatte zu entwiſchen, und in der verhaßten Uniform zurückkehrte. — In Orleans iſt während der Revolution die alte Bildſäule der berühmten Jungfrau zerſtört, und nun eine neue von Bronze errichtet worden, die zwar weit zierlicher als die alte, doch bey weitem nicht ſo intereſſant iſt. — Auf dem Schloſſe Vincennes ſah der Reiſende den Sarg des Herzogs von Enghien in demſelben Zimmer, in welchem das Kriegsgericht ihn zum Tode verurtheilte, und welches nun in eine Capelle verwandelt iſt. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 33. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 April.

Politik. (Beſchluß.)

Das Februarheft der Minerva liefert größtentheils nur Ueberſetzungen aus ſchon bekannten franzöſiſchen Schriften. Der einzige, ſehr bittere, Original-Aufſatz iſt gegen den letzten ſächſiſchen Landtag gerichtet. Der ſogenannte enge Ausſchuß der Ritterſchaft habe ſich wirklich ſehr eng und engherzig bewieſen. Es ſey dem Könige ein Gutachten überreicht worden, in welchem von repräſentativer Verfaſſung, Verantwortlichkeit der Miniſter, Preßfreiheit, Geſchwornen-Gerichten u. ſ. w. kein Wort vorkomme. Herr Profeſſor Pölitz habe doch proclamirt, daß die Deutſchen mündig geworden, und gewiß ſey es, daß ſie durch die Zeit gewachſen, durch Noth und Drangſal gereift wären. (Ja, ſo wie die Früchte bei ſchlechter Witterung reifen und — ſauer bleiben.) Der Knabenrock, der noch überdieß den Sachſen halb vom Leibe geriſſen worden, paſſe nicht mehr; es müſſe Maaß zu einem neuen Rocke genommen werden, denn wenn man die Fetzen nicht ganz wegwürfe, ſo würde nur Pein für den Burſchen und Schande für den Schneider dabei heraus kommen. (Alſo auch die Sachſen, die doch ſeit ſo vielen Jahren von einem vortrefflichen Könige regiert worden, verlangen einen neuen Rock! blos weil es jetzt Mode iſt, ſich neu zu kleiden! Doch die Stimme eines Einzelnen, vielleicht Mißvergnügten, iſt keine Volksſtimme.) —

Durch die Zerreißung des Landes ſind auch einzelne Güter zerriſſen worden, und nun iſt die Frage entſtanden, ob fremde Vaſallen, deren Hauptgut nehmlich jetzt in fremder Grenze liegt, wegen unbedeutender Pertinenzſtücke, die bei Sachſen geblieben, noch zu der Landſtandſchaft zugelaſſen werden ſollen? — Die Meinungen waren getheilt. Es ſollen für alle ſolche Pertinenzſtücke ſogenannte Dingſtühle (Gerichtsinſtanzen) errichtet werden, und der Verfaſſer ſpöttelt: es würden nun bald einzelne Viehweiden, Mühlen, Acker- und Wieſenflecke von einigen Quadratruthen ihre eignen Gerichte haben. Es wäre doch weit vernünftiger geweſen, ſie den nächſten Juſtiz-Aemtern zuzutheilen, die Bewohner aber, wie alle ſächſiſche Unterthanen, auf den Landtagen repräſentiren zu laſſen, woraus denn abermals die Nothwendigkeit eines Repräſentativſyſtems hervor gehe. (Denn das iſt nun einmal der heutige Moderefrain.)

Die zweite Frage war: ob nicht Leipzig, da es die einzige übrig gebliebene Univerſität ſey, mit den Collegien der Prälaten, Grafen und Herren vereinigt werden ſolle? — O ja, war die Antwort, doch ſolle Leipzig Sitz und Stimme nach den Grafen haben, nur Ein Abgeordneter erſcheinen, der Syndicus an einem abgeſonderten Tiſche ſitzen, bei Feyerlichkeiten nicht in die Reihe der Prälaten und Grafen treten, auch nicht unter dem Collegio mit begriffen ſeyn, ſondern es ſolle heißen: Das Collegium nebſt der Univerſität Leipzig. Das klingt freilich ſonderbar, und der Verfaſſer ſagt: aus der Schrift ſey nicht zu erſehn, ob die Univerſität ſich bedankt habe, daß ihr doch ein Platz im Zimmer, und nicht draußen vor der Thür angewieſen worden.

Die dritte Frage war: ob die Landtagsverhandlungen public gemacht und gedruckt werden ſollen? — Die Ritterſchaft und die Städte wollen es; nur der enge Ausſchuß — immer den Nahmen durch die That bewährend — verſpricht ſich keineswegs Nutzen davon, findet es vielmehr bedenklich, und der Verfaſſer fügt ſehr bitter hinzu: Freilich dürfte da, wo die Verdienſte aus dem Erbbegräbniſſe der Ahnen ihren finſtern Urſprung herleiten, die Aufhebung der Finſterniß bedenklich ſeyn, weil es an's Licht kommen könnte, daß Se. Excellenz in nichts excellire, als in der Beſchränktheit ihres Kopfes und in der lächerlichen Anmaßung ihres Dünkels.

Die vierte Frage war: ob die bürgerlichen Rittergutsbeſitzer und der Adel ohne hinreichende Ahnen bei den Landtagen zugelaſſen werden ſollen? da doch dieſe beiden Claſſen mehr als drei Viertel aller Rittergüter in Sachſen beſitzen, und folglich auch mit drein zu reden haben, wenn man Bewilligungen aus ihrem Beutel machen will. Ueber die Beantwortung dieſer Frage (die ſich doch wohl von ſelbſt verſtehen ſollte) hat man ſich nicht vereinigen können. Der enge Ausſchuß hat gemeint: ein Recht hätten die Bürgerlichen zwar nicht, aber

Ausgegeben den 8. April.

man wolle für ſämmtliche Kreiſe 29 Neuadliche und Bürgerliche zulaſſen, die ſogar die Uniform zu tragen berechtigt ſeyn ſollten. Die Ahnenprobe ſolle jedoch wie bisher beibehalten werden. Der weitere Ausſchuß iſt derſelben Meinung geweſen, und will ſogar die Ahnenprobe von mütterlicher Seite in Zukunft erlaſſen. Dem letztern iſt jedoch allgemein widerſprochen worden, weil — ſo meint der Verfaſſer — die altadelichen Jungfrauen zugleich mit dem mütterlichen Stammbaum ihre letzten Reize verlieren würden. — Die allgemeine Ritterſchaft iſt dem Gutachten des engen Ausſchuſſes beigetreten, und wünſcht, dem Vorwurf zu entgehn, als ob man der ahnenloſen Claſſe das Erſcheinen zu ſehr erſchweren wolle. (Alſo doch erſchweren?) —

Die Städte haben gemeint: das ſey ganz gut; aber die 29 Stellen für Neuadeliche und Bürgerliche müßten auch nur mit Neuadelichen und Bürgerlichen beſetzt werden, da die Altadelichen ohnehin ſchon das Recht hätten zu erſcheinen. Dagegen hat ſich aber ſämmtliche Ritterſchaft erhoben, und will nicht blos ſich repräſentiren, ſondern auch die, die bisher nicht repräſentirt worden ſind, und folglich bleibe wiederum Alles bei'm Alten. — So finſter ſey es jetzt in einem Lande, das vor Jahrhunderten wegen des Lichtes berühmt war, das von ihm ausging. Doch dieſe Finſterniß bedecke zum Glück nicht das Land, ſondern nur den Landtag. — (In der That ſcheint wohl nichts natürlicher, als daß der Grundeigenthümer, er gehöre zu welcher Claſſe er wolle, überall berechtigt ſey, ſein Eigenthum zu vertreten, und es iſt traurig, daß der Adel, der jetzt ſo oft ungerechte Angriffe erdulden muß, noch immer ſolche Blößen giebt, die ſeine Gegner mit Recht zu ihrem Vortheil benutzen.)

Der neue Herausgeber des Rheiniſch-weſtphäliſchen Anzeigers thut wohl, dasjenige Publikum zu verſchmähen, welches „Gefallen am „ewigen Tadeln, Mäkeln und Bekritteln aller „Schritte der Regierungen findet.“ Er ſagt mit Recht: „Wir halten es für eine heilige Pflicht eines Zeitſchriftſtellers, auf jede Art zu verhüten, „daß der Saame der Zwietracht nicht noch mehr zwiſchen Regierung und Volk ausgeſäet werde, als „ſchon ausgeſäet iſt, und insbeſondere die Achtung „nicht zu verletzen, die jeder Bürger ſeiner Regierung ſchuldig iſt.“ Allein ſehr drollig klingt der Nachſatz: darum habe er furchtlos getadelt und werde tadeln. Alſo nicht kritteln und mäkeln, aber tadeln? iſt das auch eine von den Arten die Zwietracht zu verhüten? Zum wenigſten hat der Herausgeber ſich ſehr unbeſtimmt ausgedrückt. — Unſer Glaube iſt, daß der Zeitſchriftſteller allerdings die Regierungen auf dasjenige aufmerkſam machen darf, was ihm als Unrecht erſcheint, nur nicht mit Bitterkeit, ſonſt ſtiftet er keinen Nutzen. Und ſo hat der rheiniſch-weſtphäliſche Anzeiger es wohl auch gemeint.

Im vierten Bande vom Geiſt der Zeit geſteht der Kraftſchwätzer Arndt: „Herrſchen will „ein Jeder von uns. Es iſt Aller Menſchen Art „oder Unart, daß ſie an ſich reißen und herrſchen „wollen.“ — Aller Menſchen? wir zweifeln. Aber die meiſten derjenigen, die ſo gewaltig nach Repräſentativ-Verfaſſungen ſchreien, die wollen herrſchen. — Die Fürſten nennt Herr Arndt ein nothwendiges Uebel. Wir möchten ihn ſelbſt ein nicht nothwendiges Uebel nennen. Es iſt zu verwundern, daß er nicht auch den lieben Gott ein nothwendiges Uebel nennt. — Um Troſt im Unmuth zu haben, ſoll man ſich die große Vergangenheit des Mittelalters mahlen. Ja gemahlt ſahen wir ſie auf dem Theater auch ganz gern, aber behüt' uns Gott vor der Wirklichkeit! —

In den Jahren 1780 — 90 ſollen die Deutſchen zufrieden, reich, wollüſtig und faul geweſen ſeyn; eine Faulheit und Elendigkeit, die in den letzten 30 Jahren Gottlob (!) mit dem eiſernen Beſen des Kriegs und des Unglücks weggefegt ſey. Herr v. Cölln bemerkt hierbei, in den freimüthigen Blättern für Deutſche, daß man folglich Napoleon und die herrliche franzöſiſche Revolution hoch verehren müſſe. Und ſo will es auch wohl der Mann verſtanden haben, der einſt verſicherte, er werde die Franzoſen ewig lieben. Später hat er freilich mit ihnen geſchmollt, aber — alte Liebe roſtet nicht. — Wer jene Zeit lobt, der iſt dem Herrn Arndt ein Haſe, eine Schlange, ein Fuchs, ein Schöps, ein Rückſchreiter, ein Rückſchleicher, ein Rückmäuſer. (?) — Freilich war es jene Zeit, in welcher Friedrich und Joſeph Bewunderung verdienten; in welcher Herder, Göthe, Schiller, Klopſtock uns erfreuten.

In welche Widerſprüche ſo ein allzeitfertiger Kraftſchwätzer bisweilen geräth, beweiſt unter andern die Stelle, wo er behauptet: unter den Sachſen-Kaiſern u. ſ. w. ſey Deutſchland herrlich, gewaltig und ſtrahlend von Macht und Ruhm geweſen, und doch bekennt, daß dieſe nämlichen Sachſen-Kaiſer gewaltig über Volk und Fürſten geherrſcht haben. Nun wenn das iſt, ſo bedarf ja Deutſchland keiner Repräſentativ-Verfaſſung um wieder *herrlich, gewaltig* und *ſtrahlend* zu werden? es bedarf nur eines Kaiſers, der *gewaltig herrſche*. — Ja, meint Herr *Arndt*, das Heiligthum von Kaiſer und Reich iſt dahin, und an deſſen Stelle müſſen wir die *unſichtbare und heilige Idee von Volk, Vaterland und Deutſchheit* ſetzen. — Das wird nicht gehn, lieber Herr *Arndt*. Sie ſagen ja ſelbſt: *Jeder will herrſchen*; und Sie vor Allen. Sie beſitzen freilich, um die Menſchen zu beherrſchen, nichts weiter als eine Lärmtrommel, und die hat Ihnen vor Zeiten recht gute Dienſte gethan; aber dieſe Zeiten ſind vorbei; man hat ſich daran gewöhnt, wie die Pferde an die Stalltrommel ſich gewöhnen.

Sie klagen über Mangel an Preßfreiheit, und doch iſt Ihr gallſüchtiges Buch in Berlin gedruckt! Sie verweiſen alles Gaunergeſindel unter die Polizey, und doch iſt Ihr ſchmähſüchtiges Buch in Berlin gedruckt!

Wir behalten uns vor, dieſen *Geiſt der Zeit* noch einmal in unſerm Blatte ſpuken zu laſſen, und verweiſen vor der Hand auf die *freymüthigen Blätter* von *Cölln*, wo er bereits als ein illuminirter Kürbiskopf erſcheint.

Sehr wahr ſagt *Kosmophilos*, in ſeinen Bemerkungen über des Herrn v. *Grevenitz Bauer in Polen*, die franzöſiſche Revolution ſey die Mutter unſers Zeitgeiſtes, folglich ein unſaubrer Ausfluß aus unſaubrer Quelle. Allerdings müſſen die Regierungen ſich bemühen, den Geiſt der Zeit zu faſſen, zu begreifen; aber nicht ihm zu *folgen* weil er iſt was er iſt. *Schwäche* der Regierung war es, was die Revolution hervor brachte, nicht der Mangel einer National-Repräſentation; denn die Geſchichte lehrt, daß die Häupter der *repräſentirten* Völker öfter wechſeln, als die der *nicht repräſentirten*. Auf die Frage: ob National-Repräſentation eine gewiſſe Quelle der Ruhe, der Sicherheit und des Glücks der Nationen ſey, antwortet die Geſchichte: *Nein!* und auf die Frage: ob Würde, Kraft und Energie der Regierungen jene Volksgüter verleihen? antwortet die Geſchichte: *Ja!* — Gerade ſo viel Freiheit im Denken, Schreiben und Handeln, als nur irgend mit der Ruhe und Sicherheit des Staates beſtehen kann, dürfen die Nationen begehren. Verlangt der Zeitgeiſt *mehr*, ſo iſt es *zu viel*, und geben die Regierungen nach, ſo hat der Zeitgeiſt ſie und die Regierten leichtſinnig gemacht.

Von den Jahrbüchern der Literatur, die in Wien herauskommen, liegt der vierte Band vor uns, der die Monate October, November und December des vorigen Jahrs begreift. Wir gedenken dieſes Werks noch einmal, weil es in Norddeutſchland weniger verbreitet zu ſeyn ſcheint, als es durch die gediegenen Arbeiten verdient, welche ſich mit den wichtigern Schriften aus dem Felde der Literatur beſchäftigen. In dem gegenwärtigen Bande zeichnen ſich folgende aus: Kaiſer Friedrich II. Staatseinrichtung in Sicilien, welche ein eignes Licht auf jene Zeiten wirft, und dieſen Fürſten als einen der erſten Naturforſcher und als gekrönten Dichter darſtellt. Er iſt der Monarch, der den berühmten Taucher, *Nicola*, mit dem Beinamen *Fiſch*, untertauchen hieß, indem er vom Leuchtthurm in Meſſina einen ſilbernen Becher in das Meer warf, wie die Leſer aus Schillers ſchöner Ballade wiſſen werden.

Eine zweite ausführliche und gelehrte Recenſion beſchäftigt ſich mit der Fortſetzung der Description de l'Egypte. Man darf fragen, wie würde die Welt ausſehen, wenn es keine Weisheit der Egyptier jemals gegeben, kein Moſes ſie dort kennen gelernt hätte? Alle Ruinen dieſes Landes ſetzen uns noch in Erſtaunen, und manche zeugen von einer Größe und Kraft, bei der wir uns klein vorkommen müſſen. Zur Probe der Bearbeitung heben wir eine Stelle aus, welche das ehemalige berühmte *Theben* betrifft, auf die auch die Propheten in mehrern Stellen deuten. „Es giebt, ſagen die Jahrbücher, wohl für die Geſchichte der Menſchheit wenig ſo merkwürdige Gegenden, als dieſe Ebene „von Theben, dem uralten Herrſcherſitz eines zahlreichen erleuchteten Prieſterſtammes, (damals das „conſtitutionelle Gegengewicht der Regierung,) der „durch die bloße Uebermacht ſeines Wiſſens ein rohes „Volk zu ſeinen Dienſten zwang, und hier mit wahrer Königsmacht thronte. (Haben das die Prieſter bei rohen Völkern nicht immer gethan? Es iſt zu verzeihen, wenn ſie die Rohheit, d. h., die Unwiſſenheit nicht gefliſſentlich unterhalten und fortpflanzen.) „Wenn irgendwo, ſo wurde hier Wiſſenſchaft „im eigentlichſten Sinne des Wortes vom Himmel „herab zur Erde gerufen, ein ehrwürdiger Kreis gebildeter Männer ergriff mit Feuereifer jede neue „Entdeckung, und pflegte und ſchützte den zarten „Keim der Wahrheit und Erkenntniß mit inniger, „nicht raſtender Sorgfalt, bis er zur Stärke gedieh, „und in entlegene Länder verpflanzt, (Griechenland „und Italien) wuchernde, herrliche Früchte brachte. „— Nur von dieſer Seite betrachtet, ſcheint es, kön-

„nen die erſtaunlichen Ruinen dieſes Landes in ihrem wahren Lichte erſcheinen: ſehr viele Tempel gehörten im eigentlichſten Sinne der Wiſſenſchaft an, und das weitberühmte Labyrinth z. B. möchte man wohl ein gemauertes Sonnen- und Himmels-Syſtem nennen dürfen." — Das ſorgfältige Mumiſiren faſt aller in Egypten bekannten Thiere wird aus der Hypotheſe der Seelenwanderung erklärt. Es hieß den Menſchenſeelen das Glück der ewigen Ruhe ſchenken, wenn man ihre weitere Auswanderung durch unzerſtörbar gewordene Körper bis zu der nach ihrer Lehre nach 3000 Jahren eintretenden Weltverjüngungsperiode verhindern konnte, wo die Seele wieder in einen menſchl. Körper wandert. Das mit den Jahrbüchern verbundene Anzeigeblatt liefert noch viele kürzere literariſche Notizen. Ein Regiſter zu allen vier Bänden erhöht deren Brauchbarkeit.

Es möchte ohnehin bei der anſchwellenden Menge Schriften Noth thun, ein Inſtitut von tüchtigen Real-Regiſtermachern zu gründen, um den Gelehrten vieles vergebliche Leſen zu erſparen, und das nothwendige Nachleſen und die Ueberſicht des Neuen in jedem Fache zu erleichtern. Das Leben bleibt kurz, während die Wiſſenſchaft immer länger wird.

Buonaparte.

So eben erſcheint eine franzöſiſche, der Angabe nach wörtliche Ueberſetzung aus dem Engliſchen, von einer Sammlung officieller Papiere, den Gefangenen von St. Helena betreffend. Das Meiſte iſt ſchon bekannt. Manche Einzelnheiten waren uns neu, und dieſe wollen wir ausheben.

Die Broſchüre beginnt mit Bemerkungen über die bekannte Parlaments-Rede des Lord Bathurſt, ſämmtlich dahin abzweckend, zu beweiſen, daß Napoleon nicht als Kriegsgefangener behandelt werden könne, daß die Engländer kein Recht auf ihn haben u. ſ. w. Auf dem Titel ſteht als Motto, von Napoleon unterzeichnet: ich billige dieſe Bemerkungen. Es iſt ſpaßhaft, daß die Meiſten derſelben, mutatis mutandis. von Ferdinand VII. hätten gemacht werden können, als Napoleon ihn zu Bayonne arretiren und auf ein fernes Luſtſchloß ſchleppen ließ, und daß der Letztere dann ſchwerlich darunter würde geſchrieben haben: ich billige ſie. — Ueber die ſchreckliche Tyranney, einem Gefangenen zuzumuthen, daß er jährlich mit 8000 Pfund Sterling (gegen 50,000 Thaler) auskommen ſoll, wird hier viel gejammert und berechnet, daß auf den Mann — (die ganze Geſellſchaft iſt, oder war, 39 Perſonen ſtark) — nicht mehr als Ein Frank (6 Groſchen) täglich komme, alſo nicht mehr als man einem gemeinen Soldaten gebe. Der Haushofmeiſter habe das Silberzeug zerbrochen, am 20. October 952 Unzen davon verkauft, am 9. November 1127 Unzen und am 30. December 2048 Unzen, um nur das Nothwendigſte herbei zu ſchaffen. (Man muß geſtehen, daß für einen Gefangenen ein Silbergeräth von mehr als vier tauſend Unzen doch eine ganz artige Ausſteuer war.) Nun ſey dieſe Quelle erſchöpft, und man lebe ſeitdem von 13 Wechſelbriefen, jeder von 300 Luisd'or, welche der Graf Las Caſas geliehen habe. Man habe Schätze bei Napoleon vermuthet; es ſey wahr, er beſitze deren unermeßliche! und nun lieſt man folgendes pomphafte Regiſter:

„Das ſchöne Hafenbecken (Bassin) von Antwerpen und das von Vlieſingen; die hydrauliſchen Werke von Dünkirchen, Havre und Nizza; das rieſenhafte Becken von Cherbourg; die Seewerke von Venedig; die ſchönen Straßen von Antwerpen nach Amſterdam, von Mainz nach Metz, von Bourdeaux nach Bayonne; die über den Simplon, den Mont Cenis, den Mont Genevre, die Corniche (allein 80 Millionen werth); die Pyrenäen- und Alpenſtraßen; von Parma nach Spezzia, von Savoyen nach Piemont; ein dutzend Brücken, die von Jena, von Auſterlitz u. ſ. w.; ein halbes dutzend Canäle; Austrocknung von Moräſten; Wiederaufbau der Kirchen; Errichtung von Hoſpitälern; eine Menge öffentlicher Gebäude zum Nutzen und zur Verſchönerung der Hauptſtadt, wie auch Roms; eine Menge Fabriken, geſammelte Capitalien um 400 Fabriken von Runkelrübenzucker zu erſchaffen, die den Zucker eben ſo wohlfeil geliefert haben würden, als Indien, wenn man ſie nur noch 4 Jahre unterſtützt hätte; die Einführung des Waid ſtatt des Indigo, 50 Millionen für Ausbeſſerung der Krons-Palläſte, 60 Millionen um ſie zu möbliren; 60 Millionen für Diamanten, die Alle für Napoleon's Geld gekauft worden; ſogar den Regenten, den einzigen noch übrigen franzöſiſchen Krons-Diamanten, habe er von Berliner Juden eingelöſt, bei welchen er für drei Millionen verſetzt geweſen; das Muſeum Napoleon, 400 Millionen werth, und blos rechtlich erworbene (!) Gegenſtände enthaltend; mehrere Millionen zur Ermunterung des Ackerbaues geſammelt; die Einrichtung der Pferde-Wettrennen; die Einführung der Merino's u. ſ. w. u. ſ. w. Alles das bilde einen Schatz von Milliarden, der Jahrhunderte dauern werde. (O ja, wenn Europa keine Gegenrechnung macht, z. B. den Brand von Moskau; die Verwüſtung von ganz Spanien; die Ausſaugung von Holland; die Skeletirung von Deutſchland; den Raub aller Kunſtſchätze aus Italien; und vor allen Dingen die Milliarden von gebrochnen Herzen, die Sündfluthen von muthwillig vergoſſenem Blute u. ſ. w. u. ſ. w. Der Heilige, der das Leder ſtahl und die Schuhe um Gotteswillen gab, meinte auch Schätze geſammelt zu haben.) — In einer Note wird angeführt: Buonaparte habe ſeit mehrern Monaten kein Brod gegeſſen, weil das Mehl zu ſchlecht geweſen. O hätten die Schlachtopfer, die er nach Rußland führte, doch nur dieß ſchlechte Mehl gehabt! —

„Flaminius, heißt es, wurde einſt zu Rom „angeklagt, er habe, um ſeinen perſönlichen Haß zu „befriedigen, den Hannibal ermorden laſſen. Vergebens „führt er an: Hannibal ſey noch ein kräftiger, gefährlicher Mann, deſſen Tod nothwendig geweſen; tauſend Stimmen antworteten ihm: daß das Ungerechte, das Ungroßmüthige, einer großen Nation nie „Vortheil bringen könne; daß ſolcher Vorwand auch „Meuchelmord, Vergiftung und alle Gattungen „von Verbrechen rechtfertigen würde.“ (Sehr wahr! Aber wie? wenn Jemand dem Ex-Kaiſer dieſelbe Bemerkung vorlegte, und nur, ſtatt Hannibal, den Namen Enghien einſchöbe? was würde er antworten? oder was würde er damals geantwortet haben? — Bah! bah! das ſind Phraſen.) —

Ferner heißt es, Napoleon habe an ſeinem Hofe die größten Könige geſehen, und ſey großmüthig gegen Alle geweſen. Iſt es möglich, die Unverſchämtheit weiter zu treiben? —

Die Einſchränkungen betreffend, die der Gouverneur von St. Helena am 19. October 1816 in Hinſicht ſeines Gefangenen gemacht hat, wird unter andern geklagt, daß man bei Spaziergängen nicht von der Straße abweichen ſolle. Etwa 80 Klafter von derſelben abgelegen, ſey der Garten von Corbett, mit acht bis zehn Eichen, die etwas Schatten gäben, auch ein Brunnen und etwas Kühlung. Dahin dürfe man nun nicht mehr, da durch den Befehl, auf der Straße zu bleiben, eine lange Linie an die Stelle einer Fläche geſetzt wäre. Auch könne man nun nicht mehr in den Garten der Miß Moſon ſpazieren, wo auch einige große Bäume ſich befänden. Kurz, die Gefangenen fänden nun nirgend mehr ein wenig Schatten oder einen Brunnen. — (Napoleon beliebe, ſich ſeiner vielen unſchuldigen Gefangenen zu erinnern, die keinen andern Schatten hatten, als den der Mauern ihrer Kerker.)—

In einem Schreiben des Grafen Montholon wird mit großem Uebermuth geſagt: Napoleon habe den Kaiſer von Oeſterreich viermal wieder auf den Thron geſetzt; der Kaiſer Alexander habe zwölf Jahre lang eine tägliche Correſpondenz mit ihm geführt; Napoleon habe ſich perſönlich exponirt, um den Brand von Moskau zu hemmen und ihm ſeine Hauptſtadt zu erhalten u. ſ. w. (!!!) Nun laſſe man nicht einmal die Bücher an den Ex-Kaiſer gelangen, welche ihm von Schriftſtellern dedicirt oder zugeſchickt wurden, weil ſie ihn in ihren Zuſchriften Kaiſer oder auch Napoleon den Großen genannt. (Schade, daß dieſe elenden Schriftſteller nicht nahmhaft gemacht werden!)

Ein Schreiben des Grafen Bertrand ſchließt mit folgender Phraſe: „Wir ſind in den elendeſten „Ländern von Europa gereiſt; keins iſt zu vergleichen mit dieſem dürren Felſen, der von Allem entblößt iſt, was das Leben erträglich machen kann. „So hat man es berechnet, um in jedem Augenblicke die Todesängſte zu erneuern. Nur die erſten „Grundſätze der Moral — (Buonaparte und Moral!) und jene große, dem Menſchen auferlegte Pflicht, ſein Schickſal zu erfüllen, es ſey welches es wolle, können hier abhalten, eine gräßliche „Exiſtenz abzukürzen. Der Kaiſer ſetzt ſeinen Ruhm „darin, fort und fort über ſein Schickſal erhaben zu „ſeyn. Wenn aber die engliſche Regierung in ihren „ungerechten und gewaltſamen Maaßregeln beharrt, „ſo wird er einen Befehl, ihn zu tödten, als eine „Wohlthat betrachten.“

Am 8. July 1816 ſchrieb Graf Montholon: er habe ein Schreiben des Gouverneurs dem Ex-Kaiſer unterlegt, und dieſer habe wörtlich alſo geſprochen: „Dieſer Brief iſt geſchrieben in der Abſicht ſich liebenswürdig zu zeigen — ein Contraſt mit „den unedlen Bedrückungen (vexations) die man „täglich erfindet — ſtimmt ganz und gar nicht mit „der Unterredung überein, die ich mit Sir Lowe „gehabt habe, und auf welche dieſer Brief ſich bezieht — ich habe blos eine kränkende Rückerinnerung „von jener Unterredung behalten, eine Ahnung von „etwas Widrigem. (Sinistre) Dieſe Inſel droht „meiner Geſundheit Gefahr. Sie iſt der feuchteſte „Punct auf dem Erdboden, und man ſtudirt recht „darauf, meine Wohnung noch ungeſunder und „ſchrecklicher zu machen.“ — In einer Note wird hinzu gefügt, Buonaparte habe nach jener Unterredung geſagt: „Ich habe mit Leuten aus allen „Ländern zu thun gehabt, nie habe ich Jemanden „mit einer ſo fatalen Phyſiognomie angetroffen und „deſſen Unterhaltung ſo abſcheulich (exécrable) geweſen wäre.“ —

In dieſem Briefe von Montholon heißt es ferner: „Seit zwei Monaten regnet es in die Zimmer des Grafen Las Caſas und des Baron Gourgaud, wodurch dieſe Zimmer ſehr ungeſund werden. Man ſollte zu Longwood einen Waſſerbehälter anlegen im Fall einer Feuersbrunſt. Die Dächer ſind von getheertem Papier. Der kleinſte Funke kann das Haus in Brand ſtecken. Eine Menge Wäſche und andere Effecten ſind von den Ratzen zerſtört worden, weil es an Schränken und Commoden fehlt. Die, durch die Fregatte Newcaſtle überbrachten Bücher ſind 14 Tage lang derſelben Gefahr ausgeſetzt geweſen, weil man keinen Platz für ſie hatte.“ —

Aus einem Schreiben des Gouverneurs lernt man die Ausgaben kennen, die jährlich für Buonaparte und ſein Gefolge gemacht werden: Futter für 13, ſage dreizehn Pferde! 720 Pfund Sterling, für die engliſchen Domeſtiken, 675 Pfund. Acht Mauleſel zu unterhalten, 272 Pfund, zwei Mauleſeltreiber, 177 Pfund. Baumeiſter und Arbeiter, 939 Pfund. Tiſche und andere Nothwendigkeiten des Hauſes 2020 Pfund. Graves-Bordeaux- und Madera-Wein, 2445 Pfund (!) Die Tafel, 11700 Pfund (!) u. ſ. w. — (Man muß bekennen, daß ſchwerlich, ſeit die Welt ſteht, ein Gefangener ſo gut gelebt hat.) —

Eine Note berichtet: „die Bemerkungen über die Rede des Lord Bathurſt wurden im Juny 1817 geſchrieben. Vier Monate waren ſeitdem verſtrichen. Die üble Begegnung des Commandanten der Inſel wurde immer ärger. Gegen Ende Septembers kam ein Banquier nach Longwood, der mit dem Grafen Bertrand zu ſprechen hatte. Der üble Geſundheitszuſtand des Kaiſers fiel ihm auf. „Es iſt wahr, „ſagte Buonaparte, meine Füße ſchwellen, an meinem Zahnfleiſch zeigt ſich der Scorbut; man ermordet mich der Parlamentsbill zum Trotz.“ Dieſer Kaufmann eilte, wie es ſcheint, dem Gouverneur zu berichten, was er geſehen. Hierauf ſtattete der Letztere einen Beſuch bei Bertrand ab und erkundigte ſich dringend, warum der Ex-Kaiſer nicht ſpazieren reite und ſich Bewegung mache? Hierauf antwortete Bertrand in einem Schreiben, mit welchem dieſe Sammlung ſchließt. Die Gründe von Buonaparte's Eigenſinn ſind ſchon bekannt. Seine Füße ſchwellen immer mehr, und der Scorbut verurſacht ihm heftige, anhaltende Schmerzen. Seit 17 oder 18 Monaten iſt er nicht ausgeritten, und ſelten einmal aus ſeinem Zimmer gekommen, um Madam Bertrand zu beſuchen, die ungefähr 40 Klafter weit von ihm wohnt. „Ihre neuen Einſchränkungen vom 14. März 1817“ heißt es, „ſchreiben vor, daß wir von einer 12 Fuß breiten Straße uns nicht entfernen ſollen; wenn alſo der Kaiſer einmal dieſe Straße verließe, um in ein Haus zu treten, ſo könnte die Schildwache Feuer auf ihn geben.“

„Sie haben vorgeſchlagen, eine hölzerne Soldaten-Barake zu erbauen, in welcher der Kaiſer ſpazieren gehen könne? Er betrachtet dieſes Anerbieten als einen ſchlechten Spaß, (mauvaise plaisanterie) das waren ſeine Worte.“

„Er iſt ganz in Ihren Händen. Sie laſſen ihn an Krankheit ſterben. Sie können ihn auch Hungers ſterben laſſen, es wäre beſſer, ihm durch eine Kugel den Tod zu geben.“

„Die Frage iſt: wollen Sie den Kaiſer tödten oder nicht? Wenn Sie Ihr Betragen nicht ändern, ſo haben Sie ja geantwortet, und werden leider Ihren Zweck nach einem Todeskampf (agonie) von einigen Monaten erreichen.“ —

Die Miſſionen in Frankreich, und einige ältere Merkwürdigkeiten aus den Gegenden, wo die Miſſionarien ihr frommes Werk jetzt treiben.

Die öffentlichen Blätter erzählen von den geſegneten Fortſchritten der Miſſionarien in manchen Gegenden Frankreichs, an der obern Garonne u. ſ. w. Ein Heft der Bibliothéque historique enthält einen Auszug aus einer in Clermont gedruckten Miſſionsnachricht, worin gerühmt wird, daß ſich dort durch den Eifer der Miſſionarien in kurzer Zeit mehr als zwei hundert Damen und Fräulein vereinigt haben. *) Man hat ein allgemeines Bußfeſt, ein Erneuerungsfeſt der Taufgelübde, ein Feſt der Ergebung an die Jungfrau Maria gefeiert; dann das Kreuzerrichtungsfeſt, alles an einem eleganten Altar, unter Anleitung des Herrn von Rauzan, „wo ſich ſein Herz in aller Herzen ergoß.“ Das Kreuz wurde an der Kathedralkirche aufgerichtet. Man erdrückte die Miſſionairs bald vor Neugier und Reſpect; man riß ſich um Stückchen eines Schnupftuchs, das Herr Desmares, mit ſeinen Thränen befeuchtet, der lechzenden Menge verehrte. Man taufte eine Menge alter Napoleonſcher Krieger sub conditione u. ſ. w. Der Conservateur, der ſich als das Organ des puren Royalismus aufſtellt, aber nebenbei die Begriffe von Kirche und Kirchenthum, mit Religion und

---

*) Man ſieht, ſie verſtehen, bei wem man die Bekehrung anfangen muß.

Chriſtenthum ein bischen vermengt, predigt im 1. Heft dieſes Jahres durch das Organ eines beſcheidenen Abbee wider den Stolz unſerer Unwiſſenheit, und wärmt ſtolze Kirchenrechte und unbeſcheidenen Papismus auf, was am Ende den Royalismus, im richtigen Sinne, nicht ſehr conſerviren möchte. Es giebt alſo auch in dem geiſtreichen Frankreich ſtarke Schlagſchatten neben den einzelnen Lichtſtreifen. Aber wir werden uns weniger verwundern, wenn wir das Theater etwas näher betrachten, wo die neuen geiſtlichen Hauptactionen aufgeführt werden. Es iſt dort eine wahre Schatzkammer von Legenden, Heiligen und Reliquien, die mit der warmen Sonne wetteifern, die Phantaſie der Einwohner zu erhitzen und den Glauben zu befruchten. Wir führen zur Beluſtigung deutſcher Leſer Einiges aus ächten Quellen an. In der Kathedralkirche von Clermont zeigte man das Meßgewand des heiligen **Bonet**, das ihm die Jungfrau Maria vom Himmel geſchickt hatte. In dieſer Stadt hat auch Pabſt Urban II., ohne ſich an einen Conservateur zu kehren, den König Philipp I. in den Bann gethan, und zugleich den erſten Kreuzzug zu Stande gebracht. Vor derſelben liegt die berühmte Abtey **St. Allyre**, welcher der König Clodwig ſo viel Heilige geſchenkt hat, daß man ihrer an die 6200 zählte, deren Namen Gott wiſſen mag, (quorum Nomina Deus scit.) ſagt die alte Chronik. Dort iſt auch das Grab der zwei Liebenden, die im Eheſtande als ledig und keuſch lebten. Injuriosus hieß der Nichtmann, Scholastica die Nichtfrau. Als er an ihrem Grabe rief: „Mein Gott! ich „gebe dir dieſen Schatz ſo rein zurück, als ich ihn „empfieng" — da hob die Todte durch ein Wunder den Kopf empor und rief ihm zu: „Schweig, Mann Gottes, von unſerm Geheimniß." Sie legte ſich darauf wieder in den Sarg, und der Mann ſtarb bald hernach und wurde neben ſie begraben, wie uns **Gregorius von Tours** ausführlich berichtet. **St. Allyre** der 4te Biſchof von Clermont that unbändig viele Wunder, daher die Abtey deſſen Namen annahm, da ſie ſonſt zu Unſrer lieben Frau unter den Heiligen hieß. In Toulouse, an der obern Garonne finden die Miſſionairs auch ein unermeßlich Feld von heiligen Betrachtungen. Statt dem ehemaligen Schatz im Apollotempel, das Gold von Toulouse, genannt, bewahrte man da den Leib der keuſchen **Suſanne** aus dem alten Teſtamente, deren Unſchuld der junge Daniel einſt herausbrachte. Man brachte ihr **Carln** d. Gr. aus Jeruſalem. Da der Leib zu Babylon begraben geweſen ſeyn muß, ſo werden uns die Gelehrten Miſſionaire zu erklären wiſſen, wie er ſo lange nach dem Tode der heiligen Beſitzerin hat in Jeruſalem entdeckt werden können. Nach alten Annaliſten ſind deshalb Wunder auf Wunder geſchehen. Sechs Apoſtelleiber und ein Dorn aus Chriſti Krone in prächtig verzierten Käſten, der Kopf des heil. Barnabas; einer von den Steinen, womit der heil. Stephan geſteinigt worden iſt, und noch unzählige Heilige, auch St. Cyr, ein Kind von vier Jahren, eine ganze Reihe heil. Biſchöfe,*) beſonders der große heilige **Exuperus**, der der Wunder faſt zu viel gethan; das Alles und mehr hat das glückliche Toulouse bei ſich geſehen. Wichtiger faſt dünkt uns die Zelle, die einſt der heil. **Dominikus** bewohnte, der ſich ſo verdient um die Ketzer-Verfolgungen gemacht, und uns in dem ehrwürdigen Tribunal der heil. Inquiſition ein unvergänglich Andenken hinterlaſſen hat. Um ſein Grab können auch 4 Prieſter auf einmal an 4 Altären Meſſe leſen. Hier gab es auch die Brüderſchaften der Büßenden, **ſchwarze**, **weiße**, **blaue**; ihre Regeln ſind von Heinrich III. Regierung her. (Von der nützlichen Brüderſchaft fremder Verdienſte hat man Spuren im dreizehnten Jahrhundert. Die Ritter vom Deutſchorden ſchrieben im J. 1274 an die Canoniſſinnen von Quedlinburg: Largimur vobis communionem effusionis sanguinis fratrum nostrorum in Terra sancta. Ob das ganz **umſonſt** geſchah, weiß man nicht. Aber es wurde bald nachher die Zurechnung des heiligen Verdienſtes, zu einer Art von Handel in der Welt, deſſen ſich die Päbſte gütigſt annahmen. Sie wurden die Oberbankiers, die den Schlüſſel zu dieſer Schatzkammer behielten.

Der fromme Eifer der Toulouſaner hat ſich auch früh gegen die Juden gekehrt, ehe ſie dort ganz vertrieben waren. Sie mußten ſich dreimal des Jahres, zu Weihnachten, am Charfreitag und an Himmelfahrt vor der Kirche ſtellen, und wegen eines alten Verdachts, als hätten ſie unter Carl M. die Saracenen herbeigerufen, Buße thun mit einer Wachskerze, 13 Pfd. ſchwer, worauf jeder Jude von einer derben Hand eine Ohrfeige bekam. — Noch erwähnen wir den Kirchhof der Benediktiner, dem Pabſt Urban II. in einer Bulle von 1088 das ſonderbare Privilegium verlieh, „daß Alle, die dort der „Religion zu Liebe begraben zu ſeyn wünſchten, volle „Vergebung und Abſolution von ihren Sünden durch „die Gnade des **ſel. Petrus** (Beati) erlangen

---

*) Mit der Heiligkeit mancher Biſchöfe möchte es doch ſo ſo ſtehen. Eine Urkunde vom Kaiſer Conrad II. v. J. 1038 gebietet, daß **kein Biſchof** die Kaufleute zu berauben ſich unterſtehen ſoll. Sie giengen alſo auch auf den Fang aus.

„ſollten." Man ſieht, was damals ein Pabſt verſprechen konnte. Von dem Augenblick an waren die Grafen von Toulouſe ſo fromm oder ſo vorſichtig, daß ſie ſich das ausſchließliche Recht, dort begraben zu werden, zueigneten; bis auf den unglücklichen Raimund VI., der ſich der Albigenſer bei der greuelvollen Verfolgung bekanntlich angenommen hatte, und um ſein Land kam. Faſt in allen Departements der großen Nation kann man dieſe, unſere deutſchen Vorräthe allem Anſehen nach weit übertreffende, Unzahl von Heiligen, von Wundern und Reliquien nachweiſen, z. E. die Reliquien des heil. Amable, der ſich ſeinen Mantel von der Sonne ſtatt Schirms über den Kopf tragen ließ, oder die ewige Kerze, die die Jungfrau Maria im J. 1105 nach Arras ſchenkte, die man noch nach 700 Jahren alle Frohnleichnams-Abende anbrannte, und etliche Tropfen in Näpfe mit Waſſer fallen ließ, wovon Kranke und Geſunde trinken; der reſpectablen Menge ſolcher Sachen in der Hauptſtadt Paris nicht zu gedenken. Der Conſervateur wird ſich ihrer Erhaltung hoffentlich annehmen. Es war die gute alte Zeit, wo die Cleriſey das griechiſche Denk- oder Sprichwort an den Laien probirte: „Wer nichts weiß, der zweifelt an Nichts." Und das möchte wohl der Stolz der Unwiſſenheit ſeyn, von dem der Herr Abbee im Conſervateur zu ſprechen vergeſſen hat.

Hier mag es zur Probe genug ſeyn, daß die witzigen Franzoſen einmal gar ſehr leichtgläubig geweſen ſind. Und wie man aus der obengenannten Bibliotheque historique und dem Conſervateur ſieht, fehlt es noch gar nicht an Neigung dazu.

Notizen aus periodiſchen Schriften.

(Beſchluß von No. 32.)

— Das erſte Heft des Phosphorus handelt zwar die wichtigſten politiſchen Fragen ab, aber in einem ſo trocknen docirenden Style, daß es ſchwerlich viele Leſer finden wird. Im Ganzen meint der Verfaſſer es herzlich gut, und hat auch wohl mehrentheils Recht; allein mitunter ſtellt er auch ſehr unwahre oder paradoxe Behauptungen auf. So z. B. ſagt er: „Wie viele behaupten nicht „jetzt mit ſchaamloſer Stirn, das Volk ſey um des „Herrſchers, nicht der Herrſcher um des Volks willen da." (Viele? wir wetten, daß der Verfaſſer uns nicht einen Einzigen nennen kann, der ſolchen Unſinn behauptet hat.) — Von einer landſtändiſchen Verfaſſung begehrt er, daß ſie vor allen Dingen das Recht der Staatsbürger feſt ſtellen ſolle, Krieg und Frieden zu beſchließen. (Nun ja das fehlte noch!) Wenn die Staatsbürger dieſes Recht nicht hätten, ſo könne ein ſolcher Staat ſich auch nicht Staat nennen. (!) — Die Grenzen der Preßfreiheit, meint er, wären ſchon dadurch auf das beſtimmteſte angegeben, daß Schreib- und Druckfreiheit in den Grenzen der Sittlichkeit bleiben ſolle. (Aber wo ſind denn dieſe Grenzen? wer ſoll ſie ziehen? — Da bedürfen wir ja doch wieder eines Cenſors, welcher beurtheile, ob dieſe Grenzen überſchritten ſind oder nicht?) —

Notizen.

Herr R**, der verdienſtvolle Herausgeber der zu Ofen gedruckten gemeinnützigen Blätter zur Belehrung und Unterhaltung, von welchen bereits der neunte Jahrgang begonnen hat, pflegt jede Nummer jener Blätter mit einem Motto zu begleiten, welches er aber nicht, wie das Morgenblatt, aus ſchon gedruckten Dichterwerken entlehnt, ſondern aus ſich ſelbſt ſpinnt. Freilich hat er da das Ausleſen nicht, wie der Redacteur des Morgenblattes, ſondern muß ſie nehmen wie ſie kommen; man iſt nicht immer aufgelegt Denkſprüche zu reimen, und der beſcheidene Verfaſſer erklärt ſelbſt, daß er bei'm Sichten derſelben beinahe die Hälfte bei Seite gelegt habe. Um ſo willkommner wird dem Publikum die andere Hälfte ſeyn, die er, begleitet von 35 anziehenden Fabeln, unter dem Titel: Anregungen für Geiſt und Herz, herauszugeben gedenkt. Hier eine Probe aus ſeinen Denkſprüchen:

Als Stund' und Tag, vereinzelt blos,
Nutzt uns die Zeit durch Länge;
Und fruchtbar wird das Gut und groß
Verkleinert blos als Menge; (?)
Und Glückverbreitend kann allein
Durch Tugenden die Tugend ſeyn.

Auch der ſogenannte Gedanken-Zunder, den der Verfaſſer hie und da in ſeine Blätter niedergelegt hat, wird manchen Funken dem Leſer entlocken. Z. B.: „Sehr behutſam „ſey ſtets der Menſch, wenn er eignen Werth mit dem Werthe Anderer vergleicht; denn auf jeden Einzelnen, den er „zu übertreffen glaubt, kann er ſicher Hunderte rechnen, von „denen er übertroffen wird." —

— Eine gewiſſe deutſche Zeitung enthält folgende Aeußerung einer dankbaren Seele, die wir als Muſter der Klarheit des Styls mittheilen:

Allen denjenigen, die bei'm Brande am 7. d. auf der Schuhbrücke in der Nacht um 12 Uhr gegen mich als Privatfreunde blos die Einzigen waren, überzeugen ſich hierdurch gedruckt, daß mein Dank dafür in dieſer Annonce ihnen auf mein Herz zu ſchließen, als einzelnen Mann das weitere ſelbſt bewußt bleiben mögen. —

Da wir einmal der drolligen Anzeigen in Zeitungen erwähnt haben, die, mit Erlaubniß der Cenſur, unſere arme Sprache ſo gewaltig verrenken, ſo möge hier zur Gemüthsergötzung noch eine ſolche Anzeige ſtehn, welche wir aus einem Mannheimer Blatte vom Jahr 1813, No. 48, entlehnen: „Einen vortheilhaften, geſchmackvollen, ganz dem Schweitzerkäſ' gleichkommend an Güte und Aechtheit, mit dem einträglichen Vortheil, daß ſeit einer Stunde 15 Pfund verfertigt „werden können, auch die Zubereitung des neuerfundenen Citronenkäſes erbietet man die Erlernung der Zubereitung bei vorausgeſetzter Probe, nach Vereinbarung denen hiezu Luſt habenden an." — In demſelben Blatte empfiehlt ſich eine gewiſſe Catharina Machert in gezupfter Seide, und in Haſenhaar.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 34. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Politik.

Im Februarheft der Zeiten wird bemerkt: Frankreich reſtaurire ſich gewaltig; die angeblichen Geldverlegenheiten widerſprächen dem nicht, denn ſie wären künſtlich, um nur Verlangerung der Zahlungstermine zu erhalten, was denn auch viermal geſchehen. Hierauf werden die großen, unzweifelhaften, politiſchen Güter aufgezählt, in deren Beſitz Frankreich anjetzt ſich befinden ſoll. Zwar wären die Willkühr in der Verwaltung und manche andere Greuel nicht zu leugnen; allein dafür ſey die Bibliothéque historique vorhanden, die dergleichen Willkühr öffentlich zur Sprache bringe. (Ja, wenn es damit gethan wäre!) Auch könne in einem Staate, der eine National-Repräſentation und Publicität habe, Willkühr nicht aufkommen.

So ſpricht ein Deutſcher, der vormals der Willkühr Napoleons huldigte. Nun wollen wir dagegen einen Franzoſen hören, Namens Comte, (keinen Royaliſten, ſondern einen guten Patrioten) der in einer ganz neuen Brochüre, betitelt: Auflöſung der Cammern, oder Nothwendigkeit einer Appellation an das Volk, ſich alſo vernehmen läßt: „die Praxis der Repräſentativ-Verfaſſung lehrt uns täglich Dinge, an die Niemand zuvor gedacht hatte. — Die Miniſter müſſen ſich überzeugen, daß viele Deputirte weniger darum gegen ſie votiren, weil ſie ihre Maaßregeln ſchlecht finden, als weil ſie ſie ſtürzen und ihre Plätze einnehmen wollen.“ (So wird es immer und überall ſeyn.) — „Jetzt iſt nicht mehr die Frage, ob Frankreich gute Geſetze erhalten, ſondern wer die Macht beſitzen ſolle? — welche Parthey die Miniſter auch nehmen mögen, ſie können der Majorität nie verſichert ſeyn. Halten ſie es mit der linken Seite, ſo haben ſie die rechte und einen großen Theil des Centrums gegen ſich, folglich die Majorität. Halten ſie es mit der rechten, ſo widerſetzt ſich die Linke und ein Theil des Centrums, abermals die Majorität; halten ſie es mit dem Centrum, ſo ſtehen die rechte und linke Seite gegen ſie auf; abermals die Majorität, die zwar nicht immer und gegen alle Maaßregeln ſich ausſprechen wird; aber meiſtentheils und beſonders gegen die wichtigſten, und wir müſſen es als ein Glück betrachten, daß die Miniſter noch keines der Geſetze der Berathung unterworfen haben, die uns am nothwendigſten ſind. Viele Deputirte ſprechen laut im Sinn der Miniſter, aber wenn es zur geheimen Abſtimmung kommt, votiren ſie nicht immer wie ſie geſprochen haben. Das beweißt das neuliche Votum über das Budget. Als durch Aufſtehen und Sitzenbleiben geſtimmt wurde, gab es nicht fünfzig Opponenten in der Deputirten-Cammer, und doch fanden ſich, nach der geheimen Abſtimmung, hundert ſchwarze Ballen. War das bei einem, im Grunde wenig bedeutenden, Geſetz der Fall, was wird erſt geſchehen, wenn die Preßfreiheit, die Verantwortlichkeit der Miniſter u. ſ. w. zur Sprache kommen! — Die Elemente, aus welchen die Cammern beſtehen, ſind ein unüberſteigliches Hinderniß, nicht allein für das jetzige Miniſterium, ſondern für ein jedes, welches redlich (franchement) ein Regierungs-Syſtem befolgen will. Wäre die Majorität der Cammern beſſer geſinnt und aufgeklärter als die Miniſter, ſo müſſe man dieſe wechſeln; da ich aber überzeugt bin, daß im Allgemeinen die Miniſter mehr Einſichten haben und beſſere Geſinnungen hegen als die Cammern, ſo muß man dieſe auflöſen.“ —

Da haben wir nun ein treues Gemählde der eminenten Vortheile einer repräſentativen Verfaſſung! Dieſer Herr Comte hofft zwar, daß in einer neuen, nach ſeinem Sinne gewählten Deputirten-Cammer die Sachen beſſer gehen werden; allein das bezweifeln wir, denn gleiche Urſachen bringen immer gleiche Wirkungen hervor. Das, von dem Deutſchen, Voß, gerühmte Glück Frankreichs beſteht, nach der neueſten Auſſage des Franzoſen Comte, „in geheimen Geſellſchaften, geheimen Armeen, angeblichen Verſchwörungen, angeblich evangeliſchen Predigten, Bittſchriften an fremde Mächte, „Bitten und Drohungen, die wechſelsweiſe an die „Machthaber gerichtet werden, verleumderiſchen Einliſpelungen gegen die Miniſter, trüben Weiſſagungen „Aufrufen zum Bürgerkriege.“

Ein ſauberes Glück! und ein ſolches wird jedes Land mehr oder weniger ſich zubereiten, welches die Leidenſchaften, vor Allen die Herrſchſucht entzügelt.

Ausgegeben den 15. April.

Die Zeiten verſichern ferner: Frankreich werde auch bald wieder ein Kriegsheer haben, dem kaum ein anderes ſich gleich ſtellen könne, (?!) denn der Geiſt deſſelben ſey derjenige, der 1813 und 14 die Heere der Alliirten beſeelte, der Geiſt des beleidigten National- und Kriegerſtolzes und des Rachegefühls. Es gebe wohl keinen franzöſiſchen Krieger, Officier oder Soldaten, der nicht mit Freude die Waffen ergriffe, wenn wieder ein Krieg ausbräche, keinen franzöſiſchen Bürger, der nicht bereitwillig jedes Opfer bringen würde, um den National-Ruhm und die National-Ehre an den Fremden zu rächen. Frankreich werde bald weit mächtiger ſeyn, als es vor der Revolution geweſen, denn es beſitze ſchon, was wir erſt anſchaffen müßten. (Man ſieht, das ganze Gekreiſch dieſes Todtenvogels zweckt darauf ab, die Deutſchen ängſtlich zu machen.) —

Ferner erklärt Hr. Voß, Frankreich habe ſich auf eine völlig geſetzmäßige Weiſe ſeinen Verbindlichkeiten gegen die Unterthanen der Alliirten Mächte entzogen, denn dieſe, als legitime Vertreter ihrer Unterthanen, hätten wiſſen müſſen, was ſie thun und verantworten könnten. — Im Auslande habe Frankreich nur darum Anleihen gemacht, um das darleihende Ausland an Frankreichs Intereſſe zu knüpfen. — Frankreichs Wohlſtand beruhe auf der dort herrſchenden Sicherheit des Eigenthums, denn man wiſſe da nichts von Moratorien und dgl. (Wir theilen dieſe Anſicht des Herausgebers. Die Moratorien ſcheinen uns eine ſchreyende Ungerechtigkeit, wenig beſſer als ein mit Gewalt verübter Raub, an einem Theile begangen, um den andern zu bereichern. Daher kommen eben die leichtſinnigen Güter-Käufe unter dem Adel, der, mit einigen tauſend Thalern in der Taſche, ſich darauf einläßt, Güter von 100,000 Thalern zu kaufen. Aber wo werden in ſchweren Jahren die Intereſſen herkommen? fragt ein bedächtiger Freund. O das habe nichts zu bedeuten, iſt die Antwort, dann erhalten wir ein Moratorium, und unſere Gläubiger mögen verhungern. Exempla sunt odiosa. — Es verſteht ſich, daß dem Staate an Erhaltung der Güter Alles gelegen ſeyn müſſe, aber nicht an Erhaltung der jedesmaligen Beſitzer; die müſſen ſich ſelbſt erhalten, und, wenn ſie das nicht können, ihre Güter Andern überlaſſen; dabei können die Güter nur gewinnen, und folglich auch der Staat. Ein Geſetz gegen leichtſinnigen Güter-Kauf würde ſehr erſprießlich ſeyn. Wer wenigſtens zwei Drittheile ſeines Gutes baar bezahlet hat, der würde nie in die Verlegenheit gerathen, von dem Landesherren zu begehren, daß er durch ein Moratorium ſeinen Leichtſinn wieder gut machen und ſeine Gläubiger (oft Wittwen und Waiſen) ruiniren ſoll. — Verzeihung für dieſe Abſchweifung, die eine ſelbſt erlebte, wenn gleich nicht ſelbſt getheilte, traurige Erfahrung uns abgepreßt hat.) —

Die Zeiten prophezeyten, daß wir Frankreich ſehr bald in Nordamerika als Englands Rival werden auftreten ſehen; daß die nordamerikaniſchen Freiſtaaten dieſe Concurrenz nicht nur geſtatten, ſondern unterſtützen werden, und daß in Südamerika derſelbe Fall eintreten dürfte. — In Spanien werde, trotz des jetzigen Druckes, das Volk ſo leicht nicht revolutioniren, und wenn es auch geſchehen ſollte, ſo habe dort eine Volksrevolution, wenn kein innerer Krieg damit verbunden ſey, wenig zu bedeuten. (Als ob eine Volksrevolution nicht immer mit innern Kriegen verbunden wäre? Was nennen die Zeiten innern Krieg? er iſt oft auch da vorhanden, wo keine Schlachten geliefert werden, ja er iſt dann oft am verderblichſten in ſeinen Wirkungen.) Die tröſtlichen Artikel über Spanien im Hamburger Correſpondenten, ſollen vom ſpaniſchen Geſandten oder Conſul in Berlin oder Hamburg herrühren. —

Vom Könige von Portugal ſagt Hr. Voß, wenn er nicht zurückkehre — vielleicht weil er ſich blos vor einer abermaligen Seefahrt ſcheue (!) — wenn er die Portugieſen einer fremden Afterherrſchaft überlaſſe, ſo möchte ſich wohl das Volk auch ſeiner Seits von den Pflichten gegen einen ſolchen Regenten entbunden achten können. (Eine gefährliche Lehre.) — England wird eine egoiſtiſche Politik vorgerückt. Die braſiliſchen Producte, die ſonſt über Portugal gingen, ſollen jetzt über England gehen. —

Sardinien werde vom Deſpotismus und Obſcurantismus gedrückt, und die Jeſuiten hätten dort hauptſächlich ihr Reich der Finſterniß wieder hergeſtellt. Die Königin und ihr Beichtvater ſollen das Ganze regieren. —

Den Pabſt hat Hr. Voß im Kupferſtich in der eleganten Zeitung geſehen, und meynt, wenn dieſes Bild ihm ähnlich ſey, wie man verſichere, ſo ſey freilich ſchwer zu begreifen, daß in dieſem Kopfe ſo tiefe und weitgreifende Plane liegen ſollten. Doch er erinnert ſich auch ſogleich, daß jeder Mönchskopf, wie er auch übrigens innerlich oder äußerlich beſchaffen ſeyn möge, dazu eingerichtet ſey. (Ein ſeltſames Paradoxon.) —

Unter der Rubrik: Neue Verbannungs- und Strafurtheile des Königs von Portugal gegen die Freimaurer, liefern die

Zeiten einen heftigen Ausfall gegen dieſen, in vieler Hinſicht ehrwürdigen Bund. Der Verfaſſer iſt wahrſcheinlich jener Abtrünnige, der auch das Buch Mac-Benac geſchrieben hat, und ein eifriger Jünger der Frau v. Krüdener geworden ſeyn ſoll. Wenigſtens herrſcht in dieſem Aufſatze dieſelbe leidenſchaftliche Bitterkeit, die im Mac-Benac ſich findet, daſſelbe Beſtreben, die Freimaurerey lächerlich und verächtlich zu machen. Wie ſchwach und einſeitig ſeine Gründe ſind, wollen wir nur an einem einzigen Beyſpiele beweiſen. „Warum", ſagt er, „verſteckten ſich die Templer, die Jeſuiten, die Illuminaten? weil die Wahrheit nicht in ihnen war. „Die Kinder der Finſterniß ſcheuen das Licht u. ſ. w." Wie, wenn man den Verfaſſer fragte: warum verſteckten ſich die erſten Chriſten? geſchah es weil die Wahrheit nicht in ihnen war? ſcheuten ſie das Licht als Kinder der Finſterniß? — Ohne Zweifel hat es damals der Mac-Benac's genug gegeben, die eben ſo von ihnen ſprachen, wie der heutige Mac-Benac von den Freimaurern; allein die Wahrheit war und blieb doch in ihnen, und jene Anbeller haben auf die Dauer ihnen eben ſo wenig geſchadet, als Hr. Lindner den Freimaurern ſchaden wird. — Doch mehr als eine blos literariſche Rüge verdiente wohl die folgende Aeußerung: „der größte Theil der Wohlthaten hat bei vielen Logen keinen andern Zweck, als die Erlaubniß zu behalten, die hierarchiſche Mummerey als Geheimniß fortzuſetzen." Wenn man eine ſolche Anſchuldigung nicht beweiſen kann, ſo iſt ſie niederträchtig. —

Der politiſch-literariſche Anzeiger der Zeiten beſchenket uns dieſesmal mit einem mittelmäßigen Gedichte von Trautvetter, das Zeitrad, in welchem die treffliche, ſchon ſonſt von dieſem Dichter vorgetragene Lehre, daß wir zum alten nordiſchen Heidenthum zurückkehren ſollen, abermals gepredigt wird. Denn alſo lautet der Schluß:

Kommt, Geſellen meiner Klagen,
Brüder, kommt! wir müſſens wagen,
Selbſt uns zur Gemeinde weih'n.
Nur wenn wir zuſammen treten,
Um die Irmenſul zu beten,
Wird der Troſt zugegen ſeyn.

Vortrefflich! wir leben doch fürwahr in einer Zeit, wo jeder Tollhäusler die Früchte ſeines Hirnfiebers zu Markte tragen darf.

Zur Kloſter-Literatur.

(Eingeſandt.)

Ein katholiſcher Pfarrer im ehemaligen Münſterlande hat ſich in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Zwei Fragen über den Nutzen und „die Nothwendigkeit der Mannsklöſter, „beſonders der Mendikantenkloſter," dem Herrn Domkapitular, Freiherrn von Droſte entgegen geſtellt, der bey Gelegenheit der proteſtant. Jubelfeier eine Schrift herausgab: „Ueber die „Religionsfreiheit der Katholiken." (Alſo über eine bis jetzt der Welt und den Katholiken ſelbſt noch ganz unbekannte Sache: worunter wohl eigentlich nur die Freiheit der Cleriſey gemeint iſt?) Dieſer empfiehlt ſehr das Wiederaufbauen der wohlthätig auf Kirche (ja ſo!) und Staat (wie?) wirkenden Mönchs-Inſtitute, welche Napoleon 1812 mit einem Male im Münſterlande aufhob. Der wohl unterrichtete Verf. der zwei Fragen, beantwortet ſie mit Nein, und unterſtützt ſein Urtheil mit vielen Erfahrungsgründen. Die Mendikanten hatten im Münſterlande 15 Klöſter inne, welche durch privilegirtes Betteln ernährt wurden, ſo daß manche Bauern wohl zwanzigmal im Jahre in Kontribution geſetzt wurden, um mehrere hundert Mönche bey Kräften und Geſundheit zu erhalten. Der Verf. leugnet ihren geiſtl. Nutzen. Von ihrer Art zu predigen ein paar Beiſpiele. „Ein Minorit, der „in einem Dorfe auf St. Joſephs Feſt predigen „ſollte, hatte aus Verſehen eine Predigt zu ſich geſteckt, die von der Buße handelte." Was zu thun? Er fing an: „Wir feiern das Feſt des heil. Joſephs *); dieſer war bekanntlich ein Zimmermann

---

*) Um nur einen kleinen Begriff von den erbaulichen Raritäten zu geben, die in ſolchen Klöſtern, auch bey den Nonnen, im Umlauf waren, will man an die vielgeleſene Octave, (d. h. das achttägige Feſt), des heil. Joſeph vom Abt Bertamont erinnern. Er geſteht, daß die erſten Chriſten dem heil. Joſeph eben nicht viel Ehre erwieſen hätten, auch die Kirchenväter nicht; das ſey aber ein Geheimniß, wovon nur unſer Herr die Gründe begreife. (Das ganze Myſterium beſteht darin, daß die Cleriſey nachtheilige Gedanken über die Jungfrau Maria beſorgte, wenn man viel Weſens von Joſeph als Mann und Vater machte.)

Das Buch wimmelt von den tollſten Einfällen und rühmt zuletzt die Gewalt des heil. Joſephs über den Herrn Chriſtus im Himmel. „Dieſer ſpreche manchmal (pag. 576.) zum Joſeph: Laß mich doch gegen die Sünder losbrechen! „Aber Joſeph erhöre den liebenswürdigen Sohn nicht; dieſer müſſe jenes Verlangen nachgeben! 1729. ließ der Promotor Fidei in Rom eine Denkſchrift über die Frage neu auflegen, ob man den heil. Joſeph in die große Kirchenlitaney aufnehmen ſolle;

„wird alſo auch wohl Beichtſtühle gezimmert haben, „und darum wollen wir heute vom Sakrament „der Buße reden.“ — Ein Dominikaner predigte über das Evangelium vom Sauerteige. „Warum,“ fing er an, „vergleicht unſer Heiland das Himmelreich mit einem Sauerteige, und nicht mit Zucker? Antwort: weil der Himmel muß ſauer verdient werden.“ — Da die Landshuter Litt. Zeitung ſich in Fällen dieſer Art nicht anders zu helfen weiß, als daß ſie alles auf Gehäſſigkeit gegen ihre Kirche ſchiebt, ſo wollen wir uns alles eignen Urtheils über die zwei Fragen enthalten, wiewohl ſchon die Nothwendigkeit ſie noch jetzt aufzuwerfen eine Satyre auf die ſtolze Einbildung unſers Zeitalters enthält, und zugleich den Schneckentrott der papiſtiſchen Reformen beweißt. Statt deſſen wollen wir die Autorität einer frühern Antwort auf dieſe Fragen aus den 1780r Jahren auffriſchen, als Joſeph II., vorurtheilfreien Andenkens, ſolche Mendikantenklöſter in Steyermark aufgehoben hatte. Da ſchrieb ein vornehmer Geiſtlicher an den Biſchof von Grätz, der etwas dreſtiſcher Meinung zu ſeyn ſchien, unter andern folgendes: „Ich finde es höchſtbedauerlich, daß bey den neuerrichteten Pfarr- und Lokalkaplaneien größtentheils eben jene Mendikanten nunmehr werden angeſtellt werden müſſen, deren verkehrte Denkungsart und „Handlungsweiſe auf die Erziehung der „Jugend, auf die Gewiſſen und Religionsbegriffe, auf die bürgerliche und „moraliſche Geſinnung der minder aufgeklärten Chriſten bisher ſo nachtheiliger Einfluß einen nur deſto ausgebreitetern „Wirkungskreis erhalten, mithin zur abergläubigen, „vorurtheilsvollen und eigennützigen Fortſetzung ihres alten Unfugs freieres Feld gewinnen würden. — Unſere Ausſichten in die Zukunft werden „dadurch nicht heiterer — und ſchwerlich wird ein „Menſchenalter hinreichend ſeyn, das wieder gut „zu machen, was dieſe Gattung von Leuten „in den Religions- und Seelſorger-Geſchäften verſchlimmern werden.“ So ſchrieb ein religiöſer katholiſcher Fürſt, der treffliche Erzbiſchof von Salzburg gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts; und wie ſchreiben im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von eben dieſer Gattung Leute, katholiſche Freiherren? —

Nachſchrift.

Wir wollten erſt den in die Mönche verliebten Freiherren, die rühmlich bekannten Briefe über das Mönchsweſen zum bedächtigen Leſen empfehlen. Der erſte Theil hat den gelehrten La Roche, den Freund des großen churmainz. Miniſters, Grafen von Stadion zum Verfaſſer; und die vernünftige Welt hat ſie mit großem Beifall geleſen. Da wir es aber mit der heutigen Krebs-Orthodoxie zu thun haben, ſo müſſen wir uns auch noch auf eine andere katholiſche Schrift gegen die Mönche beziehen. Sie kam in Cölln lateiniſch heraus: Bona Clericorum causa proposita in Diss. canonico-historico-critica de Religiosis ac Monachis ab ecclesiis parochialibus et cura animarum amovendis etc. — Deutſch eine Münchner Auflage mit dem Titel: „Beweis, „daß die Ordensgeiſtliche und Mönche „zur Seelenſorge unfähig ꝛc. mit einigen Anmerkungen begleitet von einem „weltl. Prieſter Freyſingiſchen Kirchenſprengels.“ So ſchrieb man 1769. und jetzt?! —

Die Memoiren des Grafen Las Caſas

ſind ſo eben in Paris erſchienen. Den größten Theil derſelben füllen die Deutſchland längſt bekannten Briefe an Lucian Buonaparte und an Lord Bathurſt. Auch die Biographie des Grafen iſt uns ſchon zur Gnüge aufgetiſcht worden, und wir erfahren aus ſeiner eignen Feder hier wenig Neues. Er verſichert: daß bey der Ueberfahrt nach St. Helena, die Engländer ſelbſt in Napoleon ſehr bald den großen Mann erkannt und ihm Mitleid, Ehrfurcht und Zuneigung bewieſen haben. Er ſoll ſich nemlich auf dem Schiffe durch ſeine ſanften gefälligen Sitten, durch den Reiz ſeiner Unterhaltung, die Grazie, die Heiterkeit ſeiner Manieren und durch die unerſchütterliche Ruhe ſeines Characters als großen Mann gezeigt haben. (Allein der wahrhaft große Mann iſt nur dann zu erkennen, wenn er mit der Leidenſchaft, die ihn beherrſcht, den ſiegreichen Kampf beſteht, und wenn dieſe Leidenſchaft die Ruhmſucht, die Herrſchſucht iſt, ſo kann er zwar als Gefangener auf einem Schiffe liebenswürdig erſcheinen, groß aber nie. Alle Menſchen ſind in der Regel heiter und gefällig, wenn

---

und an welchem Platz? Man weißt ihm den Platz unmittelbar nach Johannes dem Täufer an. — Von dergl. unſinnigen Heiligenbüchlein waren die Mönche große Beförderer. Auch die Anſtalt der Jeſuiten, das ſogenannte goldene Almoſen brachte des Zeugs viel hervor, wie z. B. die Chriſtkatholiſchen Handpiſtolen, die Teufelspeitſchen u. ſ. w. Und noch fehlt es an einem Herkules, den alten Unrath ganz wegzuſchaffen, während ſogar Domherren für neuen fragen.

ihre Leidenſchaften in Ruhe ſind oder ſeyn müſſen. Zu Lande, an der Spitze von 600000 Mann, iſt Napoleon nie etwas anders als ein großer Böſewicht geweſen.)

Der Herr Graf erzählt, wie es zugegangen, daß Er, der unter den vier Begleitern dem Exkaiſer bis dahin am wenigſten bekannt war, doch ſchnell durch die Gunſt der Umſtände in die Reihe ſeiner vertrauteſten Freunde trat. Er hatte nemlich lange in England gelebt, kannte die Geſetze und Gebräuche dieſes Landes und konnte als Dollmetſcher dienen. Er hatte lange zur See gedient und konnte alle Fragen, das Schiff, das Meer, die Winde und den Weg betreffend, beantworten. Er hatte in Paris ſtets in der beſten Geſellſchaft gelebt. Er hatte den hiſtoriſchen Atlas verfertigt. Er war Mitglied des Staatsraths geweſen, ſchrieb und redigirte mit Leichtigkeit. Endlich war er ſogar in derſelben Militärſchule erzogen worden, in welcher Napoleon ſeine Erziehung empfangen; der letztere zwar einige Jahre ſpäter, allein ſie hatten doch dieſelben Lehrer gehabt, in demſelben Kreiſe von Zöglingen gelebt. Folglich, ſobald Las Caſas das Schiff betrat, unterhielt er ſich täglich, und immer vertrauter, mit dem Exkaiſer, der auch ſchon damals anfing, ihm aus dem Gedächtniß die Geſchichte ſeiner italieniſchen Feldzüge zu dictiren. Auf St. Helena wohnte er zwei Monate mit Napoleon unter Einem Dache und brachte einen großen Theil des Tages in deſſen Zimmer zu. Als die Verſetzung nach Longwood vor ſich ging, war die Geſellſchaft des Grafen dem Exkaiſer ſchon ein Bedürfniß geworden. Der regelmäßige Unterricht in der engliſchen Sprache, die einſamen Spaziergänge, die an Napoleons Bette zugebrachten Nächte, kurz die ganze Art zu leben knüpfte das Band wechſeitigen Vertrauens. Niemand, meint der Herr Graf, ſelbſt die nicht, die ihm am nächſten waren, hatten Gelegenheit, Napoleon ſo kennen und ſchätzen zu lernen, als Er in 18 Monaten. (Kennen und ſchätzen lernt man aber die Menſchen nur nach Maasgabe der Verhältniſſe, in welchen ſie ſich befinden. Man kann 18 Monate lang einen Menſchen ſchlafen ſehen, und wird ihn deswegen doch nicht kennen lernen. Man braucht mit Napoleon weder unter einem Dache noch in einem Zimmer zu leben, um ihn ganz zu kennen und zu würdigen: ſeine Handlungen ſchreyen laut.) Der Exkayſer bewilligte nicht nur, ſondern ſah es gern, daß Las Caſas ein genaues Tagebuch anfieng und ihm jeden Abend vorlegte, was gehört, geſehen, gethan und geſprochen worden war.

Die Urſach, warum Las Caſas von St. Helena entfernt wurde, ſucht er zwar in einem, für Sir Hudſon Lowe ſehr gehäſſigen, Lichte darzuſtellen, allein wir finden, daß ſie ſehr triftig war. Las Caſas hatte, ſo wie alle übrige, durch ſeine Unterſchrift verſprechen müſſen, keine geheime Correſpondenz nach Europa zu führen, er hielt ſein Wort nicht, er vertraute ſeinem eignen Bedienten, der nach England abgehen ſollte, verdächtige Briefe, die in des Gouverneurs Hände fielen, und folglich war es ſehr natürlich, daß man den Wortbrüchigen fortſchickte. — Er rühmt ſich einer großmüthigen Seele, eines brennenden Herzens, und einer Liebe für das Schöne und Gute, die bis zum Enthuſiasmus ſteige. Großer Gott! war es denn ſchön und gut, daß Napoleon den Herzog von Engbien ermordete? daß er die Kriegsgefangnen Türken niederſchoß? daß er die kranken Franzoſen vergiftete? daß er ſich Spaniens heimtückiſch bemächtigte? daß er die königliche Familie von Spanien heimtückiſch in ſeine Gewalt brachte? ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Verächtlich erſcheint uns der Schwächling, der ſolche Greuelthaten ſchön und gut finden, der den Mann, der ſie begieng, groß nennen kann!

Aber die Eitelkeit des Herrn Grafen erklärt Alles. Schon gegen das Ende des eilften Jahrhunderts ſoll ein Las Caſas Fähndrich Heinrichs von Burgund geweſen ſeyn, dieſer Herr Fähndrich ſoll, durch übernatürliche Tapferkeit, eine blutige Schlacht entſchieden haben, wo an ſeiner Fahne nur noch einige ſeidne Fetzen hängenblieben; dieſe Fetzen ſoll Heinrich dem Helden zum Wappen verliehen und ihm zugleich alle die Wohnungen der Mauren geſchenkt haben, die man vom Schlachtfelde aus ſehen konnte, todas las Caſas, daher auch ſein Nahme. Wer ſolche Mährchen aus dem eilften Jahrhunderte ganz ernſthaft uns aufzubinden verſuchen kann; wer von einem Paar elenden, ihm geſchenkten Sporen, die Napoleon bey Dresden getragen, ſagen kann: „welchen hohen Preiß werden dieſe Sporen nicht einſt in den Augen der Nachwelt haben!“ wer ſich ſelbſt rühmen kann, daß man ihn an einer Wirthstafel in ſchlechten Verſen mit Blondel verglichen ꝛc.; der hat ſeine Anſprüche auf unſere Achtung verwürkt.

In vorläufigen Bemerkungen des Herausgebers über den Brief an Lucian Buonaparte, findet ſich eine Stelle, die uns aufgefallen iſt, weil ſie geradezu im Widerſpruch mit des Grafen Las Caſas eignen frühern Aeußerungen ſteht: „Dieſer „Brief iſt weit koſtbarer als das Manuſcript von „St. Helena, welches aller Authenticität ermangelt,

„und welches in Europa geſchmiedet worden.“ — Las Caſas ſelbſt hat zu beſtimmt erklärt, daß jenes Manuſcript größtentheils ächt ſey; folglich hat der Herausgeber, indem er es herabwürdigt, wohl nur dieſer Broſchüre einen größern Abſatz verſchaffen wollen.

Die Aſſaſſinen.

Herr von Hammer hat eine „Geſchichte der Aſſaſſinen, aus morgenländiſchen Quellen,“ herausgegeben, wodurch jene merkwürdige Erſcheinung des Mittelalters nähere Aufklärung erhält. Er hat hierbei, außer den Quellen, die Beiträge von Jourdain, Sylveſtre de Sacy, Quatremere u. A. benutzt. Vielleicht iſt manchem Leſer dieſes Volk von Meuchelmördern aus einem gut geſchriebenen franzöſiſchen Romane, unter dem Titel: „Der Alte vom Berge“ bekannt worden. Hier finden ſie hiſtoriſche Belehrung über jenen herrſchſüchtigen Abentheurer, Hassan Ben Sabah, der eine unumſchränkte Herrſchaft des Dolchs, beiſpiellos in der Geſchichte der Menſchheit, aufſtellte, und ſeine Anhänger mit einer ſolchen fanatiſchen Wuth begeiſterte, daß ſie ſich blindlings in alle Gefahren ſtürzten, um ein anbefohlnes Verbrechen zu vollführen. Der Urſprung verliehrt ſich in den freigeiſteriſchen ſchwärmeriſchen Secten, in welche die Lehre Mahomeds, der Islam, zerfiel. Einer der Dai's (Glaubensboten und Thronwerber), der obengenannte Haſſan, wurde Stifter des neuen Zweigs jener Secte der öſtlichen Ismailiten oder Aſſaſſinen, gegen Ende des eilften Jahrhunderts unter Malek Schah. In Aegypten, wohin er 1078 ging, verband er ſich mit der vom Verf. ſogenannten Loge von Cairo, oder dem Hauſe der Wiſſenſchaft. In Syrien und andern Provinzen machte er viele Proſelyten, und nahm 1090 das feſte Schloß Alamut (bedeutet Geierneſt) zwiſchen Dilem und Irak ein. Dieſes wurde der Sitz ſeiner Herrſchaft, die er unter dem Scheine des frömmſten Lebens und, wie er vorgab, für das fatimitiſche Chalifat gründete. (Kalif, bedeutet ſoviel wie Mahomedaniſcher Papſt, oder Stadthalter des Propheten, ein Titel, der nicht der unbeſcheidenſte in dieſer Art iſt. Die Fatimiten-Linie ſtiftete 910 Abu Muhamed, angeblich von Fatime der Tochter Muhameds abſtammend; geſtürzt wurde ſie 1170 von dem großen Saladin.) Haſſan errichtete eine Claſſe der Fedavie, (ſich Aufopfernden, oder Geweihten,) und dieſe, weil ſie ſich zu den Mordthaten durch Kräuterkügelchen aus Hyoscyamus *) (Haſchiſche) in eine Art Rauſch verſetzten, nannte man in Syrien, Haſchiſchim, (Kräutermänner.) Daraus iſt der Name Aſſaſſinen entſtanden, und im Franzöſ. und Italieniſchen mit Meuchelmörder gleich bedeutend worden. Ihre Dolche waren ſtets zum Dienſte des Hochmeiſters vom Gebirge, des Scheich al Dſchebal, in Bereitſchaft. Der gelehrte Verf. erzählt nun mehrerer Gräuellehren und Gräuelthaten Haſſans und ſeiner Nachfolger, bis dieſe Secte unter dem letzten Grosmeiſter Rokneddin Charſchah, im 13. Jahrhundert geſtürzt, und ihre gottloſe Lehre allmählig ausgerottet wurde. Nach dem Verf. war der Alte vom Berge kein Fürſt, ſondern das Haupt eines Ordens, der 7 Grade der Perſonen und der Lehre hatte, unter welchen der 4. die Pflicht des blinden Gehorſams enthielt. (Nun, dieſe allerliebſte, oder doch ganz bequeme Pflicht iſt ja auch bei recht frommen Orden bekannt. Es wäre ein Verdienſt mehr um die Menſchheit, wenn man jener Geſchichte des Syſtems des groben Meuchelmords der bald wieder vertilgten Haſchiſchim, noch eine Parallel-Geſchichte von dem ſubtilen Todtſchlage des Verſtandes mit der Zunge, durch gewiſſe Derwiſche die man Züngler nennen könnte **), gegenüber ſtellte. Dieſe hängen ganz eben ſo blind an ihrem Sidna, d. i. Herr, kauen ſtatt des Hyoscyamus an Legenden und Wundern u. ſ. w., und ſind den Fürſten und den ſchwachen Regierungen nicht weniger gefährlich, als es damals die Kräutler den blinden Fürſten ihrer Zeit waren, indem ſich letztere mit ihnen einließen, ſie freilich zuweilen benutzten u. ſ. w., und dadurch ihr Wachsthum ſelbſt befördern halfen, wie Hr. v. Hammer ſehr richtig bemerkt hat. Nur aus einer ähnlichen Bethörung und falſchen Politik läßt ſich die lange Fortdauer der Züngler erklären). —

Zweierlei müſſen wir noch erinnern. Hr. von Hammer, der in den Aſſaſſinen blos einen geheimen Orden ſieht, geht bis auf die Aegyptiſchen Geheimniſſe zurück, dieſe waren aber, nach allem was man weiß, und aus Moſes Geſchichte ſchließen kann, nicht von verderblicher ſondern wohlthätiger Art. Die geheimen Lehren und Secten des Mittelalters mögen auf Umſturz der Throne gerichtet geweſen ſeyn, ſind aber von einer barbariſchen Zeit eben nicht auffallend. Es dünkt uns dagegen ſo unrichtig als tadelhaft, wenn gewiſſe hämiſche Seitenblicke auf alle geheimen Geſellſchaften, und namentlich auf die Freimaurer geworfen, und deshalb Aſſaſſinen-Verbindungen mit dem Namen Logen u. dergl. bezeichnet werden. Was von dem Freimaurer-Orden der Welt bekannt iſt, ſind zwei ſchöne, ja chriſtliche Lehren: Bruderliebe und Wohlthätigkeit. Iſt ein Theil des Ordens, oder ein und das andere Mitglied irre geleitet und gemißbraucht worden, ſo folgt die Verwerflichkeit des Inſtituts noch nicht daraus, noch weniger eine Aehnlichkeit mit Aſſaſſinen und eine Gefahr für den Staat. Daß Rom die Freimaurer mit Carbonari's in eine Verdammniß bringt, iſt ganz in der Ordnung; Rom wäre ſonſt nicht Rom mehr. Aber im aufgeklärten Deutſchland ſollte man doch endlich über alte Weiberfurcht und verkehrte Policeigriffe erhabener ſeyn. Man braucht in keine Logen-Geheimniſſe eingeweiht zu ſeyn, und darf doch behaupten, daß ächte Freimaurer nie Königsmord gepredigt, auch nie die Scheiterhaufen für Andersdenkende in Gottes-Namen angezündet haben, wie man von gewiſſen gar nicht geheimen Orden des breitern zu erzählen hat. Mit jenen Aſſaſſinen haben ſich nach Hrn. v. Hammer Fürſten in Verbindungen eingelaſſen. Dieſe Orden hat man ſonſt, zum Schaden der Religion, in chriſtlichen Staaten geduldet, ſogar gepflegt; aber die Einflußloſen Freimaurer verfolgte man. Gott behüte uns künftig vor ſolcher Staatsklugheit, und vor ſolchen öffentlichen Geſellſchaften!

---

*) Bilſenkraut, was bei uns beim Huſten ꝛc. verſchrieben wird.

**) Jetzt zieht man mit Zunge und Feder auch gegen die Vernunft zu Felde.

Vom Wiſſen und Glauben,

oder der Erkenntniß und dem Wandel, hat der Verfaſſer der Bruchſtücke (Willemer) ein Fragment geliefert, in welchem er mit vielem Verſtande den Verſtand herunter macht. Die Geſchichte der Philoſophie, meynt er, habe viel Aehnlichkeit mit der des verlohrnen Sohns, der auch Alles ſich zu verdanken haben wollte, bis Noth und Mißmuth ihn zur Beſinnung brachten. Um Tugend dem Laſter vorzuziehen, bedürfe es einer Kraft, von welcher der Verſtand nichts wiſſe; einer Kraft, die keine Frucht des Nachdenkens, ſondern des Wandels ſey. (Alſo ſoll man wandeln ohne nachzudenken.) Den Demüthigen, nicht den Wißbegierigen, verheiße Gott Gnade. Nicht der Verſtand könne uns belehren, ob ein Gott ſey oder nicht. Gott müſſe das ſelbſt thun, und habe es gethan, durch die Sendung ſeines Sohnes und durch Offenbarungen. (Aber wer hat denn dieſe Offenbarungen in ſich aufgenommen? war es nicht der Verſtand?)

Gott ſeinem Weſen nach definiren, heiße ihn vom Throne ſtoßen. (Das wohl eben nicht, aber es heißt: etwas unmögliches unternehmen.) — Könnten wir Gott erforſchen wie er iſt, ſo würde Gott von dem Augenblicke an aufhören, Gott für uns zu ſeyn. (?) Liebe, Hoffnung und Ergebung hätten dann keinen Gegenſtand weiter. (?) Noch nie ſey Jemanden eingefallen, mit dem Ohre ſehn, mit dem Auge hören zu wollen; warum denn der Verſtand des Glaubens ſich ſchäme? (Eines verſtändigen Glaubens ſchämt der Verſtand ſich keineswegs.) — Dem Glauben, als dem Erſtgebohrnen müſſe man den Rang zugeſtehn. Die Gottheit müſſe ſich erſt im Glauben abſpiegeln, bevor der Verſtand fähig ſey, ſich eine Vorſtellung von Gott zu machen. — Den Verſtand ſolle man nur zu Erforſchung des Zeitlichen, den Glauben zu Erforſchung des Ewigen brauchen. (Ein Glaube, der erforſcht, iſt kein Glaube mehr.) — Wären wir ohne Verſtand gebohren, ſo wüßten wir von keinem Dieſſeits, ermangelten wir des Glaubens, ſo wüßten wir von keinem Jenſeits. (Wiſſen wir denn jezt etwas davon? wir glauben daran, wir wiſſen es nicht.) — Gott habe nicht zu Abraham geſprochen: ſtrenge deinen Verſtand an, um mich zu erforſchen; ſondern: wandle vor mir und ſey fromm. (Ohne Verſtand kann man nicht wirklich fromm ſeyn.) — Was einem Menſchen der Glaube nicht ſchon beredet habe, für wahr zu halten, das werde dem Verſtande nicht gelingen ihm zu bereden. (!) Was hinter dem Berge liege, bleibe der Vernunft ſo lange ein Geheimniß, bis der Berg in die Erde verſinke, oder der Menſch des Berges Spitze erſteige. (Es giebt auch wohl noch einen dritten Fall). Der Verſtand, der ſich über höhere Dinge zu richten erlaube, ohne von dem Lichte der Gnade erleuchtet zu ſeyn, ſpiele den Richter und Kläger in einer Perſon. (Dem iſt nicht alſo, denn ein verſtändiger Verſtand richtet nie über höhere Dinge, ſondern ſucht blos ſie zu erforſchen.) — Frömmigkeit mache wohl verſtändig, aber darum mache der Verſtand nicht auch fromm. (Beydes mögte ſchwer zu erweiſen ſeyn.) — Dem Gebet, der Unterwerfung würden wichtigere Aufſchlüſſe zu Theil als der Wißbegierde. (Dieſe Aufſchlüſſe können aber doch nur mit dem Verſtande empfangen werden.) — Der Verſtand habe noch keinen Beweis, weder für noch gegen das göttliche Daſeyn geführt, gegen den nicht gar vieles einzuwenden geweſen wäre. (Ganz gewiß! und wer hat die Einwendungen gemacht? der Verſtand.) — Wenn nun aber die Wahrheit dem Verſtande nicht abgewonnen werden könne, ſo müſſe man ſich nach einem Richter umſehen, der mehr von der Sache verſtehe. (Ja, wenn es mit dem Umſehn gethan wäre!) — Gott habe das Wiſſen vom Glauben getrennt, damit unſere Anhänglichkeit an das Gute keine Frucht des Wiſſens, ſondern des Wollens ſey. (Ohne das Gute zu erkennen, werden wir ihm auch nicht anhängen wollen, und um es zu erkennen, brauchen wir Verſtand.) — Gott habe gewollt, daß unſere Liebe zu ihm durch zu viele Gewißheit nicht überſättigt werde, gleichwie irdiſche Liebe erkaltet, wenn ſie nichts mehr zu hoffen hat. (Eine ſeltſame Idee! wer hat denn dem Verfaſſer geſagt, daß Gott das gewollt habe? ſein Verſtand iſt es diesmal nicht geweſen.) — Der Glaube ſoll, als Beſtimmungsgrund der Freyheit (!) ſo ätheriſch auf die Freyheit einwürken, daß ſie dadurch veredelt, aber nicht vernichtet wird. (Wir bekennen, daß unſer Verſtand das nicht begreift.) —

Die Quinteſſenz des ganzen Büchleins iſt folgende Stelle, die wir von Herzen unterſchreiben: „Das Wiſſen ſoll den Glauben, der Glaube das „Wiſſen nicht ausſchließen; beyde ſind berufen, „Hand in Hand neben einander her zu gehen, nur „ſoll der Menſch jedes da ſuchen, wo es zu finden, „jedes dazu gebrauchen, wozu es ihm verliehen iſt; „er ſoll das Wiſſen als die Seele des Verſtandes, „den Glauben als die Seele des Gemüthes betrachten; im Wiſſen ſich die Welt, im Glauben Gott „abſpiegeln ſehen.“

In dem ganzen Büchlein herrſcht ein liebes frommes Gemüth, dem man unmöglich abhold ſeyn kann; nur mag man ſich des Lächlens nicht erwehren, wenn man ſieht, wie der Verſtand ſich martert um ſich ſelbſt herab zu ſetzen. Er ſtellt ſich arm wie ein Geizhals, welcher fürchtet daß man bei ihm borgen werde. Der Verfaſſer hätte vor allen Dingen eine tüchtige Definition vom Glauben vorausſenden ſollen, die freylich nur der Verſtand ihm liefern kann. Vielleicht würde er dann gefunden haben, daß ihm ſelbſt nicht recht klar geworden was Glaube iſt, und daß er dann und wann ſeine Gefühle im blauen Aether verſchwimmen läßt.

Gegeneinanderſtellung von Europa und Amerika.

Ein Herr Drouin de Percy, Eigenthümer einer Pflanzung auf St. Domingo, und ehedem Officier beim Staabe des General Le Clerc, hat unter dem Titel: L'Europe et l'Amerique comparées, 2 Bände herausgegeben, welche ſich mit Gegeneinanderſtellung dieſer beiden Welttheile beſchäftigen. Sie ſind zugleich polemiſchen Inhalts, und gegen die jetzt wohl ſchon großentheils vergeſſenen Recherches sur les Americains des paradoxen Gelehrten Abt Paw mit gerichtet. (Die Briefe des Herrn v. Bülow ſcheint er nicht gekannt zu haben.) Der Verf. hat ſeine Daten nicht allein aus den neueſten Schriften, z. E. Liancourt, Humbold u. ſ. w. zuſammengetragen, ſondern verſichert auch, ſich ſelbſt gegen 13 Jahre in verſchiedenen Himmelsſtrichen der neuen Welt aufgehalten zu haben. Dieſe Zuſammenſtellung aller Hauptprodukte, Eigenheiten, Inwohner, Sitten und dergl. des groſſen Welttheils und die Vergleichung mit unſerm kleinen Europa iſt ein intereſſanter Geſichtspunkt für Liebhaber und Forſcher, und ſcheint mit vielem Fleiß gemacht zu ſeyn; der Verf. bringt nur faſt zuviel Beleſenheit an. Er iſt im Grunde ein beredter Vertheidiger der neuen Welt auf Koſten der Europäiſchen, welche ſich alle politiſchen und moraliſchen Uebel vorwerfen laſſen muß, die uns freilich nicht wenig drücken.

Notiz.

Der Dechant und Profeſſor **Schorch** in Erfurt, hat, als beſtändiger Secretair der königlichen Academie der gemeinnützigen Wiſſenſchaften, am 24. Januar d. J. in einer, gedruckt vor uns liegenden kräftigen Rede, Erinnerungen an Friedrich den Großen ausgeſprochen, von dem er ſagt: es ſey kaum etwas Großes zu nennen, was nicht in dieſer Königsſeele gelegen — in ſeinem Leben ſey keine Schattenſeite, die nicht von der klarſten Lichtſeite erhellt werde — man habe ihm Freygeiſterey vorgeworfen, aber der Gott, der große Herzen rühre, und bewege, ſey nicht immer der, den man gewöhnlich im Munde führe, und an den ſo viele glauben ohne Geiſtesahnung. Jede Menſchenbruſt ſchließe ihr hohes Weſen in ſich; an der Geſtalt die ſie dieſem Weſen gebe, liege nichts, und nach dem Katechismus laſſe ſie ſich nicht überhören. — Leider beglaubige die Geſchichte, daß große Menſchen nicht gern geduldet werden. — (Gleichwie der kleine Herr Arndt den großen Friedrich nicht dulden will). — Allein das komme daher, daß Gewohnheit ihre Ruhe haben wolle, und die größte Armuth ſich die kleinſten Sorgen für die Zukunft mache u. ſ. w.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 55. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Neue franzöſiſche politiſche Broſchüren.

Ein Ungenannter hat geſchrieben *von der Verantwortlichkeit der Miniſter*, nebſt einer Beurtheilung des Geſetzentwurfes vom 27. Januar 1810. Er findet es ſehr ſeltſam, daß man bloß wegen Verrätherey und Erpreſſung oder Bedrückung (trahison et concussion) die Miniſter ſoll anklagen können; daß hingegen von dem Unrecht oder Schaden, welche ſie *Privatleuten* zugefügt haben, gar nicht die Rede ſeyn ſoll. Das hieße, nach des Verfaſſers Meynung, die Miniſter von *aller* Verantwortlichkeit frey ſprechen, und den entſchiedendſten Miniſterial-Despotismus einführen. — Dann findet er auch die Beſtimmung der Strafe: Gefängniß auf eine gewiſſe Zeit (emprisonnement à tems) gar nicht im Verhältniß zu den Verbrechen des Verraths und der Erpreſſung, und meynt, es würde weniger ſkandalös ſeyn, wenn man die angeklagten Miniſter, wegen guter gehabter Abſicht, lieber ganz frey ſpräche, als wenn man ſie, von einem jener Verbrechen überführt, mit einer bloßen Polizey-Strafe belegte; denn ein Miniſter, der ſich Verraths und Erpreſſung ſchuldig gemacht, verdiene gar keine Nachſicht. — Der Verfaſſer rügt noch manches andere, und ſchließt mit der Verſicherung, daß, ſo lange man das vorgeſchlagene Geſetz nicht ganz vollkommen (complète) mache, die Verantwortlichkeit der Miniſter nur ein leeres Wort bleiben werde. — Ob wir nun gleich vielen ſeiner Behauptungen weder widerſprechen können noch wollen, ſo ſcheint uns doch ſo viel gewiß, daß, wenn die Verantwortlichkeit der Miniſter ganz ſo ausgeſprochen wird, wie die franzöſiſchen und deutſchen Schreyer es begehren, die Miniſter ſich künftig gerade in derſelben Lage befinden, wie die Zaariſchen Leibärzte zu Moscau im 16. Jahrhundert, die, wenn ſie den Patienten zu curiren verſprochen hatten und er dennoch ſtarb, ihren Kopf hergeben mußten. Da mag der Henker Arzt oder Miniſter ſeyn! von beyden muß vorausgeſetzt werden, daß ſie das rechte *wollen*, und eben ſo wenig, als man, in der Regel, den irrenden Arzt vor Gericht ſtellen kann, wenn der Patient geſtorben iſt, eben ſo wenig ſollte man den Miniſter anklagen können, wenn ſeine Maasregeln den beabſichteten Erfolg nicht hatten. —

— Der General-Lieutnant Tarayre hat geſchrieben: *von der Stärke der Regierungen* (de la force des Gouvernemens) oder von dem Verhältniß, in welchem dieſe Stärke zu der Natur und Conſtitution der Regierung ſtehen muß. Der Verfaſſer unterſucht, welche beſondere Art von Kraft oder Stärke jeder Art von Regierung zukommt. Im Unterordnen aller Intereſſen unter das Intereſſe eines Einzigen, beſteht die Kraft der *Deſpotie*. (Aber dieſes Unterordnen muß doch erſt durch eine andere Kraft hervorgebracht werden, und folglich iſt das eine nichts ſagende Phraſe.) — Die unbeſchränkte *Monarchie* definirt der Verfaſſer: eine Vergeſellſchaftung von privilegirten Körperſchaften, in welcher jeder dieſer Körper ſeine Bedingungen gemacht hat (!) Die Stärke der *Monarchie* beſtehe in der Einung dieſer Körper und in der Unterjochung des Volks, welches die Bürde ihrer Privilegien trägt. — Die Stärke einer Repräſentativ-Verfaſſung endlich, entſpringe aus dem Beyſtand der Intereſſen, die ſie vertheidigt und aus der Unterordnung ſolcher Intereſſen, die jenem widerſprechen. (Wir überſetzen in der That getreu und unſere Schuld iſt es nicht, wenn es wie Wiſchiwaſchi klingt.) — — Die Schlacht von Waterloo nennt der Verfaſſer „ein ſchönes Feuerwerk, das nur dicken Rauch und „die Verwirrung der Finſterniß zurück gelaſſen hat.“ —

Die Ariſtocraten werden beſchuldigt, Alles wieder an ſich reißen zu wollen, und Schutz gegen ſie ſoll nur eine doppelte Nationalgarde gewähren können, (nemlich eine an Ort und Stelle bleibende sédentaire) und eine bewegliche (mobile,) deren Organiſation gelehrt, und behauptet wird: nichts ſey gefährlicher und abgeſchmackter unter einer ächten Repräſentativ-Verfaſſung, als die bewaffnete Macht aus *Fremden*, aus armſeligen Pöbel (prolétaires) und aus *Privilegirten* zuſammenzuſetzen.

Die folgende Tirade enthält viel Wahres: „die „ariſtocratiſche Parthey ſpiegelt unaufhörlich die Gefahr „eines auswärtigen Feindes vor; ſie will ſtehende Heere, die zu commandiren ſie ſich vorbehält. „Sie giebt ſich alle Mühe, die Nothwendigkeit feſter

Ausgegeben den 15. April.

„Plätze zu beweiſen, ſie häuft daſelbſt Waffen und „Kriegsbedürfniſſe auf, in Magazinen, von welchen ſie wohlbedächtig die Schlüſſel nimmt. Sie „übertreibt ſtets die Gefahren und begehrt unter „tauſenderley Vorwand Vermehrung der Armee. „Bald ſoll Preußen werben, bald Oeſterreich ſich „waffnen. Heute giebt man der Regung eines gerechten Stolzes nach; der König eines großen Volks, ſagt „man, muß eine große Armee haben; Morgen fügt „man hinzu: um den Frieden zu bewahren, müſſe „man ſich furchtbar zeigen. Jede europäiſche Regierung raiſonnirt eben ſo; die Heere Aller ſchwellen um die Wette an, die Finanzen erſchöpfen ſich, „die Völker werden von Auflagen erdrückt — ſie „murren — und das iſt abermals eine Veranlaſſung „die Armee zu vergrößern; weil die Sicherheit des „Thrones es erfordert." —

Ein ſtehendes Heer, zu Beobachtung der Grenzen und Beſetzung der Feſtungen, will zwar der Verfaſſer auch noch aufſtellen, aber es ſoll bloß aus der mobilen National-Garde gezogen, und nur ſo groß ſeyn als die höchſte Nothdurft erfordert. Ein Volk, welches einer repräſentativen Verfaſſung genießt, kann, nach des Verfaſſers Meynung, nur Vertheidigungs-Kriege führen, (wir wünſchen von Herzen, daß ſeine eignen Landsleute dieſen Satz nicht Lügen ſtrafen mögen.) bedarf auch keine Feſtungen. Nicht mehr als 9 Feſtungen erkennt er als wichtig für Frankreichs Vertheidigung: Besançon, Strasburg, Metz, Verdun, Mezieres, Charlemont, Valenciennes, Lille und Dunkirchen. Dann zeigt er, auf welche Weiſe man die Deutſchen ſchlagen würde, wenn ſie noch einmal nach Paris vordrängen, nur müſſe man nicht wieder den Fehler begehen, den man 1815 begangen, indem man die Preußen über die Brücke von Pecq paſſiren laſſen. — Zuletzt kommt er auf den heiligen Bund, der jüngſt unter dem Nahmen einer Quintuple-Allianz ernannt worden, deren erſter Zweck Erhaltung des Friedens, und der zweyte Erhaltung der beſtehenden Rechte ſey. Er fürchtet ſehr, daß man unter dieſen Rechten die Privilegien des Adels verſtehe. —

Bekanntlich iſt vor einiger Zeit der franzöſiſche Adel hart angegriffen worden, in einer Schrift betitelt: Geſchichte des revolutionairen Geiſtes der Adlichen in Frankreich, in welcher nichts geringeres bewieſen wurde, als daß ſeit 1000 Jahren es ſtets der Adel geweſen, der bey allen Rebellionen, bey allen innern und äußern Unruhen, die Hauptrolle gegen den Thron geſpielt, oder in der Noth ihn gar verlaſſen, wie zuletzt unter Ludwig XVI. So bitter dieſe Anſchuldigungen ſind, ſo wurden ſie doch alle in der Geſchichte nachgewieſen und machten folglich großen Eindruck. Um dieſen zu entkräften, iſt nun eine, gleichfalls geſchichtliche, Widerlegung (Refutation) erſchienen, in welcher der Verfaſſer gleich anfangs erinnert, daß es kein civiliſirtes Land auf Erden giebt, (er hätte wohl hinzufügen können: faſt auch kein unciviliſirtes) wo ſich kein Adel fände, und daß folglich der Adel mit der menſchlichen Geſellſchaft nothwendig verbunden ſey, unter der erſten Race der franzöſiſchen Könige ſey deren Gewalt durch die Macht der großen Vaſallen im Gleichgewicht gehalten worden, und dieſe Vaſallen dürfe man nicht mit dem Adel verwechſeln, der vielmehr zwiſchen ihnen und den Königen eingeklemmt geweſen. — Das Feudalweſen, anfangs eine, aus der Schwäche jener Könige entſtandene Unordnung, ſey durch Hugo Capet geſetzlich, und, in den Händen gerechter und geſchickter Fürſten „das „ſehr wirkſame Princip der Wiederherſtellung der „monarchiſchen Gewalt und der Freyheit der „Völker geworden." (!) Wahr ſey freylich, daß der Adel bisweilen den Abſichten des Königthums widerſtrebt habe, doch ſey dieſer Einfluß nie ſo anhaltend geweſen, daß er die Grundpfeiler der Monarchie habe untergraben können. Hierauf werden einzelne Anſchuldigungen, oft gründlich, widerlegt. — Abſurd und impertinent wird die Behauptung Dante's und des franzöſiſchen Dichters Villon genannt, daß Hugo Capet ein Fleiſchers Sohn geweſen. (Warum wäre denn das nicht möglich? der Verfaſſer ſelbſt geſteht, daß einige Schriftſteller ſich in dieſer Hinſicht auf vernünftige Beweiſe (preuves raisonnables) ſtützen.) —

Völlig unbekannt war uns, und mit Verwunderung haben wir in einer Note geleſen, daß Ludwig XIV. einſt befohlen, Jedermann freyen Zutritt zu verſtatten, damit ein Jeder ungehindert ſeine Klagen und Wünſche vor den Thron bringen könne. Es iſt ſogar eine Medaille darauf geſchlagen worden, auf welcher der König Bittſchriften von Greiſen, Wittwen und Waiſen empfängt, mit der Umſchrift: Facilis ad regem aditus, 1661. Wäre dieſe Verordnung würklich beobachtet worden, ſo würde Ludwig XIV. in einem ganz andern Lichte und Glanze erſcheinen als bisher, und dieſe Medaille wäre ohne Zweifel das bleibendſte Denkmal ſeines Ruhmes. —

Den ſo bewunderten Coligny ſtellt der Verfaſſer, nicht ganz mit Unrecht, in einem gehäſſigen Lichte dar, und behauptet, man habe nach ſeinem Tode ſchriftliche Entwürfe bey ihm gefunden, welche hinreichend geweſen wären, ihn aufs Schaffot zu bringen. „Die Reformirten, ſagt der Verfaſſer, die der römiſchen Kirche ſo oft Intoleranz vorwerfen, haßten die Verfolgung nur, wenn ſie ſelbſt davon getroffen wurden. Es ſey mit der Politik wie mit der Religion, und ſogar d'Alembert habe die Frage aufgeworfen, ob der König nicht in ſeinem Gewiſſen verbunden geweſen, eine Religion auszurotten, die dem Staate Gefahr gedroht. Naudé, in ſeinen politiſchen Betrachtungen, habe die Bartholomäus-Nacht als das einzige Mittel betrachtet, den Staat zu retten, und den franzöſiſchen Geſchichtſchreibern Feigheit vorgeworfen, weil ſie Carl IX. nicht zu rechtfertigen geſucht. — Ob Frankreich nicht endlich fodern könne, daß der Calvinismus ihm Rechenſchaft ablege von allen den ihm zugefügten Uebeln, von welchen er die erſte Quelle geweſen? —

Daß der Adel unter Ludwig XVI. emigrirte, ſey vielleicht ein politiſcher Fehler zu nennen, aber deſſen Abſichten könne man doch nicht verdächtig machen. Er habe doch in der Fremde keinen andern Zweck gehabt, als den, von Meuterern umgeſtürzten Thron wieder aufzurichten. Habe er ſich in den Mitteln geirrt, ſo könne man ihm das doch nicht zum Verbrechen machen, da jener Irrthum ſelbſt ein Beweiß ſeiner Treue geweſen.

Eſcherny's Verſuch über den Adel, iſt ein Lieblingsbuch des Verfaſſers. Welche Grundſätze dieſer Eſcherny gehegt, möge folgende hier angeführte Stelle beweiſen: „Einen Schwachkopf reſpectiren, weil er eine lange Reihe von Ahnen zählt, iſt ſicherlich in den Augen der Vernunft eine Abgeſchmacktheit; indeſſen iſt dieſer Reſpect einer der ſtärkſten Grundpfeiler der geſellſchaftlichen Ordnung. (Die folglich auf Abgeſchmacktheiten ruht!) Der Menſch empört ſich bei dem Gedanken, ſich vor einer nichtigen Perſon zu beugen, (personnage nul) die blos den Vortheil der Geburt aufzuweiſen hat; allein der Philoſoph, der ein wenig weiter ſieht, bewundert und wirft ſich nieder (se prosterne). (!) In dieſer Huldigung, die beym erſten Anblick lächerlich ſcheint, erblickt er nichts geringeres als den Bürgen ſeiner Sicherheit, ſeiner Freyheit, ſeiner Ruhe. Man ſetze Verachtung an die Stelle dieſer Huldigung, und man wird von Unehrerbietigkeit zu Unehrerbietigkeit (irrévérence) bis zu der Königswürde fortſchreiten, und dann iſt die bürgerliche Geſellſchaft aufgelößt."

Der Verfaſſer fügt hinzu: „was war der Grund der üblen Laune, welche die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts gegen Rang und Geburt beſeelte? Der Neid. Sie begnügten ſich nicht, den Ewigen vom Throne ſtoßen zu wollen. Sie kündigten den Souverains Krieg an, um dem Volke die Freiheit der Anarchie zu geben." — „Der Adel gehört in die erſte Reihe der nützlichen Vorurtheile." — „Die menſchliche Vervollkommnung und die abſolute Gleichheit ſind Chimären, welche die Politik verachtet" (und nicht mit Unrecht.) — „Eine gute Einrichtung vernichten, weil ſie oft Nachtheile hat, das heißt jenen Hetmann der Coſacken verhöhnen, der der Kaiſerin von Rußland rieth, alle ſchwediſche Frauen tödten zu laſſen, auf daß die Schweden keine Kinder mehr bekommen, und folglich keinen Krieg mehr gegen Rußland führen könnten." (Wir haben nie gehört, daß irgend ein Hetmann der Koſacken einen ſo albernen Rath ertheilt habe, nicht einmal der Hetmann in dem Schauſpiele Graf Benjowsky.) —

Uns dünkt, am natürlichſten könne man den Erbadel durch die Bemerkung vertheidigen: daß es doch wohl eben ſo gerecht und billig ſey, daß ein Menſch ſeine erworbene Ehre auf ſeine Kinder fortpflanze, als daß er ſein erworbenes Geld auf ſie vererbe; da noch obendrein die erſtere weit ſeltener als das letztere mit Unrecht erworben wird, und da leider! die Vortheile, die das Geld gewährt, um nichts geringer ſind, als die, welche die Ehre verleyht, ja, oft weit größer als die letztern. Freylich müßte aber auch eine Veranſtaltung getroffen werden, daß derjenige, der ſeiner Väter Ehre durchbringt, eben ſo tief in ſein Nichts zurückſänke, als derjenige, der ſein ererbtes Vermögen durchgebracht hat. —

— Die Correſpondenz Buonaparte's mit Carnot, Miniſter des Innern, während der hundert Tage, iſt erſchienen, enthält aber wenig Merkwürdiges, und iſt, um 112 Seiten zu füllen, im Druck ſo ausgedehnt worden, daß auf den meiſten Seiten nur einige Zeilen ſtehen; faſt lauter Befehle an Carnot, dieſen oder jenen verdächtigen Präfecten, Unterpräfecten oder Maire abzuſetzen, und einen ſichern Mann an deſſen Stelle zu ſchicken. — Am 1ſten April ſchrieb Napoleon: „Meine Abſicht iſt, daß die alten Miniſter und andere bedeutende Perſonen, die unter der Regierung Ludwig des XVIII. angeſtellt worden, nur dann in Frankreich bleiben und ihr Vermögen genießen können, wenn ſie vor dem Miniſter des Innern erklärt haben, daß ſie den Kaiſer Napoleon für den rechtmäßigen Souverain von Frankreich erkennen. — Dieſe Erklärung muß einfach, klar, ohne wenn und aber ſeyn. Wer ſie nicht macht, kann nicht in Frankreich bleiben, und ſeine Güter werden ſequeſtrirt. Eine Ausnahme hiervon machen die 13 Perſonen, welche durch ein Decret von Lyon für Verräther erklärt worden.“ —

— In einer, von Napoleon dictirten Note, wird den Präfecten u. ſ. w. vorgeſchrieben, Alles aufzubieten, um die alten Soldaten zu den Waffen zu rufen. Man ſolle ihnen die Noth des Vaterlandes vorſtellen, und ihre großmüthigen Geſinnungen erwecken. Den Kaufleuten ſoll man fühlbar machen, daß, ohne Unabhängigkeit und ohne eine ſtarke Stellung, der Handel null iſt, und die Fabriken in Verfall gerathen werden. —

Am 10. May ſchrieb Napoleon: „Machen Sie dem Präfect von Calvados bemerklich, daß er nicht vorwarts ſchreitet; daß er zu ſehr die Geſellſchaft liebt; daß in ſeinem Departement keine Addreſſe erſcheint; daß er nichts drucken läßt, um den öffentlichen Geiſt aufzuklären und aufzuwühlen, (remuer) und daß man nicht auf ſolche Weiſe dem Vaterlande dient. Den Präfecten in Norden machen Sie die Nothwendigkeit fühlbar, Schriften gegen Schriften zu ſetzen, und recht deutlich zu machen, daß es die Sache des Volkes gegen den Adel, der Bauern gegen ihre Herren, der Franzoſen gegen die Fremden ſey, von der jetzt die Rede iſt. Man muß vor allen Dingen an die Ehre und den Patriotismus des Volks appelliren.“ —

Vom 19. May. „Ich habe befohlen, daß der Redacteur des Journal général de france künftig Ihre Befehle empfangen ſoll. Ich will, daß Sie dieſem Blatte eine beſtimmte Farbe geben. (couleur prononcée) die den wütenden Angriffen der Feinde der Regierung entſpreche.“ —

Vom 22. May. Ein gewiſſer Estaberet hält in Bordeaux ein Erziehungshaus. Er iſt ein wütender Royaliſt. Ich denke man müſſe dieſes Haus unterdrücken. Auch wird es nöthig ſeyn, die Superiorin und einige barmherzige Schweſtern zu Bordeaux durch andere zu erſetzen.“ (changer). —

Dieſe wenigen Beiſpiele werden hinreichen, den Geiſt der ganzen Correſpondenz kennen zu lernen. In der Vorrede wird Carnot vertheidigt: „diejenigen, heißt es, welche ihn nicht genau gekannt, ſind erſtaunt, ihn in den Grafentitel vermummt, (affublé) unter dem kaiſerlichen Panier marſchiren zu ſehen. Ohne Zweifel ſah er die Gefahr für ſeinen Ruf voraus, aber ſelbſt ſein Ruf, den er höher als ſein Leben ſchätzte, war ihm minder theuer als ſein von Fremden bedrohtes Vaterland, u. ſ. w.“ Carnot iſt, nach des Verfaſſers Verſicherung, „allen Intriguen fremd geblieben, iſt ein weiſer Feldherr, ein gelehrter Ingenieur, ein redlicher, unermüdeter Miniſter, ein trefflicher Bürger, ohne Ehrgeiz wie ohne Eigennutz, ſtets erhaben über ſein Schickſal, im Glück wie im Unglück; er hat den Neuern ein Beyſpiel aller Tugenden des Alterthums aufgeſtellt. Antwerpen wird der Nachwelt bezeugen, daß er eine große Vorſtadt vor den Flammen ſchützte, und mit einer ſchwachen Garniſon eine prächtige Stadt, eine zahlreiche Flotte und reiche Vorräthe für Frankreich erhielt. Die Bourbons werden nicht vergeſſen, daß er die Stadt nur ihren Händen überlieferte. Sein an den König gerichtetes Memoire würde den 20. März verhütet haben, wenn die Miniſter ſeine Rathſchläge beſſer zu würdigen verſtanden hätten.“ — Der Verfaſſer ſchließt aus alle dem, daß man Carnot zurückrufen müſſe. —

— Die hiſtoriſchen und politiſchen Memoiren eines Narren von Stande (mémoires historiques et politiques d'un fou de qualité) ſind blos eine magere Erfindung, um eine Menge aufgewärmte Ideen an den Mann zu bringen. Mager nennen wir das Werk jedoch nur in moraliſcher Hinſicht, denn es enthält in groß Octav nicht weniger als 400 Seiten. —

Die Kometen und die Hauptzeitalter der Erde.

Ueber dieſe alle denkenden Menſchen intereſſirenden Gegenſtände heben wir aus dem neulich angezeigten, aber wenig verbreiteten, Gemälde der phyſiſchen Welt (Heft IV.) folgendes aus.

1) Die Kometen. Daß die Kometen Weltkörper ſeyen, die den Planeten gleich in einer krummen Linie um die Sonne laufen, iſt erſt ſeit dem Jahre 1680 allgemein anerkannt, da man ſie ehemals für bloße, in dem Dunſtkreiſe unſerer Erde entſtehende, Lufterſcheinungen gehalten hatte. Aus den Beobachtungen der meiſten Kometen geht hervor, daß der Kopf trotz ſeines ungeheuern Umfanges nur eine Dunſtmaſſe iſt, und daß der im Mittelpunkte bemerkbare dichtere Kern nur eine ſehr mäßige Größe hat. Bey vielen Kometen iſt es ſogar zweifelhaft ob ſie einen Kern haben. (Bey vielen Menſchen ebenfalls.) Dem Kern des ſchönen Kometen vom J. 1811. giebt Herſchel nur einen Durchmeſſer von 93 deutſchen Meilen. Dagegen hatte der Kopf im Ganzen 27000 Meilen im Umfange. Alle Kometen haben ein eignes, aber mattes Licht, das der Helligkeit einer Planetenſcheibe nicht nahe kommt. An den meiſten Kometen bemerkt man, daß in dem Maße, wie ſie ſich der Sonne nähern, der Kern an dieſer zugekehrten Seite ſeine Rundung zu verlieren und die Atmoſphäre an Größe zuzunehmen beginnt;

zugleich wird auch der Schweif äußerſt verlängert. (Ohngefähr das Bild eines emporkommenden Günſtlings; der Kern nimmt ab, der Dunſtkreis und das Gefolge nimmt zu.) Sehr anziehend und vielleicht der Wahrheit am nächſten iſt die aus allem bisher von den Kometen bekannten in Verbindung mit dem, was wir von der Geſchichte des Erdkörpers wiſſen, hergeleitete Hypotheſe, welche Gruithuiſen in ſeiner Schrift: „Ueber die Natur der „Kometen, mit Reflexionen auf ihre Bewohnbarkeit und Schickſale," aufgeſtellt hat. Nach dieſer ſind die Kometen junge Weltkörper, welche mehr oder weniger — (gleich unſern Studenten —) in den erſten Proceſſen ihrer Bildung begriffen ſind. Sie entſtehen an den äußerſten Grenzen der Sonnenſyſteme oder Sonnenatmoſphären, indem ſich eine große Maſſe von Aether oder Lichtſtoff zu einem kugelförmigen Ganzen zu bilden anfängt. Auf jeden Fall hat dieſe Aetherkugel gleich im Anfange ihrer Entſtehung eine Bewegung um ſich ſelbſt erhalten. Damit iſt zugleich die Schwerkraft gegeben, vermöge welcher alle Theilchen der Maſſe nach dem Mittelpunkte ſtreben, folglich dieſen dichter machen. Wahrſcheinlich bildet ſich anfangs in der Mitte der urſprünglichen Aetherkugel nur eine Luftkugel. In dieſer entſteht durch weitere Verdichtung eine Waſſerkugel, in deren Mittelpunkte endlich durch fortgeſetzte Abſcheidung der Stoffe ein feſter erdiger Kern, wahrſcheinlich Granit zu ſtande kommt. Bey jedem Umlaufe um die Sonne rückt er in ſeiner Ausbildung um eine Stufe höher; die anfangs langgeſtreckte Bahn wird Planetenbahnen ähnlicher. Was in der Sonnennähe in Dampfe aufgelößt wird, fällt bey der Entfernung von der Sonne wieder auf ihn zurück. — Endlich gelangt er, wahrſcheinlich durch Störungen, die benachbarte große Weltkörper auf ſeine Bahn ausüben, zu dem Planetenzuſtande, die feſte Oberfläche des Kerns wird ſtellenweiſe vom Waſſer entblößt, und nun entſtehen auch Pflanzen und Landthiere. Organismen der niedrigſten Gattung hatte das Waſſer ſchon früher. Sie gingen bei den neuen Niederſchlägen zu Grunde, als ſich die Flötzgebirge bildeten. Zeugen davon ſind die ungeheuere Menge verſteinerter Schaalthiere ꝛc. in unſern Gebirgen. Solche Niederſchläge erfolgten nach jeder Rückkehr aus der Sonnennähe, daher die zahlreichen Verſteinerungen, Pflanzenabdrücke und organiſchen Reſte. Nach jedem Untergange der alten Schöpfung ſcheinen ſich vollkommenere Pflanzen und Thiere gebildet zu haben, bis auf der Erde in dem Menſchen das Reich der Organismen ſeine höchſte Stufe erreichte. Alle Planeten waren alſo in ihrer Jugend Kometen. Die vier neuentdeckten, Veſta, Juno, Ceres, Pallas ſind ſehr wahrſcheinlich jetzt noch halbe Kometen und auf dem Uebergange zum Planetenzuſtand begriffen, wie man aus ihren excentriſchen Bahnen und großen Atmoſphären ſchließen kann. Herſchel war durch die bemerkten Eigenheiten bewogen worden, dieſen Zwitterplaneten den beſondern Namen: Aſteroiden zu geben. Mit dieſer Meinung hängt übrigens Gruithuiſens andere Behauptung zuſammen, „daß Alles in der Welt dem Feſten zueile." (Zum Glück wenigſtens nicht in der moraliſchen Welt, denn nur der bewegliche Zuſtand nähert ſich da dem beſſern; im Feſten würde die Tugend erſtarren.) Daher meint Gr., daß alle Kometen, Monde und Planeten, nachdem ſie alles Flüſſige verlohren und in Brand gerathen ſind, den Endpunkt ihres Daſeyns im Sonnenkörper finden werden, in welchen ſie zuletzt hineinſtürzen. (Aber die Beobachtung von der allmähligen Abnahme des Waſſers iſt bei weitem noch nicht erwieſen oder allgemein. Anſprechender iſt die erſte Hypotheſe über die Kometenentſtehung.)

2) Ueber die Hauptzeitalter der Erde äußert der ſcharfbeobachtende Gruithuiſen folgendes: Zwei Hauptzeitalter der Erde ſind, nemlich das Kometenzeitalter und das Planetenzeitalter und jedes von beyden wird wieder in zwei Perioden abgetheilt. Die erſte Periode des erſten cometariſchen Zeitalters dauert von jener Zeit, als die Erde zum erſtenmal ſich als Dunſtkomet in die Sonnennähe wagte, bis zur Zeit der Vollendung der oberſten Urgebirgsbildung. Die zweite Periode des erſten Zeitalters fängt mit der Ankunft des Mondes bei der Erde und der Thonſchieferformation an, und dauert bis zur großen ſtürmiſchen Fluth, welche mit Steinſchutt die Urthäler ausfüllte.

Das Planetenzeitalter, oder das zweite Zeitalter der Erde, beginnt mit dem großen Fluthenſturm und mit der Nähe eines Weltkörpers, als der Urſache deſſelben und dem Urheber der Verwandlung der Kometenbahn der Erde durch die Störung in die Bahn eines Planeten. Dieſes Zeitalter dauert bis jetzt. Es kann in folgende zwei Perioden abgetheilt werden, nemlich in die Periode vor dem Leben der Menſchen auf der Erde und in die Periode des Menſchenlebens und ihrer geſellſchaftlichen, moraliſchen und bürgerlichen Cultur. Aber, wenn die Erde kein anderes kosmiſches Schickſal mehr hat, ſo durchlebt ſie noch ein Zeitalter, welches auch wieder in zwei Perioden eingetheilt werden kann, nemlich, zuerſt in die Periode, während welcher alle Meere durch Verdünſtung von der Erde verſchwinden. Sie fängt zu der Zeit an, da auf der Erde des Waſſers ſchon ſo wenig iſt, daß kein Regen mehr fällt, und Menſchen, Thiere und Pflanzen verſchmachten, und dauert bis zum Anfang des allgemeinen Erdbrandes, welcher in den untern Planeten wirklich ſchon ſtatt findet, deren eignes Licht weder aus Phosphorescenz noch aus Nordlichtern erklärbar iſt. Die zweite Periode des künftigen Erdzeitalters beginnt mit dem Anfang des allgemeinen Erdbrandes und endet mit dem Hineinſturz unſres Wohnorts in die Sonne.

Die Periode der Erde in Jahren anzuſetzen, iſt ein Wagſtück, und was darin immer gethan werden möge, ſo kann doch mehr mittelſt Annahmen höchſt wahrſcheinlicher Daten die Zeit beſtimmt werden, welche kaum weniger ſeyn dürfte, als die angegebne; aber ob ſie nicht doppelt ſo groß oder mehrmalen ſo groß iſt, das kann man nicht beſtimmt ſagen. Es verhält ſich dieſe Angabe ohngefähr ſo, als die Beſtimmung des ſichern Alters des kleinſten Fixſterns, welches Herſchel 200,000 Jahre geſezt hat; denn ſo lange brauchte ſein Licht bis es zu uns gekommen; und doch muß er viel älter ſeyn, weil er viel früher exiſtirt haben muß, ehe er Sonne geworden. Alſo

1) nehmen wir an, die Bildung der Urfelsgebirge gieng in mehrern Hunderten oder in Tauſenden von Jahren, (d. h. Kometenjahren, Kometenumläufen) ſchichtenweiſe, vom Mittelpunkt der Erde angefangen, durch neuen Zuſatz in der Sonnenferne des Erdkometen, immer ſofort bis zu den lezten obern Schichten, ſo kann man nicht weniger als eine Million von jetzigen Jahren ſetzen.
2) Für die Bildung der Flötze wollen wir nur 100,000 Jahre rechnen, da man aus der Schichtenmenge, wenn man für jede Schicht ein Kometenjahr annimmt, noch auf eine größre Zeit ſchließen dürfte.
3) Für die Zeit, welche zwiſchen der neuen Ausbildung der Pflanzen- und Thiergeſchlechter bis zu der des Menſchen verfloß, nicht mehr als 50,000 Jahre.
4) Für die Exiſtenz des Menſchengeſchlechtes bis hieher wollen wir die Zeitrechnung der Tamuler ſetzen, nemlich 389,291 Jahre.
5) Auf dieſe Weiſe bekommen wir für dieſes erſte Erdalter, 1,449,291 Jahre.
6) Da aber das Meer immer kleiner wird, ſo müſſen wir, bis es vertrocknet iſt, 50,000 Jahre annehmen.
7) Aus aſtronomiſchen Gründen müſſen wir für die Zeit des Erdbrandes, bis die Erde in die Sonne fällt, 1 Millionen von Jahren ſetzen.
8) Alſo hätten wir für das künftige Erdzeitalter 1,050,000 Jahre, und zählen wir die verfloſſenen dazu, ſo erhalten wir für das ganze Erdzeitalter 2,449,291 Jahre. So lange kann ein Weltkörper als Komet und Planet exiſtiren.

Die Erde hätte alſo, wie man ſieht, noch Jahre die Menge, um dumme Streiche zu machen, oder gar noch recht klug zu werden.

Schöne Literatur.

Es wird jezt in dieſem Fache ſo entſetzlich viel dummes Zeug geſchrieben, daß man herzlich froh iſt, wenn man einmal auf etwas Ausgezeichnetes ſtößt, und als ein ſolches dürfen wir die Erzählungen und Miſcellen von Bührlen empfehlen. Beſonders haben uns ſeine Novellen angezogen, und unter dieſen wiederum beſonders: das Modell, in welchem ein ſo zartes Gefühl herrſcht.

Das Mädchen, welches einem jungen Bildhauer bisher zum Modell gedient hatte, war mit einem fremden Soldaten davon gelaufen. Der junge Künſtler, der eben an einer Ariadne arbeitete, wünſchte den Verluſt zu erſetzen, und ſein Diener verſprach ihm ein hübſches, wohlgewachſenes Mädchen zu bringen. Fern von aller Sinnlichkeit, nur von dem künſtleriſchen Verlangen ſchöne Geſtalten zu ſehen getrieben, erwartete Reinhold, ſo hieß der Künſtler, den andern Morgen. Ein Mädchen erſcheint, eine junge Deutſche, eben ſo ſchön als unſchuldig, eben ſo blühend als ſittſam, durch Familien-Verhältniſſe nach Rom gekommen und hier ohne Verſchulden in drückende Armuth gerathen. Nach langem Kampfe hat ſie ſich entſchloſſen, als Modell zu dienen, allein vorausgeſezt, der Künſtler ſey ein bejahrter Mann. Sie erſchrickt daher nicht wenig, als ſie einen jungen ſchönen Mann vor ſich ſieht. Er ſucht ſie zu beruhigen, er will ſie überreden, es ſei nichts Entehrendes darin, wenn ein Mädchen, dem reinen Bildner gegenüber, ſchaamhaft und züchtig bleibend, ihre Reize enthülle. Allein Leonore bebte, — hohe Röthe wechſelte mit Bläſſe, ſie ſtand unbeweglich — ihre Züge veränderten ſich, ihr Geiſt kehrte in ſich und arbeitete heftig — es war als ſuchte ſie mit Gewalt mit dem qualvollen Gedanken vertraut zu werden. So ſtand ſie eine geraume Zeit in innerm Kampfe. Reinhold war ſtill und machte ſich, wiewohl mit ſehr unſicherer Hand, etwas an ſeiner kalten Statue zu ſchaffen, um Leonoren wenigſtens durch Wegwendung ihre Gedanken zu erleichtern. — Sie lößte endlich das Band ihres Buſens, um das Gewand nach dem Verlangen des grauſamen Künſtlers abzuſtreifen. Aber in dieſem Momente empfand ſie erſt in ihrem Gemüthe die Unmöglichkeit. Von Schmerz und Schaam überwältigt ſtürzte ſie zu Reinholds Füßen, umſchlang ihn halb von Sinnen und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht! lieber ſterben! — Reinhold, von innigſtem Mitleid ergriffen, hob das leidende Geſchöpf auf, das eine unſägliche Angſt durchzitterte, er drückte ſie an ſeine Bruſt, ihre Thränen rollten heiß über ſeine Wangen herab. Seit Jahren hatte er ſich in ſeinem deutſchen Kunſteifer nur des Umgangs mit ſeinen Marmorgöttinnen erfreut; jetzt, als er ſich Leonorens ſanften warmen Lippen näherte, fühlte er, wie über Alles herrlich lebendige Nähe des Weibes wirken könne. — — „Du gutes Kind, ich will dich ja nicht quälen — bleibe bei mir, ich bin ein guter Menſch; werde mein liebes treues Weib, meine Ariadne in dem Labyrinth des Lebens.“ Leonore ſah ihn mit einem Blick voll ſüßen Schreckens an u ſ. w.“ Wir wollen dem Leſer nicht alles verrathen, damit er um ſo begieriger nach dem Büchlein ſelbſt greife. Er wird da auch eine ſchauerlich romantiſche Geſchichte finden, der Klapperer betitelt. Dieſer Klapperer iſt das Skelett eines Menſchen, der ſeine Geliebte durch die heiligſten Eidſchwüre betrogen, und deſſen Knochen nach ſeinem Todte ſo lange zuſammenhalten, bis die Betrogene die Knochenhand ergreift und ſpricht: Conrad ich verzeihe dir. Da lößt ſich plötzlich Knochen von Knochen, und das Gerippe ſtürzt klappernd zuſammen. — Unter den einzelnen, oft ſehr kernhafft ausgedrückten Gedanken des Verfaſſers wollen wir nur den folgenden ausziehen, der uns ſehr treffend geſchienen: „Kein Menſch belügt Andere ſo ſehr, als der wahrhaftigſte Menſch ſich ſelbſt.“ —

— Auch die Prinzeſſinnen von Starkloff dürfen wir empfehlen, eine Gallerie von Gemälden aus den höhern und höchſten Ständen, mit Feuer und Wahrheit geſchildert. Allzuſchauerlich lößt ſich wohl der Knoten. Doch nur als Roman empfehlen wir dieß Buch. Ein geheimer Bund unzufriedener Vaſallen iſt der Gegenſtand deſſelben; hie und da, beſonders bei dem Abentheuer von dem brennenden Redoutenſaale, mögte man beinahe auf hiſtoriſche Anſpielungen ſchließen. Ein kräftiger, ſehr gebildeter Geiſt des Verfaſſers iſt nicht zu verkennen. —

Seltſame Leiden eines Theater-Directors.

Der geniale Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier hat unter obigem Titel mit einem Büchlein uns beſchenkt, in welchem er tiefe Blicke in unſer Theater-Weſen wirft und, was er da geſehen, eben ſo lehrreich als ergötzlich darſtellt. Schauſpielern und Schauſpielerinnen, (den letztern ganz beſonders) Theater-Directoren und Theater-Dichtern empfehlen wir dieſe eben ſo ſcharfen als wahrhaften Beobachtungen. Aber auch das Publicum — deſſen, nicht ſelten unſinnige, Beyfalls-Ausbrüche der Verfaſſer dem plötzlichen Nieſen nach einer ſtarken Priſe Tabak's vergleicht — wird ſich in dieſem Spiegel erkennen. Einſeitig wird der Verfaſſer nur wenn von Shakſpeare die Rede iſt, dem er, wie jetzt ſo viele, nicht die gebührende Verehrung, ſondern eine Art von Götzendienſt beweißt. — So komiſch als treffend iſt die Vergleichung alternder Schauſpielerinnen, die noch immer junge Rollen ſpielen wollen, mit einer ins Stocken gerathenen italieniſchen Uhr, die immerfort auf 24 zeigt.

Das folgende Fragment aus dem Geſpräche zweyer Theater-Directoren, des Grauen und des Braunen, wird ſicherlich unſere Leſer ergötzen.

„Mein Unſtern wollte es, (ſagt der braune) daß ich bei meinem kleinen beſchränkten Theater einmal 2 Jungfrauen hatte — von Orleans, meine ich nemlich. Dem Collegen darf ich es nun nicht weiter entwickeln, wie dies von mir ſelbſt unbedacht geſäte Uebel, reichlich wucherte und luſtig ſproßte und rankte in allerley teufelmäßigen Fehden und Aergerniſſen. Ich will meine Damen romantiſcher Weiſe Desdemona und Rosaura nennen. Desdemona war etwas dämoniſcher Natur und litt zuweilen an Anfällen der Tobſucht. Roſaura hingegen wußte mit der Miene des tiefſten Leidens, des bitterſten Vorwurfs, des durch unverantwortliches Unrecht tief gekränkten Gemüths, das nur in einzelnen aber ſchneidenden Lauten ſich Luft macht, einem das Herz aus dem Leibe zu reißen. Man hätte berſten mögen vor Verdruß, wenn, nachdem irgend eine Abgeſchmacktheit von der Hand gewieſen, jene Symptome eintraten. Desdemona war ganz unbezweifelt eine viel beſſere Schauſpielerinn, Roſaura dagegen jünger und hübſcher, und da ihr überdies jene Leidensmiene gar wohl ſtand, ſo war es natürlich, daß ſie die leicht zu verzückende Jugend im Parterre für ſich, und ich übles Spiel hatte. Eben ſo wenig wie Desdemona die Turandot oder die Shakſpearſche Julia ſpielen konnte, da Jugend und körperlicher

Reiz unerläßliche Bedingniſſe dieſer Rollen ſind, eben ſo ſehr verpfuſchte meine kleine niedliche Roſaura die Heldenjungfrau. Aber ganz in gewohnter Ordnung werden Sie es finden, daß beyde gerade auf die ihrem Naturell widerſprechenden Rollen erpicht waren. — Heute iſt die Jungfrau; wenige Tage darauf, die damals ganz neue vom Publicum mit Sehnſucht erwartete Turandot. Desdemona ſpielt, weil ich abermals der Roſaura die Rolle verweigert habe, unerachtet ſie in ihrem Rollenverzeichniß ſtolziert. Die Symptome des innern Kummers treten ein, und zwei Tage vor der Turandot liegt Roſaura todt krank im Bette. Die Boshafte wußte, daß die Rolle, durchaus nicht anders beſetzt werden konnte, und daß das Verſchieben des Stückes mir einen empfindlichen Streich verſetzen mußte. Ich eile zu ihr. Todtenbleich, daß heißt ohne Schminke, tiefes Leiden im Antlitz, ſtammelt ſie mir halb ohnmächtig entgegen: Ich bin ſehr krank! — Der nachfolgende Seufzer heißt ſo viel als: Sie, Sie, entſetzlicher Menſch, Sie haben mich gemordet! und der erſte Tenoriſt ſo wie der empfindſame Jüngling, der im Luſtſpiel den zweiten, in Roſauras Zimmer aber den erſten Liebhaber ſpielt, beyde am Bett in ſchmerzliches Weh verſunken, bringen ſogleich die Schnupftücher vor die Augen. Ich ſetze mich theilnehmend ans Kopfkiſſen, ich ergreife ſanft Roſauras matt ausgeſtreckte Hand, im weichſten Ton der tiefſten Rührung, in der Scala wie vor 30 Jahren die ſchmachtenden hoffnungsloſen Liebhaber zu ſprechen pflegten, liſpelte ich wehmüthig: „Ach Roſaura, wie muß ich „Sie finden, zerſtört ſind meine ſchönen Hoffnungen — zerſtört dem Publicum ein hoher Kunſtgenuß.“ — Sie glaubt, daß ich von Turandot ſpreche und ein boshaftes Lächeln zuckt in den Mundwinkeln. „Ach Sie wiſſen nicht“ fahre ich fort, indem ich den Ton herauf ſtimme in ſchärferes Leid, „Sie wiſſen nicht, daß ich in 14 Tagen Maria „Stuart geben wollte, daß die Rolle für Sie beſtimmt war! — Ach aber jetzt!“ —

Roſaura blieb Mäuschenſtill, ich ſollte weiter reden, ſchwieg aber wohlweislich und füllte die Pauſe nur mit einigen Seufzern aus, akkompagnirt von dem Tenoriſten und dem erſten Liebhaber. „Bis dahin“ fängt nun Roſaura ganz leiſe an, indem ſie ſich halb empor richtet, „bis dahin, beſter Director, kann „ich ja wohl hergeſtellt ſeyn. Schicken Sie mir die „Rolle nur zum Nachſtudieren, geſpielt habe ich ſie „ſchon 4 Mal — mit einigem Beyfall — denn ich „wurde als Maria Stuart hervorgerufen — fünfmal!“ — Mit dieſen Worten ſinkt ſie ermattet zurück in die Kopfkiſſen. — „Ach Roſaura, theures Kind“ fange ich an, mir einige Thränen von den Augen wegtrocknend, „ach Sie wiſſen es ja, „wie ich mit meiner Austheilung, wie ich mit dem „Publicum ſtehe? Iſt denn, muß Turandot ausfallen, nicht Maria Stuart das einzige Stück, „welches das geſpannte und getäuſchte Publicum zu „beſchwichtigen vermag? — Nun muß freilich Desdemona die Stuart ſpielen und unſere Eliſe die „Königin.“ — Was! — ruft Roſaura etwas heftiger, als es der matte Krankheitszuſtand wohl erlauben ſollte, „was! Desdemona die zarte Stuart, Eliſe die ſtolze Königin! — Giebt es denn „durchaus kein anderes Stück?“ — Sanft, aber mit beſtimmteren Ton ſpreche ich: „Nein liebe „Roſaura, ſtatt der Turandot wird nun Maria „Stuart gegeben, das Publicum iſt ſchon davon „unterrichtet.“ — Abermalige Stille — Seufzen — Räuspern, u. ſ. w. „Ich muß geſtehen, „fängt Roſaura an, daß ich mich doch ſchon heute „Morgen viel beſſer befinde als geſtern Abend.“ — „Vielleicht nur Täuſchung, liebes Mädchen, „denn Sie ſehen in der That außerordentlich blaß „und angegriffen aus, ich bin ſehr beſorgt!“ — „Sie guter, lieber herzlicher Mann! Aber wiſſen „Sie wohl, daß ich doch noch vielleicht übermorgen „die Turandot ſpielen könnte? Sollt ich auch nicht „ganz hergeſtellt ſeyn — Ihnen zu Liebe.“ — „Was ſagen Sie Roſaura! Halten Sie mich für „einen Unmenſchen, für einen herzloſen Barbaren? „Nein, nie ſoll Turandot auf meine Bühne kommen, wenn auch nur die leiſeſte Ahnung Ihr Leben, ihre theure Geſundheit in der kleinſten Gefahr vermuthen läßt.“ — Nun entſpann ſich ein Wettſtreit des Edelmuthes, deſſen Entſcheidung wir endlich dem Arzt überließen. Wie er entſchied, können Sie ſich, theuerſter Freund, nun wohl leicht denken, ſo wie daß Turandot am beſtimmten Tage aufgeführt wurde, und ſpäter (Wort muß man halten) Roſaura die Stuart ſpielte.

Manche feine Zunge wollte in der berühmten Zankſcene der beiden königlichen Häupter (Desdemona war Eliſabeth) einen kleinen anſäuerlichen Beiſchmack unzarter Perſönlichkeit verſpüren. Doch wer wird auch alles ſo genau auf die Zunge nehmen.

Druckfehler:

No. 25. pag. 204. Spalte 2. Zeile 8. lies: biedern ſtatt bittern
— — — 206. — 1. — 7. l. empfohlenes ſtatt empfehlendes.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 36. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Ueber Volksſchulweſen.

1) „Die deutſchen Volksſchulen in ihrer „Entwickelungsperiode. Oder: Charakteriſtik der Volksſchulen, wie ſie „waren, wie ſie ſind und wie ſie ſeyn „ſollen. Frei bearbeitet von Johann „Georg Kelber. Erlangen 1819."

2) „Freimüthige Jahrbücher der allgemeinen deutſchen Volksſchulen, mit „beſonderer Hinſicht auf Weſt- und „Süddeutſchland, herausgegeben von „D. Schwarz, Fr. L. Wagner, d'Autel „und D. Schellenberg. Erſtes Heft. „Darmſtadt 1819."

Wer den Reichthum oder vielmehr das Uebermaaß unſerer pädagogiſchen Literatur ſeit Baſedow's und von Rochow's Zeiten, mit dem wirklichen Zuſtande des Schul- und Erziehungsweſens, beſonders in den untern Volksclaſſen vergleicht, der wird noch große Lücken zwiſchen Theorie und Praxis gewahr werden. So weit unſere Beobachtung reicht, ſcheint es, daß man den Bau auch öfterer an dem obern Stock, oder den gelehrten Schulen, als an dem Fundament, oder den Volksſchulen, zu beſſern angefangen habe. Und hierbei iſt wieder wohl eher das nöthige für die Dorf- als für die Bürgerſchulen der kleinern Städte geſchehen. Daraus erklären wir uns die Wahrnehmung, daß oftmals der Landmann*mehr richtige Anſicht ſeiner Lage und mehr tüchtigen Sinn verräth, als der Bürger in der Seinigen, der zumal in kleinen Reſidenzen, öfters wie ein halbreifes vornehm angeputztes Amphibion daſteht, und nicht recht zu wiſſen ſcheint, was ein Bürger iſt und was er ſeyn ſoll.

Es iſt alſo weder zu ſpät noch überflüſſig, ſondern gerade zu rechter Zeit, wenn Männer von Einſicht und Erfahrung jetzt von neuem auf das Bedürfniß einer fortſchreitenden Volkserziehung aufmerkſam machen. Man bedenke doch den Standpunkt der Völker, zwiſchen dem Untergang vieler ältern Einrichtungen und Stützen der Geſellſchaft, und dem Schwanken der neuen Anſtalten und Organiſationen. Da wäre es doch wohl rathſam, der heranwachſenden Jugend eine gemeinſchaftliche Richtung für das neue Staatsleben beizubringen, und die untern Volksclaſſen mehr für ihren Beruf zu bilden, und durch Uebung ihres Vor- und Nachdenkens in dieſem mit Fleiß und Zufriedenheit, bei ihren Verhältniſſen als Staatsbürger mit Vaterlandsliebe und Gehorſam gegen die Geſetze zu erfüllen.

Die Hauptpuncte des Erziehungszwecks, Menſchen-National- und Staats-Bürger-Bildung beziehen ſich innerhalb gewiſſer Grenzen auf alle Volksclaſſen ohne Ausnahme. Iſt aber gerade für die zahlreichſten ſchon alles geſchehen?

Von dieſem Standpuncte aus betrachtet, halten wir uns für verpflichtet, auf die oben genannten beiden neuen Schriften und durch ſie auf den wichtigen Gegenſtand aufmerkſam zu machen; indem wir zugleich, als hieher einſchlagend, die Geſchichte der Erziehung von Schwarz in 2 Bänden, (Leipzig 1813.) in Erinnerung bringen, welche die Epochen der Pädagogik ſehr lichtvoll aufgeſtellt hat. Auch eine noch frühere: „Vom Nationalcharakter durch Volksſchulen von „F. E. von Rochow" (1779) verdient ins Andenken gerufen zu werden. Vieles Gute, was dieſer und Andere damals geſchrieben und gerathen haben, ſteht noch zu erfüllen. —

Der Schrift No. 1 iſt ein Vorwort des Herrn Kirchenrath Stephani vorgedruckt, worinn er folgendes ſagt: „Wir leben gegenwärtig in dem ſo „wichtigen Zeitabſchnitte, welcher über das Schickſal der bisher gewonnenen Bildung der Menſchheit auf Jahrtauſende hinaus entſcheiden wird. Unſere Staaten ſuchen alle ſich für ein höheres Leben „organiſch zu geſtalten. Es fragt ſich mit Recht, „wird aus dieſen neuen ſtaatsbürgerlichen Formen „auch ein erhöhtes Leben der Menſchen ſelbſt hervorgehen? Die Antwort iſt beſtimmt, nein, wofern nicht für eine beſſere Grundbildung derſelben „und mithin für eine vollkommenere Geſtaltung unſers noch ſo tief darnieder liegenden Volksſchulweſens geſorgt wird."— „Die Staatsformen für das „äußere Leben der Menſchheit haben ſich zwar „umgeändert; aber für das innere Leben derſel-

Ausgegeben den 22. April.

„ben bleiben die dazu vorhandenen bürgerlichen „Anſtalten in einem nur Tödtung der Selbſtkraft „und ſittliche Verweſung (?) bewirkenden Zuſtande, „wofern Ihr darauf die öffentliche allgemeinſte Auf„merkſamkeit nicht hinleiten helft.“ Eine ſolche Aufmerkſamkeit zu erregen, ſcheinen uns die Jahrbücher No. 2, an deren Spitze die genannten Männer arbeiten, vorzüglich geeignet zu ſeyn. Und es iſt zu wünſchen, daß ſich, um die Zahl der Journale nicht zu vervielfachen, und um die Materie nicht zu zerſtückeln, mehrere Pädagogen aus dem Norden Deutſchlands anſchließen, und ſo dieſe Jahrbücher zu einem möglichſt vollſtändigen Magazin der Fortſchritte und Hinderniſſe des Volksſchulweſens machen helfen. Der Plan dieſer Jahrbücher iſt folgender: Erſtlich ſollen ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Volksſchulweſens, nämlich die Idee und Principien, die ihm zum Grunde liegen, dann die Zwecke, die es verfolgt, den Aufwand und die Anordnung der Mittel und Kräfte, die Erfolge, die Mängel anzeigen, alſo eine Schulſtatiſtik liefern. Hieran wird ſich in chronologiſcher Ordnung die Geſchichte deſſen, was in den deutſchen Staaten für Volksſchulen bedeutendes geſchiehet, anſchließen. Die zweite Abtheilung iſt der Theorie und Kritik gewidmet; beide Abtheilungen ſind alſo für die Staatsbehörden und für den patriotiſchen Menſchenfreund von Intereſſe. Die dritte Abtheilung ſoll praktiſchen Inhalts und vorzüglich für die Lehrer, die unmittelbaren Aufſeher und Aeltern bey der häuslichen Erziehung (wären dieſe nur ſelbſt erzogen!) berechnet ſeyn. Zweckmäſige Beiträge zu dieſen Jahrbüchern werden erbeten und ſollen honorirt werden.

Das vor uns liegende erſte Heft der Jahrbücher iſt dieſem Plane entſprechend ausgeführt, und ſeine nützliche Fortdauer wird vorzüglich von der regen Theilnahme abhängen. Dieſes Heft liefert unter andern zuerſt den Anfang einer geſchichtlichen Ueberſicht der Schulverbeſſerungen in Deutſchland ſeit dem J. 1765 vom Hrn. Kirchenrath Schwarz; Nachricht von der Volksſchulverfaſſung im Herzogthum Naſſau, nach dem neueſten Edikt vom 24. Marz 1817, ferner von den Anſtalten zur Bildung künftiger Volksſchullehrer evangel. Konf. im Königreich Würtemberg u. ſ. w. Unter der Aufſchrift: „Rege Sorg„falt für Verbeſſerung der allgemeinen Volksſchulen „im Großherzogthum Sachſen-Weimar“ werden einige der neuern Landtagsverhandlungen und Beſchlüſſe v. J. 1817, über dieſen Punkt geliefert. Wir können hinzufügen, daß ſeitdem noch mehrere Fortſchritte auf dieſem Wege geſchehen ſind. Die Ober-Conſiſtorien zu Weimar und Eiſenach ſowohl, als auch eine beſonders angeordnete Grosherzogl. Immediat-Commiſſion, bei welcher ein Staats-Miniſter den Vorſitz führt, bearbeiten die Angelegenheiten des Schulweſens, bey den Gymnaſien und den niedern Volksſchulen, mit erneuertem Eifer und Intereſſe. Auch hat der Grosherzog einen jungen Mann aus England kommen laſſen, um Lehrverſuche in der Lancaſterſchen Methode zu machen. Man darf gleichwohl nirgend vergeſſen, daß ſolchen ſchweren Zwecken ſelten alle Mittel zu Gebote und die menſchlichen Schwächen häufig im Wege ſtehen. Unſers Bedünkens muß ſich die Staatsbürgerliche Erziehung auf drey Pfeiler gründen, auf die wirthſchaftliche Ordnung, die die Anſtalten trifft, wodurch der künftige Bürger die phyſiſchen Mittel für Erhaltung und Gefühl des Lebens kennen und brauchen lernt; auf die ſittliche Ordnung, die ihn zum rechten Genuß der phyſiſchen Güter würdig bildet; auf die bürgerliche Ordnung, die ihn zum freien und geſetzehrenden Bürger heranzieht. — Dafür, daß ſolche Bürger dem Staate auch einträglich ſeyen, hat Hr. v. Rochow in der obengenannten kleinen Schrift folgenden Fall bemerkt, mit deſſen Anführung wir dieſen Aufſatz ſchließen wollen. Er ſagt (S. 58) „Nehmt z. E. im Staat eine Million „Ackerbürger und Bauern an, die jeder zu 20 Schfl. „Ausſaat jährlich an Land beſtellen. Ihre Unwiſ„ſenheitsfehler, Mangel an Vordenken und Nach„denken verhindern ſie, mehr als das vierte Korn „zu gewinnen, thut 80 Millionen Scheffel, da bey „einſichtsvollerer Cultur das ſechſte Korn gewon„nen werden könnte, thut 120 Millionen Scheffel. „Sind dieſe 40 Mill. Scheffel weniger, im erſten „Falle, eine Kleinigkeit für den Staat? Welche Fi„nanzkunſt vermag dieſes Weniger zu erſetzen? Und welche Policey möchten wir endlich fragen, vermag heutiges Tages Staatsbürger ungewaltthätig zu leiten, wenn das Staatsbürgerliche gerade das iſt, was der Volkserziehung mangelt?

Die römiſche Kirche.

Ein ſpaniſcher Catholik und geborner Südamerikaner, Manuel Mentoza y Rios, hat die Geſchichte ſeines ſegensvollen Uebertrittes zur evangeliſchen Kirche geſchrieben: Der Doctor Hebenſtreit hat ſie aus der ſpaniſchen Handſchrift überſetzt, und ſagt in dem Vorberichte: der Bekenner der römiſchen Kirche, der ſich zur evangeliſchen wende, erhebe ſich in eine höhere Region, nahe ſich dem Göttlichen im reinſten Sonnenlichte u. ſ. w. Der Proteſtant hingegen, der catholiſch werde, ſinke tief in mitternächtliche Finſterniß hinab. — Die Geſchichte ſelbſt iſt pſychologiſch merkwürdig. Handelsgeſchäfte brachten den jungen, im craſſeſten Catholicismus aufgewachſenen, Manuel nach St. Euſtache, wo ein Engländer ſein Freund wurde, deſſen ernſte und ſcherzende Bemerkungen über eine päbſtliche Bulle, die an Faſttagen nur Fiſche zu eſſen erlaubt, den erſten Keim der Zweifel in ihm erregten. Freylich hatte der Engländer leichtes Spiel, denn wer jene Bulle für 15 Speciesthaler, oder auch nur, wenn er arm iſt, für 3 Groſchen kauft, der erhält unter andern dadurch die Berechtigung, die ärgſten Flüche auszuſtoßen, ohne daß es ihm an der Seligkeit ſchadet, und wenn er Einmal extra faſtet, ſo gewinnt er 15 mal 15 Indulgenzen, und wenn er zwey ſolche Bullen bezahlt, ſo genießt er aller ihrer Vortheile doppelt. Eben ſo lächerlich iſt die Todtenbulle, ein Freypaß für das Fegefeuer, die 4 Groſchen 6 Pfennige, oder auch neun Groſchen koſtet. Wenn man deren ein Duzzend nimmt, und ein Dutzend verſchiedene Namen hinein ſchreibt, ſo hat man ein Dutzend Seelen aus dem Fegfeuer erlöſt. Dann giebt es eine Abfindungsbulle für drittehalb Piaſter. Durch dieſe wird man rechtmäßiger Beſitzer von Allem was man geſtohlen hat. Dergleichen kann man funfzig in Einem Jahre kaufen. Hat man aber 51mal geſtohlen, und bedarf alſo der Bullen noch mehrere, ſo weiß der General-Commiſſarius auch Rath dafür.

Als nun Manuel ſchon ſehr erſchüttert heim kam, ſteigerte eine gräßliche Begebenheit ſeinen Abſcheu auf das Höchſte. Der Sohn des General-Fiscals und Neffe des erſten Delegirten der Inquiſition, verliebte ſich in ſeine Schweſter, wurde abgewieſen, und ſchwur ihr Rache. „In der Nacht vor Allerheiligen, zwiſchen 12 und 1 Uhr, erſcholl das furchtbare Zeichen der St. Hermandad, (drey ſtarke, langtönende Schläge, mit drey ſchwächern und kürzern zwiſchen jedem) an unſere Hausthür, die dem zufolge ſogleich geöffnet werden mußte.“ Manuel ſprang zu ſeinem Vater, der neben dem Bette der Mutter ſaß, die in Ohnmacht lag, während der Schweſter der Mund verſtopft und ſie fortgeführt wurde. In den unterirdiſchen Kerkern der Inquiſition ſtarb ſie an einem Blutſturz. Bey dieſer Nachricht ſank die Mutter auf ihr Kiſſen zurück, und war nicht mehr! Der Vater folgte ihr am 5ten Tage ins Grab. Den Mörder ereilte das gelbe Fieber. Manuel verkaufte alles was er hatte, ging mit ſeinem Freunde nach Jamaika, las und ſtudirte die beſten Engliſchen Werke, im Fache der Philoſophie und Geſchichte, auch die Kirchengeſchichte unſers Hencke, unterhielt ſich häufig mit einem wackern irländiſchen Prediger, empfing den Unterricht eines ſehr würdigen däniſchen Predigers, Nahmens Suaning, trat endlich, wohl vorbereitet im Jahr 1797 zur evangeliſchen Kirche über, und heyrathete Erneſtinen, eine ſehr liebenswürdige Dänin. „Mein förmlicher Antrag — (nachdem er ſie faſt ein halbes Jahr beobachtet und geprüft hatte) — geſchah an einem glänzenden Feſte bey Gelegenheit ihres Geburtstages. „Wir ſtanden an einem Fenſter das „auf's Meer ging, wo eben ein Feuerwerk abgebrannt werden ſollte. Ich ſprach wie ich fühlte, „ruhig und innig. Da nahm ſie die Roſe, die ſie „vor der Bruſt trug, küßte ſie (nach andaluſiſcher „Sitte) gab ſie mir, und ſagte, durch Thränen „lächelnd, dies meine Antwort.“

Die glückliche Ehe dieſes Paares blieb lange kinderlos. Der Arzt ſchrieb es dem Clima von St. Thomas zu. Manuel ging mit Erneſtinen nach England, und bezog ein artiges Haus zu Hampſtrad, einem unweit London ſchön gelegenen Dorfe. Schon das würkte günſtig auf Erneſtinen, mehr noch der Aufenthalt und die Seebäder auf der Inſel Wight. Den Winter brachte er in der Grafſchaft Cornwallis, in einem Städtchen Marozion zu, welches der reinſten, mildeſten Luft im ganzen Königreiche ſich erfreuet, und wo Orangen, Citronen, Myrthen u. ſ. w. im Freyen überwintern, wenn man nur bey Nacht ſie bedeckt. Hier las Manuel zum Erſtenmale die ganze Bibel, und überzeugte ſich, daß es keine erhabene Idee, keinen moraliſchen Grundſatz, kein Mittel der Menſchen-Bildung gebe, welche man nicht in dieſem Buche aller Bücher fände. Seine Gattin beſchenkte ihn auch nun in den nächſten 10 Jahren mit 3 Söhnen und zwey Töchtern.

Schon 1809 ſagte er die Unabhängigkeit des ganzen ſpaniſchen Amerika voraus. Er geht aber auch noch weiter, und prophezeyt wie folgt: „Die „Creolen werden um des Ganzen, wie um ihrer „ſelbſt willen gezwungen ſeyn, ſich förmlich von „Rom loszuſagen, und ſo ein Schisma zu begründen, welches überdem durch den Republicanismus „ſelbſt geboten iſt. Leicht wird ſich dann der Evangelismus von Nordamerika und den brittiſchen Inſeln aus, bey dem lebhaften Handelsverkehr, in „ganz Südamerika verbreiten, wobey mit Sicherheit „auf die Mitwürkung der Bibelgeſellſchaften und „den Einfluß der Einwanderungen gerechnet werden

„kann.“ Um hierzu auch das ſeinige beyzutragen, ſchrieb er eine Abhandlung über die wahre Kirche Jeſu Chriſti, die der Ueberſetzer gleichfalls zu liefern verſpricht.

Da das engliſche Clima ihm und ſeiner Gattin nicht mehr zuzuſagen ſchien, ſo ging er 1815 mit ſeiner ganzen Familie in die ſüdliche Schweiz, wo er ſich ankaufte, und noch jetzt zufrieden lebt.

(Wir glauben, daß dieſes Büchlein, wenn es, wie zu wünſchen, viele Leſer findet, ganz geeignet iſt, der römiſchen Kirche einen harten Stoß zu verſetzen.) —

Die verwegene Kur und das Fenſter vor dem Herzen.

Von dem Oberchirurg des Hoſpital St. Louis, Profeſſor und Ritter Richerand, hat die Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Paris, die Vorleſung einer verwegnen Cur erhalten. Es iſt die Beſchreibung einer Ausſchneidung der Rippen und des Rippenfells (der Pleura) die an einem Chirurg aus Nemours mit glücklichem Erfolge verſucht worden iſt. Er hatte ſeit 3 Jahren an einer krebsartigen Geſchwulſt in der Gegend des Herzens gelitten, die im Januar ausgerottet wurde. Aber nach jedem Verband zeigte ſich ein blutiges ſchwammiges Gewächs, das keiner Cauteriſation, (Beize) wich, weshalb ſich der Patient nach Hülfe in Paris umſah. Man beſchloß die Rippen da aufzuſchneiden, wo man den Urſprung des Krebſes vermuthete, was aber nöthig machte, einen Theil des Fells (der Pleura) wegzunehmen. Der Kranke unterwarf ſich der Operation mit Heldenmuth, die am 31. März erfolgte. Der Prof. Richerand erweiterte die Wunde durch einen Kreuzſchnitt. Es wurde die ſechſte, und hernach die ſiebente Rippe entblößt, dann die Intercoſtal-Muskeln durchſchnitten, der Knochen an beiden Enden der kranken Stelle abgeſägt, und das Stück Fell abgenommen. Dieſes war ſehr ſchadhaft, ſchwammig u. ſ. w. und deſſen Ausſchnitt vollendete die Kur. Merkwürdig war, daß ſich der zu erwartende Blutfluß nach der unvermeidlichen Durchſchneidung der Intercoſtal-Arterien nicht einfand; aber die in die Bruſt eindringende äußere Luft drohte den Patienten zu erſticken. Es wurde daher eine Compreſſe angelegt, und der Zugang der Luft verwehrt. 96 Stunden nachher bemerkte man einen Zuſammenhang, oder ein Anwachſen, das zwiſchen dem Herzbeutel der Lunge und dem Umfang der Oeffnung entſtanden, und bis zum achtzehnden Tage vollſtändig war. Der Geneſene reißte nach 27 Tagen ab. Richerand hat ſich bei dieſer Gelegenheit, vermittelſt dieſer Art von Herzensfenſter von der vollkommenen Unempfindlichkeit des Herzens und Herzbeutels überzeugt. Wenn er dieſe Organe leicht mit ſeinen Fingern berührte, ſo bemerkte der Kranke nicht das mindeſte davon; und übrigens konnte man das Herz durch den Beutel hindurch wie hinter einer hellen Glasglocke erblicken, ſo hell, daß der Herzbeutel gar nicht da zu ſeyn ſchien. Hr. R. ſchlägt ſeinen chirurgiſchen Kunſtgenoſſen ähnliche Operationen für zwey das Menſchengeſchlecht peinigende Uebel, Bruſtwaſſerſucht und partielle Lungenubel vor. — Man muß geſtehen, daß zu dergl. verwegenen Verſuchen auch heroiſche Kranke gehören. Man wird ſich in der Regel immer an den Rath des Celſus halten müſſen, nicht über die Grenzen des Möglichen und Wahrſcheinlichen hinaus zu ſchreiten. Die Akademie hat übrigens 2 Mitglieder beauftragt, die Denkſchrift des Herrn Richerand zu prüfen.

In Beziehung auf das Fenſter vor dem Herzen fügen wir zur Unterhaltung folgende Anekdote bey, die der Rec. erzählt. Der berühmte Anatom Harvey ließ einſt dem König Carl II. von England einen Menſchen ſehen, der wegen ähnlicher Zerſtörung durch einen Beinfraß am Sternum, (Bruſtbein) und den Rippen ein ſolches Herzfenſter hatte, indem er eine ſilberne breite Platte in Form eines Fenſterladens trug. „Sieh da, rief der Engliſche Monarch aus, das Herz eines lebendigen Menſchen. Iſt das meinige eben ſo gemacht? Ja, antwortete Harvay. — Und gleicht dieſem das Herz des wilden Olivier Cromwel? Ganz gewiß, ſagte Harvay. — Und das des feigen Dryden, der ihm ſo geſchmeichelt hat, und jetzt mir Weihrauch ſtreut? — Ganz das nämliche, erwiederte der Gelehrte. — Deſto ſchlimmer, ſetzte Carl verdrüßlich hinzu. Er zog ſeinen Beutel, und ſagte zu dem Unglücklichen: da, nimm das für die Lection, die du deinem Könige verſchafft haſt. —

Wenn man dieſes ewig unruhige Organ der Leidenſchaften beobachten könnte, wie das Geſicht; würde es ſich nicht eben ſo verſtellen und heucheln lernen?

Sir Samuel Romilly.

Benjamin Conſtant hat dieſem merkwürdigen Selbſtmörder in dem königl. Athenäum von Paris eine Lobrede gehalten. „Er ſtammte aus einer proteſtantiſchen franzöſiſchen Familie, welche, nach dem Widerruf des Edicts von Nantes, ihr Vaterland verließ; nach jenem Widerruf, der Frucht übelverſtandener Reue eines Monarchen, der ſeine unnützen Kriege und zweideutigen Liebeshändel durch die Verfolgung einer Million getreuer Unterthanen abzubüßen wähnte; nach jenem Widerruf, den vor 120 Jahren Boſſuet rühmte, den man noch vor einem halben Jahrhundert rechtfertigte, und für den man jetzt kaum einige eitle, ſkandalöſe Entſchuldigungen zu ſtammeln wagt; ſo ſchnell und ſicher iſt die Gerechtigkeit, mit welcher die öffentliche Meinung die Ungerechtigkeiten der Gewalt, den ſtrafbaren Eifer ihrer Agenten und die Sophismen ihrer niederträchtigen Vertheidiger verfolgt."

„Sir Romilly war nicht reich. Er fühlte, daß es ein Unglück und eine Nothwendigkeit der geſelligen Verhältniſſe iſt, wohlhabend ſeyn zu müſſen, um unabhängig zu ſeyn. Er beſchloß, jene zu erlangen, ſowohl für ſich als für ſeine Familie, ohne ſeiner Redlichkeit etwas zu vergeben. Selbſt die Liebe für ein ſchönes, tugendhaftes Frauenzimmer, deſſen Verluſt er 20 Jahre ſpäter noch nicht ertragen konnte, machte ihn von dieſem Entſchluß nicht abwendig. Erſt muß ich das Glück meiner Eltern gründen, ſagte er, dann auch das unſrige. — Beide waren dieſer erhabnen Verabredung würdig."

An der Spitze der engliſchen Rechtsgelehrten, lieferte er Arbeiten, die ihn bald eben ſo ſehr bereicherten, als berühmt machten. Seine Familie war verſorgt, und nun erſt ſammelte er für ſich, und erſt nachdem ihm auch das gelungen, vermählte er ſich mit derjenigen, die ſtandhaft dieſes Glück erwartet hatte. Beide gaben nun das Beiſpiel häuslicher Tugend. Ladi Romilly lebte nur für ihren Gatten. Sie war ſchön, fromm, eine Freundin der Freiheit, voll Gefühl und Ergebung. Auf ſie paßte ganz jener Vers von Milton: Er für das Vaterland, ſie für das Vaterland und ihn. Ihre Tugenden blieben nicht unbelohnt; eine lange Reihe von Jahren genoß ſie das Glück, ſich innigſt geliebt und den Geliebten hochgeehrt zu ſehen. Aber ein frühzeitiger Tod raffte ſie hinweg, und Er — vermogte es nicht, ſie zu überleben! — Schon an dem Tage, an dem er ſeinen ſchönſten, öffentlichen Triumph feierte, erlaubte ihre Geſundheit ihr nicht mehr, auf einem Balcon Zeugin deſſelben zu ſeyn. An dieſem Tage wurde er mit lautem Jubel auf einem Wagen durch die Straßen geführt. Ein großer Theil der Parlamentsglieder zu Pferde ritt vor und hinter dem Wagen her. Fahnen flatterten mit Inſchriften, die ſich auf ſeine politiſchen Handlungen bezogen, man las: Aufrechthaltung der Habeas corpus Acte — die Bill der Rechte — die Conſtitution — die Abſchaffung des Sklavenhandels — der Schutz aller Unterdrückten — die Verbeſſerung der Criminalgeſetze u. ſ. w. Tauſend Segnungen ſchallten ihm entgegen; die Fenſter, die Balcons, die Straßen waren geſchmückt. In einem der Wagen, die dem ſeinigen folgten, ſaßen ſeine vier Söhne mit leuchtenden Geſichtern. —

Sein Selbſtmord war unfreiwillig, denn er war ſeiner Vernunft nicht mehr mächtig. Ja, er ſelbſt hatte ſchon, als er ſein Teſtament machte, tief gefühlt, was ihm bevorſtand, denn alſo ſchrieb er am 19. October 1818: „Ich bin in dieſem Augenblicke vollkommen geſund an Geiſt und im vollen „Beſitz aller meiner Kräfte; aber ich leide unendlich „durch Kummer, und ich kann nicht umhin in Betrachtung zu ziehen, daß der Wahnſinn bisweilen durch Kummer hervorgebracht wird, und daß „dieſes unglückliche Schickſal mich wohl treffen könnte. „Wenn ich jemals meinen Verſtand verlieren ſollte „— wofür mich Gott bewahre! — ſo wünſche ich, „daß folgende Summen ſchon bei meinen Lebzeiten „an verſchiedene meiner Verwandten ausgezahlt „werden. u. ſ. w. — Wenn meine geliebte Frau „mich überlebt, welche Gnade Gott mir verleihen „wolle! — ſo bleibt Alles zu ihrer unumſchränkten „Diſpoſition. — Wenn das Unglück, deſſen ich „oben erwähnt habe, mich träfe, ſo würde es mir der „größte Troſt ſeyn, wenn meine beiden Freunde, „der Marquis Landsdowne und John Whiſhaw für mein Vermögen und für meine Perſon Sorge tragen wollten." —

Nach dieſen Aeuſſerungen, die wohl keinen Leſer ungerührt laſſen, wird es gewiß auch keinen geben, der ihn verdammt. — Um ein milderes Clima zu verſuchen, begleitete er ſeine kranke Frau nach der Inſel Wight, wo ſie am 29. October ſtarb. Am folgenden Tage verließ er die Inſel in unausſprechlicher Verzweiflung, und kam Sonntags den 1ſten November in ſeinem Hauſe zu London an. Ein Hirnfieber brach aus, und verſetzte ſeine Freunde in die lebhafteſte Unruhe. Nichts wurde verabſäumt, aber am Montag Morgen ſchnitt er ſich mit einem Scheermeſſer den Hals ab. Sein Leichnam ruht neben dem ſeiner Gattin. —

Wir ziehen aus dieſer trefflichen Schrift noch einige einzelne Stellen, die uns merkwürdig geſchienen haben.

„Um Romilly's Syſtem über Englands Criminal-Geſetze ganz zu kennen, muß man die Betrachtungen leſen, die er im Jahr 1810 publicirt hat. Aus dieſen lernt man, daß in keinem Lande eine ſo große Verſchiedenheit menſchlicher Handlungen mit dem Tode beſtraft wird, als in England; daß unter Heinrich VIII. 72000 Menſchen geſetzlich durch die Hand des Henkers ſtarben, und daß unter Eliſabeth jährlich 400 Menſchen hingerichtet wurden. Wer in einer Bude etwas nimmt, das mehr als 1,1/2 Thaler, bisweilen auch nur 16 Groſchen werth iſt, oder wer Hühner aus einem verſchloſſenen Hofe ſtiehlt, der hat ein Capital-Verbrechen begangen. Aber man lernt auch aus jenen Betrachtungen, daß dieſe unmenſchlichen Geſetze — wie es in ſolchen Fällen immer zu geſchehen pflegt — nicht beobachtet werden, und daß von 1803 bis 1810, unter 1872 um ſolcher Vergehen willen Angeklagten, nur ein Einziger hingerichtet worden.“ —

„Vorzeitige Neuerungen und übertriebene Begriffe von Dauer (Stabilité) ſind gleich gefährlich, ſind zwei Irrthümer, die aus einer Quelle fließen. Immer ſind es die Rechte der Meynung, über die man ſtreitet; es ſey daß man die Meynung vorwärts ziehen, oder zurückhalten wolle. Das Wort Wiedergeburt treibt die Einen, Alles zu vernichten, während das Wort Dauer, (Ständigkeit) die andern antreibt, Alles wieder herzuſtellen. — Laßt uns der Zeit gehorchen! laßt uns weder hartnäckig aufrecht halten wollen was zuſammenſtürzt, noch zu ſehr eilen das einzuführen, was ſich ankündigt. Laßt uns jeden Tag thun was jeder Tag heiſcht, die Freyheit befeſtigen, die jedes Gut vorbereitet, und der Gerechtigkeit treu bleiben, die allen Zeiten angehört. Laßt uns nicht vergeſſen, daß Schonung, und ſelbſt Nachſicht, einen Theil der Gerechtigkeit ausmachen, die wir denjenigen ſchuldig ſind, welche anders denken als wir. — So dachte Sir Samuel Romilly u. ſ. w.“ (und ſo ſollte jeder Ehrenmann denken.) —

„Eine lange Erfahrung hat mich überzeugt, daß Freymüthigkeit faſt immer auch Klugheit iſt, und daß, wer immer ſagt was er denkt, und nichts anders als was er denkt, der größten Gefahr entſchlüpft, die es in Zeiten der Partheywuth giebt, nemlich der der falſchen Auslegung oder des vermutheten hinter dem Berge haltens“ (reticence) (Abermals goldne Worte.) — — — — —

In einer Note bemerkt Benjamin Conſtant, daß im engliſchen Parlament, welches aus 655 Gliedern beſteht, nur 45 Beamtete ſitzen, während in Frankreich, unter höchſtens 252 Gliedern der Deputirten-Kammer, 120 bis 150 Beamtete ſich befinden.

Der Prophet Daniel.

Man hat uns ganz friſch eine kleine Schrift unter folgendem Titel zugeſendet:

„Erinnerung an einige in unſern Tagen ſehr beherzigungswerthe Ausſprüche des Propheten Daniel.“ Sie iſt, laut der Bekanntmachung, bei dem Herrn Polizei-Secretar Schneider auf der Petersgaſſe in Görlitz zu haben, und zu Verhütung eines Nachdrucks mit dem Polizeiſtempel verſehen (Das möchte eine uberflüßige Kautel ſeyn.) Unſere literariſche Leſewelt hat vielleicht durch die Zeitungen eine kleine Bekanntſchaft mit dem neuen Propheten Adam Müller und ſeinen weiblichen Conſorten gemacht; wir zweifeln aber, ob ſie eine mit den Propheten aus dem alten Teſtamente möchte unterhalten haben, wiewohl ſo viele geiſtreiche und erhabene Stellen dieſer hebräiſchen Dichter, deren Werth Herder trefflich heraus hob, es verdienen. Ehe wir daher von dieſer Erinnerung an den Propheten Daniel aus einem Polizei-Büreau weitern Bericht geben, wollen wir über die alte Prophetenſchaft ſo viel vorausſchicken, als zum beſſern Verſtändniß dieſer Stimme aus dem alten Teſtamente nöthig werden kann. Auch für die jetzige prophetiſirende Zeit kann es nützlich ſeyn. Auf die rohen oder halbcultivirten Völker des Alterthums konnten ihre Lenker nur durch geheimnißvolle Sprüche und Warnungen im Namen des Himmels mit Nachdruck wirken; ſo erklären wir uns Orakel und Propheten. Letztere waren nicht blos bei den Juden zu Hauſe. Moſes ſelbſt erzählt uns von dem heidniſchen Bileam, dem Sohn Beor, der gleichwohl die Gabe der Prophezeihung hatte, auch das bekannte Geſpräch mit ſeinem langöhrigten Reitpferd hielt. (Einen ſolchen Dialog erzählt auch Homer zwiſchen Achill und ſeinem Pferde Xanthus.) Man nimmt aber die Bedeutung des Wortes: Prophet ganz irrig, wenn man ſich darunter nichts als Männer denkt, welche die Zeitgenoſſen immer und einzig mit dunkeln Bildern und Phraſen über die Zukunft à la Krüdener in Angſt geſetzt hätten. Anfangs war bei den Hebräern Nabi, ein Redner, Ausleger; es war in ihrer Theokratie ein Amt, das unter der Berufung auf die göttliche Autorität, eine Art von Oppoſition gegen die Mißbräuche der

Staatsverwaltung bildete, warnte und Bannfluch und Strafe ausſprach. Mit dem hartöhrigtem Volke Iſrael mußte man derb ſprechen. Als ſpäterhin bei den Unglücksfällen des jüdiſchen Staats die Sehnſucht und Hoffnung einer beſſern Zukunft reger wurde, als die Schläge des Geſchicks die Herzen ſchwach, und die Köpfe für Myſtik empfänglich gemacht hatten, da kam wohl erſt die Bedeutung der Propheten als Seher und Tröſter auf. Unter dem Troß ſtanden auch Männer hohen Geiſtes mit auf, welche mit Scharfblick die ganze Gegenwart umfaßten, und die Folgen ahndeten; ſie wurden dadurch Werkzeuge der Vorſehung, die unwiſſende Welt aufzuklären, ſie über ihre politiſchen und ſittlichen Bedürfniſſe und Gebrechen, gleichſam vom Himmel herab, zu belehren. Von dieſer Seite ſind einige dieſer geiſtreichen Männer zu betrachten, und die Fragmente ihrer zum Theil verfälſchten Schriften von hohem Werthe. Ihre Ausſprüche aber waren dunkle Vorgefühle der Zukunft — keineswegs Beſchreibungen des Details künftiger Begebenheiten und Zuſtände. Wollten wir nun erſt jetzt jedem ihrer Bilder ein beſtimmtes Faktum unterlegen, ſo würden wir gröblich gegen die erſten Regeln der Auslegungskunſt verſtoßen.

Die ältern Dichter ſetzten den Jehova, (von dem die Juden blos die Vorſtellung eines Nationalgottes hegten,) immer ſelbſt in Bewegung; die ſpätern, wie **Daniel** und **Zacharias**, bedienten ſich der Engel und Geiſter zur Maſchinerie. Manche Ueberſchriften der Kapitel und manche Stellen jener Dichter ſind bekanntlich ſpätere Arbeiten und Einſchaltungen, vielleicht nach dem Ereigniß. Kurz das Prophetenamt war ein öffentliches Inſtitut, und es gab ganze Prophetenſchulen, auch eine große Menge falſcher Propheten, wovon Einige ihre liebe Nachkommenſchaft bis auf uns gebracht zu haben ſich rühmen können. Die Vorbereitung dieſer Propheten nun geſchah 1) durch die Schulen, wo man die Schriften Moſes las, und ſich im Meditiren über das Geſetz übte und Hymnen verfertigte; 2) durch die Muſik, wodurch ſich die Propheten häufig in die gehörige Stimmung zu verſetzen ſuchten, und 3) durch die Entzückung (Extase) in die dieſe Stimmung übergieng. So mußte man z. E. dem Propheten Eliſa auf ſein Verlangen erſt einen Muſikanten holen, nach deſſen Spiel er erſt ſeine prophetiſchen Worte vorbrachte. (2. Bch. d. Könige c. 3 v. 15.) Die Extaſe ſcheint mit unſerm Magnetiſmus Aehnlichkeit gehabt zu haben. Daß die Propheten oft ſelbſt nicht gewußt haben, ob ſie eine Erſcheinung oder Offenbarung gehabt, ſehen wir unter andern aus dem Falle, wo der Prophet Samuel ſich täuſchte, und dreimal die Stimme Eli zu hören glaubte, was er hernach für eine Stimme vom Himmel hielt, ſo daß ihm die Unterſcheidungsgabe, oder der Stimme der übermenſchliche Charakter gefehlt hat. Manche, wie Abimelech, träumten nur von einer Stimme des Himmels, die die Fantaſie ſchuf, welche ohnehin im Morgenlande feurig genug war. Wenn wir nun jetzt alles, ohne Prüfung und Unterſchied, als unmittelbare Eingebung annehmen, wo von der Stimme und Rede des Jehovah etwas vorkömmt, ſo iſt es nicht Schuld der Schrift, ſondern die unſrige, indem wir aus Hang zum Wunderbaren vieles hineintragen, was nicht drinnen liegt. Die Juden waren nie gewohnt, der Mittelurſachen, oder beſondern Urſachen zu erwähnen; ſie überſprangen dieſe in ihrem orientaliſchen Pathos. Wenn ſie daher von dem Handelsgewinn als Geſchenk Gottes, von einer Gemüthsbewegung als einer Lenkung Gottes, von einem Berg Gottes d. h. ſehr hohen Berg u. ſ. w. reden, ſo konnen ſie unmöglich das Alles für unmittelbare Einwirkung der Gottheit haben ausgeben wollen. Maimonides hat ſelbſt alle Erſcheinungen von Engeln als Traumgeſichter ausgelegt; und es iſt ſelbſt eine Stelle beim Moſes, wo zu verſtehen gegeben wird, daß Jehovah außer ihm, andern Propheten nur durch Traumgeſichte ſich kund geben wolle. Es war daher eine nothwendige Folge, daß die Einbildungskraft mitwirken, ausbilden half, und daß man die unveränderliche Grundbedeutung des Wortes ruagh, als Hauch, Wind nicht aus den Augen ſetzen darf, wie die Vulgate, die es ſo oft für Geiſt überſetzt, wobei ſich unſere höhere intellectuelle Bildung auch das Höchſte und Göttlichſte zu denken gewöhnt iſt, während es kaum mehr als Wille, Muth, **Gedanke**, **Affect** u. dergl. anzeigen ſoll, wo es figürlich ſteht. — Hierbey kömmt ferner in Anſchlag, daß die Gaben der Propheten, bey aller Gleichheit eines ſittlichen Characters, von der ſpeculativen Seite ſehr verſchieden, ihre Meinungen zuweilen widerſprechend waren, daß ſie ſich nicht immer ſelbſt verſtanden, und die Gabe der Prophezeihung, als ſolche, ſie weder aufgeklärter noch gelehrter machte. Sie haben auch nichts neues über die Gottheit kund gemacht, was nicht ſchon in der gangbaren Meinung lag. Auch waren ſie bei den großen Herren nicht allemal in Anſehen, wenn dieſen ihre Moral und Einmiſchung in die Politik beſchwerlich fiel. (z. B. 2 Chron. c. 16.)

Wenn wir uns nun h. z. T. einfallen laſſen, jene alten Prophezeihungen zu deuten, und gar auf uns zu deuten, ſo iſt das ein abentheuerliches Wagſtück ſchon um der hebräiſchen Sprache willen, die uns noch immer ſo dunkel iſt und ſolche Varianten hat, daß ein Gelehrter als Waſſergüſſe überſetzt, was der andere als Feuer ausdrückt.

Nun vollends der Prophet Daniel! Seine Sprache iſt mit Chaldaismen, Griechiſchen und Perſiſchen Wendungen und Stellen vermiſcht. Die ſieben erſten Capitel ſind verdächtigen Urſprungs und im Style des Verf. des Buchs Esdra. Manches iſt offenbar von ſpätern Händen eingeſchaltet. Daniel ſelbſt wußte ſich nicht recht in das zu finden, was er geträumt haben wollte, ſeine Imagination ſcheint nicht kräftig genug geweſen zu ſeyn, um wachend zu prophezeihen, er erſchrak vor dem Geſicht, folglich ſah er die Dinge nur halb, und nahm einen Engel zu Hülfe, um ſichs auszulegen und dergl. mehr. Darum hat ſchon Porphyrius die Aechtheit ſeiner Weiſſagungen angefochten, und ſelbſt die Juden haben ihn nicht zu dem Rang eines Propheten erhoben, ſondern zu den Hagiographen gerechnet, indem er nicht wie die Propheten, ſondern wie die Hofleute lebte. Man hat ſehr früh über die Aechtheit von Daniels Schriften geſtritten, und wußte nicht, woran man mit den canoniſchen Stellen war, wie der heil. Hieronymus berichtet. Das that aber nichts; das Concilium von Trient hat es viele Jahrhunderte nachher beſſer zu wiſſen geglaubt. Vielleicht iſt St. Daniel der gelehrten Verſammlung auch im Traume erſchienen, und hat es ihr klar gemacht.

Wahrſcheinlich ſind es übrigens gerade des zweifelhaften Daniels wunderliche Bilder und Ausſagen, welche, nächſt der Apokalypſe ſo viele Köpfe in den Brand geſteckt haben. Unter andern iſt unſerm Poſt-Secretär im J. 1779 ein Paſtor Chimonius mit der Verſicherung vorausgegangen, daß die 70ſte Woche Daniels vor der Thüre ſey. — Wer dem allen ohngeachtet glauben kann, daß jener Prophet vor mehr als 2000 Jahren von uns und unſern Kindern geträumt, und die Bekanntmachung einem Einwohner der Stadt Görlitz aufbewahrt habe, den verweiſen wir auf das oben genannte Werklein. In ſelbigem ſind künſtliche Berechnungen der Epochen, ſammt der Nachricht anzutreffen, daß den jetzigen Weltreichen, gleich dem Coloß Daniels, den ein Stein zermalmte, und deſſen Trümmer der Wind verwehete, das Reich Gottes ein Ende machen werde. Das ſey jetzt an der Zeit; doch werde (leider!) dem Reiche Gottes auf Erden eine Kataſtrophe vorausgehen, wo es allen frommen Leuten erſchrecklich ergehen ſoll. (Das thut uns um die Jeſuiten leid.) Rom wird übrigens auch etwas unhöflich unter die Böſen gerechnet. Nachher wird es aber keinen Krieg mehr geben, (wenn es die Generale erlauben?) auch keine Monarchen mehr, aber ſehr kleine Königreiche, (wozu ſchon ein Anfang da iſt.) — „Die neue „Grundlage aller Verfaſſungen ſoll das Moralgeſetz „werden: keine mehr als Mittel, ſondern als Zweck „geachtet werden.“ (Das gebe Gott recht bald. Dann können wir mit dem übrigen ſchon noch warten.)

Notiz.

Der rheiniſch-weſtphäliſche Anzeiger wirft die Frage auf: „woher kömmt es, daß man im jetzigen überklugen Zeitalter ſich nicht damit begnügen will, daß die Kinder den Eltern gleichen, ſondern, um ſchönere Kinder zu bekommen, alle ſchönen Kupferſtiche und Bildniſſe, die man nur zuſammenraffen kann, den Schwangern zur Anſchauung und Betrachtung aufhängt?“

Es antwortet: „weil in den frühern frommen Zeiten die Eltern ſelbſt feiner und ſchöner waren wie jetzt, und jene alſo nicht nöthig hatten, zu fremden Bildern ihre Zuflucht zu nehmen, ſondern ſtatt deſſen nur in die Spiegel zu ſehen brauchten.“

Wir bekennen, daß die Frage uns eben ſo albern vorkommt als die Antwort. Denn erſtens iſt es gar nicht wahr, daß man ſchöne Kupferſtiche für die Schwangern aufhängt; (es müßte denn in Hamm geſchehen, wo der rheiniſch-weſtphäliſche Anzeiger heraus kommt.) Zweitens iſt es gar nicht wahr, daß in frühern Zeiten die Eltern ſchöner waren als jetzt. Es gab zu allen Zeiten ſchöne und häßliche Eltern, ſo wie es zu allen Zeiten kluge und dumme Fragen geben wird. —

Bei mir iſt jetzo erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Witzfunken und Lichtleiter oder neue geordnete Auswahl von Gegenſtänden des Scherzes, der Laune, des Witzes und Scharfſinns. Zur Erheiterung, Beluſtigung und Belehrung. Des 3ten Bandes 1ter Cyclus. Geh. 1 thl.

Der Verfaſſer theilt auch in dieſem neuen Hefte Leſern von Kenntniß, Bildung und Geſchmack das vielfältig Zerſtreute aus dem Gebiete des Scherzes im Ernſte, und des Ernſtes im Scherze, wo und in welcher Form es ſich auch bei einer gebildeten Nation findet, in einer angeordneten Anſicht mit, und hofft ſo dem längſt gefühlten Bedürfniß einer claſſiſchen Sammlung von Gegenſtänden des Scherzes, Witzes und der Laune nach und nach abzuhelfen. Die bereits erſchienenen 5 Hefte koſten 5 thl. — Das 6te wird in kurzem die Preſſe verlaſſen.

Leipzig im Febr. 1819.

Carl Cnobloch.

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 37. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Iſt die Erfindung der vielen Maſchinen der menſchlichen Geſellſchaft heilſam?

Ueber dieſe oft beſtrittene Frage hat ſich der Herr Profeſſor Pictet in einem Aufſatze der Bibliotheque universelle Tom. IX. neuerdings bei Gelegenheit neuer Dampfmaſchinen-Anwendung ausgeſprochen. Der Gegenſtand iſt von ſo umfaſſender Wichtigkeit, daß wir einen Auszug davon in unſer Blatt aufnehmen zu müſſen glauben. Er ſagt folgendes: „Wenn die Bewunderung, welche bei dem Anblick der Meiſterſtücke ſinnreicher Mechanik entſteht, wie deren England ſo viele hat, ein wenig gedämpft iſt, und wenn man alsdann über die Folgen dieſer Erſcheinungen für die menſchliche Geſellſchaft nachdenkt: ſo muß man darüber mehr Unruhe als Vergnügen empfinden. Je mehr man über die Sache denkt, je verwickelter erſcheint die Frage: um darin klarer zu ſehen, ſcheint unnöthig, ein Inventarium vom Vortheil und vom Nachtheil aufzunehmen, um zu ſehen auf welche Seite das Gewicht ausſchlägt. Wir wollen daher verſuchen, in der Kürze einen ſolchen Ueberſchlag aufzuſtellen und wollen zuerſt die Vortheile aufzählen, welche ſolche Maſchinen gewähren, die phyſiſche oder mechaniſche Kräfte an die Stelle von Menſchenhänden ſetzen.

1) Dieſe Maſchinen liefern zu wohlfeilerem Preis, und im Ganzen auch beſſer gearbeitet, gewiſſe Artikel des Bedürfniſſes; ſie vervielfältigen die des Genuſſes, bisweilen auch des Luxus oder des Ueberfluſſes.

2) Sie bereichern ihre Erfinder, oder diejenigen, die ſolche Erfindungen betreiben, vorzüglich in Ländern, wo man Privilegien oder Patente ertheilt. Man ſagt z. B. daß Ritter Arkright, Sohn des Erfinders der Spinnmaſchinen, jetzt einer der reichſten Particuliäre Englands ſey. Man ſetzt ſeine Einkünfte, ohne Zweifel etwas übertrieben, auf 200,000 Pfd. Sterling.

3) Der Nationalreichthum, da er ſich auf den ſeiner Individuen gründet, muß in demſelben Verhältniß wachſen. Da die Ausführung der erzeugten Gegenſtände in größerer Maſſe geſchieht, als das Inland davon verbrauchen kann, ſo wird ſie eine unerſchöpfliche Quelle des Handelsreichthums.

Hier haben wir das Credit unſrer Rechnung, wenden wir uns nun zum Debet.

1) Jede Maſchine, die ein durch Hände gefertigtes Werk in kürzerer Zeit, und vollkommner liefert, entzieht dies den Händen ſeiner Fabrikanten, und verſetzt dieſe gleichſam in einen Zuſtand der Lähmung, bis auf die, ungewiß, ob nahe oder ferne Zeit, wo ſich ihnen eine neue Art des Erwerbs darbietet, den man ihnen jedoch höchſt wahrſcheinlich durch eine neue Maſchine wieder entreißen wird, ſobald nur der Erfinder ſeinen Vortheil dabei findet. Dies iſt eine Quelle des Elends, der Unbehaglichkeit, und einer offenbaren Armuth im Volk, während auf der andern Seite, zu gleicher Zeit Reichthum für den Erfinder der Maſchine, und diejenigen, die mit ihren Erzeugniſſen Handel treiben, daraus gefloſſen iſt.

2) Waaren die vorher durch Manufacturen gefertigt wurden, nun aber durch Maſchinen, zugleich mit Herabſetzung ihrer Preiſe, geliefert werden, verurſachen in den Magazinen der Kaufleute, ſowohl derer en gros als en detail einen beträchtlichen Verluſt am Werth, den man einen „trockenen Verluſt“ zu nennen pflegt.

3) Der Vortheil, daß man um billigere Preiſe gewiſſe Artikel des Bedürfniſſes oder des Genuſſes, durch Maſchinen gefertigt, erhalten kann, wird ſchon dadurch genugſam aufgewogen für die ärmere Volksclaſſe, daß die Handarbeit ſo ſehr im Preis geſunken iſt, eine Folge, die nothwendig aus dem Gebrauch jener Maſchinen fließt.

4) Die Maſchinenarbeit, welche mit Vortheil die Handarbeit entbehrlich macht, verſchafft dem Eigenthümer die traurige Gelegenheit, Kinder zum Erſatz ſeiner Maſchinerien zu gebrauchen; man entzieht ſie dadurch der Erziehung, in einem Alter wo ſie dieſelbe bedürfen, und macht aus ihnen zum großen Nachtheil ihrer phyſiſchen und moraliſchen Beſchaffenheit, für ihr kurzes Leben, Maſchinen, und zwar recht böſe Maſchinen der Geſellſchaft.

5) Die ſchnelle und bisweilen unglaubliche Art der Hervorbringung durch Maſchinen und der niedrige Preis ihrer Erzeugniſſe hat eine bedeutende Ausfuhr derſelben in die Nachbarſtaaten zur Folge. Dieſe kommen zu der Ueberzeugung, daß das Geld,

Ausgegeben den 22. April.

welches ſie freiwillig auf Anſchaffung ſolcher Producte verwenden, ein Tribut iſt, den man ihrem eignen Gewerbfleiß auferlegt hat; ihre Eigenliebe, die Nachahmung zu verſuchen erhält dadurch Anregung; thörigterweiſe laſſen ſie ſich von Sucht nach Maſchinen anſtecken, und die Regierungen, weit entfernt, ſie davon heilen zu wöllen, nähren dieſelbe vielmehr, indem ſie die davon Befallenen zu unterſtützen ſuchen durch das Syſtem ihrer Privilegien.

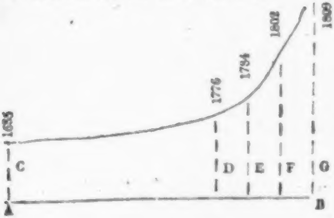
6) Dies Syſtem hat ſich mit all ſeinen traurigen Folgen nach und nach entwickelt, als da ſind: willkürliche Umbildung der gewöhnlichſten und geſetzlichſten Handels-Verträge in Betrügereien und Verbrechen. — Moraliſche Verſchlechterung der Grenznachbarn durch die Contrebande, unvermeidliche Folge der dargebotnen Lockungen. — Ein Krieg im Stillen zwiſchen Volk und Volk mitten im Frieden, genährt durch ein zahlreiches Heer, deſſen bewegendes Princip wenn nicht ſelten die Ehre, doch immer die Begierde iſt. — Hinderniſſe und unendliche Schwierigkeiten in der Communication ſowohl in mercantiliſcher, als literariſcher, als wiſſenſchäftlicher Hinſicht; in den Reiſen, welche zu Erweiterung der Kenntniſſe unternommen werden, und in der wohlthätigen Verbreitung der Aufklärung. — Endlich welche Bemühungen in den Regierungen, um künſtlich dem Fall einer Induſtrie vorzubeugen, die eine falſche Richtung genommen hat, und die man mit falſcher Beharrlichkeit an die Stelle einer weit natürlichern zu ſetzen bemüht iſt, die begünſtigt von Sonne, Clima, Localitäten und hergebrachten Gewohnheiten jene Furche im Handel gebildet hat, aus der man ohne größre oder kleinere Unbequemlichkeiten nicht heraus kommen kann. Stellen wir jetzt unſre Rechnung auf; von der einen Seite bereichert ſich eine Nation, oder ſcheint es. Von der andern Seite wächſt die Maſſe der Uebel verſchiedner Art in der Geſellſchaft. Auf welcher Seite iſt nun der Gewinn? Ohne Zweifel auf der, welche dem allgemeinen Wohlſtand minder günſtig ſcheint, aber in der Natur begründet von jeder Geſellſchaft gefordert wird. Wir wollen aber doch den ſcheinbaren Gewinn, und den vorgegebnen Wohlſtand, der einer Nation durch Maſchinen zu Theil wird, ein wenig näher unterſuchen. Der induſtrielle Reichthum vergrößert ſich zwar hier, aber bei einer im Vergleich mit der Geſammtmaſſe wenig beträchtlichen Anzahl von Individuen; der durch ſeine Maſchinen reich gewordne Privatmann wendet ſeine Schätze zur Vervielfachung der Quellen ſeines Wohlſtandes an; der Preis der Handarbeit ſinkt in eben dem Grade bei dem armen Handarbeiter; ſo wird die Spaltung des Gleichgewichts zwiſchen den einander entgegenſtehenden Claſſen der Geſellſchaft immer größer; die erſte ſieht ihre Schätze, die 2te mit der Zahl ſich auch ihr Elend vermehren. Dieſe beiden fortſchreitenden Bewegungen nach verſchiednen Richtungen führen zu einem Ziel, das Schauder erregt. Wenn nun in einem auf dieſe Art reich gewordnem Volk, durch einen Grundfehler in der Geſetzgebung einem Theil deſſelben die Nothwendigkeit auferlegt wird, den andern zu erhalten, dann geſellt ſich zu den Gründen der immermehr zunehmenden Armuth, die wir angegeben haben, der verderbliche und entgegenarbeitende Einfluß derjenigen Maasregeln, wodurch man der Dürftigkeit Hülfsquellen zu eröffnen ſucht, welche in Verbindung mit der Faulheit und dem Mangel an Erziehung, nur dazu dienen, jene Dürftigkeit immer weiter zu verbreiten, während man meint ihr abzuhelfen; endlich auch nach Maasgabe deſſen, wie der Reichthum einer Nation zu wachſen ſcheint, vermehrt ſich auch die Taxe, die man auf dieſe Reichthümer gelegt hat, und vielleicht in noch ſtärkerem Grade; Reiche und Arme leiden, die einen ohne es zu ſagen, oder wenigſtens nur leiſe, die andern indem ſie auf Unterſtützung Anſpruch machen, mit Bitten, die den Drohungen ähnlicher ſehen. Damit man uns aber nicht den Vorwurf mache, daß wir übertrieben, oder eine eingebildete Theorie zu weit ausſpannen, ſo wollen wir unſre Behauptung auf eine bekannte und beklagenswerthe Thatſache von England ſtützen. Das iſt die unglaublich ſchnelle Erhöhung der Armentaxe, nach Maasgabe deſſen, wie ſich der ſogenannte Nationalreichthum vergrößert hat. Wir liefern hier eine Tabelle von 5 verſchiednen Epochen; die erſte umfaßt beinahe ein Jahrhundert, die andern ſind zu 7 und 8 Jahren, in der Periode wo die Thätigkeit der Maſchinen am weiteſten gediehen iſt.

Armen-Taxe in England.

Jahre.	Pfund Sterl.	Zwiſchenräume.
1685	665362	
1776	1720316	91 Jahre
1784	2167749	8 —
1802	5313000	18 —
1809	7000000	7 —

Weil aber die Größe, wenn man ſie in Ziffern ausſpricht, minder deutliche Begriffe giebt, als wenn man ſie in Linien darſtellt, ſo wollen wir dies Reſultat unter einem Bogen darſtellen, deſſen Axe AB gleich iſt einem Zeitraum von 114 Jahren, die geraden Linien aber, CDEFG ſtehen mit den

Taxen jeder der angegebnen Epochen in Verhältniß. Das ſchnelle Aufſteigen des Bogens, der durch jener Linien Endpuncte geht, zeigt die erſtaunliche Erhöhung der Taxen an, in Zwiſchenräumen die ziemlich kurz ſind. Wir bedauern, daß wir nicht auch über 1809 hinaus allgemeine Data haben. Wir wiſſen aber zum Beiſpiel, daß der Theil dieſer Taxen, der nach Häuſern vertheilt wird, im Jahr 1809 gegen 276860 Pfd. Sterling betrug, und im Jahr 1817 bis auf 415465 Pfund geſtiegen iſt. Wenn nun die Geſammtheit der Armentaxe in demſelben Verhältniß zugenommen hat, ſo müßte ſie ſich im Jahr 1817 auf 10,1/2 Million Pfund Sterling belaufen. Iſt das Reichthum und Wohlſtand einer Nation, wenn ſie ihre Armen durch eine Summe von 2620000 Franken unterſtützen muß?



Moſes Mendelsſohn.

Fragmente von und über ihn hat, für deſſen Gönner und Freunde, der würdige David Friedländer verfaßt, der Mann, der ihn ſelbſt genau kannte, ihm, als einem Vorbilde, nicht ohne ſchönen Erfolg, nachſtrebte, und folglich den ächten Beruf hatte, das Andenken jenes liebenswürdigen Weltweiſen zu erneuern. — Daß Juden zu allen Zeiten durch Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Talent ſich ausgezeichnet haben, iſt unleugbar; allein ſie trennten ſich von ihren Gemeinden, veränderten zugleich ihre Namen, und entzogen auf ſolche Weiſe ihrem Volke den Ehrenglanz, den ſie ſonſt auf daſſelbe zurückgeſtrahlt hätten. Mit Recht bemerkt der Verfaſſer, daß es eine intereſſante, einem Iſraeliten zu empfehlende, literariſche Arbeit ſeyn würde, ein Verzeichniß von allen Ex-Juden anzufertigen, die nur in den letzten drei Jahrhunderten, die Republik der Wiſſenſchaften mit Schriften bereichert haben, wobei man von dem großen Kanzler Michel de l'Hopital anfangen und, alle Lebenden übergehend, mit dem berühmten Leibarzt Marcus Herz endigen müßte. Auch haben ſelbſt die Feinde der Juden ihnen die Geiſtesfähigkeiten nie abgeſprochen, wohl aber behauptet, daß kein moraliſcher Sinn ſich bei ihnen entwickeln könne; und ein Recenſent von Leſſings Schauſpiel die Juden beſudelte einſt die Göttingſchen gelehrten Anzeigen durch den frechen Ausſpruch: „es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben.“ Mendelsſohns Erſcheinen ſtrafte jenen Frevler Lügen. Konnte dieſer Judenburſche, ohne Erziehung, ohne andere Bildung, als die aus der Kraft ſeines Gemüths und des ihm angebornen Sinnes, zu ſolcher eminenten Höhe der Sittlichkeit ſich empor ſchwingen, warum nicht auch andere? —

Das geſellige Verhältniß zwiſchen Juden und Nichtjuden, ſo wie es jetzt in Berlin und deſſen Umgegend beſteht, iſt allein Mendelsſohns Werk, und floß aus ſeiner Perſönlichkeit, die ein ſo allgemeines Vertrauen einflößte, daß ſogar einſt ein proteſtantiſcher Prediger ihm vertraulich ſeine mannichfaltigen Skrupel vortrug, belehrt und beruhigt von ihm ging, und ſein geiſtliches Amt nicht niederlegte, wie er willens war — ein von beiden Seiten beiſpielloſes Benehmen. —

Am meiſten angezogen haben uns in dieſer Broſchüre die, aus der Erinnerung niedergeſchriebenen Unterhaltungen mit Mendelsſohn, der Brief an Bonnet und der, an einen Unbekannten, vermuthlich an den Grafen Lynar, geſchriebene Brief. Hier ein Bruchſtück aus den Unterhaltungen:

„Der ſcharfſinnige Kant hat irgendwo ein glückliches Wort ausgeſprochen: Die Vernunft iſt bauſüchtig. Wenn das Gebäude ganz fertig iſt, fällt es dem Bauherren aus unwiderſtehlicher Wißbegierde ein, es wieder ganz abzutragen, um zu unterſuchen, ob es wohl auf ſicherem Fundament ruhe. — Eine wahre und richtige Bemerkung! Ganz anders verhält es ſich mit dem Grundbeſitzer, der ſein Eigenthum d. h. ſein Religionsſyſtem, erblich auf Glauben an ſich gebracht, oder ſich ſelbſt ein für allemal und auf ewige Zeiten zuſammen gezimmert hat. Ruhig im Beſitz ſeines Gebäudes, will er nichts angerührt wiſſen, kein Pfeiler ſoll unterſucht, kein Schnörkel angetaſtet werden. Wer ſich das unterfängt, iſt ihm ein Gebietsverletzer, Zerſtörer, Mordbrenner. Das kann man allenfalls gelten laſſen, und die allgemeine Freiheit wird dadurch nicht gefährdet. Aber die Rechtgläubigen, wie ſie ſich nennen, gehen offenbar weiter: „Ich leide dich nicht zum Nachbar, wenn du dein Haus nicht nach dem Muſter des meinigen baueſt, denn dir ſteht kein Urtheil zu, weder über Sicherheit noch Schönheit, noch Bequemlichkeit der Wohnung." Dieſes iſt die ſtillſchweigende, wenn auch nicht die laute, Meinung dieſer Demüthigen. — Aber was gab ihnen das Recht zu dieſer Behauptung? Womit wollen ſie es begründen? — Scheint es daher nicht, mein Freund, rathſamer, ſich mit ſolchen Männern gar nicht einzulaſſen, und alle Unterſuchungen mit ihnen klüglich zu vermeiden?" —

Einige Stellen aus dem Schreiben an Bonnet, deren Widerlegung wir Theologen überlaſſen müſſen:

„Noch ſind die Wahrheiten, die wir gemeinſchaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieſer ſtreitigen Punkte großen Nutzen verſprechen können. Sind mit dieſen Sätzen die Benennungen von Chriſtenthum und Judenthum verbunden? Was thut dieſes? In unſern Ohren werden dieſe Namen nichts feindſeligeres haben, als die Namen Carteſianer und Leibnizianer. — In welcher glückſeligen Welt würden wir leben, wenn alle Menſchen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die beſten Chriſten und die beſten Juden gemein haben. — In ſo weit eine jede Offenbarung ein hiſtoriſches Factum vorausſetzt, kann ihre Wahrheit nicht anders als durch Ueberlieferung, Zeugniſſe und Monumente dargethan werden. Hierin ſtimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr, machen mit andern Apologiſten des Chriſtenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, ſobald man glaubhafte Zeugniſſe hat, daß ein Prophet Wunder gethan, ſo ſey an ſeiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln. Und nun beweiſen Sie in der That durch eine ſehr geſunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugniſſe von Wunderwerken auch glaubwürdig ſeyn können. Dieſe Argumentation iſt es, von der ich ſage, daß man, welche Religion man will, dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugniſſe haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jeſu von Nazareth von außerordentlichen Männern unſers Glaubens verrichtet worden ſind? und dieſe Zeugniſſe ſind uns wenigſtens ſo glaubhaft, ſo ehrwürdig als Ihnen die Ihrigen. Hier ſind alſo Zeugniſſe wider Zeugniſſe. Eine von meinen Glaubensgenoſſen ſelbſt verfolgte jüdiſche Secte in Polen und an den Gränzen der Ukraine will noch kürzlich Wunder gethan haben; und ich kenne anſehnliche, und, ſo viel ich weiß, auch rechtſchaffene Männer, die ſolche als Augenzeugen beſtätigt haben. Ihre Widerſacher und Verfolger ſelbſt geſtehen ihnen die Facta ein, ſchreiben ſie aber, wie gewöhnlich, der Zauberei zu. — Alles dieſes iſt ſchwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieſer Secte ſelbſt (wenigſtens iſt mir noch keine Schrift von ihr zu Geſichte gekommen), ſondern von ihren Widerſachern und Feinden, die ſie als Zauberer und Verführer anklagen. — Niemand widerlegt dieſe Ankläger, und unſre Enkel, wenn ſie dieſe Schriften zu ſehen bekommen, müſſen die Sache ſelbſt als zugeſtanden annehmen, und, ich weiß ſelbſt nicht was, daraus ſchließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen iſt. — In dem erleuchteten Paris ſollen, wie Sie und Ihr Ueberſetzer mit Verwunderung ſelbſt anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geſchehen, die, wenn wir das Factum eingeſtehen, nichts anders als Wunderwerke ſeyn können. Die Wahrheit der Thathandlungen ſelbſt iſt ſchon oft von ganzen Magiſtratsverſammlungen mit Unterſchrift und Siegel bekräftigt und beurkundet worden. Eine Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gericht glaubwürdig gehalten werden müſſen: was wollen wir dieſer Religions-Parthei entgegenſetzen? wollen wir ſagen, daß alle ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene ſind? mit welchem Rechte? — Ob ich mich unterſtünde, die Religion des Mahomets oder des Confucius durch dieſelben Gründe zu vertheidigen. — Vom Confucius iſt mir nicht bekannt, daß er Wunder gethan zu haben vorgegeben hätte, und ſeine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet ſich herabgelaſſen, wie er ſich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muſelmänner die Zeugniſſe davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir ſie widerlegen? Wollen wir ihre erſten Zeugniſſe oder die Fortpflanzung derſelben verdächtig machen, ſo ſteht ihnen der Weg der Retorſion offen. Es iſt ſchwer, unendlich ſchwer, in dieſer Sache ſich auf ſeine eigene Unpartheilichkeit zu verlaſſen; und wie können wir verlangen, daß andere uns, die wir Parthei ſind, zugleich als Richter erkennen ſollen? —

Nun noch einige Stellen aus dem Schreiben an den Grafen Lynar: Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über einen Punct in Ihrem Briefe ein wenig beſchweren darf. Sie ſcheinen mir es als etwas ganz außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jeſu mit Hochachtung ſpreche, die Chriſten nicht haſſe, ihnen keine Injurien ſage ꝛc. Sie müſſen alſo ſehr wenigen von meinen Religionsgenoſſen dieſe Beſcheidenheit zutrauen. — Laſſen Sie uns aber auch Gerechtigkeit wiederfahren? — Ich unterſchreibe willig und von ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des neuen Teſtaments ſagen. Ich glaub' es gar gerne, daß Jeſus vieles von dem nicht gelehrt, was die chriſtlichen Rabbinen ſo viele Jahrhunderte in ſeinem Namen gepredigt, und warum ſie ſo häufig gewürgt haben, und ſich haben würgen laſſen. — In der Geſchichte ſind Griechen und Römer unſere Bewunderung, und wir müſſen in Vergleichung mit ihrer Tugend, uns ſelbſt verachten. Wenn wir aber in compendiis den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nämlich, ſo wird an Heiden gar nicht gedacht, oder ſie werden ſchnöde abgewieſen. — Ihre Frage: warum ich keine Proſelyten zu machen ſuche, hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, iſt offenbar eine Folge aus dem Grundſatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen ſey. — Da ich, als Jude, nicht nöthig habe, dieſen Satz anzunehmen, indem, nach der von mir angeführten Lehre der Rabbinen, die Tugendhaften eines jeden andern Glaubens gar wohl ſelig werden können, ſo fällt der Grund zur Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moraliſche Seite hat, öffentlich nicht zu beſtreiten — La Religion, ſagen Sie, est le culte de dieu. Ja! aber es giebt, wie jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienſt, welche wohl unterſchieden werden müſſen. Der innerliche Gottesdienſt der Juden hat keine andere Vorſchriften, als die Vorſchriften der natürlichen Religion. Dieſe ſind wir allerdings verbunden auszubreiten, und ſo viel in meinem Vermögen ſteht, ſuche ich dieſe Pflicht zu erfüllen. Dieſe Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerſte Liebloſigkeit; wiewohl ſie auch ihre Gränzen hat, und zuweilen ihre Einſchränkung leidet. Hingegen iſt unſer äußerlicher Gottesdienſt gar nicht beſtimmt, ausgebreitet zu werden, weil er Vorſchriften enthält, die an Perſonen, Zeiten und Umſtände gebunden ſind. Wir glauben zwar, unſre Religion ſey die Beſte, weil wir ſie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß ſie ſchlechterdings die Beſte ſey. Sie iſt die Beſte für uns und unſre Nachkommen, die Beſte für gewiſſe Zeiten und Umſtände und unter gewiſſen Bedingungen — Welcher äußerliche Gottesdienſt für andere Völker der beſte ſey, hat Gott ihnen vielleicht gleichfalls durch Propheten bekannt gemacht, oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlaſſen. Ich weiß hievon nichts, und kann hierüber nichts beſtimmen; aber ſo viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienſt allgemein ſeyn könne, und daß ich die Religion meiner Väter über ihre Gränzen ausdehne, wenn ich Proſelyten zu machen ſuche. Noch eins weiß ich, daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie mein Herr, von ganzem Herzen verehre, wenn Sie in der That ſo ſind, wie ſie mir in Ihrem Briefe ſcheinen." — Indem wir Herrn **Friedländer** herzlich danken, daß er mit dieſen Reliquien von **Mendelsſohn** uns beſchenket hat, beſchließen wir den Auszug aus ſeiner gehaltreichen Schrift mit einem Kernſpruche, den **Mendelsſohn** in Stammbücher zu ſchreiben pflegte:

Beſtimmung des Menſchen.

Nach Wahrheit forſchen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beſte thun.

In Erz und Marmor ſollte dieſer Spruch gegraben, und nie vergeſſen werden, daß ein **Jude** es war, der ihn dachte und ſchrieb.

L'Academie française.

Dieſe Academie hat in der Sitzung vom 27. Auguſt v. J. zwey Gegenſtände vereinigt: Die Preisaustheilung über die aufgegebene Lobrede auf Rollin, und die Aufnahme des berühmten Anatomen Cuvier. Aus der Minerve française erfahren wir, daß die Urſache der Verbindung dieſer Gegenſtände in einer nothgedrungenen Wirthſchaftlichkeit gelegen, weil die Akademie, als geweſene zweite Claſſe des National-Inſtituts, Verringerung ihrer frühern Ausſtattung erlitten hat, weswegen ſie die mäßigen Koſten ihrer öffentlichen Sitzungen nicht gehörig beſtreiten kann. Für die Literatur iſt dieſer Gegenſtand nicht ohne Intereſſe; wir verweilen daher noch etwas dabei. Zwey der ehemaligen vier Academien ſind wieder auf einen guten Fuß geſetzt, nämlich die der Phyſik und Mathematik und die der ſchönen Künſte. Die vorzugsweiſe ſogenannte **Academie** ſieht ſich ſonach in ihrem Einkommen beſchränkt, und in ihrem Wirkungskreiſe in das ſiebenzehnte Jahrhundert zurück verſetzt, wo ſie die Zierpuppe ihres Stifters, des deſpotiſchen Cardinals **Richelieu** war. Daß man damals die moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ausſchloß, war eben ſo natürlich als die Folge, daß eine Verſammlung gelehrter Männer wenig mehr lieferte, als ein angefochtenes Dictionnaire der Sprache, und eine gewaltige Menge Lobreden, unter denen ſich nur Einige auszeichnen.

Iſt es aber noch heutiges Tages rühmlich, oder der rechte Zeitpunkt, dem Reiche des Wiſſens und des Forſchens willkührliche Grenzen abzuſtecken, und in der Literatur, wie in der Kirche, auf ſymboliſche Bücher hinzuweiſen, über welche hinaus kein Gelehrter den Mund aufthun, noch die Feder eintauchen darf, wenn er von Staatswegen Akademiſt zu werden gedenkt? Es ſcheint dieſe Anſicht auf der irrigen Idee zu beruhen, daß die Wiſſenſchaft nur einzig um des Staatswegen da ſey, und blos, um dieſen nützliche, d. h. Procente tragende Dienſte zu leiſten; und daß die ſchönen Künſte blos die Obliegenheit und den Zweck hätten, ihren Beförderern die Zeit angenehm zu vertreiben.

Wer aber tiefer in den geheimen und innigen Zuſammenhang alles deſſen blickt, was irgend zum unabſehbaren Gebiete des Gedankens, des Gefühls und der Fantaſie gehört, der wird ſich nicht ſcheuen, auch der Philoſophie und Politik eine Rolle in Staats-Akademien ſpielen zu laſſen. Ein ſolcher Centralpunkt der Würdigſten kann eher leitend und berichtigend als gefährlich wirken, wenn zu Männern von theoretiſcher Neigung, andere von bewährter Erfahrung geſellet werden. M. Raynouard, (der Verf. des Trauerſpiels: die Tempelherren,) als Secretair der Akademie, beſchloß ſeinen Bericht über die um den Preis werbenden Schriften, mit folgenden Worten, welche zu unſerer Betrachtung paſſend ſcheinen: „Ehemals ſchrieb man mit Freimüthigkeit, um verfaſſungsmäßige Anſtalten zu erlangen; jetzt erfodert der wahre Muth für ihre Vertheidigung und Behauptung zu ſchreiben. Dieſe günſtige Veränderung kann den fruchtbarſten Einfluß auf Literatur und Philoſophie äußern; ſie giebt dem menſchlichen Geiſte in unſerer Nation eine ſichere, gerade, unveränderliche Richtung — (vielleicht um den erregten kriegeriſchen Geiſt der Franzoſen durch den wiſſenſchaftlichen zu dämpfen? Das iſt zu wünſchen.) „Für eine ſolche unſchätzbare Wohlthat können die Wiſſenſchaften ſammt der Philoſophie nicht dankbar genug gegen einen Fürſten ſeyn, der das Verdienſt und den Ruhm gehabt hat, dieſe Anſtalten zu beſtätigen." — Es iſt wohl zu hoffen, daß der wohlwollende und kenntnißreiche König ſeiner Akademie eine rühmlichere Laufbahn öffnen werde. Hat er es doch auch bei der Ecole politechnique bewieſen. Sie wurde erſt aufgehoben. Ein Franzoſe, der der Lütticher Zeitung die Phraſe nachgeſchrieben hatte, „daß dieſe Schule unter der Sichel des Ultraroyalismus gefallen ſey," fiel deshalb gar in gerichtliche Verantwortung. Doch ſtellte ſie der größer als das Gericht denkende König nochmals wieder her.

Kleine literariſche Anzeigen.

Unter dem Titel: „der Bardenhain für Deutſchlands edle Söhne und Töchter" gab Herr Theodor Heinſius ſchon 1808 eine Blumenleſe aus den beſten Dichtern und etlichen Proſaiſten heraus, wovon in dieſem Jahre die dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage des erſten Theils erſchienen iſt. Er hat es zu einem Schul- und Familienbuche und zur Erweckung und Bildung zweier verwandter Kräfte, der Gefühle des ſittlich Guten und des ſittlich Schönen beſtimmt, um das innere Leben des Menſchen für ein ſittlich-ſchönes Denken und Wirken aufzuregen. Dieſe Sammlung unterſcheidet ſich von mehrern ähnlichen nicht unvortheilhaft dadurch, daß die meiſten Dichtungen mit einer Einleitung und mit erklärenden Anmerkungen begleitet ſind, welche über die Verfaſſer der Gedichte kürze biographiſche Notizen mittheilen, und ſchwerere Stellen, theils grammatiſch, theils hiſtoriſch und äſthetiſch erläutern. In dieſer Rückſicht finden wir die Sammlung einer Empfehlung werth. Auch thut die politiſche Abſicht, die der Herausgeber bei der erſten Ausgabe mit im Auge hatte, nämlich der gebildeten Jugend Nahrung für Vaterlandsliebe und Freiheit zu liefern, dem Werthe keinen Eintrag. Die Auswahl der Autoren und der Stücke hält ſich ganz in den Gränzen jener erlaubten, ja von der Pflicht gebotenen, Vaterlands- und Freiheitsliebe, ohne welche wir das Bonapartiſche Joch nicht gebrochen haben würden; und ohne welche weder ein Volk edel, noch ein Regent würdig daſtehen kann.

Für Reiſende und Kaufleute

iſt jetzt ein „Allgemeines Poſt-Reiſebuch und vollſtändiger Meilenzeiger von Europa" von dem königl. Pr. Poſt-Amts-Calculator Siegmeyer zu Berlin herausgegeben worden. Nach des Hrn. Prof. Steins Urtheil iſt dieſes Werk ſehr zweckmäßig eingerichtet, und befriedigt ein längſt gefühltes Bedürfniß; auch ſollen viele officielle Mittheilungen zum Grunde liegen. Man findet hier 5071 Poſtrouten, auf denen man unſer Europa von einem Ende zum andern in den mannichfachſten Richtungen durchſchneiden kann; das Nachſchlagen iſt durch ein ſorgfältiges Regiſter erleichtert. Am Schluſſe iſt noch ein alphabetiſches Verzeichniß der bekannteſten Bäder und Geſundbrunnen von Europa, und eine Ueberſicht der gegenſeitigen Verhältniſſe aller europäiſchen Meilen und Münzen mitgetheilt. Bei jedem Lande giebt eine kurze Einleitung in deutſcher und zugleich in franzöſiſcher Sprache Nachricht von den Stationspreiſen, ordinären Poſten u. ſ. w.

Es möchte wohl nicht fehlen, daß bei einem Werke dieſer Art und bei der Menge Zahlen, auch einige Irrthümer und Druckfehler mit unter laufen, auf deren Berichtigung der Verf. Bedacht zu nehmen nicht vergeſſen wird. Es iſt auf ſchön Papier, gr. 8. gedruckt, der Preiß 5 Thaler.

Ueber Kunſt und Alterthum
iſt von Goethe des zweiten Bandes erſtes Heft erſchienen, das alle Kunſt- und Alterthums-Freunde erfreuen, aber nicht das Verlangen derer befriedigen kann, die der Fortſetzung der Fragmente aus Goethe's Leben längſt entgegen geſehen. Der erſte Aufſatz dieſes Heftes enthält ſinnreiche Gedanken über die berühmte Myrons-Kuh, und giebt Andeutungen über die Scheidelinie zwiſchen der Darſtellung gemeiner Natürlichkeit, und jener höhern Kunſt, die den harmoniſchen Effect beabſichtigt, welcher Seele und Geiſt des Beſchauers auf einen Punct concentrirt.

Von dem übrigen Inhalte darf und muß unſer Blatt ſich folgendes aneignen. Schubart in der Schrift zur Beurtheilung Goethe's hatte dieſen zu den unbedingten Verehrern der Alten mit einer Art von Mißbilligung gezählt. G. äußert dagegen unter andern folgendes, was Beachtung verdient: „Laſſen wir Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren, und ſagen im Allgemeinen: jedes künſtleriſch hervorgebrachte verſetzt uns in die Stimmung, in welcher ſich der Verfaſſer befand. War ſie heiter und leicht, ſo werden wir uns frey fühlen; war ſie beſchränkt, ſorglich und bedenklich, ſo zieht ſie uns gleichmäßig in die Enge. — Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das iſt es was uns entzückt, und wenn wir nun behaupten, dieſes alles finden wir in den ächt griechiſchen Werken, uud zwar geleiſtet am edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt, mit ſicherer und vollendeter Ausführung, ſo wird man uns verſtehn, wenn wir immer von dort ausgehn, und immer dort hinweiſen. Jeder ſey auf ſeine Art ein Grieche! Aber er ſey's. — Eben ſo iſt es mit dem ſchriftſtelleriſchen Verdienſt. Das Faßliche wird uns immer zuerſt ergreifen, nnd vollkommen befriedigen; ja, wenn wir die Werke eines und deſſelben Dichters vornehmen, ſo finden wir manche, die auf eine gewiſſe peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachſen war, wie freye Naturerzeugniſſe hervortreten. Und ſo iſt unſer wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit verſagt ſey, das ſchönſte Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben iſt, es vollkommen würdig zu entwickeln.“

Ueber das Schulweſen in dem Kunſt- und Alterthumsliebenden Italien.

Wer nach Italien reiſet, ſcheint ſich meiſtens einen ſorgloſen Genuß der lachenden Eindrücke jenes Landes zum Ziel geſetzt zu haben, und mehr an der durch die Fantaſie verſchönerten Vergangenheit, als an dem Zuſtande der gegenwärtigen Welt Theil nehmen zu wollen. Es wird daher den meiſten unſerer Leſer ſo neu als intereſſant ſeyn, etwas von dem troſtloſen Zuſtande der Volkserziehung in dem geſegneſten Lande zu erfahren. Die Schilderung iſt um ſo glaubhafter, weil ſie aus guten Quellen kommt. Die Bibliotheque universelle zeigt nämlich (Tom. IX). etliche von Neſti, Serriſtori, Tartini-Salvatici und Ridolfi herausgegebene Denkſchrift an: „über die Nothwendigkeit, die Bel- und Lancaſterſche Methode in den Elementarſchulen von Toscana einzuführen“ an, welche mit Bewilligung der Regierung gedruckt ſind, alſo um ſo eher auch eine Wirkung verhoffen laſſen. Da wir kürzlich von der löblichen Sorge für das Schulweſen in Deutſchland Nachricht gegeben haben, ſo möge das folgende zur Vergleichung dienen. Serriſtori verſichert, wenn man nicht bald den öffentlichen Unterricht von Toſkana von Grund aus verbeſſerte, ſo würde das Attica von Italien bald ſein Böotien werden. Und dieſes Toscana iſt noch das policirteſte Land von Italien; wenigſtens haben deſſen Bewohner nicht jenen Character von Rohheit, der den Bewohner der Halbinſel ſo oft entſtellt, und mit der Sanftheit ſeiner Sprache, wie mit der Schönheit ſeines Himmels, ſo widrig contraſtirt. Vor des Grosherzogs Leopold Regierung gab es in dieſem Staate faſt keine einzige Armenſchule. Er verordnete zuerſt, daß jede Gemeinde eine Elementarſchule auf ihre Koſten unterhalten ſollte. Aber Trägheit, Vorurtheile u. ſ. w. verſtümmelten die Ausführung. Man rechnet jetzt auf ſiebenhundert funfzig tauſend Menſchen, alſo etwa drei Viertheile der Volksmenge von Toscana, die weder leſen, noch ſchreiben und rechnen können. Hiernach zu urtheilen, würden in dieſem Italien, das ſich zuerſt aus der Finſterniß des Mittelalters hervorhob und das Licht der Wiſſenſchaften in Europa zu verbreiten anfing, ſich vielleicht 10 bis 12 Millionen Individuen befinden, die nicht einmal ihren Namen leſen, geſchweige ſchreiben können. Nach einer Nachricht in dem Journal: il Conciliatore zählt man zu Mailand 1200 Zöglinge in 18 Normalſchulen, auf eine Bevölkerung von 120,000 Seelen, welches ohngefähr 2/5 der Schulfähigen Kinder beträgt, während in Florenz nur 1/4 der Zahl vorhanden iſt, die man da finden ſollte. Die niedern Schulen in Florenz koſten jährlich ohngefähr 4800 Franken, welche von etwa 500 Kindern beſucht werden, da deren doch an 2000 vorhanden ſind, die dorthin gehören. Auf dem Lande ſteht es noch ſchlimmer, und vorzüglich um das arme weibliche Geſchlecht. Die Verfaſſer der Denkſchriften haben die ökonomiſchen und moraliſchen Vorzüge der Lancaſterſchen Methode mit vieler Stärke angeprieſen. In Piemont hat der Prinz von Carignan und der Marquis von Brême dergl. auch ſchon angelegt. Sie hat in der That, was man auch gegen ſie in höherer intellectueller Beziehung erinnern mag, etwas anſprechendes für die menſchliche Natur, woraus ſich dann ihre ſchnelle und weite Verbreitung erklären läßt. Beſonders möchte ſie ſich gerade für ſolche verwahrloßte Länder beim Mangel hinreichender Fonds, am erſten eignen. Der Recenſent in der Bibl univ. macht hierbei auf die Thatſachen aufmerkſam, daß man in England bemerkt habe, daß 3/4 der wegen Verbrechen Verhafteten nicht leſen und ſchreiben konnten, daß Schottland, wo Alles Unterricht empfängt, das ruhigſte Land ſey, während ſich in Irland Unruhen und Verbrechen ablöſen. Hier kömmt auf 1729 Individuen ein Verbrecher; in Schottland erſt auf 20,279 Einer. —

„Kann man denn, fährt der Rec. fort, anhören
„ohne zu ſeufzen, daß ſich immer Geld findet, wenn
„es darauf ankömmt, in der Erde zu wühlen, um
„Bronzen, und Trümmern alter Denkmäler zu ent-
„decken, um ſich mit Büſten von Todten zu umge-
„ben, während man mit Lebenden umringt iſt, die
„in der tiefſten Unwiſſenheit ſtecken. — Man muß
„es wiederholen, daß binnen hier und 30 Jahren
„die Regierungen allein vor dem Richter aller Rich-
„ter für die Uebel verantwortlich ſeyn werden, die
„ihren Grund in Unwiſſenheit, Rohheit und Müſ-
„ſiggang haben. Mit Hülfe der neuen Methode
„könnte man bis dahin den größten Theil des Volks
„regeneriren, es nicht blos mit dem Elementarunter-
„richt verſehen, ſondern ihm dabei zugleich Gewöh-
„nung an Ordnung, Arbeit, Moral, Religion bei-
„bringen, und ihm Liebe für Geſez und Regiment
„einflößen."

(Das iſt gewiß der Beherzigung werth, zumal wenn man bemerkt, daß die Fortſchritte in der Bildung der höhern Claſſen, die bedenkliche Kluft zwiſchen ihnen und dem Volke immer mehr vergrößern werden, wenn dieſes nicht auch einige Stufen weiter herangeführt wird. Mit aller Achtung für Kunſt und Alterthum kann man ſich doch nicht verbergen, daß gerade mehrere warme Liebhaber deſſelben, todt und kalt wie ihre bewunderten Marmorblöcke für Bildung und Wohlſeyn der Lebenden ſind. Ihrem äſthetiſchen Sinne eckelt die gemeine Natur, und das Gefühl der Geiſtesvorzüge führt bei manchem Antikenſammler einen egoiſtiſchen Stolz herbey, der ſich nicht blos von der Menge zurückzieht, ſondern welcher auch die abſtößt, auf die man durch freundliche Mittheilung nützlich wirken könnte. Darum wollen wir über die Verzierungen des Lebens der Glücklichen das Fundament des Lebens Aller nicht vergeſſen, und nicht blos der Kunſt huldigen, wenn uns die Menſchheit in Anſpruch nimmt.)

Notizen.

Die **Landwirthſchaftliche Zeitung von Schnee** lehnt ſich gegen die unmäßige Vergrößerung veredelter Schafereyen auf, und zeigt den nachtheiligen Einfluß bey Fruchtmangel und Theurung. — Nach **Demian's ſtatiſtiſcher Darſtellung der Preuſiſchen Monarchie** lebten in den Jahren 1798 — 1804 in Preuſſen 9 Millionen 822000 Menſchen und 9 Millionen 500000 Schafe; nach **Petri (das Ganze der Schaafzucht)**, zählt **Oeſtreich** 13 Millionen Schaafe, und es ſey zu vermuthen, daß in 12 bis 15 Jahren dieſe Anzahl ſich verdoppeln werde, indem Ungarn allein 8 bis 9 Millionen davon ernähren könne. Deutſchlands Volksmenge kann man zu 30 Millionen annehmen, und die Zahl der Schafe eben ſo hoch, unter welchen letztern ſich höchſt wahrſcheinlich mehr als 10 Millionen veredelte und Merino's befinden. Dieſe letztern allein verzehren jährlich 10 Millionen Berliner Scheffel Korn, mit welchen **vier Millionen Menſchen** drei Monate lang erhalten werden könnten, das iſt, ſo lange als auch der furchtbarſte Fruchtmangel nicht zu dauern pflegt. Mit der Maſſe Körner folglich, welche die Schäfereyen aufzehren, könnte man den ſiebenten oder achten Theil der ganzen Bevölkerung von Deutſchland gegen den Hungertod ſchützen. —

— Aus derſelben Zeitung lernen wir, daß die vortreffliche **Hagel-Aſſecuranz zu Köthen**, ſich immer weiter ausbreitet. Im Jahr 1818 war die Zahl der Mitglieder ſchon auf 1445 geſtiegen und die verſicherte Summe betrug weit über vier Millionen Thaler. Wer hinzu treten will, muß ſich vor Ablauf des Märzes melden. —

Literariſches Wochenblatt

von August v. Kotzebue.

3r Band. No. 38. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Nachricht

die Fortſetzung des literariſchen Wochenblatts betreffend.

Dieſer dritte Band wird größtentheils mit dem vorgearbeiteten Manuſcripte des ſeel. Herrn Staatsraths von Kotzebue, zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Familie, ohne alle Unterbrechung ausgedruckt werden.

Eine Zeitſchrift, wie dieſes literariſche Wochenblatt, deſſen Idee ſo ſehr angeſprochen hat, und welches ſich ſeit ſeiner Gründung eines ſo ausgezeichneten Beifalls und Vertriebs zu erfreuen hatte, konnten wir unmöglich ganz aufhören laſſen; um ſo weniger, da ſogleich nach Kotzebue's Tode dringende Aufforderungen zur Fortſetzung aus allen Gegenden Deutſchlands eingingen.

Es iſt uns gelungen, eine kleine Anzahl der geiſtreichſten Schriftſteller Deutſchlands, welche das Publikum zu ſeinen Lieblingen zählt, zu dieſem Zwecke zu gewinnen; und ſo wird denn die neue Folge unter dem Titel:

Neues literariſches Wochenblatt,
Erſter Band,

ſogleich in der gewohnten Ordnung fortgehen. — Für diejenigen, welche ihre Bändefolge nicht zu ſtören wünſchen, wird noch ein zweiter Titel beygegeben, nämlich derjenige:

Literariſches Wochenblatt,
Vierter Band.

Der Preiß und die äußere Einrichtung werden dieſelben bleiben.

„Rede wahr, ſcheue Niemand"

wird unſer Motto bleiben; aber ſeine Anwendung ſoll weder das Heilige läſtern, noch das Zarte verletzen, noch Geſetz und Ordnung untergraben.

Buchhändler, welche eine ſchnelle Anzeige ihrer für den Zweck dieſes Blattes ſich eignenden, Werke wünſchen, erſuchen wir, ein Exemplar auf dem Wege des Buchhandels über Leipzig zu überſenden.

Dieſes und alle außer dem mercantiliſchen Bereich liegende Briefe und Sachen, erbitten wir unter der Addreſſe

An die Redaction des literariſchen Wochenblatts in Weimar.

Weimar, den 29. April 1819.

Gebrüder Hoffmann,
Hof-Buchhändler.

Ausgegeben den 29. April.

Die Ozeane.

Wir haben ein vortreffliches Werk anzuzeigen, welches der berühmte Welt-Umſegler Kruſenſtern unter dem Titel: Beiträge zur Hydrographie der größern Ozeane, als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreiſes nach Mercator's Projection, herausgegeben hat. Es iſt dem Reichskanzler, Grafen Romanzoff, dedicirt, von dem der Verfaſſer am Schluſſe ſeines Werkes mit Recht ſagt: es ſei zwar nicht auffallend, Männer aus den vornehmſten Ständen, ſelbſt Fürſten, den Wiſſenſchaften ergeben zu ſehen, aber gewiß iſt es ſelten, daß ein Mann, der ſein ganzes Leben bei Hofe und in der diplomatiſchen Laufbahn zugebracht und die höchſte Würde im Reiche erlangt hatte, im hohen Alter die Bürde der Staatsgeſchäfte niederlegt, die ihm gewordene Muße nicht, wie ſo Manche, als eine neue Bürde betrachtet, ſondern ſie und ſein großes Vermögen mit jugendlicher Liebe und Thätigkeit den Wiſſenſchaften widmet und dieſe auf die mannichfaltigſte, liberalſte Weiſe unterſtützt. Die letzte, von ihm ausgerüſtete Entdeckungsreiſe nennt der Verfaſſer eine ſeltene Erſcheinung. Wir mögten ſie einzig nennen, denn wenn gleich, im erſten Jahrhundert nach Magellan's Reiſe, ſchon manche reiche Privatleute auf ihre Koſten Schiffe ausgerüſtet haben, ſo war doch der Zweck nicht ſo edel, und meiſtens nur Eigennutz die Triebfeder.

Kruſenſtern (deſſen Vornahmen auf dem Titel durch A. J. bezeichnet iſt, es muß aber A. J. heißen, Adam Johann) zeigt ſich in dieſem Werke nicht allein als einen gelehrten und gründlichen, ſondern auch redlichen und beſcheidenen Schriftſteller, und er hat bei jeder Gelegenheit dem Ganzen das Gepräge ſeines liebenswürdigen Characters aufgedrückt. Dankbar erkennt er die Unterſtützung, die er in England von den Hydrographen Hurd und Horsburgh, von dem berühmten Rennel, dem Capitain Burney und dem ſpaniſchen Cardinal Eſpinoſa genoſſen. Was Rennel in der Geographie von Indien und Africa geleiſtet, ſein treffliche Commentar des Herodot, und ſein neueſtes Werk über Xenophon ſind bekannt genug, weniger ſeine Verdienſte um die Nautik, und beſonders um das ſchwierige Problem der Strömungen. Er war es, der zuerſt den Seefahrer die Strömung in der Nähe des Vorgebürgs der guten Hoffnung kennen und ſie benutzen lehrte, um das ſtürmiſche Kap in weit kürzerer Zeit als vormals zu umſchiffen. Er war es, der die Strömung in der Nähe des Einganges des engliſchen und des Briſtel-Canals entdeckte, wo nicht ſelten Schiffe verunglückten, und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Kriegsſchiff von 100 Kanonen ſcheiterte. Er war es, der zuerſt auf eine Strömung in dem Kanal von Dover aufmerkſam machte, welche gleichfalls den Verluſt vieler Schiffe verurſachte. Jetzt, ein Greis von 75 Jahren, beſchäftigt er ſich mit den Aequatorial-Strömungen und unterſucht mit beiſpielloſem Fleiße jedes Schiffs-Journal.

Burney iſt einer von den wenigen, noch lebenden Gefährten des großen Cook und Verfaſſer eines ausführlichen Werkes über die Entdeckungen im Südmeer, jetzt auch ſchon 72 Jahr alt und erſt Capitain, von halbem Solde und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lebend (!) —

Eines der wichtigſten Inſtrumente für den Seefahrer iſt das Marine-Barometer. K. ſelbſt hat in der Nähe des Cap Horn und im ochotzkiſchen Meere, alſo in zwei ſehr entgegengeſetzten Regionen, ein ganz gleiches Phänomen wahrgenommen, nemlich ein plötzliches Fallen des Barometers ohne Veränderung der Witterung. Oft iſt dieſes Fallen der Vorbote eines heftigen Sturmes, eine Warnung, die einſt dem Capitain Horsburgh und ſpäter dem Verfaſſer ſelbſt ſein Schiff erhielt, während ein portugieſiſches Schiff, aus Mangel dieſes Verkünders, vom Typhon überraſcht wurde und unterging. —

Auf Kruſenſterns trefflicher Charte findet man, bei Bezeichnung der Baffinsbey, neben dem Nahmen Baffin auch den von Bylot, dem Capitain des Schiffes, auf welchem die Entdeckung gemacht wurde; denn Baffin war nur Steuermann, und, ſo geſchickt er auch ſeyn mochte, ſo hat doch K. mit Recht es undankbar gefunden, daß Bylot ganz vergeſſen werden ſollte. —

Unwiſſende Schiffer haben behauptet, bis zum 84ſten und 85ſten Grade der Breite gekommen zu ſeyn; K. hingegen verſichert, es ſey keinem Seefahrer gelungen, den 81ſten Grad zu erreichen, ſelbſt nicht dem unternehmenden Hudſon; die äußerſte, von Lord Mulgrave erreichte Grenze der nördlichen Schiffahrt, ſei 80 Grad 40 Minuten. Aber ſeit Entfernung des Eiſes von der Oſtküſte Grönlands habe man dem Pole um vieles ſich nähern dürfen, ſo wie denn 1817 das Schiff Neptun bis 83 Grad 20 Minuten gekommen.

Im indiſchen Oceane iſt ſeit 20 Jahren die Inſel Poolo Pinang, auch Prinz von Wallis Eyland genannt, für die Engländer ſehr wichtig geworden. Sie liegt, am Eingange der Straße Malacca, der Küſte von Jurda gegenüber. Ein engliſcher Officier, Capitain Light, heyrathete die Tochter des Königs von Jurda, bekam dieſe Inſel als Mitgabe, verkaufte ſie der oſtindiſchen Compagnie, und jetzt iſt ſie, wegen ihres ſchönen Hafens, trefflichen Schiffsbauholzes und vielen Pfeffers, eine der wichtigſten Beſitzungen der Engländer in Indien. 1798, als K. die Inſel beſuchte, war noch Alles im Beginnen, jetzt ſoll die Colonie in dem blühendſten Zuſtande ſeyn, und der ſonſt ſo berühmte Handelsort **Malacca** hat durch eine kleine Inſel, deren Exiſtenz man kaum wußte, (und durch die abentheuerliche Heyrath eines engliſchen Officiers), ſeine ganze Wichtigkeit verlohren. —

In dem Artikel **Neu-Caledonien mit den in der Nähe liegenden Inſeln und Gefahren**, heißt es: „Capitain **Flinders** glaubt mit vieler Gewißheit, daß in dieſem gefährlichen Meere **La-Peyrouſe** mit ſeinen Schiffen geſcheitert ſey. Um ſo wahrſcheinlicher wird dieſe Muthmaßung, da wir wiſſen, daß es zu ſeinem Plane gehörte, die Weſtküſte von Neu-Caledonien zu unterſuchen. Er verlohr alſo ſeine Schiffe entweder an dieſer Küſte oder auf dem Wege dahin. Auf dem **Wrak-Riff** wurde das Stück eines Steuers gefunden, das, den Dimenſionen zu Folge, einem Schiffe von ungefähr 400 Tonnen Größe mußte zugehört haben, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß noch Reſte des **Aſtrolabes** und der **Bouſſole**, (ſo hießen **La-Peyrouſe's** Schiffe) entweder auf den im Korallen-Meere zerſtreuten Felſen, oder an der Küſte von Neuſüdwallis gefunden werden.“ —

Da wo K. von den **Marqueſas-Inſeln** redet, ſagt er: „die Amerikaner haben das Recht ihrer Entdeckung auf dieſe Inſeln geltend zu machen geſucht, und von der Inſel **Nukahiwa** während ihres letzten Krieges mit den Engländern Beſitz genommen. In einem von dem Eroberer geſchriebenen Buche, kann man eine ausführliche Relation von allen, den Nukahiwern gelieferten, Schlachten leſen, welche mit vielem Muthe ihre Unabhängigkeit vertheidigt haben. Ob der Werth dieſer Inſel den vielen Opfern, welche die Eroberung gekoſtet, entſprechen wird, iſt nicht wahrſcheinlich. Ein ungeſtörter Beſitz läßt ſich nur dann erlangen, wenn nicht nur die Einwohner der Inſel **Nukahiwa**, ſondern auch die der benachbarten Inſeln ausgerottet werden, und eine ſolche Barbarey möchte ſich wohl keine, weder europäiſche noch außereuropäiſche Nation zu Schulden kommen laſſen.“ (Hier ſagt K. eine viel zu gute Meynung von den Menſchen.)

Der Verfaſſer des oben erwähnten Buches gibt ſich viele Mühe, die **Nukahiwer** gegen den Vorwurf der Menſchenfreſſerey zu rechtfertigen, allein K. nimmt von dem, was er in ſeiner Reiſe erzählt, nichts zurück. Zwar habe weder er ſelbſt noch irgend einer ſeiner Gefährten das gräßliche Mahl halten ſehen, allein es treffe zu vieles zuſammen, was ſeinen Glauben zur Gewißheit erhebe. Vermuthlich, ſagt er, waren die Amerikaner zu ſehr mit ihren militairiſchen Operationen beſchäftigt geweſen, um über dieſen Punct ſich, wie er, überzeugende Beweiſe zu verſchaffen. —

Es giebt eine alte Sage, von einem im Norden des Fluſſes **Kolyma** befindlichen Lande, von welchem der berühmte **Pallas** glaubte, es müſſe mit dem feſten Lande von Amerika zuſammenhängen. Es ſoll 1761 wirklich geſehen, und die Entdeckung durch zwei, zu der Expedition von **Billings** gehörige Perſonen beſtätigt worden ſeyn. Jetzt hat der Graf **Romanzoff** dem, zum Gouverneur von Kamtſchatka ernannten, und unlängſt abgereiſten, Capitain **Rikord**, eine Summe Geldes mitgegeben, um ſolche Dinge anzukaufen, auf welche die **Tzſchuktſchen** und dort angeſiedelten Coſacken einen beſondern Werth ſetzen, die ſie aber nur um hohe Preiſe von den Agenten der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie erhandeln können. Dieſe Koſtbarkeiten ſollen als Prämien ausgeboten werden, für ſolche, die es wagen wollen, die gefährliche Reiſe über das Eis auf Schneeſchuhen zu machen, um das vermuthete Land aufzuſuchen. —

Wir liefern den Schluß dieſes reichhaltigen Werkes mit den eigenen Worten des Verfaſſers:

„Ich kann nicht umhin noch einige Worte über die Expedition des Capitain **Billings** zu ſagen, aus welcher man ſehen wird, wie weit dieſe der Expedition des Lieutenant Kotzebue nachſtehet. Die zu derſelben angewandten Mittel und die errungenen Reſultate beider ſind zu auffallend verſchieden, als daß ſie nicht in den Annalen der ruſſiſchen Seefahrten verdienten, beſonders ausgezeichnet zu werden. Die Expedition des Capitain Billings hat dem Reiche Millionen an Geld gekoſtet, und Tauſende von Menſchen elend gemacht, denn da die Schiffe der Expedition in Ochotzk gebaut wurden, wo außer Bauholz nichts zu haben iſt, wo alles, was zum Bau und zur Ausrüſtung nothwendig war, von dem Anker bis zum kleinſten Nagel, und vom Taue bis zum Zwirn zum Nähen der Segel, auf Pferde geladen und dahin geſchafft werden mußte, denn fahrbare Wege giebt es zwiſchen Irkutzk und Ochotzk nicht, ſo litten die Jakuten, welche den Transport betreiben mußten, unendlich viel. Man erwartete von dieſer Expedition folgendes:

1) Eine genaue Beſtimmung der Länge und Breite der Mündung des Fluſſes Kolyma; 2) eine Unterſuchung der Küſten des Eismeeres öſtlich vom Kolyma; 3) eine Unterſuchung der Behringsſtraße, entweder von Norden, wenn die Fahrt durch das Eismeer gelingen ſollte, widrigenfalls von Süden aus; 4) eine Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika, worunter natürlich diejenigen Gegenden verſtanden wurden, die Cook ununterſucht gelaſſen hatte; 5) das Aufſuchen einer Inſel in Süden und Oſten von Kamtſchatka zwiſchen dem 40. und 50. Gr. der Breite, deren Exiſtenz von mehrern Seefahrern vermuthet worden war; 6) die Aufnahme der Kurilen und Aleuten, und 7) die Unterſuchung der Küſten von Japan und Corea. Jetzt wollen wir ſehen, wie viel von dieſem während der acht Jahre, daß die Expedition dauerte, erfüllt wurde. Ich habe ſchon Gelegenheit gehabt, von dem Erfolge der Fahrt längs der Küſte des Eismeers nach der Behringsſtraße, zu ſprechen, ſo wie ich auch bereits bemerkt habe, daß die Lage der Mündung des Kolyma-Fluſſes nicht beſtimmt ward. Die Unterſuchung der Behringsſtraße unterblieb, denn kaum war Billings dort angekommen und ſchickte ſich zu dieſer Fahrt an, als ihm die dort wohnenden Tſchuktſchen erzählten: man könne des Eiſes wegen nicht weit kommen; mit dieſem Berichte begnügte ſich Billings, und trat ſogleich ſeine Rückreiſe von dort zu Lande an. Zur Aufnahme der Küſten von Japan und Corea wurde nicht einmal der Verſuch gemacht. Die Unterſuchung der Kurilen beſchränkte ſich darauf, daß man im Nebel ein paar Inſeln ſah, deren Breite man jedoch ſo glücklich war, zu beſtimmen. Die Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika fand gar nicht ſtatt. Billings ankerte in Prince Williams Sound, und von dort, ohne ſich dem Lande zu nähern und ohne einiges andere Land geſehen zu haben, als in großer Entfernung die Südſpitze der Inſel Kayns, trat er ſeine Rückreiſe nach Kamtſchatka an. Das Aufſuchen der Inſel in Südoſt von Kamtſchatka unterblieb auch. Die Unterſuchung der Aleutiſchen Inſeln, der Inſel Unalaſchka, ſo wie die Aufnahme der Tatariſchen Küſte von Ochozk bis zu den Schantar-Inſeln, ſind die einzigen Früchte dieſer Expedition, und dieſe haben wir blos dem Capitain Sarytſcheff zu verdanken. Unmöglich kann man einem andern als dem Capitain Billings die Schuld beimeſſen, daß während der achtjährigen Reiſe auch nicht die Länge eines einzigen Orts aſtronomiſch beſtimmt worden iſt, ob es gleich an Chronometern und aſtronomiſchen Inſtrumenten nicht fehlte. Wie war es aber auch möglich, von Billings viel zu erwarten. Er hatte die dritte Reiſe des Capitain Cook als Aufwärter des Aſtronomen Bailey mitgemacht, und in dieſer Eigenſchaft konnte er ſich wohl nicht die Kenntniſſe erwerben, die zur Führung einer Entdeckungsreiſe erforderlich ſind. Schon die Idee, die zwei Schiffe in Ochozk bauen zu laſſen und auf 10000 Werſte alles herbei zu ſchaffen, beweißt, daß Billings kein Seemann war. Wäre es nicht viel natürlicher geweſen, die Schiffe von Kronſtadt nach den zu befahrenden Gewäſſern zu führen. Wenn man das Journal von Sarytſcheff lieſt, ſo wird man verleitet zu glauben, daß der Hauptzweck von Billings Landreiſe nach dem Kolyma und ſeiner Fahrt nach Prince Williams Sound geweſen ſei, die an dieſen Orten zu erhaltenden Gnadenbezeugungen der Kaiſerin zu erlangen,*) denn kaum hatte er ſein Avancement proclamirt, ſo begab er ſich weg. Wenn die Führung dieſer Expedition keinem andern anvertraut werden ſollte, als einem der Cooks dritte Reiſe mitgemacht hatte, ſo iſt es zu bedauern, daß die Wahl nicht auf den Korporal Ledyard fiel, welcher gewiß ein eben ſo guter Seemann war, als Billings, und an Unternehmungsgeiſt und Ausdauer ihn weit übertraf.

Ausbeute, und leider! auch Schlacken aus Journalen.

Auf dem Boden unſerer Literatur tummeln ſich eine Menge Journale herum, die wir den Irrlichtern vergleichen möchten. Einige davon laſſen wohl von Zeit zu Zeit, wie die in Goethe's Märchen, (Bd. XII) Goldſtücke fallen, die von ſchönen grünen Schlangen, d. h. von unſern gelehrten Frauen, fleißig aufgeſpeißt werden. Kein Wunder, wenn ſie hernach in den Theezirkeln und bei den Morgenviſiten ſo allerliebſt leuchten. Manche Journale aber nähern ſich mehr der Natur der wahren Irrlichter, und führen treuherzige Leſer in die Sümpfe. Dort läßt ſich dann und wann ein literariſcher Tollpatſch mit Seiltänzerkünſten ſehen, und tappt mit Elephantenfüßen ſo derb in den Koth, daß er ſich und die Umſtehenden beſprützt. Unſer Blatt, das ſeine Leſer von Zeit zu Zeit von den weniger allgemein bekannten Journalen in Kenntniß zu ſetzen pflegt, ſoll jetzt Einiges mittheilen, was ſich in den neuern, vor uns liegenden Heften darbietet. Laſſen Sie uns mit der Iſis, dem Journal eines gelehrten Profeſſors anfangen. Man hat doch bisher die ehrende Meinung von einem öffentlichen Lehrer auf hohen Schulen gehabt, daß er ſeiner Wiſſenſchaft und ihrem Vortrage den vollen Werth durch ſeine Sitten, durch Klugheit und Anſtand im Betragen zu geben verſtehe; daß er den Jünglingen ein Vorbild in Lehren und Leben zugleich ſeyn ſolle? Man ſollte ferner glauben, daß die Lage der Dinge und der Ruf der Academie Behutſamkeit zur Pflicht mache. Wollen Sie nun eine auffallende Widerlegung, eine Ausnahme ohne Gleichen, kennen lernen, ſo leſen Sie, um Anderes zu geſchweigen, was Herr Hofrath Oken im 2ten Hefte der Iſis über Stourdzas Denkſchrift niedergeſchrieben, oder durch die Aufnahme gebilligt hat. „Ein ſolcher Menſch ſoll literariſch zu Deutſchland hinaus geſtäupt werden.“ (Wollen ſich denn Literatoren mit dem Staupbeſen abgeben?) „Solche unwiſſende Burſche ſoll man „am Ohrlappen kriegen. — Necken, „ſchuppen, zwicken, nöthigenfalls auch „treten muß man ſie.“ — (Wenn das ein Hofrath, ein Profeſſor ſagt: was ſollen die Studenten thun? Uns dünkt ein ſolches Betragen gehöre weniger für die Gerichte als für eine Correctionspolizei. Es compromittirt eine wegen ihrer Liberalität geachtete Regierung, es zieht einer Academie unverdienten Unwillen Auswärtiger zu, indem es Uebelwollende zu benutzen wiſſen; und ſo ſchadet ein Mann der guten Sache, die er zu ſchützen nicht unternehmen ſollte, weil er nur ſeine Ungeſchicklichkeit dazu documentirt. Hr. v. Stourdza kann ſich in manchem Stücke ſehr geirrt; er kann vom Einzelnen aufs Ganze viel zu raſch geſchloſſen; er kann Alles zu ſchwarz geſehen, ja er kann recht geſehen, aber die tiefern Hauptquellen deutſcher Gebrechen, vielleicht auch manche Fehler von Oben, überſehen haben. Darum ſollten die bekannten Verhältniſſe bei ſeiner Schrift, der vorliegende Mangel eines böſen Willens ihm bei allen ehrliebenden Deutſchen das Schutzwort reden. Pöbelhafte Grobheit entehrt ja uns; nicht ihn. Eine ſo ſtößige Iſis ſollte daher auch die Kuhhörner auf dem Holzſchnitte beibehalten womit ſie uns Herodot beſchrieben hat. Dieſe Okeniſche Göttin iſt auf dem Hefte viel zu männlich abgebildet) –

---

*) Billings avancirte während ſeiner Reiſe, d. i. in acht Jahren [illegible], vom Lieutenant bis zum Commodore. Den gewöhnlichen Dienſtjahren nach ſind bei der ruſſiſchen Marine zu dieſem Avancement wenigſtens 25 bis 30 Jahre nöthig.

Hesperus. Im zweiten Hefte von d. J. finden wir den neueſten Aufſchluß über Moskaus Verbrennung. Der Brand dauerte vom 2. Sept. Nachmittags, wo der große Napoleon ohne allen Ehrenempfang eingerückt war, ſechs Tage ununterbrochen, nachher ſporadiſch in einzelnen Quartieren bis zum 10. October fort, wo die Franzoſen ſich entfernten. (Das war wohl die einzige unbefohlne Illumination für dieſe Gäſte!) Die Zahl großer und kleiner durch den Brand zerſtörter Gebäude beläuft ſich zwiſchen 35. — 40,000. Die Univerſitäts-Bibliothek, ſammt den aſtronomiſchen Inſtrumenten, das reiche Muſeum, eine ſchöne Bibliothek des Grafen Butturlin ward ein Raub dieſes wogenden Flammenmeeres. Was nun den Urſprung des Brandes anlangt, ſo wird eine beabſichtigte Anzündung von Moskau aus Gründen geläugnet. Den eignen Landſitz an der Heerſtraße ließ der Graf Roſtopſchin niederbrennen, und durch einen Anſchlag an einem Pfahle dem Napoleon anzeigen, daß er es aus Haß und Hohn gegen ihn gethan habe. Aber dies war eine Privathandlung des Patriotiſchen Enthuſiasmus, außer aller Beziehung zu dem Dienſtverfahren des Grafen. Eben ſo ungegründet ſoll andrer Seits der den Franzoſen gemachte Vorwurf einer abſichtlichen Brandſtiftung ſeyn. Es geſchah vielmehr zur Rettung alles, was beim Mangel an Waſſer und Spritzen in ſolchem Tumult möglich war. Die erſten wahren Urſachen haben in zufällig zuſammenwirkenden Umſtänden gelegen. Dabei wird der Kenner des Alterthums an einen ſehr ähnlichen Vorfall im alten Rom erinnert, als die Gallier dort eingedrungen waren. Man kann die Erzählung beim Livius V. 41. nachleſen. –

Einer wohlthätigen Schrift müſſen wir noch aus dem Hesperus gedenken, es iſt des Directors des k. k. Blinden-Inſtituts zu Wien, Hr. J. W. Klein „Lehrbuch zum Unterricht der „Blinden, um ihnen ihren Zuſtand zu „erleichtern, ſie nützlich zu beſchäftigen, „und ſie zur bürgerlichen Brauchbarkeit „zu bilden. m. 6. Kpf. Wien 1819.“ Es verdient allen Menſchenfreunden, Erziehern und Menſchenforſchern empfohlen zu werden. Auch die Sehenden können Vieles daraus lernen; und in der Characteriſtik der Blinden wird der Anthropolog Manches Neubemerkte finden. Z. B. „bei einem in gänzlicher Unthätigkeit bis zum 10. Jahre erhaltenen blinden Kinde, nehmen beſonders die Hände (wegen Unterlaſſung alles Greifens) eine beſondre Form an. Die Finger bleiben kurz, die Knochen dünne, die ganze Hand klein und ſchlaff. (Wie ſtark und langfingericht müſſen daher die Hände der Zollviſitators werden!) Ferner folgende Bemerkung. „Für Menſchen und ihre Handlungen kennt der Blinde nur den moraliſchen Maasſtab, (er ſieht ja weder die vornehme noch die ungnädige Miene u. dergl.) und das Beſte denkt er ſich gewöhnlich auch als das Schönſte. —

Bibelausbreitung in Aſien. (Politiſch. Journal 3s St.) Durch die Errichtung der Ruſſiſchen Bibelgeſellſchaft iſt die Verbreitung der Tartariſchen Ueberſetzung der Bibel außerordentlich erleichtert worden. Die Menge Pilgrimme, die in der Bucharei, als dem großen Reſervoir der Fortpflanzung des Muhamedanismus zuſammenſtrömen, und von da nach Mecca wandern, nehmen mit der größten Bereitwilligkeit Perſiſche oder Tartariſche Abdrücke vom neuen Teſtamente an. So dient ſelbſt die Pilgerfahrt nach Mecca zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion. —

Legenden. (Februarheft der Landsh. Lit. Zeit. f. d. kathol Rel. Lehrer.) „Legenden der „Heiligen ſind ein lebendiges Wort „Gottes. Sie gewähren daher einen vielfachen „Nutzen, weil ſie uns die höhere Abkunft des Men„ſchen, und ſeine wahre Beſtimmung in lebendiger „Kraft anſchaulich darſtellen.“ — (Wie wird uns denn? Wir reiben uns die Stirn bei dieſem Ausſpruch, der unſer aller Nachdenken verdient. Iſt er in dieſer ſchroffen Allgemeinheit wahr, ſo wird die größte Beachtung der Legenden auch für Proteſtanten Pflicht, und darum Pflicht, weil dieſe ſich mehr an Gottes als an Menſchenwort zu halten ſtreben. Bedarf er aber einer vorſichtigen Beſchränkung, ſo werden ſie alle verſtändigen Catholiken wünſchen müſſen. Wir wollen ſehen; und damit uns kein Vorwurf à la Mastiaux treffe, ſo ſollen uns blos catholiſche Schriften und Autoritäten unterſtützen. Man kann in der catholiſchen Kirche dreierlei Meinungen über die Legenden finden. Die Erſte möchte ſie ganz aus der Liturgie und dem Kirchendienſte verbannt wiſſen, weil man die kräftigſten Stellen in der Schrift, die Homelien der Kirchenväter, und die Beiſpiele der Apoſtel und Jünger Chriſti hat. So ſprach ſich Foinard in ſeinem Entwurf eines neuen Breviers aus, „weil es „doch unmöglich ſey, eine Menge jener Thatſachen „zu garantiren.“ Die Jeſuiten haben ihn nur mit ſchwachen Gründen widerlegt. Unſers Wiſſens leiden auch die Karthäuſer keine Legenden beim Kirchendienſte; ſelbſt am Feſttage des heil. Bruno nicht, wo ſie eine Homelie des Chryſoſtomos leſen. Die Kirchenverſammlung zu Lädicea, (Art. 59) eine zu Prag (563), eine zu Cölln, wollen in der Kirche nichts dergleichen aus menſchlicher Fabrik vorgeleſen wiſſen, was auch mehrere Biſchöfe, Agobard von Lyon, Venerius von Marſeille u. ſ. w. beabſichtigten, ſo daß man alſo ſchon früh an der Aechtheit und Wirkung der Legenden Zweifel hatte. Die zweite Meinung tritt etwas ſchüchterner auf; ſie will die Fabeln nicht eben billigen, aber nicht öffentlich beſtreiten, um dem gemeinen Mann kein Scandal zu geben. (Warum hat man denn den gem. Mann mit Fabeln bedient? Warum verführen die Hirten ſelbſt ihre arme Heerden zu falſcher Weide?) Zu dieſer Claſſe rechnen wir den berühmten Fleuri, welcher in der erſten Abhandlung über die K. Geſch. ſagt: „ich achte dafür, daß die „ächte Frömmigkeit in der Liebe zur Wahrheit „beruhe, und in der Ausübung der Vorſchriften „und Maximen, wie ſie die heil. Schrift ausdrück„lich enthält. — Man wird vielleicht ſagen, es „habe unter den Chriſten niemals Fabeln gegeben; „das hieße aber dem ganzen Alterthum widerſpre„chen. Wenn wir auch weiter nichts hätten als „die goldene Legende des Jacob von Voragine, „ſo müßte man ſich von den Fabeln unter den „Chriſten überzeugen.“ — Fleuri verſichert übrigens, daß er nicht alle Wunder habe unberührt laſſen können, weil man davon eine Zerſtörung der Religion hätte befürchten wollen. (Wir ehren die Religion gewiß beſſer, wenn wir in ihrer innern Trefflichkeit Stützen genug finden, alle zweideutigen Wunder entbehren zu können.) — Einige Anhänger der zweiten Meinung ſuchen ſich mit einer Subtilität zu helfen. Sie wollen zwar die Legenden glauben; aber nicht im theologiſchen Sinn; ſo z. B. Cardinal du Perron u. ſ. w. Alſo entweder immer mit einigem Zweifel oder mit einem ganz blinden Glauben. (!) Eine dritte Meinung ſchlägt ſich zu der, das Nachdenken gern umgehenden, bequemen Mittelſtraße oder Halbheit, nicht Alles zu glauben, nicht Alles zu verwerfen. In dieſem Sinne hat es viele Verbeſſerer und Legendenfeger gegeben, z. B. Peter Clode, Bernhard Gui, Peter Noel, Papebroch, Bolland, Ribadeneira, welcher letzterer ein Gelehrter, wegen der ſpaßhaften Legenden die er ſtehen laſſen, Petrus de Badineria, durchs Anagramm ſeines Namens nannte. Aber auch ſpätere Ausfeger wie Giry, Croiſet, Tillemont, Baronius, der Ausputzer des röm. Martyrologiums, haben noch gar zu viel Aberglauben ſtehen laſſen. Daher ſchon der Biſchof Camus zu ſagen pflegte: Ich gebe hundert „unſerer neuen Heiligen für einen Alten.“ — Und ſolchen Unrath hat man ins Griechiſche, Perſiſche, Malabariſche überſetzt. Wie man es getrieben, kann man daraus ſehen, daß man ſich ſogar in Rom genöthigt ſabe, des Hieronymus Xavier Leben Chriſti zu verdammen, der vielen Lügen wegen.

Wir geben zu, daß der Gedanke, durch edle Beiſpiele auf die Gemüther zu wirken, an ſich lobenswerth und pſychologiſch begründet iſt. Aber auch hier hat die Römiſche Kirche durch Uebertreibungen und verkehrte Anwendung unendlich mehr geſchadet, als gewirkt. Wie kann man auch die Tugend durch Unwahrheiten und Zweifel fördern; wie kann man die Beiſpiele der Tugend bei Männern ſuchen wollen, wie man ſo viele Heilige beſchreibt, die ihre Pflichten für die Geſellſchaft, die die Pflicht der Thätigkeit im beſchaulichen Leben, in ſchwärmeriſchen Verleugnungen, in Einſeitigkeit u. ſ. w. untergehen ließen! Genug! Wir ſind unſern Leſern, welche die wenigen beſſern Legenden aus Herders poetiſchen Geſichtspuncte zu ſchätzen wiſſen, noch einige Pröbchen von der andern Legendenſorte ſchuldig, um deren unbedingte Lobpreiſung Legende, wie der Hr. Chriſtus geſpaßt hat, gehörig zu würdigen. Der heilige Paulin, Biſchof von Nola, und Zeitgenoſſe des auch heil. Auguſtin, erzählt ſie alſo: (Ep. 36 ad Macar.) „Ein Schiff das an der Küſte von Sardinien zu ſcheitern Gefahr lief, wurde von der Mannſchaft verlaſſen, die einen einzigen armen Mann, Namens Victor, darauf zurückgelaſſen hatte. Es war der Unrathsfeger (Sentinator) des Schiffes, das nun allen Wellen Preis gegeben war. J. Chriſtus kam ihm aber zu Hülfe, und verrichtete das Amt des Steuermanns, bald mit dem Glanze, den die Offenbarung Joh. beſchreibt, umgeben; bald in der Geſtalt des heil. Martyrers Felix, (des Schutzpatrons unſers Erzählers und ſeiner Kirche.) Das Schiff kam alſo glücklich in den Hafen, und der beglückte Alte erzählte unſerm Paulin mit Thränen in den Augen die wunderbaren Abentheuer ſeiner Schifffahrt, und um es kurz zu faſſen, folgende Gunſtbezeugungen des Herrn. Victor durfte ſich nämlich zu deſſen Füßen ſetzen, und wenn er einſchlief, den Kopf auf den Knien des Sohnes Gottes wiegen, und nie ſey ein Kiſſen weicher, noch ein Geruch köſtlicher geweſen. Sie wurden ſo vertraut zuſammen, „daß ihn der Herr bisweilen zum Spaß bei den Ohren zupfte.“ (Auriculam saepe palpantes, quam coelestes digiti, Domino jocante, traxerunt) (!) Die Landsh. Lit. Zeit. wird uns den vielfachen Nutzen einer ſolchen Legende angeben) (Der Beſchluß folgt.)

Meinungen über die Natur des thieriſchen Lichts und einige Verſuche darüber. (Gilberts Annal. d. Phyſik. 2 St. J. 1819).

Als Urſach des Leuchtens der Thiere ſah man ehemals eine Art von Fäulniß an; in neuern Zeiten hielt man es für ein wirkliches Verbrennen der leuchtenden Subſtanz, ähnlich dem des Phosphors; andere meinten das Licht könne unter beſondern Umſtänden angehäuft und latent gemacht, und dann wieder ſichtbar entbunden werden. Fäulniß läßt ſich indeß in lebendigen Thieren nicht annehmen. Aus den Verſuchen des Doctor Hulme und Andrer, erhellt ſelbſt, daß todte Thiere nur während der erſten Zeit der Zerſetzung ihres Körpers leuchten, Licht auszuſenden aber aufhören, ſobald die Fäulniß wirklich eingetreten iſt. — Carradori bekennt ſich zu Brugnatelli's Meinung, welcher das Leuchten von Thieren dem Verdichten und Wiederausdrücken von Licht in eigenthümlichen Organen zuſchreibt, nachdem es zuvor aus ihrer Nahrung oder aus der Luft in ihren Körper aufgenommen und mit der Subſtanz deſſelben verbunden worden ſey; kurz er meint, gewiſſe Thiere beſäßen das beſondere Vermögen, allmählig Licht aus andern Körpern einzuſchlürfen und dieſes dann wieder in ſichtbarer Geſtalt durch Secretion auszuſcheiden. Die folgenden Verſuche, welche Herr Macartney über dieſen Gegenſtand angeſtellt hat, haben ihn zu einer von dieſen Naturforſchern verſchiednen Meinung geführt.

Verſuch 1. Als er ein leuchtendes Johanniswürmchen in ein Glas mit Waſſer ſetzte, lebte es darin noch 2 Stunden, und während dieſer ganzen Zeit leuchtete es wie gewöhnlich, bis es ſtarb. Als es todt war, hörte das Leuchten gänzlich auf.

Verſuch 2. Er trennte die leuchtende Subſtanz von dieſem und von andern, auf verſchiedne Art getödeten Johanniswürmchen; ſie wurden nicht wieder leuchtend.

Verſ. 3 Schnitt er aus lebenden Glühwürmchen den Beutel aus, welcher die leuchtende Materie enthielt, ſo leuchteten dieſe Beutel in der Luft mehrere Stunden fort, und als ſie verlöſchten, ließen ſie ſich durch Befeuchtung mit Waſſer wieder zum Leuchten bringen. In Waſſer, worin einige dieſer Beutelgen gleich nach dem Ausſchneiden gebracht worden waren, blieben ſie 48 Stunden lang leuchtend.

Verſ. 4. Hr. Macartney verſetzt die leuchtende Materie eines Glühwürmchens in eine Hitze, in welcher ſich Phosphor entflammt haben würde, ohne daß ihr Leuchten ſtärker wurde. Weder auf glühendem Eiſen noch an der Flamme eines Lichtes war ſie zu entzünden.

Verſ. 5. Er brachte nun mitten zwiſchen mehrere Johanniswürmer, die ſehr ſtark leuchteten, die Kugel eines ſehr empfindlichen Thermometers.

Die Temperatur der Stube war 69° F., das Inſtrument aber ſtieg, je nachdem die Berührung mit den Würmchen inniger war auf 75, 76 od. 77°. Der leuchtende Theil des Schwanzes ſchien, als er am ſtärkſten glänzte, das Thermometer ſchneller anſteigen zu machen, als die übrigen Theile des Körpers, jedoch nicht immer. Die leuchtenden Ringe ſchienen ihm auf der Hand ein Gefühl von Wärme zu erregen, mit Recht erklärt er aber dies für eine Täuſchung.

Verſ. 6. Hr. Macartney ſchnitt die glänzenden Theile des Unterleibes mehrerer leuchtender Glühwürmchen ab, und brachte ſie ſogleich mit einem Thermometer in Berührung. Dieſes ſtieg um 1 oder 2°, ſank aber, als dieſe Theile völlig abgeſtorben waren, auf den vorigen Stand.

Nach den vorſtehenden Verſuchen, bemerkt Hr. Macartney, iſt die leuchtende Materie der Thiere ſo wenig von der Natur des Phoſphors, daß ſie vielmehr zuweilen das glänzendſte und ausdauerndſte Licht zeigt, wenn ſie ſich außer aller Berührung mit Sauerſtoffgas befindet. Sie geht nie ein Verbrennen ein, iſt vielmehr unfähig entzündet zu werden. Temperatur-Erhöhung iſt nur Begleiterin nicht Folge des Leuchtens der Glühwürmer, vielmehr Folge eines Zuſtandes größerer Erregung des Inſects, und wenn Wärme und Electricität die Lichtentbindung erhöhen, ſo bewirken ſie dieſes lediglich durch ihren Einfluß auf die vitalen Eigenſchaften des Thiers.

Zum Schluß ſtellt Hr. Macartney folgende Reſultate zuſammen, welche er glaubt, aus ſeinen Beobachtungen über das Leuchten von Thieren ziehen zu dürfen.

1) Die Eigenſchaft zu leuchten findet ſich nur in Thieren von der niedrigſten oder einfachſten Organiſation, und die mehrſten der leuchtenden Thiere ſind Bewohner des Meeres.

2) Die leuchtenden Thiere beſitzen das Vermögen Licht auszuſenden nicht beſtändig, ſondern im Allgemeinen nur zu gewiſſen Perioden, und in einem beſondern Zuſtand des thieriſchen Körpers.

3) Das Vermögen Licht hervorzubringen hat ſeinen Sitz in einer beſondern Subſtanz oder Flüſſigkeit; dieſe beſteht bey einigen leuchtenden Thieren in einem beſondern Organe, in andern iſt ſie durch den ganzen Körper des Thiers verbreitet.

4) Das Leuchten iſt verſchieden bedingt, wenn die leuchtende Subſtanz ſich in dem lebenden Körper, und wenn ſie ſich außerhalb deſſelben befindet.

5) In allen Fällen iſt die leuchtende Materie in ihren Eigenſchaften von denen des Phoſphors ſehr verſchieden.

6) Das Leuchten wird in den lebenden Thieren nicht erſchöpft durch lange Fortdauer oder häufige Wiederholung, noch verſtärkt durch ein vorhergehendes Ausſetzen an das Tageslicht.

7) Das Licht des Meers wird ſtets von den lebenden Thieren erzeugt und am häufigſten von der Meduſa ſcintillans.

8) Die Eigenſchaft zu leuchten ſcheint nicht mit der thieriſchen Oeconomie des leuchtenden Thier's in Zuſammenhang zu ſtehn, ausgenommen in den fliegenden Inſecten, welche durch dieſes Mittel des Nachts einander zur Begattungszeit auffinden.

Notizen.

— Ueber die Fabrikation der Käſe in der Lombardey, (des berühmten Strachino u.ſ.w.) liefert die landwirthſchaftliche Zeitung intereſſante Nachrichten, aus einem 1816 von Ferrari in Mayland herausgegebenen Werke. Kaiſer Friedrich I. fand die Lombardey noch mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. Man lichtete jene, trocknete dieſe aus, gewann ſehr viel Heu, vermehrte folglich die Heerden, und errichtete die ſogenannten Casoni, (Käſereyen) anfangs kleine elende Hütten. Dieſer Anfang fällt in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts, wo die Mönche von Chieravalle zuerſt die Bewäſſerung ihrer Wieſen vervollkommten. Schon 1449 waren die Mayländer Käſe ſo geſchätzt, daß die Bürger von Pavia, bei Ludwigs XII. feyerlichem Einzuge in ihre Stadt, ihm unter andern auch 100 Käſe ſchenkten; zuletzt warfen die Käſereyen, etwa 1200 an der Zahl, der Lombardey jährlich die unglaubliche Summe von 27 Millionen Mayländer Liren ab, die Menge der Kälber und andere Nebennutzungen ungerechnet. Sie geriethen aber in der neueſten Zeit in Verfall, weil ſie ſchlechte Waare lieferten und an keine Verbeſſerung wohl aber an mancherley Betrügereyen dachten. So z. B. durchbohren ſie die Käſe mit einem beſondern Inſtrument, höhlen ſie aus, und verſtreichen die Oeffnungen ſo geſchickt mit friſchen, am Feuer erhärteten, Käſe, daß der geübteſte Kenner es nicht bemerkt. — Der König von Neapel hat vergebens ſehr koſtſpielige Verſuche angeſtellt, die Käſereyen in ſein Land zu verpflanzen; ſie mißlangen alle, weil Klima und Weide dort nicht dazu geeignet ſind, und weil das Waſſer ohne alle Salztheilchen iſt. — In dem Gebiete von Lodi werden die beſten Käſe verfertigt. Sie paſſiren ſogar die Tropenländer und den Aequator ohne Nachtheil, und ſollen heilſam gegen den Scorbut würken. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 39. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Literatur.

Ludwig der Baier. Schauſpiel in 5 Aufzügen von Uhland. Berlin 1819.

Der Verfaſſer warb durch dieſes Schauſpiel um einen der, von der Theater-Intendanz zu München für dramatiſche Stücke aus der baieriſchen Geſchichte ausgeſetzten, Preiſe. Wir loben das Streben der Theaterintendanz, durch ſolche Auffoderung theils das Studium der vaterländiſchen Geſchichte zu beleben, theils talentvolle Künſtler aufzumuntern, den vaterländiſchen Stoff, vaterländiſch, auf eigne Weiſe zu bearbeiten. Wir loben auch den ſchon rühmlich bekannten Verfaſſer wegen der Wahl dieſes Stoffs, der für das Characteriſtiſche altdeutſcher Herrlichkeit ſo reiche und ſchöne Entwickelungen zuläßt. Der Hauptzug im Character der Deutſchen, die biederherzige Treue, zeigt ſich hier in glanzendem Licht durch ihren Einfluß auf welthiſtoriſche Begebenheiten, und wird der Drehpunkt des ganzen Stucks. Friedrich von Oeſtreich, der Schöne zugenannt von ſeiner herrlichen Geſtalt, liebenswürdig in ſeinem ganzen Weſen, ringt mit Ludwig, dem trefflichen Herzog von Baiern, dem die Geſchichte eine ſchwankende Unbeſtändigkeit vorwirft, um die deutſche Kaiſerkrone. Die Entſcheidungsſchlacht bey Mühldorf macht den unglücklichen Friedrich zu dem Gefangenen ſeines Gegners; den ruhigen Beſitz der Krone aber machen dieſem, Friedrichs Bruder, Leopold, durch beſtändige Einfälle in das Baierland, und die Päbſte, von Avignon aus, mit ihren Bannflüchen ſtreitig. Da entläßt Ludwig ſeinen Gefangenen der Haft, unter dem Verſprechen, daß er auf die Krone verzichten, ſeine Gegner beſchwichtigen, und wenn ihm das nicht gelänge, zurückkehren wolle. Und es gelingt ihm nicht. Friedrich aber, trotz den Drohungen ſeines erzürnten Bruders, trotz den zärtlichen Bitten ſeiner jungen Gattin, trotz den päpſtlichen Bannflüchen, kehrt, jenem großen Römer gleich, in ſeine Gefangenſchaft zurück; und Ludwig, der ſich eben in bedrängter Lage befand, theilt nun, durch ſolche Großmuth gerührt, wie ehemals mit ſeinem Geſpielen das Lager, nun den Thron mit dem Freund. Gewiß ein ſehr intreſſanter Stoff, an ſich, abgeſehen von dramatiſcher Bearbeitung. Mit großen Erwartungen gingen wir daher zu der Behandlung deſſelben, fanden ſie aber, wenn auch nicht getäuſcht, doch minder befriedigt, als ſich von dem Intreſſe des Gegenſtandes an ſich, und dem talentvollen Verfaſſer hoffen ließ. Von der andern Seite läßt ſich aber auch nicht leugnen, daß gerade dieſer Stoff, theils durch die einfache Begebenheit: der treuen Wiederkehr Friedrichs, um die ſich die ganze Handlung dreht, theils durch den langen Zeitraum, den er einnimmt, für dramatiſche Behandlung große Schwierigkeiten habe. Was daher das Erſte anlangt, ſo möchte wohl vorliegendes Stück der Vorwurf treffen einer zu einfachen nicht reichhaltigen Handlung, den der Verfaſſer durch eine Menge unbedeutender Nebenperſonen, und einigen Theatercoups zu vermeiden ſucht. In Hinſicht des zweyten ſcheint uns durch das ganze Stück eine ſtürmende Eile zu gehn, die die Begebenheiten nicht genug reif werden läßt, und ſie zu ſchnell vor dem Auge des Zuſchauers vorüberführt. Der Verfaſſer ſcheint dadurch die lange Zeit, in der das Stück ſpielt, zuſammendrängen zu wollen. Miſfallen hat uns auch der zu jähe Schluß, und das unbegreifliche Auftreten des fahrenden Schülers Albertus, der mit ſeiner ſchwarzen Kunſt den gefangenen Friedrich befreyen will. Vortrefflich gelungen ſcheint uns dagegen der Character Leopold's. — Die Sprache iſt im Ganzen rein und edel, die Verſe fließend. Wir theilen die treffende Schilderung des Zuſtandes der Städte und des Adels damaliger Zeit mit.

Auch unſre Städte, Fröhnerhütten einſt,
Sie dehnen ſich, und weiter ſtets und weiter
Zieht ſich der Mauern und der Thürme Kreis.
Dort ſchafft der Fleiß, dort rührt ſich das Gewerb
Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunſt,
Dort knüpft ſich der geſellige Verein,
Dort gründet ſich, was tüchtig iſt und frommt.
Von ihren Thoren ſtrömt das Leben aus;
Auf tauſend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom,
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg,
Hoch über Felſen und der Alpen Eis.
Indeſſen ihr, die ihr euch rühmen möchtet

Ausgegeben den 29. April.

Des Landes Zierde, neidiſch blickt ihr nieder
Von euren Horſten in das blüh'nde Thal
Im Strauche lauert ihr dem Wandrer auf,
Den Kaufmann werft ihr, führt das Saumroß weg,
Zerſtöret Brücken, brennt Herbergen ab
Nährt innre Fehde, ruft den äußern Feind.

Wir wünſchen, daß der Verfaſſer unſre Bühne mit mehrern Stücken aus der vaterländiſchen Geſchichte bereichern möge, wozu wir uns durch ſein ohnlängſt erſchienenes Trauerſpiel: Ernſt von Schwaben, und auch durch vorliegendes Schauſpiel berechtigt glauben.

Von unſerm verewigten Schiller hat ein Hr. D. Marc „Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg, in den Jahren 1781 bis 1785“ herausgegeben, auch ein fac simile von Schillers Handſchrift beigefügt.

Einen großen Beitrag zu dieſes Dichters Lebens- und Bildungsgeſchichte erhalten wir dadurch eigentlich nicht. Sie intereſſiren aber doch jeden Freund Schillers, der hier einige Nachrichten über die drückenden und ſtörenden Anfänge ſeiner dichteriſchen Laufbahn findet. Man erfährt hier, wie ihm ſein Herzog von Würtemberg alles Comödienſchreiben verbot, wie er 1782 eine mediciniſche Diſſertation zu ſchreiben genöthigt war, ſeine Geldnoth, ſeine Flucht u. ſ. w. Er erwähnt auch des Vorhabens, nach und nach die beſten Stücke eines Corneille, Racine und Voltaire auf das deutſche Theater zu verpflanzen, und einen zweiten (apologetiſchen) Theil zu ſeinen Räubern zu liefern. Man erfährt, mit welcher Sorgfalt er arbeitete, indem er ſichs Stunden koſten ließ, um einer Periode die beſtmögliche Rundung zu geben, und wie er ſich ärgern mußte, wenn der faule Schauſpieler die Perioden verhunzte, weil er nicht memorirt hatte. Noch im J. 1784 war unſer Schiller feſt entſchloſſen, Doctor Medicinae zu werden. Welchen Verdruß ihm einige Schauſpieler und deren Damen über ſeine Kritiken in der rheiniſchen Thalia durch pöbelhaftes Benehmen machten, iſt in einem der letzten Briefe zu leſen. Das Hochgemüthliche, das Schillern immer ausgezeichnet, und außer den Bewunderern, auch warme Freunde und Anhänger gewonnen hat, blickt auch in dieſen Briefen charakteriſtiſch hervor. Uebrigens beurkunden ſie das Verdienſt des Freiherrn von Dalberg, unter deſſen Gunſt und Förderung die junge dramatiſche Muſe ihren erſten Aufſchwung verſuchen konnte.

Von Herrn E. T. A. Hoffmann haben wir geſammelte Erzählungen und Märchen, unter dem Titel: die Serapionsbrüder, Erſter Band, vor uns. Der Name Serapion bezieht ſich nicht auf den Aegyptiſchen Gott Serapis oder deſſen Tempel in Alexandrien, ſondern auf einen chriſtlichen Märtyrer dieſes Namens unter Kaiſer Decius, und auf die erſte Erzählung, wo die Rede von einem Unglücklichen iſt, der bei großen Geiſteskräften die fixe Idee hatte, jener Serapion zu ſeyn. Die Einkleidung und das Band des Ganzen liegt in den Verſammlungen etlicher Freunde, die ſich zu Zeiten mit dergleichen Erzählungen unterhalten, und allerley Bemerkungen daran knüpfen. Dieſe Geſchichten leiden keinen Auszug. Wer mit Herrn Hoffmanns Talent bekannt iſt, wird ſich im Voraus eine angenehme Unterhaltung und manche belehrende Anregung verſprechen.

Heilkunde.

1. „Bibliothek der practiſchen Heilkunde, herausgeg. von Hufeland und Harles, 11s und 12s Stck. 1818. 1s Stck. 1819.“
2. „Journal der practiſchen Heilkunde, herausgeg. von Hufeland und Harles. 12s Stck. 1818. 1s Stck. 1819.“

Es muß für alle Menſchenkinder, die dem Loos der tauſend Krankheiten unterworfen ſind, von Intereſſe ſeyn, die ununterbrochene Fortſetzung dieſer periodiſchen Schriften zu wiſſen, worin die praktiſche Heilkunde, unter der Leitung eines Hufeland, weiter gefördert werden ſoll. Harles wird in dieſem Jahre von der Theilnahme an der Redaction abgehen, wie uns der Hr. Staatsrath in einem Vorwort zum erſten Journalheft d. J. berichtet. Dieſes Vorwort iſt ſehr leſenswerth, und verſichert, den Standpunkt der Erfahrung, als der einzigen Mutter der Kunſt, die mit dem Leben Experimente anſtellt, feſthalten zu wollen. — Wir verbitten uns nur die täuſchenden und befangenen Erfahrungen der meiſten Magnetiſeurs, und die ſubtilen Theorien mancher Naturwiſſenſchaftler. Da wollten wir lieber in die Hände eines Waſſerdoctors, wie weiland der Prinzipal des Gilblas von Santillana war, fallen. — Unterhaltend ſind die Nachrichten im 1. Stck. der Bibl. aus den Streitſchriften über die bekannte Miß M'Avoy, die ſtockblind geworden ſeyn ſoll, und die die kleinſte Schrift u. ſ. w. mit dem Finger leſen konnte. Dabey wird an einen Knaben erinnert, der durch die Naſe ſehen können, und jungen Aerzten wird eine Abhandlung über das Sehen ohne Augen vorgeſchlagen. (Dieſes iſt bey manchen Theologen ſchon lange in Uebung, und man kann dazu ſogar für Geld ſcheinheilige Brillen von allerley Farben in R... haben. In L. ds. bt. ſoll eine Niederlage davon ſeyn.) Die Gegenſtände, welche der würdige Herausgeber als die wichtigſten zur Bearbeitung für dieſes Jahr vorſchlagt, ſind: die Diſcuſſion über die Pockenentſtehung in einem vaccinirten Körper, und über die mögliche Ausartung der Vaccination — die kritiſche weitere Beleuchtung des Magnetismus und Somnambulismus, (ſehr nöthig!) Die Heilung der Syphilis ohne Queckſilber, (die ein Engländer wieder ſtark behauptet,) die Blauſäure, die Gemüthskrankheiten, — die Hydrophobie. —

Schön ſchließt der Herausgeber (Journal 18 Stck.) einen Aufſatz: „Natur und Schule." „Der „allein iſt der wahre Arzt, welcher erkennt, daß „es immer die Natur iſt, die die Krankheiten heilt, „und daß er nur ihr Gehülfe und Vertrauter ſeyn „ſoll, der den innern Heilungsprozeß leitet, fördert, mäßiget, auch zuweilen einleitet, u. ſ. w."

Bericht von der, aus England 1817 abgegangenen, Expedition, um ſich mit den Patrioten von Venezuela zu vereinigen.

Dieſen Bericht hat der Lieutenant Hackett in engliſcher Sprache bekannt gemacht, und Perrin hat ihn ins Franzöſiſche überſetzt. Auch der verwegenſte Abentheurer muß dadurch abgeſchreckt werden, ſich dem Dienſte jener Patrioten zu widmen, deren Agent zu London ein gewiſſer don Mendes iſt, der durch die lockendſten Verſprechungen ſchon tauſende von Leichtgläubigen betrogen hat. Fünf verſchiedene Corps ſchifften ſich faſt zu gleicher Zeit nach Südamerika ein: eine Artillerie-Brigade mit Geſchüs unter dem Obriſten Gilmore am Bord des Schiffes Brittannia, Capitain Sharpe; ein Huſaren-Regiment unter dem Obriſten Hippesley, am Bord des Smaragd, Capitain Weatherly; ein Cavallerie-Regiment, die rothen Huſaren genannt, unter dem Obriſten Wilſon, am Bord des Prinzen, Capitain Nightingale; ein Carabinier-Regiment, unter dem Obriſten Campbell, am Bord des Dowſon, Capitain Dormer, und ein Trupp Lanzen-Reiter unter dem Obriſten Skerne, am Bord des Indianers, der bei der Inſel Uſbart ſcheiterte und mit Mann und Maus untergieng. Sämmtliche Officiere dieſer Corps hatten ſich mit prächtigen Uniformen herausgepuzt, deren Eine auf 200 Guineen (1200 Thaler!) zu ſtehen kam. Zum Vereinigungspunct für Alle waren die Inſeln St. Barthelemy und St. Thomas beſtimmt. Sie wurden von den Schweden auf St. Barthelemy ſehr freundſchaftlich empfangen. Allein bald zeigte ſich die Unmöglichkeit mit den Inſurgenten auf dem feſten Lande in nähere Berührung zu kommen. Ein Verſuch, den der Obriſt Wilſon verkleidet machte, um dem Inſurgenten-General Bolivar die Ankunft der Truppen zu melden, mißlang. Die Nachrichten von der Lage der Südamerikaner klangen ſehr zweideutig und niederſchlagend; es entſtand daher bald ein allgemeines Mißvergnügen unter den engliſchen Truppen, welches ſogar in Zwieſpalt ausartete. Das Betragen der Officiere war ſo unanſtändig, daß der ſchwediſche Gouverneur ſich genöthigt ſah, mehreren zu verbieten an's Land zu ſteigen, und mehrere Schildwachen wurden deßhalb am Ufer ausgeſtellt.

Die Obriſten beſchloſſen endlich, ohne weitere Nachrichten abzuwarten, auf gut Glück in Amerika zu landen; allein die Factoren auf den Schiffen widerſetzten ſich dieſem Beſchluſſe, weil ſie ihre reichen Ladungen an Kriegsbedürfniſſen keiner Gefahr ausſetzen wollten, bis ſie wüßten, daß die Patrioten ſie auch bezahlen könnten und würden. Um ſich wo möglich hierüber eine ſichere Nachricht zu verſchaffen, gieng der Factor der Brittannia nach St. Thomas, wo ein Agent der Inſurgenten reſidirte. Seine Zurückkunft wurde mit der größten Ungeduld erwartet. Sie erfolgte nach 14 Tagen, vermehrte aber nur die grauſame Verlegenheit der Fremdlinge. Denn nun erfuhr man officiel, daß die Inſurgenten zu arm wären, um auch nur 20000 Pfund Sterling zuſammen zu bringen; daß ſie die Zuſagen des don Mendez nicht erfüllen könnten, und daß dieſer ſeine Vollmacht überſchritten habe. Die Factoren beharrten folglich bei ihrer Weigerung, die Truppen an's feſte Land hinüber zu führen.

In dieſer verzweifelten Lage faßte der Obriſt Wilſon den Entſchluß, ſich mit Gewalt eines ſpaniſchen Schiffes zu bemächtigen; allein der ſchwediſche Gouverneur erhielt Wind von dieſem Vorhaben, nahm den Obriſten und mehrere Officiere gefangen, und ertheilte ſämmtlichen Schiffen den Befehl, noch vor Ablauf der Woche die Rhede von St. Barthelemy zu verlaſſen. Man mußte gehorchen. Die Brittannia, der Prinz und der Dowſon giengen nach der Inſel Grenada, wo gleichfalls ein Agent der Inſurgenten wohnte. Doch leider ſtimmten ſeine Nachrichten ganz mit denen von St. Thomas erhaltenen überein. Da ließ der Obriſt Gilmore ſeine Brigade, bei welcher der Verfaſſer ſich befand, auseinander gehen. Die ſchreckliche Lage, in welche die unbeſonnenen Abentheurer dadurch geriethen, wird mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Einige ließen ſich in einem Regiment anwerben, welches zu Grenada in Garniſon lag, andere ſuchten nach Nordamerika zu kommen: noch andere, in geringer Anzahl, (zu ihnen gehörte auch der Verfaſſer) erhielten die Erlaubniß, vor der Hand noch auf dem Schiffe Brittannia zu bleiben. Dieſe letzteren wollten verſuchen, ſich an eines der noch nicht aufgelöſten Corps anzuſchließen. Aber da begegneten ſie mehrern engliſchen Officieren, denen erſt neuerlich gelungen war, aus dem Dienſte der Inſurgenten zu entſchlüpfen, und dieſe entwarfen ein ſo abſchreckendes Gemählde von dem Zuſtande der Dinge auf dem feſten Lande, daß man klar begriff, es ſei beſſer ſich jedem Schickſale auszuſetzen, als ſich in Händel zu miſchen, die von beiden Seiten ohne Ehre und ohne Menſchlichkeit geführet wurden; zumal da man jenen Dienſt nicht einmal nach Willkühr wieder verlaſſen konnte, ſondern Einmal ihm gewidmet, faſt als Sclave behandelt wurde. Die entkommenen Officiere waren in Lumpen gekleidet, trugen, ſtatt der Schuhe, ein Stück Büffelleder an den Füßen, und wenn die heiße Sonne dieß ausgetrocknet hatte, traten ſie in den erſten beſten Bach um es wieder geſchmeidig zu machen. Sie verſicherten, daß ein Officier oft weiter nichts auf dem Leibe habe, als ein Stück Zeug, in deſſen Mitte man ein Loch für den Kopf geſchnitten, und das mit einem Riemen von Büffelleder um den Leib befeſtigt werde. Sie lachten über die prächtigen Uniformen der Neuangekommenen und über den Contraſt, der daraus entſtehen würde, ja ſie fügten hinzu, man würde ſie todt ſchlagen, um nur ihre Kleider zu beſitzen. Denn unter den Inſurgenten, hieß es, herrſche weder Ordnung noch Mannszucht; ſie hätten nichts als was ſie auf dem Leibe trügen; kein Zelt, kein ordentliches Lager; Verwüſtung ſey von beiden Theilen die einzige Art Krieg zu führen; nach jeder Schlacht würden die Gefangenen, und ſelbſt die Verwundeten auf dem Schlachtfelde, mit kaltem Blute niedergemacht. Ueber dies Alles nähmen die Eingebornen nur mit großem Widerwillen Fremde in ihrem Heere auf, hätten deren Ankunft mit völliger Gleichgültigkeit erfahren, und hielten nichts von dem, was ihr Agent in London verſprochen. Selbſt unter ſich wären ſie nicht einig, und es ſei voraus zu ſehen, daß, wenn ſie erſt den gemeinſchaftlichen Feind beſiegt haben würden, ein zweiter, blutiger Kampf zwiſchen der ſchwarzen und weißen Bevölkerung beginnen werde.

Dem Allen ungeachtet gieng der Obriſte Wilſon auf einem Schooner mit einem Theile ſeines Regiments nach dem feſten Lande ab. Andere zerſtreueten ſich; andere machten den Plan Seeräuber zu werden; noch andere, eine Stadt zu plündern und mit dem Raube zu entfliehen. Der Verfaſſer gieng ſelb fünf zurück nach St. Barthelemy, gerieth in die äußerſte Noth, und mußte ſich endlich entſchließen, als gemeiner Matroſe Dienſte zu nehmen, um nur nach Europa zurück kehren zu können. Alle ſeine Unglücksgefährten der ſämmtlichen Corps, von welchen es ihm gelang Nachrichten einzuziehen, waren ein Raub des Klima's, des gelben Fiebers, der unaufhörlichen Zweikämpfe, der Noth und des Elendes geworden.

Ausbeute, und leider! auch Schlacken aus Journalen.

(Beſchluß.)

Legende von der heil. Genovefa. Dieſe Dame iſt berühmt genug, und Tilliemont verſichert, „daß der Biſchof St. Germain von „Auxerre durch eine Erleuchtung von Gott etwas „Großes und Göttliches (!) ſchon in dem „kleinen Mädchen entdeckt habe.“ Houdry verſichert uns, ſie habe ihrem Bräutigam, dem Herrn Chriſtus, ſehr ähnlich geſehen, Bourdaloue behauptet, ſie habe von Gott wie ein Engel des Himmels geſprochen, obgleich Bourdaloue weder die Genovefa gehört, noch je einen Engel geſehen hat. Sie hat ſoviel Thränen vergoſſen, daß der Boden ihrer Zelle immer ſchwamm. Sie aß nur zweymal in der Woche, um jenen Phariſäer zu beſchämen, der nur zweymal faſtete; ſie marterte ihren Körper ſehr. Fleuri bemerkt, man kann, ohne demüthig, menſchenfreundlich, ohne tugendhaft zu ſeyn, mit nackenden Füßen gehen, und ſich die Diſciplin geben. Die Legenden dieſer Heiligen füllen ganze Bücher; wir erwähnen blos noch des Wunderbrunnens. Mit deſſen Waſſer gab ſie einſt ihrer Mutter das Geſicht wieder. Und warum hatte ſie es eingebüßt? Durch Gottesgericht zur Strafe, daß ſie der heil Tochter einmal eine Ohrfeige gegeben hatte. (Sehr lehrreich für unſere Kinder, die ohnehin gern den lieben Eltern befehlen.)

Legende von einer Doppelſprache. Unter dem Pabſt Paul I. im 8ten Jahrh lebte (nach Mart. Polon. Chronik) ein Heiliger, Gingolph mit Namen. Seine Heiligkeit hatte ihm nicht geholfen, eine kluge Wahl bei ſeiner Verheirathung zu treffen. Seine Frau trieb es mit einem Geiſtlichen, bis er ſie verſtieß. Der geiſtliche Ehebrecher ermordete aus Rache unſern Heiligen, der nicht ſobald todt war, als er viele Wunder that. (Warum denn nicht bei Lebzeiten?) Die Geſchiedene war nicht blos untreu, ſie war auch ungläubig, und ſprach recht unverſchämt: „Wenn Gingolph Wunder thut, ſo ſoll mein H... ſingen.“

Geſagt; geſchehen. Der H... ſang, ſo oft die Dame ſprach. (welche Muſik!) Man wird verzeihen, daß man nacherzählt, was ein Erzbiſchof und Gros-Poenitentiarius Papſt Nicolaus III. zuvor zu erzählen ſich nicht bedacht hat. —

Unſers Bedünkens müßte alſo eine abermalige, aber höchſt gewiſſenhafte und verſtändige Säuberung der Legenden vor ſich gehen, ehe die großen Worte der obengenannten Landsh. Zeitung nur von weitem daran zu wagen ſeyn möchten. Bis dahin ſollten ſich alle guten Chriſten lieber an des Apoſtel Paulus Warnung halten: 1 Thimot. IV, 7 8.

> „Der ungeiſtlichen altvetteliſchen Fa-
> „beln entſchlage dich. Uebe dich aber
> „ſelbſt an der Gottſeeligkeit. Denn
> „die leibliche Uebung (Faſten, Wachen,
> „hartes Lager u. ſ. w.) iſt wenig nütze."

Jedidja. (Dritten Bandes 2s Heft.) Wenn man hiernächſt erfahren will, wie Fabeln und gehäufter Ceremoniendienſt auf eine Volksmenge wirken, ſo betrachte man auch die gemeinen Juden. Bei dieſen müſſen wir an der Wirkung einer Zeitſchrift wie Jedidja verzweifeln, ſo rühmlich auch das Beſtreben ihrer Verfaſſer an ſich iſt. So lange der rohe Jude, der Dorf- und Fleckenbewohner, noch unter der Unterweiſung der gewöhnlichen Judenlehrer, unter dem eiſernen Zepter der Rabbinen ſteht, und ſo lange dieſe weder ihre Fabeln, noch ihre unpaſſenden Zeremonien und gehäuften Feſttage aufgeben, ſo lange iſt kein Fortſchritt in der Civiliſation möglich, und das Zuerkennen voller Bürgerrechte gegen halbgeleiſtete Bürgerpflichten würde eine Verſündigung an der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyn. Wir bemerken das gegen die Ungeduld des fremden Hr. Geſandten, der die Deutſchen zur unbedingten Großmuth für die Kinder Iſraels übereilen wollte, und gegen die Verf. des Journals, die alle ihre Glaubensgenoſſen ohne Unterſchied für Bürgerrechtsfähig auszugeben Luſt haben. Dieſes Journal erhält ſich übrigens auf einem löblichen Wege, und liefert manchen ſehr guten Aufſatz. Einer der Mitarbeiter, und geſchätzter Schriftſteller, L. M. Büſchenthal iſt den 27. Dec. v. J. im 34. Jahre zu Berlin verſtorben. Ein Abſchnitt des Journals iſt als Archiv zur künftigen Geſchichte der Iſraeliten gewidmet, und erhält durch die Nachrichten aus vielen Ländern, auch für die Regierungen ein Intereſſe. Merkwürdig iſt (S. 239 ff.) die Königl. Niederländiſche umſtändliche und treffliche Verordnung über den Unterricht der Iſraelitiſchen Jugend in den Gottesdienſtlichen Schulen vom 10. Mai 1817. — Dieſer Heft enthält übrigens Manches von Mendelsſohn und über dieſen berühmten Mann. S. 207 wird dem Talmud gar eine Heiligkeit zugeſchrieben. (!) Wärs nicht an Vortrefflichkeit mehr als genug? — Die Ideen, die S. 161 ꝛc. von Moſes Mendelsſohn über die Propheten erzählt werden, erinnern wir uns in Spinoza Tract. theol. polit. auch geleſen zu haben. Ein ſinnreiches Wort, das Mendelsſohn von Kant anführt, dürfen wir zum Schluß der Anzeige wieder ins Andenken bringen: „Die Vernunft iſt „bauluſtig; (in Syſtemen) der Glaube will keinen „Schnörkel wegnehmen laſſen." Möchten beide überall bald eine heilige Allianz eingehen!

Die Zeiten des Hrn. Profeſſor Voß humpeln neben unſerer Zeit fort. Das Märzheft enthält nichts von Intereſſe, was ſich zu einem Auszuge für unſere Leſer eignete. La Minerve françaiſe vom April d. J. klagt wiederholt über den Unfug, den die Miſſionarien treiben, und aus dem man wohl ſchließen dürfte, daß die Civiliſation der großen Nation, außerhalb den Hauptſtädten, ja vielleicht nicht einmal da überall, ziemlich gegen Deutſchland zurück ſey. Wir ſchlagen den Vortheil der vielen Haupt- und Reſidenzſtädte bey uns wohl von dieſer Seite nicht hoch genug an. Es wird in der Minerva geſagt, daß die Miſſionarien Frankreich faſt eben ſo viel Böſes zugefügt haben, als die fremden Armeen; daß ſie den Saamen der Zwietracht und des Haſſes täglich ausſtreuen. Ein katholiſcher Geiſtlicher in Mans nannte ſie in einer Schrift: „Schurken, die nur das ſchwache Geſchlecht und „den Pöbel verführen können." In Mans brachten ſie es dahin, daß man die Schauſpieler abſchaffen mußte, und Magiſtrate unterſtützen dieſe gefährlichen Apoſtel. (Das ſehr fehlbare Concilium von Trient ſtellte den Satz auf, „daß die Schwachheit „der Geiſtlichen, die ſich einer weltlichen Autorität „unterwürfen, Abſcheu verdiene." Jetzt unterwerfen ſich weltliche Obrigkeiten gar den Einfällen fanatiſcher Miſſionarien; ſo weit wollen wir alſo nach etl. hundert Jahren rückwärts fortſchreiten!) —

Wie in Deutſchland, ſo wird auch in Frankreich noch geſtritten, ob Grundbeſitz allein alle bürgerl. Rechte zu haben verdiene. Pair Garnier hat zu Gunſten deſſelben einen Appel à tous les proprietaire en Europe, ou Manifeste de la Société contre tous les partis qui la tourmentent. geſchrieben. Ein Aufſatz (S. 425 ꝛc.) de la Proprieté industrielle, im Gegenſatz der foncière, widerlegt ihn, und beruft ſich auf Röderer: de la propriéte considerée dans ses rapports avec les droits politiques. Der Streit verdient allerdings eine genaue Erörterung und eine Vermittelung der Extreme. Es iſt eine Art von beleidigender Anmaßung, wenn der Hr. Garnier nach obigem Titel ſeiner Schrift nur die Grundbeſitzer zur Geſellſchaft rechnen will. Das mochte in der roheſten Zeit wahr ſeyn, wo Niemand etwas anders als Grund und Boden zu der Geſellſchaft einzulegen hatte, wo auch bey geringer Bevölkerung faſt jeder wenigſtens ein Stück einer ſolchen Actie beſaß. Es mochte ferner wahr ſeyn, als die Feudalmaxime regierte: „Kein „Gut ohne einen Herrn." Aber ſeitdem die Vernunft die andere Maxime anerkennt: „Kein „Gut ohne Steuer oder Abgabe," hat ſich auch der Grund offenbart, daß der Boden ſeine großen Vortheile von der Induſtrie zieht, und daß ſeine Beſitzer diejenigen unbilligerweiſe von der Theilnahme an der Volksrepräſentation ausſchließen, deren Fleiß und deren geiſtige Kraft auf ihre Art viel zur Veredlung der Geſellſchaft beiträgt. —

Ein Hr. Duval hat ein neues Schauſpiel La fille d'honneur geſchrieben. Der Rec. macht S. 440 folgende Anmerkung. Von allen Ausdrücken unſerer Sprache iſt keiner ſo im Kredit am Hofe als das Wort Ehre. (nicht auch Gnade?) Dame d'honneur, gentilhomme d'h. etc. Auf dem Lande muß man den Titel Ehrenmann verdienen, wenn man ihn erhalten will. Ehedem hatten wir in Frankreich Ehrenjungfern, ein natürlicher Zufall brachte die Taille in einen etwas ſtarken Widerſpruch mit dem Hoftitel. Seitdem hat man nur Ehrendamen zugelaſſen. Deswegen habe Duval die Scene nach Deutſchland verlegt. (Aber da will auch niemand Jungfer mehr heißen.)

Themis. „Erſtes Heft eines neuen Journals, „das eine wiſſenſchaftliche Zeitung, theologiſchen, juriſtiſchen und politiſchen Inhalts, und „zwar für Leſer jeden Standes," vorſtellen ſoll. Wie das möglich ſey, wird uns Hr. v. Deyn in Jena ſchon noch zeigen, der ſich als Verfaſſer nennt, und durch ſein Project, die Menſchen gegen billige Pränumeration eben ſo neu als glücklich zu verfaſſen, bekannt, wenn auch nicht berühmt, geworden iſt. Jetzt ſucht er im Eingange der Themis darzuthun, daß weder Theologen, noch Juriſten und Politiker die Sache recht anzufangen wiſſen, und daß alle drei zum Theil in den Zwecken, gänzlich aber in den Mitteln irren. (Das iſt doch ganz erſtaunlich!) Ueber den armen Auguſt v. Kotzebue geht es à part noch her; es iſt aber zu ertragen; wir wünſchen ihm ſtatt einer Replik, vielen Ablaß. — In einem höchſtpoſſirlichen Aufſatz über excentriſche Köpfe, bringt er am Ende das Reſultat hervor: „Man laſſe jeden Kopf in ſeinen Würden." Das wollen wir denn auch mit dem Kopfe des Hrn. v. Deyn gar gerne thun. —

Morgenblatt für den Tag des Herrn. Von dieſem Blatte, das Hr. Superintendent D. Jacobi in Waltershauſen herausgiebt, erſcheint jeden Sonntag eine Lieferung von einem halben Bogen und druber in 4. Es enthält Betrachtungen über die Evangelien, geſchichtliche Erinnerungen aus dem chriſtl. Alterthume u. ſ. w. und ſcheint für die Erbauung eines gewiſſen Publikums ſehr gut bearbeitet; es kommen auch Gedichte vor. Wir ſchreiben das kürzeſte ab:

Menſchenloos.

Von Mitternacht iſt noch der arme Menſch umgeben
Verbaut die Ausſicht ihm in dieſem Leben —
Er ſchaut in ſich, er ſchaut hinaus
Doch hier und dort herrſcht Finſterniß und Graus.
Der Schatten, ſein Begleiter, iſt ihm lieb geworden,
Erſt künftig ſtrömt der Tag durch tauſend goldne Pforten,
Die Wege kreuzen ſich in ihrem Lauf,
Doch alle (?) führen noch zu Gott hinauf.

Herr von Duwaroff, ein Beförderer der Literatur in Rußland, und über einige Schriften von ihm.

Männer, die in Rußlands weiten Reichen das Licht der Wiſſenſchaften zu befördern bemüht ſind, verdienen immer einer Ehrenvollen Erwähnung. Zu ihnen rechnen wir den Präſidenten der kayſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, den Herrn Staatsrath von Duwaroff. Außer ſeiner frühern Schrift: Ideen zu einer aſiatiſchen Akademie, und einer andern: Essai sur les mystères d'Eleusis, wollen wir hier einer Rede gedenken, die einen Maasſtab mit abgiebt, nach welchem ſich die Aufklärung in Rußland verbreitet, und einer deutſchgeſchriebenen Schrift: Nonnos von Panopolis, der Dichter.

1. Die Rede iſt bei Errichtung zweier Lehrſtühle für die orientaliſchen Sprachen am pädagogiſchen Centralinſtitute gehalten worden, welche von ausgebreiteten Kenntniſſen zeugt. Der Redner ſtellt die Wichtigkeit der orientaliſchen Sprachen auf, weil in Aſien alle Religionen, alle Wiſſenſchaften und alle Philoſophien entſtanden ſeien. „Die Sprachen ſind Denkmäler der vorgeſchichtlichen Zeiten, und Beweiſe von dem Grade der „Cultur, auf welcher ein Volk ſteht. Nur die „Sprachen verdienen eine beſondere Aufmerkſamkeit, die eine Literatur haben. Eine Sprache „ohne Literatur iſt wie ein Volk ohne Geſchichte.

„— Die Literatur der Araber glüht wie ihre Sandwüſte. In Bagdads Prachtgebäuden, unter dem Schatten der Citronbäume an des Tajo und Guadalquivir Ufern, erklang das Geräuſch der Waffen, zuſammt den Tönen der Laute und Guitarre. Ihres Daſeyns Spuren in Spanien erweckten Arioſto und die romantiſche Literatur. Die Perſer ſind die Franzoſen Aſiens. Vor Mahomed waren beide Nationen origineller als ſeither. — Die Literatur Rußlands entſtand, wie einſt die der Römer, erſt nach großen Eroberungen; beiden mangelt Originalität. (Heyne ſchlug einmal vor, die Ruſſen ſollten bei Bildung ihrer Literatur die Griechiſche zum Grunde legen.) — Wenn „ihr fraget, wo jenes Volk ſey, bey welchem die erſten Zeichen von freyen Begriffen zum Vorſchein kommen, ſo nennt euch die Geſchichte weder Römer noch Athenienſer, weder Karthager noch Spartaner; ſie verweiſet euch auf die Germanen des Tacitus. (Allein wie ſie aus ihren Wäldern und aus einfachem Daſeyn, auf fremden Boden hinüberſchritten, dieſen ihrer Gewalt und ſich ſeinen üppigen Genüſſen unterwarfen, da trat eine wilde Feudalfreiheit der Stärkern die geſetzliche der Menge mit Füßen.) — Die Geſchichte iſt „die oberſte Richterin der Völker und Herrſcher. Wehe dem, der ihre Lehren nicht befolgt. Der Zeitgeiſt gleicht der gewaltigen Sphinx: wer das Räthſel nicht zu deuten vermag, iſt dem Tode verfallen." — (Leider wird ſolche Deutung ſelten mit kühlem Blute, noch ſeltner mit warmer Menſchenliebe verſucht. Dann treibt aber eine tolle Logik ihr Spiel mit Schlüſſen vom Einzelnen aufs Allgemeine, mit dem poſt hoc ergo propter hoc etc. Man ſucht Verbindung in zufällig gleichzeitigen Dingen ꝛc. und nun handelt man — mit eingebildeter Weisheit.)

2. Eine etwas frühere des Hn. v. Duwaroff iſt: „Nonnos von Panopolis, der Dichter. Ein Beitrag zur Geſchichte der Griechiſchen Poeſie." Von dieſem Dichter haben wir durch den Hn. Prof. Gräfe eine neue Ausgabe zu erwarten. Er ſchrieb freilich in einer Zeit des geſunkenen Geſchmacks, daher ſein Gedicht, mit deſſen Tönen die letzten Klänge der alten Poeſie verhallt ſind, ſchwülſtige Stellen, zu viel Aufwand von Gelehrſamkeit und Antitheſenſucht enthält. Das Gedicht Dionyſiacon oder Bacchusfeier in 48 Büchern, (ohngefähr die Kirmes der Alten) enthält aber auch geniale, kräftige Stellen, und hat einen correcten Versbau, iſt reich an Gedanken und Gefühlen. Dieſe Anſicht ſucht der geiſtreiche Verf. durch eine Blumenleſe ſchöner Stellen, und ſeine Bemerkungen geltend zu machen, um den verkannten Dichter würdigen zu lernen. Es iſt zu bemerken, daß Nonnos, der als Chriſt Verſe über das Evangelium Johannis geſchrieben hat, dieſe heidniſche Mythologie bearbeitete, und wie mehrere ſeiner Zeitgenoſſen im Anfang des V. Jahrhunderts, eine eigne Miſchung platoniſcher ꝛc. Begriffe mit den chriſtlichen verräth, welche letztern oft im Hintergrunde ſtehen. So war z. B. ſein Zeitgenoſſe Syneſius, der Biſchoff wider Willen, ein platoniſcher Philoſoph. Er ſchrieb unter andern ein Lob der Kahlköpfigkeit, ein Buch der Träume, über die Vorſehung eine Art von Roman, und überall blickt mehr der Poet, als der chriſtliche Theologe vor. — Wir ſchließen mit einer Anmerkung des Hn. von Duwaroff, in Beziehung auf die Dämonologie der Platoniker, die, wie bekannt, auf mehrere Kirchenväter Einfluß ausgeübt hat. Er ſagt: „Die Religion der Alten beſtand eigentlich nur aus zwey Theilen: Polytheismus für die Menge und Pantheismus für die kleine Zahl der Geweihten. — Dem Volke war Alles Gott, dem Philoſophen war Gott alles." —

Anekdote aus dem Zeitalter des Nonnos.

Weil wir einmal bis ins fünfte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung zurückgegangen ſind, ſo glauben wir unſere Leſer, zur Abwechſelung mit den nicht oft erbaulichen Tagesgeſchichten, mit einem Hiſtörchen aus jener Zeit ein Vergnügen zu machen. Theodoret, ein Zeitgenoſſe des Nonnos, und auch ein Biſchof von Cyr wider Willen, (die möchten jetzt ſelten ſeyn,) ein Mann von redlichem Sinne, aber etwas gerngläubig wie es ſcheint, erzählt uns in ſeiner Kirchengeſchichte, (Geſchichte der Gottliebe, Gottliebhaber überſchrieben,) Kap. 1. folgende merkwürdige Anekdote, von einem ſolchen Gottlieb, wie man damals die nannte, die ſich von der menſchlichen Geſellſchaft abſonderten, und ſich auch, aus frommer Eitelkeit, durch beſondere Tracht auszeichneten. Es war nämlich Jakov von Niſibe, der auf einer Reiſe nach Perſien durch eine Stadt kam, bei welcher ſich ein Brunnen befand. Eine Anzahl junger Mädchen, wovon Einige ihr Linnen, Andere ſich die Füße wuſchen, wurden den Anachoreten gewahr, und machten ſich über die ſeltſame Geſtalt wacker luſtig; ja ſie achteten ihn nicht einmal ſoviel, daß ſie die Schleier übers Geſicht gezogen, oder die aufgeſchürzten Röcke heruntergelaſſen hätten. Eine ſolche Geringſchätzung und Spötterey und obendrein, einem frommen Manne Geſicht und Füße zu zeigen, war zu arg, als daß der Heilige nicht auch einmal hätte böſe werden ſollen. Er verfluchte die Quelle, und weg war ſie; aber das allerſchlimmſte kam nach. Die braunen Haare unſerer frechen Schönen verwandelten ſich plötzlich in weiße, und das glatte Geſichtchen bekam Runzeln über und über. Man denke, mit welchem Schrecken die armen Dinger nach der Stadt und nach dem Spiegel liefen. Da kannte ſie weder Vater noch Mutter mehr. Endlich erzählen ſie den Vorgang des Wunders, und alle Einwohner der Stadt legten ſich aufs Bitten, der Heilige ſolle ihnen doch ihren Brunnen und den lieben Töchtern die Jugend wieder ſchaffen. Der fromme Mann mochte aber die naſeweiſe Recenſion ſeiner Geſtalt doch nicht ganz verdauet haben. Die Quelle ſtellte er wieder her; aber die zweite Gnade ſchlug er unerbittlich ab. (Wir wetten, kein Mädchen aus jener galanten Stadt wird wieder über einen Mann geſpottet haben, wenn er ſich nicht wie ein junger Fent trägt, den ſein Schneider friſch ausſtaffirt hat.)

Dieſer Theodoret hatte übrigens manche bittere Erfahrung gemacht und von ihm iſt das Urtheil über die Concilien zu merken. Er behauptet, „von ſolchen Verſammlungen ſei nichts Gutes „zu erwarten, daher Gott die Bemühungen „des Satans nicht verhindere.“ Daß dergleichen Verhinderung nicht immer ſtatt gehabt, lehrt unter Andern Royko's Geſchichte des Conciliums von Coſtnitz. —

Ein Wunderbalſam.

In einer Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris hat Hr. Constantio eine Denkſchrift über die wunderbaren Wirkungen eines Balſams verleſen, der in etlichen Dörfern von la Mancha, (alſo wo Ritter don Quixote zu Hauſe war?) bekannt iſt. Die Einwohner hatten an etlichen gebiſſenen Thieren bemerkt, daß ſie den Blutfluß durch das Reiben an etlichen Pflanzen ſtillten. Die Regierung ordnete einen Hrn. Malatz ab, um die Thatſachen zu prüfen, und fand, daß die Einwohner aus fünf Arten Pflanzen einen Balſam bereiteten, der Geruch und Farbe wie Lorbeeröl hatte, und den man mit Baumöl verdünnt brauchte. Man ſtellte viele Verſuche an, ſtach Tauben, Kaninchen u. ſ. w. Nägel durch den Kopf, und heilte ſie mit etlichen Tropfen ſolchen Balſams. Er heilt die ſchwerſten Gehirnwunden, ſtillt den Blutlauf, hindert Eiterung und Brand. Hr. Constantio erwartet eine neue Lieferung davon, um ſeine Verſuche zu wiederholen. (Es wäre ſehr der Mühe werth, einen ſolchen Balſam zu beſitzen. Wir wollen aber doch erſt neue Verſuche im Beiſeyn unbefangener Sachverſtändiger abwarten.)

Kurze Notizen.

Für die Geologie hat Hr. Scipio Breislack, einen geologiſchen Unterricht geſchrieben, der vom Hrn. Campmas aus der Handſchrift unter dem Titel: Institutions geologiques ins Franzöſiſche überſetzt, und zu Mailand in 3 Bänden herausgegeben worden iſt. Dem Auszuge in der Bibl. univers. zufolge, ſcheint das Werk für die Geologen von groſſem Intereſſe zu ſeyn, und manche neue Anſicht über die Geſchichte und Beſtandtheile unſerer Erdkugel, auch manches Argument zu Gunſten der Vulcaniſten zu enthalten. Der Einwurf Pino's und Anderer wider das vulcaniſche Syſtem, daß dieſem der Urkalk nicht ohne Zerſtörung würde haben widerſtehen können, wird ſeit J. Halls erſten Verſuchen, durch wiederholte Neuere widerlegt, zufolge welcher gewiſſe Marmor- und Kreidenarten die Einwirkung des Feuers überſtehen, ohne ihren kohlenſauern Stoff zu verlieren; die Kreide wurde in Criſtallmarmor verwandelt, wovon die merkwürdigen Produkte dem franzöſ. Inſtitut mitgetheilt worden ſind. —

Unter dem beſcheidenen Titel: Catalogue misonnée des Espèces et varietes d'Aloés, iſt eine treffliche Monographie aller ſchon beſchriebenen und noch nicht beſchriebenen Aloearten 1817 herausgekommen. Sie iſt von dem Fürſten von Salm-Dyck. Bei dem Schloſſe Dyck bei Aachen iſt eine ſehenswerthe botaniſche Anſtalt, wo beſonders die ſogenannten fetten Pflanzen eine große Zahl ausmachen, ſo daß man ihre Geſchichte verfolgen, ihre Charaktere vergleichen kann u. ſ. w. Auf dieſem Wege lernen wir die einzelnen Theile des großen Schauplatzes der Pflanzenwelt immer beſſer kennen. Wir dürfen hier das große Verdienſt berühren, das der ſtets rege Geiſt des Grosherzogs von Weimar um die Botanik durch die ſchöne Sammlung ſeltner Pflanzen in Belvedere erwirbt.

Fürſten, die ſich mit zarter Neigung an unſchuldige Gewächſe hängen, erheben mit dem geſchärften Blicke in dem unermeßlichen Haushalt der Natur, die Gefühle, die ihrem großen Berufe wohlthätig zu Hülfe kommen. — Was jene Aloë-Beſchreibung betrifft, ſo erſtreckt ſie ſich auf 88 Arten, und berichtigt viele Ideen über dieſe Gewächſe.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 40. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Kurze Erinnerung an Camoens und die portugieſiſche Literatur.

Dom Joze Maria de Souza-Botelho hat in Paris eine Prachtausgabe der Luſiade des Camoens, mit Kupfern nach Zeichnungen von Gerard, veranſtaltet, und einen ſorgfältig verbeſſerten Text nach Vergleichung der frühern Ausgaben geliefert. Es iſt ein rein patriotiſches Unternehmen für dieſen großen Dichter ſeiner Nation; denn der Herausgeber beſtimmt die ganze Auflage blos zu Geſchenken, theils an die großen Bibliotheken des Portugieſiſchen Reichs in Europa und in Indien, theils an einige andere Bibliotheken und Freunde. Camoens, Soldat, eifriger Patriot und Dichter zugleich, war im erſten Viertel des 16ten Jahrh. gebohren, und iſt einer von den unglücklichen Männern, die ſein Zeitalter hungern ließ, und die Nachwelt feiert. Sein treuer Sclave aus Java, Namens Antonio, lief zuletzt des Nachts durch die Straßen um Almoſen für ſeinen Herrn zu ſammeln. Er lag auf dem Elendslager, im Innern verwundet von der Undankbarkeit ſeines Vaterlandes, als er die traurige Nachricht von der Schlacht bei Alcarerquivir und dem Tode des Königs Dom Sebastian erfuhr. (1578.) Da dachte Camoens an nichts als an das Mißgeſchick ſeines Vaterlandes, und rief, indem er ſich vom Lager aufrichtete: „Wenigſtens „werde ich mit ihm ſterben." Er ſtarb 1579 im Hoſpital, früher hatte er ſeinen einzigen Beiſtand, den Sclaven Antonio, verlohren. Dom Souza ſagt in der Vorrede: „Die Luſiade iſt ein Denk„mal des Nationalruhms. Für uns iſt es alſo von „eben dem Werth als in den Augen der Griechen „die Iliade. Wir finden hier die Hochthaten, die „Siege, die Arbeiten unſerer Ahnen; jeder Portu„gieſe hat um ſo größern Theil daran, als die „Nation klein iſt. Jede edle Familie findet hier „ihren Namen, und die beſondern Thaten der Vor„fahren. Jede Stadt, jeder Flecken iſt genannt. „Wir ſind die Erhaltung und Fortdauer eines gro„ßen Ruhms dem Camoens ſchuldig. Könnte Je„mand unter uns eine ſo niedrige Seele haben, daß „er nicht für unſern Dichter den Enthuſiasmus der „Dankbarkeit empfinden ſollte? — (Bibl. univ. „Tom. IX.) — Wer nun blos das heutige Portugal aus den Zeitungen kennt, der wird kaum die Möglichkeit ahnden, daß es einſt ſehr große Männer, kühne Seefahrer, einen wiſſenſchaftlichen Ruhm gehabt hat. Der Lichtſtand dauerte freilich kurze Zeit. Eine heuchleriſche Parthey machte dem König Johann III. weiß, daß die Wiſſenſchaften an der Religions-Reformation ſchuld wären, und die Erziehung fiel in dieſe Hände, wodurch das Volk von Stufe zu Stufe in einen finſtern Zuſtand von Unwiſſenheit und Knechtſchaft hinabgeſtoßen wurde, wie die Geſchichte wenige ähnliche Beiſpiele hat. Auch die Regenten waren nichts als die vornehmſten Unterthanen dieſer Verfinſterungsparthey. Man durfte nicht mehr denken, ſich nicht mittheilen, nicht mehr gemeinſchaftliche Gefühle für Nationalgegenſtände nähren; kann man da ein Leben einer Nation erwarten? Joſeph I. fing an dieſen dicken Nebel (zwiſchen 1760—70) zu zerſtreuen. Er reformirte das Schulweſen, ſtiftete eine Adelserziehungs-Anſtalt, nach guten Prinzipien u. ſ. w. und benutzte weislich den damaligen Bruch mit Rom dazu. Die jetzt übrigen Spuren von Selbſtdenken rühren aus jener Zeit her, wo unter andern der große Theologe Antonio Pereira ſehr viel mitwirkte; auch die Erneuerung der Univerſität von Coimbra gehört hieher, und es erſchienen nun viele gute Schriften. Nach Joſephs Tode regten ſich die Nachtliebhaber wieder, ohne jedoch alles wieder zerſtören zu können. Es wurde vielmehr im J. 1779 eine Akademie der Wiſſenſchaften, auf Anregung des Herzogs von Braganza, Onkels der Königin, errichtet, welche aus 3 Claſſen beſteht, der mathematiſchen, der phiſicaliſchen Wiſſenſchaften, und aus der Sprache, Literatur und Landesgeſchichte. Für die letztern iſt ſeit 1788 vieles in Aufſammeln von Manuſcripten und andern Denkmälern geſchehen. Für die Ergründung des Geiſtes der portug. Sprache, auf welche die Römer, Nordländer und Araber nach und nach eingewirkt haben, hat Ribeiro dos Santos das Meiſte geleiſtet. Poeſie und Beredſamkeit ſind nicht weiter vorgerückt, als ſie zur Zeit Joſephs I. waren. Zwei Geiſtliche, de Castro, und der Biſchof de Lemos verdienen noch im Andenken zu bleiben, ihres Eifers für Wiſſenſchaften, und ihres

Ausgegeben den 6. May.

Muthes wegen, womit ſie ſich den Finſterlingen bey den Erziehungsanſtalten entgegen geſetzt haben. Ueber den neueſten Zuſtand der Literatur und Aufklärung nach den großen Ereigniſſen der Zeit bedarf es erſt weiterer Nachrichten.

Etwas von unſerm Criminalrecht.

1. Rezept zu einem Menſchen nach der juriſtiſchen Humanitätstheorie. Recipe: Eine Seele im Stande der Unſchuld, ziehe ihr einen höchſt ſubtilen Leib an, der kein Lüftchen, kein dunkles Zimmer, keine harte Koſt vertragen kann; der keine Zeit hat, ſeinen Proceß lange abzuwarten. Einen ſolchen lieben Menſchen muß man auf's zarteſte behandeln, wie er ſich auch geberde, man darf nicht einmal ſeinen Geſtändniſſen eines vorliegenden Verbrechens recht glauben, und muß ihn, wo irgend möglich, wieder laufen laſſen, je verſtockter er ſich zeigt. Damit aber dem Juriſten die philoſophiſche Behandlung erleichtert werde, ſo tritt

2. die mediciniſche Facultät hinzu, und zeigt beſonders bey Mordthaten den höchſten Aufwand von Kunſt, um das Gericht über die Art und Weiſe der Tödtlichkeit irre zu machen. Ja, man fängt an zu beweiſen, daß es verborgne Krankheiten des Willens gebe, die der Zurechnung in den Weg treten ſollten. Vortrefflich, in der Abſicht, Menſchheit als ſolche zu ehren, und Menſchenleben dieſer Achtung gemäß, auf's ſchonendſte zu behandeln. Aber auch eben ſo bewährt in der Anwendung? Man denke ſich Landſtreicher, die vielleicht von Jugend auf öfters einen Stein zum Kopfkiſſen, den Himmel zur Decke, und eine Höhle zum Beſuchzimmer hatten; Straßenräuber, deren Körper mit jeder Abhärtung vertraut iſt; Böſewichter, die jeder Rührung, jedem guten Gedanken Hohn ſprechen, und die mit den ſentimentalen Prinzipien und den engern Grenzen der Unterſuchungsregeln bekannt, ſich am leichteſten loslügen, um von neuen wie ein reißender Wolf auf die Heerde ruhiger Staatsbürger zu fallen. Nun denke man ſich Richter, durch höhere Bildung, äſthetiſche Lectüre und ſubtile Criminalrechtstheorien verirrt, wie ſie nicht das Individuum, den wilden Sohn der Erde, nicht die ruchloſe Dirne, den laſterhaften Staatsdiener, den Auswurf der Geſellſchaft, ins Auge faſſen, ſondern mit gelehrter Täuſchung nach der Höhe blicken, wo die Fantaſie in der Luft ein Fantom, ohngefähr nach unſerm obigen Recept geformt und Menſch getauft, erblickt. Sie hegen und pflegen es im Gefängniß ſo, daß es ſich kaum wieder heraus ſehnt; oder ſie finden überall erkünſtelte Milderungsgründe, um durch ein gelehrtes, auf jenes Fantom paſſendes Urtheil, die öffentliche Meinung an der Strafgerechtigkeit irre zu machen, und den Staat zu gefährden.

3. Man leſe die neueſten Criminaliſten, z. B. Henke — Meiſter — Grolmann, — Feuerbach u. ſ. w. wie widerſprechen ſie einander; wie weichen ihre Lehrbücher und die Geſetzgebungen von einander ab; und wie oft trägt man die abweichende Theorie in das anzuwendende Geſetz hinein.

4. Zwey der wichtigſten Lehren ſind die der Zurechnung, und die der Lethalität.

Bei der erſtern tritt jetzt Herr Profeſſor Grohmann in Hamburg mit Anfechtungen auf, die er in einem Aufſatze des vierten Heftes der Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte, unter der Aufſchrift: „Ueber „krankhafte Affektionen des Willens, „ein Beitrag zur Beurtheilung krimineller Handlungen" ausgeſprochen hat. Er theilt dieſe Affektionen ab: 1. in Betäubung der freien Willenskraft; 2. in Verrückung der freien Willenskraft; 3. Ohnmacht des Willens durch Ueberreizung oder Wuth; 4. Hemmung der moraliſchen freien Kraft durch Entzündung oder Ausartung thieriſcher Triebe. Nicht den Verſuch näherer Beſtimmungen und pſychiſchen Rückſichten tadeln wir, aber warnen müſſen wir vor den mediciniſchen Eingriffen in die Zurechnungstheorie, vor der bedenklichen Tendenz pſychiſcher Entſchuldigungstheorien, vor der verkehrten Anwendung aus vermeinter abſtracter Philoſophie, und vor der unbedingten Vermiſchung der moraliſchen mit der juriſtiſchen Zurechnung, vor der Vermengung der Grenzen des Geſetzgebers im Allgemeinen, und des Richters im concreten Falle. Die Aerzte erſtrecken ihre Galanterie beſonders auf die Kindermörderinnen. Herr Grohmann hat in ſeinem Aufſatze (S. 481.) über Hallers Theorie (von den gewiſſen Exacerbationen, welche die freie Kraft des Willens in Betäubung umandern) weiter nichts als die tägliche Erfahrung von der Menge liederlicher Dirnen vergeſſen, die dem männlichen Geſchlecht entgegen kommen, die ihren Kindesmord voraus überlegen, und das gar nicht um eines vermeintlichen Schaam- und Ehrgefühls willen, wie die Humanitätsperiode vor 30 J. in Schriften annahm, ſondern um der Beſchwerlichkeit der Aufziehung zu entgehen, und bald wieder von vorne anzufangen. Freilich ſind unſere ſchlechten Alimentationsgeſetze mit ſchuld, die die vornehmen Väter ſchonen.

In der Lehre der Lethalität verdient eine Schrift des Herrn D. Kauſch „über die neuen Theo-

„rien des Criminalrechts und der gerichtlichen Medicin mit Vorſchlägen zur „Verbeſſerung beider Disciplinen" wie uns dünkt, die Aufmerkſamkeit der Kenner und Rechtsfreunde. Für ſolche hat unſer Blatt dieſe Gegenſtände berühren ſollen.

Die falſche und die ächte Somnambüle.

Es gewinnt das Anſehen, als ob die Anhänglichkeit an die Wunder des Magnetismus ziemlich im Abnehmen begriffen ſey. Deſto beſſer! Wir würden doch eine Thorheit des Zeitalters los. Zu den Antagoniſten dieſer Nervenkitzeleien müſſen wir den Verfaſſer eines Schriftchens rechnen, das wir vor uns haben, und das betitelt iſt: „Kurze, „aber getreue Erzählung, der ſo lange „die Welt ſteht unerhörten Geſchichte „einer Somnambüle, genannt Elſabe „Schlung ꝛc. Ein Anhängſel zur Jobſiade, von Dr. C. A. K." Wir können nicht ſagen, ob es eine Anſpielung auf einen beſtimmten Fall enthalte; aber die Abſicht, den Somnambulismus lächerlich zu machen, und die Abſurditäten dieſer Art blos zu ſtellen, iſt nicht zu verkennen.

Wir wollen uns daher mit dieſer falſchen Somnambüle, welche jene gläubigen Herren doch nicht gelten laſſen werden, weiter nichts zu ſchaffen machen, und halten es für nützlicher, auf eine frühere Art von zweifelsohne ächten Somnambulismus aufmerkſam zu machen, den man den frommen nennen kann. Es wird uns manches Ereigniß der vorigen, und wer weiß? auch der neuern Zeit daraus verſtändlich. Denn erſt kürzlich hat der Herr Graf von Stollberg einer Somnambüle dieſer Art, der heiligen Catharine von Siena, aus dem 14ten Jahrhundert, eine feurige Denkſchrift gewidmet, obgleich berühmte Zeitgenoſſen allerley Zweifel und Bedenken gegen ſie aufgebracht haben. Uns iſt es um eine unbeſtritten ächte zu thun, und da wüßten wir vor der Hand keine, die die Zweifler ſo beſchämen wird, als die berühmte Mutter Alacoque. Sie hat nicht nur viel ſpäter und unſerer Zeit näher gelebt, als die verdächtige Catharine, ſondern auch an ihrem Lebensbeſchreiber, dem Biſchof von Soiſſons, nachherigen Erzbiſchof von Sens, einen unverwerflichen Gewährsmann gefunden, daher wohl jeder Unpartheiiſche die Thaten der Alacoque den Wundern jener heil. Catharine in Abſicht auf Glaubwürdigkeit ohne Bedenken vorziehen wird, wiewohl ſie zum Theil einige Aehnlichkeit mit einander haben. Das Werk des Herrn Biſchofs, der obendrein Mitglied der franzöſiſchen Academie, und des vornehmen geiſtlichen Gewiſſensraths geweſen, iſt in Paris im Jahr 1729 herausgekommen, unter dem Titel: La Vie de la vénérable mére Marguerite Marie, Religiense de la Visitation etc. morte en odeur de Sainteté en 1690. Was gleich anfangs das Zutrauen des Leſers beſtechen hilft, iſt, die Atteſtate etlicher Prälaten gar nicht gerechnet, die ſehr verſtändige Bemerkung des Herrn Biſchofs, „daß man mit Ungläubigen umgeben ſey, man mithin alle Behutſamkeit nöthig habe, um keine Blößen zu geben, als ob man vor ihren Augen falſche Wunder, oder zweifelhafte beſtätigen wolle." Vielleicht ſteht damit der Umſtand in Verbindung, daß die meiſten Exemplare an vielen Stellen mit Cartons zugedeckt, folglich einige Züge ſpäterhin gemildert worden ſind. Von dem Leben der Margrethe Alacoque erwähnen wir nun folgendes: Sie war aus geringem Stande in Burgund gebürtig und legte ſchon im vierten Jahre das Gelübde der Keuſchheit ab. (Auf alle Fälle ein Vorzug vor unſern jetzigen Somnambülen.) Blos der Satan war ſchuld, daß ihr dieſes Gelübde ſpäter gereuet hatte, und ſie etwas weltlichen Sinnes geworden war. Dafür hat ſie ihrem Leibe die übertriebenſten Qualen angethan, ſich Arme und Rippen mit eiſernen Ketten zuſammengeſchnürt, die bis auf den Knochen drangen. (Die heil. Roſe hing gar ein Schloß an ihre Kette, und warf den Schlüſſel in den Brunnen.) Nun kamen die Geſichter. Der Herr Chriſtus erſchien ihr oftmals, warf ihr bald Untreue vor, bald ermahnte er ſie und ſagte ihr viel liebreiches. Im Kloſter, wohin ſie ſich im 23ſten Jahre begab, legte ſie noch dem Herrn Biſchof ein Zeichen des höchſten Gehorſams ab, weil ſie Käſe aß, den man ihr gab, und der ihrer Natur ganz zuwider war. Sie fiel darüber in Ohnmacht. „Ein ſolcher Akt der heroiſchen Geduld, ſagt der Biograph, will mehr bedeuten, als Krieg und Sieg." Zwei Jahre nachdem ſie Profeß gethan, erſchien ihr der himmliſche Bräutigam und ließ ihren Kopf ſanft auf ſeiner Bruſt ruhen. Späterhin begehrte er ihr Herz. Sie gab es ihm (verſteht ſich wohl im magnetiſchen Schlafe?) er that es in das ſeinige, das ſie durch die Wunde in ſeiner Seite ſehen konnte, und das wie die Sonne glänzte. Da kam ihr das übrige vor wie ein Atom, das ſich in dieſen Glühofen (Fournaise) ſtürzte. Unſer Herr zog es wieder heraus und that es ihr ganz glühend an ſeinen Platz. Sie behielt dort immer beſtändiges Brennen... Der Herr ſagte ihr auch einmal: „Ich bins zufrieden, daß du den Willen deiner Obern dem meinigen „vorzieheſt, wenn ſie dir was verbieten, was ich dir eboten habe.“ (Dieſe Offenbarung ſollte man in Rom mit goldnen Lettern bekannt machen, um den ſchuldigen Gehorſam gegen die Geiſtlichen Obern ohne alles Grübeln wieder mehr zu Ehren zu bringen.) Sie gehorchte daher auch ſogar der Glocke zur Kirche ſo pünktlich, daß ſie das halbe Wort verſchluckte, wenn ſie im Sprechen war, und forteilte. Dem ohngeachtet war ſie vor den Beſuchen des Satans nicht geborgen, der einmal den Stuhl hinter ihr weggezogen, daß ſie ſich derb zur Erde ſetzte, ein andermal ſie zur Treppe herunter warf. Sie vermachte ſich ſelbſt in einer mit Blut unterſchriebenen Urkunde dem himmliſchen Gemahl (1678) der ihr dagegen ebenfalls mit blutiger Schrift ſein Herz ſchenkte, worauf ſie ſich ſeinen Namen mit einem Federmeſſer auf die Bruſt einſchnitt, und da die Spuren vergehen wollten, ſie mit einer brennenden Kerze erneuerte. Auf deſſen Befehl brachte ſie einſt 50 Tage ohne zu trinken zu. Sie prophezeihte aber auch, als ächte Somnambüle, z. B. einer Penſionärin, daß ſie nicht in dieſem Kloſter bleiben werde; auch wurde dieſe wirklich wo anders Nonne. Sie wußte genau anzugeben, wie lange eine Superiorin von Aneci hatte im Fegfeuer bleiben müſſen, u. dergl. (was mehr ſagen will, als wenn unſere Somnambülen zugemachte Briefe leſen.) Am meiſten hat dieſes Gefäß der Gnade beigetragen, um die von den Jeſuiten vormals ſehr gepflegte Andacht zum Herzen Jeſu in den Gang zu bringen. Sie hat auch Krankheiten geheilt und Rath gegeben, beſſer als unſere Somnambulen. Ihren Tod hat ſie verkündet. Man denke über dieſe Somnambulen nach, und über das Buch des heil. Biſchofs, das, wie er ſagt, für gründlich tugendhafte Seelen geſchrieben iſt, alſo doch die lautere Wahrheit? —

Unſere Zeit.

Es iſt ein merkwürdiges Buch erſchienen, betitelt: Verſuch einer Darſtellung unſerer Zeit. (Zwei ſtarke Bände.) Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt, allein er ſei wer er wolle, niemand wird ihm abſprechen, daß er ein ſehr geiſtreicher Mann iſt, wenn man auch ſeine Meynungen bei weitem nicht Alle unterſchreibt. Es iſt wahr, er hat ſich zu einem Standpuncte erhoben, wo die Erde tief unter ihm liegt; aber ſo tief, daß nicht ſelten Wolken zwiſchen ihm und ihr ſich lagern, die er jedoch nicht immer für Wolken erkennt. Aus dem, was er geſehen und erfahren, (und das iſt viel) zieht er bisweilen Schlüſſe, die nur der Wunſch, ſeine Hypotheſe zu ſtützen, ihn konnte finden laſſen. Er bedient ſich mancher fremdartigen Lieblings-Ausdrücke, mit welchen er vielleicht ſelbſt keinen ganz klaren Begriff verbindet. Er iſt der Kunſt nicht mächtig, mit Wenigem viel zu ſagen; er ſagt viel aber mit Vielem, wiederholt ſich oft, fällt zu oft in den Kathederton, und darum kann man ſein Werk, ohne zu ermüden, nur in kleinen Abſätzen leſen; man muß gleichſam Student werden, und die Vorleſung des Profeſſors täglich nur auf kurze Zeit beſuchen. Endlich beweißt er auch eine Vorliebe für Preußen, die oft mit der Höhe kontraſtirt, auf welche er ſich geſtellt. Dies ſind die Bemerkungen, die, wider unſern Willen zu der wohlverdienten, hohen Achtung ſich geſellet haben, welche ſein Geiſt uns abgenöthigt hat.

Er hat gefunden, daß Jeder, nach ſeiner Denkweiſe, ſeiner Stimmung, ſeinen beſchränkten Erfahrungen, der Zeit zu thun oder zu laſſen aufgiebt, was ihm irgend eben das rechte dünkt, ohne das geheime Geſetz zu kennen, welches ſie befolgt. Darum iſt ſein Zweck, den innerſten Geiſt dieſer Zeit philoſophiſch auszumitteln. Denn die Welt, ſo reich an Geſtalten und Erſcheinungen, gleicht einem Strome, der weder Urſprung, Lauf und Ziel, noch die tief verborgene Geſtalt ſeines Bettes verräth, ſondern dem flüchtigen Beſchauer nur ein undeutliches Bild von deſſen eigener Geſtalt wieder giebt. Jeder Abſchnitt der Zeit hat, wie die Muſik, ihren eigenen Grundton; die übrigen Töne bleiben immer dieſelben, allein ſie müſſen dieſem Grundtone ſich fügen. —

Der Beobachter, ſo hoch er ſich auch ſtellen möge, bleibt ein Menſch, der nie die Schranken ſeines eigenthümlichen Daſeyns zu verläugnen vermag, ſondern unwillkührlich Allem das Gepräge ſeiner Erfahrungen und Umgebungen, ſeiner Sprache und Sitten aufdrückt. (Und das iſt auch dem Verfaſſer oft wiederfahren.)

Das geſammte europäiſche Leben zerfällt in zwei große Hälften, deren eine mehr an der äußern Geſtalt und Erſcheinung der Dinge hängt, die andere mehr von ihrem verborgenen, unendlichen Leben angezogen wird. An die Spitze jener ſtellt der Verfaſſer Frankreich, an die Spitze dieſer Deutſchland. — Er ſtellt den Grundſatz feſt, daß, wie der einzelne Menſch Stufenjahre hat, es auch für das ganze Menſchengeſchlecht Stufenalter giebt. Es durchläuft die Kette der Erſcheinungen, erkennt in jeder den Geiſt, und dringt endlich hindurch zu dem, von dem ſie alle ſtammen, und der ſchon in der Menſchen frühſter Kindheit deſſen Gemüth in wunderbaren Anlagen berührte.

Das Chriſtenthum iſt die Grundlage und der

Träger der neuern Zeit. In zwei große Hälften hat überhaupt die Zeit ſich geſpalten. Das Alterthum hieng an der Form; das Chriſtenthum neigt ſich zu dem Geiſte. Der Verfaſſer ſtellet die hervorſtehenden Merkmale beider Zeiten folgender Geſtalt einander gegenüber:

Religiös.

Heydniſch. Antik. Form.	Chriſtlich. modern. Gehalt.
Frommes Staunen (?)	Frommer Glaube.
Götter	Heilige.
Mythen	Legenden.
Philoſopheme	Dogmatiſches.
Schulen	Speculation.
Individuelle Anſicht	Allgemeine Toleranz.
Beſonnener Zweifel	Leere Aufklärung

und dieſe Gegenſätze führt er ſittlich, politiſch, künſtleriſch und wiſſenſchaftlich durch. —

Die Erfindung der Buchdruckerkunſt und die des Pulvers nennt er die unentbehrlichen Stützen der Reformation; denn jene zerſtörte den Glauben, dieſe das Ritterthum. Auch die erweiterte Schiffarth, (durch den zur See nach Indien gefundenen Weg) und die Einführung des Poſtweſens, zählt er zu denjenigen Begebenheiten, die der Reformation leichtern Eingang verſchafften. Dieſe betrachtet er übrigens nicht als Urheberin großer Veränderungen, ſondern als Folge und Aeußerung lange ſchon verborgen waltender Kräfte.

Der größte und frühere Theil des 18ten Jahrhunderts iſt ihm ein großer negativer Zuſtand, gleich dem, der auch in der äußern Natur einer großen Erſchütterung voran zu gehen pflegt. Ein ganzes Zeitalter, oder eine zuſammenhängende Reihe von Begebenheiten einem einzigen Manne zuzuſchreiben, ſcheint ihm eine gar zu menſchliche, bequeme Erklärungsweiſe. Große Männer ſind nur die hervorſtehenden Enden des im Innern ſchaffenden, untheilbaren Geiſtes. Daher ſei es ſehr abgeſchmackt, allen Haß auf ein paar Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts zu werfen, als ob ſie, gleichſam der Gottheit zum Trotz, ein ganzes Zeitalter geſchaffen hätten.

Der Verfaſſer zeigt, wie das germaniſche Element in Europa immer mehr untergehen und Frankreichs Einwirkung immer allgemeiner werden mußte. Nur Friedrich der II. habe Verſtand, Einheit und rückſichtsloſen Willen gezeigt, daher er auch der Einzige geweſen, der einen Zweck hindurch geführet. — Bedeutend findet er noch in jenem Jahrhundert, den immer ſich verſtärkenden Einfluß Rußlands auf die Händel Europa's, und die abhängig werdende Geſtalt des Handels durch das ſteigende Uebergewicht Englands. Nur Preußens Fortſchreiten habe ſich heilſam bewährt.

Die Mängel der vormaligen Reichsverfaſſung ſchildert der Verfaſſer mit ſtarken aber treffenden Zügen, und meynt, man dürfe Frankreich eben nicht ſo erbitterte Vorwürfe wegen ſeiner Einfälle und Plünderungen machen, da die Verſuchung ſo lockend geweſen. Hingegen dürfe man doch nicht der, in ihrer Art einzigen und in der Idee erhabenen, Anſtalt des Reichsgerichts vergeſſen, welches kein Unrecht der Großen duldete und wie ein warnendes und ſtrafendes Gewiſſen über den Ländern wachte, obgleich es durch Förmlichkeit dem eigenen Anſehen ſchadete.

Die Züge jener Zeit zuſammengefaßt, entdeckt der Verfaſſer einen, aufs Allgemeine gewandten, von keinem beſondern Gefühle beſtochenen Geiſt, neben klügelnder Vielwiſſerey und unausführbaren Planen; ein behagliches Gefühl der Sicherheit bei knechtiſchem Sinne; eine Zartheit im Gefühl und Wohlwollen, neben ſchlaffer, ſelbſtſüchtiger Freude am Genuß; Sinn für Anſtand und gefällige Form neben Heucheley und verſteckter Argheit.

Die neuere Zeit ſoll ſich in Europa durch zwei große, im Grunde ſich ganz gleiche, nur germaniſch und fränkiſch geſchiedene, Erſcheinungen angekündigt haben, in Frankreich durch die Revolution, und in Deutſchland durch die idealiſtiſche Periode. Dieſes Paradoxon ſucht nun der Verfaſſer zu beweiſen, und fällt dabei ſelbſt in den vorher gerügten Fehler, indem er einzelnen Schriftſtellern einen viel zu großen Einfluß beimißt. Er ſtellt im geſteigerten Jahrhundert (wie er es nennt) germaniſch und fränkiſch folgender Geſtalt gegeneinander:

Idealismus	Revolution.
Innerlich	Aeußerlich.
Moraliſch	Politiſch.
Begriffe	Rechte.
Zweifelnd	Zerſtörend.
Geiſtige Freyheit	Zügelloſigkeit.
Ideal-Menſch	Freyheit und Gleichheit.
Begeiſterung für die Idee	Für Menſchen-Rechte.
Denkend	Handelnd.
Ruhig forſchend	Ungeſtüm brauſend.
Frommer Ernſt	Schwärmerey.
Entſteht aus gehemmter Denkfreyheit und unbefriedigter Sehnſucht	Entſteht aus Bedrückung.

Kant's größere Bedeutung ſoll darin beſtehen, daß er mehr niederriß als bauete. Sein Syſtem ſei der letzte Triumph eines ſinnlich-mathematiſchen Strebens, Irdiſches und Geiſtiges unter ſich zu verknüpfen. Fichte hingegen beherrſche den höchſten, unüberſteigbaren Gipfel alles Strebens vieler vorangehender Jahrhunderte, und erſt eine ſpätere Nachwelt werde ihm den Standpunct anweiſen, der ihm gebühre. Aus der Tiefe des Innern habe er die Welt hergeleitet, während Schelling und Jacobi, vom Zweifel geängſtigt oder ungemüthlich angeſprochen, durch die ſonnige Höhe der Beſchauung den Kampf gegen ihn eröffnet hätten. — Fichte und Buonaparte werden einander gegenüber geſtellt, der erſte als der Mann, der ein langes Streben am Ende einmal recht klar aufgefaßt, und in dem Reiche der Gedanken vollendet ausgeſprochen hat: der letztere als Spitze und Vereinigungspunct des revolutionären Treibens, ein perſönlicher Begriff aller Begriffe, ſtarr, gebieteriſch, in ſeinem Buſen alle die unterdrückten oder gemordeten Helden der letzten Vergangenheit verſchließend, die große Ideal-Nation im Bilde u. ſ. w. — Hier ſtoßen wir auf folgende wahre Bemerkung:

„Wir wollen es uns frey geſtehen, aus welchem „Lande und Himmelsſtriche wir euch ſtammen mögen, „daß wir auf irgend eine Weiſe das Geſetz der Zeit „an uns erfahren haben. Denn wollte irgend Einer ſich und ſeine Umgebungen etwas Beſſerm rühmen, ſo möge er wohl erwägen, daß nur Wenige „auf der Höhe der Zeit es über ein leidendes Verhalten und bedeutſames Schweigen hinausgebracht haben, und Viele dagegen beſſer erſcheinen, weil es „ihnen an Muth oder Gelegenheit gebrach, thätig „aufgetreten und den Grund des Herzens zu verkündigen. Hinterdrein gut reden, iſt ein geringes „Verdienſt u. ſ. w." — Napoleon nennt der Verfaſſer den merkwürdigen Darſteller einer großen Rolle, den vollendeten Schauſpieler ſeiner Zeit. —

Er iſt nicht der Meynung, daß mit unſerer Zeit ein ganz neues Zeitalter anhebe, und wir den unnützen Wuſt des Vergangnen auf einmal wie ein altes Gewand von uns zu werfen haben. Die Vergangenheit iſt ihm, da wo ſie die Gegenwart berührt, eine allmählig fortſchreitende Annäherung zu einem abermaligen großen Wendepuncte unſerer Geſchichte, einer großen Entwicklungsſtufe der Menſchheit, der fortgeſetzte Zeitraum einer geiſtigen Weltherrſchaft und einer, im Selbſtbewußtſeyn begründeten, Reife des Geſchlechts. — Jeder fühle ſich jetzt als ein abgerundetes Ganze, und fordere als Solches Rechte und Anſprüche, wie ſie ſonſt wohl nur einer Körperſchaft gebührten. —

Manche klagen bitter, daß, nach wenigen Augenblicken der Erhebung und des fröhlichen Muthes, allenthalben die alte Trägheit und Selbſtſucht ſich wieder einſtelle. Dieſen giebt der Verfaſſer zu bedenken, daß der allgemeine Unmuth und Widerſtand gegen Unterdrückung mit dem Sturz des Unterdrückers nothwendig aufhören mußte. — Es habe noch keine Zeit ſich je vermeſſen, die kurze Spanne, in welcher ein Menſch eben Muſe genug beſitzt ſich umzuſehen, für den Punct auszugeben, auf welchem der Flug oder Seegen künftiger Jahrhunderte beruhe; vielmehr wären Inhaltsvolle, bedeutende Zeiten ſtets bewußtlos wie alle Größe geweſen, hätten die Umſtände behandelt wie ſie ſich darboten, das Künftige aber freudig Gott anheim geſtellt. Unzufriedenheit ſey nicht immer eine kräftige Sehnſucht nach dem Beſſern, ſondern ſtets die Begleiterin höherer Cultur. — —

Die Central-Puncte des geſchäftigſten Treibens der Zeit ſind in dieſem Augenblicke Frankreich und Deutſchland. England hat längſt alle jene Erſcheinungen ſchon erlebt und verarbeitet, und ſpielt jetzt, durch ſeine Lage unterſtützt, die Rolle eines gelaſſenen, unerſchütterten und mächtigen Einwirkens auf beide Theile. Es hat das Glück ſeiner Einwohner (?) längſt vor beyden voraus, und kann politiſch nur als ein Ziel des Strebens für das übrige Europa da ſtehen. Italien iſt erſtarrt, Spanien gelähmt, Schweden ſucht mühſam, aber fruchtlos, verſchiedenartige Elemente zu miſchen. Die, in der Anregung begriffenen, Völker werden entweder ihre Selbſtvergötterung immer kühner fortſetzen, oder, ermüdet und geſättigt, die Welt fahren laſſen, einſtimmig einer höhern Macht die Ehre geben, und zu deren ruhigen Beſchauung zurückkehren. —

(Der Beſchluß folgt.)

Unterhaltung vom Wetter.

Es iſt wohl nicht leicht ein Menſch, der nicht einmal vom **Wetter** ſpräche. Die Deutſchen bezeichnen ihr Intereſſe dafür auch noch durch ein beſonderes Wort, wo z. B. Italiäner und Franzoſen für Zeit und **Wetter** nur ein und daſſelbe Wort brauchen. Um aber dem alten Nothbehelf des Wettergeſprächs einen neuen Reiz zu geben, können wir eine ſehr lehrreiche und unterhaltende kleine Schrift empfehlen, die der berühmte Aſtronom, Herr J. Elert Bode in Berlin jetzt unter dem Titel:

„Gedanken über den Witterungslauf" herausgegeben hat. Auf dem Titelblatt befindet ſich gleichſam im voraus beruhigend, das Motto: „So „lange die Erde ſtehet, ſoll nicht aufhören Säen und „Erndten, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, „Tag und Nacht" 1 Moſ. 8, 22. und eine Vignette, die den jährl. Lauf der Erde um die Sonne vorſtellt. Die Schrift iſt eine erweiterte Abhandlung eines früher (1808.) in den neuen Schriften der Berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde erſchienenen und wohl zu wenig bekannten Aufſatzes. Wir glauben, ein weiterer Bericht daraus werde unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn. Der Verf. ſagt: „Faſt alle Menſchen machen ſich ganz unrichtige Vorſtellungen vom Witterungslauf. Sie bilden ſich gewöhnlich ein, daß derſelbe ſehr weit außerhalb unſers Erdballs, durch mächtige Einwirkungen der großen Himmelskörper ſeinen Urſprung „nehme, und daß deſſen Ausbrüche und Folgen ſich „über weitläuftige Ländergegenden, oder vielleicht „ganze Welttheile verbreiten, und allgemeine Umwandlungen im großen Naturhaushalte hervorbringen." Daher, meint der Verf., muthe oder traue man dem Aſtronomen, der dem täuſchenden Anſcheine nach, die nämlichen Regionen zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchung habe, läſtige Witterungsprophezeihungen zu. Dieß ſey aber blos ein Geſchäft des chemiſchen Meteorologen, die phyſiſchen Grundurſachen des ſo unbeſtändigen und oft ſchnell abwechſelnden Ganges der Witterung zu unterſuchen. Aber er giebt als Aſtronom Winke zu einer gründlichern Beurtheilung dieſes Naturereigniſſes aus einem höhern und paſſendern Geſichtspuncte. „Man „holt die phyſiſch wirkenden Kräfte, welche die Witterungsläufe beſtimmen, viel zu weit her. Allein „ſie liegen äußerſt nahe, und wir ſind unaufhörlich „mit den chemiſchen Proceduren ihrer Urſtoffe umgeben. — Die höchſten, von der Luft getragenen „Dunſt- und Regenwolken gehen doch nur etwa ½ „Meile über uns weg, denn die anſehnlichſten, aber „doch noch nicht ¾ Meilen ſenkrecht hohen Berggipfel der Erde ragen weit über alle dergleichen „Gewölke empor. Das allgemeine Luftmagazin der „Natur, oder der ſogenannte Dunſtkreis bildet ſich „innerhalb dieſer Wolkenregionen, und nimmt alle „von der weiten Erd- und Meeres-Oberfläche losgeriſſene, entwickelte, und in den feinſten Theilen „aufgelößte animaliſche, vegetabiliſche, auch mineraliſche Stoffe, als ſtets fortdauernde Ausdünſtungen auf, ſammelt ſie in Wolken. Hier werden „verſchiedene Gasarten erzeugt, die vermittelſt chemiſcher Miſchungen und Zerſetzungen, ſolche in „Regen, Schnee, Hagel, Thau, Nebel ꝛc. verwandeln, und vom Winde fortgetrieben, den Ländern „und Gewäſſern der Erde dieſen Luftniederſchlag „als eine fruchtbare Befeuchtung zurückliefern. Dieſer ganze Dunſtkreis aber bedeutet im Verhältniß „zur Größe des Erdballs noch viel weniger als die „Dicke eines Papiers, womit ein einfüßiger Globus „überzogen wird, oder als der feuchte Dunſt, welcher ſich auf demſelben anlegt, wenn man ihn im „Winter aus einem kalten Zimmer in ein geheiztes „bringt. Alle bedenklichen Luft- und Witterungserſcheinungen werden in dieſem Schweiß des Erdballs erzeugt, daher von ihnen, wenn auch kleine „Theile der Erde darunter leiden, der allgemeine „Normal-Haushalt der Natur dadurch nicht geſtört „noch unterbrochen werden kann. Es iſt daher ein „Irrthum, wenn man eine Verrückung in der Neigung der Erdaxe ꝛc. ſich als möglich gedacht hat." Der Verf. zeigt nun, daß die Sonneneinwirkung blos den großen Normalgang und Wechſel der Witterung im Allgemeinen determinirender mache, und daß die berechnete regelmäßige Wirkung der Sonnenſtrahlen, nach der temporellen und lokalen Beſchaffenheit des Bodens eines Landes und ſeiner Lage, der Luft, des Windes und des jedesmaligen Vorrathes jener chemiſch-vermiſchten Stoffe äußerſt ungleich ausfalle. Aber der Mond ſpielt doch ſeine Rolle bey unſerm Wetter? Keineswegs ſo regelmäßig und ſo merklich, als man ihn von Alters her in Verdacht hat. Die Summe aller Stunden, die der Mond das ganze Jahr hindurch an irgend einem Orte der Erde des Nachts, oder bey Abweſenheit der Sonne leuchtet, beträgt nach einer beiläufigen Berechnung eigentlich nur die Hälfte von der Länge aller Nächte des Jahres, das ſind 2190 Stunden oder 91¼ Tage. Und hiervon geht die Zeit ab, wo er 2 — 3 Tage vor und nach dem Neulichte nur ſichelförmig leuchtet. Sein Licht iſt überhaupt wenigſtens 90,000 mal ſchwächer als das der Sonne, deſto weniger kann man von ſeinen Lichtſtrahlen einen Einfluß auf irdiſche Körper erwarten. Vieljährige meteorologiſche Beobachtungen haben auch deutlich gelehrt, daß keine zuverläſſige und beſtändige Uebereinſtimmung der Veränderungen im Witterungslaufe mit den monatlich periodiſch wiederkehrenden Entfernungen, Stellungen und Lichtabwechſelungen des Mondes ſtatt finde. (Man kann alſo Levkojen im abnehmenden Monde getroſt ſäen, und Kropfpulver künftig auch im zunehmenden einnehmen.) Soweit noch eine Wirkung ſtatt finde, könne ſie, wegen des lokalen und temporellen Zuſtandes des Dunſtkreiſes und ſeiner mancherley Miſchungen doch niemals weder im Voraus, noch nach den Wirkungen und Folgen beſtimmt werden. Der Verf. muſtert nun die Planeten und die Kometen durch, und will ſie an allem übeln Wetter auf der Erde unſchuldig, und wenigſtens unſer geiſtiges Auge, ihren Einfluß und welchen? zu entdecken, viel zu blöde finden. — B. ſetzt die einzige wahre Urſache aller möglichen Witterungsläufe lediglich in den von der Sonne und einer chemiſchen Grundwärme erzeugten Auflöſungen und Ausdünſtungen der über 9 Millionen Quadratmeilen großen Land- und Meeres-Oberfläche des Erdballs, welche unter andern hier und da das Gleichgewicht der Luft ſtöhren können, und dadurch beſonders die Entſtehung der Winde zur Folge haben. Während dieſer ewig regen chemiſchen Operation der großen Natur-Oekonomie iſt die Oberfläche des Erdbodens ſelbſt natürlichen Veränderungen unterworfen; auch erleidet er durch die raſtloſe Menſchenhand, durch oft voreilige Ausrottung von Waldungen, Anbau großer Städte ꝛc. neue Umformungen wobey neue animaliſche, mephitiſche, mineralogiſche Ausdünſtungen, ſtatt vegetabiliſcher ſtatt haben. Bey ſolcher unaufhörlichen Veränderung der Gasarten iſt es alſo faſt unmöglich, zu feſten Regeln in der Wetterkunde, zu ſichern Anzeigen der zu erwartenden Witterung zu gelangen. Hohe und niedere Lage des Landes, kahle und bewachſene Gebirge tragen ebenfalls bey, daß Gegenden von wenig Stunden Entfernung oft ſehr verſchiedenes Wetter haben. Daher meint Hr. Bode, daß es ſchlechterdings keine eigentliche Witterungslehre geben könne, und daß die Mühe einiger Meteorologen zu Erfindung einer Theorie ganz fruchtlos ſcheine. Höchſtens werde man durch öftere und anhaltende Beobachtungen künftig zu wahrſcheinlichen Vermuthungen über die Beſchaffenheit der künftigen Veränderung des Wetters kommen; jedoch mit den Einſchränkungen, daß ſie nur für nicht weite Gegenden und wohl gar nur für eine kurze Zeitperiode brauchbar blieben. Ueberdem iſt zu bedenken, daß wir den Materialien der Atmoſphäre keine erwünſchte Richtung geben können, und uns in ihre Wirkungen ſchicken müſſen. Der Verf. bemerkt hiebey, daß wegen der Veränderung die im phyſiſchen Klima und Witterungslauf ſeit einer Jahrenreihe vorgegangen, (in Berlin z. E. habe die Zahl der trüben Tage und Nächte ſeit 20 und mehr Jahren zugenommen, wie die aſtronom. Tagebücher bewieſen,) die alten Wettertage des Kalenders z. B. Medardus, Vitus und dergl. ohnehin nicht mehr paſſen könnten — Die Witterungsvorfälle ſchienen übrigens eine Art von Wanderung in nicht regelmäßigen Zeitperioden über die Oberfläche der Erde zu halten, daher denn, der Erfahrung zu Folge, das phyſiſche Clima und die Fruchtbarkeit mancher Gegenden ſich mit den Jahren verſchlimmern oder verbeſſern, was aber mit dem aſtronomiſchen Clima nicht zuſammen hänge. Denn die Axen- und Polſtellung der Erde ſey immer dieſelbe. Nicht einmal ein beſonderer Gewinn dürfte im Allgemeinen von ſicherer Vorkenntniß der Witterungsbegebenheiten zu erwarten ſeyn. Sie könnte doch nie allen Wünſchen (nicht einmal den eines Dorfs) entſprechen, oft die Thätigkeit hemmen und verwirren, oder den Schwachen troſtlos machen, während eine glückliche Unwiſſenheit auch in dieſen Dingen oft unſern Muth belebt.

„Wir werden uns alſo wohl in der phyſiſchen Wetterkunde die Ungewißheit und die beſtändigen Ausnahmen von oft willkührlich angenommenen Regeln gefallen laſſen, und bei dem beruhigenden Bewußtſeyn, daß auch dieſe Naturbegebenheit unter der Leitung des Allgütigen ſteht, uns mit der beſten Anwendung deſſen begnügen müſſen, was uns bisher vieljährige Erfahrungen gelehrt, und was aufmerkſame Naturforſcher und Landwirthe für ihre Gegenden ſchon längſtens wiſſen, oder als wahrſcheinlich zu vermuthen hinreichende Erfahrungen geſammelt haben.“ (Wir wünſchen Jedem, dem das Wetter von außen mißfällt, daß er das Wetter in ſeinem Hauſe nicht obendrein verderben möge.)

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben. (In Weimar bey den Gebr. Hoffmann)

Repertorium

oder:

alphabetiſche Ueberſicht

der Verordnungen über den Zoll und die Verbrauchsſteuer

in der Königl. Preuß. Monarchie;

und

Abgaben

an Ein- und Ausfuhrzoll und an Verbrauchsſteuer

der

nach den Allerhöchſt vollzogenen Tarifen vom 26. Mai 1818 beſteuerten Gegenſtände;

für

die Provinzen oſtwärts und weſtwärts der Weſer.

Alphabetiſch geordnet.

18 Bogen in Folio. Preiß 20gr. ſächſ. oder 1 Fl. 30 Xr. rheinl.

Es iſt kein Zweifel, daß dieſe erläuternde Bearbeitung der Verordnungen und des Tarifs der neuen preußiſchen Steuerverfaſſung den Steuerofficianten, ſo wie dem Handel-treibenden Publikum höchſt willkommen ſeyn wird.

Erfurt, den 6. März 1819.

Joh. Carl Müller,
Buchhändler.

Literariſches Wochenblatt
von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 41. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Unſere Zeit. (Beſchluß.)

Vier verſchiedene Anſichten oder Behandlungsweiſen des Chriſtenthums nimmt der Verfaſſer an: die erſte, vor der Reformation, die poſitive, ſinnliche, mythiſche; die zweyte, in der Reformation, die Zurückſetzung des blos Poſitiven, und die Hinweiſung auf den lebendigen Glauben an den Mittler. Die dritte. Die Ueberzeugung von dem Ungnügenden des bloßen Glaubens und der Wichtigkeit der Wiedergeburt; die vierte endlich, die Ueberzeugung von der einzigen Wichtigkeit des Handelns, die rein moraliſche Anſicht vom Chriſtenthum, die das Leben des Guten darſtellt als ein Seyn in Gott, aber dem Gotte ihrer Erkenntniß. — Jedes Bemühen, der Geiſtlichkeit wieder äußern Glanz, Macht und gebietenden Einfluß zu verſchaffen, werde für die Religion ſo lange fruchtlos bleiben, bis eine völlige Durchgährung und Zerſetzung aller Elemente der Zeit ſtatt gefunden habe, worauf ſich dann, ohne alle künſtliche Berechnung, wie abſichtslos, eine natürlich neue Form entwickeln dürfte. — Im Allgemeinen ſtieg das Verhältniß zu Gott herab von der Furcht zum Vertrauen, welches ein Befreunden, und zuletzt ein kühnes Selbſtvertrauen erzeugte. Daher Anfangs die innige Liebe zum Erlöſer, die man dem furchtloſen, ſelbſtvertrauenden Geſchlechte jetzt ſchwerlich wieder einimpfen wird. Unvermeidlich ſcheine hingegen, daß Gott der ſich ſelbſt genügenden Zeit einmal wieder als ein ernſter Strafer und Zurechtweiſer erſcheinen werde, um ſie zur Demuth zurückzuführen. Was ſey auch von dem heranwachſenden Geſchlechte zu erwarten, welches man nur gewöhne Trotz zu bieten, nicht aber das von oben verhängte in Demuth und Geduld zu ertragen. „Man bemerkt nicht die Kälte des allverdammenden Urtheils (über das alternde Geſchlecht) „die Selbſtzufriedenheit, die ſich für würdig ſowohl „als tüchtig hält, eine große Zukunft im Keime zu „beſtimmen, und die Selbſttäuſchung, welche die „Bruſt der Jugend mit ungewöhnlichen Geſinnungen und einem neuen Leben auszuſtatten bemüht „iſt, und ihr dabei die alte Anmaßung, die Kälte „des richtenden Verſtandes, und den Keim des Ungehorſams mittheilt, aus dem alles Verderben entſprungen iſt.“

Ausgegeben den 6. May.

Die häufiger gewordenen Selbſtmorde erklärt der Verfaſſer ſinnreich aus der unermüdeten Geſchäftigkeit der heutigen Welt, ſich zum Range einer großen Hauptſtadt hinauf zu ſteigern.

Das jetzige Treiben der Jugend ſoll man nicht gleichgültig anſehen. Bey Vielen bewährt ſich die Bemerkung, daß ihrer Tugend eine ſtolze und kalte Anſicht zum Grunde liege, die nämlich, die Mächtigern zu beſchämen und im nachtheiligen Lichte darzuſtellen als ſolche, die, bey größern Mitteln, in der Tugend hinter uns noch weit zurückſtehn.

Von denen, die in unſern Tagen ſich dem Catholicismus in die Arme werfen, ſagt der Verfaſſer: ihr Abfall widerſtreite ſo ſehr der allgemeinen Richtung der Zeit, und übe deshalb ſo geringen Einfluß auf dieſelbe aus, daß wir ſolchen Abfall nur als eine Abnormität uns denken müſſen, deren Urſache in dem perſönlichen Zuſtande der damit Behafteten zu ſuchen ſey. — Im allgemeinen ſey die religiöſe Erkenntniß ausgebreiteter als je, aber auch kraftloſer und unwürkſamer; es fehle ihr, bey allem wiſſenſchaftlichen Prunk, die belebende und beruhigende Einwürkung auf das Herz.

Im zweiten Bande beginnt der Verfaſſer mit dem Staate. Er findet, daß es nicht immer Freiheit und Conſtitution iſt, welche ſolchen Noth thut, die ihr innerſtes Gewiſſen nicht befragen wollen; ſondern eine Regierung, wie ſie längſt geweſen, jedoch der reinſten Achtung würdig. Er fragt, ob nicht die Unruhe, die Alles ſchnell zum Ideal hinauftreiben wolle, ſchneller unter dem kräftigen Gebote eines allein gebietenden Oberhauptes befriedigt werden würde, als da, wo jede Kraft eine Gegenkraft hervor ruft? wo dem beſondern Willen oft ein anders Intereſſe widerſtrebt? —

Zur Zeit der Revolution haben Frankreich und die geiſtlichen Staaten, ungeachtet ihrer höchſt milden Regierungen, gerade am unzufriedenſten und unruhigſten ſich geberdet, und da mögte man fragen: will denn ein ſolches Volk die Freiheit und Selbſtherrſchaft? oder liegt darin nicht vielmehr ein dunkles Bedürfniß nach einem blos verſtändigen, im Sinne der Zeit gebietenden Herrſcher? Daß Letzteres wirklich der Fall iſt, hat ſich nachher bewieſen, und es ſind die unruhigſten und freiheitsluſtigſten Völker oft ſchnell die geſchmeidigſten, und ſelbſt mit der Unterdrückung zufriedenſten geworden. —

Man bedenket den heftigen Widerſtand nicht, den auch im freyen Staate Talent oder Macht bereiten; nicht den Kummer, einen vielfältig gewährten Entwurf auch in ihm durch geheime Umtriebe, oder die geringe Uebermacht einer andern Parthey erdrücket zu ſehen; nicht den Schmerz, in vielen Dingen ein viel langſameres Vorrücken wahr zu nehmen, weil der gebietende Wille mangelt. (Hört ihn!) Es ſcheint, wie im Leiblichen ſo auch im Geiſtigen Krankheiten zu geben, welche ſich von Zeit zu Zeit unter den Völkern kund thun, auf unerkannten Wegen kommen, wunderbar um ſich greifen, und gemach verſchwinden. Dahin rechnen wir auch die der frömmelnden Bekehrungsſucht u. ſ. w. —

Daß Handel, Erwerb und Reichthum das bewegende Triebrad des öffentlichen Lebens ſind, davon hat dem Verfaſſer nicht nur die Geſchichte überzeugt, ſondern auch der Anblick Englands und Amerika's ihn darin beſtärkt. Nirgend, ſagt er, wohne der Eigennutz, das Eintönige, Gleichförmige mehr als in Nordamerika, wo das Volk ſeine Freiheit eifrig bewacht, wo große Kräfte ſich entwickeln, aber immer wieder auf den Gewinn gekehrt, wo das Edelſte wenig geſchätzt wird, wenn es über den baaren Nutzen hinaus geht u. ſ. w.

Preußen allein glaubt der Verfaſſer im Stande, einen neuen Morgen der Geſchichte herauf zu führen, wenn man ſich nur nicht ſcheu von ihm trenne und ſeinen kriegeriſchen Sinn nicht unbehaglich finde. (Das Letztere iſt wohl Niemanden zu verdenken.)

Dann fragt er, ob wir auch die Eigenſchaften beſitzen, die erforderlich ſind, um eine repräſentative Verfaſſung fruchtbringend zu machen? Die Geſchichte lehre, daß damals, als noch Stände zur Berathung ſich verſammelten, oft über Unluſt der Bürger und ihr wiederholtes Ausbleiben geklagt wurde! weßhalb allerlei Mißbräuche ſich eindrangten und die Verhandlungen nie zum Ziele gediehen. Der Verfaſſer iſt überzeugt, daß die geniale Kraft eines Einzigen weit willkommner ſeyn würde, das vielfältig getrennte Leben zu vereinigen, als ein langwieriger Kampf freigegebener Meinungen. — Nichts aber ſei thörigter als zu fordern, daß lieber heute als morgen Alles auf engliſchem Fuß in Europa hergehe.

Aus der, unſrer Zeit ganz eignen, Belehrungsart durch Orden und Ehrenzeichen, ſchließt der V., daß neben der Gewinnſucht, auch die Eitelkeit eine bedeutende Triebfeder unſerer Handlungen ſey.

Mit Recht bemerkt er, daß eine lange beſtandene, gänzliche Unkunde des öffentlichen Lebens, ſich nicht in einem Augenblicke abthun laſſe. „Statt „finden kann die Freiheit öffentlicher Rede nur wahrhaft, wo es bereits eine Freiheit im Volke giebt, „deren Organ ſie wird. Man iſt keinesweges ſchon „frey dadurch, daß man Alles frey heraus ſagt, „vielmehr könnte man ſich leicht damit den Genuß der „Freiheit verderben; dann aber, wenn ein Volk die „Freiheit errungen hat, wird es auch die Freiheit der „Rede ohne weiteres Zuthun ſich aneignen, als eine „Atmoſphäre, deren es zum Athmen bedarf.“ Es verhält ſich damit, wie zwiſchen Vernunft und Sprache; wo Vernunft iſt, da kommt die Sprache von ſelbſt. Lehrt man aber einen Papagey reden, ſo wird er darum noch nicht vernünftig. Durch dieſe Bemerkungen will der V. die Preßfreiheit nicht ſchwächen, ſondern giebt ſie nur denen zu beherzigen, welche die Preßfreiheit als eine Stufe weiter zur Freiheit betrachten, oft aber insgeheim nur die Luſt darunter verſtehen, ihren Obern, oder auch ihres Gleichen, allerhand Gebrechen vorrücken zu dürfen. — —

Der Verfaſſer ſtellt ſich die heilige Allianz als eine Freimaurerey der Staaten untereinander vor. Das Weſen der jetzigen edlen Freimaurerey ſcheint ihm zu ſagen, daß die Menſchen als in einem Höhern insgeſammt Eines betrachtet werden, als ſolche, welche der Idee nach ohne Unterſchied nach Meiſterſchaft ringen. —

Englands Zuſtand ſoll nicht, wie der der übrigen Länder, in einem Fortſchreiten und in Entwicklung beſtehen, ſondern ſei ein wunderbar gehaltenes Inneſtehen über einem glücklichen Schwebe-Puncte; darum trage auch kein Staat ein ſo unſterbliches Leben in ſich. Die reizbare Lebendigkeit der Franzoſen hingegen, ſey ſo aufgeregt, daß es auch in der Zukunft noch angeſtrengtere Bemühungen bedürfen möge, ſie auf einen glücklichen Schwebepunct zurück zu führen. — Sie ſind ein Volk, das dem Scheine huldigt, und ihn unerreichbar muſterhaft ausſchmücket und behandelt.

Süd-Deutſchland, meynt der V , werde im Ganzen dem Ausländer behagen, wenn auch die Beſten in Nord-Deutſchland nicht einſtimmten; denn man finde zwar Spuren (Spuren nur?) eines unbefangenen, mittheilenden Gemüths, eine Fülle der Empfindung und eine wohlthuende Behaglichkeit der Gegenwart; aber auch eine gröbere Sinnlichkeit, eine bald heitere, bald unempfindliche Gleichgültigkeit gegen höhere Bedürfniſſe und einen ungeregelten Drang nach dem Genuſſe. (Es iſt wahr, der Süddeutſche erinnert ſich gern des Homo sum, indeſſen der Norddeutſche einen Kopf mit Flügeln für ſein

Portrait ausgeben mögte. Der Süddeutſche genießt, ſinnlich und geiſtig, mit Leichtigkeit und Hingebung, während der Norddeutſche grübelt und, wenn er ſich einen Genuß erlaubt, ſich dabei anſtellt wie ein Perſer der mit Meſſer und Gabel eſſen ſoll. Der Süddeutſche iſt ergötzbar und erkennt es mit Dank, wenn man ihn ergötzt; der Norddeutſche fragt erſt: „darf ich mich auch ergötzen laſſen, ohne an meiner Würde zu verlieren? und iſt das, woran ich mich ergötzen ſoll, auch der Ehre werth mich zu ergötzen?“ Wiederfährt es ihm aber dennoch wider ſeinen Willen, ergötzt zu werden, ſo geſteht er es doch nicht gern, und findet wenigſtens, daß man anders dabei hätte verfahren ſollen. Der Süddeutſche kommt entgegen, der Norddeutſche tritt zurück. Der Süddeutſche drückt die Hand, der Norddeutſche zieht den Hut ab. Wenn ein Süddeutſcher und ein Norddeutſcher miteinander an einer guten Tafel ſitzen, ſo ſpeiſt Jener, und Dieſer erklart, wie die Speiſen zugerichtet werden, oder wie ſie hätten zugerichtet werden ſollen. Der Süddeutſche giebt, der Norddeutſche auch, aber Jener hat ſchon gegeben, wenn dieſer noch in die Taſche greift. Kurz, der Süddeutſche iſt minder Egoiſt als der Norddeutſche, und auch minder Pedant. Schon das gemeine Volk zeichnet ſich in Süddeutſchland höchſt vortheilhaft aus. Es iſt höflich und dienſtfertig, während die Norddeutſchen in der Regel grob ſind, und, wenn ſie kein Geld ſehen, auch keinen Finger rühren. Da iſt es denn wohl kein Wunder, daß es den Ausländern in Süddeutſchland beſſer behagt; ſehr zu verwundern aber iſt, daß, nach der Verſicherung des Verfaſſers, die Beſten unter den Norddeutſchen jene Hälfte ihres Vaterlandes geringer ſchätzen. Deutſchland gleicht einem Apfel, deſſen ſüdliche Hälfte lebendig roth ſchimmert, die nördliche aber blaß und gelb iſt.)

Preußen nennt der V. die Herberge des freyſten, regſten deutſchen Lebens und entwirft überhaupt Seite 212 eine der promphafteſten Beſchreibungen von dieſem Lande, deſſen Vorzüge wir gewiß nicht verkennen, doch das Gemählde ſehr geſchmeichelt finden.

In Rußland, meynt er, laſſe ein Geiſt des europäiſchen Lebens ſich nicht nachweiſen; es ſei noch Gaſt und Fremdling in Europa; ſein Geiſt ſei unbeſtimmbar; ſein erhabener Beruf ſei, ſo viel als möglich europäiſche, und beſonders deutſche Bildung in ſich aufzunehmen. Bei Rußland könne nur von einer abgeſpiegelten Cultur die Rede ſeyn, nahmentlich aus dem feindlichen Gebiete. In Deutſchland aber ſei es Pflicht, die Fülle ſeiner Gaben nicht beſcheiden zu verbergen, ſondern freygebig mitzutheilen, und dieſem Reiche germaniſches Leben einzuflößen, und ſich dadurch den Dank wie die Freundſchaft der kommenden Geſchlechter zu ſichern. (Germaniſches Leben, das laſſen wir gelten; aber die germaniſchen Krämpfe möge Deutſchland immer für ſich behalten, und leider beſteht ſein Leben jetzt faſt nur aus Krämpfen.) —

Vom **Adel** ſagt der V.: „Wer es hoch anrechnet, daß in ſolchem, eine allgemeine Geſinnung „vertretenden Stande, unvollkommene Mitglieder ſich „vorfinden, der ſcheint es zu beklagen, daß er auf „Erden und unter Menſchen wohne, wo in Alles „Mängel ſich einmiſchen; er ſage uns doch, welchem „Stande er ſich beizählet, damit wir ſehen, ob da der „Vorwurf verſtummen muß.“ — Der erklärte Widerſtand gegen den Adel ſei nichts anders, als eine verhüllte Oppoſition gegen die Monarchie. —

Beſonders ſeit der Reformation ſollen die Klagen über Luxus, nahmentlich — Kleider-Pracht, laut geworden ſeyn. (Darin irrt der Verfaſſer gar ſehr. Er darf nur die erſte beſte Chronik aufſchlagen, und er wird finden, daß dieſe Klagen zu allen Zeiten dieſelben geweſen ſind.) — Die ſinnvolle Bedeutung des weiblichen Geſchlechtes im Geſelligen, ſoll, ſeit das Alter ſüßer Minne abgeſtorben, in tauſend Rückſichten gewonnen haben. In Beziehung auf die Frauen ſei nur die Zeit glücklich zu preiſen, wo man ſie überall ahnet, und ihr Geiſt auf alle Verhältniſſe beſonders einwirkt, ohne daß man ſie zu deutlich wahrnimmt; denn auch das leiſeſte perſönliche Auftreten der Frauen deute auf verletztes Gleichgewicht. Daher iſt er auch weder den Schriftſtellerinnen noch den Frauen-Vereinen hold. In der Nähe jener, ſollen die Männer ſtets etwas unbehagliches, nicht harmoniſch berührendes empfinden. — Der **Tanz** hat ihm eine edle, tiefe Bedeutung, (?) iſt eines der geiſtigſten (?) ſüßeſten Rauſchmittel, und mit Recht ſchilt er die Jünglinge, die ſich, mit der Kälte des alternden Urtheils, vom Tanz zurückziehen, und eine tüchtige Biederkeit zu beweiſen glauben, wenn ſie an cyniſche Rohheit ſtreifen. — Den Frauen ſoll Tonkunſt und Mahlerey mehr zuſagen als die Sprache, nahmentlich die der Poeſie; auch träten in der Regel dann erſt Dichterinnen auf, wenn die Sprache ſchon höchſt bereichert und durchgebildet ſei, und es nur darauf ankomme, geſchickt in den reichen Vorrath einzugreifen, und ihn mit dem angebohrnen Schicklichkeitsgefühle zu ordnen. — Weibliche Untreue ſoll bei den Alten ſeltener geweſen ſeyn, als bei den Neuern, hingegen kinderloſe Ehen häufiger. —

Die Ehe habe aufgehört, ein erhabenes, demüthig frommes Selbſtopfer zu ſeyn, welches man einem künftigen Geſchlechte gebracht habe. (Wann iſt ſie das jemals geweſen?) — Die verlohrne fromme Innigkeit einer frühern Zeit könnte durch eine Phantaſiereichere, gemüthlichere Behandlungsweiſe der Ehe erſetzt werden; allein die Männer wären ſchon vor der Ehe untüchtig dazu geworden durch Genuß, leere Freuden, unbeſonnenen Eigenwillen, muthwillige Verſchwendung u. ſ. w., die erforderliche Fülle des Innern fehlt ihnen gänzlich. (Wir bedauern den Verfaſſer, daß er keine glücklichen Ehen zu kennen ſcheint. Wir könnten aus unſerer beſchränkten Bekanntſchaft ihm *viele* nachweiſen, in welchen er wenigſtens das *gemüthliche* nicht vermiſſen würde. Was das *Phantaſiereiche* betrifft, ſo fragt ſichs noch, ob es da an ſeiner Stelle wäre.) —

Das heutige Leben der Jugend, ſagt der V. (das *Turnen* u. ſ. w.) werde freylich als ein neues, kräftigeres Leben angeprieſen, aber ſeinen wahren Gehalt könne erſt die Entwicklung des kommenden Geſchlechts beurkunden. Uebrigens ſollen wir an unbedeutenden Erſcheinungen (das Einmiſchen der Jugend ins Politiſche und dgl.) nicht einen zu fremdartigen Maaßſtab legen, und den jugendlich unbehülflichen Bildungstrieb nicht mit dem ernſten Verſtande richten. (Warum denn nicht? der *unſrige* iſt doch ſo gerichtet worden.) — Es ſcheine beinahe eine Ungerechtigkeit, den Stand der Studenten nach den Anſichten unſers bürgerlichen Lebens zu meſſen, da dieſer Stand ſich ganz außer dem öffentlichen Leben ſetze. (Faſt gerathen wir auf die Vermuthung, der V. ſei ein Profeſſor, denn unmöglich könnte ſonſt ein übrigens ſo geiſtreicher Mann ſich ſo armſeliger Floſkeln bedienen. Der *Stand* der Studenten! die Studenten bilden keinen *Stand*. Und geſetzt, ſie bildeten einen, wer erlaubt ihnen, dieſen Stand ganz außer dem öffentlichen Leben zu ſetzen? Welchen Nachtheil die Geſellſchaft davon hat, das wiſſen wir Alle, welchen Vortheil es aber der Jugend bringen ſoll, das hat noch Niemand entdeckt.) — Auch die Zweikämpfe auf Hochſchulen vertheidigt der Hr. Profeſſor, als den rohen, aber natürlichſten Ausweg einer Kraft, die noch kein Geſetz über ſich erkenne. (!) Die ganze alte Zeit werde dadurch vertreten, die um Kampf und Waffen ſich bewegt habe. (!) Wenn eine ſo abgeſonderte Welt, wie die der Studenten, mit lauten Urtheilen, oder gar Handlungen in die Gegenwart herüber ſchreiten, ſo habe man keine ſonderliche Bedeutung darauf zu legen. (Das werden aber die Studenten wiederum ſehr übel nehmen, denn ſie halten ſich für ſehr bedeutend.) Auf gleiche ſchonende Weiſe ſpricht er von dem Turnen. u. ſ. w. – —

In den geheimen Geſellſchaften (der Freimaurerey) erkennt der Verf. eine nationelle Schaam im Geiſtigen, die es nicht wagt mit dem Beſten, was gemeinen Naturen mehr oder weniger immer verborgen bleibt, hervor zu treten. Die gegenwärtige Erſcheinung der Freimaurerey ſei freilich unvollkommen, aber es liege ihr eine höhere, über die Zeit erhabene Idee zum Grunde. Sie ſei die Niederlage des Beſten was der Menſch ahnet. — –

Das folgende Urtheil wird jeder unterſchreiben: „Nirgend ſind die mittelmäßigen Köpfe zahlreicher und lauter, als im Gebiete der Poeſie. Eine Fluth poetiſcher Erzeugniſſe ſucht uns von Jahr zu Jahr heim. Es bedarf nur eines glücklichen Vorgängers, und Jeder wähnt, ſein Glück auf der betretnen Bahn zu finden. Dem Einen gilt die neugeformte Sprache, dem Andern der kunſtreiche Versbau u. ſ. w. Leſen und Hören befördern die Verwirrung und ein Zufall verbreitet den Ruhm des gleichgültigſten Namens. Aeltere, zwar erhabene Dichter, die aber doch viele durch Zeit und Ort bedingte Eigenthümlichkeiten in ſich tragen, werden *blind verehrt* und auch das Schlechte an ihnen geprieſen und nachgeahmt.“ —

„Die Grenzen zwiſchen Denken und Dichten ſind ganz ineinander verſchwommen. Die herrliche Dichtkunſt wird eine willfährige Herberge für faſelnde Träumereyen, von denen ſelbſt beſſere Köpfe unter uns erfüllt ſind, und in beiſpielloſer Selbſttäuſchung halten die Mittelmäßigſten ihr ganz zerronnenes Denken und Wiſſen für poetiſche Gedanken.“

Auch den wenigſten der dramatiſchen Werke, die jetzt vor allen andern die Aufmerkſamkeit erregen, will der V. die Achtung der Nachwelt verbürgen, weil ihnen die *Bewußtloſigkeit* fehle, die allein einem Kunſtwerke bleibenden Werth ſichere.

Jean Paul und *Beethoven*, ſtellt und achtet der V. beſonders hoch, iſt aber beſorgt für beider Zukunft, weil beide ein Aeußerſtes erklimmt hätten. —

Das ganze Bild der Zeit weiß er nicht beſſer zu beſchließen, als durch die Schilderung zweier Charactere, die wir durch die gebildeteſten Länder unſers Welttheils zerſtreut finden: in germaniſchen Ländern, des *Univerſellen*, im fränkiſchen, des *Indifferentiſten*. Seine Darſtellung dieſer Charactere hat uns meiſterhaft geſchienen. —

Von der *Zukunft* ſprechend, ſagt er: das Zeichen des erſchlaffenden Alters offenbare ſich im Germaniſchen durch ein dumpfes Brüten, ein aufgelöſtes Denken und Dichten; im Fränkiſchen, durch eine kalte gleichgültige Ueberſicht über das Leben, ein Zerreißen aller Bande mit dem Ueberirdiſchen und ein Erſtarren im rein Verſtandesmäßigen. Wenn nicht bald eine kräftige Anregung durch freyere Bewegung der Staaten in ſich ſelbſt und untereinander, und ein, über die todte Welt der Begriffe hinausgehendes Streben dazwiſchen komme, ſo ſei traurige Erſtorbenheit dort wie hier zu befürchten. Die Welt müſſe zu einem innigen Glauben zurück, darin allein läge Heilung für alle gerügte Gebrechen. Ob aber der Glaube an den Mittler nothwendig ſei? das müſſe lange und ſorgfältig unterſucht werden (?) (Wozu eine ſolche Unterſuchung? um die Gläubigen irre zu machen?) –

Der Raum hat uns nicht verſtattet, unſern Leſern mehr als einzelne Tropfen von dieſem geiſtigen Getränke auf die Zunge zu flößen. Oft haben wir die Blatter ſchnell umwenden müſſen, um der Verſuchung zu widerſtehen, ſie ganz abzuſchreiben. Beſäße der V. die Gabe der gedrängten Darſtellung in einem höhern Grade, ſo dürften wir ihm ein großes Publikum verſprechen. Das kleinere wird über jenen Mangel hinweg ſehen und den ruhigen Denker zu ſchätzen wiſſen.

Einige Stanzen aus des Lords Byron Gedicht: Childe Harolds Pilgrimage.

CX. CXI.

„Dieſe einſame Säule ohne Namen, mit der verſunkenen Baſis, ſpricht beredter zu mir als Cicero. Was gilt mir der Lorbeer, der den Cäſar bekränzte? Ich will mich mit dem Epheu krönen, der die Trümmer ſeiner Wohnung überzieht. Wem ſoll ich dieſen Triumphbogen zueignen, den ich vor mir ſehe? dem Titus? dem Trajan? Der Zeit gehört er. Die Zeit treibt ihr Spiel mit Verſetzung ſolcher Triumphmäler der Menſchen, und ſie ſtellt ſelbſt ein Apoſtelbild auf den Aſchenkrug eines Trajans. Seine Aſche ruhte am offenen Himmel, unter den Sternen, denn ſeine Seele verdiente dort ihre Wohnſtätte zu finden. Er, der letzte Regierer der Welt, der letzte der Roms Eroberungen behauptete. Gerecht und gemäßigt war er mehr als Alexander, und noch heute wird ſein Name verehrt.“

CXII. CXIII.

„Wo iſt der Bogen der ſich zu Triumphen wölbte, der Ort wo Rom im Jubel ſeine Helden empfing? Wo iſt der tarpejiſche Fels, das Ziel wo der Verrather Laufbahn endete? Der Abhang der vom falſchen Ehrgeiz ſie geneſen ſah? Erobeer häuften hier die reichen Spolien auf, und weiter hin, in dieſer Ebne ſchlafen ſchon ſeit Jahrtauſenden beſchwichtigt der Partheyen Ränke. Dieß iſt das Forum, dieß das Theater, wo unſterbliche Klänge ertönten, das noch von Cicero's feuriger Rede wiederzuhallen ſcheint. Gefilde der Freyheit, glorreiches Gefilde des Ruhms! Schauplatz mit empörter Partheyen Blut beſprützt, wo eines ſtolzen Volkes Leidenſchaften ſich entwickelten ſeit den erſten Anfängen von Roma's Macht, bis dahin wo es nichts mehr zu erobern fand. Aber ach! ſchon längſt hatte die Freyheit ihr Antlitz verſchleyert, und Anarchie hatte freventlich ſich ihre Zeichen angemaßt; der Krieger, der über der Geſetze Macht zu ſtellen ſich gewagt, warf euch zu ſeinen Knien nieder die verſtummten Feiglinge des Senats, oder kaufte noch verderbterer Bürger Stimmen.“

CXIV.

„Wenden wir die Blicke ab von tauſenden von Tyrannen und ſchmachvollen Jahrhunderten. Wenden wir uns zu dem letzten Namen, den man der Rednerbühne gab, zum letzten der Römer, Petrarca's Freund, Italiens Hoffnung! Ach Rienzi! geboren ſchienſt du, von den Zeiten der Finſterniß die Sclaverey loszukaufen, du der du auf dem Forum den Kampf begannſt für deines Volkes Sache, du neuerſtandner Numa der nur zu kurz des Reiches Herrſchaft leitete! Nur lang genug, daß der am Thron verdorrte Baum der Freiheit ein einzig Blatt noch ſproſſen konnte, das deinem Grab zum Schmuck der Krone diene!“

CXXII.

„Des Uebels Quell iſt in uns ſelbſt. Nach einer Schönheit Ideal ſchmachten wir, das unſre Phantaſie geſchaffen. Wo ſind die Formen die des Künſtlers Seele ergreift? in ſeiner Seele ſelbſt! Und die Natur, ſie hätte nichts das dieſer Schönheit gliche? Wo ſind der Jugend Ideale, und jene Reize, die uns von früher Jugend an vorſchweben, und unaufhörlich uns begleiten nach einem Paradieſe zu, das wir verzweifelnd immer weiter zurückweichen ſehn? Das ſind die Reize, die Ideale, deren Geiſt in Pinſel und Feder dringt, der Werke Schönheit ſchaft, und ihrer Farben Glanz belebt.“

CXXX.

„O Zeit, die du die Leichen begräbſt, und die Trümmer deckſt beſtaunten Blendwerks, die du allein die tiefen Wunden zu heilen vermagſt. O Zeit! die du verbeſſerſt der Menſchen thörigt Urtheil, die du allein erprobſt der Liebe und der Wahrheit Feſtigkeit. Du einzige Weiſe, von allen Sophiſten dieſer

Erde! Mächtige Rächerin, zu dir erhebe ich Auge Hand und Herz, du ja verwahreſt Schätze, danach zu ringen, wenn's oft auch ſpät erfüllt ward, nie verlohrne Mühe war; o möchteſt du in jene Schätze greifen, die Gab' um die ich flehe, zu gewähren."

CXXXI.

„Auf dieſem Schauplatz ſeiner Auflöſung (Zerſtörung) umgeben von ſo vielen Opfern, die deiner Macht gefallen ſind, bring' ich zur Gabe dir meines Lebens Vernichtung; denn meiner Jahre geringe Zahl ſind böſen Verhängniſſes voll. Sahſt je du mich von thörigtem Selbſtvertrauen belebt, von eitlem Stolz mich brüſtend, ſo verſchließe meiner Bitte dein Ohr: habe ich aber ſtill und beſcheiden des Glückes Gunſt getragen, und meinen Stolz nur gegen ſolcher Haß genährt, die nie mich ganz zu unterdrücken ſich rühmen werden, ſo gewähre mir daß ich in meiner Seele Grund nicht ganz umſonſt getragen, ſo vielen Schmerzes Bitterkeit. Ach ſollten ſie denn nie auch Leiden tragen?"

CXXXII.

„Und du mächtige Nemeſis, die ihre Rechte nie verliert, wenn auch der Ungerechtigkeit Waage unter den Menſchen ſchwankt! Dich ruf' ich an, an dieſen heil'gen Oertern, wo dir die Altvordern ihr Opfer brachten, du, die du den Furien der Hölle gebot'ſt, daß ziſchend ſie den gerechten zwar, doch Vatermörder Oreſtes verfolgten, im Staub gebeugt ruf' ich dich auf. Hörſt du des Herzens Stöhnen nicht? Komm mich zu ſchirmen, komm!"

CLXXXV.

„Mein Tagwerk iſt vollbracht, durchlaufen ſind meine Gefilde, und Echo nur allein hallt meiner Laute letzte Klänge nach. Des Traumes ſchöne Täuſchung ſchwindet, und bald verliſcht die Fackel, die ihre Flamme lieh der Lampe einer kurzen Zeit. Nehmt hin meine Poeſien, wie ſie ſind, ich bin nicht mehr der ich geweſen. Verblichen ſind die hellen Bilder meiner Phantaſie, und matter glimmt in mir das ſchöpferiſche Feuer!"

CLXXXVI.

„Leb wohl! o ſtets weckt dieſes Wort der Erinnerung Schmerz und mühvoll iſt's es auszuſprechen! Lebt wohl, für immer! O die ihr den Wandrer geleitet habt, bis an der Pilgrimſchaft Ziel, bleibt in eurer Erinnerung nur ein Gedanke, den er gedacht, bewahrt ihr nur ein einzig Angedenken von ihm, dann hat er nicht umſonſt Sandal und Muſchelhut getragen. — Lebt wohl! könntet ihr nur ſeiner Geſänge ſittliche Bedeutung nehmen, und alles ihm laſſen was in ihnen ſeine bittren Schmerzen weckt!"

Theologie.

Unter die ſchätzbarſten Früchte der neuern theologiſchen Literatur müſſen wir des Hr. General-Superintendenten **Löffler** in Gotha **kleine Schriften** rechnen, welche bald nach ſeinem Tode geſammelt und in drei Bänden herausgekommen ſind. Dem erſten Bande iſt ſein Bildniß und eine Nachricht über ſein Leben und ſeine Schriften beygefügt.

Die Abhandlungen beziehen ſich auf Kirchengeſchichte, Dogma, Exegeſe, praktiſche Theologie und Führung des Kirchenamtes. Sie ſind reich an Gelehrſamkeit und Zeugen von ruhiger Forſchung nach Wahrheit. Strengſte Wahrheitsliebe und Rechtſchaffenheit waren auch die Grundzüge ſeines Charakters, und was er nach langer Prüfung für wahr erkannte, ſprach er mit Freimüthigkeit aus. Es paßt auf ihn, was **Troſchel** von **Teller** ſagte: „Vieler Menſchen Glaubensbekenntniß ändert ſich nach den veränderten Umgebungen, oder „nach dem herrſchenden Modeton, oder nach dem „einträglichen Beifall der Menge. Dieſe ſind gerade die ungläubigſten, denen nichts aus eigner „Ueberzeugung wahr iſt; ſoviel ſie auch von ihrem „Glauben rühmen mögen. Dieſe ſind es auch, welche den überzeugten Forſcher und offenherzigen Lehrer reiner, erkannter Wahrheit, am meiſten läſtern und verfolgen. Das erfuhr auch er; aber er „behielt ſeinen Grundſatz: dennoch bleib ich ſtets „bei dir, Gott der Wahrheit." — Nachdenkenden Predigern werden dieſe Schriften reichlichen Stoff darbieten; auch den Laien, die ſich mit der Religionskenntniß beſchäftigen wollen, bieten ſie eine kräftige Nahrung für ernſte Stunden dar, und die Blicke in die frühere Kirchengeſchichte verſtärken das Intereſſe. In manchen Meinungen und Gegenſtänden ſcheint er ſeiner Zeit ziemlich vorgeeilt zu ſein; jener Zeit, wo man ſich der Lehre des Stifters der Religion mit reinem Sinne hingeben wird, ohne über ſeine Natur erfolglos zu grübeln und zu ſtreiten.

Reiſen.

Der Rath **Meyer** hat **Bemerkungen** auf einer, im Jahr 1816 gemachten **Reiſe** durch Thüringen, Franken, die Schweiz, Italien, Tyrol und Bayern geſchrieben. Dieſe Bemerkungen ſind äußerſt wichtig, wie man aus folgenden Beiſpielen ſchließen mag: In der Gegend von Naumburg hat er erfahren, daß ein Bau an der Fähre mehrmals gebrochen und die Fähre fortgeſchwemmt ſey, — daß das Mannsſchießen zu Naumburg nicht darum ſo genannt werde, weil Männer ſchießen, ſondern weil ſtatt der Scheibe, nach einem hölzernen Manne geſchoſſen wird. — Daß die Poſtillione, die in manchen Ländern wilde Thiere zu ſeyn ſcheinen, im Würtembergiſchen wahre Lämmer ſind. — Daß ein Weißgerber zu Oehringen aus einer gemahlten Hoſe einen gemahlten Hirſch herausgucken läßt, um anzudeuten, daß er hirſchlederne Hoſen verfertige. — Daß zu Ludwigsburg im Schloſſe ein Mann zu Pferde an die Decke gemahlt iſt, der einem immer entgegen zu kommen ſcheint, man möge ihn betrachten von welcher Seite man wolle. — Daß er zu Schafhauſen, im Wirthshaus zum Schiff, einen guten Fiſch und einen nie gekoſteten Rettigſalat fand, der ſehr gut ſchmecken ſoll, obgleich er ihn nie gekoſtet hat, u. ſ. w. — Allen Reiſenden auf dem Poſtwagen räth er wohlmeinend an, ſich ein ledernes Kiſſen auf dem Rücken und auf der Seite machen zu laſſen. Ein ſolcher Mann, der auf ſeinen Rücken lederne Kiſſen machen läßt, iſt freilich gegen alle Kritik gepolſtert. —

Einen angenehmen Genuß verſprechen wir hingegen dem Leſer von Ulrich Hegners Berg- Land- und Seereiſe. Ohne Zweifel iſt der Verfaſſer ſchon vielen als ein origineller, gemüthlich-humoriſtiſcher Schriftſteller bekannt aus ſeinen: auch ich war in Paris — Salys Revolutionstage und die Molkencur, und wer dieſe ältern Schriften noch nicht kennt, der ſuche ſie auf und leſe ſie. Eine Fußreiſe auf den Rigiberg iſt dießmal der Gegenſtand ſeiner prunkloſen und doch ſo anziehenden Darſtellung. Der Verfaſſer, jetzt ein Mann von beinahe 60 Jahren, wollte im September 1817 noch einmal verſuchen, wie viel er ſeinen ſonſt ſo geſchmeidigen Füßen zumuthen dürfe. Auf den Ruinen von Goldau ſtand er tief erſchüttert. In dem nahe liegenden Art ward ihm erzählt, der Schrecken in der ganzen Gegend ſey ſo groß geweſen, daß länger als einen Monat alle Gerichtsſtellen ohne Beſchäftigung geblieben ſeyen, weil Niemand habe rechten mögen. — Auf dem Rigi unterſchied er die reiſenden Schweizer, Deutſchen, Engländer und Franzoſen folgendergeſtalt: „Kalt „und nirgend hinſchauend war der Engländer, „weil er erſt an rechter Stelle ſchauen wollte, oder „ſchon geſchaut hatte; der Deutſche emſig umher „blickend, wo er irgend einen Gegenſtand ſeiner Gemüthlichkeit entdecke, der Franzoſe mit ſich ſelbſt „und mit der Geſellſchaft um ihn her zu ſehr beſchäftigt, als daß er dem Leben und der Kunſt in der Natur die gehörige Aufmerkſamkeit widmen konnte". — „Während des Mittageſſens trat ein Mann herein im „langen bis zum Halſe zugeknöpften Kleide, den „Hut unterm Kinn feſt gebunden, mit ſtruppigen „Backen- und Schnurrbart und trotzigem Blicke, in der „Hand einen 10 Schuh langen Speer, an welchem, „ſtatt einer Spitze, eine kleine Schaufel befindlich „war. Das iſt der Nachtwächter, dachte ich, ehe „mir einfiel daß ich in keiner Stadt ſey. Aber gleich „nach ihm erſchien ein Aehnlicher, nur hatte dieſer „ſtatt der Schaufel einen langen Hacken am Speer. „Dann kam ein Dritter, wo möglich noch ſeltſamer „gekleidet. Dieſer führte ſtatt des Wanderſtabes, „einen mächtigen Streithammer; auf ſeinem Hute „war, wie ein Ehrenkranz, isländiſches Moos und „andere Alpenkräuter befeſtigt. Sind das Koſacken? fragten wir einander leiſe. Allein ſie „ſprachen gutes Deutſch. Bald erfuhren wir, daß „es deutſche Burſche ſeyen, (ſo nannten ſie „ſich ſelbſt) die auf einer naturforſchenden Reiſe „begriffen wären, woraus ſich auch die Attribute ihrer „Sphäre erklären ließen. Uebrigens gute Leute, nur „ſahen ſie etwas grimmig aus. Ich vermuthete, ſie „hätten den heiligen Krieg mitgemacht, oder wollten ſich das Anſehen davon geben. Ein „jungfräulicher Engländer war auch da, der, reinlich und fein angezogen, ſtill in einer Ecke ſaß. Er „ſtach ſehr gegen die Söhne deutſcher Freiheit „ab, die die Milch ihrer jungen Mutter noch nicht „recht verdaut zu haben ſchienen." (Studenten-Freyheit iſt nicht deutſche Freiheit.) — „Is deutſch „gout, ſagte ein Halb-Franzoſe, er mach Alles en „carricature." —

Die, in engliſcher Sprache erſchienenen Reiſen von Birkbeck, von Hall, von Brandbury, von Meliſh und von Drake, ſämmtlich nach den vereinigten Staaten von Nordamerika unternommen, müſſen jeden Leſer in Erſtaunen ſetzen, wenn er die Rieſenſchritte gewahrt, mit welchen jener junge Staat, geſtützt auf Herrſchaft der Geſetze und Glaubensfreiheit, zum Gipfel der Macht und der Glückſeeligkeit emporſchreitet.

Morris Birkbeck war ein wohlhabender und gebildeter engliſcher Landwirth, den die unmäßigen Abgaben und die ungeheuren Armentaxen aus ſeinem Vaterlande vertrieben, wieder im Gebiete von Illinois ſich ankaufte. Hall reiſte — um zu reiſen. — Brandbury als Naturforſcher. — Meliſh, ein ausgewanderter Schotte, war als Kaufmann unglücklich, beſaß aber geographiſche Kenntniſſe, die ihn in den Stand ſetzten, als Verleger von Charten ſich in Philadelphia niederzulaſſen, und ſein Werk gilt noch für die vollſtändigſte Geographie der vereinigten Staaten.

Die Volkszahl der wilden Urbewohner nimmt immer mehr ab, und ſie ſind ſehr geneigt, ihr Gebiet europäiſchen Anſiedlern zu überlaſſen. Manche fangen ſchon an, die Jagd gegen die Feldarbeit zu vertauſchen. — Der Erwerb von Grundeigenthum iſt leicht. Die Regierung hat in den weſtlichen Gegenden noch unermeßliche Ländereien zu vergeben. Sobald in einer Gegend die Anſiedelungen vorrücken, läßt ſie das Land vermeſſen, und wird in Abſchnitte von 640 Morgen vertheilt, die dann an den Meiſtbietenden, jedoch nicht unter zwei Dollars der Morgen, verkauft werden. Jeder mag kaufen ſo wenig oder ſo viel ihm beliebt, nur mit baarem Gelde. Weitere Erleichterungen geſteht die Regierung nicht zu, miſcht ſich aber übrigens in nichts. Wenn ganze Geſellſchaften oder Secten ſich aneinander ſchließen wollen, ſo hat ſie nichts dagegen. Nur für Unterrichtsanſtalten ſorgt der Staat ſehr freigebig. Für kirchliche Einrichtungen müſſen die Gemeinden ſelbſt ſorgen.

In dieſer Hinſicht iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen die Colonie Harmony, die von Würtembergiſchen Ausgewanderten geſtiftet worden, an deren Spitze Friedrich Rapp ſteht, ein Sohn Georgs Rapp, eines Landmanns, der ſich 1785 berufen fühlte, die Lehren der chriſtlichen Religion in ihrer urſprünglichen Reinheit zu verkünden. Man ſuchte ſeine Lehre zu unterdrücken, was die gewöhnliche Folge hatte, daß ſie ſich nur noch mehr verbreitete. Rapp ging mit 90 Familien nach Amerika. Das Grundgeſetz der Geſellſchaft iſt, nach der Apoſtelgeſchichte, Gemeinſchaft der Güter. Mit 20000 Dollars, die ſie ohngefähr beſaß, kaufte ſie 9000 Morgen Landes, welches ein Theil derſelben anbaute, indeſſen ein anderer Manufacturen errichtete. Als Meliſh die Colonie beſuchte, hatte jede Familie ein Haus, ein Stück Land, zwei Kühe und einige Schweine. Alle übrige Bedürfniſſe erhielt ſie von der Geſellſchaft, wogegen auch der Ertrag ihrer Arbeit in die gemeinſchaftliche Caſſe floß. Das Vermögen der Colonie wurde bereits 1811 auf 220000 Dollars geſchätzt. Alle waren munter und froh. Einige Jahre ſpäter zog Rapp mit einem großen Theile ſeiner Anhänger in das Gebiet von Illinois, und gründete dort am Wabaſhfluſſe eine neue Colonie, die eben ſo ſchnell aufblühte. Vermuthlich würden die Harmoniten ſich noch weit anſehnlicher vermehren, wenn reiche Leute nicht, durch die Bedingung ihr Vermögen aufzuopfern, von dem Zutritt abgeſchreckt würden.

Mit dieſer Secte muß man nicht, wie Hr von Fürſtenwörtha wohl gethan, die ſogenannten Shakers, Zitterer, verwechſeln, die in dem Staate von Ohio eine Niederlaſſung und auch Gemeinſchaft der Güter haben; allein ſie unterſcheiden ſich von den Harmoniten durch das unnatürliche Geſetz der Eheloſigkeit. Dennoch ſtörte die Regierung ſie nicht, ſondern verordnete blos, daß Hausväter, die ihre Familien verlaſſen wollten, um Zitterer zu werden, (welches häufig geſchah) zuvor den Unterhalt der Verlaſſenen ſicher ſtellen müßten. Seitdem ſcheint dieſe Secte allmählich erlöſchen zu wollen, welches ſchwerlich geſchehen würde, wenn man verſucht hätte, ſie mit Gewalt zu unterdrücken.

(Der Beſchluß folgt.)

Kurze Notizen.

In dem dritten Hefte der Miscellen aus der neueſten ausländiſchen Literatur von dieſem Jahre, befindet ſich Panantis Geſchichtserzählung ſeiner Schickſale in Algier, nebſt Nachrichten über den neueſten Zuſtand dieſes Rauberſtaats. Filippo Pananti, ein Florentiner von edler Geburt, mit Dichtertalent und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ausgeſtattet, lebte während der franzöſiſchen Zwingherrſchaft in England, wo er Schutz, Freunde und Unterſtützung ſeiner dichteriſchen Arbeiten fand. Mit dem geſammelten Ertrage ſeiner Talente heimkehrend, hatte er das Unglück, Algieriſchen Seeräubern in die Hände zu fallen. Durch dringende Verwendung des trefl. brittiſchen Conſuls wurde er bald der Sclavenfeſſeln, und zwar zu aller Erſtaunen ohne Entgeld entledigt, und benutzte den Reſt ſeines Aufenthalts zu einer geographiſchen, ſtatiſtiſchen und politiſchen Beſchreibung des zur Schande von Europa noch beſtehenden Raubſtaats. Der Auszug in den Miscellen wird mit Intereſſe geleſen werden.

Bey uns iſt eben fertig geworden:

Almanach und Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker a. J. 1819. Taſchenformat. 24 Bogen. 1 Rthlr.

Weimar d. 1. May 1819.

Gebr. Hoffmann.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

L'Europe apres le Congrés d'Aix la Chapelle faisant suite au Congres de Vienne par M. de Pradt 1 Vol. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Unſtreitig wohl eins der wichtigſten Werke, was ſeit langer Zeit in Frankreich erſchienen iſt.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 42. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 May.

Reiſen. (Beſchluß.)

Seit der Abſchaffung aller Sklaverey im Jahr 1787 ſind die Anſiedelungen mit ſo reiſſender Schnelligkeit vorwärts gerückt, daß man, um den Stand der Dinge zu bezeichnen, nie ſagen kann: es iſt, ſondern immer nur: es war. Bis jetzt veränderten ſich oft in wenigen Monaten die Preiſe und Verhältniſſe. Noch lebt General Boond, der zuerſt 1772 in Kentuky in einer völligen Wildniß ſich niederließ, und ſchon 1792 konnte die vormalige Wildniß in den Staatenbund von Nordamerika aufgenommen werden; denn ſobald eine Colonie die Bevölkerung von 60000 Seelen erlangt hat, ſobald hat ſie das Recht die Aufnahme zu fordern. Alle 10 Jahre wird eine neue Zählung veranſtaltet. Im Jahr 1800 gab es in Kentuky, derſelben zufolge, ſchon 221000 Einwohner und 1810, 406000. Mit welchem Vergnügen muß der alte General Boond auf ſein Werk herabſchauen! Er war, als Bradbury ihn ſah, ſchon 84 Jahr alt, aber noch immer ſo rüſtig, daß er in unbewohnten Wäldern auf die Biberjagd gieng.

Eben ſo ſchnell wuchs die Anſiedelung von Ohio, einem Landſtriche, der erſt 1789 von den Engländern abgetreten worden und ſchon drei Jahre nachher in den Staatenbund eintreten konnte, alſo wenigſtens 60000 Einwohner zählte. 1810 war dieſe Zahl auf 230000 geſtiegen, 1815 ſchätzt Drake ſie auf 312000, und Birkbek konnte ſchon kein verkäufliches Land, wie er es wünſchte, mehr finden. Von der am Ohio gelegenen Stadt Cincinnati wurde 1779 der erſte Plan entworfen und 1814 hatte ſie ſchon 1100 Häuſer mit 4 Kirchen und 6000 Einwohner. Die Wuth Zeitungen zu leſen hat ſich aus England den Colonien mitgetheilt. Schon 1793 hatte Cincinnati eine Zeitung, jetzt hat es deren 4. Ueberhaupt erſcheinen in Nordamerika 27 Zeitungen täglich, 279 Blätter wöchentlich, ungerechnet 52, von welchen 2 oder 3 Blatter in der Woche ausgegeben werden. Die Zahl der in England und Irrland erſcheinenden Zeitungsblätter beträgt in Allem nur 228.

Auch in dem neueſten aufgenommenen Staate von Indiana fand Birkbek 1817 faſt nur noch Land aus der zweiten Hand zu verkaufen, und begab ſich daher in das Gebiet von Illinois, welches, den neueſten Nachrichten zufolge, nunmehro auch ſchon als Staat der Union einverleibt iſt. 1811 zählte es erſt 12000 Einwohner, die ſich folglich in 7 Jahren bis auf 60000 vermehrt haben. Wer ſeine Ueberfahrt nach Amerika mit 170 Gulden zu bezahlen und, nach geſchehener Landung, noch einen beſchwerlichen Weg von 300 deutſchen Meilen auf ſeine Koſten zurückzulegen im Stande iſt, der kann, wenn er auch nur ein paar geſunde Arme mitbringt, ſicher darauf rechnen, daß er ſein reichliches Auskommen finden werde. Illinois hat eine ſo treffliche Lage für den Handel, indem die ſchiffbaren Ströme von faſt ganz Nordamerika ſich dort vereinigen, daß man mit Recht vermuthet, es werde bald nicht allein das Herz von Nordamerika werden, ſondern auch einſt für den Handel der Welt eine große Wichtigkeit erhalten. Die Anſiedelungen verbreiten ſich auf beiden Seiten des Miſſiſſippi, wo Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen. Die Zahl der dortigen Urbewohner ſchätzt Melish auf 40000. Einige Stämme derſelben ſuchten das Bürgerrecht der vereinigten Staaten zu erlangen.

Ungeheuer iſt die Ausdehnung des noch großentheils unbekannten Miſſouri-Gebietes; wenn man Rußland, Schweden und die Türkey ausnimmt, ſo iſt das Innere dieſes Landes ſo groß, als ganz Europa. Da finden ſich bis jetzt noch wenig menſchliche Wohnungen, wohl aber Büffelheerden von 10000 Stück. Auf einer Strecke, die Bradbury auf 150 deutſche Meilen ſchätzt, liegt das Bley-Erz in Klumpen wenige Fuß unter der Erdoberfläche, und der Arbeiter bedarf blos eine Hacke und eine hölzerne Schaufel um es zu gewinnen. Hier iſt folglich Platz für 200 Millionen Menſchen.

Die indianiſchen Stämme fangen an ſich mit dem Ackerbau zu beſchäftigen. Ihre reichen Bleygruben hatten ſie 1810 an einen gewiſſen Dubuque verpachtet, haben aber deſſen Nachfolger nun mit Gewalt vertrieben. Bey dieſer Gelegenheit ſchickten ſie Abgeordnete an den Gouverneur von St. Louis, welche ſprachen: Als der große Geiſt unſern Vorfahren, den rothen Leuten, dieſes Land gab, ſah er wohl voraus, daß einſt weiſſe Leute kommen und die Jagd zerſtören würden, und, war darum ſo gnädig, auf dieſen Fall Bley in die Erde zu le-

Ausgegeben den 13 May.

gen, damit die rothen Leute ſich ihren Unterhalt anſchaffen könnten. Wir hatten ſolches dem Dubuque auf ſeine Lebenszeit überlaſſen, berufen uns aber jetzt auf die Gerechtigkeit unſeres großen Vaters, des Präſidenten der vereinigten Staaten. — Ihr Verfahren wurde gebilligt.

Merkwürdig iſt, daß in dieſen Gegenden die **Bienen** als Vorläufer der Menſchen betrachtet werden. Sie kamen mit den erſten Anſiedlern nach Amerika, und haben ſich nun wild durch alle Wälder verbreitet. Im Jahr 1797 waren ſie noch nicht bis an den Miſſiſſippi gekommen, 1811 aber hatten ſie ſich ſchon am **Miſſoury** bis 140 deutſche Meilen weſtlich vom Fort Louis in ungeheurer Menge fortgepflanzt. Selbſt die Indianer glauben, daß, wo Bienen ſich zeigen, weiſſe Leute bald nachkommen werden. Den Bienen folgen zuerſt die Jager, die in entfernten Wäldern ſich Hütten bauen, einen kleinen Obſtgarten anlegen, ein Stück Feld anſäen, Alles mit Vortheil verkaufen, ſobald Anſiedler in ihre Nähe kommen, und wiederum tiefer in die Wälder ziehen. So bereiten ſie andern eine bleibende Stätte und gewinnen endlich ſelbſt ein Grundſtück dabei. Unter den eigentlichen Anſiedlern rühmt **Bradbury** beſonders die Deutſchen, Holländer und Schweizer, weil ſie planmäßig und mit vereinten Kräften verfahren. Er warnt vor zu eiligem Ankauf, und vor allen Dingen vor der Gewöhnung an geiſtige Getränke, die jede Haushaltung ſelbſt zubereitet und die folglich ſehr leicht zu haben ſind. Uebrigens ſind die Menſchen dort ſehr bereitwillig einander beizuſtehen. Giebt es ein Stück Wald auszuroden oder ein Haus zu bauen, ſo kommt die Nachbarſchaft zuſammen und macht ſich ein Feſt aus dem Geſchäft. Die eine Parthei fället Bäume, die andere ſchälet und ſchneidet ſie, die dritte führt ſie an Ort und Stelle, die vierte ſchneidet Schindeln zum Dach, und ſchon am nächſten Abend ſchläft der neue Anſiedler unter ſeinem eigenen Dache. — Die ſchlimmſten Feinde für die Feldfrüchte ſind die **Eichhörnchen**. Dieſe zu vertilgen giebt es nur Feſte. Die jungen Leute kommen zuſammen, ſtellen Wetten an, wer die meiſten ſchießen werde, der Eigenthümer bewirthet ſie, und ſo werden an einem Tage bisweilen 2000 Eichhörnchen geſchoſſen. Ein Scheibenſchießen macht gewöhnlich den Beſchluß. — Bevor der neue Boden ſeine Früchte ſpendet, vergeht freilich das erſte Jahr eines Anſiedlers unter mancherlei Entbehrungen. Die Jagd muß aushelfen. Da werden fette Truthühner bis zu 30 Pfund ſchwer geſchoſſen; Wildpret, Bären- und Büffelfleiſch liefert die Kugelbüchſe.

Wir haben früher, in der Anzeige von der Schrift des Herrn von **Gagern**, die Berichte ſeines Ausgeſandten, v. **Fürſtenreuther**, geliefert. Dieſer meint, die beſſere Zeit des Einwanderns ſei ſchon vorüber; allein, den Verſicherungen der genannten Reiſenden zufolge, iſt noch Land in unermeßlicher Menge zu kaufen. Der Regierung wurde vorgeſchlagen, den Preis von zwei Dollars für den Morgen zu erhöhen, ſie hat es aber nicht gethan. —

— Tancoigne, deſſen Reiſe nach Perſien wir neulich angezeigt, hat kürzlich auch eine **Reiſe nach Smyrna**, dem **Archipel** und der **Inſel Candia** drucken laſſen, in welcher ſich beſonders die ſchwarze Character- und Sitten-Schilderung der heutigen Griechen auszeichnet. Er nennt die Abkömmlinge des Ariſtides, Epaminondas u. ſ. w. Verräther, Grauſame, Abergläubige, Rachſüchtige, verkäufliche und Leckermäuler, die vor keiner Niederträchtigkeit erbeben, die kein ſchändliches Gewerbe zurück ſchreckt. So tief hatte die türkiſche Barbarey dieß edle Volk erniedrigt. Aber Alles hofft er von der Rückkehr ihrer Freyheit. Das beweiſen die **Spachieten**, Bewohner der Süd-Küſte von Candia, die ein kaum gekanntes, aber kriegeriſches Völkchen, mit hohem Muthe die Tyranney des Islamismus von ſich abzunehmen ſtreben, keinen Mahomedaner unter ſich dulden, arbeitſam und erfindungsreich in ihren beſchneyten Bergen leben, die wärmſte Liebe zur Freyheit mit dem gerechten Nationalſtolz auf die Tugenden der Vorfahren verbinden, und dieſen Vorfahren keine Schande machen. — In den Familien hingegen, die Konſtantinopel bewohnen, und ſich rühmen die Enkel der erlauchteſten Geſchlechte des öſtlichen Kaiſerthums zu ſeyn, ſoll man, nach des Verfaſſers Behauptung, die [illegible] Arroganz gepaart mit der tiefſten Verworfenheit finden; aus ihnen ſollen die Dolmetſcher der Pforte hervorgehen, welche, wenn das Glück ſie begünſtigt, in der Folge zu Fürſten der Moldau und Wallachey erhoben werden. - Eine drollige Beſchreibung macht er von einem Griechen zu **Tenos**, der als Vice-Conſul aller Nationen (die franzöſiſche ausgenommen) eine ruſſiſche Uniform, eine ſchwediſche Cokarde und öſtreichiſche Epoulets trägt, und die Flaggen aller dieſer Mächte vor ſeinem Hauſe wehen läßt. —

Philoſophiſche Verſuche

hat Hr. Ancillon beſcheiden ſeine (in franzöſiſcher Sprache geſchriebene) Miſcellen aus der Literatur und Philoſophie genannt. Sie enthalten in zwei Bänden eine Reihe von eben ſo wahr und tief gedachten als anmuthig ausgedrückten Abhandlungen: Ueber den Mißbrauch der Einheit in der Metaphyſik; über den Begriff einer National-Literatur; über die Philoſophie der Geſchichte; über den Selbſtmord; den Character des achtzehnten Jahrhunderts; das Syſtem der abſoluten Einheit oder den Pantheismus; die Fortſchritte der Finanzwiſſenſchaft, u. ſ. w.; endlich ein analytiſches Gemälde der Entwickelung des menſchlichen Ich.

Da hier faſt lauter Materien abgehandelt werden, deren Ernſt unſere meiſten Leſer abſchrecken würden, ſo begnügen wir uns, um eine Probe von dem Style des Verfaſſers zu geben, deſſen ſinnreiches Urtheil über Voltaire, Leſſing und Hume auszuheben:

„Man kann mit Wahrheit ſagen, daß, unter der Regentſchaft, der Herzog von Richelieu der Repräſentant der Sitten und Charactere der höhern Stände war, ſo wie Voltaire der Repräſentant des Geiſtes des Jahrhunderts Aber bei aller der Geiſtesform, (tour d'esprit) die ihn ſo liebenswürdig und ſo gefährlich machte, würde er einen ſo ausgebreiteten und dauerhaften Einfluß auf die Geiſter nicht ausgeübt haben, wenn ihm einige der Eigenſchaften gemangelt hätten, die ihn bezeichnen, und wenn nicht die Umſtände ihm günſtig geweſen wären. Stets thätig und wahrhaft unerſchöpflich, brachte er unaufhörlich dieſelben Ideen unter neuen Formen zum Vorſchein. Er war ein Proteus, der die Geſtalten wechſelte, damit Niemand ihm entſchlüpfen könne. Wer kein Trauerſpiel las, den berührte er durch leichte Poeſien. Wem die Philoſophie gleichgültig war, den erreichte er durch die Geſchichte; und indem er nie ermüdete, dieſelben Ideen, dieſelben Thatſachen, vorzubringen, gelang es ihm diejenigen zu überreden, die dieſes An- und Feſtklammern (acharnement) für Ueberzeugung und dieſe Ueberzeugung für ein Kennzeichen der Wahrheit nahmen. Durch das beſtändige Wiederholen derſelben Ideen, grub er ſie in alle Köpfe. Sein Aufenthalt in England gab ihm eine gewiſſe Kühnheit des Gedankens und der Rede, die bald in Verwegenheit und Unanſtändigkeit ausartete, ihm aber trefflich zu ſtatten kam, um zu wagen, wozu ſonſt Niemand den Muth gehabt hatte. Er war zu gleicher Zeit Haupt und verlorner Poſten (enfant perdu) der Parthei; er leitete die großen Angriffe, und focht zugleich auf dem Vorpoſten als gemeiner Soldat, oder war der Erſte beim Erſteigen einer Breſche. — In Hinſicht des hohen Alters, welches er erreichte, kann man auf ihn die Worte des Tacitus anwenden: Habuerunt vitia spatium exemplorum Sein glänzendes Vermögen, der große Fuß, auf welchem er lebte, ſein Aufenthalt außer Frankreich, zu Dalices, dann zu Ferney, verſchafften ihm in Europa faſt den Rang und das Anſehn einer wirklichen Macht. Hätte er zu Paris gelebt, ſo würde er weniger Aufſehn gemacht haben, weil zu viele auffallende Gegenſtände die Aufmerkſamkeit des Publikums getheilt haben würden; ja er würde die Geiſter durch ſeine Gegenwart, und ſelbſt durch ſeinen Ruhm ermüdet haben.“

„Unwiderſprechlich hat Voltaire's Unglaube auf den Unglauben von Deutſchland und England Einfluß bewieſen, allein der Unglaube hat in dieſen Ländern einen andern Ton, andern Gang, andere Waffen gehabt, und der Character, den er in Frankreich zeigte, iſt von dem, welchen er in Deutſchland und England annahm, eben ſo verſchieden, als das Genie Voltaire's von dem Genie Leſſings und Hume's verſchieden iſt, zwei Männer, die für ihre Länder wurden, was Voltaire für das ſeinige geweſen. Er beſaß die Gabe, die Contraſte der Ideen aufzufaſſen mit aller Heiterkeit eines Geiſtes, der ihn zuerſt lachen machte, ehe er noch lachen bei Andern erregte, und zugleich mit aller Bitterkeit der Leidenſchaften. Seine einzigen Triebfedern waren: Verlangen und Bedürfniß, einen ſchnellen, augenblicklichen Eindruck auf ein leichtes, luſtiges Volk hervorzubringen. Leſſing, den die Kunſt zum Dichter machte, und den die Natur zum tiefen, ſinnreichen Denker geſchaffen hatte, verband mit mannichfaltiger und gründlicher Gelehrſamkeit einen hellen Verſtand, das Talent zu zergliedern, (analyse) eine gedrängte und drängende Dialectik und einen hohen philoſophiſchen Geiſt. Wahrheitsliebe, nicht Ruhmſucht, war die Triebfeder und das Lebensprincip ſeiner geiſtigen Thätigkeit.“

„Hume, der mehr Anlage für Beobachtungen im Einzelnen als für allgemeine Anſichten hatte, beſaß vielmehr eine große Kraft des Verſtandes, als eine erhabene, weite und tiefe Vernunft. Was die Erfahrung ihm lieh, das beurtheilte er vollkommen, allein er ſah nichts über dieſe hinaus. Einen ſeltnen Scharfſinn (sagacite) und einen bewundernswürdigen Scharfblick (pénetration) kann man ihm nicht abſprechen, aber Einbildungskraft, Geiſt und Leben (ame) mangelte ihm ganz, und er wurde unglaubig durch die Gebrechen ſeiner Metaphyſik und durch das Schweigen ſeines Herzens.“

Zwey Briefe an eine gewiſſe Dame auf dem Lande.

Erſter Brief: über den Spruch von den unnützen Worten. Ich verließ Sie vor etlichen Tagen in einer Art von Bekümmerniß über die letzte Predigt Ihres Pfarrers, der den Text von der künftigen

Rechenſchaft aller unnützen Worte (Matth. 12, V. 36.) recht ſtreng orthodox abgekanzelt hatte. Ihr heller Kopf und Ihr moraliſches Zartgefühl waren in einen kleinen Streit mit einander gerathen. Meiner Meinung nach mußte man vor allen Dingen die Textesworte ſelbſt genau erforſchen, und ich verſprach Ihnen darüber aus der Stadt mehr zu ſchreiben, wenn ich einige Herren vom geiſtlichen Stande zu Rathe gezogen haben würde. Das gab aber wenig Troſt; hören Sie nur! Erſt ſtieß mir der Hofmeiſter einer anſehnlichen Familie auf, der hier für einen gelehrten jungen Mann gilt. Nun der konnte auf der Stelle ſüßliche Charaden machen, von der neueſten Erſcheinung der dramatiſchen Literatur ſprechen, er wußte Jamben und Trochäen zu kritiſiren ꝛc., aber der bibliſchen Exegeſe ging er mit allen möglichen Sprüngen aus dem Wege. Er ſchien die Theologie für ein ſehr unnützes Studium zu halten. In dem geſtrigen Theezirkel bey der geiſtreichen Frau von … ſuchte ich zwey der obern Geiſtlichen auf. Allein der Eine war mit einem fetten Domherrn in ein Geſpräch über die Hintanſetzung des geiſtlichen Standes vertieft; er wollte je eher je lieber wieder eine Hierarchie haben. Der Andere ſaß glühroth am Boſtontiſche, und ſchwitzte über einen verlohrnen Misère ouverte. Das ging ſo zu. Seiner nicht allzuplatoniſchen Ehehälfte war ein Stückchen Zwieback in die Luftröhre gekommen, als ſie über dem Thee-Trinken nicht verſäumen wollte, das Wort zu führen. Sie iſt ſich des liebevollen Talents bewußt, die ſchwache Seite abweſender Freundinnen mit einem zarten Schleier zu überweben, ohngefähr wie jene Fama eines ungeſchickten Malers, die den Kranz des Ruhmes ſo über das Bild eines Prinzen hält, daß man irre wird, ob ſie die Zierde dem prinzlichen Kopfe aufſetzt, oder ſachte wegnimmt. Genug die Dame that einen Schrey, und der erſchrockene Gemahl bekam ſeinen Stich; er gab eine Dame ſtatt einer Sieben zu. Der Schrey und die Gefahr unſerer geiſtl. Fama riß plötzlich alle Fäden der Converſation entzwey, und das jüngſte Gericht wird wohl etwas leichtere Arbeit von dieſer Theeſtunde bekommen. Werfen Sie mir keinen unwilligen Blick über meine Abſchweifung zu; ich eile zur Sache. Da ich bey den Lebenden nicht ankam, ſuchte ich mich an die Todten zu halten, und habe bey einem anonymen, aber wie mir dünkt, fähigen Schriftſteller aus der erſten Hälfte des vor. Jahrhunderts juſt gefunden was ſie brauchen. Er macht folgende Bemerkungen über unſern Text. 1. In mehrern griechiſchen Handſchriften von Matthäus ſtehen ſtatt: „unnütze Worte“, „böſe, gottloſe Worte.“ 2. Das Wort müßig, unnütz entſpricht in der Ueberſetzung der 70 Dollmetſcher einem hebräiſchen Worte, welches: Lüge, Verleumdung bedeutet. 3. Es giebt eine Redefigur, welche das Wichtige ſchonend und leicht ausdrückt, wie z. B. die vergeblichen Worte beim St. Paul (Epheſ. 5, 6.) wo die Folge zeigt, daß er für ſehr verderblichen Reden warnt. Dieſen Sinn nimmt auch der Kirchenvater Chryſoſtoms an. Ueberdieſes hält man dafür, daß das Evangelium des Mattheus urſprünglich hebräiſch geſchrieben iſt, und daß man ſich bey der Ueberſetzung ins Griechiſche leicht nach dem Styl der 70 Dollmetſcher gerichtet haben kann. 4. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß dieſe Worte unmittelbar an die Phariſäer gerichtet ſind, welche gegen den Heiland die ruchloſe und verleumderiſche Nachrede verſchuldet hatten, als ob er ſeine Wunder durch Dämonen verrichte (Die ſpätern Phariſäer, die der argloſen Chriſtenheerde falſche Heiligenwunder für ächte und noch Anderes mehr aufgeſchwatzt haben, geht daher dieſe Strafrede Chriſti vorzüglich mit an) —

Dieſe Anſicht der Textesworte wird Ihre Gewiſſenhaftigkeit zu beruhigen im Stande ſeyn. Ich werde ſie aber öffentlich mittheilen, weil die großen Kontraſte von Licht und Schlagſchatten in unſerer Zeit, nach meinen Bemerkungen, manches andere zarte Gemüth bekümmern, auf welches die Getriebe der Myſtiker Einfluß zu gewinnen anfangen. Vertreiben doch die Miſſionarien in Frankreich ſchon die Schauſpieler von den Bretern, um ihre verkehrten Worte an die Stelle der unnützen oder vergeblichen los zu werden.

Ziehen Sie alſo immer auch Ihren Kopf zu rathe, wenn das ſchöne Herz ſeine Stimme erhebt. Bedenken Sie, daß die Härte der buchſtäblichen Auslegung weder mit der Milde und Nachſicht des Erhabenen, der jene Worte ſprach, noch mit ſeiner tiefen Menſchenkenntniß zuſammenſtimme und weder der Gebrechlichkeit unſerer Natur, noch den irdiſchen Verhältniſſen des täglichen Lebens angemeſſen ſey. Ihr, der Myſtik anhangender, Prediger hat alſo ſelbſt unnütze Worte geſprochen, er würde ſelbſt die nützlichen Hülfstruppen der Moral, den leichten Scherz, die warnende Ironie, die Ruthe der Satyre ungeſchickter Weiſe vertreiben. Alles was er hätte ſagen mögen, ſollte ſich darauf beſchränkt haben, Uns das ſparſamere Reden zu empfehlen, weil es vor Uebereilung bewahrt, und Zeit zu was Beſſern gewinnt. Ich beſorge nur, daß wir in der Stadt eine ſolche Regel der Sparſamkeit, wo nicht für unnütze, doch für ſehr beſchwerliche Worte erklären werden. Ich rathe wenigſtens keinen Zwieback mehr zum Thee herumzugeben.

Nachſchrift.

Erlauben Sie mir noch ein paar Bemerkungen, die in einiger Verwandtſchaft mit unſerm Gegenſtande ſtehen. Erſtlich unter mehrern Stellen der Bibel, welche öftrer gebraucht, als ganz begriffen werden, iſt wohl auch die zu rechnen, wo St. Paul den Chriſten anräth, feurige Kohlen auf des Nächſten Haupt zu ſammeln. (Röm. 12, 20.) Gewiß eine ſehr ſchwierige Stelle. Die Praxis vieler Laien, ſcheint ſie ſo auszulegen, als hätte der Apoſtel gemeint, ein wenig Rache dürfe immer nebenherlaufen, wenn man dem Feinde Wohlthaten erweiſe; Manche ſetzen ſogar dem Feinde eine tiefbrennende Mora auf den Kopf. Ich will nichts weiter darüber mittheilen; vielleicht, daß uns ein tüchtiger theologiſcher Literator etwas genügendes zu liefern hierdurch veranlaßt wird.

Meine zweyte Bemerkung betrifft die moraliſche Verderbniß, welcher die Sprache im Leben unterliegt. Hierüber erlauben Sie mir nächſtens einen zweyten Brief zu ſchreiben. Die Literatur wird immer den Stoß mitfühlen, den die Moral erleidet. Die letztere ſoll unſerm lit. Wochenblatte nie gleichgültig ſeyn. Meinen Sie nicht?

Ich bin Ihr ꝛc.

Franzöſiſche Literatur.

Hr. **Charles Dupin**, Capitän beim franzöſiſchen See-Geniewesen, der in den Jahren 1816, 1817 und 1818 die Häfen Großbrittanniens in wiſſenſchaftlicher Hinſicht bereiſte, hat die Reſultate dieſer Reiſen mit in ein Werk aufgenommen, das er unter dem Titel: Memoires sur la Marine et les ponts et chaussées de France et d'Angleterre herausgegeben hat, und das für den Nautiker, und zwar beſonders in Rückſicht auf Hafen- und Schiffbaukunſt, nicht ohne Intereſſe ſeyn wird; den Straßenbaumeiſter hingegen faſt ganz leer ausgehen läßt, und das alſo ſeinem Titel eigentlich nur zur Hälfte entſpricht. Hr. Dupin läßt England ſo viel Gerechtigkeit widerfahren, daß er es ſogar für nöthig findet, ſowohl in der Vorrede als in den, dem Inſtitut de France, (deſſen Correſpondent er iſt) übergebenen und von dieſem mit Recht belobten Memoires, Relations etc. ſich einigermaßen deshalb zu entſchuldigen! Gehen wir indeſſen darüber hinaus, und halten uns mit Beſeitigung alles rein Wiſſenſchaftlichen an das allgemeiner Intereſſante, ſo möchte etwa Nachfolgendes zu bemerken ſeyn.

Das Hauptlaboratorium des engl. See-Verpflegungsamts befindet ſich zu Deptford, und ſeine großen Gebäude machen faſt allein eine Stadt aus. Täglich kann darin für 24—30,000 Mann Zwieback gefertigt werden. Aehnliche Bäckereien befinden ſich bei allen großen See-Arſenalen, und man hat Mittel und Wege, die Nachläſſigkeiten und Unterſchleife der Arbeiter ſowohl als der Beamten jederzeit zu entdecken. „Das engl. Gouvernement würde Sparſamkeit auf Koſten derjenigen, die ihre Kräfte und ihr Leben ſeiner Vertheidigung widmen, für Barbarei, ja für eine Art von Wahnſinn halten, und ſo iſt denn der engl. Matroſe ſtets mit reichlichen, geſunden, wohlſchmeckenden, und es wäre faſt zu ſagen, delicaten Lebensmitteln verſorgt. Der oberflächliche Beobachter wird vielleicht lächeln, wenn ich ihm ſage, daß die Schiffmannſchaft Chocolate zum Frühſtück erhält, hingegen werden alle diejenigen betroffen ſeyn, die, von Hannibal belehrt, wiſſen, wie ſehr die phyſiſche Kraft in Verbindung mit der moraliſchen über Verluſt oder Gewinn der Schlachten entſcheidet." (Dazu bedarf es gar keiner Belehrung von Hannibal. Unſere deutſchen Hausmütter werden es ſich ja z. B. wohl noch ſattſam zu erinnern wiſſen, wie viel ihnen von 1793—1813 die Unterhaltung der phyſiſchen Kraft der Franzoſen koſtete!) Deptford war **Peters des Großen** Schule der Schiffbaukunſt. — Auf dem Medway-Fluß beſuchte der Vfr. das berühmte Schiff Bellerophon, das jetzt zu einem Bagnio für Galeerenſclaven eingerichtet iſt, die man, ſtatt ſie nach Botanybay zu ſchicken, hier beſſer zu nützlichen Arbeiten braucht. Auch rückſichtlich dieſes Bagnios iſt, wie Hr. Dupin ſagt, alles angewendet worden, „was die feinſinnigſte Menſchlichkeit hat erfinden können, um ein ſolches ſchwimmendes Gefängniß erträglich und ſogar comfortable zu machen." Die Gefangenen wohnen in kleinen Cameradſchaften zuſammen, ihre Kammern können hinlänglich gelüftet werden, und für ein gewiſſes Bedürfniß iſt auf eine reinliche Weiſe geſorgt. An Sonn- und Feſttagen kommen ſie in einer hübſchen, am Fuß des Baſanmaſtes erbauten Capelle zuſammen. (Wir geſtehen, daß wir in allem dem wohl das Erträgliche, aber keineswegs das Comfortable haben auffinden können!) — Deſto empörter aber ward des Vfrs. Gefühl bei dem häßlichen Anblick alter, abgetakelter, von Rauch geſchwärzter Schiffe, ſchwimmenden Gräbern ähnlich, in die man gleicherweiſe die däniſchen, ſchwediſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen

Kriegsgefangenen gleichſam lebendig begrub! Sie waren auf dem erſten und zweiten Verdeck und in dem Zwiſchendeck untergebracht, in welchem letztern die Unglücklichen des Tags über nur mittelſt der zwei Hände breiten Ruderlöcher friſche Luft zu athmen bekamen; bey Nachtzeit aber fiel alle Lufterneuerung weg. Ein Schiff darf höchſtens nur 400 Galeerenſclaven faſſen, während auf einem Ponton von gleicher Größe gewöhnlich 800 — 1200 Kriegsgefangene zuſammengepfercht wurden. Das engl. Parlament hat beſtimmt, wieviel Cubicfuß Luft zur Erhaltung der Geſundheit der in den Werkſtätten bei einander arbeitenden jungen Lehrlinge nothwendig ſind. Die Werkſtätten ſind mit Luftlöchern verſehen, die Lehrlinge genießen Licht und friſche Luft vollauf, und dürfen überdem dreimal des Tags ihre Werkſtätten verlaſſen. Und jene für Kinder als unentbehrlich nöthig beſtimmte Quantität Luft iſt zehnmal größer als die, welche hier Erwachſenen, und gleichſam nur wider Willen, vergönnt wurde! (Bereits haben mehrere der auf ſolchen Pontons eingeſperrt geweſenen Kriegsgefangene [unter ihnen auch deutſche] ihre Klagen über die daſelbſt erlittene, und in manchen Hinſichten an Grauſamkeit gränzende Behandlung laut erſchallen laſſen, und noch hat es von Seiten Englands niemand gewagt, ihnen zu widerſprechen. Wir wollen zur Ehre des engl. Gouvernements hoffen, daß eine ſolche Behandlung weniger, die Schuld ſeiner Anordnungen, als die einiger inhumanen und habſüchtigen Unterbeamten geweſen ſey, und daß dieſe, zumal mittelſt einiger kräftiger Parlamentsſtimmen, der Verantwortung nicht entgehen werden. Zu wünſchen aber iſt es, daß unter den Nationen Europas endlich einmal allgemeingültige, feſte, der Humanität angemeſſene Beſtimmungen über die Behandlung der Kriegsgefangenen, und namentlich der Kranken und Verwundeten auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern, eintreten mögen, und wir bergen es nicht, daß wir, was die Erfüllung dieſes Wunſches betrifft, zunächſt dem Intereſſe vertrauen, welches die edeln und humanen Stifter des heiligen Bundes an einer Angelegenheit nehmen dürften, die wahrhaft eine Sache der Menſchheit, alſo eine heilige iſt!) —

Der berühmte caledoniſche Canal, auf welchem künftig Fregatten und Schiffe von 500 — 600 Tonnen, ohne den gefährlichen Umweg um Nordſchottland und die Orcaden zu nehmen, gleich aus dem atlantiſchen Ocean in die Nordſee kommen können, iſt ein, den überwundenen Schwierigkeiten nach, ungeheures und mit wahrhaftem Römerſinn ausgeführtes Werk. — In Glasgow waren bereits Vorrichtungen getroffen, um die ſämmtlichen Straßen der Stadt künftig mit Gas zu erleuchten. — Der Clyde iſt jetzt bis Glasgow für Fahrzeuge von 500 Tonnen ſchiffbar gemacht, und der Vfr. wünſcht, daß man in Frankreich, rückſichtlich der Seine und Paris, daran ein Beiſpiel nehmen möge. Wir erfahren dabei, daß der pariſer Handelsſtand bey der Deputirten-Kammer wirklich bereits darauf angetragen haben ſoll, daß die Seine, von ihrer Mündung an bis Paris, für See-Fahrzeuge ſchiffbar gemacht werde, und daß ein günſtiger Erfolg dieſes Antrags zu hoffen ſey. — Von Cheſter ging der Vfr. nach Wallis, um die Waſſerleitungen des Ellesmere-Canals zu beſehen. Die merkwürdigſte darunter war ihm die zu Ponte-Cyſilte. Sie iſt bei 1000 Fuß Länge 130 Fuß hoch über den reißenden Strom des Clangollen-Thals erbaut, und bildet ſo gleichſam einen eiſernen Canal in der Luft, auf welchem die in jenem Thal gewonnenen Kohlen und mineraliſchen Producte nach Ellersmere geſchifft werden.

In Dublin iſt die Benutzung der Bibliotheken und anderer wiſſenſchaftlicher Schätze, ſo wie der Eintritt in die geſellſchaftlichen Leſe-Salons, dem Fremden verſagt, und überhaupt viel dergleichen Illiberalität bey allen Anſtalten vorherrſchend. Auf der Univerſitätsbibliothek, die der Vfr. in Begleitung eines Doctors der Univerſität beſuchte, durfte er ſich, der beſtehenden Regel nach, nirgends verweilen, und wurde — wie er meint, aus Mistrauen, daß er bey dieſer Gelegenheit etwa ein Buch heimlich einſtecken mochte — ſogar zurückgehalten, als er ſich, um die ſchöne Ausſicht zu genießen, einem Fenſter nähern wollte!

Hr. Dupin hat in dieſem Werke viele Ideen zur Verbeſſerung der franzöſiſchen Marine niedergelegt, und wenn er S. 166 ſeinen Landsleuten zuruft: „Wollt ihr eine ſiegreiche Marine, ſo ſorgt dafür, daß bey ihr nützliche Kenntniſſe Ehre erwerben. Mittelſt der Ehre gedeiht in unſern franzöſiſchen Seelen alles!" ſo hören wir den achten, und ſein Volk genau kennenden, Franzoſen. Denn wirklich geht dieſem Volke die Ehre über alles. Aber das Unglück iſt nur, daß dieſe Ehre durchaus keine moraliſche Baſis hat, daß ſie im Grunde auf nichts als auf äußern Schimmer und Schein hinausgeht, und ſich mit gleicher Leichtigkeit der ehrwürdigſten Tugend wie dem abſcheulichſten Laſter als verklärender Nimbus anhängt. Dafür zeugt die Geſchichte! So lange daher die Franzoſen keinem edleren Prinzip huldigen, als dieſem, werden ſie ſich nie zu einer feſten ſittlichen

Höhe erheben, jeder der ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln verſteht, wird ihr Tyrann ſeyn, und die benachbarten Völker werden nur in ihrer eignen Kraft und Tugend und in treuem Zuſammenhalten untereinander eine hinlängliche Garantie gegen eine Nation finden, deren Ehrgeiz überall zu fürchten iſt, wo ſie ſelbſt nicht fürchtet.

Kurze Nachrichten. Les Parvenus.

Ein neuer Roman der **Fr. von Genlis**, les Parvenus, ou les Aventures de Julien Delmours, écrites par lui-même, iſt vielleicht den Liebhabern ihrer Schriften ſchon in die Hände gekommen. Auf alle Fälle können ſie ſich von dem Inhalte durch einen weitläuftigen Auszug in dem Morgenblatt (No. 69 ff.) in nähere Kenntniß ſetzen, deswegen wir eine Wiederholung hier vermeiden wollen. Wir bemerken im Allgemeinen nur folgendes. Frau von Genlis hat, wie die Vorrede ſagt, den ſinnreichen Verfaſſer des Gilblas nachahmen wollen, indem ſie Perſonen aus allen Ständen auftreten, und ſie abwechſelnde Begebenheiten (während der Revolutionszeit) erfahren läßt. Sie hat, wie einer delicaten Dame geziemt, alle die niedrigen Scenen vermieden; hat aber auch ſchwerlich ihr Muſter, den Menſchenkundigen Le Sage, in der Schilderung der untern Stände erreicht. Indem ihr an ſich löblicher Hauptzweck dahin geht, durch hiſtoriſche Thatſachen, auffallende Gemälde und Bilder der Fantaſie, den Nutzen der Tugend und die Liebe zur Beſchäftigung in ein anziehendes Licht zu ſtellen, hat ſie mehr eine moraliſche Bildergalerie als einen Roman geliefert, und ihre Menſchen am Schreibepulte zugeſchnitten, wie ſie ſie brauchte, um tüchtige moraliſche Wammſen auszutheilen. Das Buch fängt ſich ganz ſüße an. Julius Delmours iſt der Sohn eines Zuckerbäckers, der ſehr frühe in vornehmen Häuſern Zutritt und Verbindungen findet, und ſich ſo durch mancherlei Abentheuer empor hilft. — Daß auch in dieſer Schrift die Begriffe von Religion, Chriſtenthum, äußern Cultus und Papiſtiſchen Prieſterthum untereinander gemengt, und die guten alten Zeiten, wo die Prieſter das Volk an der Naſe lenkten, geprieſen werden, wird Jeder erwarten, der die gute Matrone kennt. Sie ſchüttet auch die Schaalen ihres heil. Zorns bei jedem Anlaß gegen die ihr verhaßten Philoſophen aus. Die gelehrte Dame will, ſcheint es, kein Wort davon wiſſen, daß das, was an jenen tadelnswerth ſeyn mag — (denn wer möchte Voltaire ꝛc. überall vertheidigen?) größtentheils eine Folge jener Pfafferei geweſen, die den Begriff und Werth der Religion verdunkelte, indem man Menſchenwahn und Irrthümer aller Art unter dieſem heil. Namen ausbot, und die Leute mit dem Degen und der Fackel in der Hand ins Paradies jagte. Man kann hier auf Fr. v. G. anwenden, was ſie ſelber (S. 117 T. 1.) ſagt: „die Frauen ſind empfindſamer als die Männer, daher ſind ſie dem Misbrauche ihrer Zuneigungen leichter unterworfen." Wenigſtens zeigt ſie bei ihrem warmen Blute kein ruhiges Beobachtungsgenie, ſobald es kirchliche Materien betrifft. Dieß und einige andere Vorurtheile abgerechnet, die ſie in ihren Jahren nicht mehr ablegen wird, gewährt auch dieſes Buch der talentvollen Verfaſſerin eine angenehme Unterhaltung, wiewohl wir manches frühere von ihrer Feder vorziehen würden. Eine zarte Bemerkung heben wir aus: „Das Gedächtniß iſt dem gebildeten Menſchen nur gegeben, zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, nur zur Verewigung edler Erinnerungen, und der ſchönſten Gefühle des menſchlichen Herzens: der Bewunderung und der Dankbarkeit. Auch haben, wenn die Nationen in Barbarei verfallen, die Erinnerungen keinen Kultus mehr; ſie verlöſchen, und mit ihnen ſtirbt die nützliche Nacheiferung und jede großartige Idee ab." Wir bemerken noch, daß der letzte Roman, den ſich Frau v. Genlis herauszugeben vorgenommen hat, bereits in den Händen ihres Verlegers ſich befindet. Es iſt Petrarch und Laura. Alſo wohl ein chriſtlicher Liebesroman zum Schwanengeſang? Als Anhang würde ſich für unſere antiphiloſophiſche Schriftſtellerin eine neue Ausgabe und Ueberſetzung des Liebesromans aus der Feder des gelehrten Aeneas Sylvius, nachherigen heil. Vaters Pius II., nicht übel ſchicken.

Unter die ſterblichen Werke unſerer vielſchreibenden Zeit müſſen wir auch folgendes rechnen:

„Aufſätze, Gedichte, Briefe, oder „drei Bücher Epoden ꝛc. Altona 1819" In der Vorrede heißt es: „Wenn in dieſen Gedichten die Darſtellung ſelbſt mehr oder weniger „giebt, als wo dieſe Ideen hier hin wollen, ſo „lag es allerdings nur allein an meiner wenigen „Gabe und geringer Ausbildung derſelben zu ſo „Schwierigem, Hohem." — „Was aber nun dem „Publicum damit? Hat dieſes nicht genug ſchon „dann, frägt man? Nein! Nicht genug, antwortete ich, oder auch bei weitem zuviel ſchon. Und „nur aus dem Vielen kann nach der Wahl werden endlich was genug ſey." Das macht nicht ſehr nach Proben lüſtern, nur ein paar Strophen aus einer Ode in plattdeutſcher Sprache: Koppenhagen 1803. überſchrieben, ſetzen wir noch her:

„Seht, da ward et (Albions Geſchlecht) hen un
geſchleudert to det
„Flammumwogten Tartarus gruerfüllſten
„Winkel, ſienet höhnenden Frevels vulle
„Strafung to dulden."
„Ewig tererd lekt em um Lend und Hüften
„Ewig em ve lodernde Flamm und ewig
„Fleſchet grimminbitend de Geißel markdör
„Schiedend den Rüg em."

Der Verf. merkt noch in einem Außer-Vorwort an, daß ſein Buch keinen Verleger habe finden können. Das wird keinem Wunder nehmen, der ſich die Mühe macht, es durchzublättern.

„Charakteriſtik des Hundes. Leipzig 1819." Als Vorgänger dieſer Schrift führen wir für die Hundeliebhaber noch an: „D. Friedr. „Walther: der Hund, ſeine verſchiedenen Zuchten, Varietäten, Geſchichte ſeiner Verbreitung „und Schickſale, Erziehung ꝛc. Gießen 1817." und für die Hundeliebhaberinnen: „Forſtrath Jeſters „Freund der Schoßhündchen. Königsberg 1797." — In dieſer neuen Schrift erhält man eine Sammlung über die Eigenſchaften und den Nutzen der Hunde, mit Uebergehung des Naturgeſchichtlichen. Sie iſt mit vielen Anekdoten, ſelbſt Gedichten ausgeſtattet; z. B. eine Grabſchrift aus dem Anfang des vor. Jahrhunderts:

Ein Hündchen liegt allhier
Auf dieſer grünen Wieſen:
Es war der Favorit
Des ſchönen Fräuleins Frieſen
Es küßte ſeine Hand,
Und ſeinen Roſenmund;
Wie mancher Räckel wünſcht
Das Glück von dieſem Hund.

Herr Lohſe, Lehrer der Geographie, hat eine Tabelle der Europäiſchen Producte herausgegeben, durch welche er vermittelſt einfacher Zeichen, die Seltenheit, den Verbrauch und die Ausfuhr der Producte in jedem Lande eindrücklich zu machen ſucht. Es iſt eine kurze Erläuterung über den Gebrauch dieſer Tabelle beygegeben.

(Blüthen der Phantaſie von Carl Heidler. Zeitz 1819.) Unter dieſem Titel liegt ein uns zugeſandtes Werkchen von 88 Seiten vor uns, über das, außer jenem Titel, wenig zu ſagen iſt. Es giebt zwar der Blüthen im Reich der Schöpfung vielerley; aber Blüthen der Phantaſie, dünkt uns, möchten etwas anders geſtaltet ſeyn, als die vorliegenden. Welchen Character die Poeſie eigentlich an ſich trage, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. In Liederform werden, meiſt mit fließenden Reimen, ſchon längſt bearbeitete Gemeinplätze oder allgemeine Empfindungen, die ſich ſehr oft, in etwas veränderter Form wiederholen, vorgetragen. Statt jedes fernern Urtheils mögen ein paar Proben dienen. Vom Tanz ſagt der Verfaſſer:

Seht! wie ſie ſpringen,
Bald ſich verwirren,
Bald ſich umſchlingen,
Bald ſich verirren,
Liebende Paare
Die Bruſt an der Bruſt,
Im Auge die wahre,
Die himmliſche Luſt.

Daß jedoch des Verfaſſers Phantaſie auch Blüthen ihrer Art hervorbringen könne, wollen wir nicht in Abrede ſtellen. Uns ſcheint das Gedicht: die Erſcheinung, hieher zu gehören, aus dem wir den Schluß mittheilen:

Und meines Buſens lang verſchloßnes Sehnen,
Und wie ich, träumend, mir das Herz gedacht,
Dem ich gehuldiget in Liedes Tönen,
Und in der ſtillen, feyerlichen Nacht —
Geſtand ich ihr, und wie des ewig Schönen
Geheimniß ſich in ihr mir kund gemacht:
Des ſchönen Hauptes lieblich ſanftes Neigen —
Es hob empor mich zu der Götter Reichen!

Da ſchwieg in mir das irdiſche Verlangen,
Die Seele füllte ſüße Himmelsluſt,
Hinweg ſchwand jedes menſchliche Erbangen
Des Glück's der Seel'gen war ich mir bewußt,
Ihr färbte Mitgefühl die Lilien-Wangen
Mit höherm Roth, und hob die ſchöne Bruſt,
Und noch ein Blick dann ſah ich ſie nicht wieder,
Um die Verſchwundne trauern meine Lieder.

Wir geben dem Verfaſſer zu bedenken, daß eine ſo weit vorgeſchrittne, und wenn man will, verwöhnte Zeit nicht Gutmüthigkeit genug hat, der harmloſen, aber alltäglichen Muſe eines von ihr beſeeligten Gemüths zuzuhören.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 43. Rede wahr, ſcheue Niemand 1819 May.

Die neue Welt.

Je älter die neue Welt wird, je mehr neue Sorgen dürfte ſie der alten Welt machen, die deren ohnehin nicht zu wenig hat. Das mag den Herrn Profeſſor, D. Johann Chriſtian Fick, in Erlangen bewogen haben, ſich mit Beantwortung der Frage zu beſchäftigen:

„Welche Folgen hat die Unabhängigkeit Amerika's auf Europa, und was haben wir jetzt zu thun, um die Folgen, welche daraus entſtehen, beſonders für Deutſchland, minder ſchädlich zu machen?"

Der Gegenſtand verdient gewiß erwogen zu werden, und es wird erlaubt ſeyn, etwas weiter auszuholen. Nachdem der heil. Vater zu Rom (Alexander VI.) die Güte gehabt hatte, die entdeckte neue Welt wie ein Stück Kuchen zu verſchenken, ſo fielen zuerſt die chriſtlichen Spanier wie heißhungrige, reißende Wölfe und Tyger über die unglücklichen Völker her, um nun ihnen ihr Gold zu rauben, und die Geplünderten mit Feuer und Hunden zu bekehren. So gieng man einſt mit Südamerika um. Faſt ſchlimmer noch, in gewiſſen Sinne haben die Engländer in Nordamerika gegen ihr eigen Fleiſch und Blut verfahren. Man höre, was Benjamin Franklin, der Weiſe, im J. 1776 dem Lord Howe, der zur Unterwerfung aufforderte, antworten durfte. „Den Colonien das Anerbieten eines Pardons noch zu empfehlen, das heißt in Wahrheit beweiſen, daß man uns noch die Unwiſſenheit, niedrige Denkungsart und Unempfindlichkeit zutrauen, die Ihre verblendete und ſtolze Nation ſeit langer Zeit bei uns vorauszuſetzen beliebt hat. Ein ſolches Anerbieten kann weiter nichts wirken, als unſere Entrüſtung zu vermehren. Es iſt unmöglich, daß wir daran denken ſollten, uns einer Regierung zu unterwerfen, die mit der ausgezeichneteſten Barbarey, mitten im Winter, unſere wehrloſen Städte verbrannt, und die Wilden gereizt hat, unſere friedlichen Pflanzer niederzumachen; unſere Sclaven, ihre Herren zu ermorden; und eine Regierung, die uns ſo eben fremde Söldner ſendet, um unſere Niederlaſſungen mit Blut zu überſchwemmen. Dieſe Grauſamkeiten haben den letzten Funken von Zuneigung erſtickt, den wir für ein Mutterland hegten, das einſt uns ſo theuer war. — — Ich kenne Englands Stolz und Thorheit zu gut, um an friedliche, vergütende Maaßregeln zu glauben. Seine Wuth, kriegeriſch zu ſeyn, und ſeine Eroberungen auszudehnen, ſeine Ehrſucht, ſeine Herrſchſucht, ſein Durſt Reichthümer durch das Monopol zu häufen, das ſind die Urſachen, die zwar ſeine Angriffe auf uns nicht rechtfertigen, die aber zuſammen eine Verblendung gegen ſein wahres Intereſſe hervorbringen. — Es deucht mir, daß weder die Erwerbung, noch die Behauptung eines Handels, ſo vortheilbringend er auch ſeyn mag, verdient, daß Menſchen das Blut anderer Menſchen vergießen." (Vielleicht fängt man an, dieſem Satze ein Gewicht einzuräumen: aber, daß Handel und Fabrikation nicht verdient, daß ein Volk das andere hungern und betteln und das eigene unmoraliſch und gefühllos mache, das ſcheint man in unſern Iſolirungs- und Impoſtſyſtemen noch nicht anzuerkennen.) „Die wahren, die ſicherſten Mittel, um ſeinem Handel Ausbreitung zu verſchaffen, ſind, daß man den Nationen, mit welchen man verkehrt, gute Waaren und nicht zu theuer verkauft, und der Gewinn wird nie die Unkoſten decken, wenn man den Verkehr auf Gewalt gründet, deßwegen Flotten und Armeen, (Douaniers ꝛc.) unterhält."

So ſind wir Bewohner eines kleinen Erdtheils mit dem größern umgegangen — und haben die Nemeſis geweckt. — Man betrachte den Umfang ſeiner Naturſchätze in Süden, die uns zuletzt ein Humbold anſchaulicher gemacht hat; man bedenke, was eben der Franklin von dem Norden ſelbſt in einer kriegeriſchen Zeit rühmt, und was wir von uns nicht rühmen können: nämlich, daß dort faſt nie von einem Fruchtmangel, oder einer Hungersnoth die Rede ſei. Man erwäge das Befreiungsſtreben im ſpaniſchen Amerika, und das ſichtbar ſchnelle Wachsthum des nördlichen Staatenvereins; man ſehe die Schaaren Auswanderer aus unſrer Mitte; man ſtaune über unſere wechſelſeitigen Commerzfeindſeligkeiten verbündeter Länder eines Stammes, über unſern zunehmenden Luxus und den abnehmenden

Ausgegeben den 13. May.

Geldesumlaufs, wo ſich das übrige Geld in wenigen Händen anhäuft und ſtockt. Denken wir an dieß und mehr dergl., was man hie oder da wohl nicht gerne hören möchte, ſo werden wir es nicht zur Unzeit finden, daß Hr. Prof. Fick die obengenannte Frage aufgeworfen und zu beantworten verſucht habe. Wir wollen jetzt davon, wie es geſchehen, einen kurzen Bericht abſtatten.

Er giebt zuerſt eine ganz kurze geſchichtliche Ueberſicht, die ſich mit den verkehrten Maasregeln der ſpaniſchen Regierung bei den Freiheitsregungen des ſüdlichen Amerika endigt, und die künftige gänzliche Unabhängigkeit des neuen Welttheils als Schlußfolge ausſpricht. Denn auch die aus Portugall nach Braſilien übergeſetzte Regierung werde nur als eine amerikaniſche bleiben, wenn ſie die europäiſchen Anſichten und Intereſſen aufgiebt, und dieſe Verſetzung des portugieſiſchen Hofes werde das Meiſte zu den Folgen beitragen, welche die Unabhängigkeit des ſpaniſchen Amerika's auf Europa haben müſſen. Für mehr als 115 Millionen Gulden werth an edlen Metallen ſeien jährlich größtentheils als Waare, nicht als Geld, nach Europa eingeführt worden, während alle europäiſche Bergwerke zuſammen jährlich höchſtens für 2000000 Gulden Gold und 5 Millionen Gulden Silbers lieferten; alſo wenig mehr als die Verminderung der edlen Metalle durch den Gebrauch zu erſetzen dient. Die Gold- und Silber-Einfuhre aus Amerika ſeit 300 Jahren, auch nur zu 50 Millionen Gulden jährlich gerechnet, mache die fürchterliche Summe von 15,000,000,000 Gulden aus. Hievon ſeien aber 2/3 nach Aſien gegangen, nach dem Hauptſchlund China. Höre dieſe Einfuhre künftig auf, ſo werde ein Zuſtand eintreten, dem vor Amerika's Entdeckung ähnlich, und es dürfte ſich binnen höchſtens 30 Jahren die Geldmaſſe um die Hälfte bei uns vermindert, und zugleich den Güter- wie den Produkten-Werth verringert haben. Da unſer Geſellſchafsleben auf Geldwirthſchaft ruht, ſo müßten alsdann ganz andere Verhältniſſe eintreten. Induſtrie, Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und ſeine Artikel, Religion und Politik Europens werden den Einfluß ſpüren. Alle Erdzonen ſind über Amerika ausgebreitet, folglich werden alle Produkte der Erde dort gedeihen; man wird uns wenig brauchen. Sein Handel wird ſich über die Südſee gegen Hinteraſien lenken, und ein großer Theil der Südſeeinſeln wird nach zwei hundert Jahren, bereichert mit edlen Metallen, eine bedeutende Rolle in jenen Gewäſſern ſpielen. Hr. Fick prophezeiht endlich gar: „Ohne Vorſichtsmaasregeln unſerer Regierungen würden keine fünf hundert Jahre vergehen, und die Amerikaner würden über den atlantiſchen Ocean an unſere Küſte kommen, und ſich in „den verödeten Gegenden, unter den verwilderten „Völkern, feſtſetzen.“ Wohlan, ſollte hier auch zu ſehr ins Schwarze gemalt worden ſeyn, ſo iſt doch ein paßives Abwarten gefährlich. Darum ſchlägt der Verf. im zweiten Abſchnitte ſeiner Schrift vor, „was ſchon jetzt zu thun ſei, um die Folgen der amerikaniſchen Unabhängigkeit für Deutſchland weniger ſchädlich „zu machen.“ Er meint eine größere bürgerliche Freiheit und konſtitutionelle Regierungsverfaſſungen müßten durchaus vorhanden ſeyn, wenn jener Zeitpunkt der europäiſchen Verarmung nicht mit großen Unruhen und Umſturz von Reichen endigen ſolle. Wir übergehen die bekannten Erforderniſſe ſolcher Repräſentativ-Verfaſſungen; aber der beſondern Bemerkung über die Juden, die einen Staat im Staate bilden, und die die reichſte Erndte in Zeiten der Noth halten, wo der Grundeigenthümer arm wird, müſſen wir als richtig gedenken. Wir kennen ſchon jetzt Gegenden, wo faſt alles Vieh der Bauern in den Dörfern ſeit dem Kriege, den Juden gehört, welche vielfache Procente von dem gegebenen Kredit ziehen, und dem Landbettel in die Hände arbeiten.

Für Deutſchland folgen nun folgende beſondere Maasregeln: 1) ein allgemeiner Mauthverband. (Doch vermuthlich ein aufrichtigerer, als mancher Staatenverband? Ach! das wird ſchwer halten.) Ueber die Schwierigkeiten und ihre Löſung müſſen wir auf die Schrift ſelbſt verweiſen. 2) Ein völlig freier Verkehr im Innern Deutſchlands. (Dieſe gute Abſicht glauben wir ſchon in Patenten gedruckt geleſen zu haben) 3) Mittel zum Beſten der Handelsbilanz gegen das Ausland. Durch Kunſtſtraßen, Flußſchifffahrt und große Waſſerverbindungen. 4) Herabſetzung der Abgaben. (Da könnte ja die Finanziers der Schlag rühren.) Hr. Fick meint, a) es wäre möglich, wenn man bei wohlfeilern Preißen die Beſoldungen herabſetzte. (Nur bei Leibe die der Künſtler und der Geiger und der Pfeifer nicht. Dieſe verbrauchen ja meiſt ausländiſche Artikel, theure Weine, oſtind. Shawls ꝛc. und ſie vertreiben uns die Zeit.) b) Entfernung unnöthiger Dienerſchaft. (Das Kapitel iſt groß, aber kitzlich.) c) Verminderung ſtehender Heere. (Wo denkt der Herr Profeſſor der Geſchichte hin?) d) Einſchränkung der Ausgaben. — Man ſieht wohl, daß der Verf. aus löbl. Aufwallung ſeines Patriotiſmus mit einem Salto mortale ins Jahr 2440 hinüber will. — Um

Niemanden ärgerlich oder böſe zu machen, wollen wir lieber hier abbrechen — und es der Weisheit unſerer Regierungen und ihrer Eintracht überlaſſen, die Mittel zu beſtimmen und auch anzuwenden, welche ein ſo erheblicher Gegenſtand allerdings erfodern möchte.

Was ſagen wir? Nicht blos erheblich; von höchſter Wichtigkeit muß uns Europa's nahe Zukunft im Verhältniß zu Amerika erſcheinen; und doppelt ſchwer dürfte die Laſt auf uns drücken, wenn ſogar wir Völker, die wir mit deutſcher Zunge reden, einander mit barbariſcher Geſinnung fort behandeln. Mit zunehmender Verarmung und Geldmangel muß dann die ſich iſolirende, und in der Iſolirung die Rettung ſuchende, Selbſtſucht immer höher ſteigen, und Deutſchland wird ſein Eingeweide von neuem zerfleiſchen. Aber wird ein Thron ſicher ſtehen, wenn die hungernde Menge und die unbeſchäftigten Hände Rechenſchaft von ihren Regierungen zu fodern wagen? Wahrlich die Sache hat eine ernſte Seite. Man höre die ernſte Stimme aus Baiern, vom Lech, in Nro. 63. des Oppoſit. Blattes; man leſe in eben dieſem 63ten Blatte die Maxime des nordamerikaniſchen, ſtets vorwärts gehenden, Handelsgeiſtes: „mit jeder europäiſchen Nation rivaliſiren zu wollen.“ Man bleibe aber nicht beim Leſen ſtehen. Die Zeit fodert dringend Eintracht und Thatkraft. Wer mag die Folgen berechnen, wenn wir die Völker immer mehr der ſchönen und zeitgemäßen Idee des heiligen Bundes brüderlicher Menſchheit entfremden, ſtatt ſie enger aneinander zu knüpfen? — Doch ſtille! Denn — — — —

Das Schriftchen iſt übrigens auch der hohen, deutſchen Bundesverſammlung zugeeignet, welche blos gebeten wird, es zur Einſicht für die Nachkommen in ihre Lade niederzulegen. Iſt denn aber wohl noch Platz in dieſer Lade?

Gedichte.

Die Blumenkränze der Phantaſie vom Grafen Rieſch ſind aus Wieſenblumen geflochten, die man auf manchen Wieſen auch wohl ſchöner findet; allein der Sammler iſt anſpruchlos. Laut der Vorrede haben wiederholte Aufforderungen ihn bewogen, die Kinder ſeiner Muſſe (nicht Muſe) drucken zu laſſen. —

— Die Gedichte von Mau erſchienen von dem Nachwort eines Freundes begleitet, dem zufolge das wartende Publicum durch ſie erfreut wird. Wir gehören weder zu denen, die gewartet haben, noch zu denen, die erfreut worden ſind. Von ſeiner lieben Frau ſagt der Dichter: — (der, wie man gleich hören wird, ein Männchen iſt) — wenn ſie

zur Seite
Ihrem Männchen ſäumet oder ſtrickt,
Ich den Arm um ihren Nacken ſpreite,
Und ſie lächelnd mir ins Auge blickt;
Wenn ſie mir das kleine Mahl geſotten,
Traulich ſich mit mir zu Tiſche ſetzt,
Wenn an Spargeln, Rüben und Carotten
Oder Erbſen unſer Gaum ſich letzt u. ſ. w.

Herr Mau fodert den Witzling auf, es beſſer zu machen. Je nun, das iſt nicht ſchwer. —

— Auf einem ähnlichen dürren Boden ſind die Epheu-Ranken des Lieutenant Hermes gewachſen. —

— Der Rector Kannegießer zu Prenzlau hat in einem Gedicht in 12 Geſängen, Amor und Hymen, Voſſens Luiſe unglücklich nachgeahmt. Als der Held Robert ſeine Geliebte zum Erſtenmale von hinten ſieht, ſpricht er:

Wollten Sie gütigſt
Sich wohl einmal umdrehn und mich anſehn?

Fürwahr! eben ſo poetiſch als naif. —

— Ein Ungenannter hat Caſti's redende Thiere, ein epiſches Gedicht in 26 Geſängen, ſehr gut aus dem italiäniſchen überſetzt. Aus dem kurzen Vorwort erfahren wir, daß Caſti dieſes ſatyriſche Gedicht in dem hohen Alter von 76 Jahren ſchrieb. Ein beneidenswerther Greis, der in einem ſolchen Alter ſich noch geſtimmt fühlte, die Thorheiten ſeiner Zeit mit ſo viel jugendlichem Witz und Muthwillen zu geißeln. Er ſtarb 1803 im 83ſten Jahre. Anfangs machte ſein Werk in drei Bänden wenig Aufſehen, vermuthlich weil unter Napoleons eiſernem Scepter Niemand es wagen mochte, das Ausſprechen ſolcher Wahrheiten zu loben. Göthe hat, in dem neueſten Heft ſeiner Kunſt und Alterthümer am Rhein, beſonders in Beziehung auf den Thiermahler Menken davon geſprochen, welcher Thiergruppen nach Caſti entworfen hat. Die wohlgerathene Ueberſetzung wird ohne Zweifel viele Leſer finden, da dieſes Gedicht die Mode-Gegenſtände unſerer Zeit, Volksverſammlungen, Königswahl, Bündniſſe, Neutralität, Verſchwörungen, Congreſſe u. ſ. w. gar anmuthig darſtellt. Es iſt dem Reinecke Fuchs zu vergleichen; ja wir ziehen es dieſem weit vor. —

— Des wackern Gries Ueberſetzung von Arioſt's raſendem Roland iſt rühmlich bekannt. Ein gewichtiger Nebenbuhler, Streckfuß, iſt ihm aufgeſtanden, und wenn Gries einzelne

Stellen, obwohl mitunter etwas ſteif, treuer überſetzte, ſo hat hingegen Streckfuß, mit größerer Gewandheit, den Ton des Originals, deſſen anmuthigen Leichtſinn, treuer wiedergegeben. Der Raum verſtattet uns nur ein einziges Beiſpiel:

Das Original:
Io vi lasciai, che'l ponte e la riviera
Vidder, che'n guardia avea Erifilla altiera.

Gries.
Ich ließ Euch dort als man den Fluß gewahrte,
Wovon die Brück' Eriphyla bewahrte.

Streckfuß.
Ich ſchied von Euch, da ich zur Brück' Euch brachte,
Die trotzig ſtolz Eriphyla bewachte. —

— Des verſtorbenen Zaupſer ſämmtliche Gedichte hat deſſen Sohn herausgegeben. Viele erinnern ſich wohl noch der kräftigen Ode, welche Zaupſer dichtete, als 1777 in Spanien die Inquiſition wieder auflebte. Sie machte viel Aufſehn, und zog dem Dichter unter der damaligen Regierung große Verfolgung zu. Was würde, wenn er noch lebte, er dazu ſagen, daß die Inquiſition im 19ten Jahrhunderte abermals in Spanien erſtanden iſt, und vielleicht in einer noch furchtbarern Geſtalt! Schade daß Zaupſer nicht mehr Oden wie dieſe geliefert hat. Sie iſt und bleibt auch in dieſer Sammlung das beſte. Der wackere Sohn hat eine gutgeſchriebene Biographie ſeines Vaters beigefügt, in welcher man mit gerechtem Unwillen die Verfolgungen lieſt, welche die damalige Geiſtlichkeit ſich gegen ihn erlaubte. —

— Matthäus von Collin zu Wien hat die Oper von Metaſtaſio, Cyrus und Aſtyages, frei bearbeitet; wir fürchten aber, daß ſie weder die Vergleichung mit dem Original aushalten, noch auf der Bühne Glück machen werde. —

— Ein gar drolliges Product hat der Rector Kaſtendik in Hameln zu Tage gefördert: eine Erdbeſchreibung von Europa in Verſen.

Kommt zu lernen mit Belieben
wie der Erdkreis wird beſchrieben,
theils auf Holz theils auf Papier,
Jenes ſtellt den Globum für,
dieſes giebet uns die Charten,
die von unterſchiednen Arten. —

Zwei große Kreiſe ſehn wir hier,
die ſtellen unſre Erde dar.
hier rechts im öſtlichen Revier,
das iſt beim erſten Anblick klar,
ſind drei Welttheile uns bekannt,
die man die alte Welt genannt.
der größte drinn heißt Aſia,
vom Ural bis nach Kamtſchadka,
vom Eismeer bis nach India.
Hier kommt er dem Aequator nah,
da lebt Adam im Paradies
mit Eva dort am Tigeris. — —

— Wer ſpeyt denn gar Feuer ſo fürchterlich da?
das iſt der Herr Vulkan mit Namen Hekla. —

Von Rußland heißt es:
Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt uns wohl bekannt
Sie liegt an der Newa am finniſchen Meere,
und macht dem Erbauer, Zaar Peter, viel Ehre.

Von Weimar:
Gelehrte und Künſtler ſind hier hochgeſchätzt,
Indem man auf Bildung ſehr großen Werth ſetzt.
Nicht weit davon iſt auch die Stadt Apolda,
wir ſehn eine wichtige Strumpffabrik da.

Es wäre zu wünſchen, wir ſähen auch den Herrn Rector Kaſtendik lieber unter den Strumpffabrikanten von Apolda als unter den Schullehrern von Hameln. —

— Nicht viel beſſer iſt die Poeſie in den Sinnbildern der Chriſten erklärt von Arthur von Nordſtern, mit 21 ſehr ſchönen Holzſtichen, die vor 8 Jahren in England herauskamen, und von dem engliſchen Verleger (dem wackern Deutſchen Ackermann) dem deutſchen Verleger überlaſſen worden ſind. Die engliſchen Erklärungen von Thomas, die wir nicht kennen, fand Hr. von Nordſtern nicht gemüthlich genug. Ob es ihm beſſer gelungen, möge man aus einer Probe ſchließen:

Roſſe ſchmachten und Kameele!
Keinen Quell erſah
ich im Thal und in der Höhle!
Zürnet Jehovah?
Als die Väter durſtend lagen
In der Wüſte Sin,
Schnell von Moſes Stab geſchlagen
Horebs Fluth erſchien u. ſ. w. —

— Von Friedrich Weiſſers ſämmtlichen Werken iſt der erſte Band erſchienen, und wird den Verehrern dieſes Dichters um ſo willkommner ſeyn, da er ſeine ältern Arbeiten neu geſtaltet und verbeſſert zu haben verſichert. Dennoch ſind manche ſeiner Epigramme noch immer matt. Zum Exempel:

Die neue Deutſchheit.
Die neue Deutſchheit, die ihr preißt,
Kann ich nicht werth des Lob's erkennen,
Und treu der Väter ernſtem Geiſt,

Was man jetzt neue Deutſchheit heißt,
Nur neue deutſche Narrheit nennen.

Die ganze Sammlung mögten wir mit Rheinſand vergleichen, aus dem ſich Goldkörner waſchen laſſen. —

Die Ehe

aus dem Geſichtspuncte der Natur, der Moral und der Kirche, haben ein Profeſſor der Geburtshülfe, Dr. Jörg zu Leipzig, und ein Profeſſor der Theologie, Dr. Tzſchirner ebendaſelbſt, in einem ganz neu erſchienenen Werke gemeinſchaftlich betrachtet. Bey der Wichtigkeit dieſes Inſtituts und bey dem unzuberechnenden Einfluſſe deſſelben auf das bürgerliche Leben kann es nicht anders als ſehr intereſſant ſeyn, in Einer Schrift die Anſichten kennen zu lernen, welche zwey ganz verſchiedene Wiſſenſchaften darüber geben. Inſofern in der Ehe phyſiſche Zwecke des Daſeyns zugleich mit pſychiſchen erreicht werden ſollen, könnte man den Kreis der Betrachtungen für geſchloſſen annehmen, wenn der Arzt, als Kenner des phyſiſchen Organismus, und der Theologe, als Forſcher im Gebiete der geiſtigen Natur des Menſchen, über die Ehe ſich ausgeſprochen haben. Doch will uns bedünken, ob nicht auch der Rechtsgelehrte und Staatsmann mit zu hören ſey, um die Begriffe über das Weſen der Ehe völlig ins Klare zu ſetzen? Unſer ganzes Leben iſt mit dem Staatsverband innig verflochten, durch ihn bedingt, die Ehe in beyden Beziehungen, wie ſie der Titel des obigen Buchs angiebt, hat doch nur als bürgerliches Inſtitut das meiſte Intereſſe, und wenn man unter Rechtswiſſenſchaft im weitern Sinne Staatswiſſenſchaft begreift, hat weder der Arzt noch der Theologe als ſolcher Gelegenheit und Veranlaſſung im Staatsleben, dem häuslichen entgegengeſetzt, alle Beobachtung über die Geſtaltung ehelicher Verhältniſſe zu ſammeln, um die Geſetzgebung darüber zu vervollkommnen, was doch beyde Schriftſteller hauptſächlich bezwecken. Vollkommen einverſtanden ſind wir mit der Nothwendigkeit einiger Verbeſſerungen in der Geſetzgebung, ſo wie es uns beſonders gefreut hat, von einem Arzte die ſittliche Seite des Eheſtandes und ſeine Heiligkeit überall ſo hervorgehoben zu finden, von welcher die wenigſten ſeines Gleichen die Sache zu beſchauen pflegen, und wir müſſen bekennen, daß ſeine Darſtellungen darüber wirklich mit denen ſeines Mitarbeiters in der Kraft des Ausdrucks wetteifern, welche allein von demjenigen erreicht wird, der aufs tiefſte und innigſte von der Wahrheit durchdrungen iſt, wovon er Andere durch ſeine Rede zu überzeugen eifrigſt ſtrebt. Unſern ganzen Beyfall zollen wird dem Angriff S. 96. auf Bordelle und Freudenmädchen weil alle Entſchuldigungsgründe dafür (vertheidigt können ſie nie werden,) die Critik der reinen Sittlichkeit nicht aushalten.

Das Buch zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erſtern bis S. 209. den Hr. Dr. Jörg, die andere den Hn. Dr. Tzſchirner zum Verfaſſer hat. Herr Dr. Jörg findet in der Ehe, die er im Ideal nur als Verbindung auf gegenſeitige Liebe gegründet ſich denkt, eine ſo innige Verzweigung des Sittlichen mit den Geſchlechtsbeziehungen, daß die wirklich veredelte Liebe, obgleich ſie eigentlich nur im Geſchlechtlichen ihren Urſprung habe, doch darüber hinausgehe, und es gleichſam völlig vergeſſen mache, da ja zwiſchen Mann und Weib nicht blos der grobe Geſchlechtsunterſchied beſtehe, ſondern eine weit feinere Verſchiedenheit, welche zu den Neigungen beyder gegeneinander vorzüglich beytrüge. Das Weib befinde ſich körperlich, moraliſch, geiſtig in gewiſſer Hinſicht unvollſtändig, daß es in dieſen 3 Rückſichten faſt nur als die Hälfte eines Menſchen anzuſehen ſey, wozu der Mann die andre mache.

Nachdem Herr Dr. Jörg S. 93 u. f. ſich ſehr treffend über das Unzweckmäßige der jetzigen Geſetzgebung für außereheliche Schwangerſchaft geäußert, namentlich über die Beſtrafung derſelben als polizeywidriges Vergehen durch Geldbußen (die den Armen wie den Reichen ganz gleich treffen, alſo höchſt ungleich ſtrafen und die man faſt geradezu wie Patente zur erlaubten Begehung dieſer Handlungen anſehen kann,) u S. 99. dem Staate das Recht Ehegeſetze zu geben, und außerehelige Schwangerſchaft zu beſtrafen, hauptſächlich um der Kinder Erziehung willen einräumt, fährt er ſehr richtig fort, daß die einzig zweckmäßigen Geſetze hierüber nur die ſeyn würden, die beiden Theile der Sorge und Beyträge für tüchtige Erziehung des Kindes zur ſtrengſten Pflicht machten. Er empfiehlt Zieh- und Pflegemütter für ſolche außereheliche Kinder, und ſchlägt eine oberaufſehende Behörde mütterlicher Vereine vor. (Das gäbe einen neuen Gegenſtand zur Thätigkeit für die Frauenvereine, die aber dann wohl nur Frauen und keine Jungfrauen unter ſich zählen dürften.) S. 113. rechtfertigt der Herr Verfaſſer unſre Eingangs gemachte Bemerkung über das Wünſchenswerthe der Theilnahme eines Rechtsgelehrten an dieſem Buche, wo er es den Entſcheidungen derſelben überläßt, ob man es nach den vorangeſtellten, aus der Natur entnommenen, Bemerkungen zweckmäßig nennen könne, daß man außerehelich Schwangere von Seiten der Staatsbehörden zwinge, den Ort ihrer Geburt zum Geburtsort des Kindes zu machen; und ob nicht vielmehr der Aufenthalt des Vaters oder der Zeugung entſcheidende Normen ſeyn ſollten? Daß ein Arzt erſt darauf aufmerkſam machen muß, wie unpaſſend jene Vorſchrift ſey, ſollte billig den Staatsbehörden dringender Beweggrund ſeyn, ſchleunigſte Abänderung zu treffen. Man gedenke der mancherley Nachtheile für das noch ungeborne Kind, deſſen Mutter gewaltſam von einem Ort zum andern oft in rauher Jahreszeit gebracht, oft auch hin und hergeſchickt wird, weil die Ortsbehörden die Aufnahme, mit und ohne triftige Gründe, verweigern. (Wie uns denn ein Fall bekannt iſt, wo eine ſo hin und hergeſchickte zuletzt gewaltſam transportirte Weibsperſon unzeitig gebar, und lange in Lebensgefahr ſchwebte!)

Kindesrechte ſucht Herr Dr. Jörg auch den außerehelichen Kindern zu vindiciren, und erklärt ſehr ſcharfſinnig die Unanwendbarkeit der römiſchen Geſetze wegen des ganz veränderten Geſichtspunctes, da es dem römiſchen Kinde, wegen der Strenge der väterlichen Gewalt, vielmehr vortheilhaft als nachtheilig geweſen ſey, nicht als Kind betrachtet zu werden, beſonders ſo lange der Vater noch das Recht über Leben und Tod gehabt habe. Den Cölibat der Geiſtlichen verwirft er S. 120. ganz und gar, beſonders auch darum, daß er ſeinen Zweck nicht im mindeſten erreiche, ſtatt den Stand ſelbſtſtändiger, ihn nur unfreyer, abhängiger mache, wegen der ſtets nöthigen Bekämpfung natürlicher Triebe.

Die Ehe iſt ihm eine geſetzliche, jeden Andern ausſchließende Vereinigung zweyer Geſchlechtshälften, des Mannes und Weibes, zu einem Ganzen, und den daraus zu reſultirenden Functionen, eine contractmäßige, öffentlich ausgeſprochene Vergeſellſchaftung des Mannes und Weibes, nur unter ſich geſchlechtlich zu verkehren, eine Verkettung des Mannes und Weibes zu einem höhern Menſchen und zu ſeinen alleinigen Pflichten; eine Vereinigung der männlichen und weiblichen Hälfte zu einem Leib, ja zu einer Seele, und zu den daraus hervorgehenden körperlichen, moraliſchen und geiſtigen Verrichtungen. Beiderſeitige Individualitäten ſollen zuſammenſchmelzen in eine eheliche Individualität, welche durch alle 3 Gebiete, das Phyſiſche, Moraliſche und Pſychiſche, durchgehe. Je weniger dieſe weſentliche Individualität der Ehe hervortreten könne, um ſo unglücklicher und folgenloſer bleibe der Verlauf derſelben. Nur durch die innige Verſchmelzung beyder werde die Ehe was ſie ſeyn ſolle, doppelte Erziehungsanſtalt, Bildungsinſtitut für beyde Eheleute wie für ihre Kinder. Beyde Schriftſteller ſtimmen mit einander überein über die Nothwendigkeit der gänzlichen Scheidung und geben übereinſtimmend Geſetzes Vorſchläge über zween Scheidungsgründe, die bisher noch nicht allgemein angenommen wurden. Fünfjährige Unfruchtbarkeit, welche mit phyſiſchen Gründen unterſtützt wird; dann Scheidung, wenn beyde Ehegatten gemeinſchaftlich es wünſchen, wobey ſehr richtig Hr. Dr. Tzſchirner darauf aufmerkſam macht, daß der Staat beym Zwang zu Fortſetzung einer Ehe unter Gatten, die einander nicht lieben und achten, das ihnen als ſittlichen Weſen zuſtehende Recht verletze, die zu meiden, welche man haſſe und gering achte, und nur die zu Vertrauten zu wählen, welche man liebe. Gewiß wird man ſich nicht zum Gegner dieſes Vorſchlages darum aufwerfen können, weil durch nachgelaſſene Trennung auf beyderſeitige Uebereinkunft, die Ehe zu einem rein bürgerlichen Vertrage herabgezogen werde, da ſie doch höherer und ſittlicherer Bedeutung ſeyn müſſe. Denn beide Verfaſſer ſind weit von dieſer civiliſtiſchen Anſicht der Ehe entfernt, beide halten eine kirchliche Weyhe dieſes Inſtituts für nothwendig, um ihm bey dem Volke eine größere Achtung zu verſchaffen; ſie erklären ſich einſtimmig gegen die zu gelinde Beſtrafung des ehelichen Treubruchs, und räumen auch bey der freywilligen Trennung, die freilich nicht von jeder Aufwallung und Laune abhängen darf, dem Staate eine Oberaufſicht ein, die Herr Dr. Tzſchirner der Kirche übertragen zu ſehen wünſcht. Ernſtlicher Sühneverſuch, beſonders wenn Kinder vorhanden ſind, erſt zeitige Trennung und nur dann, wann dieſe Mittel fruchtlos bleiben, gänzliche Scheidung. Wir haben in proteſtantiſchen Ländern ſchon die Scheidung aus landesfürſtlicher Gnade bey beider Theile Einwilligung. War es nothwendig bey zeither mangelhafter Ehegeſetzgebung dieſe Trennungsart einzuführen, warum nicht lieber den Vorſchlag der Herrn Verfaſſer annehmen? Hier, nach den Vorſchlägen der Herrn Verfaſſer hört die competente eheliche Behörde aus dem mündlichen Vortrage der beiden Eheleute die abſchwebenden Mißverhältniſſe, ſieht mit eignen Augen und hört mit eignen Ohren, wo man faſt nur durch lebendige Anſchauung das Richtige treffen kann, und dieſe Geſetzgebung ſollte nicht vorzüglicher ſeyn? Wahr und aus Erfahrung geſchöpft ſind Herrn Dr. Tzſchirners Bemerkungen, daß es auch bey jetzigem Eherecht jeder Parthey, welche die Scheidung ernſtlich wolle, gelinge ſie durchzuſetzen, und daß es daher ſittlich rathſam ſey die geraden Wege zu öffnen, um die jetzt gangbaren, krummen außer Gebrauch zu ſetzen. Seine Vorſchläge zu einer tüchtigen Eheordnung baut er auf folgende Grundſätze. Erſtens: Der Staat giebt die Ehegeſetze und übt eine polizeyliche Aufſicht über den Umgang der Geſchlechter. Zweytens: Die Kirche ergänzt die Unzulänglichkeit der dem Staate zu Gebot ſtehenden Zwangsmittel, durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Sitten. Daher erkennt der Staat nicht nur die von der Kirche fortgepflanzten Grundſätze des Chriſtenthums, als das Fundament ſeiner Ehegeſetzgebung an, ſondern macht auch die Gültigkeit der Ehe von der religiöſen Weyhe, oder der prieſterlichen Einſegnung abhängig, und überträgt der Kirche die Verhandlung der Eheſachen, weil hierdurch die Idee von der Heiligkeit derſelben lebendig in dem Volk erhalten wird. Drittens: die Ehegeſetzgebung vermeidet jeden willkührlichen und unzuläſſigen Zwang und erkennt die Ehe als eine freye Verbindung an, deren Eingehung eben ſo wenig als deren Fortſetzung erzwungen werden kann. Ehegelöbniſſe ſollen mit beider Theile Einwilligung ohne Dazwiſchenkunft des Staats, wie bloße Privatſachen aufgelößt werden können. Die Weiber ſollen bey Scheidungsproceſſen, beſonders als der ſchwächere Theil begünſtigt, ihnen auch in mehrern Fällen, ſelbſt bey gänzlicher Trennung fortdauernd Alimente zugeſprochen werden. Die Gründe, die man im Buche ſelbſt nachleſen muß, ſind überzeugend, mögen bald die gutgemeinten Vorſchläge bey einer nothtuenden Verbeſſerung des Eherechts beherzigt werden, dann ſind wir zugleich wegen unſrer weitläuftigern Anzeige dieſer, die Aufmerkſamkeit verdienenden Schrift gerechtfertigt. — Vielleicht liefern wir bald einen hiſtoriſchen Rückblick auf die früheſten Ehegeſetze und Meinungen der Kirche zum Nachtrag.

Notizen.

— Von zehn Jahrgängen des **St. Petersburger Taſchen-Kalenders**, (den bekanntlich der vortreffliche Aſtronom, Staatsrath **Schubert** herausgiebt) ſagt die Halliſche Literatur-Zeitung mit Recht: „Man ſieht leicht, wie ſehr dieſe Taſchenkalender an wahrer Nützlichkeit die ganze Fluth unſerer deutſchen Taſchenbücher mit ihren jämmerlichen Romanen u. noch jämmerlichern Reimungen während jenes Decenniums aufwiegen" nämlich von 1808 bis 1817. Auf die Jahrzahl kommt es bey dieſem Kalender gar nicht an, und wir dürfen Jedem unſerer Leſer kühn verſprechen, daß er eine eben ſo unterhaltende als unterrichtende Lectüre auch noch nach 50 Jahren darin finden werde. Schade daß die Buchhandlung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg ihn keiner Leipziger Buchhandlung in Commiſſion giebt, damit man leichter in Deutſchland ſich ihn verſchaffen könnte. —

— Der General-Intendant der Preußiſchen Armee, **Ribbentrop**, ſagt, in ſeinem **Haushalt bey den europäiſchen Kriegsheeren**: „Jede Verminderung der Kriegsheere wurket immer „wohlthätig auf die innern Verhältniſſe — Gewerbe, „Vermögen und Geiſt der Bürger müſſen in Friedenszeiten möglichſt geſchont und erhalten werden, „um ſie in Kriegszeiten deſto vollſtändiger und kräftiger benutzen zu können. — Man ſollte meinen, der Ausſpruch eines ſo erfahrnen Mannes müſſe beherzigt werden? — Ja, wenn nur das Militär nicht zugleich als angenehmer Zeitvertreib ſich nothwendig gemacht hätte! —

— Der Rath **Krämer** hat dem vormaligen Fürſt Primas von **Dalberg** ein Denkmal geſtiftet, welches ſchon die zweyte Auflage erlebt hat. In der That, ſo oft auch in deutſcher Bruſt ein Unwille gegen dieſen Mann ſich geregt haben mag, ſo kann man doch nach dieſer Darſtellung ihm Theilnahme, auch Hochachtung nicht verſagen. Er war **der letzte deutſche Edelmann** auf einem deutſchen **Fürſtenſtuhle**. Als er 1813 Frankfurt und ſein Großherzogthum verließ, blieben alle herrſchaftlichen Caſſen von ihm unberührt, verſchmähte er jeden Vorſchuß an Gelde, faßte in ſeinem hohen Alter den Entſchluß, mit 36 Kreuzern täglich zu leben, entzog ſich alle beſſern Speiſen, trank ein einziges Glas gewöhnlichen Landwein, ſchlief und ſtarb auf einem **gemietheten** Bette. Als er 1802 die Regierung des Fürſtenthums Regensburg antrat, milderte er die Steuern, zahlte einen Theil der Staatsſchulden ab, und verwandte große Koſten auf Verbeſſerung der Lehranſtalten, des Armen- und Krankenweſens, und auf die Verſchönerung der Stadt. Als er 1810 das Fürſtenthum abtrat, vermachte er den Wohlthätigkeitsanſtalten 144000 Fl. rückſtändiger Steuern. Als Großherzog von Frankfurt bewürkte er 1810 für ſeine neuen Unterthanen den Erlaß von mehr als einer Million Franken franzöſiſcher Kriegsſteuern, richtete das Armenweſen ſo ein, wie es noch jetzt beſteht, und erzeigte der Stadt, durch Abtragung der Feſtungswerke, eine Wohlthat, die ohne Zweifel 1813 ſie von großen Ungemach rettete. Die aufgehobenen Stifts- und Ordensgüter benutzte er für Bildungsanſtalten und Pfarreyen. Die Maynzer Wittwen-Anſtalt rettete er durch eignen Zuſchuß vom Untergange, ſo wie die Diener des Reichs-Cammergerichts vom Hungertodte. Mehrere Gelehrte: **Schiller**, **Wolt-**

mann, **Richter** und **Werner**, erhielten Jahrgehalte von ihm, ſeine Wohlthätigkeit war unbegrenzt. „Gott ſey Dank!“ ſagte er oft zu ſeinem Geſchäftsmanne, „jetzt iſt doch wieder etwas Geld „da; mir blutet immer das Herz, wenn ich arme „Leute troſtlos und ohne Hülfe von mir laſſen muß.“ Und in den letzten Jahren verkaufte und verſetzte er was an Koſtbarkeiten vorhanden, um ſeiner ehemaligen Dienerſchaft beyzuſtehen. Das Jahrgeld von 100000 Fl., welches der Wiener Congreß ihm zugeſtand, hat er nur vier Monate genoſſen, aber lange zuvor Plane zu milden Stiftungen darauf gegründet. — Wenn er, bey allen dieſen vortrefflichen Eigenſchaften, für ſeine Zeit zu ſchwach war, ſo mögten wir doch nicht den erſten Stein auf ihn werfen, ſondern lieber, für das viele Gute und Schöne, was er gethan und gewollt, gedacht und gefühlt, eine Blume auf ſein Grab pflanzen. —

— In einer Recenſion des unvollendeten, von F. v. Maltitz bearbeiteten Schillerſchen Trauerſpiels Demetrius, macht ein Jenaer Recenſent die richtige Bemerkung: „Es iſt zu beklagen, daß „Schiller's genialiſche Werke unſern Bühnen die „großen Spectakelſtücke aufdrangen; denn unleugbar „iſt, daß die Kunſt im Ganzen und der Genuß der „Kunſtfreunde dadurch verlohren hat, und daß das „zahlreiche Perſonal und der Decorations-Aufwand „eine der Haupturſachen der großen Mittelmäßigkeit „unſerer meiſten Bühnen ſind.“ — So wahr dieſe Bemerkung iſt, ſo mögte doch wohl nicht Schiller, ſondern zuerſt Göthe mit ſeinem Götz uns die Spectakelſtücke aufgedrungen haben. —

— Im zweyten Bande von **Krug's** Syſtem der practiſchen Philoſophie fanden wir folgende Stelle: „So wenig das Zutreten zu geheimen Geſellſchaften gebilligt werden kann, eben ſo „wenig, und faſt noch weniger — (ja gewiß noch „weniger) das beſtändige Herumtreiben in unſern „öffentlichen Thee-Tanz-Spiel- und Freßgeſellſchaften; in ſogenannten Klubbs, Reſſourcen, Aſſembleen u. ſ. w. Dieſe Erfindungen des Müſſigganges und der Langeweile ſind die wahren Quellen „unſers geſelligen Verderbens.“ (Hier, ſo wie in vielen andern Stellen ſeiner angewandten Moral hat der Verfaſſer uns aus der Seele geſchrieben, und wir wünſchen ihm recht viel Leſer und Beherziger.) —

— Das Journal Heſperus fährt fort, ſich die unnütze Mühe zu geben, alle die Chroniken u. ſ. w. nachzuweiſen, aus welchen Schiller den Stoff geſchöpft und oft ganze Stellen wörtlich benutzt hat. Durch die Ueberſchrift dieſes Artikels: **Schiller vor Gericht**, ſcheint man ihn zum Plagiarius machen zu wollen; aber eben ſo gut konnte man von Wielands Oberon ſagen, er ſey aus einem alten franzöſiſchen Ritter-Roman geſtohlen. Wer wird denn Canova vor Gericht ſtellen, weil man ihm den Platz nachweiſen kann, wo ſein Marmor gegraben worden iſt? — In eben dieſem Journal ſteht ein Brief aus den Niederlanden, wo es heißt: „den Norddeutſchen fällt es hier ſehr auf, „daß Jeder den König ſprechen kann wenn und wie „er will, welches allerdings am meiſten beiträgt, „einem Fürſten die Liebe ſeines Volks zu erwerben. „Darum iſt nirgends ein Monarch ſo geliebt als der „Kayſer von Oeſtreich u. ſ. w.“ (Nicht blos Liebe wird dadurch den Fürſten, ſondern auch Gerechtigkeit den Unterthanen geſichert, und Niemand wird nach Repräſentation ſchreyen, wenn es ihm täglich frey ſteht ſich ſelbſt zu prä- und repräſentiren. Der neue Großherzog von Baden läßt auch jeden ſeiner Unterthanen vor ſich, und hat dadurch in wenigen Wochen Rieſenſchritte in ihren Herzen gemacht. Wie mag es doch kommen daß, trotz der auffallenden Vortheile welche, dieſes Benehmen gewährt, ſo wenige Fürſten es nachahmen? Iſt es Stolz? Iſt es Trägheit? — Man ſollte wenigſtens die Erbprinzen früh daran gewöhnen.) —

— In welches Elend das Papiergeld ſo Manchen geſtürzt hat, davon liefert eine kleine däniſche Schrift von Dall ein ſehr auffallendes Beyſpiel. Sie iſt betitelt: wahrhafte Darſtellung des Schickſals und Zuſtandes der 1814 in Odenſee im 85. Jahre verſtorbenen Eliſe Lund. Zwey Fräulein **Kaas**, bey welchen dieſe Unglückliche lange und treu gedient hatte, vermachten ihr eine jährliche Penſion von 100 Thalern, entweder in klingender Münze oder mit einer den Zeiten angemeſſenen Zulage. Die Kaaſiſchen Erben hatten dieſe Penſion zu zahlen. Das däniſche Papiergeld ſank immer tiefer, zuletzt galten 100 Thaler nur noch 16 1/3, die wollte Eliſe Lund nicht nehmen, und die Kaaſiſchen Erben wollten nicht mehr geben. (!) Eliſe ſupplicirte, wurde aber in höchſter Inſtanz dahin verwieſen, ihre Anſprüche durch einen förmlichen Proceß geltend zu machen. Dieſe Koſten konnte ſie nicht beſtreiten, bat daher um das Armen-Recht, welches ihr von der däniſchen Canzley abgeſchlagen wurde, und zwar — in einer mit dem Namen Kaas unterſchriebenen Reſolution. (!) Nun hätte die 85 jährige Unglückliche verhungern müſſen, wenn ſie nicht, durch Allmoſen dürftig erhalten, ſich aus der Welt gebettelt hätte. (!!!)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 44. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Juny

Des armen Friedrichs des Großen,

der da nicht beſtanden iſt vor Arndt dem Kleinen, hat ſich neuerlichſt wieder ein Ungenannter angenommen in einem Schriftchen: Einzelne Anſichten über Friedr. d. Gr. nebſt deſſen Briefen an die Gräfin v. Camas, das in ſeiner Art eine ganz eigenthümliche Erſcheinung iſt, und den Kirchenvätern den Arndten, den Jeſuiten, den Napoleoniſten, und den altdeutſchen Burſchen ſammt und ſonders eben keine Roſen auf den Weg ſtreut. Die Kirchenväter kommen indeß nur in ſofern übel weg, als einige von ihnen behauptet haben ſollen, Trajan und Mark-Aurel, ſeyen im Grunde doch nichts weiter als Gaudiebe und Taugenichtſe geweſen, weil nicht der allein ſeligmachende Glaube ſie zu ihren Handlungen getrieben habe; eigentlich aber münzt es der Verfaſſer dabei auf „ein paar neuere deutſche Makulaturſchreiber, die mit eben ſoviel geſun[illegible]ogik, Welt- und Menſchenkenntniß und [illegible]r Demuth ausgerüſtet wie jene Kirchenväter, „der leſenden Welt die überraſchende Offenbarung mitgetheilt hätten, wie Friedrich im Grunde auch nur ein Gaudieb und Taugenichts geweſen ſei“ Der Verfaſſer hingegen meint: wenn wir nicht blos mit Worten ſpielen, ſondern mit dem ächten Geiſte des Chriſtenthums das Leben Friedrichs beleuchten wollten, ſo würden wir ſehen, daß Gott eine ausnehmende Fülle von Intelligenz in deſſen Gehirn und ein vielleicht noch reichlicheres Maaß von Gottes- und Menſchenliebe in deſſen Herz ausgegoſſen hatte, ſo daß er unter den Erdenherrſchern nicht allein der weiſeſte und kräftigſte, ſondern auch der allerchriſtlichſte d. h. der chriſtlichſte aller bisherigen chriſtlichen Regenten, geweſen ſey und das „ſage uns die Weltgeſchichte und Jeſu Bergpredigt.“ Von den Jeſuiten wird geſagt, ſie hätten offenbar den Teufel im Leibe, und könnten eben ſo wenig vertilgt werden als das Ungeziefer, das der ſchwächſte Sonnenſtrahl immer wieder ins Leben zurückrufe, ſo oft man es ausgerottet wähne; der Verf. kann ſich daher des Glaubens nicht erwehren, „ſie müßten nothwendig von der Geſellſchaft Jeſu geweſen ſeyn, die den Pfleglingen der Gergeſener in den Leib gefahren wäre, und ſich mit denſelben in die See geſtürzt hätte. Da Waſſer nichts gegen ſie ausrichte, und ſie mit dem Feuer ſo viele glückliche Experimente machten, auch bis jetzt noch kein Ungeziefer dem Feuer widerſtanden habe, ſo gälte es den Verſuch damit gegen dies chriſtliche Ungeziefer.“ (Pfuy, das gäbe Geſtank! Lieber möchten wir vorher noch den Verſuch empfehlen, den Teufel mittelſt des Magnetismus zu exorziren. Es thut ohnehin Noth, daß dieſer ſich nach und nach an etwas Eminenteres macht!) Den Napoleoniſten wird geſagt, die Frage: wer von beiden wohl der Größere ſey — Friedrich oder Napoleon — ſey, ſo geſtellt, eine ächte Blasphemie. Der Vrfr. läßt allenfalls blos eine Parallele in militäriſcher Hinſicht gelten; da aber jede Größe, und folglich auch die des Feldherrn, nur nach der Größe der überwundenen Schwierigkeiten abgemeſſen werden müſſe, ſo dürfte dem denkenden Beobachter bald einleuchten, nach welcher Seite die Zunge der Wagſchaale ſich hinneigen werde. Napoleon habe über eine von Natur und Kunſt faſt unzugänglich gemachte Ländermaſſe geherrſcht und mit dem Extract von 40, ja ſpäterhin von 100 Millionen Menſchen, einzelne Länder und Völker überfallen und zermalmt, und das habe wohl jeder andere, nur nicht ganz ungeſchickte Feldherr, auch thun können. Friedrich hingegen habe mit den ſchwachen Hülfskräften eines von allen Seiten offenen, und wie ein ſchmaler und zerriſſener Bandſtreifen von der Memel bis an den Rhein ſich dehnenden Landes, und mit einem Extract von 3 bis 4 Millionen Menſchen, ja mit einem halbausländiſchen Heere, gegen faſt 100 Millionen Menſchen ſieben Jahre lang gekämpft und den Kampf glorreich beendigt, ohne dabei ein einziges Dorf aufzuopfern. Unſtreitig habe Napoleon herrliche Schlachten gewonnen, allein ſtets mit überlegenen oder doch wenigſtens gleichen Streitkräften. Bei ihm hätten die Maſſen in der Regel mehr als das Genie gethan. Der Vfr. geſteht ihm zwar das letztere im ausgezeichneten Grade und auch große Talente zu, allein er fragt, in jener Hinſicht, die allerpartheiiſchten Bewunderer Napoleons ſelbſt:

Ausgegeben den 20. May.

ob dieſer blos mit Hülfe ſeines Genies und der Potsdammer Wachtparade (wie man das Häufchen ſpottweis genannt habe) in 5/4 Stunden den Sieg bei Roßbach, in 2 Stunden den noch weit glorreichern bei Leuthen erfochten, und bei Liegnitz weit über 200000 ihn umringende Feinde, gleich unbewaffneten Troßknechten auseinander geſprengt, und mit Schande nach Hauſe geſchickt haben würde? Napoleons ſämmtliche Feldzüge böten keine Siege der Art dar. Verlange man aber noch einen Zug, um die Parallele zu vollenden, oder vielmehr dieſe beiden Männer ſelbſt als Feldherrn, im ſchreiendſten Contraſte darzuſtellen, ſo möge man an die menſchenfreundliche Vorſicht denken, womit Friedrich immer auf die Sicherung der Erhaltungsmittel ſeiner Armee bedacht geweſen ſey, und an den herzloſen und verabſcheuungswürdigen Leichtſinn, mit welchem Napoleon das ſchönſte Heer der Welt in den Eiswüſten Rußlands dem ſchrecklichſten Hungertode Preis gegeben habe. (Wir müſſen hier doch, nach unſerer billigen, und ſelbſt dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren laſſenden Weiſe, Napoleons Ehre retten. Es war ja gar nicht ſein Leichtſinn, der ihn und ſein Heer in Rußland ins Verderben ſtürzte, ſondern vielmehr die heilloſe Verſtocktheit der Ruſſen, die, obſchon aus ſechs Schlachten, ſcheinbar beſiegt, ſich zurückziehend, endlich die Maske abwerfen, und nun weder wanken noch weichen, noch auch, wie ſich doch wohl geziemet hätte, um Friede bitten wollen; ja die ſogar den Frieden ausſchlagen, als Napoleon ihnen denſelben, edler Grosmuth voll, antragen läßt! Konnte der große und dabei ſo humane Weltüberwinder dergleichen, was ihm in ſeiner vieljährigen Praxis noch nie vorgekommen war, hier erwarten? Nun mußte man freilich den unglücklichen Rückzug antreten, die vielberüchtigte große Kälte kam, eben ſo unerwartet, dazu, und die fatalen Koſaken hatten nun gewonnenes Spiel; — wir wiſſen ja das Alles längſt! Hätten die Ruſſen bei Moscau Friede gemacht, Napoleons Name glänzte noch heute unter den Sternen, und kein einziger Franzoſe wäre in Rußland Hungers geſtorben!) Man ſieht indeſſen, der Verf. legt gewaltige Lanzen ein, und da auch die altdeutſchen Burſche ſeinem Königlichen Idole etwas ungebührlicher Weiſe zu nahe getreten ſind, ſo macht ſich der alte Herr — denn ein ſolcher ſcheint er uns, einigen Andeutungen nach, zu ſeyn — gar kein Gewiſſen daraus, dieſen altdeutſchen Burſchen vor verſammelter deutſcher Menge dermaßen den Text zu leſen, daß ſie, auf einige Zeit wenigſtens, genug daran haben können. Er wirft ihnen nemlich vor, ſie wären, — die bärtigen ſowohl als die unbärtigen. — den Sansculotten der franzöſiſchen Revolution wie aus den Augen geſchnitten: grober Cynismus in Tracht, Sprache und Geberden, eben ſo viel Arroganz als Unkunde älterer und neuerer Zeit, Auflehnung gegen jede geſetzmäßige Gewalt, hämiſche Scheelſucht gegen alles, was durch Cultur und andere wohlerworbene Vorzüge über ihnen ſtände, unbezähmbare Gier nach einer Revolution, die die Zeiten des Fauſtrechts und der Barbarei wieder herbei führen ſolle, damit auch ſie ungehindert ihre Fäuſte gebrauchen und füllen könnten. Bis jetzt hätten ſie zwar noch keine lebendige Seele laterniſirt, ſondern blos vorläufig einige achtbare Schriften verbrannt, deren Titel ſie nicht einmal verſtänden. Indeſſen würden ſich, ihren Gedanken nach, die Zeiten ſchon beſſern, und ſie würden dann, gleich ihren ältern Brüdern und Vorbildern in Frankreich, auch Menſchen und Schlöſſer mit ihren Feuerbränden erreichen, und zuletzt, wie jene, zu Baronien, Grafſchaften und Herzogthümern gelangen. Von ihren franzöſiſchen Vorgängern unterſchieden ſie ſich blos darin, daß ſie ihre Frevel durch die Religion zu heiligen ſuchten, und mit Flüchen und Läſterungen im Munde und über brennende Scheiterhaufen feierten ſie das Gedächtnißmahl eines Gottes der Liebe und Verſöhnlichkeit! „O ihr altdeutſchen Burſchen, — ruft der Vfr. aus, — hat euch das auch Luther gelehrt?“ (das wohl nicht! wie denn überhaupt der ehrwürdige Reformator ganz unverdienter Weiſe zu dem Unglück gekommen iſt, nun ſchon zum zweitenmal unter denen, die ſich nach ſeinem Namen nennen, das Opfer fremder Thorheit werden zu müſſen! Und doch würde er ſich gewiß, wenn er die traurige Wahl hätte, noch lieber als myſtiſchen Theaterpopanz mißbrauchen laſſen, denn als Chorführer einer ſolchen Horde, wie ſie der Verf. im Vorhergehenden beſchreibt.) Ueber Friedrichs geiſtigen Antheil an der Wiederbefreiung Preuſſens iſt der Vfr. ganz entſchieden. „Ohne den großen Gedanken an Friedrich und an das, was ſein herrliches Volk einſt unter ſeiner Anführung geweſen, hätte wohl Preußen ſich nie wieder ermannt, was auch die Verehrer amtlicher Proclamationen, die Ruhmſüchtelei des Tugendbündels, und die etwas zu vorlauten Verfechter der Patriotismus-gebährenden Kreuz- und Querſprünge in der Haſenheide, darüber uns einzuſchwatzen ſuchen“ (Wohnt der Vfr. etwa hintenhinaus, ſo daß er nicht für ſeine Fenſter beſorgt zu ſeyn braucht?) 'Daß Friedrich viele der heterogeneſten Eigenſchaften und Talente auf eine wunderbare Weiſe in ſich vereinigte, iſt eine bekannte Sache, daß er aber auch, nach Formey's Geſtändniß, dem er gelegentlich einmal mit Kraft und Würde eine beträchtliche Stelle aus Maſſillons Predigt über den Tod aus dem Gedächtniß hergeſagt hat, der größte Kanzelredner war, den dieſer je gehört und geſehen haben will, möchte wohl Vielen neu ſeyn, und fällt hier faſt in das Komiſche. — Die Briefe an die Gräſin Camas ſind unbedeutend und hätten füglich wegbleiben können. Intereſſanter ſind uns dagegen ein paar Anecdoten vom großen König geweſen, die der Vfr. zum Beſten giebt, und die noch ungedruckt ſind. Der Vfr. erinnert ſich nämlich aus ſeiner Jugend eines drolligen Auftritts zu Potsdam in der Nähe des jetzigen Wilhelmsplatzes. Der König kehrte ſo eben, Morgens 11 Uhr, von einem bloßen Reitknecht oder Ordonanzhuſaren begleitet, von der Wachtparade nach Sansſouci, als eine Rotte lärmender und ſich balgender Fibelſchützen dem faſt täglich dort vorbeireitenden König ſorglos den Weg verſperrte. Der König erhob die Krücke und rief: wollt ihr Kanaillen gleich nach der Schule! den Knaben kam die Zumuthung ſo unerhört und geſetzwidrig vor, daß ſie laut auflachten, und mit den Fingern auf den König zeigend ſich einander zurieſen: ſieh, Der weeß nich mal, daß die Schule ſchon aus is! Der König ritt lächelnd, und ſich der kleinen naiven Preußen vielleicht freuend, ſeines Wegs. — Für die freiſinnigſte Menſchenfreundlichkeit des ſo oft und ſo bitter als Menſchenfeind verſchrieenen Königs zeugt die folgende. Es iſt bekannt, daß er vermittelſt ſeiner Treibhäuſer ſich zu allen Zeiten des Jahrs den Genuß der ſchönſten und edelſten Früchte zu verſchaffen wußte, rückſichtlich deren eine ſcharfe Controlle gehalten wurde; und wehe daher dem Kunſtgärtner, der es ſich hätte gelüſten laſſen, ſich daran zu vergreifen, da Friedrich ſie bloß für ſeine Tafel, oder zum Geſchenk für einige ſeiner Geſchwiſter, und die Auserleſenſten ſeiner Freunde beſtimmte. Deſſen ungeachtet ertheilte der König den Gärtnern den ausdrücklichen Befehl, ſo oft in Potsdam ein Kranker oder eine ſchwangere Frau nach irgend einer Frucht begehrte, die nur in ſeinen Treibhäuſern zu haben ſey, dieſe Frucht auf der Stelle und unentgeldlich ihnen ſolle verabreicht werden.

Daß unter den fremden Völkern, bei denen Friedrichs Andenken noch heut zu Tage in den größten Ehren ſtehen ſoll, auch die Neger zu Hayti gezählt werden, weil ihr König in Sansſouci throne — dieſem Tempel großer und menſchenfreundlicher Erinnerungen, — gehört zu den kleinen unſchuldigen Sonderbarkeiten dieſes Werkchens, die es aber darum keineswegs unintereſſanter machen.

Streitſchriften.

1. Die Herren Dunker und Humbolt in Berlin haben ſich uns mit einem Schriftlein empfohlen, das den Titel führt: „Einladung und Beiträge zur Hülfe gegen den Herrn Prof. Steffens ꝛc." Dieſe Empfehlung ſoll doch wohl auf deutſch heißen: zeig's im Lit. Wochenbl. an? — Gut! wir zeigen alſo an: daß Jemand, den wir nach der Spur S. 52 u. ſonſt für einen Studenten und Verehrer des Herrn Steffens halten müſſen, ſich gegen den Verf. der Runenſteine (im Freimüthigen Bl. 9. 10) aufgemacht hat, um die Schrift: „Carricaturen des Heiligſten" zu vertheidigen. Das Hauptbollwerk hat der Verf. auf Steffens Satz gebauet: „Der Staat ſey eine Anſtalt zur gemeinſchaftlichen Erlöſung der Menſchen, ſein innerſtes Weſen alſo ſey Liebe, Opfer und Hingebung." Er hat dabei zum Vortrage die Waffe der Ironie gewählt; dieſe, eigentlich ſonſt eine leichte Lanze ſcheint in ſeinen Händen zum ſchwerfälligen Speer zu werden, und manchem flüchtigen Leſer dürfte es Mühe koſten, zu errathen, gegen wen und wofür unſer junger Krieger in's Feld gezogen ſey.

2. Herr von Hundt-Radowsky hat eine Kritik des Grävellſchen Werks: „die neueſte Behandlung eines preußiſchen Staatsbeamten" geliefert, und ſich zugleich über das Betragen des Geh. Staatsraths und Cenſors, Herrn Renfners gegen ihn, öffentlich beſchwert. Das ſonderbarſte bei der Erſcheinung iſt, daß die Kritik, die meiſtens zu Gunſten des Regierungsverfahrens ausgefallen war, vermöge des Renfneriſchen Verbots nicht in Berlin gedruckt werden durfte; und daß Herr von Radowsky, indem er ſie nun in Leipzig abdrucken laſſen, aus Aerger über den geſtrengen Herrn Cenſor ſeine vorige Anſicht ziemlich ändert, und Manches an dem Miniſterialverfahren gegen Hrn. Grävell zu tadeln findet. Was der Verfaſſer über Cenſur und Preßfreiheit überhaupt angehängt hat, enthält nichts Neues über dieſen Gegenſtand.

3. Preußens Zollſyſtem. Nachdem ſich die Europäiſche Staatengeſellſchaft in dem freundlichen Lichte einer Familienverbindung zu betrachten angefangen hat, kann jedes ſtörende Ereigniß als

eine gemeinſame Angelegenheit vom höchſten Intereſſe angeſehen werden. Auch macht der äußere Zuſtand und die innere Stimmung der Völker ſolche Ereigniſſe wichtiger; ſie werden elektriſchen Schlägen gleich zu allgemein empfunden; es giebt jetzt eine öffentliche Meinung, es giebt ein Bedürfniß der Popularität, das mehr einträgt, als die den armen Kranken vertheuerten Apothekerwaaren, die der Induſtrie vorgezogenen Schlagbäume, und die Unterhaltung einer bewaffneten Marechauſſee, welche den alsdann geſchwind organiſirten Unterſchleifsmitteln doch nicht gewachſen iſt. Wir referiren hier blos öffentliche Stimmen, die ſich überall hören laſſen, weil wir uns kein Urtheil in dieſer Sache anzumaßen haben, wie das ſchon in der frühern Berichtsabſtattung (No. 24 u. 25 d. Bl.) erklärt worden iſt. Daß wir — ungern — noch einmal darauf zurückkommen, hat einen doppelten Grund. Einmal müſſen wir, durch die Berliner Staatszeitung aufmerkſam gemacht, einen in die Note S. 196 No. 25 des Lit. Wochenbl. eingeſchlichenen Irrthum berichtigen. Nach §. 155 des Zollgeſetzes kann der, der ſich bei Defraudationsfällen den Weg der Adminiſtrationsjuſtiz einmal hat gefallen laſſen, zu keiner gerichtlichen Unterſuchung übergehen. Wir haben das nicht blos auf die geringern, ſondern auch auf die höchſten Straffälle bezogen, und geſtehen den Fehler gern ein; er war übrigens arg- und abſichtslos begangen, und wir haben immer alle Achtung vor der Preußiſchen Juſtizpflege gehabt. Doch wollen wir das Bedenken bei Unterſuchungen gegen Fremde nicht zurück halten. Dieſe haben ſelten volle Kunde der Verfaſſung und der Rechtsverhältniſſe; wenn ſie nun in ihrer Unwiſſenheit nicht auf gerichtlicher Unterſuchung beſtehen, ſo möchten ſie doch ſchlimmer dran ſeyn. Denn geradeheraus geſagt, wir haben kein juriſtiſches Zutrauen zu den Beſcheiden der Adminiſtrationsbehörden. Sie ſind ja Parthei, und dem juriſtiſchen Ideengange fremd, weil ihre geiſtigen Geſchäftsoperationen anderer Natur ſind.

Eine zweite Veranlaſſung, der ſtrengen Zollinie noch einmal nahe zu kommen, rührt von der Zuſendung einer neuen Schrift dagegen her, deren Anzeige nicht wohl zu verſagen war, und bei der wir noch einen beſondern Umſtand bekannt zu machen erſucht worden ſind. Der Titel der Schrift heißt:

„Beleuchtung der Verhältniſſe Anhalts zu Preußen, in Bezug auf das von Letzterm angenommene, und auf Erſteres ausgedehnte Zoll- und Verbrauchsſteuer-Syſtem ꝛc. von Chlodwig Bunder. Deutſchland. 1819."

Soviel wir vermuthen, hat dieſe Beleuchtung mit den früher angezeigten freimüthigen Worten eines Deutſchen einerlei Verfaſſer, nur daß er ſich in der zweiten Schrift auf mehrere Gründe eingelaſſen und die Berl. Staatszeitung zu widerlegen bemühet hat. Aus der beigelegenen Zuſchrift des Verlegers heben wir nur folgende Stelle aus: „Es iſt gewiß der Bemerkung werth, daß die Preußiſche Cenſurbehörde die Anzeige dieſer Schrift nicht eher in die Zeitung will aufnehmen laſſen, als bis der Buchhändler in Berlin, dem ich die Beſorgung aufgetragen, Verfaſſer und Verleger genannt, auch ein Exemplar zur Cenſur eingereicht hat. Ich bin ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt, daß ich unter beide nicht habe meinen Namen ſetzen laſſen, und ich erſuche Sie deshalb, es bekannt zu machen." Wir nennen demnach den Buchhändler, Herrn Chriſtian Georg Ackermann, Firma: Ackermannſche Buchhandlung in Deſſau als Verleger. Das Detail der Schrift ſteht übrigens nicht nahe genug mit unſerm Blatte in Verbindung, um weitere Auszüge aufzunehmen. Zur Literatur dieſer Zollpolemik (in welcher ſich im Anzeiger der Deutſchen wieder eine derbe Stimme hat hören laſſen,) gehören noch folgende Schriften:

„Das Neujahrsgeſchenk, oder: die Büchſe der Pandora. Ein Beitrag zur neueſten Geſchichte der Staatsverwaltung eines großen deutſchen Landes. Von einem Enclavenbewohner." und

„Profeſſor Krug über das preußiſche Zollgeſetz, die preußiſche Staatszeitung und den Zeitgeiſt."

Bei der erſten iſt gar kein Druckort genannt, wir beſorgten daher gleich ſtarke Sachen zu leſen. Das Motto in Hexametern über Miniſtergewalt ließ es noch mehr vermuthen. Der Verf. hat es indeſſen noch gnädiger gemacht, als es das Anſehn hatte. Er erbietet ſich ſogar am Schluß zur Vorlegung eines Plans, wie Preußens Staatsbedarf auf beſſerm Wege aufzubringen wäre, wenn er hierzu in der Berliner Zeitung unter gehöriger Autorität aufgefodert werden ſollte; ja, er verzichtet auf den Fall der Verwerflichkeit ſeiner Vorſchläge auf Dank und Belohnung. (Nun das wäre vielleicht des Anhörens werth, und einer Eroberung gleich, wenn ein die öffentliche Meinung in Deutſchland verſöhnender Plan ausfindig zu machen wäre.) Der Verfaſſer ſucht die Entſchuldigungen der Berliner St. Zeitung überall zu widerlegen. Er ficht die Misverhältniſſe in dem Tarif an, wo die vornehmen Bedürfniſſe oft nicht höher als ſo zu ſagen das tägliche ſchwarze Brot des Armen angeſetzt ſind. (S. 15 behauptet, die Verf. des Zollgeſetzes hätten Preußens wahres Intereſſe verkannt, zeigt die im Tarif liegende

Reize zur Contrebande, u. ſ. w. Er wünſcht aber Preußens Flor und Beſtand, der nur auf moraliſcher Kraft ruhen könne. (Es iſt wohl nicht zu leugnen, was viele behaupten, daß mehrere Gründe der Berl. St. Zeitung ſich um die Convenienz drehen. Daher ſagen auch die Gegner: wie? wenn alle angrenzende Staaten unter ſich einig würden, einen Repreſſalienbund zu ſtiften, und Preußen auch einmal, ſo weit es die Lage leidet, als Enclave zu behandeln? —) Herr Profeſſ. Krug hat, wie man an dem Titel ſieht, drei Gegenſtände verſchiedener Art auf einmal angefochten. Man wird uns die Auszüge aus dieſer kleinen Schrift erlaſſen. — Aber wünſchen wollen wir für das Gemeinwohl von Deutſchland eine verſöhnende Ausgleichung dieſer Zwieſpalte. Auf welcher Höhe der Meinung und des Vertrauens hat nicht Preußen geſtanden, als es für Baierns Integrität 1778 ohne Gewinn für ſich ſtritt? als es den Fürſtenbund ſtiftete! als es im J. 1813 uns allen ein Beiſpiel gab und ward?

Der berühmte Mann.

Unſere Leſer werden ſchon merken, daß von Bonaparte die Rede ſey. Herr M. M. in Paris hat uns jetzt den zweiten Theil der Memoires pour servir à la vie d'un homme celebre geliefert, der eine ganze Anecdoten-Sammlung enthält. Der Vorredner behauptet ihre Aechtheit, und meint, daß wenn der große Mann, der Staatsmann, auf dem Theater der Geſchichte ſeine Rolle gebe, ſo offenbare ſich der Privatmann im Schlafrock der Anekdote. Wir theilen folgendes mit, da doch das Buch bei uns nicht ſehr verbreitet werden wird.

„Freimüthigkeit des Marſchall Duroc.

„Während der Reiſe, die Napoleon im J. 1811 nach Holland machte, waren die Wahlverſammlungen vor ſich gegangen, in denen Marſchall Duroc beim Departement de la Meurthe den Vorſitz geführt hatte. Einige Tage nach ſeiner Rückkunft nach Paris, fragte ihn Napoleon: Was denkt man in Nanci von M...? (einem Kammerherrn des Kaiſers, der in dieſem Departement gebohren und anſäßig war, und bei dem Kaiſer nicht ſehr in Gunſt ſtand.) „Sire, antwortete Duroc, er genießt dort der allgemeinen Hochachtung. — Das iſt nicht möglich, Marſchall, er iſt ein Vieh. — Um Verzeihung, Sire, er iſt kein Vieh; er iſt ein geliebter und geſchätzter Mann, weil er es zu ſeyn verdient. — Der Kaiſer lachte und ſprach von etwas andern.“ (Ob es wohl viele Durocs an den Höfen giebt?)

Napoleon, Gott und Teufel.

„Herr von Narbonne hatte auf einer Reiſe mehrere Departements beſucht, und wurde nach der Zurückkunft von Napoleon befragt, was man von ihm ſpräche? — Sire, antwortete Hr. von Narbonne: die Einen ſagen, daß Sie ein Gott ſind; die Andern, daß Sie ein Teufel ſind; aber alle meinen, daß Sie mehr als ein Menſch wären.“

Diplomatiſche Ungeſchicklichkeit.

„Vielen Perſonen iſt es unbekannt, daß im J. 1813 auch in Dresden Friedensunterhandlungen ſtatt gefunden haben. Als die Präliminarien ſchon richtig waren, und Napoleon eben unterzeichnen ſollte, ſoll eine Ungeſchicklichkeit des Duc de Baſſano auf einmal ſeine Stimmung umgeändert haben. Dieſer ſagte, als er dem Kaiſer die Feder überreichte, welche die Ruhe von Europa verſichern ſollte: Sire, dasmal wird es nicht heißen, Sie hätten den Frieden gegeben, ſondern Sie hätten ihn empfangen. Der Kaiſer ſah den Ruhm ſeines ganzen Lebens verdunkelt und ſchmiß die Feder zornig hin. Kurz nachher erfolgte die Leipziger Schlacht.“ (?)

Alle am Hofe ſind Bediente.

„Ehe man das Trauerſpiel Agamemnon von Lemercier auf dem franzöſiſchen Theater gab, ließ es der Kaiſer auf dem Hoftheater aufführen. Nach der Vorſtellung ließ er den Verf. rufen, und ſagte zu ihm: Euer Stück taugt nichts. Mit welchem Rechte wagt es dieſer Strophus der Clytemnestra Vorſtellungen zu machen? Er iſt nur ein Bedienter. — Strophus iſt kein Bedienter, Sire; es iſt ein entthronter König, ein Freund des Agamemnon. — Ihr verſteht euch ſchlecht auf den Hof, verſetzte der Kaiſer; wiſſet, daß hier der Monarch allein etwas iſt; alle andern ſind nur Bediente. — So ſagte er auch öfters von ſeinen Kammerherrn: „Iſt es nicht billig, daß man die Thüre des Vorzimmers Leuten öffnet, welche niemals den Muth gehabt haben, eine Stelle im Tempel der Ehre zu erwerben?“

Ueber Sieyes.

„Man macht ewig Epigramme auf den Grafen Sieyes, ſagte der Duc de Parma zum

Herrn v. Talleyrand; man hat Unrecht; ich habe ihn öfters in den Verſammlungen ſprechen hören, und immer habe ich einen tiefen Geiſt wahrgenommen. Tief iſt nicht das rechte Wort, verſetzte Hr. v. Talleyrand; Ihre Durchl. wollten vermuthlich ſagen: hohl." (Das Hohle mag dieſem Herrn von Talleyrand beſonders zuwider ſeyn. Darum hat er ſich auf Koſten anderer immer die Geldſäcke füllen laſſen. Gegen ihn erſcheint Sieyes immer achtungswerth.)

Hofweihwaſſer.

„Ein nach Frankreich zurückgekehrter Auswanderer, deſſen Güter confiscirt waren, wünſchte wenigſtens ſein Hotel in Paris wieder zu erlangen. Ein Verwandter, der bey der Kaiſerin Joſephine Kammerherr war, verſprach ſich bei dieſer zu verwenden, daß ſeine Bittſchrift vor den Kaiſer käme. Kaum hatte er den Namen ſeines Verwandten genannt, als die Kaiſerin ausrief, daß ſie dieſen Mann vor der Revolution ſehr gut gekannt habe, und ſich ſeiner annehmen wolle. Der Bittſteller übergab ſein Papier, das die Kaiſerin ohne es anzuſehen auf den Tiſch legte, wobei ſie den beſten Erfolg verſprach. Den andern Tag ſagte ſie zu ihrem Kammerherrn: Ich habe die Bittſchrift Ihres Vetters dem Kaiſer übergeben, wir haben ſie zuſammen geleſen, und er hat mir alles Gute verſprochen, Sie können ruhig ſeyn. — Indem dieſer voller Ungeduld die Gelegenheit erwartete, die gute Nachricht dem Freunde mitzutheilen, wird er herausgerufen, weil ihn Jemand dringend zu ſprechen verlange. Hier findet er den armen Ausgewanderten ganz auſſer ſich, und mit Ellenlangem Geſichte, der ihm zu wiſſen thut, daß er geſtern einen erſchrecklichen Fehler begangen, und ſtatt der Bittſchrift eine Schneider-Rechnung eingewickelt habe. Die beiden Freunde waren eine Zeitlang ſehr beſtürzt. Konnten ſie der Kaiſerin ſagen: Madam, Sie haben uns das gewöhnliche Hofweihwaſſer geſpendet; es iſt nicht wahr, daß Sie das Papier geleſen haben. — Endlich nimmt der Kammerherr die Supplik, überreicht ſie der Kaiſerin mit den Worten: Ihro Maj. mein Vetter hat in ſeinem geſtrigen Schreiben einige Umſtände vergeſſen; er hat daher eine neue aufgeſetzt. — Sehr wohl, ſagte ſie, aber die Vorſicht war nicht nöthig, die Sache geht ſchon ſo. Der Kammerherr, der ſich nicht darauf verließ, gab ſie nun dem Kaiſer ſelber, und der Freund bekam ſein Hotel zurück."

Was iſt ein Konkordat.

„Napoleon, der ſich eines Tags, kurz nach der Publikation des Konkordats mit dem Senator Cabanis unterhielt, ſagte zu dieſem: Wiſſen Sie, was das Konkordat iſt, das ich jetzt unterzeichnet habe? Es iſt die Kuhpockenimpfung der Religion: in 50 Jahren wird es keine mehr in Frankreich geben." Man ſieht, Napoleon hatte freilich keinen erhabnern Begriff von der Religion, als der ihm ſo eine Art von Commerz- und geiſtlicher Machtpartagetraktat beibringen konnte. Nach dieſen niedrigen, unwürdigen und falſchen Begriffen von dem Ehrwürdigſten, woran der Ultramontanismus Schuld iſt, könnte man die neuern Konkordate die Klyſtiere des Papismus nennen? Wir haben freilich keine gelehrten Erzbiſchöfe mehr, wie weiland Marco Antonio von Spalatro, auch keine Swifte, die das Märchen von der Tonne fortſetzten.)

Der Kardinal Maury.

„Man meldete einſt einer Dame, daß der Kardinal Maury, (der ſeine Zurückberufung und den rothen Hut jenem berüchtigten Brief an den Kaiſer verdankte), daß Se. Eminenz ein Haus im Quartier der Hölle, (ſo heißt eine Gegend in Paris,) genommen habe." „Was, rief ſie aus, ſchon jetzt?" —

Mr. Fouché, als Miniſter entlaſſen.

„Der Kaiſer ließ einmal Fouché kommen, und wollte ſo eilig als möglich eine Schilderung des im Parlament zu London, und bey der engliſchen Nation herrſchenden Geiſtes haben. F... verſprach Alles, aber ſeine beiden Abgeſchickten, Hr. D.. und ein holländiſcher Kaufmann, die ſich für Gefahren fürchteten, bekümmerten ſich wenig um Politik, und verfolgten ihre Handelsſpeculationen. Zu gleicher Zeit hatte Napoleon eine beſondere Polizey für ſich in London durch Savary einrichten laſſen, welche auf die zwey Agenten aufpaßte und ihre Gänge ausſpürte. Als ſie nach Paris zurück waren, machte unſer Duc von Otranto, gewöhnt die Wahrheit der Gunſt aufzuopfern, dem Kaiſer einen weitläuftigen Bericht über den öffentlichen Geiſt, und den Geiſt der Regierung in England, wobey er noch beſonders die Klugheit und Scharfſicht ſeiner Emiſſärs herausſtrich." „Falſch, rief Napoleon, Eure Agenten ſind Nachläſſige, und Ihr ſeyd ein Verräther. Fort mich Euch. Als Fouché in ſeine Wohnung zurück kam, erhielt er den Befehl, ſeine Stelle dem Duc de Rovigo abzutreten."

Definition der Franzoſen.

„Die Franzoſen, ſagte Bonaparte einmal, ſind „Maſchinen voll Nerven. Er wollte dadurch die „Miſchung von Gehorſam und Beweglichkeit andeuten.“ (Die Franzoſen kann man auch Phraſenmänner nennen. Ihr Geiſt faßt ſie ſehr leicht, aber er ſieht ſelten drüber hinaus. Wir erinnern uns unter andern in dem Feldzuge 1809 gegen Oeſterreich einiger verwundet zurückkehrenden Offiziere. Der Eine ließ ſich ſehr heftig gegen Napoleons ewige Kriegswuth und gegen die Generale aus, die reiche Beute nach Hauſe ſchleppten, während ſie als Krüppel zurückkehrten. Ich warf ihnen ein, warum ſie ſich denn immer wieder ſo gutwillig über den Rhein führen ließen? Ei was! ſagte der Franzoſe: Man muß doch die Kaiſerlichen Adler beſchützen. — Mit einer ſolchen Phraſe hatte der General das Regiment über den Rhein geführt.)

Der unvollſtändige Cromwell.

„Einmal traf der nachherige Cardinal Feſch den „jungen Bonaparte an, wie er die Geſchichte Cromwells las. Er fragte ihn, was er von dieſer berühmten Perſon hielte. Cromwell iſt ein gutes „Werk, antwortete B., aber unvollſtändig.“ „Er „meinte aber nicht das Buch ſondern Cromwells „Rolle.“ (Man kann wohl dieſen Vorwurf auch Napoleon machen, weil er nicht Kaiſer und Papſt zugleich zu werden verſtanden hat.)

Unterthan und Diener iſt zweierley.

„Der Dichter Lebrun war einer von den wenigen Gelehrten, die niemals etwas zum Lobe Napoleons hatten ſchreiben wollen. Einer ſeiner Freunde und Napoleons großer Anhänger trieb ihn an, „daß er doch nur einige Verſe zu deſſen Ehre machen „ſolle. — Ich will mich beſinnen, antwortete der „Dichter. Als etliche Tage darauf der Freund wieder zufragte, ſagte Lebrun, da habe ich ein Gedichtchen gemacht; ſehen Sie zu, ob es Ihnen „brauchbar vorkömmt:“

Du grand Napoléon je suis l’admirateur
Mais il me veut *sujet* — je suis son *serviteur*.

Die zwey Livreen.

„Einmal befand ſich ein Kammerherr aus dem „vornehmſten franzöſiſchen Adel im Vorzimmer Napoleons, als dieſer nach Holz rufte. Sire, ſagte „er, die Bedienten ſind weggegangen; ich will die „Klingel ziehen. Ich verlange es ja nicht von jenen, ſagte der Kaiſer, ſondern von Euch. Was „iſt denn da für ein Unterſchied, ſie tragen eine grüne Livree mit Treſſen, und Ihr eine rothe mit „Stickerey.“

Cosa rara, oder der edle Adliche.

„Um den alten franzöſiſchen Adel an ſich zu „ziehen, behing ihn Napoleon mit Bändern und Stickereien. Er blieb auch an dieſer Angel hängen, „und die Widerſpenſtigſten wurden durch den Kammerherren-Schlüſſel gewonnen. Ein Einziger, „der Sohn eines alten Pärs, ſchlug eine ſolche „Stelle aus. Warum? fragte der Polizeiminiſter, „der ihm den Antrag gemacht hatte. — Weil ich „nicht Kammerherr ſeyn will. — Sie wollen nicht? „Glauben Sie denn, daß es noch einen höhern Willen gebe, als den des Kaiſers? — Ja, ohne „Zweifel, den Willen eines Mannes nämlich, der „weder Verbannung, noch Gefängniß und Tod „fürchtet.“

Kaiſerlichbrüderlicher Sarcasmus.

„Napoleon, der ſeiner Familie wenig Schonung „bewieß, endigte einmal eine lange Predigt, die er „dem König Hieronymus gehalten hatte, mit der „freundlichen Phraſe: „Wenn das Siegel der Majeſtät auf die Stirne der Könige gedrückt iſt, ſo „kannſt du getroſt incognito reiſen. Es wird dich „Niemand erkennen.“ (Das war der Hieronymus, dem zu Ehren ein G... bey einer Illumination folgenden Vers ausgehangen hatte:

„Es lebe Hieronymus rex;
„Wer noch was hat, der verſteck's!“)

Militärſchriften.

Herr Obriſtlieutenant Seydel, in Poſen, ehemaliger Lehrer der Fortifikation an der Kriegsſchule zu Königsberg glaubt, und wohl mit Recht, daß die wahre Angabe der Fort- und Rückſchritte, Vertheidigung oder Hemmung der Befeſtigungskunſt und die treue Darſtellung aller Mittel und Kunſtgriffe, deren ſich die Feſtungskrieger in und vor feſten Plätzen zu allen Zeiten bedient haben, zum Vortrage in Kriegsſchulen bearbeitet, ein lehrreiches Werk geben müßte. Er wird daher ſeine Sammlung unter dem Titel:

„Nachrichten über vaterländiſche
„Feſtungen und Feſtungskriege, von
„Eroberung und Behauptung der
„Stadt Brandenburg, bis auf gegenwärtige Zeiten, aufgeſetzt für
„jüngere Krieger,

in 3 bis 4 Theilen herausgeben. Er ſagt in der Vorrede des vor uns liegenden erſten Theils, daß es bloße Vorarbeiten und Fingerzeige zu Aufregung der jüngern Krieger ſeyn ſollen. „Der forſchende „Geiſt wird außerdem dadurch noch zu Mitteln geleitet werden, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Er

„wird finden, daß Feſtungsbau und Feſtungskrieg „mit der Bildung der Völker fortſchreitend, ſtets einen weitern Umfang erhält und deshalb zuletzt auch „bankerot machen müſſe. (Stillſtand oder Rückgang „iſt doch auch denkbar? Wir gehen ja in manchem „rücklings.) Fehden (voriger Zeiten) mit einigen „Streifern bedurften nur Burgen. Anfälle und „Kampf mit größern Kriegshaufen erzeugten befeſtigte Städte, und als die Fürſten mit Armeen „Krieg führten, kamen von den Bürgerwohnungen „abgeſonderte Feſtungen (und die Befeſtigungskunſt „mit Erfindung des Schießpulvers,) in Aufnahme.“ Was für ein Syſtem wird der Krieg mit Nationen geben? Dieſer erſte Theil zerfällt in 4 Perioden von 789 bis 1157, von 1411 — 1535, von 1535 — 1678, von 1678 — 1713.

2) Militäriſches Taſchenbuch,

iſt eine neue Zeitſchrift, die mit dieſem Jahre in Leipzig erſcheint; ſie ſoll, 1) Geſchichte ganzer Feldzüge, von Sachverſtändigen, (nur unpartheyiſcher als gewöhnlich die von franzöſiſchen Generalen, wollen wir bitten,) 2) Relationen von Schlachten, Tagebüchern, 3) Biographien ausgezeichneter Heerführer der Zeit, 4) Erzählungen ausgezeichneter Handlungen von Kriegern jedes Grades, liefern, u. ſ. w. Die Verlagshandlung erſucht um Beiträge. (Es wäre auch wohl eine ſolche Rubrik zu wünſchen, wo genau angegeben wird, wer die Belohnung und Decorationen für tapfere Thaten bekömmt, und wer die Thaten verrichtet habe? Es giebt hiebei manche kleine Differenz.) Dieſes erſte Heft enthält die Geſchichte des Feldzugs von 1792, die des Feldzugs in den Niederlanden von 1793, die Bewegungen und Gefechte des k. ſächſ. Corps im J. 1812 und einen Beitrag zur Geſchichte des Gebrauchs der reitenden Artillerie in den letzten Kriegen.

Am intereſſanteſten hat uns geſchienen, was über das Gefecht bei Valmy angeführt wird, wo die Meynung der Augenzeugen ſo ganz verſchieden iſt, daß Einige den Entſchluß des Herzogs von Braunſchweig, den Angriff (wegen des von Witterung, Krankheit und Mangel verderbten Zuſtandes der Armeen, aufzugeben, unter ſeine ſchönſten und edelſten Thaten rechnen; während Andere, preußiſcher wie franzöſiſcher Seits, den Sieg bei fortgeſetztem Angriff gegen die undisciplinirte franzöſiſche Armee für ganz gewiß und von den erwünſchteſten Folgen hielten. Gewiß ſoll es ſeyn, daß der König wider des Herzogs Willen den Marſch gegen Valmy befohlen hatte.

3) Im 12. Heft der öſterreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift vom v. J. iſt unter andern eine kleine Biographie von Conrad, Freiherr von Boyneburg, der kleine Heß genannt, enthalten. Er war kaiſ. geheimer Rath, Generalfeldobriſter und Statthalter in Schältlingen, geb. 1487, geſt. 1567. Ein Mann wie er, der in der Kriegsgeſchichte des 16. Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz einnimmt, und dem die Seele glühte beim Namen: Deutſchland! Vaterland! verdient im Andenken zu bleiben. Folgende Anekdote von ihm drückt ſeinen geraden Sinn aus. Bei einem großen fürſtlichen Banket ſagte einer der Gäſte: „daß die Fürſten im Himmel auch ihre Stühle und Seſſel hätten, worauf ſie nach dieſem Leben, ihrem Stand und Hoheit gemäß, ſitzen würden,“ und wendete ſich mit folgenden Worten an Conrad: „Iſts nicht wahr, Herr Curt?“ Dieſer antwortete darauf: „Ja gnädiger Herr, ich habe es auch gehört, daß die Seſſel da ſeyn ſollen: aber der größte Theil gar ſehr beſtäubt, ſo daß der Staub höher als ſpanndick darauf liegt.“ (Sie ſollen noch nicht abgekehrt ſeyn, wie man behauptet.)

4) Von dem Verfaſſer der Legion in Deutſchland iſt jetzt:

„Die rechte Wehrverfaſſung, ein „Verſuch, der auf die neueſte, für Deutſchland entworfene Kriegsverfaſſung „Rückſicht nimmt,“ erſchienen. In der Vorrede wird geſagt: „das iſt unſtreitig die rechte Wehrverfaſſung, welche dem Staat auf die einfachſte und „wohlfeilſte Weiſe, und ohne ſeine übrigen Zwecke „zu ſtören, die größtmögliche Wehrhaftigkeit gegen „feindliche Angriffe verſchafft. Der Werth einer „Wehrverfaſſung verhält ſich überhaupt gerade wie „die Wehrhaftigkeit, die ſie gewährt und umgekehrt, „wie der Aufwand, den ſie verurſacht.“ — Der Verf. gründet ſein Syſtem auf zwei Säulen, ein tüchtiges, vaterländiſch-geſinntes Heer, was erſt ſeit dem Conſcriptionsſyſtem möglich ſei, und auf ein wohl berechnetes Feſtungsſyſtem vereinigt. Es ſei daher in dem übrigens trefflichen Werke von Teutwart Emitſon ein Fehler, daß er nur den einen Factor der Wehrhaftigkeit, die bewaffnete Macht, ausgebildet habe; indeſſen wären Emitſons Vorſchläge beſonders für kleine Staaten, z. B. die Schweiz, ſehr nützlich. Die Grundideen des Verf. leuchten als annehmlich ein. Wie deren Anwendung von ihm bearbeitet worden, mögen Kenner beurtheilen. Höchſtwichtig iſt uns immer eine rechte Wehrverfaſſung und der Verſuch, ſie mit den finanziellen Kräften, rückſichtlich ihrer jetzigen Erſchöpfung, in Einklang zu bringen.

(Der Beſchluß folgt.)

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 45. Rede wahr, ſcheue Niemand 1819 Juny.

Vorläufige Bücherſchau von der leipziger Oſtermeſſe.

Geliebter, alter Freund!

Das nenne ich doch eine gelehrte Ungeduld! Kaum iſt das allgemeine Bücherverzeichniß von dieſer Oſtermeſſe, im Buchladen ausgepackt, ſo erſcheint auch ein Mahnbrief von Ihnen, worin Sie mir Ihr ſehnliches Verlangen nach einer Relation daraus zu erkennen geben. Können Sie ſich mitten in der auflebenden Natur, bei Ihrem ländlichen Aufenthalt, nicht einmal von der dürren Bücherwelt losreißen? Wohlan! wenn Sie lieber Büchertitel als die Blüthen-Decoration um ſich her betrachten wollen, ſo will ich Ihren Wunſch ſo gut zu befriedigen ſuchen, als es bei einem nur flüchtig geſtatteten Ueberblick jenes Bücher-Catalogs möglich ſeyn kann. An Dickleibigkeit fehlt es dieſem Catalog eben nicht; aber der Beiträge viele ſcheinen mehr auf das Intereſſe des Tags und etlicher ephemeren Objecte gerichtet zu ſeyn; auch habe ich nicht gefunden, daß unſere berühmtern Männer vorigen Winter ihre nächtliche Studierlampe am fleißigſten im Brennen erhalten hätten. Gehen wir ins Einzelne über. Die Theologie hat viele Artikel aufgeſtapelt. Auf der einen Seite werden Vereinigungspläne der Kirchen ausgeboten; obgleich darneben Schriften liegen, die die Uneinigkeit jeder Kirche mit ſich ſelbſt etwas verrathen. Vielleicht zieht ein bekannter Lehrer des Gym. Realis, Herr Paalzow, Ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich. Sie finden ihn mit 2 Büchern unter den Theologen: Erſtlich mit einem äſthetiſchen Chriſtenthum, und zweitens mit einem hiſtoriſch-philoſophiſchen Verſuch über Katholicismus und Proteſtantismus und über ihre Vereinigung. Die Zeit ſcheint übrigens ziemlich vorüber, wo die Erztheologen glaubten, die heil. Schrift ſei blos dazu da, damit ſie rechte Dogmatiken ſchreiben könnten; am meiſten und kläglichſten dogmatiſirt freilich noch die Landsh. Lit. Zeitung. Erfreulicher iſt außer der mehrfachen Bearbeitung der Kirchengeſchichte, die freilich bei den Katholiken noch ſehr einſeitig iſt, die Wahrnehmung, daß viele Erbauungs- und Andachtsſchriften erſcheinen, z. B. die von Wittſchel in der 7ten Auflage. S. 96 finden Sie ſogar 3 Predigten des Fürſten (Biſchof) von Hohenlohe. Für die Myſtiker dieſer Zeit iſt auch geſorgt; z. B. Kempis Roſengärtlein, das Leben der heil. Clara, der heil. Thereſia, die Legende der Heiligen in Baiern wird uns aus München verehrt. Sogar ein Gebetbüchlein an ein wunderthätiges Marienbild in Altenötting kömmt noch zum Vorſchein. Das verdient wenigſtens den Dank derer, die die Opfer und Gaben bei dieſem Bilde eincaſſiren.

Daß die kirchlich-politiſche Aſthenie, welche in der römiſchen Apotheke um das Schlafmachende Concordatenmittel ängſtlich feilbat, in dem Catalog nicht übergangen iſt, können Sie Sich wohl vorſtellen. Es gereicht aber Baierns Regierung zur Ehre, daß ein paar dergl. Schriften des Bibliothekar Jäck über das Concordat, welche früher in Verbot gelegt waren, jetzt öffentlich mit erſcheinen. Auch die von Weſſenbergiſche Angelegenheit erhält noch die verdiente Aufmerkſamkeit, wie mehrere Schriften und unter andern eine ſehr gründliche des Kirchenraths Koch*) darüber beweiſen. S. 153 erſcheint der 9te Band einer Sammlung von Muſterpredigten. Sind ſie es in der That, ſo möchten wir manchem Conſiſtorium rathen, ſie ſeinen Candidaten, nach dem oft zu nachſichtigen Examen zu recommandiren, damit endlich nur etwas für Verminderung der Menge erbärmlicher Kanzelſchächer geſchehe. — Ein chriſtoſophiſches Geſangbuch mit Beiträgen von Gerhard, Harms, Novalis, Graf Stollberg ſcheint wenigſtens am Titel zu kränkeln; auch des glatten Sailers 7mal 7 Anbetungen ſind kein anlockendes Aushängeſchild. Dergl. Ziererey läuft wider die chriſtl. Einfalt und aufrichtige Andacht.

Ein Hr. v. Meyer hat uns Blätter für höhere Wahrheit mit Rückſicht auf Magnetismus geliefert; das werden wohl Blätter aus der hohen Region der Luft ſeyn. Hiermit ſcheint uns zugleich der Uebergang auf die Heilkunde am ſchicklichſten gebahnt zu werden. Die Zeitſchrift

---

*) Von dieſer nächſtens mehr.

Ausgegeben den 20. May.

für pſychiſche Aerzte, Hufelands Journal ſammt der Bibliothek der praktiſchen Heilkunde haben ihren Fortgang. Eine neue Zeitſchrift für Natur- und Heilkunde iſt von Dresdner Profeſſoren der chirurgiſch-mediciniſchen Akademie angefangen worden. Jahns Klinik der chroniſchen Krankheiten iſt mit dem dritten Bande geendigt. Es ſind verſchiedene Ueberſetzungen mediciniſcher Schriften aus dem Engl. und Franzöſ. erſchienen, und rühmlich bekannte Namen von Henke, Ritter, Richter, Roſenmüller u ſ. w. werden Sie nicht umſonſt in dem Catalog aufſuchen. Kieſer hat den 2ten Band ſeines Syſtems der Medicin ausgeſtellt; wir zweifeln aber, daß ſich die menſchliche Körperwelt je nach einem Syſtem richten werde. Darum werden uns Sammlungen, wie jene Hufelandiſchen Journale, und das Archiv mediciniſcher Erfahrung von Horn und Conſ. immer nothwendig bleiben. Wir zweifeln auch, ob die vornehme Welt mit des Hn. Prof. Kilians Hausarzeneikunde ausreichen werde, die uns ohne ärztliche Hülfe, einzig durch Diät und Hausmittel retten, und zum Handbuch dienen will.

In der Jurisprudenz iſt uns kein Titel eines umfaſſenden Werks aufgeſtoßen. Mehrere Schriften beziehen ſich auf Zeitumſtände, z. B. Pfeifers Abhandlung: in wiefern ſind Regierungshandlungen eines Zwiſchenherrſchers für den rechtmäßigen Regenten nach deſſen Rückkehr verbindlich? und Pfotenhauer, die Strafbarkeit der öffentlichen Verbrennung der Druckſchriften Anderer ꝛc. Für die juriſt. Literatur iſt die Fortſetzung der Lipeniſchen Bibliothek von Madihn willkommen. Zwei Schriften von Mittermaier, die öffentliche und mündliche Strafrechtspflege und das Geſchwornengericht, dann derſelbe: über die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgeſetzbüchern, werden hoffentlich Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Möchten dieſe Gegenſtände auch bei den Regierungen noch mehr erwogen und bearbeitet werden. Unſern Criminal-Prozeß-Theorien dürfte es wohl an Menſchen- und Weltkenntniß fehlen, was den Schurken ſehr erfreulich zu gute kömmt. Bei den an ſich löblichen Bemühungen von Savigny und ſeinen Anhängern für die geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft kommen wir auf dieſem langſamen Wege doch noch zu keiner Ausſicht einer beſſern Civil-Rechtspflege. Hertels juriſtiſche Mauſefallen ſtehen daher noch in vielen Gerichtsſtuben, und paſſen auch recht gut zu dem Allerley unſerer Geſetze, und zu dem Labyrinthe weitſchichtiger Prozeßordnungen, wobei ſich das Sächſ. Beweisverfahren für den Beutel der Sachwalter und die Geduld der Clienten beſonders empfiehlt. Aber ſtille! da in der Ecke wartet ein großer Stoß Schriften auf eine Erwähnung; z. B. S. 17. 21. 22. 23. 24. 46. 47. 83. 86. 98. 130. ꝛc. Sie betreffen alle das Conſtitutionsweſen. Es ſcheint der Appetit mehrerer Länder darnach immer mehr zu wachſen; je länger man ſie auf dieſen politiſchen Leckerbiſſen warten laſſen will, und nicht einmal vertröſtet. So hat es auch z. B. dem guten Hrn. Prof. Pölitz in Leipzig nichts geholfen, daß er nach S. 166 bei der Regierungsjubelfeier die Mündigkeit des Sächſ. Volkes zu beweiſen geſucht hat. Die Feudalſtände haben ihre fortwährende Vormundſchaft glücklich behauptet.

Endlich haben wir auch das 3te und letzte Heft der Acten des Wiener Congreſſes von Klüber erhalten. Es ſteht ſonderbar genug, neben einer Abhandlung über die Krankheiten des Gehörs, Harthörigkeit, Sauſen vor den Ohren u. ſ. w. (Wem ſauſen nicht manche Folgen des Wiener Congreßes noch vor den Ohren?) Von der Bundesverſammlung erhalten alle deutſchen Archive den 7ten Band Protocolle zum Beweis ihrer Thätigkeit für Gemeinwohl und Harmonie. Wir wollen es aber nicht für ein Omen anſehen, daß juſt eine Schrift unter dem Titel: ein pro und contra etc hinterdrein folgt. Unſere Kritiker vergeſſen, daß die Bundesgeſandten bloße Commiſſarien ſind, daß man ſie vernünftig ausſucht, und daß, wenn eine Verantwortlichkeit ſtatt finden könnte, ſie mehr die Committenten als jene treffen würde. — S. 130 liefert aber unſer Meß Catalog auch einen Mißbrauch der Preßfreiheit. Er macht der Welt nämlich weiß, daß Weimariſche Landtags-Verhandlungen, in den Jahren 1818, 1819 für Jedermann auf der Meſſe zu haben wären. Nicht einmal für Weimar ſollen ſie zu haben ſeyn; ja manche Leute dort fingen längſt an zu zweifeln, ob wirklich ein Landtag gehalten worden, und ob wenigſtens einer, der dem Land etwas anginge? Andere hoffen nach und nach noch etwas davon zu erfahren, weil doch eine Landtags-Verſammlung keine Oligarchie werden ſolle, und ſie dem Lande einige Nachricht von dem Thun fürs Land ſchuldig ſei. Dem Journal Vorwärts iſt ein Rückwärts auf dem Fuße nachgefolgt. Es kann ſeine Liebhaber finden. Eine anſehnliche Parthey läßt auch ſchon da und dort Blätter für den Stillſtand herausgeben; man borgt nur andere Nahmen dafür. Man hat in der liberalen Trödelbude das Ausleſen von abgenützten freimüthigen, obſervirenden Blättern und was dergl. Masken mehr ſind. Die Kürze der Zeit erlaubt mir nicht, Ihnen alle Neuigkeiten nach Rubriken anzuzeigen; ich melde daher das Uebrige, wie es mir durcheinander aufſtößt. Für die Fortſchritte der Heraldik iſt zu rechter Zeit durch eine eigne Schrift geſorgt, und um unſern Beutel, wie unſere Sicherheit und Ruhe, machen ſich zwei Bücher verdient. Eins theilt allen Criminalgerichten eine Menge Diebsliſten mit, worunter vermuthlich die mit ſtecken, die man hat laufen laſſen; das Andere liefert Aufgaben über Schuldentilgung. Wenn der Ausgaben nur nicht zu wenig ſind! — Für die ſich jetzt ſelten genug machende Empfindſamkeit wird ein Schriftchen über Blumenſprache willkommen ſeyn, und wer eine Reiſe aus dem Herzen in das Herz machen will, der ſäume nicht den dahin reiſenden Herrn Baumgarten Cruſius zu begleiten. Unſern lieben Töchtern, die von den Eltern und Penſions-Speculanten nicht immer ſoviel guten Rath annehmen, als ſie eben brauchen, bietet die achte Auflage von Campe's väterlichem Rath ihre ernſthaften Dienſte an. Es kann mitunter ſeinen Nutzen haben. Ueberhaupt wird für die lieben Kinder noch fleißig geſorgt; ſogar ein Handbuch für Prinzenlehrer iſt da. Sie haben auch jetzt genug zu lehren. Ueber das Wetter haben ſich zwei Gelehrte, der Aſtronom Bode und der Prof. Dittmar wiſſenſchaftlich ausgeſprochen. Die Freimaurer-Schriften laſſen wir liegen. Es geht ihren Geheimniſſen ſo fatal wie den heutigen Kabinetsnoten, die doch auch gar zu früh bekannt und errathen werden. Die Auslegungskunſt iſt zu weit vorgeſchritten. Unter die erfreulichen Erſcheinungen können wir die wiederholten Auflagen der Werke unſers Leſſing, Claudius, Niemeyers über Erziehung, Paul Richters 45 Hundspoſttage ꝛc. zählen. Eine dritte Fahrt des humoriſtiſchen Reiſenden nach Hammelburg verſpricht Ihnen hoffentlich eine angenehme Unterhaltung beim Frühſtück in der Gartenlaube. von Dohms Denkwürdigkeiten, Hakens und Wilkens Geſchichte der Kreuzzüge haben Fortſetzungen erhalten, ſo auch Franklins Schriften und Gagerns. Die Fortſetzung und Ergänzung von Eberhards ſchätzbaren Synonimik durch Maaß verdient auch erwähnt zu werden.

Damit unſere Naſe von dem gewöhnlichen Fehler unſerer Herren Baumeiſter nicht länger leiden ſoll, hat Jemand Cazeneuve's Anweiſung, wie der Geſtank der Abtritte zu vermeiden ſey, überſetzt. Man ſieht, es wird für Alles geſorgt; auch ein Anti-Iſrael iſt zu haben. An die Legion der Archive, Anzeiger, Magazine, Jahrbücher, hat ſich noch ein neues Converſations-Blatt von bekannten Schriftſtellern angeſchloſſen. Der Romane ſind 123 Stück an der Zahl erſchienen, wozu Fouque, Clauren, Kind, Lafontaine, Schilling, Johanne Schopenhauer, Soden, v. Voß ꝛc. ihr Contingent geſtellt haben. Ungleich magerer ſieht es in der Schauſpielbude aus. Mit Inbegriff der Ueberſetzungen ſind nur 54 zur Welt gekommen, und wahrſcheinlich manches halb todte Früchtchen darunter. Hr Hermann hat die Niebelungen in eine Trilogie gebracht, v. Fouque hat einen Hieronymus von Stauff, ein Trauerſpiel geliefert. Damit es nur an Ohrenſchmauß für die Leute, die Zeit zum Schmaußen haben, nicht fehle, läßt Ihnen das Verzeichniß die ſchwere Auswahl von Muſikalien von S. 261 bis 283. Wir werden doch immer fröhlicher und tonreicher. Nur die Zufriedenheit läßt ſich nicht recht in Muſik ſetzen. — In das Verzeichniß der Schriften, welche uns im voraus angekündigt werden, habe ich nur einen Blick thun können, und geſehen, daß wir opera omnia der Frau von Stael, auch noch ungedruckte, zu erwarten haben. — Und nun genug. Ich bitte es Ihnen im voraus ab, wenn ich gerade das Beſte bey dieſer eiligen Skizze überſehen haben ſollte. Im Ganzen will mir die Ausbeute dieſer Bücher-Meſſe nicht ſehr beträchtlich vorkommen. Die Welt hat wohl jetzt mehr zu thun, als große Werke zu ſchreiben; ſie hat nicht einmal Zeit, ſie zu leſen. Doch noch Eins! Wenn Ihre Gattin Luſt hat ſich die Augen eben ſo zu verderben, wie unſere Reſidenzfrauen, ſo läßt es ihr der Katalog an neuen Stick- und Strick-Muſtern nicht fehlen. Doch mir winkt der beladene Actentiſch, und Sie wird die freundliche Sonne auf die Berge locken. Leben Sie wohl!

Kriegsgeſchichte und Kriegskunſt.

Da wir auf den Tempel des ewigen Friedens, an dem der gute Abt St. Pierre bauen wollte, wozu aber die heilige Allianz erſt den Grundſtein gelegt hat, noch eine ziemliche Zeit werden warten müſſen, ſo ſind Beiträge zur Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte, wie wir deren einen jetzt erwähnen wollen, noch lange von hohem Intereſſe. In Fällen, wo der Krieg eine Pflicht wird, muß der patriotiſche Krieger ihn als Kunſt, nicht als Handwerk treiben. Und eine Armee, in der man neben der Uebung der Waffen und des Gehorſams, immer mehr richtige Einſichten und Erfahrungsmaximen verbreitet, wird ſich auch mit mehr Zuverſicht und Erfolg ſchlagen. Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet iſt folgende neue Schrift des trefflichen Erzherzogs Carl eine wahre Bereicherung der Kriegswiſſenſchaft. Wir meinen die eben jetzt in Wien erſchienene:

„Geſchichte des Feldzugs in Deutſchland und in der Schweiz vom J. 1799. 2 Bände. 8. mit VIII Charten und Planen. groß fol."

Man kann dieſes Werk als eine Fortſetzung der im Jahr 1813 von S. K. Hoheit herausgegebenen: „Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzugs von 1796 in Deutſchland" anſehen. Was den Feldzug von 1799 beſonders merkwürdig macht, iſt, daß da um den Beſitz des höchſten Gebirges gekämpft wurde. Hierdurch hat er eine Eigenthümlichkeit gewonnen, welche auf neue und verkannte Anſichten des Gebirgskriegs leitet. Den Kriegsmann wollen wir an des franz. Generals Dumas Beſchreibung dieſes Feldzugs in deſſen Précis des Evénements militaires erinnern, um lehrreiche Vergleichungen anzuſtellen. Uns Laien hat dieſe Geſchichte äußerſt intereſſant und pragmatiſch geſchienen; jedes Ereigniß iſt mit Bemerkungen und abgezogenen Reſultaten begleitet. So wird z. B. bemerkt, daß im Gebirgskriege die Offenſive vorzuziehen, und der Monat März für den angreifenden Theil zur Eröffnung des Feldzugs aus angeführten Naturverhältniſſen ſehr rathſam ſey; es wird ferner bemerkt, daß man den Soldaten über das eingebildete Schrecken vor dem Umgehen eines beſſern zu belehren ſuchen ſolle, weil der Umgebende immer auch ſelbſt mit umgangen ſey ꝛc. (Wir wiſſen wohl, daß bey dem gemeinen Mann eine Ausbildung als Officier nicht ausführbar ſey. Aber einige Grundanſichten, gewiſſe Hauptmaximen ließen ſich ihm doch deutlich machen, wenn man ſich mehr Mühe gäbe. Wir haben davon Beiſpiele unter den Franzoſen und nützliche Wirkung geſehen.) Wir wollen noch einige treffliche Stellen aus der Vorrede des erlauchten, deutſchen Helden mittheilen, die auf den Geſichtspunkt dieſes Werks hinweiſen. „Durch Vergleichung der Lehrſätze mit der Art, wie ſie hier befolgt, dort verſäumt wurden, erhält der Geiſt erſt jene Gewandheit in der Beurtheilung und jene Zuverſicht im Handeln, die zu theuer und zu ſpät erkauft auf dem langen und koſtbaren Wege der Selbſterfahrung, doch allein vermögend ſind, glückliche Erfolge nach Grundſätzen zu berechnen, und nach dem Muſter großer Vorbilder herbeyzuführen. Die Zuſammenſtellung wichtiger Erfahrungen aus der Zeitgeſchichte, mit unverwandtem Blicke auf die Theorie, ſcheint zu dieſem Behufe dienſtlicher, als eine Reihe künſtlich erdachter Beiſpiele." — Der Vf. ſchließt damit: „die Beförderung einer Wiſſenſchaft, welche den Schutz und die Erhaltung des Staates zum Zwecke hat; die Erweckung ſchlummernder Talente, und ihre Entwickelung zum Beſten des Vaterlandes, ſind das Ziel, nach welchem der Verfaſſer ſtrebte. Es iſt für den Krieger, der ſeine ganze Thatkraft dem Vaterlande gewidmet hat, tröſtlich und belohnend, ſich ſagen zu dürfen, daß ihm auch die Stunden der Ruhe nach dem ernſten Waffendienſte nicht nutzlos verſtreichen." (Welch ein herrlich Beiſpiel giebt der Fürſt ſeinem Militär, die viele Muße des Friedens mit Berufsbeſchäftigung würdig auszufüllen!) —

Noch iſt in Anſehung der Charten und Plane, welche Hauptmann Roſenberg gezeichnet, und Liſt geſtochen hat, anzumerken, daß ſie in Zeichnung, Ausdruck, Darſtellung der Abdachungen ꝛc. vortrefflich, vielleicht die beſten ihrer Art ſind.

Keppler und Wallenſtein.

Seit Schiller den berühmten Feldherrn, vor dem ſein Zeitalter zitterte, auf die Bühne brachte, iſt ſein Name wieder in aller Mund. So mächtig iſt der Zauber der Dichtkunſt! Jedermann kennt ſeinen Sternſeher, und ſeine Sterndeutereyen, die er mit ſeinen Zeitgenoſſen gemein hatte. Intereſſant iſt alſo gewiß folgender Brief, den der große Keppler an Wallenſtein ſchrieb, und der erſt jetzt, aus ſeinem Nachlaß zu Tage gefördert wurde.

Sagan, am 24. Februar 1629.

„Durchlauchtiger Hochgeborner! Gnädiger Fürſt und Herr! Demnach ich nun in die vier oder fünf Tage mit Ausfertigung meines hiebei überſchickten, und auf Euer Hochgeborn Gnaden ſchriftlichen, auch durch Herrn Becatio ankündeten mündlichen Befehl ausgefertigten Diskurs umgangen, auch darin Ihrer fürſtl. Durchlaucht Erzherzogen Leopoldi mit Vielem Meldung gethan, kommt mir anheute, gleich bei Ausfertigung des Packets vom hochermeldten fürſtl. Durchlaucht Mathematico, D. Joanne Remo, Medicinae Doctore zu Rufach, hiermit eingeſchloſſenes Prognosticum cum inscriptione ad illustrissimam Celsitudinem Vestram, welches mir durch Straßburg, Nürnberg, Leipzig, Görlitz, zubefördert worden. Es werden zwar zwei Exemplaria angemeldet: mir iſt aber nur dieß worden, ſo für Ew. F. Gn. gehörig.

Und meldet der Autor Remus Quietanus (teutſch Runderauſſ.) als Ew F. Gn. kurzverwichener Zeit in ſeinem Vaterland in Türingen, in der Statt Saltzung geweſen, ſey ſein Vetter und patruelis Jeremias Voithardt, Stadtſalmich allda, Ew. F. Gn. Commissarius geweſt, ſcheinet, daß Ew. F. Gn. cives suas perhumaniter tractaverit: welches Ew. F. Gn. ich nicht unangemeldet laſſen ſollen. Weil aber ich vermuthe, Ew. F. Gn. werden mein Judicium begehren über ſeine Enigmata, erkläre ich mich voran, daß ich ihn nicht allerdings penetrire, in Anſtellung ſeiner Komödie und Austheilung der Perſonen. Er ſagt wohl von ſieben kriegenden Königen: die möchten ſeyn Spanien und Frankreich, Oeſterreich und Dänemark, Schweden und Polen und der ſiebente Engelland. Es will auch ſchier ſein Saturnus ſich auf Dänemark, Luna auf Schweden, Jupiter auf den Kaiſer ziehen, Mars auf Frankreich, Sol auf Spanien. Aber doch lautet es hin und wieder, als ob es nicht lauter Könige wären, ſondern Sol vielleicht Ecclesia romana, Venus die confessio Augustana (wiewohl der Autor zu Rom in der Inquiſition katholiſch worden, und noch iſt, auch Ew. F. Gn. ſeinem Vaterlande zum Herrn wünſchet), Mercurius die Staaten (Holland) oder Venedig, oder Engelland. — Mehrers darf ich nicht unterwinden; denn er ſelbſt lebt und Suorum verborum interpres (ſeiner Worte Ausleger) iſt.

Sonſt iſt er wohl deren Einer, für welche ich meine Speculationes celestes geſchrieben habe: denn er iſt deren fähig, und tritt mir ſtark nach den Schuhen; hatt's zwar gut im Sinn; er woll es beſſer machen. Zum Exempel Hipparchus hat die Sonne 1200 Erdboden hoch im Himmel hinauf geſetzt. Ich habe 3400 Erdboden Höhen daraus gemacht. Er aber ſetzt noch 10000 Erdboden dazu, daß Ihrer 14000 werden. — Das muß ich nun leiden, und den Nachkommen das Urtheil überlaſſen, welcher es beſſer gemacht, wieweit ein Jeder jene erhebliche Urſachen fürgeſetzt, und was er darneben ohne genugſamen Verſtehen auf gerathewohl gewaget, dieweil man ihn in der Weite nicht lichtlich ertappen konnte. —

P S Der Inhalt meiner an Ew. F. Gn. geſtellten und zu des Pieronii Handen geſchickten Supplication iſt dieſer: Wenn ich dieſes Jahr Tomum primum Ephemeridum ab anno 1621 bis 1637 zum Druck befördern ſolle, worauf Ihro kaiſerliche Majeſtät dringen, ſo kann es anders nicht ſeyn, ich habe denn einen Druckerherrn noch vor Oſtern nacher Sagan, der Ew. F. Gn. auf mein Werk mir vergelübdet ſey: oder aber es vergunnen Ew. F. Gn. mir meine Unterhaltung auf ein halb Jahr an ein Ort, da Druckereien allbereit fürhanden, ſammt dem Geſind und Druckerherrn. Der kann ſeyn Frankfurt an der Oder, Görlitz, Prag oder Leipzig." —

Das Original iſt lateiniſch. Das Ganze trägt unverkennbare Spuren ſeiner Zeit, bekanntlich ſtarb **Keppler**, ein Ball der Widerwärtigkeiten und Kümmerniſſe, im eigentlichen Verſtande, den Hungertodt, und in demſelben Regensburg, wo zur Sühne ſeines verkannten Werths, 200 Jahre ſpäter, einige edle Deutſche, an deren Spitze **Dalberg**, der nun auch todt, ſtand, ihm das ſchöne Denkmal, von **Dölls** Meiſterhand widmeten, das ein paar 1000 Thaler koſtete, von welchen wenige 100, **Kepplers** Leben den Wiſſenſchaften gefriſtet hätten, wären ſie ihm damals zu Theil geworden:

Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod!

Ulrich Zwingli.

Es herrſcht in **Zürich** die lobenswerthe Gewohnheit, daß dort verſchiedene Geſellſchaften alle Jahre der Schuljugend am 2ten Januar ein Feſt geben, bei welchem die Austheilung kleiner gemeinnütziger Schriften ſtatt findet. Vielleicht trägt dieſe zarte Sorge für eine aufwachſende Nachwelt viel zu jener Bildung des Bürgerſtandes in Zürich bei, die wir unlängſt bei anderer Gelegenheit gerühmt haben. Sie ſteht wohl höher im Werthe als manche **Reſidenzpolitur**, wo das ſchöne Geſchlecht ein ewiges Theatergeſchnatter erhebt, und der junge Bürger ſich von dem Modeſchneider moderniſiren läßt, viel Geld verthut, aber die kraßeſten Begriffe vom Bürgerthume verräth. Zu jenen Austheileblättern gehört nun auch die dieſes Jahr ausgegebene kleine Schrift: „**Lebensbeſchreibung des Schweizeriſchen „Reformators Ulrich Zwingli. Mit acht „Kupferblättern und einer Nachahmung „ſeiner Handſchrift.**" Die Abſicht der Schrift ſchließt alle tiefere Unterſuchung aus, und die Hauptumſtände aus dem Leben dieſes Ehrenmannes haben wir ſchon vormals bei der Anzeige der Möllerſchen Biographie deſſelben berührt. Blicken wir daher jetzt nur auf den Standpunkt der Annäherung, welche die zwei Männer **Luther** und **Zwingli** bei ihrem Leben nicht erreichten, und die die gegenwärtige Zeit eifrig verbreitet. Unſere Leſer werden den Vorzug der Gegenwart von dieſer Seite deſto mehr zu würdigen wiſſen, wenn ſie einen Rückblick in jene Zeiten thun wollen, wo ſich Lutheriſche und Calviniſten ſo höchlich anfeindeten, wo Sachſen der Schauplatz der giftigen Verfolgung der Krypto-Calviniſten wurde, und wo Beichtväter der Fürſten die Rolle der Aufhetzer übernahmen. Lehre iſt immer das tödtende Wort, Geſinnung und Leben muß der einigende Geiſt ſeyn. — Mehrere Nachrichten von Zwingli werden die Leſer in dem diesjährigen Reformations-Almanach gefunden haben, der ſchon zu verbreitet iſt, als daß er einer weitern Anzeige bedürfte.

Konrads von Schwaben Schwerd-Streich.

Die treffliche öſterr. milit. Monatsſchrift hat dieſen Zug der Tapferkeit und Kraft eines deutſchen Kaiſers der Vorzeit, wieder in Erinnerung gebracht, der wohl verdient nacherzählt zu werden. Als bey einer der Kreuzfahrten Balduin, mit dem Heere der Verbündeten gegen Damask anrückte, verwehrten ihm die Saracenen den Uebergang über den Fluß ſo nachdrücklich, daß die Tapferkeit der Templer und Johanniter, welche ſich an die Spitze geſtellt hatten, an ihrem Widerſtande ſcheiterte. Kaum vernahm dieſes der Kayſer, Konrad von Schwaben, der mit ſeinen Deutſchen die Nachhut hatte, als er durch das Gedränge der Kämpfenden vorſprengte, und ſolche Thaten that, daß die Saracenen, erſchrocken, zu weichen anfingen. Ein rieſenmäßiger Saracene ergrimmte über dieſe Flucht, und bot dem deutſchen Kayſer den Zweykampf, den dieſer ſogleich annahm. Wie im Homer, ruhten unterdeſſen beide Heere auf ihren Waffen aus, dem Kampfe zuſchauend. Er war bald entſchieden, Konrads gutes Schwerd traf den Gegner ſo gewaltig, daß es durch das Schulterblatt drang, und den Leib von einander ſonderte. Entſetzen theilte ſich, ob dieſer niegeſehenen Waffenthat, den Saracenen, und neuer, Siegbringender Muth den Kreuzfahrern mit, unter welchen manche wackere Kämpfer waren, die das Schwerd wohl zu führen wußten, allein Konrad nicht genug bewundern und anſtaunen konnten. (Die Schwerder ſind geblieben, und noch in Zeughäuſern zu ſchauen: wo aber blieb die Kraft?)

Confeſſionsweſen.

Die Confeſſionen haben in der chriſtlichen Kirche lange Zeit größern Rumor verurſacht, als jetzt das Conſtitutionsweſen in der Staatsgeſellſchaft.

„Wenn Menſchen mit einander zerfallen, ſo oft „ſie, jeder von ſeinem Ich aus, das Eigne ſuchen „und das Fremde beſtreiten: ſo liegt das in der Sache. Wenn ſie jedoch über Gott und göttliche „Dinge zerfallen: ſo iſt das ſeltſam. Gott und die „göttlichen Dinge nemlich ſind gerade der Einigungspunkt, und zwar der einzige wahrhafte Einigungspunkt aller ſtreitenden Elemente in der Menſchennatur und in der Menſchengeſellſchaft. Man „ſollte meinen, wo das Höchſte geſucht werde, habe „das Niedere nichts zu ſuchen, und vor der Urharmonie verſtumme der Mißlaut. — Allein es ſind „weniger die Geſinnungen gegen Gott, es ſind „mehr die Meinungen über Gott die man verfolgt. Menſchen, der göttlichen Vorſchrift zuwider lebend, duldet man in der Kirche. Menſchen, die „das göttliche Wort anders deuten, als die Stimmführer beliebt haben, will man nicht dulden.“ Dieſe wahren Worte entlehnen wir aus einer kleinen Schrift des würdigen Predigers Hn. Dräſeke in Bremen, die den Titel führt:

„Ueber Confeſſionsweſen und Kirchenvereinigung in ihrem Verhältniß zum Evangelio.“

Es iſt eigentlich eine im Muſeo zu Bremen gehaltene Vorleſung. Referent dieſes freut ſich, daraus die Fortdauer einer Anſtalt zu vernehmen, die er vor langen Jahren näher kennen, und als eine Kulturfördernde Anſtalt ſchätzen lernte. — In gegenwärtiger Abhandlung beſchäftigt ſich Hr. Dräſeke mit der Frage: „ob die Abweichung in religiöſen Begriffen groß genug werden könne, eine religiöſe Gemeinſchaft unter Menſchen aufzuheben? — „Zwey Partheyen eignen ſich zu keiner wahren Kirchengemeinſchaft, oder Glaubensgenoſſenſchaft mit „der evangeliſchen Chriſtenheit. Erſtlich diejenigen, welche der Vernunft abſagen; zweitens „diejenigen, welche Chriſtum verleugnen, den einigen Mittler zwiſchen Himmel und Erde in Ihm „nicht finden, aus dieſem Grunde Ihn, den Menſchen, als untrüglichen Lehrer nicht annehmen. „Chriſtus, als bloßer Menſch, wäre nicht mehr als „der Papſt; ihn zu einem bloßen Menſchen machen, „heißt: alle Objectivität der Offenbarung „vom Reiche Gottes zernichten.“ — Der Verf. behauptet nun: volle Gemeinſchaft der Confeſſion ſey zur Kirchenvereinigung nicht durchaus nothwendig. An Abweichungen in der Exegeſe und Dogmatik habe es auch in der allererſten Kirche nicht gefehlt. (Wie verſchieden ſind nicht ſchon die Anſichten und Vorſtellungsarten der Apoſtel? Hat doch der Stifter der Religion nirgend geſagt: Nur der, der da glaubt wie der Papſt, oder wie Luther und Calvin; nur wer die Dogmatik auswendig lernt, wer die Sätze der Concilien mit zugedrückten Augen nachbetet, der gehört zu Einer, das iſt meiner, Kirche. — Aber das hat Chriſtus geſagt: „wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derſelbige iſt mein Bruder, „Schweſter und Mutter.“ Matth. 12, 50.) Eine Ausgleichung aller ſtreitigen Punkte zur Grundlage der Union machen, das heißt die Union verhöhnen, und die Chriſtenheit mit ihren frommen Erwartungen zum Beſten haben — „Wo Proteſtantismus „herrſcht, da iſt nicht Monotonie; Harmonie iſt da; „Ein Geiſt iſt da; Chriſtus, der volle Chriſtus, „der mit dem Vater im Himmel die Kinder auf Erden verſöhnende Sohn. Habt ihr dieſen nicht: ſo „trennet euch in Gottes Namen und um Gottes willen.“ — „Die Hoffnung iſt kein Wahn, die proteſtantiſche Kirche werde in dem Namen, der über „alle Namen iſt, die Menſchennamen vergeſſen, derentwillen ſie ſich entzweiet hat, und dies, glaubt „man, werde um ſo leichter geſchehen und um ſo gewiſſer, wenn „jene ſchändliche Weisheit“ nicht mehr „waltet in der chriſtlichen Kirche, deren Natur, (nach „Luthers Ausſpruch) das iſt, daß ein Biſchof auf den „Andern, ein Pfarrherr auf den Andern hackt und beißt, „und Einer den Andern hindert und ſtößt.“ (Davon erlöſe uns der liebe Herre Gott!)

Militärſchriften.

(Beſchluß.)

5) Ueber den Krieg vom J 1813 in Deutſchland hat der franzöſiſche General Guillaume de Vandoncourt jetzt in Paris eine Geſchichte mit einem Militär-Atlas, in 2 Bänden in 4. herausgegeben. Es iſt der nämliche Verf., von dem wir die Kriegsgeſchichte vom J. 1812 in Rußland, die (freilich!) unpartheyiſche Geſchichte des Uebergangs über die Berezina u. dgl. mehr haben. Die ironiſche Sprache in der Einleitung beweißt ſchon, was man von dieſem Herr Franzoſen für Unpartheilichkeit und für eine Geſchichte zu erwarten habe. Er nennt die Ruſſen einen Feind, der gewußt habe, ſein Glück mit dem Blendwerk, oder den Vorſpiegelungen des Siegs zu umgeben. (Mit Hülfe dieſer Blendwerke ſind gleichwohl die Verbündeten zweimal zum Beſuch nach Paris gekommen.) Der Tugendbund wird auch ſtark mitgenommen. (Unſere damalige Eintracht gegen das räuberiſche Frankreich war gewiß ein Bund der höchſten Tugend, mein Herr General!) Das Geſchichtchen von der unzeitigen Sprengung der Brücke bei der Retirade von Leipzig wird hier auch erzählt.

Notizen.

Franz Horn ſagt ein wahres Wort in ſeinen freundlichen Schriften für freundliche Leſer: „Unter allen Kokettericen iſt die Kokketterie „mit dem Chriſtenthum die Gefährlichſte und Gräßlichſte.“ —

— Purgolds Abälard und Heloiſe handelt die wichtigſten Fragen der Menſchheit ab. Heloiſe, in Zweifeln an den höchſten Wahrheiten befangen, wird in einem frühlingsnächtlichen Geſpräche mit dem geliebten Lehrer, für den Glauben an eine allgemeine Harmonie gewonnen, in welche der Menſch mit ſich ſelbſt und mit der Welt treten ſoll. Die wichtigen Fragen, deren Beantwortung hier verſucht wird, betreffen Unſterblichkeit, Freiheit, Glauben, Liebe, Tugend, Vollendung u. ſ. w. Ueberall flößt die Begeiſterung des Verfaſſers und ſein Tugendſinn hohe Achtung ein. —

— Der Polizey-Rath Merker hat in einer Schrift die Nothwendigkeit des Paßweſens zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit vertheidigt. Freylich muß ein Polizeyrath wohl ſo ſprechen, allein dieß Inquiſitionsſyſtem iſt eine napoleoniſche Geburt, für jeden rechtlichen Mann drückend und empörend, in manchen Ländern ſogar zu einer Finanzſpeculation mißbraucht. Der Verfaſſer liefert zwar eine lange Liſte von Paßloſen Vagabunden, welche die Gensdarmen aufgegriffen haben, und will dadurch das Heilſame dieſer Einrichtung beweiſen; aber man weiß ja wohl, daß ein aufgegriffener armer Teufel oft zehnmal in einer ſolchen Liſte paradirt, weil die Behörde ihn gewöhnlich mit einer Warnung entläßt, und er in der nächſten Stunde abermals aufgegriffen wird. —

— In den Grundzügen der philoſophiſchen Politik (einer edel gedachten und gehaltenen Schrift des Freyherrn v. Seckendorf) findet ſich, die Schaubühne betreffend, folgende Stelle: „Nur das Schöne iſt der Zweck der Bühne; aber es erſcheint als ein wirkliches Leben der Menſchheit, und darum iſt ſeine Form für ſo viele faßlich und auf ſo viele würkſam. Der Schauſpieler dient dem Staate wahrhaft, wie jeder Künſtler und Gelehrte. Was iſt denn nun der Grund ſeiner Hintanſetzung, wenn er nicht unſittlicher iſt als Viele in andern Ständen? Mangel an öffentlicher Anerkennung? oder Mangel an Anerkennung des Standes vom Staate? — Doch iſt auch bereits dieſer Stand durch Ordensertheilung geehrt worden. Aber Eines fehlt noch: Ertheilung des Ranges. — Ein Schröder, Eckhof, Iffland waren gewiß nicht minder fähig Staatstitel zu führen, als mancher Advocat und Gelehrter. — Wahrhaftes Studium mit Talent verbunden ſollte vom Staate belohnt werden; das würde die Folge haben, daß die Künſtler ſich würdiger benehmen, die Unwürdigen aus ihren Kreiſen verdrängen und — weniger wandern würden.“ (In dieſem verfluchten Wandern liegt, nach unſerer Meinung, beſonders der Grund der Immoralität ſo vieler Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Wenn ſämmtliche Theater-Directionen in Deutſchland ſich vereinten, Gaſtrollen nur mit höchſt ſeltenen Ausnahmen zuzugeſtehen, keinen Contractbrüchigen, und überhaupt keinen als Mitglied ihrer Bühne aufzunehmen, der in jedem Jahre, oft ſchon nach wenigen Monaten, den gewählten Aufenthalt wieder verläßt: ſo würde der Stand bald ſittlicher, und folglich auch geachteter ſeyn.) — „Viele“ fährt Hr. v. S. fort, „würden ſich weniger ſcheuen der theatraliſchen Kunſt anzugehören. Das Grundübel alles Theaterweſens, als Staatsſache, kann nur daran liegen, daß zu viele Theater gewinnſüchtige Privatunternehmungen ſind; daß die herumziehende Truppe nicht unter ſtrenge Cenſur geſtellt wird, und daß es an Theaterſchulen mangelt.“ (Sehr wahr!)

— Treviranus in ſeinem vortrefflichen Werke: Biologie, oder Philoſophie der lebenden Natur für Naturforſcher und Aerzte, (wovon kürzlich der fünfte Band erſchienen) behauptet: die niedern Thiere erzeugten keine Wärme. Aber Reaumur's längſt bekannte Erfahrungen von der Hitze eines Bienenſchwarms können doch nicht geleugnet werden, und ſchwerlich kann man der mechaniſchen Erklarungsart des Verfaſſers beyſtimmen, der dieſe Wärme dem Reiben der Inſecten aneinander zuſchreibt. —

— In einem franzöſiſchen Schreiben des Cardinal Bauſſet in Paris an Hrn. v. Retzer in Wien, befindet ſich folgende treffliche Stelle: „Ich „finde daß dieſe Wuth der Speculation und der „politiſchen Rechthabereyen eine der ſchlimmſten „Krankheiten des Zeitalters und eines der größten „Hinderniſſe der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes und der wahren Glückſeligkeit der geſellſchaftlichen Ordnung iſt. Sie verleiht allen Geiſtern „und allen Characteren eine Art unruhiger Bewegung, die weit mehr einem Fieber, als einer „nützlichen Thätigkeit gleicht, welche warme Nacheiferung erzeugt. Sie verleidet den Geſchmack „an ernſten Studien und an dem Reiz der ächten „Literatur. Sie führt eine Art von Schnickſchnack „in die Geſellſchaft ein, der den kleinen Zänkereyen in kleinen Städten gleicht, und jene liebenswürdige Unterhaltungen, die vormals in allen Hauptſtädten von Europa durch Geſchliffenheit, Anmuth und Ton ſich auszeichneten, jene „zierliche Leichtigkeit, die gleichſam für alle Nationen, wenigſtens für die gebildeten Claſſen, nur „Eine Sprache bildete, geht ganz durch ſie verlohren.“ —

— Das reichhaltige Journal Heſperus liefert ein Schreiben aus Creta oder Candia, aus dem wir folgende Stelle ausheben: „Bleiche, abgezehrte Geſtalten, die ſich Chriſten nennen, und 230 Tage im Jahre ſtrenge Faſten üben, Knechte und Sclaven übermüthiger Ignoranten und Barbaren ſchreiten hinter dem elenden Holz-Pfluge, treten Weintrauben oder ſammeln Oliven, um ihren Gebietern zu ſteuern und abzuliefern was ihr Eigenthum iſt. Kein Theil der ganzen Türkey iſt ſo unter dem Druck als Creta. Durch unzählige Hinrichtungen iſt ſeit einigen Jahren wieder einige Ruhe bewirkt worden; allein die Sicherheit des reiſenden Europaers iſt das Werk der Engländer, welche die Raubſtaaten, und hiermit alle Mohamedaner in Furcht und Schrecken ſetzen. Man reiſe ohne Hinderniß, ohne Janitſcharen, blos von einen eingebohrnen Diener begleitet, durch die ganze Inſel, und ich habe von den Türken mehr Höflichkeiten als Unannehmlichkeiten erfahren. Das kommt daher, daß ich einen Hut trage. Ein Grieche durfte das ohne Lebensgefahr nicht wagen. Sogar das Tragen gewiſſer Farben iſt ihnen ſtreng verboten. Wenn ein Grieche in einem grünen Kleide mit einer weißen Binde außer dem Hauſe ſich ſehen ließe, ſo würden kaum 20000 Piaſter hinreichen, den Paſcha, den Cadi, den Janitſcharen-Aga und hundert Andere zu befriedigen.“ — „In Theriſſo hatte man noch nie einen Europaer mit Hut und Stiefeln u. ſ. w. geſehen. Alt und Jung lief zuſammen. Die kleinen Kinder flohen weinend, die größern verſteckten ſich, die jungen Mädchen ſahen über die Gartenmauern, die Alten kamen mit der Spindel herbei, und die Greiſe begrüßten ſeufzend. Alles was ſie hatten trugen ſie herbey, Eyer, Brod, Wein, junge Tauben, und die armen Leute wollten mir Alles ſchenken.“ —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 46. Rede wahr, ſcheue Niemand 1819 Juny.

Das Sehen.

Den einfachen Liebhaber der Natur macht das göttliche Geſchenk des Auges reich und heiter; die Modemenſchen, deren Zahl heute Legion iſt, machen die Augen arm. Jene Menſchen, denen am Ende die Sonne nur darum etwas werth ſcheint, weil ſie glänzt, nicht weil ſie Licht und Wärme giebt, verkaufen ihre Ruhe für Flimmer und Tand, welchen fremde Augen bewundern, oder noch lieber, beneiden ſollen. Das iſt ein weites Thema für das moraliſche Sehen. Jetzt wollen wir aber die Leſer blos vom phyſiſchen Sehen unterhalten. Ein D. Purkinje hat **Beiträge zur Kenntniß des Sehens, in ſubjectiver Hinſicht** geliefert, welche uns einige Auszüge zu verdienen ſcheinen, weil von dem angegebenen Standpuncte aus der Gegenſtand noch nicht genug bearbeitet iſt, und zu einer Naturgeſchichte unſerer Sinne mit beitragen kann. Folgendes mag zur Probe dienen. So lange eine Beobachtung im Reiche der Naturkunde iſolirt ſteht, ſo lange ſie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen iſt und durch Einwirken in das übrige Syſtem eine Art Charakter und Rang erworben hat, iſt ſie immer in Gefahr entweder längere Zeit ganz unbeachtet zu bleiben, oder wenn ſie ſich anfangs durch eine neue Erſcheinungsweiſe aufgedrungen hat, wieder in Vergeſſenheit zu gerathen; bis im ununterbrochenen Entwickelungsgange des Wiſſens, die ihr nächſt verwandten Gegenſtände mehrfach auf ſie deuten, und ſie endlich in die ihr gebührende Stelle aufnehmen, wo ſie dann erſt in dem ihr zukommenden Lichte der Wiſſenſchaft ſteht. um nie wieder in die Finſterniß der Verborgenheit zurückzukehren. Die Figuren im Innern des Auges wecken in mir unwiderſtehlich die Erinnerung an die chladniſchen Klangfiguren, und zwar vorzüglich an ihre primäre Form Ich unterſcheide nämlich bei dieſen, eben ſo wie ich die verſchiedenen Ordnungen der Würfelfelder als primäre, die aus ihrer wechſelſeitigen Beſchränkung entſtehenden Linien als ſecundäre Formen unterſcheide, auch bei den chladniſchen Figuren primäre und ſecundäre Geſtaltungen. Die erſteren werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die anderen durch die ruhenden conſtituirt. Mit letzteren hat ſich vorzüglich Chladni beſchäftiget.

Die primären Klangfiguren kommen zur deutlichen Erſcheinung, wenn man auf die genau horizontal gehaltene Glasſcheibe eine Schicht Flüſſigkeit ausgießt, und nun durch Bogenſtriche einen Ton hervorbringt; ſogleich werden die ſonſt beim Verſuche mit Sande, leeren Stellen, mit den ſchönſten wechſelweiſe erhobenen und vertieften viereckigen Wellen bedeckt erſcheinen, die nach der Höhe oder Tiefe des Tones kleiner oder größer ſind, ſich in verſchiedenen Richtungen gegen einander bewegen, und durch ihre Begränzungsſtellen ſecundäre Figuren bilden, wo ſich die Flüſſigkeit häuft, und wo beim Sandverſuche der von den bewegten leeren Glasſtellen hingeworfene Sand ſich ſammelt.

Dieſer Verſuch iſt unentbehrlich zur Ergänzung der andern chladniſchen Verſuche, und führt erſt recht eigentlich in die Elemente des Tones ein. Wenn Chladni's Sandverſuche vorzüglich nur die ſecundären Linien zeigen, ſo öffnet dieſer Verſuch den Blick für die primären, und für die Entſtehungsweiſe der ſecundären ſelbſt.

Auffallend und ausnehmend ſchön wird der Waſſerverſuch, wenn es gelingt ſehr hohe Töne hervor zu bringen, wo dann die ganze Fläche von ungemein kleinen Viereckchen wimmelt, die in vielfacher Begränzung untereinander die mannichfaltigſten und wandelbarſten ſecundären Linien hervorbringen.

Endlich drang ſich mir die Aehnlichkeit der Viereckfelder im Auge, mit den Tonwellen von ſelbſt auf, und neigte mich zu dem Glauben, daß beide Phänomene ihren objectiven Bedingungen nach identiſch ſeyen.

Ueberall, wo entgegengeſetzte continuirlich wirkende Kräfte einander beſchränken, entſteht im Wechſelſiege der einen über die andere Periodicität in der Zeit, Oscillation im Raume; jene als Vorherrſchen der einen über die andere in verſchiedenen Momenten, dieſe wegen Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern an verſchiedenen Orten, ſo daß auch, bei einer ſcheinbaren äußeren Ruhe, dennoch die innigſte Bewegung in und zwiſchen den Begränzungspuncten ſtatt finden kann.

So wie dieſes in der Tonbewegung wirklich

Ausgegeben den 27. May.

ſtatt findet, eben ſo iſt es mir wahrſcheinlich, daß das Auge, wenn es entweder von außen gedrückt, oder aus eigener Kraft in ſich ſelbſt zuſammengezogen iſt, in eine intime, oscillatoriſche Bewegung geräth, die ſo lange dauert, als die Contraktion und die in verſchiedenen Graden in allen Gebilden des Auges, nach Maßgabe ihrer Elaſtizität, mehr oder weniger ſtatt findet.

Die Eintrittsſtelle des Sehnerven.

Mariotte's Verſuch über das Verſchwinden einzelner Bilder an dem der Eintrittsſtelle des Sehnerven entſprechenden Orte des Geſichtsfeldes, iſt hinlänglich bekannt und von Bernoulli und Euler mit mathematiſcher Präciſion erörtert. Ich habe ihn oftmals wiederholt und mich dadurch erſt im inneren Sehraum des Auges orientirt. Ich muß ihn in Erinnerung bringen, weil ich mich an mehreren Stellen auf ihn beziehe. Sehr bequem kann man den Verſuch auf folgende Weiſe wiederholen.

Man mache aufs Papier zwei deutliche Punkte mit der Dinte, in der Entfernung eines Zolles von einander, den Punkt rechts, etwa eine Linie unter der Horizontalen, entferne das Geſicht auf fünf Zolle, ſchließe das linke Auge, und ſehe nun fix auf den Punkt links: der Punkt rechts wird ſogleich aus dem Geſichtsfelde verſchwinden, wenn gleich andere noch mehr nach rechts von ihm gelegene, abſichtlich hingezeichnete Punkte, bemerkbar bleiben. Daſſelbe, nur mit verwechſelten Seiten gilt für das linke Auge.

Will man den Verſuch mit beiden Augen machen, ſo zeichne man vier Punkte in denſelben Verhältniſſen.

Um den Verſuch in ſeiner Totalität mit Leichtigkeit zu bewerkſtelligen, mache man vier Kügelchen von Wachſe, ſtecke ſie auf Dräthe, und richte ſie ſo, daß ſie unter den eben angegebenen Verhältniſſen (1″: 5″) im Freyen ſtehen und gegen- und übereinander, je nachdem es die vollſtändige Ausführung des Verſuches fordert, willkührlich bewegt werden können. Ich nenne jene, die den Achſenpunkten des Auges (Fig. 20. γ) entſprechen, a und á, die der Eintrittsſtelle des Geſichtsnerven z. b. und b.

Man bringe a und á in eine Entfernung aus einander, die näher iſt, als die Entfernung beider Pupillen (lieber unter einem Zolle als darüber, um den Verſuch nicht unbequem zu machen) und bewege hinter a, á einen Stift bis an die Stelle, wo er für das linke Auge a, für das rechte á zu berühren ſcheint, (Fig. 20. δ.) dort, wo ſich die Achſen beider Augen ſchneiden. Nun fixire man die Spitze des Stiftes mit beiden etwas nach Innen ſchielenden Augen, ſogleich werden a á in einen Punkt verfloſſen, und die zwei äußeren b, b' verſchwunden ſeyn. Bewegt man b, a und á, b' (wieder 1″: 5″ der veränderten Entfernung gemäß) ſo gegeneinander, daß a á nun an der Stelle, wo vorher die Spitze des Stifts war, einander decken, (Fig. 20 β) und man fixirt nun a á wie vorher mit beiden Augen, ſo verſchwinden eben ſo b b', ohne daß ein Stift vonnöthen wäre.

Es iſt derſelbe Fall wie der vorige, nur daß die Vereinigung von a á ſchon an ſich, ohne Bewegung der Augenachſen bewerkſtelligt wird.

Bei nach Innen gegeneinander ſchielenden Augen ſchneiden ſich die Augenachſen nach Maasgabe der Convergenz in (a á) die der Eintrittsſtelle des Sehnerven entſprechenden geraden Linien in (b, b'.) und erſtere mit letzteren in (b, á) und (b' a). Wenn nun bei feſtgeſtellten Augen die Wachskügelchen in proportionirten relativen Entfernungen nach und nach, wie die Figur anzeigt, in die Durchſchnittspunkte der Linien geruckt werden, ſo werden jedesmal b, u. b' verſchwinden, a und á als Eins im Sehraum erſcheinen, indeß die Kügelchen im Taſtraume bald eine bald verſchiedene Stellen (ſiehe Fig.) einnehmen.

Wenn in erwähntem Falle die Convergenz der Augenachſen fixirt iſt, indeß die Kügelchen von Stelle zu Stelle gerückt werden, ſo kann man umgekehrt die Kügelchen einen und denſelben Ort einnehmen laſſen, indeß der Durchſchnittspunkt der Sehachſen bald vor (a á vor γ. δ. ε. ζ.) bald hinter (a á hinter α) bald zwiſchen die Kügelchen fällt, ſo werden dieſelben im Sehraume im erſten Falle wie in γ oder δ oder ε oder ζ gegeneinander ſtehen, im zweiten Falle wie in β. (wobei auch a und á mehr oder weniger auseinander gerückt erſcheinen kann) im dritten aber ſowohl a, b, als a, b' zu ſehen ſeyn.

Noch muß ich, damit man ſich nicht irre, bemerken, daß jedem Auge auch die Kügelchen des anderen erſcheinen, daß alſo in jedem von den angeführten Fallen zweimal ſo viele weniger zweien zu ſehen ſind.

Hiemit hab' ich eine Reihe Erſcheinungen abgeleitet, die einzeln genommen, ſehr räthſelhaft ſcheinen möchten, in ihrem Zuſammenhange aber für ſich klar ſind. Der letzte Fall iſt identiſch mit dem in Smiths Optik (bearbeitet v. Kaeſtner) angeführten Verſuche von Picard. Das dort bemerkte Wiedererſcheinen und Doppeltwerden des mittleren Punktes (b b' in Vereinigung bei ε) bei Verrückung des die Punkte a á deckenden Fingers, mit deſſen Bewegung ſich die Durchſchnittsſtelle beider Augenachſen ändert, iſt leicht dadurch zu erklären, daß die Achſenpunkte im Inneren der Augen ( ) nicht von a á getroffen werden, ſobald der Finger, auf den die Augen fixirt werden a, a, nicht mehr deckt, a, á alſo außerhalb der Achſe fällt, daß folglich auch die mit ihnen in bleibender Relation ſtehenden Punkte b, b' aus der Eintrittsſtelle des Geſichtsnerven treten, und hiemit ſichtbar werden müſſen.

(Schluß folgt.)

Das Chriſtenthum und die älteſten Religionen des Orients.

Der Verfaſſer Herr Conrector Richter in Deſſau, liefert in dieſem Werke, als einem Anhang zu ſeinen Phantaſien des Alterthums, eine in vieler Hinſicht ſehr intreſſante Zuſammenſtellung der Religions- und Philoſophieſyſteme faſt aller Völker des Orients, und zeigt ihren Einfluß auf das Chriſtenthum. Als Zuſammenſtellung iſt ſie auch unſres Bedünkens ſehr gut gerathen, und der Leſer wird ſie nicht unbefriedigt, nicht ohne neue An- und Ausſichten in die Geſchichte der Menſchheit gewonnen zu haben, aus der Hand legen. Unendlich mehr aber würde das Ganze gewonnen haben, wenn der Verfaſſer dieſen intreſſanten Stoff mit philoſophiſchem Geiſt und ſchärferem Blick behandelt hätte; wir ſprechen ihm zwar beydes nicht ab, vermiſſen es aber faſt gänzlich in ſeiner Schrift. Auch die Anordnung des Ganzen hat uns nicht gefallen; man bekommt, wegen Durcheinanderſtellen der Materien keinen deutlichen Ueberblick. Ueberdies ſcheint den Verfaſſer, wie einſt Winkelmann der tägliche Anblick ſeiner Götter zum halben Heiden machte, der Umgang mit Indern und Perſern zu einem halben Braminen geſchaffen zu haben. Die Leſer werden es mir aber wohl Dank wiſſen, wenn ich ihnen die Hauptumriſſe einer ſo belehrenden und unterhaltenden Schrift mittheile.

Die menſchliche Vernunft kann ſich das höchſte Princip immer nur als das Eine, Ewige, Gleiche denken; der Monotheismus iſt daher die Grundlage aller poſitiven Religionen bey allen Völkern, nur daß der durch ſinnliche Anfänge herauf gebildete Verſtand ſich noch nicht von dem losmachen kann, was ihm ſeine Sinne in der Erſcheinung brachten; er kann das ewige wahre Weſen der Dinge nicht von dem unterſcheiden, wie ſie ſich in der Erſcheinung darbieten; er verwechſelt Idee und Bild. Da nun aber alle Religion auf dem Gefühl beruht, nicht auf Wiſſen und Erkennen, da die Ideen des Schönen uns in Ahndung und Glauben die Deuterinnen des Weltalls und der ewigen Liebe ſind: ſo iſt leicht begreiflich wie bey rohen Völkern, wo das Gefühl noch in ſeinen ſinnlichen Anfängen vorherrſcht, die ſinnlichen Bilder in die Religion treten, wie ein ſinnliches Bild Zeichen eines äſthetiſchen Gefühls werden kann. (Ganz los können wir aber in dieſen Dingen die Bilder nie werden; ſo braucht der Philoſoph das Bild der Weltregierung, wenn er die Ideen der allwaltenden Gottheit deutlich machen will). Anfangs ſind Religion und Philoſophie ganz eins, ſobald aber der Verſtand unabhängig vom Gefühl ſein eignes Reich der Wahrheit errichtet hat, und in Ideen denkt, erfolgt von ſelbſt die Trennung, oder iſt ſchon da. Die Religion mit ihren Bildern bleibt dem öffentlichen Volksleben, die Philoſophie aber, als Wiſſenſchaft gepflegt und gebildet, ſchützt und bewahrt ihre ewigen Grundwahrheiten; an ihrer Hand muß ſich der Volksverſtand groß ziehn, um was die Wiſſenſchaft im Dienſt der Wahrheit erkannt hat, ins Leben einzuführen. Bey faſt allen oriental. Völkern aber hat ſich begreiflich nie die Philoſophie gebildet; die Griechen ſind ihre Schöpfer, denn was perſiſche und indiſche Philoſophie heißt, iſt doch nur ein myſtiſch phantaſtiſches Gebäude einer Religionsphiloſophie. Dies als Einleitung; wir wenden uns nun zur Schrift ſelbſt. Der Verfaſſer geht zuerſt von Indien aus, und zeigt wie aus dem fernen Orient mit dem Tageslicht auch alle Religionen und Philoſophie aufgegangen ſey, wie der reine Bramaismus in ſeiner Einheit allen Religionen zu Grund liege, dann zeigt er an der Schöpfungsgeſchichte, wie ſich aus den Ideen über Zeugung und Urſprung Bilder und eigne göttliche Weſen entwickelt, die aber bey allen Nationen nur in veränderter Geſtalt wieder erſcheinen. Dieſe Ideen aber ſind bey den Indern dieſe: der Eine, ewige Gott ſetzt ſich außer ſich ſelbſt, er ſchaut ſich ſelbſt an; geht dies im menſchlichen Geiſt vor, ſo entſteht ein Gedanke, und ſoll dieſer zur Erſcheinung werden, das Wort. Aehnliche Begriffe werden alſo auf die Gottheit übergetragen, das außer ſich ſelbſt Setzen Gottes heißt bey den Indern Om (das, nach dem Verfaſſer, ſich im Amen wieder findet) bey den Perſern Honover, bey den Griechen λόγος, (das Wort). Der Gedanke der Gottheit aber, der zur Erſcheinung kam, war das Wort: „es werde." Bey den Indern bekam dies ſogleich ein Weſen; es wurde der Sohn Gottes, bey Moſes ſteht es unter dem ſinnlichen Bild eines Befehls. יהי „es werde." Der Om aber als Werden und Schaffen gedacht begreift unter ſich die beyden Urprincipe alles Seyns: das Urwaſſer und Urfeuer, das Warme und Kalte des Xenophons, der ἔρως und ἔρις (Liebe und Streit) des Empedocles. Das Feuer als das befruchtende Princip erhält das Bild des Mannes, das Waſſer wird weiblich gedacht. Daher heißt es bey Moſes: der Geiſt Gottes ſchwebte auf den Waſſern. So entſtand das Weltall, und zugleich ein Religionsſyſtem. Aehnliches bildete ſich bey Perſern und Griechen. Thales und Anaxagoras laſſen das Urwaſſer von der Weltſeele befruchten. Pythagoras bringt dieſelbe Begriffe nur auf die abſtracteren Zahlenverhältniſſe, er leitet alles her aus der Monas, (Einheit) aus der die Dyas entſteht, und alle Erſcheinungen ſind ihm auf- oder abſteigende Potenzen dieſer Einheit. Daſſelbe Syſtem nur mit orientaliſchem Schmuck aufgeſtuzt findet ſich aus in den cabbaliſtiſchen Sephiren, wovon unten. Die eleatiſche Schule unter Xenophanes unterſcheidet ſchon philoſophiſcher ein abſolutes Seyn die Gottheit, und ein relatives, das zur Erſcheinung wird. Alles relative Seyn aber entſtand aus der Vermiſchung des Kalten und Warmen. Plato wollte die Sache recht philoſophiſch begründen, und entwickelte daher zuerſt ſeine Lehre von den Ideen, die als untrüglich unmittelbar von der Gottheit ſtammen und angebohren ſind. (Die Hebräer perſonifiziren ſie unter der Geſtalt der Engel). Nun denkt er ſich, wie auch in den meiſten orientaliſchen Syſtemen, die Gottheit im Gegenſatz der gegebenen Materie, die ohne Qualitäten und Beſtimmungen iſt, und nur durch Verbindung der Idee der Gottheit mit derſelben Raum und Form erhält. So bildet ſich ihm eine Dreyeinigkeitslehre. Zuerſt der ewige namenloſe Gott, die ewig gleiche allmächtige Intelligenz; dann die höchſte göttliche Vernunft, Nus Logos, der Urgedanke des Schöpfers, ſich in einer Welt zu offenbaren, der Om der Inder, Kneph der Aegypter, Chakmah (Weisheit) des Salomo, der Logos des Johannes. Endlich die vernünftige Weltſeele (πνεῦμα) (Geiſt) als Emanation aus dem Weſen des Vaters und zugleich des Sohns, der Wiſchnu Indiens, der heilige Geiſt des Chriſtenthums. Dieſe höchſten Ausflüſſe des göttlichen Urweſens ſind Eins mit ihm in der Subſtanz und nur in der Potenz auf unbegreifliche Weiſe ihm untergeordnet. Dann folgt bey Plato eine weitläuftige ganz griechiſche Dämonenlehre. Chriſtus nun, nach dem Verfaſſer ein in ägyptiſcher Philoſophie gebildeter Eſſäer, wollte den Bramaismus auf ſeine alte Reinheit zurückführen, da der jüdiſche Jehova zu einem völligen Nationalgott herabgeſunken war und die Religion in leerem Ceremoniendienſt beſtand (letzteres iſt auch bey uns ſtark Mode) Gott iſt der einige Vater aller Menſchen, war der alte Hauptgrundſatz ſeiner Lehre, und in Ehre und Gerechtigkeit das Leben zu laſſen für die Brüder das neue eigenthümliche Princip ſeiner Moral. Den Einfluß aller orientaliſchen Syſteme auf das Chriſtenthum ins Einzelne zu verfolgen würde uns hier zu weit führen; wir erinnern hier nur noch folgendes. Die chriſtliche Religion war auch anfangs die chriſtliche Philoſophie und daß beyde ſtets vereinigt haben bleiben wollen, hat uns die unendlichen Kezerſtreite in der Geſchichte, und in den neuſten Zeiten unſre Dogmatiken gebracht. In den erſten Jahrhunderten traten die Gnoſtiker auf, genannt von ihrer orientaliſch-platoniſchen Philoſophie γνῶσις (Erkenntniß.) Dieſe Erkenntniß brachten ſie nun mit dem Chriſtenthum in Verbindung, und ob ſie gleich als Kezer verfolgt und ausgerottet wurden, ſo verdanken wir ihnen doch unſre Syſteme der Dreyeinigkeit der meſſianiſchen Erlöſung u. ſ. w., deren Spuren wir in Indien, bey Plato und Johannes finden. Dieſe Fingerzeige mögen hinreichen, um den Appetit nach ausführlicherer Lectüre zu erregen. Zum Nachtiſch tragen wir unſern Leſern einige Auszüge aus der Schrift ſelbſt auf; zuerſt Einiges über die Cabbala. Das Wort bedeutet geheime Ueberlieferung. Die Hauptſätze ſind folgende: aus nichts kann nichts entſtehn, was da iſt muß ſeinem Weſen nach von Ewigkeit da ſeyn. Das Weſen aber was von Ewigkeit her da iſt, kann nicht die wandelbare veränderliche Materie ſeyn, alles Vorhandne im abſoluten Sinn iſt ein geiſtiges Weſen. Es iſt nichts anders als die Gottheit ſelbſt und heißt das Enſoph, als der einzige Realgrund alles Vorhandenen. Das Vorhandne aber iſt eine Offenbarung des Ewigen, ein ſich Selbſtgleichen. Dieſe erſte und höchſte Emanation des Urweſens zeigte ſich aber in zehn Lichtſtrömen, welche Sephiroth (Zahlen) genannt werden. Dieſe Grundſphären bilden nun die verſchiednen Welten, deren die Cabbaliſten 4 zählen: 1) die Welt Aziluth, die vollkommenſte Offenbarung Gottes, Geiſter ohne allen Stoff enthaltend, den Adam Kadmon ſelbſt, den Ormuzd der Perſer, unſer Meſſias, mit einem Wort die Idealwelt. 2) die Welt Briah, die geſchaffne, eine Emanation der vorigen. Sie iſt von Göttlichem hervorgebracht, nicht mehr das Urgöttliche ſelbſt; etwa die Weltſeele des Plato, der Geiſt, der vom Vater und Sohn ausgeht. 3) Die Welt Jezirah, die Welt der Engel, nach dem Individualiſirungsprincip. 4) Die Welt Aſia, die Materie, die Welt des Scheines und Trugs, des Lebens und Todes. Zu jeder dieſer Welten giebt es ein beſondres ſephirotiſches Syſtem, das aus dem Adam Kadmon emanirt. Ehe noch eine Emanation begann, war das göttliche Urlicht, Alles im höchſten Sinn, erfüllend und befaſſend. Als nun das ewige Weſen ſich entſchloß, Welten und lebendige Geſchöpfe hervorzubringen, zog es ſich von ſeinem Mittelpunkt nach allen Seiten gleichförmig in ſich ſelbſt zurück, und nun entſtand um dieſen Mittelpunkt her ein leerer Raum, der die vollkommenſte Sphäre bildete. Aber das Urlicht zog nur ſeine zu blendenden Strahlen zurück, es blieb alſo in dem leeren Raum noch etwas von dem göttlichen Weſen übrig, und ſo entſtand eine mehr oder weniger lichtleere Subſtanz, das Geiſtige und das Ausgedehnte. Die Zurückziehung ſelbſt hinterließ gewiſſe Spuren, und beſtimmte dadurch die Stelle der künftigen Welten. Solcher Spuren gab es 10, und ſie offenbarten ſich in 10 Kreiſen, welche in höhrer oder niedrer Potenz ſtehn, je nachdem ſie eine höhre oder niedre Welt bilden ſollten. Der erſte der Sephiren, der zunächſt vom göttlichen Urlicht umſchloſſene Kreis, heißt die Krone, der 2te die Weisheit, die übrigen machen das Reich aus. Alle 10 Sephiren kann man ſich in ihrem Verhältniß zum Urlicht unter dem Bild eines Menſchen vorſtellen, deſſen Haupt an den Himmel reicht, und deſſen Füße auf den Abgrund ſchweben. Dieſe Geſtaltung nannten ſie den Adam Kadmon u. ſ. w. Alles dies und mehr noch wiſſen die Cabbaliſten durch eine Offenbarung des Kadmon an den erſten Menſchen; Abraham faßte ſie in ein Buch, und Simeon Ben Johai brachte ſie im dritten Jahrhundert in ein förmliches Syſtem.

Es ſcheint der Verfaſſer habe über manche Dinge auch dergl. geheime Aufſchlüſſe erhalten. So theilt er, bey Auseinanderſetzung der pythagoriſchen Seelenwanderung, ein eignes gar artiges Syſtem derſelben mit, welches aber nur in Verbindung mit dem Pythagoriſchen Intereſſe erhält, und alſo hier nicht gegeben werden kann; dagegen wollen wir uns kürzlich belehren laſſen, wie es bey Adam und im Paradies ausgeſehn. Der Herr Verfaſſer iſt ein großer Verehrer des Magnetismus, den er einen inſtinktartigen Zuſtand nennt, wo des Menſchen Individualität ganz aufhört, und nur eine höhre göttliche Natur in ihm wirkt. Die erſten Menſchen meint er nun, ſeyen ſolche Somnambülen geweſen; (der liebe Gott war alſo der erſte Magnetiſeur?) keineswegs wilde rohe Naturmenſchen; ſie erkannten alles, was mit ihnen im magnetiſchen Rapport ſtand, Verborgnes, Vergangenheit und Zukunft. Rein ohne alle Leidenſchaften und Begierden, waren ſie im eigentlichſten Sinn ohne Sünde, ihre einzige Beſchäftigung war Preis des Höchſten, den ſie in ſeinem ganzen Umfang erkannten und anbeteten. (Man meint Miltons verlornes Paradies in Proſa zu leſen.) Aber in einem Augenblick der Schwäche unterlag der höhere Geiſt der ſinnlichen Reizung; der Menſch fiel und ſank nun aus der höhern Sphäre des reinen Geiſtigen in die des gebrechlichen Menſchen. Ach der reine Friede ſeiner Seele war nun auf immer dahin, das Gefühl der Reue und Schaam quälte ihn, und mit Schmerz erzählte er ſeinen Kindern, weſſen er verluſtig gegangen war. (Schade daß der Herr Verfaſſer nicht erzählt, was der Reiz zur Sünde geweſen, wodurch der Menſch gefallen.) Und ſo beſtätigt ſich unſre Behauptung, daß das Werk intereſſante Materialien enthält, wo Belehrung mit Unterhaltung, Wahrheit mit Dichtung abwechſelt; wenigſtens für diejenigen, welche nach etwas mehr als nach Romanen- und Theaterbildung ſtreben.

Sammlung von Muſterpredigten auf alle Sonntage des Jahrs; von Milch. Herrmann, Conſiſtorialrath zu Dehlau. Peſth 1819.

Eine gute Predigt zu halten, gehört wohl ohne Zweifel unter die ſchwierigeren Aufgaben der Rhetorik, ſonſt würden nicht ſo viele Geiſtliche ihre Zuhörer zum Tempel hinaus, ſtatt herein, predigen. Viel, ſehr viel Schuld mag die ſchlaffe Vorſorge vieler Conſiſtorien bey Bildung, Prüfung und Anſtellung der Geiſtlichen haben. Wir haben übrigens ſeit Baſilus dem Großen und Chryſoſtomus, bis auf die Zeiten eines Reinhard u. ſ. w. eine Menge Predigten, und darunter recht gute erhalten. Eine Sammlung guter Predigten überhaupt zu veranſtalten, dünkt uns, bey einigem Geſchmack nicht ſchwer. Eine Predigtſammlung aber kann wohl keinen andern Zweck haben, als entweder den Geiſtlichen zu einem Magazin, oder Kränklichen und Vornehmen, die nicht in die Kirche gehn, zur häuslichen Andacht zu dienen. Unſerm Gefühl nach, ſollte nun zwar beydes nicht ſeyn; ein Prediger darf weder zu bequem noch zu ungeſchickt ſeyn, um zu fremden Arbeiten ſeine Zuflucht zu nehmen; und eine Predigt, die zu Haus am Caffeetiſch geleſen wird, iſt keine Predigt mehr; ſoll aber einmal geſammelt werden, ſo muß es ſorgfältig geſchehn, um beyden angegebnen Zwecken Genüge zu leiſten. Dies dünkt uns aber in der gegenwärtigen Sammlung nicht ſtets der Fall zu ſeyn. Muſterpredigten im eigentlichen Sinn möchten kaum Einige genannt zu werden verdienen; der Herr Sammler hat aber auch die obigen Zwecke ſchwerlich im Auge gehabt. Er bedachte nicht, daß Predigten an gewiſſen Orten, vor einem Publicum, nach dem ſich der Prediger richten mußte, und gut vorgetragen, wohl allerdings gute Predigten genannt werden können, ohne ſich zu einer Sammlung zu eignen, die an alle Orte verbreitet, meiſt Leſer findet, die etwas mehr verlangen. Der größte Theil der hier geſammleten Predigten ſcheint aber vor einem ſehr beſchränkten Publicum gehalten zu ſeyn; dies ſchließen wir aus dem ſichtbaren Beſtreben, ſich nach der Faſſungskraft der Zuhörer zu richten, aus den Lehrſätzen und Wahrheiten die vorgetragen werden, alle 1000 mal, und oft beſſer geſagt; endlich aus der Art wie der Volksglaube über gewiſſe Lehren und Meinungen (z. B. die Wunder) behandelt wird. Daß aber auch Predigten aufgenommen worden ſind, die auf keinen Fall gut geheißen werden können, mögen folgende Pröbchen zeigen. Es wird am Sonntag Sexageſimä bewieſen: daß der Chriſt ſich zuweilen eine Luſt machen dürfe. Zum Beweis führt er unter andern an: „Und der Herr Jeſus war ja ſelbſt auf einer Hochzeit zu Kana, wo es gewiß, wie immer bey Hochzeiten, luſtig zuging. Er beförderte ſogar die Hochzeitluſt, und ſchaffte mehr Wein an für die Gäſte. Sehet der menſchenfreundliche Herr verdarb den Leuten ihre Luſt nicht, ſondern ſuchte ſie vielmehr noch zu vergrößern, und blieb bey ihnen. Und nicht nur bey dieſer Hochzeit war er, ſondern auch bey vielen andern Gaſtereyen — Der liebe Gott hat euch 5 Sinne gegeben; ihr könnt ſchmecken, fühlen, riechen, ſehn und hören. Sagt mir wozu ihr dieſe Sinne habt, wenns ſündlich wäre, ſich in der Welt damit eine Luſt zu machen?" — Gut oratoriſch dagegen iſt die Predigt von der Auferſtehung Jeſu. Der Herr Sammler will noch eine Sammlung Volksreden folgen laſſen; der Mühe, dünkt uns, habe ihn die gegenwärtige überhoben.

Dieſe Muſterpredigten ſind übrigens doch ungleich beſſer, als jene Augſpurger dicke Sammlung auserleſene Kanzelreden aus der Mönchsfabrik, wo im 14. Bande in einer Predigt vom Ablaſſe aus 2 Kor. 6, 1. 2. bewieſen wurde, daß die Gnade Gottes der Ablaß ſey, alſo St. Paulus ein katholiſcher Ablaßprediger! Sie ſind beſſer als des Pater Mutzner Faſtenpredigten, wo das fliegende Buch im Propheten Zacharias auf die heutige Schriftſtellerey und die Blätter, die durch die Hände der Chriſten herumflattern, gedeutet wird. Beſſer als des Exjeſuiten Storchmann Kanzelreden, der von Religionsphiloſophie ſchreibt, und doch meint: „wir könnten Gott kein wohlgefälliger Opfer bringen, als wenn wir unſere Vernunft zum Thron des untrüglichen Anſehen Gottes, (das heißt auf gut jeſuitiſch des Anſehens Roms, der Tradition, der Cleriſey, der Concilien) hinführen, um ſie (das Geſchenk Gottes!) daſelbſt mit allen ihren natürlichen Einſichten, ohne alles Nachgrübeln zu ſchlachten, und den Geiſt ſittlicher Weiſe zu tödten." Man ſieht, ein Jeſuit erſchreckt vor Schlachten und Todtmachen des Geiſtes gar nicht; er macht wohl ſelbſt den Schlächter.

Geſchichte.

Robert Southey's Geſchichte von Braſilien in 2 Quartbänden (ein engliſches Werk) verdient Empfehlung, obſchon ſie eigentlich Chronik heißen ſollte. Der erſte Band hebt mit der Entdeckung von Braſilien an, und endet mit der Thronbeſteigung des Hauſes Braganza. Der zweite Band liefert die Geſchichte der, mit den Holländern dort geführten, Kriege, (in welcher die Holländer eine ſchlechte Rolle ſpielen) und die der Gründung des ſogenannten Jeſuiten-Reiches in Braſilien. Hier erhebt ſich der Verfaſſer vom Chroniken-Schreiber zum Geſchichtſchreiber, geht ſehr ins Einzelne, ſchont nicht, iſt aber unpartheyiſch. Die zahlloſen Fehler und Thorheiten der Jeſuiten rügt er wie ſichs gebührt, ſtellt aber auch ein ergreifendes Gemählde dar von ihrem unverdroſſenen Fleiß, ihrem evangeliſchen Heldenmuth, ihrer apoſtoliſchen Uneigennützigkeit, ächten Frömmigkeit und Menſchenliebe, mit welchen ſie die Unwiſſenden zu unterrichten, die Sclaven zu befreien ſtrebten. Stolz dürfen die Jeſuiten auf einen Anchiola, einen Vieyra ſeyn. Männer die der Macht, der Hofgunſt und den Ehrenſtellen entſagten, um, von Gefahren umringt, ihr Leben unter Wilden zu beſchließen. —

Die (gleichfalls engliſche) Geſchichte Südindiens vom Obriſten Wilks, iſt ein nicht minder wichtiges Werk in 3 Bänden. Der erſte Band enthält Hyder-Ali's Geſchichte bis zum Jahr 1767. Dieſer berühmt gewordene Fürſt war noch in ſeinem 26ten Jahre nur unter dem Nahmen Hyder Saheb als ein verworfener Landſtreicher bekannt. Damals wurde er Corporal, ſtieg ſo weiter bis zum Nabob von Sert und als ſolcher auf den Thron. Von ſeinem, nur zu ſehr von ihm geliebten, Sohne Tippo-Saib, fällte man ſchon in früher Jugend das Urtheil, daß er gebohren ſey den Thron umzuſtürzen, den ſein Vater gegründet habe. — Viel zu weitläuftig hat freylich der Verfaſſer die Geſchichte dieſer beiden Regenten abgehandelt, denn ſie iſt faſt ſo corpulent, als Hume's ganze Geſchichte von England; auch iſt ſein Styl oft dunkel und verworren Ueberdieß werfen ihm die Engländer Verleumdungen gegen Staunton und Huddleſtone, Schmeicheleyen für Wellington und Haſtings vor. Aus dieſem Buche haben alle deutſche Zeitungen auch die Nachricht geſchöpft, daß der hannövriſche Obriſt Wangenheim, bey der Eroberung von Cudelur, den jetzigen König von Schweden zum Gefangenen gemacht habe. —

— Profeſſor Kortüm zu Aarau hat einen geſchichtlichen Verſuch geliefert: Kayſer Friedrich der Erſte mit ſeinen Freunden und Feinden. Unter ſeine Quellen gehört auch Sismondi, dem wohl nicht immer zu trauen iſt. Der Styl iſt nach Johannes Müller gebildet, doch weniger gekünſtelt, und in der Belagerungsgeſchichte von Crema artet er ſogar in den romanhaft-empfindenden Ton neufranzöſiſcher Geſchichtsſchreiber aus. Bey der Zerſtörung Maylands hat er auch die ſpätere Sage aufgenommen, daß der Kayſer den Boden der Stadt habe umpflügen und mit Salz beſtreuen laſſen, da doch bekannt iſt, daß nicht bloß viele Kirchen, ſondern auch einige Vorſtädte um ihren treuen Willen unverſehrt blieben, und man, dem Kayſer Otto zu Ehren, ein ganzes Thor ſtehen ließ. — Da, wo von Friedrichs Liebe zur Baukunſt die Rede iſt, hätten die, in Hagens und Büſchings altdeutſchem Muſeum beſchriebenen, und abgebildeten Trümmer des Pallaſtes zu Gelnhauſen um ſo weniger übergangen werden ſollen, da, ſeit der Zerſtörung des eben ſo alten Pallaſtes zu Kayſerslautern, dieſe Gelnhausner Trümmer das einzige noch vorhandene Denkmal von dem Geſchmack und der Kunſtliebe des großen Kayſers ſeyn möchten. —

— Der Badenſche Hauptmann Rigel hat ein treffliches Werk geliefert, (leider nur noch den erſten Theil) betitelt: „Der ſiebenjährige Kampf auf der Pyrenäiſchen Halbinſel von 1807 bis 1814, beſonders meine eignen Erfahrungen in dieſem Kriege, nebſt Bemerkungen über das ſpaniſche Volk und Land.“ Wir empfehlen es allen Freunden und Kennern der neueſten Geſchichte, für die es ſtets eine Hauptquelle bleiben wird. Wir wollen nur einige Notizen ausheben. — Nach der Angabe des Finanz-Miniſters zur Zeit der Cortes, waren die Staatsgüter um ein Dritttheil geringer als die der Kirche, und die Einkünfte der Klöſter und des Clerus beliefen ſich vor dem Kriege auf 50 Millionen Piaſter. (!) — Kein Land zählt ſo viel Orden wie Spanien. Ferdinand VII hat deren allein ſieben geſtiftet. — Die ſchändlichen Ausſchweifungen der franzöſiſchen Soldaten veranlaſſen den Verfaſſer zu einer Bemerkung der Mäßigung und Ordnung, mit welcher bey Plünderungen die alten Römer verfuhren. —

— Von Wachler's Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt ſeit Wiederherſtellung der literäriſchen Cultur in Europa, iſt nun auch der zweyte Band erſchienen, deſſen Blätter jedoch von ungleichem Werthe ſind. Von dem vortrefflichen Werke Eginhard's (Leben Karl des Großen) weiß der Verfaſſer weiter nichts zu ſagen, als daß es durch Eleganz und Umſicht ausgezeichnet ſey. Von Otto von Freyſingen und Otto von St. Blaſio ſpricht er ſo, daß man auf die Vermuthung gerathen muß, er habe ſie nicht geleſen. Schimmernden Flitterſtaat will er in dem erſtern gefunden haben. (!) Sehr warm hingegen (und auch gerecht) ſind ſeine Urtheile über die Engländer, unter welchen beſonders Hume ihn angezogen. Im ganzen mag an dem Werke mehr zu loben als zu tadeln ſeyn, aber es zu leſen iſt nicht leicht, wie man aus folgender Stelle ſchließen mag: „Mit Ehrfurcht gebietender Einſicht behauptete Preußen ſeine durch „das immer ſichtbarer europäiſirte Rußland eben ſo „viel ſchwieriger als gewichtvoller gewordene Stelle „im europäiſchen Machtſyſteme, und Großbrittanien, ſchon voraus entſchädigt durch den fortſchreitenden unermeßlichen Reichthumsquellen offenbarenden Beſitz oſtindiſcher Staaten vermochte ꝛc.“ — Welch eine Periode! und — werden unſere Leſer fragen — wie kommt ein dergleichen politiſches Amphigouri in die Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt? —

— Nicht unintereſſant iſt die kurzgefaßte Geſchichte des Freyſtaates Gerſau in der Schweitz; der kleinſten Republik in Europa, rings von Bergen umſchloſſen, und durch die Verbindung mit den angrenzenden Wald-Kantonen beſchirmt. Sammt dieſen unterlag Gerſau den Franzoſen, wurde ein Theil des Kantons Schwytz, kehrte aber ſogleich zu ſeiner alten unabhängigen Verfaſſung zurück, als der gefürchtete Vermittler geſtürzt war. Zwey Jahre blieb es unangetaſtet, bis Schwytz, auf die Wiener Congreß-Acte ſich ſtützend, deſſen Unterwerfung begehrte. Umſonſt berief es ſich auf 500jährige Freyheit und auf die, zwey Jahre hindurch unbeſtrittene, Unabhängigkeit. Die Tagſatzung entſchied gegen Gerſau. Es ſind freylich nur 1294 Einwohner in 160 Häuſern, die auf dieſe Weiſe der Gewalt unterliegen müſſen, aber — iſt denn nicht die Schweitz dem heiligen Bunde beygetreten? iſt nicht zu Aachen das Völker-Recht feyerlich proclamirt worden? —

— Die Chronik von Giebichenſtein, Ludwig dem Springer, Halle und der Umgegend liefert intereſſante Notizen. Bekanntlich wurde Giebichenſtein bis zur Erfindung des ſchweren Geſchützes für unüberwindlich gehalten, und diente vielen hohen Staatsgefangnen zum Kerker. Vom Jahr 968 bis 1474 war es die Reſidenz von faſt 40 Erzbiſchöffen, die abwechſelnd in Halle oder Magdeburg ihren Hof hielten. — Der Graf von Thüringen und Landgraf von Heſſen, Ludwig der Springer, erſchlug den Pfalzgrafen Friedrich von Sachſen auf der Jagd, um ſich mit deſſen ſchöner Gattin Adelheit zu vermählen, wofür Kayſer Heinrich IV ihn im Jahr 1070 auf Giebichenſtein einſperren ließ. Er entkam; aber der berühmte Sprung iſt ein Mährgen. — Allen denen, die in Halle ſtudiert haben, wird dieſe Chronik beſonders willkommen ſeyn. —

— Kruſe's fleißiges Werk: Atlas zur Ueberſicht der Geſchichte aller Europäiſchen Länder und Staaten, von ihrer erſten Bevölkerung an bis zu den neueſten Zeiten, iſt nun mit der vierten Lieferung vollendet, und reicht von 1500 bis 1816. Es iſt unglaublich, welche Menge von Thatſachen man hier zuſammengedrängt findet. Der mühſamſte Fleiß hat alle Schwierigkeiten beſiegt. Es iſt ein Werk, auf welches Deutſchland ſtolz ſeyn darf! und doch koſten alle vier Lieferungen nur 15 Thaler, während Malte Brunes Atlas 40 rthl., und der des Leſage, von Las Caſas geliefert, 56 rthl. koſten. —

— Minder empfehlenswerth, und durchaus unbequemer zum Gebrauch, ſind die chronologiſchen Tabellen der allgemeinen Geſchichte von Romig. Man muß wenigſtens ungefähr wiſſen, wann eine Begebenheit ſich zugetragen, wann ein berühmter Mann gelebt hat, ſonſt wird man lange in dieſen Tabellen ſuchen müſſen. Auch ſollen die vier Bogen jeder Tabelle an einandergeklebt werden, wodurch ſie zu einer Größe anwachſen, die natürlich den Gebrauch äußerſt unbequem macht. —

— Ein neuer, vielverſprechender Geſchichtſchreiber iſt aufgeſtanden, der Doctor der Philoſophie Perz in Hannover, ein Schüler unſers berühmten Heeren, und, wie dieſer ſelbſt von ihm ſagt, ein ihm lieber Schüler. Das ſchöne Probeſtück, welches er geliefert, iſt die Geſchichte der Merovingiſchen Hausmeier, und wie trefflich ihm ſolches gelungen, beweiſt Heeren's Urtheil, ausgeſprochen durch die Auszeichnung, daß dieſer Meiſter eine Vorrede zu dem Werke ſeines jungen Nebenbuhlers geſchrieben; mehr noch, daß er dieſe Vorrede abgekürzt, um (wie er ſagt) dem Leſer den Genuß der Schrift ſelbſt nicht zu verſpäten. Aber ſchon dieſe Vorrede gewährt keinen kleinen Genuß, denn Heeren hat in derſelben eine geſchichtliche Parallele zwiſchen den fränkiſchen Hausmeiern und den Emirs al Omra oder Großemirs aufgeſtellt, die unter den Caliphen aus dem Hauſe der Abbaſiden eine ähnliche Gewalt wie jene ausübten. — Um unſere Leſer auf das kleine, aber gehaltreiche, Werk von Perz aufmerkſam zu machen, heben wir die Character-Schilderung Pippin des Aeltern und Pippin des Mittlern aus:

„Pippin der Aeltere, Carlomanns Sohn, an den Ufern der Maas im ſpätern Brabant gebohren, ragt, wie Cato von Utica, durch unerſchütterlichen Gerechtigkeitsſinn über ſeine Zeitgenoſſen hervor. Eins in ſich ſelbſt, mit klarem Wiſſen und entſchiedenem Wollen, trat er wie jener in Widerſpruch mit ſeiner Welt, litt er von ihr, was gekränkter Eigennutz und Bosheit durch Gewalt und Verleumdung beneideter Geiſtesgröße entgegen ſetzen, kämpfte für das Recht und ſein Land bis zum Ende. Richtige Beurtheilung des Staates und der Menſchen, durch welche er würken mußte, und Tapferkeit, vorzüglich in jener Zeit unentbehrlich, ſicherten den Erfolg ſeiner Plane und ihre Würkung noch über ſein Leben hinaus. Gleichheit der Geiſter, gleiche politiſche Würkſamkeit, dann auch Verwandtſchaft, verbanden ihn mit Arnulf, deſſen überlegene wiſſenſchaftliche Bildung er anerkannte, ſchätzte, und, beſonders in geiſtlichen Dingen, zu Rathe zog. Religion, welche den Blick über die Gegenwart hebt, und häusliches Glück erheiterten ihn nach den drückenden Sorgen um Fürſten und Volk.“ —

„Sohn eines der vornehmſten und mächtigſten Partheyhäupter, Enkel der großen Hausmeier Pippin und Arnulf, ſchien Pippin der Zweyte gebohren um in großen Verhältniſſen zu würken. Seine Erziehung ward für die künftige Lage berechnet, die ſorgſame Mutter bildete ihn zum Fürſten wie zum Menſchen. Religion und Geſchichte, die freundliche Lehre Jeſu und das Beyſpiel großer Männer der Vorzeit waren es, wodurch ſie den aufſtrebenden Geiſt des Knaben auf die erhabenſten Gegenſtände menſchlicher Wünſche hinleitete, der kühnen lebendigen Kraft ein unerreichbares Ziel ſetzte, und früh das klare Gefühl ſeiner Würde weckte. So wuchs er auf, ein ſtarker ſchöner Jüngling, ſeine Klugheit bewundert von den weiſeſten erfahrenſten Männern, durch Erhabenheit der Geſinnung und Strenge der Sitten ſeinen Zeitgenoſſen unerreichbar. Gerechtigkeit und Güte waren die Grundfeſten ſeines häuslichen und öffentlichen Lebens. Größer als ſein Mitbewerber, ward er billig auch glücklicher.“ — (Obgleich dieſes kleine Werk aus den beſten Quellen geſchöpft iſt, ſo wird man beym Leſen doch nicht durch Citate geſtört, ſondern die hiſtoriſchen Belege ſind hinten angehängt. Dieſe Manier iſt ſicherlich die beſte, Gründlichkeit ohne Pedanterie zu zeigen.) —

— Von Wedekinds Handbuch der Welt- und Völker-Geſchichte iſt nun die zweyte, umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage vollendet, ein Werk, welches jedem Jünglinge bey Erlernung der Geſchichte, zum beſtändigen Begleiter und Beyſtand zu empfehlen iſt. —

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 47. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Juny.

Zweiter Brief an eine gewiſſenhafte *) Dame. Die moraliſche Verderbniß der Sprache.

Ich trage dieſe Zeilen in der Laube meines Gartens in die Schreibtafel ein. Hier halten mich die ſüßen Töne der Nachtigallen feſtgebannt, die in dem blühenden Gebüſch rings umher Wettgeſänge anzuſtellen ſcheinen. Hier, wo die Natur ſo groß und wahr zu den edlern Sinnen ſpricht, daß ſich jedes dafür empfängliche Gemüth beſſer fühlt, als in dem Verkehr der Welt; hier will ich mein Verſprechen zu löſen ſuchen. Halten Sie meiner Stimmung ein wenig Unordnung im Vortrage und den Ernſt des Gegenſtandes zu gute. Sie ſollen nicht den ſteifen Grammatiker hören, der in der Sprache nur die Klänge und Worte ſieht, und den Periodenbau unterſucht. Auch von äſthetiſcher Kritik ſoll nicht die Rede ſeyn. Dieſe begnügt ſich, wenn ſie keinen Fehler findet, der die Harmonie des Styls zerſtört, oder den Ausdruck verunſtaltet. Geben Sie dasmal, o Sie thun es gern, — dem Moraliſten Gehör, dem es um eine andere Art der Reinheit, als der Worte und Phraſen, dem es um die Reinheit der Ideen zu thun iſt; ſolcher Ideen nämlich, die gleichſam der Sprache die Weihe geben, und der Menſchheit den Werth dadurch, daß es ihr Bedürfniß ward, Worte dafür auszuprägen. Laſſen Sie uns fragen, was die Welt aus dieſen Worten gemacht habe, mit denen uns die beſſern der Vorfahren ein Vermächtniß von hoher Bedeutung hinterlaſſen haben? — Wie ſteht es um Ehre, Redlichkeit, Tugend? Haben dieſe Worte nichts von ihrem Sinne und ihrer Stärke verlohren? Sind die Worte keuſch und jungfräulich ins Kloſter geſtoßen? man hört ſie in der Welt kaum noch. Kömmt eheliche Treue und Würde der Eltern noch öfters laut zur Sprache? Hört man ein Echo von Pflichten, wo ſo viele Rechte laut aufſchreien? Wird nicht gar mit dem Worte fromm bei geduldigen Ehemännern u. ſ. w. Spaß getrieben? Jene geweiheten und ähnliche Worte, wenn ſie, wie ich glaube, die Pfänder und Kennzeichen unſerer Sitten ſind, ſprechen unſerer Charakter- und Gemüthsbildung kein erbauliches Urtheil. Aber natürlich. Je höher wir nach den lockenden Früchten vom Baume der Erkenntniß ſteigen; je mehr verlieren wir uns ſelbſt aus den Augen. Der Anſpruch auf Genüſſe und der philoſophirende Leichtſinn wächſt mit dem Stolze der intellectuellen Bildung; und ſehr leicht paart ſich mit der Feinheit des Geiſtes ein ſehr gemeines Gemüth, oder ein verwahrloßtes. Wo hören Sie denn die Worte Tugend und Laſter mit dem Ausdruck, der eine tiefe Achtung, oder ein Gefühl des Abſcheues verriethe? Es gehört nicht zum Ton warm zu werden, und man will Grazie, nicht Energie des Ausdrucks; man ſteuert auf eine Superfeinheit los, die zur Klippe der Sprachverderbniß werden kann. Wo nichts ſo ſehr ſcandaliſirt, als das Lächerliche der Freimüthigkeit, als der Eifer für Sitten und fromme Tugend, da macht die Nation eine Satyre auf ſich ſelbſt, ohne es zu merken. — Sie glauben doch nicht, daß ich übertreibe? Ei, ſo machen Sie die Probe mit dem einzigen Worte: Ehre. Fragen Sie die Damen, die mit gelehrten Männern leben; fragen Sie die Junker, die ſich Dirnen halten, Wittwen- und Waiſen-Gelder verpraſſen, auf Bürger und Bürgerinnen losſchlagen u. ſ. w. Alle werden Ihnen verſichern, daß ſie Ehre haben, daß ſie auf Ehre halten; ja, ſie ſchwören auf dieſe Ehre! Auch haben ſie die Ehre an den Höfen zu erſcheinen. So muſtern Sie weiter alle Stände hindurch das tägliche Looſungswort, und ſagen Sie dann aufrichtig, ob ſie dieſe ſogenannte Ehre nicht für eine Misgeburt des Hochmuths anerkennen; ob ſie nicht hier eine abſcheuliche Sprachverderbniß erblicken, welche beweißt, daß wir ſehr civiliſirt ſeyn, und doch ſehr wenig Zartgefühl haben können. Verſuchen Sie es, und ſprechen Sie mit dem Ihnen eignen innigen Ausdruck. Wie ſehr Ihnen Tugend und Wahrheit heilig ſey; Viele werden Sie gar nicht verſtehen, manche werden ihren Ausdruck albern finden. — An jene Verkehrtheit im Wortgebrauch ſchließt ſich noch eine Andere an, die auf dem Misbrauch unſerer ausgebildeten Sprache überhaupt beruht. Es iſt das die Geſchicklichkeit, die Thatſachen in ein ſchiefes Licht zu ſtellen, oder Jemanden eine luſtige Rolle ſpielen zu laſſen, um die feine Welt für die Verbannung der Lüge und Verleumdung ſchad-

---

*) Der Setzer hat beim erſten Briefe in No. 42 wir wiſſen nicht warum, aus der gewiſſenhaften Dame eine gewiſſe gemacht.

Ausgegeben den 27. May.

los zu halten. Für dieſe Unterhaltungskunſt ſollten wir das gute alte Wort: Afterreden vom Nächſten, wieder in den Gang bringen. Es wird ziemlich das ausdrücken, was unſere Lehrmeiſter, die Franzoſen, medisance nennen, und was Einer von ihnen, zum Heil der Staaten, hoffentlich ironiſch, für ſehr nothwendig hält, weil es der Geſellſchaft Leben und Bewegung mittheile. „Denn,“ ſagt er, „die medisance macht die Gemüther für „die Neugier empfänglich, Neugier führt aber zum „Wohlleben und Mitleid, beſonders bei den Frauen, „dieſem intereſſanten Theile der Geſellſchaft, ohne „welche man blos bei wichtigen Gelegenheiten mediſiren würde.“ — Wollen Sie noch eine Probe, wie wortirre und wund wir ſeyn müſſen, ſo merken Sie auf den Unwillen, den ſich freimüthige Schriftſteller zuziehen, wenn ſie die Worte in ihre alten Rechte einſetzen, wenn ſie da ſtarke, bedeutende Worte gebrauchen, wo unſere Delicateſſe mit ſammtnen Katzenpfötchen geſtrichen ſeyn, wo ſie kaum Anſpielungen dulden will. Da vermißt man den Augenblick, Anſtand, Decenz, Manier, lauter niedliche Wörtchen, hinter die ſich Kriecherei, Halbheit und Verſtummen verbergen ſoll. Verſtehen Sie mich; ich verlange da Kraft und Freimuth, wo Reinheit der Abſicht und Wichtigkeit des Gegenſtandes die Rede unſeres Mundes lenken ſoll. Da muß das bezeichnende, das ganze Wort, das Wort ohne Firniß gelten. Finden Sie denn in dem höchſten Buche, in der Bibel etwas von Anſtand, Decenz, Manier und dgl. wo es galt, Wahrheit zu predigen, Unrecht zu ſtrafen, Laſter zu bekämpfen, Thorheit blos zu ſtellen? Dort ſagte ein Hofprediger des alten Teſtaments wohl eher einem Gewaltigen der Erde ins Geſicht: „Du biſt ein Mann des Todes!“ —

So ſteht es nun mit uns im Schreiben und Geſpräch. Steht es viel beſſer im politiſchen Tone, in der Kanzleiſprache? Hie und da vielleicht. Wenn aber der moraliſche Reſpect für den richtigen Wortgebrauch bei unſerm neuen Conſtitutionsweſen nicht zur leitenden Maxime wird, ſo dürften wir weder unſere Sprache, noch unſern Character friſch und edel herſtellen. Wir müſſen nun dahin ſtreben, daß wir endlich den böſen Swift ſelber zum Lügner machen, der von einer Staatslügenkunſt ſchrieb, und gar Vorſchläge zu Errichtung einer großen Lügnergeſellſchaft gethan hat. Doch warum führe ich Sie in die Politik? — Ihr Beruf iſt in der Geſellſchaft. In Ihrem Kreiſe wird Ihr gutes Beiſpiel den Worten Tugend und Redlichkeit wieder lebhaften Cours verſchaffen, anſtatt der Decenz, die es zuweilen heimlich auch mit dem Laſter hält, und die ſich gern nach der Mode richtet, und ſtatt der feinen Lebensart, die ſich manche Kränkung oder Nachläſſigkeiten erlaubt, welche das Gemüth des Redlichen verwunden, der nicht zu glänzen verſteht, oder nicht glänzen mag.

Leben Sie wohl! Ihr ꝛc.

Noch einmal vom Wetter.

Wir haben jüngſt den Leſern die Bedenken mitgetheilt, welche der berühmte Aſtronom Bode gegen die Begründung einer Witterungskunde aufgeſtellt hat. Jetzt wollen wir die Stimme eines Mannes vernehmen, der die Hoffnung dazu nicht aufgiebt, und ſie auf ein beynahe 40jähriges Studium und vieles Nachdenken bauet. Der Herr Profeſſor und Conſiſtorial-Secretär Dittmar in Berlin hat nämlich in einem Schriftchen die diesjährige zu erwartende Witterung im Sommerhalbenjahre im voraus zu verkündigen geſucht, und über Gegenſtände der Witterungskunde Vorerinnerungen vorangehen laſſen.

Er ſtimmt darin mit Hn. Bode überein, daß er den Geſtirnen den Einfluß auf des Bauers Beſtellzeit, und unſrer Weiber Waſchfeſte abſpricht, auch den Mond will er nicht für den Gebieter unſers hellen oder Wolkenhimmels anerkennen, und widerſpricht den bekannten Behauptungen Toaldo's. Er will auch nicht an unſern Barometer, Hygrometer, Ombro- oder Hyetometer und andere dergl. Künſteleien, und giebt den erſten ein Haupthinderniß der Fortſchritte der Witterungskunde ſchuld.

(Uns dünkt allerdings, die gelehrte Pedanterie habe viel Spielerey mit der Menge Luft-Regen-Gas-Wind- ꝛc. Meſſer getrieben, ohne in der Vorausſicht der Erſcheinungen im Dunſtkreiſe um einen Schritt weiter zu kommen. Manche, die ſich ihrer zum Theil ſo zuverſichtlich als unpaſſend bedienen, ſollten ſich erſt für ſich nach einem Kopf-Meſſer umſehen, um zu wiſſen, ob ſich nicht ein Inſtrumentalwahn eingefunden habe.)

Hr. Dittmar unterſcheidet dreierley Witterung, die Zonal- oder Allgemeine- die Klimatiſche- oder beſondere- und die Lokal- oder ganz beſondere Witterung. Hiernach zeigte ſich dem Verf., durch einen Wink von Garve erhellt, der Weg zur Kenntniß des fraglichen Gegenſtandes: daß man nämlich die allgemeinen Grundſätze zuerſt aufſuchen, von dieſen zu den beſondern, und dann zu den einzelnen Verhältniſſen übergehen müſſe. (Das iſt ein faſt unabſehbares Feld für den ernſten Forſcher der Natur; aber, wenn jede Naturerſcheinung nach unwandelbaren Geſetzen erfolgt, und ihren zureichenden Grund in der chemiſchen, phyſiſchen und mathematiſchen Verbindung der materiellen Welt hat, ſo muß eine anhaltende, und richtige angeſtellte Beobachtung endlich, wenn auch ſpät zu mancher Entdeckung führen, die wir jetzt nicht zu ahnden wagen. Seit wie lange haben wir denn die Entdeckung der Geſetze der Gravitation ꝛc.? Wer hat ſo lange und ſo gerne die Bearbeitung der Naturwiſſenſchaften aufgehalten; wer hat einen Gallilei in Kerkern ſchmachten laſſen, weil er mehr vom Himmel über uns wußte, als unwiſſende oder boshafte Prieſter? Wo man den Glauben an geiſtliche Fabrikwunder unterhält, da wird der Blick in die wahrhaft wundervolle Werkſtätte Gottes noch lange umnebelt bleiben.)

Der Vf. geht nun davon aus, „daß man die Vorherſagung der Witterung nicht als einen Gegenſtand der Kurioſität anſehen, ſondern in allen Staaten von Europa als einen Gegenſtand eines gemeinſamen Intereſſe behandeln, und über die Beobachtungen ꝛc. communiciren, und vor allen Dingen die Kunde der Zonalwitterung auf eine ſichere Baſis zu bringen ſuchen müſſe.“ Erſt dann könne man zur klimatiſchen Witterung und ſo weiter gehen. Hierbei ſeien die Wetterbeobachter blos als ſehr nützliche Handlanger zu gebrauchen, nicht als Baumeiſter.

Den Grund der tägl. Witterung ſetzt der Verf. theils in den äußern Bau des Erdballs, in die individuelle Beſchaffenheit ſeiner Oberfläche, theils in den, durch Einwirkung der Sonnenſtrahlen ihn umgebenden Luftkreis. Aus dieſer Lage erklärt er den vorzüglich großen Witterungswechſel in der ſogenannten nördlichen, gemäßigten Zone, mit beſonderer Rückſicht auf die Gebirgsketten und ihre Schneelinie, die Schneeabdunſtung in der guten Jahreszeit, und die fortrückende Erleuchtung und Erwärmung. Er berechnet den Flächenraum der Gebirge in Europa auf die Hälfte dieſes Erdtheils, und davon ſey etwa $\frac{1}{6}$ auf den höchſten Bergen im Sommer noch mit Schnee bedeckt. Dann fange derſelbe von der Mitternachtsſeite her an abzudunſten, und hievon hänge der trübe Himmel und das Regenwetter in der guten Jahreszeit ab. — Er tröſtet uns, daß wir in langen Zeiten nie mehr ſo anhaltend naſſe Sommer, wie bisher, haben würden, weil dem durch den Eisbruch am Nordpole auf Jahrhunderte vorgebeugt, und ſein Eiskranz uns um 60 Meilen entfernter ſey. — Er geht ſodann die mitwirkenden Urſachen durch, wie z. B. den Umſchwung des Erdballs, deſſen Schatten, die elektriſche Materie ꝛc. um darzuthun, daß auch hiebey mit der Zeit eine Berechnung ihres Einfluſſes möglich ſey. Jetzt könne man die Dunſtkreisveränderungen freilich nur analytiſch erklaren, er hofft aber vom Streben des menſchlichen Geiſtes, daß es einſt auch ſynthetiſch möglich werde, wenn die Erforſchung der allgemeinen Naturgeſetze unabläſſig fortgehe. Hierauf werden unter 50 Numern eine Menge Erfahrungsſätze mitgetheilt, die doch wohl manchen ſchätzbaren Beitrag zur Erkenntniß abgeben. S. 95 behauptet der Vf., daß Europa um viele Grade ſeit 2000 Jahren wärmer geworden und giebt Data dafür an. (Schon gut; aber da, wo, während die edlen Forſt-Inſtitute die Forſtkultur verbeſſern, die Finanzmänner die Holzpreiſe, vermuthlich der Kultur zu Liebe, immer höher ſteigern, da ſpürt man doch noch weit mehr Lücken im Beutel, als Wärme in den Stuben, und man ſollte den Verf. in Anſpruch nehmen, uns das Kunſtſtück S. 45. umſtändlicher zum Beſten zu geben, wie man ein kaltes Klima, den kaltherzigen Förſtern zum Trotz, in ein wärmeres verwandeln möge) Die Windentſtehung und deren Folgen ſind S. 106 ꝛc. entwickelt. Hoffentlich ergiebt dieſer Auszug, daß der Hr. Vf. viel Fleiß auf ſeinen Gegenſtand gewendet habe, und daß er vielleicht einer weitern Beachtung werth ſey. Sein Plan ſcheint groß gedacht. — Zuletzt kömmt er nun auf die Witterung dieſes Sommers, und trägt ſeine Vermuthungen darüber vor, die auf obige Maximen, auf die Erkundigungen der Schneelagen der Gebirge ꝛc. gebauet ſind. Er ſucht das Vertrauen dadurch zu begründen, daß er ſich auf ſeine am 27. Sept. v. J. geſchehene Vorherverkündigung eines milden, nicht lange anhaltenden Winters beruft, wornach die ſtrengſte Kälte wirklich ſo, nämlich nach dem 19. u. 20 Dec. und bis zur Mitte Januars eingetroffen ſey ꝛc. Wir ziehen nun kürzlich folgendes aus: der März ſoll zuletzt kühle Winde, Schneeflocken und Regentage bringen, der April vom 13. an, mehr warm ſeyn, einige heitere erquickende Tage geben, zwiſchen dem 16 — 20ſten nicht ſehr warme Regenſchauer. In den letzten Tagen würden alle Bäume in Blüthen treten, eher von kalten Winden und Strichregen als von Raupen leiden. — (Das Blühen trifft hier Orts zu, und der Mangel an Raupen auch.) Es werde wenig Inſekten, deſto mehr Mäuſe, Hamſter und Maulwürfe geben. Mai ſchön, kühle Morgenlüfte, in den Pankratiustagen ſeien Nachtfröſte zu beſorgen, und Strichregen. Junius, vom 12 — 14n kalte oder Regentage, überhaupt ziemlich feucht, gegen das Ende trockener. Julius auch manche unwillkommene Regentage für Badegäſte, übrigens ſehr fruchtbar. Auguſt, ſchön, kocht wenig aber gute Trauben. Am Rhein und andern Flüſſen ſeien Waſſerſchäden zu beſorgen. September, heiter und angenehm, obſtreich. Im Ganzen ein etwas weniger trockener Sommer, als der von 1818, aber doch warm und fruchtbar.

Als Zugabe hat der Vf. ein Schema zu 3 Tabellen, 1) für tägliche Beobachtung atmoſphäriſcher Erſcheinungen, 2) für monatliche Beobachtungen vegetabiliſcher Erſcheinungen bey atmoſphäriſchen Veränderungen und 3) für monatliche Beobachtung animaliſcher Erſcheinungen bey atmoſphäriſchen Veränderungen beygefügt. Sie können allerdings kleine Hilfsmittel abgeben.

Die Vorrede bittet um Verbreitung der Schrift; dazu hat unſre Anzeige gern helfen wollen. Sie iſt auch der hohen Bundesverſammlung zugeeignet worden, um ſie in ihre Lade zu legen, wie der Vf. ſich ausdrückt. Liegt aber da nicht ſchon zu viel? —

Das Sehen. (Beſchluß.)

Einheit beider Geſichtsfelder, Doppelſehen.

Eben im vorhergehenden Abſchnitte habe ich die Art beſchrieben, wie man ſich mittelſt der feurigen Kreiſe von der wechſelſeitigen Deckung beider Geſichtsfelder überzeugen kann. Daſſelbe kann man auch auf folgende Weiſe.

Man trage die Diſtanz beider Pupillen ſeiner Augen auf ein Blatt Kartenpapier und mache an den bezeichneten Stellen zwei Oeffnungen. Wird nun das Blatt knapp an die Augen gehalten, und man ſieht vor ſich ins Weite mit jedem Auge durch die ihm entſprechende Oeffnung, ſo fallen beide Oeffnungen in eine zuſammen. Daſſelbe geſchieht, wenn man ſtatt den Oeffnungen zwei ſchwarze Punkte macht. Dieſe Punkte entſprechen den Mittelpunkten der Geſichtsſphären jedes Auges. Dieſe Punkte, obgleich auf dritthalb Zolle von einander entfernt, fallen in Einen zuſammen, alſo auch die Geſichtsfelder.

Nun drang ſich mir der Gedanke auf, daß wohl auch bei größerer Entfernung beider Augen, und bei veränderter Richtung der Pupillen, wo ſie z. B. krummlienig wie bei Thieraugen auseinander ſtehen, eine Vereinigung beider Punkte ſtatt finden könnte. Ich nahm deßhalb ein Blatt. bog deſſen Rand etwas der Länge nach unter einem ſenkrechten Winkel, und zerſchnitt das Umgebogene in der Mitte, damit ich es über der Naſenwurzel beugen könnte, und machte auf dieſen Saum, deſſen Rand nach Auſſen gewendet ſtand, in der Diſtanz beider Pupillen zwei ſchwarze Punkte. Rückte ich nun den Saum nahe vors Auge und ſahe gerade vor mich hin durch denſelben in die Ferne, ſo waren beide Punkte in einen vereinigt.

Hielt ich das Papier in derſelben Lage befeſtigt, und drückte nun mit den Zeigefingern oben von der Seite der Stirne hereinlangend, beide Augen von innen nach auſſen, daß beide Augenachſen auseinander giengen, ſo bewegte ſich der linke Punkt rechts über den rechten, und dieſer umgekehrt auf vier bis fünf Linien Diſtanz von einander, und erſt nachdem ich neben jenen Punkten nach Auſſen auf zwei Linien weit zweie zeichnete, fielen dieſe wieder in einen zuſammen. Es läßt ſich vermuthen, daß bei größerer Divariation der Augen, wenn ſie möglich wäre, daſſelbe ſtatt finden müßte, da in beiden Fällen nur ein quantitativer Unterſchied da iſt. Alſo wären auch bei divergirenden Augenachſen die Geſichtsfelder in eins vereinigt.

Wenn man auf Entfernung einiger Schritte einen Gegenſtand anſieht, und drückt nun beide Augäpfel auseinander, ſo rückt das Bild des rechten Auges nach links, das des linken nach rechts, indeß in der Mitte zwiſchen beiden der pulſirende Fleck ſich zeigt, der beim Drucke der Augen überhaupt zu erſcheinen pflegt, und der dem Mittelpunkte der Retina entſpricht. Wenn bei divergirenden Augenachſen zwei Geſichtsfelder entſtehen ſollten, ſo müßte der geſehene Gegenſtand in gleichnamiger Richtung mit dem Auge ſich bewegen.

Alſo nicht blos, weil beide Augenachſen an ihren Enden ſich vereinigen, ſondern auch ohne dieſem ſind beide Geſichtsfelder immer in eins vereinigt.

Ich denke mir die Möglichkeit dieſer Erſcheinung auf folgende Weiſe. Jedes Auge kann, ſo lange das Bewußtſeyn ganz in deſſen beſondern Begränztheit verſunken iſt, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches in Beziehung auf die Auſſenwelt ſein Vornen, Oben und Unten. ſein Links und Rechts hat. Daſſelbe gilt von dem Taſtſinn. Alle dieſe Begriffe aber ſind relativ, und gelten nur in Rückſicht des Subjects und ſeines räumlichen Verhältniſſes zum Objecte. Da es nun ein und daſſelbe Bewußtſeyn iſt, was die hier vorausgeſetzten beſondern Individualitäten der Sinne in Einheit verbindet, ſo müſſen auch alle einzelnen Relationen in eine einzige zuſammengehen. Ein gleiches müßte auch dann ſtatt finden, wenn mehrere Menſchenindividuen in ein höheres vereinigt werden könnten. Im Gegentheile wieder könnte es eine Art Doppelſichtigkeit geben, welche, ohne daß die räumlichen Verhältniſſe der Organe geändert würden, eine Krankheit der Seele, als ein Zerfallen der Einheit des Bewußtſeyns in ſeine untergeordneten Sphären zu denken wäre.

1) Wenn das einzelne Auge ſeine Individualität in Hinſicht des Geſammtbewußtſeyns verliert, ſo daß Vorne jedes derſelben in eins zuſammenfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht in der Relation des Auges zu den Gegenſtänden, in ſoferne ſie nach dieſer oder jener Seite vom Mittelpunkte des Geſichtsfeldes liegen. Was für das eine Auge von der Sehachſe rechts, für das andere links liegt und umgekehrt und eben ſo nach oben und unten, wird auch ſo geſehen. Es werden alſo Gegenſtände, die zwiſchen beiden Sehachſen liegen, immer doppelt geſehen werden müſſen, wenn gleich die Mittelpunkte der Sehfelder in einen zuſammenfallen. Bei entfernten Gegenſtänden wird dieſes Doppeltſehen unbemerkbar ſeyn, weil die Relationen derſelben zu einem wie zu dem anderen Auge wegen Länge der Entfernungslinien und Kleinheit der Winkel faſt dieſelben bleiben. Nicht ſo in der Nähe, wo die Relationen eines und deſſelben Punktes auſſerhalb der Augen, zu jedem einzelnen derſelben immer geſchiedener werden, je bedeutender die relative Größe der Entfernung beider Augen zu den übrigen Entfernungen wird.

Am auffallendſten wird die Doppeltſichtigkeit, wenn beide Augenachſen nahe vor der Naſenwurzel einander durchſchneiden, indem man z. B. auf den vorgehaltenen Finger ſieht. In dieſem Falle gehen ſie hinter dem Durchſchnittspunkte weiter auseinander und es fallen viele Gegenſtände zwiſchen ſie, die von dem einen Auge rechts von dem andern links geſehen werden, und die dann bei Vereinigung der Geſichtsfelder doppelt durch einander ſtehen. Die Doppelſichtigkeit iſt alſo der Natur des Sinnes gemäß, und kömmt nur deswegen weniger zum Bewußtſeyn, weil die Aufmerkſamkeit jedesmal vorzüglich auf die ſich am Gegenſtande vereinigenden Achſenpunkte concentrirt iſt, und nebſt dem, daß gewöhnlich ein Auge ſchwächer iſt als das andere, ſo beſitzt der Geſichtsſinn noch eine Art Abſtraktionsfähigkeit, vermöge welcher er bald in der Sphäre des einen bald des anderen Auges ſich feſthalten kann.

2) Es giebt ferner noch eine andere Art Doppelſichtigkeit, aber nur eines einzelnen Auges. Wenn man den Augapfel nahe ober- oder unterhalb der Hornhaut gelinde drückt, ſo werden die Bilder der Gegenſtände kleiner, deutlicher, und es treten von ihnen auf eine oder die andere Seite nach Verſchiedenheit des Druckes matte Nebenbilder ab.

Daſſelbe geſchieht, wenn man den äuſſeren Augenwinkel nach Auſſen zieht. Einigemal dauerte dieſe Doppelſichtigkeit bei mir mehrere Stunden, nachdem ich den Augapfel über Nacht mit einem Säckchen Eiſenfeilſpäne beſchwert hatte. Ich glaube, daß ſich dieſe Erſcheinung auf die Erfahrung der neueren Phyſiker reduciren läßt, vermöge welcher das Licht einfach brechende Subſtanzen durch Druck und Spannung doppelbrechend werden, (Brewſter.)

3) Endlich gehört hieher die, nur bei Kurzſichtigen ſtatt findende Vervielfachung der Gegenſtände, wenn ſie aus dem Punkte ihres deutlichen Sehens getreten ſind. Trete ich langſam vor einem Buche zurück über die Diſtanz meines deutlichen Sehens, ſo werden erſt die einzelnen Buchſtaben verwirrt, indem ihre Nebenbilder über die Grundbilder laufen. Bei weiterer Entfernung geſchieht daſſelbe mit den Linien auf eben die Art, wie ich es oben Nro. XV. von den parallelen Strichen beſchrieben habe. Vielleicht ſind die Subſtanzen im Auge der Kurzſichtigen in einer Ueberſpannung und eben deßwegen doppelbrechend, und werden durch den Hornhautſchnitt einfachbrechend, wenn durch die Entleerung der Flüſſigkeit die Ueberſpannung gehoben iſt.

Wenn man ſich beim ſtillen in ſich gekehrten Phantaſiren im Finſtern, oder bei geſchloſſenen Augen, beobachtet, ſo wird man ebenfalls leiſe Bewegungen des Auges gewahr, die wahrſcheinlich die Vorſtellungen des Geſichtsſinnes begleiten. Das Auge hat auch ſeinen Taſtſinn, und man könnte behaupten, daß dieſer in ihm viel weiter ausgebildet iſt, als in irgend einem anderen Bewegungs-Organ. Die Bewegungen der Augen bei Blinden ſind wahrſcheinlich nichts anderes, als beſtändige Thätigkeiten des Taſtſinnes, welche entweder das Denken begleiten, oder die Vorſtellungen des Taſtſinnes der Hände auf einen kleineren leichter zu handhabenden Maaßſtab reduciren. Daher hat das Auge der Blinden dennoch einen Eindruck des Geiſtes, obwohl man wegen Mangel des Lichtſinnes vermuthen ſollte, daß es ganz das Gepräge der Lebloſigkeit an ſich tragen müßte. Obwohl dieſe beſchreibende Bewegungen des Auges ſehr ſchnell und in äußerſt kleinen Diſtanzen geſchehen, daß ſie kaum an den Augen eines Andern bemerkt werden ſollten, ſo ſind doch ſie es nach meiner Meinung vorzüglich, die das Weſen des menſchlichen Blickes ausmachen, der entweder ſchwankend und planlos iſt, wie bei Narren, oder träg und unbeſtimmt wie bei Blödſinnigen, oder geordnet munter lebhaft, oder langſam und fixirend, ruhig, gleichmäßig ſich bewegend mit ſtrenger Auffaſſung der einzelnen Momente, wild oder ſanft, ſtark, ſchwach ins Anſchauen verloren, geiſtvoll oder geiſtlos, und wie alle die unendlichen Modificationen deſſen ſeyn mögen, die eine eigene höchſt intereſſante Geiſterſprache conſtituiren, die nur der zarteſte phyſiognomiſche Sinn zu verſtehen vermag. Beim vollkommen durchgeführten Sehen wird der Sehpunkt durch alle, wie immer markirte Stellen und Linien des Gegenſtandes bewegt, beim oberflächlichen Sehen nur durch einzelne Punkte und Linien, indem das übrige überſehen, oder nur unbeſtimmt von der Seite aufgenommen, oder als längſt bekanntes durch die Einbildungskraft ergänzt wird.

Es wäre ein wichtiger Gegenſtand der pädagogiſchen Methodik, die Auffaſſungsthätigkeit des Auges in feſte naturnothwendige Regeln zu bringen, wodurch einzig und allein folgerechte Uebungen begonnen, und bis zur Virtuoſität, dem höchſten Ziele aller Erziehung, geſteigert werden können.

Zur Philoſophie des Rechts und der Staatsgeſellſchaft.

Jedes moraliſche Weſen iſt — abgeſehen von Erfahrungsſätzen — unabhängig von fremder Willkühr, alſo auch von jeder Herrſchaft, der es ſich nicht aus Gründen unterworfen hat. Wer außerdem mich beherrſchen will, der kränkt meine Rechte; zwiſchen ihm und mir iſt Urſache zum gerechten Kriege meiner Seits; obgleich ihn zu vermeiden oft Pflicht ſeyn kann. Ein auf bloße Gewalt gegründeter Staat exiſtirt nicht rechtmäßig; aber er kann ſich nach und nach dem Rechtmäßigen nähern, in ſofern ſich z. B. die wohlgeſinnten Einwohner für ſeine Fortdauer wegen der (zufällig) vernünftigen Regierung intereſſiren. Auf dieſe Weiſe haben viele (die meiſten) unrechtmäßig begonnenen Staaten eine rechtliche Sanction mit der Zeit erhalten; aus dem erzwungenen Gehorſam wird ein freiwilliger, und ein ſtillſchweigender Vertrag knüpft das Band Rechtens. Man folge uns einmal rückwärts. Wenn wir zuerſt die Menſchen blos als unter der Herrſchaft der Natur ſtehende Geſchöpfe betrachten, ſo müſſen wir dem, der noch nicht weiß was Vernunft iſt, oder der noch keine Fertigkeit in der Tugend erlangt hat, wenn er auch blos den Regeln des Appetits folgt, eben ſo viel Recht auf das Leben einräumen, als dem, der ſich nach den Geſetzen der Vernunft richtet. Er hat alſo das Recht auf alles, was ihm ſein Trieb eingiebt. St. Paul ſagt ſelbſt: „vor dem „Geſetz d. h. unter der Natur, kann der Menſch „nicht ſündigen." Wir leben mit dem Triebe und der Verbindlichkeit, unſer Naturweſen zu erhalten, während wir noch weder mit Vernunft noch mit der Tugend vertraut ſind, was oft ſehr lange dauert. In ſofern uns alſo die Natur den augenblicklichen Gebrauch der Vernunft verſagt, wo bleibt die Verbindlichkeit, ihren Regeln zu folgen? das hieße der Katze befehlen, ſich nach den Geſetzen der Löwennatur zu richten. Alſo unterſagt uns die Natur weder Haß, noch Zwietracht, noch Zorn und Betrug, noch was ſonſt der Appetit will. Sie iſt ja nicht in die Grenzen der menſchlichen Vernunft eingebannt, als welche ihr Zi[illegible]os in die Erhaltung und den Nutzen der Menſchen ſetzt. Das Wort Natur, wovon der Menſch blos ein ganz kleines Pünktchen iſt, begreift eine Unzahl von Dingen, die ſich auf eine ewige Ordnung beziehen; ſie begreift jenes unantaſtbare Geſetz, das allen Dingen das Daſeyn, das Leben und die Bewegung mittheilt. Daher kann uns auch manches abgeſchmackt, lächerlich oder böſe vorkommen, weil wir nur eine oder die andere Seite der Dinge kennen, und ſelten die Verbindungen in der Natur verſtehen, aber darum gerne möchten, daß ſich Alles nach den Regeln unſerer kleinen Vernunft richtete. — Treten wir nun wieder in das Gebiet der Geſchichte und Erfahrung herüber, und richten wir unſere Aufmerkſamkeit auf den intellectuellen Theil unſerer Natur, da vermiſſen wir, bey der gleichzeitig wilden Tendenz der Natur der Mitmenſchen, die nöthige Sicherheit, wenn wir nicht Geſetze befolgen, die unſern wahrhaftigen Nutzen und unſere Ruhe bezwecken und gewähren, alſo auch einen wechſelſeitigen Beiſtand befördern. Wir ſehen ein, daß wir jenes natürliche Recht abgeben müſſen, um es in Gemeinſchaft fortzubeſitzen, und daß wir dem natürlichen Trieb oder Appetit einen Zaum anlegen müſſen, ſo weit er Andern Schaden zufügt. Furcht eines größern Uebels, Hoffnung eines größern Gutes liegt alſo zum Grunde jeder Geſellſchaft; weswegen wir ſogar auch manche weniger vernünftige Anordnungen der zur Erhaltung des Vereins erforderlichen Regierungsgewalt in der Regel ohne Widerſtand zu dulden haben. Bey dieſer thieriſch moraliſchen Doppelnatur des Menſchen macht alſo weder die Thatſache, noch die Hypotheſe von Gottes Gnaden, den Rechtsgrund aus, warum Befehl und Gehorſam ſtatt habe. Jene nicht, denn, wenn der Souverain nicht mehr die Stärke hat, ſein Anſehn zu behaupten, ſo verliehrt er das Recht Gehorſam zu fodern, deſſen ſich ein Anderer bemächtigt. Dieſe nicht, weil der Souverain die ſtillſchweigend aufgegebenen Rechte der Andern ausübt, nämlich die Grundgewalt der Menge. Es verbindet ſich daher bey dem Souverain Pflicht mit eignem Vortheil, um vernünftige Geſetze zu geben, und darnach zu verwalten, dergeſtalt, daß das Gemeinwohl möglichſt befördert, Gerechtigkeit und Frieden gehandhabt würde. Dann iſt auch ein Gehorſam möglich, der den Menſchen nicht zum Sclaven macht, weil Sclaverey von der Art und Weiſe, wie man gehorchen muß, abhängig iſt. Da, wo das Intereſſe des Herrn und nicht der Unterthanen das Ziel iſt, da iſt Knechtſchaft. Der Knecht muß den Nutzen des Herrn beſorgen; das Kind handelt für ſich, indem es dem Vater gehorcht; der Unterthan, der dem Souverain gehorcht, thut es um des gemeinen Beſten, folglich um ſein ſelbſt willen. — Wenn man von dieſen hier nur kurz angedeuteten, zum Theil von ältern Philoſophen entlehnten Sätzen ausgeht, ſo kann man ſich mit einigen neuern Schriften über dieſen Gegenſtand wenig befreunden. Wenn Rouſſeau's Theorie den öffentlichen Willen, der als ſolcher kein Recht giebt, an die Stelle der Vernunft ſchob, ſo iſt das wohl ein Fehlgriff; wenn Kants Vernunft den Staat poſtulirt, ohne über den Urſprung grübeln zu dürfen, ſo ſcheint verwechſelt zu ſeyn, was die Vernunft heiſcht mit der Exiſtenz der wirklichen Staaten. Nun zu ein paar der neueſten Schriften.

Auf Kantiſchen Wegen hat ein Herr Hofrath Brückner die Natur und den Urſprung der Rechte zu verfolgen geſucht, in Essai sur la nature et l'origine des Droits, ou Deduction des Principes de la science philosophique du Droit. 2e Edit. à Leipzig 1818. Er hat als Deutſcher doch die franzöſiſche Sprache gewählt, um der kritiſchen Philoſophie mehr Eingang im Auslande zu bahnen. Vielleicht iſt nur das Titelblatt neu, weil etwa die erſte Auflage keinen Abgang fand. Der Vf. gehört zu denen, die Moral- und Rechtsgebiet auf ganz verſchiedene Grundprincipien zu bauen ſich bemühen. Beim geſellſchaftlichen Zuſtande unterſcheidet er Politik des Intereſſe und natürliche Politik. Er gründet die letzte auf das Factum der Gleichheit der urſprünglichen Rechte, denen er in allen Fällen juriſtiſche Verbindlichkeiten oder Pflichten gegenüberſtellt, und aus dieſer Politik leitet er die Entſtehung der Grundverträge des Geſellſchafts-Vereins ab. Da die Hauptlinien dieſes Syſtems ſchon bekannt ſind, ſo wenden wir uns zu einer zweiten Schrift: „Die Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, oder Theorie des natürlich-geſelligen Zuſtandes, der Chimäre des künſtlich-bürgerlichen entgegengeſetzt," wovon der 2e u. 3e Band nun auch heraus ſind. Die Benennung hat uns immer eminös geſchienen. Für verwöhnte vernehme Gaumen iſt ein Reſtaurateur im Palais Royal immer der rechte Mann. Es iſt kein Zweifel, Herr von Haller, als politiſcher Reſtaurateur in der freien Republik von Bern, wird vornehmen Zuſpruch genug bekommen; zumal da er, wie ein ſpeculativer Gaſtwirth, einige Schüſſeln mit unterſchiebt, die auch ein Nichtfeudalgaſt annehmlich finden kann. — Nach der Natur werden bey Hn. v. Haller manche Menſchen mächtiger als andere. — Wer mächtig geworden iſt, kann allein die Schwächern ſchützen, (auch ſich dafür gut bezahlt machen, ohne zu fragen,) dieſe ſuchen (wegen des ſanften Zwanges) Schutz bey jenen von Gottes Gnaden Mächtigen, und dadurch entſtehen Staaten, und mit der Thatſache ſteht das Recht da, (oder man braucht letzteres nicht einmal.) Die Schwachen müſſen ſich fügen, dürfen keine Vorſchriften machen. — Jeder ſorgt im Staate zunächſt für ſich, (das wollen Meiners und Andere beſonders bey den Herren Patriciern von Bern bemerkt haben; alſo muß es wohl ſo ſeyn. Dort leidet ja unſer Vf. die Chimäre des künſtlich bürgerlichen Zuſtandes nicht, und die von M.l.n.n und Conſ. können ordentlich böſe auf die freien Schriftſteller werden.) Für das Allgemeine ſorgt Jeder nebenher, ſoviel zu einer gewiſſen Ordnung nothwendig iſt. (Und wieviel dazu nothwendig iſt, beſtimmt wieder allein der Mächtigere. Ihr andern haltet das Maul!) Dieſes, die verwöhnten Feudalmagen glücklich reſtaurirende, Syſtem bleibt nur die Antwort auf die Frage ſchuldig: worauf ſich das Recht des bürgerlichen Zwanges gründe? den Gemeingeiſt ſtellt es ganz ſäuberlich in den Winkel, und von einer Würde der bürgerlichen Geſellſchaft, als ſolcher, kann nicht die Rede ſeyn, wo blos die vornehmen Herren was gelten, welche, mit des Hn. v. Haller Erlaubniß vielleicht ſo gütig ſind niemals von ihrer Uebermacht Misbrauch zu machen, wiewohl es, wenigſtens vor Hn. v. Haller, auch in Bern mitunter geſchehen ſeyn ſoll. Wenn wir nicht irren, hat ſelbſt ſein wackerer Landsmann, Hr. v. Bonſtetten, ſo etwas fallen laſſen. Freilich hat Hr. v. H., um es nicht mit Allen zu verderben, die Fürſten auf andere Weiſe, z. B. beim Kriegführen ꝛc. wieder faſt zu ſehr beſchränkt, und übrigens arbeitet er (mit dem Papſte um die Wette) das Glück des Staatsrechts aus dem Mittelalter herzuſtellen. Dann ſoll die natürliche Freiheit beſſer aufblühen, als durch alle Conſtitutionen in der Welt. Allein er ſcheint uns den altdeutſchen Rock mit einem kurzen und langen Aermel, mit einer großen Taſche blos für die Mächtigen zu- und die Bedeckung für die Schwächern weggeſchnitten zu haben, und wir beſorgen ſehr, das Reſtaurationsſyſtem wird dem Vorwurfe der Chimäre nicht lange entgehen. Es kann nicht unſer

Vorſatz ſeyn, die verdienſtlichen Bemühungen, die zu präſumirende gute Abſicht des Hn. Vfs., und mehrere einzelne treffliche Stellen anzufeinden: aber Principien und Sätze, die dem Misbrauche ſo ſehr unterworfen ſind, und von gewiſſen Leuten begierig ergriffen werden, muß man mit mehr als einer Waffe beſtreiten. Man kann ſich auch der Ironie und ähnlicher Redefiguren erwehren, wenn uns eine Reſtauration vorgeſetzt wird, in welcher ſo viele Brocken obenſchwimmen, welche einen geſunden Magen zu verderben, und durch allerley Gewürze das Zulangen zu reizen im Stande ſind.

Romane, kleine Erzählungen, Gedichte u. ſ. w.

Es ſcheint, ſo weit die Anſicht eines Layen in dieſem Fache reicht, daß die Romanenliteratur ſich jetzt in einer Art Criſe befindet; (wollte Gott ſie erſtünde daraus nicht wieder, aber das wird wohl nicht geſchehn ſo lange es verdorbne Gelehrte und geiſtreiche (!) Damen giebt, die den müßigen Theil der Welt mit den Producten ihrer Launen verſorgen) die Criſe beſteht aber unſres Bedünkens darin, daß man verlegen iſt, welchen Anſtrich und Character man den Werkchen geben ſoll, um ſie beym Publicum beliebt zu machen; an Familiengemählden hat man ſich in Lafontaines Schriften müde geſehn, Räuber und Geſpenſterburggeſchichten ſind aus der Mode, der Befreyungskrieg ſpielt in allen Almanachshiſtorien eine große Rolle, und geahnt, geträumt und ſich geſchauert hat man in Fouque und ſeines Gleichen ſattſam. Göthe hat, um den Roman mehr ins Gebiet der Kunſt zu ziehn, die Bahn gebrochen, wenig, meiſt Frauen ſind ihm auf derſelben nachgefolgt. Frauen ſind nun an der Tagesordnung, Frauen ſind Heldinnen im Romans und am Schreibtiſch, ſie beurkunden den Geiſt der neuen Periode. Frauenwürde, Frauenlob ſäuſelt am Theetiſch von allen Lippen, man ſucht ſich ſeine Ideale in Romanen und macht ſie im Leben zu Carricaturen. Doch ſind wir weit entfernt die Schuld davon auf unſre neuſten Romanenſchreiber und reſpective Schreiberinnen zu werfen; wir erkennen ihr Talent an und bitten ſie unſre Frauen immerfort mit, ihrer ſüßen Confectmoral zu verſorgen, da ſie die derbere Koſt doch nicht — bald hätten wir ein der Frauenzartheit anſtößiges Wort gebraucht — vertragen können.

Was die 5 vorliegenden neuſten Producte betrifft, ſo wiſſen wir nicht, wo wir ſie hinthun ſollen. Offenbar gehören ſie nicht in die neuſte Periode, und ſie in die altern zu verweiſen, verbietet ihr neuſtes Erſcheinen. Einige darunter kommen aus Frauenhänden, die wahrſcheinlich nicht Beſſres zu thun wußten (!) alle ſind im Ganzen unbedeutend. Ein Herr Albanus hat Opiate für Kopf und Herz geliefert. Gut daß wir ſie nicht Abends geleſen, ſonſt würden ſie ihre Wirkung nicht verfehlt, und unſre Gedanken unterbrochen haben. Es ſind lauter kleine (Erzählungen kann man ſie nicht recht nennen) von denen ſich die meiſten in ein Bilderbuch für Kinder paſſen. — Herr von Sydow hat ſeinen Geiſt bis zu Silberblüthen gezwungen, wir können ſie aber nicht in ein Potpourri empfehlen. Sie beſtehn aus kleinen Erzählungen und Gedichten Der Kranz iſt (?) ein Seitenſtück zu Schillers Glocke; wir konnten es nicht über uns gewinnen, es ganz zu leſen. Ob wir Unrecht thaten, möge die Schlußſtrophe einer Ballade entſcheiden:

An des bekehrten Vaters Bruſt
Fliegt das entzückte Paar
Aus jedem Munde tönt mit Luſt:
Lebt glücklich immerdar!
Zur Mühle eilt im bunten Schwarm,
Gotfried an ſeiner Anna Arm,
Und bald klingt von des Thurms Gebäude
Der Glockenton zur Hochzeitsfreude.

Zwey Damen, Eliſabeth Selbig und Wilhelmine Willmar haben Schmetterlinge, kleine Erzählungen und Gedichte (?) in die Welt geſchickt; aus Galanterie wollen wir die leichten Dinger flattern laſſen wohin ſie wollen.

Mirthe und Schwerdt von derſelben Eliſabethe Selbig, iſt eine Erzählung aus dem letzten Krieg, (eine Art Nachahmung der Clara dû Pleſſis) recht artig, nur etwas zu weiblich und breit. Zu einer leichten Unterhaltung ſind wohl die Launen des Schickſals, ein Roman von Heinrich von Hallen, geeignet, auch eine Geſchichte aus den letzten Kriegen. Der Verfaſſer ſcheint ein junger Mann, der eine gewandte Feder hat.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 48. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Juny.

Die Rabdomantie, oder über das Vermögen durch eigenthümliche Empfindungen des menſchlichen Körpers, durch die Wünſchelruthe ꝛc. unter der Erde verborgene Metalle, Quellen und Steinkohlenlager zu entdecken.

Es iſt wohl Manchem aus Reiſen in die Schweiz und ſonſt bekannt, daß ſich gewiſſe Perſonen ein ſolches Vermögen zuſchreiben, und daß es beſonders **Waſſerfühler** unter ihnen gebe, wie noch neulich ein bekannter Schriftſteller mit Ueberzeugung verſichern wollte. So wird von einem gewiſſen **Pennet** behauptet, daß er über Steinkohlenlagern ſtehend, eine Art von Bitterkeit im Munde ſpüre. **Vinzenzo Anfoſſi**, der Abt **Cavani** u. ſ. w., wollen auch beſondere Gefühle von den unter der Erde verborgenen Mineralien ꝛc. ſpüren. Ein großes Aufſehen machten vor etwa 12 bis 15 Jahren die Proben eines Bewohners am Lagarda-See, Campeth, die Prof. **Ritter** von München ſelbſt unterſuchte, der hernach auch zu Amoretti und Volta reiſte.

An dieſe Erſcheinungen hat beſonders der in Mailand als Bibliothekar der Ambroſiana vor ein paar Jahren verſtorbene und vorhin genannte Hr. Carl Amoretti geglaubt, und unzählige Verſuche angeſtellt. (Prof. Thouvenel in Paris war auch dafür eingenommen; m. ſ. ſ. Melanges d'histoire naturelle, de Physique et de Chimie 3 Tom. 180[illegible]). Einiges von dem, was die Oeſt. vaterl. Blätter aus der Schrift des Herrn Amoretti ausgezogen haben, wollen wir unſern Leſern mittheilen; ſollte es auch in einiger Verwandtſchaft mit dem Zeichen der Zeit, dem Magnetismus ſtehen, oder noch ſehr problematiſch ſeyn, ſo verdient es doch einer Erwähnung in dieſen Blättern.

Der Nahme Rabdomantie bedeutet nach dem Griechiſchen: Verkündigung mittelſt einer Ruthe. Und in der That beſteht die Kunſt, welche man mit dieſem Worte hat bezeichnen wollen, darin, unterirdiſche Adern von Waſſer, Metall oder Erdharz mittelſt einer Ruthe und deren Bewegungen zu entdecken. Da indeß die Wünſchelruthe nicht das einzige Inſtrument iſt, deſſen man ſich hierzu bedienen kann, die Erſcheinungen auch ſehr viel mit der Electricität, vorzüglich dem Galvanismus und dem Voltaismus gemein haben und wohl einzig und allein auf Electricität beruhen möchten, ſo will ich nach dem Vorgange meines vortrefflichen Freundes, des Dr. Thouvenel, jene Benennung mit der (thieriſchen) Electrometrie vertauſchen.

Wie man erkenne, ob Jemand electrometriſche Empfindlichkeit beſitze.

Ungefähr der fünfte Theil der Menſchen iſt nach meinen Erfahrungen mit dieſer Empfindlichkeit begabt.

— Um, ob dieſes bei einem Individuum der Fall ſey, zu erforſchen, laſſe man demſelben irgend ein zweypoliges Stäbchen zwiſchen Daumen und Zeigefinger faſſen. Kommt das Stäbchen in eine kreisförmige Bewegung; ſo iſt das Individuum ſicher ein Electrometer. Ein magnetiſirtes Eiſenſtäbchen iſt hierzu am beſten geeignet, weil die kreiſende Bewegung eine entgegengeſetzte Richtung nimmt, wenn man es bey dem andern Ende anfaßt und es ſo ein deſto ſicherers Merkmahl abgiebt; doch läßt ſich dazu auch irgend ein anderes Metallſtäbchen, und jeder andere Electromotor brauchen. Man kann auch eine zweiäſtige Ruthe, ſie mag grün oder trocken ſeyn, oder den Stängel einer Pflanze, oder einen Federkiel mit Fahne zwiſchen den Fingern, wie das Eiſenſtäbchen faſſen; bringt man dann den Fuß oder die andere Hand mit Metall oder einem andern Electrometer in Berührung, ſo wird, wenn man wirklich electrometriſche Empfindlichkeit beſitzt, das gehaltene Inſtrument ſich drehen in der einen oder in der andern Richtung nach der verſchiedenen Natur der Electromotoren —

— Mit vollkommener Gewißheit kann ſich aber eine electrometriſche Perſon durch folgendes Verfahren überzeugen, ob ein anderer electrometriſch ſey oder nicht. Sie merke ſich mit Beſtimmtheit, wo ſie einen unter der Erde verborgenen Electromotor entdeckt hat, führe die zu unterſuchende Perſon dahin und gebe ihr ein electrometriſches Inſtrument in die Hand. Nun iſt es nicht genug, daß das Inſtrument dort kreiſe, es muß auch damit aufhören, ſobald man ſich von dem Electromotor entfernt, ohne daß es jene Perſon weiß; und es muß in entgegengeſetzter Richtung kreiſen, wenn man ſich unter ei-

Ausgegeben den 3. Juny.

nem rechten Winkel ſo weit vom Electromotor wegbegiebt, als er tief liegt.

Electrometriſche Inſtrumente, vorzüglich die Wünſchelruthe.

Beſchrieben werden hier: die Wünſchelruthe, der Pendel, das zweipolibe Stäbchen, und Ritters Balancier von verſchiedener Einrichtung.

Wie empfindet man die Electrometrie?

Allen electrometriſchen Individuen gemeinſchaftlich iſt die Beſchleunigung des Pulſes über poſitiven und eine Verlangſamung deſſelben über negativen Electromotoren, analog der Wirkung der beiden künſtlichen Electricitäten. Nicht gar zu ſelten ſind aber auch ſolche electrometriſche Individuen, die ſelbſt innere Empfindungen haben, wenn ſie über Electromotoren ſtehen oder ſie berühren, und dieſe Empfindlichkeit kommt in verſchiedenen Graden vor. Ueber poſitiven Electromotoren haben ſie gewöhnlich ein Gefühl von Kälte, über negativen ein Gefühl von Wärme. Sie bemerken die Richtung des unter ihnen ſtrömenden Waſſers dadurch, daß die Empfindung zuerſt in den Fußzehen erſcheint, wenn ſie dem Ort, wo das Waſſer herkommt, das Geſicht zukehren; kehren ſie aber demſelben den Rücken zu, ſo kommt die Empfindung zuerſt in die Ferſe.

Eine merkwürdige und wichtige Wahrnehmung iſt es, daß bei Schwangern der Unterleib immer eine electromotoriſche, bald poſitive, bald negative Thätigkeit zeigt, ſo lange die Frucht am Leben iſt, indeß bei Männern und nicht ſchwangern Frauen der Bauch immer ohne dieſe Thätigkeit iſt.

Aus jener bald poſitiven, bald negativen Eigenſchaft des Bauches bei Schwangern ließe ſich vielleicht auf das Geſchlecht des Kindes ſchließen, wenn nicht die Eyhäute, die verſchiedene Lage des Kindes, und der Umſtand daß bisweilen männliche Individuen ſich electromotoriſch ganz ſo verhalten, wie weibliche, und umgekehrt, einen ſolchen Schluß unmöglich machten ꝛc.

Sind die Pflanzen und wann electrometriſch?

Die Pflanzen ſind ſowohl im lebenden als im todten Zuſtande Electromotoren, und in dem lebenden verhalten ſich die Geſchlechtstheile wie in den Thieren, nämlich die Staubfäden oder männlichen Geſchlechtstheile ſind poſitiv, die Narben und Griffel oder weiblichen Geſchlechtstheile negativ. Alle Saamenhüllen (Pappi) ſind poſitiv, und behalten dieſe Eigenſchaft auch noch bey, wenn ſie verarbeitet werden, daher Baumwollenzeug und Papier aus Baumwolle immer poſitiv ſind, indeß Zeug und Papier von Lein oder Hanf ohne electrometriſche Thätigkeit iſt ꝛc.;

Wie kann man beſtimmen, wie tief eine Erzader, oder eine Quelle liege?

Diejenigen electrometriſchen Individuen, welche recht deutliche und beſtimmte Empfindungen von Electromotoren haben, urtheilen nach der ſtärkern oder ſchwächern Empfindung von der Größe des Electromotors. Andere urtheilen nach der geſchwindern oder langſamern Bewegung des Inſtruments. Aber der Schluß von der Stärke der Wirkung auf die Größe des Electromotors iſt vielen Täuſchungen unterworfen, da ſo manche andere Dinge (z. B. die Atmoſphäre, bei Waſſer die Schnelligkeit der Strömung ꝛc.) zugleich mit einwirken.

Eine, wenn auch nicht abſolute, doch relative Schätzung erhält man auf folgende Weiſe: man nehme zwiſchen zwei Finger die gabelförmige Ruthe oder die Feder, und eine Secundenuhr vor die Augen, und beſtimme, wie viel Zeit das Inſtrument braucht, um einen Kreis zu beſchreiben (a combiere un giro) Denſelben Verſuch ſtelle man über einer andern Ader an, die in der Nähe iſt, und bey welcher man ungefähr dieſelben äußeren Umſtände vermuthet. Da nun die electromotoriſche Wirkung um ſo ſtärker ſeyn muß, je weniger Zeit das Inſtrument braucht, um einen Umlauf zu vollenden, ſo läßt ſich hieraus auf die Größe dieſer Ader in Vergleich mit jener ſchließen.

Caïsson von Villafranca bei Nizza, ein bekannter Waſſerſucher, mit dem ich im July 1813 Verſuche gemacht habe, und der beſonders empfindlich war, hatte eine von andern abweichende Methode, die Tiefe zu erforſchen. Er fühlte die Waſſerader ſchon innerhalb eines Kreiſes um dieſelbe, deſſen Halbmeſſer ihrer Tiefe gleich war. Er gieng dann ſobald er ſie fühlte, nach dem Orte zu, von wo er die Zunahme der Wirkung verſpürte, bis er an einen Ort kam, wo ſie ſchwächer wurde, entfernte ſich immer weiter, bis die Wirkung ganz aufhörte, kehrte ſich dann um, und gieng auf ſeinem Wege zurück, bis auf der andern Seite die Wirkung ganz aufhörte, maß die Entfernungen beyder Orte durch einen Faden, brach dieſen in der Mitte zuſammen und hatte ſo den Ort und die Tiefe der Waſſerader richtig beſtimmt. Es iſt mir verſichert worden, daß er auf dieſe Art den Ort und die Tiefe vieler Brunnen genau beſtimmt habe. Ohne daß wir unſere Verſuche mittheilten, ſtimmten wir in Hinſicht der Tiefe und des Gangs der unterirdiſchen Waſſerader immer überein, die er nach der Empfindung in den Füßen, ſich mittelſt eines zweipoligen Stäbchens beſtimmte.

Nutzen der Electrometrie für das Wohl der Menſchen.

Selbſt diejenigen, welche die Rabdomantie oder thieriſche Electrometrie verwerfen oder verlachen, werden eingeſtehen, daß ſie eine nützliche Wiſſenſchaft oder Kunſt ſey, wenn die Sachen wahr ſind, welche ſie ausſagt, das ſind ſie aber alle vollkommen (?). Und bedenkt man noch, daß der fünfte oder wenigſtens der ſechſte Theil der Menſchen die electrometriſche Empfindlichkeit beſitzt, daß ich ſolcher 400 aus allen Nationen, beſonders Italiens aufgezeichnet habe, unter denen ſich viele gelehrte und aufrichtige Männer befinden, die ich jetzt zum zweiten Male mit ihrer Bewilligung öffentlich nenne, und daß ich in meinen Werken, Ort, Perſon und Umſtände der von mir angeſtellten Verſuche, beſtimmt angegeben habe; ſo wird man geſtehen, daß ich unſinnig ſeyn würde, wenn ich die Abſicht hätte, zu täuſchen. Dies vorausgeſetzt, will ich den Nutzen, der ſich von der thieriſchen Electrometrie ziehen läßt, nur kurz angeben.

Für Anatomie und Phyſiologie geht ſo manche bedeutende Unterſuchung aus derſelben hervor, z B. über die Polariſirung der verſchiedenen Theile des Menſchen, der Mangel für electrometriſche Empfindungen u. ſ. w. Man ſehe z. B. den Grund der ſchon von den Alten bemerkten entgegengeſetzten Wirkung des Ringfingers und der andern Finger.

Die Lehren von Antagonismus und von der verſchiedenen Electricität einzelner Theile des Körpers erhalten durch ſie neues Licht; eben ſo die Beobachtung, daß Theile eines männlichen Körpers nicht an einem weiblichen Körper ſtatt der ihnen entſprechenden ſo angeſetzt werden können, wie das bei denſelben Theilen männlicher Körper wohl angeht.

Geſunde und ungeſunde Speiſen kann man durch die Electrometrie von einander unterſcheiden; wenigſtens unterſchied ich eßbare Schwämme von giftigen durch ſelbe. Vielleicht laſſen ſich auch aufrichtige und verfälſchte Arzneyen durch ſie erkennen.

Nutzen der Electrometrie für die Oekonomie.

Die thieriſche Electrometrie hat nicht nur mittelbar durch ihren Gebrauch in Phyſik und Chemie, ſondern auch unmittelbar für den Landbau Nutzen. Wir haben geſehen, daß ſich durch ſie bei monöciſchen und diöciſchen Pflanzen ſchon vor der Blüthe das Geſchlecht erkennen läßt, wodurch man ihre Befruchtung befördern, oder wenigſtens vermeiden kann, daß ſie nicht verhindert werde, wie das manchmal bei Mais, Hanf, Kürbiſſen und dem Maulbeerbaum durch Wegſchneiden der Knospen und männlichen Schößlinge vor der Befruchtung geſchieht.

Häufig geben Bäume, während ſie kräftig vegetiren, aus. Man ſchrieb dieſes gewöhnlich Würmern zu, die ihr Mark oder ihre Wurzeln verzehrten, oder ſie aller ihrer Blätter beraubten, auch den Blattläuſen, den unſchuldigen Ameiſen oder einer Art von Waſſerſucht oder einem Verhungern in ausgemergeltem Boden.

Alle dieſe Gründe mögen wahr ſeyn; eine viel häufigere und tödtlichere Urſache aber, die wahrſcheinlich allen jenen Krankheiten vorhergeht und ſie vorbereitet, hat man ſo viel ich weiß, noch nicht beachtet.

Die ſehr häufige, aber überſehene Urſache der Krankheiten und des Todes der Bäume und anderer Pflanzen iſt ein ſtilles Durchſtrömen von Electricität, das ſie eben ſo polariſirt, wie die vom Blitz getroffenen Bäume. Es geſchieht dies gewöhnlich bei ſolchen Bäumen, unter denen eine Waſſerader wegläuft. Der Graf Filippo Re nennt dieſe Krankheit der Pflanzen Necrosis electrica.

Man pflanze daher Bäume weder dahin, wo die Electrometrie eine nicht tiefe Waſſerader anzeigt, noch wo ein anderer kurz vorher ausgegangen iſt, ſondern wenigſtens zwei Fuß ſeitwärts von einer Waſſerader, und ſchneide die von durchſtrömender Electricität beſchädigten Zweige aus, die ſich dadurch von den andern unterſcheiden, daß ſie Polarität beſitzen.

Auch der bei der Landwirthſchaft nicht zu vernachläſſigenden Hühnerzucht kann die Electrometrie beförderlich werden, dadurch, daß ſie uns ein Mittel an die Hand giebt, taube und fruchtbare Eyer von einander zu unterſcheiden. Erſtere ſind nämlich ohne alle electromotoriſche Wirkung, letztere aber beſitzen nicht blos dieſe Wirkſamkeit, ſondern auch Polarität. Ein Ey, deſſen beide Enden gleichartig electromotoriſch waren, enthielt, als ich es aufmachte, zwei Dottern.

Seltene Mißgeburt in Schleſien.

Zu Jägerndorf im k. k. Schleſien wurde am 24. November 1813 ein Menſchenweſen geboren mit zwei neben einander liegenden Köpfen, deren Hälſe in eine Bruſt zuſammenlaufen, woran rechts ein Arm, links auch einer, dann auf der linken Rückſeite ein dritter hervor kam, an der links unverſchobenen Geſtalt war der After, ohne Geſchlechtstheile, und zwey gehörige Füße gebildet, wo unter dem

After vom zweyten nur ſcheinenden Körper ein Doppelfuß mit 9 Zehen hervorſtand.

Dieſe ſonderbare Geſtalt zeigte alſo zwei ſchön gebildete Geſichter und Hälſe, drei Arme, einen in Klumpen verwachſenen Leib, mit einem After und drey unregelmäßig gebildeten Füßen, wovon zwey natürliche, der dritte aber 9 Zehen über einander hatte. Die Mutter gebar ſehr ſchwer, jedoch glücklich. Nach der Geburt lebte ein Kopf länger als der andere. Der daſige Wundarzt Felix Züttner hat dieſe Schöpfung der Laune der Natur an die Ollmützer Facultät geſandt.

Le Temple de la Gloire.

Dieſen hat der Herr General Auguste Jubé, Baron de la Perelle ſeiner Nation zu Ehren angefangen, um die militäriſchen Jahrbücher von Ludwig XIV. Zeiten an bis auf unſere Tage darin aufzuſtellen.

Es iſt ein typographiſches Prachtwerk in groß Folio, wovon wir die erſte Lieferung vor uns haben. Außer dem in Kupfer geſtochenen Frontiſpiz, ſind zwey Kupfer dabey, welche die Gemälde der Schlacht von Rocroy (19. Mai 1643.) und der von Rethel (15. Dec. 1650) vorſtellen; von Martinet gezeichnet und von Adam geſtochen. Unter der Königskrone oben im Frontiſpiz iſt der Name Tolbiac (Zülpich) angebracht, doch wohl um an das Verdienſt jener Schlacht zu erinnern, welche, wie bekannt, den Heiden Chlodwig I. in den allerchriſtlichſten König umkehrte. Der Plan des Werks ſoll ſich auf 2 Bände erſtrecken; der Erſte wird bis 1792 gehen, der zweite bis zum Jahr 1815. Natürlicherweiſe können nur die vornehmſten und entſcheidendſten Kriegsereigniſſe hier einen Platz finden. Der Verf. ſagt in der Einleitung. „Wir überlaſſen dem Gewiſſen und der „Ehre der oberſten Depoſitaire der Macht die Sorge, ihre Triebfedern zu rechtfertigen, indem ſie die „Angriffe beweiſen, weswegen ſie zu den Waffen „gegriffen haben. Wir faſſen hier blos unſere „Krieger, die Vollſtrecker ihrer Befehle, in die Augen, als die Vertheidiger der Nationalunabhängigkeit.“ (Der Verf. hat hier vergeſſen beizuſetzen, öfters nur als die Raubgierigen Angreifer der Unabhängigkeit anderer Nationen.) „Und wenn „ihr Blut fließt, wenn ſie von ihrem Triumph bedeckt fallen, ſo glauben wir jene bey Thermopylä „umkommenden Spartaner zu erblicken; uns dünkt, „wir ſehen die franzöſiſchen Krieger in jedes Schlachtfeld die Worte eingraben: „Fremder! geh und „ſage Frankreich, daß wir hier geſtorben ſind, um „ſeinen heiligen Geſetzen zu gehorchen.“ (Oder mit andern, nicht franzöſiſchen Worten: um der eiteln Ruhmſucht eines Ludwig XIV, um der Miniſtergewalt eines tygerartigen Louvois, um den Kabalen geltender Weiber, um der deſpotiſchen Willkühr eines Korſikaners zu fröhnen.) Seinen Landsleuten hält der Verf. eine beſondere Anrede mit den Worten, welche Pericles bey der Leichenrede für gefallene Krieger gebrauchte. Recht verſtanden, mithin auf Vertheidigung und Erhaltung des Vaterlands eingeſchränkt, auf Nährung des Feuers in der Bruſt, das den Menſchen im Drange über ſich ſelbſt erhebt, und ihn zu jedem Opfer für Gemeinwohl bereit findet, iſt dieſe Anrede allerdings an ihrem Platze. Die Einleitung giebt einen rhapſodiſchen Ueberblick der frühern franzöſiſchen Geſchichte, in der ſich der Verf. über Clodwig ſehr unpartheiiſch und vorurtheilfrey ausſpricht, wobey aber das heil. Oelfläſchchen nicht an Kredit gewinnen kann. Das Mädchen von Orleans hat er keiner Stelle unter ſeinen Helden gewürdigt. —

Nun kommen die Beſchreibungen merkwürdiger Schlachten. Der Sieg von Rocroy verſetzte dem großen Ruhm der ſpaniſchen Infanterie einen tödtlichen Stoß. Man kann von dem gerechten caſtilianiſchen Stolze aus der Antwort ſchließen, welche ein ſpaniſcher Officier gab, als man ihn nach jener Schlacht fragte, wie ſtark ſie geweſen wären: „Ihr dürft nur die Todten und die Gefangenen zählen,“ antwortete er ächt ſpartaniſch. —

Betrachten wir kürzlich die Abſicht des Herausgebers, ſo müſſen wir ſie löblich finden, in ſo fern er die Denkmale großer Tapferkeit zuſammenſtellt, um den Muth ſeiner Nation aufrecht zu erhalten, und glänzende Bilder aufzuſtellen, welche vermögend ſind, für die Erinnerung gewiſſer retrograder Bewegungen bey Dennewitz, Katzbach, Leipzig, Belle-Alliance ꝛc. Troſt zu verleihen.

Sieht man auf die Ausführung, ſo iſt das Mittel zu koſtbar gewählt, und es kann daher den Zweck blos bey reichen, und von ihren Feldzügen auf allerley Wegen bereicherten Kriegern erfüllen.

Uebrigens muß man den Vortrag rühmen, der die gewöhnliche pomphafte Phraſeologie nicht angenommen hat, ſich auch nicht mit der poſaunenden ſonſtigen Bülletinſprache zu brüſten ſucht.

Kleine literariſche Notizen.

Ein Hr. De Luc, neveu, (des bekannten Naturforſchers?) hat in einem beſonders gegen die Breislack'ſchen Institutions géologiques gerichteten Schreiben an die Herausgeber der Bibliothéque universelle (März, 1819.) den flüſſigen Urſprung des Urgeſteins zu beweiſen geſucht. Er ſagt unter Andern, die in uralten Bergſchichten eingeſchloſſenen organiſchen Körper würden ſtets ein unumſtößlicher Beweiß gegen den vulkaniſchen Urſprung jenes Geſteins bleiben. Denn da zur Exiſtenz organiſirter Weſen das Waſſer abſolut nothwendig ſey, ſo habe es auch gleich von Anbeginn einen Grundbeſtandtheil der Erde ausmachen müſſen. Wir fanden das beſtätigt in dem großen Buch der Urſprünge, in dem Buche, welches die erſte aller Quellen unſerer wahren Kenntniſſe der alten Geſchichte der Erde ſey. Hier leſen wir, daß Gott am zweiten Tage der Erneuerung (?) unſeres Erdballs, als noch kein organiſirter Körper vorhanden geweſen ſey, geſagt habe: es werde eine Veſte zwiſchen den Waſſern, und ſie ſey ein Unterſchied zwiſchen den Waſſern. (Gen. 1. 6.)

Wir geſtehen aufrichtig, daß wir den Zuſammenhang dieſer Stelle mit dem, was oben als unumſtößlicher Beweiß angegeben wurde, etwas dunkel finden, und vielleicht geht es unſern Leſern, wenn ſie eben keine beſondere Prädilection für das Wäſſerige haben, eben ſo; Herr De Luc, der Neffe, verſichert uns aber, er könne noch mehrere andere Beiſpiele von Schriftſtellern anführen, die in ihren ſyſtematiſchen Ideen über die früheſten Zeitalter der Erde in Irrthum verfallen wären, weil ſie — die Offenbahrung nicht zu Rathe gezogen hätten. (Es kömmt dabei, nach unſerem Dafürhalten, nur alles auf das wie an.)

Ein Fräulein von Schlieben zu Brieſen in der Niederlauſitz hat im Jahr 1817 unter dem Titel: Mitfeyer denkwürdiger Begebenheiten in den Jahren 1813 bis 1816, dreizehn Predigten herausgegeben, die, wie wir zugleich erfahren, von mehrern berühmten Männern des Fachs, und unter ihnen ſogar von Reinhard, beifällig aufgenommen worden ſeyn ſollen. Mögen dieſe Herren das bei ſich ſelbſt verantworten! Wir ſind der Meinung, daß die Frauen — wenn ſie doch nun einmal predigen wollen — am beſten blos auf die bekannten Gardinenpredigten eingeſchränkt bleiben; ein genre, in welchem ſie bekanntlich unübertrefflich und eines tiefen Eindrucks gewiß ſind, obſchon dergleichen Predigten in der Regel nicht eben ſo ſehr beifällig aufgenommen werden ſollen.

Ueber die Entſtehung der Welt hat ein Hr. Eggert aus Petersburg eine deutſch geſchriebene Abhandlung an die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften eingeſchickt. Nach ſeinem Syſtem ſoll ſich alles ſehr leicht durch die Gährung erklären laſſen. (Ganz gut! aber was gewinnen wir dabei?)

In einem Auszuge aus dem ungedruckten Tagebuche zweier bekannten erlauchten Reiſenden durch Grosbrittanien heißt es: Ein wahres Unglück für Schottland ſind die allzuhäufigen Brandweinſchenken. Der Brandewein iſt und bleibt eine der Sittlichkeit wie der Geſundheit der untern Claſſen höchſt verderbliche Peſt. Vieles iſt bereits darüber geſchrieben worden. Das einzige Mittel, hier dem Mißbrauch zu ſteuern, würde eine äußerſt hohe Taxe auf den Detail-Verkauf ſein, die es dem Armen erſchwerte, Brandewein zu kaufen; allein man hat dieſes Mittel nicht ergreifen wollen, weil der Verbrauch des Brandeweins dem Staate — viel einbringt, und weil man lieber die Moralität des Volks aufopfern will als einen Vortheil des Fiſcus! (Schöne philantropiſche Anſichten! zumal in dem vielvergötterten Brittanien! ja, wenn es noch bei uns wäre!....)

Reminiszenzen.

Bekanntlich hat die Bibliothéque historique in einem ihrer früheren Hefte die Inſtruction zum Beſten gegeben, mit der Napoleon, einige Zeit vor Eröffnung der Campagne in Rußland, einen ſeiner Cabinetsſecretäre nach Pohlen ſchickte, und die, wie ſie meint, vollkommen den eigentlichen Zweck jenes Krieges und die Baſis, auf welche N. das neue politiſche Gleichgewicht Europas ſtützen wollte, zu Tage legen. Jetzt giebt ſie nun auch (in dem 1n Heft d. 7. Bandes) Napoleons Schreiben an den Kronprinzen von Schweden, (v. 8. Aug. 1811) als eine exposition précieuse ſeines Handelsſyſtems, und ſagt, dieſe beiden Actenſtücke zuſammengenommen würfen ein neues Licht auf dieſe erhabene vereinſamte Geſtalt..... Wir haben das, uns, wie wohl mehreren unſerer Leſer, ſchon früher bekannte Schreiben nochmals durchleſen, geſtehen aber aufrichtig, daß wir von dem neuen Lichte nichts recht gewahr worden ſind. Denn wenn in jenem die geheimen Bewegungsgründe der engliſchen Politik dermaaßen angegeben werden: „England will den Frieden nicht; es hat alle Eröffnungen, die ich ihm habe machen laſſen, abgewieſen; der Krieg hat ſeinen Handel und ſein Gebiet vergrößert, und es ſcheut nun die Zurückgabe. England will das neue Syſtem durch keinen Tractat befeſtigen, es will nicht, daß Frankreich mächtig ſey. Ich aber will Frieden, völligen Frieden, weil nur er das neuentſtandene Intereſſe und die durch Eroberung geſchaffenen Staaten ſichern kann;" ſo finden wir nach wie vor, den frechinconſequenten Egoismus, der es England zum Vorwurf macht, es ſcheue die Zurückgabe gemachter Eroberungen, während die erhabene Geſtalt ihre eigenen Eroberungen (denn das waren und blieben doch jene meiſt nur der lieben Familie überlaſſenen Staaten) eben durch den Frieden recht zu ſichern ſuchen will! — Der Kronprinz hat ihm erklärt: Schweden könne der Colonialwaaren nicht entbehren, und wenn keine mehr eingingen, ſo litten die Zolleinnahmen; ſie aber weiß, nach ihrer Manier, ſofort Rath: „ich werde Ihnen für 20 Millionen Colonialwaaren ablaſſen, die ich in Hamburg habe," (größtentheils deutſchen Kaufleuten durch Confiscationen abgeplündert und, wie ſie ſelbſt geſteht, ihr ganz unbrauchbar!) „Sie geben mir dafür für 20 Millionen Eiſen. Sie brauchen ihr Geld nicht aus Schweden zu ſchicken. Die Waaren überlaſſen ſie den Kaufleuten, dieſe bezahlen den Eingangszoll, und Sie werden Ihr Eiſen los. So komme ich in Ordnung"

Unverſchämt liberaler und brutal naiver kann man doch, bey aller Erhabenheit, ohnmöglich ſeyn; Wir haben das nie verkannt und verkennen es auch jetzt nicht. Kurz, es iſt nichts mit dem neuen Lichte. Selbſt der Prophetenruhm des großen Mannes erleidet durch dieſes Schreiben einen neuen Stoß. Man leſe! „Laſſen Sie ſich nicht durch die allzureizenden Köder verlocken, die England etwa Ihnen vorhalten möchte. Die Zukunft wird Ihnen beweiſen, daß — welche Revolutionen die Zeit auch noch hervorbringen mag — Europas Souveraine Verbote erlaſſen werden, mittelſt deren ſie Herren im Hauſe bleiben." Die Zeit hat, ſeitdem der große Prophet dieſes ſchrieb — d. h. ſeit 1811 — doch allerhand nicht unbedeutende Revolutionen zu Wege gebracht, aber von den geweiſſagten Verboten iſt bis jetzt noch nichts erfolgt, und die europäiſchen Souveraine ſind auf eine ganz andere Weiſe nicht ſowohl Herren im Hauſe geblieben, als vielmehr es erſt wieder geworden, der große Prophet aber hat es gemacht wie ſein Meiſter. Da der Berg nicht hat zu ihm kommen wollen, ſo iſt er demüthiger Weiſe, zu dem Berge hingegangen und ſitzt nun auf Sct. Helena zwar als eine erhabene, jedoch nicht ganz vereinſamte Geſtalt, denn Sir Hudſon Lowe leiſtet ihm in der That nur zu treulich Geſellſchaft.

„Neunzig Krokodilleier und ſieben Nebenblätter, in vier Lieferungen, herausgegeben von Rudolf von Frauſtadt. Erſte und zweite Lieferung. Berlin 1819." Der Titel klingt gefährlicher, als ſich das Buch erzeigt, welches wohl weder Cenſor noch Policey in Angſt ſetzen kann, ob es paſſiren dürfe. Es iſt eine Art moraliſcher Meditationen über allerley Gegenſtände, wobey der Verf. in Ausdruck und Wendung hier und da Jeanpauliſirt. Hier ein paar Proben:

1. Von Krokodilleiern.

„Das große, gewaltige Krokodill liegt mit allen ſeinen Schuppen, Ringen, Gliedern und Zähnen in einem Ei, dem Niemand anſehen ſollte, welch Thier aus ihm erwachſen wird. So liegen nicht nur die blutigſten, folgereichſten Erdumwälzungen und Menſchenbegebenheiten in dem kleinen Samenkorn eines unbedeutenden ſogenannten Zufalls — was der Welt zu ſagen eben nichts Neues wäre — ſondern, was ſchon auffallender iſt, auch die erhabenſten göttlichſten, weitumfaſſenſten Geiſteswerke und ganze Lehrgebäude der Weltweisheit in dem hüpfenden Dotterpunkt des Gehirns in einem einzigen, plötzlich unbewußt wie von andern Welten hervorſpringenden Urgedanken. Zwar iſt im Grunde jeder Gedanke und jedes Wort ſo ein Krokodillei, aber es giebt Worte und Gedanken, die vor allen Andern den einſt aus ihnen entſtehenden Rieſen in ſich tragen. Ob die vorliegenden Krokodilleier ihren Namen im erſtern oder letztern Sinne verdienen, das läßt der Verf. unentſchieden."

Die Herren Theologen.

„Ich kenne in der ganzen Welt keine unglücklichern, und doch dabey lächerlichen Menſchen, als die ungläubigen, rein verſtändigen Gottesgelehrten. Sie ſind Hähne, die aus den vor ihrem Schnabel gezogenen Kreideſtrich in ewig quälendem Anſchaun hinſtarren ohne ihn damit fortzuſtarren. — Sie ſind wie verrückte Goldmacher, die ihr ganzes ſchönes, vorräthiges Gold verdampfen, und

„für nichts achten, und durchaus ſelber welches machen wollen u. ſ. w." (Wenn der Herr Eierleger die biſſigen Dogmatikfabricanten unter ſolchen Theologen verſteht, ſo hat er Recht; aber er brüte ſtatt deren keine Myſtiker aus.)

Der Ueberzeugung Recht.

„Des Menſchen Ueberzeugung iſt frei und feſſellos; ſie muß auftreten können und eintreten ins „Leben ohne Beſchränkung; denn eben deshalb iſt „ſie Ueberzeugung, weil ſie über allen andern Zeugen ſteht, und den ewigen Drang in ſich fühlt, „auch Andere zu überzeugen. Sie iſt aber auch „nothwendig und unwillkührlich, denn der Menſch „giebt ſich ſeine Ueberzeugung nicht ſelbſt, ſondern „ſie wird ihm von oben gegeben. (?) — Es iſt ſogar „Pflicht ſie auszubreiten. — Nur durch dieſe Reibung an einander können die Menſchen neben „einander beſtehen." (Wir hoffen zu dem Verf., daß er nicht gemeint ſey, bey den Reibungen und der Ausbreitung der eigenen Ueberzeugungen die Dragonaden Ludwig XIV. und die Brandfackeln des heil. Dominikus zu Hülfe zu nehmen.)

— Bei Gelegenheit der Anzeige von Jahn's und Eiſelen's Werke über die deutſche Turnkunſt ſagt ein Göttinger Recenſent: Betrachten wir die Turnkunſt nach den richtigen, jedoch neuerlich häufig verkannten, Grundſätzen der Erziehung, ſo müſſen wir ihr eine weſentliche Verbeſſerung wünſchen, und zwar um ſo mehr, da, wie leicht vorher zu ſehen, ohne dergleichen Verbeſſerung der Eifer für die Sache in einigen Jahren erkalten, und dieſe dadurch ihr Ende erreichen wird." — „Zu Erreichung aller Arten von Geſchicklichkeiten, in Anſehung des Körpers, hat der Deutſche keine Anlage; und was von Entwickelung der Seelenkräfte gilt — daß nemlich nicht jede derſelben beſondere Uebung erfordert, weil, der Weſelverbindung wegen, durch die Thätigkeit der einen Kraft auch ſchon manche andere zur Anwendung kommt, — das gilt auch von der Bildung der körperlichen Kräfte." —

— Heſperus liefert ein Paradoxon gegen den Mittelſtand, in welchem es heißt: „Das Elend des Mittelſtandes, der Bedürfniſſe kennt und Anſprüche macht, zu deren Befriedigung ihm doch ſtets die Mittel fehlen; der durch die geringſte Veränderung der Verhältniſſe zu einer nur doppelt drückenden Armuth herabſinkt, und deſſen ganze Exiſtenz die kläglichſte Halbheit iſt. Giebt es wohl etwas traurigeres, als jene, beſonders in Deutſchland unzählige Maſſe von Söhnen und Töchtern des Mittelſtandes, die mit ihrer Halbbildung ſich durch die ganze Miſere des bürgerlichen Lebens hindurch arbeiten müſſen, und zuletzt ſogar den Schatten von Character verlieren? wahrhaftig, die gebohrne Sclavin und Leibeigne iſt glücklicher, als die cultivirte Tochter des Kanzeliſten, die ihr ganzes Leben in zwanzig Häuſern als Kammerkatze verſeufzen muß. Die alten Staaten waren hauptſächlich darum groß, weil ſie in ihrer blühenden Periode jenen unglücklichen Mittelſtand nicht kannten, und Rußland wird in ſeinem Innern ſo lange gigantiſch bleiben, als es den Mittelſtand nicht zu zahlreich werden läßt." (?!)

Literatur der Schwarzen.

Ein Neger zu Hayti, Namens Vaſtey, hat daſelbſt, und zwar in der königlichen Buchdruckerei zu Sansſouci, herausgegeben: Reflexions politiques sur quelques ouvrages et journaux francais, concernant Hayti, aus welchem uns der diesjährige Januarheft der Bibliothéque universelle Einiges zum Beſten giebt. Der Vf. iſt Baron, Secretär des Königs, Ritter des Heinrichsordens und Lehrer des Kronprinzen; folglich in ſeiner Art nichts Schlechtes und trotz ſeiner dunkeln Farbe ein heller Kopf. Er tritt in ſeinem Werk — das übrigens keineswegs frei von Sprach- Schreib- und Stylſchnitzern iſt — als heftiger Gegner der Franzoſen, beſonders aber der Schriftſteller unter ihnen auf, welche die Zurückkehr einer andern Ordnung der Dinge als die gegenwärtig in Hayti beſtehende, für möglich halten. So ſpashaft ſich nun dieſe Negermonarchie, mit alle ihrem Decorations- Titel- und Phraſenprunk einer Duodezausgabe des weiland franzöſiſchen Kaiſerthums gleichend, ausnimmt, und ſo ſehr wir auch wohl über die ſüßen ſchwarzen Herzoge von Marmelade und von Limonade u. ſ. w. lächeln mögen, ja ſogern wir zugeben wollen, daß eine zu fürchtende Einbuße jenes ſüßen ſchimmernden Flitterſtaats der Eitelkeit der ehrlichen Schwarzen ſchon allein ein hinreichender Grund ſeyn dürfte, den gegenwärtigen Statum quo nach Kräften aufrecht zu erhalten, ſo iſt doch auf der andern Seite allerdings wahr, daß ſich Hayti ſeit einem Vierteljahrhundert auf einen Stand der Cultur gehoben hat, der es zu einer ſehr intereſſanten Erſcheinung in der Geſchichte der Menſchenbildung macht, und zugleich noch ein edleres Motiv abgiebt, warum jene Neger wohl nicht wünſchen können, eine Ordnung der Dinge über ſich kommen zu ſehen, wie ſie oben als eine zurückkehrende bezeichnet wird. Hören wir darüber den Vfr. ſelbſt. „Vor 25 Jahren, ſagt er, waren wir in Sclaverei und in die tiefſte Unwiſſenheit verſunken. Wir hatten keinen Begriff von dem Weſen menſchlicher Geſellſchaften, keine Idee vom Glück, keine große Empfindung! Unſere phyſiſchen und moraliſchen Kräfte waren unter dem Joche der Sclaverei ſo verthiert, daß ich ſelbſt, der ich dieſes ſchreibe, damals glaubte, die Gränze eines Blickes ſey auch die Gränze der Welt; meine Ideen waren ſo beſchränkt, daß ich die einfachſten Dinge nicht begreifen konnte, und alle meine Landsleute waren ſo unwiſſend wie ich, ja, wo möglich, noch unwiſſender. — Gegenwärtig ſind alle Civil- Militär- und Verwaltungsſtellen lediglich mit Eingebohrnen beſetzt, weil kein Fremder zu einem öffentlichen Amte gelangen kann. Die Noth drängte. Die Meiſten haben ſich durch Lectüre unterrichtet, und ich habe mehrere gekannt, die, obſchon bejahrt, von ſelbſt und ohne Anleitung eines Lehrers, leſen und ſchreiben lernten; ſelbſt unterwegs hatten ſie ein Buch in der Hand und baten leſekundige Vorübergehende um Belehrung über die Bedeutung dieſes oder jenes Wortes. Sie ſind ſodann Notarien, Procuratoren, Advocaten, Richter und Verwaltungsbeamte geworden, und haben jedermann durch ihre ſcharfſinnige Beurtheilungskraft in Erſtaunen geſetzt. Man kann aber hieraus mit Grund ſchließen, was aus dieſen Menſchen hätte werden können, wenn ſie alle hülfreiche Unterſtützung einer claſſiſchen Bildung genoſſen hätten! Eben ſo ſind andere, blos durch ſich ſelbſt, und zur Verwunderung der Ausländer, Mahler und Bildhauer, wiederum andere, und mit Erfolg, Architecten, Mechaniker und Weber geworden, und andere endlich haben Schwefel gegraben, Salpeter und vortreffliches Schießpulver fabricirt und alles bloß nach Anleitung chymiſcher und mineralogiſcher Schriften!" Die meiſten Fortſchritte aber, meint der Vfr., hätten die Haytier in der Kriegskunſt gemacht, was übrigens kein Wunder ſey, da ſie von 1790 an faſt ſtets im Krieg geweſen wären, theils mit den Franzoſen, (denen ſie in dieſem Punct beſonders Gerechtigkeit widerfahren laſſen) Spaniern und Engländern, theils unter ſich ſelbſt. Stöcke mit Eiſen beſchlagen, hölzerne Säbel und ſäbelartig geformte Faßreiffe, Bratſpieße, Canonenläufe von Bambusrohr, die auf Ochſenkarren befeſtigt wurden, beim erſten Schuß ſofort in tauſend Stücke zerſprangen, und den Haytiern ſelbſt mehr Schaden thaten als dem Feind — das waren ihre erſten Waffen. Mit ſolchen ſtürzten ſie ſich in Maſſe auf das feindliche Geſchütz, und kamen zu Tauſenden um — Jetzt haben ſie eine ordentliche Stückgießerei, Artilleriſten, Reuterei, Grenadiere, Jäger und andere leichte Truppen, und der Vfr. meint, ſie könnten es, ſammt und ſonders mit den beſten Truppen der Welt aufnehmen, woran wir jedoch, mit Erlaubniß des Hrn. Barons, etwas zu zweifeln wagen. —

Während der Colonialregierung war, um das Joch noch drückender (eigentlich wohl: unentbehrlicher) zu machen, der Getraide- und Weinbau bei harter Strafe verpönt! Jetzt werden Früchte aller Art cultivirt, und der König Heinrich ſelbſt iſt ein tüchtiger Oekonom. Für Manufacturen, Induſtrie- und Commerzweſen hat noch nichts gethan werden können. Vor der Hand galt es nur, Freiheit und Lebensunterhalt zu ſichern, und noch auf lange Zeit hinaus kann die Regierung ſich nur mit der Sorge für Ackerbau, Kriegsweſen und öffentlichen Unterricht befaſſen, für welchen letztern, wie der Vfr. bitter beklagt, ſeit den funfzehn Jahren erworbenen Unabhängigkeit noch wenig oder nichts gethan worden iſt. Nach ſeiner Meinung wird jedoch die Regierung nur dann zu ihren Zwecken gelangen, wenn ſie ein richtiges, gutdurchdachtes, wohlverſtandnes, hauptſächlich aber genau befolgtes Syſtem der Staatswirthſchaft aufſtellt. Man ſieht, der Mann hat ſeinen Rouſſeau und Necker ſtudirt! — Der König Heinrich wird mit Numa und Alfred verglichen. Erröthete der Vfr. vielleicht, die Parallele, wie wohl billig geweſen wäre, auch auf Napoleon auszudehnen? Und doch hat dieſer nie zu ſeiner Umgebung geſagt, was die ſchwarze Majeſtät ſo oft zu der ihrigen geſagt haben ſoll: Kinder! meine Abſichten ſind gut, aber ich bin ein Menſch und folglich, wie alle Menſchen, der Täuſchung unterworfen; daher gebe ich euch Macht, mir die Wahrheit zu ſagen, ſobald ihr merkt, daß ich irre! Ob die Umgebung dieſen Befehl gehörig befolgt habe, und wie ihr das bekommen ſey, wird nicht geſagt; von Napoleon aber wiſſen wir, daß es zuweilen (und zwar wenigſtens) Ohrfeigen und Tritte ſetzte, wenn Einer oder der Andere ſeiner Umgebung (ſelbſt von der decorirteſten Art) es wagte, anderer Meinung zu ſeyn als dieſe weiſe Majeſtät, die es nicht unter ihrer Weisheit hielt, noch etwas mehr ſeyn zu wollen als — ein Menſch!

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 49. Rede wahr, ſcheue Niemand 1819 Juny.

Slavonien, und zum Theil Croatien.

Unter dieſem Titel giebt uns neuerlich ein Herr Johann von Cſaplovics in 2 Theilen einen ſchätzbaren Beitrag zur Kunde jener Völker und Länder, theils aus eigner Anſicht und Erfahrung, — (er war von 1809 — 1812 dort,) theils auch aus ſpätern zuverläßigen Mittheilungen der Inſaſſen. Je ſeltener die Reiſen in jene Gegenden ſind, je eigenthümlichere Sitten und Gebräuche bei dieſen Völkern herrſchen, die ſich einſt die Glorreichen (Slaven) nannten, (von Slava, Ruhm,) deſto erlaubter wird es ſeyn, durch einige Auszüge für unſer Blatt, die Kenntniß von Ländern weiter zu verbreiten, bey denen man ſich lauter Panduren, Kroaten, Räuber, Peſt und Fieber zuſammen zu denken gewohnt iſt. Ging es doch unſerm Verf. ſelbſt ſo, ehe er mit eignen Augen ſah, daß es auch dort Menſchen, Brüder gebe. Auf ſeiner ganzen Reiſe hörte er von einer einzigen Räubergeſchichte. Slavonien wird von zwei beträchtlichen Flüſſen, der Drave und Save eingeſchloſſen, von einer aus Croatien kommenden Kette von Bergen durchſchnitten, und hat neben ſchönen Ebenen, viele Waldung, die das Clima kühler macht. Kaſtanienwälder ſind ſehr häufig, und die Fruchtbarkeit iſt überhaupt der in Ungarn gleich. Der Frühling fängt gewöhnlich ſchon im Februar an. Die Fieberanfälle, denen man dort ausgeſetzt iſt, mögen ihren Grund in dem Austreten der Flüſſe, und den zurückbleibenden Sümpfen haben. Die Gebirge können Erze enthalten, es fehlt aber noch an Bergbauluſt und Verſuchen. — An kleinem Wildpret und an Viehheerden wimmelt es, aber auch an Wölfen, die auf jedem Schritte einen Braten finden; daher ein ungariſcher Edelmann ſagte: „Wenn ich ein Wolf wäre, möchte ich nirgend als in Slavonien ein Wolf ſeyn.“ (Und etwa nirgend ein Edelmann als in Ungarn?) In dem Städtchen Pakracz von etwa 230 Häuſern fand der Reiſende in dem Biſchoff Putnik große Geiſtes- und Körper-Vorzüge vereinigt. Auch lebte die verwittwete Gräfin von Jankovics einige Jahre dort, die in der Eile ein niedliches Theater aufrichten ließ, worauf viele, meiſt Kotzebue'ſche Stücke, von Liebhabern gegeben worden ſind. In Lipik iſt ein warmes, ſchwefelhaltiges Bad, wie es denn überhaupt an Bädern nicht fehlt. Nicht weit von Lipik ſind die vortrefflichen Daruvarer warmen Quellen, wo die Grundherrſchaft ſehr viel für Unterkommen und Bequemlichkeit der zahlreichen Badegäſte thut. (Was man ſich anderwärts, z. B. in Ems merken könnte.) Viele Ruinen von alten Ritterſchlöſſern und Kirchen traf der Verf. auch an. (Volksſage pag. 76). Weit offener, noch fruchtbarer und anmuthiger beſchreibt er Croatien, wohin er einen Ausflug machte. — Nach der topographiſchen Beſchreibung geht er zu der des Slavoniſchen Volks über. Ein Land, das 1758 die erſte Schule bekam, das mit den türkiſchen Nachbarn viel verkehrt, wo die Geiſtlichkeit wenig Licht von ſich giebt, kann freilich nicht viel Bildung aufweiſen. Indeß meint der Verf., daß ſich mancher öſterreichiſche Bauer von dem Serbier nur durch eine ſchlechte deutſche Sprache und einen deutſchen Rock unterſcheide. Die beſten Anlagen ſind da. Der Slavoniſche Bauer iſt folgſam, aufmerkſam, treu, ſtark, gutmüthig, und die zurückſtoßende Grobheit des Oeſterreichiſchen iſt ſein Fehler nicht. Er iſt alſo nur ungeübt, nicht unfähig; nur ſonderbar, nicht lächerlich. (Erſt die dritte Generation, ſeit dem die Türken nicht mehr Herren des Landes ſind, das früher ſo oft verwüſtet wurde.) Häufiger Branntewein und lange, ſtrenge kirchliche Faſten wirken zuſammen nachtheilig auf ſein Ausſehen. Er ſingt gern. Bei der Luſt klingt es wie Brüllen; bey Schmerz ſingt er ſtatt zu weinen. Bei gerichtlichen Stockprügeln wird auf's herzlichſte geſungen. Der gewöhnliche Text iſt: (p. 98.) „Jau kuku!“ „Auweh mir armen Teufel!“ (Ja wohl!) Viel natürlicher, geſunder Verſtand ſoll ſich im gemeinen Volke und bei ſeinen Berathungen ausſprechen; ja ſie bedienen ſich einer Sprache reich an Tropen und Bildern. Die Weiber ſind zum Theil gut gebildet, ſtoßen aber durch den Duft des Schweineſchmeers ab, womit das Haar fleißig eingerieben wird. Merkwürdig iſt der häufige Gebrauch einer Schminke aus dem Pflanzenreich, wovon ſie das Recept ſehr geheim halten. Die Peſt ſtellt ſich das Volk in der Geſtalt eines federleichten böſen Weibes vor, das aus dem Lande der Peſtamazonen herkomme, ſie nennen es

Ausgegeben den 3. Juny.

Kuge: In Slavonien iſt die ſogenannte patriarchaliſche Haushaltung noch gebräuchlich. Die ganze Familie bleibt unter den Befehlen des Hausvaters (Goszpodár) ungetheilt beiſammen, oft 60 und mehr Seelen, die in kleinen Nebenhäuschen ſchlafen. Das Gemeinzimmer, beſonders im Winter, iſt im Stammhauſe. Den Hausvater wählt die Familie auf Lebenszeit, und man muß ſeine Befehle vollkommen achten. Das Vermögen, meiſtens Vieh, iſt gemeinſchaftliches Eigenthum. Die Jugend führt meiſtens ein Hirtenleben, wodurch viele Hände der Arbeit entgehen und entwohnt werden; die Betriebſamkeit der Einzelnen wird nicht aufgeregt, und einer verläßt ſich auf den andern; der Geſundheit iſt das Zuſammenleben bei Epidemien gleichfalls nachtheilig. Induſtrie giebts daher wenig; mehr Schachergeiſt. Doch macht das Slavoniſche Weib eine Ausnahme, indem ſie den Mann von Kopf bis zur Sohle mit ihrer Hände Arbeit kleidet, dabey ſelbſt färbt, webt, ſtickt. Sie geht, wo ſie hingeht, mit einer einfachen Spindel und ſpinnt ihre Faden. Das Wirthſchafts-Fuhrweſen und dergl. beſchreibt der Verf. auf eine Art, daß man ſich in die früheſte Kindheit des Menſchengeſchlechts verſetzt ſieht. Die Truthüner werden dort beſonders groß und fett, und dienen öfters, um dem Bauer ein geneigtes Gehör bey geiſtlichen und weltlichen Behörden zu verſchaffen; (— alſo auch Conſiſtorialvögel, wie bey uns!) Der Ackerbau iſt noch ſehr zurück. Von Kukuruz und Hirſe bäckt der Bauer ſein Jammerbrod; die Frucht wird nicht gedroſchen, ſondern von Pferden ausgetreten. Von ihren Sitten bemerken wir folgendes: Statt der Geburtstäge wird der Tag des Haus- oder Familien-Patrons gefeiert, und dabei der Glückwunſch angebracht. Der heil. Nicolaus iſt der angeſehenſte; die meiſten Häuſer huldigen ihm. Seinen hohen Rang beweißt folgende Anekdote. „Ein Ruſſe warf einſt die Frage auf: wer „wohl unſer Herre Gott wird, wenn der alte einmal „ſtirbt. — Wer ſoll's denn ſonſt ſeyn, erwiederte „der andere Ruſſe, als Jeſ. Chriſtus, ſein Sohn. — „Ach nein, verſetzte der Erſte, der iſt noch zu jung „dazu; es kanns wohl kein anderer werden, als unſer heilger Nicolaus." —

Das Heirathen koſtet einem gemeinen Slavonier zwei bis dreimal mehr, als anderwärts wohl ein Ehemann aufwendet. Der Gospodar, Vater des Bräutigams, muß alle Geſchäfte und Koſten übernehmen, die beiden Verlobten müſſen einander aus dem Wege gehen. (Das thut man bei uns nach der Trauung.) Beym Ringwechſel bekommt die Braut einen großen Apfel, Jabuka, worinn ein oder mehrere Gold- und Silbermünzen ſtecken. Der Gospodar der Braut, die Brautmutter, die Geſchwiſter müſſen Geldgeſchenke bekommen. Oft verdrängt ein zweiter Brautwerber den Erſten, weil er beſſer bezahlt. Die Nebenperſonen bey der Hochzeit ſind Debeli kum (dicker Gevatter) Sztariszvat, (Beiſtand) Csausch (Spasmacher.) Letzterer iſt der wahre Hanswurſt, oder Hofnarr, der Jedem derb mitſpielen darf. — Während der Gebete in der Kirche, halten die Begleiter über dem Brautpaare zwei metallne mit Heiligenbildern gezierte Kronen. Der Geiſtliche ſetzt zuerſt dem Bräutigam eine auf mit den Worten: „Dieſer Knecht Gottes N. wird gekrön't für die Magd Gottes N." Eben ſo bei der Braut. Bey gewöhnlichen Trauungen reicht der Geiſtliche dem neuen Paare aus einem Becher dreimal rothen Wein zu trinken, nicht nur zur Erinnerung an die Hochzeit zu Cana, ſondern auch als Symbol des gemeinſchaftlichen Kelchs der Leiden und Freuden. Das Beilager darf nicht im Hauſe der Braut gefeiert werden. Den Tag drauf iſt die Hochzeit drei Tage lang, wo geſchwelgt, mitunter geprügelt wird, und getanzt nach dem Dudelſack. — Auch das Begraben macht dem Slavonier viele Umſtände und Aufwand. Die Glieder einer Familie müſſen beiſammen liegen. So ſah der Verf. wie ein Sohn den Vater, der 12 Jahre früher geſtorben war, ausgrub, um der Mutter den fehlenden Platz zu ſchaffen. Die Gebeine wurden mit rothem Wein ſauber abgewaſchen, und in einem reinen Tuch auf den Sarg der Mutter gelegt. — Bei Gaſtereyen verdreht das unaufhörliche Geſundheitstrinken vielen die Köpfe. Folgendes iſt das gewöhnliche Trinklied, wörtlich überſetzt:

„Laßt uns danken und loben unſern Hausherrn,
„Der uns gratis giebt guten Wein.
„Er macht ſich nichts daraus, und bedauert nicht,
daß wir trinken,
„Nur wünſcht er, daß wir luſtig bei ihm ſind.
„Demnach alſo theurer Bruder! mein lieber Nachbar
„Trinkt ein volles ihm beſtimmtes Glas.
„Sieh! wie er zieht, wie er zieht! bis er das Glas leert.
„Und du Bruder erbarme dich ſeiner, und wiſch ihm
die Thränen ab."

Das Leibliedchen eines Erzprieſters von 76 Jahren in Pakraz war (Adagio) Januarius, Februarius etc. bis Auguſt. Jetzt muß der, an dem die Reihe iſt, das volle Glas leeren, während die Compagnie ſingt: (Allegro) September, October, November, December, bis das Glas leer iſt, dann **Finale Adagio: is kontzi Kolender.**

Edle Gaſtfreundſchaft iſt dort zu Hauſe; und man hat eine Volksſage von einem Hieronimus Knicker, der, als ein Nachbar kam, ſeine Mahlzeit verbarg, und als jener weg war, zur Strafe ſtatt des Bratens eine lebendige Schildkröte auf dem Teller fand.

Ein luſtiges Volksfeſt iſt das Kirchweihfeſt, wobei es auch nicht immer ohne blutige Köpfe abgeht. Die ſaubern Franzoſen, während ihres kurzen Regiments in Croatien, glaubten bey einer ſolchen Balgerey, mit ihrem böſen Gewiſſen wunder, was der Auflauf bedeute, und ließen Feuer geben. Mehrere unſchuldige Zuſchauer fielen! (Man giebt oft um Lumpereien, ſogar um papierner willen Feuer; wenigſtens ſchreien gewiſſe Leute ſehr leicht Feuer, wo faul Holz leuchtet). Nicht unmerkwürdig iſt die Achtung, mit der ſich ſelbſt die Bauernweiber in Slavonien begegnen; beſonders die jüngern den ältern. — Für die Liebhaber erinnern wir, daß gegen Ende des erſten Theils reichhaltige Bemerkungen über die Sprache jener Völker vorkommen. — Im zweiten Theil des Buchs beſchäftigt ſich unſer Verf. mit der orientaliſchen Kirche, dem Schul- und Literaturweſen der Serbler, der Civilgerichtsbarkeiten, und in einem Anhang mit Trenks Panduren, und einigen Nachrichten über die Türken. Davon noch folgendes: Die orientaliſche Kirche, uneigentliche griechiſche genannt, (welche ſich vor der occidentaliſchen auszeichnet, daß ſie nicht ſo an der Bekehrungsſucht laborirt, m. ſ. Schwartners Statiſtik, B. 1. p. 157.) ſoll noch gegen 60 Millionen Seelen umfaſſen, und der größere Theil der Serbler oder Slavonier gehört ihr an. Sie wurden, als die Jeſuiten noch viel bei Hofe galten, ziemlich gedrückt. In frühern Zeiten gab der occidentaliſche Chriſt Papſt Innocenz VI. dem König Ludwig I. von Ungarn den Titel eines General-Kapitains der ganzen Chriſtenheit, und die Erlaubniß das Kreuz gegen die orientaliſchen Chriſten predigen zu laſſen. (Innocens d. h. Unſchuldig, Päpſtl. Heiligkeit, Stadthalter Gottes, Verfolger der Menſchen und Ausſpender von Kriegstiteln paßt vortrefflich zuſammen.)

Im Jahr 1727 fing ſich eine im Namen Gottes recht gottloſe Verfolgung in dem Generalate des Grafen Königsegg an. Der Convertiten Biſchof ließ die nichtunirten Prieſter in Kerkern und Eiſen ſchmachten, wo viele vor Kummer und Hunger umkamen.

Der Hofkriegsrath in Wien war noch 1735 ꝛc. ſo ſchwach, dem Fanatismus zum Werkzeug zu dienen und nichtunirte Biſchöffe hinzuſchicken, um die Unionsfabrik nicht ſtocken zu laſſen! — Im J. 1753 nahm man den Nichtunirten ein Kloſter ab. Die Türken ließen doch die armen Leute wenigſtens wegen der Religion in Frieden während ihrer Oberherrſchaft. In Anſehung der Religionsgeſchäfte, die die illyriſche Hofkanzley beſorgt, hat jetzt nicht einmal ein nichtunirter Biſchoff oder Geiſtlicher einen Beiſitz. — Bürgerrecht und kirchliche Freiheit haben dieſe orientaliſchen Chriſten erſt durch das Geſetz Art. 27. 1791 erhalten, und alle Inſulte hören auf. Der Erzbiſchoff und Metropolit leitet alle Kirchenangelegenheiten unabhängig von jeder ausländiſchen geiſtlichen Juriſdiction. An dem jetzigen neuen Herrn von Kulpin werden große Eigenſchaften und literariſche Verdienſte gerühmt. Er iſt Ehren-Mitglied der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen. Ueber die Kirchen-Gebräuche u. ſ. w. verbreitet ſich der Verf. umſtändlich. Merkwürdig iſt, was er über die ſtrengen Faſten und ihre Nachtheile für Geſundheit und Arbeitsluſt angiebt. Ein hohes Verdienſt um die Bildung der Geiſtlichkeit hat ſich der trefliche Biſchof von Pakratz, Herr von Putnik, durch die Stiftung einer Clericalſchule erworben. Während ſeiner Amtsverwaltung iſt ſchon wenigſtens 1/4 der Pfarreien mit gebildeten Subjecten beſetzt. (So geſchwind ginge das nicht, wenn Rom drein zu reden hätte.) Die ganze biſchöfliche Einnahme beträgt noch nicht 10000 Gulden in Papier. Die Lebensart, Faſten und Enthaltſamkeit der Kaluger oder orientaliſchen Mönche iſt äußerſt ſtreng und abſchreckend. Die obere Geiſtlichkeit muß von der Regel des heil. Baſilius ſeyn. In Carlowitz iſt ein Gymnaſium, das ſehr gut eingerichtet iſt, und ſchon viele verdiente Lehrer gehabt, auch gute Schüler gezogen hat. In neuern Zeiten, beſonders unter dem jetzigen Kaiſer iſt auch für die Nationalſchulen viel geſchehen; 1797 kam auf 1703 Köpfe nur eine Schule; jetzt ungefähr auf 1300 Köpfe eine.

Ueber die Literatur giebt ein Slavoniſches Büchelchen von Lazar Boics: „Andenken an Slaveno Serbiſche Schriftſteller, Wien 1815," Nachricht. Die erſte Periode hebt mit dem Biſchof Daniel 1245 an, der eine ſerbiſche Geſchichte in fünf Bänden ſchrieb. Die neuere Literatur fängt mit Orphelin an; Boics zählt 37 Verſtorbene und 67 Lebende auf, wonach auf 10000 Köpfe ein Schriftſteller käme. Unter ihnen ſteht Dosithei Obradowics, geb. 1739, geſtorb. 1811, wie ein zweiter Anacharſis, der 25 Jahre auf Reiſen war, um Cultur zu beobachten und bei ſeinen Landsleuten einzuführen. Der Raum dieſer Blätter erlaubt nicht, mehr von ihm hier zu ſagen. — Nach dem Verf. hat die

Allmacht für die Bedürfniſſe des Menſchen reichlich in dieſem Lande geſorgt, Straßen, beſſer als in Sachſen, erleichtern das Verkehr, die Bildung wird befördert, der Menſchenſchlag iſt gutmüthig und munter; es gehöre alſo dieſe Gegend mit Recht zu den Ländern, denen man billigerweiſe ſeine Achtung nicht verſagen könne. — Keinem menſchenfreundlichen Leſer wird es gleichgültig ſeyn, dieſes von entfernten Brüdern zu vernehmen. Mögen ſie mit unſerer Kultur nicht in unſere Fehler verfallen!

Dramatiſche Literatur.

Die Polter-Abend-Spiele, herausgegeben von Kralowsky, enthalten Beyträge von Bornmann, Helmine von Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler und Schink. Mehrere dieſer Nahmen ſind dem Publikum lieb geworden, und wir haben nichts dagegen, wenn es auch ihre Spiele mit Liebe und Nachſicht aufnimmt, obgleich wir bekennen müſſen, daß ſie uns ſelten ein Lächeln entlockt haben. —

— Die Macht der Leidenſchaft, ein Trauerſpiel von Carl Schöne iſt nichts weiter als eine verunglückte Nachahmung der Schuld, ſo ſehr auch der Verfaſſer (Dichter können wir ihn nicht nennen) in der Vorrede dagegen proteſtirt. Schon ein Jenaer Recenſent hat die Bemerkung gemacht, daß die Bertha des Hn. Schöne eine ausgewäſſerte Jertha ſey. „Otto iſt für mich verlohren“ ſagt dieſe Bertha,

Er gehört dem Tode an,
Ach der hat den Mord gethan! —
Ich verzeihe jede That
Die man gegen mich gerichtet,
Denn in meinem Herzen wohnet
Eine allgemeine Liebe!

Zuletzt ſtirbt ſie ſehr ſchnell. Clara ruft aus: „Gott! ſie ſtirbt!“ und Conrad antwortet: „Sie iſt ſchon tod!“ — Wir fügen noch hinzu: Sie ruhe ſanft! —

— Padmana, ein Trauerſpiel in fünf Acten von Kanne, iſt gut gemeynt und ſchlecht erfunden, wenn gleich mit einer Vorrede des Herrn von Hammer verſehen. Ein indiſcher Fürſt hat eine ſchöne und auch tugendhafte Gemahlin Padmana. Allein bekanntlich ſchützt ſelbſt die Tugend das weibliche Geſchlecht nicht vor der Eitelkeit. Padmana erfährt, durch eine geſchäftige Dienerin, Dewajani, daß ein Fremder vor Begierde brenne ſie zu ſehen. Nun, ſich angaffen zu laſſen, iſt kein Verbrechen. Sie giebt, ohne ihres Gemahles Wiſſen, dem Fremden ein Rendezvous im Garten. Es iſt der große Mogul Akbar, der jenen Garten ſo eben in ſeiner Feſte belagert. Er will ſie mit Gewalt entführen, aber ſie — die ihren Gemahl mit einem Cedernbaum und ſich mit Epheu vergleicht, der ſich um ſeine Stunden windet — vereitelt die Entführung. Hierauf bietet Akbar ſeinem Feinde, dem guten Manne, Frieden an, unter der Bedingung, daß er ihn als ami de la maison beſuchen und ſeine Frau anſehn dürfe. Dieſe Bedingung findet der gute Mann ſehr ſchmeichelhaft und geht ſie ohne Bedenken ein. Padmana erfährt nun erſt, wer der Fremde geweſen, dem ſie im Garten ein Rendezvous gegeben, ſagt aber auch jetzt dem guten Manne nichts davon. Daher begleitet dieſer arglos den Gaſt in deſſen Lager zurück, wird in Ketten gelegt und ſoll ſich löſen durch Ueberlieferung ſeiner ſchönen Frau. Die ſchöne Frau beſchließt, um den guten Mann zu retten, ſich ſelbſt ins Lager zu verfügen, der Oberprieſter giebt es aber nicht zu. Da geht Dewajani an ihrer Stelle, verſchleyert, befreyet den guten Mann, will den großen Mogul tödten, wird aber ergriffen und bringt ſich um. Der Friede iſt gebrochen, Akbar bedrängt die Feſte aufs neue, der gute Mann fällt in Vertheidigung derſelben und die ſchöne Frau verbrennt ſich mit deſſen Leichnam. — Das Ganze iſt in den jetzt beliebten Trochäen und im orientaliſchen Styl geſchrieben. Nein, ſagt der Oberprieſter, dem der gute Mann vorwirft, er mahle des Lenzes Blüthen mit zu ſchwarzen Farben:

Nein das ſind der Weisheit Lehren,
Schau dorthin aufs Feld der Aehren
In der Krone jeder Blume
Wachſen ſie, die hold en ſproſſen,
Da iſt tief es eingeſchloſſen
Wie in einem Heiligthume
Doch den Augenblick gewahren
Mußt du, willſt du es erfahren,
Wenn ſie auf den Buſen ſchließt,
Wenn der Aether in ſie fließt,
Doch nicht jedes Aug kann ſehen,
Tauſende vorüber gehen. —

Hr. v. Hammer behauptet in der Vorrede: der Verfaſſer habe den Blumenſeelen der Indier die Glut tragiſcher Helden eingehaucht, und Padmana ſtehe in dem vielfarbigen Blumenflore dramatiſcher Literatur wie eine ſeltne Blume, die wohlduftende aber brennende Luft aushauche, ſo daß, von Funken berührt, der Wohlgeruch als Flammengarbe auflodere, und den Schmelz der Farben im Feuer vergolde. Da wir leider keinen jener Funken haden, die den Wohlgeruch berühren, ſo hat er uns auch nicht die Ehre erzeigt, vor uns in einer Flammengarbe aufzulodern. —

— Freya's Altar, ein Luſtſpiel in 5 Acten von Oehlenſchläger, iſt ein Wort- und Witzſpiel; von welcher Gattung? das möge man aus einigen Proben ſchließen. Das Kammermädchen: Er will dieſe Nacht kommen, und eine Iliade oder Henriade vor meinem Fenſter machen, wie es in Italien Gebrauch iſt. — Hr. v. Bilbo zu ſeinem Bedienten Kunz: Was iſt Freya? iſt es etwas das man eſſen kann? Kunz: Es war ein Abgott der Liebe in Mexico oder Algier, wo es war, ich weiß nicht. Es iſt lange her, ſeit ich Hübners bibliſche Geſchichte geleſen habe. Bilbo. Aha! jetzt beſinne ich mich. Es war der, der vom Capitain Koch lebendig verbrannt wurde, als er Amerika entdeckte. Das hab' ich in Campe's Robinſon geleſen ehe du gebohren warſt —

— Heinrich der Zweyte, Herzog von Montmorency, ein hiſtoriſch-dramatiſches Gedicht in 5 Acten von Sammer, iſt ein Werk, in welchem die handelnden Perſonen ſämmtlich auf Stelzen gehen, und einen Recenſenten in der Leipziger Lit. Zeitung an die rieſenhaften unförmlichen Figuren erinnern, die, wenn in den Straßen von Bilbao das Frohnleichnamsfeſt gefeyert wurde, den Bewohnern des zweyten Stockwerks der Häuſer in die Fenſter ſchauten. Alles iſt hier Hyperbel und Superlativ.

Der Ocean ſah Eurer Thaten Ruhm,
Und trug ihn brauſend um der Erde Pole. —
Vom Thaten-Ruhm, den ihr Euch ausgeſtreut,
Glänzt jauchzend die Geſchichte Eurer Zeit,
Wie am Gewand der Nacht die Sterne funkeln. —
Entſtürze Jammer aus den Thränenbächen!
O wein' um deinen größten Sohn, Natur!
Wenn die Coloſſen ſolchen Ruhms zerbrechen,
Was ringt der Wurm ſich auf der Götterſpur! —
Ganz Frankreich ſeufzt, ein Ozean der Klage! —
Ein Weltenloos liegt jetzt auf Eurem Munde. —
Sein Ziel iſt auf Unſterblichkeit gegründet. —
Kann ein Moment die Ewigkeit zerreißen? —
Weh mir! Zermalmend auf die Gegenwart
Stürzt ſich die Zukunft hin mit Geyerhaß. —
Der Nordpol weint und die Hyäne jammert! —

— Nicht minder merkwürdig als der weinende Nordpol iſt die Lobrede, die der Kardinal Richelieu den Deutſchen hält, indem er die Franzoſen verſpottet. —

(Der Beſchluß folgt.)

Kind's Gedichte. Leipzig 1819.

Der geſchätzte und allgemein beliebte Dichter Kind hat eine Sammlung ſeiner Gedichte veranſtaltet, wovon jetzt des 3ten Bändchens zweyte Auflage erſchienen iſt. Die neuſten Producte darin ſind vom Jahr 1816; wir enthalten uns alſo einer weitern Erörterung oder Beurtheilung, da dieſe Blüthen ſchon längſt ihren Duft in alle Welt gehaucht, wenn auch noch nicht verhaucht haben. Ein Sänger aber, der von den Damen ſo begeiſtert ſpricht (in ſeinem Gedicht: Frauenſchöne)

Beglückte ihr, die nichts erringen
Beglückte, die ihr alles ſeyd
Ihr hebt uns auf der Liebe Schwingen,
Wenn wir Unſterbliches vollbringen
Ihr ſöhnt der finſtern Mächte Neid.
Die gottbegeiſternde Camöne,
Das Gnadenbild im Dom der Kunſt,
Ein Seraphsſtrahl iſt Frauenſchöne
Und Seraphsahndung Frauengunſt!

ein ſolcher Sänger darf ſich ja wohl auch des Frauenbeifalls erfreuen?

Johann Valentin Andreä und ſein Zeitalter, dargeſtellt von W. Hoßbach, Prediger an der Cadettenanſtalt zu Berlin. Berlin 1819.

Höchſt erfreulich iſt es, in einer Zeit, wo die Hierarchie von neuem ihr Haupt erhebt, und die durch 3 Jahrhunderte blutigen Kampfes errungne Gedankenfreiheit wieder entreißen möchte, wo aber auch auf der andern Seite unter den Proteſtanten häufig noch der wahre Proteſtantismus vermißt wird, wo ſo mancher Unſinn noch als Glaubensregel in den Compendien der Dogmatik thront, an einen Mann erinnert zu werden, der ſo hoch über ſeinem Zeitalter ſtand, daß er ſich zum Reformator deſſelben aufwarf, der nach allen Seiten hin mit unermüdlicher Thätigkeit Dummheit, Aberglauben, Hochmuth, Mißbräuche rügte und bekämpfte, beſeelt von dem Geiſt eines wahren Apoſtels Chriſti ſich aufzuopfern für die Menſchheit; und gewiß hätte er die Reformation im Geiſt Luthers fortgeführt, hätte nicht der unſelige 30jährige Krieg ſeine trefflichſten Bemühungen ſpurlos verwiſcht. Darum müſſen wir es dankbar erkennen, daß man uns einen Mann und ſein Wirken wieder vor Augen ſtellt, deſſen Nahmen wir mit Recht unter die größeren unſrer Nation ſtellen können, und der leider nicht genug gekannt iſt. Darum glauben wir aber auch, ihn und ſeine Zeit weitläuftiger behandeln zu können, als es der Zweck dieſer Blätter außerdem vielleicht geſtatten möchte. Joh. Valent. Andreä, am 17. Aug. 1586 zu Herrenberg, einer kleinen Stadt am Mittel-Necker, gebohren, zog nach dem Verluſt ſeines Vaters als ein ſchwächlicher Knabe 1601 mit ſeiner Mutter nach Tübingen und machte hier einen philoſophiſchen Curſus. Sein lebhaftes und empfängliches Gemüth befreundete ihn bald mit Claſſikern und Dichtern, von denen er ſich den Plautus zum Muſter nahm, und ihn in einigen verlornen Luſtſpielen nachahmte. Dabei erlernte er das Franzöſiſche, Italieniſche und Spaniſche. Mit vorzüglicher Liebe aber legte er ſich auf Mathematik, beſonders deren angewandte Theile, Mechanik u. ſ. w. und genoß hierin des berühmten Mäſtlin's Unterricht, nachmals auch Kepplers Lehrer. Nach einem kurzen Aufenthalt im Oeſtreichiſchen als Hauslehrer, kehrte er nach Tübingen zurück, betrieb nun unter den berühmteſten Lehrern damaliger Zeit (Oſiander, Haſenreffer u. ſ. w.) das Studium der Theologie, und hatte das Glück mit berühmten Männern faſt aller Fächer bekannt und vertraut zu werden. Eine anſteckende Krankheit nöthigte ihn dann mit vielen ſeiner Lehrer und Freunde Tübingen zu verlaſſen; er gieng in die Schweiz, hielt ſich lange in Genf auf, wo ihm die Einrichtung eines Sittengerichts ganz beſonders geſiel, ſah dann Italien und Frankreich, und kehrte 1613 nach Tübingen zurück, beſtärkt, vorzüglich durch ſeinen Aufenthalt in Italien, trotz den Vorſtellungen ſeiner Freunde, ja ſelbſt des Herzogs von Würtemberg, in ſeinem Vorſatz, der Theologie, als den ihm eigens angewieſenen Wirkungskreis treu zu bleiben.

Gekräftigt an Geiſt und Körper, belebt durch den Umgang mit achtungswerthen Freunden, beſonders des lüneburgiſchen Edelmanns, von Wenſe, durch den er ſpäter dem Herzog Auguſt von Braunſchweig bekannt wurde, ſieng er ſeinen Lehrberuf damit an, daß er in allerley Schriften, ſatyriſchen und polemiſchen Inhalts, die Gebrechen ſeiner Zeit zeigte und angriff. Nach 1, 1/2 Jahr wurde er als Diaconus nach Vaihingen berufen, und verheirathete ſich bald nachher. Hier blüthen ihm aber keine Roſen. Der eifrige Mann ſtieß mit ſeiner derben Rüge des alten Schlendrians, mit ſeinen Verſuchen, überall beſſre Formen einzuführen, mit ſeiner ſtrengen Moral gar häufig an; man ſtemmte ſich ſeinen Verbeſſerungen entgegen, oder entkräftete ſie durch boshafte Verläumdungen; dazu traf ihn häusliches Ungemach. Mit ungebeugter Seele aber ſuchte er nun, was ſeine Wirkſamkeit im Leben nicht zu Stande bringen konnte, durch Schriften zu verbreiten. Er war auch hierin raſtlos thätig; beinah 40 ſeiner Werke fallen in dieſe Periode, und wie viel er dadurch erreicht, wie er beinah einen ganz neuen Geiſt in der geſammten Literatur begründete, verdient in der intereſſanten Schrift, die wir angezeigt, nachgeleſen zu werden. Ein andrer Wirkungskreis that ſich ihm auf, als er 1620 Superintendent in Calv wurde, wo wir ihn, wenn er vorher als Schriftſteller unſere Achtung verdiente, nun als Menſch und Seelſorger ſchätzen und lieben lernen. Es iſt unbeſchreiblich, was er in dieſen jammervollen Zeiten, wo der 30jährige Krieg überall Schrecken und Elend verbreitete, wo Calv ſelbſt zweimal der Wuth der Catholiken Preis gegeben, verbrannt und verheert wurde, wo Peſt und Hunger alle Bande der Geſellſchaft auflöſte, und die Hälfte der Einwohner aufrieb, was er mit wahrhaft chriſtlicher Aufopferung nicht nur für ſeine Gemeinde, ſondern auch für die ganze umliegende Gegend gethan. Er war es, der dem immer mehr einreißenden Sittenverderbniß kräftig entgegen trat, der Religion und Gottesdienſt in den heftigſten Stürmen aufrecht erhielt, der irrende Waiſen aufnahm und in Schulen ſammelte; er war es, der die Bürger ſeiner Stadt und der Umgegend in den bedrängteſten Zeiten zu einer Steuer vermochte, um Vertriebne, verarmte Alte, Kranke und Schwache zu erhalten und zu verpflegen; er war es faſt allein, der Lazarethe und Spitäler beſorgte und beſuchte, wenn die Peſt am ärgſten wüthete, der keinen Hülfloſen ohne Rettung, keinen Verzweifelten ohne Muth, und keinen Sterbenden ohne Troſt verließ; er war es, der die benachbarten Geiſtlichen zu einer chriſtlichen Geſellſchaft aufforderte, theils um den Menſchen das letzte höchſte Gut der Religion zu erhalten, theils auch um allen Nothleidenden Schutz und Hülfe zu gewähren; ihm und ſeinen Bemühungen faſt allein verdankte Calv nach überſtandenem Unglück die allen Nachbarſtädten unbeſchreiblich ſchnelle Aufnahme. Für alle das wurde er aber auch von ſeinen Mitbürgern unendlich geliebt, und ſie bewieſen ihm dies bei mehreren Gelegenheiten auf das Deutlichſte.

Herzog Eberhard hatte ihn kennen lernen, er wünſchte ihn zu ſeinem Hofprediger; ungern verließ Andreä ſein treues Calv; vielleicht bewog ihn die Ausſicht, die ihm die Reſidenz und ſein höhrer Stand auf einen weitern Wirkungskreis eröffnete. Allein hierin hatte er ſich getäuſcht; obſchon Präſident im Conſiſtorio konnte er doch die nöthigſten und wichtigſten Reformen kaum durchſetzen; noch wüthete der Krieg, und im Gefolge deſſelben ſpottete eine zügelloſe Verwilderung in allen Ständen ſeinen eifrigſten Bemühungen; nur eins glückte ihm von alle dem, was er, um den Zuſtand der Theologie zu heben, that, die Wiederherſtellung der Univerſität Tübingen, und vorzüglich der daſigen herrlichen Stiftung für Theologen. Sein ſchon ſo lang beabſichtigtes Sittengericht konnte er aber durchaus nicht einführen. Er fühlte ſich ſeinem Ende nahe, und hatte keins von all den Idealen erreicht, die er als Jüngling genährt, und deren Dienſt er ſeine ganze Kraft geopfert hatte; müde durch die frühern Drangſale, gekränkt durch zahlloſe Verläumdungen, beſchlich ihn nach und noch ein finſtrer Unmuth, der ihn den Geſchäften, bald auch allen Freuden abſtumpfte; nur der Religion und ſeinen Freunden blieb er treu, von denen er dem Herzog Auguſt von Braunſchweig, wegen ſeiner theilnehmenden Liebe und Achtung die er ihm ſtets gezeigt, am meiſten zugethan war. Auch Herzog Ernſt der Fromme, von Gotha, wußte ihn zu ſchätzen. Nach langem fruchtloſen Anhalten erhielt er endlich ſeine Entlaſſung als Abt zu Bebenhauſen, ſpäter zu Adelberg. Und, immer mehr ſchwanden ſeine Kräfte, immer düſtrer wurde ſein Geiſt; vielleicht daß er ſich deshalb angeklagt, was einzig der Fehler ſeiner Zeit war, des Mißlingens ſeiner Beſtrebungen. Unter frommen Gebet gab er ſeinen Geiſt auf, 27. Jun. 1654. Möge der Saame, den er geſtreut, unter uns aufgehen und gedeihen, und wir die Früchte ſeiner Bemühungen erndten, die er nicht geſehen! Sehr wahr dünken uns die Worte, die Jacob Spener über ihn geſprochen: könnte ich jemand zum Beſten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreä!

Um die Wirkſamkeit dieſes Mannes zu begreifen, iſt es nöthig, daß wir einige Blicke auf ſeine Zeit werfen: Wie in der Natur auf heftige Erſchütterungen Ruhe und Erſchlaffung folgt, ſo auch in der Geſchichte der Menſchheit. Die Welt hatte das Größte geſehen; Luther hatte ſeinen Saamen ausgeſtreut, und ſeine Zeit hatte ihn empfänglich angenommen. Nun aber lag er ſtill und wartete der Sonne, die ihn wecken würde. Andreäs Zeitalter war ein langer Winter. Wer nicht über der Geſchichte ſtand, gab die Hoffnung auf; Staat und Wiſſenſchaft waren im traurigſten Zuſtande; aber Irrthum führt zur Wahrheit, Zweifel zum Glauben. Das Gebäude ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten verdiente nicht den Nahmen einer ariſtoteliſchen Philoſophie; doch war für unſre Zeit ſchon viel vorbereitet, daß man nur wieder auf Ariſtoteles zurückwies. Dagegen ſtand die Lehre einer geheimen Philoſophie in großem Anſehen, und begeiſterte ihre Anhänger durch Eingebungen und Enthüllung geheimer Kräfte. Die Cabbala, ein Gemiſch aus jüdiſchen, indiſchen, griechiſchen Legenden und Traditionen fand eine Menge unſinniger Verehrer. Ich brauche nur an den berüchtigten Wunderthäter Theophraſt von Hohenheim zu erinnern. Noch erbärmlicher ſtand es um die Theologie; Luther ſchien vergeblich gelehrt zu haben, Dummheit und Aberglaube ſchienen auch bei den Proteſtanten wieder aufzuleben; ihre Gelehrten beſtritten ſich und ihre geſchraubte Dogmatik mit wüthender Polemik. Die Religion Chriſti war faſt nirgend mehr zu finden. Mit zerrißner Seele ſah Andreä den Jammer; er eiferte dagegen in That und Wort, mit der Freimüthigkeit und Unerſchrockenheit Luthers; und viele ſeiner Worte fanden Eingang, manchem gab er eine andere Richtung; aber den langſamen Gang der Entwicklung vermochte er nicht zu beſchleunigen. Wir wollen, um das Geſagte zu erläutern, einige Stellen aus ſeinen Schriften mittheilen. Eine der intereſſanteſten iſt ſein Menippus, eine Sammlung witziger und ſatyriſcher Geſpräche über allerlei Gegenſtände, auf die Herder in ſeinen zerſtreuten Blättern vielfach aufmerkſam macht.

Ueber die myſtiſche Theologie ſagt er: (De curioſitatis pernicie) „Es hat auch die falſche Chymie gleichſam ihre beſondere Religion; denn weil ſie die ganze Philoſophie entweder verbeſſert, oder vollendet hat, ſo bewirkt ſie auch dieſes Herrliche, dieſelbe mit der Theologie zu verbinden und heilige Dinge durch profane, profane durch Heilige auszudrücken. Durch dieſe artige Verbindung bringen ſie jeden Unſinn hervor, der ihnen beliebt, und verlieren ſich in die wunderlichſten Spitzfündigkeiten über das Reich der Seeligen, über die Engel, die Wunder, den Glauben u. ſ. w. und das um ſo zügelloſer, je mehr unter ihren Leichtgläubigen das bloße Sagen oder Träumen hinreicht. Denn die das erſt erreicht haben, daß man von ihnen glaubt, ſie werden durch ein innres Licht erleuchtet, denen iſt es ein Leichtes, mit ungewöhnlichen Worten die maulaufſperrende Heerde zu weiden, der nur das Eine gefällt, Unglaubliches zu glauben, Ungewiſſes zu wiſſen u. ſ. w., ſo daß in einem Monat ein Betrüger mehr überredet, als Chriſtus in vielen Jahren erhalten kann."

Menippus (69. Geſpräch) A. Herbei, ihr Bürger! B. Wer ruft? A. O, Bürger, Bürger, Waſſer! B. Wohin ſollen wir laufen? A. Das Vaterland brennt. B. Wo iſt die Flamme, wo der Rauch, wo der Geruch? A. Ei, der Atheismus herrſcht, ſieh die Flämme! die Wiſſenſchaften lodern auf, ſieh den Rauch! die Tugend treibt Unzucht, ſieh den Geſtank! B. Immer biſt du dir doch gleich, das heißt unſinnig. Wer wird nun die Herzuſtrömenden wieder zurückſchicken? A. Ha ha ha, als wenn es welche gäbe, die ſich um den Brand des Vaterlandes kümmern!

(98. Geſpr.) A. Wie wunderbar iſt's, daß zur Zeit der größten Gefahr die Menſchen gewöhnlich am ſicherſten ſind! B. So ſollte man ihnen das: „Simon ſchläfſt du?" beſtändig ins Ohr rufen. A. Wer weiß nicht, daß Deutſchlands Anſehn und Stärke durch die Uneinigkeit ſeiner Stände matt und verächtlich wird? B. Simon ſchläfſt du? A. Iſt nicht die Religion ein Waarenhandel geworden? B. Simon ſchläfſt du? A. Was iſt der Richterſtuhl als eine Saat von Proceſſen? B. Simon ſchläfſt du? A. Und die Geſetze ſind Phantaſtereien eitlen Wahns! B. Simon ſchläfſt du? u. ſ. w. (Leider noch immer paſſende Worte!)

Die Theologen ſeiner Zeit ſchildert er mit folgenden Worten: ſie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären als anbeten, lieber die Gegenwart Chriſti beweiſen als ihn an jedem Ort wahrhaft verehren, lieber die Reue über die Sünden beſchreiben, als in ſich ſelbſt fühlen, öfter die heiligen Schriften durchblättern als ſich mit Uebung der chriſtlichen Liebe beſchäftigen; „kurz ſie machen die Religion zu einer Wiſſenſchaft, deren Kenntniß eben wie die Kenntniß der Logik und Metaphyſik ſehr nützlich iſt, um den Ruf der Gelehrſamkeit zu erlangen!" (Tout comme chez nous!)

Ein ungeheures Aufſehn erregte eine Schrift: die Brüderſchaft der Roſenkreuzer, welche wahrſcheinlich unſern Andreä zum Verfaſſer hatte, wiewohl er dies aus guten Gründen leugnete. Die Brüderſchaft der Roſenkreuzer rühmte ſich wichtiger Offenbarungen und einer geheimen Wiſſenſchaft, und foderte zu fleißigem Beitritt auf. Alles kam in Bewegung; viele zeigten Wißbegierde, viele fürchteten eine geheime gefährliche Verbindung (tout comme chez nous) einige zweifelten, wenige nur hielten das Ganze für eine Satyre. Indeß beſchäftigte der Spuk mehrere 1000 Köpfe und Federn und Andreä mußte Alles aufbieten, um die Sache einigermaßen in Vergeſſenheit zu bringen. Zum Schluß die artige Allegorie von der begrabenen Wahrheit:

Als einſt es viele Anzeigen wahrſcheinlich machten, daß die Wahrheit irgendwo begraben ſei, ſo ſcharrte man die Erde auf, und fand nach einigen Tagen einen ganz unſcheinbaren Sarg, auf dem nichts ſtand, als die Worte: „zu meiner Zeit." Der Deckel wurde abgenommen und es zeigte ſich ein verſtümmelter ſcheuslicher Leichnam; offenbar war es, daß man ihn nicht mit Balſam und Gewürz, ſondern mit vielem Unrath eingeſargt hatte. Als man ihn endlich mit großer Mühe reinigte, fand man zu ſeinem Haupt eine eherne Tafel mit dieſer Inſchrift:

Ich, die Wahrheit
die Tochter Gottes
durch Satans Trügerey,
durch der Welt ansteckend Gift
durch der Sinne Wolluſt,
der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
der Prieſter Trägheit
der Staatsmänner Bosheit u. ſ. w.
ermordet
liege hier
im Schlamm der Lügen.
Nach 100 Jahren ſieht mich die Sonne wieder.
Sei mir gegrüßt, Nachwelt!

Als dieſe Grabſchrift bekannt gemacht wurde, erregte ſie Freude und Schmerz; man ſchalt auf die Vorzeit und pries das Glück der Gegenwart. Darauf ward ein marmornes Grabmahl errichtet und die Wahrheit mit großer Pracht wieder darunter beſtattet. An demſelben ward die gefundene Tafel befeſtigt mit der Unterſchrift:

Hätten wir zu unſrer Väter Zeiten gelebt,
wir hätten nicht Theil genommen
am Morde der Wahrheit!

Kurze Notizen.

— Die, in engliſcher Sprache, gedruckten mediciniſchen und vermiſchten Bemerkungen über die weſtindiſchen Eylande von Williamſon, verbreiten neues Licht über den Zuſtand der Sclaven in dem engliſchen Weſtindien. Nicht ohne Rührung haben wir geleſen, daß die Mähriſchen Brüder in ihrem rühmlichen Eifer, das Chriſtenthum unter den, beſonders durch Furcht vor Zauberern ſchrecklich geplagten, Negern zu verbreiten, ſo weit gehen, daß einige dieſer Brüder ſich ſogar als Sclaven angeboten haben, um nur auf dieſe Weiſe den Negern ſich zu nähern und ihr Vertrauen zu erwerben.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 50. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Juny.

Blicke auf England.

Es iſt nicht zu verkennen, daß Europa dem Cabinet von London ſehr vielen Dank ſchuldig iſt; wenn aber England dahin ſtrebt, ſich in Rückſicht des Handels die ganze Welt zinsbar zu machen, wenn die Fabriken und Manufacturen aller Länder von ihm despotiſch beherrſcht werden, und, wenn dieſen Ländern alle Hilfsquellen entzogen werden ſollen, durch welche ſie ſich im Frieden durch den Fleiß ihrer Hände von dem erlittenen unermeßlichen Verluſt wieder erholen könnten, ſo entſteht allerdings die Frage: wie weit ſoll die Dankbarkeit der Völker gehen, und wie iſt ſie mit ihrer Selbſterhaltung in Einklang zu bringen? Gibt es denn keinen ehrenvollen und beglückenden Mittelweg zwiſchen dem Napoleoniſchen Joche und dem merkantiliſchen Despotismus der Engländer? Um dieſe Fragen beantworten zu können, iſt nicht nur eine genaue Kenntniß von den Verhältniſſen nöthig, in denen England zu dem übrigen Europa ſteht, ſondern man muß auch die Geſetze und die ganze Verfaſſung dieſes merkwürdigen Inſelſtaates gründlich erforſchen. Dieſe ſo hoch geprieſene Verfaſſung iſt aber bei weitem nicht mehr die nämliche, die ſie in ihrem Urſprung und noch im Anfang des 18. Jahrhunderts geweſen iſt; ſie hat weſentliche innere Gebrechen, durch die ſie täglich mehr in Verfall geräth, und kann ſonach in unſern Tagen, wo die Monarchen Europa's ihren Unterthanen eine repräſentative Verfaſſung verſprochen haben, nicht zum Modell, ſondern nur zur Lehre dienen. Wie weit man aber noch davon entfernt iſt, eine gründliche Kenntniß von dem innern, wahren Weſen der engliſchen Verfaſſung und des Finanzweſens dieſes Reiches zu beſitzen, erhellt ſchon daraus, daß während der franzöſiſchen Revolutionskriege, die wohl ein Viertel-Jahrhundert hindurch gedauert haben, zu wiederholten Malen, und ſogar von geiſtvollen, erfahrenen Staatsmännern, der Sturz des engliſchen Finanzſyſtems und der ganzen Verfaſſung vorausgeſagt worden iſt, und daß beides, obwohl mit Gefahren umringt, doch noch beſteht. Nach John Sinclair, in ſeiner Geſchichte der öffentlichen Einkünfte, iſt vom Jahr 1680 bis 1786 in 23 verſchiedenen Epochen prophezeiht und ſonnenklar bewieſen worden, daß der Bankrut von England ganz unausbleiblich ſey; bis jetzt iſt er aber noch nicht erfolgt. Um nun dieſer mangelhaften Kenntniß abzuhelfen, und die Staaten Europa's auf ihre wahren Verhältniſſe zu England aufmerkſam zu machen, hat ein gewiſſer Herr von Montveran eine kritiſche Geſchichte des jetzigen Zuſtandes von England, in Rückſicht auf Finanzen, Ackerbau, Manufacturen, Handel und Schifffahrt, Verfaſſung, Geſetze und Politik dieſes Reiches geſchrieben, wovon ganz neuerlich die drei erſten Bände zu Paris erſchienen ſind, und noch zwei andere nachfolgen werden. Ohne in eine dem Zweck dieſer Blätter fremde Beurtheilung dieſes Werkes einzugeben, glauben wir es doch wegen der vielen neuen und lichtvoll dargeſtellten Thatſachen, die in allen Abſchnitten deſſelben gefunden werden, unſern Leſern mit gutem Gewiſſen empfehlen zu dürfen, und um ihnen eine vorläufige Anſicht davon zu geben, wollen wir einige intereſſante Stellen daraus, ſo wie ſie uns eben auffallen, in gedrängtem Auszuge hier mittheilen.

Der Verfaſſer ſucht zu beweiſen, daß die Staatsſchuld von England niemals mehr getilgt werden kann. In den letztern hundert Jahren vom ſpaniſchen Succeſſionskriege an, ſagt derſelbe, waren fünf und vierzig Kriegsjahre; nach dem jetzt beſtehenden Amortiſationsplane könnte die Staatsſchuld in 45 Jahren abbezahlt werden; nun werden aber in dieſen 45 Jahren nach dem obigen Verhältniß zwanzig Kriegsjahre ſtatt haben, und folglich muß die Staatsſchuld eher zunehmen als getilgt werden können. Die Intereſſen derſelben betragen jährlich 50 Mill. Pf. St., die außer allen übrigen Staatsausgaben von der Nation müſſen aufgebracht werden, und folglich wird England auf ewige Zeiten mit Abgaben überladen bleiben. Dieſe Abgaben belaufen ſich jetzt mit Inbegriff der Armentaxe und der Provinzial- und Communal-Anlagen auf 90 Mill. Pf. St., was bei dem reinen Ertrag des ganzen Landes von 160 Mill. Pf. mehr als 57 pr. Cent. ausmacht, eine Abgabenlaſt, die bei weitem in keinem andern Staate Europa's in dieſem Verhältniß gefunden wird. Dafür nimmt aber auch in England die Armuth und das Elend täglich mehr zu, und der vierte Theil der

Ausgegeben den 11. Juny.

ganzen Bevölkerung lebt gegenwärtig von Almoſen. Alljährlich brechen zwiſchen 400 und 1600 Bankrutte aus, und ſeit dem Jahr 1793 ſind deren 40,000 ausgebrochen. Im Jahr 1800 wurden 3400 Verbrecher wegen Kapital-Verbrechen verurtheilt und im Jahr 1812 belief ſich bei einer Bevölkerung von 16 Millionen die Anzahl derſelben auf 6000. — Dieſer Finanzzuſtand in England kann, nach der wiederholten Erklärung der ſogenannten Independenten-Parthei im Parlament, nicht ohne den Beſitz des ausſchließenden Alleinhandels beſtehen, und in dieſem Beſitz kann ſich England nicht anders halten, als wenn es die Staaten, gegen welche es denſelben behaupten will, unaufhörlich in blutige und ruinirende Kriege verwickelt. Seit einem Jahrhundert hat es an allen Kriegen auf dem Continent Antheil genommen, und niemals einen Vertrag abgeſchloſſen, der ihm nicht Handels-Vortheile eingetragen hätte, niemals aber auch einen Frieden, der mehr als ein längerer oder kurzerer Waffenſtillſtand geweſen wäre. — Bei Gelegenheit, daß der Verfaſſer in einer Conſumtionstabelle von England die Kartoffeln, Gemüſe und Wurzeln nur als den 30. Theil der ganzen Conſumtion dieſes Reiches an Vegetabilien annimmt, theilt er, zur deßfallſigen Rechtfertigung, aus den chemiſchen Unterſuchungen von Davy eine Tabelle über die Proportionen des in den verſchiedenen Vegetabilien enthaltenen Nahrungsſtoffes mit, die wir im Auszuge hier beifügen wollen. Der beſte Waizen nimmt die oberſte Stelle ein, und wird angenommen zu . . 1000

der geringe Waizen verhält ſich gegen ihn wie	955
die Gerſte	940
das Korn	792
der Hafer	743
Erbſen, Bohnen und Linſen	570
Kartoffeln	200
Rüben aller Art	136
Möhren	98
Kohl aller Art	73
Rettige	42

Im J. 1808, behauptet der Vf., habe der Handel Englands auf dem höchſten Punkte ſeines Flors geſtanden, allein ſeitdem wieder beträchtlich abgenommen. Von dieſem Zeitpunkt an, beſonders aber ſeit dem Jahr 1813 wären auch alle Manufacturen, vorzüglich die Baumwollen-Manufacturen, herunter gekommen. Die große Armuth des Volkes, die zunehmende Sterblichkeit in den Manufactur-Gegenden, und die häufigen Auswanderungen wären ein Beweiß davon. Als eine der weſentlichſten Urſachen dieſes beunruhigenden Zuſtandes werden die Maſchinen aller Art angegeben. Durch ſie blieb nicht nur eine große Menge von Arbeitern unbeſchäftigt, ſondern es konnten auch mit wenigern Arbeitern mehr Producte geliefert werden; da nun dieſe Producte in kurzer Zeit den ganzen Bedarf der geſammten Conſumtion überſtiegen, ſo fielen ſie auf allen Märkten Europa's im Preiße, und mußten mit Verluſt verkauft werden. Weil man aber die Hoffnung hegte, daß durch dieſe um geringe Preiſe verkauften Producte die Anzahl der Abnehmer auf dem Continent vermehrt, und dadurch ihnen der Gebrauch derſelben zum Bedürfniſſe werden würde, zu deſſen Befriedigung man in der Folge ganz andere Preiße feſtzuſetzen und ſich dadurch wegen des jetzigen Schadens wieder zu erholen gedachte, ſo hat die Regierung die Manufacturiſten unterſtützt, um ſie in den Stand zu ſetzen, alle Märkte Europa's mit ihren Waaren zu überſchwemmen, und die Manufacturen in allen andern Ländern zu Grunde zu richten. Um dieſen letztern Zweck zu erreichen, haben die Friedensſchlüſſe von 1814 und 1815 den wichtigſten Grund gelegt; ſie ſind in Rückſicht des Handels und der Induſtrie für alle Staaten des Continents ſo äußerſt nachtheilig, daß eine in kurzer Zeit erfolgende Abhängigkeit und Zinsbarkeit derſelben von England nicht zu bezweifeln iſt, wenn nicht die Regierungen derſelben weiſe, nachdrückliche Maasregeln zur Abwendung dieſes Verderbens treffen, und der Energie, dem Patriotismus und dem natürlichen, wohlangewendeten Nationalſtolz ihrer Unterthanen freien Lauf laſſen, und ihnen keine Art von Beſchränkungen auflegen. — Die Abſchaffung des Neger-Handels auf der afrikaniſchen Küſte iſt nach des Verfaſſers durch mancherlei Beweißgründe unterſtützten Behauptung, keineswegs das Werk einer aufgeklärten Menſchenliebe, ſondern ſchlechterdings nur eine politiſche Maasregel von Seiten Englands, durch welche ſein Handelsintereſſe auf das Weſentlichſte befördert worden iſt, und wodurch es einen glänzenden Sieg über alle Staaten, die Colonien beſitzen, davon getragen hat. Man bilde ſich auch nicht ein, daß der Sklavenhandel in den engliſchen Colonien aufgehört habe; durch Schleichhandel wird er nur deſto ſtärker getrieben. Im Jahr 1806 befanden ſich in den Colonien der Engländer in Weſtindien ohngefehr 600,000 Sklaven, und heutzutage beläuft ſich die Anzahl derſelben wenigſten auf eine Million. Die Zunahme kann man aber nicht einer jährlichen Mehrzahl der Gebornen zuſchreiben, denn es iſt erwieſen, daß ohngeachtet die Ehen unter den Negern ſehr begünſtigt werden und man auch mehr Sorgfalt auf die phyſiſche Erziehung der Kinder wendet, dennoch die Anzahl der Geſtorbenen die der Gebornen jährlich im Durchſchnitt genommen, um acht aufs hundert überſteigt. Auch hat die Sklaverei in den engliſchen Colonien, ohngeachtet aller Mühe, die ſich die im Jahr 1807 deßhalb geſtiftete Afrikaniſche Geſellſchaft gegeben hat, noch ganz und gar nichts von ihrer Härte verlohren; ſie iſt vielmehr ſo drückend und barbariſch, als ſie in den Colonien von irgend einer Nation ſeyn kann. Endlich iſt auch weder für die plötzliche noch ſucceſſive Befreyung der Negerſklaven nicht das Mindeſte von Seiten der Regierung gethan worden, denn dieß alles lag nicht in dem Wunſche derſelben. Nur die Colonien anderer Nationen, die ſich ohne Negerſklaven durchaus nicht halten können, ſollen zu Grunde gerichtet werden, und die Abſchaffung dieſes Handels iſt einer der größten und wichtigſten Vortheile, die England durch den zweyten Pariſer Frieden von 1815 erlangt hat. Es iſt ihm aber ſo wenig Ernſt mit dieſer Abſchaffung, behauptet der Verfaſſer, daß wenn es einſt Indien glücken ſollte, das Joch deſſelben abzuſchütteln, es zuverläſſig zuerſt wieder den Negerhandel einführen würde. — Unter die Quellen der in England befindlichen unermeßlichen Reichthümer rechnet der Vf. vorzüglich auch die Schätze, die ſeit 40 Jahren aus Indien gezogen, und daſelbſt durch den Handel, durch Monopolien, durch die erbeuteten Schätze der daſigen Landesfürſten, durch Kriegs-Contributionen und durch Erpreſſungen aller Art gewonnen worden ſind. Man wird die Ueberſicht, die er davon giebt, nicht ungern hier finden:

Das erworbene Privat-Vermögen der Beamten der Oſtindiſchen Compagnie hat aufs geringſte berechnet von 1776 bis 1806 jährlich 1,800,000 Pf. St., und in den zehn folgenden Jahren 1200,000 Pf. St. betragen	68,800,000 Pf. St.
Gewinn aus dem Handel, nach einem ſehr mäßigen jährlichen Anſchlag	46,800,000 — —
die Hungersnoth in Bengalen, und das Monopol mit Reis	6,000,000 — —
Contributionen in dem Kriege gegen Tippo-Saib im J. 1792	3,000,000 — —
der erbeutete Schatz von Rohilmeda im Jahr 1794	1,000,000 — —
die erbeuteten Schätze von Tippo-Saib im Jahr 1798 in baarem Gelde	18,750,000 — —
an Diamanten und andern edeln Steinen, an Pferden, Elephanten, Waffen und koſtbaren Effecten, zum wenigſten	56,250,000 Pf. St.
Schätze des Nabobs von Carnate, im J. 1801	3,000,000 — —
	203,600,000 Pf. St.

Hierunter ſind noch eine große Menge von andern Kriegs-Contributionen und erbeuteten Schätzen der Nabobs und Rajahs, weil ſie nicht berechnet werden können, nicht begriffen. Alle dieſe ungeheuern Reichthümer aber haben ſich in den Händen von einer geringen Anzahl von Eigenthümern concentrirt, und werden in keinem Jahre aufgebraucht, weil bei den großen Landbeſitzern das Primogeniturrecht eingeführt iſt, und ſie auch durch viele neuere Staats-Einrichtungen weſentlich begünſtigt werden. Die Reichen werden daher alljährlich noch reicher; die Halbreichen und Wohlhabenden hingegen nähern ſich immer mehr der Armuth. Die Landbeſitzungen der Reichen ſind von ſo ungeheuerm Umfange, daß z. B. der ganze Weg von Portsmouth nach London, der 12 deutſche Meilen beträgt, nur aus 17 ſolcher Privatbeſitzungen beſteht. Der Graf von Cholmondley hat im Jahr 1817 ein aus 40,000 Aeckern beſtehendes Landgut für 1,950,000 Pf. St. verkauft.

Andenken an einen literariſchen Staatsmann nebſt einer Zugabe über Denkreden.

In Weimar iſt eine Denkrede auf den verſtorbenen Herrn Staats-Miniſter v. Voigt erſchienen. Sie war zuerſt als Manuſcript für Freunde gedruckt. Nachdem ſie aber jetzt durch weitern Abdruck ins große Publicum, und auch uns zugeſandt worden iſt, ſo dürfen wir für das liter. Wochenblatt den geeigneten Gebrauch machen. Das Andenken eines vielſeitig gebildeten Mannes, der von einer Ehrenſtufe zur andern aufſtieg und in einem langen Zeitraum unermüdlich gewürkt hat, ſoll in mehr als einer Rückſicht erhalten und verbreitet werden. Ein ſolcher Mann war der am 23. Decbr. 1743 geborne, und am 22. März dieſes Jahres verſtorbene Geheimerath und Präſident des Großherzogl. Weimariſchen Staats-Miniſteriums, Chriſtian Gottlob v. Voigt. Er war der Sohn eines braven Juſtizbeamten zu Allſtedt, erhielt auf der Kloſterſchule zu Roßleben eine claſſiſche Bildung, deren Eindruck durch ſein ganzes Leben nachwirkte, und auch trockene Berufsarbeiten mit einem höhern Geiſte befruchtete. Hauptſächlich von dieſer Seite geht ſein Nahme dieſem literariſchen Blatte etwas an.

Indem wir ſein politiſches Leben übergehen, bemerken wir, daß, wenn ihm gleich die unausgeſetzte Berufserfüllung nicht geſtattete, den Muſen glänzende Opfer zu bringen, er dennoch das ſtille, aber vielwirkende Verdienſt hinterläßt, für Literatur immer gewirkt zu haben, und eine lange Reihe von Jahren für den Flor der Akademie Jena, für Herbeiziehung der tüchtigſten Lehrer, für das Inſtitut der Literatur-Zeitung mit Freude thätig geweſen zu ſeyn. Neben einem Goethe war er Theilnehmer an des Grosherzogs unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt, von denen unter andern ſo viel Förderndes für das Naturalien-Cabinet und die Univerſitäts-Bibliothek ausgegangen iſt. —

In den Stürmen des Lebens und der Zeiten, die zugleich ſein Hausglück und ſein patriotiſches Gemüth angriffen, fand ſich ſein Geiſt immer wieder durch jene claſſiſche Kultur gerecht, und dieſe, verbunden mit einer glücklichen Organiſation, gewährte ihm Troſt und baldige Faſſung. Schwächen des abgeſchiedenen Mannes — wer iſt ohne ſie? — zu berühren gehört der Biographie an, in ſo weit ſie als vollſtändige Charakteriſtik und als Menſchenſpiegel jeder Wahrheitsfreund in dem Gemälde erwartet. Eine ſolche Schattirung macht auch das Verhältniß der einzelnen Züge zu einander deutlicher, und entwaffnet öfters die Kritik, die gerne an ein gefeiertes Individuum, das doch immer ein Menſch bleibt, Anſprüche richtet, welche nur ein Ideal erfüllen könnte.

Vieles erklärt ſich dann genauer oder doch billiger, wenn man annimmt, daß der Staatskundige Mann auch jene Lehre vom Tempel zu Delphos an ſich ſelbſt geübt habe, und daß er daher nur dasjenige habe thun und wirken wollen, was ihm ſeine Selbſtkenntniß, bey ſeiner Natur und Lage, als das Erreichbare darſtellte.

Und wiſſen wir wohl das Schlimme und Irrige, was alles ſein gewandter Geiſt im Stillen abgewehrt und verhindert haben mag? Auch das iſt ja Thätigkeit und oft die dem Einzelnen einzig mögliche. Gerade der hochgeſtellte Mann iſt an tauſend unſichtbare Fäden mehr gebunden, die oft zu Ketten werden. Wer ihn in der Nähe beobachten konnte, wird als Biograph den Umfang ſeines Wollens, ſeiner Kraft, und die Hemmungen derſelben von Innen wie von außen zu bezeichnen wiſſen. Aus der Ferne und ungeſchmeichelt iſt der vielſeitig gebildete Geſchäftsmann uns auch als ein höchſt arbeitſamer erſchienen und des Rühmens werth. Wir genießen unerkannt manche Frucht ſeines Wirkens und für Alles, was er jemals redlich hier gewollt, wird ein Höherer ihm dort den Preiß beſtimmen.

* * *

Wenden wir uns zu der Denkrede auf den Verſtorbenen, blos als literariſches Product betrachtet, ſo können wir ihr das Verdienſt einer überaus gelungenen Anordnung und eines mit großer Kunſt geſchmückten Vortrags nicht verſagen, der ſich bis an die Grenze des poetiſchen Ausdrucks gewagt hat. Wir ziehen folgende Stelle aus:

„Was Voigt war und wurde, verdankte er einzig
„ſeinem Verdienſte, und jeden (?) Standpunct hö-
„hern Wirkens nur der eignen inwohnenden Kraft.

„Wenn wir auf die beſchränkten Kreiſe und
„Wünſche ſeiner Jugend zurückſehen, auf jene ſtill
„in ſich gekehrte Thätigkeit, der eine kleine Stelle an
„der öffentlichen Bibliothek zu Weimar ſchon Lohn
„genug ſchien, blos weil ſie neue Schätze des Wiſ-
„ſens öffnete, auf die geräuſchloſe Wirkſamkeit im
„angewieſenen Berufskreiſe, die durch keine Gunſt
„äußerer Verhältniſſe gehoben, ja nicht ſelten ver-
„kannt, den ſichern Stützpunct nur in ſich ſelbſt fand:
„ſo gewährt es einen eigenen freudigen Genuß, wahr-
„zunehmen, wie die Tüchtigkeit ſeines Strebens im-
„mer mehr äußere Anerkennung findet, je weniger
„er darnach begehrt, wie er über jede Ungunſt der
„Zeiten durch ſtille Beharrlichkeit ſiegt, ohne käm-
„pfend hervorzutreten, wie edle, einflußreiche Freun-
„de ſich ihm ausſchließen und widmen, ohne daß er
„ſie aufſucht, wie ein hochgeſinnter Fürſt ſeinen
„Werth hervorhebt, ohne daß er ſich geltend macht,
„wie die Kreiſe ſeines Wirkens ſich immer glänzen-
„der erweitern, je beſcheidner er ſich zurückzieht und
„wie ſich ſo, unvermerkt, Ring an Ring, Glied
„an Glied zur reichen Ehrenkette aneinander fügt,
„mit der wir ihn am heitern Abend ſeines Lebens
„geſchmückt finden.

„Ihm bewährte ſich jene freundlichere Nemeſis,
„die Verdienſt und Belohnung mit gerechter Waage
„abmißt und früher oder ſpäter dem Würdigen ſpen-
„det, was die Laune des Geſchicks erſt zu verſagen
„ſchien.

„Und kann der reiche Inhalt ſeines Lebens uns
„ſchöner anſchaulich werden, als aus den eignen
„Worten ſeines erhabenen Fürſten, der ihm am Tage
„ſeiner funfzigjährigen Dienſtfeier ſchrieb: „Könnte
„man alle Ihre guten Handlungen einzeln aufzäh-
„len, ſo würden Sie ſich vielleicht ſelbſt wundern,
„daß Ein Mann ſo viel Löbliches, Wichti-
„ges und Schweres habe in funfzig Jahren lei-
„ſten können.“

„Forſchen wir nach dem eigenthümlichſten Grundzuge ſeines Weſens, ſo finden wir den höchſten „Ernſt der Geſinnung und jedes Strebens mit der „heiterſten Lebenspoeſie wunderſam gepaart und verzweigt, ja ſein ganzes Naturell von beiden alſo ungetheilt durchdrungen, daß es zweifelhaft bleibt, „was am meiſten zu bewundern ſey, ob die conſequente Richtung aufs Reale, Praktiſche, bey ſo „lebhafter Hinneigung zur Ideenwelt, oder die ewige Jugend ſeines Geiſtes bei ſo ernſter, ſorgenvoller Lebensverwendung."

Knüpfen wir hieran noch eine kurze Betrachtung über Denkreden überhaupt.

Als Mode- und Phraſenkunſt ſcheinen ſie meiſtentheils von dem redeſeeligen Frankreich behandelt worden zu ſeyn, nachdem Kardinal Richelieu ſie in der von ihm geſtifteten Akademie eingeführt hatte. Dort dienten ſie in dem ganzen langen Zeitraum zu einem glänzenden Spielwerke der Eitelkeit, ſo daß erſt noch neuerlich ein Franzoſe, (in der Minerve) zu behaupten wagte, „daß ſich die ganze Erndte Denkreden von literariſchen Werth kaum auf ein halbes „Dutzend belaufe." Und der Grund? Sollte es wohl ein anderer ſeyn, als daß die hintangeſetzte Wahrheit ihre Rache an der Kunſt der Lobredner gewiß nimmt, ſobald das Augenblicks-Intereſſe vorübergegangen iſt?

Eine Denk- und Lobrede ſoll zwar keine Biographie ſeyn; aber ſie ſoll ſich nur nicht durch falſchen Firniß davon unterſcheiden; ſondern durch gedrungene Kürze, und durch Schmuck des Vortrags, nicht des Gegenſtandes, dem, um das Bild treu und wahr zu finden wohl eine glückliche Beleuchtung, aber keine Verſchönerung geziemt. Darum müßte auch in Denkreden nicht aller Schatten fehlen, weil er von Aufrichtigkeit zeugt, die Lichtpartbien deſto mehr hervor hebt, und das Kunſtwerk von der Chineſiſchen Schattenloſen Bund-Malerei vortheilhaft unterſcheiden hilft.

Dieſes iſt die Mahnung der Wahrheit, die im Gebiete der Kunſt eine wichtige Stimme hat, ſo lange die Welt die Kunſt nicht etwa ganz von der Moral trennen will. Wenigſtens dachten die Alten ſo, und man darf nur den Quinctilian befragen. Giebt es eine ehrenvollere Definition des Redners als die, daß er ſey: ein redlicher Mann, der geübt zu ſprechen wiſſe? (vir bonus, dicendi peritus.) Alſo Redlichkeit und Redegabe in Verbindung ſoll den Meiſter bilden. Auch der altdeutſche Character, den wir uns doch ja erhalten mögen! nimmt dieſen Zug der Redlichkeit in Anſpruch. Wir wollen allen Denkreden dieſen Wahrheitsgrund und uns übrigens recht viele ſo ſchön geſchriebene wünſchen. Für die von franzöſiſcher Art und Kunſt aber, ſo deren uns etwa noch vorkommen ſollten, ſparen wir die Kritik jener wilden Nation auf, die, wie die ſchöne Sage lautet, in ihrer treuherzigen Natureinfalt noch kein Wort für Unwahrheit in ihrer Sprache beſaß. Dieſe Wilden ſagen bey falſcher Rede: „Höre Fremdling, du erzählſt „uns das Ding, das nicht iſt."

Populäre Arzneykunde.

Herr Doctor Bernt zu Wien hat ein ſyſtematiſches Handbuch der öffentlichen Geſundheits-Pflege geſchrieben, welches wir den wenigen unſerer Leſer empfehlen, denen ihre und der ihrigen Geſundheit am Herzen liegt. Den Wenigen? nun ja! es iſt ja leider bekannt genug, daß die Menſchen, ſo lange ſie geſund ſind, ſich um nichts weniger bekümmern, als um die Erhaltung dieſes koſtbarſten aller Schätze.

Nicht immer möchten wir jedoch dem Verfaſſer beipflichten. So z. E. wenn er, auf das Beiſpiel von Pferderaçen ſich ſtützend, die Heirathen zwiſchen nahen Verwandten billigt, gegen welche die Erfahrung zu laut ſpricht; oder wenn er den Mehlbrei noch als eines der erſten Nahrungsmittel für Neugeborne anführt; oder wenn er jungen Künſtlern, Studenten und Handwerksburſchen das Reiſen und Wandern nur dann geſtattet wiſſen will, wenn ſie geſchickt und vaterländiſch geſinnt ſind. Das klingt faſt chineſiſch. —

— Ein ungenannter practiſcher Arzt hat eine Schrift herausgegeben: über die vorzüglichſten Fehler im Verhalten der Schwangern, Wöchnerinnen und Säugenden, ſo wie über die Behandlung der Kinder im erſten Lebensjahre, nicht viel neues, aber viel Gutes und gut geſagt. Alle Vorſchriften ſind zweckmäßig. Bisweilen treibt der Verfaſſer ſeinen Eifer wohl zu weit, z. E. wenn er dem Kaffee und dem Kalbfleiſch, von ſtillenden Frauen genoſſen, oder den Rhabarber, neugebornen Kindern eingegeben, ſo gar viel Schlimmes nachſagt. —

— In den mediciniſchen Jahrbüchern des öſtreichiſchen Staates, theilt der Profeſſor Kern die Geſchichte einer aus dem Leibe gezogenen Schuhmacherzange mit. Ein lediger Schuhmacher hatte den ſonderbaren Einfall gehabt, dieſe Zange mit Speichel benetzt in den Maſtdarm zu bringen; ſie entſchlüpfte ſeinen Fingern und trat einwärts hinter den Schließmuſkel des Afters. Dem Doctor

Kern gelang es mit vieler Mühe, durch Hülfe einer Steinzange ſie wieder herauszuhohlen. Sie war über 6 Zoll lang, 3 Zoll breit und wog 11 Loth 2 Quentgen. —

Aus denſelben Jahrbüchern lernen wir, daß die Ausfuhr des Theriac's aus Venedig ungemein groß iſt. Von 1808 bis 1813 wurden ausgeführt 117965 Pfund. Ein großer Theil davon geht nach der Levante. Die Zubereitung deſſelben iſt hier angegeben.

Die Hundswuth im Jahr 1814 bis 1815 betreffend, bemerkt der Doctor Waldinger: unter 46 wütenden Hunden ſei kein Fleiſcher- oder wirklicher Jagdhund, überhaupt keiner geweſen, dem es an Freiheit nicht gemangelt. Die meiſten waren Baſtarde, ſchon früher boshaft und beißig. Zwergartige, verkümmerte Spitzhunde wurden wütend auch ohne von andern gebiſſen zu ſeyn. So lange er Gelegenheit hatte, wütende Hunde zu beobachten, fand er immer, daß die Wuth nach der Zeit der Begattung eintrat. —

— Der Doctor Heinroth hat lateiniſch von dem Willen des Arztes als einem Heilmittel gegen den Wahnſinn geſchrieben. Er meint, wir wüßten noch nicht recht, welche Kraft unſer Wille iſt, oder vielmehr ſeyn und werden kann. Wem es unmöglich ſcheine, daß der Wille vom Joch der Begierden loskommen könne, der habe keinen wahren Willen, ſondern werde nur getrieben, und ſo lange gehöre er, bei allem Verſtande, unter die Thiere. Frei könne den Menſchen nur der Glaube machen, das heiße: das Vertrauen auf das Höchſte, was es im Himmel und auf Erden gebe. (Und das heißt — ?) — Solcher Glaube könne nur in ein reines Herz kommen, das heiße: ein Herz, das nicht ſich ſelbſt, ſondern eben dem höchſten lebe, (und das heißt — ?) — Dieſe freigewordene Kraft äußere ſich dann als Lebenskraft, als Heilkraft. Dahin gehören denn die thieriſch-magnetiſchen Einwirkungen, ja ſogar die Wunder erklärt der Verfaſſer auf dieſe Weiſe, und meint, ſie verhalten ſich zu den göttlichen Wundern, wie der electriſche und galvaniſche Funke zum Blitz des Himmels. Leicht wird ihm nun der Uebergang zu Behandlung der Seelen-Krankheiten. Merkwürdig iſt, daß jedesmal, wenn der Verfaſſer etwas Unbegreifliches ſagt, er es durch eben ſo etwas Unbegreifliches erklärt. —

— Der Doctor v. Dillenius erzählt, in ſeinen Beobachtungen über die Ruhr, welche 1812 in der vereinigten Armee herrſchte, wie er, mit 600 Kranken, durch den Feind gedrängt, 11 Tage lang in einem großen Schaafſtalle im Walde zubringen müſſen, wo er, aus Mangel an Arzney, die Kranken ſehr reiſe Heidelbeeren eſſen ließ, die dort in Menge wuchſen, und ſiehe da, ſie wurden geſund. —

— Der Doctor Wächter hat eine Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichſten Bäder und Trinkwaſſer geſchrieben, in welcher das Wichtigſte ein Bericht über die Schwefel-Dampfbäder iſt, die Galés in Paris veranſtaltet hat. Hier wird durch Wärme der Schwefel verflüchtigt, und umgiebt, ſammt der Wärme, den ganzen Körper gleichförmig, mit Ausnahme des Geſichts, welches gar nicht davon beſchwert wird. Durch dieſe Räucherungen, die in ökonomiſcher Hinſicht allen andern bekannten Methoden vorzuziehen ſind, wird die Krätze ſchnell geheilt. 4800 Kranke werden in St. Louis jährlich an der Krätze behandelt. Geſchähe es mit Schwefelſalben, ſo würde es mehr als 161000 Franken koſten, mit gewöhnlichen Schwefelbädern 197000, mit Schwefeldampfbädern aber koſtet es nur 61000 Franken.

— Der Doctor Neumann hat 2 Bände von der Natur des Menſchen geſchrieben, eine Compilation. Mit ſeinem dicken Materialismus wird der Verfaſſer jetzt wenig Glück machen. Kryſtalliſation iſt ihm der erſte und einfachſte Lebensact auf der Erde, der zweyte Wachsthum, der dritte Bewußtſeyn (?) Der Gedanke des Menſchen iſt ihm nichts als eine Aeußerung des Lebens. Durch den Tod geht das Individuum unter, und nur die Gattung beſteht in ewiger Jugend. (Troſtloſe Wiſſenſchaft!) Dem Magnetismus iſt natürlich der Verfaſſer ſehr abhold, beſonders dem Wolfartſchen Bacquet, und wirft den Berlinern vor, daß ſie Stricke melken. —

— In Kopp's Jahrbuch der Staats-Arzneykunde wird, bei den epidemiſchen Krankheiten, auch des gelben Fiebers gedacht. Die Furcht davor ſcheint in Deutſchland ziemlich verſchwunden zu ſeyn, ſeit dem der Feind aus dem Orient, die Peſt, neuerlich bis Fiume vordrang. Die weiſe preußiſche Regierung ließ ſich indeſſen durch zu große Sicherheit nicht einſchlafern; ſie ſandte noch im vorigen Jahre den Staatsrath Langermann nach Helgoland, um ganz im Stillen die däniſchen Quarantaine-Anſtalten prüfen zu laſſen. Dieſer thätige und einſichtsvolle Mann brachte bei der heftigſten Brandung, ſelbſt mit Aufopferung ſeiner Geſundheit, viele Tage und Nächte an der Küſte zu, landete an mehrern Orten, und ſah leider bald ein, daß dieſe Anſtalten allein nicht hinreichend ſeyn würden, uns vor der abendländiſchen Peſt zu ſchützen.

— Ein gallſüchtiger Jenaer Recenſent meynt, Kopp habe Unrecht zu glauben, daß im ärztlichen Stande das Genie nicht erſtickt werde. „Jedes Aufkeimende, ſagt er, wird hier am meiſten gehaßt und verfolgt, und die Söhne und Vettern, durch Tanten und Baſen ſchon in einen Stall gebracht, ſchmutzige Juden und Gauner durch Buhldirnen und magnetiſirtes Geſindel verdienten Männern vorgeſetzt." Jetzt ſei die Zeit, „wo man nicht das Genie an die Spitze ſtelle, ſondern wo polizeyliche Spürhunde jeden Winkel durchkriechen möchten, um, wenn auch nicht Sansculotten, doch Sanscravatten zu riechen." Derſelbe ſagt: die Fürſten meynten es mit ihren Völkern eben nicht übel, aber „gebt ihnen eine andere als die gewöhnliche militairiſche Erziehung, und ſie werden noch beſſer werden. Sie kennen ihre Völker nicht u. ſ. w." Die meiſte Galle ſchüttet er über die Leibärzte aus, welchen er alle nur mögliche Schlechtigkeiten aufbürdet. Vermuthlich hat ihn ein Leibarzt einmal auf den Fuß getreten. —

— Ein Apotheker zu Tyrnau in Ungarn, Nahmens Schuſter, hat, für ſtarkwirkende Arzneyen, Tropfgläſer erfunden, aus welchen nie mehr als Ein Tropfen heraus fallen kann, der immer gleich groß und ſchwer iſt. Eine gering ſcheinende, allein fürwahr ſehr nützliche Erfindung, deren ſich bereits mehrere Apotheker in Ungarn mit großer Sicherheit bedienen. —

— Der Land-Phyſikus Paulizky hat ſchon vor 20 Jahren eine Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Geſundheitspflege herausgegeben, welche drey Auflagen erlebte, und nun, da ſie mangelhaft war, von deſſen Sohne neu bearbeitet und vermehrt an's Licht geſtellt worden. Ein ſehr gutes Buch für Landleute, die Alles darin finden werden, was zur Beförderung und Erhaltung ihrer Geſundheit dienlich iſt. —

— Gall und Spurzheim ſind in einem engliſchen Werkchen, drei Vorleſungen betitelt, häßlich mitgenommen worden. Voran ſteht eine Carricatur, das Zimmer eines Craniologen, der beſchäftigt iſt, den Kopf eines Mönchs auszumeſſen. Spurzheim hat die 27 Organe ſeines Lehrers noch mit fünf neuen vermehrt, und der ſchalkhafte Verfaſſer der Vorleſungen fügt noch ein ſechſtes hinzu: das Organ des Glaubens an Craniologie, Phyſiognomie, Aſtrologie, Geſpenſter u. ſ. w., ein Organ, welches der Magnetiſmus jetzt ſehr häufig entwickelt.

— Ein Mitarbeiter am Heſperus eifert gewaltig gegen den Thee, und behauptet mit Zimmermann, daß die gänzliche Ausartung der Chineſen, ihr Stumpfſinn, ihre Characterloſigkeit u. ſ. w. durch das Theetrinken bewirket werde. — Ein anderer, eben daſelbſt, hat einen ſehr verſtändigen Brief an eine Mutter über die Mahlzeiten der Kinder geliefert, wozu der Herausgeber eine Note macht, die wir jedem unſerer Leſer zur Beherzigung empfehlen: „Aber wir Erwachſene ſollten auch in Wahl und Zahl der Speiſen, zu unſerem eignen Heil, wieder zur goldenen Einfachheit zurückkehren. Was in der Regel über drei gut zubereitete und gehörig gefüllte Schüſſeln hinausgeht, iſt Ueberfluß, und eine Schwachheit, daß wir noch immer dem Gaſt dadurch eine Ehre zu erweiſen denken, wenn wir es durch die Menge der Gerichte darauf anlegen, ihm den Magen zu verderben. Von dem hier verſchwendeten Ueberfluß könnten alle Arme der Monarchie reichlich verſorgt werden, und es bedürfte kaum eigner Armen-Verſorgungs-Anſtalten. Die Zeit wird doch auch noch kommen, wo die Verſtändigen über eine ungefähre Tiſch- und Speiſeordnung bei gegenſeitigen Beſuchen übereinkommen, dabei mehr wahren Genuß, weit weniger Plage im Hauſe, (beſonders für die Frauen,) weit weniger Ausgaben haben werden u. ſ. w. Wir hören von Vereinen zu Verbannung ausländiſcher Fabrikwaaren; aber Vereine zur Verbannung inländiſchen Ueberfluſſes und des Tafelluxus, Befreyung von der Knechtſchaft blos herkömmlicher Sitten und Vorurtheile, lägen uns wohl näher, beſonders in einer Zeit, wie die unſrige."

— In Mannheim hat zwiſchen zwei Aerzten ſich ein Zwiſt entſponnen, der folgende Schrift veranlaßt hat: die ärztliche Berathung, ihr Vortheil und Mißbrauch, ein abgenöthigtes Wort von Dr Schuler. Hierauf erſchien: Seitenſtück zu dem Tagesblatt: die ärztliche Berathung u ſ. w. von Dr. Zeroni. Dieſem folgte wieder: zweites Umlaufſchreiben an meine Freunde ꝛc. von Dr. Schuler; und hiermit ſcheinen die Acten geſchloſſen zu ſeyn. Der erſtern dieſer Schriften iſt eine Krankengeſchichte in lateiniſcher Sprache beigefügt, der zweiten dieſelbe in deutſcher Sprache. Der Dr. Z. hat dem Dr. S. vorgeworfen, er habe das Aderlaſſen verabſäumt, der Dr. S. hat ſich gegen dieſen Vorwurf vertheidigt. Wer von beiden Recht habe, gebührt keinem Layen zu entſcheiden. Wir haben nichts weiter daraus gelernt, als daß der Kranke geſtorben iſt. —

— In Attenhofers mediciniſcher Topographie von Petersburg, ein ſehr brauchbares Werk, hat ſich folgender comiſcher Druckfehler eingeſchlichen: „Einige hieſige ausländiſche Aerzte hängen noch mit unwandelbarer Treue an dem veralteten **Zaariſchen** Syſteme. —

— In einer Göttinger Recenſion des Buches **über den thieriſchen Magnetismus** von **Stieglitz** heißt es: „weitläuftiger als es gewöhnlich der Raum dieſer Blätter erlaubt, iſt dieſe Schrift angezeigt, weil ihr Inhalt äuſſerſt wichtig und noch weniger bekannt zu ſeyn ſcheint, als er es zu einer Zeit verdient, wo viele Krankengeſchichten für den glänzenden Erfolg des Magnetismus in Umlauf geſezt worden, und großen Eindruck vorzüglich auf ſolche machen, die der Prüfung derſelben am wenigſten gewachſen ſind; zu einer Zeit, wo die Schlafredner wie Orakel befragt werden, um der Zukunft zu entreißen, was der menſchenfreundliche, in der Vorherſagungskunſt geübte Arzt, oft mit Aufopferung des eignen Ruhms, der Gegenwart verbirgt und gern der Zukunft zur Enthüllung überläßt; zu einer Zeit, in welcher man kein Bedenken trägt, ſelbſt Kinder in die Sprache derſelben einzuweyhen, und durch ſie Angſt und Schrecken in Familien zu verbreiten. —

— In der **Bibliothek der practiſchen Heilkunde** wird, bey Anzeige der Schrift von **Pfaff über und gegen den thieriſchen Magnetismus**, behauptet: Beweiſe a priori gegen die Möglichkeit der Wunder des Magnetismus gebe es nicht, wenn dieſe Wunder auch noch ſo fabelhaft klängen, und dem Reiche der Mährchen anzugehören ſchienen. (!) —

— In **Hufelands Journal** erzählt der Profeſſor **Dzondi** in Halle, wie er aus der Haut der Wange ein **neues Augenlied** gebildet hat. Die Operation war äußerſt ſchwierig, gelang aber vollkommen. Sogar Verſuche machte er, um Augen**wimpern** einzupflanzen. Einige der Härchen blieben wirklich feſt, wenigſtens ſaßen ſie noch, als der Operirte Halle verließ. Das neugebildete Augenlied ſah dem andern ſo ähnlich, daß, wer von der Kur nichts wußte, wenig oder gar nichts davon bemerkte. —

— Daſſelbe Journal liefert die Geſchichte eines **Biertrinkers**, der 1817 in Berlin ſtarb. Schon in ſeiner zarten Jugend begleite er den Vater in deſſen Abendgeſellſchaften, wo viel Weißbier getrunken wurde, und hatte es im 7ten Jahre bereits ſo weit gebracht, daß er 5 Quart (15 Pfund) täglich zu ſich nehmen konnte. Sein Durſt war bald nicht mehr an gewiſſe Stunden und Zeiten gebunden, er fühlte ihn unaufhörlich und befriedigte ihn wo er konnte. Er war Muſiker und berühmt als ein Mann, der ſich vorzüglich auf **Stimmung** muſikaliſcher Inſtrumente verſtand. Dadurch erwarb er hinlänglich die Mittel, ſeiner Neigung nachzuhängen, und ſo trank er täglich 18, an heißen Sommertagen auch wohl 25 Quart Weißbier. Dabei iſt nur zu verwundern, daß er 60 Jahr alt geworden. Nach ſeiner eigenen Berechnung, hat er in dieſer Zeit über 3000 Tonnen Bier getrunken. Er war von mittler Geſtalt und ſtarkem Gliederbau, fleiſchig aber nicht fett, aß mit gutem Appetit, war ſtets frohen Sinnes und voll Witz. Bei alle dem aber gutmüthig, wie die meiſten Trinker, und mit der ganzen Welt in Frieden. Bei den Gelagen ſeiner Freunde war er, als ein ſtets heiterer Mann, immer willkommen. Er war nie krank, nicht einmal kränklich. Was noch ferner von ſeiner eben ſo heroiſchen Liebe für das ſchöne Geſchlecht erzählt wird, iſt nicht minder erſtaunenswerth, muß aber in dem Journal ſelbſt nachgeleſen werden. —

Kurze Nachrichten.

Die Bodethäler im Unterharz. Dieſe hat ein Herr Geheimer Hofrath beſchrieben. Die **Bode** iſt der größte unter den Harzflüſſen, und bildet in ihrem Fortlauf vom Gebirge herab, in den tiefſten Einſenkungen das ſchauervollſte und reizendſte Thal, auch das längſte unter den Harzthälern, der Fluß entſteht aus zwei Quellen die **warme** und die **kalte** Bode genannt, die ſich in der Gegend der Ruinen der Königsburg vereinigen und dann der Saale zufließen. Indem der Reiſende dieſe Bodethäler verfolgt, ſtößt er auf die intereſſanteſten Naturparthien, z. B. die Roßtrappe u. ſ. w. Wir geben der Idee des Verf. Beifall, den öftern Beſchreibungen der Berghöhen auch einmal die Beſchreibung von Niederungen und Thälern beizugeſellen, die uns oft in ganz eigene Stimmung, in ſtillere Gefühle, in eine Einkehr in uns ſelbſt zu verſetzen geeignet ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, muß Reiſenden nach dem Harze eine ſolche Beſchreibung willkommen ſeyn. Der Verf. hat oft die in ihm entſtandenen Gemüthsbewegungen, und moraliſche Anſichten eingemiſcht, bey denen man aber Neuheit und Individualität zu ſehr vermißt. Der oberflächlichſte Beobachter würde das Nämliche äußern können.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 51. Rede wahr, ſcheue Niemand 1819 Juny.

Dramatiſche Literatur. (Beſchluß.)

— Die dramatiſchen Werke von Andrieux ſind erſchienen in 3 Bänden, Luſtſpiele in ächt franzöſiſchem, aber nicht mehr ganz alt-franzöſiſchem Geſchmack. Ueber die Veränderung die, ſeit Moliere, mit dem franzöſiſchen Luſtſpiele vorgegangen, bemerkt Andrieux ganz richtig: „Es ſcheint, ſo oft ein neues Luſtſpiel auf dem Theatre français aufgeführt wird, daß die Zuſchauer ängſtlich auf ihrer Huth ſtehen, ſich ja nicht vom Vergnügen überraſchen zu laſſen. Der Dichter ſoll ſie zum Lachen reizen, aber nur mit Maaß und Würde.“ Regnard, deſſen Stücke bey manchen Fehlern doch wahrhaft komiſch ſind, dürfen nicht mehr erſcheinen. Denn critiſiren wollen die Zuſchauer, nicht mit heiterm Sinne ſich ergötzen. Alles muß haarfein und geſchliffen ſeyn; darum iſt auch bey dem ſehr geſchliffenen Andrieux an ein herzliches Lachen ſelten zu denken, obgleich er die Rechte der alten Schule wieder herſtellen möchte. Das Komiſche in ſeinen Stücken iſt durch tauſend Rückſichten beſchränket, und immer merkt man ihnen die Aengſtlichkeit an, ja nirgend gegen das zu verſtoßen, was in dieſem Augenblicke für guten Geſchmack gilt. Sprache und Styl ſind ſehr elegant und gefeilt; auch ein zartes moraliſches Gefühl herrſcht in dieſen Luſtſpielen. Wir wünſchen (mit dem Recenſenten in den Göttinger Anzeigen) dem deutſchen Publicum einen Theil der Feinheit dieſes Geſchmackes, aber nur nicht ſo haarfein, daß über dem beſtändigen Streben nach Eleganz und Decenz, welches ſich bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten erſtreckt, jede große und kräftige Würkung der Kunſt ganz verlohren gehe. —

— In den Heidelberger Jahrbüchern ſagt ein gallſüchtiger Recenſent von Grillparzers Ahnfrau, daß die Parzen, die dieſe Tragödie geſponnen, eitel Grillen ſind. (Ein armſeliges Wortſpiel.) „In der That, fügt er hinzu, wenn man ſieht, wie ein ſolches Stück ſo viel Aufhebens machen, in kurzer Zeit zwey Auflagen erleben, einige Jahre hindurch mit großem Beyfall gegeben werden, wie es einer Menge von Journalen unerſchöpflichen Stoff zu Kritiken geben kann; wie Schauſpieler, um eine Fratze wie Jaromir darzuſtellen, alle ihre Kraft aufbieten mögen; dann möchte man an dem deutſchen Publikum, an den Wortführern in ihm, und an ſeinem Theater verzweifeln.“ — (Gewiß iſt der Recenſent ein verunglückter dramatiſcher Dichter, deſſen Werk, ſtatt einige Auflagen, einige Niederlagen erlebt hat. Uns fiel dabey eine Stelle aus dem Gilblas ein, (3r Theil 63 Kapitel) „Ich ging in die Komödie und fand eine zahlreiche Verſammlung. Noch ehe das Stück anfing, hörte ich rings um mich her Diſſertationen über daſſelbe, und bemerkte, daß Jedermann ſich zum Richter aufwarf. Der eine erklärte ſich für, der andere gegen daſſelbe. Gab es jemals ein beſſer geſchriebnes Werk? hörte ich zu meiner Rechten ſagen. Ein elender Styl! wird zu meiner Linken geſchrien. Fürwahr, es giebt viele ſchlechte Autoren, allein man muß bekennen, noch mehr ſchlechte Critiker, und wenn ich an den Ekel denke, den dramatiſche Dichter empfinden müſſen, ſo erſtaune ich, daß es deren noch giebt, die kühn genug ſind, der Unwiſſenheit der Menge wie jenen Halbwiſſern zu trotzen, die bisweilen das Urtheil des Publicums irre leiten.“ Allerdings iſt die Ahnfrau kein Meiſterſtück, aber daß der Verfaſſer derſelben den göttlichen Dichterfunken in ſich trage, haben wir ſchon im erſten Bande dieſer Blätter irgendwo geäußert, und wir vernehmen, daß er ſeitdem durch ſeine Sapho unſer Urtheil beſtätigt hat.) —

— Der dramatiſche Almanach von Kurländer für das Jahr 1819 enthält mehrere recht artige Kleinigkeiten, deren Stoff zum Theil aus fremden Sprachen entlehnt, deren Bearbeitung aber eigenthümlich iſt. Am meiſten gelungen ſcheint uns der Schiffs-Capitain. Ein leichter, fließender Dialog iſt ein Vorzug dieſer Spiele, deren Verfaſſer mancher guten Geſellſchaft um ſo willkommner ſeyn wird, da er anſpruchlos auftritt. —

Literariſche Anzeigen.

Ueber den Mythos der Sündfluth, von Philipp Buttmann.
Berlin 1819.

Dieſe eben ſo gelehrte als ſcharfſinnige Abhandlung erweckt durch ihren Stoff ſchon allgemeines Intreſſe, wird aber durch die Behandlung für Gelehrte und Layen gleich anziehend. Nur auf dem Wege

Ausgegeben den 11. Juny.

ſolcher Forſchungen iſt es möglich, Lichtſtrahlen in die Nacht der Urgeſchichte zu tragen; die alten Namen ſind die Punkte, an die wir uns halten müſſen, um den Weg durch ihre dunkeln Gänge aufzufinden; wie Leichenſteine ſtehen ſie da, deren ſinnige Inſchrift den Inhalt der Gräber ahnen läßt, denn an Namen knüpfte, wie ſchon Herder bemerkt, der Orientale ſeine Geſchichte. Auf dieſem Wege hat auch Herr Buttmann ſeine Forſchungen angeſtellt, deren Reſultate wir kurz mittheilen wollen. Zuerſt leitet ihn der Unterſchied zwiſchen Jehovah und Elohim auf eine Berichtigung des Textes. Einige moſaiſche Urkunden nemlich brauchen für Gott, den Ausdruck Jehova, andere Elohim. Nach genauer Prüfung findet ein Unterſchied ſtatt zwiſchen ſolchen Urkunden, und Herr B. glaubt bemerkt zu haben, daß die Jehovaurkunden vorangehen, denen mit dem Namen Elohim; obgleich auch dieſen eine älteſte Poeſie zum Grunde liegt, welcher nur die ſpätere Behandlung ihren Glanz benommen zu haben ſcheint. Die Geſchichte der Sündfluth enthält nun theils Elohim- theils Jehovaurkunden; Herr B. ſucht die Geſchichte wie ſie nach den Jehovaurkunden gelautet, hervorzuheben. Den Sinn der Mythe aber faßt Herr B. ſo: faſt alle alten Völker trugen ſich mit einer Sage von einem edlen Geſchlecht der Menſchen, auf denen der Geiſt Gottes geruht, und die deshalb Söhne Gottes genannt wären, und gleichſam Gottes Stelle auf Erden vertreten hätten. (Sollte unſer Adel ſeine Geſchlechtstafeln nicht bis auf ſie zurückführen können?) Dieſe ſeyen durch Vermiſchung u. ſ. w. geſunken, und wenige nur hätten den alten Seelenadel bewahrt; darum ſprach Gott: Cap. 6, v. 3: ſie wollen ſich nicht mehr von meinem Geiſt regieren laſſen (d. i. von den Söhnen Gottes) darum will ich ſie vertilgen. Die ganze übrige Erzählung von der Fluth iſt einfach und in ſich klar. Der Bund Gottes mit den Menſchen hat den ethiſchen Zweck, das Zutrauen der Menſchen zu Gott zu erhalten. Der Regenbogen, feſt aufſtehend auf der Erde, wölbt ſich hinauf in den Himmel, und ſcheint ſo ein Band zwiſchen Gott und den Menſchen. In dem Namen Noah erkennt Herr B. einen Gott des Waſſers, der als ſolcher die große Fluth geſendet, an deſſen Perſon aber, als Menſch, die ſchöne Sage geknüpft ward. Er ſucht dies mit Ableitungen zu bekräftigen, da die Silbe na, von nahar (dem Fluß) bis zum Neptun der Römer, immer Waſſer bedeute. Dazu komme die Sage, daß Noa den Wein erfunden. (Die eigentliche Bedeutung des Worts (נח) (Noach) iſt Ruhe; daher hat ſich Herr de Wette mit Herrn B. in Kampf begeben) Das Gebirge Ararat ſetzt Herr B. mit den meiſten neuern nach Armenien, vielleicht nach Münzen zu urtheilen, die Herr Eckhel bekannt gemacht, um Apamea. Es finden ſich nämlich aus den Zeiten des Septimius Severus Münzen von dieſer Stadt, welche einen auf den Fluthen ſchwimmenden Kaſten darſtellen, worin ein Mann und eine Frau zu ſeyn. Auf dem Kaſten ſitzt ein Vogel, ein andrer fliegt heran einen Zweig mit den Füßen haltend. Auf 3 Exemplaren dieſer Münzen ſind am Kaſten deutlich die Buchſtaben ΝΩ (No) zu leſen." Herr B. verbreitet ſich dann über die Mythen andrer Völker von einer Fluth, und bringt durch eine kühne Vermuthung den Sisuthos der Aſſyrer mit dem Hundsſtern Sothis der Aegypter, mit Sesostris und Seth in Verbindung. Wir beſchließen die Anzeige mit dem Wunſch, daß Herr B. über ähnliche Gegenſtände ähnliche Abhandlungen uns ſchenken möge.

Graf von Schwarzenberg. Schauſpiel von Wilhelm von Schütz. Berlin 1819.

Uns dünkt, daß das vorliegende Schauſpiel, in Rückſicht auf die Behandlung, zu den beſſern Producten neuſter Zeit in dieſem Fach gehöre. Wir geben aber zu bemerken, daß der Stoff allzu politiſch ſey, um das Intreſſe eines großen Publikums zu erwecken; daß zum Verſtändniß eine genauere Kenntniß der Geſchichte gehöre, als ſich von jedem Zuſchauer oder Leſer erwarten läßt; ein Fehler den die Kürze der Handlung, die ſo viel zu ergänzen läßt, und dunkle Reden öfters noch erhöhn. Der ganze Gang des Stückes iſt politiſch; die Tendenz iſt Entlarvung eines Miniſters, der ſein Land verrathen hat, (man ſieht eigentlich nicht recht warum?) Um nun den ermüdenden Gang der Handlung zu beleben, iſt das Intreſſe der Liebenden eingeflochten, das aber nach unſerm Gefühl nicht genau genug mit dem Hauptgang der Handlung und mit dem Held des Stücks, dem Miniſter Schwarzenberg zuſammenhängt; hiedurch iſt die Einheit geſtört. (Glücklicher hat dies Schiller in ſeinen Piccolomini's vermieden.) Wir möchten das Ganze einem Bild vergleichen, deſſen wohl ausgeführter Hauptfigur, weil ſie nicht genug Intereſſe hat, Beywerke beygegeben ſind, die das Auge mehr auf ſich ziehn, und ſo die Ruhe ſtören. — Der Stoff iſt der preußiſchen Geſchichte entnommen, die Zeit fällt nach der Mitte des 30jährigen Kriegs. Von Schwarzenberg, Miniſter des ſchwachen Churfürſten Georg Wilhelm ſucht dieſen, zum Beſten Oeſtreichs, von der Union und dem Bündniß mit Schweden abzuziehn. Beydes gelingt; die proteſtantiſche Cavallerie wird den Oeſterreichern übergeben, und die Schweden, nunmehrige Feinde, verheeren die wehrloſe Mark. Dieſem Jammer macht der Tod des Churfürſten und die kräftigen Maasregeln ſeines Sohns, **Friedrich Wilhelm**, (der große Churfürſt genannt) ein Ende. Nach ſeiner Thronbeſteigung wird Schwarzenberg entlarvt und geſtürzt. So mager der Stoff iſt, ſo hat ihm der Verfaſſer doch viel Mannigfaltigkeit zu geben gewußt, und mehrere Scenen ſind ſehr gut gelungen; mit Zeichnung der Charactere muß man meiſtens zufrieden ſeyn. Die Sprache iſt edel und beurkundet eine ziemlich geübte Feder, bisweilen jedoch iſt ſie etwas rauh, und Härten, wie: „Der Krieg ſtürmt aus" „die ausruhende Stille" u. ſ. w. ingleichen verſchiedene rhetoriſch geſchraubte Stellen, fallen unangenehm auf. Zur Probe theilen wir folgende Stelle aus dem 3ten Act mit, Worte der beunruhigten **Agnes**, Tochter des biedern Generals Burgsdorf:

„Wenn ſtets es wär' wie zwiſchen Nacht u. Morgen,
„Wie zwiſchen Tag und Nacht, ſo wär' ich froh.
„Zwar will dann ſelbſt ſich die Natur verwirren
„Umriß und Farb' des Auges alt' Entzücken
„Verliert ſich, und die Bruſt ergreifet Wehmuth,
„Weil alles Weſen in der Dämmerung
„Sich ſelbſt und die Geſtalt, entſagend aufgiebt.
„Der bloße Schein am Hügel wird befragt,
„Ob er nicht einſt des Baches Glanz geweſen,
„Die graue Nebelflut, ob ſie die Hecke
„Nicht war mit Feſttagsroſen treuer Liebe.
„Schwankt dann die Hoffnung auch, ſo kommt der Tag doch,
„Entweder wieder mit dem alten Leben,
„Oder die Nacht preßt den balſam'ſchen Wein,
„Des ſüßer Duft das Dunkel, wirklich aus,
„Dem wir entſchlürfen den berauſchenden
„Geiſt der Erinnerung des Entſchwundnen,
„Statt jener Anmuth ſelbſt, die nicht rückkehrt."

Caspar Friedrich Loſſius. Herr **Müller**, ſein Schwiegerſohn, Conrector zu Naumburg, hat uns die Biographie dieſes Mannes geliefert, der, wenn er auch nicht zu den epochemachenden Geiſtern gehört, durch ſeine ſtille Wirkſamkeit, als treuer Lehrer, und als Pädagoge in ſeinem Beruf, dies Denkmal wohl verdient. Nur dünkt uns der, der es ihm geſetzt, (obgleich er es nach ſeinen Verhältniſſen am beſten gekonnt hätte, da ihm der ſchriftliche Nachlaß des Verſtorbenen zu Gebote ſtand, den er benutzt zu haben verſichert,) nicht der rechte Mann, oder vielmehr: er hat es nicht auf die rechte Art gethan. Das Leben des Verſtorbenen iſt ſo einfach, und außerhalb dem Kreis ſeiner Bekannten von ſo wenig Intreſſe, daß es ſich in die Worte faſſen läßt: Loſſius ward geboren 31. Jan. 1753 zu Erfurth; ſtudirte (unter Wieland) daſelbſt und in Jena, wurde Diaconus an der Andreäkirche in Erfurth und ſtarb 26. März 1817. Vorliegende Biographie enthält, außer einigen nicht gut gewählten Auszügen aus des Verſtorbenen Tagebüchern, in 273 Seiten eine ausgedehnte, über die kleinlichſten Umſtände ſich verbreitende, Beſchreibung des Lebenslaufs, deren Langweiligkeit durch den Styl oft erhöht wird. Die Wirkſamkeit unſres **Loſſius** war auf 3 Punkte gerichtet: auf die treue Seelſorge ſeiner Gemeinde, auf den Unterricht ihm anvertrauter Kinder (beſonderes Verdienſt hat er um die Töchterſchule zu Erfurth) und auf ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. In dieſem Fach erhalten ihn ſein: **Gumal und Lina**, ſeine moraliſche Bilderbibel, ſeine moraliſchen Erzählungen für die Jugend, u. dgl. wohl bey Alt und Jung im Andenken. Zur Mittheilung für unſre Leſer eignet ſich in vorliegender Schrift wenig oder nichts. Einen Zug aber, der für die 90er Jahre characteriſtiſch iſt, glauben wir nicht übergehn zu dürfen. Ein bejahrter Rector lehrte in einer Cadettenſchule; er ertrug die Neckereyen ſeiner Zöglinge, unter denen die gewöhnlichſte war, daß ſie ihm im Vorübergehn auf die Füße traten, lange mit Geduld. Als dies einmal wieder vorfiel, übereilte ihn die Hitze; er beſtrafte den Thäter mit einer Ohrfeige, bat aber darauf wegen der Uebereilung um Verzeihung(!) Die Sache kam vor den Gouverneur; er läßt den Rector mit Wache herbeyholen, und vor den verſammelten Offizieren, auf öffentlicher Parade muß der Knabe ſeinem Lehrer den Backenſtreich zurück geben (!!) Der edle Gouverneur hieß **von Wartensleben**. !!!

Die Grabſchrift, die **Loſſius** mit einem Roſenſtrauch auf ſeiner Mutter Grab geſetzt, möchte wohl mit einer kleinen Umänderung auf ihn ſelbſt anwendbar ſeyn:

Wer hier vielleicht in ſpäten Tagen,
Vorübergehend eine Roſe bricht:
Dem wird es zwar ein Leichenſtein nicht ſagen,
Wer unter dieſem Strauche liegt:
Allein er wird's in dieſem Bilde leſen,
Es ſey ein edler, guter Mann geweſen!

Ein neues Schauſpiel: „Orgueil et Vanité" hat in Paris Beifall erhalten. In einem der neuern Stücke des Moniteur iſt unter andern folgende artige Bemerkung darüber gemacht. „Der Verf. des „Stücks konnte nicht hoffen, uns rechte neue Züge „darzuſtellen. Seitdem ſich die Menſchen in den

„Geſellſchaftlichen Verein begeben haben, exiſtirt „eine große Komödie unter dieſem Titel, deren Auftritte täglich überall, bey Hofe, in der Stadt, auf „dem Dorfe gegeben werden. Man kann behaupten, daß alle Claſſen der Geſellſchaft ihren eignen „Stolz, ihre anklebende Eitelkeit haben. Mitten „unter ihnen kommen dann Einige zum Vorſchein, „die die Farbe erhöhen, die das Laſter und das Lächerliche was jene Namen führen, bis auf die „Spitze treiben. Aber giebt man dieſe Züge den „Zuſchauern zum Beſten, ſo hält es ſchwer, ihnen „etwas Neues zu ſagen, ſobald ſie die Welt nur ein „wenig kennen. Und wer aufrichtig mit ſich ſelbſt „umgeht, der wird ohne Mühe erkennen, daß der „der Beſcheidenſte iſt, der die kleinſte Portion Stolz „und Eitelkeit beſitzt." Die Arbeit des Verf. ſoll ſich mehr dem Drama als der Comödie nähern, und den Glorieux des Detouches nicht verdunkeln. —

Franzöſiſches Theater. Aus Achtung für das Publikum und für die Männer von Literatur, die ſich immer über den Mißbrauch der Urlaubs-Ertheilungen beklagt haben, haben die franzöſiſchen Komödianten einen Aufſchub von 2 Jahren für dergl. Urlaub ausgewirkt. Man ſieht, daß die Pariſer Schauſpieler eben ſo gern auf die Wanderſchaft gehen, als bey uns die Künſtler, auch die Virtuoſen aller Art. Es ſind oft Speculationen, um ihre Talente dem Meiſtbietenden zuzuſchlagen. Manche Profeſſoren wechſeln ihre Katheder eben ſo leicht. Pecunia quaerenda primum.

Die nach einem großen und umfaſſenden Plane angefangene Revue Encyclopedique hat ihren Fortgang und ſoll ſehr intereſſante Artikel in vielen Fächern liefern. Es erſcheinen monatlich 12 Blätter.

Von der vollſtändigen Ausgabe der Oeuvres de Bernardin St Pierre, mises en ordre et precedees de la vie de l'auteur par S. Aimé Martin, iſt wieder eine neue Lieferung erſchienen. Wir wollen es für Liebhaber der Schriften des trefflichen Mannes anmerken, die dieſe ſchöne Ausgabe vielleicht noch nicht kennen. Jeder Band der ordinären Ausgabe koſtet 7 Franken.

Cromwell. Als ein ſehr wichtiges literariſches Product wird: L'histoire de Cromwel par M. Villemain (Paris 2 Tom. 12 Frcs.) im Moniteur angezeigt. Es ſoll mit Gründlichkeit und Gewiſſerhaftigkeit geſchrieben ſeyn, ſich aber auch zugleich durch ſchönen Styl und Gabe der Darſtellung auszeichnen.

Voltaire. Zum großen Aerger der franzöſiſchen Krüdner, der Frau von Genlis und ihres männlichen Anhangs, iſt die erſte Lieferung einer neuen Ausgabe der Werke von Voltaire erſchienen, die ein Herr Rainouard beſorgt. Sie ſoll in 60 Bänden in 8. beſtehen, 160 Kupfer enthalten, und 430 Franken koſten. Es ſcheint alſo doch, daß man den gottloſen Mann noch immer lieber ließt, als den frommen Conservateur, und die erbaulichen Miſſionsnachrichten aus einigen Departements. Nun, der Frau von Genlis ihre Schuld iſt es gewiß nicht. Ihre Feder thut ja das Möglichſte, um den Kredit der großen Schriftſteller Frankreichs herabzubringen. Bis jetzt hat ſie nur keinen Erſatz dafür zu geben gewußt.

Eine Sächſ. Jubelſchrift.

Wir Deutſchen ſind reich an Wörtern, die einen Zuſtand der Freude, der Fröhlichkeit, der Luſt, der Wonne, des Entzückens ausdrücken, und wir haben auch das Jubiliren der Alten unſerm Wortſchatze der Fröhlichkeit noch beigefügt. Wenn wir nur auch eben ſo reich an Zuſtänden und Ereigniſſen wären, wo man alle die Abſtufungen einer frohen Exiſtenz auszudrücken hätte. Wir müſſen das Beſte hoffen, und mit Spaß und Vergnügen vorlieb nehmen, wenn die Freude fehlt.

Eins der ſchönſten Schauſpiele iſt die fröhliche Bewegung in einem ganzen Volke, und dieſe haben wir kürzlich in Sachſen erlebt. Dem Deutſchen, der (im Contraſt mit den Franzoſen) mehr Freude in der Seele, als Munterkeit im Geiſte hat, und daher nur in Intervallen heiter wird, muß man das Privilegium der Jubelfeſte ausüben laſſen, ohne über irgend eine Art des Jubels der Kritik eine Stimme zuzugeſtehen. Hier ſteht der gute Wille der höchſten Kunſt gleich. Ein ſolches Privilegium kann aber nur für des Feſtes Dauer gelten; Handlungen, die darüber hinausreichen, fallen der Kritik wieder anheim. Zu denen letzterer Art müſſen wir ein literariſch-artiſtiſches Produkt rechnen, das unter dem Titel: „Sachſens Fürſten" ins Publikum gebracht worden iſt. Herr Roßmäßler jun. hat dieſe Fürſten in (wie es heißt) wohlgetroffenen Bildniſſen, und Herr Diakonus Kreußler in Wurzen hat kurze Erläuterungen dazu geliefert. Die Zueignung an den König in gereimter Proſa vergleicht ihn Roms Auguſt. Eine Vergleichung, die ſo abgenutzt, als wenig ſchmeichelnd iſt, weil man jenen römiſchen Rollenſpieler einem der anerkannt redlichſten Regenten gegenüberſtellt.

Die Bildniſſe fangen ſchon mit dem fabelhaften König der Sachſen Harderich an, der 70 Jahre vor Chriſti Geburt ſoll gelebt haben, und die Erſtern großentheils gehören gar nicht zu unſerm Fürſtenſtamme aus dem Hauſe Wettin. Für wohlgetroffen können wir jene Bildniſſe auch nicht halten, ſo lange uns Herr Roßmäßler nicht nachweiſt, welchem Maler die Könige und Fürſten Anſerich, Mairbode, Wittgiſel, Hengſt, Hatwacker ꝛc. geſeſſen haben? die bunte Titel-Vignette ſtellt Wittekinds Taufe vor, auf welcher der Täufling eher einem auftauchenden Laubfroſch als dem alten Sachſenkönig ähnlich ſieht. Der Bildniſſe würdig ſind die kurzen Erläuterungen, welche auch flache und leere heißen könnten, indem ſie von den Fürſten ſelten das Würdige, oder eine dem Lande wohlthätige Haupthandlung erzählen, was doch an dieſem Jubelfeſte eine zweckmäßig ſchöne Einheit des Geſichtspunctes für die ganze Regentenreihe gegeben haben würde. Statt deſſen erzählt Hr. Kreußler, wie Churf. Auguſt I. Schnitzer gegen die lateiniſche Sprache gemacht, und eine Tonne Goldes drum habe geben wollen, wenn alle nomina in a weiblichen Geſchlechts wären; von der ſchönen Gemahlin Joh. Georg II. Erdmuthe Sophia rühmt er ihre Gelehrſamkeit, und führt zum Beweis mit an, daß ſie „das chriſtliche Herzſchreinlein“ geſchrieben habe, u. ſ. w.

Begeiſterung kann nicht die Quelle eines Opus geweſen ſeyn, das keine Spur davon an ſich trägt. Als merkantile Speculation verdient es dieſe ernſtliche Rüge, denn ſein innerer Werth wird mit 3 Thl. 20 Gr. — viel zu theuer erkauft.

Der alte Adam.

„Auch heute noch gleicht der Menſch ſeinem Urvater; er weiß das Paradies nicht zu miſſen, und ſich doch in ihm nicht zu laſſen! den himmliſchen Garten möchte er behaupten, und daneben ſich mit dem Schürzchen aus Feigenblättern putzen, den verbotenen Apfel ſchmaußt er ſo gern, aber das feurige Schwert des exilirenden Engels ſoll ſeiner ſchonen. O wunderliches Geſchlecht, das immer von Wunderbarem ſpricht, wenn es ſeiner Amphibiennatur, ſeines Bivouaks zwiſchen Geiſt und Thier gedenkt, das es Leben nennt! und o eitel Geſchlecht! wie magſt du den Stammbaum deiner Abkunft und deines adlichen Seyns vor der Geſchichte aufſchwören, vor ihr, deren eine Wange glühend vor Schaam, die andere bleich von Schrecken über dich iſt!“ — So ſchreibt der Verfaſſer des alten Adams, einer neuen Familiengeſchichte S. 119 im erſten der beiden Theile, die wir vor uns haben, und wir heben die Stelle aus, weil ſie uns den Geſichtspunkt dieſer Familiengeſchichte anzugeben, und den Titel begreiflicher zu machen ſcheint. Wenn dieſer Roman nicht aus der Feder des Verf. des goldnen Kalbes gefloſſen iſt, ſo iſt er doch gewiß von einem Zwillingsbruder, der alle Schönheiten und Fehler des Styls mit jenem theilt. Glänzendes Colorit und Geziertheit, überladener Putz und Kraft des Ausdrucks findet man hier eben ſo beiſammen, wie in andern Schriften des Hrn. Grafen Benzel, der wohl nur natürlicher ſchreiben durfte, um ſchöner zu ſchreiben. Vielleicht wirkt dieſe Sucht immer neu und witzig zu ſeyn, ſelbſt nachtheilig auf den Stoff, wir meinen auf die Characteriſtik der Perſonen, die alle uniſono und alle wie Graf Benzel ſprechen. Zwar ſind ſie in ihren Handlungen von einander ſcharf unterſchieden, aber es fehlt mehrern derſelben die Wahrſcheinlichkeit. Man begreift z. B. nicht, wie eine Familienmutter, die ſich auf dem erſten Bogen von dem erbärmlichen Hofmeiſter Bleimann hintergehen, und von Pfaffen und Aberglauben regieren läßt, auf dem zweiten Bogen ſo weltklug, würdig und nebenbei auch ſolche Buchſprache ſprechen kann. Die Scene ſpielt in einer alten ahnenſtolzen Freiherrl. Familie, in einer Zeit, wo feinliterariſche Bildung dort noch höchſt ſelten war. Gleichwohl bilden ſich alle vier, durch Talent- und Characteranlagen ſeltene Söhne im Stillen, und in ſolcher ſeltnen Jugend und Umgebung von ſelbſt aus des Vaters vernachläſſigter Bibliothek, werfen alle Vorurtheile von ſich, und geben, den älteſten, Löwenherz, ausgenommen, ganz andere als die von den Eltern vorgezeichnete Wege. Stafol (Sonne ſteh ſtill) ein neuer Joſua, wirft Titel und Reichthum weg, um als Kaufmann in Amerika ſich ſelbſt einen Erwerb zu gründen. Starkhand, der jüngſte, zieht der Freiheitsfahne in Frankreich zu. Am ſchwankenſten ſcheint uns der Sohn Donat, der die Geſchichte ſeiner Familie ſchreibt. Außerdem finden ſich noch eine Menge ſeltner Menſchen zuſammen, ein Kapuziner Bohemund, der zugleich Freimaurer zu ſeyn ſcheint, ein vorurtheilsfreier, trefflicher Fürſt, u. ſ. w. Ueber den Gang der Geſchichte und die Entwickelung der Grundidee läßt ſich aus dieſen zwei Theilen noch nicht genau urtheilen. Daß übrigens das Leſen dieſes Romans manchen geiſtigen Genuß und Unterhaltung gewährt, kann man gern verſichern. Einige Stellen wollen wir noch zur Probe mittheilen.

Ein Beiſpiel einer gezierten Allegorie im Styl iſt S. 83.: „Als die Selbſtliebe einmal ſo weit war, mehr mit als an dem plauſibeln Spazierſtöckchen dieſer Anſicht über ihre augenblickliche Unruhe hinauszuſteigen, ſo erhielt ſie, wie ſie um die nächſte Ecke bog, von ihrer Fräulein Schweſter Eigenliebe ein ganz allerliebſtes leichtes Fuhrwerk, beſpannt mit zwei raſchen Rennern, Imagination und Eitelkeit genannt — ſtolz und ſchön, trotz arabiſchen Stuten. — ! —"

— „Wiſſen Sie, wo es gebricht? Unter den Machthabern ſind zu wenig Regimentsmenſchen. Machthaber iſt nur eine Stellung; Regimentsmenſch iſt ein Weſen. Ein gut eingerichteter Staat muß immer den niedrig gebornen Regimentsmenſchen die Möglichkeit eröffnen, unter die Machthaber aufzuſteigen. Hierdurch wird dieſe leicht überſtändige Maſſe erfriſcht, und den Leibeignen (ſo nennt der Verf. alle paſſive, oder gehorchende Staatsbürger,) jeder Beiſtand genommen, der in ihrer numeriſch ſo bedeutenden Ueberzahl durch zurückgeſtoßene Regimentsgeiſter erwachen könnte. Durch dieſe einfache und weiſe Staatskunſt erhob und erhielt ſich die Kirche ſo hoch und ſo groß, und das Kreuz mit dem Stern auf der Kirche, der Jeſuiterorden." (Der es aber zu ſehr mit den nicht geiſtlichen Regimentsmenſchen verdarb.) —

„Die Wohlthaten des Obſcurantism. ſind nicht zu verkennen, ſelbſt von ſeinen Gegnern nicht; muß nicht der Schatten das Licht herausheben? bedarf es nicht der Engel der Finſterniß, damit die Erzengel Drachen nach dem Abgrunde zu ſtürzen haben? Drachen machen uns Leben und Kampf, Jeſuiten machen uns den ächten Geiſt Jeſu, Obſcuranten den Geiſt und ſeine Freiheit lieb." —

„Bewahre dir deine hohen Schulen, mein Vaterland, und ihren Geiſt, wie ihr Prieſterthum für den Geiſt. Was jugendliche Ueberkraft (laßt ſie's auch Uebermuth nennen!) an wildem Gezweige, in den vielleicht hie und da zu dichtem Epheu an dem alten Tempelgebäude flicht, laſſe dichs nicht irren, und den politiſchen Klageweibern die Sonne und Wonne, darüber in Thränen zu zerfließen." —

„Ihr könnt tagtäglich auf Kathedern und Kanzeln, an Höfen und in Geſellſchaftsſälen, in Kabinetten und Kanzleien Danaiden genug finden. Auf Geheiß ihres Vaters Schlendrian, auf den Wink ihrer Mutter Trägheit, würgten und würgen ſie noch ganz bereitwillig den kräftigen, edlen Verlobten, den Geiſt des Höhern und Beſſern. Aber argliſtiger als ihre antiken Geſchwiſter, wiſſen ſie, was dieſen Strafe und Buße war, zum Gewerbe und Erwerbe zu geſtalten. Sie ſelbſt handhaben das Waſſer ohne Gefahr; aber fremdes Wohl und eigne Reue ertränken ſie ſo behende, als wären es — junge Katzen oder kranke Löwen. Höhere Gewalthaber, die nach Abſichten gar nicht; nach Reſultaten wenig fragen, den Menſchen für eine nothdürftig belebte Billardkugel, und den Genius der Menſchheit für den älteſten Sohn der Hexe von Endor halten, ſind ihre größeſten Mäzenaten." — „Der erhabene Eigenſinn jener römiſchen Kurie, die von den edlen Senatoren des Heidenthums die Unbiegſamkeit erbte. — Nichts hat ſich dieſe alte und noch immer jugendbegierige Dame ſo gut gemerkt, als daß Petrus nach dem Felſen hieß, und ein Fiſcher war. Daher iſt ſie ſteinhart und angelt für ihr Leben gerne." — „War er wirklich einmal der Mann, der ſeinen Fuß mit dem ſchlichten Pantoffel, und ſeinen Finger mit dem demüthigen Fiſcherring anthat, und als er ſo geſchmückt war, um an den Himmel zu reichen ſuchte, in deſſen Namen er ſegnen ſollte, aber damit umging die Erde zu unterjochen, die ſein erhabener Meiſter erlöſt hatte. Sein Stab wurde zum Zepter und Schwerdt (S. Bulle: Unam ſanctam etc) ſein Fuß trat Kronen und Zepter. (S. die Konkordate.) Er holte, ein chriſtlich genannter Prometheus den Blitz herab, aber nicht zum Beſeelen, ſondern zum Entgeiſtern. (S. Breve's in der v. Weſſenberg. Sache und den Index libror. prohibitorum.) Seine Funkenkette an Gottes Thron und die Pforten der Hölle zugleich anhängend, ſtattete er die Erſchütterung von oben mit Heiligung, die von unten mit Verdammniß aus Servus Servorum tyranniſirte im Namen des Gottes der Freiheit, der Liebe, des Lichts." —

Hannover nennt der Verf. „eine halb und halb venetianiſche Ariſtokratie (wo Jeder das goldne Buch des alten Adels immer in der Taſche trägt,) doch ohne Doge und Lagunen."

Von England ſagt er: „Eine ganze Nation von Privilegirten, die allein als Säulenſchaft zu glänzen und zu thronen, und die Erde zu ihrem demüthigen Sokel zu mißſtalten ſich erkühnt, muß darauf zählen, daß einſt — (je ſpäter, um ſo grimmiger,) der Rächer aufſtehe, und den tollkühnen Schaft in Trümmer neben den befreiten Sokel ſchleudere. Amen! ſagte mein europäiſches Herz dazu." (Behüte Gott, werden die deutſchen Anglomanen und Modeſüchtigen rufen.)

Notizen.

„**Die Deutſchen.**" Unter dieſer Aufſchrift liefert uns der früher durch literariſche Arbeiten bekannte Herr Kammerherr **Auguſt von Hennings**, eine Darſtellung jener Völkerſchaften, ſo weit man aus den dürftigen Quellen der Geſchichte und weit umfaſſenden Thaten ein Bild ihrer früheſten Vorzeit zu entwerfen vermag. Dieſe Arbeit hat das Verdienſt, daß ſie eine mühſam zuſammengetragene Ueberſicht von der bis jetzt erworbenen Kunde jener Zeiten und Völker gewährt, welche die Römer meiſtens unter den Namen der Deutſchen begriffen, oder die auch, unter andern Namen, doch zu den Deutſchen gehörten, und ihnen ſo zu ſagen verwandt waren. Deswegen wird Gallien, Helvetien, Noricum u. ſ. w. hier mitgenommen. Um hellere Blicke in dieſe Zeit thun zu können, hat ſich der Hr. Verf. nicht blos auf die oft untreuen Anſichten und Urtheile der Schriftſteller unter den Römern beſchränkt, ſondern die Thaten, Ereigniſſe, Schickſale und Länderkunde recht ins Auge zu faſſen geſucht, um die Vorſtellung von unſern älteſten Vorjahren mehr zu berichtigen. Sie verdienen eine ſolche genauere Würdigung allerdings. Es iſt eine ehrende Bemerkung, die man von ihnen gemacht hat, daß die alten Deutſchen nicht von neugierigen Reiſenden, Entdeckern und Forſchern aufgeſucht und beſchrieben worden, ſondern daß ſie ſich ſelbſt durch gewaltige Thaten und Erſcheinungen bekannt gemacht haben. (**Thaten** waren ihre Antworten auf Cäſars und anderer Römer **Memoiren**, gegen ſie.) Ein Hauptreſultat, das der Hr Verf. davon aufgeſtellt hat, beſteht darin, „daß wir uns unter unſern Vor„fahren," (die oft viel Beſonnenheit, Vorſicht, Haltung zeigten,) „nicht wilde Nomadenhorden, nicht „rohe Hüttenbewohner, nicht zuſammengelaufene „Heerhaufen, ſondern ein ausgebildetes Volk, Glie„der eines organiſirten, mit dem Zeitgeiſte fortſchrei„tenden, in die größten Welthändel verwickelten „Staates vorzuſtellen haben. Die Art ihrer Aus„bildung mag uns roh erſcheinen; in Künſten Wiſ„ſenſchaften, Lebensgenüſſen, mögen wir uns über „ſie erhaben glauben, — darauf kömmt nichts an." — Ragte doch das jüdiſche Volk, das in der Verfeinerung ſo weit hinter Griechen und Römern zurückblieb, in geſchichtlicher Hinſicht, in Anerkennung erhabener Wahrheiten und in der Poeſie der Hymnen ꝛc. weit über jene hinaus So ſpielten auch unſere Deutſchen keine verächtliche Nebenrolle, und wußten vielmehr oft eine Würde der Unabhängigkeit zu behaupten, von der wir uns heute noch was merken ſollten, ſtatt auf unſere Civiliſation groß zu thun, die vielleicht in mehr Politur als innerm menſchlich-veredelten Gehalt beſteht, und eben daher uns in der Stellung zum Auslande nicht genug Zuverſicht und Mannheit verleiht. Civilis, Vinder, Vercingetorix, Herrmann, u. ſ. w. ſind Namen, bei denen des Verf. Bruſt ſich ſchon in der Jugend hob, und der Ingrimm gegen den Kriegsdurſtigen Cäſar regte. Was thaten und kämpften ſie und ihre edlern Stämme nicht für den väterlichen Heerd? — —

Herr Prof. **Generſich** (der Verf. einer Weltgeſchichte für das weibliche Geſchlecht,) hat jetzt einen „Agathon für edle Jünglinge," als Seitenſtück zum Sophron, in zwei Theilen herausgegeben. Das Buch enthält theils eigene Aufſätze, großentheils aber Auszüge aus unſern beſten Schriftſtellern. Der erſte Theil liefert moraliſche Gegenſtände unter der Aufſchrift: Gemählde nach der Natur, und einige Biographien aus der römiſchen Geſchichte. Noch mehr Intereſſe gewährt der Inhalt des zweiten Theils; 1) Nemeſis, oder die Strafe folgt dem Verbrechen; hiſtoriſche Darſtellungen bei vielen Völkern; 2) Dialogen von Herder; Abhandlungen von mehrern Autoren u. ſ. w. Dieſe Schrift iſt von dem Hrn. Verf. vorzüglich für Ungarn und die andern öſterreichiſchen Staaten beſtimmt, und in dieſer Beziehung ſo gut bearbeitet, daß wir ihr recht viele Leſer wünſchen. Wir glauben durch folgenden Auszug Dank zu verdienen:

„**Weiſſagung von Leibnitz**," (merkwürdig genug, aber wenig beachtet.)

„Ich finde, daß ſolche leichtſinnige, religiöſe „Meinungen, indem ſie je mehr und mehr unter Leu„ten von der großen Welt, nach welchen ſich die „Uebrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden, und „ſich in die Modebücher einſchleichen, Alles zu der „General-Revolution, von welcher Europa „bedroht wird, zubereiten und die Zerſtörung deſſen „vollenden helfen, was von den edlen Grundſätzen „der Griechen und Römer, welche die Liebe des Va„terlandes, des gemeinen Weſens und die Sorge „für die Nachwelt ihrem eignen Glück, ja ſelbſt dem „Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben iſt. „Der Gemeingeiſt vermindert ſich außerordent„lich, kömmt je mehr und mehr aus der Mode, und „wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört, von „einer guten Moral und der wahren Religion, „wie ſelbſt die geſunde Vernunft ſie lehrt, unterſtützt „zu werden." (Statt deſſen ſind ſchlechte Concordate ſehr ſchwache Stützen.) „Sogar die Beſſern „von der entgegengeſetzten Seite nehmen kein an„deres Principium mehr, als die Ehre an, bei „ihnen heißt aber ein Mann von Ehre ſchon „der, der nichts thut, was ſie für niederträchtig „halten." (Bei Hofe kriechen, die Untergebenen verachten und tyranniſiren, Schulden machen und die Unſchuld verführen u. ſ. w., halten Viele gar nicht für niederträchtig, und ſprechen dabei viel von Ehre. Was ſie wohl darunter verſtehen mögen?

„Und wenn ſogar Einer aus Laune, oder um ſeine „Ehrſucht zu befriedigen, Ströme Bluts vergießen „und Alles über einander werfen würde, ſo wäre „ihnen das Alles nichts, und ſelbſt ein Heroſtrat „würde ihnen ein Held ſeyn:“ (der Philoſoph hat hier eine faſt eben ſo ſchädliche Ehrſucht oder Schwärmerey vergeſſen, nämlich die des Enthuſiasmus für das Gute aus ſubjectiver Anſicht, der Alle, auch die Fremden, dafür gewinnen, und Alle, obſchon mit ſanftem Ton, in eine Form zwingen möchte. Keinen Napoleon, weder mit dem Schwerte, noch mit einem Honigſtabe, verträgt unſere Zeit.) „Laut „macht man ſich über die Liebe des Vaterlandes luſtig; „laut macht man die lächerlich, die für das allgemeine Beſte ſorgen,“ — (wenn auch jetzt nicht laut; aber im Stillen gar oft; laut verdreht man dagegen gern die beſte Abſicht in eine böſe.) „Kommt man „dieſer epidemiſchen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits ſichtbar zu werden anfangen, noch in „Zeiten vor, ſo laſſen ſich die Folgen vielleicht noch „hemmen. Nimmt ſie aber überhand, ſo wird die „Vorſicht die Menſchen gerade durch die „Revolution, die daraus entſtehen muß, „heilen, und was auch kommen mag, am „Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob „dies gleich ohne Züchtigung derer, die durch ihre „böſen Handlungen wider ihren Willen“ (ſo z. B. die Ultras aller Claſſen) „zur Beförderung des „Guten beitragen, weder erreicht werden wird, noch „erreicht werden kann.“ Noch einen herrlichen Brief vom Kaiſer Joſeph II. ſchreiben wir ab. Er war an die Stadt Ofen gerichtet, als ſie ihm eine Ehrenſäule ſetzen wollte, und lautet ſo:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt, „und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das „allgemeine Beſte werden beigebracht ſeyn; wenn „Jedermann in einem gleichen Maaße „das Seinige mit Freude zu den Bedürfniſſen des Staates, zu deſſen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird.“ (Du lieber Gott! gerade, daß manche begüterte Leute wenig oder nichts beitragen; das nennen ſie ſogar ein Recht, und thun dem edelſten Worte der Sprache den moraliſchen Tod an. Aermere für ſich geben laſſen ein Recht! Recht ſo! —) „Wenn Aufklärung „durch verbeſſerte Studien, Vereinfachung in der „Belehrung der Geiſtlichkeit,“ (die dem guten Joſeph ſo viel zu ſchaffen gemacht,) „und Verbindung „der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen „Geſetzen; wenn eine bündigere Juſtiz,“ (mehr öffentliche) „Reichthum durch vermehrte Population und „verbeſſerten Ackerbau; wenn Erkenntniſſe des wahren Intereſſe des Herrn gegen ſeine Unterthanen, „und dieſe gegen ihre Herrn; wenn Induſtrie, Manufacturen und deren Vertrieb,“ (ohne Mautſperre?) „die Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie unter ſich werden eingeführt ſeyn, „wie ich es ſicher hoffe, (?) alsdann verdiene ich eine „Ehrenſäule, nicht aber jetzt.“ Immer hat ſie der treffliche Monarch für Alles Gute verdient, was er gewollt hat! —

„Die Reiſe nach Aachen.“ Sie giebt uns Herr Carl Nicolai in Berlin als ein Seitenſtück zu weiland Knigge's humoriſtiſch-komiſcher Reiſe nach Braunſchweig. So weit nun Knigge von Sterne und Paul Richter abſtand, ſo weit ſteht Herr Carl Nicolai unſers Bedenkens von Knigge ab. Ein Materialkrämer einer kleinen Stadt, mit ſeinem täppiſchen Sohne Gabriel, und ein Apotheker mit ſeiner pfiffigen Tochter Gabriele machen dieſe Reiſepartbie als Hauptperſonen. Die Plattheiten, die ſie begehen, ſcheinen übertrieben, und kein Zug von Originalität und Feinheit entſchädigt den Leſer für die langweilige Trivialität. Wir wollen ſie allein und nach der Pfefferdutenfabrik reiſen laſſen. Zur Entſchädigung können wir dagegen die: „Epheuranken vom Verf. des Herrmann von Löbeneck“ den Leſern empfehlen. Es ſind ſieben zum Theil ſchon gedruckte Erzählungen hier zuſammengeſtellt. Der Verf. Herr Archidiakonus Kähler in Kottbus, der ſich neuerlich durch Schriften im geiſtlichen und pädagogiſchen Fache rühmlich bekannt gemacht hat, ſagt in der Vorrede: „Epheu wächſt an altem zerfallenden Mauerwerk; und ſo ſind alle Triebe meiner weiland erzählenden Muſe an einem höchſt einſamen unſcheinbaren, für alle Geiſteskraft und Freude nur auf „ſich ſelbſt angewieſenen Leben emporgeſtiegen. — „Es iſt die reine Wahrheit, daß alle jene Schriften „in der halbzerfallenen Hütte, einer tiefverſteckten, „umgangloſen, dürftigen, nicht blos von der literariſchen Herrentafel, vom unterſten Kammertiſch „abgeſchnittenen Landpfarre, nur darum geſchrieben „worden ſind, weil mein Geiſt ſich nach einem Mittel ſich zu äußern und äußernd zu bilden ſehnte, „und kein anderes hatte und haben konnte.“ Es macht dem Verf. alle Ehre, ſich in einer Lage gehoben zu haben, wo ſo viele Landgeiſtliche verſauern und ſinken. Die Erzählungen wird Jeder mit Vergnügen leſen; auch wer ſich ihrer aus Taſchenbüchern erinnert. Vorzüglich hat uns die mit Würde und einfach vorgetragene Erzählung „Guſtav Waſa“ gefallen. Sie enthält am Schluß goldene Worte für Thronerben.

Literariſches Wochenblatt

von Auguſt v. Kotzebue.

3r Band. No. 52. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Juny.

Ueber die religieuſe Stimmung im Elſaß.

Alle öffentliche Blätter haben in den letztern Jahren die traurigſten Nachrichten von dem religiöſen Fanatismus geliefert, der immer mehr und mehr in Frankreich wieder die Oberhand zu gewinnen ſucht, und von den Verfolgungen und Mißhandlungen, die im den ſüdlichen Provinzen dieſes Reichs die Proteſtanten zu erdulden hatten. Aber auch im Elſaß, wo doch durch die bündigſten Verträge die Rechte der letztern feſtgeſetzt ſind, und alſo vollkommen geſichert ſeyn ſollten, ſcheint der katholiſche Clerus ſein großes Ziel, die allmählige Ausrottung des Proteſtantismus nicht aus den Augen zu verlieren, und durch mancherlei Machinationen darauf hinzuarbeiten. Dies ſcheint aber in den Gemüthern der Proteſtanten eine große Erbitterung hervorgebracht, und ſie mit Beſorgniſſen für ihre Gerechtſame erfüllt zu haben. Einen Beweis hiervon liefert unter andern auch ein fliegendes Blatt, das im vorigen Jahre in Strasburg erſchienen iſt, und den Titel führt: **Ein Wort gibt das andere.** Man kann aus demſelben nicht nur den Geiſt beurtheilen, der gegenwärtig zwiſchen beiden Religionspartheien im Elſaß herrſcht, ſo wie ihre religiöſe und politiſche Stimmung, ſondern es ſtellt auch in einem ſarkaſtiſchen, übrigens aber oft zu bittern und zuweilen ins Gemeine fallenden Tone, mancherlei übertriebene Anforderungen und Lehrſätze des katholiſchen Clerus in ihrer Blöße dar. Es iſt daher dieſes Blatt allerdings ein Beitrag zur Geſchichte unſerer Zeit und in mehrerer Rückſicht merkwürdig; wir glauben deshalb auch einen Auszug aus demſelben unſern Leſern nicht vorenthalten zu dürfen.

Hochwürdiger Herr!

Eine Ihrer Bekehrten, welche wegen eines Mißgriffes zwar von Ihnen vollkommene Abſolution erhalten hat, aber von unbarmherzigen Richtern und Geſchwornen zu einer langen Gefängniß-Strafe verurtheilt worden iſt, fühlt ſich in ihrem Gewiſſen verpflichtet, Ihnen einen öffentlichen Dank abzuſtatten, daß Sie unter dem Schutze der Polizey, theils durch Reden, theils durch Schriften, mit Ihrer Gelehrſamkeit, Geſchichtskunde und Wahrheitsliebe, in ihrem Geiſte des Friedens und der Eintracht die Herren Lutheraner und beſonders ihr Directorium ſo tapfer und ſiegreich widerlegt haben. —

Da die Capitulation der Stadt Strasburg, Kraft welcher die Herren Lutheraner gleiche Rechte mit uns genoſſen hatten, durch die Revolution abgeſchafft worden iſt, ſo ſollen ſich dieſelben nur in ſo fern muchſen dürfen, als Sie, Hochwürdiger Herr! der Sie weder die Charte, noch den König Ludwig XVIII. anerkennen, es ihnen erlauben werden. —

So ſchrecklich dieſe Revolution war, ſo hat ſie doch wenigſtens **dieſe** wohlthätige Veränderung bewirkt und außerdem Ihnen und Ihrer Familie durch Rückzahlungen in Aſſignaten an Ketzer, ſehr wichtige Dienſte geleiſtet. Sie haben daher auch ſehr klug und weislich der Aſſignaten nie Erwähnung gethan, wenn ſie für die Rückgabe geiſtlicher Güter, oder anderer revolutionären Beſitzungen geeifert haben. —

Ich ſchätze und verehre dieſe Ihre Gewiſſenhaftigkeit ſo ſehr, daß ich ſie auch in meinen Umſtänden mir zum Troſte dienen laſſe, und mich wegen meiner Mißgriffe beruhige. —

Wir beide haben daher auch mehr Recht als jeder andere, durch unſere Lehre und Beiſpiel die Ketzer, ſtrafend, zu belehren. —

Um die ſegensvollen Wirkungen und Belehrungen zu vermehren, welche Ihr Wort hervorgebracht hat, und noch hervorbringen wird, will ich hiemit mein gethanes Glaubensbekentniß der Welt mittheilen. —

Ich glaube, daß die Papiſten allein und ausſchlüßlich zur ewigen Seligkeit beſtimmt ſind, ſonſt würde der allweiſe Gott, in ſeiner Barmherzigkeit die Nicht-Papiſten nicht geſchaffen haben. —

Ich glaube, daß alle die Völker, welche vor der Geburt der heil. Mutter Gottes lebten, gleich allen andern Völkern, denen die chriſtliche oder gar die papiſtiſche Religion, auch nicht dem Namen nach bekannt geworden iſt, ewig verloren ſind, ſonſt wäre unſer Heiland nicht für ſie geſtorben, oder die papiſtiſche Religion wäre durch ein Wunder Gottes auch zu ihnen durchgedrungen. —

Ich glaube, daß die Papiſten nicht verpflichtet ſind zu dulden, was Gott und ſo viele Fürſten dulden. —

Ich glaube nicht, daß unſer Heiland mit ſeinen Jüngern das heil. Abendmahl in Brod und Wein genoſſen, wie die Ketzer es thun, ſondern

Ausgegeben den 15. Juny.

daß er die erſte Meſſe geleſen; daß ihm die Jünger meßgedient, daß das Kreuz Chriſti unter 1000 Kerzen, in vergoldeten Leuchtern, auf einem marmornen Altar, deſſen Geräth mit Diamanten und Juwelen geziert war, geſtanden hat, das ein groſſes Orcheſter die Ceremonie begleitete, daß das Evangelium abgeleſen worden, ehe es die Evangeliſten geſchrieben, und daß reich gekleidete Schweizer alle Ketzer von dieſer heiligen Handlung entfernt hielten. —

Ich glaube nicht, daß Chriſtus ein Chriſt war, ſonſt wäre er gleich nach ſeiner Geburt getauft worden: aber daß er zur chriſtlichen Religion in ſeinem 30ſten Jahr übergegangen iſt. —

Ich glaube, daß in der Welt nichts ſich ähnlicher ſieht, in Lehre, Sitten, Religioſität und Lebenswandel als der heilige Petrus und ein Papſt, als der heilige Paulus und ein Erzbiſchof, als der heilige Johannes und ein Prälat, als die Mutter Gottes und eine gefürſtete Aebtiſſin, als der heilige Jakobus und ein Canonikus. —

Ich glaube daher auch, daß die papiſtiſche Religion ſich von Chriſti Zeiten an bis auf die unſrigen, in ihren Dienern, Tempeln und Lehrſätzen, rein und unverändert erhalten hat. —

Ich glaube, daß unſere Prieſter Recht haben, alle Schöpfer reinerer Religionsbegriffe, und ſo auch Luthern und alle Reformatoren, zu verfolgen, weil die Hohen-Prieſter und Prieſter, die ihre Vorfahren waren, auch Chriſtum gekreuzigt haben. —

Ich glaube, daß die unzähligen ſich widerſprechenden Decrete und Ausſprüche der Concilien und Kirchenväter viel verſtändlicher, einfacher und klarer ſind als die Bergpredigt, worin unſer Heiland ſein ganzes Religions-Syſtem entwickelt hat; daher auch die Concilien, und die Kirchenväter mehr verehrt werden ſollen, als Chriſtus, die Apoſtel, Evangeliſten. —

Ich glaube, daß von Chriſtus an bis Luthern kein vernünftiger Menſch ſich unterſtanden hat, die Bibel zu leſen und gegen Irrthümer, Mißbräuche und Unſinn zu eifern, weil alle, die es wagten, verfolgt und verbrannt worden ſind. —

Ich glaube, daß ein Staat nicht ohne Klöſter, Abteyen und Wallfahrten beſtehen kann, denn ſonſt wären und würden ſie nicht in den meiſten Staaten abgeſchafft. —

Ich glaube, daß ein Canonikus, der um den Preis von 4 bis 10,000 Franken jährlich, ſich aufopfert, täglich eine Stunde lang, ſeiner Verdauung wegen, in einer fremden Sprache, die er kaum verſteht, zu ſingen, ein weit nützlicherer Mann im Staat iſt, als ein Bauer, der von 3 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends arbeitet, mehrere eheliche Kinder, Knechte, Mägde erhält, und viele Menſchen ernähren hilft.

Ich glaube, daß Frankreichs Staatscaſſe unendlich reicher und die Einwohner glücklicher wären, wann ein Drittel der Güter wieder den Geiſtlichen gehörte und von Abgaben frei wäre, und wenn die übrigen zwei Drittel den Zehnten bezahlen müßten.

Ich glaube, daß eine Regierung nur dann beſtehen und das Land nur dann ruhig ſeyn kann, wenn die Geiſtlichen nicht dem Landesfürſten, ſondern einem auswärtigen Oberhaupte gehorchen und ihm Eid und Treue leiſten. —

Ich glaube, daß die Proteſtanten weder der Monarchie, noch der Bourboniſchen Dynaſtie ergeben ſind, weil ihre Glaubensgenoſſen, die Engländer, Preußen, Holländer, Würtemberger, Sachſen, Braunſchweiger, Bremer, Lübecker, Hamburger, Meklenburger, Badenſer u. ſ. f. dieſe Monarchie, und dieſe Dynaſtie in Frankreich mit ihrem Blute wieder hergeſtellt haben. —

Ich glaube, daß die Proteſtanten keine Freunde der Monarchie ſind, weil faſt alle ihre Staaten monarchiſch regiert ſind. —

Ich glaube daß wahre Religioſität, Reinlichkeit, Sittlichkeit, Ruhe, Ordnung, Polizey, Kunſt, Aufklärung, Gelehrſamkeit, Induſtrie, Handel, Thätigkeit und Eintracht nur in den papiſtiſchen Staaten von Spanien, Neapel, Sicilien, Italien, Portugall ꝛc. gedeihen können und denkbar ſind. —

Ich glaube, daß 2 Feyertage in jeder Woche abſolut nöthig ſind, um die erforderlichen Kräfte zu verſchaffen, die übrigen 4 Tage arbeiten, täglich eine Meſſe hören, und allen Leichen- und Verſöhnungs-Ceremonien beiwohnen zu können. —

Ich glaube, daß die Anzahl der Bettler in den Proteſtantiſchen Staaten viel zahlreicher, als in den Papiſtiſchen iſt, weil die erſteren keine Kloſter-Suppen haben. —

Ich glaube, daß Feſte mit glänzenden Umzügen, reichen Bildern und Verzierungen, unzähligen Kerzen und Gebeten, für die Dürftigen, nährender, wärmender und erfreuender ſind, als Brod, Holz und Kartoffeln. —

Ich glaube, daß ein Papiſt eben ſo Unrecht hat, einem Ketzer Almoſen zu geben, oder Arbeit zu verſchaffen, als er berechtigt und befugt iſt, von ihm Almoſen und Arbeit zu fordern und anzunehmen. —

Ich glaube, daß die bisher angewandten Bekehrungsmittel der Papiſten durch Brennen, Sengen, Morden, Bluthochzeiten, Dragonnaden und Güter-Confiszirung viele Staaten von unnützen Künſtlern, Handwerksleuten, Fabrikanten, Kaufleuten und Ackersleuten gereinigt und die Körper und Gemüther tiefer durchdrungen haben, als alle Belehrungen und frommen Beyſpiele. —

Ich glaube, daß man durch tägliches Kirchengehen größere Fortſchritte im Wohlſeyn macht, als durch irrdiſche Arbeiten. —

Ich glaube, daß ein und das nehmliche Gebet 1000 mal hintereinander wiederholt, tröſtender, ſtärkender, herzerhebender und beruhigender iſt, als fromme Herzens-Ergießungen.

Ich glaube, daß einige 100 Vater-Unſer als Strafe für begangne Sünden, mit größerer Andacht, Inbrunſt und Zutrauen zu Gott ſteigen, als freywillige Gebete. —

Ich glaube, daß ein Neubekehrter, der um einen Tax von 50 Franken ſeine Religion abgeſchworen hat, ein großer Gewinn für die papiſtiſche Religions-Geſellſchaft iſt, beſonders wenn er durch ſeine Bekehrung, ſeinen Eltern, Geſchwiſtern und Freunden, Kummer, Schmach und Schande verurſacht hat. —

Ich glaube, daß die Faſten nie ſtrenger gehalten worden, als im Jahr 1816 und 1817, wo ſie nicht befohlen waren. —

Ich glaube, daß in einem Geiſtlichen, ſobald er die Weihe empfangen, jeder Funke von Geſchlechtstrieb erſtickt iſt, weshalben auch unſere Findelhäuſer ſo bevölkert ſind, und ſo viele Kinder ihren geiſtlichen Vätern gleichen.

Ich glaube, daß eine papiſtiſche Stadt, Land, oder Gemeinde, die ſich rein von Ketzern erhalten hat, weniger Verbrecher enthält, als eine vermiſchte. —

Ich glaube, daß der Menſch durch nichts mehr gebeſſert und von Verbrechen abgehalten wird, als wenn er weiß, daß er alle Tage Abſolution erhalten kann, und um welchen Preis.

Ich glaube, hochwürdiger Herr, weil ſie es behaupten, daß die heiligen Apoſtel ſich von ihren Weibern haben getrennt und ſcheiden laſſen, ſintemal dieſe Trennung und Scheidung von der papiſtiſchen Kirche ſtreng verboten ſind.

Ich glaube, daß nur proteſtantiſche Staaten der republikaniſchen Verfaſſung ergeben ſind, deswegen hat auch die damals ganz katholiſche Schweiz dem öſtreichiſchen Hauſe den Gehorſam aufgeſagt, und ſich in eine Republick verwandelt. —

Ich glaube, daß die Strasburger nie dem Hauſe Bourbon huldigten, weil ſie ſeine beſten Unterthanen ſind. —

Ich glaube, daß die Stadt Strasburg, unter den Bourbonen, die Reformation nicht angenommen hätte, weil die Bourbonen dieſer Stadt zur Zeit der Annahme der Reformation ein Bündniß anboten, das die Stadt ausſchlug, und weil die Bourbonen nachher den Schweden den Sieg über die Papiſten in Deutſchland erringen halfen. —

Dieſes Glaubens lebe und ſterbe ich und empfehle mich ihrem Gebet.

Anaſtaſia Renerin.

Naturkunde.

In dem letzten Jahrgange der engliſchen philoſophiſchen Transactionen ſteht unter andern ein intereſſanter Aufſatz von Herſchel über die Vertheilung der Sterne am Himmel. Nach der Länge, und Breite, ſagt er, vermögen wir die Sterne gehörig darzuſtellen, aber ihre Tiefe, das heißt, ihre Entfernung kennen wir nicht. Er hat verſucht dieſem Geheimniß auf die Spur zu kommen, indem er die Lichtſtärke der Sterne miteinander verglichen, nehmlich: durch Verringerung der Oeffnung eines Fernrohrs weiß er den Glanz eines Sternes um 1/4 oder 1/3 oder 1/2 zu ſchwächen, und betrachtet nun durch ein anderes, eben ſo eingerichtetes, Fernrohr andere Sterne, die gleichen Glanz zeigen. Auf dieſe Weiſe findet er vermuthlich die relative Entfernung verſchiedener Sterne. Eben ſolche Unterſuchungen hat er über die Tiefe der Milchſtraße angeſtellt, und ſchließt, aus Geſtalt und Tiefe derſelben, daß nicht nur unſere Sonne, ſondern alle Sterne die wir ſehen können, tief in die Milchſtraße eingetaucht ſind und einen Theil derſelben ausmachen. —

— Ein Herr Tauſcher hat ein Büchlein geſchrieben mit einem entſetzlich langen Titel, den abzuſchreiben wir uns wohl entſchließen müſſen. „Verſuch, die Idee einer fortgeſetzten Schöpfung, oder einer fortwährenden Entſtehung neuer Organismen, aus regelmäßig wirkenden Naturkräften, als vereinbar mit den Thatſachen der würklichen Erfahrung, den Grundſätzen einer gereinigten Vernunft und den Wahrheiten der religiöſen Offenbarung darzuſtellen.“ — Dieſe fortwährende Entſtehung beweißt der Verfaſſer aus der allmähligen Entwickelung der Naturerzeugniſſe — aus der fortwährenden Entdeckung neuer (?) Geſchöpfe — aus den Baſtarderzeugungen — und aus den Infuſionsthierchen in ſolchen Subſtanzen, die in der Natur nicht vorkommen, ſondern erſt durch Menſchen gemacht werden müſſen, z. B. Kleiſter und Eſſig — aus den Veränderungen, welche die Cultur an Thieren und Pflanzen hervorbringt — aus der allmählichen Umbildung der Erdoberfläche. — Auf welche Weiſe die erſten Individuen jeder Art entſtanden ſind, zeigt er nicht. „Wahrſcheinlich" ſagt er, „liegt im urſprünglichen Plane der Schöpfung eine beſtimmte „Zahl organiſcher Urformen, die ſich allmählig aus „dem Chaos entwickelten, und das bleibende Muſter „einer jeden Art des Daſeyns wiederhohlen, und „woraus in der Folge, durch äußere zufällige Umſtände, Abarten und Mittelarten ſich entwickelten „und noch entwickeln." — „Wie es Menſchen giebt, die ſehr nahe an die Thiere grenzen, ſo auch andere, die ſich ſchon über die menſchliche Natur erheben, und ſich höhern Weſen anzuſchließen ſcheinen. Ein ſolcher Menſch war der Stifter unſerer Religion, deſſen höhere geiſtige Natur ſich durch die Wunder offenbarte." — „So wie der Menſch von niedrigen Stufen des Thierreichs ſich herauf entwickelt hat, ſo wird er ſich auch noch zu höhern Stufen hinaufbilden — daher Fortdauer, höheres Daſeyn nach dieſem Erdenleben ꝛc." — (Wo bleiben denn aber die armen Teufel, die ſchon davon wußten, als ſie auf jener niedern Stufe ſaßen, und in deren Macht es nicht geſtanden, ſich hinauf zu entwickeln? ja, wo bleiben wir denn, die wir auch noch lange nicht gehörig entwickelt ſind? denn, nach des Verfaſſers Meynung, läßt es ſich gar wohl denken, daß es einſt Menſchen geben wird, die eben ſo hoch über der jetzigen Generation ſtehen, als dieſe über jene Stufe des Thierreichs. Um da nicht ins Gedränge zu kommen, muß man wieder andere Hypotheſen annehmen, die immer ſchwieriger und immer unglaublicher werden.) — Uebrigens meynt der Verfaſſer, es ſey wohl möglich, daß wir von mehr als Einem Menſchen-Paare abſtammen. —

— In der Verſammlung der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften las Hofrath Oſiander fortgeſetzte Beobachtungen über die Bildung des Menſchen im Mutterleibe, und zwar dießmal über die Bildung der Oberhaut, der Haut, Haare und Augen. — Sehr merkwürdig iſt, daß das Licht, vorzüglich beym lebenden Menſchen, ſeine Haut nach und nach bis zur Negerſchwärze dunkel färbt; aber eben daſſelbe Licht auch wiederum der todten Haut allmählig alle Farbe entzieht. Der Hofrath O. hat vor 10 Jahren die pechſchwarze Kopfhaut eines jungen Negers aus Darfur, der in Göttingen ſtarb, künſtlich ausgeſtopft, um zu zeigen, daß man, ohne die Geſichtsbildung zu entſtellen, Menſchen- wie Thierhäute ausſtopfen und aufbewahren könne. Dieſer Kopf liegt ſeit der Zeit auf der rechten Seite in einem verſchloſſenen Glaſe, das nur bis an die freyliegende linke Seite mit Weingeiſt angefüllt iſt, und hat, ungeachtet er nie den Sonnenſtrahlen unmittelbar ausgeſetzt war, auf dieſer obern Seite ſeine Farbe allmählig ſo verlohren, daß nun die linke Seite einem Europäer, die Rechte einem Neger, und der Uebergang in der Mitte einem kupferfarbigen Amerikaner gleicht. Selbſt die krauſen, ſonſt pechſchwarzen Wollenhaare der linken Seite ſind röthlich braun geworden. — Beym Embryo erregt die frühe Bildung der Augen am meiſten Bewunderung. Sogar der äußerſt kleine Embryo des Maulwurfs hat ſchon deutliche ſchwarze Augen zu einer Zeit, wo ſeine vordern Füße noch in keine Zehen geſpalten ſind; Augen, nach Verhältniß größer als die der Mutter, die kaum der Augen bedarf. An dem Hühngen im Ey fällt bey ſeiner erſten Bildung ſchon die Größe ſeiner Augen auf. Die Augen müſſen folglich noch einen andern Zweck haben als das Sehen. Nach O's Meynung iſt an beiden Augenſtellen der Wendepunct der electriſchen Strömung. — Die Haare bedecken den menſchlichen Körper des 7. und 8. monatlichen Embryo mehr, als den des erwachſenen Menſchen. Sie dienen aber gewiß, wie die Haare der Pflanzen, zum Einſaugen nährender Theile. Die haarigten Pflanzen ziehen mehr aus der Luft, die glatten aus der Erde. Viele junge Blätter, wie die der Buche, ſind bey ihrem Entſtehen eine Zeitlang haarig und werden dann glatt. Erſt müſſen ſie aus der Luft trinken, bis die durchwärmte Erde ihnen mehr Nahrung durch die Holzgefäße zuſchicken kann. Eben ſo beym Menſchen. Als Embryo trinkt ſeine Haut aus dem ihn umfließenden Feuchtwaſſer mittelſt der aus der Haut hervorſtehenden vielen Härgen. —

— In den Skizzen von den Antillen ſpricht der Reiſende unter andern von den Colibri's und von der Beweglichkeit ihrer goldnen, im Sonnenſtrahl glänzenden Flügel, während ihre Zunge in weniger als einer Secunde den Honig des Blüthenkelchs ausſaugt. So flattern ſie mit convulſiviſcher Lebhaftigkeit von einer Blume zur andern und ruhen faſt nie, oder doch nur Augenblicke lang aus. Dieſe reizenden Vögelchen laſſen ſich nicht nur mit Vogelleim, ſondern ſogar mit der Hand leicht fangen. Man darf nur ihre Neſter, die ſie auf niedrigen Geſträuchen bauen, durch Negerkinder aufſuchen laſſen, die ſehr geübt darin ſind. Dann nähert man ſich leiſe dem Neſte ein wenig nach Sonnen-Untergang, wo man unfehlbar das Weibchen, brütend oder ſeine Jungen wärmend, auf dem Neſte findet. Das Männchen ſitzt gewöhnlich unter dem Laube eines nahen Strauches. Der Reiſende fing auf dieſe Weiſe eine Menge jener niedlichen Thierchen, und nahm ihre Neſter aus, die mit bewundernswürdiger Kunſt aus Baumwolle gemacht ſind. In einem derſelben fand er zwey junge Colibris von der Größe einer Erbſe. Die beiden ſchönſten Gattungen der Colibris ſind auf der Inſel Trinidad heimiſch, beyde ſcheinen mit einem Rubin in Form einer Krone geſchmückt; der Hals der einen hat die Farbe des Topaſes, die der andern das glänzende Grün des ſchönſten Smaragds. —

Politiſche Anſichten.

Unter dieſem Titel hat der bekannte Verf. von la Coalition et la France ein Werkchen herausgegeben, in welchem er Frankreich und Europa großes Unglück prophezeit, jedoch meint, das erſtere (und folglich auch das letztere) könne noch gerettet werden, aber nur: wenn das Werk der Charte zur Vollendung komme, wenn die erlauchten Erben des Throns ſich an dieſelbe, wie an den letzten Zweig des Heils feſtklammerten, und wenn das franzöſiſche Volk die Freiheit auf eine ihrer würdige Weiſe verehren werde, ohne Intoleranz, ohne Gaukelpoſſen, und hauptſächlich, ohne — Brandopfer! (Recht gut! aber wird das dieſem gaukelhaften hitzköpfigen Volke möglich ſeyn? ja, wird bei der jetzigen Stimmung der Gemüther, und bei den gehäſſigen Umtrieben aller Art, das Werk der Charte ſo vollendet werden können, daß dieſe alle Partheien zur Ruhe bringt, indem ſie ſie alle gleicherweiſe befriedigt und in den gebührenden Schranken hält?) Daß übrigens der heil. Bund auf ſeiner Hut iſt, begreift der Verf., denn — ſagt er — „Frankreich iſt ſtets furchtbar: es herrſcht noch!" (verſteht ſich, über Europa!) „es herrſcht durch den Einfluß ſeiner Sitten, durch die Macht ſeiner Bildung, (die Franzoſen träumen ſich noch immer um wenigſtens ein halbes Jahrhundert zurück!) durch das Uebergewicht ſeines Genies, (ſehr beſcheiden! wir haben indeß alle Urſache, mit unſerm in den Jahren 1813 und 1815 bewieſenen Genie zufrieden zu ſeyn; wenigſtens ſind wir damit gerade ſoweit hingekommen, als die Franzoſen mit dem ihrigen hergekommen waren;) es herrſcht ſowohl mittelſt der großen und furchtbaren Erinnerungen, die es auf Erden ausgeſtreut hat, (?!) als mittelſt der Freiheitsgrundſätze, die ſeine Armeen verbreitet haben, (auch die kaiſerlich napoleoniſchen? und wie bald bekam man doch die Freiheitsgrundſätze ſatt, welche die republicaniſchen Armeen mit Feuer und Schwert predigten!) und durch die Lehren des Despotismus, die ſein Oberhaupt den Königen nur allzugut ertheilte," (die nun, zum Dank, den grosmüthigen Lehrer auf der Inſel Helena eingeſperrt haben! Uebrigens beweißt ſchon die Tendenz, die ſich in der (ganz freiwilligen) Stiftung des heil. Bundes ausſpricht, wie wenig die Monarchen gemeint ſind, von jenen Lehren zu profitiren.) „Ja, ſogar die Furcht, meint der Verf., die Frankreich ſelbſt noch nach ſeinen Unglücksfällen gebiete, beweiſe ſeine Macht, und rechtfertige des Verf. Anſicht." (Franzöſiſche Anmaßung und Wichtigthuerei und weiter nichts! Man fürchtet ſich nicht, aber man iſt vorſichtig; und eben ſo lange man das iſt, braucht man ſich nicht zu fürchten! Die Franzoſen ſollten doch übrigens nie vergeſſen, daß es im Jahr 1815 von den europäiſchen Mächten abhing, Frankreich unter Ludwigs XVIII. Oberlehnsherrlichkeit in ein Dutzend Herzogthümer zu theilen und es ſomit auf immer unſchädlich zu machen!) Von den ächten Republikanern ſagt der Verf., man brauche ſich nicht vor ihnen zu fürchten; ſie würden willig ihre Theorien zum Opfer bringen, um den Triumph ihrer Grundſätze zu ſichern, und abermalige Umwälzungen zu vermeiden. Wer den Zweck wolle, müſſe ſich nach den Mitteln richten, und ſie würden daher, wenn auch nicht Royaliſten aus Neigung, doch Bourboniſten aus Vernunft ſeyn. Eben ſo wenig fürchtet der Verf. das blutige Schreckbild, Jacobismus genannt. Der ſey — meint er — auf lange Zeit hinaus unmöglich geworden, und die Freiheit ſey die ſicherſte Wehre, die ihm entgegen geſtellt werden könne. — Es ergiebt ſich ſchon hieraus, gegen wen der Verf. eigentlich zu Felde zieht, und in der That weiß er von den Ariſtocraten und namentlich von den Nachkommen des alten franzöſiſchen Adels Uebles genug zu ſagen. Ja, er macht ſogar die Abkunft der letztern verdächtig, und erinnert an gewiſſe Saturnalien, die Montesquieu veranlaßt hätten, zu ſagen, der Laquaienſtand der Hauptſtadt ſey die Pflanzſchule der franzöſiſchen großen Herren. Zugleich wird bemerkt, die Ariſtocratie habe den Kaiſer Napoleon ſeinem Fall entgegen geführt, und er ſey geſtürzt, nicht ſowohl an dem Tage, an welchem Europa gegen ſeine Macht aufgetreten ſey, ſondern vielmehr an dem, an welchem ſich Frankreich vor ihm zurückgezogen habe. (Wiederum die fatale, ſich ſelbſt und den Ueberwindern geradezu ins Geſicht lügende Eitelkeit! wir wiſſen ja Alle, wie es um jenes Zurückziehen beſtellt geweſen iſt, und wüßten wir es nicht, ſo iſt der Verf. treuherzig genug, uns in dem Folgenden zur Genüge darüber zurecht zu weiſen:) „Die Unaufgeklärten (in Frankreich) haben die Freiheit mit dem Manne verwechſelt, der gerade ihr heftigſter Feind war. Seine Triumphfeſte verführten die Menge zu dem Wahn, als ſey ſie es, die, mit auf den Siegeswagen geſtellt, die Königsthrone an ſich riſſe und die ſämmtlichen überwundenen Majeſtäten unter das Joch beuge. Sein großes Mißgeſchick bewegte zur Theilnahme, gleich als wenn der Ruhm der Armee und die Gleichheit der Rechte mit ihm auf den Bellerophon geflohen wären, und nun jenſeits des Meeres eine Freiſtatt ſuchten! Auch werden die unwiſſenderen Claſſen des Volkes ihre Blicke ſo lange dem Ocean zuwenden, bis eine heilſame Belehrung endlich den Irrthum zerſtreuet, und der Hoffnung eine beſſere Richtung gegeben haben wird. „Jene Volksklaſſen allein machen aber mehr als 2/3 der ganzen Bevölkerung Frankreichs aus; rechnen wir nun, daß von den Individuen der gebildetern Claſſen auch nur die Hälfte ihre Blicke und ihre Hoffnung ebenfalls — dem Ocean zuwendet, ſo wird die Rechnung ſehr beſchämend für alle diejenigen ausfallen, welche — aus Einfalt, Liſt oder Heuchelei - die Neigung Frankreichs ſeinem Götzen entfremdet glauben; wir aber werden wiſſen, woran wir uns zu halten haben! — Daß übrigens die Zeit, „wo unter den Brücken der Hauptſtadt Minen angelegt waren, und eine übermüthige (insolente) Landwehr die Batterien auf den Louvre richtete," auch dem Verf. eine ſchwerlich verharſchende Wunde zurückgelaſſen hat, zeigt der Ausdruck dieſer Stelle. Von den franzöſiſchen Soldaten aber wird geſagt: ſie bedürften gar keiner neuen Huldigungen. Es gnüge ihnen ſchon, daß das Glück, da es nun einmal ihre Fahnen habe verlaſſen wollen, in ganz Europa keinen Schauplatz für ihr Unglück habe auffinden können, als ein durch günſtige Erfolge ihrer Waffen bereits unſterblich gewordenes Schlachtfeld u. ſ. w." Dieſen Troſt wollen wir den franzöſiſchen Soldaten gerne laſſen, und nur noch bemerken, daß der Verf. eine Menge Gründe aufſtellt, warum er glaubt, daß der Geiſt des Militärs in Frankreich nicht zu fürchten ſey, und bei dem Glauben beharrt, daß Frankreich, bei liberalen Einrichtungen, ſeinen Feldherren trotzen könne, ſelbſt ſolchen, vor denen Europa zitterte, obſchon er darunter deren zählt, die den Julius Cäſaren wohl beſſer gleichen durften als die Finanziers der Hauptſtadt den Cosmuſſen und Lorenzos von Medizis. — Vom Chriſtenthum ſagt der Verf., es ſey gekommen, und habe die Gleichheit gepredigt, (die moraliſche? ja; aber keineswegs die bürgerliche oder politiſche; Chriſtus war nichts weniger als ein Niveleur!) es habe den Sclaven an den Tiſch des Herrn geſetzt, (wo ſteht das? das Chriſtenthum ſagt: Ihr Knechte, ſeid gehorſam euern leiblichen Herren mit Furcht und Zittern in Einfalt eures Herzens;) und man möge doch ja nicht die Religion gebrauchen, um die Freiheit, von Alters her ihre Verbündete, zu unterdrücken, auch die Vernunft, ſtatt ſie für eine Feindin anzuſehen, vielmehr zu Hülfe nehmen, (verſteht ſich! nur wird freilich ein jeder gern ſeine eigene zum Succurs ſchicken wollen, und da heißt es dann wie bekannt: ſoviel Köpfe, ſoviel Sinne!) und wohl bedenken, „daß die Religion nichts weiter ſey, als Philoſophie verbunden mit dem Dogma!" Uebrigens halt der Verf dafür, daß die Religion dazu beſtimmt ſey, in der traurigen Zukunft, die er vorausſieht, „eine große Rolle" zu ſpielen. „Alle Exceſſe, ſagt er, ſtoßen zuſammen. Der Illuminatismus bemächtigt ſich Deutſchlands, und uns feuern die Köpfe. Durfte es einmal dahin kommen, daß ſich der Myſtizismus mit unſern Streitigkeiten identifizirte, ſo wurde ich dann Recht gehabt haben, zu behaupten: daß bei der nächſtentſtehenden Unruhe auch ſofort die geſellſchaftliche Ordnung aufgelößt ſeyn werde." — Spaterhin überlaßt er ſich jedoch, rückſichtlich Frankreichs, wieder der tröſtenden Bemerkung: daß alle die, in ſeinem Werke nachgewieſenen Gefahren gleicherweiſe das Intereſſe der Freiheit und des Throns bedroheten, weshalb denn alle Wünſche und Bemühungen der Franzoſen dahin gehen müßten, beide mit einander zu vereinigen. An dieſen Preis habe das Schickſal das Wohl des Vaterlandes geknüpft. Nicht lange darauf aber heißt es wieder: „Frankreich kann nur durch ſeine Sitten und durch ſeine Geſetze gerettet werden; folglich muß alles erſt noch gethan werden. Die Freiheit hat bei uns weder Garantie noch Baſis." — „Es iſt Zeit, die Charte durch Inſtitutionen zu ſtützen, die der geſellſchaftlichen Ordnung als Wall dienen, und die Dynaſtie wie die Freiheit vor Uebeln bewahren, die ſonſt über kurz oder lang auf beide einbrechen könnten." — Seit der Erneuerung des Miniſterii ſey das alles viel leichter geworden. — Wenn übrigens die europäiſchen Höfe nächſtens franzöſiſche Geſandte bei ſich erſcheinen ſehen, die, als Freunde der National-Unabhängigkeit bekannt, zugleich einer militariſchen Reputation genießen, ſo haben ſie das lediglich dem Verf. zu danken, der ſich von einer ſolchen Maasregel großen Effect verſpricht. Der Ausländer werde ſich nämlich bei dem Anblick dieſer

Männer erinnern, daß er ſie *nicht zum erſtenmale* ſehe, und das werde denn allerlei Gedanken erwecken, über die ſich ein König von Frankreich wohl freuen dürfte. Der Verf. hat übrigens dabei gar nichts Feindliches im Sinn, empfiehlt vielmehr den Franzoſen Neutralität, Ruhe und Rechtlichkeit, und will nur ein wenig imponirt und die franzöſiſche Allianz von allen Seiten her geſucht wiſſen. Dann, meint er, würden die Franzoſen ihrer *Mäßigung* eine *Oberherrlichkeit* (suzeraineté, über Europa) verdanken, die minder unheilvoll und precar ſey, als die durch *Siege* erlangte, u. ſ. w. Man ſieht, die Idee einer ſolchen Oberherrlichkeit (oder, noch genauer ausgedrückt, Oberlehnsherrlichkeit über Europa) iſt nun einmal bei den Franzoſen — ſelbſt bei den klügern, wohldenkendern und billigern, zu denen wir auch den Verf. zählen — zur fixen Idee geworden! —

Treffend und bündig ſpricht ein Advocat *Comte*, in einer kleinen Schrift: *Dissolution des Chambres*, über die Sünden der Ultras, und ſagt: ſeitdem das neue Miniſterium gebildet worden ſey, wären ſie zwar zur Ruhe gebracht worden, hätten aber darum ihre Projecte und heimlichen Umtriebe noch keineswegs aufgegeben. Die conſtitutionellen Grundſätze wären für ſie nur ein Mittel, gefahrlos zur Macht zu gelangen, und da ſie ſich nicht unterſtanden, die Charte offen anzugreifen, ſo wollten ſie wenigſtens die Baſis derſelben untergraben, überzeugt, daß jene dann von ſelbſt fallen müſſe. Die durch die Charte proclamirten Rechte hätten, aber, wie heut zu Tage jeder einſehe, lediglich nur in dem Repräſentativ-Syſtem ihre Baſis, und die Deputirtenkammer ſey die einzige Garantie der Franzoſen. Eben *dieſe* Kammer aber ſey es, deren ſie, die Ultras, ſich gerne bemächtigen möchten, denn ſie wüßten nur zu gut, daß wenn ſie einmal *dieſen* Poſten inne hätten, ſie bald Herren des Miniſterii, der Präfecturen, der Mairien, der ſämmtlichen Verwaltungsämter, der Juſtiz und der Armee ſeyn würden u. ſ. w. Das aber ſey die wahre Urſache ihrer Angriffe auf das Wahlgeſetz. — Für Frankreich und ſeine Regierung gebe es nur ein Heilmittel: die Organiſation und Unterſtützung der guten (d. h. der friedliebenden und gnügſamen) Bürger. Dabei aber ſey unerläßlich, daß die geſetzgebenden Kammern die Miniſter in allen gerechten und billigen Vorſchlägen wohl unterſtützten; die gegenwärtige Zuſammenſetzung der Kammern aber ſey ein unüberſteigliches Hinderniß auf dem Wege jedes Miniſterii. — Wäre die Majorität in den Kammern beſſer geſinnt und klüger als die Miniſter, ſo müßte man mit dieſen wechſeln, da aber, wie der Verf. überzeugt iſt, die Miniſter im Ganzen klüger und beſſer geſinnt ſind, als es die Majorität in den Kammern iſt, ſo müſſe man dieſe letztere auflöſen, und die Bildung einer neuen Kammer thue um ſo mehr Noth, als jeder Streit über den Modum der Deputirtenwahl entfernt werden müſſe, da deshalb ſchon alles feſt beſtimmt ſey. — Der Wahlkörper dürfe durchaus nicht aufgelößt und die franzöſiſche Nation einer Handvoll Exprivilegirten Preis gegeben werden. Die Abſchaffung der Charte ſelbſt wurde minder gefährlich ſeyn, als die Aufhebung des Wahlgeſetzes u. ſ. w.

Ich bin Ich:

ſollte der Titel einer kleinen Schrift heißen, die Hr. *Fouqué* an die deutſche Jugend als ſogenannten Freundesruf hat ergehen laſſen. Denn ſtatt in derſelben, wie billig und zu erwarten, bei ſeinem Hauptthema zu bleiben, ſchweift er gleich auf eine hier völlige Nebenſache, ſich ſelbſt, ab, und wir erfahren, zum wievieltenmale mag Gott wiſſen, aufs neue, daß Hr. v. F. nicht allein die Feldzüge der letzten Zeit mitgemacht, ſondern auch ſchon in den neunziger Jahren in den Reihen der Streiter ſtand. Daß ihm ferner *ſein Volk* einen Dichterkranz gewunden, den Stolbergs und Goethe ihm feſter aufs Haupt gedrückt, und daß dieſem (namlich dem Dichterkranz) ein unſterblich Theil inwohne, welches aufleuchten werde aus der Aſche, falls ein „kleiner Voltäre" ſich einfallen ließe, ihn mit Gift zu beſpritzen und was dergleichen mehr. Von der Hauptſache die, dem Titel wenigſtens nach, die kleine Schrift entſtehen ließ, iſt unendlich wenig die Rede und, da von ſeinen Kriegsthaten und Dichterkranz Hr. v. F. bereits vielfach geſprochen hat, z. B. in ſeiner *Corona* und *Thiodolph*, ſo ſehen wir nicht recht ein was ihn abermals zu einer Auffriſchung derſelben in höchſt holprigen ungelenken Jamben und einer Sprache, ähnlich der in ſeinen „Rittern und Bauern" — anders kann bewogen haben als: diejenige Eitelkeit, welche wir Männer ſo gern an den Weibern tadeln, nämlich: das ſich vor den Spiegel ſtellen. Weswegen wir denn auch rathen möchten, lieber den oben von uns angegebenen Titel gleich bei ähnlichen Sachen vordrucken zu laſſen, weil dann doch der Leſer alsbald weiß, was er zu erwarten hat.

Dr. Franz Horn

heißt der Mann, welcher nunmehr zum drittenmal es unternommen, uns Deutſchen anſchaulich zu machen, 1) daß wir eine ſchöne Literatur haben und 2) wer die Koryphäen derſelben ſind. Die erſten beiden Bändchen ſeines Werks ſind anderwärts, da ſie ſchon vor mehreren Jahren erſchienen, bereits kritiſch beleuchtet worden und es ſtand nach dieſem zu hoffen, daß Hr. H. entweder eine andere, d. h. beſſere Anſicht über das Weſen und die Beſchaffenheit einer Kritik der ſchönen Literatur gewinnen, oder ferner ſich nicht mehr damit befaſſen würde. Beides iſt aber nicht der Fall, wie ſeine neue Schrift: „Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands, während der Jahre 1790 — 1818“ erweiſt; welches Werk nicht anders als der dritte Theil ſeiner früher herausgegebenen „ſchönen Literatur Deutſchlands“ in 2 Bänden, betrachtet werden kann.

Dieſelben Anſichten, wie da, finden ſich auch hier; dieſelbe Befangenheit hinſichtlich der aufgeführten Schriftſteller; dieſelbe — wir möchten es Naivetät nennen, hinſichtlich der Heraushebung des eigenen Ichs; derſelbe ſententiöſe, pretiöſe und ſüßliche Ton der Wendungen, und dieſelbe Frommthuerei. (Hr. F. H. ſagt irgendwo ſelbſt: „Unter allen Koquetterien iſt die mit dem Chriſtenthum die gefährlichſte.“ Ein wahres Wort, welches wir ihm ſelbſt ja nie zu vergeſſen bitten.)

Welche Schriftſteller demnach hier gut oder übel wegkommen, läßt ſich, ohne weitere Anführung, leicht denken. Indem über Iffland, Kotzebue, Lafontaine u. a. gar unbarmherzig, wie ſchon in den erſten Bänden, der Staab gebrochen wird, erfahren wir hier gedruckt — und das iſt recht gut, denn ſonſt möchte es leicht verborgen geblieben ſeyn uns und den Nachkommen — daß Starkloff, Leander, Schwab, Fink, Gebauer, reiche Dichtergemüther und ganz andere Erſcheinungen am poetiſchen Himmel ſind, als die welche wir in unſerer Einfalt bis jetzt doch auch für Dichter hielten und deren Werke bisher und — leider Gottes, immer noch uns und die bethörte Menge, recht oft erfreuten; welches natürlich ſehr unrecht geweſen, denn wir haben ja dazu nicht die Erlaubniß des Hrn. Vfs. erhalten.

Von ſich ſelbſt ſagt Hr. F. H. §. 110: „Es wäre vielleicht wohl gethan, wenn ich hier, da dieſes Buch ſich dem Schluſſe nähert, auch noch Gericht hielte über meine eigenen Schriften; (wir meinen, es wäre beſſer geweſen, dieß zu thun, ehe er das Buch begann) aber ich verſpare das lieber bis zu einer andern Gelegenheit, (die der Hr. Vfr. ſonder Zweifel finden wird, da er gar zu gern von ſich redet.) „Im Allgemeinen laſſen ſich nämlich, meines Erachtens, Selbſtkritiken eben ſo wohl rechtfertigen als Selbſtbiographien, ſobald nur der Name des Selbſtkritikers dabei ſteht.“ (Dieß dürfte denn doch wohl nicht hinreichen. Zu einer wahrhaften Selbſtkritik gehört vor Allem wahrhafte Selbſterkennung. Ob zu dieſer Hr. F. H. ſchon gelangt? iſt eine Frage, deren Beantwortung wir allen denen überlaſſen, die nicht befangen in ſeinen Anſichten, ſich das Vergnügen oder die Mühe gemacht haben, ſeine Schriften zu leſen. Weiter fährt er fort: „Aber, wie geſagt, ich will hier keine Kritik über mich ſelbſt liefern, und ich ſchreibe dieſe Zeilen lediglich, weil ein ſehr geachteter Freund behauptete, man könne ein gänzliches Schweigen, von meiner Seite, über mich, an dieſer Stelle für Ziererei halten.“ (Daran hat, er mag es uns nicht übel nehmen, der ſehr geachtete Freund Unrecht. In eine Geſchichte zur Kritik der ſchönen Literatur, wenn es auch nur Umriſſe zu einer ſolchen Geſchichte der Kritik ſind, gehören nur ſolche Dichter, die eingewirkt, gleichviel gut oder böſe, auf den Gang der beſprochenen Literatur haben, — hat dieß aber Hr. F. H? — nicht die, ſo in der Zeit geboren mit der Zeit vergehen. Oder, meinte der geachtete Freund dieß nicht ſchweigen in Bezug auf Hr. F. H's. Standpunkt als Vfs. einer Geſchichte der Kritik der ſchönen Literatur? Da iſt dieß ſich mit anführen aber ein Fehlgriff; denn Hr. F. H. wollte ja keine Geſchichte der Kritik der Geſchichte der Kritik d. ſ. Lit. ſchreiben.) „Da ich nun gern, nicht blos das Böſe, ſondern auch den böſen Schein meide“ (mit ſich ſelbſt liebäugeln iſt weder gut, noch giebt's einen guten Schein) ſo folge ich der Anmahnung und ſo möge hier denn das Eine unſchuldige Wort ſtehen, daß ich unter allen meinen Romanen: „die Dichter,“ am meiſten liebe, und ſie deshalb hiermit allen meinen bekannten und unbekannten, deutſch redenden, denkenden und fühlenden Freunden und Freundinnen, zur beſſern Prüfung empfehlen will. Das Buch erſcheint mir wie lebendig, und ſo möge ihm das Lebendigſte, die Liebe, begegnen: ein alter Wunſch, der aber ſtets jung bleibt.“

Die Leſer werden ſich dieß hoffentlich geſagt, ſeyn laſſen und aufs ſchnellſte in den Buchladen ſchicken um dieß, ſeinem Herrn Verfaſſer „wie lebendig“ erſcheinende Werk, alsbald zu acquiriren.

(Hierbei Intelligenzblatt No. 6.)

Ende des 3ten Bandes.

Intelligenz-Blatt.

Zweiter Band. No. 2.

Kunſt-Anzeige.

Von der zu Anfang vorigen Jahres angekündigten Folge von Portraiten der vorzüglichſten Teutſchen Dichter und Gelehrten, ſind bereits die Bildniſſe von Goethe und Wieland erſchienen, und die Theilnahme, mit welcher dieſe 2 Blätter aufgenommen wurden, haben mich zur Fortſetzung eines Unternehmens aufgemuntert, womit ich allen vaterländiſch geſinnten Teutſchen eine Gallerie ihrer erſten Männer in Wiſſenſchaft und Kunſt aufzuſtellen gedenke.

Ich kündige daher das Portrait von Schiller, nach einer ſehr gelungenen Zeichnung von Jagemann hiermit an. Es wird ebenfalls in Lebens-Größe und Zeichnungs-Manier geſtochen, auf gefärbtes Velin-Papier gedruckt, die Lichter mit Weiß erhöhet, erſcheinen, und ich darf wohl ohne Anmaßung verſichern, daß dies 3te Bild meiner Folge der zwey erſten würdig zur Seite ſtehen werde. Bis Ende März dieſes Jahres, wo das Portrait vollendet und ausgegeben werden ſoll, wird 1 thlr. 8 gr. Sächſ. oder 2 fl. 24 Kr. Rheinl. Vorausbezahlung angenommen. Freunde und Beförderer des Unternehmens, welche die Mühe des Sammlens übernehmen wollen, erhalten bey 6 Exemplaren das 7te frey. Man verzeihe mir jedoch die zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen nöthige Bemerkung, daß nur bey wirklicher Vorausbezahlung und wenn man ſich unmittelbar an mich ſelbſt wendet, dieſe Vortheile Statt finden können. Nach Ablauf des Pränumerations-Termins iſt der Laden-Preis 2 thlr. Sächſiſch oder 3 fl. 36 Kr. Rheiniſch.

Hufelands und Herders Bildniſſe würden dieſen zunächſt folgen, wozu ich mich durch fortwährende Theilnahme und Beyfall des Publicums recht bald in Stand geſetzt zu ſehen hoffe. Weimar den 1. Januar 1819.

C. Müller.

Anzeige.

Vom künftigen Jahre an erſcheint in meinem Verlage ein Allgemeines Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Literatur, und Kunſt, in kurzen, aber getreuen Inhalts-Anzeigen und Beurtheilungen, wodurch die Wünſche einer ſchnellen und hinreichenden Ueberſicht der neueſten, Gelehrten- und Kunſt-Erzeugniſſe befriedigt werden ſollen, alle Monate 2 Stücke, jedes von 4 Bogen in gr. 8vo. Der Preis des Jahrgangs von 24 Stücken wird nur 6 thlr. ſeyn, wofür es in allen ſoliden Buchhandlungen und auf den löbl. Poſt-Aemtern und Zeitungs-Expeditionen zu haben ſeyn wird. Eine ausführlichere Ankündigung iſt bey Unterzeichnetem, und in anderen Buchhandlungen zu haben. Das erſte Stück erſcheint am 14. Januar. Leipzig den 20. December 1818.

Carl Cnobloch.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Deutſche Geſchichte

von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten von J. G. Voigtel, Profeſſor der Geſchichte. gr. 8. Halle, Hemmerde 1818. 1 thlr 16 gr.

Da bis jetzt noch kein Handbuch die deutſche Geſchichte bis auf die neueſten Zeiten fortgeführt hat, ſo wird dieſes Buch auch dem bloßen Freunde der Geſchichte willkommen ſeyn. Dazu kommt noch, daß die Bildung, die Verfaſſung, welche eine Hauptſache in unſerer Geſchichte ausmacht, mit beſonderem Fleiß dargeſtellt und ſyſtematiſch in jedem Zeitraum durchgeführt worden iſt. Der Name des Verfaſſers bürgt übrigens dafür, daß das Werk, wie er in der Vorrede verſichert, aus den Quellen geſchöpft iſt.

Von ebendemſelben, ebenfalls zu haben.

Geſchichte des deutſchen Reichs

unter Otto dem Großen. gr. 8. 1802. 1 thlr 4 gr.

Genealogiſche Tabellen

zur Erläuterung der europäiſchen Staatengeſchichte, für Freunde der Wiſſenſchaft. Quer Fol. 1811. 4 thlr. 18 gr. Schreibp. 5 thl. 12 gr.

In allen Buchhandlungen ſind folgende in unſerm Verlag erſchienene Bücher zu bekommen:

Bülow, F. von, über die gegenwärtigen Verhältniſſe des chriſtlich-evangeliſchen Kirchenweſens in Deutſchland, beſonders in Beziehung auf den Preuß. Staat gr. 8. 21 gr.

Stammtafel der Lutheriſchen Familie. quer Fol. 2 gr.

Zerrenners, C. C. G., Predigten am dritten Jubelfeſte der Reformation, nebſt einigen hiſtoriſchen Bemerkungen über die Kirche z. h. Geiſt in Magdeburg. gr. 8. 8 gr.

Lohmann, Friederike, Erzählungen, 8. 1 thlr. 18 gr.

Ferner:

Barſing, die Familie; oder das Scheinverbrechen, von Karl Friedrich. 8. 1816. 1 thlr.

Branden, Fürſt der Brennen ꝛc. 8. 1816. 1 thlr. 4 gr.

Erholungswochen, oder Reiſe durch Neupreußen, Schleſien, Sachſen ꝛc. 8. 1816. 20 gr.

Nagel, D. F. G., die Schule der Verſtandesübungen, nach der Stufenfolge, für Bürger- und Landſchulen, 1r 2r Curſus, 8. 1817. 18. gr.

Weinhold, D. C. A., Verſuche über das Leben und ſeine Grundkräfte, auf dem Wege der Experimentalphyſiologie, gr. 8. 1817. 2 thlr. 4 gr.

Creutz'ſche Buchhandlung, in Magdeburg.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben: die dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage von dem ſo allgemein geſchätzten Werke:

Der Menſch.

Eine Unterſuchung für gebildete Leſer.

von

M. C. F. W. Grävell.

Königl. Preußiſchen Regierungsrath. Preis ſauber brochirt 2 thlr. 12 gr.

Es iſt nur eine Stimme über die Vortrefflichkeit dieſes Werkes, welches, für alle gebildete Glieder der menſchlichen Geſellſchaft beſtimmt, einer ſolchen Ausführlichkeit und Deutlichkeit ſich erfreut, daß es in den Händen jedes Gebildeten ein Mittel der Veredlung und Beruhigung nothwendig werden muß.

Die binnen einigen Monaten ſich vergriffen habende 2te Auflage iſt ein ſprechender Beweis, mit welcher Theilnahme dieſes gehaltreiche Werk aufgenommen worden.

Berlin, im July 1818.

Maurerſche Buchhandlung.

Bey Unterzeichnetem iſt in Commiſſion erſchienen:

Kahut der Freie über Sarſena, ähnliche Schriften und über die Frey-Maurerey überhaupt im Occidente und dem Jahre 5818, nebſt einem Vorworte über Anti-Sarſena. 8. geheftet 8 gr.

Ein Jeder, der Sarſena geleſen hat, wird obige gründliche und ruhige Widerlegung deſſelben nicht unbefriedigt aus den Händen legen.

Breslau im Novbr. 1818. W. A. Holäufer.

Subſcriptions-Anzeige.

August, Freiherr von Steigenteſch geſammelte Schriften, in ſechs Bänden.

Der Freyherr von Steigenteſch hat ſich entſchloſſen, eine Auswahl ſeiner Werke herauszugeben. Dieſe ſind in ſechs Bände zuſammengedrängt, wovon der 1te Gedichte und Mährchen, der 2. u. 3. Luſtſpiele, (welche vorher drei Bände ausmachten), der 4te Marie, der 5te Kleine Erzählungen (ſonſt in zwei Bändch.) der 6te Vermiſchte Schriften enthalten wird.

Die Sammlung ſoll in zweierley Ausgaben auf Schweizer geglättetes Velin und auf feines Schreibpapier erſcheinen und für diejenigen, welche vor nächſter Leipziger Jubilate-Meſſe darauf unterzeichnen, ein Viertheil weniger koſten, als der nachherige Ladenpreis ſeyn wird.

Der Subſcriptions-Preis iſt auf geglättetes Velinpapier 12 thlr. oder 21 fl. 36 kr. Auf Schreibpapier 9 Rthlr. oder 16 fl. 12. kr. um welchen Preis es jede Buchhandlung ohne den mindeſten Aufſchlag liefern wird.

Mit der Jubilate-Meſſe 1819, in welcher die erſte Lieferung ausgegeben wird, tritt der um ein Viertheil erhöhete Ladenpreis unabänderlich ein.

Darmſtadt im Nov. 1818. Heyer und Leske.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen:

Archiv
für Bergbau und Hüttenweſen.

Herausgegeben von

Dr. C. J. B. Karſten

Königl. Preuß. Ober-Hütten-Rath 1s und 2s Heft. Der Preis eines jeden Heftes iſt 1 thlr.

Mehrere darin enthaltene Abhandlungen, beſonders über den Zweck des Bergbaues, über Bergwerksverfaſſung und Verwaltung; ferner eine, durch eine Karte erläuterte Darſtellung des jetzigen Zuſtandes in Schleſien, werden auch für [illegible] ein größeres Intereſſe haben, ſo wie das Archiv überhaupt für Kameraliſten und Technologen ſehr zu empfehlen iſt. Breslau im December 1818.

W. A. Holäufer.

Anzeige
die Erholungen auf 1819 betreffend.

Die **Erholungen** erſcheinen im achten Jahrgange, mit Anfang des Jahres 1819, in vermehrter Bogenzahl, dergeſtalt, daß wöchentlich drey Nummern mit dazu gehörigen Beilagen, Extrablättern ꝛc. ausgegeben werden. Dadurch wird nicht nur den Wünſchen vieler Theilnehmer und Leſegeſellſchaften genügt, ſondern die Menge eingehender und brauchbarer Materialien, für welche der Raum bisher oft zu beſchränkt war, erheiſcht wirklich dieſe Erweiterung.

Da bekanntlich für dieſes thüringiſche Unterhaltungs-Blatt — welches ſeit einer langen Reihe von Jahren die Gunſt des Publikums treu geblieben iſt — ein Verband der achtbarſten Schriftſteller Deutſchlands beſteht, welche den **Erholungen** einen bleibenden Werth ſichern, und einen ehrenvollen Platz unter den deutſchen Zeitſchriften anweiſen: ſo darf man erwarten, daß ſie von nun an um ſo gewiſſer ihren Zweck erfüllen, und dem gebildeten Leſer eine noch mannichfachere, nützliche und angenehme Unterhaltung verſchaffen werden.

Die **Erholungen** ſind zu jeder Zeit in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen durch alle Poſtämter und Buchhandlungen zu haben, und koſten auf 1819 der ganze Jahrgang 6 thl 12 gr. ſächſiſch oder 11 fl. rheiniſch. Die reſpect. Poſtämter wenden ſich an das Königl. Preuß. Grenz-Poſtamt zu Erfurt, die Buchhandlungen an unterzeichnete

G. A. Kaiſers Buchhandlung
in Erfurt.

In der unterzeichneten Buchhandlung iſt erſchienen:

Bertels, Dr. E. d. A., Lehrbuch der allgemeinen Pathologie. gr. 8. 1 thl.

Benedict chirurgiſche Monogrammen. Ein Leidfaden zu academiſchen Vorleſungen über die Wundarzeneykunſt, gr. 8. 1 thl.

Gravenhorſt, J. L. C. Grundzüge der ſyſtematiſchen Naturgeſchichte für ſeine Zuhörer entworfen. gr. 8. 16 gr.

Meiſter, Dr. J. C F., Leidfaden zu Vorleſungen über Gifte und Verbrechen der Vergiftung. gr. 8. 6 gr

Remer, W. H. G., Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menſchen, zu academiſchen Vorleſungen. gr. 8. 2 thl. 12 gr.

Singer George John, Elemente der Elecktricität und Elecktrochemie. Aus dem Engliſchen überſetzt mit Anmerkungen, welche die neueſten elecktriſchen Entdeckungen enthalten, von C. H. **Möller**. gr. 8. mit 4 Kupfern. 3 thl.

Vieuſſieux, Dr., über künſtliche Blutausleerungen und ihre Anwendung in der Mehrzahl der Krankheiten. Aus dem Franzöſiſchen frey überſetzt, und durch Zuſätze, Anmerkungen, und einem hiſtoriſch litterariſchen Anhang vermehrt, von Dr. C. L. Kloſe. gr. 8. 1 thl. 16 gr.

Breslau, 6 December 1818.

W. A. Holäufer.

Von der bei C. W. Enders in Prag ſeit 1. October 1818 erſcheinenden Monatſchrift:

Unterhaltungen für gebildete Leſer;

herausgegeben von S. W. Schießler,

ſind bereits 3 Hefte heraus, und es wird in allen Buchhandlungen mit 1 thl. 18 gr. für den Vierteljahrgang, Beſtellung darauf angenommen.

Auch iſt nun erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taſchenbuch des Scherzes und der guten Laune, auf das Jahr 1819; von S. W. Schießler. Preis 1 thl. 8 gr.

So eben hat die Hoffmann'ſche Hofbuchhandlung in Weimar von dem

Freimüthigen für Deutſchland,

Zeitblatt der Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben von Karl Müchler und J. D. Symanski,

die vier erſten Stücke erhalten, die als Probeblätter unentgeldlich durch ſämmtliche Buchhandlungen und reſp. Poſtämter Deutſchlands ausgegeben werden. Sie enthalten Beiträge von: v. Göckingk. — E. T. A. Hoffmann (Verf. der Fantaſie-Stücke in Calots Manier) — F. L. Jahn. — Langbein. — Heinrich von der Mordten. — Reſe. — S. W. Schießler. — Joh. Fried. Schink. — Karl Stein. — Tiedge. — Julius v. Voß. — Doctor Karl Witte d. ä. und den Herausgebern.

Wöchentlich erſcheinen fünf Stücke in gr. 4. auf dem ſchönſten Papier gedruckt. Der Preis des Jahrgangs iſt einſchließlich der zu liefernden Kupfer- und Muſikbeilagen, auf 8 thl. Pr. Cour. feſtgeſtellt, wofür es ſämmtliche Buchhandlungen und Poſtämter Deutſchlands liefern.

Die Ahnfrau,

Ein muſikaliſches Quodlibet tragikomiſcher Natur.

In einer neu aufgewärmten Versart bearbeitet, vom

Adolph von Schaden.

gr. 8. Berlin in Commiſſion der Maurerſchen Buchhandlung. Pr. iſt geheftet 16 gr.

Dieſe Parodie der weltberühmten Ahnfrau zeichnet ſich durch Witz und Laune mitunter etwas Derbheit aus, und mag als ein Wort zu ſeiner Zeit gelten. Aufgeführt, würde es vielleicht ſeine Würkung nicht verfehlen.

Eine gleiche Parodie iſt von der Sappho unter folgendem Titel erſchienen:

Die moderne Sappho

ein muſikaliſch-dramatiſches Durcheinander, ohne Sinn und ohne Verſtand u. ſ. w. von Adolph von Schaden. Nebſt einer Karrikatur. gr. 8. geheftet 1 thl.

Zur unterhaltenden Lectüre empfehlen ſich folgende in unſerm Verlage neu erſchienene Bücher:

Polterabendſpiele, mit Beiträgen von Bornemann, Helmine von Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler, Schink. Herausgegeben von J. M. J. Kralowsky. 16 gr.

Robin der Rothe; eine Schottiſche Sage. Nach Walter Scott bearbeitet von W. A. Lindau. 3 Bde. 3 thl. 12 gr.

A. H. Friedrich. (Verf. der ſatyriſchen Feldzüge) Dialogiſche Turnſpiele, d. i.: erbauliche Geſpräche zwiſchen Spöttern und ernſthaften Leuten. 1 thl. 12 gr.

C. Müchlers Anekdoten-Almanach für das Jahr 1819. 1 thl. 8 gr.

Die Nahmen der Verfaſſer verbürgen dieſen Werken die Gunſt des Publicums. Sie ſind ſämmtlich in den letztern Monaten an die bekannteſten deutſchen Buchhandlungen verſandt, und daſelbſt geheftet für die angezeigten Preiſe zu haben.

Dunker und Humblot in Berlin.

In der C. F. Kunz'ſchen Buchhandlung zu Bamberg iſt ſo eben erſchienen:

Fantaſieſtücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reiſenden Enthuſiaſten. Mit Vorrede von J. P. Friedr. Richter, von E. Th. A. Hoffmann. 2te verbeſſerte Aufl. in 2 ſchön brochirten Bänden. Pr. 4 thl. oder 7 fl. 12 kr. rheiniſch. Mit dem Bildniß des Verf. von ihm ſelbſt gezeichnet.

Das Publikum erhält hier die vier Bände der erſten Auflage, in zwei zuſammen gedrängt, und zwar in einer Form, die, des Inhalts vollkommen würdig, und mit dem Bildniß des berühmten Verfaſſers geſchmückt, in Hinſicht auf Eleganz die Frühern bei weitem übertrifft, (Druck und Papier aus der geſchätzten Vieweg'ſchen Officin) und demohngeachtet 2 thl. weniger koſtet — Jedes Wort zur Empfehlung des Werkes ſelbſt käme übrigens jetzt wohl zu ſpät, nachdem die allgemeine Stimme dem genialen Verfaſſer ſeinen Rang unter den erſten Schriftſtellern Deutſchlands angewieſen und namentlich ſeine Fantaſieſtücke durch unſterbliche Dichtungen ſeinen literariſchen Ruhm auf immer begründet haben. (Vergl. Halliſche Lit. Zeit. 1815, No. 134. Leipz. Lit. Zeit. 1815 No. 133. Wiener Lit. Zeit. 1815, No. 28. Heidelb. Jahrb. 1816, Pag. 1043 — 56. Göttinger gelehrte Anzeigen 1815 No. 71. Morgenblatt 1815. Uebers. d. Lit. No. 4. Daſſelbe 1816. No. 5. Fouqué's Urtheile in den Muſen, in ſeinen neuen geſammelten Schriften, und viele andere Blätter.)

Zu haben in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands und namentlich in der Hoffmann'ſchen Hofbuchhandlung in Weimar.

Das Alter,

und untrügliches Mittel alt zu werden, nebſt 11790 Beiſpielen von Perſonen, welche 80 bis 190 Jahre alt geworden ſind, zweite ſtark vermehrte Auflage 1805, und Nachträge dazu. Erſte Lieferung 1807, von Johann Sam. Schröter, zuſammen 32 Bogen, jetzt nur 1 thl. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Der Verfaſſer dieſes ganz bekannten Werks, ſtarb im hohen Alter als Superintendent zu Buttſtedt, und hat in der gelehrten Welt einen großen Ruhm als Naturforſcher hinterlaſſen. Auch in dem obigen Werke beweißt er ſeine Forſchungen in die Tiefen der Natur, und zugleich, daß man unter jedem Himmelsſtrich, ohne mediciniſche Hülfsmittel, ſehr alt werden kann. Die viel Tauſend Beiſpiele beweiſen dieß. Der Gemeinnützigkeit wegen ſoll dieß Werk von jetzt an für den gegebenen ſehr geringen Preis, der billiger als jeder Nachdrucker-Preis iſt, verkauft werden, ſowohl bei uns, als auch in allen andern Buchhandlungen.

Buchhändler Gebruder Gädicke in Berlin.

Taufbuch

für chriſtliche Religionsverwandte; oder auf Beobachtungen und Geſetze gegründeter Unterricht über alle Gegenſtände, welche die Taufhandlung, ſowohl in kirchlicher als auch bürgerlicher Hinſicht, betreffen, und den Verehlichten zu wiſſen nöthig ſind. Nebſt den Taufformularen der chriſtlichen Hauptkirchen, und einem alphabetiſchen Verzeichniſſe von mehreren beſonders deutſchen Vornahmen und kurzer Erklärung derſelben, von M. Schenk, (vormals Superintendenten) 1805. 36 Bogen, von jetzt an 20 gr. oder 1 fl 30 kr.

Da die Kirchengebräuche ſehr ſtark zur Sprache gekommen ſind, ſo iſt es wohl angemeſſen, dieß gründlich geſchriebene Buch, mit dem jetzigen ſo billigen Preis, wofür es bei uns und in allen andern Buchhandlungen zu haben iſt, in Andenken zu bringen. Wer nicht Gelegenheit hat, die alten Kirchenväter oder ausführliche Werke über die Kirchengebräuche zu ſtudiren, den wird es befriedigen: ſo wie auch die Erklärungen der Vornamen vielen angenehm ſeyn wird.

Buchhändler Gebruder Gädicke in Berlin.

Prospectus.

Nous croyons rendre un service agréable aux amateurs de la littérature française par la publication d'une édition peu chère des principaux ouvrages en vers et en prose de Voltaire, en 12 Vol. en pet. 8vo. Sous le titre:

d'Oeuvres choisies de Voltaire,

avec des préfaces et de nouvelles notes historiques et critiques par un homme de lettres.

Cette collection renfermera les ouvrages suivans de cet illustre écrivain.

1. La Henriade. 1 Vol. 2. Théâtre, ou Chefs-d'oeuvres dramatiques 4 Vol. 3. Poëmes, Contes en vers, Stances, Epitres, Satires etc. 1 Vol. 4. Histoire de Charles douze, Roi de Suède 1 Vol. 5. Romans 2 Vol. 6. Melanges de littérature et de philosophie. 1 Vol. 7. Choix de lettres. 2 Vol.
   a. Correspondance générale
   b. Correspondance avec Frédéric II. Roi de Prusse. Ce volume contiendra aussi les lettres du Roi.

Ces différens ouvrages paroitront successivement, peut-être en livraisons d'un volume par mois, imprimés sur de bon papier et avec des caractères tout neufs, supposé que dans l'espace de trois mois, à dater de la publication du présent Prospectus, il se trouve un nombre suffisant de souscripteurs disposés à favoriser l'entreprise.

Nous offrons au public cette nouvelle édition d'Oeuvres choisies de Voltaire, par voie de prénumération, l'alphabet entier au prix très modique de 18 gr. de Saxe. Nous assurons, outre cela, à ceux qui prendront 5 exemplaires à la fois et qui, pour cet effet, s'adresseront directement à la librairie soussignée, le sixième exemplaire gratis.

M. le P. Franceson, connu par sont excellente Grammaire française à l'usage des Allemands, et par son Essai sur Homère, s'est chargé de la rédaction de l'édition projetée, qui, par conséquent, se distinguera aussi tout particulièrement par la pureté du texte.

Si le public honore cette entreprise de son approbation et qu'il l'appuie de son secours, nous nous proposons de publier successivement des éditions toutes pareilles d'auteurs classiques français.

Berlin en Janvier.

La librairie de Nauck.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Freimüthige Worte eines Deutſchen

in

Anhalt

über die

durch ein Königl. Preuß. Miniſterialreſkript verfügte

Ausdehnung

der

in dem Königlichen Geſetze vom 26. Mai 1818 für die Preuß. Staaten angeordneten

Verbrauchsſteuer

auf die

in die Anhaltiſchen Staaten tranſitirenden

Waaren.

Deutſchland 1819.

Preis geheftet 6 gr.

Die bei Hartmann in Riga und Leipzig erſcheinende Ueberſetzung meiner Geſchichte Rußlands wird unter meinen Augen nach der 2ten durch bedeutende Zuſätze vermehrten Auflage des ruſſiſchen Originals durch den Herrn Kollegienrath und Ritter von Hauenſchild veranſtaltet.

Karamſin.

Dieſem füge nur noch zu, daß ich bis zur nächſten Jubilate-Meſſe 1819 wenigſtens den 1. Band liefere.

Die übrigen Bände ſollen in möglichſt kurzen Zeiträumen nachfolgen.

Riga, im Septemb. 1818.

C. J. G. Hartmann.

Intelligenz-Blatt.

Dritter Band. No. 4.

Bei uns iſt nunmehr fertig worden und zu haben:

Moritz von Kotzebue's,

Ruſſiſch Kaiſ. Hauptmanns im General-Stabe, Ritter des Wladimir- wie auch des Perſiſchen Sonnen- und Löwen-Ordens

Reiſe nach Perſien

mit

der Ruſſiſch Kaiſerl. Geſandtſchaft

im Jahre 1817.

Mit 5 ausgemahlten Kupfern und 4 vortrefflichen Landſchaften in Aquatinta.

Sie ſtellen folgende Gegenſtände dar:

1. Sarbas, ein perſiſcher Soldat.
2. Ein Officier.
3. Anſicht von den beiden Bergen Ararat und dem Gartenhauſe des Ober-Befehlshabers von Eriwan.
4. Anſicht von Udgani, einem Luſtſchloſſe des Prinzen Abas Mirza.
5. Anſicht von dem Fluſſe und der Brücke Kiſil-Oſun im Caplantiſchen Gebürge.
6. Anſicht von Sultanie, einem Luſtſchloſſe des Schachs von Perſien.
7. Tſchimburak, ein perſiſcher Kameel-Artilleriſt.
8. Grabmal des Heiligen Haſſani-Kaſchi in Sultanie.
9. Dariainur (das glänzende Meer.) Kuinur (der glänzende Berg), zwei Solitairs des Schachs von Perſien in ihrer natürlichen Größe.

Gebunden. Die Kupfer ſind in einer Mappe einzeln beigegeben. Preiß 2 thl. 21 gr.

Das Publikum hat für dieſes Werk ſchon Intereſſe genommen durch die Proben, welche in dem literariſchen Wochenblatte davon gegeben worden ſind. Wir erlauben uns nur dabei noch zu ſagen, daß man dadurch dieſes Land ganz anders kennen lernen wird, als bisher der Fall geweſen. Weimar, den 1. März 1819.

Gebrüder Hoffmann, Hofbuchhändler.

Im Laufe des Jahres 1818 erſchienen in der Buchhandlung **Brockhaus** in Leipzig folgende neue Schriften, die in allen deutſchen Buchhandlungen zu den dabei bemerkten Preiſen zu haben ſind.

In der erſten Hälfte des Jahres:

Beckedorff (D. Ludolph), Briefwechſel zwiſchen zwei Geiſtlichen bei Gelegenheit der Verſuche zur Kirchenvereinigung. gr. 8. 8 gr. (36 kr.)

Gemmen, gedeutet von Arthur vom Nordſtern. Zweite Auflage in gr. 8. Mit ſechzehn Vignetten. 1 thl. 8 gr. (2 fl. 24 kr.)

Geſchichte des Theaters in Leipzig, von deſſen erſten Spuren bis auf die neueſte Zeit. (Vom D. H. G. R. Blümner.) kl. 8. 1 thl. 12 gr. (2 fl. 42 kr.)

John (Prof. J. Fr.), Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. Mit Kupfern. Zweiter Band F — L. kl. 8. 2 thl. 16 gr. (4 fl. 48 kr.) Dritter Band, M. — R. 2 thl. 8 gr. (4 fl. 12 kr.)

Iſis oder encyclopädiſche Zeitung; von Hofr. und Prof. Oken. Jahrgang 1818. gr. 4. mit Kupfern. 8 thl. (14 fl. 24 kr.)

Kreyſig (D. Friedrich Ludwig, K. Sächſ. Leibarzt und Prof.), Syſtem der practiſchen Heilkunde, auf Erfahrung und daraus hergeleiteten Geſetzen der thieriſchen Natur gegründet. Erſter Band. Heil-Grundſätze. Erſter Theil. Angewandte oder practiſche Krankheitslehre. gr. 8. 2 thl. (3 fl. 36 kr.)

Dieſer Theil hat auch den Titel:

— — — Handbuch der practiſchen Krankheitslehre. Erſter Theil. gr. 8. 2 thl. (3 fl. 36 kr.)

Krug, (Profeſſor), Entwurf zur deutſchen und Darſtellung der engliſchen Geſetzgebung über die Preßfreiheit. Der hohen deutſchen Bundesverſammlung gewidmet. gr. 8. 20 gr. (1 fl. 30 kr.)

Mediciniſche Annalen (Allgemeine) des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von D. und Hofr. Pierer. Jahrgang 1818. gr. 4. 6 thl. 16 gr. (12 fl.)

Nick (D.), Darſtellung der ſehr merkwürdigen durch den thieriſchen Magnetismus veranlaßten Geſchichte der C. Krämerin aus Stuttgart. gr. 8. 15 gr. (1 fl. 8 kr.)

Puchelt (D. und Prof. Friedr. Aug. Benj.) Das Venenſyſtem in ſeinen krankhaften Verhältniſſen. gr. 8. 2 thl. (3 fl. 36 kr.)

Saalfeld, (Prof. Friedrich), allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit, ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution. In 4 Bänden, oder 8 Abtheilungen. Zweiten Bandes erſte Abtheilung: von der Gründung der franz. Republik, bis zu dem Frieden von Campo Formio (1792 — 1797) gr. 8. 1 thl. 16 gr. (3 fl.)

Der Schickſals-Strumpf. Tragödie in vier Akten von den Brüdern Fatalis. kl 8. 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

von Schlieben (W. F. A., K. Sächſ. Ober-Land-Feldmeſſer), Elemente der reinen Mathematik, erläutert durch Beiſpiele aus der Naturlehre, Statiſtik und Technologie. Erſte Abtheilung: die Rechenkunſt und Algebra. Zweiter Theil. 8. 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

Schoppenhauer (Johanna) Reiſe durch England und Schottland. Zweite verbeſſerte und vermehrte Aufl. In zwei Bänden. 8. 4 thl. (7 fl. 12 kr.)

Ernſt Schulze, die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht in 3 Geſängen. Mit 6 Kupfern. 12. Auf geglättet Velin Pap. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) auf fein Schrbp. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Von demſelben Verf. Cäcilie, ein romantiſches Gedicht in 20 Geſängen. Zwei Bände. 8. 4 Thlr. (7 fl. 12 kr.)

Von demſelben Verf. Sämmtliche Schriften. Erſter und zweiter Band. (enthaltend Cäcilie). 8. 4 thl. (7 fl. 12 kr.)

Shakſpear's Schauſpiele, überſetzt von Johann Heinr. Voß und deſſen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. Erſter Band 3 thl. (5 fl. 24 kr.) Dieſer Band enthält: Der Sturm; der Sommernachts-Traum; Romeo und Julia; alle drei von Johann Heinrich Voß; Viel Lärmen um Nichts von Heinrich Voß.

— — Romeo und Julia, überſetzt von Joh. Heinr. Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1 thl. (1 fl. 48 kr.) (Beſ. Abdruck aus dem erſten Bande der Schauſpiele Sh.)

Sinnbilder der Chriſten, erklärt von Arthur vom Nordſtern. Mit 21 Holzſtichen. (von Nesbit, Branſton, Clennel und Hole in London). gr. 4. 9 thl. (16 fl. 12 kr.)

Technologiſches Handwörterbuch, zur Erläuterung der bei den Künſtlern und Handwerkern zur Bezeichnung ihrer Arbeiten und Werkzeuge gebräuchlichen Kunſtausdrücke. Für den Hausbedarf und zum Gebrauch in Induſtrie- und Werkſchulen. Auch als nothwendiger Nachtrag zum Converſations-Lexicon zu betrachten. gr. 8. 1 thl. 12 gr. (2 fl. 42 kr.)

Thümmel (Moritz Auguſt von), Der heilige Kilian und das Liebes-Paar. Herausgegeben von Friedrich Ferd. Hempel. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 thl. 8 gr. (2 fl. 24 kr.)

Uebelen (Prof. E. G. in Stuttgart), Die Entſtehung der Landſtände des ehemaligen Herzogthums Würtemberg. gr. 8. 18 gr. (1 fl. 21 kr.)

Wolfart (D. und Prof. K. Chr.), Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklapieion, allgemeines Zeitblatt für die geſammte Heilkunde. nach den Grundſätzen des Mesmerismus. Erſten Bandes erſtes Heft gr. 8. 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. Zweiten Bandes 2. und 3. Abth. (X. XI.) gr. 8. Jede Abtheilung 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

In der zweiten Hälfte des Jahres:

Byron (Lord), Manfred; Trauerſpiel. Deutſch von Adolph Wagner. Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. 8 1 thl. 12 gr. (2 fl. 42 kr.)

Calderon de la Barca, Schauſpiele. Ueberſetzt vom Freiherrn Ernſt F. G. O. von der Malsburg. 1. Theil enthält: 1) Es iſt ſchlimmer als es war; 2) Es iſt beſſer als es war. 8. 2 thl. (3 fl. 36 kr.)

Converſations-Lexicon, oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände, ꝛc. 10r Band, To-Z. 8. (zur 1., 2., 3. und 4. Aufl. paſſend und als Reſt; einzeln wird dieſer Band abgelaſſen zu 1 thl. 6 gr. [2 fl. 15 kr.])

— — fünfte Originalausgabe, ſ. Real-Encyclopädie.

Ennemoſer (D. Joſeph), der Magnetismus, nach der allſeitigen Beziehung ſeines Weſens, ſeiner Erſcheinungen, Anwendung und Enträthſelung; in einer geſchichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bei allen Völkern wiſſenſchaftlich dargeſtellt. gr. 8. 3 thl. (5 fl. 24 kr.)

Erſch (Prof. J. S.), Literatur der Philologie, Philoſophie und Pädagogik, ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit, ſyſtematiſch bearbeitet, und mit den nöthigen Regiſtern verſehen. Aus des Verfaſſers Handbuch der deutſchen Literatur beſonders abgedruckt. Neuer unveränderter Abdruck. gr. 8. 1 thl. 6 gr. (2 fl. 15 kr.)

— — Literatur der Theologie, ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit ꝛc. (wie vorſtehend). Neuer unveränderter Abdruck. gr. 8. 1 thl. 6 gr. (2 fl. 15 kr.)

Falk (Johannes), auserleſene Werke (Alt und neu), In 3 Theilen. (1r Theil Liebesbüchlein; 2r Th. Oſterbüchlein; 3r Th. Narrenbüchlein). 8. 5 thl. 16 gr. (10 fl. 12 kr.)

— — Aufruf, zunächſt an die Landſtände des Großherzogthums Weimar und ſodann an das ganze deutſche Volk und deſſen Fürſten, über eine der ſchauderhafteſten Lücken unſerer Geſetzgebungen, die durch die traurige Verwechſelung von Volkserziehung mit Volksunterricht entſtanden iſt. Im Anhange 19 Actenſtücke. gr. 8. 20 gr. (1 fl. 30 kr.)

Friedländer (D. Hermann), Anſichten von Italien während einer Reiſe in den Jahren 1815 und 1816. In zwei Theilen. Erſter Th. 8. 1 thl. 18 gr. (3 fl. 9 kr.)

Friedrich. König von Würtemberg. (Nach dem Edinburg review). Aus den Zeitgenoſſen XIII. beſonders abgedruckt. gr. 8. 10 gr. (45 kr.)

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. In zwei Abtheilungen. Erſte Abtheil. die Wanderſchaft. gr. 8. 1 thl. 8 gr. (2 fl. 24 kr.)

Handwörterbuch, Leipziger, der Handlungs-Comptoir- und Waarenkunde nebſt einem europäiſchen Handlungs-Adreß-Buche, (die Firmen und Geſchäfte der wichtigſten Handlungshäuſer in ganz Europa enthaltend). Zwei Theile in drei Bänden. gr. 8. Fein Dkp. 10 thl. (18 fl.) Velinpap. 13 thl. 8 gr. (24 fl.)

Hermes, oder Leipziger kritiſches Jahrbuch der Literatur. (Geleitet vom Prof. W. T. Krug) 1s Stück. (26 Bogen ſtark). gr. 8. Der Jahrgang in 4 Stücken, 8 thl (14 fl. 24 kr.) einzelne Stücke 2 thl. 6 gr. (4 fl. 3 kr.)

Kanne (Friedr. Aug.), Vier Nächte, oder romantiſche Gemälde der Phantaſie. 8. 1 thl. 4 gr. (2 fl. 6 kr.)

Karamſin, Aglaja. Sammlung von romantiſchen und hiſtoriſchen Erzählungen. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Ferdinand von Biedenfeld 8. 1 thl. 8 gr. (2 fl. 24 kr.)

Kriegsgeſchichtliche und kriegswiſſenſchaftliche Monographien. 3r Band. Mit 1 Karte und 2 Planen. gr. 8. 2 thl. 16 gr. (4 fl. 48 kr.) (Der eine dieſer Plane ſtellt die Schlacht von Wagram vor und iſt meiſterhaft von Bach in Dresden geſtochen.)

Las Caſas, (E. A. D., Grafen von), Leben und Schickſale. Aus den Zeitgenoſſen XII. beſonders abgedruckt. gr 8. 20 gr. (1 fl. 30 kr.)

Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien Buonaparte, prince de Canino, rédigés sur sa correspondance et sur des pièces authentiques et inédites. 2 Tomes. gr. 8. 2 thl. 12 gr. (4 fl. 30 kr.

(**Möller, Nicolaus**) Speculative Darſtellung des Chriſtenthums. gr 8. 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

Petrarca, Franceſco, italiäniſche Gedichte. Ueberſetzt und erläutert von Prof. **Carl Förſter**. 2r (und letzter) Theil. 8. 2 thl. 12 gr. (4 fl. 30 kr.)

Real-Encyclopädie, allgemeine deutſche, für die gebildeten Stände (**Conversations-Lexicon.**) In zehn Bänden. Fünfte Original-Ausg. 8. Prän. Preis: auf weiß Druckp. in ord. 8. 12 thl. 12 gr. (22 fl. 30 kr.) auf Schreibp. in ord. 8. 18 thl. 18 gr. (33 fl. 45 kr.) auf fein weiß Druckp. in Med. Format. 22 thl. (39 fl. 36 kr.) auf sup. fein Vel. Pap. im Med. Form. 28 thl. (50 fl. 24 kr.) auf engliſch Velinpapier in Med. Format 45 thl. (81 fl.) (Die erſten 5 Bände ſind am 1. Novbr. zuſammen erſchienen. Die zweiten 5 Bände werden in der Leipziger Jubilate-Meſſe 1819 gratis nachgeliefert.

Roſenmüller (D. J. G.), Handbuch eines allgem. faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre. Zweiter und letzter Theil: **chriſtliche Sittenlehre**. gr. 8. 2 thl. (3 fl. 36 kr.)

Saalfeld (Prof. Friedr.), allgem. Geſchichte der neueſten Zeit, ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution. Zweiten Bandes zweite Abthl., **von dem Frieden von Campo Formio bis zu den Friedensſchlüſſen von Lüneville und Amiens**. gr. 8. 1 thl. 12 gr. (2 fl. 42 kr)

Schopenhauer (D. Arthur), Die Welt als Wille und Vorſtellung: vier Bücher; nebſt einem Anhange, der die **Kritik der Kantiſchen Philoſophie** enthält. gr. 8. 3 thl. (5 fl. 24 kr.)

Shakſpeare's Schauſpiele, überſetzt von **Joh. Heinrich Voß** und deſſen Söhnen **Heinr. Voß** und **Abraham Voß**. Mit Erläuterungen. Zweyter Band. gr. 8. 3 thl. (5 fl. 24 kr.) Dieſer Band enthält: der Kaufmann von Venedig von Joh. Heinrich Voß; Maaß für Maaß von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Johann Heinr. Voß; der Liebe Müh umſonſt, von Heinr. Voß;

— — **Der Kaufmann von Venedig**, überſetzt von **Joh. Heinrich Voß**. Mit Erläuterungen. gr. 8. 20 gr. (1 fl. 30 kr.) (Aus dem 2n Bande der Schauſpiele beſonders abgedruckt.)

Siſmondi, (J. C. L. Simonde de), die Literatur des ſüdlichen Europa. Deutſch herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von **L. Hain**. Zweiten (und letzten) Bandes zweite (und letzte) Abtheil. gr. 8. 1 thl. 12 gr. (2 fl 42 kr.)

Staatswirthſchaft, die, nach Naturgeſetzen. gr. 8. 2 thl. (3 fl. 36 kr.)

Steffens (Heinrich) Caricaturen des Heiligſten. In 2 Theilen. Erſter Theil. gr. 8. 2 thl. 12 gr. (4 fl. 30 kr.)

Taſchen-Encyclopädie, deutſche, oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten, ꝛc. Vier Theile mit 50 Kupfern. 3r Theil L — R. mit 12 Kupf 2 thl. (3 fl. 36 kr.)

Taſſo's (Torquato) Leben und Charakteriſtik, nach Ginguené dargeſtellt und mit ausführl. Ausgaben-Verzeichniſſen ſeiner Werke begleitet von D. **F. A. Ebert**. 8. 1 thl. 8 gr. (2 fl. 24 kr.)

Urania. Taſchenbuch auf das Jahr 1819. Neue Folge, erſter Jahrgang. Mit ſechs Kupfern. 2 thl. (3 fl. 36 kr.) Große Ausgabe mit Kupfern vor der Schrift. 3 thl. 12 gr. (6 fl. 18 kr.)

Venturini (D. Carl), Ruſſl. und Deutſchl. Befreiungskriege. 4r (und letzter) Theil. Der Krieg in Frankreich 1815 und End-Reſultate. Mit 7 Kupf. gr. 8. 2 thl. 16 gr. (4 fl. 48 kr.)

Werner (F. L. Z.) Der vier und zwanzigſte Februar. Tragoedie in einem Act. Zweite Ausgabe. kl. 8. 18 gr. (1 fl. 21 kr.) und Ausgabe mit einem Titelkupfer 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

Wolfart (D. und Prof. K. Chr.), Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklepieion ꝛc. Erſten Bandes zweites Heft. gr. 8. 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. Dritten Bandes vierte Abtheilung und vierten Bandes erſte und zweite Abtheilung. (XII — XIV.). gr. 8. Jede Abtheilung 1 thl. (1 fl. 48 kr.)

Hermes

oder

kritiſches Jahrbuch der Literatur.

Leipzig, bei Brockhaus.

Nicht mit Unrecht iſt das Rezenſions-Weſen in Deutſchland, ſeit **Klotz** und **Nicolai** bis auf die neueſten Zeiten, bald mit Spott, bald mit ſtrengem Tadel angegriffen worden. Auch unſere beſten kritiſchen Zeitſchriften haben, ſo unläugbar ihre Verdienſte immerhin ſind, insbeſondere und hauptſächlich ihrer unbeſchränkten **Allgemeinheit** wegen, ihre Beſtimmung nur unvollſtändig erreichen, und bei der kaum unüberſehbaren Maſſe neuer Schriften, durch welche ſie ſich durchzuarbeiten haben, nicht ſelten gerade die wichtigſten Erſcheinungen nur obenhin berühren können, oft ſogar ſie ganz übergehen müſſen; nicht zu erwähnen, daß viele Leſer ſich durch den zu großen materiellen Umfang ihres Inhalts abgeſchreckt fühlen.

Das kritiſche Inſtitut, deſſen Beginn wir hiemit dem Publikum ankündigen, ſoll, indem es ſich engere Gränzen ſteckt und eine eigene Bahn zu brechen ſtrebt, dieſen Mängeln möglichſt auszuweichen ſuchen.

Obwohl es in **Deutſchland**, da die **Literatur** eines **Volks** als der **Ausdruck** ſeines **politiſchen** und **geſellſchaftlichen Zuſtandes** betrachtet werden kann, noch unmöglich iſt, literariſchen Inſtituten eine ſo hohe nationale Bedeutung und Wichtigkeit zu geben, wie dieß in England der Fall iſt (und jetzt unter einer freien und repräſentativen Verfaſſung auch in **Frankreich** der Fall zu werden anfängt), wo wir in den eben ſo wohl mit umfaſſender Gelehrſamkeit und tiefer Sachkenntniß, als mit ſeltenem Scharfſinn und ſiegreicher Dialektik ausgeführten Edinburgh und Quarterly Reviews*) zwei kritiſche Zeitſchrif-

---

*) Man ſehe den Art. **Edinburgh Review** in der

ten Leben, welche tief in das Volksleben und die Geſetzgebung Großbritanniens eindringen, und auf die ganze Literatur und die geiſtige Entwickelung des engliſchen Volks einen nicht zu berechnenden Einfluß haben: ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß auch in Deutſchland nicht nur ein ungewöhnliches Streben auf dem weiten Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt nach allen Seiten hin ſich äußert, ſondern auch, in Erwartung weiterer Emancipation, die öffentlichen Angelegenheiten mehr als zu irgend einer andern Zeit lebhaftes Intereſſe erregen.

Schon ſeit längerer Zeit beſchäftigte daher den unterzeichneten Unternehmer des Hermes die Idee, für Deutſchland ein kritiſches Inſtitut zu gründen, das den genannten brittiſchen Zeitſchriften wenigſtens darin gleichen ſollte, daß es nur neue, für die Wiſſenſchaft und Kunſt bedeutende, ſo wie in die wichtigeren Zeitverhältniſſe der Geſellſchaft eingreifende Schriften, dieſe aber mit angemeſſener Gründlichkeit, Freimüthigkeit und Ausführlichkeit beurtheilte und analyſirte, daß es nicht blos für den Gelehrten, ſondern auch für den gebildeten Staatsbürger, ſelbſt für höher gebildete Frauen, Stoff zur Belehrung und Unterhaltung enthielte, daß es endlich für ein Archiv gelten könnte, welches den Geiſt der Zeit, der Wiſſenſchaft und Kunſt und den Gang ihrer Entwickelung auch hiſtoriſch nachwieſe, und dem bei einem mäßigen Umfange auch in kleineren und erleſenen Bücherſammlungen eine Stelle einzuräumen wäre.

Zwar ſah der Unterzeichnete, noch ehe er ſeinen längſt gehegten und allmählig vorbereiteten Plan ausführen konnte, anderwärts, auf achtungswerthe höhere Veranlaſſung, ein Inſtitut hervorgehn, dem faſt dieſelbe Idee zum Grunde zu liegen ſcheint, — aber er glaubte ſeinen Plan deſſungeachtet nicht aufgeben zu müſſen, da, wie ihm dünkt, die äußern Bedingungen, unter welchen jene Jahrbücher erſcheinen, der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, welche die Haupt- und Grunderforderniſſe eines jeden für die ganze deutſche Nation beſtimmten kritiſchen Inſtituts ſolcher Art ſeyn müſſen, nicht überall günſtig ſeyn möchten, wie auch die bisjetzt davon erſchienenen drei Stücke beweiſen. Zugleich war er ſo glücklich für die Ausführung ſeines Plans an dem Profeſſor Krug einen Redacteur zu finden, deſſen Name und Character in ganz Deutſchland rühmlich bekannt ſind, und der ſowohl durch wiſſenſchaftliche Leiſtungen ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Scharfſinn, als auch in den wichtigſten und heiligſten Intereſſen der Völker ſein geſundes und unbefangenes Urtheil auf mannichfaltige Weiſe beurkundet hat.

So iſt durch einen Verein der achtungswertheſten Männer unter dem Titel: Hermes oder kritiſches Jahrbuch der Literatur, die Ausführung der oben entwickelten Idee verſucht worden und das erſte Stück deſſelben liegt dem Publikum zur Prüfung vor Augen. Es enthält auf 26 enggedruckten Bogen in Octav-Format 45 ſachreiche Beurtheilungen wichtiger deutſcher und ausländiſcher Werke und Schriften, von welchen wir hier nur auf diejenigen hindeuten wollen, welche die deutſch-katholiſche Kirche und ihr Verhältniß zur römiſchen Curie; — die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen; — die Formen der bewaffneten Macht mit beſonderer Hinſicht auf das Landwehrſyſtem; — die phyſiokratiſche Staatswirthſchafts-Lehre; — die Preßfreiheit, den Nachdruck und das Streben des Zeitalters nach Repräſentativ-Verfaſſungen; — die neue Voßiſche Ueberſetzung des Shakſpeare betreffen; — ferner die Beurtheilungen der berühmten Wilſonſchen Schrift über die Gefahren, die uns von Rußland her drohen; — die Analyſe der über die Expedition nach dem Nordpol erſchienenen Werke ꝛc. berühren wollen.

In ſeinem Aeußern iſt der Hermes zugleich auf das anſtändigſte ausgeſtattet. Jedes Vierteljahr wird ein neues Stück von der Stärke dieſes erſten ausgegeben werden. Der Preis eines ganzen Jahrgangs von vier Stücken iſt auf 8 thl. (14 fl. 24 kr.) geſetzt; jedoch kann man auch jedes Stück einzeln zu 2 thl. 6 gr. (4 fl. 3 kr.) erhalten. In Deutſchland, Oeſtreich und der Schweiz iſt der Hermes durch jede ſolide Buchhandlung und auch durch alle Poſtämter zu beziehen. In Frankreich und England wende man ſich an Treuttel und Würtz in Straßburg, Paris und London; für die Niederlande an Müller u. Comp., oder an Sülpke in Amſterdam; für Schweden an Bruzelius in Stockholm und Upſala; für Dänemark an Bonnier, Brummer oder Gyldendal in Copenhagen; für Rußland an Gräff in Petersburg, Deubner und Treuy, Hartmann, Leiſte, Meinshauſen in Riga oder Meyer in Abo.

Leipzig, am 15. December 1818.

Brockhaus.

Bei W. Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Larrey, J. v. Mediz. chirurg. Denkwürdigkeiten aus ſeinen Feldzügen. Aus dem Franz. vom Verf. der Recepte und Kurarten. 2. Bd. Mit drei Kupfern. gr. 8. 2 thl. 4 gr.

Wenn der erſte Band dieſes wichtigen Werkes die Aufmerkſamkeit des ärztlichen Publikums erregte, ſo wird es dieſer zweite nicht minder; denn eine Menge der ſeltenſten chirurgiſchen Fälle mit den anziehendſten Abhandlungen über die verwickeltſten Operationen, werden hier von ganz neuen Seiten beleuchtet. Wie ungemein wichtig iſt nicht allein der Feldzug in Rußland, die Erſcheinungen, welche die Kälte hervorbrachte, des Verfaſſers Behandlung der damaligen Kriegspeſt! — Eine einzige dieſer Abhandlungen dürfte ſchon allein für den Arzt und Wundarzt den Werth dieſer Schrift ſichern.

Der erſte Band enthält die Feldzüge am Rhein, in Italien, Aegypten und Syrien, in Deutſchland, Sachſen, Preußen, Polen, Spanien und Oeſterreich. Der zweite die Feldzüge in Rußland, Sachſen und Frankreich.

Beide Theile mit 6 Kupfern koſten 5 thl. 16 gr.

Für Baumeiſter, Bauſchulen und Bauherrn erſchien in unſerm Verlage:

Wolfram's Königl. Baier. Landb., Handbuch für Baumeiſter, 1. Thl.: Mauerſtofflehre. Mit Fig. gr. 8. 1817. 1 thl. 2. Thl.: Form- und Verbindungslehre. Mit 300 Kupfern und 2 Tabellen. gr. 8. 1818. 3 thl., beide Theile 4 thl.

Das ausführliche Inhaltsverzeichniß dieſes reichhaltigen und wiſſenſchaftlichen Werkes iſt beſonders abgedruckt, und, ſo wie das Werk ſelbſt, in allen Buchhandlungen zu haben, oder darauf Beſtellung zu machen.

Rudolſtadt, im Februar 1819.

F. S. R. pr. Hof-Buchhandlung.

---

fünften Original-Auflage des Conversations-Lexicons. Th. 3. S. 343. u. ff.

Intelligenz-Blatt.

Dritter Band. No. 5.

Die heilige Woche,

oder Geſchichte der letzten Reden, Thaten und Schickſale Jeſu Chriſti auf Erden. Nach den 4 Evangeliſten. Nebſt einigen Abhandl. über verſchiedene Gegenſtände, welche mit der Leidensgeſchichte und dem Tode Jeſu in Verbindung ſtehen. von H. L. F. Otto, Paſtor in Bendorf. 8. Leipzig 1817. bei J. C. Hinrichs. 14 gr.

In der gegenwärtigen Faſtenzeit können wir dieſes treffliche Andachtsbuch jedem gebildeten Chriſten empfehlen, dem die Religion das heiligſte iſt; der Verfaſſer hat dieſe einfache klare Darſtellung auch zum Vorleſen in den Dorfkirchen beſtimmt, weil gerade die letzte Periode, in dem Leben des erhabenen Stifters unſerer Religion Stoff zu den wichtigſten Betrachtungen darbietet. Die 3 Abhandl. des Anhangs ſind gewiß für den denkenden Bekenner unſers Glaubens beſonders intereſſant. In Weimar in der Hoffmanniſchen Hofbuchhandlung zu haben.

Das Gottesurtheil. Rittergedicht in fünf Geſängen von Luiſe Brachmann. Mit Nachwort von Adolph Müllner. kl. 8. in eleganten Einband auf engl. Druckppr. 16 gr.
= geglättet Velinp. 1 thl.

Dieſe neueſte Dichtung der gemüthvollen Sängerin hat ſich ſchon viele Freunde erworben, weil ſich darinn der Character ihrer ſchönſten Producte, zartes Gefühl, liebliche Phantaſie und harmoniſche Sprache wieder findet. Auch Müllners Stanzen ſind gewiß Jedem eine angenehme Zugabe und wir können das Büchlein allen Freunden der Dichtkunſt und als ſchönes Geſchenk aufrichtig empfehlen.

J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.

Johannes Falk's auserleſene Schriften. 3 Bände. 1r Band: Liebesbüchlein; 2r Band: Oſterbüchlein; 3r Band: Narrenbüchlein. 8. 1819. Leipzig, bey Brockhaus. 5 thl. 16 gr. (10 fl. 12 kr.)

Wenn unter den jetzt lebenden deutſchen Dichtern und Schriftſtellern irgend einer durch ſeine ächt deutſche Kraft, Tiefe und Natur, der man es anſieht, daß ſie nicht durch Nachahmungstalent angenommen oder angeheuchelt, ſondern auf wahre in Leben und That ſich erweiſende Humanität begründet iſt, Anſpruch auf hohe Achtung und Liebe ſeiner Mitwelt und Nachwelt machen darf, ſo iſt es der treffliche und menſchenfreundliche Johannes Falk, der bisher der deutſchen Leſewelt faſt nur von einer einzigen Seite, d. i. durch ſeine von Wieland einſt ſo ausgezeichnet empfohlenen ſatyriſchen Jugendproducte bekannt war. In der gegenwärtigen von einem ſeiner Freunde, Hrn. Adolph Wagner, geordneten Sammlung theils gedruckter, theils und hauptſächlich ungedruckter Gedichte, Erzählungen und didactiſcher Aufſätze, erhält das Publikum eine vollkommnere Anſchauung dieſes tiefen und kräftigen Geiſtes, indem in drey Hauptabtheilungen derſelben die intereſſanteſten Seiten ſeiner geiſtigen Entwicklung in einer einfachen und natürlichen Anordnung gezeigt werden. — Das Liebesbüchlein zeigt uns den Jüngling, den die Liebe erzieht und bildet; im Oſterbüchlein ſehen wir, wie aus der irdiſchen die höhere, himmliſche gleichſam auferſtanden iſt; und im Narrenbüchlein erſcheint, was dem freien Geiſt des Dichters der Verkehr der Welt zugekehrt. Jeder wähle daraus, was ihm zuſagt, und freue ſich, daß der Mann, deſſen Wort zu beglückender That gereift iſt, hier noch einmal zu ſeinen Mitbürgern und Zeitgenoſſen ſpricht und dichtet. Die äußere Ausſtattung dieſer Sammlung, welche die Zierde jeder erleſenen Privatbibliothek ſeyn wird, iſt eben ſo geſchmackvoll als beziehungsreich.

Von demſelben Verfaſſer und im nämlichen Verlage iſt noch erſchienen:

— — Aufruf, zunächſt an die Landſtände des Großherzogthums Weimar und ſodann an das ganze deutſche Volk und deſſen Fürſten, über eine der ſchauderhafteſten Lükken unſerer Geſetzgebungen, die durch die traurige Verwechſelung von Volkserziehung mit Volksunterricht entſtanden iſt. Im Anhange 19 Actenſtücke. gr. 8. 1818. 20 gr. (1 fl. 30 kr.)

Zu erhalten in allen Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs und der Schweiz.

Literariſche Anzeige

für

Schul-Inſpectoren und Elementar-Volks-Schullehrer.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturlehre für Bürger- und Volksſchulen,

mit Hinweiſung auf bibliſche Stellen. Von J. G. Melos, Profeſſor am Gymnaſium und Lehrer am Schullehrer-Seminarium zu Weimar, 8vo 21 Bogen; Preis 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Herr Verfaſſer, bereits rühmlich bekannt durch ſeine Reformationsgeſchichte für Bürger- und Volksſchulen, hat dieſe Naturlehre beſonders für Lehrer in Bürger- und Volksſchulen ausgearbeitet, und zu dem Ende aus den vorhandenen Quellen gerade dasjenige dieſer Wiſſenſchaft, was ins gemeine Leben eingreift, herausgehoben, und ſchicklich mit der Bibel in Verbindung zu bringen gewußt, wodurch dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt ein neues Intereſſe erhält.

Auch ſchon gebildeten Leſern, denen es um die praktiſche Naturlehre zu thun iſt, wird dieſes Buch Nutzen und Vergnügen gewähren. Die Betrachtungen über die bewundernswürdigen Wirkungen der Naturkräfte, über die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, über die Bewohnbarkeit der Sterne, müſſen für jeden denkenden Menſchen, und, in der ſteten Verbindung mit der heiligen Schrift, beſonders für den Chriſten, erfreulich ſeyn, ihn unmittelbar zu Gott erheben, und von der Gewißheit ſeiner Fortdauer nach dem Tode verſichern. Vorzüglich glaubt auch der Verfaſſer den bezeichneten Lehrern ein ſicheres Mittel zur Bekämpfung des ſo verderblichen Aberglaubens in die Hände zu geben.

Ungeachtet der bedeutenden Bogenzahl und des ökonomiſchen Drucks hat die Verlagshandlung den Preis doch ſo billig geſtellt, daß auch der Minderbegüterte ſich das Buch leicht anſchaffen kann.

F. S. R. pr. Hof-Buchhandlung.

Eberhard's, Kön. Pr. Geh. Rath's,
Synonymisches
Handwörterbuch
der
deutschen Sprache
für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen;
1819.
4te verm. und verbesserte Aufl. 718 Seiten 2 thl. 8 gr.
Berlin, Nauck's Buchhandlung.

Ungeachtet dieses Buch an mehreren Orten nachgedruckt worden ist, wurde dennoch jetzt die 4te Auflage erforderlich; der günstigste Beweis der Brauchbarkeit desselben. Nach des Verfassers Bestimmung soll es, wie die ähnlichen Arbeiten Girards, Voltaires, d'Alemberts für die französische Sprache, Blairs für die englische, und Sperons für die dänische, einem Jeden, auch dem, der nicht zu dem eigentlichen gelehrten Stande gehört, der sich aber durch eine sorgfältige Erziehung auszeichnen will, behülflich seyn, vermittelst der Sprache seinen Verstand zu bilden, und sich die Fertigkeit eines leichten, richtigen und bestimmten Ausdrucks zu erwerben. Es darf also einem jeden der sich genauerer Richtigkeit im Sprechen und Schreiben seiner Muttersprache befleissigen will, als unentbehrliches Bedürfniss empfohlen werden und ist durch jede gute Buchhandlung des In- und Auslandes für obigen Preis zu haben.

Leſſings Geiſt aus ſeinen Schriften, oder deſſen Gedanken und Meinungen, zuſammengeſtellt und erläutert von Friedr. von Schlegel. 3 Bde. 8. Neue wohlfeilere Ausg. mit Portrait. Leipzig 1810. 3 thl.

Wir haben Chreſtomathien und Auszüge aus den Claſſikern der Griechen und Römer, warum ſollten wir nicht einem der erſten Claſſiker der Deutſchen gleiche Ehre erweiſen? Verdiente irgend ein Schriftſteller unſers Vaterlandes einen Auszug aus ſeinen Schriften, ſo war es gewiß der unſterbliche Leſſing, deſſen Geiſt ſo vielſeitig war, als das Gebiet der Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt. Die Liebhaber ſchöner Muſe finden in dieſem Werke mancherlei in ſchöner Mannichfaltigkeit und Abwechſelung, kritiſche, äſthetiſche, dramaturgiſche, artiſtiſche, theologiſche, polemiſche, philoſophiſche, dichteriſche Fragmente u. ſ. w., und es darf mit Recht in keiner Privat- und Leihbibliothek fehlen.

J. G. von Herder, Terpſichore. 3 Bde. Neue wohlfeilere Ausg. mit Porträt. 8. 1811. 2 thlr.

Obiges Werk des großen Herder gehört unſtreitig zu denjenigen Producten, welche für jeden gebildeten Leſer geſchrieben ſind. Sein erhabner Geiſt und ſein ſchönes Herz ſprechen ſich hier ſo hell und kraftvoll aus, daß ſelbſt die kleinſten Stücke durch ihre moraliſche Tendenz hohen Werth erhalten. Wer daher eine gehaltvolle Lektüre liebt, möge dieſes wählen, und er wird gewiß immer mit neuem Vergnügen dazu zurückkehren.

Zu haben bei J. C. Hinrichs in Leipzig, No. 3. und in Weimar in der Hoffmanniſchen Hofbuchhandlung.

Von

Schellenbergs, J. P., gemeinnützigem Handlexicon: oder erklärenden und verdeutſchenden Wörterbuche, für Beamte, Schullehrer, Künſtler, Kaufleute, Fabrikanten, Oekonomen, Schiffer, Krieger und Geſchäftsmänner aller Art rc. 2 Bände von 74 Bogen, in gr. 8., weiß Druckpapier.

ſind fortdauernd wieder Exemplare zu dem Subſcriptions-Preis von 3 thl. ſächſ. und geb. in 1/2 Franzb. für 3 thl. 16 gr., bis Ende d. J. in allen guten Buchhandlungen zu haben. Später tritt der Ladenpreis von 4 thl. ſächſ. ein.

Ein ſachverſtändiger Recenſent in der allgemeinen Handlungszeitung 1817 No. 120 hat bereits ein ſehr günſtiges Urtheil darüber gefällt, und ihm wegen ſeiner Vollſtändigkeit und Angemeſſenheit in der Wahl der Wörter und deren Erklärungen, den entſchiedenſten Vorzug vor allen ähnlichen Werken zuerkannt.

Rudolſtadt, im Februar 1819.

F. S. R. pr. Hofbuchhandlung.

Guts Muths, J. C. F. mechaniſche Nebenbeſchäftigungen, oder prakt. Anweiſung zur Kunſt des Drehens, Metallarbeitens und Schleifens optiſcher Gläſer zur Selbſtbelehrung. Mit 9 Kupfertafeln. 2te verbeſſerte und vermehrte Aufl. 8. 1817. 2 thl.

Unſchuldige Beluſtigung und Erheiterung veranlaſſe dieſe Schrift dem vielſitzenden Manne, dem Erzieher ſey ſie bei der Leitung ſeiner Untergebenen ein treuer Gehülfe, dem Künſtler gebe ſie Aufmunterung, mitunter ſelbſt Hand anzulegen; der Profeſſioniſt finde manches Nützliche darin, — dieß der Wunſch des würdigen Verfaſſers, der in dieſer neuen Auflage dem Werke die möglichſte Vollſtändigkeit zu geben bemüht war, das ſchon durch ſeine Faßlichkeit und Genauigkeit ſehr beliebt iſt. — Iſt in der J. C. Hinrichſchen Buchhandlung in Leipzig und in Weimar in der Hoffmann'ſchen Hofbuchhandlung zu haben.

Intelligenz-Blatt.

Dritter Band. Nro. 6.

Verlagsbücher
der
Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann
zu Weimar.

Almanach oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker. (1780 — 81. zu 10 gr. 82 zu 14 gr. 83 — 88 zu 10 gr. 89 — 97 zu 12 gr. 98 u. 99 zu 14 gr. 1800 — 1802 zu 16 gr. 1803 bis 1808 zu 18 gr. 1809 18 gr. 1810 1 thl. 1811 21 gr. 1812 1 thl. — 1813 1 thl. 1814. 1815. 1816. 1817. à 18 gr. 1819. 1 thl. —) kl. 8. Compl. 25 thl. 14 gr.

— vollſtändiges Regiſter über obiges von 1780 bis 1803. 4 Stücke. (1s und 2s zu 4 gr., 3s zu 5 gr., 4s zu 4 gr.) kl. 8. 17 gr.

Ammenmährchen. 2 Bändchen. 8. Zu 12 gr. 1 thlr.

Art, kuriöſe und ganz neue, zu punktiren. 8. 3 gr.

Untrügliche Art und Weiſe, wie bei regenhafter Ernte-Witterung die Feldfrüchte in Sicherheit zu bringen ſind. Zunächſt für die thüringiſchen Feldbeſitzer. Mit 1 Kupfertafel. 8. 2 gr.

Barlets, Pharmacopöe, oder Apotheke eines Roßarztes. 8. 16 gr.

Berger, J. C., Anweiſung einen jungen Hühnerhund zu erziehen. 8. 2 gr.

Böttiger, Ilithya oder die Hexe, ein archäologisches Fragment nach Lessing. gr. 8. 5 gr.

— Die Furienmaske, im Trauerspiel und auf den alten Bildwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung. gr. 8. 1 thlr. 6 Gr.

von Breitenbauch, G. A. Beiträge zur Geſchichte der unbekanntern Reiche von Aſien und Afrika. 1r und 2r Theil. 8. 1 thl. 12 gr.

Bretſchneider, C. B., Beitrag zur Kenntniß der verderblichen Fichtenraupen und ihrer Wirkungen auf Waldungen und Huthungen. 8. 4 gr.

Cotta, H., Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen. Mit 7 colorirten Quartkupf gr. 4. 4 thl. Schreibpapier 4 thl. 12 gr., fein colorirt 5 thl.

Euclides Elemente, erſtes Buch. Für den erſten Unterricht in der griechiſchen Sprache und Mathematik; griechiſch und deutſch, mit Anmerkungen und einem Wortregiſter und 6 Kupfern. 8. 21 gr.

Falk, J. D., Denkwürdigkeiten der Berliner Charite aufs Jahr 1797, in alphabetiſcher Ordnung. 8. 4 gr.

— kleine Abhandlungen die Poeſie und Kunſt betreffend. Mit drei Umriſſen nach Raphael und Michael Angelo. 8. 2 thl. 8 gr.

— Kriegsbüchlein, No. 1. Darſtellung der Kriegsdrangſale Weimar's in dem Zeitraum von 1806 bis 1812, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Actenſtücken und Original-Briefen einiger deutſchen Männer an ihre Freunde in England geſammelt. 8. 21 gr.

Fortis, A., mineralogiſche Reiſen durch Calabrien und Apulien, aus dem Italieniſchen von Friedrich Schulz. 8. 8 gr.

Gedicke's griechiſches Leſebuch für die erſten Anfänger, ins Deutſche überſetzt. 8. 6 gr.

Göttling, J. F. A., praktiſche Vortheile und Verbeſſerungen verſchiedener pharmaceutiſch-chemiſcher Operationen für Apotheker. 2 Theile. 8. (1r Thl. dritte Auflage 1 thl. 2r Theil 18 gr.) 1 thl. 18 gr.

— chemiſche Verſuche über eine verbeſſerte Methode den Salmiak zu bereiten. 8. 8 gr.

Handwörterbuch, muſikaliſches, oder kurzgefaßte Anleitung, wie ſämmtliche im Muſikweſen vorkommende, vornehmlich ausländiſche Kunſtwörter richtig zu verſtehen u. ſ. w. mit Kupfern. 8. 16 gr.

Henke, H. P. C., Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte. 6 Bände. 8. jeder in 4 Stücken zu 2 thl. compl. 12 thl.

Herders, J. G. von, Briefe über das Studium der Theologie, 2 Theile, vierte Ausgabe, 8. 2 thl.

— Weimariſches Geſangbuch mit klarer Schrift. 8. Auf Schreibpapier netto 16 gr. Mit großer Schrift. gr. 8. auf Druckpapier 16 gr. netto, auf weißes Druckpapier 20 gr. netto, auf Schreibpapier 1 thl. netto.

— Luthers Katechismus. Nebſt einer katechetiſchen Erklärung zum Gebrauch der Schulen. 8. netto 3 gr.

Hoffmann, C. A., Taschenbuch für Aerzte, Physiker und Brunnenfreunde zur bequemen Uebersicht der Resultate aller in den neuern Zeiten geschehenen genauern Untersuchungen der Gesund-Brunnen und Bäder Deutschlands und der zunächst damit verbundenen Staaten. 3te Aufl. 8. 16 gr.

Horn, C. F., Handbuch für Landſchullehrer, zur Beförderung eines zweckmäßigen Gebrauchs des Herderſchen Catechismus, 3 Theile, 8. 2 thl. 18 gr.

Huth, G., allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunſt. 2 Bände. In 4 Theilen. gr. 8. mit Kupfern. 4 thl.

Jakobi, A. F. E., Religion aus der Bibel, in Unterredungen aus den Hauptſtellen derſelben hergeleitet. 1r Thl. 2te Aufl. 8. 21 gr. 2r Thl. 1 thl. 4 gr.

Jagemann, C. J., Anthologia poetica italiana. 2 Vol. 8. 2 thl. 16 gr.

Jagemann, C. J. Briefe über Italien. 1r u. 2r Th. zu 8 gr. u. 3r Th. zu 12 gr. 8. compl. 1 thl. 4 gr.

Kirchner, J. A. Lehre über die geometriſche und ökonomiſche Zertheilung der Felder. Mit Kupfern. gr 8. 16 gr.

Kirchner, Nachtrag zur Lehre über geometriſche und ökonomiſche Zertheilung der Felder. gr. 8. 3 gr.

— populäre Arithmetik oder Rechenkunſt für alle diejenigen, die ſowohl Schrift- als auch Kopfrechnen gründlich erlernen wollen. gr. 8. 18 gr.

— Anweiſung z. Verfertigung d. Getriebe. M. 3 Kupfert. 12. 3 gr. netto.

Kotzebue, A. von, literariſches Wochenblatt, 1r 2r u. 3r Band. 4. 12 thl.

— Moritz, Reiſe nach Perſien mit der Ruſſiſch Kaiſerl Geſandtſchaft, im Jahre 1817. Mit 9 ausgemahlten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. 2 thl. 21 gr.

Künsberg, F. P. von, Grundſätze der Fabrikpolizey, beſonders in Hinſicht auf Deutſchland. 8. 10 gr.

Lavis. L. D. neue franzöſiſche Sprachlehre zum praktiſchen Unterricht in Frage und Antwort abgefaßt, in welcher alle Regeln auf die einfachſte und deutlichſte Art erklärt und mit deutſchen auf jede Regel angewandten Uebungsſtücken verſehen ſind. Für Lehrer und Lernende und auch für diejenigen, welche dieſe Sprache ohne Lehrer erlernen wollen, methodiſch abgefaßt. Dritte verb. Aufl. gr. 8. 20 gr. geb. 1 thl.

Lombard, Bemerkungen über die Kopfwunden zum Gebrauch beym Unterrichte junger Wundärzte. 8. 7 gr.

Mayers, des Herrn v., hiſtoriſche Romane, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von F. Schulz. Neue Ausgabe. 8. 16 gr.

Medbachs, H. C. Kommentar über d. Sachſenſpiegel. 2 Aufl. 4. 1 thl. 18 gr.

Melintes, eine Sage aus dem Alterthume. 2 Th. 8. 1 thl. 10 gr.

Merkel, G. Supplement zu den Letten, vorzüglich in Liefland etc. 8. 10 gr.

Merkur, der deutſche, herausgegeben von C. M. Wieland von 773—89. Jeder Jahrgang compl. netto zu 2 thl.

Mittel, 2 ſpecifiſche, gegen den Krebs. 8. 6 gr.

Montesquieu, der Tempel zu Gnidos. Aus dem Französischen von G. Merkel. Mit Kupfern 8. 18 gr. Velin 1 thl. 8 gr.

Päbſte, die, Lugano. 8. 5 gr.

Lehrreiche und unterhaltende Sachen über Träume und Nachtwandler. Zur Bereicherung der Erfahrungsſeelenkunde. 8. 1 thl. 8 gr.

Schmid, E. A. Colleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de los mejores Autores Espanoles. Oder ſpaniſches Leſebuch mit einem erklärenden Wortregiſter. gr. 8. 2 thl.

Schulz, F. Joſephe. 8. 21 gr.

— — Moritz, ein kleiner Roman, 3te verbeſſerte Auflage mit Kupfern von Lips. 8. 1 thl. 8 gr.

Schulz, Fr. Grigri, eine Arabeske, nach einem franzöſiſchen Meiſter kopiert, von Guſtav Honig. 1s Bändchen. 8. 21 gr.

— — daſſelbe auf Velinpapier. 1 thl. 4 gr.

— — kleine proſaiſche Schriften. 1s Bändchen 10 gr., 2s Bändchen 14 gr., 3s Bändchen 12 gr., 4s Bändchen 9 gr., 5s Bändchen 20 gr., 6s Bändchen 1 thl. 7s Bändchen 1 thl. compl. 4 thl. 17 gr.

Schwabe, J. G. S., hiſtoriſche Nachricht von den zahlreichen im Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach befindlichen Monumenten und Reliquien D. Martin Luthers. Nebſt Nachrichten von dem Anfang und Fortgang der Reformation, aus Kirchenbüchern, Acten und zuverläſſigen Quellen gezogen. Vorausgeſchickt ſind Familien-Nachrichten, häusliche Verhältniſſe, ingleichen die Jugendgeſchichte D. Martin Luthers, mit 3 Kupfern, gr. 8. 1 thl. 6 gr.

Steiner, J. F. R. Abhandlung, die Gebäude der Landleute durch eine neue Erfindung mehr als jemals vor Feuersgefahr in Sicherheit zu ſtellen, mit 6 Kupfern. 8. netto 6 gr.

Steiner, J. F. R., Verſuch über die Herkunft des Borkenkäfers, oder fliegenden Holzwurms, mit 2 illuminirten Kupfern. 8., netto 6 gr.

— Entwurf einer neuen durchaus feuerfesten Bauart mit gewölbten Decken und Dachungen, zur Sicherheit und Wohlfahrt der menschlichen Wohnungen und anderer Gebäude; sammtlichen höchst und hohen Regenten und Fürsten Deutschlands, wie auch der ganzen Nation desselben in Ehrfurcht gewidmet. 1r Theil mit 8 illuminirten Kupfertafeln. gr. 4. 2 thl. 21 gr. 2r Theil mit 8 illuminirten Kupfertafeln. 2 thl. 21 gr. 5 thl 18 gr.

— praktiſche Anleitung zur Berechnung der Bau- und Nutzhölzer auch Schneidemühlen-Waaren, nach dem Quadrat- und Kubikfuß. Ein gemeinnütziges Handbuch. Mit 4 illuminirten Kupfertafeln und 74 Holz- und Schneidemühlen-Tabellen. gr. 8. 1 thl.

— Der Schneckenofen in ſeiner größten Vollkommenheit zur Holzerſparniß und geſunden Wärme, mit 2 illum. Kupfertafeln. gr. 4. 21 gr.

Tromsdorff, I. B. Tabelle über alle bis jetzt bekannten Gasarten, ihre Kennzeichen und Eigenschaften, wie und woraus sie erhalten werden und ihre Bestand-Theile. roy. Fol. 3te verbesserte Auflage. 8 gr.

Verſuch, geologiſcher, über die Bildung d. Thäler durch Ströme. 8. 12 gr.

Voigt, J. C. W. drey Briefe über die Gebirgslehre für Anfänger und Unkundige. 8. 6 gr.

— — mineralogiſche und bergmänniſche Abhandlungen. 3r Th. 8. 16 gr.

— — mineralogiſche Reiſen durch das Herzogthum Weimar und Eiſenach und einige angrenzende Gegenden. 2r Theil. gr. 8. 12 gr.

— Verſuch einer Geſchichte der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfes, nebſt Anleitung, dieſe Foſſilien kennen und unterſcheiden zu lernen, ſie aufzuſuchen und nützlich anzuwenden. Eine von der Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönte Preisſchrift, mit Kupfern. 1r Theil. 1 thl. 8 gr., 2r Theil. 21 gr. Beide Thle. 2 thl. 5 gr.

— mineralogiſche Reiſe nach den Braunkohlenwerken und Baſalten in Heſſen, wie auch nach den Schieferkohlenwerken des Unterharzes. kl. 8. 21 gr.

Xenophons, vier Bücher ſokratiſcher Denkwürdigkeiten. Aus dem Griechiſchen, mit Anmerkungen von J. M. Heinze. Dritte verb. Auflage, 8. 16 gr.

So eben hat die Preſſe verlaſſen, und iſt in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar zu haben:

Handbuch
der
theologiſchen Literatur,
oder
Anleitung zur theol. Bücherkenntniß für Studierende, Candidaten des Predigtamts und für Stadt- und Landprediger in der proteſt. Kirche — bis auf die neueſten Zeiten fortgeführt — von W. D. Fuhrmann (evangel. Prediger in Hamm).

Erſter Band. gr. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern. Preis 2 Thlr.

Die Herausgabe einer ſolchen Anleitung zur Kenntniß der theolog. Literatur, die zugleich mit dem Hauptinhalt, mit der Einrichtung und dem wirklichen Gehalt der allervorzüglichſten, für junge Theologen und Prediger wichtigſten und nothwendigſten Schriften in gedrängt-kurzen Anzeigen bekannt macht, und jedesmal die krit. Journale, in welchen die empfohlne Schrift beurtheilt worden iſt, zur näheren Selbſtbelehrung nachweiſet, iſt jene ein literäriſches Bedürfniß. Aehnliche, jedoch zum Theil ausführlichere und koſtſpieligere Werke, z. B. von Nöſſelt, (fortgeſetzt von Simon,) von Niemeyer und Wagnitz, (Bibl. für Pred. und — neueſte Bibl. für Pred. 4 Thle.) u. a. reichen nur bis zu den Jahren 1810 — 12 hinab, und die Verf. derſelben haben mehr den gelehrten und academ. Theologen ins Auge genommen, und haben die theol. Hülfswiſſenſchaften, deren Literatur ſich zur Kenntniß junger Theologen vorzüglich eignet, übergangen. Der Hr. Verf. von obgedachtem Handbuch aber hat letztere, [namentlich, außer den encyclop. und hodeget. Schriften, die Philol., Geogr., Geſchichte, die hiſt. Hülfswiſſenſch., Mathemat., Philoſ., (einſchließlich der Pädagogik, Diätetik ꝛc.,) Phyſik, Naturgeſch., (Oeconom., den Garten- und Obſtbau mit eingeſchloſſen,)] und die ſchönen Redekünſte oder Aeſthet. in dieſem erſten Bande vorangeſchickt, hat in der Bearbeitung die ſorgfältigſte Umſicht, die größte Genauigkeit und den ausharrendſten Fleiß bewieſen, und wird, (wie in dieſem) auch im zweiten — in der nächſten Meſſe folgenden — Bande die Verhältniſſe und Lage der Stadt- und Landprediger vorzüglich berückſichtigen, welchem ein Sach- und Namenregiſter angehängt werden wird.

Neue Verlags-Bücher
der
Schüppelſchen Buchhandlung in Berlin.

Leipziger Jubilate-Meſſe 1819.

Abbildung der deutschen Holzarten, für Forstmänner und Liebhaber der Botanik, herausgegeben von Fr. Guimpel, Professor der kön. Academie der Künste, mit Beschreibung derselben von D. C. L. Willdenow, fortgesetzt von D. Fr. Gottl. Hayne, 31s und 32s Heft, mit 12 ausgemalten Kupfertafeln, gr. 4 Berlin 1819. Jedes Heft 1 Rthlr. 12 gr.

Friedrich, T. H., (Verfaſſer mehrerer ſatyriſcher Schriften) Erzählungen und Mährchen aus dem Reiche des Wunderbaren und Schauerlichen. 8. Berlin, 1819. 1 Rthlr. 4 Gr.

Horn, Dr. Franz, Novellen, 1r Band. 8. Berlin, 1819. 1 Rthlr. 8 Gr.

Laun, Fr., der gute Genius und die Braut. Zwei Erzählungen. 8. Berlin 1819. Schreibpap. 1 Rthlr. 6 Gr.

Derſelbe, Brautproben. Ein Roman. 8 Berlin, 1819. 1 Rthlr. 8 Gr.

Voß, Julius von, der Vortrag, oder ſo gelangt die Wahrheit zum Thron. Ein Roman aus der Fürſtenwelt. 8. Berlin, 1819. 1 Rthlr. 8 Gr.

Weller, Dr. Carl Heinr., die Krankheiten des menschlichen Auges, ein Handbuch für angehende Aerzte. Nach den besten in- und ausländischen Werken, mit besonderer Berücksichtigung der Beer'schen Erfahrungen, bearbeitet und durch eigene Beobachtungen vermehrt. Mit 4 ausgemalten und 1 schwarzen Kupfertafel. gr. 8. Berlin, 1819. Engl. Druckpap. 3 Rthlr. 8 Gr.

Kunſt-Anzeige.

Das Portrait von Auguſt v. Kotzebue, nach einer, während ſeines letzten Aufenthalts in Weimar, ſehr ähnlichen, nach Natur gefertigten, Zeichnung von **Jagemann**, wird jetzt von mir in derſelben Größe und Manier, wie die bisher erſchienenen Portraits in Kupfer geſtochen. Bis zu Ende Mai gedenke ich es abzuliefern, und bis dahin ſteht der **Pränumerations-Termin**, zu 1 Rthlr. 8 Gr. Sächſ. oder 2 fl. 24 kr. Rheiniſch offen; die Abdrücke werden in der Ordnung, wie die **Pränumeranten** eingehen, verſendet; ſpäter koſtet das Blatt 2 Rthlr. Sächſ. oder 3 fl. 36 kr. Rheiniſch.

Freunde und Beförderer der Kunſt, welche die Mühe des Sammlens übernehmen wollen, erhalten, wenn ſie ſich unmittelbar an mich ſelbſt wenden, bei 6 Exemplaren das 7te frei.

Weimar, den 28. März 1819.

C. Müller.

Dieſes Portrait iſt eben fertig geworden, es iſt frappant ähnlich. Alle Portraits des verſtorbenen Hrn. Staatsraths v. Kotzebue, welche wir zeither zu ſehen Gelegenheit fanden, hatten faſt keinen Zug von ihm, eben ſo wenig das von dem Hrn. Prof. Gubitz dem Geſellſchafter beigelegte Portrait.

Obiges hingegen wird allen Freunden Kotzebues ein willkommenes Andenken ſeyn; und wir zweifeln nicht, daß ſie beim Anblick deſſelben unwillkührlich ausrufen werden: Das iſt Kotzebue! Wir liefern es allen Buchhandlungen zu dem angeſetzten Preiß von 1 thl. 8 gr. ſächſ.

Weimar, den 14. Juni 1819.

Gebrüder Hoffmann.

Seit Anfang dieſes Jahrs erſcheint bei mir **allgemeines Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Literatur u. Kunſt** in kurzen aber gedrängten Inhaltsanzeigen u. Beurtheilungen, wodurch die Wünſche einer ſchnellen und hinreichenden Ueberſicht der neueſten Gelehrten- und Kunſterzeugniſſe befriedigt werden ſollen; alle Monate kommen für jetzt 2 Stücke heraus, jedes von 4 Bogen in gr. 8.; der Preis des Jahrgangs von 24 Stücken iſt nur 6 Rthlr. — wofür es in allen Buchhandlungen und Poſtämtern zu haben iſt. In den bereits erſchienenen 5 Heften ſind gegen 300 neue inländiſche und mehrere ausländiſche ſeltene Werke angezeigt, und außerdem enthält der 4te Bogen eines jeden Hefts noch gedrängte Anzeigen der italien., franzöſ., engliſch. und anderer ausländiſcher Literatur und vermiſchte Nachrichten und Anzeigen, welche die geſammte Literatur, Gelehrſamkeit und Kunſt angeben.

Bücherliebhaber können von ihrer Buchhandlung das 1te Heft als Probe gratis erhalten.

Leipzig, den 15. März 1819.

Carl Cnobloch.

Der vorſichtige Güterkäufer.

Eine Auseinanderſetzung der vorzüglichſten Puncte, worauf es bei dem Kauf, Tauſch, oder Pacht eines Landguts ankommt, um nicht in Verluſt und Proceſſe zu gerathen. Nebſt gerichtlichen Verhandlungen und Entſcheidungen merkwürdiger Fälle dieſer Art. Berlin, 1819. Zu haben bei den Buchhändlern Gebrüder Gädike, ſo wie in allen auswärtigen Buchhandlungen. Preis 20 Gr.

Wer Geſchäfte der oben angegebenen Art eingehen will, und noch nicht über die vielerley Rückſichten und Betrügereyen unterrichtet iſt, welche dabei ſtatt finden müſſen und können, der leſe doch ja dies Büchelchen. Manche ſpäte Reue kann vielleicht dadurch erſpart werden. Vom Inhalte wollen wir hier nur folgendes angeben: das Ueberliſten, Vorſicht, Beſichtigung der Landgüter vor dem Kauf, Prüfung des Ertrags, Abſchließung der Contracte, Uebernahme, Gewährleiſtung, Kauf und Tauſch in Pauſch und Bogen, Erzählungen von Proceſſen, viele allgemeine Bemerkungen.

So eben iſt erſchienen:

Einladung und Beiträge zur Hülfe gegen den Profeſſor Steffens. Zuſammengefaßt in ein Schreiben an den Verf. der „Runenſteine" (im Freimüthigen für Deutſchland.) 8. Berlin, bei **Dunker und Humblot.** geh. 8 Gr.

Verzeichniß aller Schriften

welche im dritten Bande des literariſchen Wochenblatts angezeigt, oder aus welchen Auszüge geliefert worden, wie auch Anzeige der in demſelben vorkommenden Original-Aufſätze.

Die erſte Zahl iſt die No. des Stücks, die zweite iſt die pagina.

1. Arzneikunde.

An Mütter, die ihre Kinder ohne Krankheiten erziehen, und bey'm Leben erhalten wollen 14, 108.
Attenhofer's mediciniſche Topographie von Petersburg 50. 399.
Bernt's, ſyſtemat. Handbuch der öffentlichen Geſundheitspflege 50. 397.
v. Dillenius, Beobacht. über die Ruhr 50. 398.
Dzondi Geſchichte des kliniſchen Inſtituts zu Halle 10, 78.
Fabera, Schwefelräucherungsanſtalt in Wien 20, 160.
Ueber die vorzüglichſten Fehler im Verhalten der Schwangern, Wöchnerinnen und Säugenden 50, 397.
Gall und Spurzheim 50, 399.
Geſundheitszeitung für das Volk 14, 111.
Grohmann, über krankhafte Affectionen des Willens 40, 314.
Haaſe, Erkenntniß und Cur der chroniſchen Krankheiten 14, 111.
Heinroth, von dem Willen des Arztes 50, 398.
Hufelands Journal 14, 109. 39, 306. 50, 400.
Mediciniſche Jahrbücher des öſterreich. Staates 50, 397.
Kauſch, Memorabilien der Heilkunde 14, 110.
— — über die neuen Theorien des Criminalrechts 40, 314.
Kopps Jahrb. der Staatsarzneykunde 50, 398.
Maſius, Almanach für Aerzte 14, 108.
Menke, Beſchreibung von Pyrmont 14, 111.
Neumann, von der Natur des Menſchen 50, 398.
Nonne, Abhandlung über die Verſchleimung der Bruſt und des Magens 14, 108.
Mediciniſche Paragraphen für Aerzte und Nichtärzte von C. St. 14, 108.
Parry's Elemente der Pathologie 14, 110.
Paulitzky, Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Geſundheitspflege 50, 398.
Richerands verwegene Kur 36, 284.
Robbi, Beobachtungen über den Gebrauch des Phosphors 14, 108.
Sſkallen, über die geſetzliche Zurechnung des Erfolgs eines Heilverfahrens 6, 41.
Schuler die ärztliche Berathung 50, 399.
Treviranus, Biologie 45, 360.
Wächters Abhandlung über Bäder und Trinkwaſſer 50, 398.
Waller, über den Alp 14, 109.
Warnung des Petersburger Medicinalraths vor der geprieſenen Kraft des Waſſerwegerichs (Alisma plantago) 20, 160.
Wildberg Hygiaſtik, oder die Kunſt, die Geſundheit der Menſchen zu erhalten 14, 109.
Ein Wunderbalſam 39, 312.
Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte 40, 314.
Zeroni gegen Schuler über die ärztliche Berathung 50, 399.

2. Bekanntmachungen.

v. Kotzebue berichtiget die mancherlei Deutungen ſeiner Zurückberufung nach Rußland 19, 152.
— — Berichtigung und Aufforderung an die Haude- und Speneriſche Zeitung wegen einer unſchicklichen Aeußerung eines Reidhammels über dieſe Zurückberufung in derſelben 20, 160.
— — Antwort auf ein Schreiben aus Berlin (wegen S—ch 30, 240.
— — Berichtigung wegen eines Aufſatzes über Las Casas, 31, 243.
Nachricht, die Fortſetzung des lit. Wochenblatts betreffend. 38, 297.
Stourdza, Memoire sur l'état actuel de l'Allemagne iſt officiell! 7, 56.
Warnung des preußiſchen Lieutenants Schulze von der weimariſchen großen Militär-Charte von Deutſchland 1, 8.

3. Biographie.

Adelungs Schilderung des Freiherrn von Herberſtein 11, 84.
Joh. Val. Andreä und ſein Zeitalter, dargeſtellt von W. Hoßbach 49, 389.
Boissy d'Anglas Verſuch über das Leben, die Schriften und Meinungen von Malesherbes 10, 74.
Las Caſas Memoiren 34, 268.
Mathurin Louis Cohat 6, 47.
L'histoire de Cromwell 51, 404.
Krämers Denkmal auf Dalberg 43, 343.
Dall, Darſtellung des Schickſals der Eliſe Lund 43, 344.
Anekdoten der Madame d'Epinai 27, 212.
Eißners hiſtor. pſycholog. Bemerkungen über den Schwärmer Kloß 9, 69.
Einzelne Anſichten über Friedrich den Großen 44, 345.
Caspar Friedrich Loſſius von Müller 51, 403.
Memoires pour servir d'un homme celèbre 23, 177, 44, 349.
Sammlung officieller Papiere, den Gefangenen von Helena betreffend 33, 260.
Joſeph Offner, Poſtdirector zu Kempten 6, 46.
Régis hiſtoriſche Denkſchrift über Touſſaint-Louverture 6, 43.
Romilly, Lobrede auf ihn von Conſtant 36, 284.
Ueber Rouſſeau 28, 217.
Schillers Briefe an Dalberg 39, 306.
Schorch Erinnerungen an Friedrich den Großen 34, 272.
Tabarous Geſchichte des Cardinals Beroulle 15, 120.
Denkrede auf den verſtorbenen Staatsminiſter von Voigt in Weimar 50, 395.
Zeitgenoſſen 14s Heft 9, 65.
Lebensbeſchreibung Ulrich Zwingli 45, 357.

4. Freymaurerey.

Albanus Charakteriſtik der heutigen Israeliten und ihrer Würdigung zur Freymaurerey 20, 153.
Das Heimlichkeitsweſen derſelben betreffend 26, 207.
von Penalva, portugieſiſcher Cenſor, gegen die Freymaurer 7, 55.

5. Gedichte.

Arioſts raſender Roland, von Gries überſ. 43, 330.
Aufſätze, Gedichte, Briefe, oder drey Bücher Spoden 42, 336,

Des ſogenannten ſchwarzen Beckers Erſcheinung in der Nacht vom 18. zum 19. Okt. 9, 68.
Brachmanns romantiſche Blüthen 2, 15.
Brentano Victoria und ihre Geſchwiſter 2, 15.
Byron Manfred 20, 159.
Byrons Gedicht: Childe Harolds Pilgrimage. Stanzen aus demſelben 41, 325.
Caſti's redende Thiere 43, 339.
Camoens Luſiade, Prachtausgabe von Dom Joze Maria de Souza Botelho 40, 313.
Fouque Freundesruf an die deutſche Jugend. 52, 415.
von Gaal die nordiſchen Gäſte 25, 199.
Gebauers Liederproben 2, 15.
Heidlers Blüthen der Phantaſie 42, 336.
Heilmanns Gedichte 2, 15.
Heinrichs des Vierten franzöſiſche Epiſtel gegen die Jeſuiten 29, 231.
Theodor Hell, Dresden in Natur und Kunſt 3, 22.
Hermes Epheuranken 43, 339.
Kannegießer Amor und Hymen 43, 339.
Kaſtendik Erdbeſchreibung von Europa in Verſen 43, 340.
Kind's Gedichte 49, 389.
Mau Gedichte 43, 339.
Metaſtaſio, Cyrus und Aſtiages überſetzt von Cellin 43, 340.
Müchlers Spiele müſſiger Stunden 2, 15.
Nachtviolen von Edwin Florinda 2, 15.
Arthur von Nordſtern, Gemmen 2, 14.
— — Sinnbilder der Chriſten 43, 340.
Raßmanns Auswahl neuerer Balladen und Romanzen 2, 15.
Reimolds lyriſche Gedichte und Briefe 2, 15.
Rieſch Blumenkränze der Phantaſie 43, 339.
Schellhorns Gedichte 2, 15.
Schießlers Taſchenbuch des Scherzes und der guten Laune 20, 159.
Schnerr's Gedichte 3, 19.
Schreibers, Alois, poetiſche Werke, 3r Bd. 29, 225.
Schulze Cäcilie 7, 49.
Sydows Silberblüthen 47. 376.
Tielemann Livona's Blumenkranz 7, 51.
Walther Crane, ein epiſch romant. Gedicht 20, 159.
Weiſſers ſämmtliche Werke, 1r Bd. Gedichte 43, 340.
Werners geiſtliche Uebungen für drei Tage 2, 13.
Weſſenbergs Blüthen aus Italien 2 14.
Willmes Gedanken und Betrachtungen auf der Wanderung von Cöln nach Göttingen 3, 22.
Winfrieds nordiſcher Muſenalmanach, 1819, 3, 19.
Witthauers Dichtungen 3, 21.
Zaupſer's ſämmtliche Gedichte 43, 340.

6. Geſchichte.

Bailleul examen critique de l'ouvrage posthume de Mme. Stael: Considerations etc 22, 172. 28. 221.
Barth, Deutſchlands Urgeſchichte 2, 9.
Die Belagerungen von Saragoſſa 30, 233. 31, 241.
Bouterwecks Geſchichte der Poeſie, 10r Bd., 17, 136.
Domeſday-Buch in England 2, 14.
v. Drais Geſchichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich 1, 3. 14, 112.
Dſatur Gemälde von Perſien 2, 12
Fescourt Geſchichte der doppelten Verſchwörung gegen die Conſular-Regierung im Jahr 1800. 12, 91. 13, 97.
Genſlers Wittekind 15, 113.
Geſchichte des Freyſtaats Gerſau in der Schweiz 46, 367.
Geheime Geſchichte des Hofes und Cabinets von St. Cloud, 3r Theil 9, 71.
Schweizeriſcher Geſchichtsforſcher 15, 113.
Chronik von Giebichenſtein 46, 367.
Guerra's Geſchichte der Revolution von Mexico 2, 11.
Hammers Geſchichte der Aſſaſſinen 15, 116. 34, 270.
Haſſe Geſtaltung Europa's 2, 10.
Auguſt von Hennings die Deutſchen 51, 406.
Herings täglicher, hiſtor. polit. Erinnerungsalmanach 10, 80.
Geſchichte Andreas Hofers 2, 11.
Jubé le Temple de la gloire 48, 380.
Kortüm, Kaiſer Friedrich der Erſte mit ſeinen Freunden und Feinden 46, 366.
Kreußler, Sachſens Fürſten 51, 404.
Kruſe, Atlas zur Ueberſicht aller europäiſchen Länder und Staaten 46, 368.
Lüders Frankreich und Rußland 14, 111.
Meuſels hiſtoriſche und literariſche Unterhaltungen 12, 93.
Millots allgemeine Weltgeſchichte, fortgeſ. von Hormayr 17, 132.
Montvéran kritiſche Geſch. des jetzigen Zuſtandes von England 50, 393.
Orpelian hiſtoriſche und geographiſche Memoiren über Armenien 15, 116.
Perz Geſchichte der Merovingiſchen Hausmeier 46, 368.
Pölitz Geſchichte der preußiſchen Monarchie 15, 113.
Pelzels Geſchichte von Böhmen 17, 133.
Raffle's Geſchichte von Java, 15, 113.
Rigel, der ſiebenjährige Kampf auf der pyrenäiſchen Halbinſel 46, 367.
Romig's chronologiſche Tabellen der allg. Geſch. 46, 368.
Sismondi's Geſchichte der ital. Freyſtaaten 15, 114.
Skizze der Revolution im ſpaniſchen Amerika 2, 11.
Southey's Geſchichte von Braſilien 46, 366.
Uesk-Herdjan Memoiren über Armenien, von Klaproth 2, 12.
Venturini Chronik des 19ten Jahrhunderts 2, 11.
Wachlers Geſchichte der hiſtoriſchen Kunſt und Forſchung, 2r Bd. 46, 367.
Walpole, Memoiren über die europäiſche und aſiatiſche Türkey 15, 115.
Wallrafs Sammlung von Beiträgen zur Geſchichte der Stadt Köln 7, 53.
Wedekinds Handbuch der Welt- und Völkergeſchichte 2, 10. 46, 368.
Wilk's Geſchichte Süd-Indiens 46, 366.

7. Länder- und Völkerkunde.

Belteki Ueberſicht der zahlreichen Mineralquellen Siebenbürgens 17, 132.
v. Bromſen, geographiſches Handbuch von Rußland 9, 70.
Das Feld der Freyſtatt (Champ d'Asile) 27, 211.
Kopp von Felſenthal, hiſtor. mahleriſche Darſtellungen von Oeſterreich 17, 132
Galletti's allgemeine Weltkunde 2, 10.
Gemälde der Vendee 32, 256
Maurice Beobachtungen über die Ruinen von Babylon 20, 160.
Menke, Beſchreibung von Pyrmont 14, 111.
Drouin de Percy l'Europe et l'Amerique 34. 272.
Ritzebüttel und das Seebad Cuxhaven 3, 17.
Mahleriſches Taſchenbuch für Fremde intereſſanter Gegenden der öſterreichiſchen Monarchie 17, 132.
Ueber den Urſprung der Pindaries 16, 123.

8. Magnetiſmus.

Alacoque, die fromme Somnambüle 40, 315.
Archiv des thier. Magnetiſmus 12, 90.
Brandis über phyſiſche Heilmittel und Magnetiſmus 12, 90.
Erzählung einer Somnambüle Elſabe Schlung 40, 315.
von Meyers Blätter für höhere Wahrheit 12, 89.
Recept: Wie man es anzufangen habe um ſich Nachricht mitzutheilen ob man geſund, krank, lebendig oder todt ſey. 28, 223.
Maria Rübel, die Hellſeherin 1, 5. 28, 223.
Stieglitz über den thieriſchen Magnetiſmus 50, 400.
Totale Verrücktheit 12, 89.
Vogels Wunder des Magnetiſmus 1, 6.
Wolfarts Jahrbücher des Lebensmagnetiſmus 1, 6.

9. Militäriſche Schriften.

Die Belagerungen von Saragoſſa 30, 233. 31, 241.
Denkwürdigkeiten der Kriegskunſt 2, 16.
Geſchichte des Feldzugs in Deutſchland v. J. 1799. (vom Erzherzog Carl) 45, 356.
Gourgaud der Feldzug von 1815. 4, 31.
Gamots Widerlegung der Schrift des Gen. Gourgaud, den Marſchall Ney betreffend 8, 61.
Widerlegung der Behauptung des Generals Gourgaud: als ſey der franz. General Duhesme nach der Schlacht von Belle-Alliance von den Alliirten mit kaltem Blute maſſacrirt worden 21, 168.
Brief eines Ungenannten gegen den General Gourgaud 29, 232.
Kriegsgeſchichtliche Monographien, 3r Bd. 26, 206.
Ribbentropp Haushalt bei den europäiſchen Kriegsheeren 43, 313.
Schmitſon die rechte Wehrverfaſſung für Deutſchland 44, 352.
Seydel Nachrichten über vaterländiſche Feſtungen 44. 351.
Militäriſches Taſchenbuch, Leipz. Baumgärtner 44, 352.
Vaudoncourt, Geſchichte des Kriegs der Franzoſen in Deutſchland im Jahre 1813. 17, 134. 45, 359.
Oeſterreichiſche militäriſche Zeitſchrift 44, 352. 45, 368.

10. Miscellen.

Alle am Hofe ſind Bediente 44, 349.
Auszug aus einem Schreiben eines ſächſiſchen Patrioten 1, 1.
Letzte Antwort an die patriotiſchen Herrn Sachſen 19, 145.
Zwei drollige Anzeigen aus Zeitungen 33, 264.
Des Duc de Baſſano diplomatiſche Ungeſchicklichkeit 44, 349.
Bauſſets Schreiben an Netzer, (Wuth der Spekulation und der polit. Rechthaberei) 45, 360.
Die Königl. Bibliothek zu Paris iſt nicht nach Wiſſenſchaften geordnet 29, 230.
Der große Biertrinker 50, 400.
Ein neues wunderthätiges Bild 25, 198.
Briſſard 7, 54.
Bücher avant la lettre. Ey! ey! Herr Wundermann! — 29, 231.
Vorläufige Bücherſchau von der Leipziger Oſtermeſſe 45, 354.
Herr von Bühler iſt halb verheirathet 30, 240.
Der Pfarrer le Camus und die Wöchnerin 7, 55.
Madame Catalani 19, 151.
Der unvollſtändige Cromwell 44, 351.
Cosa rara, oder der edle Adliche 44, 351.
Definition der Franzoſen 44, 351.
Deceſers ſchreckliche Geſchichte wegen ſeiner Leichenrede auf den Großherzog von Baden, 28, 223.
Einfluß des Buchſtabens C. auf die Kronerbin von England. 29, 231.
Der Engländer und der Barbier 28, 219.
Erfindung einer Petinet- und Tricotmaſchine in Pottendorf bei Wien 20, 160.
Fabrikation der Käſe 38, 304.
Das Fenſter vor dem Herzen 35, 284.
Dumme Frage des Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeigers 36, 283.
Freimüthigkeit des Marſchall Duroc 44, 349.
Fouché als Miniſter entlaſſen 44, 350.
Anna Grandjean 7, 54.
Ein in den Geſetzen nicht bemerkter Grund zur Eheſcheidung 19, 151.
d'Hamouville Briefe: daß das Urtheil über lebende dramatiſche Dichter nie rein iſt. 28, 219.
Hofweihwaſſer 44, 350.
Jahns Rede über die Vorzüge einer vornehmen Geburt 26, 207.
Keppler und Wallenſtein (Brief v. K. an W.) 45, 356.
Der Klingentauſch 9, 65.
Engliſche Knickerey 8, 64.
v. Kotzebue Bemerkung über einen Aufſatz des Satyr. Friedrich in den Originalien, des Staatsraths von Stourdza Memoire etc. betreffend 22, 172.
v. Kotzebue Proteſtation gegen ein in Stettin unter ſeinem Nahmen aufgeführtes Schauſpiel: die Kunſt wohlfeil zu leben, welches nicht von ihm ſey 26, 208.
Kriegsregel 9, 65.
Die zwei Livreen 44, 351.
Der Kardinal Maury 44, 350.
[illegible]lene Mißgeburt in Schleſien 48, 379.
Napoleon, Gott und Teufel 44, 349.
— Kaiſerlich-räuberlicher Sarcaſmus 44, 351.
— Eine Napoleonſche Feyerlichkeit 26, 206.
Oken will Stourdza zu Deutſchland hinaus ſtäupen! 38, 301.
Marquis Paulucci 19, 152.
Franzöſiſche Prahlereyen 28, 218.
Proclamirung der Freiheit der Letten 19, 152.
Eine vergalloppirte Recenſion von Weſſenbergs Blüthen aus Italien 26, 208.
Ueber den Herzog von Richelieu 25, 200.
Rouſſeau und Voltaire 28, 217.
Die wackere Siebenbürger Sächſin 1, 7.
Schottland, Unglück der allzuhäufigen Branntweinſchenken daſ. 48, 331.
Ueber das Schulweſen in Italien 37, 295.
Konrads von Schwaben Schwerdt-Streich 45, 358.
Der Shawlfabrikant Telle 6, 43.
Ueber Sieyes 44, 349.
Ein entehrter Spitzbube 28, 218.
Ueber die religieuſe Stimmung im Elſaß 52, 409.
Stolz auf Verwandtſchaft 28, 218.
Studentenauftritte in Montpellier 30, 238.
Unterthan und Diener iſt zweierlei 44, 351.
Unterzeichnungen zu Klebers Denkmal, mit und ohne Bedingung 7, 55.
Urlaubsertheilungen der franzöſiſchen Komödianten 51, 404.
v. Warennes Vorſchlag zu den Theaterdecorationen, anſtatt Leinwand, wollenes Zeug zu nehmen 28, 224.
Franzöſiſcher Volks-Aberglauben 28, 217.
Was iſt ein Concordat? 44, 350.
Wilſon und Partrous 32, 251.

11. Naturkunde.

Bode, Gedanken über den Witterungslauf 40, 319.
Breislack institutions geologiques 39, 312.
Charakteriſtik des Hundes 42, 336.
Ueber die Colibris 52, 412.
Dittmar die diesjährige zu erwartende Witterung im Sommerhalbenjahre 47, 370.
Eggert über die Entſtehung der Welt 48, 381.
Espéces et varietés d'Aloes 39. 312.
Förſters Einleit. in die allgemeine Erdkunde 31, 247.
Goffney Nachricht von einer großen Seeſchlange 9, 71.
Herſchel üb. die Vertheilung der Sterne am Himmel 52, 411.
Kählers Weltkunde 29, 225.
Kruſenſterns Beiträge zur Hydrographie der Oceane 31, 247. 38, 298.
de Luc über den flüſſigen Urſprung des Urgeſteins 48, 381.
Macartney Natur des thieriſchen Lichts 38, 303.
Oſiander's Beobachtungen über die Bildung des Menſchen im Mutterleibe 52, 412.
Purkinje Beiträge zur Kenntniß des Sehens 46, 361. 47, 371.
Die Rabdomantie 48, 377.
Schröters hermographiſche Fragmente 15, 120.
Sommers Gemälde der phyſiſchen Welt, 29, 225. 35, 276.
Tauſchers Verſuch, die Idee einer fortgeſetzten Schöpfung u. ſ. w. darzuſtellen 52, 411.

12. Philoſophie.

Ancillons philoſophiſche Verſuche 42, 330.
Brückner essai sur la nature et l'origine des droits. 47, 375.
Haller's Reſtauration der Staatswiſſenſchaft 47, 375.
Herbart Geſpräche über das Böſe 15, 120.
Krugs Syſtem der practiſchen Philoſophie 43, 344.
Seckendorfs Grundzüge der philoſophiſchen Politik 45, 359.

13. Politik.

Politiſche Anſichten, vom Verf. des Werks: la coalition et la France 52, 413.
Argument der Nothwendigkeit in Finanz-Angelegenheiten 2, 12.
Auszug aus einem Schreiben eines ſächſiſchen Patrioten 1, 1.
Auszug aus einem Schreiben, von einem wackern und gelehrten Kriegsmanne 21, 163.
Ueber das Bekritteln aller Schritte der Regierungen 33, 258.
Freymüthig-patriotiſche Beobachtungen und Bemerkungen über die gegenwärtigen, öffentlichen Angelegenheiten in Deutſchland 32, 249.
Berlepſch an das deutſche Publikum 7, 52.
— — Appellation an den geſunden ſchlichten Menſchenverſtand u. ſ. w. 7, 52.
Bonaparte's Correſpondenz mit Carnot, während der 100 Tage 35, 275.
— — ungedruckte Correſpondenz 23, 180.
Freymüthige Briefe über das Bayerſche Concordat 22, 174.
Censeur Europeen. Tom. XI. 29, 288.
Comte Auflöſung der Cammern 34, 265. 52, 415.
Cri des Palatins. (Geſchrey der Pfälzer) 1, 2.
Creme Ueberſicht der Staatskräfte von Europa 9, 70.
Fick welche Folgen hat die Unabhängigkeit Amerikas auf Europa? 43, 337.
Beſcheidene Fragen, über: Soll eine Armee den Eid der Treue auf die Conſtitution leiſten? 29, 227.
Kaiſer Friedrichs III. magna charta, rückſichtlich ihrer Aechtheit bezweifelt 22, 176.
Gastine von der Freiheit der Völker und den Rechten der Monarchen 6, 48.
Politiſche Gedanken von Einem der keiner Parthei angehört. 14, 107.
Geſchichte des revolutionären Geiſtes der Adelichen in Frankreich 35, 274.
Vom Götzendienſte unſerer Zeit 14, 105.
Ueber v. **Grevenitz** Bauer in Polen von Kosmophilos 33, 259.
Lanjuinais über die Conſtitution, die Civilliſte und die Majorate, 27, 212.
Ueber den ſächſiſchen Landtag 33, 257.
Louville geheime Memoiren über die Einſetzung der Bourbons in Spanien 7, 55.
Manuſcript von St. Helena 8, 59.
Maubreuils Erzählung einer beabſichtigten Ermordung Napoleons 8, 60.
Hiſtoriſch-politiſche Memoiren eines Narren v. Stande 35, 276.
Napoleons Entwürfe vor Anfang des Feldzugs 1812. 23, 183.
Phosphorus, 1r Heft 33, 264.
de Pradt die vier Concordate 4, 28. 5, 38.
— — Europa nach dem Congreß von Aachen 16, 121. 17, 129. 18, 137.
Rehfues Antwort eines Rheinpreußen auf Julius von Voß Sendſchreiben eines Brandenburgers 9, 63.
Rey einige Anſichten vom politiſchen Gleichgewicht der Völker und beſonders Europas 6, 42.
Salet, Bevollmächtigter der franzöſiſchen Donatarien in Deutſchland 1, 8.
Schlotmanns politiſche Aphorismen 17, 136.
Seckendorfs Grundzüge der philoſophiſch. Politik 45, 359.
Tarayre von der Stärke der Regierungen 35, 273.
Vastey reflexions politiques sur quelques ouvrages et journeaux francais, concernant Hayti 49, 383.
Verantwortlichkeit der Miniſter 29, 228. 35, 273.
Willemer: was war der geſetzgebende Körper beſtimmt zu ſeyn? 25, 200.
Willemers vorjährige Erfahrungen in der geſetzgebenden Verſammlung 28, 224.

14. Reiſen.

Andreoſſi Reiſe an die Mündung des ſchwarzen Meeres 16, 127.
Anton's Reiſe um Großbritanien 16, 123.
Bericht von einer in die Provinzen von Laplata gemachten Reiſe 26, 202.
Birkbecks Reiſe nach Nordamerika 41, 327. 42, 329.
Die Bodethäler im Unterharz 50, 400.
Brackenwridge Reiſe zum Miſſuri-Strome 1, 8.
Coronni Reiſe an die afrikaniſche Küſte 16, 125.
von **Csaplovics** Slavonien u. zum Theil Croatien 49, 385,
Dupin memoires sur la marine et les ponts et chaussées de France et d'Angleterre 42, 353.
Ellis Geſandſchafts-Reiſe 1, 8.
Hackette Bericht von der aus England 1817 abgegangenen Expedition, um ſich mit den Patrioten von Venezuela zu vereinigen 39, 307.
von **Hammer's** Reiſe nach Bruſſa 2, 18.
Hegners Land-, Berg- und Seereiſe 41, 327.
Johnſon Reiſe aus Indien nach England 16, 126.
Marco Polo Reiſen 16, 128.
Meyers Bemerkungen auf einer 1816 gemachten Reiſe 41, 336.
Millins Reiſe nach Mayland 15, 120.

Die Nordpol-Expedition 24, 188. 25, 195.
Pananti's Geſchichtserzählung ſeiner Schickſale in Algier 41, 328.
di Pietro hiſtoriſche Reiſe nach Egypten 10, 80.
Reiſe auf die Rheinufer im Herbſt 1817. 1, 2. 4, 25. 5, 33.
Roſenwalds mahleriſche Anſichten ꝛc. 2r Bd. 8, 64.
Schlippenbachs Erinnerungen von einer Reiſe nach St. Petersburg 9, 66.
Schoppenhauer Reiſe durch England und Schottland 9, 69.
Tancoigne, Briefe über Perſien 25, 201.
— — Reiſe nach Smyrna, dem Archipel und der Inſel Candia 42, 330.
Voyage de Zürich à Zürich 23, 182.
Williamſon's Bemerkungen über die Weſtindiſchen Eylande 49, 392.

15. Romane und Satyren.

Abentheuer einer hübſchen Frau 13, 104.
Albanus Opiate 47, 376.
Der alte Adam 51, 405.
Bührlen Erzählungen und Miscellen 35, 278.
Carové romantiſche Blätter 3, 19.
Dörings kleine Romane und Erzählungen 7, 51.
Epheuranken vom Verf. des Herrmann von Löbeneck 51, 408.
Kleine Erzählungen und romantiſche Skizzen von der Verfaſſerin von Guſtavs Verirrungen 7, 49.
Friedrichs dialogiſirte Turnſpiele 7, 50.
Genlis les Parvenus, ou les aventures de Julien Delmours, 42, 335.
Aus der Geiſterwelt. Von Fouqué und Laun 7, 49.
Hammelburger Reiſe, dritte Fahrt 3, 22.
von Hallen Launen des Schickſals 47, 376.
Hoffmann Leiden eines Theaterdirectors 35, 279.
— — Serapionsbrüder 39, 306.
Lafontaine die beyden Freunde 1, 7.
Satyriſche Leichenrede auf den Gen. Clarke, Herzog von Feltre 7, 56.
Lebensbilder von der Verfaſſ. der geſammelten Briefe von Julie, 29, 225.
Die Reiſe nach Aachen von Carl Nicolai 51, 403.
Schmetterlinge von Eliſabeth Selbig und Wilhelmine Willmar 47, 376.
Schütze Wintergarten 3, 19.
Selbig, Myrthe und Schwerd 47, 376.
Starkloff die Prinzeſſinnen 35, 279.
Taſchenbuch des Scherzes und der Satyre 22, 169.
Welt und Zeit, 4r Theil 26, 203. 27, 209.

16. Schauſpiele.

Aubrieux dramatiſche Werke 51, 401.
Dramatiſche Dichtungen von C. D. M. 7, 50.
Grillparzer's Ahnfrau 51, 401.
Kanne Padmana 49, 388.
Kurländer's dramatiſcher Almanach 1819. 51, 401.
Die [illegible], überſ. von Theod. Hell 3, 22.
Maltitz Demetrius 43, 344.
Krug von Nidda, Heinrich der Finkler oder die Ungarnſchlacht 7, 49.
Oehlenſchläger Freyas Altar 49, 389.
Orgueil et vanité. Schauſpiel 51, 403.
Polterabendſpiele, herausg. von Kralowsky 49, 388.
Schaden die Ahnfrau 21, 163.
Schöne Macht der Leidenſchaft 49, 383.
von Schütz Graf von Schwarzenberg. Schauſp. 51, 402.
Shakespeare König Heinrich der Achte, überſetzt vom Grafen von Baudiſſin 3, 21.
Smets die Blutbraut 3, 21.
Selbrigs Poſſen: die Judenſchaft in der Klemme und die Dorfſchule 7, 50.
Sommer Heinrich der Zweite, Herzog v. Montmorency 49, 389.
Uhland Ludwig der Baier 39, 305.

17. Theologie.

Bibelausbreitung in Aſien 38, 302.
Briefe an eine Dame über theol. Literatur. Dritter Brief 24, 185. Kirchenvereinigung: Tittmann, das neue Pabſtthum von Irenäus. Beckedorfs Briefwechſel. 185. Ammon Schreiben an Heß. Die Schriften von Cramer, Blanc, Lehmus, über dieſen Gegenſtand. Schuderoff gegen Bülow. Dragheims vier Predigten. Hanſtein Jubeljahr der evang. Kirche 186. Ewalds Vorſchläge zur Verb. des Kirchenweſens. Anliegen, Wünſche und Bitten der proteſtant. Geiſtlichkeit an die Bundesverſammlung. Daſſels Verfall des Religionskultus. Heidenreich über die Kirchenſcheu der Gelehrten 187. Ermahnungsrede wider die heutigen Moden 188.
— — Vierter Brief 25, 193. Urſachen des Mangels an kathol. Geiſtlichen. Prieſterehe. Förſtermanns Geſch. der chriſtl. Geißler-Geſellſchaften 193. Stolbergs Geſch. der Religion Jeſu 14r Bd. Verſuch zur Beleuchtung der Reformation Luthers. Der Zweck Jeſu. Richter das Chriſtenthum und die älteſten Religionen des Orients 194. Tiſcher Luthers Leben 195.
— — Fünfter Brief: 27, 214. Peterſen ein Wort zur Ehre der Bibel. Deſſen Chriſt in der Einſamkeit. Selige Hoffnung des Wiederſehens in jenem Leben. 214. Ewalds chriſtl. Betrachtung auf alle Abende im Jahre. Hoppenſtedts und Tiede Predigten. Weigls katholiſches Gebet- und Geſangbuch 215. Reinwellers chriſtkathol. Erbauungs- und Andachtsbuch. Conz bibliſche Gemälde. Dräſecke Deutſchlands Wiedergeburt 216.
— — Sechſter Brief: 28, 220. Theologiſche Albernheiten: Kanne Chriſtus im A. T. Schubert Meſſiasfreund. Karlinomaten. Oertels Bibel 220. Nebe Gutachten über die Feyer des Jubelfeſtes. Liturgiſche Fürbitte für den König von Preußen. Prieſterliche Induſtrie 221.
Zwey Briefe an eine gewiſſenhafte Dame auf dem Lande. Erſter Brief 42, 331. Zweiter Brief 47, 369.
Lateiniſcher Brief eines Jeſuiten aus Georgetown in Nordamerika 15, 117.
Demarées gegen eine Tittmanniſche Verunglimpfung in ſeiner Schrift an Schleyermacher u. ſ. w. (— der Regiſtermacher kann den langen Titel unmöglich ganz abſchreiben) 9, 69.
Dewora, Ignaz von Loyola und Franz von Xavier, oder die wahre Denk- und Handelsweiſe der Jeſuiten 15, 117.
Dräſecke über Confeſſionsweſen 45, 358.
Ehrenberg für Frohe und Trauernde 10, 78.
Erhebungen. Mannheim 4, 32.
Erinnerung an einige beherzigungswerthe Ausſprüche des Propheten Daniel. 36. 286.
Zwey Fragen über den Nutzen der Mannsklöſter, 34, 267.
Geiſt der römiſchen Curie 6, 45.
Glatz Nachrichten von der Feyer des dritten Jubelfeſtes der Reformation, in den K. K. öſterreich. Staaten 17, 134.

Breitingers Sendſchreiben an die Synoden der preußiſchen Monarchie 9, 67.
Herrmanns Sammlung von Muſterpredigten auf alle Sonntage des Jahres 46, 365.
Die Jeſuiten, eine Zeitſchrift 15, 117.
Der Jeſuitenfeind 15, 117.
Kempis Nachfolge Chriſti 4, 32.
Kopf- und Herz-Seite des Freyherrn von Weſſenberg 6, 45.
Löfflers kleine Schriften 41, 326.
Legenden der Heiligen 38, 302. 39, 303.
Jacobi Morgenblatt für den Tag des Herrn 39, 310.
Lehmanns Vorträge über unſere Zeit 10, 78.
Die franzöſiſchen Miſſionairs 24, 191. 33, 262.
Mendoza y Rios, Geſchichte meines Uebertritts zur evangeliſchen Kirche 29, 230. 36, 282.
Rätze der Theſenſtreit 15, 120.
Richter das Chriſtenthum und die älteſten Religionen des Orients 46, 363.
Saz: durch Ablaß werde die ſchwerſte Sünde von Gott nachgelaſſen 26, 207.
Sailer an ſeine Schüler im Jahr 1794. 15, 117.
Fräulein von Schlieben Mitfeyer denkwürd. Begebenheiten in d. Jahren 1813 bis 1816, dreyzehn Predigten 48, 381.
An Herrn Jonathan Schuderoff, Vorfechter im Kirchenthume 10, 80.
Die Stimme eines Rufenden in der Wüſte, oder: Was ſoll man von den Irrungen zwiſchen Pabſt Pius VII. und dem Freyherrn von Weſſenberg denken? 6, 45.
Wachlers theol. Annalen 26, 207. 28, 223.
Willemer vom Wiſſen und Glauben 34, 271.

18. Turnkunſt.

Arndts Vertheidigung des Turnweſens (Geiſt der Zeit 4r Theil) 19, 152.
de arte gymnastica (in Wachlers Annalen) 26, 207.
Jahn und Eiſelen über Turnkunſt 48, 383.
Kayßlers Würdigung der Turnkunſt 19, 146. 28, 224.
Menzel über die Undeutſchheit des neuen Deutſchthums, 19, 149.
Paſſow zur Rechtfertigung meines Turnlebens 19, 146.
Steffens Turnziel 19, 146.

19. Vermiſchte Schriften.

Alexander der Erſte zu Berlin im September 1818. 9, 69.
Ausſprüche der Weiſen über Menſchenwohl. Für gebildete Jünglinge 1s Heft. 17, 134.
Arndts Geiſt der Zeit 19, 152. 33, 258.
Almanac des Dames 1819. 21, 164.
Berliner genealogiſcher und Poſtkalender 1819. 29, 231.
Blätter zur Belehrung und Unterhaltung. Ofen. 33, 264.
Blick auf die öſterreichiſche Literatur 17, 132.
Bunders Beleuchtung der Verhältniſſe Anhalts zu Preuſſen, im Bezug auf die Zoll- und Verbrauchsſteuer 44, 348.
Buttmann Mythos der Sündfluth 51, 401.
Bernhard Sympoſion 29, 225.
Las Casas Entwurf einer Bittſchrift an das engliſche Parlament 23, 179.
Actenmäßige Darſtellung der Vorfälle mit den Studenten in Göttingen 18, 141.
Verſuch einer Darſtellung unſerer Zeit 40, 316. 41, 321.
Depping die Winterabende, oder Unterhaltungen eines Vaters mit ſeinen Kindern u. ſ. w. 10, 80.
Die Ehe aus dem Geſichtspunkte der Natur, der Moral und der Kirche, von D. Jörg und D. Tzſchirner 43, 341.
Einladung und Beiträge zur Hülfe gegen den Herrn Profeſſor Steffens 44, 347.
Etwas von unſerm Criminalrecht 40, 314.
Falks auserleſene Werke, 3 Bände 22, 169.
— — Aufruf an die Weimariſchen Landſtände über eine der ſchauderhafteſten Lücken unſerer Geſetzgebung 22, 170.
Feydel ein Heft über die Literärgeſchichte 5, 37.
Fouque Gefühle, Bilder und Anſichten 9, 65.
Friedländers Fragmente von Moſes Mendelsſohn 37, 291.
Die Gelehrten und das Militär von ihres Gleichen gerichtet 30, 239.
Genersich Agathon für edle Jünglinge, 51, 407.
Gloſſen zu den geſetzlichen Vorſchriften des Oberappellationsgerichtes in Zerbſt 11, 88.
Göthe Kunſt und Alterthum 37, 295.
Der Gutmüthige (le bon homme) 20, 153. 21, 161.
Ueber das Grundeigenthum des Adels in Schwaben 9, 67.
Heinſius volksthümliches Wörterbuch der deutſchen Sprache 9, 69.
Heinſius Bardenhain 37, 294.
Hermes. Leipzig Brockhaus 11, 88. 26, 208.
Hochheimer Haus- und Kunſtbuch 28, 224.
Franzöſiſcher Hofkalender, 1819. 31, 245.
Hoffmanns Repertorium der preußiſchen Landesgeſetze bey Criminal- und Fiscaliſchen Unterſuchungen 10, 80.
Horns freundliche Schriften 11, 83. 45, 359.
Horn die ſchöne Literatur Deutſchlands 1790 bis 1818. 52, 415.
von Hundt-Radowsky mehr als zehn Worte gegen von Dierike über den preußiſchen Adel 9, 67.
— — Kritik des Gräveliſchen Werks: Behandlung eines preußiſchen Staatsbeamten 44, 347.
Jacobs Auswahl aus den Papieren einer Unbekannten 1r Theil 29, 225.
Jahrbücher der allgemeinen deutſchen Volksſchulen von Schwarz, Wagner, d'Autel und Schellenberg 36, 231.
— — der Literatur. Wien 11, 87. 33, 259.
Jedidja 3r Band 1s Heft 18, 103.
Jouslin de la Salle cours de jurisprudence litteraire 31, 242.
Keiber die deutſchen Volksſchulen 36, 231.
Klein Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden 38, 301.
Knieſchecks Fabeln und Erzählungen für die Jugend 17, 133.
Kochbuch für die Elegante Welt 29, 231.
Krug über das preußiſche Zollgeſetz 44, 348.
Neunzig Krokodills-Eier und ſieben Nebenblätter von Rudolf v. Fraustadt 48, 382.
Laurops Annalen der Forſt- und Jagdkunde 15, 120.
Literatur für den Magen 1, 7.
Lohſe Tabelle der europäiſchen Produkte, 42, 336.
Ludwigs XVI. Salbung und Krönung 20, 156.
Merker Nothwendigkeit des Poſtweſens 45, 359.
Meuſels hiſtoriſche und literariſche Unterhaltungen 12, 93.
von Meyers Blätter für höhere Wahrheit 12, 89.
Literäriſche Monatsberichte für Bayerſche Staats- und Geſchäftsmänner 11, 88.
Meske Erzählungen für Hütekinder 9, 67.
Das Neujahrsgeſchenk, oder: die Büchſe der Pandora u. ſ. w. Von einem Enclavenbewohner 44, 348.
Simon von Mantua 12, 93.
Numismatique du voyage du jeune Anacharsis, par Landon 19, 150.

Literariſches Wochenblatt.

Vierter Band.

(Redigirt von Wilh. Hoffmann.)

Weimar, 1819.
im Verlage der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann.

Universitäts-
München
Bibliothek

Literariſches Wochenblatt

4r Band. No. I. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

August von Kotzebue,

geb. zu Weimar den 3. Mai 1761. Ermordet durch den Studenten Sand zu Mannheim d. 23. März 1819.

„O! hütet Euch um mich zu klagen
„Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
„Der letzte wird entſchwunden ſeyn.
„Auch, wenn der Tod Vernichtung wäre,
„So müßtet Ihr durch keine Zähre
„Des Freigelaßnen Grab entweih'n.
„Doch, gleich dem holden Morgenſterne,
„Winkt uns, aus heilig dunkler Ferne
„Der neuen Freiſtatt Wiederſchein.
„Nach ihr erhebet Eure Blicke
„Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
„Wenn mich der Vater der Geſchicke
„Von hinnen ruft. — Ein ſanfter Druck
„Der Hand, die oft ans Herz Euch preßte,
„Liebkoſe meine kalten Reſte;
„Und wollt Ihr meinen Tod begeh'n,
„So weiht den Tag zum Freudenfeſte
„Und widmet es dem Wiederſeh'n.
„Nur ſucht mich nicht in meinem Grabe;
„Nein, mein Gedächtniß-Tempel ſey
„Die Halle, wo ich ſorgenfrei
„Mich oft mit Euch gefreuet habe.
„Hier feyert, den Agapen gleich,
„Ein heitres Bundesmahl im Stillen;
„Und leſ't des Vaters letzten Willen:
„Seyd tugendhaft, und liebet Euch!

Dieſe Verſe fanden ſich nach des Unglücklichen Tode in einer übrigens leeren Schreibtafel. Er hatte ſie immer vor ſeiner Gattin verſchloſſen gehalten, daher ihm dieſe mehrmals halb ſcherzend vorwarf, daß ſie das einzige Geheimniß enthalten müſſe, was er vor ihr habe.

Könnten wir dem gegenwärtigen Aufſatze, den das literariſche Wochenblatt ſeinem Urheber und der Welt ſchuldig iſt, eine beſſere Grabſchrift vorausſchicken, als die von eigner Hand? Sie zeigt uns den Hausvater und den Menſchen, der mitten im geiſtigfrohen Gefühle des Daſeyns eine tröſtende Stimme aus dem Grabe für die Seinigen niederſchreibt. Freilich ahndete er nicht, daß ein Dolch die verſchloſſene Schreibtafel auffſprengen ſollte! —

Und nun laſſen Sie uns von Kotzebue's Grabe bis zu ſeiner Wiege zurückgehen! Kotzebue der Schriftſteller, Kotzebue, der öffentliche Mann, würde nicht ſo einſeitig beurtheilt, nicht ſo allgemein ſtrenge gerichtet worden ſeyn, wenn man Kotzebue den Menſchen von der Wiege an mehr gekannt, wenn man beide Seiten, ſammt ſeinen außerordentlichen Schickſalen, in ihrer Wechſelwirkung betrachtet hätte? Nein; hätte betrachten können. Laßt uns den Gegnern nicht Verdammniß um Verdammniß zurückgeben. Sie kannten ſeine Fehler — aber ſie kannten ihn nicht ganz. Gerade ſeine beſſere Seite war die der Welt verborgene, und von ihr ſoll vorzüglich hier die Rede ſeyn. Zufällige Ereigniſſe haben freilich des Verfaſſers anfängliche Abſicht vereitelt, alle Materialien dazu zuſammen zu bringen; aber das Vorhandene wird genügen, um einige Hauptzüge zu einem künftigen vollſtändig treuen Bilde zu liefern, das man einer geübtern Hand gern überlaſſen will. Wahrheit ſoll die Daten liefern, und ihrer wird ſich ihre nächſte Anverwandtin, die Gerechtigkeit, bemächtigen, wenn ſie nach der furchtbaren Waage greift. Wahrheit konnte der geben, der dieſes niederſchreibt. Er kannte Kotzebue in früher Jugend; er verkehrte mit ihm und ſeinen Anverwandten; er ſtand mit ihm zuletzt in einer literariſchen Verbindung bei dieſem Wochenblatte. Aber er will auch Wahrheit geben. Denn, weder um jener Jugendfreundſchaft, noch um des ſpätern Verkehrs willen, würde er auf des Todten Grabe die Wahrheit opfern, die er dem Lebenden nicht dahin gab, da, wo unſere Meinungen mehrmalen von einander abwichen. Ich darf alſo wohl Einiges darüber als Legitimation für alles Nachfolgende vorausſchicken.

Als die Nummer 27 vom Erſten Band des Lit. Wochenblatts erſchienen war, ſagte ich ihm in Beziehung auf den Artikel: Politik (S. 214 f.) ins Geſicht: „Deine Nummer 27 iſt mir fürchterlich erſchienen, weil ſolche Sätze von manchem Mächtigen der Erde — ich dachte, du kennteſt deren Einige? — zu ſehr gemißbraucht werden können.“ — Als der Rumor und Argwohn gegen Kotzebue's von der Pleonerie in Sold genommene Feder lauter wurde, ſagte ich ihm warnend: „Man wird deine Feder nützen ſo lange es gehen will; und man wird dich fallen laſſen, ſobald es convenabler ſcheint.“ Damals be-

Ausgegeben den 13. Juny.

theuerte er mir höchlich, daß er blos ſeine ſubjectiven Anſichten kund gebe, und daß er durchaus in keinem geheimen, oder den Character entehrenden Solde ſtehe. Mäßigung ſeiner Ausfälle — er ſchlug zu oft auf ein Fleck los — habe ich ihm nach dem dringenden Wunſch ſeiner Mutter wiederholt empfohlen; ſeinen für die Moral der Menge, und am Erſten für die vornehme Menge gefährlichen Satz: als ob ſich die Weltkultur nur immer im Kreiſe herumbewege, habe ich heftig beſtritten. Seine gewiſſermaaßen wieder einlenkenden Erklärungen in N. 40 bis 45. darf ich nächſt den briefl. Mahnungen eines achtbaren Freundes aus B. . als eine Folge ſolcher Vorſtellungen betrachten.

Das hier Geſagte, ſo wie das Nachfolgende ſind alſo am Altar der Wahrheit niedergelegte Bruchſtücke; ſie allein müſſen das Creditiv für die Reſultate dieſes Aufſatzes abgeben; darum wird man ſeinem Verfaſſer die Nennung eines ohnehin unbekannten Namens gern erlaſſen. Nun zur Sache.

Kotzebue, das Kind, hat die Sorgfalt und Leitung eines Vaters nie erfahren; er verlor ihn in der ſiebenzehnten Woche ſeines Lebens. Aber das Glück, das ihm ſpäter der glänzenden Gaben viele, nie eine beſſere, ſchenkte, gab ihm eine Mutter, deren Geiſt mit einer Stärke des Characters verbunden war, die den Wildfang zu bändigen wußte, und in der jungen Seele den Keim für das Edle und Geiſtige zu pflegen fähig war. Eine Mutter, ohne deren Leitung ein Kind von dieſem Naturell vielleicht ſchon früh in den wildeſten Verirrungen untergegangen ſeyn würde; eine Mutter endlich, deren Lehre und Leben man in des Sohnes achtungswerthen Sinne für Häuslichkeit und Familienglück wiederfindet. Wie verwegen Kotzebue der Knabe war, davon wollen wir ein paar Beiſpiele anführen. Einſt, als die Ilm beim Sterne (einem Theile des jetzigen Parks in Weimar) mit Floßſcheiten über und über bedeckt war, machte er in der Gegend der Naturbrücke, aller Warnung von uns Spielgeſellen zum Trotz, den Verſuch darüber hin zu gehen. Die Scheite gaben nach und er verſank vor unſern Augen. Zum Glück, daß ein Flößer in der Nähe war, der ſchnell auf unſer Geſchrey herbei kam, und ihn mit ſeinem Floßhacken an dem wieder emporkommenden Rockſchoße herauszog. Kotzebue, ohne ſonderliche Beſtürzung zu verrathen, ſchüttelte ſich wie ein Pudel, der aus dem Waſſer ſteigt, und jagte triefend nach Hauſe. Eine Zeitlang gab er ſich mit Feuerwerkereyen ab, die ſo unglücklich geriethen, daß die Schwärmer in der Taſche anzubrennen fingen, und ein Rockſchoß verlohren gieng. Um einen andern Rockſchoß ſeines Sonntagskleides kam er in einem edlern Beruf, als der junge Freund einem Pfarrer zu Ulrichshalben, auf die Nachricht des dort ausgebrochenen Feuers, zu Hülfe eilte, und in der Haſt nicht auf das Kleid acht gab, das ſich in ein Wagenrad verwickelt hatte. Was er im fünften Theile der jüngſten Kinder ſeiner Laune von ſeiner Kindheit und von dem theatraliſchen Zeitvertreib erzählt, hat ſeine Richtigkeit. Das kleine Theater war recht ſinnreich angelegt; in vielen Feierſtunden wurde emſig daran gehämmert und gemalt, und die langen Vorbereitungen waren ergötzender als die kurze Aufführung. — Jenes Hoftheater, in dem nachher abgebrannten Schloſſe, mußte wohl einen großen Eindruck auf einen Knaben von Kotzebue's Empfänglichkeit machen; er ſcheint aber die auserleſene Kochiſche Geſellſchaft vergeſſen zu haben, die wir noch vor der Seilerſchen dort ſpielen ſahen. Die großen Heldenſtücke der franzöſiſchen Schule wurden in deutſchen Alexandrinern mit Kochs glänzender Garderobe gegeben, und dieſe, wie die Ballette, in deren Erfindung Schulze und Koch der J., ſpäterhin wetteiferten, bezauberten das junge Auge. Allen dieſen Genuß hatte das Weimariſche Publicum 2 bis 3 mal wöchentlich durch die Liberalität der Herzogin Amalia umſonſt. Es wurden hiezu Einlaß-Billete ausgetheilt, die freilich ſelten an uns Knaben reichten. Kotzebue wußte Rath zu ſchaffen. Durch den Gang unter dem Theater, deſſen er in jenem Bande ſeiner Launen erwähnt, führte er mich und einen dritten oft nach dem Paukenwinkel hin — und — was er vergeſſen hat, von da auf die Geheimerathsbank, die die Erſte am Orcheſter, und weil der Geheimen Räthe wenig waren, — über die Hälfte leer ſtand. Ich erinnere mich mancher verwundernder Seitenblicke, die dieſe angeſehenen Häupter des Landes auf ihre dreiſte Nachbarſchaft warfen; aber glücklich genug blieben die Buben im Beſitz des angemaaßten Ranges. Kotzebue's Lebhaftigkeit gab auch auf dem Gymnaſium manchen luſtigen Auftritt zum Beſten; ſie vertrug ſich weder mit der ſterilen Pedanterie des damaligen Conrectors, noch mit dem etymologiſch-grübelnden Ernſte unſers Directors Heinze. Natürlich war es alſo, daß des Profeſſors Muſäus muntrer Vortrag in den Anfangsgründen der ſchönen Wiſſenſchaften nach Rammlers Batteux, Kotzebue am meiſten zuſagte, und die alten Klaſſiker bei ihm ſehr in den Hintergrund ſchob. —

Von dieſer ganzen Periode nun kann ich mir keinen Frevel, keine bösartigen Züge von Kotzebue erinnern; wohl aber der Auftritte des Eigenwillens, reizbarer Heſtigkeit und muthwilliger Poſſen viele. Die Welt bringt vielleicht Manches in den Menſchen, was er nicht zu ihr brachte; ſie leiht uns auch manche Züge, wenn ſie Kameraden braucht.

Kotzebue zog mit Bruder und Mutter frühzeitig nach Jena, und da ſpäterhin mein erſter Ausflug nach Leipzig gieng, ſo kamen wir von da an lange Zeit auseinander. Seinen akademiſchen Lebenslauf erzählt er in den ſchon angeführten Launen ſelber. Ein vielſeitiges, ziemlich wildbewegtes Leben mag Kotzebue geführt haben, und man kann denken, daß es bei ſeiner reizbaren Natur auch an Duellen nicht gefehlt habe, an die er, wie ich von Augenzeugen weiß, ſo keck und munter, wie zum Tanze gieng. Aber es bleibt immer ein Lob für ihn, neben dem Verdienſte der mütterlichen Wachſamkeit, daß er nicht den Weg des Verderbens ſo vieler Wildfänge einſchlug, daß ihn romanenhafte Zärtlichkeiten von der Hingebung an gemeine Dirnen zurückhielten, und daß der Sinn für geiſtige Exiſtenz bei ihm den Vorzug vor dem Aeußerſten gemeiner Wüſtlinge behielt. Hieher gehören einige Reime, (wie er ſeine frühern poetiſchen Verſuche ſelbſt nennt) die ſeine damalige Denkungsart bezeichnen. Kotzebue wohnte des Sommers auf einem Gartenhauſe in Jena, und ſandte von da ſeiner Mutter ſchöne Kirſchen mit folgenden Zeilen zu, die Bezug auf manche mütterliche Mahnung haben mochten:

„Ein kleiner Baum wuchs wild herauf,
„die Blätter hingen verworren
„und drohten zu verdorren,
„doch wuchſen Kirſchen drauf.
„Auch ich wachſ' oft gar wild empor,
„mein Sinn iſt oft verwirrt,
„allein wer weiß — ich bin kein Thor —
„wer weiß, was aus mir wird!
„Drum nimm, Du wirſt mich nicht verſchmäh'n
„nimms als ein Sinnbild an.
„Die Kirſchen ſind ſo groß und ſchön
„und wachſen wild heran.“

Es finden wohl noch einige ſolcher gereimter Verſuche hier die bequeme Stelle, weil ſie Kotzebue, den guten Sohn, zu ſchildern dienlich ſind:

„An meine verehrungswürdige Mutter, am Feſte ihrer Geburt von A. F. L. Kotzebue,
den 8. July 1779.“

„Verlange nicht mit Worten auszudrücken
„All das Gefühl was heute in mir ſpricht;
„Genug, ich fühl's — lies es in meinen Blicken —
„Zu ſagen — nein — das, Mutter! wag ich nicht.
„Hab Dank! hab Dank! daß nun ſeit achtzehn Jahren
„Nur Du allein die ſchwere Bürde trugſt,
„Daß Lieb' und Pflicht Dir immer heilig waren,
„Und Du noch nie nach Sorg' und Kummer frugſt.
„Zu unſerm Dank — 's iſt alles was wir haben,
„Und Wünſche für Dein Leben, für Dein Glück;
„Gott lohne Dir dereinſt mit beſſern Gaben
„Den kleinſten, liebevollen Mutterblick.“

* * *

„Am Geburtsfeſte meiner verehrungswürdigen Mutter 1780.“

„Schon im bunten Flügelkleide
„Als an Kinderſpiel und Tand
„Ich noch meine einz'ge Freude
„Im mütterlichen Schooße fand;
„Schon damals wallte Dir zur Seite
„Ich halb verwaiſt an Deiner Hand
„Schon damals diente zum Geleite
„Mir Deine Tugend, Dein Verſtand.
„Ich wuchs heran, und Deine Sorgen
„Um mich, o Mutter! mehrten ſich
„Du häufteſt nun mit jedem Morgen
„Zahlloſes Wohlthun über mich.
„Thätſt meinen kleinſten Wunſch behorchen
„Befriedigt ward er dann durch Dich.
„O! könnt ich Klopſtocks Zunge borgen
„Ein frohes Danklied ſänge ich.“

„Allein vergieb! nur heiße Zähren
„Des Danks vermag ich dir zu weihn.
„Ein Wunſch — gewiß! Gott wird ihn hören,
„Sein Ohr der frommen Bitte leihn.
„O! könnt' ich Deine Freuden mehren,
„Wär' auch mein Beitrag nur noch klein!
„Und möcht' er oft noch wiederkehren,
„Der heut'ge Tag ſo engelrein.
„Schütt' Ewiger! all' deinen Seegen
„Auf meine Mutter heut herab.
„Ihr lächle ſüße Wonn' entgegen
„Ihr Leben gleite ſanft hinab.
„Wiſch' Thränen, die oft meinetwegen
„Von ihrer Wange floßen, ab. — —
„Soll einſt der Tod ihr Auge brechen,
„So rufe mich zuerſt ins Grab.

A. K.

In dieſen beiden Liedern verdienen die unterſtrichenen Worte eine beſondere Bemerkung; ſie enthalten eine Art prophetiſcher Ahnung. (Vates und Vaticinium)

So war und ſo blieb ihm der Geburtstag ſeiner Mutter jederzeit ein heiliges Feſt, und ſo weit es eine, ihn immer unruhig aufregende und fortreißende, Naturgewalt, (wie ichs nennen möchte,) irgend geſtattete, hat dieſe Mutter viel auf ihn gewirkt, hat er ihre Leitung und Rathſchläge noch in ſpäten Jahren dankbar anerkannt. So drückt ſich z. B. das kindlich dankbare Gefühl in einem kleinen Gedichte aus, mit welchem er der Mutter 1802 ein ſeidnes Tuch zum Weihnachtsfeſt ſandte:

„Du ſeidnes Tuch!
„Bedanke dich bey mir,
„Du haſt vom Glück zu ſagen,
„Denn es wird künftig unter dir
„Das wärmſte Mutterherze ſchlagen;
„Ein Herz, dem ſeine Pflicht nur Luſt,
„Und leicht die ſchwerſten Opfer waren!
„Erwärme ſanft die mütterliche Bruſt
„Noch eine lange Reih' von Jahren!

Oeffentlich vor der Welt hat er ſich als Sohn in der Zueignung an die Mutter ausgeſprochen, die vor ſeinem erſten Roman: „Die Leiden der Ortenbergiſchen Familie“ (1785.) ſteht..

Er ſagt da unter andern: „Sie waren meine erſte „Freundin, und gewiß! Sie werden auch meine „letzte ſeyn. Mütterliche Liebe! einziges unauflösliches Band, das nur die Scheere der Parze zu „trennen vermag. Ich verdanke Ihnen mein Leben — das iſt wenig! ich verdanke Ihnen meine „Bildung — das iſt viel! das iſt mehr, als ich Ihnen verdanken **kann**, u. ſ. w.“

Unterm 3. Nov. 1816. ſchrieb er ſeiner Mutter: „Ich kann es mir wohl denken, wie die neue „Einrichtung Sie in Ihrem Alter beläſtigt. Verſagen Sie ſich nur ja nichts! weiß Gott ich würde „mich freuen, wenn Sie einſt keinen Heller hinterließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie es ſich auf „Ihre alten Tage bequem gemacht hätten.“ — „Meine Abreiſe in der Nacht war ſehr ſchmerzlich, „das glauben Sie mir gewiß, der Schloßthurm lag „auf meinem Herzen, als wir in der erſten Dämmerung an ihm vorbeifuhren. Vor der Altenburg „ſah ich mich noch einmal nach dem lieben Weimar „um, und weinte bitterlich. Aber dennoch glaube „ich noch heute, daß es beſſer war, daß wir nicht „Abſchied nahmen. Es hätte Sie gewiß zu ſehr „angegriffen.“

Sein letzter Geburtstagsbrief an die Mutter iſt den 16. Jun. 1818 aus Bremen geſchrieben: „Erſt „morgen über 3 Wochen, meine theuerſte Mutter, „iſt Ihr Geburtstag, ich könnte folglich noch 14 Tage warten ehe ich ſchriebe, um Ihnen, ſammt „Minchen, (ſ. Frau) meinen innigſten Glückwunſch „darzubringen; aber theils weiß ich aus Erfahrung, „daß von Pyrmont aus die Poſten ſehr unordentlich „gehen, alſo mein Brief vielleicht nicht zu rechter „Zeit ankäme; theils wollte ich Ihnen beweiſen, daß „ich mich auch ſchon lange vorher mit der Freude dieſes Tages beſchäftigt habe.. Leider kann ich ſie dieſesmal nicht perſönlich theilen; aber mein Geiſt „wird ſchon früh, wenn Sie Ihren Koffee trinken, „um Ihren Stuhl ſchweben, und noch früher wird „mein Gebet zu Gott geſtiegen ſeyn, daß er mir „noch lange die beſte Mutter erhalte!“

So war **Kotzebue** ein dankbarer Sohn durch ſein ganzes Leben. Seinen Geſchwiſtern und ſeiner Tante bezeigte er immer Liebe und Achtung. In den Zeiten ſeiner größten Celebrität und ſeiner faſt abentheuerlichen Schickſale habe ich ihn nur einigemale auf kurze Zeit geſehen. Ich konnte aber beobachten, und weiß es von Augenzeugen, und aus Briefen, daß er ein **zärtlicher Vater** und **Ehemann** war, daß er einen aufrichtigen Schmerz bey dem Verluſt ſeiner erſten und zweiten Gattin empfunden hat. —

Ueber **Kotzebue den Dichter** kann der kein entſcheidendes Urtheil fällen, der, wie der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſich kaum an die Schwelle des Muſentempels je gewagt hat. Aber einige Winke zu einer billigen Beurtheilung ſeiner dichteriſchen, und was noch nöthiger ſcheint, zugleich ſeiner **politiſchen** Schriftſtellerey, glaube ich liefern zu dürfen.

Wie ſtand es um die Pädagogik, um die claſſiſche Bildung jener Zeit, wo die Hülfsmittel nur noch ſparſam, und der glänzenden Muſter wenig waren? **Kotzebue's** Lebhaftigkeit griff vielleicht zu früh nach der Autorfeder; ſeine Ungeduld erlaubte ihm ſpäter wenig Nachſtudium und Feile; der laute Beifall über einige gelungene Produkte auf der ſich ſelbſt gebrochenen Bahn, war noch weniger geſchickt, dem Geſchmeichelten die horaziſche langjährige Prüfungsregel zu empfehlen. Er hat mir ſelbſt verſichert, daß er nie die Geduld gehabt, ſeine ältern Verſuche umzuarbeiten, und es iſt charakteriſtiſch aus ſeinen Concepten zu erſehen, wie wenig Correcturen darin vorkommen. Gewiß hat er öfters den erſten, beſten Erguß ſeiner Feder abdrucken laſſen, was Wenigen eben ſo gelingen möchte. So hat er z. B. eins ſeiner beliebten Stücke, **die Stricknadeln**, in Zeit von 54 Stunden geſchrieben. Man wird auch im Durchſchnitt – außer jenem bekannten ärgerlichen und ſchwer gebüßten Stücke, in Vergleichung mit vielen Schriftſtellern, und Dichtern nur wenige ſchlüpfrige Stellen in ſeinen Schriften zählen; denn auch im Leben war ihm dergleichen nicht geläufig. Dennoch hat man ihm die vorhandenen, und manche ganze Dramen, zu einem ſtarkem moraliſchen Vorwurf gemacht. Nun, der Moraliſt ſoll recht haben; der Dichter ſoll meinetwegen die Schöpfung moraliſcher darſtellen, als ſie uns erſcheint; er ſoll Feigenblätter des Paradieſes auf die kleinſte Blöße decken: warum wird aber Kotzebue allein, oder doch am meiſten, ſo laut verdammt? Wie? Iſt uns keiner bekannt, der ähnliches gethan, und K. noch überboten hat? Haben wir nirgend ſonſt geleſen, was bald nachläſſig, bald höchſt biſſig und ſcurril, bald Röthe aufjagend und unbegreiflich war? — Am mildeſten habe ich mir ſolche literariſchen Producte als Verſuche erklärt, die der ſich ſelbſt belauſchende Geiſt im Andrange wechſelnder Einfälle und Triebe macht, um die Falten des innerſten Menſchen mit allen ſeinen Widerſprüchen und Verkehrtheiten aufzublättern, und prima vista aufs Papier zu werfen, als Verſuche mit der trägen Feder alle Gedankenblitze zu ereilen, und das caput mortuum mit dem leichten Schaume zugleich zu geben, auf daß der Menſch als Gott und Thier daſtehe. Iſt es nicht ſo? Wäre jede Darſtellung dieſer Art ſchon von ſelbſt ein Beweis des eignen Wohlgefallens an dem dargeſtellten, ſo würde ſich Kotzebue, der Verdammte, mit ſehr guter Geſellſchaft zu tröſten haben. – In der letzten Zeit klagte er ſelbſt über Abnahme ſeiner Imagination, die ihm dankbare Stoffe zu dramatiſchen Arbeiten zu verſagen anfange. Gleichwohl mochte er ſich nicht mit der Idee befreunden, die ich ihm hinwarf, daß er die beſſern Stücke eines La Chaussée, Goldoni und Brandes für die jetzige Zeit umarbeiten möchte. Nur ſelten nahm ſein Geiſt äußere Eindrücke willig oder ohne Zögern auf, beſonders wenn er ſich bewußt ward, daß ſie von außen kamen.

Kotzebue's Fruchtbarkeit als Schriftſteller iſt übrigens ſehr groß und vielſeitig geweſen, was ſich ſchon aus ſeiner Arbeitſamkeit erklären läßt. Er war ſehr geizig mit ſeiner Zeit. Mit frühem Morgen, ſelbſt auf Reiſen, ſtand er um 4 bis 5 Uhr längſtens in jeder Jahreszeit auf. Ohne die Bedienung zu wecken, ſchürte er ſich ſein Feuer im Winter ſelber an, und bereitete ſich den Kaffee, und von dieſer Zeit an blieb er meiſtentheils bis Mittags 2 Uhr am Arbeitstiſche. Nur einer außerordentlichen Organiſation konnte dieſes dauernd auszuhalten möglich werden, wenn man zumal bedenkt, was wechſelnde Schickſale, die öftern Erſchütterungen einer ſo reizbaren Gemüthsart, und wohl auch frühere Sinnlichkeiten auf ihn ſchwächend gewirkt haben mögen. Die Anzahl ſeiner Schriften kann in dieſer Eile nicht angegeben werden; aber ihr Inhalt, ihre Richtung und ihre Würdigung wird von allen dieſen Daten einiges Licht mehr erhalten. Ihm, dem zu früh anfangenden Schriftſteller, hat ein literariſcher Vater oder Freund gefehlt, der ihm im Reich des Intellectuellen das geworden wäre, was die moraliſche Mutter dem Sohne ward, ein Freund der ihn zu den Tiefen der Wiſſenſchaft zurückgeführt, und vor den eiteln Verwickelungen mit der großen Welt, vor dem ſchmeichelnden Beifall für unreife Werke gewarnt hätte.

Kotzebues erſte Periode fiel in die Zeit der aufgeregten Schöngeiſterey und des Genieweſens, (oder Unweſens?) aber ſein Aufenthalt fiel in eine Gegend, wo er leichter mitmachen, als ſich kritiſch zügeln lernen konnte. Das Aufwimmeln von Journalen und Poetereien verdrängte ernſte Studien; am wenigſten kümmerten den ſchwärmenden Jüngling die Politik, da ſich damals der Reichsperpendickel an der Schneckenuhr zu Regensburg noch ganz gravitätiſch hin und her bewegte. Zwar wurde durch das car tel est notre plaisir bey Polens Theilung, durch Preußens edle Stellung bey Joſephs Abſichten auf Baiern, Amerika's Befreiungskrieg, Frankreichs annähernde Kataſtrophe u. ſ. w. in Verbindung mit Schlözers und anderer Schriften eine Morgendämmerung in der Politik bemerklich, die auf große Veränderungen deutete; ſogar die kleinen Muſen-Almanache gingen den Sultans wie den Fürſtenknechten ohne Preßfreiheit kecklich auf den Leib, und ungezogener, als man es heut zu Tage mit der Preßfreiheit leiden würde. Allein unſer K. ſcheint, ſoviel jetzt nachzukommen iſt, vielleicht erſt ſeit Napoleons Uſurpation die Politik in ſich aufgenommen zu haben. Wer dieſem Gewaltigen je feind war, der wird K. Biene und ähnlichen Flugſchriften manche Satisfaction verdanken. Unglücklich, ſehr unglücklich für ihn, mußte er das große Wohlgefallen an der Biene, durch den verbreiteten Unwillen über die Bülletins und das Wochenblatt vergeſſen machen. Verlangt man hierüber klar zu werden, ſo muß man Kotzebues letzte Anſtellung in Deutſchland, und ſeine politiſchen Aeußerungen von einander unterſcheiden. Zufällig iſt die Kaiſerl. Inſtruction die K. erhielt, ſchon nach Rußland zurückgegangen. Ihr Inhalt würde deutlich zeigen, wie ſehr man ſich geirrt hat, als man hinter Kotzebue's literariſcher Beſtimmung, diplomatiſche und politiſche Pläne finden wollte. Schon die bekannte, einſichtsvolle Klugheit des Ruſſiſchen Miniſteriums müßte einen ſolchen Gedanken entfernen, zu deſſen Ausführung K. in mehr als einer Rückſicht nicht der rechte Mann geweſen ſeyn würde. Nachfolgende Auszüge aus K. Briefen an ſeine Mutter werden dieſe Behauptung einleuchtender machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Züge aus dem Leben einer ſächſiſchen Fürſtin und ihrer Prinzen.

Louiſe Dorothea, Gemahlin Friedrichs III. Herzogs von Sachſen-Gotha und Altenburg, gehörte, bekanntlich, unter die geiſtreichſten Frauen ihres Zeitalters; ihr huldigten als ſolche Friedrich der Große, ſein Bruder Heinrich, die Landgräfin von Darmſtadt, und die berühmteſten Schriftſteller Galliens, Voltaire, Helvetius, Rouſſeau, Diderot, Beaumelle ꝛc. Kaum war ſie in Gotha unter und mit ihren Umgebungen bekannt geworden, ſo ſah ihr heller Geiſt auch ſo manches, bey dem ſie wünſchen mußte, daß es abgeändert werden mögte. Die Geſchäfte — nicht bloß die Kirchengeſchäfte — lagen unter dem geiſtlichen Deſpotismus. Der berühmte Cyprian, den man der Lutheraner Pabſt nannte, miſchte ſich ſogar gern in die Regierungsgeſchäfte. Die Herzogin fühlte das Unſchickliche, ja das Gefährliche. Sie benutzte nun ihren ganzen Einfluß, um den ſeinigen zu ſchwächen. Es gelang ihr. Er rächte ſich aber, als ehrgeitziger Prieſter auf der Kanzel, durch einen Calembourg. Die Fürſtin war eine geborne Prinzeſſin von Sachſen-Meiningen, was man auch dort corrupt, Meinungen auszuſprechen pflegt. Als daher Cyprian einſt über die verſchiedenen Meinungen in der Welt ſprach, rief er mehrere male aus: „Aus Meinungen kommt alles „Uebel!“ Sie vergab es ihm, und lachte über den geiſtlichen Witz. Der Clerus wollte ihr überhaupt nicht wohl. Der Verfaſſer eines ſeltnen, in Buchhandel nicht gekommenen Prachtwerks, aus welchem dieß entlehnt iſt, hörte, als er damals als Page der Fürſtin, in der Kirchencapelle die Thüre des Beichtſtuhls öffnen mußte, (und welcher Page horcht nicht gern?) von ihrem Beichtvater folgende, pedantiſche Anrede:

Durchlauchtigſte, gnädigſte Herzogin;
Große, große, erhabene Sünderin!

Als ſie herausging, und den Pagen lächeln ſah, ſagte ſie zu ihm huldvoll: „Er hat gewiß gehorcht! Je „nun, der Mann meint es doch gut!“ —

Prinz Auguſt, einer ihrer Söhne, ſprach und ſchrieb deutſch und franzöſiſch vortrefflich. Als er ſich in Ferney bey Voltaire ſchriftlich erkundigte, ſo ſagte dieſer zu ſeinen Umgebungen: Voici une lettre d'un jeune Prince du Nord, que vous autres ignorans nommes des Barbares.

In Neapel, wo Galliani ſein täglicher Umgang war, wurde einſtmal die Frage aufgeworfen, welcher Stand wohl am meiſten der Langenweile ausgeſetzt ſey? und der berühmte Abbé behauptete, es wären die Großen der Erde. „Ach! mein Prinz, fuhr er lebhaft fort, „geben Sie ſich irgend einer Paſſion hin. Es kommt „nicht darauf an, was es für eine ſey, und ſollte „es das Spiel mit Schnellkeulchen ſeyn, welche die „Jungen auf den Gaſſen ſpielen, denn die meiſten „Ihres Standes ſterben für Langerweile!“ —

Von dem zweyten Sohne der Herzogin, dem edlen Herzog Ernſt II., deſſen Biographie faſt ein Drittheil jenes Prachtwerks füllt, ſtehe hier nur ein einziger Zug, des grellen Abſtichs wegen, den er mit der Politik unſrer neueſten Zeit macht, die man füglich, ihres fortdauernden Princips und Geiſtes wegen, noch immer die Napoleonſche heißen ſollte. Es geſchah dem Herzog Ernſt der Antrag zu einer Vergrößerung, theils mit glänzenden Ausſichten, theils mit der ſophiſtiſchen Drohung, daß wer ſich nicht ſelbſt vergrößere, leicht zur Vergrößerung andrer dienen könne: Seine Antwort war: Nichts auf der Welt — ſo unpolitiſch das auch ſcheinen mag — wird mich bewegen können, irgend einen Schritt zu meiner Vergrößerung auf Koſten eines Andern zu thun. Mein Grundſatz, an welchem ich um jeden Preis feſthalte, iſt, mir nichts vom Gute eines Andern zuzueignen; entſtehe auch daraus was da wolle! Hingegen aber werde ich auch ſchreien wie ein Beſeſſener, wenn man mich etwa nöthigen möchte, etwas — ſey es auch was es wolle — von dem abzutreten, was mir mit Recht gehört. Meinem Ehrgeiz nach bin ich reich und mächtig genug, und verlange, unrechtlicher Weiſe auch nicht einen Zoll breit Land mehr zu beſitzen. Ich, meines Orts, laſſe mich alſo, ganz entſchieden, auf die Vorſchläge des Hrn. * * * nicht ein, und werde ſtets nur mit Unwillen davon reden hören u. ſ. w.

Ueber Adel und Ultrageſinnungen

hat ein gewiſſer Freiherr von Lüttwitz ſich bewogen gefunden, einige Bogen gedruckt in die Welt zu ſchicken, die denjenigen ſeiner Standesgenoſſen, welche wie er ſich ausdrückt „in dem Inhalt dieſer (ſeiner) Zeilen gemeinſamen Sinn erkennen“ eine wahre Herzerquickung ſeyn werden.

Der Mann iſt ein ſo arger Ultra-Feudaliſt, daß einige Stellen ſeines Geiſteskindes hier wohl ausgehoben werden mögen, nicht ſo wohl zur Wiederlegung — denn ſo etwas trägt ſeine Widerlegung ſchon in ſich — als zur Gemüthsergötzung.

In Bezug auf eine höchſt wahre und richtige Stelle in der unter dem Titel: „Deutſches Wort aus Preußen an die Rheinländer" erſchienenen Schrift, wo es heißt: „die Kultur darf nicht unterdrückt werden, der Bauer nicht in der „Leibeigenſchaft ſchmachten, damit ein „übermüthiger Adel auf ſeinen Gütern „müſſig phantaſieren oder thätig tyranniſiren könne, oder in der Hauptſtadt „das Mark des Landes verpraſſe u. ſ. w. ſtimmt der edle Freiherr das von dem weiland General Diericke uns ſchon vorgeſungene Lied wieder an und erzählt des Breiten wie das Familienleben des in der Mehrzahl, vom Hofe und der Hauptſtadt fernen, auf dem Lande im fleißigen Anbaue deſſelben beſchäftigten Adels, ein ſo herrliches ſey, daß eine gleiche Reinheit nur ſelten in einzelnen alten Familien der Städte zu finden. (Schreiber dieſes hat Gelegenheit gehabt, ein jahrelanger Beobachter dieſes gerühmten Familienlebens des Adels auf dem Lande zu ſeyn, und zwar in einer Provinz, wo faſt nichts als von Edelleuten beſeſſene Rittergüter und Höfe und nur ſehr wenige Bauerdörfer waren, hat aber von der geprieſenen Reinheit eben — um nicht ſchneidend zu werden — nicht mehr bemerkt, als in jedem andern Stande und Verhältniſſe täglich zu finden iſt. Aber freilich, fährt Hr. v. L. fort — in das Innere ſolcher Tempel einfacher, patriarchaliſcher Sitte (wo denn doch mit unter recht hübſch geſpielt, gezecht u. ſ. w. wird) iſt es den Schmähern des Adels nur ſelten oder nie gelungen einzudringen, da der altadliche Sinn, vielleicht auch oft zur Unzeit (ja wohl!) es verſchmäht, den fremdartig Geſinnten eines andern Standes in den Kreis ſeiner Vertrauten aufzunehmen.

Sehr verdrüßlich iſt dem Herrn Freiherrn, dem das Wort „Frei" überall ein Anſtoß iſt, außer vor ſeinem Namen, die neue Einrichtung des preußiſchen Staates, das jeder ohne Unterſchied des Standes, mit und ohne „von" zum Kriegsdienſt fürs Vaterland von unten auf verpflichtet iſt, weil, wie er ſehr geiſtreich bemerkt „der Adel ein angeſtammtes, anerzogenes, anerkanntes (?) Vorrecht hat, das Edlere, aus freiem Willen zu beſchließen und daher der Junker nicht gleich dem Sohne des Tagelöhners einer zur Erſatzmannſchaftsaushebung berufenen Commiſſion ſich zu unterwerfen gehalten ſey. (Wir erfahren hier zugleich mit, daß wir armen Nichtadligen das Edlere nicht aus freiem Willen zu beſchließen im Stande ſind; welches doch in Wahrheit ein recht trauriges Loos iſt.) Daß die frühere Einrichtung der preußiſchen Heere, wo dem Herrn von, von Geburt an die Offizierſtelle zukam, hier ſehr geprieſen wird, läßt ſich erachten, eben ſo, daß die Schriftſteller als Revolutionairs erklärt werden, welche für liberale Ideen ins Feld zu treten wagen. Von den Turnern und ihren Geſinnungen, hören wir, trotz der Mitaufführung auf dem Titel, weiter nichts als daß das Turnweſen dem Gehorſam nirgends günſtig iſt. (Vermuthlich wollen die Turner ſich von dem Junkerweſen nicht mehr ſo recht befehlen laſſen.) Schlüßlich warnt noch der Hr. Vfr. ſeine Standesgenoſſen, die Erziehung ihrer Söhne ja nicht den Händen volksthümlich geſinnter Lehrer weder in= noch außer ihrem Hauſe zu übergeben, ja vorzüglich aber ſie (die Stammhalter) nicht auf, von einem ſolchen Geiſt beſeelte Univerſitäten, zu ſchicken. — —

Zum Motto ſeiner Schrift hat der edle Freiherr von Lüttwitz zu Hartlieb bei Breslau, aus dem Censeur Européen, die Worte gewählt: „La persécution donne le besoin et quelquefois le talent d'écrire!" Das letztere wenigſtens, iſt ihm noch nicht geworden, wie ſein unnachahmlich verworrener Periodenbau ſattſam beweiſt.

Neuaufgefundene Briefe des Marſchalls von Sachſen.

Die Stadt Straßburg, die Grabhüterin des großen Feldherrn, der immer ein Deutſcher blieb, wenn er gleich ſeinen Ruhm mit fremden Truppen, auf fremden Schlachtfeldern, und gegen ſeine Landsleute erfochte, hat für ihre Bibliothek kürzlich ein Geſchenk von 34 Briefen des Marſchalls, an ſeine Schweſter die Prinzeſſin von Holſtein, ſo wie von 16 Briefen Auguſts II. Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen erhalten, die an dieſe ſeine natürliche Tochter gerichtet ſind: 25 ſind eigenhändig vom Marſchall; der Briefwechſel dauerte von 1727 bis 1750. Man erkennt mit Vergnügen darin die brüderliche Liebe, und das Vertrauen, mit welchem der Bruder der Schweſter, über die Angelegenheiten der Zeit, über die Erziehung ihres Sohnes, ſelbſt über ſeine Liebſchaften, ſchrieb. Es fehlt nicht an witzigen Wendungen, feinen Bemerkungen, und kleinen ſpitzigen Ausfällen. So empfiehlt er ihr einsmal eine Frau von N. die in der großen Welt gelebt habe, guten Ton, Reichthum und Witz beſitze, und ſetzt denn hinzu: „Sie hat zwar wenig „Kopf, aber das iſt hier zu Lande das ſeltenſte von

„der Welt, und woraus man ſich am wenigſten „macht.“

Folgender Brief, den er nach der Schlacht bey Fontenay, aus dem Lager vor Dornick (31. May 1745) ſchrieb, iſt ganz von ſeiner Hand. „Ich „danke dir für deinen Brief liebe Schweſter; ich „will dir nicht weitläuftig von dem Siege ſchreiben, „den ich am 11. über die Verbündeten, mit dem „Heere S. Allerchr. Majeſtät erfochten habe, die ſelbſt „zugegen war; es war ein vollſtändiger Sieg. Die „Engländer ſind tüchtig geklopft worden; es ſollen „ihnen an 15000 M. fehlen. Die ganze Sache „dauerte 9 Stunden, und ob ich gleich todkrank „bin, ſo habe ich doch den heißen Tag ausgehalten. „Die Stadt ergab ſich am 22. Es war ein großes „Unternehmen, und in einem Monat abgemacht. „Sage dem Herrn von Schulenburg, der einer „meiner Lehrmeiſter geweſen iſt, daß ich dieſelben „zwey Angriffe gemacht habe, die er 1709 machte, „wo ich unter ſeinem Kommando ſtand, und daß „ich alles ſo gemacht habe, wie ich es ihn machen „ſah. Der König hat ſich dankbar bewieſen, mir „das Kommando von Elſaß gegeben, das 120000 „Livres abwirft, 40000 Livres an liegenden Gründen, und dieſelben großen Honneurs des Louvre, „wie den Lothringiſchen Prinzen: Rechne ich dazu „meine Penſion, meine Regimenter, ohngefähr zu „120000 Livres angeſchlagen, ſo habe ich vom Hof „etwa 300000 Livres: (Kleinigkeit gegen das, was „ein Wellington in unſern Tagen erhielt!) was „30000 Ducaten nach ſächſiſchen Gelde austrägt, „nebſt den Annehmlichkeiten des Gouvernements von „Elſaß, was ſo gut wie ein Fürſtenthum iſt. Wenn „ich lebend bleibe, ſo ſehe ich dich dieſen Winter, „liebe Schweſter, und wir wollen alles in Ordnung „bringen. Wirds Friede, ſo mußt du mich zuweilen „in Strasburg beſuchen ꝛc.“ — Auguſts Briefe ſind alle eigenhändig aber höchſt unleſerlich, und voll zärtlicher, vaterlicher Geſinnungen gegen die Tochter. (Die Aehnlichkeit der Geſichtszüge des Marſchalls in Pigols Statüe zu Strasburg, auf ſeinem Denkmal, mit denen der Statüe Auguſts, zu Dresden, iſt ſprechend, und auffallend.)

Literariſche Miſcellen.

Der zweite Heft der Iſis d. J. giebt Nachricht von einem neuerfundenen Perpetuum mobile. Die Verfertiger ſind zwey Künſtler aus der Schweiz, Namens Geiſer, Vater und Sohn, und ein Hr. Eiermann zieht damit umher, und zeigt es. Die Maſchine beſteht aus einem anderthalb Fuß hohen, durchbrochen gearbeiteten, Rad von Meſſing, auf deſſen Felge neun und dreyßig 1 1/2 Zoll lange und 3/4 Zoll dicke Walzen eingelenkt ſind, die ſich aufrichten und anlegen können; durch jenes wird der Radhebel (die Speiche) verlängert, durch dieſes verkürzt. Das Anlegen geſchieht unten, das Aufrichten oben; daher ſind immer auf einer Seite des Rades die Walzen verlängert, auf der andern verkürzt, wodurch ein ſehr großes Uebergewicht entſteht. Die Maſchine iſt, wie man ſieht, ſehr einfach, und ſelbſt genaue Beobachtungen und Unterſuchungen haben noch keine Andeutung eines verborgenen Mechanismus ergeben. Die Iſis ſagt indeſſen: ſchiebe man das Rad zurück, ſo ſpüre man deutlich, daß auf der Seite der aufgerichteten Walzen eine Ueberwucht ſey. Wer fein fühle, müſſe merken können, ob dieſe Ueberwucht durch eine Feder bewirkt werde, weil im Rad eine Art Schwung entſtehen müſſe. Die Iſis bittet um desfallſige Beobachtungen. –

In Leipzig iſt zwiſchen einem adlichen und einem bürgerlichen Studenten über einen Stuhl in dem Auditorio des Prof. Gilbert ein Streit entſtanden, in welchem der adliche Herr Unrecht gehabt, dennoch aber, mittelſt klingender Beweisgründe, Recht behalten haben ſoll. Darüber rückt nun ein Hr. Tr....s in demſelben Heft der Iſis eine weitläuftige Klage ein, und appellirt „im Namen aller Rechtlichdenkenden“ an das „geſammte Vaterland!“ — Ad acta! das Vaterland hat mehr zu thun als ſich um die sedes der Leipziger Studenten zu bekümmern.

Erklärung.

Unſere in der Ankündigung des vierten Bandes des literariſchen Wochenblatts zugleich erwähnte Einrichtung, den Titel: neues literariſches Wochenblatt beyzugeben, hat den gehofften Beyfall nicht gefunden. Mehrere Briefe ſowohl von unſern neuen resp. Mitarbeitern als andern und neuerlich ein Brief von hoher Hand aus Holſtein, den Wunſch enthaltend: doch ja nicht die Bändefolge zu unterbrechen, haben uns dieſes zu erkennen gegeben und uns beſtimmt, jene Einrichtung zu unterdrücken und die Fortſetzung blos unter dem Titel:

Literariſches Wochenblatt vierter Band

erſcheinen zu laſſen.

Einrichtung und Preis bleiben; nämlich: 4 Reichsthaler ſächſiſch für jeden Band von 52 Stücken.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an, für welche letzteren das hieſige Großherzogl. Fürſtl. Thurn- und Taxiſche Lehnspoſtamt allhier und das Königl. Grenz-Poſtamt Erfurt hauptſächlich beauftragt und Nicht weniger iſt es auch die K. Sächſ. Zeitungsexpedition in Leipzig.

Weimar den 16. Juny 1819.

Gebrüder Hoffmann,
die Verleger.

Regiſter und der Titel zum 3ten Bande, werden in 14 Tagen nachgeliefert.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 2. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

August v. Kotzebue. (Fortſetzung.)

Nach Abgang Kotzebue's von dem Ruſſiſchen Handels-Conſulat in Königsberg ſchrieb er ſeiner Mutter aus Reval unter andern am 13. Sept. 1816 folgendes:

„Nach einer glücklichen Reiſe von 10 Tagen kamen wir wohlbehalten hier in Reval an, wo wir Alles, was uns lieb und theuer iſt, geſund vorfanden, und wo die Freude über unſere Ankunft um ſo größer war, da man ſeit mehrern Wochen die abgeſchmackteſten Gerüchte ausgeſprengt hatte; nemlich, der Kaiſer habe mich in Ungnaden verabſchiedet, und ich dürfe wegen der Briefe der Generalin Bertrand, weder die Ruſſiſchen, noch Preuſſiſchen, noch Oeſterreichiſchen Staaten jemals wieder betreten. Nun, Sie wiſſen ja ſchon, wie meine Neider ſeit 30 Jahren mit mir umgehen. Gott ſei Dank, daß ich noch immer, und auch dieſesmal, über ſie triumphirt habe. — Am 3. Sept. kamen wir glücklich in Petersburg an. Der Kaiſer iſt ſchon ſeit einiger Zeit abweſend; allein der Chef meines Departements, G . . . N. empfieng mich ſehr freundlich und fieng damit an, mich officiell zu verſichern, daß man mit der Führung meines Amtes in Königsberg vollkommen zufrieden ſey und mir ſehr wohlwolle. — Ich kann Ihnen ſo viel ſagen, daß, wenn ich denjenigen Platz erhalte, zu welchem man mir Hoffnung macht, auch Sie ſich recht ſehr darüber freuen werden, weil er mich Ihnen näher bringen würde. — Nun, theuerſte Mutter, leben Sie recht wohl, und vergeſſen nicht, daß ich nach einem Briefe von Ihnen ſchmachte." — Darauf kam ein Brief vom 29. Nov. 1816. „Meine geliebte Mutter! Ich hoffe, daß dieſer Brief ohngefähr am Neujahrstage in Weimar ankommen werde, folglich gratulire ich Ihnen vor allen Dingen recht herzlich zum neuen Jahre. Aber an einer kahlen Gratulation wird Ihnen wenig gelegen ſeyn; ich will Ihnen daher eine Neuigkeit mittheilen, von der ich mir ſchmeichle, daß ſie Ihnen ein recht fröhliches Neues Jahr machen werde. S. Maj. der Kaiſer hat mir die Beſtimmung angewieſen, Ihm monatlich Bericht zu erſtatten von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statiſtik, Finanzen, Kriegskunſt, öffentlichen Unterricht u. ſ. w. in Deutſchland und Frankreich in Umlauf kommen, und aus dieſen monatlichen Rapporten ſollen ſodann die verſchiedenen Miniſterien Auszüge erhalten, ein Jedes von der Materie, die in deſſen Fach ſchlägt. Dieſer Antrag iſt mir in ſo ehrenvollen, ſchmeichelhaften Ausdrücken geſchehen, daß die Beſcheidenheit verbietet ſie zu wiederholen. Ferner ſcheint es mir ein Geſchäft, welches nicht allein ganz mit meiner Neigung übereinſtimmt, ſondern in welchem ich auch für das Ruſſiſche Reich unendlich viel Gutes ſtiften kann; wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiſer ſelbſt und deſſen Miniſtern bekannt werden, was ohne dieſe Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre. Ich habe folglich ſchon aus dieſer Urſache den Antrag dankbar angenommen. Allein, wenn das Geſchäft auch weit weniger meinen Neigungen zuſagte, ſo hat doch dieſe Anſtellung noch einen andern Reiz für mich, dem ich nimmermehr widerſtanden hätte. Denn als nun die Frage entſtand, welcher Ort der bequemſte ſei, um dasjenige zu ſammeln, was zu meinen Berichten nöthig iſt, da fand es ſich, daß Weimar ſo ſchön in der Mitte zwiſchen Frankfurt und Leipzig liegt, daß die Buchhändler dieſer beiden Städte mir ſehr leicht Alles liefern können, was Frankreich und Deutſchland neues, merkwürdiges hervorbringen. Ich ſchlug alſo Weimar vor, und erhielt die gnädige Antwort, daß ich mir meinen Aufenthalt wählen könnte, wo ich wollte — Ich halte es für Pflicht des Wohlſtandes, Sr. K. Hoh. Ihren Grosherzog davon zu unterrichten, daß, und auf welche Art ich nach Weimar kommen werde, und ſeine Erlaubniß zu meinem dortigen Aufenthalte zu erbitten; darum lege ich einen Brief bei, und bitte Sie, Niemanden eher etwas zu ſagen, bis der Grosherzog dieſen Brief erhalten hat. Die herzlichſten Grüße an Bruder und Schweſter und an Alle, die unſere Freude theilen werden." — Auch folgende Stelle aus einem Briefe aus Reval vom 10. Jan. 1817 gehört hieher: „Es wird Sie intereſſiren, l. Mutter, einige Stellen aus dem Schreiben des Miniſters zu leſen, durch welches mir der Antrag geſchah. Ich habe, ſchreibt er, bei dieſer Gelegenheit das Vergnügen gehabt, neue Beweiſe von der Achtung zu erhalten, welche Sr. Majeſtät für Ihr Verdienſt hegen ꝛc. — Der Kaiſer will, daß Ihr Auftrag bloß wiſſenſchaftlich

Ausgegeben den 24. Juny.

„ſei, und daß man Sie betrachte, als einen Reiſenden ꝛc. Mit Vergnügen wird er Sie ganz den „Wiſſenſchaften ſich widmen ſehen ꝛc." — Nun? wo iſt hier eine Spur von diplomatiſcher Geheimnißkrämerey, wenn man anders dem Ruſſiſchen Cabinet eine ſolche Unwürdigkeit zutrauen ſollte? Aehnliche wiſſenſchaftliche Aufträge in England u. ſ w. haben ſchon mehrere Männer von Alexander dem Eroberer im Reiche der Cultur, erhalten. Wir Deutſchen ſuchen aber gleich in jeder Erſcheinung Syſteme, und tiefe Plane in Zufälligkeiten. — Kotzebue, durch die leztern Zänkereien, bei ſeiner leidenden Geſundheit, ziemlich mitgenommen, ſuchte um eine Stelle in Reval ſelbſt nach. Dieſe war anderweit vergeben, aber man erlaubte ihm, mit Belaſſung ſeines ganzen Gehalts, die Rückkehr dahin, um, wie man ſchrieb, dort in Muße ſeinen lit. Arbeiten leben zu können. Auch für einiger ſeiner Kinder Unterbringung erhielt er Kaiſerl. Zuſicherungen; (die ſchon zum Theil erfüllt ſind,) alles dieſes führen wir nach dem ausdrücklichen Inhalt eines Ruſſiſchen Miniſterialbriefs an. Er wollte aber in dieſem Jahre noch nicht zurückgehen, ſondern erſt, zu beſſerer Förderung ſeiner literariſchen Arbeiten, die Befreiung von der Viſitation der eingehenden Schriften auswirken, durch welche ihr Empfang gewöhnlich lange aufgehalten wird. Hier iſt alſo von einer Ungnade keine Rede; ſie ſteht nur in einigen Blättern ſeiner Gegner. Man hat ihn neuerlich gar in Englands Sold geſtellt. Das Wahre von der Sache iſt, daß er für einige ſeiner Schauſpiele anſehnliche Geſchenke, und dringende Einladungen nach England zu kommen, erhalten hat; daß er aber nicht hingehen wollte; und daß er ſeinen älteſten Sohn, dem als Obriſten verſtorbenen, nicht erlaubte, in Engl. Dienſte zu gehen, wozu dieſer einſt Luſt hatte.

War nun Kotzebue kein beſoldeter Spion, ſo läßt ſich alles Mißfällige ſeiner politiſchen Feder um ſo leichter aus ihm ſelbſt und ſchon abſichtsloſer erklären. Er war erſtlich in dieſem Fache offenbar ein Naturaliſt, ohne früheres Studium der einſchlagenden Wiſſenſchaften; er war Skeptiker und Eklektiker in jedem Fache, und mochte gern zuweilen die aus Laune und Widerſpruchsgeiſt nur flüchtig hingeworfene Sätze nachher ſtarr und ſteif in Schutz nehmen, ſobald man ihn darüber mit höhniſchem Tadel anfiel. In ſolchen Fällen loderte der Affect hell auf, und der Krieg gieng los. Zweitens kann man ihm doch nicht allezeit unrecht geben; man kann, die Uebertreibungen abgerechnet, nicht jede ſeiner Behauptungen unbedingt verdammen, z. B. wenn er ſich dem Spiel mit Conſtitutionen als einzigem Heile der Welt; wenn er ſich dem Turnen, ſoweit es in politiſche Jugendbünde ausartete, wenn er ſich der theoretiſchen Syſtemſucht und dergl. mehr entgegen ſtellt? Immer trenne man doch auch den Schriftſteller von dem Menſchen, und trage vor allen Dingen nichts dem Gemüthe oder dem böſen Character, zu Buche, was der wandelbare, von tauſenderlei Dingen gereizte Geiſt dieſes lebhaften Mannes etwa verſchuldet hat. In der famöſen Bülletins-Geſchichte, (deren erſter Weg ins Publikum durch Wegniſchen immer etwas dem feinen Gefühle Widerſtrebendes behält,) ſchrieb er mir folgendes von Mannheim am 12. Nov. 1818. „Allerdings „macht die Geſchichte mir empfindlichen Verdruß „und wirkt ſehr nachtheilig auf meine Geſundheit. „Allein für ſehr ſchwierig halte ich den Proceß „nicht;" (ich hatte das gemeint,) „vielleicht weil ich „der Reinheit meines Gewiſſens mich zu innig bewußt bin. Ich hoffe luce meridiana clarior zu „beweiſen, daß keine einzige Stelle meiner „Ueberſetzungen verfälſcht oder verdrehet worden." — (Seine zu den Acten gebrachte Erläuterung ſcheint auch allerdings gut gearbeitet.) — „Jezt iſt mir „ein Stein vom Herzen gefallen, da ich aus dem „Würzb. Urthel ſehe, welche Stellen es ſind. Bisher hatte ich wirklich gefürchtet, daß ich mir eine „Nachläßigkeit zu Schulden kommen laſſen. Wie „kannſt Du die halbe Phraſe für eine gefährliche „Klippe halten? ich überſetze ja nur, und darf nur „überſetzen, was meinen Hof intereſſirt, nicht was „Hr. L. und die Würzburger für nothwendig halten. „— Hätte ich die Idee gehabt zu ſchaden, ſo würde „ich die Phraſe nicht abgebrochen, ſondern fortgefahren haben. Secours étranger — le remède „seroit pire que le mal. So ſteht es in der Nemeſis, und das iſt doch wohl kein Kompliment für „Rußland? Ich habe alſo eine Bitterkeit gegen Rußland weggelaſſen." — „Dein Sohn," (er iſt Advocat) „ſchreibt mir, daß er mich für ſchuldig hält. „Dagegen läßt ſich freilich nichts einwenden. Du, „alter Freund, wirſt mir wenigſtens glauben, wenn „ich Dir bei Ehre und Seligkeit verſichere, daß ich bei Anfertigung meiner „Bülletins nie den entfernteſten Gedanken gehabt habe, durch Verdrehungen „Jemanden zu ſchaden." — Zum weſentlichen Heucheln, wie zur heimlichen Angeberey, war Kotzebue in der That zu ſtolz. Und wie konnte ein Mann zu ſo etwas taugen, der oft ſelber ſein Vertrauen zu leicht verſchenkte; und der, als er von Weimar abgieng, ſich ſeiner ſchuldloſen Verhältniſſe ſo bewußt war, daß er von den Gebrüdern Hoffmann,*) den Verlegern dieſer Blätter, dringend verlangte, „ſie ſollten, um ihm läſtige Zuſendungen zu erſparen, alle Briefe und Depeſchen „an ihn, ohne Ausnahme, öffnen, und nur „die nothwendigen davon, ihm überſenden. Denn," ſetzte K. hinzu, „ich habe kein einziges Geheimniß, das nicht jeder Ehrenmann „wiſſen dürfte." Die Gebr. Hoffmann bezeugen auch, daß niemalen etwas Bedenkliches für Hrn. v. Kotzebue eingelaufen ſey. Und man darf annehmen, daß, hätte es von ihm abgehangen, er auch ſeine Bülletins würde haben drucken laſſen. Denn was er dachte und urtheilte, das ſchrieb er faſt nur zu dreuſt in die Welt. — Wir gehen endlich zu dem literariſchen Wochenblatte über, das Politikern und Turnern ſo viel Aergerniß gegeben hat, und wovon der Erſte Band faſt ganz allein von ſeiner Feder iſt. Daß es für die feine Leſewelt und für den Zweck, einer leichten Ueberſicht und muntern Unterhaltung, den er ſich gedacht, ſehr glücklich berechnet war, beweiſt die ſtarke und wiederholte Auflage. An ein ſolches Blatt aber, das ein Mann oder wenige, in zween wöchentlichen Bogen, mit Auszügen aus einer bunten Menge Schriften liefern, muß man nur billige Anſprüche machen. K. wollte ihm anfangs auch blos den beſcheidenen Titel: Wochenblatt geben; der Zuſatz literariſches wurde blos zur Unterſcheidung von dem privilegirten Weimariſchen Wochenblatte nothwendig. Auch bei dieſem Gegenſtande möge man doch die Idee und Ausführung im Allgemeinen von den politiſchen Artikeln trennen. Ueber die letztern ſoll weitere Erklärung folgen, wenn wir, gleichſam als Poſtſcript zu dem jetzt geendigten dritten Bande, dem Kritiker folgende kleine Anekdote aus einer alten Handſchrift vorlegen: „Ein Kunſtfreund zu Corinth verſprach einem „Andern zu Athen, daß er ihm alle Monate ein „koptiſches oder ſamiſches Gefäß ſenden wolle. Er „ſandte ihm im erſten Monate eine Epichyſe, einen Ankos hoch und mit der Handhabe einen „Ankos breit. Sie war ſauber in Moos gepackt, „und machte dem Freunde eine große Freude. So „giengen die Sendungen fort; es kam ein Kraterion, ein Kylix u. ſ. w. jeden Monat richtig an, nur daß manchen Monat die Gefäße kleiner „und folglich mit mehr Laubwerk und Füllung umgeben waren. Es kam einmal ſogar ein niedliches „Simpulon des berühmten Vaſendrehers Therikles an, aber mit vielem Beiwerk verpackt. „Da wurde unſer Mann böſe und ſchrieb an den „Corinther: Beim Jupiter, o Epichares," (d. h. der Luſtige,) „Du ſchickſt mir mehr Laubwerk und „dürre Binſen als Gefäße." Der Luſtige antwortete: „Du mußt wohl nicht wiſſen, daß mir mein Nachbar, der Zimmermann, zwölf Kiſten gemacht hat, „wovon jede einen Ankos hoch iſt. Nun ſind aber „nicht alle Tage große ſamiſche Gefäße fertig, und „auch der berühmte Therikles arbeitet nicht ſtündlich „als ein großer Meiſter. Da nun der Kaſten einmal ſeine beſtimmte Länge hat, ſo iſt es nicht billig, daß Du gar kein Beiwerk mitnehmen willſt. „Du darfſt es nur wegſchütten." Wollen ſich die faſt zu ecklen Kritiker die 52 Bogen des liter. Wochenblattes als ſo viel Käſten von gleicher Größe denken, ſo wird man auch auf etwas Nachſicht künftig rechnen dürfen. Nicht alle Wochen liefern ja die größeren Meiſter Arbeiten, deren Anzeige des Anzeigenden Begeiſterung weckt und der Leſer ſchönen Dank verdient. —

In Anſehung mehrerer heutigen politiſchen Glaubensartikel, welche der Verſchiedene allerdings ſehr unbarmherzig angefochten hat, ſoll ihm nicht das Wort geredet werden, weil ich meine Mißbilligung gegen ihn ſelbſt, wie ſchon gedacht, mehrmals ausgeſprochen habe. War er aber auch in der Staatsrechtslehre oft ein arger Ketzer, ſo war er doch gewiß, um der römiſchen Curie ein Kunſtwort abzuborgen, in errore invincibili; er war es weder aus Gewinnſucht noch aus Kriecherey. Und das Verdienſt muß ich ihm laſſen, ſo heftig ihn jeder bittere Spott und Widerſpruch reizte, ſo war er doch tolerant gegen Bemerkungen, die aus reiner Quelle floſſen, daher er immer die entgegengeſetzte Meinung ſeiner Freunde gelten ließ. So kannte er z. B. meine abweichenden Anſichten, und drang gleichwohl wiederholt in mich, ihm Beiträge zu dem Wochenblatte zu liefern, die ich aus jenem Grunde anfangs abgelehnt hatte. Er nahm nun manchen Aufſatz auf, der das Blatt, das ſeinen Namen führte, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſtellt hat, und der auf ſeine Verantwortung ins Publikum kam. Er ſchrieb mir noch aus Mannheim ſeinen vollen Beifall, und lud mich zuletzt mit den Worten zu fleißigern Lieferungen ein: „Wenn Du auch anderer Meinung „biſt als ich, das thut nichts."

Aber es war auch nicht einmal Alles ſeine Meinung, oder ſeine Abſicht, was eingenommene Leſer dafür gehalten haben. Ich könnte manchen Aufſatz andeuten, deſſen Pfeil auf ganz andere Leute abgedrückt war, als auf die ſich K. zu zielen ſtellte: ich dächte dieſer und jener Bücherauszug hätte den Schalk verrathen müſſen, der dieſem Theile ſeines Motto getreu, Niemanden ſcheuete, ſobald er einen Trumpf in die Hand bekam. Noch einmal: der Mann, der für Euch ſchreibt, und der Mann der mit Euch lebt, ſind meiſtens zwei verſchiedene Weſen. Die Feder des lebhaften Kotzebue iſt freilich ein muthwilliges Roß, das mit ihm über Zäune und Graben ſetzt, und mitunter des Nachbars Pflanzungen beſchädigt. Aber ritten nicht ſchon Andere vor ihm recht queerfeld ein und manche Befriedigung nieder? Wenigſtens kann ich ſagen, daß es K. weh gethan, wo man ihn überführte, daß er zu weit gegangen war. Legt man nun den Schaden, den ſeine Politik der guten Sache gethan, in die eine Schaale, und den Nutzen, den dieſe Reibung für die Berichtigung der Ideen ſowohl, als für die Vereinigung der Gemüther, hervorgebracht hat, in die Andere, ſo würden wir am Ende die Erſte ſteigen ſehen. Die laute Mißbilligung, welche aus ſo vielerlei Volksclaſſen ſich gegen ihn hat vernehmen laſſen, wird auch gegen den Despotismus geiſtlicher und weltlicher Art, zum ſtarken Damme werden, wenn irgend eine Gewalt den Fortſchritt des erkannten Guten hemmen, oder nach Kotzebueſchen Irrthümern und Heiſcheſätzen verfahren wollte. Alle angefochtenen Fehlſchlüſſe, alle von ihm zu ſchneidend und zu allgemein hingeſtellten ſeiner Sätze, ſind ja der Befeſtigung des Gegentheils zu gute gekommen. Nicht die paar Mächtigen, die etwa noch an jenen Sätzen halten, machen die künftige Geſchichte der Staaten; dieſe wird aus der Stärke der öffentlichen Meinung hervorgehen. Uebrigens würde K. zu einem Plane Anderer die Welt wieder blind und knechtiſch zu machen, gewiß nicht die Hand geboten haben. Er konnte 1819 noch eben ſo gut behaupten wie 1796 in den jüngſten Kindern meiner Laune (S. 236. Th. V) „nur einmal in meinem Leben habe „ich andern Leuten zu gefallen ein Buch geſchrieben; „es war das Werk vom Adel. Ich könnte Vieles „darüber ſagen, aber ich darf nicht.“ Er ſagt in eben dieſem Buche (S. 233) „Es ſcheint überhaupt „mein Schickſal zu ſeyn, daß, indeſſen Herr Huber „und Conſorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausſchreien, die Despoten hinwiederum mich, „als einen gefährlichen Democraten, ihrer mißtrauiſchen Aufmerkſamkeit würdigen.“

---

*) Als K. dieſen Brüdern den Verlag des Wochenblatts anbot, überließ er es ohne Knickerey ganz ihrer Rechtlichkeit, was ſie ihm als Honorar beſtimmen würden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Religionsweſen in Frankreich.

Der 1te Heft des 7ten Bandes der Hiſt. Bibl. liefert wieder eine gute Anzahl von Belegen zu dem unſinnigen Fanatismus der katholiſchen Geiſtlichkeit im ſüdlichen Frankreich, von denen wir einige der auffallendſten mittheilen wollen.

In Sct. Rambert verſagt der Vicarius einem eilfjährigen Mädchen Abendmahl und kirchliches Begräbniß, weil es — die Bücher ſeiner Schullehrerin nicht hat verdammen wollen.

In Sct. Etienne fragt der Vicarius eine Frau, bevor er ihr das Viaticum reicht: ob ſie an die zerſtreute gleichwie an die verſammelte Kirche glaube? der ehrlichen Frau iſt das zu hoch, ſie weiß nicht zu antworten, und wird nun ſofort, zum großen Aergerniß der Stadt, der Sacramente und des kirchlichen Begräbniſſes beraubt.

In Sct. Galmier wird der Vicarius zu einer Mdme. Odin gerufen und verſagt ihr die Beichte, weil ſie ſich begnügt zu glauben, was die Kirche glaubt. Er aber verlangt, ſie ſolle ſagen: ich glaube, mein Herr, was Sie glauben; ſie verweigert es, ſich einer ſolchen ungebräuchlichen, ja unerhörten, Formel zu bedienen, und der Vicarius läßt ſie nun ohne Sacramente ſterben, und verſagt das kirchliche Begräbniß.

Die ſo vielfältig verfolgten und gequälten Gläubigen der Lyonner Diöceſe haben endlich ihre Klagen vor die beiden Kammern gebracht, und ein Geſetz verlangt, welches die königlichen Gerichtshöfe bevollmächtige, über dergleichen Verſagungen der Sacramente und des kirchlichen Begräbniſſes, ſo wie über alle andere ſchismatiſche Handlungen, öffentliche Verläumdungen und Amtsmißbräuche der Prieſter zu erkennen.

Die Hiſt. Bibl. ſtellt dagegen einige Bemerkungen auf, die wir darum hier mittheilen, weil ſie in Bezug auf das in Frankreich beſtehende Verhältniß des Staats zur Kirche von einiger Erheblichkeit ſind, und zu ganz eigenen Betrachtungen Veranlaſſung geben können.

Im Allgemeinen, ſagt ſie, geben die Klagen dahin, daß die catholiſche Geiſtlichkeit Taufe, Beichte, Abendmahl, Trauung, Begräbniß, Pathenſtand, Sargtuch und Weihkeſſel Catholiken verſagt, die ein Recht auf alles dieſes Ceremonial zu haben vermeinen und man fordert nun Hülfe von Seiten der Civilgewalt, der Tribunäle und der Geſetze um die Herren Geiſtlichen zu zwingen, das alles zu verwilligen.

Die Forderung ſcheint uns aber im Allgemeinen wenig begründet zu ſeyn, und vielleicht haben einige gute Köpfe, die ſie mit Eifer und Einſicht unterſtützen, nicht genug beachtet, in wiefern ſie der Charte und den Grundſätzen unſerer Regierung entgegenſteht, und wie traurig dieſe Lehre (?) für die öffentliche Ordnung ſeyn dürfte.

Jede Geſetzgebung für einen civiliſirten Staat iſt ein aus Vorſchriften beſtehendes Ganzes, das billigerweiſe keine Summe von Pflichten auflegen darf, ohne eine gleiche Summe von Rechten zu gewähren. (Auch einer von den abgedroſchenen Sätzen; wenn aber doch nun einmal gerechnet werden ſoll, ſo kommt es unſeres Bedünkens gar nicht ſowohl auf die Gleichheit der Summen an und für ſich ſelbſt an, ſondern vielmehr auf das gegenſeitige moraliſche Werthverhältniß. Es kann einzelne Pflichten geben, die nur durch einen zehnfachen Werth an Rechten aufgewogen werden können; daſſelbe findet, im umgekehrten Fall, rückſichtlich einzelner Rechte ſtatt. Aber der Numa oder Salomo ſoll noch gebohren werden, der uns die Elemente einer ſolchen Moral-Mathematik darlegt, und doch bleibt ohne ſie, genau genommen, unſer ganzes modernes nun einmal auf das Haarſpaltige hinausgehende Geſetzgebungs- und Conſtitutionsbauweſen Stück- und Flickwerk! Die Alten waren hierin klüger. Sie zimmerten aus ganzen Blochen ein tüchtiges ſolides Haus, rückten dann zuſammen, ſo gut es gehen wollte, ohne eben ein Geſchrei zu erheben, wenn der Nachbar ein paar Quadratzoll mehr Raum einnahm, und dergleichen Häuſer haben Jahrhunderte beſtanden; wir hingegen zimmern aus Stücken und Stückchen, die am Ende nirgends recht aneinander paſſen, keiner kann dem andern den Raum ſubtil und kümmerlich genug zuſchneiden, und ehe wir es uns verſehen, fällt uns das Haus über dem Kopf zuſammen.)

Die franzöſiſche Charte, dem nothwendigen Grundſatz der Freiheit alles Gottesdienſtes die Weihe ertheilend, legt niemanden, dem Fürſten ſo wenig als den Unterthanen, die Pflicht auf, catholiſch zu ſeyn; ſie kann folglich auch niemand den Genuß der dem Katholicismus anklebenden Rechte garantiren; ſie legt keinem die Verbindlichkeit auf, ſich von catholiſchen Geiſtlichen trauen und beerdigen zu laſſen, folglich kann ſie auch keinem das Recht garantiren, von dieſen Geiſtlichen getraut oder beerdigt werden zu müſſen, und eben ſo wenig kann ſie die letztere geſetzlicherweiſe dazu zwingen.

Wohl aber hat das Geſetz verordnet, daß wenn ein Geiſtlicher, von irgend einer Confeſſion, ſich weigert, einen Todten zu beerdigen, die öffentliche Macht einen ihrer Agenten beauftragen ſoll, dies zu bewirken, und mehr konnte man von dem Geſetz nicht verlangen. (Wie aber, wenn — der vorliegende Heft d. j. H. B. giebt ſelbſt ein ſolches ſcheußliches Beyſpiel an — ein fanatiſcher Prieſter einen, gegen ſeinen, des Prieſters, Willen, von der weltlichen Behörde beerdigten Todten wieder ausgraben und außerhalb des Kirchhofs hinwerfen läßt?)

Die catholiſche Geſellſchaft (?) iſt, wie jede andere politiſche oder religiöſe Geſellſchaft, eine freie, vereinigt auf Bedingungen, die ſie feſtgeſetzt hat, oder doch feſtſetzen konnte und kann, und nur eine darunter iſt ſtreng, nehmlich: daß dieſe Bedingungen den Staatsgeſetzen nicht zuwider laufen dürfen, weil der Staat dieſen Geſellſchaften zuvor beſteht, und unbeſtreitbar vorzugsweiſe Rechte hat. Es läßt ſich daher allenfalls nur die Bemerkung machen, daß es dieſer religiöſen Geſellſchaft eben ſo geht wie denjenigen politiſchen Geſellſchaften, wo, rückſichtlich der Rechte und Pflichten, zwiſchen den Beherrſchern und den Beherrſchten keine Uebereinkunft voraus Statt gefunden hat: die letztern bleiben der Willkühr der erſtern unterworfen! (Aber ums Himmels willen! iſt denn in religiöſer Hinſicht eine ſolche Uebereinkunft möglich geweſen? Iſt ſie noch, ſelbſt im Gefolge einer kirchlichen Revolution, möglich? Nicht einmal die Proteſtanten erfreuen ſich eines ſolchen ganz außer der Natur der Dinge liegenden geiſtlichen Conſtitutions-Vertrags, aber ſie bedürfen deſſen auch nicht, denn bei ihnen tritt ſelbſt das geiſtliche Recht nur als ein vom Staate ausgehendes auf, und wo jenes nicht zureicht, ergänzt dieſer. In Frankreich hat man freilich, wie wir gleich hören werden, darüber etwas andere Anſichten! —) Da ſich nun die bürgerlichen Geſetze mit den Bedingungen, die unter der befehlenden (commandants) und befehligten (commandés) Catholiken beſtehen, nicht befaſſen, ſo bleiben dieſe der Diſcretion jener überlaſſen, und da ſie ſich geneigterweiſe die Pflicht aufgelegt haben, ſich von catholiſchen Geiſtlichen trauen, beerdigen ꝛc. zu laſſen, ohne jedoch darum das Recht zu haben, ſie dazu zu zwingen (Präcluſionsfälle ausgenommen, rückſichtlich deren beſtimmte Vorſchriften vorhanden ſind, über deren Anwendbarkeit jedoch nur ein Dritter — d. h. weder der Verſagende noch Fordernde — entſcheidet) ſo bleibt ihnen nur unter dreierlei die Wahl: entweder ſie müſſen erwarten, begraben zu werden ohne den Beiſtand ihrer Geiſtlichen, wenn es denen alſo beliebt, oder ſie müſſen dahin gelangen, dieſen jeden Mißbrauch ihrer conventionellen Gewalt unmöglich zu machen, oder ſie müſſen ſich daran gewöhnen, ihrer Geiſtlichen — ganz zu entrathen. Weiß man doch nicht einmal, in wie weit die

Todten dieſen Geiſtlichen auferlegen dürften, ſie zu begleiten; da jenen geſetzlich die Freiheit zuſteht, dieſen ebenſowohl den Grosmufti als, ganz einfach, den Viertelsmeiſter vorzuziehen!

Die Hiſt. Bibl. meint, auf dieſe Weiſe eben ſo ſehr zu Gunſten der befehlenden als befehligten Catholiken zu ſprechen. Die erſtern könnten ohnmöglich die Zeiten zurückwünſchen, wo die höchſten Gerichte Geiſtliche wegen ähnlicher Dinge aus dem Reiche verbannten. So wie aber das Civilgeſetz die ſogenannten canoniſchen Geſetze gegen die Befehligten darum nicht begünſtige, weil jeder Bürger nur den Geſetzen des Staats unterworfen ſey, ſo könnten hinwiederum dieſe letztern auch die Befehlenden zur Befolgung gewiſſer Normen nicht zwingen wollen, da die, unter beiden Theilen der catholiſchen Geſellſchaft verabredeten, ihrer Natur nach frei wären. Das Staatsgeſetz empfehle beiden nur Achtung gegen die von ihm feſtgeſetzte Ordnung ꝛc.

Ueber, oder vielmehr gegen, den Inhalt dieſer Bemerkungen ließe ſich ein Buch ſchreiben, wir haben aber nicht Luſt, hier noch weiter etwas hinzuzufügen, als daß wir aufrichtig ein Land beklagen müſſen, in welchem der Staat in einem anſcheinend ſo philoſophiſch-liberalen, in der That aber höchſt ſchnöden und unwürdigen Verhältniß zu den religiöſen Vereinen ſeines Gebiets ſteht, die er nicht ſchlechter, aber im Grunde auch nicht beſſer, betrachtet und beachtet als Clubbs, Handelsgeſellſchaften und alle andere geſellſchaftlichen Vereine. Daß aber ein ſolches Verhältniß nicht beſtehen kann, ohne über kurz oder über lang den Staat ſelbſt zu gefährden und ihm vielleicht den Untergang zuzuziehen, verſteht ſich von ſelbſt. Die armen, von ihren fanatiſchen Prieſtern verfolgten Catholiken bedauern wir aber um ſo mehr, da ſie, in geſetzlicher Ermangelung aller Hülfe von Seiten des Staats, und außer Stand, ihren Peinigern wenigſtens Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ſie dadurch zur Raiſon zu bringen, vor der Hand in der That nur auf einen der drei Paſſionswege beſchränkt bleiben, welche die Hiſt. Bibl. ihnen nachgewieſen hat.

Der arabiſche Orlando, Stammvater der europäiſchen [illegible]

Herr Hamilton, ein bey der engliſchen Geſandtſchaft zu Konſtantinopel angeſtellter Gelehrter, beſchäftigt ſich ſeit einiger Zeit mit der Ueberſetzung von Autar Leben und Ebentheuern, aus dem arabiſchen, eines im Morgenland hochberühmten Helden und Ritters. Er hofft mit ſeiner Arbeit, die ſchon bis zum dritten Band vorgerückt iſt, in dieſem Jahre zu Ende zu kommen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Romanziers des ritterlichen Zeitalters, welches auf das Jahrhundert Karls des Großen folgte, d. i. auf die Zeit der Einfälle der Saracenen in Europa, aus dieſer morgenländiſchen Heldengeſchichte, der Stoff zu den Liebſchaften, Thaten und Schlachten, der Rolande, Amadiſſe, Ruggieri ꝛc. geſchöpft haben, denn das Werk iſt der wahre Orlando furioſo. Obgleich das Ganze in Proſa geſchrieben iſt, ſo ſind doch alle Dialogen, alle Liebesklagen, alle heroiſche Declamationen, in Verſen verfaßt, was der Erzählung viel Leben und Mannichfaltigkeit giebt. Auch Epiſoden ſind mit vieler Kunſt angebracht, ohne den Gang der Hauptbegebenheiten zu unterbrechen. Alles iſt mit großer Leichtigkeit in einander verwebt, was um ſo mehr bewundert zu werden verdient, wenn man bedenkt, zu welcher Zeit dieſer Roman verfertigt wurde. So wie durch die Kreuzfahrten und Kriege gegen die mahomedaniſchen Völker, unſere Gärten mit einer Menge Gewächſen und Kräutern bereichert wurden, deren jetzige Nationaliſirung ihren morgenländiſchen Urſprung nicht mehr ahnden läßt, ſo gilt dieſes auch von manchen Theilen unſerer Literatur, und von unſern frühern Sitten die ritterliche Galanterie, und was von dieſer ſonſt bey unſern ritterlichen Verfahren ausging, kam mit den Saracenen und Mauren zuerſt nach Spanien und von da über Frankreich und England bis in unſere Burgen, nun in Schutt und Graus, wie dieſe liegend.

Miscellen aus periodiſchen Schriften.

In der Minerva (März d. J.) wird einer ſchon mehr bekannten Volksſage erwähnt, die unter den Bewohnern der Barbarey allgemein im Umlauf iſt, und mit derjenigen, die einſt zu Perus Unterjochung ſo Vieles beitrug, große Aehnlichkeit haben ſoll. Es hat ſich nemlich unter den Mauren der allgemeine Glaube fortgepflanzt, es ſei der unerſchütterliche Rathſchluß des Himmels, daß einſt ihr Land durch chriſtliche Soldaten, angethan mit rothen Kleidern, erobert werden ſolle. Schon viele Jahrhunderte lang hat ſich dieſe Sage erhalten, und wahrſcheinlich iſt ſie zur Zeit der Kreuzzüge entſtanden. Selbſt die Imams meſſen derſelben religiöſen Glauben bei, und verkündigen, daß jene furchtbare Kataſtrophe an einem Freitage eintreten werde; daher die, an der ganzen Küſte der Barbarey eingeführte Vorſichtsmaßregel, an Freitagen die Thore der Städte zu einer beſtimmten Tageszeit zu ſchließen, während ſelbſt die entſchloſſenſten und am mindeſten abergläubigen Einwohner, häufig mit ſeewärts gewandten Blicken um Abwendung der drohenden Gefahr beten.

Die Bibliothéque historique (1. Cah. 7. Vol.) enthält ein Schreiben eines angeblichen Engländers über den moraliſchen und politiſchen Zuſtand Italiens, in welchem unter andern gefragt wird: ob wohl die zur Verſchönerung Roms von den Franzoſen unternommenen, unter der jetzigen Regierung aber liegen gelaſſenen Arbeiten wieder aufgenommen werden dürften, wenn die, öſterreichiſcher Seits projectirt ſeyn ſollende Vereinigung Roms mit den italieniſchen Staaten des Kaiſers zu Stande kommen ſollte? Der Briefſteller zweifelt. „Wahr iſt es — ſagt er — die Nachkommen der Gallier haben, mehr als die Italiener ſelbſt, Eifer für die Erhaltung des Erbtheils bewieſen, das dieſe von ihren Vätern erhielten, aber anders iſt es mit den Deutſchen. Wie die früher den germaniſchen Wäldern entſtrömten Völker, ſcheinen auch ſie Italien nur beſitzen zu wollen, um es auszuleeren.“ (Kennbarer hätte ſich wohl der — Franzoſe nicht verrathen können! Die berüchtigten franzöſiſchen Kunſtplünderungen in den neunziger Jahren ſind den Italienern noch unvergeſſen, und großentheils den Deutſchen danken ſie den Wiedererwerb ihrer verlohrnen Schätze!)

Was nun jenes Project betrifft, ſo wagt er zwar nicht, zu behaupten, daß die darüber umlaufenden Gerüchte wahr ſeyen; ſtellt aber doch allerhand, was wir nun ſchon längſt aus den Zeitungen wiſſen, dermaßen zuſammen, daß dem geneigten Leſer, wenn er nur etwas combinatoriſchen Verſtandes iſt, die Sache ſo gewiß wird, als das 2 + 2 = 4 iſt. Er erzählt auch die bekannte rührende Zuſammenkunft des Kaiſers mit der Herzogin von Parma, und ſagt dann: „Die ſeltſamen Schickſale der Herzogin von Parma wirken lebhaft auf die rege Einbildungskraft der Florentiner. Ohne eben eine ausgezeichnete Schönheit zu ſeyn, beſitzt ſie doch friſche und glänzende Farben, und eine ſtete, leicht durch ihr Unglück erklärbare, Melancholie verbreitet einen eigenen Reiz über ihre Geſichtszüge. Uebrigens ſieht man an der Eleganz ihres Anzugs und ihrer Manieren, daß ſie in der Schule der franzöſiſchen Damen geweſen iſt. (Sind die franzöſiſchen Damen beſcheidener als der Briefſteller, ſo werden ſie geſtehen müſſen, daß vielmehr ſie gezwungen waren, bei der deutſchen Kaiſertochter in die Schule zu gehen, um zu lernen, „in der Grazie züchtigem Schleier den Scepter der Sitte“ auf eine würdigere Weiſe zu führen als unter den Bonapartiſchen Herrſcherinnen geringeren Stammes.) Ihr Sohn iſt ein ſchönes Kind, und gleicht unterwärts den Prinzen des öſterreichiſchen Hauſes, ſeine Augen aber haben denſelben Schnitt wie die ſeines Vaters, und auch etwas von der wunderſamen Lebhaftigkeit derſelben. Ueberall aber, meint der Briefſteller, frage man einander mit Befremden: was doch wohl einen ſo umſichtigen Hof, wie den Wiener, bewege, dieſes Kind den Völkern Italiens zur Schau zu ſtellen? er weiß zwar noch nicht, ob der Prinz ſeinen Großvater in die Stadt begleiten werde, zu deren König er bei ſeiner Geburt ausgerufen wurde, hat aber doch ſo viel gehört, daß das Quirinal die Reſidenz des weltlichen Herrſchers werden ſoll, (der Geiſtliche bleibe dann im Vatikan) und meint, es ſey wahrſcheinlich, daß die Ausführung aller dieſer Projecte, wenn dieſe anders wirklich exiſtirten, doch wenigſtens bis zum Ableben Pius des Siebenten ausgeſetzt bliebe. (Wirklich? nun das wäre doch in der That noch zartſinnig genug! der große Napoleon mit den wunderſam lebhaften Augen wußte ſich kürzer zu faſſen!)

Literariſche Miscellen.

In der Allg. Litt. Zeitung wird, in einer Recenſion von Gerlachs Grundriß der Religionsphiloſophie ſehr treffend geſagt: der richtige Tact der Deutſchen bewähre ſich beſonders darin, daß, wenn auch eine neue literariſche Erſcheinung augenblickliches Aufſehen zu erregen, und einige Dutzend Federn für und wider zu beſchäftigen vermöge, dennoch nur das, was der Wiſſenſchaft wahrhaft frommt, bleibend wirke und die Ephemeren des Tages überlebe. — An Hrn. Gerlach aber wird unter anderem gelobt: ſeine Entfernung von den philoſophiſchen Modethorheiten unſerer Zeit, namentlich von dem, den jugendlichen Geiſt Mehlthauartig vergiftenden, Myſticismus einiger unſerer modernen Schwächlinge. Das iſt ſchon aller Ehren werth, und wir wollen Hrn. Gerlachs Werk, das auch unſern Beifall hat, Allen empfohlen haben, denen eine Religionsphiloſophie Bedürfniß iſt.

Wem etwa die Luſt anwandeln ſollte, ſich unter die ſüdamerikaniſchen Inſurgenten anwerben zu laſſen, wird wohl thun, vorher erſt eines Engländers, James Hackett, Geſchichte ſeiner Schickſale im Dienſte dieſer Inſurgenten zu leſen. Der Krieg wird, ſowohl von ihrer als von ſpaniſcher Seite, mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit geführt und bei den Inſurgenten herrſcht überall die höchſte Armuth an Waffen, Kleidung und Nahrungsmitteln.

Ihr ganzer Unterhalt beſteht ſehr oft nur aus Mauleſelfleiſch, wilden Früchten und etwas getrocknetem Korn, welches ſie bei ſich in den Taſchen tragen; ja, das Corps des Generals Bolivar ſoll oft Tagelang nur von getrocknetem Korn und Waſſer gelebt haben, und an Sold war nicht mehr zu denken. (Das ganze Vermögen der Inſurgenten überſtieg, nach dem Berichte eines ihrer Agenten nicht die Summe von 20,000 Pfund.) Drei viertel der Inſurgenten-Armee ſind nur mit Knitteln und Meſſern verſehen, und eine wollene Decke mit einem Riemen um den Leib feſtgebunden, und mit einem Loche verſehen, durch welches der Kopf geſteckt wurde, war häufig die Tracht der Officiere, und ſelbſt der Oberſten. Die Armee-Corps ziehen ohne alle Ordnung in Horden umher, und Verzweiflung bezeichnet jeden ihrer Schritte. Im Treffen ſind ſie brav und entſchloſſen, und, ohngeachtet des Mangels an Waffen, Disciplin und Ordnung beim Angriffe, oft ſiegreich. Unmittelbar auf ein Treffen folgt aber ein entſetzliches Niedermetzeln aller Gefangenen und der Verwundeten, die noch hülflos auf dem Schlachtfelde gefunden werden. Gegen die Aufnahme von Ausländern in ihre Armeen haben die Inſurgenten, theils aus Neid, theils aus zu großem Selbſtvertrauen, entſchiedene Abneigung, und ſelbſt die engliſchen Officiere ſind kaum vor Ermordung ſicher. Das Anſehen der Schwarzen hingegen iſt ſchon ſo groß, daß ſie ſich zu den höchſten Militärſtellen hinaufſchwingen, und das Syſtem der Sclaverey iſt ganz aufgehoben. Hr. Hackett glaubt, das endliche Schickſal von Südamerika werde dem von St. Domingo ähnlich ſeyn; die neueſten Nachrichten von daher ſcheinen jedoch dieſe Anſicht nicht zu begünſtigen.

Der Aprilheft der Minerva d. J. liefert einige Bemerkungen zu den Aufſätzen, Sachſen betreffend, im Jan. u. Febr. Heft dieſes Journals. Da der Vf., was die Widerlegung des Venturiniſchen Aufſatzes betrifft, ſich größtentheils auf zwei ſchon bekannte Schriften bezieht, nehmlich auf die acten- und thatmäßige Widerlegung einiger der gröbſten Unwahrheiten ꝛc. und auf das Exposé de la marche politique du roi de Saxe, ſo verweiſen wir die Leſer um ſo lieber auf dieſe Schriften ſelbſt. Daß ſich der König von Sachſen, nach der Groß-Görſchener Schlacht von Napoleon zu einer cathegoriſchen, über das Schickſal des Königs ſowohl als der ſächſiſchen Lande entſcheidenden, Antwort dermaaßen gedrängt ſah, daß ihm am 9. May ſogar nur noch zwei Stunden zur Entſcheidung übrig gelaſſen wurden, und außer Stande einen Aufſchub zu gewinnen, um ſich mit dem öſterreichiſchen Hofe zu berathen und von dorther, wo ſelbſt alles noch ſchwankte, ein feſtes Reſultat zum Stützpunct zu erhalten, zu ſeiner und ſeines Landes Rettung, zur Rückkehr nach Sachſen entſchloß, bedarf wohl in der That keiner Entſchuldigung weiter. — Zu den Urſachen, welche bisher noch die Einführung einer beſſern Landtagsverfaſſung in Sachſen gehindert haben, rechnet der Vf. unter andern: 1) die Reverſalien, welche der Landesherr beim Antritt ſeiner Regierung und bei jedem Landtage den Ständen über Beibehaltung der herkömmlichen Verfaſſung ausgeſtellt hat, und die der König nicht eigenmächtig überſchreiten will. 2) die Intereſſen und Vortheile der altadlichen Ritterguthsbeſitzer und ſchriftſaſſigen Stadträthe . . . 3) die ungemeine Anhänglichkeit der Sächſiſchen Corporationen und Volksclaſſen an das Alte und Herkömmliche. 4) die Bemerkung, daß Volksvertretungen entweder, wie im neulichen Frankreich, durch Militär- oder Miniſterial-Despotie beſchränkt, gelähmt, und aufgehoben, oder, wie in Alt-England, durch Beſtechungen und Anſtellungen können geleitet werden; daß in beiden Ländern ſchreiendere Gebrechen vorkommen und fortdauern, als in mancher unbeſchränkten Monarchie; daß daher nicht, wie unſere Zeitſchriftſteller verkünden, in repräſentativer Verfaſſung allein, Rettung und Heil zu finden iſt, (o doch! wenigſtens für alle, die ſonſt ſchwerlich Hoffnung gehabt hatten, beſtochen oder angeſtellt zu werden!) ſondern ein gerechter und milder Regent mehr gilt, als die am beſten zuſammengeſetzten und geſinnten Landſtände. 5) Die oft abſprechenden, harten, und eben deshalb nur erbitternden, Ausfälle in Büchern und Schriften gegen Sachſen und ſeinen König ꝛc." Dieſe letztere Urſache will uns aber nur dann einleuchten, wenn wir annehmen, jene Ausfälle hatten nicht nur erbittert, ſondern auch nach und nach ſo ängſtlich gemacht, daß man lieber alles vermeide, was zu einigem Aufſehen, und zu abermaligen Ausfallen Gelegenheit und Veranlaſſung geben könne. Das wäre aber in der That wunderlich genug gedacht. Wer in ſeinem Hauſe eine nothwendige Reparatur zu machen hat, und die Sache verſteht, der frägt den Henker darnach, was die Leute draußen über ihn oder über ſein Haus oder auch über ſeine Reparatur für Urtheile fällen, oder, wohl gar nur, fällen dürften. Er baut in Gottes Nahmen verſtändig und ruhig weiter, und läßt die Leute ſchwatzen ſoviel ſie Luſt haben.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 3. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

August v. Kotzebue. (Fortſetzung.)

Willſt Du Dir nun, lieber Leſer! von Kotzebue dem Menſchen, ein kenntlich Bild machen, ſo dränge alle dieſe Züge und Umſtände noch einmal nahe zuſammen. Verfolge ſeine Kindheit, ſein frühes Weltleben, ſeine außerordentlichen Schickſale, ſein Glück und ſeine Celebrität, dringe aber auch mit mir in das Heiligthum ſeiner Häuslichkeit, wo ſich der Sohn, der Gatte, der Bruder, der Vater ausſpricht, wo er ſich mit Freuden vertraulich erheitert; wo er, wenn es gilt, für Andere raſch und kräftig handelt; ja ſich wohl gar an nicht genug Gekannte arglos hingiebt. Seine liebſte Exiſtenz war die am Schreibtiſche, und bei Arbeiten und Geſchäften hielt er auf Pünktlichkeit und Ordnung. Er liebte kleine Gaſtmäler, aber keine Schwelgereien, und war im phyſiſchen Verſtande ein nüchterner Poet. Wem Verhältniſſe von dieſer Zartheit, wem Freuden dieſer Art Genuß gewähren, ſagt an: kann der ein verdorbener Menſch, kann er ein planmäßiger Böſewicht ſeyn? Doch nichts ſoll mich beſtechen, ſeine Fehler des Eigenſinnes, der Heftigkeit, ſeines Hanges zur Satyre zu vermänteln, über deren Urſprung er ſich ſelbſt im 5. Bande der jüngſten Kinder ſeiner Laune warnend verbreitet hat. Freilich kann das Glück, dem er ſo Vieles abgetrotzt, aber ſo viel ich weiß, nichts kriechend und achſeltragend abgeſchmeichelt hatte, es kann viel beigetragen haben, ihn, den immer Kecken, zu verwöhnen. Ich mag übrigens den von mir mehrmals im Stillen Beobachteten in die Tiefen ſeiner Seele verfolgen wie ich will, ich habe immer mehr heftige Affecten, mehr Uebereilungsfehler und gewaltſame Naturreize, doch keine Verdorbenheit, keine Unwahrheit im Ausdruck ſeiner Gefühle, nur Wandelbarkeit derſelben, auf dem Grunde wahrgenommen. Sein blaues Auge hielt den feſten Blick des Mannes aus, und warf der treuherzigen Blicke öfterer als der ſatyriſchen. Auch ſeine Eitelkeit artete nicht in kleinliche Schwäche aus. Denn ſo ſchrieb er z. B. ſeiner Mutter, als man ihm bei der Ankunft in Mannheim eine Nachtmuſik und ein Gedicht dargebracht hatte: „Das Gedicht, l. M., darf ich Ihnen nicht mitſchicken; denn es enthält des Lobes zu viel."

Hätte man ihn und ſeine öffentlichen Verhältniſſe ſo gekannt, wer möchte den Dolch auf ihn haben zücken wollen? Oder wie? wollte der ſchwärmeriſch rechnende Jüngling in Kotzebue weniger das antiliberale Individuum treffen, als vielmehr ſymboliſch den tödtlichen Abſcheu deutſcher Jugend gegen alle fremde Einwirkung überhaupt andeuten? wollte er das neuaufgeregte Verlangen nach einem ſelbſtſtändigen Deutſchland, mit Blute inniger verkitten? Das ſei dahin geſtellt; ſo wie alle Folgen dieſer That, die vielleicht Kotzebues und Sands Namen auf eine ſehr ſpäte Nachwelt bringen. — —

Unglücklicher, verirrter Jüngling! lähmte Dir nicht das Gewiſſen die bewaffnete Hand, als Dir Kotzebue in Begleitung eines jüngern unſchuldigen Kindes entgegen trat, das bei der raſchen That bewußtlos ausrief: „der Vater ſpielt Krieg?" — Sie haben Dir verziehen, die durch Dich Verwaiſten; ja, ſie miſchen eine Thräne des Mitleids in die Ströme, die dem Verlohrnen fließen. Er liegt nun in der Stille des Grabes, um welches her ſeine Gegner noch immer unbarmherzig lärmen und die Verſtändigen auf eine ruhigere Zeit, um ihn zu richten, warten. Nicht die Seufzer der Familie, die er ſo ſtark geliebt, (er hinterläßt eine Wittwe und 13 Kinder,) nicht die Töne und Klänge der Welt erreichen mehr ſein auf ewig verſchloßnes Ohr, und die erſtarrte Hand greift nicht wieder nach der ſcharfen Feder, die den Dolch herausgefodert hat. — Den Seinigen zum Troſte kann man fragen, ob den außerordentlichen Mann in einer ſo ungewiſſen Zeit, wie die unſere, nicht noch einſt ein ander grauſames Verhängniß ergriffen haben könnte, wenn Sands Dolch der Parze nicht zuvor gekommen wäre? Friede ſeiner Aſche und Beruhigung den Seinen!

* * *

Nutzanwendungen.

Daß Kotzebue fiel, wird kein Quentchen Ruhe mehr in die bürgerliche Geſellſchaft bringen. Iſt denn aber Ruhe hienieden unſere Beſtimmung? Bequemlichkeit im Regieren; ja die iſt möglich, aber nur beim Todtenſchlaf der gehorchenden Seelen, und

Ausgegeben den 24. Juny.

wer darf es jezt noch verſuchen, die Aufgeweckten wieder einzuwiegen? Laſſen wir uns alſo das, was nicht zu ändern iſt, diejenige Unruhe nämlich gefallen, welche nach der Natur der Dinge die gewöhnliche Vorbereiterin und die ſtete Begleiterin der Freiheit im geſelligen Daſeyn iſt. Aber auch nur dieſe Helfershelferin der Freiheit, nicht ihre Stiefſchweſtern brauchen wir zu dulden, weder jene alte Hofpolitik, die durch verkehrte Gewaltſchritte, oder furchtſame Ränke die After-Unruhen nur vermehrt; noch die neue Meuterey, die dem Geſetz und der Sittlichkeit den Gehorſam aufkündigt, und über Hals und Kopf Alles neu machen will. Dieſe lezte Seite des heutigen Treibens war es, die Kotzebue ins Auge gefaßt hatte; ihm war bey der jezigen Ordnung der Dinge im Ganzen wohl, er fühlte dabey, daß die Form allein zu wenig beſſere; daß auch die beſte gemisbraucht werden könne, darum fiel er über wirkliche und vermeinte Stöhrer der Ruhe her. Hiebey beging er aber zwey Fehler, Einmel wenn er den nichtsſagenden Saz von Locke zum Grunde legte: daß diejenige Verfaſſung die beſte ſey, die am beſten verwaltet würde. Er überſah, daß eine Form vor der Andern viel geeigneter ſey, auf die beſſere Verwaltung hinzutreiben, und dem ſo leichten Misbrauche der Verwaltung kräftiger entgegen zu wirken. Zum Andern vermengte er, (mit Hobbes) geſetzgebende und vollziehende Macht. Nicht alle Pflichten, die jedermann der erſten ſchuldig iſt, paſſen unter allen Umſtänden auf die zweyte. Wenn alſo K. einmal, wenn ich nicht irre, ſogar als Verfechter der unumſchränkten Monokratie aufgetreten iſt, ſo war wohl jene Begriffs-Vermengung daran ſchuld, daß er dem menſchlichen Geſchlecht und ſeinem edelſten Daſeyn, ohne es zu wollen noch zu ahnen, den Krieg erklärte. Dieſe Behauptung war jenem papiſtiſchen Satze ähnlich, „daß „diejenige Regierung die beſte ſey, die der Regierungsart im Himmel am nächſten komme, wo auch „nur ein Monarch herrſche.“ Wer ſieht aber nicht, daß dieſer Saz gerade die beſte Empfehlung für gemäßigte und (ächt)repräſentative Verfaſſungen ſey? denn eben die Gründe, welche für die heilbringende Nothwendigkeit der Göttlichen Gewalt beweiſen, müſſen jedem Sterblichen die unumſchränkte Macht aus der Hand winden. Kotzebue ſah nicht auf die menſchliche Natur, noch auf die Geſchichte, die die Trennung der Gewalten als nöthig darſtellt; er dachte wohl weder an Theben, Sparta, Athen, noch an Carthago und Rom.

Kotzebue überſah dabey ferner, daß es nicht ſowohl darauf ankomme, ob die Verwaltung bey Einem oder Vielen ſtehe; ſondern darauf, daß nicht einer oder Viele, die nicht das ganze Volk verſtellen, ſich jener höchſten Gewalt bemächtigen, der es obliegt, Sicherheit, Freiheit und Eigenthum durch Geſetzgebung zu verwahren. Denn außerdem kann der Wilde öfters ein glücklicheres Leben führen als der noch ſo gut gefütterte Sklave an der Ruderbank. Kotzebue hat endlich überſehen, daß wenn wir uns jezt ſchon um manches leidlicher als ſonſt, auch unter hie und da ſehr mangelhaften Verfaſſungen befinden, es hauptſächlich der Macht der öffentlichen Meinung zuzuſchreiben ſey, welche, als Surrogat einer ſtaatsrechtlichen Verfaſſung ſich faſt überall einen achtbaren Rang erobert hat; die aber freilich mancher Regierung das Verdienſt der Freiwilligkeit benimmt, was ihr doch ſehr zu gönnen wäre.

Das, dünkt uns, waren Kotzebue's politiſche Irrthümer. Was berechtigt uns aber, zu glauben, daß er hierdurch ſogar großen Schaden geſtiftet habe? Das hieße ja unüberlegt vorausſetzen, alle Gewaltigen und Großen lägen an ſchwacher Einſicht und an böſem Willen krank. Kann denn nicht der Beifall der Beſſern bloß jenen Sätzen gegolten haben, die ſich den Uebertreibungen ſpitzfindiger Theorien und der Cabale der Ränkeſüchtigen entgegen ſtellten? Ganz gewiß! Einen Wunſch nur hegen wir mit jedem Vaterlandsfreunde, nämlich, daß keine Regierung die unglückliche Täuſchung mit Kotzebue theilen möge: als ob alle unruhige Bewegung, aller Wunſch nach Reformen nur von Wenigen ausgehe. Wer, wie der Erdolchte, ſich blos in der Sphäre der vornehmen Welt bewegt; wer von den untern Claſſen nur mit Bedienten-Seelen, und mit geringen Leuten in Berührung kömmt, die aus Eigennutz und Druck, mit krummen Rücken und verſiegeltem Munde vor dem Staatsrathe ſtehen, der hört und ſieht freilich nicht was der Mittelſtand, die moraliſche Baſis der Geſellſchaft, in Stadt und Dörfern laut genug verlangt, einſieht und täglich beſpricht. Ein ſolcher ahnet nicht, daß die Schriftſteller und Journaliſten öfterer das Echo, als die Hauptſtimme führen. Ein ſolcher ſchmeichelt ſich, beim Bewußtſeyn des beſten Willens könne man alles Alte ſtehen laſſen, man könne das hiſtoriſche Recht, ſei es auch noch ſo unmoraliſch, und für den Menſchenverſtand empörend, mit Gewaltſamkeit immer fortbehaupten. Ein ſolcher wähnt wohl gar, dem ehrwürdigen Bauernſtand noch ferner weis zu machen, daß ſein Land eine ächte Verfaſſung habe, weil der Adel für ihn, oder doch ohne ihn, das Wort führe, und daß es ihm eine große Ehre ſei, die Steuern für Andere zu bezahlen, u. ſ. w. — Hier zu ſchweigen, wäre Verrath an dem Wohl des Vaterlandes; hier muß Kotzebue, hier müſſen Alle, die ſich gleich ihm, aus Mangel an Volkskenntniß, aus Verblendung durch politiſche Taſchenſpieler unter den Ultra's, täuſchen konnten, laut widerlegt werden, damit endlich überall die Annäherung der Staatsform und Staatsverwaltung an die weſentliche Gerechtigkeit, kräftiger gefördert, und das große Ziel, die Beruhigung der Gemüther, erreicht werde. Das geſchieht aber ſchwerlich durch offene und heimliche Verfolgung der ganzen Preßfreiheit um einzelner Frechen willen, nicht durch ſtille Hinderungen der Thätigkeit am Bundestage, auch nicht durch das deutſche Zoll- und Handels-bellum omnium contra omnes, nicht durch das Anfeinden und Verunglimpfen großgeſinnter Fürſten, die ihre Zeit verſtehen, und kleinlichen Beſorgniſſen bei groſſen Gegenſtänden keinen Raum geben. —

Für das, was Moral und Gerechtigkeit verlangen, iſt das Intereſſe ſchon ſo allgemein geworden, daß man nicht genug eilen kann, es aufrichtig zu begründen, ehe denn auch die noch Schweigenden und Unwiſſenden ſich den Fodernden beigeſellen. Denn — — — befriedigt man aber dieſes gemeinſame Bedürfniß, ſo wird man hernach deſto leichter mit den wilden Ranken und Auswüchſen fertig werden, die man jetzt oft als Hauptſache, Nebendinge als jammervolle Wichtigkeiten, zu behandeln ſcheint. — Kotzebue's größtes Unglück war, daß er an die allgemeine Stimmung nicht glauben wollte, daß er über mancher tadelnswerthen Unförmlichkeit des Benehmens die Urſache des Benehmens verkannte; und wer weis, wie viel beſonders die unvorſichtige Erklärung über jene Denkſchrift, die ganz Deutſchland in Bewegung ſetzte, zur Beeilung ſeines Untergangs gewirkt habe.

* * *

Möge die Regierungs-Weisheit ſich jetzt durch die rechte Benutzung auch der unglücklichſten Ereigniſſe bewähren, auf daß das Uebel nicht ärger werde. Sollten dieſe Fragmente, um der Mängel ihrer Darſtellung, oder um ihres Inhalts willen, von Kotzebue's Gönnern gemisbilliget, von ſeinen Freunden und Feinden angefochten werden — ſo wird mir die Reinheit meiner Abſichten zur Beruhigung gereichen. In der kurzen Muße-Zeit von dreien, mit andern Geſchäften noch beſetzten, Tagen, und bei einer ſeit lange leidenden Geſundheit, konnte dieſe Darſtellung nicht einmal meinen eignen Wünſchen entſprechen; aber wenn mir auch alle Kunſt der Rede zu Gebote ſtünde, eine Lobrede hätte ich nicht ſchreiben mögen. Du, mein alter Jugend-Freund! wenn Du jetzt am ewigen Urquell der Wahrheit den Frieden der Seele endlich gefunden haſt, der uns hier ſo ſelten die heiße Stirne kühlt oder das klopfende Herz beſänftigt, und den wir nicht einmal ehrlich ſuchen, Du wenigſtens wirſt es mir Dank wiſſen, daß ich Deinen Grabeshügel nicht mit einer Niemanden nutzenden Lob- und Schmeichelrede entweihet habe. Alles Gute an Dir habe ich geſchätzt und geliebt. Aber die Wahrheit mußte ich doch mehr lieben als Dich und mich? — (Wird fortgeſetzt.)

Raynouard über Hammer und deſſen Baphomet.

Unter dem viel verſprechenden Titel: Mysterium Baphometis revelatum, seu fratres militiae templi, qua Gnostici et quidem Ophiani apostasiae, idoloduliae et impuritatis convicti per ipsa eorum monumenta, nimmt den ganzen ſechſten Theil der Fundgruben des Orients, Wien 1818, eine lateiniſche Abhandlung ein, in welcher ihr Verfaſſer, der Herr Hofrath von Hammer, die unglücklichen, die ungerecht gerichteten Tempelherren, nach 500 Jahren in ihren Gräbern ſtört und vor ſein ſchonungsloſes Gericht zieht, in welchem Vorurtheile und Irrthum zugleich die Stelle des Anklägers und des Richters bekleiden. Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! ſchienen die Geiſter der zur Tortur und zum Feuer verdammten Ritter, als ſie dieſe neue Anklage vernahmen, zu rufen, und ihr Ruf blieb nicht ungehört. Unter mehreren Kämpfern, die ſich gegen den neuen Ankläger und Richter rüſteten, trat auch der geiſtvolle Raynouard, Verfaſſer des Trauerſpiels: les Templiers und der Monumens historiques relatifs à la condamnation des chevaliers du Temple, in die Schranken, und ſein Sieg über ſeinen Gegner iſt nicht zweifelhaft, wie die Leſer aus dem, was wir ihnen hier aus der Kritik des Hrn. Rayn. über obige Schrift des Hrn. v. H. im Auszuge mittheilen, erkennen werden *).

Hr. v. Hammer behauptet, die Ophiten hätten eine Mete oder Metis verehrt, die er als eine Vorſteherin und Pflegerin unnatürlicher Wolluſt, wozu ſie ihre Verehrer verpflichte, betrachtet, und

---

*) Dieſe Kritik befindet ſich in den beiden Stücken März und April des Journal de Savans 1819.

ihr. — unter den Bildern der Schlange, des Schlüſſels, und des abgeſtumpften, dem Tau (T) ähnlichen Kreuzes — den Phallus zum Attribute gibt. Jene Mete iſt ihm aber der Baphomet, den die Tempelherren, wie Hrn. v. H. aus dem gegen ſie geführten Proceß erwieſen zu ſeyn glaubt, verehret haben ſollen.

Es iſt wahr, ſagt dagegen Hr. Raynouard, die Templer ſind beſchuldiget worden, ein Idol in Geſtalt eines Baphomets, in figuram Baphometi, angebetet zu haben. Allein dieſe unbeſtimmte und lächerliche Beſchuldigung ſchien ſelbſt den Inquiſitoren ſo abgeſchmackt, daß ſie die T. H. nicht einmal um eine Erklärung darüber befragten. Dieſer Baphomet iſt kein anderer als Mahomet, wofür Hr. R. denſelben ſchon in ſeinen oben gedachten Monumens historiques etc. erklärt hatte. Zu Unterſtützung dieſer Meinung fügt er hier folgende Gründe hinzu. Raimundus de Agiles *) ſagt, indem er von den Mahometanern ſpricht: In ecclesiis autem magnis Bafumarias faciebant.... habebant et monticulum ... ubi duae erant Bafumariae. Man ſieht, Bafumaria bedeutet eine dem Cult Mahomets gewidmete Kirche, eine Moſchee. Du Cange gibt bei dem Worte Bafumaria dieſelbe Erklärung: Templum Mahumeto dicatum. In einem Gedichte eines Troubadours, der ein Tempelherr war, wird das Wort Bafomaria in demſelben Sinne gebraucht:

Enans fara Bafomaria
Del mostier de sancta Maria
(Zuvor wird dem Mahomet ein Tempel gemacht
Aus dem Kloſter der heiligen Maria:)
und
E Bafomet obra de son poder.
(Und Mahomet wirkt nach ſeiner Kraft.)

Der Tempelherr: Ira e dolor.

Im Raimundus de Agiles wird Mahomet Bahumet genannt: qui est de genere Bahumet *).... anathematiantes Bahumet **). Uebrigens iſt nichts gewöhnlicher, als die Verwandlung des M in B, und des H in F. ***) dieſe unwiderlegliche Erklärung des Wortes Bafomet vernichtet die Hypotheſe des Vf. ganz. Nicht glücklicher als in der Zuſammenſetzung ſeines Syſtems, iſt Hr. v. Hammer in der Wahl ſeiner Beweiſe.

Ueber die von ihm angeführten Münzen, deren ſich die Tempelherren bedient haben ſollen, und auf welchen er ſeine Mete, das abgeſtutzte Kreuz oder das T. als Kennzeichen des Gnoſticiſm der T. H. und das Wort Gnosis und andere Dinge mehr geſehen hat, macht Hr. Raynouard ſehr richtige und gar nicht zu widerlegende kritiſche Bemerkungen, von welchen wir nur folgende anführen.

Auf der Münze Nr. 80 ſieht Hr. v. H. den Tempel zu Jeruſalem mit 4 Thürmen und die Umſchrift iſt + S. S. SIMOONJUGA. Er will, man ſolle dieſes Wort rückwärts leſen, aber nicht vom Buchſtaben A am Ende, ſondern von dem neben ihm ſtehenden umgewandten D anfangen, das er für ein Q hält, während andere Gelehrte, die Münzen dieſer Art anführen, darin nur ein D erkannt haben; auf dieſe Art wird aus jener Umſchrift eine SSTA QUINOOMIS, obgleich in derſelben kein T vorkömmt, und indem er das M als ein verkehrtes Sigma betrachtet, kömmt eine Quinoosis zum Vorſchein. Nun verwandelt Hr. v. H. das Qui wieder in ein G und wirft von beiden OO eines weg, ſo bekömmt er Gnosis, welches Wort das Geheimniß der gnoſtiſchen Tempelherren ausdrücken und offenbaren ſoll. — Jene Umſchrift heißt aber S. S. SIMON JUDA. Auf der 99. Münze lieſt man ebenfalls S. SIMO VEL JUDA; auf der 93. S. SIMON JUDA. Hr. von H. hat auf obiger Münze nur das geſehen, was nicht darauf ſteht. Er verlangt, man ſoll die Umſchrift rückwärts leſen, aber nicht vom A ſondern vom D den er für ein Q hält, anfangen; aus dem lateiniſchen M ein griechiſches Σ (in einer lateiniſchen Inſchrift) und aus dem Zeichen +, welches das Ende des Worts von ſeinem Anfange trennt, ein T machen, und dieſem das A anhängen. Eine ſolche Foderung iſt beiſpiellos, beſonders in dieſem Falle, wo die Worte der Inſchrift ſo klar vor Augen liegen.

So wenig die von dem Hrn. v. Hammer beigebrachten Münzen den Gnoſticiſm der Tempelherren beweiſen, ſo wenig thun es auch die Gefäße, deren Gebrauch bei den gnoſtiſchen Myſterien er vorausgeſetzt. Er gehet in das höchſte Alterthum zurück, um zu zeigen, daß myſtiſche Schalen, Kelche, Becher ſchon lange im Gebrauch geweſen wären. Wenn aber heidniſche, ja ſelbſt auch chriſtliche Sekten religiöſe Orgien gefeiert und ſich dabei ſolcher Gefäße bedienet haben, was kann man denn daraus gegen die Tempelherren folgern, da noch nicht erwieſen iſt, daß ſie zu dergleichen Sekten gehöret haben. Jene Gefäße gehen die Tempelherren ſo wenig an, als die Mete, die Gnoſis und das Tau.

---

*) In des Bongars Sammlung, unter dem Titel: Gesta Dei per Francos, p. 171.

*) Eben daſ. p. 164.

**) Eben daſ. p. 165.

***) In dem Magaz. encyclop. v. J. 1810. T. VI. p. 159. hatte der Baron Sylvestre de Sacy ſchon bewieſen, daß das Wort Bafomet nichts anders als Mahomet ſey.

Hr. v. H. hat ſechs Kelche (calices), die auf Grabſteinen in Malta eingehauen gefunden worden, in Kupfer ſtechen laſſen; aber ſie haben gar keine Beziehung auf die Tempelherren, oder auf eine antireligiöſe Sekte. Wenn ſogar auf Grabmalen templariſcher Prieſter Kelche eingehauen geweſen wären, könnte man denn daraus, wie es Hr. v. H. thut, ſchließen, daß dieſe chriſtlichen Kelche, Zeichen, Embleme, myſtiſche, bacchiſche, gnoſtiſche Gefäße von Heiden oder Anhängern von Sekten bezeichneten? Gewiß nicht! Hr. v. H. war genöthiget, die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer, durch einen großen Aufwand von Gelehrſamkeit, auf die Schalen und Kelche zu lenken, um auf den heiligen Graal zu kommen und ſagen zu können, daß die Romane, in welchen er vorkomme, die emblematiſche Geſchichte, das Symbol des Tempelordens enthielten.

Der heilige Graal iſt nichts anderes als der heilige Kelch, deſſen ſich Chriſtus bei dem mit ſeinen Jüngern gehaltenen Abendmahle bediente, und der der Gegenſtand mehrerer Romane iſt, die Hr. Raynouard anführt. Der Hauptroman iſt 1516 unter dem Titel gedruckt erſchienen: L'Histoire du Saint Greaal, qui est le premier livre de la Table ronde, lequel traicte de plusieurs matières récréatives; ensemble la queste dudict sainct greal faicte par Lancelot, Galaad, Boors et Perceval, qui est le dernier livre de la Table ronde. Dieſe Romane, die Hr. v. H. als Denkmale der gottloſen und irreligiöſen Lehre der Tempelherren anſieht, enthalten ſchlechterdings nichts, was auf den Verdacht heidniſcher oder ketzeriſcher Denkart und Geſinnung führen könnte. Wie kann man ſich darüber verwundern, daß die Ritter der Tafelrunde, die Gott und den Schönen Treue gelobten, für die Religion und die Damen ſich bewaffneten und ſtritten, die Auffindung des heil. Graals oder Kelchs für eine der Ritterſchaft würdige Unternehmung betrachteten? Hr. Rayn. theilt mehrere Stellen aus den von dem heil. Graal handelnden Romanen mit, die alle ſehr religiös ſind und nichts ketzeriſches enthalten. Man wird mir, ſagt er, die Anführung dieſer Stellen verzeihen; ſie waren nöthig, um das Syſtem des Hrn. v. H. ganz über den Haufen zu werfen. Ob die verſchiedenen Ritter, die den heiligen Graal ſuchten, Tempelherren oder Krieger waren, was liegt daran? Waren ſie Tempelherren, ſo würden dieſe Romane ein vortheilhaftes Zeugniß von ihrer religiöſen Lehre ablegen.

Auch in altdeutſchen Romanen, in welchen Hr. v. H. nur den Titurel anführt, iſt von dem h. Graal die Rede. In dieſem Romane ändert er das Wort Keſſe Taveln, wie es gedruckt ſteht, in Mette Taveln, um nur ſeine Mete darin wieder zu finden. Ich ſehe nicht, ſagt Hr. Rayn., was ſein Syſtem durch dieſe Aenderung gewinnt. Wenn es auch Mete hieße, ſo würde doch von ſeiner Mete oder griechiſchen Metis hier nicht die Frage ſeyn, ſondern das Wort Mete ohne Zweifel der angelſächſiſchen Sprache angehören, in welcher Mete cibus, esca, Speiſe heißt. Das neue Teſtament im angelſächſiſchen Dialekt überſetzt Speiſe durch Mete. Man lieſt daſelbſt: Min kloerc ys Mete, mea caro est cibus, mein Fleiſch iſt die Speiſe.

Hr. Raynouard geht nunmehr zur Prüfung der Skulptur-Monumente über, die man noch jetzt in Kirchen, die den Tempelherren angehört haben oder haben ſollen, antrifft.

Die Tempelherren beſaßen in den verſchiedenen Ländern der Chriſtenheit mehrere Tauſende von Kirchen, aber nur in ſieben derſelben findet Hr. v. H. Skulpturen, die ihr gottloſes Syſtem bezeichnen ſollen. Es iſt tadelhaft, daß er aus ganzen Schildereien nur einzelne Figuren aushebt und nicht jene ſelbſt mittheilt, um ſie mit denen, die man in ſo großer Menge in andern Kirchen des Mittelalters findet, zu vergleichen. Einzelne Figuren ſind zur Erklärung eines myſtiſchen Syſtems und zu dem Urtheile, daß dieſes gottloſe Allegorien und Symbole enthalte, nicht hinreichend.

Hr. v. Hammer findet nun in folgenden ſieben Kirchen, die er den Tempelherren zueignet, ophitiſch-gnoſtiſche Denkmale.

1) Schöngrabern. Daß die Kirche daſelbſt den T. H. gehört habe, beweißt Hr. v. H. durch nichts. Er ſagt nur die Kirche zu Schöngrabern liegt auf dem Wege, der von Wien nach dem weſtlichen Theile von Mähren führt, nicht weit von Dietrichsdorf und Litzendorf, welche, nach dem Zeugniß der Geſchichte, die Hauptwohnungen der T. H. waren. Hr. v. H. macht alſo den Schluß: Dietrichsdorf und Litzendorf waren Aufenthaltsörter der T. H., die Kirche zu Schöngrabern liegt nicht weit davon, alſo gehörte ſie den T. H. Daß dieſe ein Haus zu D. und L. gehabt haben, ſagt der Hr. Biſchof Münter auch, aber er folgert daraus nicht, was Hr.

v. H. daraus folgert. Hr. **Münter** beziehet ſich in Anſehung jenes Umſtandes auf den Verfaſſer der Histoire apologetique des Templiers, und dieſer wieder auf das von **Philibert Hueber**, Leipz. 1722 in Fol. herausgegebene Werk: Austria ex Archivis Millicensibus illustrata. Hier ſtehen Dietrichsdorf und Litzendorf als sedes Templariorum; dann ſpricht der Verfaſſer des Werks auch von Schöngrabern, ohne dieſen Ort als einen Sitz der T. H. zu bezeichnen, wobei noch zu bemerken iſt, daß, wenn er zum zweiten Male von einem Hauſe der T. H. ſpricht, er hinzuſetzt: Hicquoque sedem Templariorum etc. Es iſt eine offenbar irrige Annahme, daß die Kirche zu Schöngrabern den Tempelherren angehört habe.

Und gerade dieſe Kirche hat dem Hrn. v. Hammer die meiſten ophitiſch-gnoſtiſchen Denkmale dargeboten. Da er aber ſelbſt den Beweis liefert, daß Denkmale dieſer Art auch in andern den Tempelherren nicht angehörenden Kirchen vorhanden ſind, iſt es durch dieſen einzigen Umſtand nicht augenſcheinlich, daß entweder die Figuren, die er für gnoſtiſche und ophitiſche hält, dergleichen nicht ſind, oder daß er dem Gottesdienſte des Mittelalters die Verbrechen gegen die Religion, die er den Tempelherren Schuld giebt, ebenfalls aufbürden muß?

So findet man z. B. die Figuren auf der III. Kupfertafel Nro. 1. die den Fall der erſten Menſchen vorſtellt, auch, nur in Nebendingen verſchieden, in vielen andern Kirchen und Hr. v. Hammer bringt ſelbſt den Beweis bei, daß die Figuren auf ſeiner Vorſtellung auch auf einem Sarkophage aus dem 4. Jahrhunderte, in der Kathedralkirche zu Mailand ſtehen, und doch iſt dieſe Kirche den Tempelherren niemals eigen geweſen. Hr. von H. hat dieſe Figuren des Sarkophags unter Nro. 4 auf derſelben Tafel abdrucken laſſen, und gleichwohl nennet er ſie gnoſtiſch, ob ſie gleich in der Kathedralkirche zu Mailand angebracht ſind.

2) **Die Kirche zu Wultendorf.** Auch dieſe gehörte dem Tempelorden nicht. Hr. v. H. hält ſie dafür, aber aus dem ſonderbaren Grunde, weil man eines Theils daſelbſt gnoſtiſche Figuren fände, und andern Theils im Jahre 1792 in einem unterirdiſchen Gewölbe, das man zuvor nicht kannte, zweiköpfige Idole, die Hr. v. H. für **Baphomete** hält, ausgegraben habe. Aus dieſer Kirche ſind hier drei Figuren (Tab. III.) zu ſehen. Nro. 15 ein Jüngling, der ein Bäumchen oder einen Zweig in der rechten Hand hält und mit der linken ſich auf einen Krückenſtock ſtützt. Der Zweig iſt Hrn. v. H. ein flammendes Schwerdt, der Stock das myſtiſche T. Nro. 16. iſt ein Mann, der auf der Haut eines geſchlachteten Löwen ſitzt und den Schweif deſſelben an ſich zieht. Nro. 14. ein **Hund**. Hrn. v. H. iſt dieſes Thier ein ophitiſches Symbol; nun kommt aber in der Unterſuchung gegen die Tempelherren kein **Hund**, ſondern eine **Katze** vor, die ſie angebetet haben ſollen; er meint alſo, man müſſe da, wo in dem Proceſſe die **Katze** genannt werde, einen **Hund** darunter verſtehen.

3) Von der Kirche zu **Berchtoldorf** oder **Petisdorf** will Hr. **Rayn.** nicht reden. Nichts beweiſe, daß ſie ehemals den T. H. angehört habe. Hr. v. H. eigne ſie ihnen zu, weil zwei Steine in der Geſtalt eines T in der Mauer ſtänden, ſage aber nicht, ob ſie hervorſtehend oder in die Mauer eingeſenkt wären. Hr. **Rayn.**, der die Figur als hervorſpringend denkt, hält den obern horizontalen Theil davon für ein Poſtament, auf welchem eine Büſte geſtanden habe, und den ſenkrechten für einen Träger, zur Unterſtützung des erſten.

4. **Die Kirche zu Deutſchaltenburg.** Ueber der Thüre derſelben ſieht man einen bärtigen mit einem Mantel bedeckten alten Mann; er legt die Hände auf ein Kind; zur Seite ſteht ein Engel, einen ausgebreiteten Schleier haltend. Hr v. H. findet in dieſen Figuren ein gnoſtiſches Symbol, und dieſes beſtimmt ihn, von dieſer Kirche zu verſichern, daß ſie den Tempelherren zugeſtanden habe.

5. **Von der Kirche des heil. Martinus** im Diſtricte von **Murau** gibt Hr. v. H. zu vernehmen, daß er die darin befindlichen Figuren nicht in Kupfer habe ſtechen laſſen können.

6. **Die Kirche zu Prag.** Aus derſelben hat Hr. v. H. auf Fenſterſcheiben gemalte Figuren in Kupfer geſtochen mitgetheilt, die viele Aehnlichkeit mit einigen der vielen Medaillen und Münzen, die er den Templern zueignet, haben, unter andern das durch Auflegung der Hand als abgeſtumpft erſcheinende Kreuz, das Hr. v. H. ohne Grund für ein irreligiöſes, gnoſtiſches Symbol hält. Hr. v. H. führt ſelbſt an, daß König **Wenceslaus** 1. von 1249 bis 1253, unter Anrufung des heil. Wenceslaus, dieſe Kirche mit einem Kloſter habe bauen laſſen. Im J. 1311 ſey ſie, nach Aufhebung des Tempelordens von dem Könige **Johann**, nebſt dem Kloſter, den Hoſpitalitern geſchenkt, darauf von den Dominikanern gekauft und nach Abſchaffung der Mönche, von denſelben im J. 1782 wieder verkauft worden. Nach dieſem Verkaufe, ſagt Hr. v. H., habe man 24 auf die Mauer gemalte noch ganz kenntliche freimaureriſche Symbole, die unter dem weggenommenen Kalchanwurf verborgen

geweſen wären, gefunden. Wenn dieſe Kirche nebſt dem Kloſter von dem Könige Wenzel I. erbauet, den T. H. eingeräumt, dann den Hoſpitalitern übergeben und zuletzt an die Dominikaner abgetreten worden, ſo waren die Figuren an den Fenſtern und der Mauer entweder keine religionswidrige Vorſtellungen in den Augen ihrer Verfertiger, oder ſie können eben ſo gut von dem Könige Wenzel, oder den Hoſpitalitern und Dominikanern angegeben worden ſeyn, als von den Tempelherren, die Kirche und Kloſter, wenn ſie ihnen anders je eingeräumt waren, nur etwa 58 Jahre im Beſitz gehabt hatten.

Hr. v. Hammer, der im Fortgange ſeines Werks die Freimaurer oft angreift, bedient ſich dieſer Gelegenheit, ſie mit den Tempelherren zu vergleichen, und belehrt uns zugleich, daß er, ohne in die Geheimniſſe der Fr. Maurer eingeweiht zu ſeyn, doch darin ſehr unterrichtet ſey. Zur Zeit der Expedition in Aegypten wohnte er nämlich in einem von Franzoſen bewohnt geweſenen Hauſe, in welchem er Papiere fand, die ihm das Geheimniß enthüllten; er iſt aber der Meinung, daß die Freimaurer mit ihrer Lehre den Tempelherren vorangegangen wären.

7. Die Kirche zu Eger. Hr. v. H. behauptet, daß ſie den Tempelherren gehöret, in der Folge aber zum gemeinſchaftlichen Gebrauche bei dem katholiſchen und proteſtantiſchen Gottesdienſte gedienet habe. Er gibt vor, daß die Zierrathen an einigen Säulen-Kapitälen in einer Kirche unter der Erde ophitiſche gnoſtiſche Symbole wären. Allein dieſe Symbole ſind eben ſo unbedeutend, als alle diejenigen, deren bereits gedacht worden, weil man ſie auch in andern Kirchen jener Zeit findet. Wie? ſeltſame Figuren, die nackten Körper eines Mannes und einer Frau an einem Kapitäl, ſollen gnoſtiſche Symbole, zwei Köpfe, die man daran neben einander ſieht, ſollen ein Baphomet ſeyn? ꝛc.

So ſind die Beweiſe beſchaffen, die Hr. v. H. aus ſieben Kirchen zuſammen gebracht hat, um ſein Anklageſyſtem gegen die Tempelherren zu begründen; er beweiſt nicht einmal, daß die T. H. dieſe Kirchen beſeſſen und auch wirklich erbauet haben.

Hr. v. H. führt noch die Kirchen zu Erfurt an. Er geſteht zwar, daß die Templerkirche daſelbſt kein Denkmal enthalte, behauptet aber, daß mehrere Kirchen in dieſer Stadt freimaureriſche Denkmale darböten; und obgleich dieſelben nicht gegen die Tempelherren zeugen könnten, ſo wären ſie doch ſolche maureriſche Denkmale, die mit den Figuren in der Kirche zu Schöngrabern übereinſtimmten. Dieſe Kirche hat aber den Tempelherren nicht angehört; wenn ſie ihnen aber auch angehört hätte, würde nicht den Umſtand, daß eben die Figuren dieſer Kirche ſich auch in den Kirchen zu Erfurt befinden, man ſie alſo auch in andern Kirchen aus jener Zeit antrifft, beweiſen, daß dieſe Figuren gar nichts der Religion widerſtreitendes waren?

Hr. v. H. hat das Oktogon zu Montmorillon nicht ſelbſt geſehen, er hat auch nicht dargethan, daß die dortige Kirche, in welcher ſich dieſes Denkmal befindet, von den Tempelherren erbauet worden, und gleichwohl ſteht er nicht an, zwei Figuren, die dieſes Monument zieren, für gnoſtiſch und ophitiſch zu erklären. Von Allen, die es geſehen haben oder es beſchreiben wollten, iſt auch nicht Einer, der nicht die Verfertigung dieſer Figuren weit über die Zeit der Stiftung des Tempelordens hinausgerückt hätte; auch wird von keinem geſagt, daß die Kirche zu Montmorillon jemals im Beſitz der Tempelherren geweſen wäre.

Ohne von Dom Martin und Montfaucon zu reden, (fährt Hr. Rayn. fort,) die jene Figuren für Monumente der Druiden hielten, dieſelben alſo in eine ſehr entfernte Zeit hinauf ſetzten, ſagt Hr. Millin *): „das Oktogon zu Montmorillon ...... hat alle Eigenſchaften der alten Kirchen des 11. Jahrhunderts; ich glaube, daß ſie um dieſe Zeit gebauet worden.“

Der Abbé Lebeuf **) drückt ſich über dieſe Figuren ſo aus: „Wenn man ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtet, wird man ohne Mühe gewahr, daß ſie weit älter ſind als die Kirche, die zu Ende des 11. oder zu Anfang des 12. Jahrhunderts erbauet iſt.“

Ein Schriftſteller, der der Erklärung dieſes Denkmals eine eigene Abhandlung gewidmet hat, ſagt: die Skulptur ſey nicht ſehr alt, man könne ſie nicht über das 9. oder 10. Jahrhundert hinausſetzen ***).

Ein anderer Schriftſteller endlich, der nach dem vorhergehenden dieſes Oktogons gedacht hat, verſichert noch, „daß die Figuren zu Montmorillon viel älter wären, als die Kirche, in welcher man ſie noch jetzt ſieht.“ †)

---

*) Voyage dans les départements du midi de la France, t. IV. p. 737.

**) Histoire de l'académie des inscript. et belles-lettres, t. XXV. p. 129.

***) Précis d'un mémoire sur l'octogone de Montmorillon, par E. M. Siauve, Utrecht, 1805.

†) Mémoires de l'académie celtique, tom. III. p. 23.

Die Tempelherren ſind alſo gerechtfertiget, ſelbſt auf den Fall, daß ſie die Kirche zu Montmorillon beſeſſen hätten. Der Abbé Lebeuf ſagt ausdrücklich, „daß er keine Mühe gehabt habe, in dieſem vermeinten Tempel ein altes Hospital, das zur Aufnahme der nach Paläſtina und von da wieder zurück reiſenden Pilgrimme beſtimmt geweſen, zu erkennen. Dieſes Hospital ſey in der Folge den reformirten Auguſtinern gegeben worden.“

Wie leicht Hr. v. H. Vermuthungen nachgiebt, die ſeine Hypotheſe zu begünſtigen ſcheinen, erhellet auch aus folgender Stelle in ſeinem Epilog. Im Jahre 1792, heißt es, hatte man zu Wultendorf zweiköpfige Idole ausgegraben. Sie wurden zerſchlagen; nur zwei hölzerne Figuren, die die Arbeiter für Bilder von Heiligen hielten, blieben verſchont. Ich habe ſie geſehen; ſie ſind ſehr plump gearbeitet: die eine ſtellt einen bewaffneten, mit einem Mantel bedeckten Ritter, die andere eine Frau vor. Der Ritter iſt ein Tempelherr, und die Frau die Mete Und das giebt Hr. v. H. nicht als bloße Vermuthung, ſondern er iſt davon überzeugt: non dubito.

Hr. v. H. hat gefühlt, daß es befremdend ſei, nach fünf Jahrhunderten, gegen die Tempelherren eine Anklage zu erheben, die ſich ganz von derjenigen unterſcheidet, die ihren gleichzeitigen Unterdrückern zum Vorwand diente, ſie zu verfolgen; auch behauptet er, der Pabſt habe durch die Art des über die T. H. geſprochenen Urtheils die Kenntniß ihrer wirklichen Verbrechen verheimlichen wollen; wenn aber die Urkunden zu Rom an das Licht kämen, wie denn doch Alles einmal offenbar werde, ſo würde man darin die Beweiſe von den Verbrechen finden, deren er ſie gegenwärtig anklage. Und das hält Hr. v. H. nicht für eine Vermuthung, ſondern für gewiß: non dubito.

Wohlan! die archivaliſchen Sammlungen von Rom ſind erſchienen. Die in denſelben enthaltenen Aktenſtücke ſind es, die ich bei meinen Monumens historiques etc. zum Grunde gelegt habe. Am Ende dieſes Werks habe ich die darin citirten noch ungedruckten Stücke angezeigt und Nachricht von ihnen gegeben. Unter dieſen Stücken ſind 29, die in dem Archive des Vaticans ſich befinden und von welchen ich ſelbſt Abſchrift genommen habe. Die einen ſind aus der geheimen Urkundenſammlung gezogen; es ſind in die Regiſter niedergelegte Schriften, oder Stücke, die in dem Locat, Instrumenta miscellanea genannt, beiſammen liegen; die andern ſind einzelne Stücke, die ihre Numern führen. Ich erkläre alſo Hrn. v. H., daß er aus den archivaliſchen Sammlungen des Vatikans nichts zu hoffen habe.

Hr. v. H. ſagt im Eingange ſeiner Abhandlung: „Ich verhehle mir den Haß, die Gefahren nicht, die meine Anklage mir zuziehen wird, beſonders jetzt, wo ſehr gelehrte und beredte Männer die Vertheidigung des Ordens geführt haben. Allein dieſe Betrachtungen werden mich nicht abhalten, das Geheimniß des Baphomets aufzudecken.“

Ich wage es zu glauben, ſchließt Herr Raynouard ſeine Kritik, daß Herr von Hammer keine andere Gefahr zu befürchten hat, als das Unglück, ſeinen literariſchen Ruf umſonſt auf das Spiel geſetzt zu haben, indem er, auf bloße leere Vermuthungen hin, einen ehrwürdigen und unglücklichen Orden anklagt. Was den Haß betrifft, den er von Seiten gelehrter und beredter Männer befürchtet, ſo bin ich weit entfernt, mich unter dieſe zu ſtellen; ich meines Theils danke dem Hrn. v. H., daß er mir Gelegenheit gegeben hat, das Andenken der Tempelherren abermals zu rächen.

Der deutſche Bund und die Landwehr gehen in Rauch auf.

Zeitungsartikel.

Das allgemeine Intereſſe, welches die Welt an der hohen Bundesverſammlung und der deutſchen Volksbewaffnung genommen, haben uns bewogen, die beliebteſten und gangbarſten Sorten unſerer fabricirenden Rauchtabacke in die ſchönen Etiketten, als:

der deutſche Bund;
der deutſche Landwehrmann;

einſchlagen zu laſſen. Durch die vorzügliche Qualität und ſchöne Packung des Tabaks, und durch das elegante Aeußere, haben wir geglaubt, dem Publikum eine angenehme Ueberraſchung zu machen.

Gebrüder Thorbecke in Zwoll.

Zur Statiſtik der Oeſterreichiſchen Monarchie.

Im Intelligenzbl. der Oeſterreichiſchen Literatur vom Monat Januar befindet ſich eine Ueberſicht der Städte und Märkte, mit ihrer Einwohnerzahl.

Hiernach giebt es 83 Städte, welche ſämmtlich über 8000 Einwohner zählen. Die 3 größten ſind Mailand mit 1,24000 Einwohnern, Venedig mit 116,340 E. und Wien mit 210,198 E. Bey Wien ſind aber weder 22,797 anſäßige Fremde, noch das Militär mitgerechnet, mit welchen zuſammen die Zahl der Einwohner wenigſtens 245,000 ausmachen würde.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 4 Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

Magnetismus.

Die Leſer werden ſich erinnern, was ihnen in Bd. 3 No. 28 dieſes Wochenblatts aus dem rhein. weſtph. Anzeiger über die Clairvoyante Maria Rübel mitgetheilt wurde. Das dritte Stück des vierten Bandes des Archivs f. d. thier. Magnetismus enthält nun die Geſchichte dieſer Hellſeherin umſtändlicher, und zwar nach einem Berichte des Magnetiſeurs, eines Hrn. Köttgen in Langenberg. In der Einleitung verſichert uns Hr. Dr. Kieſer, daß dieſe Geſchichte für ihn, und für jeden ſinnigen Leſer einen unendlichen Werth habe, indem ſie durch ein furchtbares Beiſpiel die Folgen des Misbrauchs der Somnambülen, und die Heiligkeit des Magnetismus in dramatiſcher Fülle darſtelle. Wer ſollte nun, dieſen Worten nach, nicht wenigſtens ein chriſtlich-romantiſches Schau- oder wohl gar ein fatumyſtiſches Trauerſpiel im neueſten Geſchmack erwarten? Dieſer Hochgenuß geht uns aber leider verlohren, und Gott mag wiſſen, was ſich der Hr. Doctor unter der dramatiſchen Fülle gedacht hat; das furchtbare Beiſpiel aber iſt ein ziemlich gewöhnliches. Das arme neunzehnjährige, an einer Handverletzung und an epileptiſchen Zufällen leidende Bauermädchen hat ſich nehmlich durch das Intereſſe, das man ſo ſichtbar an ihrem Zuſtande und an ihrem kleinen ſomnambuliſtiſchen Hokuspokus nahm, (dem ganz gewöhnlichen des Fernſehens, Prophezeyens, Leſens ꝛc.) verführen laſſen, auf eine nicht ganz geſchickte Weiſe einige allzugrobe Kunſtſtückchen mit einzuſchwärzen, die aber faſt alle häßlich verunglückt ſind, und dem armen Magnetiſeur viel Spott und Verdruß zugezogen haben. Man denke nur ſelbſt! Um rückſichtlich der Kunſt, verſchloſſene Briefe zu leſen, die Verſchwornen gegen Vernunft und Wahrheit, (sic!) die, trotz der vielfältig deshalb von M. Rübel bereits (aber meiſt ſehr ſtümperhaft) abgelegten Proben, noch etwas ungläubig geblieben waren, recht auffallend zu beſchämen, der Scepſis jeglicher Art und der Spitzfindigkeit jeglicher Kunſt zu begegnen, und den Leſe-Qualen der Rübel ein Ende zu machen, entſchloß ſich Hr. Köttgen, eine Hauptleſeprobe unter den gehörigen Sicherheitsmaaßregeln zu veranſtalten. Er lud zu dem Ende die Herren Prediger von Recklinghauſen und Müller und den Buchbinder Schübler in ſein Haus. Zwanzig, theils ausgeſchnittene, theils mit Gold auf farbiges Papier gedruckte Worte wurden von dieſen Herren auf den einen im Dunkeln ſtehenden Tiſch in zwey Häufchen umgekehrt gelegt, und Einer von ihnen ſchob nach der Miſchung zwey der umgewendeten Worte heraus und nebeneinander; ein Stück mit Kleiſter beſtrichene Pappe wurde darauf gedeckt, und ein eben ſo großes mit Kleiſter an den Rändern beſtrichenes Stück Papier, ohne umzuwenden, darüber geklebt; dann nähte Schübler ein Stück Leinewand um das Ganze, die drei Siegel der Herren bedeckten ganz die auf die Rückſeite fallende Nath, und um dieſe Siegel vor zufälliger Verletzung zu verwahren, nahm Schübler das Angefertigte mit ſich nach Hauſe und verklebte es dort abermals mit Pappe und buntem Papier auf der Rückſeite und um die Ränder. (Wir wollen dieſe ganze Art und Weiſe der Verwahrung, da ſie ſich ſo gut bewährt hat, zur Nachahmung in ähnlichen Fällen beſtens empfohlen haben!) Die übrig gebliebenen Worte wurden im Dunkeln in ein Schächtelgen gelegt, und verſiegelt, um die Kontrolle davon zu haben. Alle erdenkliche Vorſicht war erſchöpft, und dieſe Leſeprobe wurde nebſt noch einer andern, ebenfalls von dem Buchbinder, jedoch nur in der Form eines einfachen Briefcouverts angefertigt, dem Mädchen in den nächſten Tagen, am 8. u. 9. Nov. vorgelegt. — Zwey Tage vermochte ſie nichts aus beiden zu entziffern. – Der menſchenfreundlich beſorgte Hr. Köttgen warnt gegen vergebliche Anſtrengung, ſie aber will nicht ablaſſen, weil ihr Hr. K. ſeinen lebhaften Wunſch wegen dieſer Briefe ausgeſprochen hat! (Freilich! dieſe Leſeprobe ſollte ja eben auch ein entſcheidender Schlag gegen die Spötter und Ungläubigen werden!) Gleich nach den Schläfen wurden ihr die Briefe wieder übergeben, um ſie ſelbſt über Nacht bei ſich zu tragen. Am folgenden Tage las ſie, zwar mit auffallenden Neuerungen, denn ſie wendete um, (was?) ſetzte den Fuß auf die Seite wo die Siegel waren, „damit ſie das Ganze recht durchdringe,“ und muthmaaßlich (was heißt das hier?) las ſie ganz richtig.

Herr v. Recklinghauſen war verreiſt, die Briefe konnten daher erſt Nachmittags den 16. Nov. in dem Hauſe des Hrn. Köttgen geöffnet werden,

Ausgegeben den 1. July.

und nun fanden ſich beide Briefe — *gewaltſam zerſchnitten*, und wirklich lächerlich genug (wie Hr. *Köttgen* ſelbſt ſagt,) mit einer gelblichen Schmiere (altes Pflaſter) *wieder ſo verklebt*, daß das Aeußere keinen eigentlichen Verdacht erregte. Der ehrliche Buchbinder aber ſagte: meine Herren! Sie ſehen, das iſt meine Arbeit nicht, Sie ſind betrogen, *aber ſo betrügt man nur alberne Kinder!* Und wer hätte glauben ſollen, daß ſich die „Tauſendkünſtlerin, *Maria Rübel*, die *Doctoren und Profeſſoren* Monate lang um ihre geſunden fünf Sinne gebracht, (o weh! die armen Leute!) in ſolch einer Pfuſcherei habe gefallen können?“ — „Und dennoch, meine Lieben — ſagt Hr. K. — *ſo war es! der Schläferin war ihr Geiſterlämpchen erloſchen*, da zündete ſie ſich ein dürres *Beſenreis an, weil — ſie uns dieſen letzten Gefallen gern erzeigen wollte!*“ (nehmlich, die *Leſeprobe* bewähren!) Das Geſtändniß der gefälligen Pfuſcherin erfolgt jedoch erſt während der nächſten Criſis (recht klug!) und leider nicht allein dieſes, ſondern ſie bekennt auch, daß ſie bereits früher das Siegel eines ihr zur Lectüre aufgelegten Briefs heimlich verletzt, jedoch durch eine innere Stimme gewärnt, den Brief nicht geleſen, ſondern ihn, nach einem vergeblichen Verſuche, das Siegel wieder an dem warmen Ofen zuſließen zu laſſen, in das heimliche Gemach geworfen, und dann vorgegeben habe, der Brief wäre ihr verlohren gegangen. — Es reiht ſich nun in der Geſchichte eine Entdeckung von Lug und Trug auf die andere. So hat ſie ſich z. B. heimlicherweiſe Nadeln und Knochenſplitter in Wunde und Haut praktizirt, dann friſch auf deren Vorhandenſein losgeweiſſagt, die chirurgiſche Behandlung verordnet u. ſ. w.; — auch mittelſt Gewichtſteinen, die ſie verſtohlner Weiſe zur Nachtzeit auf ihre Bettlade fallen läßt, einen kleinen Geiſterſpuk veranſtaltet, der das ganze Haus in Schreck und Wirrwarr bringt, und den ſie auf ihren Tod deutet; — hat auch der ſchwangern Madame *Köttgen* ein *Mädchen* prophezeiht, von dem ſie bereits vielerlei zu erzählen gewußt hat, das ſich aber bei der Geburt ſelbſt in einen *Knaben* verwandelt, der nach einigen Stunden wieder ſtirbt ꝛc. Es würde uns zu langweilig ſeyn, dieſe und andere läppiſche Betrügereien und Poſſen umſtändlicher zu erzählen. Der vielgeplagte, und in mehr als Einer Hinſicht *bedauernswerthe* Hr. K. theilt ſie mit der weitſchweifigſten Offenheit mit, und iſt nun hoffentlich von aller Magnetomanie für immer geheilt? — Gott bewahre! Vielmehr ſteht ihm nun alles Andere in dieſer Geſchichte, was ſich ihm noch nicht förmlich als Betrügerei und Lüge documentirt hat, gerade um ſo entſchiedener als die *höchſte und heiligſte Wahrheit* da! er hat, wie er ſelbſt ſagt, nichts verlohren am *vollſtändigſten Glauben* an den Magnetiſmus, und nennt dieſen „einen Geiſt, der ungerufen (?) hereingetreten, um mit dem modernen hoffärtigen Wechſelbalg, *Zeitgeiſt* genannt, ein ernſtes Wort zu reden.“ (Sonderbar! wir haben immer geglaubt, der Magnetiſmus gehöre ſelbſt mit zum Gefolge jenes belobten *Wechſelbalgs*, und ſei ihm unterthan. Und nun will ſich der Diener gegen den Herrn auflehnen, und das große Wort führen? Im Geiſte des Zeitgeiſtes wäre das freilich! mag denn nun dieſer ſelbſt zuſehen, wie er conſequenter Weiſe fertig wird; wir aber dürfen uns nur um ſo mehr auf allerhand Spaß gefaßt machen!) Daß es an den beliebten Verſuchen mit Spiegeln und Metallen nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. Aus den Spiegel-Verſuchen will jedoch den anweſenden Kunſtverſtändigen noch immer keine recht „klare Geſetzlichkeit“ hervorgehen, und ein Hr. *Conze* ſagt ſogar einmal halb unmuthig oder ſpottend: „es wird zuletzt wohl wieder einerley ſein, ob man über ein Bret, einen Pfoſten, einen Spiegel, oder über die *Maria R.* ſtreicht!“ Und ſiehe da, ſo bewährt ſichs! die *Maria* wird richtig eingeſchläfert, indem Hr. *Conze*, hinter ihr an einem Tiſche ſtehend, einigemal *über denſelben leiſe ſtreicht*; „wobei das Auffallendſte war, daß Maria gleich wieder zu ſagen wußte, auf *welche komiſche* Weiſe ſie eingeſchläfert worden.“ Derſelbe Verſuch wird auf andere Weiſe wiederholt, und beſtätigt ſich gleicherweiſe. (Daß zur Erklärung ſolcher überaus wunderbaren Erſcheinungen vor der Hand lediglich nur die magnetiſche Willenskraft und die Actio in diſtans in Anſpruch zu nehmen ſind, verſtünde ſich von ſelbſt, wenn es auch nicht in einer Anmerkung beſonders geſagt würde. Wunder laſſen ſich in der That nicht beſſer erklären als wiederum durch Wunder.) Für die *Krone aller*, mit der *Maria R.* gemachten, *Verſuche* giebt Hr. Prof. *Kieſer*, in ſeinem der Geſchichte angefügten Schlußbemerkungen, den ganz eigenthümlichen über die *Unzerſtörbarkeit der magnetiſchen Kraft durch das Feuer* aus. *Maria R.* hat nehmlich einmal über heftiges Zahnweh geklagt, und da iſt denn Hr. *Köttgen ſchweigend* (!) in das Hinterhaus gegangen, hat ein doppeltes Zeitungsblatt kräftig magnetiſirt, iſt damit in die Küche gegangen, hat es angezündet, flammend in die Stube getragen und mit Aufdeckung eines eiſernen Deckels gelöſcht.

Es war durchaus nur eben aneinander hängende Aſche geblieben. Dieſe legt nun Hr. K. in das Tuch, welches Maria um den Mund trug, und bindet daſſelbe als ein Zahnſchmerz ſtillendes Mittel, ohne daß ſie irgend etwas von dem, was in dem Tuche war, noch wie es bereitet worden, wiſſen konnte, auf ihre bloße Wange. Sofort kommen auch die Schlafzeichen. Hr. K. entfernt ſich, und läßt ſie unter Aufſicht. Nach 3 Minuten kehrt er zurück, und findet ſie noch ſchlafend; ſie ſagt ihm aber bald: er müſſe das Papier auch geſtrichen haben, wovon er die Aſche gebrannt; gegen die Zahnſchmerzen wirke es weniger als für das Einſchläfern. (Vielleicht hat die Jungfrau Maria hier blos einen Witz anbringen wollen, den ihr mehr als eines unſerer zahlreichen politiſchen, literariſchen und äſthetiſchen Zeitungsblatter ſehr übel nehmen könnte!) Ein zweyter Verſuch mit einem vorher gehörig geſtrichenen und behauchten, dann weißglühend gemachten, und nachdem es erkaltet, der Patientin aufgelegten Eiſenplättchen wirkt eben ſo; ein ſpäterhin aufgelegtes nicht magnetiſirtes hingegen thut gar keine Wirkung; völlig die vorige aber thut ſtark magnetiſirtes Wachs, das nachher in einem eiſernen Löffel bis zum Dampfen geſchmelzt, wieder erkaltet, und auf ſtarkes Papier in Pflaſterform geſtrichen, der Maria unter dem Vorgeben eingehändigt wird: es ſey ein Pflaſter vom Hrn. Doctor, das ſolle ſie nun gleich auf die ſchmerzhafte Stelle (am Schenkel) binden. Hr. K. entfernt ſich nun ſofort, aber nach 3 bis 4 Minuten kömmt eines ſeiner Kinder und berichtet, Maria ſey plötzlich in Schlaf gefallen. — Und ſomit iſt denn ganz klar erwieſen, daß die magnetiſche Kraft im Feuer unzerſtörbar iſt! ein Umſtand, der den Amateurs auch ſelbſt in der Hölle noch einigen Genuß übrig läßt.

Ob Hr. Kieſer ein vortrefflicher Arzt iſt, wiſſen wir nicht; der Advokatenſtand aber hat einen tüchtigen Rabuliſten an ihm verlohren. Da iſt nichts, wofür er nicht Rath wüßte. Die Somnambüle mag noch ſo ſehr irren, lügen und betrügen, er hat immer die ſublimſten Entſchuldigungen, oder vielmehr Rechtfertigungen, bei der Hand. Er hält die Ausſagen der Somnambülen für ganz untrüglich, ſo lange aus ihnen, als reinen Somnambülen, die innere Natur ſpreche, daher, wie die innere Natur nie löge, auch reine Somnambülen nie die Unwahrheit ſagten. Allein hieraus folge nothwendig, „daß die getrübte Natur, und ſo jede in dieſem Sinne unreine Somnambüle, dem Irrthum unterworfen ſei, und wenn dieſe Trübung ſelbſt das Moraliſche ergreife, auch abſichtlich Unwahrheiten ſagen könne; ja daß ſelbſt Somnambülen zum moraliſch Böſen verleitet werden könnten, wie ſie, wenn ſie nicht mit kräftigem Willen dagegen aufträten, vom organiſch Böſen, von Krankheiten angeſteckt würden. Hier müſſe man nun wiſſen, daß bei der unendlichen Zartheit des ſomnambülen Lebens jede äußere Störung ſchon trübend einwirke.... Vieles erſcheine ſo als Täuſchung und Betrug von Seiten der Somnambülen, was doch nur von Außen ihnen gleichſam angeimpft ſei, und ihre reine Natur mit Irrthum und Falſchheit angeſteckt habe, ohne daß man der Natur ſelbſt hier einen Vorwurf machen könne, es wäre denn der, daß ſie ſo unendlich zartempfänglich und lebendig-reagirend ſei.“ Man ſieht, die Somnambülen haben alle Urſache, dem Hrn. Kieſer auf ewige Zeiten hinaus verbunden zu ſeyn. Mögen ſie künftig auch den Himmel für eine Baßgeige und eine Kuh für ein Scheunenthor anſehen, mögen ſie irren, lügen und betrügen, wie ſie wollen, ihre Rechtfertigung iſt da: Sie ſind von Außen geſtört und mit Irrthum und Falſchheit angeſteckt worden! was können ſie bei ihrer unendlich zartempfänglichen und lebendig-reagirenden Natur dafür? Hat ſich z. B. Maria N. geirrt, indem ſie einen entfernt (in Elberfeld) wohnenden Herrn Reicharz ſo eben mit Seidewiegen beſchäftigt, und es auf ſeiner Uhr ein Viertel nach Zehn ſeyn läßt, die Uhr aber nach ganz anderer Zeitangabe ſtill geſtanden, und Hr. Reicharz keine Seide gewogen hat, ſo hat hier lediglich Hr. Köttgen ſelbſt den Irrthum veranlaßt und verſchuldet, indem er ſie von einer andern Anſchauung zu raſch auf dieſe geführt (folglich, wie Hr. Kieſer ſagt: ihr ſomnambüles Fernſehen geſtört, und hiedurch die Kranke zum Falſchſehen verführt) hat, und wir mögen das nur um ſo ſicherer glauben, da es — die Somnambüle ſelbſt ſo angiebt! — Aber auch an den Betrügereien mit den Nadeln und Knochenſplittern iſt ſie gewiſſermaßen unſchuldig; ſie iſt nehmlich dabei nur dem Inſtinct ihrer Natur gefolgt, um die Aerzte zu einem fernern Schnitt in die Hand zu bewegen. Jene, die Aerzte nemlich, — heißt es in Hrn. Kieſers Bemerkungen — habe ſie nun freilich betrogen, aber nur, weil ſie den wahren Grund nicht eingeſehen, das rechte Heilmittel nicht gefunden hätten. Die Wahrheit in ihrem Innern hingegen, die da gefordert habe Schnitt und Blut, habe ſie keineswegs betrogen, und die äußere Lüge ſei ihrem klaren Innern der einzige Weg zur Erreichung der Wahrheit geweſen. (Man ſieht, das klare Innere weiß ſich trotz einem Jeſuiten zu helfen! Der Zweck heiligt die Mittel!) Der Ausruf des Buchbinders nach der verunglückten Leſeprobe: „So betrügt man nur alberne Kinder!“ ſoll ſogar — nach Hrn. Köttgen — den „eigenthümlichen aber dennoch wahren“ Satz begründen: Maria habe ſo grob betrügen müſſen, um zu beweiſen, daß ſie nicht betrügen könne! und es wird zugleich, dem wiſſenſchaftlichen Ernſt zugekehrt, für merkwürdig gehalten, „daß Maria im Somnambulismus ſich allerdings verſchlagen genug bei der Sache benommen habe; dagegen bei der Kehrſeite des wachen Lebens dieſe unbeholfene Ausführung!! — “ Wir wiſſen aber ſchon, was es mit dieſer Verſchlagenheit, ſo wie mit allem übrigen Lug und Trug der Somnambüle, für eine Bewandniß gehabt hat; Hr. Kieſer erklärt es jedoch noch deutlicher, wenn er ſagt, „daß hier, ſchon frühe, ein eigener phyſiſcher Krankheitszuſtand, allmählig ſich entwickelnd, auftrete, den der rheiniſche Freund (Hr. Köttgen) ſehr richtig als einen beſondern Krankheitsdämon bezeichne, der gegen den Willen der reinen Somnambüle, nicht durch die magnetiſche Behandlung an ſich, ihr eingeimpft, (es giebt nehmlich, wie die Leſer wiſſen müſſen, gleich der phyſiſchen, auch eine pſychiſche, ja ſelbſt eine moraliſche Anſteckung — Erzeugung der Sünde in unſchuldigen Menſchen, und das ſomnambüle Leben zumahl, iſt der Verführung von Außen um ſo mehr hingegeben, je reiner und unſchuldiger es an ſich iſt!) aber ſpäterhin durch äußere ſtörende Einflüſſe unterſtützt, ſeine Klauen in das ſomnambüle Leben ſchlage, und es zur Hölle hinabreiße. So vermiſche ſich auf ſcheinbar wunderbare Weiſe der reine Somnambulismus mit abſichtlich erſonnenem Gaukelſpiel der Lüge; dieſer Lügengeiſt ſei jedoch nicht durch den freien Willen der Somnambüle entſtanden, ſondern nur von der Krankheit derſelben gebohren; (ſo ändern ſich bei fortſchreitender Aufklärung die Anſichten! ſonſt wurden vielmehr Krankheiten durch unreine Geiſter erzeugt!) er ſei Symptom einer Maria der höhern Art, in welcher der Kranke, von der Krankheit getrieben, ſchädliche (aber auch moraliſch ſchlechte?) Handlungen beginnen müſſe, und in welcher ſeine ganze Exiſtenz von dieſem Krankheitsdämon beherrſcht werde. — Wenn daher die ſpäterhin (d. h. nach Entdeckung ſo mancherlei Lugs und Trugs!) zerknirſchte Kranke ſich ſelbſt des abſichtlichen Betrugs zeihe, ſo irre ſie, indem ſie die Abſicht des kranken, unfreien Lebens mit der Abſicht des geſunden, freien Lebens verwechſele; auf gleiche Weiſe, wie ein geheilter Wahnſinniger einen im Wahnſinn begangenen Mord mit Unrecht ſeinem freien Willen zuſchreiben würde.“ Man ſieht, Hr. Kieſer hat ſich viele Mühe gegeben; es iſt ihm indeſſen bei allem dem — wahrſcheinlich auch gegen ſeinen Willen! — ein kleines Unglück paſſirt: das Mistrauen gegen den Somnambulismus und gegen die Somnambülen wird gerade nun um ſo größer werden, je klarer aus der ganzen Geſchichte, verbunden mit Hrn. Kieſers Raiſonnement, hervorgeht, daß die „Verſchwornen gegen Vernunft und Wahrheit,“ wie ſie Hr. Köttgen zu nennen beliebt, doch nicht ſo ganz Unrecht haben, wenn ſie nach wie vor gegen die magnetiſchen Enthuſiaſten und gegen die ſomnambuliſtiſchen Wunder-Mährchen und Zauber-Thaten ein wenig auf ihrer Hut ſind. Hätte der wackere Buchbinder Schübler ſein Handwerk nicht ſo gut verſtanden, oder wäre die Maria auf der „Kehrſeite des wachen Lebens“ nicht gar zu einfältig und ungeſchickt geweſen, ſo hätten wir wohl ſehen mögen, was aus dieſer Geſchichte für ein herrliches Evangelium geworden wäre! Freilich wären wir dann um die herrliche Krankheitsdämonen- und Lügenteufeltheorie gekommen, die uns der geiſtreiche Hr. Kieſer zum Beſten giebt, und mit der alle mögliche Einwürfe gegen den Magnetismus ſelbſt kurz und gut und für immer niedergeſchlagen ſind. Mögen denn nun vollends, wie geſagt, Lüge, Betrug und Täuſchung recht frey walten! im ſchlimmſten Falle, d. h. in dem der Entdeckung, wirft man mittelſt des Dämons oder Teufels den Mantel der chriſtlichen Liebe über die Sache, und dieſe gewinnt noch obendrein an Intereſſe, und vielleicht ſogar an — „dramatiſcher Fülle!“

Daß Hr. Kieſer übrigens alle Verſuche mit Somnambülen, wenn ſie nicht der höhere Beruf des Magnetiſeurs und die Forderung der Wiſſenſchaft rechtfertigen, vermieden wiſſen will, hat uns gefallen. Das Unglück in der gegenwärtigen Geſchichte rührt nehmlich großentheils von der Verletzung dieſer Regel her; die Verſuche ſind zu Verſuchungen geworden, und der Teufel, der bekanntlich ohnehin nicht mit ſich ſpaßen läßt, hat hier ein „furchtbares Beiſpiel“ geſtiftet. Wir hätten aber — freilich von einer andern Seite her — wohl auch noch Einiges gegen dergleichen Verſuche zu erinnern! Hat nehmlich Hr. Kieſer recht, und iſt die Pſyche im magnetiſchen Zuſtande wirklich ſo „unendlich reizbar“ und für den „leiſeſten Eindruck empfänglich,“ ſo kommen uns die meiſten dieſer Verſuche in der That nicht nur nicht beſſer, ſondern noch tauſendmal abſcheulicher vor, als die (leider eben auch nur von der Forderung der Wiſſenſchaft gerechtfertigten) galvaniſchen Verſuche an den entblößten Nerven lebendiger Thiere und abgehauener Menſchenſchädel, und wir müſſen es ſchon darum den Regierungen danken, wenn ſie dem magnetiſchen Unweſen ein beſchränkendes Ziel ſetzen. Ginge es uns nach, ſo dürfte das Magnetiſiren nur unter polizeilicher Aufſicht geſchehen; ſelbſt auf die Gefahr, daß, durch den Eintritt eines Fremden in einen magnetiſchen Kreis, der alle Mitglieder zu einer organiſchen Wechſelwirkung vereinigt, eine unkeuſche Wechſelwirkung entzünde, die der Hurerei ganz gleichgeſtellt werden müßte, da die magnetiſche Wechſelwirkung nur eine geiſtige Ehe iſt.“ Bis auf einige conſtructionelle Veränderungen ipsissima Verba des Hrn. Kieſer, bei denen doch wohl manchem armen Ehemann, der ſein Weibchen in einer ſolchen organiſchen Wechſelwirkung und Simultan-Ehe begriffen weiß, ein wenig warm vor der Stirne werden dürfte! Wir wollen indeſſen — und zwar zur Ehre des Magnetismus — hoffen, daß Hr. Kieſer die Gefahr hier ein wenig übertrieben habe; auf jeden Fall aber wird ſich ja wohl ein tüchtiger proſaiſcher Polizeicommiſſair die organiſche Wechſelwirkung vom Leibe zu halten, und damit zugleich den magnetiſchen Kreis auf ſich ſelbſt zu reduciren wiſſen. Die Conſiſtorien aber mögen weiter überlegen, was wegen der geiſtigen Ehen, die uns doch in ihrer Art auch etwas H....i (wir mögen das liebliche Wort nicht noch einmal ausſchreiben) zu ſeyn ſcheinen, zu verordnen und zu thun ſeyn dürfte.

Blicke auf England.

(Beſchluß.)

Von der in No. 50 des vor. Bnds. dieſes Wochenbl. ſchon angezeigten kritiſchen Geſchichte der jetzigen Lage von England macht das zweite Buch: von der geſetzgebenden Gewalt, einen der intereſſanteſten Abſchnitte aus und wir glauben daher unſern Leſern einige Bemerkungen daraus mittheilen zu müſſen. Der Verfaſſer, Herr von Montveran, erzählt die Entſtehung der geſetzgebenden Gewalt in England, und die Veränderungen, die ſie nach und nach erlitten hat, von den älteſten Zeiten an; ohne zu unterſuchen, ob ſeine hiſtoriſchen Nachrichten insgeſammt vollkommen gegründet ſind, kann man ihm doch das Lob einer lichtvollen Darſtellung und eines großen Umfanges von Kenntniſſen nicht verſagen. Aber auch hier ſehen wir, wie die unverkennbaren Vorzüge der engliſchen Verfaſſung auch in dieſer Rückſicht nicht mehr dasjenige ſind, was ſie urſprünglich ſeyn ſollten, und wie noch täglich daran gearbeitet wird, den Unterthanen die Vortheile derſelben immer mehr zu entziehen. Zum Beiſpiel hiervon wollen wir nur die höchſtwohlthätige, in der großen Charte ausdrücklich enthaltene Beſtimmung anführen, nach welcher ein Angeklagter nur durch 12 Geſchworne ſeines Gleichen, mit dem Verluſt ſeiner perſönlichen Freiheit beſtraft werden darf. In den neuern Zeiten hingegen ſind den Richtern immer mehr freie Hände gelaſſen worden, in geringfügigern Sachen, nach Gutdünken um Geld und um Caution für gute Aufführung zu ſtrafen; dieſe zuerkannten Geldſtrafen und Cautionen ſind aber häufig ſo ungeheuer ſtark, daß ſie nicht bezahlt und nicht geleiſtet werden können. Die Verurtheilten müſſen daher Jahre lang im Gefängniß ſitzen, bis es ihnen glückt, eine ihren Umſtänden angemeſſene Verminderung der Strafe oder der Caution auszuwirken, und hierbei haben ſie keinesweges Urſache, ſich über Verletzung des Rechts zu beſchweren. — Bei den Criminal-Geſetzen und deren Anwendung macht der Verfaſſer die ſehr richtige Bemerkung, daß man aus derſelben nicht nur die Sitten eines Volkes erkennen, ſondern auch, wenn Criminal-Urtheile in einer gegebenen Zeitperiode häufiger vorkommen, als in irgend einer vorhergegangenen, den ſichern Schluß machen kann, daß es der Nation entweder an guten geſellſchaftlichen Einrichtungen gebricht, oder daß ſie ſelbſt mit dieſen Einrichtungen nicht mehr in Harmonie ſteht; was ſtets einen höchſt gefährlichen Zuſtand der Criſis anzeigt. — Die langen Kriege im vorigen Jahrhundert haben England unermeßliche Summen gekoſtet, und (man ſchämt ſich, es ſagen zu müſſen,) es mußten immer neue angefangen werden, um durch den Gewinn, den man dabei durch Handel und Schiffarth machte, den Koſtenbetrag der vorherigen abzahlen zu können. Einen großen Theil dieſer Laſten hat man ſehr klüglich, durch Anleihen, auf die Zukunft hingewälzt, allein die Abgaben, die zur Bezahlung der Intereſſen von dieſen Schulden erforderlich waren, ſind nach und nach immer unerſchwinglicher geworden. In dem Parlament hat aber das Territorial-Intereſſe die Oberhand gewonnen, und die ganze Laſt der öffentlichen Abgaben wurde ausſchließlich nur auf die Conſumtionsartikel gelegt. Die Folge hiervon war, daß das Miniſterium nicht mehr die Majorität der öffentlichen Meinung für ſich hatte, und ſeine Hauptſtärke im Parlament ſuchen mußte; ſeine Anträge in dieſem ſuchte es durch Beſtechungen aller Art durchzuſetzen, und das Parlament hat dadurch in der That die executive

Gewalt mit der geſetzgebenden und durch die Appellationen auch der richterlichen, in ſich vereinigt. Hierdurch hat es ſich nach und nach zu der Allgewalt emporgehoben, die das in einer repräſentativen Verfaſſung weſentlich nothwendige Gleichgewicht der verſchiedenen Gewalten zerſtört und zur Oligarchie führt. Durch die dem Prinzen Regenten gemachten Einſchränkungen iſt dieſes Misverhältniß noch mehr erhöht worden, und die königliche Gewalt hat noch weit mehr an Einfluß und Wirkſamkeit verlohren. Vor 30 Jahren konnte der König noch das Parlament auflöſen, und dies war ein weſentliches, höchſt nützliches Vorrecht; jetzt aber iſt die Auflöſung des Parlaments in der Thatſache unmöglich, denn durch die Einberufung eines neuen Parlaments kommen nur immer wieder die nämlichen Perſonen zuſammen. Die Verfaſſung iſt jetzt ſchon eine völlige Ariſtocratie, denn der König kann nichts mehr durchſetzen ohne Einwilligung des hohen Adels, und dieſer wird ſeine überwiegende Gewalt auch immerfort behaupten, weil das unermeßliche Vermögen deſſelben, auf welches ſich dieſe Gewalt hauptſächlich gründet, durch alle jetzt beſtehenden Staats-Einrichtungen und beſonders durch die Erbſchaftsgeſetze beſtändig zuſammen gehalten und in weniger Händen concentrirt wird. Man fühlt in England die Nothwendigkeit einer Reform der Verfaſſung, und hat ſchon oft die Abſchaffung dieſer weſentlichen Fehler derſelben laut zur Sprache gebracht; allein dieſe Fehler ſind zu einem Theile der Verfaſſung ſelbſt geworden, nur die Ausnahmen von denſelben ſind dasjenige, was durch die letztere beſchränkt wird, und jede Abänderung würde die Privilegien und das Eigenthum des hohen Adels und der Reichen, alſo gerade derjenigen Perſonen, durch die allein eine ſolche Abänderung bewirkt werden müßte, angreifen. Die Möglichkeit einer ſolchen Reform iſt daher gar nicht vorauszuſehen, und noch weit weniger die Folgen, die ſie haben würde. — Im dritten Buche dieſes ſehr intereſſanten Werkes handelt der Verfaſſer ausſchlieſſend von der Schiffarth Englands. Als den weſentlichen Grundſtein von dem jetzigen hohen Flor derſelben nennt er mit Recht die berühmte, unter Cromwell am 9. Oct. 1651 von dem Parlament erlaſſene Navigations-Acte. Nach ihr darf keine Art von Waaren aus irgend einem Theile der Welt, ſelbſt nicht aus den engliſchen Colonien, anders in England ein- oder auch von da ausgeführt werden, als in Schiffen, die in England erbaut ſind, die engliſchen Unterthanen zugehören und die mit Engländern bemannt ſind. Hiervon haben nur wenige, genau beſtimmte Ausnahmen ſtatt, und auch dieſe ſind mit ſolchen erſchwerenden Hinderniſſen verbunden, daß ſie im Grunde dadurch wieder aufgehoben werden. Dieſes Syſtem war dem Intereſſe aller Seehandelnden Mächte ſo gänzlich zuwider, daß es die Veranlaſſung zu blutigen Kriegen, und noch im Jahr 1800 zu der bewaffneten Neutralität der Nordiſchen Mächte gab, allein es glückte England, ſeine ſogenannten Seerechte durchzuſetzen und ſie gewiſſermaßen von den Europäiſchen Mächten anerkennen zu machen. Auch im mittelländiſchen Meere hat es jetzt die Obergewalt völlig an ſich geriſſen. Von dem Felſen Malta beherrſcht es die Europäiſche, Aſiatiſche und Afrikaniſche Türkei, und da es auch durch den Beſitz der Sieben-Inſeln den Handelsſchiffen von Trieſt und Venedig das Auslaufen aus dem Adriatiſchen Meere verwehren kann, ſo iſt Malta jetzt der einzige Stapelort von allen Reichthümern der Levante und Aegyptens. Dies iſt ohnſtreitig der größte Gewinn, den es aus den neuern Ereigniſſen in Europa gezogen hat, denn Marſeille, Genua und Livorno mögen immerhin Freihäven ſeyn; ſie werden wenig beſucht werden, und Malta hingegen ſtets der große Freihaven des ganzen Orients ſeyn. — Endlich entwickelt auch der Verfaſſer im letzten Capitel dieſes Buchs mit hiſtoriſcher Umſicht die ehrenvollen Anſtrengungen, die von 1808 bis 1813 der Nordamerikaniſche Freiſtaat gemacht hat, um das Neutralitätsrecht im Allgemeinen und ſein eigenes, damals von dem Unterdrückungsgeiſte der Engländer weſentlich bedrohtes Schiffarths-Syſtem aufrecht zu erhalten. Der tapfere Widerſtand der Amerikaner hatte die glücklichſten Folgen, und auſſerdem haben ſie dadurch auch die Engliſche Seemacht kennen-gelernt, und ſich nicht nur überzeugt, daß ſie keinesweges unbeſiegbar iſt, ſondern auch gefunden, daß ſie ſelbſt in den Producten ihres Landes, ihrer geographiſchen Lage und ihrer glücklichen Staatsverfaſſung Hülfsmittel genug beſitzen, um ſich mit der engliſchen Seemacht in einen Wettkampf einzulaſſen. Hierdurch ermuthigt, ſind ſie ſeit dem Frieden viel weiter gegangen, und haben nun auch ihrerſeits Navigations-Acten erlaſſen. Was nun dieſes Syſtem, das offenbar dem Seeweſen Englands feindlich gegenüber ſteht, für Wirkungen hervorbringen und was es für einen Einfluß auf die übrigen Europäiſchen Staaten haben wird? iſt ſchwer vorauszuſagen, und der Verf. glaubt vorerſt nur dieſen höchſt wichtigen Gegenſtand allen Staatsmännern und großen Kaufleuten in Europa zum reiflichen Nachdenken empfehlen zu müſſen. Er behauptet dabei mit allem Rechte, daß die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten eine eben ſo denkwürdige Epoche in der Geſchichte aller Nationen macht, als zwei Jahrhunderte früher, 1572 die Confederation Hollands und der benachbarten Provinzen, um ſich vom ſpaniſchen Joch zu befreien, geworden iſt.

Braſilien.

Dieſes mit ſchätzbaren Producten aller Art hoch begabte Land in der neuen Welt, das ſeit der Entdeckung ſeiner Goldminen bis zum J. 1810. 14,280 Zentner Gold und 2100 Pfund Diamanten zur Ausbeute geliefert hat, war lange Zeit ein faſt unbekanntes Land, wo eine argwöhniſche Regierung jeden Reiſenden bei ſeiner Ankunft mit Wache umgab. Durch die Verlegung der Königl. Reſidenz von Liſſabon nach Rio Janeiro gehen dieſem ſchönen Lande neue Hoffnungen einer ausgebreitetern Cultur, und eines Gewinns für die Naturwiſſenſchaften und Kenntniſſe auf. Bis jetzt hatten wir wenig gründliche Nachrichten. Jetzt iſt das Syſtem geheimnißvoller Sperre aufgehoben. Die liberalen Geſinnungen eines weiſen Königs, durch ein aufgeklärtes Miniſterium unterſtützt, geſtatteten Ausländern nicht nur den Eintritt, ſondern beförderten auch ihre Nachforſchungen auf die großmüthigſte Art. So erhielt der Engländer Mawe die Erlaubniß zur Unterſuchung jener reichen Diamantgruben. So hat der Obriſtlieutenant von Eſchwege zu Villa Rica, durch ſeinen mehrjährigen Aufenthalt in Braſilien begünſtigt, ſchon einige intereſſante Abhandlungen geliefert, hat die höhern Gebirgsketten von Minas gemeſſen ꝛc. Und Conde da Barca heißt der Königl. Miniſter, der dergl. wiſſenſchaftl. Unterſuchungen ſo rühmlich befördert.

An ihre Forſchungen hat ſich ein deutſcher Fürſtenſohn mit lobenswerthem Streben angeſchloſſen. Prinz Maximilian von Wied-Neuwied machte, wie Jedermann aus den Zeitungen weiß, die Reiſe nach Braſilien in den Jahren 1815 bis 1817. und ſein wiſſenſchaftlicher Eifer zog es vor, mit Wegſetzung über alle abſchreckenden Schwierigkeiten, die noch ſo unbekannte, und noch nicht beſchriebene Oſtküſte zu durchreiſen, wo noch mehrere Stämme der Urbewohner in ihrer Originalität leben. In den Urwäldern an dem hohen Rücken des mittlern Braſiliens, die ſich auf 165 geographiſche Meilen ausdehnen, kann man ſie noch im urſprünglichen Zuſtande finden, und die Namen der Stämme ſind in Europa noch unbekannt. Des Prinzen Reiſe umfaßt einen Strich vom 23. bis zum 13. Grad ſüdlicher Breite. Jetzt hat der Verleger derſelben, Herr Brönner in Frankfurt am Main, Proben von Text und Kupfern ausgegeben, um Subſcribenten zu ſammeln. Es ſollen der Ausgaben drey in 2 Bänden Text mit 22 Kupfern, 13 Zoll breit und 10 Zoll hoch, und mit 19 Vignetten auch 3 Karten werden, alle von berühmten Künſtlern dieſer Zeit z. B. Haldenwang, Veith, Eſslinger, Lips, u. ſ. w. geſtochen. Die erſte Ausgabe auf fein Royal-Velin ſoll 4 Carolins, die zweite auf ganz großes Imperial-Velin 6 Carolins, und ein Exemplar mit en gouache 36 Carolins koſten.

Nach den vor uns liegenden Proben zu urtheilen, wird das Werk der Typographie Ehre machen, und die Probekupfer und Vignetten ſind treffliche Kunſtblätter über intereſſante, und für ein Europäiſches Auge fremdartige Gegenſtände, z. B. der Chef der Botocuden (einer der Urſtämme Baſiliens,) Namens Kerengnatmek mit ſeiner Familie. Sie ſind alle, wie weiland Vater Adam und Mutter Eva, ohne Frack und Schawl im Geburtskleide, und das jüngſte Prinzchen reitet auf den Achſeln der Frau Mutter. Eine andere Familie dieſes Stammes iſt auf der Reiſe durchs Waſſer in dem nämlichen Aufzuge abgebildet. Auffallend ſind die bis auf die Achſel ausgedehnten und mit einem durchgeſchlagenen Pflock verzierten Ohrläppchen, und die Unterlippe, die gleichfalls weitvorſtehend und mit einem Pflöckchen verſehen iſt. An den jungen Herrſchaften aber iſt Ohr und Lippe noch ganz im natürlichen Zuſtande. Es ſcheint, die rohen Naturkinder haben es noch nicht ſoweit gebracht als unſere civiliſirten, die ſich von den lieben Eltern alle Moden zuerſt mit zu verſchaffen wiſſen.

Merkwürdige Maximen.

Vier und dreyßig zum Theil ſehr redſelige Briefe an Napoleon, vom 24. Januar 1814 bis 13. May 1815 enthalten die: Correspondance inédite de Carnot avec Napoléon, pendant les cent jours. Wir begreifen nicht, wie es der Miniſter angemeſſen finden konnte, in jener dringendern Zeit an den Kaiſer ſo zu ſchreiben, und wie das hätte können geleſen und erwogen werden? Hier wollen wir blos die merkwürdigen Maximen anführen, die Herr Carnot, als ein Jubel-Miniſter des Innern, wo nicht von 100 Jahren, doch von 100 Tagen zum Beſten gegeben hat. — Der Herzog von Plaisance, als ein herrlicher Ueberſetzer von Homer und Taſſo ſoll zum Haupt der wiſſenſchaftlichen Anſtalten beſtellt, ein Mr. de Bonald, geſchildert als eine ideologiſche Nebelkappe, ſammt allen ſeinen abgeſchmackten finſtern Träumern, abgeſchafft werden. Die Akademie, oder das National-Inſtitut ſey auf lauter Silbenſtechereyen und ewiges Lobpreißen der Regierung heruntergeſunken. Der Miniſter habe ihr alles Loben unterſagt. Man müſſe ihr auch nicht erlauben, aus Schmeicheley Ehrenmitglieder zu ernennen. Bei rechtſchaffenen Menſchen komme es im Dienſt nicht auf ihre politiſchen Grundſätze an; ſie thun überall ihre Schuldigkeit. Feſte Character ſind die zuverläſſigſten, wenn ſie auch früher zu einer andern Parthei gehört haben. Man muß die Beamten nicht auf einmal ändern. So lange man den Städten nicht die freie Wahl ihrer Burgermeiſter läßt, glauben ſie nicht an ihre Freiheit. Welchen Stolz könne denn ein Miniſterium darauf ſetzen, ſich um die Brunnen-Röhren, die Stadt-Hebammen und die Fleiſchpfennige eines jeden Neſtes zu bekümmern? Das Weſen einer National-Garde iſt: daß ſie ſey eine negative Armee im Frieden, die im Krieg poſitiv werden kann. — Sie ſollte keine militäriſch ſtrenge Dienſtordnung — keine glänzende nach Graden unterſchiedene Uniformen, keine bleibende Offiziere, keinen Generalſtab haben und durchaus nicht zum Paradiren mißbraucht werden. Aber in abgeſonderten Bataillons müßten die unverheiratheten die Schule und Reſerve der regulären Armee vorſtellen. Die Bourboniſche Monarchie ſey ein durch Liedlein temperirter Despotismus geweſen. Seine Schrecken haben eine öffentliche Meynung gebildet. La Fayette hat die Muſter der Freiheit aus Amerika mitgebracht. Weil eine Armee durchaus nicht deliberiren ſondern überall nur gehorchen ſoll, ſo iſt es ungereimt, wenn höhere militäriſche Perſonen, außer ihrem militäriſchen Zirkel, doch noch in andern Civil- und Staatszweigen repräſentiren und gouverniren wollen. Ein ſolches unglückliches Land ſieht einem eroberten gleich. Kein Civilbeamter darf ſich eine militäriſche Subordination und das Majeſtätsrecht der Unverletzbarkeit anmaßen. Die öffentliche Meynung in großen Handels- und Fabrikſtädten bildet ſich aus ihrem Intereſſe. Eine Regierung muß alſo überall auf ſolche Lokalitäten Rückſicht nehmen — nicht mit der Centraliſation alles in Eines werfen. Nur die Tyrannen ſchleudern Blitze auf freyſinnige Rathgeber. Im Unglück aber bekommt man Geſchmack an der Wahrheit; treuloſe Repräſentanten müßten ewig vernichtet bleiben; die Verantwortlichkeit der Miniſter ſollte kein Spielwerk ſeyn. Wo nicht vorher ſchon Unterdrückung war, kann kein Mißbrauch der Preßfreiheit eintreten. Eine Regierung ſollte nicht auf den Namen einer väterlichen, ſondern nur einer gerechten Anſpruch machen. Dieſes ſogenannte väterliche Regieren, welches immer nur in partheyiſchen Ausnahmen von der ſtrengen Regel beſtehe, mache immer Einen Undankbaren gegen 1000 Mißvergnügte. Aus dem 23ſten Briefe erfahren wir offiziell, daß bei der Poſtadminiſtration ein eigenes unabhängiges Büreau von 3 Perſonen exiſtirte, welches die Briefe erbrach, und dann ſeine ſaubern Berichte an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erſtattete. Den Zuſtand der Schulen berechnet der Herr Miniſter in heut zu Tage beliebter Tabellen-Manier alſo:

7 Fakultäten der Theologie, 9 des Rechts, 3 der Medicin, 10 der Sciences (Philoſophie, Mathematik, Naturwiſſenſchaft?) 13 der Lettres, (Philologie, ſchöne Wiſſenſchaften Hiſtorie?) mit	6329	Studenten.
(ſollten auf den deutſchen Univerſitäten nicht gewiß noch einmal ſo viel ſeyn? freilich ſtecken unter den Lycäen auch ſolche, die bei den Proteſtanten ſchon Univerſitätsſtudenten wären)		
In 36 Lycäen . . .	9000	—
In 368 Collegien (Gymnaſial-Anſtalten?)	28000	—
In 41 geiſtlichen Sekondärſchulen	5233	—
In 1255 beſondern Inſtituten u. Penſionen	39623	—
In 22348 Primärſchulen .	737369	—

Hämiſcher Witz.

Es iſt leicht, vor die Leute hinzutreten und zu ſagen, ich will witzig ſeyn; aber recht ſchwer, ein ſolches Verſprechen wahr zu machen. So iſt es auch dem Dr. Weidemann gegangen, der eine kleine Sammlung von Erzählungen für ſatyriſch ausgiebt, die es faſt nicht ſind. Soll die Satyre treffen, ſo muß ſie mit humoriſtiſcher Laune, mit Witz durchwürzt ſeyn; davon verſpürt man in dieſen Erzählungen jedoch nur wenig, deſto mehr aber läßt ſich der Verfaſſer im Fache des Hämiſchen gehen. Seinen Vorträgen ſcheinen zum Theil wirkliche, ſich, vielleicht in einem kleinen Staate, ereignete Thatſachen, zum Grunde zu liegen. Dem, dem dieſe bekannt ſind, können die Erzählungen vielleicht anziehender werden; dem größern Publikum werden ſie ein beſonderes Intereſſe nicht erregen.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 5. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

Magnetismus.

(Fortſetzung.)

Von einer ganz andern Art als die Rübelſche iſt die Geſchichte der ſiebenzehnjährigen Gotte K., die uns, im erſten Stücke des fünften Bandes dieſes Archivs, Hr. D. Klein mittheilt, und rückſichtlich deren er uns zu vernehmen giebt: „er habe ſchon längſt die Idee gehabt, Pfaff oder (ſic!) Kotzebue auf ihre Perſiflagen zu antworten; — dieſe Geſchichte ſoll ſeine Antwort ſein! — er halte ſie für Fügung von oben!“ Betrachten wir nun etwas näher, was der Himmel hier beſcheert hat, ſo ſehen wir ein fantaſiereiches, mit vielerlei frommen Empfindungsweiſen und Bildern bekanntes, mitunter höchſt naives und poſſenhaftes Kind vor uns, das fünf Vierteljahre lang an toniſchen und kloniſchen Krämpfen gelitten hat, ſich endlich entſchließt, von dem, ihm früher, eben des Magnetismus wegen, fatal geweſenen D. Klein ſich magnetiſiren zu laſſen, nach zwei Tagen aber ſchon — als bereits ſomnambül geworden — ſo cordial mit ihm wird, daß es ihm ſagt: „Hörſt du! du ſollſt nicht Sie zu mir ſagen!“ was ſich der Magnetiſeur auch gefallen läßt, und das originelle Weſen, nach deſſen Vorausſagung, in Verlauf von 27 Tagen glücklich von ſeinen Krämpfen curirt. Nach einer Erzählung des Vaters ſoll ſie bei jedem ſtarken Eindrucke ſchnell von dieſen Krämpfen befallen worden ſeyn, öfters bis zur Beſinnungsloſigkeit, öfters mit einer Art von Wahnſinn verbunden, der ſich durch ein furchtbares Geſchrei geäußert habe, daß die ganze Nachbarſchaft davon beunruhigt worden ſey. Am häufigſten ſeyen die Bruſtkrämpfe geweſen, welche jeden Laut verhindert, und Gefahr der Erſtickung gedroht hätten, beſonders auffallend aber die Krämpfe, welche oft nur einen Arm oder einen Fuß befallen und demſelben eine ganz umgedrehte Lage gegeben hätten, während der übrige Körper ganz ruhig geweſen ſey. Daher rühre es denn auch, daß ſeine Tochter Arme und Füße weit mehr drehen könne als andere Menſchen. Alle angewandte Hülfe ſeines ſehr geſchätzten Arztes hätten dieſes Uebel nicht bezwingen können u. ſ. w. Ein Auszug aus dieſer ſchwatz- und bilderreichen Geſchichte iſt kaum möglich; wir wollen daher zum Ergötzen des Leſers nur einige der unterhaltendſten Abſonderlichkeiten, die in ihr vorkommen, zum Beſten geben. So wird die Somnambüle ſchon bey der vierten Seſſion gewahr, daß ſie mit dem Magen hört, lacht ausgelaſſen über dieſe komiſche Entdeckung, (wir haben auch gelacht!) und ſagt ſpäterhin: ich könnte ſo gut ſchlafen, aber an meinem Magen iſt eine Stelle, wie ein großer Thaler, welcher immer hell bleibt, wenn auch alles dunkel iſt. (Das gäbe einem ingeniöſen Kopf vielleicht Veranlaſſung zu einer magnetiſchen Gaserleuchtung!) Die Seſſionen beſchließen ſich nun meiſt mit Gebet, Thränen, Segnungen u. ſ. w. es treten allerhand Viſionen ein. Sie hat vielfältige Zuſammenkünfte mit ihrer verſtorbenen Mutter, von der ſie auch an der Hand genommen, und vor den Thron Gottes geführt wird. Die unausſprechliche Herrlichkeit, die ſie da geſehen hat, kann ſie nicht beſchreiben. (Natürlich, ſonſt wäre ſie ja nicht unausſprechlich!) Sie ſieht auch ihren Schutzgeiſt, einen vorlängſt im Jünglings-Alter verſtorbenen Sohn ihres Oheims, — Engel mit Kränzen, — ja ſogar zweimal den Heiland, wobei ihr das erſtemal geworden iſt, als wenn ihr zwei Engel einen Kranz auf den Kopf gethan hätten; ſie verſichert: der Heiland ſähe ſo ſchön und liebevoll aus; er habe ein ſo frommes Geſicht, das unausſprechlich ſchön ſey, und alle Vorſtellung überſteige; ſie bekömmt auch 2 Lilien von ihm. Die Anweſenden müſſen ſich in einen Kreis ſetzen, denn — „im Himmel iſt auch alles in einem Kreis!“ Auch wird eines „ſehr intereſſanten Geſprächs“ erwähnt über den feſten Glauben, der daraus entſpringenden Hoffnung; über die Erkenntniß Gottes aus der Natur u. ſ. w., welches aber nicht niedergeſchrieben werden konnte. (Warum nicht?) Am meiſten aber hat ſie mit einem wunderlichen Alten zu ſchaffen, der ſie in einen dunkeln Gang lockt, dann ihr aufgiebt, einen hohen ſteilen Berg zu erſteigen, was, verbunden mit allerhand Gefahren, ihr unſägliche Mühe macht, und mehrere Seſſionen hindurch dauert, bis ſie ihn endlich doch erſteigt; es iſt aber weiter nichts oben, als eine

Ausgegeben den 1. July.

Mooshütte mit Rinde bedeckt, und ein Waſſer-Brunnen, aus welchem ihr der Alte zu trinken giebt. Dann geht die Reiſe, jedoch ungleich leichter, wieder abwärts, und am 27. Tage (dem letzten der Cur) iſt die Somnambüle glücklich wieder im Thale angelangt, und ſagt zu ihrem Magnetiſeur: „Weißt du, warum ich den Berg hinauf mußte? Es war Prüfung! — meine Mutter war oben, und da ſegnete ſie mich, und dort mußte ich den Segen holen. — Dieſe Prüfungen mußte ich durchmachen; jetzt ſehe ich mit Vergnügen darauf, da ich ſtandhaft war, durch Gotteskraft und des Engels Unterſtützung — Gott verläßt mich nicht, weil ich feſt auf ihn vertraue. Ich bin beſſer dadurch geworden — darum klaget nie, wenn euch ſo etwas wiederfährt! Jetzt bin ich ganz froh — ganz heiter — ganz unausſprechlich glücklich!“ — (das iſt ſie jedoch während der Zeit ſchon mehrmals geweſen.) Zugleich aber widerſpricht ſie ſich ein wenig, indem ſie auf dem Berge den Alten nicht geſehen haben will, ſondern blos den Engel und die Mutter. Die religiös-fantaſtiſchen Momente der Criſen ſind im rührendſten Pathos, und es fehlt nicht an Seufzern, Thränen, freudigen Entzückungen und den zärtlichſten Umarmungen, mit welchen die Somnambüle ſo freigebig verfahren iſt, daß wir faſt nicht umhin können, zu bedauern, daß Hr. D. Klein bereits verheirathet iſt, weil ſonſt aus jener „geiſtigen Ehe“ leicht eine, „leibliche“ hätte entſtehen können, die ohnfehlbar von den erſprießlichſten Folgen hätte ſeyn dürfen. Der Herr Doctor macht übrigens beſonders bemerklich, daß die Somnambüle „immer mit offenen Augen“ da gelegen, und wenn ihr ihre Haare ins Geſicht gekommen wären, ſie ſelbige, „ſelbſt in der Ekſtaſe,“ hinter die Ohren geſtrichen habe, und er hört hier Manchen ſagen: da ſieht man ja deutlich, daß alles nur Grimaſſe, Alfanzerei, Neckerei war!“ Aber ums Himmels willen! glaubt denn der Herr Doctor in allem Ernſte, daß ſeine artige Somnambüle wirklich vor dem Thron Gottes geweſen ſey, den Heiland und die Heiligen im Kreis ſitzen geſehen, und von jenem zwey Lilien bekommen habe? Oder wäre der Herr Doctor vielleicht unter der Hand ſelbſt ein wenig — Somnambül geworden? ſo etwas ſoll anſtecken wie der Schnupfen! Hr. Klein ſelbſt hat das auch ſo gut wie gar keinen Hehl; denn nachdem eben eine ſublime Umarmungsſcene vorgefallen iſt, in derem Gefolge das gute Lottchen aufwacht und äußerſt luſtig wird, ſagt Hr. Klein: „Beſchreiben läßt ſich eine ſolche Scene (die Hr. K. eine himmliſche nennt) nicht; aber ich ſchätze mich glücklich, einige wenige dieſer Art (wenige? ſie kommen ja alle Augenblicke vor! iſt denn der Herr Doctor ſo unerſättlich?) erlebt zu haben, und bedauere nichts mehr, als daß nicht alle guten Menſchen Antheil an denſelben nehmen können. (Man ſieht, der Hr. Doctor iſt, was die himmliſchen Liebhabereien betrifft, eben nicht eiferſüchtig!) Wie wenig Pfaff das Ganze verſteht, iſt daraus ganz klar, daß er behauptet, ich errege ſie durch meinen exaltirten Zuſtand — wäre ich dieſes im Stande, ſo würde ich mir dieſen hohen Genuß wenigſtens einmal im Jahre machen; daß aber ich durch ſie exaltirt wurde, verſteht ſich von ſelbſt.“ Ein naives Geſtändniß! Wir, unſeres Orts, wären faſt verſucht, beiden Herren zugleich Recht zu geben und eine wechſelſeitige Erregung und Exaltation anzunehmen! Rügen müſſen wir es aber, daß Lottchen K., trotz allem dem, mit ihrem geiſtigen Eheherrn zuweilen auf eine in der That nicht zu vertheidigende Weiſe umſpringt, ihn tadelt, verſpottet, auslacht, ja ihn einmal ſo weit treibt, daß ihm „der Verſtand ſtill ſteht!“ Er hat ſich nämlich alle erſinnliche Mühe gegeben, ſie gegen den äußern Lärm unhörend zu machen, es will aber nicht gehen. Nun bittet er ſie, ihm den rechten Weg zu ſagen; es ſei ja ihr eigener Schade, wenn ſie es ihm nicht ſage. Sie meint aber: er müſſe von ſelbſt darauf kommen. Das war keine leichte Aufgabe und Hunderte unſerer geehrten Leſer, die doch auch nicht auf den Kopf gefallen ſind, würden ſie nicht zu löſen gewußt haben. Der Hr. Doctor aber faßt ſich doch reſolut genug und ſagt: „nun gut, ſo will ich, daß du ſchlafen ſollſt!“ Es wird aber entgegnet: „Höre! warum ſagſt du mir denn immer, ich ſolle ſchlafen; ſo biſt du nicht auf dem rechten Wege.“ Dies ſagt ſie ernſthaft. Und eben ſo ernſthaft mag nun auch der Hr. Doctor gebeten haben: „So will ich denn, daß du nicht hören ſollſt!“ Das kleine maliziöſe Kind aber erwiedert unter unbändigem Lachen: „Du biſt auf dem Wege, aber doch nicht auf dem rechten.“ Und eben da, und darüber paſſirt dem Hr. Doctor das Unglück, daß ihm, „der Verſtand ſtill ſteht,“ und wir erfahren leider nicht, daß er ihm ſeitdem (es geſchah ſchon am fünften Tage der Cur) wieder flott geworden iſt! Ein fatales Malheur bleibt das immer, und die ſchelmiſche Somnambüle hätte dem Herrn Magnetiſeur wohl gleich ſagen können, was ſie ihm am letzten Seſſionstage, alſo 22 Tage zu ſpät, „ſcherzend“ eröffnete: „du hatteſt es mir ins Ohr ſagen ſollen, daß du wolleſt, ich ſolle nicht hören, und mir dreimal ins Ohr hauchen, dann hätte ich nur dich gehört; ob es bei Andern nützen werde, weiß ich nicht!“ Darauf wären wir nun in der That ſelbſt nicht verfallen, zumal bei dem Glauben, daß es bey den Somnambülen eben nicht, wie bei andern verſtändigen Menſchen, der Ohren bedürfe, um ihnen etwas zu hören zu geben! Mehr als alles das müſſen wir indeß einige Paſſionen oder Gelüſte rügen, denen ſich das gute Lottchen während ihrer Somnambülenſchaft ergeben hat; wir meinen das viele Weintrinken und, was ärger als alles iſt, das Tabacksrauchen! Der Hr. Doctor hat ihr nämlich einmal eine Pfeife mit (in den Garten) nehmen laſſen müſſen, die ſie nun ſelbſt holt, raucht und Bier dazu trinkt, ſie geht dann mit dem Herrn Doctor Hand in Hand ſpazieren, raucht fort, beklagt ſich endlich über Uebelkeit und muß ſich erbrechen. (Uns wäre es beinah eben ſo gegangen, indem wir dies laſen!) Der Hr. Doctor hält ſeine Hand auf ihren Magen, worauf Aufſtoßen erfolgt, es nützt aber nicht viel — ſie verlangt ſeine Uhr, legt ſie dahin, auch auf die Stirne, und ſiehe da — hierauf wird es ihr wieder gut. (Des Hrn. Doctors Uhr ſcheint überhaupt mannichmal kräftiger zu ſeyn als ſeine Hand.) Dies geſchah Nachmittags. Abends verlangt ſie indeß doch wieder eine Pfeife und ſchmaucht ohne weitern An- und Aufſtoß und dabey erfahren wir denn, daß ihr vorhin blos darum übel geworden iſt, weil die Pfeife, die der Hr. Doctor ihr hatte mitnehmen laſſen, eine war, aus welcher nie er, ſondern Fremde rauchten, die ihn beſuchten. Selbſt noch am letzten Seſſionstage — den auch nur ungefähr zu ſchildern dem Hrn. Doctor ſchwer wird, der das Heiligſte iſt, was er erlebt hat — fordert ſie den Hrn. Doctor zum Rauchen auf, raucht ſelbſt, raucht, unter heitern Geſprächen, viel, trinkt viel Rheinwein ꝛc. — Wie wird Hr. Prof. Pfaff hier triumphiren! Ganz gewiß, wird er ſagen, iſt der Hr. Doctor Klein ſelbſt für eine Pfeife Taback und ein Gläschen Wein ein wenig paſſionirt, und ſomit die Erregung und Exaltation offenbar von des Magnetiſeurs Seite ausgegangen! Uns iſt aber dabei doch ein wenig bedenklich zu Muthe geworden! wie, wenn nun Hr. Dr. Kl. auch noch Paſſionen anderer, vielleicht viel ſchlimmerer Art, gehabt hätte? Die Somnambülen werden doch wohl thun, ſich vorher erſt ein wenig um die Paſſionen ihrer Magnetiſeurs zu bekümmern, es könnten ſonſt häßliche Compromiſſionen ſtatt finden! Daß die Zahlen 3, 9 und 27 in dieſer Geſchichte eine wichtige Rolle ſpielen, wird hier nur beiläufig bemerkt; die Somnambüle treibt auch allerhand artige, mitunter aber doch faſt langweilig werdende, Spiele mit allerlei Blumen, und mit einem eiſernen Ringe, den ihr Dr. Klein machen laſſen muß, und bei welchem uns unwillkührlich der goldene der Strombeckſchen Somnambüle eingefallen iſt; ergötzt auch ihr Publicum (ihre nächſten Verwandte und Freunde) vielfältig mit den „mahleriſchſten Stellungen“ (auch eine liegende auf einem ſtark gewölbten Koffer kömmt vor, die ihr der Hr. Doctor nachmachen will, der aber, trotz aller Mühe, mit Schanden beſteht) mit den „graziöſeſten Attitüden“ und der herrlichſten „Mimik,“ ohne in dieſer Hinſicht einigen Unterricht empfangen zu haben; nebenbei aber ſetzt es auch allerhand halsbrechende Wendungen und Klettereien, wobei dem Publicum, das wahrſcheinlich vergeſſen hat, daß ſie ihre Arme und Füße weit mehr drehen kann als andere Menſchen, ſchwarz vor den Augen wird. — Am Schluß der Cur verſichert ſie, daß ſie gern auch Anderen geholfen haben würde, wenn es hätte ſeyn können, ſie habe aber blos gewußt, was zu ihrer Heilung nöthig ſey. Vermuthlich hatte ſie da vergeſſen, daß ſie etwa 3 Wochen zuvor ihrem Vater Schwalbacher Waſſer mit Milch verordnete, weil er Schmerzen auf der Bruſt hatte. Dabei wird, abermals naiv genug, bemerkt, daß ſich der Vater bis dahin noch nicht über Schmerzen beklagt, nachher aber ſich wirklich über dergleichen beſchwert, und verſprochen habe, das Waſſer zu trinken.

Auf die Frage des Hrn. Doctors, was denn eigentlich zum Magnetiſiren gehöre, und ob es jeder Menſch könne, antwortete ſie: „wahrſcheinlich gehört ein Menſch dazu, der gerne ſeinen Nebenmenſchen hilft, es muß gerade kein Arzt ſeyn!“ Avis au lecteur! — Daß ſie die ganze Zeit über in einem Halbſchlaf ſey, meint Hr. Klein, bemerke er wohl, aber ſonſt Niemand, denn ſie verrichte alle häuslichen Geſchäfte, gehe ſpatzieren, in Geſellſchaft, ſpreche ganz vernünftig, aber das Haſtige, ſehr Reizbare, ihr Lachen, verriethe ſchon, daß ſie außer der Zeit des magnetiſchen Schlafs dennoch in keinem natürlichen Zuſtande ſey.“ Wir haben das um ſo lieber geglaubt, da ſie ſelbſt den Tag zuvor ſagt: „Es iſt eigentlich den ganzen Tag ein gewiſſer Schlaf in mir, hauptſächlich wenn es gegen die Zeit geht; ich bin immer in einem gewiſſen Traum, von dem wir aber nichts deutlich bewußt iſt, auch kann ich mir nur ungefähr etwas (alſo doch das?) aus meinem Zuſtande denken, ohne jedoch davon mit euch ſprechen zu können.“ Dieſes Geſtändniß wird mehrere unſerer Leſer, und ohne daß wir weiter deshalb etwas anzudeuten brauchten, in mehr als einer Hinſicht merkwürdig ſeyn; eben ſo die zu Anfang einer der Seſſionen dem Magnetiſeur gegebene Notiz: „Die Hand wird nicht nöthig auf der Stirne ſeyn, weil ich heute nichts Intereſſantes zu ſagen habe;“ und wiederum ein andermal: „Am Sonntag darfſt du mich wohl fragen — aber wahrſcheinlich werden gleich große Scenen kommen.“ Die Somnambülen werden alſo nicht unwillkührlich vom Geiſt überraſcht, ſondern ſie wiſſen Stunden- und Tage lang zum Voraus, ob ſie etwas Intereſſantes zu ſagen haben, und ob große Scenen kommen werden?!

Den Magnetiſeurs wird es übrigens lieb ſeyn, zu erfahren, wie ſie krampfhaftes Lachen und überhaupt ſtarke Krämpfe ſofort ſtillen können, ſie dürfen nur ſagen: „ich will durchaus, daß du nicht mehr lachſt oder Krämpfe habeſt!“ Hr. Dr. Klein, der einmal blos ſagte: ich will, daß du ꝛc. wurde ausgelacht. Es kommt, wie man ſieht, alles auf das Wort durchaus an; Probatum est!

Die Leſer aber mögen noch wiſſen, daß jeder Menſch ſeinen Schutzgeiſt hat, und daß Lottchens Schutzgeiſt meiſt im wachenden Zuſtande um ſie geweſen iſt, und ihr 8 Tage nach vollendeter Cur zu wiſſen gethan hat, daß ſie ganz geſund ſey. Wem alſo wegen ſeiner eigenen Geſundheit ein kleiner Zweifel aufſteigen ſollte, der weiß nun, daß er ſich nur an ſeinen Schutzgeiſt zu wenden hat, um ſofort den gehörigen Aufſchluß zu bekommen. Herr Dr. Eſchenmayer, der, eingeladen vom Hrn. D. Klein, den letzten Seſſionen ſelbſt beiwohnte, hat zu dieſer Geſchichte Bemerkungen hinzugefügt, aus denen wir erfahren, daß der Seele nicht nur der Leib, ſondern das ganze Univerſum nachgebildet iſt. Wir wiſſen doch alſo nun, nach welchem Vorbilde die ſämmtlichen Sonnen, Monde, Sterne, Cordilleren, Veſuve, Oceane und Fiſchwaſſer, Krebſe und Wallfiſche, Kröten und Eidechſen, Elephanten und Stachelſchweine, Königsadler und Fledermäuſe, Rieſeneichen und Pilze, geſchaffen ſind, und können uns nun, nach der ſich ergebenden Analogie, eine ſehr deutliche Vorſtellung von dieſem Vorbilde, unſerer Seele nämlich, machen! „Man laſſe nur einmal, ſagt Hr. E., den Wahn fahren, aus chemiſchen und phyſiſchen Principien den Stoff für unſere Phyſiologie zu holen. Dieſe Kräfte thun weiter nichts, als die Hülle darbieten, in welcher die Seele ihre jugendlich reiche Plaſtik ausübt. Dieſe Plaſtik iſt es, welche der Magnetismus in Anſpruch nimmt, und wodurch er größere Dinge vermag, als alle medeciniſchen Methoden zuſammengenommen.“ (O heiliger Hyppocrates!) — Von der magnetiſchen Extaſe ſagt Hr. E. „ſie iſt kein Fiebertraum, kein Gaukelwerk der Einbildungskraft oder Chimäre, kein Ausbruch eines kranken Verſtandes oder Willens, ſondern ein Sich-Erheben über die gemeine Wirklichkeit, ein Hineinſchauen in die Ideale, die in ihrer Ordnung eben ſo wahr ſind als das Bild in der unſrigen, u. ſ. w. Lauter ſchon oft, und eben ſo cathegoriſch ausgeſprochene Hypotheſen, für die uns Hr. E., nach dem Muſter ſo vieler ſeiner enthuſiaſtiſchen Collegen, den Beweiß — ſchuldig geblieben iſt. So lange indeſſen dieſe Schuld nicht abgetragen iſt, — und zwar vollſtändig und allgemein-verſtändlich — werden die Herren Magnetiſeurs es uns nicht übel nehmen, wenn wir, noch wie vor, ungläubig die Köpfe ſchütteln. Geſteht es uns doch Hr. E. das am Schluſſe ſeiner Bemerkungen ſelbſt zu! Er ſagt nämlich: „dieſe (ſeine) Anſicht (der ganzen Geſchichte) werden freilich nur Wenige theilen, auf keinen Fall jene, welche in ſolchen Erſcheinungen nichts als Viſionen, Phantasmen und Selbſttäuſchungen erblicken. Dieſe Geſchichte iſt ſo recht dazu gemacht, um ihren Stoff für ihren intellectuellen Heroismus (?) darzubieten! Sie werden das Ganze für eine nicht übel gelungene Theaterſcene halten, in der dieſes Mädchen, auf irgend eine Weiſe exaltirt, Luſt bekommen habe, als Heldin aufzutreten. Aus der angebohrnen Eitelkeit, ſich in graziöſen Attitüden zu zeigen, und aus der Klugheit, ſich das empfängliche Publicum zu wählen, laſſe ſich Alles erklären. Ich habe nichts dagegen. (Wir riefen zu Ehren des Hrn. E. ſchon ein frohes Gottlob! aus, aber ſiehe da! Hr. E. ſchickt ſofort zwei hinkende Boten nach, er ſagt nämlich:) nur behalte ich mir zwei Satze bevor: 1) den metaphyſiſchen, daß Moral und Religion kein Fiebertraum ſey! (Nein! aber wirkliche oder erkünſtelte Fieberträume können voll Moral und Religion ſeyn. Vermuthlich aber würde die Baturka in dieſer Hinſicht ganz anders träumen, als eine chriſtliche Schwäbin. Die letztere ſah den Heiland, die Mexicanerin würde den Vitzlipuzli ſehen; was beweiſt das nun für die wirkliche Exiſtenz deſſen, was die fieberiſch träumende Somnambüle ſich aus dem Schatz ihrer angelernten und angewöhnten Begriffe und Vorſtellungen vorbildert? was beweiſt alſo des Hrn. Profeſſors Satz?) 2) den Erfahrungsſatz, daß die Geſundheit, welche nach funfzehnmonatlichen Nervenleiden auf eine beſtimmte Heilart eintrete, keine Viſion ſey. (Wir zweifeln keinen Augenblick, daß Streichen, Drücken u. ſ. w. bei mancherlei krampfhaften Zufällen ſich als höchſt nützlich bewähre, und wünſchen der armen Lotte K. von Herzen Glück, wenn ſie durch jenes von den übrigen, wirklich und auf immer, befreit iſt. Aber was würde ſelbſt ein ſolcher Erfahrungsſatz im Allgemeinen beweiſen? Iſt es mit allen magnetiſchen Patientinnen, oder auch nur mit den meiſten, in demſelben Maaße gelungen? und warum wirkt z. B. der Magnetismus bei Männern wenig oder gar nichts? Nerven ſind Nerven, und Striche ſind Striche. Läge alſo das magnetiſche Heil — oder vielmehr das Heil des Magnetismus — am Ende doch nur in der größern Empfänglichkeit des weiblichen — Unterleibes? Da möchten aber denn doch diejenigen wohl nicht ſo ganz Unrecht haben, die, in mehr als einer Hinſicht, das Mittel in den meiſten Fällen für ungleich bedenklicher halten, als das Uebel ſelbſt!)

Ueber den Geſetzgebenden Körper in Frankreich im J. 1817.

Von den Sitzungen des geſetzgebenden Körpers in dem reſtaurirten Frankreich ſind für das Jahr 1817 hiſtoriſche Annalen in zwey Bänden erſchienen, die Hrn. Gautier, Deputirter vom Departement Var und ehemaliges Mitglied vom Rath der Fünfhunderte, zum Verfaſſer haben. Es iſt nicht leicht möglich, daß irgend ein Mitglied dieſes geſetzgebenden Körpers in der jetzigen noch ſo unruhigen Zeit, wo ſo mancherlei Partheien drohend und feindſelig gegeneinander über ſtehen, ſich nicht mehr oder weniger zu einer von dieſen Partheien hinneigen ſollte, und daher dürfen wir es auch unſerem Verfaſſer nicht verargen, daß er diejenigen Grundſätze am meiſten herausgehoben und geltend zu machen geſucht hat, auf denen, ſeiner Meinung nach, das wahre und einzige Wohl ſeines Vaterlandes beruht. Wenn einſt alle Partheien ſchweigen und ihre Stimmführer längſt vergeſſen ſeyn werden, ſo wird der Geſchichtſchreiber auch von dieſen Annalen weſentlichen Gebrauch machen, das Wahre und Richtige von der Sprache der Perſönlichkeit und der Leidenſchaften ſondern, und es dem Verfaſſer Dank wiſſen, daß er ihm dieſe koſtbaren Materialien hinterlaſſen hat. Schon von den Sitzungen in den frühern Jahren, von 1814 an, hat der Verfaſſer ähnliche Annalen herausgegeben, allein ſie waren unvollſtändig, weil er ſich außer Stande ſah, die Arbeiten in der Kammer der Pairs zu bekommen. Dies iſt jedoch jetzt der Fall, und darum ſind auch die Annalen zu zwey Bänden angewachſen. In der Einleitung giebt ſich der Verfaſſer die Mühe, zu beweiſen, daß Frankreich ſchon vor der Revolution eine eingeſchränkte Monarchie geweſen ſey, denn die von dem König erlaſſenen Edicte hätten nicht eher Geſetzeskraft gehabt, als nachdem ſie von dem Parlament zu Paris wären enregiſtrirt worden; dieſes Parlament wäre ſchon eine Art von Kammer der Pairs geweſen, denn die Prinzen vom Geblüt und die Pairs hätten, von Rechtswegen, Sitz und Stimme darin gehabt; öffentliche Auflagen konnten nur durch ein ſolches Edict ausgeſchrieben werden, und folglich konnten dieſe Auflagen nicht eher erhoben werden, als bis das desfallſige Edict vom Parlament enregiſtrirt worden war. Wenn man nun auch dieſes alles unbedingt zugeben wollte, ſo hat doch der Vf. nichts erwähnt von den ſogenannten lits de justice, wodurch das Parlament gezwungen wurde, die königlichen Edicte ohne weitere Widerrede zu enregiſtriren, von den ohne Urtheil und Recht ausgeſprochenen Verbannungen, von den furchtbaren lettres de cachet, mit denen ein ſo empörender Misbrauch getrieben wurde ꝛc. Dieſe Handlungen einer völlig willkührlichen Gewalt können aber in einer eingeſchränkten Monarchie nicht ſtatt haben; wenn ſie auch damals bloße Misbräuche geweſen ſeyn ſollten, die nicht weſentlich in der Verfaſſung lagen, ſo hat doch die jetzige Conſtitution dafür geſorgt, daß ſolche und viele ähnliche Misbräuche nicht mehr vorkommen können, und eben dieſes iſt es, was den Character einer eingeſchränkten Monarchie bezeichnet. — In dem erſten Kapital gibt uns der Verfaſſer eine erläuternde Ueberſicht von dem weſentlichen Inhalt der Charte, gegen welche jedoch ohne Zweifel die franzöſiſchen Publiciſten mancherlei Ausſtellungen machen werden, da ſie eine Menge von ultraroyaliſtiſchen Grundſätzen enthält. Sehr ſchön iſt übrigens darin der Unterſchied entwickelt, der zwiſchen einem Uſurpator des Throns und einem legitimen Monarchen in Rückſicht auf das wahre Wohl der Nation ſtatt hat, und zuletzt fügt noch der Vf. die tröſtliche Verſicherung hinzu, daß Frankreich in wenigen Jahren die großen Vortheile erkennen wird, die ihm daraus entſpringen müſſen, daß es wieder von einem aus dem Geſchlechte ſeiner alten Könige abſtammenden Monarchen regiert wird. — Ehe der Verfaſſer zu den Sitzungen ſelbſt übergeht, giebt er noch in zwey Kapiteln eine Darſtellung von der Lage Frankreichs und den Ereigniſſen, die zwiſchen der Verſammlung vom Jahr 1816 und denen vom Jahr 1817 ſtatt gehabt haben, woraus man denn vorzüglich die Vorfälle bei den Wahlen und die Reſultate derſelben, ſo wie auch die verſchiedenen Partheien, in welche die Deputirtenkammer getheilt iſt, überſichtlich kennen lernen kann, eine Darſtellung, die dem künftigen Geſchichtſchreiber zur Beurtheilung der in den Sitzungen vorgekommenen Verhandlungen ſehr erwünſcht ſeyn wird. Unter die wichtigſten Gegenſtände, die damals verhandelt wurden, gehörte vorzüglich die Freiheit der Preſſe, und von dieſer zeigt ſich der Vf. als der abgeſagteſte Feind. Beſonders eifert er gegen die Zeitungen und Journale, und behauptet, daß ſie bei völliger Freiheit einen nicht zu berechnenden Schaden anrichten werden. Was ſoll daraus werden, ſagt er, wenn 20 bis 24 Zeitungen, (hier nennt er die geleſenſten unter denen von der Gegenparthei) täglich unrichtige, gefährliche Grundſätze, entſtellte Nachrichten, und verführeriſche Lehrſätze von einem Ende Frankreichs bis ans andere verbreiten? Müſſen nicht dieſe Blätter überallhin Verwirrung und Zwieſpalt bringen? durch den beißenden Spott und die Beleidigungen, die ſie gegen ſich ſelbſt ausſtoßen, geben ſie ſchon ein gefährliches Beiſpiel von Uneinigkeit; der Monarch hat verziehen, er hat alles vergeſſen, und doch ſoll ihm nicht die Freude zu Theil werden, daß ſeine Unterthanen, ſeine Kinder dieſes ſchöne Beiſpiel befolgen! und die Regierung ſollte die fernere Abſendung dieſer Feuerbrände dulden? Einer der berühmteſten Schriftſteller unter den Independenten, ſetzt er am Schluß noch hinzu, hat behauptet, daß die Preßfreiheit eine Nationalſache ſey, daß alle Franzoſen ſie verſtünden, und alle ſich dafür intereſſirten, allein in der That iſt ſie nur in ſo fern eine Nationalſache, als der König ſie in der Charte dazu gemacht hat; auch kann man zuverläſſig behaupten, daß unter 28 Millionen Franzoſen gewiß zehn Mill. ſind, denen die Sache gänzlich fremd und unbekannt iſt, zwölf, denen ſie ſehr gleichgiltig iſt, drei, denen ſie höchſt ſchädlich zu ſeyn ſcheint, zwey und drey Viertel, die ſie wollen, aber mit Einſchränkungen, und nur die wenigen noch übrigen verlangen ſie ganz uneingeſchränkt und zerſtörend.

Kriegsgeſchichte.

Zu den Werken, die über die Geſchichte des deutſchen Befreiungskrieges ein näheres Licht verbreiten, rechnen wir den Feldzug an der Nieder-Elbe, vom königl. däniſchen Major Grafen von Dannskiold Löwendal, aus dem Däniſchen überſetzt vom Herrn v. Jahn. Der Verfaſſer hatte während dieſes Feldzugs ſeinen Aufenthalt im Hauptquartier des Marſchalls Davoust, (Herzogs von Auerſtädt, Prinzen von Eckmühl) und verdient, als Augenzeuge, vom Geſchichtsforſcher beachtet zu werden. Er giebt ſich alle Mühe, den Charakter des, von ganz Deutſchland gehaßten Fürſten, in ein günſtigeres Licht zu ſtellen, indeſſen ſcheinen die für deſſen Härten und bekannt gewordenen Grauſamkeiten, vorgebrachten Entſchuldigungen nicht immer gehörig vorzuhalten. Der Krieg entſchuldigt leider vieles, aber nicht alles.

„Davoust iſt 52 Jahre alt, von einem guten Aeußeren, ungefähr 67 Zoll groß, und ſtark; er hat etwas Mildes in ſeinem Weſen; ſeine Stirne iſt hoch; ſein Scheitel von Haaren entblößt. Er trägt beſtändig Brillen, ohne jedoch ein ſchwaches Geſicht zu haben. Er ſtammt von einer adeligen Familie aus Bourgogne; ſein Vater war Staabs-Officier, und er, der in einer franzöſiſchen Militärſchule erzogen ward, ſtand bei dem Ausbruche der Revolution als Lieutenant in franzöſiſchem Kriegsdienſte; ſeinen wiederholten Behauptungen zu folge, war er während der Revolution ein beſtändiger Feind aller Unordnung, alles Aufſtandes und alles Jacobinismuſſes, und war, weil er ſich dem Pöbel mehrere Male wirkſam widerſetzt hatte, als Bataillons-Chef bei den Linientruppen und bei den National-Garden verſchiedentlich arretirt geweſen. Die Erzählung der Begebenheiten jener Tage war ſein Lieblings-Thema im täglichen Kreiſe, wo er ſich überhaupt ſehr herablaſſend, häuslich und einfach bezeigte, und der Mann, der öffentlich und im Dienſte ſo viel Stolz und Strenge blicken ließ, fand ſein größtes Vergnügen darin, daß er ſich in ſeinen Freiſtunden unter ſeine Adjutanten oder unter die Familie ſeines Wirths miſchte, und dort mit Muſik, Tanz, unbedeutenden Kartenſpielen, oder am liebſten mit unſchuldigen Geſellſchaftsſpielen, wofür er einen ſo entſchiedenen Geſchmack hatte, daß ſie oft ins Kindliche fielen, die Zeit zubrachte. War er nicht in Zorn geſetzt, ſo war ſein Umgang ſelbſt in Dienſtſachen angenehm und ſelten nur ließ er ſich von ſeiner Hitze hinreißen. Traf aber ein ſolcher Augenblick ein, meiſtens herbei geführt durch Nachläſſigkeit im Dienſte, Einwendungen gegen ſeine Befehle von Seiten der Civilbehörden, oder durch einen verſpürten Unwillen und feindſeliges Betragen von den Einwohnern, die er nur als leidende und gehorchende Weſen betrachtete, ſo war er heftig und aufbrauſend, wurde beleidigend und nahm Beſchlüſſe, die oft die Grenzen der Menſchlichkeit und der Convenienz überſchritten. Sein

Hauptgrundſatz war, die Einwohner der von ihm heimgeſuchten Länder, durch Statuirung harter Exempel zu ſchrecken, und dieſem getreu hat er oft ganz unnöthiger Weiſe die unſchuldigſten Menſchen niederſchießen laſſen, ohne etwas weiter zu bewirken, als die Verdoppelung des Haſſes im Herzen des Volkes, das er in Furcht jagen wollte. Was hatten z. B. die beiden unglücklichen Bürgermeiſter gethan, die er, kurz nach ſeinem Einmarſch in Poſen, auf dem dortigen Markte füſiliren ließ? Gott und die Geſchichte haben ihm dies nicht vergeſſen. Vorliegendes Werk, aus der Feder eines Mannes, der ſich beſtrebt, ihn zu rechtfertigen, enthält eine Reihe von mehreren ähnlichen Unthaten, die den tiranniſchen Despoten, aber nicht den edlen Feldherrn der großen Nation verrathen.

Ein alter ſchätzungswerther Prediger in Hamburg, deſſen Töchter die Fahnen der Hanſeaten geſtickt hatten, mußte dafür der beſchwerlichen Schanzarbeit ſich ſelbſt unterziehen; — das Dorf Muſtin, das ſich vor der Front eines franzöſiſchen Vorpoſten befand, war in einem hohen Grade erſchöpft, und wurde dennoch täglich von Marodeuren beſucht. Eines Tages wurden einige derſelben von den einzelnen zurückgebliebenen Bauern, die ſich in ihrer verzweifelten Lage für ſtärker als jene Marodeurs hielten, mit Prügeln zurück getrieben. Der Marſchall ließ Tags darauf 200 Mann ins Dorf rücken, die aus Mangel der wirklichen Beleidiger der Soldaten, die Erſten drei Menſchen ergriffen und ohne Weiteres auf der Stelle erſchoſſen.

Als die Alliirten im Anfange von 1814 Holland beſetzt hatten, und dieſes Land gegen die Franzoſen aufgeſtanden war, verſäumte das vor Hamburg ſtehende Belagerungscorps keine Gelegenheit, die bei Eckmühls Armee ſtehenden Holländer zum Deſertiren zu verleiten. Es glückte dieſes zum Theil: Officiers und Soldaten giengen täglich über. Eckmühl, hierüber im höchſten Grade aufgebracht, wandte alle Mittel an, die verſchlagenen Werber zu entdecken und zu beſtrafen. Einſt wurde ihm ein Mann aus Altona denunciirt, der mit einigen Artilleriſten geredet, und ſie zum Uebergehen zu verleiten geſucht haben ſollte. Oeffentlich Altonas Neutralität kränken, wollte er nicht; daher ſandte er in der Nacht zwei mit Dolchſtöcken verſehene verkleidete Gensd'armen nach Altona, mit dem Befehle, ſich in das Haus des bezeichneten Mannes zu begeben, ihn aufzuheben, oder, wenn er ſich zur Wehre ſetze und um Hülfe ſchrie, ihn zu ermorden.

Wo hier das vom Verfaſſer gerühmte Kindliche in Davousts Charakter liege, ſehen wir nicht wohl ab. Auch geht dieſe Gemüthlichkeit aus Davousts Betragen bei Wegnahme der Hamburger Bank, das der wackere Pehmöller in ſeinem diesfälligen eben erſchienenen Werke beſonders beleuchtet hat, und noch weniger aus den namenloſen Leiden, mit den die armen Hamburger von dem Machthaber gequält wurden, hervor. Eben ſo wenig können wir dem beipflichten, was der Verf. von der ſtrengen Mannszucht des Marſchalls ſagt. Vom 5. December 1813, bis zum 15. März 1814 gieng kein Tag hin, an dem in und um Hamburg nicht 10 bis 12 Häuſer in Flammen aufgiengen! — Der Verf. ſelbſt behauptet, daß man ſeit der Zeit der Gothen und Vandalen, nie Beiſpiele größerer Unverſchämtheit geſehen habe, als im Marodirungs- und Plünderungsſyſteme der Franzoſen, das die Bewohner der beſetzten Länder an den Bettelſtab bringt, die Soldaten verhungern läßt, und lediglich die Obern und die Commiſſaire bereichert, welche Millionen nach Frankreich ſchleppten, um ſie dort zu vergeuden; oder ſoll etwa das Anführen, daß Fürbitten für Unglückliche, die der Marſchall zu Schlachtopfern ſeines Exempelſtatuirungsſyſtems beſtimmt hatte, vorzüglich wirkſam waren, wenn ſie von hübſchen Frauen und Mädchen vorgetragen wurden, die Milde des Schreckensmannes darthun?

Ueber das Glück und die Ehre, mit den Franzoſen gemeinſchaftlich zu fechten, drückt ſich der Verfaſſer ſehr wahr aus: „Es liegt in dem Charakter der Franzoſen, daß ſie die Fremden verachten, und ſowohl die Deutſchen als Polen, die bei dem Armee-Corps des Prinzen Eckmühl dienten, erfuhren oft aus dem Tone, womit man ſie behandelte, daß man ſie verbunden hielt, für ihr Intereſſe zu fechten, oder für Dummköpfe, die wirklich glaubten, die franzöſiſche Regierung habe ihres Landes Beſte vor Augen. Manche, die mit den Franzoſen fochten, werden bei Leſung dieſer Zeilen im Stillen erröthen.“

Der Trotz des Marſchalls, den Nachrichten von den glücklichen Fortſchritten der Verbündeten gar keinen Glauben beizumeſſen, iſt unglaublich. Der Moniteur, mit dem das Danziger Belagerungscorps den General Rapp von den Siegen über Napoleon unterrichtete, war, nach ſeiner feſten Ueberzeugung, nichts als eitler Nachdruck. Er ließ, ungeachtet es weltbekannt war, und jeder Soldat, jedes Kind in Hamburg es wußte, daß Napoleon gefallen, auf die weiße Bourboniden-Fahne, unter deren Schutz ſich die Parlamentairs den Thoren von Hamburg näherten, und auf die er, einige Monate ſpäter, dem Hauſe Bourbon lebenslängliche Treue geſchworen, ſchießen; und nur, als ſein Vetter Davonst aus Paris ſelbſt kam und ihm erzählte, was die ganze Welt wußte, legte er ſich zum Ziele. Er hätte tauſendfaches Elend weniger bereitet, wenn er der Vernunft und der Wahrheit früher Gehör gegeben. Der Verf. führt es als Rühmliches an, daß Eckmühl der Erſte geweſen, der die Armee aufgefodert, Ludwig dem Achtzehnten Treue zu ſchwören. (Die Tambours konnten es nicht; Er war der Oberſte, er mußte alſo entweder zum Kreuz kriechen, oder ſich ſeinem Schickſale Preis geben, und zur Entſcheidung, was er wählen ſolle, gehört bei der damaligen Lage der Sachen, keine vorzügliche Klugheit. Sein angebeteter Napoleon war geſtürzt, und die Frage: Feldmarſchall oder nichts, war bald beantwortet.)

Auch von ſeiner Dankbarkeit gegen die Freunde ſeines Abgotts iſt nicht viel zu ſagen: Die Dänen hatten es redlich mit ihm gehalten. Er ſetzte, nach S. 242, das däniſche Hülfscorps, ohne das er früher ohne Rettung verlohren war, durch ſein unzeitiges Schweigen, und durch das Verderbenbringende Geheimhalten ſeiner Abſichten, der größten Gefahr aus; er unterließ es, den König von Dänemark von der wahren Lage der Dinge zu unterrichten. Er nahm ſich, nach S. 130, gegen den Prinzen Friedrich von Heſſen, der die Dänen befehligte, verſchloſſen. Er überließ, nach Seite 133, das verlaſſene Dänemark ſeinem Schickſale, und war großmüthig genug, zu verſichern, daß weder er, noch Frankreich, es übel nehmen würden, wenn Dänemark den Frieden unterhandle. Da der Verf. dieſe Thatſachen ſelbſt anführt, ſo muß man ſich über ſeine Kurzſichtigkeit wundern, mit der er des Marſchalls liebevolle Güte gegen Altona herausſtreicht. Er hob ſich Altona im ſchlimmſten Falle auf; darum ſchonte er es, aus liebevollen Geſinnungen gegen Dänemark wahrhaftig nicht. Selbſt im Betragen gegen ſeine Kameraden können wir ihn nicht rühmen. Eines Tages ſah Eckmühl eine Trift von mehrern hundert Kühen und ließ fragen, wem ſie gehören. Dem Marſchall Ney, war die Antwort. Tant mieux, entgegnete er, qu'on les prenne de suite pour l'armée, nous y avons les premiers droits.

In der Kunſt zu lügen, ſchildert der Verf. den Marſchall als einen Meiſter: „In Eckmühls Armee erfuhr z. B. kein Officier und kein Soldat Napoleons Niederlagen bei Berlin, Culm u. ſ. w.; man ſah ſeinen Rückzug von Dresden für das an, wofür die franzöſiſchen Bulletins ſie ausgaben. Die Schlacht bei Leipzig blieb den Truppen lange unbekannt, und von den Begebenheiten in Frankreich wußte man in Hamburg wenig oder nichts, obgleich die Einwohner wohl dann und wann etwas erfuhren und heimlich verbreiteten. Der Beſatzung wurde glauben gemacht, daß es falſche, von Bosheit ausgeſonnene, Gerüchte wären; bald war Macdonald mit 30,000 Mann in Bremen angekommen, bald hatte der General St. Cyr, von Dresden, mit der Garniſon von Magdeburg ſich vereinigt u. ſ. w. Was half dieſe Umgehung der Wahrheit? — nichts; ſie ſchadete vielmehr; der Soldat erfuhr letztere ja doch, und ward dann gegen alles, was ſein Oberer ihm vorerzählte, um ſoviel mißtrauiſcher. Man rühmt dergleichen Verheimlichungen als Beweiſe von hoher Politik. Es iſt die ſchlechteſte, die wir kennen. — Von Theodor Körner, der nicht von vier, ſondern von einer Kugel im Unterleibe getödtet ward, ſpricht der Verf. mit Achtung, und ſagt, daß deſſen Aſche vom Freunde und Feinde verehrt werde. So ſchreibt ein Mann, der ihm gegenüber ſtand, im Jahre 1814, und ein Landsmann, der Leipziger Aufſeher von Europa, nennt ihn unpatriotiſch. Mit welchen Augen muß der Aufſeher ſehen!“

Ueber die Polen, von denen die Franzoſen immer viel Weſens machten, liefert der Verf. eine neue Anſicht: „ſie waren ein ſonderbares Gemiſch von Bravheit und Feigheit, von Treue und Untreue, von guter und ſchlechter Reuterey. Während ihre Angſt ſie beim Bornhöſter Rückzuge trieb, den eigenen Truppen die Lanze in den Leib zu jagen, ſah man ſie bei andern Gelegenheiten, wie ſie den Tod verhöhnten und ſich dem feindlichen Feuer ohne Urſache blosſtellten; während ſich der eine Theil mit der größten Erbitterung gegen die Alliirten ausließ und den Kaiſer Napoleon als ihren Erretter und Befreyer verehrte, gieng einſt ein ganzes Commando, von einem Officier geführt, bei hellem Tage zum Feinde über; während ſie eine Menge von Campagnen mitgemacht hatten und lange als Cavalleriſten dienten, konnte ein großer Theil der Leute kaum reiten, und ihr Oberſt war ein alter Infanterie-Officier, der, weil er im Fuße verwundet war, nun ein Cavallerie-Regiment befehligte. Ihre Verſprengung bei Bornhöſt war groß. Einige flohen nach Kiel, Andere nach Preez, Andere nach Plönn, und mancher von ihnen fiel den Schweden in die Hände auf Stellen, wo ſie ſich wahrlich nicht einbildeten, Verſprengte von Bornhöſt zu finden.

Des Verf. Aeußerungen über Schweden verrathen ein aufgeregtes Gemüth, und haben einen recht erklärlichen Grund. Im Ganzen aber wird ſein Werk den Kriegsmann und die Bewohner jener Gegend an der Niederelbe, unterrichten und angenehm unterhalten.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 6. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

Reiſe-Bemerkungen eines Arztes.

Mit recht vieler Theilnahme haben wir die Bemerkungen aus dem Taſchenbuche eines Arztes, während einer Reiſe von Odeſſa durch Deutſchland, Holland, England und Schottland, vom D. Meißner zu Teplitz, geleſen. „Richelieu," erzählt er, und mehrere die in Odeſſa waren, beſtätigen es, „wird dort angebetet; warum ging R. nach Paris, wo es, wie es ſcheint, mit der Anbetung nicht recht fortgewollt hat? Tauſendmal lieber doch ruſſiſcher Gouverneur in einem Orte, deſſen Bewohner dem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als franzöſiſcher Erminiſter in einem Lande, das jeder ſeiner Handlungen falſche Motive unterlegt.

In ärztlicher Hinſicht liefert der D. Meißner recht viel Lesbares. „Zur Faſtenzeit werden in Podolien eine Menge Bauern von Hemeralopie befallen, allein mit Eintritt der Oſterfeiertage eſſen ſie die Leber eines ſchwarzen Hahns oder eines ſchwarzen Schweines, und ſind in wenig Tagen geheilt. Er ließ zehn dieſer Menſchen, ſowohl am Tage, als gegen die Dämmerung zu ſich kommen, konnte aber am Auge ſelbſt, außer einer größern Unbeweglichkeit der Pupille, nichts bemerken. Alle dieſe Menſchen waren übrigens vollkommen geſund, und keiner wollte ſich zum Gebrauch irgend eines Mittels bequemen, da ſie verſicherten, ſie wüßten ſehr wohl, daß ſie innerhalb 14 Tagen die Sache ohnedem los ſeyn würden. Mit Eintritt der Feiertage aßen ſie außer anderer animaliſchen Koſt, auch Leber; zwei von denen, die er hatte zu ſich kommen laſſen, ſahen ſchon den dritten Feiertag bei Tag und Dämmerung, ſo gut wie jeder anderer, und alle waren den folgenden Sonntag völlig geheilt." Die Heilkraft der Leber in dieſer Krankheit, obgleich nicht mit dem Beiſatz, daß das Thier, von dem ſie genommen, ſchwarz ſeyn müſſe, wird ſchon ſeit Alters her geglaubt. Hippocrates lobt ſie in dieſem Fall, Galen die Dämpfe derſelben, und in der Lombardie iſt es ein allgemein bekanntes Mittel. Daß die Hemerapolie in Pohlen offenbar Folge des Faſtens ſey, erhellt daraus, daß die Juden ihr nicht unterworfen ſind.

Die Peſt raffte im Jahre 1812 und 13 an 3000 Einwohner von Odeſſa hin; nach einigen war es ein Türke, der die Quarantaine zu umgehen gewußt hatte, und die Seuche zuerſt unter den Ballettänzerinnen verbreitete, nach einer andern Angabe hatte eine Schwalbe Federn aus einem Schiffe, das Peſtkranke am Bord hatte, in ihr Neſt getragen; ein Kind fing eine junge, aus dieſem Neſte gefallene Schwalbe auf, und ſteckte ſo das ganze Haus an. Man erkannte nicht ſogleich die Natur der Krankheit, und die Peſt verbreitete ſich über einen großen Theil der umliegenden Gegend. „In Breslau, wie auf vielen andern kleinen Akademien, verlangt man von dem Lehrer zugleich die ſchwere Lößung eines Problems der Staats-Oekonomie, mit wenigem viel zu thun, und man erſtaunt oft, mit welchen verhältnißmäßig kleinen Summen die kliniſchen Anſtalten auf den preußiſchen Akademien, mit Ausnahme Berlins, auskommen müſſen." Dem dortigen Profeſſor Remer ertheilt der Verf., über die Liebe und Emſigkeit in deſſen Unterrichte am Krankenbette, vorzügliches Lob.

Ueber den Magnetiſeur Wolfart in Berlin läßt er ſich des Breiteren aus. „Es war gegen Abend, als er den Profeſſor Wolfart das erſtemal beſuchte; er bewilligte ihm den Zutritt zu ſeiner Anſtalt, und lud ihn ein, da er gerade mit Kranken beſchäftigt war, ihn in die anſtoßenden Stuben zu folgen. Er trat in einen beträchtlichen Saal, der blos von 2 Studierlampen, deren Schein durch große Schirme ſehr gedämpft war, magiſch erleuchtet ſchien; um zwei Baquets ſaßen, an jedem, 10 bis 12 Perſonen, Männer, Weiber und Kinder, ſämmtlich in Bewegung durch Reiben an den Konduktoren. Hier ſowohl, als in der noch dunklern Nebenſtube ſaßen ſchlafend, auf Lehnſtühlen, und hinter Schirmen, eine Menge Damen; viele von ihnen murmelten unverſtändliche Worte während der Kriſe. Große Glaskugeln, inwendig mit Zinnfolie belegt, hingen an der Decke, um die magnetiſche Kraft zu reflektiren und zu verſtärken. Die Beleuchtung, die wunderlichen Bewegungen derer am Baquet bei der tiefſten Stille, alles dieſes wurde durch Wolfart noch phantaſtiſcher gemacht. Dieſer ging, wie ein Zauberer, mit einem ellenlangen eiſernen Stabe in der Hand, zwiſchen dieſen Menſchen umher, erſchütterte bald mit dieſem Stabe die Leiter des Baquets, fuhr bald in großen Kreiſen über die Schlafenden, oder

Ausgegeben den 8. July.

geſtikulirte mit dem Stabe und der linken Hand, auf wunderliche Weiſe gegen die, ſo er erwecken wollte. Die auf den Baquets ſtehenden Waſſerflaſchen mußten immer wieder gefüllt werden, denn die Konſumtion von Waſſer war ungeheuer. Nachdem der Verf. lange alles dieſes ſtumm mit angeſehen hatte, wandte er ſich an einen der Zuſchauer, der zu Wolfarts beſten Freunden gehörte; dieſer erklärte einiges, rieth aber vor allem, den Mesmerismus zu ſtudiren; dieſes ſey ein Buch voll des größten Tiefſinns, und, wie er ſich ausdrückte, gänzlich im Lapidarſtyl geſchrieben. Nun trat auch Wolfart hinzu; ganz falſch ſey es, ſetzte dieſer auseinander, im Gange des Magnetismus gewiſſe Stufen anzunehmen; mit eben dem Rechte, mit dem man ſieben, könne man ſiebentauſend derſelben beſtimmen, denn der Verlauf ſey völlig verſchieden bei jedem Kranken. Es gäbe keine Krankheitsform, Fieber, Exantheme, Desorganiſationen, wo der Magnetismus nicht angezeigt ſey; von 600 bis 700 Scharlachfieber-Kranken ſey ihm ein einziger geſtorben, ja, er gebe gegenwärtig in dieſer Krankheit bloß zum Schein Medizin. Ueberall könne der Magnetismus angewendet werden, und habe ſich einer einen Splitter in den Finger geſtoßen, ſo müſſe jener zwar herausgezogen werden, die Suppuration werde aber ſicher ſchneller von Statten gehen, wenn man den Finger magnetiſire. Wolfart zeigte hierauf eine der Schlafenden, die von einem Staphylom ſchon faſt gänzlich geheilt ſey; da der Verf. hier ſein Erſtaunen nicht länger unterdrücken konnte, hieß er ihn ſich bis Morgen gedulden, wo der Verf. der Geheilten von dieſer ſowohl, als andern ſonſt für unheilbar gehaltenen Augenkrankheiten, eine Menge ſehen würde. Der Verf. wagte es in den folgenden zwei Monaten nicht mehr, ſich in den Abendſtunden bei Wolfart einzufinden, da die Perſonen, die da an das Baquet kamen, zum Theil vom erſten Range waren, denen es natürlich nicht angenehm ſeyn konnte, andern zum Schauſpiel zu dienen. Deſto regelmäßiger kam er des Morgens zu der, für die ärmere Klaſſe beſtimmten Zeit, wo die Einrichtung getroffen war, daß Montags und Donnerſtags die Männer, Dienſtags und Freitags die Weiber magnetiſirt wurden. Dieſe magnetiſche Behandlung war indeſſen allerdings weit expediter, als was man ſonſt gewöhnlich darunter verſtand; in der Stunde von 9 bis 10 Uhr wurden 20, 30 und noch mehr Kranke magnetiſirt, worunter die neuen Ankömmlinge und ihr Krankenexamen mit inbegriffen war. Um ſich von der Leichtfertigkeit, mit welcher letzteres theils von Wolfart ſelbſt, theils von zweien ſeiner vertrauten Schüler, unter denen ſich ein zwanzigjähriger Arzt, Dr. E. befand, vorgenommen wurde, eine Vorſtellung machen zu können, muß man den Auftritten ſelbſt beigewohnt haben. Auch iſt Wolfart nichts weniger, als Diagnoſtiker, und wahrſcheinlich iſt es der Mangel deſſen, was für den Arzt das Weſentlichſte iſt, was ihn vorzüglich beſtimmte, im Magnetismus das allgemeine Heilmittel zu ſuchen. Unter den Händen der Schüler und unter ihrem Stäbchen, das ein Jeder ſorgſam in der Taſche trägt, wird es weit ſchlimmer. Dieſen iſt es hinlänglich, ausfindig gemacht zu haben, in welchem von denen von ihrem Lehrer angegebenen drei großen Kreiſen des Organismus, ob nämlich in dem des Kopfes, der Bruſt, oder des Unterleibes, die Krankheit ſitze; und da die Pole des Gehirns, die Sinneswerkzeuge, die der Bruſt, die Hände, und die des Unterleibes, die Füße ſeyn ſollen, ſo heilt der magnetiſche Arzt die Krankheiten jedes dieſer Kreiſe durch ſeine polariſchen Bewegungen nach den Polen derſelben. Hierbei beſteht der ganze Arzneiapparat in Flieder-, Kümmel- oder Kamillenaufgüſſen, Fußbädern, Leinſaamen-Umſchlägen und magnetiſirtem Waſſer und in der That hat man von Wolfart nie etwas anders verordnen hören.

Es ward den 4. Febr. 1817 ein ſieben- oder achtjähriges Mädchen, Bertha Schwarz von einer Frau, ob ihrer Mutter oder Wärterin, iſt einerlei, zu Wolfart gebracht; auf deſſen Frage, wie ſich das Mädchen befinde, antwortete die Frau, die Augen des Kindes wären jetzt vollkommen gut, und ſie brächte es blos deshalb her, weil Wolfart es von Zeit zu Zeit zu ſehen gewünſcht habe. „Geheilt von Amauroſe,“ ſagte Wolfart, indem er ſich gegen den Verf. wandte, und nachdem dieſer es beſichtigt hatte, führte D Wolfart das Kind zu zwei Pohlinnen, die am Baquet ſaßen und ſagte: „voila mes Dames, un enfant. qui a été tout à-fait aveugle, et qui maintenant a parfaitement regagné sa vue.“ Während nun die Damen ſich über die Kur wunderten und Wolfart das Reſultat derſelben in ſein Journal eintrug, hatte der Verf. Zeit, einige Worte mit der Frau zu wechſeln.

Er. War das Kind ganz blind?

Frau. Gott bewahre!

Er. Litt es an Kopfſchmerzen?

Frau. Niemals.

Er. Schien es ihm zuweilen, als ſehe es Funken oder Mücken vor den Augen?

Frau. Es hat nie über dergleichen geklagt.

Er. Nun was fehlte denn dem Mädchen?

Frau. Wenn ſie in der Schule war, klagte ſie,

ſie könne die Buchſtaben nicht wohl erkennen; ſie ſchienen ihr auf dem Papiere zu flattern.

Hier kam Wolfart von ſeinem Schreibtiſch zurück, und der Verf. mußte mit ſeinem Examen aufhören. Letzterer ſagt, er habe den Tag, wo er das Kind ſah und ſeinen Namen gefliſſentlich bemerkt, weil es bei allem dieſen dennoch unglaublich ſcheinen dürfte, daß ein Arzt deswegen ein Kind für amaurotiſch, deswegen für tout-a-fait aveugle erklärt, weil es in der Schule ausgeſagt hatte, daß es die Buchſtaben nicht wohl erkennen könne.

Aber ſelbſt bey denen, wo beträchtliche Linderung oder Heilung ſtatt fand, iſt es noch durchaus nicht entſchieden, ob ſie dieſe allein dem Magnetismus verdanken. Mehrere Bekannte des Verf. fanden Kranke aus dem Wolfartichen Kliniko, in denen des Profeſſor Gräfe und Berends wieder, und der Verf. ſelbſt ſah einen Kranken mit rheumatiſcher Augenentzündung um neun Uhr ſich magnetiſiren, und um zwölf Uhr ſich, vom Profeſſor Buſſe, im Polykliniko, ein Augenwaſſer verſchreiben laſſen. Wie mancher Kranke mag geheilt in Wolfarts Journale ſtehen, der anderweitig auch Medizin gebrauchte, indem er in der Meinung, daß, wenn der Magnetismus auch nichts nutze, er doch auch nicht ſchaden könne, fortfuhr, Wolfarts Anſtalt zu beſuchen.

Daß ſo mancher am Baquet ſein Spiel mit der Leichtgläubigkeit des Magnetiſeurs treibe, iſt wahrſcheinlich; Eine alte Pohlin, welche ſtets, wenn Wolfart ihr nahe trat, in Schlaf zu ſinken ſchien, und wenn er ſich entfernte, wieder aufwachte, ſagte zu ihrer am Baquet neben ihr ſitzenden Landsmännin in ihrer Mutterſprache: „Ich fühle nicht das mindeſte, aber ich mache ſo zum Scherz!"

Die Unterbindung des Nabelſtranges iſt, nach Wolfarts Behauptung, der Keim der meiſten Kinderkrankheiten. Er führt ſogar den ehrlichen Propheten Heſekiel als Gewährsmann dieſes Satzes an, ob wir gleich, bei ziemlicher Bekanntſchaft mit Letzterem, uns nicht erinnern können, etwas dieſer Art in ſeinen Schriften gefunden zu haben. Wolfarts unbegränzter Wunderglaube iſt Urſache, daß der Umgang mit den abgeſchmackteſten Menſchen ihn nicht anekelt, ſobald als dieſe in ſeine Leichtgläubigkeit eingehen, und ſo wie dieſe ihm unbeſchränkt glauben, ſo glaubt er ihnen. Eine ſeiner Hellſehenden ſchlief einſt drei Tage hinter einander, ging aber während dieſes Schlafes aus, aß, trank und badete ſich, und ſchrieb wunderſchöne myſtiſche Verſe. Eben ſo köhlerartig iſt auch der Glaube der Wolfartſchen Schüler; ſo verſicherte z. B. einer derſelben, jener zwanzigjährige Magnetiſeur, daß ihm eine Hellſehende die tiefſten Aufſchlüſſe über die Konception gegeben. Auch die Entſtehung der Meteorſteine erklärte ſie ihm ſehr genügend dadurch, daß ſie entwickelte, wie im Veſuv Eiſen und Nickel geſchmolzen und verflüchtigt werde, aus welchen in höhern Regionen kondenſirten Dämpfen ſich die Meteorſteine niederſchlügen. Aus einem Juden, erklärte dieſelbe Somnambüle, könne zeitlebens kein guter Magnetiſeur werden; die Nähe eines ſolchen ſey einer Hellſehenden unerträglich, wie dieſes nothwendig mit jedem, der Chriſtum nicht liebe, der Fall ſeyn müſſe. Das Vermögen der Bourbons, die Skropheln zu heilen, ſagte ferner dieſer zwanzigjährige Wolfartiner, ſey eine unbezweifelte Thatſache, ſie erhielten dieſe Kraft indeſſen erſt mit der Salbung zu Rheims. Auf des Verf. Frage, woher die Könige von England dieſe Kraft erhalten hatten, erwiederte er, daß dieſe ihnen nie beigewohnt hätte. Jener ſtützte ſich auf den engliſchen Namen der Krankheit, und auf die Anſpielung Shakespears im Macbeth, aber dieſes ließ Herr E. nicht gelten, denn die Somnambüle hatte beſtimmt ausgeſagt, daß einzig und allein dem heiligen Oel zu Rheims dieſe Kraft innen wohne.

Das Taubſtummeninſtitut in Berlin ſtellt der Verfaſſer in Hinſicht der Vollendung, zu der man es dort gebracht habe, weit über das Pariſer. Da dieſes eines von den Dingen iſt, auf welche ſich die Franzoſen nicht wenig zu Gute thun, ſo iſt es vielleicht nicht ganz unintereſſant, die franzöſiſche mit der deutſchen Anſtalt zu vergleichen. Alles hat bei einer ſogenannten Seance der Taubſtummen zu Paris ein theatraliſches Anſehen. Auf einem erhöheten Theile des Saals wie auf einer Bühne, befindet ſich Sicard unter ſeinen Schülern; dieſer, den die Franzoſen ſelbſt für un peu charlatan erklären, trägt nun in einer, mit Witzeleien verbrämten Rede, erſt die Entſtehung, und dann die Theorie der Kunſt, Taubſtumme zu unterrichten, vor. Daß die Franzoſen hier als Erfinder und alleinige Vervollkommner angegeben werden, verſteht ſich von ſelbſt. Nach mehrern Verſuchen mit den Kindern tritt nun der beſte Zögling, Maſſieu, der auch Schriftſteller iſt, auf. Die den Taubſtummen eigne Lebendigkeit der Mimik, iſt in ihm aufs Höchſte geſteigert, vorzüglich intereſſant wird er aber durch ſeine aus der Natur gegriffenen, oft ſehr geiſtreichen Definitionen. So erklärte er einſt, als eine Dame ihn frug, was Dankbarkeit ſei, dieſe mit den Worten: c'est la memoire du coeur. Als man während des Verfaſſers Anweſenheit einen der jüngern Zöglinge frug, was unſchuldig ſei, und dieſer in ſeiner Antwort blos die Abweſenheit von Schuld erwähnt hatte, nahm Maſſieu die Kreide, und zeigte ihm in einer Erklärung das Unzulängliche. Aufgefordert, eine beſſere Antwort zu geben, hatte dieſelbe eine Form von Steigerung und indem er mit den Worten: c'est d'etre sans tache anfieng, ſchloß er zuletzt mit: enfin c'est d'etre d'une blancheur spirituelle. Dieſes epigrammatiſche machte, als unſerer Natur homogener, auf den Deutſchen auch mindern Eindruck; bei den Franzoſen hingegen hat es einen allgemeinen Ausbruch des Beifalls zur Folge. Sicard beſchloß dann das Ganze mit dem, was er le triomphe de son art nannte, er zeigte nemlich, daß die Geberdenſprache als die den Taubſtummen natürliche unter ihnen aufs Höchſte ausgebildet und eben ſo im Stande ſei, die feinſten Schattirungen der Sprache auszudrücken, als dieſes willkührliche Zeichen zu thun vermögen. Er ließ daher von einem der Anweſenden eine Stelle im Racine aufſchlagen, und ein Zögling dictirte einem zweiten an der Tafel, blos durch Pantomine, Wort für Wort den Traum aus Athalie.

In der weit beſcheideneren Taubſtummenſchule zu Berlin werden keine ſolchen Sitzungen gehalten, ſondern es iſt ein Tag in der Woche dazu beſtimmt, wo es Fremden erlaubt iſt, ſich hier umzuſehen. Man ſieht zuerſt die Kinder der dritten Klaſſe, mit denen der Unterricht beginnt. Ein junger, ſehr beſcheidener Mann, der hier als Lehrer angeſtellt iſt, entwickelte mit vieler Klarheit die Methode des erſten Unterrichts; an mit der Feder gezeichneten Gegenſtänden lernen die Kinder zuerſt die Nahmen derſelben; die Art, wie ihnen das Schreiben gelehrt wird, muß ſehr einfach und zweckmäßig ſeyn, denn ein vor drei Wochen erſt aufgenommenes Kind konnte ſchon ſehr leſerlich Worte ſchreiben. Die, welche leſen, ſchreiben und Laute artikuliren können, kommen in die zweite Klaſſe unter den Director Grashoff. Dieſer gab in einer ſehr klaren Deduktion ſeine Anſichten über Sprache überhaupt, und bewieß ſodann, daß den Franzoſen keineswegs die Ehre gebühre, die erſten in der Kunſt geweſen zu ſeyn, welche die Taubſtummen zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft macht. Am bewundernswürdigſten unter allen war dem Verfaſſer ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Nach der Beſchreibung iſt es vermuthlich der Taubſtummenlehrer Habermaas, der ſelbſt weder hören noch ſprechen kann, jährlich eine kleine Reiſe macht und mehrern Leſern dieſer Blätter, auch außer Berlin, als eine höchſt intereſſante Erſcheinung bekannt ſeyn wird; er iſt mit der neueſten Literatur genau bekannt, wohnt den Predigten der vorzüglichſten Kanzelredner, mit vielem Antheil, bei, beſucht alle öffentliche Geſellſchaften, unterhält ſich mit Jedermann auf eine völlig verſtändliche Weiſe, und bewährt ſeine ſcharfſinnige Bemerkungsgabe durch die treffendſten Urtheile über, auf ſeinen kleinen Ausflügen geſehenen Länder und Menſchen.

In Holland fand der Verfaſſer die allgemein bekannte Sage, von der Reinlichkeit der dortigen Einwohner, vollkommen beſtätigt. Zu Nimwegen waren die Dienſtmädchen am Sonnabende auf den Straßen beſchäftigt, nicht allein die Trottoirs derſelben, ſondern auch die Häuſer von den Giebeln an bis zur Erde herab, abzuwaſchen. Während eine Magd mit einer eigends dazu beſtimmten Spritze im Stande iſt, das Waſſer bis auf die beliebige Höhe des Hauſes hinauf zu treiben, ſteht eine andere daneben, die mit einem Borſtbeſen, deſſen Styl ſo hoch wie das Haus iſt, die naſſen Stellen ſogleich abreibt. Das Aeußere der Häuſer iſt beinahe durchaus unbeworfen, und die ſchönen farbigen Backſteine, die aufs gleichförmigſte geordnet und auf eine hohe Schichte von weißem Kitt gelagert ſind, treten durch dieſes Waſchen lebhaft heraus und das ganze Gebäude erhält einen Glanz und eine Nettigkeit, welche unſere übertünchten Häuſer nie haben können. Unſere Architekten thäten beinahe klüger, nach Holland ſtatt nach Italien zu reiſen, um ihre Studien zu vollenden. So proſaiſch dieſes auch klingt, ſo iſt es demungeachtet wirklich oft lächerlich zu ſehen, wie die meiſten Deutſchen, vorzüglich aber die franzöſiſchen Architekten, ihre Zeit in Rom verbringen. Sie reſtauriren alte Tempel nach ein Paar übrig gebliebenen Säulen, Dinge, die ſie beſſer, als ſie ſie machen, in Piraneſi finden können. Sind ſie von ihrem Landesherrn hingeſchickt, ſo thun ſie ein Uebriges, indem ſie den Plan zu einem großen Pallaſte, wie heut zu Tage kein Menſch mehr bauen läßt, entwerfen. Aber das, was immer Noth thut, Wohnhäuſer zu bauen, wie wir ſie im Norden brauchen, die nett und zierlich von außen und deren Gemächer im Innern klug vertheilt ſind, dieß lernt man an den Ufern der Maas und der Waal vielleicht beſſer, als an denen der Tiber und des Arno.

Von der Utrechter Irrenanſtalt liefert der Verfaſſer eine, das Gefühl jedes Menſchenfreundes erſchütternde, und die Utrechter tief beſchämende Beſchreibung. „In Gängen auf ebener Erde befinden ſich an der einen Seite die fürchterlichen Gemächer, in die die Unglücklichen wie wüthende Beſtien eingeſchloſſen ſind. Vor jedem ſolchen engen Verſchlage, in dem ein Menſch ſteckt, iſt eine Thür, und in jeder Thür befindet ſich eine kaum ſpannenbreite Oeffnung ins Gevierte, durch dieſe blickt man in dieſe Höhlen des Unglücks. Als der Verf. des Morgens um eilf Uhr in dieſe Anſtalt kam, waren alle dieſe Oeffnungen in den Thüren zu, und die Unglücklichen folglich in eine undurchdringliche Nacht eingeſchloſſen. Die, welche ſich verunreinigten, lagen nackend, blos mit einer Decke bedeckt, auf Stroh; denen, welche raſen, wird kein Nachtſtuhl hineingeſtellt. Der Führer wieß einen, von dem er ſagte, daß er ſich ſchon an die 30 Jahre in dem Hauſe befinde, und der ſeinen Unrath mit den Händen zu der Oeffnung herausſchleudere. Mit fürchterlichen eiſernen Ringen um den Leib und die Hände, werden die Unbändigen gefeſſelt; dieſe Armfeſſeln werden des beträchtlich dicken Eiſens ungeachtet wie Teig von ihnen gekrümmt, ja ſelbſt oft zerbrochen. Die, welche raſen, bleiben Winter und Sommer über in ihren Löchern, und nach ihren ſchrecklichen Phyſiognomien zu urtheilen, mögen zu Zeiten die meiſten raſen. Ihre Koſt iſt abſcheulich; keiner bekömmt Medicin. Bleuland iſt Director dieſer Anſtalt, und kommt, wie der Narrenwärter erzählte, wohl monatlich ein Mal hierher. Wer weiß, wer weiß! ob in der Zeit, die Bleuland auf die Verfertigung ſo mancher ſeiner anatomiſchen Präparate verwandte, er hier nicht ſo manches Individuum aus der gräulichſten Erniedrigung zu retten vermocht hätte, in die der Menſch nur immer zu fallen vermag! Kein Gebäude verdiente wohl mit größerem Rechte Dante's Aufſchrift der Höllenpforte: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate, als dieſes. Mögten dieſe Zeilen doch den Behörden in Utrecht zu Geſicht kommen, in deren Geſchäftskreiſe die Sorge für das Wohl jener Unglücklichen mit enthalten iſt. Verſteht der Profeſſor Bleuland die Behandlung der ihm anvertrauten Pfleglinge nicht beſſer, ſo hole man Aerzte herbei, die in den muſterhaften Anſtalten in der Charité zu Berlin, oder in den Irrenhäuſern zu Sonnenſtein und Waldheim in Sachſen gebildet worden ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Ob die Kirche das Recht habe zu ſtrafen oder nicht?

Dieſe Frage iſt in der neueſten Zeit mehrfach in Anregung gekommen und hat, wie zu erwarten, auch manche Feder in Bewegung geſetzt. Daß der Herr Superintendent Jonathan Schuderoff ſehr für dieſelben iſt und ihre Einführung als eine hohe Nothwendigkeit darſtellt, wird denen nicht unerwartet ſeyn, die die etwas ſtark hierarchiſchen Grundſätze dieſes — proteſtantiſchen Pabſtes, wie man ihn ſchon benannt hat — kennen, und ſein, in dem 18. Heft der von ihm herausgegebenen Annalen, gegen Marheinecke in Berlin (der, wie billig, ſich gegen Einführung von Kirchenſtrafen, im Sinne Schuderoffs, erklärt hat) gerichtetes Schreiben, liefert einen neuen Beweis, wie ernſt es dem Mann damit iſt, die proteſtantiſche Chriſtenheit unſerer Tage wieder unter die Zuchtruthe einer ſtrafenden Mutter-Kirche zu bringen.

Erfreulich dagegen iſt für diejenigen, denen es gerade nicht wünſchenswerth erſcheint, das öffentliche Cenſoramt über Geiſt und Gewiſſen in den Händen Eines Standes zu ſehen, der — wie die Geſchichte lehrt — nur zu oft gern ſein geiſtiges Reich auch weltlich begründete — wenigſtens ſonſt — die Erſcheinung einer Schrift des Hrn. Archidiakonus Kähler in Kottbus, betitelt: Sind Kirchenſtrafen ein weſentliches Stück der Kirchenzucht? worin dieſe, höchſt allgemeines Intereſſe habende Frage, gründlich und vielſeitig beleuchtet und — beantwortet wird.

Der geiſtreiche Vf., nachdem er den Begriff des Wortes „Kirche" ſo verſchiedenartig gedeutet und angenommen, faſt als es dabei jemals bewegende Intereſſen gab, für den Geſichtspunct, welcher hier allein ins Auge gefaßt werden muß, feſtgeſtellt hat, ſagt unter andern: „die politiſche Kirche — d. h. nach K., die alſo wie unſere jetzt zum Staat, Geiſt der Zeit und öffentlichem Leben ſich verhaltende — kann keinen eigenthümlichen Grund zu ſtrafen haben, da ſie kein Recht dazu hat. Denn ſie hat ihre äußere Selbſtſtändigkeit aufgegeben, und ſie erſt von der Gewährung der Macht, wovon jede bürgerliche Selbſtſtändigkeit ausgeht, von der Staatsgewalt, unter gewiſſen Bedingungen empfangen, worauf ſich alle ihre Rechte, und im Gegenſatz die Pflichten ihrer Mitglieder ſowohl, als anderer, zu andern Kirchen gehörender Staatsbürger, gegen ſie gründen." (Möchten dieß alle, zu dem, dem Proteſtantismus gänzlich fremden papiſtiſchen Hierarchismus ſich Neigenden beherzigen.) Es wird blos von der Staatsgewalt abhängen, ob ſie der Kirche die Rechtspflege mit den ihr zugeſtandenen Rechten zugleich überläßt. Das urſprünglich väterliche Recht, für die Beſeligung der Menſchen zu ſorgen, indem ſie aus der Fülle höherer Weisheit, Tugend und Liebe, ihrem Mangel abhilft, und an ihrer Erlöſung arbeitet, iſt ganz außer dem Bereich der Staatsgewalt; (das meinen wir auch; und wird wohl auch keinen, auf die Grundfeſten liberaler Geſinnungen gebauten Staaten einfallen) der Staat hat durchaus keinen Grund, ſie darin zu hindern (d. h. an ihrer Pflicht die Menſchen durch Belehrung, aber ohne Zwangsmittel, zu beſeligen) vielmehr allen nur denkbaren, ſie darin zu ſchützen; ja, ſie mag nun blos eine geduldete, oder eine Landeskirche ſeyn, ſo wird ſie aus keiner andern Urſache geduldet, oder als mit dem Weſen des Staates verknüpft angeſehen, als weil die Ausübung jenes Rechtes in ihr vorausgeſetzt und von ihr gefordert wird. (Natürlich, denn ſonſt wär ſie etwas rein überflüſſiges.) Alle Strafen, welche dem Zweck dieſes Rechtes unbedingt entſprechen, ſtehen ihr auch unbedingt frey: weil es unmöglich iſt, daß ſie je mit der Staatsgewalt, oder der perſönlichen Freiheit im Widerſpruche ſtehen."

Was aber und wie? die Kirche ſtrafen ſoll und das Recht hat zu ſtrafen, zeigt der Hr. Vf. weiter unten, alſo: Sie (die Kirche) in ihrer väterlichen urſprünglichen Einfalt, hat kein Recht, als das geiſtige, göttliche, die Menſchen ſelig zu machen, die Freien frei; ſie hat keinen Zweck als es zu thun; ſie ſtraft alſo auch nur, was die innere Beſeligung hindert, bei denen, welche durch ſie ſelig werden wollen (hier zeigt ſich der reine Gegenſatz der urſprünglichen väterlichen Kirche mit der auf hierarchiſche Grundſätze gebauten, im vollen Lichte.) So wie aber das Recht und der Zweck der Strafe, wie beides der urſprünglichen väterlichen Kirche vermöge ihres Weſenszuſtand, der politiſchen Kirche nicht genommen werden können, ſo behält ſie (die politiſche) auch unleugbar denſelben Gegenſtand der Strafe: alles was menſchliche Beſeligung wahrhaft hindert. Auf die Frage aber, wie die Kirche ſtrafen ſoll? wird ſehr richtig die allein ihr zuſtehende Art mit den wenigen Worten angezeigt: „durch Geiſt den Geiſt." So ſtrafte der, in welchem die urſprüngliche väterliche Kirche ihren Urſprung nahm, Jeſus Chriſtus.

Ueber die vorzüglich im Mittelalter, durch den Geiſt der Hierarchie, ſo furchtbar ſchreckliche Kirchenſtrafe der Excommunication — die in ihrer gräßlichen Macht wieder einzuführen mehrere unſerer neuern Hierarchen nicht übel Luſt zu haben ſcheinen, giebt der Hr. Vf. viel Berückſichtigungswerthes und indem er die zwey Fragen aufſtellt: „darf die Excommunication jetzt noch ſtatt finden? und kann ſie noch ſtatt finden?" die er, wie billig, mit Nein! beantwortet, ſagt er unter andern: „Wäre irgend einer, der nie bei einer Taufe als Zeuge zu erſcheinen aufgefordert würde, nie ſelbſt ein Kind taufen ließe, oder in den Unterricht ſchickte, bei keinem öffentlichen Feſte an kirchlichen Handlungen Theil nähme, ſo könnte es nur ein ſo elender, armer, heimathloſer Menſch ſeyn, daß ſeinetwegen wahrlich das in der kirchlichen und politiſchen Geſchichte ſo furchtbar gewordene Wort Excommunication nicht mehr zu nennen, er vielmehr der Barmherzigkeit Gottes und der Menſchen zu überlaſſen und zu empfehlen wäre. Doch, die Möglichkeit zugegeben, ſo eignet ſich doch weder dieſe Nichttheilnahme, noch der eigentliche Abfall von einer Kirche, zu einer Strafe. Sollte eine Ausſchließung erfolgen, ſo könnte ſie blos eine Bekanntmachung ſeyn, daß N. N. nicht mehr zur Kirche (Gemeinde) gehöre, weil er ſein Recht durch Nichtbenutzung aufgegeben, oder ſeine Trennung von der Kirche geradezu erklärt habe. Jeder Zuſatz, der deßhalb einen Schatten auf die Perſon des nun von der Kirche Ausgeſchloſſenen würfe, wäre eine ſtrafbare Beleidigung in jedem Staate, welcher nicht dem hierarchiſchen Prinzip der Kirche ſeine Geſetzverwaltung als Schergen zugeordnet hätte." (Sehr wahr und ſehr richtig.) Ferner: dieſe Ausſchließung kann unter beſondern Umſtänden das Gewicht einer Strafe haben, aber die Bedeutung nie: denn ſie iſt einer bloßen Verabſchiedung zu vergleichen, die aus einer gewiſſen Convenienz erfolgt, und deren perſönlich angenehme oder unangenehme Folgen mit ihr nur zufällig zuſammenhängen. Ausſchließung eines Mitgliedes wider deſſen ausdrücklichen Willen würde nur ein Geſtändniß ihrer (der Kirche) eigenen Schande, oder eine Ungerechtigkeit gegen den Ausgeſchloſſenen ſeyn. Stört ein Individuum ihre Ordnung freventlich, ſo übergiebt ſie ihn der äußerlichen Züchtigung des Staates, zum Verderben des Fleiſches (d. h. zur bürgerlichen Beſtrafung am Körper oder an dem was irdiſch, nicht zur Vernichtung des ewigen edlern und geiſtigern) ſie ſelbſt aber darf, vermöge ihres Vaterberufes im Namen Gottes und Chriſti, nie von ihm weichen, auf das der Geiſt ſelig werde am Tage des Herrn. In dieſem Sinn hält der Staat im Zuchthauſe Prediger: und es dürfte die Kirche ſo einen, der nicht einmal das Zuchthaus verdient hat, als unverbeſſerlich verſtoßen? Geſetzt aber, ſie hätte das Recht, ſo würde ein anderes über ſie vor allem gebietendes Recht, das Recht der Barmherzigkeit, der Liebe, dagegen ſprechen. (Eine völlig edle und hochachtungswerthe Anſicht.)

Die Berufung auf den Apoſtel Paulus, welcher in Korinth (das erſte Beiſpiel einer Excommunication aus der chriſtlichen Kirche) jenen argen Sünder, der in böſen Lüſten lebte, aus der Gemeinde ausſchloß, widerlegt Hr. K. ſehr richtig aus dem Verfahren des Apoſtels und der obwaltenden Verhältniſſe ſelbſt und ſagt zuletzt: auch dieſes erſte Beiſpiel alſo der Excommunication kann unmöglich rechtfertigend, muß vielmehr ſehr warnend ſeyn in Zeiten, wo es überall ein chriſtliches Korinth aber keine Apoſtel giebt. (Eine beherzigenswerthe Lehre für die a la Schuberoff geſinnten Herren.) Solche, die Wankenden, Fehlenden und Abtrünnigen mit Kirchenſtrafen gern heimſuchenden, wollen es erzwingen, daß die Wahrheit erkannt, die Tugend geübt werde; ſie wollen das Laſter unterjochen oder ausrotten: und darum fordern ſie Kirchenzucht und Kirchenherrſchaft, damit das, was dem Reiche Gottes, nach ihrer Anſicht, entgegenſteht, unter den Schlägen ihrer Gewalt erliege. Das iſt Fanatismus der ſich ſelbſt genügenden Vernunft, dem des blos geerbten Glaubens gleich, um ſo gefährlicher, je vollkommener er in ſich ſelbſt begründet erſcheint; und wahrlich die Synode, wo er den Vorſitz führt, wird auf die, welche ihr verdammlich ſcheinen, ihr Anathema mit gleicher Leidenſchaft, gleicher Strenge, gleicher Liebloſigkeit (ganz dem Geiſt des Chriſtenthums entgegen) als irgend eine orthodoxe des Alterthums ſchleudern. (Gegen welche Wiederkehr uns Gott in Gnaden behüten möge.)

Noch ſagt der Hr. Verf., ihr (der Kirche) Recht iſt die Wahrheit, ihr Grund iſt die Liebe, ihr Gegenſtand (gegen welchen ſie zu wirken hat) iſt Thorheit und Laſter, ihre Art iſt Lehre und Beiſpiel, ihr Werkzeug ſind die, welche Lehre und Beiſpiel zu geben vermögen. Da iſt aber allein kirchliche Unordnung, Unzucht und Ohnmacht, nicht wo es keine biſchöfliche Obſervanztiranney giebt, ſondern wo die Lehrer unfähig an Geiſt, und niederträchtig an Sitte ſind. Die Thorheit, das Laſter, ſind kein Gegenſtand der Kirchenzucht, (in dem Sinne wie ſo manche es meinen,) ſie (die Kirche) hat nichts in ihrer Macht dagegen als ſich ſelbſt, ihr Maas von Wahrheit, und inſofern ſie in den Perſonen ihrer Diener lebendig wohnt, die höhere Einſicht, die fleckenloſe Tugend, den liebevollen und treuen Eifer dieſer. (Höchſt wahr und richtig. Wird dieſe höhere Einſicht, dieſe fleckenloſe Tugend, dieſer liebevolle und treue Eifer erſt mehr ausgebreitet ſich finden, als leider bisher, in den Dienern der Kirche, ſo wird auch nicht nöthig ſeyn, auf Zwangsmittel mehr zu denken, die Gemeinden zur beſſern Beobachtung des Gottesdienſtes zu leiten. Durch das hier einwirkende Beiſpiel wird der innere Gottesdienſt von ſelbſt ſich heben und der äußere ohne weitere Anregung folgen; denn uns noch einmal der Worte des Hrn. Verf. bedienend, unleugbar heißt es Chriſtum misbrauchen, wenn die Kirche ihr heiliges, inneres Weſen als Vorwand gebraucht, die dem Staate allein gebührende äußerliche Zucht ſelbſt zu verwalten, und ſo rein bürgerliche Strafen — die billig den Stöhrer und Uebertreter geſetzlicher Anordnungen treffen — in religiöſe zu verwandeln.

Zank und Streit.

Der Pfarrer M. Günzler beleuchtet die Aſchen-Funken, die der würtembergiſche Hofcaplan Gamm im Jahre 1817 gegen das daſige Conſiſtorium drucken ließ, mit „ruhiger" Wahrheitsliebe. Zwei Geiſtliche gegen einander! Die zwei letzten Zeilen: „So weit kann es mit dem Menſchen kommen, wenn er mit aller Gewalt ein Doctor ſeyn will," gehören mehr dem Spotte als der Ruhe; und im Ganzen herrſcht eine des Religionslehrers unwürdige Bitterkeit. Wir hätten lieber geſehen, daß dieſe Beleuchtung von einem andern Staatsbeamten ausgegangen wäre; ſie iſt aktenmäßig, und wegen der Offenheit, mit welcher das beſchuldigte Conſiſtorium die dießfälligen amtlichen Verhandlungen, durch den Günzler, der Welt vorlegt, höchſt ſchätzbar. Den Grävells und jedem Staatsdiener, mag die Gammſche Geſchichte ein Wink bleiben, ſich von den Blähungen eigner hohen Verdienſte und von der lieben Eitelkeit nie verleiten zu laſſen, die Beſcheidenheit, die der vorgeſetzten Behörde gebührt, außer Augen zu ſetzen. Dem verewigten Könige von Würtemberg hat man oft einen entſchiedenen Hang zu Gewaltſtreichen vorgeworfen. In der Gammſchen Sache athmen ſeine Cabinetsverfügungen den achtungswerthen Geiſt der Geſetzlichkeit und Milde. Günzler nennt den Vorfall eine tragikomiſche Geſchichte; das iſt ſie nicht. Wenn ein unterrichteter Mann, und das iſt Gamm, wenn ein Staats-Diener, und das iſt ein Hofcaplan, ſich öffentlich beſchwert, daß ihm von ſeiner Ober-Behörde wehe gethan worden, ſo ſehen wir, der Kläger mag nun Recht haben oder nicht, in dem Verfolge nichts Komiſches. Hat der Beamte Unrecht, ſo müſſen wir, falls er aus Bosheit klagt, ihn verabſcheuen; klagt er aus Schwäche des Verſtandes, ihn bemitleiden; hat die Behörde Unrecht, ſo müſſen wir uns des Muthes freuen, den der Unterdrückte hat, ſeine Klage, wenn ihm alle andere rechtliche Wege verſchloſſen worden ſind, vor ſeinem Vaterlande öffentlich zur Sprache zu bringen. Freilich muß er ſich aber dann nicht ſolcher auffallender Fehler dabei zu Schulden kommen laſſen, deren Gamm vom Günzler hier bezüchtiget wird. Daß Gamm aber zu der Klaſſe der verlaufenen Schaafe gehört, beweiſt ſeine Eingabe an den König vom 5. December 1810, in der er ſein Auflehnen gegen das Conſiſtorium einen unwillkührlichen Irrthum nennt, dem er als unkluger Stubengelehrter unterlegen. Wie er indeſſen ſieben Jahre ſpäter dennoch mit ſeinen Aſchenfunken hat hervortreten können, bleibt uns unbegreiflich.

Phyſikaliſche Bemerkungen.

Von einem Herrn Rüxner dem Jüngern iſt folgendes bemerkt worden:

Franklin hat den Menſchen, in Abſicht des Unterſchieds der weißen und der ſchwarzen Raçe, in 128 Grade getheilt; davon die Hälfte mit 64 Graden die Mitte zwiſchen weiß und ſchwarz hatte. Wer nicht einmal 8 Grade weiß hat, iſt Neger. Durch achterley Combinationen könne der Abkömmling eines Mohren zu $127\frac{63}{64}$ Grad weiß kommen, ſo daß ihm alſo, nach etwa 200 Jahren von ſeinem ſchwarzen Ahnhern nur noch ein 8192 Theilchen ſchwarz bleibe. Wer itzt in gerader Linie vom tapfern Wallenſtein abſtammte, würde deßwegen doch nur ein halbes Quint Wallenſteiniſche Raçe in ſeinem 130 Pfund ſchweren Körper haben — in 4 oder 6 hundert Jahren ein Sonnenſtäubchen oder Nichts. Noch bedenklicher, nach dieſem untröſtlichen phyſikaliſchem Stammbaum-Experiment macht auch die Art, wie man bei adelicher Stammgenoſſenſchaft ſeine 32 Ahnen zu beweiſen hat; ſo nemlich, daß man das wirkliche gleichzeitige Dageweſenſeyn von 2 adelichen Eltern, dann von 4 adelichen Großeltern, nämlich des Großvaters und der Großmutter väterlichen, und der nämlichen mütterlichen Seite, dann in gleicher auſſteigender Verdoppelung von 8 adelichen Urgroßeltern, von 16 Ur-Ur-Großeltern und dann in 6ter Zeugung von 32 Ur-Ur-Ur-Großeltern im Namen und Wappen anſchaulich machen muß. —

Wollte man nun auf dieſe Art nur etwa auf 600 Jahre lang, z. B. bis 1219 ſeine Ahnenprobe fortſetzen, ſo würde dieſes für ungefähr 30 Generationen oder Verdoppelungen eine Anzahl von mehr als 1073 Millionen Ur-Ur-Ur-Ur-et cetera Großväter und dito Großmütter machen, die A. 1219 gelebt haben müßten. Da aber unter der Zahl 1073 Millionen alle Menſchen begriffen wären, die in ganz Europa gelebt haben könnten, ſo folgten daraus zu gleicher Zeit zwey ungereimte Sätze, erſtens, daß ich, und der König von England, der Pabſt und der Großſultan A. 1218 die nämlichen Ahnen gehabt, und daß wir ſammt und ſonders gleißmäßig vom Kaiſer Friedrich II, Alfons dem Großen in Portugall, vom Pabſt Honorius III vom Accurſius, und vom heil. Antonius von Padua, die ſämmtlich A. 1219 gelebt haben, abſtammen, ſodann zweitens, daß es, mit der Adelsprobe, bis ins Paradis hinaufſteigend, zu Adams Zeit mehr Edelleute gegeben hätte, als in 1000 Millionen Jahren nur möglicher Weiſe Menſchen hätten gebohren werden können. Dieweil nun ſolche Sachen vernünftiger Weiſe nicht wohl hätten behauptet werden können, ſo iſt es wohl daran geſchehen, daß man ſie turniermäßig doch mit dem Spieß oder dem Wappen-Pinſel hat beweiſen dürfen.

Eine Glaubensfrage.

Ob der Vernunft oder der Offenbarung man glauben ſolle? dieſe Frage wird in einer kleinen, nur 46 Seiten umfaſſenden Schrift, ſehr obenhin und wenig genügend, aufgeſtellt und beantwortet. Der Verfaſſer derſ[illegible]en hat nicht für gut gefunden ſich zu nennen — obſchon man ihn ſehr leicht erkennen kann [illegible] daran hat er wohl gethan. Wer über ſo etwas Hochwichtiges öffentlich ſeinen Ausſpruch geben will, muß gründlichere und tiefere Einſichten entfalten, als in dieſer Schrift geſchieht, die nur Schaden aber keinen Nutzen ſtiften kann, weil ſie auf oberflächlich unhaltbare Sophisma gebaut den Offenbarungsglauben bei Schwachen erſchüttert, ohne dafür beruhigende andere Gründe zu geben. Merkwürdig iſt, wie der Vf. ſich zwiſchen die für ihn zu ſchroffe Klippe der Gottheit Chriſti durchzuwinden ſucht, die er nicht abzuſtreiten wagt und doch gern verneinen möchte.

Wer die Offenbarung verwerfen und ſich bloß an den Nagel der Vernunft halten will, muß vielen und ſcharfen Geiſt haben, ſonſt wird er, in ein Irrgewinde gerathend, aus welchem er ſich nicht mehr zu finden vermag, höchſt betrübend anzuſchaun. Mit ſich mag es ein jeder halten wie er es am Beſten denkt, aber andere ſoll man, wenn man nicht gute Saat zu ſtreuen vermag, durch Aufſtellung von Unhaltbarem und Oberflächlichem keinen Schaden bringen.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 7. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

Reiſe-Bemerkungen eines Arztes.

(Beſchluß.)

Die Reiſe durch Holland auf den ſogenannten Treckſchuiten mag nicht die angenehmſte ſeyn; bekanntlich ſind das Boote, deren theils bei Tag, theils bei Nacht, zu beſtimmten Zeiten, mehrere von jedem Orte und nach jeder Stadt Hollands abgehen und von Pferden gezogen werden.

Eben ſo pünktlich als die Treckſchuite zur beſtimmten Stunde mit dem letzten Glockenſchlag abfährt, eben ſo genau kann man berechnen, wenn man an dem Orte, wo man hin will, eintreffen werde. Der Raum des Bootes iſt größtentheils mit Menſchen der gemeinſten Klaſſe angefüllt, und wer hier nicht ſo gut Taback raucht, als die übrigen, oder wem der Geruch des Wacholder-Branntweins zuwider iſt, kann es hier kaum aushalten, und flüchtet ſich in den Rôf oder in die Kajüte, die man entweder ganz für ſich miethen oder mit andern theilen kann. Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie dieſe Menſchen reiſen, und indem ſie ſich von einer Stadt zur andern bringen laſſen, nie aus dem Kreiſe ihrer häuslichen Genüſſe heraustreten. Den Wärmkaſten mit dem glimmenden Torfe, auf dem die Weiber ihre Kaffeekannen warm erhalten, ſchleppen ſie von einer Treckſchuite zur andern; — eine Frau, die bei der Abreiſe von Amſterdam ſich die erſte Taſſe einſchenkte, ſchlürfte bei der Ankunft in Harlem gerade die ſiebente aus. —!!!

Das Hospital zu St. Peter in Amſterdam wird ſtreng getadelt. In dem ganzen Hauſe iſt nicht einmal eine Badeanſtalt vorhanden. Eine an den Krankenſaal ſtoßende Stube dient als Verſammlungsort für die Reconvalescenten, die ſich um ein Feuerbecken ſetzen und Taback rauchen. Um die Gerüche noch mannigfacher zu machen, befinden ſich da die Abtritte für die Kranken, die Kräfte genug haben, hierher zu gehen. In dem Saal der Schwangern ſchlafen zwei Weiber ſtets in einem Bette, wo man die Einrichtung trifft, daß die Stärkere zur Schwächeren gelegt wird, um dieſer die nöthigen Dienſte zu leiſten. Bei irgend einem pſychiſchen Leiden muß die Wöchnerin ſogleich die Anſtalt verlaſſen; ſo ward eine Frau, bei der den dritten Tag nach der Niederkunft, durch Milchmetaſtaſe, Geiſteszerrüttung eingetreten war, ſogleich weggeſchafft und gab bald darauf den Geiſt auf.

Das ſogenannte Peſthaus iſt etwas beſſer. Die Ausgaben für Milch allein betrugen in einem Jahre 30,000 Holländiſche Gulden. Die Aerzte machen hier die Krankenviſite mit der Tabackspfeife im Munde, eine Unſchicklichkeit, die ſelbſt in Militär-Hospitälern nie Statt finden darf. Auch hier fehlt es an Badeanſtalten; ſogar an Trinkwaſſer. Das Verordnen der Arzneien iſt nach einer merkwürdigen Weiſe ſimpliſicirt. Die Titel der ſämmtlichen, in dem Hospitale üblichen Arzneiformeln, befinden ſich nämlich auf einem großen Bogen in einer Kolumne von oben herunter gedruckt; indem nun der Arzt zu jeder Formel die Nummer des Bettes, für welches die Medizin gemacht werden ſoll, ſetzt, iſt die Verordnung abgethan. In einem franzöſiſchen Hospital ſahen wir wohl einen Aufwärter alle Morgen mit einem Topfe herumgehen, und jedem Kranken, es mogte dieſem fehlen was da wollte, einen Löffel Arznei, — Gott weiß, was es für Zeug war — reichen; aber in einer Amſterdamer Heilanſtalt hätten wir eine, dieſem Topfe faſt gleiche Einrichtung, nimmermehr vermuthet.

In Harlem beſuchte der Verfaſſer, unter andern, auch den Garten des vorzüglichſten dortigen Blumiſten Kaiſer; es war gerade die Blüthenzeit der Tulpen und Hyacinthen, und obgleich der Blumenhandel Hollands bei weitem nicht mehr das ſeyn ſoll, was er ehedem war, ſo iſt es doch unmöglich, ſich eine Vorſtellung von dieſem Reichthum zu machen. Von einer einzigen Varietät in der Farbe ſieht man Tauſende von Hyacynthen auf dem möglichſt kleinſten Raum zuſammendrängt, und damit das Auge nicht an denſelben Blumenformen ermüde, unterbrechen dieſe Beete andre, die mit Narciſſen, Fritillorien und anderen bedeckt ſind. Ganze Felder von Krocus hatten bereits abgeblüht. Um die Mannigfaltigkeit deſto leichter überblicken zu können, erheben dieſe Gärten ſich in einer ſanften Anhöhe und man möchte den Sinn dieſer Gärtner, mit welchem ſie hier die Nüancen der Farben an einander anzureihen wiſſen, bewundern, wenn man ſie nicht gleich darneben mit der Natur Unzucht treiben ſähe.

Aus Taxusſträuchen ſieht man Sphinxe, Hir-

Ausgegeben den 8. July.

ſche, und Spirallinien geſchnitzelt, welche Kunſtwerke vorzüglich nach Nordholland zu, Abgang finden. Ein anderer ſehenswerther Garten iſt der eines gewiſſen Moone, der nicht ſo wohl Blumiſterei, als Handlung mit ſeltenen Pflanzen treibt. Er hatte 100 Erica-Arten; ſchöne Exemplare von Hedysarum gyrans und Dionea muscipula verkauft er für 12 Gulden. — Auf dem Harlemer Rathhauſe zeigt man die Dokumente, durch die man ſich berechtigt hält, Coſtern die Priorität vor Fauſt von Maynz zugeſtehen zu müſſen. Dieſe ſind vorzüglich das erſte von Coſter gedruckte Buch, unter dem Titel speculum vitae humanae und eine Chronik der Stadt Cölln, aus dem Jahre 1499, in welcher ſteht, daß Coſter die erſte Idee der Buchdruckerei gehabt habe.

Des Verfaſſers Klagen über den Zeitgeiſt der holländiſchen Gelehrten, können wir nicht billigen. Was man nicht wieder geben kann, muß man nicht nehmen. Unter ſolchen unerſetzbaren Gütern ſteht die edle Zeit oben an. Findet der Reiſende einen berühmten Mann am dritten Orte durch Zufall, ſo preiſe er letztern; aber ihn aufſuchen, ihm ſeine, dem Geſchäfte oder der Erholung beſtimmte, Zeit rauben, und ihm dafür nichts, als ein paar flache Schmeicheleien in das Geſicht werfen, geht über die Gränzen der Diskretion hinaus.

Im Militär-Hospital werden die mit Krätze behafteten Soldaten in eine, durch mehrere Oefen geheizte, Kammer geſperrt, und gezwungen, ſich alle 6 Stunden, Tag und Nacht hindurch, mit einer Salbe einzureiben. Sollte man es glauben, daß der Arzt, der nach den Ingredienzien dieſer Salbe gefragt ward, dieſelbe nicht wußte, ob er gleich verſicherte, daß auf dieſe Weiſe innerhalb wenigen Jahren 20,000 Krätzige geheilt worden waren? Zwei Tage ſind gewöhnlich zum Verſchwinden des Uebels hinreichend. Die übrigen Kranken waren größtentheils chroniſcher Art, meiſtens Phtiſis als Folge des letzten Feldzuges, und Augenentzündungen oder daraus entſtandene Staphyloner, ebenfalls Nachwehen des Kriegs. Die Behandlung dieſer letztern war ſehr zu tadeln, ſo wie überhaupt für Augenheilkunde in Holland noch gar nichts gethan iſt; wir empfehlen daher jungen Augenärzten, Holländiſch zu lernen, und dort ihr Heil zu verſuchen.

In Rotterdam fand der Verfaſſer das anatomiſche Theater zum Wäſchetrocknen eingerichtet; auf dem Secirtiſche lagen ein paar Pantalons.

Denen die von Helvoetsluys nach England überſchiffen, räth der Verfaſſer, das Einwechſeln des engliſchen Geldes nicht bis hieher zu verſparen, indem der Reiſende von den Beamten auf dem Bureau des Paquets gar häßlich geprellt werde.

Zur Charakteriſtik der Engländer, hinſichtlich ihrer Indolenz, ihrer Gemüthloſigkeit, ihrer Plumpheit und ihres unerträglichen Egoismus, liefert der Verfaſſer mehrere merkwürdige Beiſpiele; ſo ſind z. B. die meiſten Bibliotheken, Kunſtſammlungen, Gärten u. ſ. w. jedem Dritten verſchloſſen; bei dem Eingange der letztern ſtehen gewöhnlich Tafeln mit der nur in Botanybai allenfalls zu entſchuldigenden Inſchrift: daß da Fußangeln, Fuchseiſen, Selbſt-Schüſſe und dergleichen Morderfindungen mehr liegen. Wie ungeſchlacht, wie roh, wie ſittenlos, wie ungezogen muß eine Nation ſeyn, in der ſolcher Hülfsmittel es bedarf, um dem Beſitzer ſeine paar Blumen und Sträucher zu ſichern, und das will die Nation ſeyn, die ſich an Cultur über alle andere Völker erhoben fühlt, die ſich einbildet, der ganzen Welt Geſetze des Geſchmacks vorſchreiben zu können, der wir dummen Deutſchen ihre Conſtitution beneiden. Unſere Zucht, unſere Sitte, unſer Herz, unſer Gemüth, das ſind unſere Conſtitution, bei der wir uns, ohne Fußangeln und Selbſtſchüſſe, ſicherer und freier befinden, als die armen Engländer bei ihrem Reichthum und bei ihrer Charta magna.

In dem brittiſchen Muſeum, in dem Muſeum der großen Nation, die alle Welttheile ihrem Krämergeiſte zinsbar gemacht hat, iſt die Zoologie auf ein paar Stuben eingeſchränkt, und die Sammlung von Vögeln und Konchylien ſo dürftig, daß man nicht weiß, ob man darüber lachen, oder ſich ſchämen ſoll, in ſeinen Erwartungen ſich ſo getäuſcht zu ſehen.

Das Wegſchleppen fremder Kunſtſchätze nach Paris, womit Napoleon ſeinen Namen beſudelte, nennt der Verfaſſer, mit Recht, eine Schändlichkeit; allein ſie ſtehe, meint er (Seite 105) mit der Schändlichkeit nicht im Vergleich, die ſich der edle Lord Elgin, bei dem Erwerbe ſeiner Kunſt-Sammlung, erlaubt habe. In unſerm conſtitutionsloſen ehrlichen Deutſchland wird der, welcher geſtohlnes Gut kauft, dem Diebe faſt gleich geſtraft. England aber, das großherzige England, drückte dieſem fürchterlichen Raube durch deſſen Ankauf den Stempel der Sanktion ſelbſt auf. Dem Maler Weſt läßt der Verfaſſer alle Gerechtigkeit widerfahren; aber im übrigen, meint er, ſey England zur Bildung der Kunſt nicht angethan. Auf der Gemälde-Ausſtellung ſah er über 1000 Gemälde ausgeſtellt, aber unter einer größern Menge Schund, nie weniger wirklich Gutes. Eine einzige Dresdner Ausſtellung — und dieſe wollen wir, beſonders im den letzteren Jahren, noch nicht als Norm aufſtellen — Werkſtätte eine Londoner. Ein guter deutſcher Maler ſollte, — mögten wir nachdem, was der Verfaſſer darüber äußert, faſt meinen, — dort ſein Glück machen.

Ein deſto erfreulicheres Bild bietet der dortige Buchhandel dar. Der Dichter Scott erhielt für ein einziges Gedicht dreißigtauſend Thaler Honorar; ſeine ſämmtlichen Werke verlegten, wie dort üblich iſt, mehrere Buchhändler zuſammen. Der Buchhändler Conſtable allein zahlte ihm auf ſeinen Antheil 84,000 Thaler Ehrenſold dafür. Wir kennen viele deutſche Dichter, die weit weniger bekommen. Und ungeachtet jener bedeutenden Summen, iſt der Buchhandel dort eins der einträglichſten Gewerbe. Der für den Schriftſteller recht erfreuliche Satz, daß gutes Honorar des Verlegers beſte Ausgabe ſey, iſt auch in England wahr. Unter den jetzigen Buchhändlern befinden ſich die reichſten Leute. Der Ehrenmann, der das Guy's-Hospital in London ſtiftete, in demſelben ein Gebäude für 120,000 Thaler aufführen ließ, und außer andern von ihm reichlich bedachten Stiftungen, dieſer Anſtalt nach ſeinem Tode eine Million und dreimal Hundert zwanzig Tauſend Thaler vermachte, war ein Buchhändler.

Die Bildungsanſtalten der Aerzte ſchildert der Verfaſſer als ſehr unvollkommen; unter andern iſt die Schwierigkeit, menſchliche Kadaver zu bekommen, bei der Steifgläubigkeit der Nation, daß es mit der Wiederauferſtehung ſolcher zerſchnippelter Leichname dereinſt vielleicht nicht recht richtig ſeyn dürfte, außerordentlich groß; junge ſektionsluſtige Mediciner wenden ſich dieſerhalb an die ſogenannten Resurrection-men; das ſind Leutchen, welche die in Gott Ruhenden aus den Gräbern ſtehlen, und ſich ſolche Stück für Stück, mit fünf, auch wenn das geſtohlne Gut recht friſch iſt, wohl mit zehn Guineen bezahlen laſſen; dieſe Resurrection-men machen mit ihren, aus dem dunkeln Todtenreiche bezogenen Artikeln nicht allein nach London Geſchäfte, ſondern ſie verſehen damit auch Edinburg und Glaskow, und ſtehen, weil ſie ihre Kunden mit ächt engliſchen Leichen zu verſehen nicht immer im Stande ſind, mit guten Häuſern zu Paris in Verbindung, von denen ſie auf jedesmaliges Verlangen mit den beſten Sendungen contentirt werden.

Die Krankenexamina der engliſchen Aerzte in den öffentlichen Anſtalten werden mit unbeſchreiblicher Eile und Sorgloſigkeit betrieben und beſchränken ſich hauptſächlich auf die Frage, ob der Leib offen ſey; unter andern fragte der D. Howarth in St. Bartholomäus Hospital einen Franzoſen, in Gegenwart des Verfaſſers; „ou faites vous mal?“ — „Monsieur,“ verſetzte der arme Teufel betreten, „je n'ai pas fait du mal!“ Howarth mußte dieſes für irgend eine Auskunft halten, denn er fing an zu verordnen, doch konnte der Verf. nicht vernehmen, was. „Il y a long temps que j'ai un cours de ventre!“ ſagte der Franzoſe nach einigem Stillſchweigen. Gott weiß, für welches Uebel dieſes der Arzt halten mochte, denn er fügte der erſteren Ordination noch Pulver aus Colomel und Jalappe hinzu. Der Verf. wagte nicht, den Mund zum Dollmetſchen zu öffnen, da er ihm wenige Minuten zuvor, als er dieſes Amt bei einem Italiäner hatte übernehmen wollen, auf engliſche, d. h. ziemlich unziemliche Weiſe, war geſchloſſen worden.

Auf dem Seite 144 beſchriebenen, im Middleſex Hospitale üblichen Korb für ſolche, welche an arthritiſchen Schmerzen leiden, glauben wir die Aerzte aufmerkſam machen zu müſſen. (Selbſt den König aller Irren-Anſtalten in der Welt, das Betlehem-Hospital, claſſificirt der Verfaſſer, der kein Preuße und kein Sachſe iſt, in mancher Hinſicht hinter die Charité in Berlin, und hinter die Heilanſtalt auf dem Sonnenſtein.)

Wir ſchließen dieſe Anzeige eines Werks, das dem deutſchen Leſer die erhebende Ueberzeugung aufdringt, daß das Fremde nicht immer das Beſſere ſey, und aus dem wir zum Nutzen und Vergnügen unſerer Leſer noch vieles Intereſſante herausheben könnten, mit der Erwähnung zweier Anſtalten, die England zu großer Ehre gereichen; wir meinen das Greenwich-Hospital und das Magdalenen-Hospital. Wenig Gebäude in der Welt machen ſolch einen Total-Eindruck wie erſteres Hospital mit allen ſeinen Theilen zuſammen, wenn man ſo die Kette von Palläſten nennen kann, in denen der engliſche Matroſe hoffen darf, ſeine Tage zu beſchließen. So großartig die Ausführung des Ganzen iſt, ſo ſchön iſt der Gedanke, dieſe unvergleichliche Verſorgungs-Anſtalt gerade an dieſer Stelle anzulegen. Wo immer die alten Seeleute aus ihrem Pallaſte herausſehen, erblicken ſie Maſten und Schiffe. Die Zahl der verſorgten See-Soldaten iſt 2710. So wenig als das Aeußere ſieht auch das Innere dieſer Gebäude einem Invaliden-Hauſe ähnlich. In den Sälen, welche die Matroſen bewohnen, hat jeder durch Breterabtheilung ſein eigenes kleines Gemach, das mitunter mit ſehr guten Meublen ausgeſtattet iſt. Der Verf. beſah die Anſtalt eines Sonntags Nachmittags; alles glänzte von Reinlichkeit; die meiſten der Invaliden hatten in ihren Stuben Beſtich, und häufiger ſah man den dampfenden Theekeſſel, als den Porterkrug auf ihren Tiſchen.

Das Magdalenen-Hoſpital aber iſt ein höchſt achtbarer Zufluchtsort für verführte Mädchen, die hier bei ihrer Aufnahme nicht allein erwarten dürfen, der gegenwärtigen Schande und dem künftigen Elende zu entfliehen, ſondern für die ſich die Anſtalt, wenn ſie findet, daß ihre Beſſerung und Reue ernſtlich und von Dauer iſt, nach Kräften verwendet, ſie entweder mit ihrer Familie wieder zu verſöhnen, oder wo dieſes fehlſchlägt, ſie dermaßen zu verſorgen, daß ſie ſich anſtändig zu ernähren im Stande ſeyen. Der Zutritt zu dieſem wahrhaft heiligen Tempel der Reue iſt natürlich jedem Fremden verſchloſſen. Blos in der Kirche des menſchenfreundlichen Inſtituts ſieht man hinter großen hohen Gittern die Strohhütte der büßenden Magdalenen, und hört den rührenden Geſang, mit dem ſie den Dekalog des Prieſters beantworten. Seit der Entſtehung dieſer Anſtalt ſind bereits über viertauſend Mädchen aufgenommen worden, von denen 2/3 theils ihren Familien, theils dem ſittlichen Leben wieder zurückgegeben wurden. Möge der, welcher zu dieſem frommen Baue den erſten Grundſtein legte, und welcher ſeitdem wahrſcheinlich zu höherer Arbeit berufen worden, jenſeits den Lohn ſeiner unſterblichen Seegensthat finden, denn er war ein rechter und vollkommener Bauherr hienieden.

Deutſche Literatur.

Mit dem neu erſchienenen achten Bändchen ſchließt die Harfe. Das iſt auch recht gut, denn für das neunte hätten ſich, wenn nicht eine ſorgfältigere Auswahl beliebt worden, ſchwerlich Leſer gefunden. Bei dem ſehr anſehnlichen Ehrenſolde, den der Verleger. Göſchen, ſeinen guten Schriftſtellern zu zahlen pflegt, und den vermuthlich auch der Herausgeber der Harfe erhält, nimmt es uns Wunder, nichts Gediegeneres zu finden. Iſt die Oekonomie des Herausgebers daran Schuld, ſo mag er ſich gegen ſeinen genereuſen Verleger rechtfertigen; iſt es Mangel an kritiſchem Auge, vor uns.

Dionyſius und Odalia, von Benedicte Naubert, iſt ein, in alter und neuer Sprache zuſammengeſchriebener Aufſatz, als Roman zu kurz, als geſchichtlicher Beitrag zu mangelhaft. Einige Tage in Liſſabon, von Haße, liefern doch auch gar zu einzelne Bruchſtücke, die indeſſen hie und da recht anziehend ſind. Sämmtliche vier Theater in gedachter Reſidenz ſind der Cenſur unterworfen. Dieſes Amt wird von einem ehemaligen proteſtantiſchen Geiſtlichen bei der däniſchen Geſandtſchaft in Liſſabon verwaltet. Es iſt der Oberſte J. W. C. Müller, ein Schüler von Michaelis und Heyne, ein Zeitgenoſſe von Voß, Hölty und Miller in Ulm. Er iſt gegenwärtig Ober-Appellationsrath, Aufſeher über die königliche Druckerey und Spielkartenfabrik, Cenſor, Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, Dollmetſcher, Fregattenkapitain, und Oberſter in der Rangliſte. — Man kann nicht mehr mit einem Male ſeyn!

Manche deutſche Theaterdirection könnte ſich an dem Fleiße, mit dem man in Liſſabon bemüht iſt, neue Stücke aufzuführen, ein Beiſpiel nehmen. In zwei Jahren hatte die Cenſur 343 neue Stücke beurtheilt. Von Leſſing, Kotzebue und andern deutſchen Schriftſtellern ſind mehrere Luſt-, Schau- und Trauerſpiele auf die portugieſiſche Bühne verpflanzt. Zu den beſten portugieſiſchen Ueberſetzungen im dramatiſchen Fache, gehören Othello und Mahomed. Minna von Barnhelm erhielt die Erlaubniß der Cenſur nicht, weil der Ueberſetzer einen ganz unbedeutenden Zuſatz aus der franzöſiſchen Bearbeitung mit aufgenommen hatte. Im Hoftheater di S Carlo, wo die italieniſchen Opern gegeben werden, klatſcht man gar nicht. Nur ein leiſes Bravo läßt ſich hören, und jedesmal mit richtigem geübten Kunſtgefühl. Das Trauerſpiel Oſmia hat in Liſſabon großes Aufſehen erregt. Die Verfaſſerin deſſelben iſt eine edle Portugieſin, die Gräfin Vimeira. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte einen Preis auf das beſte portugieſiſche Trauerſpiel geſetzt. Oſmia erhielt ihn; aber man fand in dem beigefügten verſiegelten Zettel den Namen der beſcheidenen Verfaſſerin nicht, ſondern blos die Bitte, den Preis, wenn ihn das Stück erhalten ſollte, zur Ermunterung des Anbaues von Olivengärten zu beſtimmen.

Dieſer rein patriotiſche Zug, der, wenn er dort allgemein würde, uns wohlfeilere Oelpreiſe bewirken könnte, dürfte hier bei unſern armen deutſchen Schauſpieldichtern nicht viel Nachahmer finden. Selbige danken Gott, wenn ihnen die Schauſpieldirektionen nur immer ſo viel geben, daß ſie ihr Oellämpchen in brennfertiger Ordnung halten können.

Portugall iſt das Reich des Midas. Ueberall ſieht man Gold und überall Lumpen! Bettler bewohnen die Straßen, halten vor den Palläſten auf Marmorſtufen ihre Sieſta, und liegen vor den Klöſtern, wo ſie zu hunderten geſpeiſt werden. Häufig begegnet man ausgemuſterten Soldaten. Auf die Nachfrage, ob ſich ein Invalidenhaus in Liſſabon befinde, antwortete ein Portugieſe lachend, indem er die Schultern in die Höhe zog: Si, Senhor.

a rua (die Gaſſe)! War es zu Friedrichs des Großen Zeiten in ſeinem Lande doch nicht viel beſſer! Die Soldaten ſelbſt hungern, wenn ſie nicht nebenbei arbeiten. Jeder erhält täglich 2 Winteins (etwa 1 gr. 6 pf.) nebſt Brod, Sartinen und Wein; wenig für Liſſabon, wo alles ſehr theuer iſt, und der Soldat viele Bedürfniſſe ſich ſelbſt anſchaffen muß. Hört man dagegen von reichen Kaufleuten ſprechen, ſo verſteht man darunter Millionärs, deren es mehrere giebt. Für die erſten Häuſer gelten die Barros, Quintella und einige Andere. Ein Vermögen von 100,000 Cruſaden giebt nur Wohlſtand. Die reichſten Fidalgo's haben 200,000 Cruſaden jährliche Einkünfte. Allein man bemerkt ſie kaum. Dagegen wimmelt es überall, wo es lebhaft iſt, von Bettlern und Krüppeln, oder armſelig gekleideten Menſchen, die in zerriſſenen Mänteln frieren. Und dieſer Nation gehört Braſilien mit ſeinen mächtigen Goldminen!

Der Portugieſe iſt wie Strohfeuer. Er lodert ſchnell auf; und eben ſo ſchnell iſt alles vorüber. In ſeiner Kurzweil und in ſeiner Ruhe, wie mitten in der Arbeit, kann ihn nichts ſo leicht ſtören, als irgend ein kleiner Anlaß zum Zank, oder eine — Proceſſion, vorzüglich, wenn das Hochwürdige zu einem Kranken getragen wird. Dann fällt alles mitten im Schlamm auf die Knie, und wer ſchwer bepackt iſt, oder weſſen Eſel nicht warten will, der nimmt wenigſtens den Hut ab, ſo lange er die Glocke hört. Herr Chiarini gab neulich ſein Schauſpiel in der Reitkunſt. Eben hatte er als Officier auf zwei Pferden im Rennlauf ſein Gewehr geladen und wollte es abſchießen, als jene Glocke ertönte. Sogleich nahm er den Hut ab, fiel auf die Knie, und ritt in dieſer Stellung im Circus herum, bis ſich das Glöckchen draußen nicht mehr hören ließ. Auch Bajazzo hatte mit ſeinen Poſſen inne halten müſſen. Er rannte als Teufel verkleidet, mit den Hörnern gegen den reitenden Schützen an, und trieb unbändigen Spaß, als jener Ton ihn zwang, ſeine Rechtgläubigkeit zu beweiſen. Von den Proteſtanten verlangt man blos, daß ſie den Hut abnehmen. Ueberhaupt iſt man in Liſſabon gegen die Fremden, welche gewöhnlich für Engländer und Ketzer gelten, ſehr duldſam, höflich und dienſtfertig.

In der Regel ſieht man die Portugieſinnen aus den gebildeten Ständen nur zweimal des Tages öffentlich; wenn ſie in die Kirche gehen und wenn ſie aus der Kirche kommen. Auch dann ſind ſie ganz oder zur Hälfte wenigſtens, in einen weißen Schleier gehüllt. Sie ſind im Allgemeinen mehr klein als groß. Sie haben eine blaſſe Geſichtsfarbe, wenig Phyſiognomie, aber ſchwarze Augen voll Feuer. Die Kleidung fällt ins Auge. Juwelen, Gold, Franzen, Stickerei ſind nicht geſpart, darüber ein Umhängetuch von Scharlach oder anderm Zeuge. Eben ſo wenig zeichnen ſich die Männer durch Wuchs und Haltung aus. Ihre Geſichtsfarbe iſt braun; ihr ganzes Benehmen ſehr in ſich gezogen. Voll Aufmerkſamkeit und zuvorkommend gegen Fremde, ſind ſie auch unter ſich äußerſt höflich. Wenn ſie ſprechen, belebt ſich jeder Zug. In den höhern und mittlern Ständen nimmt man mehr Aufklärung wahr, als unter den ſpaniſchen Dons und Caballeros. Es giebt unter den Portugieſen eine Menge guter Köpfe. Sie leſen gern die geiſtvollen Schriftſteller des Auslandes. Mit eigentlicher Gelehrſamkeit befaſſen ſie ſich weniger, als die Spanier. Dichtkunſt und Muſik, dabei etwas Lebensphiloſophie, bewegen leicht und munter ihr geiſtiges Leben. Das Volk iſt überaus witzig, froh und zur Satire geneigt, obgleich das Wort Witz in der portugieſiſchen Sprache fehlt. Entzündbar wie ein Häufchen Pulver, bedarf der Liſſaboner nur eines Funkens, um in Feuer und Flamme zu gerathen. Doch die reiche Sinnenluſt ſchwächt die Kraft und den Willen. Man begnügt ſich mit Plaudern und lacht. Für die geſcheuteſten gelten hier die Braſilianer, dabei ein reinerer Naturſinn und eine friſchere Willenskraft. Es giebt in Rio Janeiro zwanzig Freimaurer-Logen; auch in Liſſabon kennt man mehrere, ob ſie gleich von der Regierung überall verboten ſind.

Fand der Herr Herausgeber die Gedichte von D. Carl Witte auf die Dresdner Gallerie ſo vorzüglich, ſo wären ſie in der Abendzeitung, von der erſterer ja auch Redakteur ſeyn will, vielleicht mehr an ihrem Platze geweſen.

Reinholde lehrt, daß zu dem Märchen Brachmanns Lieschen ſich nicht verſteigen ſollte. So leicht ein ſolch Ding ausſieht, ſo ſchwer iſt es. Unter den neuern Schriftſtellern dieſer Gattung iſt und bleibt der verſtorbene Apel immer der beſte.

Gut iſt es, daß Haug den von ihm gelieferten Gedichten ſeinen Namen mit in die Welt gegeben, weil mancher ſonſt die Vaterſchaft in Zweifel zu ziehen genöthiget ſeyn würde. Reime wie Idol und ſoll, Mann und Wahn darf man in der heutigen Zeit ſchon nicht übel nehmen.

Vorzüglich gelungen iſt die junge Droſſel von Kind, recht zart die Waiſe von Klotilde und gar naiv das Gedicht an Agnes von Hekl.

Die witzige, aber doch ein wenig an Grobheit ſtreifende Zuſchrift von Käſtner an Baſedow, iſt ohne Commentar ganz unverſtändlich; wir erlauben uns daher dieſen nachzuliefern. Schlözer war in einem Hauſe Hofmeiſter geweſen, aus dem er ſpäter ſeine Frau heirathete. Um dieſe Zeit gab er eine kleine Erziehungsſchrift heraus, die dem ehrlichen Baſedow viel Freude machte, dieſer ſchrieb zufällig an Käſtner und äußerte, daß er in Schlözer für Göttingen einen tüchtigen Pädagogen erſtehen ſehe; darauf entgegnete ihm Käſtner:

Du nenneſt ihn, mein Baſedow, Göttingens Pädagogen,
Hat er doch nichts, als ſeine Frau erzogen!
Und hätte die Verſtand durch ſeine Zucht bekommen,
Sie hätte wahrlich ihn zum Manne nicht genommen.

So beißig auch dieß Sinngedicht ſeyn mag, ſo hatte der gute Käſtner doch dabei im Ganzen ſehr unrecht, denn die Gattin des Hofraths Schlözer war eine der achtbarſten, verſtändigſten und gebildetſten Frauen ihres Kreiſes.

Wenn man den guten Willen für die That annehmen ſoll, ſo ſind die chronologiſch-poetiſchen Aufſätze des Dorfſchulmeiſters Thiele zu Golwitz (bei Cönnern) die allervortrefflichſten Erzeugniſſe der Dichtkunſt, denn wir finden in dieſen eine Reihe gutgemeinter Neujahrwünſche vom Jahre 1787 bis 1819 mit höchſt wichtigen Bemerkungen über die Erndten und die politiſchen Begebenheiten jedes dieſer 32 Jahre; zur Ergötzlichkeit nur folgende Proben:

Aus dem Jahre 1803.

Und der ſo trockne Herbſt ließ auch
Die ſpäte Beer und Pflaumen reifen;
So wärs ein ungenügſam Bauch
Der auf den Geber wollte keifen.

Aus dem Jahre 1804.

Doch hob zuſehends das Getraide
Sein Haupt empor und lachte beide
Durchreiſende Herrſchaften an *)
Da der Brachmond ſo kühl und hoffnungsvoll begann.

Aus dem Jahre 1813.

Wie froh bin ich, daß ich nicht Graf Roſtopſchin
Sondern der Kantor Thiele in Golwitz nur bin.

Aus dem Jahre 1815.

Das Pflaumenmus iſt rar, man ſetzt es ſelten vor,
Es ſteht pari mit der Butter, wie Courant und Luisd'or.

Ueber ſeinen Beruf zum Dichter läßt ſich nichts ſagen, denn er ſpricht von ſich ſelbſt im Neujahrwunſch für 1818:

Dieſelbigen (ſeine Leſer) kennen ſchon meine Manieren
Und meinen Stylum. Nur bitt ich zu pardonniren
Mein Versmaaß, denn damit ſiehts ſehr mißlich aus;
Sonſt hab ich lauter richt'ge Gemälde im Haus.

Auch kann Herr Thiele recht bitterwitzig ſeyn, ſo ſagt er zum Beiſpiel im Glückwunſch für 1818:

Am Bauen fand man ſehr vieles Vergnügen,
Man konnte faſt gar keine Maurer mehr kriegen,
Und dieſe wieder keine Ziegel zum Baun,
Zuletzt waren mehr Maurer als Ziegel zu ſchaun,
Die fiengen vom Januar ſchon an zu mauern
Bis zu December für Städter und Bauern,
Alles nach der Ordnung, wie mans habe geſchätzt:
Der Tanzſaal zum Anfang, das Schulhaus zuletzt.

Seine Uebergänge von Einem zum Andern ſind zuweilen recht launig; in ſeinem Schlußgedichte für 1819 ſingt er z. B.

Futter fürs Vieh war knapp, doch blieb bis zu dem December
Ganz die Witterung günſtig für Reiche, für Arme, für Schaafe
Aber was iſt in Aachen für eine Verſammlung geweſen?

Wer lieſt, wer kauft dergleichen Waaren, und wer bezahlt für drei und einen halben Bogen ſolchen jämmerlichen Unſinns an Hendel in Halle acht Groſchen?

Für Brunnen- und Badereiſende

hat Dr. Moſch unter dem Titel: die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz, ein Taſchenbuch in 2 Bänden geliefert, das zum Theil nach eigener Erfahrung, meiſt aber nach den beſten vorhandenen Schriften bearbeitet, und mit 38 landſchaftlichen Anſichten von Rosmäsler verſchönert, von 62 Bädern und Heilbrunnen eine gedrängte, und doch zugleich etwas Weſentliches nicht übergehende Ueberſicht giebt. Der Kranke wie der blos Vergnügungsſüchtige, der Botaniker wie der Mineralog finden die nothwendigſten Notizen für ſich aufgezeichnet, und ſelbſt der Geſchichts- und Sagenfreund geht keineswegs ganz leer aus — Bis jetzt ſcheint uns noch immer Doberan dasjenige Bad zu ſeyn, in welchem ex officio am beſten für den Badegaſt geſorgt iſt, während das, zum Glück ſehr unbedeutende, Bibra in dieſer Hinſicht faſt untenanſteht. Man muß Alles, bis auf Kaffeemühle und Feuerzeug mitbringen; folglich auch Betten, Sopha, u. d. m. Noch bis zum Jahre 1783 fand hier die ſonderbare Abgabe eines Geleites ſtatt, nach welchem jeder Brunnengaſt von jedem Bettzipfel ſeiner mitgebrachten Betten 9 Pfen-

---

*) Im Juni übernachteten der König und die Königin von Preußen in Cönnern.

nige entrichten mußte! — Zu den Bädern, die neuerlich wieder in Ruf gekommen ſind, gehört Marienbad ohnweit Tepl in Böhmen. Das Waſſer des Kreuzbrunnens daſelbſt gleicht auffallend dem der Karlsbader Quellen, nur daß es einen größern Gehalt an Kohlenſäure und Eiſen hat, und deshalb, bei gleich kräftigen Wirkungen gegen gleiche Uebel, weniger angreifen und ſchwächen ſoll als Karlsbad. Höchſt wohlthätig haben ſich die Gasbäder bewieſen, welche der Dr. Struve aus Dresden dort eingerichtet hat. Die Lahmen gehen, die Tauben hören und die Ausſätzigen werden geheilt; kann man mehr verlangen? — Das eigentliche Damenbad iſt und bleibt Schlangenbad, denn es giebt, nach Hufeland, „Schönheit, Jugend, feine, weiche, reine, lebendige Haut, Biegſamkeit und Lebendigkeit der Glieder, erhält den Character der Jugend, und verſpätet das (fatale) Altwerden." Viel mehr werden die Damen auch nicht verlangen können. In einer andern Hinſicht wäre jedoch manchen Verheiratheten unter ihnen zunächſt das Zellerbad, bei Liebenzell im Wirtembergiſchen, zu empfehlen, wie die unter einem daſelbſt befindlichen alten Bilde ſtehenden Reime darthun:

„Auf eine Zeit hat ein Mann ein Weib,
Die liebt er als ſein eigen Leib,
Weil ſie ihm aber kein Kinder gab,
So bekümmert er ſich heftig darab,
Rieth ihr, daß ſie zog in dieß Bad.
Das Weib zog hin auf des Mannes Rath,
Weiß nit, wie es ging, gut war die Stund,
Schwanger ward das Weib, die Magd, und der Hund."

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir noch einer höchſt treuherzigen Inſchrift erwähnen, die ſich auf dem Kirchhofe zu Doberan befindet:

„Hier ruhet (Frau) Ahlke Ahlke Pots
Bewahr my leſe Herre Gott.
As ick di wull bewahren
Wenn du wehrſt Ahlke Ahlken Pott
Un ick wöhr leve Herre Gott."

Mehrere in den neueren Zeiten frequentirte Bäder (z.B. Wilhelmsbad, Tennſtedt, Langenſalz, Berka a. d. Ilm u. a. m.) haben wir vermißt, vermuthlich weil noch keine Schriften darüber vorhanden ſind. — Den in die böhmiſchen Bäder reiſenden Hypochondriſten wollen wir empfohlen haben, ſich mit etwas Geduld gegen die ſeit einigen Jahren überhand genommene Bettelei zu waffnen, welche einem daſelbſt unter allerhand Formen entgegen tritt. In Karlsbad wurde uns ſogar ein Beitrag zur Unterhaltung der Heilquellen, Spaziergänge ꝛc. abgefordert! Die in die Rheinbäder Reiſenden aber mögen doch ja Aloys Schreibers treffliches (auch in deutſcher Ueberſetzung vorhandenes) Manuel pour les voyageurs sur le Rhin mit auf die Reiſe nehmen, das ihnen in mehr als Einer Hinſicht willkommene Dienſte leiſten wird. Vielleicht nehmen wir nächſtens Veranlaſſung, über eines oder das andere dieſer Bäder mehr zu ſagen, als uns gegenwärtig der, nur zu einer kurzen Anzeige jenes Werks beſtimmte Raum erlaubt.

Schöne Literatur.

Wer ſich ein paar Stunden angenehm unterhalten, vielleicht nach ermüdenden Geſchäften, erfreulich zerſtreuen will, dem empfehlen wir ein Mährchen, erzählt von E. T. A. Hoffmann, (dem Vf. der Phantaſie-Stücke in Callots Manier) betitelt: Klein Zaches, genannt Zinnober. Witz, Phantaſie und originelle Laune finden ſich in dieſem Werkchen ſehr erfreulich in reicher Maſſe und die ſeltſamen Verwirrungen, welche daraus entſtehen, daß auf den Helden des Ganzen, einem kleinen ungeſtalteten Wechſelbalg, dem eine Fee in einer Anwandlung von Mitleid, den Zauber verlieh, alles was Andere in ſeiner Gegenwart etwa Schönes und Gutes vornahmen, durch Sinnenverblendung der Menſchen bezogen wird, gebiert manche ergötzliche Situation. So iſt die Darſtellung, wo vermöge dieſes beſondern Zaubers das kleine innerlich wie äußerlich mißgeſtaltete Ungeheuer einem berühmten Violiniſten in einem Conzerte deſſen verdienten Lohn wegfiſchte, höchſt unterhaltend. Ich ſpiele — ſo erzählt Signor Vincenzo Sbiocca, der Violiniſt, einem Freunde, der ſchon in anderer Art gleichen Jammer von Klein Zaches erlebte — das ſchwierigſte Conzert von Viotti. Es iſt mein Stolz und meine Freude. Ich war, wohl mag ich es ſagen, ganz vorzüglich bei guter Laune — anima mein ich, heitern Geiſtes — ſpirito alato mein ich. Kein Violinſpieler auf der ganzen weiten Erde, Viotti ſelbſt, hätte mir nicht nachgeſpielt. Als ich geendet, bricht der Beifall mit aller Wuth los — furore mein ich, wie ich erwartet. Geige unter dem Arm trete ich vor, mich höflichſt zu bedanken. Aber! was muß ich ſehen, was muß ich hören! Alles, ohne mich nur im mindeſten zu beachten, drängt ſich nach einer Ecke des Saales und ſchreit: bravo — braviſſimo! göttlicher Zinnober! welch ein Spiel — welche Haltung, — welcher Ausdruck, welche Fertigkeit! — Ich renne hin, dränge mich durch! — da ſteht ein drei Spannen hoher, verwachſener Kerl und ſchnarrt mit widriger Stimme: Bitte, bitte recht ſehr; habe geſpielt wie es in meinen Kräften ſtand, bin freilich nunmehr der ſtärkſte Violiniſt in Europa und den übrigen bekannten Welttheilen. Tauſend Teufel, ſchrie ich, wer hat denn geſpielt, ich oder der Erdwurm da! Und als der Kleine immer fort ſchnarcht: bitte, bitte ergebenſt, will ich auf ihn los und ihn faſſen, in die ganze Applikatur greifend. Aber da ſtürzen ſie auf mich los, reden wahnſinniges Zeug von Neid, Eiferſucht und Mißgunſt. Unterdeſſen ruft einer: Und welche Kompoſition! und alle einſtimmig rufen hinterdrein: Und welche Kompoſition! Göttlicher Zinnober! ſublimer Komponiſt! Noch ärger als zuvor ſchrie ich: Iſt denn alles raſend, beſeſſen? das Konzert war von Viotti und ich — ich — der weltberühmte Vincenzo Sbiocca hat es geſpielt! Aber nun packen ſie mich, ſprechen von italiäniſcher Tollheit — rabbia mein' ich, von ſeltſamen Zufällen, bringen mich in ein Nebenzimmer und behandeln mich wie einen Kranken, wie einen Wahnſinnigen. Nicht lange dauert es, ſo ſtürzt Signora Bragazzi hinein und fällt ohnmächtig nieder. Ihr war es ergangen wie mir. So wie ſie ihre Arie geendet, erdröhnte der Saal von dem: bravo braviſſimo Zinnober! und der ſchnarcht wieder ſein verfluchtes: Bitte bitte! Signora Bragazzi liegt im Fieber und wird baldigſt verſcheiden; ich meines Theils rette mich durch die Flucht vor dem wahnſinnigen Volke. Sehen Sie aber etwa den Signorino Zinnober, ſo ſagen Sie ihm gefälligſt, er möge ſich nicht irgendwo in einem Konzerte blicken laſſen, in dem ich zugegen. Unfehlbar würde ich ihn ſonſt bei ſeinen Käferbeinchen packen, und durchs F..Loch in den Contrabaß ſchmeißen, da könne er dann Zeit ſeines Lebens Konzerte ſpielen und Arien ſingen, wie er nur Luſt hätte.

Auch die in 2 Bändchen unter dem Titel: Feldroſen jetzt herausgekommenen Erzählungen von Prätzel, werden dem Leſer eine freundliche Unterhaltung gewähren, dem ohne Zweifel das erfreuliche Talent des Verfaſſers des Gedichtes: die Tiefenbacher, ſchon bekannt iſt.

Neues aus alter Geſchichte.

Gleichheit bringt keinen Krieg, ſagt Solon.

Aus kleinen Beſchwerden entſtehen im Staat, wie in der Ehe, am Ende die größten Händel. (Plutarch.)

Paulus Aemilius glaubte, es ſey ein und daſſelbe Talent, eine gute Schlacht zu liefern und ein gutes Gaſtmahl zu ordnen. Daraus ſchließ ich, daß die Herren Commandanten, die nicht gern tractiren, auch nicht recht kriegeriſch ſeyen.

Die trefflichſte Staatsverfaſſung iſt die, wo ſich kriegeriſche Tapferkeit mit den Künſten der Grazien paart. (Plutarch.)

Wer einen Retter braucht, kann ihn jederzeit finden. (Plutarch.)

Keine überflüſſige Sache iſt wohlfeil. (Plutarch.)

Man muß allen Leuten ihre Fehler verzeihen, nur ſich ſelber nicht. (Plutarch.)

Es iſt unrecht, wenn ſich kluge Leute über die Thoren beſchweren, denn ſie haben Nutzen von dieſen, die Thoren aber nicht von ihnen. (Plutarch.)

Mitarbeiten macht dem Aufſeher mehr Liebe, als der Trägheit nachſehen. (Plutarch.)

Wenn man der Größte werden will, muß man Verzicht thun, der beſte zu bleiben. (Plutarch.)

Einquartierungs-Reglement unter Sylla: Der Soldat erhält vom Wirth Eſſen für ſich, und alle die, welche er mitbringen will; ſodann täglich 16 Drachmen Taſchengeld; der Hauptmann täglich 50 Drachmen und zur Diſpoſition zwey Kleider, eines ins Haus, das andere zum Ausgehen. (Plutarch im Sylla)

Es iſt nichts ſchwerer zu regieren, als ein Menſch, der glaubt glücklich zu ſeyn. (Plutarch.)

Durch Aengſtlichkeit und Schein, als ob man ſich vor ihm fürchte, macht man ſich beim Pöbel ſehr beliebt. (Plutarch.) Daher iſt wohl auch ein vornehmes Herabſehen auf die Publizität wenigſtens nicht klug.

Im Glück ſehen auch kleine Geiſter erhaben aus. (Plut.)

Das Glück liebt es, die wichtigſten Begebenheiten durch Kleinigkeiten zu entſcheiden. (Plut.)

Der Tod iſt uns überall nah; wer ihn flieht, ſucht ihn auf weitem Weg auf. Den Tod mit Fleiß ſuchen, iſt keine Tapferkeit. Es iſt gleich unedel, blos für ſich leben, und blos für ſich ſterben zu wollen. (Plut.)

Schwache Menſchen halten es für das Sicherſte, Alle zu fürchten.

Ptolomaeus Philopator war durch beſtändige Feſte und Umzüge im Königl. Pallaſt ſo erſchöpft, daß er die Regierungsgeſchäfte ſeiner Mätreſſe Agathokleia, ihrer Mutter, und ſeinem Kämerier Denanthes überließ. (Plutarch.)

Das Recht iſt unüberwindlich, wenn es gehörig vorgetragen wird. (Plut.)

(Fortſetzung folgt.)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 8. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

Zur Völker- und Sittenkunde.

Aus Pananti's ſehr intereſſanter Reiſe in die Barbarei werden die Leſer mit Befremden vernehmen, daß zu den, dieſem Lande eigenthümlichen Zeitvertreiben auch die Baſtonaden gehören, und doch iſt dies der Fall; denn obwohl dieſe Beluſtigung ſich auf diejenigen beſchränkt, welche bei irgend einer öffentlichen Feſtlichkeit oder bei einem großen Gaſtmahle den Vorſitz führen, ſo iſt es doch gewiß, daß in der Barbarei keine ähnliche Zuſammenkunft Statt findet, ohne eine reichliche Spende von Baſtonaden, und zwar angeblich zum löblichen Zwecke, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Man glaubt dadurch, den Feſten eine größere Würde zu geben, die Schwachen an die Gegenwart der Mächtigen zu erinnern, und den zitternden Pöbel von zu großer Annäherung abzuhalten. — Wenn ein Großer in einem Dorfe der Barbarei ankommt, ſo ermangelt der Gouverneur des Diſtricts niemals, ihm zu Ehren eine Anzahl Baſtonaden austheilen zu laſſen. Zu dieſem ehrenvollen Geſchäfte ſind eigene Beamte angeſtellt, deren einige beritten, andere zu Fuß ſind. Der Aga Baſton iſt in Algier ein Beamter von hoher Würde, der mit der Oberaufſicht auf alle Strafvollſtreckungen beauftragt iſt, und als eine der ſtärkſten Stützen der Regierung betrachtet wird. Der Geſchlagene wird nicht gehört, und verſucht er ſich zu rechtfertigen, ſo wird die Doſis gewöhnlich verdoppelt. —

Bei Ceremonialbeſuchen werden nur wenige Worte gewechſelt, welche ſich gewöhnlich auf Erkundigungen nach dem gegenſeitigen Befinden und auf die Phraſen: „Gott iſt gut!“ und „Algier iſt eine feſte Stadt!“ oder andere ähnliche Aeußerungen beſchränken, die den Redenden weder anſtrengen noch in Gefahr bringen können. (Eine geiſtreiche Unterhaltung!) Nie erhebt ſich der Wirth bei der Ankunft ſeiner Gäſte, ſondern er bleibt gelagert, bis ſie grüßend ihm nahen. Eben ſo verhält er ſich beim Abſchiede. —

Wohlbeleibtheit iſt für eine Africanerin der ſicherſte Weg zu Eroberungen, und dem Mauren iſt ein ungeheurer Umfang des Körpers gleichgeltend mit dem Begriffe der Schönheit. Geiſt und Herz gehören in der Barbarei nicht zu den Beſtandtheilen der Liebe. Man giebt ſich daher unendliche Mühe, die jungen Maurinnen zu mäſten, und läßt ſie zu dem Ende häufig eine Art Kugeln von Teig, in Oehl getaucht, genießen, die ſie in großen Quantitäten zu verſchlingen, von den Müttern oft mit Schlägen gezwungen werden. Wenn auf dieſe Weiſe ein junges Frauenzimmer einen ſolchen Umfang erlangt hat, daß es eines Cameels bedarf, um ſie fortzubringen, ſo hält der Maure ſie für eine ausgezeichnete Schönheit, und ruft bei ihrem Anblick ſchmunzelnd aus: „Malechi esseri!“ d. h. dieſe iſt reich! (Ein Reichthum, um welchen vermuthlich unſere weſpenartig geſchnürten Schönen, zumal in Ermangelung der Cameele, ihre mauriſchen Schweſtern eben nicht beneiden werden!)

Daß übrigens, trotz dem, die Exiſtenz der Frauen in der Barbarei durchaus nur eine ſclaviſche, und zwar der niedrigſten, empörendſten Art ſey, braucht wohl, als bekannt, kaum erwähnt zu werden. Gegen Mishandlungen giebt es nirgends für ſie Schutz und Hülfe. Einſt klagte eine Maurin bei ihrem Vater über eine vom Gatten erhaltene Ohrfeige; allein Jener gab ihr, anſtatt ihre Parthei zu nehmen, einen Backenſtreich auf die andere Wange, mit den Worten: „geh und ſage deinem Manne, daß ich ſein Weib geſchlagen habe, wie er meine Tochter ſchlug, daß wir alſo jetzt quitt ſind.“

Bei allem dem aber ſind die Mauren doch höchſt eiferſüchtig. Wahrhaft luſtig iſt in dieſer Hinſicht die folgende Anecdote. Ein Bey, benachrichtigt von der Ankunft eines fremden kunſtreichen Malers, ließ ihn rufen, und verlangte von ihm, unter dem Verſprechen einer großen Belohnung, das Bildniß ſeiner ſchönen Lieblingsgattin. Der ſich höchlich geehrt und beglückt fühlende Maler verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und auch die Vollendung des Kunſtwerks gewünſchtermaaßen möglichſt zu beſchleunigen. Als er aber zu dem Ende die Schöne zu ſehen verlangte, fiel ihm der Mahomedaner wüthend ins Wort: „Wie, du glaubſt, ich werde dich mein Weib ſehen laſſen?“ „Wie kann ich, entgegnete der Maler, das Bildniß einer Perſon liefern, die ich nie ſah?“ — „Fort aus meinen Augen!“ rief der Bey mit bebenden Lippen und blitzenden Augen; kann ich ihr Bild nicht haben, ohne ſie deinen Blicken

Ausgegeben den 15. July.

anzuſehen, ſo will ich tauſendmal des Vergnügens entbehren, ſie gemalt zu ſehen.“ — (Miſc. d. neueſten ausl. Lit. 5. H. 1819.)

Die Stadt Carthagena, auf dem feſten Lande von Südamerika, iſt, nach J. Hakett's Bericht von der, 1817, von England nach Südamerika abgegangenen (aber gänzlich verunglückten) Expedition, berühmt als Marktplatz für ausländiſche und einheimiſche Waaren aller Art. Einige Zeit vor dem Anfange der Meſſen verſammeln ſich die Indianer in großer Menge an den Ufern des reißend ſtrömenden aber in ſeiner Tiefe goldreichen Fluſſes Ceno. Wie Amphibien tauchen ſie dann, zehn bis fünfzehn Faden tief, bis auf den Grund, und kommen oft einige hundert Fuß weit wieder herauf mit einem Haufen Sand, von dem ſie nachher kleine Goldtheilchen, gewöhnlich von der Größe eines Nadelkopfs, trennen. Nachdem ſie ſich mit einem hinlänglichen Vorrath verſehen haben, ziehen ſie, gegen 400 Meilen Wegs, nach Carthagena, wo ſie die Goldkörner gegen mancherlei Bedürfniſſe austauſchen. Wenn ſie aber nach Beendigung ihrer Einkäufe noch etwas Geld übrig behalten, tragen ſie dieſen Ueberſchuß treulich zurück, und verſenken ihn an ſeinen urſprünglichen Ort der Sicherheit, auf den Boden des Fluſſes; wahrſcheinlich aus Furcht vor den grauſamen unerſättlichen Spaniern. Von dieſen aber ſind bei dem Verſuche, ſich auf dieſelbe außerordentliche Art Reichthümer zu holen, viele ums Leben gekommen. —

Militäriſche Miszellen.

Die Oeſterreichiſche milit. Zeitſchrift enthält im 3. Heft d. J. einen äußerſt intereſſanten Aufſatz über die Militär-Koloniſirung in Rußland, und ſie ſagt mit Recht, daß dieſes Koloniſationsſyſtem ein Gegenſtand ſey, der die Aufmerkſamkeit von ganz Europa feſſeln müſſe, ſo wie die Ausführung dieſer für die Wohlfahrt des Reiches ſo wichtigen Maasregel allein hinreichen dürfte, den Ruhm des Monarchen zu begründen, deſſen Weisheit die Idee dieſes rieſenhaften Unternehmens aufzufaſſen gewußt habe.

Die Wichtigkeit deſſelben ſtellt ſich in kurzen Worten folgendermaaßen dar: Bis jetzt muß zur Bildung und Ergänzung des Heers aus allen auf einer Oberfläche von beinahe 350,000 Quadr. Meilen ausgedehnten Gouvernements die Rekruten herbeigeſchafft werden. Natürlich trafen ſie ſpät, ungewiß, ungleich, ermüdet, auf den Sammelplätzen ein, und erreichten die Regimenter meiſtens erſt dann, wenn man ihrer nicht mehr bedurfte. Nun aber ſollen Rußlands Streitkräfte größtentheils auf einem gewiſſen, ausſchließlich militäriſchen Terrain vertheilt und angeſiedelt werden, welcher ihr Vaterland, ihr Wohnort, ihr Eigenthum und ihr Werbbezirk zugleich ſeyn ſoll.

Dieſe militäriſche Zone ſoll Rußland in ihrer ganzen Breite vom baltiſchen bis zum ſchwarzen Meere durchſchneiden. Indem dieſelbe das ausſchließende Vaterland der Armee werden ſoll, wird dadurch nicht nur die Zahl der waffenfähigen und ſtreitbaren Männer und die Vertheidigungsfähigkeit des Landes, ſondern auch die Bevölkerung mächtig zunehmen, weil die militäriſchen Gouvernements durch ſo viele verheyrathete Soldaten, und die Befreiung der rückwärts liegenden Provinzen von der Rekruten-Stellung nothwendig dieſen Erfolg geben müſſen. Schon vor vielen Jahren kam man auf den Gedanken, das Heer auf den unermeßlichen Krongütern anzuſiedeln. Die Ausführung wurde zum erſtenmal im Jahre 1810 mit einem Bataillon des Jeletziſchen Musketierregiments verſucht. Die Bauern eines Diſtrictes wurden in eine andere Gegend verſetzt. Das Bataillon zog in die verlaſſenen Dörfer und Wohnplätze ein. Jeder Soldat erhielt von der Krone das nöthige Vieh und Wirthſchaftsgeräthe, was zum Theil von dem abziehenden Landvolk eingelöſt wurde. Obſchon eine ſolche Verſetzung der Bauern in Rußland nichts Ungewöhnliches iſt, und von der Willkühr des Gutsherrn abhängt, ſo blieb es doch für den Landmann hart, die heimathliche Gegend und den bebauten Boden zu verlaſſen, und durch mühſame Ausrodungen in weiter Ferne ſich wieder eine urbare Heimath zu verſchaffen. Der Soldat, auf einen ihm unbekannten Boden verſezt, ohne Anleitung der Eingebornen ſich ſelbſt überlaſſen, dabei der Feldarbeit lange entwohnt, mochte wohl nicht als ein fleißiger geſchickter Landwirth ſich zeigen. — Wahrſcheinlich bewogen dieſe Betrachtungen und Erfahrungen die mildgeſinnte ruſſiſche Regierung, die Koloniſirung auf eine für das Landvolk minder drückende und dem Soldaten vortheilhaftere Art zu bewirken. Man beſchloß, Soldaten und Landvolk zu verſchmelzen, und durch gemeinſchaftliche Einrichtungen und ſtetes Beiſammenſeyn die Soldaten zu Landwirthen, und dieſe zu Soldaten zu bilden. Der erſte Verſuch in dieſer neuen Art wurde im Jahre 1816 mit einem Bataillon vom Grenadierregiment Araktſchejef vorgenommen. Dieſer Verſuch ſcheint gelungen zu ſeyn, da im Laufe des verfloſſenen Jahres die Anſiedelung der erſten Grenadier- und eilften Infanteriediviſion, dann ferner der Bohiſchen und Ukrainiſchen Uhlanendiviſion verfügt wurde. Bey dieſer neuen Anſiedelungsart werden die Stammbewohner nicht verſetzt. Es wird ſich hierbey folgendermaaßen benommen.

Jedes ruſſiſche Reiterregiment beſteht aus 7 Schwadronen, worunter eine Reſerveſchwadron. Die Schwadron zählt 8 Unteroffiziere, 3 Trompeter und 180 Gemeine. Die Strecke, in der ein ſolches Reiterregiment koloniſirt werden ſoll, wird in 573 Anſiedlungen getheilt. Das Landvolk bleibt im Beſitze, oder richtiger, im zuvererbenden Fruchtgenuſſe der Anſiedlungen. Aus ihm und der aufgelöſten ſiebenden Schwadron werden drei Schwadronen Grundbeſitzer formirt, welche den eigentlichen Stamm und die Wurzel des koloniſirten Regiments ausmachen. Ein jedes koloniſirte Regiment beſteht ferner aus ſechs Feld- und drei Reſerve-, in allen daher aus zwölf Schwadronen. Die Mannſchaft der ſechs Feld- und der drei Reſerveſchwadronen wird bei den Beſitzern der Anſiedlungen, d. i. bei den drei Schwadronen der Grundbeſitzer einquartirt. Es kommen daher auf jeden Grundbeſitzer zwei Mann der Feld- und ein Mann der Reſerve-Schwadronen. Da erſtere ganz beritten ſind, letztere aber 50 Pferde zählen, ſo haben 150 Anſiedlungen jede drei, 423 Anſiedlungen jede zwey Dienſtpferde zu erhalten. In jede Schwadron der Grundbeſitzer werden noch 1 Oberwachtmeiſter, 4 Wachtmeiſter, 4 Unteroffiziere und ein Quartiermeiſter vertheilt, welche, ihrer beſondern Verpflichtung wegen weder häusliche noch Feldarbeiten übernehmen können. Die bei jedem Grundbeſitzer eingelegten drei Mann ſind verbunden, ihm in allen vorkommenden Arbeiten zu helfen. Sämmtliche Mannſchaft der zwölf Schwadronen erhält von der Krone die gewöhnliche Löhnung, Bekleidung und Ausrüſtung.

Um das Gedeihen der Anſiedlungen zu befördern, erhalten die Beſitzer für die bey ihnen eingelegte Mannſchaft Anfangs auch die Lebensmittel. Da jedes Regiment, was angeſiedelt wird, nur ſechs Feldſchwadronen behält, die ſiebende Schwadron aber in die drei Schwadronen der Beſitzer von Anſiedlungen vertheilt wird, ſo bekommen jene Soldaten, welche in die Schwadronen der Grundbeſitzer übertreten und keine vollkommen eingerichtete Wirthſchaft erhalten, außer den Erforderniſſen für die eingelegte Mannſchaft, noch die nöthigen Lebensmittel für ſich, ihre Kinder männlichen Geſchlechts, und für ihr Weib, wenn dieſe den Stammbewohnern angehört. Dieſe Verpflegungsbeiträge werden aufhören, ſobald das Gedeihen der Kolonien feſtbegründet iſt.

Um die Verbindung der angeſiedelten Soldaten und der Stammbewohner ſo ſchnell als möglich zu bewirken, erhalten erſtere, wenn ſie ſich verehlichen, einen beſtimmten Geldbeitrag.

Jedem Anſiedelungsbeſitzer, deſſen Tochter einen Militär-Koloniſten heirathet, iſt die Befugniß ertheilt, dieſen mit Uebergehung der eigenen Söhne zum Erben einzuſetzen.

Für die Reiterpferde der Feldſchwadronen gibt das erſte Jahr die Krone das Hartfutter. In der Folge müſſen ſie von den Beſitzern der Anſiedlungen verpflegt werden. Auf den Anſiedlungen liegt noch eine andere große Laſt, nämlich: die Erhaltung der Geſtüte. —

Die Krone giebt Anfangs für die Zuchthengſte und Stuten ebenfalls das Hartfutter.

Die Beſitzer der Anſiedlungen ſind ferner zur Erhaltung der innern Ordnung, zur Herſtellung der Landſtraßen und Verbindungswege, zur Bepflanzung derſelben mit Bäumen verbunden. Sie ſind nebſtbei verpflichtet, ſich gleichartig zu kleiden. Obſchon nur die Mannſchaft der ſechs Feldſchwadronen zum Kriegsdienſt beſtimmt iſt, ſo ſind doch auch die Schwadronen der Reſerve und der Grundbeſitzer zu Kriegsübungen verpflichtet. Die Mannſchaft dieſer Letztern ſoll vorſchriftsmäßig vom Anfang der Feldarbeit bis 16ten September die Woche zwey Mal, den übrigen Theil des Jahres aber die Woche drey Mal, Kriegsübungen vornehmen. Bei dringender Feldarbeit kann jedoch das Regimentskommando für einzelne Tage die Waffenübungen einſtellen. Für die Mannſchaft der Feldſchwadronen iſt dieſelbe Uebungszeit beſtimmt; dieſe Schwadronen beziehen überdieß des Jahres zwey Mal, im Frühjahr und im Herbſt, auf vierzehn Tage Uebungslager. Die Mannſchaft der Reſerveſchwadronen halten ihre Reitübungen auf den Zuchtſtuten. Auf dieſen lernen auch die jungen Leute der Anſiedlung, welche in der Folge zum Uebertritt in die Feldſchwadronen beſtimmt ſind, reiten. Da indeß die Zuchtſtuten nicht immer geritten werden können, und nicht zur Abrichtung zureichen, ſo ſind jeder Reſerveſchwadron 50 von den Feldſchwadronen ausgemuſterte Pferde beigegeben. Zu den Winterübungen ſollen Exercierhäuſer und Reitſchulen erbaut werden.

Nach dem bisher Geſagten beſtehen die Verpflichtungen der Koloniſten demnach in folgendem:

1) In der Wirthſchaftsführung. Hierbey iſt zu bemerken, daß jede Anſiedlung die Aecker und Gärten beſonders bewirthſchaftet. Die Wieſen und

Weiden werden als Gemeinguth betrachtet, und nach Vorſchrift des Regimentskommandos bearbeitet und benützt. Wer ſich in Bearbeitung ſeiner Anſiedlung nachläſſig beweiſet, wird des Beſitzes derſelben verluſtig.

2) In Verpflegung der Einlieger.

3) In Unterhaltung des Geſtütes.

4) In Erhaltung der innern Ordnung und der Militärpolizey.

5) In den Militärübungen.

Jedes angeſiedelte Regiment wird von einem Stabsoffizier, jede Schwadron von einem Rittmeiſter befehligt. Das Gebiet, in dem ein Regiment angeſiedelt wird, tritt aus der Civilgerichtsbarkeit in die militäriſche über.

Für die mannichfaltigen Leiſtungen, welche den Stammbewohnern durch die Anſiedlung zuwachſen, ſind ihnen auch erhebliche Vortheile bewilligt. Die Beſitzer der Anſiedelungen ſind von allen früher an die Krone bezahlten Abgaben, ſo wie von allen geleiſteten Frohndienſten befreit. Sie erhalten dabey Löhnung und Bekleidung, welche jedoch nur im Dienſt und bei den ſonntägigen Kirchenparaden getragen werden darf. Die Greiſe in den Kolonien werden als Invaliden betrachtet und verpflegt. Die Kinder werden in Schulen, in denen die Bell-Lancaſterſche Methode mit der Peſtalozziſchen vereinigt wird, unterrichtet. — Erkrankte Koloniſten, ihre Weiber und Kinder werden in den Koloniespitälern unentgeldlich aufgenommen. In jeder Kolonie wird ein Fruchtmagazin angelegt, und ein Koloniekapital gebildet.

Aus dieſen Magazinen erhält der Koloniſt nach Erforderniß Unterſtützung. Geldbeträge bis zu 500 Rubel erhält er ohne Zinſen; für größere Beträge hat er die landesüblichen zu entrichten. Zur Bildung der Magazine haben die Koloniſten jährlich eine beſtimmte Menge Getraide abzuliefern. Das Geldkapital wird gebildet:

1) Aus einem Drittheil der jährlichen Löhnung, welches der zu den Schwadronen der Reſerve und der Grundbeſitzer gehörigen Mannſchaft abgezogen wird. Da die ganzjährige Löhnung aus 12 Rubel beſteht, ſo beträgt dieſer Abzug für den Kopf 4 Rubel;

2) aus den Abgaben von den Branntweinbrennereien;

3) aus dem erbloſen Vermögen;

4) aus den Strafgeldern.

Was der Koloniſt erwirbt, iſt ſein Eigenthum. Der Beſitzer einer Anſiedlung iſt verbunden, ſeinem Nachfolger das von der Krone Ueberkommene zu hinterlaſſen; das Abgängige muß nach dem wahren Werth erſetzt werden. Uebergibt ein Anſiedelungsbeſitzer wegen Altersſchwäche oder ſonſtigen Gebrechen ſeine Wirthſchaft, ſo erhält er von der Krone den Invalidengehalt und von dem Nachfolger die Verpflegung.

Die Anſiedlung der Infanterieregimenter geſchieht nach denſelben Grundſätzen, wie die der Reiterei, iſt aber, da weder Geſtüte noch Reitpferde zu erhalten ſind, viel einfacher und leichter. Jedes angeſiedelte Infanterieregiment beſteht aus zwey Feldbataillons zu vier Compagnien; ein Bataillon wird, wie bei der Cavallerie die ſiebente Schwadron, mit den Stammbewohnern verſchmolzen, und zu Anſiedlern umgewandelt. Die Infanterie-Koloniſirung unterſcheidet ſich von jener der Kavallerie vorzüglich dadurch, daß die Zahl von Bataillonen nicht, aber bei letzterer die Zahl der Schwadronen, vermehrt wird. Das koloniſirte Bataillon wird, wie natürlich, weit ſtärker als die beiden Feldbataillons ſeyn, und ſcheint vorzüglich beſtimmt, den Erſatz für erſtere zu ſtellen und zu bilden. Es dürfte wohl ſchwerlich zum Felddienſt verwendet werden, da hingegen bei der Kavallerie nebſt den ſechs Feldſchwadronen noch die drey Reſerveſchwadronen nach Erforderniß zum Kriegsdienſt verwendet werden können.

Wenn die Unteroffiziere und Gemeinen der ſechs Feldſchwadronen die vorſchriftsmäßigen Jahre ausgedient haben, gehen ſie zu den Invaliden über. Während der Dienſtzeit ſelbſt fühlen ſie nicht die früher damit verknüpften Nachtheile. Sie kehren nach jeder beendeten Bewegung in den Bezirk ihrer Anſiedlungen zu ihren Verwandten und Kameraden zurück. Sind ſie abweſend, ſo erhalten ſie fortwährend Nachricht von dem Zuſtand der Ihrigen, für die von der Regimentsverwaltung beſonders geſorgt wird.

Erreichen die Kinder das gehörige Alter, ſo treten ſie in die Regimenter, in denen ihre Väter dienen oder gedient haben. Unter der Leitung von Verwandten und Freunden gewöhnen ſie ſich an genaue Erfüllung der Dienſtpflichten, und an Ertragung der Beſchwerden des Soldatenſtandes.

Sind auch die Vortheile dieſer zweyten Anſiedlungsart im Vergleich mit der erſten nicht zu verkennen, ſo bleiben für die Stammbewohner, die den größten Theil der Anſiedlungsbeſitzer bilden, doch immer große Laſten zu tragen. Er muß drey Mann mit ihren Familien und drei Pferde erhalten; Frucht in die Getraidemagazine liefern; die Gemeindelaſten tragen, und häufigen Kriegsübungen beywohnen.

Sind, wie zu vermuthen, auch die einzelnen Anſiedlungen ſo groß, daß der Bedarf für den Wirth, die Einlieger und die Pferde leicht erzeugt werden kann, ſo kann dieſe Erzeugung doch nur mit Beihülfe der Einlieger geſchehen, die zwar zur Hülfe verpflichtet ſind, gegen die aber dem Wirth im Falle der Saumſeeligkeit nur die Klage bei dem Vorgeſetzten bleibt, welche ihm wieder große Unannehmlichkeiten von Seiten der Einlieger veranlaſſen wird. Zwar ſind die Stammbewohner nun von allen Abgaben an die Krone und von allen Frohndienſten befreit. Die Getraidelieferungen, die Erhaltung der Einlieger und Pferde dürften jedoch leicht dieſen Vortheil überwiegen. In Anſehung der Frohnen durften die nun zu den Kriegsübungen verpflichteten Stammbewohner dieſe um ſo mehr als eine läſtige perſönliche Frohne betrachten, da die Schwadronen der Anſiedlungsbeſitzer nicht zum Felddienſt beſtimmt ſind, und ihre vielfachen Uebungen als nuzlos und zeitraubend erſcheinen.

Die Bedenken. die man gegen die Anſiedlungsart und die Anſiedlungen überhaupt aufſtellen könnte, werden ſich im Verlauf der Zeit vielleicht ſelbſt heben, oder leicht gehoben werden können. Das Gedeihen dieſer Anſtalt, die Ausdehnung derſelben über das ganze Heer, würde in jeder Beziehung eine höchſt wichtige Erſcheinung ſeyn. —

Das ſtehende Heer in Soldatenkolonien über das unermeßliche Reich verſtreut; dieſe vermögend, ſich ſelbſt zu ergänzen, und das zur Vertheidigung und den Angriff erforderliche Heer ohne Beiziehung der übrigen Bevölkerung zu ſtellen, dürfte, wenn die Ausführung gelänge, wohl zu manchen unvorhergeſehenen wichtigen Ereigniſſen führen. Die Gegenwart iſt die Mutter der Zukunft. Die kaum gebohrne Erſcheinung muß ſich weiter entwickeln, um mit mehrerem Grund auf ihr Gedeihen, auf ihre Folgen zu ſchließen. An dem Gelingen dieſer Maßregel iſt übrigens bey der bekannten Beharrlichkeit des Kaiſers nicht zu zweifeln: man kann aber am Ende nicht umhin, dieſen Plan doch nur als eine weiſere Ausführung desjenigen zu erkennen, den Peter der Große gehabt haben ſoll. Peter hatte nämlich (nach Friedrich II' Angabe in deſſen Oeuvres posthumes T. I pag 67) — einen Plan entworfen, den vor ihm kein Fürſt gefaßt hatte. Statt daß die Eroberer ſich nur damit beſchäftigen, ihre Grenzen zu erweitern, wollte er die ſeinigen einſchränken. Der Grund war, weil ſeine Staaten im Verhältniß zu ihrem ungeheuern Umfang ſchlecht bevölkert waren. Zwiſchen Petersburg, Moskau, Kaſan und der Ukraine wollte er die zwölf Millionen Menſchen verſammeln, welche in dieſem Striche (damals) einzeln zerſtreut wohnten, um nur dieſen Theil wohl zu bevölkern und anzubauen, der eine leichte Vertheidigung durch die ihn umgebenden Wüſten erhalten hätte, mittelſt deren man zugleich von den Perſern, Türken und Tataren getrennt worden wäre.

In dem preußiſchen Militär-Wochenblatt Nr. 153 d. J. wird bemerkt, die in der engliſchen Armee beſtehende Einrichtung, daß verwundete und dadurch zum Dienſt unfähig gewordene Officiere, auſſer ihrer Invaliden-Penſion, noch eine in Bezug auf ihre Verwundung erhielten, ſei auf dem feſten Lande vielfältig misdeutet worden. Man ſcheine etwas Unziemendes darin zu finden, daß der Verluſt eines Armes oder Beines mit Geld bezahlt werde, vergeſſe aber dabei eines Theils, daß das Geld für den Krüppel einen ganz andern Werth habe, als für den Geſunden, und daß andern Theils Dotationen jeder Art im Grunde auf eins hinausliefen, und endlich, daß die Art und Weiſe, wie dieſer Zuſchuß gegeben werde, auch einigen Einfluß dabei habe. (Von Seiten der engliſchen Krieger, und namentlich der betheiligten Penſionairs, wird jene, der Humanität und Gerechtigkeitsliebe der engl. Regierung Ehre machende Einrichtung (die wir andern Staaten doch ja zum Muſter empfohlen haben wollen!) wohl ſchwerlich einer Misdeutung unterworfen ſeyn! Wo die letztere ſtatt findet, kann ſie höchſtens nur das Reſultat eines hyperſtheniſchen point d'honneur ſein, das wir, vielleicht nicht mit Unrecht, eine Ultra-Empfindſamkeit nennen möchten.) Aus dem, jener Bemerkung beigefügten, und vom Prinz-Regenten unterzeichneten Geſetz über dieſe Penſionsverleihung, 1812, führen wir nur noch an, daß die letztere auch bei ſolchen Wunden Statt findet, die dem Zuſtande des Körpers eben ſo nachtheilig ſind, als der Verluſt eines Gliedes — daß ſie ſogar für Fälle aus den Jahren 1793 1811 (jedoch erſt von letzterem an zahlbar) in Anſpruch genommen werden kann, — daß ſie, dem Rang nach ſteigend, für den unterſten Grad 50 und für den Generallieutenant 400 Pf. Sterl. für jedes verlohrne Glied, oder eine, einem ſolchen Verluſt gleichkommende Wunde beträgt, — und endlich, daß das Geſetz zwar nur auf Officiere aus dem Lande Sr. Majeſtät lautet, daß aber bekanntlich auch Ausländer in engl. Kriegsdienſten einer gleichen Vergünſtigung genieſſen wie jene.

Neues aus alter Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Stadthalter und Intendanten: weil das Stehlen für ſolche Herren zu klein geweſen wäre, ſo erlaubten ſie ſich das Rauben und indem das Nehmen nichts Schändliches ſchien, ſo prieß man nur diejenigen, die Maas darin hielten. (Plut. in Cicero.)

Königliche Zeitvertreibe: Aeropus, K. v. Mazedonien, verfertigte kleine Tiſche und Leuchter. Attalus v. Pergamus machte Mixturen und Latwergen — die Parthiſchen Könige ſpitzten Pfeile. (Plut. Demetrius.)

Der Philoſoph am Hof: Plato lebte am Hof des Dionyſius, wie ein Wärter bey einem wilden Thier, das ſich von ihm betaſten ließ und ſogar eine ſolche tyranniſche Liebe zu ihm faßte, daß es ihn nicht mehr fahren laſſen wollte. (Plut. Dion.)

Erſatzmänner: Begüterte, die nicht ſelbſt Kraft zum Krieg hatten, durften unter Ageſilaus Mann und Pferd ſtellen. Eine treffliche Stute war auch dem Agamemnon lieber als ein feiger gezwungener Mann. Iliad. XXIII. v. 295.

Neutraler Durchzug: Ageſilaus forderte keinen Durchzug durch Mazedonien. Der König wollte ſich erſt bedenken. Gut, ſagte Ageſilaus, das ſoll er thun, unterdeſſen ziehen wir aber durch. K. Philipp ſchrieb an die Spartaner, ob er als Freund oder Feind kommen ſolle: Sie antworteten: Gar nicht!

General Jackſon: — Phöbidas beſetzte die Burg Theben, ohne daß er dazu berechtigt war. Was den Lazedämoniern vortheilhaft wäre, dazu meinte er, brauche man keine Befehle. — Ageſilaus fürchtete ſich nie vor der **Menge** ſeiner Feinde, aber vor ihrer **Dummheit**.

Gute Stimmung: Als die Armee des Pompeius, voll eitler und verkehrter Hoffnungen, mit abgeſchmackter Zuverſicht dem Cäſar entgegen zog, hieß man das eine **gute Stimmung**. (Cäſar de B. C. III. 96.) Pompeius, ſelbſt ein milder und rechtlicher Mann, traute ſich nicht, die Schwärmereyen ſeiner Freunde zu beſtrafen. Bei ſeiner Flucht konnte er erwägen: „aus wie vielen Kämpfen und Schlachten der in Einer Stunde verlohrne Ruhm erwachſen war.

Glück: Im Glück darf man nicht allein über ſeine Feinde, ſondern auch über **Ort** und **Zeit** Gewalt brauchen. (Plut. Aux.) Unglück aber erbittert und macht einen Staat ſchüchtern und zu empfindlich, um Freymüthigkeit da zu ertragen, wo er's am erſten bedarf. Wenn aber der Freymüthige geſtürzt iſt, folgt ihm auch der Regierungsſchmeichler ins Verderben nach. (Phocion.) Sobald ſich der Deſpot würklich fürchtet, wird er grauſam. (Plut. Artax.)

Inſtructionen: Der Perſer Siramnes, als man ſich verwunderte, daß ſeine Reden ſo klug und ſeine Handlungen ſo widerſinnig ſeyen, antwortete: die Reden kommen von mir, die Handlungen aber von meinen Inſtructionen. (Plut. moral. Abh.)

General: Chabrias ſagte: 100 Hirſchen von 1 Löwen angeführt, ſeyen mehr zu fürchten, als 100 Löwen unter dem Befehl eines Hirſchen.

Betteln: An der Unverſchämtheit eines Bettlers iſt derjenige Schuld, der ihm zuerſt etwas gegeben. (Plut.)

Gewaltſame Anlehen: Bei den Knoſſiern pflegten diejenigen, die Geld borgten, es zu rauben; damit ſie, wenn ſie nicht wieder bezahlten, als Räuber belangt werden könnten. — Ob ſich wohl auch der Fiskus auf ſolche Klagen eingelaſſen? —

Curioſa.

In einer im vorigen Jahre erſchienenen Geſchichte der Stadt St. Gallen, von **Hartmann**, wird eines drolligen Streites zwiſchen Appenzell und St. Gallen aus dem Jahre 1579 erwähnt, der unter dem Namen des **Calenderlärms** bekannt iſt. Ein Buchdrucker zu St. Gallen hatte nemlich einen Calender mit dem Wappen der ſämmtlichen 13 Cantonen herausgegeben. Die Appenzeller behaupteten nun, der Bär in ihrem Wappen habe kein männliches Glied und St. Gallen habe ihnen mit der Einſchwärzung eines **Bärweibchens** offenbar einen Poſſen ſpielen wollen. Nur die kluge Vermittelung eines Abts **Joachim** verhinderte den Ausbruch wilder Feindſeligkeiten, und ſtiftete wieder Verſöhnung. (Es ſind wohl ſchon über nichtswürdigere Dinge die verheerendſten Kriege ausgebrochen! Eine Geſchichte der **wahren** Urſachen aller Kriege müßte eben ſo intereſſant als — beſchämend ſeyn!)

Daß Keime, Talente, Charaktere u. ſ. w. ſich entwickeln, iſt bekannt; daß aber auch **Gott** ſich entwickelt, und daß die **Natur** der „**entwickelte Gott**" iſt, wird den meiſten Leſern des lit. Wochenblattes etwas Neues ſeyn. Hr. **Oken** ſagt es uns im 3. Hefte d. Iſis d. J., und wir haben die Stelle in unſerem Exemplar mit einem Schellenkäppchen bezeichnet, was uns Herr Oken, als ein humaner Mann, der Spaß verſteht, und Liebhaber ſolcher Zeichenkunſt iſt, nicht übel deuten wird.

Derſelbe Heft der **Iſis** lehrt uns, daß die **Privatzeitungen** die **öffentliche** Meinung — nicht etwa blos ausſprechen, ſondern daß ſie vielmehr die öffentliche Meinung ſelbſt — ſind! daß iſt uns aber, bei unſerem bisherigen Reſpecte für die öffentliche Meinung und bei unſerer Kenntniß ſo vieler Privatzeitungsſchreiber, eben nicht lieb zu hören geweſen. Vor wie manchem Oehlgötzen hätten wir uns demnach bisher gebeugt! —

Ein Eiſenacher Turnverſteher, Namens **Lenge**, hat bei der Feier des Jahrestages des Einzugs der Verbündeten in Paris unter Anderem folgendes geſprochen. . . „Aber bewahret euch ja vor dem thörigten Wahn, als wäret ihr es, von denen die Erhaltung der Ehre Deutſchlands abhänge, als könne blos von Euch dem Vaterlande Heil entſprießen. Euch gebührt nichts als ernſtlich vorwärts zu ſtreben in Tugend und Wiſſenſchaft. Kümmert euch nicht darum, wie es im Staate werden ſoll, ſondern ſtrebt, euch vorzubereiten, wie ihr als Staatsbürger die heiligen Pflichten gegen Fürſt und Vaterland erfüllen wollt!“ — Es hat uns wahrhaft leid gethan dieſe wackern und verſtändigen Worte mit unter die Curioſa aufnehmen zu müſſen. Aber was wird der große **Jahn** zu ſolchen Ketzereien ſagen?

Dem jetzt ſo ſchwergeplagten Handelsſtand erwächſt ein ſchöner Troſt in der Beilage zu Nr. 51 der **Berliner Nachrichten** d. J. Es ruft nemlich da ein Herr Kn. einem verſtorbenen Freunde nach:

„Deinen Handlungsgeiſt zu begraben
Nein? wir Lebende das können wir nicht. . .
Unter Tauſende wird nur ein Kaufmann wie du gebohren,
Darum berufte dir die Vorſehung ganz raſch nach dort oben,
Wo wir uns einſt wiederſehen.“

Es ſcheint daraus hervorzugehen, daß man auch noch **dort oben** vortreffliche **Kaufleute** brauche, was gewiß in dieſer Zeit, wo ſo mancher wackere Handelsmann, unter der Laſt des Reichthums an — Zoll- und Verbrauchsſteuern erliegend, ſeinem Ende entgegen ſieht, um ſo tröſtender zu vernehmen iſt, als man nicht ohne einigen Grund hoffen darf, das himmliſche Commerzweſen werde um ein gutes Theil **liberaler** ausfallen als das irdiſche. Sollte es aber dort oben — wie demnächſt kaum zu zweifeln iſt — auch einige Sprach- und Schreibſchulen geben, ſo wollen wir ſie doch bei dieſer Gelegenheit Hrn. Kn. und Conſorten beſtens empfohlen haben.

Aus dem 4 Hefte 3. Bandes der **hiſtoriſchen Bibliothek** erfahren wir, daß die franzöſiſche Beſatzung, welche 1815 unter dem General Barbenégre **Hüningen** gegen 25,000 Oeſtreicher unter dem Erzherzog Johann 4 Wochen lang vertheidigte, und von dieſem eine ehrenvolle Capitulation „erzwang,“ außer 100 Artilleriſten nur in 30, ſage **dreyßig**, Mann beſtand. Ein Herr **Marlet** zu Paris hat dieſe „ſchöne Waffenthat“ (die ſonſt leicht für die Geſchichte hätte verlohren gehen können!) durch ein lithographiſches Kunſtwerk verewigt, und zwar hat er den Moment gewählt, wo die Beſatzung mit allen Kriegsehren vor den Oeſtreichern vorbei defiliren ſoll, der Erzherzog aber nur einige Wagen mit Verwundeten und etwa 50 Bewaffnete gewahr wird, und auf die Frage an den neben ihm haltenden General Barbenegre, wo denn die Beſatzung bliebe, zur Antwort erhält: das iſt ſie! worauf er jedoch dem General ſehr artig Glück wünſcht, und ausruft: Welcher Sieg könnte ſo glorreich ſein als eine ſolche Capitulation! (Vermuthlich eine kleine Uebung im Bülletin-genre, die uns indeſſen — beſonders was die Proportionen betrifft — gar nicht übel gelungen zu ſeyn ſcheint.)

Zur Schande der Menſchheit.

Nach der Hiſt. Bibl. (7. B. 4. Heft.) dauert der ſchandbare Sclavenhandel, trotz aller geſetzlichen Beſtimmungen noch immer fort! Der Reiz des Gewinns iſt zu groß, und die Strafe nicht abſchreckend genug. Am Senegal koſtet nämlich ein Neger nur 60 — 70 Piaſter, der Verkaufspreiß aber beträgt in den franzöſiſchen und ſpaniſchen Colonien Weſtindiens 1500 — 2500 Piaſter, und der handelnde Schiffscapitän (der franzöſiſche nämlich) wagt dabei nur den Verluſt ſeiner Stelle und des Commandos, woraus er ſich nicht viel macht, denn eine einzige glückliche Fahrt erſetzt ihm das reichlich. Wer dem heilloſen Sclavenhandel noch den meiſten Vorſchub thut, ſind die afrikaniſchen Könige und ihre Miniſter ſelbſt, die freilich aus ſehr einleuchtenden Gründen über die Abſchaffung dieſes Handels höchlich erbittert ſind. Braucht nämlich ſolch ein König Geld, ſo ſetzt er ſich zu Roß, und überfällt an der Spitze einiger Söldlinge das erſte beſte Dorf ſeines Reichs, raubt die Einwohner, (die ſich indeſſen zuweilen auch, und mit Erfolg, widerſetzen) und verkauft ſie an die Europäer. Der Miniſter Hamed — Mouctar — Phal, vom Stamme der Aluana's iſt auf Wilberforce, Fox, Gregoire u. a. m. entſetzlich aufgebracht, ſchimpft ſie Spitzbuben und Ungeheuer, und hat allen Philantropen, die in ſeine Hände fallen, den Tod geſchworen. Freilich erhalten aber auch Sr. Excellenz für jeden aus dem Gebiete ſeines

Monarchen zehenden Sclaven eine beſtimmte Abgabe, nämlich ein Stück blauer indiſcher Leinewand, das in Europa 30 Franken koſtet, dort aber für 60 angeſchlagen wird! Die Hiſt. Bibl. erzählt von einem Negerhändler, der noch vor kurzem 15 Sclaven für ein Pferd erhandelte; ein anderer verkauft hinwiederum ſein eigenes Kind noch im Leibe der ſclaviſchen Mutter!! — Nur *infamirende* Strafen für die Ausrüſter, Capitäne, und Conſignatoren der Schiffe würden, nach der Meinung der Hiſt. Bibl, im Stande ſeyn, den Sclavenhandel völlig aufzuheben. (Wir empfehlen zu dieſem Behufe die lebenslängliche *Galeerenſtrafe* als die wohl in jeder Hinſicht paſſendſte, glauben aber nächſtdem, daß eine gleiche Strafe auch die *Pflanzer* treffen müſſe, die durch Abkauf der Sclaven den ſchändlichen Menſchenfleiſchhandel eben ſo ſehr unterſtützen, als die verkaufenden geldſüchtigen Negerkönige und ihre Miniſter. Wenn ſich *Niemand* mehr unterſteht, Sclaven zu kaufen, ſo muß der Handel damit von ſelbſt aufhören.

Der Feſt-Aufzug zu Weimar.

Seit funfzig Jahren gab die Originalität des kräftigen, weit umſchauenden Geiſtes, des Dichters, der zum Troſt der deutſchen Muſen noch immer bei uns lebt, uns die lebendigſten Bilder deutſcher Poeſie ſtets ſo erfreulich, daß wir uns immer dankbar ſeiner erinnern werden. Dies hat ſich aufs neue bewährt. Von *Göthe* haben wir erhalten *Feſtgedichte*, bei Gelegenheit der Anweſenheit der Kaiſerin Mutter aller Reußen, *Maria Feodorowna*, welche zu Ende des vorigen Jahres Weimar auf einen Monat mit ihrer Gegenwart beglückte. Unter den mannichfaltigen Vergnügungen und Ehrenbezeugungen, welche dieſer erhabenen Monarchin damals gewidmet wurden, zeichnet ſich beſonders ein *Feſtaufzug* aus, welcher unter der Direction des Dichters gegeben wurde. Die dabei geſprochenen und beſchreibenden Gedichte liegen nun gedruckt vor uns. Es würde wohl ſchwerlich einem Dichter, außer *Göthe*, gelungen ſeyn, ſo ſinnreich und mit ſo feinem Kunſtaufwande einer ſo ſchwierigen Aufforderung, welche deshalb an ihn geſchah, Gnüge zu leiſten, als eben ihm, dem Meiſter. Die allegoriſch dramatiſche Kompoſition des Aufzuges iſt ſo ſinnig und herrlich, daß die Leſer ſich ſelbſt davon überzeugen müſſen, indem ſie das Ganze vor ſich haben. Da dieſes Büchlein nun gewiß in jeder Bibliothek eines geſchmackvollen Leſers einen Platz einnehmen wird, haben wir nichts darüber zu ſagen, als daß wir nur auf Einiges in demſelben aufmerkſam machen wollen.

Da die Dichter, welche ihre bewunderten Lieder an dem Ufer der Ilm geſungen haben, nach Anlage des Gedichts, beſungen werden mußten, ſo hat dieſes Problem gewiß niemand ſchöner gelößt, als Er ſelbſt. der ſich mit unter dieſelben ſtellen mußte. Von *Wieland*, bei dem man ſtets vernahm:

Nicht zu viel, und nicht zu wenig,

ſagt er eben ſo viel Treffliches als Wahres. Er ſchildert ihn ſo, wie er war:

Stets erwägend, ſtets entſchuldigend,
Oft getadelt, nie gehaßt.

Bei dieſer Gelegenheit iſt nie eine ſchönere, poetiſchere Schilderung gegeben worden, als die von dem Gedicht Muſarion. — Eben ſo vortrefflich iſt *Herders* vielſeitige literariſche Karakteriſtik. Sein Ziel war ſtets Humanität. — *Schiller*, er iſt:

Der Sinnende, der alles durchgeprobt.

Merkwürdig iſt, was von einem jeden ſeiner Schauſpiele kurz und kräftig geſagt wird. Darum muß nur ein Dichter ſelbſt den Dichter würdigen, kann es auch nur, wenn er mit ihm im Einklang ſteht und weiſe Umſicht hat.

Wie fein nun, als *Göthe* von ſich ſelbſt zu ſprechen hat, läßt er die Ilm auftreten. Dieſe ſpricht von ihm:

Die Bäume, die mich herrlich hoch umſchatten,
Die Felſen, rauh und ſeltſam angegraut,
Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie hatten ihm ein Paradies gebaut.
Er dankt mir viel, ich weiß daß er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Zarteres konnte wohl von ſich der Dichter nicht ſagen, der in Weimar's Fluren heimiſch wurde!

Höchſt originell iſt der Gedanke des Dichters, den ſeinen Geſellen Mephiſtopheles ſeines Fauſt, ſich mit unter Schillers Gebilde in Wallenſteins Lager miſchen zu laſſen:

Ihn zieht die Kameradſchaft an ꝛc.

Es iſt das Ganze mit ſo feſtem Sinn und ſo rein poetiſch von dem Meiſter ausgeführt worden, daß wir geſtehen müſſen, dieſe Blume, welche *Göthe*, in ſo ſpäten Jahren, ſich noch in ſeinen Dichterkranz einflocht, ſey eine der duftendſten deſſelben. — Wie begierig ſind wir nun auf ſeinen *Divan*, welcher nächſtens erſcheinen wird!

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 9. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 July.

Franzöſiſche Literatur.

Ein Hr. Rougaret hat in 2 Bänden herausgegeben: Beaux traits de dévouement, d'attachement conjugal, de pieté filiale, de courage, de magnanimité, de sentiments généreux etc. aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution bis incl des Jahres 1797. Das Ganze iſt allerdings nur eine Compilation, allein größtentheils aus den anerkannt beſten und achtbarſten Werken gezogen, die über jene Zeiten vorhanden ſind, z. B. Clery's, Edgeworth's, Hüe's, Bertrand de Molleville's Schriften, dem Dictionnaire historique, dem Mémorial de la Révolution, und andern mehr, die der Herausgeber anführt. Viel Neues iſt alſo nicht darin zu finden, und wir können ſogar nicht läugnen, daß uns die Lectüre dieſer ſchönen Züge auf die Länge hin faſt ſchmerzhaft geworden iſt. Es ſind erfreulich goldene Umriſſe auf einem widerlich dunkeln Grunde; die edelſte Seite der menſchlichen Natur tritt hier zugleich, und im ſchreiendſten Contraſte, mit der abſcheulichſten, ja oft teufliſchſten Seite derſelben vor die Augen, und das Herz fühlt ſich zu einer und derſelben Zeit erhoben und auf das Tiefſte gebeugt. Dennoch aber bleibt dieſe wohlgeordnete Zuſammenſtellung ſo vieler einzelnen, hier und da zerſtreut geweſenen, characteriſchen Züge und hiſtoriſchen Notizen kein ganz werthloſes Unternehmen; ſo wie wir es denn überhaupt zum Beſten unſerer Zeit nicht übel gethan finden, zuweilen Erinnerungen aus jenen Zeiten aufzuſtellen, die, auf alle Zeiten hinaus, für jeden an Kopf oder Herz nicht ganz verwahrloſten Revolutionsſüchtling ein heilſam warnendes Memento ſeyn müſſen. Von den kürzern und minderbekannten jener Züge aber wählen wir die nachfolgenden zur Mittheilung aus.

Ein ſechzehnjähriges Mädchen wollte die Nationalcocarde nicht tragen. Vom Tribunal um die Urſache befragt, ſagt es: „Es iſt gar nicht die Cocarde, die ich haſſe, aber da ihr ſie traget, kommt ſie mir vor wie das Wahrzeichen des Verbrechens, und auf meiner Stirne kann ſie ſomit nicht haften.“ Ein Beiſitzer des Tribunals winkt dem, hinter der Angeklagten ſtehenden, Kerkerknecht, ihr eine Cocarde an die Haube zu ſtecken. „Geh', ſagt er, trage dieſe, und du biſt gerettet!“ Sofort ſteht das Mädchen kaltblütig auf, macht die Cocarde wieder ab, legt ſie auf das Büreau, ſagt nichts als: „Hier habt ihr ſie wieder!“ tritt ab, und geht — zum Tode! —

Ergreifend iſt die Erzählung von der Hinrichtung Bailly's, erſten Maire's von Paris, und einem der ehrwürdigſten, aufgeklärteſten und verdienſtvollſten Männer ſeiner Zeit. Die Hinrichtung ſollte auf dem Märzfelde vollzogen werden, und der Zug ging abſichtlich langſamer, um die Todesangſt des Opfers zu ſchärfen. Endlich dort angelangt, wollte der Pöbel das Märzfeld nicht verunreinigt haben, und beſtand darauf, daß das Schaffot abgebrochen und dagegen am Ufer des Fluſſes aufgeführt würde. Das nahm abermals zwei Stunden Zeit weg, und dem unglücklichen Bailly ſelbſt wurden von den Cannibalen mehrere Stücke Holz aufgeladen, die er an das Ufer ſchleppen mußte. Der Regen goß in Strömen, und es war eiskalt. Bailly ſchüttelte ruhig das Waſſer aus den Haaren, aber er fühlte ſich doch unangenehm von der Kälte ergriffen. „Du zitterſt Bailly?“ ſagte einer der Blutdürſtigen zu ihm, „du fürchteſt dich wohl?“ — „Nein, entgegnete er, aber mich friert!“ Mit dieſer Gelaſſenheit ſtarb er.

Der ſechzigjährige Loizerolle wird mit ſeinem Sohn ins Gefängniß nach St. Lazare gebracht. Gefängnißverſchwörungen waren den Terroriſten ein willkommener Vorwand, um die Zahl der Opfer zu vermehren. Der junge Loizerolle wird einer ſolchen überwieſen, und ſoll nun mit einem Haufen Todesgenoſſen nach der Conciergerie gebracht werden. Beim Vorruf der Gefangenen iſt er aber eben nicht im Saal anweſend. Der Vater hört den Namen ſeines, zugleich genau bezeichneten, Sohnes nennen. „Loizerolle?“ ſagt er vortretend, „hier iſt er!“ Bei der Achtloſigkeit, mit der die wenigfragenden Richter gewöhnlich die Angeklagten behandelten, gelang es dem ehrwürdigen Graukopf, als ein Opfer für ſeinen drei und zwanzigjährigen Sohn zu fallen.

Ohne die Geiſtesgegenwart und edle Aufopferung eines gewiſſen Monot wäre der berühmte Sicard, der väterliche Lehrer der Taubſtummen, in den furchtbaren Septembertagen verlohren geweſen. Er war bereits ſchon drei Tage lang verhaftet,

Ausgegeben den 15. July.

als ſeine Zöglinge ſich ſämmtlich aufmachten, und weinend eine Bittſchrift bei der Nationalverſammlung einreichten, die aber hierauf nichts weiter decretirte, als, die vollziehende Gewalt ſolle ihr über die Gründe zu Sicards Verhaftung Rechenſchaft ablegen. Am 2. September aber, als der Mord am gräßlichſten wüthete, deckte jener Monot, ein Uhrmacher von Profeſſion und Familienvater, Sicard mit ſeinem eigenen Körper, und rief den Mördern zu: „Lieber ſtoßt mich nieder, als daß ihr einen dem Vaterlande ſo nüzlichen Mann umbringt!“ So ward der edle Sicard gerettet.

Der Marſchall Mouchi wird nach dem Pallaſt Luxemburg gebracht; ſofort begiebt ſich ſeine Gattin auch dahin. Man ſtellt ihr vor, der Verhaftbefehl erwähne ihrer nicht; ſie erwiedert: „Da mein Mann verhaftet iſt, ſo bin ich es auch.“ Er wird vor das Revolutionstribunal geführt; ſie begleitet ihn. Der öffentliche Ankläger ſagt ihr, ſie ſey nicht vorgerufen; ſie erwiedert: „Da mein Mann vorgerufen iſt, ſo bin ich es auch.“ Endlich wird das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen, und mit dem unglücklichen Gatten ſteigt auch ſie auf den unheilsvollen Karren. Der Henker macht ihr bemerklich, ſie ſey nicht verurtheilt, und wiederum entgegnet ſie: „Da mein Mann verurtheilt iſt, ſo bin ich es auch.“ Das war ihre einzige Antwort. Die Richter, denen ſie hinterbracht ward, betrachteten die Aufopferung der edlen Frau wie ein Verbrechen, und ſie beſtieg mit ihrem Manne das Schaffot.

Die Vendeer belagern 1793 Chinon. Einer ihrer Geiſtlichen, der Vicarius Gombart, zugleich Grenadier bei der erſten Nanteſer Legion, ſieht einen Familienvater dem feindlichen Feuer zu ſehr ausgeſezt. „Tritt zurück, ſagt er, an mir iſts, deinen Poſten einzunehmen!“ Geſagt, gethan; und kaum eingetreten erhält er einen tödtlichen Schuß.

Der hochherzige Sombreuil, einer der Gefangenen von Quiberon, ſoll erſchoſſen werden; er weigert ſich niederzuknieen. Man reicht ihm eine Binde, ſich die Augen zu verhüllen; er lehnt das ab. „Ich ſehe gern meinen Feind!“ ſagt er. Die Grenadiere ſchlagen an; „Mehr rechts gezielt!“ ruft er, und, kaum geſagt, ſtürzt er auch zu Boden.

Ein ſchauderhaft rührender Zug iſt folgender: Sophie M., einzige Tochter des Grafen v. M., liebte den Ritter St. André. Die Revolution bricht aus. Sophie verbirgt ihren Geliebten in einen Schlupfwinkel, den ſie unentdeckbar glaubt. Er wird aber doch von Spionen der Revolutions-Comite's entdeckt, der Ritter verhaftet und ins Gefängniß geworfen. Sophie ſieht ſofort alles Unglück, daß ſie nun bedrohe, voraus, und macht ſich mit einem Muthe darauf gefaßt, der ihre durch Kummer und Unruhe ſchon lange erſchöpften Kräfte zu überſteigen ſcheint. Sie hat die Standhaftigkeit, bei dem Gericht über ihren Freund mit anweſend zu ſeyn, und ſchweigend vernimmt ſie ſein Todesurtheil. Aber ſie muthet ſich noch Größeres und Schmerzhafteres zu! ſie wohnt der Hinrichtung des unglücklichen Geliebten bei, und folgt ſeinem Leichnam bis an den Ort, wo er mit andern Cadavern zugleich eingeſcharrt werden ſoll. Sobald ſich die neugierige Menge verlaufen hat, naht ſich Sophie mit den rührendſten Worten dem Todtengräber, erbittet ſich von ihm, gegen 100 Louisd'or, das Haupt des Geopferten, erhält es, wickelt es in einen koſtbaren Schleier, und geht von dannen. Aber die Natur iſt minder ſtark als die Liebe, und nicht lange, ſo ſinkt die Unglückliche, erſchöpft und bewußtlos, an einer Straßenecke nieder, das theure Schmerzenshaupt aber rollt, zum Schrecken der Umſtehenden, auf das Pflaſter! — Kaum zur Beſinnung gekommen wird ſie vor den nächſtgelegenen Revolutions-Comite gebracht, erzählt unbefangen die beiſpielloſe That, zu der verzweifelte Liebe ſie trieb, und erhält von den, glücklicherweiſe noch des Mitleids fähigen, gerührten Mitgliedern deſſelben die Erlaubniß, das geliebte Haupt in ein Grab bringen zu dürfen, jedoch ohne Epitaphium. Sie überlebte dieſe Vergünſtigung nur vier Wochen. Man fand ſie entſeelt zu Füßen des Grabes liegen! —

In jenen Zeiten des Schreckens und der Verbrechen hatten ſich die Gefangenen in Muth und Entſagung dermaaßen eingeübt, daß ſie mit vollkommener Ruhe dem Augenblick des Untergangs entgegenſahen. So oft die Sterbewagen vor dem Thore eines Gefängniſſes hielten, eilten Gefangene, der Entſcheidungsſtunde gleichſam zuvor, zur Kanzley, und jeder frug: „ſoll ich abgeholt werden?“ Hieß es: nein! ſo kehrten ſie faſt betrübt in ihre Kerkerſtube zurück. Einſt erhält ein Muſiker eine Anklagacte, nach welcher er der Theilnahme an der Ermordung Collot d'Herbois beſchuldigt wird, den er gar nicht kennt. Zugleich aber bittet ihn auch einer ſeiner Freunde um ein Lied. Sofort geht er auf ſeine Stube, ſchreibt das Lied auf, probirt es auf der Flöte, bringt es ſeinem Freund und ſagt: „Da, nimm! die Muſik iſt gut; es thut mir nur leid, daß dieß das Lezte iſt, was ich dir geben kann, aber morgen ſchon geht es mit mir zu Ende; hier (auf die Anklagacte zeigend) iſt bereits meine Begräbnißcharte.

Welche tolle, die abſcheulichſte Raubſucht begünſtigende; Begriffsverwechſelung zu jenen Zeiten Statt fand, belegt die folgende Anecdote. — Zu einem ausgezeichnet wackern Bürger im Departement Calvados kommt ein Agent des Revolutions-Comités, um deſſen Vermögen „von wegen Emigration" unter Sequeſter zu nehmen. „Was? ſchreit jener, mein Vermögen ſequeſtriren? Du kennſt mich ja, wohnſt dicht neben mir an, ſiehſt ſogar bei mir in Arbeit, und weißt, daß ich mich nicht einen Augenblick aus meiner Wohnung entfernt habe!" — „Ganz richtig, ſagt der Rothkarp, aber du biſt doch ein Edelmann!" — „Nun, und was folgt daraus?" — ‚Ei nun! Edelmann und Emigrant, das iſt ganz eins!" — Das Vermögen ward confiſcirt. (Es ging aber den nichtadlichen Bürgern, wenn ſie reich waren, eben nicht beſſer; da hieß es hinwiederum: ein Reicher und ein Edelmann, dieß iſt ganz eins!)

Als, nach der Eroberung von Lyon, ſelbſt die blitzſchnell wirkende Guillotine den blutgierigen Terroriſten bey der Menge der Abzufertigenden noch zu langſam operirte, fiel man bekanntlich auf die gräßlichen aber freilich ungleich ſchneller und in Maſſe expedirenden Hinrichtungen mittelſt Kartätſchenfeuers. Den erſten Verſuch machte man mit neun und ſechzig aus dem Gefängniß zu Roanne herbeigeſchleppten jungen Leuten. Sie wurden, zu zweien aneinander geknebelt, in einer Ebene, zwiſchen zwei gleichlaufenden und auf beiden Seiten mit Linientruppen beſetzten Graben, hinter einander und in der Richtung des rückwärts befindlichen Geſchützes, aufgeſtellt. Sie ſehen alle dieſe furchtbaren Anſtalten, dieſe Werkzeuge des Todes, die Erde offen, ſie zu verſchlingen, aber keine Schwachheit überfällt ſie! Ihr Geſang erſchallt, dem Vaterlande Heil wünſchend, da erreicht ſie die tödtliche Ladung, und die Glieder von neun und ſechzig Unglücklichen fliegen, verſtümmelt, in die Luft!

Beaumarchais ſaß in der Abtei und fürchtete vor allem die rachſüchtige Feindſchaft des Gemeindeprocurators Manuel, den er durch allerhand Witzeleien beleidigt hatte. Am erſten September, Abends, vernimmt er, ein Mitglied der Gemeine wolle ihn ſprechen: Manuel iſt's, und Beaumarchais erbebt! „Sie haben mich beleidigt, ſagt jener, aber mich deſſen in dem gegenwärtigen Moment zu erinnern, würde ein Frevel ſeyn. Ich habe ihre Freilaſſung erbeten, und bringe ſie Ihnen; aber Zeit iſt nicht zu verliehren, gehen ſie gleich mit mir hinaus!" Ein Zug von Grosmuth, der Manuels nichts weniger als fleckenloſem Andenken alle Ehre macht.

Unter denjenigen Frauen, die bei ihrer Hinrichtung einen in der That mehr als menſchlichen Muth bewieſen, ſind vor allem die Carmeliterinnen zu Royal-Lieu bei Compiegne der Erwähnung werth. Sie wurden ſämmtlich vom Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt. Auf dem Sterbekarren in Ketten ſitzend, und mitten durch den wüthenden Pöbel transportirt, ſangen ſie ihr Salve Regina ſo ruhig wie in der Kirche. Während eine nach der andern das Schaffot beſtieg, fuhren die übrigen im Geſange fort, und die himmliſche Muſik ſchwieg nur erſt dann, als auch die Aebtiſſin — die letzte von allen — unter dem Beile des Henkers ſank. Der Eindruck dieſer Scene wirkte jedoch dermaßen mächtig auf das Volk, daß es ſeitdem nicht mehr bei den Hinrichtungen applaudirte, (!) und überhaupt nach und nach wieder zu humaneren Geſinnungen zurückkehrte.

Der Herausgeber hat ſich übrigens in ſeinen Mittheilungen keineswegs genau an die Jahrzahl 1797 gebunden, denn wir bekommen auch einige Züge aus der Napoleoniſchen Kaiſerperiode zu leſen; und unter andern auch die Geſchichte des unglücklichen jungen Erfurters, der (1809) Napoleon in Wien ermorden wollte. Wahrſcheinlich durch ein Verſehen hat hier der Erzähler die Frage des Kaiſers: „Kennen Sie Schneider und Schill?" in die umgewandelt: „Kennen Sie Schneider und Schiller?" was hier einen ganz ſonderbar überraſchenden Anſtoß gibt. — Aus demſelben Jahre wird uns (nach Gassicourt voyage en Autriche etc.) folgende edelmüthige Handlung eines franzöſiſchen Grenadiers mitgetheilt. Die junge Gattin eines Emigranten hatte ſich nach Augsburg zurückgezogen. Beim Vordringen der Franzoſen in jenem Jahre nimmt ſie ihr Kind auf den Arm, begiebt ſich auf die Flucht, geräth aber durch einen Irrthum unter die franzöſiſchen Vorpoſten, und fällt vor Schrecken darüber in Ohnmacht. Der General Lecourbe giebt ihr eine Sauvegarde, und läßt ſie nach der Stadt bringen, in die ſie flüchten wollte, ihr Kind aber wird vergeſſen, und die unglückliche Mutter mag das in ihrer ſinnverwirrenden Beſtürzung nur zu ſpät inne geworden ſeyn. Jener Grenadier nun nimmt unterdeſſen das verlaſſene Kind auf, forſcht aus, wohin die Mutter gebracht worden iſt, trägt es, da eine Zurückſtellung deſſelben vor der Hand ihm unmöglich iſt, auf den Märſchen mit ſich umher, und ſorgt, ſo oft er ins Gefecht muß, mit der zarteſten Liebe für deſſen einſtweilige Sicherheit. Endlich wird der Waffenſtillſtand geſchloſſen, und nun veranſtaltet der brave Grenadier noch eine Collecte, die 25 Louisdor einbringt; ſteckt dieſe dem Kinde in die Taſche und bringt es ſo der Mutter wieder!

Am Schluſſe des ganzen Werkes wird uns aus dem Journal de l'Empire von 1812 die Geſchichte einer jungen Amazone mitgetheilt, mit der auch wir dieſe Auszüge beſchließen wollen. Sie hieß Virginie Chesquière, aus Delemont bei Lille gebürtig. Ihr Bruder ſollte mit den Conſcribirten fort; ſie ſah indeſſen voraus, daß er bei ſeiner Schwächlichkeit die Beſchwerden des Kriegs nicht aushalten werde, und erhielt von ihren Eltern die Erlaubniß, ſtatt ſeiner einzutreten. Beide Geſchwiſter waren Zwillinge, und hatten viel Aehnlichkeit miteinander. Beim Abmarſch erſchien ſie in den Kleidern ihres Bruders, und ward dem 27. Linienregiment zugetheilt, in welchem ſie ſechs Jahre diente. Bei der Schlacht von Wagram rettete ſie ihrem, in die Donau gefallnen, Hauptmann das Leben, und avancirte dafür zum Sergeanten. In Portugall machte ſie ihren, von Feinden umzingelten Oberſten wieder frei, erhielt einen Schuß in den linken Arm, nahm zwei Offiziere gefangen, und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Durch eine Krankheit ward ihr Geſchlecht verrathen.

Literariſche Notizen.

Nach Dr. Spurzheims Behauptung (Observations sur la folie etc. 1818) erbt die Narrheit fort; Daviſſe, Haslam, Pinel, Esquirol u. a. m. ſind dergleichen Meinung, und viele Thatſachen ſprechen dafür. Sie findet am meiſten zwiſchen dem 20. und 60. Jahre ſtatt, früher oder ſpäter ſelten. — Spurzheim verwahrt ſich und Gall gegen die Angabe, als hätten ſie behauptet, man könne an der äußern Kopfbildung erkennen, ob jemand Anlage zur Narrheit habe oder nicht. Davon ſtünde nichts in ihren Schriften, auch ſei es ihrer Theorie über das Gehirn ganz entgegen. Gewiſſe Temperamente ſollen empfänglicher für die Narrheit ſeyn als andere; auch ſoll Lebens- und Beſchäftigungsweiſe dabei Einfluß haben. — Kräftige Menſchen von mittleren Jahren können leichter geheilt werden als andere; der Blödſinn hingegen, ſo wie auch die mit Epilepſie verbundene Narrheit, ſind unheilbar. — Dr. Spurzheim eifert mit Recht gegen das inhumane Verfahren, das er in mehreren Anſtalten für Verrückte dieſen zu Theil werden ſah, und ſchließt ſein Werk mit Angabe der mediciniſchen Behandlung, wobei er zugleich Pinel zurecht weiſt, der ſich von einer ſolchen wenig Nutzen verſpricht. (Beiläufig wollen wir bemerken, daß Hr. Linguiti, Director des Irrenhauſes zu Averſa in Neapel, mäßige Arbeit, und gefällige Zerſtreuung noch immer als das zweckmäßigſte Heilungsmittel für Geiſteskranke befindet. Er hat unter andern jetzt auch eine Druckerei angelegt, welche ſchon einige Werke geliefert, und manche ſeiner Patienten ſind in guten Zwiſchenſtunden mit Ueberſetzung aus fremden Sprachen beſchäftigt. Muſik, Landwirthſchaft, Weberei, Nadelarbeiten u. ſ. w. machen die Haupt-Induſtriezweige dieſer Anſtalt aus, deren Mitglieder ſo manchen, in vollem Genuß der Geiſtes- und Leibeskraft lebenden Müſſiggänger beſchämen. Könnten dergleichen Anſtalten in Deutſchland nicht auch eingerichtet werden? ſie würden, zumal in dieſer jetzigen, an Narrheit vielfältiger Art ſo überreichen Zeit von dem entſchiedendſten Nutzen ſeyn, und wir wollen dieſe, aus wahrer Menſchenfreundlichkeit gemachte Andeutung zum Beſten ſo vieler armen Teufel, welche die Myſtik, der Magnetiſmus, die Altdeutſchthümelei, das Conſtitutions- und Turnweſen u. ſ. w. um ihr biſchen Verſtand gebracht hat, zu geneigter Berückſichtigung empfohlen ſeyn laſſen.)

Blumenfreunden wird die folgende aus Thomſons Annals of Philos. B. 11, die Wirkung des heißen Waſſers auf Blumen betreffend, nicht unwillkommen ſeyn. Bekanntlich fangen die mehreſten Blumen an zu welken, wenn man ſie 24 Stunden lang im Waſſer erhalten hat; einige wenige leben wieder auf, wenn man ihnen friſches Waſſer gibt. Dies läßt ſich aber bei faſt allen vollkommen bewirken, wenn man brühend heißes Waſſer nimmt, und die Blume ſo tief hinein ſetzt, daß es ohngefähr den dritten Theil des Stengels bedeckt. Während das Waſſer erkaltet, richtet ſich die Blume auf, und wird wieder ganz friſch. Man ſchneide dann das gebrühte Ende des Stengels ab, und ſetze ſie in friſches kaltes Waſſer. Vogel in München (Gilberts Annalen der Phyſik 3. St. 1819.) hat darüber mehrere Verſuche angeſtellt, und die Wirkung des heißen Waſſers, mochte es nun chemiſch-reines oder diſtillirtes ſeyn, blieb ſich ſtets gleich. Sie ſcheint ihm darauf zu beruhen, daß die Wärme des heißen Waſſers die, während des Austrocknens oder Verwelkens zuſammengeſchrumpften, Gefäße der Pflanze ausdehnt und wieder öffnet. Das nach und nach erkaltete Waſſer dringt in die nun geöffneten Poren ein, und ſteigt noch einmal in der Pflanze empor, wodurch die Blumen und Blätter auf einige Tage wieder ins Leben gerufen werden können. Bei zu ſehr verwelkten oder ganz vertrockneten Blumen ſind jedoch alle Verſuche vergebens. Ueber den entſcheidenden Einfluß der Wärme wird nach Kolbe erzählt, daß die neuen Coloniſten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung es lange Zeit vergebens verſucht hätten, Wein zu bauen; als aber ein Deutſcher das untere Ende des Stiels ins Feuer gebracht habe, ſeien die Reiſer ohne Ausnahme zur allgemeinen Verwunderung gediehen.

Ueber die Aerolithen in China hat Herr Abel-Remüſat im diesjährigen Aprilhefte des Journal des Sçavans einige intereſſante Mittheilungen gegeben. Sie werden dort sing yun tchhing chi, d. h. fallende und in Stein verwandelte Sterne genannt, und es iſt dabei zu bemerken, daß sing eigentlich noch mehr umfaßt als das Wort Stern, denn es bezeichnet auch Planeten und Cometen. Sie ſind übrigens (während ihnen in Europa nur erſt ſeit wenigen Jahren die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher zu Theil geworden iſt!) in China ſchon ſeit uralten Zeiten bekannt und mannichfaltig beobachtet. Deguignes führt neun Beiſpiele von dergleichen Beobachtungen aus der vorchriſtlichen Zeit an, ein Catalog von Ma-tuan-lin enthält an 60 dergleichen bis zum Jahr 1004, und Abel-Remüſat hat eine Fortſetzung deſſelben verſucht. Aus Japan finden ſich ähnliche aus dem neunten Jahrhundert. Nach den Schriftſtellern beider Nationen war vor dem Fall der Aerolithen meiſt immer erſt eine Feuerkugel ſichtbar, welche die immediate Urſache des Falles jener geweſen zu ſeyn ſcheinen; eine Bemerkung, welche, nach Hrn. Remüſat, die Meinung unſerer größten Naturforſcher über den Urſprung der Aerolithen auch von China aus beſtätigt. — Ein 15 Meter hoher mitten auf einer Ebene an der Quelle des gelben Fluſſes iſolirt ſtehender Fels iſt nach der chineſiſchen Sage ebenfalls ein ſolcher gefallener Stern, ohne Zweifel aber nur eine gediegene Eiſenmaſſe gleich denen zu Kraßnoyar, Otumpa, dem mexicaniſchen u. a. m.

Reiſe-Bemerkungen.

In einem beinah 500 Seiten ſtarken Werk, hat der bekannte ehemalige Regiſſeur und Dramaturg, jetzige Director der Braunſchweiger Bühne, Hr. D. Aug. Klingemann, Blätter aus dem Tagebuche ſeiner im Sommer 1817 durch Deutſchland gemachten Reiſe herausgegeben, die er etwas geſucht: Kunſt und Natur nennt.

Veranlaſſung zu dieſer Reiſe war — wie die ziemlich ſchwülſtig anfangende Einleitung andeutet — Verdruß und Druck, welche Hr. K., ob verſchuldet oder nicht? laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, im Anfang des genannten Reiſejahres in Braunſchweig erlitt, oder vielleicht auch nur zu erleiden glaubte; bald geſellte ſich zu dieſem erſten Beweggrund eine Zerſtreuungsreiſe zu machen, aber noch ein zweiter, eigentlich wohl Hauptgrund, der darin beſtand, die verſchiedenen größern Bühnen Deutſchlands kennen zu lernen, theils um die innere Einrichtung derſelben zu prüfen und bei der neuen Organiſirung des Braunſchweiger Theaters die daraus gezogenen Erfahrungen zu benutzen, theils auch zugleich Mitglieder für dieſe neue Bühne zu engagiren und alſo auch daſſelbe zu thun, was Hr. D. K. doch bei ſeiner Anweſenheit in Frankfurth a. M. ſo bitter tadelnd von den Herren Treitſchke und Schreyvogel (Weſt) aus Wien, rügt: nämlich, wie er es nennt, einen Raubzug zu machen, der nichts anders bezweckt, als zum Frommen des eigenen Wohls andern Direktionen wo möglich wegzukapern, was ſie allenfalls Gutes beſitzen. Dieſe Prüfung der öffentlichen Volksbühnen in Deutſchland ſoll nun der durchlaufende rothe Faden im Gewebe ſeyn; Bemerkungen über Kunſt und Natur im Allgemeinen aber das Ganze bilden. Daß daher weder eine Topographie, noch Leitfaden für Reiſende, ſondern nur einzelne Blätter — gleichſam Aphorismen — vom Vf. hier geliefert werden, geht aus dem Geſagten hervor und wird von demſelben auch in der Einleitung erwähnt, von der wir nur noch bemerken, daß ſie zugleich eine ſeynſollende Verbollwerkung gegen etwanige bösliche Kritiken enthält, die aber denn doch, wie alle Bollwerke, nicht viel helfen möchte, wenn ſonſt nicht das Werk ſelbſt dagegen, durch ſeine Güte, ſich ſchützt.

14

In der Eiſenbüttler Mühle (ohnweit Braunſchweig) erinnerte ſich Hr. K. des im Jahr 1090 daſelbſt von kaiſerlichen Reiſigen im Schloſ überfallenen und erſchlagenen Markgraf Eckberth von Braunſchweig, der verleitet durch Gregor VII. gegen Heinrich IV. ſich empört hatte und deſſen Zähne in ſpäterer Zeit einmal eine Art Wunder verrichteten, welches wir hier zur Erbauung unſeres wundergläubigen Decenniums herſetzen wollen, hoffend, es werde daraus irgend einer unſerer beliebten romantiſchen Tragöden, ein herrliches Schickſalſtück verfertigen, da Zähne wohl eben ſo gut wie ein altes Meſſer oder Dolch, dazu dienen können. Als nämlich im Erbbegräbniß der an der tiefen Kopfwunde wieder erkannte Schädel Eckberts aufgefunden ward, ſtahl ein Maurer zwei Zähne davon, wurde aber alsbald durch eine über ihn zuſammenſtürzende Mauer beſtraft. Er wurde gerettet, gab aber ſeinen Raub nicht heraus; Seelenangſt peinigte ihn jedoch ſo lange, bis er endlich das Entwendete geweihter Erde wieder anvertraute, worauf denn alsbald der Fluch von ihm wich. Läßt nur, abweichend von der Geſchichte, was bekanntlich dem Dichter erlaubt iſt, der Tragöde die unheimlichen Zähne drei bis vier Generationen in der Maurerfamilie bleiben, ſo kann, das wird niemand leugnen, durch dieſe kleinen Knochen gewiß eben ſoviel Gräßliches, vielleicht noch mehr, geſchehen, als durch Werners Meſſer im 24. Februar und Grillparzers Dolch in der Ahnfrau.

Zu Thiede, (1 Meile von Braunſchweig, woſelbſt 1816 eine große Zahl Mammouthsknochen entdeckt wurden) ſtellt Hr. D. K. Betrachtungen über die Abnahme der organiſchen Schöpfung an äußerer Größe und Kraft an, die ſich recht deutlich zeigt, wenn wir die Harniſche und andere Waffenſtücke unſerer Altvordern früherer Jahrhunderte betrachten. Dieſe können jetzt von uns kaum, oder gar nicht mehr, regiert werden; an die Stelle des eiſernen Harniſches iſt ein Schnürleib getreten, und die eherne gewappnete Bruſt damaliger Krieger, hat ſich in eine falſche Sorge von Watte verwandelt; wozu denn, — wie Hr. K. auch bemerkt — ſich vortrefflich als Zeichen der Stärke der Zeit, die prophetiſchen heiligen Frauen, modernen Apoſtel und magnetiſchen Mädchen, paſſen.

Bei Beſteigung des Brocken klagt Hr. D. K. dem Berggeiſt an, daß er faſt nie ihm heiteres Wetter gebe, ſo oft er auch ſchon ſeinen Beſuch dieſer Höhe gemacht habe. Vielleicht runzelte der Altvater unter Norddeutſchlands Bergen die Stirn bei Erblickung dieſes Dichters von Fauſt, der des Zauberberges Lieblingsſohn ein wenig en carricature dem Volke zur Schau ſtellte. Daß Hr. K. bei Anſchauung des Brocken ſich Göthes Fauſt erinnerte, iſt natürlich, wer wollte das auch nicht; daß er des ſeinigen dabei gedachte, iſt in der Ordnung; nur hätte es hier beim bloßen Denken bleiben können.

Die Muſenſöhne in Göttingen erſchienen H. K. im Sommer 1817 noch immer ſo wie ſonſt, d. h. von feineren Sitten als die anderen Univerſitäten. Wie doch in einem Jahre ſich ſo viel ändern kann! Wir zweifeln, daß Hr. K. daſſelbe Lob ausgeſprochen haben würde, hätte 1818 ihn ſein Weg zur Georgia Augusta geführt. Der Gebrauch, daß der Reiſende im Hannöverſchen an Sonn- und Feſttagen doppeltes Wege- und Chauſſée-Geld entrichten muß, rührt, wie der Hr. Vf. meint, vielleicht davon her, daß die engliſche Regierung, ſehr ſtreng auf die Sabbathfeier haltend, den der dagegen verſtößt, auf dieſe Weiſe in Strafe ſetzen will. Iſt dem alſo, ſo wäre dieß etwas für H. Jonathan Schuderoff, der bekanntlich das Zwingen zum (äußern) Frommſeyn ſehr liebt.

In Caſſel verweilte Hr. K. etwas länger. Das dortige Theater wird von ihm einer kritiſchen Beleuchtung unterworfen, in welcher es nicht ſonderlich gut fort kömmt. Er ſah daſelbſt ſein Schauſpiel: deutſche Treue, aufführen, aber ohne davon (nämlich von der Aufführung) erbaut zu ſeyn. Wir erfahren dabei zugleich, daß er dieſes ſein Stück in der Zeit unſerer politiſchen Sclaverei ſchrieb, und daß es wenigſtens jenen deutſchen Nationalcharacter beurkunde, welcher ſich vor dem Unterdrücker weder beugt, noch ihm heuchelt oder fröhnt. (Wie dieſer Beweiß durch Schreibung jenes Schauſpiels gegeben, ſehen wir nicht ſo recht ein, doch wollen wir es dem Hrn. Vf. auf's Wort um ſo lieber glauben, da es ſtets angenehm iſt einen Mann zu finden, der Mann genug iſt ſich weder zu beugen noch zu fröhnen. Daß Iffland damals meinte, Hr. K. dürfte in jener Zeit dieß nicht wagen —(ein ſolches Stück zu ſchreiben), beweißt gerade noch nichts, denn Iffland war in dieſem Punkt eben kein Heros.)

Beluſtigend iſt der Bericht zu leſen, den Hr. K. über einen Streit giebt, welcher unter den Gliedern der Caſſeler Bühne herrſchte, und der nichts anders betraf, als die Frage: welche unter ihnen ganze und halbe Künſtler ſind. Für die erſteren hielten und halten ſich wohl noch, die Operiſten. Urſache? weil ſie ſingen, die bloßen Schauſpieler aber nicht, die deswegen auch nur halbe wären. Uns dünkt, dieſer Streit ſchon beweißt, daß ſie alle zuſammen keine Ganzen ſind, ſondern wohl eher hätte die Frage von halben und gar nicht ſeyn ſollen. Was bei dieſer Gelegenheit Hr. K. über die Schauſpieler im Allgemeinen, vorzüglich den ſingenden, ſagt, iſt höchſt wahr und richtig. Daß die Einwohner von Caſſel den mit dem aufgedrungenen fremden Herrſcher entſchwundenen Luxus beklagen, muß man ihnen freilich in ſo weit verzeihen, als das vulgäre Intereſſe immer ein großer Hebel im Menſchenleben war, iſt und — ſeyn wird; Ehre macht es ihnen indeß immer nicht (wenn es wahr iſt) und ſie ſollten nicht vergeſſen zu bedenken, daß wenn auch gleich jetzt weniger luſtige Freudigkeit und leichter, oft Sündenverdienſt bei ihnen ſeyn mag, doch dafür auch nicht mehr die Thränen und Seufzer eines gleich Schwämmen ausgedrückten, Volkes aufſteigen, die denn doch wohl mehr Berückſichtigung verdienen, als die etwas größere oder geringere Behaglichkeit einiger Hauptſtädter.)

Einiges Aergerniß nimmt der Hr. Vf. bei ſeinem Eintritt in Caſſel ſogleich an — den Zöpfen. Nun wollen wir zwar nicht den jetzt ſo Verrufenen das Wort reden, aber fragen müſſen wir doch: ſind denn die der lebenden Generation ſo zum Anſtoßſtein werdenden Zöpfe der Heſſen eine größere Unnatur als die Schnürbrüſte und falſchen Buſen der Preußen und Ruſſen? Uns dünkt, wenn das Eine bekrittelt und wieder bekrittelt werden muß, ſo müßte es auch das Andere; denn daß das Eine aus alter, das Andere aus belobter neuer Zeit ſich herſchreibt, macht doch wohl keinen Unterſchied. Wem Gott etwa noch 30 Jahre das Leben läßt, erlebt höchſt wahrſcheinlich daſſelbe, jetzt größtentheils müſſige, Gerede über die heutige, bis zur Karrikatur ausartende Schnürerei und Buſenauspolſterei, welches dermalen über die Zöpfe ſich erhoben, die denn doch weit weniger unbequem und unnatürlich ſind als jene ruſſiſch-preußiſche Mode.

Das ſchöne Grabmahl der heiligen Eliſabeth, Erbauerin der nach ihr genannten Kirche in Marburg, feſſelte den Reiſenden, der eine ziemlich ausführliche Beſchreibung davon giebt. Leider iſt auch dieſes Denkmal teutſcher Vorzeit vor dem Vandalismus und der Raubgier unſerer alten Dränger nicht in Ruhe geblieben und der Schattenkönig von Weſtphalen ſchämte ſich nicht, den mit ſtark vergoldetem Kupferblech überzogenen, mit vielen maſſivſilbernen und vergoldeten Zierrathen eingelegten Edelſteinen, Gemmen und Kameen, geſchmückten Sarg der heil. Eliſabeth, nach Caſſel abführen und eines großen Theiles ſeines Werthes berauben zu laſſen. Unter den auf dieſe Art geſtohlenen Kleinodien, war ein ſonſt an dieſem Sarge befindlicher geſchnittener Onyx, von der Größe eines Silberguldens, den zu erlangen einſt ein Churfürſt von Mainz das Amt Amöneburg bot. In einer Sammlung Siegelabdrücke bewahrt der Prof. Ullmann in Marburg dem Kunſtkenner wenigſtens den Genuß der in jener ſchmachvollen Zeit von dieſem Denkmal entwendeten geſchnittenen Steine. (Uns fällt bei dieſem neuen Beweiß von Hyronymus Napoleons königlicher Geſinnung und dem damaligen franzöſiſchen Raubſyſtem, eine Anekdote ein, die wir hier mittheilen wollen. Bekanntlich ließ der zum König kreirte Schwächling ſeinen Namenszug, wo es nur irgend möglich war, anmalen und das H N. R. (Hieronymus Napoleon Rex) prangte faſt an allen Ecken. Ein Landmann, dem die Bedeutung der drei Buchſtaben fremd war, fragte deswegen, nach der Stadt gekommen, einen Bürger um ihren Sinn; der erwiederte ſchnell: Was anders als: Hier Niſten Räuber.)

(Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen über Haiti.

Memoires pour servir à l'histoire de la Revolution de Saint-Domingue, von einem Herrn General-Lieutenant Baron Pamphilus von Lacroix, der Chef des Generalſtaabs unter Leclerc geweſen, in 2 Theilen, Paris 1819. bei Pillet, enthalten eine ganz neue Charte, worauf beſonders das Königreich Haiti, die Republik Haiti, und dann der übrige ungleich größere ſpaniſche Antheil an St. Domingo genau unterſchieden zu ſehen ſind. Der unglückliche Ausgang der Expedition in St. Domingo hatte Napoleon, wenn er aus der Geſchichte etwas hätte lernen wollen, ſein Moſkowitiſches Unglück in einem Spiegel vorausweiſen können. Unglaublich iſt es auch, wie man dem Leclerc ganz nach Art der alten Oeſterreichiſchen Kriegskanzley alles auf die größte Kleinigkeit hat vorſchreiben wollen, wodurch die Sachen gleich anfangs ſchief gegangen. Man ſieht hier deutlich, wie das große Unglück in St Domingo zum Ausbruch gekommen, durch hartnäckiges Beſtehen auf unhaltbaren Rechten, durch zweideutige und ſich ſelbſt widerſprechende Ausſprüche der Regierung, durch die ſchwachen Köpfe, die meiſt als oberſte Beamten an der Spitze ſtanden, durch die Spannung zwiſchen Civil und Militär, und dann hauptſächlich durch die voreilige Anwendung der Militärgewalt. So ſind nun die Neger, die man nach einer itzt beliebten Phraſe noch nicht reif für die Freiheit gehalten, in größter Geſchwindigkeit Herren der Weißen geworden, und werden itzt, da ſie die ächten taktiſchen und klimatiſchen Vortheile ihrer Vertheidigung haben kennen gelernt, vom franzöſiſchen Mutterland ſchwerlich mehr zurückgebracht werden, wiewohl ihnen Monsieur Lacroix aus Moral und Chriſtenpflicht die Nothwendigkeit beweißt, wenigſtens ſich zu den Privatentſchädigungen zu verſtehen. — Wie wenig das Wort Conſtitution allein ſagen will, beweißt die ſaubere Conſtitution unter Deſſalines, und daß es wenigſtens außerhalb Europa möglich ſey, erdichtete Budjets vorzulegen, das Finanz-Budjet von Toussaint Louverture. Eine recht erbärmliche Maxime ſey der gewöhnliche Widerſpruch: Divide et Impera, das gelte vielleicht für Intrikanten in Kammerherrn- oder Kammerdienerſtuben, aber nicht für Regierungen, die nur durch Einheit kräftig blieben.

Neues aus alter Geſchichte.

Drey Dinge ſind, nach Thucydides (III. 40.) für einen herrſchenden Staat ſehr nachtheilig: das Mitleid; die Freude an der Beredſamkeit und zu große Nachſicht. Mit der Beredſamkeit, wenn wir vor der Hand an deren Stelle nicht die Sophiſterey und Pedanterey ſetzen dürfen, ſieht es zwar noch nicht ſo gefährlich aus; aber ſie wird ja noch kommen.

Wer ſchalt und ſchmähte, war ein zuverläſſiger Mann. (82.) — Gewöhnlich wird ein Staat unter Menſchen von geringerem Verſtand beſſer verwaltet, als unter Witzigen. (Kap. 37.) Daß man alſo ja die guten Verwaltungen nicht ändere.

* * *

Alter Magnetismus. Die Iſis gab denen, die ſie anriefen, Hilfsmittel im Schlaf — erſchien den Kranken im Traum und verrieth ihnen Mittel, womit ſie ganz außerordentliche Kuren hergeſtellt. (Diodor. I. Kap. 25.)

Rheinbund: Man ſagt, daß ſich gleichwohl dieſe oder jene Regierung unter dem Rheinbund behaglich befunden habe. Warum denn nicht? Auch der ägyptiſche König Seſoſtris behandelte ſeine ſubjicirten Fürſten ſehr gut, nur daß ſie bey feyerlichen Gelegenheiten, je 4, ſich an einen Wagen ſpannen laſſen mußten. (Diodor. Kap. 48.)

Kronen: Die Diademe ſollen davon ihren Urſprung haben, daß ſich Bachus, der Bindenträger, wenn er zu viel getrunken, ſeinen Kopf, der ihm ſchmerzte, eingebunden. Dem Napoleon, ſcheint es, iſt der Rauſcherſt nach der Binde gekommen.

Militärgeiſt: Die Geſetze von Agrigent verordneten, daß ſich der Soldat auf der Wache mit 1 Bettſack, 1 Matraze, 1 Schaafspelz und 2 Kopfkiſſen begnügen müſſe. (Diodor. XIII. B.)

Continentalſyſtem: Epaminondas glaubte, daß, wenn man einmal zu Land die Oberhand habe, es leicht ſey, Herr auf der See zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

In Nummer 27. des **rhein. weſtph. Anzeigers** wird ein in der That noch zu wenig betrachteter Kunſtgriff unſerer modernen Jacobiner folgendermaßen gerügt: in der unbeſtimmten und dunkeln Unzufriedenheit über das gegenwärtige Verfaſſungs- und Regierungswesen, ſchimpft man weidlich auf Willkühr und Eigenmacht untergeordneter Beamten und Behörden, und deckt ſich den Rücken durch Schmeichelreden gegen die höhern. Von jenen Beamten erliegen diejenigen, welche Luſt und Geſchick zur gründlichen Berichtigung der öffentlichen Meinung beſitzen, unter der Bürde ihrer täglichen Dienſtarbeiten, müſſen ſich daher mit der Rechtfertigung in ihrem Gewiſſen und — in den Acten begnügen, in den Zeitungen aber über ſich ergehen laſſen, was nur zu leſen ſie ſelten Muſe genug haben. Jene beliebte Manier des Scheltens erreicht alſo ihre Abſicht: **Die öffenkliche Meinung wird verwirrt.** — Wir können bei dieſer Gelegenheit zweierlei nicht unbemerkt laſſen: daß es den höhern Behörden (namentlich aber den ſogenannten **Gouvernements**) auch nicht beſſer ergeht als den untergeordneten; nur daß man alsdann die Schmeichelreden an die **Fürſten** addreſſirt, in der Hoffnung, ſie dürſten ſtumpfſinnig genug ſeyn, die ihnen auf jene Weiſe **mittelbar** gegebenen Schläge nicht zu fühlen.

In derſelben Nummer des **rhein. weſtph. Anzeigers** macht ein **Freund des Staats und der Kirche** (wie er ſich unterzeichnet hat) der Preuß. **Staatszeitung** rückſichtlich ihrer Aeußerungen gegen die Autonomie der Eheleute, gewaltig den Krieg. Er legt ihr „abſprechende Urtheile“ — den Gebrauch von „Kunſtgriffen“ — „oberflächliche Kürze“ ꝛc. zur Laſt, und verſichert ihr in Bezug auf die letztere zugleich, „ſie könne ſich noch nicht unter die edlen Seelen rechnen, welche — nach Schiller — mit dem zahlten was ſie ſeyen, ſondern ſie müſſe, wie wir andern Sterblichen, **thun.**“ Das mag ſich nun die Staatszeitung — zumal als eine **halboffcielle** — geſagt ſeyn laſſen; wir unſeres Orts würden wenigſtens an ihrer Stelle die Urtheile des Staats- und Kirchenfreundes eben nicht **anſprechend** finden.

Druckfehler.

In Nr. 2. S. 15. Sp. 2. Z. 13. von oben, ſtatt: Geiſtliche bleibe — lies: **geiſtliche bliebe.**
— — — S. 16. Sp. 1. Z. 1. von unten, fällt **fad** weg.
In Nr. 4. S. 23. Sp. 1. Z. 11. von unten, ſtatt: Maria — lies: **Manie.**
— — — S. 29. Sp. 1. Z. 21. von unten, ſtatt: Liebliche — lies: **unliebliche.**
In Nr. 5. S. 33. Sp. 1. Z. 4. von oben, ſtatt: Gotte — lies: **Lotte.**
— — — — — — — Z. 2. von unten, ſtatt: hätten — lies: **habe.**
— — — S. 34. Sp. 1. Z. 12. von unten, ſtatt: dem — lies: **den.**
— — — S. 35. Sp. 1. Z. 11. von oben, ſtatt: das gute Lottchen — lies: **die gute Lotte.**
— — — S. 36. Sp. 2. Z. 16. von oben, nach unſrigen gehört ein “.
— — — — — — — Z. 25. von oben, fällt **es** weg.
— — — — — — — Z. 6. von unten, ſtatt: die Batucke — lies: eine **Botocuda.**
— — — — — — — Z. 4. von unten, ſtatt: die — lies: **eine.**
— — — — — — — Z. 12. von unten, ſtatt: ihren — lies: **ihnen.**

Literariſches Wochenblatt.

4r. Band. No. 10. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Turnweſen.

Hr. Pauli in Berlin ergreift Steffens Worte in deſſen Sendſchreiben an Kayßler: „und an die Herren Wadzeck und Scherer, wie an den Hrn. Pauli haben wir wohl beide nicht gedacht, ꝛc." um in einem Büchlein: Turnſachen. In einem Schreiben an Steffens ꝛc. dem letztern über dieſe Art von Geringſchätzung einige gutmüthige Worte zu entgegnen, die Runenſteine im Freimüthigen abzufertigen, und dem Lateinthume und dem Turnthume den Krieg zu machen, was er denn auch alles auf ſeine bekannte originelle Weiſe bewirkt, und es dabei nicht an allerhand wunderlichen Verdeutſchungen fehlen läßt, die wir ihm herzlich gerne geſchenkt hätten, z. B. Mandtheit f. Perſon, anwinden f. vindiciren, befähigen f. organiſiren, benorden f. orientiren, u. a. m. — Er ſcheut ſich nicht (S. X.) „das Hochwort Deutſchthum auf ſein Panier zu ſetzen, möchten auch große Männer ſo ſchwach ſeyn, den Namen zu meiden, den die wildeſte Rotte Deutſchheitsſchäumender Stürmer, und die knabenhafte Schaar deutſchthümelnder Laffen nimmer entweihen könne", und meint: „worin gewiß eine Haupturſache des jetzigen wilddeutſchen Weſens liege, ſey die Kälte der Reifen und Feingebildeten für die Idee der Deutſchheit. Wie ſollte dieſe nicht die ganze Natur einer Idee verliehren, wenn ſie den Unmündigen, und Menſchen ſogar überlaſſen werde, die ehedem in ungemeſſenem Burſchenleben vertrunken, nun ſie in's allgemeine Leben einfaßten, und ſehend, daß man ſie ſchalten laſſe, ſehr begreiflicher Weiſe die Gelegenheit wahrnähmen, dem geſammten Volke einen burſchenmäßigen Zuſchnitt zu geben; es ſey reizend genug, den Namen von Volksgeſtaltern und Schöpfern einer neuen Welt auf einem ſo müheloſen, gemeinen Neigungen ſo behagenden Wege davon zu tragen. In dieſe plump verzerrenden Formen geriſſen, ſey erachtbar, wie die unerlaßliche Rückkehr zum Deutſchen dasjenige, was früherhin blos Kaltſinn geweſen ſey, auf das Eheſte — ſelbſt zum allüberherrſchenden Ekel ſteigere." Hr. Pauli mag nun darin ganz Recht haben; wenn er es aber dem Lateinthume Schuld giebt, daß das Deutſchthum ſo — burſchenmäßig verſchneidert und bis zum Ekel verunſtaltet worden iſt, (er nennt es unter dieſer Verunſtaltung nicht unwitzig: eine ſchlechte Ueberſetzung des (ſcheinbar ſo gehaßten!) Franzoſenthums,) ſo möchten wir ihn doch darauf aufmerkſam machen, daß es wahrlich nicht die ſchlechteſten Zeiten Deutſchlands waren, als, im Gefolge des eifrigen Studiums der claſſiſchen Sprachen, der Sinn für verfeinerte römiſche und griechiſche Cultur ſich unter uns allgemeiner verbreitete, und überall ein Streben nach Humanität in Geſinnung, Wort und That, als der höchſten Stufe menſchlicher Bildung, theils aufregte, theils bekräftigte! Aus welcher Periode der deutſchen Cultur ſtammen denn aber eben die Reifen und Feingebildeten, deren Hr. P. erwähnte, her, wenn nicht noch aus dieſer? Natürlich konnten ſie, trotz ihres deutſchen Sinnes, an der gleich von Hauſe aus, ſowohl der Idee als der Form nach, illiberal und geckenhaft auftretenden Deutſchheit ſo wenig Gefallen finden, wie ihn die edelſten und wahrhaft freiſinnigſten Deutſchen jener Periode, Leſſing, Garve, Jacobi, Schiller, Herder u. a. m., ja ſelbſt der ehrwürdige für vaterländiſches Weſen glühend-enthuſiaſtiſche, Klopſtock daran gefunden haben dürften! — Den Abſichten jener burſchicoſen Zuſchneider kann vielmehr gerade nichts förderlicher ſeyn, als jede Bemühung, die dahin geht, claſſiſche Studien und claſſiſche Bildung zu verdrängen, und uns eben mit dadurch in die Zeiten des Fauſtrechts, oder gar der hochbelobten Nibelungen zurückzuſchieben! weßhalb denn auch jeder verſtändige und wohlmeinende Schulmann, den das nun einmal ſo häßlich verunſtaltete Deutſchthum mit ſeiner tölpelhaften, für Geradheit gelten ſollenden, Rohheit, mit ſeiner ſelbſt den Mord nicht ſcheuenden Intoleranz, und mit ſeiner, hinter ſchönen treuherzigen Redensarten von Volksthümlichkeit, Patriotismus und Liberalität verſteckten jacobiniſchen Freiheits- und Gleichheitsſchwindelei, verbunden mit dem widrigſten und abgeſchmackteſten Hochmuth und Dünkel, und der ganze, zu dieſem Deutſchthum gehörige Apparat von Turnerei, läppiſcher Kleidungsgeckerei ꝛc. anekelt, nur um ſo ſorgfältiger ſich zu bemühen haben wird, den Geiſt einer edlern und würdigern Cultur, jenen wahrhaft liberalen, und ſchon darum ungleich patriotiſchern, Geiſt Allesumfaſſender und

Ausgegeben den 22. July.

harmoniſch vollendender Humanität im treuen Feſthalten am Studium der Claſſiker ſchützend zu pflegen, zu ſtärken und ſiegreich zu bewähren. Ein ſolcher Geiſt aber dürfte wahrlich auch zugleich dem des Chriſtenthums, (das, nach Hrn. P. ebenfalls durch das Lateinern verdorben ſeyn ſoll!) verwandter ſeyn, als der jenes, mit chriſtlichen Formen und Worten nur Heuchelei und Spielerei treibenden, folglich eben ſo unchriſtlichen als unpatriotiſchen, Deutſchthums.

Spashaft iſt es übrigens, daß, wenn manche unſerer Turn-Schreier und Schreiber das Turnen mit dem Turnieren der ehemaligen Ritter in Wort- und Sinnbeziehung bringen, und den kletternden, ſpringenden, balancierenden Knaben auch in ſoferne die Köpfe verrücken, daß die jungen Gaukler in allem Ernſte glauben, ſie trieben ritterliche Uebungen und hätten ergo nun auch insgeſammt und gleicherweiſe Anſprüche auf alle Ehre und Würde des Ritterthums, Hr. P. dagegen dieſer lieben Turnjugend den Genuß in ſoferne etwas zu verkümmern ſucht, daß er aus der griechiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache die auffallende Analogie nachweiſt, welche zwiſchen Turnen und Verzerrung, Thorheit, Brutalität, Schwindelei und Tagedieberei ſtatt findet.

Beachtenswerth aber iſt, was aus einer Entlaſſungsrede des Prorect. Reiche am Magdalenäum zu Breslau, im Gefolge einer Warnung gegen die einſeitige, zu frühe, zu ſtarke Anſtrengung der Muskelkräfte, welche den Grund zum Siechthume, zu allerhand Gebrechen, und zu befrühtem Alter und Tod lege, angeführt wird: „Was mich an dieſen (meinen turnenden Schülern) aber nicht erfreut, iſt eine gewiſſe Mattigkeit, welche ich an ihnen bemerke, und die ſich nicht allein durch die äußerſt nachläſſige Haltung ihres Körpers, ſondern auch durch andere Erſcheinungen darthut, ein mehr dienſtſchuldiges Hingeben an den (Schul-)Unterricht als ein feuriges Auffaſſen deſſelben, ein dem jugendlichen Alter gar nicht natürlicher altkluger Ernſt, eine gewiſſe Freudeloſigkeit und ein Gleichmuth, der mir manchmal wie Indolenz erſcheinen will; bedenklich machen mich die ſo früh hervorbrechenden Spuren (phyſiſcher) männlicher Reife, ꝛc." Bemerkungen, die ſchon von mehreren wackeren Schulmännern gemacht und öffentlich ausgeſprochen worden ſind! —

Aus einer andern gegen Steffens gerichteten Schrift von „Adalbert Kayßler und andern Freunden des Turnens", unter dem Titel: Die Turnfehde des Hrn. Prof. Steffens, beleuchtet ꝛc. erfahren wir zwar wenig Neues zum Vortheil des Turnens ſelbſt, aber deſto mehr, und zwar treffliches, aus der ſublimſten Religions- und Staatsmetaphyſik; unter andern: „die ariſtocratiſch-politiſche Anſicht beruhe auf dem Gegenſatze der Freien und Knechte. (Ey nun, dann wäre ſie ja ſo alt- oder vielmehr ſo urdeutſch wie keine andere! aber freilich, der hinkende Bote kömmt nach:) Freye ſeyen die, in welchen die Idee (welche?) zur Erſcheinung komme, innerlich und äußerlich, der Gelehrte und der Adel, Knechte, in welchen die Idee weder innerlich noch äußerlich zur Erſcheinung komme, der Bürger und der Bauer, denn obgleich auch dieſe, in der Idee, Freiheit als ihr weſentliches Element anſprächen, ſo erſcheine doch die Idee, weder in dem Bürger- noch in dem Bauernſtande wie ſie beide wirklich ſeyen, und ihrer Beſtimmung nach, bleiben müßten, und ſo wären und blieben ſie ihrer Beſtimmung nach Knechte; ꝛc. (Es iſt doch nicht hübſch, ſeinen Gegnern dergleichen Albernheiten unterzuſchieben; zumal wenn man, obſchon Turner, doch nebenbei ſelbſt ein — Gelehrter iſt!) Den Philoſophen macht es Hr. K. ſehr bequem; er ſagt: „der Philoſoph hat nur Ein Myſterium, die göttliche Gnade; ſie iſt ſein ſittlicher Glaube, der nicht über der Vernunft, ſondern in ihrer Mitte iſt, ihr Lebensprinzip." Wir wollen den Hrn. Prof. K. der göttlichen Gnade (die, beiläufig geſagt, das Myſterium, nicht des Philoſophen, ſondern des Religioſen iſt,) beſtens, und zwar um ſo mehr empfohlen ſeyn laſſen, als uns ein Mann, der, wie Hr. K., ein Chriſt ſein will, und doch zugleich von der Turnkunſt behauptet, man könne ſie, verſtändlicher, Lebenskunſt, oder noch genauer, Erziehungskunſt zum gemeinſamen Leben nach der Natur und Wahrheit nennen, und unter allen Beſtrebungen habe noch keine das ſittliche Leben ſo in ſeiner Wurzel erfaßt wie ſie, (die Spring- und Balgkunſt, wie ſie Steffens nennt,) einer etwas ſtärkern Nachhülſe von oben her allerdings nur zu ſehr bedürftig zu ſein ſcheint. —

Reiſe-Bemerkungen.

(Fortſetzung.)

Die Tracht der Bäuerinnen in der Gegend von Gießen kamen Hr. K. nicht mit Unrecht, ſehr karrock vor und die daſelbſt, wie in vielen andern Gegenden, herrſchende Gewohnheit, Laſten auf dem Kopfe zu tragen, verwerflich, wär' es auch nur, weil dadurch, wie er nicht ohne Witz bemerkt, der Höhenſinn platt gedrückt wird. Gießen ſelbſt erſchien ihm häßlich.

In Frankfurth, welches der Vf. auf dieſer Reiſe dreimal berührt, gedenkt er bei ſeiner erſten Anweſenheit, wie billig, des großen, in dieſen Mauern geborenen Dichters, zwiſchen dem und Schiller er bei dieſer Gelegenheit eine Art von Parallelle zieht, die Hr. K's. richtiger An- und Einſicht in Würdigung beider Heroen, Ehre macht und um ſo erfreulicher in Zeiten zu leſen iſt, wo, wie jetzt ſeit einigen Jahren bei uns, es faſt zum guten Ton in der Schriftſteller-Welt gehört, den Einen muthwillig zu verkleinern um den andern nur deſto mehr räuchern zu können. Eine Oſtentation, die ein Dichter wie Goethe wahrlich weder bedarf, noch fordert, am wenigſten aus Händen, wie die ſind, welche ſich deſſen am mehrſten befleißen. Eben ſo wenig wie die Bühne in Caſſel, ſagte die in Frankfurth Hr. K. zu, der bei ſkizzirter Schilderung derſelben einige recht gute Gedanken über Oper und Operndichtung ſagt.

In Darmſtadt ward, warum? iſt nicht angegeben, Hrn. K. keine zuvorkommende Aufnahme; den nicht ſonderlich verhehlten Aerger darüber müſſen die Operiſten in ein paar ſpitzen Bemerkungen entgelten und wir erfahren von Darmſtadt ſelbſt faſt weiter nichts mehr, als daß in alten Zeiten dort ein ſeltſames Gericht exiſtirte, „böſe Hundrede“ genannt, welches ſeinen Rächerarm nur gegen böſe Weiber kehrte und dieſe, wenn ſie ſich gelüſten ließen, thätlich gegen ihre ehelichen Kreuzträger zu agiren, zwang, auf einen Eſel rückwärts geſetzt, die Stadt zu durchreiten. Zuletzt leſen wir jedoch noch, daß am 13. Juny die Hitze ſo groß war, daß der Hr. Vf. gegen ſeine Gewohnheit (das glauben wir ihm gern) gezwungen wurde, ſeinen Wein mit — Waſſer zu miſchen, was allerdings, wenn auch nicht für die Leſer, doch für ihn, eine Merkwürdigkeit ſeyn mag.

Bei einbrechender Abendzeit gelangte unſer Reiſender nach Heidelberg. Als wir — ſo erzählt er — durch das einer Burgveſte gleichende Thor einfuhren, begegneten uns junge Studierende in altdeutſcher Tracht, wodurch indeß die Täuſchung altdeutſcher Zeit, in welche wir uns kurz vorher verſetzt dünkten, unwillkührlich aufgehoben wurde. Die Urſache hiervon iſt der abſolute Contraſt zwiſchen der Vergangenheit und Gegenwart, welcher in ſeiner Erſcheinung, und noch gehoben durch die ſich hier unvermeidlich einmiſchende Individualität, ohnfehlbar ſtets ein Lächeln erregen muß. (Ja wohl! ja wohl!) Dieſes iſt mein Glaubensbekenntniß über altdeutſche Tracht: (unſeres auch) die Männer werden darin immer komiſch (wir meinen ſehr lächerlich) erſcheinen, nur die Frauen haben das Privilegium der Allgemeinheit in der Mode, und nur ſie können in dieſer Rückſicht über die verſchiedenſten Zeitalter und Nationen gebieten und werden doch immer reizend bleiben. (Das iſt, wenn auch nicht ganz und immer richtig, doch — recht galant.)

Die treffliche Gemäldegallerie in Heidelberg blieb von Hrn. K. unbeſichtigt, weil es ihm, ſie gehörig zu betrachten, an Zeit gebrach und er mit Recht eine blos oberflächliche Beſchauung, ein Vorbeilaufen bei Kunſtſchätzen, nutzlos und kunſtentwürdigend fand. In dem herrlich anmuthigen Schwetzingen gefiel er ſich deſto mehr. Hier wo Natur und Kunſt im heiterſten Einverſtändniß ein Plätzchen entſtehen ließen, das wenige ſeines gleichen zählt, giebt der Hr. Vf. einige recht ſinnige Bemerkungen über die von den andern Künſten etwas ſtiefſchweſterlich betrachtete Gartenkunſt. „Unter allen Nationen hat gerade diejenige, welche die ausſchließende Prätenſion auf höhere Bildung und guten Geſchmack macht, die franzöſiſche, der Gartenkunſt am übelſten mitgeſpielt, und dieſelbe ſogar in einen Baſtard der Architectur verwandelt. Wie ganz anders verfuhren dagegen die ſo oft als ſchwerfällig und geſchmacklos verſchrieenen Gothen, wenn ſie gerade umgekehrt (viel tiefſinniger) ihre Baukunſt aus der Natur abſtrahirten und nordiſche Eichenwälder mit ihren tauſendjährigen Eichen zum Prototype jener himmelanſteigenden Baue machten, welche aus der Erde mächtig aufgewachſen ſcheinen.“

In Mannheim bedauerte Hr. K. nicht allein den verſchwundenen Glanz dieſes angenehmen Ortes, ſondern auch den Verfall der dortigen, meiſt ſo hochberühmten Bühne, wobei er viel Wahres über das widerlich unnatürliche Schreien und Spreitzen der heutigen Acteure, auf den deutungsvollen, muſenheiligen Bretern, ſo wie über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des vom Publikum öffentlich zu gebenden Lobes und Tadels, während den Vorſtellungen ſelbſt, ſagt. Dieſes öffentliche Beifallgeben kam ihm indeß in Mannheim ſo derb vor, daß er vermuthet, es hätten an jenem Abende, wie er ſich da befand, Hamburger Matroſen die Logen-Reihen beſetzt gehabt.

Als Urſache der Gründung von Karlsruh als neuen Reſidenz des Badenſchen Fürſtenhauſes erzählt der Hr. Vf.: Markgraf Karl Wilhelm von Baden Durlach wünſchte ſeine, nicht weiter als eine Stunde von dem jetzigen Karlsruh entfernte Reſidenzſtadt Durlach, zu verſchönern und vor allen Dingen zu erweitern. Die ſtörrigen Bürger weigerten ſich jedoch ihm mehrere zu dieſem Zweck nöthige Grundſtücke abzutreten, und der Markgraf warf dieſerhalb einen Haß auf die Durlacher (bloßer Unwille wäre gerechter geweſen) und hegte von nun an den Wunſch ſeine Reſidenz zu verlegen. Einſt verlor er ſich auf der Jagd in den Tiefen des Hartwaldes von ſeinen Gefährten, und warf ſich unter einer Eiche nieder, ſeinem Unmuthe Raum gebend; da überfiel ihn der Schlummer und er genoß einer ſo ſanften Ruhe, wie lange Zeit ihn keine erquickt hatte. Er nannte daher, bei ſeinem Erwachen dankbar die Stätte „Karlsruhe“ und beſchloß ſofort, hier ein Schloß zu begründen und eine neue Reſidenzſtadt um daſſelbe anzubauen.“

Da Hr. K. ſich in dieſer Stadt etwas länger aufhielt, ſo ſind auch ſeine Nachrichten über dieſelbe, ihr Theater und einige dort lebende berühmte Männer, als Hebel und Weinbrenner, vollſtändiger als dieß bisher bei andern Städten der Fall war. Beſonderer Berückſichtigung werth ſcheinen uns die dabei von Hr. K. gegebenen Bemerkungen über des letztern Architecten neue Art Schauſpielhäuſer zu bauen, die, mit Recht Hr. K. zwar ſehr ſchön, aber nicht vorzüglich zweckentſprechend findet; wie ihm dieß auf dieſer Reiſe die Schauſpielhäuſer von Karlsruh und Leipzig z. B. zeigten, welche bekanntlich durch und nach Hrn. Weinbrenners Anſichten erbaut worden ſind.

Von Karlsruh begab ſich der Reiſende nach Stuttgardt. Dieſe Stadt, ſoll der Sage nach — ſo erzählt Hr. K. — ihren erſten Urſprung von einem an dieſer Stelle geſtandenen Stutengarten herleiten, was auch ihr Name und ihre Wappen (eine ſäugende ſchwarze Stute im weißen Felde) zu beſtätigen ſcheinen. Große Städte müſſen ſich ihre Taufpathen gefallen laſſen, und können ſich nicht eigenmächtig dagegen auflehnen, wie große (?) Menſchen, und z. B. Bonaparte, welcher ſich aus Nicolaus (Volksbeſieger) in Napoleon umtaufte, was ins Griechiſche übertragen und anagramatiſch behandelt heute einen Welteroberer (ὁ πᾶν ἑλών) und morgen einen auf das Haupt Geſchlagenen (τὸν ἑλών) bezeichnet, und als eine recht eigentliche Wiedertäuferei anzuſehen iſt. (Und als eine recht ſehr paſſende Benennung.)

Wahrhaft erfreulich iſt des Vfs. Anſicht über den letzt verſtorbenen König von Würtemberg zu leſen. Dieſer König, den zu verkennen, zu verläſtern und ſchief zu deuten, heut zu Tage gleichfalls zum Modeton gehört: hatte ſo viele höchſt achtbare Eigenſchaften, worunter beſonders ein feſter Muth und wahrhaft lobenswerther unerſchütterlicher Königswille, in Zeiten wo faſt Alles ſich beugte — gezählt werden muß; daß es in der That indignirend iſt, Schilderungen von ihm verbreitet ſehen zu müſſen, wie die ſogenannte Biographie im ſiebenten Hefte der Zeitgenoſſen, deren Verfaſſer, nach Art kleiner Geiſter, es ſich recht angelegen ſeyn läßt, Schwächen und Fehler, die dieſer Monarch hatte wie jeder, ſie aber aufwog mit Guten, wie nicht jeder, hämiſch und unzart herauszuheben.

In Danneckers Attelier bewunderte Hr. K. den Abguß der berühmten Ariadne Libera dieſes Künſtlers, deren Original in karariſchen Marmor ausgeführt, ein Eigenthum der H. von Bethmann in Frankfurth a. M. iſt. Worüber man ſich billig wundern muß — meint der Hr. Vf. — iſt, daß das Original dieſes Meiſterwerks ſich im Auslande und im Beſitz eines Privatmannes findet, da der verſtorbene König (ein großer Verehrer und Freund der Künſte) es doch unter ſeinen Augen hervorgehen ſah, und offenbar die nächſten Anſprüche darauf machen konnte. Das gehörte aber eben zu den (freilich nicht ganz lobenswerthen) Launen Friedrichs, daß er die recht freien Kunſtwerke, welche keiner königlichen Protection bedurften, gewiſſermaßen haßte und faſt eiferſüchtig auf den Künſtler war, der in ſeiner eigenen Welt ſich König dünken durfte. Friedrich ſah die Statue oft und viel, ging aber ſtets mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit an ihr vorüber; worauf der Künſtler in der Stille mit H. v. Bethmann abſchloß. Noch ſtand Ariadne in Danneckers Werkſtatt, als Kaiſer Alexander dieſelbe in Friedrichs Geſellſchaft beſuchte und bei dem Anblick des ſchönen Kunſtgebildes ſichtbar überraſcht ſchien. Sofort ließ der König ſich nach dem Preiſe der Statue erkundigen, erhielt aber die bittere Antwort, daß das Alexandern zugedachte Geſchenk bereits das Eigenthum eines Privaten ſey und nach Frankfurth auswandern werde. Wie dieſe Ariadne, ſo liebte auch Friedrich Danneckers treffliches Meiſterwerk, Schillers koloſſales Haupt nicht und zürnte faſt als er den Künſtler dieſe Arbeit beginnen ſah. Warum ſo groß? fragte er beißend Dannecker, dieſer aber ererwiederte: Weil dieſe Höhe ihm gerade die richtige ſchien und weil er ſelbſt dem großen eingebohrnen Dichter (den bekanntlich König Friedrich, vorzüglich ſeiner Räuber wegen, nicht liebte) ein Denkmahl errichten wolle, wenn er ſich auch den Platz dazu kaufen müſſe. Später deutete der König auf die zürnenden Falten der Stirn und ſagte unwillig: „da ſitzen die Räuber.“ „Und hier Eliſabeth,“ war Danneckers Antwort, indem er die Grazien des anmuthigen Mundes bezeichnete. — Als der Großherzog von Weimar ſpäter Danneckers Werkſtatt beſuchte, hatte dieſer zwei Roſen vor die Büſte gelegt, und der zartfühlende Fürſt nahm dieſes ſinnige Geſchenk dankend auf. Am rührendſten und ergreifendſten war aber unſtrei[illegible] der Beſuch von Schillers Wittwe für den Künſtler; ſie ſetzte ſich lange ſchweigend vor dem verklärten Bilde des ihr vor allen theuern deutſchen Mannes nieder und ſagte dann zu ihren Söhnen: „Kinder, küßt dem Manne die Hand der euern Vater ſo fort leben läßt!“ was den mit trauernden Freund bis zu Thränen rührte.

Noch ſah Hr. K. in des Künſtlers Werkſtatt das Modell zu einem Chriſtus, den Dannecker coloſſal ausführen will und mit höchſter Lieb' und Luſt bearbeitet. Rührend iſt die Anekdote, die Dannecker dem Reiſenden mittheilte, wie ein junges, einfaches, mit den Künſten, unbekanntes Mädchen, in ſeine Werkſtatt trat, und beim Anblick des erwähnten Modells mit frommer Bewegung in die Worte ausbrach: „Das iſt unſer Heiland!“ auf des Künſtlers Frage aber, woran ſie das erkenne, erwiederte: „Das kann ja niemand anders ſeyn!“ Zum Zweitenmale Frankfurth berührend und näher noch wie das Erſtemal den erbärmlichen Zuſtand der dortigen Bühne gründlich beleuchtend, ſchiffte ſich Hr. K. nach einigem Aufenthalt daſelbſt, auf dem Marktſchiffe nach Mainz, in einer bunten, launig von ihm geſchilderten Geſellſchaft, ein. Die Schilderung, welche er von dem dort noch walten ſollenden Geiſt entwirft, iſt — falls ſie gegründet — zwar nicht erfreulich aber doch bemerkenswerth. „Vor allen Dingen — erzählt Hr. K. — machte es mir der im allgemeinen herrſchende Ton bald einleuchtend, daß ich mich hier am linken Rheinufer befinde und daß, wenn auch die Aufſchrift jetzt „Freiheit und Vaterland“ enthalte, der Revers noch immer den Namen „Napoleon“ verſtecke. Auf dieſer Seite des Rheins herrſcht in der That kein eigenthümlicher deutſcher Character mehr, ſondern der größere Theil hält ſich zu den Franzoſen, deren Eigenthümlichkeiten hier überall copirt werden. Schon die Freude der untern Volksklaſſen bei Luſtbarkeiten deutet die Einwirkung des Nachbarvolkes an, welches indeß noch einen größern Einfluß auf den eigentlich galanten Theil des Publikums behauptet. Ueberall hört man franzöſiſch um ſich her reden und beſonders liſpeln die Damen dieſe geliebte Sprache öffentlich auf den Spaziergängen, ſo wie in ihren engeren Zirkeln noch gar zu gern, und das kraftvolle, gerade deutſch will zu den galanten Sitten durchaus nicht ſtimmen und klingen. Eben ſo deutet ein allgemeiner Hang zur Luſt und zum Vergnügen den hier völlig endemiſch gewordenen franzöſiſchen Charakter auffallend an; und mit der Höflichkeit und Galanterie geht es ſo weit, daß die Bettler, wenn man auf der Gaſſe nieſet, den Huth abziehen und Proſit ſagen, wie mir denn dergleichen zu meiner Verwunderung am Thiermarkte zu wiederholten Malen begegnete. — Ob der franzöſiſche Charakter auch in das tiefere Geblüt der Mainzer und der Bewohner des linken Rheinufers übergegangen ſey, darüber will ich mein politiſches Glaubensbekenntniß nicht öffentlich ablegen, ſo viel darf ich indeß ſagen, daß ich in keiner andern Gegend Deutſchlands das Syſtem Napoleons ſo ſehr vertheidigen, und die deutſche Landesverfaſſung, im Verhältniſſe zu jenem, ſo oft und wiederholt herabſetzen hörte, als in dieſer; wobei ich doch unmöglich vorausſetzen kann, daß ſich alle Mißvergnügte mit ihren Aeußerungen dieſerhalb, ſämmtlich an mich gewendet haben ſollten.“

(Beſchluß folgt.)

Die allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde von Müllner,

iſt in einer zweiten unveränderten Ausgabe erſchienen, und zwar nach dem nicht ganz unveränderten Titel „für Richter, Sachwalter und Studierende in allen Staaten deutſcher Zunge.“ In der Vorerinnerung zu dieſer Ausgabe heißt es: „die Schrift entſtand zu einer Zeit, (1811) wo es das Anſehen hatte, daß die Formen der franzöſiſchen Rechtspflege ſich über Norddeutſchland ausbreiten und namentlich im Königreiche Sachſen, dem ich damals angehörte, vielleicht mit galliſcher Eilfertigkeit eingeführt werden würden. Die Sache kam anders; (Gott ſei Dank!) aber ich hatte darum nicht minder Gelegenheit, mit eignen Augen den Troſtloſen (!) Zuſtand zu beobachten, in welchen die Rechtspraxis gerathen kann, wenn plötzlich ein fremdes Recht und eine fremde Gerichtsordnung in ein Land kommen. In demjenigen Theile von Sachſen, welches an die Krone Preußen fiel, wurde die preuß. Gerichtsordnung eingeführt. (Sunt fructus belli, ſagte Friedrich der Große.) Vom Tage ihrer Promulgation an wurde zu ihrer geſetzlichen Gültigkeit eine Friſt von funfzehn Tagen gegeben: unfehlbar eine Zufälligkeit des Geſchäftsganges (das wär' eine wunderliche Zufälligkeit,) aber darum nicht minder von merkwürdigen Folgen. Die Gerichte waren noch nicht ſo, wie es in dieſer G. O. vorausgeſetzt iſt, organiſirt, und ſind es zum Theil noch nicht. *) (Nun, warum opponirten denn da die Be-

---

*) Die preußiſche Staatszeitung hat ſich in No. 54 über dieſen Vorwurf bereits vernehmen laſſen.

hörden nicht gegen dieſe ſchnelle Einführung eines neuen Proceßganges? Waren ſie zu feig dazu? Hatten ſie nicht daſſelbe Recht und denſelben Muth, wie die Rheinprovinzen, das Aufdringen dieſer Gerichtsordnung zu verhindern?) Die Richter, zum Theil Männer, welche zeither bloß mit der Leitung des ſächſiſchen Proceßganges, (Schneckenganges) aber nicht mit der Abfaſſung von Urtheln ſich beſchäftiget hatten, ſollten gleichwohl nach einer Gerichtsordnung, die ſie kaum zu durchblättern Zeit gehabt, den Proceß als Anwälde beider Partheien (beider!) inſtruiren, und ſelbſt entſcheiden" u. ſ. f. (Warum nicht? Manche Kranke müſſen ſterben, damit die Aerzte kuriren lernen.) Als Citat wird weiterhin angeführt: „Wir leben in einer Zeit, wo in den Staatspraktikern ein unbezähmbarer Bildungstrieb ſich regt. Dieſer taſtet, gleich einem Kinde, welches fugſamen Teig gern in allerlei Formen umkneten mag, oft mit echt neufränkiſchem Leichtſinn auch die, ohnehin wächſerne Naſe des Rechts, die Juſtizpflege, an, (wenn ſie abbricht, ſo macht man eine neue aus leeren Geldbeuteln, wie man jetzt eine verlorene phyſiſche Naſe aus der Stirnhaut macht) und es giebt jetzt in Deutſchland zahlloſe Rechtsſtreitigkeiten, die nach einer Gerichtsordnung X. angefangen, nach einer zweiten Gerichtsordnung Y. fortgeſetzt, und nach einer dritten Gerichtsordnung Z. abgeſchloſſen worden ſind. (Leider! Um das zu verhindern, ſollte man überall, wie es an einem uns bekannten deutſchen Orte geſchah, bei Aufhebung einer Gerichtsſtelle die Akten des Archivs zu Patronen in die Feſtungen abliefern. Wenn Buonaparte das mit den Archiven der Reichsgerichte gethan hätte; ſo wäre jetzt die Bundesverſammlung mancher Erörterung überhoben.) Dieſes Uebel, welches mit vollem Recht eine calamitas publica genannt werden kann, iſt leider eine chroniſche Krankheit, zu deren Heilung vielleicht ein paar Decennien des tiefſten Friedens gehören werden." (Zehn Decennien werden nicht reichen, wenn nun auch die Volksrepräſentanten anfangen, an der wächſernen Naſe herum zu kneten.)

An dem Buche ſelbſt werden die Studierenden in allen Staaten deutſcher Zunge freilich nicht ſoviel Geſchmack finden, als an der Schuld und dem König Yngurd, und nur hin und wieder an Gleichniſſen, Tropen und Beiſpielen in der ſtrengen, philoſophiſchen Methode den Dichter wieder erkennen. Sie werden (Abſchn. III.) den Kopf tüchtig dran ſtrengen müſſen, um zu faſſen, was das Rechtsgeſetz für ein Ding iſt; aber am Ende des Kapitels wird es ihnen poetiſch anſchaulich werden. „Man frage nur den Räuber, der ſeinen Raub durch ſeine Bedürftigkeit oder den Geiz der Beraubten rechtfertigen will (ſo einen Carl Moor); man frage den Rechtsgelehrten, der ſpitzfindig den Nachdruck vertheidiget (außer dem berühmten Herrn Krauſe iſt uns keiner bekannt): ob er eben ſo gern der Beraubte als der Räuber, eben ſo gern der Schriftſteller oder Verleger, als der Nachdrucker ſeyn möchte, und wenn die Antwort aufrichtig iſt, ſo wird ſie mitten durch die Leidenſchaft des einen und die Trugſchlüſſe des andern hindurch die ewige Herrſchaft des Rechtsgeſetzes über das menſchliche Gemüth beurkunden." Alles in der Welt ſtünde beſſer, wenn das Rechtsgeſetz ſeine ewige Herrſchaft über das Gemüth in eine zeitliche über Hände und Zungen verwandeln könnte. Vom Geſetz heißt es: „daß es verbinde, wenn es gerecht iſt, leidet keinen Zweifel: denn es iſt alsdann ein Ausſpruch der Vernunft ſelbſt. (? Manchmal werden ja auch die gerechten Geſetze gegeben, wie die blinde Henne ein Körnchen findet). Befolgt muß es aber auch werden, wenn es ungerecht iſt. Die Vernunft geräth hier mit der menſchlichen Gebrechlichkeit in einen ſeltſamen Streit, der ſie nöthiget, den Irrthum für Wahrheit gelten zu laſſen, weil für die Wahrheit hienieden kein objectiver Maaßſtab vorhanden iſt. Es iſt mit den poſitiven Geſetzen, wie mit den Kalendern und Uhren. Die Menſchen müſſen die Irrthümer der letzteren für Wahrheit anerkennen, wenn es nur überhaupt möglich ſeyn ſoll, daß ſie ſich darüber verſtändigen, wann etwas geſchehen oder geſchehen ſeyn ſoll; und ſie müſſen es mit den erſteren eben ſo machen, wenn eine Verſtändigung darüber möglich ſeyn ſoll, wie etwas geſchehen ſoll, oder wie es hätte geſchehen ſollen. (Gut; aber dann ſollte es auch zur rechten Zeit Päbſte geben, die Kalender zu verbeſſern, und Uhrmacher, die Uhren zu repariren.) Für diejenigen, welche die Möglichkeit empört, daß die Bürger eines Staats unter ungerechten Geſetzen leben müſſen, (und wen empört ſie nicht, der die Wirklichkeit geſehn hat?) giebt es keinen andern Troſt, als den, daß da, wo die Vernunft kein Recht giebt, dem Unrechte zu widerſtehen, das Unrecht ſelbſt dieß Geſchäft zu übernehmen pflegt. Die Erfahrung lehrt, daß ungerechte Geſetze in eben dem Maaße, als die Nation ſich ausbildet, aufhören, Vollſtrecker zu finden, und anfangen vergeſſen zu werden. (Wir haben dieſe Erfahrung nicht gemacht, die ſcheußlichſten Zoll-, Acciſe-, Mauth- und Douanengeſetze finden Vollſtrecker für ein Lumpengeld.) Ja, man hat an vernunftwidrigen Geſetzen ſchon den Fall geſehen, daß ſie gleich Anfangs den Reden eines Irrſinnigen gleich geachtet, und als abſolut unverſtändlich nie zur Vollſtreckung gebracht worden ſind." Solch ein Fall iſt uns auch nicht bekannt geworden, Buonapartes Decrete von Berlin und Mailand waren doch gewiß Vernunftwidrig genug; um den Engländern zu ſchaden, ſollte der Continent die engliſchen Waaren verbrennen, wofür England theils ſchon das Geld im Sacke hatte: gleichwohl wurden ſie verbrannt.

Der Verf. rühmt am Ende, daß ſeine Elementargrundſätze dieſelben bleiben, es mag mündlich oder ſchriftlich geſtritten, auf der Studierſtube oder im Gerichtsſaale erwogen, im Schlafrocke oder im Ornate entſchieden werden. Aber ſeine Gedanken über Schlafrock und Ornat hält er noch nicht für reif genug, der Welt mitgetheilt zu werden. Sind ſie in der Zeit von 1811 bis 1819 noch nicht zur Reife gekommen? Ein paar Bogen davon, der unveränderten Ausgabe angedruckt, wären wohl an der Zeit geweſen.

Karlsbad.

Ueber daſſelbe hat kürzlich Herr *Irgend Jemand Freymüthige Blätter über den Gebrauch und Einrichtung deſſelben, für Kurgäſte und für Karlsbader ſelbſt*, herausgegeben.

Der Verfaſſer ſchildert ſich ſelbſt als einen großen Hypochondriſten und ſeine Krankheitsgeſchichte enthält der Leiden genug um ihn herzlich zu bedauren. Sein trauriger Gemüthszuſtand hat natürlich einen ziemlichen Einfluß auf die Wahl der düſtern Farben gehabt, mit welchen er uns Karlsbad ſchildert. Kurgäſte, die dieſes Bad beſuchen, mögen es als das neueſte Handbüchlein benutzen. Sie finden hier Nachrichten über die ältern Schriften von *Stöhr* und *Sartori*, über die Wirkungen, den Gebrauch des Waſſers, Badeeinrichtungen, Berechnungen ꝛc. auch einen kleinen Anhang über den gewöhnlich zur Nachkur beſuchten Eger- oder Franzensbrunnen.

Der Verfaſſer ſcheint nicht viel Vertrauen auf die Waſſerkuren mit nach Hauſe gebracht zu haben; als ächter Hypochondriſt hat er Alles, was auf Zerſtreuung, Spaziergänge und dergl. Bezug hat, gar nicht erwähnt, (und Karlsbad hat denn doch in dieſer Hinſicht viel Erwähnungswerthes.) Er ſchildert daher größtentheils nur dasjenige, worüber er ſich in ſeiner finſtern Laune geärgert hat.

So hat er ſich unter andern über das Herumlaufen der Hunde an den Brunnen geärgert. (Wir ſind doch zu gleicher Zeit mit ihm in Karlsbad geweſen, ohne „Bisquitbeſtien" an den Brunnen herumlaufen geſehen zu haben.)

Unſchicklich — und zwar mit Recht — findet er den Umſtand, daß Frauen und Mädchen nach gefülltem Becher an dem Neubrunnen ſtehen bleiben, „nicht um den flüchtigen Theil des Lebenswaſſers ſchnell abzuſchlürfen, ſondern gemüthliches Geſpräch mit einander zu führen. Die dicht hinter ihnen zu dreyßig und mehr Mann auf gleichen Trunk Harrenden, müſſen ſich indeſſen in Geduld und Artigkeit üben." (Dieſe Unſchicklichkeit iſt uns ſelbſt ſehr ärgerlich geweſen; wir halfen uns indeſſen gewöhnlich dadurch, daß wir dieſes Converſations-Centrum ſprengten, und — höflich um Verzeihung baten; denn es waren lauter — *gnädige Frauen* und *Fräuleins* und zwar recht hübſche!)

Unſer Hypochondriſt ereifert ſich auch über das franzöſiſchſprechen der *deutſchen* Badegäſte in Karlsbad. (Freylich, wer wie Herr Paſſow dieſe Gift- und Schmuzſprache nicht hören kann, dem geben wir den Rath, Karlsbad ja nicht als Kur zu brauchen — des Gallenfiebers wegen.)

Jeder Kurgaſt bezahlt vier Gulden (Papier!) Kurtaxe (gewiß ſehr wenig) und der Verfaſſer rechnet, daß in einem Jahre gewiß 15000 Gulden für dieſe einkommen; gleichwohl meint er, bliebe den Kurgäſten in Rückſicht ihrer Bequemlichkeit noch viel zu wünſchen übrig, z. E. die Verbeſſerung des ſchlechten Steinpflaſters, ein Betſal für Lutheraner ꝛc. Er rügt den morſchen Zuſtand der Dielen auf der Gallerie des Neubrunnens, durch welche der Erzherzog Joſeph durchgebrochen ſey und bald den Fuß gebrochen hätte ꝛc. (Weiß denn unſer Hypochondriſt nicht, daß eine Badepolizey kein anderes Ding iſt, als faſt jede andere Stadtpolizey? — *Wenn ein Unglück geſchehen iſt*, ſo wird ſicher jedesmal die Urſache des Unglücks beſeitiget, wer wird denn von einer Polizey verlangen, daß ſie ſo eine Fatalität vorausſehen ſolle! — Wäre der Verfaſſer nur acht Tage länger in Karlsbad geblieben, er hätte ſehen können, wie die ganze hintere Seite der Gallerie neu gedielt wurde; wer weiß, ob dieſes geſchehen wäre, wenn es nicht ein Erzherzog war, der durchbrach! —)

Der Verfaſſer eifert gegen den immer höher ſteigenden Uebermuth und die unmäßig hohen Forderungen der Karlsbader Handwerker, beſonders der Schmiede, welche ganz abſcheulich prellen ſollen. Er erzählt ferner: „die Karlsbader haben ſich an ein luſtiges, luſtig-leichtes Leben gewöhnt, daß ſie das halb ſpielend gewonnene Geld glücklich verjubelt haben, noch ehe der Faſching kömmt; und dann beym Mehlhändler, Bäcker und Fleiſcher ſo lange borgen müſſen, bis im Sommer die Badegäſte wiederkehren ꝛc. (Badegäſte, welche im Winter in Karlsbad und Teplitz lebten, erzählten uns, daß es da allerdings bügelhoch herginge; daß Bälle, Redouten und das Theater da fleißig beſucht, ja ſogar ſolenne Schlittenfahrten nach dem 16 Meilen entfernten Prag angeſtellt und gehalten würden. Dem treuherzigen, fröhlichen Karlsbader Völkchen, gönnen wir übrigens alle dieſe Vergnügungen von Herzen, und wünſchen nur, daß Naturereigniſſe, Erdbeben, Sprudelausbrüche, Bergſtürze ꝛc. ihnen die ſichere jährliche Einnahme nicht entziehen möchten.)

In Rückſicht der Kur, meynt der Verfaſſer, ſolle man mehr auf ſich ſelbſt Acht haben, als den Arzt ſo oft überlaufen, den man ohnedies nicht immer haben könne. (Warum denn nicht? Ein paar Dutzend Ducaten ins Haus geſendet und jeder Karlsbader Arzt beſucht den Sender täglich zweymal! — Uns erzählte im Sommer 1817 ein Karlsbader Badegaſt folgendes: Aus Spaß nahm ich mir zwey Aerzte an, ohne dem Einen etwas von dem Andern wiſſen zu laſſen. Der Eine hätte ihn ernſtlich vor dem Sprudel gewarnt, während der Andere ſogleich derb mit Sprudel anzufangen verordnet habe; und ſo hätten ſich beyde drey Wochen lang ſtets widerſprochen. Beyden, meynte er, konnte ich nicht folgen, ich folgte alſo keinem von beyden, und ergötzte mich drey Wochen lang, an dem Widerſprechen beyder! — Ach! die Aerzte! —)

Der Verfaſſer bittet die Brüder Freymaurer, bey ihrer Anweſenheit in Karlsbad, das dortige Bernhardshospital nicht zu vergeſſen, ſondern durch Geldbeiträge zu unterſtützen. (Eine freundliche Bitte, die jeder Freymaurer gern erfüllen wird.)

So weit unſer Hypochondriſt; Jetzt noch etwas aus unſerer eigenen Erfahrung.

Ein großes Bedürfniß in Karlsbad iſt unſtreitig ein Quartierbureau; denn neu ankommende Badegäſte müſſen bisweilen Tage lang herumlaufen ehe ſie eine Wohnung finden können. Wie bequem wäre es daher, wenn ein Quartierbureau da wäre, an welches man ſich ſogleich wenden, und wo man den Preiß, die Ausſicht, und ſonſtige Annehmlichkeiten der zu vermiethenden Piecen erfahren könnte; wie gern würde man eine ſolche Nachweiſung bezahlen. Dieſe Anſtalt hätte freylich die Badepolizey längſt einrichten können. Können? — Nein; denn da ſie die morſchen Dielen nicht geſehen hat, ſo iſt ihr eine ſolche Anſtalt um ſo weniger eingefallen; daher — konnte ſie auch keine einrichten.

Allen die Karlsbad brauchen, rathen wir, einen ſehr theuern Becher zu kaufen; denn je goldener, reicher und ſchöner ein Becher iſt, je geſchwinder greifen die Brunnenweiber nach demſelben; während ein ſchlichter, weißer Becher mitunter lange warten muß, ehe die Füllung an ihn kömmt.

Sehr geſchickt verſtehen die Karlsbader die Miethen in die Höhe zu treiben, denn ſie überlaſſen das Bedingen derſelben, dem ſchönen Geſchlechte; man ſieht da ein paar Thaler mehr pr. Woche nicht an, wenn ein hübſches Geſicht fordert.

Das Theater iſt ſehr ſchlecht, und ſo lange Schantroch ſeine Muſen Sprudel trinken läßt, wie auf dem Vorhange zu ſehen iſt, werden die armen Dinger nicht viel leiſten. Die Schantrochſche Geſellſchaft müßte entweder beſſer, oder, des Spaßes wegen, noch ſchlechter ſeyn. Beſſer könnte ſie ſeyn, denn er ſoll jährlich 15000 Gulden reinen Gewinn haben, er bezahlt aber ſeine Schauſpieler zu ſchlecht, denn ſeine Prima Donna empfing 1817 wöchentlich zwanzig Gulden, (nämlich Papier, damals etwa vier Thaler,) und — den Sprudel gratis!

Miſcellen aus periodiſchen Schriften.

Die wichtigſte Angelegenheit der Deutſchen iſt wohl unſtreitig die Gränzſicherung gegen Frankreich oder Rußland? oder die Sorge für die Wahl eines Kaiſers? oder die Einführung repräſentativer Verfaſſungen? oder die Anwendung energiſcher Maasregeln zur Bewirkung allgemeiner Handelsfreiheit? — Gott, oder vielmehr Teut, bewahre! nichts von dem allen! — Nun, was denn? Hr. Trautvetter ſagt es uns im 4. Stück der Zeiten: „die Herſtellung der deutſchen Zeitrechnung!“ Nur erſt dadurch, meint Hr. T., würden wir wieder zu Deutſchen, und erlangten mit der deutſchen Sage und deutſchen Geſchichte, die außerdem Undinge ſeyen, auch eine deutſchgeweihte Kunſt, überhaupt ein deutſchgeweihtes Leben; Hr. T. denkt auch nicht daran, ſeine deutſche Geſchichte erſcheinen zu laſſen, bis er mit der deutſchen (die völlige Wiederherſtellung des altgermaniſchen Götterthums bedingende) Zeitrechnung im Reinen ſeyn wird. Der Runſtab ſoll der Zauberſtab ſeyn, durch welchen wir den langentbehrten Hort des deutſchen Stammes heben können, ja er ſoll zugleich ſeyn das allerwichtigſte und heiligſte Buch für den Volksſtamm, als wodurch das himmliſche, göttliche Leben ſich mit dem menſchlichen verbinde, ꝛc. (Es giebt doch mitunter närriſche Gelehrte in der Welt!)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 11. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Reiſe-Bemerkungen. (Beſchluß.)

Die Fahrt den Rhein herab von Mainz bis Koblenz, ſchildert Hr. K. mit lebhaften Farben und dem Liebhaber alterthümlicher Sagen werden manche bei dieſer Gelegenheit von ihm erzählte, angenehme Unterhaltung gewähren. Die eine, von den Brüdern, (ein Paar am rechten Rheinufer ſich hoch erhebenden alten Schlöſſern Liebenſtein und Sternfels genannt) wollen wir hier anführen. „Der alte Ritter von Sternfels, der verletzte ſeines Stammes, erzog auf ſeiner väterlichen Burg zween Söhne und zugleich ein ſchönes Mägdlein, die Tochter einer entfernten, früh verſtorbenen Verwandten, welche vor ihm einem der beiden zur künftigen Gattin beſtimmt war. Der älteſte der Brüder hatte bereits eine ſtille Neigung zu der jetzt in ihrer Blüthe ſtehenden Jungfrau gefaßt, als er die auflodernde Flamme der erſten Liebe bei ſeinem Bruder entdeckte, und deutſchen tiefen Gemüths ſich ſchweigend bekämpfte, und, ohne ſeine Leidenſchaft zu verrathen, ſtill zurücktrat; wie auch der alte Vater das Haupt darüber unwillig ſchütteln möchte. — Gerade zu dieſer Zeit predigte Hildegard von Bingen, mit dem heiligen Bernhardt herüber wallend, das Kreuz an den beiden Ufern des Rheins, und der junge Verlobte, entflammt vor dem begeiſternden Aufrufe, legte in die Hände der heiligen Frau den Schwur ab, nicht eher ſeine Braut zum Traualtar zu führen, bevor er ſich eine Palme am heiligen Grabe errungen haben würde; worauf er von ſeinen Lieben Abſchied nahm und der Fahne des Kreutzes zum Morgenlande folgte; indeß der ältere Sohn nach Rhenſe hinüberging, um, im Dienſte der Fürſten, ſeine ſtille Liebe durch rühmliche Thätigkeit zu bekämpfen. — Der Alte lebte indeß einſam mit der geheim duldenden Jungfrau auf dem Sternberge, bis ſein letztes Stündlein unerwartet ſchnell herannahte, und die über den Rhein hintönende Todtenglocke den ältern Bruder zum Schutzherrn der Burg, und, der ihm ſo gefährlichen Braut, zurückrief. Brüderlich tröſtete er ſie, brüderlich bereitete er ihr ſchuldloſe Freuden; doch bewachte er ſtreng das Geheimniß in ſeiner Bruſt, verhüllte ſeine immer glühender werdende Neigung und ſchwieg. Aber auch die Jungfrau litt auf gleiche Weiſe; denn gehorchend hatte ſie nur gleich einem Opferlamme, ſich dem über ſie gebietenden Geſchicke unterworfen und dem jüngern Sohne den Verlobungsring gereicht; indeß ihre ganze Seele an dem ältern hing. — Beide ahnten jetzt, in vertraulicher Nähe, was ſie gegenſeitig für einander fühlten; beide brachten aber auch das ſchwere Opfer und ſchwiegen. Um ſich zu zerſtreuen, baute der Aeltere, dem Sternberge gegenüber, den Liebenſtein; indeß die Jungfrau, beide Burgen vereint, mit dem Namen der Brüder begrüßte. — Plötzlich langte unerwartet ein Bote vom jüngern Bruder, ſeine Heimkehr verkündend und zugleich die Nachricht hinzufügend, an: daß er eine ſchöne Griechin aus Konſtantinopel, ſeiner Braut am Rheine als Freundin entgegen führe, und mit beiden vereint die Freuden der Zukunft zu genießen beſchloſſen habe. — Da brach der Aeltere in wilden Zorn aus, ſandte dem Bruder ſeinen Fehdehandſchuh entgegen, bezog die neuerbaute Veſte Liebenſtein, führte eine trennende Mauer zwiſchen beiden Burgen auf, und verſchloß, die Heiß-Geliebte mit ſeinem Leben gegen die ſie entehrenden Zumuthungen zu beſchützen. Dieſe aber war plötzlich verſchwunden und niemand wußte wohin ſie geflohen.

Als der Kreuzritter mit der ſchönen Griechin in Sternfels eingezogen war, entbrannte ſofort eine wilde Fehde zwiſchen den Brüdern und beide begegneten ſich, von ihren Mannen umgeben, zu einem Verderben drohenden Zweikampf. Da trat plötzlich ernſt und ſtill, gleich einer Heiligen, eine Nonne, Friede gebietend zwiſchen ſie, und ſie erkannten, vor der Furie des Brudermordes zurückbebend in dem blaſſen Engelsantlitze, die theuern Züge der unglücklichen Schweſter und ſchwuren, bereuend, Frieden in die geliebten Hände. Dann aber wanderten ſie ſtill und ernſt ihren verlaſſenen Burgen zu, indeß die bleiche Nonne einſam den Rückweg zum Kloſter einſchlug.

Tiefſinnig ritt der jüngere Bruder durch wohlbekannte Felſenwege ſeinen Mannen voraus, und ſchlich, am geheimen Nebenpförtlein abſteigend, wie ein Geſpenſt in die Veſte ein, deren Zinnen ein feuchter Herbſtabend mit abentheuerlichen Nebeln umhüllte; von dem Gemache der ſchönen Griechin aber ſchimmerte der Sternenſchein eines einzelnen Lichtes her, dem der Ritter unwillkührlich entgegen ging und die Thüre leiſe öffnete. — Tod und Hölle! da er-

Ausgegeben den 22. July.

bückte er die üppige Buhlerin in den Armen eines mit ihr koſenden blühend ſchönen Knappen, und riß wüthend das zum Brudermord geſchliffene Schwerd aus der Scheide — aber ſie entfloh mit dem Lieblinge ſeinem Grimme.

Furchtbar war die Nacht, welche er einſam zwiſchen Wuth und Wahnſinn zubrachte. Am Morgen ritten ſeine Reiſigen ein; er aber ging ſtill durch ſie hin, zum Liebenſtein hinauf, am Buſen des Bruders Schmerz und Verzweiflung auszuweinen. Dann wallfahrteten Beide mit der ſcheidenden Sonne hinaus in den Wald zu dem Kloſter der geliebten Schweſter, ihren theuern Namen am Sprachgitter ausſprechend. — Still öffneten ſich die Pforten und die öden Kreuzgänge voraus wandelt eine alte Schweſter den Flügeln einer ernſten hohen Halle entgegen. „Hier iſt ſie, die ihr ſucht“ ſpricht es dumpf und tonlos, und beide Brüder ſtehen ſtarr und verſteint am Sarge des erblaßten Engelbildes. — „Gott ſey ihrer Seele gnädig! Amen!“

Dies iſt die Sage von Liebenſtein und Sternfels.

Im zweiten Abſchnitt ſeines Werkes geſteht Hr. K. gleich anfangs ein, daß nur eigentlich der Zweck ſeiner Reiſe ein Raubzug a la Treitſchke und Schreivogel (wie er früher ſchon bemerkte) ſey, wobei er denn doch ſelbſt meint, daß ein Vogel dieſer Art ſchwerlich gern geſehen wird. (Wer ſieht auch Raubvögel gern, ſcherwenzelten ſie auch wie der ehemalige Karlsruher Theaterdirector Vogel herum.) Wir finden hier unſern Reiſenden in Hannover wieder, wo ihm das alte Kaſtenweſen, während der Franzoſenzeit etwas unſichtbar geworden, in der Form, aber ohne ſoliden Gehalt, ganz wieder zurückgekehrt zu ſeyn ſcheint. Welchen Werth Kronämter hier (in Hannover) wieder haben, wurde ihm klar durch folgende Ueberſchrift an einem Hauſe, welche beſagt, hier wohne: „Sr. Majeſtät, Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Cambridge und anderer Prinzen des Königlichen Hauſes Kutſch-Geſchirr und Sattelmacher.“

Folgende Anecdote mit Georgs III. wohlgetroffenem Bruſtbilde auf dem Theatervorhang zu Hannover verdient bemerkt zu werden. Als die Franzoſen die Hannöverſchen Lande beſetzten und alle auf die engliſche Regierung beziehenden Wappen und Embleme vertilgten, blieb allein der König von England ſelbſt auf dem von Ramberg gemalten Vorhang ſtehen. Wie nun die Braunſchweiger Geſellſchaft damals dort Vorſtellungen gab, fragte einſt ein franzöſiſcher Officier den Hrn. D. **Klingemann**: Wen das Bild vorſtellen ſolle? Leſſing, antwortete ſchnell Hr. K. und der Franzoſe erwiederte: Lessigue? mit einem Tone, der deutlich ausdrückte, daß er mit den letzten beiden Sylben bekannter geworden ſey, als mit dem Könige der deutſchen kritiſchen Literatur. Wie kläglich engherzig und furchtſam übrigens in jener Zeit die franzöſiſche Cenſur war (natürlich, da ſie, von Unterdrückung ausgehend, ſtets die Oppoſition fürchten mußte) beweiſt noch, daß bei einer Aufführung der Indianer in England von Kotzebue ſogar der Pulk Baſchkiren — in dem podagriſchen Fuße des Sir John Smith von ihr geſtrichen ward.

Das Verfallen-laſſen der von Davouſt bei Hamburg über die Elbe erbauten Brücke findet Hr. K. ſehr unrecht, wenn es blos darum geſchieht, weil ſie von einem böſen Feinde errichtet worden: und die Derbheit wo nicht Grobheit der niedern Klaſſen in dieſer Hanſeeſtadt wird von ihm, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, ſchwer gerügt. Eben ſo die anmaßende Kritik, welche die Juden dort im Theater ausüben. (Das iſt in Hamburg nicht allein ſo: dieſes Volk, „etourdie“ im höchſten Grade, miſcht überall gern ſich ein und legt ſeine größtentheils verſchrobenen Kunſtanſichten nur zu gern an den Tag. Wer ſie in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit will kennen lernen, gehe nach Berlin; da iſt ihr eigentliches Kanaan.)

Bei Beſichtigung von Klopſtocks Denkmahl zu Ottenſen drängte ſich Hrn. K. eine Betrachtung auf, die leider nur zu wahr iſt. Wenn der Deutſche ſich auch ſcheut, die Ruheſtätten großer Männer unheilig zu berühren, ſo hält er es doch nicht immer ſo mit dem, was ſie groß machte — mit ihren Werken; vorzüglich wagt die ſich in der Kritik übende liebe Jugend dergleichen Unbeſonnenheiten (Unverſchämtheiten, iſt beſſer) oft in der Selbſttäuſchung eines bei ihr ſich ereigneten genialen Durchbruches und erlangten Clairvoyance. Ein Characterzug der Deutſchen iſt dabei (leider nicht ehrend), daß ſie dergleichen, was jede andere Nation, und namentlich die Franzoſen, doch empören würde, ganz ruhig und ohne dabei aus ihrem phlegmatiſchen Gleichgewichte zu kommen, geſchehen laſſen. (Wohl wahr. Als Beleg hierzu dient des kleinen Hrn. Arndt Beſchmitzung Friedrich des Großen.)

Ueber Hamburgs damalige zwei Theater ſagt der Bf. viel Wahres; nicht genug aber über des bekannten Schauſpieler Gley verderbliche Führung des Zweiten, bald wieder eingegangenen, bei welchem Eingehen jedoch Gley klüglicherweiſe — nichts verlor. —

Die deutſchen Theater-Vorhänge ſcheinen den Franzoſen manches Aergerniß gegeben zu haben. So erregte z. B. der des Hamburger Stadttheaters die beſondere Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Behörden, indem man nemlich finden wollte, daß das darauf abgebildete Laſter, welches von der Sitte vertrieben wird, eine ſprechende Aehnlichkeit mit dem damals allgebietenden Kaiſer habe. Schröder, zu jener Zeit noch Vorſteher der dortigen Bühne, wurde deswegen eines Abends von dem Generalcommiſſair der hohen Policey hart in Anſpruch genommen und ihm angedeutet, nach der Vorſtellung das Theater ſchließen, und die Lichter brennen zu laſſen. Als dieß geſchehen, forderte man eine nähere Erklärung über die auffallende Phyſionomie des Laſters und behauptete, als Schröder hierüber verwundert ſchien, daß der Kaiſer Napoleon ſelbſt offenbar und auf das anſchaulichſte als böſer Dämon auf dem Vorhange portraitirt ſey. Da alle Beweiſe in dieſer von allen Seiten ſehr gefährlichen Sache fehlten, ſo ließ man zwar die Abſicht oder den Zufall dahingeſtellt ſeyn, und Schröder erhielt nur den Befehl, die bekannten Züge in dem Antlitze des Dämons noch in derſelben Nacht verwandeln zu laſſen, was indeß (weil vielleicht ſelbſt ein Dämon im Spiele war) auf eine ſo ungeſchickte Weiſe geſchah, daß man noch heut zu Tage das Haupt des Laſters auf dem Vorhange zu Hamburg mit dem wohlgetroffenen Bildniſſe des Exkaiſers auf den Napoleond'oren zu verwechſeln geneigt iſt.

Das Theater in Lübeck berührt Hr. K. faſt gar nicht; und das iſt auch ein Glück für ihn, denn hätte er etwa gewagt, hier, wie anderer Orten, das Tadelnswerthe zu tadeln, ſo würde gewiß Mamſell oder Fräulein Fanny Tarnow ihm in der Abendzeitung die Epiſtel geleſen haben, wie ſie dieß erfreulicherweiſe kürzlich gegen einen andern böſen Läſterer that. Den Turnplatz zu Lübeck findet indeß der Hr. Vf. überflüſſig und das thun wir auch.

In einem beſondern „Friedrich Ludwig Schröder" beſchriebenen Abſchnitt, giebt Hr. K. einige Andeutungen und Erinnerungen an dieſen großen Schauſpieler und nicht großen Dichter, der, faſt noch mehr wie Iffland, in der ſeltſamen Anſicht befangen war, daß es nöthig ſey, die dramatiſche Dichtkunſt ſo viel als möglich von allem Poetiſchen zu entkleiden (daher beiden, wie der alten Dresdner Bühne, der Vers ein Greuel war) und ſie zu einer geſchwätzigen Moralpredigerin zu machen. Dieſe verkehrte Anſicht ging bei Schröder ſo weit, daß er einſt eigenhändig an Hrn. D. K. ſchrieb: Schillers Tod, in Beziehung auf die deutſche Bühne, ſey durchaus kein Verluſt!!! — — Ueber Celle, Braunſchweig und Magdeburg begab ſich der Reiſende nach Berlin, von deſſen Bewohnern er ſagt: „Ein ächter Berliner erklärt ſchon in Potsdam ſeine Vaterſtadt für den erſten Ort der Welt und läßt nichts für gerecht und vollkommen paſſiren, was nicht von ihr ausgegangen iſt; dabei ſpricht er den bloßen Namen: Berlin, mit einem Tone aus, welcher es gewiſſermaßen in den Adelſtand erheben und das Wörtlein von nur noch davor ſetzen möchte. Kommt dieſer Stockberliner über Potsdam hinaus, nach Brandenburg, Magdeburg u ſ. w., ſo wird jenes von immer größer und erſcheint in Schwabacher Lettern, indeß es ſich, wenn er gar die Grenzen des preußiſchen Staates überſchritten hat, ſofort in ein: von Gottes Gnaden verwandelt und durch eigene Macht in den Fürſtenſtand erhebt. — Nun ſucht er nicht mehr, was er nicht in Berlin (ſollte es auch dort gar nicht vorhanden ſeyn) beſſer geſehen; (uns ſind auch merkwürdige Beiſpiele in dieſer Art von Stockberlinern vorgekommen), es ſchmeckt nichts mehr was ihm Dailak oder das Berliner Theater nicht längſt beſſer zubereitet hätte; ja er möchte über alles, was außerhalb Berlin noch geſchaffen iſt, mit Hamlet ausrufen:

„Gott! o Gott;
Wie ekel, ſchaal und flach und unerſprießlich!"

Kommt er indeß nach dem gekrönten Orte zurück, ſo iſt ihm ſofort wieder nichts gut genug in ihm, und er macht am zweiten Tage Parthie mit denen, welche Fiſcher ausziſchen, oder es Wurmt (mit Erlaubniß Hr. K., das iſt ein bißgen boshaft) ihn ſonſt irgendwo, wenn man in moraliſcher oder äſthetiſcher Hinſicht ſeinem Willen nicht nachkommen will. Noch ſchlimmer als der Stockberliner iſt aber der Berliniſche Parvenü, (das weiß der Himmel! dieſe ſind unter dem Abgeſchmackten das Abgeſchmackteſte.)

Bei Erwähnung der Glieder des Berliner Theaters erzählt Hr. K. eine recht hübſche Anekdote, Kotzebues bekanntes unterhaltendes kleines Luſtſpiel U. A. W. G. betreffend. Als dies in Potsdam gegeben wurde, machte der bekannte Komiker Unzelmann, als Amtmann Bierling, mit den Titelbuchſtaben die Variation: „Und Ananas werden gegeſſen!" Nach der Vorſtellung ſandte der König dem Komiker, nebſt der genannten Frucht, einige Bouteillen Ausbruch mit der Bemerkung: „Und Ausbruch wird getrunken!" (Wir ſetzen hinzu: „Und alles wird gehechelt." Herrn D. Franz Horns ſchiefer Beurtheilung des Dichters aber gedenkend: „Und alles war Geſchmier.")

Ueber Wittenberg reißte Hr. K. nach Leipzig. Bei Beſichtigung der Schloßkirche in erſter Stadt hatte der Hr. Vf. einen ſeltſamen Kunſtanblick. Auf dem hohen Chore, in der Nähe ſeines, mit einer Metallplatte verſchloſſenen Grabes, knieet Churfürſt Friedrich der Weiſe, in Lebensgröße aus Holz; neben ihm ſein Bruder Johann der Beſtändige. Beide Standbilder waren in der Kriegsperiode etwas beſchädigt und unſcheinbar geworden. Das erbarmte einen kunſtliebenden preußiſchen Lieutenant und er beſchloß, zur Säcularfeier ſie reſtauriren und neu malen zu laſſen. Vormals trug Johann der Beſtändige einen ſchwarzen mit goldnen Blumen gezierten Wappenrock; dieß mochte dem kunſtliebenden Preußen aber nicht gefallen und er ließ daher beide ſächſiſche Fürſten in ſeine Landsleute verwandeln, d. h. blau uniformiren. Hiermit jedoch noch nicht zufrieden, that der Kunſtſinnige auch an Herzog Rudolph und ſeinen beiden Gemahlinnen — die hinter dem Hochaltar an einer Wand in Stein ausgehauen ſind — daſſelbe was er an den beiden Churfürſten verübte, und behandelte ſie Preußiſch; ein Schickſal, in welches ſich die guten Altvordern, ſo ſcheel ſie auch ausſehen mögen, haben ergeben müſſen.

Luthers Zelle im Auguſtinerkloſter (dem jetzigen Auguſteum) war durch eine eiſerne Stange verſchloſſen. Bei der letzten Anweſenheit der Franzoſen in Wittenberg wurde das ganze Gebäude zu einem Lazareth genommen, der durch Luther geweihte Ort indeß ehrfurchtsvoll geſchont: was den fremden Kriegern um ſo mehr Ehre macht, da ſie, als Katholiken, eben keinen Grund hatten, Luther zu lieben. In das daſelbſt befindliche Fremdenbuch hatte ſich auch der Staatsrath Körner nebſt ſeiner Gattin eingeſchrieben; letztere mit der Bemerkung: „Mutter Theodor Körners“

Im Städtchen Düben lernte Hr. K. auf eine etwas komiſche Art den Vater des bekannten Tenoriſten Gerſtäcker kennen, der dort wohlbeſtallter Stadtchirurgus und Barbier iſt. Dieſer Mann hatte einmal, als ſeinem Sohne die bekannte theatraliſche Ehre des Hervorrufens wiederfuhr, dieſerhalb einen argen Schreck. Er war nemlich, ſeinen Sohn, als dieſer noch bei einer herumziehenden Truppe in Sachſen ſtand, zu beſuchen nach Torgau gereißt und wohnte der Vorſtellung einer Oper bei, nach deren Beendigung das über Gerſtäckers trefflichen Geſang entzückte Publikum einſtimmig: „Herr Gerſtäcker heraus!“ rief. Der erſchrockene Chirurg im Parterre glaubte es ſey auf ihn gemünzt, und rettete ſich angſtvoll, da das Rufen immer ſtärker ward, zur Thür hinaus, wo ihm denn endlich ein Bekannter das Quid pro quo erklärte und die Ehre anſchaulich machte, welche ſeinem Sprößling wiederfahren war.

Von der neuen, damals erſt im Entſtehen begriffenen, Leipziger Bühne, erwähnt Hr. K. nur wenig, mit Recht, weil ſich über etwas ſich erſt Geſtaltendes kein feſter Ueberblick geben läßt; der Weimarſchen hingegen gedenkt er mit vielem Tadel, nicht mit Recht, denn iſt ſie das freilich jetzt nicht mehr was ſie war, ſo iſt ſie doch nicht ſo wie Hr. K. ſie ſchildert — — was mag wohl Weimar dem Herrn Doktor Klingemann zu Leide gethan haben! (Herzlich bedauern wir übrigens, daß Hr. K. auf ſeiner Reiſe nicht nach Dresden kam. Da würden wir denn doch, da ſein Urtheil über Theater und theatraliſche Vorſtellungen, im Ganzen ſehr gehalten und gut iſt, endlich einmal etwas Vernünftiges über dies Theater vernommen haben; denn das, was in langen, ſüßen Redensarten die Herren Böttiger, Hell und Karl Boromäus Freiherr von Miltiz, Königlich Sächſiſcher Kammerherr (wie er ſich jedesmal unterſchreibt) in der Abendzeitung von ſich geben, iſt aus einer zu ſichtbaren Quelle entſprungen, um Wahrheit zu enthalten.)

Die Anweſenheit der berühmten Prophetin, Frau von Krüdener, in Kranichfeld, einem unbedeutenden Oertchen auf der Weimariſch-Gothaiſchen Grenze, bewog Hrn K., eine Excurſion dahin zu unternehmen. Er kam gerade daſelbſt an als die heilige Frau ſich in argen Nöthen befand; denn der Wirth, (der weder Sinn für Myſtik noch Galanterie hat, wie Nachfolgendes beweißt) wollte die neue Pythia mit ſammt ihrem gläubigen, ziemlich anſehnlichen Gefolge, nicht ziehen laſſen, weil ſie ihm einige hundert Thaler ſchuldig geworden war und ſelbe nicht alsbald auszahlen konnte. Wie ſich dieß denn doch am Ende durch Dalaſſung einiger Bagage ausglich, wie Frau v. Krüdener eine Philippika gegen die arge Welt hielt, Hr. Kellner ihr darin beiſtand und die ganze Miſſion endlich abfuhr, wird vom Hrn. Vf. ausführlich und unterhaltend erzählt und zuletzt von ihm eine recht gute Würdigung dieſer myſtiſchen nun verſchollenen Dame gegeben.

Bei Kotzebue brachte Hr. K. in Weimar einige vergnügte Stunden zu, damals freilich nicht ahnend, welch trauriges Schickſal kaum ein Jahr ſpäter ſeinem Freunde durch verrückten Fanatismus bevorſtande. Den Abend vorher, als Hr. K. bei Kotzebue zubrachte, hatten die Turner letztern erſt die Fenſter eingeworfen. Ein erfreulicher Beweis von der Liberalität unſerer Zeit.

Populäre Arzneykunde.

Hr. D. v. Brühl-Cramer in Moskau hat zur Beherzigung für Jedermann geſchrieben: über die Trunkſucht, und eine rationelle Heilmethode derſelben. Er zeigt, wie die böſe Gewohnheit am Ende jene Sucht als eine eigene Krankheit hervorbringt, welche die meiſte Analogie mit der Nymphomanie hat; wie ſie verläuft und ſich endigt, wie ſie zu behandeln iſt, und wie ſie zuweilen glücklich geheilt werden kann. Widrige Affecten, ſagt der Vfr., könnten ſehr oft Gelegenheitsurſachen zur Trunkſucht ſeyn, und es datire ſich z. B. ein ſehr großer Theil der Trunkſüchtigen in Moskau von der Zeit der unglücklichen Cataſtrophe des Jahres 1812 her, wo ſo viele Menſchen ihrer Ruhe, ihres Vermögens, auch ihrer nächſten Verwandten verluſtig worden wären. (Eine unerwartete Vermehrung des napoleoniſchen Sündenregiſters!) Man kann aber auch trunkſüchtig werden, ohne ſelbſt recht zu wiſſen wie. Ein junger Menſch, der ſeit einigen Jahren den Branntwein nicht übermäßig genoſſen hatte, erhielt während des nächtlichen Schlafs von einem Andern, der ihn für ſeinen ungerathenen Sohn hielt, eine tüchtige Ohrfeige, wodurch er in den äußerſten Schreck verſetzt wurde. Von dieſer Zeit an ward er periodiſch trunkſüchtig. Die Anfälle dauerten gewöhnlich drei Tage, und erſchienen immer in den letzten Tagen des Monats. Der Vf. empfiehlt zur Heilung vegetabiliſche Säuren. Beachtenswerth iſt, was er über den verderblichen Einfluß ſagt, welchen die Trunkſucht der Eltern, beſonders aber der Väter, beim Zeugungsgeſchäft, hinſichtlich der phyſiſchen und moraliſchen Conſtitution der Kinder, ausübt.

Unter dem Titel: Der Menſch in Bezug auf ſein Geſchlecht, hat ein Hr. Bauer Aufſätze über Zeugung, Befruchtung, Enthaltſamkeit, Eheſtand ꝛc. nach den neueſten Werken der franzöſiſchen Aerzte, deutſch bearbeitet, herausgegeben, die, wenn auch im Ganzen nicht viel Neues, doch manches Intereſſante, nur zuweilen wiederholt, enthalten. Lächerlich und empörend zugleich iſt, was von den, kaum erſt ſeit 150 Jahren in Frankreich abgeſchafften, Eheproben erzählt wird. — In mäßig kalten Ländern iſt bekanntlich die Fruchtbarkeit im Allgemeinen weit größer als unter heißen Himmelsſtrichen. Die Isländerinnen bekommen, laut Erfahrung, in der Regel 15 – 20 Kinder, und im Jahre 1707, da Island durch eine anſteckende Krankheit entvölkert worden war, erklärte der König von Dänemark in einer deßfalls erlaſſenen Verordnung, daß jedes Mädchen, welches ſechs Kinder bekäme, nicht als entehrt angeſehen werden ſollte. Die Isländerinnen ſollen nun ſofort ſich die Bevölkerung ihres Vaterlandes ſo ſehr haben angelegen ſeyn laſſen, daß man bald ihrem Eifer durch ein anderes Geſetz Schranken ſetzen mußte. — Von zwanzig Selbſtmördern in England beſteht gewöhnlich die Hälfte aus Unverehlichten.

Das 4. Stück der Bibliothek d. pract. Heilkunde 1819. enthält, nach de Carro's, von Wächter auch in's Deutſche überſetztes Werk über die Schwefelräucherungen viel Intereſſantes über den, durch vielfältige Beobachtungen bewährten, Nutzen derſelben bei Ausſchlägen, Gicht und chroniſchen Rheumatismen, gegen die zuweilen ſelbſt berühmte Bäder, wie Töpliz und Baden keine Hülfe zu leiſten vermochten. Der de Carro'ſche verbeſſerte Apparat zu den Räucherungs-Bädern iſt ſehr einfach, und zugleich um ſo zweckmäßiger, als er alle Gefahr und viel Unbequemlichkeit entfernt. Krankenanſtalten ſollten nicht verſäumen, ſich mit dergleichen Apparaten zu verſehen, von denen bei Hrn. D. de Carro in Wien immer einige Exemplare zum Verſenden eingepackt vorräthig liegen. Das Exemplar koſtet 250 Gulden. (Wiener Währung?.)

In dem 4. Stück des Journals der pract. Heilkunde wird der glücklich erfolgten Heilung von fünf Kindern von 12. — 14 Jahren erwähnt, die von einem wahrhaft wüthend geweſenen Hunde gebiſſen worden waren. Die Wunden wurden unverzüglich nach der That mit Salz und Eſſig ausgewaſchen, und durch Einſtreuung von Kanthariden-Pulver 6 Wochen lang in Eiterung erhalten. Zugleich wurde die neuerlich ſo ſehr empfohlene Wurzel der Alysma plantago (Waſſer-Wegerich) in einer friſchbereiteten Conſerve, aus einem Theil dieſer gepülverten friſch ausgegrabenen Wurzel und 2 Theilen Zucker täglich zu 3 — 5 Theelöffel, nach Verhältniß des Alters, 8 Wochen hindurch fortgebraucht. Es ſoll nun ſchwer zu entſcheiden ſeyn, ob dieſem Mittel, oder der zweckmäßigen ſofortigen chirurgiſchen Behandlung, oder beiden vereint, der günſtige Erfolg zuzuſchreiben ſey. (Dürfte vor der Hand auch ganz auf ſich beruhen, und der vereinte Gebrauch beider, dem erwähnten Erfolg nach, mit Recht empfohlen werden können.)

Bemerkung. *)

Herr Profeſſor Steffens ſagt in ſeiner Broſchüre: Ueber die Ermordung Kotzebues:

---

*) Von einem Ehrenmanne aus Berlin, im Rahmen mehrerer rechtlicher Männer daſelbſt.

„Nach dieſer Mordthat müſſe ſich das Publikum mit Grauen von Kotzebue abwenden!“ — Alſo von einem unglücklichen Greiſe, der durch Meuchelmord fiel, ſoll ſich das Publikum mit Grauen abwenden? „Von einem Greiſe: der das bejammernswerthe Opfer eines wahnſinnigen Schwärmers wurde!“ — Wie iſt es möglich, daß ein ſo geiſtreicher Mann, als Herr Steffens, ſo etwas ſagen kann? — Kein rechtlicher und unpartheyiſcher Mann denkt an jene unglückſeelige Mordthat, ohne dem Schickſale des gemordeten Greiſes ſeine Theilnahme zu ſchenken. Und kein redlicher Mann denkt an ſeinen Mörder, ohne ſich mit Grauen von dem abzuwenden! —

Herr Hartwig von Hundt-Radowsky, ſagt in ſeiner Schrift: „Ueber den Mord Auguſt von Kotzebues.“ — „Die Studenten aus Jena „wären im Jahr 1790 nach Weimar gekommen, „um daſelbſt die Aufführung von Kotzebues „Menſchenhaß und Reue zu ſehn. Als das „Stück geendet war, hatten ſie den Rückweg nach „Jena angetreten, und auf demſelben die Straße „berührt, worin Kotzebue's Wohnung ſich befand (der gerade um jene Zeit, an dem Sterbelager ſeiner erſten Gattin, in Weimar ſich befand.) „Die Studierenden, welche die Anweſenheit des „Dichters, und daß ſeine Gattin im Todeskampf „läge, erfahren hatten, unterbrachen, als ſie vor „ſeine Wohnung kamen, das laute Geräuſch, welches ſie früher gemacht, um die kranke Frau von „Kotzebue nicht zu erſchrecken.“ — Und trotz dieſem Beweiſe einer zarten Achtung (fährt Herr von Hundt in ſeiner Schrift fort) welche jene edlen Muſen-Söhne, Kotzebue, in jenem Jahre gaben, brach er doch den Stab über ihre ſtudirenden Nachkommen der Jahre 1817, 1818 und 1819 dieſer Univerſität. — Was hat denn jene Begebenheit wohl für einen Zuſammenhang mit Kotzebues Urtheil, in den drei letzten Jahren? — Wir geſtehen aufrichtig, daß uns die Logik des Herrn von Hundt unerklärbar iſt.

Johann Georg Hamann.

Die Worte, welche unſer Göthe in ſeinem herrlichen Taſſo Virgils Schatten ſagen läßt:

„Was ehret ihr die Todten? hatten die
„Doch ihren Lohn und Freude, da ſie lebten.
„Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
„So gebt auch den Lebendigen ihr Theil! —

ſind inhaltſchwer und gut und fromm gemeint, und müſſen mancher Zeit wie ein ſcharfes Schwerdt durch die Seele dringen. Allein oft, gar zu oft, ſuchen wir umſonſt im Leben tüchtiger Männer ihren Lohn und Freude; der grüne Zweig gehört dem Lebendigen nicht an; ſie müſſen erſt ſterben, um erkannt und geehrt zu werden, und ſo ihren Lohn und ihre Freude aus den Händen der Nachwelt nehmen. Und wenn wir die Todten nicht ehren ſollten, wen denn ſollten wir öfters ehren? Oder wollen wir mit dem Lorbeer, der für Achill gewachſen iſt, Therſites kahlen Kopf auspuzen? — Zu dieſen Bemerkungen veranlaßt uns das erneute Gedächtniß Johann Georg Hamann, des Magus in Norden, eines ſeltenen Menſchen, der zu ſeiner Zeit viel verkannt und gemißhandelt worden. Friedrich Cramer hat (Leipzig bei Brockhaus) Sibylliniſche Blätter deſſelben in 2 Büchern herausgegeben; wofür wir und gewiß viele ihm danken, herzlich danken! dieſe Sib. Blätter enthalten Fragmente und Sprüche aus H. Schriften, die H. originellen, vielſeitigen und gewaltigen philoſoph. Geiſt bekunden; eine genußreiche Koſt für jeden, der von der Lectüre etwas mehr als Amüſement begehrt, und ſich die Zähne nicht durch Zuckerbrod verderbt hat. Voran geht H. Leben, ein Verzeichniß ſeiner Schriften und Zeugniſſe über ihn von Herder und Göthe. 'S iſt wirklich höchſt tragikomiſch, in jener Lebensbeſchreibung einen Freund Mendelſohns, den, der Herders Bruder war im Geiſt und in Liebe, als unbeſoldeten Kopiſten beim Stadtmagiſtrat in Königsberg und endlich, von den Göttern der Erde hochbeglückt, als Packhofverwalter daſelbſt zu finden! Doch das iſt — wird mancher ſagen — gar nichts Neues, nichts Auffallendes. H. Worte hörte und hört man immer: „Ich konnte zu dem beſcheidenen Glücke, in meinem Vaterlande ein ehrlicher Thorſchreiber zu werden, nicht gelangen vor überlegener Concurrenz invalider Schuhputzer und Broddiebe!“ — H. ſtarb zu Münſter, wohin ihn Liebe zu einem wirklich ſeltenen Freunde trieb, 1788, und ſeine Aſche — Herder ſagt: ich ehre ſie, wie die eines Propheten — ruht allda im Garten ſeiner hohen Gönnerin, der Fürſtin von Gallizien unter einem Steine, mit folgender Inſchrift in lateiniſcher Sprache: Joh. Georg Hamann, dem Chriſten. Den Juden ein Aergerniß ꝛc. (1 Cor. 1, 23. 27.)

Hier noch einige Pröbchen jener Sprüche: „Mein Name möge niemals zunftmäßig werden, wenn ich meine Tage den göttlich ſchönen Pflichten der Dunkelheit und Freundſchaft weihen kann.“ — (Ein Wörtchen für die gelehrten Zünftler unſrer Zeit, die ihr kleines Licht nicht hoch genug ſtellen können, und für deren Dünkel die Sonne nie hell genug ſcheint.) „Man kann mit Wahrheit von den Ehrenſtellen und Gütern ſagen, daß, um beide zu verachten, man diejenigen nur angehen dürfte, die ſolche beſitzen“ (Wie oft, wie oft hat der Mann recht!) — „Freiheit, unſchätzbares Gut, ohne welches der Menſch weder denken noch handeln kann, deſſen Verluſt ihm aller ſeiner Vorzüge beraubt; durch dich blühe der Handel. Jeder Menſch trete in ſeine alten und natürlichen Rechte, die wir, um ſclaviſcher Leidenſchaften und Vorurtheile willen, verleugnet haben!“ — (Armes Deutſchland, du haſt viel geblutet für dieß Gebet; iſt's dir erhört worden?) „Die erſte und vornehmſte Abſicht eines Scribenten iſt gedruckt; hierauf von hundert geleſen; um endlich von drey oder vier recenſirt zu werden. Hierin beſteht die Geburt, der Lebenslauf und der Todt eines Scribenten.“ (Beneidenswerthes Schickſal!) „Heroiſche Zeitalter ſind an Rieſen, philoſophiſche an Betrügereien fruchtbar.“ (Welch Zeit iſts jetzt?) „Werdet wie die Kinder, um glücklich zu ſeyn, heißt ſchwerlich ſo viel, als: habt Vernunft, deutliche Begriffe. Propheten gehen auf Leidenſchaften von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geſchmack. Ich denke von der Vernunft, wie St. Paulus vom Geſetze und ſeiner Schulgerechtigkeit — ich traue ihr nichts als Erkenntniß des Irrthums zu, aber ich halte ſie für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben.“ (Was ſagen dazu die kecken Herrn Rationaliſten? Verdiente vielleicht dieſes Ausſpruchs wegen Hamann vor dem Richterſtuhle dieſer hochmögenden Herren ein ähnliches Schickſal mit dem ſeines Namensvetters im alten Teſtamente??) Im Ganzen dürfte H. für unſre Zeit in vielfacher Hinſicht als Prophet — lehrend, warnend und tröſtend — gelten. Man gehe ſelbſt hinaus in die Wüſte, ſehe ihn und höre ſeine Stimme und — das letzte thun wir freilich ſelten, oder niemals.

Die Königin Eliſabeth von England.

Daß eine gewiſſe ſchwatzhafte Weitſchweifigkeit den ſchreibenden Frauen ſtets eigen war und noch iſt, zeigen beſonders die franzöſiſchen Memoiren und engliſchen Romane derſelben. Sagt man doch, ein Frauenzimmer könne nie einen Brief ohne ein Poſtſkript ſchreiben, weil ſie nie ſich ganz ausreden konnten. Das bewährt ſich auch in der Lucie Aikin ihrem neueſten Werke: Eliſabeth, ihr Hof, und ihr Zeitalter. Zwar heißt es in der Vorrede, die Verfaſſerin habe alle zu einer ſolchen Geſchichte gehörige Quellen, Handbriefe, Denkwürdigkeiten, Chroniken ꝛc. jener Zeit benutzt, aber gewiß, wir ſehen die Königin nicht anders, als die Unpartheyiſchen dieſelbe ſtets geſehen haben. Eine wirklich recht wohl einſtudierte Schauſpielerin. Und, gewiß das war ſie; was noch dazu auf dem Throne ihr ſo leicht wurde, es mit Beifall zu ſeyn. — Die Verfaſſerin verweilt ganz ungemein weitläuftig bei der Jugendgeſchichte der K. Eliſabeth, und da erzählt ſie wirklich einige unterhaltende und belehrende Dinge von ihr; z. B. daß ſie „den jüngern Seymour wirklich liebte;“ (nachher hat man ſtets an einer aufrichtigen Liebe dieſer Monarchin zweifeln wollen; daß ſie „in ihrem ſechszehnten Jahre, außer dem Engliſchen, ſchon eben ſo gut franzöſiſch und italieniſch ſprach. Lateiniſch ſprach ſie geläufig, richtig und mit Beurtheilung. Gern und oft unterhielt ſie ſich mit ihrem Lehrer, dem gelehrten Robert Aſcham, im Griechiſchen, (das thut man ihr jetzt nicht nach!) und hatte große muſikaliſche Fertigkeiten. Eine ſchönere Handſchrift wie die Ihrige, im Griechiſchen und Lateiniſchen, konnte man nicht ſehen. Sie las den Livius mit Vergnügen und den Cicero beinahe ganz durch.“ (Das heißt mehr als Etwas) Wie ſehr ſie ſich zu verſtellen wußte, zeigte ihr Benehmen gegen die Königin Maria, zu Gunſten des Katholicismus. „Bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens erlaubte Eliſabeth nicht allein die ekelhafteſten Lobſprüche über ihre Schönheit, und hörte ſie mit Entzücken an, ſondern ſie forderte dieſelben ſogar. Deshalb war ſie auch ſo aufgebracht, wenn ſie die ſchöne Schotten-Königin Maria loben hören mußte. Sie ſelbſt war, als ſie in ihrem fünfundzwanzigſten Jahre den Thron beſtieg, eine Jungfrau von ſtattlicher Form. Ihre Haut war vollkommen weiß, goldfarben erglänzten ihre Haare. (Andere ſagen, ſie ſey ein Rothköpfchen geweſen;) Lebhaft waren und vielverſprechend ihre Augen. Alles war bei ihr im richtigen Ebenmaaſe, nur ihre Naſe war zu groß. Ihr Gang war ganz abgemeſſen theatraliſch. Sie ſelbſt ſchwamm ſtets in der Wonne einer zu erwartenden Vergötterung.“ — Intereſſante Nachrichten finden ſich in dieſem Buche von Leiceſter, Eſſex, Burleigh und vielen Andern, weshalb wir deſſelben Lectüre Allen anrathen, welche an hiſtoriſchen Anekdoten und Charakterzeichnungen Vergnügen finden und Antheil nehmen ſo wie an der ſonderbaren Königin der ſonderbaren Engländer. Wer es kann, der vergleiche mit dem Werke des Aikin: Camden History of the most renowned and victorious Elizabeth late Queen of England. Lond. 1675. und er wird viel ſchon Geſagtes finden.

Aus allen dem, was man über dieſe Königin geleſen hat und leſen kann, geht nur immer ein und ebendaſſelbe Reſultat hervor, welches der Verfaſſer der Abhandlung über den Charakter der Königin Eliſabeth (im 5. Bande der Engliſchen Blätter) gegeben hat. „Es war die moraliſche Seite ihres Charakters, eine Miſchung von Neid und Weiberliſt, die bald in üppigen Muthwillen, bald, (wiewohl ſeltener,) in die äußerſte Grauſamkeit überging. Der eigenſinnige Befehl zum Tode des Grafen Eſſer iſt ein Denkmal der muthwilligen Verſchloſſenheit dieſer Regentin." Gros war ihr Stolz und noch größer ihre Eigenwilligkeit. Es mußte ihr knieend aufgewartet werden. Selbſt ihre Tafel wurde knieend gedeckt, auch wenn ſie nicht zugegen war. Sie gab ihren Lieblingen Ohrfeigen, und prügelte ihre Kammerfrauen mit eigener hohen Hand. Ihre Krone war es ohne Zweifel nur, welche ihr ſo viele Freier erwarb, doch muß ſie ſelbſt auch den Männern, ſelbſt den Unbefangenſten aller Nationen, intereſſant geweſen ſeyn. So ſagt u. a. die alte **Wirtembergiſche Badefahrt** von ihr: „Als der Herzog Friedrich von Wirtemberg die Königin Eliſabeth beſuchte und ihm im Jahr 1592 von ihr der Orden des Hoſenbandes umgehängt wurde, war ſie noch immer ſo ſchönen Anſehens, daß ſie einem Fräulein von 16 Jahren nichts zuvor gegeben hätte." — Die Königin war gebohren 1533 und ſtarb im Jahr 1603.

Neues aus alter Geſchichte. (Fortſetzung.)

Suwarow: Nicoſtratus zu Argos, ein braver Mann, ſowohl in Thaten als Entwürfen, hatte gleichwohl in ſeinem Character eine wunderbare Miſchung von Klugheit und Wahnwitz. Wie Herkules zog er mit einer Keule und Löwenhaut umher. (Diodor.)

Alexander der Große, ein Roſenkreuzer und Ideologen-Feind. Alexander war ſehr für die geheimen Gaukeleyen der **Chaldäer** eingenommen, zog aber deſto mehr auf die Philoſophen und diejenigen los, welche durch ihre ſpitzfindigen und willkührlichen Schlüſſe gegen die Macht des Schickſals diſputiren wollten. (Diodor.)

Pupillen Depoſitalweſen, eine Erfindung des Tyrannen Agathokles von Sicilien im Krieg gegen Hamilkar; „weil es ihm am Geld fehlte, ſo „zwang er die Vormünder, ihm das Vermögen „ihrer Mündel einzuhändigen, indem er ſagte, er „wolle die Vormundſchaft beſſer führen, als ſie." (Diodor. XX. 4.)

Legitimität: eine uſurpirte Herrſchaft wird rechtmäßig in den Händen eines tugendhaften Mannes. (Plutarch im Solon.)

Gelehrte Frauen und militäriſche Staaten: Ehemänner, die mit gelehrten Frauen hauſen, und Unterthanen, die in Staaten leben müſſen, die ſich durch ihr Militär politiſch wichtig machen wollen, ſollen beide in großer Unbehaglichkeit leben.

Kriegshandwerk. Je weniger bei den alten Deutſchen der Krieg kunſtmäßig betrieben wurde, deſto kriegeriſcher war die Nation ſelbſt. (**Schmidts** Geſch. der D. I 307.)

Occidentaliſche u. Orientaliſche Geſchichte. Der Unterſchied zwiſchen der Geſchichte des Occidents und des Orients war lange Zeit nur der, daß dort die Regierungen ſelbſt, hier aber nur die Regenten wechſelten. II. S. 3.

Baldachin. Das **Baldachin** ſoll zum erſtenmal in Europa gebraucht worden ſeyn, als Pabſt Innozenz IV. ſeinen Einzug in Mailand hielt. (Sismondi hist. de rep. Republ. Ital. III. 131.)

Egoismus. Egoismus äußert niemals Kraft. Wer blos calculirt, findet, daß ruhig bleiben den meiſten Nutzen bringt. Ebendaſ. 136.

Criminal-Juſtiz. Im Mittelalter, wo die Leidenſchaften ungezügelter, die Mittel zu entkommen leichter waren, ſah man in der **Criminal-Juſtiz** den wichtigſten Theil der Regierung. Damals fand man die Verbrecher mehr in den hohen Ständen — mehr offenbare als heimliche. ib. 257.

Literariſche Anzeige.

Herr Buchhändler Ernſt **Klein** hieſelbſt maßt ſich an, **mein** bis zum zweiten Stück von mir in ſeinem Verlage herausgegebenes

Zeitblatt für Literatur und Politik

künftig ſelbſt zu ſchreiben, „weil er," wie er mir brieflich meldet, „aus ſeinem **großen** (!) und **vielſeitigen** (!) Wirkungskreiſe die **Bedürfniſſe** (!!) der Leſewelt beſſer kennen und denſelben leichter abhelfen könne, als ich." Deßhalb werde ich mein Zeitblatt nicht weiter in ſeinem Verlage fortſetzen, und eben ſo wenig geſtatten, daß dies von Andern geſchehe. Alle **reelle** Buchhandlungen warne ich hiedurch, auf das **Zeitblatt für Literatur und Politik** bei Herrn **Klein** Beſtellungen zu machen, oder für ihn anzunehmen.

Leipzig, den 8. Juli 1819.

Hartwig von **Hundt-Radowsky**.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 12. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Magnetiſmus.

Das Archiv f. d. thieriſchen Magnetiſmus (5. B. 2. St.) enthält eine „merkwürdige" Aeußerung einer hellſehenden Sommambüle über das ſideriſche Baquet. Sie hat nämlich die daran befindliche gebogene Eiſenſtange auf ihre Magengegend halten müſſen, ſie aber ſofort wieder weggeſchmiſſen und geſagt: „Weg mit den Düvel, — dat brennt ja verdübelt." (Allerdings eine verdübelte Merkwürdigkeit!) Hr. Kieſer hat einen hellſehenden und dabei mit temporärer Taubſtummheit befallenen Knaben, während eines ſolchen Anfalls bei übrigens vollem Bewußtſein, eine zwei Loth ſchwere goldene Lorgnette auf die Naſe geſetzt, und der Knabe hat ſofort gehört und geſprochen! (Wär es eine Brille geweſen, ſe dürfte die Sache weniger wunderbar ſeyn, da ſich die ſprachreizende Kraft der Brillen in ſoferne ziemlich evident nachgewieſen hat, als ſeit dem faſt allgemeinen Gebrauch derſelben des Geſchwätzes in der Welt unendlich mehr geworden iſt.) Die wahrhaft verdüveltſte Merkwürdigkeit bleibt aber doch, daß dieſem Knaben — dem Sohn eines Schneiders — im Frühjahr d. J. eine „dämoniſche Geſtalt, ein Phantaſiebild ſeines höhern Traumlebens, ein von Gott Geſandter (!) Spiritus familiaris" erſchienen iſt, und zwar „in ganz proſaiſcher Geſtalt, als Schneidergeſelle." Hiebei iſt nun wiederum „höchſt" merkwürdig, daß der Knabe vollkommen wachend geweſen, als der göttliche Geſelle Abends oder Frühmorgens vor ſein Bett gekommen iſt, ihm das ihm Begegnende vorausgeſagt, ihn vor Unglück gewarnt und behütet, ſeine völlige Heilung beſtimmt, ſich mit dem Knaben an einen (à la Philadelphia) aus der Taſche gezogenen und ſich ausdehnenden Tiſch geſetzt, und mit ihm eine Flaſche Wein getrunken hat, ſo daß der Knabe betrunken nach Hauſe gekommen iſt, (was der Hut eines warnenden Gottgeſandten eben keine Ehre machen würde!) er hat aber auch den Knaben mit Schlägen gezüchtigt, wenn dieſer ſeinen Befehlen nicht gefolgt iſt, (recht handwerksmäßig!) und hat die durch den Knaben ihm aufgeſtellten Fragen des Hrn. Prof. Kieſer jedesmal bei der folgenden Erſcheinung ſchon früher beantwortet, ehe der Knabe die Frage an ihn richten konnte, — iſt mit dem Herrn Profeſſor in Streit gerathen (perſönlich? oder auch durch das Medium des Knaben?) und hat gedroht, ihm einen Poſſen zu ſpielen, (der Gottgeſandte!) hat ſich jedoch deſſen ernſten Befehlen gefügt, und der Herr Prof. verſichert uns, dieſe Erſcheinungen bildeten die Krone der ganzen Geſchichte! Risum teneatis, amici! und bedauern wir vielmehr die unerhörte Leichtgläubigkeit, mit der ſich hier, einer fixen Idee zu Liebe ein Doctor und Profeſſor auf einer berühmten Univerſität von einem albernen eilfjährigen Knaben am Narrenſeile führen, und Dinge aufſchwatzen läßt, mit deren Erzählung man heut zu Tage nicht einmal mehr vor dem Auditorio einer ländlichen Spinnſtube auftreten dürfte, ohne ſofort ausgelacht zu werden.

Deſto erfreulicher iſt es uns geweſen, in den Jahrbüchern für den Lebensmagnetiſmus (2 B. 1. H.) das Programm einer Preisbewerbung über den thieriſchen Magnetiſmus zu leſen, das mittelſt K. Preuß. Kabinetsordre der Academie d. Wiſſenſchaften zu Berlin zur Publication übergeben worden iſt. Die Preisaufgabe geht dahin, die Erſcheinungen, welche unter dem Namen des thieriſchen Magnetiſmus bekannt ſind, ſo darzuſtellen, daß man ein beſtimmtes Urtheil über ſie fällen könne. Die in der Natur der Sache liegenden Schwierigkeiten bei dieſer Aufgabe werden nicht verkannt; man hält es jedoch bei dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaften, und bei der großen Menge von Erfahrungen, welche über dieſen Gegenſtand bekannt gemacht ſind, allerdings für möglich, eine klare Anſicht hierüber zu gewinnen, wenn dieſe Erfahrungen mit kritiſcher Beurtheilung ihrer größern oder geringern innern Wahrſcheinlichkeit zuſammengeſtellt und ſo geordnet werden, daß ſich dieſe neuen Erſcheinungen an andere, längſt bekannte, anreihten, nämlich an die des natürlichen Schlafs, an die des Traumes, des Nachtwandelns und verſchiedener Nervenkrankheiten.

Man wünſcht ſie ſo dargeſtellt zu ſehen, daß ſie alles Wunderbare verliehren, indem gezeigt wird, daß ſie, ſo wie alle andere Erſcheinungen, gewiſſe Geſetze befolgen, und daß ſie nicht einzeln und iſolirt und ohne Zuſammenhang mit

Ausgegeben den 29. July.

andern der organiſchen Welt ſind... Die Frage über den Magnetismus kann zwar blos in Beziehung auf Naturkunde beantwortet werden, indeſſen iſt die Unterſuchung, ob und in welcher Art er Heilmittel iſt, nicht ausgeſchloſſen, und von denen, die ſich dazu berufen fühlen, anzuſtellen.

Die Abhandlungen ſind bis zum 3. Aug. 1820 an die Academie d. W. zu Berlin verſiegelt einzuſchicken, und werden von derſelben demnächſt durch den Druck öffentlich bekannt gemacht. Für diejenige, welche ſie für die beſte hält, iſt ein Preis von 300 Ducaten ausgeſetzt. (Soll aus dieſem, an und für ſich ſelbſt überaus lobenswerthen, Unternehmen für die Wiſſenſchaft wirklich etwas entſcheidend förderliches hervorgehen, ſo darf die bloße innere Wahrſcheinlichkeit der aufgeſtellten Erfahrungen keineswegs genügen, ſondern die Facta müſſen in jeder Hinſicht und dermaaßen conſtatirt ſeyn, daß vernünftiger Weiſe kein Zweifel und kein Mistrauen weiter ſtatt finden kann. Nur auf dieſe Art wird ſich der nicht mehr nach bloßer Wahrſcheinlichkeit, ſondern nach Gewißheit begierige Naturforſcher oder Arzt befriedigt ſehen können. Die Sache wird freilich dann ungleich ſchwieriger; eine Menge ſogenannter Erfahrungen wird mit alle den darauf gebauten Hypotheſen wie Spreu im Winde verſtieben, aber ſchon dieſe Säuberung wird von entſchiedenem Nutzen, und der Gewinn eines einzigen reinen wiſſenſchaftlichen Goldkorns dann von doppeltem Werthe ſeyn!)

In demſelben Hefte der Jahrb. f. d. Lebensmagn. giebt uns ein Hr. D. Mertins in Berlin Nachricht von einer ſeiner Hellſehenden, „die nicht nur auf eine ganz ungewöhnliche Weiſe die Tiefen unſeres Erdballs erſpähte,“ wodurch dem Hrn Doctor „Geheimniſſe über deſſen innerſte Organiſation aufgeſchloſſen wurden, die er nie geahnet hätte,“ ſondern die ihm auch „merkwürdige Aufſchlüſſe über den Nordpol und deſſen jetzt noch durchaus unmögliche Zugänglichkeit“ gab. (Was werden ſich die Engländer ärgern, wenn ſie dies leſen! Alle Koſten und Gefahren der letzten verunglückten Expedition nach dem Nordpole hätten erſpart werden können, wenn man ſich vorher an eine tüchtige deutſche Hellſeherin gewendet hätte!) Aber nicht nur um die verborgenſten Dinge der Gegenwart weiß ſie Beſcheid; Hr. M. wirft die Frage auf: ob wohl der Magnetismus in den allerfrüheſten Zeiten vor Chriſti Geburt, und namentlich von den Egyptiern, ausgeübt (worden) ſei? und ſiehe da! nach einer kurzen Pauſe, giebt ſie die verlangte Auskunft nach den Reſultaten ihres Rückſchauens in die Zeiten einer mehrtauſendjährigen Vergangenheit. Sie beſchreibt umſtändlich einen Tempel mit ſehr complizirten magnetiſchen Vorrichtungen, und die magnetiſche Behandlung ſelbſt, wie ſie dieſelbe von egyptiſchen Prieſterärzten dort hat ausüben ſehen. Herr Mertins aber theilt uns die ganze Anſchauung treulich mit, weil ſie als Beleg zu dem dienen ſoll, was ſein Freund D. Ennemoſer in ſeinem Werk über Magnetismus rückſichtlich der früheren Ausübung des Magnetismus bei den Egyptiern ſagt; ein Freundſchaftsdienſt, für den zu danken Hr. Ennemoſer vermuthlich alle Urſache haben wird. — Freunden des Magnetismus, die nach Rom reiſen, wollen wir empfohlen haben, im Vatikan nachzuſuchen, wo der Ausſage jener — wie es ſcheint allwiſſenden — Hellſeherin nach, manches über den früher ausgeübten Magnetismus verborgen liegt, und zu finden iſt. Sie hat unter andern in einem ſehr großen Bücherſaale ein ziemlich ſtarkes Buch geſehen, welches ſehr deutlich die Beſchreibung der damaligen Behandlung der Kranken und Schlafenden enthält, und von einem frommen Manne aus den Zeichen der Egyptier (Hieroglyphen) in die griechiſche Sprache überſetzt worden iſt. Daß die Allwiſſende den Titel des Buches nicht nennt, iſt vermuthlich nur eine ſchlaue Artigkeit: ſie will dem geneigten Leſer und Sucher doch auch noch etwas — zu errathen übrig laſſen! —

Hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten?

Dieſe Frage wird in einer kleinen aber ſehr gehaltvollen Schrift, von einem Herrn J. Weitzel zu Wisbaden, vielſeitig erwogen.

Die Umtriebe in unſerer Zeit, die großen und mannichfachen Bewegungen der Vergangenheit ſeit dreißig Jahren, die mancherley zur Sprache gekommenen Intereſſen, Meinungen und Anſichten — haben in unſern Tagen, vielleicht nicht ohne Grund, bei Vielen die Befürchtung rege gemacht: es könne dem gemeinſchaftlichen Vaterlande wohl eine Kataſtrophe bevorſtehen, ähnlich der in Frankreich geweſenen, wenn nicht noch zur rechten Zeit guter Wille, Verſtand, Billigkeit und Kraft, von mehr als einer Seite her, dem drohenden Uebel begegne und beruhige, was ſchon ziemlich in Unruhe zu gerathen ſcheine.

Mag dieſe Voranſicht ganz oder nur zum Theil, richtig ſeyn — ganz unrichtig iſt ſie beſtimmt nicht — ſo verdient doch Hr. W. Schrift geleſen, und zwar mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden, eines Theils weil ſie viel, ſehr viel Wahres enthält, anderntheils weil ſie Winke und Anſichten mittheilt, die — nicht unbeachtet zu bleiben verdienen, von dem Höchſten wie von dem Niedrigſten im Volk. Ueber ſeinen Beruf als politiſchen Schriftſteller, und namentlich zur Beantwortung einer ſolchen, etwas kitzlichen, Frage, ſucht ſich der Vf. in der Vorrede zu rechtfertigen, indem er anführt, daß er nicht allein der bisher, wenigſtens öffentlich, unbekannte Verfaſſer der im Februar 1814 erſchienenen Beobachtungen über einige der wichtigſten Ereigniſſe unſerer Tage, der wenige Monate ſpäter herausgekommenen Schrift: Deutſchlands Hoffnungen und der 1815 ans Licht getretenen Denkſchrift von Napoleon Bonaparte, ſey — ſondern daß er auch ſeit 18 Jahren als Mitarbeiter an den europäiſchen Staatsrelationen, am Rheiniſchen Archiv, und als Verfaſſer der Mainzer Zeitung und der Rheiniſchen Blätter, ſchriftſtelleriſch gewirkt habe. Wer, ſagt er ferner, jetzt den Muth habe, die Wahrheit, und die ganze Wahrheit zu ſagen, muß auf das Aeußerſte gefaßt ſeyn. (Warum? ſehen wir nicht recht ein. Die Liberalität der Regierungen macht es, ſo dünkt uns, jetzt eben nicht ſo gefährlich, offen und wahr zu ſeyn. Noch iſt uns wenigſtens in Deutſchland kein politiſches Glaubensgericht bekannt, welches dem Wahrheitſprechenden auf die Art wie die ſpaniſche Inquiſition den angeblichen Ketzer, behandelt und Thatſache iſt doch wohl, daß in dieſer Hinſicht gegen politiſche Schreier, die nicht immer Wahrheitsmänner ſind, bei denen oft die Wahrheit nur als Schiboleth greulichen Unſinns und abgeſchmackter, wo nicht ſchädlicher Irrthümer dienen muß, eher zu wenig als zu viel geſchieht. Von Seiten der Regierungen hat der Wahrheitſagende alſo ſchwerlich etwas zu fürchten; eher von einer andern Seite her, die meiſt am tollſten über Druck und Ungerechtigkeit ſchreit. Man denke an Kotzebue und — Sand.) Nach dem was wir erlebt, kann uns kaum mehr etwas befremden, und es iſt wohl natürlich, daß dieſe Stimmung anwerben mußte, wer ſich in früherer Zeit von franzöſiſchen Jacobinern angefeindet ſah, wie in ſpäterer von deutſchen Ultra (ja die Ultra! die ſind überall und auf allen Seiten das böſe Princip.) und den die Napoleoniſche Polizei und die deutſche gemiſchte proviſoriſche Regierung in Mainz auf gleiche Weiſe behandelt haben. Mit den Worten: Es muß ſehr bedenklich um Deutſchland ſtehen, wenn wir den Aeußerungen fremder und einheimiſcher Aerzte, die ſich um den Kranken mit geſchäftiger Theilnahme drängen, anders glauben dürfen; fängt Hr. W. ſein Wort an und ſagt ferner: Ruſſen, Engländer und Franzoſen, die doch alle im eigenen Hauſe noch manches zu ordnen finden ſollten, ſehen mit großer Beſorgniß dem deutſchen Weſen zu, das ſich mit jedem Tage drohender geſtalten ſoll. (Dem Deutſchen wohl nicht ſo ſehr wie dem Undeutſchen. Der Grundſatz deutſchen Weſens war ſonſt immer Rechtlichkeit und Mäßigung; beides ſcheint jetzt etwas ſtark aus der Mode kommen zu wollen.) Man ſagt uns mit wahrhaft naiver Aufrichtigkeit, daß wir mit raſchen Schritten unſerm Untergang entgegeneilen, daß wir ſelbſt dem Auslande Gefahr drohen, weil man nicht wiſſen könne wie und wo eine Revolution, die denn einmal bei uns unvermeidlich ſey, ſich ende u. ſ. w. (Was die Gefahr betrifft, ſo glauben wir, hat in dieſer Hinſicht das Ausland ein gut Theil weniger von uns zu befürchten als wir vom Auslande, wenn doch gefürchtet werden ſoll.) Man ſollte dabei freilich denken (und kann es auch ſo ziemlich) Revolutionen welche man wie Gäſte ankündigt, hatten etwas von der Gefahr jenes Auskundſchafters, der ſich in aller Unſchuld ſelbſt dafür erklärte, damit man ihn in Erfüllung ſeines Auftrages doch nicht ſtöre, indeß — meint der Vf. doch — iſt dem Frieden nicht ſo ganz zu trauen und darin theilen wir, aus voller Ueberzeugung, ſeine Meinung.

Das Journal general de france, eine Zeitſchrift die nach Hr. W. Anſicht, nicht unter die abergläubiſchen gehört, theilte im April eine Anſicht über Deutſchlands innere Lage mit, die — wenn Alles wirklich ſo wär, wie ſie angiebt, allerdings ſehr beunruhigend iſt. „Die Fürſten, heißt es darin, ſcheinen mehr als je entfernt, den Deutſchen das Verſprechen zu halten ihnen freie Verfaſſungen zu geben. (Das Journal general mag's nicht übel nehmen, wenn wir ihm gleich eine kleine — Unwahrheit zeigen. Weimar und einige andere Länder haben bereits eine ſolche verſprochene Verfaſſung gegeben; Bayern, Baden und Würtemberg ſind jetzt damit beſchäftigt; in andern deutſchen Ländern iſt daſſelbe in Anregung und wird, Zweifels ohne, auch geſchehen; wo iſt nun alſo der Wille der deutſchen Fürſten ſichtbar nicht Wort zu halten? daß man ſich nicht übereilt, vielleicht zugegeben ſelbſt, ein wenig allzubedächtig geht, iſt das übel? Wir glauben nicht; beſſer aber auf jeden Fall iſt es doch, ſelbſt dieſes allzubedächtliche, als das übers Kniebrechen von Conſtitutionen, unſern Nachbaren im Weſten ſo beliebt und eigenthümlich.) Aber die Deutſchen haben die Verheißungen nicht vergeſſen, durch die man ſie zum Aufſtand gegen die Franzoſen gebracht. (Dieſe Verheißungen brauchen ſie auch nicht zu vergeſſen, weil ſelbe zum Theil ſchon erfüllt worden ſind, das Fehlende aber eben ſo gewiß noch erfüllt werden wird, nur — wie geſagt, mit Ueberlegung und Umſicht. Die Verheißungen aber waren es wohl nicht allein, was die Deutſchen gegen Frankreich bewaffnete, das wär eine Schande für uns, die wir denn doch nicht weder verdient haben noch dulden wollen. (Ein Volk, welches blos durch Verheißungen, nicht durch eigene Antriebe der Ehre und Pflicht, zu den Waffen getrieben wird um ſeine höchſte Schuldigkeit, die Bewahrung ſeiner Ehre und Volksthümlichkeit, gegen fremden Druck zu vertheidigen, verdiente nicht mehr ein Volk im edlen Sinne zu ſeyn, ſondern ſtellte ſich ſelbſt, wohlverdient, zu den Juden hinab, die auch untergingen, weil ſie für dieſe ewigen Lebensprincipe einer Nation keinen Sinn hatten, ſondern nur der Verheißungen wegen glaubten etwas thun zu müſſen.) Auch ſind ihnen (den Deutſchen) jene Formen von politiſchen und Maurergeſellſchaften, von Tugendvereinen (die leider bald zu Untugenden ausarteten) noch gegenwärtig, deren man ſich bedient hat, um ihren Muth zu entflammen und zu leiten. (Am mehrſten entflammte den Muth und den Zorn der Deutſchen, Frankreich und ſein damaliger Zwingherr ſelbſt. Weil die Deutſchen noch fühlten, daß ſie ein Volk waren und Ehre beſaßen, und ſich nicht ferner muthwillig mit Füßen wollten treten laſſen, darum erwachten ſie endlich aus ihrer, freilich etwas lethargiſchen, Abſpannung, und zeigten — wie die Gelegenheit kam — ihren alten Drängern, daß der Löwe wohl ſchlafen, aber auch wieder aufwachen kann.) Weishaupt, Schill und Schneider, haben zahlreiche Schüler. Das deutſche Volk, welches für unbeholfen und kalt gilt, iſt nur ruhig und geduldig (beſonders in Hinſicht der Franzoſen) hat ſich aber ſeine Geduld erſchöpft dann wird es ein Vulkan. (Es iſt uns lieb, daß der Redacteur des Journal général dieß einſieht, und wir wünſchen nur, daß alle ſeine Landsleute zu derſelben Erkenntniß kommen mögen. Dieß würde für die Ruhe beider Völker, der Deutſchen wie Franzoſen, ſehr heilbringend ſeyn.) Da es einer tiefen, düſtern Begeiſterung und einer überlegten unbedingten Ergebenheit fähig iſt, ſo läßt ſich nicht leicht beſtimmen, wo es dann ſtehen bleiben werde. Dieß dann iſt uns ganz nahe, kaum wagt man zu behaupten, daß es nicht morgen ſey. Ein Funke reicht hin, einen Brand zu erregen, von dem man nicht wiſſen kann wie weit er um ſich greifen werde." — — So weit das Journal général, deſſen Herausgeber denn doch meint, es möge in dieſer Sprache einige Uebertreibung herrſchen (das meinen wir auch), die beunruhigenden Symptome blieben aber immer, und alſo — —

(Beſchluß folgt.)

Wer kauft — Salz?

Bei Cnobloch in Leipzig iſt erſchienen: Witzfunken und Lichtleiter, oder neue, geordnete Auswahl von Gegenſtänden des Scherzes, der Laune, des Witzes und Scharfſinns, zur Erheiterung, Beluſtigung und Belehrung. Des dritten Bandes zweiter Cyclus.

Wir können dieſe Witzfunken ꝛc. jedem empfehlen, der ſich erheitern und beluſtigen, und ohne Spaß! — belehren will. Mit manchem erbärmlichen Vorurtheile, mit mancher Armſeligkeit des Lebens wird hier Kurzweil getrieben, und manchem Narren die wohlverdiente Schellenkappe aufgeſetzt. Die Witzfunken brennen oft recht herzhaft und das Licht leuchtet im Dunkeln recht lieblich und ſchön. Freilich findet ſich unterm Salze auch manches dürre, taube, moderige Kümmelkorn, und oft kommt ein Irrwiſch und will einem weiß machen, er ſey ein Sternenlicht. Allein die Tafel, wozu man hier die Gäſte einladet, iſt groß und mit vielen und mancherlei Schüſſeln beſetzt. Jeder nehme, wie gefällig, und laſſe das Andern, was ihm nicht anſteht. Dem Wirthe wird er auf jeden Fall für freundliche Bewirthung danken. Zum Voraus wollen wir euch, liebe Leſer, unſerm zuvorkommenden Gemüthe zufolge, von jeder der vielen Schüſſeln koſten laſſen. Schmeckt's euch, ſo gebet hin und kauft, um mehr als blos koſten zu können.

1. Witzſpiele.

Der Adel.

Hoher Stamm und alte Väter
Machen wohl ein groß Geſchrei;
Moſes aber iſt Verräther
Daß der Urſprung — Erde ſey.

Das Adeln der Gelehrten.

Mit einem Adelsbrief muß nie der rechte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen ſollen;
Denn ädel ſind der Götter Söhne ſchon,
Die muß kein Fürſt erſt adeln wollen!

2. Grabſchriften.

Auf Friedrich II. K. von Preußen.

Hic cinis ubique fama.

Auf einen Freimündigen.

Ein Freund der Wahrheit, die ſo manchem Schuft
Nicht anſtand, liegt in dieſer Gruft.
Hätt' er die Wahrheit blos gedacht,

Er lebte noch. Allein der deutſche Mann hat ſie bekannt gemacht.
Drum — dies iſt Loos der Sterblichen hienieden! —
Er ward verfolgt und ſtarb, und — ruhet nun in Frieden.

Auf einen erſtochenen Spieler.

Hier liegt ein Mann, der ſich
Sein Brod im Spiel erwarb,
Und, noch ſo manchem Stich,
Am letzten Stiche ſtarb.

Ein italieniſcher Ritter und Rechtsgelehrter ließ ſich, noch bei Lebzeiten, im Dome zu Parma ein Grabmahl ſetzen mit dieſer Aufſchrift:

„Johann Martin Meiracca, beider Rechte Dr. und Ritter, wollte es nicht auf die Gefälligkeit ſeiner Erben ankommen laſſen; ſondern ſetzte ſich ſelbſt dieſe Denkſchrift im Leben.“

3. In- und Aufſchriften.

An einem Redoutenſaale:

Hier im Redoutenſaal wird oft im Narrenkleide
Die Excellenz entdeckt.
So iſt's auch umgekehrt. Im Excellenzenkleide
Iſt oft Hanswurſt verſteckt.

4. Hiſtoriſcher Witz in Anecdoten.

Die Zurechtweiſung.

Der Generalcontrolleur, Herr von Silhouette, ſollte einſt in dieſer Eigenſchaft Ludwig XV. vorgeſtellt werden. Er bereitete ſich auf alle mögliche Fragen über ſein Miniſterium vor und hoffte, ſie beantworten zu können. „Herr Generalcommiſſär, ſagte der König bei ſeinem Eintritte, Ihr Schloß Silhouette iſt prächtig gebaut; wie viele Fenſter hat es im Vordertheile? Ich weiß es nicht, antwortete der Miniſter, der ſich durch dieſe unerwartete Frage überraſcht und verblüfft fühlte. Der König wendete ihm darauf den Rücken.

Ein Anweſender ſagte hinterher zum Herrn von Silhouette: Sie thaten Unrecht mit Ihrem: Ich weiß es nicht. Bei den Großen muß man Alles wiſſen, ſelbſt das, was man nicht weiß; es iſt beſſer, auf gut Glück zu antworten. Jüngſt fragte mich der König, auf die Nachricht, ich ſey in Venedig geweſen: „Aus wie vielen Perſonen beſteht dort der Rath der Zehner?“ Aus achtzehn, antwortete ich ohne Anſtoß und Verlegenheit, und Se. Majeſtät waren damit wohl zufrieden.

5. Panegyriſtiſche Seltenheiten.

An ein Souffleurloch.

Dir, o heilſame Quelle der Kunſt, ertöne mein Loblied,
Und deiner magiſchen Kraft, die ſichtbar wirket und anzieht.
Wunderbar ſchöpfet aus dir Herr L. ſeine hohe Begeiſtrung,
Dir verdankt er den Muth, nur dir die Kraft ſeiner Helden. —
Denn nur in Deiner Nähe entbrennt ihm die Flamme des Zornes,
Und die Gluth ſeiner zärtlichen Blicke; er weihet nur Dir ſie!
Nichts vermag ihn zu trennen von Dir, Dein iſt er im Leben
Und Deine tröſtende Nähe, ſie ſtärkt ihn im Kampfe des Todes.

6. Vermiſchte ſprachliche Bemerkungen.

Furchtbar klingen die römiſchen Abers, at, ast, autem, vero, verum, enim vero.
Ernſt ſpielt die Rolle des plumpen but bei den Engländern.
Schaafsmäßig klingt das mais der Franzoſen;
Endlich bedächtig das Maar der Holländer.

Ein deutſches Zeitwort: Vergeben, bezeichnet ſechs Verhältniſſe:

a. wird man gezwungen, zu vergeben Waaren;
b. wird man nicht gezwungen, zu vergeben ſeine Rechte;
c. wird man darum gebeten und geliebt, zu vergeben ſeine Tochter;
d. wird man gelobt, zu vergeben ſeinen Feinden;
e. wird man getadelt, zu vergeben die Spielkarte;
f. wird man getödtet, zu vergeben mit Gift.

7. Behauptungen nahmhafter Männer, witzig, parador ꝛc.

Torquato Taſſo behauptete im Ernſte: Nächſt Gott komme nur dem Dichter der Name Schöpfer zu, mit dem Beiſatze, daß er ſelbſt der größte Dichter ſey.

Ein franzöſiſcher Gelehrter behauptete: die franzöſiſche Sprache ſey eine arme aber ſehr ſtolze Bettlerin, welcher am Geiſt reiche Leute manchmal ein Almoſen aufdringen müſſen

Der Verfaſſer eines Werks über Phyſiognomie (Paris 1818) behauptet ernſt, die Größe der Naſen ſey ſehr genau mit des Menſchen Lebensdauer im Verhältniſſe. Je hervorſpringender dies Riechorgan ſey, deſto länger lebe das Individuum. Den Beweis ſucht er herzuführen von der Geſtalt der Schnäbel der Vögel, die ſehr alt würden, als der Papageyen, Raben, Falken, Geier. Er führt zugleich Beiſpiele großnaſiger Gelehrten auf, die ſehr alt geworden wären.

8. Wortſpiele.

Jüngſt ſagte ein Franzoſe: Helleniſten (Kenner der Helleniſtiſchen Sprache) haben wir in

Frankreich nicht viele. Deſtomehr aber *Heleniſten* (Freunde des Menſchen auf Helena.)

Die Obrigkeiten.

Wie kömmt es, da ſie *ſäugen* ſollen,
Daß Obrigkeiten *ſaugen* wollen?

An den Lehrdichter X.

*Lehr*gedichte benahmeſt du, Dichterling, deine Geburten?
Lehre find' ich zwar nicht, aber viel *Leeres* darin.

Gedichte.

Den *Silvio Romano* heißen wir zum zweitenmal willkommen. Er bringt uns hier wieder einen Blüthenſtrauß voll Farbe und Duft, ſo daß wir ihn mit Freuden zu dem erſten, der unſer kleines Zimmer ſchmückt, ſtellen. — Blumen und Blätter von Silvio Romano. Zweyte Sammlung: Ernſt und Scherz. Leipzig 1819 bei Cnobloch, beurkunden aufs Neue den Beruf des Dichters zum Dichter. Wir finden hier Herzensergießungen, die auf des Lebens heiligſte Augenblicke hindeuten, in lieblichen, ſanft hinfließenden, nicht *geleimten*, ſondern aus *dem Ganzen gearbeiteten* Sonetten. Dann die erſte Schnur von Stanzen, Madrigalen, Decimen, Stanzen eine zweyte Schnur, Lieder, Papier-Blumen und Theeblätter. Es finden ſich in der letzten Abtheilung auch manche poetiſche Spielereyen, die, als Spielereyen angeſehen recht nett und kind — — ſind. Unter den Sonetten hat uns vorzüglich angeſprochen das, welches *das Sonett* ſelbſt beſingt. *Das gelobte Land* iſt recht ſchön — aber — die Beſcheidenheit und Pietät des Dichters nimmts uns wohl nicht übel — man leſe dieß, und dann Mignons Sehnſucht!? Der Jünger iſt nicht über ſeinen Meiſter! mit unſerm nordiſchen Vaterlande waren wir wegen der regnigen, ſtürmiſchen und kalten Witterung gerade ein wenig entzweit, als Don Silvio bei uns einſprach. Da griff er in die Harfe und ſang aus tiefer voller Seele: *das nordiſche Paradies*; und ſiehe wir verſöhnten uns auf ſein Lied wieder völlig mit der guten alten Mutter; wofür wir dem Troubadour ſchönſtens danken. Das Liedchen ſelbſt aber wollen wir hier an Anathem in dem Tempel der Freundſchaft niederlegen:

Nordiſches Paradieß.

Will in des Nordens grauen Nebeltagen
Kein blauer Himmel unſern Blick umfangen,
Getroſt! um Licht und Leben zu empfangen,
In ſchönen Augen ſolls uns ſchöner tagen.
Will Flora nicht die duftge Blüthe wagen,
Bevor des Sommers Gunſt ihr aufgegangen;
Uns lacht in holder Frauen Reizeprangen
Ein Blüthenſtamm in lebendem Behagen.
Das Farbenreich glänzt uns in bunten Stoffen,
Das Reich des Klangs in Stimmen voller Seele;
Und daß der Früchte Labſal uns nicht fehle,
Die Gunſt der Schönen läßt die ſchönſten hoffen;
Wo iſt ein Wunſch, der unbefriedigt bliebe:
Uns ſchafft ein ſchönres Paradies — die Liebe.

Ein Anonymos hat uns unter dem Titel: Pſyche. Stunden der Weihe für das höhere Leben der Seele, Stuttgart bei Steinkopf 1819. — mit einer Blumenleſe aus unſerer deutſchen reichen Sängerwelt beſchenkt. Seinen Zweck, dem jugendlichen Alter, dem weiblichen wie dem männlichen hiermit eine Schrift in die Hände zu geben, die geſchickt wäre, den Sinn für Sittlichkeit und Religion zu wecken, zu beleben und zu nähren — der löblich iſt und allen Dank verdient — ſpricht Hr. Profeſſor Conz aus Tübingen in einem Vorwort aus. Warum *dieſer* dieß thut, können wir nicht begreifen. Iſt denn der Verfaſſer ſelbſt nicht mündig? Oder glaubt er durch einen Namen, der einen guten Klang im Lande hat, ſein Werk empfehlen zu müſſen? 'S iſt wahr, man treibt viel Unweſen mit den Vorworten, dem Vorreden, dem Vorſchwatzen! Was hat der Hr. Profeſſor gethan in ſeiner Vorrede? Er ſagt: „das ſoll eine Blumenleſe ſeyn?“ Das ſehen wir, und das konnte der Sammler ſelbſt ſagen. – „Seine Abſicht iſt blos, Gutes zu wirken für ſeine Brüder, nicht, ſich ſelbſt einen pekuniären Gewinn zu verſchaffen.“ Auch das wollen wir glauben, und dieß konnte er abermals ſelbſt ſagen. Wenn wir vor einem Buche die vom Vf. erbetene Vorrede eines nicht unrühmlich bekannten Mannes ſehen, ſo können wir uns niemals erwehren an das Sprüchlein zu denken: Eigen Lob ..... und doch will der Verfaſſer gelobt ſeyn. Darum — — Dieß mag nun zwar hier nicht der Fall ſeyn; denn ſuchen und ſammeln iſt nicht ſchwer; was giebts da vorzüglich zu loben? Alſo noch einmal: wozu das fremde Vorwort? — Die Sammlung ſelbſt iſt gut. Nur bitten wir jeden, der das Buch aufſchlägt, nicht auf das voranſtehende allegoriſche Kupfer zu ſehen; ſonſt möchte ihm aller Appetit zum Buche ſelbſt vergehn. Pfui, ſo etwas Erbärmliches vor ein Buch zu heften, wodurch man den Sinn fürs Schöne fördern will. Wenn man nichts beſſeres geben kann, warum giebt man nicht lieber nichts. Solche Thorheiten gebiert die Bilderwuth unſerer gelehrten, ſchriftſtelleriſchen Welt!

Die *Wieſenblumen* von *Eliſe Ehrhardt*, Sondershauſen bei Voigt 1819 werden vom ſchönen Munde der beſcheidenen Verfaſſerin des Empfängers nachſichtsvoller Güte empfohlen. Galant muß man immer ſeyn gegen das ſchöne Geſchlecht und deswegen ſchon würden wir über die Wieſen, worauf ſie blühen, wandeln, ohne unfreundlich die Blühenden zu tadeln, oder ſonſt zu beleidigen, wenn ſie ſich auch nicht erheben über die Bouquets gewöhnlicher Sträußermädchen. Da dieß nun aber hier der Fall iſt; ſo danken wir der Dichterin offen für ihre Gabe, und wünſchen ihr Glück, daß ihr der Gott eine ſo gewandte ſinnige Rede und Melodie verliehen hat, auszuſprechen was ihr Herz empfindet. Sie verehrt unſern Göthe hoch; nun der mag ihr zeigen, was am innern und äußern Weſen ihrer Gedichte zu tadeln und zu beſſern ſey. Oft fehlts an Gehalt, oft an Melodie, oft an Correctheit.

Die Stunden der Feier von Heinrich Spitta, Göttingen 1819 ſind eine kleine Sammlung von Gedichten, die er als Denkmale glücklicher und unglücklicher Stunden ſeinen vertrauten Freunden und Freundinen übergiebt. Dieß iſt der einzige Zweck ihrer Bekanntmachung, und ſomit ſind ſie über alle Kritik erhaben. Liebe und Freundſchaft ſind heilig, heilig für die Kritik. Die Legende vom Vogel, der den Namen Kreuzſchnabel deswegen führt, weil er des Erlöſers Hände vom † habe herabpicken wollen, wobei ſich der ſchwache Schnabel kreuzend am Ende gebogen, iſt gefällig; allein das Wort: Chriſtus ächzte zu ſeinem Gott, dünkt uns widerlich. Daß es in vielen Gedichten ſchillert, z. B. in der Vertheidigung, in der Romanze der Dulder ꝛc. nimmt man jungen Dichtern nicht übel. Sie liefern ja nie etwas anders als Studien. Kräftiger patriotiſcher Sinn liegt im Abſchied vom Vaterlande, frommer Muth im verwundeten Krieger. Richtig ſind wohl nimmer die Reime: Gebete und Stätte, Sprache und Sache.

Dichteriſche Anklänge aus meinem Pilgerwallen (?) durch Tyrol, Italien und die Schweiz von Brockmüller, mit dem Sinnſpruch: Est quadam prodire tenus, si non datur ultra. (Frage: Geht dieſer Sinnſpruch auf den Reiſenden, oder den Dichter?) Der Titel des Buchs läßt etwas anderes erwarten, als man wirklich findet. Man erwartet poetiſche Schilderungen der durchreiſten Gegenden, und durch die Umgebungen geſchaffene lyriſche Ergießungen; aber gewiß nicht ein Weihnachtslied, ein Kommunionlied, Lied vom Vertrauen auf Gott, über die Bibel ꝛc. Auch ſcheint der Dichter nicht wenig von ſeinen Dichtertalenten zu halten. So ſingt er einmal: „Ich glaube mich von Gott berufen, glaub', daß von ſeines Thrones Stufen mich Gott zu Seinem Sänger weiht;“ oder im Abſchied von den Borromeiſchen Inſeln: „hier hab ichs mächtig ſtark empfunden, daß ich den Muſen dienen ſoll. Dein Lorbeerhain trieb meine Krone, die eines Engels liebe Hand, dem überraſchten Dichterſohne, mit Würde um die Schläfe wand. Belohnt mit deinem Bardenſtabe, eil ꝛc.“ (Nur langſam lieber Barde, nicht geeilt: Hochmuth geht ohnehin vor dem Falle!) daß Hr. Br. wirklich als Dichter gefallen iſt, beweiſt Dahlbergs Grabſchrift:

Hoher Prieſter, eine höhre Sendung
Führt nach kurzer Quarantainenruh (?!)
Deinen Geiſt, in ſeliger Vollendung,
Deinem Gotte, ſeinem Himmel zu.
Deine Grabſchrift heißt: hier ruht ein Edler
Von den Stürmen ſchwerbewegter Zeit,
Vor dem höchſten Prieſter Jeſum (?) ſteht Er (?)
Der Ihn anerkennt, zum Engel weiht.“

Wigalois, der Ritter mit dem Rade.

Herr Bibliothekar Benecke zu Göttingen hat ſo eben herausgegeben: Wigalois, der Ritter mit dem Rade, gedichtet von Wirnt von Gravenberch — in 11908 Verſen, ein herrlicher Beitrag zur Kenntniß des deutſchen Lebens und der deutſchen Sprache im Mittelalter. Wirnt von Grävenberg war ein fränkiſcher Edelmann am Meraniſchen Hof, von dem auf der Baireuther Straße 6 Stunden oberhalb Nürnberg liegenden Ort Gräfenberg alſo benannt, der ums Jahr 1212 lebte. Der Dichter ſcheint ſeinen Stoff aus franzöſiſchen Quellen geſchöpft zu haben; im Engliſchen findet ſich derſelbe bearbeitet unter dem Titel: Lybeacus disconus, le beau desconnù, im Spaniſchen als Geſchichte des Giglan; im Deutſchen iſt derſelbe zwiſchen den Jahren 1472 — 1587 mehrmal proſaiſch umgearbeitet worden, als Buch der Liebe, beſonders auch vom Mahler Ulrich Fütrer zu München, ja ſogar jüdiſchdeutſch als der Ritter wie du wilt von Joſel von Witzenhauſen. Hr. Benecke hat 4 alte Handſchriften, aus Kölln, Leiden, Bremen (die ehemals Goldaſtiſche) und aus Hamburg vor ſich gehabt, und daraus ein kritiſches deutſches Meiſterwerk geliefert. Die Romantiſche Erzählung, ein wahrer alter Oberon, geht wie gewöhnlich vom Hof des König Artus aus und ſpielt ganz unbefangen zu Pferd von Brittanien nach Frankreich und Bagdad herüber und hinüber. Hier einige Proben von der manchmal naiven aber immer wunderſchönen und kunſtreichen Sprache des Dichters, mit ganz unbedeutender Umbiegung in die jetzige Schreibart und Ausſprache des von Hn. Benecke ſelbſt diplomatiſch genau gelieferten Urtextes:

Zeile 742:
Als uns die Abentheuer ſeit,
Sah man die Jungfrau ſo gekleid,
Nach ihrem Stande recht wohl
Wie eine edle Magd ſoll.
Sie trug einen weiten Rock, glatt und reich,
Geſchnitten aus zweierley Samten gleich;
Der eine grün, als wie ein Gras,
Der andere rother Farbe was,
Gefüttert mit großem Fleiße,
Von Hermelin viel weiße
War er bedeckt,
Der Pelz geſtreckt
Längs dem Rock; genäht meiſterlich.
Ein Hemd war darunter,
Das nahm den Ritter wunder
Daß es ſo hell rein was.
Wie ein lichtes Spiegelglas
War daſſelbe Hemd.
Es ſchien ihm fremd,
Wie etwas könnt gar ſo fein ſeyn,
Aus weißen ſeidenen Fäden,
Mit goldenen Näthen."

Zeile 1290. Wie der junge Wigalois ſich von ſeiner Grosmutter und Mutter ſcheidet, um ſeinen vermißten Vater Gawein zu ſuchen:

„Er ſprach: Frauen laßt mich haben
Eure Huld und Euren Segen.
Gott muß Eurer beider pflegen
Und Euch vor dem Tod bewahren;
Doch ich will von hinnen fahren. —
Ich will nimmer wieder kommen,
Es ſey denn, daß ich ihn ſehe,
Was mir immer auch geſchehe.
Laßt es, denn es muß ſo ſeyn,
Liebe Frauen und Mütter mein.
Mir ſagt das mein Gedinge (Verhängniß)
Daß ich ihn wieder bringe.
Gott geb, daß mirs gelinge!

Zeile 1304. Wehklage der Mutter:
Herr Gott, der ſchwacher Weiber Schild,
Dem alle Herzen offen ſind,
Und alle Willen aufgethan,
Wie haſt du mich alſo verlan!
Regierer, Herr, und treuer Chriſt,
Dieweil dir nichts verborgen iſt,
Und ohne dich nichts helfen mag,
Laß mich erleben noch den Tag,
Daß ich erblicke, den ich trag
In meinem Herzen alle Tag
Mit ſtetem Jammer und mit Klag.

Zeile 2091. ſpricht der Dichter ſelbſt:
„Denn es ſoll kein Biedermann
Wiſſentlich es überſehen,
Wo ein Schaden möcht geſchehen
Einem ſeinen Weib —
Er wend es mit ſeinen Leib.
Das iſt mein Sitte und mein Rath,
Denn was die Welt der Freude hat
Die kommt uns von den Weibern.
Wie möchten wir vertreiben
Die langen Nächt und unſer Leid,
Als nur mit ihrer Seligkeit?
Unſre Freude wär vernicht,
Hätten wir die Weiber nicht;
Gott ſoll ihnen gnädig bleiben,
Ohne ſie wär nichts zu treiben.

Zeile 2841. nimmt er die rothen Haare, vermuthlich ſeine eigene? alſo in Schutz:
Er hätt beides, Bart und Haar
Roth und brennend feuerfar.
Solche Leute, hör ich ſagen,
Sollen falſche Herzen tragen.
Dieſen Glauben han ich nit;
Wo man einen treuen ſieht,
Wie auch ſeine Farbe ſcheinet
Iſts doch herzlich, was er meinet,
Voller Treu und voller Güte.
Aber wer in falſcher Blüthe,
Selbſt wie eine Roſe glühte,
Doch nur Falſchheit aus ſich ſprühte,
Wie das Haar auch ſey gethan,
Iſt er ein getreuer Mann,
Farbe ihm nicht ſchaden kann.

Ein ſolcher Wohllaut der Sprache zu jener Zeit, wo der Geſchäftsmann noch gar nicht einmal deutſch ſchreiben konnte, iſt höchlich zu verwundern. Wir geben noch Zeile 7722. die Wehklage der Gräfin Jaſite über ihren getödteten Gemahl Roaz:

„Ob weh, Roaz, viel lieber Mann
Ich muß dich klagen, das iſt mir noth;
Von Deinem Tod bin ich auch tod.
Du warſt mein Herze und mein Leib,
Und ich dein Herze und dein Weib.
Wir hatten beide Einen Muth,
Was ich gewollt, deucht dir auch gut
Was du gewollt, das wollt auch ich.
Nun hat der ganze Willen ſich
Von deinem Tod geſcheiden
Zwiſchen uns beiden.
So denn dein Herze ſtets war Mein,
Und all mein Wille war der Dein,
Soll auch Dein Tod der meine ſeyn.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 13. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Theaterſtücke.

Das Trauerſpiel Sappho von Franz Grillparzer iſt nun bei Wallishauſer im Druck erſchienen. Wir finden mehr Neigung in uns, den Theaterlärm, welchen das Stück gemacht hat, als das Erzeugniß ſelbſt, der Kritik zu unterwerfen. Die Zeitungs- und Notizenſchreiber haben Lob aus vollen Backen geblaſen, und ein Berliner hat gemeint, Schillers Geiſt müſſe den Verfaſſer beneiden. Darauf hat ſchon der Herausgeber des Geſellſchafters (Herr Gubitz) geantwortet:

„Dort kann man Zorn und Neid ja nicht empfinden,
Zu hoch dazu ſtand hier ſchon Schillers Ehre,
Die Parzen laſſen jede Grill entſchwinden,
In ihrer Hand iſt ja die krit'ſche Scheere."

Wir haben bereits in No. 51 ein ganz ähnliches Wortſpiel des Heidelberger Recenſenten der Grillparzeriſchen Ahnfrau angeführt, und wollen nicht entſcheiden, ob Herr Gubitz es von dieſem Recenſenten entlehnt hat, oder umgekehrt, oder auch, ob hier das: les beaux esprits se rencontrent, ſich bewährt hat. Aber wir wünſchen, daß die Parzen den Lebensfaden des jungen hoffnungsvollen Verfaſſers recht lang ſpinnen mögen, und zugleich, daß es nichts weiter, als eine Grille des Zeitgeiſtes geweſen ſei, welche dieſem Erzeugniß ſo unüberſchwengliches Lob zugezogen hat; denn als Tragödie betrachtet halten wir es in moraliſcher wie in äſthetiſcher Rückſicht für einen Fehlſchuß. Die Tragödie ſoll ja das menſchliche Leben von der ernſthaften Seite nehmen, die moraliſche Grundlehre, die ſie empfiehlt, uns ernſtlich an's Herz legen, und folglich muß dieſe Grundlehre auch wahr und gut ſeyn. Aber davon finden wir hier keine Spur; denn die Begehrlichkeit der hochreifen Sappho, und die jugendliche Lüſternheit Phaons und Melittens geben hier eine in ihrem Weſen niedrige Verwickelung, welche Sappho, ohne alle Befriedigung des moraliſchen Gefühls, dadurch auflöſet, daß ſie, poetiſch-hochmüthig genug, ſich für eine Genoſſin der Götter erklärt, welche Sinnenliebe nie hätte begehren ſollen; und daß ſie mit dieſem Glauben ſich im Meere erſäuft.

Schlegel behauptet in ſeinen Vorleſungen über dram. Kunſt und Lit. (B. 1. S. 376) daß die Griechen die Liebesangelegenheiten der Sappho, die Leidenſchaft des Alcäus und Anakreon für ſie, ihre Flamme für Phaon, und ſelbſt ihren Sprung vom leukadiſchen Felſen im Luſtſpiele behandelt haben, und vermuthet, daß die Miſchung ſchöner Leidenſchaftlichkeit mit der ruhigen Grazie der gewöhnlichen komiſchen Darſtellung ſehr anziehend geweſen ſeyn möge. Wir vermuthen das auch, und zwar um ſo mehr, da ſelbſt in dieſer Tragödie aus dem Stoffe heraus uns etwas komiſches anlacht. Wir intereſſiren uns für das junge, ſchnell ſich verſöhnende lüſterne Paar, wie für die Helden eines Luſtſpieles erotiſcher Natur; in den Wünſchen für ihre Vereinigung entſchlüpft die begehrliche und niedrig-eiferſüchtige Sappho unſerer Geringſchätzung, und indem ſie durch einen hochtrabenden Poetentod unſere Schauluſt ergötzt, befriediget ſie durch einen erwünſchten Ausgang. Da der Verf. die griechiſchen Sitten und Geſinnungen moderniſirt hat; ſo fehlte, um das Ganze zu ſolch einem erotiſchen Luſtſpiel zu machen, wie es Schlegel a. a. O. ſich vorſtellt, und für eine dem romantiſchen Schauſpiele verwandte Gattung anſieht, eigentlich weiter nichts, als daß der alte Rhamnes, welcher Sappho die Leier ſpielen gelehrt hat, etwa mit den Worten ſchlöſſe:

Nun iſt ſie fort, küßt euch, ihr jungen Leute,
Und dankt es mir, daß ſie freiwillig ſtarb.
Der Generalbaß iſt nach Hermes Lehre
Ein Mittel gegen weibliche Begier,
Zumal wenn man die Flamme kühlt im Meere;
Und Generalbaß lernte ſie von mir.

Jene dem Stoffe inwohnende komiſche Kraft erklärt die Erſcheinung der verſchiedenen Parodieen dieſes Stücks. Eine davon, die moderne Sappho von Adolph von Schaden, liegt gedruckt vor uns, mit einem b...lhaften Titelkupfer. Sie iſt die Niedrigkeit und der Schmutz ſelbſt, und wir pflichten darin gern dem Halleſchen Recenſenten der beiden Sappho's in No. 159 bei, daß ſie niemand zu empfehlen ſey, als höchſtens dem Dichter der Tragödie, durch welche ſie veranlaßt worden iſt, damit er daran meſſe, wie und wo er dem Niedrigen etwa zu nahe gekommen ſeyn möchte. Daß er in der Ahnfrau, ungeachtet ihrer Mängel, ſich davon in einer weit glücklicheren Ent-

Ausgegeben den 29. July.

Krnung gehalten hat, wird ihm gewiß einleuchten, und dieſe Erkenntniß ihm bei den künftigen Ausflügen ſeines Talentes in die tragiſche Region zur Tramontane dienen. Herr A. v. Schaden hat übrigens ſein Product ein Durcheinander ohne Sinn und Verſtand genannt, und wir wollen dem Titel nicht widerſprechen.

Die Macht der Verhältniſſe, ein Trauerſpiel von Ludwig Robert, würde richtiger die Macht der Narrheit heißen: denn nachdem der Schriftſteller Weiß einen Grafen, Miniſtersſohn und Offizier, weil er ſich nicht mit ihm ſchlagen wollen, niedergeſchoſſen hat, findet ſich, daß er ſelbſt adelich Blut im Leibe hat, indem er ein Kind der Liebe vom Miniſter iſt; und ſtolz auf dieſen Vorzug, nimmt er in Uebereinſtimmung mit dem widernatürlichen Herrn Papa Gift, um dem Stamme, auf dem er wild gewachſen iſt, die Schmach ſeiner förmlichen Hinrichtung zu erſparen. Was dieſen Verhältniſſen ihre Macht giebt, iſt denn doch wohl Narrheit, in ſofern es nicht gar Laſter iſt? Der Schriftſteller Weiß ſetzt ihr bisweilen mit ſeltner Hartköpfigkeit Nonsens entgegen, z. B. „Wer wollen kann, kann alles; und ich will die Conteſſe nicht lieben, gerade weil ich ſie liebe.“ Vielleicht hat auch Herr Robert dieſes bürgerliche (oder adelige) Trauerſpiel nicht ſchreiben wollen, gerade weil er es geſchrieben hat. Doch verräth er Talent für das Dramatiſche, und wir wünſchen, daß künftig Zweck und That einig bei ihm ſeyn mögen.

Hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten?

(Beſchluß.)

Viele deutſche Zeitſchriften ſprechen unbedenklich dieſelbe Anſicht aus — fährt Hr. W. fort, der, nebenbei bemerkt, hieraus ſchon ſehen kann, wie gefahrlos von Seiten der Herrſcher man in Deutſchland laut genug ſich verkünden kann, und ſagt ferner: Läugnen läßt ſich nicht, daß eine tiefe, gewaltſame Bewegung durch die beiden Hemiſphären geht (was wir nicht beſtreiten) worauf er denn auf die Unterſuchung der Frage kömmt: ob bei dem jetzigen Stand der Dinge in Deutſchland eine gewaltſame Umwälzung ernſtlich zu fürchten iſt, und wie und wodurch dieſem drohenden, ſchrecklichen Uebel möglichſt bei Zeiten begegnet werden kann?. Was hierüber der Vf., der als ein Mann von Kopf und Herz ſich zeigt, ſagt, iſt eben ſo durchdacht als beherzigenswerth und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, den Stand der Dinge mit Einſicht und Umſicht betrachtet zu haben. Daß die, welche eine Revolution am meiſten wünſchen oder fürchten, gerade die Möglichkeit derſelben am hartnäckigſten läugnen; jene, um ſie deſto gewiſſer und ſicherer herbeizuführen, dieſe, weil ſie meinen, das Geſpenſt werde verſchwinden, ſobald man ſich nur das Anſehen gebe nicht daran zu glauben — zeigt, nach des Vf. richtiger Anſicht, daß wir es eben in der Löſung des Räthſels dieſer ſchwierigen Aufgabe gerade noch nicht weit gebracht haben. Von unſern Zeitſchriftſtellern meint er, ſpotten die, welche eine Revolution wollen, am witzigſten über die Gefahren derſelben. Natürlich iſt es gut, wenn die Gefahr unſere Gegner im Schlafe, oder doch unvorbereitet und wehrlos findet. Indeſſen mag die Zahl derjenigen, die in Deutſchland eine Umwälzung wollen, nicht ſehr bedeutend ſeyn. Aber an dieſe Ehrgeizigen und Habſüchtigen, die nur in der Zerſtörung die Mittel finden, ihre Leidenſchaften zu befriedigen, ſchließt ſich das Heer von Nachbetern und Gehülfen an, die in aller Unſchuld mit dem Feuer an der Pulverkammer ſpielen und ganz ehrlich an eine Umſtürzung nicht glauben, die ſie herbeizuführen mit beſchäftigt ſind. Allenthalben macht dieß ſclaviſche Geſchlecht die größere Zahl. Dieſe Menſchen folgen dem gegebenen Impulſe, thuen was ſie Andere thuen ſehen, glauben, hoffen und lieben mit den Umſtehenden, wie ſie mit ihnen gähnen. Sie laſſen die Bourbons oder den Kaiſer leben, folgen der wandernden Guillotine des Revolutionsgerichtes oder dem Kreuze der frommen (?) Miſſionaire, geben dem Augenblick ſein volles Herrſcherrecht und thun und glauben was man gerade thut und glaubt u. ſ. w. Der gewöhnliche Menſch iſt träg und verzagt geſchaffen, darum überläßt er gern Andern die Mühe der Ueberlegung und die Gefahr des Beſchluſſes und tritt am liebſten in Menge auf, weil die Anſtrengung und Verantwortung ſich dann unter Viele theilt. Deswegen darf man ſich nur der Koryphäen verſichern, ſollen die Chöre nach unſerer Weiſe tanzen; der Mönche bei frommen Brüderſchaften, im Klubb der Redner, im weiten, unzuſammenhängenden Reiche der Literatur, der rezenſirenden Inſtitute, Literaturzeitungen (die dürften weniger Nutzen gewähren, weil ſie nicht eigentlich in die Hände des großen Publikums kommen) und der periodiſchen Blätter. — Cromwell und Friedrich der Große kannten den Mechanismus dieſer Maſchinenmenſchen ſehr gut, beſonders im Soldaten (der Verf. führt hier als Beleg ein paar bekannte hierauf Bezughabende Anekdoten aus dem Leben der beiden Genannten an); ähnliche Beiſpiele finden wir bei allen kräftigen Na tinen, bei Cäſar, Alexander, Peter I. und auch Napoleon. Fehlt indeſſen — meint der Verf. — der Geiſt, dann thut es bei der Menge auch die Form, ein äußeres Zeichen (manchmal wohl, aber nicht immer.) Dieſe Klaſſe nun, will eigentlich keine Staatsumwälzung, hilft ſie aber mit fröhlichem Herzen machen (beſſer wohl: mit unbedachtſamen Sinn) wenn ſie dazu gebraucht wird; und gerade ſie ward ſeit Jahren durch tauſend Mittel zu dieſem Erfolge bearbeitet und vorbereitet. Es war ein großes Verſehen, daß man ſie den Umtrieben leidenſchaftlicher, verwegener Menſchen überließ. —

Nimmt man an, ſagt Hr. W. ferner — daß die innern Urſachen einer Revolution in Deutſchland durch äußere begünſtigt würden, daß man vielleicht zu dieſer Sünde reizte, um Urſache zu finden, ſie zu beſtrafen, dann ließe ſich begreifen, daß Unruhen, ſelbſt gegen die Abſicht der Mehrheit, künſtlich hervorgebracht werden könnten. England ſoll dieß mehr als Einmal in Frankreich gelungen ſeyn, und mit Deutſchland hat man ja ſchon oft genug, wie mit dem Lamme in der Fabel geſprochen. Darum iſt es wohl möglich, daß unſere deutſcheſten Männer (doch wohl nur ſogenannt deutſcheſten) die das große Wort ſeit der Befreiung Deutſchlands auf Hochſchulen, Turnpläzen und in Schriften führen, undeutſche Fremde am treuſten und fleißigſten bedient hätten. (Natürlich, dieſe Schreier, nicht Sprecher, gaben dem Auslande, das nur ihre Stentorſtimmen vernahm, ein ſo gehäſſiges Bild von unſerm Treiben, daß es unſern Nachbarn wahrlich nicht zu verdenken iſt, wenn ſie den tollen Schwarm, für welchen ſie ganz Deutſchland halten müſſen, ein wenig ſcharf ins Auge faſſen.) In jedem Fall haben die unſere gute Sache ſchlecht gefördert, welche der Freiheit durch Anmaßung und Willkühr, der geſetzlichen Ordnung durch Verwirrung, der Wahrheit durch Machtſprüche und Auto-da-fe's, der Gerechtigkeit und den Sitten durch ſchneidende Einſeitigkeit und Rohheit ſich nützlich zu beweiſen glaubten. (Ein ſehr wahres Wort.) Und weiter: was wollen nun unſere jungen und alten Reformatoren, die das Feuer auf der Wartburg und den Meuchelmord eines ihnen verhaßten Gegners, für gottgefällige Werke begeiſterter Gemüther halten, die berufen ſind das Vaterland zu retten. (Was ſie wollen? Umſturz der Ordnung, um auf den Trümmern und der Zerſtörung ihre tollen, ſchwindlicht luftigen Gebäude aufzuführen. Was ſie aber ſind? zweierlei: Betrüger und Betrogene. Menſchen die im Trüben fiſchen wollen und bethörte, exaltirte Schwärmer, die genau genommen, am Ende ſelbſt kaum wiſſen mögen, was ſo eigentlich ihr Begehr iſt, die aber mißbraucht werden von Andern, oder ſich und ihre Kraft ſelbſt mißbrauchen zum eigenen Verderben.) Die Zeit, in welcher ſolche That nicht Abſcheu, oder mehr als mitleidiges Bedauern, auch Lob finden kann, verheißt nichts Gutes. (Sehr wahr! und eine ſolche Zeit iſt jetzt.)

Bedächten doch dieſe Freiheitſchwindler, was Manuel kürzlich in der Sitzung der franzöſiſchen Deputirtenkammer ſagt: „Die Revolutionen (als Gewaltſtreiche) ſind ſtets der Freiheit mehr nachtheilig als zuträglich; denn die Gewalt hat tauſend Mittel aus ihnen Vortheil zu ziehen.“ Gewiß iſt eine Revolution, ſetzt Hr. W. hinzu — ein ſo furchtbares Ereigniß, daß man die Greuel derſelben ohne Schaudern nicht denken kann; „und dennoch wird dieß Entſetzliche von Vielen, die ſich nicht entblöden, dabei ſich Freunde des Volks und Vaterlandes zu nennen, gewünſcht und gleichſam aus allen Kräften herbeigezogen!!“ —

Ueber die Anzeigen einer ſolchen Begebenheit ſagt der Verf. ſehr richtig: die politiſchen Unruhen und Stürme kündigen ſich gewöhnlich damit an, daß die herkömmlichen Maaßregeln und beſtehenden Behörden ſich dem Andrange der Ereigniſſe nicht mehr gewachſen fühlen, dem ſie, ihrer Beſtimmung nach, widerſtehen ſollen. Erſt erbittert ſie die Frechheit der neuen Erſcheinung, dann macht ſie die unerwartete Gewalt derſelben ſchüchtern und verlegen. Auf den Uebermuth folgt Demuth. Erſt Ordre, dann contre ordre und ſo zuletzt unvermeidlich — désordre. (Wer ſieht hierin nicht Frankreichs Bild im Anfange der Revolution!) Solche Zeichen, meint H. W. ferner, laſſen ſich denn wirklich jetzt an unſerm politiſchen Himmel ſehen. Auf der einen Seite Beſchwerden des mißvergnügten Volkes, vernünftige Vorſtellungen billig denkender Männer, Rathſchläge von Freunden der Ruhe und Ordnung, Geſchrei wilder Pöbelredner und unbeſchäftigter Advocaten, gallſüchtiger Tageblätter und aufrühreriſcher Pamphletiſten; auf der andern Miniſterſtolz, Eigendünkel der Gewalt, entſchiedene Abneigung vorzuſchreiten und Furcht zurückzugehen, liberale Scheinheiligkeit und Streben nach Willkühr, Luſt zu widerſtreben und zu verſagen und Angſt dieſer Luſt offen nachzugeben. (Ein ſchauderhaftes Bild, bei deſſen Erblickung man wohl zurückbeben kann.) Wohin das Treiben führt, begreifen Wenige, und der [illegible] klarer Einſicht verwehrt, wie

Geſetz und die Furcht zugleich. Daher die wiederholten Irrthümer und Fehlgriffe, die Freigeiſterei und der Aberglaube. Die Gott läugnen und über die Unſterblichkeit der Seele ſpotten, glauben an Zauberei und laſſen ſich ihre Zukunft aus Karten und Kaffeeſatz weiſſagen. Geſpenſter, von der Angſt geſchaffen, grinzen aus allen Ecken; Verdacht und Mißtrauen ſehen allenthalben böſen Willen und Hinterliſt und die aufgeregte Phantaſie findet nur Nahrung im Ungeheuern und Abgeſchmackten. — — Von den Fürſten ſagt man, daß ſie nichts als Willkühr wollen, die Miniſter ſollen nur auf Verrath, die Regierungen und Beamten nur auf des Volkes Untergang ſinnen. (Die wahre Sprache wüthender Revolutionairs) Nennt man ſie ſelbſt (die Fürſten und ihre Diener) auch noch mit Schonung, ſo werden doch die, welche für ſie reden, geächtet und nicht ſelten der Gewalt geopfert. (Wehe, wenn es ſchon ſo weit wäre! dann iſt freilich des Verf., in der Vorrede geäußerte, Furcht, daß, wer für Wahrheit ſpricht, Alles zu erwarten habe, nicht ungegründet.)

Bei der fernern Betrachtung unſerer Zeit, ſagt der Verf.: wir dürfen bei Beurtheilung derſelben nicht vergeſſen, daß Anerkennung und Achtung des rein Menſchlichen und Vernünftigen der Hauptzug in ihrem Character iſt. Humanität iſt mehr als Nationalität. Vergebens hat die aufgeregte Leidenſchaft und der Partheigeiſt dieſe treffliche und ſchöne Lehre durch den Nationalhaß zu erſticken geſucht, (z. B. Hr. Prof. E. M. Arndt, der ſeiner Zeit ewigen Haß den Franzoſen predigte, nachdem er mehrere Jahre vorher dieſelben Franzoſen beräuchert hatte,) die Wuth und Verblendung aber, die den Menſchen zum Thier entſtellt, gehen mit dem Rauſch, der ſie erzeugt, vorüber und ewig iſt nur, was ihn aufrichtet und erhebt, ihn beſſer macht in ſich und gegen Andere.

Aus dem Geſagten Allen zieht nun Hr. W. den Schluß, daß es dringend ſei, für die Ruhe von Europa, (nicht Deutſchlands allein) etwas Entſcheidendes zu thun, denn, fährt er fort, zu dem gefährlichen Gährungsſtoff, der in den meiſten Staaten liegt, geſellen ſich noch höchſt traurige bedenkliche Verhältniſſe, durch die jüngſte Vergangenheit herbeigeführt. Der ewige Länder- und Fürſtentauſch, der Menſchenhandel bei Abtretungen und Entſchädigungen, hat Völker und Fürſten ſich wechſelsweis entfremdet. (Sehr wahr, doch zum Glück, nicht allgemein) Alle Bande die den Bürger ſonſt an den Bürger oder an die alten, regierenden Geſchlechter knüpften, ſind aufgelöſt. (Manche wohl im Sturm der Zeiten, aber doch noch nicht alle.) Mit dem Heiligſten ward Spott getrieben, das Achtungswertheſte herabgewürdigt, das Elend auf den höchſten Grad geſteigert (letzteres doch, Gott ſei Dank, nicht überall.) Durch den raſchen Wechſel der Dinge hat der Glaube an Beſtändigkeit aufgehört: die Menſchen haben das Ungeheuerſte geſehen, und ſind fähig es zu thun. — Darum iſt es hohe Zeit mit Ernſt an Rettung zu denken, wenn man ernſtlich retten will. Aber — meint der Verf. — man hüte ſich zu glauben, daß die alten Mittel die alte Wirkung wieder thun. Der Adel würde uns ſo wenig die frühere bürgerliche und politiſche Ordnung der Dinge theuer machen, als die Jeſuiten die Frömmigkeit und den Glauben der Väter wieder bringen. Es ſey albern zu glauben, daß man könnte den Völkern den Schnitt und die Form jedes beliebigen Zeitalters geben. Nichts hat, ſeinem Dafürhalten nach — ſo nachdrücklich für eine europäiſche Revolution gearbeitet, als das Fabrikmäßige Staaten, Völker und Verfaſſungen machen, die aber auch nur, wie Fabrikwaare, Werth und Dauer hätten.

Ueber unſere Stellung zum Auslande giebt Hr. W. manche ſehr richtige Blicke. Während der Nachbarſtaat, der Deutſchland am furchtbarſten (?) iſt, ſich mit einer dreifachen Reihe von Feſtungen umgürtet, fehlt den Bundesländern jedes Schutzmittel. Iſt die deutſche Bundesgränze aber im Weſten zu ſchwach befeſtigt, ſo ſteht ſie im Norden, Oſten und Süden ganz offen. Zwar wird man die anſehnlichen preußiſchen und öſterreichiſchen Feſtungen, als zur Vertheidigung der Bundesgrenze hinreichend anführen, aber, ſchließt der Vf., ſollen dieſe beiden Mächte ihre Kräfte zur Vertheidigung der Bundesländer verwenden, ſo iſt auch zu erwarten, daß ſie aus der ihnen aufgedrungenen Pflicht, die Bundesſtaaten zu beſchützen, Rechte herleiten werden, die mit der Souverainität der minder mächtigen Bundesglieder unverträglich ſind.

Bei der Betrachtung des deutſchen Staatenbundes und ſeiner muthmaßlichen Dauer und Halt in der Folge ſagt Hr. W., indem er die Meinungen und Anſichten darüber zergliedert und des Glaubens erwähnt, den Viele haben, wie immer eine Macht die andere im Zaum halten müſſe (das alte Fahrgeleis der Diplomaten, das ſich aber manchmal zur Verwunderung aller unverhofft gar mächtig verrückt): in Erfindung negativer Mittel beſitzen wir Deutſche eine beſondere Stärke; mit den poſitiven will es uns aber gar nicht recht gelingen. (Das ſey Gott geklagt!)

Von Oeſterreich, meint der Vf., es ſuche ſich gegen Deutſchland immer mehr abzuſchließen und den Geiſt, der hier lebendiger und lauter wird, aus allen Kräften von ſich entfernt zu halten. (Daran thut es, in ſo weit dieſer Geiſt ein unreiner iſt, ſehr wohl.) Preußen dagegen, obſchon auch keine rein deutſche Macht, ſey mit ſeinem ganzen Leben in das Leben Deutſchlands eingewachſen und eben ſo, wie jede Bewegung Preußens auf das übrige Deutſchland wirke, eben ſo wirke dieſes auf Preußen. Als Beweiß hiervon führt er das neue preußiſche Mauthgeſetz an. Ein lauter Schrey, ſagt Hr. Weitzel, verkündete den allgemeinen und tiefen Schmerz. — Dieſes innigen Zuſammenhanges wegen, den Preußen mit dem übrigen Deutſchland hat, (ſchon durch ſeine geographiſche, lang ausgedehnte, Lage) findet Hr. W. das Geſchrey über Preußen, das Verdächtigmachen, das Anfeinden dieſes Staates, welches jetzt von vielen Federn geſchieht, unrecht und thöricht, und vergleicht die, die ſolches thun, ſinnreich, mit Pfeffels Neider, der gern ſelbſt ein Auge verlieren wollte, wenn er nur den Beneideten dafür auf beiden erblinden ſäh.

Ueber das Einmiſchen Fremder in unſere Händel urtheilt Hr. W. ſehr richtig mit den Worten: In Deutſchland konnte man ſich der fremden Großmuth und des fremden Schutzes vielleicht zu erfreuen haben; Deutſchland aber konnte und kann das nicht. — Bei Erwähnung der ſeltſam verſchiedenen, größtentheils parroquen Meinungen, auf welche Art und Weiſe, und durch welche Verfaſſung dem Vaterlande am beſten zu helfen ſey, ſagt der Vf. ſehr richtig: Jeder Künſtler (alſo auch der Staatskünſtler) iſt in der Anwendung ſeiner Kunſt durch den gegebenen Stoff gebunden. Canova würde ſich lächerlich machen, wollte er aus einem Eichenklotz eine Venus von Medicis geſtalten. Von noch größerer Thorheit zeigt der Verſuch, das vierzehnte Jahrhundert auf das neunzehnte zu impfen. (Das werden die Herren Neualt-Deutſchen ſchwerlich Wort haben. Die denken, wenn ſie turnen, einen Zwickelbart ſtehen laſſen, die Haare lang kämmen, ein Barett aufſetzen, eine eſpéce von Wappenrock mit ausgepolſterter Bruſt anziehen, und einige verroſtete Ausdrücke aufwärmen, zum Ueberfluß noch einige neue ſeltſame dazu ſchmieden — dann iſt die Sache gemacht, das vielbeſungene treffliche Mittelalter da und Deutſchland in ſeinem ſchönſten Flor. — Gott beſſere es! es iſt ein herrliches Treiben.)

Viel von dem Geſchrei, welches jetzt durch Deutſchland über eine bevorſtehende Revolution brauſt, iſt aber auch nur, wie Hr. W. geſteht, hohles Getön, hinter dem kein Gehalt. „Findet das Geſuch um eine Kuriatſtimme nicht gleich Eingang, iſt ein Miniſter in Verlegenheit; über ſeinen Haushalt Rechnung abzulegen; fragt der Bauer, mit welchem Recht der Schulz ihn zum zweiten male zur Frohne entbietet, da der Gevatter doch noch das Erſtemal in Rückſtand iſt; iſt von Steuern die Rede, daß ſie zahlen müſſe, wer im Staate beſitzt, daß Talente und Tugenden Anſprüche machen auf Aemter und Ehren: gleich iſt eine Revolution im Anzuge, um alle beſtehende Ordnung, wie oft die Unordnung genannt wird, umzukehren."

Der beſtellte und bezahlte Zeitungsjubel bei dem ſchnellen Wechſel der Landesherren, den wir in den Umänderungen der Zeit ſo oft haben hören müſſen, war, nach Hn. W..s Anſicht, eben ſo verwundend für den rechtlichen Mann, wie ſchädlich auf das ganze Wirken. Iſt er wahr, ſo ſetzt er in den meiſten Fällen ein erbärmliches Volk voraus, iſt er nicht wahr, ſo iſt er als Schmeichelei und Lüge verächtlich und ſchädlich. Dieſe leichtſinnigen politiſchen Scheidungen und Ehen, fährt der Vf. fort, ſind ein ſo ſtarker Beweiß von dem herrſchenden Verderben als die bürgerlichen, welche in die Kirchenbücher oder Civilregiſter eingetragen werden. (Sehr wahr; nur iſt hierbei zu bemerken: daß an dieſen politiſchen Ehen und Scheidungen das Volk meiſt ſehr unſchuldig, und darin jenen Bräuten zu vergleichen iſt, die ein älterliches Machtwort zum Traualtare treibt.) In dieſem (vulgären) Sinn hatte Napoleon Reiche geſchaffen, Völker zuſammengeſchmolzen, hier Regenten, dort Unterthanen gegeben, und alſo an die Stelle der ewigen Ordnung der Natur ſeinen Vortheil, ſeine Launen, ſeinen Haß und ſeine Gunſt geſetzt; aber das ganze Werk fiel auch mit ſeinem Meiſter. (Natürlich, wie Alles, was nicht auf die ewigen Principe des Rechts und der Wahrheit gebaut iſt.)

Sehr richtig werden vom Vf. die großen Vortheile und Vorzüge erwogen, welche uns Deutſchen in vielen, ja den höchſten Hinſichten, daraus entſprungen ſind, daß unſer Vaterland von Anbeginn an in verſchiedene, gewiſſermaßen von einander unabhängige, Stämme und Völkerſchaften getheilt geweſen, und noch getheilt iſt, ohne daß jedoch dabei die Nachtheile überſehen worden, welche dieß Getrenntſeyn ſtets gehabt hat, hauptſächlich in unſerer Stellung zum Auslande, die natürlich dadurch immer etwas Untergeordnetes, weniger Imponirendes erhielt, als ſonſt mit einer ſo ſtarken und kräftigen Nation wie die Deutſche en masse, der Fall würde geweſen ſeyn; aber „unverkennbar iſt das vielfache (überwiegende) Gute, welches wir der Theilung Deutſchlands in mehrere Staaten verdanken, und das, wie wir glauben, ſelbſt (und wohl) den Ruhm aufwiegt, Europa im Siegesrauſch von der Meerenge von Gibraltar bis Moskau, vom Kanal bis an die Mündungen von Cattaro, bachantiſch zu durchziehen.“

Um allen unruhigen Bewegungen in Deutſchland zuvorzukommen, hält Hr. W. außer der allgemeinen Einführung einer wirklichen und ächten repräſentativen Verfaſſung und den daraus entſpringenden Verbeſſerungen in den alten ſtaatsrechtlichen und politiſchen Formen, die Einführung einer Volksrepräſentanten-Kammer bei dem Bundestage, als zweckdienlich, weil dadurch wohl allein die Völker und Fürſten zugleich befriedigt werden dürften. (Ob dieſe vorgeſchlagene Einrichtung, deren Nutzen, in manchen Dingen, wir gerade nicht in Abrede ſtellen wollen, ſo Großes und Allgemeines bewirken dürfte, bezweifeln wir denn doch.)

Welches die endlichen Reſultate einer revolutionären Kataſtrophe, wenn ſolche je über Deutſchland hereinbrechen ſollte, ſeyn würden? läßt ſich wohl ſchwer beſtimmen. Hr. W. meint, es ſey die große Frage, ob dem revolutionären Deutſchland dann das Loos von Frankreich oder — das von Polen fallen werde. Wir meinen — keines von beiden, ob aber ein beſſeres, wie das des letztgenannten Landes, wagen wir nicht zu entſcheiden. Weil aber ein leichter Anſtoß, ein kleiner Umſtand hinreichen kann, (wie die Geſchichte, dieſe große, ſelten begriffene Lehrerin, lehrt) Ungeheures zu erregen und zu entflammen, darum ſollen wir (ſagt Hr. W. ſehr richtig) auch das Treiben der Partheien in Deutſchland nicht zu gering achten, ſo lächerlich es auch oft erſcheinen mag. Löſen wir, fährt ferner der Vf. fort, den Stoff der in unſerm geſellſchaftlichen Leben gährt, in ſeine Beſtandtheile auf, ſo unterſcheiden ſich vier feindliche Elemente, 1) die Konſtitutionellen Liberalen, welche geſetzmäßige Freiheit, zeitgemäße Inſtitutionen, eine konſtitutionelle Monarchie mit Nationalrepräſentation und erblicher Fürſtengewalt, wollen: 2) die reinen Monarchiſten, mit der abſoluten Herrſchergewalt auf der einen und paſſiven Gehorſam auf der andern Seite: 3) den Ultra-Adel, die weißen Jakobiner, die Verfechter der Feudalität, und 4) die Demagogen, rothen Jakobiner, reinen Volksthümler. (Letztere beiden die Gefährlichſten.) Ueber die Kraft, mehr oder minderes Verſteckt- oder Offen handeln dieſer Partheien, ihre Entwürfe, Umtriebe und Hoffnungen, giebt der Vf. beachtenswerthe Winke. Treffend ſchildert er die, das Volk ſo leicht blendende, Sprache der politiſchen und religiöſen Gauner, d. h. derer, die im wilden Unfug der Ordnung zu gewinnen trachten und doch dabei nur die Phraſen vom Volkes- und Landes-Wohl auf der Zunge führen, und ſagt, die Schilderung dieſer mehr als Gefährlichen ſchließend, ſo haben wir auch viele Volksredner unſerer Zeit geſehen, die Freunde der Unterdrückten geworden waren (ſich dafür ausgaben) da ſie nicht Freunde der Unterdrücker werden konnten. —

Daß die Ultra-Ariſtokraten, die weißen Jakobiner, jetzt mit dieſen Leuten (den Pöbelrednern und grimmigen Demagogen) gemeine Sache machen, einen Zweck verfolgen, bei ganz verſchiedenen An- und Abſichten, iſt allerdings eine auffallende, jedoch zu erklärende Erſcheinung. Was jede dieſer Partheien im Tiefſten ihres Herzens will, ſteht freilich in unverträglichem Widerſpruche, doch gehen ſie eine gute Strecke denſelben Weg, weil ſie einen und denſelben Feind haben, der beiden gleich gefährlich und im Wege iſt. Die Liebe der Fürſten und Völker nehmlich zu einander und ihr Vertrauen, Rechtlichkeit, Geſetzlichkeit und zeitgemäße Ordnung der Dinge. Dieſe Reibungen der Partheien, dieſer Streit der Meinungen, dieſes Treiben, das, wie der Vf. ſehr richtig ſagt, unſere Schaam und Mitleid erregen muß bei dem erſten darauf geworfenen ernſten Blick, kann dann nicht gefährlich werden, wenn die Regierungen gerecht, nur gerecht, mäßig und feſt ſind, und die Preſſe, die öffentlichen Blätter, können hier die wichtigſten Dienſte leiſten, mehr als bloße Preßfreiheit (die, wie die Erfahrung gezeigt, leicht zur Preßfrechheit wird.)

So gerecht im Allgemeinen, fährt der Vf. fort, auch die Forderungen ſind, welche die gebildeten Völker Europas an ihre Regierungen machen, ſo ungerecht ſind doch auf der andern Seite viele Klagen über ihren (der Regierungen) böſen Willen, den man mit Grund in Deutſchland nur wenigen vorwerfen darf. Es iſt eine unzufriedene, ſchwer zu behandelnde Zeit! (Wohl wahr, und wahrlich in dieſer Zeit keine Freude Fürſt zu ſeyn.) Jetzt iſt der Menſch faſt in allen Ständen — aufgeregt durch die Ereigniſſe ſturmvoller drei Jahrzehnte — von Begierden nach Erwerb und Genuß getrieben, oft ohne wahre Kultur, mehr verbildet als gebildet, ohne wahren Glauben an Gott (myſtiſcher Unſinn iſt kein Glaube an Gott) voll Selbſtſucht, Eigendünkel und Anmaßung. Und um das Verderben zu vollenden, haben ſich Myſtiker, Andächtler, Propheten, ſogenannte Naturphiloſophen, Romantiker, Geiſterſeher und Schwärmer jeder Art, als Retter aufgeworfen und löſchen den Brand — mit Oel. — (Eine herrliche Rotte! und doch muß man geſtehen, ein wahres, treues Spiegelbild der Zeit.)

Daß die Guten und Wackern zuſammenſtehen in dieſer Zeit, findet Hr. W. nothwendiger denn je, aber, fragt er mit Recht, was vereint ſie? was führt ſie zuſammen? Leider finden wir öfters Zehne, die ſich mit Gefahr ihres Lebens, zu einem Bubenſtück verbinden, als Zweye, die einer ſchönen That nur eine abweichende Anſicht opfern mögen. (Eine traurige Wahrheit.) So manche männliche Sache iſt unter uns zur Buberei geworden (wohl wahr) daß es wahrlich Zeit wird, endlich Männer in voller Bedeutung des Worts auftreten zu ſehen, ſoll Spielerei nicht endlich zum Ernſt, und das Würdige und Ernſte zur Spielerei werden. (Das iſt es zum Theil in dem Unſinn der neuſten Zeit, ſchon geworden.)

Mit einer Bitte an das Schickſal: daß die Beſtimmung des Geſchicks von Europa der Grosmuth eines Mannes zufalle, der die Menſchheit mehr achtet als er ſich liebt, dem der Glaube an das Göttliche und Ewige in uns geblieben iſt, trotz der Schlechtigkeit der Zeit — ſchließt Herr Weitzel ſein Werk, das, wie wir im Eingang ſchon bemerkten, als Darſtellung des obwaltenden Geiſtes der Zeit, ſehr ernſte Berückſichtigung verdient.

Nachſchrift. Sonderbar! gerade da wir die obigen Zeilen vollendet haben, kommen die erſten noch etwas dunklen öffentlichen Berichte der Vorfälle in Berlin an. — Wie manches beſtätigt ſich dadurch als ſchreckbare Wahrheit, was der Verf. der oben angezeigten Schrift und wir, bis jetzt blos als vermuthlich durch Schlußfolgen haben bezeichnen können! — das Journal général de france ſagte (ſ. den Anfang obiger Darſtellung) „dieß dann iſt uns ganz nahe, kaum wagt man zu behaupten, daß es nicht morgen ſey.“ Wäre es wirklich ſchon ſo weit mit Deutſchland!

Ueber Bedeutung und Werth des Bartes

In ſomatiſcher und pſychiſcher Hinſicht findet ſich in Wolfarts Jahrbüchern für den Lebensmagnetismus (2r B. 1r H.) ein Aufſatz von D. Breyer in Berlin, der Matthäis Abhandlung über das Abſchneiden des Haupthaares und des Bartes (Hufeland's Journal 16. B. 3 St.) in Erinnerung bringt, und erweitert. Es heißt darin unter andern: „Hat nun die Verſtümmelung des Bartes ſehr weſentlich zur Verringerung jener lebendigen (Feder-) Kraft im Menſchen beigetragen, und ſind dadurch die genannten (elaſtiſchen) Gebilde unvollkommen geformt und gemiſcht worden, ſo iſt auch ſie die Urſache vieler Krankheiten des Herzens, der Lungen, der Schlag- und Blutadern und der ſchon an und für ſich trägern Gefäße des ſogenannten weißen Bluts. Jene Verſtümmelung iſt ferner der Grund einer geringern Muskelkraft in den eigentlichen Muskeln und in den Muskelfibern des Schlundes, des Magens und Darmkanals, und einer zu geringen Schnellkraft und Spannung in den Sehnen, Bändern und Häuten, ſo wie auch Urſache einer krankhaften Schlaffheit des geſammten Zellgewebes.“ — Der Bart ſoll auch für die unwägbare lebendige Kraft eine magnetiſche Wechſelwirkung mit dem All vermitteln, (Sicher ein Dictum aus den Anſchauungen einer bärtigen, oder wenigſtens bartliebenden, Somnambüle!) wobei der Leſer in einer Note darauf aufmerkſam gemacht wird, daß der Orientale bei ſeinem, oder bei ſeines Propheten Bart ſchwört. Die Schonung des Bartes ſoll aber auch die Schonung des Zeugungsvermögens bewirken, da der Geſchlechtstrieb dann weit weniger heftig auftrete. (Hier hat der Kakodämon der Somnambüle eine Falle gelegt; man denke nur eben an die Orientalen und — an die Juden!) Durch das öftere Bartſcheeren ſoll der Geſchlechtstrieb auf eine widernatürliche Weiſe gereizt, ſeine Beherrſchung erſchwert, und ein unaufhörlicher Aufruhr in den ſinnlichen Begierden erregt werden. (!) Zum Beſten des Bartes ſoll ferner auch ſprechen, daß ſich die Macht der Ungerechtigkeit an den bärtigen Ruſſen und Tyrolern zuerſt gebrochen habe. — Die Bartſtürmer, meint der Verf., könnten nur wie lügenhafte ruchloſe Bilderſtürmer erſcheinen, die mehr denn gemalte Bilder, nämlich wahre lebendige Bilder Gottes zerſtörten. — Das Geſicht des Mannes ohne Bart ſehe nicht männlich, ſondern männiſch aus; das Geſicht des bartloſen Greiſes ſey ein altes Geſicht, und da ihm Schönheit, Kraft und Würde fehlten, ein Alt-Weibergeſicht. —

Das geſchorne Geſicht ſey eine Lüge, das bärtige ſey wahr; das beſchorne Geſicht ſehe glatt aus, das bärtige wecke Vertrauen; (bei Einfältigen!) das glatte Geſicht ſey höflich, (?) das bärtige ſey freundlich; das beſchorne Geſicht ſey leidenſchaftlich, das bärtige ſey ruhig; (natürlich! gerade die häßlichſten leidenſchaftlichen Züge ſind ja mit Haaren verſchleiert; der Bart erſcheint hier gleichſam als Feigenblatt,) das glatte Geſicht ſey pfiffig, (!) das bärtige ſinnig; das erſte ſey höchſtens geſcheut, das andere weiſe, das glatte Geſicht ſey fleiſchlich und irdiſch, das bärtige ſey **in einer Wolke aufgenommen und verklärt**. (Zumal wenn der Spiritus von ein paar Kannen Brandwein im Kopfe ſteckt; wir haben das während der letztern Kriegsjahre ſelbſt mehr als einmal zu bemerken Gelegenheit gehabt; doch ſchien uns die Verklärung eben keinen raphaelſchen Ausdruck zu haben.) Der Vfr. will übrigens durchaus nur „den ganzen vom Himmel geſchenkten **Vollbart**" gemeint wiſſen. Von den **Schnurr- und Schnauzbärten** ſagt er, ſie machten den menſchlichen Mund zu einer Thierſchnauze, und das Geſicht zum Ratzen-, Katzen- oder Tygergeſicht, und vorzüglich träfe ſie der Vorwurf der Unſauberkeit. (Unrecht hat er darin nicht; aber die Militärs, ſo wie die Ungarn und Polen, werden ihm kein Compliment dafür machen.) Auch läßt er nicht einmal die „ganz kleinen Schnauzbärte" gelten, „welche ſich, **gleichſam verlegen**, unter das Geſchütz der Naſe zurückgezogen haben;" ſtichelt auch ein wenig auf das „Spielen mit dieſem Schnäuzchen," (wofür ihm mancher von jenen Herren wohl ebenfalls das Compliment ſchuldig bleiben dürfte,) und meint, ſie ſeyen nur als Bärte im **letzten Viertel**, und als willkommene Zeichen des **bald wiederkehrenden Vollbartes** zu betrachten. (Dürften wir nicht auch zu den letztern die kleinen wunderlichen **Kinnbärtchen** rechnen, die wir an mehrern unſerer Neualtdeutſchthümler bemerkt haben, und die wir in dieſem Falle um ſo analoger Bärte im **erſten Viertel** nennen könnten, als die liebe Jugend, die ſie trägt, und die ſich gütiger Weiſe der Viertelsmeiſterſchaft des neueinzurichtenden Deutſchlands annehmen will, ſelbſt noch im erſten Viertel des Lebens, der Wiſſenſchaft, der Erfahrung und des urtheilenden Geſchmacks ſteht?) — Die **Backenbärte** nennt der Vfr. **Verſuchsbärte**, Kinder der franzöſiſchen Revolution, die eine gewiſſe ſpießbürgerliche Aufſätzigkeit ausdrückten, welche ſagen wolle, daß ſie auch böſe werden könne; ſie wären aber doch mehr gutmüthiger Natur, und eigentlich nur **verlängerte Ohren**; der Schnauzbart hingegen wolle ſagen, daß man einen **Mund vorweg** habe u. ſ. w.

Neues aus alter Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Nicht der Zweck, ſondern nur die Mittel. Dem unruhigen Geiſt jener Zeit war es nicht um die Sache an ſich, ſondern nur um den Genuß, ſie auszuführen, zu thun. (Sismondi hist. des republ. ital. III. 344.)

Alte Napoleone: Napoleon, Cardinal von Urſini. ebend. S. 234. Napoleon de la Torre. 357. Napoleon de la Torre, beſtändiger Anziano des Volkes von Mailand ſeit 1965. eb. 451.

Straf-Adel. Im Jahr 1285 erklärte das Volk von Piſtoia alle Adeligen für unfähig zu den Aemtern der Stadt. Wenn ein Bürgerlicher ſich gegen die öffentliche Sicherheit verfehlt habe, ſoll er zur Strafe in die Adels-Matrikel eingetragen werden. IV. Ep. S. 100.

Neutralität. Diejenigen Geiſter, welche im Kampf der guten und böſen Engel die Neutralen machen wollten, ſetzt Dante in den erſten Vorhof ſeiner Hölle.

Nachricht.

Dem anonymen Einſender eines kleinen Aufſatzes, *) welcher ſich mit folgenden Worten anfängt:

Der erſte Geburtshelfer H. S. — u. ſ. w., bemerken wir hierdurch: daß wir von dieſem Aufſatze keinen Gebrauch machen können, weil er für das lit. Wochenblatt nicht paßt und weil wir überhaupt anonym eingeſendete Artikel nicht abdrucken laſſen.

Die Redaktion.

---

*) Aus Bonn.

Druckfehler:

In No. 9, Seite 72, Spalte 2, Zeile 6 von oben fällt **zweierlei** weg.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 14. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Streifereyen im Gebiete der Kunſt.

Unter dieſem Titel übergiebt Hr. G. Quandt in einem 3 Bändchen ſtarken Werke ſeine, auf einer im Jahre 1813 nach Italien unternommenen Reiſe, gemachten Bemerkungen und Anſichten über Kunſt- und Naturgegenſtände, dem Publikum.

Anſpruchlos und beſcheiden, darum aber, wenigſtens größtentheils, nicht minder durchdacht und richtig, als manches andere, mit imponirender Volltönigkeit auftretende Werk, giebt der achtbare Verfaſſer hier Beſchreibungen und Charakteriſtiken, die ſehr erfreulich bezeugen, daß er mit geübtem Blick ſchaute und denen, welche den Garten Europa's — wie mit Recht Italien genannt wird — nicht ſelbſt ſahen, ein wahres und anmuthiges Bild einzelner Theile deſſelben geben.

Die, im erſten Bande, etwas vorherrſchende Manieriertheit des Styls, weniger als der Anſicht über Kunſt und Leben im Mittelalter, wird man dem Verfaſſer um ſo eher zu gute halten, wenn man bedenkt, wie dies ſeit einiger Zeit gleichſam zum Modeton geworden — nicht ohne Schuld einiger übrigens ſehr genialen Schriftſteller — und wie Mode immer etwas ſehr viel Herrſchergewalt ausübendes iſt und ſtets war. In den beiden folgenden Bänden, die Hrn. Q's. Weg durch Italien umfaſſen, da der erſte nur ſeine Reiſe dahin durch Deutſchland enthält, — findet ſich dies weit weniger und es ſcheint als wenn den Verf. bei ſeinem Austritt aus Deutſchland, zum Vortheil ſeines Werks, auch der mittelalterthümliche Geiſt verlaſſen habe, der in der letzten Periode ſo gewaltig ſpukte und zum Theil noch rumort. Daß übrigens Hr. Q. ſelbſt recht gut einſieht, daß das Weſen des Mittelalters, wollte man es auch in ſeinen einzelnen Theilen in unſere Zeit übertragen, für dieſe nicht mehr tauge, beweiſen mehrere Stellen ſeines Werkes. Hier nur eine, wo er bei Gelegenheit der Erwähnung der Kirchen in Nürnberg, ſagt: Ehe ich die Kirche (des heiligen Sebaldus) verließ, ergab ich mich noch ungeſtört dem heiligen, ſchauerlichen Eindruck des Ganzen, das völlig dem religiöſen Sinn der damaligen Zeit gemäß wirkt. (Wir können uns noch immer nicht, frei ſey es geſtanden, davon überzeugen, daß damals, d. h. in den Zeiten des ſogenannten Mittelalters, Religioſität mehr ausgebreitet und allgemeiner war, als jetzt; d. h. ächte wahre Religioſität. Feſteres Hängen an den vorgeſchriebenen Dogmen der Kirche, ſtrengere Beobachtung des äuſſern Gottesdienſtes, das war zu jenen Tagen wohl, aber auch des innern? Die Geſchichte giebt davon keine rechten Spuren, und dieſe kann hier doch wohl allein als vollgültige Entſcheiderin angenommen werden.) Das Wundervolle, nicht unnatürliche im Raume ergreift das Gefühl, ſo wie das Unbegreifliche in der Ideenwelt. Für unſere Meinungen, Volksſtimmung und den ganzen Character der neuern Zeit, paßt dieſer Styl nicht mehr. Gegenwärtig verlangt man mehr Licht, und nichts das über die Verhältniſſe hinausgeht, über die vom gemeinen (nur vom gemeinen?) Verſtande feſtgeſetzten Regeln, welche man damals verſchmähte. (Uns dünkt es ſey ein ſehr gutes Zeichen, daß man jetzt mehr Licht verlangt in jeder Beziehung. Aufſtellungen wie die folgende, ſind und bleiben, der Hr. Vrf. verzeihe uns, wenn wir hier ganz offen und ehrlich unſere Meinung ſagen, Tiraden die in einem Werk, welches der Poeſie angehört, ſich recht hübſch leſen laſſen und ausnehmen, aber nicht in einem Werk, welches klare Anſichten über Kunſt, Natur oder andere Gegenſtände ausſprechen ſoll.) Das ahnungsvolle, in's Unendliche ſtrebende Gemüth, frei von Verſtandesfeſſeln (der wahre Verſtand legt nie Feſſeln an, ſondern befreit davon) reich an Glauben, Muth und Liebe (das kann man bei dem hellſten Verſtande auch ſeyn) voll Ergebung, ſelbſt in Angelegenheiten der Vernunft ſich ſelbſt nur folgend, hob bis zur ſchwindelnden Höhe die Wölbungen der Kirchen (das Gemüth nur? nicht auch die Einſicht?) ſtützte ſie auf ſchlanke Säulen, welche über alle Verhältniſſe hinaus ſich erhoben (doch wohl nicht über die der Schönheit) das alles zu ſchweben, alles nur ein Phantaſiewerk zu ſeyn ſcheint.

Das Rathhaus in Nürnberg gefiel dem Herrn Verf. durch ſeine Größe, Pracht, und Freygebigkeit des Raumes (ein etwas beſonderer Ausdruck, der doch wohl nur Geräumigkeit heißen ſoll.)

Bei dem Schloſſe in Nürnberg bemerkt der Hr. Vf.: „manchem Grafen und Herrn würde in unſern

Ausgegeben den 5. Auguſt.

Tagen dies Schloß (worin ſo mancher Kaiſer Hof hielt) zu klein und unanſehnlich vorkommen. (Das iſt ſehr natürlich und gerade auch kein böſes Zeichen. Mit der ſteigenden Kultur ſteigt auch immer in gleichem Verhältniß Luxus und Bedürfniſſe. Der Bauer lebt jetzt auch — wenigſtens größtentheils — in beſſern Häuſern als damals. Iſt es denn zu wünſchen, daß er wieder in ſeine erbarmungswürdigen Hütten zurück krieche?)

Sehr angenehm entſchädigen gegen dergleichen Schilderungen wie folgende, bei Gelegenheit der Beſehung des Doms von Augsburg entworfen: „ein Grauen überfällt uns, wenn wir an die Grauſamkeiten denken, welche in dieſen Mauern verübt wurden. Die erſte Veranlaſſung gaben Augsburger Bürger, welche den Biſchoff von Air, Legat des heil. Stuhles, der an den fränkiſchen Hof des Kaiſers Lothar reiſen wollte, überfielen und ausplünderten. (Auch ein ſchöner Zug aus dem gerühmten Mittelalter, der weder Religioſität noch Achtung für die Geſetze zeigt.) Der Legat beklagte ſich bei dem Kaiſer darüber, welcher bald darauf mit den friedlichſten Geſinnungen und in der Abſicht, Alles in Güte beizulegen, ſelbſt nach Augsburg kam; aber der Biſchoff, der den Kaiſer haßte (weil Kaiſer Lothar Kaiſer, und nicht Knecht der übermüthigen Kirche ſeyn wollte) hatte den Saamen der Feindſchaft in die Gemüther der Bürger geſtreut. Kurz nach Lothars Ankunft geriethen einige ſeiner Bedienten mit einem Kaufmann über einen Handel in Streit; mehrere Bürger nahmen Antheil daran, und bald verbreitete ſich der Aufruhr durch die ganze Stadt. Die Dienerſchaft und die Soldaten des Kaiſers wurden von Augsburgs Bewohnern überfallen; Alles griff zu den Waffen und es entſtand ein allgemeiner Kampf. Der Biſchoff, ein Greis von hohen Jahren, verfügte ſich auf den Domplatz, wo das Gedränge am wildeſten war. Sein Anſehen mußte Grauen erregen; vom Alter ſo entkräftet, daß er von Prieſtern ſich dahin mußte tragen laſſen, und ſo ſchwach, daß ihn die Laſt des biſchöfflichen Ornats faſt erdrückte, flammte doch aus ſeinen Zügen der glühendſte Haß und der übermüthigſte Stolz. (Die Geſchichte giebt viele Beiſpiele ſolcher unwürdigen Diener des Gottes der Liebe und Milde.) Er zeigte ſich auf dem Kampfplatz unter dem Vorwande, als wolle er durch ſein Anſehn Ruhe gebieten, doch lag die Abſicht dabei zum Grunde, den Aufſtand zu leiten. Von der andern Seite trat Lothar mit ſeinen Reiſigen und Rittern auf. Die Sturmglocke ertönte; die Bürger eilten herbei und fielen wüthend des Kaiſers Mannen an. Als dieſer ſah, daß der Biſchoff die Domkirche mit bewaffneten Leuten hatte beſetzen laſſen, erkannte er deutlich des Biſchoffs feindliche Geſinnung. Er griff ſogleich die an, welche zunächſt den rachſüchtigen Greis umgaben; ſie flohen, der kraftloſe Alte kroch auf den Händen zur Domkirche und verbarg ſich hinter dem Altar. Vor der Kirche fielen Geiſtliche und Laien ohne Anſehen der Perſon unter den Schwerdtſtreichen der Kaiſerlichen. Der Kampf dauerte bis die hereinbrechende Nacht die Partheyen trennte. Der andere Morgen beleuchtete die grauſenvolle Stätte der ſchrecklichen Verwüſtung. Faſt ganz Augsburg lag in Aſche; Leichen bedeckten die Straßen; die Weiber der Bürger waren der Wuth Preis gegeben; ihre Kinder gebunden; die meiſten Kirchen und Klöſter zerſtört; Capellen und Altäre entweiht; Nonnen und Mönche gemißhandelt und vertrieben. Die Domkirche, welche der Kaiſer die ganze Nacht belagert hatte, konnte nicht länger von der Parthei des Biſchoffs vertheidigt werden. Die Soldaten drangen hinein, übten die furchtbarſte Rache aus, und, wer nicht das Leben verlor, ward in Feſſeln geſchlagen. Der Biſchoff war jedoch entkommen. Die Angſt hatte ihm kurze Kraft gegeben, doch bald war er wieder in einer entlegenen Straße niedergeſunken. Sein Zuſtand war entſetzlich (aber wohl verdient) denn was in einem ſchweren Traume uns ſchon in die peinlichſte Angſt verſetzt, wiederfuhr ihm wirklich, er erwartete die Gefahr, welche ihn bedrohte, konnte nicht fliehen, nicht ſich aufrichten; er lag gelähmt auf dem Boden unter Leichen. So hülflos fand ihn der Erzbiſchoff von Magdeburg, der an der Empörung keinen Antheil genommen, deſſen Haus die Feuersbrunſt nicht ergriffen, und die Wuth der Soldaten nicht zerſtört hatte. Dieſer nahm den Biſchoff auf und verbarg ihn in ſeiner Wohnung. Der Kaiſer verließ nach dieſem blutigen Tage die Stadt und ſchlug ſein Lager vor derſelben auf. Am dritten Tage kehrte er wieder zurück, ließ Mauern und Thürme niederbrechen, und verließ ſodann das verwüſtete Augsburg.“

Zum Schluß ſeiner Anſichten über dieſe Stadt, erlaubt ſich übrigens Hr. Q. noch eine Bemerkung gegen Kotzebue, die einer kleinen rügenden Erwähnung bedarf. Er ſagt nemlich dem Freunde, dem er ſeine Reiſe-Mittheilungen macht: Ich hoffe es wird dir genügen, was ich dir über Augsburg mitgetheilt habe. Erwarte von mir nicht, daß ich es wie Kotzebue mache, der nach Fledermaus-Manier (?) den Leuten in die Haare geräth und in die Perücken einiger Heiligenbilder ſich ſo verfitzt, daß er gar nicht davon loskommen kann und faſt ganz Augsburg darüber vergißt.“ Wir wiſſen nicht, ob K. ſich wirklich in Augsburg ſo in einzige Heiligenperücken verfizte wie Hr Q. behauptet; ſo viel aber wiſſen wir, daß K. ein ſehr guter Charakter- und Sitten-Schilderer war, daß größtentheils ſein Spott und ſeine Ironie ſehr richtig den Nagel auf den Kopf traf, wie man zu ſagen pflegt, und daß einem ſo jungen Schriftſteller wie Hr. Q. iſt, es gerade nicht fein anſteht, ſo witzelnd gegen einen Mann aufzutreten der, was nie wird geleugnet werden können, als Schriftſteller ſehr bedeutende Verdienſte hatte, in vielen Fächern, die Andere ſich erſt noch erringen ſollen in Einem Fach. —

Zu der, am Eingang bemerkten Manieriertheit und Uebertreibung, in Hrn. Q's. Werk gehören Stellen wie folgende: S. 32. „Ehe ich von Nürnberg abreißte, beſuchte ich noch den merkwürdigen St. Johanniskirchhof, wo ſo viele begraben liegen, mit denen es höchſt ſelig ſeyn muß, zu auferſtehen.“ (Albrecht Dürer, Hans Sachs, Pirkheimer und Veit Stoß, ruhen daſelbſt.) und S 133, wo er über altdeutſche Kunſt ſpricht und darüber in folgende empathiſche Ausrufung ausbricht: „O konnt ich mein Entzücken (über den tiefen Geiſt in der altdeutſchen Kunſt nemlich) ausweinen an Deinem mitfühlenden Herzen! Nur in Thränen ſtrömen ſolche Gefühle in andere Seelen über. Ich freute mich meiner innigen Rührung (das freut uns um des ſich Freuenden willen) denn eine Prüfung iſt es vor ſolche Bilder ſich zu ſtellen, u. ſ. w. (Hr. Q. erlaube uns zu bemerken, daß Empfindeleien dieſer Art, dem oft genug gehörten poetiſch-poetiſchen Wiſchiwaſchi neuerer Zeit ſehr nahe verwandt ſind.)

(Der Beſchluß folgt.)

Die Jeſuiten.

Nicht leicht wohl in der Welt kann ein Schuß folgenreicher geworden ſeyn, als der, welcher vor Pampelona einen Mann um die Freuden ſeines Lebens brachte. Fliehend die Welt und ihre Freuden, ärgerlich über das ihn betroffene Unglück, ergrimmt über die Menſchheit, rachebrütend des Zufalls wegen, wurde Don Inigo ein Schulknabe, ließ ſich auspeitſchen, um ein würdiger Ritter ſeiner Dame, der heiligen Jungfrau, zu werden, ad majorem Dei gloriam einen geiſtlichen Orden zu ſtiften, der die Peſt der Welt wurde und es noch iſt. Vergebens haben rathende und thätige Aerzte ſich bemüht, dieſes Uebel der Menſchheit zu heben; vergebens verſuchten es Laien und Geiſtliche als geiſtliche Streiter in die Schranken zu treten, das wahre Unthier der Apokalypſe zu bekämpfen; vergebens ſchlug ein würdiger Papſt ſelbſt, mit Verluſt ſeines Lebens, der ſchrecklichen Hydra den Kopf ab. Ihr wuchſen die Kämme von neuen, und in unſern aufgeklärten Zeiten bekömmt die Schlange die alten Köpfe wieder. Daß der Statthalter Chriſti Janitſcharen, daß er eine geiſtliche Leibwache haben müſſe, davon weiß die heilige Schrift kein Wort. Im Gegentheil wünſchte der, der gekommen war, die Welt ſeelig zu machen, nicht daß dieſelbe durchs Schwerdt unſeelig gemacht würde. Was aber iſt die ſoi-diſant, Geſellſchaft Jeſu, anderes, als ein Schwerdt in der Fauſt des Fanatismus, ein Meſſer des Oberopferprieſters das menſchliche Schlachtvieh zu würgen? — Staunen wird die Nachwelt ergreifen, zu leſen: Im Jahr 1818 erhoben ſich die geiſtlichen Geier, vulgo die Jeſuiten, hoch in die Lüfte und krächzten ihr raubbegieriges Jubellied von neuem. Wie? und wir ſollten das leiden? Sollten nicht unſer Geſchoß ergreifen, es abzudrücken auf die lauernde Brut? Ja, wir wollen es thun, weil es rechtlich iſt und nöthig, die Raubvögel zu vertilgen, die nicht ſingen, keine Meſſen leſen, aber nach Seelen und Beuteln haſchen.

Herbei alſo ihr wackern Kämpen, die ihr entgegen tretet dem Blutjammer der Loyoliſten. Wer ſind ſie, fragt einſt ein Franziskaner, ſie, die ſich nennen von der Geſellſchaft Jeſu? Als Jeſus geboren wurde, lag er zwiſchen Ochſen und Eſeln, und ſein Leben brachte er zu unter Zöllnern und Sündern, und als er ſtarb, hing er zwiſchen Mördern. — Oeffnet die Schranken! Es tritt herbei der erfahrene Verfaſſer der ſo eben erſchienenen Schrift: Briefe über den gefährlichen Einfluß der Jeſuiten auf die Erziehung und den öffentlichen Unterricht in höheren Lehranſtalten. O! ihr Väter, die ihr eure Söhne ſolchen Erziehern anvertraut, wie glaubt ihr dieſelben wieder zu bekommen und der Welt und dem Staate nützlich zu machen? Als Schleicher, Heuchler, Päderaſten, Verläumder, Egoiſten, Subtiliſten, Ränkemacher, Mädchenverführer, Falſchſchwörer, als Muſter aller Untugenden? Kennt ihr den Orden der Jeſuiten? An ſeinen Früchten ſollt ihr ihn erkennen. Bekämpft ihn auf ſeinem eigenen Boden.

Als Ganganelli die Jeſuiten auf die dringenſten Bitten aller Fürſten aufhob, war ganz Europa in tiefer Ruhe. Die frommen Väter aber waren von Tage zu Tage übermüthiger geworden. Diaboli enim virtus in omnibus est, ſagt der heilige Hieronymus. Gefährdet war das Wohl der Staaten, die Sicherheit der Throne, die von ihnen verſpottete Tiara ſelbſt und Alles, wonach dieſe geiſtlichen Piraten griffen. Ein geiſtliches Algier mitten in der Chriſtenheit. — Weislich organiſirt hatte der Orden, der eines ſo heiligen Namens ſich frevelnd anmaßet, ein feines Korps von Freibeutern, Partheigängern, von dem was man in Italien Banditi nennt, und ſomit konnte es nicht fehlen an Pulververſchwörungen, an Dolchen, geſtoßen in die Bruſt der Könige und Sarpi, an Vergiftungen und Meuchelmorden ohne Zahl. Die Kirche hatte Frieden; das taugte nicht in den Plan der Schlachtmänner. Alſo, heimlich und ſtill, ergreift die verborgenen Waffen. Das können ſelbſt die Diener zweier Herren, die Katholiken, nicht leiden, deshalb ruft der katholiſche Verfaſſer: Allarm!

Aber, — ſagen die Freunde der Jeſuiten, — dieſer Orden hat doch in allen Fächern der Wiſſenſchaften, (wie man zu ſagen pflegt,) die größten Männer hervorgebracht; (wovon jedoch die Theologie und beſonders das kanoniſche Recht ausgenommen werden ſoll, die auf keiner Univerſität nach einem Jeſuiten gelehrt werden.) Wohlan! — ſagt der Vf. — man nenne ſie. In der Mathematik? Ich kenne nur zwey Namen, welche die Welt mit Achtung, als Mathematiker nennen kann. Boscovich, dem die Jeſuiten ſelbſt wahrſcheinlich Gift gaben, weil er zwar zu ihrem Orden, aber nicht zu ihren Sünden geſchworen hatte, und den alten Scheiner. Der Aſtronom, P. Hell, war ſo aſtronomiſch taktfeſt, daß er in der Beſtimmung der Breite der Wiener Sternwarte, einen Fehler von mehreren Sekunden ließ, wie Zach gezeigt hat, ja, es war dem guten Herrn nicht einmal um Sekunden zu thun, ſelbſt Minuten büßte die Himmelswelt durch ihn ein. Doch, dafür ſetzte er ſtatt der 12 Himmelszeichen die 12 Apoſtel, und den Roſenkranz, ſtatt der Corona borealis unter die Sternbilder. Scheiner? Er? auf deſſen Andringen der gute Galilei das copernicaniſche Syſtem auf den Knieen widerrufen mußte? — Wer kennt den Jeſuiten-Namen eines großen Phyſikers? Wie hätte das ſeyn können? Mußte doch ſelbſt vom Papſt Pius VI. die Errichtung eines Naturalien-Cabinets verweigert werden, weil „die Würde und Heiligkeit der Römiſchen Kirche ſich mit ſolchen profanen Wiſſenſchaften nicht vertrage." (Mit welchen denn? Man ſegne mir die hohe Weisheit in jede Kloſter!) „Aber in der Philoſophie waren die Jeſuiten Meiſter!" Natürlich! vorzüglich in der praktiſchen. Sie erweiterten das Gebiet der Lehre über das Gewiſſen, indem ſie ihren Schülern bewieſen, und dieſe wieder beweiſen ließen: man könne und dürfe, ohne Gefahr ſeines Seelenheils, gegen jeden Ketzer falſch ſchwören, ja, im Fall der Noth, ſelbſt gegen ſeine Glaubensbruder, da man sub reservatione mentali ſich bei jedem Eidſchwur etwas anderes denken dürfe, eben ſo gut, als erlaubt ſey, ſeinem Vater zu fluchen, ihn zu morden, die Ketzer zu kaſtriren ꝛc., da der Zweck die Mittel heilige. — Nun aber, in der Geſchichte? Welche Namen haben die Jeſuiten hier gegen einen einzigen Namen von Bedeutung anderer Orden, z. B. der Benedictiner, (einen Mariana ausgenommen,) zu nennen? Und von dieſen wurden zwey Werke öffentlich verbrannt.

In den ſchönen Wiſſenſchaften haben die Patres ex Societate Jesu gar nichts gethan, als: daß ſie, (welches ihnen Gott verzeihen möge!) die alten Klaſſiker kaſtrirten. Das gab ihnen einen eigenen Dialekt, den man Jeſuiten-Latein nannte. — Waren die Jeſuiten Redner? Ja, und welche! Leſen ſie gefälligſt die Predigten des langweiligen P. Bourdaloue. Und dieſer war, als Prediger, ihr gran Capitano. — Was die Moralität betrifft, ſo iſt es bekannt, „daß weder in dem gottloſen Berlin, (?) in dem üppigen Hamburg, (?) in dem verruchten (?) Bern, ſo viele uneheliche Kinder zur Welt kommen, als in mancher kleinen katholiſchen Stadt, wo jetzt noch die Jeſuiten Lehrer ſind." (Das will etwas ſagen!) Das Sprichwort: du ſäufſt wie ein Tempelherr, haben die Jeſuiten vernichtet, durch ihr ſogenanntes Jeſuitenräuſchel, „bei welchem, nach der Volksdefinition, ſechs ziehen und vier ſchieben müſſen an dem frommen chriſtlichen Trinker." (Qui bene bibit, bene dormit!) Man kennt die Wuth, mit welcher die Jeſuiten gegen Gellert, Hagedorn, Klopſtock ꝛc. zu Felde zogen. „Wer unter ihnen ſtudirt hat, muß überzeugt ſeyn, daß es ihnen nicht um den Meſſias, ſondern um den Beelzebub zu thun iſt." — Mehreres von dieſen Glaubens- und Lehr-Helden kann man in dieſer gutgeſchriebenen Piece ſelbſt leſen. Sie paſſirte die Wiener Cenſur nicht, und wurde daher in Zürich gedruckt.

Eben daſelbſt gedruckt, iſt auch erſchienen: Die Jeſuiten im Verhältniſſe zur Kirche. Dieſe Schrift leidet keinen Auszug. Man muß ſie ganz leſen. Sie iſt mit ungemeiner Ordens- und Sachkenntniß geſchrieben, gegründet aufdie Societäts-Schriften der Geſellſchaft ſelbſt. Wem es darum zu thun iſt, ſich von dem Weſen und Unweſen der Jeſuiten und ihren Lehren nähere Kenntniß zu verſchaffen, der leſe dieſe Schrift. Sie iſt äußerſt merkwürdig, und enthält in nuce Alles, was ſich über Jeſuiten und Jeſuitismus Gründliches und Belehrendes ſagen läßt!

Populäre Arzneikunde.

In dem 1ſten Heft 2ten Bandes der *Jahrbücher für den Lebensmagnetismus* findet ſich ein Aufſatz vom Hrn. D. *Mertins*: *Ueber die nächſte Urſache des Anſprungs* ꝛc., aus welchem wir ſoviel bemerken, daß der Vf. ſeinen Anſichten und Erfahrungen nach, die Erzeugung des Milchſchorfs den *Moment eines Augenblicks* (?) ſein läßt, der herbeigeführt werde, wenn die Mutter oder die Ammen *während der Periode des Säugens* nicht völlige Enthaltſamkeit in der Geſchlechtsliebe übten; ja, er meint, es ließen ſich aus demſelben Quell die Atrophie, Scropheln und Rhachitis, und ſelbſt der Knochenfraß, bei den Kindern als möglich nicht blos gedenken, ſondern in der traurigſten Wirklichkeit nachweiſen. Dieſes, und was der Vf. weiter darüber ſagt, verdient allerdings Beachtung, und wir wollen es in dieſer Hinſicht beſonders den Aerzten und den Eltern junger unerfahrner Eheleute zum Behuf discreter Verwarnung empfohlen ſeyn laſſen.

Ueber das Weſen, die Bedeutung und die ärztliche Behandlung des Scharlachs hat Hr. D. J. *Wendt* geſchrieben. Der Vf. ſagt in der Vorrede: „Die (bei dieſer Krankheitsform) ſo häufig vorgekommenen Todesfälle waren Ausgänge der bisher ſo gewöhnlichen diaphoretiſchen Behandlungsweiſe. Es war zwar geſchehen, was die Schule gebot, aber das Geſchehene hatte die Kranken nicht gerettet!“ — Die kritiſche Prüfung der Methode des Vfs. mag ſachkundigen Richtern an einem andern Ort überlaſſen bleiben, und wir wollen uns freuen, wenn ſie die Verſicherung des Vfs., daß es eine Behandlung des Scharlachs gebe, wobei dieſe (bisher ſo fürchterliche) Krankheit ihre ſchreckliche Seite verliehre, und in die Reihe *einfacher Entzündungsform* zurücktrete, beſtätigen. Rückſichtlich der Anſteckung empfiehlt der Vf., die Jüngern, ſehr zarten, und dadurch der Anſteckung beſonders ausgeſetzten Familienmitglieder von dem Kranken zu entfernen, und bis zur *vollendeten Abſchuppungs-Periode* getrennt zu laſſen, wozu in gewöhnlichen Fällen vier Wochen ausreichen. Das Zuſammentreffen der Geſunden, der Pflege des Scharlachkranken geweihten, oder wenigſtens mit demſelben in nähere Verbindung kommenden, mit andern noch anſteckungsfähigen Kindern muß ſorgfältig vermieden werden. Auch die Aerzte ſelbſt müſſen ihrerſeits Alles anwenden, um nicht zufällig die Träger des Anſteckungsſtoffs zu werden. Iſt das Scharlachfieber geheilt, und die Zeit der Wiedergeneſung vorüber, ſo muß alles, was der Scharlachkranke zunächſt um ſich hatte, mit Lauge gewaſchen, und auf einige Zeit der freien Luft ausgeſetzt werden. In Betreff des nächſten Nachlaſſes der an anſteckenden Krankheiten Geſtorbenen macht der Vf. mit Recht die höchſte Vorſicht zur Pflicht, und wir ſetzen das Nachfolgende um ſo lieber hieher, als wir leider ſelbſt Gelegenheit genug gehabt haben, zu bemerken, wie leichtſinnig die meiſten Menſchen noch immer über dieſen Punkt denken. Der dem kranken Organismus entnommene Anſteckungsſtoff, ſagt der Vf. — behält das Vermögen, ſich fortzupflanzen und mithin ſeine bereits angedeutete vita propria eine ſehr lange Zeit; beſonders ſind alle die Wärme nicht leitenden Stoffe, wie *Wolle, Pelzwerk, Federn, Häute, Baumwolle und ähnliche Dinge* geeignet, den Anſteckungsſtoff wirkſam zu erhalten. Wenn nun letzterer von einem lebenden dafür empfänglichen Individuo aufgenommen, an der entſtrömenden Ausdünſtung erwärmt und gehegt wird, ſo entwickelt ſich in ihm ſein furchtbares Leben und er wirkt mit ſolcher Tücke ein, als wenn er ſo eben dem lebenden Körper, in welchem er erzeugt wurde, entſtrömte. Dieſe Wiedererzeugung der bösartigſten Krankheiten iſt ſo oft durch die traurigſte Erfahrung nachgewieſen worden, daß die ſtrengſten Maasregeln gerechtfertigt ſind, welche der Staat gegen die oben bezeichneten Stoffe, die als gefährliche Träger des Anſteckungsſtoffes zu betrachten ſind, ergreift. Die beiden Extreme der Temperatur, die Siedhitze und die ſtrengſte Kälte unter 20 nach Reaumür, ſind, den aufmerkſamſten Beobachtungen zu Folge, vermögend, jeden Anſteckungsſtoff zu zerſtören.“ — Was nicht vollkommen zweckgenügend gereinigt werden kann, muß der Zerſtörung Preis gegeben werden. „Die Reinigung durch ſalzſaure Dämpfe iſt zwar ein gutes, aber bei vielen Sachen theils nicht ausführbares, theils nicht zulängliches Mittel zur Zerſtörung bösartiger Anſteckungsſtoffe; daher iſt in vielen Fällen die *gänzliche Vernichtung* der anſteckenden Sachen den unvollkommenen und dabei oft gefährlichen Reinigungsverſuchen weit vorzuziehen.“

Die Anſteckung durch die Leichname ſelbſt verneint der Vf. gänzlich. „Mit dem Aufhören des Lebens — ſagt er — hört die fernere Erzeugung des Anſteckungsſtoffs, der nur aus dem Leben hervorgeht, auf. Die nun eintretenden Proceſſe zerſtören was das Leben erzeugt hat, und auch der Anſteckungsſtoff wird vertilgt." — „Es iſt keine reine, vollkommen bewieſene und in ihrem urſächlichen Zuſammenhange feſtgeſtellte Erfahrung vorhanden, wodurch nur irgend eine von der Leiche auf die Lebenden übergegangene Anſteckung erwieſen werden könnte ꝛc."

Von Sömmerings: Ueber einige wichtige Pflichten gegen die Augen, iſt die 5. Auflage erſchienen; ein Beweis mehr, wie ſchätzbar dem Publicum die Belehrungen geworden ſind, die ihm hier zur Erhaltung des unſtreitig edelſten der menſchlichen Organe gegeben worden ſind.

Ueber die gute Sache

hat — unter gleichem Titel — Hr. Herbart gegen Prof. Steffens geſchrieben, zwar etwas eigenliebig und hochtrabend, (was wir eben, und zumal bei einem Philoſophen, nicht rühmen können,) jedoch in der Hauptſache gründlich genug, um Hrn. Steffens zu veranlaſſen, mehrere ſeiner Behauptungen entweder fallen zu laſſen, oder beſſer zu begründen, als in ſeinem Schriftchen: die gute Sache, geſchehen iſt. Wir müſſen das aber um ſo mehr wünſchen, als Sätze wie die Steffenſche Theſis: Ein jeder Menſch erſcheint in der Welt mit einer urſprünglichen Gabe, ſein von Gott ihm ertheilter Ruf, ſeine eigenthümliche Natur, dieſe beſtimmt allein ſeine Stellung, erzeugt ſeine Heimath, begründet ſein Recht", (!) ferner: Theſis 21, „Der Staat iſt nicht für die Erſcheinung(?) vielmehr für die Befreiung der Geiſter, lediglich freie Ausbildung jeder (alſo auch der unmoraliſchſten) Eigenthümlichkeit, u. ſ. w." und Theſis 46: „Der Staat iſt ein religiöſes Individuum, ſeine Freiheit nur durch Erlöſung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen;" ſo wie Theſis 47: „Der Heiland iſt die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art beſtätigt, (alſo auch die unmoraliſche?!) und befreit; Kirche und Staat ſind (?) Eins und jede freie Verfaſſung chriſtliche Theocratie." (Rom? Athen? u. ſ. w.) und vollends Theſis 48: „Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdiſchen Verhältniſſe, das iſt (die erſehnte!) Einheit des Proteſtantismus und Katholicismus u. ſ. w." — zwar leicht zu widerlegen, und ſogar ad absurdum zu reduciren ſind, dennoch aber mehr als einen, in Staats- und Religionsdingen ſpeculirenden Plattkopf unſerer Zeit vollends um ſein bischen Verſtand bringen können. Vor allem aber iſt wohl jeder Verſuch mit Dank aufzunehmen, der dahin geht, das Heilige vor Profanation zu ſchützen. So lange Chriſtus noch nicht ſelbſt erſchienen iſt, und ſein 1000jähriges Reich conſtituirt hat, iſt es Sünde oder Thorheit, von einem Einsſein der Kirche und des Staats zu reden. Der Staat iſt nichts weniger als ein religiöſes Individuum, ſondern ein Aggregat von — größtentheils ſehr irreligiöſen — Individuen; er iſt auch nicht zur Befreiung der Geiſter da, ſondern iſt vielmehr nur ganz einfach das Medium, wodurch jenes Aggregat von Individuen auf einem beſtimmten Grund und Boden einer gemeinſamen Exiſtenz genießt; die chriſtliche Heilsordnung aber — wie das ganze, mittelſt der Kirche conſtituirte Chriſtenthum — nimmt durchaus nicht den Staat in Anſpruch, ſondern lediglich den einzelnen Menſchen als ſolchen, und zwar weniger für die Erde als für den Himmel, wie denn auch Chriſtus ſelbſt ganz ausdrücklich erklärte, ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt! — Die Bedingniß einer chriſtlichen Theocratie kann daher auch nicht ſowohl bürgerliche Freiheit ſein, als vielmehr jene chriſtliche, wie ſie in dem pauliniſchen Satz gemeint iſt: „daß ſie überall da ſey, wo der Geiſt des Herrn ſey;" Dieß wird aber um ſo klarer, wenn man erwägt, daß der Begriff der ausgedehnteſten bürgerlichen Freiheit unter Sterblichen wie ſie nun einmal ſind, ſehr wohl harmonirt, ja gewiſſermaaßen zuſammenfällt, mit dem Begriff der, ſoweit nur der Beſtand des Ganzen ſie erlaubt, möglichſten Unbeſchränktheit des individuellen Egoismus, der kein Opfer ohne vollſtändige Entſchädigung bringt und zu bringen braucht, der Begriff chriſtlicher Freiheit hingegen gerade allen und jeden Egoismus als feindſeliges Prinzip durchaus ausſchließt, indem ſie vielmehr (was auch Hr. Herbort dagegen ſagen mag) lediglich die durch den Glauben an Chriſtum bedingte Liebe zur Baſis hat, die um ſo göttlicher erſcheint, je demüthiger, friedlicher, freudig aufopfernder und (ohne dabei an Erſatz zu denken) in dem Opfern ſelbſt ſeligen Genuß findender ſie iſt. Hieraus aber ergiebt ſich von ſelbſt, daß dieſe Freiheit vor der Hand nur das Eigenthum Einzelner, vorzugsweiſe von Gott Begünſtigter, aber nicht das Prinzip eines irrdiſchen bei weitem größtentheils aus und für lauter Egoiſten zuſammengeſetzten Staats ſein **kann**, und daß es eben mit zu den heilloſen Begriffsverwirrungen unſerer Zeit gehört, beiderlei Freiheitsgattungen mit einander zu verwechſeln und ſomit den Staat in eine durchaus falſche und zu höchſt widerſinnigen Inconſequenzen führende Beziehung zu bringen.

Wie wenig aber nun vollends der Geiſt der gegenwärtigen Zeit, unendlich aberwitzig und dünkelhaft wie er iſt, zahlloſe Prätenſionen und Rechtsanſprüche aufſtellend, haßvoll-unduldſam gegen Andersmeinende, und lediglich nur auf irdiſche ſinnliche Wohlfahrt und deren Sicherung bedacht, jenem Geiſte ächtchriſtlicher Freiheit entſprechend ſeyn dürfte, liegt am Tage! — Ja ſogar das ungeſtüme Begehren nach repräſentativen Verfaſſungen dürfte nach allen dem wohl auf keinen Fall von jenem **chriſtlichen** Freiheitsgeiſte ausgehen, ſondern vielmehr lediglich nur ein Reſultat des eben **nicht** ſehr chriſtlichen Zeitgeiſtes, inſofern aber die Frage zu entſchuldigen ſeyn: ob dergleichen Verfaſſungen überhaupt wohl hinwirken dürften, Freiheit im chriſtlichen Sinne des Worts bey der Mehrheit zu ſchaffen, zu ſtärken und zu fördern? Blicken wir indeß auf den mittelſt ſeiner Repräſentation bürgerlich-freieſten Staat in der Welt, auf den vereinten nordamericaniſchen, ſo beantwortet ſich dieſe Frage von ſelbſt verneinend!

Gegen den Wunſch, daß nur eine einige und untheilbare chriſtliche Kirche exiſtiren, und aller Confeſſionsunterſchied verſchwinden möge, dürfte an und für ſich ſelbſt nicht das mindeſte zu erinnern ſeyn; wäre aber eine Vereinigung des Proteſtantismus mit dem Katholicismus nicht ohnehin ſchon darum und ſo lange unmöglich, weil und als das, was den weſentlichen Unterſchied beider Confeſſions-Formen **als ſolchen** ausmacht, ſich einander reinhin entgegen geſetzt iſt, ſo müßten wir, eben um des Characters des vorherrſchenden Zeitgeiſtes willen, zweifeln, daß dieſe Vereinigung in wahrhaft chriſtlichem Sinne geſchehen, und unverfälſchte Himmelsfrucht tragen dürfte! Nur völliger Indifferentism auf beiden Seiten, oder Unterjochung der einen Parthei durch die andere, könnte bei einem Zeitgeiſte wie der gegenwärtige, den Weg zur Vereinigung bahnen; aber was wäre dann für die Menſchheit, was wäre für das Chriſtenthum gewonnen? — Hr. Herbart meint: „beide Partheien ſollten und könnten ſich nur dadurch nähern, daß beide vorwärts ſchritten; — die hinterſte am geſchwindeſten!“ Das letztere ſoll nun wohl auf die Katholiken gehen, behaupten nicht aber dieſe hinwiederum: die Proteſtanten ſeien ganz und gar vom rechten Wege abgewichen, und ſtaken nun ſeitwärts in einem kalten Sumpfe unter lauter Irrlichtern? — Ferner: „den Katholiken müſſe man **geradezu anmuthen**, daß ſie ſich reformiren ſollten. — Die Proteſtanten aber müßten proteſtiren gegen jede Anmuthung, ihnen **auf halbem Wege entgegen zu kommen!**“ Aber wozu in aller Welt ſollte ſich der Katholicismus dergleichen hochmüthiges Benehmen gefallen laſſen, ſo lange er auch nur einen Gran Gefühl eigenen Werthes beſitzt? — Wahr ſagt übrigens Hr. Herbart: die heutige Schwärmerei in der Theologie habe dieſelbe Quelle wie die in der Medizin, und wie der moderne Empirismus der Juriſten, (wir fügen hinzu: und wie der alberne, das Himmelreich auf Erden bedingen wollende, Ideal-Realismus unſerer philoſophiſchen Staatsbaukünſtler und Conſtitutionsmacher) nemlich die **intellectuelle Anſchauung**, die ſelbſt Schwärmerei ſey; alle Schwärmerei aber **drohe den Uebergang in Fanatismus**.“ Wir ſollten glauben, das bewähre ſich ſchon jetzt unter uns mehr als zu ſehr; und wohin der politiſch-religiöſe Fanatismus verleiten könne, davon haben wir ja erſt neuerlichſt ein blutig warnendes Beiſpiel geſehen! —

Von den Repräſentationen ſagt Hr. Herbart: „Soll Deutſchland Heil finden in Repräſentationen, ſo müſſen durch die Nation, durch die öffentliche Meinung, die Fehler vermieden werden, die ſich anderwärts in dieſe Formen eingeflochten haben. Die Regierung muß nicht zu ſchleichenden Maaßregeln getrieben werden, ſie muß ihren **ganzen monarchiſchen Character behalten; denn auf ihm beruht die Zuverläſſigkeit der Ordnung**. Man muß es ihr nicht erſchweren, für gute Polizei zu ſorgen; man muß es ihr nicht verleiden, ſich der Volksbildung anzunehmen. Die ganze Verfaſſung muß nicht erſtarren in dem Buchſtaben der Geſetze, ſondern ſich für künftige beſſere Einſicht zugänglich erhalten. — Die Repräſentation muß **nichts anderes** leiſten wollen, als eben daſſelbe, was die Regierung, in ſo weit ſie guten Willen hatte, ſtets durch einſichtsvolle und freimüthige Beamte erreichen konnte, und vielfältig erreicht hat; nämlich **einen getreuen und mit gehörigem Nachdruck vorgetragenen Bericht von den wahren Angelegenheiten und Bedürfniſſen des Volks**“ (Alſo bloße durch die Gewalt der öffentlichen Meinung Gewicht erhaltende, Berichtserſtattung! kein Einmiſchen in die Regierung und Verwaltung des Staats ſelbſt? was werden unſere repräſentativen Ultras zu ſolcher — Beſchränktheit ſagen?) Es iſt aber nicht zu verkennen, daß in dieſer Hinſicht die Repräſentation ein weit bequemeres und weit vollſtändiger zum Zwecke führendes Mittel iſt, als irgend ein anderes, — wenn nur die Wahl frei und die Repräſentation der verſchiedenen Intreſſen dieſen proportional iſt. — Die Repräſentation kann aber niemals mehr gelten, als was das Betragen des ganzen Volks ſie gelten macht. Kann z. B. ein kühner Eroberer den Ehrgeiz des Volkes aufregen; kann er es fortreißen von einem Kriege zum andern; ſo ſind alle repräſentativen Formen bloße Schatten, die in dem Glanze des Herrſchers verſchwinden. (Vid Frankreich unter Napoleon!) Für Reibungen und Oppoſitionskampf zwiſchen den verſchiedenen Ständen des Staats iſt Hr. Herbart nicht, und er ſagt unter andern: „Sicherſtellung der bürgerlichen Freiheit durch den beſtändigen Kampf der Ariſtocraten und Democraten, durch unaufhörliches Streben und Gegenſtreben zwiſchen König, Adel und Volk iſt eins der gefährlichſten politiſchen Phantome, entſprungen aus Misdeutung der Geſchichte alter und neuer Zeit;“ und — fügen wir, ſo weit Deutſchland dabei intereſſirt iſt, hinzu — des deutſchen Characters!

Gegen das preßfreche Beſchulmeiſtern der Regierungen erklärt ſich Hr. Herbart in ſofern, als er ſelbſt bei wahren politiſchen Kenntniſſen und Einſichten eine edle Form der Aeußerung, eine beſcheidene Freimüthigkeit verlangt, um den Regierungen zu zeigen, daß ihre wirklichen Verdienſte dankbar erkannt werden, und daß ihre wahrhaft populären Maaßregeln, aber auch nur dieſe, auf eine ſo ſtarke, freiwillige Mitwirkung rechnen können, dergleichen kein Zwang hervorgebracht hätte.“ — „Populär im höchſten Grade — ſagt er ferner — iſt Alles, was Einheit der Maaßregeln in Beziehung auf das Ausland zu erkennen giebt; das Gegentheil im höchſten Grade Alles, was auf Spaltung unter den Deutſchen hinweiſet. Populär iſt eben deshalb Alles, was die Bundesverſammlung als einen thätigen Mittelpunct der Leitung deutſcher Angelegenheiten bezeichnet; unpopulär jede Verminderung ihres Anſehens.“ Wir wollen das Letztgeſagte der allgemeinen Beachtung um ſo mehr empfohlen haben, als die Urtheile ſo vieler Schreier und Schreiber über die Bundesverſammlung in der That von einer Art ſind, daß ſie jeden Billigen und Rechtlichdenkenden doppelt empören müſſen, einestheils: weil das Perſonal der Bundesverſammlung bis jetzt redlich geleiſtet hat, was es — mit den verſchiedenartigſten Intereſſen kämpfend — dem Maaße des ihm vorgeſchriebenen Wirkungskreiſes und der ihm zugeſtandenen Gewalt nach, nur immer hat leiſten können, — anderntheils: weil der Ausdruck jener Urtheile oft in einem ſo pöbelhaft rohen und arrogant gehäſſigen Ton erfolgt, wie man ihn in der That nur von den Frohnknechten des gegenwärtigen Zeitgeiſtes erwarten darf, der nun einmal darauf verſeſſen iſt, alles Strahlende zu ſchwärzen, das Erhabene in den Staub zu ziehen!

Converſationsblatt.

Da die Einwohner der guten Stadt Wien und die Bewohner Oeſterreichs überhaupt nicht unſere Zeitſchriften, Flugblätter, Zeitungen ꝛc. der Cenſur wegen, können zu leſen bekommen, ſo hat es einer übernommen, dieſelben zu leſen und aus denſelben in dieſem Converſationsblatte das mitzutheilen, was ſeinen Landsleuten zu leſen erlaubt iſt. Eigene Aufſätze von Wiener Schriftſtellern. finden ſich auch in den vor uns liegenden 26 Nummern dieſer Sammlung, welcher Notizen und ſogenannte Correſpondenz-Nachrichten beigefügt ſind. Davon ein Paar: das ſonſt eben nicht viel bekannte Bagnenthal in der Schweitz hat die juridiſche Merkwürdigkeit, daß unter ſeinen Bewohnern, ſeit einem Jahrhundert, kein Prozeß vorgefallen iſt. (Vermuthlich ſind die Bewohner dieſes Thals ſehr arm und haben kein wünſchenswerthes Mein und Dein.) — Die Ode an Gott, des ruſſiſchen Dichters Derſchawni lies der Kaiſer von China überſetzen, nebſt dem Original, auf koſtbares, feines Gewebe ſchreiben, und an die Wand eines ſeiner Prunkſäle heften. (Se. Majeſtät ſind, wenn wir nicht irren, ſelbſt ein Dichter, und alſo ziemlich von Dichterneid frei.)

— Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſind 25428 Geſetze gegeben worden. (Das heißt geſetzlich regieren!) Gedichte ſollte der Herausgeber nicht aufnehmen, wenn ſie ſo ſehr mittelmäßig ſind, wie die mitgetheilten.

Nachricht.

Mit No. 13. iſt der Titel und das Regiſter zum 3ten Bande des Liter. Wochenblatts an alle Buchhandlungen und Poſtämter geſendet worden, bey welchen wir es abfordern zu laſſen erſuchen.

Weimar d. 30. July 1819.

Gebr. Hoffmann.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 15. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Streifereyen im Gebiete der Kunſt.

(Beſchluß.)

Was der Hr. Vf. bei Gelegenheit ſeines Aufenthaltes in München über den Character der Süddeutſchen im Gegenſatz zu dem der Norddeutſchen ſagt, iſt zwar nicht ſo empfindſam, aber darum nicht weniger ſchief. Schreiber dieſes war auch in Süd-Deutſchland, und zwar Jahre lang an mehreren bedeutenden Orten; liebt bis dieſe Stunde noch ſehr innig das wackere Süddeutſche Volk, deſſen Vorzüge in manchen, aber auch nur manchen — Stücken von dem Norddeutſchen er mit Freuden anerkannt, möchte aber dennoch nicht das Urtheil unterſchreiben, welches Hr. O. zu Gunſten deſſelben und zu Nichtgunſten des Norddeutſchen ausſpricht. Es ſagt nemlich dieſer: „Wie ſollte in den glücklichen Gegenden wo der Wein reift, wo alle Früchte in üppiger Fülle prangen, nicht auch das Menſchengeſchlecht beſſer gedeihen, leichter einen vollkommenern Grad der Ausbildung erlangen. Es ſey, daß unter den niedern Volksklaſſen im nördlichen Deutſchland eine größere Summe von Kenntniſſen in Umlauf iſt; (dem iſt nicht blos „es ſey," ſondern wirklich ſo, aus Urſachen die bekannt genug ſind und Hrn. O. wahrſcheinlich auch nicht verborgen ſeyn werden) ſo beweißt dieß noch nicht für ihre größern Fähigkeiten. (Das hat auch noch niemand wohl behauptet.) Es iſt leicht einem Volke, an dem nicht viel auszubilden iſt, ein allgemeines Gepräge von Bildung aufzudrücken." (Dieß iſt ein eben ſo einſeitiger als harter Ausſpruch, den zu beweiſen Hr O. doch wohl viel Mühe machen dürfte. Daß das heitere, mehr öffentliche, Genußſuchende und gebende Leben des ſüdlichen Deutſchlands Hr. O. anſprach, finden wir ſehr natürlich; es ging uns damit wie ihm und wohl allen die mit lebhaftem Sinn zu erfaſſen vermögen; dieſer heitere Eindruck muß aber zu keiner Ungerechtigkeit im Urtheil über Völkerſchaften führen, die der Hr. Vf., wenn er aus wahrer Ueberzeugung ſprach — nicht geiſtig zu kennen ſcheint, obſchon er unter ihnen geboren wurde.)

Bei ſeinem Aufenthalt in Insbruck beſuchte Hr. O. auch, wie zu erwarten, da Gegenſtände der Kunſt aufzuſuchen und zu betrachten, ſein vorzüglichſter Zweck war, — die zur Kreuzkirche gehörige ſogenannte ſilberne Kapelle, in welcher ſich das Denkmal der ſchönen Augsburgerin, Philippine Welſer befindet. Dieß giebt Hrn. O. Gelegenheit in Kürze die Geſchichte dieſer berühmten Frau zu erzählen, die der Leſer auch gewiß recht gern noch einmal von ihm ſcizzirt dargeſtellt aufnehmen wird, ſo oft auch ſchon die Begebenheiten der ſchönen Philippine der Leſewelt vorgeführt worden ſind.

Mit der Abreiſe von Insbruck endet der erſte Band und von Verona aus ertheilt der Hr. Vf. ſeinem Freunde in Deutſchland die erſte Nachricht aus Italien mit. Der in jeder Beziehung beſſere und intereſſantere Theil von Hrn. O. Werk fängt hier an. Mehrere Stellen werden dies beweißen.

„Der Uebergang, ſo erzählt der Vf., aus dem Deutſchen ins Italiäniſche iſt überraſchend; von da, wo die Etſch die Eiſach aufnimmt, welche vereint durch Felſenthäler rauſchend, kühner und wilder geſtaltet, als ſie die entzückte Phantaſie eines geiſtreichen Landſchafters (?) zu erſchaffen vermag, iſt Alles anders, eine andere Natur und andere Menſchen. Botzen hat noch viel Deutſches; Röveredo iſt völlig italiäniſch. Es war Mitternacht, als ich durch dieſe Stadt reiſte und mit den Nachtigallen wetteiferten verliebte Sänger, welche unter den Fenſtern ihrer Schönen vorüberzogen. Es war Tag und ich blickte von der Höhe auf den Garten Italien, der, unüberſehbar dem Auge, und unermeßlich an ſeegensreicher Fülle, ſich ſanft bis zu den Niederungen von Verona hinabſenkt, welche nur von einzelnen Hügeln unterbrochen werden. In den kleinen Orten, wo ich anlangte, verſammelte ſich ſogleich eine Menge Müſſiger, welche ſich ſtumm und ernſt um meinen Wagen herſtellten; denn dem Italiäner dient alles zu einem Schauſpiel in ſeinem Müſſiggange. Bei jedem Streit, den ich mit Poſtillons hatte — und der Reiſende findet oft Gelegenheit dazu — machten ſie die Richter; doch entſchieden ſie nur unter ſich, ohne ihre Urtheilsſprüche geltend zu machen. Eine verborgene Gluth malt ſich in ihren blaſſen, hagern Geſichtern. Daß ganz andere Menſchen hier leben, als jenſeits der Berge, erkennt man ſogleich an den Wohnungen; hier ſieht man keine grünbemoosten Dächer, wie bei uns, ſondern kalte, ſteinerne Hütten. Die Gebäude, welche zu klein ſind, um durch Symmetrie und architectoniſchen Schmuck ausgezeichnet zu ſeyn, machen durch ma-

Ausgegeben den 5. Aug.

leriſch angeordnete, vorliegende Treppen, Hallen und Anbaue, eine intereſſante Wirkung. Die Dächer ſind mit hohlen Ziegeln bedeckt und flacher als bei uns im Norden. Die Italiäner, zumal die Aermern, lieben die Blumen und auf allen Balconen blühen Feldblumen in gemeinen Töpfen.

In Vicenza wohnte Hr. Q. der Feier des Frohnleichnamfeſtes bey. An Fenſtern und Balconen — ſo erzählt er — drängten ſich die Zuſchauer; reiche Teppiche hingen von da herab, die Straßen füllten ſich ſo mit Menſchen an, daß kaum durchzukommen war. Ich fand noch in einem Kaffeehauſe ein Fenſter, welches mir für einen hohen Preiß überlaſſen wurde. Alle Zuſchauer und Theilnehmer zeigten ein ſo großes Intereſſe, als feierten ſie das Frohnleichnamsfeſt zum erſtenmale. Den Anfang der Feierlichkeit machte eine Proceſſion. Die Waiſenkinder gingen voran; dieſen folgten die erſten Magiſtratsperſonen mit Allongenperücken geziert. Eine für mich ganz neue Erſcheinung in welche jedoch Hr. Q. ſich nicht wie Kotzebue in die Perücken der Heiligen zu Augsburg verſizte) dann kam die Geiſtlichkeit; den Biſchoff führte der Gouverneur und den Zug beſchloß das Militär. Als dieſe ernſte Proceſſion vorbei war, bildete ſich ein anderer, ſehr lächerlicher Aufzug. Schon vorher hatten ſich unter dem Volke einzelne, komiſch verkleidete Perſonen blicken laſſen; dieſe rotteten ſich nun zuſammen und überließen ſich der ausgelaſſenſten Luſtigkeit, welche anſteckend um ſich griff, und auf irgend eine Weiſe wurde faſt jeder in ihr Poſſenſpiel mit verwickelt. Die Scherze, welche ſie trieben, waren ziemlich kindiſch; kein Huth ſtand feſt und ſicher genug; ſprachen etwa zwei Perſonen mit einander, ſo wurden ihre Ohren durch einen ſchmetternden Ton aus hundert kleinen Pfeifchen zerriſſen, welche geſchickt unter den Lippen verſteckt waren, ſo daß man nicht wußte, woher er kam u. dergl. m. Den Beſchluß dieſes religiöſen Feſtes machte des Nachmittags ein Pferderennen.

Auf ſeiner weitern Reiſe durch Italien macht Hr. Q. die Bemerkung, daß dort das Reiſen mit Poſtpferden ſehr ſchnell geht und wünſcht: wären nur die Poſtillions ſo gut wie die Pferde. (Könnten wir in Deutſchland doch dieß auch wünſchen; da iſt in der Regel Eins das Andere werth.)

Ueber Venedig ſagt unſer Reiſender: die Geſchichte dieſer Republik iſt mit Prachtwerken der Kunſt aufgezeichnet, deren große und herrliche Anfangsbuchſtaben der Pallaſt und die Kirche St. Markus ſind. Die Venetianer ſelbſt kommen bei ihm nicht gut weg. Unbegreiflich, ſagt er, ſcheint das, was von dieſem Volk früher geſchah, wenn wir die heutigen Venetianer ſehen, wie ſie ſich langſam einherſchleppen, viele Stunden lang vor den Kaffeeläden am Marcusplatze auf Stühlen unbeweglich ſitzen, oder, wie das gemeine Volk, um einen Gaukler ſich verſammeln, der mit erkünſteltem Muth lange Reden und Gedichte vorträgt, um die ſtumpfen Sinne zu erſchüttern; wenn man ſieht, wie die Venetianer, ohne Ekel noch Mitleid, an den durch abſcheuliche Schäden entſtellten, unzähligen Bettlern vorübergehen. (Dieſes letztere, nicht löbliche, bemerkten wir auch in mehreren Städten Italiens. Ueberhaupt ſind uns nie in keinem Lande ſo, von gräßlichen äußeren Schäden entſtellte Unglückliche, die das Erbarmen der Vorübergehenden in Anſpruch nehmen, vorgekommen, wie in Italien. Ein hinreichender Beweiß der ſchlechten dortigen Hülfs- und Polizei-Anſtalten.)

Sehr richtig bemerkt Hr. Q. noch über Venedig: Ein Staat, der nur durch Reichthum mächtig iſt (wie Venedig es ſonſt war), kann ſich nur durch Handel erhalten; ein handelnder Staat kann erobern, aber den Beſitz nicht vertheidigen, weil nicht *Muth* das Volk beſeelt, ſondern *Uebermuth* es nur auf Augenblicke berauſcht. Von der Venetianiſchen (Maler)Schule ſagt der Vf.: Ihr Styl iſt groß und frei; eine mächtige Sinnlichkeit, die ſich bis zur Poeſie, bis zur wollüſtigen Schwärmerei erhebt, ſind die Hauptzüge ihres Characters. Mächtig, meint Hr. Q. ferner, hat auf den Character dieſer Schule, vornehmlich durch *Giorgione* und *Tizian*, das in ſeiner äußern Erſcheinung ſo herrliche weibliche Geſchlecht in Venedig eingewirkt, gegen deſſen edle Anmuth und hohe Liebenswürdigkeit, das männliche dort ſo ſehr in Schatten tritt. „Was in Giorgiones und Tizians Bildern, mit ſtummen, unbeſchreiblichen Zauber wirkt, das ſah ich hier in lebensvoller Wahrheit vor mir, in unerſchöpflicher Fülle des Glücks und der Freude blühende Geſtalten. Die Sicherheit des Sieges entfernt alle die kleinlichen Gefallkünſte, und giebt den Venetianerinnen einen edlen feinen Anſtand, der die Macht ihrer Schönheit erhöht. Ihre Augen ſind die Brennpuncte ihrer hohen Reize; ſie ſtrahlen Leben und ein heiteres, ruhiges Bewußtſeyn der Gegenwart ſpricht ſich in ihren Zügen aus.“

Die kurze, S. 56. u. f. mitgetheilte Biographie des großen Mahlers *Filippo Lippi*, (ſtarb 1438.) gehört, wie alle Schilderungen dieſer Art, zu dem Gelungenſten des ganzen Werkes. Wir heben daraus nur einen Abſchnitt heraus, der zugleich einen hocherfreulichen Beweiß von der Macht der

Kunſt über die wildeſten Gemüther und Völker giebt.

Als Filippo ſich zu Ancona befand, und dort, wie gewöhnlich, in Geſellſchaft mehrerer jungen Leute, ſich allen Vergnügungen hingab, geſchah es, daß ſie ſich einmal auf einer leichten Gondel allzuweit in's Meer hinauswagten und von einem Seeräuber aufgefangen wurden. Von ſeinen Freunden getrennt lag nun Filippo gefeſſelt unter den rohen Sclaven des Mohren, in deſſen Gewalt er gerathen war, dachte an die glücklichen Zeiten und über ſein Elend nach. Da aber Denken und Bilden in ſeinem Weſen Eins war, ſo griff er, da ihm kein anderes Mittel zu Gebote ſtand, nach einer Kohle, mit welcher er ſeinen ſchwarzen Tyrannen ſo täuſchend an die Wand malte, daß ſeine Unglücksgefährten ihn für einen Zauberer hielten und ihren Gebieter herbeiriefen. Dieſer freute ſich, unter ſeinen Gefangenen einen Maler zu entdecken, der nicht, wie die andern Sclaven, blos durch Arbeit ſeine Reichthümer häufen, ſondern die Pracht ſeines Hauſes durch Kunſtſchätze erhöhen konnte; er hatte der Knechte genug, aber ihm fehlte ein gebildeter Freund; und der groß geſinnte Barbar überhäufte Filippo mit Geſchenken und ſtellte es ihm frei, wie lange er bei ihm bleiben wollte. Nach geraumer Zeit ſehnte ſich der Maler in ſein Vaterland zurück, und der edle Mohr ließ ihn ſicher nach Neapel überſchiffen.“ Jenſeits Rimini begegnete Hr. Q. langen Zügen von Menſchen, welche auf die Art wie bei uns die Pferde zuſammengekoppelt waren. Paarweiſe die Hände auf den Rücken gebunden, an einer langen Kette, deren Ende ein Gensd'arme hielt, wurden dieſe Unglücklichen zu den Regimentern geſchleppt, welche zum Krieg nach Rußland aufbrechen ſollten. Wie widerſprechen ſolche Scenen — ruft der Vf. aus — der Meinung, die man in Deutſchland hegt, daß es eine Wohlthat für Italien ſey unter franzöſiſchem Einfluß zu ſtehen! (Dieſe Meinung hat wohl kein Vernünftiger gehegt. Es iſt immer ein Unglück für ein Volk, unter der Herrſchaft von Fremdlingen zu ſtehen.)

Bei einem Ausfluge von Rom aus, kam Hr. Q. nach einem kleinen, in wilder Gebirgsgegend gelegenen Städtchen. „Die Hitze des Mittags nöthigte uns — ſo erzählt er — einzukehren. Unſere Eſel mußten vor dem Stadtthore unter einem großen Baume bleiben, weil die Straßen ſo eng waren, daß nur zwei Menſchen neben einander gehen konnten. Glaßfenſter, Laden und Thüren waren hier nicht zu finden, ſondern blos viereckige Oeffnungen. Am Tage brauchen die Bewohner kein Licht in ihren Häuſern, denn die Männer gehen auf die Jagd, die Frauen verſammeln ſich unter dem großen Baume vor dem Stadtthore mit ihren Kindern und beſchäftigen ſich mit Spinnen. Wir wurden in ein Haus geführt, welches noch eins von den beſten war. Das Feuer auf dem Heerde diente zum Kochen und zur Erleuchtung. Man tiſchte uns das Koſtbarſte auf was zu haben war. Es beſtand in ſchlechtem Brode, mit Knoblauch ſtark gewürzter Wurſt und ungenießbarem Wein. Ich bat um einige geſottene Eyer, welche erſt aus der Nachbarſchaft herbeigeholt werden mußten. Das ſogenannte Wirthshaus füllte ſich mit Neugierigen an; denn Reiſende waren hier wohl eine Seltenheit. Wir befanden uns Alle ſo unbehaglich in dieſer Wirthſchaft, daß wir zur Abreiſe aufbrachen. Als wir nicht weit geritten waren, holte uns die Wirthin athemlos ein und brachte die Eyer nach, welche unterdeß angekommen und von mir im Voraus bezahlt waren. Dieß iſt ein Zug, der angeführt zu werden verdient, um das Urtheil der Reiſenden zu berichtigen, welche über den Nationalcharakter der Italiäner nur nach den Erfahrungen entſcheiden, welche ſie in Poſt- und Wirthshäuſern an den Heerſtraßen einſammeln. Von den Bewohnern Roms ſagt Herr Q.: „Die Bewohner dieſſeits und jenſeits des Fluſſes, ſind ſo verſchieden von einander, als wären ſie durch Meere und Länder getrennt. Diejenigen, welche Traſteverini genannt werden, ſind von herkuliſchem Körperbau. Am Tage arbeiten ſie als Laſtträger und des Abends tanzen ſie zur Erholung mit ihren braunen Schönen deren ſchwarze Augen jedes Licht verdunkeln. Der Saltarello, ihr Lieblingstanz, und das Moraſpiel ſind ihre größten Beluſtigungen. Dieſſeits der Tiber wohnen blaſſe, gelbe, kleine, magere, hohläugige, matt einherſchleichende Herren und ſchöne Frauen. Die Kontraſte haben ſich in beiden Geſchlechtern ſcharf, aber im umgekehrten Verhältniſſe ausgebildet, ſo daß man die Männer das ſchwache, und die Frauen das ſtarke Geſchlecht nennen muß. Es giebt nichts ſchlafferes als einen ächten Römer; dahingegen hat die Natur bei den Römerinnen Schönheit in einem edlen, großen und kräftigen Styl geſchaffen. Ihre Augen ſind zugleich mit Tag und Nacht zu vergleichen, ſchwarz und leuchtend; die Farbe ihrer Haut iſt weiß wie Schnee, und das Blut, wie das Klima, glühend. Dennoch hat der Ausdruck ihrer Geſichtszüge eine ruhige Würde, etwas Duldendes und ſanft Schwermüthiges. Herr Q. meint, es ſey dieß wohl Folge des traurigen Looſes, welches hier dem weiblichen Geſchlecht gefallen, da in der Regel der ſclaviſchen Erziehung der Mädchen eine freudenleere Ehe folge, indem die Männer der höhern Stände in Rom gewöhnlich erſt dann heirathen, wenn ſie geiſtig und körperlich für jedes Lebensverhältniß verdorben ſind. Wie wenig die Franzoſen auch in Rom, mit Recht, beliebt waren, wurde dem Hrn. Verfaſſer bei Gelegenheit eines Pferderennens anſchaulich. Laut jubelte das Volk, daß das Pferd des General Miollis, ſcheu geworden, nicht mitlaufen wollte, und dadurch alſo dem franz. General gewiſſermaßen eine Kränkung, wenigſtens Aergerniß, zugefügt ward.

Der dritte Band fängt mit Hrn. Q. Abreiſe von Rom nach Neapel an, die er in ſtarker Geſellſchaft machte, wie gewöhnlich, wegen Unſicherheit der Wege in den Pontiniſchen Sümpfen, geſchieht. Ohne beſondere Abentheuer langte er in letztgenannter Stadt an, von deren Bewohnern er folgende Schilderung macht: „Unthätig ſind die Neapolitaner wahrlich nicht, aber ihre Regſamkeit iſt keine Erwerbs- ſondern Genußthätigkeit. Die ganze Stadt iſt in ſteter, heftiger Bewegung, und was ſich im Spazierrenrennen gewinnen läßt, nimmt ein jeder mit; der Gewinn muß ſich finden und der Genuß iſt überall bei der Hand. — Eine heidniſche Sinnesvermeſſenheit, welche das Geiſtige in ihren Kreis zu bannen ſucht, iſt ihm angeſtammt; er haßt das Leben nur in wie fern es ſinnlich wahrnehmbar iſt, das Ueberſinnliche nur, vermittelſt des Sinnloſen. — Keiner richtet bei dieſem Volk etwas mit Worten aus; daher muß der Vortrag des Sängers und Redners zugleich mimiſch ſeyn. So begleitet der predigende Mönch ſeine Lehren mit den lebhafteſten ausdruckvollſten Bewegungen; ſo vereinigen ſich immer drei Muſicanten, wovon einer die Harfe, der andere die Violine ſpielt, und der dritte Opernarien oder Romanzen nicht nur herſingt, ſondern alle vorkommende Situationen heftig mimiſch darſtellt. Jeder Verkäufer von friſchem Waſſer, Eis oder Früchten, drückt mit Worten und Geberden den Genuß aus, den ſeine Waare gewährt. Der Neapolitaner ſpricht mit dem ganzen Körper und hat eine vollkommene Zeichenſprache. Alles was Eingang bei ihm finden ſoll, muß anſchaulich gemacht werden; er iſt nur für das Plaſtiſche empfänglich und die Schönheit der Geſtalt iſt die ihm faſt ausſchließend ergreifende.

Zu ſeinem Erſtaunen ſah Herr Q. in dieſer Stadt den Hamlet in ein Ballet verwandelt darſtellen. Das iſt freilich ein bisgen arg, doch am Ende noch keine größere Sünde als ihn ſo caſtriren und mit fremden Zuſätzen wieder ausflicken, wie vor einiger Zeit in Berlin geſchah.

Wie äuſſerſt mühſam die Abrollung der Herkulaniſchen Manuſcripte iſt, ſah der Hr. Vf. in der Bibliothek auf Capo di Monte. Dieß Geſchäft wurde damals (1813) durch Exjeſuiten betrieben, die jetzt leider wohl nicht mehr Ex ſeyn werden.

Zur Characteriſtik des Benehmens der Engländer in fremden Landen, dient folgender Zug: Vor einigen Jahren — erzählt Hr. Q. — landete ein engliſches Schiff an der Küſte von Iſchia, und die Inſulaner nahmen die Fremdlinge freundlich auf; ein wechſelſeitiger Verkehr fand bald ſtatt, und das Vertrauen wuchs. Die Engländer wurden als Freunde, als Befreyer verehrt, und um das Bündniß zu befeſtigen, lud die Schiffsmannſchaft Mädchen und Frauen von Iſchia zu einem Balle ein. Als dieſe ſich ſorglos zu dem Feſte auf dem Schiffe eingefunden hatten, lichtete der Capitain (der Schurke) die Anker und entführte die Wehrloſen. (Man muß geſtehen, die hochherzigen Britten wiſſen auf allen Punkten des Erdballs ihren Ruhm auszubreiten.)

Ein ſehr wahres Wort ſagt Hr. Q. bei Gelegenheit der Beſichtigung einer Bildſäule von Sanmartino, einen todten Heiland vorſtellend, über eine nur zu häufige Verirrung in der Kunſt. Ein jedes Kunſtwerk, welches der Wirklichkeit zu nahe tritt, erregt einen wahren Abſcheu. Nur bis zu einem gewiſſen Grad kann die Kunſt die Natur erreichen; will der Künſtler ſein Werk noch näher führen, ſo überſchreitet er die Wahrheit, und ſieht ſich genöthigt zu Mitteln der Täuſchung ſeine Zuflucht zu nehmen; aber jene rächt ſich an dieſer, und die Kunſt wird zu Schanden. Wir empfinden bei ſolchen Werken, z. B. bei bunten Wachsfiguren, ſtets einen Ekel (wohl wahr), der daher kommt, weil der hohe Grad des Scheins von Wirklichkeit an die Wirklichkeit ſelbſt erinnert, welche die Täuſchung ſogleich vernichtet.

Von Dominichino Zampieri giebt der Hr. Vf. wie früher von Filippo, eine kleine anziehende Lebensbeſchreibung. Das fortwährend düſtre Geſchick dieſes großen Malers, erregt tiefes Mitleid.

Von Neapel kehrte Hr. Q. wieder nach Rom zurück, wo er ſich jedoch nur kurze Zeit aufhielt und von da über Orvieto und Siena nach Florenz ſich begab, an welchen Orten er, vorzüglich im letztern, für ſeine künſtleriſche Beſchauung reiche Schätze fand. Weder die Gegend, noch die bekannten Bäder von Piſa, konnten ihm die blühendere Natur die er bisher gefunden hatte, vergeſſen machen und er verließ dieſe Stadt bald, um von da über Livorno nach Florenz zurück zu kehren, deſſen Kunſtſchätze ihn neuerdings anzogen. Ueber die Idee, welche bei Erbauung des torre pendente zu Piſa vorgewaltet haben kann, der nach den Riſſen eines gewiſſen Guglielmo Alman gebaut, Bruſchetto's Meiſterwerk, den Dom zu Piſa, ziert, giebt Hr. O. einige ſehr geiſtreiche Bemerkungen.

Von Florenz ging er über Bologna und Mantua nach Mailand, mit welcher Stadt er die Beſchreibung ſeiner Reiſe ſchließt. Ueber die Bewohner dieſer volkreichſten Stadt Italiens, urtheilt er noch ſehr richtig: ihre Sitten und Gewohnheiten haben nichts Eigenthümliches, ſondern, wie auch Millin bemerkt, einen franzöſiſchen Anſtrich; durch Fleiß und Gewerbthätigkeit gleichen ſie den Deutſchen und durch den Hang zu Beluſtigungen zeigen ſie ſich als Italiäner.

Ein actenmäßiger Bericht

über die Dienſtentlaſſung des bekannten Prof. Oken in Jena, iſt ſo eben in dem großen Magazin von Flugſchriften, bei Hrn. Brockhaus in Leipzig nemlich, erſchienen, und giebt Kunde über die Urſachen, warum der genannte akademiſche Lehrer ſeine Stelle als Profeſſor in Jena verloren hat. Es iſt dies keine andere als der von der liberalen Weimarſchen Regierung mit Recht gemißbilligte Gebrauch, welchen Hr. Oken von der Preßfreiheit in ſeiner, ſeltſam aus wiſſenſchaftlichen und politiſchen Gegenſtänden zuſammengeſetzten Zeitſchrift „Iſis" ſeit lange, ja ſeit ihrem Entſtehen, machte, und den er, mehrerer an ihn erlaſſener Warnungen und Verweiſe ungeachtet, nicht glaubte ablegen zu dürfen.

Es gewährt in Wahrheit einen unerfreulichen Anblick, wenn man ſehen muß, wie die löblichſten, preiswürdigſten Einrichtungen edelgeſinnter Regierungen, gerade in unſern Tagen noch immer verkannt, ja ſelbſt gemißbraucht werden, ſelbſt von Männern, von deren Jahren, hochachtungswerthen Kenntniſſen und Stellung im Staat man eher alles als ein ſolches Verfehlen und Vergreifen erwarten ſollte.

Dies hat ſich recht offenbar bei Hrn. O. gezeigt. Als der großherzogliche Regent der Weimarſchen Lande, tief eingehend in den Geiſt der Zeit, erkannte und beſchloß, ſeinem Volke den freien völlig unbeſchränkten Gebrauch der Preſſe geſetzlich zu geben, konnte er gewiß nicht glauben, daß gerade von Männern, welche übrigens durch ſeltene Kenntniſſe und Geiſt geziert ſind, der ärgſte und übelſte Gebrauch von dieſer Gabe gemacht werden würde. Und dennoch iſt es ſo gekommen. Der Ton, welchen namentlich Oken in ſeiner Zeitſchrift annahm, die Art und Weiſe, mit welcher von ihm über die wichtigſten und zart zu behandelndſten Tagesereigniſſe abgeſprochen wurde, mußte jedem Unbefangenen auffallend und unziemlich erſcheinen, und jeder hat ſich wohl geſtehen müſſen: dieſer von Hrn. O. eingeſchlagene Weg iſt nicht der, auf dem das Gute gefördert wird; der Gebrauch, den er von der Freiheit der Preſſe macht, nicht der welcher gemacht werden ſoll; am allerwenigſten alſo der, andere deutſche Regierungen aufzufordern, dem edlen Beiſpiel des Großherzogs von Weimar hierin zu folgen. Wie Hr. O. verfuhr, gab er den Gegnern einer geſetzlichen Preßfreiheit ſelbſt die Waffe in die Hand und focht ſomit ſelbſt gegen eine Sache, die er gar tapfer zu vertheidigen dachte.

Daß nicht allein Fürſten und ihre Umgebungen, ſondern auch der größte und achtungswertheſte Theil des deutſchen gebildeten Publikums ein Betragen, wie das des Prof. Oken, nicht billigten und billigen konnten, liegt am Tage und hat ſich auch ſattſam gezeigt, denn ſelbſt das Gute und Wahre, was der Herausgeber der Iſis ſagte, erſchien unter ſeiner Feder in ſo abſchreckender Geſtalt, daß es ſeinen günſtigen Eindruck ſelbſt zerſtörte — und die höchſte Behörde ſeines Landes konnte natürlich nicht umhin, doppelt ſchmerzhaft ein Benehmen zu empfinden, aus dem eine ſo offenbare Verkennung ihrer wohlthätigen und liberalen Geſinnungen hervorleuchtete. —

Mehreremale ergingen deßwegen von Weimar aus die eindringlichſten und ſchonendſten Ermahnungen an den Verf. der Iſis, ſie blieben aber unbeachtet von einem Mann, den ein übler Dämon in dieſer Hinſicht zu leiten ſchien. Daß Oken ſeine Zeitſchrift ab und an mit andeutenden Fratzen in Holzſchnitt, Eſelsköpfen, Peitſchen, Schwerdtern u. dgl. ſchmückte, konnte man hingehen laſſen, obſchon ſolches gerade nicht zur Würde des Schriftſtellers paßt, denn gegen dergleichen Dinge hat die richtende Critik Waffen genug — daß aber der Profeſſor und öffentliche Lehrer einer Academie, der billig wie im Wiſſen auch in Geſinnungen und Benehmen, Vorbild ſeiner Schüler ſeyn ſoll: ſich ſo weit vergeſſen konnte, eine That, wie die von Sand (und vielleicht ſeinem Anhange) verübte, nicht allein zu billigen, ſondern ſogar lobend öffentlich in ſeiner Zeitſchrift zu erwähnen, konnte unmöglich ungerügt mit Stillſchweigen überſehen werden. Welchen Geiſt, welchen Einfluß, bei und auf eine feurige Jugend mußte man erwarten, wenn der beſonnene, ernſt prüfende *Mann*, ſich ſo vergeſſen, ſolches Beiſpiel geben konnte und ſchwerlich blieb einer Landes-Regierung — deren Erſte Pflicht es iſt, nach Kräften allem möglichen Unheil in Zeiten zuvorzukommen — ein anderer Weg noch übrig, nachdem ihre Ermahnungen unberückſichtigt geblieben waren, als der, welcher von den Beſchützern und Erhaltern der Univerſität Jena jetzt eingeſchlagen wurde.

Es ward nemlich von Seiten des Großherzogs von Weimar und des Herzogs von Gotha-Altenburg, dem Prof. Oken die Alternative geſtellt, entweder der fernern Herausgabe ſeiner *Iſis*, oder einer andern, ähnlichen Zeitſchrift, oder ſeiner Stelle als öffentlicher Lehrer der Hochſchule zu Jena, zu entſagen, weil man mit großem Recht die fernere Ausſprechung von Grundſätzen, wie die in der Iſis, mit dem Amt eines zur wiſſenſchaftlichen und bürgerlichen Veredlung vieler jungen Menſchen berufenen Mannes, unverträglich fand.

Oken erwählte keines von beiden, ſondern erklärte blos und allein, auf das, deswegen an ihn erlaſſene Reſcript: „*Auf das mir gemachte Anſinnen habe ich keine Antwort. Vielleicht iſt man indeſſen auf andere Anſichten gekommen, daß eine Antwort unnöthig iſt.*“

Erſt *nach* dieſer, mindeſtens geſagt, unpaſſenden Erklärung, wurde von den beiden genannten ſächſiſchen Höfen ſeine förmliche Entlaſſung ausgeſprochen, dennoch aber dabei ausdrücklich ihm das Recht frei geſtellt, vor geſetzmäßiger Behörde ſein Recht, wenn er noch eins zu haben vermeinte, geſetzlich zu ſuchen, falls ihm die alleinige Entlaſſung durch Reſcripte der Landesherren und durch Beſchluß des Miniſteriums, nicht genügte.

Dieß iſt denn auch, von Seiten der Akademie (wie die Schluß-Nachricht der aktenmäßigen Darſtellung ſagt) geſchehen, weil eine Verletzung der Verfaſſung aus dieſer Verabſchiedung hervorgehen ſoll. Mag der Ausgang dieſer Rechtsſache ſeyn, welcher er will, ſo wird doch immer das Publikum die ſchonende Milde der Beſchützer und Erhalter der Univerſität Jena, den wahrhaft edlen Geiſt der ſie beſeelt und Prof. Okens ſeltſame Verirrung bei Herausgabe ſeiner Zeitſchrift, erkennen müſſen.

Daß der Verleger dieſer aktenmäßigen Darſtellung, der zugleich der Verleger der *Iſis* iſt, auf dem Umſchlag derſelben Schrift, worin die Unterdrückung der Iſis aus den bemerkten Gründen (ihrer den öffentlichen und allgemeinen Anſtand verletzenden Tendenz und Sprache wegen nehmlich) anbefohlen wird, die ungeſtörte Fortſetzung derſelben ankündigt, ſieht faſt einer Verhöhnung höchſter Beſchlüſſe ähnlich.

Ein Fehdehandſchuh.

Dieſen wirft in einem Schriftchen, betitelt „*die gute Sache*“, Hr. *Heinrich Steffen* allen denen hin, die entweder *nicht ganz* in ſeine Anſichten eintreten, oder gar ihnen *gänzlich entgegen* ſind. Diejenigen, ſagt er, vor allen begrüße ich, die, obgleich dem Scheine nach meine Feinde, dennoch mit mir einerlei Sache verfechten, und nur die Schwächen meiner Verſuche ſchonungslos aufzudecken ſuchen, je ſtrenger, je klarer, deſto beſſer. — Was aber die eigentlichen Gegner betrifft, ſo ſollen auch dieſe uns willkommen ſeyn. Der Redlichmeinende mag uns ohne Schonung angreifen. (Hr. St. ſcheint ſeiner Sache ſehr gewiß zu ſeyn.) Wer weiß! die hart und entſchieden ausgeſprochene Trennung könnte zur Vereinigung führen. (Ein ſeltſamer Weg zur Vereinigung; wohl nach dem Grundſatz, die Extreme berühren ſich, aufgeſtellt.) Der Uebelwollende mag alle Waffen brauchen, die ihm zu Gebote ſtehenden Gründe, wo er ſie zu finden vermeint, Witz, wenn er ihn beſitzt, ja Beſchuldigungen, Verdrehungen und Verleumdungen. (So viel uns bekannt, iſt Hr. St. der Erſte, der einen ſolchen Aufruf, gegen ihn literariſch zu fechten, ergehen läßt, und daher als Seltſamkeit ſchon merkwürdig.) Ihm iſt es — nach ſeinen eigenen Worten — von jeher zweifelhaft geweſen, was bey den Deutſchen am höchſten zu ſchätzen ſey, die Fähigkeit der Beſten, ſich für das Edle zu begeiſtern, oder das plumpe Ungeſchick derer, die boshaft ſeyn möchten, das offenbar auf einer edlern Natur, ſelbſt der Geringeren, der Maſſe zu deuten ſcheint, (ſo?) ſo daß man faſt einen klaren Vortheil hat, wenn es gelingt, die Bosheit in Thätigkeit zu ſetzen. (Auch eine der neuen Anſichten, in welchen nicht viel Sinn zu finden iſt. Die Bosheit in Thätigkeit zu ſetzen, dürfte übrigens ſo ſchwer nicht ſeyn.) Bis zum Ende dieſes Sommers wird Hr. St. nach ſeiner Verſicherung, weder einen Angriff noch eine Widerlegung beantworten, warum? weil er bis dahin mit einigen literariſchen Arbeiten, z. B. dem zweyten *Theil ſeiner Caricaturen des Heiligſten*, beſchäftigt iſt, aber dann wird er hervortreten. Dieſe Periode ſeines

Schweigens, erſucht der ſonderbare Mann, alle und jede beſtens zu benutzen, ihn angreifen. Seinem Verleger hat er indeß aufgetragen, ſorgfältig alles zu ſammeln und ihm vierteljährlich mitzutheilen, was gegen ihn erſcheinen ſollte. (Uns dünkt, Hr. St. legt etwas zu viel Wichtigkeit in ſein literares Treiben.) Die gute Sache, welche Hr. St. nun darzulegen ſich bemüht, ſtellt er in ſechzig aphoriſtiſchen kurzen Sätzen, auf, deren Seltſamkeit und Unverſtändlichkeit zum Theil ſehr groß iſt. Hier Einige als Beleg. Freiheit iſt die reinſte Darſtellung der Liebe, heitere, ungehemmte Offenbarung des Beſondern im Ganzen, dieſes in jenem. — Der Staat, ſeinem Weſen nach, beſchränkt die Menſchen durchaus nicht, er befreit ſie vielmehr, denn er iſt organiſche Darſtellung der lebendigen Einheit einer großen Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Naturen. — Der Bauernſtand iſt die Darſtellung der allgemeinſten Einheit des natürlichſten Geſchäfts — durch Gemeinden. — Der Bürgerſtand im engern Sinne iſt die Darſtellung des Individualiſirens mannichfaltiger Geſchäfte, durch die Corporation. — Der Adel iſt die Darſtellung des Individualiſirens der Perſon. (ſo!) Der wahrhaft Freie, ſelbſtſtändig ſich Darſtellende, auf Gott Vertrauende, iſt der einzig Vornehme, ſteht unter keinem, iſt von ſeinem Punkt aus vollkommen unterworfen und vollkommener Herrſcher zugleich (wir meinen dieß iſt vollkommener Bombaſt dazu) iſt unüberwindlich, die Darſtellung der höchſten Gewalt. — Eine jede Richtung des Beſondern gegen das Beſondere iſt Selbſtſucht der Vereinzelung — Spießbürgerlichkeit. — Eine jede Richtung des Allgemeinen gegen das Allgemeine, iſt Tyrannei. —

Veranlaſſung, dieſe ſogenannte gute Sache durch den Druck der Welt mitzutheilen, war dem Vf. das Verkennen ſeiner Anſichten in Berlin, dargelegt in der Vorrede zu einer Schrift „Turnziel“ (Breslau 1818) benannt. Hr. St. erfuhr dieß Verkennen am deutlichſten als er Anfangs dieſes Jahres nach Berlin kam. Mit ſichtbarer Kälte ward er überall, ſelbſt von früheren Freunden empfangen und als man ihm endlich ſagte, warum man ſo kühl ihn empfing (aus keiner andern Urſache nehmlich (nach Hr. St.) als weil er gegen Jahns konfuſe (nur konfuſe?) Vorträge 1817, ſo wie über den ganzen Turngeiſt ſich ausgeſprochen hatte, alſo etwas ſehr vernünftiges gethan) entſchloß er ſich, auf der Rückreiſe ſeine Anſichten in der kleinen hier behandelten Schrift unter dem freilich etwas auffallenden Titel aufzuſtellen und das Gefühl der Richtigkeit derſelben, wenigſtens ſeiner Meinung nach, veranlaßte ihn denn auch wohl, Allen und Jeden, welche nicht mit ihm einſtimmen mögen oder können, den literariſchen Fehdehandſchuh ſo hinzuwerfen, wie wir oben gezeigt haben —

Die Jeſuiten in Baiern.

Von den hinterlaſſenen Werken des geiſtlichen Raths A. Bucher, herausgegeben von J. v. Kleſſing, enthält der erſte Band die Geſchichte der Jeſuiten in Baiern, von denen und ihrer Societät in der Vorrede geſagt wird: „die Perſonen dieſer 1773 aufgehobenen Geſellſchaft ſind nicht mehr da, aber ihr Weſen iſt noch bei und unter uns. Die alten Vorſchriften, die geheimen Regeln und Einrichtungen der Geſellſchaft der Jeſuiten beſtehen noch nach ihren Buchſtaben, und ſind keineswegs vertilgt. Die Perſonen hierzu finden ſich, ſo wie ſie ein äußerer Impuls an das Tageslicht ruft, oder ſobald die Regierung eines Staats ſie duldet, ihre Verbindungen ſind augenblicklich hergeſtellt, weil ſie dieſelben im Stillen unterhielten. Was aber den Zeitgeiſt betrifft, ſo dürften die Jeſuiten keine Jeſuiten ſeyn, wenn ſie nicht bei allen Vorfällen in denſelben ſich zu ſchicken wüßten, da ihnen dieß allerdings ihre Grundſätze — die Jeſuiten-Moral — erlauben.“ (Da haben wir es!) Als die Bulle: Dominus et Redemptor noſter, im Jahr 1773 der Geſellſchaft Jeſu den Staab brach, glaubte man wohl nicht, daß eine andere: Sollicitudo omnium im Jahr der Aufklärung 1814 dieſem geiſtlichen Freicorps die Erlaubniß geben würde, wieder in's Feld zu rücken und ſich at majorem Dei Gloriam zu rekrutiren. Indeſſen, es iſt geſchehen. Und da iſt es denn freilich recht ſehr gut, daß die Federn ergriffen werden, der Welt zu ſagen, was entſtehen und geſchehen kann, eben ſowohl, als was geſchehen iſt. — Das hat denn nun der Verfaſſer des genannten Buches redlich gethan, und zwar, zum Beſten ſeines Vaterlandes. Deshalb wählte er zum Motto ſeines Buchs das bedeutende: Data tempore proſunt. Frühere Schriften des ehrwürdigen Vfs. (deſſen Biographie dem Buche vorgedruckt iſt,) z. B. die Charfreitagsprozeſſion, Faſtenexempel, Portiunkula-Büchlein ꝛc. kennen die Leſer gewiß ſchon, wenigſtens aus Jean Pauls

Vorſchule der Aeſthetik. Alle ſind von wahrer humoriſtiſcher Laune geſtempelt.

Demüthig erflehte der Baiern Herzog ſich und ſeinem Lande die Jeſuiten, die ſich 1560 ſchon ein Collegium bauten, ihrem Schutzherrn Religionis cauſa allerlei vorpredigten und ſogleich auf die Ketzerjägerei ausgingen. Sie bemächtigten ſich der Hauptkanzeln der Stadtkirchen, predigten am Hofe franzöſiſch und jagten aus dem Lande, was ſich nicht von ihnen wollte bekehren laſſen. Das waren Opfer, die ſie ſich odore ſua vitatis ſelbſt gaben. Hier ruft der Vf. aus: „Wann werden die Jeſuiten aufhören, ſich den Fluch Gottes, der Menſchenopfer verabſcheut, zu verdienen?“

Es liegt außerhalb den Grenzen dieſer Anzeige, dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, wir können aber verſichern, daß die Leſer kein Blatt in dem Buche finden werden, auf welchem nicht etwas Merkwürdiges und zu Beherzigendes angetroffen würde. Gewiß wird dieſes anziehende und merkwürdige Werk bald in den Händen aller Leſer von Geſchmack ſeyn. — Wir wollen nur hier aus denſelben einige Jeſuitiſche Albernheiten, Kläglichkeiten, Unſinnigkeiten, Marianiſche Süßigkeiten ꝛc. mittheilen; z. B.

„Stelle fleißig Gemüthswallfahrten zur Jungfrau Maria an. — Iß nicht die erſten Kirſchen ſelbſt, ſondern opfere ſie U. L. Frau. — Gieb dir Ohrfeigen und laß dieſelben durch die Hände der heiligen Jungfrau opfern. — Küſſe die ſchönen Bilder U. L. Fr. mit ſtiller Andacht und dichte, ihr zu Ehren, Lobgeſänge. — Lege dich zwiſchen Chriſti Wunden und die Brüſte der Jungfrau Maria, ſo wirſt du wohl ruhen und ſanft, indem du ſagſt: du biſt meine Frau! — Dieſer opfere alle deine Pulsſchläge. — Umſchlinge deinen Hals mit einem Stricke, nenne die heilige Jungfrau eine wunderbarliche Mutter, und dich, ihren Leibeigenen. — Du darfſt keine Aepfel eſſen, weil Maria von der Schuld des Apfeleſſens frei blieb.“ — (Das iſt Marianiſches Futter!)

„Maria iſt die Kellnerin der ganzen heiligen Dreieinigkeit, denn ſie bringt jedem zu von dem Weine des heiligen Geiſtes.“ — (Welch ein Unſinn!) — „Chriſtus trug ein veilchenblaues Kleid, und Maria gab ihr Kopftuch her, um die Schaam ihres Sohnes am Kreuze zu verhüllen.“ (Was die Herren P. P. S. J. nicht alles wußten!) Es geht über alle Begriffe, zu leſen, was die Jeſuiten von der Blöße Jeſu Chriſti zu erzählen wiſſen. Man höre ferner: „Schneide deine Haarlocken ab und verehre ſie der heiligen Jungfrau zu einer Perücke.“ — (Die Hrnn. ex Societate Jeſu hielten es überhaupt mit Geſchenken aller Arten und wußten es ſtets ſo wohl einzuleiten, daß Andere die Haare laſſen mußten, wenn ſie andächtig ſeyn wollten.)

Da die Jeſuiten ſtets auf Pomp und Lärm hielten, um ſich bemerkbar zu machen, ſo ließen ſie ihre Schüler bei Preisbewerbungen krönen; unter Trompetenſchall ꝛc. durch die Straßen ziehen, und bemächtigten ſich des Theaters, um von der Bühne herab ſagen zu laſſen, was ſie ſagen laſſen wollten. So wurde den Königen der Text geleſen und der Pöbel durch fade Späße erluſtirt. — Ein gewiſſer P. Sardagna, (ein Jeſuit, wie er ſeyn ſoll,) hat einen Ketzerhammer geſchrieben, in welchem ſehr erbauliche Sachen zu leſen ſind. — „Der Schlag 12 Uhr iſt der Terminus ultimus, nach welchem Eſſen und Trinken ein Ende haben ſoll. Ich habe aber eben ein Biscuit in den Mund geſteckt, als es 12 Uhr ſchlägt. Heraus damit! ſchreit P Gobat; behalte es drinne, ſagt P. Bott, denn benigna Mater ecclesia ad hanc rusticitatem non obligat.“ — Was ſagen die Leſer dazu?

Sehr wichtig iſt in dieſem Werke der 24ſte Brief: Die Jeſuiten am Sterbebette Maximilian Emanuels, des Kurfürſten in Baiern, gezogen aus einem authentiſchen Tagebuche der Jeſuiten, vom 24. — 26. Febr. 1726. Zum Tode wohl vorbereitet, beſonders durch den P. Simmerl, dem wohlbeſtallten Galgenprediger, (welcher den Maleficanten vor der Execution zuſprach,) rief kurz vor ſeinem Abſcheiden der Kurfürſt dem Kurprinz zu: „Fange deine Regierung mit Gott an, und bezahle die Schulden und Salarien.“ Die im Zimmer ſtehenden Franziskaner wollten nicht weichen und wanken, aber P. Simmerl ließ ſie nicht zu Worte kommen. Ganz erbaulich iſt alles zu leſen.

Und nun? — der umgeſtürzte Colossus ecclesiasticus ſteht wieder da. — Wollen wir dieſe Nadel der Kleopatra ſtehen laſſen? Und, was war eine Perle, gegen das alles, was die Jeſuiten in der Welt verſchluckt haben? Teſtamente, Kronen und Länder. Die Vielfraße kommen zurück. Fürſten, ſehet Euch vor!

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 16. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Literariſches Eigenthum.

Der von den Herren Bundestagsgeſandten v. Martens, von Berckheim und von Berg übergebene Entwurf einer Verordnung zur Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck, hat ein *ehrerbietiges Gutachten* veranlaßt, welches der Wahlausſchuß der deutſchen Buchhändler verwichene Oſtermeſſe in impoſanten Grosfolio an das Licht geſtellt hat. Es geht vor lauter Ehrerbietigkeit ein wenig, wie man zu ſagen pflegt, um den Brei herum, wir wollen daher den Inhalt frey von der Leber weg extrahiren, auf daß er klärer werde.

Das Gutachten ficht mit Grund den Art. 1. des Entwurfs an, wo man Bedenken getragen hat, den Nachdruck ausländiſcher Werke zu verbieten, theils aus Gründen der Reciprocität, theils weil in der Regel der Nachdruck ſolcher Werke dem ausländiſchen Verleger nicht weſentlich ſchade. Er ſchadet aber *in der Regel*, denn er fällt in der Regel, d. h. wenn der Nachdrucker kein Narr iſt, auf ſolche ausländiſche Verlagsartikel, welche im Lande ſehr geſucht werden, und von welchen alſo der ausländiſche Verleger durch Einfuhr nach Deutſchland hätte Vortheil ziehen können. Freilich geht dadurch Geld aus dem Lande; aber was für *Bücher* ausgeht, wird gewiß eine Lumperei ſeyn gegen das, was für Champagner (ob wir ihn gleich den Franzoſen ſtark nachdrucken) nach Frankreich, und für Kaffee, Zucker und engliſche Waaren (deren Nachdruck uns nie hat recht gelingen wollen) nach England wandert. Reciprocität muß freilich ſeyn. Wenn man in Frankreich die Artikel deutſcher Verleger nachzudrucken erlaubt; ſo muß man in Deutſchland auch die der franzöſiſchen nachdrucken dürfen. Aber das reicht nicht hin, eine *allgemeine*, geſetzliche Erlaubniß des Nachdrucks ausländiſcher Verlagsartikel zu rechtfertigen, und kann den Nachtheil bringen, daß unſern Verlegern der Nachdruck von der Schweiz, den Niederlanden, Curland, Liefland und andern Nachbarſtaaten auch Schaden zufüge, „aus Gründen der Reciprocität.“ Das *Geſetz* ſei lieber *gerecht*, gegen das Ausland wie gegen das Inland, und erlaube nur, als Ausnahme von der Regel, Repreſſalien gegen *das* Ausland, welches ungerecht iſt. — Gegen Art. 2. des Entwurfs, welcher das Eigenthumsrecht der Autoren auf 10 – 15 Jahre nach ihrem Tode beſchränken will, nimmt der Buchhändlerausſchuß die Schriftſteller in Schutz; aber matt. Es kann nicht kräftig genug geſagt werden, daß ſolch eine Beſchränkung meiſt eine Verkürzung der Wittwen und Waiſen iſt, welche der Schriftſteller hinterläßt. Selbſt das famöſe Nachdruckerbüreau in Karlsruhe hat noch kürzlich Schillers Erben ein Honorar (wenn gleich ein lumpiges) angeboten; wie? und das Geſetz in spe wollte härter gegen die Nachkommen eines Schriftſtellers ſeyn, als das Gefühl eines Druckdiebes? Warum denn ſollen die Erben das Recht, welches ihnen der Autor hinterließ, nur 10 — 15 Jahre lang ausüben können? ein Zeitraum, in welchem vielleicht gar keine Gelegenheit dazu vorkommt, wenn z. B. der Autor kurz nach dem Druck einer ſtarken, auf 15 — 20 Jahre berechneten Auflage ſtirbt. „Es iſt in Frankreich ſo.“ — Deſto ſchlimmer. Wenn unſere Frauen die Pariſer Moden adoptiren, ſoll es ihnen auch unſere Geſetzgebung nachthun? „Aber ein Buch iſt doch im beſten Falle nichts, als ein neu erfundenes nützliches Produkt, das jeder nachmachen kann: man giebt dem Autor ein Privilegium auf den Gewinn Zeit ſeines Lebens, und 10 — 15 Jahre drüber ſeinen Erben, iſt das nicht genug? Steht er ſich nicht viel beſſer, als der Erfinder einer Patentwaare, einer Dreſchmaſchine u. dergleichen?“ Sans comparaison! Man patentirt die Erfinder nützlicher Maſchinen, damit dergleichen Leute die Erfindung nicht für ſich behalten; und man patentirt ſie nur auf eine gewiſſe Zeit, damit alsdann durch die Concurrenz vieler Verfertiger dieſelbe häufig, wohlfeil, allgemein verbreitet werde. Aber ein Buch häufig, wohlfeil und allgemein verbreitet zu machen, bedarf es dieſer Concurrenz der Nachmacher nicht. *Ein* Verleger kann in kurzer Zeit 100000 damit verſehen, und er kann es um ſo wohlfeiler, je ſicherer er vor der Concurrenz iſt. Das kann der Erfinder der Dreſchmaſchine nicht, und das macht den wichtigen Unterſchied. „Doch die Erben können das Geiſteswerk in der Regel nicht weiter vervollkommnen, keine neuen, verbeſſerten und vermehrten Ausgaben machen. Die

Ausgegeben den 12. Auguſt.

Perfectibilität der Kunſt und Wiſſenſchaft fordert alſo, daß das Werk einige Zeit nach des Autors Tode res cujusvis werde.“ Zur Verbeſſerung, (zu wahrer oder eingebildeter) wenn ſie kein maſkirtes Plagiat iſt, in Gottes Namen! Mag einer Schillers Fiesko in Verſe bringen, allenfalls auch die Trochäen von Gries für die Bühne in Jamben verwandeln; dieſer literariſche Kleinerwerb kann recht gut neben dem Recht des Autors und ſeiner Erben beſtehen, Vortheil von dem unverbeſſerten Werke zu ziehen. Wozu alſo dies Recht an eine Zeitfriſt binden? Warum jedermann das Befugniß geben, das Werk ohne alle Veränderung nachzumachen? „Doch wenn nun die Erben das nützliche Werk ganz untergehen laſſen im Laufe der Zeit?“ Das iſt ein Anderes. Dann, wenn es im Buchhandel fehlt, und vergebens geſucht wird — dann allenfalls mag das Geſetz Aufforderungen der Berechtigten zur Ausübung ihres Rechts sub poena praeclusi autoriſiren, u. es dem Aufforderer ertheilen in forma juris optima.

Am ausführlichſten ſind die Buchhändler in ihren Einwendungen gegen geſetzliche Regulirung der Bücherpreiſe. Sie behaupten, dieſer müßte, da das Honorar auf ihre Regulirung Einfluß hat, nothwendig eine geſetzliche Regulirung der Honorarforderungen vorangehen. Ein toller Einfall! der Autor fordert, der Buchhändler gewährt oder verweigert; alſo iſt es immer der Buchhändler, welcher das Honorar fixirt. Setzt das Geſetz nun ein Maximum feſt; ſo muß er auf die Stärke der Auflage calculiren, und darnach das Honorar fixiren. Aber die Sache hat andere Gefahren. Unter dem Maximum bleibt dann keiner. Und ganz klein kann man es doch nicht ſetzen, weil dann Werke für ein kleines Publikum, die alſo nur eine kleine Auflage geſtatten, gar nicht verlegt werden können. Ueberdies — wo bleibt alsdann die typographiſche Schönheit, worin wir gegen andere Nationen noch ſo erbärmlich zurück ſind? Wo bleiben die Göſchenſchen Prachtausgaben von Klopſtock, Wieland u. ſ. f.? Sollen unſere Dichter ewig im Flausrock einhergehen? Man laſſe doch ja der Spekulation hier ein freies Feld! Ein Buchhändler, der lediglich auf den Luxus ſpeculirte, und nicht zugleich durch eine wohlfeilere Ausgabe für das Bedürfniß der minder Bemittelten ſorgte, wär' ein offenbarer Narr; und den laſſe das Geſetz laufen, er wird bald klug werden, bald merken, daß man der Kalleidoſcope mit Brillanten nicht viele los wird: er wird ſie bald mit Glasſcherben ediren. Thäte er es ja nicht, und hienge dennoch das gemeine Wohl daran, daß z. B. jeder Schulknabe eins beſäße, nun ſo bliebe ja immer noch das Einſchreiten des Staates in Reſerve: Aufforderung zu einer Ausgabe auf Druckpapier und ohne Kupferlein bei Verluſt des ausſchließlichen Verlagsrechtes. Kurz, wir ſind für Freiheit der Preiſe, und möchten doch rathen, daß man erſt abwartete, ob eine literariſche theure Zeit entſtehen wird, wenn man den Druckdieben, die aus geſtohlnem Leder wohlfeile Schuhe machen, das Handwerk legt. Setzt man ja doch ſelbſt dem Brotkorn kein Maximum eher, als bis die Armen nah am Verhungern ſind. Ueberhaupt iſt zwiſchen Buch und Buch ein ſo gewaltiger Unterſchied, daß in der Geſetzgebung über liter. Eigenthum ohne das Distinguendum est unmöglich viel Erſprießliches zum Vorſchein kommen kann.

Reiſen in außereuropäiſche Länder.

Der Juniheft des Journals f. d. neueſten Land- und Seereiſen enthält lauter Fortſetzungen. — Aus der von M. Kinneir's Reiſe durch Kleinaſien ꝛc. entnehmen wir die Nachricht von einem ſonderbaren und dem Anſcheine nach ſehr alten Basrelief in Marmor, daß Hr. Kinneir in der griechiſchen Kirche zu Tusla ohnweit Nicomedia ſah. Der Marmorblock ſelbſt war ungefehr 4 Fuß hoch und 3 Fuß breit, und das Basrelief beſtand aus drey mittelmäßig gearbeiteten Figuren, von denen die in der Mitte einen Mann mit einer Art Kappe auf dem Kopfe darſtellte; die zu ſeinen beiden Seiten ſtehenden hatten Wolfsköpfe und Menſchenkörper, und jede von ihnen einen Speer in der Hand, womit ſie der Mittelfigur die Seite durchbohrten. (Mag ſich K. auch, rückſichtlich der Wolfsköpfe, vielleicht geirrt haben: immer bleibt doch jenes Basrelief in ſofern merkwürdig, als es, der Idee nach, offenbar zu einer Mythologie gehört, die der griechiſchen nur von ferne verwandt ſeyn kann.) — Kurz vor ihrer Ankunft in Hadſchi-Abaſſi hatten die Reiſenden drey ſonderbare Vertiefungen an der Vorderſeite einer Hügelreihe geſehen und bemerkten bei Aſchar, 38 Meilen weiter, unter einer großen Anzahl mehrerer, die ſie in weit vollkommnerem Zuſtande fanden, zwei, welche ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich auf ſich zogen. Ein einzelner Felſen, der ohngefehr 20 Schritte im Umkreiſe hatte und vor langer Zeit von dem benachbarten Berge herabgerollt zu ſeyn ſcheint, war gänzlich ausgehöhlt, und bildete ein Gemach von kreisrunder Geſtalt, zu welchem man durch 3 viereckte Thüren gelangte, welche die Größe und Geſtalt derer hatten, die zu den kleinern Höhlen von Carli, zwiſchen Bombay und

Punah (in Indien; auch ein ſonderbares Zuſammentreffen!) gehören. Die zweyte Vertiefung befand ſich in einer Klippe, welche über den Fluß hinüberhängt, und ſo hoch iſt, daß, um hinein zu gelangen, man ſich von oben an einem Stricke hinablaſſen muß. Das Innere beſteht aus mehrern Gemächern von bedeutender Größe, welche 3 elliptiſche Thüren haben, und deren Entſtehung von den abergläubiſchen Einwohnern den Geiſtern zugeſchrieben wird. — Auf welche, beim Mahomet wie beim Apoll wohl gleicherweiſe unverantwortliche, Manier die Türken bei ihrem Bauweſen die Trümmer des Alterthums verwenden, iſt bekannt. Zu Taſch Kapri (nach K. Meinung das alte Pompejopolis in Paphlagonien,) bemerkten die Reiſenden ohnweit des Kirchhofs voll zerbrochner Säulen eine Madreſſeh oder Gymnaſium, das beinah ganz aus großen Blöcken weißen Marmors, Bruchſtücken von Gebälken und Capitälern von Säulen erbaut war, die man ohne Ordnung und Geſchmack auf einander gethürmt hatte. Der Säulengang im Innern des Gymnaſiums beſteht aus Marmorſäulen von verſchiedenen Farben und Größen, von denen einige joniſche, andere korinthiſche Kapitäler haben. Die letztern gehörten indeß gewiß nie zu den Säulen, auf welche die Türken ſie geſetzt haben, indem die größten unter dieſen häufig die kleinſten Kapitäler haben. Einen prächtigen Sarcophag aus dem Alterthum, 7 Fuß lang, 3 breit, aus einem ſchönen Blocke weißen Marmors gehauen, hoch polirt und mit Blumengewinden verziert, brauchen die Türken zu einem Waſſerbehälter! —

Höchſt überraſcht waren die Reiſenden von der Ueppigkeit der Vegetation in einem Thale bei Weiwode; die Fruchtbäume, vorzüglich die Wallnußbäume, waren von einem ungeheuern Umfange, und die Weinſtöcke, welche an manchen Stellen Mannesſtärke hatten, wanden ſich um die Aeſte und Zweige der Bäume, bis zu deren Gipfeln, von denen ſie in herrlichen Gewinden herabhingen. Die Roſen im Garten ſtanden in voller Blüthe, während die Felder mit Maßlieben, Schlüſſelblumen und unzähligen andern Kräutern bedeckt waren. — Kurz nach ihrer Ankunft in jener Stadt erhielt die Reiſegeſellſchaft einen Beſuch von einem Derwiſch, der in Erwartung eines Geſchenks ſich in Schimpfworten gegen die Franzoſen ergoß, und die Engländer über alles erhob. Er ſchwang eine Pfeife von ungeheurer Größe und machte verſchiedene Bewegungen, bis K. ſeinem Bedienten befahl, ihm 20 Paras zu geben, die er aber, über die Kleinheit der Summe aufgebracht, zornig auf den Boden warf, aus dem Zimmer ſtürmte, und fluchend betheuerte, daß die Franzoſen ein edles und großmüthiges Volk ſeyen, die Engländer aber eine Rotte Ungläubiger, welche der Verdammniß nicht entgehen werde. (Da machten es unſere deutſchen Derwiſche aller Art klüger, als die Franzoſen als Sieger bei uns einrückten. Sie lobhudelten dieſe auch auf alle mögliche Weiſe, aber ſie warfen das damit gewonnene Sündengeld, mochte deſſen auch noch ſo wenig ſeyn, keineswegs unhöflicherweiſe weg, ſondern ſteckten es fein in die Taſche, und ſchimpften nur dann erſt, (und zwar um ſo mehr, je reicher die Gabe geweſen war!) als die Franzoſen, forcirter weiſe, den Rücken gewendet hatten. Und dann waren ſie es geweſen, die Deutſchland frei gemacht hatten!)

In dem, Paläſtina umfaſſenden, Bruchſtück der Light'ſchen Reiſe, welches der vorliegende Heft des genannten Journals enthält, haben wir wenig gefunden, was uns nicht größtentheils ſchon aus Chateaubriand, Maundrell, Clarke, Meyer u. a. m. bekannt geweſen wäre. Ueberall aber iſt es empörend, zu leſen, wie ſelbſt noch an dem Grabe des gemeinſamen Erlöſers Haß aus Eigennutz unter denen wüthet, die ſich nach ſeinem Namen nennen! Die Griechen und Katholiken ſind gegen die Armenier, welche mit den Türken beſtändig in geheimen Unterhandlungen ſtehen, und ſo, mittelſt ihres Reichthums, den lateiniſchen Mönchen einen heiligen Ort nach dem andern aus den Händen ſpielen, auf das Aeußerſte erbittert, einigen ſich aber nur in dieſem Puncte, während ſie in allen übrigen ihren ganzen Einfluß bei den Türken benutzen, einander zu ſchaden. Es erregte dem Vf. ein ſehr unangenehmes Gefühl hören zu müſſen, daß es zwiſchen den Katholiken und Griechen ſogar in der Kirche des heiligen Grabes zu Thätlichkeiten gekommen ſey, was die Chriſten in den Augen der Türken noch mehr herabſetzen muß, welche ohnehin die durch ihre Kleidung ausgezeichneten katholiſchen Prieſter am meiſten verfolgen, ſie anſpeien, ſchlagen, mit Schmutz werfen, u. ſ. w.

Von der Grauſamkeit des nur allzuberüchtigten Djezzar's (der Akri gegen Buonaparte vertheidigte.) hörte der Vf. auf Cypros ein furchtbares Beiſpiel erzählen von einem Manne, der damals engliſcher Viceconſul in Akri war. Djezzar argwohnte eine von den Beamten ſeines Serails begangene Veruntreuung; da er aber die wahren Schuldigen nicht herausfinden konnte, ſo ließ er 50 — 60 der Beamten ergreifen, ſie nackt ausziehen, auf den Boden legen und zu jedem derſelben ein Paar Janitſcharen ſtellen, die ſie mit ihren Säbeln in Stüſen hauen mußten!' — Die lezteren Verſuche Buonaparte's, Akri mit Sturm zu nehmen, ſollen nur durch den Verrath oder die Unzufriedenheit einiger Offiziere vereitelt worden ſeyn, welche zu dem Angriff befehligt waren, und, nachdem ſie durch die Breſche eingedrungen, an der Spize ihrer Abtheilungen einander unterſtüzen ſollten. Eine Abtheilung drang in die Gärten des Serails ein, wo Djezzar ſelbſt war, und wurde, da die übrigen ſie nicht unterſtüzten, in Stücke gehauen, worauf ſich die andern zurückziehen mußten, was Buonaparte bewog, die ganze Unternehmung aufzugeben. Die Chriſten, mit denen ſich Hr. Light über dieſen Gegenſtand unterhielt, ſagten, daß ſie nur auf die Einnahme von Akri gewartet hätten, um ſich für Buonaparte zu erklären; ganz Syrien würde ſich mit ihm vereinigt und die Herrſchaft der Türken in jenem Theile der Welt ihr Ende erreicht haben. (Giebt es Wendepuncte in der Geſchichte, wo der überraſchte Menſch mit ſtiller, wenn auch ſchmerzlicher, Reſignation die Fügungen einer wunderbar waltenden Vorſehung anſtaunt, ſo iſt dieſer gewiß einer der bedeutendſten derſelben! Wie viel Unheil, Jammer und Blut wäre [anſcheinend wohl ſo gut als gewiß!] dem unglückſeeligen Europa erſpart worden, wenn jene, im Ganzen ſo gut eingeleitete, Unternehmung gelungen, und des kühnen Eroberers Ehrgeiz an die Begründung einer außereuropäiſchen Monarchie dauernd befeſtigt worden wäre!)

Henry Bradſhaw Fearon erzählt in ſeinen Skizzen von Amerika eine luſtige Anecdote, den Exkönig Joſeph betreffend. Als er in New-York ausſtieg, trug ein amerikaniſcher Laſtträger ſein Gepäck aus dem Schiffe. Es war ſchwer. Der Exkönig ſtand am Ufer, und der ehrliche Republicaner rief ihm ganz treuherzig zu: hier Bony, faß einmal an! (Come Boney, lend a hand!) Joſeph hat ſich in Trenton (in New-Jerſey) angekauft, und ſtand eben um ein Haus für ſeinen Bruder Lucian im Handel. Er ſoll leicht zugänglich ſein, und an dem, was das Land angeht, einen lebhaften Antheil nehmen. Der Vf. meint, er würde ſchon beliebt ſeyn, wenn es auch nur um ſeiner Reichthümer willen wäre. — Von dem geſellſchaftlichen Leben in Boſton ſagt er, es ſey angenehmer als in New-York, obgleich die Ariſtocratie daſelbſt mächtig ihr Haupt erhöbe, und manche Familien auf einem eben ſo großen Fuße lebten rc. als die Familien in Ruſſel-Square zu London. Auch beſtünden hier noch Abſtufungen, die man in einem freien Lande zu finden, gar nicht vermuthen ſollte; es gäbe nämlich hier Familien der erſten, zweyten und dritten Claſſe, und ſogenannte alte Familien. Auch ſey kein Mangel an Titeln. (Der ſogenannte Kaſtengeiſt muß demnach wohl ein wenig in der menſchlichen Natur liegen; und das, noch aus den Zeiten der weil. franzöſiſchen Revolution herrührende Geſchwäz unter uns über den Kaſtengeiſt des Adels, wäre dann wohl um ſo thörichter, je weniger wir uns werden verhehlen können, daß derſelbe verrufene Kaſtengeiſt ſich in den vielfachen Gradationen unſeres Bürgerſtandes leider nur noch zehnmal ſchärfer und ſchneidender, ja mitunter auch wohl ungleich lächerlicher ausſpricht! Nicht das von macht den Ariſtocraten, ſondern ein jeder iſt, im Kaſtenſinn, Ariſtocrat, der ſich — mit oder ohne Grund — etwas Beſſeres zu ſeyn dünkt als der Andere!) — In Pittsfield kam der Reiſende gerade an einem militäriſchen Uebungstage an. „Es war ſchwer, — ſagt er — die Offiziere von den Gemeinen zu unterſcheiden; einige waren mit Stöcken bewaffnet, einige mit Sonnenſchirmen, andere mit Musketen; alle ſprachen, und jeder ſchien zu thun was ihm gut dünkte." — In Philadelphia war man eben mit der Wahl eines Gouverneurs von Penſylvanien beſchäftigt, wobei vier verſchiedene Partheien thätig waren. „Die Wahlen, ſagt der Vf., werden (mittelſt dieſer Partheien) geleitet und beherrſcht," und die ſogenannten Inſpectoren, welche die (ſämmtlich ſchriftlich abgegebenen) Stimmen zu ſammeln haben, treiben den ſchändlichſten Unterſchleif zu Gunſten der Partheien, denen ſie angehören, durch Annahme von günſtigen und Verwerfung von ungünſtigen Stimmen. Der Umſtand, ob die Inſpectoren zu dieſer oder zu jener Parthei gehören, ſoll oft einen Unterſchied von 300 Stimmen in einer einzigen Abtheilung hervorbringen! — (Gebrechlichkeit menſchlicher Einrichtungen! aber wenn ſie ſich ſchon dermaaßen in dem hochgeprieſenen Freiſtaat Nordamerica's documentirt, was werden wir nicht alles für unſere conſtitutionellen Monarchien zu bedenken haben, wo die geſezlich bedingte Wahlfreiheit unabwehrbar noch ungleich vielfältigern und ſchlimmern Einwirkungen unterliegen muß! Blicken wir vorerſt doch nur nach England, wo, ganz offenkundig, faſt kein einziger Repräſentant anders ins Parlament tritt, als auf dem Wege der oft niedrigſten und unwürdigſten Beſtechung, ſich aber dafür an den Summen und Aemtern erholt, welche die Miniſter hinwiederum zu ſeiner Beſtechung aufopfern müſſen! — Und geht es in dem ebenfalls conſtitutionellen Frankreich beſſer? — Und nun vollends unſere Deutſchen mit ihrer Titel- Rang- und Ordens-Sucht! — Wir fragen aber mit Recht, ob unter ſolchen, aus dem Weſen menſchlicher Natur und aus der Geſchichte hervorgehenden Auſpizien das ganze hochgerühmte Repräſentationsweſen über kurz oder über lang nicht auch unter uns in eine höchſt unwürdige Spielerei mit dem Volkswohl ausarten dürfte, die um ſo verwerflicher wäre, je nachtheiliger ſie auf den moraliſchen Character der Regierungen und des Volks zugleich einwirken müßte?)

Haben die deutſchen Puriſten und Alterthümler einen ſo bedeutenden Einfluß, als ſie ſelbſt und Andere glauben?

Dieſe ſehr wichtige Frage unſerer Zeit wird in einem kleinen Schriftchen unter dem Titel: der deutſche Geiſtesariſtokratismus; ein Beitrag zur Characteriſtik des zeitigen (jetzigen oder derzeitigen; denn „zeitigen", hat mehrere Nebenbegriffe) politiſchen Geiſtes in Deutſchland, von D. Saul Aſcher, erwogen und zu beantworten geſucht.

Der durch ſeine Anſichten über den Stand und Halt des Chriſtenthums neuerdings etwas in böſen Ruf gerathene Vf. geht hier von der ſehr richtigen und nach gerade wohl allgemein erkannten Anſicht aus, daß ſo wenig wie die große franzöſiſche Staatsumwälzung ein Erzeugniß der Federn der aufgeklärten franzöſiſchen Schriftſteller geweſen ſey, überhaupt niemals ein allgemeiner politiſcher, eine neue Ordnung der Dinge verlangender, Geiſt auf dieſe Art ausgehe, auch bei den heftigſten Beſtrebungen, ſondern immer im Gegentheil aus der Maſſe des Volkes ſich erſt entwickeln, dann aber höher potenzirt von den Stimmführern durch Wort und Schrift verkündet werde und ſo, rückwirkend das ſchon Vorhandene wohl beſchleunige und zeitige, keineswegs es aber ſchaffe. Dieß war in Frankreich der Fall, und in ſofern haben allerdings wohl die Schriften der ſo oft hart beſchuldigten damaligen Autoren gewirkt, und wirken müſſen, als nothwendige Folge von Urſach und Wirkung, wie immer im Leben: ganz anders aber iſt es bei uns in Deutſchland und eben ſo weit entfernt wie der eigenthümliche Character der Franzoſen von dem der Deutſchen aller Stämme iſt hier die Wirkung des Treibens der Schriftſteller, als öffentlicher Wortführer, gegen das der franzöſiſchen vor der Revolutions-Epoche.

Der in Frankreich ſich zeigende politiſche Geiſt ging aus dem Leben, d. h. aus dem Volke, herbeigeführt durch viele längſt bekannte Urſachen hervor; der jetzt bei uns ſich blicken laſſende, ſtammt dagegen (nach Hn. Saul Aſcher) von den Hochſchulen her und iſt demnach nicht ſo furchtbar wie er ſcheint und ſich anſtellt. (Erſteres zugegeben, müſſen wir doch bemerken: daß, wenn er auch jetzt gerade noch nicht furchtbar iſt, er es doch werden kann, wenn Anderes ſich noch damit verbindet, weil er möglichſt ins allgemeine Leben übertragen, hin und wieder, wenigſtens eine Zeitlang, ſehr begünſtigt wurde und laut genug gepredigt wird.) Auch wird er — dieſer politiſche Geiſt — wie abermals Hr. S. A. meint, an dem Stumpfſinn (?) und der Bedenklichkeit des deutſchen Volks ſtets ſcheitern, das nur mit Argwohn auf die Ideen und Entwürfe der im Ideenreiche lebenden Köpfe ſieht, indem nirgends der Gelehrte in ſolcher ſchroffen Entfernung vom Geſchäftsleben ſteht als in Deutſchland und nirgend, ſelbſt in den höhern Kreiſen des politiſchen Lebens, bei dem praktiſchen Geſchäftsmann die Idee weniger Vertrauen findet, als hier.

Während der Vf. in dieſer Anſicht dem deutſchen Volke als Volk ein ziemlich ſchlechtes Compliment macht, da Stumpfſinn denn doch dem ſehr denkenden deutſchen Volke, nicht mit Grund vorgeworfen werden kann, ſo widerſpricht er ſich auch ſelbſt in dem was er von dem geringen Einfluß dieſer Art von Idealliſten auf die Geſchäftsmänner ſagt; denn weiterhin ſtellt er ſelbſt den Satz auf, daß namentlich im Preußiſchen mehrere, ja viele, der letztern in die Ideen der Erſtern eingegangen wären.

Daß in Deutſchland die Wiſſenſchaft bei weitem nicht ſo innig mit dem Leben daſelbſt, wie bei andern Völkern amalgamirt iſt, iſt bekannt und mit Recht oft genug beklagt worden; als Urſache davon nennt Hr. S. A. abermals die Univerſitäten in ihrer bei uns beſtehenden Einrichtung, und meint, daß in dieſer Hinſicht das Ausland dem Beobachter einen tröſtlichen Anblick gewähre, indem dort die Tendenz der Hochſchulen mit den des Volkslebens in weit engerer Verbindung ſtehe; Idee und That ſich wechſelſeitiger unterſtützten. (Wohl wahr, von dem Geiſtesariſtokratismus unſerer Gelehrten aber gewaltig beſtritten.) Dort — im Auslande — iſt das Volk empfänglicher für die höhern Anſichten der Gelehrten: (ein Satz, den wir im allgemeinen nicht verbürgen möchten) allein der Gelehrte berückſichtigt auch immer die Wirklichkeit und faßt nur das in der Idee auf, was ihm die dahin rauſchende (?) Betriebſamkeit des Volkes darbietet. (Hier iſt der Punct, woran bei uns die Sache hängt. Während in der Regel der deutſche Gelehrte in einem Reich der Ideen lebt und wirkt und im Syſtem-aufbauen ſich vorzüglich gefällt, die der gerade, geſunde und praktiſche Sinn des Volks weder faſſen kann noch mag, richtet der Denker in Frankreich und England ſeine geiſtigen Kräfte auf mehr ins Leben greifende, der Wirklichkeit angehörende Gegenſtände, baut nicht ſo unaufhörlich Syſteme, gefällt ſich nicht nur in einer abſtruſen, von ihm ſelbſt geſchaffenen Welt, und wird dadurch ſeinem Volke als Glied deſſelben, als Engländer oder Franzoſe, nützlicher wie der deutſche Gelehrte ſeinem Volke als Deutſcher wird.)

Dieſes Unpraktiſche und Abſondere vom Volksleben iſt denn auch, nach Hn. S. A. richtiger Anſicht, die Urſache mit, warum bei uns das Volk feſt und unerſchütterlich ſtand und noch ſteht, trotz allem Diſkutieren über Politik, trotz allem Reformiren und Revolutioniren auf Hochſchulen, unter Gelehrten und in Schriften. Wie wäre da auch — fährt Hr. S. A. fort — zu erwarten geweſen (auch nicht für die Folge zu erwarten?) daß die (von Hochſchulen ausgehenden) Jünglinge, mit ihrer von Ideen berauſchten gemüthlichen Phantaſie, der Volksmenge verſtändlich werden könnten, und wie konnte man es vom deutſchen Volk erwarten, daß es in jenen Apoſteln der Vernunft die Verkünder ſeines Heils ſich deuten ſollte? (daß dieß ſo ganz unmöglich und gar nicht zu erwarten iſt, bezweifeln wir denn doch. Wenn die Ideenreihe nun einmal, gegen Hn. S. A. Meinung, einen Umfang bildete, der auch einer weniger im Denken geübten Faſſungskraft angemeſſen iſt, und alſo von dem Volke im Ganzen aufgenommen werden kann, wie dann? Es müſſen ſehr unhaltbare, von der geſunden Vernunft leicht in ihrer Blöße zu durchblickende, Ideen ſeyn, die ſich nicht Bahn machen; dieſes iſt es aber eben, was bisher größtentheils der Fall war und daher die Erſcheinung, daß trotz aller Declamationen und gelehrten Fechterkünſte, das Volk ſeinen ruhigen, klaren Gang fort ging und ſich wenig mehr um all das Geſchrey und Geſchreibe der neuern Politiker und Reformatoren kümmerte, als um den Ausrufer, den ein Pillenkrämer ſich hält, ſeine untrüglichen Mittel anzupreiſen.)

In dieſer Trennung (der Idee und des Volksſinnes, weil Erſtere nicht aus letzterem keimte, ſondern nur das Reſultat eines abgeſchloſſenen Denkens war.) lebte — ſo meint der Vf. ferner — die Ariſtokratie des Geiſtes, wie ich es nennen möchte, mit dem Volksgeiſt in Deutſchland. Es beſtand dieß Verhältniß fort, als die Begebenheiten, welche von Frankreich aus den ganzen Kontinent umwandelten, die deutſchen Geiſtesariſtokraten mit dem empörendſten Druck bedrohten und um ihre Selbſtſtändigkeit zu retten, hatten ſie nun keinen andern Ausweg, als ſich in geheime Komiteen zu verwandeln, um die Mittel zu erſinnen, wie Gewalt mit Gewalt zu vertreiben ſey. Auf dieſe Art entwickelten ſich unter den Geiſtesverwandten Deutſchlands die mancherlei geheimen Verbindungen. — — Man ſchlug hier den bereits gewohnten Weg ein; man ſymboliſirte die Stammideen; man perſonifizirte das Gebiet der Freiheit und Nothwendigkeit und die ihnen entſprechenden Objecte der Natur und Sittlichkeit, durch Chriſtenthum und Volksthum; ſuchte deren Form im deutſchen Vaterlande als die einzige Aegide von Deutſchlands Heil, aufzuſtellen, und ſo war denn eine deutſche Theokratie geſchaffen, durch welche man auf Deutſchlands Völker zu wirken und die Idee vom Untergang zu retten ahnte.

Da nun der Enthuſiasmus der Geiſtesariſtokratie vorläufig in der Wirklichkeit ſeine Kraft nicht verwenden konnte (weil die Regierungen und Machthaber vermöge ihrer damaligen Verhältniſſe ihnen keine vorzügliche Begünſtigung konnte angedeihen laſſen,) ſo fand er nun in der Phantaſie eine Quelle ſeiner Betriebſamkeit und alſo entwickelten ſich im Kreiſe der deutſchen Geiſtesariſtokratie ſo mancherlei Ideen und Pläne über das Deutſchland zu bereitende Heil, welche, da ſie keine Anwendung fanden, in einem hohen Grade abentheuerlich ausgebildet wurden. Auf die Art kamen denn jene groteſken und karrikaturartigen Geſtalten zur Welt, welche unter dem Namen Deutſchheit ſich repräſentirten, und von welchen alle die Zerrbilder ausgingen, die dem deutſchen Volk eben ſo unverſtändlich waren (dem Himmel und geraden Sinn des Volkes ſey Dank!) als ſie dem ganzen gebildeten Europa das ergötzliche Schauſpiel eines Marionettentheaters darboten. (Leider nur zu wahr.)

Eben ſo wahr iſt, was der Vf. von der nachherigen Anmaßung dieſer deutſchen Herren Geiſtesariſtokraten ſagt, nachdem durch Europas vereinte Kraft der franzöſiſche Koloß geſtürzt ward. Was Alle thaten, wozu faſt ganz Europa ſeine Kräfte aufbieten mußte, das wollten ſie jetzt allein verrichtet haben und in der Idee, die ſie von ſich ſelbſt hatten, vermeinten ſie ein Recht zu haben, der deutſchen Nation einen Kanon aufdringen zu dürfen, nach welchem fortan alle religiöſe und politiſche Hinſichten gemodelt werden müßten. Aber, ſpricht der Vf., man gehe jetzt einmal in den Gauen Deutſchlands umher und faſſe, ohne Berückſichtigung deſſen, was in Schriften und von Kathedern in Hinſicht des Deutſchthums bemonſtriet wird, des Volkes Art und Leben in ſeinen mannichfachen Geſtaltungen ins Auge, ſo wird man finden, daß alle die Hebel, welche man anwendete, Deutſchlands Völker zu einem Glauben, einer Sitte, einem Körper umzuſchaffen, das ſogenannte Deutſchthum aufzurichten, nichts ſind, mögen auch die Legenden vom ewigen Juden, vom Antichriſt, der Wirkſamkeit des Kreuzes und der Macht des Glaubens (dieſe Schiboleths der Deutſchthümler und neuen Poeten) noch ſo oft und vielfach repetirt werden. Ihr (dieſe Geiſtesariſtokraten nehmlich) meint hier abermals der Vf., ſtehet zu hoch, um auf das Volk einwirken zu können; wir meinen, ſie ſtehen zu fern, zu befangen, als daß, ſo wie es jetzt iſt, ihr Treiben einwirkend aufs geſunde, klar vernünftige Ganze ſeyn kann in der Hinſicht auf Puriſten und Mittel-Alterthümler nehmlich. Das deutſche Volk hat die Mummerei mit dem ſogenannten Deutſchthum (dieſe bis zur höchſten Abgeſchmacktheit getriebene Spielerey) wohl erkannt und läßt ſich (ſeinen Werth kennend, aber nicht überſchätzend) nicht von dem Glauben beſtechen, daß es das auserleſene Volk ſey. (Was man in der erbärmlichen Idolatrie der Zeit recht gehegt und gepflegt, vorzüglich von manchen Dichtern, ihm ſo gern einreden und einreimen möchte, ohne zu bedenken, daß man dadurch ſtatt eine edle Volksthümlichkeit nur ein ſchmähliches neues Judenthum begründen würde. Ob nun ſchon dieſes ſeltſame Treiben keine Früchte im Ganzen beim Volke trägt, obſchon die ganze wahre Tendenz des deutſchen Volks eine viel edlere iſt als ſich wieder einzuſchnüren in die veralteten Formen des Mittelalters, auch ein Volk recht gut, groß und glücklich ſeyn kann, ohne dieſe Art von Volksthümlichkeit, wie der Vf. dieß alles beweißt und dabei auf das Beiſpiel Amerikas hinzeigt — ſo laſſen die Geiſtesariſtokraten doch nicht ab von ihren Ideen und jemehr ſie dadurch in Kampf gerathen mit der ſie umgebenden Wirklichkeit, je mehr verdoppeln ſie ihre Anſtrengungen. Aus der daraus nothwendig entſtehenden Gemüthsſtimmung erklärt auch Hr. S. A. Sand's ruchlos verworfene That als die eines vom deutſchen Geiſtesariſtokratismus begeiſterten (beſſer bis zum Wahnſinn fanatiſirten) Jünglings und meint ſehr richtig, Enthuſiaſten für ein Syſtem, eine Meinung, ſind immer dem Boden entwachſen, wo ſich ein Syſtem, eine Meinung, ausgebildet. (Dieß beweißt die Geſchichte ernſt und vielfach. Die ſtolze Meinung, welche die Hochſchulen im Ganzen aber von ſich ſelbſt haben, und die von ihren unbedingten Verehrern ſo laut verfochten wird: „daß ſie (die Hochſchulen) die einzigen Pfleger und Erweiterer des Wiſſens ſind, iſt eben ſo ohne Grund wie die der Geiſtesariſtokraten von ihrem alleinigen Verdienſt um Deutſchlands Befreyung, und was Kotzebue mit Recht und Wahrheit früher in dieſen Blättern ſagte, muß man hierbei wiederholen: daß die Univerſitäten wohl ausbilden können, wo etwas auszubilden iſt, daß ſie aber weder einen Kant noch einen Leibnitz ſchaffen können, wenn nicht ein ſolcher ſchon zu ihnen kommt. Die große Mehrzahl derer, die ſtudiert haben und noch ſtudieren, beweißt dieſen Satz hinlänglich. Empfänglichkeit für wahres Wiſſen, Eifer für Fortſchritte in denſelben, ſind ſo wenig allgemeine Erſcheinungen, daß diejenigen, denen ſie einwohnen, immer ausgezeichnet daſtehen. Bei den Meiſten, welche die Univerſitäten verlaſſen, kann man ſchon zufrieden ſeyn, wenn ſie hinreichend mit denjenigen, gleichſam ſtehenden Kenntniſſen verſehen ſind, die zum gewöhnlichen Geſchäftsleben erfordert werden.

Daß dieſe Anhänger und Verfechter der Volksthümlichkeit denen, welche der Entwickelung der Idee einer Menſchheit anhängen, nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, iſt natürlich, und ſie glauben ſich gegen dieſen edlen Kosmopolitismus hinreichend auszuſprechen, wenn ſie ſeine Vertheidiger mit dem Namen „Allerweltsmenſchen“ belegen, ohne zu bedenken, daß zwiſchen dieſem und den wahren, ächten Kosmopoliten, ein Unterſchied wie Tag und Nacht iſt.

Witzig vergleicht der Vf. das — im Ganzen — einflußloſe Treiben unſerer Puriſten und Alterthümler mit dem Streben des ehrlichen Maibom, der es ſich zu ſeiner Zeit ſehr angelegen ſeyn ließ, die verloren gegangene Tonkunſt der Alten wieder herzuſtellen. Er wurde deßwegen auch nach Stockholm berufen, um daſelbſt eine antike Muſik aufzuführen; der erſte Verſuch belehrte indeß alle Zuhörer, daß zu dieſer alten Muſik auch alte Ohren gehörten, und ſo blieb die Sache auf ſich beruhen.

Warum gerade in den proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands das Weſen der Alterthümley am mehrſten, ja, faſt ausſchließend überhand nahm, wird vom Vf. daher erklärt, daß einige proteſtantiſche Regierungen ſelbſt von dem Glauben befallen ſind (ob noch? bezweifeln wir ſehr) daß das Heil Deutſchlands, ſeiner Regierungen und Völker, von dieſer Art von Nationaliſirung nach rückwärts, abhängig ſey, weswegen denn dieſen Nationalitätsſchöpfern aller Vorſchub gethan wurde.

Beſonders in der Herſtellung der Pietät glaubte man ein treffliches Mittel zu dieſem Zweck gefunden zu haben, aber — fragt der Vf. — wiſſen denn dieſe religiöſen Enthuſiaſten deutlich und beſtimmt, was ſie unter chriſtlicher Frömmigkeit verſtehen? wodurch iſt denn erwieſen, daß die Frömmigkeit, gegen ſonſt, vom Volke gewichen? Man ſtelle doch eine Vergleichung in Hinſicht der Moralität zwiſchen der Gegenwart und der ſo hoch geprieſenen Vergangenheit an, ob dann wohl das Reſultat zum Nachtheil der erſtgenannten ausfällt? (Beſtimmt nicht; wie jeder finden wird, der unbefangen ſieht und ſehen will. Gott ſey Dank ſind jetzt viele Verbrechen kaum mehr dem Namen nach bekannt, die ſonſt, im geprieſenen, frommen Mittelalter, recht gäng und gebe waren.) Wie vortheilhaft gegen dieſe frömmelnde Tendenz in manchen proteſtantiſchen deutſchen Gegenden die ruhige Beſonnenheit abſticht, welche dagegen in andern katholiſchen Ländern deutſcher Zunge beobachtet wird, erwähnt der Vf. gleichfalls und ſagt: „Woher kommt es, daß die vereinigten Staaten von Amerika gedeihen? daß England zu ſolcher Volksmacht ſich erhoben? daß Frankreich ſchon eine glückliche Zukunft ahnt? daß Holland, Dänemark und Schweden der Früchte der Geiſtesumwälzung in Europa theilhaft werden? *Weil die Volkskräfte überall nach ihrer Geiſtesſphäre angemeſſenen Anſichten in Thätigkeit erhalten werden. Aber in Deutſchland? da ſind Volksthum, Nationalität, Deutſchheit die Fetzen, um welche ſich täglich ein neuer Haufe Kampfluſtiger ſammelt und von deren Gladiatorenkünſten Regierung und Volk irre zu werden, täglich in Gefahr ſtehen.* (Sehr wahr und beherzigenswerth.) Ihr (Geiſtesariſtokraten, ſagt zum Schluß der Vf.) ſprecht und ſchreibt euch wund über die Exiſtenz der privilegirten Stände, ihr wüthet gegen die Ariſtokratie der Geburt. Iſt eure Ariſtokratie, ſind die Vorrechte, welche ihr für eure Anſichten verlangt, iſt der Stammbaum, den ihr für ihn vorzeigt, anderen Urſprungs?

Man ſieht, Hr. S. A. betrachtet dieß alles aus einem andern, wenn auch nicht neuen, doch in unſerer Zeit faſt verpönten Geſichtspunct und es iſt ihm Muth und Kraft zu wünſchen, den Anfällen begegnen zu können, die ſonder Zweifel von den, von ihm ans Herz gegriffenen Geiſtesariſtokraten — um uns hier als bezeichnend *ſeines* Ausdrucks zu bedienen — erfolgen werden.

Aſträa; v. Dr. **Weishaar**. 1. Hft. Stuttg. 1819. will das deutſche Ständeweſen, in dem auch der Vf. jetzt allein alles Glück zu ſuchen ſcheint, mit der Fackel beleuchten, für dieſesmal noch etwas dunkel. Die Debatten mit der Adelskammer in München bewieſen, wie unrecht man hatte, ſolche Adelskammern zu errichten. — Merkwürdig lautet ein Schreiben des Badiſchen Miniſters v. *Reizenſtein* an einen Hr. v. *Benningen*, vom 22. Oct. 1818. „Man mag über den Geiſt der Zeit denken, wie man will: ſo viel kann man ſich nicht verhehlen, daß einer exiſtirt, und zwar ein von dem vor 50 Jahren ſehr verſchiedener — der im ſüdlichen Deutſchland ohne Vergleich mehr als im nördlichen, einem Theile der bisherigen Rechte unſeres (Adels) Standes nicht günſtig iſt — und das Adels-Inſtitut immer mehr und mehr dem in England ſtatt findenden annähern wird, wobey — die Nachbarſchaft von Frankreich nicht außer Rechnung gelaſſen werden darf. —

Das politiſche Journal Aprilſtück 1819 wiederholt jetzt ſeine ängſtliche Sorge, daß es mit der Vermehrung des Menſchengeſchlechts, beſonders wegen der erfundenen Schutzpocken-Impfung, anfange ins Weite zu gehen. — Wir bitten den Vf. getroſt zu ſeyn, ſo lang wir leben, wird ſchon noch Platz für uns bleiben, auf alle Fälle behaupten wir das Recht, daß wir früher ſchon da geweſen. Der Tod hat ſeine feſten Regeln, und ſo auch die Zahl der Krankheiten, als die Urſache des Todes. Man rechnet, daß früher 1/12 der Toden an Blattern geſtorben; aber die Natur hält ihr gewiſſes Gleichgewicht, und die Furcht vor Dürftigkeit hindert auf der andern Seite auch die Bevölkerung. Außerdem iſt ja das Zwölftheil, das in den erſten paar Jahren des Lebens weniger an Blattern ſtirbt, dadurch nicht vor der Sterblichkeit der folgenden Jahre und den andern Krankheiten privilegirt. Hierzu nehme man die beſtändigen Auswanderungen, das größere Siegthum in den Städten — den noch von der Feudalität niedergedrückten Ackerbau, den ſchlechten Handel, um ſich zu überzeugen, daß bei beſſern Anſtalten noch weit mehr Menſchen beſtehen können, oder daß eine vermehrte Volkszahl verbeſſerte Anſtalten herbeiführen werden. Man ſehe auch hierüber

Colquhoun über den Wohlſtand des Brittiſchen Reichs, überſetzt von *Fick*. Nürnb. 1815. und *La Place* über Wahrſcheinlichkeiten. Heidelberg 1819.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 17. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 Auguſt.

Die Fortdauer nach dem Tode, das Wiederſehen, Wiederfinden im Jenſeits, die Beweiſe dafür, ſind von den älteſten bis auf unſere Zeiten, der Vorwurf der ſchärfſten und tiefſten Denker geweſen, und wird es bleiben ſo lange die höhere Einſichtsgabe dem menſchlichen Geſchlechte einwohnt; denn was kann, was muß dem denkenden Weſen, dem Menſchen wichtiger ſeyn, als die möglichſt gewiſſe Erörterung dieſer, ſein ganzes ewiges Seyn in ſich ſchließenden Fragen. – In einem Werk unter dem Titel „der Menſch.“ das in wenigen Jahren 3 ſtarke Auflagen erlebte, ſuchte dieſe Fragen der jetzige Regierungs-Rath Grävel zu Merſeburg, gleichfalls zu erörtern und der Beifall, den ſeine Anſichten fanden — wie ſchon der ſtarke Vertrieb des Buches ſelbſt zeigt — beweißt, daß Hr. G. ſeinen Gegenſtand mit Klarheit erfaßt und mit Wahrheit dargeſtellt hat. Daß die Kritik, eigentlich das Recenſirweſen, wie es jetzt ſteht, ihn nicht ungehudelt laſſen würde, ließ ſich erwarten, denn was wird nicht bekrittelt, wenn auch nicht kritiſirt, daß aber auch in dem Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, dieſem gemeinnützigen, leider aber oft nur zu ſehr mißbrauchten, Blatt, eine Stimme ſich gegen ihn erheben würde, die ſein tiefgedachtes Werk anmaßend, ſinnlos, der Vernunft und Schrift hohnſprechend, ungereimt, erbärmlich u. ſ. w. nennen würde, ließ ſich denn doch nicht vermuthen, da zur gelehrten und würdigen Würdigung gelehrter Werke wohl competentere Männer gehören, als im Allgemeinen Anzeiger aufzutreten pflegen. Indeß iſt dies denn doch geſchehen und ein gewiſſer Herr von T.... hat hierzu ſehr unberufen ſich berufen gefunden.

Theils nun um dieſen Hr. v. T.... über verſchiedene gemachte Vorwürfe zu widerlegen, theils um einige durch ſein Werk gegen ſein Verſchulden veranlaßte Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, ſchrieb Herr R. Rath Grävel neuerdings eine kleine Schrift unter dem Titel: Das Wiederſehen nach dem Tode; daß es ſeyn müſſe und wie es nur ſeyn kann; in Beziehung auf das Werk: „der Menſch,“ näher entwickelt — in welchem der denkende Mann von neuem ſchätzbare Beweiſe ſeines ernſten Strebens giebt und manche noch ſchwankende Frage von ihm erfreulich und wahrhaft tröſtend beantwortet wird.

In ſeinem Buch „der Menſch“ beweißt Hr. G. die Fortdauer nach dem Tode, zugleich aber auch die Irrigkeit des ſehr allgemeinen Glaubens: daß dieſe Fortdauer in einer Fortdauer der Liebes- und Lebensverhältniſſe beſtehe, welche der Menſch hier auf Erden hatte. Hiergegen ereiferte ſich nun der gedachte Hr. v. T.... im Anzeiger gewaltig und hat ſogar die Dreiſtigkeit, den wackern Vf. des Werks „der Menſch“ aufzufordern, Rechenſchaft abzulegen, wie er, nach ihm, zu ſo verkehrten Anſichten gekommen. Dieß beſtimmte Hr. G. in der gedachten Schrift: „das Wiederſehen nach dem Tode,“ zugleich einen kleinen Abriß ſeines Lebens als Menſch, ſo weit ſolcher in dieſes Werk gehört, zu geben, aus welchem erhellt, wie und wodurch er zuerſt vom Schickſal auf das ernſte Nachdenken ſo hochwichtiger Dinge gewieſen, wie ſeine Anſichten und ſein Buch, worin ſie niedergelegt, entſtanden ſind. Hochachtungswerth als Menſch, als Gatte und Vater, erſcheint in dieſer ſehr kurzen, ungeſchminkten Darſtellung der ehrenwerthe Verfaſſer und der ihm gemachte Vorwurf, durch ſeine Aufſtellung der Fortdauer im Jenſeits, die Beruhigung Mancher, die da meinen, dermaleinſt ſo ihre Lieben wieder zu finden, wie ſie ſie hier verließen, geſtört zu haben; ſchwindet in ſein Nichts, wenn man die edlere und würdigere Anſicht ins Auge faßt, die der Verf. über Wiederfinden aufſtellt.

Nicht um in dem engen Kreiſe, den die Verhältniſſe, die Gefühle und Empfindungen dieſes Lebens um uns zogen, fort zu dauern, ſondern um auf höherer Stufe der Vervollkommnung von der Liebe zum Einzelnen, in die edlere Liebe zum Allgemeinen überzugehen, dieß iſt der Vorwurf oder der Zweck der Fortdauer, und eben darum muß jede abſondernde Zuneigung untergehen in der Liebe deſſen, was an Allen liebenswürdig iſt. Wie wir hier unſere Brüder, Kinder, unſere beſondern Freunde lieben: eben ſo ſehr, ſo inbrünſtig und ſo heiß, ſollen und werden wir alſo, wenn wir Alle vollkommener ſeyn werden, uns Alle unter einander lieben. Denn wir reifen derjenigen Glückſelig-

Ausgegeben den 12 Aug.

keit zu, wo alle vernünftige Weſen nur eine einzige Familie ſeyn, wo alle ſich als Brüder lieben und Gott als ihren Vater ehren werden, nicht blos gleichnißweiſe, wie hier, ſondern eigentlich und wirklich.

Vernunft und Religion lehren, daß alle Pflichten von ſehr verſchiedenem innerlichen und äußerlichen Werth ſind; daß die kleinere Pflicht der größern unbedenklich aufgeopfert werden müſſe (die Pflichten des Lebens als Menſch zur Welt, denen zur Ewigkeit) und daß der Egoismus bei der Würdigung derſelben nicht nur in gar keinen Betracht komme, ſondern, ſo oft er ſich eindrängen will, eben ſo oft zurückgeſtoßen werden müſſe. — Sie verkünden beide, daß wenn die Lebenden ihre Sehnſucht nach ewiger Vereinigung einſt erfüllt ſehen wollen, ſie niemals müde werden dürfen, zuzunehmen an Weisheit und an Tugend.

Alles was nicht zum Weſen unſerer Seele ſelbſt gehört, alle Kenntniſſe, Wiſſenſchaften, Kunſtfertigkeiten und Talente (ſie, die nach Galls ſehr gegründeter Theorie mit der Conſtruction unſeres Gehirns im genauſten Zuſammenhange ſtehen) legen wir als irdiſche Güter in das Grab, ſo wie Macht, Ehre und Gold. In der Uebung des Verſtandes und Willens, in der Vervollkommung derjenigen beiden Seelenkräfte, welche das Weſen unſeres unſterblichen Geiſtes ausmachen, in dieſer Veredlung unſerer geiſtigen Natur, darin allein beſteht der Zweck unſeres Daſeyns hienieden, dazu leben wir auf dieſer Welt und bereiten uns dadurch vor zu einem künftigen höhern vollkommenen Seyn, welches wieder eine Stufe mehr uns dem großen Ziele der Gottähnlichkeit näher bringt, für welches wir überhaupt da ſind.

Wie ſehr übrigens des Verf. größeres Werk „der Menſch“ angeſprochen und nützlich geweſen, finden wir auch in dieſem Nachtrag dazu durch ein Paar Briefe, die als Anhang mitgegeben ſind, beſtätigt. Sie rühren von einem ſchlichten und einfachen Mann, der aber Menſch und Bürger im edelſten Sinn des Wortes iſt, von dem Tiſchlermeiſter Herrmann Dühn in Hamburg her, der leider! für unſere Zeit eine Seltenheit ſeines und vieler Stände iſt und durch ſeine reine Religioſität, durch ſein edles, moraliſches Leben wohl verdient, gekannt und erkannt zu werden. Einige Stellen aus Dühns beiden Briefen an Hr. G mögen deswegen hier einen Platz finden, ſie werden hinreichen, unſern Leſern dieſen ehrwürdigen Greis lieb zu machen, der in früherer Zeit auch als Schriftſteller wirkte und manchen achtungswerthen Beitrag zu Zeitſchriften gab. Im Erſtern, worin er Hr. Grävel um ein Exemplar ſeines Werks „der Menſch“ erſucht, da ſeine beſchränkte Lage ihm nicht erlaubt es ſich ſelbſt anzuſchaffen, ſagt er: „Ich bin ein ehrlicher Tiſchlermeiſter, der aber ſeine freien Stunden immer einer guten, Herz und Geiſt bildenden Lectüre gewidmet hat, und noch widmet. Liebe zu den Wiſſenſchaften hatte der Schöpfer in meine Seele gehaucht, aber — mein Vater ſtarb da ich noch Kind war, und ich mußte die Tiſchlerprofeſſion lernen. Doch die Vorſehung waltete über mir; gute Menſchen gaben mir — freilich erſt ſpät, in meinem 23 Jahre — gute Bücher zu leſen. Auch lernte ich auf meiner Wanderſchaft in Heidelberg den Kirchenrath Mieg, und in Mannheim den Freyherrn Otto von Gemmingen und den Baron von Dalberg – damals Anno 79 Director des Mannheimer Theaters – nebſt dem Hofbuchhändler Schwan perſönlich kennen, und dieſe verſahen mich reichlich mit guten Büchern. Nach meiner Rückkehr in meine Vaterſtadt ward ich hier mit Klopſtock, Reimarus, Campe, der Dichterin und Erzieherin Karoline Rudolphi, und mehreren bekannt; genoß zuweilen das Glück ihres lehrreichen Umganges und noch ſtehen die klaſſiſchen Werke dieſer Männer als Geſchenke und Beweiſe ihres gütigen Wohlwollens gegen mich, in meiner kleinen Bücherſammlung oben an. Aber dieſe Edlen — Campe ausgenommen — ſind hinübergegangen „ins dunkle, unbekannte Land“, auch die beiden Buchhändler Bohn und Hoffmann, in deren Laden ich freien Zutritt hatte, ſind nicht mehr und einſam und verlaſſen ſtehe ich jetzt in literariſcher Rückſicht da.“

Meine Liebe zur Lektüre iſt aber noch immer ungeſchwächt. Ja ſie lodert zuweilen noch in hellen Flammen auf. Dieß war vor kurzem noch der Fall, da ich die Ankündigung der neuen Auflage von Ew. vortrefflichen Buch „der Menſch“ in den Zeitungen las. Mit heißer Sehnſucht wünſchte ich mir ſogleich dieß Buch, da Elpizon mir zwar viel geleiſtet, aber doch nicht ganz befriedigt hatte, und ein wenig Sceptizismus bei mir, dem bei Erforſchung der Wahrheit der Zweifel heilig iſt, wie ſehr beſchämt dieſer ſchlichte, ungelehrte Bürger hier viele gelehrte Orthodoxen!) noch immer in meiner Seele Hintergrunde liegt. Durch Ihr Buch verſpreche ich mir die Beſiegung deſſelben. Aber — wie es erhalten? da meine Finanzen mir die Anſchaffung deſſelben nicht wohl erlauben. Ich wage es alſo Ew. zu bitten, mir mit einem Exemplar von der neuen Ausgabe Ihres Buches ein Geſchenk zu machen. — Verzeihen Sie dieſe Bitte einem alten 67jährigen Mann, der gern mit völliger Gewißheit vor ſeinem künftigen Seyn, übers Grab hinüber blicken möchte und Ihnen vielleicht noch jenſeits deſſelben für Ihre Güte danken wird.“

Ehe ich — ſagt Hr. Grävel — das Verlangen des Briefſchreibers erfüllte, erkundigte ich mich ſorgfältig nach ihm und hörte, daß alle ſeine von mir befragten Mitbürger die Wahrheit ſeiner Angaben beſtätigten und die allgemeine Achtung verſicherten, in welcher der wackere Dühn in ſeinem Orte ſteht.

Nach Erhaltung des Buchs ſchrieb Dühn wieder an den Verf:

„Dieſe Lectüre iſt für die gründliche Vermehrung meiner Kenntniſſe, für Geiſt und Herz und Ruhe der Seele beim Hinüberblick Jenſeits des Grabes, mir von vielfach großem Nutzen geweſen. Vor etwa 15 — 16 Jahren las ich „Fichtes Beſtimmung des Menſchen, es blieb mir ein verſiegelt Buch. In Ew. Werk ſind mir die Fragen des großen Weiſen: „Was kann man wiſſen? Was ſoll man thun? Was darf man hoffen?“ nicht unbeantwortet geblieben. Freilich ſchrieb mir Campe einmal: „für Ihren Stand als Handwerker und ihre Zufriedenheit mit dieſem, haben ſie, meiner Anſicht nach, faſt zu viel Geiſtesbildung, aber, was iſt zu machen? zurück können ſie nicht wieder, ſo ſchreiten ſie lieber auf dem einmal betretenen Pfade ſicheren Schrittes fort; wenige Jahrzehnte, ſo liegt ihre irrdiſche Hülle im Grabe und jenſeits iſt es anders.“ — Es hat freilich mitunter wohl Vorfälle und Stunden in meinem Leben gegeben, in denen ich unmuthsvoll gewünſcht habe, um nichts gebildeter zu ſeyn, als der große Haufe meiner Zunftgenoſſen, aber das waren nur momentane Ausbrüche einer durch Verkanntwerden erzeugten Verſtimmung; bald freute ſich mein Geiſt doch wieder mit der reinſten Freude ſeines beſſern, gebildetern Ichs und tröſtete ſich mit dem höhern Leben jenſeits.

Zeit und Umſtände erlauben mir zwar nicht, oft und viel zu leſen; wenn ich aber die Woche über des Tages Laſt und Hitze getragen habe, dann ſind die Sonn- und Feiertage der Erhebung meines Geiſtes zu Gott, dem Nachdenken überſinnlicher Gegenſtände gewidmet, und dies iſt die einzige Freude, die ich noch auf der Welt habe.“

Wer muß einen ſolchen ehrenwerthen Mann nicht lieben und achten, wer nicht gern die Gelegenheit benutzen, wenn ſie ſich darbietet, ihn kennen zu lernen? und wer ſtimmt hier nicht Herrn Gravel bei, wenn er von dieſem Wackern ſagt: „Dieſer Grad der Bildung iſt es, der allgemein ſeyn ſollte! Welch ein Staat wäre das, wo die mehreſten Handwerker und Bauern wären, wie mein Freund Dühn! Und die Staaten könnten ſolches bewirken, wenn ſie nur wollten!! —

Noch verdient von dieſem Dühn als ſehr lobenswerth bemerkt zu werden, daß er vernünftiger Weiſe ſeinen Sohn zu dem Stande wieder erzogen hat, dem er ſelbſt angehört.

Dr. Carl Witte der ältere,

beſprochen, beſchrieben und berühmt hinreichend durch Dr. Carl Witte d. j. hat jetzt, der Welt zu zeigen, wie und auf welche Art er ſo erſtaunliches bewerkſtelligen konnte mit ſeinem Sohne, ein ziemlich dickleibiges Werk in zwey Bänden herausgegeben, worin er nicht allein die Erziehungs- und Bildungsgeſchichte ſeines Sohnes, desgleichen zum Theil ſeine und ſeiner Frau eigene, des breiten darlegt, ſondern auch gelegentlich recht tüchtig diejenigen herunterreißt, die — hinſichtlich ſeiner Benehmens- und Erziehungsmethode nicht eines Sinnes mit ihm, ihm vielleicht aus Gründen abgeneigt oder gar entgegen waren.

Ein böſer Spötter, auf deſſen Namen wir uns nicht mehr beſinnen können, ſagte einmal, da er die Zahl der Bände von Göthes Wahrheit und Dichtung ſich ſo anſehnlich mehren ſah: „Wenn Hr. v. Göthe ſo fortfährt, ſo kann er ganz bequem von ſeinem Leben leben.“

Bey Hr. Dr. W. d. ä. kann man ſagen: der hat die Kunſt erfunden von ſeinem Sohne zu leben, und er gleicht hierin auf gewiſſe Art dem alten Kronos, mythologiſchen Andenkens, nur auf eine umgekehrte Manier.

Dieſes, ſo wie denn auch das etwas ſtark an Arroganz ſtreifende Selbſtgefühl des ältern Herrn Witte iſt denn wohl mit ein Hauptgrund der vielen und mancherley Anfeindungen, welche er und ſein Sohn (letzterer vielleicht mehr unverdient) laut dieſem Werk hat erdulden müſſen, und man muß geſtehen, wenn nur die Hälfte der ſchmähligen Umtriebe wahr iſt, welche z. B. die Herren Voß, und A. G. Eberhard (in Halle) Thibaut in Heidelberg, Savigny in Berlin, Merkel u. A. gegen Vater und Sohn verübt haben ſollen, dieß ſchon hinreichend iſt, ſie — bis von den ſchweren Beſchuldigungen ſie ſich wahrhaft und überzeugend gereinigt — der Achtung zu berauben, die man Ehrenmännern und Gelehrten ſchuldig iſt.

In der Vorrede, welche der Vf. zu leſen dringend bittet, ſagt er: „mein Buch iſt ſo gut als ich es zu machen im Stande war" (das iſt in der Regel mit jedem Buche jedes Verfaſſers der Fall) Beurtheiler, welche boshaft zwiſchen den Zeilen leſen, hier heraus, dort etwas hinein auslegen, Stellen aus dem Zuſammenhange, d. h. Augen aus dem Kopfe(?) reißen, wohl gar das Buch todt zu ſchlagen ſuchen, werde ich nicht beachten. (Wie aber, wenn das Geiſteskind gar nicht gelebt hat? Uns dünkt, das iſt mit dieſem Werke größtentheils der Fall und der Hr. Verleger davon vielleicht in der unangenehmen Stimmung eines Geburts-Arztes, der nach ſtarkem Aufwand (an Kraft) nur eine kleine Leiche zu Tage fördern half.) Mangel an Raum (das ganze Werk umfaßt beinah 1100 Octav-Seiten) verhinderte Hr. W. hier zugleich ſich auch über weibliche Erziehung auszulaſſen, jedoch will er dieß ſpäter thun. (Ob Hr. Brockhaus dazu auch die Hand bieten werde? wir zweifeln.)

An Seitenhieben auf die Lateiner, (Gelehrte von Profeſſion) der Berliner Univerſität, ſogar auf — Auguſt Kuhn!! fehlt es gleich auf den erſten Blättern nicht. Zur Probe nur die Stelle: Wie es mit unſerm Recenſierunweſen ſteht, beweiſt Dabelows nirgend aufgenommene Recenſion (die beiden Witte betreffend und ihnen günſtig) Voßens (in Halle) Speculationspasquill in deſſen „Zeiten" (es ſoll ihm, nach Hr. W. d. ä., eine Zulage von jährlich 400, ſage Vierhundert Thaler, eingebracht haben. „De Voß was klug", meint Hr. W. und — das meinen wir auch) und eine lange Reihe ähnlicher Machwerke, die ſolchen Dienern der Ungerechtigkeit! — bis zu A. Kuhn hinab! (ja wohl hinab!) Beifall, Gunſt, Beförderung oder Geld brachten. Am Schluß des erſten Kapitels ſagt Hr. W.: So will ich mich denn bemühen, einfach und klar zu ſeyn! Mögen gelehrte Thoren mich deshalb verachten (deshalb verachten können nur Thoren) wenn ich nur denen nützlich werde, für welche ich ſchreibe. (Dieß ſind Eltern und Erzieher. Wie viel Eltern und Erzieher werden aber ſo vom Glück begünſtigt wie Hr. W. — was er jedoch nicht Wort haben will — und wie viele verſtehen, ſo wie Hr. W. — das Eiſen zu ſchmieden weil's warm iſt, oder vielmehr das Glück — herbeizulocken?) daß ich mich um Menſchen wie Merkel, A. G. Eberhard und ihres Gleichen, am allerwenigſten kümmere, verſteht ſich von ſelbſt. (Daran thut Hr. W. ſehr wohl.) In Hinſicht Merkels und ſeiner Sippſchaft, denke ich wie der treffliche Pontanus: „Trefflicher Männer Art iſt, Schmähungen niederträchtiger Menſchen zu verachten, denn ſie beſchimpfen ſelbſt durch ihr Lob. (Hr. W. mag ſich in Acht nehmen, daß der gewaltige Recenſent Garlieb Merkel dieß nicht lieſt. Das iſt ein böſer Mann, unermüdet im Schreiben, als hätte er 100 Arme wie Briareus, und noch unermüdeter im Schimpfen.)

Ueber die, früher mehr denn jetzt ſich findenden, Stubengelehrten, ſpricht der Vf. an mehreren Stellen ſich ſehr richtig aus. Ein Paar von ihm mitgetheilte, dahinſchlagende, Anekdoten, theilen wir hier mit. Der berühmte Geh. Rath und Prof. J. B—r. in G... hörte viel von Wielands Oberon. Einſt meldet ſich ein Student aus Weimar bei ihm zum Collegio. „Weimar!" ſagt er mit Nachdruck. „Iſt das nicht der Ort, wo der berühmte Wielandus lebt, der den Tractatum de Oberonte geſchrieben hat?" Als derſelbe einmal der Vorſtellung des Hamlet beiwohnte (vielleicht der erſten theatraliſchen in ſeinem Leben) ſagte er am Schluß des zweiten Akts zu ſeinem Nachbar: „Mich will bedünken, der Mann mit dem ſchwarz und weißen Strumpfe, ſey eben der Prinz Hamletius, über welchen alle diſſeriren. Iſt meine Conjectur richtig?)

Ueber die Schwierigkeit mit Gelehrten en maſſe (d. h. mit Gelehrten von Profeſſion) auszukommen, ſagte einſt ein bedeutender Staatsmann zum Vf.: Ich habe mit drei bis vierhundert Bauern in der Schenke zu thun gehabt, um ſie zu überzeugen oder zu vereinigen. Eben ſo mit mehreren hundert Bürgern auf dem Rathhauſe. Ich habe Herrſchaften und Unterthanen, die ſich förmlich untereinander verbiſſen hatten, auseinander ſetzen müſſen. Ich hatte mit Landſtänden, mit ganzen Collegien und mit Geſandten fremder Mächte zu ſchaffen; ja ſogar mit Feinden und mit recht böslichen Freunden (wer denkt hier nicht an Hn. Franz Horns „freundliche Freunde" als Gegenſatz) die mehr als Feinde waren; und alles ging wenigſtens nicht ſchlimm! Schwieriger ging es ſchon, als ich einige große Schulen revidiren mußte; aber am allerſchlimmſten ging es mir in meinen Geſchäften mit Univerſitätsgelehrten. (Ja, das ſind auch Gelehrte!) Den Verdruß, die Kränkungen, die ich, trotz meinem beſten Willen und redlichſten Wirken zu ihrem Beſten von dieſen erlitt, werde ich nie vergeſſen.

Wie ſchädlich zu frühe (übermäßige) Anſtrengang des Kopfes bei Kindern auf die Folge wirke, wird vom Vf. in Beiſpielen dargethan. Hier Eines. Der jetzige Regierungs-Rath und Doctor Hartleben wurde dem Willen ſeines Vaters, des Churmainziſchen Hofraths und Profeſſor der Pandecten, Dr. Hartleben, gemäß, von mehreren Lehrern im Leſen, Schreiben, Geographie und Geſchichte ſo früh unterwieſen, daß er bereits an ſeinem fünften Geburtstage eine öffentliche, zwey Tage dauernde Prüfung beſtehen konnte, in welcher er zweytauſend deutſche Wörter in lateiniſcher Sprache ſagen, alle vorzügliche Städte und Flüſſe Europas nennen und auf der Charte zeigen, auch alle Namen großer Männer in der Univerſalgeſchichte anzugeben wußte. Die Folge dieſes ſteten Memorirens war aber eine bedeutende Schwäche des Gedächtniſſes gerade für Namen, die ſich auch nie ganz wieder verlor — und nach Hn. R. R. Hartlebens eigenen Worten, merklich abſticht gegen die Kraft ſeines Sachgedächtniſſes.

Ueber die beiden, im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts Lärm machenden Wunderkinder, Heinecke und Baratier, theilt der Vf. mehreres mit. Erſterer war der Sohn des Profeſſors Heinecke zu Lübeck (er wurde 1721 geboren). Ein und ein halb Jahr alt, hatte der junge Heineke ſchon die Geographie, die römiſche und griechiſche Geſchichte im Kopf. (Das Kind hatte durch unglaubliche Bemühung des Vaters ſchon im achten Monat reden gelernt.) Um das Studium ihm zu erleichtern, hatte man die merkwürdigſten Begebenheiten auf Kartenblätter gezeichnet. Bald lernte er auch die Geſchlechtsregiſter der in Europa regierenden Häuſer kennen (Hr. W. meint, dafür hätte man ihm etwas Geſcheiteres eintrichtern können. Sollte einmal eingetrichtert werden, ſo meinen wir dieß auch.) Lateiniſch und Franzöſiſch ſprach das Kind wie ſeine Mutterſprache.

Der Ruf dieſes Wunderkindes drang bis zu den Ohren des damaligen Königs von Dänemark. Man wünſchte es in Kopenhagen zu ſehen und ſeine Mutter begab ſich mit ihm hin. Es war in allem Betracht ein ſchönes Kind und jedermann war von dem liebenswürdigen Knaben bezaubert. An den König hielt der junge Heinecke eine lateiniſche Anrede von zwanzig Minuten; zum Lobe der Königin recitirte er ein franzöſiſches Gedicht. Als dieß vorbei war, nahm die Mutter ihren Sohn von fünf Jahren an die Bruſt und gab ihm zu trinken! — — Bald darauf, als man denn doch endlich für rathſam hielt, das Kind zu entwöhnen, welkte es, immer ſchon ſchwach und kranklich, hin und ſtarb, eine edle, durch Treibhauswärme übertriebene, Pflanze.

Das zweite, der Sohn des franzöſiſch-reformirten Predigers Baratier zu Schwabach, wurde gleichfalls 1721 geboren und machte frühe die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkende Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Im fünften Jahre fing der junge Baratier ſchon an Griechiſch und Hebräiſch zu treiben; im dreizehnten ſchrieb er ſein erſtes Buch; im vierzehnten war er ſchon ein Gelehrter von Bedeutung, den die philoſophiſche Facultät zu Halle aus eigenem Antrieb zum Magiſter promovirte. Der damalige König von Preußen nahm ihn in ſeinen beſondern Schutz und ſorgte für ſein Weiterſchreiten, bald aber ſtarb der früh gereifte Jüngling (1740) aller angewandten Mittel ungeachtet an der Schwindſucht, nachdem vorher ſchon mehrere Uebel ſeinen Körper zerrüttet hatten.

Die Mittheilung einer Menge von Gedichten ſeines Sohnes, in dieſem Werk, hätte der Vf. erſparen können; die Abendzeitung, Herrn Kinds Harfe und der: Freimüthige für Deutſchland, thun dieß ſchon hinreichend, wozu alſo hier noch? Das Publikum wird heut zu Tage mit dergleichen ohnedem genug heimgeſucht. Das Sonett des jungen Witte auf Kaleidoskop und ein anderes, wo ſein Vater ihm Thema und Endreime dazu gab, und welche beide er ſchnell niederſchrieb, beweiſen hinlänglich, daß ihm (dem Sohne) wenigſtens die dichteriſche Form nicht fehle.

Im letzten Abſchnitt des erſten Bandes kommt Hr. W. d. ä. aufs Turnen und ſagt, warum er ſeinen Sohn nicht habe turnen laſſen. Wir kamen, erzählt Hr. W., 1816, d. h. zu einer Zeit nach Berlin, wo man wähnte: ein junger Menſch ſey kein biederer Deutſcher, wenn er nicht turne. Meiner Gewohnheit nach, nahm ich mir vor, der Sache erſt näher ins Auge zu leuchten, ehe ich mich durch ſie blenden ließ. (Es wäre zu wünſchen geweſen, dieß hätten mehrere gethan, dann wäre manche Abgeſchmacktheit unterblieben.) Mit dem Turnen hing das ſchlichte herabhangende Haar, und der ſogenannte altdeutſche Rock zuſammen. Nun fand ich aber ſchon in Heidelberg unter einem ſolchen ſchlichten Haar eine (nur Eine?) nichts weniger als ſchlichte Seele und ſtieß in Berlin ſchnell auf ein noch ſchlichteres und längeres Haar, unter welchem ſich der Geiſt ſchlangenartig wand und das Herz im böſeſten Sinne „wälſch“ war. Bald lernten wir (Vater und Sohn) auch Jahn kennen und erhielten Gelegenheit, die Geſellſchaft zu beſuchen. Mein Sohn ward aufgefordert, thätigen Antheil zu nehten — und that es. Ich geſtehe, daß ich das ha[illegible] Schmieden deutſcher Worte nicht billige, ungeachtet man meinem Sohn die Ehre erwies, mehrere Ausdrücke ſeines Gepräges: als: [illegible] gemünzt" auf- und anzunehmen. (Dieſe Wort-Münzerei iſt denn auch, zu Ehren des geſunden Menſchenverſtandes, bald wieder außer Cours gekommen, ehe ſie noch recht in Cours kam.) Fragte man mich: Wird ihr Sohn turnen? ſo war meine Antwort: Vielleicht. Zu meinen Freunden ſagte ich aber: Nein. Schon vor mehr als zwanzig Jahren habe ich es Salzmann, Campen u. A. innig Dank gewußt, daß ſie als ächte Schüler Baſedow's, die Leibesübungen dringend empfahlen, aber ſchon in Schnepfenthal ſagte ich zu Lenz: Geht das nicht zu weit? Es kann doch ein Knabe verkrüppeln, der ſonſt nicht verkrüppelt wäre. Auch dächte ich, es zöge die jungen Leute von den geiſtigen Beſchäftigungen ab und machte ſie roh und grob. (Das weis der Himmel! hierin wird jeder vernünftige Mann Hn. W. beiſtimmen.) Zu meinem Sohne ſagte ich: „achte auf die Handlungen! Sind dieſe bieder, ächtdeutſch, ſo haſt du recht, aber — mir ſcheint ſchon ſeit Jahr und Tag (nicht ſcheint, ſondern es iſt) als ſähe ich recht oft: Eitelkeit, Stolz, Mißgunſt, Neid, Rechthaberei, Grobheit, Trotz, Unverſchämtheit rc. unter dem neualtdeutſchen Rocke hervorblicken. Statt ruhiger Vernunftgründe höre ich Machtſprüche, Flüche, Schimpfreden und Schmähungen. (Ei! Ei! Hr. W., wiſſen Sie denn nicht, daß dieß eben die Hauptbeſtandtheile des vortrefflichen neu-alt-Deutſchthums ſind, welches das Heil der Welt und Deutſchlands herbeiführen wird, und zum Theil ſchon herbeigeführt hat? fragen Sie nur die Herren A. D. und Conſorten, da werden Sie's hören, was und wer Europa vom „Franzenthum" entledigt hat, da wird ihnen klar werden, daß ein ächter biederer deutſcher Jüngling ſo ſeyn muß, was wir andern Philiſterhaften Menſchen Grob und Roh nennen, daß dieß aber weder grob noch roh, ſondern bieder und gemüthlich iſt. Sollten Sie mein Hr. W. aber, nebenbei bemerkt, vorne heraus wohnen, ſo werden Sie wohl thun, dieß bald einzuſehen, damit — Ihr Glaſer nicht zu ſehr beſchäftigt wird. Exempla ſund odioſa.) —

Das Turnen, ſo eigentlich kein deutſches, ſondern ein „wälſches" Wort ſey, ſo ſehr ſich auch die Herren Turner und Sprachfeger damit breit machen, wird von Hr. W. d. ä. mehrere Seiten lang bewieſen; ich möchte — fährt er fort — alſo mit dem undeutſchen Zeuge nichts zu thun haben. (Doch wohl deßwegen blos nicht, weil das Wort Turnen offenbar franzöſiſchen Urſprungs iſt? doch nein! obige Anſichten widerlegen dieß ja ſchon und es wäre dieſer Grund dann doch zu erbärmlich.) Was man mir von Volkserziehung durch Turnen rc. erzählte oder zu leſen gab, das machte mir bange (zum Theil erregt es auch nur Lachen). Manche Schritte der Art ſchienen mir geradezu zur Unbildung, zum Fauſtrecht, zu den lieblichen Zeiten des dreyßigjährigen Krieges (zu den eben ſo ſchönen der Schreckenszeit in Frankreich, ſetzen wir hinzu) rc. zurückzuführen. Während meines Beobachtens kam die Moſtrification meines Sohnes herbei. Ich erfuhr ſchon vorher, daß gerade recht viele Neu-Altdeutſche behaupteten: es ſey unerträglich, daß ein Knabe (der nicht einmal geturnt hatte) ſich unterfangen wolle, Privatdozent zu werden, das dürfe man nicht leiden, auch Y. oder Z. ſei dieſer Meinung rc. Der Tag kam, ich achtete genau auf die zwanzig bis vier und zwanzig Lärmenden und ſiehe da — faſt alle trugen, wie ihr nachheriger Sprecher, Nölthing aus Lübeck, die Deutſchheit zur Schau.

Jahn ſelbſt benahm ſich, wie der Vf. erzählt, nicht vorzüglich gegen deſſen Sohn. Um ſeinen Zuhörern einen Spaß zu machen, perſifflirte er eines Tages den jungen Witte, der ſich mit unter der Verſammlung befand, und den er früher ausgezeichnet haben ſoll — und die Methode, nach welcher er erzogen worden, ſo unverhofft und auffallend, daß Alles ſich nach dem ſehr betroffenen jungen Mann umſah und ein wieherndes Gelächter Jahns etwas mehr als körnigen Witz belohnte, mit welchem er ſein gereimtes Spottbild alſo beſchloß:

„Er (der junge Witte) reicht ſein Haupt dem Lorbeer dar;
Der Ruthe ſeinen St..ß."

Welchen Gefahren auch der ſorgfältigſte Vater und Erzieher ausgeſetzt iſt, ſein Kind heimlich, durch die Gewiſſenloſigkeit Anderer, verdorben zu ſehen, giebt der Vf. ein Beiſpiel. „Mein Sohn wurde unterdeß (während ſeines Aufenthalts in Heidelberg) ſechzehn Jahr alt und war kerngeſund. Schon in Göttingen hatte er ein hübſches Mädchen lieber geſehen als andere; hier fühlte er die erſten Pulſe des Jünglingsblutes. Ein etwas älteres Mädchen, B. M. aus Wa.. hatte ihn geſehen, liebgewonnen und — zu feſſeln gewußt. Der Apotheker B. in W...bot ihr (aus Eigennutz!) die Hand dazu. (Warum nennt Hr. W. den ſaubern Hrn. Apotheker nicht? ſolche Patrons verdienen gekannt zu werden.) Beide (das Mädchen und der Pharmaceut) unterhielten einen heimlichen Briefwechſel mit Karl.

Einige Studenten waren die Postillons d'amour. Einer davon führte unter dem Vorwande des Spazierengehens den jungen Verliebten öfters nach W. Das Mädchen ſchrieb Briefe voll Zärtlichkeit, ewiger Treue, Heirathen u. dgl. (nun das iſt Styl) der Herr Apotheker veranſtaltete Zuſammenkünfte, aber — nur für koſtbare Mineralien (der Ehrenmann!) mit der Drohung: ſonſt werde er mir alles melden.“ Dieſe augenblickliche Verirrung eines ſonſt immer offenen und zutrauensvollen Sohnes gegen ſeinen Vater, ward aber von letzterm bald entdeckt und unſchädlich gemacht; wir aber fragen: verdient nicht ein Schuft, der ſo handelt wie hier der Apotheker B. in W. das Zuchthaus?

Nicht viel rühmlicher iſt — nach des Verf. Ausſage in ſeinem Werk — das Benehmen des Prof. Thibauts in Heidelberg gegen den jungen Witte. Auch Er ſuchte hinter dem Rücken des Vaters den Sohn gegen denſelben aufzuwiegeln, wie Witte d. ä. aus einem Briefe erſah, vom Hrn. Profeſſor an den Sohn geſchrieben, der indeß durch Zufall in des Vaters Hände kam und den derſelbe hier mittheilt. (Hr. Prof. Thibaut mag dieſen Brief, der vielen Tadel gegen den Vater an den Sohn, enthält — geſchrieben haben, in welcher Abſicht er wolle, ſo iſt es immer eine vor dem Richterſtuhl der Moralität ſchwer zu vertheidigende Handlung. Einen Vater in den Augen des Sohnes herabſetzen wollen, bleibt ſtets eine, mindeſtens geſagt — ſehr leichtſinnige unüberlegte Handlung, ſelbſt wenn der Vater großen Tadel verdiente. Ein Profeſſor, der Lehrer, Muſter und Vorbild vieler hundert Jünglinge ſeyn ſoll, ſollte aber weder leichtſinnig noch unüberlegt noch ſchlecht handeln. Mag Hrn. W. d. V. vielleicht mancher Vorwurf zu machen ſeyn, mag er ſelbſt mit ſeines Sohnes frühem Talent einige Charlatanerie getrieben haben, immer bleibt er Vater, d. h. für ſeinen Sohn ein Weſen, dem die höchſte Achtung und Ehrerbietung gehört, wer dieſe aber gefliſſentlich oder leichtſinnig, ohne die höchſten nur durch die dringendſte Noth gebotenen Gründe, untergräbt, handelt unrecht, wo nicht ſchlecht) Wehe dieſem Mann — ſo ſchreibt der Vf. am Schluß des Abſchnitts, worin er obiger Handlung des Prof. Thibaut gedenkt — wehe dieſem Mann, wenn er dereinſt über alles, was er gegen mich und meinen Sohn dachte, ſprach und ſchrieb, vor Gott Rechenſchaft ablegen ſoll! — (Wir geſtehen, wir möchten um alle Schätze der Erde nicht, daß ein Vater ſo Wehe! über uns rief. —) Die Vorfälle in Berlin bei der Noſtrification des jungen Witte ſind durch frühere Nachrichten ſo hinreichend bekannt geworden, daß wir hier deren Wiederholung billig übergehen; nur das Eine ſey bemerkt: Mag man auch das Verfahren, welches gegen den jungen Mann beobachtet wurde, ſowohl von Seiten einiger Studierenden als einiger Studierten, betrachten von welcher Seite man will, mag man ſo wenig Bewunderer und Vertheidiger der beiden Witte ſeyn, wie man will, immer wird man geſtehen müſſen, wenn man nicht etwa die ewigen und feſten Grundregeln der Rechtlichkeit ganz aus den Augen ſetzen will — es wurde Unrecht gehandelt und die Rechtsfacultät in Berlin gab ein merkwürdiges Beiſpiel von — Nichtrecht. Dieß iſt auch ſo allgemein erkannt und eingeſehen worden, daß darüber gar keine Frage mehr iſt und längſt war, trotz allen Bemühungen der Herrn Voß (in Halle) u. a.

Nicht unberückſichtigt aber verdient hierbei zu bleiben, daß Witte d. V. damals, als die Exceſſe des — meiſt neu altdeutſchen Häufleins Studierender bei ſeines Sohnes Noſtrification, unbeſtraft blieben (denn daß der Anführer, ein gewiſſer Nölthing aus Lübeck, zwei Tage Carcer erhielt, iſt doch wohl nicht zu rechnen) zu mehreren und namentlich zum G. R. Schmalz ſagte: „wenn ſo etwas ungerügt bleibt, ſo werden wir in wenigen Jahren ſchreckbar vergrößerte Folgen davon ſehen,“ welche Vorherſagung denn auch leider nur zu ſehr in Erfüllung gegangen iſt. (ſ. Göttingen, Halle u. ſ. w.) Erfreulich als Zeichen der Zeit und ehrend für die ſo es thaten, iſt der Entſchuldigungsgrund der Juriſten-Facultät über die Auslaſſung des jungen Witte aus dem Lections-Catalog. Dieſer ſchöne Grund heißt: die Studenten wollten es nicht!!! Wir können nicht umhin der Kraft und Würde dieſer Facultät hierüber unſer Compliment zu machen. —

Sehr richtig bemerkte über die erwähnten Vorgänge ein Recenſent in der Leipziger Lit. Zeitung, „durch dies Benehmen der Jur. Facultät in Berlin iſt zur höchſten Evidenz gebracht, daß nicht allein der Beruf für Geſetzgebung — wie Savigny behauptet — ſondern auch der für richterliche Entſcheidung, nicht in unſerer Zeit verſpürt werden. (Wir ſetzen hinzu: faſt ſcheint es auch, es mangle unſerer Zeit an dem: Geſetze halten.)

Von Hr. Prof. Voß in Halle giebt der Vf. am Schluß noch folgende merkwürdige Biographiſche Skizze. „Dieſer Meiſter in der Tagespolitik (ein Ruhm, der Hrn. Voß nicht abzuſtreiten iſt) war lange Prof. extr. der Philoſophie. Sein lautes

Preiſen der damaligen Verhältniſſe, (nach 1806 und 7) (man ſehe hierüber ſeine Schriften jener Zeit!) empfahl ihn in Kaſſel. Durch ein bittendes Schreiben an den gutmüthigen Woltär (damals Senior der Jur. Fak.) erreichte Voß zunächſt, daß man ihn zum Doctor juris machte(!) „Es könne doch einmal ſein Glück befördern,“ ſchrieb er an Woltär (der vorſichtige Voß!) Er hatte aber alles ſchon vorbereitet. (Der kluge Voß!) Durch einen Gewaltſtreich von Kaſſel her (damals nichts ſeltenes) ward er ſchnell darauf zum Profeſſor der Rechte mit ſechshundert Thaler Gehalt und mit Sitz und Stimme in der Fakultät ernannt. (Leſer! lerne von Voß in Halle Lebensklugheit und erinnere dich — an Reineke Fuchs.) Dieß war zu arg! (freilich, ein bischen arg war's.) Die Fakultät ſchickte alſo ſein Schreiben, worin er geſtanden, „daß er vom Rechte nichts wiſſe“ (nur in dieſem Schreiben?) nach Kaſſel. Die Antwort war: „Von Sitz und Stimme in der Fakultät könne weiter keine Rede ſeyn!“ Aber Prof. juris blieb er und die 600 Thaler behielt er. — 1817 benutzte er andere Konjunkturen! (Erſt 1817? der Meiſter in der Tagespolitik wartete nicht ſo lange. Die Jahre 1812 u. f. gaben ihm hierzu ſchon früher Gelegenheit. — Dieſer Voß, der nach 1806 dem franz. Unweſen huldigte, iſt jetzt (ſeit 1813) ein gewaltiger Deutſcher. — Sollte in Deutſchland einmal ein Dictionaire de girouettes erſcheinen, ſo bitten wir den oder die Herausgeber, beim Buchſtaben „V.“ den Namen: Voß, Prof. in Halle, ja nicht zu vergeſſen.)

Notizen aus der militäriſchen Literatur.

Zur Anzeige ſind uns eingeſendet worden: 1) Materialien zur Taktik, Strategie und ſtrategiſchen Fortification u. ſ. w., 2) XXII Grundſätze einer neuen Befeſtigungskunſt u. ſ. w., kritiſch beleuchtet; und mit Gloſſen und einem Zuſatz begleitet von einem K. P. D. Der Verf. der erſtern Schrift ſagt unter andern ſehr wahr: „Es kommt, um zu einem practiſchen Taktiker ſich zu bilden, nicht blos auf Anwendung erlernter taktiſcher Wiſſenſchaften, oder von erfahrnen Feldherrn geſammelten Regeln, als vielmehr auf Uebung an, mit dieſen erlernten Wiſſenſchaften und Maximen ausgerüſtet, ein dem Character der Soldaten und ihrer Waffen angemeſſenes Syſtem ſelbſt zu entwerfen, um durch daſſelbe die möglichſt größte Wirkung der Waffen zu erhalten, wobei ſtete Benutzung des Terrains, nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten, unerläßliche Bedingung bleibt.“ — „Mit der beſſern Ausbildung der Infanteriſten, zweckmäßiger als ehedem bewaffnet, iſt in neuern Zeiten die Macht der Reiterei geſunken.“ — Ueber den ſtrategiſchen Werth weniger, aber an ſchicklichen Punkten angelegter und ihrem Zweck in jeder Hinſicht vollkommen entſprechender, Feſtungen iſt unter verſtändigen Militärs wohl nur Eine Stimme. Indeß kommt doch auch hier in letzter Inſtanz alles auf das Maaß des guten Willens, der Kraft und der Einſicht des Vertheidigers an, und wenn auch nur wenige ſolche erbärmliche Schwachköpfe und Feiglinge ſind, wie die Gouverneure Magdeburgs und Stettins im Kriege von 1806 waren, ſo gehört doch das Beiſpiel der tapfern Vertheidiger von Gaeta und Colberg hinwiederum auch nicht zu den alltäglichen. Aus der Schrift Nr. 2 gehört hieher die bewundernswerthe, wenn auch barbariſche, Energie, welche (im Jahr 1742) der General von Seher bei der Vertheidigung Brünns bewieß, das die Preußen eingeſchloſſen hatten. Er ließ faſt alle Nächte durch verkleidete Leute in den Quartieren der Preußen Feuer anlegen, verbrannte an 16 Dörfer und Flecken, um ſo den Belagerern die Exiſtenz zu erſchweren, und machte zu gleicher Zeit wohlgeordnete Ausfälle auf die von den Preußen und Sachſen beſetzten Oerter. Die Belagerung ward aufgehoben. —

Bonaparte und Heinrich der Löwe, auch ein Corſikaner.

Beide Männer haben in der Art, wie ſie endeten, große Aehnlichkeit mit einander; ja, Heinrich der Löwe ſtammte aus einem Geſchlechte, dem ſogar die Inſel Corſika ſelbſt unterworfen war. Durch einen allgemeinen Aufſtand der Fürſten und Völker, von der Nordſee anfangend bis über die Alpen, wurde auch Heinrich der Löwe aus ſeinen Landen vertrieben; wie Napoleon wählte auch Er England zum Exil; wie Napoleon von Elba aus, ſo landete auch Er von England her wieder an den Geſtaden ſeiner alten nördlichen Lande, die ſich ihm plötzlich unterwarfen; wie Napoleon wurde aber auch Er zum zweytenmal vertrieben, ſeine Perſon und Familie aber unverletzt gelaſſen, jedoch ſo, daß der deutſche Kaiſer zwey ſeiner Prinzen als Unterpfand in Verwahrung nahm. Bis an ſeinen letzten Hauch beſchäftigte er ſich mit den Träumen ſeiner Wiederherſtellung; vermuthlich ſo auch Napoleon. Aus vielfachen Anzeigen ſcheint hervorzugehen, daß Heinrich im Schilde führte, mit Losreißung aller Verbindung von Deutſchland und vielleicht auch freiwilligen Aufopferung von Baiern, ein unabhängiges Slaven-Königreich, Hauptſtadt Lübeck, zu ſtiften, was, wäre es gelungen, das heutige Europa jetzt in einer ganz andern Geſtalt darſtellen würde. Auch hieraus ergiebt ſich alſo die neue Parallele eines geſcheiterten Grand Empire. Als ein treffliches Werk über Heinrich den Löwen, wichtig für die nord- und ſüddeutſche Geſchichte, zuſammengetragen mit ächtem Fleiß und Unterſuchungsgeiſt nennen wir bei dieſer Gelegenheit: Doctor Carl Wilhelm Böttiger's zu Leipzig, (Sohnes des Dresdner Archäologen,) Biographiſchen Verſuch über Heinrich den Löwen. Hannover 1819. —

(Nebſt Intelligenz-Blatt No. 1.)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 18. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Myſtik für Religionsphiloſophie verkauft unter der trüglichen Etikette: allgemeinfaßlich, in Göſchens Buchladen zu Leipzig, der Herr Profeſſor (der Philoſophie, wenn wir nicht irren) C. A. H. Clodius, in dem Buche: Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte, und im Bewußtſeyn, wovon eben der zweite Theil erſchienen iſt. Der erſte Theil wurde als polemiſch (kriegeriſch) angekündiget, und es galt nichts geringeres, als die verſchiedenartigen Ideengebäude der Gottbekenner über den Haufen zu werfen, um ſie zu vereinigen in dem zweiten Theile, den Herr Clodius lieber ireniſch (friedlich) als dogmatiſch hätte nennen ſollen: denn alles Dogmatiſche führt ſchon vermöge der Bedeutung des Worts Dogma zur Sectirerei, alſo zum Krieg. Und in der That hat doch der Herr Prof. Cl. ein untrügliches Hausmittel gefunden, unter den Ueberzeugungen der Gottbekenner den ewigen Frieden zu ſtiften: ſie dürfen nur den Verſtand gefangen nehmen, wenn von Gott und Religion die Rede iſt; ſo iſt keine Verſchiedenheit der Ueberzeugungen mehr möglich, weil keine eigentliche Ueberzeugung mehr möglich iſt. Die ganze Schrift iſt im Grunde nichts, als eine weitläuftige Anpreiſung dieſes Mittels in demjenigen Style verfaßt, welchen Kant, wenn wir nicht irren, toll gewordene Proſa nennt. „Woher ſtammt ein Kantiſches Sittlichkeitsgefühl, oder ein Moralgeſetz, wenn der Geiſt Gottes nicht alle denkende, wollende Weſen heiligt, zuſammenhält, gebietend, richtend, das Gewiſſen rührend? Woher ſtammt ein Fichtiſches ewiges reines Ich, wenn es ſich als bloße zufällige Form, die ihren Leib begreift, betrachtet, nicht als ein Organ des ewigen göttlichen Geiſtes? Wo ſoll alle vernünftige Gewißheit, aller Glaube der Vernunft herkommen, wenn es nicht der erleuchtende, der befeſtigende, der belebende, begeiſternde Geiſt Gottes thut, mit dem alle Offenbarung der Wahrheit bei Zeitweſen, aller ſittlicher Verſtand, alle religiöſe Verſtellkraft beginnt? Kurz, Naturreligion, Geſchichtsreligion, Vernunftreligion, ſind gleichſam drei allerdings niedere und höhere Grade einer myſteriöſen Geſellſchaft, die den Bau der Menſchheit zum Tempel Gottes will, aber das belebende Loſungswort zum Bau verlohren hat, welches der Geiſt Gottes im Innern iſt.“ Die Leſer werden finden, daß die Klarheit, welche wir dem Geiſte Gottes zuſchreiben, dem des Herrn Profeſſors nicht eigen iſt. Deſto ſtärker iſt er in Auffindung von Allegorieen. „Wer ſie liebt, (ſagt er S. 199. Thl. 2) kann in der Naturkraft der Schwere, oder beſſer der Gravitation, die mechaniſch als die allgemeinſte erkannt, und chemiſch als zuſammenziehend, beſonders dem Sauerſtoffe zugeeignet zu werden pflegt, ein Abbild der göttlichen Heiligung finden, inſofern ſelbige mit Gottes Weſen das Streben aller Endlichen zum Guten unzertrennlich zuſammenhält.“ (Der Mangel der Religioſität in der menſchlichen Geſellſchaft iſt ſonach nichts, als Mangel an zuſammenziehendem Sauerſtoff, daher vielleicht das Beſtreben, den Mangel durch den ſauren Apfel oder Sauerteig des prieſterherrlichen Kirchenzwanges zu erſetzen.) In der alles emportragenden Wärme aber, die eine Vereinigung des himmliſchen Lichtes mit dem Irdiſchen darſtellt, oder in irgend einer andern allgemeinen Kraft, welche die Chemie aufgefunden und noch auffinden möchte, um der anziehenden Schwere zur Grundlage oder zum Gegenſatze, alſo für die Ausdehnung, nach dem naturphiloſophiſchen Ideale zu dienen, läßt ſich ein Abbild der göttlichen milderwärmenden Begeiſterung erkennen, welche auserwählte Gemüther, über die Endlichkeit hinaus, zu Thaten des reinen Willens emporhebt.“ Richtig, aber nicht anſchaulich genug. Das religiös begeiſterte, mit überirdiſchem Wärmeſtoff erfüllte Gemüth würde der Herr Profeſſor, wenn er ſich eben ſo gut auf die Aeronautik verſtünde, als S. 142 auf die „himmliſche Mechanik oder mechaniſche Aſtronomie,“ beſſer mit einem Luftballon verglichen haben, der ſich ausdehnt und aufſteigt, weil Hobelſpähne in ihm brennen. Doch er beſorgte vielleicht, die Kritik möchte das Bild auf ſein Buch anwenden.

Gedankenſpähne wenigſtens, nicht Gedanken, ſind es, wenn er S. 121 beſchreibt, wie das

Ausgegeben den 19. Auguſt.

erſte artikulirte Wort entſtanden iſt. Der erwachende Menſch hat Gott, ſeinen Schöpfer, mit einem Vokal A bewundert, und dann anbetend wieder in dem Conſonanten B. geſchloſſen, ſo iſt *Ab* und, das Mundſpiel von vorn anfangend, *Aba* entſtanden, welches Vater heißt, „indiſch Dhada, engliſch Dadda, griechiſch παππας, πατηρ, lateiniſch Pater, und ſo durch alle Dialekte.“ Dagegen werden die Orientaliſten einwenden, daß Aba eigentlich chaldäiſch iſt, alſo viel jünger, als das Hebräiſche Wort Vater, welches wie Aph oder *Aff* klingt. Wir hoffen die Leſer begehren der Proben nicht mehr.

Die Scherzburger Aktenſtücke,

durch die ſich der daſige bis zur Quiescirung, Amovirung, Verſetzung, Penſionirung und Entlaſſung, definitiv ernannte Landrichter Baron von *Kratzfuß*, als einen recht glücklichen Witzbold bewährt hat, betreffen beſonders die Baierſche Verfaſſung und geben über die Mängel derſelben manche bittere Aufſchlüſſe; geſchrieben wird bei den Scherzburger Unterbehörden eben ſo viel, als leider Gottes anderwärts; und daß letztere, ebenfalls wie anderwärts, mit Dienſtarbeiten aller Art überladen ſind, geht aus dem Penſum hervor, welches der ſarkaſtiſche Landrichter beiläufig erwähnt; denn außer der Vernehmung der Gewerbſteuerpflichtigen zu Protocoll, hat derſelbe, nach ſeiner amtlichen Verſicherung, an dem nämlichen Gerichtstage, nebenbei noch eine Criminal-Unterſuchung wider einen Scheerrübendieb zu führen, die Diſtribution der 50jährigen Kniffiſchen Maſſe zu beſorgen, die Waldfrevel des letzten Quartals abzuwandeln, 99 Inſtructionen über die Ablöſung einiger Holzrechte zu verhandeln, die Brandbeiträge für 1800 einzuheben, in Verbindung mit dem Decanate, die neuen Kirchen und Schul-Sprengel zu formiren, die Tableaus über den letzten Erndteertrag und den Conſumtionsbedarf zuſammen zu ſtellen, die Armen- und Kommunal-Exigenz-Rechnungen zu revidiren, die Superreviſions-Notaten zu den Conſcriptionsverhandlungen der letzten 3 Jahre zu beantworten, das Gauner-Bettler-Deſerteurs-Verzeichniß anzufertigen, den Bericht über den öffentlichen Sicherheitszuſtand zu entwerfen, die Reſultate über die Klau- und Maulſeuche des Rindviehes zu ſammeln, die rückſtändigen Impfſcheine zu contraſigniren, die auf die Einquartirungs-Bordereaux pro 1812. bis 17 den landgerichtlichen Gemeinden vergüteten zwei Lottoloose à 25 Fl. unter ſie zu repartiren, die Peräquations-Rechnungen der letzten 20 Jahre mit Quittungen zu verſehen und zu juſtificiren, einen Entwurf zu einer neuen Victualien-Tax-Ordnung zu machen, die Monats-Controlle über den Getraide-Haus-Verkauf abzuſchließen, den öffentlichen Strich der Stiftungs-Getraide zu leiten, die Mediat-Gerichts-Verhandlungen des letzten Quartals nebſt Taxbüchern zu perluſtriren, die Etats über den Straßenbau-Bedarf zu fertigen, die vom landwirthſchaftlichen Comité bewilligten Prämien unter die Preisträger und Dienſtboten feierlich zu vertheilen, die alljährlichen beſten Geſetzvorſchläge in dem Jahresberichte zu entwickeln, und — wegen legaler Verhinderung und Abweſenheit der Herren Landgerichts-Aſſeſſoren, welche bereits vor 1,1/2 Jahre wegen 30jähriger treuer Dienſte allergnädigſt zu Stadtgerichtsaſſeſſoren 2ter Claſſe befördert worden, — den kleinen Gerichtstag abzuhalten, Nachmittags aber noch die vorzüglichſten Vizinalſtraßen zu bereiſen und neue Steingruben zu entdecken, die Apotheke und das chemiſche Laboratorium zu Giftreuth zu viſitiren, die Lagerbiere in den Braukellern zu probiren, ein Streifen gegen ein, im herrſchaftlichen Lichtwalde wahrgenommenes verdächtiges Weib zu kommandiren, den Platz zu 6 neuen Schulhäuſern einzuſehen, 50 Artillerie-Stückpferde auszuheben, das durchmarſchirende neue Küraſſir-Regiment einzuquartiren, das Teſtament einer todtkranken Hirtenfrau aufzunehmen, die Löſchanſtalten bei dem heute früh zu Windsdorf ausgebrochenen Brande zu dirigiren, die Buchläden zu durchſuchen und eine von einem bekannten anonymen Verfaſſer herausgegebene Reiſe ins Kauzenland zu konfiſciren, Nachts aber neuen magnetiſchen Experimenten an einer jungen Somnambule beizuwohnen.

Unter den Urſachen, welche die Gewerbe-Steuerpflichtigen, zur Begründung ihrer Steuer-Ermäßigungsgeſuche, zu Protokoll geben, befinden ſich hie und da manche, mit vieler Laune durchgeführt, ſo tragen z. B. auf einen billigen Steuer-Erlaß die *Abdecker* an, weil im Geheimen viele Bauernfelle vergerbt würden; die *Kürſchner*, weil die Pelzmützen, die ihnen ſonſt hinlänglichen Verdienſt ſicherten, ganz außer Gebrauch ſetzen, indem die Bauern verſichern, daß ihnen ſchon ſeit mehreren Jahren, inſonderheit ſeit Einführung des Steuerproviſoriums, ſo warm um den Kopf ſey, daß ſie im bloßen Haare herumgehen würden, wenn's nicht gegen die hergebrachte Gewohnheit wäre, übrigens die neue Erfindung der trocknen Pelzwäſcherei, die jeder leicht ſelbſt beſorge, ihnen vollends allen Nebenverdienſt nehme; die *Schneider*, weil ſie ſeit der Errichtung der

Landwehe faſt ſämmtlich an den Rand des Verderbens gerathen ſeyen, indem ſie eine Menge Uniformen auf Rechnung der Reluenten-Kaſſe gefertigt hätten; bis zu dieſem Augenblicke aber die Reluenten-Gelder weder feſtgeſetzt, noch weniger eingehoben, ſie jedoch inzwiſchen, durch die Gerichte, zur Bezahlung des, von den Juden erborgten Materials, verurtheilt und ihre Häuſer und wenigen Mobilien, in vim executionis, veräußert worden, ſie ſelbſt aber meiſtens als Opfer fürs Vaterland gefallen wären, nämlich in Conkurs; die Spielleute, weil die Bauern in den letzten Kriegsjahren die beſte franzöſiſche, öſterreichiſche und ruſſiſche Muſik, ganz unentgeldlich hören gekonnt, auch dabey ſo munter auf den Beinen erhalten worden wären, daß ſie ſeit dieſer Zeit allen Geſchmack an ihrer Muſik und am Tanzen verlohren hätten; die Bader, weil, wenn ſie zu den Bauern, beſonders den reichern kämen, ſie ſolche durch die Herren Staatsbeamten ſo ſauber raſirt und geſchoren fänden, daß ſie mit ihren beſten Raſirmeſſern kein Härchen mehr herunter bringen könnten, weshalb ſogar verlaute, daß ſich einige Rentämter, ja ſelbſt Landgerichte, heimlich aufs Schröpfen legten, ſo daß ihre Schnepper ſchon ſeit Jahr und Tag verroſtet dalägen, indem kein Bauer mehr ein weiteres Blutlaſſen zu ſeiner Geſundheit nöthig fände. Vorzüglich beißend wird der ſatyriſche Landrichter in ſeinem Jahres-Berichte.

Im Eingange deſſelben tadelt er ſeinen Vorgänger, den in Ruhe verſetzten Landrichter Stichler, daß dieſer der Bearbeitung der Jahresberichte mit pflichtvergeſſener Leichtfertigkeit obgelegen habe. „Nachdem man, fährt er fort, ſeinen tabellariſchen Angaben einigemal, im gnädigſten Vertrauen auf ſeine Pflichtmäßigkeit allerhöchſten Glauben geſchenkt, ſcheint ſeine Dreiſtigkeit hierin mit jedem Jahre gewachſen zu ſeyn, ſo daß er ſich z. E. unverſchämterweiſe nicht entblödet, in ſeinem letzten Jahresberichte die Zahl der Armen und getauften Juden ums Neunfache zu niedrig, dagegen die der Jungfrauen ums zehnfache zu hoch anzugeben, die doch vor Jedermanns Augen offen herum gehen, und durch eine extraordinäre Viſitation mit Hülfe einiger jungen Acceſſiſten, augenblicklich unterſucht und nachgezählt hätten werden können.“ Einen ſehr ſcharfen Geißelhieb zieht er über manches ſtatiſtiſche Büreau, wenn er ſagt: „Um die im Amtsarchive vorliegenden durchaus unrichtigen Statistica zu purificiren, hat der Unterzeichnete keine Mühe und Koſten geſcheut und nicht allein die geheimſten Winkel und Regionen ſeines Bezirks in den geſetzlichen Mußeſtunden fleißig beſucht, ſondern auch durch ſeinen Mitter- und 13 Unter-Schreiber beſuchen laſſen, überdies aber in jedem Orte die nöthige Anzahl von Geometern, Vorſchreitern, Schätzern, Vigilanten, Controlleurs und Superreviſions-Aſſiſtenten aufgeſtellt, durch welche er, unter thätiger Beihülfe der reitenden, fahrenden, gehenden und ſtehenden Gensdarmerie, alles dergeſtalt aufgeräumt, geſäubert und perluſtriert zu haben glaubt, daß die im folgenden vorgelegten Angaben, auf ein Jahr lang, mit höchſter Sicherheit zum Grunde gelegt werden können.“

„Die hierdurch veranlaßten, in der Beilage ſpecificirten, unbedeutenden Koſten à 6598 Fl. 59 1/8 Kr. ſtehen mit dem dadurch bezweckten großen Nutzen, in keinem Verhältniſſe, da oft viel geringere Notizen dem allerhöchſten Aerar einen weit größern Aufwand verurſacht haben.“

Bei der Ueberſicht des Verhältniſſes der Einwohner zu einander, bemerkt er, daß die altteſtamentariſchen Glaubensgenoſſen die übrigen ſehr übermannen, und meinte, dieß könne als eine natürliche Folge der humanen Begünſtigungen, welche ihnen die neuere Geſetzgebung eingeräumt habe, betrachtet werden, unter deren Schutz ſie froh und zufrieden leben. In militäriſcher und andrer Hinſicht ſey daraus kein Nachtheil zu beſorgen, da ſie zufolge der allgemeinen Conſcriptions-Verbindlichkeit, ſeit 8 Jahren, ihr militäriſches Talent unter der Bürger-Miliz ungemein entwickelt, und ſattſam bewieſen haben, daß ſie weder Freund noch Feind ſchonen; ja einige von ihnen würden, als wahre Bauernfreſſer, einen ganzen feindlichen Landſturm aufzureiben und zu verſchlingen im Stande ſeyn.

„Gebohren, fährt er weiter fort, wurden im Gerichtsſprengel Scherzburg

a) an natürlichen Kindern . . 400
b) an unnatürlichen oder ehelichen 3

Geſtorben ſind 827, ſo daß ſich ein Bevölkerungs-Minus von 424 Köpfen, oder vielmehr ganzen Leibern ergiebt. Es iſt dies nach den neueſten ſtaatsökonomiſchen Principien als ein wahrer Gewinn anzuſehen, da bei den, aus tiefem Grunde *) verbotenen Gutszerſchlagungen, zuletzt die Hälfte der

---

*) Vermuthlich iſt ein Freiherr von Lüttwitz auf Hartlieb, Miniſter des Innern in dem Reiche, in welchem dieſes Scherzburg liegt; denn nur ein ſolcher kann aus tiefem und darum trübem Grunde, die Dismembration verboten haben. Siehe deſſen Worte über Adel und Zeitgeſinnungen.

Landverzehrer grundſtücklos da ſtehen, und als vermögensloſes unbeſchäftigtes Geſindel, leicht Unruhen erregen würde. Bei einem fortgeſetzten Minus der vorliegenden Art aber iſt die angenehme nahe Ausſicht vorhanden, kräftige Bauernhöfe von 500 - 600 Morgen wieder hergeſtellt zu ſehen, auf denen neben dem Beſitzer noch ein paar Dutzend Männer und Weiber als freie Knechte und Mägde ihren Aufenthalt finden können. Unter den Geſtorbenen befindet ſich, Gottlob! keine Perſon von Adel oder von Stande." „Hinſichtlich der Producte des Mineralreichs gehört das Landgericht Scherzburg zwar unter die ſteinreichen, indeſſen an guten Steinen iſt dennoch Mangel. Die edlen Metalle, die ſonſt aus dem Bezirke gewonnen wurden, haben ſeit einigen Jahren ſo abgenommen, daß ſie bald unter die Seltenheiten gehören werden. Selbſt das, unter der Verwaltung des Rentamts Preßburg, ſtehende Silberbergwerk, welches jährlich bedeutende Maſſen in die allerhöchſte Staatsſchulden-Tilgungscaſſe lieferte, droht ſich ſeit der letzten Ständeverſammlung auszubauen, wofern nicht durch die allergnädigſte Fürſorge des Finanz-Miniſteriums, neue ergiebige Adern geöffnet werden. Daß im ganzen Amtsbezirke ein ſehr feiner Ton vorherrſche, iſt ſchon in vielen Berichten bemerklich gemacht worden. Schade, daß davon in der Regel ſo wenig Gebrauch gemacht wird! Es ließen ſich vortreffliche Köpfe daraus formen, die — zwar nicht zum Denken, aber doch, wie manche theurere, zum Rauchen und dergl. gut zu gebrauchen wären und nicht weiter gefüttert werden dürften."

(Beſchluß folgt.)

Schöne Literatur.

Das merkwürdigſte Produkt und das auch das meiſte Aufſehn erregt und den größten Beifall findet, iſt jetzt in der ſchönen Literatur das Mährchen von Hoffmann (Dichter, Zeichner und Componiſten, wie auch Cammergerichtsrath in Berlin): Klein Zaches genannt, das nicht ſowohl den Zweck hat, durch einen neuen Schöpfungsprozeß phantaſtiſcher Bilder die Phantaſie wieder mit dem Gefühl der Freiheit zu ſtärken, als vielmehr, ſelbſt Erſcheinungen der neuern Zeit als mährchenhafte Träume darzuſtellen, welche der Dichter mit herkömmlichen Geſtalten aus der Mährchenwelt ſo geſchickt verbunden hat, daß der Leſer nicht weiß, ob er Dinge von heute und geſtern ſieht, oder in eine unabſehbare Ewigkeit fortgezogen wird. Dieſe Täuſchung hat er nicht ſowohl durch eine beſondere Erfindung, die dem Aufmerkſamern hin und wieder doch wohl noch einige Sprünge vom Alten zum Neuen übrig laſſen möchte, als vielmehr durch einen dreiſten, kecken, zuverſichtlichen, glaubensfröhlichen Ton bewirkt, dem launige und witzige Einfälle wie von ſelbſt zufliegen. Und wie nun alles, was gleich auf das Leben Anwendung findet, bei dem ſoliden Deutſchen am erſten Wurzel faßt, ſo iſt es auch hier gerade das Satyriſche, was die meiſten Leſer herbeizieht, während der Kenner, der lieber für die weite Welt als für ſein eigenes Haus den Wirth macht, gerade das daran tadeln möchte, daß es zu ſatyriſch und nicht rein-poetiſch genug iſt. —

Vom Erzähler, der ſich allein zum Ziel geſetzt hat, den gewaltigen Appetit der Leſewelt nach Erzählungen zu ſtillen, iſt der zweyte Band erſchienen, der in der That am innern Gehalt ſchwerer wiegt, als der erſte. Es iſt ſogar vom Hexenmeiſter Hoffmann eine Erzählung darin, der ſich indeß dießmal damit begnügt hat, die Phantaſie nur etwas zu fürchten zu machen, worüber er die Geſchichte ſelbſt beinahe vergeſſen hätte. — Langbein, dem das deutſche Publikum ſchon manche heitere Stunde verdankt (verdanken iſt ein herrliches Wort, ein wahres Bedürfniß für die deutſche Literatur, indem es den Hörer ungewiß läßt, ob man auch wirklich dankbar iſt) dieſer Langbein hat hier einmal in einer ſchwankhaften Geſchichte ſeinen Muthwillen an einem Kleidungsſtück oder vielmehr an den Damen ausgelaſſen, die das Wort davon nicht gern in den Mund nehmen, und wir meinen, es ſey in der That zum Lachen, wie ein ganzes Nonnenkloſter vor dem Kleidungsſtück die Flucht ergreift, doch meinen wir auch, daß mancher hübſche Mund ſich dabei etwas ſäuerlich verziehen wird, und daß der Autor in dieſer Kritik nicht ſo gut wegkommen würde, wenn der Seelige noch lebte, der auf Schein und Anſtand große Stücke hielt. — Conteſſa hat eine Unglücksgeſchichte aus der blutigen Vorzeit bis nahe an die Grenze der Poeſie gebracht, und würde damit, bei der großen Theilnahme, die er erweckt, auch die höhern Anforderungen befriedigen, wenn das traurige immer auch tragiſch wäre, ein Unterſchied, den jetzt beſonders die neuen Tragiker auf dem Theater gern verwiſchen möchten. — Die Erzählung von Tenelli gleicht einem Geräth, das immer wieder auf Auctionen vorkommt, und gar nicht verkommen und verderben will — ſo oft iſt die Geſchichte ſchon durchs Publikum und ſogar über's Theater gelaufen. — Amalie Clarus hat ſtatt eines Kleides nur den Zuſchnitt hingeworfen, wovon ein Theil am Rhein, der andere in Pohlen liegt. —

Der Schloßhüter von Benedicte Naubert iſt der Schwanengeſang der Verfaſſerin, denn ſie ſtarb bald darauf. Ueber 50 Werke ſchrieb ſie, und wollte dem Publikum dafür auch den Dank erſparen — ſie nannte ſich nicht — erſt kurze Zeit vor ihrem Tode wurde ihr Name bekannt. — Von den Beiträgen der Helmina von Chezy und der Wilhelmine Willmar ziehen die erſtern mehr durch den Inhalt, die letztern durch Form und Inhalt zugleich und durch einen rein-plaſtiſchen Styl an. —

Von der Harfe liegt das achte Bändchen als das letzte vor uns, das mit einem wichtigen Beitrage der Benedicte Naubert von uns ſcheidet. Es iſt eine Erzählung von 12 Bogen, die, wenn man ſich erſt durch einige mährchenhafte Fabeleien und zerſtückelte Einzelnheiten hindurchgewunden hat, mit dem kraft- und ſeelenvollen Kern der Geſchichte einen herrlichen, herzſtärkenden, geiſterhebenden Genuß gewährt. — Ein Mährchen von Luiſe Brachmann iſt anmuthig, doch nicht ſehr inhaltreich. — In dem Briefe von Haſſe verſetzt man ſich nach Portugall und verweilt gern mit ihm einen Augenblick in Liſſabon. Uebrigens ſind auch viele Gedichte im Buche, kleine von Haug allein 33. Karl Witte, wahrſcheinlich das bekannte Wunderkind, zeigt in Beſingung einiger Gemählde, daß er auch Verſe machen kann. Unter den übrigen Gedichten findet man hin und wieder ein ſinn- und herzgewinnendes.

Von der Vierteljahrsſchrift: Für müſſige Stunden, enthält das dritte Bändchen manches Gute, z. B. Caſtello, eine Geſchichte von F. L. Bührlen, eine Verführungsgeſchichte, aber nicht gewöhnlicher Art, ſondern aus einer reichen Menſchenkenntniß und tief aus der innern Verwebung der Gefühle geſchöpft. — Eine Erzählung von Reinbeck behandelt mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit das Weltleben mehr nach ſeiner Außenſeite. — An der Legende von Grim iſt beſonders der feſthaltende, nicht verſchwebende, ächt deutſche, anmuthreiche Styl, ein ähnliches Beſtreben an Chriſtian Hohnbaum zu loben. Verwundert findet man auch etwas von Shakſpeare hier, nämlich Pyramus und Thisbe, in kunſtvollen Verſen von J. H. Voß hieher verſetzt.

In dem dritten Bande der Lindenblüthen von Friedrich Kind finden ſich größtentheils ſchon bekannte, in Taſchenbüchern früher mitgetheilte Erzählungen, die indeß auch wohl, zum zweytenmal geleſen, noch Unterhaltung gewähren können. Unter ihnen ſcheint die Gebirgsreiſe vor den übrigen den Vorzug zu verdienen, beſonders wegen der herzlichen, gemüthlichen Einfachheit, womit das Leben eines ehrſamen Tiſchlers in ſeinen häuslichen Verhältniſſen geſchildert wird, welche Tonart und Weiſe dem Geiſte und der Geſinnung des Verfaſſers am meiſten zuſagt und ihn am beſten gelingt. Das Ganze hat etwas bürgerlich-idylliſches, wogegen nur die Erſcheinung des Grafen, der des Tiſchlers Tochter zur Gräfin macht, als fremdartig und nicht zum gezogenen Lebenskreiſe paſſend, abſticht.

Die andern Erzählungen: der Familienbund, die Dornenkrone, und der Weſpenſtich, die ſich in einer vornehmern Welt bewegen, haben im Vortrag eine zu große Breite, eine zu große Umſtändlichkeit oder — man möchte ſagen — zu viel Wortanſtand, womit der Erzähler der Geſchichte ſtatt einer edeln eine ſteife, faſt läſtige Haltung giebt. Die Zeichnung würde oft bedeutender ſein, wenn der Vf. ſie nicht durch zu viele Farben zu verwiſchen pflegte; und zuweilen läßt er ſich ſogar zu einer ganz unzeitigen Mahlerei verleiten, wie z. B. im Weſpenſtich, wo es im ernſten Zuſammenhange bei einem ſchreckhaften Auftritte heißt: „Die gereizte Häſcherin ſuchte den einzigen Zufluchtsort, der ihr offen ſtand. Sie ſchlüpfte in das Thal der reizendſten, jetzt unruhigwallenden Lilienhügel.“

Am fleißigſten wohl von allen Erzählern hat Friedrich Laun in der letzten Zeit für die Unterhaltung des Publikums geſorgt, und man kann nicht leugnen, daß er in der Verknüpfung vieler kleiner Umſtände ſehr geſchickt iſt, daß er durch eine angenehme Lebhaftigkeit, durch eine wechſelnde Regſamkeit im Vordergrunde, durch eine kluge Hinhaltung und allmählige Entwickelung über die öftere Leere und urſprüngliche Dürftigkeit des Gegenſtandes mit einem großen Scheine von anziehender Wichtigkeit zu täuſchen vermag, daß er zuweilen auch die Phantaſie tiefer aufzuregen, ſie mit ſüßem Schauer zu umgeben, und nach und nach in ein Gemählde zu verlocken weiß, dem es nicht an einem ſinnvollen, weitdämmernden Hintergrunde fehlt. Doch gelingt es ihm in der letztern Gattung ſeltener; man wird oft noch die Anlage der Kunſt und das Beſtreben darin gewahr. Jene geflügelten Erzählungen hat er mehr in ſeiner Gewalt; dahin rechnen wir unter den drey zuſammengefügten: das Echo, die Verwundete und die ſchiefe Perücke, die letztere, welche faſt aus Nichts mit großer Schnelligkeit ein luftiges, luſtiges Gebäude aufſteigen läßt. Zu rühmen iſt die Ruhe und Unbefangenheit, womit der Vf.

die Umſtände in ihrem komiſchen Zuſammenhange wie für ſich waltend giebt; doch wurde dieſe ſtille, leichte Laune noch mehr wirken, wenn ſie zuweilen mit einer kräftigern Naivität, und mehr mit jenem Antheile des Geiſtes verbunden wäre, den man Humor nennt. — Zu einer ſchnellen Fahrt ſind auch der gute Genius und die Braut vom Stapel gelaſſen — indeß mit verſchiedenem Glück; bei der letztern hört man die Ruderſchläge zu ſehr, mit der angewandten Liſt wird wohl der Held der Geſchichte, nicht immer der Leſer zur Genüge getäuſcht. Bei dem guten Genius iſt es ſchon mehr auf Characterzeichnung angelegt, die denn aber freilich von der Laune mehr die Ruhe als die Luſt gebraucht; und da ſolche Verführungsgeſchichten, wie hier mit dem Grafen, gar zu oft vorkommen, hätten mit einer reichern Erfindung neue Lügen den Segeln neuen Wind geben müſſen. — Recht mit Luſt und Liebe ſcheinen die drey Tage im Eheſtande gedichtet zu ſeyn, worin die erfinderiſche Liſt einer jungen Wittwe uns allen möglichen Reſpect einflößten — nämlich für den Dichter, der doch — verhüte es der Himmel! — die ſo ſprechenden Züge nicht aus der Wirklichkeit entlehnt haben wird. Kecklich, wie das Ganze, iſt auch der Schluß, der nach den drei Tagen nicht etwa aus der freigebigen Fülle des Dichters zur Beruhigung des Leſers eine neue Hochzeit giebt, ſondern den Erzähler ſeiner Leiden ganz muthvoll ſagen läßt: Ich habe die Luſt zum Heirathen doch nicht verlohren und denke „nun nächſtens einer Frau zu zeigen, daß ich nicht mehr achtzehn Jahr alt bin und meine dreytägige Lehrzeit gute Frucht getragen hat. Ein Bart iſt mir ſeitdem auch und ein Aemtchen geworden, bei dem ſich Frau und Kinder ſchon allenfalls erhalten laſſen. Anfragen um meine Hand können jedoch nur in frankirten Briefen geſchehen, auch werden alle Arten von Unterhändlerinnen hiermit höflichſt verbeten.“

Der geniale E. T. A. Hoffmann hat ſeine in Journalen und Taſchenbüchern zerſtreuten Erzählungen und Mährchen geſammelt, neue hinzugefügt, und giebt nun das Ganze unter dem Titel: Die Serapionsbrüder ꝛc. heraus, wovon in dieſem Jahr (Berl. b. Reimer) der 1. Theil erſchienen iſt. So dankenswerth dieſe Sammlung an ſich iſt, ſo höchlich müſſen wir doch eben die wunderliche, alle Illuſion vernichtende, und ſomit den Leſer wie den Dichter ſelbſt verkürzende, ſerapiontiſche Form (man erlaube uns immer dieſen Ausdruck!) tadeln; in die ſie Hr. H. eingezwengt hat, und für welche Tiek's Beiſpiel im Phantaſus um ſo weniger eine Entſchuldigung ſein dürfte, als gerade dieſes Beiſpiel von allen ähnlichen Verſuchen, Kunſtſchöpfung und Kunſtcritik mit einander zu vermiſchen, hätte abſchrecken ſollen! — Der wahnſinnige Serapion, und der humoriſtiſche Krespel mit ſeiner zarten Tochter möchten übrigens, unſerem Bedünken nach, wohl leicht die intereſſanteſten Geſtalten der reichen Gallerie von Characteren ſeyn, die uns dieſer erſte Theil vorführt, aus welchem wir hier nur das nachfolgende kleine Geſchichtchen herausheben wollen: — In einem kleinen polniſchen Grenzſtädtchen, das ehemals von den Preußen in Beſitz genommen, waren die einzigen deutſchen Offizianten ein alter invalider Hauptmann, als Poſthalter angeſtellt, und der Acciſe-Einnehmer. Beide kamen jeden Abend auf den Schlag fünf Uhr in der einzigen Kneipe, die es an dem Orte gab, und zwar in einem Kämmerchen zuſammen, das ſonſt niemand betreten durfte. Gewöhnlich ſaß der Acciſe-Einnehmer ſchon vor ſeinem Kruge Bier, die dampfende Pfeife im Munde, wenn der Hauptmann eintrat. Der ſetzte ſich mit den Worten: Wie gehts, Herr Gevatter! dem Einnehmer gegenüber an den Tiſch, zündete die ſchon geſtopfte Pfeife an, zog die Zeitungen aus der Taſche, fing an zu leſen, und ſchob die geleſenen Blätter dem Einnehmer hin, der eben ſo emſig las. In tiefem Schweigen bließen ſich beide den dicken Tabacksdampf ins Geſicht, bis auf den Glockenſchlag acht Uhr der Einnehmer aufſtand, die Pfeife ausklopfte, und mit den Worten: ja, ſo gehts, Herr Gevatter! die Kneipe verließ. Das nannten denn beide ſehr ernſthaft: Unſere Reſſource!

Curioſa

ganz eigener Art enthalten die Vorſchläge zu Inſchriften auf Blüchers Denkmahl, die uns ein Herr D. Follenius zum Beſten giebt, und zwar in zwey Zeitungen auf einmal: in Nr. 137. der Elberf. Zeitung, (deren Herausgeber er iſt,) und in Nr. 43. des rhein. weſtph. Anzeigers. Auf der Rückſeite des Denkmahls ſollen die Worte ſtehen: Fürſt von Wahlſtatt — heiſſen dich die Wahlſtätten — Lübeck, Lützen, Bautzen, Ligny; — (wo Blücher — was übrigens ſeinen wohlverdienten Ruhm nicht im Mindeſten ſchmälert — den Wahlplatz nicht behauptete!) Marſchall Vorwärts — Katzbach, Wartenberg, Leipzig, Brienne, Belle-Alliance. — Vater Blücher, Volk und (sic! vermuthlich reden die Steine auch ein Wort mit!) Vaterland.“ — Auf die beiden Seitenwände ſollen ein paar Kernſprüche des alten tapfern Helden kommen, die hier eben nicht in die beſte Geſellſchaft gerathen. — Für die Vorderſeite aber hat Herr Follenius, wie billig, am Beſten geſorgt, denn er ziert ſie mit netto einem Dutzend Reimzeilen, „im Liedermaaße unſers alten hohen Volksgeſanges ....: des Niebelungenliedes,“ in welchen er den ehrwürdigen Feldmarſchall ein Schwerdt hämmern, und es ihn dann, galanter Weiſe, „als deutſche Morgengabe“ irgend einer „Heldenbraut“ verehren, — dann aber ſein „Haupt“ als „ein Lilienbanner der Volksbegeiſterung bei Gottes Roſenfeſte im Adlerſchwung vorſchweben“ — den ganzen Feldmarſchall aber wiederum, „wie aus ehrnem Munde der Schlachtdrommetenklang,“ in Blitz und Schwerdtes ſpringen, und Manchen, im Rechtsſtreit um das Leben, den Spruch nach rothem Recht hart geben, (d. h. einen vortrefflichen Calambourg machen!) und endlich den, der das alles gethan haben ſoll, (alſo Blüchern ſelbſt!) „in des Todes Bücher mit dem Huſarenſtahl ſchreiben“ läßt: „Dem Gebhard Lebrecht Blücher gebührt dieß Heldenmahl!“ — Man ſieht, der geſunde Menſchenverſtand, die Poeſie, und die lapidariſche Stylkunſt werden in dieſer Inſchrift gleicherweiſe dermaaßen befriedigt, daß von der freilich etwas kurzen und tiefſinnigen Göthiſchen wohl um ſo weniger die Rede mehr ſeyn dürfte, als der treffliche Doctor Follenius ſich die Mühe gegeben hat, jene und die Perſönlichkeit ihres Verfaſſers einer Critik zu unterwerfen, welche die entſchiedenen Geiſtes- und Gemüths-Vorzüge des Herrn Doctors nur noch kräftiger ins Licht ſetzt; beſonders indem ſie darauf aufmerkſam macht, daß in der Göthiſchen Inſchrift ſich „dieſelbe, aus jener engbrüſtigen, nun Gottlob abgeſtorbenen Zeit, (die jezige iſt freylich eine hochbrüſtige — mittelſt des Schneiders!) wo Volksleben und Vaterlandsliebe unbekannt geweſen wären, (!) herüberdauerte philiſterliche (Bravo!) Anſicht ausſpreche, daß einzelne Kraftfäuſte und Köpfe die Geſchichte machten, (Hr. Follenius macht gewiß keine!) die in einem andern Göthiſchen Verſe: „Ja, ſo Einer vorwärts rufet ꝛc.“ hervortrete. Wahrhaft rührend iſt uns die zarte Beſorgniß geweſen, „daß das Volk (!) an der Göthiſchen Inſchrift Aerger nehmen, (!) und der Held ſelbſt über deren beſchämende Höflingsſchmeicheley, (!) und über die Entwürdigung Seiner und ſeines Volkes in Zorn entbrennen werde!“ — Wir dürfen indeß nach unſerer Kenntniß des deutſchen Volkes und der Perſönlichkeit des ehrwürdigen Blüchers, den zartſinnigen Critiker über jene Beſorgniß mit Recht, und um ſo mehr beruhigen, als beide Theile zwar ganz leidlich deutſch, aber noch bei weitem nicht deutſchthümlich genug geſinnt ſind, um den geiſtreichen Anſichten des Hrn. Doctors ſo ganz unbedingt beyzupflichten. Im unerwartet-ſchlimmſten Falle aber wüßten wir jedem, von der Göthiſchen Inſchrift in Aerger oder Zornbrand Gebrachten nichts Beſſeres zu empfehlen, als ſchnell ein paar Tropfen jenes inſchriftlichen Aquae Follenii zu nehmen, die ſofort im Stande ſeyn werden, die vollkommenſte gute Laune wieder herzuſtellen.

Nachſchrift.

Indem wir in dem genannten Anzeiger weiter blattern, finden wir in Nr. 43. eine chemiſche Analyſe jenes Wäſſerleins, von einem Hrn. B.d.g. welchem wir, aufrichtig geſagt, etwas mehr guten Humor wünſchen, damit er nicht den zürnenden Ernſt an Dinge verſchwende, die deſſen — nicht werth ſind! —

Populäre Arzneykunde:

D. Ure's (in Glasgow) merkwürdige, wenn auch nicht ohne unwillkührliches Schaudern zu leſende, galvaniſche Verſuche mit dem Leichnam eines durch den Strang hingerichteten Mörders, ſind auch in Hufelands Journ. aufgenommen worden. Die Beſchreibung iſt in der That furchtbar! Alle Muskeln des Körpers geriethen bei den, mit einer Batterie von 270 Paar vierzölligen Platten gemachten, Verſuchen in Bewegung, das gebogene Knie ſtreckte ſich mit Gewalt, die Finger bewegten ſich, die Bruſt athmete, und in dem verzerrten Geſichte drückten ſich die verſchiedenartigſten Empfindungen und Leidenſchaften auf eine dermaaßen ſchreckliche Weiſe aus, daß mehrere Zeugen davon liefen, und ohnmächtig wurden. Nach D. Ure's Meinung hätte, wenn nicht gleich Anfangs bei den Verſuchen das Rückenmark angegriffen und das arteriöſe Syſtem entleert, ſondern vielmehr mit dem Reſpirations-Verſuch der Anfang gemacht worden wäre, der Hingerichtete wieder ins Leben zurückgerufen werden können! Für die Theorie der Wiederbelebungskunde überhaupt ſind alſo dieſe Verſuche, ſo ſchrecklich und das Gefühl empörend ſie auch an und für ſich ſelbſt ſeyn mögen, von der entſchiedendſten Wichtigkeit; aber mittelſt chemiſcher Verbindungen und galvaniſcher Reize ſelbſt Leben ſchaffen zu wollen, (man denke an Weinholds Verſuche!) iſt und bleibt Thorheit.

Der Verfaſſer der Recenſion von *Oſianders: Ueber die Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geſchlechts*, in der *Bibl. d. pract. Heilkunde.* (5. St.) iſt ein gutmüthiger Mann, der es ſich nicht in die Gedanken kommen läßt, daß Hr. O. ſich hier und da wohl nur einen kleinen Scherz erlaubt hat, ſondern der alles für baaren Ernſt nimmt. Scherz aber iſt es wohl gewiß nur, wenn Hr. O. zu jenen Entwickelungskrankheiten auch das *Herrſchendwerden thörigter Moden* rechnet! Wäre dem Rec. auch nur das Factum bekannt geweſen, daß unter einer gewiſſen Armee die Wuth, Schnürleiber zu tragen, (von den anwattirten Gorgen wollen wir gar nicht reden!) binnen 3/4 Jahren dermaaßen überhand nahm, daß, nach den zuſammengeſtellten Angaben der Putzmacherinnen und Aerzte, 725 Individuen davon angeſteckt wurden, ja, hätte er ſich nur der gegenwärtig florirenden altdeutſchen Wappenröcke erinnert, und der unzähligen bebrillten Naſen, — ſo würde er ſofort überzeugt geweſen ſeyn, daß jene Krankheitsbranche ohnmöglich nur eine *weibliche* ſeyn kann, ſondern daß auch das männliche Geſchlecht unter ihrem Fluche nur allzu ſehr leidet. Daß die Jungfrau von Orleans an der *verliebten Melancholie* (melancholia amatoria) gelitten haben ſoll, iſt auch wohl nur ein geiſtreicher Spaß, der ſich jedoch allenfalls aus Voltairs Pucelle rechtfertigen läßt. — Ueber den *St. Veitstanz*, als weibliche Entwickelungskrankheit hat uns unſere Erfahrung bis jetzt noch unbelehrt gelaſſen; es müßte denn ſeyn, daß darunter auch der ſogenannte *Langaus* verſtanden werden könnte, aus welchem ſich jedoch in der Regel nichts weiter entwickelt, als einige Schwindſucht, womit die Erlaubniß, auf einige Stunden alle ſchaamhafte Grazien hintanſetzen zu dürfen, doch etwas zu theuer erkauft ſeyn möchte. Daß übrigens gegen dergleichen Tanz „eine vernünftige pſychiſche Kur ſchwer einzuleiten ſey," wollen wir gern glauben; man komme nur ſolchen tanzenden Pſychen mit der Vernunft! — Unſere paſſirten Dichterinnen und Declamatricen hat Hr. O. offenbar zum Beſten, wenn er den Zuſtand der *Geiſteserhöhung*, der ſich durch „poetiſches Feuer" und „redneriſche Beredſamkeit" auszeichnen ſoll, zu den *weiblichen Entwickelungskrankheiten* rechnet, unter denen er nächſtdem auch der *Romanenſucht* (Vesana ad scenas Romanenses propensio, wie ſie gelehrter Weiſe definirt wird,) eine Stelle angewieſen hat, und der *Feuerluſt*, oder dem Hange, Feuer anzulegen; wobei man übrigens nicht gleich an ſolche Brandfrevel zu denken braucht, die vor die Criminalbehörde gehören, und wobei von verbrannten Städten und Dörfern die Rede iſt, ſondern vielmehr an ſolche, über welche lediglich Amor erkennt, der die ſchönen Sünderinnen gerade um ſo weniger zu ſtrafen pflegt, je mehr Herzen ſie wirklich entzündet haben.

Literariſche Notiz.

Herr *von Schaden* nennt ſeine „*Europa's Wanderer*" eine verwilderte Skizze; und wie in einem verwilderten Garten, mehr Unkraut als Blumen zu finden; ſo dürfen wir ihm auch nicht übel nehmen, wenn er in ſeiner witzloſen Skizze uns nur Kraut und Rüben auftiſcht.

Wem genüget nicht an Stellen, wie folgende:

Wer's juckt im Bauch, der darf nicht ſitzen,
Wenn dir das Glied erlahmt, ſo mußt du ſchwitzen,
Und wenn dich friert, mein Freund! ſo magſt du hitzen,
Ein ſtinkend Ochſenfell — man muß es gerben,
Schlägt Alles fehl, ſo wähl' den Tod — den herben
Die *Eſel* müſſen wie die *Helden* ſterben.

Die Schweden werden ſich recht freuen, wenn ſie den Hrn. v. Schaden ſagen hören:

Ja Fluch! ich ſchreie über jedes Volk,
Das unter ſich nicht einen König findet,
Und feig und ſchwach gar einen Fremdling ruft,
Um ihm das goldne Scepter aufzudringen.

Das däniſche Volksglück erwartet der große Politiker lediglich von einer Heirath; denn er ſingt:

Das alte Haus der Dänen kann ſich heben,
Ich kenn ein ander gutes Mittel noch:
Es dürfen unſ're Fürſten ſich nur wählen
Schnell einen Eydam von dem feſten Land,
Der Muth und Kraft und Ernſt in ſich verbände
Der würd'gen Dänen Stamm vom Loos zu retten,
Das ſeiner unabwendbar finſter harrt.

Und zu den Nationalübeln, welche den Deutſchen zur Auswanderung veranlaſſen, rechnet Hr. v. Schaden unter andern auch:

Die faden literariſchen Bülletins,
Die Schimpfartikel, wie Hr. Kuhn ſie ſchreibt.

Sollte Hr. von Schaden durch Werke ſolcher Art, das deutſche Vaterland nicht in gleichem Grade entwürdigen?

Ueber ſeine Ausfälle auf den verſtorbenen Kotzebue, ſchweigen wir, weil ſie wahrſcheinlich noch zu des letztern Lebzeiten niedergeſchrieben waren, und weil wir vom Hrn. v. Schaden hoffen, daß er ſie jetzt, nach Kotzebue's Tode, nicht würde in die Welt geſchickt haben. Wir wünſchen, daß Hr. von Schaden in dieſer unſerer Vorausſetzung einen Beweis unſers Glaubens an ſeine Rechtlichkeit finden möge.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 19. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Die Schorzburger Aktenſtücke.

(Beſchluß.)

Zur Emporhebung der Getraidepreiſe, meint Herr Baron von Kratzfuß, dürfte eine Vermehrung der Brandtweinbrennereyen nützlich ſeyn, und könnten, zur Beförderung des Abſatzes, vom landwirthſchaftlichen Vereine, Prämien für die ausgezeichneteſten Schnaps Trinker, auf den Grund legaliſirter Zeugniſſe der Ortsvorſtände, ausgeſetzt, und bei Gelegenheit des landwirthſchaftlichen Viehfeſtes, unter angemeſſenen Feierlichkeiten vertheilt werden. Etwanige Ueberſchüſſe könnten mit Nutzen bis zu einem neuen Durchzuge ruſſiſcher Truppen — der doch über kurz oder lang gewiß bevorſtehe — aufbewahrt bleiben.

Ueber die erfreuliche Vermehrung des Schaaf- und Rindviehſtandes läßt ſich der Verfaſſer ſehr ſpeziell aus; nur habe es, ſagt er, dem Landgerichte mit der Zählung der Eſel — deren Cultur bekanntlich den höchſten Gipfel erreicht habe — nicht glücken wollen, weil ihrer zu viel geweſen.

Zur Erfindung des Seidenbaues hat er von Preußen — wo dieſer Bau wegen gleich günſtigen Clima's gedeihlich getrieben werde — einige Kiſten voll guter Eyer kommen laſſen, und die ausgekrochenen Würmer auf die Bäume ausgeſetzt. Nach einigen Tagen haben ſich dieſe auch von allen Maulbeeren entblößt gefunden, und der Berichterſtatter hat ſich ſchon des herrlichen Erfolgs gefreut, den er ſofort per Estafette der Bezirks-Comité angezeigt habe; allein kaum daß dieſe abgefertigt geweſen, hat ſich ergeben, daß die Abfreſſuug der Bäume durch die Schuljungen geſchehen, aus denen ſich deſſen ungeachtet, ſonderlich gute Seide nicht habe haspeln laſſen. „Da übrigens,“ fährt er fort, „die ſtehenden Rubriken der Jahrberichte, die Producte des Thier-, Menſchen-, Pflanzen- und Mineral-Reichs umfaſſen, ſo könnte es — mit unterthänigſtem Reſpecte ſey es geſagt — als eine auffallende Lücke erſcheinen, daß keine für die Erzeugniſſe des Geiſtreichs vorgeſchrieben iſt, wenn ſie auch in den meiſten Berichten leer bleiben dürfte.“

„Zur proviſoriſchen Einführung derſelben wird hier ſchließlich bemerkt: daß der hieſige Apotheker, Magiſtrats-Rathsherr, Landwehr-Bataillons-Zeuchwart, Kirchenpfleger, Großhändler en detail und Weinſchenkwirth, einen herrlichen Kirſchgeiſt abzieht, deſſen ſich der Unterzeichnete mit ſeinem geſammten Amtsperſonal, während der Canzleiſtunden mit vielem Nutzen bedient und von dem er auch bei dieſer Arbeit einen guten Erfolg hofft.“ Um das edle Paßweſen in Deutſchland, auf den eigentlichen Grad ſeiner Vollkommenheit zu bringen, hat der Verfaſſer, um Verwechſelungen zu verhüten, und die Reiſenden einem Jeden kenntlich zu machen, das tatowiren der letztern, in ſeinem Gerichtsſprengel eingeführt. Bei Damen nimmt er, des Anſtands wegen, das Eintupfen, ſoweit es ſeine übrigen mühſamen Dienſte nur irgend geſtatten — in einem abgelegenen Zimmer ſelbſt vor. In Abweſenheit oder andern Verhinderung-Fällen iſt der jüngſte Herr Aſſeſſor ein für allemal ſubſtituirt, ſo daß es zur allgemeinen Zufriedenheit an prompter Bedienung hierin nie fehlen ſoll.

In dem, das Medizinalweſen betreffenden Abſchnitte erwähnt der Herr Landrichter unter andern einer Krankheit, die einen bedenklichen epidemiſchen Charakter annehmen zu wollen ſcheine. Nach dem Urtheile des Gerichtsarztes gehört ſie unter das Geſchlecht der ſchleichenden Zehrfieber, führt aber ſo ſonderbare Symptome mit ſich, daß ſie nach den bekannten noſologiſchen Lehrbüchern, nicht genau claſſifizirt werden kann.

Die allgemeine Diagnoſtik iſt: Nervenſchwäche (languor nervi rer. ger.) Gliederzittern, Abneigung gegen Bier und Fleiſch, Kopfhängen und Muthloſigkeit; es verbindet ſich hiermit bei der Mehrzahl, Steifigkeit der meiſten Exträmitäten und gänzliches Unvermögen, die Arme in die Hoſentaſchen zu bringen. Schreit man die Patienten heftig an, z. B. gieb, gieb! Geld, Geld! ſo bekommen ſie Convulſionen; ja neulich iſt ein, übrigens robuſter, Bauer, beim Anblicke ſeines vertrauteſten Freundes, des Rentamts-Executors Knipperdolling, — der ihn faſt wöchentlich beſucht und aus Freundſchaft ſogar zum Gevatter gewonnen worden iſt — über zwey Stunden in Ohnmacht gefallen. Auf der andern Seite ſey dagegen recht erfreulich, daß ſich bis jetzt unter dem Landvolke noch keine Spur von einem Clairvoyant oder Hellſeher gezeigt habe, und eben ſo verdiene es in mediziniſch-polizeilicher Hinſicht bemerkt zu werden: daß ſeit mehrern Jahren kein Bauer und

Ausgegeben den 19. Aug.

Gewerbsmann an Vollblütigkeit geſtorben ſey, auch keiner mehr an der goldenen Ader leide. — —

Unter den Künſtlern und Gewerken des Scherzburger Bezirks, zeichnet ſich beſonders der Gürtlermeiſter Schnürmann aus. dieſer fertigt Leib-Spar-Gurte für die niedern Staatsdiener und ihre Familien an, durch deren Gebrauch ein ſolcher Beamter mit der ſtärkſten Familie ſehr anſtändig mit 500 fl. Beſoldung leben und noch die Hälfte zur Fundirung der Wittwen-Caſſe erübrigen kann.

Wir hoffen, daß der Mann ſeine Gurte zu billigen Preißen ablaſſen kann, und behalten uns in dieſem Falle vor, zum Beſten ſämmtlicher Subaltern-Beamten in der ganzen Welt große Beſtellungen bei ihm zu machen.

Den Freund Kratzfuß aber erſuchen wir, uns recht bald mit der Fortſetzung ſeiner ergötzlichen Aktenſtücke zu erfreuen. Er läßt den ſogenannten Satyriker Friedrich, und deſſelbigen gleichen, weit hinter ſich, und iſt auf dem beſten Wege, ein zweyter Rabener zu werden.

Correspondance de Bernadotte avec Napoleon.

M. Bail, ancien Inspecteur aux revues iſt der Herausgeber dieſer Correſpondenz. Es iſt eine Zuſammenſtellung deſſen, was von 1810 bis 1814 an officiellem Schriftwechſel vorgekommen, und ſie begreift daher zugleich die gewechſelten miniſteriellen Noten. Der Herausgeber hat eine kurze Nachricht von Schwedens Lage, ſeit Bernadotte's Erhebung auf deſſen Thron vorausgeſchickt. Das Meiſte von der Correſpondenz und das Erheblichſte iſt bereits aus den öffentlichen Blättern bekannt; die Bemerkungen des H. ſind einiger Anführung werth, ob ſie gleich mitunter den Franzoſen verrathen. So hält er ſich z. B. darüber auf, daß Rußland im J. 1812 Schweden das Königreich Norwegen zugeſichert habe; daß heiße wie jener Jäger die Bärenhaut im Voraus verhandeln. Er findet den Traktat von Abo ſehr unpolitiſch für Schwedens Sicherheit, das eine ſo große däniſche Schuldenlaſt auf Norwegen habe übernehmen müſſen. Es wird behauptet, daß die 30000 Schweden und die Rathſchläge ihres Anführes bei Leipzig entſchieden hätten. Nach der Schlacht hätte der Kaiſer Alexander und der König von Preußen Bernadotte auf dem Marktplatz in Leipzig umarmt, und ihn ihren Retter genannt. Auch das will der H. wiſſen, daß Bernadotte den Mächten, welche den Kieler Traktat garantirt haben, erklärt habe, er werde keine Schwierigkeiten machen, (zu Gunſten des Sohnes Guſtav Adolph.) vom Throne zu ſteigen, wenn ihn der Schwediſche Reichstag von ſeinen Eidſchwüren entbinden wolle. (Wir können von der richtigen Politik jener Mächte nicht glauben, daß ſie ſich in den Beſitz fremder Throne ferner zu miſchen geneigt ſeien, da es in unſerer Zeit gilt, für die Ruhe des eignen gehörig zu ſorgen, und keiner ſelbſtſtändigen Nation einen Herrſcher vorzuſchreiben, oder gar aufzudringen. Man höre nur, wie ſich die Franzoſen noch jetzt darüber äußern, daß ihnen keine freie Entſchließung gelaſſen worden. Die Folgen können wir noch erleben. Als alle Mächte von Europa den König Carl Johann anerkannten, haben ſie dadurch erklärt, daß ſeine Berufung auf den Thron aus der freien Wahl der Nation hervorgegangen.)

Wir glauben daher auch nicht an die Sagen des M. Bail über Rußlands Abſichten ſich aus den 3 nordiſchen Reichen Vedetten am Eingange des baltiſchen Meeres bilden, und auch in dieſer Art ſein Uebergewicht vermehren zu wollen. Indeſſen verdient es für die Geſchichte unſerer Zeit einiger Beachtung, daß ein aufmerkſamer Reiſender auch bei andern Nationen ſolche Behauptungen über Rußland öfters zu hören Gelegenheit hat. Man ſehe übrigens auch die Note S. 116 ff. über Rußlands Macht. Ueber die unglücklichen Folgen die Bonaparte zweimal über Frankreich brachte, ruft M. Bail aus: „Was ſind doch die Men„ſchen und die Nationen in den Augen der Ge„waltinhaber? Ohne Zweifel ſehr wenig.“ (Bei ſeinem Herrn Bonaparte am allerwenigſten!)

Zu der Stelle in deſſen Briefe an den Kronprinz, vom 8. März 1811. „Ich kann England „nur durch das Continentalſyſtem zum Frieden „zwingen: der Handel von Rußland und Preußen „kann bei dieſem Syſtem nur gewinnen,“ macht Mr. B. die Note: „Dieſe Wahrheit hat man ſeit„dem in Deutſchland gefühlt, als nach den Ereig„niſſen des Jahres 1814 die engliſchen Fabrikate „Europa überſchwemmten, ſeine Induſtrie und ſei„nen Handel verdarben. Die Leipziger Kaufleute „hatten bis dahin nichts vom Continentalſyſtem „begriffen. Wie viele Leute giebt es nicht die noch „immer ein ſolches blödes Geſicht haben!“ (Jetzt wird der Gegenſtand am Bundestage verhandelt; ob ohne engliſchen Einfluß? wird die Zeit lehren. M. ſ. auch S. 146. n. 1. Soviel iſt wohl gewiß, daß wir nach Aufhebung des Continentalſyſtems, dem vielleicht nur ein aufrichtiger Zweck und eine ehrliche Ausübung ermangelte, groß zu wirken, noch nicht beſſer daran ſind, daß ſich ein Handelsmarasmus, eine Stagnation verbreitet hat, die durch unzähliche Bankerotte beſtätigt werden. Wir haben, ſagt Bail: „die Dekrete von Berlin „und Mailand nicht mehr; aber wir haben bei „jedem Schritte ein Zollhaus; man hat es dahin „gebracht, eine barbariſche Anſtalt zu ſtiften, wo„durch ein Staat den Andern blokirt, gleichſam „als ob die Regierungen jene Schiedmauern wieder „aufrichten wollten, wodurch man in den Zeiten „des Vandalismus die Nationen trennte.“ (M. Bail bedenkt nur nicht das Veſpanianiſche Finanzprincip Lucri bonus odor etc.) Am Ende nimmt der H. mit der Bemerkung über Napoleon Abſchied, daß es erlaubt ſei zu glauben, daß ſeine großen Eigenſchaften und ſeine Handlungen ihm ſeine Fehler werden vergeben laſſen. (Wir bitten uns die Erlaubniß aus, das Gegentheil wenigſtens in Anſehung ſeiner Verbrechen zu glauben. Das größte war wohl ſeine Verachtung der Menſchheit und der Mißbrauch ſeiner Gaben und Gewalt für eigenſüchtige Zwecke.)

Literatur der Küche.

Seit Entſtehung des *Magdeburger Kochbuchs* — welches für bürgerliche Haushaltungen, bei uns wenigſtens, wohl immer das brauchbarſte und nützlichſte Kochbuch bleiben wird — hat ſich die Zahl derſelben ſo unendlich vermehrt, daß man ſicher eine Bibliothek von 5 bis 600 Kochbüchern aufſtellen könnte; denn faſt jede Stadt und jedes Ländchen hat ein eigenes.

Was war ſonſt die deutſche Kochkunſt und was iſt aus ihr geworden? —

Gehen wir nur vierzig Jahre zurück, wie einfach, wie kräftig kochten unſere Großmütter! und wie geſund waren wir dabei! Damals ruhete Seegen und Gedeihen auf der Kochkunſt. Die Hausfrau ſtand würdevoll an dem heiligen Feuer des Heerdes; bedachtſam, mit weiſer Erſparniß und mit Vorſicht bereitete ſie die Speiſen; der Bedürfniſſe für ihre Küche waren wenige, weil ſie auf Vorräthe hielt, die im Ganzen, das heißt: wohlfeil, eingekauft wurden, und die Küche auf lange Zeit verproviantirten. *Ein Gott und ein Gericht*, war ihr Wahlſpruch!

Heut zu Tage ſind leider der Götter und der Gerichte viele geworden; ſeit wir *Damen* am Schreibtiſche, und *Damen* am Spieltiſche, aber wenig Hausfrauen mehr haben, iſt die Küchenwürde ziemlich verſchwunden; an Vorräthe wird nicht mehr gedacht, und vom Küchenſeegen iſt beinahe keine Spur mehr! — Miethlinge ſtehen am Feuer des Heerdes; unbedachtſam mit möglichſter Verſchwendung wird gekocht; die vielen Bedürfniſſe der Küche koſten ungeheures Geld und gleichwohl, was eſſen wir! —

Seit die Franzoſen einen ſo entſchiedenen Einfluß auf unſere Sprache, Sitten, Moden und Kochtöpfe haben, genießen wir eine Unzahl ungeſunder, ſchwer zu verdauender, unkräftiger und zuſammengeſetzter Speiſen, die den deutſchen Magen und die deutſchen Geldbeutel aus einer Krankheit in die andere fallen laſſen. Die Aerzte halten uns, ſo gut ſie können, noch auf den Beinen wenn wir wackeln; ſie ſchicken uns fleißig in die Bäder; wie ſieht es aber um den Geldbeutel aus, wenn wir wieder nach Hauſe kommen?

Durch den Küchen-Luxus und die franzöſiſchen Köche der höhern Stände, haben eine Menge deutſcher Gerichte, z. E. Gallerte, Mus, Würſtchen, Brey, Klöße ꝛc. Gift- und Schmutzbenennungen empfangen, und exiſtiren jetzt als: Gelées, Crème, Sauciſſen, Compot, Marmelade, Pudding ꝛc. in unſern Kochbüchern. Anſtatt der Fleiſchbrühe ließen wir uns die *Bouillon* gefallen, — und wie lange haben wir Bouillon getrunken! Jetzt haben uns auch dieſe die Franzoſen genommen und laſſen uns Jus (Schü) trinken! — Kurz der Franzoſe kocht und unſere Hausdamen wiſſen es nicht einmal! —

In dieſe Betrachtungen waren wir verſunken, als wir das *vollſtändige Handbuch der feinen Kochkunſt des Herrn Singſtock*, vormals Küchenmeiſter des Prinzen Heinrichs von Preußen, durchblättert hatten, und am Ende nicht wußten, ob wir ein franzöſiſches oder deutſches Kochbuch vor uns hätten! Wenn es die Zeit erlaubte, würden wir uns das Reſponſum etlicher Herren Hofmarſchälle darüber einholen.

Doch, verehrteſte Leſer und Leſerinnen dieſes Wochenblatts! ſetzen Sie ſich zu Tiſche und erlauben Sie, daß wir Ihnen aus dieſem Kochbuche ein Mittagseſſen auftragen, wie wir es uns beym Durchblättern eben zuſammengeſtellt haben. Wir wollen 5 Gänge machen:

1) Gensd'arme's Suppe;
2) Eyerkuchen mit Saubohnen, Cotteletts in Hemden und Ueberröcken, Wachteln in Ueberröcken, Heringe in Schlafröcken;
3) drei Ballons! Ballon von Gans, Ballon von Hühnern, Ballon von Kalbslebern;

4) Eine Hammelskeule, als Harlequin;
5) Gurken- und Rebhünerbrod, Butter am Spieße gebraten, Auſternzwieback, Tauſendjahr-Kuchen.

Schmeckts Ihnen? Wir haben lauter deutſche, einfache Gerichte gewählt und keine Leckereien, wie z. E. Teſtickeln von Hähnen, deren Bereitung Hr. Singſtock ebenfalls beſchrieben hat.

Ein Handbuch der theuern Kochkunſt iſt es aber gewiß, und wir rathen den jetzigen landſtändiſchen Verſammlungen vor der Beſtimmung der Civilliſte, in den Hofküchen Anfrage zu halten, ob nach Hrn. Singſtocks Handbuche gekocht werde? Salat iſt eine Nebenſache; was mag aber wohl ein Mittagseſſen koſten, zu welchem Hr. Singſtock folgenden Salat rechnet!

Salat von Fiſchen:

> „See- oder Flußfiſche aus den Gräten und
> „in feine breite Scheiben geſchnitten, in Waſ-
> „ſer, Salz und Eſſig abgekocht, mit Sardel-
> „len, Auſtern, Muſcheln, Scheiben von Hum-
> „mern oder Krebsſchwänzen angerichtet und
> „durchgerührt; Oel, Eſſig und Conkaſſee
> (weißen Pfeffer) übergefüllt und mit Krebs-
> „ſchwänzen (warum nicht auch mit Teſtickeln
> von Hähnen?) garniert."

Köche haben die ſchönſte Gelegenheit die Heroen, oder überhaupt unſere Zeit, durch ihre Kunſt auf die Nachwelt zu bringen. Wäre Herr Singſtock ein deutſcher Patriot, ſo hätte er uns anſtatt der vielen franzöſiſchen Speiſen: à la Richelieu, à la Villeroi etc. auch mehrere Neudeutſche Gerichte aufgetiſcht; z. E. Blücher-Trüffeln, deutſche Bundeskrebſe, Congreß-Dampfnudeln, landſtändiſchen Kohl, Gneiſenauer Karpfen, Dennewitz-Paſtete, Turnſalat, Zopfwürſte, Coſacken-Ragout, geſchnürte Kälberbruſt, Schwarzenberger Waffeln, Katzbacher Klöße ꝛc., und wir erſuchen ihn, bei einer neuen Auflage ſeines Kochbuchs, welche bei den vielen Leckereien, die er in denſelben lehrt, nicht lange außen bleiben wird, darauf Bedacht zu nehmen.

Der Herr Geh. Rath Hermbſtädt hat alle Gerichte dieſes Kochbuchs literariſch gekoſtet, und verſichert in der Vorrede, daß ſich auch in diätiſcher Hinſicht nichts eingeſchlichen habe, was der Geſundheit nachtheilig ſeyn könne.

Herr Friedrich Campe in Nürnberg hat ein practiſches Kochbuch verlegt, welches Frau Margaretha Eliſabetha Klotſchin ihren Mitſchweſtern ohne Rückhalt entdeckt und offen mitgetheilt hat, und von welchen eben die dritte Auflage fertig geworden iſt. Aus dieſem kann Hr. Singſtock noch Manches kochen lernen, was in ſeinem vollſtändigen Handbuche fehlt, z. B. die Bettelmannsſuppe, geſpickte Schnecken zu braten, Krebſe zu kochen, die roth und noch lebendig ſind; (ein Küchenkunſtſtück ſollte billig in Baiern patentirt werden) ſo wie auch die Bereitung des Malicenkuchens und der — Schutzknechte! (lauter böhmiſche Dörfer für Hrn. Singſtock) Dieſes Kochbuch iſt wohlfeil, (16 gr.) einfach; — ohne Rückhalt empfehlen wir es daher allen Hausmüttern.

Das ſchleſiſche Kochbuch iſt wohl nur für Schleſien und ſeine Produkte berechnet. Die Verfaſſerin hat es ihren Landsmänninnen beſtimmt und meint: Es ſei in unſern zum Luxus geneigten Zeiten nicht hinlänglich, daß ein Mädchen die Kochkunſt blos practiſch von ihrer Mutter erlerne ꝛc. (Ei warum denn nicht, muß denn alles höher und höher geſchraubt, muß denn immer feiner und leckerhafter gekocht werden! Eine gute kräftige, einfache Hausmannskoſt, welche die Tochter von der Mutter practiſch lernt, iſt geſünder als alle die faden Leckereien der neuen Kochkunſt, bei welchen man mehr Hunger leidet als ſich ſättiget und mehr von Kräften als zu Kräften kömmt.)

Judenconfect, Flott- und Galanterieküchelchen lernt uns Hr. Eupel, Herzoglicher Gardiſt und Conditor in Gotha, in ſeiner vollſtändigen und gründlichen Anweiſung alle Sorten Backwerk zu verfertigen. (Gotha. Uckert. ⅔ 1819.) Ein delicates Büchelchen das Mancher nicht leſen wird, ohne daß ihm der Mund voll Waſſer läuft. Wir empfehlen es beſonders ganz jungen Eheleutchen, die ſich die Flitterwochen noch mehr verſüßen wollen; denn es enthält wohl ziemlich Alles, was ein ſüßes Mäulchen nur wünſchen mag, welches die Bisquit-Wochen des Lebens vernaſcht und vertändelt.

Einiges über den Gefangenen auf St. Helena.

O Meara, der ehemalige, von Sir Hudſon Lowe plötzlich zurückgeſchickte Leibarzt Napoleons auf St. Helena, hat eine Erläuterung einiger, zu St. Helena, ſeit der Anſtellung Sir H. Lowe's als Gouverneur, ſtatt gehabter Verhandlungen (An Expoſition of some of the transactions etc. London 1819.)

herausgegeben, nach welcher der Aufenthalt auf dieſer Inſel, ſchon der Localität und dem Clima nach, allerdings wohl eben nichts weniger als ein paradieſiſcher für Napoleon ſeyn mag, dem indeſſen vermuthlich das Paradies ſelbſt, wenn er als Gefangener darin zu leben gezwungen wäre, unausſtehlich ſeyn würde. Der theilnehmende Hr. O Meara findet 20,000 Pf. Sterl., (120,000 thl. conv.) welche die engliſche Regierung jährlich zu Napoleons und ſeiner ſämmtlichen Zugehörigen (41 Perſonen) Unterhalt ausgeſetzt hat, zu wenig, beſonders in der Hinſicht, daß auf St. Helena alles „dreymal theurer ſei als in Europa.“ Das auch zugegeben, ſo würde die exkaiſerliche Majeſtät mit ihren 120,000 thl. auf St. Helena noch immer eben ſo gut, und nach Verhältniß noch beſſer leben können, als bei uns mancher Souverain mit 40,000 thl. lebt, von denen er mehr als die Hälfte zu Etikett'-Ausgaben verwenden muß, die ſich Napoleon erſparen kann. Die Sache wird aber freilich leicht erklärlich, wenn man erfährt, daß Napoleons Tafel noch immer kaiſerlich beſetzt und bedient, und das auch in allem Uebrigen ſeiner kleinen Haushaltung der Glanz der ehemaligen Majeſtät möglichſt beibehalten wird. — Der engliſchen Regierung ſoll übrigens, nach Herrn O' Meara, die geſammte Erforderniß für die Bewachung und Unterhaltung Napoleons jährlich mehr als eine halbe Million Pfund Sterling (3,000,000 thl. conv.) koſten; eine Summe, für welche die Ruhe Europa's noch immer wohlfeil genug erkauft iſt, und die ſich — nebenbei geſagt — die Engländer, mittelſt des Handels, vom Continente dreidoppelt wieder erſetzen laſſen! — Die Urſachen zu der zwiſchen Napoleon und Sir Hudſon Lowe ſtatt findenden Spannung ſind zwar meiſt bekannt, die letztere wird indeß allerdings noch begreiflicher, wenn man von Herrn O' Meara z. B. erfährt, daß dieſer vom Gouverneur angewieſen war, ihm von allem, was er in Longwood ſehen oder hören würde, Rapport abzuſtatten, was Napoleon, der dergleichen polizeiliche Kunſtgriffe bekanntlich wie die Sünde haßt, (!) nur noch mehr aufbrachte. Auch war die von Seiten des Gouverneurs den Gefährten Napoleons aufgegebene Weiſung, ihn, in ihren ſchriftlichen ihn betreffenden Eingaben an den Gouverneur nicht Kaiſer zu betiteln, wohl auf keinen Fall dazu geeignet, ein gutes Vernehmen zwiſchen beiden herzuſtellen! Am empfindlichſten aber ſcheinen auf Napoleons Gemüth die beſchränkenden Sicherheitsmaaßregeln gewirkt zu haben, denen ihn der Gouverneur (und, wie wir wiſſen, nicht ohne Grund) unterwarf, und beſonders ließ er ſich durch Bertrand beim Gouverneur über die Anſtellung eines zweiten wachthabenden Offiziers zu Longwood beſchweren, deſſen Perſönlichkeit ihm ohnehin zuwider war. Mehrere für jenen alten, treugedienten Offizier, (einen Obriſtlieutenant Lyſter, perſönlichen Freund des Gouverneurs,) allerdings eben nicht ſchmeichelhafte Ausdrücke, hatten zur Folge, daß dieſer Bertrand auf Piſtolen forderte. Bertrand aber ſchickte ſofort eine Copie des Ausforderungs-Briefes an den Gouverneur, und erklärte ſich unter andern dahin, daß er mit Lyſter, der bloß nach Auftrag handele, nichts zu thun habe; wolle aber deſſen Chef, der commandirende General, etwas von ihm (Bertrand) haben, ſo ſtehe er zu Dienſt; ꝛc. Mit der Abrufung Lyſter's, die gleich am nächſten Tage darauf erfolgte, erledigte ſich übrigens dieſe Differenz ohne weiteres Blutvergießen. — Durch die Entſagung aller Leibesbewegung, zu der ſich Napoleon, aus Verdruß über des Gouverneurs beſchränkende Sicherheitsmaaßregeln, nunmehr ſelbſt verdammte, zog er ſich im September 1817 eine chroniſche Leberentzündung zu, welche Herr O' Meara endlich mit Mercurialmitteln zu heben ſuchte, deren Gebrauch er jedoch, da cathartiſche Zufälle hinzukamen, wieder einſtellen mußte. Das Uebel verſchlimmerte ſich indeß bis zum 10ten Julius (1818) dermaßen, daß O' Meara noch auf Zuziehung eines andern Arztes drang, und es ward dazu ein Herr Stockoe gewählt, der jedoch aus Scheu, dem Gouverneur mißfällig zu werden, nicht mit Napoleon ſelbſt ſprach, ſondern nur vom Grafen Bertrand genaue Auskunft über Napoleons Geſundheitszuſtand einholte, dieſe mit den Angaben O' Meara's verglich, deſſen mediciniſches Journal durchſah, und die Anſichten und das Verfahren O'Meara's als zweckmäßig billigte. Napoleon ſelbſt war zu keiner Aenderung in ſeiner Lebensweiſe zu bewegen; er blieb faſt den ganzen Tag über im Bette; und O'Meara ward endlich, im Gefolge der zwiſchen jenem und dem Gouverneur ſtatt findenden Mißverhältniſſe, die auch ihn nicht frey ließen, am 26ten July 1818. ſeiner Stelle vom Gouverneur plötzlich entlaſſen und nach England zurückgeſchickt, was den Gefangenen nur um ſo mehr erbitterte, da er behauptete, O'Meara — ſeiner eigentlichen Beſtellung nach, Schiffsarzt — ſey ihm von der engliſchen Regierung zu ſeinem Privatdienſt überlaſſen worden, und folglich lediglich von ihm, keineswegs aber vom Gouverneur abhängig, und dieſem zu Rapporten verbunden geweſen. An O'Meara's Stelle ſollte nun, nach Napoleons Wunſch, der obengenannte Stockoe eintreten, ebenfalls ein Schiffsarzt, und als ſolcher auf dem, zwey Stunden von Longwood ſtationirten, Wachtſchiff functionirend. Allein auch hiebei entſtanden Diſcuſſionen. Napoleon wollte Herrn Stockoe, von allen andern Dienſtverhältniſſen befreyt, bey ſich in Longwood haben, und außer allen ärztlichen Rapport-Verkehr mit dem Gouverneur geſetzt wiſſen. Der Gouverneur hingegen äußerte, Stockoe ſey auf ſeinem eigentlichen Poſten unentbehrlich, ſolle aber die Erlaubniß haben, auch außer den regelmäßigen ärztlichen Beſuchen bey Napoleon, dieſen ſo oft zu beſuchen, als dieß beſonders nöthig ſeyn würde; jedoch jedes mal mit mit Vorwiſſen und Erlaubniß des Gouverneurs. Napoleon nahm dieſe Beſchränkung für eine abermalige Beleidigung, ging nun gar nicht mehr aus, und verweigerte Allen, die ihn beſuchen wollten, den Zutritt. Sein Leberübel nahm indeß immer mehr zu, und nach einigen Anfällen vom Schlagfluß trat am 19. Januar dieſes Jahres einer von ſolcher Bedeutung ein, daß die Grafen Monthelon und Bertrand für Napoleons Leben beſorgt wurden, und eilig nach Herrn Stockoe ſchickten, der jedoch erſt nach vier Stunden kam, und durch Anwendung ſchicklicher Mittel zwar die gehörige Hülfe leiſtete, zugleich aber dem Gouverneur auch zu erkennen gab, daß in dieſem Clima eine Entzündung der Leber keineswegs für unbedeutend zu halten, und ein tödtlicher Ausgang derſelben binnen wenigen Tagen leicht möglich ſey. — Dieſer Vorfall hatte für Napoleon die erwünſchte Folge, daß, mittelſt zweckmäßiger Vorſtellungen Bertrand's an den Gouverneur, dieſer ſich bewogen fand, Stockoe's permanenten Aufenthalt bei Napoleon in der Qualität eines eigenen Leibarztes deſſelben, unter gewiſſen Bedingungen zuzugeſtehen, über die eine ordentliche Convention abgeſchloſſen wurde.

Es dauerte jedoch nicht lange, ſo wurde auch Stockoe, angeblich wegen Subordinations-Verletzung, vom Gouverneur ſeiner Stelle entlaſſen, und nach England zurückgeſchickt. In wiefern er ſich dort gerechtfertigt habe, wird nicht geſagt, und wir erfahren nur, daß er mit dem erſten abgehenden Schiffe wieder nach St. Helena geſchickt wurde, wo er gegenwärtig, und bis zur Ankunft des, aus Italien für Napoleon eigens verſchriebenen, Leib-Arztes Automarchi, ſeine frühere Function bey jenem wieder verſieht.

Der Zeitgeiſt.

Dieſen hat Herr Booſt, Landeigenthümer zu Nierſtein, leibhaft erkannt und geſehen und in dem Büchlein: Was waren die Rheinländer und was iſt aus ihnen geworden? Mainz 1819, umſtändlich beſchrieben. Gewöhnlich ſpucke der Zeitgeiſt da, wo das Wohl vieler Völker zu gleicher Zeit gefährdet ſcheine und werde durch das allgemeine Erkenntniß des Uebels und ſeiner Quellen und den heftigen Drang zur Rettung und Beſſerung hervorgerufen. Die Höhern wollten gewöhnlich nicht an ſein Erſcheinen glauben; deſto ſtärker melde er ſich durch ein allgemeines, oft etwas rohes Wollen und Wünſchen, in den untern Ständen, und werde durch Widerſtand unbändiger. Cäſar und Julian ſeyen ein Opfer geworden, weil ſie den Zeitgeiſt nicht verſtanden. Gewöhnlich gehe er zuletzt vom Politiſchen ins Religiöſe über, wie das Chriſtenthum, der Islamismus, die Reformation ꝛc. Der Zeitgeiſt habe den Napoleon herbeigeführt, der aber, als er ſich nicht für ein Mittel, ſondern ſelbſt für den Zweck angeſehen, und nur alles auf kalten Verſtand, und nicht auf Moral habe gründen wollen, von dieſem Zeitgeiſt ſelbſt wieder in den Abgrund geſtürzt worden ſei. (— Wer das 29te Bülletin verlohren, kann es bei Juſtin XXIV. 8. wieder finden.) Nachdem Napoleon wohl eingeſehen, daß er auf der einen Seite dem Volke die Repräſentation, öffentlich von der Adminiſtration getrennte Juſtiz, Gleichheit der Abgaben nicht vorenthalten dürfe, habe er ſich auf der andern Seite durch ſeine Präfecten und Gensd'armenweſen den neuen Adel, die Majorate, die Senatorien, den Nepotismus, durch die Specialgerichte und den Preßzwang ein Gegengewicht zu erhalten geſucht. Seine wenigern, aber auch beſoldeten höhern Beamten mußten verſtändig und kräftig ſeyn — den leiß ausgeſprochenen kaiſerlichen Willen ſchnell auffaſſen und in allem durch ſchleunige Exekution der Welt wieder den pünktlichen Gehorſam lernen, der durch das jammervolle ewige Reclamationsweſen der Inſtanzen ganz vergeſſen war. Daher haßte er alle Collegialität und halbe Reſponſabilität, welche anderwärts oft nur dazu da geweſen, um die Unbrauchbarkeit der figurirenden Provincialvorſtände zu decken oder zu erziegen; das beſte Mittel, ſchlechte Subjecte vom Staatsdienſt zurückzuhalten, ſei ſicher das geweſen, nur wenige bedeutende Stellen zu erſchaffen. Der Militär-Adel habe wenig Neid erregt, weil man täglich geſehen, wie ſehr der Spende dafür das Leben der Bandträger in Anſpruch genommen; dem Civiliſten habe das bebänderte Knopfloch meiſt wenig Achtung verſchafft, weil man ſich dabei eine Beſtechung von oben herunter, oder eine Kriecherey von unten hinauf gedacht. Zu den Zeichen eines verdorbenen Volkes und einer verdorbenen Regierung gehöre es, aber gleichwohl wenn ſie bei ihren Beamten nur den Verſtand, und nicht auch die Sittlichkeit berückſichtige. Betreffend die Kenntniſſe, habe ſich oft eine rohe Praktik zur Erhaltung des Staats nützlicher bewieſen, als eine ſolche Gelehrſamkeit, welche die Kochbücher aller Nationen inne hat, ſelbſt aber keine Waſſerſuppe zuwege bringen können. — Im Staatshaushalt ſei ein ganz umgekehrtes Verhältniß zum Privathaushalt. Dieſer richtet nach Belieben ſeine Ausgaben nach der Einnahme; der Staat aber muß vor allem ſeine Ausgaben reguliren, um hiernach ſeine Ausgaben zu begehren. Neben dem gedruckten Budjet des Staats ſollte man auch das ungedruckte Budjet der geheimen Gemeinde-Caſſe vorlegen. Eine mit der Adminiſtration verbundene Juſtiz gleiche einem armſeligen verwittibten Spießbürger, der neben ſeinem bürgerlichen Hauptgewerb auch noch ſeine kleine Kinder warten und die Hüner füttern ſoll. Die franzöſiſche Juſtiz ſei allerdings zur Finanzquelle mißbraucht worden. Das Machwerk des poſitiven Napoleoniſchen Geſetzes habe das innere moraliſche Geſetz des Menſchen untergraben, die Eide entheiligt, das Leben unſchuldiger Menſchen leichtfertigen Geſchwornen Preiß gegeben und die Prozeßſucht ſo vermehrt, daß die nächſte Generation gewiß dem todten Buchſtaben unverſtändiger Geſetze lieber die Willkühr eines vernünftigen Richters vorziehen werde. Seitdem man überhaupt das Prinzip der Sittlichkeit aufgegeben, ſei man auf die vermehrten der Polizey-Anſtalt, Gensd'armerie und nachgebildeter Conſtitutionen gekommen. So leicht es im Grunde ſei, gut zu regieren, eine ſo ſchwierige Aufgabe bleibe es, eine ſchlechte Regierung, aber ganz unter dem Schein einer guten zu führen.

Was ſolle man aber von Landtagsdeputirten denken, ſagen und hoffen, deren Tauglichkeit nicht aus dem Buch des Lebens, ſondern aus jenem der Steuern entnommen ſei? — Das Bild des Rheinländers ſchildert Herr Booſt ſo: „in ſeiner Kindheit verzärtelt, als Jüngling leichtſinnig, als Mann gedrängt und ohne Sinn für ein anderes Ideal, nur nach dem nächſten Nutzbaren greifend. In der Wirthſchaft habe das Reſultat ſeiner Production und der vermehrte Preis der Güter bewieſen, wie ſehr das kleinere Eigenthum das ergiebigſte und vortheilhafteſte ſei, während anderwärts das Volk durch ſchlechte Inſtitutionen und Indolenz kaum mehr in mittelmäßigen Jahren den gehörigen Bedarf erziele, in ſchlechten aber gar die Gutherzigkeit der Regierung anſprechen müße. Intendanten-Verwaltungen ſtellten gewöhnlich ein Gemälde des böſen Willens, der Habſucht, des Betrugs, der Verwirrung, der Unwiſſenheit und der Etatmalerey dar, verziert mit Guirlanden der Volksregierung. Man hatte ſich Glück zu wünſchen, daß die Rheinlande in ein größeres nördliches (an Preußen und Holland) und kleineres ſüdliches (an Baiern und Heſſen) getheilt worden; dadurch trete Oeſterreich mit Baiern als politiſche Scheidewand zwiſchen Süden und Norden und es ſeyen jetzt in ganz Europa nur noch zwei Tummelplätze des Krieges übrig, die Moldau und das Rheinland von Germersheim bis Oſtende. Preußen aber ſei dadurch aus ſeiner Opoſition gegen Süddeutſchland, und vielmehr zur nothwendigen beſtändigen Defenſion gegen Frankreich gebracht worden. Unrecht thue man dem Rheinländer, wenn man ihn jetzt noch der geheimen Anhänglichkeit an Frankreich beſchuldige; es ſei nur die Vorliebe an einige wenige franzöſiſche Inſtitutionen, die ihm geblieben, und die Furcht, daß er nun dieſe auch noch verlieren ſoll. — Der Rheinländer habe unterdeſſen viel gelernt, ſo daß er jetzt wohl als ein guter Meiſter und Lehrer von ſeinen Brüdern aufgenommen werden dürfte. Nur möge er ſich wahren, dabei nicht in gewöhnliche Schul-Pedanterie zu verfallen, nicht unter deutſchen auf gleichgültigen auswendig gelernten franzöſiſchen Formeln zu beſtehen, und zu behaupten, nachdem er unter den Franzoſen neun Conſtitutionen erlebt, daß gerade die zufällige letzte, die allein ſeligmachende und allervortrefflichſte ſei.

Fragen möchte man wohl auch gelegenheitlich: iſt der Zeitgeiſt adelich? oder iſt der Zeitgeiſt ein Adelsgeiſt? wie es aus den Briefen des Herrn Baron de la Motte Fouqué und des Bürger Friedrich Perthes in Hamburg (Hamb. 1819) faſt das Anſehen gewinnen möchte. Anfangs ſchien es, als wollten die beiden Herrn perſönlich wie ehemals die Horazier und Curiazier einen wichtigen Streit im Namen des ganzen Deutſchlands reden; aber die Schwerdter ſenkten ſich gar bald wieder, nachdem Herr Perthes in ſeiner Gutmüthigkeit einräumt: „der Adel ſei im Ganzen unzerſtörbar und ein Product der Natur; S. 78. Herr Perthes erkenne (das heiße außerhalb Hamburg) einen grundherrlichen Erbadel als nothwendiges Element des deutſchen Vaterlands und der deutſchen Volksnatur; S. 79.

Damit giebt ſich der Freiherr v. Fouqué, den Herr Perthes auch darüber tröſtet, daß ſeine Sachen jezt nicht mehr ſo recht im Buchhandel gehen wollten, zufrieden, und es wird hierauf in Vereinigung mit Rehberg und dem adelichen Reſtaurator Freiherrn von Haller ein Te Deum Laudamus geſungen. Jedoch verſucht in den Anmerkungen ein Dritter den Herrn Perthes, der es ihm gar zu kraus gemacht, darauf einlenken zu laſſen, daß vom erblichen ſo zu ſagen zünftigen Güter-Adel, das perſönliche Ritterthum unterſchieden werden ſollte. — Non vestrum erat, tantas componere lites! —

Bemerkung *).

Man hat zu Königsberg in Oſtpreußen, eine Todtenfeier, auf dem Theater für Kotzebue, nicht ſtatt finden laſſen und des verewigten Dichters Gegner haben wie gewöhnlich dieſe Sache mit edler Begierde aufgefaßt, um das Gerücht zu verbreiten: Kotzebue habe ſich bei ſeiner letzten Anſtellung in gedachter Stadt verhaßt gemacht. — Der Verfaſſer dieſer Bemerkung iſt zu Königsberg in Preußen geboren, und hat dort eine Menge Verwandte und Freunde, von denen er ununterbrochen Nachrichten erhält. Hier iſt die Thatſache in Anſehung jener Todtenfeyer ꝛc.

Das Schauſpielhaus war an dem Abende der angekündigten Todtenfeyer gedrängt voll. Als ſie anfangen ſollte, fing eine Stimme an ſich dagegen zu opponiren; ihr folgten dann mehrere, aber nur wenige. Auf das Geſchrey trat der Regiſſeur hervor und fragte: Was man wolle? — Wieder nur einige Stimmen riefen: „die Todtenfeier ſolle nicht ſtatt finden;“ — und die Wünſche dieſer Schreyer wurden erfüllt. — Das ganze übrige Publikum hatte auch nicht den geringſten Antheil an der Störung. Viele verließen unwillig über ſie das Haus; und der Reſt blieb ruhig bis zum Ende der Verſtellung. — Es iſt alſo nicht wahr, daß das ganze Publikum die Todtenfeyer gehindert habe. Das iſt aber wahr: daß das Publikum durch die Störung im hohen Grade empört wurde, und nur um jeden unangenehmen Auftritt zu vermeiden, ruhig blieb. — Wenn Kotzebue noch in irgend einem magnetiſchen Rapport mit unſerer Erde ſteht, ſo kann er ſich vollkommen über die Störung ſeiner Todtenfeyer beruhigen: denn wenn die Nahmen jener Schreier längſt verſchollen ſind; wird der Nahme Kotzebue noch immer mit Liebe und Achtung genannt werden. —

Was die Beſchuldigung betrifft: Kotzebue habe ſich in Königsberg verhaßt gemacht; ſo iſt dieſe ganz grundlos.

Als er von Königsberg abreiſte, gab die Kaufmannſchaft ihm zu Ehren ein Abſchiedsfeſt — bei welchem er mit allgemeiner und aufrichtiger Theilnahme behandelt wurde. — (Einem Verhaßten giebt man in der Regel kein Abſchiedsfeſt. —) Während ſeines Aufenthalts in Königsberg lebte er ganz ſeinen Amtspflichten, ſeiner Familie, ſeinen Freunden — und ſeinen Arbeiten als Schriftſteller. —

Aus Gefälligkeit übernahm er eine Zeit lang die Leitung des Königsberger Theaters; welches unter ihm natürlich bedeutende Fortſchritte machte; wodurch er ſich den Dank des gebildeten Publikums (nicht aber den Haß deſſelben) erwarb. — Alle, die während der Zeit ſeines Aufenthalts daſelbſt Gelegenheit hatten, ſich ihm zu nähern, und ſeine Familie kennen zu lernen; ſprachen mit warmen Lobe von ſeinem höchſt liebenswürdigen, beſcheidenen und zuvorkommenden Betragen ꝛc.

Dieſes iſt die wahre Schilderung ſeines Aufenthalts in jener Stadt, wie ich es als ganz unpartheiiſch verſichern kann. Zwar werden die Gegner des Verſtorbenen ziemlich ſcheel in dieſen Aufſatz blicken — in Gottes Nahmen! dieſe Herren gleichen den Miſtkäfern in jener Aeſopiſchen Fabel, die aus Neid und anderen dergleichen noblen Leidenſchaften, den Jupiter läſterten! — Den zahlreichen Freunden Kotzebues glaubt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes aber einen Dienſt durch die Bekanntmachung deſſelben zu leiſten.

Die Freunde Kotzebues ſind der Meynung, daß ſeine Feinde, wenn ſie den Verſtorbenen in zwiefacher Hinſicht betrachten, beſonders den Umſtand mehr zu ſchätzen wiſſen ſollten: daß er durch ſein Talent und unermüdete Thätigkeit, gewiß ſehr viel zum Guten und Vergnügen ſeiner Zeitgenoſſen gewirkt hat; Ein Talent, welches — nicht zu erſetzen iſt und von welchem wohl die wenigſten eine Ahndung bey ſich fühlen.

(Nebſt Intelligenz-Blatt No. 2.)

---

*) Eingeſendet.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 20. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Bilderbuch von einer Reiſe in die Levante.

Dieß iſt die wahre Benennung des vor uns liegenden Prachtwerkes, in welchem die 110 Seiten Text eigentlich blos eine Erklärung der 80 lithographiſchen Kupferſtiche ſeyn ſollen. Der Verfaſſer deſſelben iſt der Graf von Forbin, der mit empfindlichem Gemüthe und mancherlei Kenntniſſen dieſe bewundernswürdig ſchönen Länder durchreiſt hat. Sein Weg führte ihn durch mehrere griechiſche Inſeln über Athen nach Conſtantinopel, und von da durch Syrien und Paläſtina nach Egypten. In dem letztern Lande, ſagt er, habe er nur Ruinen von den berühmten Denkmälern des Alterthums vorgefunden, aber vergebens welche von den Staatsverfaſſungen, und geſellſchaftlichen Einrichtungen aufgeſucht; die Säulen ſtünden noch, der Menſch läge aber im Staube; zwiſchen Despotismus und Anarchie bliebe den muthigſten unter dieſen Sclaven kein anderer Schutzort als die Wüſte und keine Freiſtätte als das Grab. — Die neuern Zeiten haben uns zwar ſchon viele, zum Theil höchſt ſchätzbare Beſchreibungen von dieſen Ländern geliefert, und alle Merkwürdigkeiten derſelben ſind in Worten und Abbildungen geſchildert worden; allein dieſe Gegenſtände machen auf jeden Reiſenden einen ganz verſchiedenen Eindruck, und dieſer Eindruck leitet ihn in ſeinen Beſchreibungen; man kann daher allerdings nur durch vielfache Darſtellungen dahin gelangen, ſich einen richtigen Begriff vom Orient zu machen. Der Verfaſſer dieſes Werkes ſagt ſelbſt auf eine eben ſo offenherzige als beſcheidene Art, daß er keineswegs Anſprüche darauf mache durch neue Entdeckungen, durch unbekannte Thatſachen ſeine Leſer belehren zu wollen; ſeine Abſicht war blos, ihnen durch genaue Abbildungen und beigefügte kurze Beſchreibungen eine intereſſante Unterhaltung zu verſchaffen; der Text ſoll blos dazu dienen, die Abbildungen zu erklären und gleichſam als Randgloſſe Nachweiſungen geben, um ſie leichter zu verſtehen. Hierin geht jedoch der Verfaſſer in ſeiner Beſcheidenheit viel zu weit, denn ſo kurz auch der Text iſt, ſo enthält er doch ſo viele geiſtvolle Ideen und eine ſo lebendige, wiewohl äußerſt gedrängte, Beſchreibung von allem, was er geſehen hat, daß man ihn, auch ohne die Abbildungen, nicht ohne wahren Genuß leſen wird. Es iſt auch wirklich eine Ausgabe davon in 8vo ohne Kupfer erſchienen, der es wahrſcheinlich an einem beträchtlichen Abſatze nicht fehlen wird. Um die Darſtellungsart des Vfs. kennen zu lernen, wird es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihnen einige kurze Auszüge aus dieſem Texte hier mittheilen. — Im Tempel der Minerva zu Athen hätte der Vf. mit Entzücken die ehrwürdigen Marmorſäulen geküßt, wenn ſie nicht mit den unbekannten Namen aller Reiſenden, die ſeit mehrern Jahrhunderten Athen beſucht haben, beſudelt geweſen wären. Die ungeheure Zerſtörung dieſer Ueberreſte des Alterthums iſt aber nicht das Werk der Zeit, denn nirgends findet man Spuren davon; der Glanz des Marmors, die Schärfe aller Ecken, die Vollkommenheit der Grundmauern, kurz alle Umſtände vereinigen ſich, um die Zeit frei zu ſprechen und die barbariſche Hand des Menſchen anzuklagen. — Er traf auch zu Athen mehrere ſehr reiche Engländer an, deren wichtiges Geſchäft darin beſtand, Griechenland ſo ſchnell als möglich zu durchreißen. Ferner lernte er daſelbſt einige deutſche und engliſche Künſtler kennen, die ſchon mehrere Jahre lang mit kleinlicher Genauigkeit die Denkmäler des Genie's abzeichneten und abmaßen. Sclaven der Regeln, ſagt der Vf., und der geringſten Launen der Alten, ſchreiben ſie ganze Bände, um einen Fehler von einem Viertelszoll aufzudecken, der vor hundert und mehr Jahren bei dem Meſſen eines Architrabs begangen worden iſt. Auf der Stelle, von wo ſie ihre Anſicht nehmen, bauen ſie ſich ein kleines Häuschen, verliehren ihre Zeit in Unthätigkeit und wohnen acht Jahre zu Athen, um drey Säulen zu zeichnen. Sie bilden unter ſich eine kleine Academie, worin ſie ſich gegenſeitig mit Lobſprüchen überhäuſen, und einer unter ihnen, der das literariſche Fach übernommen hat, ſchreibt in deutſch-griechiſcher Sprache ſchneidende Abhandlungen, um zu beweiſen, daß nach dem Lauf der Zeit die ſchönen Künſte heutzutage nirgends anders mehr blühen können, als in Norwegen, oder bei einigen ſüdlichen Völkern, z. B. den Preußen und Baiern. — Bei der Ankunft des Verfaſſers zu Konſtanti-

Ausgegeben den 26. Auguſt.

nopel wüthete eben die Peſt daſelbſt, und auch das diplomatiſche Corps lief Gefahr, davon befallen zu werden. Der Oeſterreichiſche Internuntius hatte eben ſeinen Sohn daran verlohren, und die troſtloſe Familie hatte ſich zwei Stunden weit von der Stadt entfernt. So viele Theilnahme ſie auch erregte, ſo war doch die Furcht vor der ſchrecklichen Krankheit, die ſich bei ihr eingeſchlichen hatte, noch weit größer; alle ihre Dienſtboten hatten ſie verlaſſen, jedermann hielt ſich fern von ihr und die unglückliche Familie fand in der eigenen Sorge für ihren Unterhalt die einzige Zerſtreuung in ihrem Kummer; zwey volle Monate war ſie gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen und ohne alles Verkehr mit der Außenwelt. Von der Peſt ſelbſt ſagt der Verfaſſer, daß bei dem geringſten Kennzeichen derſelben, bei der leiſeſten Klage des davon Befallenen jedermann vor ihm flieht; der Unglückliche kann ſich ſehr bald nicht mehr aufrecht halten; durch dieſe ſchreckliche Verlaſſenheit überfällt ihn die Angſt des Todes, ehe noch das zunehmende Fieber ihm das Bewußtſeyn ſeiner jammervollen Lage raubt; mit ausgetrockneten Lippen leert er die Waſſerkrüge, die aus Mitleiden, aber mit Angſt und Schrecken, weit weg von ihm hingeſtellt werden, allein nichts kann den Durſt ſtillen, der ihn verzehrt; es martern ihn ſchlafend und wachend ängſtliche Träume, daß er lebendig verbrennen muß, und ſehr häufig gehen auch dieſe Träume in Erfüllung, denn gerade in ſolchen unglücklichen Zeiten geſchieht es öfters, daß Feuersbrünſte ausbrechen, und daß die Flammen alsdann am leichteſten diejenigen Häuſer verzehren, die von allen ihren Bewohnern verlaſſen ſind. — Brände, ſagt der Verfaſſer, ſind übrigens das einzige Petitionsrecht der Türken; ſie benachrichtigen die Regierung von der Unzufriedenheit des Volks, und beſonders haben in den neueſten Zeiten die Janitſchaaren ſehr häufig und auf eine furchtbare Art Gebrauch davon gemacht. — Auf der Reiſe von Jeruſalem durch die Wüſte nach Egypten entfernte ſich der Verfaſſer von der Carawane, um die Ruinen von Aſcalon zu beſuchen, die in einer unermeßlichen Ebene liegen, worin einſt die Kreuzfahrer den glänzenden Sieg gegen den Sultan von Egypten erfochten haben. Die prächtige Stadt iſt noch ganz in ihrem vorigen Zuſtande, aber es wohnt kein einziger Menſch mehr in derſelben; Wälle und Thore, Häuſer und Thürme ſtehen alle noch wie vormals, allein in dem Innern der Palläſte ſpringen dem Wanderer Gazellen entgegen, und die prächtigen Kirchen erſchallen nur von dem Geheul der Schakals; ganze Heerden von dieſen liegen auf allen öffentlichen Plätzen, und ſind jetzt die einzigen Gebieter von Aſcalon. Die Araber halten die Stadt für einen Aufenthalt der böſen Geiſter; ſie behaupten, daß ſie des Nachts oft erleuchtet wäre, und daß man einen Lärm von Menſchenſtimmen, von Pferdewiehern, von Zuſammenſchlagen der Waffen darin hörte. In der ganzen umliegenden Gegend findet man bei dem leichteſten Nachgraben eine Menge von Harniſchen, Panzerhemden, Lanzen und Schilden. Lady Eſther Stanhope hatte angefangen, das Nachgraben nach ſolchen Gegenſtänden ernſtlich zu betreiben, allein der Gouverneur von Jaffa forderte von ihr für die Erlaubniß ſolche ungeheure Summen, daß ſie bald genöthigt war, wieder aufzuhören. Dieſe Engländerin iſt übrigens eine ſehr merkwürdige Erſcheinung in dieſem Lande; ſie bewohnt Syrien ſchon ſeit einer Reihe von Jahren, und hat ſich in der kleinen überaus ſchön gelegenen Stadt Antura, am Fuße des Libanons, häuslich niedergelaſſen. Durch ihre Freigebigkeit und die vielen Wohlthaten, die ſie den umher wohnenden Beduinen-Arabern erweiſt, hat ſie ſich die Liebe derſelben in einem ſo hohen Grade erworben, daß ſie, wie man allgemein behauptet, ſehr geneigt ſeyn ſollen, ſie zu ihrer Königin auszurufen und als ſolche anzuerkennen. Als ſie kürzlich eine Reiſe nach Tadmur, dem alten Palmyra, machte, um die daſigen herrlichen Ruinen zu beſehen, ſo hatten die Araber wirklich die Abſicht, eine Ceremonie mit ihr vorzunehmen, die für eine Krönung einer Monarchin der Wüſte hätte gelten können; allein ſie wurde zum Glück noch im Voraus davon benachrichtigt, und war beſcheiden und klug genug, ſich dieſen ſonderbaren Triumph aufs ernſtlichſte zu verbitten. — Sehr intereſſant iſt die Beſchreibung, die der Verfaſſer von ſeiner Reiſe durch die Wüſte macht, aber der Raum geſtattet es nicht, ſie hier mitzutheilen. Gewöhnlich brach die Carawane Morgens um 3 Uhr auf, und bei Sonnen-Untergang wurden die Zelte aufgeſchlagen, und das Abendeſſen ſogleich eingenommen. Dieſes war ſehr mäßig, und ſobald es vorüber war, ſo ſetzten ſich die Araber, die zur Bedeckung des Verfaſſers dienten, in einen Kreis zuſammen und erzählten ſich Geſchichtchen, wobei an jeden unter ihnen wechſelsweiſe die Reihe kam. Eine ſolche Geſchichte, die bei der Erzählung ganz beſondern Eindruck zu machen und eine tiefe Rührung hervorzubringen ſchien, ließ ſich der Verfaſſer von ſeinem Dolmetſcher nacherzählen, und theilt ſie in ſeinem Werke ausführlich mit. Der Orientaliſche Schmuck der Erzählung und die lebhaften Schilderungen machen zwar einen weſentlichen Theil ihrer Schönheit aus; allein auch von dieſem beraubt und möglichſt ins Kurze gezogen, bleibt ſie noch immer ſo intereſſant, daß unſere Leſer ſie wenigſtens als eine Probe von den Abend-Unterhaltungen dieſer wilden Söhne der Wüſte gewiß nicht ungern hier leſen werden. — Geſchichte von Ismayl und Maryam. In den unaufhörlichen Kriegen der Beduinen-Araber mit dem Gouverneur von Jeruſalem hatten die Truppen des letztern durch einen Hinterhalt einen jungen Scheikh zum Gefangenen gemacht, der ſich durch ſeine Tapferkeit und Kühnheit ſchon vielfältig ausgezeichnet hatte. Es war Ismayl, Sohn Ahmeds, des Oberhauptes eines der anſehnlichſten arabiſchen Stämme in Syrien. Tödlich verwundet wurde er nach Jeruſalem gebracht und in dem Hofe von dem Pallaſte des Gouverneurs auf die Erde gelegt. Da man noch Leben in ihm ſpürte, ſo hoffte der Gouverneur für den einzigen Sohn eines ſo mächtigen Scheikh's ein beträchtliches Löſegeld zu bekommen; er ließ daher Ebn-Temym, den Dollmetſcher aus dem Kloſter des heiligen Grabes kommen, der für einen vortrefflichen Arzt galt, und befahl ihm, den Kranken mit in ſeine Wohnung zu nehmen und ihn nach einer beſtimmten Zeit geſund wieder zu liefern, denn wenn er ihn ſterben oder entfliehen ließe, ſo müßte er es mit ſeinem Leben bezahlen. So grauſam dieſer Befehl war, ſo mußte ſich Temym doch entſchließen zu gehorchen und ließ den Kranken in ſein Haus tragen. Maryam, die ſchönſte unter den Töchtern Paläſtina's, ſaß bei verſchloſſenen und verrammelten Thüren, wie es zu Jeruſalem in allen Häuſern der Chriſten üblich iſt, und erſt als ſie bei wiederholtem Anklopfen die Stimme ihres Vaters erkannte, ſo öffnete ſie den Eingang. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie den lebloſen Körper des jungen Scheikh herein tragen ſah. Aus ihrem ſchönen Geſichte ſtrahlte aber himmliſches Mitleiden, als ſie von ihrem Vater den ihr ſchon bekannten Namen des Unglücklichen erfuhr; ſo jung noch, ſagte ſie, und ſchon hat er ſich ſo furchtbar gemacht! — Sie beſchwor hierauf ihren Vater, ſich des jungen Mannes anzunehmen und alles zu ſeiner Rettung zu verſuchen. Obgleich die tiefe Wunde in der Bruſt tödlich zu ſeyn ſchien, und Ismayl lange ohne Beſinnung lag, ſo trugen doch bei ſeiner ungeſchwächten Jugend die Kunſt des Vaters und die ſorgſame Pflege der Tochter endlich den Sieg davon. Als aber nach einem langen Krankenlager, wobei ſeine Wunde ihn weniger ſchmerzte, als der Gedanke an die Schmach ſeiner Gefangenſchaft, ſeine Kräfte ſich wieder erholten, ſo bezahlte er mit ſeinem Herzen die Schuld ſeines Lebens. Liebe und Dankbarkeit erfüllten ſeine ganze Seele. An einem herrlichen Abend, wo er mit Maryam unter den Sycomoren ihres Gartens ſaß, konnte er ſeine Gefühle nicht länger verſchweigen: „Maryam, rief er aus, du machſt mich meinen Vater und meinen Stamm vergeſſen; zwiſchen dieſen hohen Mauern, wo man ſo wenig vom Himmel ſieht, ſind deine Augen die einzigen Geſtirne, denen ich folgen will. Entweder ſollen meine Gebeine ein leichter Staub werden, mit dem die Winde ſpielen, oder ich will das hochzeitliche Zelt für dich in der Wüſte aufſchlagen; mein Vater und meine Mutter werden dich mit Entzücken erblicken; mein ganzer Stamm wird Ebn-Temym das Gewand küſſen, und die jungen Mädchen werden ſich um die Ehre ſtreiten, den Staub von euern Füßen zu waſchen." Maryam, tief bewegt, gab ihm zur Antwort, daß ſie eine Chriſtin wäre, und daß dieß auf ihr ganzes Leben ſie trennte. „Der Todt, ſetzte ſie in banger Ahnung hinzu, der Todt wird vielleicht weniger grauſam ſeyn."

In der Zwiſchenzeit hatte der Paſcha von Damaskus, um ſich der erpreßten Schätze des Gouverneurs von Jeruſalem zu bemächtigen, dieſem den Kopf abſchlagen laſſen, und einen andern Gouverneur an ſeine Stelle ernannt. Um ſich durch herrliche Geſchenke dafür dankbar zu bezeigen, plünderte dieſer nicht nur alle Klöſter, ſondern auch die reichen Chriſten, Griechen und Juden: zwanzig der letztern ſtarben unter der Baſtonnade; ganz Jeruſalem war in Gährung. Temym forderte deßhalb den jungen Scheikh auf, die Verwirrung zu benutzen und aus der Stadt zu entfliehen; dieſer weigerte ſich aber, es zu thun, weil es ihm und ſeiner Tochter ohnfehlbar das Leben koſten würde, und that vielmehr den Vorſchlag, mit einander zu ſeinem Stamme zu flüchten, indem Temym auch außerdem von der Wuth und der Habſucht des Gouverneurs alles zu befürchten habe. Maryam redete ihrem Vater zu, dieſes gemeinſchaftliche Rettungsmittel anzunehmen, und bei dem arabiſchen Stamme einen glücklichen Zeitpunct abzuwarten. Eben hatte aber dieſer ſeine Einwilligung dazu gegeben, als ſchon Soldaten kamen, die ihn zum Gouverneur abholten. Seine Tochter ſah ihn niemals wieder! Zu gleicher Zeit wurde das ganze Haus geplündert, und die troſtloſe Maryam konnte ſich kaum noch in das Kloſter des heiligen Grabes flüchten. Hier aber erwarteten ſie die ſchrecklichſten Nachrichten. Sie erfuhr nicht nur den Todt ihres Vaters, ſondern auch daß der Gouverneur, dem ihre außerordentliche Schönheit gerühmt worden war, ſie ebenfalls wolle abholen laſſen, um dem Paſcha in ihr eine ſeltene Odaliske anzubieten. Das Kloſter ſelbſt, ſo wie alle noch übrigen Chriſtenhäuſer ſollten gleichfalls geplündert werden; jedermann dachte nun auf die ſchleunigſte Flucht, und für die arme Maryam war nirgends mehr Hülfe und Zuflucht zu finden. Sie redete jetzt Ismayl zu, allein zu entfliehen, weil ſie doch, als Chriſtin, ſeine Gattin nicht werden könnte; ich kann alles ertragen, ſetzte ſie hinzu, „nur nicht den Schmerz, meine Pflichten gegen Gott zu übertreten, und dich umkommen zu ſehen.“ Ismayl weigerte ſich ſtandhaft, ſie zu verlaſſen, und alle ihre Vorſtellungen, die Erinnerung an ſeinen Vater, an ſeinen Stamm waren vergebens. „Weiſt du denn nicht, rief ſie endlich aus, daß ich dich nicht überleben könnte?“ — „So werde ich wenigſtens vor dir ſterben,“ gab er zur Antwort. In der Angſt ihres Herzens, und um Ismayl zu retten, willigte ſie endlich ein, mit ihm zu entfliehen; ſie flehte zur heiligen Jungfrau, ihr zu verzeihen, und wenn ſie ſtrafbar wären, nur ſie allein zu ſtrafen.

Es war kein Augenblick zu verlieren; bei einbrechender Nacht flohen ſie auf heimlichen Wegen aus Jeruſalem. Wie ſollte aber Maryam, die, wie alle Frauen des Orients, an eine ſitzende Lebensart gewöhnt war, gegen 10 Stunden Wegs ohne Lebensmittel über rauhe Gebirgswege gehen können, um jenſeits derſelben ein von der Sonne durchglühtes, bewegliches Sandmeer anzutreffen? der Liebe ſcheint alles möglich. Auf der Hälfte des Weges war Ismayl eine mit Dattelbäumen umringte Quelle bekannt, wo ſie ſich erlaben könnten, und im Nothfall wollte er ſie Streckenweit tragen. Die reinſte Unſchuld umhüllte Maryam mit ihrem jungfräulichen Gewande, und erfüllte ſie mit dem frommen Vertrauen zu Ismayl, dem ſchönſten Reize der erſten Liebe. Sie flohen, allein bald waren ihre Kräfte erſchöpft und ihre zarten Füße von Steinen und Dornen zerriſſen; Ismayl trägt ſie. Ueber die Gebirgswege kamen ſie noch glücklich hinüber, aber in der Sandwüſte, wo nirgends ein Baum, eine Staude ſie gegen die Gluth der Sonne ſchützte, war Maryam ausgetrocknet vor Durſt, und unfähig, einen Laut über die Lippen zu bringen, auf dem glühenden Sande niedergefallen. Auch dem nur erſt geneſenden Araber entſchwanden ſeine Kräfte, und er verzweifelte jetzt ſelbſt, die väterlichen Zelte mit ihr zu erreichen. Nur der Gedanke: ſie ſtirbt für dich, flößte ihm neuen Muth ein; die Quelle war nicht mehr ferne; er trug Maryam; aber nur wenige Schritte davon fiel er zur Erde, und beide lagen ohnmächtig auf dem Sande. Ismayl erholt ſich zuerſt wieder, ſchleicht vollends zur Quelle hin, und erfriſcht Maryam. Einen Tag und eine Nacht erholen ſie ſich hier unter den Dattelbäumen; er ſelbſt erlangt bald wieder ſeine Kräfte, aber der Tochter Jeruſalems ſind ſie auf immer entſchwunden. Um nur ihn zu retten, treibt ſie zum Aufbruch; er nimmt Waſſer mit und Datteln, um zuweilen ihre ausgetrocknete Bruſt zu erquicken, und ſo gelangten ſie endlich zu den erſten Zelten von Arabern, wo ſie Stutenmilch und Brod, unter der Aſche gebacken, zur Stärkung erhielten. Ismayl erfuhr hier die Nähe ſeines Stammes; er flog voraus, um ſeinem Vater Nachricht zu bringen und ein Kameel zu holen. Bald kam er wieder: „faſſe Muth, meine Schweſter,“ rief er ihr ſchon von ferne zu, „mein ganzer Stamm erwartet dich, ich will dir einen Vater wieder geben.“ Sie wurde bei ihrer Ankunft daſelbſt als die Lebensretterin des einzigen, geliebten Sohnes und Bruders mit Entzücken empfangen, aber der Todt hatte ſchon ihr Herz gebrochen. Alles wurde aufgeboten, um dieſes köſtliche Leben zu retten. Ismayls Mutter und Schweſtern wetteiferten in liebevoller Pflege, aber alles war vergebens; alle Wurzeln, die dieſer zarten Blume Lebensſaft zuführten, waren abgeſchnitten; der Tod ihres Vaters, eine erſte Liebe, Religionsſcrupel, dieß alles zerſtörte den Keim ihres Lebens. Maryam's reine Seele erhob ſich bald zu ihrem Schöpfer empor.

Der alte Scheikh ließ in einem tiefliegenden Dattelwäldchen die ſterbliche Hülle der chriſtlichen Jungfrau beiſetzen, und ſteckte das Kreuz, das ſie ſtets auf dem Herzen getragen hatte, auf ihr Grab. Ismayls Schmerz war ſtumm und thränenlos; er nahm keine Nahrung und ſprach kein Wort mehr. Am Abend des dritten Tages war die Sonne mit einem blutfarbigen Kreiß umringt, und der ganze Himmel war gelb; die Vögel flogen ängſtlich dicht auf der Erde hin, und die Palmen ließen ihre Zweige hängen; tiefe, ängſtliche Stille herrſchte in der Natur, und auch die einzelnen Klagetöne der Thiere kündigten die Annäherung des furchtbaren Samums an, dieſes Verderben bringenden Windes, des Schreckens der Wüſte. Ismayl allein ſah ihm lächelnd entgegen; er umfaßt das Grab ſeiner Geliebten; „ich komme,“ ruft er ihr zu, „meine Kette wird zerbrochen; bald ſind wir auf ewig vereinigt.“ Von Oſten her nähert ſich eine röthliche Wolke und bald durchwühlt der furchtbarſte Sturmwind die ruhige Wüſte. Die höchſten Datteln werden entwurzelt, unermeßliche Sandwellen ſchlagen an einander zuſammen, und einige Minuten reichen zu, um das ganze Thal mit Bergen zu überſchütten. In dieſer furchtbaren Zerſtörung verſchwindet Ismayl. Ach, derjenige, zu dem das Flehen bekümmerter Herzen ſich ſchneller erhebt, als die Weihrauchdämpfe in den heiligen Tempeln, derjenige, der die geheimſten Gedanken der menſchlichen Herzen richtet, hat ohne Zweifel dieſe beiden ſchönen und reinen Seelen in den Wohnungen der ewigen Freude vereinigen wollen.

(Der Beſchluß folgt)

Brocken aus dem Hammelburger Converſations-Lexicon.

Der rühmlich bekannte Verfaſſer der Reiſe nach Hammelburg, liefert hier ein Probeheft, dem man wohl gerne mehr Hefte nachfolgen ſehen wird. Ein beſonderer Zufall unterbrach ſeine Reiſe, wie er ſagt, und das Begegnen des Herrn Brockhaus, und eines Wagens mit einem Ballen von Macklots Nachdruck des Converſations-Lexicons brachte unſern Reiſenden auf die Idee, ein Hammelburger Converſ. Lexicon zu ſchreiben, und ſo gleichſam mit dem Pferde, um das ſich die beiden Herren aus Sachſen und Schwaben ſtreiten, als ein Dritter unpartheiiſch davon zu reiten.

Von der Ausführung werden unſere Leſer gern folgende Proben in unſerm Blatte leſen. Mir, der ich nur wegen des Leſens, aber nicht wegen des von Kadmus erfundenen und vom Herrn Dechant Stephani zu Gunzenhauſen verbeſſerten leidigen Buchſtabenleſens, ſondern wegen des Noachitiſch Bachanaliſchen Wein- und Traubenleſens nach Schweinfurt gekommen, ſtand eine ſolche polizeyliche Hege und Schonung durchaus nicht an, und verlangte ich vielmehr zu wiſſen, ob ich nicht lieber ganz und gar wieder zurück geben könne. Das Wörtlein zurückgeben war meinen Lippen kaum entſchlüpft, als ſich der ganze Senat ſtumm zur Erde verbeugte, und auf ein Zeichen, das der Stadtthürmer gegen die vier Schweinfurter Himmelsgegenden machte, in den Kirchen das Geläut der großen Glocken, aus allen Fenſtern mit gefüllten Eilfer-Flaſchen ein Lebehoch, auf den Gaſſen der Chorſchülergeſang: Nun danket alle Gott, erſchallte, und Piſtolen und Pulverfröſche in den Gärten und Bergen krachten. Die Urſache, wie man mir auf mein nicht geringes Erſtaunen hierüber erklärte, war ich ſelbſt, nemlich weil ich das heilige Wort, das Geheimniß der Menſchheit, die Reichs- Kreis- Land- und Stadtparole, zurückgeben, ausgeſprochen. Durch dieſes Wörtlein ſey ich nun zu einem Eingeweihten, Liebling des Himmels, Reichsvertrauten, und Landesvertreter geſtempelt. Denn in allem, was rückwärts gehe, liege eine gewiſſe Milde, Zartheit und Billigkeit, die ſich ſo ſchön in unſern menſchlichen Rückſichten, desgleichen in der ſokratiſchen Lehrart auf den Rücken ausdrücke. Man müſſe ſich jetzt zwar noch begnügen, nur einzeln und theilweiſe, wie ein kluger Kutſcher und Salzlieferant, auf Rückfuhren zu denken, aber es werde ſchon noch einmal ein ganz großer Chriſtoffel und neuer Meſſias kommen, um unſer übernaſenweiſes herumſchweifendes, und jetzt ſogar nachtwandleriſches Menſchengeſchlecht, auf einem Hauptſchub in das Krebsparadies zurück zu transportiren. —

In gegenwärtigen Bogen erhält der geliebte Leſer (die Autoren verlieben ſich gern in ihre Leſer) Ankündigung und Probebogen, die in zwangloſer Folge, etwa ſo, daß meine Ideen nach dem Tag ihrer Geburt zu ſitzen kommen, fortgeſetzt werden ſollen, inſoweit nemlich als geſcheute Leute angefangene Sachen fortzuſetzen mit Billigkeit anzuhalten ſind. Ich rechne zwar wenig auf Dank, ausgenommen bey der edlen deutſchen Bundesverſammlung in Frankfurt, die alle Vorträge ihrer eigenen Herren Abgeordneten, und auch die eingeſendeten Werke der verehrlichen Herren Autoren, wie es ſich von ſolchen wohlerzogenen Staatsmännern erwarten läßt, jederzeit mit einem zierlichen Remercis, Kuß der Hand und kanzleyſtylmäßig wohlgeſtellter Danknehmigkeit empfängt, und den Grund gelegt, daß aus den Bundestags-Protocollen extractionaliter, das heißt ausgezogenermaßen eine deutſche Encyklopädie und Literaturzeitung abgezogen werden kann. —

Am ächteſten hat ſich die Converſation in den oberſten Logen der vornehmen Geſellſchaft erhalten, jedoch mit dem weſentlichen Charakter, daß es bey dieſen Unterhandlungen nicht auf die Sache, ſondern nur auf den Ton ankommt, und nicht auf den Zuſammenhang guter Gedanken, ſondern nur der guten Familien, die man aus den Adelsmatrikeln, wie die reinen lateiniſchen Wörter, zum Unterſchied der gemeinen Barbarismen und Solöcismen, aus einem Ciceronianiſchen Schlüſſel (daran die Kammerherrn-Schlüſſel) erkennen mag. Daraus folgt, daß in eine gute Geſellſchaft nicht wie in Noahs Arche alle Thiere, ein Männlein und ein Fräulein, ſondern nur die antidiluvianiſchen, hofmäßigen, l'homberfeſte, und theewaſſerdichte Menſchen und Enakskinder eingehen können, und wäre nur zu wünſchen, weil dieſe doch nicht ſammt und ſonders mit Orden und Bändern ſigillirt und plombirt ſeyn können, daß ſie der Welt ſogleich mit irgend einem andern Zeichen, etwa mit Converſations- oder Conſervationsbrillen auf der Naſe kennbar wären.

Es iſt aber nicht genug, daß man bey einer guten Geſellſchaft und Converſation den Ton beobachte, ſondern man muß auch den für jeden Gegenſtand eigenen Zeittact halten. Denn es liegt von ſelbſt ſchon in der Natur jeder Sache, wie viele Augenblicke, Tage oder Wochenlang ſie mit Anſtand den Stoff einer vornehmen Unterhaltung abgeben darf, oder binnen welcher Zeit ſie, wie ein abgetragenes Hemd, Schnupftuch, Ballkleid oder eine Beſchuhung gewechſelt werden muß, ſo ferne man nicht in eine ſchmutzige Gemeinheit verfallen will. —

Kurzer Geſellſchafts-Thermometer und Gradmeſſer.

Converſationsdauer über einen unglücklichen hülfswerthen Menſchen = 1. Strich unter Null

von einer edlen Handlung = 1. Strich über Null

von einer Feuersbrunſt . .	1 Tag
von einem Theaterſtück . .	2 Tag
einem Mord	3 Tag
einem Bankrut . . .	4 Tag
einem Roßmarkt und Treibjagen	8 Tag
einem Ball paré . . .	8 Tag zuvor 8 Tag darnach
einer neuen Organiſation .	10 Tag
einer Eheſcheidung . . .	14 Tag
einem Pasquill . . .	15 Tag
einem Miniſter-Wechſel .	20 Tag
einer neuen Garde-Uniform ohne Achſelband . . .	24 Tag
mit Achſelband . . .	31 Tag

Die Stände und ein Stand kommen doch offenbar her vom Wort Verſtand, wenn man nur etwas davon wegnimmt, und man hat richtig erwogen, wie der Apoſtel ſchreibt, daß wir itzt nicht mehr Kinder ſind, und uns wägen und wiegen laſſen dürfen von allerley Wind der Lehre, durch Schalkheit und Täuſchung der Menſchen. —

Diodor ſelbſt iſt nicht klar darüber, ob es unter den 70 Königen des Manethons, davon jeder nur einen Tag regiert, aber jeder das Beſte vom Volk gewollt, auch eben ſo verſchiedene Konſtitutionen, und welche? gegeben. Dem ſey aber wie ihm wolle, eine Konſtitution, wie mich bedünkt, kann allen alles ſeyn; z. B. ein Kirchenfeſt, das mit Gloria in Excelsis anfangt, wo denn die Miniſter aus ihrem Budget das Confiteor, die Ausſchüſſe das Credo beten, und nachdem man zum Opfer gegangen, die Gemeinde Kyrie eleyson ſingt. Nicht minder möchte ich die Stände den herrlichen Geſchöpfen der Turteltauben vergleichen, welche die Gliederſchmerzen des Hausvaters an ſich ziehen und ſtatt ſeiner verbrüten.

In Italien iſt der Name der Richter ſo ſchön bedeutend, Auditoren, d. i. Anhörer, nicht Abweiſer oder gar Hinauswerfer, oder Brumbär, oder Murmelthier, das die Akten in ein Loch ſchleppt und darüber einſchläft und erſtarrt, ſo daß man am Ende keines von beiden mehr finden kann. (Urtheilsfinder kann man die Richter auch nicht mehr nennen, wir vor Zeiten. Denn ſie ſuchen die Urtheile oft mit ſo ſpitzfindiger Gelehrſamkeit, und hiſtoriſcher Grübeley, daß ein ſolches Urtheil ein wahres Kunſtwerk vorſtellt, wenn man die Anwendung auf den gegebenen Fall abrechnet.) —

Von den Philoſophen hat ſich der Souverän von Knipphauſen erklärt, wegen Beſchränktheit des Raums nur diejenigen annehmen zu können, deren Syſteme wenigſtens drey Jahre lang als die einzig richtigen in Deutſchland gegolten hätten, und dabey von niemand verſtanden worden wären. Daher müſſe er ſich auch von denſelben als künftige, wegen Unverſtändlichkeit ihnen doch unnütze Sprecher, verbitten, woraus in der Herrſchaft nur bedauerliche Barereien entſtehen könnten. Ohnedem habe ein alter Kaiſer von Knipphauſen das von Diodor aufbewahrte Indianiſche Geſetz angenommen, daß Philoſophen, deren Prophezeihungen fehlgeſchlagen, auf ewig das Maul halten müßten, gemäß dem berühmten Sprichwort: Si tacuisses etc.

Geſetzgebung.

Manchen ſchmecken täglich neugebackne Geſetze wie ein heißes Brod, die alten aber wie kalte Paſteten. Mir aber, die Sache hinüber und herüber betrachtet, kommt es auf alle Geſetze ſammt und ſonders nicht ſoviel an, als man gemeiniglich da aus macht, ſobald es uns frey bleibt, durch Verträge anders und beſſer zu beſtimmen, wie wir es gehalten wiſſen wollen. Man ſollte einmal auf 25 Jahre lang alle Geſetze ganz und gar aufheben, und aus dem; wie es in dieſer Zwiſchenzeit von geſcheuten Leuten freywillig gehalten, verabredet, gütlich verglichen und ſchiedsrichterlich ausgeſprochen worden, würde das neue Geſetzbuch der geſunden Vernunft von ſelbſt hervorgehen. (Schwerlich würde man da ſo lange zu warten haben, als Einige aus der rechtshiſtoriſchen Schule wollen, damit ihr Zeitvertreib mit den Varianten und Sylben noch nicht geſtört werde.)

Hypothekenweſen.

Die Römer in ihren Zunft- und Volksverſammlungen haben ſich wenig darum bekümmert, den Wucherern und Geldleihern durch Hypothekenordnungen noch weichere Haſenneſter zu bauen, wo ſich immer ihr altes Geld mit dem neuen hätte friſch begatten, und eine Zinſenbrut nach der andern auskriechen können; ſondern um die armen Schuldner, welche verzweifelungsvoll von ihren heilloſen Wechslern und Borgern auf den heiligen Berg getrieben wurden. Wie ich nun mit einer neuen Hypothekenordnung fertig war, fand ich zu meiner Verwunderung, daß ich, ohne zu wiſſen wie, das vortrefflichſte Luſtſpiel gemacht, in welchem ſich die herrlichſten Verwickelungen und ein ganz unvorhergeſehener Ausgang ergeben; die Verwickelungen, durch eine Unzahl von Arbeiten, welche den Gerichten in Regulirung der Hypotheken zugehen wird, ſelbſt in dem Fall, daß man die Berichtigung des Beſitztitels immer ſo ſchnellfüßig überſpringen kann; womit es endlich vor lauter Hypotheken-Regulirung, wenn wir nicht etwa gar neue Hypothekenräthe mit einigen Ingroßiſten-Brigaden erhalten, ſtatt fiat Justitia heißen dürfte: Justitium! Den ſchönen luſtigen Ausgang aber wird man in der Ueberraſchung finden, daß die neue Hypothekenordnung ſtatt den Kredit zu heben, und zu befeſtigen, ihn binnen einem weiten Umfang erſchüttern und niederwerfen würde. (Wenn wir Deutſchen die vervielfältigten Kautelen des Argwohns und des Hangs zum Betrug der weſtlichen Nachbaren nachahmen, ſo werden wir bald auch die Verderbniß des Charakters nachfolgen ſehen.)

Wohlthätiger als alle Hypothekenordnungen, und ohne welches ſelbſt dieſe ein Traumbild bleiben würden, iſt eine *gute* und *ſchleunige* Rechtspflege, dieſe engelmäßige Gott und Menſchen wohlgefällige Muſik, aber nicht in verbiſſenen und verſchluckten welſchen Kammer-Tönen, ſondern deutlich, verſtändlich und öffentlich ausgeſprochen, mit *dem feſten Takt der Execution*, und *Hinweglaſſung* der tauſendfachen widerlichen Appellantentriller. (Wenn nur der gelehrte Widerwillen wider eine ſchleunige Rechtspflege der Juſtiz nicht in die Arme fallen wollte!)

Das Looſen.

Es iſt jetzt das Looſen und Lottoſpielen ſo tief in unſere Nationalität eingedrungen, daß es aus dieſer gar nicht mehr ausgebeizt werden kann. Wir heben zu Abwendung des allzugroßen Andrangs, unſern Vaterlandsvertheidiger aus *durchs Loos*; wir vertheilen die Gemeindegründe *durchs Loos*; wir zahlen die Staatsanlehen heim *durchs Loos*; wir verkaufen überſchuldete Rittergüter, Wirthshäuſer, Pferde und Meerſchaum-Pfeifenköpfe *durchs Loos*; wir entſcheiden zweifelhafte Deputirtenwahlen und ihre Sitze durchs Loos; wir vertheilen die Kirchſtühle nach dem Loos; und feuern auf der Schießſtätte nach dem Loos. Auf allen Reſolutionen und Decreten ſtehen auswendig und inwendig Nummern, wofür man bey den Sportelcollecteurs die Einſätze erlegt; auf unſern Häuſern, auf den Meilenſteinen, woraus man aber meiſtens gar nicht kommen kann; auf den Monturen der Soldaten, auf den Schenkeln der Pferde, an den Bäumen im Hofgarten, in den Nelkentöpfen, Kartoffelfeldern, an den Logen, Wirthszimmern und Bleichzipfeln, hängen, ſtecken und ſtehen die Nummern. Jedem Menſchen iſt ſein eignes Loos beſchieden; wie ſollte denn das herauskommen, wenn man die Lotterien aufheben wollte?

Das Evangelium will, man ſoll ſeinem Bruder vergeben nicht ſiebenmal, ſondern ſiebenzigmal; alſo muß ein Lottoſpieler nicht bös werden, wenn er ſiebenzigmal nicht herauskommt; dagegen wirds ihm ja auch ſiebzig und hundertfach erſtattet. Wenn auf den Altar des Vaterlands Opfer gebracht werden müſſen, ſo ſieht Gott hauptſächlich gern die Schärflein der Wittwen, der Dienſtboten, der Hausarmen, nicht der Reichen und Großen, daher ſich dieſe auch mit ihren *dem Himmel minder gefälligen Opfern* nicht zudrängen, ſondern in *beſcheidener Steuerfreiheit und Exemtion* gern zurückziehen. —

Ich für meinen Theil hätte ſchon einen Einfall, der mir bereits in ſeiner erſten Blüthe außerordentlich wohl gefällt, von dem aber doch noch die volle Reife abzuwarten iſt. Ich ſetze nämlich voraus, daß es ungefähr 500 Kammerherren gebe, wiewohl der Hofdienſt mit dieſer kleinen Anzahl in die Länge nicht zureichen kann. Nun ſoll man alle 500 Kammerherren numeriren, und das Publikum nach Belieben darauf wetten laſſen, welche 21 unter ihrer Geſchäftslaſt zuerſt erliegen und im Herrn entſchlafen werden. Auf dieſe Art verbindet man das Lotto mit dem Spiel Ein und zwanzig. Die Spiel-Einſätze werden ans Oberſt-Kammerherren-Amt geliefert, und je nachdem Einer die 2. 3. 4. 5. oder gar alle Kammerherren, welche im nächſten Jahr abgehen, und vollends gar in den Ternen, Quaternen, Quinternen Ordnung erräth, wie ſie im Abgang ſich folgen, der zieht aus der nämlichen Oberſtkammerherrencaſſe ſeine entſprechenden Gewinnſte. Zu noch größerer Erſparung könnte man die ganze Anſtalt, in der Hauptſtadt und in den Provinzen, unentgeldlich durch lauter Kammerherren verwalten laſſen.

(Beſchluß folgt.)

Friedrich der Große, iſt gar der Uebergroße.

Gegen die Bemerkungen des Grafen von Schmettau über den Feldzug von 1778, vorzüglich aber gegen die Denkwürdigkeiten des Herrn von Dohm, iſt Herr Carl v. Seidl, Königl. Preuß. Major außer Dienſt, mit einer Schrift: Friedrich der Große und ſeine Gegner. Gotha und Erfurt 1819. in die Schranken getreten, worin der Vf., ſonſt ein thätiger Militärſchriftſteller, der beinahe etwas zu umſtändlich und breit über den alten Fritz in gar nichts mit ſich abhandeln laſſen, vielmehr denſelben den Uebergroßen benannt wiſſen will, dem aber doch ſeine Brennen in allen Stücken würdig geweſen ſeyen. Sehr naiv lautete ein Schreiben des Königs im Jahr 1784. an einen Lieutenant Grafen Kayſerling: „Obgleich in meinen Staaten ein Lieutenant mehr iſt, als ein Kammerherr, ſo hab ich doch für gut befunden, Euch noch dieſen Titel zu ertheilen, in der Abſicht, Euch den Weg zu einer neuen Laufbahn zu eröffnen.“ Als der junge Graf übermäßig dafür dankte, verwieß es ihm der König, daß er um ſolcher Hirngeſpenſte willen (Titre Chimerique) ſo außer ſich gerathen. Eine Kabinetsordre vom 28. Jan. 1778 lautet alſo: „Er. M. befehlen, wenn es gegen das Frühjahr nöthig ſeyn ſollte, das Feld-Proviantweſen für die Schleſiſche Armee zuſammenzubringen, im Voraus auf Unter-Commiſſarien und andere dazu gehörige Leute zu denken. Es müſſen aber ehrliche Leute gewählt werden. S. M. würden ihnen ſelbſt eine Inſtruction machen, wie ſie ſich verhalten ſollen, weil dieß Volk, was im vorigen Kriege geweſen, nichts gethan als geſtohlen hätte, und lauter gottloſe Plackereyen gemacht, ſowohl mit dem Uebermaas, als Lieferungen, und dafür Geld erpreßt. Dieſen Leuten ſollte bei ihrer Annahme hiernächſt geſagt werden, daß ſie ja ehrlich ſeyn ſollten, ſonſt würden Sr. M. ſie alle, wie Krammetsvögel aufhängen laſſen, auch um ein Exempel zu ſtatuiren, ein paar ſolche diebiſche Kriegs-Kommiſſärs ohne alle Umſtände aufhängen laſſen, denn eher blieb das Stehlen doch nicht weg.“ Von Necker urtheilte der König: Ein Banquier, weil er nur gelernt habe, gute Geſchäfte für ſich zu treiben, tauge nicht zu einem Finanzminiſter. Der Mann ſey viel zu ſyſtematiſch und theoretiſch. Man könne ein Land recht unglücklich machen, wenn man es Pedanten in die Hände liefere.

K. Günther von Schwarzburg.

Günther v. Schwarzburg, davon als 2r Theil von des Bibliothekar Heſſe zu Rudolſtadt Thüringiſchem Taſchenbuch, Dr. Friedrich Lorenz Hoffmann in Hamburg eine recht fleißige und elegante Biographie geliefert hat (mehrere Urkunden wären noch aus Georgisch Regesta aufzuführen geweſen) verdiente wohl einen deutſchen Shakſpeare, oder wenn auch nur Schiller, Müllner ꝛc., um als ein hiſtoriſches deutſches Volksſchauſpiel dargeſtellt zu werden, wozu der Stoff außerordentlich anziehend und bequem ſeyn mögte: ein jugendlicher romantiſcher Held — die Einheit der Handlung in Frankfurt — die Kürze der Zeit — die perſonifizirte Hinterliſt und Bosheit in den Gegnern, beſonders Karl des IV. — die Schwachheit und der Abfall der Freunde — die Zartheit des Sohnes — der theatraliſche Todt durch Gift — und dann das heuchleriſch veranſtaltete ſchauerliche Todtengepräng im Dom zu Frankfurt. Die weibliche Rolle müßte die Prinzeſſin Anna von der Pfalz dadurch in der Höhe halten, daß ſie treulos den edlen Günther aufgegeben und ihre Hand aus Eitelkeit dem Gegner Karl überlaſſen. — In dem Todt lag auch eine Kataſtrophe für Deutſchland ſelbſt, nehmlich daß damit alle Wahlfreiheit für kleinere Häuſer geendet hat.

Bei uns iſt zu haben:
Hammelburger Converſationslexikon.
Ankündigung und erſtes Probeheft, broſchirt 14 gr.
ein Büchlein voller Witz und Laune.
Gebrüder Hoffmann.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 21. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Brocken aus dem Hammelburger Converſations-Lexikon.

(Beſchluß.)

Lüge.

In einer artigen Converſation, um ſo mehr alſo auch in einem Converſationslexikon, muß Lüge ein Hauptbeſtandtheil ſeyn, gleichſam der muſikaliſche Schlüſſel zum Geſang, das Colorit oder die Luft beim Gemählde. Lügen ſind die erſten Milchſpeiſen unſerer Kindheit, nehmlich die Ammen- und Kindermährchen. Das verräth aber wohl ſchon einen dem Menſchen angebohrnen Zunftgeiſt, daß Kinder, während ſie ſelbſt die größte Poeſie im Lügen verrathen, es doch nicht ausſtehen können, wenn man ſie in ernſtlichen Dingen wiſſentlich belügen will. — —

Wie das Opium und ſelbſt Arſenik in ſeinen unmerklichen Gaben eine köſtliche Arzenei, und nur im Uebermaaß tödtlich iſt, ſo kann auch eine Lüge nur dann gefährlich werden, wenn ſie ſich in allzu unkünſtlicher Zubereitung dem Geſchmack alſo verräth, daß die rohen Naturmenſchen davon die Witterung erhalten, und dann nicht anbeißen. (Das ſcheinen einige unofficielle und halbofficielle Zeitungsverfertiger nicht immer zu beachten.) —

Die ganze bürgerliche Erziehung geht auch nicht ſowohl darauf aus, das Lügen, ſondern nur das Widerſprechen zu unterdrücken. (Man ſehe, was unſer Blatt früher aus des Abt Galiani Briefen darüber angeführt hat.) Ueberall, wo die Kirche, der Lehr- Wehr- und Nährſtand die Fragen vorſchreibt, iſt auch die Antwort ſchon mit Ja anbefohlen, und alles Nein verboten, verbannt und verworfen. Willſt du getauft ſeyn? Ja! Willſt den und dieſe zu deinem ehrlichen Gemahl? Ja! Reut dich, ich meine nicht die Heirath, ſondern deine Sünde? Ja! Der Soldat beim Apell, wenn man ihn ruft, ob er hier ſey? muß rufen Ja! hier! (Man könnte daher das Jawort gleich in die Conſtitutionen als ein altes Herkommen aufnehmen. Die Feudalſtände werden über die Obſervanz gratis ein Atteſtat gerne ausſtellen. Das Wörtchen: Ja, erſpart immer viele Zeit, und man wird ſelten hören, daß es in guter Geſellſchaft für unanſtändig gehalten wird.)

Die Lüge erzeugt Gnade und Beifall; aber die armen Kinder der Wahrheit heißen: Haß und Mißgunſt. Veritas odium parit. Der Teufel mag in eine ſolche Freundſchaft heirathen; denn hoffähig iſt die Wahrheit ein für allemal nicht; und „ein Hofmann (dieſes behaupte jedoch nicht ich, ſondern die Hofdame von Motteville) „würde ſich zeitlebens ſchä„men, wenn er bey Hof ein einzigesmal die Wahr„heit geſprochen hätte.“ — —

Mahomet war ein arger Lügner, ein Lügen-Prophet, gleichwie der Teufel ein Lügenfürſt iſt, deſſen Genealogie Varrentrapps Handbuch unverantwortlicher Weiſe übergangen hat; dieſer Mahomet alſo hat von ſich ſelbſt geſchrieben: „Nach ihm werde ein noch lügenhafteres Geſchlecht kommen, das Verſprechen machen und keines erfüllen, und dabei doch fett werden würde.“

Das mag ein dummer Türk, aber Niemand in Deutſchland glauben, wo wir uns ſo glücklich fühlen, daß wir Freudenſprünge bis nach Amerika machen.

Illuminations-, Gratulations-, Präſentations- und Dank-Addreß-Lügen, ſind franzöſiſche Hüpfauf und Springer, die noch in Deutſchland herum marodiren, und nachdem die deutſchen Truppen Frankreich geräumt haben, ebenfalls längſt wieder über den Rhein oder die Wasgau-Berge hätten geſchafft werden ſollen. Solche Ceremonien ſind leere Kanonenſchüſſe, die man gleichviel in die Feſtung zum Ernſt hinein und zu Ehren herausfeuert, ein kühler windiger Lufthauch, der kalt und warm zugleich aus dem gierigen Schlund herausgeht, ein Kukuksſchrei, den man hört und nichts dabei denkt, am allermeiſten aber das edle Gemüth der Großen kalt laſſen muß, wenn ſie nach ihrer ſtarken Beleſenheit aus Plutarch (im Leben des Demetrius) bedenken, daß ein Uebermaaß der Ehrenbezeugungen der ſchlechteſte und ſicherſte Beweis einer wahren Volksliebe ſey.

Geſchäfts- und Amts-Lügen ſind mir Gottlob noch am wenigſten vorgekommen, und ich möchte den ſehen, der über den feſten Schranken der Protocolle und die Palliſaden der Tabellen noch einen Todesſprung mit einer Lüge wagen, oder, ſtatt Berichte, Gedichte machen könnte. Niemand hat die Wahrheit ſo in der Hand, wie der Juriſt; er hat einen halben oder 16löthigen Beweis, der gleich iſt einer halben Lüge; einen mehr als halben oder 24löthigen und einen minder als halben oder 18lö-

Ausgegeben den 26. Aug.

thigen Beweiß; er hat mehr oder minder gehaltreiche Klatſchereyen (Judicia proxima und remota) und ſchmelzt aus einem Zentner der erſten oder ein Paar Pfunden der zweyten Sorte auch wieder ſeine 16löthigen Wahrheiten heraus. Der Juriſt weiß alles ſo gut auszurechnen, wie der Kalendermacher die Mondsviertel, und das Recht wächſt ihm, wie ein nach Schlägen abgetheilter Wald, durch die Verjährung binnen 10. 20. 30. 40. und 100. Jahren in die Hände. Der Juriſtenglaube iſt feſter, als ſelbſt der Kirchenglaube, denn bei ihnen gibts ſo viele Päbſte, als Zeugen ſind, weil nicht angenommen wird, daß ein Zeuge irren könne. Auch wähnen ſie, daß es in der Welt mehr kluge Leute gebe, als unkluge, und entſcheiden in ihrem Rath mit der närriſchen Mehrheit gegen die klügere Minderheit. Wir Menſchen alle haben eine ſtarke Neigung zum magnetiſchen Lügen-Pol; ich z. E. nach den Meſſungen, die ich mit mir vorgenommen, pflege neunmal zu lügen, bis ich ein einzigesmal die Wahrheit ſage, ſollte ich nun vor einem Notarius als Zeuge auftreten, ſo wird meine Ausſage, beſtehend in 9 Theilen Lügen und 1 Theil Wahrheit, von den Herren Juriſten als ein halber Beweis angenommen, und zeugt noch ein ſolcher Patron mit mir, ſo gelten vereinigt unſere 18 Theile Lügen und 2 Theile Wahrheit dem Richter als voller Beweis der Wahrheit. Mich dünkt, die Juden verſtehen den Wiener Kours beſſer zu berechnen, als die Juriſten die Wahrheit, und jemehr man Zeugen für eine Sache aufbringt, deſto gewiſſer iſt ſie erlogen oder doch irrig, weil die Fälle, daß die Menſchen lügen und irren können, ungleich häufiger, als die entgegengeſetzten ſind; daher auch da, wo bey einer bürgerlichen Geſellſchaft vergönnten öffentlichen Gerichtsbarkeit nur die eigene Ueberzeugung das Urtheil ſpricht, auf allen dieſen ſchul- und rechenmeiſteriſchen Schnikſchnak keine Rückſicht genommen wird. (Wir kennen wenigſtens eine Menge gelehrter Urthel, die das Rechtsgefühl und den ſchlichten Menſchenverſtand empören, und dem Anſehn der Juſtiz beim Volke höchſt ſchädlich ſind.)

Hiſtoriſche Lügen.

Unter die Abgötterey und Nachbetereyen hiſtoriſcher Lügen rechne ich vorzüglich: die erſte hiſtoriſche Lüge, daß ohne Kloſtergeiſtliche die Wiſſenſchaften nicht bewahrt und auf uns geliefert worden wären. Die reichſte Quelle des Wiſſens im Mittelalter war vielmehr das nie verlohrne, in allen Municipalſtädten und alten Colonien von Süddeutſchland und Frankreich berechnete Römiſche Recht und ganze Römiſche Weſen, und dann die griechiſche und morgenländiſche Weisheit der Araber und Juden in Spanien. Alle Gelehrſamkeit, die in einzelne Klöſter gekommen, haben ſie, oft durch mehrere Hände, von dieſen Arabern und Juden erlauſcht und erborgt. Die ſchönen Künſte und die klaſſiſche Literatur hat Deutſchland eben ſo wenig aus den Klöſtern, ſondern über Byzanz und Konſtantinopel, durch die Sächſiſchen und Hohenſtaufiſchen Kaiſer, durch die Kreuzzüge, durch ſeinen im reichen Caravanen- und Levantehandel aufgeblühten hochgebildeten dritten Stand, durch ſeine Fugger, durch die vertriebenen griechiſchen Gelehrten, durch ſeine gerade dem Kloſtergeiſt entgegengeſetzten Univerſitäten und weltlichen Schulen, durch ſeine nicht in den Klöſtern erfundene Buchdruckerey, und die reichen, gelehrten und einflußreichen Verleger und Buchdrucker zu Mainz, Baſel, Nürnberg u. a. O. m. gewonnen.

Wie ungebildet und unfähig, andere Menſchen zu bilden, die Kloſterleute in Deutſchland geweſen, darüber dürfen wir nur einen ganz neuen Kloſter-Archivar, den Pater Ildefons von Arx zu St. Gallen, und noch dazu einen großen Mönchsfreund hören, der es gleichwohl nicht verhehlen kann, daß zur nehmlichen Zeit, wo in der Schweiz die vielen Minneſänger und in St. Gallen ſelbſt der Walther von der Vogelweide geweſen, der Abt Konrad zu St. Gallen mit ſeinem ganzen Kapitel und eben ſo gleich darauf ſein Nachfolger Rumo, nicht einmal hat ſchreiben können. (ſ. v. Arx Geſchichte des Kantons St. Gallen I, S. 471. Urkunde des Abts Konrad und des ganzen Capitels von 1291: „Cum scribendi peritia careamus; Urkunde von 1297: testis Rumo Abbas, scribere nesciens“)

Eine zweyte hiſtoriſche Lüge, gewöhnlich in einer dicken Salbe großer Gelehrſamkeit eingerieben, iſt dieſe, daß wir den Klöſtern die erſte Lichtung der wilden deutſchen Wälder, den erſten Anbau des Bodens und die erſten bedeutenden Anſtalten der Landwirthſchaft zu danken hätten.

Die blühendſten Landwirthſchaften, wie auch Vogt bezeugt, (Rheinländiſche Geſchichte I. 437.) bildeten ſich keineswegs durch die Mönche, ſondern in der Umgebung der Städte, denen Deutſchland eigentlich alles ſchuldig iſt, u. ſ. w.

Eine dritte hiſtoriſche Lüge, womit man die legitime Knechtſchaft und Frohnbarkeit der Bauern urkundenmäßig ächt zu ſtempeln vermeint, iſt endlich auch dieſer Satz: Alles artbare Land ſei urſprünglich ein Eigenthum der Großen und des Adels geweſen. Dieſe hätten aber aus angeſtammten gnädigem Willen den Bauern auch Theile und Stücke davon zukommen laſſen, jedoch nur in Art eines beſchränkten Eigenthums, und mit der Bedingung, davon Gülden, Zehnten, Zinſen, Frohnen zu entrichten. Die ſämmtlichen gutsherrlichen Abgaben ſeyen alſo nicht Belaſtung eines fremden Eigenthums aus alter Zeit der Zwing- oder Lehenherrſchaft: ſondern ein Ausfluß des alten adelichen reinen Ureigenthums, eines getroffenen beiderſeitigen Vertrags, aus welchem der Bauer nicht mehr verlangen könne, als was ihm gewährt worden ſei, ohne welchem er ſonſt gar keine Erdſcholle beſitzen würde; worüber alſo auch dem Grundherrn keine Geſetze der Ablöſung, billige oder unbillige, vorgeſchrieben werden dürfen, weil alles von ſeiner freien Willkühr und ſeinem geſetzmäßigen Eigenthumsrecht abhänge.

Denn oberhalb dieſer allen Menſchen gemeinſchaftlichen Erde geht jede erſte und urſprüngliche Erwerbung auf die erſte Anpflanzung und Urbarmachung zurück, und der Preis eines Ackers beſteht nicht in dem natürlichen Werth, den ſo und ſo viel Miſchung von Sand und Thon an ſich, gleich dem Silber auf einem Handelsplatz hat, ſondern in der Summe der darauf verwendeten Poſten erſter Anlage, und der nachgefolgten Verbeſſerungen. Es iſt unmöglich, daß der Edelmann oder Grundherr die erſten Anlagen ſämmtlich und allein mit ſeinen eigenen Händen gemacht, während die Bauern ſpazierengehend, wie große Herrn, dabei zugeſehen. Es konnen ihm aber auch keine Bauern, am allerwenigſten ſeine Bauern, dazu geholfen haben, weil es da, wo das Land noch nicht angebaut iſt, keine Bauern gibt, und die Arbeit mit Geld oder Naturalien hätte bezahlt werden müſſen, welches der Grundherr von einem noch nicht angebauten Land, unmöglich hätte anſchaffen können. Es blieb alſo wieder nichts übrig, als daß die Grundherren von fremden Meeren hergeſchwommen und Sclaven, Brod und Käß, Ochſen, Saamen und Handwerkszeug ſchon mitgebracht, worüber ſie uns aus ihren Familien-Archiven erſt gefällige Nachricht zu ertheilen hatten.

Poſtweſen.

Es iſt ungewiß, ob in Deutſchland der Dr. Fauſt die Poſten ſelber erfunden, oder ſich nur der ſchon erfundenen Luft- und Mantel-Poſten mit beſonderer Geſchicklichkeit bedient habe. Allerdings dürfte man viel höher hinaufſteigen und ſchon von allem Anfang an zwei weſentlich verſchiedene Poſtanſtalten annehmen, nemlich die fliegende Poſt, unter der Inſpection des Engel Gabriels, für die guten Nachrichten, die dieſer bei großen Veranlaſſungen, des guten Botenbrods wegen, gern ſelbſt zu überbringen pflegte, und dann die hinkende Poſt, für alle ſchlimme Nachrichten, unter der Inſpection des Herrn Urias. Zu der fliegenden Poſt gehören auch als kleine Nebenzweige die Taubenpoſten. In Abſicht des gewiſſen Eintreffens ſollen ſich beſonders die hinkenden Poſten ausgezeichnet haben, welche auch für die Juſtizſachen das beſondere Inſtitut der Schneckenpoſten angelegt.

Den letzten genialen Gedanken habe ich der hohen Ständeverſammlung, ſo fern es für diesmal zu ſpät dazu wäre, nur in der Ferne gezeigt — nemlich den Zeitpunct, wo wir hoffentlich aller Poſten ganz entbehren können, wenn wir hierzu die täglich auf allen Enden auslaufenden Regierungswartboten, die Landgerichtsknechte, die exequirenden Rentamtsdiener und die Gensd'armeriepatrouillen gebrauchen wollten; ja da auch die Bettelleute ohnedem alle Tage auf dem Lande herum laufen, um ihre eigenen Bettelbriefe zu beſtellen, ſo könnten dieſe mit der wenigſten Verſäumniß zugleich auch die Briefe der andern Leute beſorgen, das Publikum durch Entrichtung der Briefkreuzer an ſolche Perſonen ſich das übrige Almoſen erſparen, und im Gegentheil noch die ſüße Hoffnung mit ins Grab nehmen, daß jemehr man in dieſem Leben Poſtgeld und Porto bezahlt, deſto ſicherer auf die himmliſchen Freuden in dem andern zu rechnen habe.

Bilderbuch von einer Reiſe in die Levante.

(Beſchluß.)

Ueber den jetzigen Paſcha von Egypten giebt uns Herr Graf v. **Forbin** mancherlei intereſſante Nachrichten. Wenn er aber behauptet, daß derſelbe nicht blutdürſtig wäre, ſo ſtimmt damit die ſchändliche Treuloſigkeit nicht überein, mit welcher er im Jahr 1811 das Corps der Mammelucken ausgerottet hat. Dieſes mächtig geweſene Corps beſtund aus lauter Sclaven, die jung nach Egypten gebracht wurden, und es iſt eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit, daß es alljährlich neu rekrutirt werden mußte, weil die Circaſſier, Georgier und Mingrelier, aus denen es ſeinen Nachwuchs zog, ohngeachtet ſie die reizendſten Sclavinnen beſaßen, doch niemals in Egypten Kinder zeugen konnten, oder ſie doch wenigſtens in den allererſten Jahren wieder durch den Tod verlohren. Dieſes Corps hatte Egypten zittern gemacht; allein Muhammed Aly hat es in Einer Stunde vom Erdboden vertilgt. Er ließ ihm unter dem Vorwand, ſeinen Sohn zu einer religiöſen Ceremonie zu begleiten, den Befehl zugehen, ſich am andern Morgen im Hof ſeines Schloſſes einzufinden. Er ſelbſt ſaß zur beſtimmten Stunde auf einem Platze, von wo er alles überſehen konnte, ohne geſehen zu werden, und rauchte in vollkommenſter Ruhe ſeine Pfeife. Auf den Thürmen und Wällen waren aber überall Albaneſiſche Soldaten verſteckt, und als die Mammelucken auf den ſchönſten Pferden und im größten Schmuck in den Hof eingezogen waren, ſo wurden hinter den letzten derſelben die Thore verſchloſſen. Der Paſcha gab ein Zeichen, und die Albaneſer ſtreckten in kurzer Zeit durch ein wüthendes Feuer die ſämmtlichen Mammelucken nieder. Nur ſehr wenige hatten das Glück zu entkommen, und flüchteten ſich nach Syrien und Arabien, wo ſie, wie man verſichert, ernſtlich darauf bedacht ſind, ſich durch junge Sclaven aus ihrem Vaterlande wieder zu ergänzen, um einſt dieſe blutige Stunde blutig zu rächen. — Auf ſeiner Reiſe nach Theben führt uns der Verfaſſer auch in die berühmten Catacomben, dieſe unterirdiſchen Tempel, die ſo kunſtreich erbaut, und mit ſchönſten Mahlereien ſo köſtlich ausgeſchmückt ſind. Säle führen in Säle, und in dem letzten ſteht ein alabaſterner Sarkophag, worin aber das ihm anvertraut geweſene nicht mehr zu finden iſt. In dieſem unterirdiſchen Pallaſte glaubte der Verf. durch Aladins Zauberlampe geführt zu werden; es kam ihm vor, als wenn er im Begriff ſtünde, in große Myſterien eingeweiht zu werden. Von den nämlichen Gefühlen waren bekanntermaßen auch andere Reiſende durchdrungen, und die egyptiſchen Prieſter ſcheinen in dieſen Hieroglyphen, in dieſen Bildern die Geſchichte der menſchlichen Kenntniſſe aufbewahrt zu haben; ſie vertrauten ſie dem Schoos der Erde an, um ſie gegen die Zerſtörungen der Natur zu ſichern; aber welcher Abgrund iſt tief genug, um als Freiſtätte gegen die Menſchen zu ſchützen? Die Beduinen, die des Verfaſſers Führer waren, gaben ihm von der Entſtehung dieſer bewundernswürdigen Werke eine ſehr leichte Erklärung. Nach der Sündfluth, ſagten ſie, waren die Berge noch weich, die Steine leichter, die Menſchen ſtärker, und darum konnten dieſe Gewölbe des Todes ausgegraben werden. Der Genius der alten Egypter, ſetzt der Verfaſſer ſeiner Beſchreibung hinzu, verſchwendete ſeine Kraft hauptſächlich auf Grabmäler, der Genius der Griechen hingegen opferte den Grazien, der Tapferkeit, der Schönheit. Die Egypter verbargen ihre Pracht in unterirdiſchen Gewölben; der Granit und der düſtere Baſalt waren ihre gewöhnlichſten Materialien; die Griechen hingegen erbauten Tempel von weißem Marmor auf hohen Vergebirgen oder in den lachendſten Gegenden.

Zu Theben machte der Verfaſſer die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Mineralogen, Namens Caillaud, der kurz zuvor von einer Reiſe an die Küſte des rothen Meers zurückgekommen war. Muhammed Aly hatte ihn dahin geſchickt, um eine Smaragd-Grube wieder aufzuſuchen, die von den Alten bearbeitet wurde, aber ſeit langen Zeiten ganz in Vergeſſenheit gerathen iſt. Wirklich hatte er auch eine reiche Ader von blasgrünem Smaragd glücklich aufgefunden. Dieſer Herr Caillaud nun erlaubte es ſich zum Zeitvertreibe, die Leidenſchaft, die ein ſich eben damals zu Theben aufhaltender, ſehr gelehrter Reiſender für alles was antik zu ſeyn ſchien, beſaß, auf eine gröbliche Art zu misbrauchen. Er ließ ihm nämlich durch einen Araber auf eine geheimnißvolle Art eine gewöhnliche Tabackspfeife anbieten, in welche aber auf eine ſehr künſtliche Art Hieroglyphen und kufiſche Charactere eingegraben waren; um die Täuſchung zu vermehren, war ſie mit einer Miſchung von feinen Harzen und Balſam überzogen worden. Der gelehrte Antiquar war über dieſen koſtbaren Fund hoch erfreut; er bedankte ſich gar ſehr bei dem Araber und zahlte ihm ohne Bedenken 35 Piaſter dafür, ein Preis, der ihm für eine antike Pfeife, über welche er ſich ſchon im Geiſte vornahm, eine recht lange und gelehrte Abhandlung zu ſchreiben, keineswegs zu hoch ſchien. Unſer Verfaſſer zweifelt nicht, daß dieſe höchſtwichtige Antike in kurzer Zeit die Federn der gelehrteſten Männer in Europa beſchäftigen wird! Wie manche andere, die ſchon viel Kopfbrechen gekoſtet hat, mag wohl einen ähnlichen Urſprung haben? — Von Theben wollte der Graf v. Forbin anfänglich den Nil noch weiter hinauf fahren, und auch die Elephantine, Syene und andere merkwürdige Orte beſuchen; allein, ſagt er, ſolche Reiſen in ferne Gegenden ſind immer mit mehr oder weniger Hang zum Abentheuerlichen verbunden; das Verlangen, Orte zu ſehen, die noch von wenigen andern Menſchen geſehen worden ſind, iſt ein ſehr kräftiges Hülfsmittel, um die mit einer weiten Reiſe verbundenen Beſchwerden und Entbehrungen aller Art zu ertragen. Wenn dasjenige, was man zu ſehen wünſcht, von jedermann mit leichter Mühe hat geſehen werden können, ſo verliert es allen Reiz, und man mag ihm keine Opfer mehr bringen. Auch ich verlohr gänzlich alle Luſt, den Nil noch weiter hinauf zu fahren, als eine engliſche Familie zu Theben anlangte, die von den Cataracten zurück kam. Lord und Lady Belmons hatten einen Theil von Nubien beſucht; ſie reiſten mit einem außerordentlichen Luxus; drei oder vier große Schiffe folgten demjenigen nach, auf welchem ſie ſelbſt ſich befanden. Männer, Frauen, kleine Kinder, Beichtväter, Kammerdiener, Chirurgen, Ammen, Köche, ſchwatzten beſtändig von Syene, der Elephantine u. dgl. Von dieſer Stunde an war der Zauber für mich verſchwunden; ich verließ ſogar Luxor, in deſſen Nähe Theben liegt, weit früher, als es meine Abſicht geweſen war, denn zu meinem Entſetzen traf ich unter dieſen ehrwürdigen Ruinen eine engliſche Kammerfrau in einem kneppen roſenfarbenen Spencer mit einem Sonnenſchirmchen in der Hand an. Ich wollte nun nichts weiter ſehen, und reiſte noch in der nämlichen Nacht nach Dendera ab.

Zum Schluß dieſes Auszuges wollen wir nur noch das Beiſpiel von ſtrafender Gerechtigkeit anführen, wovon der Verfaſſer während ſeines Aufenthaltes zu Alexandria Zeuge war. Der Polizeybeamte, dem die Aufſicht über das richtige Maas und Gewicht übertragen iſt, und der dem zu folge ſehr häufig Naſen und Ohren abſchneiden läßt, hatte dieſesmal einen Oelhändler zu beſtrafen, der beim Verkauf falſch gemeſſen hatte. Man zapfte ihm durch eine Aderlaß ſo viel Blut ab, als an dem Gemäß des Oels gefehlt hatte. — Ob es wohl Noth thäte, eine ſolche Juſtiz auch in manchen europäiſchen Orten einzuführen? —

Aus dem, was wir bisher aus dem Text dieſes Werkes mitgetheilt haben, wird unſer obiges Urtheil, daß er ſich auch ohne die Bilder, von denen er doch eigentlich blos die Erklärung enthalten ſoll, mit Nutzen und Intereſſe leſen läßt, zur Genüge beſtätigt werden. Dieſem Texte ſind nun acht mit kleinerer Schrift gedruckte Bogen beigefügt, welche mancherlei Notizen über die Inſel Milo, Epheſus, Damascus, Jeruſalem, den Salomoniſchen Tempel, das heilige Grab, das todte Meer nebſt einer Analyſe ſeines Waſſers, den Jordan, Ascalon, Gaza, Cairo, Theben u. ſ. w. enthalten, die größtentheils aus den alten Schriftſtellern der Griechen und Römer gezogen ſind, und eben ſo viele Belehrung als Unterhaltung gewähren. Was nun die Abbildungen ſelbſt betrifft, ſo ſind es deren 78 in groß Fol. die ſehr glücklich gewählte, höchſt intereſſante Gegenſtände darſtellen. Nur acht derſelben ſind wirkliche Kupferſtiche, die übrigen alle ſind litographirt, und geben einen auffallenden Beweis, wie weit man es in dieſer noch ſo jungen Kunſt ſchon gebracht hat, denn mehrere derſelben ſind auf den erſten Anblick von Kupferſtichen kaum zu unterſcheiden. Auch ſchon dadurch bekommt das Werk noch einen beſondern Werth, und der Graf v. Forbin verdient dafür den Dank aller Freunde der Kunſt und der hiſtoriſchen Alterthümer.

Aus Zeitſchriften.

Ein paar intereſſante Aktenſtücke zur neueſten Geſchichte Spaniens theilt die hiſtor. Bibl. im 1. Hefte des 8. Bds. mit, nämlich eine während der Anweſenheit Napoleons zu Berlin, im Jahr 1806, ſtatt gehabte Unterredung deſſelben mit dem General Praco, damals ſpaniſchen Miniſter am Preuß. Hof, und einen Brief Napoleons an den Großherzog von Berg vom 8. März 1808. In der erſtern giebt Napoleon dem Geſandten zu erkennen, daß er von den feindſeligen Geſinnungen des ſpan. Hofs und von den Intriguen des Friedensfürſten recht gut unterrichtet iſt, ſo wie auch, daß Spanien, wenn es hinter ſeinem Rücken Verſtändniſſe mit England eröffne, allerdings befürchten müſſe, daß er es deshalb zur Rechenſchaft ziehen werde. Der Geſandte hingegen ſchiebt alles auf die ſpaniſchen Granden, die (ſeinen Herzensfreund) den Friedensfürſten beneideten, alles hervorſuchten ihm zu ſchaden, und die abgeſchmackteſten Gerüchte verbreiteten....

„Nap. Was für Gerüchte?
Geſ. Ich darf mich nicht erkühnen, ſie Ew. Maj. zu wiederholen.
Nap. O, ich bitte!
Geſ. Ew. Maj. befehlen... Man legt Ihnen das Project unter, Spanien mit Krieg zu überziehen, den König zu entthronen, das Scepter in die Hände eines Prinzen Ihres Hauſes zu bringen, und Ludw. XIV. Politik durch die Vereinigung Spaniens und Frankreichs mittelſt Familien-Garantien zu erneuern, u. ſ. w.“ — Die Maj. verſichert, ſie denke nicht daran, ſich der ſpaniſchen Krone zu bemächtigen, und fügt, ſchwerlich ahnend, daß ſie diesmal der Prophetengeiſt wirklich überraſche, hinzu: „Um einen franzöſiſchen Prinzen auf dieſen Thron zu bringen, bedürfte es einer Revolution, welche die Sitten und Gewohnheiten dieſer Nation umwandel-

te. Dergleichen große Umwälzungen endigen ſich aber ſelten zu Gunſten derer, welche ſie veranlaſſen. Ich ziehe aus Spanien alle Hülfe, die es mir, ſeiner Lage nach, gewähren kann. Von dem empörten Spanien hingegen hätte ich nichts zu erwarten als Verluſte, Feſſeln für den Gang meiner Politik und neue Hinderniſſe für den Frieden mit England. Hätte ich aber auch alle dieſe Verlegenheiten und Entgegnungen beſeitigt, die eine Regierungsveränderung nothwendigerweiſe herbeiführen müßte, ſo würde ich doch darum Frankreich ſelbſt weder mehr Gewalt noch mehr Macht verſchafft haben. Drei Jahre waren erforderlich um das Königreich Neapel zu beſchwichtigen, das ſo groß iſt wie meine Hand. Man müßte es arg mit mir treiben, wenn es dazu kommen ſollte! — Ich reſpectire den perſönlichen Character des Königs. — In welchem Zuſtand von Schwäche ich Spanien, es anfallend, auch finden werde, gegen einen Fürſten, den ich liebe, werde ich niemals etwas unternehmen, was ihm directerweiſe zum Schaden gereichen könnte." (Wie trefflich hat ſich dieſe zarte Delicateſſe der — Liebe bewährt!) Der Geſandte ſagt nun zwar hierauf einige höfliche Worte, hat es aber gar keinen Hehl, daß eine Unterjochung Spaniens allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden ſeyn dürfte, die er auch nachweißt. Das ſcheint aber die Majeſtät übel genommen zu haben, denn nachdem ſie dem Monsieur l'ambassadeur Ueberladung ſeines Gemäldes vorwirft, und nochmals wiederholt, daß ſie gar die Projecte nicht habe, die man ihr in Betreff Spaniens unterſchiebe, fährt ſie fort: „hätte ich dergleichen Projecte, ſo würde mich Ihre Schilderung von Spaniens Kräften nicht abſchrecken. Mit verſchiedenen Nüancen gleichen ſich alle Völker. Noch ehe Sie mir jene aufzählten, rechnete ich Ihnen ja ſelbſt die Hinderniſſe vor, auf die ich ſtoßen würde, wenn Spanien mich zwänge, ihm den Krieg zu erklären. Ich würde dieſen mit aller der Vorſicht führen, welche der Geiſt der ſpaniſchen Nation nothwendig macht. Es giebt keinen unbeſiegbaren Widerſtand. — In Egypten führte ich den Krieg anders als gegenwärtig in Preußen. — Zeit, Macht und Politik machen Unternehmungen gelingen, deren glücklicher Erfolg nicht zu erwarten ſtand. — Das Schreiben an den Grosherzog von Berg iſt in ſeiner Art ein Meiſterſtück. Es zeigt, wie Napoleon (wenigſtens damals noch,) die Menſchen, mit denen er zu thun hatte, und alle Verhältniſſe richtig beurtheilte. Was ſeine Abſichten auf Spanien betrifft, ſo läßt dieſes Schreiben keinen Zweifel mehr übrig, daß ſie zu dieſer Zeit ſchon völlig entſchieden waren, und daß nur alles gehörig vorbereitet und der ſchickliche Moment abgepaßt werden ſollte. Der Grosherzog wird wegen ſeiner zu raſchen Vorſchritte getadelt. „Meiner Meinung nach — ſchreibt N. unter andern — muß man nichts übereilen.... Am beſten iſt's, die Ereigniſſe ſelbſt, ſo wie ſie kommen, zu Rathe zu ziehen.... Die an der portugieſiſchen Gränze zu poſtirenden Armee-Corps müſſen feſte Stellungen erhalten: dann muß man abwarten...." Die kurzen und bündigen Anweiſungen, die N. dem Grosherzog ertheilt, wie er ſich rückſichtlich der königl. Familie und des Friedensfürſten zu benehmen, und wie er ſich gegen den Adel, die Geiſtlichkeit, die obrigkeitlichen Behörden, die Städtebewohner, und die Gebildeten überhaupt, zu äußern habe, ſind im Geiſte des ſchlaueſten Machiavellismus gedacht, der Jeden bei ſeinen perſönlichen oder Standesintereſſen faßt, und Alle gleicherweiſe Erfüllung ihrer theuerſten Wünſche und Hoffnungen — erwarten läßt, ohne ſich ſelbſt auch nur im Mindeſten bloß zu geben. — „In dieſem Sinne — heißt es am Schluſſe der Lehre — müſſen Ihre Reden und Ihre Schriften ſeyn. Nur keinen übereilten Schritt. Ich kann in Bayonne warten, ich kann über die Pyrenäen gehen, und, gegen Portugall zu mich befeſtigend, den Krieg von dieſer Seite führen." — Den feurigen, ehrgeizigen, damals auch ſchon nach einer Königskrone lüſternen Großherzog weiß N. nicht minder fein zu faſſen. „Denken Sie nicht an Ihr Privatintereſſe; das werde ich bedenken. Portugall bleibt zu meiner Diſpoſition. Kein perſönliches Project beſchäftige und leite Sie; es würde mir nur zum Schaden gereichen, Ihnen aber noch weit mehr." — Ferdinand VII. würdigte er, wie die Gegenwart ausweiſ't, vollkommen richtig, als er damals von ihm ſchrieb: „Der Prinz von Aſturien beſitzt keine einzige von den Eigenſchaften, die das Oberhaupt einer Nation nothwendigerweiſe haben muß." —

Der 7. Heft der Miſcellen aus d. neueſten ausl. Literatur enthält, nach der franz. Ueberſetzung bearbeitet, einen Abſchnitt aus einem ſpaniſchen Werk über den letzten ſpaniſch-franzöſiſchen Krieg, das um ſo merkwürdiger iſt, als es unter der Autorität des Kriegsminiſteriums zu Madrid ausgearbeitet wurde, und mit großer Freimüthigkeit geſchrieben iſt; was ſchon aus dem vorliegenden Abſchnitt erhellt, welcher die Darſtellung und hiſtoriſche Entwickelung der öconomiſchen, militäriſchen und politiſchen Lage Spaniens im Jahr 1808, verglichen mit dem Zuſtande des franzöſiſchen Reichs in dieſem Zeitpuncte, umfaßt. Ueber den Zuſtand Spaniens unter der Regierung des vorigen Königs wird unter andern geſagt: „Soler's verderbliche Staatsverwaltung erſchöpfte die Schatzkammer, vernichtete den Credit und vertrocknete alle Quellen des Staatsvermögens. Die ſchwache Politik unſeres Cabinets ſetzte es in der Meinung Europa's herab, und machte es von Frankreich abhängig. Die Ungerechtigkeit einiger, auf eine ärgerliche Weiſe willkührlichen Handlungen und die Vermehrung der Abgaben, noch drückender durch ihre Erhebungsweiſe, als durch ihre Entrichtung ſelbſt, (wir dürften in mehr als Einem deutſchen Staat wohl über Gleiches zu klagen haben!) machten der Regierung die Herzen der Völker abwendig, deren Treue und Unterwürfigkeit, auf zu harte Proben geſtellt, ſich in Klagen verwandelten, welche bald in Aufſtand ausarteten. Anſteckende Krankheiten entvölkerten die ſüdlichen Länder; Hungersnoth zeigte ſich im Innern, die Stockung des Handels richtete die Seeprovinzen zu Grunde, allenthalben herrſchte Armuth und Ordnungsloſigkeit; unſere feſten Plätze wurden den Franzoſen geöffnet, unſere Flotten ihnen ausgeliefert, und ihre Bajonette umringten den Pallaſt unſerer Könige. Im Jahr 1808 hatten wir weder Kriegsſchiffe, noch Heere, weder einen Schatz noch Credit, wir hatten keine Grenzen, keine Regierung, keine politiſche Exiſtenz; wir hatten nicht mehr ein Vaterland. Dieß war die unglückliche Lage, worin uns Geiz und Schwäche verſetzt hatten; dieß war der ſchreckliche Moment, wo Spanien, verwaiſt und entwaffnet, aber unerſchrocken ſchwur, zu ſiegen, oder zu ſterben; — und es ſiegte!“ Bei der Volkszählung von 1801 fanden ſich in Bezug auf Befreyung vom Kriegsdienſt, ungerechnet der unzähligen perſönlichen Ausnahmen und bloß mit Veranſchlagung der claſſenweiſe Privilegirten, 1,323 Beſtallte, 402,059 Adliche, 31,800 Beamte, 28,000 Angeſtellte bei den Tribunälen, 22,000 Advocaten und Aerzte, und 171,000 Geiſtliche, Eremiten, Kirchendiener ꝛc. Nach Abzug dieſer mehr als 500,000 betragenden Menſchenzahl (ſo wie der Knaben, Greiſe und Verkrüppelten,) blieben zur Verfügung des Staats ungefähr 2,800,000 Individuen für die Waffen. (Napoleon hatte über eine [illegible] mal größere Maſſe zu diſponiren!) — Der Geſammtbetrag der Ausfuhr zur Einfuhr verhielt ſich wie 3 zu 7, d. h. für 75,000,000, als den Betrag des Verkaufs, gingen jährlich 175,000,000 für Einkäufe aus dem Lande. Im Jahr 1808 verhielten ſich die Erzeugniſſe der ſpaniſchen Induſtrie, nach ihrem Werthe angeſchlagen, zu denen des franz. Reichs ohngefehr wie 7 zu 40. — Unter dem Friedensfürſten gab es Jahre, wo das Defizit in der Staatseinnahme auf 332,414,980 Franken ſtieg, und die getroffenen Mittel zur Deckung dieſes ungeheuern Defizits waren noch verderblicher als das Uebel ſelbſt! Die Diplomatik koſtete allein faſt 12,500,000 Franken und nie war ſie weniger thätig. Der König hatte zwey Geſandte am Hofe von Paris, und der Friedensfürſt hielt dort noch insbeſondere einen Miniſter, und zu welchem Zweck? „Wir ſind von dem was vorgeht, früher durch die öffentlichen Blätter benachrichtigt, als durch Ihr Schreiben;“ ſo ſchrieb Godoy an Isquierdo, in Beziehung auf ſeine Privatcorreſpondenz und auf die Officialberichte des Prinzen Maſſerano an den Staatsminiſter. Trotz der drey Agenten, die der ſpaniſche Hof am franzöſiſchen unterhielt, wo er ungeheure Summen verwandte, wußte er doch niemals genau, was die franzöſiſchen Truppen unternahmen, ahndete nicht Napoleons hinterliſtige Abſichten bei Unterzeichnung des Tractats von Fontainebleau, und konnte das Unglück ſeines Einfalls nicht vermeiden. — Die Staatsſchuld ward unter der vorigen Regierung um 1,375,000,000 Franken vermehrt! — Der Zuſtand der übrigens vielleicht am beſten in Europa beſoldeten Truppen war in taktiſcher und adminiſtrativer Hinſicht der elendeſte. Sie exercirten nicht einmal nach einerley Reglement, und nur erſt, als ſie ſich mit den franzöſiſchen unter Junot und Bernadotte vereinigten, kam in Hinſicht dieſes ſo weſentlichen Punctes der Tactik wieder Ordnung und Gewißheit auf. Die Gleichgültigkeit der Regierung gegen die phyſiſche und moraliſche Bildung der Offiziere ging auf das Aeußerſte. Und trotz dem allen koſtete die aus 86,314 M. Infanterie und 18,198 M. Cavallerie beſtehende Armee nebſt 30,229 M. Landmiliz und den ſogenannten Localtruppen, (Stadtmilizen, Invalidencorps und fixirten Compagnien) die faſt nur dem Namen nach beſtanden, — dem Staate jährlich 150,000,000 Franken! — Für die Befeſtigung der Grenzen war ſeit 1795 faſt gar nichts verwendet worden, und die Defileen von Biscaya und der Weg von Bayonne nach Madrid waren ganz offen. — Die Marine, die beim Tode Carls III. im vortrefflichſten Zuſtande war, und unter andern allein 73 Linienſchiffe zählte, war 1808 faſt auf Nichts reduzirt! —

Es thut uns leid, wegen Mangel an Raum, aus dieſem intereſſanten Abſchnitt nicht mehr noch mittheilen zu können, als das Nachfolgende, die Stimmung des Volks und deſſen moraliſchen Zuſtand betreffend. Haß dem Günſtling, (Godoy, von welchem dieſes Werk eine in jeder Hinſicht höchſt ungünſtige Characterſchilderung giebt,) Liebe dem Prinzen, (der ſie jetzt ſo treulich vergilt!) Ehrfurcht dem Könige, (trotz der erbärmlichen Regierung deſſelben?) Abſcheu gegen das fremde Joch; dieß waren die unterſcheidenden Characterzüge des vaterländiſchen Gemeinſinns. Napoleon hatte die ſpaniſche Nation ganz falſch beurtheilt. „Allerdings", — heißt es weiter — „ſehnte ſich Spanien nach Reformen, aber nicht nach denen eines fremden Uſurpators, der die Menſchen verachtete und mit den heiligſten Grundſätzen des Völkerrechts ſein Spiel trieb. Es waren in Spanien mehr Kenntniſſe verbreitet, als man allgemein glaubte, und das Volk, obwohl aufrichtig religiös, war weder ſtumpfſinnig, noch fanatiſch, noch abergläubiſch. Die verderblichen Lehren, welche die Völker verſchlechterten und die Regierungen umſtürzten, hatten ſich unter uns noch nicht verbreitet; die Namen Vaterland, Religion und König wurden noch hochgeachtet, und wenn man in den großen Städten nur zu viele Beiſpiele der Verweichlichung und Sittenloſigkeit ſah, ſo bewahrte der Reſt der Nation die alten ſtrengen Sitten unſerer Vorfahren, und nährte insgeheim den Saamen des Heldenmuths, der ſich mit ſo vielem Ruhme entwickelte." — Der Titel der franzöſiſchen, angeblich nach der Handſchrift des ſpaniſchen Originals und mit Wiederherſtellung verſchiedener in andern Abſchnitten von der ſpaniſchen Cenſur geſtrichenen Stellen, beſorgten Ueberſetzung jenes Werks iſt: Histoire de la guerre d'Espagne contre Nap. Buonap. par une comission d'officiers de toutes armes, établie à Madrid auprés de S Ex. le Ministre de la guerre; traduite de l'espagnol avec notes et éclaircissemens, par un témoin oculaire. Paris 1818.

Notizen.

Die Anwendung des Leeren in der Heilkunde. Was denken ſich unſere Leſer wohl bei dieſem myſtiſch leeren Ausdruck? — Es iſt weiter nichts dahinter, als die ſogenannten blinden Schröpfköpfe, deren Gebrauch und Anwendung in Deutſchland jeder Barbiergeſelle kennt, und die in gewiſſen Fällen ſehr nützlich wirken. Die Franzoſen ſcheinen das Mittel wenig zu kennen; (auf die ſcharfen Schröpfköpfe verſtanden ſie ſich beſſer.) Jetzt iſt denn ein Herr Doctor Genderet aufgeſtanden, und macht es ſeinen Landsleuten in einer Denkſchrift: „über die Anwendung des Leeren in der Medicin" bekannt. Herr Halle hat ſich die Mühe gegeben, in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften einen Bericht abzuleſen, und des Hn. Gonderet Arbeit hat ihren Beyfall erhalten. Die Arbeit mag auch leicht mehr Gehalt haben, als der Titel. (Wir wünſchten, irgend ein Hofmarſchall widmete einmal ſein Nachdenken der Anwendung des Leeren in den Staats-Caſſen.)

Ein Kabinet von Menſchenſteinen. Der berühmte Profeſſor **Brugnatelli** in Pavia hat bey ſeinem Leben eine Sammlung von Steinen angelegt, die im menſchlichen Körper, gewöhnlich in der Blaſe gefunden werden, und hat über deren Subſtanz verſchiedene Unterſuchungen angeſtellt. Sein Sohn hat jetzt deſſen nachgelaſſene Bemerkungen darüber unter dem Titel: Litologia umana herausgegeben, in Folioformat mit 3 ausgemalten Kupfertafeln. Dieſe Steinſammlung iſt merkwürdig wegen der Geſtalt, des Umfangs, der phyſiſchen und chemiſchen Zuſammenſetzung, und auch der Nebenumſtände, z. B. daß einige ſolcher Steine einen fremden Körper, ſogar metalliſche mitunter, gleichſam wie einen Kern in ſich haben. Die Größe derſelben ſteigt von der eines Sandkorns bis zu der eines Gänſeeyes, ja der Blaſe ſelbſt. Manche ſind rauch, manche glatt wie Agat ꝛc. Ein Reiſender, der dieſes Kabinet beſah, machte die menſchenfreundliche Bemerkung, daß man dieſe ſonderbare Sammlung ruhiger betrachten würde, wenn man nicht an die Maſſe von Schmerzen denken müßte, die dieſe Steine einſt den vielen damit Behafteten gemacht haben werden.

Brugnatelli bedauert, daß unter der Menge der heutigen berühmten Chemiker, (er zählt deren 14 auf,) keiner verſucht habe, den Urin ſolcher Stein-Patienten zu unterſuchen, um vielleicht dadurch hinter die Urſachen und Mittel des Uebels zu kommen.

Seinen Unterſuchungen der Steine zufolge ſind ſie in ihrer Materie und Conſtruction ſehr verſchieden. Er hält nichts von dem Verfahren, die Steine unmittelbar durch Einſprützungen in die Blaſe aufzulöſen; und hält auflöſende Mittel im Getränke im Anfange der Steinbeſchwerden für nützlich. Es iſt zu wünſchen, daß Aerzte und Chemiker die Winke in dieſer Schrift zu weiterm Nachdenken und Verſuchen benutzen. Da dieſe Krankheit die Gelehrten ſehr oft heimſucht, alſo ſo zu reden ein literariſches Nachweh iſt, ſo gehörte deren Erwähnung recht eigentlich in unſer lit. Wochenblatt.

Erratum. Das in No. 20. angezeigte Hammelburger Converſationslexikon koſtet nicht 14 gr. ſondern nur 6 gr.

Litterariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 22. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Würtemberg.

Was ein von der Natur begünſtigtes Land aushalten und wie ſchnell es ſich, nach Verhältniß, wieder erholen kann, davon wird im würtembergiſchen Jahrbuche 2r Jahrg. ein merkwürdiges Beiſpiel gegeben. „Die Schlacht bei Laufen — heißt es — hatte im Jahr 1534 Würtemberg gerettet, die Schlacht bei Nördlingen ſtürzte es im Jahr 1634 in den Abgrund unabſehbaren Verderbens: der Regent war vertrieben, das Land weit und breit verheert, Städte und Dörfer lagen in Aſche, von faſt 500.000 Einwohnern waren im Jahr 1641 kaum noch 48000 übrig; der Kriegsſchaden belief ſich, ohne die verwüſteten Güter, auf 118,742,864 Gulden; (damaligen Geldwerths!) die Pfaffen zogen wieder in die Klöſter, Miniſter und Generale theilten ſich in das Land, als in eine gute Beute, und der König Ferdinand III. ließ ſich nach einem feyerlichen Einzuge zu Stuttgardt huldigen. Und doch konnte Würtemberg mit dem Frieden ſich rühmen, es ſey geſchehen, was Schweden geſprochen: „Dem Hauſe Würtemberg müſſe eine vollkommene Reſtitution werden, nicht ein Bauer müſſe zurückbleiben!“ und als im Jahre 1639 von neuen koſtſpieligen Vertheidigungs-Maßregeln die Rede war, konnte von der Regierung an die Landſtände die Erklärung gegeben werden: „es würde Ihrer fürſtlichen Durchlaucht durch Gottes Gnade an Mannſchaft und Mittel, wieder ziemlich wohlſtehenden Landen und Leuten zu thun und zu tragen, nit ausgehen.“

Komiſch klingt (eben daſ.) die Klage der von den Eßlingern (1449) auf das unbarmherzigſte behandelten Kloſterfrauen zu Weil, das die Feinde „ſelbſt das Grabmal ihrer vorigen Aebtiſſin, der Gräfin von Neuffen, ja — ihrer eigenen Leiber nicht zu gedenken — ſogar des hölzernen Bildes ihres Patrons, ihres Palmeſels und Herrgottes nicht verſchont hätten!“ Einen etwas ſonderbaren, und zugleich die Differenz alter und neuer Zeit ziemlich ſcharf characteriſirenden, Scherz hat ſich übrigens das Schickſal mit dieſem ehemaligen geiſtlichen Frauenzwinger in ſofern erlaubt, daß derſelbe gegenwärtig zum Behuf eines der edelſten Geſtüte dient, welchem es, unter dem erlauchten Patronat des Königs an fröhlichem Gedeihen auf keine Weiſe fehlt. —

Für die Geſchichte der römiſchen Niederlaſſungen in Deutſchland iſt bemerkenswerth, was unter den Denkwürdigkeiten von Marbach angeführt wird. Der Stadt gegenüber, auf einem zur Markung des Dorfes Biningen gehörigen, auf einer ziemlichen Erhöhung ſich hinziehenden Ackerfelde hat man nämlich am Ende des 16. Jahrh. und ſpäter noch Mauern, Waſſerleitungen, Ciſternen, Altäre, Inſchriften, und andere Denkmale römiſchen Urſprungs entdeckt, welche eine bedeutende Niederlaſſung dieſes Volks daſelbſt anzeigen. Ein Gränzſtein der Quiriten, der gleichfalls vorgefunden wurde, beſagte, daß hier die XXIV. Cohorte ihre Standlager gehabt; eine andere Inſchrift gab zu erkennen, daß die Anwohner der Murr dem Vulkan geopfert haben. Auch auf den die Stadt zunächſt umgebenden Hügeln ſind ſchon öfters römiſche Münzen, Vaſen, Waffen und Gemäuer ausgegraben worden. — Ungleich intereſſanter aber wird Marbach — wenigſtens für jeden Deutſchen — dadurch, daß es der Geburtsort Schillers und Tob. Mayer's iſt. Nur erſt vor kurzem, und nach vielem Nachforſchen, hat man das Haus ausgemittelt, in welchem der erſtere das Licht der Welt erblickte. Es iſt klein und unanſehnlich, und liegt nahe an dem untern Thore, das nach Bottwar hinführt. Der jetzige Beſitzer deſſelben hat eine Tafel ausgehängt, welche den Vorübergehenden ſagt, daß hier Friedrich Schiller gebohren worden ſey. Viele Durchreiſende beſuchen das Haus; einige haben ſogar von den Säulen der Thüre Splitter abgeſchnitten, und als eine Art von Heiligthum mit ſich genommen. (Vielleicht auch als ein ſympathetiſches Mittel gegen das Niebelungen- und Deutſchthums-Fieber? Wir wünſchen den beſten Erfolg, und wenn ſich dieſer wirklich ergeben ſollte, zugleich dem, wahrſcheinlich armen und nicht übel ſpeculirenden, Beſitzer ſo viel Zulauf, daß er alle vier Wochen eine neue Thüre machen laſſen müſſe!) Uebrigens ſtammen die Schiller aus dem, eine Stunde von M. entlegenen Dorfe Bittenfeld ab, wo ſie ſeit langen Zeiten Acker- und Weinbau treiben. Einige Glieder des Geſchlechts leben noch daſelbſt. Tob. Mayer, einer unſerer größten Geographen und aſtronomiſchen Rechenmeiſter, (geb. 1723) zog ſchon im zweiten Jahre ſeines Alters nach Eßlingen, wo ſein Vater als Stadtbrun-

Ausgegeben den 2. Septbr.

nenmeiſter angeſtellt wurde, und erhielt ſeinen erſten Unterricht in der Arithmetik und Geometrie von einem Schuſter daſelbſt, Namens Kandler. Früh gereiſt, aber auch früh vom Schickſal gedrückt, ging er auf gut Glück in die Welt hinaus, arbeitete erſt bei einem Landkartenverleger in Augſpurg, dann in der Homannſchen Offizin zu Nürnberg, und kam im Jahr 1751, als Lehrer der Mathematik, nach Göttingen, wo er, aufgerieben von den Mühen und Entbehrungen ſeiner Jugend und von raſtloſem Fleiß im 40. Jahre ſeines Alters ſtarb. — Von den Protocoll- und Decret-Auszügen der ehem. Reichsſtädte Rothweil und Hall, die wir hier unter den Beiträgen zur Cultur- und Sittengeſchichte finden, heben wir folgende aus, die in ihrer Art wahre Curioſa ſind. „Im Jahr 1581 ſupplicirt der Hr Pfarrer in der Altſtadt R., unter Fürbitten der Frauen zu Rottenmünſter und gemeiner Altſtadt, ganz flehentlich um Beywohnung ſeiner Dienerin. — Decretum: Soll ſich in 8 Tagen die Dienerin wegſcheren oder aber der Pfarrer ſeine Pfarrey reſigniren.“ — „Hr. Hetzel (zu H. 1647) referirt, daß des Hrn. General Klugen Hofmeiſter ein Faß mit Wein, den er ſelbſt vorher verſucht und gelobt, nicht acceptiren will, ſey ärger als der Seewein. — Concl Weil er etwas zu friſch, läßt man ihn mit 2 Kübel voll Waſſer geſchlacht machen.“ (Vermuthlich: minder ſauer; ob ihn aber der Hr. General nach der Tauf-Operation viel beſſer gefunden habe, wird nicht geſagt.) Ein Jude ſoll (eben daſ.) wegen eines „osculi luxuriosi,“ (wollüſtigen Kuſſes) den er einer Chriſtenfrau „zugeſchanzet“ hat, aus Stadt und Land relegirt werden, bittet aber „vor und nach Gott,“ die „andictirte Straf in eine Geldſtraf zu verwandeln,“ und das Concl beſagt, daß dieſe „geringer nicht als auf 50 Rthlr. zu ſetzen.“ (Fürwahr ein theurer Kuß! Aber wie wäre es, wenn unſere ohnehin geldbedürftigen Fisci dergleichen antiquirte fructus jurisdictionis wieder in Gang zu bringen ſuchten? Die Einnahme dürfte — an manchen Orten wenigſtens — in der That nicht gering ſeyn, und wollte man vollends die oscula luxuriosa verpönen, die ein oder der andere Chriſt einer hübſchen Iſraelitin „zuſchanzt,“ ſo dürfte ſich der Betrag wohl um das Doppelte erhöhen!)

Daß es mit der Vernunftreligion nichts iſt.

So heiſ't, wunderlich genug, der Titel einer Antwort, die Hr. Claus Harms an Hrn. D. Lehmus hat drucken laſſen, und in welcher er unter andern verſichert: „gar keine Religion ſey in moraliſcher Hinſicht beſſer, als eine Verſtandesreligion oder als eine Vernunftreligion;“ eine Theſis, welche den Gegnern des Hrn. Harms leicht, und mit Recht, Veranlaſſung geben könnte, ſeinen guten Willen abermals zu mißdeuten. — Der unſelige Streit zwiſchen Vernunft und Offenbarung wird übrigens, wenn er ſo fortgeführt wird wie bisher, immer unerquicklicher und unfruchtbarer; am widrigſten aber, und inconſequenteſten erſcheinen unter den kämpfenden Partheien jene Allvermittler und Ausgleicher, die da reimen wollen, was ſich, ſeiner Natur nach, von uns nicht reimen, ſondern beſtenfalls nur aſſoniren läßt. — Die Kämpfer für die Vernunft ausſchließlich (ohnehin in der Nothwendigkeit, den Gegnern eingeſtehen zu müſſen, daß das Beſte, was ſie nur vorzubringen wiſſen, doch lediglich nur das Reſultat angelernten Wiſſens, d. h. von außen empfangener Offenbahrung iſt!) fallen in Thorheit, wenn ſie alles nur nach den Bedingungen unſerer menſchlichen beſchränkten Vernunft abmeſſen wollen, über deren Begriff die Philoſophen (wie Hr. H. aus den Schriften von einem Dutzend der berühmteſten unter ihnen ſehr treffend nachweiſ't) noch nicht einmal einig ſind; wenn ſie ſich anmaßen wollen, zu behaupten, dieſes oder jenes ſey Gottes oder der höchſten Vernunft unwürdig geweſen; ſo habe Gott gar nicht handeln können; ſo habe er gar nicht zu handeln gebraucht, u. ſ. w. Die Kämpfer für die Offenbarung aber ſind unklug, wenn ſie ſich von den Gegnern aus dem Gebiete der Geſchichte und des practiſchen Lebens weglocken laſſen, auf welchem, ſeiner Natur nach, der Offenbarungsgläubige von jeher den feſteſten Grund und Boden für ſeine Ueberzeugung fand. Die Geſchichte aller Völker (ſelbſt der neuentdeckten) ſpricht von urſprünglicher Offenbahrung; das praktiſche Leben weiſ't überall die Unzugänglichkeit der Vernunft und die Nothwendigkeit eines höhern vermittelnden Prinzips nach, in welchem vermöge der Liebe (von der die Vernunft, die nur Rechte und Pflichten bedingt, nichts weiß, noch wiſſen kann!) der Widerſpruch zwiſchen der Gerechtigkeit und der Sünde weſentlich ausgeglichen wird, und der Menſch zu jenem „Frieden Gottes“ gelangt, der nach den Worten der Schrift „höher iſt, als alle Vernunft!“ Wir ehren dieſe als das höchſte Criterium für unſere Ueberzeugung in moraliſchen Dingen, (wobei man übrigens ein vollkommener Heide, ja ſogar ein Atheiſt ſeyn kann,) halten aber mit Hrn. Harms dafür, daß das Herz das eigentliche Organ für die Religion (im chriſtlichen Sinne dieſes Wortes,) ſey, und glauben in dieſer Hinſicht, daß nur derjenige Gott am vollkommenſten erkenne, der ihn am innigſten liebt. —

Schriften aus England.

Miſſions-Anſtalten.

Eine kleine Schrift: Narrative of a mission to Otaheite and other Islands etc. Published by Order of the Directors. 8. 1818. ertheilt ſehr wichtige Nachrichten. Geläutertes Chriſtenthum, Friedenskünſte und Humanität ſind nur durch proteſtantiſche Miſſionarien auf den entfernten Südſee-Inſeln eingeführt worden, eine ſegensvolle Begebenheit, welche jeder in dem Maaße hochanſchlagen wird, als er mehr oder weniger unterrichtet iſt. Anfänglich hatten die Engliſchen Miſſionarien, wie leicht zu erachten, auf den gedachten Inſeln mit unbeſchreiblichen Schwierigkeiten zu kämpfen; aber ihre Bemühungen ließen nicht nach, und die Folge davon iſt endlich, daß das Chriſtenthum unter jenen rohen Menſchen anfängt Wurzel zu ſchlagen. Die Berichte in dieſem Werkchen gehen bis zum 22. Sept. 1817, wo auf allen dieſen Inſeln Friede herrſchte, wo Pomarre immer noch die Oberhand hatte, wo die Miſſion im blühendſten Zuſtande war, und wo das Chriſtenthum täglich ſichtbare Fortſchritte machte. Am 30. Juny 1817 hatten die Miſſionarien angefangen eine Otahitiſche Fibel (spelling book) zu drucken, woran der König ſo großen Antheil nahm, daß er nicht nur zugegen war, ſondern auch die drey erſten Bogen ſelbſt druckte. Man hatte davon in Otahiti und Eimeo ſieben bis achthundert Exemplare vertheilt. Ein Catechiſmus, nebſt etlichen Capiteln aus dem erſten und zweyten Buche Moſis, waren ebenfalls beinahe abgedruckt. Hierauf gedachten die Miſſionaire eine Auflage von tauſend Exemplarien der Ueberſetzung des Evangeliums Lucä zu drucken, wovon der Miſſ. Nott eine neue ſehr verbeſſerte Otahitiſche Verſion gemacht hatte. Mit Uebertragung anderer Theile der heiligen Schrift war man unabläſſig beſchäftigt. In den Georgiſchen Eilanden allein zählte man vier bis fünftauſend Eingebohrne, welche buchſtabiren und leſen konnten, und König Pomarre hatte einen Befehl ergehen laſſen, daß, außer den ſchon vorhandenen Bethäuſern, in jedem Bezirke ein Schulhaus errichtet werde, und daß die geſchickteſten andere unterweiſen ſollten. Es gab ſchon mehrere Schulen in Otahiti, wo man Leſen und den Catechiſmus lernte.

Seit Errichtung der Druckerpreſſen kommen die Eingebohrnen in großer Menge nach Afareaitou und fodern Bücher von den Miſſionarien. Wo die Miſſionarien ſich häuslich niedergelaſſen und Bethäuſer hatten, fanden ſich immer bey jeder Gottesverehrung an vier bis fünfhundert Zuhörer ein. Von Eimeo ſind die Nachrichten eben ſo erfreulich. Dort hatte man angefangen, die Dolmetſchung des Evangeliums Lucä zu drucken, und tauſende warteten auf die Beendigung. Unaufhörlich kamen aus verſchiedenen Gegenden Nachen an, um ſich zu erkundigen, wann wohl die Bücher fertig ſeyn würden? Aus dem Geſagten erhellet, daß die chriſtliche Religion nun in Otahiti, Eimeo und ſechs andern Inſeln völlig eingeführt iſt. Es koſtete zwölf mühevolle Jahre, ehe dieß große Werk zu Stande gebracht werden konnte. Während dieſer Zeit beobachteten die Inſulaner an den Miſſionarien, wie das Betragen wahrer Chriſten beſchaffen ſey? Sie wollten alſo wiſſen, ob das Thun dem Reden entſpreche. Man hatte ihnen die Lehren des Chriſtenthums erklärt, und ſie zur Bekehrung ermahnt; als ſie daher die chriſtliche Religion annahmen, wußten ſie beſtimmt, wozu ſie ſich verbindlich machten. Obwohl Pomarre der Erſte war, welcher ſich zum Chriſtenthum bekannte, ſo hatte er doch den Geiſt deſſelben zu gut eingeſehen, als daß er ſeine Unterthanen dazu hätte zwingen ſollen. Er reiſte blos umher, ermahnte und machte Hohen und Niedrigen Vorſtellungen über die Abſcheulichkeit und Ungereimtheit ihres alten Aberglaubens, dem er ſelbſt ſonſt ſo ſehr ergeben geweſen war.

Die Miſſions-Directoren in London unterſtützen dieſe heilſame Revolution auf das nachdrücklichſte, und da ſie überzeugt ſind, daß man, wenn die Sache Fortgang haben ſoll, vor allen Dingen unter den Inſulanern das labora neben dem ora, oder regelmäßige Arbeiten und bürgerliche Beſchäftigungen einführen müſſe, ſo haben ſie, auf die Empfehlung des verdienten Predigers Marsden in Neu-Süd-Wales einen geſchickten Gärtner hingeſandt, der die Pflanzung und den Bau des Zuckerrohrs, des Kaffeebaums, der Baumwollenſtaude ꝛc. verſteht und lehren ſoll. Er hat auch alle zum Zuckerſieden nöthige Geräthe mitgenommen, und die Colonie in Neuſüdwales will jährlich 300 Tonnenlaſten Zucker abnehmen.

Ueber Preßfreyheit.

Reflexions on the liberty of the preſs in Great-Britain, translated from the German of the celebrated F. von Gentz. London, Bohte et Co. 1819. iſt eine Ueberſetzung der bekannten Bemerkungen des Hn. v. Gentz im erſten Stücke der Wiener Annalen der Literatur. Sie ſind natürlich in England verſchieden aufgenommen worden, je nachdem der Leſer zu der miniſteriellen oder zur Oppoſitionsparthey ſich bekannte. Folgendes iſt aber eine unpartheyiſche Meinung aus einem guten kritiſchen Blatte: „Herr v. Gentz iſt ohne Noth unſertwegen in Angſt, denn da der engliſche Charakter „unter unſerer freyen Staatsverfaſſung gebildet, und „durch unſere Preßfreyheit aufgeklärt worden iſt, „ſo mögen die Schlechtgeſinnten immer daran nagen, unſer Charakter bleibt für ſolche Nattern „eine Feile, der ſie nichts anhaben können. Es „iſt allerdings ſchmeichelhaft vom Herrn v. Gentz „zu hören, unſere Nation ſey ſo moraliſch geſund, „daß ſie eine ſolche Preßfreyheit ertragen könne, „aber weit entfernt ſie als eine Quelle von Gefahr „anzuſehen, ſind wir vielmehr überzeugt, daß ſie „zu unſrer Sicherheit und Stärke gereicht. Vermittelſt derſelben weiß der Monarch allezeit die „wirklichen Geſinnungen des Volks, und die Miniſter hören die Stimme des Landes, deren Warnungen ſie nicht wagen in den Wind zu ſchlagen, indeß ſie auf der andern Seite verſichert „ſind, daß das Geſchrey von ein Paar Mißvergnügten oder in ihrer Erwartung Betrogenen niemals für die Meinung der Mehrheit gelten wird, „und daß, wenn ſie ſich ſelbſt an die Treue und „den geſunden Verſtand der Nation wenden wollen, man ſie gewiß hören werde, während Bloßſtellung und Beſchämung auf die Häupter derer „fallen, welche ſich einen armſeligen Lebensunterhalt dadurch erwerben, daß ſie aufrühreriſcherweiſe diejenige Ordnung der Dinge zu ſtören ſuchen, an deren Aufrechthaltung jedem Freunde „der vernünftigen Freyheit Alles gelegen ſeyn muß. „Der verſtorbene berühmte Gerichtsredner Curran „ſagt irgendwo: „bei uns ſpricht der Aufruhr mit „lauter Stimme und geht auf der Straße umher; „der Demagog mit ſeinen Umtrieben, läßt ſich öffentlich ſehen, aber das Publikum beobachtet ihn; „er ſpielt ſeine kurze Rolle eines mürriſchen Zänkers auf öffentlicher Bühne; aber Erſchöpfung, „Strafe, oder fehlgeſchlagene Hoffnung ſtoßen ihn „bald hinab, oder vertreiben ihn, und er darf ſich „nicht mehr ſehen laſſen. Ganz anders geht es „mit der Aufwiegeley in Ländern, wo nicht jeder „mit dem Volke ſprechen kann, wie es ihm beliebt, oder, wo man wohl gar der Engl. Preßfreyheit alles mögliche Böſe nachſagt. Der verkappte Rebell ſchleicht da des Nachts aus dem „Finſtern hervor, und wirft einen Brand nach dem „andern auf den Scheiterhaufen, um, ſobald die „ſchreckliche Stunde der Reife ſeiner Anſchläge eintritt, denſelben anzuzünden.“

Die Oſtindiſche Compagnie.

James Mills Geſchichte der Oſtindiſchen Compagnie, (The History of British India. 3 Vol. 4. London 1818) nachdem dieſe Souverain von Oſtindien geworden, iſt deswegen ſo zuverläſſig, weil er alle nur zu wünſchende Urkunden, Inſtructionen, Depeſchen, Briefe ꝛc. vor ſich hatte, indem ſie zur Zeit des Staatsprozeſſes gegen Haſtings dem Unterhauſe vorgelegt und gedruckt werden mußten. Alle Staatsverbrechen der Gouverneurs und der Beamten ſind da unumwunden aufgedeckt. Der Artikel Haſtings iſt vorzüglich gut gearbeitet und anziehend. Die Folgen der unbeſtraften Miſſethaten des Lord Clive dauern noch immer fort, und der Himmel weiß, was für Unheil ſie noch dem Brittiſchen Reiche zuziehen werden! Um zu ſehen, was für eine Kette von Unterdrückungen und Erpreſſungen dieſe Geſchichte darbietet, darf man nur an die Worte erinnern, welche der berühmte Burke bey Gelegenheit des eben erwähnten Prozeſſes ſagte: „daß es keinen einzigen Fürſten, Staat oder Häuptling gäbe, mit dem die Oſtindiſche Compagnie „in Verbindung gekommen, den ſie nicht verkauft „hätte; daß ſie nie einen Tractat geſchloſſen, ohne „ihn wieder zu brechen; (Ei nun! den Traktaten „iſt es meiſtens ſo gegangen;) daß niemals ein „Fürſt oder Staat Zutrauen zu ihr gefaßt, ohne „von ihr gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden.“ (Das iſt eine ſchauderhafte Charakteriſtik.)

Die Directoren der O. J. C. in England ſind zu weit entfernt, als daß ihre Befehle genau in Oſtindien vollzogen werden könnten. So umging man die gemeſſenſten Befehle wegen Abſchaffung der Monopolien. Mit den ſogenannten Geſchenken (d. h. Beſtechungen) ging es gerade ſo. Zu Clive's Zeit lockte man beynahe ſechs Millionen Pf. Sterl. einer einzigen Fürſtenfamilie ab!! Um allen dieſen Gräueln ein Ende zu machen, hielt man in England dafür, daß man 1) der O. J. C. einen Theil ihrer Macht nehmen, und ihn den Miniſtern geben müſſe; 2) daß man die Engliſche Rechtsverwaltung dort einführen müſſe. Beyde Mittel kamen 1773 wirklich zur Ausführung. Die Folge davon iſt geweſen, daß die vorigen Uebel ſich zehnfach vermehrt haben, und daß die Compagnie immer mehr in Schulden gerathen iſt. Nie konnte man einen unſinnigern Einfall haben, wie der Verfaſſer darthut, als die Engliſche Jurisprudenz, (wovon die Engländer lächerlich überſpannte Begriffe haben) nach O. J. verpflanzen zu wollen. Ueber den himmelſchreyenden Proceß, welchen Haſtings wider Runcomar anfangen ließ, und über des letzteren Hinrichtung iſt es der Mühe werth, den Verfaſſer nachzuleſen. Die beiden berühmten Bills von Fox und Pitt über die O. J. Angelegenheiten werden vortrefflich zergliedert, beſonders die letztere, welche im Parlamente durchging, und nach welcher jetzt die weitläuftigen O. J. Beſitzungen regiert werden.

Durch dies Geſetz kamen die Directoren der O. J. C. unter die Aufſicht und in die Gewalt des Collegiums Board of control genannt, im Grunde aber bloß unter die des Präſidenten deſſelben, welcher ein Miniſter iſt. — — —

Mit vielem Antheil wird man leſen, was für traurige Wirkung die Einführung der Brittiſchen Gerechtigkeitspflege gehabt hat. Alle Verbrechen haben ſich ſeitdem vermehrt; weder Perſonen noch Eigenthum ſind mehr ſicher vor den Räuberbanden (Decoits), und die Verarmung reißt tiefer ein. Einer beſſern Rechtsverwaltung ſtehen viele Haupthinderniſſe im Wege; vornehmlich aber dieſe, daß es in Oſtindien an einer höhern und einer mittleren Volksclaſſe fehlt, von deren Rechtſchaffenheit und Einſichten die Regierung Beiſtand erhalten könnte; und ſodann, daß es den Engliſchen obrigkeitlichen Behörden in O. J. an derjenigen Kenntniß mangelt, welche ſie in den Stand ſetzen könnte, die Wahrheit oder Falſchheit in den gerichtlichen Ausſagen zu würdigen; denn aufrichtige Engländer geſtehen, daß ſie, trotz eines langen Aufenthalts in O. J. wenig oder nichts von der Denkart, den Sitten und Sprachen der Eingebohrnen wiſſen. Ein Europaer und ein Hindu ſind verſchieden, wie Tag und Nacht. An Wahrhaftigkeit iſt bei den Hindus ſchlechterdings nicht zu denken; alle lügen; (?) alle ſchwören falſch. (?) Wie ſollten da Europäiſche Begriffe von Gerechtigkeit anwendbar ſeyn! Wenn Gerechtigkeit beſtehen ſoll, ſo muß das Volk ſelbſt mit helfen, aber unter den jetzigen Umſtänden, wo das Indiſche Volk ſo ſchlecht erzogen und ſo äußerſt verdorben iſt, läßt ſich keine Beſſerung erwarten. Soll es denn nun immer ſo bleiben? Hierauf giebt Mills eine verſtändige Antwort, und zeigt, wo der Knoten dieſer jammervollen Lage der Dinge lange gelegen hat, und noch liegt. Nehmlich die Engliſche Regierung hat ſich aus ungegründeter Furcht, aus bloßer Feigheit immer gegen die Niederlaſſung ihrer Europäiſchen Unterthanen in Oſtindien geſträubt, damit dieſe nicht etwan einmal das Joch abſchütteln und einen eigenen Staat errichten möchten. Dennoch behaupten alle Unterrichtete, daß dort an keine Beſſerung zu denken ſey, wenn nicht Perſonen von Grundſätzen und Bildung einheimiſch geworden und über das ganze Land verbreitet ſind, um zur Einführung beſſerer Anſtalten beyzutragen.

Ueber Zeitgegenſtände.

In Carlsruhe hat man die Bemerkung gemacht, daß die landſtändiſchen Verhandlungen dermaaßen zahlreich vom weiblichen Geſchlechte beſucht wurden, daß ein großer Theil der Zuſchauer gewöhnlich nur aus Frauenzimmern beſtand, welche den ernſteſten Gegenſtänden einen überaus aufmerkſamen Antheil widmeten. Einige (vermuthlich nur Spötter!) wollen ſogar behaupten, die Aufgabe über die Abſchaffung alles noch vorhandenen Beſtandes von Leibeigenſchaft ſey, dem Urtheil mehrerer liberalgeſinnten und ſachverſtändigen Frauenzimmer nach, bei weitem noch nicht umfaſſend genug aufgeſtellt und gelößt worden.... Sey dem indeſſen wie ihm wolle; ſchon jener aufmerkſame Antheil von einer ſo bedeutenden weiblichen Menge hat uns — wir können es nicht läugnen — etwas ſtutzig gemacht! In der That das fehlte noch, daß die Weiber, die bereits bei ſo Vielem, was eigentlich blos Männerarbeit iſt, ihre ſchönen Hände mit ins Spiel bringen, nun auch noch Luſt bekamen, ſich mit landſtändiſchen Angelegenheiten zu befaſſen! Gnade dann Gott dem armen Lande, und den armen Ehemännern in specie, deren Hauskreuz offenbar in demſelben Grade ſchwerer werden muß, als ſie bemüht ſind, das Staatskreuz leichter zu machen! Wie mancher arme Teufel wird da — zumal wenn ſeine liebe Ehehälfte anderer Meinung ſeyn ſollte, als er, — zu klagen haben, daß ihm die Suppe verſalzen worden iſt; wenn er anders gar eine bekömmt! Wir möchten daher gerne — zu unſerm Troſte wenigſtens — der Meinung einiger Andern beypflichten, nach welcher die oben beſagten Frauenzimmer die ehrbare Ständeverſammlung und deren Discuſſionen eigentlich nur für ein Schauſpiel — etwa von der Gattung des bürgerlichen Drama's — und mithin für einen unſchuldigen Zeitvertreib angeſehen und benutzt haben, bei welchem man wenigſtens den kleinen Nebengenuß des Sich — ſehen — laſſens auch und eben ſo gut erreichen konnte, als im Theater und in der Kirche, wo man noch dazu (in der letztern wenigſtens den Klingelbeutel,) bezahlen muß, während man die Entrée zur Ständeverſammlung ganz umſonſt hat; — wie geſagt, gerne möchten wir dieſer Meinung beypflichten, wenn nur nicht die Tendenz zu öffentlicher politiſcher Bedeutung und Wirkſamkeit bei den Frauen unſerer Zeit zu merklich an den Tag träte! Man höre und ſchaue bei uns; man höre und ſchaue bei unſern Nachbarn und Muſtern, den Engländern! Die letzte Volksverſammlung in Birmingham, die 15000 Köpfe ſtark war, beſtand meiſt aus — Weibern, und in den anſehnlichſten Städten Englands bilden ſich Verbindungen von politiſchen Reformatorinnen, die, ſoviel wir aus engliſchen Blättern vernehmen, ſchon jetzt bedeutendes Aufſehen erregen, und deren ganzes Thun und Treiben auf nichts geringeres als auf Stiftung einer völligen Amazonen-Republik hinausgeht. Welch verführendes Beiſpiel für ihre Schweſtern in Deutſchland, denen noch dazu die wunderbare Neigung unſerer heranwachſenden männlichen Generation, ſich zu verweiblichen, wie ſie ſich in der damenhaften Friſur à l'enfant, in den mit Damenfedern geſchmückten Baretten, in den entblößten Gorgen, und in frauenzimmerlichen, kunſtreich geſtickten Spitzenkragen bereits unverkennbar ausſpricht, ſo hülfreich ſchön entgegen kömmt! Sonderbar genug aber bliebe es doch, wenn das nächſte Reſultat ſo vieler und ſo mannichfacher Evolutionen und Revolutionen des Menſchengeſchlechts kein anderes ſeyn ſollte als — die offiziell begründete Herrſchaft der Weiber, die am Ende den Staatsgeſchäften nachgingen, oder Batailllen lieferten, während wir für ſie Hauben ſticken, oder den Bratſpieß drehen, oder gar etwa — nach der Weiſe jenes indianiſchen Volksſtammes — in den Wochen liegen müßten! (Soweit werden es unſere Frauen doch wohl nicht kommen laſſen.)

Notizen aus der militäriſchen Literatur.

Das 6. Heft der *öſtr. milit. Zeitſchrift* enthält unter andern eine nach zwanzig verſchiedenen Schriften bearbeitete Beſchreibung der *Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo.* Der Vfr. hat die vorhandenen Materialien mit ziemlicher Unpartheilichkeit bearbeitet und gut zuſammengeſtellt. Mit Waterloo ſteht er noch zurück. Unſerer Meinung nach hätte er indeß beſſer gethan, mit ſeiner Arbeit noch ein Dezennium zu warten, binnen welcher Zeit wir noch von mehr als einer Seite her Aufklärungen zu gewärtigen haben über ſo Manches, was auf die Geſchichte dieſer Schlachten entſcheidenden Bezug nimmt, und gegenwärtig noch ganz im Dunkeln liegt! —

Einem ſehr intereſſanten Aufſatz von *Herrmann: Vervollſtändigung der Ideen über die Bildung der Erdoberfläche*, den wir in der genannten Zeitſchrift fanden, hätten wir wohl eine ſchicklichere, der Naturwiſſenſchaft beſonders geeignete, Stelle gewünſcht. Der Hauptlehrſatz der Herrmannſchen Theorie iſt die allgemeine Bildung der Gebirge durch *elaſtiſche Flüſſigkeiten*, überhaupt *Dämpfe* genannt, als eine Folge der Einwirkungen *unterirdiſchen Feuers*, und der Vfr. hat, zur Begründung dieſes Satzes mit Klarheit und Conſequenz eine Menge der verſchiedenartigſten Data's zuſammengeſtellt.

Unter den in dieſem Hefte befindlichen Anekdoten ſcheint uns die folgende vom großen *Johannes Sobiesky* intereſſant genug, um ſie den Leſern mitzutheilen. „Als die Türken Wien auf das äußerſte gebracht und ſich bereits aller Auſſenwerke bemächtigt hatten, das polniſche Hülfsheer aber noch in der Ferne war, ſchrieb Kaiſer Leopold an jenen: „Eine Brücke iſt bei Tuln über die Donau geſchlagen. Meine Truppen verſammeln ſich. Stellen Sie ſich an ihre Spitze. Wie ſehr ſie auch an Zahl nachſtehen mögen, Ihr Name, der ein ſo großes Schrecken dem Feinde einflößt, wird hinreichen, um Ihnen den Sieg zu verſchaffen." Auf dieſes Schreiben ſetzte ſich Sobiesky an die Spitze von 3000 Reitern, und durchzog Schleſien und Mähren mit beiſpielloſer Schnelligkeit. Als er zu Tuln ankam, war die Brücke — nicht vollendet, und die Armee — nicht verſammelt! Sobiesky hierüber unmuthig, rief aus: „Der Kaiſer hält mich doch für einen Abentheurer! Ich habe mein Heer verlaſſen, um das ſeinige anzuführen. Für ihn, nicht für mich will ich fechten!" — Durch den Herzog von Lothringen beſänftigt, erwartete Sobiesky nun ſein eigenes Heer, das am 5. Sept. die Donau erreichte. Am 12. Sept. (1683) erfocht er (mit 74,000 Mann gegen 300,000!) den herrlichen Sieg vor Wien, der dieſe Stadt und einen großen Theil Deutſchlands von der türkiſchen Unterjochung und Verheerung rettete, und für den ihn — fügen wir hinzu — der geflüchtet geweſene Leopold nach ſeiner Rückkehr — kaum dankte. Es hatte ſchon große Schwierigkeiten im Ceremonial gegeben, wie ein Wahlkönig von einem Kaiſer empfangen werden könne! Endlich ward eine Zuſammenkunft unter freiem Himmel beliebt. Sobiesky ritt ein ſtolzes prächtig geſchmücktes Pferd, und war in Polniſcher Rüſtung, wie am Tage der Schlacht; Leopold trug ſeine gewöhnliche Kleidung wie am Hofe, ohne irgend beſondern Putz. Die Unterredung blieb kalt und ceremoniös; endlich ließ der Kaiſer doch das Wort „Erkenntlichkeit" hören; der König wandte nun ſein Pferd, und ſagte: Es iſt mir lieb geweſen, Herr Bruder, Ihnen dieſen kleinen Dienſt erzeigen zu können! — Wie dürfte es heut zu Tage wohl um Deutſchland, ja vielleicht um Europa, ausſehen, wenn die Türken damals geſiegt hätten! —

Miſcellen aus periodiſchen Schriften.

Im 4ten Stück der Zeiten ſagt der Herausgeber in einem Vorwort zu einem Verſuch einer Verfaſſung und Verwaltungsordnung Preußens, von A. Mallinckrodt, „die erſte Hitze der dringenden und eilfertigen Konſtitutionsbegehrer und Macher habe ſich gelegt; ihre Stimmen ſeyen theils gemäßigter, theils gar nicht mehr hörbar geworden; (?) die Regierung habe gezeigt, daß ſie ſich nicht zu übereilter Konſtitutionsfabrication fortreißen laſſe, ſondern entſchloſſen ſey, erſt alles und von allen Seiten reiflich zu prüfen, und nur das Erprüfte zu wählen, (ſehr weiſe!) wenn der Drang der Zeiten ein langes Beſinnen erlaubt, auch wohl erſt zu beobachten, wie es mit dem neuen Konſtitutionsweſen in andern, beſonders deutſchen, Staaten gehe, in wiefern die neuen Verfaſſungen ſich hier erprobten, welcher Geiſt und welche Wirkſamkeit ſich in den Nationalrepräſentationen zu Tage legten, und in wiefern die letztern eine für den Staat entſcheidend wohlthätige Wirkſamkeit erprobten.“. (Wir mögen auch das nicht tadeln; aber wie nun, wenn alle deutſchen Staaten ſo hätten denken wollen? irgendwo unter uns mußte doch einmal der Anfang gemacht werden!) Einverſtanden mit Hrn. Mallinckrodt iſt übrigens der Herausgeber darin: „daß eine thätige, kräftige und durchaus zweckmäßige Verwaltung für einen Staat wie der preußiſche, vielleicht noch nothwendiger und wichtiger, als eine repräſentative Verfaſſung ſey.“ (Wir glauben das ebenfalls, und zwar um ſo mehr, je klarer vor Augen liegt, daß unter allen Staaten deutſcher Zunge, Preußen, in Hinſicht einer auf Repräſentation gegründeten Konſtitution, die ſchwierigſte Aufgabe hat! Aber die Rückwirkung einer Verfaſſung iſt für alle Verwaltungen anregend heilſam.) Auf eine Critik, oder auch nur auf eine nähere Angabe des Mallinckrod'ſchen Verſuchs können wir uns hier natürlich nicht einlaſſen; wir bemerken aber nur ſoviel, daß es für Preußen, als Friedrich d. G. den ſiebenjährigen Krieg begann, ein Glück war, daß damals noch kein Verfaſſungs-Grundſatz wie der 39. des M. Entwurfs exiſtirte, nach welchem über Krieg und Frieden die Landſtandſchaft zur Berathung gezogen, ihr die Gründe mitgetheilt werden, Angriffskriege aber nur unter Beiſtimmung der Landſtände, und zwar von 2/3 der ſämmtlichen Deputirten zuläſſig ſeyn ſollen. Der heimlich betriebene ſchnelle, entſcheidende Ueberfall Sachſens hätte dann unterbleiben müſſen, die Coalition hätte Zeit gewonnen, und von Preußen wäre jetzt vielleicht — keine Rede mehr! (So? — wie will man, wie kann man wiſſen was Preußen thaten, wenn ſie eine conſtituirte Nation waren? und unter einem ſolchen Könige?) Und hat wohl Hr. M. die Lage Preußens ſelbſt noch im Jahr 1812 mit ſeinem Grundſatz verglichen? — §. 75 beſtimmt, daß eine „beſcheidene Preßfreiheit Statt haben und beſcheidene Prüfung religiöſer, moraliſcher und öffentlicher Gegenſtände erlaubt ſeyn ſoll. Für alles jedoch, was die Heiligkeit der Religion, die Moralität, die guten Sitten und das öffentliche Wohl verletzt, ſoll der Schriftſteller, und für ihn der Verleger, verantwortlich bleiben, auch für alle Privatbeleidigungen Einzelner. Wahrheit und Beſcheidenheit im Vortrage ſollen die unerläßlichſten Bedingungen der Preßfreiheit ſeyn.“ Das iſt nun recht gut, aber laſſen denn die meiſten der jetzt beſtehenden Cenſurgeſetze eine ſolche Preßfreiheit nicht bereits zu? und iſt man darum zufrieden? Wird nicht auch bei der geſetzlich ſo bedingten Preßfreiheit eine Behörde beſtehen müſſen, welche auf die Art und Weiſe des Gebrauchs jener, ſo wie auf die Manier der Prüfung und Behandlung der genannten Gegenſtände hinwiederum geſetzlich zu achten und über das Alles zu judiciren hat? und wird eine ſolche Behörde nicht abermals nur in der Qualität einer — moraliſch mehr oder weniger mangelhaften, und, in letzter Inſtanz, doch nur wieder nach eigenem Judicio judicirenden — Cenſur erſcheinen können? Man drehe und wende ſich übrigens wie man wolle: bedingte Preßfreiheit macht die Cenſur unerläßlich, und nur die unbedingte bedarf ihrer nicht. Welcher Verſtändige und Wohlmeinende möchte aber wohl für die letztere ſeine Stimme abgeben wollen?*) Und ſollte wirklich ein Solcher gegründete Urſache haben, das Maas von Freiheit zu beſchränkt zu finden, das in den gegenwärtigen Zeiten allen, auch den widerſtrebendſten, Partheien in Deutſchland zur Aeußerung ihrer Anſichten, Meinungen und Ideen vergönnt iſt? **)

---

*) Anmerkung der Redaction. (Uns dünkt Jeder, dem der Staat nicht Zwangsanſtalt für Zucht und Sitte iſt. In jedem der ruchtbar gewordnen Preßfrevel würden die beſtehenden Geſetze ausgereicht haben, wenn man nicht eben jene falſche Anſicht über Staatsbefugniß vor Augen gehabt hätte.)

**) (Was iſt beſcheiden; was unbeſcheiden? hinter dieſes Wort kann ſich jeder Policeydeſpotismus verſtecken, um alle freye Denkart zu erſticken. Nur wer frey darf denken und ſprechen, der denkt wohl; und wird am erſten dem Frechen widerſtehen.

In dem Juni-Hefte d. Minerva d. J. befindet ſich ein Nachtrag zu dem im December enthaltenen Aufſatz aus der Histoire de l'esprit révolutionaire des nobles, ſo wie auch ein Auszug aus Lemontey's kürzlich erſchienenem Werk über die monarchiſchen Einrichtungen Ludwigs XIV. ꝛc., die ein empörendes Gemählde des moraliſchen Zuſtandes Frankreichs während der letzten zwei Jahrhunderte enthalten. Wie erhaben erſcheinen neben jenem wollüſtigen, hochmüthigen, tyranniſchen und bigotten Ludwig, dem ſogenannten Großen, und vollends neben dem erbärmlichen Ludwig XV. von unſern deutſchen Fürſten ſelbſt ſo manche, deren Name nur in der Specialgeſchichte ihrer beſchränkten Ländchen glänzt! Wie ungleich ehrenwerther in jeder Hinſicht ſteht der Adel Deutſchlands da gegen den feilen, intriguanten, ſtrebſüchtigen, verrätheriſchen, und, je nachdem es die Umſtände wollten, bald kriechenden bald übermüthigen franzöſiſchen Adel! ſelbſt wenn dieſem auch nur (und wir haben geſchichtlichen Grund, das zu glauben,) die Hälfte desjenigen mit Recht zur Laſt gelegt werden könnte, was namentlich in dem erſtern Aufſatze zu ſeinem Nachtheil vorgebracht wird! — Sollte man es wohl glauben, daß unter Ludwig XIV. zu den königlichen Begünſtigungen ſogar gehörte, Prinzeſſinnen mit den Leichnamen der Selbſtmörder ein Geſchenk zu machen? und daß die edlen Damen die ekelhafte Gabe auch recht dankbar annahmen? Es erklärt ſich, wenn man erfährt, daß die Familie eines Entleibten, die nicht den Schimpf haben wollte, ihren Verwandten auf einer Schleife zur Einſcharrung wegſchleppen zu ſehen, den Leichnam nur gegen eine anſehnliche Summe ausgeliefert enthielt. — Ein wenig bekannter Umſtand iſt folgender. Der Herzog von Bourgogne, Fenelons würdiger Zögling, hatte den Vorſatz, wenn er den Thron beſteigen würde, die, von Ludwig XIV. unterdrückten allgemeinen Reichsſtände wieder herzuſtellen. Er wollte beſondere Stände zur Verwaltung der Provinzen, und Cantonsverſammlungen zur Vertheilung der Abgaben damit verbinden. Die drei Körperſchaften des Reichs ſollten durch frei und periodiſch gewählte Repräſentanten vertreten werden. Ludwig fand in der Chatoulle ſeines Enkels den Entwurf der, von dieſem jungen Prinzen beabſichtigten Plane, und überlieferte ihn mißmuthig den Flammen. — Nicht voll ein Jahrhundert ſpäter brachen dafür die Flammen der Revolution aus, und Ludwigs Thron und ein Theil ſeiner Nachkommenſchaft gingen darin unter. So rächt ſich die Nemeſis! —

Nach dem, im Mayheft der Lit. Zeitung f. kath. Religionslehrer befindlichen Index Collegiorum, Domorum, et Domiciliorum, ac Numerus Sociorum der ſämmtlichen im ruſſiſchen Reiche gegenwärtig ſich befindenden Jeſuiten, beſteht das ganze Corps (außer dem Ober-Commando nebſt Generalſtab) aus 696 Mann, die größtentheils in 21 beſtimmte Cantonnements vertheilt ſind. (Wir hoffen, die Zeit noch zu erleben, wo das enttäuſchte Rußland dieſe geiſtlichen Coſacken mittelſt der weltlichen wieder über die Grenze ſchicken werde, und wollen zum Voraus höflichſt gebeten haben, daß der Transport alsdann nicht etwa nach Weſten, ſondern ſo weit wie möglich nach Oſten zu geſchehe!)

Deutſche ſpekulative Bundesſtatiſtik.

Man wird wohl wenig irren, wenn man im deutſchen Bund auf jeden Kopf 10 fl. Rhn., oder wenigſtens 1 Louisdor Sächſ. als Souveränetätsgefälle annimmt; wornach ein jeder Menſch ſoviel einträgt, als 3 ſpaniſche Schaafe. Die Mittelzahl der Bevölkerung im deutſchen Bund iſt etwa 2600 auf eine Quadratmeile; dieſes hält mit 7800 Schaafen auf demſelben Raum das Gegengewicht. Da es nun keine Frage iſt, daß man ohne mindeſte Schwierigkeit auf 1 Quadratmeile 10 — ja 20,000 Schaafe erhalten könnte; ſo möchte mehr Vortheil darinnen liegen, die Menſchen-Raçe mehr abkommen zu laſſen, oder nach Amerika zu ſpediren, und dafür mehr ſpaniſche Schaafe anzuſetzen. Merkwürdig iſt, daß jetzt der älteſte Regent im deutſchen Bunde, und der jüngſte, ein Braunſchweig iſt, nämlich der König von England und der junge Herzog von Braunſchweig. Wenn man die für ſich ſelbſtſtändigen Staaten von Oeſterreich und Preußen im deutſchen Bund ausgeſchieden ließ, ſo ſtellten die übrigen 37 Glieder mit einander etwa noch die Hälfte von Oeſterreich vor. Einen diplomatiſchen Codex nicht nur für den deutſchen Bund, ſondern für ganz Europa, der alle jetzige und künftige Conſtitutionen, Landtags-Reſultate, Territorial-Veränderungen und Haus-Urkunden enthalten ſoll, hat Herr Ludw. Lüders in Altenburg, Verf. des Taſchenbuches angefangen. (Leipzig 1819. 1. Band.) Jedem Publiziſten muß es wohl angenehm ſeyn, alles beiſammen zu haben; die Zeit wird lehren, ob das Ganze auch zu ſo vielen Bänden reicht, als Fabris Staatskanzley. Die Lichtenſteiner Conſtitution iſt aber vergeſſen. —

Literariſches Wochenblatt

4r Band. No. 23. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Kotzebue und die Landshuter Literaturzeitung. (Eingeſandt.)

Gar grauſam iſt der fromme Bär,
Wenn er von Landshut tappt daher!

Kotzebue war ſchon nicht mehr im Reiche der Lebendigen, als das dritte Heft der diesjährigen Lit. Zeitung aus Landshut ſich der gelehrten Welt zum Beſten gab. Unter der Aufſchrift: „Kotzebue und die Jeſuiten" gießt jenes Heft eine volle Schaale römiſch geiſtlichen Zorns über den Unglücklichen aus, und daran iſt ein Aufſatz des Lit. Wochenblattes (Bd. 3. No. 15.) ſchuld, in welchem die Väter von der Geſellſchaft Jeſu einige Anfechtung erlitten haben. Der Journaliſt ſtimmt darüber einen Ton gegen Kotzebue an, wie weiland Pater Simplicianus Hahn in Cölln, oder Pater Gretſer und Gefolge, wenn ſie der lachluſtigen Menge von der Kanzel herab Kurzweile machten. *) Den Beſchluß der geiſtlichen Strafpredigt machen drey dem Herrn A. W. Schlegel abgeborgte Spott- und Scherz-Gedichte. In einem derſelben kömmt der bekannte Spaßrefrain „Bu, bu, bu" vor, der auch einer Augsburger Büchleinfabrik Ehre gemacht haben würde. Wir wollen deſſen Aneignung den tapfern Verfechtern des Freiherrn v. M... gerne gönnen; denn auf dieſe Weiſe nimmt ſich die ſalbungsvolle Phraſeologie ſeiner Zeitung noch einmal ſo erbaulich aus; und mit frommen Falten luſtig grimmige Geſichter ſchneiden, das giebt dem Manne eine ganz eigene Phyſionomie. Zum Unglück hat ſich die unfehlbare Zeitung geirrt, und unſer Satiriker hat ſeine Pfeile bis jetzt umſonſt verſchoſſen, denn jener Aufſatz im Lit. Wochenblatt iſt, wie wir wiſſen, nicht von dem ſeel. Kotzebue geſchrieben; ja nicht einmal vor dem Abdruck von ihm geſehen worden, da die Redaction dieſes Blattes in Weimar, Kotzebue aber ſchon in Mannheim war. Es wird daher der Redaction immer freyſtehen, daß ſie oder die Leſer ſich noch einmal über jenen Aufſatz luſtig machen. Damit auch der arme Vf. den Zorn der animarum coelestium ſo ſtark als möglich erfahren möge, wollen wir ihr ſogar durch Mittheilung einiger ſeiner Züge entgegen kommen.

Jedem Misbrauch des heiligſten und theuerſten Kleinods der Menſchheit abhold, Scheinheiligkeit und Aberglauben verabſcheuend, mit allen redlichen Gliedern der innern Kirche ſich verwandt fühlend, die Folgen der Kunſtſtücke einer äußern Kirche, (wo die Hirten alles, und die Heerden nichts gelten,) vor Augen habend, hat der Vf. es für Pflicht geachtet, gegen die erneuerten Verſuche des Irthums, der Verfinſterung und einer neuen geiſtlichen Oberherrſchaft über die Könige auf Erden, mitzuwirken. Der Laie muß für die geiſtliche Kirche ſtreiten, wenn die Kleriſey ſich die irdiſche Kirche zu retten und in ihr den alten Macht- und Gewiſſensthron wieder zu erbauen ſucht. Nicht ſo leichtgläubig, wie viele alte Kirchenväter; nicht ſo excentriſch wie die Meiſten der ſogenannten Heiligen; in der Geſchichte und den Schriften der beſſern katholiſchen Schriftſteller, (denn nur aus ſolchen ſchöpft er,) nicht unerfahren, müſſen ihn die Verfälſchungen des Pater Hardouin und Geſellen, die frechen Wunderlügen vom heiligen Franz von Aſſiſi, den man über Chriſtus ſtellt, muß ihn die zweydeutige Moral der ſehr Ehrwürdigen Väter Buſenbaum, Sanchez und ihrer unzähligen Mitgenoſſen erſchrecken; eine Moral, welche beweißt, daß ſie die Geſellſchaft Jeſu, des reinſten Moraliſten, ſchon lange nicht mehr geſucht haben, mithin ſeinen Namen ſchrecklich mißbrauchen. — So iſt und ſo denkt der Vf. jenes Aufſatzes. Und ſo lange er, (wie unlängſt zu Mainz und Koblenz,) ſogar in den Hauptkirchen civiliſirter Städte, Einladungskarten zu Feſten heiliger Wunderthäter zweyten Ranges, mit Zuſicherung vollkommenſten Ablaſſes, in dem erbärmlichſten Deutſch 1819 gedruckt erblicken muß; ſo lange man für ſolche Feſte Büchelcher (ſo war's gedruckt; man ſchließe auf den Inhalt,) ausbütet; ſo lange man die jeſuitiſch ſpielende Herzens-Andacht wieder erneuert, das Crucifix mit weltlichen Orden, und ſilbernen Herzen am blauen

---

*) Mehr als einmal hat der Vf. dieſes das ſchallende Gelächter im Dom zu Cölln über Pater Hanns Kanzel-Späße gehört, während an den Altären Gottesdienſt gehalten wurde. Ich Neuling, der den Begriff der Heiligkeit mit einem Tempel verband, glaubte mich in ein Budentheater verſetzt. Nur ein Pröbchen, deſſen ich mich wörtlich erinnere: „Mancher Vater thut ſein „Töchterchen ins Kloſter ſtecken, unds Jungferle hat „doch k an Kloſterfleiſch." Damit ſchlug er ſich auf den Bauch, und Alles lachte laut unter der Kanzel.

Ausgegeben den 2. Septbr.

Wände behängt; ſo lange man die Jungfrau Maria in Zwerggeſtalt mit einer großen Perücke von Baumwolle auf den Altären zu ſchauen giebt, und ſo lange endlich die Landshuter Lit. Zeit. in ſüßlichem Tone und in moderniſirten Phraſen alte alte Märchen und Säze der Hierarchie aufwärmt, und dadurch den Werth manches wirklich Guten in dieſer Zeitung mit in ein ſchiefes Licht ſtellt: So lange wird auch der Vf. jenes Aufſatzes weder durch ihr Schimpfen, noch durch ihre Bannſtrahlen ſeine Ueberzeugung ändern, noch ſich abhalten laſſen, ſie gelegentlich auszuſprechen. — Doch, das klingt zu ernſthaft als Gegenrede jenes luſtigen Ausfalls auf Kotzebue, den Unſchuldigen, was doch die Sache um ſo luſtiger macht. Wir wollen daher, um zu zeigen, daß wir nicht lange Zorn halten, dieſer Lit. Zeitung einen kleinen literariſchen Beitrag zu der Myſtik liefern, in die ſie ſich ordentlich verliebt zu haben ſcheint. Wir verweiſen ſie nämlich auf das ſechszehnte Jahrhundert, das einen Schatz myſtiſcher Schriften zum Beſten gegeben hat, worunter Einige freilich langweilig, lächerlich, oder ausſchweifend ſind. Es kann eine reiche Fundgrube für die Landshuter Aſcetiker abgeben. Sie können auch die Predigten des Michel Menot und Olivier Maillard nachſehen, denen die oben genannten Paters manchen Spaß im Stillen abgeborgt haben mögen; es käme bloß darauf an, ſie in die moderne Sprache umzukleiden, deren ſich die Zeitung klüglicher Weiſe befleißigt. So würde man, z. E. da ſie doch den frommen Damen öfters huldigt, auch gerne Auszüge aus dem Neunten Buche der Offenbarungen der heiligen Brigitte leſen, das da überſchrieben iſt: „Ausſchweifende Offenbarungen." Vielleicht iſt dieſer Titel nur aus Verſehen hintenhin gekommen? Und warum benutzt man nicht das Buch der Bienen, des Dominikaners Thomas von Cantimpre, der im 13. Säc. lebte? Er vergleicht die Kirche, die Mönchsorden, die Klöſter rc. mit eben ſoviel Bienenkörben, wovon jeder ſeinen König hat, dem man blindlings gehorcht. Von den Wundergeſchichten, die der gute Mann meiſtens ſelbſt geſehen haben will, theilen wir folgende Probe mit. „Unweit einer reichen Abtey in „Flandern wohnte eine junge Dame, welche von „dem Abt und ſeinen Mönchen ſehr werth gehalten wurde; ſie war ſchwanger, und wie das zu „gehen pflegt, manchem ungewöhnlichen Appetit „und ſonderheitlichen Gelüſten unterworfen. So „fiel es ihr denn auch ein, von dem Fleiſch eines „großen und ſchönen Ochſen zu haben, der im Acker „gebraucht wurde, weil die Mönchsregel kein Fleiſch „erlaubte. Sie verbarg ihren Wunſch, bis ſie darüber krank wurde, und man es dem Abte hinterbrachte. Der gute geiſtliche Herr hielt es für „beſſer ein Thier einzubüßen, als eine junge Dame „umkommen zu laſſen, ließ alſo heimlich den Ochſen ſchlachten, und die beſten Stückchen der Schmachtenden gebraten auftragen. Sie aß nach Herzensluſt davon und genaß. Dieſe mitleidige Handlung ließ der Himmel nicht unbelohnt; denn den „folgenden Tag, als der Knecht aus der Abtey „aufs Feld kam, ſtand ſein Ochſe wie gewöhnlich „an den Pflug geſpannt, und es ergab ſich durch „die Unterſuchung urkundlich, daß der zum Theil „verzehrte Ochſe durch ein Wunder wieder auferſtanden ſey. Dieſes iſt geſchehen im J. 1222." — Es iſt gewiß erbaulich zu leſen, wie das an Ochſen vergolten wird, was die Mönche jungen, lüſternen Damen zu Gefallen thun. — Wir können ferner das Viat de Salut von 1527 empfehlen, das jedem Leſer 40 Tage Ablaß verſpricht, oder die Stundenuhr des Leidens Chriſti, mit dem luſtigen Geſange des Bruder Peter des Kleinen rc. — Doch eben leſen wir in dem neueſten Hefte d. L. Zeit., daß dergl. Hiſtorien „nur durch katholiſche Hände, (dort heilige „genannt,) ihren eigenthümlichen Glanz erhalten „können." — Wir wollen dieſen geſchickten Händen das Glänzendmachen billig überlaſſen. Mit dem Blenden wird es h. z. T. doch nicht überall Noth haben. —

Ueber die körperl. Erziehung des Menſchen.

Es gab eine Zeit — man braucht nicht weit zurück zu gehen, um ſie zu finden — wo man allen Fleiß auf die geiſtige Erziehung des Menſchen verwendete, die körperliche aber in dem Grade vernachläſſigte, in welchem man jene hegte und pflegte. Daß auf dieſe Art aus dem Menſchen nichts werden konnte, ſieht jeder Vernünftige ein; vorzüglich erſchien der Gelehrte als ein trauriges Geſpenſt, ein Geiſt ohne Fleiſch und Bein — vergleichlich dem unglücklichen Monſtrum, wo ein gewaltiger (Waſſer-) Kopf auf kraftloſem, ſchwächlichem Körper ruht, und deſſen Leben bald verliſcht. Dank der Vernunft, daß man jetzt anders handelt, und nach Vorgang der Griechen, die in geiſtiger Bildung immer unſere Meiſter ſind und bleiben, mehr Harmonie in geiſtige und körperliche Erziehung der Menſchheit zu bringen ſucht.

Daß der Arzt beim Erziehungsgeſchäfte eine vollgiltige Stimme habe, iſt, wie man auch in verſchiedenen Zeiten verſchieden darüber geurtheilt habe, nach unſrer Anſicht außer allem Zweifel. Zu cultivirten Völkern beſonders ſpricht die Natur nicht mehr ſo deutlich, wie es ſonſt geſchieht; darum bedürfen ſie eines Vertrauten derſelben, der in ihrem Namen ihre Geſetze und Forderung künde. Deswegen glauben wir, daß Hr. Profeſſor Friedländer in Straßburg Eltern und Erziehern einen nicht kleinen Dienſt erwieſen durch Bekanntmachung ſeines Werks über die körperliche Erziehung des Menſchen. Für Eltern und Erzieher. Es iſt aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt von Debler. Wir empfehlen es allen denen, für die es geſchrieben wurde, und erlauben uns hiermit einige Auszüge.

„Mit der Schwangerſchaft fängt ſchon die Sorgfalt der Mutter für ihr Kind an!“ (Wie wenige unſerer jetzigen Mütter berückſichtigen dieß nach Gebühr, und verſündigen ſich ſchon an dem zarten Keime unter ihrem Herzen!) Ueber Muttermäler und Mißgeburten äußert ſich der Verfaſſer: Man hat ſchon viel über den Einfluß der Einbildungskraft, über Muttermäler, über Bildungsfehler oder Mißgeburten geſtritten. So oft man dieſe vermeinten Mißgeburten der Unterſuchung aufgeklärter Zergliederer unterworfen hat, und vorurtheilsfreie Perſonen, welche den Kopf weder durch die Erzählung noch durch die Beſchreibung dieſer Erſcheinungen verlieren; ſo hat man hier immer nur flüchtige Aehnlichkeiten mit denjenigen Thierarten gefunden, welchen wir durch unſere natürliche Bildung ohnedem gleichen. — Schon im Alterthume ſchrieb man der Einbildungskraft der Schwangern viel Macht auf die Bildung des jungen Weltbürgers zu. Man ſah ſehr darauf, die Zimmer der ſchwangern Frauen mit Gemählden zu ſchmücken. Man verſchönerte ſie in Griechenland mit den Bildniſſen ſchöner Männer, welche das Zeitalter der Heroen vergöttert hatte; hier ſah man das Bildniß des Apoll, des Narkiſſus, des Caſtor und Pollux und anderer aufgehängt. Dyonis, König von Syrakus, welcher ſehr häßlich war, ließ das Bildniß eines ſchönen Mannes in das Schlafgemach ſeiner Gattin aufhängen u. ſ. w. (Wiſſen ſich vielleicht unſere Frauen beſſer zu helfen, wenn ſie häßliche Männer haben, um ſchöne Kinder zu erzielen?)

Das Unweſen, das man in unſerer Zeit mit Ammen treibt, hat gewiß ſchon manchen Menſchenfreund tief ergriffen. Faſt dürfen wir nicht mehr zu den Kindern ſagen: Vergiß nicht wie ſauer Du deiner Mutter worden biſt! ſondern wie ſauer deiner Amme, wenn ſie anders redlich iſt, und nicht wie gewöhnlich, eine gewiſſenloſe Dirne. Nur in dem Falle, wo die Mutter nicht ſtillen kann, nicht aber aus Modeſucht oder ſonſt elenden Gründen, muß man ſeine Zuflucht zu einer Amme nehmen. Die Eigenſchaften einer guten Amme, deren Bild jedoch nur einem Ideal ähnelt, ſind nach dem Verfaſſer folgende: Sie darf nicht zu jung und nicht zu alt ſeyn, vor dem 20. Jahre iſt ihre eigene Entwicklung noch unvollendet, und nach dem 35. befindet ſie ſich in Abnahme. Sie ſey gut gebildet, nicht zu dick und nicht zu mager, ſie habe eine friſche Farbe, ſchöne Zähne, rothe Lippen, einen angenehmen Athem, ihre Haare dürfen nicht zu ſchwarz oder roth ſeyn, frei ſey ſie von jeder heftigen Leidenſchaft ꝛc. Zu den nützlichen Eigenſchaften zähle man noch eine beſondere moraliſche Anlage, damit dieſelbe durch keine Leidenſchaft, durch keine Fehler des Charakters geſtört werde; ſie richte ihr ganzes Verhalten allein nach dem Wohl des Kindes. Sie trinke, wenn ſich die Milch verdickt, und eſſe, wenn ſie ſich vermindert; ſie erhitze ſich niemals und ſtille nicht, wenn ſie ſchwitzt. Eine ſolche Amme könnte wohl mehr ausrichten, als eine nachläſſige Mutter!

Durch die üble Gewohnheit der Ammen in England (viele Mütter in Deutſchland thun daſſelbe) ihre Kinder neben ſich ins Bett zu legen, wurden vom Jahr 1686 bis 1800 erſtickt 40000 an der Zahl. Man hat in verſchiedenen Ländern in dieſer Rückſicht ſehr ſtrenge obrigkeitliche Vorſchriften gegeben.

Nicht von der äußern Behandlung allein, ſondern auch von der innern Bewegung hängt die Schönheit und Erhaltung der Haut ab, und dieſe innere Thätigkeit giebt ohne Zweifel den Kindern der Landleute, obſchon weniger Sorgfalt auf ſie verwendet wird, ſo viel friſche, und der Mangel daran den verzogenen Kindern der Stadt dagegen eine bleiche Farbe. Es iſt eine Art Glücksſpiel — (wer zählt jetzt die Maſſe ſolcher Hazardſpielerinnen?) wo die Weiber Schönheit gewinnen wollen und immer mehr verlieren. Friſches Brunnenwaſſer iſt das einzige Mittel, welches Knaben und Mädchen eine dauerhafte Jugend bereiten kann, weil ſie dadurch fähig werden, jeder Witterung zu trotzen. Alle Schönheitswaſſer machen nur die Nerven reizbarer und verderben die Hautfarbe für immer.

Ueber die Schnürleibchen der Frauen ſpricht der Verf. abermals den Fluch aus, und zeigt, welche furchtbare Folgen dieſe vernunftwidrige Kleidung bringt. Wir beſitzen ein Werk von Sömmering, welcher die nach der Natur gezeichnete Taille einer Frau, die während ihres ganzen Lebens eine Schnürbruſt getragen hatte, mit der von der Natur der Benus von Medicis abbilden ließ, und nichts zeigt beſſer als dieſes Gemählde den Wahnſinn des zweiten Geſchlechts, der wie es ſcheint, unheilbar iſt.

Nie hat es wohl einen größern Feind der Turnkunſt gegeben, als einen gewiſſen **Cardan**. Dieſer Mann nahm an, daß die Bäume viel länger lebten, weil ſie immer auf ihrem Platze blieben, und darum ſeyen Leibesübungen nichts nütze für den Menſchen ꝛc. ꝛc.

Wir haben viele Beiſpiele in alter und neuer Zeit von großer Muskelkraft und Behendigkeit. Der Verf. erzählt als Augenzeuge folgendes: In dem Theater von Olivier zu Paris ſahe ich folgendes Schauſpiel: Es war ein gewiſſer Rouſſelle, Landbewohner aus der Gegend von Lille, welcher im Kleinen ganz die Form des Herkules Farneſe beſaß. Seine Statur iſt nur 4 Fuß 10 Zoll: doch trägt er auf ſeiner Schulter 1800 (tauſend achthundert) Pfund, die auf einer ſchiefen Tafel vertheilt ſind. Jede Hand iſt mit 100 Pfund beſchwert. Mit einem kleinen Sprung überſprang er einen 6 Fuß hohen Reif. Wenn er auf der Erde ſaß, erhob er ſich ohne Stütze mit zwei Menſchen auf ſeinen Armen. Nicht weniger zeichnete er ſich durch die Kraft ſeiner Schenkel aus. Er hob damit 200 Pfund, welche er ſo faßte, daß er ſich mit dem Rücken über einen Stuhl legte. Indem er geht und mit den Füßen ausſchreitet, wirft er zwei Hüte auf die Erde, welche man 6 Fuß hoch hält. Wenn er an einer ſenkrechten Mauer aufſteigt, faßt und wirft er mit dem einen Fuße einen Hut, welcher 10 Fuß hoch befeſtigt iſt. — Ein ähnliches Beiſpiel von Körperkraft finden wir in der Encyclopädie von **Krünitz**. Ein gewiſſer **Eckenberg** hob eine Kanone von 2300 Pfund, und zwei ſtarke Männer waren nicht vermögend, ihm einen Stock zu entreiſſen, den er zwiſchen den Zähnen hielt.

Die Anſichten, die der Verfaſſer von Haltung und Uebung des Körpers im Allgemeinen und der Glieder insbeſondere hat, ſind geſund und praktiſch; eben ſo auch über die Uebung der Sinne. Beſonders beherzigenswerth ſind die Lehren und Warnungen und Bitten, die er Eltern und Erziehern giebt, in dem Capitel **über die Mannbarkeit**. Aus dem Capitel von den Verhältniſſen der geiſtigen Anlagen und Fähigkeiten zu dem Körper, und von dem Einfluſſe der moraliſchen Erziehung auf die körperliche, heben wir nur noch weniges aus.

So lange, ſagt der Verf., das Kind ſich im Schooße der Mutter befindet, kann man ſeinen Zuſtand als einen tiefen Schlaf betrachten. Findet ſchon eine Bewegung in ſeinem Gehirne ſtatt (wer wollte das läugnen?) ſo können nur Träume über ſein Daſeyn daraus hervorgehen, und die Erinnerung an dieſelben iſt ſogleich wieder verlöſcht. — So iſt denn das Leben ein endloſes Träumen!! was die Thränen des Kindes betrifft, ſo iſt es gewiß nützlich, ſie zu vermeiden, da ſie nur zur Schwächung der Augen dienen, und es liegt der mütterlichen Zärtlichkeit ob, ihnen in den erſten Augenblicken zuvorzukommen, oder ſie bald möglichſt abzutrocknen. (Wenn die Mutter zu Hauſe iſt, und nicht in Geſellſchaften und auf Bällen herumſchwärmend einer andern Zärtlichkeit ſich hingiebt!) Von allen moraliſchen Empfindungen, die der natürlichen Entwicklung des Körpers ſchaden, verdient die **Furcht** unleugbar die meiſte Aufmerkſamkeit. Die Furcht vor der Finſterniß, die von erdichteten Perſonen oder Weſen, die vor Beſtrafung oder Entbehrung und andere Beängſtigungen, die man in der moraliſchen Erziehung erfindet, iſt gewöhnlich gefährlicher als alle ſelbſt körperlichen Strafen, die man hätte anwenden können. Will man den phyſiſchen Einfluß der Furcht beurtheilen, ſo darf man ſich den Menſchen nur vorſtellen, wenn er heftig von einem Entſetzen ergriffen iſt. Die innern Sinne, das Vorſtellungsvermögen, die Erinnerung u. ſ. w. verlieren ihre Kraft, er iſt wie gelähmt; er blickt ohne zu ſehen, er hört ohne zu verſtehen. Der ganze Körper zittert und wird ſteif, das Athemholen iſt gehindert, die Bewegung des Herzens aufgehoben ꝛc. Bisweilen ſind Zerreiſſungen von Gefäßen, Ausdehnung derſelben oder des Herzens oder Pulsadergeſchwülſte folgen dieſer heftigen Erſchütterung.

Die Farbe der Haut, die Haare und vorzüglich der Augen, iſt zu allen Zeiten als ein Zeichen gewiſſer Beziehungen zwiſchen dem Phyſiſchen und Moraliſchen betrachtet worden. Weiße Farbe, lichte Haare, blaue Augen, ſind oft zum Sinnbilde der Sanftmuth und Empfindlichkeit genommen worden. Braune Farbe, dunkelſchwarze Haare, lebhafte und funkelnde Augen, ſind ein Zeichen heftiger Begierden. Bleiche Farbe, undeutlich gefärbte Haare, graue Augen, ſcheinen den phlegmat. Temperamenten anzugehören; und roſige Farbe nebſt braunen Augen und Haaren, ſind oft die Begleiter einer leichtbeweglichen Lebhaftigkeit der Seele. Trifft man endlich eine gefärbte, durchſcheinende, röthliche und zu Sommerſproſſen geneigte Haut, begleiten rothe Haare und röthliche Augen, die wie entzündet ausſehen; ſo kann man ſie gewöhnlich als Zeichen einer Anlage zu außerordentlicher Empfänglichkeit oder zur Aufbrauſung anſehen. (Schöne Frauen und Mädchen! Wir laſſen uns durch eure Künſte nun nicht mehr täuſchen, nachdem uns der Hr. Doctor Friedländer hier lehrt, den Vogel an ſeinen Federn zu erkennen.)

Gedichte.

Der Vampyr. Keinem unſerer gebildeten Leſer iſt **Göthes** tiefſinnige, wahrhaft ſchauerliche Romanze: die Braut von Corinth, unbekannt; aber viele werden ſich, oder manchen andern umſonſt gefragt haben: was ſoll ſie bedeuten? was liegt dem Gedichte zum Grunde? — Den Schlüſſel zum Geheimniß glauben wir in folgendem zu geben.

Der Aberglaube, daß Todte aus ihren Gräbern aufſtünden und ſich von dem Blute junger und ſchöner Perſonen nährten, iſt im Orient ſehr gemein, beſonders unter den Arabern. Nach Einführung des Chriſtenthums kam er zu den Griechen, und ſeit Trennung der lateiniſchen und griechiſchen Kirche, wo die Idee herrſchend zu werden begann, daß der Körper lateiniſcher Chriſten auch verweſen könne, wenn er in griechiſcher Erde begraben ſey, nahm er immer mehr zu. In Ungern, Polen, Oeſterreich und Lothringen wurde er darauf in etwas modifizirt und man glaubte, daß Vampyre bei nächtlicher Weile ihren Schlachtopfern das Blut ausſaugten, die alsdann verwelkten und ſchnell ſtürben, während die menſchlichen Blutſauger ſo fett würden, daß das Blut zu allen Oeffnungen ihres Körpers, ſelbſt aus den Poren der Haut herausſtröme.

Im Märzſtücke des Londoner Journals von 1732 leſen wir eine ſeltſame Geſchichte von einem Vampyrismus aus Ungarn, deren Wahrheit — ſo ſagt dieſes Journal — der Obercommandant und Magiſtrat des Orts verbürgen Es wird nämlich erzählt, daß vor ungefähr 5 Jahren ein gewiſſer Heyducke, Namens Arnold Paul aus Matrenga, geſagt habe, er ſey zu Caſſovia an der Grenze des türkiſchen Serviens durch einen Vampyr gequält worden, habe ſich aber endlich dadurch von ihm befreit, daß er etwas Erde vom Grabe des Vampyr gegeſſen und ſich mit ſeinem Blute gewaſchen habe. Dieß ſchützte ihn jedoch nicht dafür, ſelbſt ein Vampyr zu werden. (Es herrſcht allgemein der Glaube, daß der Menſch, welchen ein Vampyr ausgeſaugt hat, ſelbſt ein Vampyr werde.) 20 bis 30 Tage nach ſeinem Tode und Begräbniſſe klagten mehrere Menſchen, von ihm gequält worden zu ſeyn, und brachten ſogar gerichtlich an, daß 4 Perſonen durch ihn getödtet worden. Um fernerem Unglücke vorzubeugen, fragten die Einwohner ihren Amtmann um Rath, öffneten das Grab, und fanden den Leichnam, nach Art der Vampyre, friſch und ohne Spuren der Verweſung und klares reines Blut ſtrömte aus Mund und Naſe und Ohren. Man that nun, wie der Gebrauch lehrte. Man ſtieß ihm durch das Herz einen Pfahl, wobei er ſo ſchrecklich geſchrieen haben ſoll, als wenn er noch lebte. Hierauf ſchnitt man ihm den Kopf ab, verbrannte den Körper und ſtreute die Aſche ins Grab. Daſſelbe that man auch bei den Perſonen, welche vorher an dem Vampyrismus geſtorben waren, damit ſie nicht auch an den Ueberlebenden ihren Blutdurſt ſtillen dürften. —

In manchen Gegenden Griechenlands wird es als eine Strafe nach dem Tode für irgend ein ſchauderhaftes Verbrechen betrachtet, daß der Verſtorbene nicht nur zum Vampyrismus verurtheilt iſt, ſondern ſeine teufliſchen Beſuche blos auf diejenigen beſchränken muß, die er im irdiſchen Leben am meiſten liebte, oder mit denen er durch Verwandtſchaftsbande am nächſten vereinigt war.

Dieſen claſſiſchen und barbariſchen Aberglauben hat nun auch der engliſche Dichter Lord Byron zum Vorwurf einer kleinen Erzählung gemacht, die dem Charakter des Dichters gemäß voll feuriger Phantaſie und voll düſterer, bis ins tiefſte Mark erſchütternder Bilder iſt. Sie führt den Titel: **Der Vampyr**, und iſt aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt. Solche Vampyre, wie in Byrons Gedichte Lord Ruthwen iſt, todtenbleich von Angeſicht, das weder Schaam, noch ſonſt eine Leidenſchaft röthet, fürchten wir zwar nicht mehr und laſſen es den Dichtern, zu unſerer Unterhaltung mit ihnen zu ſpielen. Allein giebt es nicht jetzt eine ordentlich organiſirte Art von Vampyren faſt an allen Landesgrenzen. Und wer möchte da nicht lieber jenen Aberglauben zurück- und die quälende Wahrheit fort wünſchen?

Die Morgenröthe, herausgegeben von **Gebauer**, iſt eine Sammlung von verſifizirten und proſaiſchen Aufſätzen „der Poeſie und Religion, den ſtillheitern Kindern der Gemüthswelt gewidmet.“ Viele längſt und ſattſam bekannte Namen männlichen und weiblichen Geſchlechts lächeln im Glanze der Autorſchaft. Der Herausgeber dieſer Blätter hat dem freundl. Leſer weiter nichts zu ſagen, als daß der gewählte Titel an die Zeit der Morgenröthe mythiſch erinnern ſoll, wo alles zu neuem Leben erwacht, und die Memnonsſäule, von dem himmliſchen Strahle berührt, leiſe zu tönen anfängt. Die Deutung, meint er, ſey leicht gefunden. Wir glauben ſie gefunden zu haben, halten aber nicht viel von dem Leben beſonders der Poeſie, zu welchem oft dieſe Morgenröthe erwecken ſoll, können auch den Tönen dieſer Memnonsſäule nicht immer Geſchmack abgewinnen. Viel Nebeln und Schwebeln! Viel ſchöne Worte, und wenig Kern; ſo ſüß und zart, daß es einem übelt und man über die Zartheit ärgerlich werden muß. Jedoch geben wir auch manchem Guten und Tüchtigen, das hier zu finden iſt, ſeine Ehre. Hr. Fouque ſpielt hier wieder mit bloßen Tönen z. E. Su, ſu, ſu, ſu! — Unter den kleinen Sprüchen von Horn iſt mancher gute: z. E.

„Nimmer wollſt auf Vieles bauen,
Einem, der Alles iſt, ſollſt Du trauen."

(Das giebt aber doch unſre alte Bibel und manches alte Geſangbuch weit beſſer!)

„Freundlich möchteſt Du gern erſcheinen?
Mußt nur die Kraft mit der Milde vereinen!"
„Irrthum iſt dein ganzes Leben,
Wirſt Du dein Leben der Liebe nicht geben."
„Willſt Du harmoniſch im Leben erſcheinen,
Wohne Gebet auch im innigſten Weinen!"
„Wie zum fröhlichen Feſt, ſo tritt in das blühende Leben;
Biſt Du deiner gewiß, täuſchet das Leben Dich nicht."
„Mächtig biſt Du, Geſchick, und übermächtig und eiſern,
Rieſen bewältigſt Du leicht; dich nur — ein ſtilles Gebet."

Hr. Gebauer ſagt recht gemüthlich: „Unbeſtändigkeit
„und Flüchtigkeit des Irdiſchen
„machen in dem Menſchen die Sehnſucht
„nach Bleibendem wach, und ſie ſchweift
„hinaus über die Höhen der Zeit, wo der
„Tod als Grenzwächter ſteht, ob ſie dort
„vielleicht etwas von Beſtand finden möge.
„Und es kann nicht fehlen, daß ſie, wenn
„die Religion ihre Begleiterin iſt, mancherlei
„wahrnimmt, das die Gewißheit eines
„unendlichen Daſeyns in ſich trägt. Dann
„kehrt ſie zurück auf die verlaſſene Erde und
„pflanzt die Blumen, dort gebrochen, in ihren
„Boden, ſie treulich pflegend Tag und Nacht.
„Oftmals wagt ſie den Flug aufs neue, und
„nie kommt ſie ohne Gewinn zurück. Aber
„die Blumen von dort wollen hier nicht gedeihen.
„Sie wenden ihre Häupter unverwandt
„nach dem heimiſchen Sonnenlichte.
„Da kommt endlich in des Menſchenherz der
„Wunſch, ſich da eine Hütte zu bauen, wo
„kein Sturm ſie niederreißt. Die Hütte des
„Leibes iſt indeß auch alt und morſch geworden,
„und ſo rückt denn der Augenblick immer
„näher heran, der die bleibende Stätte
„zeigen ſoll, und nach viel Noth und Trübſal
„iſt ſie endlich da ꝛc."

Sinnig iſt der Demant vom Graf Löben:

Jeder meints nach ſeinem Meinen,
Drum iſt Meinung tauſendfach,
Und wer alles will vereinen,
Wird voll Ecken, oder flach.
Haſt Du Ecken wo zu ſchleifen,
Und an ſolchen fehlt es nicht,
Mußt Du nach dem Demant greifen,
Der durch alle Ecken bricht.
Uns, den Ecken nach Kryſtalle,
Macht er kryſtalliniſch klar,
Der's, ein Demant für uns alle,
Einzig meinet rein und wahr.

Wem wirds dagegen nicht flau ums Herz, wenn er klingeln hört:

Siehſt Du die goldnen Scheine?
Das himmelslichte Blau?
Das Roth voll Demantthau?
Sind alles Sternlein kleine.
O ſüße Wieſenblüthe,
O Maigeſchenke zart!
Ihr ſeid von Himmelsart
Im irdiſchen Gebiete.
Drum denkt man bei euch gerne
An lichte Kindelein,
An holde Jungfräulein,
Und an die ſüßen Sterne.

Zum Schluß noch ein wahrhaftiges Wort: „Wie wir ſtehen, müſſen wir durch Irrthümer zur Wahrheit gelangen. Die Zeit treibt uns unaufhaltſam weiter. Zurück ſchraubt kein Machtwort. Es hetzt die Thorheit nur noch krauſer in einander, die unbedachten Schritte rückwärts lenken zu wollen. Doch wohl dem, der ſeinen Zeitgenoſſen wie ein Damm in den Weg treten, ſie halt machen und ſich beſinnen ließe.

Ein merkwürdiger Prozeß,

deſſen in der allg. deutſchen Juſt. Kam. u. Poliz. Fama Erwähnung geſchieht, iſt gegenwärtig in Baltimore anhängig, und hat, rückſichtlich ſeiner Bedeutendheit und der beſondern, denſelben begleitenden Umſtände, wohl ſelten ſeines Gleichen gehabt. Es handelt ſich dabei um nicht weniger als um 200,000,000 Dollars, und die Handelsleute Petterſon, Girard und mehrere andere der vornehmſten dieſer Handelsſtadt ſind dabei intereſſirt. Der Portugieſiſche Konſul reklamirt im Namen ſeiner Regierung dieſe Summe, die in dem Zeitraum von 6 oder mehrern Wochen von den Baltimorer Kaufleuten, die er vor Gericht citirt, auf eine unrechtmäßige Weiſe gewonnen worden ſeyn ſoll. Er beſchuldigt die gedachten Kaufleute, daß ſie mitten im Frieden, der zwiſchen Portugall und den vereinigten Staaten obwalte, Kaper ausgerüſtet, mit Zertificaten von Artegas verſehen, und mit Hülfe derſelben auf portugieſiſche und braſilianiſche Schiffe Jagd gemacht hätten, wodurch ihnen eine Beute von dem Werthe der obengenannten Summe zu Theile geworden. Er will auf die Spur gekommen ſeyn, daß die Waaren der gewonnenen Schiffe auf der ſchwediſch-weſtindiſchen Inſel St. Barthelemy ausgeladen, und von da wieder, als von einer andern Nation, nach den nordamerikaniſchen Häfen verſchickt worden ſeyen. Er will ſogar entdeckt haben, daß ſich ſelbſt Fahrzeuge, auf denen dieſe Waaren erbeutet worden ſeyen, in den vereinigten Staaten befänden, aber dergeſtalt abſichtlich entſtellt worden ſeyen, daß man ſie kaum für portugieſiſche oder braſilianiſche wieder erkennen könne. „Nicht genug," ſagt der portugieſiſche Konſul in ſeiner Eingabe bei den Gerichten, „daß kein ſpaniſches Schiff ſich mehr auf dem Weltmeer zeigen darf, ohne von den Korſaren angefallen zu werden, welche die Flagge der ſüdamerikaniſchen Inſurgenten führen, aber, wie man ſehr wohl weiß, von nordamerikaniſchen Kaufleuten ausgerüſtet und mit nordamerikaniſchen Seeleuten bemannt ſind, die Kaufleute von Baltimore wollen ſich nicht begnügen mit den Millionen, die ſie den Spaniern entreißen, ſie wollen ihren Reichthum noch durch Plünderung portugieſiſchen Eigenthums vermehren." — Man iſt begierig auf den Ausgang dieſes großen Prozeſſes, glaubt aber nicht, daß man hinreichende Beweiſe beizubringen im Stande ſeyn werde, um die Thatſachen zu conſtatiren. (Das wäre, wenn ſie an und für ſich ſelbſt gegründet ſeyn ſollten, um ſo mehr zu bedauern, je wünſchenswerther hier die nachdrücklichſte Beſtrafung eines Verbrechens erſcheint, das, der Beſtrafung entſchlüpfend, den gerühmten amerikaniſchen Freiſtaat in keine beſſere Kathegorie verſetzen dürfte, als in die der afrikaniſchen Raubſtaaten!)

Populäre Arzneikunde.

Hr. D Schulz hat aus dem Engliſchen überſetzt und herausgegeben: practiſche Beobachtungen aus der Wundarzneikunſt und Krankheitszergliederungskunde ꝛc. von John Howſhip, (Halberſt. 1819.) ein Werk, das eine wahre Bereicherung unſerer Literatur iſt, und in 121 verſchiedenen Krankheitsfällen (der Ueberſetzer hat dieſen noch 14 aus dem Kreiſe ſeiner eigenen Bekanntſchaft hinzugefügt,) eine Fülle von Erfahrung, Anſichten und Kenntniſſen darlegt, die jedem, der ſich mit jenen Disciplinen beſchäftigt, willkommen ſeyn müſſen. Wir wählen aus denſelben zur Mittheilung hier nur ein Paar, nicht der an und für ſich intereſſanteſten und wiſſenſchaftlich belehrendſten, ſondern der kürzeſten und für unſer Publikum in ſofern geeignetſten Fälle, als die Reſultate derſelben eine leider noch immer nicht ganz unnütze Warnung für Manche ſeyn können. — Miß C. T., ein junges Mädchen von 24 Jahren, war verſchiedene Jahre hindurch einem Ausſchlage im Geſicht unterworfen, welcher oft läſtig war. Ihre Monatsreinigung war oft mangelhaft und in dergleichen Fällen ward gewöhnlich ihr Geſicht erhitzt und reizbar, große Blaſen von dunkler Röthe fuhren auf und wurden, wegen unerträglichen Juckens bisweilen zerkrazt, daß ſie bluteten. Der Vf. empfahl Geduld und Vermeidung von örtlichen Mitteln, dennoch aber ließ ſie ſich auf Zureden einer Freundin zur Anwendung eines Waſchwaſſers verleiten, welches freilich den Zweck erreichte — denn das Geſicht ward rein — aber ſo wie die Hize die Wangen verließ, Kopfſchmerz nach ſich zog und beim Verſchwinden des Ausſchlags ein furchtbares Gefühl von Anfüllung und ſtarkem Kopfſchmerz hervorbrachte: worauf bald nachher Raſerei eintrat. Blutlaſſen, Blaſenzüge und viele Aufmerkſamkeit waren nöthig, um dieſen ſchweren Anfall abzuleiten, aber der Zweck, den Ausſchlag, wo möglich, wieder ins Geſicht zu ziehen, ward erſt, nachdem ſchwere Kopfſchmerzen ein Vierteljahr fortgewährt hatten, erreicht. — Der zweyte Fall betrifft einen zwölfjährigen Knaben, welcher, wegen ſtumpfſinnigen Lernens, in der Schule einen Schlag mit der Ecke eines flachen Lineals auf die rechte Seite des Kopfes bekam, der zwar nur eine kleine Wunde verurſachte, die jedoch erſt nach ſechs Jahren zur Heilung kam, und eine Schwächung der Sehkraft zurückließ, die endlich in Blindheit überging. Man hoffte Hülfe von der Entfernung eines Knochenſtücks durch die Trephine. Die Operation ward vollzogen, und man bemerkte dabei nichts Beſonderes. Am folgenden Tage hatte der Stern beider Augen ſeine natürliche Reizbarkeit wiederbekommen und trat nach der Stärke des Lichtes in Zuſammenziehung oder Erweiterung; die Blindheit aber blieb wie zuvor, die Kräfte des

Kranken nahmen ſtündlich ab, ein nervöſes Fieber trat hinzu und am dritten Tage nach der Anbohrung befiel ihn ein ungewöhnlich heftiger Anfall, und er ſtarb bald nachher! —

Miscellen aus periodiſchen Schriften.

In der Hiſt. Bibliothek (7. B. 5. H.) wird mit Recht der unverſtändige Haß gerügt, mit welchem die jetzige neapolitaniſche Regierung manche der lobenswertheſten und nützlichſten Unternehmungen der vorigen lähmt und zum Stillſtand bringt. So hatte man z. B. unter dieſer verſucht, einen ſeit Jahrhunderten wüſt gelegenen Diſtrict von bedeutendem Umfang, die Tavogliera di Puglia, in Cultur zu bringen, was auch über Erwarten dermaaßen gelang, daß bereits mehrere Anſiedlungen Statt fanden, und vielleicht ſchon nach wenig Jahren die ödeſte Wildniß Neapels in das fruchtbarſte Land umgewandelt geweſen wäre. Gleich nach Ferdinands IV. Rückkehr erfolgte ein Decret, nach welchem die ſämmtlichen ſchön gediehenen Pflanzungen wieder ausgerottet werden mußten, und zugleich bei ſchwerer Strafe verboten wurde, fernerhin wieder einen Pflug auf die Tavogliera zu bringen! — Die unter Joachim entſtandenen und von ihm unterſtützten Fabriken, ſo wie manche ſeiner großen und nützlichen Bauten, (z. B. die Straße von Pozzuolo) ſind aufgegeben, und an den letztern zerſtört bereits das Wetter das Begonnene! Ferdinand erſcheint überhaupt nach dem, was der italieniſche Correſpondent der Hiſt. Bibl. über ihn ſagt, in keinem günſtigen Lichte. Seine Erziehung mag allerdings wohl ſchlecht genug geweſen ſeyn, aber ein paar Anecdoten, die der Correſp. als Belege hierzu mittheilt, ſind doch in der That kaum glaublich. Carls I. (von England) Hinrichtung für ein Mährchen zu halten, das die Jacobiner zur Rechtfertigung der Ermordung Ludw. XVI. erſonnen hätten, und zu glauben, daß vor Chriſtum alle Welt türkiſch geweſen ſey, dürfte doch wahrlich des Idiotismus etwas — zu viel ſeyn! —

Die Nutzloſigkeit der franzöſiſchen, während der Revolution angefangenen Cataſtrirung, die erſt in 140 Jahren vollendet ſeyn, und 150 Mill. Franken koſten wird, die auf Zinſen gelegt, nicht viel weniger als die Grundſteuer ſelbſt einbringen würden, hebt Hr. v. Cölln in den Europ. Annalen mit treffenden Gründen heraus, und ſagt: „Die Wahrheit von alle dem iſt, daß es eine große Thorheit ſey, ein Reich wie einen Meierhof richtig vermeſſen und abſchätzen zu wollen, um ſeinen Rein-Ertrag aufzufinden, und darauf für ewige Zeiten eine gerechte Grundſteuer zu legen, oder, zur ſchrecklichen Qual der Ackerbauer und zur Vernichtung aller Cultur des Bodens, eine fortdauernde (koſtſpielige) Cataſtercommiſſion in jeder Gemeinde die fortgehende Cultur beobachten und beſteuern zu laſſen. Nicht ein einziges Guth, ja keinen Bauerhof kann man ganz richtig veranſchlagen, um ſeinen, ſelbſt nur momentanen Werth aufzufinden, der nur zu oft von ganz andern Umſtänden, als von der urſprünglichen Güte des Bodens abhängt, als da unter andern ſind: die Subjectivität des Beſitzers, Krieg und Friede, Lage an einem ſchiffbaren Strom oder großer Fahrſtraße, Anlegung von Chauſſeen oder einer Stadt, wo ſonſt keine war, Veränderung der Landesgränzen, Erweiterung oder Verminderung des Staats, in welchem das Guth liegt, und unendlich viele andere Dinge mehr.“ — (Hr. v. C... möchte doch wohl die Sache zu einſeitig betrachten; der Gegenſtand iſt aber unſerm Blatte nicht nahe genug verwandt, um die Gegengründe anzuführen.) — Von der, auf die Steuer-Cataſter Einfluß habenden, phyſiſchen Wandelbarkeit des Bodens wird ein ſonderbares Beiſpiel angeführt, das auch für den Militär nicht ohne belehrendes Intereſſe iſt. Als im Jahr 1813, nach der Schlacht bei Bautzen, die ruſſiſch-preußiſche Armee ein feſtes Vertheidigungslager bei Schweidnitz beziehen wollte, ſchlug man das berühmte, in Tempelhofs Werk gezeichnete Lager von Bunzelwitz vor, wo Friedrich der feindlichen Armee, die dreimal ſtärker war als die ſeinige, 6 Wochen lang die Stirne bot. Der Ingenieur-General Stevers betrat das Lager mit der Charte in der Hand; wo ein Sumpf bezeichnet war, fanden ſich trockene Wieſen, wo ein Wald geweſen, leere Aecker, kurz — er gab das Lager von Bunzelwitz auf, und wählte eine andere Stellung, die bei Pilſen. —

Diejenigen unter uns, welche ſich (und nicht mit Unrecht!) über den koſtſpieligen Ueberfluß an Beamten beklagen, der in vielen deutſchen Staaten herrſcht, mögen aus dieſem Aufſatz noch erfahren, daß unter dem adminiſtrativen Weſen, Napoleon, zur Erhebung (bloß) der directen Steuern in Frankreich 30000 ſogenannte erhebende, und 45,000 ſogenannte beitreibende Beamte angeſtellt waren, (alſo auf 533 Seelen ein Steuerbeamter!) und daß die Erhebungskoſten netto 1/4 der ganzen Einnahme betrugen! —

(Nebſt Intelligenz-Blatt No. 3.)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 24. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Spaniens Staats-Verfaſſung durch die Cortes

So heißt der Titel einer, ſo eben in Berlin, von F. von Gruenthal und K. G. Dengel ſorgfältig gearbeiteten, und mit einem intereſſanten Vorwort begleiteten Ueberſetzung der Constitucion politica de la Monarchia Espannola Promulgada en Cadiz à 19. Marco de 1812. Cadiz en la Imprenta Real anno de 1812. Da es in Deutſchland mit den Conſtitutionen nicht überall ſo recht vom Fleck will, ſo wär der Gedanke nicht übel, ſie vom Auslande zu verſchreiben, und zwar ſolche, welche man dort — wieder abgeſchafft hat. Da könnte nun zwar Frankreich mit einer anſehnlichen Quantität aushelfen; aber das iſt zu nahe. Was recht weit her kommt, findet in Deutſchland Beifall, und da wär denn Spanien die entfernteſte Monarchie, welche mit einer dienen könnte. Die ebenerwähnte Conſtitution iſt diejenige, welche die Cortes einführten, der König aber bei ſeiner Heimkehr 1814 nicht genehmigte, alſo wirklich eine wiederabgeſchaffte. Wir wollen einiges daraus excerpiren, um ſie den Miniſtern und Staatsräthen in Deutſchland zur Benutzung zu recommandiren.

„Das Spaniſche Volk iſt frey und unabhängig und kann keiner Familie oder Perſon jemals zu eigen ſeyn noch werden.“ (Freilich ein bedenklicher Punct für die Legitimität) „Die höchſte Gewalt wohnt weſentlich dem Volk bei, und mithin ſteht ihm auch ausſchließlich das Recht zu, ſich ſeine Grundgeſetze zu geben.“ (Verſteht ſich, wenn der König von einem Uſurpator aus dem Lande wegpractizirt, und das Volk ſich ſelbſt überlaſſen iſt, wie damals mit Ferdinand VII. der Fall war.) „König von Spanien iſt Sennor Don Fernando VII. von Bourbon — die Thronfolge geſchieht nach der gewöhnlichen Ordnung der Erſtgeburt und Repräſentation unter den geſetzlichen, männlichen und weiblichen Abkömmlingen u. ſ. f. Die Cortes ſchließen von der Nachfolge denjenigen oder diejenigen aus, welche zur Regierung unfähig ſeyn, oder etwas begangen haben möchten, weswegen ſie den Verluſt der Krone verdienten.“ (Ein guter Vorbehalt für die Cortes!) „Sollte die Krone unmittelbar auf ein Weib fallen, ſo kann dieſe keinen Gemahl ohne Einwilligung der Cortes wählen.“ (Wenn ſie aber ſchon einen hat, was wird dann? muß ſie ihn etwa abſchaffen?) „Die Perſon des Königs iſt heilig und unverletzlich, und keiner Verantwortlichkeit unterworfen.“ (Wenn er nun aber etwas begangen haben möchte, weswegen er den Verluſt der Krone verdiente?) „Dem Könige wohnt ausſchließlich die ausübende Gewalt der Geſetze bei.“ (Die geſetzgebende den Cortes! Was heißen aber Geſetze, wenn der König ſie nicht ausüben will? Er muß doch neben der Macht, oder dem Recht, auch die Pflicht haben, ſie auszuüben.)

Die Beſchränkungen der königlichen Gewalt ſind S. 41 unter 12 Nummern ſpecificirt. Darunter gehört: „Er darf ſich ohne Einwilligung der Cortes nicht aus dem Königreiche entfernen, und wenn er es thäte, ſo wird angenommen, er habe der Krone entſagt.“ (Da wär er ja vel quasi ein Staatsgefangener mit weitem Arreſt.) „Der König kann keine Provinz, Stadt, Flecken oder Ort, noch ſonſt irgend einen Theil des Spaniſchen Gebiets, ſo klein er auch ſey, veräußern, abtreten oder vertauſchen.“ (Das geht in Deutſchland durchaus nicht an, die Politik muß ihr Commerzium behalten.) „Der König allein kann weder unmittelbar noch mittelbar Steuern auflegen“ (das wäre überall gut), „noch freywillige Lieferungen unter irgend einem Namen oder in Bezug auf irgend einen Gegenſtand erheiſchen, ohne daß die Cortes ſolches verfügen.“ (Wir haben von einem deutſchen Lande gehört, wo ein Präfect oder Landrath die Landwehr zu einem Feſte zuſammenzog, und ganz allein, ohne irgend jemands Verfügung, dazu unfreiwillige Lieferungen von den Bauern ausſchrieb. Wir wollten alſo zufrieden ſeyn, wenn die deutſchen Conſtitutionen nur die landräthliche oder präfectoriſche Gewalt ſo beſchränkten, wie hier die königliche beſchränkt werden ſollte.) „Der König kann niemand ſein Eigenthum nehmen, noch ihn im Beſitz und Gebrauch ſtören“ (verſteht ſich), „und wo es zu anerkanntem, gemeinſamen Nutzen geſchieht, muß Entſchädigung gegeben werden.“ (Iſt in Deutſchland wohl überall auch ohne Conſtitution Rechtens, wird nur nicht immer gehalten.) „Er kann für ſich allein Niemanden ſeiner Freiheit berauben, noch ihm eine Strafe auferlegen.“ (Das iſt wieder in der Ordnung, der König kann nicht ſelbſt Richter ſeyn, ſondern bloß Richter machen. Hilft aber nicht viel, wo er ſie

Ausgegeben den 9. Septbr.

nach Belieben wieder abſetzen, beſondere Commiſſionen zur Unterſuchung ernennen, durch Cabinetsbefehle in die Juſtiz eingreifen kann u. dgl. mehr. Daher verbietet das die vorliegende Conſtitution Satz 243. 252. billig.) „Er muß zu Ehebündniſſen die Einwilligung der Cortes ſuchen, ſonſt wird angenommen, daß er der Krone entſagt habe.“ (Den Artikel hätten wir auch nicht genehmigt, wenn wir Ferdinand VII. geweſen wären.) „Die richterlichen Beamten können nur durch geſetzlich begründete und abgeurthelte Unterſuchung ihres Amtes entſetzt, auch nur nach einer geſetzlich begründeten Anklage deſſelben enthoben (ſuſpendirt) werden.“ (Eigentlich gilt das von allen Beamten des Staats, oder ſie werden Sclaven der Miniſterialgewalt. Es gibt leider noch deutſche Canzleien, wo man die Richter Juſtizbediente nennt. Nomen et omen!)

Damit unſere Leſer unter den Cortes, welche ſich ſoviel Gewalt zuconſtitutionirten, ſich nicht etwa deutſche Feudalſtände denken, müſſen wir ihnen ſagen, daß ſie nach Satz 27. ff. wahre, echte, von den Bürgern erwählte Volksrepräſentanten waren. Auch wollen wir durch die hier und dort eingeſtreuten Bemerkungen das fremde Conſtitutionswerk keineswegs herabſetzen. Es behält als geſchichtliche Urkunde (und als ſolche geben es hier die Ueberſetzer) ſeinen großen Werth. Es hat zu ſeiner Zeit, als eine Reaction gegen Napoleons und Joſeph Buonaparte's Uſurpation, den Gemeingeiſt entflammt, und Spanien von der fremden Unterdrückung gerettet. Es enthält unendlich viel gute Sätze, welche werth ſind, von deutſchen Fürſten als unverletzliche Grundgeſetze förmlich und öffentlich anerkannt zu werden. Daher verdienen die Ueberſetzer Dank, und wir wünſchen ihnen viele Leſer unter denjenigen Perſonen, welche in der Lage ſind, von dem Inhalte zum Beſten des deutſchen Volkes Gebrauch zu machen.

Univerſitätsweſen.

Die in neueſten Zeiten vorgefallenen „nicht erfreulichen Ereigniſſe“ auf mehreren Univerſitäten, der Tadel darüber, ſo wie die heftige in Schutznehmung der beſtehenden Formen derſelben, kurz, das ganze, darüber entſtandene Pro et contra — haben den Prof. v. Jacobs in Halle veranlaßt in einer Schrift: „Ueber academiſche Freyheit und Diſciplin, mit beſonderer Rückſicht auf die preußiſchen Univerſitäten, ſeine Anſichten, Meinungen und Vorſchläge zur Verbeſſerung des ganzen Univerſitätsweſens, darzulegen.

Der Vf. meint in der Vorrede: „wenn gleich die mönchiſchen Verbeſſerungsvorſchläge, welche das, ohne ſein Verdienſt ſo ſehr bekannt gewordene Aachenſche Memoire macht, bey den liberalen Regierungen Deutſchlands nie Gehör finden könnten; ſo hätte man doch ſchon viel früher aus dem Herzen von Deutſchland ſelbſt Stimmen gehört, die auf dieſe oder jene Weiſe den Organiſations-Fehlern unſerer Hochſchulen abzuhelfen gedächten, meiſt aber bei ihren Vorſchlägen ſo wenig umſichtig geweſen wären, daß, ſollten ſie zur Ausführung kommen, dem Reiche der Wiſſenſchaften bei uns in Deutſchland ein wahrer Todesſtoß verſetzt werden würde. Daher ſey es wichtig, daß ſolche, die das Univerſitätsweſen genau kennen, die wahre Beſchaffenheit der Dinge aufdeckten, um zu zeigen, daß den Uebeln gar wohl geſteuert werden könne, ohne daß man das Weſen dieſer trefflichen Inſtitute zu zerſtören brauche.“ Dieſe Betrachtungen haben ihn denn bewogen, ſeine Gedanken über dieſen wichtigen Gegenſtand zu ordnen und dem Publikum vorzulegen, wodurch er — unſers Dafürhaltens nach — denn auch demſelben einen wichtigen, anerkennungswerthen Dienſt geleiſtet hat, indem die ganze Schrift von Sachkenntniß, ruhiger Ueberlegung (etwas ſeltenes in unſerer Zeit) und unpartheiiſcher Erwägung der ganzen Verhältniſſe (etwas noch Selteneres) zeigt.

Wer wird dem Vf. nicht gern beipflichten, wenn er ſagt: in unſern Univerſitäts-Einrichtungen liegt ein tiefer Sinn, dem man nirgends näher gekommen iſt, als in der Organiſation der proteſtantiſchen Univerſitäten Deutſchlands. Frei ſoll, von den dort verſammelten Männern, die Wahrheit erforſcht werden; ihr Gewiſſen und ihre literariſche Ehre, iſt das Einzige, was ihren Vorträgen Bedingung vorſchreibt. (Dieß in der Idee ſo Schöne und Erhabene kann ſich nur ändern, wenn Gewiſſen und literariſche Ehre freventlich bei Seite geſetzt wird.) Im Reiche der Wiſſenſchaften gilt, nach ächt proteſtantiſchen Grundſätzen, keine äußere Geſetzgebung — — unter dem Schilde einer ſolchen Freiheit ſind in Deutſchland, wo ſie ſeit einigen Jahrhunderten die meiſten Feſſeln abſtreifte, die Wiſſenſchaften mehr als in irgend einem andern Lande gediehen, beſonders die, welche ohne Freiheit, nichts als armen Schulkram erzeugen — Philoſophie und Theologie. (Und dennoch wird ſo häufig über Druck und Beengung im Reiche des Wiſſens geſchrieen!) Auch ſind die Univerſitäten einem höhern Gericht unterworfen, damit ihre Corporationen oder einzelnen Glieder ſich nicht einer ungebührlichen Autorität anmaßen und das Princip, das ſie erhalten ſollen, ſelbſt zerſtören. Das iſt die gelehrte

Welt. — Durch dieſe wird jeder einzelne Gelehrte, der ſich über ſeine Schranken erheben will, zurückgewieſen; durch ſie werden die Thorheiten und Irrthümer der Univerſitäts-Gelehrten gerügt. Nur der öffentliche und allgemeine Beifall der Verſtändigen begründet ihren dauerhaften Ruf und ihre wahre Ehre. Der Nimbus, womit die academiſche Jugend durch falſche Rede- und Schmeichelkünſte verführt, dann und wann die Häupter einiger Lehrer zu ſchmücken ſucht, verfliegt ſehr ſchnell, wenn nicht die verſtändigere Welt ihn zur Glorie macht. (Sehr wahr; daher das lächerliche Schauſpiel, das manchmal auf dieſe Art Gekrönte gewähren, indem ſie meinen, einen Lorbeerkranz zu tragen, der aber in der Wirklichkeit nichts iſt als ein leerer Strohkranz, gewunden von einer verblendeten oder partheiiſchen Jugend.)

Recht gut und größtentheils auch wahr. ſind zwar die Anſichten des Vf. über das was auf den deutſchen Univerſitäten, vermöge ihrer freien, eigenthümlichen, von der bey andern Völkern verſchiedenen Einrichtung, geleiſtet wird; dennoch aber kann man dabei nicht wohl der Frage ſich enthalten: wie es komme, daß demungeachtet die Gelehrſamkeit anderer Völker, namentlich der Franzoſen und Engländer, trotz der bei ihnen herkömmlichen Beſchränkung der Lehr- und Lernfreiheit weit beſſer, tiefer und mehr ins practiſche öffentliche Volksleben eingreift als die unſere? Uns dünkt eine gründliche, ohne Vor- noch Gegenliebe unternommene Unterſuchung der dieſem zum Grunde liegenden Urſachen, wäre wohl an der Zeit, um ſo mehr, da die Schuld des bei uns weniger ins Leben Tretens der Wiſſenſchaften, als bei unſern Nachbarn, ſchwerlich dem Volke wird zugeſchoben werden können, indem daſſelbe nicht allein unſtreitig im Ganzen auf höherer Bildungs- und Empfänglichkeitsſtufe ſteht, als irgend ein Anderes, ſondern auch deſſen tiefer denkender Sinn, zur Auffaſſung und Aneignung vorzüglich geſchickt iſt. —

Sich um die Art der Kleidung der Studenten zu bekümmern, wenn ſolche mitunter auch auffallend wäre, findet der Vf. nicht gut, ſo bald ſie natürlich nicht ins Unanſtändige und Sittenloſe fällt; wohl aber darum, wenn ein ſchlechter Geiſt ſich unter der Mehrheit auszubreiten anfängt und Zwecke leidenſchaftlich aufgefaßt werden, die mit dem Zweck des Daſeyns auf Akademien im Widerſpruch ſtehen. Dieſem Mißbrauch der Univerſitätsfreiheit ſo entgegen zu arbeiten, bemerkt der Vf. ferner, — daß die Zeit, wo er entſteht, gar nicht eintreten kann, — iſt eine Hauptaufgabe der Univerſitäts-Politik. Daß das mit dem Schwerdte dreinſchlagen wenig hilft, wo dieſer Geiſt ſich zeigt, iſt, wie auch Hr. J. meint, ſehr richtig, denn dadurch wird niemand weder beſſer noch fleißiger; ſondern das Problem iſt, Mittel zu finden, daß ein ſo verderblicher Geiſt nie die Menge der Studirenden ergreifen könne. (Im zweiten Theil, oder Hauptabſchnitt des Werkchens, werden dieſe, hier weiter unten angeführten Mittel, vom Vf. nach deſſen Anſichten gegeben. Wodurch aber dieſer böſe Geiſt geweckt, genährt und ausgebreitet wird auf den hohen Schulen, zeigt Hr. v. J. in folgendem) nehmlich: in den mannichfachen, ſeit langen Zeiten her beſtandenen Vereinen und Orden unter der ſtudirenden Jugend und auch mitunter durch die Fehler, Irrthümer, Verkehrtheiten und falſchen Anſichten der Docenten und Lehrer. Ueber die ſogenannten academiſchen Orden, ihre anfängliche Unſchädlichkeit, ihre darauf folgende Verirrung und Mißbrauch, ſagt der Vf. viel Wahres und Gediegenes. Am beſten characteriſirt den Gang derſelben folgende Darſtellung des Vfs.: „Sonſt, als die Univerſitäts-Obrigkeiten ſtreng auf die Unterdrückung aller geheimen Corporationen hielten, konnten ſich nur einige kleine Geſellſchaften dieſer Art, unter den Namen der Orden bilden. Dieſe hielten ihre Verbindung ſehr geheim, und waren in der Aufnahme ihrer Mitglieder äußerſt behutſam. Ich erinnere mich noch ſehr wohl der Zeit, wo nicht der zwanzigſte Theil der in Halle Studirenden an Orden Theil nahm, und niemand, der nicht ſelbſt Ordensbruder war, die Mitglieder kannte. Später aber, als man (ſehr mit Unrecht) nachſichtiger wurde, traten ſie dreiſter hervor, warben und unterſchrieben öffentlich für den Orden und mit dem Ordenszeichen. Dennoch lebten damals noch alle Studenten frey und erfuhren weder Zwang noch Verfolgung von den Ordensbrüdern. (Später wurde dieß anders; wie natürlich. Das was erſt ſtillſchweigend, dann förmlich geduldet wird, greift, dem ſteten Lauf der Dinge gemäß, zuletzt, kräftig ſich fühlend, nach Herrſchaft und wird ſo, aus einem erſt Gedrückten, der Drücker.) Dieſer Fall trat bald ein, als durch die immer klarer werdende Schwäche der beſtehenden akademiſchen Obrigkeiten, die erſt nur eine kleine Zahl Studirender umfaſſenden Orden ſich in Landsmannſchaften auflößten, oder vielmehr zuſammenfloſſen, und noch ſchroffer mußte dieß hervortreten, als die einzelnen Landsmannſchaften jeder Hochſchule unter ſich Zuſammenhang gewannen und zu Einer großen, allgemeinen Corporation, „Teutonia“ genannt, wurden, die bald — nach Hr. v. J. — den Namen aber nicht den Geiſt wechſelnd, in die „allgemeine Burſchenſchaft“ überging.

Anfänglich glaubte man, (und begünſtigte ſie daher) die Landsmannſchaften würden die Uebel der geheimen Ordensverbindungen nicht allein vermeiden, ſondern ganz heben, aber — bemerkt Hr. v. J. ſehr richtig — wo vom Rechte Einmal abgewichen iſt, da hilft alle Vorſicht nichts, die böſen Folgen davon zu vermeiden. Da Duelle, willkührliches ſich Recht verſchaffen u. dgl. immer eine Hauptſache in den Landsmannſchaften oder Kränzchen blieben, wie ſie es in den Orden geweſen waren, ſo wurde auch niemand von den Burſchen zum Vorſteher derſelben gewählt, als wer ein geſchickter Schläger war. Was daraus folgen mußte, kam, und viel an den ſeit Jahren auf Akademien geſchehenen Unfug, ſo wie an den Anlaſſen zur verkehrten Anwendung der Zeit, ſind dieſe Corporationen Schuld. Abgerechnet dieſe Uebel, gefährten ſie aber auch die wahre Freiheit des Studirenden. Der Machtſpruch einiger Renomiſten wird Geſetz, nach dem Viele ſich richten müſſen; mancher ruhige, fleißige junge Mann wird wider Willen und beſſere Ueberzeugung in bösliche Händel verwickelt, dadurch vielleicht auf immer verdorben oder unglücklich gemacht und Geldſtrafen, Verruf, Duell, Ausſchließung, Hetzpeitſche, bedrohen nicht ſelten den, der es wagt anders handeln zu wollen als die renomirenden Obern verlangen. (Wie ſehr iſt ſchon aus dieſem einzigen Grunde eine radikale Verbeſſerung der Disciplin auf unſern hohen Schulen zu wünſchen? Mit welchem ſchweren Herzen können Eltern nur, bei ſolchem Stand der Dinge, ihre Söhne auf Univerſitäten ſenden? Wie oft geht ein guter, unverdorbener junger Mann mit den edelſten Vorſätzen hin, und wie oft kehrt dagegen ein körperlich oder geiſtig verderbtes Weſen zurück, das die gerechten Hoffnungen der Seinen ſchrecklich in Staub wirft. — Wahrlich der Mann, der würdige Vorſchläge zur Verbeſſerung dieſer Gebrechen unſerer Univerſitäten mit Sachkenntniß und Umſicht entwirft, und die Regierung, die ſie ausführt und ernſt und ſtreng über ihre Befolgung wacht, ohne ſich irre machen zu laſſen von dem Geſchrei derer, denen Ordnung nicht lieb iſt — verdienen den Segen aller Eltern, die jetzt nur mit banger Beſorgniß auf ihre entfernten Lieblinge blicken können.) In dieſem, oben angedeuteten, Zuſtande fand der Krieg von 1812 die Univerſitäten. In ihm entwickelten ſich überall politiſche Ideen, Wünſche, Sehnſucht nach Einheit in Deutſchland, Eifer für conſtitutionelle Verfaſſung ꝛc. Natürlich gingen dieſe Begriffe auch auf die aus den Feldzügen zurückkehrende Jugend über. Des Verdienſtes ſich bewußt, für das Vaterland ihr Leben gewagt zu haben, (vom Verkehrten überredet, daß ſie es faſt allein gerettet) hielten ſie ſich auch befugt, an den Berathungen über das allgemeine Wohl theil zu nehmen und glaubten ihre Ideen mit der herrſchenden in Einklang bringen zu müſſen. Sie ſuchten daher vor Allem ihren Verbindungen die Einheit zu geben, welche für Deutſchland gewünſcht wurde, und die Burſchen kamen damit ſchneller zu Stande, als der deutſche Bund. So entſtand 1814 die Teutonia, deren Grund-Idee war: alle deutſche Studenten ſollten Einen Körper ausmachen. (Ein nicht unbedeutender Staat in den Staaten Deutſchlands! —) Allein es ging mit der Teutonia bald, wie, nach Hr. v. J., es mit einer Reichsteutonia im Großen gehen möchte. Verſchiedene Meinungen, Spaltungen, daraus entſpringender Hader und Zwiſt entſtanden und alle Uebel, welche die früheren Corporationen gedrückt hatten, ſtellten ſich auch hier ein, nur mit dem Unterſchiede eines vergrößerten Maaßſtabes. Keine der vorhergehenden Geſellſchaften maßte ſich eine ſolche Gewalt über andere und alles, was ſich außer ihr befand, an, als dieſe; jedes Mittel war ihr recht, ſobald es nur zur Erreichung ihrer höchſten Zwecke, Aufrechthaltung der Studentenehre durch Duell und Erhaltung des Anſehens ihrer Geſellſchaft, geſchickt befunden wurde; keine hat den Fanatismus conſequenter getrieben und durchgeführt; keine mit mehr Hartnäckigkeit und Trotz der Obrigkeit ſich widerſetzt, denn dieſe. Die Teutonia gab ſich auf allen Univerſitäten des proteſtantiſchen Deutſchlands die Hand. Wer ihrer Rache in Halle entging, den erreichte ſie in Berlin, wer ihr dort entfloh, den traf ſie in Göttingen oder Jena. Ihr Bann galt allenthalben, wo Teutonen athmeten; Ja, war der Strahl einmal geſchleudert, ſo konnten ihn ſelbſt die nicht zurücknehmen, von denen er ausgegangen war. Nur ein allgemeiner Beſchluß aller Teutonien konnte die Wirkung des Fluchbannes hemmen. (Wer ſchaudert nicht über dieſe Verirrung der ſtudirenden Jugend vor ihrem wahren Zweck! welche Greuel konnten und mußten da entſtehen, wenn nur ein kleiner Funke Zunder in dieſe feſt verſchlungene, bewegliche Maſſe fiel. Eine Vehme des Mittelalters im neuen Styl, gegen deren Fluchbann nicht leicht ein Mittel zu finden war.) Da die Exceſſe der Teutonen ſie bald in ſolche Händel ſelbſt mit den Regierungen verwickelte, daß ihr Beſtehen in dieſer Form nicht mehr dauern konnte; ſo ging daraus die allgemeine Burſchenſchaft hervor, die, ruhend auf denſelben Baſis wie die Teutonia, nichts als ein neues Wort für eine alte

Sache iſt: Thorheit und Unerfahrenheit iſt es daher, meint der Vf., zu glauben, daß dieſe neue Studentengeſellſchaft erſprießlicher ſeyn würde als die früheren, lächerliche Thorheit, von ihr eine beſſere Ordnung der Dinge auf Univerſitäten zu erwarten. Wie derſelbe ſchädliche Esprit de corps darin zum Vorſchein kommen würde, der bisher waltete, nur gefährlicher, weil er allgemeiner und umfaſſender, wie alle jene früheren Unfuge, ſich auch hierin offenbaren würden, wird vom Vf. nachdrücklich gezeigt. Zwar fürchtet er nicht (und wir mit ihm) daß der Staat, als Staat, gerade große Gefahr von dieſen Corporationen zu befürchten habe, da ſchwerlich ein ordnung- und geſetzliebendes Volk ſich von einem Haufen junger, unerfahrener Menſchen wird zu Gewaltſchritten hinreißen laſſen, aber, daß, wo politiſche Unruhen aus andern und bedeutendern Quellen hervorgehen ſollten, auch Studentenhaufen (initirt in ſolche Zwecke) gebraucht werden können, dieß liegt am Tage. (Auch wohl dieß: die jungen Leute, gewöhnt und vertraut gemacht mit Ideen, die eine reine Oppoſition gegen die beſtehenden Formen bilden, treten nach Verlauf der Univerſitätszeit in Aemter und ins bürgerliche Leben. Was auf Akademien angefangen, kann hier fortgeſetzt und in Zuſammenhang mit dem fort und fort wirkenden Geiſt auf Univerſitäten gebracht und ſo wohl, wenigſtens in der Folge, ein Syſtem gebildet werden, das deſto überraſchender einmal ans Licht tritt, je weniger man in dieſer Beziehung es beachtete.)

Was der Vf. ferner über die Umtriebe auf den hohen Schulen ſagt, wodurch man die neuen Ankömmlinge ſogleich für die beſtehende Corporation zu gewinnen ſucht, welcher Schwächen und Mißgriffe Profeſſoren und akademiſche Obrigkeiten ſich zum Theil bei dieſem Weſen zu ſchulden kommen laſſen, wie mehr und mehr mit Keckheit die alſo Verbundenen hervortreten, wie die, die ſo ſehr auf ihre Freiheit ſtolzieren, ſich ſelbſt zu Sclaven einiger Raufbolde machen und auch hie und da ſogar Docenten dieſen Corporationsgeiſt benutzen, ihm ſchmeicheln, um volle Auditorien, Vivat's, Geburtstagsgeſchenke ꝛc. zu erringen — iſt um ſo mehr werth berückſichtigt zu werden, da gerade hierdurch die Wurzel des Uebels aufs kräftigſte genährt und dem verfehlten Streben Thor und Thüre aufgemacht wird.

Im zweyten Haupttheil ſeiner Schrift kömmt Hr. v. J. auf die Mittel, die akademiſche Freiheit in ihre gehörigen Schranken zurückzuführen, und ſagt, nachdem er die jetzt die Ordnung zu erhalten beſtehenden genannt: Auf allen Univerſitäten ſehen wir, wie Studenten dieſe Geſetze täglich übertreten, ohne daß die Uebertretungen geahndet werden oder künftig unterbleiben. Zwar dürften wohl alle Händel, Streitigkeiten und Schlägereien unter einem bedeutenden Haufen junger, lebhafter Köpfe, nicht gänzlich zu vermeiden ſeyn, wenn aber die Unruhen einen ernſthaften Character annehmen, wenn ſie oft wiederholt werden, in Tumulte und langvorbereitete oder fortgeſetzte beleidigende Thätlichkeiten ausarten; ſo muß der Grund davon zunächſt in der ſchlechten Beſchaffenheit der Obrigkeit geſucht werden, die dazu beſtimmt iſt, dergleichen Geſetzwidrigkeiten zu unterdrücken. Aber faſt allenthalben iſt die akademiſche Obrigkeit ohne die gehörigen Mittel, die Beobachtung ihrer Geſetze zu bewachen, die Uebertretungen zu verhüten, (einige Polizeibediente oder Invaliden reichen freilich nicht hin, einen Haufen muthiger junger Männer zu zügeln) und wenn dieß ja einmal der Fall iſt, die nöthige Macht ſich vorfindet, ſo iſt doch die Disciplinarbehörde ſelbſt ſo unvollkommen organiſirt, daß ſchwerlich ein gehöriger Gebrauch davon gemacht werden dürfte.

Hier kommt der Vf. auf die Mangelhaftigkeit der Einrichtung des Rectorats, vermöge welcher einem, nur kurze Zeit mit dieſer Würde bekleideten Lehrer die ſchwere Laſt aufgebürdet wird, Unordnungen zu verhüten, einem Lehrer, dem natürlicher Weiſe daran gelegen ſeyn muß, den kurzen Termin ſeiner Herrſchaft ruhig zu vollenden, ſich die Studirenden nicht durch ſtrenge Maaßregeln zu verfeinden, der ſchon, vermöge der Kürze der Zeit ſeiner Wirkſamkeit in dieſer Hinſicht gezwungen iſt, dem hergebrachten Schlendrian zu folgen und der endlich ſehr oft ein großer Gelehrter und hochachtungswerther Mann ſeyn kann, ohne deßwegen den Muth und die Feſtigkeit zu beſitzen, welche unerläßlich ſind, dem, der einem ſo beweglichen, leicht zu erhitzenden und geiſtig erregbaren Verein wie Hochſchulen ſind, vorzuſtehen hat, und der endlich auch wohl keine Luſt haben kann, ſeine Zeit und ſeine Ruhe vielleicht einem Nachfolger aufzuopfern, der das wieder zerſtört, was er baute (ein gewöhnlicher Fall) und der in der Regel von den obern Behörden ſelten kräftig in ſeinen Unternehmungen unterſtützt wird; „denn die meiſten Curatorien ſcheinen ſelbſt noch nicht mit ſich einig zu ſeyn, wie ſie es mit der Disciplin auf den Univerſitäten halten ſollen.“ (Leider wahr! und daher ein Hauptgrund der Gebrechen akademiſcher Verfaſſung.)

Unter ſolchen Umſtänden, fährt Hr. v. J. fort, iſt es alſo kein Wunder, wenn die Ordnung auf den Univerſitäten nirgends größer iſt und länger dauert, als ſie die Studenten aus freiem, eigenem Triebe aufrecht erhalten wollen und der Corporationsgeiſt konnte bei ſo ſchlaffer Diſciplin von oben nicht minder wie von unten, leicht auf allen Univerſitäten der Obrigkeit über den Kopf wachſen.

Etwas mehr wie die directen Mittel, jedoch auch nicht das was ſeyn ſollte, leiſteten, oder, hätten leiſten können, bisher die indirekten Mittel zur Aufrechthaltung der Ordnung und die Abiturienten-Examen auf Schulen, die Candidatenzeugniſſe beim Abgang von der Univerſität, die Examen bei den Landescollegien, griffen nicht ſo tief und feſt, durch ihre mangelhafte, unbeſtimmte Ausführung, ein, als dieß wohl der Fall hätte ſeyn können. Eben ſo wenig erklärlich waren die Mittel, durch welche die Lehrer auf die ſtudierende Jugend einwirkten und auch hier zeigt der Verfaſſer, wie durch Irrthum, falſche Anſicht, Nachſicht zum Theil gegen ſich ſelbſt, das wenige Gute, was gefördert hätte werden können, oft nicht gefördert wurde.

Indem der Vf. die Laxität des oft aufgeſtellten ſogenannten Moralprincips darlegt, welches ſagt: „daß eine Handlung der bürgerlichen Ordnung entgegen, und dennoch edel und moraliſch gut ſeyn könne,“ ſagt er ſehr richtig: der Staat und ſein Geſetz ſind das unverletzbare Heiligthum der Pflicht; thöricht und falſch aber die Unterſcheidungen einiger Sophiſten zwiſchen einer kleinen und großen Moral. Es giebt nur Eine Moral und dieſe bindet alle die großen, wie die kleinen Geiſter; weder gewöhnliche noch ungewöhnliche Zeiten können ihr Geſetz verändern. Wer das Staatsgeſetz übertritt, handelt allemal unrecht und unmoraliſch, welchen vermeintlich guten Zweck er dabei auch beabſichtigt und welche Umſtände dabei auch vorkommen mögen. — Das iſt aber der weſentliche Character aller moraliſchen Maximen, daß ſie aus einem allgemeinen mit ſich ſelbſt zuſammenſtimmenden Willen fließen können. Eine Maxime, die, wenn ſie allgemein befolgt würde, ſich ſelbſt zerſtört, iſt das unfehlbare Kennzeichen ihrer Schlechtigkeit. (Hier führt als Beweis der Vf. Sands ſchauderhafte That an und zeigt wie allgemein aufgeſtellt die Maxime welche Sand leitete, ſolche ſehr gut umgedreht in der Handlung werden kann, wo Sand dann ſelber es hätte für lobenswerth halten müſſen, wenn ihn Kotzebue oder ein Anderer, ermordet hätte, ſobald ſich bei ihnen der Glaube feſtgeſetzt hatte, er (Sand) wäre ein der Geſellſchaft gefährlicher Menſch.) Wo, ſagt H. v. J. ferner, das Princip, die Pflicht nach deutlichen Begriffen zu prüfen, verlaſſen, und die Prüfung dem Gefühl oder innerer Eingebung vertraut wird, da bricht der Irrthum mit allen Greueln hervor, da kann nichts als eine, alle Moral verwirrende Schwärmerei entſtehen. Was hat aber der Myſticismus unſerer Tage, ſo wie der der ältern Zeiten, für ein anderes Princip, als das: Gute nach Gefühlen, innern Eingebungen oder Anſchauungen zu beurtheilen, und die Vernunft, als die alleinige ſichere Quelle der Beurtheilung der Pflicht, als verdächtig zu verwerfen. (Ein vollkommen wahres Wort.) Was in der Welt geſchehen ſoll, das iſt Gottes Sache; was wir daran arbeiten ſollen, das iſt uns durch das Geſetz vorgeſchrieben; was wir gegen daſſelbe vornehmen, iſt Pfuſcherei und ſchlechtes Machwerk, und weder Brutus noch Charlotte Corday's That war etwas anderes, als unmoraliſche Pfuſcherei in den Weltplan. (Wird heut zu Tage ſchwerlich zugeſtanden werden, wo man dem Gefühl mehr wie dem Verſtande traut und dieſem letztern als einem zudringlichen, critiſirenden Gaſt, eifrig bemüht iſt ganz die Thüre zu weiſen.)

(Beſchluß folgt.)

Theater.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué hat (wenn es die Leſer etwa noch nicht wiſſen ſollten) den deutſchen Befreiungskrieg mitgemacht. Dieſes Ereigniß, ſo rühmlich es auch für den Baron ſeyn mag, iſt ein Unglück für den Dichter und noch mehr für ſeine Leſer: denn ſeit dieſer Zeit, und namentlich ſeit der Erſcheinung ſeiner dicken Corona, kann er, wie es ſcheint, kein Buch mehr ſchreiben, ohne von ſich und ſeinem Kriegsunternehmen zu reden. Da das bei dramatiſchen Werken nicht füglich angeht, ohne daß er ſich ſelbſt auf das Theater bringe und en ſpectacle gebe; ſo kommt da der Kriegsruhm nicht, wie bei der erwähnten Corona, in den Text, ſondern in die Vorrede, vielleicht auch wohl einmal in die Noten, gleichwie der verſtorbene Wetzel bei ſeiner Jeanne d'Arc den politiſch-poëtiſchen Traum ſeiner Frau von Rußlands Siege über Buonaparte in einer Note beibrachte. Bei ſeinem neueſten Trauerſpiel, Hieronymus von Stauf, (Berlin, Schleſinger, 1819.) hat es de la Motte Fouqué in die Vorrede gebracht. Ein Herr de la Motte Nicht-Fouqué nemlich, der Hoftheater-Intendant zu München, hatte vor einiger Zeit gewiſſe Preiße auf dramatiſch-theatraliſche Werke aus der baierſchen Geſchichte geſetzt:

Da nahm auch ich (Fouqué) denn meine gute Harfe, —
Friſch, wie mein Schwert ich griff, das gute, ſcharfe,
Als es vor Jahren ging in Pulverdampf, —
Mal zu verſuchen jetzt unblut'gen Kampf.
Nun hab' ich keinen Preis darin gewonnen; (Schade!)
Doch iſt mir nicht deshalb die Luſt zerronnen
Am Liede, das aus meinen Saiten drang.

Wir wollen dem geſchätzten Dichter dieſe Luſt nicht mißgönnen, ja wir haben ſie ſogar hin und wieder mitempfunden, beſonders da, wo er ſchnelle Uebergänge vom Ausbruche wilder Leidenſchaft oder Sinnesart zu den ſanften Regungen der Freundſchaft, Bruderliebe und Tugend überhaupt darſtellt. Aber doch müſſen wir dem Herrn de la Motte Nicht-Fouqué Glück dazu wünſchen, daß ſeine Preisrichter den d. l. M. Fouqué nicht gekrönt haben, weil es ihm mit dieſem Stück wahrſcheinlich gegangen ſeyn würde, wie mit denen, die ſie gekrönt haben: es würde dem Theaterpublikum nicht gefallen haben, weil weder der Held noch die Geſchichte anſpricht. Der ehrgeizige und heldenmüthige Stauf, Hofmeiſter am Hofe des jungen Herzogs Wilhelm von Baiern, nährt aus dunklen Ahndungen eignen Berufs zur Fürſtenwürde den Zwieſpalt zwiſchen dem Herzog und ſeinem Bruder Ludwig, verläumdet dieſen, ſucht dann den Bruderkrieg, bei welchem im Trüben zu fiſchen er ſich gerüſtet hat, zu entzünden, fällt aber durch, weil die Mutter beide Brüder verſöhnt, und den Stauf vor dem Gericht der Stände des Hochverraths anklagt. Der verläumdete Ludwig ſelbſt will ihn retten; aber er bereut ſein Unrecht und will nicht gerettet ſeyn. Herzog Ludwig will ihn begnadigen, aber er ſelbſt läßt ihn mahnen, feſtzuſtehen bei dem Urtheil, auf daß die Juſtiz Reſpect bekomme im Lande; und ſo wird er denn (außer der Scene) hingerichtet. Das Urtheil iſt bei einem bloßen Attentat vermaledeit hart; indeß volenti non fit injuria.

Nebenbei liebt Herzog Wilhelm ein zartes Hoffräulein Adla (Hieronimus von Stauf nennt es S. 169: „goldnes Engelbildchen Du“) welches am Ende ſich auf ſo lange ins Kloſter begiebt, bis Wilhelm eine Fürſtentochter zur Gemahlin erwählt haben wird, auf daß den Thron keine Mißheirath beflecke. (Aber gerade die Mißheirathen ſind auf dem Theater die intereſſanteſten.) Der dritte Bruder Ernſt iſt für einen Knaben von dreizehn Jahren zu gelehrt (er lieſt den Xenophon in der Urſprache ohne Lexikon) auch ganz unkindlich altklug, und doch verdirbt er den Actſchluß in der Verſöhnungsſcene S. 122 mit einer geſchmackloſen Kinderei. Die Mutter hat früher ihn ſcherzend zum Marſchall ernannt; da kommt er nun, und führt die Gerührten, die Mutter und die verſöhnten Brüder, in den Garten zum Mahl und frohem Becher. Es mag ſeyn, daß dem Deutſchen auch die edelſten Regungen der Verwandtenliebe Hunger und Durſt machen; aber es taugt nicht für die ſchöne Kunſt, am wenigſten für die Tragödie.

Herr Kroneisler in Kaſſel erzählt in der Vorrede ſeines Werks, betitelt: Fürſtlicher Ernſt und Scherz, daß ſeine Tugend gewankt, gefallen, wirklich gefallen ſey; nämlich die Tugend der ſchauſpieldichteriſchen Verſchwiegenheit; er hätte 36 Jahre lang an Bühnenwerken gearbeitet, aber keines dem Drucke übergeben, ſondern ſich ſelber daran erquickt, und ſo wäre er 60 Jahre alt geworden, und nun will er im 61ſten anfangen, andere Leute damit zu erquicken; er meint, der erſte Schritt ſey geſchehen, die fernern, das wiſſe man, erfolgten ganz unbedenklich. Wir wiſſen das nicht; wir wiſſen vielmehr, daß Bühnendichter, nach dem Erſcheinen ihres erſten Verſuchs, gemeiniglich, und beſonders wenn ſie etwas weniger Selbſtvertrauen haben, als Hr. Kroneisler, recht ſehr bedenklich werden, ſich an einen zweiten Verſuch zu wagen, weil ſie, wenn ſie nur irgend ein wenig ſtrenger gegen ſich ſind, als unſer fürſtlicher Ernſt- und Spasmacher, dann erſt erkennen lernen, daß unter allen literariſchen Erzeugniſſen keins ſchwieriger iſt, als das eines guten Luſtſpiels

Wir nahmen dieſes Werk, welches zwei Luſtſpiele:

Zaubereien beim Tonfeſte und
Das öffentliche Gericht,

enthält, mit großen Erwartungen in die Hand, weil uns dieſer Hr. Kroneisler, aus der Abendzeitung, als der Kritiker des Kaſſeler Theaters bekannt worden war, und in ſeinen Aufſätzen den Schauſpielern und Schauſpieldichtern nichts geſchenkt hatte. Ein Mann, der ſo rund abſpricht, und vieles beſſer wiſſen will, muß, dachten wir, auch vieles beſſer machen können; um dieſe gute Meinung aber hat ſich Herr Kroneisler diesmal ſelbſt gebracht. Er nennt in ſeiner Art zu witzeln, ſein „Bühnenwerklein“ eine Taube aus Noa's Arche, und macht ſich Hoffnung, daß aus demſelben Waſſerkaſten noch ähnliche „Geſchöpfe“ nachgeflogen kommen ſollen; indeſſen wird wahrſcheinlich dem Publikum an dieſer Art von Geflügel nicht viel gelegen ſeyn, und wir können uns nur nicht genug wundern, wie es dem Verleger und der Abendzeitung, in welcher eine ziemlich belobende Beurtheilung bereits erſchienen, beigekommen ſeyn mag, an dieſen durchaus nicht flicke gewordenen Tauben Geſchmack zu finden.

Die Zaubereien beim Tonfeſte (auf gut deutſch, beim Concert) haben den Zweck, den heilloſen Menſchen, die anderer Urſachen, als der Muſik wegen, in das Concert gehen, den Kopf zu waſchen; dieſe Wäſche nimmt der Landesfürſt allerhöchſt ſelbſt vor. Das Stück ſpielt in einem Vorzimmer des Concertſaales; aus letzterm langt ſich Se. Durchlaucht einen nach dem andern heraus und quält ihm das Geſtändniß ab, daß die Muſik allein es ſicht ſey, die ihn in das Gewerk gelockt; iſt Inquiſit verſtockt, ſo läßt es der Fürſt donnern und blitzen, auch ſteht ihm zur Seite auf einem Geſtell die Fürſtin als Fama, eine Drommete in der Hand, durch die ſie den hartleibigen Sündern, wenn ſie die Wahrheit nicht beichten wollen, in das Gewiſſen ſpricht. Während des ganzen Stücks iſt die Muſik aus dem Concertſaale hörbar. Wer nur ein Quentchen Phantaſie mehr hat, als der Dichter, der kann ſich eine Idee von der Unaufführbarkeit dieſes, zur Darſtellung ausdrücklich aber nur vom Verfaſſer beſtimmten Stücks machen. Uebrigens kann man ohne alle Gefahr dem einen nahmhaften Preis verheißen, der nur einen einzigen Witz aus dieſem Machwerke herauszufinden vermag.

Noch trockner aber iſt das öffentliche Gericht: ein Schau- und Redenſpiel in einem Aufzuge. Weil jetzt „ſagt der Redenſpieldichter" ſo manches über das öffentliche Rechtsverfahren verhandelt, und gegen daſſelbe von Perſonen geſprochen wird, welche nie eins mit anſahen, ſo ſoll dieß Schauſpiel den Gerichtsperſonen, die jenes Verfahren neu mitzumachen haben, als Anleitung dazu dienen. Alſo eine Prozeßordnung auf der Bühne. Iſt irgendwo eine Schauſpieldirection unverſtändig genug, dieß merkwürdige dramatiſche Erzeugniß in die Szene zu ſetzen; ſo empfehlen wir den jungen angehenden Rechtsbeamten, die, wie der Deutſchthümler ſich ſehr undeutſch ausdrückt, neu mitmachen, und im Schauſpielhauſe das gerichtliche Verfahren ſtudiren wollen, vor allen Dingen ihre Schlafmützen nicht zu vergeſſen, denn den munterſten der Zuſchauer werden bei den acht Octavſeiten langen Vorträgen des Oberanwalts Nellendorf, den der Verfaſſer lieber Näblendorf hätte nennen ſollen, und bei den nicht minder kurzen Reden des Hauptoberrichters, die Augen zufallen.

Nach dieſen beiden Proben zu urtheilen, müſſen wir dem Hrn. Kroneisler als dramatiſchen Dichter alles Talent abſprechen.

Die Abendzeitung hat, wie wir oben erwähnten, eine entgegengeſetzte Anſicht. Das Publikum mag entſcheiden, wer Recht habe.

Militäriſche Notiz

Obſchon das Würtemb. Jahrbuch mit ſeinen Erzählungen von Bravourſtücken würtembergiſchen Heroenthums etwas Unglück gehabt hat, (M. ſ. zunächſt W. Bl. 2. B. S. 199.) ſo bringt es doch im 2. Jahrg. dieſes Jahrbuchs (1819.) abermals ein ganz prächtiges Stück dieſer Art zum Vorſchein, das in ſeiner Art wirklich ein militäriſches Curioſum iſt, und daher als ſolches hier wohl eine Stelle einnehmen mag. Es lautet folgendermaaßen: „Nach dem, für die Würtembergiſchen Truppen ſo ehrenvollen Treffen bei Linz im Jahr 1809 hatte ein feindlicher Heerhaufen ſich auf einem benachbarten Berge, dem ſogenannten Beichlinsberg, feſtgeſetzt. Der franzöſiſche General Vandamme, rühmlichen Andenkens, trug dem Würtembergiſchen General von Hügel, nicht ſowohl in der Abſicht um ihm neue Lorbeeren zu bereiten, als vielmehr durch das Mißlingen der Unternehmung ihm die eingeernteten zu entreißen, (woher weiß Hr. Memminger das?) auf, den Berg zu ſtürmen. Zur Ausführung wurde das Jägerbataillon König mit einem Theil des Bataillon Neuffer beſtimmt. Obgleich von einem achtſtündigen Gefecht völlig abgemattet und von aller Munition entblößt, ſchritt dieſer kleine Haufe doch friſch ans Werk, (es wird alſo mit der völligen Abmattung wohl nicht ſo viel zu ſagen gehabt haben!) und erſtieg, unter großen Beſchwerlichkeiten, die, zu den Höhen führenden, Felſen und Waldwände. Der Lieut. von Hoffmann führte den Vortrab. Es war Nachts halb 11 Uhr. Keiner erkannte den Andern. Wer da? ruft die feindliche Vorpoſtenwache die Anrückenden an. Schnell beſonnen, antwortet der Führer in öſterreichiſcher Mundart mit dem Namen eines öſterreichiſchen Regiments, überfällt den Vorpoſten und überwältigt ihn. In demſelben Augenblick (?) wird auf das Haupt-Piket geſtürmt und auch dieſes überwältigt. Jetzt beginnt das Kleingewehrfeuer des Feindes von der Höhe des Berges herab, wo eine Kapelle ſteht. Aber ohne einen Schuß zu thun, (natürlich; die ſämmtliche Munition war ja verbraucht!) rückt der muthige kleine, kaum aus 300 Mann beſtehende Haufen dem (man denke!) mehrere Bataillons ſtarken, und (noch mehr!) mit grobem Geſchütz verſehenen Feinde entgegen, erſtürmt ſeine Stellung, nöthigt ihn zum ſchnellen Rückzug, nimmt mehrere Kanonen, und macht 24 Offiziere und 600 Soldaten zu Gefangenen!" (Bravo! Wir wollen nun abwarten, was die öſterr. milit. Zeitſchrift dazu ſagen wird, geſtehen aber aufrichtig, das alles, was Hr. Memminger rückſichtlich der beiden im 1. Jahrg. erzählten Tapferkeitszüge zu ſeiner Entſchuldigung vorbringt, uns um ſo weniger ausreichend befriedigt, als es gerade bei Zügen dieſer Art auf die Wahrheit jedes, auch des kleinſten, Umſtandes ankommt, wenn ſie überhaupt etwas gelten und geſchichtlichen Werth haben ſollen.)

Literariſches Wochenblatt

4r Band. No. 25. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Ernſt Friedheims und Hanns Stöhrenfrieds Schmerz- und Scherzworte aus den Rheingauen.

Voran eine Epiſtel an die Hoffmanniſche Hofbuchhandlung in dem wöchentlich literariſchen Weimar.

* * *

Meine Herren!

Ich, Ernſt Friedheim genannt, ſchreibe Ihnen auf der kleinen Wieſe bey Renſe, wo der alte deutſche Königsſtuhl ſteht, (eigentlich ſteht er nicht mehr,) folgendes, und zwar für Ihr literariſches Wochenblatt. Ei wohl! hat ſich dieſes Blatt in unſern Tagen um Politik zu bekümmern, wenigſtens eben ſo gut als jene geiſtliche Lit. Zeitung, die da umgeht bey Nacht zu Landshut im Baierlande; und wenigſtens ſo lange, bis wir, ſtatt der verunglückten Univerſalmonarchie, eine Gott gebe! dauerhafte Bundesdiktatur und keine Dinte mehr bekommen. Was ich einſende, können Sie aber auch, gleich als hätte es Herr von B— durchgeſehen, ohne Umſtände drucken laſſen. Denn Sie werden kein Schimpfwörtchen, wäre es auch nur von königlichen Räubern, fürſtlichen Plünderern und von obrigkeitlichen Gewaltthaten hören, wie man ſie in dickbeſagter frommen Zeitung, mit Erlaubniß der Cenſur und Policey, zu leſen bekömmt, und worüber Rom ungeheuchelte Freudenthränen vergießt. Ich will auch nicht von katholiſchem Miſt reden, wie jene Zeitung von lutheriſchem. Auch will ich mich nicht mit Tölpeleien vergehen, als wäre ich ein der guten Geſellſchaft unkundiger Profeſſor und trotziger Stubengelehrter, der lieber von ſeiner Würde ſpricht, als darnach handelt. Ja, darauf können Sie ſich verlaſſen; und nun näher zur Sache.

Ich habe einen Stiefbruder, Namens Hanns Stöhrenfried, mit dem ich ſonſt paſſabel abkam, und deſſen Beweglichkeit zuweilen meinem Hange zum Phlegma nicht übel Beine machte. Wir hatten uns daher im Grunde lieber, als ſich manches hohe Ehepaar. Allein ſeit einem gewiſſen XIII. Artikel iſt ſelten ein Auskommen mit ihm. Was Rath? Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen, das wiſſen Sie, haben ſelbſt bey Rathswahlen und Friedens-Congreſſen gut gethan; darum ſchlug ich dem unruhigen Bruder eine Luſtreiſe durch unſere ſchönen Rheinländer vor; jedoch, um originell zu bleiben, mit möglichſter Koſtenſchonung. Er fragte mich zwar ſpöttiſch: „ob etwa jetzt dort die Luſt zu Hauſe wäre?" (bey uns im Lahngau iſt ſie's aber auch nicht, ſagte ich halb laut, nicht einmal in den berühmteſten Bädern von Germanien und Böheim, ſagte ich ganz leiſe.) Allein er ſchlug doch ein, und lächelte ſeitwärts. Im Grunde ſieht Bruder Hanns ſchlimmer aus, als ers meint; ja, er iſt öfter launiſch und muthwilliger als ſchlimm. Er iſt ja auch ein Deutſcher von Geburt, von guter ſogar, der viele vornehme Stöhrenfriede im Stammbaume nachweiſen kann. — Nun ging die Reiſe fort. Sie hat uns zum Ableiter des innern Sturms und Dranges und Verzagens allerdings genutzt, und ſo wollten wir denn durch Ihre Blätter Einiges davon unter hübſche Leute bringen, unter ſolche, mein' ich, die mich um meines Namens willen, auch unbekannt als Freund und Vetter gelten laſſen, und ſolcher hübſchen Leute und Vaterlandsfreunde wird es noch viele geben; ſonſt hätten wir ja einander längſt beim Kopfe. Ridendo dicere verum habe ich ſeit der Schule nicht vergeſſen können, und weil die junge Welt nunmehr das entfernte Alterthum lieber ſchätzt, als das nahe Alter, ſo ſollen unſere Blätter dieſe und jene Stimme der Vorzeit aufnehmen, die uns Vater Rhein erzählt hat. Noch Eins! Ihren Leſern iſt zu wiſſen nöthig, daß wir beiden Brüder abwechſelnd, mit vertauſchtem Charakter oder Rolle, was politiſch ſynonim iſt, unſere Schmerz- und Scherzworte ſchreiben. Ich Ernſt Friedheim, habe nämlich einer Laune Bruder Hannſens zu gefallen, ob ich gleich ſo ernſt bin, als ich heiße, die luſtigen Stellen übernommen; dagegen wird mein muthwilliger Stöhrenfried, den man durch übertriebene Vorwürfe faſt um alle Faſſung gebracht hat, im ſerioſen Styl auftreten. Ich denke es ſoll gehen. Melden Sie uns nur mit umgehender Poſt, ob Sie es mit unſerm ehrbaren Manuſcripte wagen wollen? Im beiliegenden Zettelchen finden Sie unſere Adreſſe, wenn ſie anders auf der Haupt- und Staats-Poſt zu F.... nicht herausgenommen wird. Darum erhalten Sie ein Dupplicat durch einen der vielen reiſenden Weinhändler. Die Papiere liegen bereit, wir unterſchreiben uns beide, als Ihre ꝛc.

Ernſt Friedheim und Hanns Stöhrenfried,
unweit des alten Königsſtuhls.

Ausgegeben den 9. Septbr.

Angenommen, daß Herr Ernſt luſtig und Herr Hanns ernſthaft bleibe, werden wir es mit obigen Blättern in der Vorausſetzung wagen, daß die Herren Einſender Ernſt und Spaß ordentlich verſtehen und es ehrlich mit der Welt und dem literariſchen Wochenblatte meinen.

Die Gebrüder Hoffmann in Weimar.

Reiſen.

Unter die Merkwürdigen zählen wir folgende: A narrative of the expedition to Algiers in the year 1816; under the Command of the R. H. admiral Lord Viscount Exmouth By Mr. A. Salamé London, 1819. Schon die umſtändliche Erzählung eines ſo merkwürdigen Waffenzugs, als der des Lord Exmouth nach Algier, würde Dank verdienen; es befinden ſich aber noch außerdem in dieſem Werke Bemerkungen, vornehmlich über Egypten, welche der Aufmerkſamkeit werth ſind. Der Verfaſſer, jetzt Königl. Dolmetſcher der morgenländiſchen Sprachen, wurde 1788 in Alexandrien von chriſtlichen Eltern gebohren. Bald nach der Geburt wurde er von ſeinem Vater mit nach Roſette genommen, wo dieſer eine Art von Zolleinnehmer war. Außer der Arabiſchen, ſeiner Mutterſprache, lernte er etliche Europäiſche, und konnte bald die Stelle eines Dolmetſchers vertreten. Unter andern verwaltete er dieſes Amt bey Hn. Petrucci, dem ehemaligen Schwediſchen General-Conſul, und wurde von dieſem nach Oſtindien geſchickt, litt aber, ohne es zu erreichen, im rothen Meere Schiffbruch. Von der Reiſe, welche er in deſſen Dienſte dorthin unternahm, giebt er eine unterrichtende Beſchreibung. Als am erſten Tage die Caravane mitten in der Wüſte zu Mittage während der ſtärkſten Sonnenhitze anhielt, ſah er, daß die Bedouinen, welche ihre Reiſe faſt ganz zu Fuß machen, den Kopf und den obern Theil des Leibes in eine ſehr ſtarke wollene Decke einwickelten, ſich niederlegten, und trotz der glühenden Sonnenhitze ruhig ſchliefen. Sie begegnen dem Sonnenſtich durch dieſe Vorſicht. Das bekannte griechiſche St. Catharinenkloſter, am Fuße des Berges Sinai kann ſich deswegen ſo gut erhalten, weil Mahomed, der von einem Mönche dieſes Kloſters erzogen wurde, dieſem Stifte, kraft eines Freyheitsbriefes, viele Privilegien zugeſtand. Daher leben dieſe Mönche, obgleich mitten unter den Arabern, ſehr angenehm, bezahlen keinen Zoll für Wein und andere Nothwendigkeiten an die Pforte, und ſind ganz unabhängig. Wenn ſie etwas mit dem Großherrn abzuthun haben, ſo thun ſie es durch ihren Repräſentanten in Conſtantinopel.

Sie haben ſehr anſehnliche Einkünfte faſt aus allen Welttheilen, wo ſie Miſſionarien hinſenden und Niederlaſſungen beſitzen. Der Verfaſſer hat eine treue Ueberſetzung von dieſem merkwürdigen Freyheitsbriefe eingerückt, der eigentlich alle Chriſten angeht, aber wenig bekannt zu ſeyn ſcheint. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, ſich im St. Catharinenkloſter eine Abſchrift vom Original zu verſchaffen, welches in dem reinen arabiſchen Styl des Kraus abgefaßt iſt; nachher, doch auch nur mit größter Schwierigkeit, ſah er eine beglaubigte Copie davon in Conſtantinopel: indeß wird es wohl nie an Leuten fehlen, welche den Verdacht hegen, daß dieſer Freiheitsbrief untergeſchoben iſt. — Der Schiffbruch und die andern traurigen Schickſale, welche der Verfaſſer ausſtand, verſetzen, wegen des natürlichen Vortrags, den Leſer mitten in Gegenden und unter Menſchen, welche mit denen, an welche wir gewöhnt ſind, nichts gemein haben. Seine Rückkehr ging von Coſſihr mit der Caravane nach Kená, aber auf einer ſonſt nicht bereißten Straße. Unter andern traf er auf dieſem Wege eine alte, herrliche, ungefähr 30 Schuh breite Landſtraße an, welche ſenkrecht durch die Granitberge gehauen war. Auf den höchſten Gipfeln erblickte er Ruinen von etlichen Thürmen, welche ehemals zu Signalwarten zwiſchen der Küſte des rothen Meeres und Egypten gedient zu haben ſchienen. Dem Anſehen nach enthielten dieſe Berge reiche Erzgruben. Die Araber kannten aber nicht einmal den Namen derſelben, und waren nie in dieſer Gegend geweſen. Als nicht weit von Kená die ſchön bebauten Ufer des Nils hervortraten, war die Anſicht dieſer durch den majeſtätiſchen Fluß bewäſſerten Gegend ausnehmend prächtig. Man ſah den berühmten Tempel von Dendera, und die Luft war mit den Düften der wohlriechendſten Blumen angefüllt. In Kená erfuhr er, daß die Mamelucken faſt ganz Ober-Egypten beſäßen. Er reißte den Nil hinab bis nach Aſſiut, wo er auf eine Caravane wartete, die heimlich nach Cairo reiſen wollte, weil wegen des Kriegs der Mamelucken mit dem Paſcha Niemand, weder zu Waſſer noch zu Lande öffentlich reiſen konnte. Salamé hörte um dieſe Zeit von der Zurückkunft des Mamelucken Elfi Bey aus England, welcher bey den übrigen Beys in Gefangenſchaft gerieth. Des Verfaſſers kurze Geſchichte der Mamelucken iſt intereſſant und vielleicht das wichtigſte Stück im ganzen Buche, weil er ſelbſt in ihrem Dienſte ſtand. Wie es gegenwärtig in Egypten ſteht, erfährt man aus folgender Stelle: „In neuern Zeiten war Egypten niemals ſo unter der Bothmäßigkeit einer einzigen Perſon, wie unter dem je-

„tzigen Mohammed Ali Paſcha, deſſen Macht ſich vielleicht bis an die Waſſerfälle erſtreckt. Er iſt in Cavala an der Küſte von Pomanien, der Inſel Taſſo gegenüber, gebohren. Er kam als gemeiner Soldat nach Egypten, wo er ſich beynahe wie Bonaparte, durch ſein Glück im Kriege hob. Als der Großvezier Egypten verließ, war Mohammed Ali Paſcha zuerſt im Dienſte des Beys; nachher brachte er die Revolution zu Wege, durch welche die Beys aus Cairo vertrieben wurden. Der Großherr ſchickte nun zwar einen rechtmäßigen Paſcha, Kusruf Paſcha, ab, aber Mohammed Ali wußte die Truppen heimlich dahinzubringen, daß eine allgemeine Verſchwörung unter den Soldaten entſtand, und Kusruf Paſcha genöthigt wurde, ſich nach Damiette zu retten, von wo er durch Mohamed Ali's Ränke wieder nach Cairo verleitet und aufs neue zum Paſcha ausgerufen, aber am folgenden Morgen gezwungen wurde, den Thron im Stiche zu laſſen, und erſt nach Roſetta, dann aber nach Alexandrien zu flüchten. Der vorige Großvezier Hkorſchad Paſcha war nun der nächſte rechtmäßige Paſcha, welchen die Pforte anſtellte. Er ging, dem ehemaligen Egyptiſchen Regierungsſyſteme zu folge aus Alexandrien nach Cairo, wo er etliche Wochen darauf von den Verſchwornen ebenfalls genöthiget wurde, in die Citadelle zu flüchten und die Stadt zu beſchießen. „Gerade hierauf habe ich gewartet", ſagte Mohammed Ali, welcher dieß zum Vorwand brauchte, die Einwohner dahin zu bringen, daß ſie wider den Paſcha aufſäßig würden, welcher es endlich für das Beſte hielt, zu capituliren, die Citadelle in Cairo zu verlaſſen und nach Alexandrien zurückzukehren. Sobald die Pforte dieſe Unordnungen in Erfahrung brachte, ſchickte ſie einen neuen Paſcha, Sayed Ali, nach Egypten. Alexandrien erreichte er glücklich, aber auf ſeiner Reiſe nach Cairo hatte Mohammed Ali ſchon alle Anſtalten gemacht, ſeine Fortſchritte aufzuhalten, und ihm den Weg zum Grabe anſtatt zum Throne zu öffnen. Hierauf beſtach Mohammed Ali die Ulama's oder Oberprieſter, welche die vornehmſten im Lande ſind, und nach denen ſich die Einwohner nicht nur in Cairo, ſondern in ganz Egypten richten müſſen. Von dieſen verſchaffte er ſich Zeugniſſe, daß er die einzige Perſon ſey, welche zur Regierung Egyptens Fähigkeit beſitze. Daher ſah ſich die Pforte gezwungen, ihn zum Paſcha zu erklären, und ihm Paſchaliksfirmane zu überſenden. So beſtieg er Egyptens Thron, auf welchem er bißhero feſt wie ein unumſchränkter König geherrſcht hat. Er kann weder leſen noch ſchreiben, zieht Niemanden zu Rathe, ſondern unternimmt alles nach ſeinem eignen Gutbefinden."

Elfi Bey's plötzlicher, vermuthlich durch Gift bewirkter Tod wird umſtändlich erzählt, eine ſehr intereſſante glaubwürdige Nachricht. Des Verfaſſers mühſame und mit Lebensgefahr verbundene Reiſe nach Cairo iſt ſehr unterrichtend. Als der Engliſche General Frazer von Egypten Beſitz nahm, waren ſowohl Chriſten, als Mohamedaner äußerſt erfreut. Denn ehe die Franzoſen in Egypten einfielen, hegten zwar die Einwohner große Vorurtheile wider chriſtliche Oberherrſchaft; als ſie aber erſt unter der Regierung der Franzoſen und dann der Engländer geſtanden und erfahren hatten, wie groß der Unterſchied zwiſchen einer Europäiſchen und einer Despotiſchen ſey, ſehnten ſie ſich nach Europäiſcher Herrſchaft, und wünſchten, daß ſie wiederum unter den Befehl eines Hutes kommen möchten, vornehmlich da ſie die Regierung der Mamelucken eingebüßt hatten und von England den Türken waren überantwortet worden. Sie bedauerten außerordentlich, daß die Engländer nicht in Egypten geblieben, oder wenigſtens die Regierung der Mamelucken hergeſtellt hätten. Warum die Bewohner von Egypten letztere gern ſahen, ſieht man aus folgenden, vom Verfaſſer angegebenen Urſachen. 1) Da die Mamelucken urſprünglich als Knaben in Georgien geſtohlen und nach Egypten gebracht wurden, wo man ſie erzog, ſo kannten ſie ihre Eltern nicht, und wußten von keinem andern Lande als Egypten. 2) Sie befaßten ſich niemals mit Handelsgeſchäften. Ob ſie gleich raubſüchtig waren, ſo hatte doch auch ihre Prachtliebe und Verſchwendung keine Grenzen. Alles erpreßte Geld verthaten ſie wieder im Lande, ſo daß es den Einwohnern zu gute kam. Aber die gegenwärtige Regierung unter Mohamed Ali iſt ganz das Gegentheil. Der Paſcha ſelbſt iſt beydes, Gouverneur und Handelsmann. Alle Landesproducte und Handelszweige reißt er an ſich; er beſitzt 20 bis 25 Kauffahrer im Mittelmeer, und mehrere auf dem rothen; auch ſchickt er Agenten faſt nach allen Handelsplätzen. 3) Seine Soldaten und Anhänger ſind von der niedrigſten Abkunft, eine Art Raubgeſindel, von den Gebirgen von Romanien und Albanien zuſammengerafft. Ihre Habſucht iſt grenzenlos. Sobald ſie nach Egypten kommen, denken ſie an nichts, als ans Plündern, um ſo viel wie möglich nach ihren armen Geburtsländern mit zurücknehmen zu können. Da ſonach die Bewohner des Landes keinen Handel treiben dürfen, und geduldig zuſehen müſſen, wie ihr Geld von den Türken außer Landes geführt wird, ſo kann es nicht anders kommen, als daß ſie dieſe tödtlich haſſen. —

Der Verfaſſer wurde Privatſecretär und Caſſier des Schahibn Bey Elſi (Sohnes von Elſi Bey) und begleitete ihn während der kriegeriſchen Unternehmungen des Beys gegen Mohamed Ali. Als Schahibn Bey Elſi ein von dem letzteren abgeſchicktes Corps Albanier geſchlagen hatte, und keinen Pardon gab, ließ er jedem, der ihm den Kopf eines Albaniers oder Türken brachte, tauſend Para's auszahlen. Da nun Salame Caſſier war, ſo kamen alle Soldaten, die einen oder mehrere Köpfe abgehauen hatten, und rollten ſie in ſein Zelt um ihn her, um die Belohnung zu erhalten, welcher Umſtand ihm große Unluſt verurſachte. — Bey dem Dorfe Toona-el-gabal entdeckte Salamé eine Mumiengrube, von welcher er vermuthet, daß ſie der Begräbnißplatz von Hermopolis geweſen. Seine Beſchreibung eines Mumienſarkophags und der Mumie ſelbſt, welche beide von den Schatzſüchtigen Bey's zerhackt wurden, iſt zwar etwas undelicat, aber merkwürdig.

Die Leute in Egypten und andern angrenzenden Ländern brauchen Stücken von Mumien als Heilmittel bey Arm- und Beinbrüchen, gleichſam zum Löthen der Knochen, zur Stärkung ſchwacher Nerven ꝛc. Bey einem Knochenbruche, welcher ſchon halb geheilt iſt, ſchmelzen ſie ein Stückchen Mumie am Feuer, und beſtreichen die Fugen damit. Deswegen pflegen die Araber dann und wann aus den Mumiengruben, beſonders zu Sackara, eine Mumie zu holen und ſie viertelweiſe an die Droghiſten in Cairo zu verkaufen. Die Aſtrologie, welche bey den Mohamedanern eine ſo große Rolle ſpielt, brachte auch eigentlich die Mamelucken-Bey's ins Verderben, denn ſo oft die Geſtirne nicht einzuwilligen ſchienen, vernachläſſigten ſie ſelbſt die beſte Gelegenheit zu Gefechten. Mohamed Ali Bey's Verrätherey und Ermordung der Beys wird ſehr rührend erzählt; der Verfaſſer ſah dieſe gräßliche Scene ſelbſt mit an.

Der Angriff der Engländer unter Lord Exmouth auf Algier wird mit derſelben ungekünſtelten, etwas breiten Art erzählt, die im ganzen Buche herrſcht.

Es werden manche characteriſtiſche Anmerkungen über Algier beygebracht, die jedoch mitunter den Mährchen in Tauſend und Einer Nacht nicht unähnlich ſind, z. B. p. 175:

„Die Algieriſche Regierung iſt ſehr reich, weil „ſie ſo viele Jahre auf den Meeren geplündert hat. „Seit den früheſten Zeiten ihrer Räuberey hat ſie ihre „Schätze in die Ciſterne eines alten Schloſſes im „weſtlichen Theile der Stadt niederlegen laſſen. Dort „ſollen ſich ſo viele Millionen harte Thaler und Gold„münzen befinden, daß man den Belauf gar nicht „weiß. Da die Thaler ſo lange aufbewahrt worden „und mitunter abgenutzt und löcherich ſind, ſo nennt „man ſie grüne Thaler. Man erzählte mir: Der „vorige Dey habe einmal ſeine Schätze wollen putzen „laſſen, und alle ſeine Silberſchmiede dazu gebraucht, „da er aber geſehen, daß ein Jahr nach dem andern „vorübergegangen und noch nicht die Hälfte davon „geputzt ſey, ſo habe er aufhören laſſen. Während „des Engliſchen Angriffs, hieß es, ſey man wegen „dieſes Schloſſes in großer Furcht geweſen; weil ein „Zauberer das Bombartement der Stadt vorausge„ſagt hatte." Der gutmüthige, kunſtloſe Ton, welcher in dieſem ganzen Werke herrſcht, ſcheint die Wahrhaftigkeit des Verfaſſers zu beweiſen.

Da er von der berüchtigten Ermordung der Mamelucken-Beys (einem ſo wichtigen Ereigniſſe in der neuern Geſchichte Egyptens) Augenzeuge war, und den jetzigen Paſcha von Egypten perſönlich kennt, ſo haben ſeine Nachrichten keinen alltäglichen Werth.

Das Buch iſt auch in Abſicht der Sprache eine Merkwürdigkeit. Denn obgleich der Ausdruck voller Unrichtigkeiten iſt, ſo macht es doch einem gebohrnen Egypter keine kleine Ehre auch ſchon bis auf dieſen Grad der Verſtändlichkeit Engliſch gelernt zu haben. Er verſpricht ein größeres Werk über ſein Vaterland. Jetzt iſt er als Königl. Dolmetſcher bey der Algieriſchen Geſandſchaft in London angeſtellt.

Univerſitätsweſen.

(Fortſetzung.)

Zur Verbeſſerung des auf Hochſchulen eingeriſſenen Geiſtes, ſchlägt H. v. J. eine Studenten-Moral vor, welche die Irrthümer, die den Studenten, ſo wie manchen andern höhern Ständen eigen ſind (z. B. Selbſtrache durch Duell) ſchonungslos aufdeckte, welche den jungen Leuten ihre wahren Pflichten in ihrer Reinigkeit darſtellte, alle Studentenfehler bis in ihr innerſtes Princip verfolgte, ſie ihnen vor Augen brächte und ihre Herzen für die Ideen der wahren und ächten Moral erwärmte, gelehrt von einem geachteten Profeſſor, der durch ſeinen Vortrag anzuziehen weiß — eine ſolche Moral-Vorleſung würde — meint er und wir mit ihm — gewiß eines der nützlichſten Collegien ſeyn und vielleicht mehr wirken als alle Anſchläge und Geſetze, denn auf dieſe Art würde von innen heraus, durch Ueberzeugung der Studierenden ſelbſt, eine Hauptverbeſſerung kommen, wie es auch auf jeden Fall ſo am beſten und ſicherſten iſt.

Aus zwei Hauptquellen leitet H. v. J. die meiſten Unordnungen her, welche auf Univerſitäten vorfallen: nämlich den Müſſiggang und die unordentliche Oekonomie. Wenn man, meint er, daher Mittel finden kann, wodurch dem jungen ſtudirenden Mann die Nothwendigkeit, ſeine Zeit und ſein Geld weiſe zu gebrauchen, ſo nahe gelegt wird, daß der Gedanke daran ihn nicht verläßt, ſo würde man dadurch vielem Uebel in der Entſtehung begegnen. Dieſe Mittel müſſen eben ſo ſeyn, daß ſie die Freiheit, ſobald ſie nicht mißbraucht wird, nicht beſchränken. Dann muß auch das akademiſche Leben des Studierenden mit ſeinem nachfolgenden bürgerlichen in größeren Zuſammenhang, als bis jetzt der Fall war, gebracht werden, wo denn dieß auch ein Mittel ſeyn würde das ordentliche und geſetzliche Betragen auf Univerſitäten allgemeiner zu machen.

Eine etwas größere Strenge als zeither beobachtet worden, bei der Aufnahme der Studierenden auf Hochſchulen, um zu erfahren ob ſie als Schüler ihre Pflicht thaten und zum nützlichen Univerſitätsleben gehörig vorbereitet ſind; daher ſtrengere Examina, die Führung einer allgemeinen Controlle (Album vom Vf. genannt) wo ein jeder Student bei der Immatriculation eingetragen und darin über ihn während ſeines ganzen Univerſitäts-Lebens gleichſam Buch gehalten wird — iſt nach H. v. J. Meinung, durchaus nöthig, wenn eine beſſere Disciplin zu Stande kommen ſoll. Völlig frei muß dagegen dem Studierenden die Anordnung ſeiner Collegien, ſo wie die Wahl der Lehrer ſeyn, dagegen hat aber der Staat zu beſtimmen: welche Wiſſenſchaften bei der Anſtellung in dieſem oder jenem Fach er verlangt 1) als nothwendig und unerläßlich, 2) als wünſchenswerth und zur Zierde dienend. Dieſe Beſtimmungen ſind für Theologen, Juriſten, Schulmänner, Cameraliſten, Mediciner u. ſ. f. zu geben und müſſen dem Lections-Catalog angehängt werden, damit ſie dem Auge des Studierenden ſtets gegenwärtig bleiben. (Dieſe Einrichtung würden wir ſehr zweckdienlich und heilſam finden, weil dadurch aufs ſicherſte vermieden wird, was jetzt ſo oft geſchieht, nämlich das von den Studenten gerade die Vorleſungen ihres gewählten Faches am leichteſten behandelt und abgefunden werden, wodurch natürlich ſpäter ſtümperhafte Mangelhaftigkeit entſteht, und weil auch dadurch der junge Ankömmling auf der Akademie einen ſichern Leitfaden erhält, der ihn in den Stand ſetzt, ſeine Collegien ſich gehörig zu ordnen, ihn ſichert vor den verführeriſchen Zuredungen Anderer, dieſes oder jenes Collegium nicht zu hören, dafür ein anderes, vielleicht unzweckmäßiges und endlich ihm durch die ganze Univerſitätszeit unaufhörlich zeigt, welche Dinge dermaleinſt im Staate gerade von ihm verlangt und worin er beſtimmt und ernſt examinirt werden wird: welches letztere jetzt der Studierende kaum mit Gewißheit zu ſagen vermag, da darüber gar keine Norm beſteht, ſondern ſolches blos vom Zufall oder der Laune der Examinatoren abhängt.) Daß die Beſtimmung der für Amts-Candidaten nöthigen Wiſſenſchaften nicht von den Univerſitäten und Facultäten, ſondern von den oberſten Landesbehörden ſelbſt, jedoch mit Zuziehung von Profeſſoren ausgehen müſſe, wird als nöthig mit überzeugenden Gründen vom Vf. dargethan. Jeder Studierende, der dermaleinſt ein Amt im Staate verlangt, muß ſich einem jährlichen Examen unterwerfen, welches ſich zugleich auf den Privat-Fleiß und das ganze literariſche Streben des Studierenden erſtrecken ſoll. (Das Verfahren bei dieſen Examen wird vom Vf. genau auseinander geſetzt, ſo wie der Zuſammenhang, den ſie mit den ſpätern bei Landes-Collegien haben müſſen.)

In den Grundideen zu den Disciplinar-Geſetzen für die Erhaltung der Ordnung, Ruhe und Sittſamkeit unter den Studenten, ſetzt der Vf. ferner die Fälle auseinander, welche eintreten können und giebt dagegen die Einrichtungen an, welche zu treffen ſind, um ihnen zu begegnen. So ſagt er z. B. §. 35. Wer aus Leichtſinn, Liederlichkeit oder gar Bosheit illegale Schulden macht, auf deſſen Folio im Album ſoll dieß bemerkt und beim Abgange dem Studierenden in ſein Sittenverzeichniß inſerirt werden. (Eine ſehr gute Einrichtung.) Auch könnte der Name jedes Abiturienten 14 Tage vor ſeinem Abgange bekannt gemacht werden, damit jeder, der noch Forderungen an ihn hätte, ſich melden könnte. (Dieß würde zum großen Heil manches armen, ſogenannten Philiſters ſeyn, der jetzt nur zu häufig um ſeinen oft ſauern Verdienſt vom — fidelen Burſchen geprellt wird.) §. 37. Alles was dem äußern ſittlichen Anſtande zuwider iſt und die Univerſität in ſchlechten Ruf bringen kann, als: indecente Kleidung (z. B. in Unterbeinkleidern und Pantoffeln, Schlafjäckchen, Nachtmützen u. dgl. auf den Gaſſen herumlaufen) Schreien und Toben auf den Straßen und in den Zimmern, Beſuch von Saufgelagen, Spiel- und Hurenhäuſern u. ſ. w. wird am Studenten beſtraft, wenn auch die Stadtpolizei das Eine oder das Andere an andern Ständen dulden möchte. (Auch hier ſollte es nicht geduldet werden und wo es geſchiedt, iſt es eine Schande für die Polizei.) §. 38. Noch mehr müſſen den Disciplinarſtrafen unterliegen: unanſtändiges Betragen in den Collegien, Austrommeln, Pfeifen und jede Störung des Vortrags. Bei Beſtimmung der Diſciplinarſtrafen, beſtehend in 1) kleinen Geldſtrafen 2) Verweis mit Gradation vom Privatverweis bis zum concilio generali, 3) Karcer bis zu 4 Wochen 4) Abſchied von der Univerſität, 5) Concilium abeundi, 6) Relegation auf Zeit, 7) Relegation auf immer; ſagt Hr. v. J., eine zu errichtende Studenten-Jury in Duell-Sachen, könnte von Nutzen ſeyn, da dadurch, indem zur Jury nur völlig Unbeſcholtene genommen werden dürften, ein neues Mittel ſich ergäb, den Ehrgeitz dahin zu reitzen, daß alles vermieden würde, was unfähig machte zum Beiſitz der Jury.

(Beſchluß folgt.)

Ueber Adel und Turngeſinnungen, in Beziehung zum monarchiſch preußiſchen Staat, hat ſich der Freyherr von Lüttwitz auf Hartlieb etwas ſtark ausgeſprochen. Der Verfaſſer will durch dieſe Schrift einen Verein zur Aufrechthaltung monarchiſcher Prinzipien begründen. Dieß große Vorhaben fängt er aber nicht beim rechten Ende an, denn er beſchuldigt ſeine monarchiſche Regierung offenbarer Ungerechtigkeiten, und raubt ihr dadurch das öffentliche Vertrauen; ſo ſagt er z. B. Seite V., daß ſie in die bisher geſetzlichen Befugniſſe der Stände mit Eigenmacht eingreife, wodurch bei dem Einen oder dem Andern eine betrübende Unſicherheit über die Verhältniſſe ſeiner bisherigen bürgerlichen Exiſtenz eintreten müſſe; Seite VIII erklärt er, daß die Zeit vorbei ſey, um ahnungsloſer Paſſivität gemüthlich zu pflegen. Was heißt das anders, als: wir Edelleute dürfen uns nicht alles gefallen laſſen, was die Regierung — d. h. die oberſte Gewalt verfügt. Nach ſeiner Anſicht (S. 28) beruht das unantaſtbarſte Vorrecht des Adels, auf der freien Wahl des Entſchluſſes zur edeln That. Erſtlich aber iſt jedes Vorrecht, in der Regel, ein Unrecht; und zweitens iſt die freie Wahl des Entſchluſſes zur edeln That, ein rein menſchliches Recht, denn man kann keinen Menſchen, — auch den Aermſten und Niedrigſten nicht, — abhalten, eine edle That zu vollbringen, wenn er ſich aus freiem Willen dazu entſchließt. Allein der Hartlieber Freyherr will mit dieſem Satze auf etwas ganz anders hin, als auf die edeln Thaten. „Der Edle“ — Herr v. Lüttwitz verſchreibt ſich, er wollte eigentlich ſagen, der Adliche — „wird nur noch dieſes Vorrecht des freien Entſchluſſes in Anſpruch nehmen, oder Hohn in der Beibehaltung des Adeltitels finden, wenn ſein Sohn, gleich dem das abjekteſte Gewerbe treibenden Löhner, den Formalitäten einer, zur Erſatzmannſchaftsaushebung berufenen Commiſſion, ſich unterwerfen muß. Da alſo liegt der Haaſe im Pfeffer. Der Herr Freyherr ſind ungnädig, daß der ritterliche Preußenkönig allen Söhnen des Vaterlandes ohne Ausnahme die Verbindlichkeit auflegte, ſich unter ſeine ſieggekrönten Fahnen zu ſtellen; der Herr Freyherr auf Hartlieb — ein rechter Liebhaber der grauſamſten Härte — wollen, daß die dummen Bauer- und Bürgerjungen unweigerlich dem Kalbfelle folgen ſollen; den adlichen Junkern hingegen ſolle es freigeſtellt bleiben, den künftigen Feldzügen beizuwohnen, oder zu Hauſe bei der gnädigen Mama hinter den Ofen zu bleiben.

Nicht alſo, mein Herr v. Hartlieb! So ſprachen, ſo dachten Ihre adlichen Zeitgenoſſen nicht, die im deutſchen Befreiungskriege, freiwillig und mit ächt ritterlichem Muthe, ſich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger ſtellten. Tauſend adliche Helden ſchlafen auf den Feldern der Ehre, oder verloren in ehrvollen Schlachten Blut und Geſundheit; aber keiner — Keiner äußerte nur im Entfernteſten, daß ihm, gegen den Nichtadlichen, Unrecht geſchehen; der wackere König hatte gerufen, und ſie waren alle gekommen, Bauern, Bürger, Edelleute, Freyherrn, Grafen, und die Prinzen des Hauſes an der Spitze aller dieſer Braven. Und — Sie — Sie wollen, wenn ein ſolcher König ruft, ſich an Ihren Stammbaum klammern, und Ihrer Willkühr anheim geſtellt ſein laſſen, ob Sie mit Ihren Herrn Söhnen mitziehen, oder in Ihrem Ahnenſaale ſitzen bleiben wollen? Nein, wertheſter Herr Freyherr! vor Gott und ihrem König ſind, wo die Ehre und das Leben für das Vaterland eingeſetzt werden müſſen, alle rechte und ächte Preußen ſich einander gleich; und darum dürfen Sie, wenn von Uebernehmung perſönlicher Ritterpflicht die Rede iſt, auf keine Ausnahme für Ihre Kaſte pochen. Gerade der Waffendienſt lag, ſo lange es Adliche giebt, im recht eigentlichen Pflichtenkreiſe der Ritterbürtigen. Dieſe ſollen die erſten ſein, die ungefragt und unaufgefodert das Schwerdt für ihren Fürſten und ihr Vaterland ergreifen; und Sie meinen, es ſey ein Vorrecht des Adels, erſt gefragt zu werden, ob es ihm auch gefällig, ſich in das Feld zu bemühen. Nein, Nein, Nein! Gerade der Edelmann muß in den Kampf, er muß zuerſt hinein, wenn ihm die Ehre ſeines Ranges und der Name ſeiner

Altvordern heilig ſind. So dachte, ſo handelte der Preuß. Adel in den Jahren 1813 — 1815, und darum ſteht er auch wieder hoch in den Augen des Volks, und im Herzen des Monarchen.

Wenn man Ihnen dieſe Ausnahme nicht verſtattet, drohen Sie S. 29 Ihr Vaterland zu verlaſſen! Ey, ey, Hr. Freyherr! Sollte letzteres denn wohl einen ſolchen Verluſt ſehr zu betrauern haben? Sie nennen dann Ihr Preußen ein Land, dem der Muth und der Willen entzogen, ſeinen geprüfteſten Söhnen die Blüthe des edlern Willens ihrem freien Entſchluß anzuvertrauen. Was ſoll dieſe unverſtändliche Phraſe heißen? Wer ſind die geprüfteſten Söhne? ſollen das die Junker ſeyn? wodurch ſind dieſe geprüfter, als die Söhne anderer ehrlichen Unterthanen? Wie kann einem Lande der Willen entzogen werden, ſeinen Söhnen, die Blüthe des edlern Willens, ihrem Entſchluß anzuvertrauen? Was wollen Sie mit dieſem unverſtändlichen Gallimathias? warum reden Sie nicht deutlicher? warum nicht gerade mit der Sprache heraus? — Wir wollen es Ihnen ſagen; weil Sie Bedenken tragen, vor Ihrem Monarchen, vor Ihren wackern Mitadlichen, und vor Ihrem großen Volke das Verderbliche klar und baar auszuſprechen, was Ihnen in der Bruſt liegt. Wie können Sie Ihre Miniſterien, an deren Spitze nur Edelleute ſtehen, in den Grundſätzen pſeudophiloſophiſch-ſophiſtiſcher Schriftſteller befangen nennen? Wie können Sie, S. 32, dieſen höchſten Dikaſterien im Lande, öffentlich, und ohne alle Beweisführung, vorwerfen, daß ſie dem Demokratismus Vorſchub leiſten? Was würden Sie mit Ihren Anſichten alles begonnen haben, wenn Preußens Unſtern Sie zum Miniſter gemacht hätte! Seite 33 wird der Vorſchlag leiſe angedeutet, dem Adel, für die Entziehung ſeiner (alten, in der jetzigen Zeit nicht mehr paſſenden Vor-) Rechte, eine pekuniaire Entſchädigung zuzuweiſen. Bei der, durch die Einführung der Gewerbefreiheit im Preußiſchen nöthig gewordenen Aufhebung der Barbirſtuben und Bankgerechtigkeiten, iſt dergleichen, billiger Weiſe, wohl zur Sprache gekommen; allein beim Adel will, wie jeder feinfühlende Edelmann ſich überzeugt halten wird, das doch nicht recht paſſen. Deſſen ungeachtet iſt die Idee, wenn auch nicht edel, doch neu; und es iſt die Frage, ob eine freiwillige Steuer, aus der die Adlichen, wenn ſie ſich ſämmtlich entſchlöſſen, ihren Adel auf ewige Zeiten freiwillig nieder zu legen, lebenslängliche Entſchädigungen erhielten, im Bauer- und Bürgerſtande nicht recht bald zuſammen kommen würde; wenigſtens würde die Aufbringung dieſes Entſchädigungs-Fonds bei weitem nicht ſo ſchwierig ſein, als die Kunſt, den Adel zu jener Geſammt-Verzichtleiſtung zu vermögen. Beſtimmt theilt der Hartlieber Freyherr dieſe Ueberzeugung im Stillen mit uns, dann aber geſteht er ſchweigend ein, daß die Vorrechte des Adels im Preußiſchen noch bei weitem nicht ſo unbedeutend ſind, als er uns überreden will. — Das dem Freyherrn ſo läſtige Geſetz, daß der Junker, wie jeder andere ehrliche Bürger- und Bauern-Sohn, der Pflicht, eine Zeitlang im Militär zu dienen, unterworfen ſein ſoll, ſucht derſelbe S. 37 lediglich in der Deklaration der Miniſter. Jenes ausdrückliche, vom weiſen und gerechten Könige vollzogene, deutlich geſchriebene Geſetz hat keiner miniſteriellen Deklaration bedurft. Ob die Geſammtſtellung der Preuß. Jugend unter die Heeresfahnen, und die Uebung derſelben in den Waffen, nach Maasgabe der politiſchen Stellung des Staates zu den Nachbarländern, unumgänglich nöthig ſey, können wir ſo wenig, als der Hr. Freyherr auf ſeinem Ritterſitze Hartlieb beurtheilen. Aber iſt ſie nöthig, ſo war es unerläßlich, daß kein Stand, kein Rang, von der Pflicht ſich zu ſtellen ausgenommen wurde. Das ganze Preußenland hat Gott auf den Knieen zu danken, daß, als jenes Geſetz gegeben ward, in den Umgebungen des wahrhaft gerechten Königs, und ſeiner loyalen Miniſter, keine Hartlieber Lüttwitze ſich befanden; denn hätte man die Junker von jener Pflicht entbunden, und die Laſt auf die Schultern des Bauer- und Bürgerſtandes allein gelegt: ſo wäre eine ungeheuere Ungerechtigkeit begangen worden.

Auch in der Staatshaushaltungskunſt ſcheint der Freyherr etwas beſchränkte Begriffe zu haben; ſo eifert er z. B. S. 21 über zwei wie er ſich ausdrückt, den Adel an ſeinen Wurzeln angreifenden, und die Ruhe der Maſſe künftiger Bevölkerung gefährdende Königl. Verordnungen, von denen die eine die uneingeſchränkte Dismembration der Güter begünſtigt, und die andere das Recht benimmt, fideicommiſſariſch zu teſtiren. Beide Geſetze ſind wahre Wohlthaten für das Ganze. Ob der Freyherr weit über die Grenzen von Hartlieb hinaus gekommen, wiſſen wir nicht; wenn er ſich aber irgend nur ein wenig in der Welt umgeſehen, ſo würde er die Leute am glücklichſten und wohlhabendſten gefunden haben, wo jeder Einwohner etwas hat, wenn es auch nicht viel iſt; wo die Wohlhabenheit ſich über alle erſtreckt; wo keiner arm, und keiner ſehr reich iſt. Auf dieſen Punkt können beide Geſetze führen; Sein geprieſenes England kennt der

Hartlieber wahrſcheinlich nur aus oberflächlichen Nachrichten. Wir dürfen ihm nur die dortige Armentare nennen, um ihm einen Begriff von der unglücklichen Vertheilung des Vermögens auf jener Nebelinſel zu geben. Der Herr Baron ſähe am liebſten, wenn der Adel alles, und der Pöbel, wie er S. 37 den nichtadlichen Unterthan zu nennen beliebt, nichts hätte.

Gegen ſeinen Satz S. 13, daß conſtitutionelle Monarchien ohne Adel nicht beſtehen können, ließe ſich Manches einwenden, wenn wir der Abſchaffung des Adels das Wort reden wollten, was uns jedoch nicht in den Sinn kommt; wir erwidern daher hier nur, daß conſtitutionelle Monarchien, die ſich durch den Adel geſichert glaubten, dennoch untergingen; (Ludwig der XVI. verblutete, von allen ſeinen Adlichen verlaſſen, auf dem Schaffotte, und den Heleniſten Napoleon, haben die Tauſend und aber Tauſend Edelleute, die er geſchaffen, und die vielen Tauſend Adlichen, die er aus alten reinblütigen Familien und allen Ländern und Weltgegenden um ſich ſtellte, doch nichts geholfen;) und bemerken ſchlüßlich, daß, ſo lange wir Kriege haben werden, wir auch des Adels nie werden los werden. Die wenigſten Menſchen thun ihre Schuldigkeit aus reinem Pflichtgefühl; ſie wollen für das, was ſie leiſteten, belohnt ſeyn; am ungeſtümſten fordert der Soldat nach glücklich überſtandenem Kriege, von ſeinem Fürſten, den er verfochten, Ehrenauszeichnungen, Geſchenke und Glücksgüter aller Art, je höher ſein Rang iſt, deſto mehr verlangt er; die höchſten ſind gewöhnlich die Unerſättlichſten. Dieß iſt der Urſprung des Adels, der Ritterorden, der Dotationen und dergl. überall geweſen. Der Fürſt muß geben, er muß mit vollen Händen geben, denn er braucht die Menſchen, die ihre geſunde Haut und ihr Blut für ihn auf das gefährlichſte Spiel ſetzen, bei Gelegenheit weiter. Auf dieſe Weiſe ſind die Edelleute, die Herzoge, die Fürſten entſtanden. Die Monarchen haben ſich in der Erfindung lockender Auszeichnungen erſchöpft, um ihren Beſchützern Zeichen ihres Wohlgefallens zu geben; ſonſt genügte dem höher geſtellten Krieger an einem freundlichen Worte ſeines Monarchen; es war das Wörtchen von; jetzt will er Geld und Gut obenein haben, und ein Dutzend Sterne und Kreuze in allen Formen auf die Bruſt. Die wahrhaft Edeln ſind die beſcheidenen, die in der Meinung ſtehen, blos ihre Pflicht gethan zu haben, und die nichts bekommen, weil ſie nichts fodern. Ob unter dieſen viel Hartlieber Lüttwitze ſeyn mögen!

Notiz.

Hr. von Hundt-Radowsky perſiflirt in ſeinem: Mehr als zehn Worte gegen ein Wort des Herrn Gen. von Diericke ꝛc., den letztern, daß er nicht ſo ganz damit zufrieden iſt, daß Jeder in Deutſchland „das Recht hat, ſeine Anſichten, Gedanken und Meinungen frei, laut und öffentlich von Dächern und Tribunen, wie nicht weniger auch durch gedruckte Schriften verlautbaren, letztere ſogar zu Handelsartikeln machen, und als ſolche weit umher in der Welt verbreiten zu dürfen;“ und meint: „für dieſes ſchöne Recht hätten wir ja aber eben gekämpft, geblutet und gelitten; es ſey ein Hauptgegenſtand unſeres Ringens in den verhängnißvollen Jahren von 1813, 1814 und 1815 geweſen, und ohne daſſelbe wären jene Kriege wenig mehr, als bloße Kaffee- und Zuckerkriege geweſen, durch die nur der Gewürzkrämer gewonnen haben würde. Darum ſolle auch kein Teufel es wagen, uns jenes herrliche Recht rauben zu wollen.“ Das letzte klingt nun zwar recht heroiſch, bewährt ſich aber ſchlecht zu einer Zeit, wo man den Leuten mittelſt des Dolchs auf immer den Mund zu verſchließen pflegt, wenn ſie Meinungen zu äußern wagen, die gewiſſen Herren nicht ganz angenehm zu vernehmen ſind. Was aber das erſtere betrifft, ſo wiſſen ja wir Alle, daß im Jahre 1813 ſowohl bey den Regierungen als beim Volke ganz einfach nur davon die Rede war, die Franzoſen zum Lande hinauszuſchlagen, was denn auch redlicher- und tüchtiger Weiſe bewirkt wurde; ſo wie man denn auch 1815 hinwiederum zunächſt nur dafür focht, die Franzoſen nicht wieder ins Land herein zu laſſen, was bekanntlich gleicherweiſe, mit Gottes Hülfe, glücklich gelang. Hat Hr. v. H. für etwas Anderes „gekämpft und geblutet“ (wenn er anders nicht, wie Viele unſerer trefflichſten Declamatoren ſeiner Art, während der „verhängnißvollen Jahre“ ruhig in ſeiner Klauſe geſeſſen und Phraſen gedrechſelt hat; — wir wiſſen das nicht;) ſo iſt das ſeine Sache; und wir müſſen es ihm und Seinesgleichen überlaſſen, die Reservationes mentales, mit denen ſie in den Kampf zogen, vor Gott und ihrem Gewiſſen zu verantworten. Für das Allgemeine dürfte daraus durchaus nichts zu folgern, das ehrliche deutſche Volk hingegen gar wohl befugt ſeyn, die Anſprüche mit etwas derbem Proteſt zurückzuweiſen, welche ihm von ein paar hundert Schreiern und Schreibern untergeſchoben werden, die für ihr Leben gern dieſes Volk zu ihren nun bereits ziemlich offenkundig gewordenen Abſichten mißbrauchen möchten! —

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. Nr. 26. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 September.

Merkwürdige Züge aus dem Feldzuge des Condeiſchen Corps.

In Paris erſchien 1818: Campagnes du Corps sous les ordres de S. A. S. Mr. le Prince de Condé. Par Mr. le M. d'Ecquevilly, pair de France, Lieut. Général etc. 3 Theile, mit dem Bildniſſe des Prinzen, nebſt einer Generalcharte der Feldzüge des Prinzen, und einem Plan der Gefechte von Berſtheim, am 2. 4. und 8 Decbr. 1793. Der General Marquis d'Ecquevilly, einer der Befehlshaber des Condéiſchen Corps, der überdieß das beſondere Vertrauen des Prinzen Conde genoß, liefert uns in der angezeigten Schrift eine ſehr umſtändliche Geſchichte der kriegeriſchen Ereigniſſe, welche ſich bey dem gedachten Corps zutrugen. Gleich anfangs hatten ſie den Plan, im Auslande franzöſiſche Corps zu bilden. In der erſten Zeit mußten ſie bey der Ausführung mit Heimlichkeit zu Werke gehen, aber nach dem Tode des Kaiſers Leopold im Jahre 1792 geſchah es, mit Oeſterreichiſcher und Preußiſcher Einwilligung öffentlich. Catharina II. gab dazu Geldunterſtützung. Coblenz war der Sammelplatz, aber auch bald der Sitz der ſchändlichſten Intriguen aller Art. Man ſtieß diejenigen mit Verachtung zurück, die, oft ohne ihre Schuld, mit gleich anfangs ausgewandert waren, unter dieſen den berühmten d'Arcon und viele andere, die nachher in den republicaniſchen Armeen große Rollen ſpielten. Der Prinz Condé bildete zu Worms ein beſonderes Corps, 6836 Köpfe ſtark, das ſich gleich anfangs durch Ordnung und Disciplin auszeichnete, und die Beſtimmung erhielt, zu der Oeſterreichiſchen Armee, welche Wurmſer befehligte, zu ſtoßen.

Bey Eröffnung des Feldzugs von 1792 mochte die Stärke aller emigrirten Corps ſich ſchon an die 30,000 Köpfe belaufen, wovon ein ſehr großer Theil aus Officieren beſtand, die als Gemeine dienten. Aber Oeſterreich wollte auf Koſten Frankreichs Eroberungen machen, und die Alliirten im Allgemeinen wünſchten den Krieg gegen Frankreich, ſo wie die Revolution zu verlängern, um dieß Land zu ſchwächen. Daß die Anklage des Vfs. gegen die damalige Oeſterreichiſche Politik gegründet ſey, geht aus den angeführten Thatſachen unwiderſprechlich hervor. Die Alliirten machten im Feldzuge von 1793 große Fortſchritte in Frankreich, unerachtet ihrer übelberechneten Plane, der Langſamkeit ihrer Bewegungen und des Mangels an Uebereinſtimmung. Die eigentliche Urſache des darauffolgenden Misgeſchicks war aber der Umſtand, daß die Oeſterreicher alle Eroberungen in ihren Beſitz nahmen, ſich huldigen ließen, und jedes Streben der Royaliſten, für ihren eigenen König zu wirken, gewaltſam hinderten. Prinz Condé war im Einverſtändniß mit den republicaniſchen Commandanten in Landau. Letzterer verlangte, der Prinz ſollte in der Nacht mit der Cavallerie ſeines Corps vor der Feſtung erſcheinen, um ſie in Beſitz zu nehmen; allein der Oeſterreichiſche Feldherr, Wurmſer, erklärte, daß dieſe Unternehmung nicht mit dem Operationsplan der Alliirten in Uebereinſtimmung ſtände, und unterſagte die Ausführung.

Als ſpäterhin Pichegru mit dem Prinzen Condé in Verbindung trat, und die Bedingung machte, daß der letztere mit ſeinem Corps allein, ohne die Oeſterreicher, den Rhein paſſiren ſollte, indem er ohne Theilnahme der Alliirten den Thron der Bourbons herſtellen wollte, widerſetzte ſich nicht nur der Oeſterreichiſche Feldherr, ſondern drang darauf, daß Straßburg und andere Feſtungen im Elſaß, den Oeſterreichern ausgeliefert werden ſollten; wodurch die Ausführung eines Plans, der wahrſcheinlich den Krieg beendigt haben würde, vereitelt ward. Wurmſer, wie denn der Verfaſſer ſagt, er ſey nicht ohne Thätigkeit, aber eigenſinnig und dabey zu alt geweſen, und habe ganz unter Leitung ſeines Sohnes und ſeiner Umgebungen geſtanden, wollte durchaus nicht verſtatten, daß die vielen gutgeſinnten Franzoſen, welche ſich im Elſaß für die Königl. Parthey erklärten, ſich an das Condéiſche Corps anſchließen durften.

Dieſe nämlichen Menſchen, die geneigt waren, für die Wiederherſtellung der franzöſiſchen Monarchie die größten Opfer zu bringen, gingen wieder zu der andern Parthey über, als ſie ſahen, daß Oeſterreich für ſich, auf Koſten Frankreichs, Eroberungen machen wollte. (Wenn wir klug geworden ſind, thun wir Alle heut zu Tage ſo was nicht mehr, weder im Kriege mit den Armeen, noch im Frieden, durch die Zöllner und Sünder.)

Von dem Herzoge von Braunſchweig (Carl Wilhelm Ferdinand) der damals an der Spitze der Preußiſchen Truppen ſtand, heißt es: er ſey zu

Ausgegeben den 16. Septbr.

höflich, und dieß oft gegen Perſonen geweſen, gegen die er es am wenigſten hätte ſeyn ſollen. Uebrigens läßt der Verfaſſer den Talenten des Herzogs, als Feldherr, das verdiente Lob wiederfahren, und rühmt beſonders das tapfere Benehmen deſſelben, als er kurz zuvor, ehe er das Commando niederlegte, die auf der Flucht begriffenen Oeſterreicher ſammelte und ſich ſelbſt an die Spitze von einigen Oeſterreichiſchen Grenadierbataillons ſtellte. Unter den Oeſterreichern und Preußen herrſchte ein großer Nationalhaß. Wurmſer insbeſondere haßte den Herzog von Braunſchweig, deſſen gute Rathſchläge er niemals befolgte, unbeſchreiblich. (Solcher Haß hat den Deutſchen reichliche Zinſen eingebracht.)

Die kleine Condéiſche Armee behauptete bey dem widerwärtigen Geſchick, daß die Oeſterreichiſche Armee in den folgenden Feldzügen betraf, den gleich anfangs ſich erworbenen Ruhm. Mehr als einmal rettete es die Oeſterreichiſche Armee von ihrem gänzlichen Untergange. Insbeſondere war dieß der Fall im Feldzuge von 1796, während des berühmten Rückzugs von Moreau. (Wir wünſchen das Manches, was gegen Oeſterreich geſagt wird, von einem Oeſterreichiſchen Krieger beleuchtet zu ſehen. Audiatur et altera pars.)

Der bald darauf zu Leoben geſchloſſene Waffenſtillſtand, auf den der Friede folgte, ſetzte das Condéiſche Corps in eine ſehr unglückliche Lage, indem England die ſelbigen gezahlten Subſidien aufkündigte. Der Ruſſiſche Kaiſer Paul I. rettete ſeine Exiſtenz, indem er es in ſeinen Sold nahm. — Während das Condeiſche Corps ſich auf dem Marſch nach dem Ruſſiſchen Polen befand, wo es ſeine Quartiere erhielt, begab ſich deſſen Chef nach St. Petersburg. Der Verfaſſer, der den Prinz Conde dahin begleitete, hatte Gelegenheit, den Ruſſiſchen Kaiſer und ſeinen Hof in der Nähe genau zu beobachten. Wirklich enthält dieſer Theil ſeines Werks ſehr intereſſante Notizen über den Kaiſer Paul, den Feldmarſchall Suwarow, den erſten Miniſter Prinz Besborodko und viele andere Ruſſiſche Große, die ſchon längſt von der Bühne abgetreten ſind, und jetzt der Geſchichte angehören. Paul I. ſah die Wachparade, als die wichtigſte Einrichtung, gleichſam als den Schlußſtein ſeines Regierungsſyſtems an; ſie dauerte täglich wenigſtens zwey Stunden. Faſt täglich exercirte er ſelbſt, oft während des ganzen Vormittags, ſein Gardebataillon. Der eigentliche Garniſondienſt ward mit einer Strenge ausgeübt, als ſie ſelbſt der Preußiſche Dienſt niemals gekannt hat. Der Kaiſer empfing den Prinzen Condé mit einer Zuvorkommenheit, die alle, die mit ſeinem Charakter bekannt waren, einen baldigen Wechſel beſorgen ließen; denn es lag in dem Weſen dieſes unglücklichen Monarchen, daß der Uebergang von übertriebener Zärtlichkeit zu grenzenloſem Haß unaufhaltſam war; ſo wie er heute mit Heftigkeit ein Project verfolgte, an deſſen Ausführung er morgen nicht mehr dachte. Auch ſeine Zuneigung für den Prinzen Condé erkaltete bald, jedoch ließ er es dem Condéiſchen Corps nicht an der nöthigſten Unterſtützung fehlen.

Der Verfaſſer, kein Freund der Oeſterreicher, ſchreibt das Mislingen dieſes Feldzugs allein der falſchen Politik des Oeſterreichiſchen Cabinets zu, die es vom Anfange an mit dieſer neuen Coalition nicht ehrlich meinte. Er klagt bitter die Langſamkeit und den übeln Willen der Oeſterreichiſchen Civil- und Militärbehörde an, die es den Ruſſen, von denen allein ſie die Rettung ihres Staats erwarten mußten, an allem Erforderlichen, ſelbſt an den nöthigen Lebensmitteln, mangeln ließen. Sehr übel für die Oeſterreicher war es, daß ſie das Mißfallen des Marſchalls Suwarow erregten, der nicht aufhörte, ſich in ſeinen Berichten an Paul über ſie zu beſchweren, und dadurch zunächſt veranlaßte, daß dieſer Monarch ſeine Armee nach Rußland zurück marſchiren ließ. (Wir haben ſchon oben geſagt: audiatur et Auſtria.)

Die Intriguen des Miniſters Baron Thugut hatten den einzigen Mann, zu welchem die Oeſterreichiſche Armee Vertrauen hatte, den Erzherzog Carl, von dem Commando entfernt. (Wie herrlich, daß man jetzt von Intriguen wenig mehr hört; oder noch herrlicher, daß man von den geſpielten ſo geſchwind hört, daß ſie ihre Kraft verliehren.) Der ganze dritte Theil des angezeigten Werks iſt eine ſehr bittere Critik des Betragens der Oeſterreichiſchen Feldherren in dem Feldzuge von 1800, vorzüglich der Schlacht von Hohenlinden, an welcher das Condéiſche Corps keinen Theil nahm. — Im Jahre 1801 ward das Condéiſche Corps aufgelößt, deſſen Trümmer ein Infanterie-Regiment in Engliſchen Dienſten bildete. Den Officiers bewilligte England eine Penſion.

Der alte Adam,

iſt noch nicht beendigt; es ſind nur die beiden erſten Bände erſchienen; allein wenn das Ende dem Anfange gleicht, ſo haben wir in dieſem Werke eine durch das damit verwebte romantiſche Intereſſe ungemein anziehend gewordene Sammlung der witzigſten, geiſtreichſten Exploſionen über große Welt, Katholizismus, Erziehung, Freimauerey und Deutſchlands Lebensweiſe, am Schluße des vorigen Jahrhunderts, zu erwarten.

„Es wäre der Mühe werth," ſagt der Verfaſſer unter andern, „die Verſchiedenheit menſchlicher Beſchäftigungen einmal nach den abwechſelnden Zeitbegriffen von Ehre und Unehre zuſammen zu ſtellen. Ich bürge dafür, daß es die ſonderbarſte und eine höchſt intereſſante Muſterung gäbe, wie ſie ſogar in den Armeekorps aller großen Staaten von hunderttauſend Seelen Bevölkerung und darüber nicht gefunden werden mag. Und das iſt doch, bei dem Umfang der General- und andern Stabe, nicht wenig geſagt."

„Wir ſähen dann die Bekenner des Freiheitſinnes hier hochgeprieſen, dort im Loche der Verbrecher; die Märtyrer des Glaubens bald geröſtet auf wirklicher oder Spottglut, bald zur Vergötterung erhoben und von Andächtigen und Schwärmern angeräuchert; die Dunkelmänner, jetzt von den Lichtmännern Parforçe gehetzt, jetzt die Lichtmänner rachſüchtig in's Feuer ſteckend, in's Feuer, welches für jene Eulen nie Licht nur Rauch und Ketzeraſche giebt. Wir ſehen die Amazone durch Verleugnung zarter Weiblichkeit heute zur Heldin aufſteigen und morgen zum abſchreckenden Zerrbilde werden; den Mann hier am Heerde und vor dem Putztiſche verlacht, aber dort als Nadelkünſtler für den Putztiſch und Ragoutſchmidt für durchlauchtige Schmecker hochgeehrt und beklatſcht. In Rom fänden wir den Diktator Rüben pflanzend, in China den Kaiſer pflügend, in Amerika den Grundbeſitzer auf die Selbſtentgürtlung der jungfräulichen Erde ſtolz und in unſern hochgebildeten Weisheitswiegen das verächtlichſte Naſenrümpfen unſerm Nährvater Landbau gegenüber. In England beſuchten wir das Comptoir eines Fabrikanten oder Wechslers, deſſen Vater oder Bruder Pair des Reichs und Herzog iſt, während der Sohn oder Bruder eigner Thätigkeit ein ſelbſtſtändiges, nützliches, ehrenvolles Daſeyn dankt; aber auf dem klaſſiſchen Boden unſerer Heimath rufen wir Pfui über den Edelmann, der nur einen ſo unadlichen Plan hätte. Er darf ſich nicht unterſtehen etwas anders zu werden, als Lieutenant mit einigen Thalern, oder adelicher Hofbediente mit einem Schlüſſel. — Bei uns iſt nützliches Wirken Beweis der Niedrigkeit,*) vornehme Tagdieberey Urkunde der angebohrnen und ſtreng behaupteten Würde! O nichts beweiſt lauter die Gebrechlichkeit des an Ehrenkrücken dahin humpelnden Geſchlechtes, als ſolche Gallerie der Ehrenarbeiten!

„Guter Rath und guter Schnupftabak ſind dazu beſtimmt, großentheils an Ohren und Naſen vorüber zum Boden zu gehen."

„Der Hoſenbandorden ſcheint durch ſein Weſen und ſein gehaltvolles Motto, das wahre Verhältniß der Geſchlechter unter ſich — dieſe der Welt an Alter nichts nachgebende Streitfrage — geiſtreich und beſſer als ſonſt jede andere Vorſtellungsart zu bezeichnen. Ein verlohrnes, von der Dame nicht beachtetes Strumpfband wird den Männern ein Ehrenband! Die Schmach aller falſchen Geſetze iſt durch dieſe Inſtitution von der ſchönern und — beſſern Hälfte der Menſchheit genommen."

Ueber die Reſidenz, in der ein Theil des Romans ſpielt, wenn man anders dieſes geniale Werk ſo nennen darf, theilt der Verfaſſer drei Bemerkungen mit, die auf viele ihres Gleichen paſſen. Die erſte beſagt, daß faſt alle bedeutende Perſonen des Hofes eine eigene Kreuzbewegung, oder wenigſtens ein Blinzeln mit den Augen ſich eigen gemacht hatten, welches eben ſo gut die Folge von zu viel als von zu wenig Licht ſein konnte.

Die zweite ſtellt die ſonderbare Erſcheinung auf, daß die weit und breit als außerordentlich fromm berühmte und gleich einem ächten geiſtlichen Hauptquartier, mit allen Formen und Farben der Kirchendienerſchaft ausgeſtattete Reſidenz, unſäglich luſtig und guter Dinge nicht nur, ſondern ſogar mit einer Art tranſpirirenden Freigeiſtigkeit verſehen war. Man läutete, betete, ſang die Horen, hielt Umgänge, Predigten und Faſten; aber in den Sälen und Zimmern der feinen Welt dufteten voltäriſche Potpourri und crebillon-grecourtiſches Roſenwaſſer.

Zufolge der dritten waren die Schulen erbärmlich, die höhern Studien mit Ausnahme der Ritterakademie vortrefflich. Früher wurde das umgekehrte Verhältniß bemerkt, weil die damaligen Staatsbaumeiſter keine Luftbaumeiſter und ſehr ernſtlich damit beſchäftigt waren, das Fundament und den erſten Stock vor Aufſtellung der Belletage zu vollenden.

Von der Kunſt des Verfaſſers, ſeine Leute zu charakteriſiren, nur eine Probe im Portrait eines in die Geſchichte des Romans fortwährend eingreifenden Miniſters.

„Er war ein dürrer Mann von etwa funfzig Jahren, eher unter als über mittlerer Größe, mit ſpitzer Naſe und ſpitzem Kinn, länglichem Geſicht und zwei grauen, ſich ſehr kreuzenden Augen, die, wenn ſie ſich nicht lauerſam in ihre einander zunächſt gelegenen Höhlen zogen, gewöhnlich am Boden hingen. Er trank nie Wein und lachte nie; aber er gab gern die Hand, und ſprach viel von edlen deutſchen Männern und Offenheit, während er die Kreuzſpinne, die er ſeine Seele nannte, unaufhörlich mit Ränken und Schelmereien nährte. Wenn er die Hände nicht eben zum Einſchlagen brauchte, rieb er ſie als wenn ihn friere, wäre es auch in den Hundstagen geweſen, oder ſteckte ſie in die Taſchen die ihm nie voll genug waren. Uebrigens gieng er fleißig in die Kirche, widerſprach ſeinem Kurfürſten genau ſo oft und ſo lange als nothwendig war, um bei dieſem für einen biedern Mann von eigner Ueberzeugung, aber überwiegender Gerechtigkeit gegen überwiegende höchſte Einſicht zu gelten, und gehorchte dem eiſernen Zepter ſeiner Hausſultanin mit orientaliſcher Sclavenergebung."

---

*) Hr. Freyherr v. Lüttwitz entblödet ſich, den ehrlichen Tagelöhner einen Abjekten, — einen Verworfenen zu nennen!!

Die katholiſchen Ordensgeiſtlichen, welche bei der Ritter-Akademie in gedachter Reſidenz als Profeſſoren angeſtellt waren, nennt er ſehr paſſend fromme Hühner, die nie in's Waſſer konnten noch ſollten und welche die adelichen Entriche auszubrüten hatten.

„Kaiſer Joſeph war verkannt, gehaßt und krank. Warum wurde dieſer zur Größe berufene Mann nicht früher geboren oder ſpäter? Zur Zeit ſeines Großvaters hätte er Friedrich des Großen Heldenzeit unmöglich gemacht; herkuliſche Arbeit lag vor ihm, und herkuliſche Kraft in ihm. Auch hat er Herkulesgeſchäfte begonnen und mit Löwen und Hydern gekämpft; aber die Erziehung eines Alzides gebrach ihm. Eine Mutter die für größer und nicht für ſo gut gilt als ſie war, hielt den Genius nieder; befreit, forderte er eine Welt von Ungeheuern heraus, zuletzt den Krieg und ach! auch die Königin von Lydien blieb ihm nicht aus."

„Selbſtbeherrſchung! Selbſtdenken und Selbſtblick, hierauf beruht die geheime Gemeinſchaft geiſt- und kraftvoller Menſchen, die Pinſel laſſen ſich ſolche von den Schelmen an der Hölle anſtreichen. Eigentlich würde ihre Weihe darin beſtehen, keiner zu bedürfen, bekrabbelten nicht eben die Schelmen und Pinſel allenthalben die Erde. Aber gegen Eſelhufe, die von Füchſen regiert werden, muß ſogar der Löwe ſeine Maaßregeln nehmen."

Holland nennt der Verfaſſer das merkwürdige Land, welches in ſeinen Moräſten wie Helvetien in ſeinen Gebirgen, Amerika's früher Vorbote der republikaniſchen Freiheit, ſpäter Blutzeuge, ſeine Unabhängigkeit dem ſpaniſchen Tiber; ſeinen Boden dem Ocean; ſeinen Reichthum einer neu entdeckten Welt abgewann. An öffentlichem Geiſt und großen Männern nicht ärmer als Rom, obwohl viel kleiner am Umfang; oft im Innern zerriſſen von Partheigeiſt, und feſt vereinigt nach außen durch Liebe zur Selbſtſtändigkeit; dankbar ſich an den kriegeriſchen Stamm Deutſchlands anſchließend, der ihm die Freiheit erwerben half, und durch deſſen Ehrgeiz und eignen Argwohn wieder von ihm zurückgeſcheucht, ſchien ihm — am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts dieſes Land, welches die Natur zur Wüſte beſtimmt, die Kunſt zum Garten gebildet hatte, jetzt im raſchen Wechſel heftiger Krämpfe und apathiſchen Schlummers dem frühzeitigen Ende eines allzukurzen politiſchen Lebens zu nahen.

Als der Held des Romans ſeinen Bruder zum erſtenmal als Freimaurer erkennt und ihn als ſolchen umarmt, erzählt er „wir vergingen in den Umarmungen der Freude, des Schmerzes, der Zwillingsverbrüderung, der Trennung. Möchten doch die portugieſiſchen oder neapolitaniſchen Polizeydoggen, welche nach Freimäurerfleiſch hungern, eine ähnliche Umarmung nur von ferne ſehen können! Dann würde vielleicht ein Lichtſtrahl in ihren grauſigen Stall, und ein neuer Funke von Menſchenthum in ihre Thierſeelen fallen!"

Die Schilderung von den Lichtſternen der herrlichen Georgia Auguſta, um jene Zeit, wird allen denen, die mit uns damals in Göttingen lebten, erfreulich ſeyn, und dieſen erlauben wir uns daher ſie hier mitzutheilen; „Wir ließen uns" erzählt der Held der Geſchichte, „von dem oft verkannten und ſtets unvergeßlichen Schlözer; von dem beredten und tief eingeweihten, aber ſeine Farbe und ſeine Farben zu leicht wechſelnden Spittler, und von dem ernſten und ſichern Bergmann des Thatſachenbaues, Gatterer, in die Geſchichte ihre Hülfsmittel und ihren Geiſt einführen. Der publiziſtiſche Chiron beinah' aller in unſern Tagen wirkenden deutſchen Achille und Nichtachille (denn nicht jedes Holz ergiebt einen Merkur,) der germaniſche Pütter war unſer Wegweiſer durch das Labyrinth einer Verfaſſung die vortrefflich ſeyn konnte, fehlte der Schlußſtein nicht; Dem geiſtreichen Plank folgten wir durch ein ander Labyrinth, durch jenes der Kirche das ſeinen Minotaurus lange glücklich genug ſchützte, und obwohl in der Folge den Heroen und Halbgöttern der Wahrheit und Freiheit zum Theil heimgefallen, doch in ſeinen mächtigen Reſten ihn immer noch bewahrt. Der allen Sterblichen mit Falkenaugen und Adlernaſe vorleuchtende Geiſtes- und Witzveteran, Käſtner heiligte uns der mathematiſchen Forſchung; der naturwiſſenſchaftlichen, ſein edler Geiſtes- und Amtsgenoſſe Lichtenberg und Blumenbach, der ſcharfſinnige Freund der Wahrheit. Der Patriarch der Philologen und noch weit mehr der Patriarch der Alterthumsforſcher, Heyne, der ehrwürdig pünktlich die Wiſſenſchaft des Wortes pflegte, und noch ehrwürdiger genial und fruchtbar den Geiſt aus dem Wort entwickelte, ließ uns ſeiner Schätze und ſeiner freundlichen Humanität genießen."

War uns „fährt der Verf. ſpäter fort, als er auf ſeinen Reiſen von Paris nach London gekommen" war uns die franzöſiſche Nation als eine Familie erſchienen, die eben in den Beſitz einer großen Erbſchaft geſetzt, aber bereits in den zahlreichen Kämpfen der verſchiedenſten Intereſſen entzweit, und von ſchlauen Rechtsverdrehern geneckt und gehetzt, in die unruhige Gährung des leidenſchaftlichen Hauszwiſtes übergeht; ſo ſahen wir nun in dem engliſchen Volke eine wohlbeliebte Vereinigung in Ge[illegible]aft handelnder Brüder, die behaglich in Rei[illegible], und Reichthum vermehrender Thätigkeit, in Freiheit und die Freiheit beſchützender Eintracht, ihr großes Vermögen nach außen zu wirken ließen, und da es ihnen wohl war, ſich wenig darum kümmerten, wie es den übrigen europäiſchen Haushaltungen ergehe. Sie mochten es ſogar gern ſehen, daß beſchränktere Kräfte bei ihnen borgen, zu kühne in dem Wetteifer mit ihnen untergehen, hungerige aber ſich vieles von ihnen gefallen laſſen mußten.

Ueber England ſtellt der Verfaſſer ein warnendes Prognoſtikon auf: „Eine ganze Nation von Privilegirten, die allein als Säulenſchaft zu glänzen und zu thronen, und die Erde zu ihrem demüthigen Sockel zu mißſtalten ſich erkühnt, muß darauf zählen, daß einſt der Rächer (je ſpater um ſo grimmiger) aufſtehe, und den tollkühnen Schaft in Trümmer neben den befreiten Sockel ſchleudere, der nun in ganzer Kraft der gezüchtigten Bruchſtücke ſpottet."

Dieſe wenigen Auszüge mögen hinreichen, um das, was wir über die Anſichten dieſes unterrichteten und mit vielſeitigen Erfahrungen reich ausgeſtatteten Verfaſſers oben erwähnten, zu beurkunden.

Bemerkungen und guter Rath,

werden von Hn. Franz v. Spaun in zwey Heften überſchrieben: „Bemerkungen über die wichtigſten Verhandlungen der Bairiſchen Stände-Verſammlung" der Welt, vorzüglich aber den Großen der Erde, gegeben. Neben manchem Guten und Wahren kommt da viel Sonderbares und Seltſames vor. Wir erfahren unter andern, daß, wenn Ludwig XVI. und Joſeph II. Hrn. Spaun gefolgt hätten, keine Revolution in Frankreich, in Oeſterreich aber auch Vieles anders geworden wäre. Auch Bonaparte würde noch gebieten, hätte er Hn. Franz v. Spauns Schriften beherzigt. (Wärs alſo als ein wahres Glück zu betrachten, daß es nicht geſchehen iſt.) Hätte Ludwig XVI. dem La Fayette aufgetragen, zu Metz in aller Stille ein, jeden Augenblick disponibles Corps aus National-Garden und andern ſichern Truppen zu organiſiren und ihn dann als außerordentlichen Geſandten an den Churfürſten von Trier geſendet (mit ſammt dem disponiblen Corps? das wär freilich eine außerordentliche Geſandtſchaft geweſen) mit der Eröffnung, daß, da der Herr Vetter (der Churfürſt von Trier nehmlich) nicht mächtig genug ſey, um ſeine (Ludwigs XVI.) Geſandte vor Mishandlungen (von den damals in Coblenz befindlichen Condeern) zu ſchützen, er für nöthig erachtet habe, denſelben von einer Garde begleiten zu laſſen, damit die Emigrirten in Coblenz ſähen, daß es ſein (des Königs) ernſtlicher Wille ſey, daß ſie auseinandergehen und nach Frankreich zurückkehren ſollten ꝛc. ſo — meint Hr. v. S. — wäre alsbald ein lauter Jubel in Frankreich ausgebrochen, und der unglückliche König ſäße noch auf dem Thron. (Woran wir denn doch, mit Hr. v. S. Erlaubniß, ſehr zweifeln.) Säße, fährt er fort, Napoleon und ſeine Dynaſtie nicht noch auf dem Throne, herrſchte er nicht beinah deſpotiſch über ganz Europa (nur beynahe? wir meinen er herrſchte völlig deſpotiſch) hätte man ihn auch ſchon längſt Altäre errichtet, wenn ihm die Geſetze des Völkerrechts heilig geweſen wären. (Darum ſitzt er ja eben auf Helena. Uebrigens ſind ihm Altäre und Weihrauch übergenug geopfert worden von feilen, kriechenden Knechten, auch bei den abſcheulichſten Violirungen des Völker- und Menſchenrechtes. Doch das iſt ja nichts neues. Man kommandire nur einige hundert Tauſend Bajonette, trete das Recht freier Völker mit Füßen, erſchieße die, die muckſen, und es wird an Lobſudeleien, an Geburtstagsreden à la Koſegarten, ſeligen Andenkens, an Gedichten und Zeitungstrompetenſtößen nicht fehlen; wenn nur dem Unterdrücker die Sonne des Lichts lacht. Sinkt die, dann iſt's freilich ein Anderes; Dann werden die Lobpoſaunen plötzlich zu gewaltigen Verfechtern des Rechts und dem kranken Löwen gehts wie in der Fabel ſteht. Videatur die Geſchichte unſerer Zeit von 1806 bis dato.) Wäre nicht — meint Hr. v. S. weiter, ihm (Bonaparten) Spanien ſelbſt zugefallen, wenn er mit Klugheit und nicht mit empörender Hinterliſt gehandelt hätte? Die abſurden Kriegsrüſtungen des Friedensfürſten gaben ihm einen gerechten (?) Vorwand zum Kriege (an Vorwand fehlt es in ſolchen Fällen nie). Seine Armee ſtand im Lande. Die wichtigſten Feſtungen waren von ihm beſetzt. Wie nun? Wenn er Deputirte aus allen Provinzen zuſammenberufen, und zu ihnen geſagt hätte: Ich habe eine neue Dynaſtie in Frankreich errichtet. Die Sicherheit derſelben, die Ruhe des Reichs, die Ruhe von Europa fordern, daß kein Bourbonide in Spanien herrſche. Schickt ſie nach Amerika, dort mögen ſie über unermeßliche Reiche herrſchen. Wählt Euch einen König aus einem freundlich geſinnten Stamme, (etwa aus dem des Sprechers) gebt Euch eine eurer Lage angemeſſene Conſtitution; nur ſoll keine Inquiſition mehr beſtehen. Für Amerika entſchädige ich Euch durch Portugall. (Wie edelmüthig! Aus fremden Leder Riemen ſchneiden, koſtet freilich am wenigſten. Der heilige Crispin, ſeligen Andenkens verfuhr bekanntlich auch ſo. Wollt ihr nicht, ſo ſey Krieg. (a la Mahomet; in einer Hand den Koran, in der andern das Schwerdt. Nennt der Hr. v. S. dieß etwa die Geſetze des Völkerrechtes heilig halten?) Ich werde Euch als ein erobert Land behandeln und Euch eine Conſtitution vorſchreiben, wie ſie mir beliebt. Was hätten wohl die Spanier beſchloſſen? (Gewiß nichts Anders, als was ſie beſchloſſen haben, oder ſie wären nicht werth geweſen, ein Volk zu ſeyn. An Reden und Proklamationen ließ es übrigens, wie bekannt, Bonaparte nicht fehlen, ſchade nur, daß man ihm nicht mehr glaubte.)

Ludwig XVIII. ſitzt, nach Hr. v. S., auch nicht ſehr feſt auf ſeinem Throne. (Das mag ſeyn, was ſteht aber heut zu Tage noch feſt?) der Kampf der Ultra gegen die Conſtitutionellen erſchüttert deſſen Grundfeſten. Hätte ein wohldenkender Miniſter bey ihm Gehör, ſo wäre der König an einem ſchönen (?) Morgen in die Stände-Verſammlung getreten und hätte geſprochen wie folget: „Kinder! auch ich bin ein Frankreicher (warum nicht Franzoſe?) Ich ertrage nicht länger den Gedanken, daß ich meine Krone nicht Eurer Liebe, Eurem Zutrauen, ſondern der Uebermacht Eurer Feinde verdanken ſoll. Hat mein Thron keine andere Stütze als ihre Bajonette, ſo mag er zuſammenſtürzen und mich unter ſeinen Trümmern begraben. Lieber will ich, wie mein unglücklicher Bruder, meinen Kopf unter die Guillotine legen, als einer ſolchen Leibwache für meine Erhaltung verpflichtet ſeyn. (Königlich wär dieß allerdings geſprochen geweſen, nur ein wenig — in veraltetem Styl.) Fort mit ihr! Was will ſie? Geld? Was iſt Geld gegen Ehre und den Ruhm einer Nation! (Man ſieht, Hr. v. Spaun iſt weder ein Kaufmann noch ein Engländer.) Nehmt die Diamanten der Krone; verkauft meine Luſtſchlöſſer; verkauft alle die koſtbaren Tändeleyen des Luxus; verwendet meine ganze Civilliſte. Ich will im härenen Kleide für unſere Sünden büßen, und es nicht ablegen, bis dieſe Schmach getilget iſt; und ſterbe ich durch Eure Hände, ſo ſchreibt auf mein Grab: Er ſtarb, wie Kodrus, für ſein Volk.“ (Guter Hr. v. Spaun! ſtammen Sie vielleicht noch aus den Zeiten dieſes Königs her? Damals war es freilich ſo; jetzt aber — iſt es anders.)

Der Freiherr von Aretin, der ſchon ſo Manchem als Stein des Aergerniſſes gedient, iſt es auch unſerm Verfaſſer. So oft wie möglich kehrt er zu ihm zurück und jedesmal bekommt der arme Freiherr tüchtige literariſche Püffe. Habeat ſibi. Bemerken wollen wir aber doch dabei, daß Aretin, ſelbſt in der, Manchem ſehr fatalen Allemannia, manches ſagte, was ſo übel nicht war.

Ueber die Prätenſion des Adels, ſich als die Stütze der Throne auszugeben, ereifert ſich Hr. v. S. gewaltig. Wehe ihm, wenn der Baron von Gayl zu Geſichte bekömmt, was er darüber ſagt. Der wird im Allgemeinen Anzeiger, dem literariſchen Abſteigequartier des Herrn Barons — ihm den Kopf nicht wenig waſchen.

Die ſtreitige Frage: ob die Armee (in Baiern) den Conſtitutions-Eid leiſten ſolle oder nicht, giebt dem Vf. Gelegenheit (etwas weit hergeholte) über die Einführung der Bel-Lankaſtriſchen Lehr-Methode in England, dem Verderb der Geiſtlichkeit in dieſem Lande und dem Unweſen mit Sine-cure Stellen, zu ſprechen: von da kehrt er endlich ins Vaterland zurück und meint: am traurigſten iſt bei uns der Mangel an Unterricht bei zwei Menſchenklaſſen, die man vorzüglich zu der feinen und geſitteten Welt rechnet: Die Damen und die Offiziere nämlich. Bei den Erſtern wird bald durch den Umgang der Welt das bischen Katechismus, das ſie erlernt, weggeſpöttelt und da die Furcht vor dem Teufel (vor welchem?) bei den Verheiratheten die einzige Schranke ihrer Sittlichkeit iſt, (Hr. v. S. muß nicht viel Glück in ſeinen Bekanntſchaften mit Damen gehabt haben) da die Sittenloſigkeit des Mannes auch nicht wenig dazu beiträgt (nicht wenig nicht: ſondern *ſehr viel*) die Gattin zu demoraliſiren, ſo ſind viele ärger als die Heiden und Publikaner. (Die ſchönen Heidinnen werden ſich zu rächen wiſſen.) Unſere jungen Offiziere werden zwar in den Grundſätzen der Religion unterrichtet; allein was ſie mitunter von Moral erlernen, wird als tolles Pfaffengeſchwätz weggeſpöttelt, und von ihren wahren Menſchen- und Bürgerpflichten lernen ſie nichts. Statt derſelben ſchärft man ihnen einen Esprit de Corps ein, und militäriſche Aphorismen von blindem Gehorſam gegen ihre Vorgeſetzten, vom Militär Point d'honneur, das in eine händelſuchende Pointille und in eine beleidigende Verachtung der bürgerlichen Geſetze und des Civilſtandes ausartet, den ſie bei allen Gelegenheiten necken und herabſetzen. (So war es allerdings in verſchiedenen Ländern *vor* 1806. Sollte es, nach ſo manchen bittern Lehren ſchon wieder ſo werden? Das wollen wir *darum* nicht glauben, weil wir uns nicht denken *mögen*, daß die empfangenen Arzenei-Mittel, noch nicht draſtiſch genug geweſen ſind. *Kotzebue* ſagte in einem ſeiner letzten Luſtſpiele (*der deutſche Mann*): „*das Alte wird ſo lange wiederkehren, bis das Neue nicht wiederkehrt.*" Das wäre ſehr traurig und wir wollen nicht wünſchen, daß der Gemordete hier prophetiſche Worte ſprach.)

Daß Hr. v. S. für die Eidesleiſtung der Armee iſt, läßt ſich denken, auch iſt dieß wohl in einem wahrhaft conſtitutionellen Staat keinem Zweifel unterworfen. Hr. von Aretin, der anderer Meinung iſt, bekömmt auch bei dieſer Gelegenheit dafür ſeinen Theil. Das mehrere Seiten lang ſich hinſchleppende, in ſogenannter Sokratiſcher Methode verfaßte, Geſpräch über dieſen Punkt, zwiſchen Hr. v. S. und einem Offizier, hätte füglich wegbleiben können, da ſo etwas auf andere Art ſich viel beſſer ſagen läßt, und auch ſchon geſagt iſt.

Die jetzt, beſonders in franzöſiſchen Blättern, ſo oft vorkommende „*Legitimität*" wird vom Vf. in einem beſondern Abſchnitt, ihres Weſens und ihrer Entſtehung nach, ſcharf zergliedert und betrachtet. Da fehlt es denn nicht an ſeltſamen Raiſonnements, weiten Umwegen über mögliche Entſtehung der Regierungsformen überhaupt und was dergleichen Dinge mehr ſind. Nach ihm ſind in Europa jetzt nur drei legitime Volksherrſcher, Ludwig XVIII. nämlich, der König von Baiern und der Großherzog von Weimar. Warum? weil dieſe nur Conſtitution gegeben und folglich mit ihren Völkern ein förmlich Pactum errichtet haben. Die andern Alle ſind nur — *temporäre Beſitzer der Souverainität*, beſonders die deutſchen Fürſten, weil (man höre) ſie einſt Vaſallen des heiligen römiſchen Reichs geweſen, dieſes aber im hohen Alter theils an Entkräftung, theils an Bonapartens Mordſtreichen ohne rechtmäßigen Erben verſchieden ſey, folglich die Erbſchaft (die Lehnsherrlich einſt verliehenen Hoheitsrechte in den verſchiedenen deutſchen Landen) weder ihnen legitim zukomme, noch von Bonaparte habe verliehen werden können. (Man muß geſtehen, Hr. v. S. ſtellt hier eine eben ſo *neue* als *ſeltſame* Anſicht auf, die ihm ſchwerlich ohne ſehr triſtigen Widerſpruch hingehen dürfte. Jedoch, abgeſehen auch hiervon, ſo iſt nicht einmal, des Hrn. Vf. Angabe von der Anzahl der — *nach ihm* — legitimen Regenten richtig. Hat England nicht auch einen conſtitutionellen König? Iſt der jetzige König von Schweden nicht auch durch den Willen der Schweden auf Waſa's Thron? Iſt in Baden nicht eine Conſtitution, wenigſtens im Werden? Laborirt Würtemberg nicht auch an einer? Mehrerer Anderen, wo der Berg noch kreiſet, nicht zu gedenken. Welche barroque — Seltſamkeiten, um nicht Albernheiten zu ſagen, in unſern Tagen aber durch die Preſſe zu Markte gefördert werden, beweißt neuerdings obige Anſicht des Hrn. v. S. Da heißt es in der That, geſchrieben muß werden und ſollten auch Sitte, Vernunft und Geſetz darüber vergehen, wenn nur der Herr Autor ſein Geiſteskindlein der Welt produciren kann. Je paradoxer und verſchrobener es erſcheint, je beſſer — erregt es doch dann am mehrſten die Aufmerkſamkeit. Es wird, wenigſtens ein Weilchen, mit Erſtaunen betrachtet und der würdige Erzeuger hat vielleicht gar noch — nach der jetzigen beliebten Verbeſſerungs-Mode-Sucht — die hohe Belehnung von einigen politiſchen Chimären-Machern und Schwindelköpfen, als ein *tüchtiger deutſcher Mann*, als ein *Patriot im Superlativ*, geprieſen zu werden.)

Auf die Frage: ob die Miniſter in die (Verhandlungen) der Kammern einſprechen dürfen oder nicht, meint der Vf. wenn es geſchieht, ſo dürfte es nicht in der Qualität als Miniſter oder königl. Commiſſarien, ſondern nur in der als hoſpitirender, mitdeliberirender Gäſte geſchehen. Denn, „will unſer allergnädigſter König ein Parlament, ſo muß er auch eine freie Diſcuſſion wollen (natürlich) es mag ſeinen Miniſtern lieb oder leid ſeyn."

(Beſchluß folgt.)

Univerſitätsweſen.

(Beſchluß.)

Den letzten Abſchnitt des Werkchens macht die Angabe der Mittel, wie die vorgeſchlagene neue Diſciplinar-Ordnung der Univerſitäten in wirkſame Ausführung gebracht werden kann und auch hier wird man dem Vf. beiſtimmen müſſen. Indem er von dem richtigen Geſichtspunkt ausgeht, daß es weder füglich noch thunlich ſey der gewöhnlichen bürgerlichen Polizei und Juſtiz ganz die Handhabung der akademiſchen richterlichen und geſetzgebenden Verwaltung zu übergeben, zeigt er wie ein eigenes Univerſitäts-Gericht eingerichtet, wie es geführt, wie polizeilich unterſtützt es werden muß, wenn es ganz und würdig, kräftiger und beſſer als bisher ſeine Function erfüllen, Ruhe und geſetzliche Ordnung erhalten ſoll. Da dieſer gegebene Plan nicht wohl einzeln und im Auszug gut zur überzeugenden Anſchauung zu bringen iſt, ſo verweiſen wir deshalb auf das Werk des Hrn. v. Jacobs ſelbſt und bemerken nur, daß es keine leichte Sache ſeyn dürfte einen ſolchen Univerſitäts-Amtmann zu finden, wie der Vf. an der Spitze jedes akademiſchen Gerichts verlangt, indem zu richtiger, würdiger und unpartheiiſcher Führung dieſes Amtes gerade nach den von Hrn. v. J. aufgeſtellten Grundſätzen, eine Maſſe von Umſicht, Menſchenkenntniß, Ernſt, Feſtigkeit und Liberalität, erforderlich iſt, die ſelten ſo vereint in Einem Individuum ſich findet.

Wenn, ſchließt Hr. v. J. die vorgeſchlagene Diſciplinarordnung vollkommen ausgeführt wird, ſo muß ſie die gerechten Wünſche Aller erfüllen, die bei den Univerſitäten intereſſirt ſind (davon halten wir uns auch überzeugt) und Eltern, Vormünder, Profeſſoren, Bürger in Städten wo Univerſitäten, Landes- und Staats-Regierungen, ja die Studierenden ſelbſt, werden die Vortheile ſchnell verſpüren, welche eine alſo verbeſſerte Einrichtung geben muß; und letztere beſonders werden dadurch des Druckes ſich enthoben ſehen, den ſie jetzt nur zu oft, ſtark und vielfach von renomirenden, oder nach verkehrten Zwecken ſtrebenden Kammeraden erdulden müſſen, und daher wahrhaft freier ſeyn, als ſie es jetzt eingebildet ſind.

Wie ſchlecht im Ganzen die Studentenmoral beſchaffen und in dieſer Beſchaffenheit bekannt iſt, beweißt noch Hr. v. J. durch ein Beiſpiel entgegengeſetzter Handlungsweiſe, welche allgemeines Erſtaunen erregte. Unter meinem Prorectorat 1802, erzählt der Verf., erhielt ich einen Brief von einem ehemals in Halle Studierenden, worin mir derſelbe ſchrieb, daß er ſich auf der Univerſität, durch den Strom fortgeriſſen, und weil er ſich oft in Geldnoth befunden, mehrere Betrügereyen hätte zu Schulden kommen laſſen. Jedoch hätte ihn ſchon damals ſein Gewiſſen getrieben, dieſelben aufzuzeichnen, weil er den Vorſatz gehabt, die, welche dadurch gelitten, in der Folge zu entſchädigen. Er ſey jetzt in der Lage dies zu thun, und ſchicke deswegen hiermit 150 thl., um ſie nach der Anweiſung der Anlage auszuzahlen; nemlich 1) an ſeine Aufwärterin C. 10 thl., weil ſie ſich einmal in ihrem Pump (ſtudentiſch ſtatt Creditrechnung) um 5 thl., ſpäter wieder um 3 thl. zu ihrem Schaden geirrt, und er, obſchon es von ihm bemerkt wurde, nur ſo viel bezahlte als ſie angegeben. Es erfolge alſo dies Geld als Nachſchuß nebſt 6 pro Cent Zinſen und 20 pro Cent Strafe für ſeine ſchlechte That u. ſ. w. Von dieſer Art waren etwa 40 Artikel, die mitunter nur wenige Groſchen ja gar Pfennige ausmachten.

Hr. v. J. ließ die angegebenen Creditoren ſämmtlich vorbeſcheiden und fragte ſie zuerſt, ob ſie den Studioſus N. N. gekannt hätten; ſie bejahten und gaben ihm Alle das Zeugniß eines redlichen ordentlichen Menſchen. Er fragte weiter: ob er ihnen etwas ſchuldig geblieben? Sie verneinten dies und verſicherten: er wäre der beſte und prompteſte Zahler geweſen. Als hierauf Hr. v. J. ihnen die Liſte des Abgegangenen vorlegte, waren ſie wie verſteinert und ein Schuhmacher rief mitleidsvoll aus: „der arme Menſch! er iſt wohl verrückt geworden! Uebrigens erinnerten ſich alle der angegebenen Umſtände und nahmen ihr Geld. (So ehrenwerth dieſe Handlung, obgleich im Grunde nur Schuldigkeit, des ehemaligen Studenten war, ſo zeigt ſie doch hinreichend, welche laxe Moral hinſichtlich des Bevortheilens der ſogenannten Philiſter, unter den Muſenſöhnen herrſcht, denn, fielen ſolche Verkürzungen nicht ſehr oft vor, ſo würde ein Beiſpiel von ſpäter Rechtlichkeit wie das angeführte, nicht ſo auffallend ſeyn, daß der, der es giebt, von den überraſchten Empfängern, als wahnſinnig geworden, angeſehen wird.)

Miſcellen aus Journalen.

Cromwell pflegte zu ſagen: Am Hof dürfe es nie befremden, wenn man ſage, wie man die größten Dienſte leicht, das kleinſte Unrecht nie vergeſſe.

„Es ſey leichter, guten Rath zu geben, als ihn anzunehmen. (le liberal III. Cahier.)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 27. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Ernſt Friedheim und Hanns Stöbrenfried bedanken ſich für die Bereitwilligkeit der Hoffmanniſchen Hofbuchhandlung, und laſſen vorerſt folgende

Schmerz- und Scherzworte aus den Rheingauen

hören.

Auf dem künſtlichen Burg-Ruin im Biberiſcher Garten. „Nein, liebſter Stöbrenfried! ſagte ich, der Ernſt, zum Bruder Hanns, als wir beide, ergriffen und gehoben im Innerſten da ſtanden, anſtaunend die reizende Natur, den ſilberflutenden Rhein, die Rebengelände, die blühenden Hügel, die blauen Bergrücken, links das alte Mainz, alle die claſſiſchen Herrlichkeiten, nahe und ferne. — „Nein, rief ich, unſere Abrede kann noch nicht gelten, laß mich erſt den Ernſt ausſchütten, der meine Bruſt beklemmt, ehe ich das luſtige Wort übernehme. Gerade hier, in dieſem Friedensſchmuck und unter den Seegnungen der Pflanzenwelt fällt mir der Contraſt ſchmerzlich auf die Seele, auf den wir bey unſerer heißen Wanderung durch die Menſchenwelt überall geſtoßen ſind. Was wir ſahen und hörten, könnte die Freiheit ſelbſt zum unerträglichen Joche machen. Wie? wir geben Freiheiten, wo es noch an Geſinnungen; wir bauen auf neue Geſetze, wo es an Sitten ermangelt? Sieh nur einmal die Juriſten; ſie ſchlagen mit ihren Civilpandekten das Staatsrecht todt. Die Philoſophen conſtruiren die Geſellſchaften in der Luft und die Dienerſchaft hilft ganz ſachte einen Balken nach dem Andern aus dem alten Gebäude ziehen. Jung und Alt ſchreit durcheinander, wie man's beſſer machen müſſe. Glaubſt du denn, daß dieſes Wahrzeichen ſeien von unſerer Liebe zur Gerechtigkeit? Gehäſſigkeit gegen die Gunſt oder das Glück iſt's, das hat ſchon einſt der große Kanzler d'Agueſſeau bemerkt, und ihre Wurzel keimt, ohne daß wirs merken, aber deſto gefährlicher in dem Stolze unſers Herzens." — „Biſt du bald fertig?" frug **Hanns** mit gerunzelter Stirne. — „Noch nicht, Bruder Ungeduld! das Schlimmſte iſt, daß das Neue noch nicht geſchaffen, oder doch zu neu iſt, und daß das Alte ſtockt, weil ſich faſt alle ſchadenfroh gegen Autorität und Wirkſamkeit der Regierungen ſtemmen und lieber der Anarchie das Bette machen. Wir wollen, aus ſtolzer Eitelkeit, den Nachkommen auch nicht den kleinſten Theil an dem Bau des politiſchen Zauberſchloſſes übrig laſſen, mit deſſen haſtiger Vollendung wir uns doch vergeblich ſchmeicheln. Am Ende werden wir unter Ruinen ſtehen; unter ganz Andern, als dieſe künſtlichen hier, auf denen uns der Anblick der ſtufenweiſe hervorbringenden Natur ſo wohl thut, weil ihr weiſer Gang ſolche Früchte bringt. O welche Verblendung! O Deutſchland, du mein Vaterland." — „Holla! verſetzte ich, der Hanns. Auf ſolch eine ernſthafte, und doch unmännliche, Wehklage gehört ein luſtiger Trumpf, weil wir doch aus der Rolle fallen. Wiſſe denn, Herr Bruder Jeremias, ſo weit das Nieſen vom Denken unterſchieden iſt, ob uns gleich die Naſe hoch genug am Hirnkaſten ſteht, ſo weit liegt deine Schlußfolge von der Wahrheit ab, wenn ich auch deine gefährliche und breite Schilderung unbedingt zugeben wollte. Potz tauſend! wenn du ein Herr Kabinetsminiſter wärſt, oder ſo ein Stück von wichtigen Ohrenbläſer, von officiellen Schriftſteller ꝛc., du könnteſt die Welt täppiſcher Weiſe vollends auf den Kopf ſtellen. Doch davon ein Andermal. Geſetzt aber — ich ſpaße freilich nur — wir wären ein paar große Herren, und unſere Miniſter hätten uns die Lage der Dinge nicht gefährlich genug machen können, weil man es ihnen ſo berichtete; (es giebt freilich viele Man mit einem n, wo wir das doppelte lieber ſähen,) weißt du, was ich dir auf die vertraulichen Eröffnungen ins Ohr ſagen würde? — „Nun?" — (leiſe.) „**Der Fehler liegt an der Policey!** Sie ſchreibt nicht pünctlich vor, über was Alles man bey Kopfabhacken nicht mehr ſchreiben ſoll; und, was noch ſchlimmer iſt, ſie läßt nicht genug einſtecken. Im N... kömmt man aufs Fleck, wie ich höre. Dort hat man ſelber die Wache von der Wache einſtecken laſſen, und ſo muß das fortgehen, bis der letzte ſich ſelber einſteckt, wenn er will. Ja ja, nur immer drauf beim kleinſten Lärmen; bei Leibe keine halben Maasregeln, oder gar ſanfte, und ja Niemanden aus dem Mittel- und Bürgerſtande zu raſche gezogen! Ich hoffe Alles von einem engen Policeykamm, der die verwirrten Haare ſchon wieder glatt bringen wird, wenn er auch die große Hälfte ausrauft. Dann brauchts aber keinen Bund mit dem Himmel, und

Ausgegeben den 16. Septbr.

„keine Liebe zu den Menſchen; man ſchließe allenfalls ein tüchtiges Konkordat. Rom hats ja ehemals auch nicht umſonſt verlangt; und dann —" Indem rauſchte es grauenhaft hinter uns, die Sonne war über dem Schwätzen untergegangen, und ein Sturmwind bewegte die Gipfel der prächtigen Wallnußallee mit Macht. Wir eilten daher in den Gaſthof am Schloſſe zurück, und ſchauten den Rhein hinunter, in welchem ſich der Mond ſpiegelte, was er zollfrei durfte. In ſeinem Glanze ſchimmerte der vergoldete Neptun auf dem ſchönen fürſtlichen Jagdſchiff, das einſt dem Churfürſten von Trier gehörte, und es erinnerte uns an die Zeit, wo der herrliche Strom ſeinen Anwohnern die erſte Kultur und Reichthümer zuführte: doch lobten wir uns die jetzige. Wenn auch der ſtockende Handel den Fluß nackend von Schiffen ließ, ſo gab es doch auch jene Herren nicht mehr, die ſo fleißig, wie der müßige Mond da oben, von ihren Burgen herablugten, und ſich ihr beſcheiden Theil von dem Eigenthum ihres Nächſten ausbaten. Das war Waſſerpolicey des Mittelalters. Denkt aber nicht, es habe gar keine Juſtiz zur ſelbigen Zeit gegeben. O nein! — Komm aus deiner Gruft hervor, lieber Bürgermeiſter Boppe von Limburg im Lahngau: komm und ſprich noch einmal jene Ehrenfeſten Worte, welche die Limburger Chronik, — doch wohl uns Nachkommen zu Liebe? — aufgezeichnet hat. Er ſprach ſie, als Herr Kuno, der Beſchirmer des Erzſtiftes Trier, nebſt dem Erzbiſchoff von Cölln (in der Mitte des 14. Jahrhunderts) nota bene mit Gefolge, das es ſelten ſo gut meint wie die Herren, nach Limburg gekommen waren. Da legte man den Schöffen die ſchlüpfrige Frage vor: Was ihrer Herrſchaft Recht und Freiheit ſey? dieſe baten ſich etwas aus, was ſich h. z. T. jeder Feuerkopf, und die Policey mitunter ſelber nehmen ſollte, nämlich Bedenkzeit; und nun, nach reiflicher Erwägung, tritt unſer Boppe auf und ſpricht: „Wir „weiſen vor ein Recht, daß das Gericht unſern Herrn „und gnädiger Obrigkeit iſt über Hals und Haupt; „(Haut?) jedoch daß die Herrn an keinen Bürger „von Limburg greifen noch taſten ſollen, es haben „denn die Schöffen zuvor erſt ausgewieſen und Recht „geſprochen." Und auf mehrere verfängliche Fragen ſpricht Herr Boppe abermalen: „Wir Schöffen „von Limburg weiſen und ſprechen kein Urtheil auf „Entdünken oder Willkühr; mehr kann ich nicht ſa„gen, Amen." Wir, die wir froh ſind, daß wir in dieſen Tagen keine Burgermeiſter vorſtellen, wo die Bürger faſt zu viele Meiſter über ſich, und nicht immer Bildung genug haben, um ſich ſelber zu meiſtern, (was vielleicht nicht ihre Schuld iſt?) wir können auch nicht mehr ſagen, als Meiſter Boppe: Amen' —

Hierauf entſiegelte Bruder Ernſt eine Flaſche Johannisberger von Anno 11. Wir machten aber unſerm Wirthe, unſerm alten Bekannten, nicht etwa den Vorwurf, wie jener ...ſcher Officier 1815 ſeinem Wirthe in Mainz, „warum er ihnen halter in „den 1790r ſolchen Eilfer nicht vorgeſetzt habe?" Wir dankten vielmehr den guten Frankfurtern, die ſo glücklich ſind, die ganze Leſe an fünf Stückfaß damals an ſich gekauft zu haben, und ſo gemeinnützig, daß ſie gerne zwanzig Stückfaß davon an die Liebhaber ablaſſen, und hoffentlich noch etwas übrig behalten. Wir koſeten beim Glaſe noch weiter über den alten Boppe, den Rechtsſprecher ohne Gutdünken und ohne Willkühr, der Ernſten beſſer gefällt, als mir Hanns Störenfrieden. Was ſoll ichs leugnen? mir machen die heutigen Rechtsſprüche heimlichen Spaß. Züchtigt Leipzig, ſo läßt Jena los. Reformirt Würzburg, ſo beſtätigt Göttingen oder Halle. Und je hiſtoriſchſchulhafter ein Referent iſt; je ſubtiler weiß er durch ſeine Varianten und Controverſen, der uſuellen Juſtiz, die ihrer Sache in vielen Caſibus ſchon längſt gewiß ſchien, ein Schnippchen zu ſchlagen. Sonſt hatte nur Einer Recht; jetzt hat jeder ſein eignes Recht, das er aus der Doctrin macht, und dieſe Doctrin macht ſich Jeder meiſtens ſelber. Der Bibericher Park muß ſich mit ſeinen Abwechſelungen ſchämen, gegen die bunte Mannichfaltigkeit unſers Juſtizparks. Und es iſt die Frage, ob unſer Corpus juris nicht künſtlicher zuſammengeſetzt ſey, als der Burg-Ruin, auf deſſen Zinne wir heute das Schlöſſe ſahen. wo ich, Ernſt, das Gute guten Fürſten und treuen Völkern ganz im Stillen wünſchte, weils da ehrlicher ausſieht, als auf dem Papier, und wo wir beide in friſcher Stimmung Scherz- und Ernſtworte wechſelten. Alles ohne Gefährde!

(Fortſetzung folgt, wenn Sie oder Ihre Leſer wollen.)

Bemerkungen und guter Rath.

(Beſchluß.)

Ludwig XVIII., — der ſich der Gunſt des Hrn. v. S. gar nicht zu erfreuen hat — würde, meint der Vf., keinen Fuß zum zweitenmale nach Frankreich geſetzt haben, wenn Bonaparte das Wohl der Nation nicht abermals ſeiner Herrſchſucht geopfert hätte. (Das iſt ja eben der Haken) Statt deſſen hätte er (Napoleon) zu den verſammelten Ständen, bei ſeiner Rückkehr von Elba, ſprechen ſollen: „Die Bourbons haben mit mir einen Vertrag geſchloſſen, und keinen Punkt deſſelben erfüllt (ſo?) Sie bedrohten ſogar meine Sicherheit und Freiheit. Ich hatte als ſouveräner Fürſt das Recht, ihnen den Krieg zu erklären (iſt aber nicht geſchehen.) Ich habe ſie verjagt. Auch Euch hat er ſein Wort gebrochen. Frankreichs Thron iſt erledigt; (Wirklich? man muß bekennen, Hr. v. S. hat ſich trefflich in Napoleons Art zu ſprechen hineingearbeitet. Dieſe Floskeln haben wir leider von dem großen Meiſter oft genug gehört) aber ich kann die Regierung nicht wieder übernehmen, ohne Euch der Gefahr eines Krieges mit den Alliirten auszuſetzen; beſetzet alſo den Thron mit einem Andern, der den Alliirten nicht ſo gefährlich ſcheint. Mein Sohn, unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, würde vielleicht ihre Beſorgniſſe mindern. Schickt an die Alliirten, unterhandelt mit ihnen und rüſtet Euch auf alle Falle zum Kriege. Mißlingen Eure Bemühungen, den Frieden zu erhalten, ſo richtet Euch mit mir, auf den Ruinen von Paris zu ſterben. Denn die Schande, ſich von Feinden einen König aufdringen zu laſſen, überlebt kein Franzoſe. Sobald der Friede und Eure Unabhängigkeit geſichert iſt, kehre ich nach Elba zurück." (Da hätte Bonaparte nicht Bonaparte, oder die Alliirten leichtgläubiger als leichtgläubig ſeyn müſſen. Wer ſo oft ſein Volk und die Welt getäuſcht hat wie der Ex-Kaiſer, der konnte wohl keinen Glauben mehr finden — ſelbſt wenn er es endlich einmal Wahrhaft gemeint hätte; was ſich jetzt wohl ſchwer entſcheiden laſſen dürfte.)

Wie übel es ihm vermöge ſeines unbeſiegbaren Hanges, für's Recht zu ſtreiten, eben darum oft und viel erging, erzählt Hr. v. S. in einem Beiſpiel bei Gelegenheit der Betrachtung über die Ausſchüſſe der Ständeverſammlung, und ihren Wirkungskreis. „Um ſich eine deutliche Vorſtellung von dem Laufe der Dinge in ſolchen Angelegenheiten zu machen, darf man nur auf das aufmerken, was in unſern kleinen Sozietäten geſchieht. Da wird eine Konſtitution entworfen, ein Ausſchuß erwählt. Es werden Tage beſtimmt, an welchen der Ausſchuß Rechenſchaft ablegen ſoll, und anfangs geht alles recht gut. Allein, da bei uns (Deutſchen) leider aller Gemeingeiſt erloſchen (dieß auf die ganze deutſche Nation angewendet, muß es heißen: nie war, auch nie ſeyn konnte, weil — Deutſchland nicht Frankreich, nicht England u. ſ. w., ſondern — Deutſchland, d. h. ein zerbröckeltes und mühſam wieder durch allerlei Mittel zuſammengekittetes Ganze iſt, was jedoch auch wieder ſein vieles Gute in anderer Hinſicht hat. Das Zuſammenwirken in den Jahren 1812 u. ſ. w. war auch nicht Gemeingeiſt, ſondern mehr durch den Augenblick erregter Enthuſiasmus und Exaltation. Den eigentlichen ſtets und ruhig fort und fort wirkenden Gemeingeiſt können wir nicht kennen; gemeinen Geiſt haben wir leider! in den letzten Zeiten übergenug kennen gelernt.) ſo ergreift ſehr bald die Vis inertiae die Mitglieder und bei den General-Verſammlungen — erſcheint — Niemand. Der Ausſchuß ſitzt allein auf ſeinem erhabenen Platz, und die Herren Ausſchüſſer ſind Souverän: ſie thun was ihnen beliebt und ſind es Männer von überwiegendem Stande, ſo getraut ſich kein Mitglied (aus ſchuldiger Devotion vor dem Band, Titel oder Beutel der Hrn. Ausſchüſſer) gegen die zweckwidrigſten Vorkehrungen zu muckſen. In einer ſolchen Geſellſchaft wurde überaus ſchlechte Wirthſchaft geführt; man klagte laut und viel darüber, aber keiner wollte ſich die mächtigen Männer, welche die Majora des Ausſchuſſes bildeten, verfeinden. Gut, ſprach ich, ich will der Katze die Schelle anhängen, aber ihr müßt mich nicht ſitzen laſſen. Sey ohne Sorgen, hieß es, wir ſtehen Alle für einen Mann. (Armer Hr. v. S.! es geht in der kleinen Welt der Caſſino's, Klubs u. dgl. wie in der großen der Staaten. Geſprochen wird genug, gethan aber — wenig und wenn Alles recht gut kommt, ſo bleibt's beim Alten.) Bei der nächſten General-Verſammlung trat ich alſo auf, führte die eingeſchlichenen Mißbräuche in einer langen Litaney vor und begehrte, es ſollten zwey Commiſſäre ernannt werden, um den Finanzzuſtand zu erheben ein Inventarium aufzunehmen u. ſ. w. Da gieng Feuer auf (das glauben wir wohl). Ja, hieß es, es wäre wohl nothwendig Commiſſäre zu ernennen, aber nur um den Verläumder zu beſchämen, und Einer trug auf meine Ausſtoßung an. (Nur Einer? Das iſt ſehr viel.) Dennoch brachte ich es dahin, daß über meinen Antrag geſtimmt werden mußte. (Mit wieviel Stimmen gehorſamer Diener wurde er wohl verworfen?) Als ich mich nun nach meinen Alliirten umſah, hatten ſie ſich Alle weggeſchlichen. (C'est tout comme chez nous, ſagt der Franzoſe.) Es blieb alſo beim Alten. Vierzehn Tage darauf zeigte ſich aber ein Deficit von 4000 F. — So geht es auch mit den Ausſchüſſen der Ständeverſammlungen, ſetzt Hr. v. S. hinzu.

Wäre der Vf. an der Stelle des Königs von Baiern, und bemerkte, daß es mit den Verhandlungen nicht ſo raſch vorwärts rücke als ſeyn ſollte, ſo würde er im Style Heinrich IV. an die Stände-Verſammlung ſchreiben: Ventre saint gris! Kinder, ſo gehts nicht. Ihr kommt nicht vom Flecke und es ſoll raſch vorwärts gehen. Ihr zankt Euch um nichts mit der erſten Kammer herum und glaubt ſie werde Alles vereiteln was ihr zum Beſten des Landes vorhabt. Poſſen, es war ſo übel nicht gemeint. Es waren ſchöne Phraſen und weiter nichts. Alſo, Friede ſey mit Euch. Ihr vertändelt viel Zeit mit disputiren über Formalitäten mit einem Präſidenten. Dieſes ſoll nicht ſeyn. Er ſoll nicht disputiren (der arme Präſident!) und hat er etwas nützliches zu ſagen, ſo mag er den Rednerſtuhl beſteigen. (Wenn ſo ein Rednerſtuhl nur immer die Eigenſchaft des delphiſchen Dreifußes hätte.) Eure Ausſchüſſe, einige wenigſtens, laſſen ſich die Arbeit nicht ſonderlich angelegen ſeyn. Begehrt, daß der Präſident wöchentlich Bericht erſtatte, wie weit jeder Ausſchuß in ſeinen Verrichtungen gekommen ſey. Thut die faulen Mitglieder weg; wählt andere dafür. Dem Aretin werde ich befehlen, ſein mit ſeinem Stande und ſeinem Berufe unverträgliches Zeitungsſchreiben aufzugeben. Und wenn er durch ſeine böſe Zunge wieder Unordnung ſtiftet, ſo macht es ihm, wie erſt neulich der Präſident des Oberhauſes den neuen Lords es machte, ſchickt ihn zum Pedell in Arreſt, auf ſo lange es dem Hauſe beliebt. (Hr. v. Aretin hat dem Himmel zu danken, daß Hr. v. S. nicht König von Baiern iſt. Warum übrigens mit Hrn. v. Aretins Stand und Beruf das Zeitungsſchreiben unverträglich iſt, ſehen wir nicht ein. Wenn er nur Beruf dazu hat. Heut zu tage ſchreiben manche Zeitungen, und zwar Zeitungen κατ' ἐξοχὴν, z. B. die — — die, wenn auch mitunter Stand, doch gar keinen Beruf dazu haben.) Meinen Miniſtern werde ich verbieten Euch zu ſchulen, und werde ihnen ernſtlich befehlen, Euch Alles, rein Alles, was Ihr zu Euren Arbeiten braucht, alſogleich mitzutheilen. Ein Schelm der mehr thut als er kann. Wenn Ihr alſo doch nichts Gutes zu Stande bringt, Ventre saint gris, an mir iſt die Schuld nicht, und ſomit empfehle ich Euch dem Schutze Gottes.“ Dieſem Schreiben a la Henry IV. iſt noch ein postscript angefügt, worin den Verſammelten empfohlen wird, die guten, alten Murrköpfe (wie der Vf. z. B.) in Ehren zu halten, weil dieſe es gar gut meinen, manchen geſcheiten Einfall haben und in alten Hütten das Licht durch's Dach einfällt.

Wo der Vf. über Preßfreiheit ſpricht, ſagt er: Es muß in einem Gänſekiele eine magiſche Kraft,“ aber nota bene, nur dann ſtecken, wenn er von einer antiminiſteriellen Hand geführt wird, denn er verliert alle Wunderkraft, ſobald eine miniſterielle Hand dieſes Werkzeug in Bewegung ſetzt. Man erinnere ſich der längſtvergeſſenen Allemannia, welche der damalige Miniſter (Montgelas) ſo freigebig unterſtützte.

Die durch Joſeph II. in Oeſterreich freigegebene Preſſe, ſoll nicht ſo viel Feuer erweckt haben, um eine Suppe dabei zu wärmen. Ueberhaupt findet dieſer längſtverſtorbene Kaiſer einen gewaltigen Tadler an Hrn. v. S. Ihm nach hat dieſer geniale, hoch über ſeiner Zeit ſtehende Regent, gar nichts Gutes vollführt und in ſeinem Kopfe ſoll nur ein buntes Gemiſch philoſophiſcher Maximen und deſpotiſcher Grundſätze geweſen ſeyn.

Auch die Schellingſche philoſophiſche Lehre bekömmt bei dieſer Gelegenheit ihr Theil. Sie wird, nicht ganz mit Unrecht, ein maſquirter Atheismus genannt und Hr. v. S. der das neue Evangelium dieſer Lehre mit Aufmerkſamkeit las, konnte nicht recht klug aus dieſem hochtönenden Schwulſt werden (das iſt Mehreren ſo gegangen). Die Theologie, der Bruno, die Weltſeele, die Methodologie, Alles ging der Vf. durch, aber – der Nebel blieb Nebel und das Licht wollte immer nicht kommen. Wie arg es dem Vf. mit ſeinen Schriften, trotz Cenſur-Freiheit und Cenſur-Milderung an verſchiedenen Orten gieng, wird von ihm weitläuftig dargethan, wobei abermals der Freiherr v. Aretin einige Seitenhiebe bekömmt, ſo daß man nicht umhin kann zu glauben, Hr. v. S. habe ſich Ein für Allemal dieſen Freiherrn zum Sündenbock erkoren. Doch bekommen auch Andere, und namentlich der General Waſſer- und Straßenbau-Director Wiebeking, der Baiern mit 500jährigen Monumenten aus – grünem Holz bedecken ſoll, ihr Theil. Die in den erſten Regierungsjahren des jetzigen Königs in Baiern verkündete Preßfreiheit lockte Hrn. v. S. nach München. In Würzburg lernte er den neuen Meſſias, (wie Schelling genannt wird) kennen. Als Hr. v. S. einſt bei Schelling, der ihm als ein angenehmer Tiſchgeſellſchafter und ganz wohl bei Sinnen erſchien, ſoupierte, machte er (H. v. S.) einer in der Geſellſchaft befindlichen Dame das Kompliment, daß ſie eine Göttin, oder nach Schelling zu ſprechen, eine abſolute Beſtie ſey, worüber, wie man denken kann, die Dame ſich ſchlecht erfreute und Schelling anſah, der aber that als bemerke er es nicht; woraus dann Hr. v. S. ſchloß, es ſey Schelling mit ſeiner Lehre Plan und ſelbe nicht ein Produkt der Exaltation. In der Vorrede zu ſeinem Werk: Verſuch über das Studium der Mathematik, griff Hr. v. S. nun die Schellingſche neue Lehre an und — ſein Buch wurde verboten. So gieng es ihm mit mehreren dagegen gerichteten Schriften und auch ſeine

Aelia lelia Crispis, die Hr. v. S. ſchrieb, als Jacobi entlaſſen wurde wegen ſeines Werks „von den göttlichen Dingen," — hatte gleiches Schickſal, obgleich, wie Hr. v. S. verſichert, dieſe Aelia lelia ein gar ſchnurriges Dingelchen ſoll geweſen ſeyn. Hinſichtlich ſeiner Schriften gegen und über Wiebekings Bauten, die Hr. v. S. als oberflächlich und fehlervoll ſchildert, gieng es ihm nicht beſſer. Als er nach München zurückkehrte; war, ſagt er, „die Wünſchelruthe an der Tagesordnung und das bekannte transcendentale Triumvirat übte ſich im Mirakelmachen. Ich war natürlicher Weiſe darauf bedacht es ihnen abzulernen, aber keiner wollte mich zum Schüler nehmen. Da ſchrieb ich einen Bogen demüthiger Anfragen, Zweifel und Bitten um Belehrung. Ach! kein Journal wollte es annehmen. Hr. Cotta in Tübingen, die Leipziger, die Jenaer, wieſen mich unbarmherzig ab.

Ueber Hypothekenweſen ſtellt der Vf. mehrere neue, höchſt ſeltſame Anſichten auf, über welche ſich viele Gutsbeſitzer, wenn ſie zur Ausführung kämen, ſchwer ärgern würden. Wer Geld auf ſein Grundſtück negozirt, dem ſoll ein Pfahl mit einem Blechtäfelchen darauf geſetzt werden, worauf die Summe der Anleihe, mit Namen des Anleihers ſteht. (Daß würde manchem geſtrengen Herrn Dorfregenten ſehr verdrüßlich ſeyn, und manches Gut dürfte auf dieſe Art rein verpaliſadirt und ſo zum Range einer Art von Feſtung erhoben werden.) Der öffentliche Credit, der von ſo Vielen als die Lebensluſt der Staaten betrachtet wird, wird von Hrn. v. S. gänzlich verworfen. Er hält es in aller Art mit dem Baaren (das thun wir und wohl alle Andere auch) und will daher, daß alle Krämer- Wirths- und andere Schulden dieſer Art, als illegal, von den Gerichten nicht erkannt werden ſollen.

Den Beſchluß des zweiten Heftes macht eine Vorſtellung an die Landſtände Baierns, welche die Abſicht hat, den Verf. zu rechtfertigen über ſo viele ungereimte Beſchuldigungen, die ſeine Bemerkungen ihm zugezogen haben ſollen, und zweitens, über das conſtitutionswidrige Verfahren der Polizey, durch Verletzung der Preßfreiheit zu klagen. Was er über Legitimität z. B. geſagt habe, ſey ſchon vor 100 Jahren von Puffendorff und vor 50 Jahren auf allen öſterreichiſchen Akademien gelehrt worden, folglich nicht ſo neu und ſchlimm als man denke, er ſey aber ſchon gewohnt, daß alles von ihm Ausgehende verketzert würde und halte ſich überzeugt, daß wenn er Einmal das A. B. C. unter ſeinem Namen drucken ließe, tauſend Kehlen aufſchreien würden: dahinter ſteckt Hochverrath. Baron Aretin (ſchon wieder) dagegen, könne ſchreiben was er wolle, da entſtehe kein ſolch Spectakel u. ſ. w.

Schlüßlich ſagt er: Wer gegen den Strom der Zeiten ſchwimmt, wird doch zuletzt fortgeſchwemmt. Eine brauſende Gährung electriſirt die Köpfe unſerer Jugend. Dieſe hat nicht Spann veranlaßt. Seit 10 Jahren warnt er vor derſelben, ſchreibt und arbeitet ihr entgegen. Vergeblich! Die Myſtiker, Transzendentalen, die Lehrer neuer nonſenſikaliſcher Religionen werden begünſtigt. Nun brennen die Köpfe (wohl wahr) monſtruirte Misgeburten vom Aberglauben zeigen ſich und dieſe ſind die Wellen, die nicht nur dem Throne, ſondern auch dem Staate drohen.

Ueber das Innere der Erde

hat Hr. Prof. Chladni im 5. Stück d. Annalen d. Phyſik d. J. einige Ideen mitgetheilt, und zwar in Bezug auf die abentheuerliche Erklärung des Capitäns Symmes zu St. Louis am Miſſuri: „daß die Erde inwendig hohl ſey, und in ihrem Innern mehrere bewohnbare Sphären enthalte, daß ſie an beiden Polen in einem Raume von 12—16 Grad offen ſey, und er, wenn ſich 100 beherzte Begleiter fänden, mit ihnen die Reiſe dahin machen wolle." Nach Hrn. Chladni iſt hier einiges Wahrſcheinliche mit ſehr vielem Unwahrſcheinlichen, oder vielmehr ganz Unmöglichem vermengt. Beſonders, ſagt er, ſey es nicht denkbar, daß an den Polen eine Oeffnung ſeyn ſollte, wo man hinein könnte. Denn wenn auch jemals eine vorhanden geweſen wäre, ſo müßte ſich doch das Waſſer dort gar bald mit dem übrigen auf der Oberfläche der Erde befindlichen ins Gleichgewicht geſetzt und die Oeffnung bis zu einer gewiſſen Tiefe ausgefüllt haben; man müſſe denn annehmen wollen, daß durch ein immer fortwährendes Wunder dort das Waſſer ſolche ſenkrechte Wände bilde, wie in einigen Abbildungen von dem Durchgange der Kinder Iſrael durch das rothe Meer. — Daß die Erde kein ganz dichter Klumpen, ſondern inwendig hohl iſt, hat hingegen wohl mehr für als wider ſich, und iſt ſchon von mehrern Naturforſchern vermuthet worden. Nach Franklin, Lichtenberg und Andern iſt ſie eine mit ſehr verdichteter Luft angefüllte Kugelſchaale, die, nach erſterm, nicht viel über 10 deutſche Meilen, nach Cormouls aber höchſtens 300 engl. Meilen dick iſt; eine Vorſtellung, nach welcher ſich mehrere Naturerſcheinungen, als: Erdbeben, (überhaupt viele Zerſtörungen auf der Oberfläche, z. B. die Einſenkung zwiſchen Dover und Calais,) trockene Nebel, Barometer-Veränderungen u. ſ. w. erklären laſſen, und die auf der, als höchſtwahrſcheinlich angenommenen, Vorausſetzung beruht, daß bei Bildung der Erde und anderer Weltkörper, die dichteſten Theile ſich mehr nach Innen, die weniger dichten hingegen ſich mehr nach Außen auf jene aufgeſetzt haben, welchem zufolge, und nach ſichern phyſikaliſchen Geſetzen, höchſtcomprimirte Luft das Dichteſte ſeyn würde, was man ſich im Innern der Erde denken könnte. — Daß irgend ein Etwas, wodurch die periodiſch ſich verändernde Declination und Inclination der Magnetnadel bewirkt wird, ſich im Innern der Erde von Oſt langſam bewege, daran iſt wohl kaum zu zweifeln. Steinhäuſer ſieht es als einen kleinen Planeten an, der in ungefähr 400 Jahren einen Umlauf macht. In dieſem Falle würde die Langſamkeit der Bewegung durch den ungeheuern Widerſtand eines ſo dichten Medium's bedingt ſeyn, wie die Luft im Innern der Erde iſt, und die Bewegung ſelbſt vielleicht durch die Anziehung des Mondes und der Sonne bewirkt werden, oder auch mit dem etwas langſamen Umſchwung der in einem runden Gefäß enthaltenen Flüſſigkeit bei dem Umdrehen des Gefäßes einige Aehnlichkeit haben. — Hr. Chladni fügt dem allen noch als natürliche Folgerung hinzu, daß, da durch ſtarke Compreſſion der Luft Wärme entwickelt werde, und ein ſehr erwärmter Körper leuchte, ſo müſſe nothwendig in der Mitte (der Erde), wo der Druck am ſtärkſten ſey, die ungeheuer comprimirte Luft eine leuchtende und wärmende Maſſe, oder eine Art von Centralſonne bilden, die, wenn die Zuſammendrückbarkeit der Luft Gränzen habe, ſo groß ſeyn müſſe, als der nicht mehr zuſammendrückbare Theil der im Innern enthaltenen Luft. Da wir übrigens auf der Oberfläche der Erde bemerkten, daß überall, wo etwas leben könne, auch wirklich etwas den Verhältniſſen angemeſſenes lebe, und dieſes eine allgemeine Natureinrichtung zu ſeyn ſcheine, ſo ſey es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſowohl die innere Fläche, als auch der planetenartige Körper ſelbſt bewohnt ſeyn könnte, wiewohl eben nicht von ſolchen Weſen, wie Holberg (in Nicolaus Klimm's unterirdiſcher Reiſe) ſie ſchildere. „So wie wir das Weltall um uns ſehen — beſchließt Hr. Chladni ſeinen Aufſatz — ſo ſehen die Bewohner der innern Fläche die Centralſonne im Zenith, und um ſich die ganze von dieſer erleuchtete Kugelfläche, welche ein ſehr ſchönes Panorama geben muß. Von der Schwere können ſie ſchlechterdings keinen ſolchen Begriff haben, wie wir; wohl aber von etwas, das der Schwere entgegengeſetzt iſt; ſie werden nämlich, ungefähr ſo wie die Carteſianiſchen Teufelchen im Waſſer durch das ſie umgebende dichtere Medium nach Außen gedrückt. Was bei uns ſchwer iſt, muß von ihnen als leicht angeſehen werden, weil es weiter in die verdichtete Luft eindringen kann; was wir aber als leicht anſehen, iſt bei ihnen ſchwer, weil es durch die dichtere Luft mehr nach Außen gedrückt wird, indem Alles eine Neigung haben muß, ſich in der ihm vermöge ſeiner Dichtigkeit ihm zukommenden Entfernung vom Mittelpunkte zu ſetzen. Aus dieſem Grunde können auch dort Berge und Thäler, Flüſſe und Seen, eben ſowohl wie auswendig, vorhanden ſeyn; indeſſen könnten Seen von Waſſer nur in den tiefſten Thälern ſich befinden; auf den größten Anhöhen (d. i. weiter nach Innen) könnten ſie nur aus Queckſilber beſtehen. Wenn bei uns die Wolken aus ſehr lockern Dünſten gebildet werden, ſo können ſie dort nur theils aus Queckſilber, theils aus Gold- oder Platinkörnern beſtehen, welche, wenn ſie dort einen Werth haben, nicht würden aus der Erde geholt, ſondern aus den höhern Gegenden der dichten Atmoſphäre gefiſcht werden. (Ha! wären wir da!) Die Wirkungen des Schalls müßten in einer ſo dichten Luft ungeheuer ſeyn, ſo daß etwas einer ſtarken vulkaniſchen Exploſion ähnliches vielleicht in dem ganzen innern Raume könnte gehört werden.“ — Hr. Chladni will übrigens nicht behaupten, daß alles wirklich ſo iſt, ſondern nur, daß, wenn die von Franklin und Lichtenberg vorgetragene Idee richtig ſeyn ſollte, Alles höchſt wahrſcheinlich ſich ſo verhalten müſſe. (Wie ſonderbar übrigens alles dieſes den uralten Mythen und Sagen von einem Reiche der Unterwelt, [Pluto's, Hela's, Satan's u. ſ. w.] ja ſogar den Fabeln der Mährchenwelt entgegen kömmt, bedarf wohl kaum einer Andeutung! Aber ſchön wär' es nun, wenn uns Hr. D. Mertins in Berlin die Anſchauungen ſeiner trefflichen Hellſeherin von der innerſten Organiſation des Erdballs mittheilen wollte, deren in No. 12. d. W. Blts. Erwähnung geſchah. Da wüßten wir doch auf einmal, woran wir wären!)

Hiſtoriſcher Bilderſaal.

Unter dem Titel: Neuer hiſtoriſcher Bilderſaal für die Jugend und für alle Liebhaber einer unterhaltenden hiſtoriſchen Lectüre, haben wir von Samuel Baur ein empfehlenswerthes Werkchen erhalten. Wir beſitzen ſolcher Werkchen ſchon mehrere, und müſſen nichts mehr wünſchen, als daß ſie die elenden, ſchaalen oft höchſt zweideutigen und unſittlichen Romane vom Tiſche unſerer Leſewelt verdrängen möchten. Wir haben den in dieſem Jahre erſchienenen 2ten Theil des Baurſchen Bilderſaals vor uns und müſſen ihm ein rühmlich Zeugniß geben. Vor dem neuen deutſchen Plutarch, der gewiß vielen unſerer Leſer bekannt iſt, hat er voraus, daß er vom Einzelnen mehr giebt. In jenem ſind, wegen der Maſſe der Lebensbeſchreibungen, die mehrſten zu kurz ausgefallen, oft nur ſkizzirt; hier iſt es beſſer. Und um den Leſer ganz ins Klare zu bringen, hat der Erzähler ihn vorerſt mit dem Theater, worauf ſein Held handelt und leidet und endet, bekannt gemacht. Es geht nämlich öfters eine gedrängte Geographie voraus, was ſehr zu loben iſt. Der Stil iſt einfach und verſtändlich und anziehend. Auch iſt das ſehr reinlich gedruckte Buch mit fünf ſaubern Bildniſſen geſchmückt. Es enthält Männer und Frauen aus alter und neuer Geſchichte: Helden, Dichter, Geſetzgeber, Philoſophen, Mathematiker, Pädagogen ꝛc. In der Lebensbeſchreibung des berühmten alten griechiſchen Helden Jaſon wird manchem Leſer die Bemerkung neu ſeyn hinſichtlich des goldnen Vließes, deſſen Eroberung die Abſicht des Unternehmens der Argonauten war. Es ſey nämlich, ſagt der Verfaſſer, ein eigner Gebrauch bei den Colchiern geweſen, das Gold auf dem Berge Kaukaſus durch Schaaffelle zu ſammeln, die ſie über die Betten der goldreichen Ströme ausbreiteten, und an deren Wolle dann nach Verlauf des Waſſers die metallenen Theile ſich anhingen und in ihr zurück blieben.

Manchem Leſer, dem auf dieſem oder jenem Wege die Erklärung des Hrn. Oken, des Herausgebers der Iſis, bekannt worden iſt: „Es mögen die Zeiten der Galilei wieder kommen: aber Galilei ſoll es nicht geben!“ und dem dieß nicht ganz verſtändlich iſt, wollen wir hier folgendes zum Verſtändniß jenes ausziehen: Galilei, ein berühmter Aſtronom des 17. Seculums, erklärte ſich freimüthig und öffentlich für das Syſtem eines frühern Aſtronomen Copernicus, der es höchſt unwahrſcheinlich gefunden, daß ſich die großen Himmelskörper um unſern kleinen Erdkörper herumdrehen ſollten. Im Gegentheil drehe ſich die Erde um die Sonne herum. Nach dieſem Syſtem ſtehet die Sonne in der Mitte, und hat weiter keine Bewegung, als daß ſie ſich binnen einer gewiſſen Zeit um ihre Achſe dreht. Um ſie herum bewegt ſich Merkur, Venus, die Erde ꝛc. dieſes Syſtem nahmen alle einſichtsvollen Aſtronomen, alle denkende Köpfe ſogleich an. Aber die meiſten Theologen verwarfen es, als ein gefährliches Syſtem, welches offenbar gegen die heilige Schrift ſey, die von der Bewegung der Sonne, von ihrem Auf- und Untergange rede. Galilei trug kein Bedenken, ſich mündlich und ſchriftlich für das kopernikaniſche Syſtem zu erklären, und dadurch die Erde aus dem Mittelpunkte der Schöpfung zu verdrängen. Aber ſein Freimuth brachte ihn in den Geruch der Ketzerey. Die Jeſuiten predigten öffentlich gegen den gottloſen Ketzer. Ja man trug ſein Vergehen dem Pabſte vor, und ſtellte es in ein ſo gehäſſiges Licht, daß dieſer eine Congregation niederſetzte, um ſein Werk zu unterſuchen. Dieſe erklärte Galileis Meinung für höchſt gefährlich, und man forderte ihn vor das furchtbare Inquiſitions-Gericht nach Rom. Er erſchien, entſagte ſeiner Meinung und ward frei gelaſſen. Doch ſchrieb er bald darauf ein neues Werk, das das früher Abgeſchworne neuerdings behauptete als recht und wahr. Da wurde er wiederum, ein alter ſchwächlicher Mann in der rauhſten Jahreszeit von Toſkana nach Rom gerufen, und dort wie ein Miſſethäter in Verhaft genommen, und zum zweitenmal zum Widerruf ſeiner Meinung gezwungen. Auf den Knieen liegend, und die Hand auf's Evangeliumbuch geſtützt, mußte er vor unwiſſenden Mönchen die großen Wahrheiten abſchwören, die er behauptet hatte. Die Abſchwörungsformel lautete alſo: Corde ſincero et Fide non ficta abjuro, maledico et deteſtor supradictos errores et haereses. Als er dieſe Worte ſprach, murmelte er leiſe vor ſich hin: „Und doch bewegt ſie ſich!“ Inzwiſchen wurde ihm nach dieſer Abſchwörung ſeine von ſieben Cardinälen unterzeichnete Sentenz vorgeleſen, durch welche er auf eine unbeſtimmte Zeit zum Kerker der Inquiſition, und drei Jahre hindurch wöchentlich ein Mal die ſieben Bußpſalmen Davids zu beten verurtheilt, ſein Buch verboten und ſein Syſtem verdammt wurde. Es iſt leider wahrſcheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert habe; denn Jeſuiten, ehrwürdige Freunde deſſen, der die Liebe ſelbſt war, leiteten ja den Proceß!

Im Leben des um das Erziehungsweſen hochverdienten Baſedow wird folgendes erzählt von der ſonderbaren und originellen Art, mit der er ſich zuweilen als praktiſcher Erzieher benahm.

Er beſorgte eine Zeitlang den Religionsunterricht, er hielt mehrere ſchätzbare Religionsvorträge im Betſaale des Philanthropins. Wenn er nun durch Trunkenheit (wie oft ſollten ſich doch Menſchen vor allem erſt ſelbſt erziehen, ehe ſie Erzieher werden und ſeyn wollen!) und im Rauſche angefangne Händel ein böſes Beiſpiel gegeben hatte, ſo ſuchte er durch Dreiſtigkeit, durch Entſchuldigungen oder auch durch aufrichtige Geſtändniſſe alles wieder in's Gleiche zu bringen. Dann pflegte er wohl ausdrückliche Verſammlungen aller Zöglinge zu veranſtalten und öffentliche Abbitte des gegebenen Aergerniſſes wegen zu thun. So trat er einſt im Betſaale mit Ernſt und Feierlichkeit auf, redete von der Mäßigkeit und zeigte an der Schärfe eines vor ihm liegenden Scheermeſſers, wie ſcharf und fein die Grenzlinien der Tugend und des Laſters an einander reichten, und wie leicht eine Abweichung hierin möglich ſey. Nachdem er nun ſein Vergehn mit Rührung geſtanden, zeigte er ihnen an ſeinem Beiſpiele, dem Beiſpiele eines Mannes, dem ſie doch Vernunft und Erfahrung zugeſtänden, wie ſchwer es halte, böſe Gewohnheiten der Jugend ganz zu vertilgen, wie viel Kampf die Tugend unter Anfechtung der Sinnlichkeit und des Beiſpiels koſte, wenn man ſich nicht ſchon früh mit ihr befreunde, wie dankbar ſie für eine beſſere Erziehung ſeyn müßten. Ja er hieß ſie ihr Glück ſchätzen, daß ſie ſo in der Nähe an ihrem erſten Lehrer ein ſo warnendes Beiſpiel in den Jahren erlebt hätten, wo Eindrücke tiefer als Ueberzeugungsgründe haften. (Schon gut! Aber glücklicher war doch die römiſche Jugend, die nur an Sclaven das Elende der Sinnlichkeit kennen lernten, und nicht an dem, der ihnen Muſter und Vorbild der Sittlichkeit ſeyn ſollte!)

Ein andermal trat er in derſelben Kinderverſammlung mit ſeinem von Koth beſudelten Sammetrock, mit dem er betrunken in der Goſſe gelegen hatte, auf, und hieß ſeine Zöglinge ein Exempel an ihm nehmen, wie Trunkenheit die Menſchen in Schweine verwandle. (Das war doch mehr als zu praktiſch!)

Wieder ein andermal dagegen, als er ſich mit einem ſeiner Kollegen auf dem Elbhauſe betrunken hatte, ließ er alle Kinder zuſammenrufen; ſtatt eines demüthigen Bekenntniſſes aber erzählte er ihnen feierlich: daß die alten Deutſchen bei ihren Gelagen oft über Bedürfniß getrunken und ſich folglich betrunken hätten, weil ſie ſo ehrliche offene Leute geweſen wären, daß ſie nicht nöthig gehabt, zu fürchten, ſie möchten im Rauſche ein Geheimniß ausplaudern. Ein ſolcher alter Deutſcher ſey er nun auch, und ſo müßten ſie ihm den Fehler auch verzeihen!

Dies und noch mehr, wie z. E. ſeine Ruhmſucht, ſein Dünkel ꝛc. bekräftigten folgende Worte B.: „Ich trage die Grundſätze der Moral bündig vor, und andere müſſen ſich allerdings darnach richten; aber ein Baſedow darf für ſich eine Ausnahme machen.

Ein Beweis der Sonderbarkeiten dieſes Mannes iſt auch, daß er ſeine Tochter, die ihm geboren wurde, als er juſt mit Einrichtung des Philanthropins und der Herausgabe ſeines Elementarwerks auf Pränumeration beſchäftigt war, durchaus Praenumerantia Elementaria Philanthropia genannt wiſſen wollte. Nur die dringendſten Bitten und Vorſtellungen der Mutter vermochten ihn, von dieſem allerlächerlichſten Einfalle abzuſtehen.

Miſcellen aus Journalen.

Der Herr Herzog von ** hat ſich den Arm gebrochen, indem er vom Stuhl gefallen. Es iſt nicht geſagt, zu welcher Stunde. Man glaubt, nach Tiſch. (Liberal)

Der Päbſtl. Nuncius in Baiern ſollte doch immer daran gedenken, daß München nicht weit von Augsburg iſt. (ib.)

Derſelbe Liberal räth der Franzöſ. Regierung, neben den Schweizern noch alle fremde Armeen in Sold zu nehmen; dann brauche man ſich nie mehr mit ihnen zu ſchlagen.

Das iſt doch ein unverſchämter Kerl! ſprachen zwei Vertraute, über einen dritten. Er redt wie wir denken! (ib.)

Polizey: Kein Menſch weiß was ſie iſt und ſeyn ſoll. Nachdem Herr von Berg 24 verſchiedene Definitionen davon geprüft, gibt er ſelbſt davon — die 25te.

Alte deutſche Sprüchwörter aus Fiſcharts Ueberſetzung von Rabelais. 1506 —

1) Wo der Wirth ſelber ſtiehlt, findet ein fremder Dieb nichts. —

2) Beſſer ein Fenſter aus, als das ganze Haus, ſagte der Probſt, den man warnte, er ſolle ſich nicht blind ſaufen.

3) Es jagen nicht alle Haaſen, die auf Hörner blaſen.

4) Es ſind nicht alle Köch', die lange Meſſer tragen.

5) Unter dem Wein gibts die beſten Käufe.

6) Ein Hofmann muß Senf freſſen und doch nicht weinen.

7) Gerade Bein tanzen nicht allezeit gerad.

8) Ein laſterhaft Gemüth zeigt ein unadelichs Geblut.

9) Alte Affen, junge Pfaffen und wilde Bären
Muß niemand in ſein Haus begehren.

10) Gerath das Kalb nach der Kuh, ſo gibts der Huren zwu.

11) Was auf der Bank gemacht iſt, liegt nicht gern darunter. Semper Bastarti sunt addictissimi Marti

12) Was wär aus dem Bauern von Salzburg geworden, hätt' er nicht an lauter Nudeln ſeine Mutter arm gefreſſen?

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 28. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Bonaparte.

Von der Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoleon Bonaparte iſt die zweyte Lieferung erſchienen, 539 S. 8.; ſie enthält die meiſt offiziellen Briefe vom April bis Auguſt 1797 und ihr Hauptgegenſtand iſt die Unterjochung der Republik Venedig. Gar ſpaßhaftig nimmt ſich der Friedenstractat S. 176 neben dem Briefe aus, womit ihn Bonaparte dem Directoire executif überſendete. „Die franzöſiſche Republik," heißt es in jenem, „auf das ihr gemachte Anlangen und in der Abſicht, ſoviel an ihr iſt, zur Ruhe der Stadt Venedig und zum Glück ihrer Einwohner beizutragen, verwilligt eine Diviſion franzöſiſcher Truppen, um die Ordnung und die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums zu erhalten, und die erſten Schritte der (neuen, democratiſchen) Regierung zu unterſtützen. Sie wird ſich zurückziehen, ſobald die Regierung eingerichtet ſeyn und erklären wird, daß ſie dieſes Beiſtandes nicht mehr bedürfe." Dem Directorium ſchrieb B.: „Ich habe mehrere Zwecke bei'm Abſchluß dieſes Tractats gehabt: 1) ohne Schwierigkeiten in die Stadt zu kommen, das Arſenal und Alles in unſerem Beſitz zu haben" (freilich! beati possidentes!) „und daraus alles zu ziehen, was uns anſteht, unter dem Vorwande der Vollziehung der geheimen Artikel. 2) Für den Fall, daß der Friede mit dem Kaiſer nicht zu Stande käme, alle Anſtrengungen des Venetianiſchen Gebiets zu unſerm Vortheil zu benutzen. 3) Das Verhaßte einer Verletzung der Präliminarien von uns abzulehnen, und zugleich Vorwände zu geben und ihre Vollziehung zu erleichtern." (Wahrlich man könnte ihn den Vorwandmacher nennen, jede rechtloſe That war immer der Prätext einer neuen, und ſein Kaiſerthum ſelbſt nichts, als ein Vorwand, ein Vorwand zur Univerſalmonarchie. Schade, daß die Welt den Vorwand endlich durchſchaute und aus dem Wege räumte!) „4) Und endlich alles, was man darüber in Europa ſagen könnte, zu beſchwichtigen, indem es nun conſtatirt iſt, daß unſere Garniſon in Venedig nichts iſt, als eine augenblickliche Operation, und ein Act der Beſchützung, von Venedig ſelbſt erbeten." (Ein Act, ganz recht. Seine Beſchützungen waren Trauerſpiele von 3, 4 und 5 Acten, in welchen er die Rolle des zermalmenden Schickſals ſpielte.)

Ausgegeben den 28. Septbr.

Ehe noch dieſer Brief (er iſt vom 19. Mai 1797.) in Paris ankommen konnte, ſchrieb ihm, an demſelben Tage, der Präſident des Directoriums: „Dieſe Eroberung bietet der Armee, die Sie befehligen, anſehnliche Hülfsquellen; es müſſen ſelbſt Summen ſich daraus ergeben, die für die Bedürfniſſe des Nationalſchatzes disponible ſind, und wir laden Sie ein, uns eine Ueberſicht davon zu geben." Noch drei Tage früher ſchrieb ihm Delacroix: „Erlauben Sie mir, Sie an das Arſenal von Venedig zu erinnern, man verſichert, daß es viel Kriegsfahrzeuge und unermeßliche Vorräthe zur Bewaffnung enthalte. Es wäre eben ſo ſchön, als nützlich, ſowohl dieſe Schiffe, als dieſe Vorräthe in Toulouſe ankommen zu laſſen, eben ſo auch die Eſcadre, welche die Venetianer ſtets in Corfu unterhalten." (Freilich nützlich; aber auch ſchön? Der Begriff der Schönheit iſt viel relativer, als unſere Aeſthetiker glauben. Wo gab es je einen Raubſtaat, wie dieſe Republik? Wenn man dieſen Briefwechſel lieſt, wird man ſich überzeugen, daß B. und das Directorium ſich verſtanden comme larrons en foire.)

Einige Wochen früher berichtete B. gegen die Venetianer in einer wahrhaft blutdürſtigen Wuth an das Directorium über ihr Benehmen gegen das Aviſoſchiff, der Befreier Italiens, wobei der Commandeur Laugier umgekommen war. „Wenn Sie wollen, daß das franzöſiſche Blut in Europa reſpectirt werde, daß man kein Spiel damit treibe;" (Wer hat mehr davon vergoſſen, als er? Wer hat je ſoviel auf einmal gefrieren laſſen, als er in Rußland?) „ſo muß das Beiſpiel an Venedig ſchrecklich ſeyn. Wir müſſen Blut haben; der edle Venetianiſche Admiral, der dieſem Meuchelmorde präſidirt hat, muß öffentlich hingerichtet werden." Dem General Kilmeine gab er nach S. 35 unter andern die Ordre: „Um den verſchiedenen Thalbewohnern den Krieg zu machen, müſſen Sie ihre Banden auflöſen, indem Sie ihre Dörfer bedrohen, und dann unvermuthet, in Maſſe, auf ein Dorf fallen, wo ſie nicht ſind, und es verbrennen." (Die Maasregel ſcheint uns eben ſo grauſam als widerſinnig: wenn man die Dörfer, wo die Inſurgenten nicht ſind, verbrennt, bewegt man ſie ſchwerlich, auseinander und nach Hauſe zu gehen.)

Merkwürdig als Gegenſtück iſt ein Brief von

Augereau an B., wo er in den allerſtärkſten, von empörtem edlen National-Ehrgefühl dictirten Ausdrücken über die Gräuel klagt, welche die Franzoſen, beſonders die damalige canaille de l'administration, bei der Einnahme von Verona verübt hatten. Es findet ſich keine Antwort von B. Vielleicht hat er von dieſen Kleinigkeiten keine Notiz genommen. Doch nach S. 315. erhielt der Aſtronom Garrachio 4000 Franken Schadloshaltung.

Spaßhaft iſt die Antwort des Directorium auf die Ueberſendung des obangeführten Tractats mit Venedig: „Man finde ihn gut, aber man könne ihn nicht unterzeichnen, weil er nur eine ſimple Abſchrift geſchickt habe; er möchte doch eins der beiden Originale ſenden.“ Daran hatt' er gar nicht gedacht, daß es ſolcher leeren Formalitäten bedurfte.

Aus Venedig ſchrieb ihm unterm 12. Mai Villetard, und, gleich als ob er die Hauptſache vergeſſen könnte, heißt es im Poſtſcript: „Ich habe nicht nöthig, Sie zu erinnern, daß der Senat Schiffe und Matroſen hat, und die Kirchen Gemälde und Bildſäulen, welche verdienen unſere Häfen und Muſeen zu bereichern.“ (Der Reichthum hat weder den Häfen noch den Muſeen gefrommt.)

„Die Inſel Malta,“ ſchrieb er nach S. 287. an das Directorium, „iſt für uns vom größten Intereſſe. Der Großmeiſter liegt am Tode, es ſcheint, daß ein Deutſcher ſein Nachfolger werden wird. Es würde 5 bis 600,000 Franken erfordern, um einen Spanier zum Großmeiſter machen zu laſſen.“ (Hielt B. den Deutſchen für zu redlich, um auf ſeine Pläne einzugehen?) „Für die neue Republik Genua müßte man ſuchen den Golf von Spezzia zu bekommen, natürlich dann erſt, wenn die ariſtokratiſche Regierung aufgelößt, und der Staatskörper im Fluß (en fusion) ſeyn wird.“ (Der Mann betrieb das Republikenmachen nach Art der Glockengießerei, ſo wie er ſpäter die Monarchieen gleich Hufeiſen ſchmiedete; aber die Glocken ſind von ſeinen eignen Schlägen zerſprungen, und die Hufeiſen meiſt zerbrochen.) Den General Gentili ſendete er nach Corfu mit der Inſtruction: „Wären die Einwohner für die Unabhängigkeit geſtimmt; ſo werden Sie deren Geſchmack ſchmeicheln, und nicht ermangeln, in den verſchiedenen Proclamationen, welche Sie erlaſſen werden, von Griechenland, von Athen und Sparta zu reden.“ (Was hat der Mann den Völkern nicht alles *vorgeredet*!) Nach S. 315 ſchrieb er der proviſoriſchen Municipalität von Venedig: „Nehmen Sie Maaßregeln, daß alle Reichthümer, welche von allen Puncten Italiens nach Venedig geſandt worden ſind, darin bleiben, damit Sie unter allen Umſtänden Ihrer Staatsumwälzung Sicherheit haben, die öffentlichen Ausgaben zu beſtreiten.“ (Wem dieſe Reichthümer gehörten, darauf kam es natürlich nicht an!) „Geben Sie dem Brigadegeneral Dufreſſe Befehl,“ ſchrieb er dem Chef des Generalſtabes, „auf der Stelle alles zu erſetzen, was ſeine Frau in Meſtre den verſchiedenen Eigenthümern genommen hat, und unter andern die Wagen aus demjenigen Hauſe, wo der Bürger Erizzo ſie einlogirt hat.“ (Ah! doch wenigſtens einmal gerecht im Kleinen, en détail.) Auf das Begehren des Conſervatoriums der Muſik in Paris, Copien von den muſikaliſchen Werken zu ſchicken, welche dem Inſtitut mangelten, antwortete er, man ſey in allen Städten Italiens darüber her, und ſetzte (nach S. 326) hinzu: „Die Muſik iſt von allen ſchönen Künſten diejenige, welche den meiſten Einfluß auf die *Leidenſchaften* hat, und die der Geſetzgeber am meiſten ermuthigen muß.“ (Damit wird Herr Franz Horn in Berlin einverſtanden ſeyn, nebſt allen den Großen der Erde, welche für Opernſängerinnen alles und für die übrigen Künſtler ſoviel wie nichts hergeben. Einfluß der Muſik auf die *Leidenſchaften*!) „Ein Stück moraliſcher Muſik, von Meiſterhand geſetzt, rührt unfehlbar das Gefühl, und hat viel mehr Einfluß, als ein gutes moraliſches Buch, welches die Vernunft überzeugt, ohne auf unſere Gewohnheiten zu wirken.“ (Die Engländer ſollten billig eine Schiffsladung moraliſcher Muſik nach St. Helena ſenden, nebſt einem wohlbeſetzten Orcheſter; vielleicht wirkt das vortheilhaft auf ſeine böſen Gewohnheiten, und man kann ihn endlich aus der theuren Gefangenſchaft wieder loslaſſen. Mit moraliſchen *Büchern* iſt nichts auszurichten.) „Fordern Sie von dem Biſchoff von Vizenza,“ ſchrieb er an *Joubert*, „daß er Miſſionairs dahin (unter ſieben unruhige Gemeinden) ſchicke, um ihnen Ruhe und Gehorſam zu predigen, bei Höllenſtrafe. Laſſen Sie zu dem Ende die Miſſionairs zu ſich kommen, geben Sie jedem 15 Louis zur Reiſe, mit der Verſicherung, daß er bei der Zurückkunft eben ſo viel erhalten ſoll.“

Die Note an den Miniſter Sr. Heiligkeit S. 330 empfehlen wir beſtens unſerer Zeit, der Zeit der Concordate. „Er (der Pabſt) wird einſehen, daß es ſeiner Weisheit würdig iſt, eine Bulle zu machen, welche den Prieſtern anbefehle, der Regierung zu gehorchen.“ (Das iſt die Hauptſache!) „Ich bin in Modena und Reggio geweſen“ ſchreibt Dallemagne an B., „der öffentliche Geiſt würde gut ſeyn, wenn er nicht unterdrückt würde; aber es ſcheint, die Behörden haben nur Patriotismus und Freiheitsliebe gezeigt, um Stimmen zu fangen, und dann zu regieren, nicht für das öffentliche Wohl, ſondern blos aus Luſt am Regieren.“ (So iſt's überall. Die verdammte Luſt am Regieren verdirbt alles.)

Es iſt zu beklagen, daß dieſe intereſſante Briefſammlung nicht mit mehr Auswahl gemacht ward, und nicht mit einer Anordnung, die neben der Zeitfolge auch auf die Gegenſtände Rückſicht nähme. Die Flüchtigkeit der Arbeit erhellt unter andern aus dem Umſtande, daß der Brief S. 9. zweimal vorkommt, nehmlich S. 87. Für den Geſchichtsforſcher ſind dieſe Papiere wahre Schätze, obſchon die Druckerſchwärze ihn natürlich der Mühe nicht überhebt, die Aechtheit nach den Regeln ſeiner Wiſſenſchaft zu prüfen. Eigentliche vertraute Briefe aber finden ſich in dieſer Lieferung nicht. Doch erregt die, aus den offiziellen hervorgehende unbegränzte Thätigkeit, und das überall umſchauende Argus- und Luchs-Auge B's. eine Art von Bewunderung. Ein anderes Herz mit dieſem Geiſt gepaart, und er hätte ein politiſcher Heiland werden können.

Staats-Haushaltung.

Ein fränkiſcher Landwirth hat den Volksvertretern bei ihren Verſammlungen auf den Landtagen, freimüthige Betrachtungen über Steuerweſen, Staatsſchulden, Creditanſtalten und andere Gegenſtände der Staatshaushaltung, vorgelegt.

„Die ſogenannte Grundſteuer“ ſagt der Vf., „iſt dem Geſammt-Activ-Vermögen der verſchiedenen Staatseinwohner nicht proportionirt, kann alſo auch nicht als ein gerechter Maaßſtab der Beſteuerung angenommen werden. Diejenigen Grundbeſitzer, deren Grundſtücke mit einer neuen Grundlaſt, unter dem Namen Grundſteuer belaſtet werden, werden durch dieſe neue Belaſtung um ſo viel ärmer, als der Kapitalwerth dieſer neuen ordinären ſogenannten Grundſteuer beträgt, indem jeder nachfolgende Uebernehmer oder Käufer dieſer vorher nicht belaſteten Grundſtücke, den Werth der ordinären Grundſteuer eben ſo gut, als den Werth anderer Grundzinſen oder Grundlaſten, von dem Capitalwerthe des muthmaßlich zu erwartenden reinen Ertrags dieſer zu übernehmenden Grundſtücke in Abzug bringet, gleichſam als wenn auf dieſen Grundſtücken ein eiſernes Capital haftete, welches der Uebernehmer ſogleich von dem ſonſtigen Grund-Capitalwerthe abzuziehen hat.“

Das iſt an ſich nicht zu läugnen; ſoll aber darum ein Grundſtück, das durch perſönliche Begünſtigungen des frühern Beſitzers, oder durch andere zufällige Umſtände, minder beſteuert worden, als andere benachbarte, auf alle ewige Zeiten dieſes ungerechte Vorrecht genießen? Die adlichen Ritterguthsbeſitzer in Sachſen haben den vierten Theil vom Flächenraum des ganzen Landes inne, und zahlen zu den Grundſteuern nur den vier und ſechszigſten Theil; iſt das billig? iſt das recht? Iſt die Ermittelung eines neuen Grundſteuerfußes, wie ſolche ſchon bei der Ausſchreibung der ſogenannten Centralſteuer unter dem Preußiſchen General-Gouvernement im Werke war, in Sachſen nicht höchſt wünſchenswerth! Wohl müſſen wir dem Verfaſſer beiſtimmen wenn er ſagt, daß kein Taxator in dieſer Welt zu finden ſey, welcher den wahren objectiven oder relativen Werth der verſchiedenen Grundſtücke der verſchiedenen Grundbeſitzer, nur für die gegenwärtige Zeit, noch weniger für die etwas weiter entfernte Zukunft, mit Zuverläſſigkeit angeben könne; im Altwürtembergiſchen, einem Lande von 160 Quadrat-Meilen und 700000 Einwohnern, koſtete die letzte Reviſion des Contributions-Fußes über eine Million Gulden und dauerte 40 Jahr; über 8000 Anfragen wurden von den Reviſoren eingeholt, über 1500 Gutachten deswegen ausgefertiget, und mehr denn 500 Reſponſa gab deshalb die Juriſtenfakultät; nach 20 — 30 Jahren aber haben ſich die ökonomiſchen Verhältniſſe ſchon wieder ſo ſehr geändert, daß es eigentlich nöthig wäre, den Contributionsfuß von Neuem zu berichtigen; Allein auf ganz genaue Subtilitäten kann und darf der Staat ſich eben ſo wenig einlaſſen, als der Bankier auf Zahlungen in Bruchpfennigen. Wenn Grundſteuer ſein ſoll, ſo wäre doch zu wünſchen, daß eine möglichſt gewiſſenhafte und vollſtändige Ermittelung des Werthes der Grundſtücke, der Ausſchreibung der Grundſteuer überall zum Anhalten diene. Letztere iſt eine Art von Vermögensſteuer, die eigentlich die beſte unter allen iſt, und vom Grundbeſitzer nach weit ſicherern Prinzipien gehoben werden kann, als von jedem andern.

Wie überall, ſo haben auch in Franken und Baiern die Kriege die Erhöhung der Steuern nöthig gemacht. Je mehr Krieg wir haben, je mehr fortwährende Laſten werden den Unterthanen aus allen Klaſſen aufgebürdet bleiben, und die Beiſpiele, daß nach errungenem Siege eine Abgabe dem Zahlungspflichtigen erlaſſen werde, ſind ſehr ſelten und um ſo ſeltener, als man gerade erſt nach dem Kriege Zeit und Veranlaſſung hat, zu überſchlagen, was in den Staatskaſſen fehle. Im Kriege quält der Soldat den Finanzier, Geld zu ſchaffen, woher dieſer es auch bekommen möge; das in den Zeiten der Noth mit großen Koſten und Studentenzinſen zuſammengeborgte Geld wieder abzubezahlen, iſt dann Sorge des Finanziers, der im Kriege ſchlimm, im Frieden aber noch viel ſchlimmer daran iſt, denn nach ausgeſchlafenem Siegesrauſche will kein Menſch ſich an den Gedanken gewöhnen, daß der Staat nun noch Geld brauche. So iſt es jetzt, und ſo war es ſonſt. Nicht im Kriege, im Frieden kamen die Acciſe, der Impoſt, Lizent, Aufſchlag, das Salzmonopol, der Stempel und dergl. liebe Landplagen auf. Bis dahin waren die Kapitaliſten, Handwerker, Kaufleute u. ſ. w. neben dem Laſtwagen, an dem die Grundbeſitzer mühſelig allein ſchleppten, frei und luſtig hergelaufen; jetzt aber wurden ſie, zum Vergnügen der Grundeigenthümer, auch mit vorgeſpannt, und ſeitdem ſind ſie recht ordentlich eingefahren worden.

Die Güter-Credit-Anſtalten, wie ſie in Schleſien, den Marken und Pommern längſt Statt finden, fehlen noch in Franken und Baiern, daher deren Errichtung vom Verfaſſer mit Recht dringend gewünſcht wird.

Beim Militär- Civil- Hof- Bau- und Policey-Etat ſeines Landes, meint der Verfaſſer, könnten Tauſende, Hunderttauſende, ja Millionen erſpart werden, ohne Ungerechtigkeit, ohne Schaden und ohne Gefahr für das Beſte des Staats. Eine große unnöthige Geldverſchwendung beſteht auch in dem Halten koſtſpieliger Geſandten an auswärtigen Höfen. Man wiege das, was ſie leiſten, mit dem was ſie koſten; und in der Regel wird das Zünglein dieſes Wagebalkens ſich immer ſehr zur Schaale neigen, in der die Gehaltsſummen liegen. Ein gewandter Geſchäftsträger mittleren Standes, mit der Hälfte, oft mit dem Viertel dieſes Gehalts, kann in der Regel daſſelbe, er kann mehr thun, denn er lebt mehr in der Mitte des Volks, zu dem er geſendet, als der Ambaſſadeur, der gewöhnlich blos in dem diplomatiſchen Kreiſe der Reſidenz verkehrt, und von dem Lande, in dem er lebt, nichts erfährt, als was er gerade erfahren ſoll. Jener aber, der Geſchäftsträger, ſieht und hört mit eigenen Augen und Ohren, und kann ſich tauſend Wege öffnen, die dem viel höher geſtellten Geſandten durchaus verſchloſſen bleiben. Zu Gratulationen, Condolationen, Brautbewerbungen oder andern dergl. wichtigen Staatsaufträgen hingegen, kann immer ein beſonderer Geſandter gebraucht werden; zu dergl. Dingen muß der Geſchäftsträger, der ernſterer Gegenſtände halber da iſt, nicht paſſen.

Neben der ordinären Grundſteuer, will der Vf. eine Vermögensſteuer eingeführt wiſſen; damit ſolche aber dem Steuerpflichtigen ganz und gar nicht gehäſſig ſey, ſoll ſie, mit ¼ pr. C. für jedes Jahr, von ſeinem Vermögen erſt nach ſeinem Tode erhoben, und als eine Schuld für den, bei Lebzeiten genoſſenen Staatsſchutz angeſehen werden.

Dieſe Idee, ſo neu und beifällig ſie vielleicht manchen klingt, iſt in der Ausführung ſchon da; ſie liegt zum Theil in den Preußiſchen, beſonders von den Neupreußen ſo ſehr verſchrieenen Stempelgeſetzen, aus den Jahren 1811, nach welchen der Erbe nach Verhältniß des vom Erblaſſer hinterlaſſenen Vermögens, den vorgeſchriebenen Stempel löſen muß.

Die Preußiſche Rechtlichkeit in Bezahlung der Staatsſchulden erhält ihr gebührendes Lob; auch wird bemerkt, daß der Civil-Etat in Preußen verhältnißmäßig dem Unterthan halb ſo viel koſtet als in Frankreich.

In Baiern rechnet der Verf. den Antheil eines jeden Einwohners an der Staats- und Gemeinen-Schuld auf 70 fl., in Preußen nur auf 4,1/2 fl. und ſetzt Seite 56 mit vieler Freimüthigkeit auseinander, daß ein König von 3,1/2 Millionen Unterthanen nicht den Hofſtaat unterhalten dürfe, den ein König von zehn Millionen für nöthig halte, und Seite 86, daß die ſogenannten Hof- und Cabinetsſchulden dem Unterthan nicht ſollten aufgebürdet werden. Jeder Unterthan muß ſeine eigene und ſeiner Eltern Schulden auf ſich nehmen und bezahlen ſo bald es ihm beliebt, deſſen Hinterlaſſenſchaft anzutreten; und wenn ihm auch noch ſo wenig dabei übrig bleiben ſollte. Dieſes Geſetz iſt gerecht und natürlich bei den geringern Ständen, warum ſollten die großen Herren, Fürſten und Könige davon ausgenommen ſeyn? da doch dieſe im erſten von ihrem verhältnißmäßigen Hof-Etat auch ihrer Eltern oder Erblaſſer Schulden, wo nicht auf einmal, doch nach und nach bezahlen könnten und ſollten? „Es war,“ fährt er weiter unten fort, „es war eine von den abgefeimteſten Schlechtigkeiten des Napoleons, daß er von manchen Ländern die Domainen als Eroberer ſich zueignete oder an ſeine Günſtlinge verſchenkte, als wenn dieſe Staatsgüter nicht zum Staate gehörten, ſondern bloſes Privat-Eigenthum der von ihm verfolgten Regenten wären.“

„So lange man,“ ſagt er an einer andern Stelle, „die Menſchen beinah wie Vieh behandelt, oder mißhandelt, verhandelt oder verkauft und ſchätzet, möchte die Staatswirthſchaft ohnehin nach ähnlichen Maximen, wie eine zweckmäßig eingerichtete Viehwirthſchaft zu beurtheilen und zu behandeln ſeyn. Ja es könnte ſich bisher ein Land noch für glücklich ſchätzen, wo die Regierung die Menſchen noch eben ſo gut behandelte und benützte, wie vernünftige Landwirthe ihr Vieh benützen und behandeln; dieſe ſehen nehmlich mit allem Fleiße darauf, und ſorgen, daß ihr liebes Vieh gut genährt, gegen ſchlimme Einwürkungen des Wetters, Regen und Schnee, gegen Hitze und Froſt, auch gegen die Mißhandlungen böſer leichtfertiger Buben und ſchlechter unbarmherziger Viehwärter, ſo viel möglich geſchützt werde. Sie laſſen ihren Schaafen zwar mit aller möglichen Schonung die überflüſſige Wolle abſcheeren, aber ſie ſehen ſtrenge darauf, daß ihre lieben Schaafe nicht von groben ungeſchickten Scheeren ſchmerzlich gezwickt oder verwundet oder auf andere Art mißhandelt werden.“

In manchen Ländern aber iſt ein gräulicher Abſtand zwiſchen den lieben Pferden im höchſtherrſchaftlichen Marſtalle und den getreuen Unterthanen, und wir ſelbſt können auf Verlangen ein Land nennen, wo die landesherrlichen Schweine im Wildgarten während der Kriegszeit Sauvegarden erhielten, daß ihnen kein leides geſchehe, während die umwohnenden Unterthanen allen Gräueln und am Ende dem Hungerstod und der Verzweiflung Preis gegeben waren.

Eine Vertheidigung in Aktenſtücken.

Durch die Preußiſche Staats-Zeitung wurde Hr. Regierungsrath Arn. Mallinckrodt, welcher ſonſt in Dortmund lebte und daſelbſt den Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger heraus gab, ſeiner Meinung nach, an ſeiner bürgerlichen und literaren Ehre gekränkt. Er wandte ſich daher an die Redaction jener Zeitung (den Geh. Staats-Rath von Stägemann) mit dem ſehr billigen Verlangen, die Akten (welche nicht über einen Bogen betragen würden) über die Vorfälle, welche der Staatszeitung Gelegenheit gaben Hrn. Mallinckrodt anzugreifen, aufzunehmen, damit dieſer nicht ungehört auch von ſeiner Seite vor dem Publikum verurtheilt werde: erhielt aber von Hrn. von Stägemann hierüber einen Abſchlag und fand ſich daher gedrungen, zur Rettung ſeiner Ehre, in einer kleinen Schrift, die er als Beitrag zur Geſchichte der Zeit, insbeſondere zur Verwaltung in derſelben, angeſehen wiſſen will, dem Publikum mit Actenmäßigen Belegen den Hergang des Ganzen bekannt zu machen, damit jeder ſelbſt urtheilen könne, in wie weit ihm Unrecht geſchehen und ſeine Ehre öffentlich benachtheiligt worden ſey. „Nur dieſe Aktenſtücke, ſagt Hr. M., theile ich mit, und mache es mir zur Pflicht, mich jeder Anmerkung und jedes Urtheils zu enthalten. Sollten Leſer ſolche hin und wieder für nöthig erachten, ſo mögen ſie ſelbſt ſie machen; ich mag nirgend vorgreifen u. ſ. w.“ Das Ganze zerfällt in vier Abtheilungen; den Angriff der Staatszeitung auf Hr. M., und den daraus entſtandenen Briefwechſel zwiſchen dem Vf. und Hrn. v. Stägemann in Berlin; Ueber einen (im Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger) gerügten Militärexceß; Prozedur gegen einen Unglücklichen wegen dem Verkauf eines angeblichen Arzneimittels; Prozedur über eine exequirte, aber bei ſtandhafter Berufung auf Juſtiz zurückbezahlte Ordnungsſtrafe.

Der Angriff der Staatszeitung beſtand in folgendem: Dieſe Zeitung nahm ein Aergerniß daran, daß Hr. M., als Herausgeber des Rhein.-Weſtph. Anzeigers, in verſchiedenen Deutſchen Zeitungen ein edler Vertheidiger der Preßfreiheit genannt worden, und daß — nach ihrem Ausdruck — die Zeitungsſchreiber (dieſe Plackhölzer der Regierungen und des Publikums) ziemlich unverholen damit umgingen, von der Preußiſchen Palme einen Zweig abzubrechen, um ihren Kollegen damit zu bekränzen. Er (Hr. M.) nahm in das Blatt (den R.-W. Anzeig.) die ihm eingeſandte Erzählung eines Exceſſes auf, den das (preußiſche) Militair in einer benannten Stadt verübt haben ſollte. Bald darauf ſchrieb ihm der Einſender: er ſey nicht gehörig berichtet geweſen, der Exceß ſey nicht ſo vorgefallen, der Anzeiger möge die Sache berichtigen.“ Dieß verweigerte Hr. M. weil er es für gut hielte daß dergleichen (alſo eine Lüge, wie die Staatszeitung meint) bekannt gemacht werde; und nur die Androhung einer Ordnungsſtrafe von Seiten der Behörde konnte ihn ſpäter dazu zwingen. (Hr. M. behauptet, die Sache habe doch ſeine Richtigkeit gehabt, und der Einſender ſey nur ſo lange eingeſchüchtert worden, bis er den Widerruf geſchrieben, welcher, nebenbei bemerkt, den Hrn. Einſender durch ſeinen Ton in einem etwas jämmerlichen Lichte erſcheinen läßt). Dieſer Vorfall, meint die Staats-Zeitung weiter, mußte wenigſtens ein zweideutiges Licht auf die Reinheit der Abſichten des Hrn. M. werfen, auch können wir nicht zugeben, daß er um die Preßfreiheit mit den Staatsbehörden einen Kampf beſtanden, der auf ihrer Seite unedel geweſen ſeyn würde, wenn dem Gegner der Ruhm einer edlen Vertheidigung gebührte. (Ein etwas ſeltſamer Schluß.) Hr. M. ſtatt bei Beſchwerden über die Cenſur, die doch ſtets, ſo unbedeutend ſie auch öfters geweſen, gehört worden ſeyen — ſich in jedem einzelnen Fall (da eine beſtimmte Inſtruction für den Cenſor, um welche Hr. M. gebeten, nicht ertheilt worden, was allerdings ſchwer ſeyn mag aber doch ſeyn ſollte, da ſonſt weder Autor noch Cenſor genau wiſſen können, was ſeyn ſoll und nicht ſeyn ſoll, letzterer auch Erſteren, wenn er will, gewaltig chikaniren kann, und überhaupt dadurch ſich die Streitigkeiten in's Unendliche mehren) an die dem Cenſor unmittelbar vorgeſetzte Behörde zu wenden, habe ſtatt deſſen gegen die beſtehende Ordnung ſich aufgelehnt und Aufſätze drucken laſſen, für die er das Imprimatur nicht erhalten hatte. Deswegen habe die Aufſicht auf ihn verſchärft werden müſſen, wozu auch die Bekanntmachung eines in der Handlung ſeines Sohnes feilgeſtandenen Arzneimittels das ihrige beitrug, welches die Medizinal-Polizei, als mit Arſenik verſetzt, höchſt ſchädlich gefunden, der Anzeiger aber als höchſt wohlthätig angeprieſen hatte. (Dieſes von der Staatszeitung als Arznei benannte Mittel war — ein Ratzen- und Mäuſepulver. —)

Die Vertheidigung, welche Hr. M. gegen Obiges für nöthig fand, wurde nun, wie bemerkt, von der Staatszeitung nicht aufgenommen, und iſt nun in dieſer Schrift, nebſt der deßwegen geführten Correſpondenz, abgedruckt. (Hr. v. Stägemann antwortete Hrn. M. auf ſein Schreiben deswegen unter anderm: „es ſteht Ihnen ja immer frei, die Aktenſtücke in einem der vielen gegen Preußen feindſeligen Journale abdrucken zu laſſen, (warum denn da?) und in einem andern Brief: Ich habe nicht ſämmtliche Stücke des Anzeigers vor mir, um Ihnen auch das nachzuweiſen, daß Sie weniger den Geiſt einer freimüthigen Oeffentlichkeit, als Misvergnügen zu verbreiten geſucht haben, und daß, wenn Sie auch die Redaction in der beſten Abſicht begonnen, doch ſehr bald ein Kobold ſich Ihrer Feder bemächtigt, der mit Steinen nach den Leuten geworfen." (Eine nicht leichte Beſchuldigung. —)

Der im Rh.-W. Anzeiger gerügte Exceß, welcher mit Veranlaſſung zu Allem gab, iſt dieſer: Ein Hr. F. W. Linder ſchickte aus Merſcheidt, Bezirks Solingen, an Hrn. M. eine Relation von dem Betragen einiger Preußiſchen Militärs, welche aus Frankreich zurückkehrten, bei ihrem Durchmarſch in Merſcheidt ein, welche allerdings Schatten genug auf die Angeklagten wirft, und welche Hr. L. im Anzeiger eingerückt haben wollte, (was auch geſchah) indem er für die Richtigkeit ſeiner Erzählung einſtand. Es ſollten nähmlich — ſo berichtet er — die Soldaten weit mehr gefordert haben, als ihnen zukömmt, (nota bene, im eigenen Lande) und wenn ihre Forderungen nicht erfüllt wurden, ertheilten ſie ihren Wirthen den Ehrentitel: „Franzoſenhunde," drohten mit Prügeln und — gaben ſie auch. Schwarz Brod aßen ſie gar nicht; zum Kaffe verlangten ſie Zucker (ohne Zucker ſchmeckt er auch ſchlecht) und es ſind ſogar Beiſpiele bekannt, daß man gemeinen Soldaten — Wein geben mußte (à la grande Nation.) Einem Soldaten kam angeblich in ſeinem Quartier ein Hemde weg; der Wirth mußte nolens volens es erſetzen. Ein Unteroffizier inſultirte den Bürgermeiſter auf der Straße durch gemeine Schimpfreden, weil dieſer ihm nicht ſogleich ein anderes Quartier anweiſen wollte. Gern, ſagt der Berichterſtatter, würde man darüber und über die häufigen Diebereien der Soldaten, bei ihren Obern Klage geführt haben, wenn man nicht durch folgendes Beiſpiel abgeſchreckt worden wäre. Ein Soldat hatte ſeinem Wirth Sacktücher entwandt. Dieſer klagte. Der Offizier erwiederte, er würde den Soldaten beſtrafen, wenn die geſtohlenen Sachen ſich fänden, im entgegengeſetzten Falle aber müßte der Kläger die Strafe leiden. (Wirklich? das iſt eine neue Art von Juſtiz. Steht denn der Bürger auch unter der Gerichtsbarkeit des Herrn Lieutenant oder was er ſonſt war?) Zum Glück für den Kläger, fanden ſich die geſtohlenen Sachen und der Soldat — bekam ſeine Hiebe. — Als das Bataillon (welches nach Angabe des Hn. L. das 15te ſchleſiſche Landwehr-Infanterie-Bataillon geweſen ſeyn ſoll) abzog, wohnte der Einſender einer Scene bei, die ſein ganzes Gefühl empörte. Ein zur Begleitung des vielen Gepäcks beauftragter Unteroffizier mishandelte durch Schläge, Schimpf- und Fluchworte, einen alten 63jährigen Mann, der mit ſeinem Karren zum Transport beordert war und ſich verſpätet hatte, ſo abſcheulich und anhaltend, daß endlich die umſtehenden Bürger erklärten: „wenn er ſeinen Mishandlungen kein Ende machte, ſo würden ſie ihn durch kräftige Maasregeln dazu nöthigen." Dieß wirkte ſo viel, daß der Elende abſtand, jedoch erklärte: er habe von ſeinen Offizieren den Befehl, das Franzoſengeſindel zu züchtigen und dem Fuhrmanne wolle er unterwegens ſchon den ſchuldigen Reſt geben. (Wir hoffen, daß dieſer Schuft von Unteroffizier gehörig von ſeinen Obern beſtraft worden iſt, denn, außer daß die Gerechtigkeit dieſes ſchon fordert, ſo verlangt es auch die eigene Ehre des Offizier-Corps, welches dieſer Wicht durch ſeine Aeußerung aufs nichtswürdigſte beleidigte, denn unmöglich kann ein oder gar mehrere Offiziere ſich ſo vergeſſen, einen ſolchen Befehl, wie der Unteroffizier vorgab, zu ertheilen, noch dazu im Lande ihres Königs und Herrn.)

Trotz dem, daß Hr. L. in ſeinem Briefe an Hn. M. ſagt: die angeführten Thatſachen wären reine Wahrheit und könnten von den rechtlichſten Bewohnern jeden Augenblick bewieſen werden, — ſo fühlte doch einige Wochen ſpäter Hr. L. ſich veranlaßt (wir möchten wohl genau wiſſen wodurch?) faſt Alles zu widerrufen und Hn. M. eine zweyte Relation einzuſenden, worin er ſich in de- und wehmüthigen Ausdrücken für — einen Unbeſonnenen erklärt, der übereilt geurtheilt und geſchrieben und überhaupt einen großen Fehler begangen habe, Vorfälle öffentlich zu rügen, die er nun nicht recht mehr ſich erinnern und beweiſen könne (ſo? Hr. L. war entweder das Erſte Mal oder das zweyte Mal — ſehr jämmerlich.) Dieſen Widerruf nun wollte Hr. M. nicht aufnehmen, weil — ihm klar war, daß Hr. L. dazu genöthigt worden ſey, weil Andere (zum Theil genannte) ſagten: Hr. L. ſey wegen ſeines Erſten Berichts in Unterſuchung, ihm werde hart gedroht und arg zugeſetzt (von wem?) er mußte es aber endlich nach mehrerem Hin- und Herſchreiben auf Befehl der Behörden, wobei ihm ſowohl von Seiten des Landesdirector von Romberg zu Dortmund, als ſpäter auch vom Fürſt Wittgenſtein ſelbſt angedeutet wurde, wie mißfällig es bemerkt werde, daß er, als Herausgeber des Anzeigers, es ſich angelegen ſeyn laſſe, Artikel zu befördern, die der Regierung anſtößig und unangenehm ſeyen. (Sie können der Regierung doch wohl nur anſtößig und unangenehm ſeyn, wenn ſie falſch und unrichtig ſind. Iſt dieß nicht, ſo können ſie, wenigſtens einer gerechten Regierung, unmöglich zuwider ſeyn.)

Die Anſchuldigung wegen Verkauf eines angeblich ſchädlichen Arzneimittels betreffend, ſo beſtand dieſes in nichts als einer ſeit 50 Jahren in dortigen Gegenden bekannten und mit vielem Nutzen verbrauchten Ratzen- und Mäuſeſalbe, deren Debit von den Verfertigern in Braunſchweig einem armen kränklichen Manne in Dortmund übertragen war, welcher in Hn. M's. Hauſe wohnte und dadurch ſeinen Unterhalt gewann. (Sie wurde alſo nicht, wie die Staatszeitung unrichtig zu ſagen beliebt, in der Handlung des Sohnes von Hn. M. verkauft.) Verboten wurde dieſe 50 Jahre lang geduldete Salbe, weil ſie von einigen Speculanten fälſchlich nachgemacht, dadurch Schaden entſtanden, einige Hühner crepirt ſind und ſich bei chemiſcher Unterſuchung etwas Arſenik unter ihren Beſtandtheilen gefunden. (Das iſt wohl bey all dergleichen Remedien der Fall, übrigens ja auch jedem Hausbeſitzer erlaubt, Gift zur Vertilgung des Ungeziefers in ſeinem Hauſe zu legen.) Der arme Hülſemann verlohr durch dieß Verbot ſeinen Unterhalt und mußte noch 18 thl. 15 Stbr. Strafe und Koſten bezahlen.

Die vierte Abtheilung enthält eine actenmäßige Darſtellung, wie Hr. M. als Herausgeber des Anzeigers, wegen Aufnahme eines Aufſatzes, der die Amtsvernachläſſigung eines Predigers rügte, in 12 thl. und einige Groſchen Strafe condemnirt wurde, ſelbige, alles Proteſtirens ungeachtet, bezahlen mußte, ſie am Ende aber, da er ſeinen Recurs nach Berlin nahm, auf Befehl des Miniſters des Innern von der Regierung zu Arnsberg wieder erhielt. Verbürger der Wahrheit des diesfalſigen Aufſatzes war der Prediger Schlippſtein zu Lippſtadt, den Hr. M., um die ihm gemachten Verdrüßlichkeiten zu enden, mit deſſen Bewilligung endlich nannte. In dem Schreiben des Hn. P. Schlippſtein, worin dieſer Hn. M. die Erlaubniß giebt, ihn zu nennen, heißt es: „Ich fürchte und ſcheue nichts als das Unrecht. Wie furchtbar auch die Stürme und Kämpfe, die meiner warten, ſeyn mögen, ich werde ſie beſtehen mit der Loſung zu ſiegen oder zu ſterben (Uns dünkt, ſo gefährlich war die Sache nicht, daß der Herr Prediger zu ſolcher Hyperbel nöthig hatte zu greifen. War ſeine Angabe jener Amtsvernachläſſigung eines Collegen wahr, ſo konnte er, als Sprecher der Wahrheit, ſehr ruhig ſeyn, war ſie es nicht, ſo hätte er freilich ſcharfe Rüge und Strafe verdient, indeß bis ans Leben wär es doch wohl noch nicht gekommen. Daß ſie übrigens wahr war, geht ſchon daraus hervor, daß die Strafe erlaſſen werden mußte.)

Um zu zeigen, wie und in welchem Geiſt er den jetzt von ihm nicht mehr herausgegebenen Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger redegirte, hat Hr. M. zum Schluß der Schrift die Bekanntmachung abdrucken laſſen, welche er früher (1816) den Herren Mitarbeitern an ſeinem Blatte communicirte, damit dieſe zu einer Tendenz ſich mit ihm vereinigten, und man muß geſtehen, dieſe, darin angegebene, Tendenz, war eine ſehr lobenswerthe.

Journal-Leſefrüchte.

Die Berliner Zeitung von Haude und Spener v. 10. Auguſt hält ſich Bl. 3. S. 6. darüber auf, daß in Sachſen nach einer Beſtätigung von 1805 die Gerichtshalter von ihren Gerichtsherren willkührlich, ohne Unterſuchung und Rechtsſpruch entlaſſen werden können. Aber die Preußiſche Staatszeitung, dito vom 10. Auguſt 1819 Bl. 2 S. 6 geſteht, daß es nach Preußiſchen Geſetzen zur Entlaſſung eines Staatsdieners überhaupt eines richterlichen Spruches nicht bedürfe. Alſo auch Richter, die oft in Sachen des Unterthans gegen den Staat zu richten haben, können ohne Rechtsſpruch abgeſetzt werden? Auch die Richter eines, der Feindſeligkeit gegen den Hof beſchuldigten, ſind amovible? Welches von beiden Gebrechen der Geſetzgebung iſt das größere?

Das Publikum muß ſoviel leſen von dem Unterſuchungsproceſſe gegen einen bekannten Schriftſteller, deſſen Verbrechen zum Theil darinne beſtehen ſoll, daß er gedroht habe, Schriften drucken zu laſſen, welche Dinge aufdecken ſollten, die ſein Staat mit einem ewigen Schleier bedeckt wünſchen müßte. Ein verdrüßlicher Proceß für den Staat! Giebt es wirklich ſolche Dinge, ſo können ſie kaum etwas anderes ſeyn, als Staatsvergehungen, nemlich im activen Sinne, d. h. Vergehungen, welche der Staat begangen hat, ſey es an anderen Thronen und Völkern, oder an ſeinem, oder an dem politiſchen Heil der Menſchheit überhaupt. Denn was, außer ſolchen Vergehungen, hätte wohl eine Staatsgewalt Urſach, ſo ſorgfältig zu verhehlen? So ſcheint denn ſchon die Anſtellung eines ſolchen Proceſſes die Exiſtenz ſolcher Vergehungen auf Seiten des Klägers einzugeſtehen, und ein Proceß nicht das rechte Mittel in ſo deſperatem Falle zu ſeyn. Wo die Juſtiz öffentlich iſt, da iſt ſo ein Proceß unmöglich: denn man würde den Inhalt der Schriften bekannt werden laſſen müſſen bei Erörterung der Frage, ob ihr Druck ein Vergehen geweſen ſeyn würde. Das iſt ein Grund mehr für Einführung der öffentlichen Juſtiz in Deutſchland. Denn es giebt dann eine Möglichkeit weniger, die Juſtiz zu politiſchen Operationen, Miniſterial-Cabinets- und Staats-Abſichten zu entweihen.

Engliſche Zeitungen erzählen, der Spaniſche Schauſpieler Iſidor Maiquez (der Eßlair von Madrid), ſei Nachts aus ſeiner Wohnung weggeführt und verbannt worden; als welches ihm ſchon bei der Rückkehr Ferdinands VII. einmal begegnet ſey, weil er in einer Tragödie: das befreite Rom, manche Stellen zu kräftig betont habe. Das heißt denn doch Theatercenſur. Da iſt das papiſtiſche Veto gegen die Schuld, in dem aufgeklärten Dresden, eine wahre Kleinigkeit dagegen. Ja ſelbſt die Erſcheinung, daß man — Papiere verhaftet und vor Gericht ſtellt in Deutſchland, will dagegen nichts ſagen: denn indem man die Papiere verhaftet, läßt man doch die Beſitzer in der Regel frei herum wandeln, und papierne Staatsverbrechen ſind doch viel gröberer und materiellerer Natur, als diejenigen, welche ein Schauſpieler durch Energie der Betonung begehen kann.

Im Literaturblatt des Morgenblattes No. 29 wird bei Gelegenheit einer Aeußerung des bekannten Schriftſtellers Grävel: „daß Herr von Kircheiſen (jetzt Juſtizminiſter in Berlin) ihn nie habe leiden können, weil er ihn für ein Genie gehalten, auch ihm dieſen Vorwurf in's Angeſicht gemacht," die Bemerkung aufgeſtellt: „Seltſam genug, daß man in den Ultra-Monarchien noch nicht auf den Einfall gekommen iſt, Genie-Häuſer zu bauen, wie man Narren-Häuſer hat." Es wär nicht übel, auch in repräſentativen und ultra-repräſentativen Staatsformen nicht: denn überall ſtört Genialität das Treiben gemeiner Mittelmäßigkeit, den Gang der plump gearbeiteten hölzernen Wanduhr, die wie bezeichnend genug Staats-Maſchine nennen. Aber beſſer doch wohl, man ſucht den Staat ſo einzurichten, daß auch die Genies darin frei umherwandeln können. Sie ſind, wie die Wölfe, nur gefährlich, wenn ſie nichts zu leben finden, und ſo ſelten, daß man ihnen das gar füglich geben kann, ohne ſie in den Tagespflug zu ſpannen.

Alte deutſche Sprüchwörter aus Fiſcharts Ueberſetzung von Rabelais. 1806. —

13) Ein Rammler, dem man die Geis aus dem Weg führen muß.

14) Wozu wächſt der gute Wein, wenn man den böſen wollt trinken nein. —

15) Rauhe Weid, macht rauhe Leut.
Zarte Süpplein, bringen zarte Püpplein.
Lebhaft Fleiſch, lebhaft Geiſt.
Schleimig Fiſch und Oel
Machen ſchwer an Leib und Seel.

16) Rückt zuſammen ihr Knospen, ich gehör auch an den Poſten, ſagt der Dieb.

17) Wer ſeine Frau lobt und ſein Roß, wär ihrer beide gerne los.

18) Der Sand um Nürnberg trägt deſto mehr Heidel, je mehr da Heidelfreſſer aufſtehen.

19) Ein Abend iſt fröhlicher, als 4 Morgen.

20) So wohlfeil, als wenn die Nürnberger Bräuer die Hefen in Thüringen holen.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 29. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Die große Preußiſche Verſchwörung. (Eingeſendet.)

Wieland läßt in ſeinem raſenden Sokrates dem Philoſophen eine weitläuftige Rede über den Mann im Monde halten, aus der wir recht umſtändlich alles erfahren, was der Mann im Monde nicht iſt. Jetzt iſts, als ob eine große Verſchwörung den Mann im Monde ſpielte, denn alle Schriftſteller reden blos davon, was ſie nicht iſt. Zu dieſen Schriftſtellern rechnen wir auch einen, in der Welt der fliegenden Blätter bereits bekannten, Herrn von Hundt-Radowsky. Er hat unter dem Druckort Germanien eine kleine Schrift über die große preußiſche Verſchwörung herausgegeben, in der er ſich zugleich über ſeine Verhältniſſe zu den Verſchwornen (ohne Namen) und über geheime Verbindungen im Allgemeinen ausſpricht. Er lebte bisher eingezogen zu Plagwitz bei Leipzig, als man ihn durch Winke ſeiner bevorſtehenden Arretirung dort wegſchreckte; nachher will er aus Dresden erfahren haben, daß die den Rechtsweg ehrende K. Sächſ. Regierung in ſolches Anſinnen nicht gewilligt haben würde. Aus des Herrn v. Hundt Schrift erfahren wir nun durchaus weiter nichts, als das bisher lautgewordene Gerücht von einer unter uns ſpukenden republikaniſchen Tendenz. Es iſt daher ſchon der Titel des Buchs: die große preußiſche Verſchwörung, nicht ganz richtig. Manche haben ihn deswegen auf eine dortige Parthey deuten wollen, die ſich wider die liberalen Ideen verſchworen habe; und ſo hätten wir gar Zwey Verſchwörungen für Eine. Jenem allgemeinen Zwecke nach müßte es alſo die deutſche Verſchwörung heißen. Neue Data, um ein Urtheil über dieſen wohl mehr durch fremdartige daran geknüpfte Folgen, als in ſich ſelbſt wichtigen, Gegenſtand zu urtheilen, liefert alſo Herr v. H. nicht. Indeſſen muß ihm der ruhige Beobachter in manchen Aeußerungen beipflichten, wenn er auch in Rückſicht des uns allen mit dem Schleier der Iſis verhüllten Ganzen wohl viel zu raſch abſpricht, und eine bloße Poſſe, oder eine Intrigue darin finden will, die bis zu der Verſammlung beim Sprudel hin operiren ſoll. Für ſeine Perſon ſucht er ſich, durch die Erklärung ſeines Abſcheues gegen alle Revolutionen und gegen Sandiſche Dolchſtiche, zu rechtfertigen, und wenn er auch derb ſchreibt, ſo iſt uns doch eine Injurie im eigentlichen Sinne nicht aufgeſtoßen. Hätten wir freilich deutſche M.....s und V....ls, ſo dürfte er vor einem Antrage auf die in Frankreich beliebte Art von Doppelzüchtigung mit Geld und Gefängniß und Caution zugleich nicht ganz ſicher ſeyn. Spitzige Worte mit dem Gifte ſophiſtiſcher Worte beſtreichen, iſt ſo ſchwer eben nicht, und auf einmal ſteht der blos ſtachelnde Autor als ein Giftmiſcher da. Der Schluß der Schrift lautet alſo: „Durch die bisherigen Maasregeln, wodurch man ganz Deutſchland in Furcht und Schrecken ſetzen will, hat man „den Unwillen der Menſchheit (wohl nicht der richtigſte Ausdruck?) erregt, der keineswegs die Fürſten und Regierungen, wohl aber jene Männer treffen wird, die aus Partheihaß und perſönlichen Leidenſchaften, (kann es nicht auch aus wohlgemeinter „Abſicht ſeyn?) das wahnſinnige (!) Märchen von „der deutſchen Verſchwörung erſannen." (Bloß und rein erſannen?) — Man erlaube uns hier einige Gedanken über dieſen Gegenſtand anzuknüpfen, der für Geſchichte und Literatur folgenreich werden kann.' Schon jene Schlußworte verrathen eine Stimmung des Vfs., die die Gegenparthey nicht auf ſeine Seite ziehen wird, auch kann ſich Behauptung und Ausdruck eben ſo wenig völlige Zuſtimmung der Unpartheiiſchen verſprechen. Geſetzt der Unwille wäre ſo allgemein; geſetzt die Wahrſcheinlichkeit partheiiſcher Policey-Abſichten wäre in die Augen ſpringend, ſo würde der Unwille gar nicht blos jene Parthei- oder Policeymänner treffen; er würde ſich leider wenigſtens auf die Regierungen, (wenn auch nicht auf der Fürſten Perſonen,) mit erſtrecken, die entweder durch Fehler der Organiſation, oder durch Schuld des Caſtengeiſtes, ſich ſo leicht an eine Parthei hingäben, durch Einer Parthei Augen ſähen, oder die da gar glauben könnten, es ſtehe ſchon jetzt (abſichtlich ſagen wir: ſchon jetzt) die Frage auf dem Spiele: ob fernerhin regiert werden ſolle und könne, oder nicht? Gottlob! ſo weit iſt es noch nicht! ob es je ſo weit kommen könne? das wird ſehr von den Maasregeln abhängen, die man ergreift. — Wer kann es wagen, das von öffentlichen Behörden behauptete Daſeyn einer Verbindung oder Verabredung zu leugnen, die vielleicht gar nicht den grauenvollen Namen Verſchwörung verdient, und welcher ſicher alle Hauptmittel der Ausführung fehlen; ihres thörigten republikaniſchen Zweckes zu geſchweigen,

Ausgegeben den 23. Septbr.

der ſelbſt die etwa vorhandenen Mittel entkräften würde. — Kann man aber glauben, daß das verkehrte Streben etlicher Feuerköpfe, etlicher excentriſcher Profeſſoren und Pultgelehrten, und einer Hand voll Studenten *) die Regierungen ſo aus dem Gleichgewicht bringen würde, daß ihre ſtrengen Maasregeln mehr in eine Strafe für die aufgeklärten Patrioten und für die Maſſe ausarten, als jene Unruhigen treffen müßten? kann man glauben, daß ſie den Völkern, um Jener willen, gerade das entziehen würden, was ihnen nach Naturrecht und Zuſage gebührt? Das Recht, ſeine Gedanken frei mitzutheilen, von vorn her zu verbieten, das Recht auf Concurrenz im Staatsdienſte niederzuſchlagen, die Ungleichheit der Laſtenvertheilung ferner zu begünſtigen, die Repräſentation hinterliſtig zu organiſiren, oder aufzuhalten, die Bevormundung der Wiſſenſchaftsanſtalten zu verſuchen u. dgl., das würden gerade die unglückſeligen Reizmittel ſeyn, um Regierung und Volk in dauernden Zwieſpalt zu verſetzen, und jener Geringzahl die Menge ſelber in die Arme zu führen. Das wäre, als wenn man ſtatt des Divide et imperabis, lieber ein Socia et imperabis probiren wollte! — Gewiß! die Mehrzahl und die Beſſern verlangen nichts, als jene Rechte, deren ſich das zur fortſchreitenden Cultur berufene Gottesgeſchöpf, Menſch genannt, zu entäußern nicht einmal das Recht hat; wie könnte er ſie der Willkühr übertragen haben? — Allgemeine Rede der Unzufriedenheit iſt nicht allgemeine Verſchwörung. Wird das freilich aufgeregte Mistrauen und die laute Kritik durch Thatſachen einer aufrichtig liberalen Einrichtung und durch unbezweifelte Garantien gedämpft, zeigt erſt der Bund eine ſolche Einheit der Geſinnung für deutſches Wohl, die die Einheit der Verfaſſung entbehrlich macht: dann iſt der große Schritt auf den feſten Boden der Staatsruhe gethan, und erſt von dieſem Boden aus laſſen ſich die ſichern und gewiß verdienten Streiche auf jeden gelehrten und ungelehrten wirklichen Ruheſtörer führen. Alsdann erſt wird auch weiter nicht zu beſorgen ſeyn, daß die Juſtiz über die Frevler zu gelinde ſpreche, die ihr jetzt vielleicht noch nicht immer ſo erſcheinen, wenn die Polizey da anfängt, wo ſie enden ſollte, und dadurch auch den Juſtizmann ſtutzig macht, wie weit ſich das Verfahren noch in das unverletzliche Rechtsgebiet hinein erſtrecken könne. — Der Gott des Friedens gebe ſein Gedeihen zu den Rathſchlägen, auf daß nicht übel ärger werde, und Leidenſchaft nicht der Leidenſchaft gegenüber trete! Das Herz voll warmer Menſchenliebe wird hier beſſer rathen als der ſtolze Kopf. — Uns dünkt, wir dürfen hier noch einige Worte eines großen Staatsmannes, des berühmten Ritters Temple, an ſeinen Platz ſtellen. „Es geht aus Allem (was T. früher entwickelt hatte,) hervor, daß eine Monarchie, wo der Fürſt durch die Zuneigung des Volks, und den Neigungen und Intereſſen ſeiner Unterthanen, wenigſtens der Mehrzahl derſelben gemäß, regiert, der Regierung die ſicherſte und feſteſte Unterlage von der Welt giebt. Man kann auch bemerken, daß je weniger eine Monarchie Achtung für die Geſinnung und das Intereſſe des Volks bezeigt; je mehr ſie die Leidenſchaft und die Vortheile Einiger begünſtigt, welche oft ganz von dem wahren Intereſſe des Fürſten verſchieden ſind; deſto wankender wird ſie, deſto mehr ſetzt ſie ſich harten Stürmen und heftigen Erſchütterungen aus.“

Schmerz- und Scherzworte vom Rhein. No. 2.

Mainz. Stimmen zweyer alten Kurfürſten.

Der Ultra. Wir verließen Biberich, nicht ohne Verwunderung ob des gar nicht nett unterhaltenen Parks, ob der zerbrochenen Fenſter an einem bewohnten Reſidenzſchloſſe, und ob der verſtümmelten Gypsfiguren in dem Speiſeſaale mit den herrlichen Marmorſäulen. — Jetzt nahm uns das alte Mainz auf, wo der zerſchoſſene Thurm der Domkirche ſinnbildlich auf den Zuſtand der ganzen Stadt herunterzuwinken ſchien. Da uns die Gegenwart gar nicht freundlich anſprach, verlohren wir uns in die Vergangenheit. Bei Stöhrenfrieden kam ich aber ſchön an, als ich mit dem Wort herausdrückte: „Un-

---

*) Abſichtlich ſagen wir eine Handvoll. Denn der ſpricht Partheiſprache, der die ganze Maſſe junger Studenten ſo durch und durch politiſch oder gar republikaniſch darſtellt, die er nicht kennt. — Der ſpricht Partheiſprache, der der ganzen Verſammlung auf der Wartburg eine politiſch republikaniſche Verbindung Schuld giebt, wie wir erſt neulich noch auf der Durchreiſe durch B.... hören mußten. Wir kennen eine Menge Studenten, die nicht einmal von der Verbrennung voraus wußten; Viele, die zurückkamen und nicht genau wußten, was man verbrannt hatte, Viele, die noch jetzt keine Ahndung haben, daß ſie nur Strohhalme geſchweige Bauholz zu einem republikaniſchen Babel auf die Wartburg getragen hätten. Jetzt mehr als je müſſen die Miniſter gute Chemiker werden, um das Wahre vom Falſchen, das Haltbare und fürs Gemeinwohl weſentliche Neue, was Jung und Alt überall in Anſpruch nimmt, von dem Albernen und Uebertriebenen und Sträflichen auszuſcheiden; eher läßt ſich letzteres nicht mit Erfolg auf die Seite bringen; wer Alles zuſammen wegſchüttet, wird ſich um allen Gewinn bringen, und die ungeſchickten Finger am Tiegel verbrennen.

term Krummſtab war doch gut wohnen!“ gleich ſetzte er mir ſo manchen ſchlimmen Erzbiſchof, z. B. den unruhigen, ränkeluſtigen Johann II., den prachtliebenden Theoderich von Erbach ꝛc., auch den letzten ſtolzen Carl Friedrich entgegen, der die angeſehenſten Männer durch ſeine Anrede mit Er beleidigte. Ich ſelbſt erinnerte mich dabei an Hofrath H... und andere damalige Profeſſoren, die ſich (es war nicht gar lange vor Cüſtine's Beſuch in Mainz,) gar laut und derb darüber ausſprachen. Ich mußte zugeben, daß der Geiſt eitler Größe den Stuhl zu Mainz öfters eingenommen hatte, daß man früher dadurch dem liſtigen Pabſt Pius II viele Gelegenheit in die Hand ſpielte, die deutſche Geiſtlichkeit nach Willkühr zu lenken. — „Gut, Herr Bruder! aber „noch ein ernſtes Wort, weil hier der Stoff zu luſtigen ausgeht; ich will dir drei Erzbiſchöfe der Vorzeit ſtellen, von welchen wir vielleicht noch jetzt „was lernen können.“ Zuerſt jenen Werner von Eppſtein, der die unſelige, dem armen Wiesbaden ſo verderbliche, Naſſau-eppſteiniſche Fehde durch einen billigen Frieden endigte, und der, was noch mehr iſt, durch die kluge Wahl Rudolphs von Habsburg, die er leitete, neue Einheit und Kraft von Deutſchland gründete, die — „die vielen „großen und kleinen Herren bald wieder untergraben“ fiel Stöhrenfried ein. — „Das war nicht Werners Schuld; jetzt vernimm des edlen Berthold von Henneberg Stimme, der unter Maximilian den Landfrieden betrieb. Was er 1495 auf dem Reichstage zu Worms ſprach, hätte man in den 1790r Jahren in Regensburg nicht ſagen dürfen. — Vielleicht auch 1819 nicht anderswo; man verlangt ſogenannten Anſtand und Delicateſſe im Ausdruck da, wo Wahrheit helfen könnte.“ — Laß das, Bruder, und höre den Erzbiſchof: „O liebe „Herren! es geht gar langſam zu; es iſt wenig „Fleiß und Ernſt in den Ständen des Reichs vom „Obern bis zum Untern, und billig zum Erbarmen. „Es iſt aber zu beſorgen, wo man ſich nicht anders, „denn bisher, in die Sache ſchicken, und fleißiger „ſich zuſammen ſtellen werde, daß eines Tags ein „Fremder komme, der uns alle mit eiſernen Ruthen „regieren wird.“ Die Rede machte Eindruck und es geſchah etwas zur Verbeſſerung, was noch dazu damals ſchwieriger war. — Nun komme ich auf den dritten patriotiſchen Erzkanzler, Philipp von Schönborn. Der ſprach erſt recht derb durch ſeinen Geſandten über des Reichs Zuſtand im 17. Jahrhundert, und gab geradezu die Schuld den Ständen, nicht dem Volke. — „Das war keine Kunſt, murmelte Stöhrenfried; er hatte ſich vor keinem Staatsfiscal und keiner Klage ad L. Jul. Majeſt. zu fürchten.“ — Ei ſo höre doch: „Auf dem Reichs„tage wird nichts abgethan, ſprach unter andern „ſein Geſandter, und obwohl wir die Fehler ſchon „lange kennen, wird ihnen doch nicht abgeholfen; „zuvor haben alle Stände den Reichstag zu befördern geſucht; nun ſie ihn haben, wiſſen ſie ihn nicht „zu benutzen.“ Es iſt ein altes Sprüchwort: die Deutſchen — Halt! Br. Ernſt, nicht weiter — das Sprüchwort kann dir einen Staatsprozeß zuziehen, wenn du es d. z. T. jenem Herrn von Böneburg nachſprechen wollteſt. Langer als ein Saeculum nachher hat ja noch Johannes Müller im Namen ſeines Kurfürſten auch ſtark geſprochen, das heißt Luft und Lunge, weiter nichts, hat er in Bewegung geſetzt. — „Eben deswegen wird man ſich jetzt auch ganz anders und weiſer benehmen; und man wird des Volkes am erſten Meiſter werden, wenn man die Beherrſchung bey ſich ſelbſt anfängt und ehrlich von oben nach unten zu reformirt. — „Eine hiſtoriſche Frage möchte ich den Gelehrten vorlegen“ — (Stöhrenfried ſprach das mit einem zugedrückten Auge,) „ob man nämlich zu jener Zeit, „wo die Stände Geſandte nach Regensburg „ſchickten, einander in Kabinetsnoten bemerklich „machte, wie man die rechten Leute zu wählen habe, „die ſich hübſch lenken ließen, nicht zu vorlaut wären ꝛc.! — Ich weiß nicht, wie du darauf kömmſt, oder wie das hieher gehört; in unſern Tagen vermeiden die Kabinette gewiß ſolche Hinterliſt, die nichts helfen würde, und — — „dort kömmt ein ſechsfacher Ultra mit ½ Dutzend Orden — rief plötzlich Stöhrenfried, der am Fenſter ſtand; — laß uns weiter reiſen.“ — Wir ſchifften uns nach Bonn ein.

Appendix vom Ultra. „Wie du aber doch biſt, Br. Hanns! ſagte ich beim Einſteigen. — Man kann wohl eher ſagen, das Kleid macht eine Dame; aber ſchwerlich, der Orden macht den Ultra.“ — „Freilich ſind die Schlimmſten die, welche erſt nach einem Orden herumkriechen.“ Aber ich kenne jenen beſternten Herrn perſönlich. Hinter einer aufgeputzten Leutſeligkeit und einem Aushängeſchild liberaler Grundſätze verſteckt er die höchſte Standesſucht; er hat die weichſten Redeformen in ſeiner Gewalt, verräth ſich aber dem Herzenskundigen leicht, wenn er die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit und der Individuen, öfters mit einer humoriſtiſch ſeyn ſollenden Wendung vorbringt, und vornehm ſpaßend auf die Seite ſchiebt. Ein ſolcher iſt den beſten unſerer Fürſten ein gefährlicher Rathgeber. Denke dir, ich war doch vor einiger Zeit in F.., dort äußerte er, als in einer großen Geſellſchaft die Rede auf Addreſſen der Rheingegenden kam: „die Fürſten ſollten ſich durch die vielen Unterſchriften nicht irre machen laſſen; man wiſſe, daß „die meiſten Hände untergeſchoben ſeyen.“ Er weiß alſo nicht, oder er verſchweigt den Fürſten, was man in allen Häuſern und Straßen hören kann; daß die vielen tauſende, die ſolche Addreſſen nicht unterſchreiben, doch im Geiſte dieſer Addreſſen laut reden, und was noch wichtiger iſt, in dieſem Geiſte ſtill empfinden.“ — „Fort damit, Bruder, ſagte ich luſtig, wer wird dem heiligen Goar und ſeinem gaſtfreien Weinfaſſe gegenüber ärgerlich ſeyn wollen. Alle Feudal-Ultras ſollen leben, wenn ſie ſich fortan mit dem Lehn der Fiſcherey auf dem Lurleifelſen, und mit der Jagd auf der Sandbank dort begnügen laſſen. — Laß nur, ſie fangen es zu eignem Schaden unrecht an, wenn ſie eine Geſellſchaft der Adelskette ſtiften; das reicht nicht aus. Da waren die Alten mit ihren vornehmen Zunftvereinen, Trinkſtuben genannt, weit klüger, um etwas durchzuſetzen und ſich im Stadtregimente zu behaupten. Ihre Nachkommen ſollten ſich wieder in ſolchen Trinkſtuben vereinigen und, wie z. B. einſt der Adel von Baſel in den Häuſern zum Seufzen und zur Mucken verſammeln, und Abrede nehmen. Wurſteiſen erzählt es aufrichtig in ſeiner Chronik beim Jahr 1258. S. 120. Aber wer ließt jetzt alte Geſchichte? Darum fehlt eben was man braucht, die Klugheit der Erfahrung.“ — — Bei dieſen Worten landeten wir in Bonn. Alles, was Student war, riß vor den Ausſteigenden aus; ſie ſahen uns wohl gar vor verkappte Polizeymänner an? Nun von Bonn und dem Univerſitäten-Kapitel nächſtens etwas.

Militäriſche Miszellen.

Im fünften Hefte der Oeſterreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift finden wir einen ſehr beherzigungswerthen Aufſatz über die moraliſche Bildung des Soldaten. „Der Soldat“ ſagt der Verfaſſer mit vieler Sachkenntniß „wird aus einem Stande genommen, bei dem die intellectuelle und moraliſche Bildung größtentheils gleich verwahrloſt iſt. Sein Körper ſelbſt iſt ſteif und ungelenk, und nur zu einſeitiger Kraftäußerung, nicht zu mannigfacher Thätigkeit und Regſamkeit gewöhnt. Man ſucht in der militäriſchen Ausbildung zuerſt den ſteifen Gliedern Gelenkigkeit, dem Körper Haltung und Gleichgewicht zu geben. Es gelingt meiſtens bis auf einen gewiſſen Grad; aber viel iſt immer noch nicht gewonnen; denn der ungelenke, mit Mühe biegſam gemachte Körper, iſt darum noch kein feſter, Beſchwerden und Ungemach zu ertragen geeigneter. Im Bauernſtande herrſcht oft mehr Verweichlichung als in den höhern Ständen, wo man allmälig die Jugend durch Gymnaſtik zu ſtärken und zu entwickeln, durch Entbehrungen und Leiſtungen abzuhärten beginnt. Wie mancher anſcheinend rüſtige Bauernburſche, der ſeine gemeſſene Zahl Stunden auf dem Felde mit Anſtrengung arbeitet, ſinkt erſchöpft dahin, wenn er als Soldat Märſche zurücklegen, die warme Suppe, das gewohnte Lager auch nur wenige Tage entbehren ſoll. Man ſucht zwar im Soldatenſtande den Körpern nicht nur mehr Biegſamkeit und Haltung zu geben, ſondern ſie auch abzuhärten; aber was hierin geſchicht, iſt nicht hinreichend. Wie läßt ſich erſetzen und nachholen, was von früher Jugend verſäumt iſt? — Ein religiöſer Sinn iſt die wahre und echte Grundlage einer geläuterten Moralität. Wer das irdiſche Leben nur als eine Vorbereitung zu einem beſſern ewigen betrachtet, an ein höchſtes Weſen und die Weisheit ſeiner Fügungen glaubt, braucht nur zu erkennen, daß für ihn Etwas Pflicht ſey, um dieſe Pflicht redlich und willig, ſelbſt wenn nicht freudig zu üben. Giebt es aber für einen Staatsbürger eine heiligere Pflicht, als die ſein Vaterland zu vertheidigen? — Bedarf es künſtlicher Beweiſe, um zu überzeugen, daß dieſes Pflicht ſey? — Wenn die Seelſorger es ſich angelegen ſeyn laſſen, ihren Pflegebefohlenen die Heiligkeit dieſer Pflicht nachdrücklichſt zu ſchildern, Väter, Mütter und Söhne zu belehren, das Vertrauen auf Gottes waltende Vorſicht wach und lebendig zu erhalten: ſo wird die Abneigung gegen den Soldatenſtand ſich mindern, und Keiner mehr, wie in früherer Zeit häufig geſchehen, durch Selbſtverſtümmlung oder Entweichung ſich einem Berufe zu entziehen ſuchen, dem zu genügen ihm Pflicht und Gewiſſen bieten. Zwar hat ſich die Abneigung gegen den Soldatenſtand bereits bedeutend gemindert. Der Soldat wird beſſer behandelt, wie ehemals; es wird mehr für ihn geſorgt; er findet ſein phyſiſches Seyn oft durch ſeinen neuen Stand verbeſſert. Die Offiziere, gebildeter und geſitteter wie ſonſt, überlaſſen ſich gegen ihre Untergebene nicht mehr ſo leidenſchaftlichen Aufwallungen; der gemeine Soldat wird mehr geſchätzt und geachtet. Aber immer bleibt noch viel zu thun, immer ſieht es das Landvolk noch als ein großes Unglück an, wenn ein Glied der Familie zum Soldaten berufen wird; und ſo ſollte es nicht ſeyn. Der zum Soldaten Berufene muß ſeinem Berufe wenigſtens mit Ergebung folgen; er muß den gefolgten lieben lernen. Das Erſte hängt größten Theils von religiöſer Ausbildung in früher Jugend, von Belehrung und Unterricht, das zweite von der Behandlung ab, die er im Soldatenſtande findet. Der Offizier muß ſeine Untergebenen, vorzüglich den angehenden Rekruten mit Wohlwollen, Liebe und Nachſicht behandeln. Er muß ſeine Blicke auf Gott lenken, ihm jenſeits das Ziel irdiſcher Strebungen zeigen, ihn über ſeine Pflichten als Menſch und Soldat unterrichten, und ſo die Verſäumniſſe früherer Jugend einzubringen ſuchen." Wohl dem Heere, in dem Offiziere dienen, die zu ſolch einem Bildungs-Geſchäft brauchbar ſind. Hat der Verfaſſer die Gabe, die Offiziere in dem Grade zu vervollkommnen, in welchem er ſie vervollkommnet wiſſen will: ſo hat der Oeſterreichiſche Staat keine dringendere Pflicht, als dieſen Mann an die Spitze der Anſtalt zu ſtellen, in welcher die jungen Offiziere ſeiner Armee gebildet werden. Vor allem aber muß dann der dort noch übliche Stock abgeſchafft werden; wo dieſer noch regiert, iſt an die moraliſche Bildung des Soldaten, an die Erweckung ſeines Ehrgefühls, nicht zu denken. Wo der Soldat wie ein Hund behandelt wird, kann man nicht von ihm verlangen, daß das reine Pflichtgefühl bei ihm vorherrſchend ſeyn ſolle. Des Verfaſſers, Seite 142 erwähnte Aeußerung, daß das, was bei gebildeten Völkern ausgeführt werden könne, auf rohere nicht immer anwendbar ſei, iſt, in Hinſicht der Abſchaffung der Stockprügel, grundfalſch.

In den ſüdpreuß. Regimentern ward bis 1806 recht honett geprügelt. Nach der Schlacht von Jena traten die waffenfähigen Polen zu Frankreichs Fahnen; ſeit dem Augenblicke waren die Stöcke im polniſchen Heere verſchwunden, und die Sarmaten, die in Hinſicht der Cultur, mit den Böhmen, Ungarn, Kroaten ꝛc. ziemlich gleiche Waage halten werden, haben auch ohne Stock Wunder der Tapferkeit gethan. Im Preußiſchen Heere verſchwand der millionen mal verfluchte Stock, auf Veranlaſſung des unſterblichen Scharnhorſt, durch den Befehl des ritterlichen Königs, in deſſen Bruſt ſich längſt die Ueberzeugung begründet hatte, daß nicht Furcht vor entehrenden körperlichen Mishandlungen, ſondern einzig und allein Religion und Vaterlandsliebe die Grundſäulen ſind, welche dem Soldaten in der Ausübung ſeiner blutig ſchweren Pflicht zum Stützpunkte dienen. In dem Augenblick, als dieſer Befehl, für den alle zehen Millionen Preußen, mit ihren Millionen Kindern und Enkeln, den edeln König dankbar ſegnen, erfolgte, waren im Heere vielleicht manche Einzelne, die an Rohheit den Ungebildetſten im Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaate nichts nachgaben; aber nichts deſto weniger machte die Abſchaffung des nichtswürdigen Stocks, auch auf den Rüdeſten, den vortheilhafteſten Eindruck. Was Preußens Heere auf den Feldern der Ehre ſeitdem geleiſtet, erzählt die Geſchichte unſerer Tage, und wie ſehr ſich, hinſichtlich der Mäßigung, der Menſchlichkeit, und der Mannszucht gegen Wehrloſe, die Preuß. Krieger im letzten Feldzuge müſſen überall ausgezeichnet haben, geht daraus hervor, daß — wir geben der Wahrheit unpartheiiſch die Ehre, und rufen ganz Süd-Deutſchland, die Schweiz und die Niederlande, zu Zeugen auf — von den Quartierwirthen, vor allen andern Truppen der Verbündeten, den Preußen, die Thüren am liebſten geöffnet wurden. Der Preuß. Krieger war im Feldzuge 181¾ das Ideal eines Kriegers; auf dem Schlachtfelde ein muthiger Löwe, dem Vaterlande und ſeinem Könige treu bis zum Tode; in der Ausübung ſeiner Pflicht unermüdlich; bei den härteſten Entbehrungen fügſam; gegen den Waffenloſen menſchlich — und das alles ohne den berüchtigten Haſelſtock. Warum ſollte dieß alles nicht auch der Oeſterreicher, der eben ſo gut Menſch iſt, als der Preuße, und der ſeinen Gott, ſeinen Fürſten und ſein Vaterland eben ſo lieb hat als dieſer? Der Verfaſſer ſcheint gegen die, in manchen Heeren üblichen Strafbataillone zu ſeyn; wir wünſchen, von ſeinen deßfallſigen Anſichten näher unterrichtet zu werden. —

Der zweite Aufſatz in dieſer empfehlungswerthen Zeitſchrift enthält eine **Skizze der Königlich Sächſiſchen Militär-Verfaſſung.** „Im Königreich Sachſen beſteht eine, der eigentlichen Conſcription ähnliche Art der Aushebung der zum Militärdienſt beſtimmten Mannſchaften. Alle jungen Männer von 18 bis 36 Jahren ſind zwar in der Regel militärpflichtig; allein es gelten ſo viele Ausnahmen, daß nur die dem Nahrungsſtande entbehrlichſten Individuen ausgehoben werden." Dieſe Ausnahmen ſind lediglich auf Koſten des Armen und Niedrigen. Nur ein Freiherr von Lüttwitz auf Hartlieb kann eine ſolche Einrichtung für gut finden.

„Die Kanonen und Haubitzen haben Richtmaſchinen, welche von denen der übrigen Artillerien abweichen, indem deren Richtviſire meiſtens auf den Bodenfrieſen unbeweglich angebracht ſind. Da dieſe unbeweglichen Viſiere den Nachtheil haben, daß ſie, ſobald die Räder der Kanone nicht horizontal ſtehen (welches beim Feuern während eines Gefechtes ſo oft Statt findet), eine falſche Richtungslinie ſeitwärts des Objekts, worauf geſchoſſen wird, geben; die vormals bei der Artillerie eingeführten beweglichen Aufſätze mit Pendeln, welche mit ihren koncaven Füßen auf die höchſte Bodenfrieſe aufgeſetzt wurden, aber den Nachtheil eines zu großen Zeitbedarfs hatten; ſo hat man bei den neu eingeführten Richtmaſchinen die Vortheile beider vereinigt, indem ſelbige an der Kanone befeſtigt ſind, aber gedreht werden können, um den Horizontalpunkt zu finden, welchen eine daran befindliche Waſſerwage anzeigt.“ Wir heben dieſe Bemerkung abſichtlich aus, um ſie Artillerieverſtändigen anderer Armeen zur Beobachtung zu empfehlen.

Der ſehr wichtige Umſtand, daß ein neues Militär-Geſetzbuch im Werke iſt, und hoffentlich in Kurzem erſcheinen wird, iſt vom Verfaſſer nicht erwähnt worden.

„Für die Belehrung und Ausbildung der Unteroffiziere und Gemeinen dienen die ſogenannten Unterhaltungsſtunden, welche die Offiziere jeder Kompagnie mit den verſchiedenen Claſſen täglich Nachmittag halten. Es werden darin die Pflichten und Obliegenheiten des Soldaten, und die ihm zu wiſſen nöthigen und nützlichen militäriſchen Gegenſtände abgehandelt. — Die Unteroffiziere und jene Gemeine, welche ſchreiben zu lernen wünſchen, erhalten von den Kompagnie-Fourieren kalligraphiſchen Unterricht, und werden in ſchriftlichen Aufſätzen geübt.“ Das iſt eine löbliche Einrichtung, die dem Offizier ſeine müßige Zeit auf eine höchſt gemeinnützige Art füllt, und für den Gemeinen, noch nach Beendigung ſeiner Dienſtzeit, von ſehr erſprieslichen Folgen ſeyn kann. Dreißig Jahre ſind die in der Regel zur Penſionirung erforderliche Dienſtzeit. Ein Gemeiner erhält 2 bis 5 Rthlr. monatlich Invalidenpenſion; alſo weit mehr, als wenigſtens vordem, in einem andern Staate, wo man dem verſtümmeltſten Krieger monatlich nur einen Thaler — täglich 9 Pfennige — hinwarf, und wo dieſes Allmoſen — faſt ſchämen wir uns, es nachzuſchreiben — der Gnadenthaler hieß. Dieſes Bettelbrod, das dem Braven, der das Edelſte, das Beſte, was er hatte, ſein Blut, ſeine Geſundheit, dem Staate geopfert hatte, am traurigen Ende ſeines mühſeligen Lebens hingeworfen wurde, einen Gnadenthaler zu nennen! das geſchah in einer Zeit, welche als die alte gute geprieſen wird; wohl uns, daß wir in der beſſern leben.

Von der Gewehrfabrik, die nach des Verfaſſers Verſicherung bei Dresden neu angelegt wird, iſt zur Zeit noch nichts bekannt. Der St. Heinrichsorden, der an einem hellblauen, am Rande gelbgeſtreiften Bande getragen wird, iſt eine ausſchließlich für die im Kriege bewieſene Tapferkeit beſtimmte Auszeichnung. Zur Zeit, als die Sächſiſche Armee unter Franzöſiſchem Oberbefehl ſtand, erhielt ihn jeder, dem der Orden der Ehrenlegion zu Theil worden war, weil man meinte, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß der, den Napoleon für werth halte, Ritter ſeiner Ehrenlegion zu ſeyn, auch den vaterländiſchen St. Heinrichsorden verdient haben müſſe.

„Es beſteht eine Penſionskaſſe des Staats, in welcher jeder um einen Grad vorrückende Offizier, durch zwei Monate, den Betrag der Gehaltserhöhung erlegt. Aus dieſer erhalten nicht allein die bedürftigen Offizierswittwen (auch ungeachtet des Reverſes, den alle Offiziersbräute vor ihrer Verheirathung geben müſſen, nach dem Todte ihres Gatten den Staat mit Penſionsgeſuchen nicht behelligen zu wollen) ſondern auch die der Unteroffiziere und Gemeinen, die bei ihrer Verheirathung 8 Thaler für dieſen Zweck zahlen, verhältnißmäßige Penſionen, und Erziehungsgelder für ihre Kinder.“ Wenn dieſe Caſſe ſich keiner andern Fonds, als der angegebenen zu erfreuen hat, ſo müſſen dieſe ſogenannten verhältnißmäßigen Penſionen in ſehr verjüngtem Maaßſtabe ausfallen; dieß ergiebt auch das Faktiſche, daß z. B. eine Majors-Wittwe 48 Rthlr. jährlich nur erhält. In andern Staaten ſind Offizier-Wittwen-Caſſen begründet, und die verheiratheten Offiziere ſind verpflichtet, dieſen mit beſtimmten Beiträgen beizutreten. Warum dieſe höchſt lobenswerthe Einrichtung nicht auch in Sachſen Staat finde, iſt um ſo räthſelhafter, als ſie ſich in jeder Hinſicht empfiehlt, und den Offizier in der letzten Stunde ſeines Lebens des peinlichen Gefühls überhebt, daß ſeine Wittwe und Waiſen, wenn er die Augen geſchloſſen, vor den Thüren der Großen um etwas betteln müſſen, was ihnen, wenn eine Wittwen-Caſſe da wäre, ohne alle Weiterungen und Anſprache, von ſelbſt würde gewährt werden.

Im Ganzen iſt die erwähnte Skizze ſo intereſſant, daß wir ſehr erfreut ſeyn würden, wenn ähnliche von allen Armeen in dieſer Zeitſchrift geliefert werden könnten.

Curioſa.

Daß, nach Hrn. Oken, die Natur der entwickelte Gott iſt, wiſſen die Leſer bereits aus No. 8. d. W. Bl.; daß aber Hr. Oken hinwiederum der Schirmer und gewaltg'e Hort der Natur (alſo des entwickelten Gottes) iſt, wird ihnen abermals etwas Neues ſeyn. Ohne einen Hrn. Situs, der es in einem ſchwungreichen Sonnet an Hrn. Oken verkündigt, welches wir im 5. Heft der Iſis d. J. gefunden haben, wüßten auch wir kein Wort davon. Die Sache muß aber ihre Richtigkeit haben, da Hr. Oken keineswegs deprezirt hat, was man, entgegengeſetzten Falls, von ſeiner bekannten Beſcheidenheit ganz ſicher hätte erwarten können. Um ſo mehr aber ſind wir ihm Dank ſchuldig, daß er mit einer ſo wichtigen Novität, mittelſt deren ſich manches Sonderbare, ja, ſo zu ſagen, Verrückte in der Natur auf eine überaus einfache und bündige Weiſe gleichſam von ſelbſt erklärt, nicht hinter dem Berge gehalten hat.

In demſelben Hefte der Iſis hat ſich ein Hr. Eduard Gerhard die Mühe gegeben, den Philologen die Köpfe etwas zurecht zu ſetzen. Er verſichert unter andern, „gerade die Philologen ſeien es, die am wenigſten wüßten und frügen, was die Philologie ſey," ſo wie auch: „kein ordentlicher Philolog könne ein Ueberſetzer, und kein Ueberſetzer ein Philolog ſeyn;" ein Dictum, welches der, wie wir bisher glaubten, wohlbegründeten Reputation unſerer Voſſe, Wolffe, Jacobſe u. A. mehr, auf ein Mal ein klägliches Ende macht. Warum haben aber auch die armen Leute nicht bei dem Hrn. E. Gerhard in die Schule gehen können!

Hr. Trautvetter „vom Moorgrund am Thüringer Wald", den unſere Leſer ſchon aus No. 10. des W. Bl. als ein Originalgenie kennen, hat uns im 6. Stück der Zeiten mit einem Aufſatz über Eigenthum und Gemeinheit beſchenkt, aus welchem wir unter andern erfahren, daß jenes (Odin, Adel) in der Urzeit, die Gemeinheit hingegen im Mittelalter ſiegend geweſen ſey, daß das Gepräge des neuen dritten Alters gerade in dem Streben nach Ausgleichung jenes Gegenſatzes beſtehe, und daß der Atticismus in dieſem Alter die Hauptrolle ſpielen müſſe. (Unſere altdeutſchen Burſche geben uns dazu die ſchönſte Hoffnung!) Wichtig war uns die Nachricht, „daß wir jetzt im dritten Jahr-Theud (das 1785 nach Chr. G. begonnen hat) das 34. Jahr ſchreiben, und alſo, nur mit geändertem Verhältniß daſtehen, wo die Welt in demſelben Jahr des zweiten Jahr-Theuds ſtand; nämlich im Jahr 358 nach Chr. G.; — daß wir alſo noch einen Julian zu erwarten haben, der das Alte, Abgeſtorbene wieder wird auferwecken wollen, und daß auch ein neuer Karl der Große erſtehen wird, der ſich zur deutſchen Weihe eben ſo verhalten wird, wie Karl zum Catholizismus." — Wenn übrigens Hr. T., wie er uns verſichert, „in einer Abhandlung über das Staatenverhältniß, die Staaten geöffnet und ihnen als Kreiſen, als Wirbeln gleichſam, ihre Beſtimmung angewieſen hat," ſo iſt das allerdings höchſt lobens- und dankenswerth, und hätte uns eine ſchöne Beruhigung für die Zukunft gewähren können, wenn wir nicht gleich zwei Seiten darauf geleſen hätten, daß die Schrift, Zitterſtoff betitelt, von Hrn. Karl Schmidt, den „ein Jahrtauſend ſeinen Lehrer nennen kann," eine „Mutter iſt von ganz neuen Staatenſchöpfungen." Drückt Hr. T. ſeine Augen zu, bevor jene Schöpfungen beendet ſind, wer ſteht uns dafür, daß ſie nicht ſeine ganze Weltordnung wieder zerſtören? Wird der Moorgrund am Thüringer Walde uns ſofort wieder einen zurechthelfenden Genius beſcheeren können? — Eine intereſſante Andeutung wird uns noch am Schluſſe dieſes, am 3. vor der Lantnacht geſchriebenen Aufſatzes zum Beſten gegeben. Hr. T. ſagt nämlich: „Eben ſo iſt zu bemerken, daß wie der Name Odin auf Ode, Gut, auf Oede, Alleinheit, Solitudo, Sonnenheit möchte ich ſagen, hinweiſet, der Name Frigga dagegen auf Freiheit, welches Wort im deutſchen auch ſo viel heißt als Gemeingut, und alſo auf Gemeingut, Mondheit möchte ich ſagen, hindeutet. Der lebenskräftige Thor dagegen nimmt in der Mitte beider ſeinen Platz: „Hr. T. macht es eben ſo, und iſt folglich — möchten wir ſagen — nicht minder weiſe als Thor, was wir uns übrigens recht gerne gefallen laſſen können.

Franzöſiſche Journaliſtik.

Der Liberal, wovon die Hefte 8, 9 und 10 vor uns liegen, fährt fort zu fechten für die Offiziers auf halbem Sold, für die Verbannten, gegen die Schweizertruppen in Frankreich, gegen das berühmte „Niemals" des Siegelbewahrers Herrn von Treibhaus (de Serre), gegen die Miſſionärs und Kreuzpflanzer (planteurs de croix) und dergleichen mehr. Die Offiziers der alten Armee auf halbem Sold mögen freilich wohl übel daran ſeyn; aber ſie müſſen bedenken, daß ſie im Auslande, und in Deutſchland vor allen, meiſt auf doppeltem, ja wohl zehnfachem Solde geſtanden haben. Es kann nun einmal nach dem Laufe der menſchlichen Dinge nicht ganz einerlei in der Welt ſeyn, für wen man im Kriege tapfer iſt, ob für ſein Vaterland oder für die Projecte eines Welteroberers. Die allgemeine Zurückberufung der Verbannten wünſchen wir ſo ſehr, wie der Liberal: denn der Zeitpunkt, wo ſie geſchehen kann, ohne Frankreichs Ruhe in Gefahr zu ſetzen, wird für die Ruhe von Europa die beſten Ausſichten geben. Die Schweizer rath der Liberal dadurch aus Frankreich zu vertreiben, daß man ihnen allenthalben den Kuhreigen zu hören gebe, der ihnen das Heimweh macht. Er ſcheint ſeinen Rath gleich ſelbſt exekutiren zu wollen: denn indem er mit Monotonie immer auf dieſelben Beſchwerden gegen dieſe ausländiſche Thronwache zurückkommt, klingt er ziemlich kuhreigenartig. Wo er hingegen wider das Niemals des Siegelbewahrers ſpricht, welches niemals hätte ausgeſprochen werden ſollen, da kommt manches vor, was die deutſchen Herren Siegelbewahrer beherzigen ſollten. Z. B. S. 397. „Es giebt (für eine Regierung, für einen Miniſter) keine Würde ohne Redlichkeit; die Macht hat keine andere Sprache, als ihre Handlungen“ (in Wahrheit machen die offiziellen und halboffiziellen Vertheidigungen ſchlechter und unwürdiger Proceduren das Schlimme nur ſchlimmer); „ſie kann eine falſche Maasregel nicht anders rechtfertigen, als indem ſie dieſelbe widerruft. Jede andere Politik iſt heutzutage kindiſch (puerile) und unwürdig einer Behörde, welche geachtet ſeyn will.“ (Wir kennen in Wahrheit nichts Tolleres, als die Maxime vieler Gewalthaber, Ungerechtes oder Einfältiges lieber beſtehen zu laſſen, ja ſogar lieber durch neue Ungerechtigkeiten aufrecht zu erhalten, als durch Aufhebung einen Irrthum einzugeſtehen.)

In der Librairie Constitutionelle de Brissot-Thivars (ob wir in Deutſchland nicht auch bald conſtitutionelle Buchläden bekommen werden?) iſt eine freie, verſifizirte Ueberſetzung der redenden Thiere von Caſti in zwei Bänden erſchienen. Der Liberal preißt hoch den unabhängigen Geiſt des Dichters, der, obſchon poëte césaréen de la cour de Vienne, noch mitten im Palaſt Josephs II. den Plan dieſer geiſtreichen Satyre auf die Hof- und Staats-Praxis des neueren Europa entwarf, und ſeiner Armuth ungeachtet das glänzende Hofjoch abwarf, um ihn auszuführen. Von der Anzeige dieſer Ueberſetzung nimmt der Liberal Gelegenheit zu manchem treffenden Seitenhiebe. Z. B. S. 408. „Ein in Ungnade gefallener Hund hatte den Thierſtaat allarmirt. Man mußte nothwendig ein Complot erfinden, und Mitſchuldige, um den Blutdurſt zu ſtillen. Der Babirouſſa, der das einzige Verbrechen begangen hatte, ein guter Freund des Hundes zu ſeyn, wurde angeklagt, verurtheilt und lebendig geſchunden. Der Dichter geht hier zu raſch, er hätte den Prozeß erzählen ſollen. Man wüßte doch gern, ob das unglückliche Thier durch irgend eine cour prévôtale oder haute cour (nach unſerer Art zu reden ungefähr ſoviel als: durch eine eigens ernannte oder immediat-niedergeſetzte Commiſſion) „verurtheilt worden. Ein kreiſchendes (braillard) und blutgieriges Thier hätte können den öffentlichen Ankläger machen“ ꝛc. (Wir glauben eine freie deutſche Ueberſetzung von Caſti's trefflichem Werk würde auch an der Zeit ſeyn, es mag ſich in den 26 Geſängen manches finden, was ſich, frei überſetzt, bei uns leicht an die leidige Wirklichkeit anſchmiegen würde.)

Den neuern Miſſionspredigern in Frankreich, und den Kreuzpflanzern ſagt der Liberal eben ſoviel Böſes, als Lächerliches nach. Unter die letztgedachte Kategorie gehört die Art, wie der Maire von Breſt den Paß der Miſſionärs viſirt haben ſoll: Vu bon pour aller plus loin, attendu que la ville de Brest jouit de la plus grande tranquillité. Unſere Polizeibehörden könnten das, in Ermangelung der Miſſionärs und Kreuzpflanzer, bei reiſenden Propheten und Proſelytenmachern nachahmen. Auch würde das: Vu bon pour aller plus loin, ſich nicht übel unter den Päſſen der ausländiſchen Emiſſärs ausnehmen, welche Verſchwörungsurkunden ſuchen.

Muſik.

Das Gebet des Herrn, nach Matth. Kap. VI. V. 9 – 13. Deutſchlands Schuljugend gewidmet vom ſchwarzen Becker, für eine Singſtimme mit Chor, in Begleitung einer Harfe (oder des Pianoforte) auch willkührlichem Accompagnement, von 2 Flöten, 2 Hörnern, Fagott (oder Baß) in Muſ. geſ. von C. Th. Theuß. Zum Beſten der Schröterſchen Waiſenkinder in Eiſenach. Weimar 1819. bey den Gebrüdern Hoffmann.

In neun Strophen ſind Einleitung, ſieben Bitten und Beſchluß des Vater Unſer in Verſe gebracht. Jede Strophe wird zuerſt von einer Stimme in ſanfter und frommer Melodie und dann vom Chor in anderer einfacher Melodie mit ernſter Harmonie vorgetragen. Die Begleitung der Harfe oder des Pianoforte bewegt ſich, ohne profan zu werden, meiſt in Triolen und gibt ſo dem Ganzen, das, wie es nun eben recht iſt, dem Choral ſich nähert, ein freieres Anſehen und Leben. Die übrigen Inſtrumente ſind zwar willkührlich, erhöhen jedoch die Wirkung. Geſang und Inſtrumente ſind ſo leicht, als man es nur verlangen kann, und das iſt denn bey der Beſtimmung dieſes Geſanges ſehr zu loben.

Der Ertrag dieſes Werkchens iſt der, auf dem Titel benannten, wohlthätigen Anſtalt beſtimmt. Es darf aber auch ohne dieſe Rückſicht jedem Singverein mit Recht empfohlen werden.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 30. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Schöne Literatur.

Vermiſchte Gedichte von C. v. d. D. zum Beſten der Abgebrannten in Clausthal, Hannover b. Hahn. 1819. Der Verf. ſchreibt S. IV. „an die Herren Recenſenten" alſo:

„Dies Buch, mit gutem Zweck allein
„Geweiht, iſt wahrlich nicht zu klein,
„Und gar nicht mal der Mühe werth,
„Daß Ihr es mit Kritik beehrt.
„Könnt Euch ja etwas ſeitwärts drehn,
„Als hättet Ihr gar nichts geſehn."
(Des Autors Wille ſoll geſchehn.)

„Kommt, laßt uns gute Freunde ſeyn."
(Iſt uns zur Ehr', wir ſchlagen ein.)

„Wie wär's, Ihr Herren Recenſenten
„Ihr würdet alle Subſcribenten?"
(Wir danken höflichſt, Herr Poet,
Wir wiſſen ſchon, was drinnen ſteht.)

Ein „Claſſiſches Theater der Franzoſen" überſetzt von Peucer, beginnt bei Brockhaus zu erſcheinen. Nicht blos die doctrinelle (etwas lang gerathne) Vorrede, ſondern auch die Ueberſetzung ſelbſt (der 1819 erſchienene erſte Band enthält Voltäre's Zaire) verbürgen ein rühmliches Streben nach Correctheit, und nur auf dieſer Bahn iſt etwas in Ueberſetzung der Franzöſiſchen Tragödie zu leiſten, deren größtes (freilich nicht echt poetiſches) Verdienſt in der Correctheit beſteht. Es gehört ſchon ein ſehr geübter, braver Verskünſtler dazu, um folgende Stelle.

Non, je ne serai point indigne de mon frère,
Des mes aieux, de moi, de mon malheureux père;
Mais parlez à Zaïre, et ne lui cachez rien,
Dites....quelle est la loix de l'empire chretien?...
Quel est le châtiment pour une infortunée,
Qui, loin de ses parens, aux fers abandonnée,
Trouvant chez un barbar un généreux appui
Aurait touché son ame et s'unirait à lui?

Vers um Vers ſo zu überſetzen, wie Hr. Peucer.

Man ſoll der Ahnherren Muth, des Bruders Kraft,
Den Vater und mich ſelbſt in mir erkennen.
Doch gieb mir Antwort, und verhehle nicht,
Treu kündige des Chriſtenreichs Gebot (beſſer Geſetz).
Was iſt die Strafe für ein armes Mädchen,
Das, von den Aeltern fern, in Sclavenketten,
Durch eines Heiden Heldenmuth beſchützt,
Sein Herz gewänn' und ſich mit ihm verbände?

Iſt hier und da die Ueberſetzung vielleicht etwas minder gelungen; ſo hat der Leſer einen correcten Abdruck der Urſchrift gleich zur Linken gegenüber. Wir wenigſtens haben Herrn Ps. Arbeit überall zuſagender gefunden, als des Herrn von Maltitz Athalia (1816) und Alzire (1817) mit der „heiligen Trompete" und der „heiligen Sache" und dem „für Gott und den König," wobei die Hall. Lit. Zeit. No. 151 Jahrg. 1819 die Bemerkung machte, daß Athalia nicht im Preußiſchen ſpielte; nicht zu gedenken der allerneuſten Ueberſetzung der Phädra à la Gottsched, wovon das Morgenbl. No. 195 ein Fragment geliefert hat:

Verzeihe meinem Schmerz! Was drauf ſich zugefüget,
Bleibt mir ein Thränenquell, der nimmermehr verſieget.

Dieſer Schmuck des (jetzt häufig gähnen machenden) Morgenblattes könnt' uns verſuchen, den Alexandriner ſo zu apoſtrophiren:

Steifleinewandner Vers, der nimmermehr verſieget,
Wie biſt du jämmerlich, wenn Reim den Sinn verbieget.

„Fürſtlicher Ernſt und Scherz" iſt der Geſammttitel zweier Dramen, welche Herr Kroneisler (der Kaſſeliſche Theatercorreſpondent der Abendzeitung) „allen Bühnen edlerer Art, die bereits manches Heilſame beförderten," freundlich gewidmet hat. (Leipzig bei Hartknoch 1819). Was ſollen ſie damit machen? Das erſte Stück, ein Luſtſpiel, will einen Fürſten zeigen, wie er nach Herrn Ks. Einſicht ſeyn ſollte, und in einem Duodezreiche allenfalls auch ſeyn könnte; aber er ſpricht blos ſeine Geſinnungen aus, und findet gar keine Gelegenheit im Kamſe der Leidenſchaften oder in der Verwickelung der Begenheiten ſie zu bethätigen. Während in einem anſtoßenden Saale ein Concert (der Verfaſſer nennt es puriſtiſch ein Tonfeſt) gehalten wird, läßt er einige ſeiner Gäſte davon abrufen, und mahnt ſie von ihren üblen Angewohnheiten, Schwachheiten oder Gemüthsfehlern ab. Das iſt das Weſentliche der ganzen Fabel. Gelegentlich ſpricht er den Entſchluß aus, in ſeinem Lande das öffentliche, mündliche Proceßverfahren einzuführen. Daraus

Ausgegeben den 30. Septbr.

macht der Verf. ein zweites Stück, ein Schauſpiel, worinnen wieder keine Fabel iſt. Ein Unterthan plädirt gegen die Gemahlin des Fürſten um die Gültigkeit eines Vermächtniſſes, gewinnt den Proceß, ſchenkt das Object den Armen, das Volk applaudirt und der brave Fürſt ſammt ſeiner edlen Gemahlin thun ein Gleiches. Selbſt das geduldigſte Publicum wird das Gegentheil thun, wenn es im 5ten Auftritte, welcher von S. 84 — 112 reicht, eine Appellation in optima forma juſtificiren und quoad formalia et materialia beſtreiten hört; obſchon das Kapitel von der öffentlichen Juſtiz jetzt ein Modekapitel iſt. Grävells neueſtes Werk dagegen, ſo voluminös es iſt, wird mit weit mehr Antheil geleſen werden, als dieſes kleine Schauſpiel dafür. Der Name Kroneisler iſt übrigens ein angenommener, wie wir hören. Der Verf. iſt Jurispracticus und wird wohl thun, bei ſeinen Amtsgeſchäften zu bleiben.

Schneeglöckchen von Maria (Hamburg b. Herold 1819), ſieben an der Zahl, ſämmtlich Erzählungen in Proſa. Wir haben die erſte, welche tragiſch, und die ſechſte, welche komiſch ſeyn ſoll, pflichtmäßig durchgeleſen, die übrigen durchblättert. Sie ſind in ganz leidlichem Style geſchrieben, auch recht hübſch gedruckt; ſollten wir ſie aber nach dem Inhalt unter die Blumen rangiren, ſo würden wir wenigſtens die beiden, welche wir durchgeleſen haben, lieber Gänſeblümchen als Schneeglöckchen nennen. Maria (Fräulein oder Frau) deute das jedoch nicht übel. Der Stoff iſt überall (wie wir bei den fünf ungeleſenen auch bei dem bloßen Durchblättern wahrgenommen haben) Liebe, und wer weiß nicht aus Göthe's Fauſt, daß die Liebe gern mit Gänſeblümchen ſpielt. Gretchen zerpflückt eins Blatt für Blatt, um zu ſehen, ob auf das letzte Blatt „er liebt mich" oder „er liebt mich nicht" kommen wird; und dieſes Intereſſe des liebeluſtigen Gretchen an ihrem Gänſeblümchen iſt das einzige, welches Leſer, die keine Recenſenten ſind, allenfalls bewegen könnte, ſo eine Erzählung Blatt für Blatt zu leſen.

„Die Gleichen" heißt ein neues, romantiſches Schauſpiel von Achim von Arnim, (Berlin b. Maurer 1819) welches beſſer der Ahnherr heißen würde, als Gegenſtück der Ahnfrau: denn ein verſtorbener Ahnherr treibt darin ſeinen Spuk durch einen alten Diener, der gleichſam von ihm beſeſſen iſt, und deshalb mit zwei Stimmen ſpricht, ſo daß ihn die gemeinen Leute für einen Bauchredner halten.

Die Geſchichte von den zwei Weibern des Grafen von Neugleichen kommt hier vor in Verbindung mit einer nicht ſehr intereſſanten Geſchichte des verwandten Namens Altgleichen; (daher der Titel,) läuft aber dahin aus, daß der Graf ſowohl ſeine deutſche Frau, als ſeine morgenländiſche Braut jede einem andern geliebten Ritter überläßt, und in ein Kloſter geht. Was Herr A. v. A., den wir übrigens für einen dichteriſchen Geiſt halten, mit dieſem Drama eigentlich hat ſagen wollen, haben wir nicht ergründen können. Mögen die Leſer glücklicher ſeyn.

Herr Joh. Baptiſt von Zahlhas hat ein Trauerſpiel, Heinrich von Anjou, herausgegeben (Leipzig b. Voß 1819), welches aus einem Kapitel des Gil Blas (le mariage de vengeance) gemacht iſt. Da es bei jedem guten Theater wenigſtens Einen tüchtigen Böſewicht giebt, ſo hat Herr v. Z. einen in die Erzählung des Le Sage hineinzubringen gewußt, indem er den Connetable (hier Herzog von Ponti) ſchwarz angeſtrichen. Dahingegen aber, und weil umgekehrt die Schauſpielerinnen nicht gern dran gehen, böſe Weibsbilder darzuſtellen, hat er die Prinzeſſin Conſtanze, welche andere Bearbeiter dieſes Stoffes bösartig gezeichnet haben, mit weißem Pinſel angeſtrichen; jedoch hat er nicht etwa eine abgeſchmackte weiße Frau daraus gemacht, ſondern eine wahrhaft tugendhafte, fromme, der freiwilliger Aufopferung irdiſcher Neigung fähige Perſon, deren moraliſcher Reiz ſogar den äſthetiſchen Werth des Helden und der Heldin in Schatten ſtellt, welche eigentlich nichts ſind, als jung und verliebt. Einen ganz wunderlichen Einfall hat übrigens Herr Baptiſt v. Z. gehabt: er läßt ſchon im erſten Akt Blanka ihrem Vater bekennen, daß der Prinz durch die künſtliche Tapetenthür in ihr Schlafgemach gekommen ſei. Thäte nun der Vater ſeine Schuldigkeit, wir meinen, ließ er vor allen Dingen, und ehe er noch die Tochter an den Connetable verheirathet, dieſe gefährliche Thür zumauern, ſo könnte der Connetable den Prinzen nicht im Schlafgemache ſeiner neuangetrauten Braut finden, und — die tragiſche Cataſtrophe nicht paſſiren, welche durch dieſes feindliche Zuſammentreffen herbeigeführt wird. Wir rathen dem Herrn v. Z., bei ſeinen zukünftigen Tragödien im erſten Akte ſtets den letzten vor Augen zu haben, und überhaupt an fremden Stoffen, die er bearbeitet, nichts zu verbalhornen noch zu verpfuſchen; welches ihm bereits bei ſeiner Bearbeitung der Grieſiſchen Ueberſetzung von Calderons Leben ein Traum mißrathen iſt.

Freie Mittheilungen eines Literaturfreundes.

Man ſagt immer vom Deutſchen, daß er ſehr bedächtig, langſam und gründlich ſei, dennoch muß er ſich bei ſeinem geiſtigen Aufſtreben wohl etwas übereilt haben, indem man ihn in vielen Dingen ſchon wieder umkehren ſieht, wie wenn er etwas vergeſſen hätte. Nach einer gewaltigen Aufklärung wirft man ſich wieder dem Glauben in die Arme, man wird wieder orthodox, pietiſtiſch, myſtiſch, ja ſogar katholiſch. Beſonders ſucht man die Deutſchheit rückwärts, und kann ſie nicht finden. Mahler gehen wieder bei den Altdeutſchen in die Schule und ahmen ſie nach mit Stumpf und Stiel. Dichter holen die vermißte Unſchuld und abhanden gekommene Biederherzigkeit aus ſtaubigen Rittergeſchichten und aus der breitſchößigen Sprache der Nibelungen wieder herauf. Und ſogar in der Philoſophie hält man es für rathſam, ſich wieder nach den ältern Syſtemen umzuſehen. Von der dürren Beſtimmtheit **Kants** ging es ſchnell zu dem ſtärkern, mehr verſprechenden Selbſtvertrauen **Fichte's**, und dann gleich zur Alles umfaſſenden Phantaſie-Philoſophie **Schellings**. Jetzt zappeln die Philoſophen gewaltig in den Lüften, und wünſchen wieder etwas Grund und Boden, weshalb mancher bei aller Luſt zur Schwärmerei es nicht verſchmäht, ſeinen Fuß wieder auf eine noch wohlerhaltene Kantiſche Ruine zu ſetzen. Darüber iſt indeß der Eifer für neue Syſteme ſchon halb erloſchen, ſo daß einer jetzt das kühnſte Gebäude aufſtellen kann, ohne nur im mindeſten Bewunderer, Nachfolger, oder auch nur — einen Kritiker zu finden. So ſcheint es dem zum Kampf gerüſteten **Arthur Schopenhauer** zu gehen mit ſeinem Buche: **die Welt als Wille und Vorſtellung**, worüber nirgends etwas zu vernehmen iſt. Bis alſo die rechten Kritiker aufwachen, kann wohl hier eine freie Mittheilung und Herzensergießung darüber nicht ſchaden. Das Buch erfordert ſchon etwas Ausharren. Es iſt 45 Bogen ſtark. — Zum Glück iſt es nicht in Paragraphen, ſondern in einem ganz freien Vortrage geſchrieben. Auf die Benennung **Wille**, worunter hier jede beſtimmt ſich äußernde Lebenskraft in jeder Geſtalt (Stein, Pflanze, Thier oder Menſch) zu verſtehen, ſcheint den Verfaſſer nach einer Anmerkung **Jacob Böhme** geführt zu haben. Das ganze Werk iſt ſehr ausgezeichnet und leſenswerth. Mitunter geht es ſehr ins Einzelne, und da hat es mir gerade am beſten gefallen; beſonders in dem dritten Buche, das die **Kunſt** zum Gegenſtande hat, ſind ganz herrliche Sachen. **Ergötzlich** wird es dadurch, daß des Verfaſſers Perſönlichkeit öfters quer durchläuft und Hiebe rechts und links austheilt, doch hat mich ſeine göttliche, das heißt, unmenſchliche oder nur gar **zu** menſchliche Grobheit ſpäterhin unwillig gemacht, beſonders in ſofern ſie **Schellingen** betrifft, auf den er mit ſchnöder Verachtung herabſieht, und den er mit bloßem Spott abfertigt, ſagend, ſein ſchwacher Geiſt ſey nun einmal nicht fähig, eine **Vernunftanſchauung**, das **Conſtruiren**, das **Abſolute** ꝛc. zu faſſen, und gleichwohl äußert er ſelbſt, daß die **Ideen**, die ihm das Höchſte ſind, ſich eben vom Begriffe dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht bloß abſtract, ſondern anſchaulich ſind; ſeine **Vorſtellung** und ſein **Wille** ſind eben ſolche Zauberformeln, wie Schellings **Endliches** und **Unendliches**, aus denen er alles zu erklären meint. Das allerärgſte aber iſt, daß alle ſeine Hauptideen mit den Schellingſchen ſchlechthin in Eins zuſammenfallen, daß Schelling das alles, nur anders, geſagt hat, was — wie er mehrmals verſichert — **von ihm zum erſtenmal geſagt ſey**. Mir kommt es wirklich vor, als ſey er böſe und neidiſch auf Schelling, daß dieſer ihm gleichſam alles vorweg genommen hat, und er ſtellt ſich nun, als habe er lauter Unſinn oder **Windbeuteleien** (ſein Lieblingswort) vorgebracht.

Am wenigſten hat mich das letzte Buch, das vom **Ethiſchen** (Moraliſch-religiöſen) handelt, befriedigt, und auf dieſes hält er grade das Meiſte. Das Höchſte iſt ihm die Aſcetik, die mönchiſche Weltanſicht, das übertriebene Chriſtliche. Ein Heiliger zu ſeyn, iſt ihm das höchſte ethiſche Ideal, wornach jeder ſtreben müſſe, weil nur durch die Erkenntniß der **Nichtigkeit** der Welt eine gänzliche Abziehung von ihr, und dadurch die wahre Seelenruhe und Heiterkeit zu erlangen ſey. Schlimm iſt es nur, daß nach ihm wieder jene Erkenntniß nicht in der Macht des Menſchen ſteht, und daß, nach dem Ausdruck der Theologen, die Wiedergeburt eine Gnadenwirkung iſt. Dadurch verliehrt nun wieder der Wille ſeine Freiheit, ſeine **Allmacht**, wie er es nennt; nur wenn die Gnadenwirkung nicht ausbleibt, dann zeigt ſich erſt die ſogenannte Allmacht. Solcher Widerſprüche finden ſich in dieſem Buche unzählige, die er freilich nie zugeben wird, immer ſagend, man habe ihn nicht verſtanden. — Was er von dem Leben nach dem Tode hält, darüber kommt man nicht ganz ins Klare, und er ſcheint abſichtlich darüber nicht grade heraus zu ſprechen; indeß deutet er, wie mir ſcheint, im Allgemeinen darauf hin, daß nach dem Tode die Individualität nicht fortdauert; im Einzelnen aber ſcheint er ihr eine Fortdauer zuzugeſtehen, und zwar bei denen, die ſich noch nicht vor dem Tode ganz gereinigt haben. So ſagt er vom Selbſtmörder, ſein Tödten werde ihm nicht helfen, indem er nämlich nicht darum ſich tödte, weil er der

Welt geiſtig abgeſtorben, den Willen zum Leben ganz aufgegeben habe, ſondern weil ihm nur das gegenwärtige Leben nicht mehr gefalle und er ein anderes ſuche. Nun aber — um nur noch einen grellen Widerſpruch zu zeigen — geſteht er doch ein, daß die Heiligen ſelbſt die Welt noch immer nicht ganz überwinden, immer noch mit ihr zu kämpfen haben; wie nun, wenn ſo ein Heiliger in einem ſolchen Kampfe vom Tode überraſcht wird? da lebt er dann wahrſcheinlich auch noch fort; — hierüber ſagt er nun keine Sylbe.

Was Gott betrifft, von dem iſt gar nicht die Rede; er ignorirt ihn; leugnet ihn aber nicht, ſo daß er ſich den Rücken frei gehalten hat. — Was mich in dem Buche anfangs und in der Mitte ausnehmend anzog, iſt das Realiſtiſche, das auf das Leben ſelbſt Gehende — ganz im Götheſchen Geiſte; und hier gefällt er mir beſſer als Schelling, der allerdings ſich zu viel mit Formeln mag abgegeben haben. Schopenhauer ſetzt den Leſer gleich mitten in die Welt, ohngefähr wie jedes Individuum ſich für den Mittelpunct der Welt hält, und nun ſchildert er die Welt mit unvergleichlicher Kraft, Anſchaulichkeit und genialer Naivheit. Hiernach erwartete ich am Ende ganz andere Reſultate, und dieſelbe Naivheit im Ethiſchen. So wie er aber ſich dieſem nähert, tritt ſchon Einſeitigkeit in ſeine Anſicht der Welt, von welcher er die düſtere Seite viel zu ſehr hervorhebt, ſo daß man wirklich davor ſchaudern muß. — Dem gemäß iſt auch ſeine Anſicht von der Liebe im Allgemeinen, die ihm zum Mitleid wird, ſo daß er alſo jene Liebe, die ſich ganz in ihren Gegenſtand verliehrt, und die einige der hellſten Momente im menſchlichen Leben giebt, gänzlich ignorirt, und dadurch eine heitere Farbe des Lebens völlig ausſchließt.

Unter dem, was er über die Kunſt ſagt, hat mich beſonders gefreut ſeine Anſicht von der Muſik, die er als die höchſte, reinſte aller Künſte mit wahrer Begeiſterung und philoſophiſcher Gründlichkeit preiſt und hervorhebt. — Etwas von ſeiner ſpätern Einſeitigkeit ahnte ich bei ſeiner Anſicht vom Tragiſchen, indem er es ſo hoch ſtellt, daß das Komiſche tief unten zu liegen kommt. Wie gering er dieſes hält, zeigt ſeine Theorie, die er auf zwey Seiten, gleich zu Anfang, da, wo man es gar nicht vermuthet, wie ein Millionair dem Bettler eine Gabe, hinwirft, noch dabei laut rufend: Er ſey der Erſte, der eine Theorie des Komiſchen gebe. Er giebt aber weiter nichts an als Witz und Thorheit! und, was mir ſehr aufgefallen iſt, in dem ganzen Werke, das ſo vieles berührt, iſt nicht ein einziges Mal vom Humor die Rede, ja nicht ein einziges Mal wird eine Anſicht gegeben, die der humoriſtiſchen auch nur nahe käme, welche mir doch grade diejenige zu ſeyn ſcheint, die Tragiſches und Komiſches vereinigend oder vielmehr verſchmelzend alle Seiten des Menſchenlebens berührt und ſo das Vollſtändigſte leiſtet.

Auffallend iſt es noch, daß er über die Geſchichte als Entwickelung des Menſchen gar nichts ſagt, da er doch davon ſpricht, daß der Menſch jetzt mündig geworden ſey. Hier iſt auch wieder keine Conſequenz; ſonſt ſtimme ich ſeiner Behauptung gern bei, daß die Welt ſich immer wiederholt und eigentlich nichts Neues geſchieht. — Sein Hauptverdienſt iſt wohl die Vereinfachung und Vernatürlichung der Philoſophie, nur wird die letztere freilich zum Theil wieder durch die übernatürliche Aſcetik aufgehoben. Wie ihm dieſe am Herzen liegt, beweiſt beſonders folgende Stelle. „Selbſt der große Göthe, ſo ſehr er Grieche iſt, hat es nicht ſeiner unwürdig gehalten, uns dieſe ſchönſte Seite der Menſchheit im verdeutlichenden Spiegel der Dichtkunſt zu zeigen, indem er uns in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele das Leben des Fräulein Klettenberg idealiſirt darſtellte.“ Er hätte nur auch noch bemerken ſollen, daß Göthe die ſchwachen Seiten dieſer ſchönen Seele keinesweges in Schatten geſtellt hat, und keinesweges mit dieſer Darſtellung ein Muſterbild hat geben wollen.

Endlich muß es noch befremden, daß er von dem, was man das Weltgebäude nennt, gar nichts ſagt, und dieſes, wie Gott, gänzlich ignorirt, und ſo thut, als wenn der Menſch ſchlechthin das Höchſte ſey, was die Natur hervorgebracht habe und hervorzubringen vermöge.

Die gelehrten Zeitungen werden ſich bei dieſem Werke recht zuſammen nehmen müſſen, da der Verfaſſer gleich in der Vorrede ſehr trotzig auftritt, und ſich ſchon im voraus über ſeine Leſer luſtig macht, die Fähigkeit der Meiſten bezweifelnd, ihn zu verſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unreife Jugendfrüchte.

„Nachdem in dem kreiſenden Aufſteigen der „Menſchheit allmählig ſchier alles Poſitive in den „vielfältigſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen, „wurde der ſeiner ſelbſt, als eines mit ſich übereinſtimmenden, gewiſſe Geiſt — zur unbedingten Ergründung alles ihm von irgendher Gegebenen erregt, und im Vollführen der angeſtrengten Arbeit „zum Bewußtſeyn ſeiner unendlichen Selbſtbeſtim-

„mung (Autonomie) erhoben." Wenn das, wie wir faſt von unſern mehreſten Leſern befürchten, nicht anſtehen ſollte; der frage den Herrn D. Carove, deſſen Vorwort zu ſeiner Broſchüre über die Ermordung Kotzebues, dieſe und manche ähnliche eben ſo dunkle Stelle enthält. Wer unverſtändlich ſchreibt, ſoll, ſagt man, auch unverſtändlich denken; das iſt aber nicht wahr, denn Herr Carove iſt Doctor der Philoſophie, folglich mag die Schuld, daß wir Vieles in gedachtem Werke nicht verſtehen, wohl an uns liegen; wir lernen aus letzterm, „daß in der erhöhten Beweglichkeit des erſtarkten Geiſtes, der tiefſte Grund zu erkennen iſt, der das deutſche Volk aus der ſchmählichſten Knechtſchaft zur begeiſterten Befreiung, und den deutſchen philoſophirenden Geiſt, aus der Verſandung leerer Aufklärung, zur Höhe der gediegenſten Speculation, und auf dieſer Höhe, vom Selbſtbewußtſeyn zur Natur, vom Wiſſen zum Glauben, von der Anſchauung zur Ahndung, — und endlich durch den tiefſten Denker der neuen Zeit, durch Hegel, zur Vereinigung der Entgegengeſetzten im ſpeculativen oder Vernunft-Begriffe, hingeführt hat." „Wie der Sinn" fährt der Verfaſſer fort „des geiſtigen Auges ſich bis ins Unendliche erweitert hat, und in der That ein Sinn der Univerſalität oder der Totalität genannt werden kann; ſo iſt bei der Ueberzahl der Denkenden jene innigere Hingabe an — und Vertiefung in — das Einzelne einer gewiſſen Oberflächlichkeit gewichen, die aber ihrerſeits nur ſo lange noch herrſchen wird, bis der freigelaſſene Geiſt ſeinen jugendlichen Leichtſinn und Uebermuth gebüßt und gekühlt, und zugleich von den geiſtigen Heroen zum Maaß, zur Zucht und Tiefe hingeführt ſeyn wird. Bis dahin aber wird ſich über Jegliches eine Fluth ſeichter und einſeitiger Urtheile ergießen, weil jeder zwar gleich bereit zu Gericht zu ſitzen, hierzu aber ſein eigenes Geſetzbuch mitbringend, oft das größte Ereigniß unter ſeinem engherzigen Maaß verkrüppeln, oft auch das Unbedeutendſte und Winzigſte von ihm zu einem ſcheinbar Großen auseinanderrecken wird. So geſchieht es denn, daß wir einzelne Vorfälle, die durchaus nur als Zufälle zu betrachten ſind, von innerlich hohlen Gemüthern, als Weltbegebenheiten ausgeblaſen hören, und daß wahrhaft geſchichtliche Individualitäten und Ereigniſſe, von Krämerſeelen auch nach ſchlechtem Krämergericht gewogen werden." Herr Carove nennt ſich Lizenziat der Rechte; dieß dürfen wir nicht außer Acht laſſen. Gott ſtehe allen denen bei, die mit dem Herrn Carove dereinſt als Richter oder Rechtsanwald in Verhältniſſe kommen. Er ſagt: Carl Sand wägt lange und beſchließt mit ſich allein, von keiner perſönlichen Beleidigung dazu aufgereizt, ſondern nur von der Meinung und Hoffnung, ſein Vaterland von einem ſeiner Feinde zu befreien, getrieben, und vollführt mit der ruhigſten Beſonnenheit, die Ermordung des ruſſiſchen Staatsrathes von Kotzebue, — eines Mannes, der fortwährend im Dienſte des unumſchränkten Beherrſchers eines, zu franzöſiſcher Bildung ſich hinneigenden, noch zum großen Theil rohen Volkes, — zuletzt es übernahm, ſeinem Gebieter, der ſeinen Aeußerungen nach einen allgemeinen Frieden bezweckt, und wohl darum beſonderes Intereſſe an Deutſchland, als dem Brennpunkte des europäiſchen Geiſtes, zu nehmen ſcheint, — geheime Berichte über die merkwürdigſten Erſcheinungen im öffentlichen Leben des deutſchen Volkes zu erſtatten, und, wie es in einem öffentlichen Blatte verlautet, die dem ruſſiſchen Kabinette mißfälligen geiſtigen Richtungen durch ein deutſches Wochenblatt zu bekämpfen; — eines Mannes ferner, der den Satyr mit eiſerner Stirne ſchreiben und zugleich ſo geſchmeidig dem Geſchmack einer gewiſſen Zeit, und der Bildung einer gewiſſen Menſchenclaſſe huldigen konnte, daß ſein in dieſer Hinſicht fruchtbares Talent ſeit vielen Jahren her beinahe ausſchließlichen Beſitz von den deutſchen Schaubühnen genommen, ungeſtört und unverändert durch den vielſeitigſten Tadel und die bitterſte Verachtung, die ihm ſchier von allen gleichzeitigen ausgezeichneten Schriftſtellern zu Theil geworden iſt; — eines Mannes endlich, der in ſeinem Wochenblatte das Panier des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes aufpflanzend, die ſeit längſt berüchtigt gewordene Aufklärung dadurch perennirend zu machen ſtrebte, daß er alle höhere Regungen der neueſten Zeit im Wiſſenſchaftlichen- Volks- Staats- und Jugendleben mit den Waffen einer ſcheinbaren Mäßigung, gutmüthigen Spottes und weltkluger Erfahrung bekämpfte, und auch auf dieſem Felde eben ſo ſehr ſich eines zahlreichen begierigen Publikums rühmte, als er gleichgültig den Haß und die Verachtung eines großen Theils ſeiner Zeitgenoſſen zu überſehen ſchien.

Einem Schriftſteller verzeihen wir nicht, wenn er zum Nachtheil der Ehre eines Dritten, ein Wort, ohne den vollgültigſten Beweis in die Welt hinaus ſchreibt, um wie viel mehr dürfen wir vom Herrn Carove, einem Licenziaten der Rechte, fordern, daß er jede der vorſtehenden Beſchuldigungen mit den vollgültigſten Beweiſen belegt! Und geſetzt, er vermöge dieß, war denn Kotzebue des Todes ſchuldig? war Sand berechtigt, ihn vom Leben zum Tode zu bringen?

Wie kann ein deutſcher Rechtsverſtändiger nur eine Sylbe zur Vertheidigung oder auch nur zur Entſchuldigung dieſer ſcheußlichen Mordthat ſchreiben?

Von der Logik und der hiſtoriſchen Anſicht des Verfaſſers nur eine Probe: „Wie nun ſchon in den letzten Zeiten der Alten Welt, das allgemeine Leben des Glaubens und des Staates in dem herrſchend gewordenen Eigennutz ſeinen Untergang fand, und das reinere Gefühl in ſich ſelbſt zurückgedrängt wurde, bis endlich nach manchen Verirrungen deſſelben die Liebe, rein heraus geboren, den hellen Tag einer neuen Weltſchöpfung eröffnete, ſo dürfen wir in dieſer Zeit, die ſich als jüngſtes Gericht der neuen Welt offenbart, einer, wenn auch höheren, doch ähnlichen, Wiedergeburt aus dem Urborn alles Lebens entgegen ſehen. Von dieſer Seite aus betrachtet, möchten wir dann das tragiſche Ereigniß als eine, in Beziehung auf das Ganze – nothwendige, Criſis in der Epoche des Uebergangs von einer Zeit in eine andere betrachten!“

Soll Sands Mordthat Criſis in der Epoche des Uebergangs von einer Zeit in eine andere ſein, ſo iſt ſie es nur in der Epoche des Uebergangs von der beſſern Zeit in die ſchlechtere, die um ſo verderblicher wird, wenn viele ſolcher Schriftſteller in ihr auftreten.

Herr Carove ſchließt ſeine Betrachtungen Seite 34 verſöhnt, ſeit er vernommen, daß der Schuldige, indem er es geſtattet, daß ihm das Leben erhalten werde, ſich der gerechten Verſöhnung des verletzten Rechtes nicht entziehen zu wollen ſcheine. —

Was heißen dieſe dunkeln Worte? Wo ſind wir hingerathen, wenn wir uns über Jemand freuen, der es geſtattet, das ihm das Leben erhalten werde? Unter der Verſöhnung des verletzten Rechts kann doch wohl nur die Todesſtrafe verſtanden werden; daß Sand ſich dieſer entziehen wolle, wird ihm Niemand verargen; Wenn ſich der Verfaſſer aber aufrichtig darüber freut, daß Sand ſich ihr unterwerfe, ſo ſöhnen wir uns mit ihm gern aus, denn er giebt dann zu, daß er Sands Leben für Sands ſchwerſte Laſt anſehe.

Für die Juden.

Herr L. L. Hallwitz zu Werl hat einen Verſuch geſchrieben, der über die Organiſation der Israeliten in Deutſchland handelt und den er der preußiſchen Regierung zu Arnsberg in tiefſter Ehrfurcht widmet. Manches Wahre und Beherzigenswerthe wird da geſagt, aber auch manches was an das Sprichwort erinnert: „Gieb einen Finger und man verlangt den Arm.“ Tendenz und Schreibart laſſen in dem Vf. den Juden erkennen und eine Aeußerung auf der letzten Seite ſeiner Schrift beſtätigt dieß. Wer wird es ihm daher verargen wenn er nach Kräften zum Beſten ſeiner Glaubensgenoſſen ſpricht, ihre ſtarken Schattenſeiten ſo viel wie möglich verdeckt und das Gute, was ſich bei ihnen zeigt, ins hellſte Licht zu ſtellen ſucht; wer kann es dagegen aber auch uns verdenken, wenn wir nicht in ſeine Anſichten und Forderungen ganz einſtimmen und — wenn auch gerade nicht das Verfahren billigen, was in Meiningen von den dortigen Einwohnern ohnlängſt gegen die Juden ausgeübt worden ſeyn ſoll und kürzlich auf eine andere Art in Würzburg, Frankfurt und Bamberg ſtatt fand — weder wünſchen noch hoffen, daß Fremdlingen, die nie heimiſch wurden bei uns und nie es werden können, ſo lange ſie bleiben was ſie ſind, dieſelben Rechte zu Theil werden, die uns gebühren, weil ſie in unſerm Volksleben gewurzelt, begründet und beſtanden ſind. Denn ein Himmelweit verſchiedenes Verhältniß iſt das zwiſchen den verſchiedenen chriſtlichen Secten untereinander obwaltende und das, welches zwiſchen Chriſten und Juden beſteht, was freilich der Vf. nicht Wort haben will und befangen genug meint, es wäre keine größere Kluft zwiſchen letztern, als zwiſchen Proteſtanten und Katholiken. Mit gleichem Recht, wie die Juden, könnten auch die Muhamedaner bei uns gleiche Bürgerrechte mit uns verlangen; es iſt aber wohl keinem Zweifel unterworfen, daß ſolches die Grundveſten der auf das Chriſtenthum gebauten Europäiſchen Staaten auf ein Mal ſtürzen würde.

Schutzverwandte, denen die Geſetze Recht und Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wie jedem Andern, das können die Juden, ſo lang es ihnen beliebt, unter uns als Verehrer des Talmud zu wohnen, wohl ſeyn, nie aber mit völlig gleichen Rechten ohne Ausnahme Bürger eines chriſtlichen Staates, der andere Tendenzen hat, als der engherzigſte aller Glauben, der Judäismus, je hatte. Daher, wollen ſie ſeyn, was wir ſind, ſo mögen ſie Chriſten werden, denn wir wollen es gern bleiben und haben nicht Luſt Juden zu werden; dieß müßte und würde aber früh oder ſpät zum Theil, wenigſtens im Geiſt, geſchehen, wenn es — wofür uns Gott behüten mag — je dahin kommen ſollte, daß vermöge der ertheilten gleichen Staatsbürger-Rechte, Juden an die Spitzen unſerer Verwaltungen zu ſtehen kämen. Dann möchte es Zeit ſeyn, den entehrten Boden zu fliehen und lieber in fernen Welttheilen ein neues Vaterland zu ſuchen, als unter dem Druck nie heimiſch werdender Fremdlinge, wie einſt die Egypter im eigenen Lande, zu ſchmachten.“ Wir haben arg geſchrieen, und mit Recht, als in der jüngſten Vergangenheit die Kriegswuth eines (was nicht zu leugnen iſt) tapfern Nachbarvolkes uns aus der Reihe ſelbſtſtändiger Völker auszuſtreichen drohte, und der erwachte Nationalſinn des geſammten Deutſchlands wieß die Fremden in ihre Schranken zurück; wir ſchreien noch, und mit nicht minderem Recht, über Englands See- und Handelsdruck; beides aber, den Kriegsdespotismus der Franzoſen, wie das Handelsgewicht der Britten, hatten und haben wir ſelbſt auf uns geladen durch unzeitige Nachgiebigkeit und fehlerhaftes Verfahren. Sollen wir nun noch ein Mal die Schule durchmachen und zwar viel Schmachvoller, als es ſchon geſchehen? ſollen wir unſern Kindern und Enkeln die Schande aufladen — was ohne Zweifel geſchehen wird und muß, dafür bürgt Geſchichte, Erfahrung und des Judäismus bekannter Geiſt — dermaleinſt, durch leichtſinnige Verſchleuderung unſerer heiligen, mit Blut genug erkauften Rechte, ſich als Knechte und Untergebene derjenigen zu ſehen, die vorgezogen haben, lieber Heimathlos unter fremden Völkern vom Mark fremder Lande zu leben, als ehrenvoll und ritterlich das eigene zu vertheidigen, oder ſich ein neues zu ſuchen, wie andere Völker thaten, deren Urwohnſitze von übermüthigen Eroberern überſchwemmt wurden.

Befangenheit im hohen Grade zeigt es, wenn der Vf. ſagt: Sie (die Israeliten, denn Juden will er ſie durchaus nicht genannt wiſſen) waren im Ganzen nicht zu entbehren; darum ſchätzte ſie der Staat ꝛc.“ (Zu entbehren wären ſie füglich immer geweſen, und mancher Seufzer gedrückter Armuth wäre ohne ſie unter uns weniger emporgeſtiegen; daß ſie aber ab und an von ſchlecht wirthſchaftenden Fürſten in ſelbſt verſchuldeten Finanznöthen, geſchätzt wurden, wiſſen wir wohl, es beweißt aber ſolches nichts, als daß es Regierungen und Regierende gab, die nicht waren, wie ſie ſeyn ſollen, und daß auch hier die Juden ſehr gut zu entbehren geweſen wären.) „Zwei, nicht viel irdiſches Heil bringende Beſitzthümer, die man den Israeliten nicht entreißen konnte, mußten ihnen Schadloshaltung geben: das waren Religion und Handel.“ (Letzterer, dächten wir, gewährte in der Regel wohl mehr irdiſches als jenſeitiges Heil und Schadlos gehalten, das muß man ihnen laſſen, haben ſich die angeblich allein darauf Reducirten hinlänglich damit. Wenn ihnen die Beſchränkung aber ſo unangenehm und drückend iſt, warum ziehen denn keine Juden in die neue Welt, wie jetzt viele Chriſten thun, denen es zu enge im Vaterlande wird? da giebt es Raum und Boden genug zur Ausbreitung in jeder Art und thätige Menſchen werden dort gerne geſehen. Freilich gehört dazu Thätigkeit, Arbeitſamkeit und Muth; Handeln und Schachern iſt aber leichter, als Graben und Pflügen.) Die Israeliten allein ſollen gegenwärtig unter ſich in Deutſchland an Vierzig (ſage 40) mehr oder minder bedeutende Schriftſteller zählen. (Geſudelt wird freilich jetzt im lieben Vaterlande genug von Chriſten und Juden, von Männern und Weibern, denn es iſt leider heut zu Tage faſt dahin gekommen, daß, wer nichts Beſſeres vorzunehmen hat, die Schriftſteller Feder ergreift, daher denn auch die Menge ſauberer, beſonders weiblicher Producte, die man füglich Sünden nennen kann. — Vierzig bedeutende Schriftſteller trauen wir uns aber kaum jetzt in ganz Deutſchland zu finden, ſelbſt wenn wir die Laterne des Diogenes nähmen, und ſo viel ſollten allein die Nachkommen Abrahams auf ein Mal haben? Oder zählt vielleicht der Vf. zu dem Range der Schriftſteller die in Berlin z. B. gar häufigen äſthetiſirenden jüdiſchen Elegants mit, die mitunter in Zeitſchriften ihren Klingklang vernehmen laſſen? Da mag denn leicht eine größere Zahl als 40 herauskommen.

Wenn, meint der Vf., die bürgerliche Lage der Juden nicht bald nur ſo geändert wird, wie er und Alle (Juden nehmlich) es wünſchen, ſo werden ſie gehen und ein Land verlaſſen, das weder ihre Talente noch Kräfte anerkennt. (Dazu können wir weiter nichts ſagen als: Glück auf den Weg! Andere, Hochſinnigere, hätten dieß ſchon längſt gethan.)

Den Schriftſtellern, die gegen die Juden ſchreiben und geſchrieben haben, d. h. denen, die einſehen, daß Judenthum und Chriſtenthum nicht in Eins verſchmolzen werden kann, weil ſie völlig zwei und getrennt ſind; ſo wie denen, deren Witz die offen genug da liegenden Lächerlichkeiten der Juden zu perſiffliren weiß, (eine Sache, die übrigens jeder Stand in der Welt ſich muß gefallen laſſen) erklärt der Vf., nach ſeiner Art, ziemlich derb ſein Mißfallen und meint: ein Dutzend ſolcher Leutchen (nehmlich Witzlinge und Satyriker) würden von den (ſchriftſtellernden) Juden immer auf ein Mal abgefertigt. (Das mag auch wohl Dutzend-Arbeit ſeyn.) Das Verlangen, daß die in Zukunft ſtudirenden Israeliten Theil nehmen ſollen an den von chriſtlichen Voreltern und Regenten für ihre Nachkommen und ächten Landeskinder geſtifteten Stipendien, iſt — characteriſtiſch. Des Vfs. übrige Vorſchläge zur Verbeſſerung der Erziehung der Israelitiſchen Jugend, zur Errichtung eines jüdiſchen Conſiſtoriums, deſſen Pflicht es iſt, über ſeine untergebenen Rabbinen, über Verbeſſerung des Cultus ꝛc. zu wachen: ſind achtungswerth und verdienen ernſtliche Berückſichtigung.

Hiſtoriſche Miscellen. Ueber die Memoires du Cardinal de Retz.

Sind eigentlich eine langweilige Leſerei, ſo weit ſie die erbärmlichen Balgereien der geiſtloſen damaligen Oppoſitionsparthei, Fronde genannt, betreffen. Eine Entſchädigung aber bieten dafür die innern Blicke in das Kabinet der Königin Anna von Oeſtreich und des Herrn Kardinals eigene, oft abſcheuliche, aber öfters nur zu ſehr aus der Erfahrung abgezogene Grundſätze, davon wir einige hier wieder ausheben wollen. Der Herr Kardinal verräth ſich ſelbſt als liederlichen, ränkevollen und characterloſen Menſchen, deſſen ganzes Geheimniß darin beſtand, mit großem Geld kleine Unruhen zu erregen. Als Kardinal zuletzt in Rom ſpielte er eine kleine Rolle. —

„Es macht mehr Müh, mit denen zurecht zu kommen, die zu unſerer Parthei gehören, als die vom Gegentheil zu bekämpfen. — Die Furchtſamkeit will nur immer berathſchlagen, niemals beſchließen. — Daß man Gutes thun kann, macht bei Höfen oft verdächtiger, als wenn man Böſes thun will. — Am gefährlichſten ſind zur Zeit der Unruhen die guten aber ſchwachen Menſchen, denn dieſe laſſen ſich von jedem mißbrauchen, und ſind, wenn ſie eine Parthie ergriffen haben, die Hartnäckigſten. — Wenn Unruhen ausbrechen, ſind kollegialiſche Regierungen die allerungeſchickteſten. — Sobald man es dem Publikum kund giebt, daß Unruhen ausgebrochen, ſo bläßt man ſie noch ſtärker an. — Was nur gewagt ſcheint, ohne es wirklich zu ſeyn, iſt allemal klug. — Was ſeyn muß, iſt nicht gewagt. — Wo es nur auf die Vertheidigung ankommt, muß man nicht ohne Noth handeln. — Die Geſchäftigkeit der Untergeordneten pflegt viel zu verderben. Paſſivität iſt meiſt mehr werth, als die Activität. Wenn man einen Streich wagen will, ſo muß man auch ſeinen Vortheil aus dem allenfallſigen Mißlingen berechnen. Alle Aenderungen, die keinen offenbaren Vortheil bringen, ſind verhaßt. Es hält ſchwer, die Leute zu überzeugen, deſto leichter, ſie zu überreden, beſonders wenn man ihnen die Hölle recht heiß macht. Die Furcht wagt am Ende mehr, als die Herzhaftigkeit. Um ſich kleiner Uebel zu entſchlagen, trotzt man den größten. Die meiſten Menſchen rennen ins Verderben, weil ſie das Böſe nur halb gethan. Wenn man etwas bitteres ſagen muß, ſo iſt der Ton der Herzlichkeit das beſte Verſüßungsmittel. Günſtlinge und Miniſter, wenn man ſie nicht beſtimmt ſtürzen kann, muß man nicht unnütziger Weiſe reizen oder gar ſuchen verächtlich zu machen. Denn im Volk bleibt würkliche Macht der Ableiter gegen Verachtung. Man muß würkliche Blüthe der Gunſt nicht unbenutzt vorüber gehen, durch eine ſcheinbare ſich nicht anlocken laſſen. Bei allen Theilen beliebt zu ſeyn, giebt das Anſehn von Spützbüberei. Wer ſeine Furcht für Freiheit hält, iſt durchaus nicht vertraut zu machen. Es giebt keinen Hof, der das Publikum begreift. — Die Königin Anna ſah die Dinge ſelten kommen; fürchtete ſich aber auch nicht. Man rührte leichter ihr Herz, als ihren Verſtand. — Glaube man ja nicht, daß das Haupt einer Parthei ihr Meiſter ſey. Verläumdungen, die ihren Zweck verfehlen, bringen ſogar Vortheil. Ein Volk verſammeln, heißt jedesmal, es unruhig machen. Jene ſeltene Art Menſchen, die wahrhaft nur das Beſte des Staats will, kann beim Anfang der Unruhen gar nichts würken; am Ende muß ſie alles thun. Gewöhnliche Köpfe halten alles, was außerordentlich wäre, für unmöglich. — Viele glauben, durch das Uebermaas ihrer Devotion den Mangel ihres Talents erſetzen zu können. Große Männer haben große Fehler, und mitunter auch kleine; ohne Beiſpiel aber iſt der Kleinigkeitsgeiſt in einem großen Mann.

Alte deutſche Sprüchwörter aus Fiſcharts Ueberſetzung von Rabelais. 1608. —

21. Von gutem Wein, redt man nicht bös Latein.

22. Wer Euch kennt, der kauft nicht.

23. Gemahlte Vögel ſind wohl zu ſchießen, aber nicht zu genießen.

24. Wenn die Henne will krähen und prophezeihen, ſo muß der Hahn ſchweigen oder Auweh! ſchreien.

25. Großen Herren und ſchönen Frauen, ſoll man wohl dienen aber übel trauen.

26. Voll bringt Groll, Groll ſchlägt nicht toll.

27. Wohl gemäſt, iſt wohl getröſt, und ſteht feſt.

28. Grinzig wie eine Maus im Kindbett, wenn man ihr keinen Katzenbalg ſchenken will.

29. Es iſt keine Hure ſo verrucht, ſie zög doch gern ein frommes Kind.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 31. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Bonn. Geiſtes- und Univerſitäts-Unfug. Radikalkur.

(Schmerz- und Scherzworte vom Rhein. No. 3.)

Wir, (ich, Stöhrenfried führe heute die Feder,) retirirten vor dem Ziſchen der ſtudirenden Jugend nach dem ehemaligen kurfürſtlichen Schloßgarten hin. Bruder Ernſt war mir auf dieſer Zerſtreuungsreiſe, die mich etwas ſchadenfroh aufregte, ſeit unſerm Beſuch in Koblenz immer finſterer geworden. Ernſthafte Seiten muß man aber am wenigſten ernſthaft nehmen, wenn man bey Appetit bleiben will. Das habe ich mir von einem Herrn Oberhofmeiſter v. W...z gemerkt, der von Paris kam, als es eben mit uns Deutſchen am windigſten ausſahe. „Jezt gilt genießen" ſagte der Verehrungswürdige, und ſein dickes rothes Geſicht ſagte es auch. Wir, denen ſchon damals wenig zu genießen übrig war, litten deſto mehr mit dem Vaterlande. — Dem Bruder fiel nun eine Menge alten Geiſtesunfugs ein. Auf derſelben Stelle hatte ihm ein Hofmeiſter des Grafen N...e ſeine ewige Verdammniß bewieſen, und zwar vermöge der Himmelspolizey, die man in Rom pünctlicher noch als die Erdenpolizey verwaltete; „Kommen wir nun auf der Rückreiſe über Bamberg, ſagte er, wer ſteht mir dafür, daß mich nicht gar ein Fürſt bekehren will, nachdem ich es einſt der pietiſtiſchen Gräfin V. D. L. B. abgeſchlagen habe?" An der Lahn bin ich auch nicht mehr ſicher, wenn etwa ein tüchtiger Reichsritter in die Orthodoxie zu pfuſchen anfängt, und zu einer Exegeſe mit ſtehenden Lettern Rath weiß. „Werden wir auf dieſem Wege Geiſtesfrieden ſtiften?" Jezt ſchwärzt wohl die Hofdienerſchaft unter der Hand das Civilperſonal an, als arbeite dieſes ſelbſt den Regierungen entgegen. — „In Koblenz, ſagte ich, würde das am unglaublichſten ſeyn, wenn uns anders der altpreußiſche KR. D... recht berichtet hat, daß nur 3 Koblenzer dort angeſtellt waren.

Aber fort mit den Wehklagen, Brüderchen, fort mit dem ſauern Geſicht! Mit dem Genießen jenes Oberhofmeiſters iſts zwar für uns Andere nichts; aber das Lachen gilt noch; ich habe wenigſtens noch nicht geleſen, daß es die Wiener Jahrbücher für eben ſo ſchädlich zu Deutſchland hinaus demonſtrirt hatten, als die Engliſche Preßfreiheit, und das Turnen von Vornehmen und Geringen untereinander. — „Soll ich etwa auch über die Schmerzens- und Klageworte lachen, die uns in Rheinpreußen, wie Hummelſchwärme umſummt haben? Iſt es wahr, daß man die Koblenzer aus ihrem ſchönen Boden aushebt, und in Sand pflanzt? daß darüber ſoviel Familien leiden u. dgl.? Iſt es wahr, daß man auf ein Univerſal-Iſirungsſyſtem losarbeitet, während Rußland die verſchiedenartigſten Theile ſeiner großen Monarchie um ſo feſter an den Thron knüpft, je mehr es eines jeden Eigenthümlichkeit pflegt und achtet? Sollen wir den Rheinländern vorwerfen, ſie ſeyen eine Art von Franzoſen geworden; oder ſollen wir befürchten, daß Preußen den Einfluß ſeiner moraliſchen Kraft ſchwäche, da wir alle dieſer Kraft und Intelligenz ſo viel verdanken? Was mir aber hier an dieſem neuen Muſenſitz, den Preußens König ſo groß ausſtatten ließ, am ärgſten auf die Seele brennt, das iſt die Erinnerung an die wirklich plumpen Fehler mancher Profeſſoren. Tragen nicht ſie ſelbſt die ſchwere Schuld, eine retrogade Bewegung veranlaßt zu haben? Haben nicht O... und Conſ. Sitte, Anſtand, Gehorſam verlezt? haben ſie nicht gezeigt, daß ſie von öffentlicher Verfaſſung und von Staatsverhältniſſen, wovon ſie täglich zu der Jugend ſprechen, nicht den geringſten Begriff haben? hat uns nicht ein H... Profeſſor in W...n mit großer Prahlerey gerühmt, daß man dort die Frage: ob Deutſchland einer Revolution bedürfe, auf dem Katheder aufwerfe, und ohne Scheu bejahe? überflügelt der gelehrte Stolz nicht jeden Andern, und den alſo herausgeforderten Regierungen ſoll nichts menſchliches begegnen? Nein, in dieſer Stimmung, die den innern Frieden, wie den äußern ſtört, kann ich deine Späße nicht mitmachen. Laß mich gehen, bis ich ausgetrauert habe." — Er ging bey Seite. Aber wie ging es mir? Führte mir nicht das Unglück einen weitläuftigen Vetter aus der Stöhrenfriediſchen Familie in die Hände. Es war ein gewiſſer Hr. v. Rückwärts, der ſich vielen Einfluſſes und einer großen Correſpondenz mit G — v. C. — v. K. — v. M — und ſogar mit Kardinalen rühmte, und ſich eben ein Landſtandsgut in S.... gekauft hatte. — Nun bitte ich alle Welt, die mir mehr Uebels nachſagt, als ich je verſchuldete, ob man nicht ganz rappelköpfiſch werden ſoll, wenn ſo ein Schwager daher kommt? Vergeblich flehte ich zu den älteſten z

Ausgegeben den 30. Septbr.

Heiligen von Bonn, mein Vetter ließ nicht ab. Mir blieb nichts übrig, als ihm, da er ſich ſehr bedenklich über das Univerſitäts-Kapitel herausließ, folgendes zu erwiedern. Ich ſetze es hieher, damit der Hr. Vetter ſolche nicht irgendwo für ſeine weiſen Gedanken ausgebe. Den Grundſtoff habe ich aus der uns mit manchem politiſchen Vorſchmack bewirthenden Allgem. Zeitung geſchöpft. Ich hub ſo an: „Wenn ich ſo klug wäre, als ich mich nicht dünken will, beſter Hr. v. Rückwärts, ſo würde ich ſehr zweifeln, daß ſich in dem kurzen Zeitraum von etlichen Jahren unſere Univerſitäten ſo ſehr zum Schlimmen ſollten gewandt haben — und wenn ja etwas dran wäre, ſo würde ich es mehr in äußern Reizen, als in einem Verderben von Innen ſuchen, und daher die Kur lieber bei den äußern Reizen anfangen; da wären 2 Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen, denn die äußern Reize machen auch ältere Menſchen auf Nichtuniverſitäten unruhig und irre.

Hr. v. Rückwärts ſpielte nachläſſig mit ſeinen Ordenszeichen vom goldnen Sporn und horchte wenig auf. Mich verdroß das; ich rückte ihm nun vor, wie ſich bei Eröffnung des Bundestags der von Allen, die ihn kennen, geſchätzte Graf Buol, mit ſeinem ruhig würdigen Anſehn, zur Verherrlichung der deutſchen Univerſitäten ausgeſprochen habe. Er ſpricht: „Wem ſind unſere Univerſitäten nicht „ein ſtolzes Denkmal deutſcher Entwickelung? ſelbſt Ausländer, nicht immer „gerecht gegen uns mit der Wagſchaale „des Verdienſtes, räumen der Form dieſer unſerer wiſſenſchaftlichen Inſtitute, ſchon wegen ihrer — die Wiſſenſchaft, alle einzelne Haupt- und Hülfszweige als ein Ganzes berückſichtigenden Umfaſſung einen großen Vorzug „ein.“ — „Potz Stift und Orden, rief der Stiftsfähige Hr. v. Rückwärts, der öſterreichiſche Beobachter ſpricht aber ganz anders.“ — „Mir dünkt nur, daß ein ganz officieller Mann, ein öſterreichiſcher Geſandter das beſſer verſtehen müſſe, als ein halbofficieller Beobachter. — Er blieb dabey, eine Radikalkur ſey nothwendig; Gründe gab er nicht viele an. — „Nun gut! ſo beherzigen Sie etliche wichtige Vorſchläge, ohne die man nicht auslangen würde. Pro primo. Setzen Sie jeder Univerſität einen tapfern Vormund; man kann ihm, um weder Lehrer noch Lernende zu ſehr herabzuwürdigen, oder gar noch unruhiger zu machen, einen Honignahmen geben, auf die Nahmen kömmt etwas n. Nennen Sie ihn alſo Univerſitäts-Patron, Univerſitäts-Graf, oder des etwas. — Soll es aber gleich anfangs biegen oder brechen, gut, ſo heiße man ihn geradezu Curator; curas wird er ohnedem genug zu übernehmen haben; denn dieſe Unmündigen haben ſelbſt viel Maul, was ich gar nicht leugnen will, nicht einmal ihr unnützes. Indeſſen halte ich mit Shakeſpeare eine Menge große Worte für nichts als Luft, die Niemand ein Bein ausreißt, geſchweige Thronen umwirft. Pro 2do. Muß ein Normallehrtypus geſchaffen werden. Es wird Zeit und Mühe koſten — aber bedenken Sie, wie man in ziemlich kurzer Zeit, noch vor dem großen Kaiſer Joſeph II. die Normalſchulbücher und Schriften in ungeheurer Zahl in Oeſterreich ans Licht der Welt geſtellt, und was trefflichen Nutzen dieſe Normalmethode geſchafft hat! Iſts gleich im Wiſſenſchaftlichen noch ein wenig anders und mühſamer, als beim A. B. C. und bei der Milch der mönchiſchen Elementarlehre, ſo muß es doch möglich werden, Punkt für Punkt vorzuſchreiben, was und wie weit man lehren und ſchreiben ſolle, denn dann fällt das freie Denken ziemlich von ſelber weg. Herr von Rückwärts: bei meiner armen Seele, da haben Sie warlich recht; mich wundert nur — Sie wiſſen, ich bin in der ältern Literatur zu Hauſe — mich wundert, ſage ich, daß der berühmte Hr. v. Haller, ein wirklich frommer Mann, in ſeinem Tagebuche ſich nicht auch aus dem bekannten Verſe ein Gewiſſen gemacht hat: „Wer frei darf denken, der denkt wohl!“ Ich ſorge, ich ſorge, der Vers ſtiftet noch viel Unheil! Ich werde den Herrn von M—r bitten, dagegen etwas in Lucern ſchreiben zu laſſen. — „Recht ſo, ſprach ich, und Pro 3io. müſſen von der Geheimen Policey Leute angeſtellt werden —, (was hölfen ſonſt die Normalbücher?) — die auf alle Worte vom Katheder acht geben. — Hr. v. R. „O, das thut man ſchon; ich habe ſelbſt einen Vetter unter den Studenten, der mir Manches referirt, was ich denn weiter melde. In X.... hat man durch den jungen Hn. Grafen ff.. Vieles über die Burſchenſchaft erfahren — er war zum Schein drunter gegangen. — — „Nicht genug; Pro 4to. man muß alle Profeſſoren, oder noch beſſer — alle Diener — künftig mit der Entlaſſungs-Clauſel ad libitum annehmen, wenn es auch der Wiſſenſchaft, dem Patriotismus, dem Dienſte und der Ehrliebe des Charakters etwas ſchadet, das darf nicht in Betracht kommen. — Ein paar verdächtige Worte, ein unbedachtſames Geſchreibſel, Pump! iſt der Abſchied da. Und — potz Stern! — ſollte nicht ſo viel Einigkeit im deutſchen Bunde zu finden ſeyn, daß ein ſolcher entlaſſener Profeſſor oder Diener alsdann überall

Vogelfrei erklärt würde, nirgend Waſſer und Feuer mehr bekäme? —

Herrlich, herrlich! rief Hr. v. R., das kann benutzt werden; er drückte mir die Hand, deutete auf ſeinen Sporenorden, als ob er mir einen von Rom kommen laſſen wollte, und eilte davon. — Jetzt trat ich, der Bruder Ernſt, vor, der ich das Alles nicht ohne Schaudern angehört hatte. Pfui! Wohin reißt dich deine ſarkaſtiſche Laune? Willſt du denn niemals Gefallen an Friede und Ruhe finden; ſoll ich mich ganz von dir abſagen und dich der Welt als den wahren Stöhrenfried anzeigen? — „O he Brüderchen! biſt du denn auch einer von Wielands Stockdeutſchen, der nicht einmal übertriebene Ironie verſteht, zu der mich des geſpornten Stiftsherrn Geſchwätz verleitete? — Ich will den wahren Frieden ſo gut wie du und wie andere Patrioten, darum ſtöre ich in die verkehrte Unruhe hinein; darum will ich das freie, laute Wort pro und contra zu Tage fördern; einen rechten Frieden — keinen Scheinfrieden, keinen heimtückiſchen, keinen ſolchen will ich, der zu neuem Kriege führt, wie die ſonſtigen Friedensſchlüſſe der diplomatiſchen Welt. Sieh doch tiefer, als oben hin. — In allen Wellenbewegungen erblicke ich doch das Streben nach einer mehr moraliſchen Weltordnung, als wir ſie jetzt haben; das wirft denn freilich zuerſt Schaum und den leichten Unrath in die Höhe und während wir uns noch ängſtigen, als ſey der jüngſte Tag vor der Thüre, ſo wird ſchon aus dieſer Verwirrung das Beſſere ſiegend hervorgehen. Gute Fürſten, gerechte und getreue Räthe werden dazu helfen — wenn auch Anfangs noch Misgriffe oben, in der Mitte und unten den Sieg aufhalten. — „Du könnteſt mich wieder luſtig machen, Hanns. Gott gebe, daß nur dasmal ein Stöhrenfried Recht behalte!" — Wir machten hierauf einen Abſtecher nach Creuznach.

Nachſchrift

an die Herren Herausgeber des Liter. Wochenblatts.

Erlauben Sie mir, Ihnen den Wunſch zu erkennen zu geben, künftig thätigern Antheil am Literariſchen Wochenblatte zu nehmen, nehmlich was mich, den Bruder Ernſt, betrifft. Bruder Hanns paßt nicht dazu; dieſer würde ſo lange in dem Frieden des W. Bl. herumſtören, bis gar keiner mehr drinnen wäre. Er vermißt ohnehin ſchon des erſten Urhebers Fechtkunſt und Richtung.

Erklärung der Hoffmann. Hofbuchhandlung

gegen die Herren Ernſt und Hanns und zugleich gegen die geehrte Leſewelt.

Unſere Auffoderung an Sie in No. 25. zu mehrern Beiträgen verſtand ſich immer mit der Bedingung, daß Sie Ihr Incognito gegen uns aufgäben, (was ſich wieder unter unſerer Zuſicherung ſtrenger Verſchwiegenheit Ihrer Namen verſteht). Jetzt, da wir noch nicht wiſſen, wie wir daran ſind, indem jede Ihrer 3 Zuſendungen mit einem andern Ortspoſtſtempel an uns gelangt iſt, müſſen wir Ihnen dieſes öffentlich kund machen, und können, bis wir Sie näher kennen, keinen Gebrauch von Ihren weitern Zuſendungen machen, wenn Sie uns auch, gleich den bisherigen, unverfänglich erſcheinen ſollten, was Sie uns wegen der uns obliegenden Redactions-Verhältniſſe nicht verdenken werden.

Was Sie übrigens wegen des neuen Charakters des Lit. WBl. gedenken, veranlaßt uns, hier unſerm ganzen Leſepublikum deshalb eine erläuternde Rechenſchaft kürzlich abzulegen.

„Ein Blatt, an welchem mehrere Mitarbeiter in ganz verſchiedenen Gegenden Theil nehmen, wie das jetzt der Fall unſeres Blattes iſt, kann durchaus nicht, weder in der Tendenz und Anſicht, noch auch im Styl einerlei Gepräge tragen, was vielleicht gerade ein Vorzug für die die Abwechſelung liebenden Leſer iſt. Um für dieſe Mannigfaltigkeit deſto mehr zu ſorgen, werden die Herren Mitarbeiter, die das Publikum und das Blatt lieber haben, als ihren Nutzen, die Anzeigen ſoviel möglich nach dem Werth der Schriften ausdehnen, oder abkürzen, und mit der leichtern Waare leicht umgehen. Ein Blatt dieſer Art kann nun freilich über gewiſſe Objecte, die uns allen jetzt nahe liegen, keinem Theile den Hof beſonders machen; denn jeder Referent ſpricht ſeine freie Anſicht aus; es muß daher ſeine Unpartheilichkeit durch Stimmen für und wider kund geben; nur dürfen dieſe für zarte Trommelfelle nicht zu laut ertönen: zumal da ſich die Deutſchen jetzt überall Gehörmaſchinen anſchaffen, und von freien Stücken recht gern aufhorchen. Auch halten wir möglichſt darauf, daß wenn etwa ein zu lauter Schrei mit unterliefe, er wenigſtens aus der Fülle einer ehrlichen Bruſt hervorbreche. Der wird doch wohl zu ertragen ſeyn?"

Die Gebrüder Hoffmann in Weimar.

Jeſuiten.

Ein Pſeudonymus Gottlieb Wahrmund hat „Betrachtungen über die römiſch-katholiſche Kirche mit ihren Jeſuiten" herausgegeben, und zwar „in beſonderer Beziehung auf Kotzebue's Ermordung durch Sand." Die Verwandſchaft beider Dinge iſt gewaltig entfernt, und läßt ſich einzig darauf zurückbringen, daß Sand von dem abſcheulichen jeſuitiſchen Dogma ausgegangen zu ſeyn ſcheint: Der Zweck heiligt die Mittel. Wahrſcheinlich iſt der 8te Abſchnitt des Büchleins (95 S. 8,) welcher von Sands Unthat mit ſtandhafter Feindſeligkeit gegen Kotzebue ſpricht, blos ein Anhang, durch deſſen Erwähnung auf dem Titelblatte die neugierigen Leſer angelockt werden ſollten. Die übrigen 7 Abſchnitte ſind leſenswerth. Der Verf. geht aus von der Grundlage der päbſtlichen Gewalt, zeichnet mit kräftigen Zügen, unter kurzer Beziehung auf die hiſtoriſchen Quellen, das Wachsthum der päbſtlichen Prieſterherrſchaft, nebſt ihrem Zuſammenhange mit dem Jeſuitenweſen, dringt, um die hierarchiſche Macht in Schranken zu halten, auf weltliche Abgeordnete bei jeder Kirchenverſammlung, ja bei der kleinſten Synode, (wir halten überhaupt nicht viel von dergleichen Synoden, kaum ſoviel, als von den militäriſchen Bonnets der Geiſtlichen; uns fällt bei jenen immer die Bedenklichkeit eines bekannten Despoten-Miniſters ein: Après avoir chanté son Veni creator Spiritus, cela a toujours le diable au corps) und empfiehlt mit Recht eine ſcharfe Staatscontrole gegen die neuen Biſchöffe und Domkapitel. „Gebieten die Zeitereigniſſe, daß ganze Stände, welche, wie Ariſtokraten, viele Jahrhunderte lang geherrſcht (nicht regiert) haben, auf einmal faſt bis zur Vernichtung unterjocht werden" (nun, darüber kann wohl der geiſtliche Stand nirgends klagen!) und die bis dahin unterdrückten Stände dem Zeitgeiſte gemas aufleben; hat die Erfahrung erprobt, daß dieſe jetzt ohnmächtigen Stände vorher mit aller Kraftäußerung gegen ihre Unterjochung kämpften, und nach dieſer ihr ganzes Denkvermögen nur auf die ſchleichenden Wege und Mittel zur Wiedererlangung ihrer früheren Herrſchaft verwenden;" (Der Verf. erinnert in einer Note an die Verſuche der Ritterſchaft bei dem Wiener Congreſſe und Bundestage; aber die waren ja doch nicht ſchleichend, ſoviel wir wiſſen) „Dann haben die Regenten die größte Wachſamkeit nöthig, um ſich gegen den eingefleiſchten böſen Willen jener Stände der genaueſten Erfüllung ihrer Geſetze zu verſichern. Dieſer Fall iſt vorzüglich in ehemaligen geiſtlichen und nun ſäculariſirten Ländern." — — Das mag Grund haben; aber was würde alle Controle, alle Wachſamkeit helfen, wenn die weltlichen Gewalthaber es nicht verſtänden, der Geiſtlichkeit den Rang in der Volksliebe abzulaufen. Von ſchreienden Ungerechtigkeiten, ſchmähliger Hinterziehung öffentlicher Verheißungen, willkührlicher Beſteuerung und Ausſaugung der Länder, Verſchanzung hinter dem Bollwerk miniſterieller Unverantwortlichkeit und dergl. Dingen mehr, würde das Gemüth der Menge nothwendig den Dienern der Kirche zufliehen und in ihrem hierarchiſchen Anſehen ein Gegengewicht wider den unerträglichen weltlichen Druck aufſuchen. Würde es da ein Wunder ſeyn, wenn der geiſtliche Stand in dem Haß der Menge gegen die Gewaltigen im Staate den Ruf und das Mittel erkennte, ſich wieder zu einer Macht zu erheben, und zum Staat' im Staate aufzubilden? Wir haben unter den verſtändigen Landleuten eines gewiſſen Staats, welcher die Vereinigung der Kirchen betrieb, Aeußerungen vernommen, wie dieſe: „Wir haben alles eingebüßt, unſere alten Rechte, unſere im Lande gebornen Amtsherren, unſern Landesherrn, unſere Söhne, die alle unter der Muskete für unſere Wirthſchaft und den Bauerſtand verderben! Herr Paſtor, um Gotteswillen, halten Sie feſt bei unſerer Religion, leiden Sie keine Veränderung im heiligen Abendmahl! Daß wir doch nur Etwas behalten!" Die Regierung ziehe die Folgerung aus dieſem facto, dergleichen man freilich höheren Orts nicht leicht erfährt, wenn man Zeitungen blos darum unterſagt, weil ſie Maaßregeln der Regierung tadeln.

Unſer Verf. kommt demnächſt auf die Gründe gegen Wiedereinführung der Jeſuiten. Sie beſtehen in einer, die Hälfte des Buchs füllenden, gedrängten Liſte von abſcheulichen Grundſätzen, Praktiken und Schandthaten dieſes Ordens oder Einzelner, durch ihn aufgeregter Schwärmer. Wir wollen dieſes Sündenregiſter, welches überall mit hiſtoriſchen Schriftſtellern mehrerer Jahrhunderte und Nationen belegt iſt, den Liebhabern der Curioſen beſtens empfohlen haben. Inzwiſchen möchten wir es doch dem ganzen Orden nicht zurechnen, daß (nach S. 49) zu Heidelberg ein Jeſuit eine Dirne durch Schwängerung zur katholiſchen Religion bekehrte; und es fällt uns ſchwer, irgend einem Wahrmanne die Erzählung S. 64 zu glauben: „daß zu Venedig einſt die Jeſuiten in der Beichte die Weiber zu der Schwachheit verleiteten, ihren Männern ſo lange die eheliche Pflicht zu verweigern, bis die Republik dem Pabſte nachgeben, und die Jeſuiten zurückrufen würde." Die Weiber junger und hübſcher Männer ſind zu einer ſolchen Schwachheit ſelbſt durch Jeſuiten nicht leicht zu bewegen.

Ohne Bezug auf die Jeſuiten zu nehmen, hat „über Kotzebue's Ermordung und deren Veranlaſſung" auch ein Herr Ludwig de Marées ein Büchelchen von 2 Bogen geſchrieben. (Deſſau b. Ackermann 1819.) Die Leſer büßen eben nichts Neues ein, wenn ſie es ungeleſen laſſen. Mit Recht jedoch eifert er wider diejenigen In- und Ausländer, welche jene That der deutſchen Nation zum Vorwurf machen, und fragt, ob man denn je den bekannten Vatermord eines ungariſchen Magnaten den Ungarn, die neuerlichen Gräuel von Avignon und Nimes, oder die Ermordung des Marſchalls Brune den Franzoſen in Maſſe zurechnen könne? Die Hauptveranlaſſung jenes Verbrechens ſucht er in einer Stimmung der Gemüther zu bitterer Unzufriedenheit, und den Grund davon findet er in dem fortdaurenden Mangel an Feſtigkeit der Bundesverfaſſung, (ſollte das die deutſchen Burſchen ſo ſehr affiziren?) und in dem innern Zuſtande der mehreſten Bundesländer, namentlich in der Verzögerung einer verſprochenen feſten und milden Verfaſſung, die wohl nicht aus dem Willen der Fürſten zu erklären ſey. (Das alte Lied!)

Emancipation der Bauern.

Das preußiſche Edict vom 11. September 1811, welches das Eigenthum der ſogenannten Bauerhöfe den Bauern verlieh, was es früher theils den Guthsherren, theils dem Staate zugeſtanden hatte, kritiſirt in einer kleinen Schrift (Berlin b. Flittner 1819.) ein Herr Cammerrath Dr. Zimmermann. Da er eingeſteht, bei dieſer Staatsoperation ſelbſt verlohren zu haben; ſo iſt er nicht der beſte Kritikus für dieſelbe. Gleichwohl räumt er in der Einleitung S. 9 der Staatsgewalt mehr Recht ein, als wir thun würden. „Nach meiner Anſicht iſt das Recht des Eigenthums, über den körperlichen Beſitz hinaus, keinesweges ein völlig unabänderlicher Imperativ des Naturrechts, ſondern eine bloße poſitive Staatseinrichtung, welche von dem allgemeinen Wohl des Staats und der Exiſtenz ſeiner Einwohner bedingt wird, mithin nur auf ſo lange eingeräumt werden kann, als beide nicht gefährdet werden, und ſelbige keine Abänderung dieſes bedingten Rechtes heiſchen." Iſt den der Herr Cammerrath Doctor der Rechte? Wo hat er ſie ſtudirt? Und von welchem Profeſſor hat er dieſen Grundſatz gehört? Vermuthlich von einem aus dem fabelhaften Severambien, wo die Einrichtung beſteht, daß alles Eigenthum dem Staate gehört, dem Bürger aber gar nichts, nicht einmal ſeine Kinder. Garantie des Privateigenthums bleibt ewig Hauptzweck des Staats, dazu vor allen andern Dingen iſt er da, und ſobald er dieſen Zweck nicht zu erfüllen ſich bemüht, hat an ſeiner Fortexiſtenz kein Bürger mehr ein objectives Intereſſe, um wieviel weniger alſo an ſeinem Wohl. Dieſem darf, in der Regel, ohne Entſchädigung nicht das kleinſte, wohlerworbene Eigenthumsrecht des Individuum aufgeopfert werden. Die Ausnahmen, welche wahre Noth zu machen drängt, geben keinen Rechtsſatz, ſondern nur einen kläglichen Nothbehelf. Je ſicherer ein Staat das Individualwohl ſtellt, deſto ſicherer ſtellt er ſich ſelbſt.

Freie Mittheilungen eines Literaturfreundes.

(Fortſetzung.)

Den Brockhauſenſchen Hermes habe ich nun etwas kennen gelernt. Er iſt nicht übel, aber auch weiter nicht außerordentlich. Clodius hat Voſſens Ueberſetzung des Shakeſpeare weitläuftig beſprochen; manche Bemerkung iſt gut, manche wieder ſchlecht. Schlegeln läßt er nicht Gerechtigkeit genug widerfahren, und tadelt zuweilen Shakeſpeare ohne Grund. — — Viel Vergnügen haben mir die beiden von Malsburg überſetzten Intriguenſtücke des Calderon gemacht; ſie ſind allerliebſt. Die Ueberſetzung iſt theilweiſe recht gut, aber der Sprachfrevel darin ſind eine große Menge. —

Der Philologe Wolf hat eine bisher ganz unbekannte Novelle von Cervantes als Beilage zu ſeinen Analekten abdrucken laſſen, die ſehr ergötzlich, aber ſo anſtößig iſt, daß man an eine Ueberſetzung nicht denken darf, zumal in unſern Tagen, wo man ſich ſo ſtreng geberdet. Sie heißt die vergebliche Tante, und ſchildert nach dem Leben und mit vielem Geiſt und ächt komiſch eine ſchlaue Kupplerin, die ein Mädchen zum vierten mal als Jungfer verſchachern will, weshalb ſie ihr in der Behandlung der Liebhaber förmlichen Unterricht ertheilt, der aber ſo wenig anſchlägt, daß das Mädchen — aufs Zuchthaus kommt. Cervantes würde, wenn er noch lebte, es dem Wolf gewiß ſchlechten Dank wiſſen, daß er dieſe Novelle hat abdrucken laſſen, denn Cervantes ſagt in dem Prologe zu ſeinen Novellen: lieber will ich eine Hand verliehren, als etwas unſittliches ſchreiben. —

Wie man in den ſonſt vortrefflichen Wiener Jahrbüchern noch vom Betreiben der Kunſt mit Bewußtſein ſprechen kann, als von dem Höchſten, iſt ſehr zu verwundern, da wir ſo viele Erfahrungen haben, wie ein ſolches Betreiben zu nichts führt, und ſchon aus dem Weſen des Genies folgt, daß das Unbewußte gerade das iſt, was das Talent nicht erreichen kann. —

Zum Todtlachen iſt Adolph Wagners Lobrede auf die bezauberte Roſe, die eine Recenſion ſeyn ſoll. In dem Gleichniß der Roſe mit einer Jungfrau findet er eine unendliche Tiefe, citirt dabei Dante ꝛc. da doch wohl jedem Knaben ſchon dieſes Gleichniß ganz natürlich vorkommen mag. — Wenn man überhaupt bedenkt, was für ein Gewirre von Halbwahren und Falſchen, was für Widerſprüche jetzt in allem herrſchen, ſo iſt es kaum zu begreifen, daß nicht ein Dichter in einem kühnen Luſtſpiele oder Romane dieſes Chaos von Lächerlichkeiten zur Ergötzung hinſtellt. Aber hier zeigt ſich wieder die deutſche Gemächligkeit, Ungewandheit und Schläfrigkeit. Die Franzoſen benutzen auf der Stelle jeden komiſchen Vorfall fürs Theater; warum wir nicht? — —

Herders Gedichte, zwei dicke Theile, entſprechen nicht den übrigen Verdienſten des berühmten Verfaſſers. Es ſind kaum ein halb Dutzend darunter, die den Namen verdienen. —

Horns Umriſſe zur Geſchichte der ſchönen Literatur von 1790 bis 1818 finde ich wenigſtens **intereſſant**. Vorzüglich gefällt mir ſeine Erzählung der Revolution, welche die Horen und die Xenien darin hervorgebracht haben; dieſe iſt ſo anſchaulich und lebendig, daß man jene merkwürdige Zeit gleichſam noch einmal durchlebt. — —

Steffens bringt in dem kurzen Abriſſe, den er von ſeiner Anſicht des Staats giebt, mitunter wunderliches Zeug vor; er gefällt ſich in Paradoxien, die man nach gerade herzlich ſatt hat. So vergleicht er die drei Stände des Bauern, Bürgers und Adels, die er für ſchlechthin nothwendig erklärt, in rein geiſtiger Hinſicht mit den Lehrern, den Gelehrten, und —; mir fällt bei ſolchem genialthuenden Schnak immer die Frage ein, warum denn dieſe hohen Philoſophen ſich nicht vor allen Dingen der Klarheit und eines Styls befleißigen, wie etwa der von Göthe iſt. Sie möchten aber wohl gar oft in große Verlegenheit kommen, wenn ſie ihre vermeintlich großen Ideen mit einer Göthiſchen Klarheit ausſprechen ſollten. — —

Neulich bekam ich den **Volksglauben des Mittelalters** von Dobeneck, zwei Theile, in die Hand, worauf ich neugierig war; ich fand das Buch aber, daß einen ſolchen ergiebigen Stoff zum Gegenſtand hat, ganz erbärmlich trocken und dürftig; und dieſes geiſtloſe, ſtümperliche Buch, das gewiß drei Thaler koſtet, hat **Jean Paul** herausgegeben, nach dem Tode des Compilators, der ſein Mitbürger und Freund war. Was nicht alles ſich machen läßt mit einem berühmten Namen! — —

Wie ſehr haben mich **Uhlands Gedichte** erfreut! Sie ſind ein wahrer Schatz, denn Uhland iſt ein **ganzer** Dichter. Alles bei ihm iſt wahr, klar und einfach bei aller Originalität. Auch der Scherz ſteht ihm zu Gebote und die Sprache ſo, wie nur irgend einem großen Dichter; nur ſeine Sinngedichte gefallen mir nicht. — Hier ſind ein Paar Lieder von ihm.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leiſe
Den Strom hin ſeine Gleiſe;
Es ſchweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeſelle?
Ein Horn, das ſanft erſchallet,
Das Ufer wiederhallet.

Von ſeinem Wanderſtabe
Schraubt jener Stift und Habe,
Und miſcht mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen ſaß ſo blöde,
Als fehlte ihr die Rede,
Nun ſtimmt ſie mit Geſange
Zu Horn- und Flötenklange.

Die Schiffer auch ſich regen
Mit Taktgemäßen Schlägen,
Das Schiff hinunter fliegет,
Von Melodien gewieget.

Hart ſtößt es auf am Strande,
Man trennt ſich in die Lande.
Wann ſehen wir uns, Brüder,
Auf Einem Schifflein wieder?

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie ich hier,
O ſüßes Graun, geheimes Wehn!
Als knieten viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich,
Das iſt der Tag des Herrn!

Fouque's Vielſchreiberei war mir längſt juriſtenhaft vorgekommen, als würden ihm nämlich Acten geliefert zum Arbeiten. Daß dem wirklich ſo iſt, erfuhr ich neulich aus einer Vorrede zu Hermann und Thusnelda, einer dramatiſirten Geſchichte, 400 S. lang, wovon ich nur 16 leſen konnte, ſo todt und gemacht fand ich das Geſchreibe. Er ſagt nämlich, ein Freund in Sachſen, der die alte Geſchichte liebe und ſtudiere, liefere ihm von Zeit zu Zeit Materialien aus der altſächſiſchen Geſchichte, und dieſe zu verarbeiten, ſolle nun ſein künftiges Leben ausfüllen. Horn lobt dieſen Hermann ſehr!! — und doch urtheilt er ſo treffend über Uhland. — —

Neulich unterhielt mich ſehr angenehm: die Königin Luiſe, eine mit vieler Begeiſterung geſchriebene Lebensgeſchichte, von einer Frau, die viel um die Königin war. Beſonders gefiel mir ihre Antwort auf Napoleons höhniſche Frage in Tilſit: aber wie konnten Sie denn Krieg mit mir anfangen? Sie erwiderte: „Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unſere Kräfte zu täuſchen, wenn wir uns anders getäuſcht haben.“ — Dieſe Antwort hat Taillerand, der dabei zugegen war, lobend oft wieder erzählt. — Anfangs war Herder, dann Göthe ihr Lieblingsſchriftſteller; Schiller weniger. Als ſie in der größten Noth war, ſchrieb ſie in ihr Tagebuch jene ſchönen Verſe von Göthe im Wilhelm Meiſter: Wer nie ſein Brot mit Thränen aß ꝛc.

In einer Sammlung alten Gerülles fand ich ein Gedicht von Hans Sachs, Kiff-Erbes Kraut genannt, worin er über das Keifen ſeiner Frau klagt, und, wie es ſcheint, keinesweges bloß aus Scherz. Das war aber auch das Einzige in zwei dicken Bänden, die ich durchblätterte, was der Rede werth war, und dieſe Sammlung iſt von Docen, der ſonſt recht geſcheidt ſpricht. So leidet öfters der äſthetiſche Geſchmack durch das hiſtoriſche Intereſſe. Ein Singſang iſt ſo platt-poſſierlich, daß ich den Schluß herſetzen muß.

Joſeph nahm ein Pfännelein,
Und macht dem Kinde ein Müßelein,
Joſeph, der zog die Höslein aus,
Und macht dem Kinde zwei Windelein draus.
Joſeph, lieber Joſeph mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein.
Es waren da zwei unvernünftige Thier,
Die fielen nieder auf die Knie,
Das Oechſelein und das Eſelein,
Die kannten Gott den Herren mein. Amen.

Neulich las ich auch ein neues Trauerſpiel von Oehlenſchläger: Hugo von Rheinberg, was ich gradezu ſchlecht fand. Es gehört auch zu den Armenſünderſtücken, und wimmelt von gemeinen Gräßlichkeiten. —

Die Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs zu Luthers Zeiten, von Sartorius, hat mich ſehr angezogen und wird manchen noch in Bezug auf unſere Zeit intereſſiren. Die Bauern verlangten ohngefähr daſſelbe, was man jetzt verlangt, und waren wirklich auf eine förmliche Conſtitution für das deutſche Reich bedacht. Wären Adel und Fürſt damals nicht ſo kriegeriſch und gleich betheiligt geweſen, ſo wäre es gewiß zu einer förmlichen Revolution gekommen — das Schrecklichſte, was ein Volk erleben kann —; denn die Empörung war in ganz Deutſchland an allen Orten und Enden. — Merkwürdig iſt mir beſonders der Thomas Münzer in Mühlhauſen geweſen, der den Schwärmer blos ſpielte, göttliche Offenbarungen vorgab, und den Bauern die Köpfe ſo verrückte, daß ſie in der Schlacht ſich faſt gar nicht wehrten, indem ſie ſich auf den unmittelbaren Schutz Gottes verließen. Beim Verhör lachte Münzer laut auf und ſagte: „Warum ſind mir denn die Bauern gefolgt? ſie hatten ja ihren freien Willen.“ Das iſt ein Teufelskerl geweſen! —

Franzöſiſche Literatur.

Ueber die Operationen der Rhein- und Jura-Armeen im J. 1815, ſo wie über die Belagerung von Hüningen und über den Aufſtand der Straßburger Garniſon hat ein Ungenannter kürzlich einen Précis herausgegeben, in welchem es zur Ehre des franzöſiſchen Waffenruhms hoch hergeht. . . . Die Alliirten haben überall nur durch Verrätherei und vier- bis ſechsfache Uebermacht Vortheile erhalten, ſind aber dennoch, wenn es zum Treffen gekommen iſt, ſtets enfoncirt und culbutirt worden; ja bei Brumpt ſoll das zahlloſe Heer des Kronprinzen (jetzigen Königs) von Würtemberg dermaaßen in die Flucht geſchlagen worden ſein, daß die zwei Stunden rückwärts befindliche Bagage über den Haufen gerennt und geplündert ward, der Kronprinz ſelbſt aber dabei um ſeine Equipagen kam. Eingeſtanden wird zwar, daß die Franzoſen bei dieſem Gefecht ihre ganze Artillerie verlohren haben, (ein unerhörter Fall bei ſolchen brillanten — Siegen!) indeſſen doch zu gleicher Zeit geſpöttelt: „dieſe Trophäen wären in den Städten der ehrlichen verwunderten Deutſchen umhergeführt worden, und hatten den Triumpf des Feldherrn geſchmückt, den der General Rapp — geſchlagen habe!“ So weiß ſich ein ächter Franzoſe immer auf Koſten ſeiner Feinde zu tröſten! Der Kronprinz ſoll ſich auch wegen dieſer Niederlage durch arge

Verwüſtungen gerächt, ja ſogar aus lauter Rache das Dorf Suffelweyersheim in Brand geſteckt haben unter dem Vorwandte, die Einwohner hätten auf ſeine Truppen geſchoſſen; dies ſei aber nicht wahr geweſen, und der Kronprinz habe durch dieſe That ſeinen Namen auf immer befleckt. (!) Deſto mehr Ehre macht vermuthlich dem General Rapp die humane Antwort, die er dem ihn auf Befehl des Kronprinzen zur Uebergabe Straßburgs auffordernden General Vacquant ertheilte und der zu Folge er den Platz nicht eher übergeben wollte, als bis ſeine Soldaten öſtreichiſche Keulen (cuisses) geſpeißt haben würden, wie ſeine Soldaten in Danzig ruſſiſche geſpeißt hätten! — Und dabei wird denn abermals ſpöttelnd bemerkt, „als dieſe Antwort in den Pariſer Salons erzählt worden ſei, habe eine hohe Perſon vor Abſcheu geſchaudert;" wir glauben aber, daß ſie auch bei nicht hohen Perſonen dieſelbe Wirkung hervorbringen wird, wenn ſie anders keine Cannibalen ſind. — Das Intereſſanteſte in dieſem ganzen Précis war uns die Erzählung von dem, wegen rückſtändigen Soldes erfolgten, und, wie hier angegeben wird, von feindlichem Einfluß unterſtützten Aufſtand der franz. Garniſon in Straßburg, der rückſichtlich der policeimäßigen Ordnung und militäriſchen Vorſicht, welche die Inſurgenten, nachdem ſie ihre ſämmtlichen Officiere auſſer Activität geſetzt und den Gouverneur Rapp verhaftet hatten, unter der Anführung ihres Chefs, des Unterofficiers Dalouzi (insgemein General Garniſon genannt,) beobachteten, und wegen der Conſequenz der Maaßregeln, mittelſt deren ſie ihren Zweck völlig erreichten, eben ſo merkwürdig iſt, als rückſichtlich des kühnen Muthes, oder vielmehr Uebermuthes, mit welchem der General Rapp die zudringlichen Empörer behandelte. Redensarten wie: „Ihr ſeid unwürdig die franzöſiſche Uniform zu tragen," — „ich habe euch für Leute von Ehre gehalten, aber ich habe mich geirrt," — u. d. m. waren der empörten Soldatesca einer hitzköpfigen, auf dem Punct der Ehre bekanntlich ſehr kitzlichen Nation, gegenüber allerdings Wagſtücke, die nur einem ſolchen von denſelben Soldaten dennoch geachteten und geliebten General verziehen werden konnten. Die Zahlung des Rückſtandes ward von Seiten der Stadt geleiſtet, und ſobald ſie erfolgt war, erklärte Dalouzi die Inſurrection für aufgelößt, und die Soldaten kehrten ſofort wieder unter das Commando ihrer Officiere zurück. In militäriſcher Hinſicht aber bleibt noch merkwürdig, daß keiner der Inſurgenten beſtraft wurde, und daß ſelbſt Dalouzi, der wohl vor allen die Kugel vor den Kopf verdient hätte, der guten Ordnung wegen, die er während der Inſurrection erhalten hatte, Begnadigung erhielt.

Jemand, der eine Reiſe in den Mond gemacht haben will, hat eine Geſchichte herausgegeben: der Mond, oder das Hahnenland, (la lune, ou le pays des coqs, etc. 1819.) die er eine „wunderbare, unglaubliche und wahrhafte" nennt, die aber in der That nichts weiter iſt, als eine, wenn auch nicht ganz witzloſe, doch auf die Länge ziemlich ermüdende allegoriſche Schilderung der Begebenheiten in Frankreich ſeit den lezten 30 Jahren. Eine Gattung von Mond-Weſen, die ihm ſehr ſonderbar vorkam, beſchreibt er folgendermaaßen: es ſind Thiere, ſagt er. die ſich dazu gebohren glauben, das ganze Geſchlecht der Mondbewohner zu reformiren; ſie ſchreien gegen alles was gethan wird, und kläffen gegen alles was nicht gethan wird. Sie wenden ſich an alle Regierungen, von denen ſie nicht angehört, und an alle Regierten, von denen ſie nicht verſtanden werden; der Geiſt der Weisheit hat ſich über ſie ergoſſen; nur ſie allein ſind fähig den Staaten gehörig vorzuſtehen; und der Mond beſteht keinen Tag länger, wenn man nicht eiligſt ihre Rathſchläge befolgt. Sie haben eine Ruthe in der Hand und bedrohen mit ihr die Gewalthabenden aller Art. Die Zukunft ſagen ſie mit einer belachenswerthen Zuverſichtlichkeit voraus, und ihre Prophezeiungen, täglich durch die Begebenheiten Lügen geſtraft, kehren Tag für Tag wieder. Und was iſt ihr Zweck? Ei nun, ihren Reden nach, das Glück der Mondbewohner; aber ſie lügen! Nur um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und um einige Muſcheln (Goldſtücke) zu ſammeln, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken — darum lärmen ſie ſo gewaltig. Ihr ganzes Geſchwätz und Geſchrei und ihr ewiges Gerede läßt ſich bequem auf die bei uns bekannte Phraſe reduciren: „Geh da weg, damit ich hin kann!" (Unſere Volksthümler und Pſeudo-Liberalen aller Art werden dem Verf. dieſe treffend-witzige Reduction mit dem Henker danken, und er mag ſich in Acht nehmen, daß ihm nicht über kurz oder über lang etwas Sand in die allzuſcharfſichtigen Augen geſtreut werde. Weis er nicht, daß ein verſtändiger Mann, der bequem durch die Welt kommen will, für den Geiſt der Zeit Reſpect haben muß, ſei jener auch noch ſo dumm-bigott wie zu der Zeit der Kreuzzüge, oder ſo barbariſch wie zu der Zeit des Fauſtrechts, oder ſo, mit einem Wort, infernaliſch wie zu der Zeit der Revolution? Der Verf. gehe in ſich, und bedenke ſein Heil! . . .)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 32. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Die Carbonari.

Die Bibliotheque hiſtorique giebt in einem der neueſten Hefte eine ziemlich umſtändliche Nachricht über die Carbonari in Italien, von deren Verfolgung wir oft in den Zeitungen geleſen haben. Sie gehören der Geſchichte an, folglich iſt es der Mühe werth, die Leſer unſers Blattes etwas näher mit ihnen bekannt zu machen. Ihren Urſprung leitet man aus den öſtlichen Departements von Frankreich, von den Köhlern, (Charbonniers) ab, einer Sekte, welche der Freimaurerey ähnlich war, ſich nicht in Politik miſchte und Zeichen und Gebräuche hatte, woran ſich ihre Mitglieder erkannten. Darum, ſcheint es, thut man auch in Rom und ſonſten, den Freimaurern die Ehre an, ſie in Geſellſchaft der Carbonari zu verfolgen; ſchwerlich ſind dieſes aber ächte Brüder von gerechten Logen. Fragt man nun nach dem Zwecke und den Mitteln der Carbonari, ſo muß man, wie die hiſtoriſche Bibl. ſagt, auf ihren frühern Urſprung zurückgehen. Die Zerſtückelung und Uneinigkeit Italiens im Mittelalter gab es dem Druck der Fremden und ihrer Heere Preis. Da vereinigten ſich die geheimen Wünſche der Staatsmänner, Krieger und mehrerer Fürſten, die Barbaren zu verjagen. Dahin ſtrebte Julian von Rovera, Franz Sforza, Leo X., Macchiavel mit ſeinen Rathſchlägen ꝛc. Die zerſtückelte Kraftanſtrengung war umſonſt; aber während der ſchlafähnlichen Abſpannung mehrerer Jahrhunderte pflanzte ſich ein ähnlicher Wunſch, nach der Unabhängigkeit und Einheit der ſchönen Halbinſel, unter einer kleinen Zahl aufgeklärter Männer fort, der in der verwahrloſten Nation keine Stütze fand. Seit den neuern revolutionären Feldzügen der Franzoſen in Italien kann man erſt ein beſtimmteres Daſeyn der Carbonari, (als einer organiſirten Verbindung,) gewahr werden; aber ihr Zweck ſcheint aus den frühern Zeiten auf ſie übergegangen zu ſeyn. Es ſollen ſich allerdings die hellſten Köpfe Italiens darunter befinden. Schon die von Napoleon eingeführten Regierungen wurden argwöhniſch; Mürat, der ihre ſogenannten Kaufhäuſer (ventes) ſchließen ließ, gab ſie wieder frey, als er mit Oeſterreich zerfiel. Man ſuchte ſie zu nutzen, wie in Deutſchland den Tugendbund, ſagt die Bibl. — Nach Napoleons Sturz, ſagt die Bibl., ward das fremde Joch für Italien nicht leichter? (Oft iſt der Ausdruck: Joch, unwahr; nur die Fremdheit bleibt wahr, was der ſanfteſten Regierung ihre Sache erſchwert.) Nun vermehrten ſich die Carbonari mit einer Schnelligkeit, die ans Wunder grenzte. Sie ſollen drei Grade unter ſich haben, und in der neueſten Zeit in der Aufnahme ſehr vorſichtig geworden ſeyn. Man hat die Unzuverläſſigen entfernt, welche dann eine Oppoſition zu Gunſten der Regierungen bilden, und den Namen Calderari (Keſſelmacher) bekommen haben. Die Mittel der Carbonari beruhen in ihrer Zahl und in ihrem Einfluß in die Regierungen, der unvermerkt groß ſeyn ſoll, und der, der Beſchreibung nach, etwas ähnliches mit den, den Illuminaten ſchuld gegebenen Machinationen in Anſtellung ihrer Kreaturen haben mag. Wie weit es mit ihren Maximen gehe, davon giebt der franzöſiſche Berichtserſtatter dieſe Probe. „Ich ſprach, erzählt er, mit einem Carbonari, der einen hohen Poſten im obern Italien bekleidet. Wir kamen auf die Nervenſeuche, (Typhus) welche im Jahr 1817 die Bevölkerung decimirte, und ich verhielt ihm meine Befremdung nicht darüber, daß ein ſo aufgeklärter Mann keine hemmende Maasregeln der mediciniſchen Policey ergriffen habe." Da habe ich mich wohl gehütet, erwiederte Jener; die untern Volksclaſſen ſind bei uns noch in der ſchändlichſten Unwiſſenheit verſtrickt, und dieſe Unwiſſenheit iſt ſchuld, daß [illegible] ſogar den Deſpotismus gern haben. Der Typhus von 1817 war eine Lehre, die ihnen die Vorſehung gab. Ihr gebührte es, die Opfer auszuzeichnen und ihre Anzahl zu beſtimmen. Erſt muß in einigen unſerer Staaten die Idee der erduldenden Uebel ſich in der Einbildungskraft des Volks mit der Idee der Regierung verwickeln und verſchmelzen. Ohne dieß Mittel lernt es ſie nicht haſſen." (Abſcheulich! daß ſich um eines an ſich ſo erlaubten Zweckes willen, als Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes iſt, der Menſch über die Ruchloſigkeit der Mittel täuſcht. Werden wir gerechter werden, wenn einſt jedes Volk Herr in ſeinem Hauſe iſt? Armes Auſonien! —) Uebrigens, (was den Italiener characteriſirt,) iſt der Carbonari ſehr religiös, jedoch im Sinne des Evangeliums, nicht der Tradition. (Er ſollte aber das reine Dogma auch ausüben!) Dieſer Verein will alſo das Geiſtliche und Weltliche zugleich reformiren, (das

Ausgegeben den 7. October.

heißt zuviel auf ein Mal!) und er ſoll eine Menge von der untern Cleriſey zu Mitgliedern haben, deren irdiſcher Zuſtand, gegen den der fetten hohen Pfründner in Italien, freylich höchſt erbärmlich iſt. Die angeſehenſten und eifrigern Mitglieder ſind unter den obern Ständen die, die der Verluſt einer glänzenden Vergangenheit quält. Dieſe können die Zeit nicht erwarten, wo, wie ſie ſagen, die Apenninen von der Gegenwart der reißenden Wölfe befreit ſind. — Was nun der dreuſte Franzoſe weiter von den heimlichen Plänen Oeſterreichs auf Ausbreitung von Macht und Einfluß im Kirchenſtaate ꝛc. ſagt, gehört nicht hieher. Faſt ſcheint er ſelbſt ein Carbonari zu ſeyn.

Völkerkunde.

In dem wenig bekannten Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tirol findet ſich viel Merkwürdiges über dieſes Land und deſſen Bewohner. Zwey Extreme treffen bei den Tirolern zuſammen, enge Eingeſchloſſenheit zwiſchen himmelhohen Bergen (mit großer Liebe zur ſelbſtbegründeten Freiheit und Anhänglichkeit an den vaterländiſchen Boden) und — weites Wandern; einfaches Landleben und — Kunſtbeſchäftigung. Die Unfruchtbarkeit des Landes iſt es, welche ſie zwingt, ſich auch um die andern, kultivirten Länder zu bekümmern. Wie ſauer müſſen es ſich z. B. die Grödner (Bewohner des Thals Gröden oder Gardena) nicht werden laſſen, um ihren Bergen doch etwas abzugewinnen! Das Klima iſt rauh und kalt, Getraide giebt das Thal nur zur Hälfte des Bedarfs. Selbſt bei Moos und Flechten bildet ſich der Grödner einen Acker, auf ſeinem Rücken trägt er die Erde hinauf, und wo er nur auf einer Klippe ein Grasplätzchen erblickt, da zieht er ſeine Schaafe zur Weide ſelbſt an Stricken hinauf. Ruhet die Landarbeit, ſo ſitzen Männer und Knaben zu Hauſe und ſchnitzen aus dem Zirbelbaum allerlei Figuren, Speculanten kaufen ſie zuſammen, durchwandern damit das Ausland und kehren dann zu neuen Einkäufen zurück. Die Weiber füllen die Zeit mit Klöppeln von Zwirnſpitzen aus, mit welchen erwachſene, gewöhnlich noch unverheirathete Mädchen durch das Land hauſiren gehen. So ſieht faſt jede Bauernſtube einer lebhaften Fabrik ähnlich: eine Ecke füllen Weiber und Mädchen, die über Kiſſen nach einem papiernen Muſter ihre Spitzen knüpfen, den andern Raum nehmen die Bildſchnitzler ein, die die Figuren mit einfachen Werkzeugen auf eine überraſchend ſchnelle Weiſe zu Stande bringen. Der Handel damit geht bis nach Amerika, und es finden ſich Grödner Handelsleute in Philadelphia, Cadix, Madrid, Mallaga, Valencia, Barcellona, Liſſabon, Neapel, Meſſina, Rom, Florenz, Venedig, Trieſt, Leipzig, Nürnberg, Brüſſel ꝛc. Dieſe Grödner lieben aber ihre Heimath ſo ſehr, daß ſie oft, wenn ſie ſchon lange in der Fremde wohnhaft geweſen, ſich im Thal eigene Häuſer erbauen, um dort einmal wieder einige Zeit zu wohnen, oder auch, ihr Leben hier zu beſchließen. — Die Taſineſer (Bewohner des Thals Taſino) treiben einen ſtarken Handel mit Bildern. Rohe, ſchlecht ausgemalte Heiligenbilder, die einmal ein Kunſthändler in Baſſano einigen Dorfbauern überließ, gaben die erſte Veranlaſſung dazu, und er breitete ſich ſo aus, daß Handlungsgeſellſchaften ſich bildeten, die für beſtändige Niederlagen in den erſten Plätzen Europa's ſorgten. Selbſt in Stockholm erlangten Taſineſer das Bürgerrecht. Eine Geſellſchaft kam ſogar bis nach Siberien, und hatte ein Lager in Tobolsk. Die aber von hier zurückkehrten brachten grade die verdorbenſten Sitten mit. — Merkwürdig ſind noch die Tiroler Volkslieder, wovon es mancherlei Gattungen giebt. So iſt es im Zillerthale üblich, daß merkwürdige Vorfälle und komiſche Auftritte von muntern Burſchen in Reime gebracht, und dann in Geſellſchaft abgeſungen werden. Kurze Geſänge kommen am meiſten bei öffentlichen Tänzen vor. Hier tritt einer am Arm ſeines Mädchens, die Börſe in der Hand, zur Spielleut-Trube hin, wirft den Muſicanten Geld zu und ſtimmt dann in ſeiner ſelbſtgewählten Melodie ſein Liedle an, womit er, ſogleich von der Muſik begleitet, den Reigen eröffnet. Das Anfenſtern, d. h., das Gehen zu Liebchens Fenſter, wenn ſie ſchon ſchläft, giebt zum Gaſſliedl Gelegenheit. — Auch von Pinzgau im Salzburgſchen wandert manches Liedchen herüber. — Ein Beiſpiel von der zarten und naiven Beſchaffenheit dieſer ſüdlichen Naturpoeſie iſt folgendes, in unſere Schriftſprache überſetzt:

Ein Vöglein iſt hieher geflogen,
Setzt ſich nieder auf den Fuß,
Einen Zettel hat's im Munde,
Von dem Mädchen einen Gruß.

Um ſo höher der Kirchthurm,
Um ſo ſchöner das Geläut',
Um ſo weiter zum Mädchen,
Um ſo mehr es mich freut.

Mein [illegible]chen iſt klein,
Wie ein Muſkatnüßchen,
Und wenn ichs umhalſe,
So lacht ſie ein bischen.

Mädchen, gieb Acht,
Wenn du die Vögel ſiehſt fliegen,
So wenig als die Vögel du fängſt,
Sollſt du mich kriegen.

Ueber Japan hat ein Franzoſe eine ſo große Menge Handſchriften an ſich gebracht, daß ihm, wie er verſichert, von Calkutta zwey Lack Rupien, d. h. über 120000 thl. dafür geboten worden ſind. Dieſe rühren von dem 1812 verſtorbenen Hn. Titſingh her, der ſich als Vorſteher der Holländiſchen Faktorei 14 Jahre in Japan aufhielt, der Landesſprache völlig mächtig ward, mit vornehmen und gelehrten Japaneſen mündlich und ſchriftlich in engen Verbindungen ſtand, und ſogar vom Schwiegervater des regierenden Kaiſers, der holländiſch lernte, ſich mancher Erläuterung des Fremden zu erfreuen hatte. Vorläufig werden in einem Werke, das jetzt zu Paris mit 16 Kupfertafeln erſchienen iſt, die Heiraths- und Begräbnißgebräuche der Japaneſen mitgetheilt, wovon beſonders die letztern auf das Uebrige begierig machen. Dieſe zeugen von ihrer großen kindlichen Ehrfurcht für ihre Vorältern und deren abgeſchiedene Seelen. Sobald man den nahen Abſchied der Sterbenden vermuthet, zieht alles im Hauſe Feierkleider an, ein allgemeines Wehklagen erfolgt mit Faſten, Gebeten, Opfern, Beileidsbezeugungen und andern Feſtlichkeiten. Der Soſu oder der Sohn, der künftig die Stelle des Vaters einnimmt, muß ſich insbeſondere der tiefſten Andacht überlaſſen, und deshalb zur Beſtattung vier andere ernennen, wovon der eine die Beileidsbezeugungen empfängt, der zweyte das Verzeichniß aller erforderlichen Gegenſtände entwirft, der dritte den Anſchlag des dazu nöthigen Aufwandes macht, und der vierte über die ganze Beſtattung die Aufſicht führt. — Fortwährend ſind ein beſonderer Gegenſtand der Verehrung die Ifays oder Gedächtnißtafeln der Verſtorbenen. Sobald der Vater oder die Mutter oder ſonſt ein naher Verwandter ſtirbt, wird auf ein dazu eingerichtetes Bretchen der Name und Sterbetag des Entſchlafenen geſchrieben, und dieſe Bretchen oder Ifays in kleinen Käſtchen mit der größten Sorgfalt Jahrhunderte lang von den Nachkommen aufbewahrt. In jedem Hauſe befindet ſich ein für Ifays beſtimmtes, ſehr ſauber eingerichtetes Zimmer, und faſt täglich oder doch wöchentlich werden ihnen Opfer an Räucherwerk und Speiſen, und Gebete dargebracht. Von Zeit zu Zeit giebt man ihnen große Feſte, und benachrichtigt ſie geziemend davon geraume Zeit vorher. Es wird auch jede Familienbegebenheit ihnen feierlich angezeigt und um ihre Verwendung nachgeſucht. Bei einer Feuersbrunſt und ähnlichen Gefahren werden vor allem die Ifays gerettet; den Verluſt derſelben betrachtet man als das größte, verderblichſte Unglück. (Sie ſtellen alſo eine Art Hausgötter oder Schutzgeiſter vor). Die Japaner ſollen ein Pulver verfertigen können, das, in Mund und Naſe eingeflößt, die Eigenſchaft hat, die Leichname biegſam zu machen, denn ſie legen ſie in keine Särge, ſondern drücken ſie in kleine, drey Fuß hohe Tonnen zuſammen. (Ein ſehr kaufmänniſches Begräbniß!)

Bei Gelegenheit der Anzeige eines koſtbaren Engliſchen Werks, das von Londons öffentlichen Plätzen, Gärten, Palläſten ꝛc. in ſchönen Kupfern Anſichten liefert, macht ein Recenſent mit Recht auf den großen Unterſchied aufmerkſam, der zwiſchen äußerer Lebensvollendung, wie Handel und Induſtrie ſie hervorbringt, und der eigentlichen Bildung und Entwickelung des innern Lebens, welche ſchönen Künſten ihr Daſeyn giebt, unverkennbar und namentlich in England ſtatt findet. Alles, was den mechaniſchen Künſten angehört, und man könnte ſagen, alles, was im Gebiete der Kunſt mit Gelde zu erzwingen und zu erkaufen iſt, hat dort ſeine wahre Heimath; wogegen die höhere Kunſt, der edle, geläuterte Geſchmack durchaus nicht gedeihen will. Welcher engliſche Maler, Bildhauer, Stein- und Stempelſchneider, welcher engliſche Componiſt mag es wagen, ſich den erſten Künſtlern des übrigen Europa gleich zu ſtellen? Erſt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat eine Art von engliſcher Malerſchule ſich zu bilden angefangen, und wie manierirt, wie verfehlt in Erfindung und Farbengebung iſt faſt alles, was ſie hervorgebracht hat! (Doch machen die Gemälde von Lawrence, der den Aachener Congreß aufnehmen mußte, jetzt großes Aufſehen — mit welchem Recht, darüber müſſen Kenner entſcheiden.) Unter allen Erzeugniſſen der Sculptur, Denkmälern der dankbaren Geſinnung des brittiſchen Volks gegen ſeine großen Männer, oder der Eitelkeit einzelner Reichen, finden ſich kaum drei oder vier, die den kritiſchen Blick des Kunſtverſtändigen nicht ſcheuen dürften. Gute engliſche Schaumünzen gehören zu den größten Seltenheiten, und die engliſchen Guineen, ſo allmächtig ſie ſind, müſſen, als Kunſterzeugniſſe, den neuern franzöſiſchen Ludwigs, preußiſchen Friedrichs u. A. weit nachſtehen. Am wenigſten haben Englands Eingeborne im Fach der muſikaliſchen Compoſition geliefert, und während ausländiſche Tonſetzer und Tonkünſtler dort vergöttert werden und Schätze ſammeln (Händel, Haydn, die Catalani), ſind die engliſchen in der Fremde kaum dem Namen nach bekannt. Nur in der Baukunſt hat England wirklich große Männer hervorgebracht. Selbſt die Kupferſtecherkunſt, die zwiſchen den freien bildenden und den mechaniſchen Künſten gewiſſermaßen in der Mitte ſteht, die vor funfzig Jahren in England auf eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit geſtiegen war, iſt, nach den neuern Erzeugniſſen des engliſchen Kunſthandels zu urtheilen, von jener Höhe tief herabgeſunken, hat den kräftigen Grabſtichel, deſſen glückliche Handhabung Zeit und Studium erfordert, bei Seite gelegt, und liefert jetzt, dem unreifen Geſchmacke der Neureichen, der ſogenannten Nabobs, fröhnend, faſt nur bunte Bilder und kraftlos punktirte Portraits kleiner und großer Perſonagen.

Dieſe Bemerkungen kann man der ſeit Kurzem an die Stelle der Deutſchthümlichkeit und der frühern Gallomanie tretenden Anglomanie wegen nicht anders als für ſehr zeitgemäß halten.

Politik.

Die Bibliothèque historique, die ſich ſeit Kurzem einen ungemein weiſen Correſpondenten in Berlin angeſchafft hat, bringt einen zweiten Brief deſſelben im 5. Heft des 7 Bds. zum Vorſchein, der wiederum allerhand merkwürdige Notizen enthält, von denen wir hier einige zu beliebiger Nutzanwendung zum Beſten geben wollen. – Fürs Erſte hat der Correſpondent weg, daß zwiſchen den fremden Geſandten häufige Conferenzen Statt finden, und daß von einer Zuſammenkunft der Souveraine in Erfurt die Rede iſt, die im Monat Juli geſchehen ſoll. (Wir ſchreiben aber heute ſchon den 21. Sept., und die Souveraine ſind noch immer — wo ſie ſind!) Er hat auch vom nahen Ausbruch eines Kriegs zwiſchen England und den vereinigten Staaten, zwiſchen Rußland und Schweden gehört, und verſichert uns, daß die überall verbreiteten Gerüchte über den letztern von der deutſchen Ariſtocratenſchaft (!) ausgingen, die, wie er begreift, der Legitimität halber, allerdings ihren Vortheil dabei habe; glaubt aber zu Nutz' und Ehren Rußlands, daß jene Gerüchte ganz grundlos ſeien, wobei er jedoch hinwiederum verſichert, „daß, wenn Rußland die Projecte, die ihm der unmittelbare deutſche Reichs-Adel (über den Publiciſten!) unterſchiebe, wirklich haben, und glücklich durchſetzen ſollte, es dann die Mittel beſitze, binnen wenig Jahren die erſte Seemacht in der Welt zu ſeyn." Mit England, dem er ohnehin ein trauriges Loos prophezeit, wäre es dann ſo gut wie vorbei. „Ginge der Kampf los, ſo müſſe Preußen, wenn es ſeine Neutralität nicht erhalten könne, nothgedrungen von der Politik und von der Uebermacht, dem Syſteme Rußlands folgen, und Hannover werde es dann für alle erlittene Unglücksfälle entſchädigen; vorausgeſetzt, daß man ihm (Preußen) die gegebenen Verſprechungen halte!" (Die deutſchen Ariſtocraten werden doch etwas lächeln über den Widerſpruch, in welchen der Correſpondent hier ſo auf einmal mit ſich ſelbſt zu ihren Gunſten verfällt!) Die Acquiſition von Hannover dürfte übrigens doch noch manchen Schwierigkeiten unterliegen, denn der Correſpondent verſichert: es ſei ſchwer mit Treſorſcheinen und Papiergulden Armeen auszurüſten und ins Feld zu ſtellen; die Unzufriedenheit der Völker mache Kriege aus Ehrgeiz unmöglich, und der König von Preußen dürfe nur dann auf ſeine Nation rechnen, wenn der Krieg dem Nationalintereſſe entſpreche. Nachdem ſein Gouvernement (distinguendum est!) alle Hoffnungen getäuſcht habe, würden keine trügeriſchen Verheiſungen die Preußen (der Correſpondent ſagt: uns!) mehr dahin bringen können, ihr Blut zum Behuf eines nochmaligen Wiener Congreſſes zu vergießen." — Der gute Berliniſche Correſpondent aus — Paris weiß, wie man ſieht, den Styl der Volksthümler auf der Haſenhaide ziemlich täuſchend zu imitiren; nur noch etwas mehr Derbheit im Ausdruck und etwas mehr Kühnheit in der Abſicht, und er wird kaum etwas zu wünſchen übrig laſſen. — Ueber den Aachener Congreß will er ſich nicht auslaſſen; meint aber demnächſt, „die Monarchen wären mit ihren Armeen nach abgemachten Verhandlungen mit Frankreich nach Hauſe gezogen, als wenn nun weiter nichts mehr zu thun wäre. Die Völker des Continents hätten lediglich für die Vergrößerung der engliſchen See- und der ruſſiſchen Continental-Herrſchaft gearbeitet, indem man Frankreich auf die Hälfte ſeines Gebiets reduzirt habe; die Politik hätte wohl eher das Gegentheil erfordert! (d. h. im Zuſammenhange doch wohl nur: Frankreich hätte vielmehr in eben dem Maße noch vergrößert werden müſſen? Deutſchland z. B. bis an die Elbe wäre dann ſchon ein artiger Beitrag zur Vergrößerung geweſen; und der Patriotiſmus des Berliner Correſpondenten würde unter dieſer Vorausſetzung nicht zu verkennen ſeyn!) Das Reſultat des ganzen Völkerkriegs gegen Frankreich laufe darauf hinaus, daß Rußland ein Königreich, und England die Schiffe Frankreichs erhalten habe!.... (d. h. doch nur wiederum: daß das arme Frankreich auf alle Weiſe verkürzt worden ſei; denn auch jenes Königreich war ja, politiſch genommen, nichts mehr und nichts weniger als — ein Pertinenzſtück Frankreichs!) Zuvor hätten Frankreich und Rußland einander an Macht die Waage gehalten, ihre Politik ſei geweſen, ſich gegenſeitig an unverhältnißmäßiger Vergrößerung zu hindern, und hierin hätten die zwiſchenliegenden Mächte ihre Sicherheit gefunden. (Namentlich in Bezug auf Frankreich! man denke nur an die Einverleibungen Hollands, Oldenburgs ꝛc.!) Seitdem Frankreich nichts mehr ſei, (nichts? mit 10,000 Q. M. und 30,000,000 Menſchen? hatte es 1792 und unter Ludwig XIV. mehr? Frankreichs gegenwärtige Ohnmacht liegt nicht in ſeinen äußeren, ſondern in ſeinen innern Verhältniſſen,) herrſche Rußland ohne Widerſpruch." (Wodurch und in wieferne denn? durch Waffengewalt? offenbar nicht! durch diplomatiſche Künſte? das wäre doch eine wahre Schande für die Miniſter der andern europäiſchen Staaten, namentlich aber für die franzöſiſchen, deren alter Ruhm ſich doch auf den Wiener und Aachener Congreſſen vortrefflich bewährt hat! oder durch den Einfluß ſeiner Sitten und geſetzlichen Inſtitutionen? das dürfte wohl weder ein Pariſer noch ein Berliner Correſpondent zugeſtehen! Aufrichtig geſagt, wir finden das heut zu Tage immer mehr Mode werdende Geſchwätz von Rußlands Uebermacht und Herrſchaft um ſo inconſequenter, je weniger es an und für ſich ſelbſt factiſchen Grund hat, und je vorwaltender ſich vielmehr in der gegenwärtigen ruſſiſchen Politik das Beſtreben ausſpricht, diejenigen moraliſchen Bedingungen feſt zu halten, auf welchen, ſeit der Stiftung des heiligen Bundes, das wahre Gleichgewicht unter den europäiſchen Staaten allein beſtehen kann!) — Ueber die gewichtvolle Frage: werden wir eine Revolution haben? urtheilt der Correſpondent kurz ab. „Ohnfehlbar, ſagt er, wird in Preußen und anderwärts in Deutſchland geſchehen, was in Frankreich geſchah. Das Volk wird fordern in dem Maaß als der Hof (?) Widerſtand leiſtet; aber dieſer Widerſtand hat ſeine Grenze, und muß jener nachgeben, ſo wird das Volk glauben, einen Sieg davon getragen zu haben, es wird ſeine Macht übertreiben, und die Revolution wird erfolgen." Den Fürſten aber wird dabei noch die gute Lehre gegeben, daß ſie ſuchen ſollten, einem ſolchen Zuſtande der Dinge durch weiſes Zugeſtehen zu rechter Zeit, und durch Einführung von Freiheit und Gleichheit zuvor zu kommen. (Gewiß recht zweckmäßig! Wenn die Fürſten ſelbſt Jacobiner werden, bedarf es weiter keiner Revolution.) „Vor zehn Jahren, fährt der Correſpondent fort, ſetzte Napoleon Europa in Bewegung; (da erſt?) er conſtituirte eine Monarchie auf den Trümmern einer Republik; er hatte ſich aller monarchiſchen Elemente bemächtigt, und gebrauchte ſie, mit der ganzen Gewalt eines außerordentlichen Genies, gegen die Freiheit. Den ſtärkſten Damm, der ihnen gegen das Ueberſtrömen democratiſcher Ideen Schutz zu gewähren vermochte, haben die Fürſten ſelbſt niedergeriſſen!" ꝛc. Ey nun, da ließe ſich im ſchlimmſten Falle noch Rath ſchaffen! St. Helena liegt ja nicht außer der Welt, und gewiß hätte, in 3 — 4 glücklichen Monaten, das außerordentliche Genie wieder einen Damm zu Wege gebracht, vor welchem die democratiſchen Ideen Reſpect haben würden! — Es ſollte uns wundern, wenn nicht irgendwo eine ſolche alberne Anſicht herrſchend werden dürfte, und wir wollen daher — lediglich zum Beſten der Schwachen — ganz kurz bemerkt haben, daß, unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden, ſelbſt Napoleons Wiederauftreten durchaus nur ein revolutionäres im Geiſte der neunziger Jahre ſein, und daß er nur unter dem Schutze der rothen Mütze wieder zu einer Krone und zu ſeiner alten Macht gelangen kann. Begnügen wir uns alſo vor der Hand lieber damit, die Papiere der Demagogen zu verſiegeln, ein halbes Dutzend der letztern zu arretiren, und die übrigen, zumal ſolche, die etwas vornehmer Natur ſind, nach wie vor, ruhig ihr Weſen treiben zu laſſen. Am Ende wird ſich noch ergeben, daß man unnöthiger Weiſe in Allarm geſetzt worden iſt, daß die ganze Gefahr auf einigen Schein und Mißverſtand einiger, allerdings nicht ganz wohl gewählten, Ausdrücke hinaus läuft, und daß die bezüchtigten Demagogen im Grunde genommen gerade die unſchuldigſten, vortrefflichſten, und dem Staate wie er iſt treuergebenſten Leute ſind!! —

Des Herrn von Raumers vermiſchte Schriften.

Lehmanns Kartenzeichnung erhält in denſelben, mit gebührendem Rechte, vor allen andern, den Vorzug. Ein Berliner wollte ihr dieſen jüngſt ſtreitig machen, aber er vermochte es nicht. Lehmann leiſtet mit ſeinen Karten, was der Ungenügſamſte nur verlangen kann; in ſeiner Zeichnung erkennt man die körperliche Geſtalt der dargeſtellten Gegend. Mehr kann man von einer Karte nicht fordern.

Hofers Karte vom Rieſen-Gebürge bleibt von dem Grade der Vollkommenheit, der in jeder Lehmannſchen Karte herrſcht, noch ſehr weit zurück.

Die große Bertuchiſche Karte von Deutſchland wird nicht gelobt, und die gerühmte Sorriotſche Flußkarte von Europa iſt „nach des Verfaſſers Anſichten, faſt nichts als Situationskritzeley. Weiterhin tadelt er Heeren, über deſſen Misgriffe in dem Verſuch, Perioden für die Ausbildung der Karten feſtzuſtellen. „Er ſcheint, ſagt Hr. v. Raumer, mehr die Ausbildung geographiſcher Karten, weniger die der geometriſchen berückſichtigt zu haben, die der topographiſchen gar nicht. Es iſt, als wenn ein Geſchichtſchreiber der Optik die Teleſkope, nicht aber die Mikroſkope erwähnen wollte. Hätte Heeren die plaſtiſche Ausbildung nicht ganz hintan geſetzt, ſo würde er Lehmann, nicht Homann, als den genannt haben, der die deutſche Periode in der Geſchichte der Karten charakteriſirt; hätte er die geometriſche Seite nicht vernachläßigt, ſo würde er die franzöſiſche Periode durch Caßinis Karte bezeichnet haben, die erſte, welche aus einer trigonometriſchen Aufnahme eines ganzen Reichs hervorging."

Der Aufſatz „Unterricht in der Steinkunde" enthält für den Mineralogen, und beſonders für den, der ſich dem Studium dieſer Wiſſenſchaft hingiebt, recht viel Anziehendes.

„Mit Werner" ſagt der Verfaſſer „beginnt eine neue Zeit für die Steinkunde. Vor ihm begnügte man ſich mit Auffaſſung und Angabe der am meiſten in die Sinne fallenden Eigenſchaften der Steine. Man ſagte: das Gold ſei gelb, glänzend und ſchwer, der Bernſtein gelb und leicht, der Demant glänzend und hart. Werner fühlte das Mangelhafte hierin. Er meinte: nicht dieſe und jene beſonders hervortretende Eigenſchaft des Steines, ſondern alle und jede, die auffallendſten wie die heimlichſten, ſeyen aufzufaſſen und auszuſprechen. Er ſchrieb ſeine äußere Kennzeichenlehre. Sachlich bezweckte er durch dieſelbe eine vollſtändige Erſchöpfung aller ſinnlichen Eigenſchaften der Steine in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Arten und Abſtufungen — wörtlich aber die treffendſten, beſtimmteſten, unwandelbaren Ausdrücke für jene Eigenſchaften, ihre Arten und Abſtufungen. In verbis non simus faciles, ut conveniamus in re, war ſein Wahlſpruch. Nun beſchrieb er den Stein nach allen ſeinen Eigenſchaften, indem er ſich aufs ſtrengſte an Ordnung und Ausdruck ſeiner äußern Kennzeichenlehre band. Er ſuchte ſo die Geſammtheit der Eigenſchaften des Steins aufs treueſte in Worte zu überſetzen — die Beſchreibung ſollte den Elementen des ſinnlichen Geſammteindrucks völlig entſprechen. Beim mineralogiſchen Unterricht begann er mit allgemeiner Klaſſifikationslehre. — Dieſer folgte die Lehre von den äußeren Kennzeichen, hierauf die Beſchreibung nebſt flüchtiger Vorzeigung der beſchriebenen Gattungen. —

Sonach waltete der mündliche Vortrag ausſchließlich vor. Herr von Raumer hat geglaubt, einen andern, ja den umgekehrten Weg wählen zu müſſen; Wer von beiden gründlichere Mineralogen wird gebildet haben, kann nur die Zeit lehren. Mit vielem Antheil laſen wir die guten und böſen Erfahrungen, die Herr v. Raumer bei ſeinem Unterrichte an ſeinen Schülern gemacht zu haben erzählt; und als wir auf das Geſtändniß ſeiner eigenen Mangelhaftigkeit ſtießen, haben wir den Mann um ſeiner Offenheit und um ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt willen, lieb gewonnen. „Daß ich," bekennt er Seite 81, „daß ich als Neuling im Lehren viele Mißgriffe gemacht, brauche ich kaum zu erwähnen. Ich war oft zu heftig oder zu ungeduldig; hielt ich die Schüler für verwöhnt durch mündlichen Unterricht, ſo hätte ich ſie wohl mehr allmählig entwöhnen, und an meine Lehrweiſe gewöhnen, nicht aber mich ſchroff ihrer ganzen Lebens- und Lerngewohnheit entgegenſtellen ſollen ꝛc. Guter Wille und längere Uebung werden mich mit Gottes Hülfe weiter fördern. —" Wie viele Profeſſoren mag es wohl geben, die, vor der Welt, ſich ſo beurtheilen!

Den Zuſatz für Lehrer der Mineralogie, empfehlen wir letztern recht angelegentlich: „Ich habe" erzählt er in dieſem unter andern „alle ſchwierigeren Kryſtalliſationsſtücke, nach Hauy's Kupfern — durch Zahl der Figur und Buchſtaben — beſtimmt; der Beſtimmungszettel liegt zuſammengelegt beim Stücke. Schüler, welche ſchon Fortſchritte gemacht haben, beſtimmen nun die Kryſtalle ſchriftlich, ebenfalls nach Hauy, und legen ihre Zettelchen dem beſtimmten Stücke bei. Dann bedarf es nur einer kurzen Vergleichung ihrer Zettelchen mit den meinigen. Treffen ſie zuſammen: gut; trifft es nicht, ſo betrachtet der Schüler das Stück von Neuem, bis er mit mir zuſammen trifft, wofern nicht von meiner Seite auch ein Verſehen vorgefallen. Deſſen ſchäme ich mich nie. Ich gebe nicht darauf aus, den Schülern als unbedingte Autorität, als ein wahrer Zauberer zu erſcheinen, ſondern als ein Lehrer, der ſeine Pflicht gegen ſie kennt; die erſte Pflicht aber iſt Wahrheitsliebe." — Wohl der alten Univerſität Breslau, wenn ſie mehrere Profeſſoren von ſolchen edeln Grundſätzen hat.

Das Werk iſt vor Entdeckung der ſogenannten demagogiſchen Umtriebe, in deren Gefolge Jahn gefänglich eingezogen ward, geſchrieben. Herr von Raumer hat von dieſem als giftig verſchrieenen Spinnengewebe entweder nichts, oder recht viel gewußt. Dieſer Satz klingt vielleicht ſonderbar, aber wer die in dieſem Buche enthaltene Aufſätze über das Turnweſen mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird, ohne genauere Unterſuchung, in die nämliche Ungewißheit verfallen, beſonders, da das Werk in Reimers Verlage erſchienen iſt. Auf den Vorwurf: daß auf den Turnplätzen, mit den Leibesübungen, allerhand geiſtige Lehren verknüpft werden, und daß dieß nichts tauge: entgegnet Herr von Raumer. „Jahn beſchränkte ſich allerdings nicht auf umfaſſendes Darſtellen und Lehren der mannigfaltigen Leibesübungen mit Einſicht in ihre wechſelſeitigen Verhältniſſe und Einflüſſe bei Ausbildung des Leibes. Er fühlte vielmehr ſehr wohl, daß das, was die gewöhnlichen Meiſter im Fechten, Schwingen, Reiten ꝛc. rein leiblich betrieben, durch ein geiſtiges Element verklärt werden müſſe. Es fällt ſchwer im Beginn einer großen Entwickelung den erſten Keim des mächtigen Geiſtes zu faſſen, der zukünftige Jahrhunderte hindurch in den mannigfaltigſten Geſtalten und Thaten leben und weben ſoll. Er läßt ſich mehr ahnden. Nicht bloß in Jahn, in Vielen regt er ſich.“ Wie myſtiſch! Auf den Einwand: daß dieſer Geiſt ein jakobiniſch revolutionärer ſei, erwiedert Herr von Raumer: „Mißdeuten läßt ſich vieles. Aber ſo wird keiner mißdeuten, dem es Ernſt um das Verſtändniß des Turnweſens, ja Ernſt um das Verſtändniß der deutſchen Zukunft iſt. Dazu gehört aber ein unbefangenes Leſen der Schriften über das Turnen und verwandte Gegenſtände, ja noch mehr, anhaltende Beobachtung des Turnens ſelbſt, freundliches Zuſammenleben mit Turnern — vornämlich aber Einſicht in die Irrthümer und Sünden der Zeit und herzlicher Wunſch, ihnen abzuhelfen.“ Ein Jeſuit kann nicht feiner antworten.

Auf dem Turnplatz, verſichert Herr von Raumer, ſeien ihm nie Aeußerungen zugekommen, welche je eine Hindeutung auf Jakobinismus erlaubten. „Auf dem Turnplatz“ nicht aber vielleicht anderwärts?

Den in Jahns Volksthum ausgeſprochenen Grundſatz:

> „deutſches Volk verachte nicht Deine alten Fürſtenhäuſer durch Kleinmuth, ſchlage die Weltgeſchichte auf, ſuche beſſere Geſchlechter heraus,“

wäſcht Herr von Raumer von allem Verdachte rein; er führt ihn ſogar als Beweis an, daß Jahn kein Jacobiner ſei. Letzteres ununterſucht, ſo iſt doch obiger Grundſatz in den Augen des aufmerkſamen Leſers mancher Deutung fähig, und wird vielen gewaltig auf Schrauben geſtellt erſcheinen.

Darin, daß das Reden über bürgerliche Angelegenheiten, auf den Turnplatz nicht gehöre, ſtimmt der Verfaſſer den Klügern bei. Auf die ſonderbarer Weiſe herbeigezogene Frage: was Preußen gegen eine Revolution ſchütze, antwortet Herr von Raumer „widerſtrebt eine Regierung der Entwickelung des göttlichen Zeitgeiſtes, will ſie Veraltetes, Abgeſtorbenes gewaltſam erhalten, eine faule Hütte mit faulen Pfählen ſtützen: dann darf ſie ſich freilich nicht wundern, wenn ihr zuletzt das Dach über dem Kopf zuſammenbricht. Entgegengeſetzt handelt die Preußiſche Regierung. Aufmerkſam beobachtet, folgt und befördert ſie die Entwickelung des Zeitgeiſtes; ſo ward eine Erneuung friedlich herbeigeführt, für welche in Frankreich Millionen blutige Opfer fielen: ich meine, Aufhebung der Klöſter, Aufhebung vieler Adelsprivilegien, Aufhebung des Zunftzwangs, Einführung der Landwehr.“

Daß man über all dieſe Neuerungen in der letzten Zeit im Preußiſchen gewaltig geſchrien, darüber wundert ſich Herr von Raumer nicht; „Jeder Erneuerungsprozeß,“ meint er, „führt nun einmal einen unbehaglichen Zuſtand herbei, ſo unbehaglich wie der Zuſtand, wenn man aus einem alten baufälligen Hauſe, in welches man ſich aber bequem eingelebt hat, — in ein neues, zwar ſchöneres, aber noch nicht eingerichtetes zieht. Das alte Haus wird beim Ausräumen wüſte und leer, im neuen ſteht alles verworren durch einander. Will man ſich ſetzen, ſo fehlt es an Stühlen, will man ſich legen, an Betten. Nun, ungeduldig mag man wohl einmal werden! Wer wird aber jammern, als wenn er keine Wohnung mehr hätte, und gar nach der lieben alten Hausruine zurück verlangen, in welcher man ſo viele angenehme Jahre verlebt. Rühre ſich lieber jeder und helfe in Ordnung bringen. So preiswürdig Friedrichs ſtrenge Formen für ihre Zeit waren, ſo tödtlich wären ſie für die jetzige. Die größte Aufgabe der Preußiſchen Regierung ſcheint darinn zu beſtehen: alle Verhältniſſe ſo aufzulockern, daß jeder eigenthümliche Entwickelungskeim ungedrückt frei treiben kann — und der Lockerheit ungeachtet, doch alles ſicher zuſammen zu halten. Jeder unheilige Geiſtliche möge fallen, der wähnt, ſein Amt ſolle ihn heiligen; jeder Adliche, der meint, ſein Stand ſolle ihn heben, wenn er gleich unadelich iſt in Sinn und That; jeder Handwerker, der ungeſchickt und unbillig ſich auf Abwehr der Concurrenz geſchickterer Meiſter durch Zunftzwang ſtützt! Selbſt iſt der Mann, heißt es jetzt.“

Wer mag dieſer Anſicht ſeinen Beifall verſagen; Wenn aber der Mann jetzt ſelbſt ſein ſoll, ſo muß er auch die Ellenbogen frei haben, um ſich rühren zu können. Dieſe Bewegungsfreiheit nach allen Weltgegenden hin, ſoll indeſſen, wie man z. B. aus den neuſten Zollgeſetzen leſen will, dort rundum ſehr verſchlagbaumt ſeyn, und wo die Freyheit des Handels und Verkehrs unter der Walze liegt, kann aus dem aufgelockerten Boden viel Erſprießliches nicht emporkeimen.

Zum Glück giebt man ſelbſt die neue Einrichtung für einen bloſen Verſuch aus, ſonſt ſtände zu befürchten, daß aus dem einmal aufgelockerten Boden noch mehr Unkraut emporſchöſſe, als ſchon da zu ſein ſcheint.

Notizen.

Geflickt iſt nicht gemahlt.

Herr Sebaſtian **Günthner** in ſeiner Geſchichte der Literatur-Anſtalten in Baiern S. 377 hebt es beſonders heraus, wie die ganze Gegend von Benedictbeuern mit Malern angefüllt und dieſe ſelbſt auf bloßen Dörfern, z. B. Caingruben, Püche, Peſſenbach in Menge angeſeſſen geweſen. Hierauf müſſen wir aber bemerken, daß dieſe Gottſchalk, Hartmann, Bernhard, Gottfried, Heinrich, Eberhard, **Pictores** nichts anders als **Schuhflicker** geweſen, wie es auch die Geſellſchaft in Mon. Boic. VII. p. 67. anzeigt: **Heinricus** Pictor, Gotescalcus **Sutor**, Gotescalcus **Pictor**. Und zwar kam dieſes Wort Pictor her von Pecia, franzöſiſch Piéçe, ein Fleck, Piector, ein Flicker, Pictacium (ſ. Dufresne) ein Schuhfleck. „Pictacium dicitur a **pingo**, quia sicut partes picturae. Sic apparent pictacia in calciamento.“ Richtiger als dieſe ſpielende Ableitung iſt wohl obige von Pecia und Piéçe. Da wo man Wein baute, verſtand man auch unter Pictores Häker, in Baiern Weinzierl, von Pictura, einem zur Bearbeitung oder Benutzung angewieſenen und ausgezeichneten Gehäg alſo benannt; und daher hieß abermals **Picturas facere** nicht Gemälde machen, ſondern **robotten**, in welcher Kunſt wir Deutſchen noch ziemliche Originale ſind.

Der Allerweltsfreund auf St. Helena. Man mag es leugnen oder nicht, die Neugier der Welt bleibt noch immer auf dieſen Mann geſpannt, den Manche, aus Bosheit, daß es nicht Alles ſo geht, wie man gehofft hat, ſogar zurückwünſchen. Allein bis jetzt wenigſtens hält die **Helena** ihren **Paris**, den ſie, nicht er ſie, entführt hat, feſter als manches noch ſo hochgelehrt gebildete Mädchen ihre Liebhaber. Der neugierigen Welt theilt nun ganz neuerlich ein Reiſender ſein ſogenanntes Regiſter, (Carnet) oder eine Sammlung von Bemerkungen über das Leben **Bonaparte's** in **Longwood** mit. Es iſt in franzöſiſcher Sprache in Paris erſchienen, und aus einer zu London herausgekommenen Schrift entnommen, die der Ueberſetzer, ſeinem Vorbericht zu folge, nicht ganz geben wollte, weil ſie einen beſondern politiſchen Zweck habe.

Ueber die Behandlung des Exkaiſers auf der Inſel erfährt man freilich immer ganz widerſprechende Nachrichten. Der Herausgeber will uns unpartheiiſche eigne Beobachtungen mittheilen, die er an Ort und Stelle gemacht hat. Ob ſie es wirklich ſind? wer kann das hier zu Lande wiſſen; einigen Anſchein hat es, übrigens ſind viele dieſer Beobachtungen unbedeutend, und gewähren faſt blos eine momentane Unterhaltung. Wenn die Beſchreibung der Wohnung, von welchen etliche kolorirte Anſichten beigefügt ſind, ſo wie die Beſchreibung ſeiner Küche richtig ſind, wie das ſcheint, ſo möchte S. Majeſtät in dieſem Stücke ſich nicht zu beklagen haben, wenn auch der Wechſel in fremden Schlöſſern, wo man den Herrn ſpielte, dort aufgehört hat. Wir fügen ein paar Auszüge aus dem Buche bey. „No. X. **Bonaparte's Spitznahme.** Die Leute aus den niedern Claſſen pflegen ihn durch eine Art von Spitznahmen zu bezeichnen, der mehr vertraulich als boshaft iſt. Ich habe Waſſer für **Bony** getragen; ich habe in Bonys Garten gearbeitet. So bezeichnen unbekannte Tagelöhner den, der die Welt zittern machte.“ „N. XI. Bonaparte jagte ſeinen Koch fort, der ihn bey dem Gouverneur Mishandlung wegen verklagt gehabt. Hudſon Lowe, der ſich wenigſtens damals mit ſeinem Gefangenen noch nicht ſo übel ſtand, ſandte ihm ſeinen eigenen Koch. B. ließ den Menſchen vor ſich, und fing an, ihn ſeiner Gewohnheit nach auszufragen. — Wie heißt du? — Albey. — Woher? — Aus Deutſchland. Wo ſpricht man das beſte Deutſch? — In **Leipzig**. — In Leipzig, in Leipzig, fuhr B. hitzig auf. Sie haben's dem Kerl eingeblaſen, mir Leipzig unter die Naſe zu reiben (als wenn man die Frage Bs. hätte voraus wiſſen können.) Man jage ihn weg, ich will nichts von den Verräthern, den Deutſchen hören. Zwanzig Prinzen hatte ich in meiner Armee; Alle haben mich im Stich gelaſſen.“ (Sie hätten gar nicht zu ſeiner Armee kommen ſollen.) Nicht beſſer gings B. nach N. XII., wo ein ihm vorgeſtellter Obriſter Dodgin. auf Befragen antwortete: „Ich habe zuerſt in Egypten gegen Sie gedient.“ Unſer Held hat übrigens den Zeitvertreib, Zänkereyen zwiſchen Madam Montholon und Mad. Bertrand zu ſchlichten, die ſich zuweilen angekommene neue Moden wegfangen und den Krieg erklären. (Wahrſcheinlich hat in dieſen Zänkereyen Mad. Montholon ſtets den Kürzern gezogen, denn ſie iſt in Brüſſel angekommen, vermuthlich — der neuen Moden wegen! —)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 33 — Rede wahr, ſcheue Niemand. — 1819 October.

An den Herrn Amtmann X..., den Herrn Paſtor Y... und den Herrn Doctor Z... in Stilleben, über das Bücherverzeichniß von dieſer Michaelismeſſe.

Ich habe von Ihnen allen dreien Briefe erhalten, worin Sie mir klagen, daß Sie gar zu wenig von literariſchen Neuigkeiten in Ihrem Winkel erführen, und mich bitten, Ihnen etwas Intereſſantes mitzutheilen. Ueber das Erſte möchte ich Ihnen faſt meinen Glückwunſch abſtatten, und für das Zweyte werden Sie mir am Ende wenig Dank wiſſen. Erlauben Sie mir wenigſtens, um Zeiterſparniß willen, meine Antwort gleich an Sie alle drei zu richten, da ich doch weiß, daß Sie oft auf ein unſchuldiges Geſpräch zuſammenkommen. Nun zur Sache. Beinahe möchte ich Ihnen vorerſt mit Voltaire zurufen: „plus de nouvelles; plus de Sottises.“ Das Schreiben, wie das Handeln der Menſchen, wird immer verwirrter, und wenn ich die Sache von mehr als einer Seite betrachte, ſo weiß ich kaum, ob man nicht das vergebliche Schreiben wenigſtens auf eine Zeitlang ganz abbeſtellen ſollte, eben weil es vergeblich iſt, aber unbequem. Man ſcheint aber doch das Literar-Commerz, das in dieſer Commerzloſen Zeit doch manchen ehrlichen Mann mit Familie nährt, nicht ruiniren zu wollen, und das allgemeine Bücherverzeichniß von der Leipziger Michaelismeſſe kündigt 1516 Artikel an, welche unſer Vaterland beglücken, unterhalten, oder auch in Langeweile und Aerger zu verſetzen bereit ſeyn ſollen. Am beſten, ich traktire ſie mit Nachrichten aus dieſem Verzeichniß; es geht flinker von der Hand, wenn ich fremde Worte brauche, oder gedankenlos abſchreibe, als meine eignen, die ich bei meiner natürlichen Aengſtlichkeit erſt um und um wenden muß, wie die rothen ...ſchen Silbergroſchen und Kreuzerſtücke. Sollte ich ja hie und da meine Bemerkung hinzuſetzen, ſo betrachten Sie es, bey der heutigen Zweifelhaftigkeit der menſchlichen Erkenntniß, ja nicht als ein feſtes Urtheil. Gott! das gerechte Urtheil iſt ſo ſelten, weil das richtige ſo ſchwer iſt. Nicht einmal eine ohnmasgebliche Meinung will ich haben, ſondern blos den Schein einer Meinung bitte ich mir als beſcheiden Theil aus. — Die ſchöne Literatur und Kunſt, damit ich mit dem Zeitvertreib anfange, ſcheint dasmal ſpärlich ausgefallen zu ſeyn. Es ſind nur 38 Romane, 30 Schauſpiele und 59 Muſikſchriften zum Vorſchein gekommen. Unter den Erſchienenen zeichnet ſich vielleicht *) der Roman der Mad. Schopenhauer: Gabriele aus. Es ſcheint, der Herr Graf Benzel-Sternau habe wieder 2 Bände von ſeinem alten Adam, dem böſen Menſchen, geliefert. Wie er mit den Jeſuiten wegkommen werde, die, wie man ſagt, alle ſolche Bücher verboten wiſſen wollen, das wird ſich zeigen. Ein Jude, Herr Büſchenthal läßt uns im Roman Gebilde der Wahrheit und Phantaſie ſehen. (Die Wahrheit ſollte man, wie's ſcheint, alle in Romane bringen, ſie nimmt ſich appetitlicher aus.) Kinds Linden treiben wieder friſche Blüthen, nämlich den vierten Schub. — Unter den Schauſpielen fällt mir die Bearbeitung der Sakontala durch einen jungen Mann mit Dichtergaben, Namens Wilhelm Gerhard, in die Augen. Ein Herr Sam. Schier hat ſich an den armen Johannes Huß gemacht. Er wird ihn doch nicht, den Liebhabern des alten Roms zu Gefallen, noch ein Mal braten? Es ſcheint, daß zwar des unbeſcholtenen Mannes Seelengröße und Freimuth ein abſonderlich moraliſch Beiſpiel für die Bühne abgebe: allein ich würde das Stück doch nicht die Cenſur paſſiren laſſen, wenn der Kaiſerliche Wortbruch drinnen mit vorkömmt. Ein großer Fürſt hat geſagt: „man „muß ſichs gar nicht als möglich vorſtellen, daß „Regenten ihr Wort brechen können.“ Anders auslegen, geht denn das an? ich glaube auch nicht. Ein Herr Hückſtädt hat 19 dichteriſche Blumen auf Körners Grab gepflanzt, wenn noch Platz iſt. —

Wiſſenſchaftliche und andere Bücher, unter welchen ich beym flüchtigen Ueberblick wenig Vorzügliches bemerken kann, zähle ich 1285 und 27 Landcharten und Plane, ſodann 77 ausländiſche Schriften. Ich kann der Kürze halber nur noch folgendes darüber berichten. Der Schriften über die Juden oder von Juden ſcheinen eine ganze Menge zu ſeyn; Einer hat ſogar aus dem ewigen Juden Ahasverus ein Geſellſchaftsſpiel gemacht; iſt vielleicht doch beſſer, als wenn

---

*) Vielleicht? — Einer unſerer Herren Mitarbeiter meint: dieſe Gabriele ſey eins der ausgezeichnetſten Producte dieſer Michaelismeſſe.

Anmerk. der Redaktion.

Ausgegeben den 7. October.

man mit den Menſchen Spiel treibt. Ein angeblicher Rabiner Nephuna hat ein wundervolles Schreiben an alle Juden erlaſſen. Das ſcheint mir ſo überflüſſig, als wenn mancher vorlauter Profeſſor ein Buch für alle große Herren ſchreiben wollte: es gelangte doch nicht an ſeine Addreſſe. Aber hören Sie, meine Herren! Sind denn die Bauern Ihrer Gegend viel mit Abgaben überladen, oder ſonſt wo? Ich ſehe nicht ein, warum man allein ſieben Schriften über den Desperationstrank, den Branntwein, auf die Meſſe bringt; man könnte was beſſers hinſchaffen. Manche Schriften finden ſich in ſeltſamer Nachbarſchaft, das kömmt daraus, wenn man alles gleichſam in Eine Kammer ſperrt. J. E. Ammans Betrachtung (er nennt ſie noch dazu freimüthige,) über Staatsſchulden, und Ammons bittere Arzenei für die Glaubensſchwäche der Zeit. (Die gute neue Zeit mag wohl mehr Schwächen haben?) Steigers Landeskonſtitutionen deutſcher Staaten gehen dem Sutton über das Delirium tremens voraus, u. ſ. f.

An Taſchenbüchern wirds dem nächſten, Gott gebe, zufriednen! Neuen Jahre nicht gebrechen; es waren ja wohl immer unſchuldige Dingerchen, die keine Unverdaulichkeit verurſachen. — Unter den Büchertiteln ſcheinen folgende auf keinen unmerkwürdigen Inhalt zu deuten: „Beſchwerden der Weimariſchen Geiſtlichkeit,“ wenn ſie nur gründlicher und klüger ſind, als was die Buchmacher-Officin in Sondershauſen mitunter liefert; ferner: „Darſtellung des Mangels „an katholiſchen Geiſtlichen,“ „der „Griff in Hymens Lotterie,“ Greve's „Wahrnehmungen am Rindvieh,“ „Krugs „Preußiſches Zollgeſetz,“ „Fette Kühe, „aber darum keine Melkkühe.“ ꝛc. Laſſen Sie uns jetzt noch einen, wie es ſcheint, nicht unintereſſanten Blick auf die Grade der literariſchen Fruchtbarkeit in den verſchiedenen Ländern werfen. Der Staatswirth kann den Fleiß, der Kameraliſt den Erwerb, der Philoſoph die Art des Lebensgenuſſes u. dgl. einigermaßen bemeſſen; und es iſt vielleicht gut niederzuſchreiben, wie es am Ende d. J. 1819 noch damit geſtanden hat. Sachſen ſteht an der Spitze, es hat durch 47 Buchhandlungen 458 Schriften geliefert. Gott erhalte dieſe Beſchäftigung für den Geiſt und für die Hände. Und wenn auch nur wenige davon durch neue Ideen, wieder Ideen aufregen, nur durch Einige gute Gefühle geweckt, nur in wenige Herzen der Balſam chriſtlichen Troſtes und Ergebung geträufelt, nur in wenigen Jünglingen der feſte Entſchluß erneuert wird, noch nicht am Vaterlande zu verzweifeln, und per aspera tapfer hindurchzudringen, ſo iſt aller Schade reichlich compenſirt, welchen irgend eine dumme, eine tollkühne, oder beleidigende Schrift anrichten möchte. Dieſe falle dann ohne Barmherzigkeit ihrem Richter und dem Geſetz anheim; nur nicht einer heiligen Hermandad, oder einem Car tel est notre plaisir. — Dicht an Sachſen ſchließt ſich, literariſch betrachtet, Preußen an. Seine 61 Buchhandlungen haben 286 Werke gebracht. Oeſterreich und Baiern, das ſeit Kurzem ſich ſehr hervorthuende Baiern, halten einander auf dem Bücherfelde das Gleichgewicht. 21 baierſche Buchhändler bieten 153 Bücher und 23 Oeſterreichiſche nur eins mehr aus. Weimar darf ſich mit Wirtemberg, Hannover und der Schweitz meſſen. Es wagt ſich bei 8 Buchhändlern mit 57 Schriften, ob ans Licht, oder ins L...! Hannovers 5 Buchhändler geben 40, 8 von Wirtemberg 53 Schriften her. Von 13 Buchhändlern der Schweitz werden 32 Schriften angezeigt. Baden lebt auch recht auf. 10 Buchhandlungen erſcheinen mit 76 Nummern; „nu, nu, lebt nur zu!“ Gotha, Darmſtadt, Caſſel, Schwarzburg haben ſich zwiſchen 18 und 19 Büchern jedes begnügt. Die freie Stadt Frankfurt liefert 33. Hamburg nur 9. Bremen 8. Naſſau 3. Coburg 2. Der übrigen in allen Ehren zu geſchweigen. — Wollen Sie ſich nun, meine liebe Herren! weiter in dem neuen Vorrathe umſehen, ſo werde ich Ihnen das Bücherverzeichniß überſenden, und dabei rathen, die Schriften erſt zur Einſicht kommen zu laſſen. H. z. T. lauten die Titel meiſtens beſſer, als was hinter drein folgt. Um aber meinen Brief mit einer ſchönen literariſchen Anekdote zu ſchließen, die man faſt zu vergeſſen ſcheint, und die gleichwohl unſerm deutſchen Vaterlande noch heute zum Ruhm gereicht, ſo kehre ich von der Leipziger Meſſe ein paar Jahrhunderte zurück in eine ſogenannte finſtere Zeit, die, wie man aus nachſtehendem ſehen wird, ſich doch mit der unſrigen in Schätzung der literariſchen Freiheit meſſen darf.

Das Lob Germaniens, wie es ſcheint das höchſte, das man ſagen konnte, finden Sie nämlich in dem ſeltenen, und ſogar gefährlich klingenden, Buche: Opus Pasquillorum, das aber verkauft werden durfte, denn es ſtanden ja auch gute Sachen drin, und der berühmte Heinſius erſtand ein Exemplar für 100 Dukaten. Die Stelle ſteht aber in einem Dialogo de Concilio mantuano. Ich ſetze Sie Ihnen als Gelehrten lateiniſch her, weil ich mir nicht getraue, ſie richtig in unſer neueres

Deutſch zu übertragen. Die Stelle am Schluſſe heißt alſo:

> „In pedes nos conjiciamus, ad Germa-
> „nos profecturi, apud quos vera dicen-
> „tibus et locus et praemium eſt."

Alſo, wer Schutz und Belohnung haben wollte, wenn er die Wahrheit zeigte, — und damals ſtrich man gehörig derb auf, — der ging zu uns nach Deutſchland? Das herrliche Deutſchland!

Die Erſcheinung der heiligen Alruna *) im 19. Jahrhundert nach Chriſti Geburt.

Tandem aliquando! — Während die Lit. Zeitung auf einer Univerſität in Baiern ſich keine Mühe verdrießen läßt, alle Kirchfenſter mit römiſcher Makulatur zu verhängen; ſo bricht in der Reſidenz dieſes Landes, am Sitze einer gelehrten Akademie, der junge Tag immer mehr durch das Gewölke. In dieſer Beziehung verdient eine jetzt in München hervorgetretene kleine Schrift unter den erfreulichen Merkwürdigkeiten der kirchlichen Literatur erwähnt zu werden, und wird zugleich den Leſern unſers Blattes einige Unterhaltung liefern. Ein baierſcher Satirikus hat nämlich eine heilige Alruna von den Todten auferweckt. Man denke bey dieſem Namen nur nicht etwa an die heidniſchen Alraunen unſerer Vorfahren, deren Tacitus erwähnt, oder an die alten Hexengeſichter, worüber ein gewiſſer Roth de Imagunculis Germanorum magicis, quos Alrunas vocant, im vorigen Säculum geſchrieben hat. Schwerlich haben dieſe bey unſerer Alruna Gevatter geſtanden. Sie hat mit Jenen bloß das gemein, daß ſie ebenfalls einem dunkeln Zeitalter angehört, wo es von Heiligen wie von Hexen wimmelte.

Die große Welt hat ihrer, der baierſchen Alruna längſt vergeſſen, weil ſogar ihr Geburtsjahr und Alter ungewiß iſt, und bloß ein anonymer Mönch jener Zeit aus Kloſter Niederalteich, ihr Daſeyn und ihre Wunder aufbewahrt hat. Dieſe kurze Biographie nun, welche Petz ſeinem Schatze unbekannter Schriften (Theſaur. T. II. P. III.) einverleibt hatte, zieht jetzt ein Münchner, angeblich mit Bewilligung der Obern, aus dem lateiniſchen Staube wieder hervor, und bringt ſie mit einigen Zuſätzen an das baierſche Tageslicht, unter folgendem Titel: „Alruna, Markgräfin von Camb, eine ſehr ſchöne und lehrreiche Geſchichte aus dem eilften Jahrhunderte, als Leſe- und Andachtsbüchlein für alle fromme Chriſten." — Für einen aufmerkſamen Leſer iſt die Ironie nicht zu verkennen. Z. B. der gerühmte Umgang der Heiligen mit einem Eremiten, der erſt ihres Mannes Kammerdiener war, und ſich ſpäterhin mit Gewalt von ihr losmachte; die Nachricht, wie ſehr Alruna, die heilige, mit der Laſt des Fleiſches zu kämpfen gehabt; der ſchelmiſche Ausdruck: „die ſinnliche Vernunft;" die verliebte Umarmung des Heilandes u. dgl. mehr zeugen alle von der ſatiriſchen Tendenz. Ja es wird (S. 8.) die Geburt der Alruna von dem Vf. gar für ein göttliches Glück des baierſchen Vaterlandes ausgegeben, und ſie (S. 9.) die Auserwählte des Herrn genannt. Solche nicht zu billigende Misbräuche der Schriftausdrücke gehören denn auch unter die Folgen der lächerlichen Sucht, Heilige mit Menſchenhänden zu machen; die die Einfalt gern als Nebengötter verehrt! — Nun, zum Beſchluß, etwas Luſtiges von unſerer Alruna. Sie muß ziemlich vieleckigt geweſen ſeyn, oder mancherlei Seiten gezeigt haben, weil ſie der Autor mit einem Würfel vergleicht; man könnte ſie auch ein lebendiges Galappenpulver nennen, denn ſie hat ſtarke Gichtkuren gethan. Merkwürdig iſts, daß die Geiſtlichen ihrer Zeit doch ſo verſtändig waren, ihr vom Kloſterleben abzurathen, zu welchem ſie ihre Schwärmerey hintrieb, nachdem ſie ihren Körper ohne Unterlaß geſchwächt, ſich auf Stroh gebettet hatte ꝛc. Auch ihr Freund Wilhelm hat ſich fleißig mit Diſteln gegeißelt. Daß Alruna Wunder genug gethan, kann man denken, da es faſt keinen Heiligen giebt, der ihrer nicht mehr und viel wunderbarere gethan hätte, als der Heiland ſelber. Daher auch z. B. Franziskaner und Dominikaner ihre Heiligen dicht neben den Herrn Chriſtus, ja über ihn ſtellen, wie bekannte Schriften beweiſen. Bey Lebzeiten theilte Alruna ein Mal mehr Brot aus als ſie hatte; juſt ſo wie Chriſtus in der Wüſte. Sie muß gern locker gekleidet gegangen ſeyn; denn als ſie ſchwitzte, warf ſie das Oberkleid in die Luft, und ſiehe, es blieb an einem Sonnenſtral, wie an einem Nagel hängen. Dieſe Galanterie ſcheint der Sonne gegen die Heiligen eigen. Denn dem heiligen Amable in Frankreich hat ſie gar den Mantel überm Kopf ſtatt Regen- und Sonnenſchirm getragen. Nach dem Tode gingen die Wunder erſt recht an. Einen jungen Knaben kurirt ſie die Geburtstheile, einem jungen Mann und einem Geiſtlichen hilft ſie von Magenbeſchwerden, einem andern geiſtlichen Herrn befühlte ſie die Beine ganz ſanfte im Schlafe und beſalbte ſie. Leider! ſcheint ſie es

---

*) Einige Gelehrte haben das Wort Alruine, Alrune, von All und vom Celtiſchen ruine, Kunſt, herleiten wollen, alſo eine Tauſendkünſtlerin.

jetzt müde geworden zu ſeyn. Als Urſache nennt der Vf. (S. 35.) „die Geſtalt unſers Jahrhunderts, bei „welcher ſich gar nicht zu wundern, (wir wundern „uns auch nicht,) wenn ſelten Mirakeln gewirkt werden, ſondern nur über den Langmuth des göttlichen „Richters, daß er nicht mit einer für die ganze Welt „erzitternden Strafruthe am Himmel erſcheine.“ — Da haben wirs! Uebrigens erfahren wir, daß der Sarg der Alruna ſchon früher leer gefunden worden, und es ſcheint ſelbſt um die Aechtheit der angebeteten Reliquien mislich zu ſtehen, gleichwohl wird ein Stückchen Hirnſchädel von ihr alle erſten Sonntage nach Oſtern zu Camb verehrt, und ihr Grabmal iſt als Titelkupfer beigefügt. — In einer Peroration, die für dieſen Gegenſtand und Zweck zu ernſt und moraliſch mißbräuchlich zu nennen iſt, wird die Nachahmung dieſer Heiligen empfohlen, von der man doch hiſtoriſch ächt ſo gut als nichts weiß, der man alſo die meiſten Tugenden andichten muß! Der Schalk vom Vf. fordert gar die lieben Mütter auf, ihre Töchterchen Alruna taufen zu laſſen. — Eine Bemerkung erlauben wir uns noch. Der ſchon erwähnte moraliſche Ernſt iſt vom Vf. zu weit getrieben; er paßt zu der albernen Legende nicht nur nicht, ſondern er verdeckt auch die Ironie ſo ſehr, daß wir zweifeln, ob die Menge in Baiern ſeine Naſe genug habe, um die ſatiriſche Lunte zu riechen. Dann wäre ja der Zweck verfehlt?

Schöne Literatur.

Der Geſchmack an Sonetten mag bei den Deutſchen freilich zugenommen haben, doch werden jetzt gar zu viele geſchnitzt und umher geſtreut. Wieder eine Sammlung iſt unter dem Titel: Kränze und Blumen, von Leopold Haupt bei Hartmann in Leipzig, erſchienen, worinn herkömmlicher Weiſe gewaltig viel geglüht, geſehnt und geſchmachtet wird: der Schönen gilts, nach der ſich alle Pulſe neigen; es kann der Sänger nicht das Liebeſehnen zügeln; ſie ſoll die Thränen dämpfen, die Einzig-Eine, ſoll dieſen Strom mit ihrem Kuß verſiegeln; es lebt nur halb, wer ohne Liebe lebt, wer nie erwacht iſt in des Herzens Wunden: drum ſtürzt der Sänger auch, da ſie entſchwunden, ſich hin in ſeines Herzens Wunden; doch begnügt er ſich eben nicht mit ätheriſchem Verlangen, ſondern im Traume ſchon ſieht er, wie ihr Purpurmund ihm zuwinkt, ſüß lechzend nach der Liebe Vollgenüſſen, und ſiehet nicht Unrecht, wenn ſie ihm in einem ganz hübſchen Liede entgegen ſingt:

Lieber Jüngling! mildre deine Klagen,
Dämpfe deine heiſſen Liebesgluten!
Ach! das iſt der Sinne wildes Fluthen,
Das iſt nicht der Liebe ſtilles Zagen.

Solches Flammen wirſt du nicht ertragen,
Wirſt in deinen Wunden dich verbluten;
Aber wende wieder dich zum Guten,
Dann wird dir ein neues Leben tagen.

Böſe iſt der Sinne ſünd'ges Streben,
Und verderblich jedem Erdenſohne,
Der es Sehnſucht, der es Liebe nennet;
Aber wer die wahre Liebe kennet,
Der erringt ſchon hier die Himmelskrone,
Und erwacht zu einem ſchönern Leben.

Da indeß der Verf. verſichert, daß dieß alles nur Streiche in den Wind wären; er habe noch gar keine Geliebte; ſo wollen wir wünſchen, daß er bald eine finden möge, damit er nicht mehr nöthig habe, ſolche Seufzer auszuſtoßen oder damit er die Sprache der Liebe mehr in ſeine Gewalt bekomme. — Eine Art von Epos iſt die Irene in fünf Geſängen von Arthur vom Nordſtern (Miniſter von Noſtiz und Jänkendorf mit dem wahren Namen). In keiner Stadt liebt man wohl das litterariſche Incognito ſo ſehr als in Dresden. Da giebt es einen Friedrich Laun (Sekretair Schulz), Theodor Hell (Hofrath und Theaterſekretair Winkler), einen Iſidorus (Graf Löben) Richard Roos (Engelhardt) Clauren (Hofrath Heun, der aber Preußen angehört), eine Comala (Fräulein von Winkel) eine Wilhelmine Willmar (Hofräthin Genſiken), und das ſind ſie gewiß noch nicht alle. Einige geben als Grund an: die ſächſiſche Beſcheidenheit! andere: es würde dort nicht gern geſehen, wenn ein in Dienſten ſtehender Mann auch Verſe mache; deßhalb lauſche er erſt hinter einem Schanzkorbe hervor, um zu wiſſen, ob er auch als Sieger auftreten könne. Dies mag ſonſt wohl der Fall geweſen ſeyn, jetzt gewiß nicht mehr, da ſeit einiger Zeit ſogar Geſchenke, Belohnungen und Ermunterungen an Dichter ergehen, und Dresden an Poetenmenge jetzt alle andern Städte übertrifft. — In jener Irene nun wird in achtzeiligen Verſen (Stanzen) — von der Irene ſelbſt nur wenig, aber viel von Krieg und Verrath, Nehmen und Wiedernehmen, geſungen, ſo daß man, bis das Mädchen ihren Geliebten wiederſieht, faſt ungeduldig werden möchte; indeß dieß Wiederſehen — wie ſchaurig, wie theatraliſch erhaben! der Aetna wüthet, der Donner kracht, die Erde bebt,

Die Kirche ſchwankt, geſprengt in Eiſengittern
Aufſchließt die Gruft ſich bei der Stürme Wuth.

Des Domes Wölbung reißt im Grunderſchüttern;
Irene hört es kaum in frommer Glut! (das iſt viel!)
Die Wand erbebt; es ſcheint das Bild zu zittern —
Als Gnadenzeichen ſtärkt es ihren Muth!
So übertäubt des Herzens Nachempörung
Der Elemente Kampf, der Welt Zerſtörung!

Doch ſchrecklich wird der Irrwahn der Gedanken,
Der Fantaſien Glut ihr fortgeſcheucht;
Der Tempel dröhnt — ein Erdſtoß — ſeht! die ſchlanken
Trappfeiler beben und ihr Grundſtein weicht;
Ein Bogen ſtürzt — die Prieſter fliehn — es wanken
Die Betenden empor, erſchreckt, erreicht
Von Steinen, die mit Schutt die Kirche decken —
Rund überall Entſetzen, Jammer, Schrecken!

Nicht übel! Irene ſinkt, aber ein ſtarker Arm faßt ſie — es iſt ihr Geliebter. —

Wer ſich in das romantiſch-düſtere Schottland und zwar in ſeine kriegeriſche Vorzeit verſetzen will, der leſe *das Fräulein vom See*, ein Gedicht in ſechs Geſängen von *Walter Scott*, aus dem Engliſchen überſetzt von *Adam Storck*, Profeſſor in Bremen. In der Einleitung wird erzählt, wie die Könige von Schottland mit den Großen des Reichs, den Häuptlingen der Clans (auch Macbeth war ein ſolcher Widerſacher) immer ihre Noth hatten, und man ſieht, wie mißlich es iſt, etwas für dieſen oder jenen Stand aus der Geſchichte zu beweiſen, da die, welche zu einer Zeit die Stützen des Throns ausmachen, zu einer andern wieder die gefährlichſten Feinde deſſelben ſind (drum kommt es ſehr auf die Zeitumſtände an, *wer* grade den Thron am beſten ſchützen kann und mag.) Die Tapferſten, aber auch die Herrſchſüchtigſten waren die Dauglas, und von der Tochter des letzten hat dieß Gedicht den Namen, die darum das *Fräulein vom See* heißt, weil ſie mit ihrem verbannten Vater auf einer Inſel lebte. König James der fünfte, Vater der unglücklichen Maria Stuart, der ſehr das Incognito und — Liebesabenteuer liebte (er hatte von verſchiedenen Landestöchtern ſechs uneheliche Kinder), verirrte ſich einſt unerkannt auf der Jagd zu ihr, zu der nämlichen Zeit, als der Beſchützer ihres Vaters, ein ſehr blutdürſtiger Häuptling eben die Clans zum Kampf gegen ihn aufrief. Das iſt nun der Inhalt dieſes Gedichts, das freilich dreimal mehr anziehen würde, wenn Schottland uns bekannter wäre, aber der Deutſche hat nun einmal die Eigenheit, daß er, ſich ſelbſt zu Hauſe vergebens ſuchend, überall gern zu Hauſe ſeyn will. Es iſt ein wildes Geſtrüpp, durch das er hier den Weg ſuchen muß, aber er trifft auch mitunter auf recht angenehme, liebliche Stellen, wie z. B. dieſe:

In edler Menſchen Herzen flammet
Manch Hochgefühl ſo hehr und mild,
Das nicht von dieſer Erde ſtammet,
Das in des Himmels Fluren quillt.
Kann irgend eine Thräne ſeyn
Im Menſchenauge mild und rein,
Entquellen heiligſtem Entzücken,
Werth, eines Engels Aug' zu ſchmücken:
Die Thrän' iſt's, die der Vater weint,
Wenn unſchuldsfroh vor ihm erſcheint
Sein frommes Kind, und tief bewegt
Das Haupt an Vaters Buſen legt.

Deutſchen Dichtern muß wohl der Mund wäſſern, wenn ſie hier, in der Vorrede, leſen, daß von dieſem Gedichte gleich im erſten Vierteljahre 16000 Exemplare für 50000 Rthl. abgeſetzt ſind, und daß jetzt die vierzehnte Auflage davon verkauft wird. „Ja, (mögen ſie bei ſich ſeufzen) es iſt doch ein ganz ander Ding, wo Nationalität, Einheit und Volksthümlichkeit herrſcht. Wenn wir es nur bis zu einer *einzigen* neuen Auflage bringen, ſo werden ſchon Freibriefe ertheilt, uns zu berauben und auszuplündern. Die deutſchen Gelehrten *dürfen* nun einmal nicht reich werden (wenn ſie auch könnten); Deutſchland, das alles ſehr gründlich angreift und beſonders ſich nicht übereilt, wenn von Mein und Dein die Rede iſt, hat hierin nun einmal ſeine eigenen *weiſen* Grundſätze.

Gedichte von Friedrich Wilhelm Krummacher. Erſtes Bändchen. Söhnen berühmter Väter widerfährt oft das Wunderliche, daß man forſcht und fragt, ob Apollos Geiſt *auch* auf ihnen ruhe. Dies hat denn nicht ſelten die Folge, daß ſie, um gegen den Papa nicht zu ſehr abzuſtechen, wirklich zur Leyer greifen, wenn ſie auch dazu keinen innern Beruf verſpüren, und ſie finden meiſt einen gebahnten Weg (d. h. einen Verleger), weil ſchon der Name des Vaters, der ſich übrigens mit dem ihrigen leicht verwechſeln läßt, ihnen voranging. Aus dieſem Grunde mag es denn auch geſchehen ſeyn, daß der Verf. dieſer Gedichte, Friedrich Wilhelm, Sohn des in Ehren gehaltenen Friedrich Adolph, Verfaſſers der Parabeln, des Feſtbüchleins ꝛc., in der Weihe an ihn 26 Stanzen hindurch unaufhörlich verſichert, daß er ein Dichter ſei:

Iſt doch ein golden Kleinod mir geblieben,
Die *Sangesluſt* und ein unnennbar Lieben. —
Nun ſeh ich oft die heil'ge Stunde tagen
Und ſtrahlend mir zum erſtenmahl erglühn,
Und auf des *Sanges* Flügeln hingetragen,
Seh' ich vergnügt die Zauberwelt erblühn.

Und Klänge hör' ich durch die Lüfte ziehn,
Süß, wie ſie nicht in jedem Buſen ſchlagen;
Und ungeſtüm, wie Strom aus Felſenquellen,
Geußt ſich die Bruſt in glüh'nde Liederwellen.

Alles poetiſche Talent wollen wir ihm indeß nicht abſprechen, nur möchte dies ohne ſeinen Vater ſchwerlich hingereicht haben, ihn zum öffentlichen Dichter zu machen. Viel hergebrachte poetiſche Redensarten, wenig Originalität in Ausdruck und Gedanken. Am treffendſten iſt er in dem, was zur Tagesordnung gehörte, und was ſeiner Seele wohl am nächſten liegen mochte, ſo daß man bei ihm, wie bei vielen andern Dichtern, recht gut eine natürliche und eine künſtliche Begeiſterung unterſcheiden kann. Das Lied der deutſchen Burſchen auf der Wartburg iſt offenbar das beſte im ganzen Bändchen; es herrſcht viel Kraft und eine mannhafte Würde darin. Dem ähnlich iſt Sängers Wort an die laue Volksmaſſe, worin es unter andern heißt:

Du warſt an Kraft und friſchem Muth
Ein ſchöner Strom mit heller Flut.
Kann denn ſobald auf Erden
Ein Strom zum Sumpfe werden?

Auch als ein großer Turnfreund zeigt er ſich, und ſchildert deshalb die Rathsherrn auf dem Turnfelde alſo:

Einſt beſucht' ein abgehärmter
Aufgewärmter
Hagrer
Magrer
Aufgeſchrumpfter
Abgeſtumpfter
Grauer
Lauer
Bürger-Richter
Und viel andre Rathhaus-Lichter
In Perücken eingehüllt
Das Turngefild u. ſ. w.

Der kampfluſtigen Deutſchheit wird ebenfalls manches Wort geſpendet:

Held Blücher führe uns zur Schlacht!
Und was zum deutſchen Ritter macht,
Soll Jahn und Arndt uns lehren.

Alſo für Jahn auch eine Art von Zeugniß; doch der Verf. lebt wahrſcheinlich nicht in Berlin. —

Wem etwa die neuere Poeſie zu hochtrabend, zu ſchwülſtig, zu myſtiſch oder wohl gar unſinnig und unglaublich vorkommt (letzteres iſt ſie wirklich öfters), der wird eingeladen, in dem poetiſchen Luſtwald, einer Sammlung von Gedichten älterer großentheils jetzt unbekannter Dichter, herausgegeben von Friedrich Haug, ſich zu ergeben, wo ihm alles hübſch klar vor den Sinnen ſtehn bleibe und ſich nicht weit von ſeinem Herzen entfernt; indeß wird er hin und wieder doch verdorrte Zweige und abgeſtorbene Bäume zu ſehen bekommen, und denken: jetzt grünt und blüht die Poeſie doch ganz anders, die Kronen ſtrecken ſich viel höher und breiter, der Wachsthum iſt weit üppiger. Einfachere Menſchen — einfachere Poeſie! deſto mehr muß uns hier das Treuherzige anziehn, z. B. wenn Graf Werner von Homberg, einer ſchönen Frau nachſchauend, ſagt:

Ein Unhold Er an Seel' und an Leibe,
Sie gut und ſchön, ein Wunder von Weibe!
Ach Gott, du theileſt fürwahr nicht gleich;
Wie kam der Teufel ins Himmelreich?

Zart gedacht, jedoch auch ohne Umſtände, iſt beſonders folgendes Minnelied:

Zweierlei geliebtes Lachen
Macht, was Ton und Wort nicht machen,
Ihre Herzgedanken kund.
Eines lacht ihr Roſenmund.
Eines ſtrahlt im ſüßen Spiegel
Ihrer Augen himmliſchrein,
Doch ein trauter Kuß allein
Iſt der Minne Siegel.

Wollte Gott, ich könnt's erlangen,
Und ihr Augen, Lippen, Wangen,
Stirn und Kinn, und Hals und Bruſt
Ingeheim nach eigner Luſt
Hunderttauſend Stunden küſſen! —
Dünkt es Jemand allzuviel,
O der muß der Minne Spiel
Nicht zu ſpielen wiſſen!

Noch vertrauter geht es zu in dem Abſchiede nach einem Minnelied aus dem 15ten Jahrhundert, worin man indeß die Schilderung gut und treu nennen muß. Uebrigens wandelt man öfters, wie man ſich leicht denken kann, an den Waſſerflüſſen Babylons, trifft auch wohl, obgleich ſelten, auf etwas Geſchmackloſes, wie z. B. das Minnelied nach Kriſten von Hamle, wo es immer heißt: O Herr Anger! — „bittet, lockt, Herr Anger, mich zu küſſen, dieſes Weib. — Haſch' ich nur von ihr ein lieblich Grüßen, o ſo grünt mein Herz, wie euer Klee.“ —

Anekdotenalmanach von Karl Müchler auf 1818 — gehört der auch zur ſchönen Literatur? — Allerdings, in ſo fern gut erzählen eine Kunſt iſt; und von Hr. M. muß man wenigſtens bekennen, daß er leicht, klar und kurz erzählt. Er läßt auf dieſe Weiſe die Sache ſelbſt zur Sprache kommen, wenn er ihr auch durch Laune und Lebhaftigkeit nicht weiter aufhilft. Die hier mitgetheilten Anekdoten ſind von ſehr verſchiedener Art, und ſo denn auch von ſehr verſchiedener Werthbeſchaffenheit. Der alte Fritz ſteuert noch immer bei. Manche Schnurre läuft auch mit unter, und bei mancher Witzgeſchichte möchte man fragen: haben Sie die ſelbſt gemacht? Oft gehörte nicht viel Erfindungskraft dazu, und manches Hiſtörchen entſtand nach einem gewiſſen Leiſten, nach dem ſchon viele zugeſchnitten wurden; es kam nur auf die ſpezielle Einkleidung an, wie folgendes Geſchichtchen beweißt:

Die Gewehrfabrik zu Solingen rühmt ſich eines ſehr hohen Alters.

Ein Reiſender, welcher ſich die Gebäude und Vorrichtungen zeigen ließ, fragte ſeinen Führer nach dem Zeitpunct ihrer Entſtehung.

„Das Jahr können wir ſo genau nicht angeben," erwiederte dieſer mit feierlichem Ernſt: „ſo viel aber iſt gewiß, daß das Schwert, mit welchem der Engel Adam und Eva aus dem Paradieſe verjagte, — zu Solingen verfertigt worden iſt." Wem fällt hier nicht die Leiter, die Jacob im Traum geſehn, und manches andere Hiſtörchen bei? — Loben muß man es, daß Hr. M. bei der Sammlung ſeiner Anekdoten nicht immer bloß auf das Witzige, ſondern zuweilen auch auf das Hiſtoriſchmerkwürdige Rückſicht genommen hat. Das richtet bei der vielen Windmacherei den Glauben des Leſers wieder auf, und kräftigt mit einer wirklichen Speiſe wieder das Vertrauen auf Schaugerichte. Von der Art iſt die Geſchichte, die er dem 19. Januar gewidmet hat (denn er giebt auf jeden Tag immer eine Anekdote, ſo daß eine haushälteriſche Neugierde mit dem Vorrathe ein ganzes Jahr auskommen kann.)

Der als Pfarrer zu Glarus im Jahre 1755 verſtorbene Valentin Tſchudi war zur Reformation übergetreten, ohne darum ſeine Stelle niederzulegen.

Als in ſeiner Kirchgemeinde beiderlei Gottesdienſt gehalten ward, ſchlug er vor, man möchte ſich mit einem einzigen Geiſtlichen für Katholiken und Reformirte begnügen, da dieß ungleich weniger Koſten verurſachen würde. Er bot dazu ſeine Dienſte an, die auch angenommen wurden. Dem zufolge verrichtete er nach römiſcher Sitte den Gottesdienſt, dann aber verſah er ihn nach Zürcher Sitte, und da er mit vieler Sorgfalt alle Streitpunkte vermied, ſo waren beide Partheien mit ihm zufrieden. Denen, welche ſich über ſeine Toleranz wunderten, und ihn der Ruchloſigkeit beſchuldigten, antwortete er: „Glaubt Ihr denn, wenn man des Morgens Katholik und des Abends reformirt iſt, man könne darum nicht den ganzen Tag Chriſt ſeyn?"

Herrlich! Hier iſt das prophetiſche Wort: es wird eine Heerde und ein Hirte ſein, doch ſchon an dem Hirten in Erfüllung gegangen.

Für denkende Leſer

hat ein ſeltſames Werk, betitelt: die Menſchen-Welt, der Dr. Johann Heinrich Martin Erneſti in Koburg, geſchrieben, das in ſeiner bunten wunderlichen Zuſammenſetzung aus den verſchiedenſten Bruchſtücken einer ächten olla potrida gleicht. Was hier gegeben wird ſind weder Charakteriſtiken, noch Biographien, noch geſchichtliche Skizzen, ſondern ein ſo buntes Gemengſel von Auszügen, Andeutungen, Anekdoten u. ſ. f., daß in der That in der wunderbaren Aufeinanderfolge dieſer einzelnen Fragmente, ein ordentlicher Reiz liegt. Da kommt bald hinter ein paar Anekdoten aus dem Leben Joſephs II. eine Vergleichung Cäſars und Alexanders von Saint-Evremont: hinter einer andern Anekdote von einem Grafen und einem Bauer, ein breites Geſpräch zwiſchen — Amor und der Vernunft, und ſo gehts durchs ganze Werk fort. In der 14 Seiten langen Vorrede ſagt der Vf., wie er dazu gekommen, dieſes Pantalons-Kleid zu machen. In einer Frühlings-Mond-Nacht, wo ihn der Schlaf geflohen, iſt er nämlich im Geiſte ans Fenſter getreten und hat ſich den Gefühlen ſeines Herzens beim Anblick des Mondes überlaſſen, letzteren auch haranguirt. Endlich iſt er aufs ſittliche Verderben der Menſchen gekommen und dieſe Betrachtung hat ihn auf den Entſchluß geführt, in ſeinen Mußeſtunden der Leſewelt ein Leſebuch zu verfertigen, das hoffentlich nicht ohne Wirkung ſeyn, indem es Belege zu den Urſachen und Quellen deſſelben geben ſoll. Das Buch nun ſelbſt hat, wie ferner die Vorrede ſagt, vor ſeiner Geburt, d. h. vor ſeinem Erſcheinen im Druck, verborgene Schickſale gehabt (die man jedoch nicht erfährt) welche hinderten, daß der Plan nicht in ſeinem Umfange ausgeführt werden konnte. (Vielleicht ſind dieſe Schickſale ſchuld, daß das Ganze ſo ſeltſam verkrüppelt wurde, und dann iſt es allerdings ein böſes Fatum geweſen, ſo eins auf Art wie unſere neuen fataliſtiſchen Tragöden jetzt abnutzen, welches auch alles zerdrückt und zerquetſcht, ohne zuletzt zu erheben.) Da im Werke ſelbſt über die Jeſuiten, Bettelorden, Abbees, ſogenannte Heilige u. ſ. w. etwas zu Felde gezogen wird, ſo glaubt

Hr. Dr. Erneſti noch eine feierliche Verwahrung nöthig zu haben, daß er den reinen Katholicismus und die papiſtiſch katholiſche Kirche nicht vermenge, ſondern nur gegen das eine eifere, das andere aber wie billig hochachte, und Pius VII., obſchon er die Jeſuiten wieder hergeſtellt habe, doch ſehr ſchätze, desgleichen auch den Kardinal Conſalvi und mehrere andere Fürſten der römiſchen Kirche. Dies noch mehr zu beweiſen, führt er an, wie er ſonſt mit den verehrten Aebten von Banz und Langheim in freundlicher und gelehrter Verbindung geſtanden, ja, wie ihm der verlebte Prälat von Banz mit beſonderer Zuneigung ergeben geweſen und er (der Vf.) ſtets Religions- aber nicht Kirchenvereinigung gewünſcht habe. Es würde ſich dieß alles noch mehr offenbaret haben, wenn nicht eine Schrift von ihm, genannt Irene, (zum dritten Reformations-Jubelfeſt verfertigt) von den Verlegern wäre unterdrückt worden. (Das muß ſeltſam zugegangen ſeyn; oder wollten die Verleger es vielleicht nur nicht verlegen um nicht in Verlegenheit zu kommen?)

Die Bekanntmachung, durch welche die edle Fürſtin Pauline von Lippe-Dettmold, die weiblichen Einwohner Dettmolds zu einem (auch zu Stande gekommenen) Verein aufforderte, deſſen Zweck iſt, die Kinder armer, ihren Tagesarbeiten nachgehender Mütter, zu nähren, zu pflegen und zu verſorgen, findet ſich in dieſem Werk des Hrn. Erneſti abgedruckt. Weniger der Aufnahme werth iſt die Entführungs-Geſchichte einer der Beſchreibung nach Dragonermäßigen Nonne aus einem Kloſter und ihrer glücklich beſtandenen Tugendkämpfe. Die Geſchichte deſſen, der die rieſige Schöne aus den verhaßten Mauern befreite, ſollen wir (ſo verſpricht der Hr. Vf.) gelegentlich zu leſen bekommen. (Wir ſind gar nicht neugierig.) Das Märchen von der Bereitung des bekannten Aqua toffanae, nach welchem dieſes Gift aus, bis zum höchſten Wahnſinn gemarterten Menſchen, gemacht worden ſeyn ſoll, die ſich zum Theil an ihre Peiniger ſelbſt verkauften, wird gleichfalls aufgetiſcht. (Dieſe ganze Geſchichte, mit wenigen unbedeutenden Veränderungen laſen wir bereits vor 10 Jahren in einem Buche, welches den ſeltſamen Titel Cuculus Indicator führte, und allerley kleine Geſchichten enthielt.) Des bekannten Luſtſchloſſes Trianon, wo die unglückliche Maria Antoinette öfters ſich aufhielt, wird auch in dieſer Menſchenwelt gedacht und dabei einige Schand-Anekdoten aufgewärmt, die das Andenken dieſer, zwar nicht ganz ſchuldloſen, aber ſehr unglücklichen Fürſtin beſchmitzen, die für die Fehler, welche ſie wohl hatte, gräßlich büßen mußte. Auch die Begebenheit mit der bekannten Wittwe von Epheſus, die ſo gewaltig um ihren Gatten trauerte, daß ſie an ſeinem Grabe dem Hungertode ſich überlaſſen wollte, zuletzt aber doch von einem jungen Kriegsmann eines beſſern ſich belehren und endlich, um den neuen Geliebten zu retten, den Leichnam des Verſtorbenen, erſt ſo ſchwer Betrauerten, ſelbſt mit ans Kreuz heften half, iſt zu leſen. Gegen Rom zieht Hr. E. gewaltig zu Felde. Nach ihm iſt dieſes neue Babel ein Abgrund aller menſchlichen Verderbniß und ein Sündenpfuhl gleich Sodom und Gomorrha. Die Kaffeehäuſer kann der Vf. eben ſo wenig leiden. Er widmet ihnen in ſeiner Menſchenwelt einen eigenen Abſchnitt und nennt ſie in einer beſondern Anmerkung: die Sammelplätze gemiſchter Leute ohne Bildung, politiſcher Kannegießer und Pflaſtertreter; wofür ſich die Beſucher dieſer Sammelplatze bei ihm zu bedanken haben. Auch die Juden bekommen, wiewohl verdienter als die Kaffeehäuſer und Rom, ihr Theil. Wie dieſe Nachkömmlinge Abrahams in Rußland durch ihren Wucher einen großen Antheil an der Verarmung des ruſſiſchen Bauers haben, den ſie erſt häufig auf Credit mit ſeinem Lieblingsgetränk, dem Brandtewein verſehen (und dadurch ihn noch mehr zum Laſter der Trunkenheit hinziehen) und dann ihn drängend einen Theil ſeiner Erndte um einen Spottpreiß ihm abzwängen, zeigt der Vf. in einem von Baczo entlehnten Aufſatz, der die Beherzigung der dortigen Behörden verdient. Auch hieraus geht hervor, daß die Juden überall, wo ſie ſich einniſten, durch ihren ungemeſſenen Wucher- und Schachergeiſt, dem Wohl des Landes Schaden bringen.

Endlich meint der Vf. noch, daß durch den heiligen Bund fortan alle Fehde ein Ende habe und unter chriſtlichen Völkern fürder kein Kriegen und Schlachten ſeyn werde, eine Sache, die auch wir von Herzen wünſchen wollen, und wozu Gott ſein Gedeihen geben möge für und für.

Alte deutſche Sprüchwörter aus Fiſcharts Ueberſetzung von Rabelais. 1608. —

30. Wer die Angel zieht zu früh, fängt das Fiſchlein nie.

31. Alte Geißen lecken auch gern Salz.

32. Wer zuviel faßt, läßt viel fallen.

33. Der Neid wird am Hof gebohren, im Kloſter erzogen, im Spital begraben.

34. Es fräß mich eben ſo wohl ein Wolf, als ein Schaaf. Denn er wird nicht ſo lang an mir kauen, und mich bälder verdauen. —

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 34. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Bonaparte.

Die dritte Lieferung ſeiner Correspondance inédite, welche bis zum März 1798 reicht, und das zweyte, dritte und vierte Buch enthält, (das zweyte handelt von den Folgen der Begebenheiten in Venedig, beſonders von dem Frieden von Campo Formio) hebt gleich ſehr unterhaltend an.

„Der Bevollmächtigte des Kaiſers würde wünſchen, daß dieſer Vertrag auf Pergament geſchrieben wäre, und daß die Siegel mehr Umfang haben möchten. Ich glaube wirklich, er hat in Betreff der erſten Ausſtellung recht, und Sie (das Directorium) werden vielleicht nützlich finden, künftig darauf Rückſicht zu nehmen bei Verträgen, deren Andenken lange ſich erhalten ſoll." (Warum? Pergament bricht man noch leichter, als Papier.)

Hierauf gedenkt er des Streits über die Initiative und den Vortritt im Friedensinſtrument, und meint: „Es würde von unſerer Seite eine Narrheit (sottise) ſeyn, wenn wir auf einer bloſſen Förmlichkeit beſtehen wollten, um einen Rang zu behaupten gegen Aufgabe reeller Vortheile. Erklären wir künftig, daß Frankreich alle Souveraine, die es erobert hat" (die Souverains erobern, iſt eine neue Idee des Völkerrechts. Die Engländer haben ſie realiſirt, ſie haben ihn erobert, den ci-devant Sursouverain) „für ſeines Gleichen anerkennt. — Will der Kaiſer lieber bei ſeiner Etikette bleiben, als uns zwei oder drei Dörfer weniger überlaſſen, ſo wär's eine ſchlechte Berechnung, wenn wir uns deſſen weigern wollten."

Den deutſchen Reichskörper über den Haufen zu werfen, widerrieth er damals: „es hieße 10—12 Mill. Einwohner in die Hand von zwei Mächten geben, die wir beide gleich ſehr fürchten. Wenn das deutſche Reich nicht exiſtirte, ſo müßte man es unſers Vortheils halber ausdrücklich erſchaffen." Nun kommt er auf die Abtretung Venedigs. „Man ſagt, der Kaiſer werde eine Seemacht werden; aber er wird viel Jahre brauchen, viel Geld ausgeben, ſtets nur vom dritten Range ſeyn, und ſeine Macht eigentlich verringert haben. — Sie dürfen nicht rechnen, daß der Friede mit dem Kaiſer vor zwey Monaten unterzeichnet werde, die Leute ſind langſam, und man braucht 7 Tage nach Wien." Auf dieß Kapitel kommt er öfter zurück. „Dieſe Herren machen alles langſam und ſchwerfällig, und ob ſie ſchon hundertmal dabei angeführt worden; ſie ſind nicht zu beſſern." (Sie waren's doch, und durch ihn ſelbſt; 1813 ſchloſſen ſie ihm doch viel zu ſchnell mit Bayern ab.)

Unterm 15. Jul. 1797 lamentirte er ſehr über die verzögernde Wirkung der innern Gährungen in Paris auf die Unterhandlungen, und rieth dem Directorium: „Laſſen Sie die Emigrirten verhaften; zerſtören Sie den Einfluß der Fremden; haben Sie Gewalt nöthig, ſo rufen Sie die Armeen zurück; laſſen Sie die Preſſen der Journale zerbrechen, die in engliſchem Solde ſtehen, und die viel blutgieriger ſind, als es Marat je geweſen iſt." (Die Preſſen waren doch vom Anfang an ſeine Antipathie.) „Was mich betrifft, Bürger Directoren, wenn es kein Mittel giebt, die Uebel des Vaterlandes zu heilen, den Mordthaten ein Ziel zu ſetzen, und den Einfluß Ludwigs XVIII. zu vernichten; ſo fordere ich meinen Abſchied." (Nun, er hat ihn endlich 18 Jahre ſpäter erhalten, weil der Einfluß Ludwigs XVIII. nicht zu vernichten war.)

Delacroix ſchrieb ihm (S. 45.): „Das Directorium würde ohne Verdruß den König von England aus Deutſchland vertrieben ſehen, und Hannover zur Entſchädigung für den Statthalter verwenden." (England aus Deutſchland zu vertreiben, wird wohl ewig der Stein der Weiſen, die Quadratur des Zirkels bleiben, obſchon es noch weit mehr Leute, als die weſtphäliſchen Domänenkäufer, gar ſehnlich wünſchen möchten; Gottlob, daß es endlich ſo ziemlich mit Frankreich gelang!) „Die Inſel Corcyra," belehrt der gelehrte General S. 75. das Directorium, „war nach Homer das Vaterland der Fürſtin Nauſicaa. Der Bürger Arnaut meldet mir, daß er ſich einſchiffen werde, die dreifarbige Fahne auf die Ueberbleibſel vom Palaſt des Ulyſſes zu pflanzen." Gleich darauf rühmt er ſich, einen Abgeſandten von dem Oberhaupt der Mainotten erhalten zu haben, „eines wirklich von den Spartanern abſtammenden Volkes."

Im Auguſt 1797 ſprach er gegen das Directorium ſeine Gedanken aus über den Vortheil einer Unternehmung auf Egypten, und des Beſitzes von Corfu, Zante und Cephalonia. „Das türkiſche Reich fällt täglich zuſammen" (nicht doch! es wird von

Ausgegeben den 7. October.

Außen wohl noch lange zuſammengehalten werden) „dieſe Inſeln werden uns in den Stand ſetzen, es zu unterſtützen, oder unſern Theil davon zu nehmen“

An Clarke ſchrieb er im Jul. 1797: „Wie Sie ſehen werden, hab' ich mich ſehr weit vorgemacht, und mich ſehr gern allen Partheien zur Zielſcheibe hingeſtellt. Das würde ſehr übel berechnet ſeyn, wenn ich in dem Ehrgeiz und in hohen Stellen meine Genugthuung und mein Glück fände; aber indem ich früh ſchon die eine und das andere in die Meinung von ganz Europa und in die Achtung der Nachwelt ſetzte; hab' ich geglaubt, daß ich durch alle die Spekulationen, und den Lärm der Partheien, mich nicht müßte aufhalten laſſen. Ich geſtehe aber, daß ich in das Privatleben zurückzukehren wünſche:“ (Wirklich? jetzt allenfalls ließe ſich ſo eine Aeußerung des Heleniten glauben) „ich habe meinen Antheil bezahlt.“ (Daß dem anders war, oder wenigſtens anders wurde, das hat Europa theuer bezahlen müſſen.) Ein anonymer Brief S. 100. ſtellt ihm ſeine üble Lage vor zwiſchen den Partheien Frankreichs, und giebt ihm den Rath, aus Italien ein Mittelreich zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche, und ſich zum Souverain davon zu machen. Die Briefe Augereau's aus Paris vom Auguſt malen den damaligen Zuſtand der Dinge in der Hauptſtadt ſehr anſchaulich. Sein letzter aus dieſer Epoche ſchließt: „Paris iſt ruhig und verwundert über eine Criſis, die ſich furchtbar ankündigte. Der robuſte Patriotismus der Vorſtädte ruft das Heil der Republik aus.“ Am 25. Sept. forderte er in einem Briefe voll von einer gar edelklingenden Indignation über Mißtrauen, vom Directorium ſeine Entlaſſung; er wiederholte dieß den 10. Octbr., und den 18. October (ſein dies fatalis) ſendete er den Friedensſchluß mit dem Kaiſer ein. S. 177. findet ſich ein merkwürdiger Brief an Talleyrand voller ſtaatswiſſenſchaftlicher Anſichten. „Trotz unſeres Hochmuths, unſerer tauſend Flugſchriften, unſerer unabſehlichen, geſchwätzigen Haranguen, ſind wir doch höchſt unwiſſend in der Wiſſenſchaft der moraliſchen Staatskunſt.“ (Giebt's denn eine ſolche?) „Wir haben noch nicht definirt, was man unter der vollſtreckenden, geſetzgebenden und richterlichen Gewalt verſteht. Montesquieu hat uns falſche Definitionen, er hat uns lediglich eine Analyſe von dem gegeben, was wirklich beſteht oder beſtanden hat.“ Nun verbreitet er ſich beifällig über die engliſche Verfaſſung, obwohl er ſie eine carte des priviléges nennt, einen plafond tout en noir, mais bordé en or; und dann zeichnet er flüchtig eine Conſtitution für Frankreich. Das wird Waſſer auf die Mühle der deutſchen Conſtitutionsmänner ſeyn. Eine Bonaparte'ſche Verfaſſung! Sie iſt inzwiſchen ſo übel nicht, wie der Name lautet, und gut wenigſtens iſt dieſe Lehre darin: „Es iſt ein großes Unglück für ein Volk, im 18. Jahrhundert“ (auch im 19ten) „Hülfe für das Vaterland bei den Baionnetten ſuchen zu müſſen. Gewaltſame Maßregeln klagen den Geſetzgeber an: denn eine Conſtitution, die den Menſchen gegeben wird, muß auch für die Menſchen berechnet ſeyn.“ (Freilich; aber es giebt der Menſchen gar vielerlei, und daher keine Conſtitution, die allen recht iſt. Hinc illae lacrymae! Und die beſte, würde ſie vor dem Deſpotismus eines Bonaparte ſchützen?)

S. 196. ſchreibt er: „Nach der Mittagstafel, ein Moment, wo die Deutſchen gern ſprechen, hab' ich vier bis fünf Stunden hintereinander mit Herrn Cobentzel gekoſt: er hat in einem äußerſt breiten Geſchwätz merken laſſen, daß nach ſeinem Wunſch der Kaiſer ſein politiſches Syſtem mit dem unſrigen vereinen ſollte, um uns den ehrgeizigen Entwürfen Preußens entgegen zu ſetzen.“ S. 206. nennt er die Italiener ſehr ſchmeichelhaft un peuple mou, superstitieux, pantalon et lâche. „Die Oeſterreicher ſind plump (lourds) und geizig, kein Volk iſt weniger intrigant und weniger gefährlich für uns. Der Engländer im Gegentheil iſt freigebig, intrigant, unternehmend. Unſere Regierung muß die engliſche Monarchie zerſtören, oder erwarten, daß ſie ſelbſt durch die Beſtechungen und Intriguen dieſer thätigen Inſulaner zerſtört werde. Concentriren wir alle unſere Thätigkeit auf die Seemacht, ſtürzen wir England: iſt das geſchehn, ſo liegt Europa zu unſern Füßen.“ (Alſo darum? Was gewann Europa dabei? Andere, wenn nicht ſchwerere, doch engere, empfindlicher reibende Ketten. Alſo, trotz den engliſchen Waaren, Te Deum laudamus, daß nichts aus dem Zerſtörungsproject geworden iſt.)

Das dritte Buch (v. S. 293. ab) handelt von den beſonderen Angelegenheiten Genua's und Italiens. An den Erzbiſchof von Genua ſchrieb B. nach S. 299.: „Ich erhalte eben Ihren Hirtenbrief vom 5. Sept. (1797.) Ich habe geglaubt, einen der zwölf Apoſtel zu vernehmen. So redete Sanct Paulus. Wie ehrwürdig iſt die Religion, wenn ſie Diener hat, wie Sie. Wahrhafter Apoſtel des Evangeliums, Sie flößen Ehrfurcht ein, Sie zwingen Ihre Feinde, Sie zu achten und zu bewundern; Sie bekehren ſelbſt den Ungläubigen. Aber warum muß eine Kirche, die ſolch ein Haupt hat, ſo elende Subalternen haben? Die Reden derſelben verleugnen das Evangelium. Jeſus Chriſtus ſtarb lieber, ehe er ſeine Feinde anders, als durch den Glauben, ihres Unrechts überführen (confondre) wollte. Der verworfene Prediger hingegen hat ſcheuen und wilden Blick; predigt Empörung, Mord, Blut; er wird von dem Golde der Reichen beſtochen: er hat, wie Judas, das arme Volk verkauft. — Die Souverainität des Volks, die Freiheit, das iſt der Codex des Evangeliums.“ (Davon finden wir im neuen Teſtamente wie im alten kein Wort, und der franzöſiſche Kaiſer, oder vielmehr der franzöſiſche Sultan Bonaparte, der bisweilen ſeinen eignen Mufti machte, hat ſpäter ſelbſt das Gegentheil daraus zu beweiſen geſucht.)

An Villetard ſchrieb er (S. 302.) nach Venedig: „Nie hat die franzöſiſche Republik die Maxime adoptirt, für die andern Völker Krieg zu führen.“ (Sie ſprach ſie aber oft aus.) „Ich weiß wohl, daß es einer Handvoll Schwätzer, die ich füglich Narren nennen kann, nichts koſtet, auf eine Univerſal-Republik zu dringen; ich wollte, daß dieſe Herren einmal einen Winterfeldzug machen müßten.“ (Ganz recht: aber wer wollte denn ſpäter eine Univerſal-Monarchie gründen? Und wer ſcheiterte mit dem großen Project in einem Winterfeldzuge?)

Das vierte Buch (S. 415.) enthält den Briefwechſel während Bonapartes Aufenthalt in Raſtadt. Ein Brief von Talleyrand S. 438. vom 21. Febr. 1798 beſchreibt die damalige Lage der Raſtadter Verhandlungen eben ſo ausführlich als unterhaltend. Aus Carrouge ſchreibt ihm S. 404. Poujet über das Contrebandiren an der ſchweizeriſchen Gränze: „Man unterſcheidet drei Claſſen Contrebandirer. Die erſte beſteht aus Kaufleuten, welche für eigne Rechnung handeln; die zweite enthält die Verſicherer, die gegen beſtimmten Vortheil es übernehmen, auf ihre Gefahr die Waaren über die Gränze zu ſchaffen; die dritte begreift einen Haufen von Banditen, die für ein mäßiges Lohn die Einfuhr bewirken. — Dieſe iſt die zahlreichſte; in ihr entwickelt ſich die Wirkung der Verderbniß auf eine furchtbare Weiſe; ſie ergreift alle Stände bis zum Soldaten, der, mit Narben bedeckt, in ſeine Heimath zurückgekehrt iſt. Man ſieht da Tauſende von Menſchen, die für das Glück der Geſellſchaft geboren ſcheinen, deren Geißel und Ruin werden. Dieſe feilen Menſchen, durch Müßiggang verdorben, und jeglicher Tugend, ſelbſt bis auf den Begriff davon, ledig, überlaſſen ſich allen Laſtern, und verüben bei Gelegenheit die wildeſten Miſſethaten. Das iſt zum Theil das gräßliche Reſultat der Contrebande.“ (Dieſe Contrebande aber iſt das Reſultat der Gränz-Douane, der unermeßlich hohen Zölle, um deren Hälfte der Staat geprellt werden muß, wenn die Waaren dem Publicum noch bezahlbar ſeyn ſollen; der barbariſchen, das Wohl der Familien vernichtenden Defraudationsſtrafen; der bewaffneten, zum Behuf des Anhaltens allenfalls zum Mord autoriſirten und durch das Recht auf Antheil an der Beute dazu geſtachelten Gränzjäger — mit Einem Worte; des vom Staate zu wechſelſeitigen Blutthaten organiſirten Krieges von Eigennutz gegen Eigennutz, von gedungenen Banditen gegen angeſtellte Beutemacher. Denkt man ſich die Möglichkeit, daß Deutſchland künftig auf allen Territorialgränzen von ſolchen Douanenlinien durchſchnitten wäre; ſo möchte man es mit einem Ausdrucke Calderons prophetiſch als eine Akademie der Laſter grüßen. Wer ſchaudert nicht vor dem Gedanken, daß unſere Plusmacher es nach und nach dahin bringen könnten?)

Wir ſchließen hier den Extract aus einem Buche, welches die Reflexion von vielen Seiten anregt, und immer intereſſanter zu werden verſpricht, je näher es der Zeit rückt, in welcher wir leben. Wenn nur nicht da, wo es am intereſſanteſten werden dürfte, die Cabinetter, mit denen B. correſpondirte, der Neugier einen Strich durch die Rechnung ziehen.

Notizen aus der deutſchen Literatur.

Wer den Frieden will, muß ſich zum Kriege bereit halten. Dieſer von der Geſchichte erzeugte, von den Finanzminiſtern aber mit ſtillem Achſelzucken empfangene Schmerzensgrundſatz drängte ſich uns von Neuem auf, als wir die recht angenehm lesbaren Bogen über die Bedeutung von Mannheim und Ulm, in dem Vertheidigungsſyſtem von Deutſchland laſen. „In ſeinem Laufe von Baſel nach Cleve beſchreibt der Rheinſtrom einen gewaltigen Bogen, der gegen Oſten bedeutend, am bedeutendſten aber in der Strecke von Mannheim bis Mainz, hervor ſpringt, in welcher der Vorſprung den fünften Theil der graden, von Baſel nach Cleve gezogenen Linie, den fünften Theil der Sehne des vom Rhein beſchriebenen Bogens, beträgt.

Dieſer Umſtand iſt für das Vertheidigungsſyſtem Deutſchlands wichtig, geſetzgebend entſcheidend.

Im Beſitz dieſes Vorſprungs iſolirt Frankreich die Niederlande; es gebietet in Deutſchland, und trennt den Norden dieſes Landes von dem Süden. Von dieſer Stellung aus können ſich die franzöſiſchen Heere zwiſchen die öſterreichiſchen und preußiſchen Heere ſprengend hineinwerfen; ein preußiſches Heer, das gegen den Niederrhein, ein öſterreichiſches, das gegen den Oberrhein vorgehen wollte, ohne auf jene Stellung Rückſicht zu nehmen, würde ſich großen Gefahren ausſetzen. Alſo in die Ufer des Mittelrheins müſſen wir uns einklammern, des Mittelrheins müſſen wir uns auf das vollkommenſte verſichern. Dazu gehört, daß außer Coblenz und Mainz auch noch Mannheim befeſtigt, zu einem Waffenplatz, zu einem doppelten Brückenkopf eingerichtet, mit einem großen verſchanzten Lager umgeben werde. — Für die Vertheidigung von Süddeutſchland iſt Mannheim nicht weniger wichtig als Mainz, vielleicht noch unmittelbarer in dieſelbe eingreifend."

Nachdem der Verfaſſer die Wichtigkeit des befeſtigten Mannheims weitläuftiger auseinandergeſetzt, geht er auf Ulm über, und ſtellt dar, von welchem Intereſſe den franzöſiſchen Heeren dieſer Punkt werden kann.

„Ein Korps, das der Feind nach Ulm vorſchickt, iſt mit ſeiner Baſis auf das engſte verbunden, von Lauterburg, von Strasburg, von Breiſach, Hüningen und Schafhauſen führen gebahnte Heerſtraßen nach Ulm; den drei letztgenannten Punkten liegt Ulm näher, als Mannheim. Von einer Abſchneidung hat alſo der Feind bei Ulm vor der Hand nichts zu fürchten. Von Ulm aus ſtreckt er die Polypen-Arme nach Lindau, nach München, Regensburg, Nürnberg und ſelbſt nach Würzburg; durch ſeine Streifkorps ſtört er die Depots auf, und zerſtreut die Ergänzungsmannſchaften, die er in den genannten Richtungen zu erreichen vermag. Zu Ulm hat er große Vorräthe von Lebensmitteln und andern Kriegsbedürfniſſen aufgegriffen, welche aus Baiern und Oeſterreich auf der Donau dahin geſchafft, und beſtimmt waren, auf der Achſe nach Canſtatt gebracht zu werden, und von dort aus der Armee bei Mannheim auf dem Neckar zuzufließen. Ein feindliches Corps in Ulm iſt den deutſchen Armeen ein Hinderniß, welches ihre Operationen in allen Richtungen beſchränkt; Ulm iſt das deutſche Metz; Ulm iſt der ſtrategiſche Punkt, deſſen wir uns in Süddeutſchland verſichern müſſen. Ulm muß befeſtigt, zu einem Waffenplatz eingerichtet, mit einem großen verſchanzten Lager umgeben werden. Ulm iſt unſtreitig der wahre Stützpunkt unſrer Baſis am Mittelrhein, ſo lange Strasburg, die Burg der nach Gallien führenden Straßen, uns nicht wieder gegeben, d. h. ſo lange der Oberrhein nicht durchaus zwiſchen deutſchen Ufern fließt, ſo lange die Schweiz nicht in unſern Bund aufgenommen, und daher nicht auf ihre Neutralität zu rechnen iſt. Durch die Feſtung Ulm iſt insbeſondere den Baiern und Oeſterreichern, die mehr als den dritten Theil des ganzen Bundesheers zu ſtellen haben, die Communication mit ihrer Machtquelle, mit ihrem Vaterlande gedeckt. War Ulm im Jahr 1796 bereits befeſtigt, ſo konnte der Erzherzog, unbeſorgt wegen ſeiner Communication, die bedeutenden Vortheile, die er am 9. Juli bei Malſch im Rheinthale erfochten hatte, zu einem vollſtändigen Siege erweitern, und den Feind, der ſich noch keinen Brückenkopf verſchafft hatte, wieder über den Rhein zurück werfen."

„Mit ſtiller, aber unwiderſtehlicher Gewalt ziehen die ſtrategiſchen Punkte die oft widerſtrebenden Heere, und mit ihnen alle Verwüſtungen des Krieges an, wie die Alpenhörner die Wetterwolken an ſich ziehen."

Wie treffend dieſes Bild ſei, wird jeder Unbefangene und Unterrichtete fühlen; Auch im nördlichen Deutſchland haben wir einige ſolcher ſtrategiſchen Hauptpunkte, die in den Kriegen aller Jahrhunderte die Schlachtpläze der kampfluſtigen Maſſen wurden. Namentlich hat ſich z. B. Sachſen als eine ſolche Kriegs-Wetterſcheide von jeher bewährt; und von allen iſt in eben gedachtem Theile Deutſchlands, Dresden mit ſeiner Elbe und ſeiner Prachtbrücke, ein ſtrategiſcher Hauptpunkt, deſſen Gewinnung und Behauptung jeder der kriegführenden Mächte immer von der höchſten Wichtigkeit bleiben wird.

Die Geſellſchaft zur Beförderung eines immerwährenden und allgemeinen Friedens, welche No. 16. Earl Street, London, ihre Zuſammenkünfte hält, hat die erſte Sammlung ihrer Abhandlungen herausgegeben, deren Tendenz dahin geht, „das Schreckliche des Krieges von allen Seiten darzuſtellen, und die Völker zur Ueberzeugung zu bringen, daß der Krieg mit der Lehre und dem Beiſpiele des Heilands unvereinbar ſei, und die Anſichten der Menſchen dahin zu richten, daß das Kriegführen gänzlich vermieden werde."

Wir kennen in der ganzen Welt keine Geſellſchaft, die einen größern, edlern Zweck hätte; nur an der Möglichkeit der Ausführung nehmen wir uns die Freiheit zu zweifeln. Denn der Vorſchlag, einen höhern Gerichtshof zu organiſiren, welcher die Nationalſtreitigkeiten entſcheide, möchte ſchwerlich ausführbar ſeyn. Wenn die Regenten lauter Penn's wären, wie Wilhelm Penn, welcher Penſylvanien regierte, ſo ließe ſich von der Sache noch eher reden; was frägt aber ein Napoleon, (und Ungeheuer dieſes Gelichters ſpeit jedes Jahrhundert aus,) nach dem Ausſpruche eines ſolchen höchſten Nationalgerichtshofes? und ſo lange die Herren Aſſeſſoren des letztern nicht geflügelte Cherubs ſind, ſo, daß ſie auf und davon fliegen können, wenn es ihnen die Menſchen zu kraus machen, wer ſteht ihnen denn dafür, daß, wenn ſie dem einen oder dem andern gekrönten Haupte, oder dem einen oder dem andern Volke, nicht nach dem Sinne geſprochen, deshalb mit Leib und Leben angeſehen werden? Wer ſteht aber auch auf der andern Seite den Völkern und den Fürſten dafür, daß die Richter, ſo lange ſie Menſchen ſind, und ſich alſo menſchlich irren können, immer recht ſprechen? Am Ende aller Enden kommt es daher immer auf das grauſame Recht des Stärkern hinaus, und die auf den preußiſchen Kanonen befindliche Inſchrift „ultima ratio regium“ enthält darum eine furchtbare Wahrheit.

„Wird,“ ſagt die Geſellſchaft, „wird ein Krieg erklärt, um in Hinſicht des Eigenthumes, Erſatz für erlittenes Unrecht zu erlangen, ſo iſt, wenn weiter nichts als Eigenthum in Betrachtung kommt, das Reſultat gemeiniglich nicht beſſer, als wenn man 500 Thaler auf einen Proceß verwendet, um eine Schuldforderung von 10 Thalern einzuklagen.“ Wohl wahr; wie aber, wenn es, wie in dem Jahre 1813, der Ehre, der Freiheit, dem Namen eines Volks gilt? Soll, darf der Fürſt dieſe großen Volksgüter auch, ohne alle Umſtände, dem kriegeriſchen Nachbar hingeben, blos um die Prozeßweitläuftigkeiten und Koſten zu umgehen? Wenn Seite 29 zwei Millionen Menſchen berechnet werden, die Napoleon geſchlachtet, ſo iſt dieſer Calcul viel zu gering angelegt; man kann jene Zahl verdreifachen, wenn man die Unglücklichen zählt, die für ſeine Zwecke mittel- und unmittelbar gefallen ſind. Und iſt dennoch nicht ſchon das Gräßliche jener Zeit, wenn es auch hie und da, beſonders in den Beuteln noch gefühlt wird, wieder vergeſſen? Das große Zaubermittel, welches zur ewigen Verbannung alles Krieges aus dem Bereiche der Welt vorgeſchlagen wird, heißt nach vorliegendem Buche, Errichtung von Friedensgeſellſchaften, welche ſich zu gewiſſen Geldbeiträgen verpflichten; dieſe ſollen auf Verbreitung des Friedensgeiſtes, und auf Erweckung gerechten Abſcheues gegen den Krieg, verwendet werden (als ob dieſer Abſcheu nicht ohnehin in der Bruſt jedes Vernünftigen läge, die Fähnriche, welche gern Generalfeldmarſchälle, und die Juden, welche bei der Ausrüſtung und Verpflegung der Armeen gern reich werden wollen, ausgenommen), die Friedensgeſellſchaften ſollen Zeitungen, Abhandlungen und periodiſche Schriften herausgeben, welche auf Belebung friedlicher Geſinnungen in jeder Volks-Klaſſe wirken; die frühe Bildung der Jugend ſoll auf den Friedenszweck hinausgehen; (da würden wir bei Herrn Profeſſor Jahn ſchön ankommen.) und auf dieſem Wege hofft die gute Friedensgeſellſchaft, binnen hier und hundert Jahren es dahin zu bringen, daß kein Menſch vom Kriege mehr etwas werde wiſſen wollen.

Die Geſellſchaft verſpricht ſich von den Freunden, den Zitterern, Herrnhutern, Stillen im Lande, Menoniten, Quäkern, und wie die Kriegskameraden bei Friedenszeiten alle heißen mögen, den bereitwilligſten Beitritt, und ſieht ſchon im Geiſte die Palme emporblühen, welche den ganzen Erdball mit ihrem Friedensſchatten erquicken ſoll; Wir hegen indeſſen, und wahrſcheinlich mit allen unſern Leſern, die Ueberzeugung, daß, ſo lange es Juden, unbeſonnene junge Leute, ehr- rauf- und länderſüchtige Reiſige, und ſchlechte Menſchen in der Welt giebt, an die Herſtellung des ewigen Friedens nicht zu denken iſt. Andere, und unter ihnen der Kaiſer Alexander, ſind gar der Meinung, daß die Dauer und Allgemeinheit des Friedens nicht einmal von Menſchen abhänge.*) Wiewohl wir nicht recht abſehen, von wem ſie ſonſt abhängen ſolle, und wiewohl wir gewiß verſichert ſind, daß, wenn alle Menſchen den Frieden wollten, eine übermenſchliche Macht, die Erde mit Krieg zu überziehen, ſich nicht beikommen laſſen würde; ſo müſſen wir doch bekennen, daß wir von den Bemühungen der Geſellſchaft uns, und unſern Nachkommen bis zur zwanzigſten Generation, keinen ſonderlichen Erfolg verſprechen, denn wenn am Schluſſe jener Antwort, der faſt halb allmächtige Alexander, der unumſchränkte Herr von funfzig Millionen Menſchen, großherzig genug iſt, um zu geſtehen, daß, ſo ſehr er auch dem Zwecke der Geſellſchaft ſeinen Beifall ſchenke, er irgend eine Concurrenz zu Maaßregeln zur Erreichung deſſelben zu verbürgen, doch nicht im Stande ſei, weil ſolche nicht in ſeiner Macht ſtänden; ſo wird ſich der Herr Squeir Robert Marsden, Präſident der Geſellſchaft in No. 16 Earl Street, wohl von ſelbſt beſcheiden, daß, wenn auch ſonſt oft Großes durch den Schwachen bewirkt worden, das ſtarke Stück, allen Völkern der Erde ewigen Frieden zu gebieten, die Kräfte ſeiner werthen Geſellſchaft doch ein wenig überſteige.

Die Parabeln von Salomon hätten wir viel kürzer gewünſcht; ſie würden dann noch mehr angeſprochen haben; als Unterhaltungsbuch für die erwachſenere Jugend ſind ſie wohl zu empfehlen;

---

*) Man ſehe Sr. Majeſtät des Kaiſers Alexanders Antwort an die Friedensgeſellſchaft d. d. Achen den 18. October 1818 im Hamburger Correſpondenten No. 28. vom 17. Febr. 1819.

wir heben als Proben nur drei aus; die erſte iſt für zankſüchtige brodneidiſche Profeſſoren; die zweite für aufgeblaſene geldgierige Gelehrte, und die dritte für Eltern, die ihre Kinder in die Welt ſchicken müſſen.

1) An einer Hochſchule lehrten zwei Weiſen. Der eine ſprach über gar erhabene Dinge, die viel Nachdenken erforderten, und den Redner als einen guten Kopf ankündigten; er hatte jedoch nur wenig Zuhörer. Der andere ſprach über ſo manche Angelegenheiten der Menſchheit und zwar in einem ſehr einfachen Tone, den jeglicher verſtand; nicht ſelten miſchte er auch in ſeinen Vortrag Mährchen ein und Fabeln; der Hörſaal war immer gedrängt voll. Drob wurde jener böſe und meinte, die Menſchen hätten wenig Sinn für das Ernſte und Erhabene. Nicht doch, Lieber! ſagte jener, gütig und beſcheiden. Laß dir ein Geſchichtchen erzählen. In einer Stadt wohnten zwei Kaufleute; der eine hatte allerlei Kleinigkeiten feil, Bänder, Nadeln und was des niedlichen Putzes noch mehr war, deſſen auch die wenig Begüterten nicht entbehren konnten, wenn ſie reinlich und nett erſcheinen wollten. Der andere aber hatte nichts weiter in ſeinem glänzenden Gewölbe, denn Edelſteine und ächte Perlen, die der Hof gebraucht und der Adelſtand. Bei welchem dieſer beiden Kaufherrn werden ſich wohl die meiſten Liebhaber und Käufer einfinden? —

2. So wie das Moos von des Domes ſtolzragender Kuppel ernſtvoll und beſcheiden herabblickt — alſo der Weisheit ächter Sohn: auch wenn der Zufall hoch ihn ſtellt, und ſäß' er ſelbſt auf einem Thron, er würde voll Ernſt und Demuth auch von des Glückes erhabenem Gipfel auf ſeine Brüder blicken, wie die hochgeſtandenen Weiſen, Marc-Aurel, der Sohn Roma's, und Friedrich, Germaniens Sohn.

So wie das Moos freundlich noch grünet auf dem Steine der Gruft: alſo lächelt dich nahe am Grabe der Weiſe an, im Gewande der Hoffnung. So lächelte Sokrates, der Grieche, ſo Mendelsſohn, der Israelit.

So wie das Moos ſelbſt auf kahlen Felſen bald Aufenthalt und Nahrung findet und leicht befriedigt wird, alſo begnügt ſich auch der wahrhaft Weiſe mit Wenigem; er achtet gering die Güter der Erde, bedarf nur wenig, um näher zu ſtehen den Göttern, wie der Weiſe von Sinope gethan.

3. Sophron, ein weiſer Volkslehrer, erlaubte auch ſeinen erwachſenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Perſonen umzugehen, deren Wandel nicht ganz rein und ſittig war.

Väterchen, ſagte eines Tages die ſanfte Tochter Eulalia, als er ihr unterſagte, in Geſellſchaft des Bruders die leichtſinnige Luzinde zu beſuchen — Väterchen, Du mußt uns wohl für ſehr kindiſch halten, weil Du glaubſt, dieſer Weg könne uns gefährlich werden!

Aber der Vater nahm ſtillſchweigend eine ſchon erloſchene Kohle vom Kamin und reichte ſie der Tochter hin. Sie brennt nicht, Kind, ſagte er, nimm ſie nur!

Das that Eulalia, und ſiehe, die zarte weiße Hand wurde ſchmutzig, und unverſehens auch das weiße Gewand.

Das man doch gar nicht vorſichtig genug ſeyn kann, ſagte Eulalia verdrüßlich, wenn man Kohlen berührt!

Die Anlage in allen drei Proben wird vom Leſer paſſend und anziehend gefunden werden; aber ſehr zu wünſchen wär, der Verfaſſer hätte ſeine Arbeit, vor dem Druck, einem ſachverſtändigen Freunde, zum Feilen, Streichen und Runden gegeben.

Eine unnütze Bemühung. Sich in die Angelegenheiten von Eheleuten und Liebenden zu miſchen, iſt immer ein mißliches, ſtets undankbares und gewöhnlich ganz unnützes Geſchäft. Dieß iſt eine bekannte Regel, die aber nicht immer bedacht wird, wie das Beiſpiel eines Jemands zeigt, der ein Buch angefertigt hat, welches den Titel führt: „Neuer Briefſteller für Liebende beiderley Geſchlechts", denn, indem er dieſen, wie er es nennt, „Dollmetſcher fühlender Herzen," ſchrieb, hat er unter den unnützen Arbeiten die unnützlichſte gethan. Fühlende Herzen brauchen keinen Dollmetſcher und das muß ein ganz jämmerliches Liebespaar ſeyn, das, um ſich einander ſeine Wünſche, Hoffnungen, Befürchtungen, Anſichten u. ſ. w. brieflich mitzutheilen, erſt nöthig hat, nach einem Schema wie dieſes zu greifen. Liebende ſehen nicht darauf, wie der Brief, den ſie erhalten, geſchrieben oder ſtyliſirt iſt, es reicht hin, einen zu empfangen und dem jungen Mann macht das von der geliebten Hand gekritzelte Billettchen ſeiner Herzensdame, mit allen ſeinen ſtyliſtiſchen, ortographiſchen und calligraphiſchen Verſtößen, mehr wahre und ächte Freude, wenn es der eigne Erguß ihres Herzens iſt, als der Empfang einer Bogenlangen Epiſtel, der man es in jeder Zeile anſieht, daß ſie nach einem Briefſteller-Schema mühſam nachgedrechſelt iſt. Wir unſerer Seits danken wenigſtens für eine ſolche Correſpondenz und glauben feſt, daß auch andere ſo denken werden.

Sehr wohl hat übrigens der Vf. dieſer gedruckten Liebesbriefe gethan, im Vorwort zu erklären, daß das ganze Opus nur eine Frucht der lebhaften Wünſche des Herrn Verlegers ſey (alſo eine beſtellte Arbeit. Ja freilich, da iſt es etwas anderes und man kann nur fragen: wie theuer die Elle ſolcher Fabrikwaare? Schade, daß der Verfertiger dieſer Herzens-Epiſteln nicht bemerkt, ob er für Geld und gute Worte auch andere Sendſchreiben fabricirt, z. B. Mahnbriefe, Aufwieglungsbriefe, vertraute Briefe, Klatſchbriefe u. dgl., wir glauben es wird mit dieſen mehr zu verdienen ſeyn in unſern mehr zu Schulden, [illegible], Reibungen und andern Ereigniſſen als zu Liebesergüſſen geneigten Zeiten.)

Außer den Briefen von Schüchternen und Feurigen, von Wagenden und Zagenden, nebſt gehörigen Repliken, Dupliken und Tripliken, finden ſich auch — Gedichte, oder Verſe vielmehr (wo findet man die heut zu Tage nicht!) deren Bau und Metrum zur Bewunderung hinreißt. Ein feuriger Liebhaber ſingt unter anderm im gewaltſamen Erguß ſeiner Gefühle:

„Wahrlich eine Wüſte ſcheint die ganze Erde,
Eine Wüſte wo nur Schrecken wohnet. (ſo?)
Und die Freude ſelbſt wird zur Beſchwerde
Wo hoffnungsloſe Liebe thronet.“

Das Liebesfeuer hat, wie man ſieht, dem guten Verſifex einen argen Streich hinſichtlich des Metrums geſpielt. Von Sinn und Gedanken wollen wir gar nicht reden, ſintemal den Verliebten in dieſer Hinſicht billig etwas zu gute zu halten iſt; nur wäre zu wünſchen, daß er, dem die Erde eine Wüſte des Schreckens iſt und ſelbſt die Freude zur Beſchwerde wird, uns mit ſeinen Poeſien keine Beſchwerde machte.

Einen Aufruf an alle Freimaurer im proteſtantiſchen Deutſchland, ihrem Ruhme in der gegenwärtigen Zeit ein bleibendes Denkmal zu ſetzen, hat ein proteſtantiſcher Geiſtlicher ergehen laſſen, der gern auch ſein Scherflein zu dem was Noth thut, wie er meint, in unſerer Zeit, gedruckt geben will. (Jena bey Mauke.)

Wir zweifeln keineswegs, daß es der Mann recht gut und recht ernſtlich meint, fürchten aber, daß ſein Aufruf keine ſonderliche Wirkung hervorbringen werde.

Die angeblich, ſchon ſo vielfach beſprochene, geſunkene Religioſität unſerer Tage, ſoll, nach des Vf. Meinung, durch Beiſpiel der höhern und gebildetern Stände, wieder hergeſtellt werden und beſonders meint er, wäre dieß ein Vorwurf, den ſich der Orden der freyen Maurer angelegen laſſen ſeyn und zu ſeiner Tendenz nehmen ſollte. Dieß iſt zwar recht gut und können Maurer und Nichtmaurer, deren Standpunkt in der bürgerlichen Geſellſchaft alſo iſt, daß ihr Beiſpiel vorzüglich einwirkend auf andere ſeyn kann, dieß wohl beherzigen; wenn aber der Vf. die Verbeſſerung der jetzt, gegen ſonſt, geſunken ſeyn ſollenden Religioſität (wovon wir uns, die Geſchichte kennend, nicht ſo recht zu überzeugen vermögen) vorzüglich durch fleißiges Kirchengehen erwartet, ſo ſind wir nicht im Stande, hierin ihm ganz beizupflichten. So wie dermalen nur zu häufig unſer kirchlicher Gottesdienſt beſtellt iſt, wo dem denkenden Zuhörer von der Kanzel herab oft, ſehr oft, ſtatt Worte der Erhebung und Weihe, würdig vorgetragen, ein breiter und langer Sermon entgegen ſtrömt, noch mehr verdünnt durch, bis ins Unendliche wiederholte, moraliſche Redensarten: da kann nicht leicht von einer wahren Erhebung die Rede ſeyn und das bischen Andacht, was ja mühſam unter dem gehaltloſen Getön ſich emporſchwingen will, wird vollends durch einen Geſang niedergedrückt, der eher eingerichtet zu ſeyn ſcheint — in ſeiner Ausführung — das Gefühl zu verſtimmen als zu erheben und zu begeiſtern. Vorzüglich iſt dieſes in kleineren Städten und auf dem Lande bemerklich (Ausnahmen giebt's überall) und wer mag, wo dieß der Fall iſt, dem Gebildeten es verdenken, wenn er lieber im eigenen, ſtillen Kämmerlein, ſein Herz betend dem Höchſten zuwendet, als an der dazu geweihten Stelle ſich langweilen und nicht erbauen läßt. Da wo Prediger ſind, die nicht allein vermöge ihres eigenen moraliſchen Wandels, ſondern auch durch die Kraft, Geiſt und Weihe ihrer Kanzelvorträge es vermögen, den Geiſt der Zuhörer zu feſſeln und wahrhaft zu erbauen, haben wir noch ſtets und immer volle Kirchen gefunden, und es ſind uns Beiſpiele in der Nähe und Ferne genug bekannt, daß, wenn ſolche ſprachen, oft der Raum des Gotteshauſes zu eng war, um die Sonntäglich herbeiſtrömende Menge zu faſſen. Dieſelben Kirchen ſtanden und ſtehen aber leer, verlaſſen von derſelben Gemeine, wenn ſtatt der wackern, vom Herzen zum Herzen redenden Lehrer, im Handwerksmäßigen Schlendrian, ein Anderer Geiſt- und Gemüthlos ſprach. Paſſender wäre daher wohl es geweſen, wenn der Vf. ſeinen Aufruf an ſeine Collegen als an einen Orden gerichtet hätte, der in ſeiner, aus Gebildeten und Ungebildeten gemiſchten Zuſammenſetzung, auch bei dem beſten Willen, hierin weniger wirken kann, als der Clerus ſelbſt, der dazu berufen iſt; denn ein wahres altes Wort iſt dieß: Wie der Hirt, ſo die Heerde. Wenn erſt Einmal überall auf den Kanzeln der wahre, ächte Geiſt zu Hauſe ſeyn wird, die wahre Weihe erhabener Religioſität, ſo wird der fromme Sinn, die Liebe zum Kirchengehen, der Drang nach gemeinſchaftlicher Gotteserhebung, unten auch nicht fehlen und ſtatt, daß jetzt manche Kirchen an Sonn- und Feſttagen ausgeſtorbenen Wildniſſen gleichen, in welchen höchſtens einige alte Mütterchen und mit der Welt zerfallene Betſchweſtern paradiren, werden die Gotteshäuſer, gefüllt mit einer andächtigen Menge, von frommen Geſängen und Gebeten wiederhallen.

Gleichermaßen dürfte es mit der, vom Vf. gerügten Vernachläſſigung des Abendmahles ſich dann verhalten. Sehr gern ſtimmen wir aber in den Wunſch des Vf., wenn er die Glieder des Maurer-Ordens auffordert, durch Auszeichnung im bürgerlichen und häuslichen Leben, mit ehrenwerthem Beiſpiel Anderen vorzuleuchten.

Daß übrigens der Grund zu einer religiöſen, ſittlichen Bildung des Menſchen ganz vorzüglich durch guten Unterricht in der Jugend bezweckt werde, darin wird dem Vf. jeder beipflichten. Heilige Pflicht iſt es alſo für Alle, die da wirken können vom Höchſten bis zum Niedrigſten herab (alſo auch für die Glieder des Freymaurer-Ordens) hier zu thun was möglich iſt und es iſt viel möglich wenn man nur ernſtlich will. — Der Segen folgender Generationen wird aber die lohnen, die hier nicht müſſig bleiben und es nicht beim Wort bewenden laſſen, ſondern zur That ſchreiten. Was aber ein Einzelner thun kann, mit beſchränkten Kräften ſelbſt, wenn nur der Wille nicht beſchränkt iſt und das Herz, ſondern letzteres in reiner Liebe und Gottvertrauen ſchlägt, das hat gezeigt und zeigt noch, der edle Falk in Weimar, bei dem auch wohl eintreffen wird, was Hebel in einer ſeiner gemüthvollen Erzählungen ſagt: „Wenn einſt die wahre Rangordnung eintreten wird, da wird der Herr der Herren ſprechen: Komme mir doch ganz nahe du Gerechter und Guter.“ Man braucht aber, um zu handeln wie dieſer zum Beſten der Zeit und Nachzeit, weder ein Laye noch Geweihter, weder groß und reich, noch arm und klein zu ſeyn, ſondern nur — ein Menſch, denn alles andere iſt Nebenſache und vom reinen Willen rein unabhängig.

Notiz aus der franzöſiſchen Literatur.

Machiavell, der bereits ſo Vielbeſprochene und meiſt ſo ſchief Beurtheilte, hat, ſeinem Leben und ſeinen Schriften nach, an Guingené, in deſſen trefflicher Histoire d'Italie (T. VII. Paris, 1819.) einen eben ſo würdigen als vollkommen competenten Darſteller gefunden. Machiavell's Leben war bisher noch bei weitem nicht vollſtändig genug bekannt und erörtert, und doch iſt es, wie das Journal des Sçavans ſehr richtig bemerkt, der wahre Commentar zu ſeinen Schriften! Man begnügte ſich zu ſagen, daß die Republik Florenz, deren Staatsſecretär er war, ihn mit verſchiedenen politiſchen Miſſionen an den franzöſiſchen und römiſchen Hof, an den Herzog von Valentinois, an den Kaiſer, und ins Lager zu Piſa beauftragt gehabt habe. Guingené folgt ihm nun, von Jahr zu Jahr, auf allen dieſen Miſſionen; Machiavell's Leben wird auf dieſe Weiſe ein weſentlicher Theil der Geſchichte von Florenz, und nimmt ſomit zugleich Bezug auf die Geſchichte aller derjenigen Staaten, welche damals mit Florenz in irgend einem Verhältniſſe ſtanden. Das meiſte Detail hat Machiavell's politiſche Correſpondenz geliefert, die ungemein viel Licht über ſeinen Charakter und über ſeine Abſichten verbreitet, jedoch leider eben kein, ihm ſehr günſtiges! Auch wird aus ihr nur allzuklar, in welchem Sinne ſein berühmtes Buch: der Fürſt, richtigerweiſe genommen werden muß. Eines der, nach Hrn. Guingené, entſcheidendſten Actenſtücke darüber iſt ein Brief Machiavell's, der bis 1810 in Italien unbekannt blieb, und auch in Frankreich jetzt zum erſtenmal gedruckt erſcheint. Es ergiebt ſich daraus, daß Machiavell, um ſich aus einer nahe ans Elend gränzenden Lage zu retten, und wieder bei den Medicis in Gunſt zu kommen, ſich entſchließt, einem derſelben jenen berüchtigten Tractat zuzueignen, überzeugt, daß ſein Inhalt einem Fürſten — und noch dazu einem neugebacknen — ohnfehlbar eben ſo angenehm als nützlich ſeyn müſſe. Machiavell's Vertheidiger werden ſich übrigens mittelſt dieſes Actenſtücks noch keineswegs aus dem Felde geſchlagen glauben; wir unſeres Orts aber halten dafür, daß, nach Allen, was nun über Machiavell's perſönlichen Character überhaupt vorliegt, die Wahrſcheinlichkeit wohl nicht zu bezweifeln ſeyn dürfte, daß er, als Fürſt, den Grundſätzen ſeines principe gemäß gehandelt haben würde. In ſoferne aber dürfte dann wohl eben ſo wenig Zweifel Statt finden über den Sinn, in welchem er jenen principe ſelbſt entworfen und gemeint haben mag!

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 35. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Alter Unſinn.

Man ſollte faſt glauben, es fehle uns in der neuern Zeit an Büchern, und wir müßten darum in die ältere zurück, um deren literariſche Erzeugniſſe wieder aufzutiſchen. Dieſer Mühe hat ſich jüngſt Herr D. Büſching unterzogen, und Hans Sachs ernſtliche Trauerliebliche Schau- ſeltſame Faſtnachtsſpiele ꝛc. ſammt andern lächerlichen Schwänken und Poſſen, herauszugeben beſchloſſen: das ganze Werk ſoll aus 6 Bänden beſtehen. Bis jetzt iſt der zweite erſchienen; jährlich haben wir einen ſolchen Band zu erwarten. Es ſoll aus den Werken des genannten Dichters nur das Beſte, Tüchtigſte und Anmuthigſte gewählt und geliefert werden. Die Abſicht des Unternehmens iſt nicht: ein Anreiz und Vorbild zu ähnlicher Reimart zu werden, ſondern es ſoll nur gezeigt werden, wie der alte Volksdichter lebte und dichtete, und wie die damalige Geiſtesrichtung und häusliche Bildung ſich geſtaltet hatte!

Uns ſcheint es lächerlich, eines alten Dichters Werke wieder vorzuführen, die ſo ſchlecht ſind, daß der Herausgeber in der Vorrede ſelbſt ſich gegen den Verdacht verwahren muß, als habe er ſie als Muſter der Reim- und Dichtkunſt aufſtellen wollen; und ob der aufgeſtellte zweite Zweck, das Leben und die Dichtungen des alten Sängers, und die Cultur ſeiner Zeit aus ſeinen Werken kennen zu lernen, durch recht ſorgliche Auswahl, nicht mit einem Bande erreicht werden konnte, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Wir wenigſtens bitten herzlich, uns mit der Aufgabe, ſämmtliche ſechs dicke Bände leſen zu müſſen, gütigſt zu verſchonen.

Die mehreſten unſerer Leſer werden ſich an dieſe Bitte anſchließen, wenn ſie nur wenige Blicke in das voluminöſe Werk ſelbſt werfen. Wir heben zur Probe eine Stelle aus dem Gedichte: der Teufel ſucht ihm eine Ruhſtatt auf Erden, aus; Unſere Ballſchönen werden gewiß nicht ahnen, wo Satanas dieſe gefunden. Im Tanzſaale! Anfänglich gefiel er ſich zwar

in Deutſchland, an eines Fürſten Hof,
da man ſpielt', huret, und zuſoff,
doch ſah er etlich fromm' Hofräth',
welche doch hatten früh und ſpät,
heimlichen ein großes Mißfallen
an dem gottloſen Weſen allen,
und zeigten ſtets dem Fürſten an,
daß ſolches Uebel ſtrafte man,
vermahnten mit Beſcheidenheit,
abzuſteh'n, es wär' hohe Zeit,
von ſolcher Laſter Ueberfluß.

Dieſe herrlichen Hofräthe konnte der Teufel nicht leiden, und entweder er iſt damals von gar geringer Macht geweſen, oder ein Hofrath hat ſonſt mehr zu bedeuten gehabt, als jetzt, kurz der Teufel vermochte es nicht bei Hofe mehr auszuhalten, weshalb

er ſich vom fürſtlichen Hof abſtahl
und an ein's Biſchofs Hof hinkam,
da er wenig Gottsfurcht vernahm,
ſondern fand da groß' Simonei,
erdicht' Gott'sdienſt und Gleisnerei;
ohn' Zahl Superſtizion antraf.
Da erging oft unrechte Straf,
da ward auch am geiſtlichen Recht,
das Schlecht oft krumm, und das Krumm oft ſchlecht;
da verzehrt' man in Ueberfluß
den armen Leuten ihr Almus;
die Pfaffen hatten Kellerin'n.
Ging dem Teufel gar nach ſein'm Sinn,

doch auch da vertrieben ihn etlich fromm gelehrte Mänder, (Männer) und er wendete ſich von hier, zu Bürgern in eine Stadt

bei den da fund er früh und ſpat
Wucher und Schinderei mit Haufen,
mit Ueberſetzen und Vorkaufen,
in Kaufmannshändeln und Pepitzen,
ein Betrügen und Ueberſchmitzen
mit falſcher Waar und kurzer Ell'n,
ein Anſetzen und Ueberſchnell'n,
und Uebervortheile in allen Sachen,
mit falſcher, loſer Arbeit Machen,
die Kundſchaft einander abſetzen,
Maid' und Knecht' einander verhetzen.
Das gefiel dem Teufel in ſein'm Herzen:

Aber rechtliche Leute, die ſich denn dort auch mitunter fanden, komplimentirten ihn zum Thor hinaus; Wohl gefällt es ihm hierauf bei einem Gericht, vor

Ausgegeben den 7. October.

dem nur der Reiche Recht behält; Aber ein Paar unbeſcholtene Juriſten verleideten ihm endlich auch dieſem Spaß, und verdrüßlich, daß er nirgends eine Stäte finde, wo er für immer bleiben möge, macht er ſich auf, um wieder in ſeine Hölle zu fahren;

Und als er nun gleich fuhr dahin,
ohn' all's Gefähr für einen Tanz,
da er ſah ſolch ſeltſam Gramanz
mit Prangen, Knapp'n, Hüpfen, Springen.
und wie einander ſie umfingen,
da ſtellt er ſich auch in der Nähen,
dem Tanz' ein wenig zuzuſehen.
Da ſah' er gar kein' chriſtlich Art,
ſondern Präng, Hochmuth und Hoffarth,
in Kleidung und mit Leibes Zier,
und ohn' Zahl unkeuſcher Begier
auch viel leichtfertiger Geber,
auch viel Kupplerei hin und her!
Viel Winkelheirath da beſchließen,
aus dem dann viel Unraths thut fließen
auch Bulen, Eifer, Neid und Haß.
Der Teufel ließ ihm g'fallen das,
ſah auch, wie ſie von Leder zugen
und todtwund an einander ſchlugen.
Das war, als ein' Kirchweih' für ihn;
darnach ſchaut' er außen umhin
jung und alt', Frauen und Mann,
müßig um dieſen Reihen ſtahn.
Die thaten giftig Nachred' treiben
von den tanzenden Mann und Weiben,
hingen jedem ein'n Schandlappen an.
In Summa, er ſah kein' Perſon,
die ein'n guten Gedanken hätt'.
Der Teufel dacht' an dieſer Stätt':
da will wahrhaftig bleiben ich,
dieweil kein Menſch da irret mich,
der doch fromm und gottsfürchtig wär'.
Und alſo trat mit Freuden er
und ſezt ſich mitten an den Tanz
als an ein'n Ort, daran er ganz
kein Gutes höret oder ſach.
Alſo hatt' er da ſein Gemach,
dieweil er ſonſt gar keinen Stand
vorhin auf ganzer Erden fand.
Der doch gleich ehrbarer Geber
vor den Leuten unſträflich wär',
dabei er haben möcht' ſein' Ruh'.
Alſo ſteht er noch immer zu
dem Tanz, und um ſich tanzen lat,
als an ſeiner gewiſſen Ruhſtatt,
als an der Statt und an dem Ort,
da man gar nichts Guts ſehe noch hort;

Sonach haben in der alten belobten goldenen Zeit des Deutſchthums, anſtändige fröhliche Bälle, wie ſie uns heut zu Tage erfreuen, nicht Statt gefunden.

In Hinſicht der Rechtſchreibung, hat der Herausgeber die der jetzigen Zeit gewählt, und ſonach, aus dem alten Hans Sachs, einen neuen gemacht.

Daran hat er in ſo fern Recht gethan, weil den Abdruck des Originals, außer wenigen Sprachforſchern, kein Menſch geleſen hätte; daß aber auch ſein moderniſirter Hans Sachs zur Zeit nicht viel Leſer gefunden, geht aus der Vorrede hervor, und um mit letzterm zu reden, fürchten wir,

der Nürnberger Verleger, Herr Schrag,
macht mit ſeinem Landsmann kein' Schlag.

Damit der Unſinn, dieſer für die Köpfe vieler Menſchen unentbehrliche Artickel, nicht ausgehe, hat Herr Rätze, aus des Görlitzer Schuſters Jacob Böhmens Schriften, eine Blumenleſe veranſtaltet. Der Zweck der letztern ſoll ſein, eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung zu gewähren. Wir möchten aber außer Hn. Rätze und außer den erbarmungswürdigen, vom geſunden Menſchenverſtande entblößten ſogenannten Myſtikern, die Leute kennen, welche an Stellen, wie folgende, etwas lehrreich oder angenehm Unterhaltendes zu finden im Stande ſind.

„Wenn die Zeit der buchſtäblichen Conſtellation (!) um iſt, ſo fällt der Menſch ſammt dem Thurme der Meinung um, und zerbricht alles miteinander bis auf die Seele, die ſtehet alsdann nackend und blos vor Gott."

„Mit Kethura zeugte Abraham ſechs Söhne, nach den ſechs Tagen der Schöpfung; und Iſaak, das iſt Chriſtus, iſt der ſiebende, als der Sabbath, darin die andern ſechs Söhne zur Ruhe eingehen ſollten."

„Gott ſtieß den Adam nicht aus dem Paradies ohne ſein Geſchenk; erſt ſchenkte er ihm im Worte des Bundes, den Meſſias, darnach ſtieß er ihn aus der kindlichen Erbſchaft des Naturrechts, nahm ihn aber in der Schenkung wieder an."

„Wer die Geſchichten des erſten Buches Moſis recht verſtehen will, der muß ſich den alten und neuen Menſchen in ſeinem Gemüthe vorbilden und Chriſtum und Adam gegen einander ſtellen, ſo mag er alles verſtehen, außerdem verſteht er aber nichts davon, als nur eine kindiſche Hiſtorie."

Den Eſel, den Abraham zur Verrichtung ſeines Brandopfers gürtete, ſieht Böhme, und mit ihm vermuthlich auch Herr Rätze, für den thieriſchen Menſchen in uns an, den wir mit Gewalt gürten, d. h. in der Sprache dieſes ſinnloſen Myſtikers, zähmen, bändigen ſollen. Der Widder, der bei jenem Brandopfer in der Hecke ſichtbar wird, iſt in den Augen des Görlitzer Schuſters und ſeines ungerufenen Wiederaufwärmers, des Herrn Rätze, der Teufel „mit ſeinen Hörnern, welcher in Fleiſch und Blut, in den Dörnern der Sünde hanget. Darum ſoll der Menſch nur den Widder als die Eigenliebe opfern, aber der Natur ſoll er nichts thun; er ſoll ſie weder ſchlagen noch geißeln, noch in ein Loch kriechen, und den Leib laſſen verhungern." Will man des Unſinns noch mehr?

In Josephs buntem Rocke erblicken Böhme, Rätze und Kompagnie, ein Bild des Innern, welches andeutet, wie ſich die innere Kraft Gottes wieder durch den äußern Menſchen offenbaret.

Ueber die Entſtehung der organiſirten Körper giebt uns Herr Rätze durch ſeinen Freund Böhme recht helle Aufſchlüſſe.

„Der Sonnen Hitze zündet in der Erde die ſüße Qualität des Waſſers an, in allen gebildeten Figuren, und wird durch die Hitze in dem ſüßen Waſſer das Licht, das erleuchtet die herbe, ſaure und bittere Qualität, daß ſie in dem Lichte ſehen; und in dem Sehen ſteigt eine in die andere, und approbiret die andere, das iſt, ſie koſtet in dem Sehen der andern Schärfe, und daraus kommt der Geſchmack. Und wenn die ſüße Qualität der bittern Qualität Geſchmack koſtet, ſo flennt ſie ſich, und giebt das Weichen. Wenn ſie aber ſiehet, daß ſie ſoll gefangen ſein, daß die bittere alſo hart auf ſie eindringet, und die Hitze von Außen auch auf ſie dringet, ſo macht ſie die bittere inbrünſtig und entzündet ſie. Da thut ſie einen Sprung durch die herbe Qualität und ſteiget wieder über ſich. So wird alsdann ein harter Knoten hinter ihr an dem Orte, wo der Streit war, und der Knoten kriegt ein Löchel."

Letzterm mag dieſes ganze Werk gewidmet ſein. Der Herausgeber ſollte ſich ſchämen, dergleichen zwei Jahrhunderte alte Gräuel eines rein verrückten Schuhflickers von Neuem zu verbreiten.

„Der Würtembergiſche Superintendent Zeller eiferte," erzählt Herr Rätze, „in einer Sonntagspredigt gegen Böhmen; und noch an demſelben Tage ward er von der Strafe Gottes ergriffen." (Liebſter Herr Rätze, was müſſen Sie für eine verböhmelte Idee von unſerm lieben Herr Gott haben.) „Der Zeller durfte ſein Auge nicht zuthun, ohne die fürchterlichſten Höllengeſtalten mit Furcht und Entſetzen zu erblicken."

Ein Gleiches könnte uns nur begegnen, wenn wir einmal auf die Geſtalten ſtießen, welche die Herausgabe dieſes einfältigen Zeuges veranlaßten, denn die Idee, Geſchichten der Art dem großen Haufen im Jahr 1819 zu erzählen, konnte nur im Kopfe dummer Teufel reif werden.

Miniſterdeſpotismus.

Der Freiherr von Schacky, bisheriger Poſtmeiſter zu Erlangen, erzählt in ſeiner kleinen Druckſchrift einen Gewaltſtreich, durch welchen er, ohne die geringſte geſetzliche Veranlaſſung, ohne alle vorgängige Unterſuchung, ohne Mitwiſſenſchaft des edlen Baiernkönigs, lediglich auf ein Miniſterial-Reſcript vom 14. Sept. 1817 ſeiner Stelle entſetzt, und an Einkommen und öffentlicher Ehre auf das Empfindlichſte verletzt worden iſt. Der gekränkte Mann hat alle amtliche Wege verſucht, ſich Recht zu verſchaffen, und da ſie ſämmtlich, während der verfloſſenen zwei Jahre, vergeblich geweſen, ſo hat er zum letzten Mittel, zur Oeffentlichkeit, ſeine Zuflucht nehmen müſſen, und bittet jetzt vor den Augen ſeiner Zeitgenoſſen, ſeinen König und den Staatsrath ſeines Vaterlandes, um Wiederverleihung eines Amtes, und um Nachzahlung des ſeit ſeiner Quiescirung verlorenen Gehalts.

Die einzige Urſache, welche dieſen empörenden Eingriff in die Rechte der Staatsdiener veranlaßt haben ſoll, iſt das Gerücht geweſen, daß der Freiherr von Schacky Schulden habe. Wir ehren das Königlich Baierſche Staatsminiſterium um dieſer Strenge willen, und wir kennen keinen richtigern Grundſatz, als den, daß ein mit Schulden belaſteter Staatsbeamter, beſonders vom höhern Range, aus der Reihe der Staatsdiener zu entfernen ſey, ſobald erwieſen iſt, daß ſeine gepreßte Schuldenlage ihn der Beſtechlichkeit Preis gab. Allein, nach den beigebrachten höchſt beachtungswerthen Zeugniſſen des Landgerichts, der Kaufmannſchaft, des Magiſtrats, Polizeikommiſſariats und der Univerſität zu Erlangen, iſt der Freiherr von Schacky ein völlig unbeſcholtener, rechtlicher Mann, vom beſten Rufe; ſeine Poſtcaſſe iſt, nach der Beſcheinigung der amtlichen Behörde, in vollkommener Ordnung, ſeine Rechnungen ſind richtig geführt — was will das Staatsminiſterium mehr? Daß er Schulden habe, ſtellt Herr von Schacky nicht in Abrede; allein die Entſtehung dieſer Schulden wird von ihm ſo entwickelt, daß ſeiner Ehre, ſeiner Redlichkeit dabei nichts zur Laſt fällt. Hat er doch an den Staat ſelbſt Forderungen, ſo daß, wenn ihn dieſer bezahlte, die

Summe ſeiner Schulden um ein Großes vermindert würde.

Grävell ſtellte ſich durch die Schilderung ſeiner Behandlung von Seiten der Preußiſchen Miniſterien, bei dem größten Theile ſeiner Leſer, in den Schatten; der Freiherr von Schacky tritt, durch ſeine vorliegende Schrift, in das Licht. Sollte ſich das Baierſche Miniſterium nach der Auseinanderſetzung des Klägers, nicht eine Uebereilung zu Schulden haben kommen laſſen? Grävell bezieht, nach wie vor, ſeinen Gehalt, ohne dafür zu irgend einer amtlichen Dienſtleiſtung verpflichtet zu ſeyn. Das iſt ein Zug, der Preußiſchen Regierung würdig, die den Mann für einen Kranken, für einen Geblendeten anſieht, und ihm, aus Berückſichtigung ſeiner Kenntniſſe und ſeiner übrigen ſchätzbaren Eigenſchaften, das läßt, was er gehabt hat. Kann man die Baieriſche Regierung in dieſem Falle einer gleichen Größe rühmen? Iſt niemand im edlen Baiervolke, der dem Miniſter, welcher dem Freiherrn, ohne vorgängige Unterſuchung, Brod, Arbeit und Ehre nahm, das ärztliche Zeugniß Seite 48. vorlieſet? Nach dieſem Zeugniſſe iſt dieſer Miniſter, durch dieſen vorſchnellen Schritt, die Urſache, daß der tiefgekränkte Freiherr von Schacky an einem gefährlichen Nervenfieber erkrankte. Soll dem unglücklichen Manne für die — wenigſtens nach ſeiner Auseinanderſetzung — unverſchuldete Einbuße ſeines Einkommens, für die damit verbundene Zertretung ſeines guten Namens, für die, aus beiden, erfolgte Zerrüttung ſeiner Geſundheit kein Erſatz werden! Was hilft Baiern alle Volksvertretung, wenn der Miniſterdespotismus in dem Grade dort Wurzel gefaßt hätte; daß der Federſtrich eines Obern hinreichte, um Glück, Ehre und Leben eines Unterbeamten willkührlich auf das Spiel zu ſetzen.

Wir ſind höchſt neugierig, den weitern Erfolg dieſes Vorfalls zu erfahren, und werden nicht verfehlen, denſelben in dieſen Blättern mitzutheilen. Bis dahin erſuchen wir unſere Leſer, ihr Urtheil über die Gerechtigkeitsliebe der Baieriſchen Regierung, der wir immer mit Achtung und Anhänglichkeit zugethan geweſen ſind, auszuſetzen.

O Jeſuiten und kein Ende!

Es iſt der Titel: „Geſchichte der Jeſuiten in Baiern vom Ritter K. H. von Lang“ (Nürnberg bei Riegel und Wießner 1819.), der uns dieſen Ausruf auspreßte; inzwiſchen ſind wir an das Buch gleich durch die erſten Seiten lebhaft angezogen worden. Von Luthers Reformation heißt es: „Dieſes merkwürdige Ereigniß faßte aber der Norden und der Süden jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit anders auf; der Nordländer mit ſeinem reinen Verſtand und redlichem Gemüthe, der alle Zweifel als perſönliche Ehrenkränkung mit dem Degen abzuſchneiden, und ſeine Vernunftſchlüſſe, wie einen Reichsabſchied, und ſelbſt gegen die Teufel auf allen Dächern hand zu haben (zu handhaben) vermeint; der Südländer aber nach ſeinem Gefühl, das er, ohne zum feurigen Haß gereizt zu werden, nicht vernichtet, ſondern auf alle Art bis zum höchſten Punkt geſteigert wiſſen will.“ (Siehe da den climatiſchen Gegenſatz von Elvire und Jerta in der Schuld: Verſtand und redlich Gemüth in dieſer; Gefühl, das den höchſten — Kitzel verlangt, in jener.) „Die Mehrheit dieſer Menſchen (der Nordländer) wäre wohl recht leicht zum alten Heidenthum zurück zu führen geweſen“ (ſchwerlich; der reine Verſtand liebt die Rückſchritte zur Finſterniß nicht; aber das Gefühl wird nirgends leichter auf den höchſten Punkt getrieben, als — im Dunkeln) „und es ſchien nothwendiger, ihnen die Sittenlehre, als die Kirchenlehre zu ſichern.“ (Wo beide nicht Eins ſind, muß überall jene den Vortritt haben, trotz allen heiligen Curien und Concordaten!) „Dagegen war im Süden Europens dem Hiſpanier Kreuz und Fahne zugleich das Siegeszeichen gegen Mauren und Juden, und ihm hätte umgekehrt der Verluſt ſeines Glaubens auch den Tod und die Knechtſchaft gedroht.“ (Wahrlich ein heller Blick in die Weltgeſchichte! Sollte die deutſche Chriſtenheit Krieg mit den Juden bekommen, welche des lieben Geldes wegen von den weltlichen Machthabern und Fürſten-Lieutenants protegirt werden; ſo wird der Enthuſiasmus für den chriſtlichen Glauben in den katholiſchen wie in den proteſtantiſchen Ländern um 50 p C ſteigen.) „So mag man begreifen, wie zur nämlichen Zeit Luther und Lojola in Planen, die ſich oft ſehr ähnlich waren, in den nämlichen Wegen ſich begegnen, und auf eine wechſelſeitige Zerſtörung bekämpfen konnten.“

Der Verf. führt nun dieſe Parallele weiter. Don Inigo war (1491.) zu Lojola geboren, ein ungelehrter, geiſtig ungebildeter, höchſtens in der feinen Welt etwas abgeſchliffener (abgefeimter?) ſpaniſcher Edelmann, der von dem, an ſcholaſtiſcher Gelehrſamkeit, Sprachwiſſenſchaft und Redekunſt ihm weit überlegenen D. Luther ſo viel wie nichts wußte, und, indem er mit ihm die Unzweckmäßigkeit des damaligen Mönchsſtandes einſah, darinne ſein Antipode war, daß er dieſen Stand brauchbarer (für practiſche, weltliche Zwecke) machen wollte, während D. Luther das ganze Mönchsweſen zu zerſtören ſtrebte. So ward er denn ritterliche Ordensmänner (i. e. Edelleute), widerſtrebte den Anträgen des Erzbiſchoffs Caraffa von Theate, ſich zu dem Theatiner-Orden zu ſchlagen, und warum? „Er hatte ſeinen Orden nicht für die Launen der Kardinäle und der hohen Geiſtlichkeit berechnet, und ſein ritterlicher Stolz zielte dahin, unmittelbar nach den Befehlen des Pabſtes zu wirken.“ (Echter, unverfälſchter Adelſtolz, der ſich nicht ſchämt, Knecht, Kammerthürhüter, Geheimer Abtrittſchließer u. ſ. w. zu ſeyn, wenn er nur unmittelbar, reichsunmittelbar ſeyn kann, und im Staate nichts zu fürchten hat, als eine Marionette auf dem Throne, mit welcher er zu ſpielen verſteht.)

Der Verf. ſtellt die erſten Beſtrebungen des Jeſuitismus als ein nachahmendes Aufgreifen der gegneriſchen proteſtantiſchen Inſtitute, z. B. den katholiſchen Katechismus des Caniſius (ſollte beiläufig dieſer Name nicht eine umtaufende Verbeſſerung des Namens Canis ſeyn?) als eine Nachahmung des Katechismus von Luther dar, daher denn auch der Jeſuitengeneral Lainez (iſt das vielleicht ein Ahnherr des bekannten Lainé in Frankreich?) bei der Inquiſition denunzirt wurde, „daß ſeine Einrichtungen und Sätze nach dem Lutherthum röchen.“ (Schade, daß es in Deutſchland keine Inquiſition giebt, wo die Machthaber denunzirt werden können, daß ihre Einrichtungen und Sätze nach dem Bonapartthum riechen.) „Nicht die Macht der Bannflüche, Ketzergerichte und Konzilien, ſondern dieſer ähnliche Geiſt (Geiſt?) des Jeſuitismus war es, was dem Proteſtantismus, der wohl außerdem durch das ganze chriſtliche Europa fortgeſchritten wäre, einen unvermutheten Aufenthalt und Stillſtand gebot, davon ſich die betroffenen Gegner den Grund ſelbſt nicht zu erklären wußten.“ (Soll das ein Lob für den Orden ſeyn? Freilich wohl wird der Proteſtantismus, wenn der Jeſuitismus öffentlich oder heimlich eingeführt wird, ihm einen eignen proteſtantiſchen Jeſuitismus entgegen ſetzen müſſen, nach der jeſuitiſchen Lehre, daß der Zweck alle Mittel heiliget.)

Mit Klarheit ſchildert Herr v. L. die Verfaſſung des Ordens. „Sie gründete ſich auf eine faſt unbeſchränkte Monarchie, oder vielmehr Deſpotie eines wahrhaften Ordenspabſtes, des Generals, deren zerſtörende Mängel uns ein berühmter Jeſuit ſelbſt, Mariana, offenherzig bekannt hat.“ (Alle Unbeſchränktheit im Herrſchen iſt für die Herrſchaft zerſtörend, dieſe Lehre predigt nicht allein die Jeſuitengeſchichte.)

Von S. 93. hebt die beſondere Geſch. der Jeſ. in Baiern an, die Blüthe des Ordens auf dieſem Beete ſetzt der V. in die Jahre 1601 — 1650; ihr folgt das Kämpfen 1651 — 1700; das Stillſtehen 1701 — 1750; und der Untergang 1750 — 1773. Schade, daß der Untergang nicht bis 1800 gezögert hat, da einmal die Perioden ſo hübſch die Halbſäcula inne hielten. Oder hat das nur der Verf. zur Bequemlichkeit des Gedächtniſſes ſo eingerichtet? Wir wollen unſeren Leſern bloß einige Proben von der Blüthe vorlegen. Nach S. 133. mußte die proteſtantiſche Familie Marolding ihrer (der Jeſuiten) weltlichen Erwerbsgier fünf adeliche Hofmarken um geringen Preis verkaufen, denn der Orden verweigerte ihr um der Religion willen die Belehnung. (Da iſt's freilich nicht ſchwer zu blühen! Aber in die üppige Blüthe fiel ein Hagelſchlag: Guſtav Adolph mit ſeinen Schweden.)

„Die Flucht des kurfürſtlichen Hofs von München nach Salzburg, am 8. April 1632, und bald darauf die Niederlage und tödtliche Verwundung des General Tilly am 15. April erfüllte die verlaſſene Hauptſtadt München, in welcher Johann Chriſtoph von Preiſing den oberſten Befehl führte, mit bangen Erwartungen. In einer nächtlichen Verſammlung, den 20. April, vereinigten ſich die Väter der Geſellſchaft auf alles, ſelbſt den Tod (denn man fürchtete ein rächendes Beiſpiel für das von Tilly zerſtörte Magdeburg) gefaßt zu ſeyn, und in München zu verbleiben; doch gelobte man für die Rettung aus dieſer Gefahr der Jungfrau Maria und dem Erzengel Michael ein jährliches Feſt und vier Wallfarthen jährlich nach Altenötting, Duntenhauſen, Ettal und Bogenberg; denn dieſesmal, wie es ſcheint, glaubte man das Volk allein mit den Jeſuiten-Heiligen nicht genug tröſten zu können. Selbſt die Jeſuiten, ohnerachtet der Verbindung, alle beiſammen zu bleiben, ſchickten doch noch ihrer 36 weiter; 40 blieben wirklich. Je näher die Schweden heranrückten, deſto herrlicher erſchallten in München die Siegesnachrichten von Guſtavs gänzlicher Vertilgung, an welche die lauteſten Partheimänner auch da noch glaubten, als Guſtav am 10. Mai bereits durch Landshut nach Freiſingen zog.“ (Nach Krieges Art und Weiſe. Es war in Paris Erleuchtung, wenn auch die Franzoſen geſchlagen waren, und Moskau jubelte kurz vor ihrem Einzuge am lauteſten. Plebs vult decipi, und der Partheygeiſt betrügt ſich ſelbſt.) „In dieſer blinden Zuverſicht verſäumte auch die Stadt, dem König Deputirten entgegen zu ſenden, um ſeine Schonung und Gnade anzuflehen, welche der König wenigſtens in Freiſing ſchon anzutreffen glaubte, weil er es ohnedem nicht auf barbariſche Maaßregeln angetragen hatte, und nur eine ehrenhafte Veranlaſſung erwartete, um mit Anſtand Großmuth üben zu können. Nach vielem Treiben und Mahnen des franzöſiſchen Geſandten St. Etienne zu München, trafen endlich die Abgeordneten am 14. Mai zu Freiſingen ein, und behandelten in der Nacht die Contribution, von den anfangs geforderten 500,000 Rthlrn. auf 300,000 Rthlr.“ (Ein wahrer Pappenſtiel gegen die Bonaparteſchen Contributionen.) „Am 16. Mai, mitten unter dem ſonntäglichen Gottesdienſt, langten bereits einige ſchwediſche Eskadrons vor den Thoren an, um der Stadt, in deren vornehmſten Häuſern ſie einquartiert wurden, als Salveguarden zu dienen, und die Bürger zum voraus zu beruhigen.“ (Eine gute Definition der damaligen Sauvegarde vielleicht; aber heut zu Tage paßt ſie nur, wenn man ſtatt beruhigen ſetzet: beunruhigen.) „Am 17. Mai vor 12 Uhr Mittag hielt der König ſelbſt mit dem Feldmarſchall Horn und einer Menge fürſtlicher und anderer hoher Perſonen ſeinen Einzug in die Stadt; die übrige Armee blieb vor den Thoren campiren. Um 2 Uhr Nachmittag, ſagen die Jeſuiten-Berichte, ſeyen ſchon alle Läden wieder offen geſtanden, und in allen Straßen und Plätzen habe man die Münchner Weiber und Mädchen mit Schweden im Arm luſtwandeln geſehen. Am 19. Mai, gerade den Tag vor Himmelfarth, hielt der König beim Hinausreiten ins Lager mit ſeiner ganzen Generalität vor der Jeſuitenkirche ſtill, ſtieg ab und gieng mit entblößtem Haupt in die Kirche, gerade auf den Chor zu. Der benachrichtigte P. Rector eilte mit allen ſeinen Geiſtlichen herbei, um den König zu empfangen, der ſich ſogleich erkundigte, wer die Kirche gebaut, und wo das Mauſoleum des Herzog Wilhelms wäre, deſſen Demuth ihm zu groß geſchienen. Weil es gerade zur Zeit der Veſper geweſen, die alle Mittwoche für einen ſiegreichen Ausgang des Kriegs (pro felici belli successu) gehalten worden, und eine Menge Volks zum Segen herbeigeſtrömt, ſo fragte der König, was denn das bedeute? Der Rector antwortete: „es geſchehe, um ſich mit Weihwaſſer beſprengen zu laſſen,“ worauf der König aus Neugierde ſo nahe hinzugetreten, daß auch er beſprengt worden. Er verlangte hierauf eine Erklärung vom Weihwaſſer und fragte, nachdem ſie ihm der P. Rector gegeben: ob man das glauben müſſe?“ (Das war eine verwünſchte Magiſterfrage; aber der Jeſuit war, wie man gleich ſehn wird, ein — Jeſuit.) „Der Rector, um einen Sieger durch unnütze Grübeleien nicht verdrüßlich zu machen (Rector, ne cum victore cum offensa sine fructu aliena carperet) erwiederte: ſo beſtimmt ließen ſich freilich vom bloßen Weihwaſſer die Würkungen nicht erwarten, wie von einem Sakrament. Bei weiterer Fortſetzung des Gottesdienſtes erkundigte ſich der König über alles genau, über das Klingeln, Niederfallen und ſagte: Alſo betet Ihr ja doch die Hoſtie an! Wo ſteht das geſchrieben? Hierauf begann eine Unterhaltung über die Transſubſtanzion, die aber der König mit den Worten endete: „Es iſt meine Sache nicht: kann mich darüber nicht genug verſtändlich machen,“ und als der Rector in ſeiner Demonſtration doch noch weiter gehen wollte, unterbrach ihn der König plötzlich mit der Frage: „Wie iſt's? habt Ihr denn für den Tilly auch ein Seelenamt gehalten?“ Der Rector, ſo meldet ſeine eigne Erzählung, bat Gott in einem ſtillen Seufzer um Verzeihung für die Lüge, die er jetzt machen müſſe.“ (Ei wie gewiſſenhaft! Die reservatio mentalis iſt doch ein herrlicher Behelf, um jeſuitiſch das ewige Wohl mit zeitlichem Glück zu vereinigen.) „und ſagte: Nein! Der König aber wollte wiſſen: warum denn nicht? Der Rector gab an: „es ſey dazu keine Zeit geweſen, der Tilly werd's auch nicht nöthig gehabt haben; wovon aber der König abermal den Grund wiſſen, und vom P. Rector hören wollte, wo Er denn glaube, daß der Tilly würklich ſey. Der P. Rector äußerte: er müſſe hoffen, er ſey im Himmel. Hierauf fiel der König ganz heftig ein: Er war ein Barbar! Der König brachte nun ſelbſt ein anderes Geſpräch auf die Bahn, und betrachtete die Votivtafeln an der Wand, die ſeiner Meinung nach, die Kirche ſehr verunſtalteten. Beim Herausgehen aus der Kirche brach er für ſich ſelbſt in die Worte aus: „ein prächtiger Tempel!“ und als ſich der P. Rector noch erkundigte, ob er nicht befehle, das Kollegium zu ſehen, lehnte er es mit freundlichem Abſchied ab. — Bei der Tafel äußerte der König: wenn ich katholiſch wäre, hätt' ich doch die Jeſuiten noch am liebſten.“ (Er würde ſie gewiß bald wieder fortgejagt haben, wenn er ihre Vormundſchaft in der Autocratie gemerkt hätte.) „Tags darauf, den 20. Mai, beſuchte ſie der Herzog Wilhelm von Weimar und verſicherte ſie, wie klug ſie daran gethan hätten, München nicht zu verlaſſen. Auch der Pfalzgraf Friedrich (der vertriebene König von Böhmen) ließ ſich Kirche, Gruft und Kollegium noch beſonders weiſen und von der Einrichtung des Ordens genau unterrichten. Beim Anblick einer bildlichen Darſtellung der Prager Schlacht fragte er, warum man nicht auch die Abbildung der Leipziger Schlacht aufhänge? worauf der Rector verſicherte, es wäre auch ſchon eine da gehangen, aber diejenigen, die ſie dargeliehen, hätten einen ſo hohen Werth darauf geſetzt, daß ſie ſolche durchaus nicht da laſſen wollen. Auf einmal ſah der Pfalzgraf noch einmal ein Bild der Prager Schlacht, und wie von einem Geiſt, der ihn verfolgte, rief er aus: wozu denn zwei Bilder von Einer Schlacht? welches der Rector aber damit entſchuldigte, daß eines die Abbildung mit lateiniſcher, das andere mit deutſcher Schrift ſey. Bei allem dieſem äußerlichen Schmiegen wichen ſie innerlich nicht von Art und Sinn. Während ſie der König beſuchte, lag im Kollegium ein feindlicher Spion verborgen, und täglich wurden ſchwediſche Soldaten unter den Augen des Königs katholiſch gemacht.“ (Gemacht! Fabrikarbeit! Wenn uns Deutſchen doch die Engländer auch dieſe Fabrik ruiniren wollten!) „Der Hofmarſchall von Krailsheim und der Hofprediger des Königs, Fabricius, um deren Gunſt ſie vorzüglich buhlten, mußten ſie in allen Stücken beim König unmittelbar vertreten. Früher ſchon war ein junger Menſch aus der Vorſtadt Au lutheriſch geworden, und hatte ſich in Nürnberg niedergelaſſen. Jetzt kam er zurück und gab vor, ein Oheim von ihm, Wilhelm Wesler mit Namen, Herzog Wilhelms Kämmerling und nachher Pfleger zu Grünwald, hätte ihm 8000 Fl. vermacht; Herzog Max hatte aber im Jahr 1606 ſowohl dieſe, als ſeine väterliche Erbſchaft confiszirt und ſie den Jeſuiten zugewendet. Am 24. Mai erſchien nun der ſchwediſche Oberſt Schlammersdorf beim P. Rector mit der Meldung, der königl. Rath habe beſchloſſen, das Kollegium ſolle dem Kläger ſeine Forderung, die jetzt mit Koſten und [illegible] 27,000 Fl. betrage, auf der Stelle erſetzen. [illegible] Rector, weil ihm ſelbſt von der ganzen Sache nicht das mindeſte bekannt ſey, bat um Aufſchub, um Geſtattung eines rechtlichen Gehörs; Schlammersdorf hingegen drang ungeſtüm in den Rector, ihm nur dieſes einzige zu ſagen: „ob er dem Befehl des Königs gehorchen wolle oder nicht?“ dem der Rector ebenfalls mit einiger Hitze entgegnete: Ja! ich gehorche dem König, aber an eben den König, dem ich und hoffentlich auch Sie gehorchen, an den will ich, als der noch ungehörte Theil, appellirt haben; womit denn die ganze Sache auf ſich erliegen blieb, ſey es, daß man ſie nicht an den König ſelbſt zu bringen getraute, oder dieſer ſolche als eine ſichtbare Erpreſſung von ſich wieß. Deſto ſtrenger beſtand er auf Herausgabe der von Tilly eroberten Fahnen, die man früher in der Jeſuitenkirche aufgehangen, jetzt aber weggeraumt und verſteckt hatte. Was mich betrifft, ſagte er, wenn ich Fahnen verliere, gedenk ich ſie nicht aus den Kirchen zu rauben, ſondern im offenen Feld wieder zu gewinnen. Aber es iſt mir hier um die Ehre meiner Bundesgenoſſen zu thun. Am 24. Jun., ſagen die Jeſuitenberichte, ſey der König von München abgegangen, und habe den Feldmarſchall Horn in der Stadt zurückgelaſſen. Für den Theil der noch unbezahlten Contribution wurden Geißeln aus allen Ständen, bei den Mönchen nach den Orden ausgehoben. 4 Auguſtiner, 2 Kapuziner, 3 Franziskaner, 2 Ciſterzienſer, 2 Canonici regulares, und ſtatt 3 Jeſuiten, wie die Diſtribution beſagte, auf ausdrücklichen Befehl des Königs ſechs, und zwar die Patres Joannes Lanz, Joachim Gotthardt, der berühmte Andreas Brunner, Chriſtof Kietzlin, Chriſtof Witmann und Adam Schifferl. (aus Straubingen gebürtig, ein Novizenmeiſter, † 1672.) Am 7. Jun. 1632 wurden ſie von München abgeführt, kamen am 8. bis zur Lechbrücke, und am 9. Mittags in die Stadt Augsburg, von wo aus ſie am 17. Jun. 1633 über Bieberbach, Donauwörth nach Nördlingen und am 27. Aug. wieder zurück nach Augsburg wandern mußten. Ein Jeſuit Wilhelm Pfeffer aus Wallerſtein gebürtig, Feldprediger des General Tilly, wurde ungefähr ums Jahr 1633 von einer feindlichen Kugel getödtet.“

„Da die Vorſtände der Jeſuiten ſehr lobpreiſende Berichte über die Behandlung vom König Guſtav und ſeinen Generalen nach Rom erließen, ſo wurden ſie darüber vom General bedeutet, ſich da, wo man von Ketzern Gutes zu ſagen habe, kälter und kürzer zu faſſen.“

Wir brechen ab, damit die Leſewelt den letzten Theil dieſer chriſtlichen Ermahnung nicht auch an uns erlaſſe.

Notizen.

Das Maguſaniſche Europa. Eine Goldmünze oder ſogenanntes Regenbogen-Schüſſelchen, das vor 3 Jahren am Dolmar bei Meinungen gefunden worden iſt, auf dem wir dem Kupfer nach höchſtens eine alte arabiſche Schrift, oder alte Iſis Symbole, Herr Vicekanzler Freiherr v. **Donop** aber deutlich einen Hercules Magusanus mit allen ſeinen Attributen zu ſehen vermeint, haben denſelben veranlaßt, das Maguſaniſche Europa (auf 438 Seiten) zu beſchreiben, und aus dieſem wahren Goldfund darzuthun, daß ganz Spanien, Gallien, Brittanien und Deutſchland durch den Zug des Hercules magusanus bevölkert worden und rein phöniziſch-egyptiſcher Abkunft und Sprache ſey. Alle Namen werden auf phöniziſch hebräiſch abgeleitet, z. B. Brittanien von Barat-anac Zinnfeld, Hispania von Saphan, Kaninchenland, Gallien von Gaca, Auswanderung. In allen Gebürgsnamen ſey Enna das Winzelwort, in den Ortsnamen Magus. Der Name Weſer komme her vom Semitiſchen Stammwort Veschach, die Werra von Iar, der Rhein von Raou, Belgien von Pheleg. Die Philiſter ſeyen Pelasger; und ſo ſteigen, mittelſt eines hebräiſchen Wörterbuchs, Bocharts Geographia Sacra, und aus dem auch in der hypotheſenvollen Barthiſchen Urgeſchichte von Deutſchland zum Uebermaas als Quelle benutzte Cluver, zahlloſe etymologiſche Seifenblaſen empor. Auf ſolche Art geht die Geſchichte ganz und gar verlohren, und in den heut zu Tage ohnedem alles umſchlingenden Myſticismus über. Wie leicht haben durch den Nordiſchen Caravanenhandel über Nowgorod und durch die Kreuzzüge, orientaliſche Münzen nach Thüringen kommen können, oder noch früher durch die verwandten Weſtgothen ꝛc. Ein Hauptwerk, beſonders über die Pelasger, das aber Hr. v. Donop, und wie es ſcheint, auch Herr Barth, gar nicht gekannt, iſt: Histoire critique de l'Etablissement des Colonies Grecques par M. Raoul-Rochette, Paris et Strasb. 1815. —

Die älteſte wiſſenſchaftliche Cultur in Norddeutſchland iſt – eine Franzöſiſche. Das Stift Corvey in Weſtfalen, eine Lehrerin des ganzen Nordens, der Centralpunkt der älteſten nordiſchen Miſſionen, die berühmteſte Lehranſtalt für Geiſtlichkeit und Adel, und lange Zeit eine allgemeine Pflanzſchule, aus der man die Biſchöffe und Aebte für die andern nordiſchen Stifter und Klöſter holte, eine Anſtalt aus welcher Rabanus Maurus, der heilige Benno, und der berühmte Geſchichtſchreiber Witekind hervorgegangen, und in welchen man die 5 erſten Bücher des Tazitus gefunden, iſt eine Colonie des Benedictiner-Kloſters Corbie, Alt-Corvey, in Frankreich, in dem ſich eine Menge Niederſächſiſcher Mönche aus den höchſten Häuſern befanden, die im Jahr 816. die Nebenſtiftung des deutſchen Corveys innerhalb dem alten Augau, erſt im Solling, dann 819. an der Weſer, veranlaßten. Der Kaiſer begabte die Stiftung, die nach und nach bis auf 300 Mönche anwuchs, im Jahr 823 mit der Villa Höxter? verleiht ihr 826 die Probſtey auf dem Schloß Eresburg, 834 die von Meppen und 853 die zu Fiſchbeke ein. Später wurden auch von Corvey aus die Klöſter Bursfred und Pegau mit Mönchen beſetzt. Einer der erſten Mönche im deutſchen Corvey, und ein gebohrner Franzos, war der berühmte Anſcharius, erſter Erzbiſchof in Hamburg und Bremen, geſtorben 865. Zu gleicher Zeit mit Corvey entſtand das zweite älteſte Kloſter in Norddeutſchland, im Jahr 825, nämlich das Frauenkloſter Hervorden; auch aus einer franzöſiſchen Wurzel, vom Frauenkloſter in Soissons, welchem Hervorden beſtändig ein Probſt von Corvey vorſtand. Die Hauptgeſchichtſchreiber über das für die deutſche Culturgeſchichte ſo merkwürdige Corvey war bisher: Falke (Prediger zu Eveſſen, im Braunſchweigiſchen) Codex traditionum Corbejensium 1752 nur etwas zu viel in die unergründlichen, älteſten Genealogien ausſchweifend. Nun iſt ihm, nicht ohne Frommen für die Wiſſenſchaft, manchen vielleicht zu viel polemiſirend gegen Möſern, gefolgt Paul Wigand) quis? qualis? Novi homines ſollten ſich beim Eintritt deutlicher verkündigen) Geſchichte der gefürſteten Reichs-Abtey Corvey und der Städte Corvey und Höxter. 1r Band. Höxter 1819. 8. Dieſer erſte Band ſteigert allerdings das Intereſſe für den zu erwartenden 2ten. Aus ſolchen Spezialgeſchichten lernt man überdem, welch großer Unterſchied von jeher in den Urverhältniſſen von Nord- und Süddeutſchland herrſchte, und wie ſchwürig und nichtig es ſey, beide Theile, wie bisher, in ſogenannten Geſchichten der Deutſchen über einen Kamm zu ſcheeren. Süddeutſchland hatte Römiſche Colonien, Städte mit alten Municipalverfaſſungen, allenthalben bewahrte Römiſche Inſtitute? Geſetze, eine um mehrere Jahrhunderte früher gewurzelte chriſtliche Kirche, ein öffentliches Rechtsverfahren und eine mit der Fränkiſchdeu[illegible] Monarchie durchaus gleichgeſtellte Reichsverfaſſu[illegible]n Norddeutſchland hingegen ward die Fränkiſche Organiſation nur in den Hauptzügen nachgeholt — dort herrſchte ein Sclavenweſen — heimliches Gericht — Städte gabs gar nicht — die chriſtliche Religion war noch neu und unbefeſtigt. Wenn man ſich alſo bei der deutſchen Geſchichte nicht blos auf Kaiſerbiographien, Kriegserzählungen und Genealogien beſchränken will, ſo muß man auf allen Blättern Nord- und Süddeutſchland wohl unterſcheiden. Im Kulturanfang war Süddeutſchland weit voraus. Aber der deutſche Norden, nachdem er angefangen, hat weniger Stillſtand gemacht, und im üppigen Treiben ſeines Handelsgewinnſtes, den Süden in kurzer Zeit eingeholt oder gar übertroffen.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. Nr. 36. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Friedens-Wünſche

eines alten Staatsdieners.

Einer erleuchteten Bundes-Verſammlung in patriotiſcher Anhänglichkeit Ehrfurchtsvoll gewidmet.

„Der edelſte Theil unſers Selbſt iſt der, den wir an
„Andere abtreten.“ (Dya-Na-Sore. Wien 1791.)

Ich kam eben hier in Frankfurt am Main an, als der große Wurf des 20. Septembers gefallen, und alles in der größten Bewegung darüber war. Eine Parthei wollte die möglichſt größte Summe deutſchen Gemeinwohles herausaddiren, während faſt alle andere nur die leeren Seiten der Vernichtung auf den Würfeln zu bemerken verſicherten. — Nicht doch, liebe deutſche Mitbürger! wer wird ſich ſo verrechnen, und an Extreme glauben, die nur Geſchöpfe eitler Hoffnung, oder zur früher Verzweiflung ſind. Selten hängt allgemeines Menſchenwohl und Weh von einem Beſchluß auf dem Papier; weit mehr hingegen von der Art der Ausführung; die Ausführung ſelbſt hängt ja wieder davon mit ab, *wie?* wir dazu die Hände bieten. Nicht Trotz und Ungehorſam, noch gar was Schlimmres, kann hier am Platze ſeyn, ſo wenig als unmännliche Feigheit oder blinde Lobgedichte. — Mir, dem im Dienſte des Staats grau gewordenen, aber in Liebe zu Fürſt und Vaterland ſich, Gott ſey Dank! noch täglich verjüngenden Manne, würde ich es ſelbſt zum ſchweren Vorwurf machen, wenn ich nicht flugs meine Privat-Geſchäfte auf die Seite legte, und bei dieſer neueſten Gährung auch meine Stimme laut werden ließ. Es iſt eine Friedensſtimme. Guter Wille iſt auch in dem Schwachen kräftig, wenn den Veteran Welt- und Dienſt-Erfahrung unterſtützen. Durch die 35ſte Bundes-Sitzung ſcheint mir die Welt erſt recht wild und ſchreckhaft aufgeregt; die Wogen durchkreuzter Leidenſchaften thürmen ſich brauſend auf, und ſo wird es denn die Pflicht jedes Wohldenkenden, daß er das Seine zur Beruhigung redlich beitrage, und diejenigen mit ſich ſelbſt zu verſöhnen ſuche, die leicht ihre eignen Feinde werden können, wenn ſie ſich an das wirkſamſte, aber gefährlichſte aller Hülfsmittel, die Verzweiflung wenden wollen. Nein, deutſche Mitbrüder! nein: nur ruhig, nur geſetzlich!

„Ich ſollte das Leben haſſen,
„In Wüſten fliehen,
„Weil nicht alle
„Blüthenträume reiften?“

ſagt ja ſelbſt der mit den Göttern hadernde Prometheus, unſers *Göthe* bei härterem Geſchick. Gottes Sonnenglanz und Sonnenwärme ließ in dieſem ſeltnen aller Herbſte irdiſche Luſt und Nahrung die Fülle über Böſe und Gute erſchütten; Gottes Vorſehung wird auch im Geiſterreiche walten, und ſeine moraliſche Welt durch Verſengung und Verödung von Menſchenhänden nicht entſtellen laſſen. Warum überall ſchwarz ſehen? Warum überall unreine Abſichten unterlegen? — Mir dünkt, ihr ſeht mich finſter an? Geduld! Werft um dieſer Einleitung willen dieſes Blatt nicht gleich bei Seite, als ob entweder ein Demokrate, oder ein Liebediener, ein Ultra der Ariſtokratie ſich hier vernehmen ließe. Des alten Mannes Feder hat ſich nicht an Schmeichelei vermiethet, und was ich, *ohne irgend eines Menſchen Mitwiſſen*, hier unter dem reinen Him-

Ausgegeben den 7. October.

meisblau niederſchreibe, das will ich vor dem Richter aller Richter zu verantworten mich getrauen. Ich will noch zur Zeit und bei der dringenden Eile nicht die neue Bundesverfaſſung in ihrem ganzen Umfange in Betrachtung ziehen: nur das, was Euch als der wichtigere, die bisherige Verfaſſung aufhebende, Theil erſcheint, will ich von dem abſondern, was zu einer löblichen und ſchnellen Thätigkeit in Beförderung der Bundesangelegenheiten führen ſoll, und was ſeiner Abſicht nach nur Lob und Dank aller Bundesbürger verdienen muß.

Jener Theil der verhängnißvollen Beſchlüſſe, der, wenn man der Menge glauben wollte, den bisherigen Unruhen, eine neue und die allerbedenklichſte hinzufügen ſoll, ſtellt ſich meines Behalts in demjenigen kurz zuſammen, was dieſe Beſchlüſſe 1) über demagogiſche Umtriebe, 2) über den 13. Artikel der Bundesacte und 3) über die Preßfreiheit enthalten, und was Euch, in Abſicht auf Wahl und Richtung der Mittel, weit über den ausgeſprochenen Zweck hinauszugreifen ſcheint. Die Anklage des Hochverraths ſcheint Euch unverdient zu kränken; die Antaſtung der Geiſtesfreiheit zu erſchrecken, die Vereitlung des Art. 13 vor der Thüre zu ſeyn, und nun grübelt Ihr ohne Weiteres über hochbedenkliche Zwecke, die ſich hinter den lautgenannten verborgen halten ſollen. — Nicht zu raſch! Verſetzet Euch mit einem freundlichen Gemuthe zu mir in dieſe fruchtprangende Weinlaube an dem ſanft dahin gleitenden Mainſtrom. Hier, wo die ſchöne Umgebung Frieden und Troſt anbietet; hier wollen wir einen ruhigen, dem ächten Patriot geziemenden Verſuch anſtellen, welche Seite und welche Reſultate wir der Sache abgewinnen, wenn wir erſtlich Gegenſtand und die Abſicht ſelbſt, dann die Worte, in die man ſie eingekleidet hat, nebſt den erwählten Mitteln, und zuletzt die allenfalls beſorglichen Nachtheile in Erwägung ziehn. Der Troſt wird dann nicht ausbleiben.

I.

Sieht man auf die Veranlaſſung, ſo iſt doch wohl ſo viel wahr, daß eine Gährung und unruhige Bewegung der Gemüther vorhanden iſt; daß einige Schriftſteller alles Maas und Ziel überſchritten; daß ſie beleidigten, ſtatt zu belehren, verwirrten, ſtatt zu ordnen; daß ihr Schreiben und Thun ſogar zu der Juſtiz Zuflucht nahm, um mit Hülfe ſophiſtiſcher Auslegungen die Wirkſamkeit der Regierung zu äffen. Ich kann es als alter Geſchäftsmann wiſſen, wie nachtheilig für das Gemeinwohl ſolche muthwillige Angriffe auf die Regierungsthätigkeit ſind, und wie empfindlich für eine rechtſchaffene Regierung, wenn Vorſchritte, von dringenden, den Schreiern und öffentlichen Spasvögeln oft unbekannten Verhältniſſen herbeigeführt, verhöhnt und angeſchwärzt werden.

Geſteht es ehrlich, Manche von Euch haben den Autoritäten geboten, was ſich kein geringer Privatmann bieten laſſen würde. Mir iſt die Schadenfreude Einiger Männer, wiewohl ſie mir nicht doloſe zu handeln ſchienen, ſehr tadelnswürdig vorgekommen, wenn ſie die Regierungsthätigkeit zu hemmen verſuchten.

Geſteht es — wir können ja alle fehlen — ihr habt Euch darüber geirrt, was die Welt, wie ſie vor uns liegt, vertragen könne, oder nicht? Ihr ſehet es jetzt, und wie konntet Ihr ohne dieſe Menſchenkenntniß Eure Theorien durchzutreiben ſuchen? Könnten nicht Alle, die den Fortſchritt des Guten um des Guten willen wünſchen, bis zum Anathema über Euch gereizt werden, wenn nun würklich Uebel ärger würde, durch Eure Schuld es würde, weil Ihr Eure Zeit und Eure Kraft verkanntet? Doch Friede ſei auch mit Euch! — Wir gehen weiter. Es iſt ferner wahr, daß einige Profeſſoren, und eine Anzahl unter den Studenten, keineswegs Alle, durch Wort und That ein bedenkliches Aufſehen gemacht haben; es iſt endlich wahr, daß einzelne Greuelthaten geſchehen ſind, die den Charakter eines politiſchen Fanatiſmus an ſich trugen. Wir wollen annehmen, daß Mehreres davon aus voller ſubjectiver Ueberzeugung geſchehen ſei, kein böſer Wille ſoll an dem Theil genommen haben, was der Verſtand für gut gehalten. Allein ein trefflicher Wiener Schriftſteller, übrigens ein ächter Freiheitsjünger, hat geſagt: „Der unbedingte Gebrauch des Guten hat von jeher mehr Uebels geſtiftet, als das Gute ſelbſt. — Die Menſchen nach erträumten Idealen, nach entfernten Zeiten und veränderten Umſtänden behandeln, iſt die Thorheit und die Klippe der meiſten Verbeſſerer geweſen." (Dya — Na — Sore Th. III. 88.

Geben nun die Bundesbeſchlüſſe des 20. Septembers darauf hin, daß ſolchem Unfug der Neuerer in Wort und Werk geſteuert, den Regierungen das entſcheidende Wort, ohne welches kein Staat von Dauer und Ordnung iſt, erhalten, und deſſen Ausführung geſichert werde; wer möchte ſich erdreuſten, dieſe löbliche Anſicht nur mit einem Athemzuge anzutaſten, da ſie in ſo fern nur einen nothwendigen und früher ſtipulirten Zuſatz zur Bundes-Acte, nämlich die Aufſtellung einer Executions-Ordnung in das Leben fördert? einen Zuſatz, deſſen Mangel ſelbſt Eurer lauten Klage über die Langſamkeit der Bundesangelegenheiten mit zum Grunde lag. Iſts nicht ſo? —

Es iſt bisher ein gelehrter Streit darüber geweſen, ob der Bund ein Staatenbund oder Bundesſtaat zu nennen ſey. Der 20. September hat ſich durch ſeine aufgeſtellte zwingende Gewalt der letztern Benennung genähert, und auch das wird Niemand kritiſiren, der für gemeinſame Angelegenheiten mehr Kraft und Einheit wünſcht, die dann gebe Gott! der Einigkeit den Weg bereiten helfe. — (Ruhepunkt. Ich werfe einen Blick auf den Strom, auf das geſchäftig frohe Leben, die emporſteigenden Neubaue, die zierlichen Gärten; alles ſchimmert im heiterſten Sonnenlichte; wo alles noch ſo iſt, da kann ich weder Aufruhrluſt, noch Unterdrückungspraxis finden.)

2.

Laſſen Sie uns nun jetzt die Ausdrücke und Worte in Betracht ziehen, in welche die Ankündigung des Zweckes dieſer wichtigen Beſchlüſſe und Aenderungen der Bundes-Acte eingekleidet worden, und in welchen zugleich das Beruhigende für die erſtaunte Menge liegt. Denn man kann für gewiß annehmen, daß die Einleitungsworte des Präſidial-Vortrages in Wien bedacht und wiederholt abgewogen worden.

Es wird alſo die Bundes-Verſammlung aufgefordert:

Einmal, „Die Urſachen der (oben unter 1.) erwähnten bedenklichen Erſcheinung gründlich zu erforſchen“ und Zweytens „die Mittel in ernſte Betrachtung zu ziehen,
wodurch Ordnung und Ruhe,
Ehrfurcht vor den Geſetzen,
Vertrauen zu den Regierungen,
allgemeine Zufriedenheit,
und der ungeſtörte Genuß aller der Güter, die der deutſchen Nation, unter dem Schutz eines dauerhaften verbürgten Friedens, aus der Hand ihrer Fürſten zu Theil werden ſollen,
für die Zukunft geſichert und befeſtigt werden können.“

Wahrlich! gediegene Troſt- und Hoffnungs-Worte, die charakteriſtiſch aus der Seele, aus dem aufrichtigen Verlangen eines ſo menſchenfreundlichen Monarchen, wie Kaiſer Franz, geſchrieben, und die von allen erlauchten Bundesgliedern adoptirt worden ſind. Alle Regentenhäupter ſind zu unſerm Wohle einig worden, einiger als je in einem der frühern Congreſſe. Was ſagen wir? Dieſe Worte ſind mir der weſentliche Theil des Bundesbeſchluſſes; ſie werden alle Nebenworte überleben: es ſind Gott und Menſchen wohlgefällige Worte. Ja, meine deutſchen Brüder! bey jeder ernſten Rede laßt uns doch immer den Probierſtein frommer Altväter gebrauchen. Wo ſie das: „in Gottes Namen!“ darüber ſchreiben konnten, das galt ihnen für eine reine, gute Sache. Wir wollen es auch über dieſe Einleitungsworte ſchreiben, das: „In Gottes Namen.“ Laſſet Euch derowegen nur nicht gleich irren, wenn einige andere Stellen mit jenen nicht im Einklang zu ſtehen ſcheinen: ſie ſind als der Feder der Redaction entfloſſen zu betrachten, und müſſen der ſo deutlich erklärten Abſicht der erhabenen Bundesglieder untergeordnet werden. Fürſten müſſen ſich der Feder ihrer Diener bedienen, ſie müſſen ihnen den Ausdruck und die Wendungen überlaſſen, darum muß man immer die Stellen ſondern, wo des Regenten frommer Wunſch und Wille hervorleuchtet, und wo die ſubjective Anſicht der Diener im Detail dazwiſchen tritt. Verbergen kann ich als ehrlicher Mann nicht, daß ich wünſchte, zwei ſolcher Diener-Worte möchten lieber nicht in das Protokoll gekommen ſeyn: die Ungewißheit über den 13. Artikel und die Preßfreiheit.

Was erſtlich dieſen wichtigen Artikel betrifft, ſo wird man keinem mit ſeiner Zeit, mit den Congreß-Akten, und mit der erhabenen Geſinnung mehrerer Regenten bekannten Menſchen einreden wollen, als habe er den 13. Artikel bis jetzt noch gar nicht, oder mißverſtanden. Mitten durch das Gewirre abzwackender Deutung, thörichter Ausdehnung, mißbräuchlicher Anwendung hat ſich der reine Sinn die Bahn längſt gebrochen, und zur hellen Region der redlichen Staatsbürger erhoben, und alle dieſe wiſſen recht gut, was der Artikel will, und Alle wollen es auch. Zu den Staatsbürgern rechne man doch ja auch den für das monarchiſche Princip ſo unentbehrlichen Bauernſtand, der eben deswegen um die Wohlthat des 13. Artikels durch neue Auslegungen am wenigſten gebracht zu werden verdiente, wenn es auch nicht ſchon politiſch höchſt bedenklich wäre. Alle Redlichen, und Gottlob! das iſt gewiß noch zur Zeit die Mehrzahl; ſie alle verlangen keinen Umſturz von Thronen und höhern Volksclaſſen. Aber Repräſentation aller weſentlichen Claſſen, freye Concurrenz im Civil- und Militärdienſt, freymüthiges Wort, eine gerechtere Laſtenvertheilung, Steuerbewilligung, unabhängige Juſtizpflege prompt und möglichſt öffentlich, Controle der Staatswirthſchaft, Verantwortlichkeit der Staatsbehörden, (wenn dieſe zwar im Namen der Fürſten, aber doch nicht jedesmal aus der Seele derſelben handeln.) das wird ziemlich alles erſchöpfen, was der allgemeinen Erwartung entſpricht, und was, wie der Bundestag mit Recht bemerkt, durch die bisherige Verzögerung und verkünſtelte Deutung manches Uebel herbeigeführet hat, worunter wir das allgemeine Mißtrauen für das größte halten. Dieſer auf Zeitbedürfniß und Acten gegründete Sinn des Artikels liegt am Tageslichte; ſeine baldige Ausführung allein wird mehr Ruhe ſtiften, als hundert Sitzungen über den Sinn. Soll eine neue Sammlung von Auslegungen angeſtellt werden, ſo iſt es nicht unmöglich, daß manche Erklärung im Namen der Fürſten, aber nicht im Intereſſe der Fürſten, erſcheint, und ſomit das Uebel der Verwirrung ärger wird. Wenigſtens fragt es ſich, ob die neue Auslegung bloß aus deutſchen Begriffen, deutſchen Rechten und der Geſchichte erſchöpfend abgeleitet werden möchte, wiewohl die ältere von großen Volksrechten und Freyheiten zu erzählen weiß, ehe die Feudalgewalt ſich Prärogativen ſchuf, die einer erleuchteten Zeit und vor Gottes Augen leicht als Sünde erſcheinen könnten *). Und über dieſes lehrt die deutſche Geſchichte die ungerechte Entſtehung mancher deutſchen Rechte. Daher werden unſere verehrten Regenten, der erklärten Abſicht eingedenk, auch den ewigen Grundſätzen des weſentlichen Rechts, des eigentlich heiligen Rechts, zur zeitgemäßen Reformirung des förmlichen, gern eine Stimme bey dieſer Auslegung erlauben, damit deren Ausſchluß nicht der ganzen Auslegung den zeitigen Untergang zu bereiten Gefahr liefe. — Die Praxis hat ja überdem eine Auslegung geliefert, die zur Ehre mehrerer Fürſten und hochherzigen deutſchen Stämmen zu großem Jubel gereicht. — Wir hoffen das Beſte. —

Heilige Vaterlandsliebe! Dein Schild bedecke mich jetzt, wenn ich zur freymüthigen Anfechtung eines zweyten Ausdrucks in dem Protokoll der 33ſten Bundes-Sitzung übergehe. Hier oder nirgend fällt ſo ſehr die obenbemerkte Nothwendigkeit der Unterſcheidung deſſen in die Augen, was aus der Seele der Fürſten geſagt, und was bloß ein weniger ſorgſam abgewogener Ausdruck der Redaction bey der Ausführung iſt. Von dem Worte Preßfreyheit und deren Einſchränkung iſt die Rede. Wohlan! Wir nehmen vorerſt an, ſie ſoll nothwendig, ſie ſoll durch die bisherigen Erſcheinungen bedingt ſeyn, und der Nothwendigkeit muß gehorcht werden. Wenn man aber alle Einrichtungen ſo trifft, wie ſie die Redaction des Protokolls angegeben hat, und welche in der Ausführung gute und ſchlechte Federn unter die weitumfaſſende Willkühr weniger Einzelner ſtellt, und dieſe Willkühr außerdem durch die Verantwortlichkeit ſouveräner Häupter ſelbſt, mit den Kautelen der ängſtlichſten Vorſicht und des Schreckens bewaffnet, wird dann nicht die Menge — dieſe eingeſchränkte Preßfreyheit als wirklichen Preßzwang anſehen, weil ſie ihn als ſolchen fühlt? Wir ſind alle Unterthanen; wir wollen gehorſame Unterthanen ſeyn. Sagt man uns ohne Hehl, die Zeit erfordert dieſen Zwang, ſo iſt es vielleicht am beſten, daß man ihn auch Zwang geradezu nenne; denn der Ausdruck eingeſchränkte Preßfreyheit will Einigen faſt wie Hohn erſcheinen; er klingt wie hölzerner Stein oder was dergleichen. Wo Cenſur iſt, kann von Preßfreyheit keine Rede ſeyn. Doch müßt Ihr, meine Mitbürger, Abſicht unſerer Fürſten und Ausdruck aus hier unterſcheiden. Daß es Sprache der Redaction iſt, ſieht man auch daraus, weil ſie mit jener Recenſion harmonirt, die in den Wiener Jahrbüchern als bedeutende Vorläuferin wider die Engliſche Preßfreyheit auftrat, und den dortigen Zuſtand in das gräßlichſte Licht ſtellte; der, wenn er auch exiſtirt, ganz andere Quellen hat als Lettern von Blei, und als die durch ihren Seegen alle Misbräuche überwindende Erfindung jenes wohlthätigen Kleeblatts, Fauſts, Guttenbergs und Schöffers. Wir waren damals nicht über dieſes magiſche Licht aus Wien erſchrocken, wohl aber über ſeine Vorbedeutung. — Es ſey mir hierbey für das Wörterbuch der Canzleyſprache eine wichtige, aus meiner langen Dienſterfahrung geſchöpfte, Bemerkung verſtattet, daß in öffentlichen Urkunden die reine, wahre, wenn auch bittre, Sprache allein die rechte Wirkung thue, weil der bonſens durch alle Falten der Einkleidung in die Sache eindringt, wenn dieſe ihm nahe angeht. Es bedarf auch gar keiner Künſteley, wo löbliche Abſichten offenbar ſind. Unſere, noch ſo hart angeklagte Zeit darf ſich doch zweyer Vorzüge rühmen; Erſtlich der hellen Einſicht in das öffentliche Weſen, in die Unterſchiede von Wort und That, von Zweck und Mitteln, und zweytens der Annäherung an Moral und Wahrheit, die für jede Sache das ächte, offenherzige Wort zu hören fodert. — Was kann nun ein tödtlicheres Gift für das Vertrauen zu den Regierungen werden, als wenn Sache und Ausdruck ſo weit auseinandergehen, was Convenienz oder Nothwendigkeit allenfalls nur noch in der falſchfreundlichen Etikettenſprache dulden muß.

Verhehlen wir uns doch nicht, daß erſt die allgemeine Herſtellung eines ſolchen Vertrauens

---

*) Urſprünglich waren nicht einmal die Lehn- und Rittergüter von der Beede frey. S. N. Voigt Rhein. Geſchichten. Bd. 3.

der Sicherung und Befeſtigung deſſelben, woran das Bundes-Protokoll gedenkt, vorangehen muß, und daß hierzu eine aufrichtige, wenn auch rauhe Rede jeder glatten vorzuziehen iſt. Wir haben gefehlt, das müſſen wir anhören, wir wünſchen eben ſo ſehr eine Zurechtweiſung, als wir ſie verdienen: erſcheint ſie uns zu hart, zu ausgedehnt oder zweckhemmend, ſo bleibt uns die beſcheidene Vorſtellung übrig, den Regierungen aber jedenfalls die endliche Entſcheidung: „ſo will es die Ordnung, ſo will es das Recht!“

Ich darf wohl noch über zwey Ausdrücke ein Bedenken äußern: Aufruhrpredigende Schriften, und zahlloſe Uebel des Preßmißbrauchs. Viele auf ihre Zeit aufmerkſame Männer wollen ſolcher mit dieſem fürchterlichen Namen zu ſtempelnde Schriften nur wenige, und nur vom Hörenſagen kennen, auch hat man noch keinen Autornamen von Gewicht erfahren. Was den Ausdruck der zahlloſen Uebel anbelangt, ſo bezeichnet er bloß einen Vernunftſchluß, der alſo irrig ſeyn kann. Zahllos will ſehr viel ſagen, und welcher menſchliche Blick möchte in dieſer bewegten Zeit ſo durchdringend ſeyn, daß er in der tiefſten Tiefe einzig und allein die Preſſe als die Quelle von Uebeln ohne Zahl mit Zuverſicht erkennen könnte. Wer iſt unter uns, der nicht auch manche vornehme Quelle unſerer Uebel zu bemerken gehabt hätte? An dieſe Bemerkung aber knüpft ſich der ſehr verzeihliche Wunſch, daß es der hohen Verſammlung in Carlsbad möchte gefallen haben, aus mehr als einem Stande erfahrne und erprobte, fromme Männer einzuberufen, welche unſere Lage und alle Thatſachen von mehr als einer Seite, frey und unbefangen zu ſchildern, und von der Stimmung der beſſeren genauere Kundſchaft zu geben, im Stande geweſen wären. Manches würde dann den Einſichtsvollen, aber zu weit vom Volke abſtehenden, nur durch Subalternen-Schilderung mit ihm bekannten, Miniſtern im mildern Lichte, Manches ſehr viel anders erſchienen ſeyn; und Regenten und ihre Räthe ſind wahrlich zu beklagen, daß ſie ſelten mehr als die Anſicht ihrer Subalternen oder Paraſiten zu erfahren bekommen. Wer lange in Geſchäften oben ſtand, wird wiſſen, wie viel er den Untenſtehenden überlaſſen muß, ſo daß auch der geringſte Policeydiener ſeinen oft beträchtlichen Antheil am Weltregimente hat. Man denke an den Seufzer des Königs Philipp in Schillers Don Karlos, den auch Miniſter ausſtoßen müſſen:

— — — „Die Gehülfen,
„Die du, o Gott! mir zugeordnet haſt, was ſie
„Mir ſind, weißt du. — —
— — — — — — —
„Ich brauche Wahrheit — Ihre ſtille Quelle
„Im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben,
„Iſt nicht das Loos der Könige.“ — ꝛc.

Hätte man uns alsdann den hohen Berathern auch nicht ſo gar ſchwarz abgemahlt: ſo würde freylich immer genugſamer Stoff für die Nothwendigkeit einer beſſern und kräftigern Ordnung der Dinge übrig geblieben ſeyn, weil wir, wie geſagt, weder eine gewiſſe Gährung der Gemüther, noch den wilden Kampf der Meinungen und Partheyen, einen Hang zu ungemeßner Tadelſucht, ein Pochen auf Rechte und ein Vernachläſſigen der Pflichten leugnen mögen. Aber — aber — hier dringt ſich die Frage auf, warum wird nur des einen Theils der Kampfenden gedacht? warum werden nur Mittel ſchärfſter Art gegen dieſen einen Theil und zugleich gegen eine ſchuldloſe Menge gerichtet. — Welch ein großer Gewinn an jenem unentbehrlichen Vertrauen zu den Regierungen, daß ſich der Bund zum ſchönen Ziele aufſteckt, würde augenblicks, vom 20. September an, eingeerndtet worden ſeyn, wenn das Protokoll auch der andern Parthey tadelnd, und Mittel gegen ſie vorkehrend, Erwähnung gethan hätte. Kann denn nicht manches, was als ſogenannter demagogiſcher Angriff gilt, nur eine Nothwehr ſeyn? Würden wir nicht, wenn wir recht gründlich forſchen wollten, neben den demokratiſchen Umtrieben, auch ariſtokratiſche Uebertreibungen, feudaliſtiſche und jeſuitiſche Rücktriebe genug entdecken? Umtriebe ariſtokratiſcher Art, die durch den Einfluß, den ſie in ihren Verhältniſſen genießen, dem monarchiſchen Princip das Vertrauen ſchmälern, und ihm dadurch weit mehr Nachtheil bringen, als jene thörichten Jugend- und Schriftſteller-Verſuche, die nur ihre Ohnmacht an den Tag geben, und deshalb den Beinamen Schächer verdienen, mit dem ſie ein erfahrner Staatsmann von hellem Blicke vor einiger Zeit treffend genug bezeichnete? Wen ich noch vernahm, den ſchmerzte dieſe Volksanklage dadurch am meiſten, daß ſie eine mitſchuldige Parthey mit Stillſchweigen übergeht, und durch keine Mittel ihr ferneres, die Völker unterdrückendes, Wirken zu hemmen ſcheint, als ob zur Aufrechthaltung des monarchiſchen Princips nicht hauptſächlich mit gehörte, auch den im Verborgenen unterminirenden Feind ans Licht zu ziehen? Doch die Vorwürfe des Fanatismus, des wilden Zwieſpalts, ſetzen ja ſchon mehr als eine Parthey voraus, und ſo kann man von der hohen Einſicht der Rathſchlagenden, wie von ihrer Liebe zu den Völkern, gewiß erwarten, daß die im Drang der Eile übergangene Parthey auch an die Reihe der Unterſuchung und Beſchränkung kommen werde. Denn wer um des Unanhaltbaren willen gegen gerechte Anſprüche die Waffen der Verläumdung und der Gewalt zugleich erhebt, der treibt auch ein revolutionäres Spiel, und das iſt immoraliſcher noch, als des Unterdrückten Angriff. — Wenigſtens wird dieß angeklagter Seits behauptet, und die Herſtellung des Vertrauens zu den Regierungen ſcheint es zu erfodern, daß man dieſe Behauptungen ebenfalls einer Unterſuchung werth achte. Und um ſo mehr, weil die der Demokratie angeſchuldigte Parthey im Schooße der Ariſtokratie ihre Richter nehmen, folglich ſich juriſtiſch betrachtet deterioris conditionis glauben muß. Sie ſind aber doch alle Eure Kinder, geheiligte Väter des Volks! Laſſet nicht zu, daß man Euch rathe, die Nachgebornen allein zu ſtrafen, während auch der Erſtgeborne ſündigt. —

(Der Beſchluß folgt.)

Aus der Geſchichte von Venedig.

Der Graf Daru — ein Mann, der zur Zeit der franzöſiſchen Zwingherrſchaft nicht auf die erfreulichſte Art in Deutſchland bekannt geworden iſt, und deſſen Andenken bei uns keineswegs im Segen ſteht — hat ſich ſchon früher durch ſchätzbare literariſche Arbeiten, z. B. durch eine ſehr gelungene Ueberſetzung der Horaziſchen Oden, in der gelehrten Welt einen nicht unrühmlichen Namen erworben. Jetzt iſt er auch als Geſchichtſchreiber aufgetreten, und hat uns eine **Geſchichte der Republik Venedig** in ſieben Bänden geliefert, wobei er hauptſächlich das Staats-Archiv von Venedig benutzte, das nach Paris gebracht worden war. Dieſes Archiv enthält jedoch aus den ältern Zeiten nur noch wenige Ueberbleibſel, weil es im Jahr 1508 durch eine Feuersbrunſt verzehrt wurde; der Verfaſſer hat jedoch in der Bibliothek zu Paris ſo viele Manuſcripte über die Geſchichte von Venedig gefunden, als in allen andern Bibliotheken in Europa zuſammengenommen nicht vorhanden ſind. Auch von den Manuſcripten, die ſich in mehrern dieſer letztern Bibliotheken befinden, hat er von den Regierungen Erlaubniß erhalten Gebrauch zu machen; von einigen iſt ſie ihm jedoch abgeſchlagen worden. Die Anzahl der von ihm benutzten Manuſcripte beläuft ſich im Ganzen auf vier Tauſend. Außerdem hat er alle ältern und neuern Werke, die über dieſe Geſchichte gedruckt worden ſind, ſorgfältig benutzt, und es iſt daher zu glauben, daß ſeine Arbeit auch bei den ſtrengen Kunſtrichtern Beifall finden wird. Uns genügt hier, unſere Leſer mit der Entſtehungsart dieſes intereſſanten Werkes bekannt zu machen, und ihnen zur Unterhaltung einige Bruchſtücke aus demſelben mitzutheilen. Die Republik Venedig iſt der älteſte Staat unter allen in Europa. Eine Laune des Glücks, ſagt der Verfaſſer, hat alle in neuern Zeiten geſtürzt geweſenen Throne wieder aufgerichtet; Venedig faſt allein iſt auf immer verſchwunden, und ſeine Bewohner ſind aus der Liſte der Nationen ausgeſtrichen. Seine Geheimnißvolle Staats-Verfaſſung hatte nirgends ihres Gleichen, und beruhte auf Grundſätzen, deren beharrliche Beobachtung die Republik auf eine hohe Stufe von Macht und Glanz erhob, ſie aber in der Folge ſo gänzlich iſolirte, daß die Zeitgenoſſen ihrem Untergange mit Gleichgiltigkeit zuſahen. Sie mußte aber untergehen, wenn das undurchdringliche Dunkel ihrer Verfaſſung aufgehellt werden ſollte, man mußte ſie nicht mehr zu haſſen, nicht mehr zu fürchten brauchen, wenn es möglich ſeyn ſollte, ihre Geſchichte zu ſchreiben.

Eines der merkwürdigſten Ereigniſſe in der ältern Geſchichte von Venedig iſt die Hinverpflanzung des Leichnams des heiligen Evangeliſten Marcus von Alexandrien, die im Jahr 827 ſtatt hatte. Es ſollte damals zu Alexandria ein prächtiger Pallaſt gebaut, und dazu auch die ſchönſten vorhandenen Marmorblöcke, ſelbſt aus den Kirchen, verwendet werden. Die ſchönſte unter dieſen Kirchen, die des heiligen Marcus, ſollte ebenfalls geplündert, und dadurch der daſelbſt ruhende, und viele Wunder bewirkende Leichnam dieſes Heiligen entweihet werden. Es befanden ſich aber eben zehn venetianiſche Schiffe im daſigen Hafen, und der Capitän des einen derſelben gab ſich ſogleich alle Mühe, um von den Geiſtlichen dieſer Kirche dieſe koſtbare Reliquie zu erhalten. Endlich glückte es ihm auch, allein die Wegſchaffung der Ueberreſte des heiligen Evangeliſten mußte auf das ſorgfältigſte verheimlicht werden, und man legte deshalb den Leichnam in einen großen Korb, bedeckte ihn mit Kräutern und dieſe wieder mit einer Lage von Schweinefleiſch, vor welchem bekanntlich die Muſelmänner den höchſten Abſcheu haben. Die Träger mußten allen, die den Korb viſitiren wollten, Khanzis, Khanzis, Schweinefleiſch, Schweinefleiſch! zurufen, und auf dieſe Art brachte man ihn auch glücklich auf das Schiff. Auch hier noch wurde der Korb bis zur Abreiſe an den Maſtbaum aufgehangt, weil das Schiff vorher noch zu verſchiedenen Malen viſitirt wurde. Auf der Reiſe wurde das Schiff durch ein Wunderwerk des heiligen Marcus in einem furchtbaren Sturme vom Untergang gerettet. Seine Ankunſt erfüllte ganz Venedig mit enthuſiaſtiſcher Freude, denn jedermann daſelbſt kannte die alte Tradition, daß der heilige Marcus, als er einſtmals bei ſeinen Lebzeiten das Aquilegiſche Meer durchſchiffte, und durch einen Zufall auf dieſen, damals noch unbewohnten Inſeln anlegte, eine himmliſche Erſcheinung hatte, die ihm ankündigte, daß ſeine Gebeine einſt hier ruhen würden. Oeffentliche Feſte und Gebete wechſelten mehrere Wochen lang in Venedig mit einander ab, und man rief den Heiligen an, daß er die Stadt, die nun eine ewige Dauer haben müßte, in ſeinen Schutz nehmen möchte. — Dieſes Ereigniß iſt in der That weit wichtiger, als man auf den erſten Anblick glauben möchte, denn es gab dem damals neuen Staate ſeine fundamentale Richtung. In dem enthuſiaſtiſchen Vertrauen auf den Schutzpatron der Republik, gewöhnte ſich das Volk, den Beſchützer mit dem Vaterlande ſelbſt zu verbinden; der Ruf: es lebe der heilige Marcus, wurde auf alle kommende Zeiten das allgemeine Feldgeſchrei, der Ausdruck des höchſt patriotiſchen Gefühles; er wurde das Signal, das in den Tagen der Gefahr alle Bürger vereinigte, und das auch in den neueſten traurigen Zeiten den Augen der Patrioten die bitterſten Thränen erpreßte.

Man lieſt mit Vergnügen, wie ſich dieſe Republik durch Vaterlandliebe und Thätigkeit auf den höchſten Gipfel der Macht erhob. Ihre Kriege mit weltlichen und geiſtlichen Fürſten nahmen faſt kein Ende, aber einem der letztern, dem Patriarchen von Aquileja bekam es ſehr ſchlecht, als er im zwölften Jahrhundert den Zeitpunkt, wo die Venetianer in dem Kriege gegen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa beſchäftigt waren, benutzen wollte, um einen feindlichen Einfall in ihr Land zu machen. Er hatte ſchon mehrere Städte geplündert und die Einwohner auf die grauſamſte Weiſe mishandelt, als er von den herbeieilenden Venetianern geſchlagen, und ſelbſt zum Gefangenen gemacht wurde. Um ſeine Freiheit wieder zu erhalten, mußte er ſich einem Tribut unterwerfen, der ihn auf ewige Zeiten mit Schmach bedeckte und ihn und ſeine Nachfolger zu einem Gegenſtand des Spottes und der Verachtung des Volkes von Venedig machte. Er mußte nämlich jährlich am Donnerſtag vor Faſtnacht einen Ochſen und zwölf fette Schweine, als Repräſentanten des Patriarchen und ſeiner zwölf Domherren, nach Venedig ſchicken, die vorerſt im größten Pomp in der ganzen Stadt herumgeführt, alsdann aber in Gegenwart des Dogen und des Senates geſchlachtet und Stückweiſe unter das Volk vertheilt wurden. Es entſtund hieraus ein jährliches Volksfeſt, das bis auf die neueſten Zeiten fortgedauert hat. — Empörend für jedes deutſche Gemüth iſt die Erzählung der ſchimpflichen Erniedrigung, die ſich Kaiſer Friedrich I. im Jahr 1177 zu Venedig vom Papſt Alexander III. mußte gefallen laſſen. Nachdem der Friede zwiſchen beiden geſchloſſen war, begab ſich der Kaiſer nach Venedig, wo ſich der Pabſt damals aufhielt. Der Doge und die höhere Geiſtlichkeit gingen ihm vor die Stadt entgegen, und führten ihn auf den St. Marcus-Platz, wo ihn der Pabſt, vor der Hauptthüre der Cathedralkirche ſitzend, im päbſtlichen Ornate und mit Cardinälen und Prälaten umringt, erwartete. Als Friedrich ſich ihm näherte, legte er ſeinen Kaiſerlichen Mantel ab, und warf ſich vor ihm zur Erde, um ihm die Füße zu küſſen. Alexander misbrauchte dieſen Triumph über einen beſiegten Feind ſo ſehr, daß er ſich nicht entblödete, ſeinen Fuß auf den Kopf des Kaiſers zu ſtellen, und dabei mit lauter Stimme die Worte des Pſalms auszurufen: „ich werde auf Nattern und Baſilisken gehen, und den Löwen und Drachen mit Füßen treten." Entrüſtet rief aber Friedrich aus: „vor Petrus beuge ich meine Knie, und nicht vor Dir." „Vor mir wie vor Petrus," erwiederte der Pabſt, und legte ihm zum zweitenmale den Fuß auf den Kopf. Wohl uns, daß ſolche Vorfälle in unſern Tagen faſt unglaublich ſcheinen. — Höchſt merkwürdig iſt bei der Belagerung von Zara im Jahr 1346, welche ſich empört hatte und das Joch der Republik abwerfen wollte, daß ſich in der Armee der Belagerer ein Mechanikus befand, Namens Franz delle Barche, dem es geglückt war, Maſchinen zu bauen, die nach der Verſicherung gleichzeitiger Schriftſteller drei tauſend Pfund ſchwere Steinblöcke fortzuſchleudern im Stande waren. Es iſt kaum zu begreifen, wie ſolche Maſchinen fortbewegt und mit den ungeheuern Maſſen geladen werden konnten; man möchte ſolchen Thatſachen, die in den Krieg der Giganten zu gehören ſcheinen, allen Glauben verſagen, wenn nicht nach Morelli und andern Schriftſtellern die Venetianer auch etlich und zwanzig Jahre ſpäter bei der Eroberung von Cypern von ähnlichen Maſchinen Gebrauch gemacht hätten. Wenn auch das Gewicht der Steinblöcke übertrieben ſeyn ſollte, ſo giebt uns dennoch dieſe Nachricht einen Begriff von dem hohen Grade von Vollkommenheit, zu der man es damals in der Baliſtik gebracht hatte. Der Beſchreibung dieſer Maſchinen wird aber auch zugleich hinzugefügt, daß Erfinder deſſen ſelbſt eines der erſten Opfer derſelben geworden iſt, indem eine dieſer Katapulten, während er noch mit dem Laden derſelben beſchäftigt war, losging, und ihn mitten in die

Stadt, die er dadurch zertrümmern wollte, hineinſchleuderte. Zu bemerken iſt übrigens hierbei noch, daß bald hernach, nämlich im J. 1377 im Kriege gegen **Padua**, die Venetianer zum erſtenmal Gebrauch von einer neu erfundenen Waffe machten, die der Verfaſſer einer gleichzeitigen Chronik von Venedig folgendermaßen beſchreibt: es iſt eine dicke eiſerne Röhre mit einer weiten Mündung, in die ein runder Stein auf ein ſchwarzes Pulver, das aus Schwefel, Salpeter und Kohlen beſteht, hineingethan wird. Durch ein kleines Loch wird dieſes Pulver angezündet, und dadurch wird der Stein mit einer ſolchen Gewalt fortgeſchleudert, daß ihm keine Mauer zu widerſtehen im Stande iſt. Man ſollte glauben, Gott donnere! — Durch dieſe neue Erfindung wurde die alte Baliſtik auf immer zu Grabe getragen. — Im Jahr 1361 wüthete die Peſt zu Venedig und richtete daſelbſt furchtbare Verheerungen an. In dieſer unglücklichen Zeit erregte der hoch getriebene Luxus der Reichen den allgemeinen Unwillen aller Einwohner, und es wurden deshalb ſtrenge Prachtgeſetze gegeben, durch welche die Kleidertracht, der Aufwand auf die Tafel und überhaupt alle wichtigern Ausgaben für die Bürger aus allen Ständen vorgeſchrieben und beſtimmt wurden. Es wurden beſondere Magiſtratsperſonen angeſtellt, die über die pünktliche Erfüllung dieſer Geſetze wachen mußten, und ſie wurden auch wirklich, ob ſie gleich zuweilen einzuſchlafen ſchienen, niemals ganz aufgehoben, ſondern immer von Zeit zu Zeit wieder erneuert. Ohne dieſe Geſetze würde ſich auch die ariſtokratiſche Verfaſſung von Venedig ſchwerlich ſo lange erhalten haben, denn die vornehmern Claſſen wurden dadurch außer Stand geſetzt, einen Pomp und einen Luxus zu führen, die nothwendig den Neid und die Eiferſucht die übrigen Bürger würde rege gemacht haben; der Neid aber iſt immer der erſte Schritt zur Empörung.

Im Jahr 1361 kam Petrarca nach Venedig, und hielt ſich einige Zeit daſelbſt auf. Schon vorher war er einmal als Geſandter von Visconti dort geweſen, um den Frieden zwiſchen den Genueſern und dieſer Republik herzuſtellen. Ob er gleich damals den Zweck ſeiner Sendung nicht erreicht hatte, ſo ſtund er doch bei den Venetianern in dem hohen Grad von Achtung, den große Talente, mächtiger Einfluß und die Gunſt faſt aller damals lebenden Fürſten nur immer gewähren können. Er ſelbſt war mit dieſem Aufenthalt daſelbſt äußerſt zufrieden, und nannte Venedig nicht anders als das Wunderwerk der Städte. Er hatte ſeine Bibliothek mit dahin gebracht, die ihn überhaupt auf allen ſeinen Reiſen begleitete; dieſer letztere Umſtand beweißt, daß ſie nicht ſehr zahlreich war, allein in der damaligen Zeit waren die Manuſcripte wahre Schätze, und dieſer Freund und Wiederherſteller der Wiſſenſchaften hatte einen großen Theil ſeines Lebens und ſeines Vermögens darauf verwendet, eine große Anzahl von Autoren zuſammen zu bringen, wovon ſeine Exemplare damals noch beinahe die einzigen waren, die exiſtirten. Bei ſeiner Abreiſe glaubte er ſich für die Güte und das Wohlwollen, das ihm die Venetianer erwieſen hatten, nicht beſſer dankbar bezeigen zu können, als wenn er ihnen dieſe Bibliothek ſchenkte. Er machte dabei die Bedingung, daß ſie niemals verkauft oder von einander zerſtreut werden, und daß ein vor Feuer und Waſſer ſicheres Local ausgemittelt werden ſollte, um ſie zum Andenke an den Geber und zum freien Gebrauch aller Freunde der Wiſſenſchaften darin aufzuſtellen. „Wenn auch dieſe Sammlung nicht ſehr zahlreich ſey, ſagt er in ſeinem bei dieſer Gelegenheit geſchriebenen Briefe, ſo hoffe er doch, daß ſie ſich durch Beiträge und Unterſtützungen von Inn- und Ausländern einſt dergeſtalt vermehren werde, daß ſie den berühmteſten Bibliotheken des Alterthums an die Seite geſtellt werden könnte; er wünſche ſich aber Glück, zu einer ſo koſtbaren Sammlung den erſten Grund gelegt zu haben.“ Der hohe Rath beſchloß hierauf, dieſes Geſchenk von einem Manne anzunehmen, „der in der Theologie, der Philoſophie und der Dichtkunſt ſeines gleichen nicht habe.“ Wenn auch hierin, was die Theologie anbelangt, eine Hyperbel liegt, ſo gereicht es doch Petrarca zu unſterblichem Ruhm, daß er zuerſt die Idee gefaßt hat, eine ſolche öffentliche, zum allgemeinen Gebrauch beſtimmte Bibliothek aufzuſtellen. Dieſes ſein Geſchenk wurde der Kern von der in der Folge ſo berühmten St. Marcus Bibliothek. Unter den Werken, die er auf dieſe Art zuerſt dem freien Gebrauch aller wiſſenſchaftlich gebildeten Menſchen überließ, befanden ſich vorzüglich ein Manuſcript von Homer, das er von Nicol. Sigeros, Geſandten des orientaliſchen Kaiſers, zum Geſchenk erhalten hatte, ein Sophocles, von einem gelehrten Griechen, ſeinem Lehrer in dieſer Sprache, ihm geſchenkt; eine lateiniſche Ueberſetzung der Iliade und der Odyſſee, von Boccaz abgeſchrieben; ein Quinctilian, und vorzüglich die meiſten Werke Cicero's, die er mit unſäglicher Mühe aus dem Staube hervorgeholt, und auf deren ſorgfältige Abſchriften er ſelbſt Jahrelangen Fleiß verwendet hatte. Es gebühret ihm daher allerdings eine der erſten Stellen unter den Wiederherſtellern der alten Literatur. (Beſchluß in No. 39.)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 37. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 November.

Friedenswünſche eines alten Staatsdieners. (Beſchluß.)

3

(Das bisherige niederſchreibend hatte ich nicht die hereinſinkende Nacht wahrgenommen, noch einen aus grauer Ferne ſüdöſtlich heranwandelnden Sturm, der nun, wie in *Göthe's* Seefahrt, die Vögel aufs Gewäſſer, und des Menſchen ſchwellend Herz darnieder zu drücken drohte. — Folgen Sie mir auf mein Zimmer, um in tiefer ſtiller Nacht die Unterhaltung über das fortzuſetzen, was den Frieden ſtören, und was unſere aufrichtigen Friedenswünſche dem hellen Morgenlicht vielleicht entgegen bringen kann —)

Was ſind für Mittel an dem verhängnißvollen Sitzungstage vorgeſchlagen worden, als die Verſammelten mit allem Recht den ehrerbietigſten Dank gegen die Vorſorge des erhabenen Bundes-Präſidial-Fürſten für Deutſchlands Gemeinwohl ausgedrückt haben? Einen Dank, den wir gerne nachſprechen wollen. — Sieht man auf die Grund-Ideen, und bringt ſie in Verbindung mit jener erfreulichen Stelle des Protokolls, die uns Deutſche als *Eine Nation* anſieht, ſo wird Niemand tadelhaft finden, daß zu Erhaltung mehrerer Einheit, zur Sicherung ungeſtörter Regierungsthätigkeit und innern Friedens, folgende Mittel in Vorſchlag kommen: 1) *eine Executions-Ordnung*; 2) *die endliche Erfüllung des 13ten Artikels*; 3) *eine Reform des Schul- und Univerſitätsweſens*; 4) *eine Geſetzgebung gegen Preßmißbräuche*; 5) *eine Central-Unterſuchung für revolutionäre Umtriebe*.

So glücklich nun dieſe Ideen und ihre Harmonie mit den Kaiſerlichen Eingangsworten in die Augen fallen, ſo wenig traue ich mir das richtige Verhältniß zu jenen Zwecken in den von der Redaction hinterdrein entwickelten Anſtalten und Modalitäten aufzufinden. Sie ſind erſtlich theils mehr negativer Art. Sie erreichen alſo das Ziel der Beruhigung der Glieder und der im Protokoll bezweckten *allgemeinen Zufriedenheit* nicht vollſtändig, wenn zumal das, was man mit dem 13. Artikel vor hat, das Schickſal faſt jeder authentiſchen Interpretation erführe, daß ſie nämlich ein *neu* Geſetz ins alte hinein interpretirt, woran das Alte nicht gedacht hat. Man kann daher die Weisheit der hohen Verſammlung im Carlsbade nicht genug verloben, daß ſie nicht ſogleich zu einer bedenklichen Interpretation eines Artikels hat ſchreiten wollen, deſſen richtiger Sinn uns ja ſchon aus Beiſpielen von Ländern entgegenleuchtet, wo die Ariſtokratie zu edel oder zu beſchränkt war, um ſich entgegen zu ſetzen. Welches Unheil hätte eine ſolche raſche diktatoriſche Interpretation nicht ſtiften können? Es war der Tod alles Vertrauens! Was aber ungleich erſchreckender iſt; dieſe Mittel greifen ſo weit über ihre Zwecke hinaus, daß ſtatt der allgemeinen Zufriedenheit die allgemeine Vermuthung laut wird, als ob hinter dieſen Zwecken noch andere verborgen liegen müßten, zu welchen hinzuführen nichts geſchickter wäre, als der weite und in ein gewiſſes Helldunkel geſtellte Umfang dieſer Mittel und Anſtalten.

Ausgegeben den 7. October.

Doch gemach, meine Mitbürger! Man muß nicht überall das Schlimmſte finden wollen. Man bedenke, es iſt aus den Zeitungen bekannt, daß bei weitem die wenigſten Bundesglieder nach Carlsbad eingeladen worden; es iſt ferner durch das Gerücht bekannt, daß die Bundesglieder erſucht worden, zu den ihnen noch unbekannten Propoſitionen im Voraus ihre Zuſtimmung zu ertheilen. Daher wäre es *Frevel*, hinter der erklärten Präſidial-Abſicht noch eine verſteckte, den meiſten Gliedern verborgen gehaltene, zu argwohnen; oder gar zu denken, daß die Redaction eine ſolche einzuverleiben gewagt hätte; und wo läge nachher die Rechtsverbindlichkeit einer blinden Zuſtimmung zu verſteckten Zwecken? — Die natürliche Erklärung über dieſe Ausdehnung der Sicherungsanſtalten liegt in der Nähe und iſt ausreichend. Unverſtändige tölpelhafte Aeußerungen, einzelne Frevelthaten, bedenkliche Ereigniſſe und jugendlicher Muthwille hatten ſich in einem kurzen Zeitraume zuſammengedrängt, und der Gegenparthey ſo in die Hand gearbeitet, daß es nicht ſchwer wurde, den Regierungen ein ſchauderhaftes Gemälde unſeres Zuſtandes und unſeres böſen Willens vorzulegen, welches allem Anſchein und dem Umfange der Maasregeln nach zu urtheilen, *alle* Studenten, Profeſſoren, Schriftſteller, Staatsdiener der mittlern Region, aufgeklärte Bürger, in Summa den Kern des Volks, als in *Einer* Schuld befangen dargeſtellt hat. Zur Pflicht der

Vorſorge geſellte ſich ſonach der gerechte Unwille über die Verläumdung vieler nützlicher Regierungshandlungen, und der ſchöne Eifer, eine beſſere Ordnung der Dinge herzuſtellen. Iſt es dann ein Wunder, wenn die Redaction in dem Umfange der Mittel das Mittel ſuchte, nach Befinden der Umſtände, auch dem Aergſten zu begegnen? Ob das Aergſte ſo nahe war? dazu mangelte die Zeit der wiederholten Prüfung, indem man ja bis jetzt noch kein einzig conſtatirtes Hochverraths-Verbrechen, noch keine gewichtige Aufruhrſchrift hat ins Klare bringen können. Ich ſehe daher in dieſen Mitteln, ſtatt einer weit hinaus wollenden Gefährde, vielmehr den Eifer einer guten Abſicht, die aber leider! die übelſten Folgen haben kann. Zuviel zu thun iſt auch menſchlich, und ich kann, ohne Vergleichung, aus der Erfahrung meines früheren Geſchäftslebens verſichern, daß mich der Eifer für das Gute etliche mal in Gefahr gebracht, ein kleiner Deſpot meines Bereichs zu werden. Hiervon ſind Landes-Collegia, wie wir aus **Moſers** und **Schlözers** freier Feder wiſſen, ſo wenig frey, als Individuen. —

Die Entſchuldigung der Abſicht iſt übrigens in meinen Augen noch keine Hoffnung für das Mittel. Indem dieſes nämlich in Beziehung auf die Preß-Freyheit, ſo wie auf die Unterſuchungsangelegenheiten und ſonſt noch, die Souveränitätsrechte, der einzelnen Glieder ſo gut wie aufhebt, indem es ungleiche Localitäten in der Geiſteswirthſchaft gleich behandelt, und dem Unterthan einen Fürſten gegenüberſtellt, der ihm in verſchiedenen Fällen keinen Schutz mehr gewähren kann, zerriſſen leicht ja die ſtärkſten Fäden, die Fürſt und Volk verknüpfen. Es ſieht ſeinen Landesherrn an die Mächtigeren des Bundes angeknüpft, und von dem Landes-Intereſſe losgeriſſen, um ein abgeſondert perſönliches zu umklammern; es ſieht ihn, den Geſalbten, der Verantwortlichkeit vor fremden Unterthanen untergeordnet. Denn die Rüge übler Schriften, das Urtheil, ob ſie verantwortlich ſeyen, geht ja nicht unmittelbar von den Mitfürſten, nicht einmal von ihren Miniſtern, ſondern nur, im Mißbrauch ihres Namens, von angeſtellten Subalternen, Cenſoren und Beobachtern aus, die mehr auf das der Hoffnung entgegenblinkende Ordens-Kreuz, als in das zu prüfende Buch ſehen werden. Mein Fürſt muß alſo meinetwegen Rede ſtehen, ſo oft es ein ſolcher fremder Subaltern für nützlich findet, oder er das Wohl des Bundes zum Vorwand nehmen kann; oder der Fürſt und ſein Miniſterium muß, um ſich nicht zu compromittiren, wider ſeine Ueberzeugung, den Geiſt des Unterthanen tyranniſiren. — Nein! bis dahin hat ſich die Verpflichtung jener anticipirten Einwilligung in das Unbekannte nicht erſtrecken ſollen. Wie; oder ſollte ich hier irren? Auf jeden Fall würden durch ſolche Schwächung des Regenten-Anſehens, durch ſolche Abtrennung der Herzen der Unterthanen jene Herzen doch dem Bunde ſchwerlich zugewendet werden. — Ich gebe dieſes ehrerbietig zu bedenken und fahre fort. — (Es iſt eben Mitternacht, und draußen wütet ein Sturm.) — Einige weitere Maasregeln, die den deutſchen Staatsbürger in gewiſſen Fällen für ſeine Perſon und ſeine Schriften, der ordentlichen Juſtizſtelle entziehen, drohen ebenfalls das Ziel der allgemeinen Zufriedenheit eher zu entfernen, als es uns näher zu rücken. Dazu hülfe uns viel eher **unabhängige** Juſtiz meines ordentlichen Richters, geregelter Inſtanzenzug, Geſetz und geſetzlicher Prozeßgang, der für gewiſſe Fälle demohngeachtet raſcher normirt werden kann.

Sollte hier nicht ein Mißtrauen gegen die Juriſten und Spruchcollegien dieſer Zeit im Hinterhalte liegen, deren Einige, aber blos in einigen Fällen einige Proben von ſophiſtiſcher Abſolution, alſo doch nicht allgemein, ertheilt haben. Sie fanden vielleicht zu unſchuldig, was die Macht zu ſchuldig finden wollte. Sollen wir aber in die **Scylla** der Commiſſionen und **Extrajudicial**behörden geſchleudert werden, weil der Staat die Charybdis zu vermeiden ſucht? Nach meiner geringen Einſicht würde es ein weit beruhigenderes Mittel geben, eine **Jury** erprobter Staatsbürger für ſolche Ausnahmefälle. Der Bundesfiscal ſey Ankläger; der Bund ſtelle die Hälfte der **Jury**; die andere Hälfte und der Defenſor liefere das Land des Angeklagten. — Sollte dieſe Idee keines weitern Nachdenkens werth ſeyn? — Am unglücklichſten ſcheint mir für die Herſtellung des Vertrauens die Einrichtung einer Preßanſtalt, bey deren Ausführung uns bald nichts weiter zu leſen übrig bleiben würde, als was die ſiegende Parthey für erlaubt und leſbar achtete. Mehr als eine Million Menſchen würden unter das Joch von vielleicht nicht 100 Cenſoren und Polizeyräthen gebeugt, die in ihrem Amte mehr als Kayſer und Könige wären. Das verdient wohl eine nähere Betrachtung.

Aber da auf dieſem Wege — ich weiß es — meine Feder einer Klippe zutreibt, ſo wünſche ich ſehnlicher als je, wenn ich für Andere ſprach, es möge der Abdruck meines Innern, meiner redlichen Geſinnung in meine Feder fließen können, damit ſie ſchwachen Worten Kraft bringe, und den freimüthigen zum Schirm diene.

Der Gegenſtand hat eine financielle, eine rechtliche und eine chriſtlichmoraliſche Seite.

Wir haben in Deutſchland gegen vierhundert Buchhändler, welche auf die beiden Leipziger Meſſen an fünftauſend Schriften, und dadurch wenigſtens vier Millionen Thaler in Umlauf bringen. Wir haben gegen Hundert deutſche Zeitungen, welche wohl zu einer Million Thaler, und etwa funfzig Journale, welche zu einer Tonne Goldes anzuſchlagen ſind, und unſere fünfhundert Buchdruckereyen beſchäftigen Zehntauſend Menſchen. Greift hier die neue Anſtalt, und ſie thuts ſo gewiß als es jetzt ſtürmiſche Mitternacht iſt, zerſtörend ein, ſo iſt ja der Staab über die Nahrung ſo vieler unſchuldiger Familien, in einer ohnehin gewerbekranken Zeit gebrochen. Nun drängt ſich dem gemeinen Menſchenverſtand die Frage auf: was haben dieſe, was haben alle unſchuldige Schriftſteller, die für Dieß und Jenes, vielleicht um weniger Zeilen willen unterdrücktes, Journal arbeiteten; endlich, was haben die viele tauſende von unſchuldigen Leſern verbrochen, daß ſie um ihren Erwerb, um die Befriedigung ihrer erlaubten Neugier, um die Freude einer ſtillen Erholungsſtunde u. ſ. w. geſtraft werden ſollen, weil Einige Federn das Böſe ſchrieben, oder erſt noch ſchreiben könnten? Warlich! ich ſuche vergebens nach dem Rechtsgrunde einer ſolchen Strafe; ſogar vergebens nach dem richtig — politiſchen, weil man doch kein Autodafe über die bereits vorhandenen unzähligen Blätter und Schriften ſtärkerer Art aus einer freieren Zeit halten, oder deren wiederholtes Leſen hindern kann, und weil man gerade den ſchlimmſten Schriften zu dem Schleichen im Verborgenen Luſt und Gelegenheit eröffnet, ſich ſelbſt aber um deren Kenntniß bringt.

Alſo Unzähliche würden unſchuldig hart behandelt, und doch der Zweck nicht erreicht. — Als der tugendhafte Miniſter von Malesherbes noch Direktor des Buchhandels in Frankreich war, da bewies er ſeinem Könige unverhelen, wie es dem Redlichen gebührt, daß man bey allen Preßzwangs- und Cenſur-Anſtalten, bey allem Despotismus und der zahlloſen Lettres de Cachet, ohngeachtet in Frankreich doch eben ſo gut Schmäh- und Trotzſchriften die Menge habe, wie in dem freien England. Daß gegen den berühmten Kardinal mit der Todesſichel, den Despoten Richelieu, eine ganze Sammlung von Satyren herauskam, wem iſt das unbekannt? Je ſtrenger wir alſo ſind, je mehr ſchwächen wir die Regierungsparthey, und berauben uns der Feder aller Ehrliebenden, die ſich nicht von einem Cenſor hudeln laſſen wollen.

Keine Antwort wird daher der Menge genügend einleuchten, alſo wird auch hier der erhabenen Fürſten ſchöner Wunſch nach dem Vertrauen der Völker durch die Redaction der Anſtalten vereitelt werden. Soll dem allen ohnerachtet Politik und Policey die Oberhand über die Juſtiz und Liberalität behalten, ſo iſt wenigſtens eine ſolche Strenge, als in der Redaction der Bundesbeſchlüſſe liegt, und die unſere Nation in den Augen aller Engliſchen, Polniſchen und Franzöſiſchen Nachbarn tief herabgeſetzt, noch nicht nöthig. Bey der Menge der Leſer findet nur das Eingang, was ſie weſentlich drückt, und das werden ſie nach Unterdrückung aller freyen Zeitungen ferner fühlen und recht häufig beſprechen. Ueberhaupt werden durch die Verſiegelung der Preſſen, die giftigſten Zungen erſt recht losgebunden, und für Mittel und Wege heimlicher Verbreitung bey dem gemeinſamen Intereſſe reichlich geſorgt werden. Mir ſind darüber Erfahrungen bekannt, die man oben nicht ahndet. In Anſehung der Schriftſteller aber bedenke die zu eifrige Policey das kluge Wort des alten Fürſten Piccolomini beim Schiller:

„Stets iſt die Sprache kecker als die That," ꝛc.

Der Geſchichtskenner wird ſich auch nicht enthalten können, einen Rückblick auf die Politik des alten Roms zu werfen. Wir meinen jene Zeit, ehe der großherzige Tacitus uns von Cremutius Cordus traurigem Schickſal zu erzählen, und ehe er den tiefen Seufzer nach der zerſtörten: Rara felicitas temporum, wo das freye Wort galt, auszuſtoßen hatte. Damals gab man ſogar den Sclaven temporelle Freyheit in den Saturnalien, wo die Herren ſie bedienten; damals war der Armee erlaubt, den im Triumphes-Glanze einziehenden Feldherrn mit Spottliedern zu begrüßen. Es war ein pſychologiſch berechnetes Mittel, alle in der Regel vom Schickſal knapp Abgefundenen, durch momentane Illuſionen, und durch die wilden Worte, als einen Ableiter des Neides, mit den Glücklichen der Erde zu verſöhnen. Und wir von heute wollten die armlichſte, der Verachtung preiszugebende, Satyre Einzelner an Allen ſtrafen? Gewiß, ſo iſt es nicht gemeint. Nur ruhig, nur geſetzlich, meine Deutſchen! Die Preſſe hat auch noch erhabene Freunde. Wir wollen hiebey nicht umſtändlich mancher Beiſpiele der freien Anſicht von der Preſſe, nicht der [illegible] Monarchen und Fürſten gedenken, die [illegible] und neuerlich die Preſſe freygaben. Nicht Guſtavs des III., der nicht durch Studenten, der durch ein Complott der Ariſtokratie, durch die Mordpiſtole eines von Ankarſtröm gefallen iſt, und nicht durch die Preßfreiheit, die er in dem Reichs-Rathsprotocoll mit treffenden Gründen prieß. Das that ein König am 26. April 1772, und ſeine Gründe ſind noch 1819 wahr.

Stellen wir uns doch lieber höher, entwinden wir uns der gemeinen Anſicht eines Finanz- und Politikpunktes, ſtreifen wir die kleinlichen Affecten der Angſt, des böſen Gewiſſens, des Stolzes, der Rache u. ſ. w. ab; dämpfen wir ſelbſt den löblichen Eifer, der in das bedenkliche Senatus-Consultum: videant Consules etc. ausarten könnte, und prüfen wir nochmals genauer, ob und wo das Detrimentum reipublicae zu ſuchen ſey? Betrachten wir demnach mit wahrem Chriſtenſinn dieſe Preß-Organiſation, die ganz wider die preiswürdige Abſicht der Regenten durch die Ausführenden zur unerträglichen Beſchwerde werden dürfte, aus dem chriſtlich moraliſchen Lichtpunkte; ſo muß die befriedigende Antwort auf die Frage: „warum will man uns das thun!“ ganz ausbleiben.

4.

(Noch ſtürmt die Nacht und nicht ein Stern blickt durch die Finſterniß. Ich fühle aber mein Herz ruhig ſchlagen, und wenigſtens Ein Auge wacht über uns Allen, das Zeuge meiner guten Abſicht bleibt, indem ich das folgende niederſchreibe.) —

Der Menſch hat zwey Daſeyn, als Menſch und als Staatsbürger, und zwey Fürſten über ſich, den Landesfürſten und den Herrn aller Herrn, der aber mehr als das, der unſer Vater iſt. Das iſt Chriſti unſchätzbare und göttlichſte Offenbarung für uns, aus der eine wichtige Beſtimmung und Unterordnung unſerer Verhältniſſe fließt; eine Beſtimmung, welche ins Auge zu faſſen, nur eine Wohlthat chriſtlicher Staaten iſt, wenn nämlich Name und Wirklichkeit ſich einigen. Chriſtlich, väterlich, auch den Aermſten, den Geiſtesſchwächſten, ja den fehlenden Menſchen als ein Kind Gottes achtend; die zwiefache Ehrfurcht: die gegen den Thron und die des Throns gegen die Menſchheit, feſthaltend; ſo müſſen unſere bürgerlichen Verhältniſſe ſeyn. Davon ſind wir noch weit entfernt, wenn wir das, was nach des Stifters auf tiefe Menſchenkenntniß gebauten Plane alle Anſtalten und Handlungen des Lebens durchdringen ſoll, als fragmentariſchen Hausbedarf, als Sonntags- und Kirchenſache, und jene moraliſchen Revolutionszwecke, als Dogmatiſche behandeln. Ein ſo ſittlich verſunkenes Zeitalter, wie das Auguſts und ſeiner Nachfolger konnte dieſe höhere Anſicht freilich nicht faſſen, und die Kleriſey richtete ſich bald darauf ein, ſie zu verdunkeln. Aber wir? bey dieſen Zeichen der Zeit? — —

Hier genügt nicht heidniſche Weisheit und Gerechtigkeit, oder ſogenannte Politik, die ſchon der heilige Bund von ſich ausgeſtoßen hat. Jene floſſen aus dem rechnenden Kopf, aus der Fantaſie oder aus der Pfiffigkeit der Menſchen voriger Zeit allein, wo ſogar Wolluſt und Laſter ihre Altäre hatten. Im Chriſtenſtaat hat auch das Herz eine Stimme, und dieſe wird die Thaten der Gerechtigkeit durch eine Zugabe von Menſchenliebe und Menſchenachtung jederzeit und in allen Ereigniſſen veredeln. Welche fruchtbare, das Band des Vertrauens ſo ſanft als enge ſchlingende Reſultate liegen hierin für die Regierungen, wenn ſie in dieſe Weiſe warnend, ſtrafend, vorſorgend, einigend, emporhebend und veredelnd auftreten. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt es mehr als eine hohle Formel, iſt es ein Prüfungs- und ein Warnungszeichen, wenn man bei unſern Alten Inhaltsſchwere Worte: „in Gottes Namen“ überſchrieb, und „von Gottes Gnaden“ Befehle gab. —

Anwendung der kurzen Andeutung.

Außer den Gütern, zu denen uns in dem Protokoll des 20. Septembers durch unſerer Fürſten wohlthätige Hand die erfreuliche Hoffnung gemacht wird, haben wir von unſer aller Oberherrn ein höchſtes Gut zum Voraus empfangen, ohne welches wir der andern nimmer fähig wären. Das Gut der Sprache. Ihre Ausbildung macht den Menſchen, und in ihrem Geſchenk liegt eine Pflicht des Gebrauchs, die mit ſeinen Civiliſirungsfolgen zur Hälfte wenigſtens untergeht, wenn eine ängſtliche Sorge lieber den Gebrauch beſchränken, als den Mißbrauch ſtrafen will. Nun vollends, wenn man ſich den Entwurf des Preßgeſetzes in den Händen der Cenſoren denkt. Da keine Regierung Zeit und Mittel hat dafür zu wachen, daß überall eine richtige Anwendung erfolge, da Beſchwerden in der Regel erfolglos bleiben, die Mittel dazu auch nicht einmal in die Organiſation der Aufſicht mit aufgenommen ſind, da die Regierung allein geſichert, der Schriftſteller und das Leſepublicum der Willkühr der Cenſoren überlaſſen wird: So bitte ich Alle, die, wie ich, ſeit 50 Jahren mit Welt und Geſchäften verkehret haben, ob eine chriſtliche Ausführung des ſtrengen Geſetzes, wie es auf Deutſchland noch nie gelaſtet, zu erwarten ſey? Welcher Cenſor kann ermeſſen, was man oben, hier und da und dort verletzend finden werde. Wie ungleich wird in den verſchiedenen Staaten die Behandlung ſeyn? Einſt ſagte ein großer Staatsmann ſeinem Bekannten: „Schreibe vier gleichgültige Worte nieder, und ich will dich damit an den Galgen bringen." Dort war freilich die Juſtiz von dem Verfahren und dem Urtheil ausgeſchloſſen. Wer, als Cenſor, möchte nicht nur ſich, ſondern auch ſeine Fürſten zu compromittiren, tägliche Gefahr laufen wollen?*) Wer endlich, als Chriſt, wird ſolche Strenge gegen Schreibende und leſende Brüder mit blutendem Herzen üben wollen? Alle dieſe Fragen ſchließen nun gerade die biederſten, hochſinnigen und chriſtlichen Männer von dem neuen Cenſor-Amte aus. Wer bleibt übrig, um nach dem Webeſtab über Millionen Menſchen mit gutem Gewiſſen zu greifen, wenn nicht — wir dürfen es bitten — eine beruhigende Erläuterung der Preß-Anordnungen ins Mittel tritt? Ich habe ja erſt noch in M... aus einem vornehmen Munde gehört, das hartabſprechende Urtheil: „es würde ohnehin nichts Kluges geſchrieben." **) Lieber, vornehmer Bruder! danke Gott beſcheiden, wenn er dir große Gaben verlieh, und füge nur noch die hinzu, daß du deinen geringen Mitbruder ſeine Luſt an dem gönneſt, was dir unzeitig, wohl gar albern u. ſ. w. erſcheint. Denke, daß das, was dir anekelt, noch tauſende erfreuen und beleben kann. Du kannſt Leibnitzens Kopf und Wiſſen, Kants Scharfſinn, und Jean Pauls Witz beſitzen, und wirſt doch ein irrig Urtheil darüber fällen, ob dieſer oder jener Schriftſteller durchaus für Alle, beſonders für diejenigen Klaſſen, unnütz und unachtbar ſey, die du näher zu kennen dir nie die Mühe genommen haſt, ob du gleich gern über ihre Freude, ihren Geſchmack und ihre Seelenſpeiſe zu verfügen rathen möchteſt.

Solcher Stimmen habe ich leider! mehrere vernommen. Man höre! In meiner Jugend gab es ein Loſungswort, das hieß: gens comme il faut. Damals hörte ich einen reichgewordenen Oberkammerherrn ſagen: „gute Kleidung ſchicke ſich nur für jene gens; er wollte noch dazu helfen, daß die arme Leute hölzerne Schuhe tragen müßten." Ich glaubte, das bedenkliche und unchriſtliche Wort ſey in der aufgeklärten Zeit mit meinem Oberkammerherrn glücklich zu Grabe gegangen. Mit nichten! Neulich ſagte in einer großen Stadt ein Jagdjunker, der der Hofdame die Liaisons dangereuses vorzuleſen pflegte, ganz laut: „das Leſen gehöre eigentlich nur für gens comme il faut." Alſo das Wort lebt noch, und ſcheint wohl gar die parole derjenigen Parthey zu ſeyn, welche ihren Theil Schuld an der Welt-Verwirrung trägt. Denn wer ſeinen chriſtlichen Mitbrüdern laut ſagen kann, daß ſie nicht auch Leute comme il faut ſind, wofür ſie doch nichts können, der kann wohl auch hinter dem Rücken der Verachteten gegen ſie intriguiren? Wie? habe ich Recht? — Wie dem auch ſey, um auf die Schriftſtellerey zurückzukommen, nur das unmittelbar gefährliche, zur That antreibende, verdient Obſorge und die ſtrengſte Beſtrafung: ſolches iſt aber leicht zu erkennen, da wo die freche Feder die wenigen Grundwahrheiten unmittelbar verletzt, auf denen die Geſellſchaft, als auf ſichern Pfeilern ruht. Alles Uebrige gehört dem weiten Spielraume des freien Gedankenreiches an, und dem lauten Sprach-Verkehr der Völker. Ihre Leiden, ihre Freuden, ihre Scherze, ihre Verirrungen, ihre Fortſchritte, ihre Einrichtungen, ob Geſetze gut oder übel wirken, ob Beamte Willkühr üben u. ſ. w. das Alles ſollen und wollen chriſtliche Völker von einander hören, und dieſe laute Mittheilung muß ſelbſt den Regierungen große Dienſte thun; hats ja ſchon, und darum Dank verdient, nicht Strafe. — Aber wie verfügt das Preßgeſetz? — Alſo, daß der Cenſor es zum täglichen Vorwand brauchen kann, unſere Wünſche, unſere Neugier, unſere Nachrichten an der engen Landesgrenze umkehren zu laſſen; alſo, daß kein Seufzer des Nachbarn über dieſe Linien dringen darf; alſo, daß die Geiſtesgabe der Ironie, des Witzes u. ſ. w., als Kontrebande unter dem willkührlichen Federſtriche fallen kann und wird.

Es würde nicht ſchwer fallen, eine Menge früherer Cenſurgewaltthätigkeiten zu erzählen, wo doch die Geſetze weniger ſtrenge waren. Gerade die beſten Schriften wurden zu Rom in den Index prohibitor. aufgenommen; die Römer ſind zufrieden, wohl! aber die Deutſchen würden ſolchen Despotismus tief empfunden haben. Es iſt nicht unmerkwürdig, daß die alten Römer, mit kluger Politik, Lehre und That unterſchieden. Nur ein Beiſpiel: (S. Apoſtel-Geſch. Cap. 18.) Als Paulus das Evangelium zu Corinth predigte, was damals wohl für revolutionär gelten konnte, verklagten ihn die vornehmen Juden beym Prätor Gallio mit dem eben ſo gefährlichen als hämiſchen Zuſatz: daß er Geſetzwidrige Lehren (κατα τον νομον) lehre. Der weiſe Prätor ließ Paulus gar nicht zur Vertheidigungsrede kommen, indem er ſprach, daß er nicht über Lehre oder Worte, ſondern nur über Frevel und Schalkheit zu richten habe. Die verleumderiſchen Juden zogen ab, erhielten ſogar von den Griechen Prügel, und Gallio nahm ſich ihrer nicht an. Ein Cenſor würde Paulo das Manuſcript confiscirt haben.

---

*) Bey einer diplomatiſchen Zuſammenkunft in X... erklärte der verantwortlich gemachte Cenſor dem Zeitungsſchreiber, daß er nicht wiſſen könne, was mißfallen möge oder nicht. Er werde alſo Alles ſtreichen, auch z. B. die Nachricht ſogar von einem etwaigen Spazierritt hoher Anweſenden. So ſprach ein übrigens trefflich geſinnter Staatsmann, und ſo gehts mit dem Cenſurweſen, und wenn der Cenſor vollends hämiſchen, ſtolzen, liebloſen Naturells iſt?!

**) Der Mann hieß Domſcholaſter, vielleicht ein heimlicher Jeſuit.

Die Fürſten erkennen uns — und wir danken Ehrfurchtsvoll — für eine Nation, für eine große, edle, durch Gründlichkeit und tiefen Sinn ſonſt ausgezeichnete Nation, und dieſen Charakter wird man ihr, um der wenigen wahrhaft ſchlimmen Schriftſteller willen, noch heute nicht abſprechen können. Was hilft uns aber das gegen Cenſoren, die eine edle Nation unedel genug zu behandeln die Macht haben, wovon alsdann die Luſt nicht weit iſt. Die ſchlimmſte Folge aber der Cenſoren-Wirthſchaft muß auf die Regierungen ſelber fallen, wenn der 3. 4. 5. und 6 §. ſo angewendet wird, daß, außer der weiter oben befürchteten Abtrennung des Fürſten- und Unterthans-Intereſſe, nun auch das Band der deutſchen Völkerſchaften, das in der wechſelſeitigen Mittheilung durch Zeitſchriften und Journale erhalten wurde, und neuerlich ein chriſtliches Intereſſe an einander immermehr erfreuend zeigte; wenn dieſes einzige Band auch noch zerſchnitten wird, wenn das politiſche Leben ohne Kritik, ohne Reibung, ohne Oppoſition in Lethargie verſinkt, zum Scheol der Israeliten wird, in dem erſtarrte Schattenbilder erſcheinen. Wir dürfen künftig wenig von einander hören; wir werden zu engherzigen Badenern, Waldeckern, Gothanern, Naßauern, Weimeranern, Preußen, Sachſen, u. ſ. w. aufs Neue zuſammenſchrumpfen. Ein ſolches Abſondern würde dem ariſtocratiſchen Prinzip ein fröhliches Gedeihen bringen: aber wird es in Zeiten der gemeinen Vaterlands-Gefahr dem monarchiſchen Prinzip erſprießlich ſeyn, wenn mit der Freiheit der lauten, zwangloſen Mittheilung die Grosheit, der Gemeinſinn und Edelmuth der Nation verlohren ginge? und das Alles um Einzelner, um vorübergehender Erſcheinungen willen? Der Freiheit der Communen im Mittelalter verdankt das monarchiſche Princip ſeine Erhaltung gegen das Ariſtokratiſche, und die Bildung einer Nation, durch den Mittelſtand, da es vorher nur Herren, Vaſallen und Knechte, ſogenannte: arme Lüt' gab. Durch dieſen Mittelſtand erhielten die Fürſten erſt wahre Unterthanen; und ſie werden ihre Zahl vermehren, wenn ſie den Wink der Zeit benutzen, auch dem Bauernſtand dieſe politiſche Bedeutung zu geben. Dieſe Zeit will ja nichts, als ſich durch die Oppoſition gegen die auf den Thron dreifach einwirkende Feudal-Hof- und Beamten-Ariſtokratie eine reinere Wirkung des monarchiſchen Princips ſichern; d. h. eine chriſtlichere Wirkung. — Endlich ſey mir nur noch die wichtige Bemerkung erlaubt, weil man die Preßanſtalt auch von Seiten der Justitiae distributivae betrachten muß. — Es liegt die Charte meines lieben Deutſchlands vor mir aufgeſchlagen. Dort hat Himmel und Erde der irrdiſchen Gaben ſo viele ausgeſpendet, daß Lebensluſt und Lebensgenuß nur wenig Hülfe von dem Fleiße bedarf. Hier und da hingegen verkaufen die Götter, nach dem alten Dichterſpruche, ihre Gaben nur der ſchweren Arbeit; anderwärts herrſcht genügende Mittelmäßigkeit, und von jedem Boden hat die Geſchichte etwas anders zu erzählen. Sitten, Gebräuche, Religion und Regierungen wechſeln mannigfaltig nach den Gebieten ab. Nothwendig ſind auch die Zuſtände, die Fortſchritte, die Bedürfniſſe der Geiſtigkeit und des Leſepublicums höchſt verſchieden, verſchieden iſt die Wirkung u. ſ. w. Eine Regierung kann aus ſingulären Verhältniſſen höchſt wichtige, ſubjective Gründe ſchöpfen, und die Preſſe noch zur Zeit mit engern Schranken zu umſtellen, und Indexe zu führen, den Völkern die Worte gleichſam zuzumeſſen; es können manche Völker ſich gerade ſo gefallen ꝛc. — Andern Gegenden aber darum erſt jetzt eine gleiche Einſchränkung aufzulegen; Gegenden, die des Cornu copiae darben, auch die ſparſame, geiſtige Entſchädigungen zu entziehn, das tauſendfach Ungleiche in dem Bette des Prokruſtes gleich zu machen, und durch Cenſoren in Seelenſchlaf zu wiegen; das werden unſere Fürſten, die uns kennen, gewiß nicht gewollt haben und darum iſt eine beruhigende, die Willkühr der Cenſuren möglichſt einſchränkende Erklärung ſo wünſchenswerth. Nein; Durchlauchtigſte! ſo böſe ſind wir nicht, daß wir ſolches verſchuldet hätten; wir ſind aber auch zu weit vorgerückt, als daß uns jene Genügſamkeit des Geiſtes empfehlenswerth erſchienen, die Göthe's ſinnliches Taubenpaar dem jungen Adler anempfahl, der, leider! mit gewaltſam zerſchnittener Sehne ſeines Fittichs zur niedern Erde ſinken müſſen. Wer dieſe edele, tiefempfundene Dichtung lieſt, muß den Schnitt des Fittichs mitfühlen. — Ach Gott! mein Gott, laſſe meine Seele leben, daß ich dich ferner loben möge. Jezt bin ich in der ruhigen, ergebenen Stimmung, wo ich, der alte Geſchäftsmann und ſtets treue Diener, im Namen aller Gleichgeſinnten, das Glaubensbekenntniß ablegen darf: daß uns Preßzwang durchaus üblere Folgen zu haben ſcheine, als der jeweilige Preßmißbrauch, daß Denk- und Schreibefreiheit kein Staatsbürger-, ſondern ein unveräußerliches Menſchenrecht und von Gott gegeben ſey, daß es auch nach der Wegnahme mein; daß mir aber als Staatsbürger nichts übrig bleibe, als zu gehorchen, weil mir Beiſpiel und gemeine Ruhe heiliger ſeyn muß, als die Verfechtung meines Eigenthums. Dieſe Wahrheiten fühle ich und Viele mit mir ſo innig, daß keine Dialektik, daß meine eigene Bemühung, mir das Gegentheil zu überreden, mich nicht anders denken lehrt. Aehnliches, was man jezt kaum noch zu ſagen wagt, hat der verewigte Zollikofer auf der Kanzel oft geprediget: Chriſtliche und bürgerliche Freyheit. Ich ſelbſt habe den Mann gekannt, der als Staatsbürger, als Geiſtlicher, als Menſch ein tugendhaftes Beiſpiel ſeiner Zeitgenoſſen, ein unſträflicher Mann war. Und wie hat er gegen Geiſteszwang geſprochen? Man ſuche unter andern ſeine Predigt XXVII. über den Werth der bürgerlichen Freiheit ſelbſt nach. — „Gönnet ſie allen, die ſie genießen, freut Euch ihres Glückes, und ſuchet ja nicht in dem Genuſſe deſſelben zu ſtören oder einzuſchränken. — Doch dieß iſt nicht genug: befördert ſie auch." ꝛc. — Unſere Zeit möchte wohl ſeine Worte gerne noch einmal leſen, wo er zeigt, daß der Menſch, je freier er als Bürger iſt, deſto ſtärker, größer fühle er ſich. Er erhalte eine Würde, eine Veredlung, die dem Staate zu gute komme. — Weil nun Tauſende ſo denken, ſo iſt es wichtig, daß eine erlauchte Bundes-Verſammlung von dieſer Denkungsart volle Kenntniß erlange. Schwerlich ſtellen ſie ihr diejenigen dar, die aller Preßfreiheit den Tod geſchworen zu haben ſcheinen; ſchwerlich ſagen Ihr ſolche, daß durch die Preſſe, wäre es auch nur Illuſion, das Volk ſeinem Fürſten näher zu kommen glaube; ſchwerlich entdecken ſie, daß Tauſenden und Abertauſenden beſonders das Gefühl einer unchriſtlichen Menſchenverachtung ſchmerzlich fällt, das ſich in der Cenſoren-Willkühr gegen das Volk ausſprechen wird, wenn es von Ihrer Laune abhängt, was? und wie wenig? man ihm zu leſen künftig erlauben will. — Mit der Anſicht vom Chriſtenſtaat läßt ſich das nicht vereinigen. — Menſchenliebe, Menſchenachtung — — (Hier war mein Licht von dem Sturm verlöſcht, der durch das klappernde Fenſter zog, und ich breche ab.)

5.

Laßt uns zum Troſte eilen! Die Beſchlüſſe ſind — wie konnte es auch bey der Eile, und bey dem noch nicht ergründeten Umfang der wahren Gefährlichkeit unſerer Lage, anders ſeyn? — ein bloßes Proviſorium; eine weitere Berathung hoffentlich von allen Bundesgliedern ſteht bevor. Wäre das auch nicht: ſo würde der doppelt und dreifache Verluſt der kleinen Staaten, zum Theil ſelbſt der größern, an der Souveränität, an der zu beſorgenden Trennung des Volks-Intereſſe von dem Ihrigen, an der Gelegenheit die Wahrheit und die Geſinnung durch die Preſſe zu vernehmen, unerſetzlich ſeyn. Seyd alſo ruhig und unverzagt, meine deutſchen Brüder! Ehret Geſetz und Ordnung! Sagt Euch, gleich einem Alexander Severus: „der edle und verſtändige Mann muß das Beſte wünſchen und ſuchen; aber auch das Schlimmſte, wenn es kommt, ertragen." Das hohe Perſonal der Bundes-Verſammlung, (wenn es nun eine neue Stellung mit den Rechten größerer Wirkſamkeit erhält, wird ſeine ſchweren Pflichten in den in der Präſidial-Einleitung ſo troſtreich vorgezeichneten Grundideen erkennen, und darnach die Mittel modificiren. Man wird dem ariſtokratiſchen Princip ſo wenig, als dem demokratiſchen, ein einſeitiges geheimes Gehör geben; Man wird auch den einzelnen Staaten, außer den negativen Mitteln, die poſitiven Wohlthaten einer Laſterleichterung durch gerechtere Vertheilung, einer guten Haushaltung ꝛc. wetteifernd anempfehlen. Wie es dann auch gehen möge, ſtreckt mit mir Alle, die Ihr Euch Alle in den edelſten Gütern verletzt glaubt, die Hände empor, um Gehorſam dem Geſetz und Ehrfurcht den Regierungen zu geloben. Die Zeit iſt ſchwer, aber ſie könnte unerträglich werden, durch verkehrtes Streben. Wäre es möglich, daß wir verlöhren, was uns das Höchſte dünkt, ſollten die, welche die Beſchlüſſe ausführen werden, Euch, nach Sachenrecht, ſtatt nach Perſonenrecht, behandeln — (was ich noch nicht glauben kann,) ſo müßte alsdann gerade die Erhabenheit des Verluſtes uns über uns ſelbſt und über jeden wilden Affect erheben; unſer Schweigen würde das klügſte Urtheil über die ſeyn, die uns bei den Regierungen anklagen und mißbrauchen, die Zukunft würde über unſer aller Gräbern das laute Urtheil ſprechen. Man wird fragen: „mußte es ſeyn, daß eine ganze Generation ſolch ein Daſeyn, trauernd, grimmig, feindſeelig hinbrachte, und erſt im Grabe Frieden mit ſich ſelbſt ſchloß?"

Mein Abſchied an den Leſer.

Ich habe hier faſt bloß mein Gefühl und die mir bekannte gemeine Stimmung ausgedrückt, die Hilfsmittel einer höhern Weisheit anheimſtellend. Darf ich meine Anſicht über das Ganze äußern, ſo ſcheint mir unſere Lage folgende zu ſeyn. Die Zufriedenheit, die Zuſtimmung eines Volks zur Regierungsthätigkeit, die feſte Baſis aller Staats-Exiſtenz, beruht theils auf der Angewöhnung aus der Vergangenheit, theils auf der Billigung der Gegenwart, theils auf der ſichern Hoffnung der Zukunft.

Was alſo hiebey böſe **Zweifel** erregt, was die Angewohnung abtrennt, die Zufriedenheit ſtört, und für die Zukunft droht, das kann die Unterlage ſammt dem Gebäude ſprengen. In ſolcher Lage ſtrafe man ja das Ganze nicht, wenn der Weltgeiſt eine bewegende und vorwärtstreibende Epoche herbeigeführt hat. Aus dem frühern Druck erklärt ſich der heutige Gegendruck, man werde aber nicht durch die einzelnen Erſcheinungen irre. Sie ſind begleitende Uebel eines an ſich erlaubten Strebens, und man wird ihrer, theils nichtachtend, theils beſtrafend, ſchon mächtig werden, ſobald man, ſtatt dem auszuſcheidenden erlaubten Streben ſich entgegenzuſtellen, ſich an die Spitze der Strebenden ſtellt und ſo es ſelber leiten hilft; nur muß es aufrichtig und chriſtlich geſchehen, und poſitives Gutes geleiſtet werden. Das allgemeine Ziel ſind Conſtitutionen; man laſſe ſie; ſie ſind eigentlich nur ein Mittel nach dem, was die Menge, ohne ſich ſelbſt klar zu werden, ſucht: den beſſern Zuſtand. Eine Hülfe liegt allerdings darin; aber man wird im Fortſchreiten wohl begreifen, daß unſer Treiben im Plane der Vorſehung nach höherm, nach mehr Moralität, nach Licht im Kopf und Wärme im Herzen, gerichtet iſt, und daß alſo Verfaſſungen allein uns nicht zufrieden ſtellen, wenn wir oben und unten nicht den hellen warmen Chriſtenſinn hineintragen. Daß es geſchähe, bedarf großer Beiſpiele, mancher Opfer und Selbſtverleugnung; dieſe in mehr als einem Sinne arm gewordene Zeit bedarf ihrer. Klugheit haben wir die Menge; auch des Geiſtes viel: aber Seele? Herz? Und dann geht es, mit Gottes Hilfe, gewiß beſſer, als in dieſer Stunde.

Möchten meine an dem Altar des Vaterlandes niedergelegten Friedenswünſche ein chriſtlich Mitgefühl für Alle, auch für die uns gering und niedrig ſcheinenden Mitbürger erwecken! Hiermit nehme ich von dem Leſer Abſchied. Die Natur verlangt Erholung nach einer alſo durchwachten Nacht. „Schimmern ſahe ich ſie nicht; möchten wir nur *bald* ſich röthen ſehen den Tag!"

Post Scriptum

An die Hoffmanniſche Hofbuchhandlung zu Weimar.

Sie erhalten hierbey einen Aufſatz, den ich Ihrem Lit. Wochenblatt zugedacht habe, das, wie ich ſehe, ſeither jeder Meinung offen ſtand. Die Meinige, die eine ehrliche iſt, wird man gewiß nicht unwillig aufnehmen; darum habe ich ſie ſelbſt der hohen Bundesverſammlung zwar aus Reſpect nicht zugeeignet, aber doch gewidmet, das heißt, gewünſcht, ſie möge unter Ihre Augen kommen, und um geneigtes Gehör durch ſich ſelbſt bitten, weil hier mein ehrlicher, aber ganz unberühmter, Name nichts zur Sache thut. Jetzt ſollte ſogar nichts perſönlich genommen werden. Wollten Sie meine Worte nicht aufnehmen; wohl, ſo ſetzen Sie nur zwey Zeilen in Ihr Blatt, oder in den deutſchen Anzeiger, und ich werde für zeitige Wiederabholung, ehe ich von hier abreiſe, Sorge tragen. Sie und Ihre Weimariſche Preßfreyheit mögen wohl leben.

Frankfurt a. M., im Sept. 1819.

Der alte Staatsdiener aus R....

Zweytes Post Scriptum.

Noch ein Mal, geliebte Deutſche! bewährt jetzt den Gehorſam des Unterthan, und trachtet nach dem Sinn und Muth des Chriſten; und Gott wird mit euch ſeyn.

Da uns bey der allgemeinen Beſtürzung über die neueſten Ereigniſſe am Bundestage und über die doch wohl irrige Anſicht des Publikums vorſtehender Aufſatz eines ungenannten Verfaſſers und ſein Aufruf zu Geſetz und Ruhe ſehr heilſam erſchienen, ſo haben wir kein Bedenken getragen, zu der löblichen Abſicht durch baldigen Abdruck mitzuwirken und wollen ihn den beſten Erfolg für eine beruhigende Stimmung der Gemüther wünſchen.

Weimar, den 5. Oct. 1819.

Gebrüder Hoffmann.

Erklärung,

die jetzige Redaktion des Literariſchen Wochenblatts betreffend.

Da in Beziehung auf die gedachte Redaktion verſchiedene Gerüchte und Muthmaßungen circuliren: ſo macht Unterzeichneter bekannt, daß dieſelbe ſeit Anfang des 4ten Bandes und weil die ordentlichen Mitarbeiter *nicht in Weimar leben*, lediglich von ihm beſorgt worden iſt; daher ſind alle Zuſendungen, wie bisher, an die Gebrüder Hoffmann in Weimar zu addreſſiren. Anonyme Zuſendungen werden *nunmehr* verbeten — der Verantwortlichkeit wegen.

Wilhelm Hoffmann.

Die Blätter, No. 36. und 37., ſind auch einzeln zu 4 gr. zu haben.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 38. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 October.

Rechtswiſſenſchaft.

Wir haben aus dieſem Fache lange kein Buch zu Geſicht bekommen, welches ſo ſehr die allgemeine Aufmerkſamkeit verdient, als Friedrich Köppens Rechtslehre nach Platoniſchen Grundſätzen mit Anwendung auf unſere Zeit. (Leipzig b. Gerhard Fleiſcher 1819.) Sie ſteht mit der im vorigen Jahr erſchienenen Politik dieſes Verfaſſers in naher Verbindung, weil die Sachen, wovon zu ſprechen war in beiden Werken, Staat und Recht nur gegenſeitig und mit einander beſtehen. „Iſt der Staat ohne Gerechtigkeit und deren ſichtbar werdendes Maaß, das Recht, ein Unding: ſo iſt das Recht ohne gerechte Gewalt und Staatverfaſſung, ein Traum. Nichts Schlimmeres kann der Politik wie der Rechtslehre begegnen, als wenn jemand beide Wiſſenſchaften, gleich feindſeligen Naturſtoffen, unvereinbar hält, und alsdann eine Staatweisheit ausklügelt ohne Gerechtes, eine Lehre aber vom Gerechten ohne Staatweisheit. Die traurigen Folgen ſolcher Trennung haben wir nicht bloß in der Wiſſenſchaft erfahren, ſondern auch im Leben, gleichwie Leben und Wiſſenſchaft, Zeitgeſchichte und Philoſophie, einander gegenſeitig immer zum Spiegel dienen; wenn aber in den neueſten Tagen ein andrer Geiſt für Deutſchland herrſchend geworden," (herrſchend? Oben, wo doch alle Herrſchaft ſitzt, ſpürt man noch nicht viel davon) „welchem tief erſchütternde Begebenheiten ſeine Bahn bereitet, ſo dürfen wir kühn die nachtheiligen Trennungen der Wiſſenſchaft aufheben, unſern Verſtand wie unſer Gemüth auf das Eine richten, was Noth iſt, und uns gegenſeitig die Wahrheit zurufen: Keine Weisheit im Rathe der Ungerechten, und kein Recht vor dem Stuhle der Thoren!"

„Betrachtungen dieſer Art haben mich unter andern bewogen, dem öffentlichen Rechte mehr Aufmerkſamkeit in vorliegender Schrift zu widmen, als zeither in den Rechtslehren geſchah oder geſchehen konnte, indem mit allem Uebrigen ſelbſt das Gedankenrecht zum bloßen Privatrecht geworden war, kaum aber letzteres, ausnahmweiſe geſchirmet und gepflegt, der Wuth des öffentlichen Unrechts entgieng." (Leider Gottes! Oeffentliches Unrecht wäre der rechte Name für das praktiſche jus publicum von Europa.) „Wo im Gegentheil Gedanke und Leben mit jugendlicher Kraft dem Oeffentlichen ſich entgegendrängen, da ſoll auch die Rechtslehre nicht mehr das Bürgerthum als bloße Sache des Einzelnen auffaſſen, ſondern hat ihre Grundſätze, deren Gerechtes immer Einzelnen wie Allen gilt, für die Geſammtheit und deren Angelegenheiten näher durchzuführen. Sie betritt alsdann von ſelber den Boden der Politik, und endigt mit dem Völkerrecht, einem Gegenſtande, welchen Rechtsunterſuchungen einſt kaum zu berühren wagten, weil jene vom Rechte losgeriſſene angeblich politiſche Weisheit, nämlich die Fertigkeit von Gewalt und Lüge," (eine Definition der Diplomatik und Miniſterialpraxis in nuce) „jeder philoſophiſchen Beurtheilung ſich entzog, und höchſtens ein ſtilles Beklagen und Verdammen, oder leiſe fromme Wünſche den gekränkten Völkern übrig ließ." (Hier und da brachen ſie aus und wie!)

„Mir erſcheinen nämlich Politik und Rechtslehre in folgender Stellung. Die Politik geht aus von Herrſchaft, von der oberſten, urſprünglichen, beſchäftigt ſich mit deren Grundlage, Wachsthum, Erhaltung; verzeichnet den Umfang ihrer Wirkſamkeit im Bilde des Staats, und läßt aus den Formen der Regierung, ſammt einer Herrſchaft beweiſenden und ihr ein Maaß ertheilenden Geſetzgebung, das Recht des bürgerlichen Gemeinweſens erwachſen. Die Rechtslehre nimmt den umgekehrten Gang; ſie verlangt für die Verhältniſſe des in Geſellſchaft tretenden Menſchen ein Maaß, fodert ſonach eine Geſetzgebung, worin dieſes zu finden, ſucht es nach den urſprünglichſten Verhältniſſen eines Jeglichen; geht fort von der Geſetzgebung zur Regierung, als deren erhaltender Kraft, entwirft hienach das Bild vom Staate," (bis hieher ungefähr der nämliche Weg, den Müllner in der Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde gegangen iſt) „und endet mit demſelben, wovon die Politik anhob, mit der höchſten Herrſchaft. Beide Wiſſenſchaften bewegen ſich nicht in einem entfernten unzuſammenhängenden Gebiet, ſondern ſie begegnen einander auf ihrem Wege, nur ſehen und beurtheilen ſie alle Gegenſtände von verſchiedenen Seiten; die Politik von Seite der in das beſonderſte Menſchenleben hineindringenden Herrſchaft; die Rechtslehre von Seite des in die

Ausgegeben den 7. October.

höchſte Herrſchaft eindringenden individuellen Rechts. Die Politik ſpricht: wahre Herrſchaft gebiert das wahre Recht; die Rechtslehre ſagt: wahres Recht gebiert die wahre Herrſchaft. Beide Wiſſenſchaften wollen das Wahre der Herrſchaft und des Rechts ergreifen, damit Herrſchaft und Recht, einander ergänzend, ein vollſtändiges Bild des geſellſchaftlichen Lebens für Familien, Staaten, Völker, darſtellen. Ihr gemeinſchaftlich Wahres iſt nun in dem urſprünglich Vernünftigen, in der Freyheit und einer mit ihr geſetzten Idee des Guten zu ſuchen; von welcher Gerechtes und Geſetzmäßiges die äußerlich hervortretende Sinnenſeite, die körperliche Form gleichſam einer Gemeinſchaft der Geiſter ausmachen. Irriges lehren beide Wiſſenſchaften, wenn ſie nicht ihren Geſammtinhalt auf Vernunft, Freyheit, und eine denſelben entſprechende Idee des Guten zurückführen, ſondern ganz oder theilweiſe davon abweichen. Willkühr, als Gegenſatz des Vernünftigen und freyer Herrſchaft, ohne Zweckſetzung des Guten, zufällig, maaßlos, im Wechſel ſinnlicher Triebe und Begierden wirkſam, muß alles Wahre der Politik und Rechtslehre zerſtören. Erhebt man willkührliche Herrſchaft, bloße Macht, zum Grundgedanken der Politik, ſo wird geboren der falſche Staat, die falſche Regierung, Geſetzgebung, und mit ihnen das falſche Recht. Dieſelbe bloße Macht, als Grundgedanke der Rechtslehre, gebiert eine falſche Geſetzgebung, eine Regierung des Unrechts, den falſchen Staat, die falſche vernunftloſe Herrſchaft. Oder noch kürzer: beide Wiſſenſchaften, je nachdem in ihnen Wahrheit oder Irrthum vorhanden, ſtellen uns entweder ein Reich Gottes, oder ein Reich des Teufels vor Augen.“ (Sie hängen aber im letzteren Falle weißlich das Schild aus: Zum Himmelreich.) „Zwiſchen beiden Reichen iſt keine Ausſöhnung oder Vereinbarung möglich; beide zu ſcheiden, jenes zu ſuchen und dieſes zu fliehen, iſt Zweck unſers menſchlichen Denkens und Handelns; weßhalb alle nach dem Guten und Beſten ſtrebenden redlichen Philoſophen und Staatmänner, wie Plato und Burke, in ihren Ueberzeugungen zuſammentreffen werden, dagegen bey Sophiſten, und bey unredlichen Staatmännern, denen die Lüge werth, gleichfalls dieſelben Ausſagen wiederkehren. Der Verſtand, als Vermögen folgerechter Verknüpfung ſowohl der vom Guten als der vom Böſen anhebenden Begriffe, dient beiden Theilen, Philoſophen und Sophiſten, redlichen und unredlichen Staatmännern, dem Himmel wie der Hölle. Und auf ſolche Weiſe könnten wir dann, das Chriſtenthum gleich einem Sonnenſtrahl des Göttlichen auf Erden und Inbegriff jegliches Beſten verehrend, alle wahre Politik und Rechtslehre auch mit dem Namen der chriſtlichen bezeichnen,“ (das würde noch zur Zeit Mißverſtändniß geben, man würd' es nach der Analogie der Ausdrücke: heiliger Krieg, heilige Sache, heilige Schaar u. ſ. f. erklären) „obwohl dasjenige, was unter dieſem Namen in der Geſchichte auftrat, ſelten von großer Willkühr und Verdorbenheit frey blieb. In ähnlichem Sinne wären der wahre Philoſoph und der wahre Staatmann jederzeit Chriſten, ihre Widerſacher aber Heiden, und die Grundzüge der wahren Politik und Rechtslehre, zugleich mit den abſchreckendſten Beiſpielen und Folgen des Gegentheils, ſtänden unter andern ſchon in der Bibel.“

„Politik und Rechtslehre hätten ſonach in ihrer Art, gleich der Theologie, wider das Heidenthum in der Menſchenwelt zu kämpfen, welches nicht durch Conſtantin und Luther, noch weniger durch einen Hildebrand und Napoleon ſein Grab gefunden.“ (Wie figura zeigt! Napoleon iſt entthront, aber ſein Heidenthum herrſcht noch gewaltig.) „Nur dort wäre der Untergang deſſelben nahe vorbereitet, wo alle Zungen ſprechen würden: „die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang“; (Pſ. 111, 10. Hiob 28, 28. u. ſ. w.) oder: „Seyd einander unterthan in der Furcht Gottes.“ (Epheſ. 5, 21.) „Man könnte hierdurch zugleich begreifen lernen, warum ein Zeitalter, welches ſich von Menſchenfurcht zur wahren Gottesfurcht umwendet, auch zur Politik und Rechtslehre die beſſeren Wege finde; warum namentlich in unſern Tagen mit einer größeren Theilnahme für das Chriſtenthum, im Gegenſatz zu einer früheren heidniſchen Gleichgültigkeit, auch das lebhafteſte Streben nach guter Staatverfaſſung und gutem Recht erwacht ſey, wenn gleich manche Fehlgriffe der Meinungen und ein hinreichender Reſt des Heidenthums die Reinheit der Richtung bei Einzelnen trüben.“ (Nicht auch bei ganzen Kaſten?)

Der Reſt der Vorrede, aus welcher dieſe Auszüge genommen ſind, preißt die baieriſche Conſtitution, oder richtiger den Umſtand, daß ſie exiſtirt. (Der V. lebt in Landshut.) Die Einleitung entwickelt den Sinn der Titelworte: nach Platoniſchen Grundſätzen. Plato war ein poetiſcher Philoſoph, ungefähr in eben dem Sinne, wie man Schiller ſo nennen möchte, wenn man ſeine beiläufigen Aeußerungen über das Verhältniß des Staates zur Menſchheit in der Abhandlung über die äſteth. Erziehung lieſt. Plato nannte die Ideen Muſterbilder, und die Vorſtellungen von den Sinnengegenſtänden Abbilder; hatte faſt immer bei dem Philoſophiren beide zugleich im Auge, und bei ihm reicht am Grenzſteine der Gebiete des Gemüths und des Verſtandes die Abſtraction der Anſchaulichkeit die Hand. Das iſt die einzige Methode, durch welche die philoſophiſchen Wiſſenſchaften populär werden können im edleren Sinne des Worts, d. h. verſtändlich für jeden gebildeten Menſchen, der gern denkt, wenn er nicht darum aufhören ſoll, anzuſchauen und zu empfinden. Herr K. hat dieſen Weg eingeſchlagen, und mit einem Glück, wozu wir ihm und allen Leſern Glück wünſchen. Er unterſcheidet in den urſprünglichen und allgemeinen Verhältniſſen der Menſchen in der Geſellſchaft, die der Familie, der Bürger untereinander, der Bürger zu ihrer Regierung, der Staaten zu Staaten und der Völker zu Völkern. Die Unterſcheidung des Civil- Criminal- Polizey- und Culturrechts S. 13 dürfte nicht Stich halten, aber was er ſpäter in dieſen Kapiteln abhandelt, verbeſſert die Mängel der erſten flüchtigen Erklärung. Er philoſophirt übrigens nach Platoniſchen Grundſätzen in dem oben dargelegten Sinne, ohne einem Platoniſchen Staate das Wort reden zu wollen. Er verwirft den Vorſchlag des Griechen, die Weiber an gymnaſtiſchen Spielen und Waffenübungen der Männer theilnehmen zu laſſen. (Schade! Ein Turnplatz für Frauen würde viel Zuſchauer ergötzen, und eine platoniſche Landwehr, oder dergleichen Landſturm, wäre eine ſuperbe Spekulation für ſolche Könige und Kriegsminiſter, die nie Soldaten genug kriegen können.) Ueber den Nachdruck verbreitet unſer V. ſich von S. 74 an ſehr ausführlich, und gelangt endlich zu folgendem Rathſchlage:

„Entweder geſtatte man den Nachdruck allgemein, oder man verbiete ihn durchaus. Im erſten Fall hat das Publikum wohlfeile Bücherpreiſe, aber die Verleger werden ſchwerlich ein neues Werk zu Tage fördern, und noch weniger dem Autor irgend ein Honorar zugeſtehen. Auch iſt unſicher, was die Käufer zu jenen wohlfeilen Preiſen einhandeln; wahrſcheinlich ſchlecht gefertigte Waare, wahrſcheinlich nur eine ſolche, welche dem allgemeinſten Gebrauch dient; denn niemand wird für vollſtändiges Sortiment des Erſchienenen oder Erſcheinenden ſorgen, um eine ſeltene Nachfrage zu befriedigen, ſondern ſich auf die gangbarſten Artikel einſchränken.“ (Beſonders auf Schriften von ſchnellem Abſatz, auf Ephemeren, auf politiſche Flugſchriften ſpekuliren, die ohnehin jetzt den Buchhandel wie eine Sündfluth überſchwemmen, wovon allein aus der Brockhauſiſchen Offizin ein ganzer Strom ſich ergießt. Das mögen die Gewalthaber der Geſetzgebung ja bedenken! Muß der Buchhändler, um zu leben, auf ſolche Machwerke von geſtern für heute ſpekuliren, bei denen übermorgen der Nachdrucker ſchon ſeine Rechnung nicht mehr finden würde; dann vermag keine Cenſur, keine Bücherſchnüffelei, keine gerichtliche Verfolgung mehr den Erguß dieſes ſchlammigen Waſſers abzudämmen.) „Der Bücherhandel würde zum wahren Büchertrödel; der geiſtige Verkehr des Volks würde geſchwächt, wie ſolches in Italien der Fall. Ueberdem müßte man einem ſolchen, Nachdruck frei gebenden, poſitiven Geſetze den Vorwurf machen, daß es ein anerkannt niederträchtiges Gewerbe begünſtige, ſonach dem wahren Staatszweck zuwider auf ethiſche Verdorbenheit einer gewiſſen Bürgerklaſſe hinwirke, alſo aus einer innerlich ungerechten Geſetzgebung ſtamme. Hingegen erſcheinen innre Gerechtigkeit und äußerer Vortheil des allgemeinen Nachdruckverbots im glänzendſten Licht, ſobald nur das Publikum mit den Preiſen nicht übertheuert wird; was man von rechtlichen durch poſitives Recht begünſtigten Verlegern allerdings erwarten darf, wofür indeſſen manche Vorſchriften und Einſchränkungen der Willkühr nicht überflüſſig wären; weil der Genuß eines Monopols zu eigennützigen Gedanken hinreißt, ſich ſelber ungern Gränzen giebt, und gemeiniglich den Käufern Nachtheil bringt. In Deutſchland möchte die Sache einen Verſuch gelten, wobei den Leſern der Troſt bliebe, daß es nicht eben ſchlimmer werden könne als es wirklich iſt.“ (O doch! Siehe unſere No. 16. St. 4. ſo wie über das literariſche Eigenthum überhaupt Müllner's Aufſatz in der Preuß. Staatszeitung.)

(Der Beſchluß folgt.)

Phyſik.

Das 6te Stück von Gilberts Annalen Jahrgang 1819. (oder Band 32. St. 2.) enthält wieder mancherley auch für Dilettanten Anziehendes. Sowohl der Profeſſor Brandes in Breslau als der Profeſſor Playfair in Edinburg erklären die Erſcheinung zweier ſich durchſchneidenden Regenbogen, welche man bisweilen an den Seeküſten ſieht, wenn die Regenwolke über dem Waſſer ſteht, aus der Wirkung des im Waſſerſpiegel reflektirten Sonnenbildes. Man ſollte ſonach glauben, dieſe Erſcheinung müßte, auch ohne See, künſtlich herbeigeführt werden können, nemlich durch einen ebenen Spiegel, welcher an der rechten Stelle horizontal auf die Erde gelegt würde. Dieſe rechte Stelle würde da ſeyn, wo, wenn die Erde zwiſchen dem Beobachter und dem Regenbogen See wäre, das reflectirte Sonnenbild ſtehen müßte, welches die Erſcheinung hervorbringen ſoll. Wir wollen es den gedachten Herren Profeſſoren überlaſſen, dieſe Stelle nach den Grundſätzen der optiſchen Wiſſenſchaften zu beſtimmen. Es wäre doch gar artig, wenn ſo die Kunſt erfunden würde, die Regenbogen für jeden gegebenen Standpunkt nach Belieben zu multipliciren. Schade übrigens, daß in der Playfair'ſchen Abhandlung eine Hauptſtelle S. 127 durch Druckfehler ganz unverſtändlich geworden iſt.

Herr Chladni findet die Urſache des naßkalten Sommers von 1816 und zum Theil auch von 1817 in dem Polareis, welches von Norden nach Süden bis auf geringe Breiten (Entfernungen vom Aequator) heruntergekommen, und nach Maaßgabe gewiſſer, anhaltend in einerlei Richtung gebliebenen Luftſtrömungen auf die Witterung in Europa eingewirkt. Die Meinung iſt nicht neu und liegt nahe. S. 153 findet man ſie auch von Barrow ausgeſprochen. Solche anhaltende Luftſtrömungen bilden Wolkenzüge, und dafür hält Herr C. denn auch, geſtützt auf Schröters Beobachtungen des Merkur, der Venus und des Mars, die Flecken dieſer Planeten. Selbſt die parallelen Streifen des Jupiter ſind ihm athmoſphäriſche Erſcheinungen dieſer Art. Darin können wir ihm wenigſtens in Betreff des letztgenannten Weltkörpers nicht beipflichten. Für Wolkenzüge ſind ſeine Streifen doch viel zu beſtändiger Natur. Und wo bleiben am Ende die Schlüſſe, welche die Aſtronomen aus der Beobachtung der Planeten- und Trabantenflecke auf ihre Rotation gezogen haben, wenn dieſe Lichtſchwächungen durch ziehende Wolkenmaſſen hervorgebracht werden? Homerus dormitaſſe videtur.

Aus Barrow's Abhandlung über die neueſte engliſche Polarexpedition giebt Herr Profeſſor Gilbert intereſſante Auszüge. Die Strömungen in den großen Meeren werden jetzt ſo genau beobachtet, daß zuletzt unſere Seekarten ſie eben ſo genau werden angeben können, wie die Landkarten die Flüſſe. Inzwiſchen bemerkt Herr Profeſſor Gilbert mit Recht, daß Barrow bisweilen etwas keck ſchließe. So zum B. folgert er S. 137: „Weil man oft in der Davisſtraße Wallfiſche gefangen habe, die ſchon bei Spitzbergen harpunirt waren, und umgekehrt; nun aber außerordentlich ſelten ein Wallfiſch um Cap Farewell aus dem einen Meere in das andere gehe: ſo ſey zu vermuthen, daß ſie die Reiſe um den Norden Grönlands gemacht, und daß alſo nothwendig ein freier Durchgang zwiſchen dem großen Polarbecken und der Davisſtraße vorhanden ſeyn müſſe." Herr Pf. Gilbert meint in Parentheſi, ein harpunirter Wallfiſch könne wohl auch den außerordentlichen Weg (um das Cap Farewell) einſchlagen. Das glauben wir auch. Was für tolle Wege ſchlagen nicht oft harpunirte (d. h. angeſchoſſene) Menſchen ein, wenn ſie ſchon ſelten nach dem Cap Farewell gelangen.

Von den Grönländern wird S. 179 erzählt, daß ſie mehr Häuſer, als Bewohner haben: denn im Sommer führen ſie unter Zelten aus Seehundsfellen ein herumſchweifendes Leben, und wo der Winter ſie ereilt, da bauen ſie Häuſer aus großen Steinen, Erde und Raſen, die ſie den folgenden Sommer leer laſſen. Wir ſchließen daraus, daß die Leute auch keine Schock- und Quatember-Steuern, und keine Fenſtertaxe bezahlen.

Viel lieber, als die neumodiſche Myſtik vom thieriſchen Magnetismus, haben wir S. 209 von der ſogenannten thieriſchen Electricität, dem Galvanismus, geleſen, in Andreas Ures (hier überſetzter) Beſchreibung einiger Verſuche an hingerichteten Verbrechern. Aus Verſuchen, die man an Kaninchen angeſtellt, hat ſich ergeben, daß die galvaniſche Kraft die Stelle des Nervenreizes dergeſtalt vertreten kann, daß ein Magen, der außerdem unthätig ſeyn würde, wie gewöhnlich verdaut. Wir wünſchten lieber, die Sache fände ſich umgekehrt, und man lernte den Galvanismus dergeſtalt anwenden, daß ein Magen, der nichts zu verdauen hat, eben ſo gereizt würde, als ob er voll köſtlicher Speiſen wäre. Man könnte dann mit dem Galvanismus vielleicht am ſchnellſten die Volksunruhen in England ſtillen, und die verarmten deutſchen Manufactur-Arbeiter ſatt machen.

Die Beſchreibung der, von ſo frappanten Wirkungen begleiteten Verſuche an dem gehängten Mörder Clydsdale erinnern wir uns, ſchon anderwärts geleſen zu haben. Die Meinung, daß man ihn wieder lebendig galvaniſirt haben würde, wenn man ihn nicht vorher faſt blutleer gemacht, das Rückenmark nicht verwundet, und mit der Einwirkung auf die Lungen durch Electriſiren des Zwerchfellnervens den Anfang der Verſuche gemacht hätte; wird ſehr wahrſcheinlich gemacht. Daß die Herren, wenn ſie das Experiment bis zum Verſuch einer wirklichen

Wiederbelebung treiben wollten (und das ſollten ſie doch wollen), mit einem Aderlaß anfingen, der einen Lebenden getödtet haben würde, war mit ihrer Erlaubniß auch verteufelt albern!

Die Anwendung des Galvanismus bei Ertrunkenen ſcheint darum noch wenig mit Erfolg gebraucht zu werden, weil ſeine Wirkſamkeit das Bloslegen von Nerven erfordert, wozu der Arzt chirurgiſche Geſchicklichkeit braucht. Der Verf. meint, das Gewagte und Schwierige dieſer Operation könne, da es das Zurückrufen des verlornen Lebens gelte, nicht in Betracht kommen. Gut; aber wer ſchützt den Arzt vor der Chicane der Criminaliſten? Geſetzt ein Ertrunkener würde ſo wieder zum Leben gebracht, und ſtürbe bald darauf an der Wunde; würden ſie nicht den Arzt mit einem Inquiſitiönchen heimſuchen?

Das folgende (7te) Stück hebt mit einer Abhandlung von Herrn D. Jäger in Stuttgart an, über die electriſchen Wirkungen ausgetrockneter Papierſäulen. Der Triumph der Phyſik würde ſeyn, wenn ſie am Ende auch aus trocknen Schriften Electricität entwickeln lernte. Die Buchhändler könnten vielleicht durch Austrocknung auf geheizten Oefen ihre Makulatur zu gangbarer Waare machen, die das Publikum eben ſo ſtark elektriſirte, wie die Wiener Sappho, die jedoch dieſe Wirkung durch eine gewiſſe Feuchtigkeit hervorgebracht zu haben ſcheint.

„Eiſen verbrennt vor dem verbeſſerten Newman'ſchen Gebläſe (eine Art Löthröhre mag ſich der unkundige Leſer dabei denken) mit einem ſolchen Funkenſprühen, daß D. Clarke dieſes chemiſche Schauſpiel für das ſchönſte erklärt, das er je geſehen habe." Wer nennt uns das Gebläſe, welches die eiſernen Stirnen ſo mancher hochgebornen Volkspeiniger und Freiheitstödter verbrenne? Das Gebläſe der politiſchen Flugſchriften und Volkszeitungen thuts ſchwerlich, und ohnehin erfahren die Fürſten das Wenigſte von dieſen Volkspeinigungen.

Herr Pf. Brandes giebt ausführliche Rathſchläge für das Verfahren zur Beobachtung der Sternſchnuppen, wozu jedoch hauptſächlich eine zahlreiche Geſellſchaft von Beobachtern gehört, um über die Region der Erſcheinung ins Klare zu kommen. Herr P. Mollweide in Leipzig hat Laplaces Formel für die barometriſche Höhenmeſſung zur logarithmiſchen Berechnung eingerichtet. (S. 300. ff.) Das iſt ſehr nützlich; aber wenn wir es unſeren Leſern extrahiren wollten, ſo würden ſie es für eine electriſche, ausgetrocknete Papierſäule halten: denn es iſt rein mathematiſch, nichts als Sinus, Coſinus, a + b und m — n. Nachrichten des Herrn Pf. Fiſcher in Moſkau vom Türkis beſchließen dieſes Heft. Von den Türken würde das große Publikum, d. h. das der Kannengießer, jetzt lieber hören. Alſo Punctum.

Notizen.

Von Müllners König Yngurd iſt eine neue Auflage erſchienen, die nach der Anzeige auf dem Titel nur 1 thl. ſächſ. koſtet, obſchon ſie der vorigen, die über 2 thl. koſtete, im Druck, Papier, Umſchlag und Kupfern völlig gleich kommt, und überdieß eine verbeſſerte iſt. Der Verleger (Göſchen) hat alſo unfehlbar ſeine Schäfchen im Trocknen, und giebts wohlfeiler. Dadurch ſcheint ſich unter andern zu beſtätigen, was wir No. 16. Bd. 4. gegen den Bundestagvorſchlag erinnert haben, für die Bücherpreiſe ein Maximum feſtzuſetzen, wie für den Preis des Brotkorns bei bevorſtehender Hungersnoth. Vanderbourg's Kritik dieſes Stücks im Journal des savans hat Kotzebue in No. 15. Bd. 1. überſetzt, und man hat ihm das, weil ſie viel Tadel enthält, als kleinliche Rancune auslegen wollen; aber Müllner iſt nach dem Vorbericht zu dieſer neuen Auflage mit jener Recenſion ſehr zufrieden; er hat ſogar eine von Vanderbourg angefochtene Stelle abgeändert, und findet deſſen franzöſiſche Anſicht des Stückes viel verſtändiger, als „die gequirlte Aeſthetik und zerfahrne Suppe kunſtphiloſophiſcher Halbbegriffe des Herrn Prof. Clodius in der Leipziger Literaturzeitung." Daß es doch die Poeten nicht laſſen können, auf ihre Recenſenten loszuſchlagen, auch die nicht, denen das „Hundegebell der Dramaturgen," wie Schiller ſpricht, nichts ſchadet, und die — ſelbſt recenſiren. Bürger ſchimpfte wacker auf ſie, und recenſirte. Göthe ſang: Schlagt ihn todt, er iſt ein Recenſent, und recenſirte. Kotzebue brachte ein Scheubild des Recenſententhums in den Unglücklichen aufs Theater, und recenſirte. Das iſt die liebe Reizbarkeit, die nicht an das homo sum denkt.

Die Königin Eliſabeth auf der Univerſität. In den Memoirs of the court of Queen Elizabeth etc. par Lucy Aikin (Lond. 1819.) wird der Beſuch erzählt, den die Königin Eliſabeth auf der Univerſität Cambridge abſtattete. Es gab da erſt gewaltige Umſtände, und das berühmte Corpus der Lehrer mußte vorher dem Liebling Lord Dudley einen ehrfurchtsvollen Brief ſchreiben und ihn bitten, der Königin die guten Geſinnungen der Univerſität zu preiſen u. ſ. w. Die Königin und ihr Gefolge empfingen die herkömmlichen Geſchenke von Handſchuhen und Zuckerwerk. An der Thüre der Kapelle des Königs wurde E. vom Kanzler und Redner, mit Kniebeugungen empfangen, und der letzte hielt eine Rede die eine halbe Stunde dauerte. Da er mehrere beſondere Tugenden rühmte, die Ihre Majeſtät eingepflanzt wären (planted and set) ſo ſchüttelte die Königin den Kopf, biß ſich in die Lippen und die Finger, und ſchrie etlichemale voller Zorn: non est veritas, et utinam! (das iſt Unwahrheit; ja wollte Gott es wäre ſo!) Als der Redner ihre Jungfrauſchaft prieß, ſagte ſie: „Gott ſegne dein Herz! nur weiter." Sie entſchuldigte ſich, daß ſie nicht in lateiniſcher Sprache antwortete, aus Beſorgniß man möchte über ihre Fehler lachen. In der Kirche hörte ſie den Sonntag eine lateiniſche Predigt, und des Abends wurde die nämliche Kirche zum Theater gemacht, und die Aulularia des Plautus gegeben, was nach damaliger Sitte nicht anſtößig war. So wurde ſie überall mit Latein traktirt, und zuletzt vom Herzog von Norfolk und Lord Dudley auf den Knien gebeten, die Univerſität nur mit ein paar lateiniſchen Worten zu erfreuen. Sie weigerte ſich lange, und es koſtete gewaltige Mühe, bis ſich die Königin zu überwinden ſchien. Nun hielt ſie aber auf einmal eine lange Rede, welche wahrſcheinlich vom Lord Cecil gefertigt, und von ihr auswendig gelernt worden war. Sie verſprach noch ein großes Werk für die Univerſität zu thun; ſie iſt es aber ſchuldig geblieben. —

Oeffentliches Rechtsverfahren: (aus Wigand Geſchichte von Corvey. I. B. 2te Abth. S. 129.) „Betrachten wir nun das Verfahren bei einem Gericht, das öffentlich und mündlich gehegt wurde, an dem alle Gerichtsgeſeſſene Theil hatten, und wo man nach ungeſchriebenem Recht und ohne einen theoretiſchen Rechtsunterricht verhandelte und entſchied; ſo möchte mancher bei der Frage Bedenken tragen, ob da immer ein richtiges Urtheil habe erfolgen können? Wir überzeugen uns aber davon, wenn wir uns die vorkommenden Fälle einzeln denken. Beruhte, Erſtens, die Entſcheidung auf Vertrag, auf Wort und klarem Beweiß, ſo war dadurch das Recht ſelbſt gegeben. War es, Zweitens, in einem beſtimmten Fall immer ſo gehalten worden, und paßte langjährige Gewohnheit vollkommen zu dem vorgelegten Fakt, ſo war das Urtheil leicht zu finden, und der es vortrug, war der Zuſtimmung aller Umſtehenden gewiß. War aber, Drittens, der Fall neu, oder die Obſervanz ungewiß, oder die Sache in ihrem gegenwärtigem Zuſammenhange bedenklich, ſo konnte man wohl bei einem andern erfahrnen und berühmten Gericht ſich Raths erholen; man konnte aber auch das Recht finden, und da war Recht, was alle Genoſſen für billig hielten. Durch den Ausſpruch wurde es Recht, und zugleich Geſetz. Was aber alle für Recht anſahen, dem ſie ſich alſo insgeſammt in ähnlichen Fällen fügen wollten, das war gewiß auch für die Parteien das Rechte und Angemeſſenere, als wenn man alte Geſetzbücher aufgeſchlagen und da die Entſcheidung des Rechts gefunden hätte. Was der laute Wille, das allgemeine Billigkeitsgefühl des ganzen Volks ausſprach, konnte wohl ein angemeſſeneres Recht ſeyn, als was ein Geſetzgeber in ſeiner Arbeitsſtube erfindet. Dieß Volksmäßige aber, dieß gemeine Eigenthum aller Genoſſen am Recht, am Geſetz, am Gericht, hat etwas Großes und Erhabenes, das wir nach ſechs Jahrhunderten, die mit ihren Schatten und Nebeln dahingezogen, wieder lebhaft fühlen, erkennen und mit zeitgemäßen Modificationen zurückerſehnen *).

Alterthümer. 1. Eine nicht in den Buchhandel gekommene kleine Abhandlung iſt im vorigen Jahre in Weimar in Fol. gedruckt worden, und beſchäftigt ſich mit Erklärung einer alten Stein-Inſchrift von Heilsberg. Dieſes Heilsberg iſt ein Dorf zwiſchen Rudolſtadt und Remda, bis wohin der heil. Bonifacius oder doch ſeine Gehülfen gekommen ſeyn ſollen. Aus der erſten kleinen Kapelle wurde eine größere Kirche, und in dieſer fand ſich an einem Pfeiler der äußern Mauer ein großer Sandſtein eingefügt, in welchen wunderliche Quadratbuchſtaben eingegraben ſind. Schilter (im Thesaur. Antiquit. T. II.) hat ſie zuerſt bekannt gemacht, aber nicht gewagt zu deuten; nur die Worte Lodovic und Doring glaubte er zu leſen, und darin den Theilungstraktat zu finden, den König Ludwig der Erſte im J. 817 unter ſeinen Söhnen aufgerichtet. Dieſer Stein iſt jetzt im Vorhauſe der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar, und eine Abbildung der Schrift kam in den V. Band der Curioſitäten, ohne daß Jemand auf den Aufruf eine Erklärung verſucht hätte. Durch Vorſorge des Großherzogs von Weimar K. H., und die Gefalligkeit Sr. Durchl. des Fürſten Metternich iſt es nun dahin gekommen, daß der Alterthumskundige Herr Joſeph von Hammer eine ſolche Erklärung gegeben hat, welche in der obengedachten Broſchüre, mit Beifügung einer Abbildung erſchienen iſt und durch dies Blatt weiter bekannt zu werden verdient. Die ganze Inſchrift lieſt Hr. v. Hammer ſo:

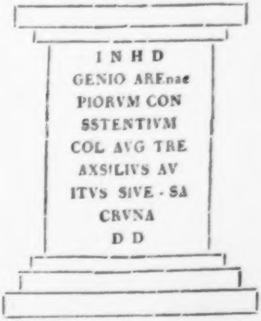
---

*) Wenn auch viele unſerer Juriſten, deren Geiſt in todten Formen erſtickt iſt, es ſich unmöglich denken.

Lodewic ter Frome	Ludwig der Fromm —
(E) tele — — — Duer	Edle — — — Thuer
Lodewic teild Eid	Ludwig theilt Eid (ſchwört)
Unter Sigeliton	Unter Siegelten
Ener St. bei Levens	Euerm Stift bei Leben
(Wer) Striete vuop	Wer ſtritte darob
Flyoch Im das	Fluch ihm, daß
(F) enerqual edemb	Feuerqual ehedem
Alle toettoe	Alle tödte
(E) wiclich dar Woe!	Ewig dar, Wehe!

Dieſe tauſendjährige Inſchrift, eine Art Schutzbrief für die Kirche mit dem allezeit bereiten Anathema esto. wird dadurch merkwürdiger, daß um den Rand eine dreihundert Jahre ſpätere Grabſchrift in barbariſchen und willkührlichen Zügen läuft, woraus zu vermuthen, daß man den Stein zu einer Grabſchrift Lothars II verwendet habe. Unter den Buchſtaben hat beſonders E einen fantaſtiſchen Wechſel; es ſieht bald wie eine Blume, bald unten gar wie eine Haube oder ein umgeſtürztes Gefäß aus. Hr. v. H. erblickt den Namen Lothar, deſſen Geburts- und Sterbedatum, 1070 und 4. Dec. 1137 und Deus det ei pacem requiem lucem, zum Theil nur halb ausgedrückt. Die wunderliche Schrift überhaupt kann man, getreuer als im Schilter, in den obengenannten Curioſitäten nachſehen.

2. Die zweite alterthümliche Neuigkeit iſt ebenfalls in einer Flugſchrift mitgetheilt, welche nicht in das große Publikum kömmt. Der Herr Geh. Hofrath Eichſtädt in Jena hat nämlich in dem gegenwärtigen Winterprogramm die Erklärung einer alten lateiniſchen Inſchrift verſucht, die noch nicht bekannt ſeyn ſoll. Sie befindet ſich auf einem Steine, welcher dieſen Sommer bey Trier, in der Gegend des ehemaligen Römiſchen Amphitheaters entdeckt, und durch die Vorſorge des damals in der Gegend befindlichen Großherzogs von Weimar nach Jena gebracht worden iſt. Dieſer Stein, eine Ara, iſt 25 1/2 Zoll hoch 11 breit und 8 1/2 dick, und von dieſer Form und Inhalt:



Hr. Eichſtädt lieſt: In Honorem Domus Divinae Genio arenariorum (arena ſtatt amphitheatrum iſt gewöhnlich; ungewiſſer ob die Alten arenarii ſtatt pugnatores und dergl. geſagt haben,) consistentium. Coloniae Augustae Trevirorum Axilius avitus dicavit.) Axilius möchte, ſeiner Meinung nach, nicht Einer der dem Volke Spiele gab, ſondern ein Kämpfer ſelbſt geweſen ſeyn. Denn beim Verfall der Sitten und des Ranges der Ritter und Senatoren, nahmen Mehrere aus dieſen Ständen, ſelbſt um ſich den Kaiſern zu empfehlen, an den Kämpfen Theil, bis nachher, wie Tacitus ſagt, (Hist. II 62.) Vitellius ein ſtrenges Gebot erließ, daß ſich die Ritter nicht auf dieſe Weiſe entehren ſollten, (ne ludo aut arena polluerentur.) S. I. V. E bedeute Sicut Ipsi Votum Est — (ex voto.) Endlich lieſt er die letzten Zeilen: Sacrum novum monumentum Dedit Donavit. Der Ort, wo dieſe Ara gefunden worden, macht ſie merkwürdig durch die Erinnerungen an eine Zeit, wo Trier, die Hauptſtadt der Römiſchen Provinz Belgien 1. oft der Aufenthaltsort römiſcher Imperatoren und, mit glänzenden Bauwerken verſehen war. Diocletian und Maximian haben ſich öfters hier verweilt, von hier aus Geſetze und Verordnungen ergehen laſſen. Der Ort des Funds erinnert uns aber auch durch Hrn. E…s Noten an die übertriebene Spektakelſucht jener Zeit, die der Presbyter

Salvian (do Gub. Dei.) (im 5 Säc.) beſonders den Trierern vorwirft, als welche mitten in der Zerrüttung, die das Sinken der Röm. Herrſchaft und dergl. hervorbrachte, darauf ſo begierig waren. Er ſagt: „Ich geſtehe, ich hielt euch für ſehr elende „Leute, da die Verwüſtung über euch kam; ich ſehe „aber ihr ſeyd noch elender, daß ihr nach Schauſpie„len verlangen könnet.“ — Wer unſere Blätter lieſt, wird uns von der Theaterſucht auch nicht leicht freiſprechen; vielleicht füllen ſie gar noch mehr ſonſt leer bleibende Seiten damit an. Der Schutzgeiſt Deutſchlands verhüte nur, daß unſere ſpäteſten Nachkommen kein Programm über einen Denkſtein aus unſerer Periode zu ſchreiben haben, der unſern verwirrten Zuſtand und unſern geſunkenen Charakter anklagen würde.

Schöne Literatur. Ein Hr. Friedr. v. Sydow hat in der „Stille ſeines Gärtchens“ Silberblüthen gebrochen, (d. h. poetiſche) die er auf Reiſen ſchickt und von den Leſern freundlich begrüßt wiſſen will. Wir würden die unſchuldigen Blümlein — Erzählungen und Gedichte — auch ruhig ihres Weg's ziehen laſſen, wenn wir uns nicht ſchuldig erachteten, den Hrn. v. S., inſofern er keineswegs ohne alles Talent zu ſeyn ſcheint, darauf aufmerkſam zu machen, ſeinen Erzählungen künftig mehr geiſtigen Gehalt zu geben, und in ſeinen Gedichten ungleich weniger zu ſchillern, welches letztere beſonders bei dem 21 Seiten langen, in Form der Glocke metriſirten und von Schillerſchen Bildern und Phraſen wimmelnden Gedichte, der Kranz, der Fall iſt. Einem großen Muſter mag man ſich wohl nachbilden, aber man ſoll ihm nicht nachtreten; ein Unterſchied, den unſere jungen Poeten, zu ihrem eigenen Nachtheil und zu des Publikums Verdruß, noch bei Weitem nicht ſcharf genug ins Auge faſſen. Auch geſtehen wir gerne, daß uns das, in dem, ſonſt gar nicht übel gedichteten, Bergmannsliedchen: „Der Bergmann tritt ins Leben ein ꝛc.“ innerhalb fünf ſechszeiligen Strophen netto 35 mal vorkommende: Glück auf! beinah verleitet hätte, dem Sänger mit dem bergmänniſchen: Glück zu! zu entgegnen, und zwar um ſo mehr, als er uns böslicherweiſe vorher über mehrere Verſe der Art wie

˘ ¯ ˘ ¯ ˘ ˈ
Denn es ſehn, die dem Gotte dienen,

hatte ſtolpern laſſen, wofür wir dadurch, daß er uns die Bewohner eines alten Schloſſes „um des Kamins kniſterndem Feuer“ ſitzen ſehen läßt, keineswegs entſchädigt wurden. Und mit dieſem kleinen Zehrpfennig wollen wir denn den reiſenden Silberblüthen unſer bon voyage! höflichſt geſagt haben.

Nöthige Bemerkung zu dem in No. 17. dieſes Bandes befindlichen Aufſatz: D. Karl Witte d. ä., überſchrieben.

In ſeinem Werk: Karl Wittes Bildungs- und Erziehungs-Geſchichte, greift Hr. W. der Vater, mehrere Männer aufs heftigſte mit den bitterſten, auseinander geſetzteſten Beſchuldigungen an und giebt ſich mit wahrhaft jeſuitiſcher Scheinheiligkeit, das Anſehen der tiefgekränkteſten Unſchuld, ſo, daß wer ſein Buch ließt, und Hr. Wittes Geſinnungen nicht kennt, nicht umhin kann ihn als ein Stichblatt mannichfacher Kabalen und ſchmählicher Umtriebe, zu bedauern und zu betrachten. So ging es auch Schreibern dieſes, dem Vf. der in No. 17. dieſes Blattes abgedruckten Anzeige über Hr. Wittes Schrift. Jetzt, nachdem ihm die Beilage zu No. 213 der Allg. Lit. Zeit., überſchrieben: „Beitrag zur Charakteriſtik des D. Karl Witte d. ä. als Nothwehr gegen denſelben, von A. G. Eberhard,“ in die Hand gekommen (worin Hr. Eberhard beweißt, wie ſchändlich Witte d. ä. ihn verleumdet, wie ſehr dieſer Mann, der ſich das Anſehen eines heiligen zu geben weiß, in ſeinem Buch gelogen) — ſieht er ein, welche Erbärmlichkeiten Witte d. ä. ſich erlaubt hat und wie er in der Kunſt mit jeſuitiſcher Heucheley Andere zu beſchmitzen, Meiſter geworden. Dieſe nun gewonnene Ueberzeugung, die Schreiber dieſes früher nicht haben konnte, weil er, blos Hrn. W. Buch leſend kein Recht hatte zu glauben, daß Hr. W. neben einem ſtarken Anſtrich von Charlatanerie auch nach dem Kranz der Schlechtigkeit, die ſich gefällt in böſer Afterrede, ſtrebe, dieſe Ueberzeugung bewegt ihn, die Leſer des Wochenblattes zu bitten, dieſe Zeilen als einen von Ehre und Rechtlichkeit gebotenen Nachtrag zu der Anzeige von Wittes Schrift in Nro. 17. zu betrachten, damit geſchehe was Hr. Eberhard am Schluß ſeiner Nothwehr ſagt: „Verachtung treffe den der ſie verdient.“ Es verdient ſie aber keiner mehr, wie derjenige, der, aller Ehre den Kopf abbeißend, als Pasquillant und Verläumder ſich ſelbſt darſtellt, um ſeiner verhaltenen Rache nach Jahren ein Opfer zu bringen. —

Der Vf. des genannten Aufſatzes in
N. 17. dieſer Blätter.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 39. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 November.

Rechtswiſſenſchaft.

(Beſchluß.)

Ueber den Werth der öffentlichen Rechtsverhandlung ſtreift Herr K. S. 114. ſehr oberflächlich hin. Der wichtige Abſchnitt S. 157 hebt an: „Ein vielgeſtaltet wunderbares Weſen ſchreitet durch unſere Städte und Länder, lenkt durchgreifend die innere Bewegung der Staaten, wächſt mit der Geſchichte und will ihr Geſetze vorſchreiben; ſchlichtet bürgerliche Dinge wie das Civilrecht, beſtraft Vergehungen, wie das Criminalrecht, ohne doch eins von beiden zu ſeyn: waltet wie ein Fürſt, ohne Fürſtenhoheit; bedenkt das Heil der Seelen ohne göttlichen Beruf; ſorgt für das Erdenwohl der Gemeine ohne gemeinheitliche Liebe, befördert ſogar die Wiſſenſchaften ohne Wiſſenſchaft: — wir nennen es Polizey." (Der Verf. hat ein Hauptkriterium vergeſſen: das Stöbern nach ſtaatsgefährlichen Geheimniſſen in den Schreibepulten.) „Dieſes Weſen, von jedwedem gekannt, iſt doch von niemandem recht kennen zu lernen; denn es hat ſich durch Gebrauch gebildet und entflieht der philoſophiſchen Unterſuchung; es läßt ſich ſchwer unter beſtimmten Merkmalen auffaſſen, weil ſogleich andere darneben treten, ja es ſcheint die Merkmale oft nach Belieben zu wechſeln; ſonach, wenn es nicht die höchſte dem Begriffe unerreichbare Idee der Vernunftfreiheit ſelber iſt, ſo iſt es vielleicht die keinem Maaße ſich unterwerfende und durch keines zu erkennende Sinnenwillkühr; iſt vielleicht der Staat und ſeine Geſetzgebung ſelbſt, ſobald es gelingt, die ethiſche Freiheit der Bürger zu überwältigen." (Herrlich geſagt!)

„Erhebt ſich die Polizey neben ſolcher Sorge für das Kleinſte und Unbedeutendſte, zum bedeutſamen Größeren, zum Reich der Gedanken und ihrer möglichen Schädlichkeit, dann iſt ſie das vollendete Werkzeug des Despotismus oder eigentlich er ſelbſt. Unbeſtimmt und willkührlich muß ſie als hohe Polizey im höchſten Grade erſcheinen, weil Gedanken und deren Folgen unermeßlicher ſind als das Gebiet alltäglicher Sinnenerfahrung: dann wirft ihr rollendes unruhiges Auge, welches keinen Schlaf kennt, den Blick in die Nachtferne, ob nicht glänzende Wolken am Gedankenhimmel aufſteigen, oder neue Sterne, oder etwa die Sonne ſelbſt! Einförmige Farbloſigkeit will ſie, zur Sicherung des Staates und ſeiner Ruhe: Licht und Farbe wecken mit anbrechendem Tage die Welt zur verhaßten Bewegung; darum neidet ſie den Lichtern des Himmels, und wacht, wenn Alles ſchläft. Werden Gedanken zu Worten, ſo rückt ſchon die mögliche Gefahr näher, man hätte deshalb lieber Worte ohne Gedanken." (Die ſind in allen Buchläden zu haben, meiſt zu herabgeſetzten Preiſen.) „Leider iſt annoch in Büchern eher das Erſte als das Letzte vorauszuſehen, wären ſie auch nur Sterne der achten Größe; darum Cenſur, bevor dieſe aufblitzen: es ſoll jedermann nur polizeylich denken, ſchreiben und reden." (Nur im Sinne der beſtehenden Staatseinrichtung, hat jüngſt eine Miniſterialzeitung mit naiver Offenherzigkeit gefordert, wenigſtens von ihres Gleichen, von den Zeitungen.) „Das China der Einförmigkeit und Gedankenloſigkeit wird bei gutem Ausharren vielleicht auf ſolche Weiſe gefunden."

Wie der Vf. über den Schulzwang denkt, dem man die Academieen unterwerfen zu wollen ſcheint, zeigt die Stelle S. 217. „Die volle Schale des Wehs drohte, als übermüthige Tyrannei den Schulen der unglücklichen zum großen Kaiſerreiche gezogenen deutſchen Länder Frankenbildung und Frankeneinförmigkeit aufzuzwingen ſtrebte." Der Pabſt, als Inhaber einer Kirchengewalt gedacht, wie er ſie im Mittelalter ausübte, iſt ihm in Bezug auf unſer mündiges Zeitalter der wahre Antichriſt; und er will keine Toleranz, die immer wie Gnadenſache klingt, ſondern Gleichheit aller chriſtlichen Kirchen in ihrem Verhältniſſe zum Staate als ein Recht.

Volksvertretung (das große Wort der Zeit) iſt ihm der einzige Grund und Boden, auf welchem ein wahres öffentliches Recht gedeihen, und ein echtes öffentliches Leben ſchaffen und nähren kann. (S. 267. ff.) „Nur bereitet freilich der fortgeſetzte Gebrauch dieſes öffentlichen Rechts den Miniſtern ſtatt paradieſiſcher Ruhe ein bewegtes Fegefeuer, aus welchem bloß Gerechtigkeit und Verſtand in den Himmel helfen." (Hinc illae lacrymae!) Für Hauptſtücken des öffentlichen Rechts hält er das Beſteuerungs- (beſſer Bewilligungs-) Recht und die Preßfreiheit." Zeitungsblätter, als fortgehende politiſche Erzählung und Rede, kommen natürlich in beſondere Betrachtung, zumal ſie von Gelehrten und Ungelehrten in Palläſten und Hütten ge-

Ausgegeben den 7. October.

leſen werden. Sie ſollen ſich ganz nach dem Hofton richten, mehr oder weniger officiell ſeyn, das heißt, die Begebenheiten ſo mittheilen, wie man ſie bei Hofe anhören mag, ſie ſollen ſich des Urtheils darüber enthalten, bis bekannt iſt, was der Herrſcher urtheilt. Ungeachtet nun die Zeitungblätter meiſtens von ſelber dieſe Beſchaffenheit anzunehmen pflegen, und nur wenige, wie einſt der Rheiniſche Merkur, eine bedeutende Sprache führen; iſt doch das Cenſiren derſelben zum Gebrauch worden, ſelbſt bei ſonſt vorhandener Preßfreiheit. Niemand wußte dieß vortrefflicher zu handhaben, als *Bonaparte*, während deſſen Regierung franzöſiſche Blätter genau die Richtung der Hofluſt anzeigten, und durch die kriegeriſche Leidenſchaft des Herrſchers unhöflich genug gegen andre Staaten und deren Führer wurden, zugleich manchmal ergötzlich oder ſchreckhaft wahr und lügneriſch. Jede andere nicht officielle Wahrheit oder Lüge ward als die größte [illegible] und Unſittlichkeit verboten und an dem Sprecher beſtraft. Vielleicht ſtand die Frechheit der franzöſiſchen Revolution auf keine andere Weiſe zu überwältigen, aber auch die damit verbunden geweſene Freiheit ging zu Grunde. Ludwig XVIII. hält die Zeitungen und Zeitſchriften unter ſtrenger Cenſur," (jetzt nicht mehr; aber *anderwärts*, *diſſeits* des Rheins „können wir nicht dulden, daß inländiſche Blätter *unbeſcheiden* über unſere Regierungsmaaßregeln urtheilen.") „und muß es wohl wegen innerer Schwäche der Herrſchaft und des Gegenſatzes mit der öffentlichen Meinung. Nur weil eine Conſtitution mit dem Anfang eines öffentlichen Lebens vorhanden, laſſen ſich die Flugſchriften nicht unter den Hofzwang bringen, und gewöhnen ſich zum Theil an ein ſehr dreiſtes Weſen, wie unter andern gegen das ganz zeitwidrig gehaltene mit dem Römiſchen Hofe abgeſchloſſene Concordat."

„In Deutſchland geſtattete nur Weimar ein freies öffentliches Denken, Reden und Schreiben. Wie wenig aber Augen und Ohren der höheren Welt hieran gewöhnt ſind, erhellt aus den wiederholten diplomatiſchen Klagen, und dem von Oſten und Weſten dagegen losbrechenden Grimm. Man eifert wider die Frechheit und den Unfug der Schriftſteller, deren Verbrechen unſers Bedünkens darin beſteht, daß ſie gewiſſe beliebte Civiliſationsformen nicht achten, und ein öffentliches Leben vorbereiten; ſo wenig übrigens Vieles was ſie vorbringen, als reine gediegene Wahrheit gelten mag. Nur von eigentlicher *Frechheit*, der unſittlichen, wider jede gute Staateinrichtung laufenden, ſind ſchwerlich Belege vorhanden." (Doch, z. B. die famöſen Eſelsköpfe, die offenbar unſittlich waren.)

„Was für Schaden kann nun überhaupt aus der verſchrieenen Preßfreiheit hervorgehen? Zuvörderſt werden manche wunderliche Gedanken zum Vorſchein kommen, weil es wunderliche Köpfe giebt, und grade dieſe oft mit Reden und Schreiben ſich vordrängen. Zweitens können möglicher Weiſe wirkliche Unſittlichkeiten laut werden, und perſönliche Beleidigungen mancher Art ſtatt finden. Gegen beiderley Schaden giebt es Mittel. Das Mittel gegen wunderliche Gedanken iſt ihre Widerlegung und öffentliche Bloßſtellung, welche bei allgemeiner Schreibfreiheit nicht ausbleibt, und wobei doch unmöglich die Vorausſetzung gilt, nur das Wunderliche oder Abgeſchmackte werde auf das leſende Publikum einwirken. Vielmehr erkämpft das Wahre und Rechte zuletzt ſtets einen unfehlbaren Sieg. Gegen entſchiedene Frechheiten und perſönliche Beleidigungen ſollen die Gerichte verfahren, indem kein Schriftſteller ſich der bürgerlichen Ordnung entziehen darf, ſondern als öffentlicher Redner ſeine Rede zu vertreten hat." (Wo ſollen die Gerichte die *Zeit* hernehmen? Der *Klagen* über perſönliche Beleidigung werden Legion ſeyn, wer getadelt wird, hält ſich auch meiſt für beleidigt. Wir halten es für das größte Hinderniß, welches einer allgemeinen Cenſurloſigkeit in Deutſchland entgegen ſteht, daß in unſerer Rechtswiſſenſchaft die Lehre *von der Ehrenverletzung durch Gedankenausdruck*, olim de injuriis verbalibus, nicht genug ausgebildet iſt, weder doctrinell, noch legislatoriſch.) „Jedem nach hinreichender gerichtlicher Unterſuchung über ihn gefällten Spruch iſt er ſo gut in dieſer Hinſicht als in ſeinen übrigen Verhältniſſen zum Staate, unterworfen. Schriftliche Verläumdungen und Angriffe, welche ohne Nennung des Namens aus unbekannter Quelle den Leſer irre führen können, ſind als ein ethiſcher Gift nicht zu dulden; denn die Geſetze, welche das Recht des Bürgers ſchützen, haben ihrerſeits das Recht eine offene Stellung deſſelben zu fordern. Nur weil es zu keinem gehörigen Schutz des öffentlichen Sprachrechts gekommen, verkriechen ſich die Sprecher in geheime Schlupfwinkel, und daraus erwachſen geheime Bosheiten, geheime Aufſpürungen, geheime Unterſuchungen, mit dem ganzen Gefolge des Unrechts, was ſie begleitet."

„Wer am bedeutſamſten im öffentlichen Leben auftritt, hat am meißten von der Preßfreiheit zu leiden, und es wird ihm nicht begegnen, wie dem verborgen lebenden Hausvater, daß nur wenige ſeiner gedenken, und keiner ihn hart beurtheilt, ſondern

die erhabenſten Wipfel des Waldes ſind dem Sturm am meiſten ausgeſetzt. Grade aber in dieſen Unannehmlichkeiten und ſcharfen Angriffen bedeutſamer Perſonen liegt ein unſchätzbarer Werth des öffentlichen Lebens; denn es bilden ſich dadurch Männer von öffentlichem Charakter, deren Ruf ſicherlich nicht gefahrlos zur Feſtigkeit gedeiht, aber eben deswegen ihre Geiſteskraft und Würde in Anſpruch nimmt, um ihn unerſchütterlich zu gründen und über das äußere Verweiſen des Ranges hinauszuheben. Es ſollten deshalb die Feinhörenden, welche ſich vor jedem Zeitungartikel ſcheuen und dagegen mit Leſeverboten einſchreiten, gemeinſchaftlich um volle Freyheit der Preſſe nachſuchen," (das werden ſie bleiben laſſen) „und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten tragen. Würden ſie nicht ſtärker geliebt und vielleicht weniger gefürchtet, ſo doch mehr wahrhaft geachtet; welches letztere ihrem Verdienſt auf alle Weiſe zukommen mag, was aber bey vorhandenem Preßzwange niemand wiſſen kann; indem jede lobende Stimme, aus Mangel am Gegenton, den Verdacht gemeiner und unwürdiger Schmeicheley wider ſich hat."

„Sehen wir doch im wiſſenſchaftlichen Thun der Schriftſteller, bey denen ſich durch Preßfreyheit ein öffentliches Recht mit öffentlichem Leben ausbildete, die Beſtätigung unſrer Bemerkungen. Gewiß giebt es viel verwerfliche Urtheile in den Literaturblättern," (beſonders in den academiſchen, vehmrichterlichen, die vom Staate begünſtigt werden) „viel unwürdige und heimtückiſche Angriffe wider Autoren und deren Werke, viel Leidenſchaft, Partheylichkeit, worüber manche Zarthörenden unendliche Klage führen. Eben deswegen aber iſt ein guter literariſcher Ruf, der mitten unter Ungeſchlachtheiten, Misgunſt und Beleidigung, dennoch gewachſen und Feſtigkeit gewonnen, etwas werth; und beut einige Entſchädigung für die ſonſtige Zurückgezogenheit des gelehrten Lebens und ſeine manchmal gänzliche Entfernung von öffentlicher Thätigkeit. Wer nie mit ſeiner Wiſſenſchaft auf dem Platz erſchienen, genießt den Troſt, allerley unvermeidlichen Verdrießlichkeiten entgangen zu ſeyn.

Der Vf. betrachtet nun das öffentliche Recht der Regierenden. Er ſchließt davon aus „das Vertauſchen der Länder und Unterthanen." (Alſo das Arrondiren im Frieden; aber alle Weltkörper ſind rund, und ſo wollen es auch die Staaten werden, ohne zu bedenken, daß runde Figuren eine Ebene nie bedecken können. Sie ſollten ſich lieber zu trianguliren ſuchen.) „Die mannichfaltigen Rechtsverletzungen Europäiſcher Herrſcher durch einen kühnen Emporkömmling in ihrer Mitte, verwirrten bey ihnen ſelbſt die Vorſtellungen von ihrem öffentlichen Recht, und führten den Bürger zu einer dumpfen Gleichgültigkeit über Veränderungen des Staates, deren keine ihm ein öffentliches Recht entzog oder brachte, nachdem die alten Spuren deſſelben gänzlich verſchwunden waren; — erſt dann, als die Regierenden ihr Recht mit dem der Unterthanen verbanden, als ſie eine ſichere Geſtaltung deſſelben durch Verfaſſung zuſagten," (ob der berühmte Artikel 13. ſo zu verſtehen ſey, wird nunmehro erſt authentiſch erklärt werden, und zwar nach monarchiſchen Principien) „entſprang die höchſte Theilnahme der Völker für ihre Herrſcher, die dumpfe Gleichgültigkeit war vorüber, und ein kraftvolles Erwachen beſiegte den ſtarken Arm des Verwirrers."

„Ein verfaſſungsmäßiger Herrſcher hat deswegen allerdings das R[illegible] Vertheidigung von ſeinen Unterthanen zu foder[illegible]; denn ihre Rechte ſtehen und fallen miteinander. Das ſeit der franzöſiſchen Revolution Sitte gewordne Aufbieten der Volkskraft und Ergänzung des Heeres aus den Familien der Bürger lag auf dem Wege des öffentlichen Rechts, ſobald wirklich eine Verfaſſung und nicht bloß ein Luftbild derſelben vorhanden war; weil aber alle wirkliche Verfaſſung fehlte, und endlich die bloße Willkühr eines Despoten Gut und Blut der Unterjochten für eigennützige Zwecke verbrauchte, wurden jene Heeresergänzungen zur größten Beleidigung des öffentlichen Rechtes der Bürger, deſſen lebhaftes Gefühl ein immerwährendes Geräuſch der Siege und ein prunkvolles Blendwerk von Ehre übertäubten. Möchten doch alle Verächter einer Konſtitution bedenken, daß die öffentlichen Rechte der Fürſten erſt durch Verfaſſungen innerliches Gewicht und bedeutende Ausdehnung erhalten; daß aller Schimmer rechtloſer Willkühr in Zeiten der Gefahr plötzlich erliſcht; daß alle Stützen despotiſcher Gewalt inwendig morſch und hohl ſind, weswegen ſie grade dann zerbrechen, wann ein Despot ſie am dringendſten braucht; daß öffentliches Unrecht ſich fortwährend ſein eignes Grab gräbt, und ſelbſt den Verſtändigſten — weil ihm Verſtand des Rechts gebricht — unfehlbar hineinſtürzt. Was iſt geworden aus einem National-Convent, der öffentliches Unrecht an Ludwig XVI. übte? Was iſt geworden aus Napoleon Bonaparte, dieſem Sohne des Unrechts gegen die Völker?" (Was? Eine Liebſchaft für viele die ihn haßten, Dank ſey es denen, die im Frieden faſt ſchlimmer mit den Völkern umgehen, als er im Kriege!)

So lebendig Herr K. auch die Uebel malt, welche Deutſchland drücken, ſo ſchließt er doch die Schrift mit den ſchönſten Hoffnungen; er weiſſagt ſogar, troz aller Verwirrung, des Volkes Steigen, das Wachſen und Gedeihen bürgerlicher Freiheit, den Anbruch eines öffentlichen Lebens. Gott geb' es!

Aus der Geſchichte von Venedig.

(Beſchluß von No. 36.)

Zum Schluß wollen wir für dieſesmal noch unſern Leſern eine Anekdote mittheilen, die ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zutrug, und einen deutlichen Begriff von dem Charakter der Venetianiſchen Regierung geben kann. Aus den älteſten Zeiten her hatte zu Venedig ein Geſetz exiſtirt, durch welches dem Beichtvater eines Sterbenden das Eigenthum von allem ohne Ausnahme zufiel, was ſich im Augenblick des Todes in deſſen Zimmer befand, ohne dabei ſelbſt auf die Kinder Rückſicht zu nehmen; dieſes empörende Geſetz war ganz in Vergeſſenheit gerathen, oder doch nicht förmlich aufgehoben worden. Nun wollte aber ein Geiſtlicher es in der genannten Zeit wieder aufleben machen, als er bei dem Sterben eines Mannes gegenwärtig war, der ein ſehr großes Vermögen in einer Brieftaſche, die bis zu ſeinem letzten Athemzuge unter ſeinem Kopfkiſſen gelegen hatte, hinterließ. Der einzige Sohn des Verſtorbenen wollte aber dieſes nicht zugeben, und es kam ſo weit, daß er dem Geiſtlichen Stockſchläge gab und ihn zur Thüre hinauswarf. Dieſer verklagte ihn aber ſogleich bei dem hohen Rathe, als den Uebertreter eines, nach ihm, ſo weiſen und ehrwürdigen Geſetzes. Das Urtheil des hohen Rathes fiel hierauf dahin aus, daß das Geſetz allerdings noch ſeine Giltigkeit habe, nur aber auf den gegenwärtigen Fall, weil es ſeit ſo langer Zeit in Vergeſſenheit gerathen wäre, nicht angewandt werden könne, daß es jedoch in der Zukunft wieder in ſeiner ganzen Strenge befolgt werden ſolle. Zugleich wurde aber auch beſtimmt, daß wer einem Geiſtlichen, um ihn an der Ausübung dieſes Rechtes zu verhindern, Prügel geben würde, um 5 thlr., wenn er aber die Uebertretung des Geſetzes ſo weit triebe, daß er den Geiſtlichen todtſchlüge, um 12 thlr. geſtraft werden ſollte. Von dieſem Augenblick an iſt niemals mehr ein Fall vorgekommen, wo ein Geiſtlicher dieſes Geſetz hätte gelten machen wollen!

Wie weit es die Venetianer ſchon im 15. Jahrhundert in allerlei Kunſtfertigkeiten und beſonders in der Glas- und Kriſtallfabrication gebracht hatten, erzählt der Verfaſſer bei Gelegenheit eines Beſuchs, den Kaiſer Friedrich III im Jahr 1452, als er nach Rom reiſte, um die Kaiſerkrone daſelbſt zu empfangen, zu Venedig abſtattete. Es wurden ihm alle ſeinem hohen Range ſchuldigen Ehrenbezeugungen erwieſen, und ihm auch bei der feierlichen Audienz, die er ertheilte, und bei welcher er auf einem koſtbaren Throne ſaß, der damaligen Sitte gemäß prächtige Geſchenke überreicht. Unter dieſen befand ſich hauptſächlich ein überaus koſtbarer, mit allen Arten der ſchönſten Kriſtallgefäße reichlich beſetzter Schenktiſch, die in der Manufactur zu Murano, eine Viertelſtunde von Venedig, die ſchon ſeit zwei Jahrhunderten im Beſitz war, ganz Europa allein mit Glaswerk und Spiegeln zu verſehen, verfertigt waren. Friedrich aber, der vermuthlich damals ſolidere Geſchenke nöthig gehabt hätte, war mit dieſen zerbrechlichen Waaren ohne innern Werth ſchlecht zufrieden, und gab deshalb ſeinem bei ſich habenden Hofnarren ein Zeichen, worauf dieſer den ganzen Schenktiſch umwarf, ſo daß alles, was darauf ſtund, in tauſend Stücke zerbrach. Der Kaiſer glaubte ohne Zweifel einen recht witzigen Einfall zu ſagen, indem er die Bemerkung machte, daß wenn die Gefäße von Gold geweſen wären, ſie nicht würden zerbrochen ſeyn. Wenigſtens fruchtete aber dieſer Einfall ſo viel, daß ihm, als er auf ſeiner Rückreiſe abermals nach Venedig kam, wirklich koſtbarere, ſeinem Geſchmack angemeſſenere Geſchenke gemacht wurden. Uebrigens waren damals dieſe Kriſtallwaaren von Murano Gegenſtände der Bewunderung für ganz Europa, und wurden ungeheuer theuer bezahlt. Ein damaliger Geſchichtſchreiber erzählt von einem mit Silber verzierten Springbrunnen von Kryſtall, für welchen der Herzog von Mailand 3500 Stück Ducaten bezahlte. Auch in der Kunſt muſiviſche Arbeiten zu verfertigen, hatten die Venetianer es damals ſchon weit gebracht, und die St. Marcuskirche war ganz damit ausgeſchmückt. In dieſem Jahrhundert wurde aber eine Kunſt von weit größerer Wichtigkeit erfunden, nämlich die Buchdruckerkunſt. Die Venetianer waren zwar nicht die Erfinder derſelben, allein ſie zeichneten ſich doch ſehr bald auf das vortheilhafteſte darin aus, und dieſe Kunſt wurde für ſie eine neue Quelle von Ruhm und Reichthümern. Kaum zwölf Jahre nachdem die Kunſt, mit beweglichen Buchſtaben Bücher zu drucken, erfunden worden war, zogen ſie durch die vortheilhafteſten Anerbietungen Wendelin von Speier in ihre Stadt, und dieſer gab im Jahr 1469 die erſten gedruckten Bücher daſelbſt heraus. Ohngefähr zur nämlichen Zeit errichteten auch Johannes von Cölln und Nicolaus Janſon Buchdruckereien zu Venedig, aus denen ſehr bald die Werke von Cicero, Jul.

Caeſar, Tacitus, Qu. Curtius, Plautus, Virgilius, Plinius und anderer weniger berühmten Schriftſteller hervorgingen. Schon dieſe erſten Ausgaben waren ſehr ſchön, aber zwanzig Jahre ſpäter fing der berühmte Aldus Manutius ſeine großen Unternehmungen an, die von ſeinem Sohn und Enkel fortgeſetzt wurden. Dieſe drei gelehrten Buchdrucker thaten Rieſenſchritte in der Vervollkommnung ihrer Kunſt, und ihre Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ſtehen in ſolchem Werthe, daß ſie beinahe den Handſchriften gleich geachtet werden. Sie ſind unter dem Namen Aldinen bekannt, und das Zeichen derſelben iſt ein Anker, um den ſich ein Delphin ſchlingt, und wobei auch zuweilen noch die Worte: sudavit et alsit, ſtehen. Man kann ſie am beſten aus dem im J. 1803 zu Paris in zwei Bänden erſchienenen Werke von Renouard: Annalen der Buchdruckerei der Aldus, kennen lernen.

Wenden wir uns nunmehr von dem Flor der Künſte zu der berüchtigten Staats-Inquiſition, der monſtruöſeſten Einrichtung, die in irgend einem Staate jemals gefunden worden iſt. Ueber ihre Entſtehung hatte man bis jetzt nur ungewiſſe Nachrichten; bei dieſem furchtbaren Tribunal war alles in das tiefſte Geheimniß gehüllt, und ſein Urſprung war eben ſo unbekannt wie ſeine Formen und ſeine Einrichtung. Man wußte, daß es exiſtirte, aber nicht, ſeit wann und durch welche Veranlaſſung? Die Erfahrung hatte gelehrt, daß es alles ſah, furchtbar ſtrafte und nichts verzieh; man erlaubte ſich eben ſo wenig Nachforſchungen über ſeinen Urſprung, als auch nur die leiſeſten Bemerkungen über ſein Verfahren. Die Venetianiſchen Geſchichtſchreiber entſchuldigen ſich in den gewählteſten, ehrerbietigſten Ausdrücken, daß ſie keine Nachrichten darüber mittheilen könnten, indem es nicht erlaubt wäre, Nachforſchungen deshalb anzuſtellen und noch weniger davon zu ſprechen. Eine Staatsbehörde aber von dieſer außerordentlichen Wichtigkeit mußte nothwendigerweiſe eine geſetzliche Form haben, und man iſt daher dem Grafen Daru vielen Dank ſchuldig, daß er in dem zu Paris geweſenen Archiv von Venedig die bisher gänzlich unbekannt geweſenen handſchriftlichen Statuten dieſes Tribunals mit großem Fleiße aufgeſucht und zuerſt durch den Druck bekannt gemacht hat. Dieſe Statuten ſind vom 16. Jun. 1454 datirt, und nach ihnen ſollte der Rath der Zehn die drei Staats-Inquiſitoren aus ſeiner Mitte wählen, die es ſo lange bleiben ſollten, als ſie Mitglieder dieſes Rathes wären, die keiner Art von Formalitäten unterworfen ſeyn und eine völlig uneingeſchränkte Gewalt beſitzen ſollten. Die Gerichtsbarkeit dieſes Tribunals erſtreckte ſich über Adel, Geiſtlichkeit und Volk, die Mitglieder des Rathes der Zehn nicht einmal ausgenommen. Es hatte die Macht, die Angeklagten nicht nur öffentlich ſondern auch insgeheim hinrichten zu laſſen, und über alle Staats-Caſſen zu verfügen, ohne darüber Rechenſchaft abzulegen; alle Befehlshaber zu Waſſer und zu Land mußten ſeine Befehle unweigerlich vollziehen, und kein anderes Gericht durfte ſich in eine bei ihm anhängige Sache miſchen. Die aus 108 Artikeln beſtehenden Statuten deſſelben waren von einem der Staats-Inquiſitoren ſelbſt geſchrieben, ſo daß ſie auch ſogar ihren Sekretarien unbekannt waren; ſie blieben beſtändig in einem koſtbaren Käſtchen verſchloſſen, von welchem den Schlüſſel jedesmal einer der drei Mitglieder aufbewahrte, die darin Monatweiſe abwechſelten. Bei ſolchen Vorkehrungen konnte freilich das Geheimniß Jahrhunderte hindurch bewahrt werden, denn auch diejenigen Perſonen, die es allein kannten, die abgegangenen Mitglieder des Tribunals, wußten beſſer als irgend jemand, welche Gefahr mit dem geringſten Mangel an Verſchwiegenheit verbunden war. Das Tribunal war in einem ſolchen Grade unumſchränkt, daß kein von ihm gefälltes Urtheil, und auch kein insgeheim vollzogenes Todesurtheil das geringſte Aufſehen erregte. Wenn ein Mann, auch vom höchſten Range, plötzlich verſchwand, und man nur entfernt vermuthen mußte, daß es auf Befehl der Staats-Inquiſition geſchehen war, ſo wagte es ſeine Familie nicht, Nachforſchungen anzuſtellen. Auf allen öffentlichen Plätzen und in den Hauptſtraßen waren eiſerne Kaſten in Form von Löwenköpfen angebracht, in welche die Anklagen geworfen wurden. Allein das Tribunal wartete nicht auf ſolche, ſondern unterhielt ein Heer von Spionen auf allen öffentlichen Plätzen, in den Wohnungen der fremden Geſandten, in allen ſchlechten Häuſern und, in den Hallen an der St Marcuskirche, wo der Adel ſpazieren zu gehen pflegte. In allen Kirchen und Bethäuſern ſtunden beſtändig welche, die alles was vorging, beobachten mußten. Verdächtigen Perſonen folgten beſtändig zwei Spionen, von denen keiner etwas von dem andern wußte, auf jedem Schritte nach und durften ſie nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verlieren. Dieſe geheime Aufpaſſerei koſtete der Republik jährlich über 200,000 Stück Ducaten. Dieſe Spionen beſtunden aus Handwerkern aller Art, aus Edelleuten, Biſchöffen, Juden und Mönchen, weil es beſonders den beiden letztern, wie es in den Statuten heißt, am leichteſten wird, ſich überall einzudrängen. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit richtete dieſe geheime Polizei auf die fremden Geſandten. Der Regel nach waren in dem Hauſe eines jeden derſelben wenigſtens vier Spionen, die ſich unter einander nicht kannten, und außerdem wurden noch die Sekretarien und Dienſtboten aller Art beſtochen. Im Lande des Geſandten wurden ſogar Leute beſtochen, die als Reiſende nach Venedig kamen, ſich bei ihrem Geſandten einführen ließen, und alles was ſie von ihm erfuhren, weil er niemals das geringſte Mißtrauen gegen ſie hegen konnte, der geheimen Polizei anzeigten. Ein Venetianiſcher Edelmann konnte niemals bei Verluſt des Lebens Umgang mit einem fremden Geſandten haben, weder mittelbar noch unmittelbar; das zufälligſte Zuſammentreffen wurde für ein Staatsverbrechen gehalten, wenn es nicht ſogleich angezeigt wurde, und die Geſandten führten daher zu Venedig ein völlig iſolirtes Leben, und alle ihre Angelegenheiten mit der Regierung mußten ſchriftlich verhandelt werden. Es wurde abſichtlich verbreitet, daß, wenn ſie ſich mit einem Edelmann in eine geheime Verbindung einließen, die übrigen Edelleute alle das Recht hätten, dieſen umzubringen; weil aber ein ſolches Geſetz ſchwer zu glauben war, wie es denn auch wirklich nicht exiſtirte, ſo ertheilte die Staats-Inquiſition von Zeit zu Zeit einem in ihrem Solde ſtehenden Edelmanne den Befehl, irgend einen andern, der eines geheimen Umganges mit einem Geſandten verdächtig war, einzubringen, und ſich alsdann ſeiner That laut zu rühmen. Dieſes abſcheuliche Verfahren iſt keine bloße Sage, ſondern ein reiflich erwogenes Geſetz, das einen eigenen Artikel in den Statuten ausmacht. Mit gleicher furchtbarer Strenge wurde auch gegen alle Claſſen von Unterthanen verfahren. Ein Arbeiter im Arſenal oder irgend ein ausgezeichneter Künſtler, der Miene machte ins Ausland gehen zu wollen, ſollte erdolcht oder vergiftet werden. Wenn ſich ein Patrizier die geringſte Bemerkung über die Regierung erlaubte, ſo bekam er zweimal einen Verweiß, das drittemal aber wurde er als ein nicht zu beſſernder erſäuft. Gegen die Mitglieder des Rathes der Zehn und gegen den Doge ſelbſt ſollten die Unterſuchungen auf das allergeheimſte angeſtellt werden, und wenn dabei ein Todesurtheil geſprochen würde, das Gift den Vorzug erhalten. Es würde jedoch zu weit führen, wenn wir noch mehrere Punkte aus dieſen furchtbaren Statuten mittheilen wollen. Da ſie aber noch gar nicht bekannt ſind, ſo würde eine vollſtändige Ueberſetzung derſelben in irgend einer Zeitſchrift nicht nur ſehr intereſſant, ſondern auch ein höchſt merkwürdiger Beitrag zur Geſchichte von Venedig ſeyn. Uebrigens werden unſere Leſer ohne Zweifel mit uns auf die Vermuthung gerathen ſeyn, daß der Graf **Daru** dieſes aufgefundene Mſpt. an **Napoleon** muß abgeliefert, und dieſer es bei der Einrichtung ſeiner geheimen Polizei, ſo wie überhaupt bei ſeinen Regierungs-Grundſätzen als Grundlage mag gebraucht haben. Die Aehnlichkeiten zwiſchen beiden iſt nicht zu verkennen, aber freilich gebiert die Tyrannei in allen Zeitaltern und bei allen Völkern ganz ähnliche Ungeheuer. Wohl uns, daß wir in unſerm freien Deutſchlande von einer ſolchen geheimen Polizei, und von einer ſolchen Staats-Inquiſition nichts zu befürchten haben!

Franzöſiſche Literatur.

Trophäen der Nazionaleitelkeit. So kann man ein jetzt in Paris erſchienenes Werk nennen, das den Titel führt: Trophees des Armées Françaises depuis 1792 jusqu'en 1815 und das eine kurze Beſchreibung von den gelieferten Schlachten in ſechs Octavbänden liefert. Es iſt mit 60 Kupfern ausgeſtattet, welche mehr Kunſt- als militäriſchen Werth haben, und auf feines Velinpapier abgedruckt.

Der vor uns liegende erſte Theil fängt mit der Kanonade von Valmy an, die hier als eine förmliche Schlacht und ſo beſchrieben wird, daß ſie ſchwerlich ein Augenzeuge wieder erkennen würde. Ein ſchöpferiſches Genie muß man den Franzoſen laſſen; ſie können auch aus Nichts was machen. Uns dünkt die Vorrede das merkwürdigſte, indem ſie den Stolz des Franzoſen charakteriſtiſch ausſpricht, und gute aber auch wieder wunderliche Bemerkungen einſtreut. Nach dem Verfaſſer iſt eine Frau ſchuld, daß Egypten nicht die ſchönſte Colonie von Frankreich wurde.

Nämlich Lady Hamilton habe durch ihre Intriguen, die Bedenklichkeiten des mit Frankreich in Friede lebenden Hofs von Neapel überwunden. Dieſer habe Nelſons Flotte die ſtrafbare Unterſtützung mit Proviant geleiſtet, wodurch das Seetreffen von Aboukir möglich geworden ſei ꝛc. Napoleon als Feldherr wird überall geprieſen, und über die verlohrnen Treffen hüpft unſer Verfaſſer wie der Hahn über die glühenden Kohlen. Um einen Begriff von des Verf. Schreibart zu geben, überſetzen wir den Anfang und den Schluß der ziemlich langen Einleitung.

Er fängt ſo an: „Der Weg den die Völker zum „Ziele der Freiheit zurücklegen, iſt allezeit durch große „Gefahren bezeichnet; die Hoffnungen der nieder„geſchmetterten Gewalt überleben ihren Fall noch „lange. Sie wird durch Intereſſen und Leidenſchaf„ten begünſtigt, die den Beiſtand der Fremden anru-

„ſen, und die Fremden ermangeln niemals, auf den „Ruf herbeizueilen. Das kömmt daher, weil die „meiſten Fürſten, gelehrt von Jugend auf, ſich als „die unumſchränkten Herren der andern Menſchen zu „betrachten, jederzeit in Bereitſchaft ſtehen, die Freiheit in der Geburt zu erſticken, und weil Einer wie „der Andere eine Anſteckung der Völker befürchtet. „Dieſe Fürſten haben Recht; die Freiheit ſteckt an: „ſie iſt in der Luft die man zu gewiſſen Zeiten einathmet, „welche die Beſtimmung zu haben ſcheinen, das „Blut, die Sitten und die Tugenden der Nationen „zu erneuern, welche durch ein zu langes Verkehr mit „dem Despotismus verarmt und aus der Art geſchlagen ſind. Die Xerxes, die Porſenna und ihres „Gleichen entwickeln umſonſt das ganze Rüſtwerk „ihrer Kräfte, und rufen umſonſt die Liſt der Gewalt zu Hülfe; ſie unterliegen jederzeit in dem unvorſichtigen Kampfe, den der Stolz mit Menſchen „eingeht, die ein Vaterland haben.“ (Dieſer Satz iſt wohl unrichtig? denn daraus würde die ruchloſe machiavelliſtiſche Lehre folgen, man müſſe in den Menſchen auf alle Weiſe die Idee des Vaterlandes erſticken, um die Willkühr zu befeſtigen.) „Athen, Rom, „Brabant, Amerika haben dieſe Wahrheit beſtätigt; „Frankreich ſollte einen neuen Beleg dazu abgeben. — — Der Schluß lautet ſo: — „Napoleon kann „ſich wegen der Unfälle Frankreichs nicht dadurch rechtfertigen, daß er es mit einer gränzenloſen (?) Hingebung, mit einem ungewöhnlichen Muthe, mit „aller Geſchicklichkeit des erſten Kriegers ſeiner Zeit „vertheidigt hat. Er beging den unverzeihlichen Fehler, daß er nicht die Nation zum Beiſtand der Armee aufrufen, und nicht das magiſche Wort Freiheit, „auch keine heilige Verpflichtung gegen die Franzoſen „ausſprach, welche das Verſprechen einer wahrhaft „conſtitutionellen Regierung mit Enthuſiasmus entflammt haben würde. Statt deſſen ſetzte er „unſer aller Schickſal auf ſeinen Kopf. Er unterſtand ſich zu glauben, ein einziger Menſch gelte ſo „viel wie ganz Frankreich: verrathen durch den Zufall, ging er nach zwanzig Siegen unter; Frankreich würde zwanzig Niederlagen widerſtanden haben. Man würde geſehen haben, wie ſich die Wunder vom Jahr 1794 erneuerten. Die Feinde, ſtatt „die Mauern von Paris zu erblicken, würden vielleicht nicht einmal gewagt haben, die Rheingränze „zu überſchreiten (Et.) Möge dieſe große und ſchreckliche Lehre den Völkern wenigſtens Frucht tragen, „und ſie warnen, daß ſie niemals weder einen einzigen Menſchen, noch einer Armee allein die geheiligte Pflicht anvertrauen, die Unabhängigkeit des „Vaterlandes zu vertheidigen.“ —

Zur Geſchichte der Zeit fährt die Bibliotheque historique in Paris fort, allerlei zu liefern, was wir nicht immer nacherzählen möchten. Gewiſſe, obſchon an ſich folgenloſe und unſchädliche, Dinge können nur in Frankreich geſagt werden. Liebhaber unſerer Zeit, die von Liebhabern wenig zu halten ſcheint, verweiſen wir daher auf die Bibliotheque historique ſelber. Hier folgendes.

In einem Briefe im dritten Hefte des 8 Bandes wird der Zuſtand von Italien wohl faſt zu ſchrecklich geſchildert. Der Briefſteller theilt die Einwohner des ſchönen Landes in Bettler in den Städten und Räuber auf den Straßen, welche letztere, merkwürdig genug, allein die Geiſtlichen und allezeit verſchonen. — Die Summen zu den Feierlichkeiten, welche bei Anweſenheit des Oeſterreichiſchen Kaiſers in Rom aufgewendet worden ſind, ſollen großen Theils von den Gliedern der Familie Bonaparte, um ſich die Gunſt des Pabſtes zu erwerben, vorgeſchoſſen worden ſeyn. Das glänzendſte Feſt, das man dem Kaiſer gegeben, war das auf dem Capitol, wo man eine Art Cantate aufführte, in welcher die Schatten des Numa, Caeſar und Trajan die Tugenden des erlauchten Reiſenden prieſen. — Der Briefſteller will hinter dieſer Reiſe von mehreren Monaten die Abſicht einer politiſchen italiäniſchen Verbündung ſuchen, wozu ein nordiſcher Bund den Anlaß geben ſoll. — Man ſieht wie argwöhniſch die Franzoſen auflauern. — Eine Berechnung der Einnahme und Ausgabe bey der geiſtlichen Miſſion von Bayonne vom 18. Mai d. J. giebt die Einnahme zu 8952 Franken 35 Cent. und die Ausgabe zu 9086 Frank. 20 Cent. an, mithin erſcheint ein heiliges Deficit von 133 Fr. 85 Cnt. —

Ehre Vater und Mutter! Zu dieſem Gebot der heiligen Schrift giebt die Bibl. histor. einen Commentar durch das Bruchſtück einer Predigt eines Abbts am Charfreitage. Wir theilen ein Pröbchen mit: „Väter und Mutter! Ihr ſeyd die Urſache unſerer Beſorgniſſe, unſerer Troſtloſigkeit. Seht Eure Kinder an. Wir haben ſie dem Teufel (durch die Communion, meinte er,) entriſſen, und wir zittern ſie in Euere Hände fallen zu ſehen. Kinder! ihr werdet wieder zu euern Eltern zurückkehren; vielleicht werden ſie euch in verfluchte Geſellſchaften oder gar ins Theater führen wollen. Kinder! ihr ſeyd zwar euern Eltern Gehorſam ſchuldig, aber noch mehr Gott. Wenn ſie euch daher zu Bällen und Komödien führen wollen, ſo werdet ungehorſam. Ihr habt das Recht dazu; ſprecht: Nein! ich will nicht gehen.“ (Allerliebſt.)

Hernach meint der Herr Abt, wenn die Kinder ſolcher böſer Eltern vor Gottes Thron erſcheinen würden, ſo würden ſie ſchreien: „**Gott, nicht wir,** unſere mörderiſchen, verfluchten Eltern haben uns in jene Oerter der Ausſchweifung geführt. Gott! räche uns, räche uns! Verflucht ſeien die Eltern, die unſerm Leib das Leben gegeben, und der Seele das Leben entzogen haben.“ — Kaum kann man ſeinen Augen trauen, und muß ſich wundern, daß der allezeit fertige Herr Generaladvokat Vatismenil, der ſchon manchen Buchſtaben verdächtig findet, hier ſolche Worte unangeklagt laſſen kann. Oder ſind ſie nicht geſprochen worden? — In einem folgenden Hefte beſchwert ſich wenigſtens ein Vater, daß ihm ſeine ſonſt folgſame Tochter durch ſolche Frömmlinge abſpenſtig gemacht worden ſeyn ſoll, und er noch keine Hülfe gefunden habe. —

Im 6ten Heft verbreitet ſich die Bibl. unterm datum vom 30. Julius, auch über den Zuſtand von Deutſchland und die Verſchwörungsgerichte, die einſt eine eigne Geſchichte verdienen und erhalten werden. Wenn ſie auch, gebe Gott! keine fürchterlichen Folgen zu erzählen haben wird, ſo wird ſie doch immer höchſt belehrend werden, durch die Darlegung der Triebfedern, durch die Blicke in das menſchliche Herz, durch den großen Einfluß gewiſſer Claſſen, durch das ohnmächtige Verhältniß einer hohen Civiliſation zur Leidenſchaft und Eigenſucht. — Eine ſolche Geſchichte über unſer blos der demagogiſchen Umtriebe angeſchuldigten Zeitalters, muß freilich auch die Beſchreibung der öffentlich noch nicht erwähnten, antidemagogiſchen Umtriebe, der jeſuitiſchen und feudaliſtiſchen Rücktriebe, und aller andern unſaubern Nebentriebe und Unglückstriebe in ſich faſſen, wenn man das vollſtändige Triebwerk und zugleich auch die Treiber ſelbſt genau kennen lernen will. — Die Zwecke im plurali ſind ſchon jetzt gewöhnlichen Augen klar. — Von des Franzoſen Anſicht wollen wir nur eine kleine Probe beifügen. „Es iſt merkwürdig, daß es Profeſſoren ſind, und faſt Alles was aufgeklärt iſt in Deutſchland, auf denen die Maßregeln der Strenge verſchwenderiſch laſten. Verdrüßliche Beobachter meinen, dieſe Vorfälle gingen Deutſchland nicht allein was an; ſie glauben in den angeblichen Verſchwörungen — die Vorläufer eines Plans zu ſehen, der ſich über den ganzen Continent verbreiten ſoll.

Was der Franzoſe weiter wähnt, iſt nicht gut mittheilbar, wiewohl die Anſichten der Zeit im voraus der Hiſtorie angehören, die ihr künftig Urtheil und ihre Betrachtung über das Verhältniß zu den wirklichen Erfolgen nur auf vielſeitige Anſichten der Gegenwart gründen kann.

Seinen Ausdrücken zufolge ſcheint der Franzoſe etwas dem Berliner Continental-Decret ähnliches, auf Geiſtes Waare applicirt, im Sinne zu haben. Und das ſoll, gleichſam um ein reciprocum zu beobachten, von Deutſchland ausgehen? Was uns die weſtlichen Nachbarn nicht alles zutrauen! —

Aelterer Pedant aus Deutſchland, zu der moraliſchen Predigt des franzöſiſchen Abts.
(S. A. D. Bibl. v. J. 1781.)

In den 1780r Jahren predigte der Exjeſuit Gruber, bekannt durch die Verfolgung des unſchuldigen Zaupſer in der Garniſonkirche zu München (d. 23. Dec. 1781.) „Von dem guten Gebrauche des Zorns.“ Folgende Stellen ſind wirklich von Intereſſe, wenn man bemerken will, was für eine Ehrenvolle Rolle der Ehrwürdige Pater Finſterling der weltlichen Obrigkeit zugedacht hatte.

„Gleich wie in der Welt Feuer nothwendig iſt, ſo iſt auch die Anmuthung des Zorns nothwendig in dem Menſchen. Aber wohlgemerkt ein heiliger, rechtmäßiger gut angelegter Zorn. — Dieſer Zorn iſt ein guter Haushund, der gegen Räuber und Diebe, das iſt, gegen fremde Sünder bellt. Dieſen guten Haushunden ſollten alle Obrigkeiten und Richter — gleichen. — Sie ſollen nicht ſtumme Hunde, ſondern gute bellende Haushunde ſeyn, wenn die Irrlehrer, die lutheriſchen Ketzer und Freidenker — die Lehren der heiligen Kirche angreifen. — O ihr Obrigkeiten und Richter, laßt euch doch nicht ſo oft ſchaffen, daß ihr nicht ſtumme Hunde ſeyn ſollet, wenn ſchädliche, ketzeriſche, lutheriſche Bücher, wie eine Sündfluth die Welt umſchwemmen. — Bellet und beißet die Ketzer. — Seyd keine ſtummen Hunde, wenn die Bücherverleger und Käufer allerhand Gift ausſtreuen. — Da ſollet ihr zörnen, da ſollet ihr in eine heilige Wuth (!) gerathen, da ſollet ihr ſtrafen, confisciren, verbrennen — ꝛc. Damit aber die lieben Obrigkeiten mit dem beißigen Amte nicht allein beſchwert würden, ſo ſollte die Geiſtlichkeit in Compagnie bellen und beißen helfen. So ſollen auch wir, (fahren Ihre Hochwürden fort,) mit der Geißel des Zorns bewaffnet in die Butiquen der giftigen Kräuter eindringen, die Verleger und Verkäufer ſcharf geiſeln, die gottloſen Bücherſchreiber mit dem Stein unſers Glaubens todt werfen, und — unſer Anathema sit! ſchreien, und bellen.“ — Gottlob! daß die armen Buchhändler und Bücher die Zeit dieſer Hundehetze glücklich überſtanden haben. Auch waren damals die Obrigkeiten viel zu würdig und klug, um ſich von einem Gruber hetzen zu laſſen, und ein großer Theil jener ſo gefährlich verſchrienen Schriften iſt jetzt keinem Anſtoß mehr ausgeſetzt. So veränderlich iſt das menſchliche Urtheil.

(Nebſt Intelligenz-Blatt No. 4.)

Intelligenz-Blatt.

Vierter Band. No. 3.

Ungedruckte, amtliche und vertrauliche Correſpondenz Napoleon Bonaparte's mit fremden Höfen, Fürſten, Miniſtern, franzöſiſchen und auswärtigen Generalen, in Italien, Deutſchland und Aegypten. A. d. Franzöſ. 1r Band: Italien. gr. 8. Leipzig, Hinrichs geh. 1 Thl. 10 gr. oder 2 fl. 45 kr. rhein.

Dieſer Briefwechſel iſt von den Originalſchreiben die in Bonaparte's Privatkabinet niedergelegt waren, genau copirt. Für die Aechtheit bürgen die Namen ſo vieler ausgezeichneter Männer, die darin auftreten, und noch zum Theil am Leben ſind. Es kann die chronologiſche Zuſammenſtellung dieſer, einen ſo merkwürdigen Zeitabſchnitt bezeichnenden Correſpondenz, ſowohl für den Militär, Diplomaten, Geſchichtsforſcher als auch für jeden gebildeten Leſer nur von dem höchſten Intereſſe ſeyn.

Für Freimaurer.

So eben iſt in meinem Verlage folgende höchſt wichtige Schrift erſchienen, und durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Aufruf an alle Freimaurer im proteſtantiſchen Deutſchland, ihrem Ruhme in der gegenwärtigen Zeit ein bleibendes Denkmal zu ſetzen. Von einem proteſt. Geiſtlichen. 8. Schreibp. geh. 12 gr.

Dieſer Aufruf kann weder dem einzelnen Maurer, noch dem ganzen Orden gleichgültig ſeyn; auch der Nicht-Maurer, beſonders der Theologe, wird ſeine Stimme mit der des Verf. vereinigen. Die ruhige und unpartheiiſche Darſtellung muß dem Aufrufe überall Eingang verſchaffen. Nicht leicht wird jemals eine bedeutungsvollere Schrift über das wahre Weſen der Freimaurerei erſchienen ſeyn.

Gleichzeitig erſchien auch folgende Journalfortſetzung.

Für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit. Eine Oppoſitionsſchrift ꝛc. II. Bds. 4. Heft. gr. 8. 15 gr.

Jena, den 6. Auguſt 1819.

Friedrich Maucke.

Bei C. A. Stuhr in Berlin iſt ſo eben erſchienen:

Bail, J. S., Andachten für junge Chriſten bei der Confirmations- und Abendmahlsfeier. Nebſt einem Anhange von Gebeten und Denkſprüchen. Mit 1 Kpfr. geheftet 9 Gr.

Dieſes Büchlein iſt allen denen, welchen die wichtige Feyer ihrer Konfirmation bevorſteht, als ein nützliches Geſchenk zu empfehlen, indem es ſich eben ſowohl dazu eignet, die jungen Gemüther auf den heiligen Tag der Einſegnung würdig vorzubereiten, als auch das Andenken an denſelben in lebendiger Erinnerung zu erhalten.

Bruder Sauſewind. Roman von Karl Stein. Mit 1 Titelkupfer 1 Rthlr. 12 Gr.

Ein heiteres Gemälde, das jedoch nicht minder durch höchſt intereſſante Begebenheiten und Situationen, als durch die beſtimmte Zeichnung ergötzlicher Charactere und humoriſtiſche Darſtellung feſſelt, und hinter den früheren Werken des, als Erzähler gern geleſenen Verfaſſers, nicht zurückſteht. Mit Recht wird es Beſitzern von Privatbibliotheken zur Unterhaltung empfohlen, wie es denn ſicher in keiner ſolchen Leihbibliothek fehlen wird.

Anleitung zum Regiſtraturdienſt, insbeſondere bei den Landes-Juſtiz-Collegien. Von Johann Adolph Steinsdorf, Regiſtrator bei dem Königl. Kammergerichte in Berlin. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dies Werk enthält eine Darſtellung aller derjenigen Einrichtungen, Mittel und Handgriffe, ohne welche eine Juſtiz-Regiſtratur, beſonders bei größeren Gerichtsſtellen, weder in Ordnung erhalten, noch kontrollirt werden kann. Der Mangel eines vollſtändigen erſchöpfenden Reglements für dieſen Verwaltungszweig und das Unzureichende des Vorhandenen, iſt vom Anfange der letzten Preuß. Juſtiz-Reform ſichtbar geweſen und immer fühlbarer geworden, jemehr ſich die bürgerlichen Verhältniſſe ausgedehnt und verwickelt haben.

Das Buch hat den Beifall und die Unterſtützung der höchſten Juſtizſtelle erhalten, und das vortheilhafte Zeugniß zweier erfahrnen Geſchäftsmänner, welche an der Spitze von bedeutenden Gerichtsbehörden ſtehen.

Ankündigung einer neuen Bilderbibel für die Jugend.

Die in meinem Verlage erſchienenen:

Zweimal zwei und funfzig auserleſene Bibliſche Erzählungen aus dem alten und neuen Teſtamente, nach Johann Hübner, von

S. C. G. Küſter

Königl. Superintendenten ꝛc. in Berlin

haben ſich ſo viele Freunde unter Lehrern und Kindern erworben, daß 5000 Exemplare in der kurzen Zeit von 8 Monaten, und faſt allein im Preußiſchen Staat verkauft worden ſind. Nur wenige deutſche Bücher konnten ſich eines ſolchen Abſatzes rühmen. Es ſcheint alſo unzweifelhaft zu ſeyn, daß der würdige Verfaſſer den Ton getroffen habe, der den Forderungen des Gegenſtandes entſpricht, und die Jugend am meiſten anzieht. Wenn ich nun meinerſeits als Verleger, durch guten Druck, gutes Papier, und Feſtſtellung eines möglichſt billigen Preiſes (26 enggedruckte Bogen für 12 Gr.) alles gethan zu haben glaube, was die Einführung dieſes Buches in Schulen erleichtern konnte: ſo bleibt mir doch noch eines übrig, es auch äußerlich der Jugend ſo lieb und werth zu machen, als der alte Hübner ihr war, ich meine das Hinzufügen einer Anzahl von Bildern.

Auch ohne die Aufforderungen die deshalb von vielen hundert Seiten an mich geſchahen, beſchäftigte ich mich ſchon früher damit aus eigenem Antrieb und Wohlgefallen. Allein die Ausführung iſt keinesweges ſo leicht, und nicht ſo ſchnell zu bewerkſtelligen, als es im erſten Augenblick ſcheint. — Eine Sammlung von 104 Kupferſtichen (zu jeder Erzählung einen,) war der nächſte Gedanke, aber auch der am ſchwerſten auszuführende. Denn nicht zu gedenken der großen Koſten, die ein einziges, im geläuterten Geſchmack unſerer Zeit ausgeführtes Kupferblatt verurſacht, wodurch aber ſchon allein dem Unbemittelten es unmöglich geworden ſeyn würde, ſich dieſe Sammlung anzuſchaffen — ſo hätte auch, ſelbſt wenn ſechs Zeichner und Kupferſtecher damit beſchäftigt worden wären, das Ganze doch nicht unter zwei Jahren zu Stande kommen können. — Nicht geringere Schwierigkeiten zeigten ſich bei dem Holzſchnitt, denn nicht nur ſind gute Meiſter in dieſer Kunſt nicht viel wohlfeiler als Kupferſtecher, die ſie doch niemals erreichen werden — ſondern wir haben deren auch ſo wenige, und dieſe Wenigen ſind ſo vielfach beſchäftigt, daß das Ende der Arbeit gar nicht abzuſehen war. — Glücklicherweiſe iſt die Kunſt des Steindrucks in unſern Tagen bis auf einen Grad der Vollkommenheit geſtiegen, daß ſie bald nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen wird; zugleich übertrifft ſie an Schnelligkeit und Billigkeit ihre beiden erſtgenannten Schweſtern: ich konnte alſo kein Bedenken tragen, ſie ihnen zu dieſem Unternehmen vorzuziehen. Seit dem 1. Juny d. J. iſt auch die rühmlichſt bekannte lithographiſche Anſtalt der Herren Arnz u. Comp. in Düſſeldorff wirklich mit der Ausführung beſchäftigt. —

Bedenkend aber, daß nicht alle bibliſche Erzählungen ſich gleichmäßig zur bildlichen Darſtellung für die Jugend eignen, und eben ſo ſehr befürchtend, daß eine Sammlung von 104 Blättern doch Vielen zu theuer werden möchte, — ſind von den Erzählungen nur Funfzig, (zur Hälfte aus dem alten und zur Hälfte aus dem neuen Teſtamente) ausgewählt werden, die den dankbarſten Stoff zur Darſtellung liefern, um ihnen Bilder beizugeben; zu dieſen ſoll auch noch eine kleine Charte von Paläſtina kommen.

Dieſe

Sammlung von fünfzig Bildern aus der bibliſchen Geſchichte alten und neuen Teſtaments, mit einem Chärtchen von Paläſtina, in Steindruck, auf Velinpapier abgedruckt, Octav-Format. Zunächſt beſtimmt für die bibliſchen Erzählungen von Küſter, aber auch zu jeder andern Sammlung bibliſcher Erzählungen und überhaupt zu jeder Bibel in Octav-Format brauchbar, kündige ich hiermit auf Pränumeration an.

Die bereits fertigen, vor mir liegenden Blätter ſind ſo außerordentlich ſauber und nett ausgeführt, daß ſie guten Kupferſtichen durchaus nichts nachgeben, und es werden alle übrige mit gleicher Sorgfalt behandelt werden.

Der Preis ſoll für Pränumeranten nicht höher ſeyn als 22 Gr. oder 1 Fl. 39 Kr. Rhein. und muß gewiß äußerſt billig genannt werden, da hiernach ein Blatt noch nicht auf 6 Pfg. zu ſtehen kommt; ſelbſt die Beſitzer der lithogr. Anſtalt und Verfertiger dieſer Bilder ſprechen dieß in ihrem neueſten Schreiben an mich aus, indem ſie ſagen:

> „Wir bitten Sie, zu bedenken, welche Forderungen „das Publikum an Sie und uns in der Folge machen „wird, wenn Sie den Preis ſo wohlfeil ſetzen; wenn „die Speculation von uns ausginge, ſo gäben wir das „Exemplar nicht unter 2 Thalern, in der feſten Ueberzeugung, daß doch noch nie ein ſolches Werk zu „einem ſo niedrigen Preis erſchienen iſt."

Ich kann auch in der That nur bei mehreren tauſenden Pränumeranten auf Wiedererlangung meines Capitals und einen mäßigen Gewinn rechnen; aber ich zweifle auch keinesweges an einer allgemeinen Theilnahme, wozu ich denn alle Bibelleſer und Freunde der Jugend, beſonders aber die Herren Prediger und Schullehrer, freundlichſt einlade. Man kann in allen Buchhandlungen von ganz Deutſchland, Holland, der Schweiz u. ſ. w. pränumeriren. — Privatperſonen, welche die Mühe übernehmen wollen, Pränumeranten zu ſammeln, erhalten das ſiebente Exemplar frey, müſſen ſich aber mit frankirter Einſendung des Betrags an mich ſelbſt wenden, weil andere Buchhandlungen dieſen Vortheil nicht zugeſtehen können. Wer das Buch von Küſter auch zugleich haben will, bezahle Zwölf Groſchen mehr.

Der Termin zum pränumeriren wird mit dem letzten December d. J. unwiderruflich geſchloſſen, und es tritt ſodann der Ladenpreis ein, der beträchtlich höher ſeyn wird. Die Bilder können aber auch ſchon zu Anfang Decembers abgeliefert werden. — Ich bitte mir alſo die Liſten möglichſt bald, auf alle Fälle aber mit dem Ende des Jahres, gefälligſt einzuſenden.

Berlin am 1. Auguſt 1819.

Theod. Chriſt. Fr. Enslin.
Buchhändler; Breite Straße No. 23.

Reiſe aus dem Herzen in das Herz,

herausgegeben von Carl Baumgarten-Cruſius.

2 Theile.

Preis 1 thlr. 16 gr.

Das menſchliche Herz iſt das größte Geheimniß. Jeder Menſch höherer Art geht in den großen Kampf ſeiner geiſtigen Beſtrebungen mit den Hinderniſſen und Verführungen der Außenwelt; er verläßt das ſtille, ruhige Heiligthum des Herzens, und tritt in die ſtürmiſche Bewegung des Lebens. Je mehr der Geiſt gebildet, das Herz aufgeregt, die Verhältniſſe des Lebens verwickelt ſind, um ſo ſchmerzlicher ſind die Erfahrungen, die ihn erwarten. Das todte, kalte Wiſſen wird zur Qual, die Kunſt zum alltäglichen Handwerk, die Verbindungen der Geſellſchaft bereiten ihm Noth und löſen ſich in Trauer. Nur frommer Sinn befeſtigt die Bande, giebt den Arbeiten die edle Richtung, und führt durch die Liebe, die vom Himmel ſtammt, in den Frieden des Herzens zurück.

Das angekündigte Werk des Verfaſſers der unſichtbaren Kirche giebt unter der Form einer in Briefen abgefaßten Reiſebeſchreibung, die von Genf über Turin, Mayland, Florenz, Venedig, Trieſt, Wien, nach Dresden führt, nicht ſowohl Darſtellung bekannter Localitäten, als Bemerkungen über den äußern und innern Menſchen, durch Ort und Zeit verſchieden, und doch denſelben nur in dem Roman, der ſich durch die Reiſe durchſchlingt, die Geſchichte der Kämpfe des Lebens, die aus den edelſten Kräften des Geiſtes und der ausgezeichnetſten Bildung am gefährlichſten hervorgehen, aber durch die religiöſe Richtung des Gemüths ſicher zum ſchönen Hausfrieden gedeihen. Iſt bei Hilſcher in Dresden ſo eben erſchienen und in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar, ſo wie in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben.

Drei Tage im Eheſtande.

Erzählungen

von

F. Laun.

Die reiche Ader von Witz und heiterer Laune, welche die romantiſchen Darſtellungen dieſes geiſtreichen und gewandten Erzählers ſo erfreulich belebt, zeichnet auch dieſe Erzählung aus, welche durch glückliche Erfindung und anziehende Situationen von Anfang bis zu Ende feſſelt. Pr. 18 Gr.

Iſt ſo eben in der Hilſcherſchen Buchhandlung in Dresden erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 40. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 November.

Literariſche Deſtillirkunſt.

Herr Karl Müchler in Berlin hat 107 Schriften von Aug. von Kotzebue auf die Retorte gebracht und von dieſen 903 Gedanken, Bemerkungen und Witzworte abgezogen, wofür ihm die Leſewelt noch mehr danken würde, wenn nicht auch einiges Phlegma mit unter gelaufen wäre; gleichwohl wird ſich dieſes Büchlein zahlreicher Leſer erfreuen; denn es iſt ein Magazin von ächtem Witz, beißender Satyre, treffender Bilder und Vergleichungen, erhebender Gedanken und Wahrheiten, und keine Sammlung dieſer Art iſt uns bekannt, welche ſo geiſtreich wäre und das Lachorgan in einem ſo hohem Grade rege machte, wie dieſe.

Unſere Leſer erlauben wohl, — da wir das Deſtilliren auch ein wenig verſtehen — daß wir dieſe Sammlung von Neuem auf die Retorte bringen und einiges davon für unſer Wochenblatt abziehen.

Sehr war ſagt Kotzebue:

366. Von dem Geſundheittrinken werden die Leute krank. Wer aller Menſchen Geſundheit trinkt, der vertrinkt die Seinige.

377. Verträglichkeit macht beliebt bey Hohen und Niedern. Zwiſchenträgerey iſt eine große Schmeißfliege, brummt vor allen Fenſtern, beſudelt alles.

Schön ſagt er:

217. Dankbare Menſchen ſind wie fruchtbare Felder; ſie geben das Empfangene zehnfach zurück.

Unter treffende Bemerkungen, zählen wir beſonders folgende:

35. Die Dichtkunſt ſollte der Wahrheit Kammerjungfer ſeyn und ihre Herrſchaft ankleiden.

80. Karten und Herzen haben viel Aehnlichkeit mit einander. Von außen anzuſehen alle glatt und rein; es müßte denn ſchon oft damit geſpielt worden ſeyn, — aber wer darf eher hineinſehen, als bis ſie herumgegeben ſind? Da hat ſich denn mancher mit großen Erwartungen hineingeſetzt, und wenn er's beym Lichte beſieht, ſo ruft er kleinlaut: ich paſſe!

196. Der Seegen am Hochzeittage gleicht einer Prozeſſion um Regen vom Himmel zu erflehen. Wenn der Himmel nicht will, ſo regnet es doch nicht.

255. Der Weg zum Eheſtande iſt holpericht, wie eine ſächſiſche Landſtraße, man wirft um, ehe man ſich's verſieht.

Herr Müchler hat dieſe Bemerkung aus dem Epigramm abgezogen. Seit der Zeit als Kotzebue dieſes ſchrieb, ſind wohl die ſächſiſchen Landſtraßen beſſer geworden.

332. Die Menſchen ſind wie Kartenblätter in der Hand des Schickſals. Da figuriren ſie eine Weile, bis ſie ausgeſpielt und vom Tode geſtochen werden.

621. Leider genießt auch Thronenraub des Vortheils der Verjährung, nur daß bald mehr bald weniger als dreißig Jahre dazu gehören, je nachdem die Zahl der Kanonen ſteigt oder fällt.

763. Ein Mädchen iſt oft ein Wechſel, den der Vater endoſſirt, und der Bräutigam acceptirt. Das Mädchen zahlt die Valuta nach Wechſelrecht.

Ueber die Weiber macht Kotzebue folgende Bemerkungen:

118. Sanft ſind die Weiber alle, aber — nur außer dem Hauſe.

142. Weiberherzen ſind Polypen, man kann ſie in ſo viele Stücke ſchneiden, als man will; jedes Stück lebt für ſich und wird als ein Ganzes verſchenkt.

873. Durch einer Nadel-Oehr
Ein Schiffsſeil durch zu zwingen,
Iſt wahrlich! nicht ſo ſchwer,
Als eine Frau zum Schweigen nur zu bringen.

Wir bitten unſere ſchönen Leſerinnen, nicht außer Acht zu laſſen, daß dieſe Bemerkungen aus ſeinen Luſtſpielen genommen ſind, wo es darauf ankam, das Publikum durch Witz und Satyre zu beluſtigen: damit man nicht dem Gedanken Raum geben möge, als ſey er ein Weiberhaſſer geweſen. Kotzebue der glückliche Gatte im Beſitze einer vortrefflichen Frau, ein Weiberhaſſer! — Schreiber dieſes denkt mit innigem Vergnügen noch jener Stunde im December 1817, als Kotzebue ihm No. 5 des 1ten Bandes ſeines literariſchen Wochenblattes brachte, und mit einem fröhlichen Geſichte zu ihm ſagte: Mit dieſem Blatte will ich meiner guten Frau eine Freude machen, ich habe es ihr gewidmet. Leſen Sie, ſchöne

Ausgegeben den 11. October.

Leſerinnen dieſe herzliche Zueignung in No. 5. pag. 35. und Sie werden finden, daß Kotzebue eine Jede Ihres Geſchlechts hochſchätzte, die ſich durch Häuslichkeit, Sittenreinheit und Herzensgüte auszeichnete; auf die gelehrten Frauen war er freilich nicht gut zu ſprechen. —

Spaßhaft iſt folgender Witz aus dem Luſtſpiel: Blinde Liebe, abgezogen:

331. Es iſt billig, daß der Staat die Spieler ſchütze, denn die Farobank iſt eine treffliche Erziehungsanſtalt für junge Leute. Da lernen ſie Gewandtheit, da ſehen ſie den Kampf der Leidenſchaften, da erwerben ſie Demuth im Glücke, Geduld im Unglücke, da werden ſie von Zerſtreuungen zurückgehalten, werden angewieſen, mit Beharrlichkeit ihre Kräfte einem Gegenſtande zu widmen; kurz, das Spiel iſt die beſte Schule für Jünglinge und ein tüchtiger Banquier iſt ein wahrer Peſtalozzi!

Kotzebue ſagt aber auch:

246. Wehrloſe tödten bringt nicht Ruhm. Die Rache
Sey offenkundig, ſoll ſie Männern ziemen.

und

731. Der Glanz, der einen Märtyrer umgiebt,
Hat manchen ſchon auf das Schaffot gelockt,
Der ſeines Volkes Heiland konnte werden.

Der arme, unglückliche, von Schwärmerey hingeriſſene Sand! was hätte vielleicht aus ihm werden können, den Alle die ihn kennen als gut, edel und brav ſchildern! Seines Volkes Heiland iſt er nicht geworden, denn ſeine That hat unnennbar nachtheilige Folgen für ſein Volk, das heißt: für alle Deutſche, gehabt; die jetzt noch nicht zu überſehen ſind.

Eine nicht unmerkwürdige Folge iſt die wunderliche Störung, die der excentriſche Sand in die Logik gebracht hat. Seine falſche Schließart ſcheint die große Welt angeſteckt zu haben, und man ſchließt jetzt tapfer, vom Einzelnen aufs Ganze, und glaubt an das post hoc ergo propter hoc. Es fehlt uns ein zweiter Swift. Er könnte zu deſſen Abhandlung: über die Staatslügenkunſt, eine Zugabe: über die ariſtokratiſche Kunſt zu ſchließen liefern; auch nebenbei die ſentimentale Vorliebe des ſchönen Geſchlechts zu jungen Verbrechern gehörig loben, die ſich in Mannheim ſehr blumenreich ausſprechen ſoll.

Das Werkchen enthält eine kurze Biographie, ſo wie ein Verzeichniß ſämmtlicher Schriften Kotzebues, welches nicht ganz vollſtändig iſt, da Kotzebue mehrere Schriften anonym herausgegeben hat.

Von ihm iſt unter andern: Pudenda oder Archiv der Thorheiten unſerer Zeit. 1r Band, 1s Stück. (Leipzig, in Commiſſion b. Barth 1817. *). Dieſe Pudenda enthalten die beißenſte Kritik des Klugeſchen Magnetismus — wahre Höllenſteinätze! Sie ſind indeſſen nur in wenige Hände gekommen, weil — der Nahme Kotzebue auf dem Titel fehlte! Hätte Herr Müchler dieſe auch mit auf die Retorte gebracht, ſo wäre noch mancher Witz mit abgezogen worden; wir wollen daher unſern Leſern einiges daraus mittheilen.

Aus zwölf Briefen beſtehen dieſe Pudenda, welche ein Herr Doktor Brille ſchreibt, der den Klugeſchen Magnetismus vertheidigt und alle Spötter deſſelben ironiſch widerlegt.

Im dritten Briefe, in welchem er unter andern nach Kluge's Handbuche S. 17. den Satz vertheidigt, daß die Clairvoyanten mit der Magen-Mündung denken konnten, wobey er meint, daß die Podagriſten es noch ſo weit bringen würden, mit der großen Zehe zu denken, ſchreibt der D. Brille: „Ein Ketzer (Spötter) fragt, warum Hr. Kluge (S. 40) es für Charlatanerie halte, daß man zu Charenton ſchon angefangen, Pferde zu magnetiſiren? Ob denn nicht ein Pferd in ſeiner Art ein eben ſo edles Geſchöpf ſey, als ein Bauer (Bauern würden nehmlich auch in Frankreich magnetiſirt). Was meinen Ew. Wohlgebohren, wenn ein ganzes Cavallerie-Regiment auf magnetiſirten Pferden ritte, und der Trompeter auf einer magnetiſirten Trompete blieſe — und vollends, wenn der Feldherr den Plan zur Schlacht mit der Magen-Mündung machte — ſollte da nicht der Feind in Convulſionen verſetzt werden?“ — — „Nur wenn der Magnetiſeur will, ſtrömt ſein Fluidum. (aus den Fingerſpitzen.) Aber folglich hat der Wille auch wiederum ſeinen Willen, der nicht immer will. Herr Kluge hat das an ſich ſelbſt erfahren, denn es währte lange, ehe er wirkſam magnetiſiren konnte; bloß weil ſein Wille nicht recht wollte.“

„Eine andere Verlegenheit,“ heißt es im vierten Briefe, „verurſacht mir die Behauptung meiner Somnambüle: ich ſtänke nach Schwefel, als ob ich

---

*) Alſo vor der Herausgabe ſeines Literariſchen Wochenblatts.

aus der Hölle käme. Ich muß mit Fiſcher mich tröſten, deſſen Athem ſogar bisweilen nach Phosphorus roch. (**Kluge** S. 129.) Ich bin nur froh, daß meine Frau nichts davon riecht. Sie dürfen aber nicht glauben, daß meine Somnambüle mit der **Naſe** röche? Nein, ſie riecht alles mit der Herzgrube, und wenn ich feinen Taback ſchnupfe: ſo nieſ't ſie auch mit der Herzgrube.“

Im fünften Briefe erzählt D. Brille, daß einer ſeiner Collegen, D. Manipulus, ein reiches junges Mädchen ſchon ſeit zwey Jahren magnetiſire, und ärgert ſich darüber, daß ihm dieſer die reiche Kranke weggeſchnappt habe. Endlich habe ſich ſein eigener Sohn ins Mittel geſchlagen und dieſe reiche Somnambüle heyrathen wollen. Anfangs habe ſie zwar gemeint, ſein Sohn ſey ein ſchlechter Menſch, der ſie mit unreinen Begierden fixirt hätte. Weil aber doch vom älteſten Magnetismus auf Erden, nehmlich vom Heyrathen die Rede geweſen ſey, ſo habe ſie es ad deliberandum genommen, auch ſich wohl zuvor mit ihrem Magen-Munde berathen; kurz in drey Tagen das Jawort gegeben. Der Hochzeitstag ſey angeſetzt geweſen, es ſeyen die ſchönſten und koſtbarſten Anſtalten dazu getroffen worden. D. Brille ſey geſonnen geweſen, anſtatt der vielen hitzigen Weine, die Hochzeitsgäſte mit magnetiſirtem Waſſer zu tractiren, und habe zu dieſem Behufe bey mehrern offenen Zubern die Pugnal-Manipulation angewandt, auch fleißig comprimirt, ſpargirt und mit gläſernen Stäben umgerührt; — der **geiſtliche Magnetiſeur** hätte ſich auch ſchon eingefunden; nur die Braut habe nicht kommen wollen. „Nach langem Warten,“ ſchreibt D. Brille, „begab ich mich ſelbſt in ihre Behauſung, um ſie abzuholen. Ach wohlgeborner Herr! da fand ich die Beſcherung! der boshafte D. Manipulus hatte, wie **Jördens** und **Fiſcher** (**Kluge** S. 360) ſich hinter ihren Stuhl geſtellt, und durch die doppelte Pugnal-Manipulation ſie feſt auf dieſen Stuhl fixirt, daß kein Menſch als Er im Stande war, ſie davon loszureißen. Er aber war davon gegangen, über Land gefahren, und ſo blieb die Braut im eigentlichſten Verſtande **ſitzen**. Nun hat der D. Manipulus noch die Unverſchämtheit auszuſprengen, mein Sohn habe die Braut **ſitzen laſſen**, da ſie doch einzig und allein durch ihn **ſitzen geblieben** iſt.

„Haben Sie auch gehört, wie es in unſerer Gegend einer armen Somnambüle in dieſer Hinſicht ergangen? — Ihr Magnetiſeur hatte ſie gleichfalls auf den Stuhl fixirt; zum Unglück rührte ihn gleich darauf der Schlag, er blieb mauſetod, und ſo ſitzt nun die Kranke, der kein anderer Menſch helfen kann, auf ihrem Stuhle bis an den jüngſten Tag.“

„Durch **Kluge** erfahren wir auch (S. 334) heißt es im zehnten Briefe, daß das **Kneten** oder **Manipuliren mit ſtarkem Contacte** nichts als Magnetismus iſt, den ſchon **Martial** und **Seneca** kannten, den die Chineſer ſchon längſt applicirten, und den auch die hübſchen Otaheiterinnen auf **Cook** und **Forſter** anwandten, indem ſie ihnen Arme und Schenkel mit weichen Händen rieben u. ſ. w. Auch eine tüchtige Tracht Prügel iſt eine **Manipulation mit ſtarkem Contacte**, und wirkt daher nicht ſelten auf das Herrlichſte.“ *)

Verdienſte eines rechtſchaffenen und freimüthigen Staatsmannes, von Königen geehrt. — Proben der Würdigkeit.

Lamoignon Malesherbes, wem iſt dieſer einſichtsvolle Staatsmann, dieſer muthige Patriot, dieſer treue Diener und zuletzt der freiwillige Vertheidiger ſeines unglücklichen Königes, nicht dem Namen nach bekannt, wenn es auch nur durch Kotzebues kleines Theaterſtück: **die Roſen des Herrn von Malesherbes** wäre. Einſicht, Muth, Menſchenliebe auf einem hohen Poſten ſind ein köſtliches Geſchenk für Regenten und Unterthanen, wenn ſich ihr Beſitzer als uneigennütziger Vermittler beider an den Thron ſtellt, und ſeiner Stimme durch ſeine chriſtliche Tugend Gewicht zulegt. Er iſt uns durch den in dieſem Jahre erſchienenen Essai sur la vie, les Ecrits et les Opinions de M. de Malesherbes durch den Graf Boissy Danglas, vollends recht bekannt und achtungswerth geworden, und darum iſt es doppelt erfreulich, daß zwey verehrte Monarchen unſers guten deutſchen Vaterlands, S. Maj. der König von Preußen und S. Maj. der König von Baiern, den öffentlichen Blättern zufolge, anſehnliche Beiträge zu einem Denkmale des Herrn v. Malesherbes in ſeinem Vaterlande, zu verwilligen geruhet haben. Geben ſie nicht dadurch einen neuen Beweis, daß ſie das Verdienſt überall ſchätzen, und den freimüthigen Staatsdiener hoch ehren, der ſo oft das ausſprach, was man an Ludwigs Hofe ungern hörte? **Malesherbes** der Director des Buchhandels war es, deſſen

---

*) Wir haben die ganze Auflage dieſer **Pudenda** an uns gekauft, das Büchlein durch einen neuen Titel:
A. v. **Kotzebue magnetiſirtes Scheidewaſſer** umgetauft und ſind überzeugt, daß es den Freunden **Kotzebues** eine intereſſante Unterhaltung gewähren wird. Es iſt acht und einen halben Bogen ſtark und koſtet broſchirt 12 gr.

Gebrüder Hoffmann.

heller Einſicht weder der finanzielle und commerzielle Vortheil dieſes Handelszweigs einer geiſtreichen Nation, noch der geiſtige Ruhm und Nutzen der Preſſe entgieng, daher er, ſelbſt bey beſtehender Cenſur und Schriftſteller-Verfolgung für die möglichſte Preßbefreiung nicht blos ſprach, ſondern ſie in ſeiner Function thätig beförderte. Malesherbes der Staatsdiener war es, der freimüthig gegen die Finanz- und Verhafts-Mißbräuche ſchrieb, der gegen die abſcheulichen Lettres de Cachet redete, und auf Juſtizverfahren drang, wo es die Freiheit der Staatsbürger, oder ihre Beſtrafung galt. — Männer dieſer Art gehören überall der gebildeten Welt an, und er iſt uns obendrein durch die freiwillige Theilnahme großer deutſcher Fürſten gleichſam nationaliſirt. Unſer Lit. Wochenblatt kann nichts thun, als dem Verewigten ein kleines Denkmal durch einige kurze Stellen ſeiner meiſterhaften Reden und Vorſtellungen zu ſetzen, damit auch unſere Leſer einigen Begriff bekommen, warum Malesherbes königlicher Ehre werth zu achten war.

In einem der wichtigſten Werke, in den Vorſtellungen über die Auflagegeſetze, (remontrances sur la legislation des impôts,) ſtellt er alle Nachtheile der beſtehenden Einrichtung vor. „Er kömmt, „ſo ſagt er, um den 20jährigen König beim Anfang „ſeiner Regierung mit der wahren Lage ſeines Volks „bekannt zu machen, das ihm das Schauſpiel eines „glänzenden Hofs nicht ins Andenken bringen kann.“ (Das würde h. z. T. unanſtändig geſprochen heißen.) Ludwig XV hatte durch einen Akt des Despotismus die Parlamente und Juſtizhöfe unterdrückt und verbannt, und zur Ausführung ſeiner Edikte außerordentliche Commiſſionen oder Magiſtratshöfe geſchaffen. Dieſe waren höchſt verhaßt, weil man bey ihnen eine Gewalt erblickte, die der gelähmten Juſtiz gehörte, und die ſie zur Zerſtörung der Volksfreiheit mißbrauchten. Ludwig XVI. hatte die cour des aides feierlich zurückberufen, die vier Jahre vorher der Marſchall von Richelieu, als Commiſſarius, auf die roheſte Art entlaſſen hatte. Auf dieſe Herſtellung eines geſetzlichen Ganges beziehen ſich folgende Aeußerungen des Hrn. v. Malesherbes: „Es iſt „ſchmerzlich für uns, Sire, Ihnen die Anzeige eines „Unterdrückungsſyſtems in Tagen der Güte zu machen. Aber drückend für Ihr Volk ſind die Geſetze, „die man in einer Form bekannt gemacht, die damals als legal gelten mußte, weil Ihro Maj. alles „genehmigt hat, was während des Stillſtands der „Juſtiz geſchehen iſt. — Es iſt daher ſehr wichtig, „daß wir Ihnen darthun, daß diejenigen, welche für „das königl. Anſehen zu arbeiten vorgaben, in der „That und mit Erfolg gearbeitet haben, ſich eine „unerhörte Gewalt über alle Stände im Staate anzumaaßen, eine Gewalt, ganz unnütz für den Dienſt „Eurer Maj. — Warum iſt es doch nicht möglich, „daß Sie noch heute jene verderblichen Regierungs-Maximen, oder vielmehr jene, ſeit länger als einem Jahrhundert durch die Herrſchſucht der Miniſter „eingeführte Politik aufgeben, welche die Stände „mit Ausnahme der einzigen Magiſtratur zum Stillſchweigen gebracht hat. Warum iſt doch nicht möglich, daß ſich die Nation ſelber über ihre theuerſten „Intereſſen ausſpreche.“ (Damals (in den 1770r Jahren) war es noch Zeit, wenn des Hrn. v. M. Rath befolgt worden wäre.) — „Sire, man lobt „und ruft zugleich Ihre Wohlthätigkeit an; wir „aber, die Vertheidiger des Volks, müſſen uns an „Ihre Gerechtigkeit wenden. Wir wiſſen, daß faſt „alle Gefühle, deren die Seele eines Königs fähig „iſt, die Liebe zum Ruhm, zum Vergnügen, ja daß „die Freundſchaft ſogar, das einen gutem Fürſten „ſo natürliche Verlangen die ihn umgeben glücklich „zu machen, daß dieſes Alles zu einem fortwährenden Hinderniſſe derjenigen ſtrengen Gerechtigkeit „wird, die er ſeinen Unterthanen ſchuldig iſt. Denn „nur auf Koſten des Volks iſt ein König Ueberwinder ſeiner Feinde, prachtvoll an ſeinem Hofe und „wohlthätig gegen ſeine Umgebung.“ —

„Unterdeſſen aber, daß die allgemeinen Wünſche der Nation eine ſparſame Staatswirthſchaft „von Ihnen verlangen, ſo bleiben diejenigen, die „die Größe des Souveräns nur im Glanz und Aufwand beſtehen laſſen, immer die Nächſten um Ihren Thron. (Oft, ſagte Necker, erſchöpft die Penſion eines einzigen Hofmanns die Steuer eines ganzen Volkes.) — Warum ſollten wir nicht hoffen „dürfen, daß die Erörterung unſerer Anträge, Ew. „Maj. zu der Handlung der Gerechtigkeit leiten „würde, die den Anfang Ihrer Regierung am ſicherſten ehren müßte. — Es wird wenigſtens dieſe „Wahrheit daraus hervorgehen, daß Befehle, welche in die Freiheit der Bürger einbrechen, nicht den „Einzelnen zugeſtanden werden dürfen. — weil man „in einem Lande wo es Geſetze giebt, keine extrajudiciellen Befehle braucht, weil dieſe Befehle nur „immer an die Mächtigen gegen die Schwächern, „ohne Gegenſeitigkeit, gegeben werden; welches die „ſchreiendſte aller Ungerechtigkeiten iſt. (Darum hielt Napoleon der Große ſoviel auf Militär- und andern Commiſſionen.) — „Es iſt ein großer „Unterſchied zwiſchen der Gewalt die der Herr ausübt, deſſen wahres Intereſſe auch das Intereſſe „ſeines Volkes iſt, und zwiſchen der Gewalt eines

Unterthan, der ſtolz auf dieſe Macht, ſichs zur Luſt macht, das Gewicht derſelben gegen ſeines Gleichen noch drückender zu machen; eine Art Deſpotiſmus, die Stufenweiſe von den Miniſtern an die Verwalter der verſchiedenen Anſtalten überliefert, und dem geringſten Staatsbürger fühlbar wird." (Malesherbes ſagt meiſtens citoyen ſtatt sujet.) — „Völker welche dieſer Art von Deſpotiſmus unterliegen, ſind immer auch eine Beute der Unwiſſenheit. Niemand lieſt, niemand unterhält Verbindungen. Der Schrei des Unterdrückten darf nicht über das Land hinausſchallen, das er bewohnt. Der Unſchuldige hat daher keine Zuflucht bey der öffentlichen Meinung, welche ein ſo mächtiger Zaum gegen die Tyranney der Unterbeamten iſt. Darum, ſagt Graf Boissy, ſind es auch die Unterbeamteten hauptſächlich, die die Freiheit der Preſſe ſo verfolgen. Dieſen Grund erfahren freilich die Fürſten nicht. — Alſo darf es in einem cultivirten Lande, ſey es auch einer unumſchränkten Gewalt unterworfen, weder ein allgemeines noch ein Privat-Intereſſe geben, das nicht ſeine Schutzwehre hatte, und es müſſen alle Inhaber der ſouveränen Macht dreierley Arten von Schranke unterworfen ſeyn, den Geſetzen, dem Recurs an die höchſte Autorität, und der öffentlichen Meinung." (Für ſolche gerechte und menſchliſche Ausſprüche iſt gewiß M. königl. Beiträge zu ſeinem Denkmale würdig. Die Unterbeamteten oder Subalternen, die er ſchildert, werden freilich keine liefern.) — „Wir müſſen Eu. Maj. davon in Kenntniß ſetzen, daß die Regierung, die man in Frankreich einführen will, der wahre Deſpotiſmus uncultivirter Länder iſt; und daß die aufgeklärteſte Nation von einer Regierungsform bedroht wird, in der er nie die rechte Geſtalt der Dinge erfahren kann, wenn er es auch noch ſo ernſtlich will." — „Die Zuflucht zum König gegen ſeine Miniſter hat man für einen Angriff auf ſein Anſehen oder Herabwürdigung aller Autorität ausgegeben. Die Klagbeſchwerden der Stände, der Obrigkeiten hat man als gefährliche Umtriebe, verderbliche Anmaßungen geſchildert, wogegen die Regierung ſich befeſtigen müſſe. Man hat den mächtigen Königen der Erde eingebildet, daß ſie ſelbſt die Thränen eines unterwürfigen Volkes zu fürchten hätten. Und unter ſolchen Vorwänden hat man eine Regierung in Frankreich eingeführt, verderbenbringender als der Deſpotiſmus und orientaliſcher Barbarey würdig. Das iſt die heimliche Verwaltung; wo ganze Zweige auf Ungerechtigkeit oder Nichtjuſtiz gegründet ſind, ohne daß eine Zuflucht zur öffentlichen Meinung, oder zur oberſten Autorität ſtatt fände. Dieſen Verwaltungsdeſpotiſmus, vornämlich dieſes Verheimlichungsſyſtem müſſen wir bey Eu. Maj. zur Anzeige bringen. — Das heißt nicht die Subordination beleidigen, wenn wir eine Reihe Einbrüche in die Nationalfreiheit, in die natürliche Freiheit aller Menſchen unter Ihre Augen bringen, durch deren Beraubung es Eu. Maj. unmöglich wird, Ihrer Unterthanen Stimme zu hören, und das Benehmen Ihrer Staatsbeamten im rechten Lichte zu ſehen. Man hat freilich nicht jede Zuflucht ausdrücklich verboten. Allein jede Bittſchrift, worin das Intereſſe einer Provinz oder der ganzen Nation vorgeſtellt iſt, wird für eine ſtrafbare Verwegenheit geachtet, wenn ſie ein Einzelner unterſchrieben hat, und für eine unerlaubte Zuſammengeſellung, wenn ſie Mehrere unterſchreiben." (Gott! wie wird mit Menſchen von Menſchen geſpielt.) —

„In Anſehung aller ſolchen Gegenſtände, Sire, giebt es nothwendig zwey Partheien in einem Reiche; die Eine, welche dem Herrſcher nahe ſteht; die andere beſteht in der ganzen übrigen Nation. Will daher ein König gerecht ſeyn, ſo muß er die Gefühle in ſeinem eignen Gemüthe, ſeine Einſichten in denen der ganzen Nation aufſuchen. Wie läßt ſich aber ein Verkehr zwiſchen dem König und der Nation feſtſtellen, welches nicht durch die Umgebung eines Königs abzuſchneiden wäre? Das einfachſte, Sire, würde die Verſammlung der Nation ſeyn. Niemand darf ſo feig ſeyn, eine andere Sprache zu führen; Niemand darf Ihnen verſchweigen, daß es einſtimmiger Wunſch der Nation ſey. Aber wir wiſſen leider! daß ſeit mehr als einem Jahrhundert die Eiferſucht der Miniſter und vielleicht auch der Höflinge, ſich ſolchen Nationalverſammlungen widerſetzt haben." — „Es iſt eine ſichere Wahrheit, daß die Zuflucht der Privaten zur Perſon des Königs nichts als eine Täuſchung iſt. Denn Eu. Maj. können nicht ſelbſt über die Sachen, Klagen und die oft unbeſcheidenen Geſuche ſo vieler Tauſende erkennen. Sie müſſen alſo die Bittſchriften gerade an die Behörden abgeben, gegen die ſie meiſtens gerichtet ſind, und wir haben Eu. Maj. ſchon bemerkt, daß bey wichtigen Gegenſtänden, diejenigen die Ihnen rathen und Sie umgeben, nicht ſelten ein dem König und der Nation entgegengeſetztes Intereſſe haben. — Wir haben geſagt, daß die Zuflucht zur Perſon des Königs allein eine Täuſchung, daß ſie illuſoriſch ſey. Wollten wir weiter gehen und die Erlaubniß zu öffentlichen Reclamationen wider die Verwaltungs-Mißbräuche in Vorſchlag bringen; würde man uns nicht der Verwegenheit ſchuldig finden? Alle Feinde der gemeinen Freiheit, und alle die das Privilegium haben in Ihrem Namen zu ſprechen, würden vorgeben, es wären Handlungen Eu. Maj., die man der öffentlichen Kritik unterwerfen wollte. — Wir konnten Eu. Maj. wohl das Beiſpiel jener alten Könige, vornämlich Carls d. Gr. anführen, jenes ſtolzen Monarchen, der die Vorrechte der Krone ſo weit ausdehnte. Dennoch glaubten ſie ihre Autorität nicht verletzt, wenn ſie den Unterthanen erlaubten, ihre Gerechtigkeit öffentlich vor der Nation in Anſpruch zu nehmen." — (Merkwürdig iſt eine ähnliche Stelle bey unſerm Staatskundigen Schlözer, — St. R. p. 103. — der das laute Reden ſogar zur Pflicht macht. Er ſagt: „Der Herrſcher nehme es mit Dank an, wenn der Unterthan, unbeſoldet und unberufen, ſich unter ſeine Räthe begiebt, und die Maaßregeln der nie untrüglichen Regierung prüft, Gebrechen aufſpürt, und Vorſchläge thut ꝛc." —) Schon der fromme und gelehrte **Fenelon** hatte die Nothwendigkeit einer Nationalverſammlung behauptet. Als **Malesherbes** zu Ludwig XVI. ſprach, da wäre es noch eben Zeit geweſen, eine ſolche ohne Kataſtrophe zu berufen. Wie ging es aber? Türgot fiel darüber in Ungnade, nachher Necker, gegen welchen der Miniſter Vergennes folgendes, nicht zu ſeiner Ehre, ſchrieb: „Es giebt keinen Clerus, weder Adel noch dritten Stand mehr in Frankreich. Dieſe Unterſchiede ſind eine Fabel, nur ſcheinbar und ohne reelle Bedeutung. Der Monarch iſts, welcher ſpricht: Alles iſt Volk und Alles gehorcht." — Als es zu ſpät war, ließ man freilich das Volk auch mit ſprechen, that aber bey Hofe, wie wir jetzt wiſſen, alles mögliche, um ihm merken zu laſſen, daß es in den Wind ſpräche. Es ging denn auch, wie es bey dieſer meiſt hinter des redlichen Königs Rücken geſpielten Treuloſigkeit gehen konnte. — M. ſ. Frau v. Stael über die franz. Revol. —

Ueber die Freiheit der Preſſe

äußerte ſich Herr von **Malesherbes** zu ihren Gunſten auch in mehrern Denkſchriften, zuletzt 1788. Er ſagt unter andern: „die öffentliche Erörterung der Meinungen iſt ein ſicheres Mittel die Wahrheit an den Tag zu fördern; vielleicht das Einzige. — Die ganze Nation richtet hier, und jeder hat das Recht aufzutreten. Wird der oberſte Richter zum Irrthum verleitet, wie es oft geſchehen iſt, ſo iſt es immer Zeit, ihn zur Wahrheit zurückzurufen, denn die Schranken ſtehen immer offen. — Vor 40 Jahren habe ich ſchon dieſe Maxime zum erſtenmale aufgeſtellt, weil man mir die Aufſicht über den Buchhandel gab." (Welches Glück für Finonzen und Geiſt, wo es ſolche Aufſeher giebt!) — „Ich betrachte es als einen unwiderleglichen Grundſatz, daß die Freiheit der Discuſſion das ſichere Mittel iſt, einer Nation die Wahrheit kennen zu lernen, und auf dieſen Satz baue ich meine Denkſchrift. — Indem man die Preſſe frei giebt, ſichert man den ſchuldigen Schriftſtellern keine Strafloſigkeit zu. — Nach meiner Meinung alſo ſind die Beſorgniſſe, die man ſich von der freien Preſſe für Religion und Regierungen macht, oft übertrieben worden; und ich werde in der Folge darthun, daß dergl. Beſorgniſſe denen zum Vorwande gedient haben, welche die ſonderbare Tyranney ausüben, und ſich zu Beherrſchern der Meinung der Nation machen wollten." —

„Ich behaupte deswegen nicht, daß man die Satyre dulden ſolle, wenn man ſie verhindern könnte. Ich ſage nur, daß das in Frankreich niemals hat glücken wollen, bey aller Strenge der Vorſchriften. Satyre iſt zu allen Zeiten beinahe eben ſo leicht ausgeübt worden, als in Ländern, wo die Preſſe frei iſt; es war alſo nöthig dieſe Wahrheit aufzuſtellen, damit man in der täuſchenden Hoffnung, als könne man den Satyren ein Ende machen, nicht der Freiheit zu ſchreiben Hinderniſſe in den Weg ſtelle, da dieſe Freiheit jetzt von einem großen Theil der Nation in Anſpruch genommen wird." — „Eine National- oder Stände-Verſammlung ohne Preßfreiheit wird immer nur eine ungetreue Repräſentation ſeyn, wie es beſonders unſere Stände-Verſammlungen unter dem König Johann, Heinrich III. u. Ludwig XIII. waren; mehrere ihrer Beſchlüſſe wurden ſchon damals nicht anerkannt." — „Ich halte es für ſehr nützlich, daß die Fragen durch Leute aus verſchiedenen Ständen erörtert werden, die nicht alle dieſelben Vorurtheile, dieſelben Intereſſen haben. Dieſes wird durch die Oeffentlichkeit der Debatten und durch die Freiheit der Preſſe möglich." — „Ich behaupte, daß die Beſtellung eines Cenſors im Prinzip ſündigt, weil kein Menſch über die Gedanken eines Andern beſtellt werden, oder die Regierung darüber eine Gewalt ausüben kann. Hätte ſich dieſe Herrſchaft behaupten können, ſo würden wir noch in der Barbarey ſtecken, weil die meiſten guten Köpfe von den Gewalten der Kirche und des Staats verfolgt worden ſind." —

„Man hat ſich bis hieher ganz darauf gelegt

„hinlängliche Garantien gegen die Verbrechen aufzuſuchen, welche durch den Druck begangen werden können; aber man hat ſich noch ſehr wenig mit den Garantien beſchäftigt, die den Staatsbürgern gegen die Eingriffe in die Freiheit der Preſſe nöthig wären." — Auch dem Parlament ſtellte ſich M... freimüthig entgegen. Dieſes hatte die Unterſuchung der Preßvergehen für ſich verlangt. „Hat man Unrecht — ſpricht er unter andern — zu ſagen, daß bey unſerer vagen Geſetzgebung das Schickſal der Staatsbürger nicht vom Geſetz, ſondern von der Meinung der Richter abhangen wird? In jedem policirten Lande, das nicht durch den willkührlichen Despotismus regiert wird, iſt der Staatsbürger ſicher, wenn er die Handlungen vermeidet, die ihn verurtheilen. In Frankreich wurden die Schriftſteller die Einzigen ſeyn, die dieſe Sicherheit und Ruhe nicht genoſſen, den Auslegungen zufolge, welche den Magiſtraten ihren Schriften zu geben gefiele. Denn was nicht tadelnswerth in den Augen des Einen iſt, kann es ſehr wohl in den Augen des Andern ſeyn." ;— Wir brechen ab und verweiſen Leſer, die ſich für einen M.. und für Menſchenwohl aufrichtig intereſſiren, auf die ſchriftlichen Denkmäler ſeines edlen Daſeyns, die ein monumentum aere perennius ſind. Daß man ihm nicht folgte, war nicht ſeine, nicht des Königs Schuld. Der redliche Monarch zeigte den beſten Willen, indem er ihn, ſtatt des Duc de la Vrillière, ins Miniſterium zog. Dieſer Vrillière war ein niedriger Schmeichler beim König, Tyrann gegen das Volk, der nie einen andern Zweck gehabt hat, als ſeine Stelle zu behaupten, und ſie ohne Verantwortung möglichſt zu mißbrauchen: die fluchwürdigen Lettres de Cachet hat dieſer Verderber bey Tauſenden, in des hintergangenen Regenten Namen, ausgetheilt; er gab ſie an Beamtete und obere Geiſtliche mit leerem Raum zu beliebiger Ausfüllung u. ſ. w. Einem ſolchen folgte Malesherbes im Miniſterium, auf dringendes Anliegen Türgots, weil er die Grundſätze des guten Königs über die Gefahr und die Ungerechtigkeit der willkührlichen Befehle und über die nöthige Oekonomie im Staatshaushalt mit den ſeinigen conform fand. Er ſchmeichelte ſich Gutes zu wirken — aber. — „Ich hatte nicht gedacht," ſagte er ſeinem Freunde, „daß der Schutz des Königs der ſchwächſte iſt, den ein reformirender Miniſter haben kann. Türgot und ich hatten ihn auf unſerer Seite; aber der Hof war uns entgegen, und der iſt mächtiger als die Könige." — Laſſen Sie uns hier einen höchſtlehrreichen Seitenblick auf einen ſpätern, braven Miniſter, Mr. de Narbonne werfen, der im königl. Rath am 24. Febr. 1792 ein Memoire verlaß, das eben ſo vergeblich heilſame Rathſchläge enthielt. Da heißt es z. B.: „Wie geſchwächt auch die königl. Macht ſeit 1789 erſcheinen mag, ſo darf man doch nicht zweifeln, daß ſie noch ein großes Gewicht habe, und daß es möglich ſey, ihr ein in dieſer Lage entſcheidendes zu verſchaffen. — Die Ariſtokraten haben den Vortheil für ſich, daß ſie ſich den Schein geben, gemeine Sache mit dem Throne zu machen. Oft, indem ſie ſich vertheidigen, haben ſie ſich auf den Namen des Königthums berufen, welchen man lieber hört, als den übrigen, und haben die Miene einer Ergebenheit angenommen, welche wohl die Tugend mehrerer unter ihnen, aber nicht der herrſchende Geiſt dieſer Parthey iſt ꝛc." — Alle Bemerkungen, alle Warnungen die Hr. v. Narbonne in dieſem merkwürdigen Memoire mittheilt, ſind klar, aus der Natur der Menſchen geſchöpft und führten zu dem Reſultate, daß das Heil des Monarchiſchen Prinzips in der aufrichtigen und vollen Anhänglichkeit des Monarchen an die Conſtitution zu ſuchen, und durch unverfälſchte Handlungen deſſelben zu bekräftigen ſey. Man hat das Gegentheil gethan. — Laſſet uns, wir alle, die deutſche Mehrheit, die dem monarchiſchen conſtitutionellen Princip getreu iſt, ihm aus Gewohnheit, aus Neigung und um eignen verſtändigen Vortheils willen getreu bleiben; laſſet uns unſere Regenten viele Malesherbes, aber auch den Malesherbes ehrlich patriotiſche Subalternen wünſchen, von deren Angaben und Berichten ſo vieles abhängt, damit Einſicht und guter Wille, die bey den oberſten Räthen herrſchen, nicht misleitet werde. Laſſet es uns als ein erfreulich Zeichen betrachten, daß unſere Könige einen Malesherbes noch nach dem Tode ehren! Werden wir verkannt und angeſchwärzt, ein Spott der Nachbarn, ſo laſſet uns durch ein ſtreng geſetzliches Betragen die Läſterung beſchämen, unſeren Fürſten pflichtgemäs gehorchen, und ruhig ausdauern, ſelbſt wenn uns kein anderer Troſt bliebe, als der des Grafen Lerma in Schillers Don Karlos:

„— — Schön're Zeiten werden kommen;
„Dann aber werd' ich nicht mehr ſeyn."

Notizen.

Hiſtoriſcher Ueberblick vom Urſprunge der Anfeindungen der Preſſe. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt war dem römiſchen Hofe ein unerwarteter und höchſt empfindlicher

Streich; denn dadurch wurde der Damm gebrochen, der bis dahin der ſchnellen Mittheilung der Gedanken im Wege ſtand. Alexander VI. gab daher ums Jahr 1496 ein Edict heraus, wodurch allen Buchdruckern unter Bannſtrafe verboten ward, irgend etwas ohne Erlaubniß des Pabſtes oder ſeiner Legaten in die Preſſe zu nehmen. Die Beweggründe dazu waren: einmal, das Denken einzuſchränken, oder wenigſtens die Communication eines nachtheiligen Gedanken zu hemmen; und dann mit den Druckprivilegien einen einträglichen Handel zu treiben. Ein dritter Beweggrund hatte in der Folge der Zeit ſeinen Urſprung blos in dem Charakter Leo X. Er wollte Rom nicht nur zum Mittelpunkte der Religion, ſondern auch der ganzen Scholaſtik, zur Schule der ganzen Welt machen. Er war der erſte, der dieſes Monopolium in einen Plan bringen, und dadurch für Italien eine unſägliche reiche Nahrungsquelle öffnen wollte. Zu dem Ende publicirte er im Jahr 1515 eine Bulle, worin er, nebſt dem Bannſtrahl, dem Verluſt und der Verbrennung der ohne päpſtliche Cenſur gedruckten Bücher, dem Verleger, in welchem Lande es auch ſey, eine Strafe von 100 Ducaten dictirte. Und um dieſer Bulle allen Nachdruck zu geben, machte er ſie zu einem Decret des Lateran — Conciliums. — Als es durch die Reformation und die ſich ſtets vervollkommende Buchdruckerey immer heller in Deutſchland wurde, ſollte nun das Tridentiniſche Concilium dem ſchrecklichen Bücherunfug kräftigen Einhalt thun. Pius VI. ließ ſchon in der zwoten Sitzung, die unter ihm gehalten wurde, eine Büchercommiſſion vorſchlagen. Sie flickte die allgemeinen Regeln zuſammen, die nachher dem Index vorgedruckt ſind, um dem Dinge noch Credit zu geben. Der Index ſelbſt war ganz ein Werk des Pabſtes. Sehr ängſtlich hatte man alle die Bücher ausgemerzt, die für die Rechte und das Anſehen der Fürſten, und gegen die päpſtliche Gewaltthätigkeit zu Felde zogen. In Frankreich verwahrte man ſich feierlich gegen den Index, und in Deutſchland machte der Kaiſer eigenmächtig Bücherverbote bekannt. Dort ſuchte man den Index durch Emiſſärs gängig zu machen, und hier wollte man durch Machtſprüche das heilige Officium rächen. Beides war ohne Wirkung. Der Index gewann hierauf eine andere Geſtalt, als die Jeſuiten anfingen, ſich dem päbſtlichen Stuhle allgemach nothwendig zu machen. Nichts konnte ihnen zu ihrem Plane, ſich zu Herren der Schulen, zu Depoſitärs der Wiſſenſchaften und zu Gewiſſensdeſpoten zu machen, beſſer dienen, als der Index expurgatorius. Der, den ſie fabricirten, kündigt nicht nur den Ketzereyen, ſondern allem Denken und Schreiben überhaupt den Krieg an. Sogar gutgeſinnte, er katholiſche Schriftſteller, die nur von einer andern Schule, oder einer andern Uniform waren, blieben nicht unangetaſtet. So ſieht man auch, daß die Bücher, die blos gegen die Jeſuiten geſchrieben ſind, und alſo auf die Religion gar keinen Einfluß haben, unter allen Claſſen bei weitem die beträchtlichſte Zahl darin ausmachen. Am ſchwerſten wurde ihnen der Eingang des Index in dem europäiſchen Norden gemacht, wo ſie ſich in die Häuſer der Privatleute einſchlichen, und beſonders ſtrenge auf die Beobachtung der vierten Regel hielten, worin das Leſen der heiligen Schrift verboten wird. —

Darin hat die heilige Schrift gerade mit den beſten Werken der Profanſchriftſteller einerley Schickſal gehabt. Wenn künftig einmal eine Geſchichte der verbotenen Bücher geſchrieben werden darf, ſo wird man einen neuen Beitrag zur Geſchichte der menſchlichen Thorheit, und noch mehr eigenſinniger und unwiſſenden Willkühr der Cenſur-Collegien leſen, die ſie über ganze Völker im Namen ihrer Regierungen ausüben, die weder von dieſen Büchern, noch von der Deſpotie Kenntniß haben, und an dem Greuel und der Geiſtestyrannei in ſo weit unſchuldig ſind.

Philologie. M. Tullii Ciceronis de oratore ad Quintum fratrem libri tres. Recenſuit, illuſtravit, aliorum ſuasque animadverſiones adjecit Otto Mauritius Muller, Ph. D. AA. L. L. M. Paedagogii Zullichavienſis Inſpector. Lipſiae et Zullichaviae in libraria Darnmanniana 1819.

Auch nach den Bearbeitungen eines Pearce, Erneſti, Harleſſ u. Schütz wird dieſe neue Ausgabe der gediegenſten Schrift des Cicero den Freunden der alten Literatur willkommen ſeyn, da ſie in fruchtbarer mit Vollſtändigkeit gepaarter Kürze enthält, was zur Erklärung der Worte, des Sprachgebrauchs und der Sache dient und zugleich an vielen Stellen Lesart und Interpunction berichtigt. Sie iſt zwar zunächſt für ſtudirende Jünglinge der oberſten Claſſen beſtimmt, ſucht durch critiſche Bemerkungen das Selbſtdenken zu wecken und das Urtheil zu ſchärfen; doch wird ſie auch vielen Schulmännern und Philologen nützlich ſeyn, indem der Herausgeber die Bemerkungen anderer Sprachforſcher mit kluger Auswahl anführt, die rhetoriſchen Schriften des Ariſtoteles und Quinctilian, den Nonius Marcellus, auch den Lactantius und neuere Schriften zur Erklärung anwendet. Verglichen iſt der jüngere Dresdner Codex, benutzt eine Menge alter Ausgaben, darunter auch die auf der Leipziger Univerſitäts-Bibliothek vom Erneſti ſo wichtig befundene ſine loco et anno, deren Lesarten am Ende aufgeführt ſind. Beigegeben iſt ein index nominum propriorum vom Thienemann.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 41. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 November.

Hermes,

der Götterbote (deſſen Namen die Krugiſche kritiſirende Zeitſchrift ſich beygelegt hat) ſcheint diesmal, mit ſeinem 3ten Hefte, nicht aus dem Olymp zu kommen, ſondern aus der Heimath des moraliſchen Unraths, aus der Hölle. Nachdem nemlich Kotzebue unter Mörderhand gefallen, hat der Herr Prof. Krug in Leipzig den hohen Muth gehabt, über den Character des Todten, und zwar nicht bloß über den literariſchen, ſondern über den moraliſchen, wie ein hungriger Wolf herzufallen, und (wir dürfen es dreiſt ſagen) ihn verläumderiſch in Stücken zu zerreißen. Es hat dem Herrn Profeſſor nicht gefallen, daß Kotzebue im lit. W. Bl. freymüthig und ohne Scheu vor burſchikoſer Fenſtermuſik wider die Zügelloſigkeiten des Univerſitätslebens ſich erklärte, und darüber Wahrheiten ſagte, von denen jetzt, nachdem er gleichſam mit ſeinem Blute ſie beſiegelt hat, alle deutſchen Regierungen überzeugt zu ſeyn ſcheinen. Kaum war daher ſeine Leiche kalt; ſo machte ſich der aus leicht begreiflichen Semeſtergründen (wir verſtehen darunter Gründe, die alle halbe Jahre regelmäßig wieder kommen) ſehr Studentenfreundlich geſinnte Herr Profeſſor darüber, von dem literariſchen W. Bl. eine soi disant Recenſion zu ſchreiben; ſie erſt beſonders als Broſchüre in das Publikum zu bringen, damit er den Augenblick der allgemeinen Theilnahme an dem unglücklichen Herausgeber zur Verbreitung ſeiner Schmähungen benutze; und nun endlich auch noch anderthalb Bogen ſeines Hermes damit anzufüllen, wobei jedoch ein circa 4 Seiten langer Ab- (eigentlich Nach-) druck aus Villers Schrift sur les Universités et le mode d'Instruction publique de l'Allemagne helfen muß.

Er ſchildert darinnen Kotzebue als einen Menſchen, der ganz unfähig war, eine Ueberzeugung zu beſitzen, ſondern der nur Meinungen ausſprach, wo er nichts davon zu beſorgen hatte. Ein Haarfeiner Unterſchied! Alſo Herr Prof. Krug beſitzt Ueberzeugungen von Dingen, wovon der erfahrenſte Weltmann, Menſchen- und Staats-Kenner Gott dankt, wenn er es bis zu einer leidlich feſtſtehenden Meinung gebracht hat! Und weil die Meinung eines Andern über das Univerſitätsweſen mit ſeiner Ueberzeugung nicht übereinſtimmt, ſo verunglimpft er den Charakter dieſes Andern und ſpricht ſeine, in causa quasi propria allzeit verdächtige Ueberzeugung aus, weil er — nichts mehr davon beſorgen zu dürfen glaubt, da Kotzebue, der ihm an Geiſt und Weltkenntniß, wie an Witz und Celebrität zehnfach überlegen war, nicht mehr lebt, um dafür ſeine Blöße zu geißeln, wie ſie es verdient. Wir finden es mit ſeiner Erlaubniß unedel bis zum moraliſchen Ekel, auf dieſe Weiſe an einem berühmten Todten zum Ritter werden zu wollen, und würden uns ſchämen, zu einer Moralphiloſophie uns zu bekennen, welche erlaubt, etwas ſo Unwürdiges mit dem gemißbrauchten Gemeinplatze zu beſchönigen, „daß der Grundſatz: De mortuis nil nisi bene, auf dem Gebiete der Kritik nicht gelte."

Der Satz iſt freilich in ſoferne wahr, daß die Kritik ein ſchlechtes Buch auch nach des Autors Tode ſchlecht zu nennen hat; aber den Character des Autors ſchwarz hinzuſtellen, während ſein Leichnam faſt noch auf der Bahre liegt, ſeine Gattin und ſeine Kinder um ihn weinen, und alle ſeine Freunde noch leben — wenn die Kritik das ſich erlauben darf; ſo wird ſie ein wahrhaft ſchmähliches Handwerk, und der Nahme Recenſent verdient den Gebrauch, den man oft davon gemacht hat: den Gebrauch als Scheltwort. Nur die Geſchichte darf Charaktere der Todten öffentlich vor Gericht ziehen, und nur wo ſie es mit hiſtoriſchen Schriften zu thun hat, darf es die Kritik; aber Clio iſt zu ekel, als daß ſie einen der Geſchichte angehörigen Verſtorbenen gleichzeitig mit den Würmern anfreſſen ſollte, und es kommt beſonders der Animoſität nicht zu, unter dem Vorwande der Kritik, der ernſt und unbefangen forſchenden Muſe vorzugreifen mit ungewaſchener Hand. Freilich, die Literaturzeitungen erlauben ſich heut zu Tage dergleichen Unbill ſelbſt an lebenden Schriftſtellern, und ſaugen, zumahl aus dramatiſchen Werken, gern Gift, um die beneideten Dichter damit moraliſch zu tödten: um ihren Glauben, ihre Moralität und die Rechtlichkeit ihrer ſtaatsbürgerlichen Geſinnungen bei denjenigen Leſern zu verſchreien, welche wohl die literariſchen Allerleis, aber in der Regel keine Schauſpiele leſen. Ihre Recenſenten nennen das literariſche Freiheit, wer ein Buch ſchreibt, den achten ſie für Vogelfrei mit Haut und Haar, und um 10 Thaler pro Bogen engen Drucks treten ſie, verlarvt verſteht ſich, Anſtand, con-

Ausgegeben den 21. October.

ventionelle Achtung, Diskretion, Freundſchaft, Moralität, kurz alle Tugenden des geſelligen Menſchenlebens mit Füßen. Aber das ſoll doch ein Profeſſor der Weltweisheit nicht nachmachen, nicht noch weiter treiben an Jüngſtverſchiednen?

Herr Krug beſchuldigt Kotzebue des Betrugs, weil er im L. W. Bl. fremde Recenſionen ausgeſchrieben, ſogar — aus dem Hermes! Er beruft ſich dabei auf Müllner, der ihm auch ſolch ein Plagiat in der Zeitung für die elegante Welt nachgewieſen haben ſoll. Verhehlen wir nicht was wahr iſt. Kotzebue wollte keine kritiſche Gelehrten-Zeitung ſchreiben; er wollte auch hier, im W. Blatt, Kenntniß der Literatur verbreiten, indem er unterhielt, weil er wußte, daß die gelehrte Weitläuftigkeit und Trockenheit der Literaturzeitungen ſo Viele abſchreckt, und bewirkt, daß ſie weit mehr gehalten, als geleſen werden. Traf ſich's nun, daß ein Buch und eine breite Kritik davon gleichzeitig in ſeine Hände kam, fand er die Recenſion in der Hauptſache richtig, und entdeckte er in dem langen, Spaltenfüllenden Demonſtrationsfluſſe einigen Witz; ſo gab er wohl ſtatt einen Extract des Buchs einen aus der Kritik. Das war wenigſtens nicht ſchlimmer, als wenn Herr Krug ſeinen Kritiken ganze Seiten aus fremden Werken über denſelben Gegenſtand als Anhang beifügt, und das Plagiat mit einigen anwendenden Noten zudeckt, oder ſeine einzeln im Buchhandel zu habenden, ſich kritiſch nennenden Flugſchriften im Hermes anderweit auftiſcht, wie hier mit zweien der Fall iſt. Müllner hat darüber geſcherzt, wie er ziemlich über alles ſcherzt, ja er hat es mehr als einmal über den ganzen Kotzebue gethan. Aber er hat damit nicht bis nach deſſen Begräbniß gewartet; Kotzebue, der Dichter-Talent und Witz achtete, hat über das Eingemachte gelacht, wenn es auch bisweilen ziemlich ſchaal und bloß in Waſſer eingemacht war; man wird im ganzen L. W. Bl. keine Spur finden, daß er je ohne warmes Anerkenntniß, ohne wahre Achtung von dieſem jüngeren Theaterdichter geſprochen hätte, und nur die Thorheit kann glauben, daß er deſſen Waffen als überlegene gefürchtet habe. Hätt' er es aber erlebt, daß eine kritiſche Pedanterei ſeine Benutzung fremder Recenſenteneinfälle als Betrug angeſprochen; ſo würd' er zwar eben ſo dazu geſchwiegen haben, wie zum Totaden u. d. m., aber aus Mitleid, nicht aus natürlicher Dankbarkeit für genoſſene Unterhaltung, die ein Weltmann ſelbſt auf ſeine Koſten gern mitnimmt, ſobald er hinter dem Witz nur keine Bosheit, und in dem Ausfall gegen ſeine Meinung keinen Anfall auf ſeinen ehrlichen Namen merkt.

Die Dialektik Herrn Krugs balgt ſich nach vorausgeſchickter Anſchwärzung des perſönlichen Charakters hauptſächlich mit Kotzebue's Aeußerungen über die Gebrechen des Univerſitätsweſens herum. Wir wollen hier nicht in's Detail gehen; obſchon die Frage an die Eltern S. 305.: „Wer hindert euch, Euren Sohn der Aufſicht und Pflege eines rechtlichen Mannes, ſey er Profeſſor oder nicht, zu empfehlen?“ mit den Gegenfragen ſich abfertigen ließe: Kennt man die rechtlichen Männer in Univerſitätsſtädten an den Naſen? Und wenn das, wie finden weit entfernte Eltern, die niemand dort kennen, dieſe rechtlichen Männer heraus? Wie gerade den, der Zeit, Geſchick und Gemüth genug hat, einen jungen Menſchen zu leiten und zu zügeln? Und wenn die Eltern wenig Mittel haben, wie dann? Wird ſo ein rechtlicher Mann, er ſey Profeſſor oder nicht, die „Aufſicht und Pflege“ umſonſt übernehmen? Nur Eine Stelle noch müſſen wir wegen ihrer Abgeſchmacktheit ausheben. S. 310 zeigt Herr Prof. Krug ſein Talent, er macht Witz: „Ach! die verzweifelten Univerſitäten! Da ſaßen Männer, welche Literaturzeitungen herausgaben, und dieſe verwünſchten Zeitungen zerlegten zuweilen mit einem ſehr ſcharfen kritiſchen Meſſer gewiſſe Werke, welche dem Herausgeber des Wochenblattes ſehr an's Herz gewachſen waren; und darob empfand ſein empfindſames Herz einen ſo empfindlichen Schmerz, daß der herzliche Dank gegen die Univerſitäten nicht zum Durchbruche kommen konnte, und daß er ſeinen herzlichen Dank den Regierungen anbot, im Fall ſie ihm beiſtehen wollten gegen die verzweifelten Univerſitäten mit den verwünſchten Literaturzeitungen! — Aber wo bleibt nun das gute Herz?“

Wir fragen in Kotzebue's abgeſchiedene Seele hinein: Wo bleibt da der geſunde Menſchenverſtand? Kotzebue wußte ſehr gut, wie wenig die Kritik ſeinen Werken ſchaden konnte, und wie die Literaturzeitungen gemacht werden auf den Univerſitäten. Er würd' es etwa ſo beſchrieben haben: „Ein Profeſſor, der gern Bücher und aus Büchern Geld macht, wohnt neben einem Buchhändler, der gern alle Tage einen Verlagsartikel anzeigt. Der Buchhändler will auch einen Fuß in dem Gebiete der Kritik haben, will auch eine Literaturzeitung verlegen. Da geht's denn gleich los. Pomphafte Ankündigung! Es ſoll ein Oberjournal werden, nur das Neueſte und Wichtigſte, und das gründlich, anzeigen. Das Wichtigſte ſind die Werke des Herausgebers, die tadelt — ein guter Freund. Dann folgen die Werke der guten Freunde, die kritiſirt der Herausgeber. Endlich kommen die Werke der Fremden, die werden von ihren Feinden zerzauſt, die darüber recht viel für wenig Honorar oder gar umſonſt ſchreiben. Das alles geſchieht, mit Ausnahme des Herausgebers, der auf ſeine Unpartheilichkeit und philoſophiſche Ruhe pocht, mit der Maske vor dem Geſicht. Reclamirt ein Autor gegen eine Recenſion hübſch ſubmiß und höflich; ſo drucken wir ſeine Reclamation ohne Honorar, und der Recenſent widerlegt ſie eben ſo breit und langweilig, als er die Recenſion geſchrieben hat. Das füllt! Und reicht alles nicht, nun ſo überſetzen wir Recenſionen aus ausländiſchen berühmten Journalen, beſonders aus den Rewiews, die wir ja in Deutſchland nachahmen, oder gar mit ihnen rivaliſiren zu wollen angekündigt haben. Kann man ein fremdes Journal beſſer erreichen im Werthe des Inhalts, als wenn man es überſetzt? Alſo — alle Vierteljahre ein Band, ſauber gedruckt und in netten Pappumſchlag gebunden. Es kann nicht fehlen!

Der Hermes hat dieſen Anſichten einer möglichen Entſtehungsgeſchichte bisher ziemlich treu entſprochen. Das L. W. Bl. dankt ihm, daß er es, obwohl es ſelbſt recenſirt, unter die zu recenſirenden wichtigſten Werke gerechnet hat, und verſpricht, aus Dankbarkeit, ihn zu loben, — ſobald er beſſer wird.

Engliſche Literar-Notizen.

Lettres from the North of Italy. London 1819. Dieſe Briefe in 2 Bänden ſind aus der Feder des Herrn William Stewart Rose, der bereits durch mehrere, meiſtens poetiſche, Werke der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt iſt. Zu dieſem wirklichen Vorzuge geſellt ſich noch der zufällige, daß ſein Vater der unlängſt in einem hohen Alter verſtorbene Miniſter George Roſe war, welcher ſich ſo viele Verdienſte um den Brittiſchen Staat erworben hat. Gegenwärtige Briefe ſind ſo gut aufgenommen worden, daß der Verfaſſer ſich dadurch mehr Ruhm erworben hat, als durch alle ſeine vorigen Schriften. Daß er als der Sohn eines Engliſchen Miniſters zu Napoleon's wärmſten Verehrern gehört, fällt hier nicht auf, wo Kinder oft (wie der Fall bey Hobhouse iſt,) in politiſchen Sachen ſich von der Denkungsart des Vaters ganz entfernen. Da der Verfaſſer etwas kränklich war, ſo mag wohl Manches zu ſehr von der ſchwarzen Seite angeſehen ſeyn.

Er tadelt die öſterreichiſche Regierung, daß ſie alle höhern Aemter in der Lombardey mit Deutſchen beſetze, (ſolche Klagen hört man auch in Rheinländern,) und die Italiäner ausſchließe, welches natürlich ſchlimme Folgen haben müſſe. Die Schurkerey der Banquiers in Venedig (beſonders der Deutſchen) iſt einem an die Rechtlichkeit der reichen Londner Wechsler gewöhnten Engländer ſehr auffallend; in Venedig hält er die Jüdiſchen Banquiers für die ehrlichſten. Mit Verwaltung der Gerechtigkeit ſieht es betrübt aus. Ueber Architectur findet man vortreffliche Bemerkungen.

Man lobt ſehr, was der Verfaſſer über die Italieniſchen Dialecte ſagt. Er lacht über die thörichte Meinung ſeiner Landsleute, daß die Italieniſche Sprache leicht ſey.

Engliſche Nachrichten aus Afrika findet der Leſer in der Mission from Cape Coast castle to Ashantee, etc. By J. Edward Bowdich Esq. conductor. L. Murray 4. mit vielen Kupfern.

Ashantee, ein mächtiges Königreich in Afrika, deſſen Hauptſtadt Coomassie 100,000 Einwohner zählt, liegt neun Tagereiſen von den engliſchen Niederlaſſungen, und iſt nur erſt ſeit wenig Jahren bekannt geworden. Man erſtaunt nicht wenig in dieſer äußerſt intereſſanten Nachricht über den barbariſchen Pomp, die Macht und den Reichthum der Aſhantier. Es wird mit Grunde vermuthet, daß es dergleichen in Afrika noch mehr gebe. Von der Veranlaſſung dieſes Werks ſagt der Verfaſſer. „In den Jahren 1807 bis 1811 und 1816 bekriegten die Aſhantier das Volk der Fantier, welche in der Gegend unſrer Niederlaſſungen an der Küſte wohnten. In dieſen Kriegen rotteten ſie nicht nur beynahe ihre elenden Gegner aus, ſondern bedroheten auch die Engliſchen Feſtungen, ja machten wirklich Angriffe auf dieſelben. Cape Coast Castle wurde von ihnen belagert, und man mußte den barbariſchen Kriegern einen Tribut bezahlen, um ſie nur los zu werden. Demnach hielt man es für das beſte, eine Geſandtſchaft nach Coomassie zu ſchicken, und mit einem Monarchen, der ſo gefährlich und mächtig war, wie Sai Tootoo Quamina einen Allianz-Tractat zu ſchließen. Man bereitete prächtige Geſchenke, und Hr. Bowdich wurde nebſt andern dahin abgeſchickt. Zum Führer diente ihnen Quamina, deſſen Weiber ihn begleiteten und mehr Ungelegenheit verurſachten, als das ganze übrige Gefolge. Die Reiſe ging durch Wälder, und war äußerſt beſchwerlich. Man traf einige ſehr ſchöne Gegenden an und kam durch die Länder der Fantier und Aſſiner.

Der Hof des Königs, die Hauptſtadt, die Gebräuche, die Sitten ꝛc. ſind ſehr verſchieden von allem, was man biſher bey andern Völkern bemerkt hat.

Die Erſcheinung einer ſo ſonderbaren Nation, welche man biſher kaum dem Nahmen nach kannte, wird nun die Begierde, weiter in das Innere von Afrika zu dringen, noch mehr anfachen.

Lebensbeſchreibung: Die Memoirs of John Duke of Marlborough, with his Original Correspondence etc. By William Coxe, Archdeacon of Wilts. London 819. werden in England allgemein für eine der vortrefflichſten Biographien gehalten, die hier erſchienen ſind, und zwar iſt der vorliegende dritte Band der intereſſanteſte. Er fängt an bey den Verhandlungen des erſten Parlaments, welches ſich nach der Union am 16. Novbr. 1708 verſammelte, und deſſen Sprecher Sir Richard Onslow war. Niemals waren die Partheien erbitterter auf einander als damals, und es gewährt ein trauriges Beyſpiel von den Sorgen, welche Miniſter und Männer in großen Bedienungen auf ſich laden, wenn man einen Staatsmann wie Godolphin klagen hört: „das Leben eines Galeerenſklaven iſt ein Paradies gegen das Meinige, und wenn man erfährt, das Marlborough lieber Zurückgezogenheit und Ruhe haben, als der größte Mann ſeyn wolle, den England je gehabt hat.“ Zu Anfange des Jahres 1709 machte M. eine kurze Reiſe nach England. Die Königin empfing ihn kalt, und er bekam Gelegenheit, den wachſenden Einfluß der Frau Masham, und die abnehmende Gunſt ſeiner Gemahlin zu bemerken. Noch größer wurde ſeine Unruhe, als er deutlich ſah, daß die neuen Miniſter von der Whigs-Parthey, ob ſie gleich mit ihm und Godolphin eine Coalition gemacht hatten, dennoch auf beyde eiferſüchtig waren. Als er nach Holland zurück kam, wurden zum Scheine Friedensverhandlungen angefangen, und Präliminarien unterzeichnet, aber der König von Frankreich verwarf ſie augenblicklich. Die Alliirten ſchloſſen dann den Barrieren-Tractat gegen den Rath des Herzogs, und man machte Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzugs. Die franzöſiſche Armee unter Villars war zahlreicher, als man hätte vorausſehen können, weil ganze Schaaren durch Hunger und Elend in ſein Lager getrieben und Ludwigs hartherzige Bemerkung beſtätigt wurde, daß der Hunger ſeine Unterthanen zwingen würde, ſeinem Brodwagen zu folgen. Dennoch waren die Alliirten um etwas ſtärker. Nach allerley geſchickten Bewegungen wurde Tournay belagert, und in Zeit von drey Wochen mußte ſich die Stadt an Marlborough und Prinz Eugen übergeben. Von den Minen, die man zog, um die Feſtung zur Uebergabe zu zwingen, wird eine fürchterliche Beſchreibung gegeben. Oft begegneten ſich die Minengräber, und geriethen mit denen des Feindes in Streit; aber zuweilen ſahen die Truppen Freund für Feind an und machten ihre eigenen Kriegskameraden nieder. Manchmal begaben ſich ganze Compagnien gerade in dem Augenblicke in die Minen, wenn ſie geſprengt werden ſollten. Oft wurden die Minirer mit Waſſer überſchwemmt, mit Rauch erſtickt, oder unter der Erde lebendig verſchüttet, wo man ihnen nie zu Hülfe eilte. Dann und wann wurden ganze Bataillons in die Luft geſprengt, und ihre Körper, wie die Lava aus einem feuerſpeyenden Berge, umher zerſtreut. Der Verfaſſer führt viele Beyſpiele von Gefechten in dieſen unterirdiſchen Labyrinthen an. Ungeachtet ihrer kühnen Vertheidigung, mußte ſich die Feſtung doch am 3. Septbr. ergeben, und Tournay, eine ſehr wichtige Stadt, welche das ſpaniſche Flandern deckte, blieb in den Händen der Alliirten. Das berühmte Treffen bey Malplaquet fiel am 11. deſſelben Monats vor: es iſt gut beſchrieben. Die Belagerung und Uebergabe von Bergen op Zoom war die nächſte Kriegsoperation. Bey dieſer Belagerung wird eine ehrenvolle Anekdote vom Herzoge von Argyle aus einem ſeltenen Buche „die Memoiren der Frau Davies, gemeiniglich Mutter Reß genannt“ mitgetheilt; ſie diente als gemeiner Soldat in einem Engliſchen Cavallerie-Regiment, bis man durch eine Wunde, welche ſie erhielt, ihr Geſchlecht entdeckte. Der Herzog begab ſich zu einem Corps, welches angreifen ſollte, aber keinen Muth hatte. Er ſtürzte ſich mit offener Bruſt unter die Soldaten und rief: „Hier ſeht ihr, Brüder, ich habe keinen verborgenen Panzer, ſondern bin der Gefahr eben ſo ſehr als ihr ausgeſetzt; ich begehre nicht, daß einer unter euch an Oerter gehe, an welche ich mich nicht wage. Erinnert euch, ihr ſtreitet für Europa's Freiheit, und für den Ruhm eurer Nation; ihr ſollt niemals durch mein Betragen leiden, und ich hoffe, der Name eines Britten iſt jedem unter euch theuer.“ Dieſe heldenmüthige Anrede gab den Soldaten eine beſſere Stimmung; ſie machten den Anfall, und eroberten das Feſtungswerk. Es wird hier auch der Niederlage Carl des XII bey Pultawa gedacht, der Marlborough perſönlich ſo ſehr unterſchieden hatte, daß dieſer ſich über des Königs Unglück äußerſt betrübte. — Zu Hauſe brachten die Whigs die letzte Behörde im Staate dadurch in ihre Gewalt, daß ſie den Lord Orford zwangen, ſich an die Spitze der Admiralität zu ſtellen. Die Königin hatte ohne Unterlaß höchſt verdrießliche Zänkereyen mit der hochmüthigen Herzogin von Marlborough und haßte die herrſchende Parthey deſto mehr, weil ſie ſich vor derſelben fürchtete, und ſowohl ihr Haß, als ihre Beſorgniſſe wurden dadurch immer größer, daß der Herzog von Marlborough dringend bey ihr anhielt, auf Lebenszeit zum General gemacht zu werden, ein Poſten, welcher ſich mit der Engliſchen Staatsverfaſſung nicht vertrug. Nichts deſtoweniger wurde er, als er im November 1809 nach London zurückkehrte, mit großem Frohlocken vom Volke aufgenommen. Aber nun kam der Zeitpunkt, wo das ſtolze Gebäude von Ruhm und Sicherheit, welches die Vereinigung dieſes großen Kriegers mit den Whigs aufgeführt hatte, durch die Eiferſucht ſeiner Königin, durch die Zänkereyen der Parthey unter ſich ſelbſt und durch die Ränke des verſchlagenen Harley über den Haufen geworfen werden ſollte. Von dieſer Zeit an waren ſie immer unter einander uneinig, und ließen ſich ein Mitglied nach dem andern nehmen, ſo daß es ihren Gegnern leicht wurde, ſie zu ſtürzen.

Der Herzog von Marlborough verſpürte dieſen Wechſel, zu ſeinem größten Leidweſen, nicht nur in Englands häuslichen Angelegenheiten, ſondern auch an dem großen Nachtheile, welcher für die Alliirten daraus erfolgte. Donay wurde zwar eingenommen, aber der ganze fernere Plan des Feldzugs von 1710 wurde durch die Zögerungen und Hinderniſſe umgeworfen, welche man dieſem großen Taktiker in den Weg legte. Seine Unternehmungen waren gelähmt, aber der Feind ſchöpfte friſchen Muth. Man ſagte ſogar, und vielleicht war es wirklich im Werke, daß, anſtatt ſeiner, der Churfürſt von Hannover, das Commando der Alliirten übernehmen ſollte. Der Churfürſt ſchrieb indeſſen an ihn, und verſicherte ihm, daß er allezeit ſein Freund bleiben würde. Aber die meiſten ſeiner geweſenen Collegen konnten den Gedanken nicht los werden, daß Marlborough ſammt den Officieren ſeines Gefolges mehr Macht beſäße, als einem Unterthanen gebühre. Außer dieſen Verdrießlichkeiten welche ſich auf die öffentlichen Verhältniſſe des Herzogs bezogen, ereigneten ſich perſönliche Unannehmlichkeiten, die ihn in der Seele kränkten.

Die Königin hatte ſich ſchon vorher mit ſeiner Gemahlin, die ehemals in höchſter Gnade bey ihr ſtand, in dem Palaſte zu Kenſington entzweyt, wo die Herzogin Ihre Majeſtät durch Thränen zu erweichen ſuchte, aber weiter nichts als folgende Worte von ihr herausbringen konnte, die eine bloße Wiederholung waren: „dieſe Grauſamkeit wird Ihnen gewiß entweder in der gegenwärtigen oder künftigen Welt heimkommen.“ Aeußerſt aufgebracht über ſolche Unverſchämtheit, ſagte die Königin, das iſt meine Sorge, und entfernte ſich in ihr Cabinet. Die Herzogin von Marlborough durfte ſich nun der Königin niemals wieder nähern, und wurde eben ſo ſehr von ihr gehaßt, als ſie ſonſt geliebt worden war, und der angelegentliche Wunſch der Königin, eine ſo widrige Perſon von ihrem Hofe zu entfernen, war eine der vielen Urſachen, welche die Königin bewogen, die vorhabenden Aenderungen ins Werk zu richten, die ihr von ihren geheimen Räthen waren an die Hand gegeben worden. Das war in der That nicht zu verwundern, da die Herzogin ihren Einfluß auf die Königin tyranniſch ausgeübt hatte. Nach dieſem heftigen Auftritte hatte aller Briefwechſel zwiſchen den beiden Freundinnen „Frau Freemann und Frau Morley,“ wie beide ſich vormals nannten, aufgehört. Weil die Miniſter einmal den Herzog von M. kränken wollten, ſo ſuchten ſie ſogar den Bau des Palaſtes zu Blenheim zu einer Quelle von Verdrießlichkeiten für ihn zu machen, und ihn für Summen zur Rechenſchaft zu ziehen, welche die Schatzkammer gar nicht ausgab, aber er war zu klug, ſich in dieſer Schlinge fangen zu laſſen, und endlich wurde der dortige Palaſt, wofür man einen Anſchlag von 90 bis 100,000 Pf. St. gemacht hatte, der aber dreymahl mehr koſtete, hauptſächlich auf öffentliche Koſten vollendet. Die Miniſter thaten ihm auch den Vorſchlag, ſeine neuen Freunde, die Whigs, zu verlaſſen, und ſich wieder mit ſeinen alten Freunden, den Tories, zu vereinigen; und ſie verſprachen, daß „wenn er die Wuth und Raſerey ſeiner Gemahlin bezähmte, ihn auf den höchſten Poſten zu erheben, welchen ein Unterthan nur verlangen könnte; weigerte er ſich aber, ſo wollten ſie einen Staatsprozeß wider ihn anhängig machen.“ Indeß verwarf M. dieſen Antrag mit gebührendem Muthe. Deßwegen verfolgte man ihn auf das äußerſte. Drey ſeiner Staabs-Officiere, die er beſonders ſchätzte, hatten bey Tiſche verächtlich von den Miniſtern geſprochen und gewünſcht, daß die Feinde ihres Generals zu Grunde gehen möchten. Sie wurden daher, ohne dem Herzoge von Marlborough ein Wort davon zu ſagen, caſſirt, und unter den Nachfolgern derſelben, welche die Königin ernannte, war Lord Orrery, ein Mann, den der Herzog ganz und gar nicht leiden konnte. Im Parlamente wurde ihm auch nicht die gewöhnliche Dankſagung bewilliget, da doch die Armee, obwohl ohne einen ausgezeichneten Sieg, viel dazu beygetragen hatte, die eiſerne

Grenze Frankreichs zu durchbrechen, und den Weg zu den wichtigſten Operationen zu bahnen.

Die Herzogin von Marlborough war noch Garderobenbewohnerin der Königin. Auch dieſe Bedienung wollte man ihr nun nehmen, ja, man gab ihr Schuld, daß ſie Unterſchleife gemacht, Aemter verkauft, und andere Fehltritte begangen hatte. Aber weil man beſorgte, daß ihr Gemahl zu dieſer ungelegenen Zeit abdanken, und daß ſie ſelbſt ihre Drohung, die Privatbriefe der Königin herauszugeben, ausführen möchte, wovon ſie nur mit großer Mühe zurückgehalten werden konnte, ſo brach der Sturm noch nicht aus. — Doch der Raum unſeres Blattes verbietet weitere Auszüge.

Franzöſiſche Journaliſtik.

Von der Bibliothéque historique iſt des 9ten Bandes 2tes, 3tes, 4tes und 5tes Heft erſchienen, auf die vier Wochen von Mitte Auguſt bis Mitte September. Im zweyten Heft erzählt der tiefblickende Correſpondent aus Berlin allerley Neues von der Stimmung in Preußen, und wie das Volk unterthänige Vorſtellungen um Einführung einer Verfaſſung an den Thron gelangen laſſe; wie es ſich hiezu der Staatsmänner, der Gelehrten, der Rechtsprofeſſoren, als vortragender Organe bediene; wie aber der König den Einflüſterungen der Ariſtocraten nachgebe, welche ihn überzeugen möchten, daß jede Abänderung des Beſtehenden den Thron erſchüttere und zur Revolution führe. (Was das für ein Geſchwätz iſt! Blos einzelne Städte aus den Rheinprovinzen haben den Wunſch nach Volksvertretung laut werden laſſen, hauptſächlich in Bezug auf das Abgabenverhältniß. Uebrigens iſt der Verfaſſungsentwurf, wie jedermann weiß, ſchon fertig, und wird, nach allſeitiger Erwägung, zur rechten Zeit gewiß ans Licht treten.) Es macht der franzöſiſchen Preßfreiheit wenig Ehre, wenn es weiter heißt: „die Krone Preußens handle mit Salz, Kupfer und andern Mineral-Erzeugniſſen des Königreichs. Sie verkaufe den Unterthanen Taback; ſie verkaufe ihnen Torf zum Einheitzen und Steine zum Bauen. Sie laſſe ſich Geld zahlen für das Fahren auf Strömen und Flüſſen. Als gangbare Münze ſetze ſie kleine Kupferſtücke in Umlauf, die nicht die Hälfte ihres Nennwerthes halten. Sie ganz allein beſtimme die öffentlichen Abgaben, und fülle die Caſſen mit dem größten Theile des Einkommens der Staatsbürger; ſie allein berufe die ganze Bevölkerung, um die Rahmen des Heeres auszufüllen.“ (Was ſoll man von ſolchen Unverſchämtheiten denken! Selbſt die ſo ſehr verſchrieenen deutſchen Journaliſten würden ſich in Acht nehmen, irgend einem fremden Souverain dergleichen anzudichten. Aber von den Franzoſen ſoll man ſich alles gefallen laſſen.) Der Correſpondent geht dann über, auf die Tactik der Ariſtocraten, die überall nur Verſchwörungsplane und Anfänge der Empörung ſähen. So ſey jetzt im Schloß zu Frauendorf in der Neumark zweymal Feuer ausgekommen, wodurch das Guth mit den Wirthſchaftsgebäuden und ein Theil des Dorfs in Aſche gelegt worden. Da ſeht ihrs ja, hätten die Volksfeinde gerufen; die Bauern ſind ſchon in offener Fehde mit den Edelleuten: wenn man ſie's ſo fort treiben läßt, werden ſie uns bald den Garaus machen! Und wem habe die Herrſchaft Fauendorf gehört? Nicht einmal einem Preußiſchen Edelmann, ſondern einem Franzöſiſchen! (In einem ſpätern Hefte der Bibliothek nennt ſich der Eigenthümer einen Comte de la Rivallière-Frauendorf, wohnhaft zu St. Maximin bey Chantilly, in der Nähe von Paris. Der Herr Graf rühmt ſeine außerordentliche, ja aufopfernde Liebe zu dem allerhöchſten Königshauſe Bourbon, ſeine Treue gegen Se. Maj. den König von Preußen, deſſen Vaſall er ſey, und ſeine ehrfurchtsvolleſte Erkenntlichkeit für die Gnadenbezeigungen Sr. Maj. des Kaiſers von Oeſterreich, — Tugenden, die wir ſämmtlich an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen. Er giebt blos ſoviel zu, daß es einmal in Frauendorf gebrannt habe; das anderemal aber in Göritz, einem zu ſeiner Herrſchaft gehörigen Städtchen. Jedoch auf dem Guthe ſey das Feuer nicht ausgekommen; auch habe es blos die Nebengebäude ergriffen. In Deutſchland ſey überhaupt das Feuerauskommen etwas ganz gewöhnliches. (Wir wollten, es wäre nicht ſo!) Von den im Preußiſchen vorgefallenen Verhaftungen einiger Perſonen iſt der Correſpondent kein Freund. Das möchte der hiſtoriſchen Bibliothek allenfalls noch hingehen; daß ſie aber die deutſchen Eigennamen nicht richtiger ſchreiben gelernt hat, müſſen wir ihr ernſtlich vorheben. So ſpricht ſie von einem Monsieur Goërès, von den Frères Welcker, von dem professeur Arandt, von dem conseiller Schneimacher, u. ſ. w. Wann werden doch die Herren Franzoſen aufhören, unſere Namen zu radebrechen! Was würden ſie ſagen, wenn wir es mit ihnen ſo machten, und z. B., indem wir von Bonaparte, von Duroc, von Vandamme ſprächen, ſagen wollten: der General Bumpert, der General Türke, der General Wendum!? Beſſer iſt die Stelle: „Man beſchuldigt die Univerſitäten, daß ſie democratiſche Lehren verbreiten. Wenn das wahr iſt, ſo fällt die Schuld auf die Regierung. Sie ſelbſt bewaffnete die Studenten im Jahr 1813; ſie gab ihnen im Namen der Freiheit und des Vaterlandes die Waffen in die Hand. Die Profeſſoren wurden beſchäftigt, die jungen Gemüther durch Hindeutung auf öffentliche Tugenden zu entflammen, ihnen die Pflichten einzuſchärfen gegen das Vaterland, die Volksſtimmung hat dieſe Anſichten aufgenommen, und ſich nach ihnen gebildet. Handlungen unumſchränkter Gewalt reichen nicht mehr hin, die Stelle zeitgemäßer Einrichtungen auszufüllen, wie ſie der neue Zuſtand des Volks, die neue Richtung des menſchlichen Geiſtes erheiſcht." Zum Schluß wird eine Stelle aus einer Rede Jahns gegeben, die mehr gutgemeint iſt als klug. — Aus der Proclamation eines Spaniſchen Inſurgentenobriſten, Namens Melchor, erlaſſen aus dem Freiheitslager am Ufer der Guadiana, den 18. Jul. 1819. erfahren wir, daß der Herr Obriſt im Namen des Vaterlandes (?), jedem Sergeanten den Grad eines Officiers, den Officieren aber zwei Grade Avancement verſpricht, ſobald ſie ſich unter die Fahnen der Verfaſſungstruppen ſtellen (sous les bannières des troupes constitutionelles). Er ſelbſt nennt ſich einen Verfaſſungskämpfer (champion constitutionell). Den deutſchen Herren Sergeanten und Officieren, denen es in dem jetzigen bequemen Frieden mit dem Avancement vielleicht nicht ſchnell genug geht, böte ſich hier eine ſchöne Gelegenheit dar, es bald zum General zu bringen. — Im Monat Julius 1815 kömmt ein Herr von Richemond zu Limoges nach Hauſe, und trifft in ſeinem Stall ein Pferd an. Er weiß nicht, wem es gehört. Er bemerkt, daß es nicht rein iſt; wünſcht, es los zu ſeyn, und läßt den Roßarzt kommen. Dieſer erklärt die Krankheit für eine gale invétérée (und die Worte klingen doch im Franzöſiſchen ganz allerliebſt!), und ſticht das Pferd todt, damit es den übrigen Stall und Viehſtand des Herrn von Richemond nicht anſtecken möge. Der Roßarzt fertigt darüber eine Niederſchreibung, und übergiebt dem Hn. v. R. Abſchrift davon. Was geſchieht? der Eigenthümer des Pferdes meldet ſich, und verlangt Bezahlung. Hr. v. R. beruft ſich auf das Zeugniß des Kunſtverſtändigen, wornach die Krankheit unheilbar geweſen. Die Sache kömmt vor Gericht. Es findet ſich, daß das Pferd in den hundert Tagen gedient hat, und Hr. v. R. wird verurtheilt, das Pferd zu bezahlen. Warum? Weil ein Pferd, das in den hundert Tagen diente, ſich um das Vaterland unſterblich verdient gemacht hat, mithin durch den Roßarzt nicht hätte ſterben ſollen. (Aber an der gale? O weh! Und dieſe unſaubere Geſchichte, wobey einem die Haut juckt, iſt ſogar bis an den Kriegsminiſter gekommen!!) — Ein Prieſter, Prudhomeau, behauptete im J. 1644, er habe einer Dame, Namens Brun, ein ſpaniſches Goldſtück zugeſtellt, um ihm kleine Münze dafür zu geben und 14 Sous abzuziehen. Die Dame räumte ein, das Goldſtück empfangen zu haben, behauptete jedoch, ſie habe es ihm zurückgegeben. Darauf gab der Richter Peter Saturnus Houlner, Seiner Majeſtät Rath und Gerichtspräſident in der Stadt Melle, am 24. September jenes Jahres folgenden Beſcheid: „Geſtalten Sachen nach, und dieweil beyderſeits Parteyen allerley und verſchiedentliche Eydſchwüre abgeleiſtet, wobey jeder ſeine Behauptung redlicherweiſe beſchworen, ferner in Anbetracht, daß der Beweis des eigentlichen Hergangs obgedachter Begebenheit doch einigermaßen unmöglich erſchienen, haben wir dieſen Rechtsſtreit dem Zufall zu überlaſſen für nicht uneben erachtet: zu welchem Ende wir dannenhero von richterlichen Amts wegen zwey kurze Strohhälmchen zwiſchen unſere rechtsgelehrten Finger genommen und alſofort einem jeden ſtreitführenden Theile Verordnung gethan, eines davon zu ziehen, auch, um zu erforſchen, welcher von beiden mit dem Ziehen den Anfang zu machen, haben wir nicht ermangelt, ein Stück Geld in die Höhe zu werfen, und dabey für den Kläger durch unſern geſchwornen Gerichtsdiener die eine Seite dieſes Geldſtücks wählen laſſen, als welcher in Folge deſſen die Wappenſeite gewählet, wogegen jedoch die Schriftſeite obenauf geweſen; hiernächſt haben wir der Beklagten eines von den Strohhälmchen, die wir zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger feſthielten, dergeſtalt zu ziehen dargereichet, daß ſie nichts als die beiden hervorſtehenden Enden davon gewahr ward, mit dem Hinzufügen, daß diejenige Partey, welche das längſte Hälmchen zöge, den Prozeß gewonnen haben ſolle: und hat ſich hierauf begeben und zugetragen, daß die Beklagte das lange Hälmchen gezogen hat, wodurch wir denn bewogen worden ſind, aus ſchuldigen Gehorſam gegen die göttliche Fürſehung, die Beklagte von des Klägers Suchen gänzlich zu entbinden und loszuzählen, die Gerichtskoſten aber bewandten Umſtänden nach niederzuſchlagen." (Im Grunde genommen, iſt ein ſolcher Gerichtsbeſcheid mittelſt eines kurzen und langen Strohhälmchens gar nicht ſo übel. Unter hundert Proceſſen, die in die Hände der Advocaten und Gerichte fallen, ſind immer neunzig, die viel beſſer und wohlfeiler durch Strohhälmchen entſchieden würden.) — In Paris ging die Sage, Portugall ſolle an Spanien abgetreten werden, wogegen Braſilien und England auf andere Weiſe entſchädigt werden ſollten. Der Hof von Rio-Janeiro ſey aber mit dieſem Tauſch nicht zufrieden, und zähle auf Oeſtreichs Beyſtand, welches zu dem Ende bey Frankreich um den Durchpaß für eine Armee von 50000 Mann angehalten habe. In Dresden habe man neulich dem König von Preußen auf den öffentlichen Spaziergängen kein freundliches Geſicht gezeigt. Die Sachſen könnten es nie vergeſſen, daß der Wiener Congreß ſie unwürdig behandelt habe, und daß ſie damals von der Charte von Europa faſt ganz verſchwunden wären. Preußen habe über Sachſens Unglück triumphirt; jetzt ſey die Reihe des Unglücks an Preußen. Das Blatt habe ſich gewendet, und wie in Spanien, würden in Preußen jetzt diejenigen am ärgſten verfolgt, die am tapferſten zur Befreyung ihres Vaterlandes beygetragen hätten!! Rußland waffne ſich gegen Schweden und die Türkey; Oeſterreich ſetze ſogar ſeine Reſerven in Bewegung, und ſtelle eine Armee auf, als ſolle zum Kriege aufgebrochen werden. Nur Frankreich ſey ruhig; es beſchränke ſeine Waffen auf die friedlichen Debatten in den Kammern: Dieſe Kämpfe ſeyen ihm jetzt lieber und rühmlicher. Zu beklagen ſey nur, daß die Miniſter in Befriedigung der Foderungen des Auslands gar zu gewiſſenhaft und nachgiebig, hingegen auf Frankreichs Gegenforderungen viel zu wenig bedacht geweſen wären!!! Der Herzog von Richelieu trage hievon die meiſte Schuld. (Viel Geſchrey und wenig Wolle! Wenn Frankreich am ruhigſten ſcheint, da ſteckt immer etwas Gefährliches dahinter. So wiſſen wir z. B. recht gut, daß ſich an den franzöſiſchen Grenzen Luſtlager zuſammenziehen, und daß der Fürſt von Hohenlohe-Bartenſtein, General im franzöſiſchen Dienſt, eine deutſche Legion im Elſaß bildet, die bereit iſt, alle Misvergnügte aus dem überrheiniſchen Deutſchland aufzunehmen. Auch iſt es mit der franzöſiſchen Großmuth bekanntermaaßen nicht weit her. Wir möchten doch wiſſen, was die Franzoſen uns Deutſchen geſchenkt hätten! Franzoſen und ſchenken, ſind zwey entgegengeſetzte Begriffe. Wir kennen nur Franzoſen und Nehmen.) — Die Ultra's hatten das Gerücht verbreitet, als werde der Herzog von Angouleme Kriegsminiſter werden. Dieſe Idee wird mit ſiegreichen Gründen widerlegt, und aus der Natur einer freyen Staatsverfaſſung, mit Verantwortlichkeit und Abſetzbarkeit der oberen Staatsdiener, gezeigt, daß ein Prinz von Geblüt kein Miniſter ſeyn könne. Es fehle dann weiter nichts, als daß der Graf von Artois Juſtizminiſter würde, der Herzog von Berry das Seeweſen, der Herzog von Orleans das Innern, der Herzog von Condé die auswärtigen Angelegenheiten überkäme, und alle Beſtandtheile einer verfaſſungsmäßigen Staatsverwaltung würden ſofort zuſammenſtürzen. Ob man ſolche Miniſter dann Hoheit oder Excellenz tituliren ſolle. Ob ſie im Louvre oder in einem Privathotel wohnen, — ob ſie den andern Miniſtern als Collegen gegenüberſtehen ſollten, oder als was ſonſt? ꝛc. (Fortſetzung folgt.)

Notiz.

Geſchichte. Die bekannte Streitigkeit über die Befugniß der adlichen Geſellſchaft Alt-Limburg zur Beſetzung einer gewiſſen Anzahl von Stellen in dem Senate der freien Stadt Frankfurt hat Hrn. v. Fichard zur Herausgabe eines Werks: die Entſtehung der Reichsſtadt F. a. M., und der Verhältniſſe ihrer Bewohner, veranlaßt, in welchem er nachweiſt, wie Frankfurt aus einem Flecken zum Pallaſt, von dieſem zu einer königlichen Stadt wurde; — welches die Verhältniſſe der Bewohner dieſer Stadt, unter den verſchiedenen Königsſtämmen bis zu Ende des 13. Jahrhunderts waren; — was die Auflöſung dieſer frühern Verhältniſſe verurſachte; — wie die königliche Stadt in die Form einer Reichsſtadt, im ſpätern ſtaatsrechtlichen Sinne dieſes Worts, überging, und welchen Einfluß dieß auf den Rechtszuſtand ihrer Bewohner hatte. — Der Vf. hat zu dieſem Behuf die vorhandenen Urkunden, ſoweit ſie ihm zu Gebot ſtanden, und die geſchichtliche Literatur mit vieler Sorgfalt benutzt, die Data wohl geordnet zuſammengeſtellt, und es iſt kein Zweifel, daß jedem, der ſich für die ältere Städte- und Reichsverfaſſung intereſſirt, dieſes Werk als eine willkommene und dankheiſchende Gabe erſcheinen muß. Für die Geſchlechter aber, (deren oben erwähnte Befugniß ſich auf alterthümliches, aber anerkanntes, Gewohnheitsrecht ſtützt,) geht aus ihm das ehrende Zeugniß hervor, daß ſie, eines bedeutenden Anſehens unter den übrigen Klaſſen genießend, ſich durch Wirkſamkeit zum Wohle des Ganzen auszeichneten, und daß die im 14. und den beiden folgenden Jahrhunderten für die Stadt erlangten Gnadenbriefe und Vergünſtigungen der Kaiſer und Könige, die Erwerbung der Rechte der Landeshoheit durch manche perſönliche Aufopferungen und Beſchwerden, ſo wie die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Zeiten der Gefahr gegen innere und äußere Feinde, ihnen gerechte Anſprüche auf den Dank der ſpätern Generationen gewähren.

[illegible]terariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 42. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 November.

Fragmente aus Fr. Görres neueſter Schrift: „Deutſchland und die Revolution," mit einigen Bemerkungen.

Um alle Literatur würde es in der Kürze geſchehen ſeyn, das heißt, um eine Literatur, die ein Volk ehrt und es erhebt, und zur ſtarken Stütze der Thronen kräftigt, wenn Napoleons Perſon vertrieben wäre, aber ſeine Politik unter uns fortwalten und ſchalten wollte. Gottlob! dagegen ſpricht die neueſte Verſicherung der erhabenen Bundesverſammlung. Gegen ſolche Politik nun, die gleichwohl noch im Finſtern ſchleicht, ſcheint die neueſte Schrift von **Görres** gerichtet zu ſeyn. Reißt man einzelne Stellen heraus, ſo iſt nichts leichter, als ſie und ihren Urheber unter die Verdammlichen zu rechnen, wenigſtens nach ſubjectivem Urtheil. Studiert man ſie aber im Zuſammenhange, ſo muß man Inhalt und Abſicht paſſiren laſſen, Stellenweiſe höchſt nützlich und trefflich finden, und um der Abſicht willen für den ſchneidenden Ton Nachſicht hegen. Soviel wir wiſſen, fährt ſein Verleger dabey am beſten, daß ſie, dem Gerüchte zufolge, in Preußen confiſcirt ſeyn ſoll. Die zweyte Auflage iſt ſchon in die Welt geflogen, die dritte ſoll ihr nacheilen und vielleicht ſind dadurch 10,000 Exemplare mehr abgeſetzt worden, als außerdem. Die Neugier treibt nun manchen Leſer, den des Görres gedrängter, und auf Cothurnen wandelnder Styl ſonſt abgeſchreckt haben würde. — Unſere Leſer durfen nicht erwarten, daß wir Stellen mittheilen, die hier nur der Schadenfreude und der Luſt an Derbheit Nahrung gäben. Aber ſolche, die uns Allen frommen, uns gute Lehren geben, uns vor Zertrümmerung des Beſtehenden in gewaltſamen Revolutionen mit Görres Feuerſprache warnen; ſolche Stellen, die das mit Kraft und Deutlichkeit ausſprechen, was Tauſende jetzt denken, oder mehr und weniger deutlich fühlen, weil ſie Anhänger des monarchiſchen Prinzips und ſolche Deutſche ſind, die des gemeinſamen Vaterlandes Ehre und **Unabhängigkeit** und geſetzliche Freiheit wünſchen. — Die wollen wir hier mittheilen; und nur weniges hinzubemerken.

„Nach vier Jahren eines heftigen Partheykampfes, eines unſinnigen Widerſtandes gegen die Anſprüche der Zeit und theilweiſer Einräumungen von der einen Seite, und mancherley Uebertreibungen von der Andern, iſt es endlich dahin gediehen, daß eine allgemeine Gährung aller Gemüther durch ganz Deutſchland ſich bemeiſtert, und eine Stimmung eingetreten, wie ſie wohl großen Cataſtrophen in der Geſchichte voranzugehen pflegt."

„Wohl haben alle große Weltbegebenheiten ihre innere Naturnothwendigkeit, ihre Durchgänge, Umläufe und Wiederkehren; wohl hat auch der Wahnſinn dieſer Zeit ſeine Stadien, ſein periodiſches Steigen und Fallen und ſeine kritiſchen Augenblicke, und in ſofern läßt ſich durch alles Mühen nichts ändern im Laufe der Dinge. Aber nur die Leidenſchaften feſſeln an die Naturgewalt; ſo viel hingegen von lichten Gedanken und beſonnenen Willenskräften in den Begebenheiten wirkt, ſo viel Freyheit iſt in ihnen; und wie die Vorſehung, nur wenn dieſe ſich verſagt, jene gegen ſich ſelbſt bewaffnet, dem Arzte gleich, der gegen die eine wildtobende Lebenskraft die andere ruhende aus ihrem Schlaf aufruft, ſo ſoll auch, wer auf eine kranke Zeit heilkräftig wirken will, zuerſt mit helliger Augen Licht die herrſchende Ideenverwirrung klären, und es iſt dann ſchon ſo geordnet in der Welt, daß dem klar in ſich verſtändigen Geiſte die dämoniſchen Mächte auch wider Willen dienen."

„Nicht kennend Menſchenfurcht und jene zage Sorglichkeit, die die Wahrheit immer nur halb zu zeigen wagt, hat er ſeines Herzens Gedanken immer unverholen ausgeſprochen. Nur die Wahrheit hat er geſucht, und wenn er nach beſtem Wiſſen ſie gefunden, dann die Freyheit ſich ſelbſt dazu genommen; denn Wahrheit ohne Freyheit iſt ein vergrabner Schatz, eine verſchloſſene Quelle, ein verſiegelter Born." (Hohelied II. 12.)

„Die Unbefangenheit, mit der er (der Autor) in das Getümmel blickt, muß darum vor allen Andern noch als ein beſondrer Beruf erſcheinen, und die Pflicht ſchärfen, Vernunft zu reden, ſo lange es noch Zeit ſeyn mag, und ehe die Schwerdter Zungen werden, die ihre Sprüche in's grüne Fleiſch einkerben. Darum ſey das Folgende ein Spiegel der Zeit hingeſtellt, in dem ſie einmal wieder ernſten Blickes ihre eigene Geſtalt in's Auge faſſe. Es ſoll der Geiſt, der in dieſen Worten lebt, warnend wie ein St... Elmsfeuer auf den Segelſtangen am Schiffe des Vaterlandes ſtehen, damit es auf die kommenden Gefahren ſich bereite, und entweder den ſichern Ha-

Ausgegeben den 23. October.

ſen ſuche, oder zeitig ins hohe Meer hinausſteche." (Soviel leuchtet gewiß aus dieſen Einleitungsſtellen hervor, daß der Vf. keine böſe Abſicht verrathe.)

„Große Dinge hatte die Meinung von dieſem Verein (nämlich in Wien) erwartet, der nach dem Sturze jener Univerſalmonarchie ſich hier verſammelte, um die zerſtörte europäiſche Republik wieder zu reſtauriren und aufzubauen. Sie hatte richtig erkannt, daß ohne wenn die Veſte der Mitte in dieſem gemeinen Weſen, Deutſchland, ſich wieder ſtark und wohl begründet finde, nicht für alle Zukunft an Ruhe, Ordnung, Friede und Gleichgewicht zu denken ſey. Sie hatte einen Blick in die Geſchichte zurückgeworfen und erkannt, daß dieß Reich nur damals ein wahres Schutz und Hort der Chriſtenheit und eine Bruſtwehre gegen innere und äußere Feinde in feſter Sicherheit auf ſich geruht, als ſeine rege, lebendige Vielheit unter der Einheit eines Kaiſers vereinigt war." —

„Inzwiſchen regte ſich, als der neue Krieg (nach Napoleons Rückkehr von Elba,) begann, noch einmal ein Nachſchlag jener früheren Begeiſterung; ein glänzender Sieg, wie die Geſchichte nicht viele aufzeichnet, ſchien Deutſchland und ſeinem wiedererwachten Nationalgefühle alles wieder zu verſprechen, was ihm die Feinde ſeit vielen Menſchenaltern abgezwungen; aber im zweyten Pariſer Frieden erndtete es die erſten Früchte ſeiner nun ſanctionirten Theilung, und des ſubalternen Verhältniſſes, in das es die kleinliche Eigenſucht gebracht; nicht einmal ſeine Integrität vor dem Kriege wurde wieder hergeſtellt; wenige abgetretene Feſtungen mochten nicht ſeine Gränzen ſchirmen, wenige Geldleiſtungen den Schimpf des Ganzen nimmer abkaufen." (Dieſe mit einem ſchmerzlichen Gefühle verbundene Anſicht unſerer ſubalternen Rolle unter Europa's Mächten, die durch das diplomatiſche Schweigen nicht verbeſſert wird, theilen alle Patrioten. Dieſe Geſinnung muß den Regierungen lieb ſeyn; ſie wird ihre Bemühung um deutſche Selbſtſtändigkeit unterſtützen.)

„Darum muß das Ganze in ewiger Rüſtung im Frieden ſich aufreiben, ohne daß es je im Kriege als ſolches ſich geltend zu machen wüßte; und jeder Theil muß wieder unmäßige Laſten tragen, als ob der ein Ganzes wäre, ohne daß durch das geduldigſte Ausharren etwas Andres, als das gemeine Elend gefördert werde. Da keine innere Bindkraft die Theile zuſammenhält, ſo müſſen dieſe nothwendig den äußeren zerſetzenden Kräften weichend, ſich anſchließen an die zunächſt ſollicitirenden Intereſſen; und jeder Krieg wird nothwendig ein Bürgerkrieg, das Land von Freunden und Feinden aufgerieben, beym Frieden aber jedesmal auf ſeine Koſten Großmuth ausgeübt, und derſelbe, Allen bequeme Zuſtand mit Sorgfalt wieder hergeſtellt." (Solche Aeußerungen [illegible] doch wohl ein ſicherer Beweis, daß die Regierungen auf Anhänger rechnen können, wenn ſie die deutſche Ehre gegen das Ausland aufrecht halten.)

„In dem Uebermuthe oder Drange einer ſolchen Zeit hatte eine Claſſe von Staatsmännern ſich ausgebildet, ganz andrer Art als ſo Manche, die im Norden aus der Periode vor jener großen Bewegung noch übrig geblieben, oder auch ſeither allenfalls in ihren Grundſätzen erwachſen ſind. Wie dieſe, Sclaven des Herkommens, das Beſtehende allein anerkennen, und vor allem Werdenden eine tiefe Scheu in der Seele tragen; ſo erkennen und achten Jene kein Seyn und keine Vergangenheit, und haſſen alles Poſitive, das ihrer unruhigen Thätigkeit hemmend entgegentritt. Während die Einen nicht zu rühren wagen an das Ueberlieferte, und mit den Leichen des in ſeinem Alter Erſtorbenen ſich bis zur Verweſung ſchleppend, als Leibeigene dienen auf dem Hofgut, an das eine keckere Vorzeit ſich gefeſtet; halten die Andern alles Geweſene dem Tode heimgefallen, ſich aber für Herren der Gegenwart, und zu Tyrannen der Zukunft ſich berufen. Kinder des Tages, der ſie gebohren, verneinend Alles, was vorhin geweſen, hoffen ſie doch, daß ihr Wille bejahend ſeyn werde für das Kommende, dem ſie ſelbſt wieder ein Vergangenes geworden, und das Morgen mit dem gleichen Rechte ſich negirt, wie ſie das Geſtern vernichteten. Schaltend nach freyeſter Willkühr mit allem Vorhandenen, von dem Jene ſich bemeiſtern laſſen, werfen ſie in unaufhörlicher Umkehr die Dinge durch einander; wie die Gedanken wechſeln in des Menſchen Bruſt, ſo muß ihre Welt ſich mit den Flüchtigen umgeſtalten; in geilem Bildungstrieb muß bald dieſe bald jene Einſeitigkeit ſich zu einer mißgeſchaffenen Geſtalt verkörpern, die ſich dann nach Gutbefinden zerſchlagen, um andern Aftergeburten Raum zu ſchaffen; raſtlos wie vom böſen Geiſt beſeſſen, hetzen und jagen ſie Menſchen und Dinge durcheinander, daß nichts in Ruhe ſich bewurzeln mag." (Hier zeigt der Vf. eine löbliche Abneigung gegen politiſche Extreme.)

„Furchtbare Thorheit dieſer Zeit! die falſch und unwahr bis ins Mark ihrer Gebeine hinein, nachdem ſie lange die Welt betrogen, endlich dahin gelangt, daß ſie die eigene Lüge glaubt; und nachdem ſie alle Natur von ſich gethan, in verwegener Schwindeley ihre Hiſtrionenkünſte an Allem übt, und Geſellſchaft, Staat, Kirche, das Ehrwürdigſte, was die Erde hegt, zur Farce macht."

„Während die Iſis, ſchüttelnd das Siſtrum der elementariſchen Natur, die Hieroglyphen des thieriſchen Lebens deutete, neben ihr aber der geyerköpfige Oſiris ſcharf die Geiſel ſchwang über jegliche Ungebühr, und der Latrator Anubis mit Huth wahrnahm der Pforte des Geiſterreichs, daß die Gewalt ſich eindränge mit Ueberfall; während die Nemeſis des Maaßes zu achten ſich bemühete und der Regel, und obgleich mit ſtets abnehmender Energie manches Gute, beſonders in den höheren Kreiſen pflanzte; während der Patriot oft ſehr einſeitige Meinungen mit Verſtand, Entſchloſſenheit und Geſchick vertheidigte; fielen antwortend ihrem lauten Rufe andere Stimmen ein, die aus den Gebirgen der Schweiz, durch Würtemberg gegen die Donau hin ertönten, wo die allgemeine Zeitung nicht unergötzlich den Markt von Plundersweiler bey ſich eröffnete, auf dem Käufer und Verkäufer, Marktſchreyer und Zigeuner, wackere Leute und alles Lumpenvolk ſich durch einander treiben, jedoch Alles unter ſcharfer Policey der Obrigkeit; dann vom Oberrheine, in lichten Geiſtesblitzen weiterleuchtend, den Mayn hinaufſtauend ſich ergoſſen, und im Süden lauten Ruf erhoben; während der ſtumme Norden ton- und klanglos lag, und allein die freyen Städte, Bremen, nur ein Mal wankend und zagend, und Hamburg, wo der Beobachter in Maaß und Zahl die maaßloſe Zeit zu faſſen ſtrebte, ſeine Ehre noch einigermaßen zu retten ſich bemühten. Alle zuſammen bildeten einen Chorus, der zwar nicht immer harmoniſch zuſammenſtimmte, und in den Geſetzen des Sylbenmaaßes ſich bewegte; aber doch den Helden, die auf dem Cothurne die Bühne im tragiſchen Schritt beſchreiten, mit ſtarkem Zuruf manche heilſame practiſche Lebensregel, manche gute Wahrheit, die ihnen entfallen war, manchen nützlichen Rath, den ſie verachtet hatten, wieder in's Gedächtniß brachte.“ (Von den Thatſachen, die der Vf. über Weimar, die Preßfreiheit und Oken anführt, ſcheint er nicht genau unterrichtet. Die Geſchichte wird einſt das rechte Licht darüber verbreiten, zum Lachen und Staunen.)

„Wie der Fremde, Davouſt, jene Deputirten angefahren: Ihr habt kein Deutſchland, ich kenne nur Preußen, Bayern, Hannover ꝛc.; ſo iſt bei den Einheimiſchen die Rede von der Einheit des Vaterlandes den Einen eine Narrheit, den Andern gar Hochverrath geworden.“ (Folgende Stelle dünkt uns ſo merkwürdig, als wahr.)

„Es liegt eine unverwüſtliche erhaltende Kraft in den geſelligen Verbindungen; derſelbe Inſtinkt, der ſie zuerſt geſchloſſen, wacht auch unabläſſig über die Erhaltung des Beſtehenden, und keine Regierung hat nöthig, das Nichtswürdige auf Kundſchaft nach geheimen Umtrieben zu legen; da, wenn ſie nur einigermaßen würdig iſt, alles Gute mit ihr in einem geheimen Einverſtändniß ſteht, und nicht leicht einen Frevel, der gemeinſamer Zuſammenwirkung bedarf, im Verborgenen läßt. Darum wenn ſie ſonſt der großen und öffentlichen Bewegungen in der Geſellſchaft Meiſtern geblieben, darf ſie, am wenigſten in Deutſchland, vor Verborgenem zittern, und ihre gelaſſene Aufmerkſamkeit und ihr behendes Eingreifen, wo es Noth thut, dadurch auch um ein kleines von ihrem Wege ablenken laſſen. Jeden Uebelgeſinnten wird ſie bey der That erwarten, zuvorkommend oder ahndend, wenn es mit jenem nicht gelungen.“

„Was man ſonſt einzeln für ſich als Urſache von Aufſtänden und Revolutionen aufgezählt: drückende Steuern und Abgaben, gewaltſame Veränderung der Geſetze und Gebräuche, Verletzung der Freiheiten und Privilegien, allgemeine Unterdrückung, Beförderung Unwürdiger zu den öffentlichen Stellen, drückender Mangel und Verfall der Gewerbe, die Ungebühr ſtehender Heere und zur Verzweiflung gebrachte Factionen: das Alles haben wir zuſammen cohobirt in dieſe Zeit zu drängen, und mit großem Fleiße jene ſeltne Einſtimmigkeit der Gemüther im Unmuthe hervorzubringen gewußt. Nachdem Liebe und Vertrauen hingeſchwunden, ruht das Ganze einzig noch auf dem Inſtinkte des Gehorſams, der allzutief im Menſchenherzen befeſtigt iſt; aber auch dafür wird wohl endlich Rath geſchafft, da immerwährende Klagen, die nimmer ihren Richter finden, und Anordnungen, die gegen den Menſchenverſtand ſündigen, nur allzuoft zum rechtlichen Widerſtande herausfordern, und dadurch dem Unrechtlichen und jeder Selbſthülfe den Weg anbahnen.“ (Hier ſieht der Vf. zu ſchwarz. Den augenfälligen Beſchwerden werden die Regierungen gewiß abhelfen.)

„Da das verwegne Spiel nun ſchon die längſte Zeit gedauert, iſt denn plötzlich der Gedanke an die Möglichkeit einer Revolution hereingebrochen, und von beiden Seiten gleich unwürdig, hier mit tödtlicher Angſt, dort zum Theil mit ſträflichem Leichtſinn empfangen worden.

Die Augen aufgethan für nachfolgende Stelle!

„Revolutionen ſind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu ſpielen wagt. So furchtbarer Bedeutung ſind dieſe Cataſtrophen in der Geſchichte, und ſo ernſten tiefen Inhalts, daß nur Verrückte oder Verzweifelte ſie herbey wunſchen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenſchaften ſeyn; darum iſt Religion, Sitte, Geiſt, Wiſſenſchaft, Erfahrung, alles ihr nur hinderlich; und wie die Natur im ſtarkſten Fieberanfall mitleidig durch Delirien den Geiſt verhüllt, daß er durch ſein Einſchauen nicht die Lebenskräfte in der Tiefe ſtört; ſo muß auch in ſolchem Paroxism ein Volk zum Wahnſinn kommen, wenn die Krankheit wirklich zu einer kräftigen Criſe gedeihen ſoll. Darum iſt es wohl anfangs ein leichtes Ding, daß die Schwachen weichen müſſen größerem Talente; auch läßt ſich wohl Alles vielwiderſprechend an, indem ein ungewöhnliches Lebensgefühl und eine friſche Begeiſterung das Beſſere leicht in die Höhe treibt, und die erſten Partheyen wohl die meiſten Gutgeſinnten in ſich beſchließen. Aber da die Axe, die alle Elemente des Vereins zuſammenhält, gebrochen iſt, und nun jedes ſeiner eignen Schwerkraft folgt, ſo kann die Herrſchaft des Geiſtigen, das weſentlich gemeſſen und geordnet iſt, nicht lange beſtehen, und nach den pathetiſchen Kräften müſſen allmählig abſteigend, die Thieriſchen ihr Recht behaupten, und das Regiment führen in einer Zeit, die weſentlich dem Walten phyſiſcher Mächte anheimgefallen. Darum muß jede folgende Parthey nothwendig die Vorhergehenden in jeder Art von Uebertreibung den Rang ablaufen; jede, der es gelingt, die Angelegenheit um einen Schritt näher zum Extrem zu treiben, wird ſicher die Gemäßigtere ſturzen und verderben; den Proteſters und Reſolutioners werden wie in England, die Millenarier folgen, die keine Regierung anerkennen; dieſen die Levellers, die auf Gleichheit des Vermögens dringen; endlich die Antinomianer, die ſogar ſelbſt die ethiſchen Pflichten als Tirannei verwerfen, gerade wie in Frankreich Girondiſten, Jacobiner, Cordeliers ſich vertrieben, und in Niederlanden den Geuſen, bald die Bilderſtürmer ſich angeſchloſſen, weil immer die Raſerey der vorigen Stufe der Folgenden als eine kalte Lauigkeit erſcheint: bis endlich Schritt vor Schritt die ganze Leiter menſchlichen Frevels durchlaufen, alles Beſtehende geſtürzt, alles Feſte zerſchmettert, alles Hohe geſchleift, aller Beſitz gewechſelt iſt." (Eine Stelle dieſer Art iſt doch gewiß im Sinne des Ordnung liebenden Staatsbürgers.)

„Weder für die Regierungen, noch für die Völker, noch auch für das Ausland, das etwa im Trüben einen Vortheil ſuchen wollte, können ſolche Ausſichten irgend einen Reiz darbieten; darum kann vernünftigerweiſe bei allen Partheien nur von dem erſten Wege die Rede ſeyn. Aber es iſt nicht ſo beſtellt, daß man etwa alles zuerſt verſuchen und alles mißbrauchen, und dann erſt, wenn es zum Aeußerſten gekommen, immer noch zeitig genug dieſen Weg zu betreten, ſich entſchließen könnte. Nur, ſo lange noch ein Zügel die Leidenſchaften hält, ſo lange die wilden Geiſter noch gebunden liegen, mag man Vernunft reden, und die allmählige Umgeſtaltung kann gradweiſe von ſtatten gehen; ſind die Begebenheiten aber ein Mal an den jähen Abſturz hingelangt, dann iſt aller Zuſpruch eitel, alle Rede iſt vergeblich, als ob man Erdbeben und Ungewitter beſprechen wollte, dann wird nicht mehr nach den Folgen gefragt; es läuft der zündende Funken hin, ſo lange er Brennbares vor ſich findet, und Schlag auf Schlag erfolgt, in dem Maaße, wie die Kräfte ſich entfeſſeln, und wie ſchnell, ohne alle Verabredung und Zuſammenhang, das Feuer ſich verbreitet, wenn der Zunder in den Gemüthern vorhanden iſt, davon können die Judenaufſtände ein Zeugniß geben." (Es wäre wohl der Mühe der Unterſuchung werth, ob die faſt zu gleicher Zeit hie und da ausgebrochenen Juden-Angriffe von einer Parthey angezettelt worden, und von welcher? Eher kann man ſie nicht zu den rein demagogiſchen Umtrieben rechnen.)

(Nun ſpricht der Vf. ſeine uns nicht anſprechende Meinung über die kirchliche Hierarchie aus, die er anpreißt.)

„Man mag ſolche Anſicht chiliaſtiſche Thorheit ſchelten, aber auf ſolche Thorheit war das Chriſtenthum gebaut, daß die Geſtalt der Welt verwandelt hat, und der jetzige Geiſt einer ſcharfen, kalten Weltklugheit in ihrer religiöſen Sonnenferne wird wenigſtens nicht unſterblicher ſeyn, als die Begeiſterung früherer Zeiten in der warmen Sonnennähe. Es kann aber jener klügelnde Geiſt eben keinen andern Weg angeben, der nicht durch Blutvergießen, Bürgerkrieg, Aufſtand und Frevel führt; vor allem aber wird die Hoffnung verlarvter Gier, die da glaubt auf dem Wege des Territorialſyſtems durch Unterjochung der verſchiedenen Stämme zur Oberherrſchaft zu gelangen, an dem erwachten Nationalgefühle und den vielen unbezwingbaren Gegenſätzen, die Gott in die Nation gelegt, aufs ſchmählichſte zu Schanden werden; und minder phantaſtiſch iſt eine deutſche Republik, und näher liegt ein Bundesſtaat in den Formen des Amerikaniſchen der Gegenwart, als eine ſolche Hegemonie, die keiner ſich gefallen zu laſſen die mindeſte Neigung hat. Darum iſt, da die Natur der Dinge ſelbſt alle Nebenwege abgeſchnitten, der einzige gerade, der hiſtoriſche noch übrig, der zum Ziele führt: alles Sträuben iſt vergeblich, alles Hemmen überflüſſig, alle Liſten ſind verloren, er muß gegangen ſeyn. Ob ſie zagen, ob ſie zürnen, ob ſie Künſte üben, ob ſie die Gewalt zu Hülfe nehmen: nimmer ſteht die Geſchichte ihrem Rufe ſtill, es kömmt die Fluth herangerauſcht, haben auch alle Könige ihre Stühle ans Meeresufer hingeſtellt. Darum ſoll man göttlichem Rathſchluß menſchlichen Willen thun, damit dieſer vor dem Stärkern nicht zu Schanden werde; man ſoll den Dingen ihren Lauf geſtatten, und mit Gewalt nicht irren von oben noch von unten die Ereigniſſe. Nur in Treue und Gerechtigkeit handelt der Deutſche ſeiner Natur gemäß, alles, was er außer ihr unternimmt, iſt ungeſchickt, dumm und ohne Segen. — (Gegen Hegemonie würde die Freiheit der öffentlichen Meinung ein ſtarker Schutz ſeyn." —)

„Darum zuförderſt Ihr vom dritten Stande! laßt euch in keine Weiſe ableiten von der Bahn der Geſetzlichkeit! Ihr habt gegen jedes Phantom der Willkühr euch erhoben, das despotiſche Miniſter und Höflinge des Auslandes zuerſt für ihre Zwecke erfunden, und heimiſche Söldner befeſtigt haben, und das dann zu uns herübergebracht, abſtrakte Schriftgelehrte, denen alles Leben fremd geworden, und Juriſten, die überall den Vorwurf ſich mit Rechte zugezogen, daß ſie durch Verrath die Völker um ihre Freiheit betrügen helfen, in jene pedantiſche Form gebracht, die es zwar in ſeiner Schärfe abgeſtumpft, aber darum dem öffentlichen Geiſte nur noch nachtheiliger gemacht." — –

„Aber ſo gutes Recht ſollt Ihr durch kein Unrecht Euch verderben, Ihr würdet die Gegner allein damit erfreuen." —

„Alle Heere, die auf Erden ſind, mögen nicht eine einzige mathematiſche Wahrheit zu nichte machen, noch weniger werden ſie ein ethiſches Weltgeſetz erſchüttern. Jedes Unrecht iſt von Gott verlaſſen, der allein der gerechten Sache hilft; mag auch die Gewalt auf ſeiner Seite ſtehen, er verwickelt ſich nur allzubald in ſeine eignen Widerſprüche, wird in ſeinen Sophismen verfangen und in ſeinen Inconſequenzen verſtrickt, daß ihm zuletzt kein Entrinnen mehr möglich iſt." —

„Ihr vom Adel! erinnert Euch wieder der zwiefachen Natur, die ſich in Euch begegnen ſoll, wovon die Eine der Monarchie ſich zugewandt; die Andere dem Volke ſich zugekehrt. Indem Ihr in den letzten Zeiten Euch allzu ausſchließlich jener ergeben habt, indem Ihr im Hofdienſt und im ſtehenden Heere Euch ſelbſt hörig gemacht ohne Vorbehalt, iſt Eure eigentliche Standesehre vor dem Volk hingeſchwunden, das in Euch nur die Eigner der Landeshoheit erblicken konnte. Mit dieſer Landeshoheit habt Ihr die Beute des Reichs getheilt, indem Ihr in Euern Landsgütern Euch die Dotation des Krieges zugeeignet: das bedenkend werdet Ihr der Billigkeit nicht Gehör verſagen im jetzigen Streite, der ſich mit den Gemeinen erhoben hat. Vor Revolutionen kann keine Verjährung gelten, ſie fahren ſchnell über die Jahrhunderte bis zum Urſprung des Mißbrauchs hin, und die Franzöſiſche hat ihren Baronen mit einem Male ihren ganzen Feudalbeſitz abgefordert. Darum wendet Euch nicht ab von billigem Vergleiche, der Euch den Beyſtand gewähren will, und nur das Unrecht nicht anerkennt, das durch das Verderbniß der Zeiten zu einem Recht geworden. Keine Rechte auf die Perſon dürft Ihr fortan in Anſpruch nehmen; bei den Steuern ſollte vielmehr Euer Ehrgeiz ſeyn, verhältnißmäßig mehr als Andre beyzutragen, weil Ihr mehr als ſie gelten wollt. Wie ſelbſt die Landeshoheit ſich zu neuem Vertrage und neuen Einräumungen entſchließen muß: ſo ſollt Ihr in Allem, was die Verfaſſung betreffen mag, dem gleichen Anſpruche der Zeit auf Erneuerung der alten Bünde Euch in keine Weiſe entziehen. Aber daß die Auseinanderſetzung auf dem Wege gütlicher Uebereinkunft geſchehen möge, das zu verlangen habt Ihr ein gutes Recht; auch daß, ſind die Grundſätze erſt feſtgeſtellt, die nöthigſte Friſt zur Ausführung geſtattet werde." — – —

„Ihr von der Geiſtlichkeit! Ihr ſeyd berufen, dem Volke zu predigen den Gehorſam gegen die Obrigkeit; ſo folgt dann dem Berufe, lehrt es die bürgerliche Ordnung ſelbſt in ihrem tiefſten Verfalle achtend ehren, daß es nicht weiche vom Wege der Geſetzlichkeit; und nie im Aufſtand eigenmächtig die ſittlichen Schranken zu durchbrechen unternehme. Aber dann auch tretet vor die Fürſten und ihre Räthe, und ruft ſie unter dem Schutze eures heiligen Amtes, warnend, ſtrafend wie ihr Gewiſſen an." — —

„Dieſe Regentengeſchlechter, die mit dem Volke aus der Tiefe der Jahrhunderte heraufgekommen, mit ihm eins ſind und verbunden durch die Folge ſo vieler Menſchenalter, ſollen herrſchen nicht wie Imperatoren durch Bajonette, todte Buchſtaben, Bannformeln und Cabinetsordern: ſondern wie Väter im Familienkreiſe durch die Ehrfurcht des Alters, die Liebe der Blutsverwandtſchaft, das Vertrauen, das oft geprüfte Weisheit und Gerechtigkeit begründet, die Achtung, die überall die ſittliche Würde gebietet, und die Neigung, womit angeſtammte Milde aller Herzen bindet. Das ſind Motive, deren die gegenwärtige Zeit gar wohl fähig iſt, wenn erſt einmal das Vertrauen ſich wiederhergeſtellt; aber in ihr iſt kaum eine Spur des brutalen Aberglaubens, der da der beſchränkten menſchlichen Weisheit zumuthet, daß ſie allwiſſend ſey, und der Unmacht, daß ſie allmächtig thue, und ein Getriebe perſönlicher Leidenſchaften, Unfehlbarkeit verlangt.“ — —

Franzöſiſche Journaliſtik. (Fortſetzung.)

Im dritten Heft des 9ten Bandes der Bibliotheque historique ſind Klagen über ungerechte Säuberungen (sur les épurations) und über ausländiſchen Einfluß. Ein Ex-Sous-Chef beym Miniſterium des Innern wurde durch folgendes Billet des Generalſecretärs, Baron Barante, ſeines Dienſtes entſetzt: „Ich eröffne Ihnen, mein Herr, daß der Miniſter Sie aus der Zahl der Angeſtellten beim Departement geſtrichen hat.“ Das heißt freylich mit wenig Worten reichlich erklärt! Er iſt jetzt 32 Jahr alt, hat 17 Jahr gedient, hat eine Frau mit 4 Kindern, die Frau liegt ſo eben in den Wochen, Bücher und Möbels ſind verkauft; er bittet flehentlich entweder um Wiederanſtellung oder um — Deportation. Auf den ausländiſchen Einfluß wird tapfer geſchimpft. Ein mächtiger ſelbſtſtändiger Staat dürfe ſich keine Geſetze vorſchreiben laſſen. Polen werde durch das Ausland untergehen. Griechenland und Italien wären ſchon lange keine Nationen mehr; ſie ſtänden unter fremden Einfluß und trügen die Folgen davon. Dem Geſchmeiß von kleinen Länderchen im Innern von Deutſchland könne unmöglich der Ehrenname Nation zukommen. Baden kämpfe gegen einen fremdherriſchen Genius; ſein tugendhafter Fürſt und ſein edles Beſtreben helfe zu nichts. Auch die Niederländer wären keine Nation. Alles erliege und erſtarre unter ausländiſchem Einfluß. Frankreich ſey mächtig genug, um allein zu ſtehen. Wozu die ewigen Curiere, die ankämen? Wozu die fremden Generäle? Jetzt, wo Frankreichs Nachbarn genug mit ſich ſelbſt, und unter einander, zu ſchaffen hätten, müſſe Frankreich darauf denken, ſeine ehemalige Würde und Macht wieder zu erklimmen. (Alſo dahin ſoll's hinaus. Wäre in der That ſo übel nicht. Dann wird ſich aber Deutſchland auch den franzöſiſchen Einfluß, wie jeden andern, in Zukunft verbitten dürfen. Und ſelbſt innerhalb Deutſchland ſollte wohl jeder Staat das Recht haben, unzeitigen Einfluß eines andern Bundesſtaats höflich abzulehnen. Denn was iſt ein entſchiedener Einfluß anders, als Hegemonie!)

Aus dem vierten Heft heben wir folgendes aus: „Der Sohn eines Herrn Guérin Desnoes, Inhabers eines Eiſenhammers zu Rasnes, iſt gefährlich krank; die Aerzte zweifeln an ſeinem Aufkommen; man ſpricht vom Kommenlaſſen eines Geiſtlichen; der Patient hat nichts dagegen. Der Abbé C... wird gerufen. Er erſcheint, läßt jedoch dem Vater gleich beym Eintritt merken, er werde mit ſeinem Sohne wenig anfangen können, da derſelbe weder getauft noch je zum Abendmahl gegangen ſey. Man verſichert ihm das Gegentheil, und der Abbé ſcheint beruhigt. Er geht nun hinein in das Zimmer des Kranken, ſpricht mit ihm, und kömmt einige Augenblicke darauf wieder zurück. Man glaubt, er habe dem Patienten verſprochen, den andern Tag eine Meſſe für ihn zu leſen; denn der junge Mann begehrte, das Geſinde ſeines Vaters ſolle in die Kirche gehen. Am andern Morgen kömmt der Abbé wieder; verſichert, er wolle dem Kranken blos etwas Troſt zuſprechen, ihm jedoch von ſeiner rettungsloſen Lage nichts merken laſſen, und wird allein in die Krankenſtube eingelaſſen. Madam Guérin iſt im anſtoßenden Zimmer. Bald darauf hört ſie den Abbé in ſchreyendem Tone ausrufen: Wohlan! Sie haben keine Stunde mehr zu leben. Sie ſind ſchon halb verweſ't ꝛc. Hier ſtürzt die unglückliche Mutter herein, und wirft ſich in die Arme ihres Sohnes. Der Abbé entfernt ſich. Der Kranke war jedoch von dem, was vorgefallen, ſo erſchüttert, daß er jeden Augenblick fragte, ob etwa der Abbé wieder käme um ihn zu quälen. Den andern Morgen erſcheint dieſer wirklich. Der Vater eröffnet ihm, ſein Sohn befinde ſich ſo erſchöpft und kraftlos, daß er niemand mehr kenne; ſobald es aber beſſer gehe, werde man ihn rufen laſſen. Von Stunde zu Stunde wird der Zuſtand des Kranken bedenklicher, und Hr. Guérin läßt den Abbé erſuchen, ihn abzuſpeiſen. Dieſer iſt jedoch dazu nicht geneigt, und wendet vor, er müſſe den Kranken erſt nochmals ſehen. Als er eintritt, iſt der letztere eben verſchieden. Denſelben Abend erfährt Hr. Guérin, daß die Geiſtlichkeit zu Rasnes öffentlich erklärt habe, ſie werde die Beerdigung des Verſtorbenen ablehnen. Er ſchreibt ſofort an den Maire, und bittet, die Herren Pfarrer zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten. Der Maire, auf den Grund des Art. 19. des Decrets vom 23. Prairial des Jahres 12, ertheilt den geeigneten Befehl, der aber nicht befolgt wird; die Geiſtlichkeit bleibt bey ihrer Weigerung. Man ſchickt nach dem Pfarrer zu Montreuil, und erſucht dieſen, die Beerdigungshandlung zu beſorgen. Der kömmt auch, und verrichtet ſie zum großen Aerger ſeiner Rasner Collegen. Damit war es aber nicht genug. Es iſt in Rasnes gebräuchlich, daß die Hoſpitalbrüder die Leichen begleiten. Sie wollen in der Kirche, wie gewöhnlich, ihre Trauerröcke, die Bahre, das Leichentuch und das Kreuz mit der Fahne abholen, alles Gegenſtände, die ihrer Brüderſchaft eigenthümlich gehören, da ſie von ihr gekauft und von den geringen Leichengebühren, die ſie dafür bekommen, bezahlt ſind, mithin der Kirche oder den Prieſtern auf keine Weiſe zuſtehen können. Umſonſt; die Herren Pfarrer zu Rasnes ſind in der Kirche, und laſſen die Leichengeräthe nicht verabfolgen, worauf die Hoſpitalbrüder, von dieſem Benehmen empört, den Leichnam in der Wohnung des Hn. Guérin dennoch in Empfang nehmen, und zum Kirchhof geleiten. Der Maire und eine große Anzahl Einwohner ſind mit im Leichenzug. Alles das geſchah an einem Sonntage, und ein Pfarrer beſtieg am ſelbigen Tage die Canzel und ſprach über den Tod des Gottloſen!!" (Wahrſcheinlich gehört die Geiſtlichkeit zu Rasnes zu den Ignorantins, d. i. die von Gott und ſeinem Worte nichts wiſſen. Unſere Jugend lernt ſchon in den Schulen, daß es bey den Heyden ein Verbrechen war, einen Leichnam nicht zu beerdigen. Wie ſchön, wie rührend ſpricht hierüber Horaz in der herrlichen Ode, wo der Schatten des unbegrabenen Archytas den verübergehenden Wandrer anfleht, nur drey Händevoll Staub auf ihn zu werfen! Sollten wir Chriſten in der Moral nicht weiter ſeyn, als das in der Hölle lodernde Heidenthum?) — Unter den neu gewählten Abgeordneten zur Pariſer Ständeverſammlung finden ſich auch mehrere Militärs aus der Napoleoniſchen Zeit. Unter andern der General Pajol, gewählt vom Departement des Doubs. Dieſer General hat, aus Paris, vom 31. Auguſt d. J., ein Schreiben an ſeine Mitbürger erlaſſen, worin er ihnen goldne Berge verſpricht. Er werde es nicht machen wie manche Andere, die ſich als Deputirte nur bey der Krone beliebt zu machen ſuchten, um von ihr Vermögen oder Belohnungen zu erhaſchen. Er verſpreche feyerlich, weder für ſich noch für die Seinigen irgend etwas anzunehmen oder zu begehren, weder Amt noch Titel, weder Geld noch Gunſt. Ein Herz und eine Seele mit d'Argenſon, Lafayett und Chauvelin, werde er den Bedürfniſſen ſeiner Waffenbrüder kräftig entgegen kommen, und nicht zugeben, daß die Verwilligungen des Vaterlandes zum Brod für den verſtümmelten Krieger, zu Uniformverbrämungen der Hofſchranzen ausgegeben würden (cessent de servir à chamarrer des courtisans.) Er werde darauf dringen, daß Orts- und Bezirksverwaltungen, vom Volke gewählt, hergeſtellt; daß der Nationalgard (Landwehr) ein verfaſſungsmäßiger Beſtand geſichert; daß die Nichtsthuerſtellen (Sinecuren), der Staatsrath, abgeſchafft, die Steuern vermindert, die Schweizer heimgeſchickt und die Verbannten zurückgerufen würden, und daß freie Wahl die Wurzel aller Gewalten ſey. (Man ſieht, der Herr General hat ſich viel vorgenommen. Er ſagt aber ſelbſt: j'ai renoncé au service. Wenn er noch diente, würde er wohl eine andere Sprache führen. Es iſt intereſſant, die Gegenſtände, worauf der General Pajol in der franzöſiſchen Kammer antragen will, mit denen zu vergleichen, die in München und Carlsruhe zu Sprache kamen, in Stuttgard bald zur Sprache kommen werden, und in den deutſchen Zeitungen und Journalen täglich zur Sprache kommen. Daraus kann man recht gut abnehmen, wohin in Deutſchland und in Frankreich der öffentliche Geiſt gerichtet iſt, oder geleitet wird, und wo eigentlich beyde Reiche der Schuh drückt. Im Ganzen muß man den Franzoſen wenigſtens ſoviel laſſen, daß ſie in ihren Anſichten nicht ſo einſeitig ſind, wie die Deutſchen. Ein deutſcher General in einer deutſchen Ständeverſammlung würde wohl die meiſten Punkte, über die der General Pajol ſprechen will, unberührt laſſen, entweder weil ſie ihn nicht intereſſiren, oder weil er ſeine Generalsuniform nicht vergeſſen kann. So möchte es wohl auch mit den andern Gewerbsmännern gehen. Hr. Schnell würde, als Volksvertreter, nur von freyem Handel, Hr. Schneider nur von Anerkennung verkaufter Domänen, Hr. Cotta nur vom Verbot des Büchernachdrucks ſprechen, während es wohl ſelten einen Mann geben würde, wie Hrn. von Lindenau, der, obſchon Militär, auch im Militärweſen nur dem Billigen und Rechten ſeine Stimme gäbe.)

(Der Beſchluß folgt in No. 44.)

Mißzellen.

Die Wüſten und ihr Jammer. Schilderung nach Malte-Brun in dem Précis de la Géographie universelle.

„Jetzt entfaltet die Wüſte von Meſopotamien unſern Blicken ihre traurige Einförmigkeit. Sie iſt eine Fortſetzung und gleichſam ein Zipfel der groſſen arabiſchen Wüſte jenſeit des Euphrats. Salzige Pflanzen bedecken in großen Zwiſchenräumen den brennenden Sand, oder den trockenen Gyps. Der Wermuth verbreitet ſich hier, wie in Europa das Heidekraut, über die unermeßlichen Räume, von welchen er jede andere Pflanze verbannt. Leichte Heerden von Gazellen durchlaufen dieſe Ebenen, wo man ehemals viele wilde Eſel herumirren ſah. Verborgen in dem Schilfe längs der Flüſſe, lauert der Löwe auf dieſe Thiere; aber wenn ſein getäuſchter Hunger ſich ihrer nicht bemächtigen kann; ſo geht er wüthend hervor, und ſein fürchterliches Gebrüll rollt wie der Donner von Wüſte zu Wüſte. Das Waſſer der Wüſte iſt meiſt bitter und brackigt. Die Luft iſt hier, wie in Arabien insgemein, rein und trocken: öfters wird ſie brennend in den ſandigen, kahlen Ebenen. Die faulen Dünſte ſtehender Waſſer verbreiten ſich daſelbſt; die Ausdünſtung der ſchwefeligten und ſalzigen Seen vermehren den peſtilenzialiſchen Stoff. Wenn dann irgend eine Störung des Gleichgewichts eine Säule einer ſo infizirten Luft in eine ſchnelle Bewegung verſetzt, ſo entſteht jener tödliche Wind, unter dem Namen Samum oder Sampel, den man weniger in dem innern Arabien, als an den Grenzen und vornämlich in Syrien und Meſopotamien fürchtet. Sobald ſich dieſer gefährliche Wind erhebt, ſo verliert die Luft ſogleich ihre Reinheit, die Sonne bedeckt ſich mit einem blutigen Schleier, alle Thiere werfen ſich beſtürzt auf die Erde nieder, um dieſem brennenden Blaſen auszuweichen, das jedes lebendige Weſen erſtickt, welches verwegen genug iſt, ſich ihm auszuſetzen. Die Karavanen, welche, um Waaren von Haleb nach Bagdad hin und her zu führen, dieſe Wüſte durchziehen, bezahlen einen Tribut an die Araber, die ſich als Herren dieſer Einöden betrachten. Sie haben noch die erſtickenden Winde, die Schwärme von Heuſchrecken und Mangel an Waſſer zu fürchten, ſobald ſie ſich von dem Fluſſe (dem Euphrat) entfernen. Ein franzöſiſcher Reiſende verſichert Zeuge eines durch Waſſermangel herbeigeführten Auftritts geweſen zu ſeyn, des ſchrecklichſten, den es für einen Menſchen von Gefühl geben kann. Es war zwiſchen Anah und Dryjeh. Die Heuſchrecken, nachdem ſie alles verzehrt hatten, kamen zuletzt ſelbſt um. Die unzählige Menge todter Heuſchrecken verpeſtete die Lachen, aus denen man, beim Mangel an Quellen, Waſſer holen mußte. Der Reiſende wurde einen Türken gewahr, welcher Verzweiflung im Blick, von einem Hügel herabkam und auf ihn zulief. „Ich bin, rief er, der unglücklichſte Menſch van der Welt. Ich habe mit ungeheuern Koſten zweihundert Mädchen gekauft, die ſchönſten Griechenlands und Georgiens. Mit Sorgfalt habe ich ſie erzogen, und jetzt, da ſie mannbar ſind, bringe ich ſie nach Bagdad, um ſie vortheilhaft zu verkaufen Ach ſie ſterben in dieſer Wüſte vor Durſt, aber ich fühle noch größere Qual, als ſie. Der Reiſende eilte ſogleich auf den Hügel; ein ſchreckliches Schauſpiel zeigte ſich ihm. In der Mitte von zwölf Verſchnittenen und ungefähr hundert Cameelen ſah er alle die ſchönen Mädchen, in einem Alter von 12 bis 15 Jahren, auf die Erde hingeſtreckt, den Qualen eines brennenden Durſtes und eines unvermeidlichen Todes dahingegeben. Einige waren bereits in eine Grube verſcharrt, die man eben gemacht hatte; eine größere Anzahl war todt an der Seite ihrer Führer niedergefallen, die keine Kräfte mehr hatten, ſie zu begraben. Man hörte von allen Seiten die Seufzer derer, welche verſchieden, und das Schreien von ſolchen, die, weil ſie noch einen Lebenshauch hatten, vergebens einen Tropfen Waſſers begehrten. Der franzöſiſche Reiſende eilte, ſeinen Schlauch zu öffnen, worinnen noch etwas Waſſer war. Schon war er im Begriff, ihn einem dieſer unglücklichen Schlachtopfer darzureichen. „Unſinniger, rief ſein arabiſcher Führer, willſt du, daß auch wir vor Durſt umkommen?“ Mit einem Bogenſchuß ſtreckte er das Mädchen todt nieder, bemächtigte ſich des Schlauchs, und drohte den zu tödten, der es wagen würde, ihn anzurühren. Er rieth dem Sclavenhändler, nach Dryjeh zu gehen, wo er Waſſer finden würde. „Nein, antwortete der Türke, zu Dryjeh würden mir die Räuber alle meine Sclaven wegnehmen.“

Der Araber zog den Reiſenden fort. In dem Augenblicke, als ſie ſich entfernten, erhoben die Unglücklichen, da ſie den letzten Strahl der Hoffnung ſchwinden ſahn, ein ſchreckliches Geheul. Der Araber wird gerührt; er nimmt eine von ihnen, gießt einige Tropfen Waſſer auf ihre brennenden Lippen, und ſetzt ſie auf ſein Kameel, in der Abſicht, ſeiner Frau ein Geſchenk mit ihr zu machen. Dieſes arme Mädchen wurde einige Mal ohnmächtig, indem er vor den Leichen ihrer Gefährtinnen vorbei kam, die auf dem Wege todt niedergefallen waren. Bald war der kleine Waſſervorrath unſerer Reiſenden erſchöpft, da entdeckten ſie ſchönes Brunnenwaſſer, friſch und rein; aber ach! ihr Strick war ſo kurz, daß der Eimer nicht einmal die Oberfläche des Waſſer erreichte. Da ſchnitten ſie ihre Mäntel in Streifen, banden dieſe zuſammen, und ſchöpften jedes Mal nur ſehr wenig Waſſer! denn ſie zitterten vor dem Gedanken, ihr ſchwaches Seil reißen und den Eimer im Brunnen bleiben zu ſehen. Nach ſolchen Gefahren erreichten ſie endlich die erſten Stationen von Syrien.

Nun werden die europäiſchen Bibelleſer im Stande ſeyn, ſich einen hinlänglichen Begriff zu machen von der ſchrecknißvollen Lage, welche 1 B. Moſ. 21, 14. beſchrieben iſt.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 43. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 November.

Feudal-Wörterbuch.

Unter dem Titel: Dictionnaire féodal hat jetzt ein Herr Collin de Plancy Unterſuchungen und Anekdoten, über Zehnden, Lehen, Privilegien, lächerliche Ehren- und Huldigungs-Gebräuche, Adelsvorzüge und mehr dergl. mit dem Lehnweſen zuſammenhängende Gegenſtände in alphabetiſcher Ordnung geſammelt, und in 2 Bänden in Paris herausgegeben.

„Wenn man dieſes Wörterbuch lieſt, ſagt der Herausgeber in der Vorrede, ſo wird man über ſo viele tyranniſche Rechte erſtaunen, welche ſich die Herren über ihre Knechte angemaßt hatten. Man wird ſehen, daß der Handel, durch die Strand- und Heimfalls-Rechte ſo gut wie vernichtet, die Niedrigen in ein fortwährendes Elend durch die Zehnden, und durch zehn-zwanzigerley andere Rechte verſunken waren. — Als die Rückkehr des Lichts einige Milde nach Frankreich zurückgebracht hatte, und die Könige wieder eine gewiſſe Autorität über ihre großen Vaſallen gewannen, ſo nahmen ſie ſich des Elends des Volkes an, und verordneten die Aufhebung der Leibeigenſchaft. Daher liebte das Volk auch immer ſeinen Fürſten, welche die Freiheit begünſtigten, während die Ariſtokratie auf die Sclaverey bedacht war. Aber doch blieben die dem Namen nach Freygelaſſenen, der That nach nicht weniger Knechte, weil ſie unter der Gerichtsbarkeit der Gutsherren ſtanden, und den Feudalabgaben und Leiſtungen unterworfen blieben.“

„Jetzt iſt endlich dieſes mißgeſtaltete Gebäude der Feudalrechte bey uns zuſammengeſtürzt, das die benachbarten Nationen noch ängſtigt. Während Inquiſitionen, Feudalrechte, Torturen, (?) geiſtliche Gerichtsbarkeit, Zehnden, Privilegien noch bey Völkern in Kraft ſtehen, die ſich für civiliſirte ausgeben, ſo kann Frankreich auf die Freyheit und Gleichheit ſeiner Kinder ſehen, die bloß vom Geſetz und Vaterland abhängig ſind.“

„Finden ſich ja unter uns noch Menſchen, die ſich nach Zeiten zurückſehnen, deren Schilderung ein unauslöſchlicher Flecken in unſerer Geſchichte bleibt, ſo muß man bedenken, daß ſie nicht den tauſendſten Theil der Nation ausmachen, und daß ihre Beſtrebungen ſo ohnmächtig, als ihr Bedauern abgeſchmackt iſt. Die Charte, die unſere Freyheiten verbürgt, iſt unverletzlich. Wer damit umgehen wollte, ſie uns zu nehmen, der würde einem Narren gleichen, der uns zurufen wollte: Ihr habt die Sonne geſehen. Jetzt befehle ich euch, das Geſicht ſo zu bedecken, daß ihr ſie nicht mehr ſehen könnet.“ Das iſt fürwahr eine ſtolze Sprache, die etwas nach Gascogne ſchmeckt. Aber es kömmt noch beſſer; er ſtellt ſein Wörterbuch als einen von der Liebe zur Menſchheit eingegebenen Verſuch dar, den er nicht nur den freien Völkern, ſondern auch ſolchen, welche es erſt werden wollen, anbietet. Man braucht nur nicht zu erſchrecken, die bloße Zuſammenſtellung von allerley ohne Zuſammenhang hingeworfenen alten Gewohnheiten und Rechten, wovon Viele bey den Völkern, auf die Hr. Collin de Plancy ſtolz herabſieht, gar nicht bekannt, oder längſt abgeſchafft ſind; eine ſolche Sammlung wird den gewohnten Zuſtand nirgend in Erſchütterung bringen. Dem Nachdenkenden kann das Leſen den Vortheil bringen, mit unſerer Zeit einſtweilen vorlieb zu nehmen, welche, trotz vieler Gebrechen, unleugbare Vorzüge vor jener hat, wo die arme Maſſe bloß Ambos für die vornehmen Hämmer war. Es wäre übrigens wohl zu wünſchen, man hätte eine ähnliche, mit mehr hiſtoriſcher Kritik und philoſophiſchem Geiſte geſchriebene Sammlung von und für Deutſchland; wir meinen, es müſſe ſich noch immer ein Unterſchied zu unſerem Gunſten zeigen; wenigſtens ſcheint es, daß der hohe Grad von Uebermuth und Menſchenverachtung ſich durchaus bey unſern Großen und dem Adel nicht ſo bis in die neuern Zeiten hineinerſtreckt habe, wie das bey der großen Nation des Hn. de Plancy der Fall war, wovon das bey unſern Großen, zu ihrer Ehre, Abſcheu erregende Betragen der Emigrirten Prinzen ꝛc. noch im Andenken iſt, und wovon auch ſelbſt in dieſem Dictionnair empörende Beiſpiele der frühern Zeit vorkommen; m. ſ. z. B. Art. Chaſſe p. 83. vom Prinzen C..., der einen Maurer zum Spaß vom Dache ſchoß, als einen Vogel neuer Art! ꝛc.

Wir wollen nun noch einige Artikel des Wörterbuchs ausziehen.

Adelicher Bartvorzug.

„König Franz I. hatte bey einem Zeitvertreib, als er ein Haus mit Schneeballen belagerte, und

Ausgegeben den 28. October.

ihm ein Stück brennend Holz auf den Kopf geworfen worden war, eine Beſchädigung davon getragen. Er mußte ſich den Kopf abſcheeren laſſen, und führte die Mode ein, kurze Haare und einen langen Bart zu tragen. Vorher trug man es umgekehrt. Als die Bürger dieſe Mode dem Adel nachmachen wollten, erließ König Franz 1535 eine Verordnung, wodurch es bey Strafe der Hart allen Bürgern, Bauern und Knechten befohlen wurde, ſich den Bart raſiren zu laſſen. Die Hart war der Strick, womit man Verbrecher erwürgte.)

Der Miniſter mehr als der König.

„Ludwig XVI., der die öffentliche Meinung zu kennen wünſchte, hatte den Buchhändler Blaizot, der ſeinen Laden an der großen Treppe in Verſailles hatte, beauftragt, ihm die Broſchüren und Flugblätter, die ſich auf die Tagesvorfälle bezogen, zukommen zu laſſen, und ſie heimlich in ein Behälter zu legen, wozu er allein den Schlüſſel beſaß. Der Befehl wurde einige Wochen befolgt: allein der Baron von Breteuil, der nicht leiden mochte, daß der König das geringſte Vertrauen gegen Jemand anders, als gegen ihn hätte, und das kleine Geheimniß erfuhr, ließ den armen Blaizot, unter dem Vorwand, daß er Handel mit verbotenen Büchern treibe, in die Baſtille ſetzen. Der König, der ſein Käſtchen leer fand, war nicht wenig verwundert, zu hören, daß Blaizot auf ſeinen Befehl in der Baſtille ſäß."

„Der Herr Baron erhielt von dem gerechten König einen übeln Empfang, mußte den Buchhändler entſchädigen, und würde noch übler weggekommen ſeyn, wenn ſich Ihre Maj. die Königin nicht ſeiner angenommen hätte."

„Einige Tage vor dem mörderiſchen Anfall Damiens auf das Leben des Königs Ludwig XV. hörte ein Lyonneſer, der eben nach Hauſe reiſen wollte, in einer Herberge, wo er ſchlief, vermittelſt einer Spalte der dünnen Wand das ganze Komplot verabreden. Sogleich kehrte er um, begab ſich eilig nach Verſailles und entdeckte dem Premierminiſter, was er gehört habe; dann reiſete er, eiliger Geſchäfte wegen, gleich wieder nach Hauſe. Der Miniſter vernachläſſigte die Warnung, und Ludwig empfing den Stich, der ihm beinahe das Leben koſtete. Jetzt erinnerte ſich unſer Miniſter der Entdeckungen des Mannes aus Lyon; er beſorgte Vorwürfe, ließ dem Manne nachſetzen und ihn in die Baſtille bringen, wo er zum Lohne 32 Jahre ſchmachten mußte, bis ihm der 14. Julius 1789 ſeine Freyheit wieder gab. Er hatte nie erfahren, warum er ſaß. Chamfort ſagt, daß mehrere Perſonen dieſe Anekdote aus dem Munde des tugendhaften Hn. v. Malesherbes gehört hätten, der ſie nie ohne Schauder erzählen konnte."

Despotismus.

„Als ſich ein Mal in Gegenwart Ludwigs XIV, der erſt funfzehn Jahr alt war, die Hofleute von der unumſchränkten Gewalt der Sultane über das Vermögen und Leben ihrer Unterthanen unterhielten; ſagte der junge König: „Das heiße ich doch regieren!" — Der Marſchal d'Estrees war eben zugegen und um dem ſchädlichen Eindruck dieſes Geſprächs zu begegnen, erwiederte er: „Aber, Sire, zwey oder drey dieſer Kaiſer ſind auch zu meiner Zeit erdroſſelt worden." —

Die geiſtlichen Zehnden.

„Der heilige Auguſtin hat die Bezahlung des Zehnden an die Geiſtlichkeit ſehr kräftig empfohlen. Er macht den Leuten weiß, daß es ein göttliches Geſetz wäre, und ein ſehr gerechtes. Wer alſo, fährt er fort, die Zehnden nicht abgiebt, der wird verdammt mit den böſen Geiſtern. Wer aber das Geſetz erfüllt, der wird reichliche Früchte vom Felde erndten, und an Leib und Seele geſund bleiben. — Ihr müßt wiſſen, daß der Menſch die zehnte Klaſſe in der Rangordnung der vernünftigen Geſchöpfe einnimmt, weil es neun Chöre Engel giebt, und wir unmittelbar hinter den ſeeligen Geiſtern kommen. Merkt auch, daß der zehnte Theil der Engel mit dem Satan in die Hölle gefallen iſt, und daß die Menſchen geſchaffen worden ſind, um dieſe Lücke auszufüllen... Alle dieſe Gründe verbinden euch, den Zehnden zu zahlen." Die Worte des heiligen Kirchenvaters thaten doch nicht immer die gewünſchte Wirkung. Was thaten einige Mönche in Frankreich? Sie machten einen Brief des Herrn Chriſtus bekannt, der alle, die nicht bezahlen wollten, warnte, daß ſie nichts erndten würden. Ja, dieſer Herr Chriſt der Mönche vergaß ſeinen Charakter der Sanftmuth ſo ſehr, daß er drohte, er wolle in die Häuſer der Gottloſen geflügelte Schlangen ſchicken, die den Buſen ihrer Weiber verzehren ſollten — — — (das heißt doch die Sache auf einem empfindlichen Fleckchen packen!) Aber auch der Teufel wollte ſich des Intereſſe der Geiſtlichkeit recht herzlich annehmen. Man ſieht es aus einem Capitular der Kirchenverſammlung zu Frankfurt, (794.) worin vieler leeren Aehren im Getraide gedacht und verſichert wird, der Teufel habe die Körner ausgefreſſen; auch hätten viele glaubwürdige Perſonen die Stimmen der böſen Geiſter in den Lüften gehört, welche erklärten, ſie hätten bloß deswegen die Erndte geſpeißt, weil man den Geiſtlichen den Zehnden nicht gäbe. Daher verordnete die heilige Synode, bey ſchwerer Strafe, daß ihn jedermann künftig bezahlen ſolle.“ — „Man muß ſich wundern, ſagt der Franzos, daß ein Fürſt, wie Karl der Große, Täuſchung und lächerlichen Aberglauben anwendete, um ſeinem Volke eine läſtige Auflage aufzubürden. (Hätte der Vf. das rohe Zeitalter und den Einfluß der Geiſtlichkeit bedacht, ſo würde er ſich über Karls eigennützige Politik nicht wundern. Manus manum lavat, heißt es immer. Niemand konnte damals allein regieren.) Freilich hat Jeſus Chriſtus das Gut des Armen nicht an ſich geriſſen; aber ſchon der heilige Petrus wich ab, und legte den Gläubigen auf, was ſie beſäßen der Kirche zu geben.“ (Zu unbeſtimmt ausgedrückt; die Hauptabſicht war die Unterſtützung der Armen, und ein ſpäter nothdürftiger Unterhalt (ohne Gold und Purpur,) der Aufſeher und Aelteſten, woraus nachher der Clerus ſich bildete. Die erſten Kirchenväter und Biſchöfe von Rom eiferten gar ſehr gegen Geiz und Prunk der Geiſtlichkeit.)

Das geiſtliche Vorrecht.

Dieſes hatten viele Geiſtlichen bey jungen Bräuten, gleich den weltlichen Lehnherren. Die Pfarrer machten es ihren Biſchöfen nach, bis es unter andern den Bauern in der Picardie einfiel, ſich zu bereden, daß ſie nicht mehr heirathen wollten, wenn das Recht der erſten Nacht nicht abgeſchafft würde. Endlich erlaubte man ihnen, die drey erſten Nächte abzukaufen. Es kamen neue Klagen, und nun gab das Parlament 1409 einen Befehl, daß der Biſchof von Amiens und die Geiſtlichen der Gegend kein Geld von neuen Ehepaaren mehr fodern noch nehmen ſollten, um ihnen zu erlauben, die erſte, 2te und 3te Nacht mit einander zu Bette zu gehen; vielmehr ſolle jeder von Stund an dieſe Erlaubniß haben, ohne der Einwilligung des Biſchofs und ſeiner Leute zu bedürfen.“

Arztlohn.

Die ſchöne Auſtregilde, Gemahlin des Königs Gontram von Orleans und Burgund, (im 6ten Säc.) erlangte, als ſie ſtarb, von ihrem Gemahl, daß die beiden Aerzte, Niclaus und Donat, welche ſie in der letzten Krankheit behandelt hatten, umgebracht und mit ihr begraben werden ſollten. Gregor von Tours bemerkt: das ſey doch nicht ohne Sünde geſchehen; wenigſtens hätten das viele verſtändige Leute gemeint.“ Vielleicht war es Rache der Dame, daß ihre Schönheit der Welt ſobald entzogen werden ſollte.

Proſtitution des Apoſtels Petrus durch den Papſt.

„Der Mönch Sarpi erzählt von Papſt Paul IV., daß er den Geſandten bey Audienzen zum Abſchied immer vorgeſagt habe: denket daran, daß ich Herr der Kronen bin, und ſie nach Gutbefinden vergeben und nehmen kann. Wenn der heilige Petrus wieder nach Rom käme und einem Könige, auf meine Bitte, beföhle vom Throne zu ſteigen; meint ihr, daß dieſer König mehr fordern, oder wagen würde, dem heiligen Petrus Widerſtand zu leiſten? — Wohlan, was der heilige Petrus nehmen, geben und wieder nehmen kann, das iſt ſein, folglich auch mein, der ich ſein Erbe und Nachfolger bin.“ (Schade, daß h. z. T. kein geſcheiter Menſch mehr an dieſe Erbſchaft und Nachfolge glaubt, da der angebliche Erblaſſer ſelbſt nichts zu vermachen hatte. Uebrigens iſt es eine Läſterung gegen den heiligen Apoſtel, daß dieſer ſo frech oder albern geweſen ſeyn würde, auf eine ſolche unverſchämte Bitte einzugehen, und den Königen die Thorheit zuzutrauen, einem ſolchen unſinnigen Prieſterbefehl zu gehorchen. Manche Leute möchtens gerne wieder ſo weit bringen, wie zu Pauls Zeiten; ja noch weiter.)

Die gerächte Gottheit.

„Der Pater Bougerel aus der Provence erzählt von einem Juden, der einer Läſterung der heiligen Jungfrau angeſchuldigt und zum Strange verurtheilt worden war. Da beſtiegen verlarvte Ritter, mit dem Meſſer in der Hand, das Schaffot, verjagten den Schinder, um ſelbſt Rache für die Ehre der heiligen Jungfrau zu nehmen. Ich mag den Betrachtungen des Leſers nicht vorgreifen, ſetzt Montesquieu hinzu.“

Geiſtliche privilegirte Schweine.

„Ehemals durften die Bürgerſchweine in Paris frey in den Gaſſen herumlaufen, bis im J. 1131 der junge Prinz Philipp über ein ſolches Schwein, das dem Pferde in die Beine kam, einen Sturz that, wovon er Tags drauf ſtarb. Da wurde es ſtrenge verboten. Allein nachher erhielten die Schweine der Abtey des heiligen Antonius ein ausſchließend Privilegium, herumzulaufen, mit einer Schelle am Halſe, um ſie von den andern auszuzeichnen. Es geſchah auf Vorſtellung der Nonnen, welche ſehr richtig bemerkten, man würde gegen die Achtung für den heiligen Antonius verſtoßen, wenn man für ſeine Schweine keine Ausnahme von der allgemeinen Vorſchrift machen wollte.“

Das Hausrecht von Beaujolais.

Humbert IV., Herr von Beaujeu, ließ Villefranche, die Hauptſtadt von Beaujolais im Anfang des 12. Jahrh. bauen. Um Einwohner hinzuziehen, ertheilte er ihnen unter andern auch das Privilegium: ihre Weiber ſo oft und ſoviel, als es ihnen beliebte, zu ſchlagen, doch ſo, daß der Todt nicht darauf erfolge. Man ſagt, die Männer hätten das Privilegium oft geltend gemacht, und daß die Bevölkerung der Stadt nicht darunter gelitten habe."

Geſchichtliches Recht.

„In der Bretagne hatten die Edelleute lange Zeit das Recht, die Reiſenden, die durch ihre Wälder kamen, zu plündern. Unter dem heiligen Ludwig entſagten mehrere Herren in Frankreich den Privilegien, falſche Münze zu ſchlagen, und die Reiſenden auf den Heerſtraßen auszuziehen."

Jeſuiter-Privilegien aufs Paradies.

„Dieſer ſind eine große Zahl, und erſtrecken ſich bis ins Paradies hinein. Wer ſich im Franziskanerkleid begraben läßt, der muß doch wenigſtens einige Tage Geduld im Fegefeuer haben, bis ihn der heilige Franziskus auf ſeiner jährlichen Badereiſe ins Fegefeuer erlößt. Wer ſich aber in Jeſuitertracht beerdigen läßt, der iſt vor der Hölle ſicher, wie der Jeſuit Orlandin verſichert, denn kein Jeſuit ſoll verdammt werden. Dabey haben ſie noch das Privilegium, daß der Herr Chriſtus jedem Jeſuiten im Himmel die Ehre des Entgegenkommens anthut. Die heilige Thereſe von Avila hat es in ihren Entzückungen einer Seele, die ſich über den Empfang gewundert, erklärt." —

Das große Teufelsſpiel.

„Man ſagt, König Renatus der Gute von Sicilien und Graf von Provence, ein großer Spektakelliebhaber, ſey Erfinder der Frohnleichnamsprozeſſionen. Zu Aix in der Provence erſcheint dabey König Herodes, mit der Krone, den ein Dutzend Teufel herumzauſen, worunter auch eine Teufelin iſt. (Warum nicht mehr?) Sie haben Gabeln, Hörner und Schellen. Nachdem der König tüchtig von einer Seite auf die andere gehüpft iſt, endigt er den Kampf durch einen großen Sprung. Das nennt man das große Teufelsſpiel; als Sinnbild der Gefahren des Königthums ꝛc.

Nach dem Gratias trinken.

„Ein Sprüchwort, das aus Deutſchland ſtammt. Ein Papſt bewilligte den deutſchen Ablaß, ſo oft ſie einen Trunk nach dem Dankgebet der Tiſche (gratias) thun würden, damit er ſie nur dahin brächte, daß ſie ſich nicht betrinken möchten, ehe ſie es gebetet hätten."

Die armen Frauen.

„Nach Sauval wurden unter Karl VII. und Franz I. viele vornehme Damen von ihren Männern ins Waſſer geworfen, weil ſie ſich eine Buhlſchaft mit dieſen Fürſten und ihren Hofleuten ſchuldig gemacht gehabt. Daher ſoll das franzöſiſche Sprüchwort rühren: „Es iſt nichts; es iſt bloß eine Frau, die ertrinkt."

Das charakteriſtiſche Feudalſprüchwort.

„Dieſes hat unter andern Loyſel aufbewahrt, und es malt die Raubſucht der Herren und das Elend der unterdrückten Vaſallen mit ſtarker Farbe: Ein Herr von Stroh, von Heu, oder von Butter, frißt und macht einen Vaſallen von Stahl und Eiſen todt." — Unwiſſenheit, Rohheit, Gewalt, Betrug, das ſind öfters der geſchichtlichen ſogenannten Rechte Quellen und Begründung. Wehe uns, wenn wir unſere heutigen Einrichtungen darauf befeſtigen wollten!

Gedichte.

Von des allzufrüh verſtorbenen lieblichen Dichters, Ernſt Schulze, ſämmtlichen poetiſchen Schriften iſt nun auch der dritte Band erſchienen und der vierte und letzte wird bald folgen. Dieſer dritte Band enthält dreierlei. 1. Poetiſches Tagebuch. 2. Reiſe durch das Weſerthal. 3. Pſyche, ein griechiſches Mährchen. Die Gedichte, die hier in Form eines poetiſchen Tagebuchs gegeben werden, erſcheinen faſt alle zum erſten Male gedruckt. Die mehrſten, die faſt alle nur ein einziges Thema haben: bitter-ſüße Minne; unglückliche Liebe, deren Schmerz aber dem Dichter wohl thut, und den er um nichts dahin gäbe ꝛc. waren für das Publikum nicht beſtimmt. Doch wird das Publikum dem Herausgeber gewiß für Mittheilung danken. Die Menge dieſer Gedichte iſt allerdings eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung. Sie wurden in einem Zeitraum von drei Jahren, benebſt einem epiſchen Gedichte von mehr als zweitauſend Stanzen verfertigt, und doch wird nur der hämiſche Kritler die Feile vermiſſen. Mit Recht ruft der Vorredner, Hr. Bouterwek, aus: „Welcher neuere deutſche Dichter kann mit mehrerem Rechte ein Minneſinger in echt romantiſchem Sinne genannt werden, als Ernſt Schulze?" Das Gedicht Pſyche, ſchien dem Dichter in den letzten Jahren ſeines irdiſchen Seyns ſo unbedeutend, daß er nicht gern davon reden hörte. Aber ſo ſehr es auch gegen die Cäcilie und die bezauberte Roſe zurückbleibt, iſt es doch als Produkt eines achtzehnjährigen Dichters gewiß merkwürdig. Das Thema zu den lieblichen Variationen des poetiſchen Tagebuchs möchte vielleicht dieſes Lied in ſeinen wehmüthig-heitern Tönen deutlich angeben:

Nimm mir Alles, falſches Glück,
Gieb mir Täuſchung, Freud' und Schmerzen;
Eines bleibt mir doch zurück:
Hohe Liebe im treuen Herzen.
Deinem Zorn erbeb ich nicht,
Klage nicht um Ruhm und Freude;

Muthig iſt, wie Morgenlicht,
Lieb' im Leide!
Was ſie ſchenkte, was ſie nahm,
Alles iſt mir lieb und theuer,
Und ihr tiefſter, längſter Gram,
Macht mich kühner nur und treuer.
Gern erduld' ich ihre Noth,
Lächle, wenn ich mich betrübe;
Freundlich iſt, wie Abendroth
Leid in Liebe!

Wie naiv, wie anakreontiſch iſt nicht das Spiel der Harfe, womit er ſeine Lieder als treue Liebesboten zum Herzen der Geliebten ſendet:

Kleine Lieder geht nur immer,
Grüßt die Liebſte ſchön von mir;
Glaubt mir, ſie verſtößt euch nimmer,
Kommt ihr täglich auch zu ihr
Denn bei mir könnt ihr nicht bleiben,
Voll iſt ſchon das ganze Haus,
Und die loſen Buben treiben
Faſt mich ſelbſt zur Thür hinaus.

Auf den Büſchen, auf den Bäumen
Wachſen ſie wie Laub empor,
Schaun aus allen Blüthenkeimen,
Wie der Frühling, bunt hervor;
Wo ich ſteh und gehe, ſchwärmen
Sie in Schaaren hinterdrein.
Kann bei ſolchem Kinderlärmen
Wohl ein Menſch vernünftig ſeyn?

Zwar iſt manches fein und zierlich,
Geht in bunten Kleidern gern,
Dreht und wendet ſich manierlich,
Grüßt und bittet nur von fern:
Doch ſinds meiſtens wilde Knaben,
Laufen immer gradezu,
Wollen alles ſehn und haben
Laſſen mir nicht Raſt noch Ruh.

Wohl erkenn ich ihn, den Einen,
Den ſie alle mir verführt.
Fromm und artig möcht' er ſcheinen;
Doch ich hab' ihn ausgeſpürt.
Ach, ſo voll von böſen Ränken,
So voll Trug und Lug und Liſt,
Kann man keinen ſehn noch denken,
Als der Schelm, der Amor, iſt.

Hab' ich doch an manchen Tagen
Zu der Liebſten ihn geſchickt,
Dieß und jenes ihr zu ſagen,
Was mir lang das Herz gedrückt.
Grüßend kam er heim geflogen:
Doch zu bald nur ſah ich klar,
Daß der Schelm mich doch betrogen,
Und nicht einmal dorten war.

Aus der Reiſe durchs Weſerthal, welches eine Folge von Sonetten und allerdings ein wirklicher Beſtandtheil jenes Tagebuchs iſt, aber vom Dichter ſelbſt als ein Ganzes geordnet hinterlaſſen worden, wahlen wir folgendes zur Probe:

Corvey.

Vom Morgenglanz iſt Berg und Thal erhellt,
Wie Silber ſcheint der glatte Strom zu gleiten,
Und Glockenklang durchbebt die duft'gen Weiſen
Verhallend bald, bald ſchallend fortgeſchwellt.
Von freud'ger Menge wogt das bunte Feld,
Und Mann und Weib ſah ich vorüberſchreiten;
Verlobte gehn vereint mit ihren Bräuten;
Den Eltern ſind die Kinder zugeſellt.
Ich ſeh ſie fort zum alten Kirchlein wallen;
Schon hör' ich fern das fromme Lied erſchallen;
Die Orgel tönt, die Herzen ſind entzückt.
Was ſäum' ich noch, auf meine Knie' zu fallen,
Hier, wo ſo ſchön die weiten Tempelhallen
Der Ewige mit jeder Pracht geſchmückt?

Bei Bearbeitung der Pſyche hat Schulz, wie jeder Kenner finden wird, Wieland zu ſeinem Muſter genommen. Ohne damit gerade vom Dichter der Pſyche etwas ſagen zu wollen, ſcheint doch auf viele unſerer jüngern neuſten Dichter, die nach Muſtern arbeiten, folgende Anekdote ganz zu paſſen: Ein junger Dichter las Voltaire ſeine Verſe vor, um darüber ſein Urtheil zu vernehmen. Während des Vorleſens nahm Voltaire oft ſeine Mütze ab. Verlegen fragte endlich der Dichterling, was er damit meyne? „O ganz und gar nichts, antwortete Voltaire, ich pflege nur ſo zu grüßen, wenn ich alte Bekannte ſehe!“

Was iſt des literariſchen Wochenblattes Pflicht und Recht bey der jetzt beginnenden Aera?

Kürzlich erörtert in einer Zuſchrift an den Redacteur deſſelben.

So ſchmeichelhaft mir auch Ihr Anſuchen erſcheinen muß, Ihnen meine Gedanken und Rathſchläge über Ihr Verhalten bey der fernern Redaction des lit. Wochenblattes öffentlich mitzutheilen, nachdem eine neue Geſtaltung der Dinge eingetreten iſt; ſo fühle ich mich doch nicht beſtochen genug, um Ihnen eine befriedigende Löſung meines in freundſchaftlicher Ueberraſchung gegebenen Wortes anzukündigen. Sehen Sie daher, ſammt Ihren Leſern, wie ich höflich bitte, die nachfolgenden Zeilen als einen bloßen Verſuch, ja, als einen Beytrag zu einem Verſuche an, der ſchweren Aufgabe zu genügen. Der Gebrauch oder Nichtgebrauch ſteht ganz bey Ihnen.

Ich ſetze mich in Ihre Stelle in dieſer für den öffentlichen Gedankenverkehr ſo kritiſchen Epoche; ich ſuche mir zuerſt die Pflichten Ihres Blattes ſowohl aus allgemeinen als poſitiven Prinzipien zu entwickeln: ſo denke ich, werden ſich des Blattes Rechte gegen über finden. Die Art der Ausführung wird ſodann mit der Klugheit in Harmonie zu ſetzen ſeyn, wenn die Mitarbeiter Ihr und des Blattes Beſte bedenken wollen. Ich ſuche mir aber einen Standpunkt aus, der vielleicht manches Leſers Mund im ſpöttiſche Falten zieht, wenn er ſich an die bloße Geſchäftsform, oder an bloße, kalte Grundſätze gewöhnt hat, die die Wärme des Herzens auslöſchen, und die weil dann der Menſch nicht mehr ein Ganzes iſt und nicht als Ganzes denkt, doch nur den gemeinen Werth von Maximen haben. In meinen Augen iſt aber ein Gegenſtand weder klein noch unbedeutend, der erſtlich eines braven, ſtets geſetzmäßig erfundenen Staatsbürgers, und mehreren durch ihn beſchäftigten Familien, rechtmäßigen Anſpruch auf Erwerbsthätigkeit ſo nahe angeht. Die Betrachtung wird zweitens dadurch noch geſteigert, daß es ſich hier nicht blos um die Sache, d. h. um den mehr oder minderwichtigen Inhalt des Flugblattes handelt, über den ein verwöhnter Geſchmack, oder das wandelbare menſchliche Urtheil gar geſchwind, zum Schaden ſeines Nächſten abſprechen kann. Nein, es gilt hier der Idee eines Menſchenrechts, ſammt dem Beiſpiel und den Folgen dieſer oder jener Behandlungsweiſe eines Rechts, bey dem es alſo gar nicht darauf ankömmt, ob deſſen Ausübung unbedeutend oder wohl gar verächtlich oder auch den Furchtſamen bedenklich ſcheint. Wollte man irgend ein Recht nach dem Gegenſtande oder nach Vermuthung tariren, und daher geringſchätziger behandeln, ſo wäre der Willkür über alle Rechte gar bald der weite Spielraum aufgethan. — Wohlan! ſo ſey denn der höchſte Standpunkt der zuerſt gewählte. Denken wir uns, daß wir für ein Publikum ſchreiben, das an eine Theodicee glaubt, – und für ein anderes möchte ich wenigſtens, weder als Schriftſteller noch als Redakteur. arbeiten — ſo müſſen wir auch unſern Regierungen den erſten Rang in dieſem glaubenden Publikum einräumen. Aus ſolchem Glauben fließen aber gerade die wichtigſten Verhaltungsregeln für den Gedankenverkehr der Menſchen. In ſofern hiernach unter andern jede Epoche in der Geſchichte der Menſchheit, die ſich durch eine beſondere Bewegung und Gährung auszeichnet, der ſchärfſten Sondrung aller Erſcheinungen, und eines ruhigen Urtheils über ihre Quellen bedarf, um nicht frevelnd in die Räder des Geſchickes einzugreifen, und durch falſche Richtungen den Lauf zu verändern, in ſo fern iſt ſchon hierin ein Wink oder Grundſatz angegeben, was die oberſte Pflicht eines Blattes ſey: „Nämlich nach demjenigen zu forſchen, und es mit freiem Muthe auszuſprechen, was auf die Erkenntniß und Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts, und eben dadurch nicht auf eine illuſoriſchpaliative Beruhigung, die freylich die ſchnellſte iſt, ſondern auf eine gründliche einwirken kann; alſo Wahrheit im weiteſten Umfange der Gegenſtände und der Gegenden.“ Es iſt dieſes auch in dem Ausſpruch der erlauchten Bundes-Verſammlung enthalten, welche von keiner Geiſtestyranney etwas wiſſen, noch ſie geſtalten will; wodurch alſo dadurch der poſitive Satz der Geiſtesfreiheit, durch den Gegenſatz von Tyranney zugleich mit ausgeſprochen worden iſt. Glauben Sie alſo nicht an das Geſchrey der furchtſamen Menge; und an ihre wunderlichen Vermuthungen. Es iſt bey Gott! unmöglich, daß Unterdrückung der Geiſtesfreiheit im Plane ſolcher Fürſten und Räthe liege. Gäbe es nicht hämiſche Geſchöpfe, welche ſo leicht in der beſten Abſicht einen übeln Hinterhalt vermuthen; wäre nicht eine kluge Vorſorge nöthig, damit nicht etwa, wie das ſo leicht geſchieht, diejenigen eine falſche Ausdehnung der neuen Cenſuranſtalt verſuchen, denen man die Ausführung anvertrauen muß, ſo würde die hohe Verſammlung dieſe Zuſicherung wohl nicht einmal für nöthig geachtet haben, weil es Frevel wäre, die Abſicht einer Geiſtestyranney da zu vermuthen, wo man an eine Vorſehung glaubt, alſo auch die gehörige Achtung für die Beſtimmung des geringſten der Menſchen und ſein Streben hat, und wo überdem längſt die Erfahrungsweisheit herrſchen muß, welche lehrt, daß die Durchführung einer Geiſtestyranney in ein, den vergeblichen Strafarbeiten ähnliches Felſenwälzen des Ränkeluſtigen Siſyphus von Corinth, auf Gefahr des obrigkeitlichen Anſehens, ausarten würde.

An dieſe Pflicht knüpft ſich nun leicht die anverwandte an, welche auf die Züchtigung des Laſters und der Thorheiten, auf die ernſte Beleuchtung ſchlechter Sitten gerichtet iſt, weil die Feder in viele Winkel reicht, wohin zu greifen der lange Arm der Polizey und des Richters viel zu kurz iſt; daher jede Regierung wünſchen muß, daß das Geſchlecht der Swifte und Rabener nicht ausgehe. Nur ſey der leichte Stachel nicht in das Gift der Verläumdung getaucht. Nur enthalte ſich die Feder des Hohns und der Verachtung.

Doch nicht genug. Nur der iſt ein ächter Anhänger der Theodicee, der eine warme Menſchenliebe im Buſen trägt. Daraus fließt die dritte Pflicht zur Erheiterung und Zerſtreuung ſeiner Leſewelt mit fröhlichem Herzen Alles beyzutragen, das ganze Chor der Scherze, Launen, und kleinen Näckereien zwiſchen die ernſtern Stücke wechſelnd einzuſchieben, wo möglich auch die Rolle des betrunkenen Philoſophen (Jean Pauls) d. h. des Dichters, mit aufzuführen.

Wenn nun Ihre Mitarbeiter und hernach Sie, der Redacteur, in ruhiger, oder beſſer in heiterer Stunde, wo ſie ſich mit Welt, Himmel und ihrem

Gewiſſen verſöhnt fühlen, die Artikel prüfend leſen, ſo laſſen Sie jeden Aufſatz, der in ſolcher Stimmung Ihre Billigung gefunden hat, getroſten Muthes zur Preſſe bringen; er iſt dem Geiſte der Bundesbeſchlüſſe gemäß, ob auch irgend wer ihren Buchſtaben zur Verdammung misbrauchen könnte oder wollte.

Wollten Sie zaghafter verfahren, ſo würde es in meinen Augen Beleidigung des Bundestages ſeyn, der in Tageshelle über einer edlen, großen Nation — ſo nennt er uns — nicht im Helldunkel oder Dämmerungen über Knechten walten will. Wie? ſind wir nicht durch dieſe Benennung für frey und mündig erklärt, das nur der Freye edel, nur der Mündige groß ſey[illegible]nn? Gerade jetzt, da man einer erlauchten Verſammlung und Männern von ſo vieler Einſicht zu mistrauen wagen will, muß man ſagen mit Uz in der Ode an die Freiheit:

„Gieb Göttin deinen Freunden,
„Den Alemannen Muth!“

So wir uns aber ſelber verachten, und kleinlaut machen, wo wir gutes Gewiſſen haben, ſo müßten wir auch den Obern mit Recht verächtlich werden, deren bleibender Ruhm ja mit den Stufen unſerer Freyheit ſteigt. —

So, mein wertheſter Herr! möchte es um die Pflicht von der poſitiven Seite ſtehen, in deren Erfüllung Ihr Blatt die Grenze ſeines ehrenvollen Rechts, in die Leſewelt zu gehen, ſeines Rechts, ſich frei mit ihr zu unterhalten, finden wird. Das Blatt legitimirt ſich zu dieſem Rechte noch dadurch, daß ſich, wie Sie mir melden, ſeit des Urhebers Tode deſſen Abſatz nicht weſentlich vermindert hat, daß es alſo commerziell begründet iſt, und, nach obigen Prinzipien geleitet, immer beſſer werden kann. Es hat alſo auch Ihr Publikum ein Erwartungsrecht auf deſſen Fortgang, in ſo fern es ſchon überhaupt ein Recht hat, Alles ihm Gefallende, was auch Andere davon urtheilen, (wenn es nicht offenbar geſetzwidrig iſt,) leſen zu wollen. Ein willkührliches Schriftenverbot würde alſo immer zugleich gegen die Achtung verſtoßen, die ein Menſch als Menſch dem Andern durch Nichtſtörung ſeines geiſtigen Daſeyns ſchuldig bleibt; mögen die übrigen bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſeyn, wie ſie wollen.

Von der negativen Seite endlich betrachtet, liegt Ihrem Blatte der ehrerbietige Gehorſam gegen die poſitiven Geſetze ob, vermöge welches, dem Bundesbeſchluß gemäß, keine leichtſinnige Kritik über öffentliche Gegenſtände, die uns alle angehen, die alſo immer einer wohlüberlegten Kritik bedürfen, verhängt und gedruckt werden darf; ferner die Pflicht, keine Autorität herabwürdigen; alſo weder ungegründeten Argwohn gegen ſolche zu erregen, noch Unfakta nachzuſagen; über die Würde und Sicherheit eines Bundesſtaats nie Beleidigendes und Störendes zu ſchreiben. Was beleidigend oder ſtörend ſeyn ſoll, iſt nicht beſtimmt; das müſſen Sie nach den obigen höhern Prinzipien ermeſſen.

Von rechtlichen Männern, und patriotiſchen Bürgern, wie ich Sie ſehr lange kenne, bleibt eine ſolche Abſicht ohnehin entfernt, noch weniger wird Sie der Vorwurf treffen können, fanatiſche Verirrungen, ja Verbrechen, durch die Lettern zu veranlaſſen; was durch ohnmächtige Worte allein in der Regel ohnehin unmöglich ſcheint; indem ſelbſt in Frankreich die Revolution unter der Cenſur, nicht bei freier Preſſe ausbrach, welche frühzeitiger vielleicht Manches noch verhindert hätte.

Unterſcheiden Sie noch bey Ihrem Verhalten in unſrer Zeit zweierley Menſchen. Die unruhigen, eigentlichen Friedensſtörer und Egoiſten mit ſchlechten Nebenabſichten; deren Gottlob! ſogar viele mir in keiner Gegend, die ich geſehen, bekannt geworden ſind. Auf dieſe geht und mit Recht die ganze Strenge des 20. Septembers. Solche Arbeiter werden Sie nicht anſtellen? Die andere Claſſe der Mehrzahl will das Gute, will ſich darüber mittheilen — dieſe, wenn ſie auch zuweilen irren — (wer? und welche Geſetzgebung iſt davon frei?) — dürfen ſich dennoch ausſprechen, weil ohne Reibung keine politiſche und literariſche Lebenskraft denkbar iſt. Ein mattes Lappen-Volk aber, daß ſich einander in halb abgekneipten, ſüßlichen oder franzöſiſch perfiden Phraſen abſpeiſt, und jedes herbe Wort der Wahrheit mit Zucker eingemacht genießen will; oder gar vor jedem freien aber biedern Worte zittern wollte — das Volk läuft auch vor jedem Feinde davon, gerade wenn es dem Schutz der Throne gilt. Was ſingt dagegen von der Freiheit Uz, unſer, mit Manchem eines gleich edlen Sinnes zu früh vergeſſen[illegible] Uz in jener Ode an die Freiheit:

„Erſtaunte Völker melden
„Die Wunder deiner Hand;
„Du ſchmückeſt ein geliebtes Land
„Mit Patrioten, Weiſen, Helden:
„Derſelben Arm und Rath
„Sind ehrne Mauern um den Staat;
„Beſeelt von deinem Feuer,
„Denkt jeder Bürger groß. u. ſ. w.

Jeder Beſſere wird mit ihm das Gefühl theilen, daß man dann am beſten und edelſten gehorcht, wenn man es zwang- und drohungslos thun kann, und aus Ueberzeugung thut. —

Soviel nur kann ich jezt Ihnen ſagen, was Pflicht und Recht betrifft. Jezt meldet ſich aber noch eine dritte Rathgeberin, die Klugheit. Wir müſſen dieſe ein Wort mitſprechen laſſen. Was flüſtert ſie uns zu, die immer gar zu heimliche? „Ihr wißt es ja wohl, daß Theorie und Praxis oft weit auseinander gehen. Darum werdet Ihr manches Geſetz, manche Vorſchrift in ihrer Ausübung unter den Händen der Diener des Geſetzes kaum wieder erkennen. Faßt man hiebey nun noch das gemeine, aber treffende Volkswort ins Auge: „alle neue Beſen kehren ſcharf," ſo möchte leicht der Fall eintreten, daß dieſer oder jener Cenſor in Deutſchland, der nicht Zeit, (die wird faſt Allen fehlen), nicht Menſchenfreundlichkeit, oder Literaturkenntniſſe genug, aber etwa deſto mehr Menſchenfurcht und Ehrſucht hätte; daß ein ſolcher mit den Bundesbeſchlüſſen, als ein diktatoriſcher weiter Ausleger, und mit den Manuſcripten, wenigſtens anfangs, wie ein ſcalpirender Indianer umginge. Darum würde ich allen Redactionen rathen, die kritiſche Tuba ein oder zwei Töne unter der Freymüthigkeit zu halten, mit welcher ſchon vor zwanzig und mehr Jahren zu den Journalzeiten eines v. Moſer, v. Bibra, Boje, Iſelin, Schlözer ꝛc. mit manchem unverdankt nützlichem Erfolg geſchrieben wurde. Ich würde ferner rathen, ſich anfangs vorzüglich auf Literatur zu beſchränken, wiewohl ich bey der Verſchwiſterung der Muſentöchter, faſt keine kenne, die nicht auch mit der Politik in Berührung käme und kommen muß, weil von richtiger Politik und Geſellſchafts-Einrichtung Tag und Nacht im Geiſterreiche abhängt. Außerdem waren ja Geſchichte, Statiſtik, Natur-Recht, Philoſophie u. ſ. w. von ſelbſt verbannt, und ſomit gerade jene Geiſtestyranney eingeführt, die unſre verehrten Regenten in Deutſchland nicht leiden zu wollen erklärt haben. Manche kreuzfromme Blätter, um Klippen zu vermeiden, betäuben uns die Ohren täglich mit faden Theaternachrichten. Machen Sie Ihr Blatt zu keiner ſolchen dramatiſchen Dreborgel. Kurz man ſey nur nicht allzukleinmüthig. Der Muthige, der reines Herzens iſt, wird weniger fehl greifen, als der Feige, der die Cenſur am erſten verdient; denn wer feige zu reden iſt, der kann viel eher verwegen werden, wo ſichs im Finſtern handeln läßt. Und wären wir alle feig, ſo verdienten wir nicht, daß ſo viele treffliche und hochgeſinnte Fürſten an unſrer Spitze ſtänden, weil ſie unſerer moraliſchen Kraft ſo gut wie der phyſiſchen bedürfen. Einiges Streichen werden Sie dem allen ohnerachtet erleben, weil faſt jeder Cenſor, bald aus vermeintem Eifer, bald aus Unkenntniß, bald aus Furcht oder Uebelwollen, gewöhnlich mehr thut, als die Fürſten und ihre Miniſter wollten. Uns, die wir volle Preßfreyheit hatten und nichts verbrachen, dünkt es freylich hart, ſie um etlicher Unartiger willen einzubüßen; freudiger und edler hätten wir auch ohne Cenſor auf bloße Mahnung gehorcht, und Vergehen in Worten, vor welchen doch ſelbſt kein hoher Rang ſchützt, hätten wir, unſer Unrecht anerkennend, gern vor dem ordentlichen Richter gebüßt; denn Recht muß gehandhabt werden in der Welt. Es hat nicht ſeyn ſollen — indeſſen, wir leben ja in einem Proviſorium, und beſſere Zeiten kommen wieder. Dieſen Troſt fühlt der Redliche, der ſeine Zeit und Weltlauf kennt, am ſicherſten. Möge unter der Aegide dieſer und ähnlicher Maximen Ihr Blatt ſich ferner und lange noch erhalten.

Nehmen Sie ſo verlieb, und Niemand etwas für ungut.

E. W. A.

Nachſchrift.

Nur noch ein paar Worte über Ihre Aufforderung zu Beiträgen von mir.

Ich kann nichts verſprechen, bis ich über die Praxis der neuen Theorie etwas mehr im Klaren bin, oder mir ein ganz unkützlicher Gegenſtand vor die Feder kömmt.

Allein zweyerley bedinge ich mir:

1) daß ich, wider die Sitte Ihres Blattes, meine Anfangsbuchſtaben, wie oben unterzeichne, weil ich mit keiner Maske gehen möchte, die man bey einer geſetzlichen Denkart nicht bedarf.

2) daß Sie mir einen Aufſatz, den des Cenſors Feder beſchnitten haben würde, unabgedruckt zurückſenden. Alles halbe iſt mir ſo zuwider, daß ich ſeit lange nur ſelten unſere Zeitungen anſehe, bey deren vermerkter Halbheit, bey den Lücken und der kümmerlich zugewogenen Gabe, man ſich in die Seele ſo vieler tauſend Leſer verſetzt fühlt, welche von eines Individuums Eigenſinn abhängig werden. Was ich laut reden will, will ich auch ganz reden, wie ichs gedacht habe. Ich muß und will es ja verantworten. Ich bin ꝛc.

E. W. A.

Erklärung.

Dem verehrungswürdigen Verfaſſer danken wir herzlich für dieſen Aufſatz. Da unſere reſp. Mitarbeiter mit den Prinzipien deſſelben ſicher einverſtanden ſind: ſo werden ſie ſolche gewiß ins Auge faſſen und dieſes Wochenblatt für Belehrung und Unterhaltung immer wirkſamer machen.

Als treue, ſich redlich nähren wollende Staatsbürger, kann uns auch nichts mehr, als das allgemeine Beſte am Herzen liegen; und ſo dürfen wir auch zuverſichtlich hoffen, daß uns von Staats- und Cenſurwegen das Leben und Lebenlaſſen nicht verkümmert werden werde.

Gebrüder Hoffmann.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 44. Rede wahr, ſcheue Niemand. 1819 November.

Leben D. Johann Lorenz Bleſſigs.

Die Lebensbeſchreibung eines in vielfacher Hinſicht liebens- und hochachtungswerthen Menſchen gewährt gewiß jedem Edlen und Guten, der hinzutritt und das ſchöne Menſchenbild mit frommen kindlichem Sinne beſchaut, hohen Genuß und Segen. Wann irgendwo eine ſchöne, ſeltene Blume blüht in ihrer vielleicht nach langer Zeit erſt wiederkehrenden Blüthenpracht; dann machen wir es dem Gärtner zur Pflicht, die Menſchen aufmerkſam darauf zu machen, und ſie zu ſich zu laden; und den Eingeladenen, zu kommen und ſich zu belehren und zu ergötzen. Wie vielmehr tritt dieſe zwiefache Pflicht in ihre Giltigkeit, wenn in dem Garten der Menſchheit eine ſeltene ſchöne Blume blüht. Hier iſt eine ſolche Blume, hier hat Jemand Gärtners Pflicht erfüllt, und gewiß, viele werden kommen, ſehen und genießen und ihm danken beim Scheiden. Profeſſor Fritz in Strasburg hat das Leben ſeines ehemaligen Lehrers, Freundes und Collegen, D. Johann Lorenz Bleſſigs, Profeſſor und Predigers ꝛc. daſelbſt beſchrieben, mit Liebe und Unpartheilichkeit, mit kunſtgeübter Hand: ſo daß ſein Wunſch gewiß in Erfüllung geht, den er in der Vorrede äußert: „Möchten Bleſſigs Freunde gerne vor dieſem Bilde weilen, und ſprechen: Das iſt Er!" Das Werk beſteht aus 2 Abtheilungen. Die erſte umfaßt die Biographie; die zweite Anmerkungen, Beilagen und Briefe. Auch liegt das Bildniß Bleſſigs bei. Wir empfehlen dieſe Lebensbeſchreibung jedem, der Sinn für Tugend, in der großen weitläuftigen Bedeutung des Worts, hat; beſonders aber denen den Wiſſenſchaften geweiheten Jünglingen.

In dieſem unſern Blatte aber wollen wir verſuchen, einen kurzen, gedrängten Abriß vom Leben und Wirken des ehrwürdigen Mannes zu geben. — B. war zu Strasburg geboren 1747. Sein Vater war ein armer Fiſcher, ein Mann nicht ohne Geiſt, aber in ſeinen Unternehmungen vom Schickſal wenig begünſtigt, endlich genöthigt ſein Brod in Düſſeldorf zu ſuchen; aber auch da nicht glücklicher. Seine Mutter war eine Frau biedern, chriſtlichen Sinnes, die die erſten Keime der Frömmigkeit (ſo wie es immer der Fall ſeyn ſollte) in dem Herzen ihres Sohnes weckte und pflegte. Der Knabe, voll herrlicher Anlagen, bezog das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt im Jahre 1755, zeichnete ſich ſtets aus, und ging ſchon 1762 zur Univerſität über, die in ſeiner Vaterſtadt blühte. Auf dem Gymnaſium knüpfte er Freundſchaft mit den Brüdern von Türkheim, den beiden Spielmann, Salzmann und andern; Jugendverbindungen, die für das ganze Leben beſtanden, und von ihm immer als hohe Glückſeligkeit geſchätzt wurde. B. weihte ſich dem Studium der Theologie. Dem Ernſte ſeiner Lehrer dankte er's, daß ihm das Chriſtenthum als etwas Gewiſſes, Nichtzubezweifelndes erſchien, und daß dieſe Ueberzeugung ſo ganz in ſeine theologiſche Denkart verwebt wurde, daß er ſie auch hernach bei ſorgfältigerm Prüfen des Syſtems feſthielt, und ſie ſelbſt dann nicht aufgab, als er ſich allmählig von mancher ältern Behauptung losſagte und ſein eignes Syſtem bildete.

Nach geendigten akademiſchen Studien benutzte B. ſeine Muße theils zu Privatvorleſungen, welche er mit Studierenden hielt, theils zu Uebung im Kanzelvortrag und vorzüglich zur Fortſetzung des Studiums alter und neuer Literatur, und bildete ſich ſo zum geſchmackvollen Gelehrten, ausgezeichneten Prediger und angenehmen Geſellſchafter. Selbſt maureriſche Verbindungen ſchloß er ſchon in Strasburg, ſo wenig bei den damaligen Theologen die Freimaurerei in gutem Rufe ſtand.

In ſeinem 25ſten Jahre trat B., unterſtützt durch ein Reiſeſtipendium, eine literariſche Reiſe an. Er reiſte mit Brunk, dem trefflichen Kenner griechiſchen Alterthums, nach Wien, und reiſte, wie er las, mit der Feder in der Hand. Auf ſeiner Reiſe wurde ihm zuerſt in geſchichtlicher Hinſicht Augsburg merkwürdig. Ihm ſchien hier das Wort jenes Atheners von ſeiner Vaterſtadt anwendbar: Bei jedem Schritte ſetzt man ſeinen Fuß auf den Schauplatz eines denkwürdigen Ereigniſſes. Bei ſeinem Eintritt in Wien war ihm die Mauth läſtig, die ihm eine zu Baſel gedruckte deutſche Bibel ꝛc. wegnahm. Auf der kaiſerlichen Bibliothek verglich er für Brunk und ſich ſelbſt eine Reihe griechiſcher Handſchriften, indem er jeden Morgen dort zubrachte. Er machte unter vielen andern merkwürdigen Männern auch mit Gluck Bekanntſchaft. Dieſer entzückte ihn durch Chöre aus Klopſtocks Hermanns-Schlacht, welche er bei einem Beſuche Bleſ-

Ausgegeben den 28. October.

ſtzs auf dem Clavier ſpielte. „Ich klatſchte nicht, ſagt B., aber ich weinte.“ 1773 verließ er Wien, um nach Italien zu gehn. Beim Abſchied von Wien ſchrieb er folgendes in ſein Reiſejournal: „Dieſe mit Recht hochberühmte Stadt wird auf viele und mannichfaltige Weiſe denen nützen, welche Bücher und Menſchen zu Rathe ziehn, und aus dem Zuſammenſtoß von Völkern, Sitten, Meinungen weiſe werden wollen. Biederkeit, gefällige Sitten und Gaſtfreundſchaft habe ich nirgends ſo ſehr als in Wien gefunden.“ (Dieſe findet man auch jetzt noch dort.)

Er reiſte über Trieſt nach Venedig und Mantua, kehrte dann über Wien zurück und ging durch Böhmen nach Sachſen, wo er vorzüglich in Leipzig ſehr glückliche Tage verlebte. Darauf begab er ſich nach Berlin und von da über Braunſchweig, Hannover, Göttingen ꝛc. nach den Niederlanden, wo die Werke der Kunſt ihm eben ſo viel Vergnügen als Belehrung gewährten. Von Nimwegen fuhren ſie über die Dämme nach Utrecht. „Die Dämme, ſchreibt B., haben mir das größte Vergnügen gemacht. Man fährt darauf, wie auf den Mauern Babylons, man ſieht die Erde zu ſeinen Füßen; und gerade dieſe Ausſicht hat mich ſo ſehr angezogen. Unmittelbar hinter den Dämmen ſind die ſchönſten Wieſen und fruchtbarſten Felder; das Land, welches ſo zu ſagen, im Hintergrunde liegt, wird von tauſend kleinen Kanälen durchſchnitten, welche mit dem Waſſer überall Fruchtbarkeit, Kühle und Reinlichkeit verbreiten. Ueberall Windmühlen, Bauernhäuſer, welche in dem Sinn der Städter Luſthäuſer wären. Die holländiſchen Bauern haben nicht das plumpe und ſteife Ausſehen und beſonders nicht die Elend verkündende und traurige Miene anderer Landleute. Sie ſind alle reinlich und durch ihren Fleiß alle wohlhabend. Wir ſind durch mehrere Dörfer und Flecken gekommen, deren Anlagen und deren Schönheit ich nicht genug bewundern konnte. Keine große, feige Müſſiggänger; keine jener privilegirten Diebe, die man Bettler nennt; keine zerfallenen Güter; alles iſt gut unterhalten, alles lacht, nur die Menſchen nicht, die zuviel zu thun haben, um dazu Zeit zu finden, und die berechnet haben, daß man aufs Lachen nichts gewinnt. Denn jeder Einwohner Hollands iſt ein Kaufmann, oder hat wenigſtens den Handelsgeiſt.“

Von Utrecht ging B. auf das nahgelegne Zeiſt, um die Colonie der mähriſchen Brüder zu ſehen. „So oft ich, ſagt er bei dieſer Gelegenheit, die Herrnhuter als Manufacturiſten, Handwerker und bürgerliche Geſellſchaft betrachte, iſt mirs unmöglich von ihnen anders als mit dem größten Lobe zu ſprechen. Sie haben hier eine ſehr ſchöne Anlage in einer ganz lachenden Gegend zwiſchen Alleen und Hainen. Es iſt mit einem Wort ein entzückender Aufenthalt.“ Wir gingen in die Werkſtätte der Brüder. Das Innere iſt nicht weniger reinlich und zierlich, als das Aeußere groß und edel. Alles kündigt die friedliche Wohnung rechtlicher Menſchen an. Man findet alle Handwerker und viele Fabriken. Man öffnet euch alle Zimmer und alle Werkſtätte, mit jener herzlichen Höflichkeit, welche nicht in leeren Zuſicherungen verdünſtet, ſondern das thut, was ein anderer verſpricht, und mit Beſcheidenheit und Freimüthigkeit mit euch redet. Sanfte Heiterkeit thronte faſt auf jeder Stirn. Ich bemerkte hier nicht jene unverſchämte Neugierde, welche die Reiſenden mit unaufhörlichen Fragen quält, noch jene kalte Gleichgültigkeit, welche ſich ganz auf ſich concentrirt, eine ſonſt den Herrn Batavern ſehr gewöhnliche Tugend. Man redet euch freundlich an, iſt aufmerkſam auf alles, was ihr fragt; man antwortet ohne Umſchweif darauf; man beeifert ſich, euch alles zu zeigen, und dieß alles, ohne daß ihr deßwegen genöthigt wäret, das Mindeſte zu kaufen; aber man wird nur zu ſehr, ſowohl durch die Schönheit der Waaren, als die Höflichkeit der Kaufleute gereizt, als daß man mit leeren Taſchen weggehen könnte“ ꝛc.

Während ſeines Aufenthalts zu Amſterdam beſah B. auch das nah gelegene Saardam. Er ſchildert es mit folgenden Zügen: „Saardam iſt nur ein Dorf, aber ein Dorf, welches manche Stadt aufwiegt. Hier hat die holländiſche Induſtrie ihren höchſten Gipfel erreicht. Komm hierher, Träger, der du mit deiner Zeit und deinen Armen nichts anzufangen weißt; komm hierher in eine der zweitauſend Mühlen Saardams, arbeite, drehe, iß Pompernikel; ſo biſt Du doch zu Etwas nütze.“ Er bewunderte die Reinlichkeit des Orts, die Schiffswerfte und die Windmühlen. Das Innere der Häuſer ſah er nicht. Jedes derſelben hat zwei Thore, wovon aber das Eine nur bei Hochzeiten und Leichenbegängniſſen geöffnet wird. Er pochte an einer Thüre, aber es war die immer verſchloſſene. Er klopfte an eine andere. „Was wollen Sie kaufen? — Nichts, meine gute Frau; ich möchte ſehen; ich bin ein Fremder. — Sie ſchlug die Thüre zu.“ 1774 kehrte B. nach Düſſeldorf zurück, und beſchloß mit Betrachtung der herrlichen Gallerie daſelbſt ſeine Kunſtreiſe. Hier ſtehe das Reſultat der Eindrücke, welche das Anſchauen der Meiſterſtücke der Mahlerei in den Kirchen und Kabinetten der Niederlande und in den Gallerien zu Düſſeldorf auf ihn gemacht hat.

„Eine Gallerie von Gemählden, von ſchönen Gemählden, wie die hieſige, iſt eine Sammlung platoniſcher Ideen, welchen der Pinſel großer Meiſter die Wirklichkeit gegeben hat. Es iſt die auf dem Tuch feſtgehaltene Schönheit. Die Majeſtät, die Reitze, die Tugenden und die Grazien ergießen ſich durch die Farben hindurch in die Seele. Die Natur leitet die Künſte; aber die Einbildungskraft hat den Vorſitz dabei, und mit dieſen Augen der Seele muß man die Meiſterſtücke des Künſtlers betrachten. Der, welcher in dem heiligen Johannes des Raphael auf hieſiger Gallerie nur eine ſchöne menſchliche Figur erblickt, ſieht nichts. Man muß die Ruhe der Seele auf ſeiner erhabenen Stirne gemahlt ſehen; man muß in ſeinen edlen und rührenden Geſichtszügen die Spuren der ſchönſten Gedanken erblicken; ſeine Redlichkeit, ſeine Heiterkeit, ſeine Menſchenliebe, die Flammen ſeines Eifers, die ſein Herz entzünden, aber nicht hinreißen, bewundern. Es iſt die Tugend in ihrem ſchönſten Triumpfe; die größte Kraft gemäßigt durch eine von Sanftheit hervorgebrachte Rührung. Welches iſt denn im Kampfe des Mahlers und Dichters die Palme, die jeder erringt? Der Dichter mahlt eine Folge von Auftritten, er entwickelt und verknüpft Wirkung und Urſach. Der Mahler bemächtigt ſich des Hauptmoments, des Augenblicks der Handlung und ſtellt ſie unmittelbar vor unſer Auge hin. Er beſchäftigt auf gleiche Weiſe das Auge und die Einbildungskraft. In der Stille des Cabinets ſpricht er zu den Großen, welche jede andre Belehrung zurückſtoßen würden. Er iſt bei ihnen der Sprecher der Menſchheit. Möchten doch die Künſtler immer dieſes großen Berufs eingedenk ſeyn! Vorzüglich in Beziehung auf ſie iſt es wahr: daß nichts ſchön iſt, als was wahr iſt; und für ſie hat man den weiſen Grundſatz aufgeſtellt: daß das allzugenaue Ausmahlen der Leidenſchaften eben ſo viel iſt, als ſie lehren.“

Sobald B. von ſeiner literariſchen Reiſe in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen war, wurde ihm das Vicariat am Gymnaſium übertragen; eine kleine Stelle, die aber die Bahn zu einer ordentlichen Lehrſtelle an der Univerſität zu eröffnen pflegte. Er entſagte indeß derſelben ſogleich nach dem erſten Verſuche. Plan, Methode, Geiſt der Schüler, alles ſagte ihm zu wenig zu. Deſto erwünſchter war ihm das ihm bald darauf übertragene Amt eines Pädagogus des Wilhelmer-Stifts. Er war der unmittelbare Aufſeher der Studien und der Sitte von 22 aus Strasburg gebürtigen, die Theologie ſtudierenden Zöglinge, welche hier Wohnung, Unterhalt und Aufſicht unentgeldlich hatten. 1787 endlich wurde er ordentlicher Profeſſor der Theologie. Predigerſtellen hatte er mehrere neben ſeinen akademiſchen Aemtern bekleidet, und ſtand zuletzt als Amtsprediger an der Neuen-Kirche. Seine Verdienſte als akademiſcher Lehrer und Prediger ſind groß, und groß war der Beifall, den er hier und dort fand. Mehrere Rufe, in frühern Jahren nach Wien, nach Frankfurt am Main, in ſpätern nach Berlin, lehnte er beharrlich ab. Er war ein allzuundankbarer Sohn ſeiner Vaterſtadt, als daß er ihr ſeine Dienſte entziehen wollte. Und dann feſſelten ihn auch zu viele freundſchaftliche Verhältniſſe, von denen er ſich ohne Schmerz nicht loßreiſen konnte.

B. iſt es, der unſers Reinhards Ruhm auch in Frankreich erſchallen ließ. Der franzöſiſchen Ueberſetzung der Reinhardtiſchen Reformationspredigt von 1807 fügte er Notizen von Reinhard bei, in welchen er theils in Reinhards Schilderung den Franzoſen das Bild eines deutſchen proteſtantiſchen Theologen und Predigers nach ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Wirkſamkeit in ſeiner Vollendung aufſtellen, theils eine richtige Anſicht von den Grundſätzen und dem Geiſte des Proteſtantismus in Frankreich verbreiten wollte, mit Rückſicht ſowohl auf die tauſendmal wiederholten Anklagen und Behauptungen der katholiſchen Contravers-Prediger, wie man ſie zu jener Zeit ſelbſt auf den Kanzeln zu Paris bisweilen hörte, als auf die damalige ſelbſt von Proteſtanten betriebene Vereinigung mit der katholiſchen Kirche.

Nicht blos in ſeinem Wirkungskreiſe als Univerſitäts-Lehrer, und als Prediger und als origineller Schriftſteller, ſondern auch als Geſchäftsmann zeichnete ſich B. höchſt vortheilhaft aus. Er war keiner von den unruhigen, ehrgeitzigen Vielthuern (exempla sunt odiosa), die ſich in alles miſchen; ſondern er liebte Geſchäftsthätigkeit aus lebendigem Gefühl für alles Gute, aus Humanität. Vorzüglich trat er werkthätig hinzu, als die Revolution neue kirchliche Einrichtungen herbei führte. B. Verdienſte um die Kirche in dieſer Hinſicht ſind groß und machen ihn allein ſchon der Achtung und Dankbarkeit der Proteſtanten des Elſaſſes, der Zeitgenoſſen und der Nachwelt werth.

Auch zu bürgerlichen Geſchäften ſah ſich B. durch die Revolution gerufen, welcher er nie unbedingt huldigte, aber von der er bei ihrem Entſtehen gute Hoffnung faßte, weswegen er eine Zeitlang unter ihre Freunde gehörte, ohne ſich jedoch zum blinden Werkzeug des Partheigeiſtes herabzuwürdigen. Er ward als Mitglied in den Gemeinderath gewählt, und ſprach von der neuen Verfaſſung mit allgemein ergreifender Begeiſterung in ſeiner Predigt bei Einſetzung der erſten Municipalität. Doch bald ſchwand ſeine Begeiſterung, als er ſahe, daß nicht reiner Freiheitsſinn, ſondern ein Geiſt der Ungebundenheit, der Geſetzloſigkeit, der Partheiungen, des Egoismus die meiſten Volksführer und die Majorität der vorgeblichen Freiheitsfreunde beherrſche. Er ſprach ſelten im Gemeinde-Rath, eben ſo ſelten in den Sections-Verſammlungen. In ſeinen Predigten ſprach er die Aufforderungen der Pflicht und des Chriſtenthums zur Sittlichkeit, Ordnung, Gehorſam gegen die Geſetze laut aus, und ward dadurch den Jacobinern verhaßt; ja er wurde 1792 wegen zweier Predigten hart angeklagt. Am verhaßteſten machte er ſich durch die Adreſſe an die geſetzgebende Verſammlung zu Paris, welche die Scenen des 20. Junius 1792 veranlaßten, worin es hieß: „Geſetzgeber! erinnert euch eurer Eide; denen, die wir geſchworen, werden wir treu bleiben. Nur der Conſtitution haben wir geſchworen, und wir erkennen keine Gewalt an, die nicht in ihrem Namen handelt. Der Tag, an dem ſie verletzt wird, zerreißt unſre Bande und ſpricht uns von unſern bisherigen Verbindungen los.“ Die Jakobiner verklagten ihn als einen gefährlichen Mann bei der Departements-Verwaltung und forderten ſeine Abſetzung als akademiſcher Lehrer. Bleſſig wurde verwieſen, und wählte Nancy zum Orte ſeines Exils. Eine Frau, Mitglied ſeiner Gemeinde, kam den Tag vor der Abreiſe zu B. und brachte ihm mit Thränen ein kleines Gemählde, die Flucht des Kindes Jeſu nach Egypten darſtellend, unter den herzlichſten Anwendungen der Geſchichte auf ihn. Der zarte Sinn des Geſchenks that B. innigſt wohl. Doch bald kehrte er nach Strasburg zurück; er zog ſich nun möglichſt in ſein ſtilles Cabinet zurück, doch konnte er ſich den Wirkungen der politiſchen Stürme nicht entziehn. Im October 1793 wurden die Kirchen geſchloſſen. Ein Aufſichts-Ausſchuß ward von Volks-Repräſentanten gebildet, welcher Liſten der Verdächtigen verfertigte und anſchlagen ließ, auf welchen auch B. ſtand. Dieſe vorgeblich Verdächtigen ſollten theils deportirt, theils ins Gefängniß geworfen werden. Die Wohlhabenden unter ihnen wurden zu ungeheuern revolutionären Abgaben angeſetzt, und B., der kein eignes Vermögen hatte, ſondern blos das ſeiner Gattin beſaß, mußte 8000 Franken erlegen. Er ſchätzte ſich glücklich, da ihm der Aufſichts-Ausſchuß, auf Eulogius Schneiders Verwenden, geſtattete, ſich auf ſein Landguth nach Dorlisheim ins Exil zurückzuziehen, wo er indeß mit manchen körperlichen Beſchwerden kämpfte. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt wurde das erſte ſogenannte Vernunftfeſt im Münſter zu Strasburg gefeiert, das Chriſtenthum proſcribirt und die Geiſtlichen aller kirchlichen Partheien aufgefordert, ihre Aemter niederzulegen, ihre Irrthümer abzuſchwören und dieß in einer förmlichen ſchriftlichen Declaration zu thun.

Unvermuthet ward B. ſeiner Freiheit beraubt. Stamm, ein Jakobiniſcher Commiſſär, kam nach Dorlisheim, hatte die Stirne zwar nicht, ſich B. perſönlich zu zeigen, ließ ihn aber durch einige bewaffnete Bürger in Verhaft nehmen und nach Strasburg ins Staatsgefängniß bringen. Perſonen jedes Standes, jedes Alters, Adeliche, ehemalige Magiſtratsperſonen, Gelehrte, Handelsleute, Handwerker, Bauern, Chriſten und Juden fanden ſich da in bunter Menge zuſammen an der Zahl 1200. Hier war man ganz von den Seinigen getrennt; Niemand war es vergönnt, einen Vater, einen Gatten, einen Freund, auch ſelbſt im Fall einer Krankheit zu beſuchen. Die Vorbeigehenden durften nicht einmal verweilen, um einen ihrer Bekannten, der etwa an einem Fenſter lag, zu ſehen. Alles was ins Haus gebracht wurde, ward einer Unterſuchung, wie in einem Mauth-Büreau, unterworfen. Eine Wache war im Innern des Hofs, welche nicht immer von den humanſten Offizieren commandirt wurde; in den Corridors, vor den Zimmern der Gefangenen giengen Schildwachen auf und ab, deren nächtliches, alle Augenblicke ertönendes Rufen die Ruhe der Gefangenen ſtörte; auf jeder Straße, die dahin zog, ſtand eine Kanone gegen das Gefängniß gerichtet ꝛc. Man war von Seiten der Tyrannen ſehr erfinderiſch, dieß Unangenehme zu vermehren. In der Nacht wurden die Gefangenen bisweilen in den Hof gerufen und ein Namens-Aufruf vorgenommen. Einmal wurden ſie im Hofe verſammelt, mußten auf der Stelle ihre Schuhe ausziehen und in dem Hofe zurück laſſen, damit ſie den unbeſchuhten Vaterlandsvertheidigern gegeben würden ꝛc. — Doch ſuchte ſich jeder der Gefangenen möglichſt zu erheitern. Man las Bücher und Zeitungen, ſchrieb, veranſtaltete kleine Concerte, theilte ſich Nachrichten mit, wahres und falſches, Hoffnung und Schrecken, ſpielte ꝛc. Ein vorzüglicher Genuß, den ſich jeder zu verſchaffen ſuchte, war das Auffinden von Mitteln um, trotz der erfinderiſch-quälenden Aufſicht der Tyrannen, auf irgend eine Weiſe einen Briefwechſel mit ſeiner Familie zu unterhalten.

Lange ſchmachtete B. in dieſem Gefängniſſe. Erſt den 3. Nov. 1794 wurde er frei. Daß er ſich von jetzt allen politiſchen Aemtern entzog, wird man ohne Erinnern vermuthen. Dennoch mußte er mit andern Gelehrten die aus den Bibliotheken der Emigrirten und der Klöſter geſammelte Bibliothek ordnen, bis ihn die Wiederherſtellung des öffentlichen Gottesdienſtes in den ihm angemeſſenen Wirkungskreis zurückführte. Glücklich pries er die Zeit — denn Napoleon wurde von ihm gehaßt — als die Völker das fremde drückende Joch abwarfen. Ludwigs XVIII. Rückkehr war für ihn ein Dankfeſt. Darum mußte nun auch die Rückkehr Napoleons ihn tief erſchüttern. Bei B. laut geäußerten Geſinnungen war es zu erwarten, daß er den Haß der revolutionären Parthei aufs neue erregen werde. Wirklich wurde er, ſo wie mehrere andere Prediger, durch einige Uebelgeſinnte bei dem damaligen von Napoleon geſchützten Präfecten des Niederrheins, Jean Debry, und dem Generale Rapp, der die Armee in dem Elſaß befehligte, angeklagt; aber der biedere Rapp ſchützte ihn gegen jede Verfolgung. Der an Geiſt und Herz treffliche Mann endete ſein viel- und ſturmbewegtes Leben am 17. Febr. 1816. Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete überall Wehmuth ohne Unterſchied der Confeſſion; vor allen weinte die Armuth an dem Grabe ihres Vaters. Wir erlauben uns noch Einiges aus der zweiten Abtheilung auszuheben, was theils allgemeines, theils beſonderes Intereſſe haben dürfte.

„Es geſchieht oft, ſchreibt Bleſſig, daß man von Morgen bis Abend die jungen Leute mit Lectionen plagt; unaufhörlich lehrt man ſie; man beladet das Gedächtniß, und läßt die Denkkraft brach liegen. Die meiſten Lehrer denken an Alles, an lateiniſches, griechiſches, franzöſiſches Wörterbuch, Grammatik, Ueberſetzungsaufgaben; nur den geſunden Menſchenverſtand vergeſſen ſie. Nur darauf bedacht, ihre Schüler mit einer ſchwerfälligen Gelehrſamkeit auszurüſten, fällt es ihnen nie ein, zu ihrem Geiſte zu ſprechen, und mit geſchickter und zarter Hand die koſtbaren Keime zu pflegen, welche ſich zu zeigen beginnen." — Hört, hört, ihr Lehrer, ihr Pedanten! —

In den Nachrichten über ſeinen Aufenthalt in Leipzig ſagt er: „Die ausgezeichnete und wohlthätige Sorgfalt der Sächſiſchen Maurer für die Unterſtützung der Unglücklichen, die von Armuth, Hunger und Krankheit gedrückt ſind, hat mich tief gerührt." (Noch leben die Sächſiſchen Maurer, Ehre ihnen und ihrem Bunde.) Seine ſpätern Anſichten der Freimaurerei deutet eine Stelle eines Briefs an [illegible] 1809, worin er ſagt: „Auch folgt als Erinnerung alter, [illegible] Zeit ein mir von .... zugeſchicktes maureriſches Andenken. Wie weit iſt es jetzo zurück von dem Tage als wir ..... Aber der eigentliche Tempel ſteht noch, obgleich vermuthlich Sie, wie ich, längſt ſchon in keiner Verbindung mit der mythologiſchen Hülle des Vorhofs mehr ſtehen. — Dem Tempel zu, auch durch die unerwarteſten Prüfungen!"

Von Erneſti erzählt B. folgende Schulmeiſter-Prüfung, die nicht übel iſt: „Herr Erneſti iſt auf Einladung des Miniſters zum Beiſitzer beim Conſiſtorio ernannt worden. Er hat alſo unter andern den Beruf, die Candidaten, die Schulmeiſter werden wollen, und die Pfarrer, welche eine Beförderung erhalten, zu prüfen. Heute Vormittags examinirte er einen Schulmeiſter. Er benahm ſich dabei auf folgende Weiſe. Er machte den Schüler und der Schulmeiſter mußte ihn fragen. Er gab oft ſo ungeſchickte, oder ſo unerwartete Antworten, daß der arme Schulmeiſter am ganzen Leibe ſchwitzte, ohne den Schüler eines Beſſern belehren zu können. Endlich machte er den Lehrer, und zeigte ihm, wie man es anfangen müſſe, um beſtimmt und deutlich zu lehren. Dieß iſt, meyn' ich, die gute Methode."

Als Moſes Mendelsſohn die Agraphie der Strasburger Gelehrten tadelte, bewieß er dem Herrn Moſes klar und bündig, daß um Gelehrter zu ſeyn, man eben nicht immer Schriftſteller ſeyn müſſe; daß man ſogar Beiſpiele kenne, daß um Schriftſteller zu ſeyn, man nicht immer nöthig habe, ein Gelehrter zu ſeyn. (Probatum!)

In Strasburg hatte ſich bis auf B. Zeit eine Meiſterſängergeſellſchaft erhalten, welche ihre öffentlichen Sitzungen zu halten pflegte, und meiſt aus Handwerkern beſtand. Das Inſtitut hatte ſich nun freilich überlebt, und die Mitglieder hatten den guten Geiſt, dieß einzuſehen, oder ſich darüber belehren zu laſſen. Sie entſchloſſen ſich, abzutreten, und ihre Fonds dem Waiſenhauſe zu übergeben. Dieß geſchah öffentlich und feierlich nach einer (von B. aufgeſetzten) vom Ober-Meiſter gehaltenen Rede.

Die Briefe, welche den Schluß des Ganzen machen, ſind von B. meiſtens an ſeine wackre Hausfrau als Seminariſt geſchrieben, d. h. als Staatsgefangener. Eine komiſche Benennung, die er ſich giebt, und die daher kömmt, weil man das theologiſche Seminariumsgebäude zum Staatsgefängniſſe in dieſer Schreckensperiode gemacht hatte. Alle dieſe Briefe ſind voll köſtlicher Laune, wahrhaft humoriſtiſch, voll frommen Sinns, und zeugen von einem Manne, deſſen Muth und Gottvertrauen nichts, am allerwenigſten die elenden Sanskulotten erſchüttern und brechen konnten. Jeder Leſer wird ſich dabei der Briefe unſers großen Luther erinnern, die er in mancher bedrängten Lage an ſeine wackre Hausfrau ſchrieb.

Franzöſiſche Journaliſtik.

(Beſchluß.)

Was ſollen wir aber, im fünften Heft, der Bibl. hist. 9r Bd. zu dem Briefe aus Frankfurt vom 5. Sept. über die Judenverfolgungen ſagen? Zuerſt iſt darin die Rede von der in Deutſchland durch alle Claſſen der Geſellſchaft verbreiteten Gelehrſamkeit und Leſeſucht, die ſo weit gehe, daß ſogar die Dienſtmädchen, wenn ſie ſich in ein anſtändiges Haus vermiethen, nur Caffe und Bücher haben wollten. (Panem et Circenses!) Dann wird behauptet (was auch ganz richtig iſt), daß die jetzige Bewegung gegen die Juden nicht auf religiöſen Urſachen ruhe, ſondern blos allein auf politiſchen. Nämlich ſo: Es gebe in Deutſchland zwey Ariſtocratieen, eine feudale, aus dem Mittelalter, und eine Finanzariſtocratie, entſtanden durch die Noth und den Geldmangel der letzten 25 Jahre. Dieſe letztere beſtehe großentheils aus jüdiſchen Banquiers, einer Art von ehemaligen franzöſiſchen Generalpächtern. Die deutſchen Höfe hätten die Leitung ihrer Finanzangelegenheiten lediglich ſolchen reichen Juden anvertraut; dieſe wären die eigentlichen Finanzminiſter. Dabei hätten ſie ſich meiſt in den verſchuldetſten Ländern eingeniſtet, und ſo wären ſie nun die entſchiedenſten Feinde repräſentativer Verfaſſungen. Sie und die Mediatiſirten haßten unbedingt jede freiere Staatsform. Durch die Contracte mit den Juden kämen die Fürſten und die Völker immer tiefer in Schulden, und natürlich würden ſich ſolche Contracte ſchlecht dazu reimen, eine Prüfung der Stände auszuhalten. Mehrere deutſche Fürſten würden ihre Landſtände längſt verſammelt haben, um ihrer Geldnoth ein Ende zu machen; der Beutel der Juden habe dieß unnöthig gemacht. Daher komme nun der gewaltige Judenhaß, der jetzt überall losbreche. Der Widerwille gegen die jüdiſche Religion ſey dabey faſt gar nicht im Spiele, wiewohl nicht zu leugnen ſey, daß der argloſe Deutſche von dem ſchlauen Juden überall, auch im Privatleben, bevortheilt werde. Endlich wird noch ein Mährchen aufgetiſcht von einem Regiment Oeſterreicher, daß von Mainz habe herüber kommen ſollen, um die Unruhen in Frankfurt zu dämpfen; daß aber die übrigen Bundestagsgeſandten, Oeſterreich und Preußen ausgenommen, dieſe Maasregel verworfen hätten; und daß man hieraus abnehmen könne, wie einig jetzt die beyden Hauptmächte Deutſchlands wären, und was von dieſer Einigkeit für die Selbſtſtändigkeit der übrigen deutſchen Fürſten zu fürchten ſey. Der Frankfurter Correſpondent ſchließt ſeine Epiſtel mit folgender herzbrechenden Stelle: „Wir geben das Vorſpiel eines Kampfes, durch welchen allmählig alle europäiſche Nationen hindurch müſſen. Die Franzoſen ſind weiter als wir; ſie haben dieſen Kampf beſtanden. Frankreich iſt in den glücklichen Zeitraum hinübergetreten, wo ſeine Geſchichte einen Theil des Anziehenden verliert, daß die Völker nur mit ihrem Schaden einzuflößen pflegen. Während unſere Leidenſchaften allſeitig gähren, ebnen ſich die unſerer überrheiniſchen Nachbarn, oder wagen ſich nur noch zu friedlichern Gefechten in die Schranken des Verfaſſungsſaals.“ (In der That, nach dieſer ätheriſchen Ruhe zu urtheilen, muß Frankreich ein wahres Elyſium ſeyn. Indeſſen haben ſich die Unruhen wider die Juden in Deutſchland gar bald wieder gelegt, und das Volk erwartet mit freudiger Zuverſicht die Schritte ſeiner Regierungen in einer Angelegenheit, die durch die Wiener Bundesacte gerechterweiſe angeregt iſt und gewiß die reiflichſte Ueberlegung verdient. Dagegen vernimmt man ganz neuerlich Stimmen aus dem „ruhigen“ Frankreich, die nichts geringeres verkünden, als einen offenen Krieg zwiſchen den Ultras und den Conſtitutionellen. Wo iſt nun mehr Sturm? dort oder hier?) — Zu den ſchaudervollſten Parteien im Leben des franzöſiſchen Ex-Kaiſer gehört ohne Zweifel die Vergiftung ſeiner Soldaten in Aegypten. Er ſoll ſich hierüber, auf der Inſel Elba, zu Lord Ebrington ſo herausgelaſſen haben: „Bey meiner Armee waren einige krank; ſie konnten höchſtens noch 24 Stunden leben. Ich wollte eben aufbrechen, und fragte Desgenettes (den Feldarzt), wie man ſie fortbringen könne? Er antwortete, das ſey unnütz; zu retten wären ſie nicht, und wenn man ſie mitnähme, ſo könnte die ganze Armee von ihnen angeſteckt werden. Darauf rieth ich ihm, ihnen Opium zu geben, um ſie der Wuth der Türken zu entziehen. Desgenettes erwiederte jedoch, ſein Amt gebiete, zu heilen, nicht aber zu tödten: und ſo wurden dieſe Unglücklichen ihrem Schickſal überlaſſen. Vielleicht hatte er Recht; wiewohl ich für ſie nichts begehrte, als was ich in gleicher Lage meinen beſten Freund gebeten haben würde für mich zu thun. Späterhin habe ich oft über dieſen Gegenſtand der Moral nachgedacht; ich habe mit andern darüber geſprochen, und glaube nun doch, daß es eigentlich beſſer ſey, man laſſe jeden gehörig ausleben, ſein Zuſtand ſey, welcher er wolle. Gerade ſo dachte ich über Düroc, als eine Kanonenkugel ihm durch den Leib gegangen war, und er mir zurief: Um Gottes willen, enden Sie meine Qual! Armer

Freund, ſagte ich zu ihm, ich beklage Sie, aber Sie müſſen aushalten.“ (Schon das Vergiften wollen iſt ſchlimm genug. Wer ſteht denn dafür, daß nicht mancher jener unglücklichen Franzoſen doch noch mit dem Leben davon gekommen iſt? Die reiſſenden Fortſchritte, die jetzt Aegypten in europäiſcher Bildung macht, rühren ſie nicht vielleicht von den wenigen Geretteten her, die ein barbariſcher Feldherr vergiften wollte!?) — Seitdem die nordiſchen Geyer aus dem Lande hinaus ſind (ſagt ein Brief aus Paris vom 9. Sept.) athmen wir wieder freyer. Wir beſchäftigten uns in der neueſten Zeit mit den tyranniſchen Maasregeln in Deutſchland (Gemach, lieber Herr Pariſer! Augenblickliche Einſchreitungen der Polizey zur Sicherheit des Staats, und ſodann Abgabe der Sache an die Juſtiz, ſind ganz in der Ordnung!), mit den Volksaufläufen in England und mit den Empörungen in Spanien. Alles das iſt jetzt faſt wieder vergeſſen. Das Allerneuſte was die Unterhaltung belebt, iſt die Abſetzung des Oberaufſehers über das Schul- und Unterrichtsweſen, Royer-Collard. Er hat dem Einfluß der Geiſtlichkeit weichen müſſen, die überall in Frankreich mit ihren Seminarien die königlichen Gymnaſien verdrängt. Man rechnet immer 100 Knaben, die von Prieſtern unterrichtet werden, gegen 10, die ſich auf gelehrten Schulen zur Univerſität vorbereiten. Die Prieſter machen mit den Ortsbehörden gemeinſchaftliche Sache, und ſo werden die Eltern ſo lange gezwickt, geplagt und gehudelt, bis ſie ſich drein ergeben und ihre Kinder der Zuchtruthe der dummen Hänſe (kann man frères ignorantins anders verdeutſchen?) überliefern. Eben deshalb macht auch die Methode des wechſelſeitigen Unterrichts in Frankreich ſo wenig Fortſchritte. (Etwas iſt freylich immer beſſer als nichts. Aber die Lancaſterſchulen ſind mit den beſſer eingerichteten deutſchen Elementarſchulen gar nicht zu vergleichen. Die Franzoſen würden wohl thun, erſt unſere deutſchen Seminarien und Lehranſtalten zu bereiſen, und dann, wenn es die Herrn Ignoranten (ignorantins wollten wir ſagen) erlauben, das Beſte davon in ihr Vaterland zu verpflanzen. Wollen ſie's noch näher haben, ſo mögen ſie nach Freyburg in der Schweiz gehen, und die Lancaſterſchule des Abbé Girard in Augenſchein nehmen. Das iſt ſchon etwas ganz anderes, beſſeres, und geläuterteres, als die engliſchen Muſterſchulen der Herren Bell und Lancaſter, wo im Mechaniſchen alles Höhere und Selbſtthätige untergeht.) In Paris iſt neuerlich in einigen ſolchen Prieſterſchulen öffentliche Prüfung gehalten worden. Bey dieſer Gelegenheit hat der geiſtliche Vorſteher einer ſolchen Anſtalt durch ſeine Schüler unter andern auch eine Poſſe in drey Acten, mit Spottliederchen untermiſcht, vorſtellen laſſen, blos um die Lancaſtermethode lächerlich zu machen. (Das verdient ſie nun durchaus nicht. Für Frankreich wird immer viel damit gewonnen ſeyn, und auch in Deutſchland iſt manches Gute, das ihr eigen iſt, der Nachahmung werth, z. B. die ſtrenge Ordnung im Anfang und Ende der Lectionen, und in ihrer Aufeinanderfolge, der unbedingte Gehorſam der Schüler, die ſtete Beſchäftigung Aller, u. ſ. w.) Man beſtimmt Hrn. Cuvier zum Nachfolger Royer-Collards, und meynt, dann ſey wenigſtens nicht zu fürchten, daß die ſtudirende Jugend zu viel Freyheitsliebe zeigen werde. Mit den Herren Portalis oder Bonald werde aber vollends das eigentliche Himmelreich der Jeſuiten und Ignorantins erſt recht angehen. Der Correſpondent ſchlagt vor, dann lieber gleich die Leitung des öffentlichen Unterrichts mit der Stelle des Gros-Almoſeniers zu vereinigen. (Es ſcheint eben, als ſey die Aufmerkſamkeit der Regierungen allenthalben mehr als ſonſt auf die Schulen und Univerſitäten gerichtet. Der Himmel gebe nur, im guten Sinne!)

Kleine literariſche Notizen.

Eine gutgewählte Sammlung von Liedern, ſind die Bonner Burſchenlieder (Bonn bey Weber). Das herrliche Lied von Körner, No. 133: Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los ꝛc., hat aber auch hier, wie in allen Abdrücken, die wir bis jetzt geſehen haben, einige veränderte Zeilen, nämlich:

Du verkriechſt dich in ſeidene Decken,
Winſelnd vor der Vernichtung Schrecken;

Wir haben dieſes Lied von Körners eigener Hand geſchrieben vor uns gehabt; ſtark und kräftig wie alle ſeine Lieder für deutſche Freyheit, ſchildert er auch in dieſem Verſe Männer und Buben, aber ganz anders, nämlich:

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann ſel'ger Soldatentod!
Du magſt unter ſeidnen Decken,
Unter Merkur und Latwerge verrecken,
Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutſches Mädchen liebt dich nicht ꝛc.

vermuthlich hat Körners Vaters dieſe Zeilen abgeändert, weil er ſie zu grell fand; allein der Vers hat durch dieſe Abänderung viel an Kraft verloren.

Profeſſor Lehmann in ſeiner Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebues Ermordung erzählt uns: „Einige nennen die Ermordung des Kotzebue einen gewaltſamen Tod und den Mörder einen Ertödter. Das iſt nun eine ſehr artige Sprache, als ſolle die That durch Worte beſchwichtigt werden. Wenn man dieſen Sprechern folgen will, ſo giebt es in der Welt auch keine Diebe mehr, ſondern nur Entwender.“ —,— „Der Mord Kotzebues ſey kein Meuchelmord zu nennen, weil er nicht von Hinten, ſondern von Vorn geſchehen ſey ꝛc. — Was hilft das viele Schreiben über eine That, die nicht ungeſchehen gemacht werden kann! Wir ſind der Meinung dieſe Sache nunmehr ganz ruhen zu laſſen.

Kotzebue hatte zwey Hauptfeinde. Der Eine gab auf die Nachricht ſeiner Ermordung ein großes Gaſtmal, zu welchem er alle Turnfreunde einlud und bey welchem es bügeldoch herging! — Leſer unſers Wochenblatts! ſollen wir Ihnen dieſen öffentlich nennen? — Der Zweite, dem ein Bekannter dieſe Nachricht brühwarm in Form einer Gratulation hinterbrachte, wollte dieſen Bekannten die Treppe herab werfen: er, der mit Kotzebue ſich nicht verſöhnen wollte, weinte bey der Nachricht von ſeiner Ermordung. — Gewiß ein trefflicher, verehrungswürdiger Mann, den wir nicht öffentlich nennen, deſſen Rechtlichkeit und menſchenfreundliches Herz uns aber innig erfreut hat. — Jener Schadenfrohe, der über Tafel auf Kotzebues Tod mit ſeinen Freunden ein Glas leeren konnte, beſſere ſich — wenns möglich iſt, bald! —

Unſchicklich und unſittlich iſt eine Scharteke unter dem Titel: Die Frauenzimmer wie ſie waren, wie ſie ſind, wie ſie ſeyn werden; oder vollſtändiger Catalog aller Neigungen, Gewohnheiten, Schwächen, Sitten, Leidenſchaften und Maximen des weiblichen Geſchlechts ꝛc. (wir brechen ab, denn der Titel iſt noch weit länger.) Vermuthlich von einem Hageſtolz geſchrieben; welcher die beſſere Seite des weiblichen Geſchlechts wahrſcheinlich nie hat kennen lernen. Alles Gehäſſige, Abſcheuliche, was man über Frauen und Mätchen ſagen kann, iſt in dieſem Wiſch enthalten, in kurzen Sätzen, witzelnd und mitunter unflätig. Der Verf. muß Zeitlebens in keiner ſonderlichen Geſellſchaft geweſen ſeyn, ſonſt hätte er ſolchen Gaſſenkoth über das weibliche Geſchlecht nicht niederſchreiben können. Iſt denn etwa das männliche Geſchlecht beſſer? — ſchreibe er doch über daſſelbe auch ſo einen Catalog, ob da nicht weit ſchlimmere Gegenſtände an den Tag kommen! Doch zur Probe einige Sätze: „Die Weiber halten es mit der Trauer wie mit ihren Sechswochen, die ſie lang oder kurz machen können, je nachdem es ihre Leibesnothdurft erfordert.“ — „Indeß iſt eine Wittwe doch nicht mehr, als eine halbverwiſchte Schilderei, ein umgewendetes Kleid, ein aufgewärmtes Eſſen, eine Perücke ſtatt eigenem Haar.“ — „Von weiten ſind die Frauenzimmer Brillanten; in der Nähe ſind ſie nur Kompoſition“ — ꝛc. Nach dieſen Proben möchten unſere Leſer den Verfaſſer weder von weitem, noch in der Nähe kennen zu lernen wünſchen.

Anekdoten und Züge aus dem Leben und Wirken merkwürdiger Menſchen der ältern und neuern Zeit, mit kurzen Reflexionen ꝛc. ſind eine gut zuſammengeſtellte Compilation, witzig und launig. Für unſere Leſer heben wir eine wenig bekannte Anekdote von Taubmann aus. „Taubmann hegte die ungebundenſte Hochachtung gegen alles, was auf Religion Bezug hatte, und ſchämte ſich nie, ſeine innere Devotion durch äußerliche Zeichen an den Tag zu legen. Einſt zog er aus religiöſer Devotion ſeinen Hut, als er mit einem ſächſiſchen Hofkavalier vor einem Kruzifix vorüber ritt. Der Hofmann lächelte und ſchlug abſichtlich einen Weg ein, der neben dem Galgen vorbey führte. Seines Triumphes gewiß, fragte der Cavalier, als ſie den Galgen paſſirt hatten: Herr Profeſſor! — warum haben ſie den Huth nicht gezogen? der Galgen iſt ſo gut von Holz, als jenes Kruzifix!! — Gnädiger Herr, antwortete Taubmann auf der Stelle: Warum küſſen ſie denn ihr Liebchen auf den Mund und nicht s. v. auf den H — ?? Beides iſt ja von Einem Leder überzogen. Der Edelmann — — ſchwieg.

Muſik.

Fünfzehn vierſtimmige religiöſe Geſänge mit willkührlicher Begleitung der Orgel oder des Pianoforte, zum Gebrauch für Kirchen und Schulen, oder auch einſtimmig für häusliche Andacht ꝛc. von Moriz Kähler. Züllichau b. Darnmann 1819.

Fünfzehn, größtentheils bekannte, Lieder ſind hier im Styl der ältern Choralien, der zwiſchen dem Choral und dem freien Geſange ſo ziemlich die Mitte hält, für 4 Stimmen in Muſik geſetzt. Der Satz iſt vollkommen rein, die Melodie und Harmonie, lobenswerth! die Bäſſe ſind kräftig und lebhaft und alle Stimmen fließend und leicht geſchrieben. In Takt und Tonarten, ſo wie in der Bewegung, die ſich durch die, den Charakter des Stücks bezeichnenden, Ueberſchriften leicht ergiebt, herrſcht Mannigfaltigkeit. Zu rühmen iſt ferner die genauere Beachtung des Rythmus, die Benutzung alter guter Formen in den Cadenzen, die ſtete Berückſichtigung der Beſtimmung dieſer Lieder, auch in denen heitern Charakteren, ſo wie die Sorgfalt in der Bearbeitung des Ganzen und Einzelnen. Die No. 1. 3. 4. 6. 8. 10. 11. 12. 13. ſcheinen dem Referent die gelungenſten. — Die Orgel oder das Pianoforte enthält ganz ſtreng die 4 Singſtimmen und kann daher wegbleiben, wenn alle 4 Stimmen beſetzt und feſt genug ſind, der Unterſtützung eines Inſtruments entbehren zu können.

(Nebſt Intelligenz-Blatt Nro. 5.)

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 45. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December.

Ueber das Militär-Dienſtjahr der Freiwilligen in Preußen.

Bekanntlich iſt im Preußiſchen die Einrichtung getroffen worden, daß jeder Eingebohrner, vom zwanzigſten Jahre an, drey hintereinander folgende Jahre in der Linie dienen muß, und dabei iſt den Freiwilligen nachgegeben, daß ſie, wenn ſie ſich ſelbſt equipiren, und auf den Sold verzichten, die Waffengattung, der ſie ſich beſtimmen wollen, ſelbſt wählen können, und nur ein Jahr zu dienen brauchen, jedoch mit Ausnahme der Freiwilligen bei den Gardecavallerie-Regimentern, welche auch drey Jahre zu dienen gehalten ſind.

Daß alle Eingebohrne waffenpflichtig ſind, findet bei dem vernünftigern Theile, mit Recht, allgemeinen Beifall. Sobald der Soldatenſtand nicht, wie zu Friedrich des Großen Zeiten, wo der Vaterlandsvertheidiger wie ein Hund behandelt wurde, als eine Schande, als eine Strafe angeſehen, ſondern, was er ja auch eigentlich iſt, als der Stand betrachtet wird, dem wir, in der Zeit der Gefahr, die Ehre, die Freiheit des Staats, den Namen des Volks, und unſere perſönliche Sicherheit anvertrauen ſollen: ſo kann nicht mehr von der Pflicht, ſondern nur von der Ehre, im preußiſchen Heere zu dienen, die Rede ſeyn, und nur Männer von engen Herzen oder beſchränkten Anſichten, wie z. B. der neulich in dieſen Blättern erwähnte Freiherr von Lüttwitz, können keck genug ſeyn, und einzelne Claſſen der Einwohner, wie z. B. der eben genannte Verfaſſer, den Adel, von der Verbindlichkeit ausnehmen wollen, ſich unter die ſieggekrönten Fahnen ihres Volks zu ſtellen. Der große Haufen, (und dieſer hat die größte Stimme,) und beſonders der in dem neu acquirirten Theile des Reichs, wie z. B. im Herzogthum Sachſen, äußert ſeine Zufriedenheit mit dieſer Einrichtung laut. Sonſt waren in dieſem, vordem nicht preußiſchen Landen, der Ausnahmen ſo viele, daß die Militärpflichtigkeit lediglich auf den armen Bauer und Bürger zurückfiel. Nun iſt es ſonderbar, daß dieſe dummen gemeinen Menſchen ihre Söhne eben ſo lieb haben, als die reichen Kaufleute, vornehmen Räthe, ſtudirten Herren, Edelleute und Grafen, die ihrigen; ſo empörend es ſonſt für den Bürger und Landmann war, einzig und allein ſeine Kinder hingeben und ſehen zu müſſen, wie Reichthum und Stand von einer Verpflichtung frei machten, die um ſo drückender wurde, weil ſie nicht allgemein war, und als Anhängſel der Armuth und Unbedeutenheit galt; ſo ergötzlich iſt es jetzt dieſer Klaſſe Menſchen, endlich zu erleben, daß es wenigſtens eine Periode unterm Monde giebt, wo wir hienieden alle gleich ſind, und wo die jungen Herren, die ſonſt das Näschen viel höher trugen, als jetzt, nun eben ſo gut gemeine Soldaten-Dienſte verrichten, dem Herrn Corporal akkurat ſo auf das Wort gehorchen, und ſich allen Entbehrungen und Strapatzen eben ſo ſtreng unterziehen müſſen, wie ihre eigenen Jungen.

Die bisher Eximirten werden ungefähr 1/10 von der Nation ausmachen. Dieſe, und wieder vorzüglich die in den neu acquirirten Provinzen, ſind allerdings für gedachte Einrichtung nicht beſonders eingenommen; ſie benutzen jede Gelegenheit, ihrem Herzen durch laute Klagen Luft zu machen, und mögen ihre. Seits nicht wenig dazu beitragen, den Preußenhaß möglichſt zu verbreiten.

Ihre Beſchwerden ſind beſonders:

1) auf die Koſten gerichtet, die mit der Equipirung eines Freiwilligen unvermeidlich verbunden ſind;

2) auf den Aufwand, der während der Dienſtzeit unvermeidlich ſeyn ſoll;

3) auf die damit verbundenen Störungen in der wiſſenſchaftlichen Ausbildung der jungen Leute, und

4) auf die Gefahr, welche letztere laufen, durch den Umgang mit den rohen Soldaten, ſelbſt der Zucht und Sitte entfremdet zu werden.

Ehe ich mich auf die Beantwortung dieſer vier Punkte einlaſſe, wende ich mich an die Nation, und frage: ob ſie die alte ſchauderhafte Armee-Werbe-Einrichtung wieder zurückwünſcht, wie ſie zu Friedrich des Großen Zeiten, und zum Theil bis 1805 Statt fand, wo mit großen Summen ausländiſche Schlingel und Schurken zuſammengekauft, und Heerdenweiſe in das Preußiſche hineingetrieben wurden, um unter die verſchiedenen Regimenter vertheilt zu werden; wo von abgefeimten preußiſchen Werbern, im Auslande junge Leute betrunken gemacht, niedrig belogen, ſchändlich betrogen, mit brennenden, um die Finger gewickelten Schwefelfaden, und dergleichen abſcheulichen Marter-Mitteln, ſo lange gedrängt und gezwängt wurden, bis ſie ſich ent-

Ausgegeben den 4. November.

ſchloſſen, preußiſche Dienſte zu nehmen; wo eine recht abgefeimte Spitzbubenbeſtie und ein preußiſcher gemeiner Soldat ſynonym waren, und wo bey jedem Ausmarſch, von allen Regimentern, das Drittheil, was aus dieſem zuſammengelaufenen Geſindel, und dieſen gewiſſenlos gepreßten Unglücklichen, beſtand, regelmäßig davon lief?

Mit gerechtem Abſcheu gegen dieſe entſetzlichen, der damaligen Regierung zur ewigen Schande gereichenden Greuel der Vorzeit, antwortet gewiß die ganze preußiſche Ehren-Nation auf dieſe meine erſte Frage einſtimmig: Nein.

Eben ſo einmüthiglich beantwortet ſie meine zweyte, ob das preußiſche Heer nicht aus lauter Eingebohrnen beſtehen ſolle, mit Ja.

Jetzt lege ich die dritte Frage vor: wer von dieſen Eingebohrnen ſoll militärpflichtig ſeyn?

Der Bauer braucht ſeinen erwachſenen Sohn in der Wirthſchaft.

Der Handwerker den ſeinigen in der Werkſtatt.

Der Mittelſtand kann ſeine Söhne nicht entbehren, weil ſie ſtudiren, oder ſich zum Kaufmann, oder Fabrikanten, oder Künſtler, oder dergleichen ausbilden ſollen.

Der Adel ſchlägt Feuerlärmen, über die ſinnloſe Zumuthung, von ſeinen Junkern, die lediglich zu Offizieren gebohren ſind, Gemein-Dienſte zu verlangen. — Folglich iſt kein Einziger da.

Alle ſchreien: wozu ſoll die ganze Spielerey; wir haben es ja 1813 geſehen; da gieng es auch; die Landwehr bedeckte ſich in mehrern blutigen Schlachten mit Ehre und Ruhm, ohne lange einexerzirt zu ſeyn, die Freiwilligen fochten wie die Löwen, ohne in den Waffen geübt zu ſeyn; laßt den Feind nur kommen, aus welchem Loche er wolle; wir werden ihn, weht nur der Geiſt von 1813 in unſern Fahnen, ſchon gehörig heimleuchten.

Das iſt eben ſo albern geantwortet, als es thöricht von mir ſeyn würde, meines, mit ſchulgerecht gerittenen Pferden, gefüllten Stalles ohngeachtet, immer ein junges, rohes, des Zügels ungewohntes Pferd reiten zu wollen, weil ich mich einmal, im Nothfalle, auf ein ſolches geworfen, und es über Stock und Stein geritten, ohne den Hals zu brechen.

So lange alle Nachbarn Preußens ſtehende Heere haben; ſo lange kann Preußen die Waffenübungen ſeiner männlichen Jugend nicht einſtellen; nur der allerunwiſſendſte Menſch kann den Vorzug eines, in den Waffen geübten Heeres, vor dem ungeübten verkennen. Iſt aber ein Vorzug da, ſo iſt die Waffenübung ſelbſt wahrhaftig keine Spielerei, denn von dem Grade ihrer Vollkommenheit hängt die Ueberlegenheit eines Heeres über das andere, der Erfolg aller Gefechte, und der Hauptſchlachten ſelbſt ab. Freilich muß der Geiſt, auf den Feldern der Ehre, den Ausſchlag geben; aber der iſt nie aus dem preußiſchen Heere gewichen: nie, ſelbſt am traurigſten Tage der preußiſchen Kriegsgeſchichte, am 14. Octbr. 1806 nicht. Der Soldat ſchlug ſich in jenen verhängnißvollen Stunden mit der unbeſcholtenſten Tapferkeit; der Tod hatte dieſen heldenmüthigen Menſchen keine Schrecken; nur Pflicht-, Vaterlands-, Ehr- und Königsliebe durchglühten ſeine Bruſt - aber freilich — wenn man die Uhr rückwärts aufzieht, ſpringt die Feder, und iſt dieſe entzwey, ſo geht kein Rad mehr.

Giebt man zu, daß Preußen ein ſtehendes Heer haben müſſe; daß dieß Heer, aus lauter Inländern zuſammengeſtellt, das Beſte ſey, und daß eine einexerzirte Armee vor der ungeübten den Vorzug verdiene, — und welcher Menſch, von geſundem Kopf und Herzen, wird dieß nicht zugeben müſſen, — ſo folgt von ſelbſt, daß es das Beſte iſt, wenn die ganze waffenfähige Jugend ohne Ausnahme, auf möglichſt kurze Zeit in den Waffen geübt werde.

Dieſe möglichſt kurze Zeit iſt das, den Freiwilligen zugeſtandene eine Jahr; daß man bei der Beſtimmung dieſes Zeitraums mehr das Intereſſe des Individuums, als das der Armee, im Auge gehabt, wird jeder unbefangene Offizier am beſten beurtheilen können. Wir behaupten, daß, beſonders bei der Cavallerie und Artillerie, unter 100 Freiwilligen, die nur ein Jahr gedient, nicht zehen auf den Namen eines völlig ausexerzirten Soldaten werden Anſpruch machen können; bei der Infanterie unter 100 kaum 30.

Dieß ſchadet indeſſen auch nicht; ſollte der halb oder dreiviertel ausexerzirte Freiwillige, über kurz oder lang, ein Mal mit zu Felde ziehen müſſen, ſo ergänzt ſich das Fehlende, wenn es Noth thut, bald.

Die ganze männliche Jugend aber, darum, weil ſie im Jahre 1813 auch unvorbereitet den Fahnen folgte, und, wie man ſich auszudrücken pflegt, die Sache doch gut ging, jetzt auch ungeübt ſeyn laſſen, und dem guten Glücke blindlings vertrauen zu wollen, würde einen ſträflichen Leichtſinn verrathen. Im Jahre 1813 hatte es Preußen mit einem, durch den Zorn Gottes aufgeriebenen Feinde zu thun; dem fehlte es an Allem. Er brauchte zur Anſchaffung ſeiner Kriegsbedürfniſſe, zur Sammlung ſeiner neuconſcribirten Truppen, zu deren oberflächlichen Einübung und zum Marſche bis Sachſen, eben ſo viel, als Preußen ſelbſt; man hatte auf beiden Seiten wenigſtens drei Monate, um ſich möglichſt zu rüſten. — Wird denn beim erſten Kriege, den Preußen ein Mal führen muß, das alles akkurat wieder ſo ſeyn?

Während des Feldzuges nach Sachſen, konnte Preußen, im Rücken ſeiner Armee, die Landwehr organiſiren, und bis zum Ablauf des, nach der Schlacht bei Bautzen, erfolgten zehenwöchentlichen Waffenſtillſtandes, wenigſtens etwas einexerziren. Wird denn dies im nächſten Kriege auch akkurat wieder ſo ſeyn? Und wenn nun der Fall anders käme, wenn in dem nächſten Kriege, den Gott noch lange verhüten möge, der Feind mit ſtarker Heeresmacht, raſch vorrückte; wenn die Linientruppen, die nach der Abſicht der, in das Blaue hinein ſchreienden Raiſonneurs, in möglichſt kleiner Anzahl vorhanden wären, durch Zufall, das Unglück hätten, in zwei kurz auf einander folgenden Schlachten, zum großen Theil aufgerieben zu werden, und die, durch den Drang der Umſtände, in aller Schnelle zuſammengerafften Erſatzmannſchaften, in denen wir, ohne Ausnahme, den beſten Geiſt vorausſetzen, von der Führung der ihnen, in die Hände gegebenen Waffen, noch nicht das Geringſte wüßten — würde dann der Troſt der Schwadroneure, die ohne alle gründliche ruhige Unterſuchung der bekrittelten Gegenſtände, über alles, was von oben herab kommt, ihre ungewaſchenen Anſichten gegen alle vier Winde zu verbreiten ſich zum Geſetz gemacht haben, nicht diesmal mit Recht darüber ſchreien, daß die Maasregeln, die männliche Jugend mit den Waffen bekannt zu machen, nicht früher eingeleitet worden? —

Man entgegne ja nicht: Friedrich der Große kannte dies Unweſen alles nicht, und trieb mit ſeinem, gegen die jetzigen Armeen, kleinen Heere, doch die ganze Welt zu Paaren. Friedrich II kriegte zu einer ganz andern Zeit, unter ganz andern Umſtänden. Lebte er heute, ſo ſtehen wir dafür, ſeine Mittel, das Heer in dem erforderlichen Stand zu erhalten, würden den heutigen arroganteren und weit weniger fügſamen Menſchen, viel ſtrenger und drückender ſeyn, als die jetzt gewählten. Um ein paar Quadratmeilen Landes, um perſönliche Intereſſen der Fürſten, wie damals, lodert jetzt, Gott ſey Dank, keine Kriegsflamme mehr auf. Kriege dieſer erſchrecklichen Gattung, konnten durch Söldlinge geführt werden. Jetzt kann nur von Volkskriegen die Rede ſeyn, von ſolchen, wo es die Exiſtenz, die Ehre, die Freiheit ganzer Nationen gilt, und für Güter dieſes heiligen Werthes muß jeder im Volke Blut und Leben einſetzen.

Dieſen Satz wird hoffentlich Niemand leugnen, und dann beantwortet ſich die obige erſte Beſchwerde von ſelbſt; denn wenn im Kriege ſelbſt, wie es Preußen im letzten redlich gethan, jeder alles daran ſetzen muß, ſo muß er es auch bei den Vorbereitungen auf den Krieg: und dann ſind die 60 thlr. — —, welche die Equipirung des Freiwilligen bey der Infanterie, und die 200 thlr. — —, welche die des Freiwilligen bei der Cavallerie ungefähr koſtet, kein Objekt.

Der arme Bauer und Bürger, die ihren Sohn drei Jahre dem Soldatenſtande widmen, geben verhältnißmäßig weit mehr.

Bei dem Anſatze obiger Summen nehmen wir an, daß der Freiwillige commißmäßig equipirt werde; kleidet er ſich feiner, ſo wird es freilich mehr koſten; ein junger Mann, von irgend ſoliden Anſichten, verzichtet aber gern auf die koſtſpielige Auszeichnung. Wer Soldat iſt, ſey es ganz; er kranke nicht den ärmern Kameraden, mit dem er alle Beſchwerden des Militärlebens theilt, durch Tragung eines beſſern Tuches. Wir kennen Söhne aus den erſten Familien, die völlig commißmäßig montirt waren, und in dem einen Jahre an dem groben Tuche nicht geſtorben ſind. Der preußiſche Soldat iſt jetzt ſo gut angezogen, daß er, wenn er ſonſt nur ſeine Kleidung in Ordnung hält, immer nett und anſtandig ausſieht.

Die Beantwortung der zweiten Beſchwerde, ſchließt ſich an die der erſten an. Allerdings mag es manchem Vater hart fallen, dafür, daß ſein Sohn marſchiren lernt, was er, wie wir es alle wünſchen, in ſeinem Leben nicht braucht, zum Lebensunterhalt deſſelben, 2 — 3 bis 500 thlr. zahlen zu müſſen; auch ſtellen wir nicht in Abrede, daß die dritte Beſchwerde, über die verlorne Zeit und über die Störung in der wiſſenſchaftlichen Bildung, wohl gegründet iſt, zumal des Exerzirens täglich ſo viel iſt, daß dem jungen Manne, der bei dem ungewohnten Frühaufſtehen und bei der ſehr ſtarken Bewegung, natürlich genöthiget wird, am Tage ſich durch einige Stündchen Schlaf wieder zu ſtärken, kaum Zeit übrig bleibt, ein Buch zu leſen, geſchweige denn, ſich der Vorbereitung zu ſeinem künftigen Civilberuf, nur irgend ernſtlich zu widmen; allein, lernt denn der junge Mann in dieſem Jahre gar nichts? iſt bei unſerer jetzigen gewöhnlichen Erziehung im elterlichen Hauſe, die gegen die frühere der Vorzeit ſich durch faſt zu weit gehende Milde und Nachſicht auszeichnet, der pünktliche Gehorſam, die ſtrenge Zucht und Ordnung, die unbedingte Fügung in manches Unbequeme, das Gefühl der Subordination, an welches alles ſich der junge Mann, der heute zu Tage im zwanzigſten Jahre mehrentheils ſich ſchon einbildet, ein Reichsfreiherr zu ſeyn, dem kein Menſch mehr etwas zu befehlen habe, während ſeines Dienſtjahres gewöhnen muß; iſt das Vertrauen, das der Jüngling, durch das tägliche Ueben in den Waffen, in ſeine Kraft bekommt; iſt die Geſundheit, die durch den täglichen Genuß der freien Luft, und durch die beſtändige ſtarke Bewegung, gerade in dieſer Periode des Jugendalters, ungemein geſtärkt wird, in welcher der Körper nicht mehr wächſt, ſondern nun in voller Mannskraft erblüht; iſt das Gefühl des jungen Preußen, nun, auf den Fall, daß das Vaterland mit Kriegsgefahr bedroht werde, für das Feldleben würdig vorbereitet zu ſeyn; iſt denn dies alles gar nichts werth? Wiegt denn dies alles den Nachtheil der durch dies Militär-Dienſtjahr allerdings bewirkten Störung des wiſſenſchaftlichen Unterrichts, nicht wenigſtens in etwas auf? Von Preußen hängt Deutſchlands Ruhe hauptſächlich mit ab. Wir alle müſſen wünſchen, daß Preußens Söhne immer ſchlagfertig da ſtehen; wer zum Kriege beſtändig gerüſtet iſt, will ernſtlich den Frieden. Ob Preußen ein paar Dutzend Stubengelehrte mehr oder weniger habe, darauf kommt es in dem erſten Jahrzehend nicht an; ſeine brauchbaren Geſchäftsmenſchen wird es darum doch immer haben, denn zu dieſen hat der junge Preuße, nach Verlauf ſeines Militärdienſtjahres, immer noch Zeit genug, ſich vollkommen auszubilden.

Die vierte Beſchwerde betreffend, ſo iſt nicht zu leugnen, daß der junge Freiwillige, in Kreiſe ſeiner Kammeraden, auf den Wachen und Bivouaks, manches hört und ſieht, was vor dem Richterſtuhl der Sittlichkeit nicht beſtehen möchte, und es iſt den liebenden Eltern, die ihren Sohn bis dahin vor allem Unreinen behütet, nicht zu verargen, wenn ſie den ſchuldloſen jungen Menſchen, unter einem Haufen roher Krieger, die oft etwas darin ſuchen, ſich in ſittenloſen Reden und Handlungen einander zu überbieten, mit zaghafter Beſorgniß für ſeine fernere Unverdorbenheit, treten ſehen. Iſt es denn aber bei andern Ständen anders? Auf mancher Wache geht es wahrhaftig ordentlicher zu, als bei manchen Zuſammenkünften anderer jungen Leute. Studenten, Kaufdiener, junge Künſtler, junge Edelleute — man ſtelle ſich doch in ihre Mitte, wenn ſie beiſammen ſind, und, mehr oder weniger berauſcht, der Zunge und den Leidenſchaften freien Lauf laſſen! In ſolchen Kreiſen läuft der Unerfahrne viel mehr Gefahr, mit hingeriſſen zu werden, als in den Zirkeln gemeiner Soldaten. Von letztern hält er ſich in gehöriger Entfernung; er erröthet vor ihrer Pöbelhaftigkeit, wenn ſie ſolche ja laut werden laſſen, weil er ſich gebildeter, höher geſtellt fühlt, als dieſe Menſchen ohne Erziehung. In jenen Geſellſchaften aber ſieht er junge Leute der erſten Familien; ihre Witze ſind feiner, und darum ihm wohlgefälliger; er meint, in ſeiner beſchränkten Anſicht von der großen Welt, das Freie, das Ungebundene, was er hier zum erſtenmal gewahrt, gehöre zum guten Tone, und er eignet ſich ihn an, ohne zu ahnen, auf welchen ſchlüpfrigen Weg er ſich verloren habe. Um alle ſolche junge Leute in ihrem Wandel bekümmert ſich kein Menſch; der Soldat dagegen ſteht, auch in Hinſicht ſeiner ſittlichen Aufführung, immer unter Aufſicht, und die Schuld liegt blos an dem Offizier, wenn er den Geiſt der Lüderlichkeit, unter ſeinen Untergebenen, Wurzel faſſen läßt. Ob unſere Jugend der höhern Stände die Tempel Gottes beſuche, ob ſie in einem frommen Gebete zu dem Allmächtigen ſpreche? — lächerlich! — wer ſoll ſich darum bekümmern. Der preußiſche Soldat hingegen wird ſonntäglich zur Kirche geführt, und alle Abende verrichtet jede Wache, unter freiem Himmel, ihr Gebet mit Anſtand und Andacht. Wer unſere jungen Leute der ſogenannten großen Welt kennt, und auf der andern Seite den gemeinen Mann, der wird mit mir eins ſeyn, daß die Sittlichkeit, die Unſchuld eines jungen Menſchen, im Umgange mit letzterm, faſt weniger gefährdet iſt, als in dem mit erſterm. Uebrigens läuft bei beiden der die wenigſte Gefahr, der aus dem elterlichen Hauſe ein reines Herz, unverdorbene Sitten, wahrhafte Gottesfurcht, und gediegene Grundſätze, mitbringt.

Der Zweck dieſer Zeilen war, die Nothwendigkeit Preußens, alle ſeine Söhne der Militärpflichtigkeit zu unterwerfen, näher auseinander zu ſetzen, und zu beweiſen, daß die Folgen, die aus dieſer Nothwendigkeit für die Freiwilligen entſtehen, nicht ſo ſchlimm ſind, als ſie von den Gegnern dieſes vor der Hand noch nöthigen Armee-Ergänzungs-Syſtems, verſchrieen werden.

Daß dieſen Zeilen, in vorliegenden Blättern, ein Platz vergönnt worden, bedarf um ſo weniger einer Rechtfertigung, als Preußens geiſtige Bildung mit dieſer Militär-Angelegenheit, wie wir geſehen haben, in ganz enger Beziehung ſteht.

Das große Reſultat jenes Syſtems iſt, daß bei der erſten politiſchen Wetter-Wolke, welche Preußens oder Deutſchlands Ruhe bedroht, binnen zweimal vier und zwanzig Stunden, in ſämtlichen preußiſchen Provinzen, eine, in den Waffen geübte Maſſe von mehr denn achtmalhunderttauſend Menſchen ſchlagfertig daſteht. Und das Gefühl, zu dieſem hochwichtigen Reſultate, das uns allen einen langen Frieden ſichert, nach Verhältniß ſeiner Kräfte, mit beigetragen zu haben, muß der Stolz und der Lohn eines jeden ehrlichen Preußen ſeyn.

Der Teufel an der langen Kette, und das verbrannte Buch.

Ein hiſtoriſcher Verſuch, die Aufhebung und Wiederherſtellung der Jeſuiten, durch einen Jeſuiten zu erklären.

Man ſcheint bisher eine der wichtigſten Quellen zur Geſchichte des Jeſuiten-Ordens vernachläßiget zu haben. Es iſt zwar ein Zeuge in eigner Sache, aus dem wir ſchöpfen, nämlich der Verf. der Memoria catolica, (ein Portugieſe:) allein ſeit der wohlüberdachten Wiederherſtellung des Ordens durch S. päbſtliche Heiligkeit, wird der Inhalt ſeiner Vertheidigungs-Schrift, ſo zu ſagen, mit dem Stempel der Wahrheit von Rom aus wieder zu Ehren gebracht; wiewohl nicht zu leugnen iſt, daß das Anſehen Sr. Heiligkeit **Clemens** XIV., der den Orden aufhob, und Sr. Heiligkeit **Pauls** VI., der unſers Freundes Schrift öffentlich verbrennen ließ, einigermaßen darunter zu leiden ſcheint.

Daß dieſe Memoria catolica, des ſtrengen päbſtlichen Breves vom 13. Jun. 1781 ohnerachtet die Flammen ausgehalten, da doch in dem Breve die Auslieferung aller und jeder Exemplare an den verbrennenden Curſor bey ſchwerer Bannſtrafe angeordnet war, und da ſogar jeder Leſer mit dem Bann belegt wurde, das iſt uns ein neuer Beweiß von der guten Sache des Ordens. Sie hat wenigſtens eben ſo wohl ein Wunder verdient, als der heidniſche Wahrſagerſtab des Romulus, der, nach dem Brande der Marskapelle in Rom, doch noch unverſehrt zu haben geweſen iſt, wie die Geſchichte meldet.

Jenes drohende Breve dürfen wir jetzt ſamt der bekannten Aufhebungsbulle: Dominus ac Redemptor. für null und nichtig halten. In Anſehung der letztern, iſt uns der Jeſuite in ſeiner Memoria, ſchon 3 Jahre nach der Bekanntmachung der Bulle, mit Beyſpiel vorausgegangen, alſo daß eigentlich nicht wir, ſondern er, die Verantwortung der Behauptung trägt, wenn etwa der Orden zwar beſtände, jene apoſtoliſchen Briefe aber doch auch noch etwas gelten ſollten, wozu uns die Kenntniß des Syſtems der Curie freylich ermangelt. Nun zur Memoria catolica ſelber. Sie iſt ein redender Beweis, daß dieſer Orden tüchtige Dialektiker und Redner zu ziehen verſtand, die, wie in unſern Zeiten P. **Sailer** ſagte, Allen Alles ſeyn konnten.

Die zwey bis jetzt wenig bekannt gewordenen, aber wie wir meinen, die wichtigſten Gründe der Aufhebung giebt unſer Verf. alſo an:

Erſtlich **den Teufel.** Dieſem hat (nach n. IV. des zweyten Defects) il sommo Dio, vermöge ſeiner anbetungswürdigen Rathſchlüſſe, heut zu Tage, die Kette verlängert. Und was hat nun der Teufel mit dem bischen Freyheit angefangen? Er hat eine Handvoll abtrünnige Chriſten (n. III.) Ungläubige, Wollüſtlinge, Deiſten, Atheiſten, Söhne der neuern Philoſophie, und zwar, man denke! ſogar **unter den Herren Miniſtern, und den Obrigkeiten** ausgeſucht; er hat ſie zu Generalen der hölliſchen Legion gemacht, und ihnen die ganze Feinheit und Tiefe ſeiner Bosheit eingehaucht. Da haben ſich denn Kaiſer und Könige, wider den Wunſch und Willen der von den Jeſuiten ganz bezauberten Völker, mir nichts dir nichts, anführen laſſen, und haben auf Abſchaffung des in ſeiner Art ſo frommen Ordens gedrungen, und auch der heilige Vater hat ſich entſetzlich betrügen laſſen; daher dann auch die Bulle ſelbſt ſo gut wie ketzeriſch anzuſehen iſt. (XVIII.) Der Ausdruck Impostura kommt fleißig vor. Der zweyte, den Hiſtorikern entgangene, Grund der Aufhebung, war die **mittelmäßige Tugend** des heiligen Vaters, Clemens XIV. (Def. 7. n VII.) der eben ſo ſchwach an Herzen als, man höre nur! auch ſchwach an Geiſte war. Der vorſichtige Jeſuit nennt es nur **eine Art** von Schwäche, welche gemacht, daß er mit ſich allein gelebt, auf dem Throne ſo ſehr gezittert, und Notabene die Unterſtützung und die Hülfe guter und erfahrner Räthe ausgeſchlagen habe. Es iſt alſo offenbar, daß es Sr. Heiligkeit an dem hellen Kopf gefehlt habe, um die vielfachen Verdienſte des Ordens einzuſehen, und daß er nicht klug genug geweſen, um ſolche Leute um Rath zu fragen, welche niemals gezittert, ſondern blos dieſen und jenen Thron etwas zittern gemacht haben. — Manche, ja Viele, die den verewigten **Ganganelli** von einer trefflichen Seite des Kopfs und Herzens kennen, werden ſtutzen, werden über Läſterung ſchreien; aber die Wiederherſtellung des Ordens, welche dem Comon sense auf innere Widerſprüche zu deuten ſcheint, iſt vielmehr, dem Syſteme nach, ſo conſequent, daß es der Vernunft ihre Schuldigkeit iſt, ſich gefangen zu geben. Das leuchtet aus folgenden Gründen ein, die in der verbrannten Memoria entwickelt, und gewißlich die Triebfedern der Wiederherſtellung eines Ordens ſind, welchen geſcheidte Leute ohnehin nicht untergegangen glaubten, wenn ſie gleich, wie Ricolai und Bieſter, ſogar von Philoſophen wie Garve darüber ausgelacht worden ſind.

Der Verf. ſtellt (n. II.) den Hauptſatz voran: „Die Kirche Jeſu Chriſti iſt durch die Aufhebung verfolgt, zerfleiſcht, unterdrückt, auf eine noch nie erhörte Art.“ Alſo ohne Jeſuiten keine Kirche; wer die Jeſuiten aufhebt, zerfleiſcht die Kirche. So innig hatten wir uns freilich dieſe Vereinigung bis jetzt noch nicht gedacht; wir ſtellten ſie uns etwa nur wie Schaale und Kern vor. Da ſie alſo ein Theil des Kerns ſelbſt ſind, ſo erſcheint auch die trotzige Anrede an den heiligen Vater, die man jetzt nicht leicht ſonſt wo wagen möchte, ganz motivirt, wenn er ſagt: „ich weiß, daß der Gott der euch ſo groß gemacht, euch die Macht blos verliehen hat, um mich zu erhalten.“ (per salfarini.) (n. II.) Dieſe Erhaltung aber ſey 1) Pflicht der Dankbarkeit; ſie wären edle Söhne des Vaters, treue Knechte des Herrn, geſetzliche Unterthanen des Souveräns, die auf ihre Koſten ſo große Dienſte geleiſtet hätten. Es ſey aber auch 2) im Intereſſe des heiligen Stuhls, ſie zu erhalten. Hier werden die vielen Verdienſte des Ordens aufgezählt, um die Völker bey Gehorſam, (d. h. wohl der Gehorſam ohne Augen?) und im Reſpect gegen den oberſten Biſchof in Rom und ſeine Geſetze zu erhalten. Sie haben deswegen ſogar die gefahrvollen Stellen an Höfen zu übernehmen nicht geſcheuet, (und was ſie dort oft ausgerichtet, davon haben ſie auf alle Fälle mehr Ehre, als die Höfe ſelbſt,) ex gr. Ludwig XIV.) 3) Um dieſer Ehre der Römiſchen Curie willen endlich müſſe der Orden aufrecht bleiben. Beweis: Ein Monarch muß einen General haben. Der Monarch iſt der Pabſt, der General muß die Geſellſchaft Jeſu ſeyn. (n. XVI.) Das iſt doch ſo klar, als mancher andere Beweis, den wir h. z. T. zu leſen bekommen.

Da nun alle dieſe gründlichen Demonſtrationen nichts gefruchtet haben, ſo züchtigt der Jeſuit die Concipienten der Bulle beſonders derb, und ohne allen Reſpect gegen eine ſolche Urkunde; auf die heuchleriſchen und verſchmitzten Miniſter, die ſich in die Herzen ihrer Könige geſtohlen haben, kömmt er auch mehr als einmal zurück. Wie mag es nun jetzt im Stillen über die Miniſter und Räthe unſerer Fürſten hergehen, deren ſo viele den neuen Jeſuiten ihren alten Einfluß noch nicht wieder geſtatten, oder dazu behülflich ſeyn zu wollen ſcheinen. Sie werden auf das: non vi, sed saepe cadendo bedacht ſeyn müſſen, und unſere Zeit nur brav verdächtig machen. Der Verf. läßt übrigens manches durchblicken, was für die Geſchichte in der That merkwürdig iſt und vielleicht ſelbſt einen Schlüſſel zu einigen Räthſeln dieſer Zeit mit abgiebt.

Einen Punkt von Wichtigkeit heben wir noch aus: die Klage nämlich des Verf. (n. IX. 6.) daß die Jeſuiten-Feinde Bücher ſchreiben durften, ohne das Imprimatur der Jeſuiten nöthig zu haben. Wir finden das ganz abſcheulich, und dagegen ſehr rathſam, der ſo behend wieder aufblühenden Geſellſchaft ein universal Cenſoramt cum facultatibus eines Legati nati anzuvertrauen. Alle ihre Freunde können verſichert ſeyn, daß ſie dieſe nützliche Gewalt zu benutzen ſich alle Mühe geben werden. Denn nach unſerm Verf. (n. VIII) iſt es in der neuern Zeit ſchlimmer, als damals, wo ein Nero und Diocletian wüthete, oder wo Arius, Neſtorius, Luther und ſeines Gleichen den Ketzerzahn in die Kirchen-Eingeweide ſchlugen, welchen Biß die armen Väter gewiß mit gefühlt haben. Daher folgert er denn aus der Clementiniſchen Bulle die Entmuthigung der Cleriſey, das allgemeine Aergerniß der Gläubigen. (Deren Zahl mußte damals ſehr abgenommen haben, weil man vom Aergerniß bey der Aufhebung faſt gar nichts vernahm.) Das Beyſpiel der Ungerechtigkeit für die weltlichen Gerichtshöfe, der wachſende Eifer der Feinde der Kirche. Die Herabwürdigung der Päbſtlichen Orakel.(?) (Hier geht der Jeſuit doch wohl zu weit, die unfehlbaren Ausſprüche Roms mit heidniſchen Lügenorakeln zu vergleichen?) Ja, noch mehr; er ſagt dem Pabſt unter die Augen: „Man würde in dem ketzeriſchen Nürnberg ſo gut wie in Liſſabon ein Te Deum über den Fall des Ordens ſingen, man würde rufen: Ihr waret entweder Betrüger; oder euer Pabſt iſt ein Tyrann!“ (Damals hielt es die Welt bei dieſem ſchlimmen Dilemma doch lieber mit Sr. Heiligkeit.) Wir enthalten uns der Anführung der ſchlimmſten Stellen gegen die Bulle und ihre Urheber, weil doch der jetzige Ausgang der Ordensſache zu beweiſen ſcheint, daß ſie die gute geweſen, daß ihn Dankbarkeit, Intereſſe und Römiſche Ehre, als die Gründe der Memoria, wieder hergeſtellt haben; ſo daß man annehmen kann, die Losbindung des Teufels iſt ſchuld an der Aufhebung, und das verbrannte Buch an der Herſtellung geweſen. Nun erzählt auch ſehr paſſend der Autor (n. V.) die Fabel, wo ſich der Hirte von dem Ambaſſadeur des Wolfs, dem Fuchſe, anführen und ſeinen treuen Hund tödten ließ. Er bezieht das auf die Geſellſchaft Jeſu, (Pater Gruber braucht das Gleichniß auch, wie wir aus dem lit. Wochenbl. ſehen.)

Es iſt alſo ein Glück für die Kirche und für die Jeſuiten, daß ſie dieſe Dienſte wieder verſehen können. Sie werden hoffentlich helfen, daß der Teufel, den ihr College an einer zu langen Kette geſehen haben will, nunmehr recht kurz gebunden werde. So werden ſie nie eine Memoria weiter zu ſchreiben nöthig haben, und es wird in Kirchen und Staat ſo ruhig wie im Grabe.

Ein Brautgeſchenk.

Den Prediger **Girardet** kennen wir aus ſeinen, früher bei Hartknoch erſchienenen Kanzelvorträgen, als einen geiſt- und gemüthreichen Mann, und mehrere, in öffentlichen Blättern, erſchienene Dresdner Correſpondenznachrichten, nennen ihn einen der beſten Redner **Deutſchlands**. Mit günſtigem Vorurtheil nahmen wir daher ſein ſo eben erſchienenes **Brautgeſchenk** zur Hand, und wir freuen uns, daß dieſes jenes beſtätiget. Im vorliegenden Werke, das mit einem ſinnvollen, ſehr gelungenen Titelkupfer verziert, und von der Verlagshandlung*) ſo elegant ausgeſtattet iſt, daß keine Braut ſich ſeiner ſchämen darf, ſchreibt eine verſtändige, mit Welt und Zeit vertraute Mutter, an ihre eben verheirathete, und dem Manne in die Ferne gefolgte Tochter, eine Reihe von höchſtanziehenden Briefen, in denen ſie ihre Anſichten über die Pflichten entwickelt, die der geliebten Tochter im neuen Verhältniſſe warten. Wie wahr ſagt die erfahrne Alte, die man, um ihrer Herzlichkeit, um ihres klaren Verſtandes willen, mit jedem Briefe lieber gewinnt, nicht unter andern: „Nur gegenſeitige Achtung und Werthſchätzung kann für die Aechtheit und die Dauer der Liebe bürgen; jede andere Liebe, und wenn ſie auch Anfangs noch ſo feurig und leidenſchaftlich wäre, iſt nichts als ein ſchnell verfliegender Rauſch, dem oft ſchon nach wenigen Wochen Kälte, Gleichgültigkeit, Ueberdruß und Widerwillen folgen. Achtung muß vorzüglich das Weib für den Mann fühlen können, wenn nicht Alles bald die traurigſte Wendung nehmen ſoll. Das weibliche Herz fühlt immer, wenn auch zuweilen nur mehr oder weniger dunkel, das Bedürfniß den Mann zu ehren, dem es angehört; es wünſcht zu ihm hinauf, und nicht zu ihm hinabſchauen zu können; es will mit Zuverſicht auf ihn bauen, ſich an ihn anſchmiegen, ſich ſeinem Willen und ſeinen Einſichten unterwerfen können. Nichts iſt daher verderblicher für das Glück der Ehe, als wenn das Weib den Mann überſieht, wenn es ſich wohl gar ſeiner ſchämen muß und nicht mit edlem Stolz auf ihn hinblicken und vor aller Welt ſein nennen kann, kurz, wenn der Mann nicht durch Vorzüge des Geiſtes und des Herzens das Anſehen zu behaupten weiß, zu welchem er als Hausvater und als Haupt der Familie berufen iſt."

Späterhin lobt ſie des Schwiegerſohns Entſchluß, mit ſeinen Eltern nicht in einem Hauſe wohnen zu wollen; „bei ſolcher Nähe iſt es ſelbſt unter den beſten liebevollſten Menſchen ſo ſchwer, alle unangenehmen Berührungen zu vermeiden und immer in gutem Vernehmen zu bleiben. Es hat freilich ungemein viel Anziehendes, mit denen unter Einem Dache zu leben und gleichſam nur eine Familie und ein Hausweſen zu bilden, mit denen man ſchon ſo nahe verwandt und durch die heiligſten Bande des Bluts und der Liebe vereinigt iſt. Aber Geſchwiſter, Kinder, Dienſtboten geben da oft Anlaß zu Mißhelligkeiten, die nicht ſelten auf beiden Seiten die Gemüther dergeſtalt erbittern, daß Trennung unvermeidlich iſt, oder wohl ſelbſt offenbare Feindſchaft daraus entſteht."

Sehr leſenswerth iſt, was der jungen Frau, hinſichtlich des Benehmens gegen die vorgefundenen Freunde und Bekannte ihres Mannes, geſagt wird; „Es muß," meint die wackere Alte ſehr richtig, „einen Mann unendlich ſchmerzen, von dem Weibe ſeiner Wahl, diejenigen verſchmäht und geringgeſchätzt zu ſehen, die ihm ſelbſt lieb und theuer geworden ſind, oder ihm wohl noch näher durch die Bande des Bluts und der Verwandſchaft angehören. Es hat mancher Frau ſchon ſehr geſchadet, daß ſie bloße Bekannte ihres Mannes, die dieſen beſuchten, oder die er vielleicht unvermuthet zu Tiſche mitbrachte, unfreundlich aufnahm, einſylbig und mürriſch gegen ſie war, und durch ihr ganzes Benehmen zu erkennen gab, wie ungelegen und unwillkommen ihr dieſer Beſuch wäre. So etwas iſt immer eine Art von Beleidigung für den Mann, und eine Verletzung der Achtung und Rückſicht, die ihm als Hausherrn gebührt. Und doch hüten ſich junge Frauen nicht immer genug vor dieſem Fehler und verſtimmen das Herz des Gatten ſchon oft in den erſten Tagen ihrer Ehe." Eben ſo ſtimmen wir ihr bei, wenn ſie ſchreibt: „Einem gebildeten Mann kann eine Frau nicht genügen, die von nichts als von ihrer Küche, von ihren Mägden, von Moden und Stadtneuigkeiten zu ſprechen weiß, und bei jedem andern Geſpräche verſtummt, und ohne die geringſte Theilnahme bleibt. Die Langeweile, die er bei ihrer Unterhaltung fühlt, die Unmöglichkeit ſich ihr verſtändlich zu machen, und ihr ſeine Gefühle, ſeine Erfahrungen und Beobachtungen mitzutheilen, und das ſo dringende Bedürfniß der Mittheilung, werden ihn bald von ihr ſcheuchen und ihn dahin bringen, jede Stunde der Muße und der Erholung in andern Geſellſchaften zu verleben. Deshalb ſollte keine Frau, wenn ſie ihren Gatten nicht ſelbſt von ſich entfernen und ſich entfremden will, die Ausbildung ihres Geiſtes ſo ganz vernachläßigen, und aus Trägheit oder Leichtſinn hinter ihm zurückbleiben.“

---

*) Leipzig bey Fr. Aug. Leo, ein Buchhändler, der wirklich weiß, was Geſchmack iſt, wie alle ſeine Verlagsartikel zeigen. M. P.

Bei Gelegenheit der Auseinanderſetzung des Verhältniſſes zu den Dienſtboten, äuſert die Briefſtellerin ſich, unter andern, folgendermaaßen: „Die Römer hatten, wie ich einmal geleſen habe, ein Feſt, an welchem die Herren ihre Sklaven bedienten, wahrſcheinlich um ſich dabei zu erinnern, daß auch ihre Sklaven Menſchen wären, und als ſolche die gegründetſten Anſprüche auf eine menſchliche Behandlung von ihrer Seite hätten. Uns Chriſten kehrt ein ſolches Feſt jeden Sonntag wieder: in den Tempeln des Herrn verwiſcht ſich aller Unterſchied des Standes, der Geburt und des Vermögens; dort ſtehen wir Alle nur als Brüder und Schweſtern, als Kinder eines und deſſelben Vaters, als Glieder einer und derſelben Familie. Am Tiſche des Herrn tritt uns das noch deutlicher vor Augen, und näher fühlen wir uns noch befreundet, enger noch verbrüdert, indem wir Alle von Einem Brodte eſſen und aus Einem Kelche trinken. Wie kann denn ein Gefühl, das ſo oft und ſo ſtark in uns angeregt und belebt wird, ſobald und ſo ganz wieder in unſerer Bruſt erſterben, daß wir einen Augenblick nachher wieder zu dem empörendſten Benehmen gegen diejenigen hinabſinken können, die, wenn auch nur in einem untergeordneten Verhältniſſe, doch immer Glieder unſerer eigenen Familie ſind, und als ſolche alſo noch ganz beſondere Anſprüche auf unſere Fürſorge und auf eine milde, liebevolle Behandlung von unſerer Seite haben?“

Bey dieſer Gelegenheit eifert ſie aber auch über den übertriebenen Putz der heutigen Dienſtmädchen, und ſagt: „Dieſer Aufwand, in welchem unſre Dienſtboten es jetzt nicht ſelten ihren Herrſchaften gleich, ja oft wohl zuvor thun, iſt gewiß eine Hauptquelle der Unredlichkeiten, die man jetzt ſo oft unter dieſer Menſchenklaſſe findet. Leite ihre Blicke nur öfter auf ihre Zukunft hin; zeige ihnen, daß, wenn ſie ſo ganz aus ihrem Stande heraustreten, und nur die Damen ſpielen wollen, mancher brave Mann ſich abgeſchreckt fühlen wird, ihnen ſeine Hand zu bieten; weiſe ſie oft auf ſolche Dienſtboten hin, die, wenn auch nur ihrem Stande gemäß, ſich doch recht nett und anſtändig zu kleiden wiſſen; ſey ihnen ſelbſt bey der Auswahl neuer Kleidungsſtücke, oder bey der Anfertigung eines für ſie paſſenden Anzugs behülflich: ſie werden dann bald nichts ohne Deinen Rath thun, und ſich über kurz oder lang Dir recht ſehr dafür verpflichtet fühlen.“

In dem ſehr leſenswerthen Briefe, in welchem ſie den Fall berührt, wo die Frau des Mannes Treue in Verdacht zu ziehen veranlaßt wird, entfaltet ſie die ſchwere, aber nie erfolgloſe Kunſt der Frau, in der Behandlung ihres Gatten. „Was,“ ſagt ſie, „Vorſtellungen und Vorwürfe nicht vermögen, das hat manche Frau durch ihr ſtilles Tragen, durch ihr ſanftes, liebevolles, ſich immer gleich bleibendes Benehmen, durch das ſchonungvolle Verbergen ihres Kummers vor allen fremden Augen und vor den Augen des Gatten ſelbſt, bewirkt, und ein Herz wieder gewonnen, das ſich durch Sinnlichkeit wohl augenblicklich zur Untreue hinreißen ließ, aber doch bey einer ſolchen Liebe nicht ungerührt bleiben konnte.“

Und ſo könnten wir aus allen Dreyßig Briefen, von denen jeder einen beſondern Gegenſtand abhandelt, einzelne, der Beherzigung würdige Stellen ausheben, wenn wir nicht fürchten müßten, über die Grenzen des Raums, den uns dieſe Blätter vorſchreiben, hinauszugehen.

Heil, dreimal Heil jeder Mutter, die wie dieſe hier vom würdigen Girardet aufgeſtellte, in ihrem letzten, in ihrem Scheidebriefe, zur geliebten Tochter ſagen kann: „ich ſterbe in der feſten freudigen Zuverſicht, daß Du nie von Gott und der Tugend laſſen, nie Deinem beſſern Selbſt untreu werden wirſt, und daß die höhere Liebe, die allein ewig und unvergänglich iſt, und dort allein unſere Herzen vereinigen kann, ein feſtes, unzerſtörbares Band zwiſchen Dir und Deinen Eltern bleiben wird. In dieſer Liebe vereinige Dich auch immer enger und inniger mit deinem Gatten, daß ſie den Bund Eurer Herzen noch zuſammenhalte, wenn die irdiſche Liebe wie ein ſchöner Traum verfliegt, und Ihr ungetrennt noch die Bahn zu jener beſſern Welt wandeln könnet! In dieſer Liebe erziehe Deine Kinder, daß Du einſt eben ſo freudig und getroſt von ihnen ſcheiden kannſt, wie ich jetzt von Dir ſcheide. Das iſt der beſte, ſchönſte Segen, den Dir das brechende Mutterherz zu geben vermag.“

Wer einem erwachſenen Mädchen, einer jungen Frau dieſes Buch überreicht, ärndtet die belohnende Ueberzeugung dafür ein, zur Beförderung des Wohls der Empfängerin mitgewirkt zu haben, denn wenn ſie dieſe gemüthvollen Briefe lieſt, und die darinnen vorgetragenen Erfahrungen benutzt, ſo bereitet ſie ſich den Grund ihres häuslichen Glücks, im Geiſt und Herzen.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 46. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December.

Arzneykunde.

Das von Kauſch herausgegebene dritte Bändchen, **Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneywiſſenſchaft und Thierheilkunſt,** eröffnet ein Vortrag des Herausgebers, worinnen derſelbe zu beweiſen ſucht, daß hauptſächlich Feſtigkeit des Charakters die Größe eines Arztes bedinge. „Möge ein Arzt noch ſo viel wiſſen; möge er als Lehrer und als Practicus Aufſehn erregen, ja ſelbſt ein Genie ſeyn, ein großer Arzt ſey er deshalb noch nicht. Ohne Wiſſenſchaft ſey freylich ein großer Arzt nicht denkbar, allein man könne ein ſolcher allerdings ſeyn, wenn man auch weit hinter ſeiner Zeit zurückgeblieben ſey (ſchwerlich!) denn wie hätte es ſonſt deren vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtauſenden geben können.“ (dieſe waren gewiß nicht hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, würden aber, wenn ſie noch lebten, und nicht mit der Zeit fortgegangen wären, heutzutage eine ſchlechte Figur ſpielen.) „Neben der Wiſſenſchaft ſey es nichts anders, als die Feſtigkeit des Charakters, worauf die Größe eines Arztes beruhe.“ (Wenn dieß der Fall wäre, ſo hätten wir, hauptſächlich unter dem Militär, keinen Mangel an großen Aerzten. Der Wille, auf eine gewiſſe Art und Weiſe zu handeln, macht wohl, wenn er von mittelmäßiger Einſicht geleitet wird, (eine große ſcheint Herr Kauſch für unnöthig, ja ſchädlich zu halten) durch ſeine Stärke, Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit einen braven, aber noch keinen großen Arzt. Brave Generale, ohne große, ja ſelbſt ohne alle Einſichten, bringen allerdings zuweilen den Feind dadurch außer Faſſung, daß ſie ohne Bedenken gerade auf ihn los gehen, und werden wohl auch vom Pöbel große Generale genannt. Allein die Krankheiten laſſen ſich nicht ſo leicht aus dem Concepte bringen, und je tapferer ein Arzt einer entzündlichen Krankheit, z. B. mit reizenden und ſtärkenden Mitteln zu Leibe geht, deſto ſchlimmer wird in der Regel die Krankheit. Blos die vollkommenſte Bekanntſchaft mit der Kunſt, welche man auszuüben, mit dem Geſchäfte, welches man zu vollführen hat, giebt die größte Zuverläſſigkeit in Berechnung der ungewiſſen Erfolge, und alſo die größte Zuverſicht zu den eignen Entwürfen.

Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erſt recht ſicher kennen —

ſagt irgendwo Göthe. Eine halbe Kenntniß der Sache, ein gewiſſer, aber dem Geſchäfte nicht angemeſſener Grad von Verſtand, macht den Menſchen oft unentſchloſſener, als Unwiſſenheit und Dummheit. Mit dieſen letztern beiden Eigenſchaften kann man zuweilen äußerſt dreiſt ſeyn, ja bey gewiſſen Unternehmungen, wo es mehr auf Kraft als auf Geſchicklichkeit ankommt, durchdringen. Welcher Arzt nun kann ſich aber wohl ganz vollkommener Einſichten in der Arzneykunſt rühmen? iſt nicht die Phyſiologie bloß eine disputatio probabilis über die menſchliche Natur? wiſſen wohl die Aerzte, in welcher Beziehung dieſes oder jenes Arzneymittel zu der Krankheit ſteht, welcher es entgegengeſetzt wird? und ſtehen nicht oft ihre Erfahrungen feindſelig einander gegenüber? Man ſollte demnach glauben, ein Arzt, der mit Zuverſicht handle, ſey nicht ſowohl groß, als keck zu nennen, und gerade das Gegentheil der Entſchloſſenheit, nehmlich das Zaudern beym Entſchließen, und ein höchſt vorſichtiger Tritt bey der Ausführung, der gerade nicht in Wankelmuth auszuarten braucht, ſey dem gegenwärtigen Standpuncte der Arzneykunſt angemeſſen, und charakteriſire den großen Arzt. Hiermit ſcheint auch die Erfahrung übereinzuſtimmen. Alle großen Aerzte, ſagt Herr Kauſch ſelbſt, halten ungemein viel auf das Temporiſiren, und bedienen ſich ſo weniger Mittel zu ihrem Zwecke, daß man oft gar nicht begreift, wie ſie mit einem ſcheinbaren Nichts von Arzneymitteln ihren großen Ruf behaupten können. Herr Kauſch meynt zwar, dieſes beweiſe einen hohen Grad von Selbſtſtändigkeit; es zeige, daß man wiſſe, woran man ſey, und was man zu thun habe. Allein das letztere ſcheint wohl ſelten der Fall zu ſeyn. Nur zu oft beweiſet das Temporiſiren der großen Aerzte, daß ſie nicht wiſſen, woran ſie ſind nicht wiſſen, was ſie zu thun haben.)

In der Abhandlung über eine Lungenkrankheit, der Schaafe, welche von einer Art von Fadenwürmern, Strongylus oder Luftröhrenkratzer genannt, herrührt, iſt Herr Kauſch der Meinung, daß der beſondere, in dieſer Krankheit ſtatt findende Huſten die Aerzte anregen ſollte, auch bey mehrern Gattungen der menſchlichen Luftröhrenſchwindſucht ſich nach dieſen Würmern umzuſehen. (Billig! denn die Menſchen haben mit den Schaafen mehr gemein,

Ausgegeben den 4. November.

als das Geſchorenwerden, folglich auch wohl den strongylus bronchialis.) An einem andern Orte, in der Abhandlung über die Kuhpocken, behauptet er, eine Verwandtſchaft der Contagien mit der pathologia animata, deren großer Freund er zu ſeyn ſcheint, laſſe ſich kaum mehr läugnen. (Roſenſtein, der bekanntlich ein Buch über die Kinderkrankheiten geſchrieben hat, iſt ungewiß, ob er nicht die Urſache des Keuchhuſtens Inſecten zuſchreiben ſolle, und wünſcht, die Aerzte möchten in dieſer Krankheit Mittel verſuchen, welche die Inſecten tödten. Uns ſelbſt ſchien es ein Mal, als ob eine Art ocherfarbener, dem unbewaffneten Auge kaum ſichtbarer Milben, wovon hauptſächlich die Tauben und das Federvieh, aber auch die Menſchen geplagt wurden, und krätzartiges, vorzüglich in der Wärme unausſtehliches Jucken bekamen, mit einem zu gleicher Zeit herrſchenden Keuchhuſten im urſachlichem Verhältniſſe ſtände.) Was Herr Kauſch über die Nachtheile der zu engen, beſonders den Unterleib (nicht minder Hals und Bruſt) preſſenden Militärkleidung ſagt, iſt ſehr beherzigenswerth. „Das Princip, warum man den Soldaten putze und beſchnörkele, liege nicht darinnen, daß er andern gefallen ſolle; das Letztere habe nach den neuern Geſtaltungen des Militärs, faſt gar keinen Werth. Man ſtaffire ihn nur darum in unſern Tagen gern recht ſtaatlich aus, damit er ſich ſelbſt gefalle. Wie könne er aber ſich ſelbſt wohlgefallen, wenn ihm in heißen Tagen die Ueberpolſterung der Bruſt unerträgliche Hitze und Beklemmung, und die Preſſung des Unterleibes ſo viele andere unangenehme, auch wohl recht ſchmerzhafte Gefühle verurſache." (Wenn ihm, ſetzen wir hinzu, die Zuſammenſchnürung des Halſes alle Augenblicke mit Schlagfluß droht, ſeine zwey Hände, um ſich vorſchriftmaßig anzuziehen und zu bepacken, nicht mehr zureichen, und durch die Kleidung der Verrichtung gewiſſer natürlicher Bedürfniſſe ſo grauſame Hinderniſſe in den Weg gelegt werden. Die geſchnürten Soldaten nannten die Franzoſen in der Occupationszeit Weſpen, und unterſchieden die blauen und die grünen.) In der Abhandlung über die Kuhpocken erinnert Herr Kauſch mit Recht, daß eine Medicinalgeſetzgebung, ſo ſehr ſie im Allgemeinen darauf ſehen müſſe, daß Fehler vermieden würden, doch keinen größern Misgriff machen könne, als den, zu ſehr ins Detail zu gehen. Das ne quid nimis ſey namentlich bey dem Impfungsgeſchäfte der Regierungen zu empfehlen, durch viel Schreiberey und Controlle gehe die Materie in der Form zu Grunde, und das Geſchäft werde denen, die es ausüben ſollen, verleitet. Nichts ſey nachtheiliger, als den Impfärzten mit zu viel Rubriken in den Tabellen beſchwerlich zu fallen; dadurch eben mache man aus ſolchen Polizeytabellen Lügentabellen; man wolle alles wiſſen und erfahren, und erfahre nichts. Das Impfungsgeſchäft ſey ohnehin läſtig genug, man brauche es nicht erſt unnöthig zu erſchweren. (Bereits hat das Einmiſchen der Staatsgewalt in dieſes Geſchäft ſowohl, als überhaupt in das Heilgeſchäft, alle wahren Aerzte empört; an vielen Orten haben ſie ſich dem Impfungsgeſchäfte entzogen, und daſſelbe den nach Prämien jagenden Schulmeiſtern, Chirurgen und ärztlichen Routiniers überlaſſen, wovon die Folgen leicht zu überſehen ſind. Sorge doch der Staat einerſeits bloß dafür, daß die größte Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit ſtatt finde, ehe die von ihm angeordneten Behörden jemand als Arzt anerkennen, dafür, daß kein Unwürdiger in den Stand der Aerzte aufgenommen werde; denn nach der Aufnahme iſt alles Controlliren der ärztlichen Pflichtausübung unmöglich, folglich unſtatthaft. Andrerſeits überzeuge man doch die Staatsbürger, daß man für ihr Wohl nicht aus eigennützigen Abſichten, nicht etwa ſo, wie man für eine Heerde Schaafe des Fleiſches und der Wolle wegen zu ſorgen pflegt, ſondern wirklich väterlich beſorgt ſey; befehle nicht bloß um zu befehlen, und erinnere ſich, daß ein großer Theil des Volks wenigſtens in Betreff der Sorge für ſeine Geſundheit mündig geworden ſey.) Endlich hat Herr Kauſch noch in dieſen ſeinen Memorabilien Miſcellen aus den Sanitätsberichten der Aerzte verſchiedener preußiſcher Regierungsdepartements mitgetheilt, aus denen wir folgendes ausheben: „Der Chirurg Lambey zu Gr. Glogau fand bey einem 14 Wochen alten Kinde im rechten Hoden, welcher die Größe einer Mannsfauſt erreicht hatte, nach der Operation Ueberreſte eines nicht ganz ausgebildeten Fötus. D. Berendt zu Cüſtrin heilte die heftigſten Convulſionen einer robuſten Bauerndirne, welche entſtanden waren, weil ſie ein anderes Mädchen in ähnlichen Krämpfen hatte liegen ſehen, durch ein paar Kantſchuhhiebe, aus dem Grunde. (Welche Wirkungen, fragt der Herausgeber, möchte wohl der Kantſchuh bey Somnambülen und Clairvoyanten hervorbringen? — Sollte das robuſte Bauermädchen Germania einmal in Convulſionen fallen, die, wie das Gähnen, anſteckend zu ſeyn ſcheinen, ſo bewahre es der Himmel vor einer ſolchen Curart, die zwar cito, aber nicht tuto und jucunde heilt.)

Magnetismus.

Der durch ſeine Unterſuchungen über den thieriſchen Magnetismus den Aerzten bereits bekannte

D. Lichtenſtädt zu Petersburg hat unter dem Titel: Erfahrungen im Gebiete des Lebensmagnetismus, ein halbes Hundert Krankheitsgeſchichten herausgegeben, woron den meiſten Bemerkungen angehängt ſind. Die praktiſche Seite des thieriſchen Magnetismus hervorzuheben, und ihn den Aerzten und Kranken in ſeinem wahren Werthe zu zeigen, iſt das Hauptbeſtreben dieſer Schrift; man findet demnach weder Hypotheſen darinnen, noch, die letzte Krankheitsgeſchichte etwa ausgenommen, einzelne auffallende Thatſachen. Unter thieriſchem Magnetismus verſteht der Verfaſſer diejenige Wechſelwirkung, bey welcher, durch den auf eine eigenthümliche Weiſe geleiteten Einfluß eines geſunden Organismus auf einen kranken, eine beſtimmte Wirkung in dem letztern hervorgebracht wird. Nicht alſo jede Wechſelwirkung, z. B. Leben, Zeugung, Heilung ꝛc. iſt ihm Magnetismus. Durch eine Reihe von Thatſachen bekämpft er den Irrthum, vermöge deſſen Magnetismus und Somnambulismus für identiſch gehalten wurden, da doch letzterer in der That uns eine einzelne Erſcheinungsweiſe, nur ein beſtimmter zufälliger Theil von jenem ſey. Nicht der Somnambulismus, noch viel weniger die den Hellſehenden abgefragten Mittel, ſondern das Magnetiſiren als ſolches, ſey das eigentlich Heilbringende. Die letzte von D. Girgenſohn mitgetheilte äußerſt weitläuftige Krankengeſchichte liefert für den mit den Wundern des Magnetismus bekannten Leſer keine ſehr überraſchenden Erſcheinungen weder in Hinſicht auf die Krankheitsſymptome, noch in Hinſicht auf den Grad des Hellſehens im magnetiſchen Schlafe. Dem Herrn Doctor kam bey dieſer Kur, wie bey ſo vielen andern, die Zahl 7 bedeutend vor. Es waren gerade 49, alſo 7 mal 7 Manipulationen zur regelmäßigen Behandlung nothwendig. (Wer eine böſe Sieben zur Frau hat, mag probiren, ob er ſie mit ihrer eignen Quadratzahl kuriren kann.) Von dem Tage an, da die Kranke nach der regelmäßigen Behandlung zuerſt wieder magnetiſch ſchlief, bis zu dem Eintritte der großen Criſe, waren gerade 154, nämlich 7 mal 22 Tage. Am 8. October kündigte ſie einen magnetiſchen Schlaf nach 7 Tagen, am 14. October wieder einen nach 7 Tagen, am 21. October einen neuen nach 4 mal 7 Tagen, und noch einen nach 8 mal 7 Tagen an. Vom 16. December, als dem Tage, da dieſer letzte Schlaf eingetreten war, bis zum 20. Januar, dem Tage vor der großen Criſe, waren 5 mal 7 Tage. Nach dieſer großen Criſe ſchien aber ſonderbarerweiſe die Zahl 7 ihre Bedeutung verloren zu haben! (Bedeutung? Die Natur iſt ja kein Werneriſcher 24. Febr., wo, laut der Entwickelung in Müllners Recenſion Leipz. Lit. Zeit. 1815 No. 298 auch die 7 eine ſo kritiſche Rolle ſpielt; aber umgekehrt könnte man ſolche Gedichte magnetiſche nennen.) Das Archiv für den thieriſchen Magnetismus (wo im erſten Stücke des fünften Bandes die Zahl 3 im Somnambulismus eine wichtige Rolle ſpielt) enthält im dritten Stücke deſſelben Bandes wieder allerley Curioſa. D. Spiritus zu Solingen z. B. kam mit einem von ihm magnetiſirten Mädchen in ſo großen Rapport, daß ſeine Sinne nach und nach die Ihrigen wurden. Sie empfand den Geſchmack, wenn er etwas ſtark ſchmeckendes in den Mund nahm, doch ſtets eine halbe Minute ſpäter, und mußte nieſen, wenn er eine Priſe Taback nahm. Sprach die Kranke mit Jemand, und der Doctor verſtopfte ſich die Ohren, ſo verſtummte ſie, wurde ärgerlich, und behauptete, man halte ihr die Ohren zu. Nahm der Doctor hinter ihrem Rücken ein Buch zur Hand, ſo wurde ſie ebenfalls verdrießlich; gewöhnlich rief ſie dann lebhaft: legt das Buch weg, ich muß alles mitleſen und kann doch nichts verſtehen. (Ach, das geht andern Leuten auch ſo, beſonders den Recenſenten unverſtändiger Schriften.) Einſtmals hielt er den Athem, ſo lange er konnte, an, um zu beobachten, welchen Eindruck dieß auf ſie machen würde. Als er ſie deshalb befragen wollte, bemerkte er, daß ſie in einer tiefen Ohnmacht lag, aus welcher ſie nur durch anhaltendes Magnetiſiren erweckt werden konnte. Ihr habt mir Naſe und Mund zugehalten, waren ihre erſten Worte; hättet ihr noch ein wenig länger damit fortgefahren, ſo war es um mich geſchehen. (Was ſie wohl empfunden haben mag, wenn der Arzt ein anderes Frauenzimmer küßte! und wenn er ſich verheirathet, oder die Brautnacht wiederholt hätte, ob ſie wohl davon — in die Wochen gekommen wäre?) Sinn für Religioſität war bey ihr nicht vorhanden. Als zwey Prediger den Verſuchen beywohnten, bat ſie des Doctors Schwager ganz leiſe, daß er doch ein wenig fluchen möchte, weil ſie dadurch deren Entfernung zu bewirken hoffte. (Auf gleiche Art ſuchen die gemeinen Leute an manchen Orten ſich die Irrwiſche vom Halſe zu ſchaffen.) 83er, 94er und 1802er Rheinwein wußte ſie, nachdem er magnetiſirt und von ihr berochen und gekoſtet worden war, richtig von einander zu unterſcheiden, obſchon ſie vielleicht nie in ihrem Leben Wein gekoſtet hatte. (Da, wie es ſcheint, des Doctors Weinkenntniß ſich ihr mitgetheilt hatte, ſo iſt es zu verwundern, daß nicht auch ſeine übrigen Kenntniſſe auf ſie übergegangen waren, und daß ſie nicht dasjenige verſtand, was ſie nothgedrungen mitleſen mußte.) Merkwürdig iſt noch in dieſem Archive die Geſchichte eines von ſich ſelbſt während einer magnetiſchen Kur entſtandenen, ſechs Tage vorher in einer magnetiſchen Criſe verkündigten Nachtwandelns, wovon der Bruder der Mondſüchtigen, ſodann noch ein praktiſcher Arzt, und der Magnetiſeur Zeugen waren. Das 17jährige Mädchen ſtieg zu der von ihr vorher beſtimmten Mitternachtsſtunde aus dem Bette, kleidete ſich mit der größten Decenz an, und zu wiederholtenmalen um, lief bald mit bald ohne Licht die Treppen auf und ab, holte aus dem Bornſtänder Waſſer, aus dem Keller Rahm, welchen ſie erſt abzuſchöpfen hatte, rollte Wäſche, machte Feuer, ſetzte Waſſer an, mahlte den Kaffee, kochte und filtrirte ihn kunſtmäßig, ſervirte den Kaffeetiſch, trank ſelbſt einige Taſſen, nöthigte, ſtrickte, ſpielte auf dem Clavier, kurz handelte ſo, als ob ſie eine Kaffeegeſellſchaft zu erwarten, und die angekommene zu bedienen hätte. In einem während des Kaffeetrinkens ihr dargereichten Briefe kamen die Worte vor: omnia vincit amor. Die Patientin, die übrigens ſichtlich Zeile auf Zeile des Briefs mit den Augen verfolgte, lächelte bey dieſer Stelle, und wiederholte lächelnd die Worte: omnia vincit amor, dergeſtalt, daß ſie des letztern Worts vorletzte Sylbe corripirte, und ămor ausſprach. (Sie hat unfehlbar mit einem lateiniſchen Metriker, oder unmittelbar mit den Gradus ad Parnassum in Rapport geſtanden.) Sehnſuchtsvoll, mit aufwärts gerichtetem Blicke, in welchem ſich ein Streben nach höhern Regionen ausſprach, ſah ſie oft nach den nahen Fenſtern, bewegte ſich oft nach den einen oder andern, als ob etwas Unſichtbares ſie dahin zöge, und machte wiederholte Verſuche durch irgend eines davon, doch hauptſächlich durch die vom Monde mehr erleuchteten zu entkommen. Selbſt den in die Eſſe ziehenden Rauch verfolgte ſie mit ſehnſüchtigen Blicken, worinnen ſich gar nicht undeutlich der Wunſch leſen ließ: Könnte ich doch mit dir ſteigen und ziehen. Ihre Augen bewegten ſich zuweilen ziemlich natürlich, wie bei einem Wachenden und natürlich Sehenden, und wurden faſt ſtets auf das Geſchäft gerichtet, was ſie eben vor ſich hatte; doch blieb immer etwas Starres nach oben gerichtetes darinnen. Nachdem die Nachtwandlerin ſo 4 Stunden gewirthſchaftet, alles gereiniget, gewaſchen, und wieder in Ordnung gebracht, und die drey Herren gehörig in Schweiß geſetzt hatte (zu dem einen ſagte ſie: Sie ſchwitzen ja ſo; iſt denn das vom Kaffee? Hätten Sie es doch geſagt, ich hätte Ihnen Thee gemacht —) ſo begab ſie ſich wieder in ihr Kämmerlein, entkleidete ſich, indeß die Herren etwas zurück traten mit züchtigem Anſtande, legte ſich ins Bette, wurde ruhiger und ſchlief punct 4 Uhr feſt ein.

Seelenheilkunde.

Die Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte enthält im zweyten Vierteljahrhefte für 1819 pſychologiſche Bemerkungen über Kotzebues und Sands unglückliches Ende. (Letzteres iſt bekanntlich noch nicht erfolgt) Größere Gegenſätze, heißt es da, habe es kaum gegeben, als Kotzebue und Sand; beide Gegenſätze hätten in ihrem Kampfe miteinander, wie ſo oft in dem die Wirklichkeit nachahmenden Drama, untergehen müſſen. Kotzebue ſey durch Sand gefallen, und Sand falle durch Kotzebue, es finde hier kein einſeitiger Mord ſtatt, ſondern ein gegenſeitiger. (Das klingt etwas ſonderbar. Auf dieſe Art würde jeder Gemordete, wenn die Juſtiz den Mörder hinrichtet oder dieſer ſich ſelbſt entleibt, noch obendrein dann zum Mörder, und die Juſtiz müßte auch ihn in effigie hinrichten laſſen.) Der Mord Kotzebues habe nur die äußere Form des Meuchelmords. (Eine etwas ſtark prononcirte Form.) Nicht wie ein gedungener feiler Meuchelmörder habe Sand Kotzebue getödtet, ſondern als Richter einer Vehme; (in eigner Sache) die That ſey die Vollbringung eines moraliſchen Urtheils geweſen, möge dieſes nun im Irrthume oder im vollen hellen Selbſtbewußtſeyn moraliſcher Freyheit gefaßt worden ſeyn. Die ganze That kündige ſich ſelbſt in ihrem Irrthume als Vollſtreckung eines feſten ruhigen Gewiſſens an. Nach vollbrachter That habe Sand Gott für das Gelingen derſelben gedankt, und keine Reue, keine Gewiſſensbiſſe an ſich ſpüren laſſen; den Schmerz der geſtürzten Familie empfände er tief, aber in ſeinem Gewiſſens- und Urtheilsſpruche laute es: Dem Gemordeten und dem Mörder iſt Recht geſchehen. Kotzebues Mord und Sands attentirter Selbſtmord ſey, pſychologiſch betrachtet, die That eines bis zum höchſten Grade der Moralität, der Religionsweihe, erhöhten und verlebendigten Bewußtſeyns, die That eines zu vollen und für Tugend und Tugendleben zu heiß ſchlagenden Herzens; der moraliſche Wille ſey unter dem Feuer des entglühten Willens geſunken, mehr allgemeines Bewußtſeyn ſey vorhanden geweſen, als Bewußtſeyn der Trennung und Sonderung ꝛc. ꝛc. (Uns ſcheint dieſe That mehr als die Wirkung eines in der Mediciniſchen Erfahrung nicht ſelten vorkommenden Wahnſinns betrachtet werden zu müſſen, der, ohne ſich in den gewöhnlichen Erſcheinungen von Melancholie oder Raſerey zu verrathen, den Verſtand durch den Einfluß einer einzelnen Idee bethört, und den Willen zu den vernunftwidrigſten Handlungen hinreißt. Sand war in ſeine bekannte Idee ſo vertieft, daß er den sensum veri et congrui in Hinſicht deſſen, was ſich auf dieſe Idee bezog, oder, was das Nämliche iſt, die Vernunft in dieſem Stücke verloren hatte. Der poetiſche, oft unverſtändlich werdende Verfaſſer der pſychologiſchen Bemerkungen geſteht dieſes ja ſelbſt, wenn er ſagt: freylich ſey die That der That, die Sache dem Urtheilsſpruche, das Spiel und loſe Spiel der Worte der ernſten Buße durch Stahl und Blut nicht werth geweſen; nur das entglühte und jugendlich überraſchte Bewußtſeyn habe nicht ſo geurtheilt; — Die That mußte mehr von moraliſcher Beſtimmtheit, als von moraliſcher Freyheit, mehr von einem allgemeinen zu drängenden Selbſtbewußtſeyn zu handeln und gern zu handeln, als von freyer moraliſcher Ueberlegung und in ſich ruhiger beſonnener Kraft der Seele hergeleitet werden; — äußere Ruhe könne beſtehen mit dem innerſten Kampfe des Gemüths, wohlüberlegte äußere Form einer That mit der innerſten Betäubung und Selbſtverkennung des Urtheils.

(Uns ſcheint demnach Sands That die Wirkung eines ſtillen verſchloſſenen partiellen Wahnſinns zu ſeyn, und wir empfehlen ſeinem Vertheidiger des als Pſychologe und Phyſiologe gleich berühmten Ernſt Plattners Programme über die amentia occulta, und in Reils Rhapſodieen den Abſchnitt, wo vom fixen Wahn gehandelt wird, mit Aufmerkſamkeit zu leſen).

Das dritte Vierteljahrheft für 1819 der nämlichen Zeitſchrift enthält außer mehreren intereſſanten Dingen, die jedoch für dieſes Blatt nicht gehören, die Beobachtung eines Falles, wo eine Frau auf einen heftigen Verdruß in einer Nacht völlig ſchwarz wurde. (Daher alſo die Redensart: Ei daß du ſchwarz würdeſt! Ob wohl eine Negerin aus Aerger weiß werden könnte?)

Phyſik.

Eine gedrängte Ueberſicht der wichtigſten im Verlaufe des Jahrs 1818 bekannt gewordenen chemiſchen Entdeckungen liefert das Mayheft des Hufelandſchen Journals für 1819. Man erſieht daraus, daß wiederum drey neue Metalle, das Selenium, Kadmium, Sirium, und 3 bis 4 neue Kalien aufgefunden worden ſind. Das eine der letztern, die Vauqueline, hat eine Bitterkeit, wie man ſie noch bey keiner einzigen Subſtanz getroffen hat; das andere, in der eiſenroſtfarbenen Auguſtura aufgefundene, iſt eins der heftigſten Gifte. (Hoffentlich werden doch die neuen Metalle, Kalien und andere Stoffe auf uns einen längern Beſtand haben, als die zu Napoleons Zeit wie Pilze emporgeſchoſſenen Königreiche und Fürſtenthümer.) Ferner macht uns der Herausgeber mit einer neuen Erfindung der Engländer bekannt. Es beſteht dieſe in einem durchaus luftdichten Stiefel von Blech, weit genug um den entblößten Fuß ganz bequem hinein zu ſtellen, der ſo an den Fuß befeſtigt wird, daß jedes Eindringen der Luft unmöglich iſt. Im Stiefel iſt ein Loch, an welches eine Röhre von Meſſing angebracht iſt, die mit einer Luftpumpe in Verbindung gebracht wird. Mittelſt der Luftpumpe wird die Luft aus dem Stiefel gezogen, und dieſer dadurch in einen großen trocknen Schröpfkopf umgewandelt. Ein äußerſt heftiger Andrang des Bluts nach dem Kopfe und andern edlen Theilen kann durch dieſe Vorrichtung abgeleitet werden. Den merkwürdigſten und kühnſten Operationen verdient wohl die von Richerand zu Paris unternommene ebenfalls in Hufelands Journal beſchriebene beygezählt zu werden, wobey ein großes Stück der 6ten und 7ten Rippe herausgeſägt, die in einem Umfange von etwa 8 Quadratzoll verdorbene, ſchwammige, krebsartige Pleura, aus welcher ein fungöſer Auswuchs zwiſchen der 6ten und 7ten Rippe emporgeſchoſſen war, weggenommen, und das Herz blos gelegt wurde. Richerand erprobte bey dieſer Gelegenheit aufs Neue die vollkommenſte Unempfindlichkeit des Herzens und des Herzbeutels. Der Herzbeutel war ſo durchſichtig, daß man das Herz durch ihn hindurch gerade ſo wahrnahm, als ob es ſich unter einer vollkommen durchſichtigen Glasglocke befunden hätte. Richerand meint, es müſſe ſehr wohl angehen, bey der Waſſerſucht des Herzbeutels durch eine ähnliche Operation, und durch Oefnung des Herzbeutels, das Waſſer abzulaſſen, und mittelſt Bewirkung einer adhäſiven Entzündung der Oberfläche des Herzens und des Herzbeutels eine Radicalheilung zu vollbringen. Auch würde, glaubt er, dieſelbe Operation angezeigt ſeyn, um die Lunge blos zu legen, und ein krankhaft verändertes Stück derſelben, nach zuvor angelegten Ligaturen, hinwegzunehmen. Letzteres iſt wohl ein äußerſt verwegener Gedanke, und Deſchamps und Percy erinnern in ihrem Berichte an die Academie mit Recht, daß ſich der Arzt innerhalb der Grenzen des Möglichen und Wahrſcheinlichen zu halten habe, um, ſelbſt in den verzweifeltſten Fällen, nicht für einen Vermittler des Todes gehalten zu werden, den man habe abwenden wollen. — Der engliſche Major Garden ſchreibt, wie im Juliusheft des Hufelandſchen Journals berichtet wird, das Phänomen, daß manche Thiere in der Nähe von Schlangen wie bezaubert ſtill auf einem Flecke beharren, einem riechbaren Ausfluſſe zu, welchen die Schlangen aushauchen, ſobald ſie Hunger fühlen, und der ſo giftig auf kleinere und emfindliche Thiere, als: Vögel, Mäuſe u. ſ. w. einwirkt, daß ſie in Convulſionen fallen. Auch Menſchen werden von dieſem Ausfluſſe lebhaft afficirt und betäubt, wovon der Major Garden mehrere Beyſpiele anführt. In Nro. 24 der mediz. chirurg. Zeitung von 1819 erzählt ein Recenſent, daß eine von ihm auf einen Degen geſpießte Ringelnatter, die er vor ſich gehalten, ihn unaufhörlich mit offnem Rachen angeblaſen, und er durch den ſtinkenden Athem derſelben ganz betäubt worden ſey.

Egypten.

Die dritte Lieferung der Description de l'Egypte; publié par ordre du Gouvernement. Antiquités. Mit einem Kupferatlas in 72 Blättern; im größten Folioformat, umfaßt die Alterthümer von der nördlichen Hälfte von Oberegypten, von Theben an gerechnet, und von Mittelegypten bis Arſinoe (Fayonné), dies mit eingeſchloſſen.

Chap. X. S. 1 — 69. von den Hrn. Follois und Desvilliers. Dies Capitel iſt, bis auf den Anhang über Coptos und Appellinopolis parva, ganz den Alterthümern von Denderah (Tentyris) gewidmet. Die Verfaſſer fangen damit an, denn ſie folgen dem Laufe des Nils aufwärts von Cairo bis Theben, und die Monumente von Denderah ſind die erſten, welche man von Cairo kommend an den Ufern des Storms erblickt. Wir erhalten daher hier von ihnen eine ſo ausführliche Nachricht und Beſchreibung, als es ihr jetziger Zuſtand nur erlaubt.

Auch die Verfaſſer bezeugen den außerordentlichen Eindruck, den ihr erſter Anblick auf jeden nicht ganz gefühlloſen Menſchen macht. Aber dieſer Eindruck wird nur ſtärker, je öfter man ſie wieder ſieht; und bleibt unauslöſchlich. Die Verfaſſer unterſuchten die Alterthümer von Tentyris wieder, nachdem ſie die von Theben geſehen hatten. Aber jene verloren dadurch nichts. Sie ſind die vollendetſten in Beziehung auf die Ausführung; und können nur aus einem Zeitalter ſeyn, wo die Künſte in Egypten auf ihrem Gipfel ſtanden. Sie umfaſſen aber mehrere Gebäude auf der Hauptterraſſe von Backſteinen, die 2052 Toiſen im Umfange hat. Zu dieſen gehört zuerſt ein großes herrliches Thor, aus gewaltigen Steinblöcken erbaut; durch daſſelbe erblickt man den großen Tempel. Dieſer an der Nordſeite; ein andrer, dieſem ganz ähnlicher, aber ſehr verfallener, ſteht an der Oſtſeite. Sie ſind aus einem gelblichen Sandſtein, ſehr geſchickt zu der feinern Bearbeitung mit dem Meißel, gebaut, und haben im Sonnenlicht einen ſchwer zu beſchreibenden Glanz und Ton der Farbe.

Die Sculpturen ſtellen Opfer dar, die dem Oſiris und der Iſis gebracht werden. Die Verzierungen, beſonders an der Südſeite, geben die höchſte Idee von dem Geſchmack, von dem Reichthum, und dem Luxus der Kunſt.

Die Thore gehörten nicht etwa zu einem Pylon, ſondern waren frey ſtehend, wie man ein ähnliches noch vor dem einen der großen Tempel zu Theben ſiehet.

Das Hauptmonument von Denderah iſt der große Tempel. Schon früher durch Denon war die Aufmerkſamkeit auf dieſes herrliche Ueberbleibſel des höhern Alterthums erregt worden. Hier erhalten wir jetzt S. 16. bis 48 eine ſo genaue und vollſtändige Nachricht davon, als der jetzige Zuſtand deſſelben ſie noch zu geben verſtattet.

Wir können nur Einiges ausheben. Der Porticus iſt eins der ſchönſten Ueberbleibſel der Egyptiſchen Architectur; ſeine Höhe beträgt 48 Fuß. Die Außenſeite iſt auf das reichſte mit Reliefs und Sculpturen verziert; unter denen beſonders die coloſſalen Iſis-Masken eine hohe Vollkommenheit der Kunſt zeigen. Die Reliefs ſtellen faſt durchgehends Opfer vor, die der Iſis und Oſiris dargebracht werden. Das Thor, durch welches man in den Porticus tritt, hat 15 Fuß Breite. Die Decke wird von 24 Säulen getragen, in 6 Reihen, jede zu vier und vier. Alles iſt mit Reliefs verziert, die ſämmtlich bemahlt waren. Die Farben, vor Allem das Blaue, haben ſich an den Saulen wundervoll erhalten. Außerdem das Gelb, Roth und Grün, in verſchiedenen Abſtufungen. Es leidet keinen Zweifel, daß auch die Außenſeite bemahlt war; hier ſind jedoch die Farben faſt gänzlich verſchwunden. Höchſt merkwürdig iſt der Plafond. Er war blau, mit Sternen beſäet; die Farben ſind jetzt faſt ſchwarz geworden, durch Fackeldampf, und er hat überhaupt ſehr gelitten; aber man braucht nur etwas aufmerkſam ihn zu betrachten, ſo treten bald die Zeichen des Thierkreiſes hervor. Sie fangen mit dem Löwen an.

Man kann keineswegs mehr in alle Säle und Gemächer des Tempels kommen; mehrere ſind ganz verſchüttet, andre ſo voll von Fledermäuſen, daß die Fackeln ausgelöſcht werden. In eins derſelben ließ ſich einer der Reiſenden durch eine kleine Oeffnung an der Decke hinab. Das Erſte, worauf er trat, war der Leichnam eines Erdroſſelten; ohne Zweifel durch Rauber, die ihn dann hineingeſtürzt hatten. Alles was man ſah, war mit Sculpturen und bildlichen Vorſtellungen bedeckt.

Die Sculpturen in einem andern benachbarten

Saal ſtellen den Tod und die Auferſtehung des Oſiris dar; er erſcheint zuerſt todt oder ſchlummernd, in einem Sarcophag eingeſchloſſen; dann erwachend; hierauf ſich erhebend, und zuletzt mit allen Attributen ſeiner Macht ausgerüſtet. Daß dieß alles ſich auf die Phämomene des Nils von ſeinem tiefſten Stande bis zu ſeiner vollen Höhe bezieht, wird man ſchwerlich bezweifeln.

„Das, wovon die Zeichnung nur eine unvollkommne Idee geben kann, iſt die Ausführung und das Vollendete der Sculpturen in ihren kleinſten Theilen. Man denke ſich, daß die kleinſten Zierathen, daß kaum bemerkbare Hieroglyphen mit derſelben Sorgfalt und Reinheit ausgeführt ſind, als die großen Figuren, wo die Egyptiſchen Künſtler die volle Freiheit hatten, ihre Kunſt zu entwickeln!“

Chap. XIV. Beſchreibung der Ruinen von Achmuneyn, oder Hemepolis Magna. Die Stadt lag in der Ebene, entfernt vom Nil; ward aber durch dahin geleitete Canale mit Waſſer verſorgt. Sie war zugleich eine der älteſten und der am längſten blühenden Städte Egyptens. Auch Ammian, Marcellin beſchreibt ſie als eine ſolche. Von bedeutenden Alterthümern iſt nur noch ein prächtiger Porticus vorhanden: der zu einem der größten egyptiſchen Tempel gehört haben muß, nach den Dimenſionen der Saulen zu rechnen. Es iſt der einzige, der über dem Eingange nicht das ſonſt allgemeine Emblem der geflügelten Kugel hat. Auch die Umgegend von Achmuneyn bietet noch den Anblick mehrerer Alterthümer aus verſchiedenen Zeitaltern dar.

Chap. XV. Beſchreibung von Antinoe von H. Jomard. Die große Merkwürdigkeit von Antinoe iſt, daß man eine ganz römiſche Stadt mitten in Egypten erblickt. Kaiſer Hadrian ließ ſie bey ſeinem Aufenthalt in dem Lande erbauen; gewiß nicht bloß ſeinem Liebling Antinous zu Ehren, wenn er ſie auch nach ihm nannte: ſondern weil es einer römiſchen Hauptſtadt in der Provinz bedurfte; da die alten in Verfall gerathen waren. Sie iſt ein würdiges Monument der römiſchen Größe; nicht im Egyptiſchen ſondern römiſchen Styl gebaut; die große Hauptſtraße, 832 Toiſen lang, bildete eine prächtige Colonade, und ganze Hügel von Trümmern bezeugen die alte Größe der Stadt.

Chap. XVII. Beſchreibung der Alterthümer des Nomus von Arſinoe; jetzt el Fayoume; von den Herren Jomard und Carliſle. — Auf keinen andern Theil der Beſchreibung wird der Kenner des egyptiſchen Alterthums leicht begieriger ſeyn, als auf dieſen. Selten haben einzelne Reiſende dieß entlegene Ländchen beſuchen können, wo doch mehrere der Wunder des alten Egyptens, der See Moeris und das Labyrinth ſich fanden, worüber nun jetzt ein helleres Licht verbreitet iſt. Die Provinz liegt bekanntlich in einer bedeutenden Entfernung weſtlich vom Nil: ſie betragt von Cairo bis Tamieh, dem nördlichſten Punct, 15 1/2 Lieues. Noch jetzt iſt ſie die fruchtbarſte Provinz. Getreide, Reis, Taback, Zucker, Indigo, ſelbſt Wein wächſt dort. Ihre Fruchtbarkeit verdankt ſie nur dem großen Unternehmen, durch welches die Gewäſſer des Nils in ſie geleitet werden. Ein Theil des Joſephs-Canals zwiſchen der Ebene Egyptens und Arſinoe hatte dieſe Beſtimmung. Ohne Nivellement war es nicht möglich, das Unternehmen auszuführen. Der Canal, ehe er in Fayoume eintritt, fließt hier zwiſchen zwey Bergen, und man ſieht deutlich, wie durch die Durchbrechung und Abtragung des Felſens ihm ſein Weg und der Eintritt in die Ebene bereitet iſt. Sie enthielt jenen im Alterthum ſo berühmten See Moeris, jetzt Birketel Karun genannt. Der alte Umfang dieſes Sees, der jetzt in Süden, nicht aber in Norden (wo ihn Felſen und Ruinen begrenzen) ſchon abgenommen hat, iſt gar nicht zweifelhaft. Er hatte über 40 Lieues. Sein jetziger Umfang iſt etwa 25 Lieues.

Nun folgt die Beſchreibung der Ruinen bey den Pyramiden von Hawarah, die man als die Ueberbleibſel des Labyrinths anſieht; und Vergleichung derſelben mit den Nachrichten der Alten.

Die Jeſuiter-Hölle und der Mönch Sarpi.

Es iſt hinlänglich in der Welt gerühmt worden, wie ſehr ſich der Jeſuiter-Orden vormals der Erziehung unſerer Jugend angenommen habe. Zu bedauern iſt es, daß ſie ſich zuweilen Undankbare auferzogen. Wir gedenken für die Kirchen- und Dogmengeſchichte unter andern des gelehrten Erzbiſchofs von Spalatro, Marco Antonio de Dominis, eines ihrer beſten Schüler, der hernach alle Waffen ſeiner Kenntniſſe und ſeines fein gebildeten Kopfs mit vielem Erfolg gegen den Pater Suarez und den Kardinal Bellarmin gewendet hat. Das war gewiß nicht recht, denn er hat in Rom dafür büßen müſſen. Doch dies im Vorbeigehen. Weniger bekannt ſind bis jetzt alle die feinen Erziehungskünſte, die die guten Väter ehedem angewendet haben, und die ſie, es iſt ihrer Einſicht zuzutrauen, in unſerer Zeit mit noch feinern vertauſchen werden. Eine Probe davon erzählt der gelehrte Serviten-Mönch Fra-Paolo Sarpi, in einem Briefe vom Jahr 1610 an den gelehrten Jacob Lechasser in

Frankreich. Er ſchreibt ihm: „Die Jeſuiten haben in einer Zelle ihres Hauſes in der Stadt (Venedig) die Hölle abmalen laſſen, mit allen Arten feuriger Pein, mit Glühpfannen, Bratſpießen u. ſ. w. und dazu Seelchen, welche gepeiniget werden. In dieſe Zelle pflegten ſie ihre Anhänger und Frommen zu führen, damit ſie ſie durch die Schreckniſſe deſto folgſamer machen. (Recht! Man kann ja nicht alles mit Liebe zwingen, das erfährt man alle Tage, und ein gemalter Zwang iſt doch noch immer der ſanfteſte.) Sie zeigten ihnen daher die Seelchen, denen ſie Namen gaben, wie ſie eben für die Begriffe des Beichtenden paßten; das iſt der und der; das iſt jener. Daher iſt bey uns Venetianern das Sprüchwort entſtanden: **Die Jeſuiten werden dich ins Teufelshaus malen laſſen.**“ (Li Gesuiti ti faranno dipingere a Casa del Diavolo.) Ein junger Mann, der Jurisprudenz ſtudirte, hat mir erzählt, man habe ihn auch dahin geführt, auf die bratenden Seelen gewieſen und geſagt: das iſt Alberico de Rosate, jenes Covarruvias, und was am wunderlichſten klang, hier iſt noch ein Platz für Menoch leer.

Es iſt zum Lachen, ſetzt Sarpi hinzu, aber mit Hülfe dieſer Poſſen üben ſie ihre Tyrannei über uns aus. — Der arme Mönch, dem niemand Gelehrſamkeit, Scharfſinn, Patriotismus und rechtliche Geſinnung abſprechen kann, hat doch ſeine Zeit nicht genug gekannt. Damals durfte man gegen gewiſſe Leute nichts ſchreiben, und überhaupt ſollte man nur **nachdenken** was andere **vordachten**. Es war wider den Anſtand, daß Jemand ein eignes Urtheil haben wollte, da damals blos gewiſſe Urtheile galten. Dem Sarpi ging es auch nicht ſo gut, daß er mit einer gemalten Strafe, oder höchſtens mit ein wenig Feſtung auf der Engelsburg, abgekommen wäre. Denn das Einemal wurde er derb mit Dolchſtichen gezüchtigt, und mehr als einmal iſt ſeinem Leben nachgeſtellt worden.

Da er doch einmal aus Eifer für die Sache nicht klug genug für ſich ſelbſt war, ſo iſt vielleicht an ihm zu loben, daß er bey den umgebenden Todesgefahren ruhig und ſtandhaft blieb, und ſich in ſeinen Briefen würdig darüber ausdrückt, wie uns wenigſtens ſcheinen will. —

(Ein Glück für den armen **Kotzebue**, daß die gemalten Höllen nicht mehr Mode ſind. Der neuliche Recenſent, in der Landsh.. Lit. Z.. hätte ihm gewiß einen Ehrenplatz, etwa neben Arnauld und Pascal angewieſen. Dieſe hatten ſich freilich auch einer eignen und offenherzigen Meinung unterſtanden, was die guten Väter nicht lieben. Es giebt freilich Dinge, die recht ſchwer zu lieben ſind, und uns will bedünken, daß vorzüglich die freien Urtheile darunter gehören.)

Notiz.

In der Histoire de la république de Venise von dem Grafen Daru lieſet man unter andern auch folgenden intereſſanten Zug:

Ein großer Herr, welcher nach Venedig gekommen war, wurde um eine anſehnliche Summe beſtohlen, worüber er ſo aufgebracht war, daß er ſich berechtigt hielt, auf die venetianiſche Polizey zu ſchimpfen, welche, wie er ſagte, nur die Fremden ausſpionirte, anſtatt für ihre Sicherheit zu wachen. — Einige Tage nachher reiſete er ab. Auf der Hälfte der Fahrt von Venedig nach der Meeresküſte hält ſeine Gondel auf einmal ſtill. Er fragt nach der Urſache. Seine Gondelführer antworten ihm, daß ſie durchaus keinen Schritt weiter dürften, weil ein Fahrzeug mit rothem Wimpel ihnen das Zeichen gäbe, beyzulegen. Sogleich erinnerte ſich der Reiſende ſeiner ausgeſtoßenen Reden und der unglückſeligen Beyſpiele und Begebenheiten, welche man ihm über dieſes Capitel in Venedig erzählt hatte. Mitten in den Lagunen, zwiſchen Himmel und Waſſer, ohne Hülfe, ohne Mittel zu entkommen, erwartet er ſo die Leute, welche ihm nachſetzen.

Sie kommen an, beſteigen ſeine Gondel und erſuchen ihn, ein wenig mit in die ihrige zu kommen. Er gehorcht, indem er die traurigſten Betrachtungen bey ſich anſtellt.

Mein Herr! redet ihn einer der Leute, welche ſich in dem Fahrzeug befanden, ernſthaft an: ſind Sie nicht der Prinz von Craon? — Ja, mein Herr. — Sind Sie nicht letzten Freytag beſtohlen worden? — Ja, mein Herr. — Um welche Summe? — Um 500 Ducaten. — Worin befanden ſich ſolche? — In einer grünen Börſe. — Haben Sie wohl Jemanden wegen dieſes Diebſtahls in Verdacht? — Einen dortigen Bedienten, welchen ich in Dienſt genommen hatte. — Würden Sie ihn wohl wieder erkennen? — Ohne Zweifel. Bey dieſen Worten ſtößt der Sprechende mit dem Fuße einen ſchlechten Mantel auf die Seite, deckt einen todten Menſchen auf, welcher eine grüne Börſe in der Hand hält, und ſetzt hinzu: Hier mein Herr! ſehen Sie, hier iſt die Strafe vollzogen; hier iſt Ihr Geld, nehmen Sie es wieder zu ſich; reiſen Sie weiter, aber denken Sie daran, daß man ſich nicht wieder in einem Lande betreten laſſe, wo man die Weisheit der Regierung verkannt hat.

Literariſches Wochenblatt.

4r Band. No. 47. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December.

Geſchichte der hundert Tage.

Ein Engländer, Namens Hobhouſe, hat ſehr intereſſante Briefe geſchrieben über die letzte Regierungsperiode Napoleons, nämlich von ſeiner Rückkehr aus Elba nach Frankreich an, bis zur Abreiſe nach Sct. Helena, oder vom 8. April bis 20. Julius 1815. Dieſer Zeitraum heißt in Frankreich vorzugsweiſe die hundert Tage; und daher kömmt es, daß die franzöſiſche, etwas abgekürzte Ueberſetzung dieſes Werks als histoire des cent jours erſchienen iſt.

Der Verleger Domère, wohnhaft in der rue du battoir zu Paris, wird zwar bey dieſer Unternehmung nicht reich werden, weil ſein Buch, dem Vernehmen nach, von der franzöſiſchen Regierung verboten iſt. Das ſoll aber wenigſtens nicht hindern, unſern Leſern das Pikanteſte als unſchuldige Unterhaltung daraus mitzutheilen.

Nach der Vorrede (ein prologus galeatus, der aber dem Verleger nur ein dünner Helm geweſen iſt, den der procureur du Roi mit einem Federſtrich ſpaltete) iſt die Tugend der Wohlthätigkeit bey den Bourbons ganz einheimiſch, ja ihnen zur andern Natur geworden, und der Chatoullier der Herzogin von Angouleme der beſchäftigſte Menſch von der Welt. (Dergleichen Beyſpiele finden ſich unter den deutſchen Fürſtinnen, in dem Verhältniß zu Frankreich wie 10 zu 1!) Der Vorredner meynt jedoch, nach dem Gewitterſturm einer Revolution gebe es noch etwas Verdienſtlicheres als Wohlthätigkeit, eine von der Religion empfohlne, von der Verfaſſungsurkunde (Art. 11.) vorgeſchriebene, vom König gern geübte, unſchätzbare Tugend, ſie heiße — Einigkeit und Vergeſſen (union et oubli!)

Erſter Brief. Die Engländer haben ſtolz behauptet, die Matroſen des den Exkaiſer nach Elba führenden Schiffs (l'Invincible, nur der Mann war es nicht, den das Schiff trug), hätten allen Schmeichelreden und Geſchenken Napoleons heldenmüthig widerſtanden und auch beim Ausſchiffen durchaus nichts angenommen, vielmehr barſch geantwortet: von Monſieur Bonaparten möchten ſie kein Douceur. Es kömmt aber jetzt heraus, daß die Herren Matroſen 400 vollwichtige blanke-Carolins in Golde von ihm gereicht und auch angenommen haben; und der Schiffshauptmann iſt ſogar aufs Kaſtell hingetreten und hat eine förmliche kleine Rede gehalten, in der er ſich bey „Seiner Excellenz" bedankte, und wünſchte, ſie möge (nämlich die Napoleoniſche Excellenz) recht lange und geſund auf Elba leben, und künftig in ihren Unternehmungen glücklicher ſeyn!! (das wäre doch naiver als naiv!)

Zweyter Brief. Hobhouſe reiſte aus den Niederlanden nach Paris. Er ging über Valenciennes und St. Quentin. In Valenciennes bekam er eine Einlaßkarte ins Königreich. In St. Quentin trat ein Zollofficiant heraus, beſah den Paß, ſtrich das Wort Königreich aus und ſetzte dafür Kaiſerthum; denn ſeit 3 Wochen war das Royaume plötzlich wieder zum Empire avancirt. Eilf Monate vorher war ihm derſelbe Spaß in Calais begegnet; da ſtand auf ſeinem Paß Empire, und man änderte es in Royaume. (Daß die Franzoſen ſo veränderlich ſind wie die Wetterhähne, wußten ſchon die Römer, denn ſie nannten ſie Galli.) Das Innere von Frankreich ſelbſt bot keinen weſentlichen Unterſchied dar, außer daß auf den Zeitungen und — Butterwecken die Lilie verſchwunden war. Eine Unzahl Curiere hatten die furchtbare Explosion, die in Frankreich aufs Neue eingetreten, nach allen Himmelsgegenden verkündigt; die äußerſten Enden von Rußland erſchraken darüber, (!) die chineſiſche Mauer bebte; aber in Frankreich war es ruhig, als wäre nichts geſchehen.

Napoleon machte ſeinen Marſch von Cannes nach Paris ohne alles Hinderniß; er fuhr in die Hauptſtadt, als ob er von ſeinem Landhauſe zurückkehrte. Hr. Hobhouſe erklärt alle Gerüchte von Unruhen in Paris für Mährchen. Er behauptet, die Bourbons hätten nur immer Dinge hören wollen, die ſie gewünſcht hätten, und wer ihnen Wahrheit berichtet habe, mit dem ſey es gleich aus geweſen. Zum Beweis erzählt er folgendes: Ein Freund der Bourbons, M... mit Namen, ſey nach Nordfrankreich geſchickt worden, um gute Nachrichten zu ſchreiben und der königlichen Sache Hoffnungen zu erregen. Er ſchrieb: im Departement Pas de Calais habe er nichts bemerkt, was auf eine Bewegung für die alte Dynaſtie hindeute. Man antwortete ihm: ſeine Nachrichten wären mißfällig geweſen und ſeine

Ausgegeben den [illegible] December.

Sendung ſey zurückgenommen. Hr. Hobhouſe erzählt hiezu als Pendant: Als Lord Caſtlereagh durch Paris gekommen, um nach Wien zu gehen, ſey ein wohlbekannter Engländer (es iſt Lord Kinnaird geweſen) zu ihm gekommen, ein Mann, der Paris und die beſſere Geſellſchaft durch einen zweymonatlichen Aufenthalt gekannt habe. Lord Kinnaird theilte Aufſchlüſſe mit über den Zuſtand Frankreichs, über die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Benehmen der königlichen Familie, über die ſchädliche Dienſtbefliſſenheit der Miniſter, über die Wahrſcheinlichkeit eines Sturzes der beſtehenden Verhältniſſe; und Lord Caſtlereagh antwortete bloß, „es ſey zu bewundern, wie ſehr der König in der öffentlichen Meynung gewonnen habe." Hätte Lord C. die Bourbons von der ihm mitgetheilten Lage des Königreichs benachrichtigt, vielleicht hätten ſich jene in Acht genommen und Ludwig XVIII. hätte ſeine Krone nicht verloren. (Etwas Wahres mag darin wohl liegen. Hohe Häupter und Staatsmänner ſehen es nicht immer gern, wenn man ihnen ſagt, wie es iſt. Sie ſollten aber denen, die ihnen die Wahrheit erzählen, lieber dafür die Hand drücken; denn dieſe ſind es, die es mit ihnen gut meynen. Und gerade von dieſer Seite empfiehlt ſich die Preßfreyheit als etwas Nützliches im Staate, weil ſie, bey manchem Falſchen und Uebertriebenen, doch auch viel Wahres in die höheren Regionen verbreitet, wohin es auf dem mündlichen Wege nicht zugelaſſen wird.)

Dritter Brief. Das ähnlichſte Bild von Napoleon hängt im Saale des Palais du Corps législatif. Sein Geſicht iſt ſehr blaß, ſeine Kinnladen breit, ſeine Lippen klein; ſie geben dem Munde etwas ungemein Liebliches. Es ſchien Angewöhnung, daß er die Lippen zurückzog, wie einer, der Tabak kaut; aber Hr. H. hat in Erfahrung gebracht, daß dieß daher rühre, weil er faſt immer ein Stück Regliſe oder einige Zuckerkügelchen im Munde habe, gegen den Huſten. Sein Haar iſt dunkelbraun und an den Schläfen dünn. Der Oberkopf kahl; daher ihn die Soldaten, wenn ſie recht zärtlich gegen ihn waren, nur ihr Kahlköpfchen hießen (notre petit tondu.) Dick iſt er eben nicht; aber ſein Bauch tritt doch ein wenig vor, ſo daß man unten an der Weſte das Hemd gewahr wird. (Jetzt würden ihn die Soldaten wohl ihr Dickbäuchelchen nennen müſſen, wenn Madam Bertrand und Madam de Montholon nichts dawider haben.) Man ſah ihn meiſt mit vorn oder auf dem Rücken zuſammengeſchlagenen Händen; doch that er ſie zuweilen von einander, und rieb ſich die Naſe, oder nahm einige Priſen Taback, oder ſah nach der Uhr. (Dazu brauchen andere Leute ihre Hände auch.) Oft entſtiegen ihm Seufzer und er verſchluckte den Speichel, als ob ihm die Bruſt weh thäte. Sprechen that er wenig, doch immer mit lächelnder, höchſt angenehmer Miene. Was um ihn her vorging, bemerkte er genau, und um die Gegenſtände deutlicher zu fixiren, zog er die Augenbraunen zuſammen. (Wir bitten, nicht außer Acht zu laſſen, daß Hr. H. hier zunächſt nur von der Revüe ſpricht, die Napoleon am 16. April 1815, auf dem Tuilerienplatze über die National-Garde hielt.) Er ſtand am Haupteingang des Schloſſes; links, dicht hinter ihm, ein Grenadier ohne Waffen; weiter zurück der Generalſtab. So wie die erſten Colonnen eines Regiments vorbeydefilirten, legte er den Zeigefinger ſeiner linken Hand an den Hut, um den Gruß zu erwiedern; aber den Hut nahm er nicht ab, auch der Kopf blieb unbewegt. Beym Vorrücken der Regimenter ſcholl es laut: vive l'Empereur! und mehrere Soldaten verließen die Glieder, mit Bittſchriften in der Hand, die der links hinten poſtirte Grenadier in Empfang nahm. Ein oder zwey Mal war der Bittſteller ungewiß, ob er aus dem Gliede heraustreten ſollte, und ſchon war die Gelegenheit faſt verloren, da bemerkte es Napoleon, winkte dem Grenadier, und dieſer eilte ſogleich hin und ließ ſich die Bittſchrift geben. Ein Kind, in franzöſiſcher Uniform, marſchirte vor einer Compagnie; es entſtand allgemeines Gelächter. Napoleon that jedoch, als ſäh' er es nicht, und kehrte ſich um, wie wenn er jemand hinter ihm etwas zu ſagen hätte. Darauf kam ein zweytes Kind, an der Spitze eines Regiments. Der Knabe, als Pionnier gekleidet, ging gerade auf den Kaiſer los; oben an ſeiner Pionnieraxt war ein Schreiben, das dieſer lächelnd in Empfang nahm und mit Wohlgefallen überlas. Es dauerte nicht lange, ſo drängte ſich ein Menſch von ſchlechtem Aeußern, in Halbuniform, mit einem Degen an der Seite, aus dem dichten Haufen des Volks oder der Garde hervor, und lief auf den Kaiſer zu. Schon war er ihm nahe, als der Grenadier zur linken und ein Officier einen Schritt vor thaten, ihn beym Kragen faßten, und ihn zurückſchoben. Napoleon ſchien dieß nicht zu rühren; er verzog keine Miene. Ohne im mindeſten aus der Faſſung zu kommen, gebot ſein Wink den Soldaten, ihren Gefangenen gehen zu laſſen, worauf der arme Schelm ſchnell hinzueilte, ſo nahe, daß er den Kaiſer berühren konnte, und nun in ſehr lebhafte Worte ausbrach, wobey er die Hand aufs Herz legte. Der Kaiſer hörte ihm ohne Unterbrechung an, und gab ihm eine, wie es ſchien, ſehr willkommene Antwort. (Mit welchen

Augen Hr. H. dieſen Vorfall geſehen, erhellet daraus, daß ihm über einen ſo gewaltigen Zug von Seelengröße Thränen — ſage Thränen!! — in die Augen gekommen ſind.) Die intereſſanten Intermezzo's bey dieſer Gardenparade waren noch nicht zu Ende. Ein hübſches Engliſches Bauermädchen war unter die Herren vom Generalſtab gerathen; ein Generaladjutant hatte die Artigkeit, ihr in der Nähe des Kaiſers einen Platz zu verſchaffen. Darüber entſtand unter den Officieren einige Bewegung, (mein Gott! iſt denn das zu verwundern? ein Officier iſt doch, ſo zu ſagen, auch ein Menſch.) Napoleon ſah ſich um, das Bauermädchen machte ihm ein Compliment, und er zog tief dankend den Hut. (Vermuthlich war ſie mit auf dem Invincible nach Elba geſchifft, und jetzt nach Paris gekommen, um zu zeigen, daß ſie zu dem Geſchlecht der Vincibles gehörte.) Das letzte Regiment der National-Garde war eben vorüber, da ſchloſſen 90 Schüler des Gymnaſiums Lycee Imperial den Zug, die ſofort aus Reih und Glied herbeyſtürzten, ebenfalls mit Bittſchreiben und lautem Freudenruf. Erſt jetzt zeigte Napoleon ein unzweydeutiges lebhaftes Vergnügen; er war über dieſen Anblick entzückt, lachte aus vollem Munde und wendete ſich bald dahin, bald dorthin, um ihnen etwas Freundliches zu ſagen. (Das hätte er können bleiben laſſen. Freundlich-thun gegen Schüler und Studenten gehört zu den demagogiſchen Umtrieben!) Nach der Parade war Audienz im Schloß. Unter den Militärs, die vorgeſtellt wurden, befand ſich auch ein Brigadegeneral, der ſonſt bey legitimen Souveränen weder grad- noch hoffähig geweſen wäre, nämlich — ein Neger.

Den Sonntag vorher hatte er die kaiſerliche Garde gemuſtert. Napoleon und die Soldaten waren vor Freude außer ſich. Als die Abtheilung der Garde, die mit ihm in Elba geweſen war, vorbeyzog, küßte er ihre Adler. Eine Dame, die in ſeiner Nähe ſtand, will gehört haben, wie er zum Marſchall Bertrand ſagte, indem er auf die Grenadiers, die vorauf marſchirten, hinwies: Et ils ne vouloient pas se servir de telles gens! Quelles bêtes!

Napoleon erſchien im Theater, welches voller war als je; ſelbſt das Orcheſter war mit Zuſchauern beſetzt, man ſchlug ſich um die Plätze. Das Trauerſpiel Hector ward gegeben. Ehe der Vorhang aufging, ertönte unter allgemeinem Zuruf und Einſtimmen das Siegeslied, und der Marſeillermarſch; die Refrains wurden tutti wiederholt. Ein Schauſpieler vom Theater Feydeau (Gavaudan) war mit auf dem Balcon; er ſang noch einige, zur Marſeillermelodie paſſende Verſe, und das ganze Haus wiederholte ſie enthuſiaſtiſch. In der dritten Scene trat Napoleon in ſeine Loge. Alle Zuſchauer erhuben ſich wie durch einen Zauberſchlag von ihren Sitzen, und ſtimmten einen Jubel an, der betäubend war und nicht enden wollte. Die Vivats dauerten fort, bis der Kaiſer rechts und links gegrüßt hatte und ſich niederſetzte. Das Stück ging nun von vorn an. Was nur irgend auf die Rückkehr des Tageshelden Bezug hatte, ward mit lauten Beyfallszeichen aufgenommen. Bey den Worten:
Enfin il reparait; c'est lui ... c'était Achille!
ſtand das ganze Parterre auf und unterbrach den Schauſpieler durch Jubelruf. Hr. Hobhouſe beobachtete den Kaiſer ſehr genau. Er hörte aufmerkſam zu, und ſchien auf die Freudenbezeigungen der Zuſchauer nicht zu achten. Als das Stück zu Ende war, zog er ſich eilig zurück, und das Publicum hatte kaum Zeit, ihm die Abſchiedshonneurs zu machen. Talma ſpielte den Hector, und Napoleon konnte ihn, wie Hr. H. erzählt, wohl leiden. (Gleich und gleich geſellt ſich gern. Talma iſt ein Kaiſer auf der Bühne, und Napoleon war ein Schauſpieler auf dem Throne. Als Napoleon nach ſeiner Rückkehr aus Elba ſeinen Freund Talma zum erſtenmal wiederſah, ſagte er zu ihm mit holder Vertraulichkeit: „Chateaubriand verſichert, Sie gäben mir Unterricht in der Manier den Kaiſer zu ſpielen; und fürwahr, ich bin ihm für dieſes Compliment ſehr dankbar, denn ich darf annehmen, daß ich dann meine Rolle ziemlich gut geſpielt habe.“ Die Bekanntſchaft ſtammte übrigens aus der Zeit her, wo Napoleon als Subalternofficier zu Paris in Garniſon ſtand, und von Talma oft ein Freybillet ins Theater erhielt.) *)

(Beſchluß folgt.)

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Bühne.

Im dritten Bande ſeiner „ſämtlichen dramatiſchen Werke,“ giebt der Dr. G. Reinbeck in 14 Briefen an einen Freund eine Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes unſerer Bühnen, die nichts weniger als ſchmeichelhaft iſt. Nach ihm liegt unſere Schauſpielkunſt im ärgſten Argen, und Deutſchland hat nichts als unwiſſende Directoren (des Theaters nämlich) und elende Hiſtrionen, (lieſt der Herr R. die Abendzeitung und die Ele-

---

*) Einige reiſende Engländer beſuchten kurz nach Napoleons Abreiſe von Elba die Wohnung, die er innegehabt. Sie war noch ganz ſo, wie er ſie verlaſſen hatte. Im Bibliothekzimmer waren beſchriebene Papierſchnittchen umhergeſtreut, und auf dem Tiſche lag ein Leben Carls V. aufgeſchlagen, worin er den Abend vor ſeiner Einſchiffung geleſen hatte. Karl V und Napoleon! Jener zuletzt ein Mönch, dieſer —. Heilige Geſchichte, bitte für ihn!

gante nicht? da klingt es ganz anders.) Vorzüglich iſt es nun zwar im Allgemeinen weder mit unſern Theater-Directionen noch mit den Schauſpielern beſtellt, ſo arg jedoch wie der Hr. Doctor es in ſeinem Eifer macht, iſt es denn aber doch nicht. Wenn auch ſeit der Zeit, daß die ſogenannten Spektakel- und Ritterſtücke, ſich ungebührlich des Raums der deutſchen Bühne bemächtigt haben (woran aber immer nur die heißhungrige Schauluſt des Publikums vorzüglich ſchuld iſt) die wahre Kunſt des Schauſpielers, richtige Declamation und Mimik ſehr in's Gedränge gerathen ſind, ſo daß ſie faſt ſelten werden: ſo ſind ſie doch noch nicht ganz verſchwunden, und es giebt noch immer in Deutſchland der wackern, in ihrer Kunſt volle Anerkennung verdienenden Schauſpieler genug, nur daß ſie ſehr oft nicht auf dem Platze ſtehen, den ſie verdienen, weil Andere, die nicht ſind wie ſie, aber beſſere Connexionen hatten, oder beſſer zu kriechen verſtanden, ihn inne haben und, weil einmal in Deutſchland, nach löblicher hergebrachter Sitte, die Kunſt nach Brode gehen muß und nur ſehr, ſehr ſelten, von denen, denen es obliegt ſie zu ſchützen, belohnt und gehoben wird, es ſey denn daß ſie ſich genug herabläßt um mit gehöriger, wo möglich fremder Charlatanerie, aufzutreten. Daher der Mangel wahrer Künſtler, in jeder, und auch dieſer Art; daher der Ueberfluß von Hiſtrionen, auch in jeder Art, deren Streben nur dahin gerichtet iſt, der Maſſe, von welcher Goethe im Fauſt ſagt: „bei deren Anblick uns der Geiſt entflieht," zu gefallen, weil dieſe Maſſe, eben als Meſſe, das Brod giebt um das wir alle doch täglich, mehr oder minder beten, indem der Menſch, zwar nicht vom Brod allein, aber doch ohne daſſelbe, gar nicht leben kann.

Was nun die Theater-Directionen anbetrift, gegen welche der Vf. (warum? zeigt vielleicht die Folge) ſehr piquirt iſt, ſo verdiente nicht außer Acht gelaſſen zu werden, daß das Geſchäft ein Theater zu dirigiren, vielleicht das undankbarſte und ſchwerſte unter allem Undankbaren und Schweren iſt. Denn (daß die auch häufigen, unwiſſenden, ungebildeten, nur auf ihren Beutel ſpeculirenden Theater-Directoren, nicht vertheidigt werden ſollen, verdient wohl kaum bemerkt zu werden.) Es iſt wahrlich keine Kleinigkeit, zwiſchen den ſtets ſich ſteigernden Anſprüchen des Publikums und den immer mehr ſich mindernden Gewährniſſen deſſelben (welches faſt in unſeren Tagen in gleicher auf- und abſteigender Progreſſion zu ſtehn ſcheint) und den von Jahr zu Jahr wachſenden Forderungen und Anmaßungen der Schauſpieler, ſich glücklich durchzuwinden und leichter mag oft dem Schiffer die Fahrt zwiſchen Scylla und Charybdis werden, als dem Theater-Director die zwiſchen den Ehre- Geld- und Ruhe-verſchlingenden Felſen des Verlangens von Außen und der Anmaßung von Innen.

Aber nicht allein mit den Schauſpielern, und ihren Directoren, ſondern auch mit den Theater-Dichtern, hat es Hr. R. zu thun; doch kommen dieſe im Ganzen noch ziemlich leidlich weg (Kotzebue'n wird gerade nicht alles Talent für's Luſtſpiel abgeſprochen und er ſoll wirklich einige ganz leidliche Stückchen geſchrieben haben!!!) deſto ſchlimmer ergeht es aber bei Abhandlung dieſes Gegenſtandes (dem Luſtſpiel) den armen Darſtellern deſſelben. (Im Ganzen wird auch hierbei zu wenig das Wenige betrachtet, was im Ganzen das Publikum für die Bühne thut.) Was dagegen der Vf. über die oft ſchlechte Beſetzung der Rollen ſagt, ſelbſt da, wo ſie den vorhandenen Kräften nach, beſſer beſetzt werden könnten; über die wenige, oft auffallend genug zu ſpürende, feine, geſellſchaftliche Bildung der deutſchen Schauſpieler; über das outriren der Komiker; (iſt Schuld des Publikums; warum pocht es den Schauſpieler nicht augenblicklich aus, der, aus den Grenzen der Komik tretend, zum gemeinen Poſſenreißer ſich ſelbſt erniedrigt.) über das Extemporiren und Einſchieben von oft ſchalem Witz; und über oberflächliches Memoriren (iſt auch, zum Theil, Schuld des Publikums; weil der Schauſpieler ſein Gedächtniß durch Erlernung immer neuer Rollen, überfüllen muß; denn Neues ſoll's ja immer ſeyn.) dieſes alles iſt größtentheils wahr und beweiſt, daß dem Vf. die Breterwelt nicht fremd geblieben iſt, obſchon er ſie mit ein wenig zu gefärbten Gläſern betrachtet.

Lächeln erregen dagegen Ausſprüche, wie: „Ifflands Theaterſtücke laſſen ſich recht gut leſen, die von Kotzebue gewinnen nur in der Darſtellung. (Wirklich? Nun ſo ſind ſie doch dazu, wozu ihr Vf. ſie ſchrieb, gut. Uns ſind dagegen andere von Andern bekannt, die weder in der Darſtellung noch im Leſen zu ertragen ſind.) Seit zehn Jahren ſoll ſich in Deutſchland im Luſtſpiel eine gewiſſe lüſterne Frivolität eingeſchlichen und nur eine dramatiſche Dichterin, Frau v. Weißenthurn, ſoll eine andere und würdigere Anſicht in ihrem Luſtſpiel: Welche iſt die Braut, aufgeſtellt haben. (Wir hoffen die gute Dame in Wien wird ſich für dieſes, ihr gewiß noch von keiner andern Seite gekommenes Compliment, ſchuldigſt bedanken.) Das Taſchenbuch von Kotzebue, wird als etwas arg verfehltes erwähnt, wo der Poſſe aber gedacht wird, dem Freunde gerathen, wenn irgendwo eine ſolche durch den Anſchlagezettel angekündigt wird, ja nicht in's Theater zu gehen, wenn er ſich den Geſchmack daran nicht ganz verderben will, denn die Poſſe des Dichters bekäm' er doch nicht zu ſehen, ſondern nur eine Traveſtirung und, nun ſolle er ſich das Ungeheure denken: eine traveſtirte Poſſe! Geſchrieben ſind übrigens, ſagt der Vf., dieſe Briefe ſchon 1807. Mehrere derſelben wurden im folgenden Jahre im Morgenblatt abgedruckt (deſſen Redacteur der Vf. eine Zeitlang war.) Seitdem ſind nun zehn Jahre verfloſſen und (fährt Hr. R. fort.) ich geſtehe, daß ich bey der genaueſten Durchleſung nichts finde, was nicht auch noch auf den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Bühne paſſen ſollte, nur daß dieſe in ſich ſelbſt bei weitem weniger feſt und doch ſteht, als vor zehn Jahren. Jeder dramatiſchen Literatur hat ſich ſeitdem im Trauerſpiel die myſtiſche Tendenz der neuern Poeſie geltend machen wollen (das ſey dem Himmel geklagt) und ſich in Müllners Schuld in ihrer höchſten Glorie offenbart, im Yngurd dagegen habe der Dichter mehr in einem fremden als in ſeinem eigenen Geiſte gedichtet, deswegen behaupte aber der König Yngurd doch einen ſehr ehrenvollen Platz neben andern Meiſterwerken (das meinen wir auch) und es wäre wirklich ein Verluſt, wenn der geniereiche Dichter ſeine, durch die Verkehrtheit unſerer gegenwärtigen Bühnen veranlaßte, öffentlich ausgeſprochene Drohung wahr machte und ein Feld verließ, auf dem ihm gewiß der unverwelkliche Lorbeer blühen wird. (Der Dichter hat uns mit einem neuen Stück, „die Albaneſerin," beſchenkt, welches bereits in Braunſchweig in die Scene geſetzt worden iſt.)

Wenn man dieſe Briefe durchleſen und die große Strenge und Anſprüche erwogen hat, die ihr Vf. aufſtellt, ſo kann man nicht anders als mit ſehr geſpannter Erwartung ſich an die Leſung der noch in dieſem Band ſich befindenden Theaterſtücke machen, die, von Hr. R. verfaßt, nothwendig nach jenem vorher von ihm ſelbſt geſchnitzelten Maasſtab müſſen gemeſſen werden. Es ſind deren drey, ein Schauſpiel, eine Poſſe und ein Luſtſpiel: (Der Vf. hat alſo, wie man mit einem Schlag zwey Fliegen klappt, mit einem Male hier in einem Bande der Welt gezeigt, was er in allen dramatiſchen Fächern zu leiſten vermag; denn ſeinen Beruf zur Tragödie, der gewiß ausgezeichnet ſeyn muß, hat er früher bewieſen durch die Verbeſſerung des Schillerſchen Fiesko,) und alle drey ſind — ſehr vorzüglich; wenigſtens verſichert dieß ihr Verfaſſer in einer einem jeden dieſer Stücke angehängten Nachſchrift. Der fatale Umſtand, daß dieſe ſehr gediegenen Sachen doch, trotz ihrer Gediegenheit, kein ſo ſonderlich Glück machten und von den mehrſten Theatern unbenutzt remittirt wurden, beruht, wie jeder leicht einſehen wird, der die Briefe und die Nachſchriften geleſen, einzig auf der Ungebildetheit der Directionen und der Jämmerlichkeit der Schauſpieler, die nicht im Stande ſind ſo gute Sachen gut darzuſtellen, ſondern ſie verballhornen, wodurch ſie denn natürlich dem Publikum mißfallen, ſtatt daß ſie ſonſt Enthuſiasmus würden erregt haben. Sollte man einwenden, Kotzebue's Stücke gefallen doch, wenn dieſe elenden Schauſpieler ſie aufführen, ſo dient zur Antwort: Kotzebue ſchrieb zwar ſchlecht (das haben ja die Herren Schlegel und Conſorten oft genug und der Hr. Franz Horn freundlich genug bewieſen) aber für ihn hat einmal Publikum, Theater-Direction und Schauſpieler, eine ungebührliche Vorliebe, und ſo verwerflich dieß auch iſt, und ſo viel Mühe ſich auch viele fromme und nichtfromme Herren täglich in zahlloſen Zeitſchriften längſt gegeben haben, dieß klar darzulegen, ſo will es immer noch nichts helfen, und wenn dieſes Mannes hundertmal ſchon vorgeweſene Stücke angekündigt ſind, ſo wird in der Regel das Theater voller, als wenn die ſchulgerechteſte Tragödie eines neuen Myſtikers dargeſtellt wird.

„Das Schauſpiel: die beiden Wittwen, (ſagt in der Nachſchrift Hr. R.) war ein Verſuch, ohne eine Liebesintrigue auf der deutſchen Bühne, ein lebhaftes Intereſſe zu erregen, und zwar ohne das Motiv des Tragiſchen oder Lächerlichen, daher ich's ein Schauſpiel nenne, obgleich die heitere Haltung des Ganzen es zu dem Namen Luſtſpiel zu berechtigen ſcheinen könnte. (Uns iſt es beim Leſen als ein Gähnſpiel erſchienen.) Ob es mir in Hinſicht des Intereſſe auf der Bühne damit geglückt ſey? Nach der Aufnahme, welche das Stück im Manuſcript bei den Directionen, denen ich's zuſandte, gefunden hatte, müßte ich daran zweifeln, wenn nicht der Erfolg deſſelben auf der Breslauer Bühne 1807 dieſen Zweifel wieder zweifelhaft gemacht hätte." (Alſo waren doch bei Einem Theater die Schauſpieler hinreichend gut um ein Stück nicht durchfallen zu machen.) Von den Charactern die der Vf. in dieſem Stück vorführt, läßt ſich weiter nicht viel ſagen, als daß ſie zum Theil recht maſſiv derb, dabei aber ungemein ehrlich und großmüthig und faſt durch die Bank alle moraliſch ſind, daß gegen dieſe Seite ihres Seyns auch der ſtrengſte Sittenrichter nichts wird einzuwenden finden. Hinſichtlich dieſem, ſo wie der bis zur Grobheit ſtreifenden Derbheit des Schornſteinfeger-Meiſters Brand-

[illegible] (einer Hauptperſon) erinnert dieß — Schauſpiel ſtark an mehrere Ifflandſche Stücke dieſes Genres, wo auch des gemeinen Lebens Tugenden und Untugenden, verſetzt mit der gehörigen Portion Grosmuth, in einem treuen aber langweiligen Spiegel uns vorgehalten werden: wobei einem jedoch ſtets Schillers Ausſpruch: „aber dieß habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe.“ unwillkührlich einfällt.

Ueber die Poſſe: der Schuldbrief, (vom Vf. nach einer franzöſiſchen Poſſe von Hauteroche, frey bearbeitet) ſagt die Nachſchrift: In Weimar ward es (bei der Aufführung) etwas ſtark aufgetragen, in Stuttgardt gefiel es anfangs, ſpäter aber mißfiel es, weil ein Schauſpieler im Charakter des Pachters, alle Gränzen überſchritt und den guten Geſchmack beleidigte; in Wien, ſoll es ausgepfiffen worden ſeyn. (Dieß verdient dieſe Poſſe nun nicht, die, unter den drey hier gegebenen Stücken auf jeden Fall das Beſte iſt und gut dargeſtellt, ſeine Wirkung ſchwerlich verfehlen kann.) Das dritte, der Quartierzettel, ein Luſtſpiel, iſt nach einer Erzählung von Langbein dramatiſch bearbeitet, und ſoll (der Nachſchrift des Vf. nach) in Berlin und Prag wohl gefallen haben. Demungeachtet erbarmte ſich ein Recenſent im nun verſchollenen, Berliner dramatiſchen Wochenblatt, darüber und riß es gewaltig herunter. Andern Bühnen, wie denen in Berlin und Prag, hat der Vf. ſein Stück wohl mitgetheilt, aber von Wien, wo es über Jahr und Tag lag und bereits angenommen war, es doch zuletzt ohne Honorar zurück erhalten. In Stuttgardt wurde es angenommen, ehe man des Vf. Namen wußte, von der Theater-Cenſur die Aufführung aber unterſagt, als man dieſen erfuhr. Von Prag erwartet übrigens der Vf. ſowohl für dieſes Stück, ſo wie für ſein Trauerſpiel: Gordon und Montroſe, noch immer ſein Honorar. Die Bühnen von Hamburg, Breslau und Frankfurth, ſandten ihm ſein Luſtſpiel auf ſeine Koſten zurück. „Nun — ſo ſchließt er dieſen Bericht — gutes, deutſches Publikum, wundere dich noch über den Mangel an neuern dramatiſchen Werken auf deiner Bühne!“ (Mangel an neuen Werken wird gerade nicht geſpürt, aber wohl an guten, beſonders — Luſtſpielen. Was ſo jetzt zu Tage gefördert wird, gewährt in der Regel wenig Luſt und auch dieſer Quartierzettel des Hrn. R. (wir müſſen es offen bekennen) hat uns deren keine verſchafft und dürfte ſchon wegen ſeines ſehr matten Ausgangs wenig Glück auf der Bühne machen. Die darin vorkommenden Charaktere ſind ſämmtlich ſchwache Nachklänge von uns von Kotzebue vorgeführten beſſer und witziger gehaltenern.)

Theologiſcher Brief.

Meine Freundin!

Ich habe lange inne gehalten, Sie von theologiſchen Neuigkeiten zu benachrichtigen. Das Zetergeſchrei, welches der gute Mann an der Oſtſee weit und breit veranlaßt hatte, hatte in der Länge der Zeit meinen Ohren ſo wehe gethan und meinen theologiſchen Magen ſo mit Ekel angefüllt, daß ich nichts mehr hören mochte, und nach gar keiner theologiſchen Garküche mehr Appetit verſpürte, ja nicht einmal die Küchenzettel ſehen wollte, aus Furcht der alten loſen Speiſe, die ich ſchon ſo oft aufgewärmt, verſalzt und verpfeffert geſehen und gekoſtet hatte.

Jetzt iſt dieß Zetergeſchrei zu Grabe gegangen. Ich ſtelle keine Klageweiber bei die Leiche, und kein Denkmahl auf ihr Grab, und mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit vor Geſpenſtern, ſeyen ſie gute oder böſe Geiſter, loben ſie Gott den Herrn, oder den — Gott ſey bey uns! — ſpreche ich: laſſet die Todten ruhn! Auch Sie, Freundin, Deren zartes Herz ſonſt ſtets über Erblichene und Heimgegangene weint, werden ſich über dieſen Fall nicht härmen. Im Gegentheil hoffe ich von Ihrer chriſtlichen und menſchenfreundlichen Geſinnung, daß Sie mit Freuden Ihre ſchönen Hände darbieten werden, um einen dichten Schleier zu machen, und ſollten Sie auch wie Penelope arbeiten, in welchen gewickelt wir die Acten dieſes Spectakels irgend einem gefälligen Mammlucken übergeben wollen, um ſie für ewige Zeiten in Aegyptens Sandwüſten unter den Trümmern des Jupiter Amonstempel zu begraben.

Sie fragen in Ihrem geehrten Schreiben nach chriſtlichen Predigten — nicht wie wir ſie jetzt oft hören, und wie ſie wohl auch in einer Synagoge, oder Moskee gehalten werden konnten — über Menſchenwürde, Freyheit, Treu und Glauben, über Rechte der Völker u. ſ. w. Warten Sie. Ich denke, die dießjährige Feier des achtzehnten Octobers bringt manche Jubelpredigt über dieſe Themata. Auch hoffe ich, daß dießmal unſre Prediger die Bergfeuer als recht fatale und unnütze Spielereien darſtellen und zeigen werden, wie weit chriſtlicher und zeitgemäßer es ſey, das dazu nöthige Geld zu nehmen und es den Armen — Deutſchland iſt recht arm!   zu geben. cf Judas im Evangelium. Wozu die Feuerrothe, die Gluthen auf den Bergen; ſie ſitzen vielen Deutſchen jetzt auf dem Geſichte! Und die Schaam koſtet kein Geld, wie das Holz. Bei dieſem löblichen Unternehmen wünſche ich Jedem die hinreiſſende Beredtſamkeit des engliſchen Predigers George Whitfield, davon uns Franklin folgendes erzählt und was ich Ihnen mit Ihrer gütigen Erlaubniß mittheilen will. Franklin ſagt:

„Einige Zeit nachher, als mich Whitfield beſucht hatte, um mein Urtheil über die Gründung eines Waiſenhauſes in Georgien, welcher ich durchaus entgegen war, zu vernehmen, war ich gerade in der Kirche, als er predigte, und ich merkte bald, daß ſein Vortrag dießmal auf eine Collecte für jenes Waiſenhaus hinauslaufen würde. Ich beſchloß daher, um mit mir ſelbſt über meine frühere Anſicht einig zu bleiben, im Stillen, er ſollte von mir nichts dazu erhalten. Ich hatte eine Hand voll Kupfermünze in der Taſche, einige Silberthaler und 5 Piſtolen in Golde. Als er weiter redete, gab ich nach, und dachte: die Kupfermünze mag es werth ſeyn. Nach einem neuen Abſchnitte der Predigt fand ich dieß doch zu wenig; ich nehme mir vor, Silber zu geben. Aber nein! Er endete ſo herrlich und hinreiſſend, daß ich meine ganze Taſche für die Collecte ausleerte, und Gold und Alles hingab, was darin war.“

Was weitere literariſche theologiſche Neuigkeiten betrifft; ſo habe ich ein gar herrliches Buch zur Hand von Hrn. Greiling aus Aſchersleben:

Ueber die Urverfaſſung der Apoſtoliſchen Chriſtengemeinde, oder bibliſche Winke für die Evangel. Synoden 1819.

Der gute Mann erwartete viel, wie manche ſeines Gleichen, von dem ausgeſprochenen guten Willen deutſcher Fürſten, zur Ehre Gottes und zum Frieden der Menſchheit die Kirche aus ihrer zeitherigen Schmach wieder herauszureiſſen, nachdem ſie ſelbſt — herausgeriſſen wären.

Haben Sie vielleicht im Laufe der Zeit viel Erſprießliches von den Früchten dieſes guten Fürſtenwillens gehört? Oder lebt vielleicht bei Ihnen ein Dichter Sperling, der auf das Reſultat der Synoden in überſchwänglicher Begeiſterung eine Ode gemacht hat?

Es muß wahr ſeyn, wenn der Verf. ſagt: „die erſten Chriſtengemeinen ſind das Paradies der Chriſten, und in dem Zuſtande der Sünde blickt die Kirche mit Sehnſucht nach der verlornen Unſchuld zurück!“

In dieſer Urverfaſſung ꝛc. erſcheint auch Ihr Geſchlecht, meine Freundin, in ſeinem ſchönſten Lichte unter dem Bilde der alten Diaconiſſinnen, deren heilig Amt war, für Waiſen und Wittwen, für Arme und Kranke zu ſorgen:

Brüderlich ſind dort die Verhältniſſe der Kirchendiener gegen einander. Da ſieht ſelbſt kein Apoſtel mit der hohen Miene auf einen Mitälteſten herab, wie etwa heutiges Tages ein hochwürdiger Conſiſtorialrath auf einen hochwohlehrwürdigen demüthigen Paſtor.

Hören Sie ferner die weiſen Grundſätze apoſtoliſcher Wittwen- und Armenordnung, und theilen ſie gelegentlich zu Nutz und Frommen Ihrer Armendeputation mit:

1) In einer chriſtlichen Gemeine ſoll es weder Nothleidende, noch Bettler geben.
2) Jede Gemeine ſoll ihre Arme unterſtützen und nach Umſtänden gänzlich verſorgen.
3) Dabei ſoll nicht blos auf Bedürftigkeit, ſondern auch auf Würdigkeit geſehen werden.
4) Ausgeſchloſſen von der Gemeineverſorgung ſind laſterhafte, liederliche Perſonen, ferner ſolche, welche noch Kinder und Enkel haben, die den Eltern Gleiches vergelten können und ſollen. In dieſem Falle ſoll die Gemeine nicht beſchwert ſeyn.
5) Dabei ſoll man nicht ſtümpern, ſondern die rechten und würdigen Armen recht verſorgen und gegen Mangel ſchützen. —

Welcher Vernünftige — der ein Geiſt aus Gott iſt — denn es giebt Vernünftige, die nicht Geiſter aus Gott ſind — ſtimmt nicht dem Verfaſſer bey, wenn er bei Stellung der Kirche ſagt: Nicht Einheit ſei ihre rechte Stellung mit dem Staate, ſondern Eintracht. Beide ſollen in treuem Freundſchaftsbunde leben, Hilfe nehmend und Hilfe gebend, in einem offnen, ehrlichen und zu Rechte beſtändigen Vertrage. — Doch auf verſchiedenen Landtägen iſt mancher Tanz getanzt worden à l'Antichrist, woraus man ſehen kann, daß dieſe Stellung dort nicht beliebt wird.

Gleichen Beifall an und für ſich muß die Forderung finden, daß die Gemeinen nach ächt apoſtoliſchem Brauche ſich ihre Lehrer ſelbſt wählen. Aber freilich da ſtehen wohl Kabalen vor, die anderswo nicht vorfallen (?); wäre auch ganz wider die höhern Anſichten der Zeit. Und was ſollten dann die Conſiſtorien anfangen mit ſo manchem armen Hirtlein? Das fänd nie eine Heerde zu weiden! Nein, nein; es iſt beſſer, man nimmt der Gemeinde, wo es beſtand, das alte gute Recht, und giebt wenigſtens hier dem Bauer, dem ſonſt immer nur genommen wird. Die armen dummen Teufel werden, wenn ſie ſich mucken, gefordert, bedroht: ſie müſſen nehmen was man giebt — den Seelſorger? — und ſomit abgethan!

Ueber die Kirchenzucht, beſonders hinſichtlich der dahin abzweckenden Schuderoffſchen Vorſchläge, wird leider! manches Wahre geſagt. Wem liegt jetzt viel an Kirchenämtern, an Gevatterehre? Die

Behörden brauchten gar nicht zu unterſagen, 4 oder 5 oder 6 Pathen zu nehmen. Es finden ſich kaum drei, zu denen der Prediger ſagen kann: dieß gedenket ihr doch gern zu thun? Vielen iſt es ferner ganz Einerlei, ob ſie getraut werden nach kirchlichem Brauche oder nicht. Auch fehlt es nicht an großſinnigen Diogeneſſen, denen es Einerlei iſt, ob ſie mit Poſaunen, oder Nachtwächterhörnern, in geweihete Erde oder — anders wohin begraben werden.

Dieſes Schriftchen von Gr. betraf nun mehr das Formelle der Kirche; laſſen Sie mich auch etwas Spirituelles (Hochmüthiges?) darauf ſetzen. Herr Meineke in Quedlinburg (leſen Sie nicht etwa Reinecke; es möchte Sie ſonſt an Reinecke Fuchs erinnern) hat uns den Entwurf eines allgemeinen Sympols der vereinigten Evangeliſchen Kirche gegeben. Es iſt ein recht verſtändiger und pfiffiger Mann, der Allen Alles ſeyn will, und ſich benimmt, um es mit keiner Parthei der Partheien ſo eigentlich zu verderben. Welcher Fahne er aber am meiſten folgt, mag Ihnen folgendes ahnden laſſen:

> „Ich glaube nicht ſo wohl an Jeſu Perſon und Geſchichte, als vielmehr an ſeine Lehre ꝛc. Ueber ſeine Geburt, Wunderthaten, Auferſtehung ꝛc. behält ein Jeder das Recht, ſeiner eignen Ueberzeugung folgen zu dürfen!“ — So! So!

Iſt dieß der lieben Chriſtenheit erlaubt; ſo wird es auch wohl Ihnen, liebe Freundin, erlaubt ſeyn müſſen, nicht meiner getreuen offenbarenden Verſicherung hinſichtlich der Fortdauer meiner freundſchaftlichen Geſinnung gegen dieſelben, ſondern Ihrer eignen Ueberzeugung zu folgen. Ich laſſe Ihnen dieß ſchöne Recht einer freien Seele; hoffe aber, es werde Ihrer Orthodoxie keinen Eintrag thun, mit der Sie mich bisher hieltet für

Ihren ergebenſten Freund und Diener
Wahrlieb Chriſt.

Krieg Napoleons gegen Rußland 1812 und 1813.

Vom Badiſchen Oberamtmann v. Liebenſtein zu Lahr. Frankfurt b. Herrmann. I. u. II. Theil 1819.

Die Erſtlinge des V., der es offen erklärt „daß er ſich einen Platz unter dem kleinen Häuflein ächter deutſcher Geſchichtſchreiber erringen wolle.“ Daß er ſichs nur nicht zu leicht vorſtelle! Unpartheilichkeit iſt löblich handgehabt worden. Der Stoff ſelbſt iſt für die Geſchichte freilich faſt noch zu neu; und um ſo ſchwieriger die Aufgabe für den, der nicht ſelbſt Augenzeuge und Genoſſe war, deren wohl noch viele abzuhören ſind. Die gar ausführlichen Kriegs- und Schlachtberichte, obgleich ein Material der Geſchichte und nützlich dem Kunſtverſtändigen, können doch in Zukunft kein Beſtandtheil der Erzählung ſelber bleiben.

Kutuſow, aus einer alten adelichen Familie Rußlands geb. 1745, trat 1759 in Kriegsdienſte, wurde 1761 Offizier; diente im polniſchen und türkiſchen Krieg unter Katharina mit langſamen Aufſteigen; bei der Belagerung von Okzakow erhielt er eine Wunde am Schlaf, die ſein Auge beſchädigte und ſein Geſicht ſehr verunſtaltete. Von dieſer Zeit an widmete er ſich mehr der Diplomatik; 1805 aber führte er das Ruſſiſche Hülfsheer, zog ſich von Braunau nach Mähren zurück und führte den Oberfehl bei Auſterlitz, wo er mit der Schlacht auch eine längere Zeit das Vertrauen der Regierung verlohr. 1811 aber kam er wieder an die Spitze eines Ruſſiſchen Heers an der Donau; und nach dem allgemeinen Unwillen über Barclais Heerleitung, der kein eingebohrner Ruſſe war, lenkte Kutuſow durch ſeine tiefe Verſchlagenheit die Stimme des Volks auf ſich, der auch der gütige Alexander nachgab, und ihn alsbald, gleichſam zur Belohnung im Voraus, in Fürſtenſtand erhob. Kutuſow ſuchte ſich ſodann dem gläubigen Volk allenthalben im Licht eines von Gott ſelbſt geſendeten und geweihten heiligen Heerführers darzuſtellen, womit ihm die allgemeine Begeiſterung des Volks vollkommen gelang. (Neueſter Zeit haben überhaupt nicht mehr die Jungfrauen von Orleans, ſondern die alten Männer, Kutuſow, Blücher, helfen müſſen.)

Moskau; in ihrer Anſicht mehr eine aſiatiſche als europäiſche Stadt und ein Stapelplatz des Handels zweyer Welttheile, im Umfang 6 geographiſche Meilen mit 9000 größern Häuſern und 330 Kirchen, aber nur 400,000 Einwohner enthaltend, wurde erbaut 1155 vom Großfürſten Georg und 1340 von den durch die Mogolen aus Wladimir vertriebenen Zaren zur neuen Reſidenz gewählt. Sie iſt ſchon früher zweimal vom Grundaus zerſtört geweſen; 1571 durch die Tataren, wobei 30000 Einwohner ums Leben kamen, und 1611 von den Polen, wobei 60000 Einwohner zu Grund giengen. Die neueſte freiwillige Zerſtörung, wovon die Selbſtzerſtörung von Sagunt und Numantia im Kleinen ein Vorbild war, ſey in keinem Fall ein Werk der Regierung, aber des Adels, mit Vorwiſſen des Feldherrn Kutuſow geweſen. — Als auf dem ſchrecklichen Rückzug ein franzöſiſcher Soldat ſeinen Oberſten, den er für erfroren hielt, plündern wollte, rief ihm dieſer entgegen: Peste! je ne suis pas mort. Ruhig antwortete der Soldat: J'attendrai, mon Colonel!

Literariſches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

4r Band. No. 48. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December.

Abſchiedswörte der Weimariſchen Preßfreiheit.

Was Frechheit hat verbrochen
In ihrem tollen Braus;
Das wird an mir gerochen,
Treibt mich zum Thor hinaus.
Den Finger auf der Lippe,
In tiefer Bruſt den Schmerz,
Erblick' ich Cenſors Hippe
Und fliehe Himmelwärts.
Vernehmet nun da unten,
Den letzten Wunſch von mir;
Macht noch in dunkeln Stunden
Die Pflicht zu Eurer Zier.
Thut ſelbſt Verfolgern Gutes,
Bewähret treue Hand;
Und jeden Tropfen Blutes
Weiht deutſchem Vaterland.
Gern ſey ich die Verbannte,
Die Mißverſtand vertrieb,
Wenn nur die Anverwandte,
Die Wahrheit, Euch verblieb.
Wenn ſie, das Kind des Lichtes
Der Erde Trug erhellt,
Sich zwiſchen Thron' und Völker,
Verknüpfend beide, ſtellt.
Dir Weimar! ſoll nicht bangen,
Aus Dir tönt fort und fort,
Was hohe Geiſter ſangen,
Unſterblich freies Wort.
Drum, Edle, auf! nur fröhlich,
Dieß freie Wort bleibt da:
Die Menge? — die kriecht ſeelig —
Nach Brod und Opera.

Lebt wohl, und denket mein!

Willkommen unſerm Herrn Cenſor der Weimariſchen Preßfreiheit.

Willkommen, ſtrenger Herr! Sie neu geſchaffne Macht,
Die das Gedankenreich in Weimars Land bewacht.
Die Sie die freie Preß' in Ihre Preſſe nehmen,
Um hundert Federn flugs nach Einer zu bequemen.
Sie, Geiſtes-Tribunal, an das die Welt uns kettet,
Sie, deren Federſtrich wer weiß was noch errettet.
Ich preiſe die Gewalt und Ihren Muth dazu,
Denn wachen Sie nur ſtets, ſo ſchlafen wir in Ruh. —
O Schlaf! o Traum! o Wahn! ihr Götter dieſer Erden,
Senkt Euch auf unſern Kopf, damit wir glücklich werden. —
Doch halt! — Sie wiſſen nicht — wer hier ſpricht unbekannt,
Wohlan! ich ſtelle mich vor Sie als Ignorant,
Und als ein Stöhrenfried.
Unwiſſend bin ich ganz im Lande der Kabbalen,
Unwiſſend in der Kunſt, die Lüge ſchön zu malen.
Unwiſſend ganz, warum — Sie winken, ich ſoll ſchweigen?
Und heben ſchon den Kiel, die Ignoranz zu ſtreichen. —
So ungehört verdammt, und die Inſtanz verſagt —
Ei! ei! wie hart ſind Sie. — Ich appellire doch
Von hintergangner Macht an die belehrte noch.
Gehör dem Stöhrenfried, der ſich von ſelbſt verklagt:
„Wo Unrecht und Gewalt ſich ſanft zu betten dachte,
„Wo Liſt und Uebermuth der Menſchheit Druck belachte,
„Da ſtört' ich gern hinein, und ſchlug die Larven ab,
„Womit Pleonerie das Heiligſte umgab.
„Für Fürſt und Vaterland, für Freiheit und Altar,
„Bleib' ich auch Stöhrenfried, wie ichs ſo lange war.
„Denn Kampf für Recht und Licht ſind unſrer Staaten Stützen,
„Wenn falſcher Friedensprunk ſie nicht mehr kann beſchützen;
„Enthüllend was uns drückt, Gehorſam den Geſetzen,
„So lehrt der Biedermann den deutſchen Bund zu ſchätzen.
Gewiß Sie helfen auch, damit ein ſpät Jahrhundert
Noch unſern Kampf — wohl gar das Cenſoramt bewundert.
Wenn Sie mit Augen ſehn, und nicht mit falſchen Brillen,
Wird ſpielend Ihr Beruf ſich halb von ſelbſt erfüllen.
Vergeſſen hätt' ich bald, daß gern ich luſtig ſchreibe,
Zuweilend neckend bin, nur keine Bosheit treibe.
Ich haſſe Hohn und Trug und jeden Ehrendieb,
Ich habe ſelbſt den Feind, auch Sie Hr. Cenſor, lieb. —
Iſt Lachen denn erlaubt? Wer lacht, iſt nicht gefährlich
Und obendrein iſt nun das Lachen gar zu ſpärlich.
Belachen Sie mit uns die permutatio rerum —
Und dann erlauben Sie: ridendo dicere verum.

Ihr

ganz untergebenſter
Hilarius Wohlgemuth,
noch zur Zeit Journaliſt.

Der Congreß von Carlsbad des Herrn de Pradt.

Die ſchnellfüßige Feder des ehemaligen Herrn Erzbiſchofs von Mecheln hat nicht verſäumt, auch dem Carlsbader Congreß nachzulaufen, und ſchickt jetzt den erſten Theil ihrer politiſchen Ergüſſe dar-

Ausgegeben den 11. November.

über in die Welt. Herr de Pradt glaubt an ſeinen Beruf dazu, den er daher ableitet, daß er über alle frühere Congreſſe geſchrieben habe, wovon uns die Schlußfolge freilich nicht recht einleuchtet. Diesmal thut er es mit dem Unterſchiede, daß er nicht nach dem Congreſſe, ſondern vor demſelben geſchrieben hat, in der ganz beſcheidenen Meinung, nützliche Winke geben zu können, indem er glaubt, daß alle vorherigen Congreſſe uns noch nicht auf die Bahn zu Ruhe und Glück geführt hätten. Er iſt ſo dreuſte zu behaupten, „man ſey das Zutrauen nicht im gleichen Grade ſchuldig, wie den Gehorſam; und in der Politik ſey die Prüfung ein Recht und eine ſtrenge Pflicht. — Unſer Franzoſe vergleicht die Diplomatik mit der Muthmaßungskunſt der Aerzte, wobey weiter nichts gewiß ſey, als die Krankheit. Ein ſehr unpaſſender Vergleich; denn es iſt bekannt, daß ſich bey mediciniſchen Berathungen immer ſoviel Zwieſpalt der Meinung ergiebt, daß mehr als ein Patient darüber den Geiſt aufgegeben hat. — Um nun über einen Congreß ein Buch zu ſchreiben, ehe er angegangen war, muß man freilich à la Pradt, alle frühern Congreſſe wieder durchlaufen, und nicht ſparſam mit Declamationen ſeyn. Zu einer ſolchen hämiſchen Declamation rechnen wir die Stelle, wo er ſagt: „Der Congreß in Wien hat gezeigt, daß es viel leichter ſey, ſich Seelen zuzuſchlagen, (welch ein unartiger Vergleich mit einer Auction!) als ſich die Herzen zu verbinden. — Durch dieſen Congreß ſind die Flüſſe und Heerſtraßen Deutſchlands mit dem Interdict belegt worden; der Fiscus einer jeden Macht bringt die Handelsverhältniſſe in jene unfreie Zeit zurück, die dem Conservateur (de Chateaubriand?) ſo theuer iſt, und die Deutſchen verkehren ohngefähr unter ſich, wie die Gefangenen durch die Gitter ihrer engen Wohnungen.“ (Der leichte Franzoſe verkennt hier eins der größten Verdienſte des Wiener Congreſſes, nämlich den vorher in der Weltgeſchichte noch nie erlebten Verſuch, die Idee des Rechts in den völkerrechtlichen Verhältniſſen über die bloße Gewalt und über das car tel est notre plaisir zu erheben. Die Akten des Congreſſes enthalten merkwürdige Denkmäler von ſolchen Abſtimmungen zur Ehre der Höfe und ihrer Miniſter, in denen auch bereits die beſte Erklärung von dem Sinne des XIII. Art. zu finden iſt.) — Der Zweck des Carlsbader Congreſſes ſcheint dem de Pradt ein Doppelter zu ſeyn: 1) die weitere Ausführung der Wiener Stipulationen; das ſey gleichſam eine deutſche Haus- oder Familien-Angelegenheit, und 2) der moraliſche Zuſtand in Deutſchland; da meint er, das ginge ſeit der allgemeinen Aufregung und dem Verkehr der Ideen und der geiſtigen Entwickelung, alle Welttheile etwas an. (Das iſt viel geſagt.) „Der Congreß werde ſich daher, mit oder wider ſeinen Willen, und wohl gar ohne es zu merken, (als wenn Hr. de Pr. allein ſo was zu merken vermöchte!) mit dem Zuſtande des menſchlichen Geiſtes beſchäftigen müſſen; eine ganz neue Poſition.“ „Vielleicht würden Civil- und Militärdiplomaten bey einem ſolchen Stoffe nicht allein competent ſeyn; und wenn der menſchliche Geiſt in Perſon erſcheinen könnte, ſo würde er ſeiner Seits auch eine Foderung machen, vorzüglich die, daß man ihm unter ſeinen Richtern, auch Pairs (Standesgenoſſen) anzeige.“ (Sollte der hohe Congreß wirklich auf Hrn. de P.. Gedanken gekommen ſeyn, den menſchlichen Geiſt für alle Welttheile auszumeſſen; ja, ihm nur für das kleinſte Ländchen ſeine ganz feſten, unbeweglichen Grenzen abſtecken zu wollen? — Nicht moglich! aber etwas in de Pr. Gedanken ſcheint richtig und einer Würdigung werth. Es trifft mit der Idee zuſammen, die wir uns ohnlängſt in dieſen Blättern, (S. Friedenswünſche eines alten Staatsdieners, in No. 36 oder 37) geleſen zu haben erinnern. Jener Verf. wünſchte, daß die hohen Verſammelten auch tüchtige und redliche Männer aus dem dritten Stande möchten zu Rathe gezogen haben. Wir verſtehen das zwar nicht ſo, als ob der alte Staatsdiener dadurch der erleuchteten Verſammlung einen Zuſatz oder ein Supplement von Geiſt, von Einſicht hätte beigefügt wiſſen wollen, ſondern blos als einen Zuſatz, oder Beitrag zur Anſicht, eine nähere und mehrſeitige Aufklärung über die Thatſachen und über die weniger bekannten Bedürfniſſe der vielen Volksklaſſen, über die jetzt eine Einzige verhandeln, aburtheilen nnd beſtimmen ſoll, da es doch ſo ſchwer, faſt unmöglich iſt, daß dieſer oberſten Claſſe alle faktiſche Kenntniß der andern, ungehörten und unvertretenen Stände beiwohnen könne. Daher kann bey aller Einſicht doch ein Mangel an voller Anſicht die Wahl der Mittel misleiten, und folglich dem bezweckten Vertrauen und derjenigen Zufriedenheit Abbruch thun, ohne deren Herſtellung alle Congreſſe nur übel ärger machen dürften. Meinte der alte Staatsdiener dieß oder etwas ähnliches, ſo müſſen wir, aus Anhänglichkeit für das monarchiſche Prinzip, und aus dem reinſten Patriotismus, dem Wunſche beipflichten, damit auf dem neuen Congreſſe zu Wien die Weisheit der Verſammlung eine ſolche Einrichtung treffe, die der jetzt hie und da ſchon laut werdenden Beſorgniß ſteuere, als ob eigentlich nicht das monarchiſche, ſondern das ariſtokratiſche Prinzip über das demokratiſche, ohne es nur erſt consultative durch Männer von Kredit aus ſeiner Mitte, zu hören, abſprechen werde. Wer es mit Ruhe, Geſetz und Ordnung ehrlich meint, der darf einen ſolchen Wunſch ſchon ausſprechen.) Nun zurück zu unſerm Erzbiſchof. Von der franzöſiſchen Revolution ſagt er mit bombaſt: „ſie ſey, nach der Zerſtörung des Heidenthums, die größte Bewegung, die in den menſchlichen Geiſt gekommen wäre. Wenn das Chriſtenthum einen neuen Himmel und eine neue Erde ſchuf, ſo habe dagegen die Revolution, welche freilich den erſten nicht ganz habe erreichen können, (ſie kam vielmehr anfangs der Hölle nahe,) deſto kräftiger auf die zweite eingewirkt. (Beſonders mit Marſchiren, Plündern, Requiriren, Chinakiren und das ſey Gott geklagt! mit Napoleoniſiren.)

Nun ſchreibt Ihro geiſtliche Unfehlbarkeit dem Congreß in Carlsbad den einzigen wahren Punkt vor, wovon er auszugehen habe; man höre: „Das Menſchengeſchlecht iſt im Gange (das war es immer, nur ſehr oft im Kreiſe, ſo daß es ſchwindelnd wurde;) „es kann nicht rückwärts ſchreiten.“ (Warum nicht? es hat es oft gethan. Man bedenke doch, daß die Maſſe nicht allein geht, und wenn es ſeine Führer mit Gewalt umdrehen, wie dann?) „Es zurücktreiben iſt unmöglich.“ (Sic?) „Man muß ſich alſo darauf einſchränken, es auf der neuen Bahn der geſellſchaftlichen Organiſation zu leiten. — Kurz die Welt iſt jetzt nichts als eine Schule der wechſelſeitigen Belehrung, wovon die Regierenden blos die Warner (moniteurs, etwa wie bey dem Bel-Lancaſteriſchen Schul-Mechanismus, wo es monitoren giebt?) nicht die Meiſter mehr ſeyn könnten.“ — (Das möchte ſehr von der Praxis abweichen, möchte auch von der einen Seite die Regierungen in der nützlichen Thätigkeit ſehr einſchränken. Solche allgemeinen Sätze ſagen meiſtens zu viel oder zu wenig.) Nun ſagt er bekannte Sachen darüber, daß man h. z. T. nicht mehr mit der Regierungsweiſe eines Ludwig XIV. und Peter des Großen fortkomme u. ſ. w. Was ſchließt er aber daraus? daß alle Metiers, außer dem des Bürgers, verdorben, kaum noch faisables ſeien! Man müſſe alſo nicht Rechte wieder erobern, ſondern nur das noch Haltbare retten wollen. (Das noch Haltbare wird auch für einen verſtändigen Ehrgeiz gewiß genug ſeyn; denn die verſtändige Welt wird nicht ohne Fürſten, ohne Miniſter, Prieſter und Edle leben wollen, noch ohne ſie leben zu können glauben.) Daß man Hrn. de Pr. nicht mit nach Carlsbad eingeladen hat, ſcheint auf ſeinen Styl gewirkt zu haben; wovon wir nur eine der geſundern Stellen anführen, wo er ſeinen Rath aufdringt: „Um das Recht zu haben, andere zu reformiren, muß man ſelbſt ohne Vorwürfe ſeyn. Es iſt das ein ſehr gewöhnlicher Irrthum unter denen die regieren; ſie ändern die Mängel gewaltſam ab, und werden über Unvollkommenheiten unwillig, (als ob die Regierten nicht auch unwillig über Mängel würden, Hr. de Pr iſt zu einſeitig,) indem ſie ſich gleichwohl für ſich ſelber den Genuß unverbeſſerlicher Unvollkommenheiten vorbehalten. — (Wenn daher Hr. de Pr noch will, daß der Congreß alle Ungleichheiten der Staaten wegſchaffen ſoll, und ſie mit Andern in Gleichförmigkeit geſetzt wiſſen, ſo fragt ſich, welches Muſter er meine. Doch nicht etwa gar Hiſpanien? — das folgt aus Gemeinplätzen. —) Er giebt Europa ſchuld, daß es jetzt ſtuartiſire. (Das trauen wir nicht zu behaupten: aber das lehrt uns die Geſchichte, das den Stuarts zweierlei unerſetzlichen Schaden gebracht: 1) Filmers und Hobbes Lehre von der unumſchränkten Gewalt, und von dem Satze: omnis Majestas à Deo, und 2) König Jacobs pedantiſche öffentliche Prahlerei mit dieſem Filmerſchen Syſteme von der übertriebenſten Art.) Er findet nun gewaltige Tadel an den europäiſchen Regierungen, wovon wenigſtens die, die aus der noch nicht fixirten Veränderung aller Zuſtände herrühren, nicht auf Rechnung der Regierungen kommen können. Er meint, die Welt, welche die Wirkung der Controverſen eines Luther und Calvin nicht habe aufhalten können, werde noch weniger die Wirkung der gehäuften Mittheilungen aller Aufgeklärten in ganz Europa, und die Belehrung von 10 Generationen aufhalten; ſie höchſtens auf eine kurze Zeit durch Gewaltthätigkeit zuſammenpreſſen. (Um ſolcher Behauptungen Willen brauchte Hr. de Pr. wohl kein Buch zu ſchreiben; man könnte auf die Weisheit der Großen keine ärgere Satyre machen, als wenn man Hrn. de Pr. beypflichten, und ihnen eine ihre Weisheit ſo beleidigende Abſicht zutrauen wollte. Die große Lehrerin, die Geſchichte, hat endlich lange genug gepredigt, und welchem gebildeten Manne der obern Stände ſind jetzt ihre Lehren fremd? darinn hat aber unſer Staatsprofeſſor recht, daß ohne Mauern um jede Stadt, um jedes Dorf, um jedes Haus zu ziehen, keine Verhinderung des Gedankenverkehrs und der Meinung auszuführen ſey: und wenn auch alle neue Mittheilung unmöglich gemacht werden könnte, ſo iſt das bereits den Köpfen mitgetheilte Hebels genug, um Wirkung hervorzubringen.) —

Er geht nun zum eigentlichen Congreßobjecte, nach ſeiner Meinung zu dem moraliſchen Deutſchland über, nachdem er erſt noch verſichert hat, daß diplomatiſche Zuflüſterungen auf Frankreich keinen Eindruck machen würden. (Hat es denn welche gegeben? und von welcher Art? de Pradts Aeußerung nach müßten ſie auf Untergrabung der Conſtitution und Begünſtigung der Ariſtokratie gegangen ſeyn. Das iſt gewiß nicht wahr. —)

Als was ganz neues wird es unſern Leſern zu vernehmen ſeyn, daß der Verf. bei der Schilderung des öffentlichen Zuſtandes von Deutſchland gewiſſe Leute ſo höchſt wichtig und einflußreich darſtellt, nämlich: risum teneatis! unſere Profeſſoren; die ſollen Berge verſetzen können. — 1) Die wackern Männer ſind ſelten, außer der Speculation, ſo im Leben zu Hauſe, daß ſie deſſen neue Geſtaltung ausführen könnten, 2) ſind die Aermſten ſo ohnmächtig, daß ſie mit ihren ſpeculativen Sätzen oder politiſchen Meinungen weiter nichts bewirken würden, als ſich um Stelle und Brod zu bringen. — Man kann aus ſeinen Prämiſſen leicht auf die Mittel ſchließen, die der Autor angiebt, wobei wir uns aber nicht zu verweilen nöthig haben, da wir bereits mit Mitteln, wenigſtens mit proviſoriſchen, verſorgt ſind. — Daß eine furchtbare Verſchwörung zur Aufrichtung einer deutſchen Republik vorhanden ſey, bezweifelt er, und alle, die unſern Zuſtand kennen, mit ihm. Wer mag ſie wünſchen? und wie lächerlich ſind die Fantaſten mit ihren Mittelchen, die eine ſolche etwa wollten? Aber das halten wir für frech, daß der Verf. eine ſolche Verſchwörung für eine bloße Erdichtung „gleichſam für einen Kabinetskunſtgriff," ausgeben will. Da übrigens das ganze Komplot ohnmächtig, ja lächerlich von Bedeutung ſcheint; ſo möchte vielleicht eine bald ausgeſprochene Amneſtie und Niederſchlagung der Nachforſchungen für eine beſſere Stimmung heilſam ſeyn. Die armen Teufel erregen nur ein Mitleid bey der Menge; ſie erſcheinen als halbe Märtyrer verrückter Redensarten und dieſe Anſicht kann den Regierungen keine Früchte tragen. — de Pr. kann daher in ſo ferne recht haben, daß in Deutſchland wie in Frankreich, die ganze Demokratie, (oder deren Streben,) in die beiden Worte: ächte Verfaſſung eingeſchloſſen ſey. (S. Maj. der König von Würtemberg hat ſeine Einſicht in dieſe Forderung der Zeit bereits ruhmvoll beurkundet, und auf dem kürzeſten Wege das Vertrauen ſeines braven Volks befeſtiget.)

Was Hr. de Pradt weiter dem Congreß zumuthet zu thun und anzuordnen, das iſt, wie er gehört haben wird, nicht geſchehen. Er wird alſo wahrſcheinlich im zweiten Theile ſehr böſe werden, und uns muthmaßlich dadurch der Mühe überheben, dieſen Theil alsdann in unſern Blättern anzuzeigen, weil wir keine böſen Worte, blos um Schadenfreude willen, und ohne Nutzen für Gemeinwohl anzeigen wollen. Darum verſchweigen wir auch die böſen Worte aus ſeiner Schlußnote. Gegen das Ende der Schrift ſtellt er verſchiedene Grundſätze auf, wovon die beiden letzten ſo lauten: 9) „Gegen den menſchlichen Geiſt Unterſuchung anſtellen iſt gefährlich; und ihr den Prozeß machen, heißt ſich ausſetzen, die Koſten davon zu bezahlen." 10) Im Carlsbad muß man ſich, wie überall, einer Anklage deſſelben enthalten." Das Poſtſcript am Schluß unterrichtet uns außerdem davon, daß dieſe Schrift ſchon im Auguſt geſchrieben ſey; wie der zweite Theil ausfallen werde, kann man an dieſer Schlußnote, wie gedacht, ſehen. — Er ſollte aber bedenken, daß es eilige Proviſorien waren, und daher mit uns Allen billig warten, bis die Endurtheile in Wien ausgeſprochen ſeyn werden. Die Thaten können unmöglich mit den heiligen Verſicherungen in Gegenſatz kommen, und dadurch Gegenwirkung und durch dieſe einen ſteigenden Terrorismus herbeiführen. Das hätten die Völker nicht verdient, und wäre unſerer Regierungen unwürdig. So was wollen wir gar nicht einmal denken.

Geſchichte der hundert Tage.

(Beſchluß.)

Vierter Brief. Hr. Hobhouſe fährt fort: „Napoleon unterhielt mit Frankreich, von Elba aus, keine Verbindungen. Weder eine Partey, noch eine Verſchwörung, hat ihn zurückgerufen; ſondern die Umſtände, die er richtig zu würdigen verſtand. Drey Wochen vor ſeiner Landung zu Cannes war es ihm noch nicht eingefallen, das große Wagſtück zu beginnen. Als er aber in den Zeitungen die Rede des Miniſters Ferrand las, die einen Unterſchied aufſtellte zwiſchen „Revolutionsfreunden und denen, die dem geraden Wege treu blieben," dachte er ſogleich: Frankreich iſt mein! Ohne Beyſtand, ohne geheimen Briefwechſel, ſtieg er in Frankreich ans Ufer, in der einen Hand das Journal de Paris, in der andern Ferrand's Rede." (Wie reimt ſich aber hiemit der Umſtand zuſammen, daß 14 Tage vor Napoleons Landung ſchon bey der Garniſon von Antibes davon die Rede war? daß der Präfect des Vardepartements, Hr. von Bouthillier, ſofort hierüber an den Abbé de Montesquiou, Miniſter des Innern, nach Paris geſchrieben hatte? daß aber dieſer den Brief unerbrochen auf ſeinem Schreibtiſch liegen ließ, wo er drey Wochen ſpäter gefunden wurde? Hätte der Seeminiſter damals nur eine einzige Fregatte auf Kundſchaft geſchickt, ſo wurde aus der Flucht von Elba nichts.) — „Die Herzogin von Angouleme war zu Bordeaux. Einige Offiziere thaten Vorſchläge, wie der königlichen Sache zu helfen ſey. Was gelten hier ſchöne Worte, meine Herren, ſagte die Prinzeſſin, ich will Blut. Als Napoleon dieſe Aeußerung erzählen hörte, rief er aus: Bey Gott! das iſt der einzige Mann in der ganzen Familie." — „Napoleon ließ den Vorzügen des Königs Gerechtigkeit widerfahren. Er iſt ein edler Menſch, ſagte er von ihm, zu gut für die Franzoſen, auch ich war zu gut." — Am Schluß dieſes Briefes findet ſich eine großentheils unanſtändige Characteriſtik des Königs und der Prinzen.

Fünfter Brief. Vom Herzog von Berri wird erzählt: „Er fragt einen verdienſtvollen Offizier: — in welchen Feldzügen er gedient habe. Antwort: in allen. Frage: in welcher Eigenſchaft? Antwort: als Adjutant des Kaiſers. Worauf der Prinz ihn verächtlich anſieht, ihm den Rücken kehrt, und der Offizier iſt vergeſſen." — „Als er von einem andern hört, er habe 25 Jahr gedient, nennt er es ein 25jähriges Rauberleben." — „Der Herzog von Angouleme manövrirt mit der alten Garde, und ſpricht: ſie möge nach England gehen und dort den Dienſt lernen." — „Ein Obriſter wird degradirt, und der Herzog von Berri reißt ihm eigenhändig die Epauletts ab." — „Derſelbe Prinz prügelt einen Soldaten bey der Parade." — Aus dieſen Pröbchen läßt ſich der Geiſt des Verfaſſers erkennen. — „Auf dem Papiere war die königliche Armee 240000 Mann ſtark; effectiv zählte ſie nur 84000. Man ſagt, Hr. v. Talleyrand und ein anderer Miniſter der Bourbons hätten den übrigen Sold in die Taſche geſteckt." — Mehrere Beyſpiele werden angeführt, wie die Charte vom König durch abweichende Maasregeln verletzt worden ſey, und welchen übeln Eindruck dieß auf die Nation gemacht habe.

Sechſter Brief. „Beym Anrücken Napoleons auf Paris fanden ſich auf einmal an 300 Beſchwerdeſchriften in der Deputirtenkammer, die der Abbé de Montesquiou bisher verheimlicht hatte; alle von Perſonen, die Nationalgüter beſaßen, und denen deswegen die Abſolution von den Prieſtern verweigert wurde." — „Zu Savenay, Departement der Nieder-Loire, wurde am 5. März gepredigt, wer dem Adel und der Geiſtlichkeit, letzterer als Stellvertreterin der Mönche, ihre Grundſtücke nicht zurückgäbe, der ſolle ſich auf das Schickſal der Jeſabel gefaßt halten, nämlich die Hunde würden ihn zerreißen." — „Die dem Hof ergebnen Zeitungen berichteten, Berthier habe auf ſeinem Guthe Grosbois dem Könige eine gewaltige Fete gegeben und bey dieſer Gelegenheit ihm das Guth wieder abgetreten; der König habe die Abtretungsurkunde eine Stunde an ſich behalten, und ſie ſodann dem Marſchall zurückgegeben, mit den Worten, das Guth ſey in den beſten Händen. An dieſer Erzählung war kein wahres Wort. Berthier beklagte ſich darüber beym König. Dieſer aber ſcherzte, und meynte: es ſey ein unſchuldiger Irrthum, wobei ihm Zeitungsſchreiber wenigſtens ganz angemeſſene Worte in den Mund gelegt hätten."

Siebenter Brief. Höchſt intereſſant durch die Erzählung der Abfahrt Napoleons von Elba am 26. Februar, ſeiner Landung bei Cannes, ſeines Vorrückens auf Paris, und ſeines Einzugs daſelbſt am 20. März. Am Schluß eine Vergleichung Napoleons, Ludwigs XVIII. und Ney's mit Wilhelm III., Jacob und Churchill.

Achter Brief. Gedrängte Ueberſicht deſſen, was ſeit dem 5. März, wo in den Tuilerien Napoleons Landung bekannt wurde, zu Paris vorging. Wir behalten uns vor, von dieſen beyden Briefen, oder doch vom ſiebenten, ein andermal das Nähere mitzutheilen: es iſt unmöglich, etwas Anziehenderes zu leſen.

Neunter Brief. Flucht des Königs. Beweis, daß es möglich war, gegen Napoleon Stand zu halten, wenn man den Freywilligen und der Nationalgarde hätte vertrauen wollen, und wenn raſche und zuſammenhängende Maasregeln ergriffen worden wären. Selbſt die Liberalen waren wider Napoleon; ſie wollten einen conſtitutionellen König.

Zehnter Brief. Napoleon giebt eine von Benjamin Conſtant entworfene zeitgemäßere Conſtitution (oder vielmehr Zugabs-Acte zur Charte), und huldigt den liberalen Ideen, deren Macht er anerkennt.

Eilfter Brief. Freye Aeußerungen der Pariſer über Napoleon und den damaligen Zuſtand der Dinge. Die Bewohner der Vorſtädte organiſiren ſich militäriſch. Allgemeine Recrutirung.

Zwölfter Brief. Das Reich wird wieder auf Napoleoniſchen Fuß geſetzt. Der Kaiſer ſucht ſich zu populariſiren. Selbſt die Lilien bleiben Monate lang unangetaſtet. Die ausgelöſchten N werden nicht wieder hergeſtellt. (Hiebey ein ſehr treffendes Calembourg: Napoleon a des N mis (ennemis) partout. Und in einer Note: Et Alexandre a de A mis (amis) partout.)

Man hatte einen Orden der Lichtputze (l'ordre de l'Eteignoir) geſtiftet, um die Bourbons als Feinde aller Aufklärung und politiſchen Vervollkommnung lächerlich zu machen. Dieſer matte Spaß erſchien auf allen Caricaturen. Im Palais-Royal ging am hellen Tage ein Mann ſpazieren, mit einer unmäßig großen papiernen Lichtputze auf dem Kopf. Es erſchien eine Liſte mehrerer angeblich obſcurantiſchen Royaliſten, wo bey jedem Namen eine oder zwey Lichtputzen den Grad der Verfinſterung bezeichneten, die man dem Inhaber des Namens ſchuld gab. (Nun wiſſen wir alſo, woher Hr. Oken ſeine Eſelsköpfe und anderen ſinnreichen Embleme genommen hat. Vom Nain jaune und ähnlichem Gelichter.)

Brief 13, 14 und 15. Discuſſionen über Legitimität regierender Häupter und Dynaſtieen. Der Vf. gefällt ſich in der Idee, daß England und Frankreich ihrem feindlichen Syſtem einmal entſagen und das Gute in beiden Reichen gegenſeitig nachahmen möchten. Er hält dieſe Einigkeit zweyer großen conſtitutionellen Monarchieen für eines der erhabenſten Schauſpiele und in ihren Folgen für das übrige Europa überaus wichtig. Der kaiſerlichen Regierung wird das Unweſen mit den Ordensauszeichnungen als eine Verirrung aus der alten Monarchie zum Vorwurf gemacht. Die Sucht nach dergleichen Zierrathen ſey anticonſtitutionell; mancher ſey ſtolz auf ein Bändchen im Knopfloch, und verſchmähe es, ſich ſeiner Mitbürger durch verfaſſungsmäßige Vertretung kräftig anzunehmen. Ein Marktſchreyer auf den Pariſer Boulevards hatte auf ſeiner Bruſt einen Bratſpieß mit 5 oder 6 Orden (une brochette de cinq a six ordres). (Warum ſoll denn aber ein gemeiner Soldat ſeine Orden nicht tragen können, auch wenn er aufhört, Militär zu ſeyn? Wenn ſie nur tapfer verdient waren, ſo zieren ſie ihn mehr, als manchen vornehmen Herrn ſein unverdienter crachat!)

Brief 16. Hr. Hobhouſe beſuchte einen Adjutanten des Kaiſers, und fand ihn mit der Zeichnung einer Grenz-Charte von Belgien beſchäftigt. Der Adjutant fragte ihn, wenn man die preußiſche und engliſche Armee von einander trennte und dann ſchnell auf Brüſſel marſchirte, was wohl die Londner Politiker dazu ſagen würden? „Wir ſchlagen erſt Blücher," ſetzte er lachend hinzu, „und dann fühlen wir Ihrem Wellington ein bischen auf den Zahn. Die engliſchen Soldaten ſind zwar tapfer, das muß man ihnen laſſen; aber ein Verluſt von 20000 Mann möchte doch einige Geſichtsbläſſe in England verurſachen. Denn die Engländer ſind ſparſamer mit ihrem eigenen Blut, als mit dem ihrer Freunde." Der Vf. erinnert hier an die berühmte Menſchenberechnung Lord Caſtlereaghs im engliſchen Parlamente (am 24. May 1815), wo er einen Engländer (nämlich einen engliſchen Soldaten) zu 60 bis 70 Pf. Sterling anſchlug, während er ſeine Freunde und das Publicum verſicherte, auf dem feſten Lande ſey das Stück mit 11 Pfund 2 Schillinge zu haben, und er ſey bereit, ſie ſeinen Landsleuten um den gangbaren Preis abzulaſſen. (Wir bedanken uns recht ſchön!)

Brief 17. Beweis, daß Hr. von Blacas die berüchtigten Briefe Napoleons, die im Moniteur erſchienen, verfälſcht, und verſchiedene Ausdrücke darin untergeſchoben hat.

Brief 18. Am 31. May war abermals Revüe über 9 Regimenter Linie und Garde, und über ein Corps Recruten, auf dem Platz vor den Tuilerien. Es war heiß. Der Kaiſer hielt ſich im Schatten. Bald bemerkte er jedoch, daß er der einzige war, der im Schatten ſtand, und ſogleich that er einen oder zwey Schritte vor, und ſtellte ſich in die Sonne. (Was doch ein Engländer, der den Spleen hat, nicht alles ſieht!) — Als ein Bataillon Garde vorrückte, ging ihm Napoleon entgegen, und marſchirte, die Hände auf dem Rücken, mitten unter den Soldaten ein Weilchen mit. — Einige Regimenter ſtellten ſich in Schlachtordnung und präſentirten das Gewehr. Der Kaiſer ging an der Linie hinab. Bey einem Grenadier, der eine Bittſchrift in der Hand hielt, blieb er ſtehen, nahm das Papier, ſprach mit ihm einige Minuten, und zupfte ihn zuletzt bey der Naſe. Gleich darauf kam ein Oberſter gelaufen, und erzählte ihm mit Lachen etwas Neues; worauf der Kaiſer ihm aus Spaß eine kleine Dachtel gab. Ganz vergnügt darüber entfernte ſich der Offizier, und zeigte auf ſeinen Backen, der ziemlich roth ausſah. Dergleichen Vertraulichkeiten, die ans Gemeine ſtreifen, waren bey Napoleon gewöhnlich. Zu einem Soldaten, der ſich darüber beklagte, daß er beym Kreuz der Ehrenlegion immer übergangen worden ſey, ſagte er: „da haſt du dein Kreuz!" und gab ihm eine Ohrfeige – nebſt dem Avancement zur Ehrenlegion. Als er zum erſtenmal nach ſeiner Rückkehr den General Rapp wieder ſah, gab er ihm einen Fauſtſchlag in die Seite, und rief: Warte, Schelm, du wollteſt mir ans Leben! Womit er auf den Oberbefehl einer Militärdiviſion anſpielte, den ihm der König, nach Napoleons Landung zu Cannes, übertragen hatte. (Nach ſo vielen im Scherz und Ernſt ausgetheilten Ohrfeigen, darf man ſich freylich nicht wundern, daß er endlich ſelbſt eine Maulſchelle bekommen hat, von der ihm Hören und Sehen verging.)

Brief 19. Sehr intereſſante Beſchreibung des berüchtigten Maifelds (1. Jun. 1815) Nie hat es ein glänzenderes, impoſanteres Schauſpiel gegeben. Es entſtand die Frage, ob während der Ceremonie die Meſſe geſungen werden ſolle, wozu alles vorgerichtet war. Einige meynten, ſie werde das Ganze lächerlich machen. Der Kaiſer beſtand aber darauf, indem er ſagte: ich will dem ewigen Geſchrey: hinweg mit der Prieſterkappe! hinweg mit der Geiſtlichkeit! einmal ein Ende machen, und zeigen, daß ich den Geiſt der Gottloſigkeit (l'esprit anti-réligieux) keineswegs begünſtige. Hr. Hobhouſe bemerkt jedoch, daß er während der Meſſe mehr durch die Lorgnette guckte als betete. Die Nationalgarde ſchwur, ſie werde nie dulden, daß die Hauptſtadt durch die Anweſenheit der Fremden befleckt werde. Die kaiſerliche Garde ſchwur, ihren alten Waffenruhm zu überbieten. (Sie haben beide falſch geſchworen). Der Kaiſer, die Prinzen, die Groswürdenträger, waren in ſpaniſchem Coſtum. Der Kaiſer und die Prinzen ſahen darin ſchlecht aus. Erſterer behielt während der Meſſe allein das Haupt bedeckt. Tags darauf wurden 116 Mitglieder der Pairskammer gewählt. Unter dieſen nannte man Labedoyere, Drouet, Ney und Lallemand die quatre pairs fides (perfides), und Lefevre-Desnouettes, Vandamme und noch zwey andere die quatre pairs siflés (persiflés). (Nicht übel!)

Brief 20. Die Kammern wurden eröffnet. Lanjuinais ward Präſident. Der proviſoriſche Präſident verkündigte, er habe hievon den Kaiſer benachrichtigt und von ihm zur Antwort erhalten: Sr. Maj. werde mit der Verſammlung durch einen Cammerherrn weitere Mittheilung pflegen. Alsbald erhob ſich ein lautes Murren im Saal; mehrere Deputirte ſtanden auf; einige ſprachen auf ihren Plätzen; andere drängten ſich zur Tribune; bis endlich ein Mitglied erklärte: ein Cammerherr ſey kein ſchickliches Organ zwiſchen dem Kaiſer und den Vertrauten ſeines Volks. (Wie aber, wenn ſelbſt dem Miniſter noch der goldne Schlüſſel hinten auf der Rocktaſche klebt?) Regnaut de St.-Jean-d'Angely beſchwitigte jedoch das Ungewitter bald, indem er fortſchlich und mit der Signatur „l'approuve. Napoléon" in den Saal zurückkam.

Brief 21—34. Beide Kammern leiſten den Eid der Treue. Abreiſe des Kaiſers am 12. Jun., um halb 4 Uhr Morgens. Was ſich dann begeben, weiß jedermann. Furchtbarer Wechſel irdiſcher Größe! der Kaiſer war ſchon ſeit ſeiner Rückkunft aus Elba nicht mehr, der er ſonſt war. Er war einſylbig geworden, und ſchien mit Ahnungen zu kämpfen. Schon beym Rückzug aus Rußland litt zuweilen ſeine Geiſteskraft. Nach der Schlacht von Malojeroslawetz (sic), als ſeine Cavallerie verloren war, unterzeichnete er mehrmals Pompejus ſtatt Napoleon. Wenn er ſprach oder dictirte, wollte ihm niemals das Wort Kaluga über die Lippen; er nannte dieſe Stadt bald Caligula, bald Salamanca. Bey einer Anhöhe, wo es für die Pferde zu glatt war, ſtieg er ab und retirirte eine Strecke zu Fuß; um nicht zu fallen, ſtützte er ſich auf einen weißen Stock. Da fiel einem ſeiner Adjutanten das franzöſiſche Sprüchwort ein, von einem unglücklich Gewordenen: il marche avec un bâton blanc. Der Adjutant rief unwillkührlich: Ah! ah! der Kaiſer geht am weißen Stock! Worauf Napoleon ſich umdrehte und ſagte: Ja, meine Herren, ſo gehts mit menſchlicher Größe. Und ſo ſchritt er drey Stunden fort, und ſprach keine Sylbe. Er behauptete, er ſey noch am 18. Jun. (bey Waterloo) bis zum Abend ſiegreich geweſen, als auf einmal Unzufriedene Beſtürzung verbreitet und eine Unordnung veranlaßt hätten, die ſeine Gegenwart bey der einbrechenden Dunkelheit nicht habe ſtillen können. Eine andere Sage war: Bis halb 9 Uhr Abends wären die Engländer geſchlagen worden; da hätten vier Bataillon Garde auf die engliſchen Batterieen verzweifelt losgeſtürmt; ſie waren zurückgeworfen worden, und dieß habe eine allgemeine Verwirrung erzeugt. Die franzöſiſche Armee habe geglaubt, die alte Garde ſey im Fliehen; wie ein Lauffeuer habe es Einer dem Andern mitgetheilt, und alsbald habe man auf allen Puncten geſchrieen: rette ſich wer kann! Alles war verloren. Der Kaiſer kam nach Paris zurück. Einige behaupten, das habe er nicht thun ſollen; er ſey aber ſchon ganz beſinnungslos geweſen. Er ſtieg am 21. Jun., um 11 Uhr Vormittags, im Elysée-Bourbon ab, und ließ eiligſt den Kriegsminiſter Davouſt rufen. Er war eben im Bade und nahm ſeine Bouillon als dieſer kam. Gott! Sire! was iſt geſchehn? rief Davouſt, ins Zimmer tretend. Schaffen Sie mir 300000 Mann und Geld, war des Kaiſers Antwort. (Die 12 Millionen Francs, die er vor 9 Tagen mitgenommen, waren ihm nämlich weggeblüchert worden.) Aber das Schaffen und Geben hatte dießmal ein Ende. Napoleons Stunde hatte geſchlagen. In dem denkenden Theil der Nation war die feurige Anhänglichkeit an ihn und ſein Syſtem erloſchen. Man liebte Frankreich mehr als den Kaiſer. Das Vaterland galt mehr, als ein Raſender, der es an den Rand des Abgrunds brachte. Die Kammern benohmen ſich würdig, ja muſterhaft. Kühne Redner traten auf und äußerten laut: hier ſey keine Rettung, als in der Entfernung Napoleons vom Throne. Dieſes Wort zündete, wie ein Blitzſtrahl: in allen Gemüthern ward es Licht. Deputationen wurden ernannt, um den Kaiſer zur Thronentſagung zu beſtimmen. Lucian Bonaparte erſchien im Verſammlungsſaal; er bat, er drohte, er beſchwor, er donnerte, — umſonſt. Es galt die Rettung des ſchönſten Reichs in Europa; es galt das Glück von 28 Millionen Menſchen. Napoleon erblaßte, als er dieſen Antrag vernahm. Doch willigte er ein, wenn ſein Sohn, als Napoleon II., ihm in der Regierung folge. Labedoyere vertheidigt dieſe Bedingung in der Kammer der Pairs, wie ein Wütender; ſo daß Maſſena aufſtehen und ihm zurufen muß: junger Mann! wir ſind hier nicht auf der Hauptwache. Auf den placards an den Straßenecken zu Paris ſteht: Napoléon II. est proclamé. Man kann annehmen, daß dieſer hoffnungsvolle Knabe drey Tage lang Frankreich beherrſchte, vom 23. bis 26. Jun. Dann verſchwand er wieder von den öffentlichen Ausfertigungen; ſie erſchienen im Namen der Nation. Die Bewohner der Vorſtädte wollten aufſtehen, die Zeughäuſer leeren, das Elysee ſtürmen, und Napoleon zwingen, als Kaiſer fortzuregieren. Der Plan wurde jedoch zeitig genug entdeckt; die Nationalgarde trat unter die Waffen; Napoleon wurde nach Malmaiſon geſchafft, um neuen Unruhen vorzubeugen. Er fühlte die ganze Schwere ſeines Schickſals: aber er wollte es tragen. Die Geſchichte des Alterthums erregte zwar dann und wann in ihm den Gedanken an Selbſtmord; doch gab er ihn jedesmal wieder auf. Was auch kommen mag, ſagte er zu ſeinem Adjutanten, dem Grafen von ....., je n'avancerai pas la destinée d'une heure. Am 29. Jun. ſtieg er in den Wagen, um ſich in Rochefort nach America einzuſchiffen. In Paris herrſchte die größte Ruhe. Der Tuilerieengarten war beſuchter als je. Vom Boulevard Montmartre bis zu den chineſiſchen Bädern ſah man gegen 30 Leſebuden, wo Alles über die Zeitungen herfiel, und an den Wänden hingen die Charten des Kriegstheaters, nämlich der Umgebungen von Paris. Blos das théâtre français und die große Oper war geſchloſſen; alle anderen Theater ſpielten fort. In den Straßen wimmelte es von 30000 Bauern, die in die Hauptſtadt flüchteten; auf ihren kleinen Karren hatten ſie Matrazzen und Hausgeräthe, Weiber, Kinder und Greiſe. Lebensmittel wurden von allen Seiten, ſelbſt aus Lothringen, herbeygebracht. Allgemeine Spannung; tiefe Stille; ängſtliches Erwarten. Plötzlicher Waffenſtillſtand. Die Garde zieht durch Paris zurück. Die außerordentliche Regierungscommiſſion verkündigt der Hauptſtadt, daß die Alliirten vor den Thoren ſind. Am 6. Jul., Nachmittag halb fünf Uhr, Uebergabe der Schlüſſel, bey der barrière de l'étoile, an die Engländer. Die drey Farben flattern noch auf allen Thürmen und öffentlichen Gebäuden. Ein preußiſcher Officier erſcheint in den Tuilerieen, und erklärt die proviſoriſche Regierung für aufgelößt. Die Preußen ziehen ein und beſetzen den Garten des Palaſtes Luxemburg, wo die Kammer der Pairs ihre letzte Sitzung hält. Manuel ſpricht muthig in der Kammer der Deputirten, ebenfalls zum letztenmal. Ludwig bewohnt wiederum die Tuilerieen. Eine Deputation wird nach Hagenau geſchickt, um über den Frieden zu unterhandeln: Laforèt an ihrer Spitze. Lord Stewart (behauptet Hr. Hobhouſe) führte hiebey das große Wort; ſein Stuhl ſtand zwey Schritte weiter vor, als die der drey Abgeordneten der übrigen Hauptmächte. Neues Wahlgeſetz. Beſtrafung und Verbannung der hauptſächlichſten Anhänger Napoleons, während die verbündeten Truppen auf dem Corruſſelplatz bivouaquiren und in den Durchgängen des Triumphbogens ihr Schlachtvieh verbluten laſſen. (Wir müſſen hier unſern Auszug ſchließen, verſichern jedoch, daß das Hobhouſiſche Werk, ungeachtet ſeiner 500 Seiten in groß 8, äußerſt angenehm unterhält, und bey vielem Zweifelhaften und Einſeitigen, doch auch viel richtig Bemerktes und Neues enthält.)

Notiz.

Lebensbeſchreibung des Schwediſchen Bauer und Malers Pehr Hörbergs — überſetzt von Prof. Schildener zu Greifswalde 1819, 110 Seiten Text mit einer 30 Seiten langen gedehnten Vorrede des Ueberſetzers. Hörberg, insgemein der Bauernmahler genannt, ſtarb 1816 im 71ſten Jahr. Als ein Bettler und Hirtenjunge erfand er eigentlich Mahlen und Farben aus ſich ſelbſt und bildete ſich noch im ſpätern Alter, aber mit Beibehaltung ſeiner Bauernwirthſchaft, auf der Akademie zu Stockholm. Er hat allmählig 87 Altarblätter und über 520 kleine Gemählde geliefert, denen man zwar die große Mangelhaftigkeit in Behandlung der Farben deutlich anſehen ſoll, einen eigenen kräftigen Geiſt der Zeichnung und Compoſition aber nicht abſprechen könne. Das Viehhüten beſchreibt er übrigens nicht ſo reizend wie unſere Idyllendichter, ſondern als das Langweiligſte und Qualvollſte, was einem nur vorkommen könne, wogegen ihm nachher das Leben eines Bauern-Knechts wie ein Freiherrnſtand vorgekommen.

Literariſches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

4r Band. No. 49. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December

Zeitſchriften.

Herrn D. Schuderoffs Jahrbücher für Religions-, Kirchen- und Schulweſen 35r Bd. Heft 1 – 3 enthalten einen Beweis von Harms, daß die Gemeinden das (natürliche) Recht haben, ſich ihre Prediger zu wählen, welcher von neuem beweiſt, daß der Verf. auch da, wo er das Rechte fühlt, ſeine Stärke nicht darin hat, es folgerecht zu beweiſen. Das Bündigſte in ſeiner Abhandlung iſt der Satz: „Schaafen ſetzt man einen Hirten, Seelen aber ſollten ſich allenthalben ihre Seelſorger wählen." Herr Schuderoff kritiſirt flüchtig die preußiſche Anleitung einer Kirchenordnung, und wünſcht S. 102. den §. 106. erwähnten Kirchenknecht in einen Kirchenvoigt oder Kirchenbedienten verwandelt. Das iſt billig. Was würde die Armee dazu ſagen, wenn in irgend einem Regiment der Soldat, der einen Offizier bedient, Offizierknecht genannt würde? Mögen es doch die Juſtizbeamteten nicht einmal, daß man ſie Juſtizbediente nennt. Unter den kurzen Nachrichten S. 110 ſteht, ohne Beleg: „In Schottland hat ſich eine Secte freyer Menſchen gebildet, welche allen äußeren Gottesdienſt als überflüſſig verwirft, keinen ſittlichen und politiſchen Zwang anerkennt, und, unter dem unmittelbaren Einfluſſe des heiligen Geiſtes ſtehend, nicht ſündigen zu können behauptet." Die Secte ſcheint nicht auf den Kopf gefallen zu ſeyn: denn nach dieſer Lehre braucht ſie auch keine Steuern zu bezahlen, die allemal ein politiſcher Zwang ſind, und erſpart das Beichtgeld. S. 127. lobt Herr Schuderoff den Gedanken eines Herrn Archidiac. Dragheim in Danzig, „daß, weil die auf Kirchenverbeſſerung abzweckenden Schriften aus begreiflichen Gründen keinen Eingang bei den Großen der Erde finden wollen, jeder Geiſtliche in ſeinen Kanzelvorträgen das Volk über die Nothwendigkeit der fortgeſetzten Kirchenverbeſſerung belehren ſoll." Soll etwa das Volk alsdann die Großen belehren, daß die Geiſtlichen Recht haben mit ihrer Forderung? Die kirchliche Wiedervereinigung (der Lutheraner und Reformirten) empfiehlt Herr Inſpector Böhme im Altenburgiſchen durch Erzählung eines Traumes, in welchem er zu Dresden Jeſum ſelbſt in der katholiſchen Kirche angetroffen, und dann für alle Chriſten ohne Unterſchied Gottesdienſt halten ſehen. (Wird wohl ein Traum bleiben.) Er will, daß der Staat die Vereinigung der proteſtantiſchen Confeſſionen geſetzlich, gebietend einführe, worinnen ihm Herr Schuderoff widerſpricht, und S. 271. das Verfahren des Königs von Preußen billiget, der bloß ſeinen dringenden Wunſch deshalb ausſprach. (Wir halten das auch für höchſt weiſe; gebieten läßt ſich in Glaubensſachen, in Meinungstrennungen nichts, ohne Gefahr für die Religion überhaupt.) Herr Böhme ſchließt: „Wenn nichts Höheres, ſo müßte ſchon der gemeinſchaftliche, furchtbare Feind uns antreiben, unſere Fahnen und unſere Herzen zu vereinigen." Wollen wir etwa mit der katholiſchen Chriſtenheit Krieg anfangen? Da wird unſer ganzes Volksbewaffnungsſyſtem über den Haufen fallen, welches Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Juden ſogar, mit Einer Trommel unter die Waffen ruft. Gegen Rom ſind die nicht katholiſchen Confeſſionen einig, und da heutzutage der Meinungsſtreit nicht füglich wieder Fauſtkampf werden kann; ſo kommt auch nichts mehr auf zählbare Maſſen an. Darin iſt uns die römiſche Kirche ſo unbedingt überlegen, daß es uns wenig helfen würde, wenn wir uns auch noch mit der griechiſchen gegen ſie vereinigen wollten. Kann denn unter den Chriſten verſchiedener Meinung nicht Friede ſeyn ohne Zuſammenſchmelzung? Dem römiſchen Hofe mögen unſere Beherrſcher widerſtehen, es iſt ihr eigenes Intereſſe. S. 349. erſieht Herr S. mit wahrer Wehmuth, daß im Meklenburg-Schweriniſchen die Beſteuerung der Prediger, dieſe Bedrückung des geiſtlichen Standes, noch fortdauert. Wir empfinden dieſe Wehmuth nicht, weil wir nicht begreifen, warum ein Stand, der alle Vortheile der Staatsanſtalt genießt, nicht auch die Koſten dieſer Anſtalt mittragen ſollte. Im Punct des Mein und Dein ſind die Standesprivilegien die ungerechteſten von allen.

Herrn D. Lindners Tribune oder Würtembergiſche Zeitung für Verfaſſung und Volkserziehung zur Freyheit, die mit dem Julius begann, hat, wenn die Zeitungen nicht gelogen haben, durch Verbot ſchon wieder aufgehört. Es hätte, nach dem vorliegenden Heft zu urtheilen, des Verbotes wohl kaum bedurft. Bey dem Titel iſt uns eingefallen,

Ausgegeben den 25. November.

daß die deutſchen Conſtitutionsapoſtel ziemlich inconſequent zu Werke gehen. Während ſie behaupten, das deutſche Volk ſey mündig und völlig reif zu dem, was ſie conſtitutionelle Freyheit nennen, ſchreiben ſie Zeitungen, um es zu dieſer Freyheit zu erziehen. Daß ſie ſelbſt meiſt ungezogen ſind, hat die Nation von dem Ziel ihrer Wünſche gewaltig weit zurückgeworfen. Sie kann beten: Behüte mich, Herr, vor meinen Freunden, mit den Feinden hat es keine Noth.

Der Auguſtheft der Minerva, der hiſtoriſch-politiſchen, hat es mehr mit Amerika, als mit Europa zu thun, und das Journal: Amerika dargeſtellt durch ſich ſelbſt, möchte in dieſem Puncte intereſſanter ſeyn. Dann folgen Einwendungen gegen die Kriegsverfaſſung des deutſchen Bundes, worunter (nehmlich unter den Einwendungen und Gegengründen) viel ſchwere Cavallerie iſt. Territorial-Armee und Bundesarmee; Territorial-Cenſur und Bundescenſur; Territorial-Staatsinquiſition und Central-Umtriebs-Unterſuchungs-Commiſſion — nur Gottes Weisheit und Liebe, welche ewig umtreibende Trabantenſyſteme um eine gemeinſchaftliche, um ſich ſelbſt treibende, Sonne treibt, wird alles das zum Guten leiten können, weshalb wir gläubig ihn darum anrufen wollen! Den Schluß macht Murat's Regierung in Neapel. Als er die Hauptſtadt verließ, ließ er eine Conſtitution für das Königreich von 188 Artikeln in allen Straßen anſchlagen. Das war denn doch wohl zu ſpät; der eifrigſte Vertheidiger ſorgfältiger Vorbereitungen wird das zugeſtehen müſſen. Man muß doch eine geſchenkte Conſtitution wenigſtens mit Muße durchleſen können, ehe der Feind einrückt. Die Murat'ſche war übrigens ſehr militäriſcher Natur, das verſteht ſich von ſelbſt, der Mann war ein Soldatenkönig in jedem Sinne des Wortes. Friede ſey mit des Unglücklichen Aſche!

Calderon.

Wie gefällt den Leſern, gleichviel ob ſie das Original kennen oder nicht, folgendes Pröbchen einer Ueberſetzung aus ſeinem Luſtſpiele: Amigo, Amante y Leal? Ritter Felix tritt auf mit ſeinem Diener Meco, welcher über ſein Getreibe klagt, und auf die Frage nach der Urſache, zur Antwort giebt: Ich weiß nicht. Weißt du's nicht, ſo laß das Quälen, ergegnet der Ritter, und nun läßt ſich der Diener alſo heraus:

Ey ſo will ich es erzählen,
Du verlangſt ja ſelber Licht.
Unſerm Gütchen zugeſprochen
Haſt du knapp, von Poſt zu Poſten
Durchgerüttelt, ſehr auf Koſten
Unſrer jammervollen Knochen,
Nachts, in Gottes liebem Regen,
Knapp ſieht ſchmeichleriſch mein Hoffen
Ein manierlich Obdach offen,
Um ſich ſtille hinzulegen,
Auszuruhn nach Betten, recht
Gletſchern gleich an feuchter Friſche,
Und vom Tiſch, zum Anrichttiſche
Eines Garkochs noch zu ſchlecht,
Ey ſo heißt Tiſch, Dach und Bett
Das vermaledeyte Wort:
„Gleich muß ich nach Parma fort.“

Buchſtäblich ſo überſetzt der Herr von Malsburg im zweiten Bande ſeiner Calderoniſchen Schauſpiele (Brockhaus 1819) ſeinen Abgott. Mit dieſem, ſelbſt grammatikaliſch kaum durch Verbeſſerung der Interpunction aufzulöſenden Sprachgewirre hebt er das Stück an. Späterhin kommt es freilich beſſer, und man kann manche Redeſätze den Leſern verſtändlich machen, wenn man die zuſammengehörenden Wörter mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet. Z. B. ſo:

Darum hielt ich es denn jetzt
Für nichts weiter als gerecht,
Daß[1] ihr[2] mich[3], nach Wuth und Braſt,
Iſt euch ſanftmüth'ger zu Sinnen,
Seyd ihr die Frau Förſterinnen,
Der Herrn Förſter Hälften, läßt[4],
Wo er krank liegt, hingelangen.

Demungeachtet werden die Leſer an dem Worte Braſt, welches auf das verſpätigte läßt reimt, Anſtoß finden; es ſteht aber als ein veraltetes im Adelung, kommt noch in dem Kirchenliede, Erleucht' mich Herr mein Licht, vor, und Adelung hält es für einen Abkömmling des alten Breſt, welches Mangel, Gebrechen bedeutet. Wir wollen dem Herrn Ueberſetzer gern behülflich ſeyn, es wieder in Gang zu bringen, und künftig ſchlechte, ſtolpernde oder hinkende Verſe Braſt nennen, z. B. ſolche viergliederige Trochäen:

Gott vergeb' es dir, Amen!
Laßt zwey Reichthümer uns ſammeln.
Bis die Sonne klar und lieblich
Fallen läßt das ſtarrgekräuſte
Haar, und als Schattenbeſieg'rin
Aus Perlmutterwolken helle
Lichtkryſtallne Scheiben bildet.

Indeſſen Calderon bleibt Calderon, und wenn er noch ſo breſthaft überſetzt wird. S. 261 nennt ein Ritter den Gang des Gartens, wo zwei ſchöne Damen zu luſtwandeln pflegen, die Ekliptik zweier Sonnen, welche einem Abend den Glanz von tauſend Meteoren geben, welches wir für eine ſehr poetiſche Artigkeit halten, obſchon deutſche Frauen, welche ſich daran laben wollen, Brandes Aſtronomie in Briefen an ein Frauenzimmer geleſen haben müſſen, damit ſie die Ekliptik nicht etwa für etwas anderes halten, als für die ſcheinbare jährliche Bahn der Sonne im Thierkreiſe. Dem Buche vorgedruckt iſt ein Brief, ebenfalls an eine Dame, wie Brandes Aſtronomie. Er iſt 72 Seiten lang, und preiſt Calderon in ſeeliger Betrunkenheit. Vor dem zweiten Stück, Wohl und Weh, befindet ſich ein Gedicht von Helmine von Chezy. Das hat uns wohl gethan, die Malsburgiſche Ueberſetzung aber weh. Hier der Anfang:

Herz wenn du nur Wohl erfahren,
Kennſt du nicht die höchſte Luſt;
Irdiſch Weh muß in der Bruſt
Wohl vor ew'gen Weh bewahren,
Schatten Licht erſt offenbaren,
Sonne blühn aus dunkler Nacht,
Daß du wiſſeſt: Liebe wacht!
Die von lichten Sternenräumen
Schmerzlich lächelt unſern Träumen,
Lächelt ſüß, wenn wir erwacht.

Wenn dieſe geiſtreiche Frau die Freundin iſt, an welche jener lange Brief geſchrieben wurde; ſo lehre ſie den Schreiber in ihrer Antwort doch die Kunſt, ſchöne Gedanken und Empfindungen auch in ſchöne Verſe zu kleiden.

Denkmahle des Mittelalters.

Die Idee, welche Gottſchalk vor einigen Jahren faßte, durch Beſchreibung der Ritterburgen Deutſchlands, den Freunden der Geſchichte des Mittelalters, vornämlich aber den Bewunderern dieſer jetzt bis zum Ueberſchwang überſchätzten Zeit, eine Unterhaltung zu verſchaffen, hat, wie ſich erwarten ließ, Nachahmer gefunden.

Ein Hr. J. F. v. H. giebt in einem Erſten Bändchen, unter dem Titel: „Die Burgveſten und Ritterſchlöſſer der öſterreichiſchen Monarchie, topographiſch-pittoreske Schilderungen derſelben, Kunde von den Familien ihrer Beſitzer, der Lebensweiſe und Charakteriſtik des Ritterthums, den Geſchichten und Sagen der öſterreichiſchen Vorzeit.“ Dieß alles auf dem Titel ſtehend, verſpricht viel, die Vorrede noch mehr. „Der Verf. — heißt es darin — hat es unternommen, obgedachtes Werk herauszugeben, daß eben ein ſo ſchätzbarer Gewinn für die Geſchichte, Länder- und Völkerkunde des öſterreichiſchen Kaiſerthums iſt, als es für die Freunde des Ritterthums, ſeiner Thaten und Lebensweiſe eine höchſt anziehende Lectüre gewähren wird, die um ſo größeres Intereſſe anſprechen dürfte, nachdem ſie von dem vaterländiſchen Boden ausgehend, die Wahrheiten der Geſchichte mit den Reitzen einer romantiſchen Darſtellung verbindet“ (Wirklich? wir haben, offen geſtanden, noch keine Vorrede geleſen, worin der Verf. eines Werks mit ſolcher — Zuverſicht von ſich und ſeinem Erzeugniß ſpricht.) Hohe Zeit ſoll es ferner ſeyn, durch Bild und Beſchreibung die theuern Denkmahle des ſchönen öſterreichiſchen Mittelalters zu ſammeln und für die Nachkommen zu erhalten, denn: dieſe ehrwürdigen (!) Ruinen neigen ſich Jahr für Jahr immer ſichtlicher zum gänzlichen Untergang — bald vertilgt die Zeit auch ihr Andenken. (Roms und Griechenlands Tempel, Palläſte und Altäre ſind untergegangen im Strom dahin rauſchender Jahrtauſend[illegible] die wahrhaft große Zeit aber, welche ſie hervorrief, geht nicht unter, weil ſie aus großem Geiſte entſprang. Ob die Raubburgen einer barbariſchrohen Zeit ferner ſtehen oder nicht, kann dem philoſophiſchen Geiſt ſehr einerley ſeyn. Was unter dem ungeheuren Wuſt von Rohheit und Barbarei im geprieſenen Mittelalter ſich Gutes, Großes und Edles fand, wird auch fortleben, wenn auch die Schlupfwinkel adliger Räuber und die Zeugen blutigen Fauſtrechts zerfallen.)

In alphabetiſcher Ordnung folgend, werden einige dreyßig alte Schlöſſer und Burgen Oeſterreichs, Ungarns, Böhmens, Mährens, Steyermark, Krain und Tyrols, in dieſem Erſten Bändchen, größtentheils mit anerkennungswerther Geſchichtsforſchung, beſchrieben. Den Anfang macht das Schloß Ambraß nahe bei Innsbruck; vorzüglich bemerkenswerth durch die daſelbſt befindlichen, (früher mehr) bedeutenden Sammlungen von Gemälden, von Waffen berühmter und in der Geſchichte ausgezeichneter Männer, von Naturalien, Münzen, Corallen, alten (aus den früheſten Zeiten des Mittelalters herſtammenden) Muſikalien und Gedichten. Für den Freund des Alterthums und der Geſchichte iſt dieſes Schloß in mehrfacher Hinſicht ausgezeichnet. Hier war es, wo Philippine Welſer, die bekannte ſchöne Augsburgerin, der es gelungen war durch ihre Reitze einen Sproß des edlen Habsburg-Stammes für immer zu feſſeln, lange Jahre lebte und ſtarb. Sehr eifrig erklärt ſich der Verf. gegen die Meinung, daß Philippinens Tod in angeſtellter Abweſenheit ihres Gemahls, ein unnatürlicher geweſen, und das Gothaer Taſchenbuch von 1816, welches gleichfalls erzählt, daß Philippine im Bade erſtickt worden ſey, weil ſie dem heiligen Vater des Proteſtantismus verdächtig geworden; muß deswegen einen recht derben Verweiß vom Hrn. J. F. v. H. hinnehmen, der dieſe Behauptung des genannten Taſchenbuches „Aberwitz" nennt.

Erzherzog Ferdinand, der Gemahl Philippinens, und die Pracht ſeines Hoflagers zu Innsbruck, finden an dem Vf. einen eifrigen Lobredner, der bei dieſer Gelegenheit der Zerſtreuungs- und Zerſtörungs-Wuth der Reformation gedenkt, und einige Verſe aus Schillers Jungfrau v. Orleans (die dort Karl VII. ſpricht) citirt. Ob die Reformation, d. h. die höchſt nöthige Verbeſſerung des damaligen Kirchendienſtes, allein dieſe Zerſtreuungs- und Zerſtörungswuth hervorrief, oder ob nicht vielmehr der furchtbare Druck, den die damals allein herrſchende Kirche auf die Gewiſſen der Bekenner der neuen Lehre warf, größere Schuld daran hatte; iſt eine Frage, die wir dem Hrn. Vf. zu ruhiger Prüfung doch anempfohlen haben wollen.

Daß der edle Freiherr von Hormayer, dieſer in ſo vieler Hinſicht hochachtungswerthe Menſch und Gelehrte, durch ſeine Klugheit und Umſicht, den größten und beſten Theil der ſchätzbaren Sammlungen des Schloſſes Ambraß, aus den Händen der Franzoſen zu retten, und ſie Deutſchland und ſeinem Kaiſerhauſe zu erhalten wußte, in einer Zeit wo wir armen Deutſchen faſt nichts mehr hatten als ein nacktes Leben, zeigt aufs neue die ächt patriotiſchen Geſinnungen dieſes, ſeinem Volk und ſeiner Zeit zur Ehre gereichenden Mannes. So angenehm wie die Erwähnung hiervon jedem Leſer ſeyn muß, ſo unangenehm contraſtirt damit der gleich hinterher folgende, eines ächten Ultra würdige, Ausfall gegen Mürat. Wir waren nie ein Verehrer weder von dieſem noch von dem Weltunterdrücker, aber der Geſchichte muß ihr Recht geſchehen und wenn Mürat vom Küchenjungen ſich emporſchwingen konnte, (eine Sache, die Hr. J. F. v. H. ihm gewaltig zum Vorwurf macht) ſo ſehen wir darin eher einen Beweiß ſeines Talentes als einen Grund zu einem entehrenden Vorwurf. Thomas Aniello war ein zerlumpter Fiſcher; 10 Tage ſeines Lebens reichten aber hin, ihn Welthiſtoriſch zu machen. Es iſt dagegen mancher in Palläſten geboren worden, und hat viele Decennien darin vegetirt und dennoch kann die Geſchichte ihn höchſtens nur mit einer Null bezeichnen. —

Bei der Beſchreibung der Burg Buchlau in Mähren, ſcheint der Vf. eine Probe von den in der Vorrede entſprochenen „Reitzen einer romantiſchen Darſtellung," geben zu wollen. Wir leſen da von einem hoch- und eigenſinnigen Ritteralter," von einem „treuen Ehebett," (das Ehebett iſt wohl immer treu, ſo lange es hält und nicht etwa einmal einbricht; wenn nur die, ſo hineingehören, immer treu wären) u. dgl. Ob dieß romantiſch iſt? wiſſen wir nicht, wohl aber, daß es des Reitzes ermangelt. Recht angenehm iſt dagegen die Erzählung von Richard Löwenherz, ſeiner Gefangennehmung durch den von ihm ſchwer beleidigten Leopold von Oeſterreich (den jedoch der Vf. bei dieſer Gelegenheit mit zu günſtigen Farben ſchildert) und Richards endliche Befreyung. Das Schloß Dürrenſtein in Oeſterreich, jetzt der Familie Stahremberg gehörig, war der Ort wo Leopold ſeinen berühmten Gefangenen ſo lange bewahrte, bis Kaiſer Heinrich VI. deſſen Auslieferung verlangte und erhielt, und hierauf den ritterlichen König, unwürdig ſeiner ſelbſt und ſeines Gefangenen, ihn bald in Mainz, bald in Worms, bald auf der Burg Triefels, einkerkerte. Leopolds Rache gegen ſeinen Feind reichte bis an die Grenzen des Grabes, und erſt auf dem Todtbette konnte der Bannſtrahl der Kirche den Herzog zu milderen Geſinnungen bringen.

Bei Schloß Ebersberg in Oeſterreich ob der Ens, erwähnt der Vf. den am 3. May 1809 daſelbſt vorgefallenen blutigen Kampf zwiſchen Oeſterreichern und Franzoſen. Die brave That eines Tambours der Wiener Freiwilligen, Martin Ott, mit Namen, verdient hierbei die rühmlichſte Erwähnung. „Als die Freiwilligen bei dem erſten heftigen Angriff der Franzoſen etwas zurückweichen wollten, drängte er ſich aus freiem Antriebe vor, und ſchlug den Sturmmarſch. Die Feinde ſtutzten, und die Wiener erholten ſich von ihrer Verlegenheit. Ott war nun General im Felde, ſie folgten dem gegebenen Zeichen des Tambours, und die Feinde mußten weichen."

Die Frauenburg in der obern Steyermark, (jetzt nur noch Ruinen,) erhielt ihren Namen von einer ſchauerlichen Begebenheit, deren Andenken ſich in dem Munde des umwohnenden Landvolks erhalten hat. Ritter Reimprecht, einſt Beſitzer dieſer Burg, ließ ſeine Gemahlin Kunigunde von Dirnſtein, die er geraubt hatte, und die ihn ſeines böſen Charakters wegen nicht lieben konnte, in einem vernagelten Faſſe über den Berg hinab, in die unten vorüberrauſchende Murr rollen, weil er ſie überraſchte, wie ihr einſtiger Verlobter, Wilhelm von Saurau, als Minneſänger verkleidet, zu ihren Füßen lag. Die Martern des Gewiſſens verfolgten aber fortan den Unhold, bis er unter den Säbeln der Saracenen in Paläſtina ein zu ehrenvolles Ende fand.

Ungefähr 2 Meilen von Wien, rechts die Donau hinauf, liegt ein altes, in neuern Zeiten von dem Fürſten von Lichtenſtein wieder reſtaurirtes Schloß, **Greifenſtein** (Greif in den Stein) über deſſen Benennung folgende Sage in Umlauf iſt. Im eilften Jahrhundert hauſte daſelbſt ein Ritter, **Reinhard** genannt, von rauher und wilder Gemüthsart. Seine Tochter **Etelina**, war dagegen ſanft und mild und eine Freude Aller die ſie kannten. Sie wuchs zur Bewunderung des ganzen Hauſes heran und unter den vielen Freiern, die die holde und reiche Ritterstochter umlagerten, gelang es dem ärmſten unter ihnen, dem jungen **Rudolph**, ihr Herz zu rühren. Das mußte dem Vater aber verborgen bleiben, denn der verlangte nach einem reichen und mächtigen Schwiegerſohn, und nicht nach einem armen Fand wie Rudolph war, der nichts hatte als ein biederes Herz und einen tapfern Arm. Nun trug ſich's zu, daß Reinhard einſt an des Kaiſers Hoflager mußte auf lange Zeit. Während dem erblühte den Liebenden ein ganzer Himmel von Glück und Wonne. Täglich ſahen ſie ſich und täglich ward ihr Bund enger. Bald aber machte Etelina die Entdeckung, daß ſie zu ſchwach, Rudolph zu kühn geweſen war. Sie trug ein Pfand ihrer Hingebung unter dem Herzen, und des Vaters Nachhauſekunft rückte mit jedem Tage näher. Was ihre Angſt aber noch mehrte, war, daß er ſagen ließ: er bringe einen ſtattlichen Mann für ſeine Tochter mit.

In dieſer Noth wandte ſich die Bedrängte an den Kaplan der Veſte, der ſeit ihrer Mutter frühem Tode ihr Freund und Erzieher geweſen, und entdeckte ihm alles. Der Greis aber, das Fräulein liebend wie ſein Kind, beſchloß ſie zu retten mit eigener Gefahr, und als der alte Graf Reinhard eintritt, mit dem nicht empfehlend ausſehenden Freier, da verſteckte er die Liebenden in einem unterirdiſchen Gang, verſah ſie mit Speiſe und Trank und entzog ſie ſo dem erſten Anfall des väterlichen Zornes, der jedoch nun auf ihn hereinbrach. Denn als Reinhard ſein Töchterlein nicht fand und ſpäter vernahm, welch heimlich Liebesband ſie geknüpft habe, da entbrannte er in Wuth gegen den Kaplan, dem er große Schuld beimaß, und als dieſer den Aufenthaltsort der unterdeß ſich weiter Geretteten, nicht entdecken wollte, mißhandelte er ihn ſehr und warf ihn in ſeiner Burg tiefſtes Verließ, wo ihm nimmer das Tageslicht mehr graute.

So verfloß ein Jahr und Reinhards Zorn war noch immer nicht verkühlt. Hoch und theuer verſchwur der rauhe Mann ſich, wenn er ſeine Tochter fände, ſo ſolle auch ſie in einem ewigen Kerker büßen, und, wenn er je ſchwach genug wäre ihr zu verzeihen, ſo möge im ſelben Augenblick ein jäher Tod ihn übereilen und die Ruhe des Grabes ihm mangeln fort und fort. — Da traf es ſich, daß Reinhard an einem trüben Wintertage auf der Jagd im Forſte ſich verritt und von der Nacht überfallen fürder nicht Weg noch Steg fand. Und zu einer Felſenhöhle kam er, hart am Ufer der Donau, wo der wilde Strom brauſend vorüber ſchoß. Ein junges Weib, in die Felle wilder Thiere gekleidet, ſaß da und wiegte einen Knaben auf dem mütterlichen Schoos. Es war Etelina, und als Reinhard ſie erkannte und den rauhen Mann das Lallen ſeines Enkels rührte, da ſchloß er erweicht und bereuend die lang entbehrte Tochter in ſeine Arme, nahm ſie auf die Burg und eilte, den unglücklichen Pater zu befreien aus dem lebendigen Grabe. Den rächenden Mächten iſt aber der Menſch verfallen, der ſein Höchſtes verſchworen. Auf der Stiege zu dem Kerker des Kaplans glitſchte Graf Reinhard aus; er ſtürzte in die Tiefe hinab, wollte ſich aufrichten, erfaßte krampfhaft das ſteinerne Geländer der Treppe und verſchied. Erſt am andern Morgen fand man ihn; ſeine Hand hielt noch den Stein. Sein Geiſt aber geht noch umher und muß ruhelos ſo lange wandeln, bis der Stein, der zum Anhalt an der Stiege dient, ſo ausgewezt ſeyn wird, daß er in zween Stücke zerfällt. Dieß iſt die Sage von dem Urſprung der Benennung des alten Schloſſes **Greif in den Stein** und dem Vf. nach, wird der gräfliche Geiſt wohl noch ein feines Weilchen umherirren müſſen, denn bis jezt ſoll der Schickſalsſtein erſt eine kleine Vertiefung zeigen; weswegen wir denn dem Ruheloſen viel Geduld wünſchen.

Einen ſchönen Zug ritterlicher Standhaftigkeit erzählt der Vf. bei Erwähnung der Burg **Holenſtein** in Mähren. Zu der Zeit als **Przemiſl** II. König war und die Oeſterreicher oft kriegeriſch das Land überzogen, geſchah es, daß **Cyrek** von der Maidburg und **Nebrad**, Burggraf von Roſenſtein, des Landes tapfere Vertheidiger, auf der Jagd ſich befanden und von einer überlegenen Anzahl Feinde gefangen und nach Oeſterreich geführt wurden. Da ſetzte man ihnen hart zu mit Drohungen erſt, dann mit Martern, ſie ſollten den in den anvertrauten Burgen zurückgelaſſenen Ihrigen befehlen, die Veſten zu übergeben. Doch keiner war zur Untreue zu vermögen, ſelbſt als Cyrek das linke Auge ausgeſtochen, und Nebrad, nackt und gebunden aufs Eis geſetzt ward. Endlich als die Feinde verzweifeln mußten die Standhaften zum Verrath zu bewegen, zogen ſie ab; Przemißl aber lohnte die Treue der Helden durch Vertrauen und Würden königlich und beſtens.

Als höchſt merkwürdig, vielleicht einzig in ſeiner Art, ſchildert der Vf. die Lage der Veſte Lueg in Krain. Sie liegt ſo tief in einer Felſenhöhle, daß ſie keines Daches bedürfen würde, wäre es nicht um die von den darüber geſpannten ungeheuern Felsgewölbe herabträufelnde Näſſe von ihren Mauern und Gemächern abzuhalten. Eine noch größere — in den Zeiten des Fauſtrechts beinahe unüberwindliche, Feſtigkeit, ſoll das ältere Schloß gehabt haben, deſſen Spuren ſich noch, gleichſam über dem Dache des neuern, im Hintergrunde der Höhle, auf einer höhern Stelle, finden, zu denen man auf einem ſchmalen, in Felſen gehauenen Fußſteig, viele Klaftern hoch, beinah ſenkrecht hinan klettern muß.

Auf der Burgveſte Oſterwitz in Kärnthen zeigte man dem Vf. einen Wartthurm, von wo herab einſt ein tugendhaftes Mädchen, der ihre Unſchuld theurer war als ihr Leben, ſich in eine Tiefe von 80 Klaftern geſtürzt haben ſoll, um den Zudringlichkeiten eines Begierdenvollen Ritters zu entgehen. Ein Knecht fieng die ſchöne herabſpringende — ſo berichtet die Sage — mit nervigen Armen unbeſchädigt auf und ward ſo der Engel des keuſchen Mädchens. Im 14. Jahrhundert wurde dieſe Burg von der Gräfin Margaretha von Tyrol in eigener Perſon, belagert und lange von dem kriegeriſchen Weibe, wiewohl vergebens, hart geängſtet, denn Margaretha mußte zuletzt doch unverrichteter Sache abziehen und noch iſt unter den Merkwürdigkeiten, welche dem Reiſenden in Oſterwitz gezeigt werden, der Gräfin grober, ſchwarzer Filzhut zu ſehen.

Wie mächtig ein einzelner Mann auf ſein und ſeiner Mitmenſchen Vermögen und Wohlſtand, durch Redlichkeit und Mühe, allein zu wirken im Stande ſey, ſoll — ſagt der Vf., indem er von der Veſte Perſenbeug in Oeſterreich unter der Ens, ſpricht — auch hier wohlanſtändig bekannt gemacht werden. Mathias Feldmüller, einer von den Schiffmeiſtern zu Perſenbeug, hat durch ſtrenge Rechtſchaffenheit und unermüdeten Fleiß, ſich zu einem glücklichen Wohlſtande emporgeſchwungen. Er hält immerwährend zum mindeſten fünfzehn Zimmer- oder, wie ſie hier genannt werden, Schoppenleute, welche jährlich über 20 der größten Kehlhammerſchiffe, von 23 Klaftern Länge verfertigen. Hierbei verwendet er noch 300 Schifferknechte und über 100 ſchwere Zugpferde. Ein großer Theil der Einwohner des Fleckens Perſenbeug, ſelbſt Kinder finden bei ihm Arbeit und Lohn. Verbeſſerung der Schiffarth, ausgebreiter Handel im In- und Auslande auf der Donau, Treue und Ergebenheit gegen ſeinen Monarchen, geben ihm den Ruhm eines würdigen Staatsbürgers; (und machen, ſetzen wir hinzu, den ſchlichten Bürgersmann hochachtungswerther als manchen lang Betitelten, der nur koſtet, niemand forthilft und nur verzehrt, ſtatt daß jener ernährt.)

Das Bergſchloß Raby in Böhmen möchte der Vf. das böhmiſche Methone nennen. Hier war es, wo des Ritters Pribik Kokowsky Pfeil dem Einäugigen Huſſiten-Anführer Ziska das Licht des Auges vollends nahm. Erblinden aber konnte Kocowsky wohl den wilden Heerführer machen, doch ſeinen Muth und ſeinen Rache, dürſtenden, kriegeriſchen Geiſt, löſchte die Nacht die ihn von nun an umgab, nicht aus. Der ſtockblinde Ziska ſchwang noch lange die Geißel des Bürgerkrieges und ſeine Anhänger, die Taboriten, brachten ihrem Führer noch manches blutige Racheopfer.

Bei Beſuchung der Veſte Strechau in Steyermark, wurde dem Vf. und ſeinen Reiſegefährten ein Labetrunk von Ströchawaſſer gereicht. Es iſt dieß ſogenannte Ströchawaſſer ein trefflicher alter Luttenberger Wein, der den Reiſenden gar wohl ſchmeckte. Vorgeſetzt ward es ihnen in einem ſo großen, mit allerlei Inſchriften verſehenen, gläſernen Pokal, daß ſelbſt, wie der Schloßverwalter verſicherte, der Herr Pater Guardian von *** ihn nicht auf einen Ritterzug zu leeren vermochten. Wirklich hatten auch an dieſem Tummler voll der Vf. und ſeine 6 Begleiter, hinlänglich. Der ehrwürdige Pater Guardian muß alſo doch immer ein ganz wackerer — Zecher ſeyn.

Durch die Kunſtſammlungen des in jeder Hinſicht ſo verehrungswerthen Erzherzog Johann, ſowohl, wie durch ſeine daſelbſt geſtifteten ökonomiſchen Anlagen, iſt Thernberg in Oeſterreich unter der Enns, merkwürdig für den Reiſenden und Kunſtliebhaber. Hier ſieht man, erzählt der Vf., nicht ſelten den Stifter des Steyermärker Johanneums, den Feldherrn von Sacile, mit eigener Hand den Pflug führen oder der harmloſen Beſchäftigung der Veredelung von Obſtbäumen ſich hingeben. So lebt hier, von Allen geſchätzt und geliebt, der Kunſt, der Wiſſenſchaft und ſegenbringenden Geſchäften, der edle Sprößling des erlauchten Kaiſerhauſes, unter deſſen weithin herrſchenden Scepter im glücklichen Wohlſtand und Zufriedenheit, ſo viele Völker viele Jahrhunderte, wohnten. Von ſeinen Unterthanen hoch verehrt (wie jeder wahrhaft gute Fürſt) unter denen er in gleicher Tracht wandelt, weiht hier der edle Erzherzog die Zeichen und den Glanz ſeiner hohen Geburt, auf dem heiligen Altar der Natur und der edelſten Menſchheit.

Notizen.

Parabeln und Fabeln. Ein ungenannter Beobachter des theologiſchen und religiöſen Zeitgeiſtes hat ein Bändchen herausgegeben, wovon wir folgende ausheben.

XVI. Die verwandelten Urkunden. Junker Fritz gerieth ſeinem Vater über die alten Familienurkunden, wiſchte die alte Schrift von dem Pergamente hinweg, und machte ſich aus denſelben Schreibetafeln, um mancherlei Poſſen hinein zu ſchreiben. Zum Glücke aber hatten ſich die Buchſtaben der alten Schrift ſo eingeprägt, daß ſie nicht ganz zu verwiſchen waren.

So verwiſcht der Zeitgeiſt aus dem Herzen der Menſchen, was Gott hineingeſchrieben hat, um mancherlei Poſſen hineinzuſchreiben. Zum Glücke iſt die alte Schrift, die heilige Urſchrift, dem Menſchenherzen noch viel zu tief eingeprägt, als daß ſie ſich ganz verwiſchen ließe.

XXIII. Republikaniſcher Sinn im Reiche Gottes. Zu Cromwels Zeiten betete man in England nicht „dein Reich komme", ſondern „deine Republik komme". Cromwell aber ſetzte in ſeinem Herzen allemal hinzu: „durch mich, lieber Herr-Gott! durch mich!"

So wollen heutiges Tages gar viele kein Reich Gottes mehr haben, ſondern eine Vernunftrepublik, aber jeder möchte gern darin ein Cromwell ſeyn; denn jeder will ſeine, blos ſeine Vernunft zur Geſetzgeberin machen. (Das Parabelchen iſt recht artig. Der Verf. verdarb aber das Treffende durch ein einzig Wörtchen. Um es epigramatiſch pikannt zu machen, ſchreibt er: Jeder, und das iſt mit ſeiner Erlaubniß, nicht wahr. Wir ſehen uns doch alle Tage unter den Menſchen um, und behorchen ihre Wünſche, da haben wir denn nichts gefunden, als nur einige Pultgelehrte ohne Welt und Leben, einige Brauſeköpfe von 18 bis 24 Jahren, einige Intriguanten und Egoiſten, welche ſo ein Stück Cromwell bei den nöthigen Reformen vorſtellen möchten. Es giebt aber auch gewiſſe objective Vernunftſätze, unumſtösliche Wahrheiten, die auf Religion und Gerechtigkeit und auf der ſchuldigen Menſchheitsachtung ruhen, mit denen ſich freilich manches ſogenannte hiſtoriſche Recht nicht recht vertragen will. Die verſtändige Mehrzahl wird ſich gewiß genügen laſſen, wenn man dieſe endlich in den Staat nicht als flüchtige Gäſte Ehrenhalber einführt, ſondern ihr Indigenat überall anerkennen wird.)

XXXII. Das hohe Lied. Den Garten Gottes ſollte Adam bauen und bewahren. Er fand aber ein wildes Dorngeſträuch darin, und gab ſich viele Mühe es auszurotten, jedoch vergeblich! Darüber verfiel er in tiefes Nachſinnen, und endlich ermüdet in tiefen Schlaf. Als er erwachte, fand er die Gefährtinn ſeines Lebens, nach der ſein Herz ſich geſehnet hatte, aber zugleich auch den Gedanken, zu verädeln, was auszurotten möglich ſchien. Angeregt durch die Liebe zu ſeinem andern Ich war ſein Denken und Thun ſo lebhaft geworden, daß er gar bald die Art und Weiſe fand, wie dieſer Gedanke mit dem Dornengebüſche auszuführen wäre. Er führte ihn aus, und ſiehe da! aus dem wilden Dornengeſträuche ward nach und nach der ſchöne Roſenſtock, eine Zierde des Paradieſes. In der Freude, welche ſein Herz darüber empfand, beſang er die Verädelungsweiſe des wilden Geſträuches, und dieſen Geſang wiederholte er oft und Eva ſang ihn leiſe nach; auch Vögel lernten die Weiſe des Geſanges und verädelten ſingend den Trieb, ſich fortzuflanzen. Adam aber nannte dieſen Geſang das hohe Lied. Doch leider ſang er es nach ſeiner Vertreibung aus dem Paradieſe nur ſelten; die Mühe des Lebens benahm ihm die Luſt dazu. Zwar ſang ers ſeinen Kindern vor, daß ſie es lernen ſollten; dieſe aber verſtanden und behielten es nicht recht. Am Ende war es gar zum Anſtoß und zum Aergerniß. „Wie, ſagten wohl ſelbſt die Beſſern unter Adams Nachkommen, ſollen wir denn wildes Dornengeſträuch hegen und pflegen? Betet und arbeitet, das Singen laßt euch vergehen." Endlich aber, zu Salomons Zeiten, drang ein Sänger, den Paradieſesluft anwehte, der Unſchuld Genius beſeelte, in den Geiſt jenes Geſanges ein. Was iſt wilder, ſprach er, was iſt dornichter im Herzen und Leben der Menſchen, als der Trieb, ſich fortzupflanzen? Verädeln wir aber dieſen Trieb, ſo treibt und trägt er des ſchönſten Lebens Roſen. O dieſe Verädlung, dieſe Roſen will ich beſingen. Er beſang ſie, und das Heimweh nach dem verlornen Paradieſe entſtand bei dieſem Geſange in mancher Menſchenbruſt. Mit Recht nannte er auch ſeinen Geſang ein hohes Lied. Die Nachwelt aber verſtand es nicht, verſtümmelte und verfälſchte es. Die Beſſern ſelbſt verwarfen es und riefen aus: „Wie, ſollen wir denn wilde Triebe im Herzen hegen und pflegen? Der Menſch bete und arbeite, das Singen laſſe er ſich vergehen.“

Aber ihr Sittenlehrer! iſt denn die Verädelung eines Naturtriebes, der ſo viel Dornen trägt, der nie auszurotten iſt, und durch den Herz und Leben oft ganz verwildert, nicht eine Hauptſache im menſchlichen Leben?

Intereſſantes Bruchſtück aus der erſten Anrede an die Jury der Preſſe in Frankreich. Unter den erſten Anklagen ſeit Einführung der Jury in Preßangelegenheiten in Frankreich, befand ſich eine wider eine Stelle im Liberal, wie man aus öffentlichen Blättern weiß, und welche von der Jury für unſtatthaft erkannt worden iſt. Mr. Rumilly, welcher die Vertheidigung übernommen hatte, fing ſeine Rede alſo an:

Meine Herren Geſchwornen,

„Endlich nach vier Jahren voller Wünſche und Harrens iſt der Nation ein Tribunal zugeſtanden worden, heiliger als das der Correctionspolizey, und beſtimmt, den Gedanken zu richten. Nunmehr kann man die Freiheit der Preſſe, befeſtigt durch die Hinderniſſe ſelber, die man ihr in den Weg pflanzte, und gegründet auf ihren ſicherſten Stützpunkt, die Jury, mit Wahrheit die Fackel der Regierung und die Schutzwache aller unſerer Freiheiten nennen. Heute wird die Gewalt, die über das Leben der Staatsbürger ſpricht, die Grenzen des Gedankens ziehen; eine den Verklagten theuere Gewalt, weil ſelbſt ihre Strenge das koſtbarſte unſerer Rechte einweihen würde. Der Schriftſteller wird künftighin ſein Loos der Unpartheiligkeit ſeiner Standesgenoſſen, (pairs) mit mehr Zutrauen in die Hände legen, als vorhin der Unabhängigkeit ſeiner Richter. (Die freilich mitunter gehörig zweifelhaft ſchien.) Demnach ſey es dem Angeklagten erlaubt, indem er vor Richtern erſcheint, die ſeines Gleichen ſind, mit Entzücken den Tag zu begrüßen, an welchem dieſe beruhigende Gerichtsbarkeit anhebt.“

Vorſchlag zu neuen Münzauflagen. Wer die Geſchichte des Münzweſens kennt, der weiß, daß die Münzen häufig neue Auflagen und Ausgaben erlebt haben, die aber faſt niemals verbeſſerte waren; obgleich ehedem die Kaiſer, wie das Landrecht erfordert, ihren Handſchuh zu jeder neuen Münze ſandten; (als Zeichen der Einwilligung.) Unſer Kreuzergeld verdiente wohl vor allem eine verbeſſerte Auflage. Nebenbei möchte auch eine neue Ausgabe jener Münzen nicht überflüſſig ſeyn, welche weil. Herzog Johann Ernſt von S. Eiſenach, (ſt. 1638) prägen ließ, mit der Legende: „Gott beſſere die Zeit und die Leut!“ Wir könnten ſie brauchen. Z. E. Ein Staatsmann, der etwa kein gutes Gedächtniß hätte, wenn er alle Vierteljahre etliche Tauſend ſolcher Beſſerungsthaler Beſoldung empfinge, wie würden dieſe nicht ſeinen guten Abſichten zu Hülfe kommen, um manches viel geſchwinder beſſer zu machen. Ein Kornjude, der eben einen ſündlichen Profit nehmen wollte, und dieſen Spruch ins Auge bekäm, wie ſchnell würde er das Geld dem armen Käufer zurückſchieben, u. ſ. w. Der fromme herzogliche Einfall war gewiß gut; aber die Münze iſt zu bald außer Cours gekommen; man könnte ſie auch moderniſiren und etwa drauf ſetzen: „Laßt uns beſſer werden, gleich wirds beſſer ſeyn.“ —

Paradießgeruch eines todten Pabſtes. Wir wiſſen, daß der heil. Clemens der zweite Pabſt geweſen iſt, weil ſein Lehrer, der Apoſtel Petrus, der Erſte war. Unter andern giebt es einen aus dem Waſſer gezogenen Beweiß dafür; nämlich ſo. Das Chronikon Caſaur. und nachher Dacher erzählen, wie die Engel dieſem Clemens zuerſt in der See ein Begräbniß gemacht haben, bis man ihn gefunden, und nach Peſcara in Italien gebracht hat. Der Cardinal Auguſtino, der es nicht glauben wollte, ließ daß Grab aufmachen, und fand den Leichnam in einem alabaſternen Gefäße, da er überaus angenehm und nach dem Paradieſe gerochen, von welchem Geruche wir jetzt freilich keine deutliche Vorſtellung mehr haben, wenn Hr. v. M — r. nicht etwa Nachricht zu geben weiß. Die lateiniſche Ueberſchrift lautete: „Hier liegt der heil. Clemens, Petri Schüler, und der zweite Papſt nach ihm.“ Zu mehrerm Beweiſe lagen noch zwey Koſtbarkeiten dabey, ein Stück von Petri Fleiſche, und ein Zahn des Apoſtels Paulus. — Man wird aber wieder irre, wenn man den Abt Rondini lieſt, der Clemens den dritten Papſt nennt, und behauptet, daß ſein Körper in Rom liege. Aber wie er ins Meer geworfen worden, iſt dieſes aus Reſpekt drei Meilen ausgewichen, und alles Uebrige wird auch richtig ſeyn.

Literariſches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

4r Band. No. 50. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December.

Die Hep Heps in Franken und anderer Orten.

„Ihr da, Judenverfolgungen an einem Orte anhebend, am anderen ſie nicht mißbilligend, belachend, Luſt zeigend, gelegentlich auch wohl alſo zu thun, als ſtänden wir ſchon wieder im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert, Ihr wahre Finſterlinge, bedenkt Ihr denn nicht, daß Ihr auch Juden ſeid? Der religiöſen Abſtammung nach, reformirte Juden, mindeſtens wie ſonnenklar, halbe Juden, oder Moſaiſten, weil ihr an den Gott Iſraels glaubt, [illegible] das alte Teſtament die Grundlage Eures theologiſchen Syſtems zur Hälfte bildet. Iſt die römiſche Kirche älter als die lutheriſche, anglikaniſche ꝛc., ſteigt die moſaiſche wieder zu einem noch höheren Alter hinauf, iſt ſo alt wie die Geſchichte, inſofern Moſes aus noch grauerer Vorzeit Tradition ſammelte; die Urahnin alles Kultus von den indiſchen Mohamedanern an, durch Europa hin bis zu den letzten Chriſten in Californien, und von da wieder nach Sibirien; überall wird die Gottheit angebetet, die zu Moſes ſprach. Ihr mögt es nun verſtehen durch den Geiſt oder buchſtäblich, immer bleibt es die ehrwürdigſte aller Ueberlieferungen; Judaismus, Chriſtianismus und Islamismus ſind darauf gebaut.“

„Und es kommt Euch bei, gegen die Altväter, die religiöſen Halbbrüder zu wüthen? Beleuchten wir nicht einmal Euer Recht, das Ihr dazu haben könntet, nein, Eure Sünde und Schande, indem Ihr alſo thut.“

Das iſt der Titel und der Anfang eines kleinen Schriftchens, in welchem ſich Julius von Voß der Juden annimmt. Es iſt in Teutonien, das heißt, in dem Magazin des Herrn Schleſinger zu Berlin herausgekommen, und ſieht faſt wie beſtellte Waare aus, die zu geſchwinde fertig geworden iſt, um eine gründliche Wirkung hervorzubringen. Es dreht ſich meiſtens um die Behauptung, daß die Juden nicht ſoviel Reichthümer beſäßen, als man zu glauben ſcheine, und daß ihr Character nicht ſchlimmer ſey, als der der Chriſten. Er warnt, wie allerdings recht iſt, für Judenverfolgung und Gewaltthätigkeiten.

Eine ganz andere Sprache finden wir in einem Gegenſtück einer Schrift des fleißig ſchriftſtellernden Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky. Er hat in Würzburg bey Schlagebart(?) eine Schrift herausgegeben, die den Titel führt:

„Judenſpiegel.“

„Ein Schand- und Sittengemälde alter und neuer Zeit.“

Sein Spiegel mag wohl zu den falſch geſchliffenen gehören, weil darinn alle Juden, ſelbſt ein Moſes Mendelſohn und andere brave Männer dieſes Volks, darinne wie Carricaturen verzerrt erſcheinen. Auch können wir die ſogar heftige und derbe Schreibart nicht billigen. Der Leſer urtheile ſelbſt aus nachfolgenden Stellen, welche nicht die ſchlimmſten ſind.

„Aus dieſer kurzen Darſtellung der Geſchichte Abrahams, Iſaaks und Jacobs, und ihrer Söhne und Enkel ergiebt ſich, daß ſie der ärgſten, nur erdenkbaren Unthaten ſich ſchuldig machten. Wo fand man wohl ſo eine Familie, die in ſo wenig Geſchlechtsſtufen ſo viele Laſter und Verbrechen beging? Wo war wohl je eine Familie, die unter einer ſo großen Anzahl von Mitgliedern nur Einen untadelhaften Menſchen zählte. (?)“ — —

„Ein Jude, kein Römer war es, der ſeinen Freund und Lehrer um eine Handvoll Silber an die rachgierigen Feinde verrieth. Jüdiſche Hoheprieſter brachten ihn ans Kreuz, da der Römer Pilatus, der ſein Richter ſeyn ſollte, keine Schuld an ihm fand.“

„Bald nachher wurde, wie ſchon Chriſtus vorausgeſagt hatte, und wie ſich bei dem halsſtarrigen Sinne der Juden, die immer neue Empörungen wider die Römer begannen, erwarten ließ, ihre Hauptſtadt Jeruſalem von Titus zerſtört. In dieſem Augenblicke des Unglücks und Jammers, der Angſt und Verzweiflung, bewieſen die Iſraeliten auf die empörendſte Art, wie ſehr Geiz, Raubluſt und Mordgier, ſich ihrer bemeiſtert hatten. Sie plünderten und erwürgten ſich in der belagerten, und zum Theil ſchon brennenden Stadt einander ſelbſt; fraßen ihre eigenen Kinder, und verſchlangen ihr Gold und Silber, um doch im Tode noch ihre Schätze zu behalten. Die Römer, von dieſen mehr als viehiſchen Greueln benachrichtigt, ſchlachteten viele Tauſende der gefangenen Juden, oder ſchnitten ihnen die Leiber auf

Ausgegeben den 25. November.

um das auf eine ſo unerhörte und beiſpielloſe Weiſe verſteckte Geld zu bekommen." —

„Von welchem Volke der Welt hat uns die Geſchichte wohl Züge eines ähnlichen Geizes aufbewahrt? Von keinem einzigen, und man würde auch hier zweifeln, wenn nicht ſelbſt ein jüdiſcher Geſchichtſchreiber, der Augenzeuge war, es berichtete."

„Wie kann man von einem Volke, welches ſchon vor achtzehnhundert Jahren zu einem ſolchen Grade der ſchauderhafteſten Verworfenheit herabgeſunken war, denken, daß es einer ſittlichen Verbeſſerung noch fähig ſey?" — —

„Vielleicht war Spinoza ſeit Jahrtauſenden der einzige Jude, der ſich in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht auf eine ungewöhnliche und vortheilhafte Weiſe vor ſeinen Glaubensgenoſſen auszeichnete. Er ging ganz von ihnen aus, und verachtete ſie eben ſo ſehr, als ſie ihn haßten. Der ſo übertrieben geprieſene Mendelsſohn war nichts mehr und nichts weniger, als ein talmudiſcher Jude, der ungeachtet ſeines Scharfſinns ohne Leſſings, Abbts und Nicolai's kräftige Mitwirkung ſchwerlich zu dem Ruhm eines großen Weltweiſen gelangt wäre. Nur der Umſtand, daß er ein Jude war, machte ihn merkwürdig; ob es mit ſeiner Sittlichkeit beſſer ſtand, als mit der ſeiner Glaubensbrüder, iſt eine Frage!" — —

„An dem Morgen ihres Neujahrstages, der im Herbſte fällt, ſtehen ſie in aller Frühe auf, ziehen weiße Kleider an, ſingen Tútútú Scholom Lecho, Lecho Scholom, und verfluchen die Chriſten. Hernach blaſen ſie auf einem Bockshorn, welches aber ja in keines Goi Hände kommen darf. Klingt das Horn recht helle, dann jubeln und freuen ſie ſich, weil ſie meinen, es bedeute ihnen ein glückliches, den Chriſten aber ein unglückliches Jahr; klingt es hingegen dumpf und nicht hell, dann ſchreien ſie: „Auwai, wir werden hoben á häuſes Jahr, und die Gojim hoben Glück!" Dabei fragt dann Einer den Andern: ob er nicht im vorigen Jahr einen Chriſten betrogen, oder „bekrimpelt" (beſtohlen) habe? Kann er das bejahen, ſo behaupten ſie: er hobe ein „Corban" oder ein Opfer gebracht; wo nicht, ſo muß er Buße thun. Wenn die Poſſen vorbey ſind, gehen ſie zu Hauſe, eſſen und trinken, und machen ſich luſtig. Nachher laufen ſie nach einem Bache oder Fluſſe, ſchütteln ihre Kleider, und ſprechen aus Micha Kap. 7. V. 10.: Ich werfe alle meine Sünden in den Abgrund des Meers." *) —

„Zeitig fangen die Judenkinder an zu ſchachern; Schweſtern und Brüder geben ſich nicht, wie bey uns, Obſt, Naſchwerk und Spielzeug umſonſt, ſie kaufen oder tauſchen es einander ab, mauſen es dem, welchem ſie es eben verkauft oder vertauſcht haben, wieder fort, und beißen, kratzen und ſchlagen ſich darum. Die Eltern ſehen mit Wonnethränen dieſem Unfuge ihrer Lieblinge zu, nennen ihn „krimpeln", und freuen ſich des ächt jüdiſchen Sinnes der kleinen iſraelitiſchen Brut. — Der Jude verſteht weder ein höheres Leben zu leben, noch ein gemeines zu verhöhnen.

„Schon bey dem ſalomoniſchen Tempel bewieſen die Iſraeliten durch die vielen goldnen Hinteren (Podices), die ſie darin anbrachten, daß aller Sinn für Sittlichkeit, Anſtand und Schönheit ihnen fehlte." — —

„Kein türkiſcher Baſſa kann hochmüthiger auf ſeine drey Roßſchweiſe ſeyn, als ein Mauſchelbaron auf ſeinen Adel, beſonders gegen Nichtjuden, die etwas bey ihm ſuchen, oder in einem abhängigen Verhältniſſe zu ihm ſtehen. Friedrich Buchholz ſagt irgendwo: „ein ehrlicher Jude ſey noch ſeltener, als eine hölzerne Pelzmütze." Iſt dieß der Fall, wie weit ſeltener muß da noch ein edler Jude ſeyn." —

„Dieß Zuſammenhalten der vornehmen und reichen Juden mit den Geringern, würde ihrem Volke zur Ehre gereichen, hätte es nicht den böſen Zweck, durch gemeinſchaftliches Streben alle Chriſten zu unterdrücken und zu Grunde zu richten. Dieß offenbaret ſich beſonders bey ihren Wucher- und Handelsgeſchäften, wo Arme und Reiche, Vornehme und Geringe ſich treulich die Hand bieten und forthelfen." — —

„Daher können jüdiſche Barone, deren Vorfahren vor hundert und weniger Jahren Land-, Bettel- und Trödeljuden waren, Kaiſern und Königen und Republiken ungeheure Summen anleihen, und ſich ganze Reiche zum Unterpfande verſchreiben laſſen." — —

„Um ihre Sitten zu verbeſſern, und den Schacherteufel ihnen auszurotten, müßte man nur Napoleon Bonaparte von Helena zurückberufen, und ihn zum Könige der Juden ernennen. Hoffentlich würde er ſie fleißig zu Kriegen gegen die Türken gebrauchen, wodurch ihr Muth weiter geſtählt würde, und vielleicht könnten ſie auf dieſe Weiſe ganz von der Erde vertilgt werden, ohne daß man nöthig hätte, ſelbſt Hand an ſie zu legen!!" —

Nun, was ſagen unſere Leſer; nicht wahr Herr von Hundt packt derb an? Wenn es ihm nachginge, würde man bald die Auftritte des Mittelalters er-

---

*) M. ſ. Ernſt Ferdinand Heß Judengeißel. Th. I. K. 6. und Joh. Buxtorfs Synagoga Judaica, cap. 18 et 19.

neuert finden, wo König Philipp der Schöne in Frankreich ſchlechte Münze ſchlug, und die Juden dafür verfolgte; oder wo ein König von England einem Juden ſieben Tage hintereinander, jeden Tag einen Zahn ausreißen ließ, bis er den achten mit 10,000 Mark Silbers abkaufte! wo ein Prieſter eine Hoſtie mit Blut beträufelte, und ſie einigen Juden zuſteckte, welche hernach verfolgt wurden, als hätten ſie in die Hoſtie geſtochen. Der Betrug wurde entdeckt, aber der beſtochene Prälat ließ den Prieſter mit einer gelinden Strafe durch, wie der aufrichtige Mönch Johann von Winterthur erzählt. —

Man kann weder Hn. v. Hundt, noch auch Herrn von Beß beypflichten, deren Rathſchläge auf Extreme hinausgehen. Geht man auf die Geſchichte zurück: ſo ſind eigentlich unſere ſcholaſtigen Theologen vorzüglich ſchuld, daß die Juden ſich ehemals des Handels ſo bemächtigen konnten. Dieſe verwechſelten Wucher und Zinſen bey Geldanleihen und Commerz. „Dadurch wurde, wie Monteſquieu bemerkt hat, die Profeſſion der geringern Leute zu einer Profeſſion der unredlichen.“ Denn ſobald man was von Natur Erlaubtes oder Nothwendiges verbietet, ſo macht man nur ſchlechte Leute. (Ein Satz, der ſich zu aller Zeit bey ungerechten Geſetzen beſtätigt, und der beſonders das Syſtem der indirecten Auflagen mit trifft.) Damals lernten ſich alſo die Juden bereichern; ſie wurden von den Fürſten tyranniſch geplündert, was für die Völker höchſtens ein Troſt, aber keine Erleichterung war. (S. Esprit des Loix. Tom. 3. C. 21.) — Eine ſo lang eingewurzelte Gewohnheit, Handel zu treiben, verbunden mit dem Ceremonial-Geſetz der Juden, und mit dem Deſpotismus ihrer Rabbinen, werden hinreichen, um den jetzigen Zuſtand zu erklären. Dieſer erfodert auf einer Seite unſere Nachſicht, auf der Andern aber unſere Vorſicht, daß wir nämlich die bürgerlichen Rechte nicht mit vollen Händen hingeben, bis jene durch die That zeigen, daß ſie ſich von alle dem losmachen wollen, was ſie nach ihren Gewohnheiten, Geſetzen ꝛc. hindert, auch alle Pflichten des Staatsbürgers, gleich den Chriſten, zu übernehmen und zu erfüllen: hic Rhodus hic salta!

Vermiſchte Schriften.

Gefühle, Bilder und Anſichten, Sammlung kleiner proſaiſchen Schriften von **Friedrich Baron de la Motte Fouque.** Erſtes und zweites Bändchen. Da dieſe Aufſätze von ſehr verſchiedenem Inhalt und ſehr verſchiedener Beſchaffenheit, manche für viele, manche nur für wenige intereſſant, einige [illegible], andere geiſtreich und wieder andere waſſerreich ſind, ſo wollen wir uns wohl hüten, aufs neue einen Brei über den Brei zu gießen, ſondern lieber gleich herausheben, was unſere Leſer intereſſiren oder wohl gar erfreuen kann. Wir wollen dazu gleich die Geſchichte vom alten Schimmel. „Das Geſchichtlein, welches ich hier aufzeichnen will, beginnt der Verf., iſt ausnehmend einfach; für manch Einen (d. h. für manchen — der Verf. hat ſich nun einmal ins Altdeutſche verliebt) wohl nicht viel beſſer, als gar nichts (der Leſer laſſe ſich durch dieſe mit ſich ſelbſt zarthuende Beſcheidenheit nicht abſchrecken!), aber es iſt grundwahr, und hat mich in tiefſter Seele gerührt. (Nur zu! wir haben auch Gefühl, und möchten es ſelbſt Hinzen und Kunzen nicht abſprechen.) Auch läßt ſich allerhand Hübſches dabei denken und muthmaßen, und ſo mag es denn hier ein Plätzchen finden für Gleichgeſtimmte. (Wir halten uns alle dafür.)

Ein edler Rittersmann hatte einen edlen Schimmel; der hatte ihn oftmalen getragen bei Kriegsübungen, Schlittenfahrten und ſchnellen Liebesritten, und wie nun der Herr ſich in eine beglückte ländliche Einſamkeit zurückzog, nahm er das ſchöne Thier mit ſich und pflegte ſein, da es zu keinem Dienſte mehr fähig war. — Eines ſchönen Tages geht der Herr auf die Hutung ſpazieren, wo der Schimmel graſte. Da nimmt ihn das nun ſehr alt gewordene Thier ganz von weiten wahr, läßt von dem würzigen Graſe ab, und trabt, ſo gut es gehen will, auf ſeinen Ritter zu. Der merkt, wie ſauer es dem lieben Thiere wird, und geht ihm alſo halben Weg's entgegen. Da freut der alte Schimmel ſich ſo ſehr zu ihm, legt ihm den Kopf auf die Schulter, und liebkoſt ihm, und kann des Schmeichelns heute gar kein Ende finden. Kaum iſt der Herr wieder in ſein Haus zurückgekehrt, ſo kommt ihm die Meldung nach: „eben iſt der alte Schimmel umgefallen und liegt todt im Graſe.“ —

„Wie ich die kleine Begebenheit aufſchreibe, werden mir wieder die Augen dabei feucht, und überhaupt ſo oft ich daran denke.“ Der Verf. fügt noch folgendes hinzu: „Die Wurzel: die innig wehmüthige Thierliebe in uns, und wieder zu uns die ſeltſamlich treue Liebe der Thierwelt, — deutet das nicht noch weiter, nicht auch noch auf unſer Jenſeit hinaus? denn was uns ſo recht im Innerſten anfaßt, das begnügt ſich wahrlich nicht mit den paar Schritten zwiſchen Wiege und Grab; das faßt den ganzen Menſchen, oder beſſer geſprochen: den ewigen Menſchen an.

Dagegen iſt Vieles eingewendet worden; zum Theil auch wohl Sinnreiches und Wahres. So z. B. pflegte der ſelige Hülſen zu ſagen: „wenn der Hund mich ordentlich verſtünde, würde er ja wohl auch gelegentlich einmal ſprechen: „guten Tag, Herr Bruder!“

Ganz recht; aber es beweißt doch nur eben, daß der Hund kein Menſch iſt, und weiter reichen ſolche Einwendungen überhaupt nicht, und das Widerſpiel hat am Ende vermuthlich noch Niemand behaupten wollen. Selbſt wohl die nicht, die von einer Art Perfectibilität (Vervollkommnungsfähigkeit) der Thiere träumen, in's Unendliche hinaus; ſelbſt nicht die Anhänger der Seelenwanderung, denn da bleibt der thieriſche Körper doch nur ein Mittel, ein ziemlich dumpfes, an ſich gleichgültiges Werkzeug; — kurz, auch die ſeltſamſte und kühnſte Schwärmerei hat immer einen unüberſpringlichen Abgrund anerkannt und feſtgehalten zwiſchen Menſch und Thiere. Alſo mit jenem „Herr Bruder ſagen“ des Hundes hat es ſo leicht eben nichts auf ſich.

Aber mehr, als: „gieb mir zu freſſen,“ oder vielmehr ganz etwas Anderes ſagt wahrhaftig ein freundlicher Hund oder ein edeltreues Roß doch auch. Sie ſagen bisweilen etwas, das Thränen aus unſern Augen lockt. Und die Thränen ſind Wegweiſer nach einer andern Welt hinüber, auch die Schmerzens- und Wehmuthsthränen, weil ſie erſt dort ſollen ganz getrocknet werden. Und ein Geſchöpf, das uns Thränen der Wehmuth hervorrief mit ſeiner Liebe und Treue, hätte in dem Jenſeit gar nichts mehr zu ſchaffen? Oder erſchiene — wie ein ſonſt überaus herrlicher Theoſoph meinte — dort nur als eine bloße Figur? Ohne eignes Leben und Bewußtſein? —

Ich kann es nicht glauben. Und erfreulicherweiſe iſt mit dieſem Gefühl der bibliſche Ausſpruch in Uebereinſtimmung: „die Creatur ſehnt ſich, der Eitelkeit los zu werden.“ Da mag nun dieſes Sehnen ſo unbewußt ſeyn, als man nur behaupten will und kann, ſo iſt es doch ganz gewiß kein Sehnen nach Vernichtung, denn dieſe beiden Worte zuſammengeſtellt, bilden den abſoluteſten Widerſpruch, der wohl irgend erſonnen werden mag.

Ich glaube alſo keineswegs die Hoffnung aufgeben zu dürfen, jener ehrliche Schimmel, von deſſen Abſchied und Todesfall wir ausgingen, werde (hier treten wir doch etwas zurück, um die Gleichgeſtimmten vorzulaſſen) dereinſt ſeinem guten Herrn auf einer andern Wieſe entgegenſpringen, auf einer Wieſe, wo es ſo herrlich zugehen wird, daß wir ihrer nur mit den Schauern der ſüßeſten, aber auch zugleich ernſthafteſten Entzückung zu gedenken vermögen. (Gut, wenn auch der alte Schimmel unſterblich iſt; dann dürfen wir unſerer eigenen Fortdauer um ſo gewiſſer ſeyn!)

Von dem, was der Verf. von ſeinem Großvater und deſſen Verhältniſſe zu Friedrich dem Großen erzählt, wollen wir ebenfalls Einiges als merkwürdig hieher ſetzen. Er gehörte mit zu der geiſtreichen Geſellſchaft, die Friedrich als Kronprinz zu Rheinsberg um ſich verſammelte, in der man, halb aus Scherz, den Ritterorden des Bayard ſtiftete, wovon Fouqué zum Großmeiſter erwählt wurde, mit dem Beinamen: le chaste (der Keuſche.) Ihm ward auch zu dem in Küſtrin gefangenen Prinzen der Zutritt vergönnt, und wenn der wachthabende Officier dieſem nach dem ſtrengen Befehl des Königs um 9 Uhr das Licht auslöſchte, damit er nicht zu viel läſe, wußte der Hauptmann Fouqué gut auszuhelfen. „Sobald nämlich das Licht ausgeputzt war, zog er Feuerzeug und eine Wachskerze aus der Taſche, und ſprach, indem er Licht anzündete: „Herr Kamerad, der König hat Ihnen befohlen, das Licht des Kronprinzen auszulöſchen, nicht aber das des Hauptmanns Fouqué.“ Der Officier nahm lächelnd und zufrieden Abſchied, und ſo ward allabendlich das officielle Ausputzen und das private Anzünden wiederholt, und der Kronprinz las bei Fouqué's Lichte mit dieſem bis tief in die Nacht.“

Im ſiebenjährigen Kriege gerieth Fouqué nach Beweiſen großer Tapferkeit in öſterreichiſche Gefangenſchaft, und verlohr durch die Einnahme von Glatz ſein Vermögen. Karlsſtadt in Ungarn wurde ſein Aufenthalt, und als er nach geſchloſſenem Frieden zurückkehrte, ſchickte ihm die Kaiſerin einen Stabsoffizier entgegen, um ihn nach Wien einzuladen, wobei man ihm auch zu verſtehen gab, es würde nur von ihm abhangen, Erſatz für den in Glatz erlittenen Verluſt zu bekommen. Fouque antwortete mit höflicher Verneinung, ließ aber die Worte einfließen: „Ich kann die Hand nicht küſſen, die meinen König und mich ſo hart getroffen hat. Was den Erſatz meines Vermögens betrifft, ſo iſt mein König der Einzige, von dem ich ihn annehmen darf.“ (Welche Freude für den Enkel, ſo einen Großvater zu haben!) So kam er denn arm wieder in die preußiſchen Staaten zurück, arm wie ſein Vater, als er um der freien Glaubensübung willen Herd und Vaterland verließ.“

Jetzt trat zwiſchen dem Könige und ihm vollends ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß ein. In ſeinem Alter wohnte Fouqué als Domprobſt des daſigen Kapitels in Brandenburg, eine Stelle, die er, wie alle äußere Güter, der Gnade des Königs verdankte.

Aus der Nähe von Potsdam und Sansſouci herüber ſorgte nun Friedrich für ſeinen Freund, wie ein zärtlicher Sohn für ſeinen Vater. Nicht allein, daß er ihm den Verluſt ſeines Vermögens mit königlicher Großmuth erſetzte; er ging mit zärtlicher Sorgfalt in die kleinſten Bedürfniſſe des täglichen Lebens ein. Von dem erſten und ſchönſten Obſt der königlichen Gärten mußte der alte Freund ſeinen Theil haben, ſo auch von den glänzendſten Kunſtwerken der neugegründeten Porzellainfabrik, und um ſo reichlicher hierin, je freimüthiger in früherer Zeit Fouqué ſeine Zweifel an dem Gelingen dieſes Inſtituts, ſo nahe bei der berühmten Meißner Anſtalt, offenbart hatte. Als Fouqué in Kränklichkeit verfiel, verdoppelte Friedrich ſeine Sorgfalt. „Bequeme Rollſtühle wurden verfertigt, die älteſten und edelſten Weine in den königlichen Kellern aufgeſucht, ein Hörrohr über das andere für den taubwerdenden Greis verfertigt, Flaſchen mekkaniſchen Balſams aus Konſtantinopel verſchrieben; was aber dem langſam ins Grab ſinkenden Helden mehr als alles galt, waren die Zeiten, die er in Sansſouci als Gaſt ſeines Königs verlebte, oder auch die Mittage, wo Friedrich auf der Durchreiſe nach oder von Magdeburg der Gaſt ſeines Freundes ward. In jenen Tagen ſahe man öfters den Monarchen in den Laubgängen des königlichen Gartens neben dem Rollwagen ſeines Freundes hergehen, und ſich traulich mit ihm unterhalten, wie denn überhaupt immer die Zeiten zu Fouqué's Beſuch ſorgfältig ſo gewählt wurden, daß ſich Friedrich durch keine zwängende Fremdengegenwart abgehalten ſah, von ganzer Seele und in den zarteſten Aufmerkſamkeiten Freund zu ſeyn. In den Tagen des Beſuchs zu Brandenburg dagegen bekümmerte ſich Friedrich ſorgfältig um das tägliche Leben ſeines Freundes, ermunterte ſeine Diener, ihm achtſam aufzuwarten, und ſchlug Anordnungen zu ſeiner Behaglichkeit und Erheiterung vor. So ſagte er eines Tages, Fouqué lebe zu einſiedleriſch; er müſſe täglich Geſellſchaft ſehen, ſeine Fenſter mit Blumen ſchmücken, und kleine Hündchen zu ſeinem Ergötzen um ſich her ſpringen laſſen. Fouqué wollte von den Hunden nichts wiſſen; ſie ſeien ihm zu unreinlich. „Aber ſonſt, ſprach der König, ſonſt hatten Sie ſie doch gern. Erinnern Sie ſich nicht mehr des guten Melampo, der uns in Rheinsberg ſo oft Spaß gemacht hat?“ — So lebendig noch ſtieg in des ſiegreichen, vielſchaffenden Königs Erinnerung jene friſche Rheinsberger Jünglingszeit empor, und warf ihren Schimmer freudig mit auf das verlöſchende Leben des alternden Fouqué. — Eine gelegentliche Aeußerung über die Leibeigenſchaft bei den alten Deutſchen wollen wir aus dieſen Gefühlen und Anſichten doch noch zu bedenken geben. „Deutlich und ſcharf ſtellt Tacitus die Leibeignen in dem Germanien ſeiner Zeit, den römiſchen Sclaven gegenüber, welcher nichts Eigenes beſaß, und zu beſtimmten häuslichen Dienſten departementsmäßig vertheilt wurde, indeß jener (der deutſche Leibeigene) eigenen Heerd und eigenen Acker bewirthſchaftete, wovon er dem Herrn bloß einen beſtimmten Zins entrichten mußte. Selten (!) mißhandelte (!) einen Solchen ſein Gebieter: aber geſchah ein Todſchlag im Zorn (noch beſſer!) und dann freilich (!) ohne Buße, weil für den Leibeigenen die Gemeinde — er leiſtete ihr unmittelbar nichts — keinen Erſatz zu fordern hatte. Durch die Verfaſſung war ſchlecht oder gar nicht für dieſe Menſchenklaſſe geſorgt, (brav! das iſt ſchon aufrichtiger geſprochen,) wohl aber durch den eigenen Vortheil des Herrn, und (wie die Erfahrung auswieß) durch das höhere (!) Billigkeitsgefühl und Gottesrecht, welches in unſern neueſten Zeiten erſt durch den trefflichen Ludwig von Haller (ſiehe deſſen Reſtauration der Staatswiſſenſchaft) wieder zu gebührenden Ehren erhoben worden iſt.“ (??)

An einer andern Stelle verſichert der Verf., der deutſche Kriegsmann, ſo weit er ihn aus Feldzügen und Feldſchlachten kenne, ſei nicht allein beim Angriff freudig und rüſtig, ſondern überhaupt ſehr muntern und redſeligen Weſens. Von dem Phlegma und der Schweigſamkeit, welche ihm franzöſiſche Konterfeier anzudichten beliebten, ſey ihm nichts kund geworden. Hier ſcheint er ſich nicht genug auf den Standpunkt des Franzoſen zu verſetzen, dem allerdings der Deutſche, in Verhältniß zu ihm, ſtill und phlegmatiſch vorkommen muß. Er verwechſelt einzelne Erfahrungen mit der Erkenntniß des Nationalcharakters aus dem Ganzen und in Verhältniß zu manchen andern Nationen. So weit iſt überhaupt noch Erkenntniß und Erfahrung unterſchieden.

Notizen.

Kampf der Zeit. Nämlich über Erbwürden, Zünfte und Erbadel, dieſen hat der edle Degen, Profeſſor Lehmann zu Königsberg auf 2 1/2 Bogen grauen Druckpapier 1819 (bei Unger) herrlich beſtanden und den ſchönen ſtillen Kaſtengeiſt, der mit Privilegien und Zünften gemüthlich durch das Leben zieht, gegen die jetzige kalte Verſtandeszeit, die in ihrem freyen Licht zu hoch geſtanden, und aus Verzweiflung ſinken und umwenden muß, löwenmäßig vertheidigt.

Wir vernehmen: daß die klare Vernunft für Adel und Erbordnung ſpricht — daß kein Menſch von Natur frey ſey — daß die Freiheit vom Menſchen nicht ertragen werden könne, und nur für eine andere Welt tauge. Es müſſe mit der Macht der Stände wieder auf das alte zurückkommen; und aus der Blüthe unſerer jetzigen Vorliebe für das herrliche männliche Mittelalter, deſſen Nibelungen ſich neben Homer geſtellt, müſſe auch das wahrhafte Leben im Geiſte dieſes nämlichen Mittelalters als die Frucht hervorgeben. Bravo Herr Profeſſor! Wir hoffen ſie als Burgpfäffler, Thurmzwerglein, oder Leyermann unter den herrlichen Vandalen, Heruten, oder Baſtarnen wieder zu finden! —

Proteſtanten in Baiern haben jetzt 1036 ſelbſtſtändige Pfarreyen (ſ. Fuchs Annalen der proteſtantiſchen Kirche in Baiern 1. Heft. Nürnberg bei Riegel und Wießner 1819.) und mögen wohl nicht gar ein Drittheil aller Einwohner im Königreich betragen, wiewohl die proteſtantiſche Geiſtlichkeit an der Ständiſchen Repräſentation in Verhältniß mit der katholiſchen zu einem vollen Drittheil Antheil nimmt. Es iſt alſo ſehr irrig, ſich Baiern als ein rein katholiſches Land zu denken, oder, wie noch in Geographien geſchieht, die katholiſche Religion als die herrſchende anzugeben, ſofern man darunter nicht blos vorherrſchend in der Zahl verſtehen will. Denn herrſchend kann ſchon nach der deutſchen Bundesacte keine der 3 chriſtlichen Confeſſionen über die andere ſeyn, und ſind es auch nicht nach den Buchſtaben der Bairiſchen Conſtitution; obwohl in der Anwendung bei den Miniſterien, bei den Vorſtänden der Landes-Collegien und überhaupt ſonſt bei den Angeſtellten dieſes ungefähre Verhältniß der Zahl bei weitem nicht zutrifft. Die für das ganze Reich gebildeten rein proteſtantiſchen Unter-Conſiſtorien zu Ansbach und Baireuth ſollen ſehr unbedeutende Stellen ſeyn, weil ſie an keine politiſche Behörde verfügen dürfen (das wird aber wohl auch dem katholiſchen Biſchof nicht zuſtehen?) weil ſie keinen Einfluß auf das Schulweſen und Stiftungsvermögen hätten, und weil das General-Conſiſtorium in München ſelbſt ſeine Befehle vom Miniſterium des Innern empfangen müſſe. Es ſcheint hier an einer klaren Ausſcheidung zu fehlen: was ſind reine Geſchäftsrechte der proteſtantiſchen Kirchengenoſſenſchaft? (Conſiſtorium) und was ſind die Landesherrlichen Patronats und Oberaufſichtsrechte (politiſche Stelle).

Neues Taſchenbuch von Nürnberg 1818 (bei Riegel und Wießner) eine ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung dieſer ewig denkwürdigen deutſchen Stadt (vom Diakonus Wilder) mit einer hiſtoriſchen Einleitung (von Dr. Oſterhauſen) ausgeſtattet mit den lieblichſten Kunſtblättern von Geißler, Fleiſchmann, Dutenhoffer und Haldenwang ꝛc. welches zuſammen neben dem zierlichen Druck ein einziges niedlichen Ganzes ausmacht. Nürnberg zählt dermal 3466 Wohnhäuſer, ohne die Nebengebäude; und 26369 Einwohner. Die Juden ſind ſeit 1498 daraus vertrieben. Es wäre jetzt wohl nicht mehr nöthig, aus der alten Markgräflichen Prozeßzeit her Reichsveſte und die Burg unterſcheiden zu wollen; beide waren Eines, unter den Hohenſtauffen dem Hauſe Zollern verliehen; von dieſer Burg waren wohl noch einzelne Burgmannshäuſer und Burglehen abhängig; aber den Burggrafen kann man unmöglich mit einem bloßen Burgmann gleichſtellen. Sie hießen auch in einer Menge Urkunden Nürnberg Unſere Veſte und haben ſie nachher die Stadt nicht im Preiß eines gemeinen Burgguths verkauft. Der berühmte alte Buchdrucker Anton Koburger hatte in Nürnberg eine Druckerey von 24 Preſſen, in Lyon noch eine, und Buchläden in 16 Städten. (Der Primas unter allen Buchdruckern Süddeutſchlands wird jetzt wohl der Commerzien-Rath Seidel zu Sulzbach ſeyn, der in der eigenthümlich erworbenen und mit den reizendſten Anlagen verſchönerten ehemaligen Herzoglichen Reſidenz eine fortwährend beſchäftigte Druckerey von 36 Preſſen errichtet hat. —)

Oeffentlichkeit der Rechtspflege. Herr Puchta, Königl. Bairiſcher Landrichter zu Erlang, nach den Reſultaten ſeiner langen Amtsübung und dem dabei gewonnenen Blick in den Geiſt des untern Volks (ſ. über die Grenzen des Richteramts, Nürnberg bei Riegel und Wießner 1819) iſt durchaus nicht für eine Trennung der ſtreitigen Gerichtsbarkeit von der nicht ſtreitigen, aber ſehr für die Grundſätze der Preußiſchen Gerichtsordnung, die keineswegs inquiſitoriſch, ſondern ein ausgedehnter ſummariſcher Prozeß ſey. Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, das heiße nicht für jeden Neugierigen, ſondern für die Intereſſenten und in den Civilgerichtlichen Verhandlungen, ſo weit ſie uns noth thun, beſtehe darin: daß der Richter ſelbſt, nicht durch das Zwiſchenorgan der Anwalde, mit den Partheyen verhandele, daß ohne Wiſſen dieſer Partheyen nichts aktenmäßig werde, ſelbſt die Zeugenvernahme in ihrer Gegenwart geſchehe, und daß ſie zu allen Zeiten die Einſicht der Akten haben können.

Und auch das werde nichts helfen, ſo lange die Unabhängigkeit der Rechtspflege nicht von oben herab in Schutz genommen werde. (Das ſollte doch in Ländern, wo es einen eigenen Juſtizminiſter giebt, vernünftiger Weiſe von ſelbſt der Fall ſeyn.) Ueber den ſchwankenden Unterſchied geringfügiger oder wichtiger Sachen äußerte ſich von **Kreitmair** gemüthlich alſo: „Es thue einer Maus eben ſo weh, wenn man ihr die Haut über den Kopf ziehe, als einem Maſtochſen. Früher muß man in Süddeutſchland nicht ſo gern Geſetze fabrizirt haben, nachdem es in einer Markgräflichen Ansbachiſchen Verfügung von 1774 heißt: man ſoll ſich mit den alten Verordnungen begnügen, nachdem man nicht alle Jahr neue machen könne. Die jetzigen zahlloſen Controllen argwöhniſcher und überkluger Regierungen gegen ihre Beamten leiſteten bei weitem das nicht, was ſonſt eine vorſichtigere Anſtellung gleich im Anfang. Man thue ſehr Unrecht, den Bauern ſelbſt Mißtrauen einzuflößen, alle Untergebenen verdächtig zu machen und ſich ſelbſt allein als die Reinen auf den Stuhl zu ſtellen. Das Volk halte deßwegen die höhern Regierungsbeamten auch nicht für beſſer und nehme überhaupt wenig Notiz von ihnen.

(Frau von Stael und Graf Roſtopſchin, eine wahre Anekdote.) Frau von **Stael**, wenn ſie auch nie hübſch war, war ſie doch erträglich. In der letzten Zeit zu Paris, wo ſie ſich ſehr in die Politik warf, und auf das illiberale Europa ſchmälte, hatte ſie in ihrem Aeußern etwas Hexenartiges. Sie war neugierig geweſen, den bekannten Gouverneur von Moskau, Grafen Roſtopſchin zu ſehen, und äußerte hinterdrein: ſie könne ſich noch nicht von dem Schreck erholen, den ihr ſein Anblick verurſacht habe: cette figure represente parfaitement le Caractère des Barbares du Nord! Als man dieſes Roſtopſchin wieder erzählte, ſagte er: ma foi! j'ai été dans le même cas; parceque j'ai cru voir une femme née avant l'ère chretienne. Um das bon mot ganz zu würdigen, muß man wiſſen, daß ſie ſich wie eine Judin anzog.

Frankenthal und Vierzenheiligen, eine berühmte Wallfarth im Bambergiſchen, bei Staffelſtein, am Main, in einem herrlichen Blatt von **Geißler** dargeſtellt, und für die Profanen mit einer blos topographiſchen Beſchreibung, für die Geweihten mit einem kleinen Gebetbuch ausgeſtattet, Nürnberg bei Riegel und Wießner 1819. Wenn nur nicht dieſe himmliſchen Contingente für unſere Nöthen am Ende auch verdoppelt werden müſſen.

(Die Bibelgeſellſchaft in Eiſenach.) Dieſe hat, laut einer gedruckten Nachricht vom 24. Junius d. J. ihren erſten Stiftungstag gefeiert, und erzählt Erfreuliches von ihrem Fortgang und von dem wachſenden Verlangen nach dem Buch aller Bücher. Es ſind 462 Bibeln und 102 Neue Teſtamente ausgetheilt worden. Die Feier ſelbſt iſt zweckmäßig und würdig geweſen, und die Anſtalt ſteht unter dem Schutz des Großherzoglichen und Erbgroßherzoglichen Hauſes. Was über die große Verbreitung und den guten Erfolg der Bibelgeſellſchaften in allen Welttheilen erzählt wird, und wie ſie beſonders unter dem Schutze des großen Kaiſers Alexander in ſeinen weiten Staaten gedeihen, verdient in der Nachricht geleſen zu werden.

Eine abſchlägliche Antwort.

Weißenfels am 12. Nov. 1819.

P. P.

Ihr Wunſch, daß ich den neueſten deutſchen Preßzwang im Literariſchen Wochenblatt wiſſenſchaftlich beleuchten möchte, beweiſt mir zwar ein ehrendes Zutrauen, aber ich ſehe nicht, wie ich ihm entſprechen könnte. Was die **Wiſſenſchaft** über jene Kometenartige Erſcheinung am Himmelsgewölbe der Gedanken ſagen müßte, das kann in einem Zeitpuncte, wo niedrige — man könnte wohl ſagen **unterſinnliche** — Triebe mit krampfhaft geballten Fingern einander in den Haaren liegen, nicht füglich die Cenſur paſſiren. Und geſetzt ſogar, daß **Ihr** glücklicher Staat dießfalls eine Ausnahme machte: was könnte wohl eine ſolche Erörterung Ihrem Blatte frommen? Ob ein **Staaten-Bund** (wie z. B. der von Nordamerika) Bundesgeſetze zu geben berechtiget ſey, welche die von ihm verbürgten, vertragsmäßigen Territorialverfaſſungen in den weſentlichſten Puncten aufheben? Oder ob ein **Bundes-Staat** (wie z. B. das von Bonaparte umgebrachte deutſche Reich in der Blüthenzeit der Vaſallenthümlichkeit) neben voller Souverainetät der einzelnen Fürſten gedacht werden könne? — Urtheilen Sie ſelbſt, wie wenig die Unterſuchung ſolcher Fragen Leſer vergnügen würde, welche an Kotzebue gewöhnt ſind.

Doch wie? indem ich Ihr Verlangen ablehne, erfüll' ich es gewiſſermaaßen. Nun ſo mögen Sie denn meinetwegen auch die abſchlägliche Antwort ſtatt der verlangten Abhandlung drucken laſſen. Dagegen kann ich für den übrigen allgemeinen Theil Ihrer Wünſche aus rein ſubjectiven Gründen gar nichts thun. Hochachtungsvoll

Müllner.

Fliegende Bemerkungen. (Erſtes Dutzend.)

Der geſchickte Bildhauer Thorwaldſen aus Rom, ein Däne von Geburt, iſt in Copenhagen angekommen und mit 21 Canonenſchüſſen empfangen worden. Wäre ein König durchs Thor paſſirt, es hätte weniger Aufſehen gegeben. Heut zu Tage reiſen die Monarchen incognito; aber für einen Künſtler werden die Canonen gelößt!!

— Wenn man die Namen der zur Mainzer Central-Unterſuchungscommiſſion ernannten Mitglieder neben einander ſtellt, nämlich:

V. SCHWARZ. PREUSSCHEN. V. HÖRMANN.
GRANO
MOUSSEL. V. BAR. PFISTER.

ſo ergiebt ſich offenbar, daß cum grano salis verfahren werden ſoll. Mithin können die Schriftſteller und das Publicum außer Sorgen ſeyn.

— Es iſt einmal jezt die verkehrte Welt. Privatmänner treten auf und ſtellen Preiſe für die beſten Dichtwerke; wie Brockhaus und Kummer. Wäre das nicht Sache der Regierungen? Gäbe es ohne die Freygebigkeit der Medicis ein goldnes Zeitalter für die Poeſie Italiens? Iſt es genug, bloß bey Eröffnung neuer Schauſpielhäuſer Preiſe anzubieten? Es geſchieht offenbar zu wenig in Deutſchland von Staatswegen, um poetiſche Talente zu wecken, zu heben! Müllner hat Recht, wenn er einigemal derb auftrat und faſt alle Luſt verlor, fürs Theater zu arbeiten. Was hätte Julius von Voß werden können, ja was könnte er noch werden, wenn ſeiner unverkennbaren Anlage fürs Luſtſpiel mehr Unterſtützung zu Theil würde!

— Daß Herr Hundt, genannt von Radowsky, Truthähnchen herausgegeben hat, iſt wenigſtens conſequent. So bleibt er hübſch in den Grenzen der Gattung. Hunde bellen und Truthähne ſchnattern. Wer hört aber auf ſolchen Lärm? Es thun einem nur die Ohren davon weh. Man hätte das kleine Geflügel in Gottes Namen können auf dem Hofe herumlaufen laſſen; es hätte wohl niemand groß incommodirt.

— Ein deutſches Muſeum in America, deutſche Zeitungen in London, Paris, Lyon, Brüſſel ꝛc. Was ſoll das bedeuten? Packt denn Deutſchland auf, und zieht in die Fremde?

— Nach Spanien ſind 40 Jeſuiten verſchrieben. Vermuthlich ein Specificum gegen das gelbe Fieber.

— Einige Deutſchthümler wurden in Paris auf dem Invalidenplatz feſtgenommen, einige in Polen. Die in Paris kamen los und durften zur Hohenlohiſchen Legion. Die in Polen kamen auch los, mußten ſich aber ihren Bart und ihren deutſchen Rock abnehmen laſſen. Wenn alſo die Herren Deutſchröcke ſich in Deutſchland, wie es iſt, nicht mehr gefallen, und durchaus wandern wollen, ſo wiſſen ſie doch nun, wo zu? Nach Polen gewiß nicht.

— Zu Sheffield in England wird ſubſcribirt, um mitten im Orte eine 48 Fuß hohe Säule zu errichten, auf deren Spitze eine große Kugel mit Gaslicht angebracht iſt, welche den ganzen Ort erleuchten ſoll. Wenn aber die Häuſer nur einige Stockwerk hoch ſind, ſo ſieht das Unternehmen beynahe ſo aus, wie ein Schildbürgerſtreich. Es mahnt an gewiſſe Aufklärer, die auch glaubten, ſie hätten alles Licht allein gepachtet: aber ſchon im nächſten Gäßchen war alles dunkel.

— Brönner in Frankfurt a. M. ſucht Gouachekünſtler für ſeine prachtvolle Ausgabe der Reiſe des Prinzen von Neuwied. Wir wünſchen ihm gutes Gelingen; er läßt ſichs etwas koſten. Durchlauchtige Reiſebeſchreiber ſind freylich auch etwas ſeltnes, zumal wenn ſie ſo ſcharfſinnig beobachten, ſo fleißig ſammeln, und ſo unterhaltend ſchreiben, wie der Prinz.

— Am 7. November iſt das neue Opernhaus in Darmſtadt eingeweiht worden; ein prachtvoller Tempel der Polyhymnia, der ſeinem Stifter Ehre macht. Stephan Schütze hat neuerlich behauptet, es ſey unmöglich, die Oper Don Juan beſſer und grandioſer zu ſehen als in Darmſtadt? Werden aber diejenigen, die den Don Giovanni in Weimar italiäniſch ſahen, ihm hierin unumwunden beypflichten?

— Die Reformers in England halten nun gar bewaffnete Verſammlungen. Sie kaufen Flinten und Piſtolen, und man ſieht Hunderttauſende auf großen Plätzen mitten in London zuſammenkommen. Da wollen wir in Deutſchland noch froh ſeyn, die Judenaufläufe ſind vorüber, und nur in einigen Studentenköpfen gährt noch ein wenig deutſcher Einheitsmoſt.

— Wem bey den neueſten Maasregeln etwas bange wird, der tröſte ſich damit, daß in Frankreich in demſelben Augenblick die Geſellſchaft der Preßfreyheitsfreunde vor Gericht geſtellt, in Spanien die Freymaurer gefoltert, in Rom und Neapel die Carbonari hingerichtet werden. Es lebe Deutſchland!

(Nebſt Intelligenz-Blatt Nro. 6.)

Literariſches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

4r Band. No. 51. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December

Taſchenbuchs Literatur.

Bei der Revüe der, für das Jahr 1820 erſchienenen Taſchenbücher, werden wir unſere Aufmerkſamkeit nicht allein auf deren innern Werth, ſondern auch auf den äußern Schmuck, und namentlich auf die beigefügten Kupfer richten, und da wir von den mehreſten der Herren Zeichner, Kupferſtecher und Kupferdrucker, nicht geleſen zu werden befürchten müſſen, weil in der Regel dieſen unſer Blatt ein fremdes bleibt; ſo bitten wir alle, welche wir zu unſern Leſern zu zählen das Glück haben, und die mit einem oder dem andern der genannten Herren befreundet ſind, dieſen, dem Publikum, den Verlegern der beurtheilten Taſchenbücher, und uns, den Gefallen zu thun, und den Betheiligten, wenn unſere Anſichten begründet befunden werden, ſolche geneigteſt mitzutheilen.

Man kann die Summe, welche jährlich vom Publikum für dergleichen Taſchenbücher ausgegeben wird, jetzt ungefähr auf ſieben- bis achtmalhunderttauſend Thaler annehmen. Zum größten Theil wird dieſer „Artikel" von Käufern geſucht, welche damit einer Dame ein anſtändiges Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit überreichen wollen; natürlich ſieht daher die Mehrzahl der Käufer, bei der Auswahl, auf den hübſcheſten, auf den, welcher durch ſein Aeußeres am meiſten in die Augen fällt. Mithin liegt am Tage, daß des Verlegers Wohl und Wehe von dem Geſchmack, dem Fleiße, der Sorglichkeit und Meiſterſchaft der Künſtler abhängt, denen er die zum Taſchenbuche gehörigen Kupfer anvertraut. In der Regel laſſen ſich die Künſtler ihre Arbeiten recht ordentlich bezahlen, und das iſt billig, denn, wenn das Taſchenbuch nur irgend geht, ſo hat der Verleger nach Abzug aller Koſten, dennoch einen reinen Gewinn von mehrern tauſend Thalern, folglich kann und muß er auch die Künſtler, die, hinſichtlich des kleinen Raums, und der kurzen Friſt, binnen der ſie mehrentheils ihre Arbeit abzuliefern haben, oft ſehr ſchwierige Aufgaben zu löſen, genöthigt ſind, anſtändig honoriren; dafür müſſen dieſe aber auch thun, was ſie zu leiſten im Stande ſind, und wenn ſie, dem entgegen, die Taſchenbücher durch Erzeugniſſe der Uebereilung, Nachläſſigkeit oder Stümperei, entſtellen, ſo thun ſie dem Verleger und dem Publikum wehe, und ſie verdienen darum ſtrenge Rüge.

Hinter das, was wir ſo eben von dem äußern Werthe der Taſchenbücher, als dem beinahe vorzüglichſten geſagt haben, dürfen ſich indeſſen die Redactionen derſelben nicht verſtecken, und nun etwa meinen, der Inhalt ſei nur Nebenſache; der Käufer gehe blos nach den Kupfern; wenn dieſe nur hübſch ſeien, der Inhalt möge ausfallen, wie er wolle, ſo fänden ſich dennoch Liebhaber in Menge. Dieſe Anſicht würde grundfalſch ſeyn, und ihre Unächtheit hat ſich bereits bei mehrern Verlagsartikeln der Art bewährt, die, ungeachtet alles äußern Schmuckes, mit dem erſten Erſcheinen, auf ewig zu Grabe getragen wurden, weil die Leſewelt in der ſchönen Schaale den wurmfräßigen Kern bald fand, und von der Frucht, im nächſten Jahre, nicht mehr mogte. Faſt ſcheint es indeſſen, als klammerten ſich an den Glauben, daß das Aeußere beim Taſchenbuche die Hauptſache ſei, recht viele Redactionen, denn bei der Auswahl der aufgenommenen Beiträge, ſind ſie zuweilen doch auch gar zu wenig kritiſch. Die Veranlaſſung hierzu liegt oft im Verhältniß zwiſchen dem Verleger und der Redaction. Haben ſich beide ſo zu einander geſtellt, daß erſterer der letztern eine beſtimmte Summe für den Jahrgang zahlt, und ihr nun überläßt, daraus die Beiträge zu honoriren; ſo blendet der Silberblick des Geldes dem guten Redacteur oft das Auge, und er ſieht den und jenen erbärmlichen Aufſatz, den er, ganz oder halb umſonſt, von Schriftſtellern oder Schriftſtellerinnen, die ihre Machwerke gern gedruckt ſehen, oder, aus Hunger, mit Wenigem vorlieb nehmen, eingeliefert erhält, für einen aufnahmewürdigen an, ungeachtet der gebildetere Leſer nicht begreifen kann, wie ein ſolcher Beitrag vor dem prüfenden Kennerauge, das einem Redacteur doch vor allem nicht fehlen darf, habe beſtehen mögen.

So viel zur allgemeinen Einleitung.

Wir wenden uns nun zu den erſchienenen Erzeugniſſen dieſer Gattung ſelbſt, und nehmen die Taſchenbücher, wie ſie uns in die Hände fallen, einzeln vor.

Penelope verdient, hinſichtlich des Aeußern alles Lob. Die Kupfer ſind, bis auf das, was zu

Ausgegeben den 25. November.

den Irrwegen gehört, gelungen zu nennen, in dieſem iſt aber Freund Ramberg von der Bahn, welche die Lehre des Verhältniſſes einer Größe zur andern vorzeichnet, ein Bedeutendes abgewichen, und ſelbſt auf Irrwege gerathen.

Den Inhalt betreffend, ſo beweiſt das Banner von Gerſau, daß der alte Auguſt Lafontaine immer noch ſeine rüſtige Feder führt; der ehrliche Veteran bleibe noch lange unter uns, und die Nachklänge ſeiner ſonſt ſo reichtönenden Leier werden uns allen willkommen ſeyn.

Die Chriſtbeſcheerung, von Prätzel, gehört zu den beſſeren Aufſätzen; der Verfaſſer hat ſeine Erzählung aus dem Leben gegriffen, und darum ſpricht ſie lebendig an.

Der Mährchenſchwank: Nichts für ungut, ſteht manchen frühern Arbeiten des Verfaſſers weit nach; die an ſich ſchon von ſelbſt beantwortete Frage: ob Poeſie ohne Proſa, und Proſa ohne Poeſie beſtehen könne, in einer ſechs und zwanzig Seiten langen Allegorie auszuſpinnen, führt faſt auf die Vermuthung, als ſey bei jenem berühmten Streite zwiſchen beiden Heeresmächten, dieſer Aufſatz unter den literariſchen Verſuchen irgend eines proſaiſchen Brodkolonnenführers mit erbeutet worden; am allerwenigſten ſcheint uns dieſer Beitrag in einem Taſchenbuche an ſeinem Platze zu ſeyn, was der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet iſt; in einem ſolchen öffnet ſich, für einen ſo gemüthreichen Mann, als der Herausgeber, ſeinen ältern Werken nach, uns zu ſeyn ſcheint, doch wahrhaftig ein Feld zu ganz andern Mittheilungen, als wir hier finden. Er ſcheint aber über dem Kriegsgetümmel ſeines königlichen Helden Proſus den hohen Zweck ſeines Taſchenbuchs gänzlich aus den Augen verloren zu haben, denn auf die Beförderung der Häuslichkeit und Eintracht wirken die von ihm geſammelten Einlieferungen und ſein eigener Schwank keineswegs.

Edmunds Schickſale ſind von Eliſabeth Selbig gut erzählt.

Liddy und Gulhinde kömmt uns vor, wie eine Dutzend-Geſchichte; dergleichen Dinger werden fabrikmäßig gearbeitet; fällt ſie glücklich aus, iſt es gut; wo nicht, iſt es auch gut.

Der Bilderdieb füllt drei und dreißig Seiten; das iſt für dieſen Verfaſſer, der, wenn er lesbar ſeyn ſoll, in der Regel um die Hälfte geſtrichen werden muß, noch nicht zu viel; des Stoffes war noch hinreichend da; der Dieb konnte z. B. erwiſcht werden, nach Zwickau zu ſeinem Kameraden, dem grünen Gewölbe-Käſebier, kommen, von da entſpringen, eingefangen, gehangen, abgeſchnitten, ſecirt, wieder zugenäht, lebendig gemacht, hungrig, und nun erſt von ſeiner alten Köchin zum Koffee geweckt werden, doch — ſehr wahr ſingt der Träumer es ſelbſt, —

— würde alſo jeder Traum beſchrieben,
Und auch gedruckt, dann hätte kaum,
Die Erde für ſolch Traumwerk Raum.

Was dieſer gewöhnlich zu breit und lang iſt, das iſt oft der wackere Schilling zu ſchmal und kurz. Hiervon liefert wieder ſeine Erzählung, die Wahl, den Beweis. Sie iſt ſo meiſterhaft angelegt, daß der Leſer gleich vom Anfange hinein, mit aufgeregtem Intereſſe, die odemlos in das Zimmer ſtürzende Helmine empfängt, und mit ſteigendem Antheil die Geſchichte weiter verfolgt; aber dieſe iſt ſo kurz, daß, wenn ſich die Phantaſie die dargeſtellten Perſonen vor ihrem innern Auge kaum geſtellt hat, der Vorhang ſchon fällt, und gewiß wird jeder Leſer mit dem gefeierten Verfaſſer ſchmollen, daß er zuweilen doch auch mit gar allzuknappem Maaße mißt.

In der Novelle Linda, Seite 218, ſieht Frau v. Chezy, in einer warmen Sommernacht, aus den Kelchen der Jesminen und Tuberoſen entzündete Düfte, wie blaue Geiſterflämmchen hervorſchlüpfen; wir haben auch warme Sommernächte erlebt, aber blauflammende Blumendüfte ſind uns in ſolchen doch noch nicht vorgekommen. Mit den Augen, mit denen ſie dieſe Naturerſcheinung bemerkt hat, mag ſie auch das menſchliche Herz erforſcht haben; und dann wird es erklärlich, wie ihr Federigo ſeine Linda, bei der er in jener Schwamm-Schwefel- und Zundernacht einen Nebenbuhler entdeckt, aus dem väterlichen Garten mit ſich fortreißen, auf ein Pferd werfen, mit ihr davon eilen, und ſie in Valenzia als Kammermädchen vermiethen kann: ſtatt daß wir Männer in ſolchen Fällen den Nebenbuhler lieber niederſtoßen, und die Ungetreue ihrem Schickſale überlaſſen; dann wird es erklärlich, wie Gräfin Linda, die ſich mit dem einzigen Worte, ich bin unſchuldig, retten kann, und die hundert Mittel in Händen hat, ihrem angeſehenen und reichen Vater Nachricht von ſich zu geben, jene Betheuerung hinter den Lippen behält, mit ihrem Peiniger, dem eiferſüchtigen Federigo, Tag und Nacht, immer friſch fort Schack Schack bis nach Valenzia machen, und ſich dort, wie das einfältigſte Schäfchen, gefallen laſſen kann, als Kammerzofe in Dienſte zu geben. Eine Geſchichte, von ſolchen Unwahrſcheinlichkeiten zuſammengeſetzt, kann bei dem irgend gebildeten Leſer keinen Antheil erwecken. Schriftſtellerinnen dieſer Art meinen, das Intereſſe wohl zu gewinnen, wenn ſie ihre Helden nur recht weit weg verpflanzen, und ihnen recht fremdländiſche Namen geben; darum ſpielt die Szene in Spanien, darum treten eine Linda und Celia, eine Donna Violanta, und ein Enriko und Federigo auf; damit iſt es aber noch nicht gethan. Das Herz des Leſers, ſein Verſtand wollen Nahrung, und dieſe findet ſich in vorliegender Erzählung wirklich nicht

In dem von Louiſe Brachmann gelieferten Aufſatze, die Irrwege, den ſie ein pſychologiſches Gemälde aus der weiblichen Welt nennt, erzählen ſich ein paar Nonnen, in einem auch wieder weit entlegenen Kloſter, am Fuße der italiſchen Alpen, mit Namen, die eben ſo fremd klingen ſollen, wie die der Chezyſchen Heldinnen, gegenſeitig ihre Liebesgeſchichten: Donna Fiora von Villa bella heißt die eine, Donna Paola, wahrſcheinlich die Kindſche aus van Dycks Landleben, die andere. Beide Donnen erzählen, wie Louiſe Brachmann; d. h. ſie haben die, allem Geſetz der Erzählungskunſt entgegen laufende, Manier an ſich, daß ſie aller Augenblicke Verschen in ihren Vortrag miſchen; auch ihre Liebhaber haben, nach ihrer Mittheilung, dergleichen Reimchen rezitirt; der eine ſogar zu Pferde, während er, von der Geliebten ungeſehen, vor einer Hecke vorbeireitet. Dergleichen Unnatürlichkeiten ſchaden einer Erzählung ungemein, und es wird deren Vermeidung künftig der Verfaſſerin beſtens empfohlen.

Der Gedichte ſind nicht viel; aber die Namen eines Arthur von Nordſtern, Kuhn, Kind, Hell, v. Houwald u. a. m., bürgen dafür, daß man in dieſer kleinen Sammlung nichts Mittelmäßiges erwarten darf.

Juden.

Bei Firmin Didot in Paris ſind Mémoires sur l'etat des Israélites erſchienen, die um ſo merkwürdiger ſind, da ſie dem Congreſſe der Kaiſer und Könige zu Achen gewidmet und überreicht worden. Der Autor heißt Lewis Way. Er addreſſirte ſie unterm 18. September 1818 an S. M. den Kaiſer von Rußland, von deſſen Miniſtern ſie in der Sitzung vom 21. Nov. 1818 zum Protokoll übergeben wurden. „Die Verſammlung, ohne in alle Anſichten des Autors ſchlechterdings (absolument) einzugehen, hat der allgemeinen Tendenz und dem löblichen Zwecke ſeiner Vorſchläge Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Die Herren Miniſter von Oeſterreich und von Preußen haben ſich bereits erklärt, über den Zuſtand der Frage in den beiden Monarchien alle die Aufklärungen zu geben, welche zur Auflöſung eines Problemes führen könnten, das den Staatsmann wie den Menſchenfreund auf gleiche Weiſe beſchäftigen muß."

Die Miniſter haben ſich mit weiſer Vorſicht ausgedrückt. Nur der allgemeinen Tendenz, nur dem löblichen Zwecke haben ſie Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Die beſondere Tendenz und die Mittel zum Zwecke fallen daher ohne alle höhere Maaßgabe dem Urtheil der Kritik anheim, da die Schrift das öffentliche Gebiet der Literatur betreten hat; und dieſer beſondern Tendenz, dieſen Mitteln zum Zwecke, muß die Kritik zwar ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren laſſen, aber ſie kann dieſelben nicht loben. Der Verfaſſer ſucht aus der heiligen Schrift und beſonders aus der Apokalypſe zu beweiſen, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ſey, wo die Herrſcher von Europa nichts Dringenderes zu thun haben, als die Vorausſagungen der Propheten zu erfüllen, d. h.: dem auserwählten Volke Gottes alle Rechte der Chriſten in den chriſtlichen Staaten geſetzlich einzuräumen, und ihnen ſolche wenigſtens ſo lange zu garantiren, bis ſie wieder zum Beſitz des gelobten Landes gelangt ſeyn werden (Ja, wenn man nur wüßte, wie lange das ungefähr noch dauern kann? und ob die Juden bis dahin ſich nicht ſo feſt ſetzten unter den Chriſten, und ſo reich würden, daß ſie am Ende wohl gar das gelobte Land darüber vergäßen, und entweder ganz hier blieben, oder alles baare Geld mitnähmen?) Herr Lewis Way behauptet unter Berufung auf Grégoire, Bail, und auf den vormaligen Secretär des Königs von Preußen, Dohm, die moraliſche und politiſche Verderbniß der Juden komme lediglich aus dem Zuſtande von Unterdrückung und Verachtung her, worinnen ſie ſo lange hätten leben müſſen; und könne daher nicht anders gehoben werden, als durch den Wegfall dieſer Urſache. Dieſen Schluß finden wir vollkommen abſurd. Ein Uebel x, welches durch den Umſtand a entſtanden iſt, kann recht füglich durch einen ganz andern Umſtand b gehoben werden, ſelbſt wenn der Umſtand a fortwirkt. Es darf alsdann b nur auch fortwirken. Ueberdies — was iſt wohl hier Urſache, und was Wirkung? Die Verachtung, welche auf den Juden laſtet, kann ſchwerlich die Haupturſache ihrer Verderbniß ſeyn; die Natur der Sache ſchon ſpricht dafür, daß ſie eher eine Wirkung davon iſt. „Ich bin moraliſch verderbt, weil du mich verachteſt." Welche wunderliche Entſchuldigung wäre das z. B. im Munde eines Zigeuners. Eben ſo gut könnten ja die Diebe zur Juſtiz ſagen: Wir ſtehlen, weil du uns verfolgſt;

häng' uns nicht mehr, und du wirſt ſehen, daß wir ehrliche Leute werden. Heißt das nicht, alle vernünftige Gedankenordnung auf den Kopf ſtellen? Herr L. W. ſchreibt an S. M. den Kaiſer aller Reußen: „Jetzt, wo der Geiſt des Cyrus die Cabinetter von Europa beſeelt, wo die Vorſchriften unſers Erlöſers" (unſers? alſo auch der Juden, die ihn verleugnen?) „ihre Entſcheidungen leiten, jetzt ſcheinen eine Stimme aus der Stadt, eine Stimme aus dem Tempel, eine Stimme vom Throne, einſtimmig mit dem Propheten Jeſaias auszurufen: der exilirte Gefangene ſpute ſich, man geb' ihm die Freiheit!" (Die Stimme aus der Stadt lautet ganz anders jetzt, wenn nicht etwa jener Ausruf Fugurativement, wie Herr L. W. zu ſagen liebt, in dem Hep, Hep! enthalten iſt. Auch paßt die Figur eines Gefangenen nicht. Wer hält denn die Juden gefangen? Wer hindert ſie, zu gehen, wohin ſie wollen?) „Die Zeit ihrer Freiſprechung, die Periode, welche Daniel als die der Reinigung des Heiligthums geweiſſagt hat, iſt ſchon verfloſſen, welche Rechnung man auch annehme. Die Zeiten der Heiden, dieſe Zeiten, wo Jeruſalem zertreten werden ſollte, brauchen keine Erklärung: denn man ſieht ihre Erfüllung heutzutage in dem praktiſchen Commentar der chriſtlichen Welt." (Wie ſpitzig!) „Ich wage bei alle dem nicht, es als Thatſache aufzuſtellen, was Erklärer behauptet haben: daß die vier herrſchenden Mächte, denen Europa den Frieden verdankt, perſönlich vorgebildet ſind in dem 7ten Capitel der Offenbarung. Aber es iſt klar allen, welche die heiligen Schriften laſen, und daran glauben, daß ein ſolcher Zeitraum von Ruhe, als Folge politiſcher und moraliſcher Stöße, welche die Staaten bis auf den Grund erſchüttert, und die civiliſirte Welt für ihre Exiſtenz zittern gemacht haben, auf hervorſtechende Weiſe die Periode bezeichnet, wo die Zünfte Iſraels durch das Wort Gottes ſollen beſiegelt werden, und wo, ſelbſt nach dem Zeugniß von Jeſus Chriſtus, ihre Befreyung herannaht." (Ei nun, wenn die Juden einmal auf dies Zeugniß ſich berufen; ſo mögen ſie nur auch den Zeugen anerkennen, und die Befreyung iſt da: ſie ſind dann Chriſten, und es braucht keines Edicts von Aachen, ihnen alle Rechte chriſtlicher Staatsbürger zu verſchaffen.)

„Die letzte Wiederherſtellung des Volkes Gottes wird den vorhergehenden ähnlich ſeyn; alle Offenbarungen ſtimmen darin überein, daß dieſes Ereigniß begleitet ſeyn wird, von gleichzeitiger Zerſtörung ihrer Unterdrücker, und von der Ausſchüttung vielfältiger Segnungen über die Nationen und Individuen, welche dieſem Werke ihre Kräfte werden geliehen haben, oder welche durch den Eifer ihrer Wünſche der Erfüllung deſſelben werden zuvorgekommen ſeyn." (Avis au lecteur! Aber was wird denn aus der Prophezeihung, wenn der heilige Bund ihrer Erfüllung zuvorkommt?) „Da die endliche Wiedereinſetzung der Juden in ihr Vaterland einmal eine auf das untrügliche Anſehen des göttlichen Wortes gegründete Thatſache (fait!) iſt; ſo iſt klar, daß jede dieſer gnadenreichen Begünſtigung widerſtreitende Maaßregel den Abſichten der Vorſehung widerſtreiten, und zu nichts führen würde." S. 56. (Nun alſo! die Juden müſſen nur Geduld haben. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie gerade ihre Nationaliſirung in Europa dazu führen könnte, ſie nach der Verheiſung wieder in das gelobte Land einzuſetzen. Wollen ſie statum in statu bilden, und eine Armee zur Wiedereroberung von Aſien ausrüſten? Sollen die Chriſten, die beſcheiden menſchliche Könige für ihre Herren und Gott für den Herrn ihrer Fürſten erkennen — ſollen ſie bis dahin all' ihre Rechte mit den ſtolzen Reſten eines Volkes ohne Land theilen, welches ſich für das auserwählte Gottes hält, und den Weltregierer als ſeinen unmittelbaren König grüßt? Das ſcheint uns doch nicht räthlich. Wollen die Juden unſere vollberechtigten Mitbürger werden; ſo können ſie nicht mehr eine beſondere Nation ſeyn. Sind wir Deutſche doch kaum darüber im Klaren, daß wir eine ſind.

Charmant iſt am Schluſſe der „Aspect administratif." Da heißt es: „Man muß unter die Juden unangebautes Terrain vertheilen überall, wo es welches giebt." (Umſonſt?) „Dieſe Maaßregel wird mächtig auf die Verbeſſerung ihrer Sitten wirken." Unter den Reſtrictionen dieſer Maaßregel iſt aufgeführt: „Befreiung (der Ländereien) von Abgaben." Das iſt ein echt jüdiſcher Calculus; und eine echt jüdiſche Wendung, das als Reſtriction der Begünſtigung darzuſtellen." Soll mer der Herr geben für die Uhr 20 Lugedor, und will ich ihm doch abmachen dervon de ſchlechte Kett' in den Kauf." So lange die Kinder Iſraels ſo bleiben, fällt die Gleichſtellung mit den Chriſten bedenklich in jedem Betracht. Individuen, welche ſie verdienen, mag der Fürſt allenfalls in ſeiner Machtvollkommenheit als Gnade dieſe Gleichſtellung theilweiſe gewähren, aber nicht dem ganzen Stamme durch das Geſetz. Der Stamm iſt bezüchtiget, den Heiland gekreuziget zu haben! Cela ſuffit!

Bonaparte.

Ein nagelneues Buch (der Avis au lecteur, datirt vom 19. Oct. 1819.) über dieſen, noch immer ſtehenden Artikel der Zeitgeſchichte hat der Buchhändler Plancher in Paris herausgegeben: Documens particuliers en forme de lettres sur N. B. etc. Es iſt angeblich zuerſt in Belgien gedruckt, und enthält Briefe eines (ungenannten) Engländers vom Vorgebürge der guten Hoffnung geſchrieben an eine Dame im April bis Junius 1817 über die bekannten Briefe des M Warden, Wundarztes auf dem Northumberland. Sie ſollen den Inhalt derſelben berichtigen. Der Briefſteller will auf demſelben Schiffe die Ueberfahrt mitgemacht, Bonaparte öfters geſprochen, mit den ihn begleitenden Franzoſen Umgang gepflogen, und durch ſie von Zeit zu Zeit unbekannte Memoiren zu Geſicht bekommen haben, bis zum Eintritt der Reſtrictionen von 1816, die er als vexatoriſch darſtellt. Die Glaubwürdigkeit kann alſo dem Buche von der Perſon des Autors nicht kommen, ſie kann nur eine innere ſeyn, inſoferne der Inhalt in Vergleichung mit bekannten gewiſſen Thatſachen Wahrſcheinlichkeit hat. Hier einige Auszüge.

„Napoleon hörte eine Aeußerung, der des M. Warden ähnlich, daß er zur Niederlegung der Krone (in Fontainebleau) durch einen nachgemachten Brief des Grafen (Fürſten) Metternich beſtimmt worden, den ihm Fouché übergeben, und der auf Oeſterreichs Abſichten in Betreff ſeines Sohnes ſich bezogen hätte. Er erklärte das für unrichtig und lächerlich.“

„M. Warden ſagt mit Grund, daß Talleyrand zuerſt die Maaßregeln vorgeſchlagen habe, die ſpäter gegen Spanien befolgt worden ſind.“ (Er hat inzwiſchen ſeit ihrem unglücklichen Ausgange die Welt glauben zu machen gewußt, daß er ſie widerrathen habe. Und was kommt der Geſchichte darauf an? Napoleon iſt's immer, der ſie ausgeführt hat.)

„Man rieth ihm vor der Abreiſe von Elba, ſich zuvor der Geſinnungen Maſſena's zu verſichern. Er antwortete: Wenn ich das Herz des Volks und der Armee behalten habe, ſo werden dieſe Menſchen ihre Privatneigung dieſem ſouverainen Willen unterwerfen. Hab' ich es verloren, ſo hab' ich von dem Einfluſſe Einzelner nichts zu hoffen. Ich habe ſtets durch das Mittel der Einbildungskraft und der Meinung der großen Körperſchaften gehandelt.“ (Einbildungskraft? Ja ja, der Mann hat Recht, und giebt da eine gute Lehre. Wer über Völker herrſchen will, die allemal mehr fühlen als denken, der muß auch auf äſthetiſchen Werth bedacht ſeyn. Die Phantaſie muß etwas aus ihm machen können, um Kindern gleich mit der ſelbſtgeſchaffenen Puppe zu ſpielen.)

Gar unterhaltend iſt S. 42 ſeine Negotiation mit den 60 Scheiks der großen Moſchee von Semil-Azar um die Bekehrung der Armee von Egypten zum Koran. „Nach der Schlacht von Salahieh ſchlug er ihnen vor, ſie möchten durch einen Fetham das Volk bewegen, ihm (den man ſchon den Sultan Kibir nannte) den Eid des Gehorſams zu leiſten. Die Antwort war: Werde Muſelman mit deiner Armee, und Hunderttauſende treten unter deine Fahnen! Er wendete ein, daß er die Armee weder der Beſchneidung, noch dem Weinverbot des Koran unterwerfen könnte. Drei Wochen lang berathſchlagten die Scheiks über die Mittel, dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen. Endlich brachten 4 Muphti's einen Fetham des Inhalts: daß die Beſchneidung, da ſie nur eine Vervollkommnung ſey (eine curioſe Vervollkommnung!), nicht unumgänglich nöthig wäre zum Muſelman; und daß gleichergeſtalt ein Muſelman Wein trinken, und doch noch Muſelman ſeyn könnte (ſehr weiſe), nur hätte er dann in der andern Welt auf das Paradies keinen Anſpruch zu machen. Es war unmöglich, den Muphti's begreiflich zu machen, daß die letzte Entſcheidung unvernünftig wäre.“ (Sie war's auch nicht: wer fortdauernd die Bibel übertritt, kann immer ein Chriſt ſeyn, nur kommt er in der Regel nicht in den Himmel. Die Muphti's waren in der Exegeſe gar nicht übel beſchlagen.) „Darüber gab es wieder eine Berathſchlagung von 6 Wochen, endlich publicirten ſie einen Fetham, welcher erklarte: daß es möglich wäre, Muſelman zu ſeyn, und Wein zu trinken, wenn man nur für jede ausgetrunkene Flaſche ein gutes Werk thäte. (Bey dem großen Propheten! die Muphti's waren Chriſten. Wie wär's, wenn die chriſtlichen Finanzminiſter ſich entſchlöſſen, nach den Anſichten dieſer Muphti's ihr Trankſteuerſyſtem abzuändern?)

„Napoleon ſagt, wenn die Conſtitution von Bayonne geſiegt hätte, ſo würden die Spanier keine Mönche und keine kirchlich-weltliche Gerichtsbarkeit, keinen Gaſtwirthsbann (banalité) und keine innern Zollbarrieren mehr haben ꝛc. Was haben ſie jetzt? Einen Haufen grob unwiſſender, ſehr abergläubiger (?) und ſehr reicher Mönche; Adel, der alles an ſich reißt (Bonaparte adelte die, welche es ſchon hatten), ein Volk durch die Inquiſition und die Feudalrechte unterdrückt.“

Der Brief 4 enthält die Geſchichte der friedlichen Scheidung von Joſephine, und die Wahl zwiſchen einer ruſſiſchen, öſterreichiſchen, oder ſächſiſchen Prinzeſſin, ja ſogar einer Franzöſin, die aber nicht genannt wird. Daß B. an die Vermählung mit Oeſterreich bey dem Abſchluſſe des Friedens ſchon gedacht habe, wird in Abrede geſtellt. Vom Jungen Napoleon heißt es S. 60. „Enkel des Kaiſers von Oeſterreich, Urenkel Ferdinands von Neapel, folglich den Häuſern von Lothringen und Bourbon angehörig, ſind ihm vielleicht große Schickſale vorbehalten.“ (Nu! nu!)

Man nannte von England aus den gefangenen Exkaiſer General, obſchon dieſe Macht ihn als erſten Conſul auf Lebenszeit anerkannt hatte. Er antwortete nie auf dieſe Anrede. Der Gouverneur lud ihn zum Ball, die Karte war an den General Bonaparte. „Schickt ſie ihm, die letzten Nachrichten, die ich von dem General habe, ſind von dem Schlachtfelde der Pyramiden und dem Berg Tabor.“ (Die Antwort war witzig; aber dieſe Münze hat für einen Engländer zu wenig Gewicht. Wer nicht mit ihm boxen kann, der kommt ihm nicht bey). „Man hinterbrachte Bonaparte Murats Ende. Er machte bloß die Bemerkung, daß die Calabreſen menſchlicher wären, als die engliſchen Miniſter: wenn man einen Menſchen los ſeyn will, ſagte er, ſo iſt eine Kugel das menſchlichſte und wirkſamſte Mittel dazu.“ (Die Schatten des Herzogs von Enghien, Hofers, Palms ꝛc. werden im Namen der engliſchen Miniſter ihm jenſeits die Antwort geben. Indeſſen — mit der Nemeſis iſt nicht zu ſpaßen, die Lehre giebt ſein Schickſal denen, die ihn in ihrer Gewalt haben, nicht minder kräftig.)

Die Art, wie er nach S. 106. die Ermordung des H. v. Enghien vertheidiget haben ſoll, ſieht ſeinem Verſtande nicht ähnlich. Die Verletzung des fremden Gebiets iſt gar nicht berührt, und das Argument: er hat mich meuchelmorden laſſen wollen, klänge gar zu jämmerlich in dem Munde eines Mannes, der einen Criminalcodex machen half. Er mag aus dieſer Urſache den Mord begangen haben, aber ſo etwas geſteht man nicht ein. Gefahr für den Staat, Verſchwörung! das iſt der paſſende Vorwand ſolcher Juſtizgräuel. Möchte die Welt nie wieder ähnliche Vorwände hören! Ein Brief des Herzogs, von T********* (S. 109.) unterſchlagen (abſichtlich zu ſpät übergeben), ſoll die That entſchuldigen. Der 9mal beſternte T. mag ſehen, wie er deshalb mit dem Grand Juge dort oben zurecht kommt. Bey Ney's Hinrichtung wunderte ſich B., daß man ihn nach Geſetzen gerichtet, welche die Republik gegen die Royaliſten gegeben. Ja, das iſt eben das Beſte an ſolchen Geſetzen, daß die Geſetzgeber nicht in Voraus wiſſen können, wer alles darnach gerichtet werden wird. Es kann ſie ſelbſt treffen und ihre wärmſten Anhänger. S. 124. wird Klebers Ermordung in Egypten erzählt. Die Muſelmans haben für ſo etwas einen artigen Namen. Einen Meuchelmörder gegen jemand abſchicken, nennen ſie: ihm den heiligen Krieg machen, daferne nämlich von einem politiſchen Meuchelmorde die Rede iſt. Man ſollte den Krieg doch niemals heilig nennen, die heiligen Engel müſſen roth darüber werden, und die Teufel in's Fäuſtchen lachen. B. ſoll mancherley Piquantes über den Frieden geſagt haben, den um den Preiß von 700 Mill. Ludwig XVIII. mit ſeinen Verbündeten geſchloſſen habe. (Freylich klingt das wohl etwas widerſprechend, aber das kommt bloß daher, weil die Welt ſeit ein Paar Jahrtauſenden über die Frage nicht im Klaren iſt, ob ein König ſein Volk beſitze, oder das Volk den König. Kurz: „Das Kronenrecht hängt an gar feinen Fäden; er hat es nun, was nützt das viele Reden?“) Als die Commiſſärs den Tractat der Quadrupelallianz nach S. Helena brachten, ſagte B., er bewieſe nichts, als die Coalition von 4 großen Mächten, um einen einzelnen Mann zu unterdrücken. (Ey nun, nachdem der Mann iſt, brät man die Wurſt.) Gerühmt wird, daß einſt Napoleon vom Pabſte die Abſchaffung der Inquiſition durch ganz Europa als Friedensbedingung gefordert, der Statthalter Gottes aber kläglich ergegnet, daß er damit ſein ewiges Heil auf das Spiel ſetzen würde. Bonaparte gab nach. Vielleicht iſt ſein Schickſal eine Strafe für dieſes Nachgeben. Der letzte Brief beſchreibt die oben ſchon erwähnten vexatoriſchen Reſtrictionen. Wären ſie in der beſchriebenen Maße wahr, und nicht etwa von Bonaparte's Seite durch gefährliche Umtriebe provocirt; ſo dürfte der Gouverneur mit den Eumeniden einen harten Stand haben. B. ſoll ihn nach ihrer Bekanntmachung nicht wieder haben ſehen wollen, äußernd, daß er ihn von nun an als einen bloßen Kerkerknecht (geolier) betrachte. In der That, das Verbot, mit irgend jemand zu ſprechen, war gegen die Franzoſen auf St. Helena grauſam, und gegen Bonaparte gegeben, eine Beleidigung für die, ihm zum Theil verſchwägerten Häupter, die ihn als ihres Gleichen anerkannt haben. Wir glauben die ganze Sache nicht. Was wäre ein Kaiſer oder König in Europa überhaupt noch im Begriffe des Volkes, wenn ein engliſcher Unterthan aus eigner Macht dem Schwiegerſohne eines Kaiſers und Verwandten vieler Könige ſo etwas bieten dürfte, ohne den gerühmten Geſetzen des freyen Inſelvolkes zu verfallen?

Der Briefſteller berechnet ſchließlich, was ſeinem Lande dieſe Haft koſte (er mag alſo wohl wirklich ein Engländer ſeyn, die rechnen am Ende immer), und meint, wenn man den berühmten Gefangnen einmal einkerkern wollte, ſo könnte man es in England viel wohlfeiler haben. Es möchte, jetzt zumal, doch bedenklich ſeyn, den großen Weltreformer den Wurzelreformerk ſo nahe zu bringen. Warum iſt der Sultan Kibir nicht Sultan geblieben? Zum Sultan war er geboren.

Schöne Literatur.

Rolands Abentheuer in Hundert romantiſchen Bildern nach dem Italieniſchen des Grafen Bojardo, können recht hübſch ſeyn, aber es war uns nicht möglich, ſie auszuleſen, auch wären wir wohl begierig, vom Verleger, Herrn Nauk, zu erfahren, ob ſich zu dem Buche viele Käufer gefunden. Die Bearbeitung iſt aus der Feder einer ungenannten Dame, der vom Herrn Profeſſor Schmidt zu Berlin ſo lange zugeſetzt worden iſt, bis ſie ſich zur Bekanntmachung ihres Werks hat bewegen laſſen, deſſen Herausgabe Herr Schmidt ſodann veranſtaltet hat.

Dieſe 100 Bilder enthalten die Erzählung der hohen Kriegsthaten und ſeltſamen Liebesbegebenheiten des Ritters Roland, der vor Liebe das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt verloren hat. Ein Bild iſt dem Andern gleich. Roland iſt ein Ritter von unmenſchlicher Tugend und von übermenſchlichen Kräften; er überſieht die allerſchrecklichſten Gefahren, und wenn er nirgends aus noch ein kann: ſo kömmt eine wohlthätige Fee zu ſeiner Rettung aus den Lüften herbeygeflogen; wer das allerunzuſammenhängendſte Zeug dieſer Art hundertmal auf andere Weiſe aufgewärmt, zu leſen Luſt hat, der findet in vorliegenden zwey Bänden ſattſame Gelegenheit. Wir wählen das letzte das beſte Bild zur Probe.

„Während dieſer Noth der unglücklichen Stadt nahte Roland, von Brandimart begleitet Er hatte auf dem Wege zu ſeinem Schrecken die Niederlage der Franken erfahren, und ſah jetzt, beſtürzter noch, wie des Krieges flammende Zerſtörung bereits die Mauern von Paris ergriffen.

„O, mein Brandimart," rief er mit ſchmerzlichen Thränen, „was ſoll ich nun beginnen? Mein unglückliches Vaterland iſt verloren, ſchon ſind die Heiden auf der Mauer. Doch, muß Paris untergehn, ſo ſoll es mindeſtens nicht ungerächt ſeyn."

Damit ſchloß er das Viſier und ſtürzte fort. Ihm folgte der Freund. Flerlielie verbarg ſich in einem Wäldchen am Ufer der Seine.

Wie zwey ergrimmte Löwen warfen ſich die beiden Ritter auf das Sarazenen-Lager. Das weiß und rothe Feld in Rolands Wappen machte ihn kenntlich, man rief beſtürzt zu den Waffen.

Aber Roland hieb alles in Stücken, was ſich ihm entgegenſetzte, und drang vor bis zu König Maeſilios Zelte, ſo ſtark auch dieſes vertheidigt ward, denn dort befanden ſich alle vornehme fränkiſche Gefangne. Und er befreyte ſie ſämmtlich, die Könige Deſider und Salomon, Haimon und Naim die alten Herzoge, und viele germaniſche Ritter.

Gar erfreut und verwundert waren dieſe alle, Roland als ihren Befreyer zu ſehn. Sie nahmen ohne Säumen von den Waffen und Roſſen der Mauren, die ſein Schwerdt getödtet, und fielen den Stürmenden in den Rücken. Sie hieben unten die Leitern durch, daß dieſe mit allen, die darauf waren, niederſanken.

Auch Rodomont erlitt dieß Schickſal. Ihn ſtürzte Rolands ſtarker Arm, zugleich ſchlug ein großes Stück Mauer herab, und warf den Grafen mit ihm zu Boden, aber bald erhoben die beiden gewaltigen ſich wieder, und gingen aufs neue zum Streit.

Voll großer Freude vernahm der Kaiſer von der unerwarteten Hülfe, die der Himmel ihm angedeihen laſſen. Er beſchloß einen Ausfall zu wagen, um ſich mit den Tapfern vor der Stadt zu vereinigen.

An jenem Thor, deſſen die Feinde beynah ſich ſchon bemeiſtert, drängte er mit großer Kraft ſie zurück, ſchon waren ſie bis über die Brücke gewichen, von außen griffen Roland, Brandimart und die übrigen ſie an, ſchrecklich war der Kampf auf dieſer Stelle wie auf vielen andern, in rothen Wellen floß die Seine dahin, aber noch war Paris nicht gerettet.

Da erbarmte eine höhere Macht als die der Menſchen ſich der geängſteten Stadt.

Ein ſchweres Ungewitter ſtieg auf am Himmel und ſchwärzte den Tag. Furchtbar brauſte der Sturm, die Erde bebte, Wolkenbrüche überſchwemmten das Land, ein finſtrer Nebel hüllte Feind und Befreundete in ſeine undurchdringliche Nacht ein, und machte dem leidenſchaftlichen Eifer des Haſſes und der Zwietracht plötzlich ein Ende."

So iſt es 613 eng gedruckte Seiten fortgegangen, und wir wiſſen nicht, ob wir die Ausdauer der ungenannten Bearbeiterin, oder die des Herrn Profeſſors Schmidt mehr bewundern ſollen.

Notizen.

Das ewige Feuer. Aus dem Tagebuche eines ältern Reiſenden, des D. Lerch, geweſenen Ruſſiſchen Feldarztes. Ungefähr 15 Werſte von Baku iſt das ewige Feuer; eine Merkwürdigkeit, die ſonſt nirgend in der Welt gefunden wird. Nahe bei demſelben iſt vor etlichen 50 Jahren ein ſteinernes Haus gefunden worden. Es hatte 6 Kammern, worin 12 Gabers oder alte Perſiſche Feueranbeter wohnten. Zween derſelben laſen beſtändig in Büchern oder beteten. Ein achtzigjähriger Greis unter ihnen gab Hn. L. von dieſem Feuer folgende Nachricht: „Vor vielen tauſend Jahren habe der Teufel die Menſchen ſo ſehr geplagt, daß Gott ſich endlich erbitten laſſen, ihn hier in die Grube oder Hölle zu werfen, und über ihn ein Feuer angezündet habe, welches von dem Felle des ſehr großen und dicken Teufels beſtändig fortbrenne, damit er aber durch ſeine Liſt ſich nicht wieder heraushelfe, ſey ihnen befohlen, hier Wache zu halten, und Tag und Nacht bey dieſem Feuer zu beten. Nach ihren Büchern habe dieß Feuer ſchon vor 100000 Millionen Jahren angefangen zu brennen.“ Die Indianer, deren viele in Perſien ſind, beſuchen dieß Feuer häufig, aus Andacht. Das Feuer brennt in einer ungleichen länglichten Grube, die 20 Klaftern lang, und 1,1/2 Klafter tief iſt. Der Grund iſt mehr Fels als Erde. Die ganze Grube brennt nicht überall gleich, und an einigen Stellen gar nicht. Anderthalb Werſte von dem ewigen Feuer waren 5 weiße Nephtbrunnen, die einzigen in dieſen Gegenden. Hr. L. zweifelt nicht, daß daſſelbe ſeine Nahrung von dem Nepht habe. Aber dieß iſt wunderbar, daß ſowohl der weiße als ſchwarze einen dicken ſchwarzen Rauch und ſtarken Geruch, das ewige Feuer hingegen weder Rauch noch Geruch gibt. Noch viel wunderbarer iſt das, was Hr. L. in den Stuben der Gabern, welche 2 bis 3 Klaftern von der Feuergrube entfernt ſind, geſehen hat. Mitten in dieſen Stuben iſt eine kleine Grube, und um dieſelbe ſind 2 oder 3 Steine gelegt, worauf ſie einen Keſſel ſetzen, und ihre Speiſe darin kochen. Sie werfen etliche angezündete Halmen Stroh oder dürres Gras unter den Keſſel, worauf es gleich lichterloh in der Grube brennt, und die Speiſe wird geſchwinder gekocht, als mit Feuer von Holze. Wenn der Keſſel abgenommen iſt, wird die Grube mit einem Filze bedeckt, worauf die Flamme alsbald verliſcht. Die Gabern haben auch keine Lichter nöthig. Jeder von ihnen hat bey ſeinem Bette ein Rohr, das eine Elle hoch iſt, in die Erde geſteckt. Es iſt oben mit Leim beklebt, und hat einen Stöpſel von Leim. Wenn ſie dieſen abnehmen, und die Oeffnung mit Stroh anzünden, brennt das Rohr wie ein Licht, und verbrennet nicht. Setzen ſie den Stöpſel darauf, verlöſcht das Licht ſogleich. Die Gabern hatten keine Götzenbilder. Die Kühe waren bey ihnen heilige Thiere. Der alte Gaber ſagte, „es ſey nur ein Gott; aber es wären viele Religionen oder Wege, zu Gott zu kommen, einer näher, als der andere; aber manche führten ſoweit herum, daß die meiſten ſich darauf verirrten.“

Apologie der Freymaurerey. Wir haben jetzt von dem verdienten, und durch mehrere Schriften bekannten, Herrn Geheimen-Rath und Leibarzt von Wedekind eine Schrift erhalten, in welcher wir eine intereſſante Zuſammenſtellung des alten pythagoräiſchen Ordens, der Obſcuranten-Vereine in der Chriſtenheit und der Freymaurerey beyſammen finden. Indem er den Ordenszweck der Pythagoräer beleuchtet, zeigt er klar, daß ſein inneres Streben, unter der Hülle moraliſcher Lehren, doch von politiſcher Tendenz und ſomit ſträflich geweſen ſey, indem man die Menge, wenn auch in guter Abſicht, habe geiſteseigen machen wollen, da doch die Geiſtestyranney die ſündlichſte von allen iſt. Die Schilderung der wichtigſten Obſcuranten-Vereine, unter deren Druck und Streben die Welt lange Jahrhunderte geſeufzet hat, erſtreckt ſich auf die römiſche Curie, die Inquiſition, den Jeſuiter-Orden, die Tempelherren, die Vehmgerichte und die Jakobinerklubbs. Er verſchweigt auch die frühern mancherley Ausartungen und Secten in der Freymaurerey nicht, und zeigt die Gefahr, die man laufe, wenn man dieſe Geſellſchaft in die Form eines Ordens zwängen, und ſeine innere Einrichtung auf eine feſtſtehende Doctrin, auf Dogmen und auf eine mit Gewalt verſehene Beamten-Hierarchie gründen würde. Nun aber iſt der Uebergang vom Dunkel in das Licht gebahnt, indem Hr. v. Wedekind mit Offenheit den Mangel aller materiellen Geheimniſſe und geheimen Zwecke in der gereinigten Maurerey angiebt, welche nichts verſchweigt und zu verſchweigen hat, als unſchuldige Symbole und Gebräuche, welche auf die frommſten und edelſten Ideen über Menſchenbildung und Menſchenpflichten deuten, dem Staate treue Bürger erhalten, und bloß mit guten Werken und hilfreichen Unternehmungen heimlich thun, in ſoferne deren Fortgang bey unzeitiger Bekanntmachung durch böſe Menſchen leiden könnte. Man muß beym Vf. ſelbſt nachleſen, was er aufſtellt, um die gereinigte Maurerey achten zu lernen. Ein ſolches Büchlein kann in mehr als einer Rückſicht verdienſtlich wirken.

Literariſches Wochenblatt.

Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann.

4r Band. No. 52. Redacteur: Wilh. Hoffmann. 1819 December.

Almanachs-Literatur.

Das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, von dem wir aus dem Gleditſchſchen Verlage den 30ſten Jahrgang vor uns liegen haben, enthält mehrere ſehr gelungene Kupfer von Böhm, Geisler, Roßmäsler, Jury und H. C. Müller; das letzte von dieſen, zu Edgars Traum, würde ſich vielleicht noch beſſer machen, wenn die Figuren durchaus in punktirter Manier wären; auch müſſen wir der Zeichnungen von Ramberg, bis auf die zur Todtenfrau, in der die Stellung der jungen Gräfin Kreuzburg wohl etwas vergriffen iſt, und von Kolbe, mit gerechtem Lobe erwähnen. Die Zeichnung von Henſel, in welcher die Katze und die Maus ganz überflüſſig ſind, konnte, ſo wie der Stich von Büſcher, ſorgfältiger ſeyn; vorzüglich iſt die Wirkung, welche das Bild der Judenfrau hervorbringen ſoll, faſt ganz verfehlt. Der Umſchlag dieſes Taſchenbuchs iſt der nämliche, wie er im vorigen Jahre war. Die liebe Modewelt will, wie bekannt, immer etwas Neues; wenn alſo die Verlagshandlung ihrem Kinde nicht für immer dies Gewand, als eine ſtehende Uniform, beſtimmt hat; ſo wäre wohl zu wünſchen geweſen, daß es ihr hätte gefällig ſeyn mögen, den ſinnvollen Geſchmack, den ſie im vorigen Jahre, bei Ausſchmückung ihres dreißigſten Kindes, bewieſen, von Neuem auf eine andere Manier zu beurkunden.

Viele laſſen ſich beikommen, hinſichtlich des Inhalts, zwiſchen dieſem alten veritable ächten Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, und deſſen jüngern Kindſchen, auf den ſeeligen Becker getauften Nebenbuhler gleiches Namens, eine Parallele ziehen zu wollen, und wünſchen zu wiſſen, welches das beſſere ſey, ob das eigentliche bei Gleditſch, oder das von Kind nachgemachte. Allein, ſo lange ſich beide Herausgeber ſo fort bemühen, möglichſt viel Gutes zu liefern, ſo lange wird in jedem, zum Beſten der Leſewelt, recht viel Gutes enthalten ſeyn. Vollkommen iſt nichts unter dem Monde; und wenn auch die Redactionen den aufrichtigſten Wunſch haben, das Ausgeſuchteſte zu liefern, ſo iſt jetzt auf dem literariſchen Markte nicht viel Ausſuchens; man muß nehmen, was die Fabrikanten liefern, und oft Gott danken, wenn ſie für ein, gegen die Zeit der Erſcheinung des erſten Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen, unerhörtes Honorar, nur pünktlich liefern. Läuft dann hie und da auch ein Aufſatz mitunter, der, nach der Ueberzeugung des Redakteurs, viel beſſer ſeyn könnte — darf er denn dem Dichter die Waare zurückſchicken, und ihm ſagen, daß ſie nicht tauge, ohne ihn und ſeinen, in der Leſewelt einmal geltenden Namen, für ſeine Unternehmung nicht auf immer zu verlieren?

Der Gedichte ſind ſechs und ſechzig, von zum Theil geſchätzten, zum Theil auch weniger gekannten Dichtern. Wandrers Heimath von Prätzel, die Legenden von Wendt, den ſeltſamen Beſuch von Döring, die Prophezeihung von Caſtelli, die Sympathie von Gerhard, und manches andere Gelungene, haben wir gern geleſen. Ein Herr Fink dagegen hebt, Seite 299., ſeinen Finkengeſang recht leichtfertig an:

> Und wenn uns ſtolz die Ehre ſchmückt,
> Und haben Geld und Gut:
> Doch iſt der Mann nur hochbeglückt u. ſ. w.

Und haben Geld und Gut? Wer mit dieſer Leichtigkeit die Verſe hinwirft, macht es ſich doch faſt zu leicht. Auch wiſſen wir nicht, was derſelbe unter dem, Seite 291. gewohneten Siege will. Das Vesperlied von Johannes Falk verſtehen wir auch nicht. Er ſingt:

> O du ſchöne Abenddeck' aus Sternen,
> Und aus Mädchenküſſen ſtill verfertigt:
> Steige tauſend Mal mit deinen Himmeln,
> Steige tauſend Mal mit deinen Küſſen,
> Steige tauſend Mal mit deinen Sternen,
> Steige tauſend Mal mit deinen Liedern,
> Wie ein lichtbegränzter Seraph nieder;
> Unter deinem Fittich will ich ſchlafen.

Was wird denn eigentlich unter der Abenddecke, oder wie der Dichter, nicht recht dichteriſch ſagt, unter der Abenddeck', verſtanden? Vermuthlich doch der Abendhimmel; aber aus Mädchenküſſen verfertigt? Soll ein Himmel von Mädchenlippen zuſammen geküßt, gedacht werden, ſo iſt die Idee ungeheuer poetiſch; aber dann klingt das Wort „verfertiget", doch auch gar zu zunftmäßig und proſaiſch. Und hat der Dichter wirklich den Abendhimmel gemeint, der mit ſeinen Liedern hernieder ſteigen ſoll, ſo nennt er darum wahrſcheinlich ausdrücklich die Lieder, weil man

Ausgegeben den 1. December.

von einem recht guten Liede wohl zu ſagen pflegt, daß es ein Himmelslied ſey, denn außerdem kennen wir weder im noch am Himmel ein Lied; da man aber mit gleichem Rechte ein hübſches Märchen, ein Himmelskind, eine Nonne eine Himmelsbraut nennt, auch Himmelsleitern, Wogenhimmel und Himmelbetten hat, ſo hätte er ſein tauſendmaliges Vesperlied noch recht gut verlängern können, wenn er noch hinzugefügt hätte:

Steige tauſend Mal von deinen Leitern,
Steige tauſend Mal in deine Wägen,
Leg' dich tauſend Mal in deine Betten,
Steige tauſend Mal mit deinen Kindern,
Hunderttauſend Mal auf deine Nonnen,
Hunderttauſend Mal auf deine Bräute.

Nein! die Finken und Falken pfeifen nicht hübſch. Der Erzählungen ſind ſechs.

Die Majoratsherren laſſen den Leſer in Ungewißheit, ob er, oder der Verfaſſer, oder der Redacteur, an einer Gehirn-Entzündung leide. Signor Formica von Hoffmann, liefert in der bekannten originellen Manier des Verfaſſers viel Ergötzliches, wenn auch die Idee, die Geſchichte eines auf alle mögliche Weiſe gequälten alten Gecken, dem Leſer mitzutheilen, nicht neu ſeyn ſollte. [illegible] wird den Liebhabern dieſes Styls gefallen, wenn gleich das Ende der Erzählung ihren Wünſchen nicht entſprechen dürfte. Die vier Tage des römiſchen Carnevals von Demuth, würden noch mehr anſprechen, wenn die, in dieſe recht lebendig und wahr gegebene Darſtellung des römiſchen Carnevals-Getümmels gelegte Liebes-Intrique ein wenig intereſſanter verwebt wäre. Die Todtenfrau, hebt, wie faſt alle neuern Erzählungen dieſes Verfaſſers, recht genial an; der Leſer fühlt ſich angezogen, und lieſt und lieſt, bis er ſich am Ende in ein aufgeſchwemmtes Sandland verliert, auf dem er ſich nicht rühren kann, ohne in Waſſer zu treten, und auf dem er, ſtatt der früher erwarteten Blüthen und Früchte, nichts erblickt, als höchſtens ein dünnes Hälmchen Schilf und ſaftloſen Sandhafer. Hier führt der Verfaſſer den geſchätzten Leſer gar in die Fichten; denn was er eigentlich mit der Todtenfrau gewollt habe, weiß er wahrhaftig ſelbſt nicht. Jede nur irgend mit Phantaſie begabte Amme kann eine ſolche Geſchichte ſelber machen, die in das Uebernatürliche geht und ohne Aufſchluß bleibt.

Hat die Kritik noch das alte Recht, von dem Schriftſteller Red' und Antwort zu fodern, ſo laden wir hiermit den Verfaſſer, und fodern ihn auf, an jedem ſelbſtbeliebigen Tage, zu rechter früher Tageszeit, vor uns zu erſcheinen, und ſich vor ſeinen, Jahre lang angenehm unterhaltenen Leſern, zu verantworten, wie er habe dieſe Geſchichte ohne Ende ſchreiben können, denn ein Ende, wie vorliegendes, iſt keins. Vor der Hand mögten wir ihm faſt den Rath geben, künftighin ſeine Erzählungen nur anzufangen, und die Fortſetzung wie den Schluß einem andern zu überlaſſen.

Wer hat ausgeſpielt? ꝛc. — iſt der Anfang einer lieblichen kleinen Erzählung von Clauren: die Rutſchparthie überſchrieben. Wir möchten im Bezug auf dieſen Almanach fragen: Wer hat die Vorhand? — Clauren hat ſie, der gemüthliche Clauren! Wer lieſt wohl etwas von ihm, ohne ihm im Herzen freundlich zu danken! In das wirkliche Leben wie es iſt, führt er uns in jeder Erzählung; und kein Mitarbeiter dieſes Almanachs hat uns ſo herzlich angeſprochen als er. Möge der Himmel auch ihm — wie ſeinem Julius in der Rutſchparthie — ſo eine gute und liebenswürdige Pauline, — (wenn auch nur mit einer Tonne Goldes), — ſchenken, im Fall er noch keine haben ſollte.

Nicht ſonderlich iſt die Buchbinderarbeit an dieſem Almanach, ſehr ſchlecht geheftet iſt er. Käufer, ſehet Euch vor! Denn will man ein Geſchenk mit demſelben machen, ſo darf man ihn vorher nicht durchleſen, weil er ſonſt alles Anſehen verliert und entblättert, wie der Baum im Winter, behält man nichts in der Hand als — den leeren Einband.

Zeitſchriften.

Die Oſterländiſchen Blätter von Spiritus Aſper geben am Schluſſe einer ſatyriſchen Michaelispredigt folgendes originelle Kanzellied zum Beſten:

Friſch auf! ihr lieben deutſchen Michel, [illegible]
Auf, rüſtet euch zur Teufelsſchlacht!
Schleift eure Hieber, ſchärft die Sichel
Und nehmt die Stellung wohl in Acht.

Von allen Gipfeln des Parnaſſes
Verſendet Doppelhaken-Witz,
Das Thor des Termopylen-Paſſes
Deckt mit ſatyriſchem Geſchütz!

Und ſteht der Feind euch gegenüber,
So laßt ihn auf den Schuß heran,
Und dann — je gröber das Caliber,
Je beſſer ſchlägt die Saite an.

Steh, Phalanx, auf der Proſa Fläche
Im philoſophiſchen Quarree (carré),
Daß ſich am ehrnen Walle breche
Die Kraft der Finſterlings-Armee.

Ihr die auf Bibeln und auf Acten
Daher trabt, ritterlich geſinnt,
Habt die mit Junkerthum bepackten
Satrapen übern ſtolzen Grund! (Fi donc!)

Ob auch Leonidas nichts ende
Mit ſeiner Turner kleinen Schaar,
Ob ſich vom Wartburgs-Frieden wende
Die Volksluſt, die ſo günſtig war. (?)

Ob auch Athene's Städte ſtürzen
In Königsknechtſchaft überall,
Ob feile Muſen doch ſich ſchürzen
Zum Hexentanz im Fürſtenſaal:

Thut nichts! Der deutſchen Michel Sache
Bleibt doch am Ende oben drauf:
Sie ſparen Sieg, ſie ſparen Rache,
Bis Michael ſich zeiget auf.

Wir zweifeln ſehr, daß der Erzengel Michael den deutſchen Micheln beiſtehen werde, welche aus dem „groben Caliber“ ſo zweckwidrig in die Welt hinein gefeuert haben, daß vom Knall' ihre eignen Wälle eingefallen ſind. Die franzöſiſchen Journaliſten ſcheinen auf den Krieg mit den Finſterlingen ſich beſſer zu verſtehen, wenigſtens haben ſie aus dem Preßbengel-Gebiete die Finſterlingsarmee glücklich abgetrieben. Herr Spiritus Aſper nennt übrigens Jean Paul den Koriphäen der deutſchen Literatur; das iſt er nun wohl nicht, aber Herr Sp. A., der ihn nachahmt hat noch manches von ihm zu lernen. J. Ps. kecker Witz gelingt ihm nicht übel, aber den Wechſel von ergötzlicher, rührender und erhebender Anſicht der menſchlichen Dinge, womit J. P. alle Ecken und Geſchmackloſigkeiten ſeiner bunt überladenen Schreibart deckt, vermiſſen wir bei Sp. A. Dennoch lieſt ſich ſein Allerleihaus (Deutſchland) in den Blättern vom Sept. und Oct. ſehr angenehm. Auch die Theaterkritik iſt gut, wenigſtens kein Honigkram. Auf dem „unmaaßgeblich manierlichen und bis zum Ekel ſüßlichen Ton der Eleganten und der Jungfer Veſpertine“ (Abendzeitung) ſtichelt er S. 312 gar empfindlicher Weiſe, und der Vehmſchöffe zu Weißenfels, den er S. 329 citirt (von andern der Artilleriekapitän genannt), ſcheint viel eher ſein Mann. Indeſſen wollten wir doch nicht rathen, daß Herr Sp. A. ſich des nämlichen Calibers bediente, wenn er auch den dramaturgiſchen Munitionskaſten dazu beſitzt. Die 24pfünder, womit jener gegen das erſte Theater von Norddeutſchland operirt, möchten gegen das Häuflein von Zugvögeln, welches im Geburtsorte der Oſterl. Blätter für kurze Zeit ſich niedergelaſſen zu haben ſcheint, eben ſo wenig, als gegen einen benachbarten Taubenſchlag, von erſprießlicher Wirkung ſeyn. Was er über die Finſterniß des diesjährigen 18. October in den deutſchen Gauen ſagt, müſſen wir loben in ſoferne, als die humoriſtiſche Behandlung dieſes Gegenſtandes vielleicht eines der beſten Mittel iſt, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, obſchon es die Regierungen nicht ſelten überſehen, und ihre humoriſtiſchen Gegner am eifrigſten verfolgen. Wer in den Zeiten gährender Leidenſchaften das Volk lachen macht über den Druck, den es zu tragen glaubt, der ſollte viel wärmere Belobungsdecrete erhalten, als diejenigen Soldſchreiber, welche das Volk nur erbittern, indem ſie ſeiner Empfindung widerſprechen. Wär' es Kotzebue gelungen, das deutſche Conſtitutionsgeſchrei rein humoriſtiſch zu behandeln; wahrſcheinlich lebte derſelbe noch, und hätt' eine glückliche Mäßigung der rohen Volkstriebe bewirkt, ſtatt daß wir jetzt glauben müſſen, er habe wider Willen ſie verſtärkt, wenn wir von dem Widerſtande, den man ihnen entgegen ſetzen zu müſſen glaubt, auf ihre muthmaßliche Stärke ſchließen dürfen.

Jugendſchrift.

Für die gebildete Jugend, hat der Prediger Herr Ronne zu Schwelm, eine Weihnachtsgabe, unter dem Titel, der Jahresſchluß, herausgegeben, welches eigentlich das, aus der Feder des nämlichen Verfaſſers, erſchienene Neujahrsbüchlein für 1818 iſt, nur hier und da umgearbeitet, und etwas erweitert. Sollte Herr Ronne ſich ähnlichen Arbeiten, die an ſich recht verdienſtlich ſind, unterziehen; ſo wünſchten wir wohl, daß er aus dem Predigertone etwas mehr herausgehen, und ſich enthalten möchte, ſo gar viel bibliſche Stellen Perſonen in den Mund zu legen, welche, der Natur der Sache nach, zu Führung einer ſo ſalbungsreichen Sprache nicht geeignet ſeyn können. Denn wenn auch z. B. die, in dieſem Buche auftretende, Henriette eine Pfarrers-Tochter iſt, und daher ihrem Vater manches abgehöret haben kann; ſo geht Herr Ronne doch über die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit, wenn er dieſe ſiebenzehnjährige Henriette, Seite 25, zu der Soldatenwittwe ſagen läßt: „Selig ſind die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden!“ — „Wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getröſtet, und aus der Trübſal erlöſet, und nach der Züchtigung findet er Gnade;“ ſo drückt ſich wohl ein Nachmittagsprediger aus, aber keine Jungfrau von ſiebenzehn Jahren.

Auch die Soldatenfrau hat den Mund voller Sprüche, und es klingt recht bei den Haaren gezogen, wenn ſie z. B. Seite 27, ſpricht: „ich komme mir grade ſo vor, wie die arme Naemi, die Schwiegermutter der frommen Ruth, und ich kann auch ſagen, wie ſie: voll zog ich aus, aber leer hat mich der Herr wieder heimbracht, der Allmächtige hat mich ſehr betrübet.“

Durch dergleichen Erzwungenheiten verlieren die Perſonen, die der Verfaſſer ſeinen jungen Leſern vorführt, an Intereſſe, denn letztere fühlen ſo gut als wir, daß ſolche Pfarrkinder und ſolche Soldatenfrauen in der Welt nicht exiſtiren; ſie ſehen alle dieſe Perſonen blos für die Flicklappen an, mit denen Herr Nonne ſeine Bibelexcerpte an einander gereihet hat, und ſie betrachten das Werk nun als ein bloßes Schulbuch, ſtatt daß ſie es mit dem lebendigſten Antheil geleſen hätten, wenn der Verfaſſer mehr Fleiß auf die Characterzeichnung ſeiner Perſonen gewendet, und ſie im reinen Geiſte des Chriſtenthums hätte handeln laſſen, ohne ihre Rede immer und immer mit Bibelſprüchen ausſchmücken zu wollen. Auch ſcheint uns in einem Buche für die Jugend nicht recht paßlich zu ſeyn, wenn der alte Herr Vetter Herrmann zu der oben belobten Henriette und ihrem Bruder Eduard, Seite 40, ſagt: glaubt mir, ein Blick in den geſtirnten Himmel erhebt meine Seele nicht ſo hoch, als auf die Karte vom Lande Kanaan!! Einem im Luſtſpiele etwa vorkommenden Kartenfabrikanten verzeiht man allenfalls eine ſolche Albernheit, aber dem alten Herrn Vetter Herrmann, der als ein ganz achtbarer Mann dargeſtellt wird, hätte ſie Herr Nonne nicht in den Mund legen ſollen. Sieht letzterer vielleicht aber ſelbſt lieber auf die Karte des gelobten Landes, als in die unbeſchreibliche Pracht des geſtirnten Himmels, ſo bedauern wir des Herrn Verfaſſers kupferſtichigen Geſchmack.

Endlich müſſen wir dieſen auch um ſtrengere Correctheit der Sprache bitten, denn wenn Fritz, Seite 18, fragt: „wie lange bin es denn ſchon wäre, daß der junge Tobias die ſchöne Reiſe gemacht habe?“ und wenn Tobias, Seite 8, ſagt: „ich weiß, daß mein Vater und meine Mutter jetzund alle Tage und alle Stunden zählen;“ ſo ſprechen Fritz und Tobias eben ſo wenig ein gutes Deutſch, als die Frau Predigerin, die ſich mehreremale ſtatt des Wortes „weil,“ des veralteten Ausdrucks „dieweil“ bedienet. So wie wir denn ſchlüßlich nicht unbemerkt laſſen können, daß der Verfaſſer, ob er gleich das recht ſchwere Kunſtſtück gewagt, für Kinder zu ſchreiben, das Kind doch noch nicht recht ſtudirt zu haben ſcheint, denn ſolche Ultras von lieben Kindern, die, wenn es zwölfe ſchlägt, und ſie von der Mutter zu Tiſche gerufen werden, ſich, nach Seite 17, noch hinſtellen, und ſeitenlange Tiraden über des himmliſchen Vaters wunderbare Erhaltung der Welt (ſollte wohl heißen der Erde) zur Winterszeit halten, ſind uns noch nicht vorgekommen; bei uns zu Lande eilen ſie, wenn die erſehnte Mittagsglocke ſchlägt, zu Tiſche, und eſſen ſich, zur Freude des himmliſchen Vaters und der liebenden Eltern, recht ordentlich ſatt, und das iſt auch das Vernünftigſte, weil es das Natürlichſte iſt, und ſolch ein natürliches Kind iſt uns weit lieber, als des Herrn Nonne kleiner bibelfeſter Eduard, der, wie alle Phraſen, hier auch ſeine lange Suppenvorrede mit dem Verſe ſchließt: „Summa durch ſein Wort beſtehet alles, der Herr iſt unausſprechlich groß, und ſeine Macht iſt wunderbarlich.“ So ſpricht kein Kind, beſonders nicht, wenn es noch einen ſo kindiſchen Neujahrsbrief ſchreibt, als uns dieſes Eduardchen Seite 14 zum Beſten giebt.

Für gründliche Pädagogen ſtellen wir hier zugleich die Frage auf, ob die Frau Predigerin des Herrn Verfaſſers Recht habe, wenn ſie, Seite 5, den Kindern verſichert, der Führer des jungen Tobias, Azarias, ſey nicht, wie des Erſtern Eltern anfänglich geglaubt, der Sohn des Ananias, ſondern eigentlich ein Engel Gottes geweſen, nämlich Raphael.

Doch, aller dieſer kleinen Ausſtellungen ungeachtet, wird dieſes Buch, in den Händen vernünftiger Lehrer und Eltern, manches Gute bewirken, und darum wollen wir dem Verfaſſer dafür danken.

Dem Herrn Ramberg aber müſſen wir empfehlen, auf ſeine Zeichnungen mehr Fleiß zu wenden. Tobias ſieht, in dem von ihm gelieferten Titelkupfer, wie ein dummer Junge aus, und den Azarias hat der Künſtler ſo vierſchrötig und breitſpurig dargeſtellt, daß man wohl einen recht derben Hausknecht, im Leben aber nicht einen Engel aus dieſer Dreſcherfigur herauszufinden vermag. Wir hielten uns um ſo mehr verpflichtet, den genialen Mann einmal ein wenig auf ſich aufmerkſam zu machen, als er in mehrern neuern Arbeiten, die wir ihm, auf Verlangen, namentlich aufzuführen bereit ſind, offenbar bewieſen, daß er die den Buchhändlern, welche ihm mit Beſtellungen beehren, und dem Publikum, welches von ihm etwas Klaſſiſches zu erwarten berechtiget iſt, ſchuldige Achtung zuweilen auch gar zu ſehr außer Augen geſetzt hat.

Schulbücher.

Mit Dank iſt die Rechenlehre, als Stoff zur erſten Uebung im Denken, von G. F. Marſch. Wittenberg 1819. in Commiſſion bey Darnmann in Züllichau, anzunehmen. Der Verfaſſer hat es für die unteren Claſſen der höheren Bürgerſchulen beſtimmt, und verſpricht noch einen zweyten Theil für die oberen Claſſen höherer Bürgerſchulen, ſowie für diejenigen, die ſich in den höheren Rechnungen weiter fortbilden wollen, folgen zu laſſen. Seiner Arbeit liegt die Peſtalozziſche Lehre von der Zahl und von der Form zum Grunde; jedoch tritt ihr der Verf. nicht pedantiſch auf die Ferſen, ſondern bewegt ſich darin, mit einer durch eigne Erfahrungen befeſtigten Behandlungsweiſe. Sonderbar fällt einem das Wort „Rechenlehre" ins Auge. Man denkt dabey an den Rechen, der auch provinziell Harken heißt; und wie Blumenlehre die Lehre von den Blumen ſeyn würde, ſo müßte eigentlich die Rechenlehre die Lehre von den Rechen enthalten. Der Vfr. will aber die Lehre vom Rechnen geben. Wenn nun im Deutſchen der Infinitiv eines Verbums mit einem Subſtantiv zu einem Compoſitum vereinigt wird, ſo fallen eigentlich von jenem Infinitiv nur die beyden letzten Buchſtaben en weg; z. B. Laufmädchen (ein Mädchen, das zum Laufen gemiethet iſt), Fahrweg (ein Weg, der zum Fahren dient), Schreibmeiſter (ein Meiſter oder Lehrer im Schreiben) u. ſ. w. Näher vor Augen geſtellt nimmt ſich dieſe Manipulation ſo aus: Lauf(en)mädchen, Fahr(en)weg, Schreib(en)meiſter. Alſo auch Rechn(en)lehre, und nicht Rechen(en)lehre. Dieſelbe Regel tritt bey Zeichenacademie, Zeichenlehre ꝛc. ein, indem auch hier Zeichn(en)academie, Zeichn(en)lehrer gebildet wird und alſo auch geſchrieben werden ſollte.

Derſelbe Verfaſſer hat ſeine Volksſchulkunde, zur Beherzigung für Eltern, Lehrer, Prediger und Schulbehörden beſtimmt, und es iſt kein Zweifel, daß es bey ihnen allen von Nutzen ſeyn mag. Ueberhaupt kann über die Erziehung und den Unterricht in den Volksſchulen, nicht oft genug geſprochen werden. Am wenigſten iſt anzunehmen, daß man in dieſer Materie zu irgend einer Zeit ausgelernt und ſie erſchöpft habe; denn kein Gegenſtand iſt mehr von den veränderten Anſichten des lebenden Geſchlechts, von ſeinen Schickſalen, von ſeiner fortſchreitenden Bildung abhängig, als das Schulweſen. Mit Recht eifert der Vfr. wider alle körperliche Schulſtrafen, indem ſie mehr oder weniger nachtheilige Folgen haben können. Schlagen auf den Kopf, auf den Rücken, ja ſelbſt auf den Hintern iſt ſchädlich; denn das letztere kann Anlaß geben zu einem ſtärkern Blutandrang nach dem After, und mithin zur güldenen Ader. Vom Spiel- und Turnplatz iſt die Rede; wohl noch zu früh, oder vielmehr zu ſpät. In den Mädchenſchulen will er Mütter zu Lehrerinnen. Wer Mädchen unterrichten wolle, der müſſe ſich hüten, daß er die ätheriſchen Saiten ihres ſo wunderbar zart geſtimmten Gemüths nicht ungeſchickt berühre, und ſtatt des vollkommenſten Gebildes, der Krone der Schöpfung, ein mistöniges, den ſanften Charakter des Weibes entehrendes, inſtrumentaliſches Weſen hinfaſele." Hr. Marſch hat hier ſeine Feder ebenfalls etwas mistönig und inſtrumentaliſch hinfaſeln laſſen. Mitunter ſind ganze Stellen aus Schiller, Glatz, Lichtenberg ꝛc. ausgeſchrieben, ja ſogar halbe Seiten lange Citate aus lateiniſchen Dichtern. Als Zugabe findet ſich ein Anhang über Confirmation und Confirmandenunterricht, von Rückert, und die erforderlichſten diätetiſchen Regeln für die Schuljugend, von Groß, ausübendem Arzte in Jüterbog. Beyde meynen es gut. Hr. Rückert will, daß am erſten Abendmahl der Confirmanden die ganze Gemeinde mit Antheil nehmen, und daß ſich der Prediger die ſpecielle Seelſorge der von ihm confirmirten Kinder in der nächſtfolgenden Zeit ganz beſonders zu Herzen nehmen ſoll. Hr. Groß eifert gewaltig gegen den Caffee, und ſchreibt ihm Nervenſchwäche, Hämorrhoiden, und ſogar Leiſtenbrüche zu!! (der gottloſe, und dennoch — unentbehrliche Caffee!)

Carl Schulz. Muſikaliſches Schulgeſangbuch, beſteht aus drey Abtheilungen. I. Reſponſorien. II. Choräle. Sowohl die Reſponſorien als die Choräle ſind vierſtimmig. III. Lieder vermiſchten Inhalts. Unter den Morgen- und Abendliedern ſind die meiſten ebenfalls frommen Inhalts. Doch ſind auch manche der heitern Gattung darunter; alle gut gewählt und anſtändig. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſes Schulgeſangbuch in den Schulen recht häufig eingeführt und benutzt würde, weil ja doch der Geſang in den Kirchen überall eine Hauptſache bleiben muß, und weil das Singen die jugendlichen Sing- und Sprechorgane beſſer ausbildet, damit die Knaben und Jünglinge nicht ſo häufig, wie es leider der Fall iſt, entweder durch die Naſe nengeln oder zwiſchen den Zähnen muffeln, daß man ſie oft nicht verſtehen kann. Auch macht ein gemeinſchaftlicher oder auch einſamer Geſang das Herz fröhlich: und wohl jedem, der fröhlich iſt und guter Dinge! In dem Lied, überſchrieben: deutſcher Troſt, ſteht unter andern:

Laß den Welſchen Meucheley,
Du ſey redlich, fromm und frey ꝛc.

Das würde allerdings unſern jungen Leuten ſehr zu empfehlen ſeyn! Das Lied „zur guten Nacht" iſt ſo ſchön, daß wir es unſern Leſern, auch ohne die ſehr paſſende Melodie, nicht vorenthalten mögen:

Gute Nacht!
Heil'gen Lebens Licht erwacht
Sternlein irren durch die Lüfte,
Sternlein ruhn auf dem Geklüfte,
Stern der innern Welt erwacht,
Gute Nacht!

Heil'ge Nacht!
Liebe waltet, Liebe wacht,
Lieb' in Herzenseinſamkeiten
Will als Stern zum Himmel leiten,
Zieht uns hin mit ſanfter Macht,
Heil'ge Nacht!

Holde Nacht!
Jener Sonnen lichte Pracht
Hängt in lieblichem Gewimmel
Nun als Blüthenſchmuck am Himmel,
Süß, wie Jeſu Kindheit lacht,
Holde Nacht!
Süße Nacht!
Sanftes Licht für mich erwacht!
Licht der Anmuth, Licht der Wahrheit!
Bin zu heil'ger Liebe Klarheit
Süß an deinem Blick erwacht,
Süße Nacht!

Wären die Sternlein auf dem Geklüfte nicht (wahrſcheinlich Johanniswürmchen), und käme nicht Jeſu Kindheit ſo querfeldein, — gewiß, ein allerliebſtes Spätabendlied! Warum hat es weder dem Herausgeber noch dem Verleger gefallen, die Verfaſſer der Texte und der Melodieen zu nennen? Das wäre doch nun eine kleine Mühe geweſen, und viele Käufer hätten es gern.

Notizen.

Das Lebens-Elixir. Darauf macht Hr. Andre im Heſperus (im Märzheft d. J.) die Aerzte der Prüfung halber aufmerkſam, mit folgenden Worten: „das folgende Recept dieſes vortrefflichen Elixirs ward unter den Schriften des ſchwediſchen Med. Doct. Fernett gefunden, der an einem Sturze vom Pferde im 104. Jahre ſeines Lebens ſtarb. Es war nur ſeiner Familie allein bekannt, und durch täglichen Gebrauch deſſelben ſein Großvater 130 Jahre, ſeine Mutter 107 und ſein Vater 112 Jahr alt geworden; ſie nahmen davon früh und Abends vor dem Schlafengehen 8 bis 9 Tropfen, in doppelter Quantität von Wein, Thee oder Brühe ein. Seine Zuſammenſetzung iſt folgende:

2 Loth Aloe Succotrini.
1 Quintlein rad. Zedoariae.
1 — — Gentiana.
1 — — vom beſten Safran.
1 — — feine Rhabarbara.
1 — — Agaric Alb. weißen Lerchenſchwamm.
1 — — Venetianiſchen Theriac. Andromachi.

Obige Species, außer Safran und Theriak werden pulveriſirt, ſodann in eine Flaſche von ſtarkem Glas mit dem Safran und Theriak gethan, und darauf eine halbe Maß guter Branntwein gegoſſen. Die Flaſche wird zugeſtopft, in Schatten geſtellt, im Winter weit vom Ofen, und im Sommer an einen kühlen Ort, wo die Sonnenhitze nicht durchdringt; ſie wird durch 9 Tage fleißig und öfters des Tages geſchüttelt, um die Species recht zu vermiſchen. Am 18. Tage wird der Saft ganz langſam und ſo lange er klar fließt, in eine andre Flaſche abgelaſſen, gut zugeſtopft, und zum Gebrauch aufbehalten. Hierauf kann man ein Seidel Branntwein auf den übriggebliebenen Satz neuerdings anſetzen, durch 9 Tage öfters Schütteln, und am 10. den klaren Saft ablaſſen und mit dem vorigen vermiſchen. Man kann ſich dieſes Elixirs bedienen, ſobald es fertig iſt; mit deſſen täglichem Gebrauche lebt man lange, ohne andere Medicamente zu bedürfen. —

Die Doſis iſt folgende: Bey Uebligkeiten 1 Eßlöffel voll; Indigeſtionen in 4 Löffel voll Thee, 2 Eßlöffel voll; Anfall der Colik, 2 Eßlöffel voll; bey Würmern 1 Löffel voll Früh und Abends zu nehmen durch 8 Tage; Ausbleiben der Monatweiberreinigung 1 Eßlöffel voll durch 13 Tage in der Frühe nüchtern, und Abends vor dem Schlafengehen in 2 Löffeln rothen Wein zu nehmen; bey der Waſſerſucht 2 Eßlöffel voll durch 2 Monate zu nehmen; abwechſelndes Fieber 2 Eßlöffel voll im Paroxismo. Um zu purgiren 3 Eßlöffel voll für ſtarke, 2 Eßlöffel voll für ſchwache Conſtitutionen, vor dem Schlafengehen und des andern Tages in der Frühe zu nehmen. Es operirt erſt den folgenden Tag, aber ohne Schmerzen. Doch muß man ſich von Obſt, Milch und Sallat enthalten. — In Anſehung des täglichen Gebrauchs als Präſervativ ſind 8 bis 9 Tropfen vorgeſchrieben, welche man in Thee, rothem Wein oder Suppe, Früh oder vor dem Schlafengehen einnehmen kann. —

Anekdote zu Ehren des Feldmarſchalls Colloredo. Die Wittwe eines verdienſtvollen Officiers wurde mit ihrem Penſionsgeſuch vom Hofkriegsrath abgewieſen und ſchmachtete in der größten Dürftigkeit, als ihr ganz unvermuthet durch einen Privatmann die angeſprochene Penſion gegen Quittung ausgezahlt wurde. Die Wittwe erhielt ſie regelmäßig mehrere Jahre, konnte aber nie, ſo ſehr ſie auch jedes Mal unter dankbaren Thränen den Ueberbringer beſchwur, die wohlthätige Hand zu erfahren, von der ſie ſo großmüthig in ihrem Elende unterſtützt wurde. Endlich nach langer Zeit gelingt es ihr doch, die Ueberzeugung zu erhalten, daß ihr Wohlthäter der Feldmarſchall Graf Joſeph Colleredo ſey. — Nichts hält ſie jetzt zurück, ihren dankbaren Empfindungen freyen Lauf zu laſſen; ſie nimmt daher im Vorſaale harrend die Zeit wahr, in welcher der Graf aus ſeinem Zimmer tritt, und ſtürzt hier, von innerer Rührung überwältigt, dem ehrwürdigen Greiſe ihren Dank ſtammelnd, zu Füßen.

Hinter einem rauhen Tone ſucht der Feldmarſchall ſeine eigene Bewegung zu verbergen. „Ach! Sie ſind nicht geſcheut" — ſagt er — „ich brauche mein Geld ſelbſt", und will die Wittwe verlaſſen; doch nach wenig Schritten zieht ihm ſein edles Herz die Maske herab, raſch kehrt er um, öffnet ſeine Brieftaſche und drückt der Wittwe 100 fl. in die Hand mit den ſanften Worten: „Da, meine liebe Frau! nehmen Sie dieſe Kleinigkeit, damit Sie doch nicht ganz umſonſt hierher gekommen ſind" — und verſchwindet.

Süße Worte. Als es noch einen Chan der Tataren gab, ſchrieb der türkiſche Kaiſer mit folgender Eingangs-Formel Befehle an ihn: „An das Regiment, in welchem der Urſprung und die Maaße der Regierung blüht, von welcher das Glück abhängt, und durch welche man die Glückſeeligkeit erlangt, welche durch die Gnade desjenigen Königs erwählt iſt, von welchem man Hülfe begehren muß, an den König von Crimm, von Gran, von Bey, von Gbirav und von den Chanen, deſſen Macht immerwährend ſey. Mit dem Reſpect, den man für den Seegen (nämlich des Großherrn) haben muß, der voll von Ambra iſt, und für den Gruß, der mit Narciſſen beräuchert iſt, die von der Kaiſerlichen Gnade ausfließen, ſollet ihr wiſſen" ꝛc. (S. Peter Buſinello hiſtor. Nachrichten ꝛc.) E. W. A.

Ueber den Urſprung des engliſchen Ordens vom Hoſenbande. Die Erzählung vom Strumpfsbande der Gräfin Salisbury iſt den Leſern bekannt. Allein einige Bekanntſchaft mit der damaligen Denkungsart zeigt deutlich, daß dieſes Ordenszeichen vielmehr in der Phantaſie der Chevallerie ſeinen Grund hat. Zu den Zeiten der Ritterſchaft verbanden ſich nämlich gewiſſe Geſellſchaften entweder auf Thurnieren, Abendtheuer zu verſuchen und zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung unter einem willkührlichen Zeichen; oder es thaten ſich Ritter in einer Provinz aus chriſtlichen Abſichten zuſammen, wider die Saracenen zu fechten, eine Provinz von Tyrannen und Räubern zu befreyen. Um ſich von ähnlichen Verbindungen, die in den Ritterzeiten ſehr gemein waren, aber gewöhnlich mit dem Tode ihrer Stifter und vornehmſten Theilnehmer aufhörte, nannten ſie ſich nach einem ſelbſt erwählten Zeichen. Man wählte hiezu gerne Halsbänder, Gürtel, Scherpen, Knoten, Binden, um die enge Vereinigung der Mitglieder allegoriſch anzudeuten, wie der alte Orden von der Binde in Spanien, der Orden des Knotens in Neapel, des Halsbandes in Savoyen, und der goldene Feſſel in Frankreich, beweiſen. Ein gleiches Sinnbild iſt das Hoſenband des engliſchen Ordens, den Eduard III. ſtiftete, um durch viele fremde Ritter in dem Kriege mit Frankreich ſein Heer zu verſtärken. Man zog durch dieſes Mittel viele Tapfere an ſich, die, ohne Verletzung ihrer Ehre, weder zur Gegenparthey übergehen, noch einen andern Orden annehmen durften. Dieß war aus guten Gründen in den Ordensſtatuten verboten, und Ritter, die ohne Erlaubniß ihres Ordensmeiſters einen andern Orden annahmen, wurden oft mit dem Tode beſtraft. —

Zeitnotizen.

— Wenn es wahr iſt, daß jeder Cenſor infallibel ſeyn muß: ſo werden wir bald eine Anzahl kleiner Päbſte in Deutſchland haben, und den index librorum prohibitorum obendrein.

— Noch nie blühte die deutſche Ueberſetzerlitteratur ſchöner als jetzt. Nur allein bey Brockhaus erſcheint der Calderon vom Freyherrn von der Malsburg, der Shakeſpeare von der Familie Voß, ein claſſiſches Theater der Franzoſen, begonnen von Peucer, und der Petrarca von Förſter. Warum wagt ſich noch niemand an Gozzi? Schiller hat nicht umſonſt mit der Turandot den Weg zu ihm gebahnt!

— Ein Huſar, angeblich vom öſterreichiſchen Huſarenregiment Moriz von Lichtenſtein, mit Namen Heinrich Bauer, geht jetzt durch die Sächſiſchen Lande in ſeine Heimath Danzig zurück. Er iſt Invalid, und behauptet, ſeine Wunden in dem Treffen bey Culm empfangen zu haben, wo er den General Vandamme mit gefangen gemacht haben will. Wenn das wahr iſt, ſo wollen wir ihn hiemit ſeiner Vaterſtadt, und den deutſchen Biedermännern in ihr, beſtens empfohlen haben.

— **Görres** ſcheint den Winter in Straßburg zubringen zu wollen. Die Zeitungen enthalten allerley Nachrichten über ihn, die er durch einige Artikel im Schwäbiſchen Mercur und in andern Blättern widerlegt und berichtigt. Wenn der **Freymüthige** ſich ſo weit vergißt, ſeinen Leſern mit einiger Schadenfreude zu hinterbringen: Görres ſey von einem Straßburger Einwohner **geprügelt** worden, ſo ſcheint uns dieß weder freymüthig, noch dem Bilde **Huttens** (der Titelvignette des Freymüthigen) und deſſen Geiſte gemäß.

— Unter die ehemals ſchon dageweſenen, aber allmählich wieder verſchwundenen Einrichtungen gehört auch das **Geſchwornengericht**. Viele unter uns ſind dafür, manche dagegen; einige gehen einen Mittelweg. Am intereſſanteſten äußerten ſich darüber in neueſter Zeit **Feuerbach** und **Grävell**. Da die Anſichten noch immer ſchwanken, ſo müſſen die Preisfragen über dieſen Gegenſtand, welche jetzt in **München** und in **Tübingen** aufgeſtellt worden, ein deſto allgemeineres Intereſſe erregen. Die Sache iſt von großer Wichtigkeit. Möchten von allen Seiten recht viele und gründliche Beantwortungen eingehen, und das Gute daraus Wurzel faſſen und gedeihen!

— Wir werden von den **Seuchen** recht in die Klemme genommen. In Spanien das gelbe Fieber (am 14. October lagen in Cadix 11000 Menſchen krank); in der Türkey die Peſt. Wir waren froh, daß ſich der weſtöſtliche Typhus von uns fern hielt, und genoſſen unterdeſſen unſern weſtöſtlichen Divan in der ſchönſten Ruhe. Da bricht auf einmal im Ruppiner und Templiner Kreiſe in der Mark Brandenburg, zu Petersdorf im Strelitziſchen, im Amte Stargard in Pommern, in Dippoldiswalde in Sachſen, die Viehſeuche aus. Wo alſo die Menſchen wie **Thiere** behandelt werden, da trifft die Seuche die Menſchen; wo aber Menſchenwürde **gilt**, und aufrecht erhalten wird, da erkranken die Thiere. Sollte es daher nicht ſogar **ſtatiſtiſch** zu empfehlen ſeyn, den Menſchen eine **menſchliche Freyheit** zu gönnen, und ſie nicht zum Thiere herabzuwürdigen?

— Die neue Einrichtung mit den Zeitungen wird gerade dadurch recht intereſſant, daß man von jeder den Namen des **Redacteurs** erfährt. Die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung erſchien jedoch, obſchon am Sitz des Bundestags, am 13. dieſ. Mon. noch, mit dem bloſſen Namen ihres Druckers **Bayrhoffer**. Auf der Mainzer Zeitung iſt der Altar mit der Flamme, und mit der Umſchrift: es werde Licht! weggelaſſen. Warum das? Fürchtet man, die Central-Unterſuchungscommiſſion werde die Flamme der Aufklärung auslöſchen? **O pfuy doch!** möchte man hier mit Ludwig XVIII. ausrufen. Unſere Leſer werden zwar auf dem Titelblatt des Literariſchen Wochenblatts ſtatt des Motto's: „Rede wahr, ſcheue Niemand!“ nunmehr den Namen des Verlegers und Redacteurs erblicken, wir dürfen aber ohne Ruhmredigkeit verſichern, daß Eins ſo gut iſt wie's Andere.

— **Müllner**, **Grillparzer**, **Oehlenſchläger**, **Kind** und **Raupach**, haben in der neuern Zeit unſere deutſche Bühne mit den beſten Stücken der ernſtern Gattung verſorgt. Zu ihnen geſellen ſich jetzt **Uhland** von **Auffenberg**, und **Braun**. Die beiden Stücke von Uhland ſind bekannt, auch auf einigen Theatern ſchon aufgeführt. Dagegen ſind die Trauerſpiele des Kön. Bayr. Lieutenants von Auffenberg, und der **Rafael** von Braun eben erſt erſchienen. Der letztere ſtellt ſich kühn neben den **Correggio** von Oehlenſchläger und den **Van Dyk** von Kind; vielleicht iſt er beiden noch vorzuziehen. Wir wünſchen ihm bald die allgemeinſte Aufmerkſamkeit. Unter den von Auffenbergiſchen Stücken verdienen die **Flibuſtier** und die **Siracuſer** das meiſte Lob.

Der kürzlich verſtorbene Exkönig von Sardinien iſt in Rom, als **Jeſuit** gekleidet, auf dem Paradebett zu ſchauen geweſen. Der Himmel bewahre jeden deutſchen Fürſten vor ſolcher Thorheit!

— In Spanien iſt die Erfahrung gemacht worden, daß man das gelbe Fieber **einimpfen** und durch Olivenöl unſchädlich machen kann. Das alte Sprüchwort wäre alſo doch wahr: daß man **Oel auf die Wunden gießen ſoll!**

Ende des vierten Bandes.

Die Verlagshandlung an die Leſer des Literariſchen Wochenblatts.

Im flüchtigen Verlaufe der Zeit iſt nun der vierte Band beendigt. Er hat ſich einer ſo ausgezeichneten Theilnahme des Publicums zu erfreuen gehabt, daß es unſere Schuldigkeit iſt, uns dagegen ſehr dankbar zu bezeigen. Natürlicherweiſe war es keine geringe Aufgabe, daſſelbe auf ſeinen berühmten, ſo geiſtreichen und muthigen Stifter fortzuſetzen. Sie wurde uns beſonders deswegen ſchwer, weil wir diejenigen Männer, die wir uns zur Bearbeitung dieſer Fortſetzung wünſchten, nicht ſogleich aus ihren bisherigen Verhältniſſen herausreißen konnten. So etwas erfordert Zeit und Gelegenheit; es thuen daſſelbe nicht allein ſehr ehrenwerthe Bedingungen, welche wir nicht geſcheut haben. Indeß hat ſich uns ſchon aus der letzten Hälfte des endenden Bandes Manches zugethan und für den neuen fünften Band ſind uns ein Paar ganz vorzügliche Wünſche in Erfüllung gegangen.

Was bisher eine vorzügliche Zierde dieſes Blattes war: die Benutzung der franzöſiſchen Literatur — wird von nun an durch einen der talentvollſten Männer an der Quelle für dieſes Inſtitut bearbeitet und uns in ſeiner erſten Neuheit zugeſendet ſo, daß nicht leicht ein anderes Blatt im Stande ſeyn wird, dieſen Zweig der Literatur ſo in ſeiner Friſche zu liefern. — Das Publicum überzeuge ſich, daß von unſerer Seite alles Mögliche geſchiehet, und wir dürfen von der Seinigen uns des vollkommenſten Zutrauens getröſten.

Uebrigens bleibt die ganze bisherige Einrichtung — an Format und Druck. Der Band wird immerfort aus zwey und funfzig Stücken beſtehen, und vier Thaler Sächſiſch Pränumeration koſten.

Von den erſten vier Bänden ſind noch Exemplare à 4 Thl. pr. Band zu haben. Sämmtliche Buchhandlungen und Poſtämter Deutſchlands nehmen ferner Beſtellungen an.

Weimar den 20. November 1819.

Gebrüder Hoffmann.

Intelligenz-Blatt.

Vierter Band. No. I.

Allgemeine Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte,

in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Erſch und J. G. Gruber.
1ſter Theil A — Aëtius. 2ter Theil Äga — Aldus. gr. 4.
auf weiß Druck- und Velinpapier, mit 36 Quarto Platten (die größern Platten ſind immer im Verhältniß angeſchlagen) auf Velin-Papier, neu verzeichnete Land- und Sterncharten und erläuternde Kupfer enthaltend.

Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditſch.

Nachdem nunmehr die Grundlage dieſes wichtigen Unternehmens geſichert iſt, ſowohl durch die fleißigen Bemühungen der Herren Herausgeber und Mitarbeiter, als durch eine nicht geringe, dem 2ten Theile vorgedruckte, Anzahl von Subſcribenten, ſo darf das teutſche Publikum um ſo mehr auf eine ſo viel als möglich beſchleunigte Fortſetzung deſſelben rechnen. Wenn die erſten Theile nicht raſch auf einander erſchienen,*) ſo bedenke man, daß in ſolchen gewiſſermaßen das Ganze begründet werden mußte. Wäre dieſe Encyclopädie aus den vorhandenen Wörterbüchern und andern Schriften zuſammengetragen und wäre nicht jeder Artikel eigene Arbeit, ſo wäre es ein leichtes geweſen, ſchnell eine Reihe von Bänden zu liefern, mit ſchon zehnmal copirten Kupfern zu verzieren, und ſo eine zwar neu gedruckte, aber nicht eine neue Encyclopädie teutſcher Nation zu geben, wie ſie der Stand der Wiſſenſchaften und Künſte in Teutſchland und der Grad der Bildung unſerer Nation erfordert. Der Verleger hofft durch dieſe kurze Auseinanderſetzung genug zur Beſeitigung der möglichen Beſorgniß einer zu ſpäten Beendigung geſagt zu haben, und fügt nichts weiter hinzu, indem das Werk für ſich ſelbſt hinlänglich ſpricht und die vom Herrn Prof. Gruber gelieferte Einleitung über encyclopädiſches Studium als ein Bedürfniß unſerer Zeit, nebſt einer ſyſtematiſchen Encyclopädie der Wiſſenſchaften aus jenem Geſichtspunkte, zeigt, in welchem Geiſte und zu welchem Zweck hier gearbeitet wird.

Noch im Laufe dieſes Jahres wird der 3te und 4te Theil erſcheinen, zu denen die Kupfer bereits größten Theils vollendet ſind.

Der Vermuthung, als ob das Ganze die Zahl von 30 Theilen um ſehr vieles überſchreiten werde, begegnet der Verleger durch folgende Bemerkungen. Der Buchſtabe A ſo wie die noch nicht immer hinlänglich präciſe Abfaſſung der dazu gehörigen Artikel, kann nicht zum Maaßſtabe für das Ganze dienen, indem dieſer Buchſtabe laut allen Prüfungen der vorhandenen Wörterbücher und Encyclopädien im Teutſchen der allerſtärkſte iſt, die vielen fremden Wörter ungerechnet, die nöthige Präciſion aber den Herren Mitarbeitern, erſt durch Vergleichung erreichbar wird. Es können daher nur einige Theile mehr erſcheinen als im Anfange berechnet waren, mit Zuverſicht aber kann man annehmen, daß fernerhin wenigſtens alle 4 Monate ein Theil ausgegeben werden kann, wodurch die Unternehmung in kürzerer Zeit beendigt werden wird als man gegenwärtig glaubt. —

Nach allen vorhandenen Ankündigungen der Encyclopädie iſt nun mit Erſcheinung des 2ten Theiles oder der ganzen erſten Lieferung, die ſeitherige Subſcription geſchloſſen, und die dem zweiten Theile vorgedruckte Nachricht über die fernere Erwerbung der Encyclopädie (vom 25ſten März) wird zu Gunſten aller neuen Beſtellungen dahin abgeändert, daß man dieſes Werk von jetzt an, bei dem Verleger und in ſämmtlichen Buchhandlungen auf beliebige Art erlangen kann, indem man entweder:

1) für den 1ſten und 2ten Theil nebſt den Kupfern den Ladenpreis zahlt (auf weiß Druckpapier mit 12 Thlr. auf Velinpapier mit 16 Thlr. ſächſ. und zugleich auf die IIte Lieferung oder den 3ten und 4ten Theil den Subſcriptionspreis pränumerirt; oder
2) um den vollen Subſcriptionsvortheil zu erlangen (wozu es eigentlich wie geſagt zu ſpät iſt) bei Empfang der 1ſten Lieferung oder des 1ſten und 2ten Theils zuſammen für die 1ſte — IVte Lieferung oder den 1ſten — 8ten Theil mit 30 Thl. 16 Gr. auf weiß Druckpapier und mit 40 Thlr. auf Velinpapier Pränumeration leiſtet.

Beſteller in Gegenden wo thätige Buchhandlungen nicht in der Nähe vorhanden ſind, werden erſucht ſich direct an den Verleger zu wenden, und erhalten bei einer Beſtellung von Fünf Exemplaren das Fünfte, oder Ein Exemplar gratis.

Leipzig, den 3. Juny 1819.

Für Hausmütter und Oekonomen

iſt ſo eben in unſerm Verlage erſchienen:

Die
Kartoffelfrucht.
Anleitung
zu ihrem
zweckmäßigen Anbau,
ihrer Einſammlung und Aufbewahrung,
und
vortheilhaften Anwendung,
theils in der Küche; wozu eine Anzahl der vorzüglichſten Speiſen, zu deren Bereitung ſie dienen, nach den beſten vorhandenen Vorſchriften und nach eignen Erfahrungen aufgeführt ſind, theils zu andern ökonomiſchen Zwecken; namentlich zu Mehl, Brod, Käſe, Butter, Sago, Gries, Reis, zum Brandweinbrennen und Eſſigbrauen u. ſ. w.
Dritte ganz umgearbeitete und ſtark vermehrte Ausgabe. 8. brochirt 12 gr.

Rudelſtadt, im July 1819.

F. S. R. priv. Hof-Buch- u. Kunſthandlung.

---

*) Einige wenige Subſcribenten haben ſich zu nichts verbunden geglaubt, weil der Verleger die erſten Theile nicht zur ſelbſt geſetzten Zeit erſcheinen laſſen konnte; wer aber den Umfang und die Schwierigkeiten ꝛc. beurtheilen kann, die mit dieſer Unternehmung verbunden iſt, wird billiger ſeyn.

Für
Freunde der vaterländiſchen Geſchichte
iſt nun in unſerm Verlage erſchienen und verſandt:

Günther von Schwarzburg
erwählter
Römiſcher König.
Darſtellung ſeines Lebens aus Urkunden
und alten Zeitbüchern,
von
F. L. Hoffmann,
D. der Rechte zu Hamburg.
Mit 3 Kpfrn. Taſchenform. br. Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr.
Als zweites Bändchen des bekannten
Thüringiſchen Taſchenbuchs
herausgegeben
von
Dr. L. Fr. Heſſe.

Des heldenmüthigen Günthers Leben umfaßt einen der wichtigſten Zeiträume nicht nur der Schwarzburgiſchen, ſondern auch der Thüringiſchen Geſchichte, und die letzten Abſchnitte deſſelben eröffnen einen Schauplatz der denkwürdigſten, das geſammte Teutſchland betreffenden Ereigniſſe. Außerdem enthält dieſe Schrift manche fruchtbare Andeutungen für die Specialgeſchichten der Städte Frankfurt, Nürnberg, Gelnhauſen, Friedberg, Lübeck, Nord- und Mühlhauſen, ſo wie der Häuſer Mecklenburg, Holſtein, Brandenburg und Baiern. Der Verfaſſer hat Gründlichkeit und anziehende Darſtellung glücklich mit einander zu verbinden gewußt. Alle Quellen und Hülfsmittel, die ihm und dem Herausgeber zu Gebote ſtanden, beſonders gleichzeitige Urkunden und alte, zum Theil noch ungedruckte Zeitbücher, ſind auf das ſorgfältigſte benutzt.

Die drei beigefügten Kupfer ſind 1) Günthers Bruſtbild; 2) deſſen Grabmal in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M., gez. von Vercour, nebſt einer ausführlichen Beſchreibung; 3) die 4 Siegel, deren ſich Günther als Graf, und nach ſeiner Wahl zum Römiſchen König bediente.

Das erſte Bdch. dieſes Taſchenbuchs erſchien 1816, und enthält die Geſchichte und Beſchreibung von

Rudolſtadt und Schwarzburg
und
deren Umgebungen.

Taſchenformat br. Rthlr. 1. 13 gr. od. fl. 3. 12 kr.
elegant geb. in Futt. Rthlr. 2. 4 gr. od. fl. 3. 54 kr.

Gründliche und ſehr vortheilhafte Recenſionen befinden ſich davon in der Leipz. Litt. Zeit. 1816. 239. St., in den Götting. gelehrt. Anz. 1817. 24. St., in den Ergänzbl. z. Halliſch. A. L. Z. 1818. 32. St., und in den Ergänzbl. zur Jen. A. L. Z. 1818. Nr. 57.

Auch darauf nimmt jede ſolide Buchhandlung Beſtellung an.

Rudolſtadt, im Juli 1819.
F. S. R. priv. Hof- Buch- und Kunſthandlung.

Neue Verlagsbücher von Wilhelm Starke in Chemnitz zur Oſtermeſſe 1819, welche in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Brieſſteller, kurzgefaßter, für den Bürger und Landmann, auch als Gebrauch zum Dictiren für Schulen. 8. 4 gr.
Geſchichte der Aſtronomie von den älteſten Zeiten bis zu dem Ende des 17ten Jahrhunderts, neue Ausg. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.
Homeri Odyssea graece et latine, opera J. G. Hageri Vol. I. editio quarta, recensioni Wolfianae accommodata. 8. 20 gr.
Hyacinthen; Erzählungen, Mährchen, Gedichte ꝛc. von Wilhelmine Wilmar, Amalie Clarus und Henriette Steinau. 8. 1 Thlr.
Materialien, neue, zu Religionsvorträgen bei Begräbniſſen, in Auszügen aus den Werken deutſcher Kanzelredner von M. J. K. Weikert, 1n Bd. 1s Stück. gr. 8. 14 gr.
Auch unter dem Titel:
Materialien zu Religionsvorträgen ꝛc. angefangen v. G. J. Petſche, fortgeſetzt von M. J. K. Weikert, 5n Bd. 1s Stck. gr. 8.
Schwartz, J. M., kurze Nachricht von der Entſtehung und Feyer der chriſtlichen Sonn- und Feſttage. 2te verb. u. verm. Aufl. 8. 4 gr.
Starke, J. H. G., Vaterlandspredigten und Reden. gr. 8. 12 gr.

So eben iſt die dritte vermehrte Auflage von der kleinen, bei Damen ſehr beliebten Schrift fertig geworden:

Die Blumenſprache
oder Bedeutung der Blumen nach orientaliſcher Art, ein Toilettengeſchenk mit 1 ill. Kupf. und dem Motto:

Verſtehſt du die geheime Bedeutung zu finden,
Wenn Liebe und Schüchternheit Blumen dir winden?

(Preis 8 gr. geheftet; in Berlin zu haben in der Enslinſchen Buchhandlung, breite Str. und in allen auswärtigen Buchhandlungen.)

In unſerm Verlage iſt erſchienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Gründlicher Unterricht für Confirmanten und ihre Lehrer, auch für das reifere Nachdenken der Erwachſenen, im Weſentlichen der Religion, u. insbeſondere des Chriſtenthums. Von F. H. Gebhard, Superintendent zu Kranmichfeld im Gothaiſchen. 79 S. gr. 8. 10 gr.

Wer den einzig klaren und bündigen Glaubensgrund an die Religion, aus dem Urſprünglichen der ganzen menſchlichen Natur entwickelt, mit reinem, hellem Auge zu ſeiner endlichen Beruhigung erblicken will: der leſe dieß Buch, das in einem eben ſo gemeinfaßlichen als gebildeten Style geſchrieben iſt. Selbſt die Religions-Philoſophen von Profeſſion ſollten es, wie vielmehr jeder Geiſtliche und Schullehrer, und denkende, fühlende Religionsfreund!

Rudolſtadt, im Juli 1819.
F. S. R. priv. Hof-Buch- u. Kunſthandlung.

Intelligenz-Blatt.

Vierter Band. No. 2.

Oeuvres complètes de Madame la Baronne de Stael, contenant un grand nombre de morceaux inedits etc. des additions importantes faites par l'auteur à quelques uns des ouvrages qui ont parû de son vivant, 18 volumes 8.

Außer den bereits bekannten Werken dieſer geiſtreichen Schriftſtellerin, wird dieſe Sammlung eine Anzahl ganz neuer bis hieher noch ungedruckter Stücke nebſt bedeutenden Verbeſſerungen ihrer ältern Werke, von ihrer eignen Hand enthalten, wir werden Lieferungen von 2. 3. u. 4. Bänden, jeder von 400 bis 500 Seiten, je nach der Eintheilung der Materie, erſcheinen laſſen. Man unterſchreibt darauf bis zum erſten September ſowohl bey den unterzeichneten Verlegern als auch bey allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz. In Weimar nehmen die Gebrüder Hoffmann Beſtellungen auf dieſes Werk an.

Treuttel und Würtz
in Straßburg, Paris und London.

In der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung zu Leipzig ſind in der Oſtermeſſe 1819 erſchienen:

Pölitz, Prof. K. H. L., der Weltgeſchichte für gebildete Leſer ꝛc. in 4 Bden. Ergänzungsheft. Auch unter dem Titel: Synchroniſtiſche Darſtellung der Weltbegebenheiten in den Jahren 1812 bis 1818. gr. 8. 18 gr.

Hier giebt der, durch viele nützliche Schriften rühmlichſt bekannte Hr. Verf. abermals ein Werkchen, deſſen Nutzen jedem, den die Geſchichte unſerer Tage intereſſirt, und beſonders den zahlreichen Beſitzern der Weltgeſchichte höchſt willkommen ſeyn wird.

Villers, Carl, Darſtellung der Reformation Luthers, ihres Geiſtes und ihrer Wirkungen. Eine von dem franzöſ. Nationalinſtitut gekrönte Preisſchrift, überſetzt von Stampeel, mit einer Vorrede von D. J. G. Roſenmüller, 2te nach der 3n Ausgabe des Originals berichtigte, verbeſſerte und ergänzte Auflage. gr. 8. 1 thl. 4 gr.

Wer kennt und ehrt nicht den trefflichen leider zu früh verſtorbenen Villers! Ein ſchätzbares Denkmal ſeines herrlichen Geiſtes blieb uns in dieſer Schrift, die unter das Würdigſte gehört, was über den großen Gegenſtand der durch Luther bewirkten Reformation geſagt wurde.

Zur Beachtung.

Wir empfehlen Allen, die ſie nicht ſchon kennen, die Zeitſchrift.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.
Herausgegeben vom Prof. Gubitz.
Berlin, in der Maurerſchen Buchhandlung.

Das erſte Halbjahr 1819 enthält 38 Erzählungen, ernſt und launig, 80 Gedichte und 169 Aufſätze allgemein wiſſenſchaftlichen, unterſuchenden und ſatyriſchen Inhalts; viele davon ſprechen über Erſcheinungen der Zeit. Verfaſſer aller dieſer Gegenſtände ſind: Achim von Arnim, Bertram, A. D. Blumenthal, Bendi, Gottfr. Bueren, Johannes Didymos, Carl Dielitz, F. Förſter, Gerle, von Göckingk, G. W. Groke, von Grunenthal, F. W. Gubitz, Haug, Heinſius, K. A. Herrmann, Iſter, Kapf, Krones, Julius Körner, Kreuſer, Fr. Kuhn, Fr. Lange, Joh. Langer, Fr. Laun, Leander, Lindau, A. von Maltitz, F. Müchler, Karl Müglitz, Wilh. Müller, A. Mande, Fr. Krug von Nidda, J. Peit, Raßmann, Ed. Rolle, Richard Roos, G. Schadow, S. W. Schießler, Franz von Schlechta, Carl Seidel, Seifried, F. Sondershauſen, Karl Stein, Stuhr, Tauſcher, G. M. Welter, Fr. Wendel, Fr. Witte, Zunz und der Verfaſſer von Wahl und Führung; ferner die geachteten Frauen Thereſe Huber, Amalie Schoppe geb. Weiſe, Henriette S. geb. B., Caroline Stahl, Caroline Stille u. ſ. w. Auch bisher noch ungedruckte Reliquien von Fichte, Förſter, Gellert, Gleim, der Karſchin, Klopſtock, Seume, Wieland u. ſ. w. erfreuen die Leſer. — Außer dieſen Aufſätzen hat die Zeitſchrift eigene Correſpondenten, welche Berichte geben aus Baireuth, Berlin, Breslau, Cadix, Copenhagen, Dresden, Erfurt, Erlangen, Königsberg, Leipzig, Mitau, München, Münſter, Nürnberg, Peſth, Pommern, Prag, vom Rhein, Rom, Stuttgart, Weimar, Wien ꝛc.; und es ſind in den ſechs Monatsheften noch mehr als 500 intereſſante Notizen aus engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen (Times, Morn. Chronicle, Courier, Morn. Post, Indépendant, Constitutionel, Vrai Libéral, Journ. de Paris, Journ. de Francfort, Gaz. de france, Gaz. de Gand, Gaz. de Liége etc.) überſetzt. Ein Beiblatt „Bemerker" enthält die literariſchen Fehden, artiſtiſche Beilagen (dies Mal eine vervielfältigte Zeichnung von Goethe und das Bildniß Kotzebues) und allmonatlich eine neue Vignette ſind gefällige Zierden, und ein „Blatt der Ankündigungen" zeigt das Neueſte im Literatur-Gebiete u. ſ. w. an. — Der Jahrgang dieſer Zeitſchrift koſtet 8 Thlr.; und man kann halbjährig ſich bei allen wohllöblichen Poſtämtern und guten Buchhandlungen (in Weimar bei den Gebrüdern Hoffmann) abonniren.

Folgende neue Auflagen ſind in der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung in Leipzig erſchienen:

Stein, D. und Prof. C. G. D., Handbuch der Geographie und Statiſtik nach den neueſten Anſichten für die gebildeten Stände, Gymnaſien ꝛc. 1r Band. (Einleitung, Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Schweiz, Niederlande, Britanien, Dänemark, Schweden) vierte verm. und verbeſſ. Auflage. (34 Bogen) gr. 8. 1819. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— deſſen kleine Geographie oder Abriß der mathematiſchen, phyſiſchen und beſonders politiſchen Erdkunde nach den neueſten Beſtimmungen für Gymnaſien und Schulen. Mit 1 Weltcharte. Zehnte verb. und verm. Aufl. (20½ Bog.) gr. 8. 1819. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Neuer Atlas der ganzen Welt, nach den neueſten Beſtimmungen mit beſonderer Rückſicht auf die geographiſchen Lehrbücher von D. C. G. D. Stein. Dritte vermehrte und berichtigte Auflage. In 15 zum Theil ganz neuen Charten, nebſt 6 neuen hiſtor., ſtatiſt., polit. Tabellen ꝛc., gr. Folio. 1819. 3 Thlr. oder 6 fl.

Neuer kleiner Schulatlas ꝛc. in 18 Blatt mit Rückſicht auf die geograph. Lehrbücher von D. C. G. D. Stein. Neue verm. und wohlfeile Auflage. gr. 4. gebd. 1819. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Die vorzügliche Brauchbarkeit der obigen Schriften bewährt ſich durch die ſo oft nöthig werdenden neuen Auflagen ſo überzeugend, daß es überflüſſig wäre, etwas zum Lobe derſelben ſagen zu wollen. Sie haben ſich ſeit mehrern Jahren, vor andern, ein ſo großes Publikum des In- und Auslandes befreundet, weil der Hr. Verf. ſie unabläſſig zu vervollkommnen ſucht. So dürfte z. B. das Handbuch das einzige Werk ſeyn, das über die beſtehende Verfaſſung jedes Staats die genaueſten Nachrichten mittheilt. Die Charten werden auch fortwährend verbeſſert und erneuert, und der Schulatlas iſt zu noch größerer Gemeinnützigkeit in der neueſten Ausgabe auf 1 Thlr. 12 gr. geſetzt.

Für Leſebibliotheken, Leſe-Geſellſchaften und Freunde einer angenehmen und erheiternden Lektüre.

An alle gute deutſche Buchhandlungen iſt ſo eben verſandt worden.

Miltitz, Karl Barromäus Freiherr v., Ausſtellungen in vermiſchten Erzählungen. Erſtes Bändchen, mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. rhnl.

Sydow, Friedrich v. (königl. preuß. Hauptmann), Silberblüthen. (Novellen, poetiſche Erzählungen und Gedichte.) Erſtes Bändchen mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. rhnl.

Die lieblichen Dichtungen, welche hier in einer bunten Reihe den Leſern geboten werden, gewähren nicht nur ihres [illegible] anziehenden Inhalts wegen, einen hohen und herrlichen Genuß, ſondern zeichnen ſich auch vor ihren meiſten Zeitgenoſſen dadurch aus, daß ſie einen tiefen und angenehmen Eindruck zurück laſſen.

Vorzeit, die. Ein Journal für Geſchichte, Dichtung, Kunſt und Literatur des Mittelalters. Mit vielen kolor. und ſchw. Kupf. Dritter Band, 1. bis 3. Stück. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhnl.

Von dieſer, bis jetzt mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Zeitſchrift hat wiederum ein neuer (3r.) Band begonnen, von welchem bereits das 1. Stück, mit mehren Kupfern und Abbildungen geziert, ausgegeben und folgenden Inhaltes iſt.

Erſte Abtheilung. I. Die Vorzeit. II. Petrarca und Laura. Blicke auf die ſchönen Tage der Liebe in der Vorzeit. III. Die Gottesurtheile. IV. Der Doge und die Dogareſſe von Venedig. V. Sitten, Gebräuche, Künſte und Leben der alten Skandinavier. VI. Die Alraunen. VII. Fortſetzung der Geſchichte der Grafen des Nordgaus in Oſtfranken. VIII. Etwas von deutſchen Moden und vom Kleiderluxus des Mittelalters in Deutſchland.

Zweite Abtheilung. I. Der vermeynte Bruder Martin und ſein Unglück. II. Anekdoten aus der franzöſiſchen Vorzeit. III. Literariſcher Anzeiger.

Etwas zum Lobe dieſer trefflichen Zeitſchrift zu ſagen, wäre wohl überflüſſig, da die zahlreichen Freunde, die ſie ſich zu erwerben das Glück gehabt hat, und an welche ſich noch immer neue anſchließen, genügend für den hohen Werth derſelben ſpricht.

Nächſtens wird auch das 2. und 3. Heft erſcheinen.

Erfurt, im July 1819.

G. A. Keyſers Buchhandlung.

In der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung in Leipzig iſt eben erſchienen.

Charte von Teutschland, nebſt Angabe aller Poſtſtraſsen und Stationen und mehr als 12,000 Orten nach den neueſten Begränzungen entworfen und gezeichnet von Fr. W. Streit, Hauptmann in der K. Preuſs. 6n Artillerie-Brigade. Geſtochen von H. Leutemann. Ein Blatt von 26 Zoll Höhe auf 35 Zoll Breite. Grand Aigle Velin kolorirt 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein. schwarz 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl. rhein. auf Leinwand 3 thlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Dieſes äußerſt vollſtändige und korrecte Blatt zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Schönheit als Deutlichkeit des Stichs aus, denn ungeachtet der großen Menge von Orten ſind dieſe doch ſelbſt mitten im Hochgebirge ſo klar und durch ihre calligraphiſche Gleichheit dem Auge ſo deutlich, wie man wohl bei keiner Charte von dieſer Größe bis jetzt gefunden hat. Dabei iſt die Hauptſache, die Richtigkeit der Situation, nicht bei Seite geſetzt, ſondern alles von dem berühmten Zeichner aufs genaueſte eingetragen und die Gränzen aller einzelnen Staaten nach den neueſten Berichtigungen leicht, aber aufs ſorgfältigſte durch unterſcheidende und ſchöne Farbengebung angezeigt worden. Es reicht dieſes Blatt in dem eben angegebenen Raume von Paris bis Königsberg und Lublin, von Tondern bis Venedig ꝛc., und man hat darauf einen ſchnellern und richtigern Ueberblick, als auf manchem Atlas in vielen Blättern. Kurz dieſe Charte verdient als ein Werk mehr als vierjährigen teutſchen Fleißes gewiß aufrichtige Empfehlung. Für Reiſende, Militär-Perſonen und Militärſchulen iſt ſie eben ſo brauchbar, als ſie auf Comtoirs und in Zimmern zur wahren Zierde gereicht. Sie iſt in den vorzüglichſten Kunſt- und Buchhandlungen zu finden, wo ſich Liebhaber von der Wahrheit des Geſagten ſtets überzeugen können.

Intelligenz-Blatt.

Vierter Band. No. 5.

Bei mir iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1820 mit 6 Kupfern.
1 thlr. 12 gr.

Derſelbe enthält, auſſer einigen bisher ungedruckten Briefen von Schiller, Joh. Müller und Iffland, ſehr unterhaltende Aufſätze von Bührlen, de la Motte Fouqué, Jakobs, v. Miltiz, Laubert, Rochlitz und Fr. Wellentreter. Die Kupfer ſind von W. Böhm, Eßlinger, Fleiſchmann und Schwerdtgeburth ſehr ſchön geſtochen, und haben zum Theil Bezug auf den Inhalt dieſes kleinen Buchs, was gewiß niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.
Leipzig im October 1819.

Carl Cnobloch.

In letzter Meſſe iſt bei mir erſchienen:

Geſchichte der Deutſchen für alle Stände, von D. Ernſt Ludwig Poſſelt, fortgeſetzt und beendigt von K. H. L. Pölitz, 4r Thl.

Auch unter dem Titel:

Die neuere und neueſte Geſchichte der Deutſchen, ſeit dem weſtphäl. Frieden bis auf unſere Tage, für gebildete Leſer dargeſtellt von K. H. L. Pölitz. gr. 8. 3 thlr.

Eine Geſchichte der Deutſchen, nicht alſo eine gewöhnliche Reichsgeſchichte, ſondern eine Geſchichte des kräftigen deutſchen Volkes, hatte der verewigte Poſſelt in zwei Theilen begonnen. Sie ſollte für den Kreis gebildeter Leſer die Ankündigung des deutſchen Volkslebens in allen innern und äuſſern Verhältniſſen verſinnlichen, das reine Vaterlandsgefühl nähren, und den deutſchen Sinn für die Zukunft bewahren und erhalten. In dieſem Geiſte ſetzte, nach Poſſelts Tode, Prof. Pölitz bereits im dritten Theile dieſer Geſchichte von 1457—1648 fort, und nun, nach einer langen Unterbrechung, erſcheint der vierte und letzte Theil dieſes Werkes, welcher das deutſche Volksleben und die groſſe Maſſe wichtiger Ereigniſſe auf deutſchem Boden ſeit dem weſtphäl. Frieden bis zu den Reſultaten des Congreſſes zu Aachen ſchildert. So wenig irgend ein bedeutendes Ereigniß der Geſchichte übergangen worden iſt; ſo iſt doch beſondere Rückſicht auf die Fortſchritte und Rückſchritte des deutſchen Volkslebens innerhalb dieſes Zeitraums genommen, und namentlich iſt die kräftige Entwickelung des dritten Standes ſeit dem Jahre 1740 in Hinſicht auf Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewerbsfleiß, und Handel, ſo wie die neue Schöpfung ſtellvertretender und ſtändiſcher Verfaſſungen zu mehreren deutſchen Bundesſtaaten in unſern Tagen gehörig gewürdigt worden. Weil aber die Geſchichte der Deutſchen ſeit dem weſtphäl. Frieden als ein beſonderes, in ſich abgeſchloſſenes, Ganzes betrachtet werden kann, ſo wird auch dieſer Theil mit einem beſondern Titel ausgegeben. —
Alle vier Theile koſten 6 thlr. 8 gr.

Leipzig d. 18. Okt. 1819. **Carl Cnobloch.**

Von dem Allgemeinen Repertor. der in- und ausländiſchen Literatur ſind 13 Hefte fertig, und in denſelben mehr als 1450 in- und ausländiſche, gröſſere und kleinere Schriften, zum Theil ſeltene, ausländiſche Werke, frühzeitig angezeigt, kurze Nachrichten von der ausländiſchen Literatur, Berichte von hieſigen und fremden Univerſitäten, von literär. Ereigniſſen und Unternehmungen, antiquariſchen Entdeckungen, Kunſtprodukten, kirchengeſchichtlichen und politiſchen, in die Literatur einſchlagenden, Merkwürdigkeiten, gegeben worden. Es wird ununterbrochen, auch im künftigen Jahre, fortgeſetzt, und ſo wie bisher der erhaltene Beyfall mich veranlaßt hat, einigen Stücken einen fünften Bogen zuzugeben, ſo wird künftig in eben dem Maaße, in welchem der Abſatz zu ſteigen fortfährt, die Bogenzahl der Stücke vermehrt und der Umfang des Repert. erweitert werden, ohne den Preiß (von 6 Thlr.) zu erhöhen, was Buchhändler und Literaturfreunde gewiß zur thätigſten Unterſtützung geneigt machen wird.
Leipzig im October 1819.

Carl Cnobloch.

So eben iſt der fünfte Jahrgang der

Cornelia,
ein
Taſchenbuch für deutſche Frauen,
herausgegeben
von
Aloys Schreiber,
für das
Jahr 1820

erſchienen, und nun in allen Buchhandlungen für Rthlr. 1. 12 Gr. (fl. 2. 42 kr.) zu haben. Die Bemühungen des Herrn Herausgebers und Verlegers, durch innern Gehalt und äuſſere Schönheit den dieſem Taſchenbuche zu Theil gewordenen Beifall auch ferner zu ſichern, haben dieſem fünften Jahrgange neuen Reiz verliehen.

Mit mehreren andern Artikeln aus dem Verlage des Herrn Engelmann in Heidelberg, hat die unterzeichnete Buchhandlung auch den kleinen Reſt des 1ſten bis 4ten Jahrgangs der Cornelia angekauft. Sie ſetzt den Preis derſelben auf Rthlr. 1. 20 Gr. (fl. 3. 12 kr.) herab, für diejenigen, welche dieſe vier Jahrgänge zuſammen nehmen. In jeder Buchhandlung Deutſchlands ſind Exemplare zu erhalten.

Freunde einer unterhaltenden Lektüre, ſo wie Beſitzer von Leihbibliotheken und Sammler von Kalendern, werden zur Anſchaffung dieſes Taſchenbuchs, zu dieſem wohlfeilen Preiſe, ergebenſt eingeladen. — Der Preis einzelner Jahrgänge bleibt unverändert Rthlr. 1. 12 Gr. (fl. 2. 42 kr.)
Frankfurt am Main im September 1819.

Joh. Chriſt. Herrmannſche Buchhandlung.

Bei mir iſt erſchienen:

Anweiſung zum Rechnen für Lehrer und Lernende. Mit beſonderer Hinſicht auf die Elementarmethode. Von M. C. G. Rebs. Erſter Curſus, enthaltend das Kopfrechnen.

Der durch ſeine „praktiſche Anleitung zum Rechnen" bereits bekannte Verf. giebt hier einen neuen Verſuch der

Fortſchritte in der Anwendung einer ſo überaus nützlichen Lehrart. Eine Menge, die Selbſtthätigkeit des Schülers erweckender Beiſpiele, veranlaſſen zugleich den Lehrer, das Rechnen, nicht wie oft, auf eine mechaniſche Weiſe, ſondern als Denkmittel zu gebrauchen, und dabei dennoch überall auf Fälle des gemeinen Lebens anzuwenden, indem das ausgezeichnet Brauchbare jener Lehrart durch beſonders herausgehobene Punkte in Anwendung gebracht worden iſt. Mit Sicherheit und Bewußtſeyn kann daher hier der Schüler das Ziel der Aufgabe verfolgen. Ohne Zweifel wird dieſe Schrift als ein nützlicher Beitrag des Schulunterrichts angeſehen und empfohlen zu werden verdienen.

Leipzig im October 1819. Carl Cnobloch.

K. W. Ramlers

kurzgefaßte Mythologie,

oder:

Lehre von den fabelhaften

Göttern, Halbgöttern und Helden

des Alterthums.

In zwei Theilen, nebſt einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollſtändiges Regiſter enthält.

Mit 14 Kupfern. Vierte verbeſſerte Auflage.

8. Berlin, Maurerſche Buchhandlung.

Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Dieſe Mythologie behauptet noch immer den erſten Platz unter allen Mythologien. Sie iſt ſo faßlich und fließend geſchrieben, daß ſie ſich gleich einem Roman lieſt. Ihres angenehmen Vortrags und ihrer Vollſtändigkeit wegen hat ſie auch faſt auf allen hohen Schulen Eingang gefunden. — Der urſprünglich wohlfeile Preis (37 Bogen Text und 14 Kupfertafeln für 1 Thaler 4 Gr.), welcher auch jetzt noch, da Alles, Papier und Druck, bedeutend theurer iſt, beibehalten wird, iſt nicht unbeachtet zu laſſen; ja, wenn Schulen 12 und mehrere Exemplare von uns, der Maurerſchen Buchhandlung, unmittelbar beziehen, ſo ſollen ſie das Exemplar für 20 Gr. preuß. Cour. bekommen; dieſen Vortheil kann ihnen aber keine andere Handlung gewähren.

Um den Preis von 1 Thlr. 4 Gr. iſt dieſes Buch in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen; auch iſt ſo eben an alle Handlungen verſandt:

Wegweiſer durch das Gebiet der Künſte und Handwerker für die Jugend, von Heinr. Broſenius; auch unter dem Titel: Lehrbuch der Technologie für Schulen. 8. Leipzig in der Gräffſchen Buchh. 21 1/4 Bogen 18 gr.

Ueber das Geſchwornen-Gericht in Baiern, hinſichtlich auf das Gutachten der Königl. Preuß. Immediat-Juſtiz-Commiſſion am Rhein, vom Criminal-Rath Mosqua. gr. 8. 18 gr.

Neunzig Krokodileier von Reid von Frauſtadt. 2 Bdchen. 8. 1 thlr.

Bei Friedrich Mauke in Jena ſind ſo eben nachſtehende zwei Schriften erſchienen:

Welche theologiſche Partei ſoll von der Staatsgewalt heimlich und öffentlich unterdrückt werden? Die alte, oder die neue? Worte der Beruhigung und Warnung für Fürſten, Miniſter, Politiker und alle gutgeſinnte Nichttheologen, die nicht wiſſen, wie ſie die gegenwärtigen Religionsſtreitigkeiten beurtheilen ſollen. Von einem evangeliſchen Theologen. 8. geh. 12 gr.

Zur Empfehlung dieſer Schrift braucht der Verleger nichts zu ſagen, da der Gegenſtand durch ſeine Wichtigkeit ſich ſelbſt empfiehlt. Wir hoffen zugleich mit dem Hrn. Verf., daß dieſe Beurtheilung der jetzigen theologiſchen, mit unglaublicher Intoleranz geführten Streitigkeiten, für Theologen und Politiker nützlich ſeyn werde.

Für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit. Eine Oppoſitionsſchrift ꝛc. gr. 8. III. Bds. 1. St. geh. 15 gr.

Endlich können wir den vielen Nachfragen des Publikums begegnen, wenn wir die Vollendung des zweiten Bandes von

Stein, Handbuch der Geographie und Statiſtik nach den neueſten Anſichten für die gebildeten Stände, Gymnaſien und Schulen in der vierten ſehr vermehrten und verbeſſerten Aufl. Teutſchland enthaltend

anzeigen. Obgleich an 50 Bogen in gr. 8. ſtark (alſo 10 Bogen mehr als in der vorigen Aufl.) iſt doch der Preis von 1 thlr. 16 gr. beibehalten worden und gewiß jeder Freund der Erdkunde wird durch dieſes Werk befriedigt werden. Leipzig im September 1819.

J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.

Zu angenehmer Unterhaltung

können Liebhaber einer intereſſanten Lektüre bei uns und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 Gr. bekommen:

April-Launen des Geſellſchafters.

Mit Beiträgen ernſten, ſcherzhaften und ſatyriſchen Inhalts von Bertram, M. Bondi, Gerle, F. W. Gubitz, Th. Laurin, Leander, W. A. Lindau, Wilh. Müller, Richard Roos, Karl Seidel, Amalie von Selt, Seyfried, Karl Stein, und L. Zunz: nach ſiebenzehn beigedruckten Vignetten.

Dieſe kleinen Erzählungen und Erklärungen ſind hier aus einer Art von Nothwendigkeit in einem Bändchen vereint. Es wurde nämlich der Gedanke: im Aprilhefte der Zeitſchrift „der Geſellſchafter“ zu den vorhandenen älteren Vignetten neue Erzählungen zu geben, ſchnell bekannt und die Verlagshandlung empfieng Beſtellungen auf jenes Monatsheft. Da wir es aber einzeln nicht geben konnten, veranſtalteten wir in einer geringen Anzahl von Exemplaren dieſen beſondern Abdruck, und dürfen verſichern, daß die Leſer ſich an dem Büchlein ſehr ergötzen werden. Berlin.

Maurerſche Buchhandlung.

Poſtſtraße No. 29.

Verzeichniß aller Schriften

welche im vierten Bande des literariſchen Wochenblatts angezeigt, oder aus welchen Auszüge geliefert worden, wie auch Anzeige der in demſelben vorkommenden Original-Aufſätze.

Die erſte Zahl iſt die No. des Stücks, die zweite iſt die pagina.

I. Arzneywiſſenſchaft.

Bauer, der Menſch in Bezug auf ſein Geſchlecht 11, 85.
Freymüthige Blätter über Karlsbad von Irgend Jemand 10, 79.
Brugnatelli, Cabinet von Menſchenſteinen 21, 168.
v. Brühl-Cramer über die Trunkſucht 11, 85.
de Carro, Schwefelräucherungen 11, 85.
Friedländer, über die körperliche Erziehung des Menſchen 23, 178.
Fonderet, Anwendung des Leeren in der Heilkunde 21, 168.
Heilung der Hundswuth durch Alysma plantago 11, 85.
Howship, Beobachtungen aus der Wundarzneykunſt ꝛc. 23, 183.
Hufelands Bibliothek der Heilkunde 11, 85.
— — Journal der Heilkunde 11, 85. 46, 365.
Jahrbücher des Lebensmagnetismus von Wolfart 12, 89. 13, 103. 14, 109.
Kauſch, Memorabilien der Heilkunde 46, 361.
Das Lebenselixir (aus dem Heſperus) 52, 414.
Meißners Bemerkungen aus dem Tagebuche eines Arztes 6, 41. 7, 49.
Moſch, die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands 7, 54.
Oſianders Entwickelungskrankheiten des weiblichen Geſchlechts 13, 144.
Sömmerings Pflichten gegen die Augen 14, 110.
Spurzheim, observations sur la folie etc. 9, 68.
Ure's galvaniſche Verſuche mit dem Leichnam eines Mörders 13, 143.
Wendt, Weſen, Bedeutung und Behandlung des Scharlachs 14, 109.
Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte 46, 364.

II. Bekanntmachungen.

Erklärung der Verlagshandlung, warum dieſer 4te Band des Lit. Wochenblatts nicht: Neues Literariſches Wochenblatt genannt worden iſt 1, 8.
Wilh. Hoffmann macht bekannt: daß er dieſen 4ten Band des Lit. Wochenblatts redigirt habe 37, 296.
Hundt-Radowsky, Warnung vor dem Kleinſchen Zeitblatt für Literatur und Politik 11, 88.
Nachricht an den anonymen Einſender eines Aufſatzes aus Bonn 13, 104.
Die Verlagshandlung an die Leſer, wegen der Fortſetzung des Lit. Wochenblatts 52, 416.

III. Biographieen.

Aikin, Eliſabeth, ihr Hof und ihr Zeitalter 11, 87.
Bemerkungen über das Leben Bonapartes in Longwood 32, 256.
Bleſſigs Leben vom Profeſſor Fritz 44, 344.
Böttigers biographiſcher Verſuch über Heinrich den Löwen 17, 136.
Coxe Memoirs of John Duke of Marlborough Vol. 3. 41, 324.
Lebensbeſchreibung des ſchwediſchen Bauer und Malers Pehr Hörbergs 43, 334.
Hoffmann, D. F. L., Günther von Schwarzburg 20, 160.
Auguſt von Kotzebue 1, 1. 2, 9. 3, 17.
Einige Züge aus dem Leben der Fürſtin Louiſe Dorothea, Gemalin Friedrichs III. Herzogs von Gotha 1, 6.
Ueber Machiavells Leben 34, 272.
v. Seidl, Friedrich der Große und ſeine Gegner 20, 160.
Witte, Erziehungs- und Bildungsgeſchichte 17, 131. 38, 304.

IV. Freymaurerey.

Aufruf an alle Freymaurer in Deutſchland, ihrem Ruhme ein Denkmal zu ſetzen 34, 271.
Wedekind, der pythagoräiſche Orden 51, 403.

V. Gedichte.

Abſchiedsworte der Weimariſchen Preßfreyheit 48, 377.
Bennecke, Wigalois, der Ritter mit dem Rade 12, 95.
Bonner Burſchenlieder 44, 351.
Byron, Vampyr 23, 181.
Ehrhardt, Wieſenblumen 12, 94.
Gebauer, die Morgenröthe 23, 181.
Vermiſchte Gedichte von C. v. d. O. 30, 233.
Göthe, Feſtaufzug in Weimar 8, 64.
Haupt, Kränze und Blumen 33, 260.
Herders Gedichte 31, 246.
Haugs poetiſcher Luſtwald 33, 262.
Krummacher, Gedichte 33, 261.
Arthur von Nordſtern Irene 33, 260.
Pſyche, Stunden der Weihe 12, 94.
Sylvio Romano, Blumen und Blätter. Zweyte Sammlung 12, 94.
Hans Sachs, ernſtliche, trauerliebliche Schau- ſeltſamliche Faſtnachtsſpiele, herausg. von D. Büſching 35, 273.
von Schaden, Europas Wanderer 13, 144.
Schulze (Ernſt), poetiſche Schriften 43, 340.
Walther Scott, das Fräulein vom See 33, 261.
Spitta, Stunden der Feyer 12, 95.
v. Sydow, Silberblüthen 38, 304.
Thiele, chronologiſch-poetiſche Aufſätze 7, 54.
Uhlands Gedichte 31, 246.
Willkommen unſerm Herrn Cenſor der Weimariſchen Preßfreyheit 48, 377.

VI. Geſchichte.

Buchers Geſchichte der Jeſuiten in Baiern 15, 119.
Darú, Geſchichte von Venedig 36, 286. 39, 308. 46, 368.
Geſchichte der jetzigen Lage von England 4, 29.
Günthners Geſchichte der Literaturanſtalten in Bayern 32, 256.
Hacketts Geſchichte ſeiner Schickſale im Dienſte der amerikaniſchen Inſurgenten 2, 15.
Hartmanns Geſchichte von St. Gallen 8, 62.
Hobhouſe Geſchichte der hundert Tage der Regierungsperiode Napoleons 47, 369. 48, 380.

Lacroix memoires pour servir a l'histoire de la revolution de Saint-Domingue 9, 71.
von Langs Geſchichte der Jeſuiten 35, 276.
v. Liebenſtein zu Lahr, Krieg Napoleons gegen Rußland 1812 u. 1813. 47, 376.
Mill's Geſchichte der oſtindiſchen Compagnie 22, 172.
Nougaret beaux traits de devouement etc. 9, 65.
Der Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tyrol 32, 250.
Sartorius Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs 31, 247.
Der Teufel an der langen Kette und das verbrannte Buch. Ein hiſtoriſcher Verſuch, die Aufhebung der Jeſuiten zu erklären 45, 357.
Hiſtoriſcher Ueberblick vom Urſprunge der Anfeindungen der Preſſe 40, 319.
Wigands Geſchichte der gefürſteten Reichsabtey Corvey 35, 280.

VII. Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte.

Abriß der Operationen der Rhein- und Jura-Armeen 31, 247.
Die Bedeutung von Mannheim und Ulm in dem Vertheidigungsſyſtem von Deutſchland 34, 267.
Ueber die moraliſche Bildung des Soldaten 29, 228.
d'Ecquevilly, Feldzüge des Condeiſchen Corps 26, 201.
XXII Grundſätze der neuern Befeſtigungskunſt 17, 136.
Des Würtembergiſchen Lieutenants von Hoffmann Bravourſtück nach dem Treffen bey Linz, im Jahr 1809. 24, 190.
Dannskiold Löwendal, Feldzug an der Nieder-Elbe 5, 38.
Mariets lithographiſches Kunſtwerk auf die Hüninger Capitulation 8, 63.
Materialien zur Tactik, Strategie ꝛc. 17, 136.
Ueber das Militär-Dienſtjahr der Freywilligen in Preußen 45, 353.
Militär-Koloniſirung in Rußland 8, 58.
Skizze der Königlich Sächſiſchen Militär-Verfaſſung 29, 229.
Trophées des armées françaises, depuis 1792, jusqu'en 1815. 39, 310.
Verwundungs-Penſion der Officiere in England 8, 61.
Militäriſches Wochenblatt 8, 61.
Oeſterreichiſch-militäriſche Zeitſchrift 8, 58. 22, 174. 29, 228.

VIII. Länder- und Völkerkunde.

Die Burgveſten und Ritterſchlöſſer der öſterreichiſchen Monarchie 49, 337.
Carthagena. Goldfiſcherey in dem Fluſſe Choko 8, 58.
Description sur l'Egypte 46, 366.
v. Fichard, die Entſtehung der Reichsſtadt Frankfurt a. M. 41, 328.
Frankenthal und Vierzehnheiligen 50, 399.
Heyraths- und Begräbnißgebräuche der Japaneſer 32, 251.
Würtembergiſches Jahrbuch 2r Jahrg. 22, 169.
Moſch, die Bäder und Heilquellen Deutſchlands 7, 54.
Zur Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie 3, 24.
Neues Taſchenbuch von Nürnberg 50, 398.
Unterſchied zwiſchen äußerer Lebensvollendung und der eigentlichen Bildung und Entwickelung des innern Lebens in England 32, 251.

IX. Magnetismus.

Archiv für thieriſchen Magnetismus 4, 25. 5, 33. 12, 89.
v. Kotzebue, magnetiſirtes Scheidewaſſer 40, 314
Lichtenſtädt's Erfahrungen über Lebensmagnetismus 46, 363.
Ueber den Magnetiſeur Wolfart in Berlin 6, 41.

X. Miscellen.

Erſcheinung der heiligen Alruna 33, 259.
Anekdote von Johannes Sobiesky 22, 174.
Arztlohn 45, 359.
Adelicher Bartvorzug 43, 337.
Ueber Bedeutung und Werth des Wortes 13, 103.
Empfehlung des Huſar Heinrich Bauer aus Danzig, der den General Vandamme mit gefangen gemacht haben will 52, 415
Bemerkung über Kotzebues Todtenfeier auf dem Theater in Königsberg 19, 152.
Phyſikaliſche Bemerkungen, (ein Stammbaumexperiment und eine ſpaßhafte Ahnenprobe) 6, 48.
Die Bibelgeſellſchaft in Eiſenach 50, 399.
Blüthe der deutſchen Ueberſetzungsliteratur 52, 415.
Bemerkungen über den zahlreichen Beſuch der Carlsruher Frauen, bei den landſtändiſchen Verhandlungen 22, 173.
Bonaparte und Heinrich der Lewe 17, 136.
Neuaufgefundene Briefe des Marſchalls von Sachſen 1, 7.
Der deutſche Bund und die Landwehr, gehen in Rauch auf! 3, 24.
Ueber das Bücherverzeichniß der Michaelismeſſe 33, 257.
Calenderlärm in St. Gallen 8, 62.
Die Carbonari 32, 249.
Jeder Cenſor ſoll infallibel ſeyn 52, 415.
Die Mainzer Central-Unterſuchungscommiſſion wird cum grano salis verfahren 50, 400.
Anekdote zu Ehren des Feldmarſchalls Colloredo 52, 415.
Deſpotismus 43, 338.
Deutſchland zieht in die Fremde 50, 400.
Duhn, Tiſchler in Hamburg und ſeine Briefe an Grävell 17, 130.
Eichſtädts Erklärung einer alten lateiniſchen Inſchrift auf einem Steine des ehemaligen römiſchen Amphitheaters bey Trier 38, 303.
Die Königin Eliſabeth auf der Univerſität Cambridge 38, 301.
Statiſtiſche Empfehlung, den Menſchen eine menſchliche Freiheit zu gönnen 52, 416.
Erklärung einer alten Steininſchrift in Heilsberg [illegible], 302.
Das charakteriſtiſche Feudalſpruchwort 43, 340.
Follenius, Bemerkungen über deſſen Vorſchläge zu Inſchriften über Blüchers Denkmal 18, 143.
Die armen Frauen! 43, 340.
Sprachwidriges Gedicht auf einen verſtorbenen Kaufmann. in den Berliner Nachrichten 8, 63.
Geiſers Perpetuum mobile 1, 8.
Geflickt iſt nicht gemahlt! pictores heißen keine Mahler, ſondern Schuhflicker 32, 255.
Genies ſind nicht gefährlich 23, 224.
Herr Göſchen ſoll, wegen Müllners Yngurd, ſeine Schäfchen im Trockenen haben 38, 301.
Die gerächte Gottheit 43, 339.
Nach dem Gratias trinken 43, 340.
Das Hausrecht von Beaujolais 43, 339.
Jeſuiterprivilegien aufs Paradies 43, 340.
Die Jeſuiten-Hölle und der Mönch Carpi 46, 367.

Das literariſche Incognito in Dresden 33, 260.
Judenverfolgungen, Meinungen der Franzoſen über dieſelben 44, 350.
Kotzebue's zwei Hauptfeinde 44, 352.
Kotzebue und die Landshuter Literaturzeitung 23, 177.
Ein theurer Kuß 22, 170.
Malesherbes, Aeußerungen über Staat, Finanzen und Preßfreiheit 40, 315.
Der Miniſter, mehr als der König 43, 338.
Napoleons Aeußerung über die Vergiftung ſeiner kranken Soldaten in Egypten 44, 350.
Neues aus alter Geſchichte 7, 56. 8, 62. 9, 71. 11, 88. 13, 104.
Der arabiſche Orlando 2, 14.
Paradiesgeruch eines todten Pabſtes 49, 392.
Die geheime Polizey in Venedig (aus Daru) 46, 368.
Ueber die von Brockhaus und Kummer ausgeſtellten Preiſe für die beſten Dichterwerke 50, 400.
Durch die gepreßte Preßfreiheit erfährt man die Nahmen der Redacteren ſämtlicher fliegender Blätter Deutſchlands 52, 416.
Proſtitution des Apoſtels Petrus durch den Pabſt 43, 339.
Rabelais alte deutſche Sprüchwörter 27, 216. 28, 224. 33, 264.
Rouſſelle große Körperſtärke 23, 180.
Schadenfreude des Freimüthigen wegen Görres 52, 416.
Der Freiherr von Schaky (Baierſcher Miniſterdespotismus) 35, 275.
Geiſtliche privilegirte Schweine 43, 339.
Der Sclavenhandel geht noch fort! 8, 63.
Sheffield, Subſcription daſelbſt auf eine hohe Säule mit Gaslicht 50, 400.
Frau von Stael und Graf Roſtopſchin, eine wahre Anekdote 50, 399.
Studentenſtreit im Auditorio des Prof. Gilbert in Leipzig, wegen der Sitze 1, 8.
Das große Teufelsſpiel 43, 340.
Spaniſche Theatercenſur (Iſidor Maiquez) 28, 224.
Thorwaldſen wird in Copenhagen mit 21 Kanonenſchüſſen empfangen 50, 400.
Trautvetter will die deutſche Zeitrechnung herſtellen 10, 80.
Valentin Tſchudi, Prediger für Katholiken und Reformirte 33, 263.
Troſt, wegen der neuen Preßmasregeln 50, 400.
Ueber den Urſprung des Ordens vom Hoſenbande 52, 415.
Vampyrismus in Ungarn 23, 181.
Verhaftung der Teutſchthümler in Paris und in Polen 50, 400.
Bewaffnete Verſammlungen der Reformers in England 50, 400
Vorſchlag, die Menſchen-Race abkommen zu laſſen und ſpaniſche Schaafe dafür anzuſetzen, weil ſolche beſſer rentiren! 22, 176.
Das geiſtliche Vorrecht 43, 339.
Vorſchlag zu neuen Münzauflagen 49, 392.
Süße Worte in der Eingangsformel der Befehle des türkiſchen Kaiſers an den Chan der Tataren 52, 415.
Die Wüſten und ihr Jammer 41, 335.
Die geiſtlichen Zehnden 43, 338.

XI. Naturkunde.

Aerolithen in China 9, 69.
Auszüge aus Barrow's Abhandlung über die neueſte engliſche Polarexpedition 38, 300.
Chladni, Urſachen des naßkalten Sommers 1816 38, 300.
Eiſen verbrennt vor dem verbeſſerten Newtonſchen Gebläſe 38, 301.
Das ewige Feuer bey Baku (aus D. Lerchs Reiſe) 51, 408.
Gilberts Annalen der Phyſik 9, 68. 38, 299. 301.
Jägers electriſche Wirkung ausgetrockneter Papierſäulen 38, 301.
Drey neue Metalle: Selenium, Kadmium, Sirium 46, 365.
Sich durchſchneidende Regenbogen an den Seeküſten 38, 299.
Ure's galvaniſche Verſuche an Verbrechern 38, 300.

XII. Philoſophie.

Gerlachs Grundriß der Religionsphiloſophie 2, 15.
Herbart, über die gute Sache des Profeſſor Steffens 14, 110.
Schoppenhauer, die Welt als Wille und Vorſtellung 30, 235.
Steffens, die gute Sache 15, 118.

XIII. Philologie.

Cicero, de oratore, adj. O. M. Müller 40, 320.

XIV. Politik.

Ackermann, was iſt des literariſchen Wochenblattes Pflicht und Recht bey der jetzt beginnenden Aera? 43, 341.
Freymüthige Betrachtungen über Steuerweſen, Staatsſchulden, Creditanſtalten ꝛc. 28, 219.
Booſt, was waren die Rheinländer ꝛc.? 19, 150.
Intereſſantes Bruchſtück aus der erſten Anrede an die Jury der Preſſe in Frankreich 49, 392.
Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoleon Bonaparte. 2te Lieferung 28, 217. 3te Lieferung 34, 265.
Correspondance de Bernadotte avec Napoleon, p. Mr. Bail 19, 146.
Correspondance de Carnot avec Napoleon, pendant les cent jours 4, 31.
Friedenswünſche eines alten Staatsdieners (über die Bundestagsſitzung vom 20. Sept.) 36, 281. 37, 289.
Fouque und Perthes, über Ritterſinn und Militär-Ehre 19, 151.
Friedheims und Stöhrenfrieds Schmerz- und Scherzworte aus den Rheingauen. Epiſtel an die Verlagshandlung dieſes Wochenblatts 25, 193. No. 1. 27, 209. No. 2. 29, 226. No. 3. 31, 241.
Gautiers hiſtoriſche Annalen 5, 37.
v. Gentz, reflexions on the liberty of the preſs in Great Britain 22, 171.
Görres, Deutſchland und die Revolution 42, 329.
Herbart, über die gute Sache des Profeſſor Steffens 14, 110.
Hundt-Radowsky, mehr als zehn Worte gegen ein Wort des Gen. von Diericke 25, 200.
Hundt-Radowsky, die große preußiſche Verſchwörung 29, 225.
Politiſches Journal 16, 128.
Lehmann, Kampf der Zeit 50, 397.
von Lüttwitz, über Adel und Turngeſinnungen 25, 198.
Müllners abſchlägliche Antwort auf den Wunſch der Verlagshandlung, den neueſten deutſchen Preßzwang im Lit. Wochenbl. wiſſenſchaftlich zu beleuchten 50, 399.
de Pradt, der Congreß von Carlsbad 48, 377.
Spaniens Staatsverfaſſung durch die Cortes 24, 185.
v. Spaun, Bemerkungen über die wichtigſten Verhand-

lungen der Baierſchen Ständeverſammlung 26, 205. 27, 210.
Demagogiſche Umtriebe 13, 103.
Weitzel, hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten? 12, 90. 13, 96.

XV. Rechtswiſſenſchaft.

Ein Gerichtsbeſcheid mittelſt eines kurzen und langen Strohhälmchens 41, 327.
Ueber Geſchwornengerichte 52, 416.
Köppens Rechtslehre nach Platoniſchen Grundſätzen 38, 297. 39, 306.
Mallinkrodts Vertheidigung in Actenſtücken 28, 221.
Müllners Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde 10, 77.
Merkwürdiger Prozeß in Baltimore 23, 182.
Puchta, Grenzen des Richteramts 50, 398.
Geſchichtliches Recht 43, 340.
Oeffentliches Rechtsverfahren (aus Wigands Geſchichte von Corvey) 38, 302.
Rüge der Berliner Zeitung über die willkührliche Entlaſſung der Gerichtshalter in Sachſen 28, 223.
Staatsvergehungen im activen Sinn 28, 224.
Zimmermann, Emancipation der Bauern 31, 245.

XVI. Reiſen.

Bowdich, Mission from Cape Coast castle to Ashantée 41, 323.
Forbin's Reiſe in die Levante 20, 153. 21, 163.
Journal der See- und Landreiſen 16, 122.
Klingemann, Kunſt und Natur 9, 69. 10, 74. 11, 81.
Meißners Bemerkungen aus dem Tagebuche eines Arztes 6, 41. 7, 49.
Prinz Maximilian von Neuwied, Reiſe nach Braſilien 4, 31. 50, 400.
Pananti's Reiſe in die Barbarey 8, 57.
Quandt's Streifereyen im Gebiete der Kunſt 14, 106. 15, 113.
Rose's letters from the Nord of Italy 41, 323.
Salamé Erzählung der Expedition des Lords Exmouth nach Algier 25, 194.

XVII. Romane und Satyren.

Der alte Adam 26, 202.
[illegible] Actenſtücke 18, 138. 19, 146.
Der Erzähler 18, 140.
Fouqué, Hermann und Thusnelde 31, 246.
Hammelburger Converſationslexikon 20, 157. 21, 161.
Die Harfe, herausgeg. von Kind 5s Bdchen. 18, 141.
Hoffmann, E. T. A., Klein-Zaches 7, 55.
Hoffmann, Klein-Zaches 18, 140.
Hoffmann, Serapionsbrüder. 1r Theil 18, 142.
[illegible] Radowsky, Truthähnchen 50, 400.
Kinds Harfe, 8s Bändchen 7, 52.
Laun, das Echo, die Verwundete, die ſchiefe Perücke 18, 141.
— der gute Genius und die Braut 18, 142.
— drey Tage im Eheſtande 18, 142.
Lindenblüthen von Kind 3r Band 18, 141.
Der Mond oder das Hahnenland 31, 248.
Müchlers Anekdotenalmanach 1818 33, 262.
Rolands Abentheuer, nach Bojardo 51, 407.
Schneeglöckchen von Maria 30, 234.
Für müßige Stunden. 3s Bändchen 18, 141.
Weidmanns ſatiriſche Erzählungen 4, 30.
Witzfunken und Lichtleiter 12, 91.

XVIII. Theater.

von Arnim, die Gleichen 30, 234.
Calderon von Malsburg, 2r Band 49, 388.
Einweihung des neuen Opernhauſes in Darmſtadt 50, 400.
Fouqué, Hieronymus von Stauf 24, 190.
Grillparzers Sappho 13, 97.
Kroneisler, Zaubereyen beym Tonfeſte und das öffentliche Gericht 24, 191. 30, 233.
Oehlenſchläger, Hugo von Rheinberg 31, 247.
Peucer, claſſiſches Theater der Franzoſen 30, 233.
Reinbecks dramatiſche Werke. 3r Band 47, 371.
Robert, die Macht der Verhältniſſe 13, 98.
von Schaden, die moderne Sappho 13, 97.
Zahlhas, Heinrich von Anjou 30, 234.

XIX. Theologie.

Theologiſcher Brief 47, 374.
Clodius, von Gott in der Natur 18, 137.
Fuchs, Annalen der proteſtantiſchen Kirche in Bayern 50, 398.
Greiling, über die Urverfaſſung der apoſtoliſchen Chriſtengemeinde 47, 375.
Des Exjeſuiten Grubers Predigt: Von dem guten Gebrauche des Zorns 39, 311.
Günzler, Sammt Aſchenfunken 6, 47.
Harms, daß es mit der Vernunftreligion nichts iſt 22, 170.
Herbart, über die gute Sache des Prof. Steffens 14, 110.
Köhler, ſind Kirchenſtrafen ein weſentliches Stück der Kirchenzucht? 6, 45.
Literatur-Zeitung für kathol. Religionslehrer 22, 176.
Meinecke, Entwurf eines allgemeinen Symbols der vereinigten evangeliſchen Kirche 47, 376.
Saubere Predigt eines franzöſiſchen Abbés am Charfreytage 39, 311.
Religionsweſen in Frankreich 2, 12.
Schuderoffs Jahrbücher für Religions-, Kirchen- und Schulweſen. 35r Bd. 49, 385.
Ob der Vernunft oder der Offenbarung man glauben ſolle? 6, 46.
Wahrmund Betrachtungen über die römiſch-katholiſche Kirche 31, 243.

XX. Turnkunſt.

Kayßler, die Turnfehde des Prof. Steffens beleuchtet 10, 74.
Lenge in Eiſenach, vernünftige Turnrede 8, 63.
von Lüttwitz auf Hartlieb, über Adel und Turngeſinnungen 1, 6. 25, 198.
Pauli, Turnſachen 10, 79.
Raumer, über Jahn 32, 254.

XXI. Vermiſchte Schriften.

Abhandlungen der Geſellſchaft zur Beförderung eines allgemeinen Friedens 34, 268.
Anekdoten und Züge aus dem Leben und Wirken merkwürdiger Menſchen der ältern und neuern Zeit 44, 352.
Aſcher, der deutſche Geiſtesariſtocratismus 16, 125.
Baur's hiſtoriſcher Bilderſaal 27, 214.
Des ſchwarzen Becker Gebet des Herrn 29, 232.
Briefe über den gefährlichen Einfluß der Jeſuiten 14, 107.
Briefſteller für Liebende 34, 270.

Carové, die Ermordung Kotzebue's 30, 236.
Wiener Converſationsblatt 14, 112.
Dobeneck Volksglauben des Mittelalters 31, 246.
v. Dorow, das Maguſaniſche Europa 35, 279.
[illegible], die Menſchenwelt 33, 263.
Eupels Anweiſung alle Sorten Backwerk zu verfertigen 19, 148.
de la Motte Fouque Gefühle, Bilder und Anſichten 50, 395.
Die Frauenzimmer wie ſie waren, wie ſie ſind, wie ſie ſeyn werden ꝛc. 44, 352.
Fundgruben des Orients 3, 19.
Girardets Brautgeſchenk 45, 359.
Ehrerbietiges Gutachten der deutſchen Buchhändler an den Bundestag, über den Entwurf einer Verordnung zur Sicherſtellung ꝛc. gegen den Nachdruck 16, 121.
Grävell, die Fortdauer nach dem Tode 17, 129.
Hamanns ſibylliniſche Blätter 11, 86.
Hallwitz Verſuch über die Organiſation der Israeliten in Deutſchland 30, 238.
Hermes 31, 245.
Horn's Umriſſe zur Geſchichte der ſchönen Literatur 31, 246.
Hundt-Radowsky, über den Mord Aug. von Kotzebue 11, 86.
Hundt-Radowsky Judenſpiegel 50, 393.
Jacobs, über academiſche Freiheit und Disciplin 24, 136. 25, 196. 26, 208.
Die Jeſuiten im Verhältniſſe zur Kirche 14, 108.
Kletſchin praktiſches Kochbuch 19, 148.
Schleſiſches Kochbuch 19, 148.
v. Kotzebue Gedanken, Bemerkungen und Witzworte, herausgegeben von K. Müchler 40, 313.
Lehmanns Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebues Ermordung 44, 351.
von Lüttwitz auf Hartlieb über Adel und Turngeſinnungen 1, 6.
De Marées, über Kotzebues Ermordung 31, 244.
Marſch Rechenlehre 52, 413.
— — Volksſchulenkunde 52, 413.
Narrative of a mission to Otaheite etc. 22, 171.
Documens particuliers en forme de lettres sur Napoleon Bonaparte 51, 405.
Renne der Jahresſchluß für die gebildete Jugend 52, 411.
Okens Dienſtentlaſſung 15, 117.
O Meara Erläuterung einiger mit Sir Hudſon Lowe in St. Helena ſtatt gehabter Verhandlungen 19, 148.
Parabeln und Fabeln 49, 391.
Collin de Plancy Dictionnaire féodal 43, 337.
Rätze Blumenleſe aus Jacob Böhmens Schriften 35, 274.
Raumers vermiſchte Schriften 32, 253.
Raynouard über Hammer und deſſen Baphemet 3, 19.
Ueber die Memoiren des Cardinals von Retz 30, 240.
Saloman's Parabeln 34, 269.
Schulz muſikaliſches Schulgeſangbuch 52, 413.
Steffens, über die Ermordung Kotzebues 11, 85.
Singſtocks Handbuch der feinen Kochkunſt 19, 147.
Julius von Voß, die Hep Hep's in Franken 50, 393.
Way memoires sur l'etat des Israelites 51, 403.
Weißhaar Aſträa 16, 128.
Zimmermann, Emancipation der Bauern 31, 245.

XXII. Taſchenbücher.

Penelope 1820 51, 401.
Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen 1820 52, 409.

XXIII. Zeitſchriften.

Europäiſche Annalen 23, 184.
Annalen der Phyſik von Gilbert 27, 215.
Rheiniſch-Weſtphäliſcher Anzeiger 9, 72.
Bibliotheque historique 2, 12. 15. 8, 63. 21, 165. 23, 184. 32, 249. 252. 39, 311. 41, 326. 42, 334. 44, 350.
Oſterländiſche Blätter 52, 410.
Hermes 41, 321.
Heſperus 52, 414.
Iſis von Oken 1, 8. 8, 62. 63. 29, 230.
Journal des savans 3, 19. 9, 69. 34, 272.
Le liberal 26, 208. 27, 216. 29, 231.
Minerva 2, 14. 16. 22, 176. 49, 385.
Miszellen der neueſten Literatur 8, 57. 21, 166.
Tribune von D. Lindner. 49, 385.
Voß Zeiten 10, 80. 22, 175. 29, 231.

Gedruckt von Friedrich Albrecht, Hofbuchdrucker zu Weimar.

Verlagsbücher der Gebrüder Hoffmann in Weimar.

Almanach und Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker auf die Jahre von 1781 bis 1819. 40 Jahrgänge. Taſchenformat. 26 thl. 7 gr.

(Die Jahrgänge 1784 und 1792 fehlen, und werden neu gedruckt, wenn die eingegangenen Beſtellungen die Koſten des Drucks werden gedeckt haben. Ein Exemplar dieſes Taſchenbuchs exclus. der beiden fehlenden Jahrgänge, erlaſſen wir zu dem Parthiepreis von 10 thl. Sächſ., wofür es alle Buchhandlungen liefern.)

Almanach und Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker a. J. 1820. Herausg. von dem Herrn Hofrath **Trommsdorf**. Taſchenformat. 1 thl. 4 gr.

Cotta, H., Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächſen, mit vorzüglicher Hinſicht auf Holzpflanzen. Mit 7 kolorirten Quartkupfern. gr. 4. 1806. 4 thl.

Falk's, J., kleine Abhandlungen die Poeſie und Kunſt betreffend. Mit drey Umriſſen nach Raphael und Michael Angelo. 8. 1803. 2 thl. 8 gr.

Falk's, J., Kriegsbüchlein. Darſtellung der Kriegsdrangſale Weimars in dem Zeitraum von 1806 bis 1812, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Actenſtücken und Originalbriefen. 8. 1815. 21 gr.

Göttlings, J. F. A., practiſche Vortheile und Verbeſſerungen verſchiedener pharmaceutiſch-chemiſcher Operationen für Apotheker, 2 Theile. 8. 1797. 1801. 1 thl. 18 gr.

Herders Briefe über das Studium der Theologie, 2 Bände. Vierte Ausgabe. 2 thl.

Horn's, C. F., Handbuch für Landſchullehrer zur Beförderung eines zweckmäßigen Gebrauchs des Herderſchen Catechismus, 3 Theile. 8. 1810. 1811. 2 thl. 18 gr.

Kotzebue, A. v., magnetiſirtes Scheidewaſſer. gr. 8. 1819. 12 gr.

Kotzebue, A. von, Literariſches Wochenblatt, 3 Bände. (1r Band, dritte Auflage, 2r Bd. zweite Auflage.) 4. 1818. 1819. 12 thl.

Kotzebue, Moritz von, Reiſe nach Perſien mit der Ruſſiſch Kaiſerlichen Geſandtſchaft, im Jahre 1817. Mit 9 ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. 1818. 2 thl. 21 gr.

Kirchner, J. A., Lehre über die geometriſche und ökonomiſche Zertheilung der Felder. Mit Kpfrn. gr. 8. 1797. 19 gr.

Kirchners, J. A., populäre Arithmetik oder Rechenkunſt für alle diejenigen, die ſowohl Schrift- als auch Kopfrechnen gründlich erlernen wollen. gr. 8. 1799. 18 gr.

Schmidt, E. A, Coleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacades de los mejores Autores Esspanoles. Oder ſpaniſches Leſebuch mit einem erklärenden Wortregiſter. gr. 8. 1805. 2 thl.

Schulz, Fr. Moritz, ein kleiner Roman. Dritte verbeſſerte Auflage, mit Kupfern. 1 thl. 8 gr.

Schulz, Fr., kleine proſaiſche Schriften. 7 Bändchen. 4 thl 17 gr.

Steiner's, J. F. R., Entwurf einer neuen durchaus feuerfeſten Bauart, mit gewölbten Decken und Dachungen, zur Sicherheit und Wohlfahrt der menſchlichen Wohnungen und anderer Gebäude, 2 Theile, mit 10 illuminirten Kupfern gr. 4. 1803. 1804. 5 thl. 18 gr.

Steiner's, J. F. R., praktiſche Anleitung zur Berechnung der Bau- und Nutzhölzer, auch Schneidemühlen-Waaren, nach dem Quadrat und Cubikfuß. Ein gemeinnütziges Handbuch. Mit 4 illuminirten Kupfertafeln und 74 Holz- und Schneidemühlen-Tabellen. gr. 8. 1803. 1 thl.

Trommsdorffs, J. B., Taſchenbuch für Chemiker und Apotheker a. J. 1820. Erſter Jahrgang. Taſchenformat. 1 thl. 4 gr.

(Iſt das Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker a. J. 1820.)

Voigts, J. C. W., drey Briefe über die Gebirgslehre für Anfänger und Unkundige. 8. 1786. 6 gr.

Voigt, J. C. W., Verſuch einer Geſchichte der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfes, nebſt Anleitung, dieſe Foſſilien kennen und unterſcheiden zu lernen, ſie aufzuſuchen und nützlich anzuwenden. Eine Preisſchrift. 2 Theile, mit Kupfern. gr. 8. 1802. 1805. 2 thl. 5 gr.

Voigt, J. C. W., mineralogiſche Reiſe nach den Braunkohlenwerken und Baſalten in Heſſen, wie auch nach den Schieferkohlenwerken des Unterharzes. kl. 8. 1802. 21 gr.

Literariſches Wochenblatt, 4r Band, redigirt von Wilh. Hoffmann. 4. 1819. 4 thl.

Xenophons vier Bücher ſokratiſcher Denkwürdigkeiten. Aus dem Griechiſchen mit Anmerkungen von J. M. Heinze. Dritte verbeſſerte Auflage. 8. 1818. 16 gr.